B 1,419,965

ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
READING ROOM

LIBRARY
U. S. PATENT OFFICE.
No. DUPLICATE Class
Case 2 5 EXCHANGED Shelf 13
This Book cannot be taken from the Library.

Digitized by Google

ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM CIRCUMSPICE
READING ROOM

LIBRARY
U. S. PATENT OFFICE.
No. ______ Class ______
Case 28 Shelf B
This Book cannot be taken from the Library.

DUPLICATE
EXCHANGED

AE
27
.A4

Digitized by Google

ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
READING ROOM

LIBRARY
U. S. PATENT OFFICE.
DUPLICATE
EXCHANGED
No. Class
Case 26 Shelf 13
This Book cannot be taken from the Library.

Digitized by Google

Digitized by Google

AE
27
.A4

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ERSCH & GRUBER.

VOL. LII.

Ibaba — Indictment.

1140

Digitized by Google

By transfer from
Pat. Office Lib.
April 1914.

Digitized by Google

Allgemeine

ncyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie

der

iſſenſchaften und Künſte

in alphabetiſcher Folge

von genannten Schriftſtellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Erſch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Zweite Section

H — N.

Herausgegeben von

A. G. Hoffmann.

Funfzehnter Theil.

IBABA — JESZTREB.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1838.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine
Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.
Zweite Section.
H — N.

Funfzehnter Theil.

IBABA — JESZTREB.

Digitized by Google

Verzeichniss der Tafeln,

welche mit dem Funfzehnten Theile der Zweiten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

Jerusalem. (Tafel I — III.) . . . . Topographie.

287162

Digitized by Google

Digitized by Google

I B A B A.

A, Hauptſtadt der Provinz Maitſcha in Habeſ- in einer ſehr ſchönen und äußerſt fruchtbaren gehört zu den größten und reichſten Städten , indem ſie faſt ſo groß wie Gondar iſt. Die der Provinz Maitſcha bekennen ſich zum Chri- (*J. C. Schmidt.*)

-BIRABA. Unter dieſem braſiliſchen Namen rkgraf einen Baum an, welcher vielleicht zur Myrtus gehört. (*A. Sprengel.*)

CH, 1) Ober- und Unteribach oder Neuenzell, rfer im großherzogl. badiſchen Bezirksamte St. von welchem erſteres ¼ teutſche M. ſüdweſtlich, Einw. zu der Pfarrei in dem ¼ M. ſüdlich von legenen Unteribach oder Neuenzell gehört. Dieſes : 184 Bewohner, ſeine Pfarrei aber umfaßt in liegenden Gegend etwa 800 Seelen. Der Pfarr- d die Kirche iſt es eigentlich, welche den Namen ell führt. Sie wurde im 13. Jahrh. von dem Dietheim von Tiefenſtein auf ſeinem Stammgute Ibach erbaut, mit dieſem Stammgute begabt, im 43 eingeweiht, Nova Cella genannt, und dem Be- nerkloſter Stein am Rheine, worin der Geber Diet- inzwiſchen das Ordensgelübde abgelegt hatte, ge- t. Der Abt von Stein beſetzte die Neue Zelle ſo- mit zwei Mönchen. Aber Graf Rudolf von Habs- , nachmaliger Kaiſer, vertrieb die Mönche aus Neuen- , und eignete ſich dieſes Tiefenbach'ſche Gut ſelbſt zu. langem Streite gab er endlich im J. 1252 dem er Stein 500 Mark Silbers für die Rechte und Be- ngen der Neuenzell, und ſtiftete daſelbſt eine neue unde für einen Weltprieſter; der erſte hieß Konrad Hewen. Herzog Leopold I. von Öſterreich, Rudolf's l, ſchenkte Neuenzell mit allen Einkünften und Gü- im J. 1315, wo er ſich eben mit Katharine von ypen vermählte, dem Gotteshauſe St. Blaſien, un- er Bedingung, den hergebrachten Gottesdienſt verſe- zu laſſen. Von dieſer Zeit an wurde Neuenzell mit Mönche aus St. Blaſien beſetzt, welcher unter dem eines Propſtes die Güter zu verwalten und den dienſt zu verrichten hatte. Später hörten die Pröpſte Ein Majer kam als Verwalter an ihre Stelle, und Kirche wurde von St. Blaſien aus verſehen. Im 787 erhielt Neuenzell einen eigenen Pfarrer, welchem die ehemalige Propſtei und zeitherige Wohnung des Majers zum Pfarrſitze angewieſen wurde. St. Blaſien hatte aber längſt ſchon die Güter von Neuenzell durch Veräußerungen an die daſigen Bewohner ſehr geſchmälert, und bei dem Übergange deſſelben an Baden im J. 1806 betrugen ſie nur noch 102 Jauchart Matten und etwas über 800 Jauchart Wald.

2) Thaldorf und Bürgermeiſterei im großherzogl. badiſchen Bezirksamte Oberkirch mit 725 Einw. in 103 Familien, alle kathol. Religion, zwei Mahlmühlen, zwei Sägemühlen und einem Hanfplauel. (*Th. Alfr. Leger.*)

IBA-CURU-PARI. Nach Markgraf der braſiliſche Name eines Baumes mit eßbaren Samen (braſiliſche Kaſtanien); wahrſcheinlich Bertholetia excelsa *Humboldt* et *Bonpland.* (*A. Sprengel.*)

IBACUS *Leach* (Crustacea). Krebsgattung aus der Abtheilung Decapoda macroura, aus Latreille's Scyllarus geſondert, deſſen Kennzeichen ſie zum Theil hat, doch mit einigen Unterſchieden. Die Augen liegen nämlich nicht an den Ecken der Schale (Rückenſchildes), ſondern nur wenig von der Mitte der Stirn und der Wurzel der mittlern Fühler entfernt. Das zweite Glied der äußern Kiefernfüße iſt durch tiefe Querlinien getrennt, die äußere Seite hahnenkammartig gezähnelt. Der Hinterleib iſt ziemlich kurz und breit. I. Peronii *Leach* (Zoöl. Miscell. II. pl. 119. Scyllarus incisus *Peron*). Rückenſchild ſehr breit, vorn gekerbt mit fünf Zähnen, an der Seite mit einer tiefen Ausrandung, das vierte Glied der äußern Fühler mit vier wenig vortretenden, getrennten Zähnen, das zweite gekerbt. Vaterland: Neuholland. (D. *Thon.*)

IBAFA, 1) ein der adeligen Familie Jeſzenſzky gehöriges, im ſz. lörinczer Gerichtsſtuhle (Processus) an der weſtlichen Grenze der baranyer Geſpanſchaft im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungerns, zwiſchen Bergen liegendes, 2½ Stunden nordnordweſtwärts von dem Markte Sz. Lörincz entferntes Dorf, mit einer kathol. Pfarre, Kirche und Schule, 84 Häuſern und 586 Einw., unter welchen ſich 18 Juden befinden. 2) Kis-Ibafa, ein kleines Prädium in demſelben Bezirk und Comitat. (*G. F. Schreiner.*)

IBAGUE (San Bonifacio de), Stadt des Regierungsbezirks Mariquita und der Republik Neugranada, unter 4° 26′ nördl. Br. auf der öſtlichen Abdachung der mittlern, die Thäler des Magdalenenſtromes und des Cauca trennenden Kette der Anden, und zwiſchen den unbedeu-

Digitized by Google

tenden Flüſſen Chipalo und Combeyma (Quellflüſſen des Rio Cuello, eines Confluenten des Magdalena) gelegen. Die Erhöhung von 4212 Fuß über dem Meere ſichert der Stadt und ihrer nächſten Umgebung ein ſehr mildes, dem Anbau europäiſcher Getreidearten angemeſſenes Klima. Cochrane beobachtete dort im December die Temperatur von 80° Fahrenh. Die Zahl der Häuſer iſt nicht groß, denn ſie nehmen nur drei ſpaniſche Quadras ein, die nach altem Herkommen 200 Varas im Gevierte meſſen. Die Bevölkerung beläuft ſich auf 2000 Seelen. Ehedem gab es hier ein Dominikanerkloſter, welches ſeit der Revolution in ein Lyceum verwandelt worden iſt. Die Betriebſamkeit beſchränkt ſich auf Erbauung der gewöhnlichen tropiſchen Früchte, von welchen allein Cacao und Reis zum Handel dienen. Ehedem betrieb man Maulthierzucht im Großen, und die Männer des gemeinen Standes zogen als Maulthiertreiber (arrieros) weit umher und genoſſen das Vertrauen der inländiſchen Kaufleute. Der mineraliſche Reichthum der nahen Andenkette ſoll zu Folge älterer Berichte bedeutend ſein; ein Dominikaner, Fr. Francisco de la Cruz, entdeckte eine Queckſilbermine, die aber nicht bearbeitet wurde. Der goldhaltige Sand der Bergſtröme wurde jedoch regelmäßig und mit Vortheil gewaſchen. Durch Ibague geht die Straße, welche Bogota und Cartago verbindet, und den Quindiu in einer Höhe von 3505‴ über dem Meere (nach Humboldt) kreuzt, jedoch für den beſchwerlichſten aller Andenpäſſe gilt. Die Stadt wurde im J. 1550 vom Oidor von Santa Fé, Don Andres Lopez de Galarza, im Valle de las Lanzas gegründet, jedoch ſchon im folgenden Jahre auf ihren jetzigen Ort verlegt, im J. 1592 durch die Pijaos, einen ſeitdem verſchwundenen Indianerſtamm, zerſtört, und litt bedeutend während der Revolution, beſonders in den Unruhen von 1829—31. (*E. Poeppig.*)

IBALIA *Latreille* (Insecta). Eine Hymenopterengattung, aus der Familie **Pupivora** und der Tribus **Gallicolae**, aus Fabricius' Gattung **Banchus** geſondert. Die Fühler ſind fadenförmig, bei dem Weibchen mit 13 Gliedern; die Lefze hornartig, klein, querſtehend, vorn bogenförmig, in der Mitte ausgerandet; die Mandibeln ſind dick, die eine derſelben hat an der innern Seite vier Zähnchen, die andere nur zwei; die Maxillarpalpen ſind kurz, fünfgliederig, mit einem größern Gliede endend; der Hinterleib iſt ſtark zuſammengedrückt, meſſerförmig; die obern Flügel haben eine Radial- und drei Kubitalzellen, von denen die zweite ſehr klein, punktförmig, die dritte groß, dreieckig und verlängert iſt. Typus der Gattung iſt: I. cultellator *Panzer* (Fauna 72. t. 6), ſieben bis acht Linien lang, ſchwarz, Thorax chagrinartig, Schildchen vorragend, ausgerandet, Flügel dunkel, Hinterleib roſtbraun, ſchneidend, Legeſtachel vorſpringend, in einem Kiel unter dem Leibe liegend, Füße ſchwarz. In Frankreich, Teutſchland um Bäume fliegend. (D. *Thon.*)

IBA-METARA iſt der von Markgraf angegebene braſiliſche Name eines Baumes; nach Linné **Spondias Myrobalanus.** (*A. Sprengel.*)

IBA-PURUNGA. Nach der unvollſtändigen Beſchreibung, welche Markgraf von einem braſiliſchen Baume dieſes Namens gibt, läßt ſich nur vermuthen, daß [illegible]
der natürlichen Familie der Rhamneen gehören mag.
(*A. Spren*[illegible]

IBAR, 1) ein zum Flußgebiete der Donau geh[illegible]
der Fluß der europäiſchen Türkei. Er kommt vom S[illegible]
tagh (Theil des Balkan), bewäſſert das große und [illegible]
Thal von Koſſovopolje, im Sandſchak Veldſchterin, [illegible]
das Sandſchak Novibazar, und mündet unweit Ka[illegible]
vacs in die weſtliche Morava, mit welcher er dann
Donau zugeht. 2) Name einer Stadt in Servien, [illegible]
lich von Novi-baſar gelegen.

IBARA iſt nach Thunberg's Angabe einer der j[illegible]
niſchen Namen der Hundsroſe (**Rosa canina** *L.*)
(*A. Spren*[illegible]

IBARRA (San Miguel de), Hauptſtadt der [illegible]
vinz Imbabura (Depart. Quito der Republik Ecua[illegible]
welche ehedem als nördlichſtes Corregimiento (Corre[illegible]
Ibarra) der Provinz Quito galt, und die Bergebene
Otavalo einſchloß, die ſchon unter der ſpaniſchen R[illegible]
rung abgeſondert wurde, indem der Umfang bei zu[illegible]
mender Bevölkerung für ein Corregimiento zu groß [illegible]
Die Stadt Ibarra liegt unter 0° 21′ nördl. Br. (H[illegible]
boldt), 80° 40′ weſtl. von Paris, 1184′ über dem [illegible]
(Humboldt), zwiſchen den Flüſſen Taguando und [illegible]
Quellflüſſen des Rio Mira, welcher ſich ſchnell nach [illegible]
den wendet, die Provinz Esmeraldas durchſtrömt un[illegible]
das ſtille Meer ſich ergießt. Die nächſten Umgebu[illegible]
ſind eben, und ſtellen eine nördliche Abdachung des [illegible]
thales von Quito dar, welches hier durch eine tran[illegible]
ſale Bergreihe (Cerros de Otavalo) geſchieden wird. [illegible]
Klima gleicht dem vielberühmten von Quito; Extrem[illegible]
Temperatur ſind unbekannt, und daher leidet die Ve[illegible]
tion nur geringe Unterbrechung. Der Boden iſt [illegible]
angeſchwemmt durch die Gebirgswaſſer, und ziemlich f[illegible]
da es den letztern in der Regenzeit an ſchnellem Ab[illegible]
fehlt, in einigen Gegenden ſogar ſo ſchwammig, da[illegible]
Häuſer ſich ſenken. Auf ihm gedeiht jedoch das Zu[illegible]
rohr außerordentlich, und daher iſt die Bereitung [illegible]
groben braunen Zuckers (raspadura) der wichtigſte
werbszweig der Landbeſitzer. Auf den Bergen am
guando finden ſich vorzügliche Triften; Viehzucht, b[illegible]
ders aber das Halten großer Schafheerden und Vera[illegible]
tung der Wolle zu ziemlich feinen Tüchern, beſch[illegible]
einen großen Theil der Bewohner. Die Bevölkerung
Stadt ſelbſt wurde zu Ulloa's Zeiten zu 12,000 S[illegible]
angegeben, dürfte aber jetzt nicht ſo ſtark ſein, und b[illegible]
mehr aus Indiern und Meſtizen als aus eingebornen [illegible]
ßen. Die letztern ſind entweder Gutsbeſitzer oder [illegible]
leute, jedoch durch den Bürgerkrieg verarmt; die e[illegible]
befinden ſich wie überall im ſpaniſchen Amerika im [illegible]
rigſten Zuſtande. Die Straßen der innern Stadt
regelmäßig und wegen der Erdbeben ſehr breit, die [illegible]
ſer aus derſelben Urſache ſelten höher als ein Stoc[illegible]
im Übrigen aber aus Steinen aufgeführt und von an[illegible]
digem Äußern. Die Hauptkirche wurde unter Leitung
Jeſuiten erbaut, und ſoll ein ſchönes Gebäude ſein.
ehemaligen Klöſter ſind meiſt aufgehoben, an ihre S[illegible]
eine Lancaſterſchule und ein Lyceum getreten. Die [illegible]

Digitized by Google

ſtädte beſtehen aus armſeligen Hütten, und werden von Farbigen bewohnt. Die Entfernung von Quito beträgt 17 ſpaniſche Leguas. Erbaut wurde Ibarra durch den Präſidenten der Audiencia von Quito, D. Alvaro de Ibarra, im J. 1597. Eine Legua von der Stadt nordöſtlich liegt der See Yaguar-cocha, d. h. Blutſee. Der zwölfte Inca, Huayna Capac, hatte ſeine Herrſchaft in Quito befeſtigt, allein die Grenzvölker im Norden und Oſten verweigerten die Unterwerfung, beſonders aus dem Grunde, daß Cuzco zu weit entlegen ſei, um alljährliche Geſandtſchaften und den Tribut dahin zu ſenden. Nachdem bei einer Gelegenheit das Heer des Incas eine bedeutende Niederlage erlitten, durch einen blutigen Sieg aber den Ruf wieder hergeſtellt hatte, ſtanden dennoch die Bewohner von Otavalo (im Süden des heutigen Ibarra) auf, und fochten mit ſolchem Muthe, daß die Armee des Inca floh, und der letztere nur in einem Fort Sicherheit fand. Ebenſo beiſpiellos wie eine ſolche Niederlage in der Geſchichte der Incas, war auch die Rache, welche an den in einer zweiten Schlacht beſiegten Indiern von Otavalo von den Peruanern genommen wurde. Alle Gefangene wurden ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts auf Befehl des Huayna Capac ermordet. An 50,000 ſollen auf dieſe Weiſe umgekommen ſein, und ihre in den See geworfene Körper denſelben blutig gefärbt haben. (*Herrera* Dec. V. L. IX. c. 16. Dec. V. L. X. c. 10.) In der Nähe von Ibarra liegen zwei berühmte Berge, der Nevado de Cotocachi (auch Cuicocha) von 2570' und der Imbabura von 2340' Höhe. (*E. Poeppig.*)

IBARRA (Joachim), geb. 1725 zu Saragoſſa in Spanien und geſt. 1785 zu Madrid, Buchdrucker des Königs von Spanien, bekannt als umſichtiger und glücklicher Förderer der Buchdruckerkunſt in einem Lande, welches darin noch auffallend zurückgeblieben war. Die aus ſeiner zu Madrid eingerichteten Officin hervorgegangenen Werke, vorzüglich aber die meiſterhaften Ausgaben des Don Quixote (1780. 4 Bde. in 4.), und der vom Infant Don Gabriel gefertigten ſpaniſchen Überſetzung des Salluſt (1772. kl. Fol.), werden nicht blos in Spanien, ſondern überall ſehr geſchätzt. Auch eine prachtvolle Bibelausgabe veranſtaltete er; ferner erſchien bei ihm ein mozarabiſches Miſſale und Mariana's Geſchichte von Spanien. Er ſcheint die Sitte, das Papier zu glätten, in ſeinem Vaterlande eingeführt zu haben; auch gilt er als Erfinder einer Buchdruckerſchwärze, deren Dichtheit nach Belieben geändert werden konnte *). (*R.*)

IBARS (St.), Stadt im Canton Foſſat, Arrondiſſement Pamiers des franzöſiſchen Departements der Ariège. Sie liegt an der Leze und zählt 3500 Einwohner. (*Klaehn.*)

IBAS (Ἴβας), gräciſirte Form für Ihibo (ܝܗܝܒܐ d. i. gegeben, geſchenkt), oder abgekürzt Hibo (ܗܝܒܐ), Name eines angeſehenen, hauptſächlich durch ſeine Verwickelung in die Neſtorianiſchen Streitigkeiten bekannt gewordenen Biſchofs von Edeſſa [1]). Über das Leben dieſes Mannes ſind die Nachrichten im Allgemeinen ziemlich dürftig. Das Weſentlichſte davon hat Joſ. Sim. Aſſemani in der Bibliotheca Orientalis Vaticana T. I. p. 199 sq. zuſammengeſtellt; außerdem auch noch anderwärts in dieſem trefflichen Werke Einiges gelegentlich darüber beigebracht. Ibas wurde im J. 746 der Griechen oder 435 n. Chr. Geb. auf den biſchöflichen Stuhl von Edeſſa erhoben, und war Nachfolger des heftigen Rabulas (ſyriſch ܪܒܘܠܐ) [2]), welcher für Cyrillus von Alexandrien (ſ. d. Art. in den Nachträgen zu C) Partei genommen hatte, und darauf ausging, den mit Recht in Syrien geſchätzten Theodor von Mopſueſte in Miscredit zu bringen und ſeine Schriften als ketzeriſch zu verdammen [3]). Ibas theilte dieſes Streben nicht, ſondern hatte ſich namentlich früherhin als Presbyter mit dem größeſten Theile der Geiſtlichen zu Edeſſa verbunden, um den gegen Theodor, welcher bereits todt war, gerichteten Schlag abzuwenden, und widerſtand hierin dem Rabulas aus allen Kräften [4]), weshalb die Monophyſiten ihn für einen heimlichen Anhänger des Neſtorius hielten. So kam es denn, daß dieſes ſeines Vorgängers Freunde [5]) mit ſeiner Erhebung zum Biſchofe nicht zufrieden waren, und ihm mancherlei Unruhe bereiteten. Sie beſchuldigten ihn beim Kaiſer Theodoſius II. und dem Patriarchen Proklus von Conſtantinopel, daß er hauptſächlich an der Trennung der orientaliſchen und ägyptiſchen Biſchöfe Schuld ſei und ſie hartnäckig unterhalte, daß er die Schriften des Theodor von Mopſueſte ins Syriſche überſetzt und durch den ganzen Orient verbreitet, endlich weder Proklus' Belehrung an die Armenier unterſchrieben, noch die angefügten gottloſen Sätze verdammt habe. Proklus verwies die Ankläger an den Patriarchen Johannes zu Antiochien, und ermunterte dieſen, Ibas zurecht zu weiſen. Johannes ließ zwar die Sache auf ſich beruhen; nach ſeinem Tode aber erneuerte ſich die Anklage bei Domnus, dem Nachfolger deſſelben, welcher indeſſen dem Ibas ebenfalls gewogen war. Um nun Letzteren jedenfalls in den Geruch des Neſtorianismus zu bringen und dadurch zu ſtürzen, wandten ſich ſeine Feinde abermals nach Conſtantinopel, worauf der Patriarch Flavian im J. 448 Anſtalten zur Unterſuchung traf. Der Tribun und Notar Damaſcius und der Diakonus Eulogius wurden mit der Ausführung derſelben beauftragt und beſtimmten Photius, Metropolit von Tyrus, Euſtathius, Biſchof von Berytus, und Uranius, kirchliches Oberhaupt von Himera in der Provinz Osrhoëne, zu Richtern. Photius ließ hierauf Euſtathius und Uranius, ſowie Ibas und deſ-

*) Biograph. univers. T. XXI. p. 140 (Art. von *Beuchot*) und *Rees*, Cyclop. Vol. XVIII. sub voce.

1) Die Form Hibo hat Ebedjeſu in ſeinem Catalogus librorum ecclesiasticorum; cf. *Assemani*, Biblioth. Or. Vatic. T. III. P. I. p. 85 und das Chronicon Edessenum. Cf. *Assemani* l. c. T. I. p. 202 et 404. 2) Chron. Edessenum ap. *Assemani* l. c. T. I. p. 197 et 403, womit auch das Chronicon des Patriarchen Dionyſius übereinkommt. 3) *Liberatus* im Breviario causae Nestorian. et Eutychian. cap. 10. 4) Cf. *Andreae Samosateni* Epistola ad Alexandrum im Synodico (in *Mansi* Collect. Conciliorum. T. V.) cp. XLIII, wo jedoch Ibas nicht ausdrücklich genannt wird. Vgl. auch *Assemani* l. c. T. I. p. 198 u. 199. 5) Die Presbyteri Samuel, Cyrus, Mara und Eulogius.

Digitized by Google

ſen Ankläger nach Tyrus beſcheiden. Die letztern verkündeten ſogleich dem Volke, wahrſcheinlich um durch deſſen feindſelige Stimmung auf den Beſchluß der Richter einzuwirken, überall in Tyrus, Ibas habe geäußert: „Ich beneide Chriſtus nicht, Gott geworden zu ſein; denn inwieweit er es geworden iſt, bin ich es auch geworden.“ Der allgemeine Anſtoß, welchen man in Tyrus an ſolcher Behauptung nahm, beſtimmte daher Photius, die Verhandlungen nicht an dieſem Orte, ſondern zu Berytus fortzuſetzen. Ibas, auf ſeine Vertheidigung bedacht, ſandte ſchleunigſt einen Diakonus nach Edeſſa, um ein Schreiben des dortigen Klerus zu veranlaſſen, worin bezeugt würde, von Ibas die ihm Schuld gegebene Äußerung über Chriſtus niemals gehört zu haben. Dieſes günſtige Zeugniß [6]) und ſeine eigne Verſicherung, ſich von aller Ketzerei frei zu wiſſen, führten zu einer ihm günſtigen Entſcheidung. Es kam zu einer Ausſöhnung der ſtreitenden Parteien; man begab ſich wieder nach Tyrus, um dort die Wiederkehr des kirchlichen Friedens ebenſo allgemein bekannt werden zu laſſen, wie es früherhin der leidige Streit geworden war. Dies alles geſchah im Anfange des J. 449 [7]) und Ibas war noch vor Oſtern wieder in Edeſſa. Die Ankläger hatten freilich außer dem Hauptvorwurfe noch gar Vieles gegen denſelben angebracht [8]), aber Manches erledigte ſich von ſelbſt, Anderes ſollte nach dem Ausſpruche der Richter künftig abgeſtellt werden. Die meiſten der ihm gemachten Beſchuldigungen bezogen ſich darauf, daß er ſeine Familie auffallend berückſichtige, manches ihm nicht Zugehörige in ſeinen Nutzen verwandt und ungeeignete Perſonen zu kirchlichen Ämtern befördert habe.

Nicht lange jedoch erfreute ſich Ibas ſeines Sieges über ſeine Feinde; denn noch in demſelben Jahre, wo er gerechtfertigt daſtand, wurde er auf der ſogenannten Räuberſynode zu Epheſus ſeiner Stelle entſetzt, und zwar zum Theil von denſelben Perſonen, welche vordem günſtig über ihn geurtheilt hatten [9]). Das Bisthum Edeſſa erhielt
darauf Nonnus am 21. Jul. 449 und behielt es bis
ökumeniſchen Concilium von Chalcedon im J. 451.
dieſem jedoch wurde Ibas gerechtfertigt und erhielt
Bisthum wieder [10]). Die Jacobiten jedoch, welche d
Concilium nicht anerkennen, betrachten ihn als einen
ſtorianer, und verdammen ihn als ſolchen [11]). Aus ſ
Amtsverwaltung wird uns nur berichtet, daß er zu E
eine neue Kirche gebaut habe, die ſogenannte Ap
kirche [12]). Sein Tod erfolgte am 28. Oct. des J.
der Griechen (457 n. Chr. Geb.), worauf Nonnus
Stelle wieder einnahm [13]).

Als Schriftſteller hat ſich Ibas dadurch bekannt
macht, daß er die Schriften des Exegeten Theodor
Mopſueſte ins Syriſche überſetzte [14]), welcher Umſtand
beigetragen hat, daß die Neſtorianer denſelben als zu
rer Partei gehörig betrachten. Nach Ebedjeſu [15]), je
in einer Stelle von unſicherer Leſart [16]), werden e
Ibas (ob demſelben, iſt nicht klar) auch eine Erklä
der Pſalmen, Reden und Abhandlungen über kirch
Jurisdiction zugeſchrieben. Am meiſten genannt und
lein genauer bekannt iſt aber des Ibas Brief an M
(ܡܪܝ) oder Mares, aus Beth Hardaſchir (
ܗܪܕܫܝܪ), einen Biſchof in Perſien [17]). Doch
auch dieſer nicht in ſeiner urſprünglichen Faſſung, ſon
nur in griechiſcher Überſetzung, dann auch nicht ganz
ſtändig erhalten. Aſſemani glaubt [18]), er ſei geſchri
noch während des Streits zwiſchen den ägyptiſchen
orientaliſchen Biſchöfen, weil Ibas dem Patriarchen
hannes darin folge, dabei auf Cyrillus, auf die Sy
zu Epheſus und auf ſeinen Vorgänger Rabulas ſchm
dagegen Neſtorius empfehle und ſeine Ketzerei zu be
gen ſuche. Allein er urtheilt hier offenbar nicht unbe
gen, ſondern läßt ſich durch das ſpätere Verdammu
urtheil der Kirche über dieſen Brief und durch die in
katholiſchen Kirche geltende Meinung leiten, wornach
anfänglich der Anſicht des Neſtorius zugethan gew
ſein, ſpäter aber zur katholiſchen Lehre ſich zurückgew
haben ſoll. Denn Ibas tadelt nicht allein die dem
ſtorius feindlichen Perſonen, ſondern hat ebenſo an
Behauptungen deſſelben etwas auszuſetzen, betrachtet
Zwieſpalt als gehoben und berichtet mit dürren Wo
daß die Gemeinſchaft zwiſchen der Partei des Cyr
von Alexandrien und den Anhängern des Johannes
Antiochien bereits hergeſtellt ſei. Ja er bezeichnet d
wieder gewonnenen Kirchenfrieden als die eigentliche
anlaſſung des Schreibens. Richtig erklärt ſich viel

6) Man findet es bei *Mansi* in Collect. Concil. T. VII. p. 249 sq. Nur wenig abweichend lautet dieſer dem Ibas zugeſchriebene Ausſpruch bei Simeon von Betharſam in ſeinem bekannten Briefe über die Neſtorianer (vgl. Aſſemani a. a. O. I, 203 u. 350): „Ich, Ibas, beneide den Meſſias nicht, daß er Gott geworden iſt, weil er Gott genannt worden, während er doch Menſch war wie ich und von meiner Natur.“ 7) Cf. *Norisii* Dissert. IV. de anno et epochis Syro-Macedonum, et *Pagi* Critica historico-chronologica in Annales *Baronii* ad an. 448. Num. 9 contra *Baronium* in den Annales ecclesiastici, welcher dieſe Ereigniſſe noch ins J. 448 ſetzt. 8) Zuſammen waren es 18 Punkte, welche Aſſemani (a. a. O. I, 200—201 in der Anmerk. 1) aufzählt. Vgl. ihre Zuſchrift an die Biſchöfe Photius, Euſtathius und Uranius in *Mansi* Collect. Concil. T. VII. p. 219 sq. 9) *Pagi* Critica in Annales *Baronii* ad an. 449. No. 12; Chronic. Edessenum bei Aſſemani a. a. O. I, 202 u. 404, wo jedoch die Entſetzung des Ibas fälſchlich ins J. 756 der Griechen (445 nach Chr. Geb.), ſein Weggang von Edeſſa aber auf den 1. Jan. 759 der Griechen (448 nach Chr. Geb.) geſetzt wird; Dionyſius in ſeinem Chronikon, welcher dieſe Begebenheit dem J. 757 der Griechen (446 nach Chr.) zuſchreibt. Daß die Jahreszahlen im Chronicon Edessenum hier falſch ſind, und in 760 verändert werden müſſen, lehrt der weitere Bericht deſſelben. Vgl. Aſſemani a. a. O. S. 202.

10) Cf. *Mansi* Collect. Concil. T. VII. p. 261 sq.
Vgl. die Nachweiſungen bei Aſſemani a. a. O. S. 202.
12) Chronic. Edessen. bei Aſſemani a. a. O. S. 199 u.
13) Chronic. Edess. a. a. O. S. 202 u. 405. Vgl. auch A
mani a. a. O. S. 424. 14) *Ebedjesu*, Catal. libror. e
siast. bei Aſſemani a. a. O. T. III. P. I. p. 85. Cf. S
Beth-Arsamensis, Epistola bei Aſſemani a. a. O. I, 350.
Catal. libror. ecclesiast. bei Aſſemani a. a. O. T. III.
p. 175. 16) In einer andern Handſchrift ſteht nämlich D
ſtatt Ibas. 17) Cf. Epistola *Simeonis Beth-Arsamensi*
Aſſemani a. a. O. I, 350. 18) a. a. O. I, 203.

Neander, wenn er ſagt [19]): „Als Ibas dieſen Brief ſchrieb, war der Friedensvergleich zwiſchen Cyrill und den Orientalen geſchloſſen worden. Ibas ſtattete mit großem Triumphe ſeinem Freunde davon Bericht ab; er betrachtete das von dem Biſchofe Cyrill abgelegte Glaubensbekenntniß als einen Widerruf deſſelben, ein Zeichen des Sieges der reinen Lehre, der allgemeinen Wiederherſtellung der Ruhe." Ebenſo hat derſelbe verdiente Kirchenhiſtoriker die Stellung trefflich gewürdigt, welche Ibas in dieſem Briefe ſowol zu Neſtorius als zu Cyrillus eingenommen hat. „In jenem Briefe an den Biſchof Maris," heißt es bei ihm [20]), „zeigt er ſich keinesweges als Freund des Neſtorius.. Er ſagt, daß ſowol dieſer Letzte als Cyrill durch ihre Streitſchriften Ärgerniß gegeben hätten. Er tadelt ihn, daß er durch ſeinen Angriff auf das der Maria beigelegte Prädicat θεοτόκος Beſchuldigungen ſich zugezogen, wie ja alle gemäßigten Orientalen darin mit dem Ibas übereinſtimmten. Aber doch ſprach er heftiger gegen Cyrill, den er beſchuldigte, Eine Natur der Gottheit und Menſchheit zu lehren und in den Apollinarismus verfallen zu ſein." Nur ſo viel muß man zugeben, daß Ibas durch dieſen Brief, um mit Schröckh [21]) zu reden, „nicht allein die Hochſchätzung des Theodor, dieſes ohnedies ſehr verehrten Mannes, noch mehr verſtärkt, ſondern auch die Abneigung gegen die Alexandriniſchen Verbundenen (alſo die Partei des Cyrillus) und die Synode zu Epheſus bis unter die Chriſten in Perſien fortgepflanzt habe." Jenes geſchieht durch die Art und Weiſe, wie er Theodor's, als eines ſelbſt nach ſeinem Tode vom tyranniſchen Rabulas aus gekränktem Ehrgeize verfolgten, ausgezeichneten Lehrers gedenkt, dieſes, indem er, wie Schröckh ſagt [22]), „von Cyrillus, ſeinem Lehrbegriffe und von der Synode zu Epheſus keine vortheilhafte Abbildung macht."

Da dieſer berühmte Brief, wie ihn Schröckh, Gieſeler und Neander mit Recht nennen [23]), ſo mannichfache und langdauernde Streitigkeiten veranlaßt hat, wird es nöthig, ſeinen Inhalt noch genauer und nach dem ganzen Gedankengange des Verf. darzulegen. Nach dem Eingange, welcher nicht mit erhalten iſt [24]), erklärt Ibas, er wolle ganz kurz über das in ſeiner Gegend (denn ſo iſt das ἐνταῦθα hier doch unſtreitig gemeint) früher und jetzt Geſchehene ſeinem Freunde Bericht erſtatten, weil er wiſſe, er werde ſich angelegen ſein laſſen, die Kunde, daß die heiligen Schriften keine Veränderung erlitten haben, weiter zu verbreiten. Seit Maris dort geweſen, ſei ein Streit entſtanden „durch dieſe zwei Menſchen, Neſtorius und Cyrillus;" ſie hätten ſich in Schriften gegen einander Schmähreden (λόγους βλαβεροὺς) erlaubt, welche Andern anſtößig (σκάνδαλον) geworden. „Denn Neſtorius ſagte, daß Maria nicht Gottesgebärerin ſei (ὅτι ἡ μακαρία Μαρία θεοτόκος οὐκ ἔστιν)," ſodaß ihn Viele als einen Anhänger des Paulus von Samoſata betrachteten, welcher Chriſtum für einen bloßen Menſchen (ἄνθρωπον ψιλὸν) erklärte. Cyrillus dagegen „iſt ausgeglitten (ὤλισθε)" bei dem Beſtreben, des Neſtorius Schriften zu unterdrücken, und „in die Meinung des Apollinaris fallend befunden worden. Es ſchrieb nämlich auch er wie jener, daß kein Unterſchied ſei zwiſchen dem Tempel und dem darin Wohnenden," und verfaßte die zwölf Capitel (τὰ δώδεκα κεφάλαια) [25]). Er behauptete: „Eine Natur gibt es der Gottheit und der Menſchheit unſers Herrn Jeſu Chriſti, und man darf nicht trennen die geſagten Worte (τὰς φωνὰς τὰς εἰρημένας), welche entweder der Herr über ſich ſagte, oder die Evangeliſten über ihn." Dieſe Behauptung aber erklärt Ibas „aller Gottloſigkeit voll;" „denn," ſagt er, „wie iſt es möglich, daß der Logos im Anfange genommen werde für den Tempel, geboren aus Maria, oder daß jenes: Du haſt ihn erniedrigt ein wenig vor den Engeln, von der Gottheit des Eingeborenen geſagt ſei?" Die Lehre der Kirche ſei immer geweſen: „Zwei Naturen (φύσεις), Eine Kraft (δύναμις), Eine Perſon (πρόσωπον), welche iſt der Eine Sohn, der Herr Jeſus Chriſtus." Zur Beilegung des Streites und der Beurtheilung der Schriften des Neſtorius und Cyrillus, erzählt Ibas weiter, ſei dann eine Synode nach Epheſus berufen; Cyrillus aber „zuvorkommend (προλαβὼν) nahm die Ohren mit dem Gifte ein, welches die Augen der Weiſen verblendet (πηροῦντι)," wobei ihn der Haß gegen Neſtorius leitete. Bevor der Erzbiſchof Johannes ankam, „nahmen ſie dem Neſtorius das Bisthum, ohne Urtheil (κρίσεως) und Unterſuchung." Nach zwei Tagen kamen die orientaliſchen Biſchöfe nach Epheſus, und „als wir erfuhren," berichtet Ibas weiter, „daß ſie in der von ihnen geſchehenen Entſetzung des Neſtorius die von Cyrillus geſchriebenen 12 Capitel, welche dem wahren Glauben entgegen ſind, aufgeſtellt (ἀνέθηκαν) und befeſtigt, und ihnen als mit dem wahren Glauben übereinſtimmend beigepflichtet hatten," ſetzten alle Biſchöfe des Orients den Cyrillus ab, hoben die Kirchengemeinſchaft mit den übrigen Biſchöfen auf, welche Cyrillus' Capiteln beigetreten waren, und gingen in ihre Heimath zurück. „Neſtorius aber, da er gehaßt wurde von der Stadt und den Vornehmſten derſelben, konnte nicht dahin zurückkehren. Und es blieb die morgenländiſche Synode außer Verbindung (μὴ κοινωνοῦσα) mit den Biſchöfen, welche mit Cyrillus ſich verbunden hatten." Dieſer innere Zwieſpalt veranlaßte viele Betrübniß (λύπη) und von Seiten der Heiden und Häretiker mancherlei Beſchimpfung; man ſcheute ſich aus

19) Allgem. Geſch. der chriſtl. Religion u. Kirche. 2. Bds. 3. Abth. S. 1172. 73. 20) a. a. O. S. 1172. 21) Chriſtl. Kirchengeſch. 18. Bd. S. 307. 22) a. a. O. S. 306. 23) Der Erſte in Chriſtl. Kirchengeſch. 18. Bd. S. 306, der Andere im Lehrb. der Kirchengeſch. 1. Bd. §. 85. (S. 314. Anm. e der Ausgabe vom J. 1824), der Dritte a. a. O. S. 1172. 24) Vgl. die Überſchrift in Manſi's Amplissima Collect. Concil. T. VII. p. 241. Übrigens findet man den Brief ſelbſt griechiſch mit latein. Überſetzung bei Manſi a. a. O. S. 241 fg. und in den Act. Concil. Chalc. act. X. ed. *Harduin.* T. II. f. 530. blos latein. in *Phil. Labbei* et *Gabr. Cossartii* Sacrosanct. Concil. ad reg. ed. exact. T. V. p. 510. Doch iſt die lateiniſche Verſion bei Manſi a. a. O. davon verſchieden. Vgl. auch *Fabricii* Biblioth. Graeca. Vol. XI. p. 438.

25) Ibas meint die ſogenannten 12 Anathematismen des Cyrillus, welche die reine Lehre über die Perſon Chriſti feſtſtellen ſollten, im Gegenſatz gegen Neſtorius' Lehre.

ſelbe nicht abtreten wollte, wurde ſie vom Abte belagert. Während dieſer Belagerung wurde der Graf ermordet, worauf die Beſatzung das Schloß übergab. So kam dieſe Burg mit den dazu gehörigen Gütern und Rechten an das Kloſter St. Gallen. In dem Freiheitskampfe der Appenzeller gegen den Abt und Öſterreich wurde ſie von den Appenzellern (1405) eingenommen und verbrannt; dann aber wieder hergeſtellt. Sie blieb lange der Sitz des Voigts, welchen der Abt über einen Theil des obern Toggenburgs ſetzte. Während der Unruhen im Toggenburg, woraus im J. 1712 der innere Krieg von Zürich und Bern gegen den Abt von St. Gallen und ſeine Verbündeten, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, entſtand, wurde Iberg mit Liſt im J. 1710 von den Toggenburgern eingenommen und erſt beim Frieden 1718 dem Abte zurückgegeben. Seit dieſer Zeit bewohnten die Voigte des Abtes dieſe Burg nicht mehr. Sie wurde verpachtet und zuletzt an einen Privatmann verkauft. Jetzt iſt ſie unbewohnt und fällt allmälig in Trümmer. (*Escher.*)

IBERIA, ſo heißt 1) bei den Alten, beſonders Strabon [1]), eine Hauptprovinz des kaukaſiſchen Iſthmus, jene fruchtbare, meiſt von Gebirgen umgebene Ebene des Kur (Cyrus), welche man nachher das perſiſche Georgien, dann Gruſien nannte; im Weſten und Südweſten von Kolchis und den moſchiſchen Bergen, im Norden vom Hochgebirge des Kaukaſus ſelbſt, im Oſten und Südoſten von Albanien, im Süden von Armenien begrenzt. Die Herrſchaft der alten Iberier erſtreckte ſich jedoch zur Zeit ihrer Blüthe weiter ſüdlich nach Armenien, bis zu der Zeit, wo die armeniſchen Häuptlinge oder Feldherren Artarias und Zariades ihnen die Grenzdiſtricte Chorzene und Gogarene abnahmen (Strabon). Wenn einige alte Schriftſteller (wie Plinius und Varro) die kaukaſiſchen Iberier nach Europa und Altſpanien wandern laſſen, Dionyſius Periegetes dagegen dieſelben von den alten gleichnamigen Urbewohnern Spaniens ableitet, Strabon, der dieſer Ableitung auch erwähnt, anderwärts die Gleichnamigkeit beider Völker mit der gleichmäßigen Entdeckung und Bearbeitung von Goldbergwerken in Verbindung ſetzt, Tacitus die in Jaſon's Seereiſe begriffenen Theſſalier Stammväter der Iberier und Albanier nennt, armeniſche Annaliſten den Urſprung derſelben Iberier theils auf Noah, theils auf jene von Nebucadnezar verſetzten Hebräer hinausführen, weshalb auch Reineggs (Beſchreibung des Kaukaſus, 1796) in dem alten georgiſchen Fürſtengeſchlechte Bagration (Bagarat) die jüdiſche Ähnlichkeit wiederfinden wollte [2]), ſo iſt es ſchwer, hier eine Entſcheidung zu treffen, und rathſam, mit Appian nur die Identität oder Ähnlichkeit der Namen beider Völker anzuerkennen. Dabei kann es immer beſtehen, daß ein Theil der von den aſſyriſchen Monarchen nach der Eroberung von Samaria

in die perſiſchen Grenzprovinzen geführten Israe
am Kur und in Albanien angeſiedelt wurde, wo S
(Samaria) und andere Städtenamen auf dieſen Urſp
weiſen. Der Name Iberiens iſt in unſerer Zeit au
zur alten Landſchaft Kolchis gehörige Provinz Ime
getragen worden (Klaproth in ſ. Reiſebeſchrei
Kaukaſus), aber es beruht dies nur auf einem von
eingeführten falſchen Sprachgebrauch und auf
von größerer Ausdehnung der alten iberiſchen o
giſchen Herrſchaft bis zum Rhion oder Phaſi
übertrieben iſt die Behauptung des Archimandrit
nius [3]), der ganze Strich Landes zwiſchen dem
und ſchwarzen Meere von Tauris und Erzerum
Don ſei ehemals den Iberiern (oder Iweriern,
nennt) unterthan geweſen.

Die ältere Geſchichte Iberiens iſt gänzlic
Aber der alte Name Phrixupolis, welchen nach
die Stadt Ideeſſa an der iberiſch-kolchiſchen Gren
weiſt auf eine alte griechiſche Coloniſation un
mythiſche Zeit des Phrixus, dem Jaſon nachfolg
dem 8. Jahrh. vor Chr. Geb. ſandten bekan
kleinaſiatiſchen Griechen mehr als eine Colonie
Pontus Euxinus. Die Hauptcolonie der Mil
Dioskurias. Aber der alten Iberier erwähnen n
robot, noch Scylax, noch Apollonius Rhodius
Wiſſens); wenngleich Tomyris, die am Kur (ehe
ros oder Cyrus) herrſchende Maſſagetenkönigin,
din des Cyrus, nach den georgiſchen oder gruſini
nalen für eine iberiſche oder georgiſche Königin (
gehalten werden muß. Auch die Heereszüge A
trugen wenig zur Kunde dieſes Theils des Kauk
Zuerſt die römiſchen Kriege in Aſien, beſonders
thridates, der ſich über den Kaukaſus zurückzog,
Verbindung, in der die Iberier und Albanier m
Gegnern ſtanden, beſonders der Feldzug des
in den kaukaſiſchen Ländern im J. 65 vor C
(ſchon vor ihm hatte jedoch Corbulo eine Kar
Länder nach Rom geſandt), brachten den Namen
rier nach Europa; und das wiſſenſchaftliche Erge
ſer Kriege kam dem Kappadocier Strabon, hierau
und Ptolemäus zu ſtatten. Bei Virgil, Horaz
can erſcheinen die Iberier als furchtbare, unver
harte Krieger rc., wenngleich nach der Beſchrei
Strabon die ganze Nation mit Ausnahme ein
oder eines Standes religiös, friedlich und ac
war. Die neue Civiliſation Iberiens begann
von Byzanz aus eingeführten Chriſtenthume, wie
altes Kloſter, welches in Jeruſalem unterhalten
Kaiſer Juſtinian im 6. Jahrh. erneuert wurde,
riſche oder iweriſche hieß (Procop, Buch V. Ca
den Gebäuden). Aber ſchon ſeit dem 5. Jahrh.
hier die byzantiniſchen Römer mit den Perſern

1) Vgl. überhaupt meinen Commentar zu Strabon's Beſchreibung des Kaukaſus im 11. Buche ſeiner Geographie (Caucasiarum regionum et gentium Straboniana descriptio etc. [Lipsiae 1804], insbeſondere den Anhang de Iberorum Origine, p. 65). 2) Nach Conſtantinus Porphyrogenneta hielten ſich auch die Iberier damaliger Zeit für Nachkommen des David und der Frau des Uriah.

3) ſ. deſſen Gemälde von Georgien 1802 zu Pete
ruſſiſcher Sprache gedruckt, 1804 von Fr. Schmidt zu
Leipzig teutſch herausgegeben. Daſelbſt kommt ſogar vor
Iberier mehr als einmal Jeruſalem von den Sarazene
hätten. S. 8.

Digitized by Google

die Lazier (Kolchier) und Iberier als ihre Bundesgenoſſen verderblichen Krieg (der jedoch die Kunde dieſer Gegend ſehr erweiterte; wie Procop, Agathias, Priscus, Zonaras und andere byzantiniſche Schriftſteller zeigen). Die nach den Mongolenzügen zwiſchen den Perſern und Türken hier geführten Kriege, in deren Folge das alte Kolchis türkiſch, Iberien, nunmehr Georgien genannt, perſiſch wurde, verwiſchten vollends die merkwürdigen Spuren alter Cultur in Iberien, welche Strabon's Beſchreibung verräth. Das ganze durch den Kur durchſchnittene und bewäſſerte fruchtbare Land war nämlich zu jener Zeit wohlbevölkert, reich an Dörfern und Städten, geziert mit Märkten und aus Backſteinen wohlgebauten Häuſern; unter dieſen zeichnet er Harmozica (bei Plinius Harmaſtis) am Kur, und Seumara (jetzt Tſoumar) am Aragon, als Feſtungen aus. „Das ganze Volk beſtand aus vier Kaſten oder Geſchlechtern (γένη). 1) Die Kaſte der Könige, von denen einer, nach Verwandtſchaft und Alter gewählt, an der Spitze der Nation ſtand, der andere die Verwaltung der Juſtiz und des Heeres führte. 2) Die Kaſte der Prieſter, welche die Künſte des Friedens und das Grenz- und Völkerrecht wahrten. 3) Die Kaſte der Krieger und Ackerbauer. Denn bei Tumulten oder Ausfällen von Seiten der auf ſkythiſche oder ſarmatiſche Art lebenden Bergbewohner lieferten auch die Landbewohner mehre tauſend Krieger; die iberiſchen Krieger waren gleich den Albaniern mit Panzern, Helmen und Schilden verſehen. 4) Die Kaſte der Leibeigenen und der für die Lebensbedürfniſſe ſorgenden Handwerker. Sie hatten Gütergemeinſchaft in ihren Familien und der Älteſte war Verwalter des Eigenthums. Der Cultus und die Lebensart der Nation war der mediſchen und armeniſchen ähnlich." Weiter erwähnt er nichts über die Religion der Iberier, aber wenn auch jene Kaſteneintheilung nicht auf eine Tradition des innern Aſiens, auf die Religion Menu's oder Budda's am Ganges und Indus hinwieſe (wie denn auch nach armeniſchen Nachrichten zur Zeit der Arſaciden eine öſtliche Einwanderung aus Tſchina in die Gegend von Armenien ſtattfand), ſo ſcheint doch die den Albaniern gemeinſame Verehrung der Sonne, ſowie des Jupiter's und des Mondes an der Grenze Iberiens einen mediſchen Sonnendienſt zu beweiſen; welcher nach Moſes von Chorene bei der Einführung des Chriſtenthums mit dem Simulacrum Aramuzdis hier zerſtört wurde [4]).

Die Localität Iberiens, übereinſtimmend mit dem jetzigen Gruſien (den Hauptprovinzen Kartueli und Kacheti), zeigt ſich am deutlichſten aus Strabon's Angabe der vier Hauptpäſſe (εἰςβολαί). 1) Der Weſtpaß von Kolchis her drängte ſich durch die engen Schluchten von Sarapana durch Geſteine, Bergſtröme und Caſtelle; dieſe nachher von den Laziern benannte Pforte wurde zur Zeit Juſtinian's an einer Stelle ſo breit gemacht, daß Pferde und Elefanten hindurch paſſiren konnten (Procop). 2) Der Nordpaß, pylae Sarmaticae, Ibericae und Caucasiae bei den Römern, bei den Tataren Dariel, bei den Ruſſen mit Beziehung auf die Hauptſtelle und jetzige Feſtung Wladikawkass (Zwingkaukas) genannt, der jetzige Hauptweg nach Gruſien, die alte Grenzſcheide aſiatiſcher und europäiſcher Völker, führte binnen drei Tagen aus dem Lande der nördlichen Nomaden (jetzt der kleinen Kabardei) durch enge Schluchten bis an den Fluß Aragus (ſonſt auch Aragon bei Strabon genannt) [5]), bis man mit dem Laufe deſſelben an eine ſchwer überſteigliche Mauer kam. Dieſe muß jedoch nicht mit der weiter ſüdöſtlich beim Fluſſe Alazon noch in Ruinen ſichtbaren Mauer verwechſelt werden, welche einer alten Sage nach von Derbend am kaſpiſchen Meere bis zum andern Ende des Iſthmus gereicht haben ſoll. 3) Der Oſtpaß aus Albanien, ebenfalls durch ſteile Berge und Felſen gebildet, geht durch eine Schlucht, die ein vom Kaukaſus herabſtrömender Fluß verurſacht. Dieſer Fluß iſt der Alazon (Alaſon), der ſich weſtlich in den Kur erſtreckt. Die Provinz, die er durchzog, heißt bei Strabon Cambyſene, jetzt Kiſik. 4) Der ſüdliche armeniſche Paß, welchen Pompejus und nach ihm Canidius Baſſus durchbrach, er folgte der Stromenge des Kur und Aragus, zweier Flüſſe, welche vor ihrer Vereinigung durch zwei, 16 Stadien von einander entfernte, Feſten, nämlich Harmozica und Seumara beherrſcht wurden [6]). Jetzt bemerkt man hier nur einen Paß an der Rechten des Kur, nämlich bei dem Caſtell Zsgetta (Mzgetta) unweit Tiflis. Dieſe zum Gebiete des alten Iberiens gehörige jetzige Hauptſtadt Gruſiens entſtand erſt im 5. Jahrh. nach Chr. Geb. und Abulfeda nennt ſie die Hauptſtadt Gurgiſtans (Georgiens oder Gruſiens). Vergl. überhaupt außer Strabon, Plinius, Dionyſius Periegetes, und deſſen Commentator Euſtathius, Appianus, Dio Caſſius, Plutarchus in Pompejo, Tacitus' Annalen, Ptolemäus insbeſondere, und Pomponius Mela. (Die Beſtimmung der alten Städte Iberiens nach Ptolemäus und Plinius, welche Mannert a. a. O. verſucht hat, iſt ſehr unſicher.) (*Rommel.*)

2) **Iberia**, einerlei mit **Hispania** (ſ. d. Art.).

IBERINGAE. Es iſt zu verwundern, welchen Umfang des Ptolemäus Kenntniſſe von Indien haben. Seine Geographie bietet uns das Ganze der geographiſchen Kenntniſſe des 2. Jahrh. nach Chr. Geb. dar. Von beinahe **270** Örtern (Strabon hatte nur fünf Städte genannt) hat er die Länge feſtzuſetzen geſucht. Es iſt daher nicht

4) Vgl. Ritter's Erdkunde. Bd. II. S. 891. 966 ꝛc. Wenn Ritter (a. a. O. S. 810) bemerkt, daß die iberiſche Hauptſtadt Harmozica wol ein dem Ormuzd geweihter Ort war, ſo ſteht dieſem die Ableitung und Namensähnlichkeit von Horumzighe (römiſche Feſtung) entgegen, wie denn Reineggs (II, 87) dieſen Namen vorgefunden haben will. Derſelbe hält auch der Bauart wegen Zsgetta (Mzgetta) für eine alte römiſche oder griechiſch-römiſche Feſtung.

5) Nirgends Arrabon, wie Reineggs, Ritter, und vor ihm Mannert in der Geographie der Griechen und Römer, 1820. Bd. IV. S. 403, angibt. 6) Da man bei dieſer Strabon'ſchen Beſchreibung, wie Mannert glaubt, nicht wol an den jetzigen Fluß Arakui denken kann (der ſonſt mit dem Strabon'ſchen übereinſtimmt), weil dieſer, aus dem Kaukaſus gegen Süden in den Kur fallend, nicht wol den Eingang von Armenien her decken konnte, ſo nimmt derſelbe an, daß der ſüdliche Aragus des Strabon ein anderer, ſechs Meilen ſüdlich von Tiflis in den Kur fließender, Strom ſei. Indeſſen muß man nicht vergeſſen, daß die nordarmeniſche Grenze vor Alters ſehr weit nördlich reichte.

mehr auffallend, wenn wir im Ptolemäiſchen Indien Völkernamen finden, die wir ſelbſt heute nicht beſſer zu beſtimmen wiſſen. Zu den nur aus Ptolemäus bekannten Völkerſchaften gehören die Iberingae, welche jener Geograph in die India extra Gangem ſetzt. Auf der Mannert'ſchen Karte Indiens ex mente Ptolemaei folgen in ſüdlicher Richtung von den Emodusgebirgen die Aminachae, die Indaprathae, die Iberingae mit der Stadt Sagoda. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IBERIS nannte Linné (Gen. n. 804) eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 15. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Siliculosae der natürlichen Familie der Cruciferae (Cruciferae Pleurorrhizeae Thlaspideae *Candolle*). Char. Der Kelch offenſtehend, an der Baſis gleich (ohne Höcker), mit vier hinfälligen Blättchen; die vier Corollenblättchen ungleich, die beiden äußern größer; das Schötchen ſehr zuſammengedrückt, an der Spitze abgeſtutzt-ausgerandet, zweiklappig, zweifächerig, zweiſamig, mit herabhängenden Samen; das Würzelchen an den Samenlappen anliegend. Die 26 Arten dieſer Gattung, welche Candolle (Syst. II. 398. Prodr. I. p. 178) aufzählt, ſind faſt alle im ſüdlichen Europa einheimiſch, als ein- und zweijährige, ſelten perennirende Kräuter, oder niedere Sträucher und Staudengewächſe mit abwechſelnden, einfachen oder halbgefiederten Blättern, einfachen Trauben oder Doldentrauben, und weißen, zuweilen wohlriechenden, oder lilaſarbigen Blumen. Außer Europa finden ſich nur zwei Arten in der Krim: Ib. taurica *Cand.* (l. c.. Ib. ciliata *Willdenow* sp. pl.) und Ib. vermiculata *Willd.* (Ib. saxatilis var. *Cand.*), eine in Kleinaſien: Ib. cappadocica *Willd.*, die in Sicilien einheimiſche Ib. semperflorens *L.*, vielleicht auch in Perſien, und eine zweifelhafte, Ib. linearifolia *Cand.* (l. c., Lepia linifolia *Desvaux*, Journ. de Bot. III. p. 166 et 181) in Neuholland. Über einen großen Theil von Europa verbreitet, auch im mittlern Teutſchland, auf Saatfeldern wächſt: 1) Ib. amara *L.* (Sp. pl., Engl. bot. t. 52, Ib. linifolia Schkuhr, Handb. Taf. 179), ein ſpannenhohes, einjähriges Pflänzchen, mit lanzettförmigen, zugeſpitzten, ſchwach gezähnten Blättern, traubenförmigen weißen Blüthen und kreisförmigen Schötchen, mit einem ſchmalen Ausſchnitt an der Spitze. Das Kraut enthält einen bittern Stoff, wie Cardamine amara *L.* Außerdem finden ſich noch zwei Arten im mittlern Europa, welche aber vielleicht nur als Abarten von Ib. amara gelten dürfen. 2) Ib. intermedia *Guersent* (Bullet. de la Soc. philom. n. 82. t. 21) unterſcheidet ſich von Ib. amara durch zweijährige Dauer, ſtumpfere Blätter und eiförmige, an der Spitze abgeſtutzte, oder mit einem breiten Einſchnitte verſehene Schötchen, und wächſt auf Kalkfelſen zwiſchen Rouen und Duclair. 3) Ib. bicolor *Reichenbach* (Flor. excurs. II. p. 659), am Odenwalde gegen Würzburg hin, unterſcheidet ſich von Ib. amara nur durch ſtumpfere Blätter und abgeſtutzte, kaum ausgerandete Schötchen. Von den übrigen Arten werden mehre als Zierpflanzen in Gärten gezogen, am häufigſten 4) Ib. umbellata *L.* (Sp. pl., *Gärtner*, De fruct. t. 141, Schkuhr a. a. O., Bot. mag. t. 106),
ein glattes, fußhohes Sommergewächs, mit oberhalb
gem Stengel, lanzettförmigen, langzugeſpitzten, unter
geſägten, oberhalb ganzrandigen Blättern, doldentra
gen Blüthen und lilaſarbigen, ſeltener weißen Blum
Iſt in Griechenland, Italien und Spanien einheim
und an manchen andern Orten verwildert, z. B. auf
holländiſchen Stranddünen. Die brennend-ſcharfen,
len, flachen, gelben Samen dieſer Art waren fr
unter dem Namen Bauernſenf, Semina Thlasp
cretici officinell. Die in Teutſchland häufig vorkomm
Ib. nudicaulis *L.* bildet eine eigene Gattung: Tees
lia *R. Brown* (ſ. d. Art.). Die heilſame Iberis
Alten (ἰβηρις *Dioscorides*, Mat. med. II, 205. Ib
Plin. H. N. 25, 49) gehört zwar nicht zu der eben
gehandelten, aber doch zu einer nahe verwandten Gattu
ſie heißt jetzt Lepidium Iberis *L.*, und wird in ein
Pharmakopöen noch unter dem alten Namen Herba
ridis aufgeführt. (*A. Spreng*

IBERSHEIM, evangel. Filialdorf, das zum G
herzogthume Heſſen und zum Canton Oſthofen gehört
nahe am Rhein liegt. Es hat 36 Häuſer und 352
wohner, darunter 211 Mennoniten, 108 Evangel.
33 Katholiken ſind. Der Ort hat außer einer Menn
tenkirche mit der Schule, 22 Branntweinbrennereien.
weit des Dorfes hatten die Römer ein Castrum st
vum, und es wurden hier ſchon Sarkophage, Gerä
Penaten, eine Ara mit Jupiter's und Juno's B
Opfermeſſer und Münzen ausgegraben. Die Grafen
Leiningen trugen den Ort urſprünglich vom wormſer D
capitel zu Lehen, und Friedrich von Leiningen verka
im J. 1285 die Voigtei und den Gerichtszwang
teutſchen Hauſe zu Coblenz auf Wiederkauf. In den Jah
1468 und 1519 kam das Ganze an Kurpfalz. (*Wagn*

IBERUS. 1) Bei der Darſtellung des aſiatiſchen
riens zwiſchen dem kaſpiſchen Meere und dem Pon
Euxinus nennt der einzige Plinius (VI, 10) den Ibe
einen Fluß, welcher ſich in den Cyrus, jetzt Kur, ergi
Mannert iſt in ſeinem Norden Europa's S. 403 der
nung, daß der von Strabon (XI. p. 500 edit. *Casau*
genannte Arragon oder Arrabon ein Nebenfluß des
rus, kein anderer, als der Iberus des Plinius ſei.
(*S. Ch. Schirli*

2) Fluß in Hispania Tarracon., ſ. unt. d.
Hispania.

Iberus (Zool.), ſ. Helix.

IBERVILLE. 1) ein Kirchſpiel im nordamerik
ſchen Freiſtaate Luiſiana, wird begrenzt von den Ki
ſpielen Baton Rouge, St. Helena, Ascenſion, Attaca
und Weſtbaton Rouge, beſteht aus angeſchwemmtem La
des Miſſiſippi, der es durchſtrömt, und erzeugt Ba
wolle, Reis und Zuckerrohr. Die Bewohnerzahl betr
ungefähr 5000, worunter ſich gegen 2300 Sklaven
finden. Der Hauptort heißt Galveſton am Fluſſe,
vielmehr einem Arme des Miſſiſippi, Namens Iberv
und zwar, wo derſelbe zum Fluſſe Armite ſtößt. Di
Ort hat nur einige hundert Einwohner.

2) Fluß, oder vielmehr einer der vielen Arme
Miſſiſippi, die die umliegenden Gegenden bewäſſern, g

Digitized by Google

vier teutſche Meilen unter Baton Rouge von dem Hauptſtrome ab, durchfließt vorgenanntes Kirchſpiel und fällt in den See Maurepas. Den größten Theil des Jahres iſt dieſer Arm faſt ganz ausgetrocknet, und kaum drei Monate lang ſchiffbar, und dann nur für Fahrzeuge, die unter drei Fuß im Waſſer gehen. (*J. C. Schmidt.*)

IBETIBI-BOBOCA iſt nach Surian's Angabe der karaibiſche Name einer Pflanze, welche Linné Epidendrum ciliare genannt hat. (*A. Sprengel.*)

Ibeum, ſ. Ibiu.

Ibex, ſ. Capra Ibex.

IBI, Villa im Govierno de Xirona der ſpaniſchen Provinz Valencia, mit 3200 Einw., die ſich zum Theil mit Wollenſpinnerei beſchäftigen und beträchtlichen Schneehandel treiben. (*R.*)

Ibiara *Daud.*, ſ. Caecilia tentaculata *Linn.*

IBI-ARIBA heißt nach Markgraf in Braſilien ein Baum, welchen Juſſieu unter dem gleichfalls braſiliſchen Namen Andira (And. racemosa *Lamarck.* S. d. Art. Andira u. Geoffraea) beſtimmt hat. (*A. Sprengel.*)

Ibich, ſ. Simonswald.

Ibicter (nicht Ibycter) (Zool.), ſ. Polyborus.

IBI-PITANGA iſt nach Markgraf und Piſo der braſiliſche Name eines Baumes, welchen Linné unter der ſynonymen Bezeichnung Plinia rubra und Eugenia uniflora in das Syſtem aufgenommen hat. (*A. Sprengel.*)

IBIRA oder Embira heißt nach Markgraf in Braſilien ein Strauch, welchen Linné Xylopia muricata genannt hat. (*A. Sprengel.*)

IBIRABA. Unter dieſem braſiliſchen Namen thut Markgraf eines Baumes Erwähnung, welcher vielleicht zu der Gattung Lecythis gehört. (*A. Sprengel.*)

IBIRACEN. Ein braſiliſches Wort, welches Süßigkeit bedeuten ſoll, und nach Piſo einer nicht genau zu ermittelnden Art Süßholz beigelegt wird. (*A. Sprengel.*)

IBIRA-OBI iſt nach Markgraf der braſiliſche Name einer Art Eiſenholz (Pao-ferro der Portugieſen), deren Stelle im Syſtem bis jetzt unbeſtimmt iſt. (*A. Sprengel.*)

IBIRA-PITANGA heißt nach Markgraf bei den Eingeborenen Braſiliens der Braſilienholzbaum (Pao-Brezil der Portugieſen, Caesalpinia brasiliensis *Linn.* und C. echinata *Lamarck*). (*A. Sprengel.*)

IBIRA-REMA. Unter dieſem braſiliſchen Namen erwähnt Piſo ohne weitere Beſchreibung einen Baum, welcher ſtark nach Knoblauch riechen und deſſen geſtoßene Rinde in Umſchlägen gegen ſchleichende Fieber der Kinder dienlich ſein ſoll. (*A. Sprengel.*)

IBIS oder Ilibis, eine Stadt oder ein Caſtell in Heptanomis, wo eine römiſche Beſatzung lag *). (*R.*)

IBIS (Aves). 1) Von Lacepède aufgeſtellte Gattung der Sumpfvögel mit folgenden Kennzeichen. Der Schnabel iſt dreimal länger als der Kopf, dünn, gebogen, an der Baſis erweitert, an der runden, ſtumpfen Spitze platt. Der Oberkiefer iſt der ganzen Länge nach gefurcht, die Naſenlöcher ſtehen an deſſen Wurzel, ſind länglich ſchmal, mit einer Haut umgeben, welche die Furche bedeckt. Geſicht und oft ein Theil des Kopfes und des Halſes nackt, die Füße ziemlich ſchmächtig, über den Knieen nackt, vierzehig, die drei vordern Zehen bis an das erſte Glied mit einer Haut verbunden, die Hinterzehe lang, auf der Erde aufliegend, die Flügel von mittler Größe, die zweite, dritte und vierte Schwungfeder die längſten, der Schwanz mit 12 Steuerfedern. Dieſe Vögel leben geſellſchaftlich und in Monogamie, und bewohnen die heißen Erdſtriche beider Continente.

1) I. Falcinellus (Courly d'Italie *Buff.* Planch. enl. n. 819. Tantalus Falcinellus *Gmel.* Latham cum var. β. Naumann, Vögel. Nachtr. Taf. 28. Ibis Falcinellus, Auctor. recentior. Das erwachſene Männchen. Tringa autumnalis Haſſelquiſt, Reiſe. S. 306. Numenius viridis *Brisson*, Ornith. V. p. 326. t. 27. f. 2. [Descript. opt.] Tantalus igneus et Tantalus viridis Auctor. Descript. de l'Egypte. pl. 7. [fig. sinistra opt.] Der zweijährige Vogel.) Beim erwachſenen Männchen ſind die Zügel und die Gegend um die Augen ganz nackt, grün, mit grauen Rändern, die Wangen, die Stirn und der ganze Oberkopf ſind mit ſpitzigen, purpurfarbenen, metalliſch glänzenden Federn beſetzt, die Ohrengegend, Kinn, Kehle, der ganze Hals, alle untern Körpertheile, die obern Flügeldeckfedern, der Oberrücken und die vordern Schulterfedern ſind zimmtkaſtanienbraun, etwas ins Purpurfarbene ſchillernd, die hintern Schulterfedern, Rücken, Steiß, die obern Schwanzdeckfedern, der After und die dem Rücken zunächſt liegenden Schwungfedern ſind erzgrün, ſchwarz, purpurfarben, metalliſch glänzend, die Schwungfedern übrigens alle glänzend erzgrün. Der Schnabel iſt ſchwarzgrün, mit bräunlicher Spitze, die Iris braun, die Füße ſchwarzgrün. Die ganze Länge iſt $1^{1}/_{4}$—2 Fuß. Das Weibchen iſt dem Männchen ähnlich, doch aber etwas kleiner. Der zweijährige Vogel iſt dem Erwachſenen ſehr ähnlich, Kopf und Oberhals aber ſchwarzbraun, mit feinen weißen Längsſtrichen, Unterhals, Bruſt, Bauch und Schienen ſchwarzgrau, je nach dem Alter mehr oder weniger ins Kaſtanienbraune übergehend, auch der Oberrücken und die Oberſchultern ſind mehr oder weniger geſättigt lebhaft kaſtanienbraun. Der junge Vogel hat die weißen Striche am Kopfe breiter und zahlreicher, und iſt unten mehr ſchwarzgrau. Dieſer Vogel lebt als Zugvogel in Europa, beſonders häufig in Polen, Ungern, der Türkei, in Öſterreich, Baiern, der Schweiz, in mehren Gegenden des übrigen Teutſchlands und in Italien; er findet ſich ſelten in Holland und England, und geht bis nach Island hinauf. Häufig iſt er in der uraliſchen Wüſte, um das kaspiſche Meer, in Sibirien und den nahe liegenden Ländern, in Ägypten, auf den Inſeln Celebes und Java. Er hält ſich an den Ufern der Flüſſe auf, und lebt von Muſcheln, Inſekten, Würmern und kleinen Waſſerpflanzen. Bei den alten Ägyptern war dieſer Vogel ebenſo wie der folgende heilig gehalten, und man findet von ihm ebenfalls Mumien.

2) I. religiosa (Numenius Ibis *Cuvier*, Annal. du Mus. d'hist. nat. T. IV. p. 116. t. 53. [tab. 52. et tab. 54.] Ibis religiosa *Savigny*, Hist. nat. et my-

*) *Cellarii* Not. orb. ant. P. III. p. 70.

tholog. de l'Ibis [1805]. t. 4. *Vieillot*, Nouv. Dictionnaire d'Hist. nat. XVI. p. 9. Der erwachſene Vogel. Abou-Hannes *Bruce*, Voy. V. p. 203. Tantalus aethiopicus *Latham* [Descript. non satis accurat.], Descript. de l'Egypte. t. 7. [fig. dextr. opt.] Der junge Vogel). Der Hals und der ganze Kopf bis über die Mitte ſind nackt und ſchwarz, der Schwanz und das ganze übrige Gefieder ſind weiß, mit Ausnahme der ſchwarzgrauen glänzenden Spitzen der Schwungfedern; die Schwungfedern der zweiten Ordnung ſind bis an die Spitze ſchwarz, violett, grün, glänzend, und ihre Fahnen ſo verlängert und zerſchliſſen, daß ſie den ganzen Steiß und den Schwanz zum Theil verdecken. Die Schenkelgegend und die vordern größern Flügeldeckfedern gehen ins Röthliche über. Schnabel und Füße ſind ſchwarz, die Iris hellbraun, die Länge 22—23 Zoll. Dies iſt die Farbe des erwachſenen Männchens und Weibchens. Der jüngere Vogel iſt an den Wangen und am Halſe ſparſam mit weißen, flaumigen Federn beſetzt, Kopf und Hinterhals ſind braun, mit dunklern Strichen, der ganze Unterleib, Flügel und Schwanz weiß, mit Ausnahme der Spitzen der erſten Schwungfedern, welche roſtbraun ſind, die Zügel und die Seiten der Stirn ſind nackt und ſchwarz. Dieſer Vogel wohnt häufig als Zugvogel im untern Ägypten, Nubien, Äthiopien und Senegambien einzeln oder in kleinen Heerden von 8—10 Stück, welche ſich ebenfalls geſellig zuſammenhalten, an friſch überſchwemmten Orten, wo er ſich von kleinen Schnecken nährt. Er kommt zur Zeit der Nilüberſchwemmung nach Ägypten und verläßt es wieder, wenn dieſe vorbei iſt, wo er dann in der Mitte des Junius nach Äthiopien zieht. Wenn die Nilgewäſſer hoch ſteigen, ſo zieht er ſich nach höhern Gegenden, und hält ſich dann um die Reisfelder auf. Es gibt wol wenig Perſonen, welche dieſen Vogel nicht kennen, oder wenigſtens nicht von ihm hätten ſprechen hören. Durch die Verehrung, deren er ſich im alten Ägypten erfreute, hat er eine Art von Berühmtheit erlangt. Sie wird durch die Geſchichte des ägyptiſchen Volks ſelbſt nicht nur beſtätigt, ſondern auch durch erhaltene Denkmäler und durch Ibismumien, ohne welche über dieſen Vogel der Alten vielleicht noch Ungewißheit herrſchte. Bei dem Einbalſamiren des Ibis verfuhr man folgendermaßen: Zuerſt wurden die Eingeweide herausgenommen, dann brachte man die Flügel in ihre natürliche Lage, und legte den Kopf dergeſtalt an die linke Seite herab, daß der Schnabel etwa um einen Zoll unter dem Schwanze vorragte, dann bog man die Beine im Knie nach der Bruſt herauf. Der ganze Vogel ward nun in Erdharz getaucht und dann mit Binden dicht umwickelt, über welche man wieder andere in verſchiedenen künſtlichen Richtungen kreuzte. Das Ganze brachte man in ein kegelförmiges Gefäß, das man mit einem Deckel ſorgfältig ſchloß, den man übrigens auch verkittete. Die Mumie ward nach ſolcher Einbalſamirung in den Vogelgewölben in der Ebene von Saccara oder in den Katakomben beigeſetzt, aus denen man in den neuern Zeiten, beſonders aus denen von Memphis und Theben, mehre ſolcher Mumien hervorgeholt hat, ſodaß ſie jetzt wol in keinem Muſeum

fehlen. Nur in Folge der angeblichen Dienſte, welch
Ibis Ägypten leiſtete, verehrte ihn dieſes ſeinerſeits
der als eine glückbringende Gottheit. Er zerſtöre,
man, die geflügelten und giftigen Schlangen, welc
Anfange des Frühjahrs Arabien verließen, um nach Äg
zu wandern. Der Ibis ginge ihnen entgegen in
Engpaſſe, durch welchen ſie ihren Weg nehmen mi
wo er ſie angriff und alle zerſtörte. Was am m
dazu beigetragen hat, dieſe Fabel zu verbreiten, iſ
Stelle im Herodot, in welcher er vorgibt, dieſen E
geſehen zu haben, wo, ſagt er, hier und da die Kn
und Wirbelſäulen dieſer geflügelten Schlangen aufge
waren. Nach ihm haben Cicero, Pomponius Mela,
lin, Älian, Ammian und andere dieſe Geſchichte wied
zählt, mehr oder weniger mit dem erſten Schriſt
übereinſtimmend. Möglich, daß es dieſe allgemein
breitete und ohne Prüfung ſelbſt bis auf unſere Zei
genommene Meinung war, welche Veranlaſſung z
manchen irrigen Erzählungen über dieſen Vogel ge
hat. Man wollte ihn immer mit den Eigenſchafte
gabt ſehen, welche ihm die Alten beigelegt hatten,
lich Schlangen zu tödten und zu freſſen, und ſo ver
ſelte man ihn bald mit den Störchen, bald mit ei
Reiherarten, ja ſogar mit einem Geier. Savigny, im
genſatz von jenen alten Schriftſtellern, die wir eben n
ten und ſelbſt einiger neuern, meint dagegen, daß die A
ter vielmehr dieſen Vogel deswegen verehrt hätten,
ſeine Erſcheinung in Ägypten das Austreten des Nils
gekündigt habe, und nicht aus dem Grunde, daß er
Land von giftigen Schlangen befreite.

Was übrigens der Grund zur Ibisverehrung
immer geweſen ſein mag, ſo bleibt doch das wahr,
man ihn als eine Gottheit betrachtete; man erzog ih
den Tempeln, ließ ihn ungeſtört in den Städten he
gehen, ja man beſtrafte ſogar denjenigen mit dem T
der, wenn auch durch Zufall, einen dieſer Vögel get
hatte. Er war der Gegenſtand zahlreicher Allego
man mengte ihn mit in die Myſterien der Iſis und
Oſiris, manchmal ſtellte man die Iſis dar in menſchl
Geſtalt, aber mit einem Ibiskopfe. Der Geiſt eines
Natur abergläubiſchen Volkes ſchafft gleich Fabeln.
nahmen dann den Ibis als den Gott Toth oder Me
an, der unter dieſer Geſtalt im Lande erſchien, um
Menſchen über Künſte und Wiſſenſchaften und die N
ihrer Götter zu belehren. Man legte ihm eine jungf
liche Reinheit bei, und glaubte, daß er ſich durch
Schnabel befruchte. Auch ſchrieb man ihm eine un
ſtörbare Liebe zum ägyptiſchen Lande zu, deſſen W
zeichen er gleichſam war, eine Liebe, die ſo groß
ſollte, daß er in jedem andern Lande eines freiwill
Hungertodes ſtürbe. Selbſt den Federn dieſes Vo
legte man eine ſolche Kraft bei, daß damit berührte K
kodile nicht blos in große Furcht geriethen, ſondern ſ
manchmal davon ſtarben. Die Prieſter, welche ſich,
noch heutzutage in manchen Ländern, eifrig beſtreb
das Volk in Dummheit und Aberglauben zu erhal
ſorgten dafür, daß ſolche Mährchen ſich immer mehr
breiteten, und behaupteten auch noch, daß auch nach

Digitized by Google

Tode des Vogels deſſen Fleiſch ſich unverdorben erhalte. Wir ſchließen endlich dieſe Reihe von Fabeln, welche wir nicht einmal vollſtändig mittheilen können, noch mit dem Wunder, welches Pierius erzählt, daß nämlich der Baſilisk aus einem Ibisei entſtehe, in welchem ſich alles Gift der Schlangen concentrirt habe, die der Vogel verzehrte. Es ſcheint, als wenn die neuern Ägypter die Verehrung ihrer Voraltern nicht geerbt haben; denn ſie machen auf mancherlei Weiſe Jagd auf den Ibis, und eſſen ſogar ſein Fleiſch, ungeachtet Moſes daſſelbe unter die unreinen Speiſen ſetzte.

Ob man gleich viel über den Ibis der Alten geſchrieben hat, und ſogar mehre ältere Schriftſteller, beſonders Herodot, Älian und Plutarch, ziemlich genaue Beſchreibungen hinterließen, ſo iſt er doch ſpäterhin, wie wir ſchon erwähnten, vielfach verkannt worden. Perrault und mit ihm Briſſon und Buffon haben ihn mit dem Tantalus Ibis Linné's verwechſelt. Nach Blumenbach war dieſer und die vorige Art ebenfalls von den Ägyptern verehrt. Cuvier ſelbſt geſteht, daß er ſo lange über dieſen Vogel in Zweifel war, als er nicht Ibismumien unterſucht hatte. Vor Bruce waren wenige einig über dieſen Vogel. Dieſer engliſche Reiſende lehrte ihn zuerſt genauer kennen, und beſchrieb ihn unter dem Namen Abuh-Hannes, den er in Niederäthiopien führt, und welcher Vater Johannes bedeutet, weil er gegen das Johannisfeſt in größerer Anzahl erſcheint, zu einer Zeit, wo in Habeſſinien die Regenzeit beginnt. Cuvier konnte durch ſeine Unterſuchung dasjenige beſtätigen, was Bruce angegeben hatte.

Ägypten ſcheint übrigens nicht mehr das Land zu ſein, welches der Ibis vorzugsweiſe bewohnt. Man findet ihn daſelbſt nur in kleiner Anzahl, während einer gewiſſen Jahreszeit, und er kommt ſelbſt nicht einmal nach Kairo. Sein Verſchwinden aus einer Gegend, in welcher er nach Herodot ſo häufig war, daß man bei jedem Schritt einem begegnete, mag entweder von der Veränderung, welche die Natur des Landes erlitten hat, da es jetzt zu unfruchtbar und trocken iſt, um ihm hinlängliche Nahrung zu gewähren, herrühren, oder vielleicht iſt es auch die Jagd, die beſtändigen Verfolgungen, die ihn verſcheucht haben. Nach den Angaben, welche indeſſen die Bewohner jener Gegenden an Savigny machten, erſcheint er allerdings noch dort, doch nur zur Zeit der Nilüberſchwemmung, und zieht wieder hinweg, wenn dieſe vorüber iſt. Dieſer Wegzug, welcher gegen die Mitte des Monats Junius ſtattfindet, ſcheint mit ſeiner Erſcheinung in Äthiopien zuſammenzutreffen, wo Bruce ihn kurz nach dieſer angegebenen Zeit ankommen ſah. Während eines Theils des Jahres befindet er ſich in Niederägypten, wo er den Namen Abu-mengu trägt, welches ſo viel als Sichelvater bedeutet.

Wenn eine Geſellſchaft Ibis ſich auf friſch vom Waſſer verlaſſene Ländereien niederläßt, ſo ſieht man dieſe Vögel ganze Stunden lang auf einer Stelle unaufhörlich den Schlamm mit ihrem Schnabel durchwühlen, wobei ſie ſich dicht an einander halten. Man ſieht ſie nie wie andere Waſſervögel laufen oder Sprünge machen, ſondern ſie gehen Schritt für Schritt. Älian ſagt, daß der Gang des Ibis ſich nur mit dem einer geſetzten Jungfrau vergleichen laſſe, ſo langſam und gehalten ſei derſelbe. Die Nahrung des Ibis ſind einſchalige Weichthiere (Schnecken). Er ſoll vier weißliche Eier legen und 28 Tage brüten.

3) I. Macei (Numenius de Macé *Cuvier*, Annal. du Mus. d'hist. nat. IV. p. 125). Der vorigen Art ſehr ähnlich, weicht aber in Folgendem ab. Der Schnabel iſt länger, weniger gebogen, nur die andere Schwungfeder iſt an der Spitze ſchwarz. Die Schwungfedern der zweiten Ordnung ſind zart ſchwarz angeflogen und nur wenig zerſchliſſen. Vaterland: Bengalen.

4) I. rubra (Courly rouge du Brasil. *Buffon*, Pl. enl. n. 81. [fig. mala.]. Tantalus ruber *Auctor*, *Wils.* Amer. Ornithol. VIII. t. 66. f. 2. [fig. bona.] Der vierjährige, erwachſene Vogel. *Buff.* Pl. enl. n. 80. [fig. mediocr.] Der Vogel im zweiten Jahre, das Farbenkleid wechſelnd. *Catesby*, Carol. I. t. 83. Tantalus fuscus *Auctor*. Der junge Vogel. *Lesson*, Ibis *Edw.* Glean. t. 350. [fig. satis bona.] Tantalus minutus *Auctor*. Ibis Leucopygus *Spix*, Av. Brasil. t. 88. [fig. bona.] Der junge Vogel von 7—8 Wochen). An dem erwachſenen, vierjährigen Vogel iſt die Augengegend, die Wangen zum Theil, der vordere Stirntheil, welche Theile alle nackt ſind, ſowie die Füße fleiſchröthlich, der übrige Theil des Kopfes und das ganze übrige Gefieder iſt durchaus zinnoberfarben blutroth, nur ſind die Schäfte aller Schwungfedern weiß, die Spitzen der vier äußerſten Schwungfedern ſchwarz, ſtark violett und ſtahlglänzend. Der dreijährige Vogel iſt durchaus roſenfarben auf dem Rücken, mit einigen zinnoberrothen Federn, die gedachten Flügelſpitzen ſind weniger glänzend, der Schnabel bläſſer. Der junge Vogel, in das Farbenkleid des zweijährigen übergehend, hat einen gelblichen, roſenfarb überlaufenen Schnabel, der gefiederte Theil des Kopfes und der ganze Hals iſt am Grunde bräunlichgrau, der ganze Körper unten auf weißem Grunde roſenfarbig überwaſchen, Flügel und Schwanz ſind wie bei dem zweijährigen Vogel. Der Nacken iſt meiſt ſchwarzbraun gefleckt. Am einjährigen Vogel iſt der befiederte Kopf und der Hals braungrau, heller gerandet, Ober- und Unterrückenſchulterfedern, obere Flügeldeckfedern ſind braungrau, ebenſo Schwung- und Steuerfedern, doch ſchmuziggrau ſchillernd, Steiß- und Flügeldeckfedern, Schenkelfedern und der ganze Körper bräunlich, unten überwaſchen, am Steiße rein weiß. Die Füße ſind überhaupt blaßroth, der Augenkreis weißlich grau, die ganze Länge iſt 21—24 Zoll. Lebt überhaupt im ſüdlichen Amerika, und wandert im Julius und Auguſt in die gemäßigten Gegenden des nördlichen, er hält ſich geſellig an den Küſten der See, der Flüſſe und Sümpfe, und ſucht bei der Ebbe nach kleinen Schnecken und andern Waſſerthieren; zur Nachtzeit ſetzt er ſich haufenweiſe auf nahe Bäume. Er macht an der Erde aus trockenen Blättern ein Neſt und legt grauliche Eier.

Nach dieſer Art läßt Wagler Ibis alba (Courly blanc d'Amérique *Buff.* Pl. enl. n. 915. Tantalus albus *Gmel. Lath.* Ibis alba. *Vieill.* *Wils.* Americ.

Digitized by Google

Ornith. VIII. p. 63. t. 66. f. 3. Tantalus loco *Gmel.* Tantalus alb. rar. *β. Lath.* Ibis Coco *Vieill.*) Dann folgen:

Ibis Nudifrons (Le Curucau rosé *Azar*, Voy. n. 365. Ibis infuscata Lichtenſt., Berl. Doublettenverzeichn. S. 75. Ibis Nudifrons *Spix*, Aves Brasil. t. 85.

Ibis dentirostris (Courlis verd de Caj. *Buff.* Pl. enl. p. 280. Tantalus cajennensis *Gmel. Lath.* Ibis sylvatica *Vieill.*).

Ibis Guarauna (Numenius americanus fuscus *Briss.* V. p. 330. Numenius Gaurauna *Lath. Viell.* Scolopax Guarauna *Linn. Gmel.* Curucau à cou varié *Azar*, Voy. n. 364. Numenius Chilii *Vieill.* N. D. VIII. p. 303. *Id.* encycl. méth. p. 1155. n. 7. Ibis Guarauna Lichtenſt., Berl. Doublettenverz. S. 75).

Ibis chalcoptera (Ibis chalcoptera *Vieill.* N. D. XVI. p. 9).

Ibis papillata (Ibis mameloné *Temm.* Pl. col. t. 304).

Ibis calva (Ibis *Briss.* V. p. 347. Courly à tête nue du Cap de b. esp. *Buff.* Pl. enl. p. 567. Tantalus calvus *Gmel. Lath.* Ibis calva *Vieill.* Tantalus niger, *Auctor*). Der Oberhals zum Theil, und der Kopf an den Seiten nackt, die Stirn und der Oberkopf ſchildähnlich, mit einer am Hinterkopfe etwas erhabenen, zinnoberrothen Haut bekleidet, der Schnabel roth, der übrige Hals, der ganze Rumpf, Flügel und Schwanz aus dem Schwarzen ins Erzgrüne, die obern Flügeldeckfedern etwas ins Purpurfarbene ſchillernd. Das Weibchen iſt dem Männchen ähnlich, das Schild aber niedriger. Die Iris iſt braun, die Füße röthlich, die ganze Länge beträgt 26—28 Zoll. Lebt in Afrika am Cap der guten Hoffnung. Wagler läßt nachſtehende Arten folgen:

Ibis fuscata (Courly brun de Luçon *Sonner.* Voy. p. 85. t. 47. Tantalus manillensis, *Auctor.* Ibis fuscata *Vieill.* Encycl. méth. Livr. 93).

Ibis cristata (Courly huppé de Madagascar *Buff.* Pl. enl. n. 841. Tantalus cristatus, *Auctor*).

Ibis plumbea (Curucau de couleur de plomb *Azar*, Voy. n. 636. Ibis coerulescens *Vieill.* N. D. XVI. p. 18. Ibis plumbea *Temm.* Pl. col. t. 235).

Ibis Onycercus (Ibis Onycercus *Spix*, Av. Brasil. t. 87).

5) Ibis Hagedasch. Geſicht und Oberkiefer des Schnabels ſchwarz, Unterkiefer roth, mit ſchwarzer Spitze, der übrige Theil des Kopfes, der Hals und der ganze Kopf grau, der Rücken etwas in das Grünliche ſchillernd, die obern Flügeldeckfedern erzgrau, die Schwungfedern der erſten Ordnung und die Steuerfedern ſchwarz, ſtark erzglänzend.

(Tantalus Hagedasch *Sparrmann. Lath. Gmel.* Tantalus cafrensis *Lichtenst.* Catal. Hamb. Bechſtein in Lath. Überſ. S. 432. Meyer, Zool. Annal. I. S. 154.) Ganze Länge 2 Fuß 6—7½ Zoll, die Füße ſchwärzlich, ſtark. Lebt am Cap der guten Hoffnung heerdenweiſe, nährt ſich von Wurzeln, beſonders von Zwiebeln, bringt die Nächte auf den Bäumen zu und iſt ſehr furchtſam, heißt bei den Coloniſten Hagedasch und delde, bei den Hottentotten z'Ta z'Rai-z'Re'ne. W ler führt noch auf:

6) Ibis Melanopis (Le Mandurria ou Curu *Azar*, Voy. n. 362. Coricaca *Markgr.* Ibis M nopis *Forst.* Icon. inedit. t. 117. *Vieill.* Tant Melanopis *Gmel. Lath.* Synop. V. t. 79. [Copia bulae Forsterianae cum descriptione accuratissi Courly à col blanc de Caj. *Buff.* Pl. enl. n. Tantalus albicollis *Auctor.* Tantalus Locul var. *β. Lath.*

2) Ibis *Lesson* (Aves). Eine Familie der S zenläufer, mit folgenden Kennzeichen: Der Schnabe meiſt ſehr lang, vierſeitig, an der Wurzel ſtark, im hältniß zur Länge ſchwach, bogenförmig, Oberkiefer et länger als der untere, an jeder Seite deſſelben, von Wurzel bis zur Spitze, eine tiefe Furche; Naſenlö klein; Flügel ſpitzig, faſt ſo lang als der Schwanz, ſer gerundet oder gerade, kurz; Hälfte der Schienb nackt; die drei Vorderzehen an der Wurzel ſchwach d Haut verbunden, Hinterzehe fehlt, oder iſt kurz und ſitzend, oder auch ziemlich lang und in gleicher Höhe den übrigen. Hierher nur die Gattungen Aerolia *V lot* (Falcinellus *Cuvier*), Numenius *Auctorum. cor.* (D. *Th*

IBITOS (Hibitos oder Xibitos), Indianervolk Huallaga im öſtlichen Peru, welches jetzt nur noch zwei Dörfern der ſogenannten Mision alta, d. h. Huallagathales oberhalb des Pongo, anzutreffen iſt. W ſcheinlich ſind die Ibitos ebenſo wenig die urſprüngli Bewohner dieſer Gegenden, als die Cholonen, Yuri guas u. and., die entweder von den Miſſionairen den öſtlichen Urwäldern herbeigeführt, oder in vorgeſchi lichen Zeiten, durch ſiegreiche Feinde gezwungen, die des Ucayale und Maranhon verließen, und endlich Fuße der Anden ſich von Neuem anbauten. Sie kom erſt gegen Ende des 17. Jahrh. in den Miſſionsberich der Franziskaner vor, und ſcheinen zu keiner Zeit be ders zahlreich oder durch kriegeriſche Unternehmungen Weißen furchtbar geweſen zu ſein. Was von ihnen übrig iſt, bewohnt die Miſſion Sion und Valle am H laga und ein Dörfchen (Bellavista) auf dem nahen hange der Anden. Die Geſammtzahl mag ſich auf Seelen belaufen. Wilde Reſte des Volkes ſind nicht kannt. Die Ibitos, obgleich ſo wenig zahlreich, ſpre dennoch eine von allen Dialekten von Maynas verſc dene Sprache, und zeichnen durch ſtrenge Behaupt ihrer Nationalität und daher abzuleitenden Haß gegen Nachbarn ſich aus. Körperlich ſind ſie wohlgebildet, deſſen nur von mittler Statur, gewöhnlich gegen 60 liſche Zoll hoch. Die Weiber ſind häßlich, und al ungemein frühzeitig. Der natürliche Charakter der dianer hat ſich ungeachtet des langen Umganges mit Weißen wohl erhalten, und kann dem geſitteten Eu päer niemals gefallen, oder ihn an die Unbefangenheit Kindesalters erinnern, die man gemeiniglich am Nat menſchen vorausſetzt. Die Gewöhnung an europäiſ Waaren, Furcht vor den unciviliſirten Stämmen ihrer ei

Digitized by Google

nen Race, und der Zwang der weltlichen Regierung, hindern allein den Ibito, in die Wälder zurückzukehren, denen er entfremdet iſt ſeit einem Jahrhunderte. Eigentliche Liebe zur Civiliſation beſitzen ſie nicht, und deshalb lernen ſie die Quichuaſprache, die einmal in Peru überall eingeführt iſt, nur weil ſie das Geſetz der Miſſionen zwingt. Dem Trunke ſind ſie im hohen Maße ergeben, ſcheuen jede anhaltende Arbeit, und ſinken überhaupt wie alle Indiervölker von Maynas außerordentlich ſchnell in ihre ehemalige Rohheit zurück, ſeit die Miſſionen, der alten Form nach, aufgehört haben, und an die Stelle der Mönche eine Claſſe ſehr unwiſſender Beamteter getreten iſt. Ihre ſonſtigen Sitten, ihre häusliche Lebensart, ihre geringe Kunſtfertigkeit und ihr Aberglaube ſind denjenigen des benachbarten Volkes der Cholones völlig gleich. (Umſtändliche Nachrichten über dieſe in Pöppig's Reiſe durch Chile, Peru ꝛc. II, 320 fg.) Übrigens gelten ſie als geſchickte Kahnführer auf dem ihnen zunächſt bekannten außerordentlich gefährlichen Theile des Huallaga, zwiſchen Sion und der Mündung des Rio San Miguel, und haben eine Art von Privilegium des Transports der herumziehenden Krämer innerhalb ihres Diſtrikts. Ihr Hauptſitz iſt das Dorf Sion unter 8° 20′ (annähernd, nach Smyth und Lowe) am linken Ufer des Huallaga, in einer kleinen Ebene gelegen, und von ſchönen Wäldern umgeben, die ſich bis an die nicht weit entfernten Vorberge der Anden erſtrecken. Der Boden iſt um Sion ungemein fruchtbar, das Klima ſehr angenehm, die Plage der Mücken wird wenig gefühlt, aber dennoch herrſcht keine Induſtrie, und das Volk iſt ſichtbar im Abnehmen. Valle, das zweite ihrer Dörfer, liegt in nordweſtlicher Richtung landeinwärts, iſt aber mit dem Huallaga durch einen zur Kahnfahrt geeigneten Fluß verbunden. In beiden Orten befinden ſich ziemlich große, aus Lehmziegeln gebaute Kirchen und ſogenannte Conventos, in welchen ehedem die Franziskanermiſſionarien ſich aufhielten, denen überhaupt das Verdienſt gehört, einen ſehr großen Theil des öſtlichen Peru nach Umſtänden civiliſirt zu haben. (*E. Poeppig.*)

IBISTÁR, Ibiſchdorf, Eibesdorf, ein großes von Sachſen, Walachen und Neubauern bewohntes Dorf, im mediaſcher Stuhle des Großfürſtenthums Siebenbürgen, zwiſchen Bergen gelegen und eine Stunde von Marktſchelken (Nagy-Selyk) entfernt, mit einer griechiſch-unirten und nicht-unirten, und einer evangeliſchen Pfarre, einer griechiſch-unirten und nicht-unirten Kirche, einem evangeliſchen Bethauſe und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

IBIU oder **IBEUM**. Ein Ort in der ägyptiſchen Landſchaft Heptanomis, welchen das Itinerarium des Kaiſers Antoninus nennt und 24 Milliarien nördlich von Hermopolis anſetzt. Die Etymologie des Namens ſchon zeigt, daß die Stadt von der Verehrung des geheiligten Vogels Ibis ihre Benennung erhalten hat. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IBIXUMA iſt nach Markgraf ein braſiliſcher Baum, deſſen unreife, zerquetſchte Früchte eine Art Vogelleim liefern, während die innere Rinde einen klebrigen, ſeifenartigen Schleim enthält. Dieſe Eigenſchaften würden, wie Juſſieu (Dict. des sc. nat. s. h. v.) bemerkt, den Baum der Gattung Sapindus nähern; allein nach den ſehr kurz angegebenen äußern Merkmalen iſt er vielmehr mit Bubroma (Guazuma) verwandt. (*A. Sprengel.*)

Ibiza (Geogr.), ſ. Iviza.

IBLA *Leach* (Mollusca). Eine Gattung der Cirrhipeden, mit vier Schalenklappen, davon das hintere Paar verlängert, ſchwach gebogen, das Bauchpaar kurz, dreieckig, der Stiel walzig, an der Anheftung dünner, mit haarförmigen Fortſätzen bedeckt. Als einzige Art iſt angeführt: I. Cuvieriana, an welcher die Klappen quer geringelt, die laminae gegen den Stiel gerichtet ſind. Das Vaterland iſt nicht genannt. (*D. Thon.*)

Ibla, ſ. Pollicipedia.

IBLIGO, auch **IBLIGINE**. Ein nur von Paul Warnefried (De Gestis Longobard.) angeführter, unbedeutender Ort Oberitaliens in der Landſchaft Venetia, der von den Longobarden beim Einfalle der Avaren befeſtigt wurde, und jenen mit andern Schutz gewährte. Gegenwärtig iſt es vielleicht das Dorf Iplis nahe bei Cividale. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IBLIM, **IBELIN**, bei Benjamin von Tudela Ebalin, den Philiſtern Jabne, den Römern und Griechen Jamnia, in der neuern Zeit Jebna genannt, iſt nur noch ein verfallener Flecken, drei franzöſiſche Meilen von Ramla, auf einem Hügel gelegen. Zu den Zeiten der Kreuzzüge war Iblim aber eine bedeutende Burg, die König Fulko von Jeruſalem einem tapfern Ritter, Balian genannt, verlieh. Balian wird nur als des Grafen Guirlim von Chartres Bruder bezeichnet, und es hat uns einige Mühe gekoſtet, in dieſem Grafen Guirlim den Grafen Wilhelm (Guillaume) zu finden, der bei ſeines Vaters Lebzeiten den Titel eines Grafen von Chartres führte, nachher, wegen Geiſtesſchwäche und durch die Künſte ſeiner Mutter der Erbfolge in Chartres ſowol, als in Champagne, entſetzt wurde, mit einer Erbtochter die Baronie Sully, in Berry, erheirathete, und ſchließlich der Ahnherr der großen Barone von Sully geworden iſt. Gleichwie Guirlim der älteſte, ſo wäre demnach Balian (Balduin) der jüngſte, und in den Genealogien überſehene Sohn des Grafen Stephan, Heinrich genannt, von Champagne (dieſer Graf wurde bei Ramla, den 18. Jul. 1102, getödtet). Balian nahm von ſeiner neuen Beſitzung den Namen an, und vermählte ſich mit Helvis, Balduin's, des Herrn von Ramla Tochter (ſie heirathete nachmals, als Witwe, den Connetable Manaſſes von Hierges), und lebte noch im J. 1147. Er hinterließ die Söhne Hugo, Balduin und Balian II. Hugo, Herr von Iblim, wurde der Gemahl der Agnes von Courtenay, der Tochter des Grafen Joſſelin von Edeſſa, die an König Amalrich I. von Jeruſalem verheirathet geweſen, und ſeit dem J. 1163 geſchieden war. Balduin von J., Herr von Ramla, einer der ausgezeichnetſten Krieger des Zeitalters, ſah die Erhebung Guido's von Luſignan auf den Thron von Jeruſalem mit dem äußerſten Widerwillen, und hielt von nun an das Königreich für verloren. Die Drohungen der Propheten gegen Jeruſalem wiederholend, ſuchte er für ſeine Perſon Sicherheit an dem Hofe von Antiochia (1186). Es ſcheint nicht, daß er in ſeiner Ehe mit Richenza, einer Tochter des Grammont von Beſſan, Nach-

Digitized by Google

kommenſchaft gehabt habe. Nach den Aſſiſen von Jeruſalem ſtellte Balduin von J. nach Napluſa, für die Kirche der Balduine, vier, ſein Bruder, Balian, für die Beſitzungen in Napluſa 15 Reiter; die Baronien Iblim, Jaffa, Askalon, Ramla und Mirabel ſtellten zuſammen 500 Reiter, außerdem mußte Iblim noch beſonders zehn Ritter, und gemeinſchaftlich mit Ramla und Mirabel 150 Sergeanten aufbringen. Balian II., oder der Jüngere von J., wurde Herr von Berſabe und Neapolis, oder Sichem, durch ſeine im J. 1177 vollzogene Vermählung mit Maria Komnena, der Witwe König Amalrich's I. Glücklicher, als ſo viele ſeiner Kampfgenoſſen, entrann er dem verhängnißvollen Schlachtgefilde von Tiberias, und er allein, reich an Jahren, reicher noch an Erfahrung und Tugenden, ſchien den Bewohnern der heiligen Stadt berufen, ſie in dem letzten Kampfe anzuführen. In jedem Betrachte zeigte er ſich des ihm geſchenkten Vertrauens würdig. Die Vertheidigung von Jeruſalem, 20. Sept. — 3. Oct. 1187, gegen ein übermüthiges, ſiegreiches Heer, und gegen die Verräthereien der morgenländiſchen Chriſten, ſtellt den Herrn von J. den größten Feldherren des Jahrhunderts gleich. Als alle Mittel zum Widerſtande erſchöpft, wagte Balian ſelbſt ſich wiederholt in Saladin's Lager, um eine Capitulation zu vermitteln. „Wie ſoll ich einer eroberten Stadt noch Bedingungen gewähren?" ſprach endlich der Sultan, auf ſeine von der Stadtmauer herabwehende Fahne zeigend. Da drohte Balian, er wolle die Tempel, die Paläſte und die Reichthümer der Stadt den Flammen übergeben, die Moſchee Omar's zerſtören, den Stein Jacob's, für alle Muſelmänner ein Gegenſtand der höchſten Verehrung, zertrümmern, die ſarazeniſchen Gefangenen, 5000 an der Zahl, niederhauen laſſen, und Saladin, der ſeinen Gegner kannte, empfand Mitleiden zwar nicht, aber doch Schrecken. Er ſchenkte den Einwohnern das Leben, und geſtattete, daß ſie ſich die Freiheit erkauften, ein Mann mit zehn, ein Weib mit fünf, ein Kind mit zwei Byzantinern; allen Kriegern wurde freier Abzug nach Tyrus oder Tripolis zugeſichert. Die Summen, die zur Vertheidigung der Stadt angewieſen waren, benutzte Balian zur Loskaufung unbemittelter Einwohner, und von mehr denn 100,000 Chriſten, welche die Bevölkerung der heiligen Stadt ausmachten, blieben, in Gefolge ſeiner liebreichen Fürſorge, nicht über 14,000 in der Sklaverei zurück. Balian ſelbſt, oder ſeine Söhne, Johann I., Philipp, Radulf und Hugo, folgten dem Schickſale Guido's von Luſignan, des neuen Königs von Cypern, und erhielten von deſſen Freigebigkeit auf jener Inſel ſehr bedeutende Leben. Johann I., dem ſeine Halbſchweſter, die Königin Iſabella von Jeruſalem, Berytus gegeben, führte auch die Vormundſchaft über ſeinen Vetter, den König Amalrich III. von Jeruſalem, die zwar ſchon im J. 1206, durch des Mündels Tod, ein Ende nahm. Johann ſowol, als ſein Bruder Philipp, befanden ſich in dem Heere, durch welches König Hugo I. von Cypern den Kreuzzug des Königs Andreas von Ungern unterſtützte, und nach Hugo's unzeitigem Ende erhielten beide Brüder, zugleich mit der königlichen Witwe, die Regentſchaft über Cypern. Sie wur-

den hierdurch genöthigt, alsbald nach Hauſe zu
und weil ihnen dünkte, als hätten ſie hiernach das
Annahme des Kreuzes geſprochene Gelübde nicht v
men gelöſt, ſo ſchickten ſie ihrer Schweſter Margaret
mahl, den Herrn Walter von Cäſarea, mit einer
Mannſchaft nach Ptolemais, damit er in ihrem
dem Zuge gen Damiata beiwohne. Der verwitwet
nigin Alicia Eintracht mit den beiden andern Re
war nicht von Dauer. Johann von J. machte zw
ner Söhne wehrhaft, und hatte zu den bei dieſer
genheit veranſtalteten Feſtlichkeiten auch den Lieblin
Königin, den Camerin von Barlas, geladen. Im
wurde dieſer von Toringello, einem Verwandten des
ſes, zufällig oder abſichtlich geſtoßen, und der bel
Günſtling wußte ſich nur durch Meuchelmord zu
Toringello entkam, ſchwer verwundet, den Mördern
die Iblim boten Alles auf, den Urheber des Verbr
zur Strafe zu ziehen. Das ſuchte die Königin ihn
wehren; beſiegt durch den Einfluß des in Cypern ſo
tigen Hauſes, verließ ſie die Inſel, um in Tripoli
Barlas aufzuſuchen. Dahin hatte er ſich ſchon
mit ſeinen Helſershelſern gewendet. Die Brüde
Iblim legten ihrerſeits freiwillig die Regentſchaft
Der Königin kam das nicht unerwünſcht. Überzeugt
Niemand mehr ihrem Willen entgegentreten könne
ſtellte ſie den Barlas zum Statthalter in Cypern.
das Volk, das ſeine Königin nicht mehr achten k
war noch weniger geneigt, ihre Befehle oder Liebhab
ehren. Barlas, überall abgewieſen, kehrte nach Tr
zurück, die Reichsſtände aber erſuchten die Herren
J., ſie möchten ſich nochmals der Regentſchaft unt
hen. Dieſes geſchah, Philipp von J. aber, der ſich
züglich der Liebe des Volkes zu erfreuen gehabt, ſtar
J. 1227. Im Sommer des nächſten Jahres la
Kaiſer Friedrich II., nachdem er endlich ſeinen Kre
angetreten, bei Limiſſo. Er kündigte ſeine Ankunf
durch ein Schreiben, worin er den Herrn von Iblim,
nen liebſten Vetter *), erſuchte, ſich nebſt dem ju
Könige und ſeinen eigenen Kindern bei ihm einzufi
Johann, obgleich bekümmert, daß Camerin von B
und andere Feinde des Hauſes J. ſchon früher Ein
bei dem Kaiſer gefunden, gehorchte dem Rufe, und w
auf das Gnädigſte empfangen. Er und die Seinigen
ſchienen, wegen Philipp's von J. Ableben, in Tra
der Kaiſer befahl ihnen, ſie abzulegen, ſchenkte i
Scharlach zu Hofkleidern und lud ſie auf den folge
Tag zur Tafel. Die Einladung wurde geziemend a
nommen, aber nach aufgehobener Tafel füllte das Ge
ſich mit Bewaffneten. Der Kaiſer, mit einem Male M
und Stimme verändernd, foderte mit großer Hefti
die Rückgabe von Berytus, als einer Zubehörung
Königreichs Jeruſalem, und daß Johann ihm Rechn
von den Einkünften von Cypern ablege, indem dieſe
ſel, ſeit König Amalrich's Zeiten, unter der Oberbot
ßigkeit des römiſchen Reiches ſtehe. Johann entgegn
daß die Einkünfte von der verwitweten Königin bezo

*) Johann von Iblim und der Kaiſerin Jolantha Groſsm
waren Stiefgeſchwiſter.

Digitized by Google

worden ſeien; Berytus habe ihm ſeine Schweſter, die Königin Iſabella von Jeruſalem, zu Lehen gereicht, nachdem weder die Johanniter, noch die Tempelherren, den verfallenen Ort als Geſchenk annehmen wollen. Er ſei nämlich nichts weiter, als ein Steinhauſen geweſen, und auf ſeine Koſten erſt gebaut worden. Die Anweſenden vermittelten zuletzt einen Vergleich, des Inhalts, daß der Herr von J. zwei Söhne und 20 ſeiner Vaſallen zu Geiſeln geben, von ſeiner Verwaltung in Cypern vor dem hohen Rathe des Königreichs Rechenſchaft ablegen und ſich in Anſehung der Herrſchaft Berytus dem Ausſpruche der Stände des Königreichs Jeruſalem unterwerfen ſollte. Iblim zog von dannen, und mit erhöhter Wuth drängten ſeine Feinde ſich um den Kaiſer, dieſem vorzuſtellen, wie gefährlich der Mann werden könne, den er hätte entwiſchen laſſen. Sie riethen, durch gütliche Mittel ihn zurückzubringen, und dann ihn gefangen zu nehmen. Friedrich II., ſeinen Fehler zu verbeſſern, verſchwendete Schmeicheleien und Verſprechungen an den Graukopf, aber dieſer ließ ſich nicht mehr verlocken, ſondern eilte nach Nikoſia. Daſelbſt wollte er ſich vertheidigen, des Kaiſers ſchneller Anzug erlaubte ihm aber nicht, die Mittel hierzu vorzubereiten. Er warf ſich mit einer ſtarken Mannſchaſt in das Schloß St. Hilarion. Die Belagerung ſollte beginnen, da trafen in dem kaiſerlichen Lager Nachrichten aus Apulien ein, von den ſchnellen Fortſchritten der päpſtlichen Völker, die unter Johann's von Brienne Anführung ſchon an 60 neapolitaniſche Plätze eingenommen hatten. Um nicht eine koſtbare Zeit in Cypern zu verlieren, unterhandelte Friedrich nochmals mit dem Herrn von Iblim, und der Kaiſer verſprach, Johann's Söhne und die übrigen Geiſeln freizugeben, alles Geſchehene zu vergeſſen, und ſeine Foderung wegen Berytus dem Ausſpruche der hieroſolymitaniſchen Stände zu unterwerfen. Dagegen ſollte er bis zur Mündigkeit des jungen Königs die Einkünſte von Cypern haben; auch ſollte J. ihm für Berytus die Lehenspflicht leiſten, und ſich mit einer Anzahl Bewaffneter dem kaiſerlichen Heere anſchließen. In Paläſtina, wie in Cypern, war Friedrich's Aufenthalt nur vorübergehend; ſcheidend beſtellte er für Cypeen fünf neue Regenten, den Cameron von Barlas, Amalrich von Beſſan, Gavin von Roſſi, Wilhelm von Rivet und Hugo von Giblet, ſämmtlich als Iblim's Feinde bekannt. Die Regenten, geſtützt auf die von dem Kaiſer zurückgelaſſenen Truppen, übten arge Tyrannei, und nahmen unter andern einem großen Edelmanne, dem Philipp von Navarra, alle ſeine Güter, lediglich weil dieſer als Iblim's Freund ihnen verdächtig ſchien. Johann, hiervon unterrichtet, eilte aus Paläſtina nach dem Inſelreiche zurück, und es kam zwiſchen ihm und den Regenten zum offenen Kriege. Nach mancherlei Abwechſelungen erlitten letztere drei Meilen von Nikoſia eine vollſtändige Niederlage, und es blieb ihnen nichts übrig, als ſich in den wenigen feſten Schlöſſern, die noch für ſie hielten, zu verbergen. Die ſtärkſte dieſer Feſten, St. Hilarion, wurde alsbald von Iblim belagert, und mußte ſich, nachdem die Beſatzung lange dem Mangel getrotzt, ergeben. Endlich vermittelte ein Johanniterritter, Wilhelm von Tivors, einen Vergleich zwiſchen den ſtreitenden Parteien. Die Regentſchaft löſte ſich auf, und alle in ihrem Namen noch beſetzten Plätze wurden übergeben. J. dagegen verſprach, das Geſchehene zu vergeſſen. Wegen der Jugend des Königs übernahm er für einige Zeit noch die oberſte Leitung der Angelegenheiten. Indeſſen konnten Barlas und ſeine ehemaligen Collegen ſich nicht beruhigen; durch lügenhafte Berichte ſuchten ſie den Unwillen des Kaiſers gegen das Haus Iblim zu nähren, und einer Unterſtützung von Apulien her verſichert, häuften ſie in ihren Schlöſſern große Waffenvorräthe, während ſie zugleich ihre Banderien auf alle Weiſe zu verſtärken ſuchten. Ihre Zurüſtungen blieben für Johann kein Geheimniß, und er erfuhr auch durch einen kaiſerlichen Beamten, den er zu gewinnen wußte, daß die in den Häfen von Apulien vorbereitete Expedition nicht nur gegen die Heiden in Paläſtina, ſondern auch gegen das chriſtliche Königreich Cypern beſtimmt ſei. Mit Ruhe und Umſicht traf er Anſtalten zum Widerſtande, fremde Söldner wurden herbeigezogen, gleichwie die Mehrzahl der Veteranen, welche ſeither die Beſatzung von Berytus ausgemacht, dann erging ein Aufgebot durch die Inſel, wonach alle Männer zwiſchen 18 und 40 Jahren die Waffen ergreifen ſollten. Als des Kaiſers Marſchall, **Legatus a latere** und **Justitiarius terrae**, der berühmte Richard, **filius Augeri** (Filangieri), mit ſeiner Flotte vor Limiſſo ſich zeigte, wagte nicht einer ſeiner Verbündeten eine Bewegung, und ein Landungsverſuch traf den hartnäckigſten, von J. ſelbſt geleiteten Widerſtand. Blutig abgewieſen, lichtete Richard die Anker, um Berytus zu überfallen, wo er, nach des Barlas Verſicherung, die Schätze des Hauſes J. finden ſollte. Ohne Kampf drangen die Kaiſerlichen in den Hafen und in die von Vertheidigern entblößte Stadt, aber den Befehlshaber im Schloſſe, den Johann von Gonnem, fanden ſie zu tapferer Gegenwehr gerüſtet, und Johann von J. und ſein königlicher Mündel boten alle ihre Kräfte auf, die wichtige Feſte zu retten. Sie ſetzten ihre Völker zwiſchen Buſtron und Nephrin ans Land, wurden zwar alsbald von Barlas, Roſſi und andern Baronen der Inſel, die zu den Kaiſerlichen übergingen, verlaſſen, fanden aber dagegen unter den Großen des feſten Landes bereitwillige Helfer. Es bildete ſich, um die Rechte des Hauſes J. zu vertheidigen, eine Conföderation, oder die Geſellſchaft des H. Jacob's, und mehre Barone des Königreichs Jeruſalem dienten mit ihren Reiſigen in der Cyprier Heere. In einem Treffen, unter den Mauern von Berytus geliefert, wurden die Kaiſerlichen geſchlagen, und einer von Johann's Söhnen brachte Verſtärkung in das Schloß, und übernahm deſſen Vertheidigung, die Gonnem, an ſeinen Wunden darniederliegend, nicht länger führen konnte, gleichwol erlitt auch das cypriſche Kriegsheer namhafte Verluſte, und ward genöthigt, eine rückgängige Bewegung, bis nach Rus hin, vorzunehmen. Mittlerweile ging ein anderer von Johann's Söhnen nach Ptolemais, um von den venetianiſchen und genueſiſchen Wechslern große Summen zu erborgen, und mit den Reſultaten dieſes Anlehens neue Werbungen anzuſtellen; als er ſeine Rüſtungen zu Stande gebracht, zogen der König von Cy-

Digitized by Google

pern und Johann von J. ihm entgegen, um die willkommene Verſtärkung aufzunehmen. Ihre Entfernung benutzten die Kaiſerlichen, um Berytus zu verlaſſen; die Stadt wurde geplündert und in Brand geſteckt, mit einem Theile ſeiner Völker ging Filangieri nach Tyrus, die Hauptmacht aber warf er auf das von allen Streitkräften entblößte Cypern. Die Inſel wurde großentheils erobert, aber ebenſo ſchnell wieder verloren, da der König von Cypern zur Vertheidigung ſeines Eigenthums aus Syrien herbeieilte, und Johann's von J. Triumph war um ſo vollſtändiger, da jetzt endlich die Ständeverſammlung den Barlas und ſeine Helfer für Rebellen, ihre Güter für verwirkt erklärte. Johann ſchien nicht ungeneigt, auch in Paläſtina ſeine Erfolge weiter zu treiben, erhielt darum vom Papſte Gregor IX., unter der Anwünſchung „nobili viro Joanni de Ibelino spiritum consilii sanioris,“ Abmahnungsbriefe, d. d. Perugia, V. kal. aug. anno IX., und ſtarb, wie es ſcheint, noch in dem nämlichen Jahre 1235. Von den Kindern ſeiner Ehe mit Meluſina, der Tochter eines Herrn von Tyrus, ſind Balian III., Johann, Guido und Balduin zu merken. Balian III. ſetzte des Vaters Kampf in Syrien gegen die Kaiſerlichen fort, und eroberte, da Richard Filangieri nach Europa abgeſegelt war, die Stadt Tyrus. Während er das Schloß noch belagerte, wurde Richard ſelbſt, durch Stürme in den daſigen Hafen zurückgetrieben, genöthigt, ſich an den Herrn von J. gefangen zu geben, und endlich, durch Einräumung des Schloſſes, ſeine Freiheit zu erkaufen. Balian trat die wichtige Eroberung an ſeinen Bruder Johann ab, verkaufte Arſuph, in dem Stamme Ephraim, an die Johanniterritter, und war des Königs Hugo III. von Cypern und Jeruſalem Statthalter in Ptolemais, bis Karl von Anjou, als vermeintlicher König von Jeruſalem, eine Flotte unter Roger's von St. Severino Anführung, nach den Küſten von Syrien ſchickte, um ſeine Anſprüche geltend zu machen. Balian, zu ſchwach, die Stadt zu behaupten, erhielt für ſich, ſeine Familie und ſein Eigenthum freien Abzug, und ſtarb gleich darauf im J. 1277. Seine erſte Gemahlin, Eſchiva, von der allein Kinder, war eine Tochter des Grafen Walter von Mömpelgard und der cypriſchen Prinzeſſin Burgunde. Nach ihrem Tode ſchritt Balian im J. 1255 zur zweiten Ehe mit Placentia, der Witwe des Königs Heinrich I. von Cypern, die ſich aber bereits 1258 durch freie Übereinkunft von ihm trennte. Balian's III. älteſter Sohn, Johann II., Graf von Joppe und Askalon, Herr von Berytus, Statthalter in Cypern, iſt nicht ſo ſehr bekannt durch große Thaten, als durch die auf ſeinen Befehl und unter ſeiner Leitung entſtandene Geſetzſammlung, les Assises et bons Usages du royaume de Jerusalem *). Er ſtarb im J. 1266, alſo noch vor dem

Vater, aus ſeiner Ehe mit der Herzogin Adelheid
Athen, einer Tochter des Guido de la Roche, zwei
ter hinterlaſſend. Die ältere, Iſabella, obgleich vier
an den König Hugo II. von Cypern, an den Engl
Aymard l'Etranger (le Despenser), an Nikolaus
Cäſarea, an Guido von Barlas, verheirathet, ſtarb
Kinder. Die jüngere, Eſchiva, die Erbin von Be
und dem ganzen Reichthume des Hauſes, wurde in
Ehe an Ansfried von Montfort, den Herrn von Th
in zweiter Ehe an den Prinzen Guido von Cypern
heirathet. Balian's III. anderer Sohn, Hugo vo
war mit Maria, der Tochter des Grafen Eudo von
pelgard und der Erbin von Tiberias, der Eſchiva,
heirathet. Balian's III. Bruder, Johann, ebenderje
der zu dem Beſitze von Tyrus gelangte, war Sene
von Cypern, heirathete die Alicia, eine Tochter Ro
des Herrn von Raiphas, und ſtarb 1258. Seine
ter, Iſabella, verlor durch den Tod ihren Bräuti
den König Hugo II. von Cypern; ſein Sohn, B
Herr von Tyrus, hinterließ aus ſeiner Ehe mit
des Johann Gauvain Tochter, vier Kinder, worunte
einzige Sohn, Johann, der noch als Beherrſcher von
rus vorkommt, und in ſeiner Ehe mit Iſabella von
fünf Kinder hatte, Balian, Guido, Alicia, Marg
und Lucia. Von allen fünf wiſſen wir keine Rechen
zu geben. Guido, ein anderer Bruder Balian's III.,
Connetable von Cypern, und hatte in ſeiner Ehe
Philippa, des Heinrich von Barlas oder Barlois
ter, eine zahlreiche Nachkommenſchaft. Eine To
Iſabella, wurde des Königs Hugo III. von Cypern
mahlin. Der jüngſte Sohn, Philipp von J., Sen
von Cypern, erhielt von ſeinem Neffen, dem Könige
rich II., die Statthalterſchaft von Ptolemais. Nach
Falle der Stadt in Cypern weilend, ſuchte er alles
ſtes, den König vor den ehrgeizigen Anſchlägen
Bruders Amalrich zu warnen. Ohne in ſeinem red
Streben Erfolge gehabt zu haben, mußte er gleichw
Königs Unglück theilen. Er und ſein Vetter,
von J., wurden nach Armenien gebracht. Aus zwei
hinterließ Philipp mehre Kinder. Sein älteſter
Balian IV., vermählt mit Alicia von Lambron, we
Vater Guido's, der Großvater der Alicia von J.
duin endlich, Johann's I. jüngſter Sohn, war mit
von Beſſan verheirathet, und Vater von Philipp,
und Balian. Philipp's, des Connetable von Cypern
ziger Sohn, Balian, führte die Titel eines Fürſte
Galiläa und Herrn von Tiberias, lebte aber in unf
barer Ehe mit Alicia, des Königs Hugo III. von C
Tochter. Guido war mit Maria, der Tochter de
nigs Haytho von Armenien, verheirathet, und Vater
Sohnes, Thoras, mit deſſen Kindern, Livo und

*) Als cypriſches Geſetzbuch wurden ſie im J. 1369 von einer Commiſſion von 16 Baronen der Inſel revidirt, ergänzt und beſiegelt, und hierauf am 3. Nov. 1369 in dem Schatze der Domkirche zu Nikoſia niedergelegt. La Thaumaſiere hat dieſe Assises, zugleich mit dem Landrechte von Beauvais, herausgegeben (Bourges und Paris 1690). Einen neuern Abdruck liefern des Canciani leges barbarorum antiquae (Venet. 1781—1792.) 5 Vol. fol. Auch die italieniſche Überſetzung, die im J. 1537 auf Geheiß der
tianiſchen Regierung, durch drei vornehme Cyprioten, den
von Tripoli, Johann Denores, den Franz Attar und den
Cornaro beſorgt worden, iſt im Drucke vorhanden, und z
Venedig gedruckt. Außer Cypern und Jeruſalem hatten di
ſen auch in dem lateiniſchen Kaiſerthume Geſetzeskraft. Die
887 handelt von dem Geſchlechte von Iblim.

Digitized by Google

dieſe Linie erloſchen zu ſein ſcheint. Balian, der Seneſchall von Cypern, hatte, außer den Söhnen Philipp und Jacob, eine Tochter, Alicia, die den König Hugo IV. von Cypern heirathete. Der Tochter aus dem Hauſe J., die Veranlaſſung zu dem Morde König Peter's I. wurde, wiſſen wir ihre gehörige Stelle nicht anzuweiſen. Peter, in ſeiner Raſerei, hatte ſie, um eines unbedeutenden Vergehens willen, verurtheilt, zu einem öffentlichen Baue Steine und Kalk zuzutragen. Täglich pflegte er mehrmals dem Baue nachzuſehen, und dann jedesmal ließ die Edelfrau den Rock, den ſie vorher über den Knien, es mochte wer immer zugegen ſein, aufgeſchürzt hatte, herunter. Von einigen Baronen, welche die Neugierde herbeizog, befragt, warum ſie allein in des Königs Gegenwart ſo ſchamhaft thue, antwortete ſie: „Ehrliche Weiber ſchämen ſich nur in Gegenwart der Männer; in meinen Augen iſt nur der König ein Mann, ihr andern ſeid alle Weiber." Dieſe Worte machten einen gewaltigen Eindruck auf die Anweſenden, und am 18. Jan. 1369 wurde der Tyrann ermordet. Der letzte Mann aus dem ganzen, längſt aber von ſeiner Höhe herabgeſunkenen Geſchlechte, Verius von J., Baron von Macraſigi, war mit Iſabella von Luſignan, aus einer unechten Nebenlinie des Königshauſes, verheirathet, und erlebte den großen cypriſchen Krieg und die Unterjochung der Inſel durch die Türken. (*v. Stramberg.*)

IBLIODURUM, auch **IBLIODUNUM**, eine Stadt der Mediomatrici in der Gallia Belgica, welche nach dem Itiner. Anton. 58,000 Schritte von Durocorturum (Rheims), 17,000 Schritte von Virodunum (Verdun) und 8000 Schritte von Divodurum (Metz) entfernt lag, und jetzt nach Reichard Beauville (Dorf in Lothringen) iſt, oder, wie Biſchoff in ſ. vergl. W. B. angibt, auch Conflans en Jarnisi zwiſchen Metz und Verdun ſein kann. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Iblis, ſ. Teufel.

IBLIS (Castrum Iblis bei Paulus Diakonus), ein Castrum unter den Byzantinern in Friaul. Der Name ſcheint aus Hippopolis (Ἱππόπολις) verdorben, und der Ort unter den Byzantinern ein Pferdemarkt geweſen zu ſein. (*Rumy.*)

IBLOWA, richtiger **IBLOWA-GALLAS**, einer der ſehr vielen Stämme, in welche die Gallas, eine wilde und kriegeriſche Nation Afrika's, die jetzt den größten Theil Habeſſiniens inne haben, zerfallen. Über den Urſprung dieſes Volkes laſſen ſich durchaus keine beſtimmten Angaben feſtſtellen, und man nimmt an, daß ſie aus den innern ſüdlichen, uns noch ſo unbekannten, Ländern Afrika's hervorgebrochen ſind, von der größern Fruchtbarkeit der Gegenden, auf die ſie bei ihren Zügen ſtießen, angezogen wurden, und durch Unterjochung der vorgefundenen, einheimiſchen Völkerſchaften ſich feſtzuſetzen wußten. Die vielen verſchiedenen Stämme ſollen durch eine Sprache verbunden ſein, wodurch die Annahme beſtätigt wird, daß ſie urſprünglich ein einziges Volk bildeten. Nach einer gewöhnlich angenommenen Haupteintheilung zerfallen ſie in die öſtlichen oder Borne-Gallas, und die weſtlichen oder Bertuma-Gallas, und dieſe Hauptabtheilungen wieder in eine Maſſe Stämme mit eignen Häuptlingen, die ſich oft unter einander bekriegen. Nähere und weitläufigere Nachrichten über dieſes Volk ſ. in d. Art. Gallas. (*J. C. Schmidt.*)

IBN (ابن, und zwiſchen zwei Eigennamen بن, Ben, d. i. Sohn), wird von den Arabern in verſchiedenen Zuſammenſetzungen zur Bezeichnung von abhängigen Eigennamen gebraucht, entweder ſo, daß es, um die Abkommenſchaft vom Vater zu bezeichnen, vor dem wirklichen Eigennamen des letztern geſetzt wird, z. B. ابن أسعد, Ibn As'ad, Sohn des As'ad, anſtatt des einfachen Eigennamens des Sohnes, z. B. محمد, Muhammed, oder ſo, daß er anſtatt vor den Eigennamen des Vaters vor den ihm von ſeiner Beſchäftigung (z. B. ابن الجزار, Ibn-el-dschezzâr, Sohn des Fleiſchers, ابن الخباز, Ibn-elchabbâz, Sohn des Bäckers), Heimath (ابن التركماني, der Sohn des Turkomanen, ابن الانباري, der Sohn des Anbari, entweder weil der Vater ſelbſt, oder ſeine Vorfahren, von den Turkomanen abſtammten, oder aus Anbar waren), Würde (ابن أمير الحاج, Ibn Emir el-hâdsch, der Sohn des Emir, der die Pilgercaravane geleitete, ابن الامام, der Sohn des Imam), oder Eigenſchaft irgend einer Art (ابن احنف, Sohn des Krummfüßigen, ابن اكثم, des Großbäuchigen) gegebenen Beinamen, unter dem er vorzüglich bekannt geworden iſt, tritt, oder ſo, daß drittens das Wort Ibn irgend ein Subſtantivum im Genitiv zu ſich nimmt, und ſo ein metonymiſcher Name gewonnen wird, wie ابن ثعلب, Fuchsſohn, d. i. der Schlaue. Oft aber deutet es nicht das Verhältniß des Sohnes zum Vater an, ſondern einen Grad der Abſtammung im Allgemeinen, z. B. vom Großvater, ſodaß der Vater ganz überſprungen wird. Wir nennen hier einige der wichtigſten Männer der Muhammedaniſchen Welt, die unter einem mit Ibn zuſammengeſetzten Namen ſich Berühmtheit verſchafft, und unter ihm vorzüglich bekannt geworden ſind, zwar ohne Befolgung der alphabetiſchen Ordnung, aber durch Vorſetzung gehörig markirt.

1. Ibn Abân (ابن ابان) heißen drei arabiſche Schriftſteller, wovon der älteſte in das zweite, der Andere in das vierte, und der Dritte in ein unbekanntes Jahrhundert der Muhammedaniſchen Zeitrechnung gehört. Der erſte, ein Omajjade und aus Kufa abſtammend, mit vollſtändigem Namen Abu Muhammed Jahja Ben Saîd Ben Abân, ſchrieb eine Geſchichte der kriegeriſchen Streifzüge Muhammed's unter dem Titel: Maghâzi resûl allah (مغازي رسول الله) und ſtarb 194 (d. i. 809 oder 810); der zweite, Ahmed Ben Abân aus Spanien, beſchäftigte ſich mit Lexikographie und Grammatik, und hinterließ einen Commentar zu dem bekannten grammatiſchen

Digitized by Google

Werke des Sibaweih. Er ſtarb 382 (992 n. Chr.). Der dritte Gelehrte des Namens endlich, Isa Ben Abân, ein Schüler des Muhammed Ben el-hosein, war ein Juriſt, dem wir ein Werk über die Zeugnißablegungen vor Gericht (الشهادات) und ein anderes über die Anomalien (العلل ?) im Recht verdanken. Wann er gelebt, iſt unbekannt; er gehörte aber der Hanefitiſchen Sekte an.

2. Ibn Abbâr (ابن ابّار, Sohn des Nadlers), Name zweier Gelehrten: 1) Ahmed Ben Dschafar Chulani aus Spanien, der 433 (1041 oder 1042 n. Chr.) ſtarb und ein Werk, betitelt: Insectatio scribarum (اعقاب الكتاب, *Haji Chalfa* I. n. 934) hinterließ. 2) Abu Abdallah Muhammed Ben Abdallah Ben Abi Bekr Codhâî, aus Valencia abſtammend und der Philologie befliſſen, der im J. 658 (1260 n. Chr.) oder das Jahr darauf einen gewaltſamen Tod fand. Sein hiſtoriſches Werk: Tohfet el-câdim (donum advenienti oblatum, cf. *Haj. Ch.* II. n. 2642) iſt eine Nachahmung der von Abu Bahr Safwân Ben Idris herausgegebenen hiſtoriſchen Schrift: Zâd el-mosâfir (Viaticum iter facientis). Derſelbe hinterließ auch eine Geſchichte Spaniens, deren Hadſchi Chalfa (II. n. 2165) gedenkt, unter dem Titel: Moschkil el-silet.

3. Ibn Abd-elberr. Abu Omar Juſuf Nemiri aus Cordova, Sohn des Abdallah und Enkel Muhammed's, gewöhnlich Ibn Abd-elberr genannt, Imam und berühmter Gelehrter ſeiner Zeit, vorzüglich in der Traditionslehre und deren Hilfswiſſenſchaften, die er auch in Cordova lehrte, und zwar ſo, daß er nach dem einſtimmigen Urtheile ſeiner Biographen in der Überlieferungskunde keinen ſeines Gleichen hatte, und hierin für den Weſten das war, was Abu Bekr Ahmed Ben Ali, der Kanzelredner (Chatib), in Bagdad für den Oſten. Mit derſelben Wiſſenſchaft hing auch ſeine Kenntniß des Rechts zuſammen, und außerdem war er in Geſchichte, Genealogie und Anthologik wohl bewandert, wie auch die von ihm hinterlaſſenen Werke hiervon volles Zeugniß geben. Er bereiſte ſowol den Weſten als den Oſten ſeines Vaterlandes Spanien, wohnte zu Denia, Valencia und Setabis in verſchiedenen Zeiten, verwaltete das Richteramt in Osbuna (Liſſabon) und Senterin (Santarem), und genoß die Achtung des dortigen Herrſchers Mothaffer Benelaſtas in hohem Grade. Er ſtarb in Setabis (شاطبة) 1071 in einem Alter von faſt 95 Mondenjahren. Unter ſeinen zahlreichen Werken heben wir die folgenden heraus: 1) Ein Hilfsbuch zu der großen Traditionsſammlung Mowatta vom Sektenhaupte Mâlik, das das Auffinden der Gedanken und Autoritäten erleichtern ſollte, bekannt unter dem Titel: Temhîd (*Haj. Ch.* II. n. 3594). Es iſt nach der alphabetiſchen Reihenfolge der Namen der Scheiche geordnet, welche Mâlik anführt, und enthält nicht weniger als 70 Abtheilungen oder Hefte. 2) Ein ähnliches Werk unter dem Titel: Istidzkâr (*H. Ch.* I. n. 605), oder Erinnerungsbuch, eine Aufzählung der verſchiedenen Glaubensanſichten der Imame in | größern Städten, und Andeutung der Gedanken und | ſtoriſchen Überlieferungen im Werke Mowatta. 3) Ist (*H. Ch.* n. 631), eine erſchöpfende und vollſtändige | mentliche Aufzählung der Gefährten des Propheten. | ſehr geſchätztes Werk, deſſen nähere Einrichtung im | Ch. am angezeigten Orte nachzuſehen iſt. 4) Eine u | faſſende Darſtellung der Wiſſenſchaften und ihres Wert | (ع بيان العلم وفضله وما ينبغي في روايته وحمله), vielleicht ein und daſſelbe Werk mit dem „W | der Wiſſenſchaft (Fadhl el-ilm)“ überſchriebenen Tract | Vgl. *H. Ch.* II. n. 3920. 5) Erſchöpfende Antwor | (*H. Ch.* I. n. 101). 6) Regeln bei Erlernung der W | ſenſchaft (ib. n. 311). 7) Hinreichende Belehrung ü | die Recenſion des Koran nach Nâfi und Abu Amru | n. 1094). 8) Eine Apologie der drei orthodoxen Sek | des Mâlik, Abu Hanîfa und Schâfii (ib. n. 1325). | ſcheint daſſelbe Werk die Biographien der genannten | Männer, oder wenigſtens des Abu Hanifa, einzuſchließ | 9) Sattſame Belehrung (El-Kâfi) über die abgeleite | Rechtsſätze der Malikiten in 15 Bänden. 10) Ein W | über die Beinamen (كتاب الكني). 11) Das B | des Verſtandes und der Verſtändigen (كتاب العقل والعقلاء). 12) Ein Tractat über das Erbſchaftsr | (Ferâïdh). 13) Eine Genealogie der Araber und P | ſer unter dem Titel: El-Casd we El-Emem ila an | El-Arab we El-Adschem. 14) Ein kleineres W | über die Stämme der Araber und ihre Genealog | 15) Ein kurzer Abriß der feindlichen Streifzüge und E | fälle der Araber und Muhammed's unter dem Titel: | Perlen (El-Dorer). 16) Eine Auseinanderſetzung | verſchiedenen allegoriſchen Auslegungen des Koran (*H.* | II. n. 20[illegible]9). 17) Eine Schrift zur Traditionsſamml | des Bokhâri (*H. Ch.* II. n. 3908). 18) Eine Anth | gie in 124 Capiteln unter dem Titel: Behdschet el-m | dschâlis, die Zierde der Unterredungen (*H. Ch.* II. | 1923), welche er dem obengenannten Mothaffer widm | Auszüge daraus hat *Ibn Challikân* n. 847, und n | ihm *Abulfeda*, Annal. Mosl. III, 218 sq. Vgl. a | *d'Herb.* und *Hamak.*, Spec. Catal. p. 157 (577).

4. Ibn Abd rabbihi (der Sohn des Dieners | nes Herrn), oder gewöhnlich, aber nicht richtig, I | Abd Rabbou, mit vollſtändigem Namen Abu Or | Ahmed Ben Muhammed, war aus Cordova und ſt | auch daſelbſt. Seinen Ruhm begründete er vorzüg | als Dichter und Philolog, und hat ſich denſelben a | durch ſeine nachgelaſſenen Schriften geſichert. Unter | Khalifen Spaniens ſpendete er ſein Lob in geprieſe | Caſiden dem Sohne Muhammed's, Mondzir. Da | 246 im Ramadhan (d. i. zu Ende des J. 860) gebo | wurde und im erſten Dſchomâdi 328 (d. i. zu Anfa | des J. 939) ſtarb — Andere geben das J. 326 an | ſo wurde er faſt 80 Jahre alt, obwol ihn ſchon me | Jahre vor ſeinem Tode ein Schlagfluß, der ihm die |

Digitized by Google

Seite lähmte, getroffen hatte. Seine wichtigſte Schrift iſt „das Halsband (العقد, Icd)," welche die verſchiedenartigſten Gegenſtände enthält, und von ſpätern Schriftſtellern ſehr oft citirt wird. Sie beſteht aus 25 Büchern, deren jedes in zwei Theile zerfällt und irgend einen Edelſtein zur Überſchrift hat. Sie ſind auch zwei Auszüge dieſes Werkes vorhanden. Ferner hat er nach Ibn Challikân und Caſiri, der mehre Proben ſeines Dichtertalents mittheilt, einen ſchönen Diwan in 20 Büchern hinterlaſſen, und Hadſchi Chalfa nennt von ſeinen Werken noch ein Irschâd fi el-loghat (Tom. I. n. 506, wo er falſch Muhammed heißt) lexikaliſchen Inhalts, und ein Lobâb (d. i. Mark oder das Beſte) über die Kenntniß der Wiſſenſchaft und der Humaniora (لباب في معرفة العلم والآداب). Vgl. *Ibn Chall.* n. 45. Anthol. gramm. ed. *de Sacy*. p. 443 (49), und deſſen Chrest. I, 398 (19). *Abulf.*, Ann. Mosl. II, 410. *Casir.*, Bibl. I, 157. II, 134.

5. **Ibn Abi'lasba'. Zeki-ed-dîn Abu Muhammed Abd el-atzîm Ben Abd-el-wâhid**, vorzüglich unter obigem Namen bekannt, lebte früher zu Cairowan und dann in Ägypten, und zeichnete ſich vorzüglich als Rhetoriker aus. Seine Schriften beziehen ſich großentheils auf dieſe Wiſſenſchaft, wie die im Tom. II. des Hadſchi Chalfa befindlichen Angaben (n. 1713. 1736. 1799. 2730) deutlich beweiſen. Außerdem ſchrieb er ein kurzes gedrängtes Werk in vier Abſchnitten über die Arithmetik (الموجز المفيد), und über die Geheimniſſe, welche hinter den myſteriöſen Anfangsbuchſtaben einiger Suren verſteckt ſein ſollen (الخواطر السوانح في اسرار الفواتح). Er ſtarb im J. 654 (d. i. 1256 n. Chr.). Noch kennt man von einem zweiten Ibn Abi'lasba' (Abd-el-aziz Ben Temmâm aus Irak) eine Caſide über die Alchymie, die Eidemir, der Sohn des Dſcheldeki, commentirte. Wann jener lebte, iſt unbekannt.

6. **Ibn Adam. Kemâl-ed-dîn Abu'lmotzaffer Muhammed** aus Herat in Perſien, daher Herewi genannt, war ein nicht ganz unbedeutender Schriftſteller, der im J. 414 (d. i. 1023) ſtarb. Seine Werke finden ſich im Hadſchi Chalfa verzeichnet, Tom. I. n. 293. (p. 208.) 825. 1255. Auch ſchrieb er einen Commentar zur Hamâſa des Abu Temmâm und zum Diwan des Motenebbi.

7. **Ibn el-athîr** (ابن الاثير), gemeinſchaftlicher Name dreier Brüder, die ſich, jeder auf ſeine Weiſe, in dem Gebiete der Wiſſenſchaft auszeichneten. Unter allen ragt am meiſten der mittelſte hervor. **Abu'lhasan Ali Ben Abi'lkerem Muhammed**, mit dem Ehrennamen Izz-ed-dîn (Ruhm der Religion), wurde in Meſopotamien in der Stadt Dſchezîret Ibn Omar im J. 555 (am 4. des Dſchomâdi I, d. i. gegen die Mitte des J. 1160) geboren, und wuchs auch daſelbſt auf, weshalb er auch El-Dschezeri (الجزري, d. i. der aus Dſchezîret) heißt. Doch verließ er ſeinen Geburtsort bald, da ſich ſein Vater mit ſeinen Söhnen bleibend nach Moſul begab. In dieſer Stadt fand ſeine Lernbegierde vielfache Befriedigung, indem er nicht nur die Schule des Abu'lfadhl Abdallah Ben Ahmed, des Kanzelredners aus Tus, und anderer Gelehrte deſſelben Rufes beſuchte, ſondern auch im Auftrage des Herrſchers von Moſul mehre Male behufs öffentlicher Angelegenheiten nach Bagdad reiſen mußte, und dieſe Reiſen für die Wiſſenſchaft zu benutzen ſuchte. Auch auf ſeiner Pilgerreiſe nach Mekka berührte er die Khaliſenſtadt, und Ibn Challikân und Abulfeda nennt uns die Lehrer, deren Vorleſungen er hauptſächlich beſuchte. Gleichen Eifer, ſich zu belehren, bewies er in Damaskus und Jeruſalem, und nach ſeiner Rückkehr zog er ſich in Moſul ganz zurück, einzig und allein der Wiſſenſchaft lebend, die ihm ſeine ausgezeichnetſten Werke aus dieſer Periode verdankt. In ſeinem Hauſe verſammelten ſich die gebildetſten Einwohner Moſul's, und Fremde machten es ſich zur Aufgabe, ihn zu beſuchen. Auch ſein Biograph, Ibn Challikân, ſah ihn öfter in Haleb, wohin er ſich im J. 626 (1228 oder 1229) an den Hof des Eunuchen (Tewâſchi) Togrîl, der Atabek des Melik Aziz war, begeben hatte. Nachdem er hier die größte Aufmerkſamkeit genoſſen, reiſte er nach 627 (1229) abermals nach Damaskus, und das Jahr darauf von Neuem nach Haleb, kehrte aber alsdann nach Moſul zurück, und ſtarb daſelbſt 630 (im Schabân, d. i. in der Mitte des J. 1233). Unter ſeinen Kenntniſſen ragten die geſchichtlichen alter und neuer Zeit hervor, und nach dieſen die der Traditionslehre und ihrer Nebenwiſſenſchaften. Ebenſo war er mit der Genealogie der Araber und ihren wichtigſten Begebenheiten auf das Innigſte vertraut. Unter ſeinen Werken ſteht das von Abulfeda (ſ. deſſen Bekenntniß in der Vorrede zu Ann. Mosl. und im Werke ſelbſt IV, 390) und Pococke (Spec. hist. Ar. p. 370) benutzte Univerſalgeſchichtswerk, betitelt: Das Vollſtändige (El-Kâmil), hervor. Es umfaßt daſſelbe die Zeit von Erſchaffung der Welt bis zum J. 628 (1231), und beſteht nach Hadſchi Chalfa aus 13 (nach Abulfeda aus 23) Bänden. Bis jetzt möchte das Werk vollſtändig kaum in Europa aufzufinden ſein; doch beſitzen einzelne Theile die Bibliotheken von Leyden (nach Jourdain in der Biogr. univ.) und Oxford (in der Bodlejana n. 693. 694. 696. 784). Vgl. auch Sparvenf. N. VII. und über ſeine Fortſetzer und Überſetzer vgl. Hadſchi Chalfa und d'Herbelot. Ferner hinterließ er 2) Eine Geſchichte der Schüler Muhammed's unter dem Titel: Der Löwe des Waldgebirges. Er erwähnt daſelbſt nicht weniger als 7500 Gefährten deſſelben. Vgl. H. Ch. I. n. 637. 3) Einen Auszug aus den Genealogien des Sem'âni, der um ſo wichtiger iſt, als das Originalwerk nicht mehr anzutreffen iſt. Ebendaſ. n. 1350. 4) Eine kleine Geſchichte der Atabeke von Moſul. Ein ſchon in der Biogr. univ. aufgedeckter Irrthum, als ob die von de Guignes und Wilken unter dem Titel: Ibret uli el-absâr (vgl. Not. et Extr. I, 542) benutzte Geſchichte der ſyriſchen Atabeke dieſen Ibn-elathîr zum Verf. habe, iſt auch hier zu rügen, indem der Verf. der letztern ein

ganz anderer Ibn-elathir iſt. Ebenſo iſt auch de Roſſi (Dizion. stor. degli autori Arabi, p. 43) zu berichtigen. Vgl. H. Ch. unter Ibret (عمرة). 5) Exemplum studiosi. H. Ch. II. n. 3584; denn der dort ganz kurz genannte Ibn-elathir iſt doch wahrſcheinlich der unſerige. 6) Der große Sammler über die Wiſſenſchaft in der Rhetorik, die man die Expoſition (بيان) im Arabiſchen nennt. Ebendaſ. II. n. 3944. 7) Ein Werk über den heiligen Krieg (كتاب الجهاد). *Cf. Reland.* Dissert. misc. Pars III. p. 17 sq. und H. Ch. Vgl. *Ibn Chall.* n. 471. *Poc.*, Spec. hist. Ar. p. 367 u. 370. Eichhorn's Repert. Bd. 2. S. 32—34. *Abulf.*, Annal. Mosl. IV. p. 398 sq. und die Anmerk. *de Rossi* l. c. *Hamak.*, Spec. Catal. p. 164 (not. 586). Um eilf Jahre älter war ſein Bruder

Abu'lseâdât Mobârek; mit dem ehrenden Beinamen Madsch-ed-dîn, d. i. Preis der Religion. Auch er wurde in Dſchezîret Ibn Omar 544 (1149 oder 1150) geboren, und ſcheint ſeine zweite Vaterſtadt Moſul wenig verlaſſen zu haben, wie aus ſeiner mehr abhängigen obgleich hohen Stellung daſelbſt auch leicht zu erklären iſt. Zuerſt nämlich bekleidete er die Stelle eines Lieutenant oder Stellvertreters (نائب) des Herrſchers von Moſul, Modſchâhid-ed-dîn Caïmaz, und nachdem dieſer Fürſt geſtürzt war, trat er als Chef der geheimen Kanzlei (ديوان الرسائل) in den Dienſt des Izz-ed-dîn Mes'ûd. Nach dem Tode des Letztern ſcheint er bei deſſen Sohne Nur-ed-din Arslanſchah zwar jene hohe Stelle nicht lange innegehabt zu haben, doch blieb er in ſeinen Dienſten, da auch ſeine Biographen ihm als Geheimſchreiber volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Nur erſt nach eingetretener Lähmung an Händen und Füßen zog er ſich ganz von öffentlichen Geſchäften zurück und lebte dem ſtillen Kreiſe der ihn beſuchenden Großen und Gelehrten. Sein Vermögen vermachte er einem Kloſter, das er in einem nahe bei Damaskus gelegenen Flecken errichten ließ. Die gewonnene Muße ließ ihn nicht unthätig ſein, ſondern machte ihm die Herausgabe mehrer auf die Koranexegeſe, Traditionslehre und Grammatik bezügliche Werke möglich. Die vorzüglichſten derſelben ſind: 1) El-Insâf, d. i. justa dijudicatio, ein großer Commentar zum Koran, der hauptſächlich die Vereinigung der beiden von Thalebi und Zamachſcheri herausgegebenen Commentare beabſichtigt. H. Ch. Tom. I, 1362. 2) Ein grammatiſches Werk unter dem Titel: El-Bedî'. S. a. a. O. Tom. II. 1755. 3) Die unter dem Namen „Die Söhne und Töchter" unter den Überlieferern der Ausſprüche Muhammed's bekannten Traditoren. A. a. O. n. 1943. 4) Der Sammler der Grundlagen der Überlieferungen des Propheten. Ein großes Werk, das er in drei Grundpfeiler eingetheilt hat. A. a. O. n. 3869 und Bibl. Medic. Catal. n. CLIV. Bibl. Bodl. n. 1061 und Bibl. Casir. n. 574 u. 575. 5) Die Edelſteine und Perlen, Dictata und Briefe oder Abhandlungen des Vezir Dſchelâl-ed-din Ali Isfahâni enthaltend. Sein Titel

iſt: El-Dschewâhir we El-Leâlî. 6) Eine San
lung ſeiner eigenen Sendſchreiben (Diwân el-resâ
7) Eine Überarbeitung des unter dem Titel: Fosûl,
Ibn-eldehhân in einer größern und kleinern Ausgabe
ſorgten grammatiſchen Schrift. 8) Das Buch der
ter und der Mütter. 9) Auswahl (Mochtâr) über
lobenswerthen Eigenſchaften der Frommen. 10) E
ähnliche Auswahl von Gebeten und Lobeserhebungen
lah's. 11) Ein Werk, betitelt: Der Endpunkt (Nihâ
über die ſeltenen Ausdrücke in den Überlieferungen,
nutzt von Pococke in der Port. Mos. p. 56 u. 120,
endlich 12) eine grammatiſche Schrift unter dem Ti
El-Bâhir, der Glänzende. H. Ch. II. n. 1619.
bârek ſtarb 606, d. i. 1209 oder 1210. Vgl. *Ab*
Ann. Mosl. IV, 240. *Ibn Chall.* n. 562. *Poc.*, Sp
p. 367. *d'Herb.* unter Athîr, und die Zuſätze
Reiske. *de Rossi* l. c. p. 42. Der jüngſte ent
der drei Brüder, der im J. 558 im Monat Scha
(in der Mitte des J. 1163) zu Dſchezîret geborene

Abu'lfat'h Nasrallah, mit dem ehrenden Be
men Dbija-ed-dîn (Leuchte der Religion), war noch n
Staatsmann als ſeine Brüder, und diente als ſol
mehren Fürſten aus dem Hauſe der Ejjubiden. Nach
er mit ſeinem Vater 579 (1183) nach Moſul gez
und ſeine Studien im Koran, der Traditionslehre,
Lectüre der alten und neuen Dichter, der Rhetorik
Grammatik vollendet, und vorzüglich ſein Gedächtniß
Auswendiglernen bis zu einem bewundernswürdigen G
geübt hatte, begab er ſich an den Hof des berühn
Salâh-ed-din (April 1191), trat auf kurze Zeit in ſ
Dienſte, und übernahm auch in demſelben Jahre das
zirat bei deſſen Sohne, Melik Afdhal Nûr-ed-dîn,
dem er auch nach des Vaters Tode in die Reſidenz
maskus ging, wo er die Verwaltung der Regierung
ſchäfte im weiteſten Umfange übernahm. Wie beka
ging Damaskus nicht nur, ſondern auch Ägypten
ſeinen Herrn verloren, und das vielleicht nicht
Schuld des Veziers, der überhaupt bei den Untertha
nicht ſehr beliebt geweſen zu ſein ſcheint, wie ſeine V
folgung in Sarkhad beweiſt. Erſt in Samoſata w
er ſich wieder vor ſeinen Herrn, und blieb bei ihm
zum J. 1211, wo er ſich in den Dienſt deſſen Bru
zu Haleb, Melik Tzâhir, begab, aber wahrſcheinlich n
ſehr gut aufgenommen oder ſehr bald wieder entla
wurde, weil wir ihn binnen Kurzem wiederum in M
zurück ſehen. Hier beſchäftigte er ſich theils mit
Wiſſenſchaften und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, theils
fand er ſich auf Reiſen, wie wiederholt in Arbela, S
dſchâr, Damaskus, wo er zehn Jahre verweilte, und
letzt in Ägypten. Endlich ſtarb er zu Bagdad zu E
des J. 1239, wohin er in Aufträgen des Herrſchers
Moſul gereiſt war. Seine Werke ſind hauptſächlich ſch
geiſtigen und ſtyliſtiſchen Inhalts, da er eine große
zahl Gedichte auswendig wußte und in der Styliſtik
Meiſter gilt. Ich nenne unter denſelben folgende v
1) Die gezierte Schmückung (الوشي المرقوم), in
Abſchnitten, enthaltend die Löſung oder Analyſe von

Digitized by Google

dichten, Koranverſen und Traditionen des Propheten. Er verweiſt auf daſſelbe bisweilen im 2) Buche über die Regeln, die der Secretair und Dichter zu beobachten hat. Es hat dieſes den Titel: المثل السائر, und galt als Muſterſchrift für die Folgezeit. Vgl. H. Ch. 3) Das ſtyliſtiſche Werk: المعاني المخترعة في صناعة الانشآء (ſtatt مخترعة lieſt Sáfedi مبتدعة, und H. Ch. hat ſich ganz im Verf. geirrt), und 4) ein ähnliches unter dem Titel: الجامع في صنعة الترسّل. Auch kennt man von ihm eine poetiſche Anthologie, die er aus den berühmteſten alten Dichtern zuſammentrug. Vgl. *Ibn Chall.* n. 773 und *Abulf.*, Annal. Mosl. IV, 142.

8. **Abu'lhasan Ali, Ibn-elbewwâb**, der Sohn des Thürſtehers, das ſein Vater Hilâl war, genannt, führte auch den Namen Ibn-elsitri, oder des Sohnes des Vorhänglers, d. h. der den Dienſt an dem dem Eintritt vorgezogenen Vorhang hat. Wichtiger iſt er uns durch die Berühmtheit, die ihm ſeine Kunſt im Schönſchreiben verſchaffte, in der er alle ſeine Vorgänger übertraf, und mit allen ſeinen Nachfolgern wetteiferte. Er gilt als das allgemeine Vorbild in der Kalligraphie, war aber auch ſonſt unterrichtet und gab den Erzähler an der Kathedrale in Bagdad ab. Ibn Challikân (n. 468) und Abulfeda (Ann. Mosl. III, 54) nennen ſeine Lehrer in verſchiedenen Fächern, und Tydeman (Consp. oper. Ibn Chalic. p. 3 u. 4 in der Anmerkung) gibt ſeine Verdienſte um die Schreibekunſt aus ſeinem Schriftſteller genauer an. Er ſtarb nach Ibn Challikân 413 (1022) oder 423 (1032), nach Abulfeda 412 (1021) oder 413, und hinterließ ein Gedicht, auf Râ ausgehend, über die Schreibkunſt, deſſen Hadſchi Chalfa nebſt Commentar genauer gedenkt.

9. **Ibn-elcutija**, der Sohn der Gothin. **Abu Bekr Muhammed Ben Omar**, gewöhnlich Ibn-elcutija genannt, ſtammte eigentlich aus Sevilla, er aber war in Cordova geboren, beſuchte auch die Schulen der gelehrten Männer beider Städte, und bildete ſich vorzüglich in der Lexikologie und Grammatik aus, war aber auch in der Traditionslehre, Jurisprudenz, Sagengeſchichte ꝛc. bewandert, und zog ſelbſt wieder um ſo mehr Schüler, je älter er wurde. Er ſtarb im J. 367 im Rebî I. (d. i. gegen Ende des J. 977). Warum er Sohn der Gothin heißt, hat uns Ibn Challikân (n. 661) vollſtändig erzählt. Einer ſeiner Vorfahren hatte ſich nämlich mit einer gothiſchen Fürſtin Spaniens verheirathet, und dieſer Großmutter zu Ehren hießen die Nachkommen Ibn-elcutija. Unter ſeinen Schriften ſteht oben an ſeine „Abwandlungslehre der Verba (*H. Ch.* I. n. 1025)." Sie brach in dieſer Wiſſenſchaft Bahn. Dann hinterließ er noch einen Tractat über die Nomina, die man Macsûr und Memdûd nennt; ob aber die von Jourdain in der Biogr. univ. ihm beigelegte und auf der pariſer Bibliothek befindliche Geſchichte der Eroberung Spaniens, die de Fiennes zu überſetzen begonnen und Cardonne in ſeiner Geſchichte Afrika's benutzt hat, ihn wirklich zum Verf. habe, muß einſtweilen noch auf ſich beruhen, und könnte nur durch Anſicht der Handſchrift ſelbſt glaubhaftig gemacht werden.

10. **Ibn-eldschauzi. Abu'lfaradsch Abd-el-rahman Ben Ali**, mit dem Ehrennamen Dschemâl-ed-dîn, Schönheit der Religion, führte ſein Geſchlecht auf die Koreiſchiden zurück, und erhielt den Namen Ibn-eldſchauzi von einem ſeiner Vorfahren, Dſchafar, der den Beinamen Dſchauzi hatte entweder von dem bekannten Orte Dschauz oder Fordhat el-dschauz (d. i. Ankerplatz Dſchauz, den aber der Camûs nicht kennt), oder weil er von einem auf der Weſtſeite Bagdads belegenen Orte, wo man Waſſer holte (dschauz), gebürtig war. Den Namen Dſchuzi auszuſprechen, iſt alſo hier wenigſtens falſch, obwol es anderwärts richtig ſein könnte, da Dſchuze ein nicht unbekannter Ort im Gebiete von Moſul iſt. Dieſer Abu'lfaradſch war einer der berühmteſten Männer ſeiner Zeit, gelehrt in den Traditionswiſſenſchaften, Geſchichte ꝛc., und dabei ein geprieſener Kanzelredner. Auch rühmt man ſeine Gewandtheit, mit deren Hilfe er ſich geſchickt aus den Streitigkeiten zwiſchen den Sunniten und Schiiten in Bagdad, wo er 597 (1201) ſtarb, zu ziehen wußte. Er ſelbſt hielt ſich zu der orthodoxen Sekte der Hanbaliten und lehrte auch das Recht nach deren Anſichten. Überdies war er Dichter, ſcheint aber doch ſtreitſüchtig geweſen zu ſein (vgl. *Abulf.*, Ann. Mosl. III, 604. IV, 194). Er hinterließ eine Anzahl von Schriften, und unter ihnen höchſt bedeutende, ſodaß Ibn Challikân ſelbſt ſeine Bewunderung über die Maſſe deſſen, was er ſchrieb, nicht zurückhält. Das Verzeichniß ſeiner Werke, Nr. 114 der Gött. gel. Anzeigen 1837, und in dem beſondern Abdrucke (Über die Quellen des Werkes: *Ibn Challikâni* vitae illustrium virorum. Ein Beitrag zur Geſch. der arab. Lit. v. Ferd. Wüſtenfeld) S. 42 fg., obwol es dieſelben zu der Zahl 35 ſteigert, enthält doch nicht mehr als etwa das Drittheil derſelben, da Hadſchi Chalfa allein über hundert anführt und vorauszuſetzen iſt, daß auch dieſer ſie nicht alle gekannt habe. Vgl. *Ibn Chall.* ed. *Wüstenfeld*, Fasc. IV. p. 67 sq. Abulfeda und Andere haben ſeine Schriften mehrfach benutzt. Vgl. auch *de Rossi* l. c. p. 86, wo eine Verwechſelung mit dem Sibt (Enkel) Ibn-eldſchauzi (vgl. Wüſtenfeld im Beitr. zur Geſch. der arab. Lit. S. 44) vorgefallen iſt.

11. **Ibn-elfardhi. Abu'lwelid Abdallah**, Sohn Muhammed's, aus Cordova, gewöhnlich Ibn-elfardhi genannt und Ausgangs des J. 962 geboren, zeichnete ſich als Kenner des Rechts, der Traditionslehre, einiger ihrer Hilfszweige und der ſchönen Wiſſenſchaften aus, und trat als Dichter auf, wie die von Ibn Challikân gegebenen Proben beweiſen. Im J. 382 (992) reiſte er nach Aſien, vollzog ſeine Wallfahrt und beſuchte den Unterricht mehrer ausgezeichneter Lehrer. Hierauf erhielt er die Richterſtelle in Valencia, erlag aber bei der Eroberung Cordova's durch die Berbern (gegen das Frühjahr 1013) den Streichen der Sieger, und ward erſt nach drei Tagen ohne jede Feierlichkeit, ſelbſt ohne gewaſchen worden

Digitized by Google

zu ſein, begraben. Unter ſeinen Schriften zeichnet ſich vorzüglich ſeine Geſchichte Spaniens (*H. Ch.* II, 2165), die Ibn Beſchkowal in ſeiner Silet fortſetzte, aus. Desgleichen ſchrieb er eine Geſchichte der Dichter Spaniens, und andere Werke, wie aus Ibn Challikân (n. 358) und Hadſchi Chalfa zu erſehen iſt.

12. **Ibn-elforât.** **Muhammed Ben Abd-el-rehîm**, unter obigem Namen bekannt, wurde im J. 735 (1335 n. Chr.) geboren, war zwar als Juriſt im Sinne der Hanefiten von Bedeutung, was auch die ihm von ſeinen Lehrern ausgeſtellten Diplome der Erlaubniß, um ſelbſt ihre Vorträge zu lehren, beweiſen, uns aber gilt er mehr durch ſeine umfaſſende Chronik, die ebenſo ſelten in Europa als in Aſien zu ſein ſcheint. Hadſchi Chalfa kennt das 25 Bände füllende Werk gar nicht, und in Europa iſt nirgends etwas davon vorhanden, mit Ausnahme der 10 Bände, die die wiener Bibliothek aufbewahrt. Dieſes Rieſenwerk begann wahrſcheinlich mit der Muhammedaniſchen Zeitrechnung, und ging bis gegen die Zeit ſeines Todes (807 d. i. 1405). Auch umfaßt es nicht gewiſſe Perſonen oder eine beſtimmte Zeit, ſondern es iſt durchaus univerſell, und obwol durch Schreibweiſe und kritiſche Auffaſſung weniger empfehlenswerth, indem es die verſchiedenſten und oft entgegengeſetzte Nachrichten unter und neben einander ſtellt, ohne ſich eine Beſtätigung oder Aburtheilung zu erlauben, ſo enthält es doch koſtbare Berichte ſelbſt aus unbekannten Schriftſtellern, und iſt für die Geſchichte der Kreuzzüge, zumal vom Tode Salah-ed-dîn's an, unſchätzbar. Jene 10 Bände der wiener Bibliothek, die die Zeit vom J. 1104 bis zu Ende des 14. Jahrh. umfaſſen, wanderten 1809 mit nach Paris, und dort beſchäftigte ſich Jourdain mit einem umfaſſenden Auszuge aus demſelben. Letztern überſetzte er auch zum großen Theil, das Übrige deſſelben ſchrieb er im Texte ab; ſeine Arbeit aber liegt jetzt in der königlichen Bibliothek als ihr Eigenthum. Im J. 1815 wurde bekanntermaßen auch dieſe Handſchrift wieder nach Wien zurückgeholt, und ſo bedauert denn Reinaud, der Jourdain's Auszüge in ſeinen **Extraits des Historiens Arabes rélatifs aux guerres des Croisades** benutzt hat und ihren Werth dankbar anerkennt, daß der Epitomator ſeine Arbeit nicht über die ganze Zeit der Kreuzzüge ausgedehnt hat. Sie umfaſſen nämlich nur das 13. Jahrh.; wahrſcheinlich aber iſt das ganze Werk eine der vollſtändigſten und bedeutendſten Geſchichten im Orient, mag aber eben um ſeiner Ausdehnung willen wenig oder gar nicht abgeſchrieben worden ſein.

13. **Ibn Ijâs.** Der Scheich und Imam **Abu Abdallah Muhammed Ben Ahmed Ibn Ijâs** (nicht **Ajjâs**, was falſch iſt), zur Sekte der Hanefiten gehörig, ſeiner Abſtammung nach ein Tſcherkeſſe (جركسى), aber in Ägypten wohnhaft (مصرى), gilt für einen der bedeutendſten neuern Hiſtoriker Ägyptens. Da er, wie wir wiſſen, das eine ſeiner Werke bis zum J. 928 (beg. 1. Dec. 1521) fortgeführt, ſo haben wir auch von ungefähr die Zeit ſeiner Blüthe beſtimmt, und er geht dann
allerdings über die Zeit Sojuti's, der 1505 ſtarb
aus. Von allen ſeinen Werken hat ſich vorzüglich
Anſehen verſchafft, welches ſich unter dem Titel „
der Blumen über die Wunder der Gegenden" in d
bliotheken von Orford, Paris, Wien, im Escuria
anderwärts befindet. Es iſt eine Kosmographie
nachdem ſie zuerſt Pococke, Petis de la Croix der
vielleicht auch Deshauterayes und zuletzt Langlès
nem **Mémoire** über Perſepolis und anderwärts,
Sacy (z. B. in den **Mémoir. de l'Acad. Tom. X**
p. 758—760) benutzt hatten, machte es vorzügli
Auszug deſſelben von Langlès in den **Not. et Ex**
la Bibl. Roy. (Tom. VIII. p. 1—131) mehr be
Wir verweiſen wegen des Weitern auf dieſen Artike
anderes nicht weniger wichtiges Werk von ihm
Geſchichte Ägyptens, die die Aufſchrift führt: **Mi**
splendoris in eventis temporum (*H. Ch.* II. n.
und **MSS.** der pariſer Bibl. n. 673. B). Es
aus zwei (nach Andern aus vier Bänden), und
die Quinteſſenz aus 37 benutzten Schriften.
über den im Buche beobachteten Gang und den
deſſelben findet ſich bei Hadſchi Chalfa a. a. O.
lich noch iſt ſein **Nuzhet el-omem** „Ergötzung der
ker" zu erwähnen, in welchem er ebenfalls hiſt
Merkwürdigkeiten und Ausſprüche mittheilt.

14. **Ibn-elchatîb**, der Sohn des Kanzelre
Muhammed, der Sohn Abdallah's, mit dem Eh
men **Lisân-ed-dîn**, Zunge der Religion, gehört
Hauſe aus einer ſyriſchen Familie an, die ſich nach
nien überſiedelte, und in Lora zuerſt ihren Aufe
nahm. Von hier wandte ſie ſich nach Cordova, al
nach Toledo und zuletzt nach Granada. Sie erwar
nicht nur bedeutenden Reichthum in liegenden Gr
ſondern zeichnete ſich auch durch gebildete, tapfer
im Staatsdienſte gewandte Abkömmlinge aus. Na
ner eigenen Erzählung (*Casir.* II, 71 sq.) war ſein
vater Anführer der Reiterei, und ſein Vater, der ei
ſchiedener Freund der Wiſſenſchaften war, bekleide
Gouverneursſtelle von Granada, und ſtarb daſelbſ
liebt und geachtet, am Ende des J. 1340. Muha
ſelbſt gewann, obwol nach harten Erfahrungen
Gunſt des Königs Abdallah von Granada, und n
den Beſitz der bereits confiscirten Güter ſeines V
Er wurde ſein erſter Miniſter, ſodaß die Verwaltun
Königreichs faſt ganz allein auf ſeinen Schulter
Dieſe hohe Stellung verdankte er unſtreitig auch
Kenntniſſen. Obwol er tüchtige Studien in der
ſophie, Mathematik, Medicin und Rechtslehre ge
hatte, ſo iſt er uns doch als Schriftſteller hauptſ
um ſeiner hiſtoriſchen Werke willen höchſt ſchä
werth. Trotz aller dieſer Vorzüge fand er ein
riges Ende. Er ward, ſchuldig oder unſchuldig,
dem er mehren Königen gedient, unter Ahmar als
räther angeklagt, in das Gefängniß geworfen, un
ſelbſt umgebracht im J. 1374 oder 1375, etwas
61 Jahre alt. (Er war gegen das Ende des J.
geboren.) Seine Schriften hier aufzuzählen, hat
Caſiri durch ſeinen Auszug (II, 72) erſpart. Zwei

Digitized by Google

vorzüglichſten Werke beſitzt der Escurial (vgl. ibid. Cod. 1771) vielleicht im Originale, und Hadſchi Chalfa führt deren wenigſtens 12 auf, z. B. Tom. I. n. 116. n. 1106. Tom. II. n. 2057. Auch finden ſich in der Collectio rerum Sicularum von Gregorio Auszüge zur Geſchichte der Aglabiden in Afrika und Sicilien gehörig, aus der von Caſiri unter Codex 1771. n. 1 angegebenen Chronologie der Herrſcher von Spanien und Afrika; und nach der Biograph. univ. beſitzt die pariſer Bibliothek eine Biographie des Ibn-elchatib und ſeiner Familie von Ahmed Ben Muhammed, dem Koranleſer (El-Moeri). Vgl. Anthol. grammat. von de Sacy. S. 444 (62).

15. Ibn-elmocaffa, der Sohn deſſen, der zuſammengeſchrumpfte Hände hat. Dieſer Secretair des Khalifen Abu Dſchafar Manſur (oder nach Andern ſeines Oheims Iſa), war ſeiner Geburt nach ein Perſer, und führte als ſolcher den Namen Ruzbeh (روزبه). Seine frühere Religion, die der perſiſchen Magier, vertauſchte er ſpäter, nachdem er längere Zeit unter Muhammedanern zugebracht, mit dem Islam. Sein Vater Dadujeh nämlich verwaltete unter dem bekannten ſtrengen Statthalter von Irak, Heddſchâdſch, die Einnahme der Auflagen in jener Provinz wie in Perſien, machte ſich aber harter Bedrückungen ſchuldig, und ſah deßhalb die Tortur über ſich verhängt. Zu Folge letzterer trug er einen zuſammengeſchrumpften Arm davon, und erhielt den Beinamen Mocaffa, was einen Unglücklichen der Art bezeichnet. Sein Sohn Abdallah trat in den Dienſt des Iſa, des väterlichen Oheims der beiden Abbaſiden, Saffâh und Manſur, blieb aber ſtets im Verdachte, durch den Wechſel ſeines Glaubens nicht eben ein ſtrenger Muhammedaner geworden zu ſein, hauptſächlich deßhalb, weil er es wagte, der unnachahmlichen Göttlichkeit der Schreibweiſe des Korans es gleich zu thun, oder ſie noch zu übertreffen. Auf gleiche Weiſe verführte ihn ſein Hang zur Spötterei zu mancherlei unvorſichtigen Schritten, und es blieb dieſe ſelbſt nicht ohne Einfluß auf ſein tragiſches Ende. Da er in ſeiner Eigenſchaft als ſehr geſchickter Secretair die Urkunde abzufaſſen beauftragt ward, in welcher Manſur die Amneſtie zu Gunſten ſeines rebelliſchen Oheims Abdallah ausſprach und andere Stipulationen von beiden Parteien eingegangen wurden, gefiel die Ausführung dieſes Auftrags dem Manſur nicht, welcher nicht nur den erwähnten Oheim 756 oder 757 hinopfern ließ, ſondern auch dem Gouverneur von Basra, Sofjân, einem Sohne des Moawija, den Befehl zur Ermordung des Ibn-elmocaffa zuſchickte. Sofjân, der oft der Gegenſtand der ſtechendſten Spöttereien jenes Unglücklichen geweſen war, hatte nichts Eiligeres zu thun, als einen Theil des Körpers nach dem andern von ſeinem Opfer in einen geheizten Ofen werfen zu laſſen, und zuletzt den Rumpf, hinter welchem er den Ofen ſchloß. Seine Grauſamkeit aber verhüllte Sofjân unter dem Vorwande, einen Gottesverächter hingerichtet zu haben (vielleicht 757 oder etwas ſpäter).

Abdallah rettete ſich als Kenner des Perſiſchen die Unvergeßlichkeit ſeines Namens dadurch, daß er mehre alte Werke aus dem Pehlwi in das Arabiſche überſetzte. Darunter befindet ſich das vollſtändig von de Sacy herausgegebene Fabelbuch Kalila we Dimna, und die altperſiſche Geſchichte (Tarich El-Fars), die die Quelle des Schahnâmeh iſt (*H. Ch.* II. n. 2267), und auch den Titel Sijer el-molûk in der arabiſchen Überſetzung führt. Ebenſo verfaßte er Auszüge und Sammlungen aus den Ariſtoteliſchen Schriften *Κατηγορίαι* und *Περὶ ἑρμηνείας*, und hinterließ Gedichte, die ſich in der bekannten Sammlung Hamâsa finden. Schließlich iſt zu bemerken, daß man ihn oft mit dem Zauberer Mocanna verwechſelt hat. (Nach *de Sacy*, Cal. et Dimna, p. 9 sq. und Hadſchi Chalfa.)

16. Ibn Schohbeh. Tacki-ed-dîn Abu Bekr Ben Ahmed, wurde gewöhnlich Ibn Câdhi Schohbeh genannt, während ſein eigentlicher Name verloren gegangen zu ſein ſcheint, wenn nicht das Ben vor Ahmed ein Fehler iſt. Er heißt der Damascener und verwaltete das Richteramt. Er ſtarb 851 (1447) und iſt uns durch ſeine hinterlaſſenen Schriften wichtig geworden. Unter denſelben nennen wir ſeine Geſchichte des Islam (*H. Ch.* I. n. 951); ſeinen Commentar zu dem Werke über die Schafiitiſchen (denn er gehörte ſelbſt dieſer Secte an) Rechtslehren von Abu Ishak Schirâzi, betitelt: Tenbih (ſ. ebendaſ. II. n. 3639 und S. 436); ſeine Biographien Schafiitiſcher Rechtslehrer unter dem Titel: Tabacât, d. i. Claſſen (vgl. Catal. libr. MSS. Bibl. Goth. ed. *Möller*. I. p. 80. n. 274); ſein Auszug von Traditionen, betitelt: El-Lewâmi' El-Modhîjet; eine Lebensbeſchreibung des Hauptes ſeiner Secte Schafii; ſcharfſinnige Bemerkungen zu dem Werke des Esnewi über die Schafiitiſchen Rechtslehren, welches dieſer unter dem Titel Mohimmât herausgab, und andere Werke, die ſich auf verwandte Gegenſtände beziehen. Sein Sohn war wahrſcheinlich

17. Bedr-ed-dîn Muhammed Ibn Abi Bekr Asedi, der ebenfalls von ſeinem Aufenthaltsorte der Damascener heißt. Doch nennen ihn die Biographen nur Schohbeh. Er iſt Verfaſſer einer Biographie des Nur-ed-din Mahmûd Ben Zenki, die er unter dem Titel „Die koſtbare Perle (El-Dorr El-Themîn)" herausgab, und zweier Commentare, eines größern und eines kleinern zu dem Werke Minhâdsch von Newewi (vgl. Catal. ed. *Möller*. n. 20 und 23).

18. Ibn Coteiba. Abu Muhammed Abdallah Ben Moslim, ein berühmter Linguiſt und Geſchichtſchreiber der frühern Zeit, gewöhnlich Ibn Coteiba genannt, genoß während ſeines Aufenthalts in Bagdad, wo er als Lehrer auftrat, und ſeine zahlreichen Werke ſchrieb, die größte Achtung. Er ſelbſt ſoll auch in letzterer Stadt (Andere ſagen in Kufa) geboren ſein, und da ſein Vater aus Merw herſtammen ſoll, nennen die Biographen dieſen Ibn Coteiba auch Merwezi, ſowie Dineweri, weil er in Dinewer eine Zeit lang das Richteramt verſah. Ungewißheit herrſcht ferner über ſein Todesjahr, während er zuverläſſig im J. 213 (828) geboren wurde. Jenes ſchwankt zwiſchen den Jahren 270 und 276, unter welchen Angaben Ibn Challikân der letztern den meiſten

Digitized by Google

Glauben ſchenkt, d. i. alſo Ausgangs des J. 889. Von ſeinen Schriften, die ſich zum großen Theile nach dem ebengenannten Biographen bei Hamaker (Spec. Catal. p. 2 sq.) und in der Ausgabe von Wüſtenfeld's Ibn Challikân n. 327 finden, dürfen wir hier um ſo weniger ſprechen, als derſelbe Gelehrte in ſeiner fleißigen Schrift: „Über die Quellen des Werkes: *Ibn Challikâni* vitae illustrium virorum“ (Göttingen 1837) von S. 3 an deren nicht weniger als 23 aufführt, die zwar aus Hadſchi Chalfa ergänzt werden müſſen, aber doch den bedeutendſten Theil derſelben ausmachen. Außer den daſelbſt angeführten Quellen vgl. noch Abdollat. S. 481 (25) und Anthol. grammat. ed. *de Sacy* p. 129 (58).

19. Ibn Chaldûn, deſſen vollſtändiger Name Weli-ed-dîn Abu Zeid Abd-el-rahman Ben Muhammed iſt, und mit dem Zuſatze Hadhremi, d. h. der ſeine Abſtammung aus Hadhramaut ableitet, und Ischbili, d. i. der aus Sevilla Gebürtige, bezeichnet wird, während der Urſprung der Benennung Ibn Chaldûn ungewiß bleibt, iſt einer der ausgezeichnetſten arabiſchen Schriftſteller, den Einige mit Monteſquieu verglichen haben. Sein geſundes Urtheil, ſeine gediegene Gelehrſamkeit und ſeine ſichere Kritik haben ihn den Abendländern höchſt ſchätzenswerth gemacht, dagegen ſcheint er nicht ganz ſicher geweſen zu ſein, von ſeinen eigenen Landsleuten misverſtanden zu werden, und er verfiel deshalb in den vor dem eigenen Richterſtuhle aus jenem Grunde leicht zu entſchuldigenden Fehler der Weitſchweifigkeit und unnützen Wiederholung. Doch tritt dieſe Erſcheinung nicht in allen ſeinen Werken hervor. Ibn Chaldûn wurde im J. 732 den 1. Ramadhan (beg. 4. Oct. 1331), alſo in der Mitte des J. 1332, zu Tunis in einer angeſehenen Familie geboren, und hatte außer bei andern Lehrern auch bei ſeinem Vater Unterricht, der ſich vorzüglich in den Wiſſenſchaften des Korans, der Überlieferungen, in der Grammatik, Poeſie und Jurisprudenz bewegte. Mit dem J. 749 (beg. 1. April 1348), wo er ſeine Ältern in Folge der herrſchenden Peſt verlor, trat er in den Dienſt des allgewaltigen Gouverneurs ſeiner Vaterſtadt, Muhammed Ben Tafarkin, und wurde hier dazu gebraucht, mit großen Schriftzügen auf die Regierungsacten die Togra (oder den Schriftzug) des fünften Sultans aus der Dynaſtie der Haſſiden, Abu Jshak Ibrahim Ben Abi Bekr, zu ſchreiben, welche in den Worten beſtand: „Lob ſei Gott und Dank ſei Gott!“ Die in Afrika einbrechenden Unruhen änderten auch ſeine Lage. Wir finden ihn am Hofe von Fez in dem Dienſte des dortigen Herrſchers, Abu Othmân Faris Ben Ali Ben Othman, der ihn mit Auszeichnung behandelte, und nach deſſen Tode beim Sultan Abu Salim, der außer Fez einen großen Theil des nördlichen Afrika beherrſchte. Seine ausgezeichnet ſchöne Handſchrift öffnete ihm die Anſtellung in der Kanzlei. Nachdem er noch mehren Fürſten gedient, begab er ſich im J. 784 (beg. 17. März 1382) zunächſt nach Alexandria und von da nach Kahira, wo er ſeinen Aufenthalt aufſchlug und öffentliche Vorleſungen hielt. Hierauf ernannte ihn im J. 786 (beg. 24. Febr. 1384) der Sultan von Ägypten und Syrien, Barkûk, zum Vorſtande der Kadi der Sekte der Malekiten in Ägypten, ſchon im nächſten Jahre ſah er ſich wieder entſetzt, d die Großen des Hofes, auf deren Empfehlungen und liegen er in der Ausübung ſeines Amtes keine Rüc nahm, um dieſer ſeiner Unparteilichkeit willen, welche dem Sultan in einem falſchen Lichte darzuſtellen w verdächtigten. Lange Zeit ſcheint er von jetzt an ein öffentliches Amt geweſen zu ſein, bis ihm im J. (beg. 13. Sept. 1398) der Sultan ſeine frühere Stel zurückgab. Er behauptete ſie bis nach dem Tode kûk's, nämlich bis zu Anfange des J. 803 (beg. 22. 1400), wo ihn der Sohn des Verſtorbenen und Herrſcher, El-Mâlik El-Nâſir Faradſch, zwar abſ aber mit nach Syrien nahm, als er dem Tamerlan gegenzog, um ihn von der Eroberung ſeiner Länder zuhalten. Ibn Chaldûn's Schickſale werden von nur verſchieden erzählt. Nach de Sacy (in der Biogr. vers. und Chrest. Arabe) kam er, als der mogol Herrſcher Damaskus eroberte, gefangen in deſſen L und erwarb ſich daſelbſt durch die Anmuth ſeiner U haltung die Gunſt Timur's. Als dieſer Syrien ver wurde auch er nach Kahira entlaſſen. Nach Ahmed Arabſchah, dem Biographen Timur's (herausgegeben Golius und Manger), ſoll er dieſem ſehr den Hof macht und keine Schmeichelei vernachläſſigt haben, ſic deſſen Gunſt zu ſetzen. Darauf habe er die Erlaul erhalten, ſich in Kahira ſeine Familie und Bücher zu len und ſobald als möglich wieder am Hofe Timur's erſcheinen. Anders erzählt Hadſchi Chalfa (Tom. II 2085). Nach dem, was man ſage, ſpricht dieſer, er Richter von Haleb, als Timur dieſe Stadt einna Er gerieth in Gefangenſchaft, und erwarb ſich wäh derſelben die Gunſt des Herrſchers, der ihn nach Sam kand mit ſich nahm. Hier ſagte er eines Tages, daſ ein großes, alle wichtige Begebenheiten enthaltendes, verfaßt, dieſes aber in Ägypten gelaſſen habe; es w nun wahrſcheinlich Barkûk (eine offenbar fehlerhafte gabe) ſich deſſelben bemächtigen. In Folge deſſen er Ibn Chaldûn die Erlaubniß, nach Ägypten zu reiſen jenes Werk herbeizuholen. — Soweit Hadſchi Che deſſen Bericht allerdings mehre Fragen veranlaßt, d Beantwortung hier zu weit führen würde. Wir wi ſo viel, daß dieſer Schriftſteller noch im J. 803 f frühere Stelle als malekitiſcher Großrichter in Kahira nahm, darauf wiederholt verlor und wiederholt erh bis er im Beſitze derſelben, 76 Jahre 25 Tage alt, den letzten Tagen des Monats Ramadhan (den 25.) (d. i. im März 1406) ſtarb.

Unter ſeinen Werken hat keins weder im Orient im Occident eine ſolche Berühmtheit erlangt, als das ter dem Titel: El-Iber we Diwân el-mubteda we khabar, d. h. die Beiſpiele und die Sammlung des S jects und des Attributs (d. h. Geſchichte der Anfänge Nationen, vorzüglich der Araber und Berber, und Begebenheiten, die ſich in der Folge der Jahrhunderte getragen haben), enthaltend die Tage (Schlachttage) Araber, Perſer und Türken (Fi ejjâm El-Arab we Adschem we El-Berber), bekannte. Je berühmter es a

iſt, deſto ſeltener iſt es ſelbſt im Orient. Das ganze Werk findet ſich übrigens in Europa vielleicht in keiner einzigen Bibliothek, wenn nämlich der von Paris aus gemachte Verſuch, es abſchreiben zu laſſen, nicht in Vollzug geſetzt worden ſein ſollte; man beſitzt gewöhnlich nur den unter dem Titel: Einleitung oder hiſtoriſche Prolegomena (Mocaddemet fi el-tarich) bekannten dritten Theil des Ganzen, der allerdings allein bis auf die neueſte Zeit herab mit nie unterbrochener Theilnahme ſtudirt worden iſt. Denn noch jetzt beſchäftigen ſich die Osmaniſchen Miniſter und Staatsſecretaire mit ihm, um ſich in der Politik und im Style auszubilden. In Europa ſcheinen dieſe Prolegomena zuerſt durch Hammer-Purgſtall (vgl. deſſen Geſchichte des osman. Reichs. III. 765. Derſelbe berührt auch das Geſpräch Ibn Chaldûn's mit Tamerlan, ebendaſ. I. 301) bekannt geworden zu ſein. Schon in ſeiner encyklop. Überſicht der Wiſſenſchaften des Orients (z. B. S. 290) gab er Bruchſtücke derſelben heraus. Hatte doch ſelbſt de Sacy zur Herausgabe ſeiner Leſeſtücke in der erſten Ausgabe der Chreſtomathie (II. 387—393. 401—573) und der Stelle im Abdollatif (S. 241 u. 242) nur ein Fragment einer Handſchrift jener Mocaddemet, bis es ihm im Verlauf des Druckes des letzten Werkes gelang, durch den franzöſiſchen Geſandten in Conſtantinopel, Sébaſtiani, ein vollſtändiges Exemplar für die pariſer Bibliothek zu erhalten. Aus dieſem erſchienen nicht nur n. IV und V des Appendix im Abdollatif (S. 509 fg.), ſondern auch die Stücke in der zweiten Ausgabe der Chreſtomathie, vorzüglich Th. I. S. 118 fg. des Textes und 370 der Überſ., Th. III. S. 106 fg. des Textes und 279 fg. der Überſ. und Th. II. an verſchiedenen Stellen, ſowie in der Anthol. grammat. S. 167 fg. des Textes und 408 der Überſetzung. Doch benutzte de Sacy bei Herausgabe der Chreſtomathie und Anthologie noch zwei andere vollſtändige Manuſcripte (wovon ihm das eine der Generalconſul von Frankreich in Bagdad, Rouſſeau, geſchenkt hatte, das andere aber zu der Sammlung der Codices gehörte, welche derſelbe Rouſſeau an den Kaiſer von Rußland verkaufte), und zwei ihm zugehörige Bruchſtücke; wovon das eine in Aſien geſchrieben, das andere auf ſeine Koſten in Tanger copirt worden iſt. Außerdem beſitzt Hammer-Purgſtall ein beträchtliches Bruchſtück; dagegen verwahren mehre Bibliotheken Conſtantinopels das ganze Werk, das auch den Titel: Tarich Ibn Chaldûn (*H. Ch.* II. n. 2085) führt. Vielleicht enthält das in der leydener Bibliothek mit n. 1768 bezeichnete Manuſcript mehr als die Prolegomena, von denen eine von dem zu Rodoſto im J. 1749 verſtorbenen Mufti Piriſade verfaßte türkiſche Überſetzung in der Türkei viel geleſen wird, und das mit Recht, da dieſe Arbeit eigentlich mehr als Überſetzung iſt (vgl. Geſch. des osm. Reichs. VIII. S. 120. 235 u. 253). Da nämlich das Original bisweilen dunkel iſt, und die Gedanken nicht nur der gehörigen Verbindung, ſondern auch der zur Einſicht erfoderlichen Entwickelung, und die einzelnen Abſchnitte oft des innern Zuſammenhanges ermangeln, trotz dem, daß ſie des Verf. richtige Urtheilskraft, ſeinen Scharfſinn, Gelehrſamkeit und ausgebreitete Kenntniſſe verrathen, ſo hat der Überſetzer ſich bemüht, durch geſchickt angebrachte Zugaben und Ergänzungen die Deutlichkeit zu befördern, ſowie überhaupt nach den Verſicherungen der Urtheilsfähigen die Fehler des Originals zu verbeſſern geſucht. Dabei ſind die Zuthaten ſorgfältig von dem durch Bemerkungen unterſchieden worden, was dem Verf. angehört, und wenn auch dadurch die Überſetzung um ein Drittel ſtärker geworden ſein ſoll, als das Original, ſo iſt doch der Nutzen des Werkes vergrößert, und ſein Studium nicht nur angenehmer gemacht, ſondern auch erleichtert. Wegen der Wichtigkeit des Werkes in mehrfacher Hinſicht gab ſowol der unglückliche Prof. Schulz in den October- und Novemberheften des Journal Asiatique (Tom. VII. p. 219 sq. und 279 sq.) vom J. 1825 eine ſehr ausführliche Inhaltsanzeige der Prolegomena, als auch de Sacy in der Biogr. univers. unter Ibn Khaldun. Beide Quellen ſind nicht allgemein zugänglich, deshalb darf auch hier eine kurze Inhaltsanzeige nicht übergangen werden, die wir aus jenen Schriften entlehnen, wenn es auch nur deshalb geſchähe, um in irgend einem Leſer, der Luſt und Gelegenheit hat, die Idee hervorzurufen, ſich mit dem Buche, das vor allen durch den Druck bekannt gemacht zu werden verdient, näher zu befreunden. Nachdem der Verf. von dem Gegenſtande und dem Plane ſeines Werkes geſprochen hat, handelt er von dem Nutzen der Geſchichte, von der Art, ſie zu ſchreiben, und von der hiſtoriſchen Kritik. Er zeigt hier die verſchiedenen Quellen der Irrthümer, in welche der Geſchichtſchreiber verfallen kann. Gelegentlich ſpricht er ſich hier, wie er im Verlaufe des Werkes überall eine Menge ſeltener Thatſachen und belehrender Beiſpiele, entlehnt aus der Geſchichte der Araber, Perſer, Berbern, alter und neuer Nationen einſtreut, über mehre einflußreiche Begebenheiten aus der alten Zeit der Israeliten, Araber und Khalifen aus, und widerlegt manche unwahrſcheinliche Erzählung. Mit Bemerkungen über die Orthographie, welche er angenommen hat, ſowie über die verſchiedene den Arabern fremde Ausſprachweiſe beſchließt er ſeine Vorrede. Hierauf geht er in der erſten Abtheilung zu allgemeinen Betrachtungen über den Urſprung der dem Menſchen natürlichen Geſellſchaft über, läßt eine kurze Beſchreibung des Erdballs und Gedanken über den phyſiſchen und moraliſchen Einfluß, welchen die Verſchiedenheit des Klima's, der Luft, des Bodens und der Lebensweiſe auf die Menſchen üben, folgen. Am Schluſſe dieſer Abtheilung befindet ſich ein langes Capitel über alle natürliche und künſtliche Mittel, die geheimen und zukünftigen Dinge zu erkennen, über die Offenbarungen, Viſionen, Träume, die Divination, Looſe &c. In der zweiten und dritten Abtheilung beſchäftigt er ſich mit dem geſellſchaftlichen und civiliſirten Zuſtande bei den nomadiſchen Völkern, bei den Beduinen oder Bewohnern der Wüſte, und vorzüglich bei den Arabern, ferner mit dem Übergange von der Familiengeſellſchaft zur Bildung von Stämmen, mit der Regierungsform, mit der dieſer Geſellſchaft geeigneten Verfaſſung, und mit dem nothwendigen Einfluſſe der Religion auf die Bildung großer Reiche; ſchildert alsdann die Art, wie dieſe Reiche ſich bilden, natürlich begrenzen und dauern,

Digitized by Google

durch welche nothwendigen Bedingungen ſie ſich erhalten, und durch welche Urſachen ſie ihre Zerſtörung herbeiführen, ferner die Stellung der Fürſten und Unterthanen, die verſchiedenen Arten ſouverainer Gewalt, was das Khalifat und das Imamat ſei, die Umwandlung der pontifikalen Macht des Khalifen in eine monarchiſche zeitliche Landeshoheit, und den Unterſchied zwiſchen Königthum und dem Sultanat. Hierauf geht er die einzelnen Verwaltungszweige durch, den Hof, die Juſtiz, Religion, Finanzen, Auflagen, Krieg, Handel ꝛc., die Formen, in welchen ſie gehandhabt werden, und die Veränderungen, welche ſie erfahren haben, ſpricht von den Fehlern der Regierung, ihren Wirkungen und den Mitteln, ihnen abzuhelfen, ſowie von dem unvermeidlichen Verderben, das ſie in der Länge nach ſich ziehen. Die vierte Abtheilung betrachtet den Zuſtand der Geſellſchaft und die Civiliſation bei den in großer Maſſe in Städten vereinigten Menſchen; dieſer Zuſtand der Geſellſchaft ſei der der Errichtung von großen Gebäuden und dauerhaften Denkmälern, welche die Arbeit mehrer Generationen verlangen, er begünſtige Künſte, Luxus, Anhäufung von Reichthümern, er ſei in der Steigerung der Civiliſation der letzte Grad, und berühre beinahe den Verfall und die Zerſtörung der Geſellſchaften und Staaten. Die fünfte Abtheilung handelt von der Arbeit im Allgemeinen, inſofern ſie das Mittel der Production und des Erwerbes der zur Subſiſtenz des Menſchen nöthigen Dinge ſei, ferner von freien und mechaniſchen Beſchäftigungen, wie die Wiſſenſchaften, die Vertretung der Kirchenämter, die Obrigkeit, Handel, Ackerbau, Medicin, Baukunſt, Schreib-, Webe-, Schneider-, Entbindungskunſt, Muſik ꝛc., und dieſe Betrachtungen geben dem Verf. den Übergang zur ſechsten Abtheilung, welche mehr als das Drittel des ganzen Werkes einnimmt. Sie handelt von der Wiſſenſchaft und ihren verſchiedenen Zweigen, gibt alſo eine encyklopädiſche Überſicht der Wiſſenſchaften des Orients im Sinne des Arabers. Unrichtig jedoch iſt die Bemerkung, als ob Hadſchi Chalfa aus dieſem Theile den encyklopädiſchen Theil ſeines Wörterbuchs entlehnt habe; ſeine Quelle iſt vielmehr die Encyklopädie Taſchköprizadeh's, wie der Unterzeichnete in der Vorrede zu jenem Werke ausführlich dargethan hat. So viel über die hiſtoriſchen Prolegomena, die Ibn Chaldun nach ſeinem eigenen Zeugniſſe in fünf Monaten 779 (1377) niederſchrieb. Das zweite Buch, mit dem der eigentlich hiſtoriſche Theil beginnt, behandelt die Geſchichte der Araber vor und nach dem Islam bis zum Ende des 8. Jahrh., während ihm mehr oder weniger ausführliche Nachrichten über die Nabatäer, Syrer, Perſer, Juden, Ägypter, Griechen, Römer und Türken eingeſtreut ſind. Das dritte Buch endlich beſchreibt die Geſchichte der Berber oder der eingeborenen Völker des nördlichen Afrika, ihrer verſchiedenen Stämme und Dynaſtien, wie ſie auf einander folgten. Obwol nun dieſe beiden Bücher das Anſehen nicht genießen, wie jenes erſte, und von demſelben bisher nichts gedruckt erſchienen iſt, eben weil den Gelehrten kein Exemplar zu Gebote ſteht, ſo würden ſie doch bei ihrem rein hiſtoriſchen Inhalte und dem Geiſte des Verf. ſicher ihren Werth vor manchem andern mehr geprieſenen Geſchichtswerke rechtfertigen. Außer den bereits erwähnten Qu
vgl. noch *de Rossi*, Dizion. degli autori Arabi, p
und *Casiri*, Bibl. II, 105. *Hamak.*, Spec. p.
(685). Außer obigem Werke erwähnt Hadſchi C
noch eine Reiſe des Ibn Chaldun unter dem Titel
let (رحلة).

20. Ibn Challikân (nach Andern: Chalecân, C
lican, Khalcan, Khilcan). Schems-ed-dîn Abu'
bâs Ahmed Ben Muhammed, ein Abkömmling der
rühmten und unglücklichen Barmekiden durch Dſchafar
Jahja Ben Châlid, gewöhnlich Ibn Challikân (die
leitung dieſes Namens iſt noch jetzt nicht ganz geſi
ſ. ſpäter) genannt, wurde zu Arbela in Meſopota
(daher أربلي geheißen) Donnerstags, den 11. Reb
608 (d. i. Anf. Oct. 1211) geboren. Den Ruhm,
ter ſeinen Zeitgenoſſen einer der größten Gelehrten
ſein, erlangte er durch ſeine ausgebreitete Kenntniß in
Rechtslehre, der fremden im Koran und in den Arab
nen gebrauchten Ausdrücke, der ſchönen bildenden Li
tur, der Sprache, hauptſächlich in lexikaliſcher Bezieh
der Geſchichte und anderen Wiſſenſchaften mehr. Vor
lich wird auch ſein kritiſches Urtheil in Unterſcheidung
echten Gedichte von untergeſchobenen und überhaup
der Poeſie hervorgehoben, und dieſes Urtheil beruhte ha
ſächlich auf ſeiner tiefen Sprachkenntniß. Niemand ka
unter ſeinen Zeitgenoſſen z. B. die Gedichte des Mote
beſſer denn er, und mit Hilfe proſodiſcher Fertigkeit
faßte er leicht Verſe; überhaupt waren ſeine geiſtigen
moraliſchen Eigenſchaften von der Art, daß man ſich
hohe Achtung, die er genoß, leicht erklären kann.
war ſein Unterricht ſeinen Anlagen entſprechend gew
er hatte unter andern den Beha-ed-dîn, den Biogra
Salah-ed-dîn's, zum Lehrer. Sein erſtes Amt erhie
in Kahira, und alsdann in Damaskus (Nov. 1261),
er als oberſter Richter der Schafiiten ſowol durch
Einſichten als durch ſein Betragen ſich die Liebe
Einwohner erwarb. Zwar wurde er nach zehn Ja
abgeſetzt und kehrte nach Kahira zurück, trat aber da
im Collegium Fachr-ed-dîn eine Lehrerſtelle an, die
ebenfalls die größte Achtung verſchaffte. Im J.
(1277), welches das Todesjahr des Sultans Abu'
Bibars iſt, erhielt er ſeine frühere Stellung in Dama
zurück, wo er mit ſolchem Jubel empfangen wurde,
viele Dichter ſeinen Einzug in Geſängen prieſen, und
ſelben mit einer Regenwolke verglichen, deren Segen
ein trockenes Land fällt. Die Unruhen, welche der
pörung des Gouverneurs von Syriens Hauptſtadt, Sch
ed-dîn Sankar, folgten, indem dieſer gegen den Su
Kelâun auftrat, begünſtigte Ibn Challikân, und au
ſirte ſie ſogar durch ein Fetwa. Der Sultan, der
Aufſtand unterdrückte, gab den Befehl zu ſeinem
(1280), begnadigte ihn aber bald darauf, entſetzte
jedoch ſeiner Stelle, was das mildeſte Verfahren g
ihn ſein konnte, und dieſes wurde noch ſichtbarer d
den Gegenbefehl, der ihn, als er ſchon mit dem Au
hen aus der Wohnung des Großrichters der Schaf

Digitized by Google

beſchäftigt war, von Neuem in ſein Amt einſetzte. Dennoch erfuhr er im J. 1281 eine abermalige Entſetzung, und ſtarb als Privatmann in Damaskus (1282) nach fünftägiger Krankheit. Ibn Challikân iſt mehrfach der arabiſche Plutarch genannt worden. Er verdankt dieſe Vergleichung ſeinem Werke: Wefayât el-ajân fi anbâ ebnâ el-zemân, einem Nekrolog, der die „Todesfälle der berühmteſten Perſonen und die Geſchichten der Männer des Jahrhunderts" enthält. Es ſind dies nach Hadſchi Chalfa 846 Lebensbeſchreibungen, allein es ſcheint eine große Verſchiedenheit in den Handſchriften obzuwalten, wie ſchon der Conspectus operis Ibn Chalicani (Lugd. Bat. 1809) von Tydeman nachweiſt, der 865 Lebensbeſchreibungen aufzählt. Jenes vielbeſprochene, ſchon von den Arabern, z. B. Abulfeda, ſehr benutzte Werk, von welchem der nun verſtorbene Prof. Roſen in London für den Oriental Translation Committee eine Überſetzung zu geben zugeſagt hatte, während Aſſeſſor Wüſtenfeld in Göttingen rüſtig fortfährt, den Text lithographirt (ſchon iſt er bei der 432. Lebensbeſchreibung angelangt) herauszugeben, jenes Werk iſt allerdings eine der zuverläſſigſten, rein hiſtoriſchen und literargeſchichtlichen Quellen für die ſechs Jahrhunderte (vom zweiten bis ſiebenten) des Islams. Dabei hatte es ſich der Verf. zum Geſetze gemacht, keinen der Gefährten des Propheten und deren Schüler, außer in wenigen Fällen, ſowie keinen Khalifen in ſein Buch aufzunehmen, da deren Geſchichte vielfach in andern Werken geſchildert worden ſei. Dagegen gibt er das Leben mehrer ſeiner Zeitgenoſſen, und überhaupt aller in der politiſchen wie in der gelehrten Sphäre berühmten Nobilitäten der arabiſchen Weltherrſchaft. Dabei ging er mit der genaueſten Sorgfalt und der ihm möglichen Kritik zu Werke, ſammelte lange und fleißig, wurde aber in der Redaction des Geſammelten wiederholt und auf längere Zeit unterbrochen. Der häufige Gebrauch des Werkes und deſſen Nützlichkeit erweiſt ſich hauptſächlich aus den vielen Handſchriften, die ſich von ihm auf faſt allen nennenswerthen Bibliotheken Europa's, bisweilen ſogar in mehren Exemplaren vorfinden. Überdies ward es vielfach fortgeſetzt und ſelbſt ins Perſiſche überſetzt. Darüber gibt der Artikel im Hadſchi Chalfa vollſtändiges Zeugniß, ſowie Tydeman über Alles, was ſich auf Buch und Verf. und ſeinen Namen bezieht, in dem oben angeführten Werke bis auf ſeine Zeit ſattſam belehrt. Außerdem vgl. Eichhorn's Repertorium. III, 269—71. Wahl's Geſchichte Perſiens. S. 187. 88. *Abulf.*, Ann. Mosl. V, 6 und Anm. 47b und 48, wo bemerkt iſt: Fertur hoc opus ab eruditissimo viro Abbate de Longuerue Latine conversum fuisse. Penes fatum est num aliquando proditurum sit. *Hotting.*, Bibl. quadr. p. 291 sq. *de Rossi*, Dizion. p. 57 sq., und über die Ausſprache, ob Chilkan, oder Challikan vorzüglich *de Sacy*, Chrest. III. p. 537. 38. Dieſer große Gelehrte gibt auch mehre Etymologien an, und ſchließt damit, daß er jetzt der Form Challikân den Vorzug gebe.

21. Ibn Doreid. Abu Bekr Muhammed Benelhasan, gewöhnlich Ibn Doreid genannt und dem mächtigen Stamme der Azd zugehörend, glänzt an dem Sprachhimmel arabiſcher Philologie als einer der größten Sterne. Dabei begünſtigte ſeine Forſchungen ein höchſt glückliches Gedächtniß, und wie uns Ibn Challikân (n. 648) aus den „Goldenen Wieſen" Meſûdi's, der ein Zeitgenoſſe des Ibn Doreid war, berichtet, gehörte er in Bagdad zu der Zahl derjenigen, die ſich in der Kenntniß der Poeſie vor allen Andern auszeichneten. Hinſichtlich ſeiner Sprachgewandtheit verglich man ihn mit dem Schöpfer der Metrik, Chalil Ben Ahmed, und er bereicherte auch die Wörterbücher durch viele neue und wenig bekannte Ausdrücke, die ſich nicht in den Büchern ſeiner Vorfahren fanden. Jede Art Poeſie war ihm gleich geläufig, die ernſte wie die ſcherzhafte, und er hinterließ ſo viel Gedichte, daß man ihre Anzahl nicht beſtimmen kann. Man behauptete ſogar (*Hamak.*, Spec. p. 37), Ibn Doreid ſei der gelehrteſte der gelehrten Dichter. Er ward in Baſra 223 (838) geboren und daſelbſt erzogen. Unter ſeinen Lehrern befanden ſich Abu Hâtim Sedſcheſtâni (*Ibn Chall.* n. 281), der Grammatiker Rijâſchi, Ibn Achi El-Asmâi. Er verließ mit ſeinem Oheime Hoſein bei Annäherung der Zindſch ſeine Vaterſtadt, und begab ſich nach Omân, wo er zwölf Jahre verweilte. Nachdem er nach Baſra zurückgekehrt war, blieb er auch jetzt nicht lange Zeit da, ſondern begleitete die beiden Söhne des Mikal, die als Statthalter nach Perſien gingen. Dieſe ſchenkten ihm ſo unbedingtes Vertrauen, daß er an die Spitze der Kanzlei geſtellt, alle öffentliche Urkunden nur nach ſeinem Rathe ausgefertigt ſah, und dieſe mit ſeinem Siegel bezeichnet ſein mußten. Trotz dieſer hohen Stellung blieb er ganz arm, da ſeine Freigebigkeit ihn oft das letzte Stück Geld weggeben ließ. Aus Perſien begab er ſich nach Bagdad 308 (920), während jene beiden Statthalter, ihres Amtes entſetzt, ſich nach Khoraſan wandten. Dort erfuhr der Khalif Mucteder ſehr bald durch ſeinen Vezier, Ali Ben Muhammed Dſchewâri, das Verdienſt des gelehrten Mannes, und dieſe Empfehlung verſchaffte ihm eine monatliche Penſion von 50 Dinaren oder Goldſtücken bis zum Tode des Fürſten. „Man begräbt mit ihm (321, d. i. 933) die Poeſie," hieß es an ſeinem Begräbnißtage, obwol er zu ſeinen rühmlichen Eigenſchaften eine der tadelnswertheſten geſellt hatte, den Trunk, der ihm einen wiederholten Schlag zuzog, welcher Gliederlähmung zurückließ. Unter ſeinen Schriften haben vorzüglich zwei ſeinen Ruhm begründet, das durch den Druck veröffentlichte Gedicht Macsura und das Wörterbuch Dschemhera. Jene Caſide hat davon den Namen, daß ihre Verſe auf ein kurzes (Macsura) Elif ausgehen. Er ſchrieb ſie zu Ehren des Seldſchukenſchah Ibn Mikâl (Michael) und ſeines Sohnes Abu'labbâs Ismail, und ſie gefiel ſo, daß ſie nicht nur Nachahmer fand, ſondern auch eine große Anzahl Erklärer, die Hadſchi Chalfa weitläufig aufzählt. Zu bemerken iſt auch, daß dieſe Caſide das gewöhnliche Längenmaß dieſer Gedichtgattung überſchreitet, indem ſie mehr als 230 Verſe umfaßt. Everard Scheidius gab ſie zuerſt (Hardervici 1768. 4.) zum Vortheil und Gebrauch für ſeine Schüler heraus, aber blos im Texte und aus einer einzigen Handſchrift,

Digitized by Google

die er ſelbſt beſaß. Ihm folgte Aggäus Haitsma (Franequerae 1773. 4.), der in ſeinem Poemation Ibn Doreidi cum scholiis arab. excerptis Chaluwiae et Lachumaei (er meint die beiden Commentatoren Chaleweih und Lachmi, der gewöhnlich Ibn Hiſchâm heißt, und um 557 der Fl. in ſeiner Blüthe ſtand) e codd. manuscr., latine conversum, et observat. miscell. illustr. etc. bei weitem mehr gab. Er benutzte dazu einen Codex Manger's, der von letzterm Gelehrten abgeſchrieben war, und zog auch eine Schultens'ſche Handſchrift zu Rathe. Das Buch (über 333 Seiten ſtark) enthält aber ebenfalls viel Ungenaues, die lat. Überſetzung iſt ſchwerfällig, und der Text vielfach fehlerhaft. Da wollte Scheidius ſeiner Ausgabe wieder forthelfen, verfaßte zu ihr eine lat. Überſetzung und fügte einige Scholien bei. So kamen 72 neue Seiten hinzu, ſowie das Leben des Ibn Doreid aus Ibn Challikân. Auch erſchien im J. 1798 im Haag eine holländiſche Überſetzung unter dem Titel: Treurzang van Ibn Doreid, und eine zweite 1808, die Bilderdijk herausgab. Beſſer als dieſe Arbeiten iſt die von L. N. Boiſen (Carmen Maksura dictum Abi Becri Muh. Ibn Hoseini Ibn Doreidi cum scholiis integris nunc primum editis Abi Abdallah Ibn Heschami edidit, interpretatione latina, prolegomenis et notis instruxit *L. N. Boisen*. Pars I. [Hafniae 1828.] 45 S. Text, 89 S. Überſ.). De Sacy (Journ. des Sav. Décbr. 1830. p. 727—38) bedauert, daß Boiſen das pariſer Manuſcript, fälſchlich mit Nr. 490 bezeichnet, nicht hat benutzen können. Es enthält (mit Ausſchluß der erſten 16 Verſe) den vollſtändigen Commentar des Ibn Hiſchâm, während die von Boiſen herausgegebenen Scholien nur ein Auszug daraus ſind. Auch de Sacy beſitzt ein ſehr gutes Manuſcript mit Scholien. Dagegen läßt die Überſetzung von Boiſen Mancherlei zu wünſchen übrig. Das zweite Werk iſt die Dschemheret el-loghat (vgl. *H. Ch.* Tom. II. unter dieſer Aufſchrift), eine Sammlung des vorzüglichern Theils des arabiſchen Sprachſchatzes, von welcher uns Hamaker (Spec. p. 33 sq. cl. 241) eine deutliche Anſicht aus einem leydener Codex entworfen hat. Auch Reiske hat dieſes „Lexicon Etymologicum" vielfach in ſeinen Anmerkungen zu den Annalen benutzt, z. B. I. Anm. 3. 9. 96 (o). 122 (g). (Vgl. ferner Ann. Mosl. II, 376 sq. und Anm. 307). Außerdem ſchrieb er eine Reihe Werke, deren Titel bei Hamaker a. a. O. S. 37 nachzuſehen ſind. Vgl. auch *H. Ch.* I. n. 339. n. 705. *de Rossi*, Dizion. p. 64. Schultens in den Nachträgen zu d'Herb. S. 731. *Casiri*, Tom. I. p. 139. Anthol. grammat. (von de Sacy). S. 131 (65). Eichhorn's Repert. III, 261—63. Bibl. Arab. ed. *Schnurrer*. p. 200 sq.

22. Ibn Dscholdschol, der Arzt. Abu Dawud Soleiman Ben Hassân, gewöhnlich Ibn Dscholdschol genannt, war ein höchſt geſchickter ſpaniſcher Arzt zur Zeit des Khalifen Hiſchâm II. Mowajjed billah, der ſeinem Vater Hakim 366 (beg. 30. Aug. 976) in der Regierung folgte, und dieſen Gelehrten zum Leibarzt hatte. Von des Letztern weitern Lebensumſtänden weiß man ſehr wenig, da ſein Biograph Ibn Abi Oſeiba (ſ. Abdollat.
herausg. von de Sacy. S. 495. cl. 549 u. 550)
über ſchweigt. Deſto ausführlicher ſpricht er von ſ
literariſchen Verdienſten, die wir nun ebenfalls näher
nen lernen wollen. Unter denſelben ſteht ſeine Theilna
an der Überſetzung des Dioscorides, die ſich durch
nauigkeit und Klarheit auszeichnet, oben an, wobei
ſeine Kenntniß der einfachen Medicamente vorzüglic
ſtatten kam. Er erzählt darüber in der Vorrede Fol
des: „Der Dioscorides wurde in Bagdad unter der
gierung des Abbaſiden Motewakkel durch Stephan
dem Griechiſchen ins Arabiſche überſetzt, und zwar ſo,
wo er den entſprechenden Namen der Medicamente in
den Sprachen kannte, er dieſelben in der Überſetzung
brauchte, wo dies aber nicht der Fall war, den gri
ſchen Namen in die arabiſche Überſetzung aufnahm.
kam das Werk des Dioscorides nach Spanien, allein
konnte ſich hier wie in Aſien nur derjenigen Medican
bedienen, die Stephan arabiſch wieder zu geben ver
den hatte, und die mithin von den Arabern erkannt
den konnten. Dieſer Zuſtand blieb bis zur Regie
des Abd-el-rahman III., mit dem Beinamen Nâſir-li
allah, der im J. 300 (beg. 18. Aug. 912) den T
beſtieg, und ein Zeitgenoſſe des byzantiniſchen Kaiſers
manus II. (von 948—963 auf dem Throne) war.
ſer ſchickte jenem wahrſcheinlich im J. 948 oder
Briefe mit werthvollen Geſchenken begleitet. Unter
tern befand ſich auch ein griechiſches Exemplar des D
corides, in welchem alle Pflanzen durch einen griechi
Künſtler auf bewunderungswürdige Art abgebildet w
und ein anderes des Geſchichtſchreibers Oroſius (ſ.
ſen Art.). Zu gleicher Zeit machte der Brief des
manus darauf aufmerkſam, daß es, um den Diosco
nützlich zu machen, eines Mannes bedürfe, der mit
vollkommenen Kenntniß des Griechiſchen auch die der
mittel ſelbſt durch die Erfahrung verbände. Unter
Chriſten in Cordova befand ſich jedoch Niemand, der
griechiſch leſen konnte, mithin wurde das Werk einſt
len ohne weitere Benutzung in der Bibliothek des K
ſen niedergelegt. Naſir aber bat den griechiſchen K
in ſeinem Antwortſchreiben, ihm doch Jemanden zu ſchi
der Griechiſch und Lateiniſch verſtände und geſchickt g
wäre, um Zöglinge zu Dolmetſchern heranzubilden.
kam denn der Mönch Nicolas im J. 340 (beg. 9. S
951) auf Befehl des Kaiſers nach Cordova, wo ſich
reits eine Anzahl Ärzte vereinigt hatte, um die bi
unbekannten Heilmittel des Dioscorides herauszufi
und ſie in das Arabiſche zu überſetzen. Unter ihnen z
nete ſich ganz vorzüglich der Jude Hasdai Ben Baſc
aus, der ſich auch mit Nicolas auf das Innigſte verb
Außerdem aber nennt auch Ibn Abi Oſeiba noch And
kurz, Nicolas, und wahrſcheinlich nur er, überſetzte
die unbekannten Namen." Ibn Dscholdſchol kannte
ebenfalls perſönlich, und ſeine Mitwirkung zur Herſtell
der neu redigirten Überſetzung des Dioscorides ſcheint
deutend, wenn nicht entſcheidend geweſen zu ſein.
ner gab dieſer Arzt eine Überſetzung der Namen der
fachen Medicamente im Dioscorides heraus, die ihm a
angehört (372 im vierten Monate, d. i. Oct. 982, u

Digitized by Google

der Regierung des Khaliſen Hiſchâm, des Hakim Mowajjed-billah Sohne, wie oben bemerkt ward) — einen Nachtrag zum Dioscorides von ſolchen Medicamenten, die jener nicht erwähnt hat, deren heilſamen Gebrauch man aber kennt, aber die zur Zeit des Dioscorides noch nicht bekannt geweſen zu ſein ſchienen — eine Abhandlung über Fehler, in die einige Ärzte verfallen ſind, und endlich Nachrichten über Ärzte und Philoſaphen, die zur Zeit des Mawajjed-billah blühten. Letztern Tractat erwähnt auch Hadſchi Chalſa. Ibn Dſchaldſchal lebte bis nach 372 (beg. 26. Jun. 982).

23. Ibn El-Alam (ابن الاعلم). Ali Ben el-hosein, gewöhnlich Ibn El-Alam genannt, berühmter arabiſcher Aſtranom, und Verf. von aſtronamiſchen Taſeln, die unter dem Titel Rasd oder Rased zu Bagdad gemachte Beobachtungen enthalten. Doch ſcheint er nicht allein dieſelben herausgegeben zu haben, ſondern gemeinſchaftlich mit ſeinen Brüdern, weshalb ſie gewöhnlich den Namen Rasd Beni El-Alam führen. Sie umfaſſen 250 Jahre. Der Khalif Adhad-el-dewlet ſchätzte ihn ſehr hoch, weniger ſein Sahn, der ſpäter von ſeinem Bruder, Sheref-el-dewlet, entthrante Samſâm-el-dewlet. Desgleichen erwähnt ihn der große Aſtronom Ibn Junos mehrfach rühmend. Seinen Tod fand er auf der Rückkehr von einer Pilgerreiſe van Mekka zu Dſeila Anfangs Jun. 985 (8. Moharr. 375).

24. Ibn-el-awwâm. Abu Zakarija Jahjah Ben Muhammed Ben Ahmed aus Sevilla, der unter dem Namen Ibn-el-awwâm bekannte Feldbaukundige, ſcheint nach Caſiri im 6. Jahrh. gelebt zu haben, und abwol ſein durch den Druck veröffentlichtes großes Werk über die Ackerbaukunde (كتاب الفلاحة) ihm durch die darin bewieſene tiefe Kenntniß ſeines Gegenſtandes ſelbſt unter Europäern hahe Achtung verſchafft hat, ſo iſt es doch bis jetzt nicht gelungen, nähere Nachrichten über ſeine Lebensumſtände aufzufinden. Obiges Werk erſchien in Madrid 1802 in zwei Bänden kl. Fol. (1. Bd. 62 und 698 S. und 2. Bd. 756 S.) unter dem Titel: Libro di Agricultura. Su autor el Doctor excelente Abu Zacaria — ebn el Awam. Sevillano. Traducido al Castellano y anotado por Don *Josef Antonio Banqueri*, Prior-claustral de la Catedral de Tortosa, Individuo de la Real Biblioteca de S. M., y Académico de numero de la Real Academin de la Historia. (Schnurrer kennt das Werk nicht.) Es wurde auf königliche Koſten in der königlichen Druckerei gedruckt, vorzüglich auf Betrieb des Grafen Campamanes, eines eifrigen Beförderers der Agricultur, den Caſiri auf ſeine geſchichtliche Bedeutſamkeit aufmerkſam machte, da es gute Lehren über den Betrieb des Ackerbaues bei den Völkern des Alterthums und des Mittelalters enthalte. Der Überſetzer, Banqueri, hatte in Liſſabon das Arabiſche und Hebräiſche gelernt, und unter andern den Jo. de Sauſa aus Damaskus, damaligen königl. Prof. des Arabiſchen, zum Lehrer gehabt. Auch Paul Hodar, ein Maronit und Prof. der orientaliſchen Sprachen zu Coimbra, gab ihm gelegentlich, wenn er nach Liſſabon kam, mancherlei Aufſchlüſſe. Im J. 1779 wurde er mit Caſiri bekannt, und arbeitete von nun an eilf Jahre unter deſſen Leitung. Caſiri gedachte ſelbſt, wie er in der Vorrede zu ſeiner Bibliotheca ſagt, dieſen Schriftſteller herauszugeben, was jetzt Banqueri nach 14 Jahre lang auf die Ausarbeitung verwandter Zeit that. Die Überſetzung ſteht dem Texte gegenüber, und am Ende des zweiten Bandes findet ſich ein alphabetiſches Verzeichniß aller in beiden Theilen vorkommenden Pflanzen mit der Überſetzung. Je ſeltener das Werk ſelbſt iſt, deſto willkommener muß die Inhaltsanzeige ſeiner Capitel ſein, welche ſich bei Caſiri (I. 327 ſq.) abgedruckt findet. Derſelbe Schriftſteller (S. 323) beurkundet auch den Fleiß des Verf., indem er die einheimiſchen und fremden Werke anführt, welche Ibn-el-awwâm benutzte. Es ſind deren mehr als hundert. „Nachdem ich," ſagt er ſelbſt, „die Muhammedaniſch-ſpaniſchen Schriftſteller, ebenſa wie die alten Werke, welche von der Landwirthſchaft handeln, geleſen, und über die Lehren, welche ſie enthalten, nachgedacht, habe ich mich derſelben zu Abfaſſung meines Werkes bedient." Praktiſch wandte er ſeine gewonnenen Grundſätze in Bebauung eines Landſtücks in Alraraſe (I, 214) nahe bei Sevilla an. Der Graf Laſteyrie, der es beſuchte (ſ. Biogr. univers. unter Ibn-el-awam), fand manche Baumarten und Pflanzen nicht mehr, die Ibn-el-awwâm nennt. Eine Handſchrift vom erſten Bande iſt in der königl. Bibliathek von Paris, und ebenſo nur der erſte Band in Leyden (Catalog. ed. I. p. 337. Ed. II. p. 487). Paul Hodar verfertigte eine Capie des madrider Manuſcripts, das oft keine diakritiſchen Punkte hatte, für die madrider Bibliothek, und aus beiden Exemplaren erwuchs die Arbeit Banqueri's, die aber keineswegs lückenlos iſt. De Sacy hat das Werk in ſeinem Abdollatif mehrfach angeſührt.

25. Ibn-elfâridh. Abu Hafs (ader Abu'lkâsim) Omar Ben Abi'lhasan Ali, der unter dem Beinamen Ibn-elfâridh bekannte myſtiſche Dichter, leitete ſeinen Stamm eigentlich aus Hamat in Syrien ab, wurde aber in Kahira geboren (4. Dſi'lkadet 576, d. i. Ende März 1181), daſelbſt erzogen und ſtarb auch dort (2. Dſchomadi I, 632, d. i. Jan. 1235). Sein Ehrenname iſt Scheref-ed-din (Erhabenheit der Religion). Die Richtung ſeines Geiſtes ſpricht ſich entſchieden in ſeinen Gedichten aus, von denen bereits mehre im Drucke erſchienen ſind. Theils bewegen ſie ſich rein im orientaliſchen Myſticismus, theoretiſch und praktiſch, theils in freien Geiſteseinfällen, wie Räthſel ꝛc. Nur in einem ekſtatiſchen Zuſtande ſall er gedichtet haben, und ſeine Gedichte ihm van himmliſchen Stimmen dictirt worden ſein. Dieſelben wurden den verſchiedenartigſten Urtheilen unterworfen, und der Dichter bald über die Gebühr geprieſen, bald durch den härteſten Tadel mitgenommen. Uns erſcheint ſeine Schwärmerei wie die der großen Anzahl anderer myſtiſchen Dichter des Orients, die ſich ſämmtlich in den ſeltenſten Allegorien ergehen. Nicht Ibn-elfâridh ſelbſt ſammelte ſeine Paeſien, ſandern Ali, einer ſeiner Nachkommen oder Schüler, der an die Spitze des, wie

Digitized by Google

er ſagt, mit Mühe geſammelten Diwans das Leben des Dichters, voll der unglaublichſten Geſchichtchen, geſtellt hat. Das Buch iſt nicht ſelten auf den europäiſchen Bibliotheken, z. B. die pariſer verwahrt allein vier Exemplare. Die aus demſelben gedruckten Proben verrathen hinlänglich die Frömmigkeit und das Talent des Verf., die hohen Genüſſe und Ergötzlichkeiten der myſtiſchen Begeiſterung zu ſchildern. Die erſte (nur 14 Verſe ſtark) befindet ſich in dem Specimen arabicum (p. 151), welches Fabricius, der das Fragment von Golius erhielt, in Roſtock 1638 herausgab, und Vriemoet in ſeinem Arabismus (Franequerae 1733. 4.) S. 168 wiederum abdrucken ließ. Dieſen folgte Jones, der in ſeinen Comment. poes. asiat. (p. 69 sq. und anderwärts) eines der im Diwan enthaltenen 15 (größern) Gedichte und mehre Bruchſtücke veröffentlichte, ſich aber dabei im Lobe ſeines Dichters überbot, obwol ihn auch de Roſſi (Dizion. p. 74) uno dei primarj e più illustri poeti Arabi, e il primo certamente degli Egiziani nennt. Daſſelbe Gedicht druckte Wahl in ſeiner Neuen arabiſchen Anthologie (Leipz. 1791) S. 26 der poetiſchen Abtheilung ab. Auch de Sacy, der das Leben des Dichters und ſeine Werke genauer bezeichnet (ſeine Muthmaßung eines Irrthums Hadſchi Chalfa's hinſichtlich des Todesjahres des Dichters iſt begründet, da beſſere Handſchriften das Richtige geben, wie Tom. II. n. 2032 zu erſehen iſt, das Gedicht Taijet gehört alſo dieſem Ibn-elfâridh), hat einige ausgewählte Stücke, unter ihnen mehre Räthſel, in ſeiner Chrest. Arab. (III. S. 52 fg. des Textes, S. 122 fg. der Überſetzung) aufgenommen, ſowie Grangeret de la Grange in den Fundgruben des Orients (IV, 165 fg.) 44 Verſe in Text und Überſetzung, mehr aber in ſeiner Anthol. Arabe (Paris 1828. S. 44—91 des Textes), bekannt gemacht. Über ſeine Werke vgl. noch *H. Ch.* II. n. 2032. 2033. Ferner kennen wir eine Caſide von ihm, die den Titel, „Die angereihten Perlen (El-Dorr El-Nadhîd)" führt; das Weitere aber ſ. bei de Sacy a. a. O. Die Chamrîje oder Allegorie der göttlichen Liebe unter dem Bilde des berauſchenden Weines hat zuerſt v. Hammer-Purgſtall im teutſchen Merkur überſetzt, de la Grange gab das Original (S. 82) mit franzöſiſcher Überſetzung und Commentar (S. 132 fg.). Über den Werth der Poeſie des Ibn-elfâridh ſpricht ſich derſelbe Gelehrte weitläufig (S. 117) aus, ſowie er Mancherlei aus der Vorrede des Ali über die poetiſche Raſerei deſſelben mittheilt. Vgl. außer obigen Quellen noch *Abulf.*, Ann. Mosl. IV, 410 und Anm. 291. Die Supplémens à la Bibl. Orient. von d'Herbelot, haager Ausg. Tom. IV. p. 760. *Ibn Chall.* n. 511.

26. **Ibn Wahschija.** Nach Hadſchi Chalfa an verſchiedenen Stellen heißt ſein Name vollſtändiger Abu Bekr Ahmed Ben Ali, womit auch die Angaben bei de Sacy (Abdollat. p. 484. n. 55) übereinſtimmen, nur daß ſeine Quellen noch Casdani (d. i. der Chaldäer) Caisi hinzuſetzen. Zu bedauern iſt, daß wir ſo gar nichts von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen, zumal da er ſich mit einer beſondern Art Literatur, nämlich mit dem Überſetzen des Chaldäiſchen (oder, wie er ſelbſt ſagt, Nabatäiſchen) ins
Arabiſche beſchäftigte. Von mehren Schriften, die
beigelegt werden, iſt faſt Alles verloren gegangen,
ſelbſt von der bekannten Schrift „Der Nabatäiſche L
bau (الفلاحة النبطية)" bewahrt die pariſer Bi
thek nur den zweiten und dritten Theil von den neun,
denen das ganze Werk beſteht. Dagegen beſitzt Le
zwei Exemplare (n. 771 und 1915). Ibn-elawwâm
wähnt die von Ibn Wahſchija im J. 291 (beg. 24.
903) aus dem Chaldäiſchen ins Arabiſche gemachte Ü
ſetzung des Werkes oft, da ſeine Arbeit zum großen
ein Auszug deſſelben iſt, und wir verdanken es der
ſamen Arbeit des gelehrten Quatremère, daß wir
etwas Näheres über ſeine Beſchaffenheit wiſſen. (
deſſen Mémoire sur les Nabatéens im Nouv. Jo
Asiat. Tom. XV. No. 87. Mars 1835. p. 231
Er ſucht daſelbſt mit allen ihm zu Gebote ſtehenden
teln den Urſprung und das Alter des Werkes nachz
ſen. Ibn Beitar erwähnt daſſelbe faſt auf jeder S
Meſudi, Macrizi, Maimonides und andere Gelehrte h
es vielfach benutzt, und es wurde auch in ſpäterer
ſtudirt (vgl. Ann. Mosl. II. 723). Sonſt erwähnt
dſchi Chalfa von ſeinen Werken noch folgende: Die
heimniſſe der Sonne und des Mondes über die Bez
rungen, Nireudschijât genannt (ſ. Tom. I. n. 6
ein Werk über Alchymie, betitelt: Sidret el-mun
(Cor. 53, 14), was einen Baum im ſiebenten Hi
bezeichnen ſoll. Auch dieſes ſoll aus dem Nabatäi
überſetzt worden ſein (ſ. Ancient Alphabets by *Jo*
Hammer, Pref. XVI.); der Endpunkt der Hoff
über die Handhabung der mathematiſchen Wiſſenſch
الامل في التصريف والمعاناة وما يتصرف
من علوم الرياضيات). Ein Handbuch, das
Wahſchija aus den alten Philoſophen überſetzte;
Buch der magiſchen Künſte der Nabatäer (تاب
سحر النبط); das Buch der Zwanzig über Alc
(كتاب العشرين في الكيميا), was er auc
Buch der nützlichen Belehrungen (تاب الفوائد
nannte, weil er in daſſelbe Alles aufnahm, was e
ſeinen Reiſen Nützliches darüber gelernt hatte; das
des Mondes über die alchymiſche Kunſt (تاب القمر
في الصنعة); und endlich das Buch der Weisheit
die göttliche Kunſt (تاب الحكمة في الصنعة
الالهية). Das von Hammer-Purgſtall (London 1
herausgegebene Werk: Ancient Alphabets and H
glyphic Characters explained etc., iſt vom He
geber ohne irgend einen ſichern Grund dem Ibn
ſchija zugeſchrieben worden. Vgl. noch Vahaschia
d'Herbelot und *Cas.*, Bibl. I, 325.

27. **Ibn Wasil** (ابن واصل). **Muhammed**
Sâlim, mit dem Ehrennamen **Dschemâl-ed-dîn** (S

Digitized by Google

heit der Religion), gewöhnlich aber Ibn Wâsil geheißen, bekleidete die Stelle eines Groß- oder Oberrichters nach dem Ritus der Schafiiten in der ſyriſchen Stadt Hamât. Ob er auch daſelbſt geboren ſei (was im J. 604, beg. 28. Jul. 1207, geſchah), bleibt ungewiß; denn der Beiſatz Hamewi bedeutet auch einen, der ſich nur in Hamât aufhält. Abulfeda, der königliche Schriftſteller und ſein Landsmann, benutzte ſeine Schriften (vgl. Ann. Mosl. IV, 454), und derſelbe theilt eine Erzählung mit (Tom. V, 144—50), die ihm Ibn Waſil, ſein Lehrer, von ſeiner Geſandtſchaft nach Sicilien (658, d. i. 1261) entworfen hatte. Er wurde nämlich, wie es ſcheint, auch zu diplomatiſchen Verhandlungen gebraucht, wenigſtens hatte ihn der Salihide Tzâhir Bibars in einem Auftrage verwandt, den er am Hofe Manfred's, des Sohnes Friedrich's II., vollziehen ſollte. Jene Erzählung iſt vorzüglich durch die geographiſche Vorſtellung leſenswerth, die den Berichterſtatter feſthält. Derſelbe Bericht ſoll ſich auch im falſchen Tabari finden, und die Art des Ausdrucks daſelbſt die Vermuthung zulaſſen, daß entweder Ibn Wâſil an der Ausarbeitung des Werkes ſelbſt Antheil gehabt habe, oder er doch vielfach wörtlich benutzt worden ſei. Wichtiger noch für uns iſt ſeine anderweitige literariſche Thätigkeit. Er hinterließ nämlich nach Hadſchi Chalfa und nach Abulfeda folgende Schriften: Einen Auszug aus den 40 Fragen des Fachr-ed-din Râzi über die Grundlagen der Religion oder Metaphyſik (*H. Ch.* I. n. 441); einen Auszug des Buches der Geſänge (Kitâb el-aghâni) von Abu'lfaradſch Iſfahâni (ib. p. 367); einen Commentar zu dem Gedichte von Ibn Hâdſchib über die Proſodie (عروض betitelt); drei Bände, die Geſchichte der Ejjubiden enthaltend, und Zerſtreuer des Kummers (Moferridsch el-korûb fi akhbâr molûk Beni Ejjûb) betitelt; einen logiſchen Tractat (Nochbet el-fiker) „Auswahl der Gedanken" überſchrieben, wahrſcheinlich dieſelbe Schrift, welche Abulfeda die imperatoriſche nennt. Ibn Wâſil hatte ſie während ſeines Aufenthalts als Geſandter am Hofe Manfred's, dieſem Imperator, wie er ihn nennt, zu Ehren abgefaßt. Überhaupt war er in vielen Wiſſenſchaften bewandert, wie in der Logik, Geometrie, Metaphyſik, Jurisprudenz, Aſtronomie und Geſchichte, und ſtarb 28. Schewwal 697 (Aug. 1298).

28. Ibn Junos (gewöhnlich Junis), der Aſtronom. Der Scheich und Imam Abu'lhasan Ali Ben Abd-elrahman Ben Ahmed Ibn Junos gehörte einer vornehmen und alten Familie Jemens aus dem Stamme der Himjariden an, und ſah unter ſeinen Vorfahren mehre ausgezeichnete Männer. Sein eigener Vater hatte ſich durch zwei hiſtoriſche Werke, enthaltend die Geſchichte berühmter Eingeborener Ägyptens, ſowie dortiger Fremder, bekannt gemacht. Er ſelbſt aber genoß das Glück, unter der Dynaſtie der Fatimiden geboren zu werden, die Freunde der Wiſſenſchaft, vorzüglich der Aſtronomie, waren, und ſo foderte denn auch der Khalif Azizbillah, der Vater des Hâkim bi amrallah, den Ibn Junos auf, ſich ganz der Aſtronomie zu widmen, wobei er ihn durch die beſten Hilfsmittel, d. h. z. B. durch Inſtrumente, unterſtützte. Auch der Ort in der Nähe von Kahira, wo er ſeine Beobachtungen anſtellte, und der kurzweg die Sternwarte genannt wird, ſcheint für ihn Einrichtungen erhalten zu haben (vgl. Not. et Extr. VII, 19 sq.). Aber er rechtfertigte auch vollkommen das in ihn geſetzte Vertrauen, und noch jetzt gilt er bei den Europäern für den größten arabiſchen Aſtronomen, deſſen Arbeiten als höchſt zuverläſſig betrachtet werden. Dieſe legte er in einem Werke nieder, das mit vielen andern bei den Arabern den gemeinſchaftlichen Titel führt: Zidsch (زيج), d. i. Tafeln, mit dem Beiſatze „die Hakimitiſchen (الزيج الحاكمي)" oder „die großen (الزيج الكبير)." Doch ſcheinen die beiden Titel eine verſchiedene Redaction anzudeuten, ſodaß der erſte die Ausgabe bezeichnete, welche dem Aziz, dem Vater Hâkim's, gewidmet war, und vier Bände umfaßte (vgl. *H. Ch.* u. *Abulf.*, Ann. Mosl. II, 618), der zweite aber die dem Hâkim, des Aziz Sohne, dargebrachte Redaction in zwei ſtarken Bänden (*H. Ch.* u. Not. et Extr. I. l. p. 25). Unter dieſen aſtronomiſchen Tafeln nun hat man ſich keinesweges ein vollſtändiges Handbuch der Aſtronomie zu denken; die Kenntniß der Elemente ſetzte er aus dem Ptolemäus voraus, er wollte nur das in Vereinigung geben, was ſich auf Anſtellung von Beobachtungen, auf die Berechnungen und auf den Gebrauch ſowol der aſtronomiſchen, als der chronologiſchen und trigonometriſchen Tafeln bezieht. Dabei war es hauptſächlich auf Berichtigung der in den Tafeln begangenen Fehler abgeſehen, die man bisher gebraucht hatte. Daher nahm er zu ſeinen Beobachtungen, die die Grundlage ſeiner Tafeln ausmachen, eine große Anzahl vor ihm gemachter Beobachtungen auf, und unterwarf ſie der Kritik. Die Eintheilung des Werkes iſt folgende: Zuerſt ein Vorwort, worin er die Fehler früherer Aſtronomen aufdeckt und ſie ebenſo bekämpft, wie manche andere Ideen, die ſich zu ſeiner Zeit feſtgeſetzt hatten (Not. et Extr. I. l. p. 50—75). Hierauf folgt die eigentliche Vorrede, die ſich über den Werth der Kenntniß der himmliſchen Körper und der Aſtronomie überhaupt, vorzüglich im Dienſte der Religion, z. B. zur genauen Beſtimmung der Gebetsſtunden ꝛc., ausſpricht (ib. p. 76—82). Nun erſt beginnt das Werk ſelbſt, das in 81 Capitel zerfällt, deren Inhalt Cauſſin (a. a. O. S. 82—94) ebenfalls mittheilt. Aus ihnen lernt man den Umfang des ganzen Werkes und ſeine Bedeutſamkeit am beſten kennen, und wir müſſen für deren Mittheilung um ſo dankbarer ſein, als ſich der Zweck jenes Werkes, nur Auszüge zu liefern, nicht zu einer Bekanntmachung des Ganzen eignete. Die einzigen Handſchriften des Werkes beſitzen die leydener Bibliothek und die des Escurial (*Cas.* I. p. 363. 5). Jene wurde dem Nationalinſtitute von Paris zur Benutzung überlaſſen. Man fertigte davon nicht nur die Abſchrift von faſt der Hälfte des Manuſcripts an (welche Copie ſich jetzt in der königlichen Bibliothek befindet), ſondern Cauſſin verband ſich mit einem der pariſer Aſtronomen, und gab, unterſtützt durch die zum Gebrauche des Geographen Delisle gemachte Überſetzung eines Theils

dieſer Tafeln, jenen oben angedeuteten Auszug derſelben in den Notices et Extraits heraus. Ibn Challikân (n. 499) und nach ihm Cauſſin (l. l. p. 17 sq.) erzählen, daß Ibn Junos nach ſeinen Beſchäftigungen mit der Aſtronomie ſich durch Geſang, den die Guitarre begleitete, erholte, und in ihm ebenſo die Abweſenheit eines ſchönen Jünglings als einiger Planeten beklagen konnte, die ſich ſeinen Blicken zu entziehen ſchienen. Außerdem war er höchſt gutmüthig und oft zerſtreut, und vernachläſſigte ſich in ſeinem Äußern bis ins Lächerliche. Proben ſeines Anzugs und ſeiner Manieren ſ. bei *Caussin* l. l. p. 19. Ibn Junos ſtarb 4. Schewwâl 399 (d. i. 31. Mai 1008). Vgl. *Casiri* l. l. *de Rossi*, Dizion. p. 108. Auch Golius hat in den Noten ad Alferganum das leydener Manuſcript vielfach benutzt. Wiener Manuſcr. No. 105. fol. 267.

29. **Ibn-elhanbali.** **Ibrahim Ben Jusuf Ben Abd-el-rahman**, der Halebenſer, gewöhnlich Ibn-elhanbali geheißen, der im J. 959 (d. i. 1552, ſ. *H. Ch.* Tom. I. n. 307) ſtarb, hinterließ ein Werk politiſchen, d. i. vorzüglich polizeilichen Inhalts, oder darauf bezüglich, wie die Leitung des Staats am beſten zu handhaben ſei. Doch iſt es nur ein Auszug des Beſſern aus einem größern und alten Werke, betitelt: Adâb el-sijâset, institutiones disciplinae publicae. Der Auszug des Ibn-elhanbali dagegen führt die Aufſchrift: Masâbîh arbâb el-rijâset we mefâtîh abwâb el-kiyâset, d. i. die Leuchten für die, welche die Oberhoheit zu handhaben haben, und die Schlüſſel zu den Pforten ſchlauer Klugheit. Derſelbe gab auch einen Auszug aus einem paränetiſchen Werke heraus, deſſen Verf. Sadr-ed-din Muhammed Bârizi iſt, und das den Titel führt: Fâic fi el-mewâïz we el-dacâïc, d. i. das Vorzüglichſte über die Ermahnungen und Feinheiten. Allein ſelbſt dieſer Tractat iſt keine Originalſchrift, ſondern auch nur eine Blumenleſe aus dem Buche: Masâri' el-oschschâc, d. i. die Schickſale der Liebenden, vom Kadi Abu'lmeâli. Der Auszug aus dem Fâïc heißt Mosalsel el-râïc, und der Ehrenname des Ibn-elhanbali, der ſich zum Ritus der Hanefiten bekannte, iſt Borhân-ed-dîn, d. i. Beweis der Religion. Außerdem aber gab es mehre Ibn-elhanbali, unter denen der im J. 971 (beg. 21. Aug. 1563) geſtorbene Schems-ed-dîn Muhammed Ben Jusuf, ebenfalls der Halebenſer beigenannt (ſ. z. B. *H. Ch.* I. n. 140), unſtreitig der berühmteſte und noch berühmter als der oben erwähnte iſt. S. über ihn unter Muhammed.

30. **Ibn-elhâdschib**, des Kämmerers Sohn. a) **Abu Amru Othman Ben Omar** (nach Andern: Amru), gewöhnlich Ibn-elhâdschib genannt, unſtreitig der bedeutendſte Gelehrte dieſes Namens, iſt bereits (3. Sect. 6. Bd. S. 300 fg. vgl. auch Hajib) rühmlich genannt worden. b) Ein anderer Gelehrte deſſelben Namens iſt Zein-ed-dîn Omar, von dem wir ein Werk, Moadschdschem betitelt, kennen, ohne daß ſich deſſen Inhalt, der in lexikonartige Form eingekleidet zu ſein ſcheint, genauer angeben ließe. c) Der Türke Ibn-elhâdschib, oder gewöhnlich Hâdschib-zâdeh genannt, war Molla und hieß vollſtändig Muhammed Ben-elmustafa. Er

hat ſich durch zwei Schriften den Osmanen we
macht, da ſie ſich durch ihre praktiſche Beziehun
zeichnen. Die erſte handelt über die Anfertigun
Urkunden (Sokûk), und genießt noch jetzt große A
unter den Richtern. Sie hat den Titel: Bidh
ahkâm, d. h. das Capitel der richterlichen Aus
und Verordnungen (Statuten). Das zweite W
handelt über das Glaubensbekenntniß, Gebet, A
Faſten und Wallfahrt, und beſteht aus einer V
fünf Büchern und einem Schluſſe. Der Titel iſt
dijet el-muminîn el-kirâm, d. i. Geſchenk an di
Gläubigen über die Auseinanderſetzung der Beding
des Islam (fi bejân scherâït el-islâm). Hâdſc
deh ſtarb entweder 1010 (beg. 22. Jun. 1611)
1100 (beg. 16. Oct. 1688).

31. **Ibn Abi Hafs.** **Abu Abdallah Muha**
Bochâri, d. i. in Bochâra geboren oder ſich daſelb
haltend, gewöhnlich Ibn Abu Hafs genannt, i
durch ein Erbauungsbuch, das er Zâd el-mut
d. i. Viaticum Deum timentium, nennt, bekan
worden. Wann er gelebt und geſtorben, iſt nicht
mitteln. Über Ibn Abi Hafs den Kleinen (El-Sa
Ebu Hafs.

32. **Ibn Abi Hafsa.** Abu'lsamet oder Ab
dâm Merwân, der Sohn des Abu Hafsa Sole
bedeutender Dichter ſeiner Zeit (vgl. *Ibn Chall.* n.
deſſen Großvater ein Freigelaſſener des Omaijaden
wân Ben-elhakim war. Er ſoll jüdiſcher Abkun
ein Arzt geweſen, unter dem Khalifen Othman abe
Chriſtenthume übergegangen ſein. Dieſer Ibn Abi
war aus Jemâma, begab ſich aber nach Bagdad a
Hof der abbaſidiſchen Khalifen Mehdi und Haru
Reſchid, dem er ſich vorzüglich durch ſeine Spottg
auf die Aliden zu empfehlen ſuchte. Er ward
105 (beg. 10. Jun. 723) geboren und ſtarb 18
182 (d. i. 797 oder 798) in Bagdad. Vgl. de
in Chrest. Arab. I, 45 sq. und Ann. Mosl. II.

33. **Ibn-elwardi.** **Zein-ed-dîn Abu Hafs**
Ibn-elmotzaffer, gewöhnlich Ibn-elwardi (الوردي
genannt, hat in Europa vorzüglich durch ſeine G
phie die erſte Aufmerkſamkeit erregt. Dem Orient
noch durch eine Menge anderer Werke wichtig. Vo
nen Lebensumſtänden weiß man nicht eben ſehr vi
ſcheint aber vorzüglich in Haleb ſich aufgehalten z
ben. Daſelbſt war er in ſeiner Jugend Stellve
des Richters, gab aber die juriſtiſche Laufbahn auf,
ganz der Schriftſtellerei anzugehören. In Haleb ſt
auch, wahrſcheinlich 749 (beg. 1. Aug. 1348).
Handſchriften des Hadſchi Chalfa weichen in den
ben ab, worüber ſich ſchon de Guignes (Not. et
II. 19 sq., wo er andere Nachrichten zu rechtfe
ſucht) beklagt. Sein uns bekannt gewordenes Hau
iſt: „Die unverſehrte Perle der Wunder und der
tair der Seltenheiten (دة العجائب وفريدة
الغرائب)," eine gleichſam naturhiſtoriſche Geogr

Digitized by Google

die ſchon Golius, noch mehr aber Olaus Celſius im Hierobotanicum (Upsaliae 1745. z. B. p. 492) benutzt hat. Ihnen folgten Carolus Aurivillius (Particulam, de palma, ex cap. 10 arabice et latine, illustratam notis, publico examini exposuit Upsaliae 1752. *Car. Aurivillius*, wiederum abgedruckt in *Auriv.* dissertationes etc. durch *Joh. Dav. Michaelis.* [Gott. 1790]. p. 41—73), Köhler (Excerptum Geographicum de Terra Syriae exponens ex Ibn el Wardii Geographia et Historia Naturali. Una cum *Abulf.* Tab. Syriae edidit *J. B. Koehler* [Lips. 1766, neue Ausg. 1786]), Faxe (Particula operis cosmographici Ibn el Vardi arabice et latine, quam Lundae 1786 publ. examini offert *Vilhelmus Faxe* [Lundae 1786. 4.]) und Frähn (Aegyptus auctore *Ibn el-Vardi.* Ex apographo Escorialensi, una c. lect. variis e cod. Dresd. primus edidit, vertit, notulisque illustravit *Christ. Mart. Fraehn* [Halae 1804. Cf. *Schnurrer*, Bibl. Arab. p. 178 sq.]), der weitläufig über den Schriftſteller und ſein Werk handelt. Endlich gab Andreas Hylander in 32 akademiſchen Abhandlungen den Text und lat. Überſetzung des erſten Theiles des Werkes, die in einer Geſammtausgabe unter dem Titel: Operis Cosmographici Ibn el Vardi Caput primum, de Regionibus et Oris (ex cod. Upsaliensi) zu Lund 1823 mit Varianten und einem geographiſchen Index, den der Sohn Sven Hylander beſorgte, erſchienen. Ausführlich über das Werk berichtete auch de Guignes im Journal des Savans (Avril 1758), und ſpäter in den Notices et Extraits. Tom. II. p. 19—59. Einzelne Stellen behandelten Rasmuſſen in Om Arabernes og Perſernes Bekiendtſkab og Handel i Mittelalderen med Rusland og Skandinavien in Athene, et Maanedsſkrift udgivet af Chr. Molbech (Kjøbenhavn 1814), Marts, April, Mai, Frähn in Ibn Foszlan S. 50 fg. und *de Sacy*, Chrest. Ar. III. 480. In den angeführten Schriften in den Vorreden iſt auch über die Handſchriften, die ſich in den verſchiedenen Bibliotheken vorfinden, das Nöthige geſagt. Vgl. außerdem noch Lee's Ibn Bat. XVI. Eichhorn's Repert. I, 72—74. *de Rossi*, Dizion. p. 35. 36. Andere Schriften deſſelben Verf. ſind: Über die Traumdeutung, ein Gedicht, von dem ſich ein Exemplar in den Händen des Unterzeichneten befindet (ſ. *H. Ch.* Tom. I. n. 1146. cl. 1152); ein Commentar zur Grammatik Alfija von Ibn Mâlik (ib. l. l. p. 410); ein grammatiſches Gedicht von 150 Verſen mit Commentar (ib. T. II. n. 2689); ein ähnliches unter anderm Titel (ib. n. 2837); genau durchgeſehene Tractate über beigenannte Fragen (Resâïl Mohadzdzebet fi el-mesâïl el-molaccabet) über die Erbtheilung; eine Caſide mit Commentar über die grammatiſche Abwandlungslehre (Lobâb fi ilm el-irâb); eine poetiſche Umarbeitung des grammatiſchen Tractats Lamhat (لمحة) von Abu Hayyan, ſodaß jene zugleich ein Auszug des Originals war; ein Auszug aus Abulfeda's Annalen; ein anderes grammatiſches Gedicht (vielleicht mit n. 2689 einerlei), betitelt: النفحة الوردية; die Sprache der Vögel (منطق الطير, Allegorien); und endlich ein Auszug in poetiſcher Form von dem Werke Hariri's, betitelt: Molhat el-irâb, récréations grammaticales, von dem de Sacy in der Anthol. grammaticale von S. 348 an ein Bruchſtück mitgetheilt hat.

Außer den hier erwähnten Ibn, die an das ſchwediſche „ſon" und an das ruſſiſche „witſch" am Ende der Namen erinnern, gibt es noch eine bedeutende Menge ebenfalls wichtiger Männer, deren genauere Schilderung wir an andere Stellen verweiſen, oder am Ende des Buchſtaben I liefern werden. Sie ſind in alphabetiſcher Ordnung folgende: a) Ibn Arabschah, ſ. Isferâïni. b) Ibn Asba (ابن اصبع), ſ. Kâsim. c) Ibn Bâbeschâzd, ſ. Tâhir. d) Ibn Bochtischuah, ſ. Georg. e) Ibn Bâddscheh oder Ibn-elsâïgh, ſ. Pace (Aven). f) Ibn Batûta, ſ. Lewâti. g) Ibn Beitar, ſ. Beitarides (1. Sect. 8. Bd. S. 378). h) Ibn Beschkowal, ſ. Khalaf. i) Ibn-elchabbâz, ſ. Irbili. k) Ibn-elchaschschâb, ſ. Muhammed. l) Ibn-elchatib, ſ. Lisân-ed-dîn. m) Ibn Chordâdbeh, ſ. Kâsim (eigentlich Abu'lkâsim). n) Ibn-eldschemâa, ſ. Izz-eddîn. o) Ibn-eldschezzâr oder Ibrahim. p) Ibn Dschinni, ſ. 3. Sect. 6. Bd. S. 302. 5). q) Ibn Dschozla, ſ. Isa. r) Ibn Emîr-elhadidsch, ſ. Emîr. s) Ibn Endscheb, ſ. Endscheb. t) Ibn Hadschah aus Hamat. u) Ibn Hadschar oder Haimeni (Haithemi). v) Ibn Hajan oder Hajaul, Ibn Hayan. w) Ibn Haithem, ſ. Haithem. x) Ibn Hanafijjet oder Hanifa. y) Ibn Hatlab, ſ. 1. Sect. 13. Bd. S. 12. z) Ibn Hebatallah aus Hamah. aa) Ibn Heschâm oder Homeiri. bb) Ibn Idris, ſ. Idris. cc) Ibn Kemâl-pascha, ſ. Kemâl. dd) Ibn Kethîr, ſ. Imâd-ed-dîn. ee) Ibn-ellebbân, ſ. Kuschijar. ff) Ibn-ellobûdi, ſ. Lobûdi. gg) Ibn Miskaweih, ſ. Miskaweih. hh) Ibn Nebâta, ſ. Muhammed. ii) Ibn-elneddschâr, ſ. Mohibb-ed-dîn. kk) Ibn Abi Oseiba, ſ. Osaiba. ll) Ibn Osman, ſ. Osman. mm) Ibn Schohna Halebi. nn) Ibn-elsemani, ſ. Sa'd. oo) Ibn Taghri Berdi, ſ. Jusuf. pp) Ibn Teimia, ſ. Teimia. (*Gustav Flügel.*)

IBN, YBN, IBM, auch IBEN, 1) eine Werbbezirkscommiſſariatsherrſchaft und adelige Hofmarch im Innviertel des Erzherzogthums Öſterreich ob der Ens, mit einem Schloſſe, das auf einem ziemlich ſteilen Berge liegt. 2) Ein zur Herrſchaft gleiches Namens gehöriges, eine halbe Stunde weſtlich von der von Braunau nach Lauſen führenden Poſtſtraße in einer hügeligen Gegend gelegenes Kirchdorf von 43 Häuſern und 258 teutſchen Einwohnern. Das Dorf iſt nach Eggelsberg eingepfarrt und gehört zum Landgerichte Wildshof. (*G. F. Schreiner.*)

IBO, 1) afrikaniſche Völkerſchaft, ſ. Hibo. 2) Eine Inſel auf der Oſtſeite Afrika's, gewöhnlicher Oibo genannt, an der Küſte Mozambique. Sie iſt fruchtbar, mit Bäumen und Geſträuchen bedeckt, reich an Vieh, auch im Ganzen geſund und an ihren Küſten fiſchreich, zum Ackerbaue geeignet und in jeder Hinſicht zu Handelscolonien paſſend. Sie hat einen Hafen, und die Hauptſtadt der portugieſiſchen Beſitzungen am Cabo Delgado, welche

ebenfalls Dibo heißt; ferner iſt ſie befeſtigt, daher ſie allein unter den Inſeln dieſer Gegend den Verwüſtungen der Sacalaven entgangen iſt, welche den nördlichen Theil der Inſel Madagaſcar bewohnen. *(R.)*

IBORA war eine der 13 Städte, aus welchen Juſtinianus I. die Provinz Helenopontus zuſammenſetzte. Novell. 28. Hierokles (Synecdem. p. 38) nennt ſie *Ἰβύρα*, unſtreitig fehlerhaft durch Abſchreiber. Bei Conſtantinus Porphyr. S. 4 heißt ſie *Ἴβωρα*, und er ſetzt ſie in das dritte Kappadocien, auch das Thema Armeniacum genannt, welches nach damaliger Eintheilung nur ſieben Städte hatte. Im Sozomenus (VI. c. 30) und in der Notitia Episcop. a Leone p. 320 iſt ſie *Ἴβηρα* geſchrieben, und als der Sitz eines Biſchofs bezeichnet. Dieſe Schreibart Ibera wird auch in den Unterſchriften der Concilien gefunden. *Valesius* ad *Sozom.* VI, 30. Der chriſtliche Philoſoph Evagrius war aus dieſer Stadt gebürtig. Ihre Lage kann nur ungefähr beſtimmt werden; ſie lag im innern Lande von Pontus, ſüdlich von Amaſea. *(Pet. Friedr. Kanngiesser.)*

IBOS, Marktflecken im Canton und Arrondiſſement von Tarbes, des franzöſiſchen Departements der Oberpyrenäen. Er liegt zwei Stunden öſtlich von Tarbes an der Sardane, und zählt 1500 Einw. *(Klaehn.)*

Ibrahil, Ibraila (Geogr.), ſ. **Brahilow.**

Ibrahim (إبراهيم, arabiſche Form des hebräiſchen Namens Abraham). Ihn tragen mehre ſowol in der politiſchen als in der literariſchen Welt der Muhammedaner ausgezeichnete Männer, unter denen die wichtigſten folgende ſein möchten:

1. Dem Alter nach ſteht an der Spitze der erſtern der unter dem Namen Ibrahim, der Imâm, bekannte Prätendent (Daï) des Khaliſats, das durch ihn den Ommaijaden ſtreitig gemacht werden ſollte. Bekanntlich war von allem Anfange an der Befeſtigung des arabiſchen Khaliſats nichts mehr entgegen, als der Umſtand, daß Muhammed ſich über ſeinen Nachfolger in keinerlei Beziehung ausgeſprochen hatte. So war alſo von Born herein der Keim der Zwietracht unter die Gläubigen geworfen, und nicht nur die Anhänger und Abkommen Ali's, ſondern auch alle die Söhne der Oheime des Propheten fanden ihre Prätendenten und ihre Vertheidiger. Doch blieb der Titel Imâm, als Bezeichnung der kirchlichen Oberhoheit, Anfangs der Familie Ali's, die freilich ſich wieder in mehre Sekten ſchied, die alle ihrem Imâm die größten Anſprüche zuzuweiſen ſich beſtrebten. Dieſer Ibrahim dagegen gehört dieſer Linie nicht an; er ſtammte vielmehr im vierten Gliede von dem Oheime des Propheten, Abbas, durch deſſen Sohn Abdallah ab. Der Sohn dieſes Abdallah und Enkel des Abbas war jener Ali, der von ſeinem unaufhörlichen Tag und Nacht fortgeſetzten Beten den Beinamen des „Gebetteppichs (Seddschâdet)“ erhielt. Der Sohn dieſes war Muhammed, der, weniger dem beſchaulichen Leben zugewandt, zuerſt den Gedanken erfaßte, mit den Nachkommen Ali's, als den zeitherigen Imâmen, in der Behauptung dieſer Würde in die Schran-

ken zu treten. Daraus aber folgte, daß von dem
ſitze des Imâmats zugleich auch die Anſprüche au
Khaliſat abhingen, und auf dieſes war es eigentlic
Muhammed abgeſehen. Doch erreichte er noch nichts
ter, als die Übertragung des Imâmats auf ihn un
mit auf die Abbaſiden. Alles was unter ihm hei
durch Emiſſaire (Dâï) geſchah, hauptſächlich, um die
wohner Khoraſan's der Familie Abbas und hier v
vorzüglich ihm zu gewinnen, wurde dem Ommaijad
Khalifen in ſeinem ganzen Umfange erſt bekannt, al
Abbaſiden ſich ſtark und ſicher genug glaubten, mit
Plane öffentlich hervorzutreten. Muhammed hatte
Söhne, Ibrahim, von dem hier die Rede iſt, Abba
kannt unter dem Beinamen Saffâh, als erſter Her
der Abbaſiden, Manſur, der zweite Khalif deſſelben
ſes, und Jahja, die in Verbindung mit ihren ſieben
men eine allerdings zu fürchtende Macht entwickeln
ten. Ibrahim, als der älteſte Sohn, trat in die
Vater errungenen Vortheile ein, und das geheime
deln ward ſogleich ein öffentliches. Doch beſaß Ib
keineswegs die Talente, die zum Umſturze einer T
ſtie erfodert werden; ihm kommt aber wenigſtens das
dienſt zu, die tüchtigſten Werkzeuge zur Ausführung
gefunden und in Thätigkeit geſetzt zu haben. Abu
lim Abd-el-rahman aus Isfahan, jugendlich wie Ibr
ward die Seele und der Mittelpunkt des ganzen U
nehmens. Ihm zur Seite ſtanden Abu Selâma in
und Cahtaba in Mekka. Es war im J. 129 (beg
Sept. 746), alſo fünf Jahre vor dem völligen Um
des Ommaijadiſchen Thrones, als Abu Moslim in der
reits längſt bearbeiteten Khoraſan die Fahne des Auf
zum Vortheile der Abbaſiden aufpflanzte. Das L
ben ſelbſt hatte verlangt, daß Abu Moslim ſich w
holt aus Khoraſan nach Syrien, wo ſich Ibrahim i
meima aufhielt, und von da wieder zurück nach K
ſan begab, um theils die Fortſchritte ſeiner Werb
zu melden, theils neue Befehle zu holen. Auch i
bezeichneten Jahre war er unterweges nach Syrien
er, in Cumis an der Grenze von Khoraſan und
medien angelangt, von Ibrahim Befehl erhielt, a
blicklich nach Khoraſan zurückzukehren und die Miſſi
betreiben, während er ihm Cahtaba mit dem ihm z
bote ſtehenden Gelde ſchicken ſollte, um durch ih
ſeine Geſchenke die Thronwerbung in Mekka betreib
laſſen. Abu Moslim, in der Hauptſtadt Khor
Merw, angelangt, vereinigt ſich mit dem gleichgeſi
Suleiman, dem Sohne Kethir's, und am 9. Jun
in der Nacht ward durch angezündete Feuer allen A
gern des Hauſes Abbas das Zeichen zur allgemeinen
einigung und zum Übertritt zur Gegenpartei der Om
den gegeben. Fünf Tage ſpäter hörte man nicht
in der Chotba oder dem feierlichen Freitagsgebete die
bitte und den Namen des alten Herrſcherhauſes.
Statthalter Merwans, Nasr, ein Sohn Sijar's,
ſuchte gütlich alles Geſchehene auszugleichen, allei
geblich; auch die von ihm abgeſandten Truppen
als geſchlagen, und ſo blieb ihm nichts anderes
den den völlig ausgebrochenen und auch in den P

zialſtädten glücklich fortgeführten Aufſtand dem Khalifen zu melden. Cahtaba, nach vollendetem Geſchäft in der heiligen Stadt Mekka, predigte mit Wort und Schwert für die Abbaſiden in Dſchordſchan und Irak. Je glücklicher aber dieſe Feldherren waren, deſto unvorſichtiger ſcheint Ibrahim ſelbſt geweſen zu ſein. Dieſer hielt ſich, wie oben bemerkt ward, in Homeima in Syrien auf, das nur eine Tagereiſe von der an der Grenze Syriens gegen Hidſchâs hin gelegenen Feſte Schaubek entfernt iſt, und zu dem Gebiete Scherât gehört. Sobald alſo Merwan den Zuſtand der Dinge erkannte, gab er ſeinem Statthalter in Balka Befehl, den Ibrahim feſtzunehmen und ihn ihm zuzuſchicken. Gefeſſelt langte er bei dem Khalifen an, der ihn in Harran ins Gefängniß ſetzen ließ, wo er bis zu ſeinem wahrſcheinlich gewaltſamen Tode blieb (747). Dennoch nahm durch Abu Moslim der Thronumſturz ſeinen ungeſtörten Fortgang, und das Khalifat, in deſſen Beſitz ſich Ibrahim geträumt hatte, ging alsbald auf ſeinen Bruder Abbas, Saffâh der Blutvergießer beigenannt, über, der ſomit der erſte Abbaſide auf dem Throne Muhammed's ward.

2. Ibrahim, der Sultan. «Murad IV., gleich durſtig nach Gold wie nach Blut, der ſich rühmen konnte, während ſeiner 17jährigen Regierung wenigſtens hunderttauſend Schlachtopfer hingemordet zu haben, hatte den noch einzigen Sprößling des Ottomaniſchen Kaiſerhauſes, ſeinen Bruder, den wollüſtigen Ibrahim, ebenfalls in den Prinzenkäfig werfen und ſo für ſich unſchädlich machen laſſen. Als der Tyrann verſchieden (9. Febr. 1640), konnte nur die Mutter des Gefangenen, die Sultanin Köſem, dieſen, der eine Liſt des Bruders fürchtete, durch Vorzeigung des Leichnams von der Wahrheit des Zurufs überzeugen, daß man gekommen, ihm zu huldigen. Der Huldigung im Thronſaale folgte die gewöhnliche Säbelumgürtung zu Ejjub, aber mit ihr begann auch zugleich der Eifer, den Wolluſttrieb des neuen Herrſchers auf noch nie geſehene Weiſe durch Herbeiſchaffung immer neuer Opfer zu befriedigen. Als er ſeine Thronbeſteigung den europäiſchen Mächten verkündigen ließ, wurden auch alle frühern Friedensverträge und Capitulationen beſtätigt. Nur gegen Öſterreich verfuhr man nicht aufrichtig. In der Steiermark nöthigten einfallende Türkenſchwärme Städte und Dörfer bis nach Luttenberg und Radkersburg Huldigung und Steuern ab, aber auch von Ungern aus ſollten Streifzüge das türkiſche Gebiet überſchritten und ſomit Gelegenheit zu gegenſeitiger Klage gegeben haben. Ein in neun Artikeln abgeſchloſſener Friede (19. März 1642) ſtellte bis auf Berichtigung der Grenzmarken ein freundlicheres Verhältniß her, nachdem am 2. Jan. deſſelben Jahres dem Sultan in Muhammed IV. ein erſter, und viertehalb Monate darauf in Suleiman II. ein zweiter Nachfolger geboren worden war. Der Großvezier Kara Muſtafa hielt überdies im Staate Ordnung, und nöthigte das Heer durch ſtrenge Mannszucht zum Gehorſam, ſodaß dieſe erſten Jahre der Regierung Ibrahim's, trotz erfolgten Erdbeben und Feuersbrünſten, als hoffnungverheißend genannt werden konnten. Dagegen hatte die ein Jahr früher (1641) zur Wiedereroberung Aſows, das ſeit fünf Jahren in der Gewalt der Koſaken war, unter dem Kapudanpaſcha Siawuſchpaſcha ausgerüſtete Flotte von 38 großen Galeeren, der eine bedeutende Landarmee zur Seite ſtand, nach dreimonatlicher Belagerung und großem Verluſte an Mannſchaft und Schiffen (30. Oct. 1641) nach Conſtantinopel zurückſegeln müſſen, und ein zweiter Heereszug im folgenden Jahre fand die verlaſſene Stadt in Brand geſteckt und in Waſſer geſetzt. Der Anführer Muhammedpaſcha baute ſie ſogleich wieder auf, und ließ zu ihrem Schutze nicht weniger als 26,000 Mann unter dem Statthalter Islampaſcha zurück. Nachdem dem Sultan das Jahr darauf (22. März 1643) ein dritter Prinz, der nachmalige Sultan Ahmed II., und drei Wochen darauf ein vierter, Murad, der aber nach zehn Monaten ſtarb, geboren war, neigte ſich der Glücksſtern des allmächtigen Großveziers, der geraden Schritts ſeiner Hinrichtung entgegenging. Ein von ihm heimlich an den Statthalter von Siwas, Ibrahimpaſcha, abgeſchickter Befehl, den etwas aufſätzigen Statthalter von Erzerum, Naſuhpaſchazadeh, dem die Statthalterſchaft Siwas als Entſchädigung ſcheinbar verliehen ward, bei ſeiner Ankunft mit den Waffen in der Hand zu begrüßen, hatte den unglücklichen Ausgang, daß Ibrahimpaſcha in der Nähe von Caiſarije geſchlagen ward, und der Sohn des Naſuhpaſcha nun gegen die Hauptſtadt ſelbſt heranzog, um den Großvezier zur Verantwortung für ſeine Treuloſigkeit an Ort und Stelle zu behelligen. Der Beleidigte war bereits bis nach Nikomedien vorgedrungen, als ſich in der Nähe dieſer Stadt auf der ſogenannten Wieſe des Khodſcha die von Conſtantinopel aus unter dem Oberbefehl Osmanpaſcha's gegen ihn beorderten Truppen ihm entgegenſtellten. Die Niederlage der letztern und der Tod des erſtern öffneten dem Sohne Naſuh's den Weg nach Scutari, keineswegs aber zum Beſitze des Reichsſiegels, wie er, durch falſche Nachrichten getäuſcht, drei lange Wochen vergeblich vor jener Stadt gehofft. Endlich durch andere Verſprechungen auf das europäiſche Ufer gelockt, und von ſeinen Truppen verlaſſen, ſah er nur in eiliger Flucht nach Rusdſchuk ſeine Rettung, ward aber hier ergriffen und fand durch die Folter ſeinen Tod (Jul. 1643). Unterdeſſen hatten die Gegner des Großveziers, an deren Spitze die Sultanin Walide ſtand, das Ihrige gethan, um ihn dem Sultan zu verdächtigen, das Meiſte aber that er ſelbſt, als er, um den von ihm gefürchteten Silahdar zu ſtürzen, die Janitſcharen zu einer Meuterei, die mit der Foderung von des Silahdar Kopfe enden ſollte, beſtach. Dieſe ward dem Sultan hinterbracht, und als außerdem noch andere unbedeutendere Zwiſchenfälle den Zorn Ibrahim's gegen ſeinen Lala oder Großvezier ſteigerten, gab er den Befehl zu deſſen Erdroſſelung. Ihn erſetzte der Günſtling Sultanzadeh, einer der zum Sturze Kara Muſtafa's vereinigten Triumvirn, der jedoch erſt nach einem Jahre (10. März 1644) von ſeiner Statthalterſchaft Damaskus an der hohen Pforte eintraf, worauf nach wenigen Monaten (2. Aug.) der Sultan eine Luſtreiſe nach Adrianopel unternahm, und bei ſeiner Rückkehr die Geburt zweier jungen Prinzen, Selim (geb. 19. März 1644) und Osman (20. Nov.) feierte. Er unterlag dafür dem Regiment ſei-

Digitized by Google

ner Weiber, die für ihn wegen ſeines im eigentlichen Sinne des Wortes unmenſchlichen Hanges zur Wolluſt das unentbehrlichſte Bedürfniß geworden waren. Die Sklavinnen ſtiegen durch ihn zu unerhörten Preiſen, und da er Ambraduft unmäßig einſaugte und den Ambra ſogar in Kaffee genoß, wurde auch deſſen Preis faſt unerſchwinglich. Dazu kam ſeine Verſchwendung in Pelzwerk, Blumen, Kleider und Spiel für ſich und das Harem, die nichts zu Theures kannte, und ſeine Vorliebe für Poſſenreißer, Gaukler, Sänger und Pfeifer, die einen Theil ſeiner Geſellſchaft ausmachten. Gefielen dieſe ihm, ſo wurden die höchſten Stellen im Staate ihnen angeboten, die ſie aber aus Vorſicht zurückwieſen. Von ſeinen ſieben vor allen andern Weibern bevorzugten Günſtlinginnen hatte jede ihren beſondern Hofſtaat und die Einkünfte eines Sandſchaks als Pantoffelgeld. Neben dieſen Sultaninnen hatte er auch ſeine begünſtigten unter den Sklavinnen, die ihre Einkünfte aus der Verleihung der höchſten Staatsämter bezogen. Einer rieſengroßen dicken Armenierin, die man für ſeine Luſt in Conſtantinopel aufgeſucht, ſtieg ſo in ſeiner Gunſt, daß ſie auf ihre Bitte die Statthalterſchaft von Damaskus erhielt, die ſie durch einen Verweſer verwalten ließ. Unter ſolchen Umſtänden kümmerte ſich der Sultan natürlich wenig um ernſtere Angelegenheiten, und auch der Kriege gab es unter ſeiner Regierung keine, es waren nur Expeditionen, denen allerdings Kriegsrüſtung vorausging. So wurden gegen Venedig nicht weniger als 15,000 Centner Pulver, 50,000 eiſerne Kanonenkugeln und alles ſonſt nöthige Belagerungsgeräthe eingeſchifft. Drei und ſiebenzig Galeeren, denen ſich unterweges eine Menge anderer beigeſellte, lieſen am 30. April 1645 aus dem Hafen von Conſtantinopel aus, und ſteuerten auf Kreta los, das über ein Jahrhundert nicht ohne wiederholte Empörungen im Beſitze der Venetianer war. Die Landung erfolgte am 24. Jun. 1645 in der Bai von Gogna, 18 Miglien unter Canea, und am folgenden Morgen ſtanden bereits die Belagerer auf einem Hügel vor letzterer Stadt. In drei Tagen ſtand das Belagerungsgeſchütz am Lande. Nach mehrfachen kleinen und großen Stürmen capitulirte die Stadt (17. Aug.) unter der Bedingung eines freien Abzuges der Belagerten mit Familie und beweglicher Privathabe. Nach Zurücklaſſung einer ſtarken Beſatzung kehrte die Flotte nach Conſtantinopel heim, während jene ihre Streifzüge durch die ganze Inſel begann. Doch auch dieſe Waffenthat lohnte der grauſame Sultan nach kurzer Friſt mit der Köpfung deſſen, der ſie vollführt, des Kapudan Juſufpaſcha. Auch hielt den aus reinem Blutdurſt und Fanatismus verächtlichen Tyrannen nur die Verweigerung des Fetwa von einer allgemeinen Ermordung der Chriſten ab, und als dieſe ihm nicht durchging, gab er den Mordbefehl gegen die Franken, der ebenfalls vereitelt ward. Willkürliche Grauſamkeiten gegen einzelne Türken und Chriſten nährten dennoch die blutdürſtigen Geſinnungen Ibrahim's, der dieſe als eine Haupteigenſchaft ſeiner Herrſchergewalt feſthielt; doch hütete er ſich wohl, ſich mit mehr als einer chriſtlichen Macht zugleich in Krieg einzulaſſen. Der Kampf mit den Venetianern dauerte fort,

Retimo auf Kreta ergab ſich (14. Nov. 1646), und
ihm mehre unbedeutende Örter; dagegen blieben alle
oberungsverſuche gegen die Hauptſtadt der Inſel, Ka
für jetzt fruchtlos, und Unruhen in der Krim, auf
pern und an mehren Punkten in Anatoli und Rumil
ſchäftigten den Diwan. Dazu kam, daß die türki
Heerführer zu Lande gegen die Venetianer in Dalm
mit Land- und Städteverluſt fochten (1646). D
ließ Ibrahim den Großvezier erwürgen, weil er das
bot deſſelben, keine Wagen in Conſtantinopel fahren
laſſen, nicht treulich erfüllt. Dagegen herrſchten W
und Wahrſager in des Sultans Umgebung um ſo u
ſchränkter unaufhörlich fort, aber auch die Urſachen
deſſelben eigener Abſetzung häuften ſich, und traten in
ſichtbarer hervor. Die härteſten und willkürlichſten
drückungen in der Hauptſtadt, die gewaltſame Beraub
der Kaufleute für die Launen des Harems ohne Be
lung, der Kampf gegen Rebellenhäuptlinge, unter d
Wardarpaſcha Ali aus Anatoli ſogar gegen Conſtant
pel anzog, aber durch verrätheriſche Politik unterw
den Kopf verlor, deſſen abgezogene, mit Stroh ausgeſt
Haut ſtatt ſeiner in die Hauptſtadt kam, hauptſäch
aber die Befehdung der Günſtlinge und Günſtlingin
waren bedeutſame Zeichen der Schickſale früherer und
terer Sultane, gingen aber für den Augenblick ohne L
an dem gegenwärtigen vorüber. Auch bemühten ſich
ſeine Großen mit ſeiner höchſten Zufriedenheit, ihm
Unangenehme, ſelbſt erlittene Nachtheile im Kampfe
verſchweigen, während nur er ſich für untrüglich h
Die Ämter und Statthalterſchaften waren nichts als k
liche Waare, hauptſächlich um des Sultans und ſp
des Großveziers Ahmedpaſcha Geldgier zu befriedigen.
dieſen Mitteln der Gelderpreſſung kamen die drückend
Steuern, wie die Zobel- und Ambraſteuer, die allen T
ken ohne Unterſchied auferlegt ward. Daher traf
zuerſt den Diener und dann den Herrn die Strafe.
medpaſcha hatte bei der Hochzeitfeier ſeines Sohnes m
eingeladene aber gefürchtete Janitſcharenoberſten umzub
gen die Abſicht gehabt, allein verrathen, konnte er n
länger dem Rachegeſchrei der in der Mittelmoſchee verſ
melten Janitſcharen und Ulema entgehen, ſondern fiel
Opfer des Aufruhrs, der alsbald auch ins Serai dra
und die Einkerkerung des der Regierung unwürdigen Ib
him herbeiführte, der nach zehn Tagen Pein die Erdro
lung folgte (18. Aug. 1648). Er hatte die acht Ja
ſeiner Regierung mit Ungerechtigkeit, Grauſamkeit und
würdigkeit jeder Art gefüllt.

3. **Ibrahimpascha**, auch bekannt unter dem Nam
Ibrahim-Chan-Ogli, der Sohn des Alipaſcha, aus
Familie der Tſchendereli, deren Namen in der Geſchi
Osmaniſcher Großveziere ein berühmter iſt, war, was
nigen ſeiner Stellung vergönnt, von ſeines Vaters T
an 20 Jahre hindurch im ungeſtörten Beſitze des Reic
ſiegels, und diente treu zweien Sultanen, dem Muha
med I. und Murad II., indem er den erſtern noch um v
acht Jahre überlebte. Um ſo merkwürdiger iſt das St
ſchweigen der byzantiniſchen Geſchichtſchreiber über Ib
him, den doch alle türkiſche Nachrichten einſtimmig

Digitized by Google

den Großvezier Muhammed's I. nennen. Um dieſen machte er ſich frühzeitig verdient, indem er ihn als Knaben aus der Schlacht von Angora und unzähligen andern Gefahren gerettet und ſtets gegen alle ſeine Feinde auf das Tapferſte vertheidigt hatte. Muhammed I., der trefflichen Osmaniſchen Fürſten einer, bedurfte verſtändigen Raths ſeines Freundes, da er nach ſeines Vaters Bajezid Ableben, nicht weniger als zehn Jahre unaufhörlich einen Erbfolgekrieg beſtehen mußte, bis ihm nach ſeines Bruders Muſa Tode, (1413) die Alleinherrſchaft, aber nur auf die kurze Zeit von acht Jahren ward. Als auch er vom Schlage getroffen bald darauf ſeinen Geiſt aufgab, fürchtete Ibrahim eine Zerſtückelung des Reiches unter ſeine verſchiedenen Söhne, und verheimlichte deshalb, um den älteſten Sohn Murad II. in Amaſia von des Vaters Schickſal zu benachrichtigen, ihn ſelbſt aber nach Bruſa auf den Thron zu entbieten, mit beſonderm Glück, 40 Tage lang unter mehrfachen Schwierigkeiten den Tod des Sultans, bis mit dieſem zugleich die Thronbeſteigung Murad's verkündet werden konnte. Murad beſtätigte den treuen Diener in ſeiner Würde, der, indem er den neuen Herrn nicht weniger verſtändig berieth, alle die Gefahren beſtand, die Verrath und Aufſtand dem Sultan in jener unruhvollen Zeit drohten. Endlich raubte eine Peſt (1431) ihm das Leben; er war aber im Tode noch ſo glücklich, ſeine Würde auf ſeinen Sohn Chalilpaſcha vererbt zu ſehen. Nach Cantemir (Mahom. I. p. 81) und de Sacy (Biogr. Univers.) ſoll von dieſem Ibrahim die angeſehene Familie Ibrahim-Khan in der Türkei ihren Urſprung ableiten, indem ihm Murad den Titel Khan und das Recht verliehen habe, in kein öffentliches Amt einzutreten, welcher Eintritt, ſobald er verlangt wird, von keinem Türken verweigert werden darf. Die Glieder dieſer Familie ſeien daher immer nur Verweſer von Kirchengütern geweſen, und hätten ſomit keine Gefahr für ihr Vermögen gelaufen, ſich aber immer um das Wohl ihrer Mitbürger verdient gemacht. Auch habe Soleiman der Große ihnen deshalb ihre Privilegien beſtätigt. Hammer dagegen (Osman. Geſch. I, 659) meint, daß die Osmaniſchen Geſchichtſchreiber nichts von dieſer Bevorzugung wüßten, auch ſei es unbegreiflich, wie er zum Ehrennamen des türkiſchen Ulyſſes gekommen ſei, da den Türken der Name des Odyſſeus ganz unbekannt ſei, wenn nicht die Ausſage des Dukas, der ihn virum prudentem et probum Turcorum (?) propudiosis verbis ac libidinibus inadsuetum nennt, den Cantemir zu obiger Benennung und Vergleichung veranlaßt hat.

4. Ibrahimpascha, der Günſtling Soleiman's. Ibrahim war der Sohn eines griechiſchen Schiffers von Parga und vorzüglich geſchickt im Violinſpielen. Von türkiſchen Korſaren geraubt wurde er an eine Witwe in der Nähe von Magneſia verkauft, die die natürliche Anmuth und die Anlagen des jungen Griechen durch deſſen weitere Bildung und durch ſchmuckvolle Kleidung noch zu erhöhen wußte. Soleiman, der ihn als Kronprinz auf einem Spazierritte die Violine ſpielen hörte, und als witzig kennen lernte, nahm ihn als unzertrennlichen Gefährten in ſeine Geſellſchaft auf, machte ihn, als er Sultan ward, zum Vorſteher der innerſten Pagenkammer und oberſten Falkenjäger. Ibrahim's Vertrauen und Einfluß wuchs ſo immer mehr, und als am 27. Jun. 1523 der Großvezier Piripaſcha Muſtafa ſeines Amtes entlaſſen wurde, erhielt ſeine Stelle zugleich mit der Beglerbegſchaft von Rumili Soleiman's Günſtling. Später ward er des Sultans Schwager, und zwiſchen beiden die Innigkeit ſo groß, daß ſie, was unerhört zwiſchen dem Padiſchah und deſſen Veziere, nicht nur oft mit einander aßen, ſondern auch neben einander ſchliefen. Am Morgen wechſelten ſie Billets und den Abend brachten ſie in Vergnügungen mit einander zu. Ibrahim beſaß außer dem Talente des Witzes und der Muſik ausgezeichnete Sprachkenntniſſe im Griechiſchen, Türkiſchen, Perſiſchen und Italieniſchen, hatte viel geleſen, und erzählte ſeinem Herrn vorzüglich die Geſchichten von Hannibal und Alexander dem Großen. Wie Ibrahim im Serai dem Sultan ein unentbehrlicher Geſellſchafter, ſo war er ihm auch im Kriege ein treuer und tapferer Waffengefährte, und bewies durch Vertheidigung deſſelben in allen Gefahren ſeine Dankbarkeit. Nachdem er (23. Mai 1524) unter noch nie geſehener Pracht und mit der größten Auszeichnung die Schweſter des Sultans zur Gemahlin erhalten, ging er vier Monate ſpäter mit Truppen nach Ägypten, um die dort entſtandenen Unruhen beizulegen und dem Geſetze ſeine Kraft wiederzugeben. Sein Einzug in Kahira übertraf an Pomp jede ähnliche Erſcheinung, indem das Reitzeug deſſelben allein mehr als 150,000 Dukaten koſtete. Die drei Monate ſeines Aufenthalts ſahen täglich wohlthätige Maßregeln in der Geſetzgebung und Verwaltung in Strenge oder Milde ausgehen. Auch auf ſeiner Rückkehr unterwegs ſtellte er manche Übelſtände ab, ſchlichtete Streitigkeiten und beruhigte die Gemüther. Sein Einzug in Conſtantinopel (7. Sept. 1525) war ein noch größerer Triumphzug als der ägyptiſche, doch war bei einem Janitſcharenauflauf (25. März) auch ſein Palaſt von der Plünderung nicht verſchont geblieben. Dieſen Aufruhr machte er jetzt unſchädlich und ſtrafte Verräther und Unterdrücker, ſo hoch ſie auch ſtehen mochten, durch Hinrichtung. Hierauf begleitete er den Soleiman, der am 23. April 1526 von Conſtantinopel aufbrach, auf dem ungriſchen Feldzuge von Mohacs, eilte ihm voraus vor Peterwardein, welche Stadt er nach dreitägiger Belagerung durch Sturm, und das Schloß nach zwölftägiger Berennung durch einen dritten Sturm nicht ohne Verluſt einnahm (27. Jul.). Im Treffen von Mohacs ſelbſt nahm er entſcheidenden Antheil, und ward dafür durch einen diamantenen Reiger von Soleiman beſchenkt. Ein neuer Aufruhr in Karaman, geleitet von Calenderogli, rief den Großvezier (Mai 1527) mit einer Abtheilung Janitſcharen nach Aſien, aber bereits 11. Aug. kehrte er mit dem Kopfe des Empörers nach Conſtantinopel zurück. Hier verhandelte er in den folgenden Jahren mit den Abgeordneten von Venedig, Ungern und Öſterreich, mit jenen beiden freundlich, mit dieſem feindlich, da Ungern ſich gegen Ferdinand mit Soleiman verband. Als Lohn für ſeine Dienſte erhielt (18. März 1529) der Großvezier als ſolcher von jetzt an die unerhörte Summe von 60,000 Dukaten und ward Serasker oder oberſter Feldherr. Das Diplom war in den

Digitized by Google

ſchmeichelhafteſten Ausdrücken abgefaßt, und von drei Ehrenpelzen, acht reich gezäumten Pferden, einem neunten mit Säbel, Bogen und Köcher reich mit Steinen beſetzt, ſechs Roßſchweifen und ſieben Fahnen begleitet. Dazu kam alsbald noch die Beglerbegſchaft Rumili. Sogleich begann (10. Mai 1529) aber auch der Feldzug unter Soleiman ſelbſt und Ibrahim zog über das raſch eroberte Ofen, wo Zapolya als König eingeſetzt ward, gegen Ferdinand nach Wien, vor welcher Stadt ſie am 27. Sept. ankamen. Wenn auch der Rückzug ſchon den 14. Oct. wieder ſtattfand, ſo erhielt doch Ibrahim einen Säbel, deſſen Scheide und Griff reich in Juwelen gefaßt war, mit vier Kaftanen und fünf Beuteln Goldes (6000 Dukaten) als Beweis der oberherrlichen Zufriedenheit mit ſeinen wenn auch fruchtloſen Anſtrengungen. Fortdauernde Gunſtbezeugungen des Sultans an ſeinen Liebling, ſowie die reichſten Geſchenke von auswärtigen Geſandten, welche derſelbe annahm, ſobald ſie nicht als Zeichen von Beſtechlichkeit galten, gingen dem fünften Feldzuge Soleiman's, der dem Kaiſer Karl V. und Deutſchland galt, voran. Schon am 7. Aug. 1532 ſtand Ibrahim vor Güns, zog nach dreiwöchentlicher Belagerung nach Steiermark vor Grätz (12. Sept.), trennte ſich von Soleiman und traf mit dieſem erſt vor Belgrad wieder zuſammen (12. Oct.). Dem Einzuge in Conſtantinopel folgten (1533) die Friedensunterhandlungen mit Öſterreich durch Abgeordnete Ferdinand's, denen gegenüber Ibrahim wie gewöhnlich durch Großſprecherei, Hochmuth, Schlauheit und Allmacht zu imponiren ſuchte, während die Grenzen ſeines Ehrgeizes ihm ſelbſt unbewußt waren, und ſeine Redſeligkeit jene Eigenſchaften noch mehr hervorhob. Den endlichen Friedensabſchluß (14. Jul. 1533) im Rücken eröffnete der Großvezier ſogleich den Feldzug nach Perſien, um das unter dem Khan Scherifbeg abgefallene Biblis zurück zu erobern. Noch unterwegs erhielt er den Kopf des Empörers, und ſo beſchloß er in Haleb zu überwintern. Hier bereitete er durch Unterhandlung die Übergabe perſiſcher Grenzfeſten für das kommende Frühjahr vor, machte aber auch ſchon die Erfahrung, daß er in der Gunſt ſeines Herrn nicht mehr ganz frei von Nebenbuhlern ſei. Einen ſolchen erblickte er in dem ihm als Kiaja, d. h. Stellvertreter, beigebenen Defterdar oder Finanzminiſter Iskendertſchelebi. Zwiſchen beiden ſtand bald der Entſchluß feſt, den gegenſeitigen Sturz vorzubereiten und ſo zu erproben, wer der mächtigſte ſei. An die Stelle der verlornen Gunſt des Großveziers gedachte der Defterdar die des Sultans ſelbſt zu ſetzen, allein die deshalb gelegte Schlinge, die Veranlaſſung grade nach der perſiſchen Hauptſtadt Tebris zu marſchiren, zerriß, indem ſie wirklich eingenommen ward. Soleiman ſelbſt kam dahin, und während der Defterdar wegen nicht gut beſorgter Wege und Quartiere auf dem Marſche nach Hamadan auf Betrieb Ibrahim's ſeines Amtes entſetzt und ſpäter (13. März 1535) am Marktplatze von Bagdad aufgehenkt wurde, erhielt der Großvezier neue Lehen und für den Einzug in Bagdad (31. Dec. 1534) 20,000 Dukaten und ebenſo viel als jährliche Erhöhung ſeines Gehalts auf die Einkünfte Ägyptens angewieſen. Vier Mo-
nate verweilte der Sultan und Ibrahim in der
ſtadt dieſer neuen Statthalterſchaft, und gingen a
(2. Apr. 1535) durch Kurdiſtan über Merágha ab
nach Tebris, wo beide in dem Palaſte des Schahs
tier nahmen. Nach vierzehntägigem Aufenthalte
kehrten ſie binnen ſechs Monaten nach der Hauptſta
rück (8. Jan. 1536). Ibrahim brachte ſogleich der
delstractat mit Frankreich zu Stande, dachte aber
nicht, daß die Vollziehung deſſelben ſeine letzte S
handlung ſein würde. Vierzehn Jahre hatte er die
ſchaft völlig mit dem Herrſcher Soleiman getheilt
aber ſchien mit einem Male die Verdachtloſigkeit
Herrn in den gefährlichſten Verdacht verwandelt. Der
muth und die Eitelkeit des unumſchränkten Günſ
der keinen Anſtand nahm, die Abhängigkeit des Sulta
ſeinem Willen öffentlich auszuſprechen, die Ränke,
er ſich in den Augen des Volkes und Heeres bedien
den Sultan zu unpopulairen Schritten zu verleiter
Traumbild, in welchem der unſchuldig hingeopferte
terdar den Sultan mit Vorwürfen über ſeine Abh
keit von einem verrätheriſchen Diener überhäufte, di
maßung des Bedrohten im perſiſchen Feldzuge, ſich
Sultan oder Seraskerſultan zu nennen, und gewi
dere unbekannte Urſachen mehr, erklären es, daß,
in einer Nacht des Ramaſan (15. März 1536) ſi
Serai begab, um mit dem Sultan zu ſpeiſen un
ſchlafen, er am folgenden Morgen gewaltſam erwürgt
den wurde, unter allen Großvezieren der Osmanen der
tigſte und ſelbſt Schwager ſeines Herrn, deſſen Lei
im Derwiſchenkloſter zu Galata beerdigt ward. Ein
ward das einfache Grabmal dieſes Städte erobernden un
wan beherrſchenden Gewalthabers, der allerdings in de
ſchichte des Osmaniſchen Reiches nicht ohne Verdienſt d

5. **Ibrahim** der Bosnier aus Kaniſcha, früh
Dienſte des Harem, nachher Waffenträger des Su
Janitſcharenaga und ſpäter Vezier, erinnert durch N
Gunſt bei ſeinem Herrn und Schickſal ſehr an
Vorgänger. Derſelbe war von Murad III. (7. März
zum Beglerbeg Rumili's ernannt worden, und hatte ſch
dieſer mit nicht gewöhnlicher Feierlichkeit vollzogenen
ſtallirung ſtatt der herkömmlichen einfarbigen Star
eine zweifarbige, grün und weiß, als Auszeichnung
ten. Ihn liebte der Sultan, und dieſe Liebe ſeines
reichte hin, ihn vor allen andern Würdenträgern zu bevorz
Dafür ſtand er wiederum ſeinem Herrn in Zeiten der
mächtig zur Seite, beſchwichtigte die Janitſcharen
hen in Conſtantinopel, ſtellte (1585) als Statthalter
Ägypten eine beſſere Verwaltung daſelbſt her, b
Gold und Silber aus und erhielt nach anderthalbjäh
Aufenthalte daſelbſt vom Sultan den Befehl, über
zurückzukehren, um unterwegs den rebelliſchen Druſe
ſten Ma'nogli zu züchtigen. Mit 20,000 Mann be
er den Kampf gegen dieſen Herrn über Saida, Sur
Akko. Die Flamme von 24 Dörfern war das Zeiche
Angriffs, dem eine Belagerung der Reſidenz des Rebelle
Tage lang auf den Höhen von Antara folgte. Ma'n
ſich loszukaufen, ſandte 320 Flinten, 20 Säcke der
ſten Seide und 50,000 Dukaten. Dieſem Geſchenke,

Digitized by Google

ſich durchaus perſönlich nicht ſtellen wollte, folgten nochmals 50,000 Dukaten, 480 Flinten, 110 Ziegen, 150 Pferde, ebenſo viel Büffel, 1000 Ochſen und 200 Hammel, und da eine dritte Erpreſſung von zehn vergoldeten Dolchen, ſilbernen Gürteln und zehn Laſten von Seide und Gold nichts mehr übrig ließ, ging des Rebellen Hauptſtadt Antara mit 19 Dörfern in Flammen auf, und Hinterliſt und Meineid mordete die tapfern Anhänger des Gegners hin. Endlich ſegelte Ibrahim auf 25 Galeeren von Tripolis nach Conſtantinopel ab, wo er mit Eintritt des Herbſtes anlangte. Die mitgebrachten Geſchenke für den Sultan übertrafen an Werth (auf zwei Millionen Dukaten berechnet,) alle andern, die je einem Sultan gegeben wurden; unter ihnen der von Edelſteinen und Gold funkelnde Thron, welchen der Sultan noch heute am erſten Tage ſeiner Regierung beſteigt. Dafür empfing der Sieger die Tochter Murad's, Aiſcha, zur Gemahlin, und dieſe ſtatt der gewöhnlichen 100,000 Dukaten Mitgift die Summe dreifach. Die Hochzeit erfolgte am 9. Jul. 1586 mit dem größten Aufwande; dagegen erfuhr der Beglückte bereits drei Jahre ſpäter die Ungunſt des Schickſals. Die Verſchlechterung der Münzen und daraus hervorgegangene Empörung der Janitſcharen brachte ihn mit ſeinen Collegen um ſeine Vezierſtelle (1589); er hatte ſie aber im J. 1593 abermals inne. Als am 16. Jan. 1595 Murad geſtorben und Muhammed III. ihm nachgefolgt war, vertrat er, während der Großvezier Ferhadpaſcha nach Ungern aufbrach, in der Hauptſtadt die Stelle des Kaimakam oder Stellvertreters zur Beobachtung der Hauptſtadt, grollte aber im Innern dem Großvezier und benutzte die Zeit ihn beim Sultan zu verunglimpfen. Dieſer verlor auch bald darauf Stelle und Kopf. Sinan ward zum vierten und bald zum fünften Male Großvezier, und als er geſtorben (1596), erhielt Ibrahim endlich das ſo ſehnlich gewünſchte Staatsſiegel in ſeine Hände und mit ihm die Oberfeldherrnſtelle auf dem Zuge nach Ungern. Als dieſer aber nur durch des Cicala Tapferkeit in der Schlacht von Keresztes (24. Oct. 1596) zum Vortheile der Pforte ausfiel, mußte er noch auf dem Feldzuge ſelbſt an dieſen ſeine Würde abtreten, aber nur auf einen Monat, ſodaß er mit derſelben, noch ehe Muhammed in Conſtantinopel einzog, von Neuem bekleidet ward. Ein neuer Feldzug unter dem Oberbefehle des Muhammed Saturdſchi 1597 verlief abermals erfolglos, und die Schuld davon ward dem Großvezier, der nicht genug für Mannſchaft, vorzüglich für die Theilnahme des Tatarchans an demſelben geſorgt, aufgebürdet. Er verlor zum zweiten Male das Reichsſiegel, erhielt es aber (8. Dec. 1598) zum dritten Male. Den 23. Mai 1599 eröffnete er einen abermaligen Feldzug nach Ungern, kam bis vor Neuhäuſel, ging hierauf nach Ofen, Peterwardein und Ende Decembers nach Belgrad. Auf dieſem Zuge hielt er die ſtrengſte Mannszucht, und gewann dadurch die Servier, Wallachen und die chriſtlichen Unterthanen der Grenze, die ihm in Maſſen zuſtrömten. Die Eroberung der Feſtung Kaniſcha war der Preis dieſes Krieges; noch aber blieb auch jetzt der Großvezier in Belgrad, während ſtatt ſeiner nur Siegesbericht nach Conſtantinopel entſandt ward. Die wichtigſten Angelegenheiten zur Verwaltung der Donauländer, z. B. die Einſetzung des Woiwoden der Walachei, Michael, und die Sorgen um das Heer, ſowie Verhandlungen mit Wien, füllten die Zeit aus. Nachdem er ſein Standquartier nach Semlin verlegt, und Friedensunterhandlungen eingeleitet, erkrankte er und ſtarb (10. Jul. 1601). Sein Leichnam wurde nach Conſtantinopel gebracht und in dem Vorhofe der Moſchee der Prinzen in einem von ihm ſelbſt errichteten Grabmale beigeſetzt.

6. Ibrahim, der Sohn eines Sipahi und Woiwoden von Isdin bei Caiſarije, war als Baltadſchi (Holzhauer) ins Serai gekommen, erwarb ſich des damals regierenden Sultan Ahmed III. Gunſt, als dieſer noch Kronprinz war, wurde deſſen Secretair, trat aber, um der Eiferſucht der Großveziere zu entweichen, in mehre Finanzämter, wurde Präſident der Rechnungskammer und begleitete im J. 1716 den Großvezier Ali als Mewcufatdſchi (d. i. als Vorſteher der Canzlei der Taxen) in die Schlacht von Peterwardein, wo Ali fiel. Er erhielt den Auftrag, den Schlachtbericht nach Conſtantinopel zu bringen, wo der Sultan über der Freude, Ibrahim wiederzuſehen, den Schmerz der verlornen Schlacht vergaß. Er blieb als Kaimakam oder Stellvertreter des Großveziers in Conſtantinopel zurück, und erhielt bald nachher die 14jährige Tochter des Sultans, Fatima, zur Gemahlin. Schon nach der unglücklichen Niederlage von Belgrad (16. Aug. 1717) ward ihm das Reichsſiegel angeboten, er lehnte es aber für jetzt ab, weil er einen noch unglücklichern Ausgang des Feldzuges fürchtete. Doch ſchon im Mai 1718 widerſtand er nicht länger der Annahme der höchſten Würde, die er als ein „gerechter, ſtaatskluger, Wiſſenſchaft und Kunſt ſchätzender, ſanfter und gutmüthiger" Mann zwölf Jahre lang im vollen Genuſſe der Gunſt ſeines Herrn und höchſter Machtvollkommenheit bekleidete. Unter ihm kam von Sofia aus alsbald (21. Jul. 1718) der Friede von Paſſarowicz mit Öſterreich und Venedig zu Stande, dem noch ein beſonderer Handelstractat folgte. Ibrahimpaſcha hielt 29. Aug. ſeinen Einzug in Adrianopel, wo ihm der Sultan unter andern Geſchenken einen mit Diamanten beſetzten Säbel und einen Zobelpelz mit weiten Ärmeln und zwei Juwelenreigern auf dem Kopfe überreichen ließ. Von nun an begann Ibrahim's Sorge für die wichtigſten Angelegenheiten des Staates, deſſen hilfsbedürftigen Zuſtänden er überall durch heilſame Maßregeln die nöthige Aufmerkſamkeit widmete. Auch der Handel im Innern und vorzüglich das Steuerweſen entging ſeinen Augen nicht; die Beſoldung von Janitſcharen, die nicht in den Krieg zogen, wurde eingeſtellt und dadurch große Erſparung gewonnen, überhaupt aber die Beſoldung ſämmtlicher Truppen des Reiches geregelt, einige Truppengattungen eingezogen, neue Piaſter, Solota, geprägt, die Hauptſtadt und Umgegend durch Neubauten, Palaſtvergrößerungen und beſſere Einrichtungen verſchönert, die Grenzfeſtungen erweitert und mehr geſichert. Ebenſo ſuchte er die Verhältniſſe nach Außen zu ordnen und feſter zu begründen, letzteres vorzüglich mit Öſterreich, wohin ein Großbotſchafter, der Beglerbeg von Rumili, Ibrahim Paſcha, mit einem Gefolge von 763 Köpfen und Geſchenken, abging, wie ſie noch nie wieder ein türkiſcher Bot-

Digitized by Google

ſchafter nach Europa gebracht, und der Friede vom Pruth (16. Nov. 1720) wurde auf ewige Zeiten geſchloſſen. Dabei ließ er in den Ausgaben überall weiſe Sparſamkeit herrſchen, außer wo Ehre und Glanz des Sultans das Gegentheil foderte, während die beſſere Einrichtung der Staatsverwaltung dem Staatsſchatze größere Summen zuführte. Auch war er freigebig und großmüthig gegen verdienſtvolle Männer, vorzüglich gegen Gelehrte, ſtiftete und dotirte Schulen, ſorgte für Sicherheit der Straßen und Städte gegen Räuber und Diebe; die Ruhe in Ägypten, an Syriens Grenze und zu Medina wurde hergeſtellt, die Beleuchtung der großen Moſcheen in den Nächten des Ramaſan, und die Lampen- und Tulpenfeſte im Garten des Serai und anderwärts zuerſt eingeführt, dadurch aber auch die Blumenliebhaberei großartig und allgemein und ein eigener Blumenmeiſter beſtellt, die feierlichen Gaſtmahle und Reitaufzüge wieder aufgenommen, der Sultan vielfach bewirthet. Georgien ward eine türkiſche Statthalterſchaft, und da Perſien (1723) innern Unruhen völlig unterlag, theilte die Pforte den daſelbſt gemachten Länderraub mit Rußland durch einen beſondern Vertrag (24. Jun. 1724), nach welchem jedoch die erſtere ihren beſſern Theil noch erobern mußte, was in einem dreijährigen Feldzuge geſchah, in welchem Hamadan (1. Sept. 1724) beſetzt ward. Eriwan fiel 28. Sept., ſpäter auch das ſich tapfer vertheidigende Tebris, Ardebil, Moragla und andere Städte und Feſten. Selbſt die perſiſche Geſandtſchaft (1726), die Ibrahim mit ausgeſuchter Pracht empfing, führte nur die Fortſetzung des Krieges herbei, bis 3. Oct. 1727 der Friede mit dem Schah Eſchref zu Stande kam. Während ferner Unruhen in Ägypten, der Krimm, Anatoli und ſelbſt in Europa den Großvezier zum Theil gleichzeitig mit dem perſiſchen Kriege beſchäftigten und beigelegt wurden, ordnete er anhaltend die Grenzen mit den mächtigen Nachbarſtaaten, errichtete eine Feuercompagnie in Conſtantinopel mit täglichem Solde, traf beſſere und ſelbſt baupolizeiliche Einrichtungen in der Hauptſtadt, beſchränkte den Kleiderluxus der Weiber (1727), den Holzwucher und die Misbräuche bei Beſetzung der Richterſtellen. Seine Bau- und Feſtluſt erſtreckte ſich auch auf die großen Staatsanſtalten außerhalb der Hauptſtadt. Feſte der Gelehrſamkeit wechſelten mit denen, die er dem Sultan gab; ebenſo begünſtigte er die Arbeiten der Gelehrten durch Geſchenke, ſtiftete eine Bibliothek zu Chodſchapaſcha, errichtete eine Druckerei, die erſte in Conſtantinopel, unter Leitung des ungriſchen Renegaten Ibrahim, eines achten dieſes Namens, während nächſt den ſechs hier erwähnten der oben genannte Großbotſchafter der ſiebente, und brachte dadurch die weſtliche Bildung der öſtlichen näher. Noch einmal empfing er (9. Aug. 1728) einen perſiſchen Geſandten in gewohnter Pracht, die Kriegserklärung erfolgte (24. Jul. 1730), und am 3. Auguſt zog der Großvezier mit der heiligen Fahne zum Kampf mit Perſien nach Scutari aus. Dahin ſollte auch der Sultan folgen, und als er nicht wollte, ward er durch das Murren der auf ihn wartenden Janitſcharen dazu genöthigt. Allein Donnerſtag (28. Sept.) rottete ſich in Conſtantinopel ſelbſt eine kleine

Schar Unzufriedener unter dem Albaneſer Patrona C
zuſammen, und da keine Urſache zu Aufruhr vorha
ließ man das Geſindel ruhig an dem Geſchrei Theil
men. Die Keſſel einzelner Regimenter wurden au
Fleiſchmarkt gebracht, und gegen zehn Uhr Abends la
der Sultan am europäiſchen Ufer. Man verlangte b
zwei Stunden außer andern Köpfen auch den des C
veziers, der erſt abgeſetzt und dann (1. Oct.) wi
geköpft ward. Sein Leichnam wurde den Rebellen
gegeben, die ihn nicht für den ſeinigen erkennen
ten. Selbſt Ahmed III. wurde jetzt abgeſetzt, d
für Sicherheit ſeines und ſeiner Kinder Leben die A
tung des Thrones freiwillig anbot. So theilte Ibr
der Großvezier Ahmed III., das unverdiente Sch
Ibrahim's, des Großveziers Soleiman's, ohne irgend
Veranlaſſung, als die, welche die Meuterer erſa
Selbſt unter allen Trägern der erſten Staatswi
herrſchte während ſeiner Großvezierſchaft eine bewund
werthe Einigkeit, und der Schatz, der ſich ohne jede
preſſung unter dem Taubenſchlage ſeines Hauſes b
ben fand, betrug nicht weniger als 60,000 Dukaten
ßer einer Kiſte Juwelen und andern geldeswerthen Sa

7. **Ibrahim Efendi**, ein islamitiſcher Renegat,
es allerdings weniger gibt, als chriſtliche. Dieſer
gehörte dem Gelehrtenſtande, den Ulemâ, an, und ver
vollkommen außer ſeiner Mutterſprache auch das Per
und Arabiſche. Auch bekleidete er mehre Steller
Staate, bis ihn ſeine Lernbegierde mit den Evang
bekannt machte. Das Leſen derſelben trieb ihn zu
ſchwörung ſeines Glaubens durch die chriſtliche Tau
Pera 1671, worauf er nach Venedig ging, dort
Confirmation erhielt, und ſpäter (zwei Jahre nachher
ter dem Namen Paul Antoine Efendi als Dom
ner mehr bekannt wurde. Die Bibliotheken von St.
und St. Paul verdanken ihm viele arabiſche, pe
und türkiſche Handſchriften, welche er ihnen bei ſ
Tode 1697, erſt 56 Jahre alt, hinterließ. Unter
befanden ſich die vier Evangelien ins Arabiſche übe
ebenſo die Pſalmen, das hohe Lied und mehre a
Bücher des A. und N. T.

8. **Abu Imran oder Abu Ammâr Ibrahim**
Sohn des Jezid, gewöhnlich Nachaî genannt von de
meniſchen Stamme Nachao; war ein ausgezeichneter R
gelehrter in Kufa und gehört zu den berühmtern Im
aus der Claſſe der Schüler der Jünger Muhamm
Er ſah noch die Aïscha, ohne jedoch von ihr irgend
Überlieferung gehört zu haben. Neunundvierzig, oder
Andern 58 Jahre alt ſtarb er 96 (beg. 16. Sept.
oder 95 der Fl.

9. **Abu Thaur Ibrahim**, der Sohn des Châli
ner Abſtammung nach ein Kelebide, bekannt als Rec
lehrter, in Bagdad, der aber mehr der Vernunft Geh
als der Tradition, bis Schafii nach Irak kam und
hörte. Von dieſer Zeit an änderte er ſeine Anſich
wurde einer der ausgezeichnetſten, ja, wie Andere a
ſagen (Not. et Extr. XII. 427), der ausgezeich
Schüler deſſelben. Daher überlieferte er auch viel
Ausſprüche nach ihm, und in ſeinen Werken, die ſich

ächlich mit Glaubensartikeln beſchäftigen, finden ſich die Traditionen und juriſtiſche Beſtimmungen vereinigt, nach den Grundſätzen jenes großen Lehrers. Er ſtarb 246 (nach Ibn Challikân d. i. 860) oder 240 (nach *Abulfeda* Ann. Mosl. II, 192, der übrigens Ibn Challikân ganz ausgeſchrieben hat) in Bagdad, und wurde auch daſelbſt begraben.

10. **Abu Ishak Ibrahim**, der Sohn des Ahmed aus Merw in Khoraſan, ebenfalls ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter nach Schafiitiſchen Grundſätzen. Vorzüglich verſchafften ihm ſeine Fetwa und ſein Lehrertalent jenes unbedingte Anſehen in Irak, wo er nach dem Tode des Ibn Soreidſch das juriſtiſche Orakel wurde. Unter ſeinen vielen Schriften wird mit Hervorhebung der Commentar zu dem juriſtiſchen Handbuche des Mozeni genannt. Nachdem er lange Zeit ſich in Bagdad aufgehalten und eine bedeutende Schar Schüler herangebildet, auch die Ehre erfahren hatte, nach ſich eine Straße, „die merwiſche," genannt zu ſehen, begab er ſich nach Ägypten, wo ihn der Tod im J. 340 den 9. Redſcheb (d. i. zu Ende des J. 951) ereilte. Er fand ſein Grab in der Nähe des Imam Schafii (ſ. Ibn Challikân und *Abulf.* II, 458).

11. **Abu Ishak Ibrahim Ben Muhammed** aus Isferâin, mit dem Ehrennamen Rokn-ed-din, der ſich vorzüglich mit den Grundlehren des Rechts und der Metaphyſik beſchäftigte, worüber auch viele Scheiche in Niſabur bei ihm hörten. In Irak wie in Khoraſan erkannte man ſeine große Gelehrſamkeit an, deren Ruf durch ſeine Werke noch weiter verbreitet wurde. In Isferâin wurde ihm eine eigene Medreſe erbaut und Abd-el-ghâfir Fariſi ſpricht in ſeiner Geſchichte unter Niſabur Vieles zu ſeinem Lobe. Er ſtarb in Niſabur 418 (1027), ſeinen Leichnam aber ſchaffte man nach Isferâin, wo er begraben ward. Er heißt gewöhnlich der Lehrer (Ostâd. vgl. *Ibn Chall.* n. 4. und *Abulf.*, Ann. Mosl. III, 72 und 230). Unter ſeinen Werken mögen hier folgende erwähnt werden: 1) Edeb-el-dschadl oder ſeine Lehre von der Topik (*H. Ch.* I. n. 326). 2) Dschami-el dscheli wo el khafi, über die Grundlehren der Religion. Eine Widerlegung der Gottloſen (*H. Ch.* II). 3) Sein Glaubensbekenntniß (Ackidet). 4) Ein Commentar zu den abgeleiteten Rechtslehren des Hanefi von Schems-eddin Abu Abdallah Moſlih. 5) Ein Commentar zu dem Werke kitâb-el-tertib. 6) Das Buch des Kreiſes (كتاب الدور).

12. Der Scheich **Abu Ishak Ibrahim Ben Ali Ben Jusuf, Schirâzi** und **Firuzabâdi** geheißen, mit dem Ehrennamen Dschemâl-ed-dîn, wurde im J. 393 (beg. 10. Nov. 1002) in Firuzabad geboren und auch daſelbſt erzogen, begab ſich aber dann (410, beg. 9. Mai 1019) nach Schiraz, und hörte daſelbſt unter dem Scheich Abu Abdallah Beidhawi und Abu Ahmed Abd-el-wehhâb Ben Ramîn das Recht. Ebenſo hörte er in Basra den Dſchauzi, und von hier erſt ging er im Schewwal 415 (1024) nach Bagdad, wo er blieb, die Vorleſungen großer Gelehrten beſuchte und ſich hauptſächlich an Abu'ltajjib Tabari anſchloß. Er trat auch an ſeine Stelle, und als Nizam-elmulk ſeine berühmte Schule gründete, wünſchte er ihm die erſte Profeſſur an derſelben zu übertragen; allein als Ibrahim nach ihrer Vollendung (459, d. i. 1066) an einem Sonnabende die Vorleſungen eröffnen ſollte, fand man ihn nirgends. Er hatte ſich verſteckt, „da er die heiligen Wiſſenſchaften nicht in einem Hauſe lehren wollte, das auf einem Grunde erbaut war, den man den frühern Beſitzern mit Unrecht abgenommen hatte." Abu Nasr Ibn-elſabbâg vertrat daher ſeine Stelle, und erſt, nachdem dem Ibrahim ſeine Schüler drohten, alle zu Ibn-elſabbâg übergehen zu wollen, entſchloß er ſich, 20 Tage nach der Eröffnung, ſich dem Willen des Erbauers zu fügen. Der Zulauf zu ſeinen Vorleſungen wurde hier ſo lebhaft, daß, als ihn einſt der Khalif als Geſandten nach Khoraſan ſchickte, er ſelbſt bei ſeiner Rückkehr äußerte, in keine Stadt gekommen zu ſein, wo er nicht einen ſeiner Schüler in dem Beſitze irgend einer ausgezeichneten Stelle angetroffen hätte. Sein heiteres Gemüth und ſein immer freundliches Geſicht erweckte Vertrauen, und da er nicht verheirathet war, betrachtete er ſeine Schüler als ſeine Kinder. Überdies war er mit ſeinem Beſitzthume ſo freigebig, daß er bisweilen ſelbſt an dem Nöthigſten Mangel litt, und nicht einmal die Pilgerreiſe nach Mekka unternehmen konnte. Er ſtarb im J. 476 (beg. 21. Mai 1083) in Bagdad, und wurde daſelbſt begraben. Von ſeinen Werken, deren Abulfeda (Ann. Mosl. III, 248 sq. Vgl. daſelbſt S. 208. 236. Anm. 190 und 192—196. *Ibn. Chall.* n. 5. *Hamak.*, Spec. p. 157. Not. 576 und S. 165. Not. 589) mehre angibt, hat uns Ferdin. Wüſtenfeld (vgl. die Akademien der Araber und ihre Lehrer. [Gött. 1837.] S. 10) 15 aufgezählt, deren Angabe aber hauptſächlich durch Hadſchi Chalfa vielfache Erläuterung erhält.

13. **Abu Ishak Ibrahim Ben Mansur**, gewöhnlich der Irakaner (العراقي) genannt, Prediger an der Dſchami in Kahira, war ebenfalls Schafiitiſcher Rechtsgelehrter. Er ward in Kahira im J. 510 (beg. 16. Mai 1116) geboren, und begab ſich ſpäter nach Bagdad, wo er ein Schüler des ebengenannten Abu Iſhak Schirazi wurde, und auch deſſen Werk: Muhadzdzeb (ſ. Wüſtenf. n. 5) in zehn Faſcikeln auf ausgezeichnete Weiſe commentirte. Von ſeinem Aufenthalte in Bagdad, wo er noch die Vorleſungen über das Recht unter Abu Bekr Muhammed Ormewi und des Abu'lhaſan Muhammed Ben-elmobârek Ibn elchill beſuchte, nannte man ihn in Ägypten den Irakaner; in Bagdad ſelbſt wurde er unter dem Namen der Ägyptier bekannt. Auch werden ſeine Gedichte gerühmt. Ibn Challikân hat ihm den Artikel n. 6 gewidmet.

14. **Abu Ishak Ibrahim Ben Nasr**, gewöhnlich **Ibn Asker El-Mausili** (aus Moſul) genannt, mit dem Ehrennamen Tzahîr-ed-dîn, wurde in Moſul geboren, und genoß daſelbſt auch ſeinen erſten Unterricht. Von da begab er ſich nach Bagdad, und nachdem er mehre ausgezeichnete Lehrer gehört, kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, und wurde in Sellamije, einer kleinen, eine Tagereiſe von Moſul entfernten, Stadt, Richter. Auch in Irbil war er einige Zeit, ſtarb aber in Sellamije den 3.

Digitized by Google

Rebi II, 610 (d. i. Aug. 1213). Von ſeinen mit vielem Lobe genannten Gedichten hat uns Ibn Challikân (n. 7) einige Bruchſtücke überliefert.

15. **Ibrahim Ben-elmehdi**, Bruder des Khalifen Harun, wird hier nur in Beziehung ſeiner glänzenden Beredſamkeit und geprieſenen Dichtergabe erwähnt, nicht aber, inwiefern er auch einige Zeit die Huldigung als Khalif in Bagdad genoß, worüber unter Mamun nachzuſehen. Auch er hieß Abu Iſhak, und ſeine Freigebigkeit, Geſangkunſt und Bildung gaben ſeinen oben erwähnten Vorzügen noch höhere Bedeutſamkeit. Das Khalifat, welches ihm die Abbaſiden in Bagdad in Abweſenheit des Mamun, der von Khoraſan aus die Aliden auf jede Weiſe begünſtigte, aus Abneigung gegen Letztern übertrugen, verwaltete er nur ein Jahr, zehn Monate und zwölf Tage. Mamun verzieh ihm ſeine Uſurpation großmüthig. Ibrahim ſtarb in Serrmenraa 224 (839 n. Chr.) in einem Alter von ungefähr 62 Jahren.

16. **Ibrahim Ben-elabbâs Ben Muhammed Ben Saul**, mit dem Beinamen Sauli von dieſem ſeinem Vorfahren Saul, der ein georgiſcher Fürſt war, und durch Jezid Ben-elmohalleb Moslim wurde, wird als einer der beſten Dichter geprieſen, und hat auch einen kleinen Diwan hinterlaſſen, der nichts als die ausgeſuchteſten Gedichte enthält. Aber auch durch ſeinen proſaiſchen Styl zeichnete er ſich auf das Vortheilhafteſte aus, wovon Ibn Challikân (n. 10) einen Beweis in einem von ihm im Namen des Khalifen abgefaßten Schreiben aufbewahrt hat. Er ſtarb in Serrmenraa in der Mitte des Monats Schaban 243 (Dec. 857).

17. **Abu Abdallah Ibrahim Ben Muhammed**, der ſein Geſchlecht auf den bekannten Statthalter von Khoraſan, Mohalleb Ben Abi Sofra, zurückführt, war ein bedeutender Grammatiker und Dichter ſeiner Zeit, der auch verſchiedene philologiſche Werke hinterlaſſen hat. Uns iſt er vorzüglich unter dem Ehrennamen Niftaweih oder Neftaweih (von Nift oder Naft, Naphtha) bekannt. Er wurde im J. 244 (858) oder 250 (864) in Waſit geboren, weshalb er auch Wasiti heißt, nahm aber ſeinen Wohnſitz in Bagdad, und ſtarb daſelbſt am 6. Safar 323 (Jan. 935), oder nach Andern ein Jahr ſpäter. Unter ſeinen Werken nenne ich folgende: Eine Geſchichte, Tarich (vgl. *H. Ch.* II. n. 2330), und eine Caſide über ungewöhnliche Ausdrücke in der Sprache. Ibn Challikân (n. 11) gibt auch einige Proben ſeiner Gedichte. Vgl. noch *Abulf.*, Ann. Mosl. II, 396 und *de Sacy*, Anthol. grammatic. p. 41.

18. **Abu Ishak Ibrahim Ben Muhammed**, mit dem Beinamen Zeddschâdsch, der Glasfabricant, einer der beſſern Grammatiker, wie überhaupt in den philologiſchen und Religionswiſſenſchaften höchſt unterrichtet, war von Haus aus ein Glasdreher (Glasſchleifer), verließ alsdann ſein Handwerk, behielt aber obigen Beinamen. Wie er ſelbſt vortreffliche Lehrer hatte, z. B. den Mobarred und Thaleb, ſo zog er auch wieder ausgezeichnete Schüler, wie den Abu Ali Fariſi, und der Grammatiker Abu'lcâſim Abd-el-rahman erhielt ſogar von dem Umgange mit ihm den Beinamen Zeddschâdschi. Die Angabe ſeines Todesjahres ſchwankt zwiſchen 310—312 (d. i.
924). Er ſtarb in Bagdad in einem Alter von u
80 Jahren. Von ſeinen Werken nennt Ibn C
(n. 12. ed. *Wüstenf.* p. 20) die meiſten; ihre
lung aber iſt aus Hadſchi Chalfa theils zu er
theils zu berichtigen. Außerdem vgl. Ann. Mosl. I
Abdollat. p. 536. cl. 483 (43). Anthol. gra
p. 126. Anm. 37.

19. **Abu'lcâsim Ibrahim Ben Muhamme**
wöhnlich Iflili genannt, von der kleinen ſyriſchen
Iſlîl, aus der er ſeinen Urſprung ableitete, gebü
Stamme der Koreiſchiden und dem Tribus Zohr a
halb er auch Coreischi und Zohri heißt. Er I
Cordova und zeichnete ſich durch grammatiſche, l
giſche und überhaupt philologiſche Kenntniſſe aus
halb er auch einen vortrefflichen Erklärer abgab.
hört ſein Commentar zu der Gedichtſammlung des
nebbi zu den beſſern. Auch war er unter Mukteſi
Vezier in Spanien, glänzte aber mehr noch durc
Beleſenheit in den Dichtern und Hiſtorikern, weshal
ſeine Vorträge fleißig beſucht wurden. Seine Gebu
in den Monat Schewwâl 352 (Oct. 963) und ſei
in den Dzi'lcade des J. 441 (1050).

20. **Abu Ishak Ibrahim Ben Hilâl Harran**
Harran, dem alten Karrâ), gewöhnlich Sabi, d. i. d
bäer, genannt, iſt der Verf. einer berühmten Briefſam
und ſprachlich ausgezeichneter Gedichte. Seine Ber
keit war höchſt glänzend, und er galt in Bagdad,
unter mehren Herrſchern Secretair zu Ausfertigun
Staatsurkunden war, als ein Meiſter ſeiner Kunſt.
iſt von ihm das Werk Tâdschi (vgl. H. Ch.), ein
ſchichte der Deilemidiſchen Dynaſtie, die er auf
des Buiden Adhod-el-dewlet (Ann. Mosl. II, 5
beredter Sprache ſchrieb. Er betitelte es Tâdschi
dieſer Fürſt den ehrenden Beinamen Tâdsch-el-
die Krone der Religion, führte. Trotz der Ehr
er genoß, und dem Anſinnen der Fürſten, Mosli
werden, blieb er doch ſeiner Religion getreu, faſtet
den Ramadhan mit den Gläubigen, und wußte au
Koran vortrefflich auswendig. Überdies war er G
matiker, und ſtarb in einem Alter von 71 Jahr
Monat Schewwâl 384 (Nov. 994) in Bagdad, na
dern dagegen vier Jahre früher. Seine hinterla
Schriften ſind nicht unbedeutend, und unter ihnen,
dem Tâdschi, iſt auch folgende zu erwähnen: Geſ
der Grammatiker (*H. Ch.* I. n. 241). Vgl. noch
Mosl. II. 548 und 582 fg. und Anm. 414. D
wird auch ſeine Verhaftung und Wiederbefreiung e
Auch Abu'lfaradſch ſpricht von ihm.

21. **Abu Ishak Ibrahim Ben Ali**, gew
Hosri genannt, wurde ſchon in dieſer Sect. Bd. 1
182 erwähnt. Wir fügen hier hinzu, daß Ibn Ch
(n. 15) ihm einen beſondern Artikel gewidmet und
Proben ſeines Dichtertalents mitgetheilt hat. Auch
daſelbſt erzählt, daß er ſein Hauptwerk (الآدا
im J. 450 (1058) verfaßte.

22. **Abu Ishak Ibrahim Ben Abi'lfath**, ge

ch Ibn Chafâdsche genannt, der Andaluſier oder Spa-
ier, wurde im J. 450 (1058) auf der Inſel Schocr,
ner kleinen, zwiſchen Xativa und Valencia gelegenen,
Stadt geboren. Sie hieß Inſel, weil ſie ganz von Waſ-
r umfloſſen war. Ibn Challikân (n. 16) erwähnt von
m, daß er ſein entſchiedenes Dichtertalent, von welchem
enbaſelbſt einige Proben vorliegen, nie dazu anwandte,
m die Gunſt der die Wiſſenſchaft ſchätzenden und beloh-
enden Fürſten zu buhlen. Er hinterließ einen Diwan
Gedichte, in drei Bänden (*Casiri* Bibl. I, 112), den auch
Hadſchi Chalfa erwähnt, und ſtarb in ſeiner Vaterſtadt
533 gegen Ende des Monats Schewwâl, d. i. Jun. 1139.
Vgl. Anthol. grammat. p. 445 (66), wo ſich ein Bruch-
ſtück ſeiner Gedichte befindet.

23. Abu Ishak Ibrahim Ben Jahja, oder nach An-
dern Ben Othmân, ein Kelebid aus Gazza (d. i. Gaza
in Paläſtina, oder wie die Araber ſich ausdrücken, am ſyri-
ſchen Ufer), machte ſich ebenfalls durch eine ausgewählte
Gedichtſammlung bekannt und durch große Reiſen, die er
unternahm. So kam er im J. 481 (1088) nach Da-
maskus und hörte daſelbſt den Rechtsgelehrten Naſr Mocad-
deſi; von da ging er nach Bagdad und blieb viele Jahre
an der Akademie Nitzâmije. Hierauf nahm er ſeinen Weg
nach Khoraſan und übte daſelbſt ſeine Dichtergabe zum
Lobe der Großen. Hadſchi Chalfa erwähnt ſeinen Diwan
an zwei Orten, und Ibn Challikân hat mehre Bruch-
ſtücke ſeiner Gedichte überliefert. Er wurde in Gazza im
J. 441 (beg. 5. Jun. 1049) geboren, und ſtarb zwiſchen
Merw und Balch in Khoraſan 524 (1130), wurde aber
in Balch begraben. Auch Abulfeda (Ann. Mosl. III,
140) theilt ein Bruchſtück ſeines Gedichtes zum Lobe der
Türken mit. Bei ſeinem Tode meinte er, daß Gott ihm
aus drei Urſachen verzeihen werde: 1) weil er aus dem
Lande des Imam Schafii, 2) weil er ein Greis und äl-
ter als 70 Jahre, und 3) weil er in der Fremde ſei.

24. Abu Ishak Ibrahim Ben Jusuf, bekannt un-
ter dem Namen Ibn Corcûl, hatte vielfachen nähern Um-
gang mit den Gelehrten Spaniens, wo er in Almeria
im Monat Safar 505 (d. i. Aug. 1111) geboren wurde.
Er ſtarb in Fes, nachdem er in der dortigen Kathedrale
gebetet hatte, an einem Freitage den 6. Schewwâl 569
(Jun. 1174). Von ihm iſt das Werk „Die Aufgänge der
Lichter über die wahren Traditionen,“ das er nach dem
Muſter der „Aufgänge der Lichter (Meschârik el-anwar)
zur Erklärung der in den drei berühmteſten Traditions-
ſammlungen von Bochâri, Moslim und in dem Mowatta“
vom Richter Ijâdh Ben Muſa Jahſedi verfaßte. Einige
behaupten, daß Ibn Corcûl in ſeinem Metâli el-anwar
die ſo eben angegebene Schrift nur excerpirt, jedoch mit ei-
nigen neuen Zugaben auch vermehrt habe. So Hadſchi
Chalfa, der unter مطالع الانوار nachzuſehen. Vgl. noch
Ibn Chall. n. 18 und *Hamak.*, Spec. Cat. p. 168.
not. 597. (*Gustav Flügel.*)

Ibrahim, Khalif, ſ. unt. d. Art. Ommaijaden.

Ibrahim, Dey, ſ. unt. Dey.

Ibrahim Ben Muhammed Ben Ibrahim el Ha-
lebi, ſ. unt. Halebi.

Ibraila (Ibrailow), ſ. Brahilow.

IBRÁNY, ein großes Dorf im dadaer Gerichtsſtuhle
(Processus) der ſzaboleſer Geſpanſchaft, im Kreiſe jen-
ſeit der Theiß Oberungerns, 2½ teutſche Meilen oſtnord-
öſtlich von dem Markte Nyir-Egyháza in ſumpfiger Ge-
gend gelegen, der adeligen Familie gleiches Namens ge-
hörig, mit einer katholiſchen und einer helvetiſchen Pfarre,
einer der Himmelfahrt Mariä geweihten katholiſchen Kirche,
einem reformirten Bethauſe und Schule, einem herrſchaft-
lichen Caſtell, 204 Häuſern und 1752 ſlawiſchen und
magyariſchen Einwohnern, unter welchen ſich, nach dem
erlauer Diöceſanſchematismus für das J. 1834, 267 Ka-
tholiken, 1410 Reformirte, 35 Griechen und 40 Juden
befanden. Die hieſige katholiſche Pfarre, welche ſchon im
J. 1332 beſtand, ſpäter einging und erſt 1801 wieder herge-
ſtellt wurde, gehört zum nyir-egyházer Vicearchidiakonats-
diſtricte des erlauer Erzdisthums; ſie erſtreckt ſich über
das Dorf Ibrány und das Prädium Geter-Telek, und
ſteht unter dem Patronat der Familie Ibrányi de Ea-
dern et Vaja. (*G. F. Schreiner.*)

IBRIDA (Hibrida, Hybrida, je nachdem das Wort
von iber, Baſtard von Ziegenbock und Schaf,
oder von ὕβρις, Unzucht, Ehebruch, abgeleitet wird),
hieß bei den Römern ein Sprößling von Ältern verſchie-
dener Art, oder aus verſchiedenen Ländern: bei Menſchen
z. B. das Kind eines Römers mit einer Nichtrömerin,
bei Thieren das Junge einer zahmen Sau von einem
wilden Eber. In neuerer Zeit gebrauchte Linné das aus
jenem Hauptworte gebildete Beiwort ibridus, a, um
als gleichbedeutend mit spurius und nothus, und be-
zeichnete mit dem Ausdrucke species ibrida jedes Ge-
ſchöpf des Thier- und Pflanzenreiches, welches er für
einen Baſtard, Blendling, Schalk oder Miſch-
ling, entſtanden aus der Kreuzung verſchiedener Ar-
ten oder Abarten, betrachtete.

In der Botanik konnte die Annahme von Baſtard-
bildungen nicht früher Geltung erhalten, bevor die Ge-
ſchlechtsverſchiedenheit bei den Gewächſen feſtſtand. Mit
andern Worten: wir ſehen die Lehre von den ibriden
Pflanzen auftreten, angefochten und vertheidigt werden
zugleich mit der Sexualtheorie. So ſtellte der Begrün-
der der Sexualtheorie, Rud. Jac. Camerarius (Prof. in
Tübingen), im J. 1694 (Sendſchreiben an Valentini,
Valent., Polychr. exot. p. 226, *J. G. Gmelin*, Sermo
de novorum vegetabilium exortu, p. 83) zuerſt die
Frage auf, ob es Baſtardbildung in der Pflanzenwelt
gebe? Hieran zweifelt Rich. Bradley (1717) ſchon nicht
mehr, und macht darauf aufmerkſam, daß man ſich der
Baſtarderzeugung in der Gärtnerei bedienen könne, um
z. B. Äpfel zu veredeln und Aurikeln zu verſchönern;
auch erzählt er, daß er in dem Garten eines Herrn Thom.
Fairchild zu Horton einen Blendling der Gartennelke und
Silene muscipula *L.* geſehen habe (franz. Überſ. Nou-
velles Observations sur le Jardinage. I. p. 37—41).
Der große Linné verſichert in ſeiner Diſſertation de Pe-
loria (1744. Amoen. acad. ed. *Schreb.* I. p. 55), daß
die buntblumigen Tulpen und Braunkohl aus Weißkohl
durch Kreuzung entſtehen. Dies beſtätigt J. G. Gmelin

(1749. de novor. veg. exort. p. 80) in Hinſicht der Tulpen, und fügt das Beiſpiel von drei Baſtarden aus zwei ſibiriſchen Ritterſporen hinzu. Endlich behandelte Linné in ſeiner Schrift: De plantis hybridis (1751. Amoen. acad. III. p. 28 sq.) die Lehre von den Baſtardpflanzen ausführlicher. Er theilte dieſelben in 1) Bigeneres, welche von Pflanzen zweier verſchiedener Gattungen, und 2) Congeneres, welche von Individuen zweier verſchiedener Arten einer und derſelben Gattung erzeugt worden ſind; 3) Deformatae, durch krauſe Blätter oder Geruch von den Mutterpflanzen abweichend; 4) Obscurae, deren Stammältern ſchwer zu ermitteln ſind. Hiervon möchten indeſſen die erſte und vierte Abtheilung ſehr zweifelhaft ſein; die dritte begreift nur Abarten und Misbildungen, und auch die zweite enthält wenig wahre Baſtarde. Im J. 1758 erzeugte Linné ſelbſt einen Blendling, indem er Tragopogon pratensis mit dem Blüthenſtaube von Trag. porrifolius befruchtete (Amoen. acad. X. p. 126), und vier Jahre ſpäter beobachtete er einen natürlichen Baſtard aus Verbascum Thapsus und Verb. Lychnitis im botaniſchen Garten zu Upſala (l. c. VI. p. 293).

Eine große Reihe höchſt wichtiger Verſuche über künſtliche Baſtarderzeugung ſtellte Joſ. Gottl. Kölreuter in den Jahren 1761 bis 1785 an (Vorläufige Nachricht von einigen das Geſchlecht der Pflanzen betreffenden Verſuchen [Leipz. 1761]. Erſte Fortſetzung 1763. Zweite Fortſ. 1764. Dritte Fortſ. 1766. Acta Acad. Petropol. 1775, 77, 78, 81, 82, 87 und 88). Das Ergebniß dieſer Verſuche beſteht in Folgendem: 1) Wenn die Narbe einer Pflanze, welche noch nicht von eigenem Blüthenſtaube empfangen hat, mit dem Blüthenſtaube einer andern befruchtet wird, ſo entſteht aus ihrem Samen ein Gewächs, welches nach der äußern Bildung eine Mittelform zwiſchen Vater- und Mutterpflanze darbietet. 2) Abarten einer und derſelben Art laſſen ſich am leichteſten kreuzen, ſchwerer verſchiedene Arten derſelben Gattung, am ſchwerſten Arten verſchiedener Gattungen. 3) Baſtarde von Abarten derſelben Art geben ebenſo fruchtbare Samen, wie die Mutterpflanze; dagegen liefern Blendlinge von verſchiedenen Arten keine oder wenige fruchtbare Samen. Hiernach glaubte Kölreuter in der künſtlichen Kreuzung ein Prüfungsmittel gefunden zu haben, nach welchem ſich entſcheiden laſſe, was Abart, oder wirkliche Art ſei; allein neuere Verſuche haben dies nicht beſtätigt. 4) Die Fruchtbarkeit der Baſtarde iſt verſchiedener Art, indem ſie bald auf die männlichen, bald auf die weiblichen Zeugungstheile beſchränkt iſt, bald ſich auf beiderlei Geſchlechtstheile erſtreckt. 5) Häufig finden ſich bei Blendlingen Misbildungen, und ſie zeigen oft, jedoch auf Koſten der Samenentwickelung, ein kräftigeres Wachsthum, als die Mutterpflanzen. 6) Baſtarde von Arten, welche durch Anbau verändert ſind, oder von Blendlingen, gekreuzt mit einer der Stammpflanzen, bieten eine größere Veränderlichkeit der Form dar, als Baſtarde urſprünglicher Arten.

Die Kölreuter'ſchen Beobachtungen wurden wiederholt und vermehrt durch die jetzt anzuführenden Abhand-
lungen und Notizen: J. Ch. E., Erfah
Wirkung des Blumenſtaubes der Pflanzen
ſchäftigungen der berl. Geſellſch. naturf. Freun
Hedwig, Theoria generationis (Ed. 2.
Villars, Mémoire sur quelques plantes
Römer, Collectan. p. 186), *C. Bellardi*,
tanico-georgico intorno l'Ibridismo d
(1809), Hoppe, Baſtardaconitum (Neues
buch. 1810. S. 217), *Will. Herbert*, *Jo.*
R. Gowen, *Thom. Andr. Knight*, Tra
the Horticultural Society (Lond. 1820.
367 u. 498), *J. Lindley*, Digitalium I
(Lond. 1821), *Wallroth*, Schedulae cri
1822), Bechſtein, Forſtbotanik (4. Aus
Alex. Braun, Über die Polygona bei
der Flora. 1824. S. 353), Guillemin u
Bemerkungen über die Blendlinge im Pfla
der Fortſetzung des allgem. teutſchen Ga
VIII. 2. S. 68), F. Laſch, Beiträge zur
Varietäten und Baſtardformen einheimiſcher
der Linnäa V. S. 431. VI. S. 484) und
Über die Befruchtung einiger Gewächſe (in
ſenſchaftl. Abhandlungen, herausgegeben von
ſchaft in Würtemberg. I. 1).

Dagegen ſuchten in neueſter Zeit nach
Vorgange F. J. Schelver (Kritik der Lehre
ſchlechtern der Pflanze [Heidelb. 1812]. Erſ
1814. Zweite Fortſ. [Karlsr. 1823]) und
(Von der Sexualität der Pflanzen [Bresl
Sexualtheorie und vorzüglich auch die Lehre
ſtardbildung im Gewächsreiche umzuſtoßen.
meinen wurden ſie widerlegt durch L. Chr
(Vermiſchte Schriften [Brem. 1821.] IV.
Lehre vom Geſchlechte der Pflanzen [Brem.
Lehre von der Baſtarderzeugung aber erhi
Stütze durch die Schriften von Chr. J. W.
plantis hybridis sponte natis [Cassel 18
F. Wiegmann (Über die Baſtarderzeugung i
reiche [Braunſchw. 1828]).

Was die natürliche Blendlingsbildung b
merkt Dr. Schiede, daß ſie in den nieder
bis hinauf zu den Monokotyledonen einſchlie
nicht beobachtet ſei. Aus der Reihe der
führt er folgende Gattungen an, in denen
funden worden ſind: Quercus, Polygonum
Verbascum, Digitalis (?), Rhinanthus
Phyteuma, Cnicus (Cirsium), Centaure
Ranunculus, Drosera, Potentilla, Geum.
ſichten in Betreff dieſer Lehre ſpricht er in folg
aus: 1) Baſtardpflanzen entſtehen auch vo
Sie ſind weder Abarten, noch beſondere Ar
ſie bilden eine eigene Reihe. 3) Durch Kre
hen keine neue Arten (iſt eigentlich ſchon
Satze geſagt). 4) Die natürliche Entſtehung
lingen ſpricht für das urſprüngliche und fort
ſtehen verſchiedener Arten. 5) Kölenreuter's
beweiſend für die Geſchlechtsverſchiedenheit de
denn, was dagegen vorgebracht worden iſt,

Digitized by Google

che Vorkommen von Pflanzenbaſtarden wi-

iegmann wiederholte und vermehrte die ältern
nſtlicher Baſtarderzeugung, indem er auf drei-
verfuhr. Erſtens, nach Kölreuter'ſcher Art,
e reifen Staubbeutel (Antheren) der einen Art
nd damit die reifen Narben der andern Art
Dieſe Verſuche gelangen bei den Gattungen
a, Dianthus und Nicotiana. Zweitens, durch
mmenſtellen, mit Hilfe der Inſecten, kreuzte
nterarten des Gartenkohls (Brassica olera-
und Zwiebel (Allium Porrum und A. Cepa),
uanus und Ph. vulgaris, Pisum sativum
sativa, Vicia sativa und Ervum Lens,
a und V. Faba. Drittens, durch Zuſam-
d Beſtäuben vermittels eines Blaſebalgs er-
en Blendling von Avena sativa und A.
Aus ſeinen Verſuchen entwickelt er folgende
Es gibt Baſtarderzeugung auch im Pflanzen-
ſie wird auch fernerhin als ein gültiger Be-
Geſchlechtsverſchiedenheit der Pflanzen gelten
Die Baſtarde ähneln nicht, wie Linné meinte,
uchtungswerkzeugen der Mutter, in der Be-
Tracht dem Vater; ſondern die Veränderung
verſchiedenen Pflanzen in verſchiedenen Thei-
Alliumarten z. B. in den Zwiebeln, bei den
zen vorzüglich in den Samen. 3) Die Blend-
unter günſtigen Verhältniſſen fruchtbare Sa-
Kehre vermeintliche Arten und Unterarten, z. B.
en Hülſenpflanzen, Kohlgewächſe und Getreide,
ſtarde zu ſein. 5) Bei einigen Gattungen,
ena und Nicotiana, ſcheint man die Blend-
fortgeſetzte Befruchtung mit dem väterlichen
lichen Blüthenſtaube zu der Form des Vaters
utter zurückführen zu können. 6) Baſtarder-
un nur unter zwei Bedingungen ſtattfinden:
kreuzenden Pflanzen müſſen nahe mit einander
ein; b) die Staubbeutel der Mutterpflanze
unentwickelt ſein, oder vor der Reife ent-
n.

ie natürliche Kreuzung im Ganzen wenig häu-
hon die Befruchtung, zumal bei den dichoga-
wächſen (d. h. ſolchen, bei denen ſich in einer
nliche und weibliche Geſchlechtstheile nicht zu
entwickeln), nicht ſelten auf der Vermittelung
beruht, wird daraus erklärlich, daß die Narbe
Blume geneigt iſt, nur gleichartigen Blüthen-
ehmen, und daß die Bienen und Hummeln
Fluge in der Regel nur gleichartige Blumen
Dagegen iſt die künſtliche Kreuzung der Ge-
der Blumenzucht jetzt zur Liebhaberei gewor-
e zahlloſen Blendlinge der Gattungen Pelar-
Cactus, Calceolaria, Mimulus ꝛc. ergötzen
freund ebenſo ſehr, als ſie den Botaniker bei
mung in Verlegenheit ſetzen.

bridenNamen (Nomina ibrida) verſteht
welche halb lateiniſchen, halb griechiſchen Ur-
hen; ſie ſind weder in der Nomenclatur (Muscologia, Algologia, Mineralogia — Monoculus, Caturus, Alternanthera, Fimbristylis — Myosotis spinocarpos), noch in der Kunſtſprache (ovoides, carpella) zu billigen. (*A. Sprengel.*)

Ibrig (Geogr.), ſ. Iberg.

IBRIM, eine Stadt Nubiens, und zwar in dem Theile, welcher von den Bewohnern gewöhnlich Wady-Nuba genannt wird, liegt unter 22° 25′ nördl. Breite, an einem einzeln liegenden Felſenhügel, an deſſen Fuße der Nil vorüberſtrömt. Auf dieſem Hügel liegt das Caſtell von Ibrim, welches in dem Kampfe der Mamluken gegen die Truppen des Vicekönigs von Ägypten gänzlich zerſtört worden iſt. In der Stadt ſelbſt, deren Häuſer, ſowie die Stadtmauer, von einem lockern Sandſteine erbaut ſind, finden ſich Ruinen von zwei öffentlichen Gebäuden, die nach Burckhardt's Vermuthung griechiſche Kirchen geweſen ſein mögen, und, nach ihrem Style zu ſchließen, aus den Zeiten des Verfalls des griechiſchen Kaiſerthums herzurühren ſcheinen. Die Einwohner Ibrims ſind keine Nubier, ſondern türkiſchen Urſprungs, indem ſie von den bosniſchen Soldaten abſtammen, die Sultan Selim I. zur Beſetzung des Landes hierher ſchickte; daher ſie in Vergleich mit den Nubiern weiß ausſehen, und noch immer die Geſichtszüge ihrer Vorfahren haben. Sie ſtehen unter einem Aga, der von den Statthaltern Nubiens unabhängig iſt und unter deſſen Botmäßigkeit ein Gebiet ſteht, welches eine halbe Stunde ſüdlich von Deer anfängt und ſich bis Tosho erſtreckt. Es wird nicht unintereſſant ſein, nach Burckhardt's Mittheilungen noch einiges Nähere über dieſe türkiſche Colonie hier mitzutheilen. Die Kleidung der Einwohner beſteht in einem groben Leinwandrocke, mit einer Kopfbedeckung, die einem Turban ähnlich ſieht. Bei ihnen herrſcht die Blutrache, und alle Wunden haben nach den Theilen des Leibes, denen ſie beigebracht worden ſind, eine beſtimmte Strafe; denn häufig fallen zwiſchen ihnen Streitigkeiten vor, da ſie ihrem Aga nicht ganz unterworfen und von jeder andern Macht unabhängig ſind. Bei ihren Heirathen iſt es Sitte, der Braut ein Brautkleid zu ſchenken, und ihr eine Verſchreibung von einigen hundert Piaſtern auszuſtellen, wovon ihr im Fall einer Eheſcheidung die Hälfte ausgezahlt wird, was indeſſen ſelten vorfällt. Bei der Hochzeit wird eine Kuh oder ein Kalb geſchlachtet; denn es würde dem Bräutigam als eine große Schande angerechnet werden, bei einer ſolchen Gelegenheit Schöpſenfleiſch zu eſſen. Die Einwohner hatten ſich im Verlauf der Jahre, da ſie von Abgaben befreit ſind und auch ihrem Aga nichts zahlen, durch den jährlichen Verkauf ihres Überfluſſes an Datteln, einen anſehnlichen Reichthum an Geld und Vieh erworben; allein durch die Flucht der räuberiſchen aus Ägypten vertriebenen Mamluken verloren ſie mit einem Male die Erſparniſſe vieler Jahre. Zum Ruhme der Einwohner erzählt Burckhardt, daß er in keinem Theile des Morgenlandes, den er beſucht, eine ſo große Sicherheit des Eigenthums gefunden habe wie hier. Getreide und Vieh läßt man ohne Bewachung auf den Feldern; die beſten Theile des Hausgeräths bleiben unter den Palmbäumen, um die Wohnung herum, im Freien ſtehen, und die Ein-

Digitized by Google

wohner verſichern, daß der Diebſtahl in ihrem Gebiete ganz unbekannt ſei. Bemerken müſſen wir aber dabei, daß überhaupt in Nubien das Laſter des Diebſtahls ſehr ſelten iſt. Die Umgegend von Ibrim iſt mit unfruchtbaren, keines Anbaues fähigen Bergen bedeckt, auf deren Gipfeln man mehre alte Grabmäler türkiſcher Heiligen antrifft. (*J. C. Schmidt.*)

I BRIONI, ein größeres und mehre kleinere Eilande an der Weſtküſte Iſtriens, gegenüber von Faſana und in der Nähe von Pola gelegen. Sie gehören zum iſtrianer Kreiſe des küſtenländiſchen Gouvernements von Trieſt, und zwar zum Bezirkscommiſſariat von Pola. Dieſe Inſelkette wird von Fiſchern bewohnt, beſitzt anſehnliche Salinen und iſt nicht ohne Wichtigkeit für den Handel. Hier befinden ſich ſehr ſchöne und bedeutende Marmor- und andere Steinbrüche, aus welchen das Material zur Erbauung von Venedig genommen wurde; ja noch jetzt verſorgt ſich die entgegengeſetzte Seite von Italien von hier mit Bauſteinen. Auf dieſer Inſelkette ſind die Häfen Val Cadena, gegenüber von Faſana, Val della Madonna und S. Niccolo bemerkenswerth. Die Meerbuſen, die als Hafenplatz dienen, heißen: Vignole, Val di Colle und Val Malagata, Cuiſel, Ronii, Val di Lago, Porto Roſſo, S. Martino, Valroſſo, Valſaline, Valpiccolo ꝛc. (*G. F. Schreiner.*)

Ibs (Geogr.), ſ. **Ips.**

IBSITZ oder **Ybsitz**, auch **Ipsitz** und **Ypsitz**, 1) ein Marktflecken im V. O. W. W. des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens, am kleinen Ipsbache, in der ſogenannten Eiſenwurze, an der von Greſten nach Waidhofen an der Ips führenden Straße, tief im Gebirge gelegen, ¾ Meilen oſtwärts von dem letztern entfernt, mit 144 Häuſern, 1107 teutſchen Einwohnern, die ſich größtentheils mit Arbeiten in den vielen Eiſenwerkſtätten dieſer Gegend ernähren, und Feilenhauer, Drahtzieher, Angelmacher, Senſenſchmiede, Nagelſchmiede u. dgl. ſind, welche jährlich gegen 9000 Centner Eiſen und 700 Centner Stahl verarbeiten; einer eigenen kathol. Pfarre, welche zum Bisthume St. Pölten gehört, von dem Benedictinerkloſter zu Seitenſtätten verſehen wird, und unter dem Patronat jenes Stiftes ſteht, einer katholiſchen Kirche, einer Schule und einem Jahrmarkte. 2) Eine nach dem Markte benannte Herrſchaft des Benedictinerſtiftes Seitenſtätten, auf deren Gebiet, ſowie in der ganzen Gegend verſchiedene Eiſenwerkſtätten vertheilt. Noch vor wenigen Jahren zählte man hier 14 Hacken-, 8 Kraut- und Reifmeſſerſchmiede, die auch verſchiedene Gattungen Schwarznägel erzeugen, 3 Schafſcheren- und eine Spalierhackenſchmiede. In der Nähe befand ſich eine merkwürdige Schindelſchneidemaſchine; an der kleinen Ips oder dem ſogenannten Uißitzbache wurde ein kleiner Waſſerfall zur Anlegung von Schleiferhütten benutzt, deren mehre ſich etagenförmig über einander befinden, und ein romantiſches Bild gewähren. Bemerkenswerth ſind in der Gegend noch ein Marmorbruch, das Steinkohlenbergwerk im Hinterholz und 1½ Stunde weit ſüdöſtlich der nicht unbedeutende Waſſerfall des Pröllingbaches. (*G. F. Schreiner.*)

IBURG, 1) Amt und Flecken im Königr. Hanover, ſ. unt. **Osnabrück**. 2) Städtchen im preuß. Regi
bezirk Paderborn, ſ. **Driburg**.

IBYKUS, griechiſcher lyriſcher Dichter. (
(nach Suidas und Andern) zu Rhegium geboren.
in einem Epigramm, welches aber nach Näke's
thung den M. Muſurus zum Verfaſſer hat, der G
ort Meſſana genannt wird, und bei Suidas des
Vater ein Meſſenier heißt, mag erſteres Zeugniß,
auch aus älterer Quelle geſchöpft, in ſich ſelbſt z
in der letztern Angabe aber keineswegs Meſſana i
lien verſtanden werden. Widerſpräche die Be
eines meſſeniſchen Vaters nicht andern und, wie es
ſicherern Zeugniſſen, ſo könnte man mit Schneide
die Combination eingehen, Ibykus ſei einer der F
entſtammt geweſen, welche, aus Meſſenien durch di
taner vertrieben, eine Aufnahme in Rhegium fand
dort bald die angeſehenere Claſſe der Einwohner a
ten. Vgl. *Strabon.* VI. p. 259. Doch die ve
nen Namen, welche dem Vater nach dem Beri
Suidas ertheilt wurden, gehörten wahrſcheinlich
denen Stammvätern zu, da wol mehr als ein
berühmt geworden war. Der Vater heißt ein
Meſſenier Polypelus, welcher zugleich als ein G
ſchreiber bezeichnet wird, ſicher aber einer andern
gehört (ſ. Schneidewin S. 6); nach Andern
nach dem oben erwähnten Epigramm Eelides, na
das' Angabe aber Phytius, welchen Namen auch
Bewohner von Rhegium geführt haben. Sein
wird als das des Polykrates, und als die 54.
bezeichnet, wenn auch Cyrillus Ol. 59, Hierony
60, 1. anführt. Die Stelle des Suidas iſt nich
durch Zuſätze der Zahl und fremder Worte interpo
vielmehr durch eine Lücke entſtellt, ſodaß in den
Πολυκράτης, ὁ τοῦ τυράννου πατὴρ weder a
zweiten ältern Polykrates mit Gyraldus und Cli
denken, noch mit Schneidewin das Wort *πατὴρ*
ändern iſt. Die Zahl Ol. 54 ſtimmt mit der G
ein, indem Polykrates von Ol. 53, 3 bis 61, 1 h
allein nicht zu vereinen iſt die Erwähnung des gl
herrſchenden Cröſus bei Suidas, da ja Cröſus
54, 3 in die Regierung eintrat. Aus des Ibyku
iſt uns nur noch ſein Aufenthalt bei Polykrates
mos und ſein Tod bekannt. Dieſer war zur p
Sage des Alterthums geworden, welche in einem
des Antipater von Sidon (Anthol. Pal. VII, 7
zählt wird, woher Schiller den Stoff zu ſeinem
„Die Kraniche des Ibykus" nahm. Das Ga
Volksſage. Auf einer Reiſe, ſo erzählt man, w
und zwar, wie der Verfolg der Erzählung ergibt
Nähe von Korinth von Räubern überfallen. Wä
ſich gegen die mörderiſchen Räuber zu vertheidiger
ſah er Kraniche über ſich hinziehen, und, unte
rief er aus, es würden die Kraniche einſt ſeine
werden. Als ſpäter einer der Mörder in der
(welche Korinth ſelbſt geweſen ſein kann) Kranich
ſieht, rief er lachend aus: Sieh da, die Rächer d
kus! Ein Naheſtehender hörte dies, ſchöpfte V
zog die Mörder vor Gericht, und dieſe wurden n

Digitized by Google

Eingeſtändniſſe der Mordthat mit dem Tode beſtraft. Daher denn das Sprüchwort: αἱ Ἰβύκου γέρανοι. Vgl. *Plutarch.*, De garrulit. p. 610. A. *Nemes.*, De Nat. hom. 42. *Zenob.*, Adag. I, 37. *Arsen.*, Viol. p. 30, welcher die Scene der Entdeckung in das Theater zu Korinth verlegt. Über die Authenticität dieſer vielleicht nur auf Ibykus bezogenen Sage, welcher andere ähnlich waren, ſpricht kein hiſtoriſches Zeugniß.

Ein von Suidas aufbehaltenes Urtheil, mit welchem (außer dem oben gedachten, wol ſehr jungen Epigramm) Anthol. Pal. IX, 571 und *Proclus* ad *Plat.* Parm. V. p. 317. *Cousin.* übereinſtimmt, macht leidenſchaftliche Knabenliebe zu einem Charakterzuge des Ibykus. Cicero, vorſichtiger urtheilend, läßt nur aus den Gedichten ein feurig liebendes Gemüth hervorleuchten. Den Dichter hierbei zu vertheidigen, oder das, was einer glühenden Phantaſie zukam, wenigſtens vor moraliſcher Zurechnung zu ſichern, ſcheint eine ganz vergebliche Mühe, da wir auf hiſtoriſchem Wege die Scheidung des Dichters und Menſchen nicht verfolgen können. Und warum ſollte das Leben des Dichters nicht mit ſeinen Liedern eingeſtimmt haben? warum ein Dichter leidenſchaftlicher Liebe nicht auch ernſte und ruhiger gehaltene Geſänge gefertigt haben? Die Liebeslieder des Ibykus waren ja doch die am meiſten gefeierten, wie Schneidewin (S. 35) ſelbſt zugeſteht. Vgl. Scholiast. *Pind.* Isthm. II, 1. *Athen.* XIII. p. 601. Die Stelle des Statius (Silv. V, 3, 153) beweiſt für den Inhalt der Geſänge nichts Beſtimmtes. Die alten Schriftſteller nennen Ibykus unter den lyriſchen Dichtern neben Alkäus und Anakreon, aber auch neben Steſichorus. Letztere Zuſammenſtellung war Grund, daß Schneidewin der flüchtigen Angabe von Fr. Schlegel (Geſch. der griech. u. röm. Poeſie. I. S. 224—234, Werke. 3. Bd. S. 254 u. 264), als habe Ibykus, entfernt von doriſcher Ruhe und Würde, nur liebetrunkene Lieder gedichtet, widerſprechend, den Beweis führte, Ibykus habe vielmehr auch Stoffe der heroiſchen und mythiſchen Sage lyriſch behandelt, und ſo ſich durch Sprache, Art der dichteriſchen Behandlung und Wahl des Stoffs zunächſt und eng an Steſichorus angeſchloſſen. Daß in den lyriſchen Geſängen beider Dichter alte Sagen aufgenommen und behandelt worden waren, laſſen die Fragmente erkennen; daß Steſichorus aber, verbunden mit Ibykus, eine beſondere Art epiſch-lyriſcher Poeſie, welche Welcker ſogar lyriſche Tragödien benennen will, begründet habe, und daß wir ſo eine von Beiden geſtiftete Sängerſchule in Großgriechenland anzunehmen genöthigt ſeien, verbleibt eine unerwieſene und beim Mangel hiſtoriſcher Zeugniſſe unerweisliche Hypotheſe. Selbſt die häufige Verwechſelung beider Dichter, welche aus ihrer nähern Verbindung herrühren ſoll, iſt nicht nachweisbar, und höchſt gefährlich, die Fragmente des Ibykus ohne Weiteres nur nach denen des Steſichorus zu beurtheilen. Unſicher bleibt ferner der Beweis deſſen, was Ibykus in den alten Sagen verändert und umgeſtaltet habe; denn es gebricht uns in dem Dunkel der nachhomeriſchen Epik die Umſicht; wie nicht einzuräumen iſt, die Quelle, aus welcher dieſer und überhaupt lyriſche Dichter, als ſolche, geſchöpft haben, ſei die in wunderbaren Fabeln ſich ergehende Volksſage geweſen. Die Fragmente, welche noch vorhanden, laſſen in ihrem geringen Umfange über den dichteriſchen Charakter des Ibykus kein entſcheidendes Urtheil faſſen; nur eine lebendige bilderreiche Phantaſie und ein kräftig erregtes Gefühl erkennen wir. Wie er ſich zu den äoliſchen Sängern der Liebe verhalten, bleibt unbeſtimmbar; wenigſtens darf kein ſchroffer Gegenſatz angenommen werden. Der Dialekt, welchen dieſer Dichter anwendete, mag nach demſelben Verhältniß, in welchem Pindar ſchrieb, geformt geweſen ſein, indem nach der verſchiedenen Art der Gedichte bald mehr doriſche, bald mehr äoliſche Sprachformen angewendet wurden. Mit Recht aber wird Ibykus ein doriſcher Dichter genannt. Die Formation, nach welcher contrahirte Verba die Form der Verba auf μι annahmen, benannten die Grammatiker als eine Mundart der Rheginer, σχῆμα Ἰβύκου, ohne damit Ibykus ſelbſt als Urheber derſelben bezeichnen zu wollen. Nach Suidas' Angabe waren die Gedichte in ſieben Büchern geordnet; die Anordnung ſelbſt iſt völlig unbekannt. Das metriſche Verfahren in ihnen war daſſelbe, welches die doriſchen Lyriker überhaupt anwendeten; bei ihnen aber iſt der daktyliſche Rhythmus vorherrſchend, und ſo ſind auch des Ibykus Fragmente meiſt auf dieſes Versmaß und deſſen Verwandtſchaft zurückzuführen; doch zeigen ſich in ihnen auch trochäiſche, glykoniſche und andere Versarten. Über deren Beſtimmung und namentlich über die Behandlung der daktyliſchen Rhythmen hat Hermann ſchätzbare Bemerkungen gegeben in Jahn's neuen Jahrbüch. 8. Bd. S. 377. Die Grammatiker (Servius bei Putſche S. 1821) bezeichneten den hexameter acatalectus und heptameter hypercatalectus als Ibycium metrum. Die ſtrophiſche Anordnung der Verſe ſcheint von dem Dichter wenn nicht immer, doch meiſt angewendet. Wie die Liebeslieder von einem Sänger zur Lyra, ſo ſollen nach Schneidewin die heroiſchen Lieder vom Chor zu andern Inſtrumenten vorgetragen worden ſein; O. Müller läßt Ibykus alle Gedichte zum Vortrage durch den Chor geſchrieben haben. Ein Beweis kann für alles dies nicht geführt werden. Die Fragmente haben nicht den hinreichenden Umfang, um auch nur die Behandlung der Darſtellungsformen vollſtändig erkennen und beſtimmen zu laſſen. Der Verluſt der Gedichte ſelbſt aber iſt ohne Zweifel hoch anzuſchlagen. Sie waren in den Kanon der Alexandriner aufgenommen. Um die Sammlung der Reſte, deren Herſtellung und Erläuterung erwarb ſich Schneidewin ein unleugbares Verdienſt, wenn in deſſen Ausgabe auch die Mängel jugendlicher Arbeit nachgewieſen wurden. Ibyci Rhegini Carminum reliquiae. Quaestionum lyricarum lib. I. scripsit *Fr. Guil. Schneidewin* (Götting. 1833). Grundlos war die Eintheilung der Fragmente, in denen alle Hindeutungen auf Sagen in die Claſſe der heroiſchen Lieder aufgenommen und von den Liedern der Liebe ausgeſchloſſen wurden; vielmehr ſteht die Annahme beſonderer Heldenlieder für Ibykus auf ziemlich unſicherem Grunde. Doch O. Müller gibt in der der genannten Ausgabe vorgeſetzten Epistola p. X an, daß dieſer Art

Digitized by Google

Geſänge bei der Todtenfeier der Heroen herkömmlich von Chören vorgetragen wurden. Die Alten erzählen davon freilich nicht. Neanthes beim Athenäus (IV. p. 175. E.) und Suidas erwähnen, Ibykus habe das muſikaliſche Inſtrument *λαμβύκαι* oder *σαμβύκαι* erfunden, während Skamus bei Athenäus (XIV. p. 637 B.) Sambyx als Urheber nennt. Beim Athenäus (XIV. p. 633 F.) beſchreibt Euphotion dieſes Inſtrument als ein Tetrachord. Die Angaben ſind ſo unſicher, wie die Erzählung bei Suidas, Ibykus ſei auch Erfinder eines eigenen Inſtruments *Ἰβύκινον* oder *Ἰβυκάνη* geweſen, welches, eine Art von Kriegstrommete, bei den Galliern in Gebrauch gekommen wäre; ein ſonderbarer Einfall der Grammatiker zur Erklärung des Wortes *ἰβυκανίσαι*, welches mit *βουκανίσαι* vertauſcht wurde. ***(Hand.)***

IÇA (Yca), 1) Provinz der Republik Peru; grenzt gegen Norden an die Provinz Lima, gegen Oſten mit Caſtro Virreyna, gegen Süden mit Camaná, und erſtreckt ſich vom weſtlichen Abhange der Anden bis an das Meer. Ihr Umfang iſt unbedeutend, ihre Bevölkerung gering, indem ſie den Charakter des peruaniſchen Küſtenlandes theilt, und nur entlang der kleinen, im Sommer eintrocknenden Flüſſe von Naſca, Iça, Piſco und Chincha cultivirbares Land enthält. Die zwiſchenliegenden Strecken ſind mit dürrem Sande bedeckt, erhalten zunächſt der Küſte durch jeden heftigen Seewind ein verändertes Anſehen, und bringen außer niedrigem und ſparſamem Geſtrüppe nur eine nützliche Pflanze, die Algarroba (Art von Proſopis), hervor. Die Früchte der letztern dienen den Viehheerden zum Futter, und vermitteln allein die Bewohnbarkeit weiter Flächen. Das Klima iſt wärmer und noch trockener, als das von Lima, und gilt daher unter den Peruanern für geſunder. Der Waſſermangel hat mancherlei Vorkehrungen veranlaſſt; theils bemüht man ſich, den Vorrath, welchen das Schmelzen des Schnees aus den Anden herabführt, zu bewahren und haushälteriſch zu benutzen, theils ſucht man die Feuchtigkeit in der Tiefe, und pflanzt daher die Weinreben und den Mais in Gruben an. Die Betriebſamkeit der Landwirthe erſtreckt ſich gegenwärtig nicht weiter, indem die ehedem in der Provinz viel gebaute Baumwolle keinen Markt findet, ſeit man Manufacturwaaren von Europa viel billiger erhält, als die im Lande verfertigten. Der Mais geht nach Lima; der ſüße und ſtarke Wein, beſonders aber der vortreffliche Traubenbranntwein von Piſco, wird an der ganzen Weſtküſte geſucht, geht ſogar über die Anden und bis Oberperu. Vor den Revolutionskriegen trieb man Maulthierzucht im Großen, hat ſie aber aufgegeben, weil die Heere unaufhörliche Requiſitionen machten, und der Abgang nicht erſetzt werden konnte. An der Küſte wird einiger Fiſchfang betrieben, und der Ertrag geſalzen nach den Andenprovinzen geführt, die dieſe Nahrungsmittel ganz entbehren. Der Handel mit Oliven und Öl hat gleichfalls ſehr abgenommen, ſeit Arica ſich mehr gehoben hat. An ein Aufleben der Provinz iſt nicht ſobald zu denken, da ſie unter ſehr großen natürlichen Nachtheilen liegt, und durch den Krieg, im Verhältniſſe zu ihren Kräften, ungemein gelitten hat. Sie beſitzt nur einen Ha-
ſen, die offene Rhede von Piſco, und wenige eigene F
zeuge. Ihre Ausfuhr wird durch kleine Küſtenfahrer,
meiſt nach Lima oder Chile gehören, beſorgt, und der I
Bedarf an ausländiſchen Waaren wird meiſt zu L
aus der erſtern Stadt bezogen. Straßen nach dem
nern hat die Provinz nicht, indeſſen wird ſie von
Straße durchſchnitten, die der Küſte parallel Lima
den ſogenannten Intermedios verbindet. Die ſpaniſ
Eroberer fanden Iça, Naſca und die benachbarten
ler in einem blühenden Zuſtande, der freilich nach
tilgung der fleißigen Indier der größten Unfruchtba
wich. Iça beſaß eine jener großen Waſſerleitungen,
ren Verfall das Küſtenland Peru's in Sandwüſten
wandelt hat. Das Land war vielen Häuptlingen un
worfen, die ihrerſeits den Incas gehorchten, für mä
galten und zu regieren verſtanden, ſeit Topa Inca
eilfte Inca) ſie civiliſirt hatte. Spaltungen führten i
Ruin herbei, als 1533 die Spanier ſich ihnen näher
Fünf Reiter derſelben vermochten der einen Hälfte
Volks, die ein Heer von 4000 Mann aufgeſtellt, g
die andere ebenſo ſtarke durch den Schrecken ihrer
ſcheinung den Sieg zu verſchaffen. Die Europäer
men Beſitz und der Vicekönig Graf von Nieva begrün
im J. 1563 die Hauptſtadt mit dem Namen von S.
ronimo de Iça. Sie ſoll nach Alcedo gegen Ende
vorigen Jahrhunderts 6000 Einwohner enthalten ha
iſt aber jetzt zu einem armſeligen und entvölkerten Fle
ohne Induſtrie herabgeſunken. Sie iſt eilf Leguas
Piſco, dem Hafen, entfernt. (Vgl. Pisco.)

2) Iça paraná der Braſilier, Putumayo der ſ
niſchen Amerikaner, großer, in Colombien entſpringen
Seitenfluß des Amazonenſtromes. Er entſteht durch V
einigung vieler Gebirgsſtröme der Sierra Nevada
Paſto (Rio San Miguel, de Guames, Palacio, S
Pedro, Quino u. and. m.), und nimmt dann den
men Putumayo an, unter welchem er in Maynas beka
ter iſt als unter der braſiliſchen, nur für den unter
Theil ſeines Laufes gültigen Benennung. Seine Richt
iſt im Allgemeinen nach OSO., ſeine Länge in gera
Linie 150 geogr. Meilen. Spaniſche Schriftſteller ſc
gen die letztere zu 300 Leguas an. Nur über den o
ſten Theil ſeines Gebietes ſind einige Nachrichten vorh
den. Sie ſtellen die tiefen Thäler des öſtlichen Abh
ges der Anden, welche von den Quellflüſſen durchſtr
werden, als ungemein unzugänglich, dicht bewaldet
ſehr heiß dar. Ehedem befanden ſich dort blühende M
ſionen der Jeſuiten, ſpäter der Franziskaner, die ſich
gar weit flußabwärts zu verbreiten angefangen hat
als die politiſche Lage des Mutterlandes ihnen die
wöhnlichen Unterſtützungen entzog, und die bald dar
ausbrechenden Unruhen Südamerika's ihren völligen R
herbeiführten. Der Flecken Putumayo, zehn Tagere
von San Juan de Paſto entfernt, und nur von e
Handvoll Meſtizen bewohnt, iſt jetzt der öſtlichſte P
und im völligen Verfalle. Der dem Fuße der An
noch näher gelegene Flecken Sebondoy iſt der hö
Punkt der Schiffahrt mit Kähnen, und galt ehedem
Hafen (Puerto) der Miſſionen. In der Revolution

Digitized by Google

man das Dorf Putumayo zu einem Verbannungsorte gemacht, und beſonders von Peru aus die Übelgeſinnten dahin geſchickt. Peru hat übrigens als Erbe der Miſſionen von Maynas auch auf die Niederlaſſungen am Putumayo Anſpruch gemacht, und ſie zu dem unverhältnißmäßig großen Gebiete jener Provinz geſchlagen, jedoch ohne irgend eine directe Verbindung mit denſelben ſeit 1826 zu beſitzen. Zwiſchen dem Fuße der Vorberge der Andenkette und dem Amazonenſtrome dehnt ſich eine kaum gekannte Wildniß entlang dem Putumayo aus. Die auf Waſchgold ausgehenden Parteien, die ehedem ſehr bedeutenden Gewinn erhalten haben ſollen, ziehen nicht weit hinab, und die Expeditionen der Braſilier bringen nur wenige Tagereiſen über die Einmündung hinauf. In Maynas lebten im J. 1831 nur drei oder vier Indier, die den Strom in ſeiner ganzen Länge als Begleiter von Miſſionarien gegen 1785 befahren hatten. Doch ſoll das Uferland in nichts ſich von den Niederungen des großen Amazonenbeckens unterſcheiden, und Fälle nur in der Nähe der Anden vorkommen. Die Urwälder ſind reich an Sarſaparilla, Cacao und andern Gegenſtänden des Handels; indeſſen gehen ſehr wenige Expeditionen nach dem Içа, ſo ſehr auch dieſe den ſonſtigen Neigungen der Bewohner der weſtlichen Gegenden der Provinz Pará zuſagen. Kleine Geſellſchaften von Ega und San Paulo am Solimoens ſind jedoch in den letzten Jahren acht bis neun Tagereiſen über die Mündung hinausgegangen, wurden aber durch Angriffe der Juri's zum Umkehren gezwungen. Das letztere Volk, die Paſſés und gewiſſe Stämme der Miranhas bewohnen das Land zwiſchen dem Iça und Japurá; die Ethnographie der höhern Gegenden iſt ganz dunkel. Das Volk der Iças, welches ältere Beſchreiber erwähnen, exiſtirt nicht mehr, und iſt entweder ausgeſtorben, oder ſynonym mit einem Stamme der Juris. Die Mündung des Iça in den Solimoens liegt unter 3° 6′ ſüdl. Br. und 69° 30′ weſtl. Länge von Paris, und iſt von beträchtlicher Breite. An einem kleineren Arme der Mündung liegt der kleine Indierflecken Iça, mit einem Militairpoſten, der die Aufſicht über die wegen politiſcher Vergehen von Pará dahin Verbannten führen ſoll. Die Lage iſt niedrig und der Ort wegen ſeiner Ungeſundheit ſehr berüchtigt, daher dem Verfalle nahe. Fiſcherei, Bereitung von Öl aus Schildkröteneiern, Aufſuchung von Sarſaparilla machen die Beſchäftigung der Bewohner aus. (*E. Poeppig.*)

ICACINA nannte Adr. de Juſſieu (Mém. de la Soc. d'Hist. nat. de Par. I. p. 174. t. 9) eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe, und verwandt mit der natürlichen Familie der Olacinen. Char. Der Kelch kurz, fünfſpaltig, ſtehenbleibend; fünf innen zottige Corollenblättchen wechſeln mit den Kelchfetzen ab und ſtehen auf einer drüſigen Scheibe, welche den Fruchtknoten trägt; die Staubfäden, mit den Corollenblättchen abwechſelnd, tragen herzförmige, zweifächerige Antheren; der Griffel iſt einfach, gekrümmt, mit abgeſtutzter Narbe; die einſamige Kapſel ſpringt an der Spitze auf. Die einzige Art, Ic. senegalensis *Adr. Juss.* (l. c.), wächſt in Senegambien, als ein Baum vom Anſehen des Chrysobalanus Icaco (daher der, freilich gegen die Linné'ſchen Regeln gebildete, Geſchlechtsname), mit abwechſelnden, eiförmig-ablangen, ganzrandigen, glatten Blättern und rispenförmigen, am Ende der Zweige ſtehenden Blüthen. (*A. Sprengel.*)

Icaco *Plum.*, ſ. Chrysobalanus.

Icacorea *Aubl.*, ſ. Ardisia.

Icades, ſ. Icas.

ICAEDITA. Der Name iſt nur aus Inſchriften bei Gruterus (ſ. *Cellar.*, Geogr. antiq. II. 1. p. 73) bekannt, und deutet auf eine Stadt in Luſitanien zwiſchen dem Tagus und Duerus; er wird auch Igaedita und Incedita in denſelben Inſchriften geſchrieben gefunden. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Ican radix, ſ. Ikanwurzel.

Icaranda (Bot.), ſ. Jacaranda.

ICARIA war 1) ein Flecken, *δῆμος*, welcher zur Phyle Ägeis gehörte, in Attika, unſtreitig auf der öſtlichen Seite des Landes gelegen; denn Plinius (IV. 40) nennt und ſetzt den Berg Icarius zwiſchen den Brileſſus und Hymettus. Hierdurch wird die Lage des Ortes beſtimmt. Der Ort war durch die erſte Einführung des Weinbaues berühmt. Nach der Mythe hatte Ikarius, von dem der Flecken und die Berglandſchaft den Namen führte, zuerſt den Bacchus aufgenommen und den Weinbau von ihm gelernt. Er war der Vater der Erigone, die ſich nach der Ermordung deſſelben erhing. *Stephanus* v. *'Ικαρία*. *Apollodor.* III. c. 14. 6. 7. *Meurs.*, De Regno Athen. II. 2. p. 86 sq.

(*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

2) ſ. Icarus.

ICARIS, eine Stadt Macedoniens, die nur aus Pomponius Mela (II, 3, 1) bekannt iſt, und nach derſelben Quelle zwiſchen den Flüſſen Arius und Peneus gelegen war. Übrigens iſt die Lesart in der angeführten Stelle des Mela nicht einmal ſicher, denn man lieſt daſelbſt auch Sycharis, was Tzſchucke zu der Stelle für einen Schreibfehler von Sycurium bei Polybius und Livius hält. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ICARIUM MARE, *τὸ Ἰκάριον πέλαγος*, iſt ein Theil des ägäiſchen Meeres, und bezeichnet gegen die aſiatiſche Küſte zu denjenigen Theil der See, welcher ſich um die Inſel Ikarus oder Ikaria ausbreitet, und gegen Weſten an das myrtoiſche Meer, gegen Süden an das karpathiſche Meer grenzt. Es erſtreckt ſich demnach über einen großen Raum der Küſtengewäſſer von Jonien und Karien. Es liegen darin die Eilande Samos, Kos, die Koraſſiä, Leros und andere dazwiſchen zerſtreute Inſeln. *Strab.* X. p. 488. Wie von der Inſel Myrtos (ſüdlich von Euböa gelegen) der Name des myrtoiſchen und von der Inſel Karpathos der des karpathiſchen Meeres hergeleitet wird, ſo leiten auch Strabon (l. c.) und Plinius (IV, 23) von der Inſel Ikaros den Namen des ikariſchen Meeres her. Nach der Mythe iſt ihm aber die Benennung zu Theil geworden, weil Ikaros, der ſeinen Vater Dädalos auf ſeiner Flucht aus Kreta begleitete, bei dieſer Inſel ins Meer ſtürzte und ertrank. *Ovid.* IV, 565. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

Digitized by Google

Icarius, ein Berg in Attika, ſ. unt. **Icaria**.

ICAROS hieß 1) eine Inſel im perſiſchen Meerbuſen, welche der Mündung des Euphrats (oder des Tigris) gegenüber lag. Dieſen Namen ließ ihr Alexander beilegen. Die Inſel hatte viel Hirſche, wilde Ziegen und anderes Wild, das aber nur zur Ehre der Artemis, die hier einen Tempel hatte, erlegt werden durfte. Die Inſel war klein und die Einwohner hatten um das Heiligthum ihre Wohnung. Plinius (VI, 32) nennt ſie Ichara, Strabon aber (XVI. p. 766) Icarios, und ſagt, daß Apollon und Artemis, letztere mit einem Orakel, Tempel auf dieſer Inſel hätten. Ptolemäus nennt ſie *Ἰχάρα* und *Ἰκάρος*. *Arrian.*, Anabas. VII, 20. §. 6. *Aelian.*, Histor. Animal. XI, 9. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

2) Inſel im ikariſchen Meere, ſ. Icarus.

ICARUS, auch **ICARIA**, *Ἴκαρος*, *Ἰκαρία*, letzteres bei den ſpätern Schriftſtellern gebräuchlicher, iſt eine lange, ſchmale Inſel in der Nähe der aſiatiſchen Küſte, im ſogenannten ikariſchen Meere, von Plinius (H. N. IV, 23) zu den Sporaden, von Stephanus zu den Cykladen gerechnet, wurde früher Doliche und Makris, welches Beides die L a n g e bedeutet, von ihrer Geſtalt, und Ichthyoeſſa von ihrem Reichthume an Fiſchen genannt. Ihren bekanntern Namen ſoll ſie von Ikaros erhalten haben, der hier von Herkules begraben wurde. Sie iſt durch einen Kanal von 80 Stadien (1¼ Meilen) Breite von Samos getrennt, und dehnt ſich nach Südweſt aus. Ihr Umfang beträgt 300 Stadien. Sie erhebt ſich öſtlich mit dem Vorgebirge Drakanon (auch Drepanon) und endigt ihr Waldgebirge weſtwärts in einer Landſpitze, bei welcher das Städtchen Önoe, *Οἰνόη*, ein Tempel der Artemis, Tauropolium, und eine Ankerbucht, Iſti, *Ἰστοί*, ſich befanden. Jetzt liegt dort der Flecken Karabati. Ein anderer Ankerplatz war bei Drakanon; einen eigentlichen Hafen hatte die Inſel nicht. Plinius gibt ihr noch ein zweites Städtchen, das wahrſcheinlich bei Drakanon an der Stelle des jetzigen Fleckens Fanari lag, und wie Stephanus andeutet, wie die Inſel Ikaros hieß. Zu Strabon's Zeit gehörte ſie den Samiern, die ſie beſonders zur Weide ihrer Heerden benutzten. Früher war ſie eine Colonie der Mileſier. Jetzt heißt die im Ganzen arme Inſel, die jedoch Bau- und Brennholz in großer Menge liefert, Nikaria *). (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

ICARUS. Nach Plinius (H. N. VI, 17) wäre dieſes der Name eines Fluſſes bei den Baktrern, der in den Oxus einfließt; allein die Lesart in dieſer Stelle iſt nicht ſicher, man lieſt ſtatt: ad Icarum flumen auch: ad Achrum flumen. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ICARUSA. Dies der Name eines Fluſſes bei Plinius (H. N. VI. 5) zwiſchen der Palus Mäotis und dem Pontus Euxinus in der Sarmatia Asiatica juxta Cercetas, wie Plinius hinzufügt. Allein der Name iſt unſicher, denn die Lesart ſchwankt. Man lieſt auch Tarusa ſtatt Icarusa in jener Stelle. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ICAS, ICADES. Das griechiſche Wort *εἰκάς*, womit der zwanzigſte Tag jedes Monats bezeichnet wurde. Die Attiker hatten den Pluralis *εἰκάδες* im Gebr Schol. ad *Aristophan.* Nub. 17. Der zwanzigſte ſchloß die Dekas des mittlern Monats, *μηνὸς μεσ*τος. Er war für gewiſſe religiöſe Feſtlichkeiten, w Opfern für Apollon beſtimmt. Etymolog. M. s. v. Monat Boedromion fiel auf dieſen Tag die vorzügl Feier der Myſterien, mit welchen die Athenäer in ſolennen und begeiſterten Zuge das geſchmückte Bil Jakchos (Bacchus) von Athen nach Eleuſis trugen. *tarch.*, Photion. p. 754. B. *Camill.* p. 138. D. *ripid.*, Ion. 1075. *Aristoph.*, Ran. 326. Epik hatte in ſeinem Teſtamente feſtgeſetzt, daß in jedem nate am zwanzigſten Tage die Anhänger ſeiner S zuſammenkommen und ihm zu Ehren ſchmauſen ſo Dieſen Schmaus nannten ſie *εἰκάδας* und ſich ſelbſ *καδισταί*. Auch waren dafür beſondere Speiſen beſtin S. *Athen.* VII, 53. p. 298. d. *Cic.*, De Fin. II, 101. *Plin.*, H. N. XXXV, 2. 2. Das Teſta ſteht bei *Diogen. Laert.* X, 19. Vgl. *Rhodi* Lect. antiq. XX, 32. (*Ha*

ICAUNA. Dies der Name eines Fluſſes in Gallia Lugdunensis, der nur aus den Schriftſte des Mittelalters bekannt iſt, und daſelbſt bald Itun bald Icumna, auch Ytumna geſchrieben gefunden w Vgl. *Cellar.*, Notit. Orb. antiq. II, 2. p. 168. der letztern Schreibart erſieht man, daß es der heu Fluß Yonne iſt, der im Departement Nievre entſpri bei Clamercy ſchiffbar wird, und bei Montereaufaul die Seine fällt. Wir finden, daß man denſelben F bei lateiniſchen Scribenten auch Iliona und Egona nannt hat. (*S. Ch. Schirl*

ICCIUS. Weder ein Geſchichtſchreiber, noch ein derer Schriftſteller nennt dieſes Römers Namen Schickſale. Nur aus zwei Gedichten des Horatius ha wir einige Kenntniß von dem Manne, welcher in öffentliche Leben weniger eintrat, als er im Privatle nützlich und ſeinen Freunden werth war. Aus der Ode des erſten Buches und der 12. Epiſtel des er Buches ergibt ſich nur Folgendes: Er, der Freund Horatius, und ohne Zweifel auch im Umgang and geiſtvoller Männer, beſchäftigte ſich vorzüglich mit d Studium der Philoſophie, und Horatius nennt den S ker Panätius und die Sokratiſche Schule, mit welc Iccius befreundet geweſen. Als Älius Gallus, der St halter in Ägypten, im J. 729 n. E. d. St. auf rö ſchem Befehl einen Feldzug, die Völker Arabiens zu terjochen und der dortigen Schätze ſich zu bemächtig unternahm (*Strab.* XVI, 5), ſchloß ſich auch Iccius ſei es, um dadurch ſich zu einigem Gewinne zu verhelf oder um im Kriegsgeſchäfte thätig zu ſein. Der Feldz misglückte (*Dio Cass.* LV, 29), und Iccius kehrte, v leicht nicht mehr bereichert, als er vorher war, zur Wir finden ihn in der Epiſtel des Horatius als Ob aufſeher bei den ſtattlichen Beſitzungen des M. Agrip in Sicilien in einer äußerlich wol ſorgenloſen Lage w der. Nach den Andeutungen in dem Gedichte ſetzte ſeine philoſophiſchen Studien unter den ihm obliegend Geſchäften fort, mußte aber das Drückende ſeiner La

*) *Strab.* XIV. p. 635 und 639. *Stephan.* cum not.

Digitized by Google

in welcher er, umgeben von gewinnſüchtigen Menſchen, nur die Verwaltung fremder Güter zu beſorgen hatte, den Abſtand ſeines höhern geiſtigen Strebens empfindlich fühlte, in bittern Klagen gegen ſeinen Freund ausgeſprochen haben. In dem Briefe nämlich, welcher die Empfehlung des Pompejus Grosphus, der ſelbſt in Sicilien Güter beſaß, zum Zweck hatte, tröſtet Horatius ſeinen Freund, indem er ihm darlegt, daß ihm als Verweſer fremden Gutes doch auch die eigene Subſiſtenz geſichert ſei und ihm den eigenen Werth fühlbar macht, da er in geiſtloſen und läſtigen Geſchäften und unter herzloſen Menſchen nicht aufgegeben habe, ſeine wiſſenſchaftlichen Forſchungen der Naturkunde und Philoſophie fortzuſetzen. So ergibt ſich, unbefangen aufgefaßt, aus den Andeutungen das Bild eines edeln und dem Geiſtvollen zuſtrebenden Mannes. Statt deſſen aber hatten die Erklärer des Horatius, veranlaßt durch eine Angabe bei dem Scholiaſten des Cruquius, eine gegentheilige Meinung von des Iccius Charakter aufgeſtellt, und nach derſelben auf falſchen Vorausſetzungen die Erklärung ſo muſterhaft verunſtaltet, daß ſie ſogar hiſtoriſch merkwürdig iſt. Man hat nämlich Iccius als einen der habſüchtigſten, ſchmuzigſten Menſchen geſchildert, ihn aller Heuchelei und Betrügerei fähig erachtet und in Horatius' Worten nur ſtrafende Ironie erkannt, ſodaß freilich auch auf des Dichters Wahl eines ſolchen Freundes ein ſehr zweideutiges Licht fiel. Wieland verfolgte dies mit ſeiner verdächtigenden Spitzfindigkeit und ſeinem Unglauben an reine Menſchlichkeit bis zum Äußerſten. Alle glaubten ihm, bis F. Jacobs im Rheiniſchen Muſeum 2. Jahrg. 1. Hft. S. 1. 1828 auftrat, um den Freund des Horatius vor fernerer Schmähung ſicher zu ſtellen. Er brachte mit einem edeln Gradſinne und vorurtheilsfreiem Urtheile die Wahrheit wieder zu Tage, an welcher forthin Niemand zweifeln wird, und die einem ſchuldloſen Todten die verunglimpfte Ehre wieder zuſpricht. (*Hand.*)

ICCIUS PORTUS. Die Schreibart dieſes Wortes ſteht nicht feſt. Bei Jul. Cäſar (De B. Gall. II, 3 und 6) wird gewöhnlich Iccius geleſen, allein V, 2 und 5 findet ſich Itius geſchrieben. Der Metaphraſt des Jul. Cäſar macht ſogar Ἴκτιον daraus (verdorben iſt die Lesart Ὄκτιον). Bei Strabon kommt τὸ Ἴτιον vor, bei Ptolemäus τὸ Ἴκιον. Daß ein Hafenplatz damit bezeichnet wird, lehrt zwar der Zuſatz des Jul. Cäſar, Portus; wenn aber Ptolemäus Ἴκιον ἄκρον ſagt, ſo kann es noch zweifelhaft ſein, ob das Cäſariſche und Ptolemäiſche eins und daſſelbe iſt. Nach Cäſar (De B. Gall. V, 2) war der Portus Itius die bequemſte Stelle im Gebiete der Morini in der Gallia Belgica, von wo aus die Überfahrt nach Britannien gemacht werde. Dieſe unbeſtimmte Angabe veranlaßte die Gelehrten, beinahe jeden bequemen Übergangspunkt von Frankreich nach England im Kanal für den alten Portus Itius oder Iccius zu erklären und deshalb Etaples, Boulogne, Calais und Witſand oder Wiſſant in Vorſchlag zu bringen. Da von dem letztern Orte aus wenigſtens die kürzeſte Überfahrt genommen werden kann (*Caesar* l. l. ſagt: quo ex portu commodissimum in Britanniam transmissum esse, circiter M. P. XXX a continenti), ſo ſtimmen die meiſten Gelehrten für Wiſſant, eine kleine Stadt im Departement Pas de Calais, 2½ M. nordöſtlich von Boulogne, 2 M. ſüdweſtlich von Calais. Erinnert man ſich dabei an den Portus Morinorum Britannicus bei Plinius (H. N. V in extr.), der nach einer Stelle bei demſelben (IV, 16) auch Gessoriacum litus hieß, und von wo aus die kürzeſte Überfahrt nach Albion (England) 50,000 Schritte beträgt, während nach Cäſar's Angabe vom Portus Iccius nur 30,000 Schritte ſind, ſo kann man nicht begreifen, wie Einige an Gessoriacum, das nach der Tabula Peuting. auch Bononia oder Bolonia hieß, und folglich das jetzige Boulogne sur mer iſt, denken und Boulogne unter Itius Portus verſtehen mochten. Daß Plinius den Hafen Gessoriacum gradehin für den Portus Morinorum Britannicus ausgibt, kann uns immer noch nicht beſtimmen, zu glauben, daß Cäſar ihn ebenfalls habe andeuten wollen. Es konnte ja der Fall ſein, welchen auch Mannert S. 185 in ſ. Gallia Transalpina vermuthet, daß bei näherer Bekanntſchaft der Hafen Itius zur Überfahrt nach Britannien minder bequem gefunden wurde; man wählte dafür ſpäter das ſüdlicher liegende Geſſoriacum, wenn auch die Überfahrt um etliche Tauſend Schritte verlängert wurde. So verſchwand zuletzt der Itius Portus aus dem Andenken. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ICENI. Eine von den mehren Völkerſchaften in der Britannia Romana. Sie ſind jedenfalls dieſelben, welche Ptolemäus Σιμενοί nennt, und ſind deshalb in denjenigen Theil der Inſel zu ſetzen, welcher mit einem Vorſprunge ins teutſche Meer ausläuft, ſodaß ſie das heutige Suffolk und Nortfolk inne hatten. Ihrer gedenkt Tacitus in den Annalen XII, 31 fg. und XIV, 31 mit der Bemerkung, daß ſie eine ſtarke Nation (gens valida) ſeien, welche anfänglich die Freundſchaft der Römer geſucht hätte; nachher hätten ſie mit Hilfe der Trinobanten einen Aufſtand bewirkt, und die ganze Provinz in denſelben zu verwickeln geſucht. Ihre Beſiegung und Beſtrafung erzählt Tacitus in der zuletzt angeführten Stelle, wobei auch ein König derſelben (Rex Icenorum) Namens Pratuſagus, erwähnt wird. Wenn man glauben darf, was Cellarius ſchon vermuthet hat, daß unter den bei Jul. Cäſar (De Bell. Gall. V, 21) erwähnten Cenimagni die Iceni verſteckt liegen, ſo gehören ſie zu den mehren Völkerſchaften Britanniens, welche ſich dem Jul. Cäſar bei ſeiner Landung auf dieſer Inſel freiwillig unterwarfen. Bei Ptolemäus, in dem Itiner. Antonini, in der Tabula Peutingeriana werden auch Städte der Iceni angeführt, unter welchen Venta Icenorum wol die älteſte und am meiſten nationale iſt. Aus ihren Ruinen iſt das ſpätere Norwich emporgeſtiegen. Andere jedoch erklären Caſter, oder Lyna für das alte Venta Icenorum. Villa Faustini, eine römiſche Colonie, iſt das jetzige Faſton, und was Icenorum oppidum ſchlechthin heißt, iſt jetzt wol Ikswort in der Grafſchaft Suffolk. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Icesius (Biogr.), ſ. Hikesios.

ICETAS (Hiketas), ICETES, ſ. Hiketas. Über

Digitized by Google

den Tyrann dieſes Namens, welcher Leontini beherrſchte, ſ. unt. Leontini. (*R.*)

Icetes (Biogr.), ſ. Hiketas.

ICH. Was das Ich ſei, kann uns nur unſer eigenes Bewußtſein lehren, da es von uns ſelbſt nichts Verſchiedenes iſt. Im gemeinen Leben verſtehen wir unter Ich unſere ganze Perſon in der Einheit der Seele und des Leibes, inſofern wir davon ein Bewußtſein haben. Wir betrachten daher unſern Leib als etwas zu unſerm Ich Gehöriges, und nennen eine Verletzung deſſelben durch Andere eine perſönliche Beleidigung, A hat mich geſtoßen, mich verwundet. Ich bedeutet mithin im Allgemeinen das Bewußtſein unſers eigenen Seins, als dieſes individuell-beſtimmten in ſeinem Unterſchiede von jedem andern, das Selbſtbewußtſein, das abſolute Subject, welches niemals Prädicat eines andern ſein kann. Sollte das Ich Prädicat eines andern Weſens ſein, ſo müßten entweder wir ſelbſt ein anderes von uns verſchiedenes Weſen, alſo ein Nicht-Ich, als Ich denken, was unmöglich iſt, oder es müßte ein anderes Weſen im Bewußtſein ſeiner ſelbſt von ſich ſagen können: Ich bin Prädicat eines andern von mir verſchiedenen Weſens, eines Nicht-Ich, was ebenſo unmöglich iſt, da ich jenes Weſen dann nur als mein Weſen, d. h. als mich ſelbſt denken könnte. Alles daher, was zum Bewußtſein, dieſem idealen Brennpunkte unſerer geſammten Seelenthätigkeiten, gelangt, erhält damit eine Beziehung auf unſer Ich. Eine innere Welt, im Gegenſatze zu der äußern, ſinnlich wahrnehmbaren, iſt ohne das Bewußtſein gar nicht möglich; aber auch die Außenwelt, obgleich ſie ein Sein an ſich hat, unabhängig von unſerm Geiſte, iſt doch für uns nur gegenſtändlich, inſofern ſie in unſer Bewußtſein fällt. Über das Verhältniß unſeres Ich zu unſerer ganzen Organiſation lehrt uns die Erfahrung Folgendes: Erſtens, das Ich entwickelt ſich in dem leiblichen Organismus und mit Hilfe mehrer Organe; aber erſt dann, wenn dieſe ausgebildet worden und in ihren Functionen eine gewiſſe Fertigkeit erlangt haben. Für uns alle verliert ſich die erſte Zeit unſeres irdiſchen Daſeins in ein undurchdringliches Dunkel, und es iſt Thatſache, daß unſer Bewußtſein aus einem bewußtloſen Zuſtande ſich entwickelt hat. Das Wie iſt unerklärlich und unbegreiflich. Wie von dem äußern Lichte kann man auch von dem Lichte des Bewußtſeins nur ſagen, es iſt da, es iſt in uns aufgegangen, und offenbart ſich ſelbſt und die Innenwelt, ohne angeben zu können, wie man dazu gekommen iſt. Das höhere Princip, aus welchem man es ableiten wollte, müßte entweder ein ſeiner ſelbſt bewußtes ſein, und dann würde das Ich ſchon vorausgeſetzt, oder es wäre ohne Bewußtſein. Womit wollte man aber dann die Nothwendigkeit darthun, daß ein bewußtloſer Zuſtand ins Bewußtſein überſchlagen, aus der Dunkelheit Licht ſich erheben müſſe? Um aber das Erwachen des Bewußtſeins in uns ſelbſt zu beobachten, müßte man zugleich ein Bewußtſein davon haben, daß man noch ohne Bewußtſein ſei. Dies iſt aber unmöglich. So würde nur noch der Ausweg übrig bleiben, die Entfaltung des Bewußtſeins an dem Kinde zu beobachten.

Dies iſt aber auch mislich. Die erſten zarteſten A
des kindlichen Bewußtſeins verlieren ſich ins Dun
Empfindung, und gleichen den unendlich kleinen K
die erſt, zu größern Complexionen angewachſen, ſi
ſinnlich-wahrnehmbar werden. Wir erſehen wol a
äußern Zeichen, daß das Kind ſinnlich wahrnimmt
es begehrt, von Schmerz und Luſt bewegt wird
aber die einzelnen Empfindungen und Vorſtellun
ihm wirken, ſich gruppiren, und ſein Bewußtſein
men, erfahren wir damit keineswegs. Wenn dah
nige behauptet haben, es laſſe ſich der wirkliche An
punkt in dem Erwachen des menſchlichen Bewu
entdecken, und ſo eine wahre Theorie des me
lichen Erkenntnißvermögens aufſtellen, ſo i
zu viel behauptet. Die Entfaltung des Bewußtſei
nämlich damit anfangen, „daß das Kind, nach
ſchon eine hinlängliche Übung in den Sinneswa
mungen und den ſinnlich-willkürlichen Bewegunge
erworben, und eine zureichende ſinnliche Erkenntni
den Gegenſtänden ſeiner Umgebung gewonnen, zu
zwar Anfangs unklaren, aber nach und nach an K
und Beſtimmtheit immer mehr zunehmenden Anerke
der Thätigkeit ſeiner eigenen taſtenden Bewegung i
genſatze gegen den Widerſtand der berührten Körp
langt." Allein hier erfahren wir wol, daß das K
einer gewiſſen Periode zum Bewußtſein gelangt iſt
weder wann, da die Foderung einer vorausgega
hinlänglichen Übung in den Sinneswahrnehm
viel zu unbeſtimmt iſt, noch wie es dazu gelangt.
Deduction ſagt blos, wenn das Kind Bewußtſei
ſo hat es Bewußtſein. Auch wird die erſte Entf
des Bewußtſeins offenbar viel zu ſpät geſetzt. Da
noch dunkle Regen, gleichſam der noch ſchwache
der Dämmerung, welcher nach und nach zum vollen
des Bewußtſeins übergeht, beginnt ſchon mit der
pfindung und Anſchauung. Denn was heißt z. B
Kind ſieht einen Baum, oder es empfindet Schn
wol anders, als es findet auch da, wo es einen
chen Gegenſtand außer ſich ſetzt, ſich ſelbſt in ſeiner
ſein auf gewiſſe Weiſe modificirt und beſtimmt?
eben, es hat zugleich ein Bewußtſein von ſich?
tens, Einmal erwacht und ſelbſt bis zur höchſten
heit geſteigert, vermag das Ich, als das Selbſtb
ſein auch bei der größten Anſtrengung nicht, ſich
auf der gleichen Höhe zu halten. Es wird wiede
dunkelt und ſeine Thätigkeit durch Pauſen unterb
in denen es eine Zeit lang unterdrückt wird. Dieſ
ſen nennen wir Schlaf, und ſie ſcheinen zur Erfri
der leiblichen Organe und dadurch der Seelenthäti
ſelbſt ſo nothwendig zu ſein, daß wir ſie zwar
Zeit hinauszuſchieben, aber nicht ganz abzuhalten
gen, und daß, je weiter wir ſie hinausſchieben, di
tur deſto dringender und gewaltiger ihre Befrie
fodert. Von dem Schlafe gilt daſſelbe, was vo
Erwachen des Bewußtſeins. Man kann ſein
Einſchlafen nicht beobachten. Daraus ergibt ſich
es nicht von uns abhängt, Bewußtſein zu haben,
und wie wir wollen, ſo wenig, als es nach Gefal

Digitized by Google

unterdrücken. Wie vieles würde Mancher opfern, wenn er es in ſich zu erſticken, und dieſen innern, unbeſtechlichen Zeugen, Ankläger und Richter ſeiner ſelbſt nach Belieben zum Schweigen zu bringen vermöchte! Drittens, nach der Erfahrung ſcheint das Ich nichts Selbſtändiges zu ſein. Wir finden es in ihr nie rein, für ſich, ſondern immer eine beſtimmte Empfindung, Anſchauung, Vorſtellung ꝛc. habend, welche in ſtetem Wechſel begriffen ſind. Kant nennt dieſes „das *empiriſche Bewußtſein*, welches verſchiedene Vorſtellungen begleitet, an ſich zerſtreut ſei, und ohne Beziehung auf die Identität des Subjects; zum Unterſchiede von dem *reinen* Bewußtſein, dem eigentlichen *Selbſtbewußtſein* (dem *transſcendentalen Selbſtbewußtſein*, der *reinen Apperception*), d. h. dem Bewußtſein der Identität unſers Selbſt bei aller Verſchiedenheit des empiriſchen Bewußtſeins. Durch das transſcendentale Selbſtbewußtſein vereinige ich alle Vorſtellungen in mir, ich mache ſie zu *meinen* Vorſtellungen, welches nur dadurch möglich iſt, daß ich ein Mannichfaltiges überhaupt in meinem Bewußtſein vereinigen kann, welche Möglichkeit mithin (die *ſynthetiſche Einheit des Mannichfaltigen der Anſchauungen*) ſchon unabhängig von der Erfahrung (a priori) vorhanden ſein muß. Aber daraus folgt gar nicht, daß Ich, der ich denke, als Object ein für mich ſelbſt beſtehendes Weſen, d. i. eine *Subſtanz*, ſei, welcher Begriff ſich immer auf Anſchauungen bezieht, die nicht anders als ſinnlich ſein können, mithin ganz außer dem Felde des Verſtandes und ſeinem Denken liegen“ [1]. Ohne uns hier in eine tiefer dringende Kritik dieſer weit verbreiteten Lehre des großen Denkers einzulaſſen, bemerken wir nur, daß von dem empiriſchen Bewußtſein wol nicht mit Recht behauptet wird, es ſei ein bloßer Begleiter der Vorſtellungen, mithin etwas Zufälliges, wie ein Anhängſel derſelben, oder es ſei an ſich zerſtreut und ohne Beziehung auf die Identität des Subjects. Vielmehr iſt das Bewußtſein das Weſentliche, dagegen die einzelnen Vorſtellungen, Anſchauungen ꝛc. das Begleitende, Außerweſentliche. Ich finde mich in meinem Bewußtſein zwar nie ohne beſtimmte Vorſtellungen, Empfindungen ꝛc., aber keine einzelne iſt für ſich nothwendig, wie ſich daraus ergibt, daß eben die einzelnen Vorſtellungen ꝛc., das ſtets Wechſelnde, ins Bewußtſein Tretende und wieder Verſchwindende ſind, während das Bewußtſein bleibt, dagegen Vorſtellungen ꝛc. ohne wenigſtens dunkles Bewußtſein nicht denkbar ſind. Das reine Selbſtbewußtſein, als die Identität meines Selbſt bei allem Wechſel, iſt zwar allerdings das Product der Abſtraction und Reflexion, allein wenn das Ich nicht in allen einzelnen Momenten des Bewußtſeins als der unverrückte Mittelpunkt vorhanden wäre, ſo würde ich mich auch gar nicht als das in allem Wechſel Identiſche, als dieſelbe Perſon in den verſchiedenſten Momenten meines Lebens in Wahrheit denken können. Und dieſe Identität meines Selbſt iſt nicht etwa das Product der Speculation, oder nach Kant der Selbſtthätigkeit des Verſtandes, ſondern ſie findet ſich in jedem, auch dem ungebildeten Bewußtſein, ich habe gar nicht die Macht, mich heute als ein von dem, der ich geſtern war, verſchiedenes Weſen zu denken, obgleich ich vielleicht heute von ganz andern Gefühlen, Vorſtellungen ꝛc. bewegt werde. Gewiß folgt aus dem Bisherigen nicht die Realität des Ich, als eines ſelbſtthätigen Weſens, einer Subſtanz, aber ebenſo wenig begreiſe ich, wie mein Ich aus dem Nicht-Ich entſpringen, das Prädicat eines andern Weſens ſein könne. Kraft des Bewußtſeins erkennen wir in unſerm Ich unſer wahres Selbſt, nicht blos den Focus aller einzelnen Seelenthätigkeiten, ſondern auch den Grund unſerer ganzen Perſönlichkeit und den Quell aller unſerer freien Handlungen. Selbſt die Unſterblichkeit, als die Fortdauer unſerer Perſönlichkeit nach dem Tode, iſt nur durch die Erhaltung unſers Ich möglich. Das pantheiſtiſche Verſchwimmen unſers ganzen Weſens in das unendliche All mit der Auflöſung unſerer Perſönlichkeit, von den Anhängern jener Syſteme als die höchſte Seligkeit geprieſen, verdient eigentlich dieſen Namen gar nicht. Dauert nach dem Tode zwar unſere Geiſteskraft fort, verſchwindet aber das Bewußtſein unſerer Perſönlichkeit, ſo dauern eigentlich *wir* nicht fort, und die Unſterblichkeit wäre für uns nur ein ewiger Schlaf, und würde ſich zu unſerm gegenwärtigen Leben verhalten, wie dieſes zu einem frühern vorirdiſchen, wenn wir ein ſolches annehmen wollten, welches aus unſerm Bewußtſein bis auf die kleinſte Spur verſchwunden iſt. — Wie ſoll man aber die Seelenthätigkeit nennen, wodurch wir uns ſelbſt als Ich finden? Die Kant'ſche Schule und Herbart nennen das Ich eine *Vorſtellung*. Das iſt es aber nicht. Denn zu jeder Vorſtellung gehört a) ein vorſtellendes *Subject*, b) ein von ihm verſchiedenes vorgeſtelltes *Object*, c) eine Beziehung zwiſchen beiden durch den *Act* des Vorſtellens, woraus d) das Bewußtſein des Objects, als eines gegenwärtigen, d. i. die wirkliche Vorſtellung hervorgeht. Zwar können wir, wenn wir einmal zum Selbſtbewußtſein gelangt ſind, auch über uns ſelbſt und unſer eigenes Bewußtſein reflectiren, und uns daſſelbe gleichſam gegenüber ſtellen, und auf der Möglichkeit dieſer Reflexion beruht alle Selbſterkenntniß, ſowie die ganze Philoſophie; aber ebendeshalb iſt der primitive Act, wodurch wir zum Bewußtſein gelangen, nicht ſelbſt eine Vorſtellung. Auch kann die Reflexion über unſer Ich nur uneigentlich ein Vorſtellen genannt werden, indem dabei das Subject und Object ein und daſſelbe ſind, und untrennbar zuſammenfallen, was bei der Vorſtellung nicht ſo iſt. Ebendeshalb kann auch das Bewußtſein unſers Ich nicht, wie Fichte und Schelling wollen, eine intellectuelle Anſchauung ſein. Von dem Ich gibt es kein Bild, kein geiſtiges Auge kann es anſchauen als ein außer uns ſeiendes, objectives, ſondern der Anſchauende und das Angeſchaute ſind hier unmittelbar ein und daſſelbe. Für dieſes unmittelbare Bewußtſein unſers Selbſt in dieſem beſtimmten Zuſtande ſeines Seins hat unſere Sprache keinen andern Ausdruck als das ſich-Finden, *Empfinden* oder richtiger das *Gefühl*. Denn das Gefühl, im Gegen-

1) Kritik der reinen Vernunft. S. 131 ꝛc. 407, und Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphyſik. S. 136.

ſatze zu dem blos ſinnlichen Fühlen, dem Taſten, beruht nicht, wie die Vorſtellung und Anſchauung, auf einer objectivirenden Thätigkeit unſers Geiſtes, ſondern iſt etwas blos Subjectives, bezeichnet das unmittelbare Innewerden unſers eigenen Gemüthszuſtandes in ſeinem individuellen Sein, obgleich daſſelbe auf äußere Gegenſtände bezogen werden kann. Ich kann mir es wol als möglich denken, daß einem Andern ein anſchaulicher Gegenſtand grade ſowie mir erſcheint, daß er ſich ein Object genau ſo vorſtellt, wie ich, aber genau ſo fühlen, wie ich, kann kein Anderer, er müßte denn Ich ſelbſt ſein. Aus dieſer Eigenthümlichkeit unſers Ich läßt ſich leicht das Unhaltbare des Fichte'ſchen Syſtems darthun, in welchem aus Einem Princip, der freien Thätigkeit des Ich, wodurch erſt das empiriſche Bewußtſein bedingt werde, der Gehalt und die Form der ganzen Philoſophie (Wiſſenſchaftslehre) abgeleitet werden ſollte. Nicht weniger parador iſt die Behauptung Herbart's, das Ich ſei voll der härteſten Widerſprüche, ja etwas ganz Unſinniges, ein Unding, das man zerſtören müſſe [2]). Da in dieſem Syſtem das Ich aus Vorſtellungsreihen der Einen Seele, ihrer Spannung, ihrem Drucke und ihren wechſelnden Verhältniſſen abgeleitet wird, ſo ſagt das Ich ſich ſelbſt: Ich bin etwas Widerſprechendes, Unſinniges, ein Unding, aber ich ſuche gleichwol nach den in mir ſelbſt liegenden Geſetzen des Denkens mein Ich aus einem andern, dem Nicht-Ich, abzuleiten und zu begreifen, d. i. das ſich ſelbſt conſtruirende Unding Ich ſetzt bei der ganzen Conſtruction ſich ſelbſt voraus, zweifelt nicht an ſeinem eigenen Daſein, und will ſich aus dem ihm Entgegengeſetzten, dem Nicht-Ich, ableiten, ein ſo offenbarer Cirkel, daß er jedem einleuchtet, nur dem Philoſophen nicht, der in der Verfolgung einer Hypotheſe die Thatſache verdreht oder verleugnet, und in dem engen Gedankenkreiſe ſeines Syſtems wie durch eine unſichtbare Macht feſtgehalten wird. (*Bachmann.*)

ICHANA, ein Städtchen (*πολίχνιον* nach *Steph. Byzant.* s. v.) in Sicilien, auf der Oſtküſte der Inſel, nördlich vom Vorgebirge Pachynum. Die Ichanenses werden von Plinius (H. N. III, 8) mit aufgeführt unter mehren ſiciliſchen Städtebewohnern. Ptolemäus (III, 4) nennt den Ort Ina, was aus Ichana zuſammengezogen zu ſein ſcheint. Jetzt heißt derſelbe Icana.

(*S. Ch. Schirlitz.*)

Ichara (alte Geogr.), ſ. Icaros.

ICHENHAUSEN, hübſcher Marktflecken an der Günz, vier Stunden von Augsburg, im Landgerichte Günzburg des bairiſchen Oberdonaukreiſes. Der Ort enthält beiläufig 230 Häuſer, 2100 Einwohner, einen Magiſtrat, die Sitze eines Patrimonialgerichts des Freiherrn von Stein, an deſſen Familie dieſes Gut im J. 1576 gekommen iſt, eines kathol. Dekanats und Pfarramtes, und einer großen ſchönen Synagoge für die dortige zahlreiche Judenſchaft. (*Eisenmann.*)

2) Pſychologie. 1. Th. (Königsberg 1824.) S. 68. 94 fg. Lehrbuch zur Einleitung in die Philoſophie. 3. Aufl. (Königsberg 1834.) S. 160 fg.

ICHNANTHUS (eigentlich **ISCHNA**
eine von Paliſot de Beauvois (Agrost. p.
f. 1) aufgeſtellte Gewächsgattung aus der zwe
nung der dritten Linné'ſchen Claſſe, und aus d
der Bromeen der natürlichen Familie der Gräſe
Die Blüthen rispenförmig; der Kelch zweiſpelzig
mig; die untere Spelze breiter, an der Spitze
nig, zwiſchen den Zähnen mit einem ſtumpfen
von den drei ungegrannten Corollen iſt eine
knorpelig, zweiſpelzig; dieſer gegenüber ſtehen
vollkommene: eine männliche, zweiſpelzige und
ſchlechtsloſe, einſpelzige; im Zwitterblümchen befi
unter dem Fruchtknoten zwei abgeſtutzt-aus
Schüppchen. Die einzige bekannte Art, Ichn.
des *P. B.* (l. c.), iſt in Südamerika einheim
ein Gras mit ſchlaffer, ſehr fein-, faſt haarförmi
ter Blüthenrispe (daher der Gattungsname *ἄνθος*,
ἰσχνός, dünn, fein). (*A. Sp*

ICHENHEIM, ſchönes und großes Pfar
großherzogl. badiſchen Oberamte Lahr, 1¼ teut
nördlich von der Oberamtsſtadt und eine halbe
Rheinſtrome, mit einer Poſtſtation auf der Stra
Kehl, hat ſchöne Gebäude, worunter eine Kirch
Pfarrhäuſer und zwei Schulen, eine große fruchtb
markung, 1253 Einw. in 270 Familien, zur
Hälfte Evang., zur andern Hälfte Kathol. und all
habend. Ein ſehr alter Ort, der ſchon in einer
vom J. 903 erſcheint, worin Luitfried IV., G
Suntgaue, mit Einwilligung ſeiner Söhne H
Luitfried und Hugo ſein Gut in Ichenheim an d
ſter St. Trudbert am Schwarzwalde vergabte. A
Kloſter Schuttern hatte ſchon in ältern Zeiten
hier, deren Beſitz ihm Papſt Innocentius II. unte
Oct. 1136 beſtätigte. Ichenheim gehörte übrig
Herrſchaft Mahlberg, mit deren weltlichen und ge
Schickſalen auch die ſeinigen zuſammenhängen. D
tronatrecht aber hatte Kloſter Gengenbach, den
ſchöne Güter daſelbſt und der größte Theil des
angehörten. Alles dieſes ging bei Auflöſung des
(1803) an die Landesherrſchaft über. Die Prote
früher nach Ottenheim, ſpäter nach Meiſenheim eing
erhielten unter der Regierung des letzten katholiſchen
grafen, Auguſt Georg, im J. 1765 einen eigenen
rer. (*Th. Alfr. L*

Ichlath (Geogr.), ſ. Achlath.

ICHNAE, *Ἴχναι*, 1) eine Stadt Macedonie
der Landſchaft Bottitäis, auf der rechten Seite des
ſes Arios, lag an der Küſte des thermäiſchen Meer
Herodot erwähnt ihrer bei Gelegenheit des Hee
den Xerres längs dieſer Küſte hinab leitete. *He*
VII, 118. Plinius (IV, 17) gibt ihr dieſelbe Lage,
ſie weiter auszuzeichnen. Vgl. *Stephan.* h. v.

2) Eine Stadt Theſſaliens, lag in der Lan
Theſſaliotis. Sie war ausgezeichnet durch die Vere
der Themis Ichnäa (*Strabon.* IX. p. 435), die ſch
der Homeriſchen Hymne auf den Apollon und von
phron (V. 129) erwähnt wird. Jupiter, der ſie
folgte, ſoll ſie hier eingeholt haben. Stephanus (

Digitized by Google

verlegt die Verehrung der Themis in das macedoniſche Ichnä. Der Scholiaſt zu Lykophron leitet den Namen, beſonders das Appellativum Ἰχναία von ἴχνος her, weil die Themis die Spur der Giganten verfolgt habe.

3) Auch ein Städtchen in Meſopotamien, öſtlich von Karrä gelegen, bei welchem die Römer unter Kraſſus das erſte Gefecht mit den Parthern beſtanden und ſie in die Flucht ſchlugen. Die Einwohner, wahrſcheinlich griechiſchen Urſprungs, wie viele in den benachbarten Städten, ergriffen die Partei der Römer. Dio Caſſius (Lib. XL. p. 126) nennt es Ichnia und bezeichnet es als ein Caſtell. Nach Appian (De bellis Parth. p. 243. ed. *Steph.*) erlitten die Römer nicht weit davon eine Niederlage, und erhielten von zwei Griechen aus Karrä den Rath, ſich nach Ichnä zurückzuziehen. Plutarch in Crass. c. 25 nennt es ebenfalls eine Stadt, ſchreibt es aber Ischnae. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

ICHNEUMON, 1) Insecta. Eine Gattung der Ichneumoniden nach Gravenhorſt's Umgrenzung mit folgenden Kennzeichen: Der Hinterleib geſtielt, gewölbt, der Kopf quer, das Schildchen flach oder gewölbt, die Spiegelzelle der Flügel meiſtentheils fünfeckig, der Legeſtachel entweder verborgen, oder nur wenig vorſtehend. Erſte Familie oder Untergattung: Ichneumon. Hinterleib länglich oder faſt eiförmig, der erſte Ring kugelig, rauh, der Stiel lang, linienförmig, gebogen, Spiegelzelle fünfeckig, Fühler und Füße mittelgroß. Wir führen von dieſer, ſowie von den folgenden nur einzelne Arten als Beiſpiele an aus dieſer ſehr zahlreichen Gattung, in welcher Gravenhorſt allein an 300 Arten aufzählt. Sectio I. Schildchen und Hinterleib ganz ſchwarz. Ichneumon comitator, $4\frac{1}{2}$—7 Linien lang. Die Augenkreiſe an der Stirn weißlich oder roſtfarben, die Fühler von halber Körperlänge, an der Spitze etwas eingerollt, in der Mitte mit einem weißen Ringe, die Flügel weiß, etwas rauchfarben durchſcheinend, die Vorderfüße ſtrohgelb und roſtfarben, die hinterſten meiſt ganz ſchwarz, der Hinterleib länglich, eiförmig, ſchmäler als der Thorax, länger als dieſer mit dem Kopfe zuſammen (*Panzer*, Fauna fascic. 41. taf. 14). Dieſe Art legt ihre Eier theils in Raupen, theils in die Larven derjenigen Arten Sphex, welche ihre Baue in Lehmwänden anbringen. Sectio II. Schildchen und Hinterleib ſchwarz, die letzten Leibesringe ſchwarz. I. Cessator, 6 Linien lang, die mittlern Fühlerglieder roſtfarben, die Flügel halb durchſcheinend, mit ſchwarzer oder brauner Wurzel, Schenkel und Schienen roth, der ſechste und meiſtentheils der ſiebente Leibesring mit weißer Rückenlinie, der Stachel kaum vorſtehend. Sectio III. Das Schildchen blaß gefärbt oder blaß gezeichnet, der Hinterleib ganz ſchwarz. I. Delviatorius, das Männchen 7—$7\frac{1}{2}$, das Weibchen 6, faſt 7 Linien lang, die Schienen mit einem weißen Ringe, beim Männchen das Geſicht und Punkte an der Flügelwurzel weiß, die Fühler des Weibchens mit einem weißen Ringe (Abbildung des Weibchens als I. Molitorius *Panz.*, Faun. 19. taf. 16). Sectio IV. Das Schildchen blaß gezeichnet oder ganz blaß gefärbt, der Hinterleib ſchwarz, die letzten Ringe mit weißer Zeichnung. I. Saturatorius, 4—6 Linien lang, die Fühler mit weißen Ringen, Schenkel und Schienbeine roth, die letztern an den Hinterfüßen mit ſchwarzem Ende (Abbildung einer Varietät als I. bimaculatorius *Panz.*, Fauna 80. taf. 8). Die Larve lebt hauptſächlich in der Raupe vom Gabelſchwanz (Bombyx Vinula). Sectio V. Das Schildchen blaß oder blaß gezeichnet, der Hinterleib dreifarbig. I. Extensorius, die Fühler mit weißen Ringen, der zweite und dritte Körperring roth, die Schienen roth, die hintern mit ſchwarzem Ende, an dem Männchen ſind die Schenkel der vordern Beine roth. Sectio VI. Das Schildchen blaß, die Spitze des Hinterleibes bei den meiſten, auch die Mitte gelb gefleckt oder geringelt. I. Vaginatorius, 5—6 Linien lang, das Geſicht gelb gefleckt, der zweite, dritte, ſechste und ſiebente Körperring gelb gerandet, der vierte mit unterbrochenem Rande, Schenkel und Schienen hellſafrangelb, die hintern am Ende ſchwarz (*Panz.* 79. taf. 8. 9). Sectio VII. Das Schildchen blaß, der Hinterleib entweder blaß gezeichnet oder mit einigen gelben Leibesringen, der hinterſte Ring ganz ſchwarz. I. Equitatorius, das Geſicht und Punkte an der Flügelwurzel gelb, der erſte bis vierte Körperring gelb, die Wurzel meiſt ſchwarz, die Füße gelb, die Hüften und Trochanter ſchwarz (Kob, Baumtrockniß der Nadelwälder. Taf. 2. Fig. 19), lebt beſonders in den Raupen der Fichteneule. Sectio VIII. Das Schildchen blaß, der Hinterleib entweder ganz roth, oder roth und ſchwarz. I. Antennatorius, $4\frac{1}{2}$—6 Linien lang, der Hinterleib roth, die mittlern Ringe an der Wurzel ſchwarz, Schenkel und Schienen roth, Fühler dreifarbig (*Panz.* 73. taf. 13). Sectio IX. Das Schildchen ſchwarz, der Hinterleib entweder ganz roth, oder roth und ſchwarz. I. Sputator, die hintern Hüften unbewehrt, der zweite und dritte Leibesring und die Schienen roth, die Fühler mit weißem Ringe (*Panz.*, Faun. 19. taf. 20). Sectio X. Das Schildchen ſchwarz, der Hinterleib dreifarbig. I. Incubitor, $2\frac{1}{2}$—$3\frac{1}{2}$ Linien, der Hinterleib roth, an der Spitze ſchwarz, mit weißem After. Schenkel und Schienen roth, Fühler mit weißen Ringen. Zweite Familie oder Untergattung: Pristiceros. Die Fühler ſägezähnig, der Hinterleib länglich, der erſte Leibesring gegen die Spitze nach und nach erweitert, mit ſchwachem Stiele, Spiegelzelle dreieckig, die Füße etwas lang. I. Serrarius, 6 Linien lang, ſchwarz, einen Ring um die Fühler, die Augenkreiſe und zwei Flecken am Metathorax weiß. Dritte Familie oder Untergattung: Ischnus. Hinterleib groß, etwas cylindriſch, der erſte Ring vorn etwas gewölbt, glatt, der Stiel linienförmig, wenig ſchmäler als der vordere Theil und von deſſen Länge, Fühler und Füße ſchmächtig, der Stachel ſehr kurz vorſtehend. I. Porrectorius, $3\frac{1}{2}$—$4\frac{1}{2}$ Linien lang, die mittlern Körperringe roth, an der Wurzel ſchwarz, mit weißem Rande, die Füße roth, die Hüften weiß und ſchwarz fleckig, die hintern Schienen am Ende ſchwarz, die hintern Tarſen braun, in der Mitte weiß, das Schildchen, ein Ring um die Fühler, Flecken am Thorax und Kopf weiß. Vierte Familie oder Untergattung: Crypturus. Keine Spiegelzelle, die innere Zelle nimmt zwei zurücklaufende Nerven

auf; die Fühler ſind kurz, die Füße lang, ſchmächtig, der Hinterleib länglich, eiförmig. I. argiolus, 3—4½ Linie lang, die Ränder der Hinterleibsringe, Zeichnungen des Kopfes und Thorax gelb, die Füße roth, die hintern Schienen und Hüften ſchwarz gefleckt, am Männchen die hintern Tarſen weiß, am Weibchen das Schildchen weiß gezeichnet. Fünfte Familie oder Untergattung: Stilpnus. Der plattgedrückte Hinterleib ſehr glatt und glänzend, erſter Leibesring linienförmig, Spiegelzelle fünfeckig, äußere Zelle unvollkommen. I. gagates, die Füße rothgelb, die Hüften ſchwarz, die Fühler gegen die Wurzel roth, nur bis zwei Linien lang. Sechste Familie oder Untergattung: Brachypterus. Die Flügel kurz, die Spiegelzelle fehlend. I. meaus, der erſte bis vierte Körperring und die Füße roth, bei dieſem die letztern mit ſchwarzem Ende der Schenkel und Schienen. Alle dieſe, ſowie auch die übrigen Arten dieſer zahlreichen Gattung, ändern ſehr vielfach ab, ſodaß einzelne derſelben bald in dieſe, bald in jene Familie übergreifen, und es oft ſchwer hält, ihnen einen richtigen Platz anzuweiſen, um ſo mehr, als auch nicht immer Männchen und Weibchen gleichförmig gezeichnet ſind. (D. *Thon.*)

2) Mammalia, ſ. unt. Herpestes.

ICHNEUMON (Paläozoologie). Aus der Hymenopterenfamilie der Ichneumoniden glaubt man verſchiedene Arten im foſſilen Zuſtande bemerkt zu haben, und zwar in ? oolithiſchen und tertiären Gebirgsbildungen; denn der bei Richter erwähnte Abdruck im manebacher Schiefer dürfte wol ſehr verſchiedener Entſtehung ſein. Auch die ältere Angabe des Vorkommens von Ichneumonreſten im tertiären Schiefer von Önnigen beruht nicht auf gründlicher Unterſuchung. Auf ſolenhofer Schiefer verſicherte Schlotheim den Abdruck eines ichneumonartigen Geſchöpfs zu beſitzen, deſſen Fühler, Flügel und Legeſtachel deutlich ausgedrückt ſeien. Auch in den Bernſteinſtücken ſeiner Sammlung führt er Ichneumon an, wie auch Defrance und Marcel de Serres verſichern, dergleichen in Bernſtein ſelbſt beobachtet zu haben. Die ſchleſiſche Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur erkannte unter 1174 Inſekten der Bernſteinſammlung der Stadt Danzig ebenfalls einige Exemplare vom Ichneumon. Im tertiären Süßwaſſergypſe von Aix in der Provence hat Marcel de Serres ein Exemplar einer mittelgroßen, und einige Individuen einer kleinen, aber dickbäuchigen Art vom Ichneumon in der von Latreille angenommenen Ausdehnung des Geſchlechtes beobachtet *). (*H. G. Bronn.*)

ICHNEUMONIDES *Latreille* (Insecta), Schlupfwespen. Eine Abtheilung (Tribus) der Hymenopteren, welche faſt die ganze Gattung Ichneumon, wie Linné ſolche aufgeſtellt hat, umfaßt. Als Kennzeichen der hierher gehörigen Inſekten ſind angegeben (*Latr.* in *Cuvier*, Règne animal, ed. 2): Die Flügel geadert, die obern im Mit-
telfelde immer mit vollſtändigen, d. h. geſchloſſe[n]
len. Der Hinterleib entſpringt zwiſchen dem hint
paare. Die Fühler ſind meiſt faden- oder borſte
ſehr ſelten kolbig, aus einer großen Menge Glie
nigſtens 16, zuſammengeſetzt, und werden von
ſekt faſt beſtändig in zitternder Bewegung gehalte
den meiſten haben die Mandibeln an der inne
keinen Zahn und endigen in eine geſpaltene Spi
Maxillarpalpen, immer vortretend, haben meiſt
Glieder. Der Legeſtachel iſt dreitheilig. Es we
Latreille hierher folgende Gattungen gezählt: St
Jurine, Xorides *Latr.*, Pimpla *Fabricius*,
Id., Ophion *Id.*, Banchus *Id.*, Hellwigia
horst, Joppa *Fabric.*, Ichneumon, Alomya
Peltastes *Illiger*, Acaenitus *Latr.*, Agath
Bracon *Jur.*, Microgaster *Latr.*, Helcon *E*
Sigalphus *Latr.*, Chelonus *Jur.*, Alysia *Lat*

Die Schlupfwespen verdanken ihren lateiniſc
men der Ähnlichkeit, welche ſie in gewiſſer Hin
dem von den Alten Ichneumon genannten Sä
haben, von dem man fabelte, daß es dem ſch
Krokodil in den Leib kröche und ihm die Eingewe
freſſe. Denn auf ähnliche Weiſe freſſen die La
Schlupfwespen in der Wirklichkeit die Eingewe
Schmetterlingsraupen auf, ja man kann ſagen,
dieſelben eigentlich ganz ausfreſſen, denn in de
bleibt von denſelben kaum mehr als der Balg üb

Dieſe Hymenopteren haben lange, faſt borſte
Maxillarpalpen von fünf bis ſechs Gliedern, die
palpen ſind kürzer, fadenförmig, drei- bis vierg
Das Züngelchen iſt meiſt ganz, oder einfach ausg
Der Körper hat meiſt eine lange, ſchmale, linier
Geſtalt, und der Legeſtachel ſteht bald außen,
Art Schwanz über den Leib verlängert hervor,
letztere dann meiſt dicker, und ſchräg abgeſtutzt i
daß er bei andern, wo der Legeſtachel verborgen
ſpitzig zeigt. Dieſer Legeſtachel beſteht aus drei
von denen indeſſen nur das mittelſte der eigentlic
leiter iſt, indem die beiden andern ihm nur als
dienen.

Wie erwähnt, nähren ſich die Larven der
moniden hauptſächlich von den Larven anderer
vorzüglich der Schmetterlinge; es werden indeſſ
die der andern Ordnungen von ihnen nicht verſch
ſelbſt vollkommene Inſekten und Arachniden ſin
Anfällen ausgeſetzt, und namentlich iſt dies mit de
läuſen der Fall. Die Weibchen der Ichneum
welche ihre Eier unterzubringen ſuchen, entwickel
einen ganz beſondern Inſtinct, der ſie ihre Beu
in den verborgenſten Schlupfwinkeln auffinden läßt
haben ſie ſich derſelben genähert, als ſie ihnen
oder einige Eier, bald nur auf die Haut legen, b
ter dieſelbe ſchieben. Ja manche Arten legen ihr
gar ſchon in das Ei. Man kann häufig ſehen,
ſonders diejenigen, welche mit einem beſonders
Stachel verſehen ſind, die Ritzen geborſtener B
den, oder die im Holze befindlichen Löcher unt
und dann den Stachel hineinverſenken. Andere

*) Museum Richterianum, p. 256. v. Schlotheim, Die Petrefactenkunde (Gotha 1820). S. 43. *Marcel de Serres*, Géognosie des terrains tertiaires (Montpellier 1829). p. 229. 236. 242. 267. Überſicht der Arbeiten der ſchleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur im J. 1834. (Breslau 1835. 4.) S. 92. 93.

Digitized by Google

kurzem Stachel wählen ſich weniger verborgene Larven. Überhaupt hat faſt jede Larve beſondere Arten von Ichneumoniden zu Feinden, und ſelten trifft man mehr als eine Art der letztern zuſammen an.

Die Larven haben keine Füße und leben nach der Weiſe der Eingeweidewürmer überhaupt im Innern der Körper, doch mit dem Unterſchiede, daß ſie die Eingeweide ſelbſt theilweiſe oder ganz aufzehren. Manche finden ſich in großer Menge beiſammen und verzehren nur den ſogenannten Fettkörper der Inſektenlarven, oder diejenigen innern Theile, die nicht unmittelbar zum Leben derſelben erfoderlich ſind; denn wenn die Larven ſich in Nymphen verwandeln wollen, kriechen die Schlupfweſpenlarven heraus, manchmal erſt, wenn jene zur Nymphe geworden iſt. Die Larven, welche in der gewöhnlichen Kohlraupe leben, verlaſſen den Körper derſelben aber auch kurz vor der Verwandlung, ſie ſind glatt und fußlos, und pflegen alle ſich auf derjenigen Seite zuſammen zu lagern, auf welcher ſie aus dem Körper der Raupen krochen, ohne ſich weder von einander, noch von dem Körper der Raupe zu entfernen. Mit Hilfe der Spinnwarze, welche ſie ebenſo gut, als die eigentlichen Raupen beſitzen, heften ſie ſofort einige Fäden an, an denen ſie dann weiter ihre Hülle befeſtigen. Dieſe Hülle, länglich eiähnlich, beſteht aus einer Seide, welche wenig von der der eigentlichen Seidenraupe abweicht. Dieſe Seide iſt bei dieſer Larve gelblich, bei andern Arten ſchön weiß. Man findet aber auch Hüllen, welche zwei bindenartig vertheilte Farben zeigen, indem einige braun ſind, in der Mitte mit einer weißen Binde, andere mehre Binden haben. Dieſe Verſchiedenheit hängt nicht ganz von der Urſache ab, welche auf die Hüllen der Raupen Einfluß übt, denn ſonſt müßten Theile der Seidenmaterie bald weiß, bald braun ſein, und ſolche Veränderungen würden ſich öfter als bei den Hüllen der Schlupfweſpenlarven wiederholen. Alles ſcheint ſich hier auf zwei Urſachen zurückführen zu laſſen, einmal, daß die von der Larve zuerſt geſponnene Seide, welche die äußere Hülle bildet, weiß iſt, die zweite oder innere Lage aber braun, fürs Andere aber, daß die Hülle gleichſam durch Ringe in der Mitte und an beiden Enden ihre Befeſtigungen erhält. Dies angenommen, ergibt ſich, daß die braune Farbe der innern Hülle an den Orten vorherrſchen muß, wo die äußere von weißer Farbe nur ſchwach iſt, dagegen diejenigen Theile der äußern Oberfläche, welche mit weißer Seide verſtärkt ſind, nothwendig mehr weiß erſcheinen müſſen. Man findet auf der Eiche die Hülle einer Schlupfweſpenart, welche ſich auf beſondere Weiſe auszeichnet. Sie hängt nämlich an einem Blatte oder kleinen Äſte mittels eines Fadens, der an dem einen Ende derſelben befeſtigt iſt; ganz ſonderbar erſcheint es, daß dieſe Hülle mehre linienhohe Sprünge macht, was ſich mit Réaumur nur dadurch erklären läßt, daß die Larve in derſelben wie eine losſchnellende Feder wirkt. Einige Ichneumoniden wiſſen ihre Eier ſogar in die Gallen- oder Pflanzenauswüchſe, welche durch die Larven der Blattweſpenarten hervorgebracht werden, unterzubringen, ja ſogar in die Harzmaſſen, welche durch die Raupe der ſogenannten Harzmotte verurſacht werden. Degéer beobachtete auch eine Spinne, welche einen kleinen weißen Körper auf ſich ſitzen hatte; bei näherer Betrachtung ergab ſich, daß es eben eine Schmarotzerlarve war, die ſich ſpäter in eine Schlupfweſpe verwandelte. Sogar die kleinen Blattläuſe, welche ohnedies ſo viele Feinde haben, leiden viel von Schlupfweſpen, leben aber dabei fort, bis die Larve in ihrem Innern ſich verwandeln will, wo ſie dann aufſchwellen und ihre Haut hart wird, welche dann das vollkommene Inſekt durch eine im Hintertheile gemachte Öffnung verläßt. Einige Arten Ichneumoniden ſind flügellos, und Degéer beobachtete, daß eine ſolche aus den holzigen Gallen einer Potentillaart hervorkam. Die Ichneumoniden finden ſich da am häufigſten, wo ihre Beute in Menge lebt; ſie vermehren ſich gleichſam mit dieſer, und erſcheinen ſo als ſehr nützliche Inſekten, indem ſie namentlich eine Menge Raupen vertilgen.

Außer der oben gedachten Eintheilung der Ichneumoniden müſſen wir noch derjenigen gedenken, welche Gravenhorſt in ſeiner meiſterhaften Ichneumonologia Europaea (Vratislaviae 1829 sq. 3 Bde.) aufgeſtellt hat. Er ſtellt folgende Gattungen auf: 1) Ichneumon, mit den Familien oder Untergattungen Ichneumon, Pristiceros, Ischnus, Crypturus, Stilpnus. 2) Tryphon, mit den Untergattungen Mesoleptus, Tryphon. 3) Trogus. 4) Alomya, Cryptus, mit den Untergattungen Hoplismenus, Cryptus, Phygadeuon, Mesostenus, Baryceros, Hemiteles, Pezomachus, Phytodietus, Ischnoceros, Mesochorus, Plectiscus. 5) Pimpla, mit den Untergattungen Clypta, Lissonota, Polysphyncta, Schizopyga, Clistopyga, Pimpla, Ephialtes, Rhyssa. 6) Metopius. 7) Bassus, mit den Untergattungen Bassus, Orthocentrus, Euceros. 8) Banchus mit den Untergattungen Banchus, Exetastes, Leptobatus, Coliocentrus, Tropistes, Arotes. 9) Ophion, mit den Untergattungen Campoplex, Paniscus, Anomalon, Ophion, Magrus, Trachynotus, Pachymerus, Cremastus, Porizon. 10) Hellwigia. 11) Acoenites. 12) Xorides, mit den Untergattungen Xylonomus, Xorides, Odontomerus, Echthrus.

Zetterſtedt hat in ſeinem neueſten Werke: Insecta Lapponica (Lipsiae), folgende Eintheilung: Ichneumon *Linn.* (Alomya) Cryptus *Fabr.*, Pimpla *Id.*, Bassus *Fall.*, Tryphon *Id.*, (Metopius) Banchus *Fabr.*, Ophion *Id.*, Campoplex *Grav.*, Porizon *Fall.*, Bracon *Fabr.*, Alysia *Latr.*, Lepton. nov. gen. *Zett.*, Microgaster *Latr.*, Hybrizon *Fall.*, Sigalphus *Latr.*, Aulacus *Id.* Burmeiſter (Handbuch der Naturgeſchichte. 2. Abtheil. [Berlin 1837]) nennt die Familie Ichneumonodea, und ordnet die Gattungen auf folgende Weiſe an: a) Hinterleib deutlich geſtielt. 1) Von beiden Seiten zuſammengedrückt ſichelförmig: Ophion, Hellwigia. 2) Von Oben zuſammengedrückt flachrund: Xorides, Cryptus, Tryphon, Ichneumon. b) Hinterleib ſitzend, flachrund oder cylindriſch: Banchus, Bassus, Metopius, Pimpla.

Nees von Eſenbeck theilt (Acta Soc. Leop. Tom. IX.) die Linné'ſche Gattung Ichneumon folgendermaßen

Digitized by Google

ein: I. Ichneumonides, II. Evaniales, III. Diplolepariae, IV. Proctotrupini. Die Ichneumonides aber zerfällte er wieder in I. genuini und adsciti. Die erſten ſind diejenigen, welche Gravenhorſt in ſeiner Ichneumonologia bearbeitet hat, und deren Anordnung wir übergehen, da wir die neuere geben; die Ichneumones adsciti theilte Nees wie folgt ein: I. Bracones. 1) Stephanus, 2) Coelinius, 3) Spathius, 4) Aphidius, 5) Perilitus, 6) Leiophron, 7) Bracon, 8) Agathis, 9) Microdus, 10) Hormius, 11) Microgaster, 12) Blacus. II. Bassi. 1) Rogas, 2) Cardiochiles, 3) Helcon, 4) Eubazus, 5) Alysia, 6) Sigalphus, 7) Chelonus. In ſeinem Specialwerke darüber (Hymenopterorum Ichneumonibus affinium Monographiae. [Stuttgartiae 1834]) behandelt er I. Ichn. braconoidei. 1) Stephanus *Jur.*, 2) Coelinius, 3) Spathius, 4) Aphidius, 5) Hybrizon *Fall.*, 6) Perilitus, 7) Leiophron, 8) Bracon, 9) Agathis *Latr.*, 10) Microdus, 11) Hormius, 12) Ichneutes, 13) Microgaster *Latr.*, 14) Blacus. II. I. Alysiodei. 1) Rogas, 2) Cardiochiles, 3) Helcon, 4) Eubadizon, 5) Alysia, 6) Sigalphus, 7) Chelonus *Jur.* III. Evaniales. 1) Aulacus *Jur.*, 2) Foenus *Fabr.*, 3) Evania *Id.* IV. Pteromalini. 1) Leucospis *Fabr.*, 2) Chalcis *Id.*, 3) Dirrhinus *Dalm.*, 4) Eurytoma *Ill.*, 5) Perilampus *Latr.*, 6) Torymus *Dalm.*, 7) Eupelmus *Id.*, 8) Siphomira, 9) Cleonymus *Latr.*, 10) Pteromalus *Schwed.*, 11) Phacostomus, 12) Corynocere, 13) Chrysolampus *Spin.*, 14) Elachestus *Id.*, 15) Eulophus *Geoffr.*, 16) Myina, 17) Gonatocerus, 18) Aneure, 19) Eutriche, 20) Eucyrtus *Latr.*, 21) Sphenolepis, 22) Sparasion *Latr.*, 23) Scelis *Id.*, 24) Eucharis *Id.*, 25) Spalangia *Id.*, 26) Heterolepis, 27) Anteon *Jur.*, 28) Ceraphron *Id.*, 29) Calliceros, 30) Telias *Latr.*, 31) Prosacantha, 32) Platygaster *Latr.* V. Codrini. a) Psiloti. 1) Diapria *Latr.*, 2) Belyta *Jur.* b) Proctotrupini. 3) Cinetas *Jur.*, 4) Polyblanus, 5) Codrus *Jur.*, 6) Euphorus, 7) Helorus *Latr.* — Appendix, weil ſie eigentlich nicht hierher gehören, aber von Latreille und Dalman zu den Codrinenen oder Proctotrupinen gerechnet werden. Dryinii. 1) Dryinus *Dalm.*, 2) Gonatopus *Ljungh.*, 3) Aphelopus *Dalm.*, 4) Omalus *Jur.* Wir haben in vorſtehender Überſicht die von Nees gegründeten Gattungen ohne Autoranführung gelaſſen. (D. *Thon.*)

ICHNOCARPUS (ſoll wahrſcheinlich Ischnocarpus heißen). Unter dieſem Namen bildete R. Brown (*Aiton* fil. hort. Rew. ed. 2. II. p. 69) aus Apocynum frutescens *L.* eine neue Pflanzengattung der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Apocyneen der natürlichen Familie der Contortae. Char. Die Blüthen klein, riſpenförmig; der Kelch fünfſpaltig; die Corolle nackt, untertaſſenförmig, mit fünf ſichelförmigen Fetzen; die Staubfäden eingeſchloſſen; die Antheren pfeilförmig, hinten leer, nicht der Narbe anhangend; unter dem Fruchtknoten fadenförmige Schüppchen; die Narbe eiförmig, langzugeſpitzt; die Frucht beſteht aus zwei ſchlanken Bälgen (daher wol der Gattungsname καρπός, Frucht, ἰσχνός, ſchlank; Samen tragen an der Spitze einen ſehr langen ſchopf. Es ſind zehn Arten dieſer Gattung be welche als Sträucher in Oſtindien dießſeit und jenſei Ganges wachſen: 1) Ichn. frutescens *R. Br.* (Apocynum frutescens *L.*, *Burmann* zeil. t. 12. Quirivelia *Lamarck.*, enc.?), in Ceylon, Kamun Silhet, am Irawaddi; 2) Ichn. fragrans *Wa* (Catalog. herb. n. 1675), in Kamun und Nepal Ichn. manubriatus *Sprengel* (Ms., Echites pa lata *Roxburgh*, Ech. manubriata *Wall.* l. c. n. 1 in Silhet; 4) Ichn. latifolius *Hamilton* (Ms., Ec affinis *Wall.* l. c. n. 1652, *Römer* et *Schultes* veg., Ech. caryophyllata *Heyne* herb.), in Hindu 5) Ichn. brachiatus *Spr.* (Ms., Echites brac *Wall.* l. c. n. 1668), in Pundua des birmani Reichs; 6) Ichn. micranthus *Spr.* (Ms., Echites crantha *Wall.* l. c. n. 1667), ebenda; 7) Ichn. lyanthus *Spr.* (Ms., Echites polyantha *Wall.* n. 1664), in Birman; 8) Ichn. glandulifer (Ms., Echites glandulifera *Wall.* l. c. n. 16 ebenda; 9) Ichn. monilifer *Spr.* (Ms., Echites m lifera *Wall.* l. c. n. 1660), bei Singapur; 10) I ?radicans *Wall.* (l. c. n. 1676), in Nepal. (*A. Spreng*

ICHNOGRAPHIE, gleichbedeutend mit Grund in der Baukunſt, ſ. d. Art. u. vgl. Projection. (*Gar*

Ichnusa (Ἰχνοῦσα), alte Geogr., ſ. Sardinia.

ICHOR (Ἰχώρ), eigentlich jede farbloſe Flüſſig in lebenden Körpern; bei ältern Anatomen auch ſyno mit Blutwaſſer (Serum sanguinis); nach dem der ligen Sprachgebrauche aber der ſchlechte Eiter, die Ja (Sanies), ſ. Eiter u. Geschwür. (*Wiega*

ICHSTÄDT, Kirchdorf in der Herrſchaft Fran hauſen, des Fürſtenthums Schwarzburg-Rudolſtadt, einem zur Unſtrut laufenden Bache, hat gegen 700 E wohner. (*G. F. Winkl*

ICHTERSHAUSEN, 1) Amt im Herzogth. Sach Coburg-Gotha, an der Grenze des Fürſtenthums Schw burg und des preuß. Regierungsbezirks Erfurt, iſt dem Amte Wachſenburg vereinigt, und enthält me Patrimonialgerichte, ſowie auch einige früher zur G ſchaft Untergleichen gehörige Dörfer, hat zum Theil ten und fruchtbaren, zum Theil bergigen und waldi Boden, wird bewäſſert von der Apfelſtädt, der Wip (Wipfra) und der, beide aufnehmenden, Gera, brin Feldfrüchte, Holz, nebſt den aus den Waldungen gew nenen Producten, gute Bauſteine, Obſt u. dgl. m. Einwohner (7000) nähren ſich, außer dem Gewinn v obigen, noch durch Verfertigung wollener und baumw lener Webereien; vorzüglich gute Waaren (auch Tüch Siegellack, Seife, buntes Papier u. dergl.) liefert hierher gehörige Herrnhutercolonie Neudietendorf d. Art.).

2) Eine Ortſchaft in dieſem Amte, Sitz des Amte einer Superintendentur, einer Förſterei, eines geiſtlich Untergerichts; bemerkenswerth ſind das Schloß mit Ga ten, das Fürſtenhaus, die Papiermühle ꝛc. Von den Ei

Digitized by Google

wohnen nähren ſich viele durch Verfertigung von Strümpfen und Zeuchen. Es liegt an der Gera, welche weiter abwärts die Wipper aufnimmt. (*G. F. Winkler.*)

In ältern Zeiten war Ichtershauſen ein Dorf, jetzt iſt es ein Städtchen, liegt im ſüdlichen Thüringen, zwiſchen Erfurt und Arnſtadt, drei Stunden von jener, eine Stunde von der letztern Stadt entfernt, und iſt von hohem Alter. In einem alten Güterverzeichniſſe der Abtei Hersfeld [1]) wird es unter den Orten genannt, wo dieſem Stifte vom Könige Heinrich (welches, den Umſtänden nach, kein anderer als Heinrich I. geweſen ſein kann) Güter geſchenkt wurden; und unter deſſen Sohne, Otto I., erſcheint es in einer Urkunde vom J. 948, ebenfalls in Beziehung auf das Stift Hersfeld, welches daſelbſt längere Zeit hindurch einen anſehnlichen Grundbeſitz behielt. Neben dieſem Stifte hatten jedoch auch mehre der im ſüdlichen Thüringen begüterten edlen Geſchlechter, namentlich die Grafen von Gleichen und Kevernberg, und die Dynaſten von Grumbach, Beſitzungen in Ichtershauſen. Nach der alten Gaueintheilung gehörte es zu dem großen Gau Langenwieſen (Langiwizi), und in kirchlichen Dingen unter das Erzbisthum Mainz, und zwar unter das Archidiakonat des Propſtes der Marienkirche zu Erfurt. Im 12. Jahrh. wurde hier, durch Marcward von Grumbach und deſſen Mutter, Friderun a, ein dem heil. Georg geweihtes Ciſtercienſer-Nonnenkloſter geſtiftet, das zuerſt im J. 1147, ſowol vom Kaiſer Konrad III. als von dem Erzbiſchofe Heinrich von Mainz, ſowie nachher von den folgenden Kaiſern und Erzbiſchöfen in einer langen Reihenfolge, beſtätigt und mit anſehnlichen Privilegien verſehen wurde. Das Kloſter hatte eine Äbtiſſin und einen Propſt [2]). Die Schirmvoigtei hatte der Stifter ſich und ſeiner Familie vorbehalten; nach dem Abgange derſelben ſcheint ſie an die Landgrafen von Thüringen gekommen zu ſein. In Urkunden von 1341 und 1362 finden wir zwar Spuren, daß dem erfurter Stadtrathe ein Schutzrecht über das Kloſter zuſtand; doch iſt daſſelbe wahrſcheinlich bald nach dieſer Zeit an die Landgrafen von Thüringen, oder das nachmalige Haus Sachſen zurückgekommen. Dieſes Kloſter, das einige Jahrhunderte lang den Ort Ichtershauſen berühmt machte, erwarb nach und nach, theils durch Schenkungen, theils durch Kauf, beträchtliche Beſitzungen an nähern und entferntern Orten; ſo z. B. in den Städten Erfurt und Arnſtadt; auch wurden ihm mehre Pfarrkirchen, unter andern (1308) die zu Dachwig, incorporirt. Insbeſondere kam das Kloſter allmälig in den Beſitz des ganzen Ortes Ichtershauſen, der, wie es ſcheint, durch den Ankauf der dortigen Kevernbergiſchen Güter vollendet wurde. Dieſe Güter waren nämlich in der Theilung des gräflichen Hauſes Kevernberg an die Linie gekommen, welche ihren Sitz in Arnſtadt nahm, und im J. 1302 im männlichen Stamme erloſch. Ihre Beſitzungen kamen nun an die beiden Erbtöchter des letzten Grafen, und durch dieſe an ihre Ehemänner, die Grafen von Hohenſtein und Orlamünde, welche die Güter zu Ichtershauſen, mit allen dazu gehörigen Rechten, in den Jahren 1304 und 1305, mit Genehmigung der Landgrafen von Thüringen, an das Kloſter verkauften. Ungeachtet dieſer anſehnlichen Beſitzungen ſcheint das Kloſter, im 14. Jahrh., durch unordentliche Lebensart, deren Spuren ſich in vielen Nonnenklöſtern nachweiſen laſſen, ſehr in Verfall gekommen zu ſein; denn es finden ſich, aus der letzten Hälfte des 14. und der erſten Hälfte des 15. Jahrh., viele vom Kloſter ausgeſtellte Schuldverſchreibungen, und in einer derſelben (1383) erklären Äbtiſſin und Convent gradezu, ſie wären um Gebrechlichkeit willen in große Noth gekommen; doch befand ſich das Kloſter am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrh. wieder in ſehr guten Umſtänden. Es beſaß damals die Orte Ichtershauſen, Eiſchleben, Thörey und Rehſtedt ganz, und an mehren andern Orten zerſtreute Güter. (Die Dörfer Egſtedt und Röbchen, die es im J. 1297 von den Grafen von Kevernberg erkauft hatte, waren inzwiſchen an die Stadt Erfurt gekommen.) Das Kloſter beſtand bis zu dem bekannten Bauernkriege (1525), wo es, nebſt vielen andern thüringiſchen Klöſtern, von den aufrühriſchen Bauern überfallen und verwüſtet, beſonders auch viel Getreide daraus entwendet wurde. Nachdem der Aufruhr wieder geſtillt war, fand es der Kurfürſt von Sachſen nicht für rathſam, das Kloſter wieder in ſeinen vorigen Stand herzuſtellen; er zog es ein, verwandelte es in ein landesfürſtliches Amt, und gab den noch übrigen Nonnen eine lebenslängliche Verſorgung. Aus den Kloſtergebäuden entſtanden die noch vorhandenen Amtsgebäude. In dem kaiſerlichen Lehenbriefe vom J. 1573 wird Ichtershauſen

---

1) Bei Wenck, Heſſ. L. G. 2. Th. Urkundenb. S. 27. Anmerk. 2) Friderun a, die Stifterin des der Jungfrau Maria und dem heil. Georg gewidmeten Kloſters Ichtershauſen, ſtammte aus einem edeln thüringiſchen Geſchlechte (matrona ex Thuringorum provincia nobilissimis natalibus orta, wie ſich eine Urkunde des zweiten Propſtes Wolfram zu Ichtershauſen vom J. 1190 ausdrückt), und war eine Blutsverwandte des Erzbiſchofs Heinrich von Mainz und des Biſchofs Bernhard von Hildesheim. Ihr Sohn Marcward gehörte von väterlicher Seite dem Geſchlechte der Herren oder Grafen von Grumbach (Grunbach, Grombach, Grünenbach, Greunbach, Grunpach, Crombach, Crumbach ꝛc.) an, deſſen Stammſitz Einige in Baiern oder Franken, Andere in Thüringen (unweit Langenſalza und Thomasbrücken) ſuchen wollen. (S. von Lang, Baierns alte Graffſchaften ꝛc. [Nürnb. 1831.] S. 112 fg. 282 und J. Voigt's Geſchichte Preußens. 3. Bd. S. 154.) Mit Albert von Grumbach, welcher ſich im J. 1188 zu Mainz mit dem Kreuze bezeichnen ließ (ſ. Chronic. Sanpetrin. Erford. ad h. a.), ſcheint die Nachkommenſchaft deſſelben erloſchen zu ſein. Die erſten Bewohnerinnen des Kloſters, 18 an der Zahl, waren aus Wechterswinkel hierher verſetzt worden. Ihre erſte Äbtiſſin hieß Hochburg und der erſte Propſt Ludiger. Nikol von Syghen gedenkt der Stiftung dieſes Kloſters bereits bei dem J. 1142. In dem herzoglichen geheimen Archive zu Gotha werden nicht nur über hundert Originaldocumente, ſondern auch ein altes Copialbuch deſſelben aufbewahrt. Unter den erſten befinden ſich einige von der Hand des erwähnten Wolfram ſehr ſchön geſchriebene Stücke, das letztere dient zu Ergänzung jener Sammlung, wenn es gleich nicht alle, nach den Verzeichniſſen ehemals vorhandene, Urkunden enthält. Weniger zahlreich ſind die ichtershauſiſchen Kloſterbriefe in den Archiven zu Magdeburg (ſonſt zu Erfurt), Weimar ꝛc. Die Benutzung des ganzen, faſt noch gar nicht bekannten, Vorraths würde helles Licht über manche dunkle Punkte der thüringiſchen Geſchichte verbreiten. (*L. F. Hesse.*)

Digitized by Google

als ein Amt unter den Reichslehen des herzogl. ſächſiſchen Hauſes Erneſtiniſcher Linie aufgeführt. In der Landestheilung von 1603 kam es an Sachſen-Weimar, und in der von 1641 an Herzog Ernſt, der es ſeinem Fürſtenthume Gotha einverleibte, bei welchem es ſeitdem beſtändig geblieben und mit ihm 1826 an Coburg gekommen iſt.

Ichtershauſen hat, nach Galetti [3]), 135 Häuſer und 635 Einw., iſt Sitz eines Juſtiz- und Rentamtes und einer Superintendentur. Das herzogliche Schloß, mit einem ſchönen Garten und einer Gemäldeſammlung, wurde im J. 1675 von Herzog Bernhard, dem dritten Sohne Ernſt's I., erbaut, und einige Jahre bewohnt, bis derſelbe, in Folge der bekannten Landestheilung, ſeine Reſidenz nach Meiningen verlegte. In dieſem Schloſſe war im Winter 1813—14 ein preußiſches Militairlazareth errichtet; den 700 tapfern Kriegern, die hier ihren Tod fanden, wurde nachher, auf Veranſtaltung der Gemeinde Ichtershauſen, ein einfaches aber geſchmackvolles Denkmal errichtet, und am 18. Oct. 1819 eingeweiht. Zu den vereinigten Ämtern Ichtershauſen und Wachſenburg gehören 21 Ortſchaften, worunter ſich Krawinkel, bekannt wegen des Holzhandels, Molsdorf, berühmt durch einen von dem Grafen von Gotter angelegten großen Garten, und der Brüdergemeindeort Neudietendorf befinden [4]).
(*H. A. Erhard.*)

ICHTHYDINA (Zoophyta), eine Section der Pflanzenthiere aus der Claſſe Rotatoria, deren erſter Ordnung Nuda oder ungepanzerte, und der Familie Monotrocha (mit einem Wimpernkranze). Sie umfaßt die Augenloſen und nur die beiden Gattungen Ichthydium und Chaetonotus. Sie ward von Ehrenberg aufgeſtellt in ſeiner Abhandlung: Beiträge zur Kenntniß der Organiſation der Infuſorien. (Abhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin aus dem Jahre 1830.)
(D. *Thon.*)

ICHTHYDIUM (Zoophyta). Gattung aus der Section Ichthydina. Eine einzige Art, I. podura oder Müller's Cercaria podura enthaltend. Zu erwarten iſt ihre nähere Beſchreibung in dem großen bald auszugebenden Werke von Ehrenberg über die Infuſorien (Leipzig bei Voß).
(D. *Thon.*)

ICHTHYITES (Paläozoologie), von ἰχθὺς, Fiſch, und den angehängten Sylben ites, iſt ein früher zuweilen gebrauchter Ausdruck zur Bezeichnung foſſiler Fiſchreſte. Vgl. Ichthyolithus. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOBDELLA *Blainville* (Annulata), eine Gattung der Ringwürmer aus Hirudo *Linné* geſondert, welche das Schickſal gehabt hat, eine Menge Namen zu empfangen. Blainville ſtellte ſie zuerſt unter dem Namen Piscicola auf, welchen auch Lamarck annahm, den aber der Begründer nichtsdeſtoweniger ſpäter in den obigen veränderte; Savigny machte Haemocharis dar welchen Namen wieder Moquin-Tandon mit Recht warf, da er bereits in der Botanik eingeführt iſt; G fuß und Schinz haben endlich die Gattung Phor genannt, welcher Name ebenſo wenig taugt, da wir reits eine botaniſche Gattung *Phormium* haben, ſ am Ende der gegenwärtige Blainville'ſche Name noch mer der beſte iſt. Blainville (Dict. des Scienc. Tom. LVII. p. 557) gibt folgende Kennzeichen an: Körper ziemlich lang, faſt cylindriſch, wenig regelm gefaltet, und auf der untern Seite mit einer Mitteib von ſehr kleinen hornartigen Haken verſehen. Der bildet einen deutlichen Saugnapf, und iſt faſt ſo b als der hintere horizontale Theil. Es ſind zwei ſogenannte Augenpunkte vorhanden, aber keine Zahnhö und die Geſchlechtsmündungen ſtehen am 17. und Leibesringe. Blainville ſtellt hierher die Arten; 1) rudo Geometra (piscium) *Linné* (Röſel, Inſec Beluſt. T. 3. 25). 2) H. marginata *Gmel. Li* H. cephalata Curaena und 3) H. tessellata *Mü Gmelin*, *Linné*. Blainville ſcheint ſeiner Sache ſ nicht gewiß zu ſein, bezüglich des bekannten Fiſche (I. geometra), deſſen Beſchreibung er nicht gibt, ſon nur bemerkt, daß er eine Art in der Seine beoba habe, welche die angeführten Haken zeigte, und von er geſteht, daß er nicht gewiß wiſſe, ob ſie neu ſei, nach alſo nicht zu entſcheiden, ob beide dieſelben T ſind, indem er meint, daß dieſe Haken den Beobach entſchlüpft ſein könnten. Nichtsdeſtoweniger ordnet er übrigen ein, geſteht aber auch zugleich, daß er weit von entfernt ſei, die vier angeführten Arten (es wenige Zeilen vorher nur drei aufgeführt, eine vi nicht erwähnt) wirkliche Arten ſeien, indem es blos bei auf die Farbe ankomme. Wir bedauern, daß uns dieſem Augenblicke die Annales des Scienc. nat darin die Arbeiten von Audouin nicht zu Gebote ſteh ſie gäben vielleicht Aufſchluß. (D. *Th*

Ichthyocolla, ſ. Hausenblase.

ICHTHYOCOPROS (Paläozoologie, von ἰχϑ Fiſch; und κόπρος, Koth), nennt Buckland die foſſ Excremente vorweltlicher Fiſche, dergleichen mit ſol von Ichthyoſauren unter dem Namen von Bezoar s nes, insbeſondere zu Lyme Regis, in den Kiesſchief aber auch in andern Gegenden und Formationen vork men. Sie können ſich in foſſiler Weiſe natürlich nur ſofern erhalten, als ſie aus Knochen und Schuppen derer Thiere, allenfalls aus einigen verſchluckten Sa körnern, endlich aus einer wenig zerſetzbaren ſepienarti Materie beſtehen, mithin von Raubfiſchen herrühren. J entfernten Beſtandtheile ſind phosphorſaurer und kohl ſaurer Kalk. Buckland ſah einen Fiſchabdruck von Ly Regis, welcher noch in der Eingeweidegegend einige klei gerundete, ſolche Koprolithen wahrnehmen ließ. And kommen in der Kreide Belgiens ꝛc. vor, die man J genannt und lange Zeit für Koniferenfrüchte gehal hatte, weil man ſpiral geordnete Schuppen an ih Oberfläche zu erkennen glaubte. Sie beſtehen näml aus mehren ſpiral um eine eingebildete Achſe geordnet

3) Geſchichte und Beſchreibung des Herzogthums Gotha. 6. Th. (Gotha 1824.) S. 86. Eine neuere Angabe iſt dem Verf. des obigen Aufſatzes nicht bekannt geworden. Wahrſcheinlich hat es jetzt über 700. 4) Eine ausführlichere Geſchichte, beſonders des Kloſters Ichtershauſen, habe ich auf den Grund eines zahlreichen Urkundenvorraths bearbeitet, aber noch nicht öffentlich bekannt gemacht.

Digitized by Google

Excrementkügelchen, deren Anordnungsweiſe durch eine ſpirale Klappe in den Eingeweiden bedingt iſt, wie ſie bei vielen der räuberiſchen Knorpelfiſche bekannt iſt. Dieſer Umſtand, ſowie die häufig ebendaſelbſt vorkommenden Haizähne, berechtigen ſolche von wirklichen Haifiſchen abzuleiten. Mantell beſitzt auch zwei Exemplare ſeiner Amia Lewesiensis (Macropoma *Mantellii Ag.*) aus der Kreide von Lewes in Suſſex, deren jedes einen Koprolithen zwiſchen ſeinen Schuppen und Gräthen hat. Andere hat Hibbert im Kohlenkalke von Burdiehouſe gefunden, und deren Zerlegung veranlaßt. Doch vermag man noch keineswegs alle Ichthyokoprolithen von den Saurokoprolithen zu unterſcheiden.

Bei manchen Fiſchen der ſolenhofer Schiefer, beſonders bei Leptolepis- und Thriſſopsarten ſieht man einen Theil der ehemaligen, ſpäter aber zerſtörten Eingeweide mit Sand, Conchylientrümmerchen, Gräthen u. dgl. gefüllt und öfters mit Kalkſpath infiltrirt, an ihrer natürlichen Stelle zwiſchen den Rippen liegen; oft aber auch von eben ſolcher Beſchaffenheit außerhalb der Fiſchſkelette im Geſteine einzeln vorkommen. Goldfuß hatte ſie als Lumbricaria recta abgebildet, und in dieſem Geſchlechte den Ringelwürmern zugezählt. Agaſſiz wies ihren Urſprung nach, nannte ſie Cololithen und erklärte auch diejenigen zwar ähnlichen, aber viel längern, knäulförmig gewundenen Formen in genannten Schiefern für Cololithen, welche Ref. früher für Holothurien-, Goldfuß für Sepien- oder Ammonitengedärme angeſehen, letzterer aber ebenfalls als Lumbricarien beſchrieben hatte. Gegen die letztere Anſicht von Agaſſiz ſtreitet nun Graf Münſter, indem er bemerkt, daß ſich dieſe Formen nie zwiſchen den Fiſchgerippen ſelbſt, ſelten in fiſchreichen Schiefern, oft aber in ſolchen fänden, welche arm oder leer von Fiſchabdrücken ſind, daß ſie ſtets mehr zuſammengedrückt ſeien und nie in ihrem Innern die obengenannten Beſtandtheile unterſcheiden laſſen *). (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYODONTEN (Paläozoologie). Dieſe Benennung, gebildet aus *ἰχθὺς*, Fiſch, und *ὀδοὺς, ὀδόντος*, Zahn, dient ſeit langer Zeit zur Benennung der foſſilen Fiſchzähne aller Art, von welchen man die auffallendſten und häufigſten Formen bei Blainville †) nur oberflächlich claſſificirt findet, mehr nur in Beziehung auf ihre äußere Form, als nach dem ichthyologiſchen Syſtem. Er unterſcheidet ſie nämlich in:

1) Glossopetrae, Zungenſteine, von zuſammengedrückter, ſpitziger Form, von Haifiſchen und insbeſondere Squalus, Pristobatys, Aëtobates herrührend (daher Lamiodonten; — dann auch Fiſchzungen, Ichthyoglossen; Schlangenzungen, Otterzungen, Ophioglossen; Otterzähne, Ophiodonten; Vögelzungen, Ornithoglossen ꝛc. genannt; vgl. dieſe Ausdrücke).

2) Bufoniten, Krötenſteine, von flachgedrückter und ſtumpfer Geſtalt, wie ſie bei Sparus und Anarrhichus vorkommen, und welche Blainville nach ihrer Form zwar unterabtheilt, aber ohne alle weitere Beziehung zu den Geſchlechtern, von welchen ſie abſtammen könnten. Sie wurden noch Froſchſteine, Batrachiten, Lycodonten, Schüſſelſteine, Schlangenaugen, Schwalbenſteine, Cheloniten ꝛc. genannt. Vgl. dieſe Wörter.

Wenn die Kunde von den Zähnen der Fiſche bisher weiter zurückgeblieben, als die von jenen der Säugethiere, ſo liegt der Grund theils darin, daß man bis zu Cuvier's noch vor ſeinem Ende begonnener Mittheilung ſeiner Forſchungen überhaupt nur wenig Fiſche im Verhältniſſe zu denjenigen kannte, welche in unſern Gewäſſern lebend vorkommen, theils in dem Umſtande, daß die Mundhöhle der Fiſche bald aller Zähne entbehrt, bald in vielen oder an allen ſie bildenden knochigen und ſelbſt knorpeligen Theilen mit Zähnen beſetzt iſt, deren Form je nach den verſchiedenen Mundtheilen oft abweichender iſt, als bei Arten von einander entfernt ſtehender Geſchlechter; endlich darin, daß bei den Fiſchen verhältnißmäßig größere Familien ganz oder faſt gänzlich ausgeſtorben ſind, als bei den Säugethieren. Die geordnete Überſicht der foſſilen Fiſchzähne wird daher von der Beendigung des Agaſſiz'ſchen Werkes zu erwarten ſein. Vgl. die Artikel Fische, fossile, und Pisces fossiles. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYODORULITES (Paläozoologie). Dieſer Ausdruck wird ſeit einiger Zeit von mehren Schriftſtellern (v. Dechen, Hibbert ꝛc.) zur Bezeichnung größerer Stacheln aus den Floſſen und vom Schwanze der Fiſche gebraucht, welche größtentheils von ganz ausgeſtorbenen Fiſchfamilien herrühren, und wonach Agaſſiz bereits die Genera Asteracanthus, Ctenacanthus, Gyracanthus, Leptacanthus, Myriacanthus, Nemacanthus, Oracanthus, Ptychacanthus ꝛc. unterſcheidet. Vgl. *Agassiz*, Poissons fossiles etc. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOGLOSSAE, Fiſchzungen (von *ἰχθὺς* und *γλῶσσα*), eine früher übliche Benennung foſſiler Fiſchzähne. Vgl. Ichthyodonten. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOLITHUS (Paläozoologie), von *ἰχθὺς*, Fiſch, und *λίθος*, Stein, Fiſchſtein; der üblichſte Ausdruck zur Bezeichnung der foſſilen Fiſche und ihrer einzelnen Reſte überhaupt, wie auch der Schiefer und anderer Steine, auf und in welchen ſolche Reſte liegen. Indem wir wegen alles deſſen, was die foſſilen Fiſche als Fiſche anbelangt, auf die Artikel Pisces und Fische verweiſen, beſchränken wir uns hier mehr auf die Betrachtung der Art des Vorkommens dieſer Reſte.

Es ſind hauptſächlich Zähne, auch Knochen, Gräthen, Floſſen- und Schwanzſtacheln, deren Hauptbeſtandtheile phosphorſaurer und kohlenſaurer Kalk ſind, dann die dicken, ebenfalls oft knöchernen und meiſt mit einem ſchmelzartigen Überzuge verſehenen Schuppen der Ganoidenordnung Agaſſiz's, ſeltener kleinere, faſt nur aus ge-

*) Buckland in den London Geological Transactions. 1829. N. S. III, 236 sq. Journal de Géologie. 1830. I, 1—19. pl. I. N. Jahrbuch der Mineralogie. 1830. S. 122. Dann in *Jameson*, Edinburgh n. philos. Journal. 1830. N. Jahrb. d. Min. 1831. S. 231. Hibbert, Abhandlung über Burdiehouſe. Connell, Analyſe in Proceedings of the Edinb. Soc. 1834. I, 48. 49. N. Jahrb. d. Min. 1835. S. 502. Bronn, Agaſſiz und v. Münſter im N. Jahrb. d. Min. 1833. S. 107. 1835. S. 676. 1834. S. 541.

†) de Blainville, Die foſſilen Fiſche, überſetzt von Krüger. (Leipzig 1823.) S. 199—227.

ronnenem Eiweiß gebildete, und, wie es ſcheint, ſpäter faſt immer mit andern Mineralſubſtanzen infiltrirte oder durch ſie erſetzte Schuppen anderer Abtheilungen, welche man foſſil findet. Doch haben auch knorpelige Theile, Stücke der Wiebelſäule, oder einzelne Wirbel von Knorpelfiſchen, Kiemenbogen ꝛc. ſich zuweilen ganz (das iſt mit **Coeloptychium acaule** *Goldf.*, dem Wirbel der **Lamna acuminata** *Ag.* der Fall), oder ſo lange wenigſtens im Geſteine erhalten, daß ſie nach deſſen Erhärtung daraus verſchwindend, einen beſtimmten Abdruck iheer Form hinterlaſſen konnten, oder bis ſie von unorganiſchen Beſtandtheilen durch Infiltration in Form und Textur nachgebildet waren. Zuweilen kann man die Zahl der Kiemenbogen, wenigſtens im Abdrucke noch beſtimmt unterſcheiden. Im Muſchelkalke haben ſich außer den Zähnen gewöhnlich nur loſe Schuppen erhalten. Höchſt merkwüedig ſind die in bituminöſen Schiefern der Kohlenformation zu Münſterappel bei Kreuznach vorkommenden Schuppenbälge von **Palaeoniscus Duvernoy** *Ag.*, welche, ohne noch irgend einen Knochen zu enthalten, ſo zwiſchen den Schichtflächen des Geſteins liegen, daß man ſie zuweilen vollſtändig und von allen Seiten frei herausnehmen kann. Daß auch die mit Sand erfüllten Theile der Eingeweide ſich zuweilen deutlich nachgebildet erhalten, iſt ſchon beim Artikel **Ichthyocopros** erwähnt.

Da mithin bei den Fiſchen außer dem Skelett ſich noch die ganze Schuppendecke ihres Körpers nebſt den Floſſen entweder in Subſtanz oder wenigſtens in Abdeücken zu erhalten im Stande iſt, ſo kann man ſich bei der Unterſuchung außer dem Skelett, in welchem der Rumpf in Vergleich zu der der andern Wirbelthiere allerdings nur eine beſcheänkte Auswahl von Merkmalen darzubieten vermag, häufig auch der durch jene Decke, und, wo ſie verloren, wenigſtens noch oft durch die Stellung der Floſſen angedeuteten Geſammtform des Körpers bedienen. Foſſile Fiſchreſte kommen von den älteſten Formationen an in Meeres- und Süßwaſſergebilden vor. In Sand und Sandſtein, meiſt auch in Kreide, findet man gewöhnlich nur einzelne loſe Theile, welche mechaniſcher und chemiſcher Zerſtörung am beſten zu widerſtehen vermochten, hauptſächlich die großen haeten Zähne der Knorpelfiſche, ſeltener Wirbel, Schwanz- und Floſſenſtacheln und Gräthen. Feſte Kalkſteine enthalten einzelne Theile aller Art, aber ſelten ganze Skelette, die ſich in ſolchem Falle, weil ſie in keiner Spaltungsfläche des Geſteins liegen, in der Regel auch nicht deutlich und vollſtändig darlegen laſſen (Liaskalk im Schwarzwalde). In Kalkſchiefer findet man die Skelette nicht nur nach Subſtanz und Form am beſten erhalten, ſondern ſie laſſen ſich hier auch durch Spalten des Geſteins am ſchönſten daeſtellen (Solenhoſen, Önnigen, Monte Bolca). Je feiner das Korn dieſer Schiefer, deſto deutlicher und zierlicher pflegen die Fiſchabdeücke bis in die kleinſten Details ſich darzubieten, in welcher Beziehung manche Schichten von Solenhoſen unübertroffen ſind. Bituminöſe Theile pflegen wenigſtens in den jüngern Kalkſchiefern mit den Skeletten nicht reichlich voezukommen, und ſich mehr duech den Geruch bei der Reibung, als durch die Farbe zu verrathen. In den Schieferthonen ſind gewöhnlich die
lette regelmäßig abgedrückt und die Abdrücke leich
auszuſpalten, aber die oeganiſchen Theile ſind gewö
daraus verſchwunden, die Knochen und Schuppen
durch Eiſen- und Kupferkies und ſelbſt durch gedie
Kupfer erſetzt, die fleiſchigen Theile aber in Bitumen
wandelt und durch die Geſteinsmaſſe gleichförmig ve
tet, wie denn die Thonerde überhaupt mehr Affinit
thieriſchen Materien als die Kalkerde hat. Daher
Geſteine eine dunkle Farbe beſitzen, welche durch
zerſtört wird (thüringer Kupferſchiefer, Schiefer von
ſterappel, Liasmergelſchiefer, glarner Schiefer, we
die grauen Schieferthone zwiſchen den Gypſen von
Eine ſehr auffallende Erſcheinung iſt, daß in ſo
Schiefern zuweilen alle Zähne und Knochen der Sk
in Subſtanz und Form gänzlich veeſchwinden, wä
die Schuppen und (beſchuppten) Floſſen ſich wenig
als Abdrücke erhalten, weswegen man ſolche Fiſch
Knorpelfiſche zu halten geneigt war (Kupferſchiefer). E
verhält es ſich mit dem thonigen Sphäeoſiderit der S
kohlenformation, welcher darin bald plattenförmig, ba
loſen Nieren vorkommt, in deren Mitte ein Fiſchſk
zuweilen auch ein Koprolith zu liegen pflegt (Hunds
New-Haven ꝛc.). Die blätterige Beaunkohle oder
pieekohle des Siebengebirges u. and. Gegenden en
ebenfalls nur Abdrücke von Fiſchſkeletten, aber die einze
Beſtandtheile derſelben gewöhnlich mit ungemeiner Deut
keit abgedrückt. Nicht ſelten zeigen die Fiſchſkelette, w
in einer Localität beiſammen vorkommen, eine para
Lage und ſomit da, wo die Gebirgsſchichten aufgeri
ſind, eine beſtimmte Richtung zum Streichen und F
derſelben. Man kann zur Erklärung jener Lage an
men, daß ſie, wie noch jetzt auf Island geſchehen
allmälig an die Küſte geworfen woeden ſeien, und
duech einerlei Richtung längs derſelben angenommen
ben, in welchem Falle auch die gleichzeitig mit ih
gebildeten, d. h. die ſie umſchließenden, Schichten
Streichen längs dieſer Küſte und ein ſchwaches
len von derſelben hinweg erhalten haben können, währ
dagegen keine urſachliche Beziehung zu einer ſpäter
ſtandenen ſtärkern Aufrichtung möglich iſt, obſchon n
ſolche zuweilen geſucht hat.

Da man auf dem Querbruche der Schiefer, wel
Fiſchſkelette enthalten, entweder die Knochenreſte derſelb
in einer Ebene liegend, ſelbſt entdeckt, oder wenigſt
die Stellen gewahet, woraus ſie veeſchwunden ſind,
kann man, durch dieſes Hilfsmittel geleitet, nicht ſel
die noch im Geſteine eingeſchloſſenen Fiſchabdrücke e
decken und herausſpalten. Dieſe erhält man ſodann
zwei oder vier, oder wenn das Geſtein ſchwer ſpalt
wie von Monte Bolca, in meheen Stücken, welche w
der künſtlich zuſammengekittet werden müſſen, womit
Arbeiter in manchen der ausgiebigern Fundorte ſehr g
umzugehen wiſſen. Ja, Agaſſiz hat gezeigt, und Re
rent hat ſelbſt Fälle kennen gelernt, wo dieſelben verſch
dene foſſile und nicht foſſile Knochen und andere Theile
geſchickt in die ausgehöhlten Flächen einzukitten, und de
Ganzen den Umriß von Fiſchen und andern Thieren zu geb

wiſſen, daß ſie manchen Unbefangenen täuſchen. Immer iſt es ein großer Vortheil, die zwei einander entgegengeſetzten Abdrücke beiſammen zu haben, indem gewöhnlich die eine grade ſolche Stellen deutlicher zeigt, welche am andern unvollkommen erhalten ſind, oder am einen Theile hängen geblieben ſind, welche nun am andern gänzlich fehlen.

In Kalk- und Schieferformationen findet man die Fiſchſkelette gewöhnlich noch mit ihren Schuppen oder deren Abdrücken in natürlicher Weiſe und Vollſtändigkeit umgeben. In den ſolenhofer Schiefern jedoch iſt es nicht ſelten der Fall, daß ſie ſchon vor ihrer Einſchließung in das Geſtein von Fleiſch und Schuppen entblößt, zerſtückt, in einzelne Wirbelſäulenſtücke und Floſſen, ſelbſt in Gräthen, Wirbel, Floſſenſtacheln und Schuppen getrennt geweſen; was zweifelsohne durch die Annahme am beſten erklärt wird, für welche auch die Beſchaffenheit des Geſteins und andere Anzeigen ſprechen, daß ſich daſſelbe ſehr allmälig niedergeſchlagen und die Leiber der ſterbenden Fiſche hierdurch Zeit gewonnen haben, ſich mehr oder weniger zu zerſetzen, aufzulöſen und ſich durch die Bewegung des Waſſers zu trennen, bis ein fortdauernder Niederſchlag ſie endlich feſter umſchloß. Auch die Gefräßigkeit von Raubfiſchen und andern Raubthieren kann an dieſer Zerſtückelung mitunter Urſache geweſen ſein. Man hat in dieſer Beziehung ein oder zwei Beiſpiele vom Monte Bolca angeführt, wo man einen kleinern Fiſch halb im Rachen eines größern ſteckend und halb aus demſelben hervorragend gefunden, und hieraus auf eine, zu dem obigen Falle gegentheilige, Weiſe auf einen ſehr ſchnellen Tod und ſehr raſche Einſchließung in das Geſtein ſchließen wollen. Eine genauere Unterſuchung, welche unter andern auch der Verf. ſelbſt anzuſtellen Gelegenheit hatte, hat jedoch ergeben, daß das Skelett des kleinen Fiſches unter dem des größern liegt, nicht in demſelben ſteckt.

Weitere Andeutungen über die Urſachen, welche den Tod der foſſilen Fiſche in verſchiedenen Gegenden veranlaßt haben dürften, ſcheinen ſich aus ihrem Vorkommen nicht zu ergeben. Es mögen daher die allgemeinen Urſachen abwechſelnd gewirkt haben, die wenigſtens zum Theil auch den Niederſchlag der Geſteine veranlaßten: Temperaturabnahme der Erde und ihrer Gewäſſer, Aushauchungen ſchädlicher Gaſe, erneute Erhitzung der Gewäſſer durch untermeeriſche Ausbrüche von Vulkanen, durch die wir noch jetzt dieſelbe Erſcheinung bedingt ſehen, Abfluß oder Austrocknung von See- und Süßwaſſern, Einbrüche von Salz- in Süßwaſſer u. dgl. Denn zwar hat man in England mit Erfolg verſucht, wenigſtens manche Seefiſche in Süßwaſſern zu erziehen und zu mäſten, aber der plötzliche Einbruch des Meeres in einen Süßwaſſerſee an der britiſchen Küſte hat den Tod der in letzterem lebenden Fiſche veranlaßt.

Die reichſten Fundorte foſſiler Fiſche ſind folgende:

1) In Grauwackeſchiefer und Old-red-ſandſtone der Orkneysinſeln und Caithneß in Schottland (Traill im Jahrbuche für Mineralogie. 1835. S. 738).

2) In der Steinkohlenformation und Kohlenkalk: einige Gegenden Nordamerika's, zu Burdiehouſe bei Edinburgh, zu Newhawen, Gamrie und in Fifeſhire in Schottland (vgl. Jahrb. für Min. 1835. S. 375—377), die Graffſchaft Birkenfeld auf dem Hundsrück, Münſterappel bei Kreuznach, Muſe bei Autun im Departement der obern Saone.

3) In Magneſiankalk zu Eaſt Thikley, Midderidge, Darlington, Manisforth, Weſt-Bolden, Witley und Ruſhiſord in der Grafſchaft Durham in England (Sedgwick in den Geological Transactions. N. S. III. 37 sq. Agaſſiz in Poissons fossiles. II, 93—95). Im Kupferſchiefer Thüringens (Grafſchaft Mansfeld, Eisleben, Saalfeld, Ilmenau). Im rothen Sandſtein? (Kohlenſandſtein?) zu Ruppersdorf bei Braunau in Böhmen.

4) In Muſchelkalk: die Gegend von Luneville, Franken, auch der Schwarzwald.

5) In der Liasformation und zwar im Liaskalke des Schwarzwaldes, im Liasſchiefer Boll, in Würtemberg und Lyme Regis in England.

6) In der Oolithenreihe: die Normandie; in Foreſt-Marble: Stonesfield in England; im lithographiſchen Kalkſchiefer: die Grafſchaft Pappenheim (Aichſtädt, Solenhofen); im Wälderthon: Tilgate Foreſt in Suſſex.

7) Zur Kreide gehören nach Agaſſiz wahrſcheinlich die ſchwarzen Schiefer des Sernſtthales in Glaris. Viele Fiſche kommen auch in der Kreide von Lewes in Suſſex vor, durch Mantell bekannt; andere im Plänerkalke Böhmens. Weniger in der Kreide Weſtfalens, Belgiens (Maſtricht), Frankreichs (Meudon bei Paris), Englands (Gravesend) und Schonens.

8) In ältern tertiären Formationen, vor allen am Monte Bolca im Veroneſiſchen, von wo Agaſſiz 130 Arten beſtimmt hat (Volta und Blainville hatten ſchon früher deren Beſtimmung verſucht); der Montmartre bei Paris hat nur unvollſtändige Reſte geliefert; mehr der Berg Libanon, deſſen Schichten zum Theil von gleichem Alter mit den eben bezeichneten zu ſein ſcheinen. In jüngern Tertiärformationen, vorzüglich zu Öningen am Bodenſee; auf Malta, Sicilien, in der Papierkohle des Monte Viale bei Vicenza, des Siebengebirges am Rhein, und von Ménat in der Auvergne (beides Süßwaſſerbildungen, gleich Öningen), im Süßwaſſerkalk zu Steinheim bei Ulm, im Süßwaſſergypſe von Aix in der Provence und Sinigaglia in Italien; in einem angeblich ganz jugendlichen, erhärteten Schlamme an der Küſte Islands.

9) Die Formationen am Rolandsthurm bei Caſtell'amare im Neapolitaniſchen und der Gegend von Tripoli ſind nicht genau bekannt. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOLOGIE (die Lehre von den Fiſchen), ein Theil der Zoologie, welcher die Naturgeſchichte der Fiſche behandelt. Da die Fiſche noch jetzt ein Hauptnahrungsmittel vieler roher Naturmenſchen ſind, ſo zu ſagen als ein urſprüngliches, nicht erſt ſpäter aufgefundenes Nahrungsmittel angeſehen werden müſſen, ſo ſollte man glauben, daß ſie auch zunächſt mit ein Gegenſtand genauerer Betrachtung geworden wären. Dem iſt aber nicht ſo, vielmehr iſt es erſt die neuere und neueſte Zeit geweſen, welche in dieſen Zweig der Naturgeſchichte größere Aufklärung gebracht hat. An dieſer Vernachläſſigung mag

Digitized by Google

einestheils die Schwierigkeit Schuld ſein, dieſer Thiere habhaft zu werden, und ſie im lebenden Zuſtande zu beobachten, theils die andere ihrer Erhaltung nach dem Tode; denn in der That ſind wir bezüglich der letztern noch nicht ſehr weit, wenigſtens im Vergleich zu andern Claſſen, z. B. Säugethieren, Vögeln, Inſekten ꝛc.

In der Geſchichte der Ichthyologie kann man mehre Epochen annehmen. Zuerſt beſtand ſie nur aus einem Haufen einzelner, oft ſehr oberflächlicher Beobachtungen, wie wir ſie zuerſt bei Ariſtoteles finden, der Jahrhunderte lang die einzige Quelle war. Darauf kamen Rondelet, Belon und Salviani mit ihren Beobachtungen, gaben genauere Beſchreibungen und Figuren, und legten ſo einen Grund, auf dem Willughby und Ray ein Syſtem baueten. Dann traten Artedi und Linné auf, zuerſt richtige Arten und Gattungen aufſtellend. Von da an hat ſich die Ichthyologie mehr und mehr vervollkommnet und ihre Glanzperiode hebt mit Cuvier's Werk an.

Verfolgen wir die Geſchichte näher, ſo zeigt ſich vorerſt im Allgemeinen, daß die roheſten, in den kümmerlichſten Gegenden lebenden Menſchen, faſt ganz von Fiſchen leben, weil ihnen die Natur dieſes Nahrungsmittel in größter Menge bietet; ſo die Grönländer, die Eskimos, die Kamtſchadalen, die Bewohner der maldiviſchen Felſeninſeln. In Island vertreten getrocknete Fiſche die Stelle des Geldes und ſogar die Thiere werden damit genährt. Schon die Alten ſtellten die Ichthyophagen als Menſchen dar, welche auf der unterſten Stufe menſchlicher Ausbildung ſtänden, und wol mag daher die Klugheit der ägyptiſchen Prieſter ein Mittel der Civiliſation darin geſucht haben, den Genuß der Fiſche zu verbieten, welches Verbot jedoch ſtreng nur von ihnen ſelbſt gehalten wurde, da das Volk ſich vom Fiſcheſſen nicht abhalten ließ, und in manchen Gegenden kaum eine andere Nahrung hatte.

Auf den ägyptiſchen Denkmälern finden wir nicht allein Fiſchzüge abgebildet, ſondern auch einzelne Arten, und zum Theil ſehr erkennbar (vgl. *Caillaud*, Voyage à Méroë. t. II. pl. 75. Description de l'Egypte, Antiquités. t. II. pl. 87). Einzelne Arten waren ſogar verehrt, ja von manchen findet man noch jetzt Mumien. Die Juden, in einer weniger waſſerreichen Gegend lebend, trieben wenig Fiſchfang, dagegen deſto mehr die Phönizier und die Carthager, wenigſtens ſieht man oft Figuren von Fiſchen auf puniſchen Münzen. Der Name der älteſten und lange Zeit bedeutendſten Stadt Phöniziens, Sidon (צידון), bedeutet Fiſchfang. Bei den Griechen ſpricht zuerſt Homer vom Fiſchfang, und Heſiod erzählt, auf dem Schilde des Herkules ſei ein Fiſcher dargeſtellt geweſen, wie er im Begriff, ſein Netz nach einem Delphin auszuwerfen. Wir wiſſen ferner aus den alten Schriftſtellern, daß die Griechen ſich mit Fiſchfang viel abgaben, auch bereits das Einſalzen der Fiſche betrieben, namentlich die Städte Byzanz und Sinope. Die griechiſchen Satyriker laſſen es nicht an Spöttereien auf diejenigen fehlen, welche Fiſchgourmands waren. Daß aber die Griechen eine bedeutende Anzahl von Fiſchen bereits kannten, geht daraus hervor, daß ſie für 400 Arten be-

ſondere Namen hatten, welche bis auf uns ge
ſind. Nach verſchiedenen Angaben fanden ſich au
wenig Schriftſteller für dieſes Fach, welche indeſſ
loren gegangen ſind, ſodaß wir nichts davon beſit
was Ariſtoteles, der ſeine Vorgänger ſorgfältig
nutzen pflegte, aus dieſen in ſein Werk aufger
hat. Dieſer Naturforſcher hatte ſehr richtige Vo
gen von dieſen Thieren, wie man aus ſeiner Sch
derſelben erſieht, namentlich, daß er die Kennzeic
wahren Fiſche in das Vorhandenſein von Kiem
Floſſen ſetzt. Nach Ariſtoteles beſchäftigte ſich be
Theophraſt mit dieſem Gegenſtande; außer ihm noch
andere, welche wir aber nur dem Namen nach
Die Römer bekümmerten ſich nur aus Nebenin
um die Wiſſenſchaft, und bei ihnen war es wol n
lich die Leckerei, welche ſie zu den Fiſchen hinzog
geheure Koſten wurden auf die Herſtellung von
hältern gewandt; man grub Berge durch, um das
waſſer in eigene Teiche zu leiten; ja Einer von
ging ſo weit, daß er Sklaven zur Nahrung der
in die Behälter werfen ließ. Die Römer ware
nicht zufrieden mit den Fiſchen, welche ihnen ihr
Land lieferte, ſondern ſie machten auch bedeutent
ſen, um Fiſche des Auslandes herbeizuholen.

Die Wiſſenſchaft machte hierauf in dieſem
keine bedeutenden Fortſchritte, bis Belon erſchien.
Werke, worin die Beſchreibungen durch Figuren,
jedoch weniger gut ſind, unterſtützt werden, ſind:
toire naturelle des étranges poissons marins,
les figures et déscriptions du dauphin (Paris
4.); De aquatilibus libri II. (ib. 1553); Nat
diversité des poissons (ib. 1555); Observatio
plusieurs singularités et choses mémorables,
vées en Grèce, en Asie, en Judée, en Égyp
(ib. 1553—1555. 4.). Ihm folgte Salviani, der in
Werke: Aquatilium animalium historia (1554—
Fol. und Venedig 1600—1602), ſehr gute Figure
darunter einzelne ſo ausgezeichnet lieferte, daß
manche davon ſogar den neueſten gleichſtellt. R
übertraf ſeine Vorgänger noch, theils in der Men
behandelten Arten, theils durch die Abbildungen
wenn auch den vorigen als Holzſchnitte nicht zu
chen, dennoch ſie durch Genauigkeit, namentlich i
zelnen charakteriſtiſchen Dingen, übertreffen. Beſ
ſind die Fiſche des Mittelmeeres ſehr vollſtändig ab
delt; nicht minder hat er gute anatomiſche Einze
geliefert. Seine Schriften ſind folgende: Libri d
scibus marinis, in quibus verae piscium effigie
pressae sunt (Lyon 1554. fol.); Universae a
lium historiae pars altera, cum veris ipsorum
ginibus (1555); L'Histoire entière des poissons
1558. 4.). Gleichzeitig hatte Konrad Geßner ſeine
Naturgeſchichte des Thierreichs angefangen, worin
doch bei den Waſſerthieren nicht ſo ſorgfältig zu
ging, als bei den übrigen Abtheilungen, indem
Auszüge aus andern, namentlich aus Belon, Ro
und Salviani, gab, und dieſe noch überdies nicht v
tern Angaben geſondert, ſodaß man nicht weiß, wa

einen oder dem andern angehört. Dieſe Arbeiten ſind in folgenden Schriften enthalten: **Historia animalium liber IV., qui est de piscium et aquatilium animantium natura** (Zürich 1558; eine andere Ausgabe Frankfurt **1604** und **1620**); **Nomenclatura aquatilium animantium** (Zürich 1560, mit mehren Figuren). Die Abbildungen in dieſen Werken ſind größtentheils aus den oben gedachten copirt, doch gibt er auch eigenthümliche. Von einem Syſtem iſt bei Geßner nicht die Rede, er hat Alles nur alphabetiſch abgehandelt, und außer den Fiſchen, wie es zu damaliger Zeit war, eine Menge anderer Waſſerthiere aufgenommen. Aldrovandi gab in ſeiner großen **Historia naturalis**, oder vielmehr ſein Fortſetzer Uterverius, der die Fiſche bearbeitete, nur einen Auszug aus den erwähnten Schriftſtellern und ihre Figuren, doch wurden auch neue hinzugefügt, welche, obſchon grobe Holzſchnitte, dennoch von Werth ſind. Zu jener Zeit wurden die überſeeiſchen Länder mehr bekannt, namentlich die beiden Indien, und man ſchleppte allerlei Naturſeltenheiten aus ihnen zuſammen, unter denen ſich auch mancherlei Fiſche fanden, die in verſchiedenen Abhandlungen beſchrieben wurden. Hierher gehören die Werke von Cluſius, Nieremberg und Hernandez, andere zu geſchweigen, welche nur wenig von den Fiſchen enthalten. Wichtiger iſt die **Historia naturalis Brasiliae** von Markgraf (Leyden 1648. Fol.), mit vielen Abbildungen in Holzſchnitt, welche Bloch in ſeinem großen Werke nach den auf der berliner Bibliothek befindlichen Originalien, mitunter ſehr unrichtig, copiren ließ. Aber auch die europäiſchen Arten wurden der Aufmerkſamkeit gewürdigt, wenn auch nicht in eigentlich über die Fiſche geſchriebenen Werken; ſo von Matthiolus, Imperato, Columna und Schwenkfeld. Schönefeld gab eine beſondere Naturgeſchichte über die ſchleswigſchen und holſteiniſchen Fiſche heraus: **Ichthyologia. (Hamb. 1624. 4.)**. Selbſt in die Anatomie der Fiſche gingen einige Forſcher ein, namentlich Fabricius ab aquapendente, Caſſerius, Severinus, Borelli, Malpighi, Stenon, Lorencini, Harvey, Coiter, Bartholinus, Blaſius, Swammerdam, Duverney. Die Aufzählung einer Menge Monographien müſſen wir, um nicht zu weitläufig zu werden, übergehen; ſie ſind theils von Blaſius und Valentin geſammelt, theils finden ſie ſich in den Abhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften von Paris. Wichtig für den anatomiſchen Theil iſt auch die Anatomie von Collins (London 1685. Fol.). Jonſton übernahm es wieder, eine allgemeine Sammlung zu veranſtalten in ſeiner **Historia naturalis animalium (Francof. 1649 sq.)**; doch war dieſe nichts weiter als Compilation. Ruyſch gab dieſe Arbeit etwas vermehrt im J. **1718** unter dem Titel: **Theatrum animalium** heraus. Johann Ray und Franz Willughby waren diejenigen, die zum erſten Male in ihrer **Historia Piscium (Oxford 1686. fol.)** eine Ichthyologie lieferten, in welcher die Fiſche nicht nur deutlich und nach der Natur beſchrieben, ſondern auch nach ihrer Bildung geordnet waren, ſowie die Naturgeſchichte derſelben kritiſch .geſichtet iſt. Ray begründete zuerſt die Eintheilung in Knorpel- und Knochenfiſche. Doch iſt dieſelbe nicht ganz genau beobachtet; die allgemeine Form, die Zähne, das Vorhandenſein oder Fehlen der Bauchfloſſen ꝛc. geben andere Eintheilungsgründe. Überhaupt haben dieſe Forſcher manche glückliche Vereinigung gemacht. Dabei haben ſie außer dem eigends Beobachteten die Beobachtungen ihrer Vorgänger eingefügt, wobei freilich mancher Irrthum mit untergelaufen iſt. In dem zweiten Theile, **Ichthyographia** genannt, gaben ſie auch die Copien der Figuren ihrer Vorgänger in Kupferſtich, ſammt einigen neuen. Man begreift leicht, daß dieſe Copien nicht den Werth der Originale haben können. Einen Auszug aus dieſem größern Werke gab Ray in ſeiner **Synopsis Piscium (London 1713)**. Dieſe beiden Werke bilden eine Epoche in der Ichthyologie.

Später erſchienen in engliſchen Werken die Beſchreibungen einzelner Fiſche, namentlich in der Reiſe von Sloane (London 1707. 1727. Fol.), und in der Naturgeſchichte von Carolina ꝛc. von Catesby, ſowie in Edwards' **Glanures** einige, namentlich in den beiden letztern Werken gut und mit Farben abgebildete Fiſche. Auch als ſehr vorzüglich muß der Graf Marſigli genannt werden, der in ſeinem **Danuvius pannonico-mysicus** vortreffliche Abbildungen und Beſchreibungen der Fiſche lieferte. Zwar haben zu jener Zeit auch noch mehre Reiſende in ihren Reiſebeſchreibungen der beobachteten Fiſche gedacht, indeſſen verdienen dieſelben als ungenau keiner Erwähnung. Dagegen ſind die Holländer Valentyn und Renard zu nennen. Mehre Abbildungen des letztern hat ſchon Ruyſch benutzt, und obwol Renard lange in dem Verdachte war, gar manche Figur nach der Phantaſie gezeichnet zu haben, ſo hat ſich doch ſpäter gezeigt, beſonders aber noch in den neueſten Zeiten, daß dem keineswegs ſo iſt, vielmehr ſeine Figuren treu und gut ſind. Sein Werk führt den Titel: **Poissons etc. des Molluques etc. (Amsterdam 1754. fol.)**. Valentyn gab eine Geſchichte von Oſtindien heraus (Rotterdam 1724), worin er außer den Figuren nach Ruyſch und Renard auch noch einige beigefügt hat; doch iſt der Text nicht viel werth, die Abbildungen von Renard ſind aber blos deswegen wichtig, weil ſie an Ort und Stelle nach der Natur gemacht ſind und in ihnen gar manche Arten ſich vorfinden, die erſt in neuern Zeiten von Reiſenden wieder entdeckt wurden. Solchen in Indien gemachten Zeichnungen ſind die Abbildungen in der Japaniſchen Encyklopädie und andern handſchriftlichen Arbeiten ähnlicher Art an die Seite zu ſetzen, doch nur in Betreff der Figuren, welche in der Regel gut und ſelbſt genau ſind, dagegen der Text ganz unbrauchbar iſt. Die Sammlungen, welche der Pater Plumier, doch nur im Manuſcript, hinterlaſſen hatte, von denen ſich das Original auf der pariſer Bibliothek befindet, eine Copie in dem Beſitze von Bloch war, haben letzterem viel Material geliefert, da die Zeichnungen äußerſt genau ſind. Eine andere Copie wurde von Lacépède benutzt, da derſelbe aber wegen der Unrichtigkeit ſeiner Copien nicht immer erkannte, daß manche ſchon von Bloch aufgenommen waren, ſo erſchien manche Art bei ihm unter zweierlei Namen.

Gegen das erſte Drittel des 18. Jahrh. erhielt die Ichthyologie eine wahrhaft wiſſenſchaftliche Geſtalt durch

den Schweden Peter Artedi. Dieſer, leidenſchaftlich für dieſen Zweig der Naturgeſchichte eingenommen und überdies durch enge Freundſchaft mit Linné verbunden, bemerkte bald die Lücken in dieſem Fache. Er begann damit, daß er in ſeiner Bibliotheca Ichthyologica eine Überſicht alles desjenigen gab, was von Arbeiten vor ihm über die Fiſche erſchienen war. Darauf erſchien ſeine Philosophia Ichthyologica, worin er die äußern und innern Theile dieſer Thiere durchging, und für die verſchiedenen Formen genauere Kunſtwörter angab, ſodaß er als der Schöpfer der, die Fiſche betreffenden, Terminologie erſcheint; zugleich ſtellte er Regeln, bezüglich der Namengebung der Gattungen und Arten auf, und theilte die Claſſe genauer ein als Willughby. Die Ordnungen begründete er auf die Conſiſtenz des Skeletts, auf die Kiemendeckel und auf die Natur der Strahlen in den Floſſen, doch beging er noch den Fehler, die wallfiſchartigen Säugethiere unter den Fiſchen zu laſſen. Seine Ordnung der Branchioſtegen ausgenommen, ſind die übrigen ſehr natürlich, und man hat ſie bis jetzt beſtehen laſſen müſſen. In ſeinen Genera Piscium gab er jeder Gattung einen unveränderlichen Namen und beſtimmte Kennzeichen, meiſt auf die Anzahl der Strahlen in der Kiemenhaut, deren Wichtigkeit er zuerſt bemerkte, auf die relative Stellung der Floſſen, ihre Zahl, die Mundtheile, in denen ſich Zähne befinden, Bildung der Schuppen und ſelbſt auf innere Theile, wie den Magen und Blinddärme, gegründet. Dieſe Gattungen, an der Zahl 45, ſind ſo begründet, daß man ſie faſt alle bis auf die neueſte Zeit hat beſtehen laſſen können, abgeſehen von den Unterabtheilungen, welche die anwachſende Menge der neuen Arten aufzuſtellen genöthigt hat. Dieſe Gattungen ſind folgende: I. *Malacopterygii.* Syngnathus, Cobitis, Cyprinus, Clupea, Argentina, Exocaetus, Coregonus, Osmerus, Salmo, Esox, Echeneis, Coryphaena, Ammodytes, Pleuronectes, Stromateus, Gadus, Anarhichas, Muraena, Ophidium, Anableps, Gymnotus. II. *Acanthopterygii.* Blennius, Gobius, Xiphias, Scomber, Mugil, Labrus, Sparus, Sciaena, Perca, Trachinus, Trigla, Scorpaena, Cottus, Zeus, Chaetodon, Gasterosteus. III. *Branchyostegii.* Balistes, Ostracion, Cyclopterus, Lophius. IV. *Chondropterygii.* Petromyzon, Acipenser, Squalus, Raia. In den Supplementen kommen dazu noch die Gattungen: Taenia, Silurus, Mustela, Phycis, Sphyraena. Bei jeder Gattung finden ſich diejenigen Arten angegeben, welche der Verfaſſer dazu rechnen zu können glaubte, nebſt einer Charakteriſtik und kurzen Beſchreibung derſelben. In der Synonymia Piscium gab der Verf. bei jeder Art die Namen an, welche ihr früher von andern beigelegt worden waren, ſogar die der Griechen und Römer, wobei er indeſſen größtentheils Rondelet folgte; auch führte er die betreffenden Beſchreibungen und Figuren an, und verwarf alle diejenigen Arten, die ihm nicht genügend begründet ſchienen. Zuſammen waren es 274 Arten, zu denen noch 17 neue kamen. In ſeinen Species Piscium beſchrieb er alle diejenigen Arten, die er ſelbſt geſehen hatte, zuſammen 72, nach ſeiner Terminologie mit vieler Beſtimmtheit. In der Synonymia ſtellte er noch folgende neue Gattungen auf: Ciela, Hepatus, Capriscus, Pholis, Citharus, Atherina, Liparis, Chelon.

Artedi gab ſeine Werke nicht ſelbſt heraus, da er das Unglück hatte, in einem holländiſchen Canal zu ertrinken, aber ſein Freund Linné beſorgte mit Gewiſſenhaftigkeit die Herausgabe, und hatte die Manuſcripte ſchon ſeit dem J. 1735 für die erſte Ausgabe ſeines Systema Naturae benutzt.

Linné ſelbſt entfernte ſich Anfangs nicht von dem Wege ſeines Freundes, aber ſchon in der zweiten Ausgabe ſeines Syſtems fügte er die immer höchſt wichtig gebliebene Angabe der Strahlen in den Floſſen hinzu. In der ſechsten Ausgabe ſtellte er zwar neue Gattungen auf: Aspredo und Callychthys, welche er jedoch wieder in der Folge unterdrückte. Gronov, welcher die neunte Ausgabe beſorgte, fügte derſelben die Gattungen hinzu, welche er in ſeinem Museum Ichthyologicum aufgeſtellt hatte. Erſt in der zehnten Ausgabe von 1758 gab Linné ein verändertes Syſtem, beſonders ſich dadurch unterſcheidend, daß er die ſchon von Ariſtoteles richtig erkannten Cetaceen von den Fiſchen ſonderte, dagegen ward von ihm der Fehler begangen, die Knorpelfiſche unter die Amphibien zu ſtellen, ſowie der der Eintheilung nach dem Daſein oder Mangel, und der zu den Bruſtfloſſen bezüglichen Stellung der Bauchfloſſen, welche die natürlichen Verbindungen zerreißt. Indem aber Linné mehre ſeit der Zeit erſchienene Werke, namentlich die Reiſen ſeiner Schüler Haſſelquiſt, Osbeck, Löffling und Anderer benutzte, brachte er die Anzahl der Arten auf 414; noch mehr wuchs dieſe in der zwölften Ausgabe 1766 durch die Benutzung des Zoophylacium von Gronov, des Thesaurus von Seba, der Naturgeſchichte von Aleppo von Ruſſel, der Arbeiten von Schäffer, Kölreuter, Gunner, Kölpie, Oleärius, Petiver ꝛc., wobei ihm jedoch die Werke von Meer, Hill, Knorr, Saleren und Kramer entgingen. Ebenſo überging er Alles, was Klein geliefert hatte, und dies offenbar mit Willen, ebenſo wie in andern Zweigen die Arbeiten von Buffon, da Klein ſich ſehr tadelnd über Linné's Syſtem ausgeſprochen hatte, wobei wir noch beiläufig bemerken wollen, daß das Syſtem von Klein allerdings eine Beachtung eben nicht ſehr verdient. Unrecht aber war es, daß er die Gattungen von Gronov in deſſen Zoophylacium, ſowie mehre neue Arten deſſelben, überging.

In der zwölften Ausgabe des Systema Naturae hat Linné folgende Gattungen aufgeſtellt: *Amphibia Nantes.* Spiraculis compositis: Petromyzon, Raia, Squalus, Chimaera; Spiraculis solitariis: Lophius, Acipenser, Cyclopterus Balistes, Ostracion, Tetradon, Diodon, Centriscus, Syngnathus, Pegasus. *Pisces Apodes.* Muraena, Gymnotus, Trichiurus, Anarhichas, Ammodytes, Ophidium, Stromateus, Xiphias. *Pisces Jugulares.* Callionymus, Uranoscopus, Trachinus, Gadus, Blennius. *Pisces Thoracici.* Cepola, Echeneis, Coryphaena, Gobius, Cottus, Scorpaena, Zeus, Pleuronectes, Chaetodon, Sparus, Labrus, Sciaena, Perca, Gasterostus, Scomber, Mul-

Digitized by Google

lus, Trigla. *Pisces Abdominales.* Cobitis, Amia, Silurus, Teuthies, Loricaria, Salmo, Fistularia, Esox, Elaps, Argentina, Atherina, Mugil, Mormyrus, Exocaetus, Polynemus, Clupea, Cyprinus.

In dieſe Zeit fällt auch das Werk von Duhamel (Traité des pêches. 1769—1782. fol.), mit vielen Kupfeen, das zwar wegen ſeiner Figuren, unter denen mehre ſehr gut und treu ſind, und mancher Einzelnheiten wichtig iſt, übrigens aber die Naturgeſchichte der Fiſche auf höchſt verworrene Weiſe vorträgt. Es folgen nun mehre Naturforſcher, welche hier und da etwas an der Claſſification der Fiſche änderten oder einzelne Beſchreibungen gaben, doch können wir, um nicht zu weitläufig zu werden, ſie nur kurz bezeichnen. Pennant handelte in ſeiner britiſchen Zoologie, ſowie in ſeiner arctiſchen und indiſchen auch Einiges über die Fiſche ab. Gouan gab in ſeiner Historia Piscium (Strasbourg 1770. 4.) eigentlich nur eine Einleitung in die Naturgeſchichte der Fiſche und einige neue Gattungen. Dergleichen ſtellte auch Forſter in ſeinem Enchiridion (Halae 1788. 4.) auf. Pallas gab einzelne Beſchreibungen in mehren ſeiner Schriften.

Wichtiger waren die Ergebniſſe einiger Reiſen, namentlich die von Commerſon, welche indeſſen nicht öffentlich erſchienen, jedoch bezüglich der Abbildungen von Lacépède, wenn auch mit manchen Irrthümern, benutzt wurden; wogegen es erſt Cuvier gelang, in den Beſitz der Originalabbildungen und Manuſcripte zu kommen. Ebenſo konnte erſt Cuvier die Entdeckungen von Sonnerat, Banks und Rolander, und der beiden Forſter benutzen. Genaue Beſchreibungen der auf ſeiner arabiſchen Reiſe beobachteten Fiſche lieferte Forskål, doch erſchienen dazu keine Abbildungen.

Die Forſchungen mehrer auf Koſten der ruſſiſchen Regierung Reiſenden ſind, bis auf Weniges in den Abhandlungen der petersburger Akademie enthaltene, theils verloren gegangen, theils noch, in Folge frühern Neides und Misgunſt, für die Wiſſenſchaft vergraben geblieben, und nur erſt die Ergebniſſe der Reiſen, welche Falk, Gmelin und Güldenſtedt gemacht haben, ſind größtentheils durch Pallas mitgetheilt worden, doch iſt des Letztern eigenthümliches Werk über die Fiſche Rußlands noch nicht erſchienen.

Im Norden gaben Johann Chriſtian Fabricius und Otto Fabricius, ſowie Ascanius und Otto Friedrich Müller ſchätzbare Aufſchlüſſe über die nordiſchen und andere Fiſche, der letztere auch mehre Abbildungen in ſeiner Zoologia Danica; Thunberg gab auch einzelne Nachrichten über die von ihm beobachteten japaniſchen Fiſche in den Abhandlungen der ſtockholmer Akademie, und lieferte dem holländiſchen Überſetzer von Linné's Naturſyſtem, Houttuyn, mehre darauf bezügliche Materialien. Auch ſchrieb der Däne Brunnich eine Ichthyologia Massiliensis (Hafniae 1768). Nicht von Bedeutung war die Naturgeſchichte von Cetti über Sicilien, beſſer die von Cornite über die Fiſche des ſpaniſchen Galiciens (in ſpaniſcher Sprache 1788. 12.), wichtiger aber wegen der Abbildungen die Beſchreibung mehrer naturhiſtoriſchen Gegenſtände, beſonders aus dem Meere, von Parra (Havannah 1787. kl. 4.). In Teutſchland erſchienen mehre einzelne Schriften über Fiſche, theils für ſich, theils in wiſſenſchaftlichen Sammlungen, wie in den Verhandlungen der Geſellſchaft für naturforſchende Freunde in Berlin, im Naturforſcher, in Meyer's Zoologiſchen Annalen. So gab Leske Ichthyologiae Lipsiensis specimen (1774) und Meidinger ſeine guten Abbildungen öſterreichiſcher Fiſche (Wien 1785. Folio).

Epoche aber machte jetzt Bloch. Nach einigen kleinen vorläufig hier und da zerſtreuten Arbeiten gab er zuerſt ſeine ökonomiſche Geſchichte der Fiſche Teutſchlands (Berlin 1782. 4. Die Tafeln in Folio). Dieſes Werk, die eigenen Beobachtungen des Verfaſſers und Abbildungen nach friſchen Fiſchen unter ſeiner Aufſicht gezeichnet, enthaltend, gibt gute Beſchreibungen, treue Abbildungen und intereſſante wahre Beobachtungen, aber es begreift die Fiſche des mittelländiſchen Meeres nicht, wiewol dieſe durch die öſterreichiſche Küſte Iſtriens mit zu Teutſchland gehören; aber noch auffallender iſt es, daß Bloch ſehr gemeine Fiſche des Oceans nicht genau gekannt hat [1]). Schon in dem Werke über die teutſchen Fiſche befinden ſich einige ausländiſche aus Plumier und Markgraf ſchlecht copirt; noch ſchlimmer aber ſieht es in ſeiner Naturgeſchichte der ausländiſchen Fiſche aus (Berlin 1785. 9 Bde. 4. Die Abbildungen in Folio). Diejenigen Fiſche, welche der Verfaſſer ſelbſt beſaß, ſind daſelbſt größtentheils bis auf die Farben, welche ſich ſo wenig erhalten laſſen, gut dargeſtellt, auch ſind die Beſchreibungen gut, ſo lange die Quellen ſicher waren, was namentlich mit den Mittheilungen der Fall iſt, welche der Miſſionair John gemacht hat. Nicht ſo iſt es mit denjenigen Fiſchen, die ihm durch Kauf oder ſonſt zukamen, denn bei dieſen zeigt er ihr Vaterland und ihre Lebensweiſe oft ſehr willkürlich an, und iſt oft nicht ſehr glücklich geweſen in der Auffindung derſelben in denjenigen Schriftſtellern, welche er zu Rathe zog; auch ſind oft die Abbildungen, die er gegeben hat, aus andern Werken copirt, nicht treu wiedergegeben, theils aus Nachläſſigkeit der Zeichner, theils weil er vielleicht manchen ihm ſo ſcheinenden Fehler an denſelben verbeſſern zu müſſen glaubte, ſodaß manche dieſer Copien bis zur Unkenntlichkeit entſtellt ſind. Beſonders übel iſt es denjenigen Figuren ergangen, welche aus den Originalabbildungen von Markgraf (auf der berliner Bibliothek unter der Bezeichnung des Fürſten Moritz von Naſſau aufbewahrt) copirt ſind, nicht blos, daß man an denſelben die Fehler findet, die man Zeichnern aus jener Zeit nicht groß zur Laſt legen kann, ſondern er hat mitunter auch üble Verbeſſerungen angebracht, namentlich bezüglich der Floſſenſtrahlen, auf welchen jene Zeichner gar kein beſonderes Augenmerk gehabt haben [2])

1) Cuvier bemerkt unter andern, daß er die Atherina ſehr ſchlecht dargeſtellt habe, daß ſeine Sardine (Taf. 29) keineswegs dieſe, ſondern Clupea sprattus ſei, und daß ſeine Alose (Taf. 20) nicht dieſe, ſondern Clupea finta darſtelle. 2) Vgl. Schneider in der Vorrede zu Bloch's Systema Ichthyologiae, und Lichtenſtein in den Verhandlungen der berliner Akademie aus den Jahren 1820 und 1821.

Da Bloch ſich wenig um die Anatomie bekümmert hat, ſo iſt das Allgemeine über die Naturgeſchichte der Fiſche nicht von beſonderem Werthe, dagegen hat er einige gute Gattungen gemacht, wiewol auch andere nur durchaus künſtliche, und andere, welche nur Abtheilungen der Gattungen von Artedi und Linné ſind. In ſeinem großen Werke folgte Bloch im Allgemeinen der Methode von Linné, nur daß er die ſogenannten ſchwimmenden Amphibien den Fiſchen einverleibt hat, aber gegen das Ende ſeines Lebens hat er ein eigenes Syſtem ausgearbeitet, in welches er nicht allein die Arten ſeines großen Werkes, ſondern auch die von Andern beſchriebenen aufgenommen hat. Seine Eintheilung iſt rein künſtlich auf die Floſſen gegründet, und zwar bei den Unterabtheilungen auf die relative Stellung der Bruſt- und Bauchfloſſen, ſowie ſie Linné angewendet hat. Cuvier ſagt über dieſes Syſtem Folgendes: Er (Bloch) hätte nichts Beſſeres thun können, wenn er die Abſicht hatte, die künſtlichen Methoden lächerlich zu machen und zu beweiſen, zu welchen ungeſchickten Verbindungen ſie führen können. Es gibt in der That nichts Fremdartigeres dergleichen. Atherina findet ſich neben Centriscus, Loricaria bei Squalus, Raja weit von Squalus und nahe bei Silurus, und Esox, Muraena und Tetrodon ſtehen in einer Claſſe ꝛc. Ganze Gattungen ſind in dieſem Syſteme durch nicht minder ſonderbare Artzuſammenſtellungen gebildet. In Grammistes z. B. hat er die Arten aus 18 natürlichen, von einander verſchiedenen Gattungen vereinigt, die nur dadurch mit einander in Zuſammenhang ſtehen, daß bei allen der Körper mit Längslinien bezeichnet iſt, bei Cichla iſt dies der Fall mit ſieben Gattungen ꝛc. Der größte Nutzen dieſer Arbeit beſteht indeſſen darin, daß er die neuen Arten nachgetragen hat, welche ihm ſeit dem Erſcheinen ſeines großen Werkes bekannt wurden, noch mehr aber an demſelben hat der Herausgeber, Schneider, gethan, der nicht allein bedeutende Zuſätze geliefert hat, ſondern auch kritiſche Anmerkungen und anatomiſche Beobachtungen, ſodaß man das Werk im Allgemeinen eine ziemlich vollkommene Sammlung deſſen, was zu Anfange dieſes Jahrhunderts über die Fiſche bekannt war, nennen kann.

Das Werk führt folgenden Titel: *M. E. Blochii* Systema ichthyologiae iconibus CX illustratum, post obitum autoris opus inchoatum absolvit, correxit, interpolavit *Joh. Gottl. Schneider* (Berol. 1801. 1 Vol.). Die Anordnung der Gattungen aber in demſelben iſt folgende: I. *Hendecapterygii.* Lepadogaster. II. *Decapterygii.* 1) Jugulares: Gadus. 2) Thoracici: Trigla. 3) Abdominales: Polynemus. III. *Enneapterygii.* Scomber. IV. *Octopterygii.* 1) Jugulares: Callionymus, Batrachus, Uranoscopus, Enchelyopus, Trachinus, Phycis. 2) Thoracici: Platycephalus, Cottus, Periophthalmus, Eleotris, Gobius, Iohnius, Mullus, Sciaena, Perca, Xiphias, Zeus, Brama, Monocentris, Lonchurus, Macrurus, Agonus, Eques. 3) Abdominales: Cataphractus, Sphyraena, Atherina, Centriscus, Fistularia, Mugil, Gasterosteus, Loricaria, Squalus. V. *Heptapterygii.* 1) Jugulares: Lophius, Pteraclis, Pleuronectes, Kyrtus, Trichogaster, Centronotus, Blennius, Percis, Trichonotus. 2) Thoracici: Monoceros, Grammistes, Scorpaena, Synanceia, Cyclopterus, Amphiprion, Amphacanthus, Acanthurus, Chaetodon, Alphestes, Ophicephalus, Lepidopus, Echeneis, Cepola, Labrus, Sparus, Scarus, Coryphaena, Epinephelus, Anthias, Cephalopholis, Calliodon, Holocentrus, Lutjanus, Bodianus, Cichla, Gymnocephalus. 3) Abdominales: Acipenser, Chimaera, Pristis, Rhina, Rhinobatus, Raia, Platystacus, Silurus, Anableps, Acanthonotus, Esox, Synodus, Salmo, Clupea, Exocaetus, Chauliodus, Elops, Albula, Cobitis, Cyprinus, Amia, Paecilia, Pegasus, Mormyrus, Polyodon, Argentina. VI. *Hexapterygii.* 1) Apodes: Balistes, Rhynchobdella. 2) Anali carentes: Trachypterus, Gymnetrus. VII. *Pentapterygii.* Apodes: Ophidium, Pomatias, Gnathobolus, Muraena, Stromateus, Ammodytes, Sternoptyx, Anarrhichas, Channa, Sternarchus, Ostracion, Tetrodon, Orthagoriscus, Diodon, Syngnathus. VIII. *Tetrapterygii.* Apodes, Trichurius, Bogmarus, Toenioides, Stylephorus. IX. *Tripterygii.* 1) Apodes: Gymnonotus. 2) Achiri: Synbranchus, Gymnothorax. X. *Dipterygii.* 1) Apodes: Ovum. 2) Apodes et achiri: Petromyzon, Leptocephalus. XI. *Monopterygii.* Apodes et achiri: Gastrobranchus, Sphagebranchus, Fluta (monoptère), Typhlobranchus.

Bloch's Werke hatten einen neuen Eifer für dieſen Zweig der Naturgeſchichte erregt, ſodaß man dieſe Thierclaſſe gleichſam wieder aufnahm. Zuerſt trat Hauy auf, und bearbeitete nach einer Auffoderung von Daubenton die Fiſche für die große franzöſiſche Encyklopädie unter deſſen Namen. Da er aber gar nichts davon verſtand, ſo mußte das Werk auch darnach ausfallen; es iſt eine reine kritikloſe Compilation. Eine andere in ähnlicher Art, nämlich bezüglich der Kupfer und des ſie begleitenden Textes, lieferte Bonaterre in den Kupfern zu dieſer Encyklopädie, indem er darin nicht blos die ſämmtlichen Abbildungen von Bloch copiren ließ, ſo weit ſie damals erſchienen waren, ſondern noch Abbildungen aus Pallas, Kölenreuter und den übrigen vereinzelten Schriftſtellern zuſammenſtellte. Da ihm ebenfalls die Kenntniß des Gegenſtandes abging, ſo verwickelte er ſich oft, wenn ihm die ſichern Führer, Bloch, Pallas und Brouſſonnet, verlaſſen. Es iſt deshalb ſein Werk zwar von großem Werthe für diejenigen, welche die Originale nicht beſitzen, muß aber mit großer Vorſicht benutzt werden. Ebenſo wenig brauchbar iſt der Artedi renovatus von Wahlbaum, denn es iſt dieſes Werk ebenfalls ohne Sachkenntniß und Kritik compilirt. Dieſe Werke ſind daher nur inſofern brauchbar, als man in ihnen eine Maſſe Materialien aufgehäuft findet.

Die Krone aber der Compilation jener Zeit iſt die dreizehnte Ausgabe von Linné's Systema naturae, beſorgt von J. F. Gmelin, einem Chemiker, der, wie Cuvier bemerkt, wol kaum eins der einzurangirenden Thiere geſehen hatte, ja nicht einmal die Werke geleſen haben

Digitized by Google

mag, aus denen er Auszüge aufnahm [3]). Es iſt dieſe Arbeit inſofern ſehr wichtig, indem ſie ein ungeheures Material umfaßt und die Quellen nachweiſt, aus denen es geſchöpft iſt, aber es iſt Alles ſo zuſammengeſtellt, wie man es gefunden hat, denn Gmelin unterſuchte nie, ob ein Thier, dem irgend ein Gattungsname beigelegt war, auch wirklich dieſer Gattung angehöre oder nicht, und wenn Cuvier meint, daß auf dieſe Weiſe ein und dieſelbe Art zwei oder dreimal erſcheine, und überhaupt wol gegen funfzig Arten geſtrichen werden könnten, ſo kommen wol noch ärgere Verſtöße anderweit vor, wie dies z. B. Bechſtein bezüglich mehrer teutſchen Vögel nachgewieſen hat.

Wir haben nun noch Einiges über die Anatomie der Fiſche in dieſem Zeitraume der Ichthyologie vor Lacépède einzuſchalten, es würde uns jedoch zu weit führen, wollten wir mehr thun, als die Hauptnamen anführen, da ohnedies dieſer Gegenſtand eigentlich der vergleichenden Anatomie angehört. Wir nennen daher nur die Werke von Cheſelden, Meier, Duhamel, Haller, Camper, Vicq-d'Azyr, Monroe, Klein, Geoffroy, Hunter, Scarpa, Comparetti, Ebel, Heriſſant, Brouſſonnet, Spalanzani, Gotthelf Fiſcher, Hewſon, Réaumur, Baſter, Lomorieux, Allemand, Adanſon, Walſh, Cavolini ꝛc.

Am Ende des 18. Jahrh. unternahm Lacépède ſein großes Werk über die Fiſche, dem man allerdings viele Vorwürfe machen muß, die ſich aber zum Theil durch die ungünſtige Lage entſchuldigen laſſen, in der er ſich befand, indem er nicht allein ſein Werk in dem größten Sturm der Revolution ſchrieb, ſondern ihm auch das Bloch'ſche unzugänglich war, und beſonders die allgemeine Abſchließung ihn der Möglichkeit beraubte, ſich durch die franzöſiſchen Schiffe aus entferntern Gegenden Fiſche zu verſchaffen, und ſo nach der Natur zu arbeiten. Als Hauptführer dienten ihm die Zuſammenſtellungen von Gmelin und Bonaterre. Die übrigen Quellen, die er benutzen konnte, waren nicht von gleichem Werthe, und das Schlimmſte war, daß, nachdem er die Materialien ſtudirt hatte, er ſich genöthigt ſah, entfernt von denſelben ſeine Schrift auf dem Lande, wohin ihn die Stürme der Revolution vertrieben hatten, und alſo ohne Vergleichung auszuarbeiten. Dabei verließ er ſich zu ſehr auf ſeine Vorgänger, ebenſo, wie Gmelin dies gethan hatte. In ſeinem Syſteme ſelbſt liefen bezüglich der Anordnung mancherlei Fehler unter, da er die Natur nicht vergleichen konnte. Sein Syſtem iſt übrigens folgendes:

Classe Poissons. **1) Sous-Classe. Poissons cartilagineux. I. Div. Sans opercules ni membranes branchiales. 1. Ord. Apodes: Petromyzon. Gastrobranche. 2. Ord. Jugulaires. 3. Ord. Thoracins. 4. Ord. Abdominaux: Raie, Squale, Aodon. II. Div. Point d'opercules, une membrane branchiale. 5. Ord. Apodes. 6. Ord. Jugulaires: Lophie. 7. Ord. Thoracins: Baliste. 8. Ord. Abdominaux: Chimère. III. Div. Un opercule, point de membrane branchiale. 9. Ord. Apodes. 10. Ord. Jugulaires. 11. Ord. Thoracins. 12. Ord. Abdominaux: Polyodon, Esturgeon. IV. Div. Un opercule et une membrane branchiale. 13. Ord. Apodes: Ostracion, Tetrodon. Ovoïde, Diodon, Sphéroïde, Syngnathe. 14. Ord. Jugulaires. 15. Ord. Thoracins: Cycloptère, Lépadogastère. 16. Ord. Abdominaux: Macrorhynque. Pégase, Centrisque. 2) Sous-Classe. Poissons osseux. I. Div. Un opercule et une membrane branchiale. 17. Ord. Apodes: Cécilie, Monoptère, Leptocéphale, Gymnote, Trichiure, Notoptère, Ophisure, Triure, Aptéronote, Régalec, Odontognathe, Murène, Ammodyte, Ophidie, Macrognathe, Xiphias, Makaira, Anarhique, Coméphore, Stromatée, Rhombe. 18. Ord. Jugulaires: Murenoïde, Callionyme, Calliomore, Uranoscope, Trachine, Gade, Batrachoïde, Blennie, Oligopode, Kurte, Chrysostrome. 19. Ord. Thoracins: Lépidope, Hiatule, Cépole, Taenioïde, Gobie, Gobioïde, Gobiomore, Gobiomoroïde, Gobiésoce, Scombre, Scomberoïde, Caranx, Trachinote, Curanzomore, Coesio, Coesiomore, Coris, Gomphose, Nason, Kyphose, Osphromène, Trichopode, Monodactyle, Plectorhinque, Pogonias, Bostryche, Bostrychoïde, Echenéis, Macroure, Coryphène, Hémisteronote, Coryphénoïde, Aspidophoroïde, Cotte, Scorpène, Scomberomore, Gastérostée, Centropode, Centrogastère, Centronote, Lepisacanthe, Céphalacanthe, Dactyloptère, Prionote, Trigle, Peristedion, Istiophore, Gymnètre, Mulle, Apogon, Lonchure, Macropode, Labre, Chéiline, Chéilodiptère, Ophicéphale, Hologymnose, Scare, Ostorhynque, Spare, Diptérodon, Lutjan, Centropome, Bodian, Taenianote, Sciène, Microptère, Holocentre, Persèque, Harpe, Rinéleptère, Chéilion, Pomatome, Léiostome, Centrolophe, Chevalier, Léiognathe, Choetodon, Acanthinion, Choetodiptère, Pomacentre, Pomadasys, Pomacanthe, Holacanthe, Enoplose, Glyphisodon, Acanthure, Aspisure, Acanthopode, Selène, Argyréiose, Zée, Gal, Chrysotose, Capros, Pleuronecte, Achyre. 20. Ord. Abdominaux: Cirrhite, Chéilodactyle, Cobite, Misgurne, Anableps, Fondule, Colubrine, Amie, Butyrin, Triptéronote, Ompok, Silure, Macroptéronote, Malaptérure, Pimélode, Doras, Pogonathe, Cataphracte, Plotose, Agenoise, Macroramphose, Centranodon, Loricaire, Hypostome, Corydoras, Tachysure, Salmone, Osmère, Corégone, Characin, Serrasalme, Elope, Mégalope, Notacanthe, Esoce, Synode, Sphyrène, Lepisostée, Polyptère, Scombrésoce, Fistulaire, Aulostome, Solénostome, Argentine, Athérine, Hydrargyre, Stoléphore, Muge, Mugeloïde, Chanos, Mugilomore, Execet, Polynème,**

3) Gmelin lieferte in den Jahren 1788—1790 dieſes Werk von 4000 Seiten in Großoctav, wonach man allerdings ſchließen muß, daß er es nicht allein arbeitete, ſofern er es nicht ſchon Jahre lang vorbereitet hatte; doch geht Cuvier zu weit, wenn er daraus überhaupt den Schluß zieht, daß die Teutſchen häufig Fabrikarbeiten lieferten, indem er ſagt: „Mais, comme il n'arrive que trop souvent en Allemagne, le travail s'exécuta en fabrique, un certain nombre de jeunes gens se chargèrent de faire ses extraits, et l'éditeur se borna à les ressembler et à les classer!“

Polydactyle, Buro, Clupée, Myste, Clupanadon, Serpe, Mène, Dorsuaire, Xystère, Cyprinodon, Cyprin. II. Div. Un opercule, point de membrane branchiale. 21. Ord. Apodes: Sternoptin. 22. Ord. Jugulaires. 23. Ord. Thoracins. 24. Ord. Abdominaux. III. Div. Point d'opercule, une membrane branchiale. 25. Ord. Apodes: Stylephore. 26. Ord. Jugulaires. 27. Ord. Thoracins. 28. Ord. Abdominaux: Mormyre. IV. Div. Point d'opercule ni de membrane branchiale. 29. Ord. Apodes: Murène, Gymnomurène, Murènoblenne, Sphagebranche, Unibranchaperture. 30. Ord. Jugulaires. 31. Ord. Thoracius. 32. Ord. Abdominaux.

Die Werke Lacépède's erſchienen in verſchiedenen Ausgaben. Die erſte: Hist. nat. des Poissons. I—V. (1798. 4.). Dann eine andere in 10 Bänden in Octav. In der Ausgabe, welche Sonnini von Buffon beſorgt hat, iſt Lacépède's Werk wieder abgedruckt, mit einer Einleitung aus Artedi und einigen andern Zuſätzen. Eine teutſche Überſetzung wurde nicht vollendet. Immerhin hat Lacépède's Werk eine Epoche in der Ichthyologie gebildet, und als hauptſächlichſte Baſis bis in die neueſte Zeit, wo Cuvier's Werk erſchien, gedient. Ein ausgezeichnetes Werk erſchien von Ruſſel, jedoch ohne Rückſicht auf Lacépède: Description and figures of two hundred fishes collected at Vezagapatam on the coast of Coromandel. by *Patrick Russel*, M. D. (Londres 1803. 2 Vol. fol.). Eine arge, größtentheils auf Lacépède's Werk gegründete, Compilation iſt das Werk von Shaw (General Zoology [London 1800 sq.]), mit ſehr vielen Kupfern. Er hat das Syſtem von Gmelin zu Grunde gelegt, und ohne Kritik die Arten von Bloch, Lacépède rc. eingeſchoben, auch die Figuren derſelben copirt. Dumeril's analytiſche Zoologie war beſonders beſtimmt, das Werk von Lacépède allgemeiner zu machen, und die ſynoptiſchen Tafeln ſind ſehr präcis ausgearbeitet, nur Schade, daß ſich darin die Irrthümer befinden, welche Lacépède ſchon bezüglich des fehlenden Kiemendeckels und der Kiemenſtrahlen begangen hatte. Deſſenungeachtet verdient die Methode Beachtung, indem ſie das Aufſuchen der Gattungen gar ſehr erleichtert, ſofern ſie nicht auf falſche Vorausſetzung gegründet ſind. Wir geben hier die Überſicht, obwol es ohne die eigenthümliche Anordnung in Tabellen nicht möglich iſt, die Weiſe, wie der Verfaſſer zur Unterſcheidung der Gattungen kommt, darzulegen.

Poissons. Cartilagineux, sans opercules, sans membranes. I. Ord. Trematopnes. Sans nageoires rentrales. Bouche circulaire. 1. Fam. Cyclostomes: Lamproies, Gastrobranches. Avec nageoires ventrales. Bouche transversale. 2. Fam. Ragyostomes: Torpille, Raie, Rhinobate, Squatine, Squale, Aodon. Avec membranes. II. Ord. Chismopnes. 3. Fam. Baudroie: Lophie, Baliste, Chimère. Avec opercules. Sans membranes. III. Ord. Eleutheropomes. 4. Fam. Polvodon: Pégase, Acipenser. Avec membranes. IV. Ordn. Téléobranches. Avec ventrales. Abdominales. 5. Fam. Aphyostomes: Macrorhinque. Solénostome, Centrisque. Thoraciques. 6. Fam. Plégoptères: Cycloptère, Lépadogastère. Sans ventrales. 7. Fam. Ostéodermes: Ostracion, Tétrodon, Diodon, Syngnathe, Ovoïde, Sphéroïde. Osseux. Avec opercules. Avec membranes branchiales. V. Ord. Holobranches. Sans ventrales. I. Sous-ord. Apodes: Manquant encore d'autre nag. 8. Fam. Péroptères: Cecilie, Ophisure, Notoptère, Leptocéphale, Trichiure, Gymnote, Monoptère, Aptéronote, Regales. Ne manquant d'aucune autre. 9. Fam. Pantoptères: Murène, Ophidie, Anarrhique, Comephore, Macrognathe, Xiphias, Ammodite, Stromatée, Rhombe. Avec ventrales sous la gorge. II. Sous-ord. Jugulaires. 10. Fam. Auchénoptères: Callionyme, Uranoscope, Batrachoïde, Murenoïde, Oligopode, Blennie, Calliomore, Vive, Gade, Chrysostrome, Kurte. Avec ventrales thoraciques. III. Sous-ord. Thoraciques. Corps alongé en lame. 11. Fam. Petalosomes: Bostrichte, Bostrichoïde, Taenioïde, Lépidope, Gymnètre, Cépole. Corps arrondi. En cylindre. Ventrales réunies. 12. Fam. Plecopèdes: Gobies, Gobioïdes. Ventrales libres. 13. Fam. Eleutheropodes: Echeneis, Gobiomoroïde, Gobiomore. En fuseau. 14. Fam. Atractosomes: Scomberoïde, Scomberomore, Trachinote, Scombre, Gastérostée, Centronote, Coesiomore, Lepisacanthe, Cephalacanthe, Caesio, Caranxomore, Pomatome, Centropode, Caranx, Istiophore. Avec corps épais. Comprimé. Tête ordinaire. Lèvres charnues. Opercul. sans épines dent. 15. Fam. Léiopomes: Chéiline, Labre, Ophicéphale, Chéilion, Chéilodiptère, Hologymnose, Monodactyle, Trichopode, Osphronème, Hiatule, Coris, Gomphose, Plectorinque, Pogonias, Spare, Dipterodon, Mulet. Mâchoires osseuses. 16. Fam. Osteostomes: Leiognathe, Scare, Osthorinque. Dorsales très-longues. 17. Fam. Lophionotes: Taenionote, Coryphène, Centrolophe, Hemiptèronote, Coryphénoïde, Chevalier. Tête fort grosse. 18. Fam. Céphalotes: Aspidophoroïde, Aspidophore, Scorpène, Gobiésoce. Cotte. Quelques rayons isolées aux pect. 19. Fam. Dactyles: Péristedion, Prionote, Trigle, Dactyloptère. Avec corps très-mince. Presque aussi haut que long. Yeux d'un côte. 20. Fam. Hétérosomes: Pleuronecte, Achyre. Opercules epineux ou dent. 21. Fam. Acanthopomes: Holocentre, Persèque, Taenianote, Bodian, Microptère, Sciène, Lutjan, Centropome. Yeux de deux côtés. 22. Fam. Leptosomes: Holacanthe, Enoptose, Pomacanthe, Pomacentre, Pomadasys, Acanthinion, Chaetodon, Chaetodiptère, Aspisure, Acanthure, Glyphisodon, Acanthopode, Zée, Argyréiose, Gal, Silène, Chrysotose, Capros. Avec ventrales sous l'abdomen. IV. Sous-ord. Abdominaux. Avec corps cylindrique. Bouche au bout d'un long museau. 23. Fam. Siphonostomes: Antostome, Fistulaire, Solenostome. Bouche non prolongé. 24. Fam. Cylindrosomes: Anableps, Amie, Misgurne, Cobite, Butyrin, Fondule, Triptéronote, Colubrine, Ompok. Avec

Digitized by Google

conique ou comprimé. Rayons aux pectora- . ou dist. Un seul roide. 25. Fam. Oplo- s: *Silure*, Macroptéronote, Malaptérure, Cata- e, Pogonate, Tachysure, Plotose, Macroram- , Corydoras, Centranodon, Doras, Pimelode, iose, Loricaire, Hypostome. Plusieurs flexi- 26. Fam. Diméredes: Chéilodactyle, Cirrhite, me, Polydactyle. Point de rayons distincts ect. Opercules écailleux. Bouche sans dents. m. Lepidopomes: Exocet. Mugilomore, Cha- Dorsales à rayons. 28. Fam. Gymnopomes: rgyre, Argentine, Cyprin, Stoléphore, Athé- Buro, Mèné, Xystère, Dorsuaire, Serpe, Clu- Clupanodon. Myste. Mâchoire simple. Dor- adipeuse. 29. Fam. Dermoptères: Serrasalme, *cin, Salmone*, Osmère, Coiegone. Opercules Mâchoires très-développés, ponctuée. 30. Fam. notes: Elope, Synodon, Mégalope, Esoce, Le- ée, Syphrène, Polyptère, Scombrésoce. Sans ranes branchiales. VI. Ord. Sternoptyges. m. *Sternoptyx*. Sans opercules. Avec mem- *branchiales*. VII. Ord. Cryptobranches. m. Styléphore. Mormyre. Sans membranes iales. VIII. Ord. Ophichthytes. 33. Fam. Mu- is: Gymnomurène, Murènoblenne, Unibran- ture. Sphagebranche.

umeril's *analytiſche* Zoologie liefert in einer ſehr Überſetzung Froriep (Weimar 1807).

la Roche gab im 13. Bande der Annales du d'histoire naturelle einen ſehr guten Katalog, eſchreibung italieniſcher Fiſche und von der ſüd- ſchen Küſte, mit guten Abbildungen.

iſſo in ſeiner Ichthyologie von Nizza (Paris 1810, um. Kupfern) folgte auch dem Syſtem von Lacé- wodurch nothwendig Fehler in das Werk kommen ; doch hat er mancherlei Neues geliefert, muß mit Vorſicht benutzt werden, da Beſchreibungen bbildungen nicht ausgezeichnet ſind, und man nur weit ſich ganz darauf verlaſſen darf, als er das gſte *in natürlichen* Exemplaren dem Muſeum zu *eingeſchickt* hat. Von einer zweiten Auflage wird unten die Rede ſein.

m J. 1810 erſchienen von Rafinesque-Schmalz Schriften: Caratteri di alcuni nuovi generi e specie di animali e piante della Sicilia etc. mo 1810). Indice d'ittiologia Siciliana, ossia go metodico dei nomi latini, italiani e sici- dei pesci che si rivengono in Sicilia, disposti do un metodo naturale etc. (Messine 1810). ſehr wichtig für die Ichthyologie, aber leider ohne ritik, mit einer Unzahl neuer Gattungen, vielen n Arten und aus Lacépède copirten Fehlern. Es ſich aber darin Beſchreibungen und Abbildungen, an anderwärts vergebens ſucht, und beſonders iſt gabe der ſiciliſchen Namen von Werth. Sein Sy- iſt folgendes:

1) *Sottoclasse. Pomniodi.* I. Div. Giugulari. a. Corisoftalmi. 1. Ord. Blennidi: Blennius, Geudropsarus. 2. Ord. Gadini: Gadus, Omus, Strinsia. 3. Ord. Trachinidi: Callionymus, Uranoscopus, Trachinus, Corystion, Oxycephas. 4. Ord. Cartisi: Chrysostroma. II. Sez. Pleurostomi. 5. Ord. Acherini: Symphurus. 6. Ord. Pleronetti: Solea, Scophtalmus, Bothus. II. Div. Thoracici. I. Sez. Hemisferonoti. 7. Ord. Selenidi. 8. Ord. Zeusidi: Zeus, Capros. 9. Ord. Equenedi. 10. Ord. Chetodonidi. 11. Ord. Acanturini. 12. Ord. Olacantini. II. Sez. Tossonoti. 13. Ord. Percidi: Lepipterus, Perca, Sciaena, Lopharis, Centropomus, Holocentrus, Axylopon, Lutjanus. 14. Ord. Scaridi: Scarus. 15. Ord. Acanti: Centronotus, Hypacanthus, Naucrates, Centracanthus, Notagnidion, Gasterostetas. 16. Ord. Scomberini: Scomber. 17. Ord. Sparidi: Trachurus, Lepodus, Cheilinus, Symphodus, Labrus, Spicara, Sparus, Diptodus, Dipterodon, Gonenion, Mullus, Apogon, Scorpena. III. Sez. Ostonoti. 18. Ord. Dactipli: Dactylopterus, Trigla, Peristedion (Chabronterus), Octonus (Malarmat), Lepadogaster. 19. Ord. Echeneidi: Echeneis. 20. Ord. Corifenidi: Coryphaena, Lepimphis, Cottus, Gobius. 21. Ord. Istioforidi: Tetrapturus. 22. Ord. Cepolidi: Cepola, Lepidopus. 23. Ord. Ginetridi: Argyctius, Cephalepsis. 24. Ord. Ginnurini. III. Div. Abdominali. I. Sez. Tossogastri. 25. Ord. Polynemidi. 26. Ord. Salmonidi: Salmo, Osmerus. 27. Ord. Clupidi: Clupea. 28. Ord. Ciprinidi: Mugil, Cyprinus. II. Sez. Ortogastri. 29. Ord. Palitterini: Polypterus. 30. Ord. Sairidini: Sayris. 31. Ord. Esocidi: Sphyraena, Esox, Sadis. 32. Ord. Notacantini: Notacantus. 33. Ord. Centrischini: Centriscus. 34. Ord. Loricarini: Loricaria. 35. Ord. Siluridi: Macroramphasus. 36. Ord. Esocetini: Esocetus, Tirus, Myctophum, Argentina, Atherina. 37. Ord. Amidi: Amia. 38. Ord. Butirinidi: Butirinus. 39. Ord. Calumbrinidi. 40. Ord. Olostomidi. IV. Div. Apodi. I. Sez. Macrosomi. 41. Ord. Signatidi: Typtele, Syphostoma, Hippocampus, Syngnathus, Nerophis. 42. Ord. Triuridi. 43. Ord. Trichiurini. 44. Ord. Ginnotini: Carapus, Ophisurus, Oxyrus. 45. Ord. Anguillidi: Anguilla. 46. Ord. Ofidini: Ophidium, Ammodytes, Scarcina. 47. Ord. Zifidi: Xiphius. 48. Ord. Comeforini. II. Sez. Brachisomi. 49. Ord. Stromatini: Stromateus, Luvarus. 50. Ord. Ostracidi: Ostracion. 51. Ord. Odontini: Tetrodon, Diodon, Orthragus, Diplanchias. II. *Sottoclasse Atelini.* I. Div. Pomanchidi. 52. Ord. Sternottidi: Sternoptyx. 53. Ord. Sphirionidi: Sturio. 54. Ord. Cogridi: Cogrus. II. Div. Omnanchidi. 55. Ord. Mormirini. 56. Ord. Chimerini: Piescephalus. 57. Ord. Balistini: Balistes: Capriscus. 58. Ord. Lofidi: Lophius. 59. Ord. Echelini: Echelus. 60. Ord. Clopsidini: Clopsis, Nettastoma. 61. Ord. Zitterini: Xypterus. III. Div. Ginnanchidi. I. Sez. Diptanchidi. 62. Ord. Monotteridi: Pterurus. 63. Ord. Dalofidini: Dalophis. 64. Ord. Murenidi: Muraena. II. Sez. Polianchidi.

65. Ord. Chondropteri: Dalalias, Carcharias, Heptranchias, Alopias, Isurus, Cerictius, Squalus, Oxynotus, Rhina, Pristis, Aodon, Etmopterus, Tetrosas, Galeus, Sphyrna, Hexanchus. 66. Ord. Platosomi: Raia, Leiobatus, Torpedo, Dipturus, Mobula, Cephaleutherus, Uroxis, Apterurus, Dasyatis. 67. Ord. Lampredini: Petromyzon. III. Sez. Etteridi. 68. Ord. Atteridi, Oxystomus, Helmictis. 69. Ord. Anoftalmini: Caecilia. 70. Ord. Missinidi: Myxine.

Außerdem haben noch andere Gelehrte Beſchreibungen italieniſcher Fiſche geliefert, namentlich Biviani, Spinola, Giorna, Bonelli, Otto, Ranzani, Valenciennes, Naccari und Nardo. Aus andern Meeren wurden Fiſche beſchrieben von Low aus ſeiner Fauna der Orcaden Montagu, Jurine, beſonders aber ſind die Arbeiten von Geoffroy St. Hilaire über die Fiſche des Nils und des rothen Meeres, theils in den Annalen des Muſeums der Naturgeſchichte zu Paris, theils in dem großen franzöſiſchen Werke über Ägypten wichtig. Die drei großen franzöſiſchen Wörterbücher über Naturgeſchichte enthalten nicht minder intereſſante Artikel über die Fiſche. Sehr wichtig iſt die Fauna Rossica von Pallas, in deren drittem Theile die Fiſche abgehandelt werden. Die in derſelben beobachtete Anordnung iſt indeſſen zu geringfügig, als daß wir ſie genauer anführen ſollten. In den verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften von Nordamerika haben Mitchill, Leſſueur, und der ſchon oben genannte Rafinesque die Beſchreibungen vieler amerikaniſchen Fiſche geliefert. Ein ausgezeichnetes Werk aber über oſtindiſche Fiſche iſt: An account of the fishes found in the river Ganges and its branches by *Fr. Hamilton* (formerly *Buchanan*) m. d. (Edinbourg 1822. 4.) avec un atlas de trenteneuf planches. Sowol die Beſchreibungen als die Figuren ſind ausgezeichnet. Mehre Reiſebeſchreibungen enthalten die Beſchreibungen verſchiedener Fiſche, ſo die von Kruſenſtern, von Freycinet, Duperri ꝛc. Im J. 1815 trat Rafinesque in dem Werke: Analyse de la Nature (Palermo 1815), mit einem neuen Fiſchſyſtem auf, das ſehr weitläufig iſt, das wir aber deſſenungeachtet nicht übergeben würden, wäre es nicht mit ſo vielen Irrthümern aus den frühern Schriften des Verfs. und des Lacépède wiederholt durchwebt, enthielte es nicht ſo viele unhaltbare Gattungen, welche zum Theil nicht einmal ſo weit charakteriſirt ſind, daß man ſie anderweit richtig einordnen kann. Ebenſo wenig verdient die Aufſtellung beſondere Beachtung, welche Blainville im J. 1816 im Journal de Physique geliefert hat, da ſie ſich kaum durch etwas anderes als durch neue Namen auszeichnet. Im J. 1815 gab Cuvier zuerſt in den Mémoires du Musée die Baſen ſeiner Eintheilung an, welche im J. 1817 ausführlicher in deſſen Tableau du règne animal erſchien, die wir aber nicht aufführen, da uns die ſpätern Arbeiten dieſes Forſchers die verbeſſerte Eintheilung mitzutheilen erlauben, und die Aufführung dieſer unvollkommneren unſern Artikel nur über die Gebühr ausdehnen würde.

Auch die Eintheilung von Goldfuß in ſeinem Handbuche der Zoologie von 1820 dürfen wir um ſo mehr nur erwähnen, als ſie nicht viel Eigenthümliches bietet. Im J. 1827 lieferte Riſſo in ſeiner Naturgeſchichte des ſüdlichen Europa eine neue Eintheilung, welche indeſſen häufig ihr Material aus der erſten Ausgabe von Cuvier's Thierreich entlehnt, übrigens aber darin hauptſächlich mangelhaft iſt, daß Linné's Eintheilung die Hauptabſchnitte liefert.

Über die verſchiedenen Anordnungen, welche Oken nach und nach aufgeſtellt hat, laſſen wir um ſo mehr Cuvier reden, als derſelbe gewiſſermaßen daſſelbe, nämlich eine natürliche Claſſification, nur auf anderm Wege, nämlich a posteriori, hauptſächlich von anatomiſchen Thatſachen ausgehend, zu erreichen geſucht hat, indeſſen Oken, zwar auch darauf fußend, den Gegenſtand a priori behandelt hat, indem er der Anſicht huldigt, daß nach dem Vorhandenen und Bekannten anderes Unbekanntes gerade ſo ſein müſſe und nicht anders ſein könne. Da er dabei beſonders die Deutung der Organe im Auge behält, dieſe Deutung aber keineswegs feſtgeſtellt iſt, vielmehr mit dem Fortſchreiten der Wiſſenſchaft und nach neuen Entdeckungen ſich ändert, ſo kann es nicht fehlen, daß auch darauf Gegründetes häufig ſich ändern muß. Cuvier ſagt aber bezüglich dieſes Gegenſtandes (Histoire naturelle des poissons. I. p. 167) Folgendes: „Man ſieht, daß die Methoden der meiſten dieſer Ichthyologen, wie verſchieden ſie auch in ihren Combinationen ſcheinen mögen, doch nichts anderes ſind, als Wiederholung der Linné'ſchen unter andern Namen, ſodaß daran bei einigen keine andere Änderung eingetreten iſt, als die Einführung der angeblichen unvollkommenen Claſſen, welche nach Lacépède auf dem vermeintlichen Mangel irgend eines Theils der Kiemenbedeckung gegründet ſind, und bei andern durch die Kennzeichen, welche man von der Natur der Floſſenſtrahlen entlehnte, ſowie ſie bereits Artedi anwandte. Es war daher gleichmäßig unmöglich, daß ſie nicht Weſen, die in der Natur einander nahe ſtehen, von einander entfernten, und daß ſie nicht Kennzeichen aufſtellten, die ſich an den Gegenſtänden ſelbſt nicht finden. Oken hat die Sache auf eine andere Weiſe verſucht. Es iſt bekannt, daß er es unternahm, ein großes philoſophiſches Problem der Idealiſten aufzulöſen; daß nämlich a priori aus dem allgemeinen Begriff des Weſens alle Verſchiedenheit der Einzelweſen abzuleiten, was er durch eine Verbindung von Ideen von verſchiedenem Werthe (de différens degrés) erreichen zu können glaubte. Bei der Claſſe, deren Naturgeſchichte wir ſchreiben, hat er es auch verſucht, auf dieſe Weiſe aus dem allgemeinen Begriffe des Fiſches den der einzelnen Fiſche zu entwickeln, und die Combinationen, zu denen er ſeine Zuflucht nimmt, von Grad zu Grad herabſteigend, bilden eine Art Methode. Er hat ſchon drei oder vier Verſuche der Art geliefert[4]), welche ziemlich verſchieden von einander ſind, doch ſcheinen uns in keinem derſelben die Gattungen nach denjenigen Beziehungen gruppirt, welche eine natürliche Methode gutheißen könnte. Ja wir ſehen nicht ab, wie man

4) Dazu kommt nun noch der neueſte in ſ. Naturgeſchichte für alle Stände.

Digitized by Google

ſeinen Unterabtheilungen beſtimmte Kennzeichen beizulegen vermöge. In ſeiner Naturphiloſophie aus dem J. 1811 beſchränkte er ſich darauf, die Fiſche, oder, wie er ſie nannte, Fleiſchthiere (animaux carnies) nach dem Vorherrſchen, welches er bei ihnen einem jeden Körpertheile zuſchrieb, nämlich in Bauch-, Bruſt-, Glieder- und Kopffiſche, einzutheilen; er verglich ſie dann bezüglich den Infuſorien oder Mollusken, den einſchaligen Mollusken und den Tintenfiſchen oder Meduſen. Im J. 1816, in ſeinem Lehrbuche der Zoologie, theilte er dieſe Claſſe in ſieben Ordnungen, welche nach ſeiner Anſicht den ſieben Claſſen entſprechen ſollten, in welche er das Thierreich eintheilt, jede dieſer ſieben Ordnungen iſt wieder in vier Unterordnungen oder Familien eingetheilt, und jede Familie in vier Gattungen, was zuſammen 112 Gattungen gibt, aber in der Überſicht (Rahmen), welche ſich bei dieſem Werke findet, hat er, ſeine idealiſtiſchen Verſuche weiter zu treiben ſich bemühend, ſeine Ordnungen auf vier zurückgebracht, den fünf Claſſen der Wirbelthiere entſprechend, jede Ordnung in vier Unterordnungen, den vier Ordnungen entſprechend, jede Unterordnung in vier Gattungen, den vier Unterordnungen entſprechend, was eine dreifache Tetratomie macht (wenn man dieſes Wort anwenden kann), und die Gattungen hat er auf 64 reducirt. Endlich in ſeiner Naturgeſchichte für Schulen aus dem J. 1821, theilte er dieſe Claſſe in fünf Ordnungen, je nachdem er den Keim, das Geſchlecht, die Eingeweide, das Fleiſch, oder die Sinnesorgane vorherrſchend glaubte, die vier erſtern Ordnungen ſind in drei Unterordnungen, und in den drei erſtern iſt jede Unterordnung in neun Gattungen getheilt, in der vierten iſt jede Unterordnung in vier Tribus, jede von dieſen in drei Gattungen nach den nämlichen Beziehungen in vier Ordnungen getheilt, die fünfte zerfällt nach den fünf Sinnen. Dieſe Eintheilung iſt es auch, die Oken im J. 1822 zu Paris franzöſiſch gegeben hat. Wir haben dieſe Verſuche nicht in Bezug auf Metaphyſik zu beurtheilen, noch die Solidität der Baſen, auf denen ſie beruhen, zu würdigen, dies iſt Sache der Metaphyſiker und nicht der Naturforſcher (Naturalistes), was aber die Reſultate betrifft, ſo kann jeder ſehen, daß ſie übel mit der wahren Beziehung der Weſen ſtimmen, und wiewol der letztere ſich weniger als die vorhergehenden von dieſer entfernt, ſo wird es doch in einer natürlichen Methode nie möglich ſein, die Gattungen Xiphias zu Acipenser, Lepitoleprus zu Loricaria zu ſtellen. Man wird übrigens auch einſehen, daß ein großer Glückszufall dazu gehört, wenn die Gattungen, wie ſie frühere Naturforſcher aufgeſtellt haben, ſich den Anordnungen einer ſo abgezirkelten Symmetrie fügen ſollen, und ſo iſt denn Oken auch genöthigt geweſen, bald mehre in eine zuſammen zu ziehen, bald andere in mehre zu theilen; dies iſt ihm beſonders in dem dritten Verſuche begegnet, wo er nur 64 zuläßt. Seine Vereinigungen ſind nicht immer glücklich. Wenn er z. B. Holocentrum mit Cantharus unter Cichla zuſammenſtellt, ſo ſpringt in die Augen, daß er weder die ſcheinbaren Beziehungen noch die wirklichen Analogien berückſichtigt." So weit Cuvier, der übrigens zugibt, daß, wenn auch die Naturphiloſophie nicht viel dazu beigetragen habe, die Methoden zu vervollkommnen, man es ihr doch zu danken habe, daß die anatomiſchen Unterſuchungen, deren ſie für ſich bedurfte, mehr angeregt worden ſind.

Es iſt nun noch die neueſte Eintheilung Oken's aus ſeiner allgemeinen Naturgeſchichte für alle Stände (Stuttgart 1836) beizubringen. Sie iſt folgende:

A. 1. Horde. Unregelmäßige; Leib nackt und nicht elliptiſch. 1. Ordn. Hautfloſſer; ſchuppenloſe, unförmliche Fiſche, mit häutigen, faſt ſtrahlenloſen Floſſen. 1. Zunft. Knorpelfiſche; Leib nackt oder mit Nägeln und einem runden oder queren Maul am Halſe. 1. Sippſchaft. Saugfiſche. Myxine, Petromyzon. 2. S. Rochen. Raja. 3. S. Haien. Squalus. 4. S. Störartige. Chimaera, Acipenser. 2. Z. Breitmäuler; Leib nackt oder gepanzert, mit weitem, gezähntem Maul am Ende des dicken Kopfes. 1. S. Breitmäuler. Lophius, Batrachus, Cottus. 2. S. Stirnmäuler. Uranoscopus, Trachinus. 3. S. Panzerwelſe. Loricaria, Cataphractus. 4. S. Nackte Welſe. Platystacus, Malopterurus, Heterobranchus, Siberus. 3. Z. Engmäuler, mit Panzer oder Stacheln bedeckt, und einem ſpitzigen, kleinen Maul vorn am Ende, meiſt ohne Zähne. 1. S. Geringelte Schnabelköpfe. 2. S. Glatte Schnabelköpfe. Fistularia, Autostoma, Centriscus, Mormyrus. 3. S. Scheibenfiſche. Kyrtus, Stromateus, Balistes. 4. S. Kugelfiſche. Cyclopterus, Ostracion, Gnathodon, Tetrodon, Diodon, Orthragoriscus. 2. Ordn. Stummelfloſſer, dünnſchuppige Spindelfiſche. Nackte oder gepanzerte, Ohn-, Hals- und Bruſtfloſſer von langer, walziger oder bandartiger Geſtalt. 4. Z. Langfiſche, Ohnfloſſer; Leib ſchlangenförmig, nackt, ohne oder mit ſehr verkümmerten Halsfloſſen. a) Weichſtrahlige Aale. 1. S. Walzige Aale. Muraena, Sphagebranchus, Synbranchus, Gymnotus. 2. S. Breite Aale. Lepthocephalus, Ammodytes, Ophidium. b) Aale mit harten Floſſenſtrahlen. 3. S. Kurzſchnauzige Aale. Cepola, Stylephorus, Gymnetrus. 4. S. Langſchnauzige Aale. Lepitopus, Trichiurus. 5. Z. Halsfloſſer mit ſtumpfen Kiemendeckeln und weichen Rückenſtrahlen. a) Walzige Quappen. 1. S. Schleimquappen. Blennius, Anarrichas. 2. S. Schuppenquappen. Gadus, Macraourus. b) Kugel- oder tafelförmige. 3. S. Kugelförmige Quappen. Echeneis. 4. S. tafelförmige Quappen. Pleuronectes. 6. Z. Die Grundeln, keulenförmige, nackte oder gepanzerte Bruſtfloſſer nebſt einigen Halsfloſſern, mit langen, einfachen Strahlen in der kleinen, vordern Rückenfloſſe, oft Unebenheiten am Kopf und Stacheln am Deckel, die Augen hoch oben. a) Schleimgrundeln. 1. S. Bruſtgrundeln. Gobius, Periophthalmus, Eleotris. 2. S. Halsgrundeln. Calyonymus, Chirus. b) Panzergrundeln. 3. S. Glattköpfige Grundeln. Gasterosteus, Trigla. 4. S. Rauchköpfige Grundeln. Scorpaena, Sebastes, Pterois. B. 2. Horde. Regelmäßige Fiſche. 3. Ordn. Elliptiſche Bruſtfloſſer. Haben einen zuſammengedrückten, ſchuppigen Leib, mit ſeitlichen Augen, bewegliche Kiefer und freie Bauchfloſſen am Bruſtgürtel. 7. Z. Schmalköpfe. a) Nackte Schmalköpfe oder

Digitized by Google

Thunfiſche. 1. S. Lange Thunfiſche. Centronotus, Gasterosteus, Lichea, Scomber, Xiphias. 2. S. Tafelförmige Thunfiſche. Vomer, Zeus, Lampris, Equila. b) Stark beſchuppte Schmalköpfe. 3. S. Lederfiſche. Amphacanthus, Acanthurus, Monoceros. 4. S. Schuppenfloſſer. Chaetodon, Heniochus, Zanclus, Ephippus, Platax. 8. Z. Glattköpfe; vollkommen elliptiſch, mit großen Schuppen, ohne Zähne und Stacheln am Deckel, Kopf ziemlich dick oder ſtumpf, Schnauze meiſt kurz, Maul klein, mit regelmäßig ſtehenden meiſt großen Zähnen, nur eine lange Rückenfloſſe, worin die harten Strahlen vorherrſchen, fünf bis ſechs Kiemenſtrahlen. a) Geſtreckte Glattköpfe. 1. S. Stumpfköpfe. Coryphaena, Xyrichtys, Brama. 2. S. Dicklippige Glattköpfe. Labrus, Epibulus, Chromis, Scarus. b) Breite Glattköpfe. 3. S. Dickzähnige Glattköpfe. Toxodes, Alaena, Sparus, Dentex. 4. S. Blätterfiſche. Anabas, Polyacanthus, Osphronemus. 9. Z. Rauhköpfe; regelmäßiger, zuſammengedrückter Leib, mit harten, feſtſitzenden Schuppen, ziemlich lange, vereinigte oder getrennte Rückenfloſſe, gezähnelte oder ſtacheliger Kiemendeckel, meiſt hakenförmige Zähne, ſechs bis ſieben Kiemenſtrahlen. a) Glattſchupper. 1. S. Einfloſſige. Glyphisodon, Lobotes, Pristipoma. 2. S. Zweifloſſige. Eques, Sciaena, Umbrina, Pogonias. b) Eigentliche Barſche. 3. S. Einfloſſige. Acerina, Rypticus, Seranus, Cirrites, Mesoprion. 4. S. Zweifloſſige. Sillago, Holocentrum, Perca, Labrax, Lates, Centropomus, Aspro, Lucio-Perca. 4. Ordn. Bauchfloſſer; die Bauchfloſſen von den Bruſtfloſſen abgerückt, Rückenfloſſen klein, die Strahlen meiſt weich. 10. Z. Rundmäuler; halbe Bruſtfloſſen, mit faſt zahnloſem Maul, ohne Stacheln am Deckel. a) Bruſtkarpfen. 1. S. Bruſtkarpfen mit Deckelkerben. Apogon, Pomatomus, Ambassis. 2. S. Bruſtkarpfen ohne Deckelkerben. Ophicephalus, Tetragonurus, Mugil. b) Bauchkarpfen. 3. S. Bauchkarpfen mit zwei Rückenfloſſen. Mullus, Polynemus. 4. S. Echte Karpfen. Cobitis, Anaplebs, Cyprinus. 11. Z. Flachmäuler; zwei Rückenfloſſen, wovon die hintere ohne Strahlen. a) Breite Lachſe. 1. S. Tafellachſe mit ſenkrechtem Maul. Sternoptyx, Gasteroplecus. 2. S. Ovale Lachſe. Serrasalmo, Myletes, Hydrocion, Citharinus. b) Lange Lachſe. 3. S. Walzenlachſe. Saurus. 4. S. Längliche Lachſe. Argentina, Salmo. 12. Z. Schmalmäuler; Leib und Kopf ſtark zuſammengedrückt, mit großen, abfälligen Schuppen, meiſt nur eine Rückenfloſſe, Bauchfloſſen weit hinten. a) Weiche Häringe. 1. S. Dünne Häringe. Atherina, Engraulis, Clupea. 2. S. Dicke Häringe. Elops, Megalops, Plutirinus, Exocaetus. b) Bewaffnete Häringe. 3. S. Zahnhäringe. Chirocentrus. 4. S. Panzerhäringe. Erithrynus, Amia, Osteoglossum. 13. Z. Langmäuler; ſchlank, ziemlich walzig, oft mit ſtarken Schuppen, Kopf lang, platt, Rücken- und Steißfloſſe klein, weit hinten und gegenüber, Maul weit, geſpalten, voll ſtarker Zähne, meiſt auch im Gaumen und auf der Zunge, Augen klein. Polypterus, Sphyraena, Lepidosteus, Belone, Scomboresox, Hemiramphus, Esox.

Wie geſagt, die Naturphiloſophie hat das anatomiſche Studium der Fiſche ſehr gefördert. Aus ſchon oben angegebenen Gründen können wir darüber ins Einzelne nicht eingehen, ſondern müſſen uns begnügen, die Namen der bezüglichen Anatomen zu nennen. Sie ſind: Autenrieth, Geoffroy St. Hilaire, Roſenthal, Cuvier, Oken, Spix, Bojanus, Fenner, Arendt, Carus, Schulze, Weber, van der Hoeven, Bakker, Meckel, Apoſtole-arſaki, Kuhl, Serre, Magendie, Desmoulins, Sömmering Sohn, Maſaien, Jurine, Everard Home, Otto, Heuſinger, Pohl, Dumeril, Bailly, Blainville, Rathke, Tiedemann und Döllinger, Fohmann, Rudolphi, Humboldt, Delaroche ꝛc.

Cuvier nahm nun das Studium der Fiſche, unterſtützt von zahlreichen Hilfsmitteln, ganz von Neuem auf. Zuerſt erſchien ſein Syſtem vollſtändiger in der erſten Ausgabe des Règne animal, welches wir indeſſen übergehen. Dann begann er mit Valenciennes das große Werk: Histoire naturelle des Poissons, von dem bis jetzt 12 Theile erſchienen ſind. Gleich nach Herausgabe der erſtern Theile erſchien die zweite Ausgabe ſeines Règne animal, in welchem er folgendes Syſtem aufſtellte:

Fiſche. Erſte Ordnung der Fiſche: *Acanthopterygii.* Erſte Familie der Stachelfloſſer: *Percoidei.* a. Mit ſieben Kiemenſtrahlen, Kehlfloſſen und zwei Rückenfloſſen. 1. Perca. 2. Lubrax. 3. Lutes. 4. Centropomus. 5. Grammistes. 6. Aspro, Huro, Etelis, Niphon, Enoplosus, Diploprian. 7. Apogon. 8. Cheilodipterus. 9. Pomatomus. 10. Ambassis. 11. Luccoperca. b. Mit einer Rückenfloſſe und Eckzähnen. 12. Serranus, Anthias, Serranus. 13. Plectropoma. 14. Diacope. 15. Mesoprion. c. Mit einer Rückenfloſſe und ſammetartigen Zähnen. 16. Acerina. 17. Rypticus. 18. Polyprion. 19. Centropristes. 20. Grystes. d. Mit weniger als ſieben Kiemenſtrahlen. α) Einer Rückenfloſſe und Eckzähnen. 21. Cirrhites. β) Einer Rückenfloſſe und ſammetartigen Zähnen. 22. Chironemus. 23. Pomotis. 24. Centrarchus. 25. Priacanthus. 26. Dules. 27. Therapon, Datnia. 28. Pelates. 29. Helotes. γ) Zwei Rückenfloſſen. 30. Trichodon. 31. Sillago. e. Mit mehr als ſieben Kiemenſtrahlen. 32. Holocentrum. 33. Myripristes. 34. Beryx. 35. Trachichtys. f. Mit Kehlfloſſen. 36. Trachinus. 37. Percis. 38. Pinguipes. 39. Percophis. 40. Unaroscopus. g. Mit Bauchfloſſen. 41. Polynemus. 42. Sphyraena. 43. Paralepis. 44. Mullus, Mullus Upeneus. Zweite Familie der Stachelfloſſer: *Cataphracti.* 45. Trigla, Trigla, Prionotes, Peristedion, Dactylopterus, Aphalacanthus. 46. Cottus, Aspidophorus. 47. Hemitripterus. 48. Hemilepidotus. 49. Platycephalus. 50. Scorpaena, Scorpaena, Taeniotes, Sebastes. 51. Pterois. 52. Blepsias. 53. Apistes. 54. Agriopus. 55. Pelor. 56. Synaceia. 57. Monocentris. 57b. Hoplostethus. 58. Gasterosteus, Spinochia. 59. Oroesoma. Dritte Familie der Stachelfloſſer: *Sciaenoidei.* a. Mit zwei Stachelfloſſen. 60. Sciaena. Sciaena, Otolithus, Ancylodon, Corvina, Ichnius, Umbrina, Lonchurus, Poganathes. 61. Eques. b. Mit einer Rücken-

Digitized by Google

ſloſſe. 62. Haemulon. 63. Pristipoma. 64. Diagramma. c. Mit einer Rückenfloſſe und weniger als ſieben Kiemenſtrahlen, und fortlaufender Seitenlinie. 65. Lobotes. 66. Cheilodactylus. 67. Scolopsides. 67 b. Latilus. 67 c. Macquaria. d. Mit weniger als ſieben Kiemenſtrahlen und unterbrochener Seitenlinie. 68. Amphiprion. 69. Premnas. 70. Pomacentrus. 71. Dascyllus. 72. Glyphodon. 72 b. Etroplus. 73. Heliases. Vierte Familie der Stachelfloſſer: *Sparoidei.* 74. Sargus, Charax. 75. Chrysophris. 76. Pagrus. 77. Pagellus. 78. Dentex, Pentapus, Lethrinus. 79. Cantharus. 80. Boops. 81. Oblata. 81 b. Scathares. 81 c. Crenidens. Fünfte Familie der Stachelfloſſer: *Menides.* 82. Maena. 83. Smaris. 84. Caesio. 84 b. Aphareus. 85. Gerres. Sechſte Familie der Stachelfloſſer: *Squamipennes.* 86. Chaetodon, Chelmon, Heniochus, Zanclus, Ephippus, Drepane, Scatophagus, Taurichthes, Holacanthus, Pomacanthus, Plutax. 87. Psettus. 88. Pimelepterus. 89. Dipterodon. 90. Brama. 91. Pempheris. 92. Toxates. Siebente Familie der Stachelfloſſer: *Scomberoidei.* 93. Scomber, Scomber, Thynnus, Orcynus, Auxis, Sarda, Cybium, Thyrsites, Gempylus. 94. Xiphias, Xiphias, Tetrapturus, Makaira, Istiophorus. 95. Centronotus, Naucrates, Elacetes, Liohia, Trachinotes. 96. Rhinchobdella, Macrognathes, Mastacemblus. 97. Notacanthus. 98. Seriola. 99. Nomeus. 100. Temnodon. 101. Caranx. 102. Vomer, Olistus, Sogris, Blepharis, Gal, Argyreiosus, Vomer. 103. Zeus, Capros, Lampris, Equula, Menes. 104. Stromateus, Peprilus, Luvarus. 105. Seresinus. 106. Kurtus. 107. Coryphaena, Coryphaena, Caranxomorus, Astrodermus. Pteraclis. Achte Familie der Stachelfloſſer: *Taenioidei.* a. Mit langer Schnauze und ſcharfen Zähnen. 108. Lepidopus. 109. Trichiurus. b. Mit kurzer, kleiner Schnauze. 110. Gymnetrus. 111. Stylephorus. c. Mit kurzer Schnauze, geſpaltenem Maule und ſtumpfem Kopfe. 112. Cepola. 113. Lephotus. Neunte Familie der Stachelfloſſer: *Theutyes.* 114. Siganus. 115. Acanthurus. 116. Prionurus. 117. Nascus. 118. Axinurus. 119. Priodon. Zehnte Familie der Stachelfloſſer: *Pharyng-Labyrinthie.* 120. Anabas. 121. Polycanthus. 121 b. Colisa. 122. Macropodus. 123. Helostomus. 124. Osphromenus. 125. Trichopodus. 126. Spirobranchus. 127. Ophicephalus. Eilfte Familie der Stachelfloſſer: *Mugiloidei.* 128. Mugil. 129. Tetragonurus. 130. Atherina. Zwölfte Familie der Stachelfloſſer: *Gobioidei.* 131. Blennius, Blennius, Pholis, Myxodes, Salarias, Clinus, Cirribarbus, Centronotus, Opistognathus, Zoarces. 132. Anarrhichas. 133. Gobius, Gobius, Gobioides, Taenioides, Periophthalmus, Eleotris. 134. Callionymus, Trichonotes, Comephorus. 135. Platypterus. 136. Labrax. Dreizehnte Familie der Stachelfloſſer: *Pectorales Pediculati.* 137. Lophius, Chironectes, Malthe. 138. Betrachus. Vierzehnte Familie der Stachelfloſſer: *Labroidei.* 139. Labrus, Labrus, Cheilines, Lachnolaimus, Julis, Anampses, Crenilabrus, Coricus, Epibulus, Clepticus, Gomphosus. 140. Xyrichthys. 141. Chromis, Cychla, Malacanthus. 142. Scarus, Calliodon, Odax. Funfzehnte Familie der Stachelfloſſer: *Fistulares.* 143. Fistularia, Fistularia, Aulostoma. 144. Centriscus, Centriscus, Amphisile. Zweite Ordnung der gewöhnlichen Fiſche: *Malocopterygii abdominales.* Erſte Familie der Weichfloſſer: *Ciprinoidei.* 1. Cyprinus, Cyprinus, Barbus, Gobio, Tinca, Cirrhines, Abramis, Labeo, Catosomus, Leuciscus, Chela, Gonorrhynchus. 2. Cobitis. 3. Anaplebs. 4. Poecilia. 5. Lebias. 6. Fundulus. 7. Molinesia. 8. Cyprinodon. Zweite Familie der Bauchweichfloſſer: *Esoces.* 9. Esox, Esox, Galaxias, Alepocephalus, Microstoma, Stomias, Chauliodes, Salanx, Belone, Sairis, Hemirhamphus. 10. Exocoetus. 11. Mormyrus. Dritte Familie der Weichfloſſer: *Siluroidei.* 12. Silurus, Silurus, Schilbe, Mystus, Pimelodes, Bagre, Pimelodes, Synodentis, Agneiosus, Doras, Hetorobranchus, Plotoses, Callychthys. 13. Malapterurus. 14. Platystacus. 15. Loricaria, Hypostoma, Loricaria. Vierte Familie der Bauchweichfloſſer: *Salmonides.* 16. Salmo, Salmo, Osmerus, Malottus, Thymallus, Coregonus. 17. Argentina. 18. Characinus, Curimates, Anostomus, Gasteropelecus, Piabuca, Serrasalmo, Tetragonopterus, Chalceus, Myletes, Hydrocyon, Citharinus, Saurus, Scopelus, Aulopus. 19. Sternoptyx. Fünfte Familie der Bauchfloſſer: *Clupeae.* 20. Clupea, Clupea, Alosa, Chatoessus. 21. Gnathobolus. 22. Pristigaster. 23. Notopterus. 24. Engraulis, Engraulis, Thryssa. 25. Megalops. 26. Elops. 27. Butirinus. 28. Chirocentrus. 29. Hyodon. 30. Erythrinus. 31. Amia. 32. Sudis. 33. Osteoglossum. 34. Lepisosteus. 35. Polypterus. Dritte Ordnung der Fiſche: *Malacopterygii subbrachii.* Erſte Familie der Kehlfloſſer: *Gadoidei.* 1. Gadus, Merlangus, Merluccius, Lota, Motella, Brosmius, Brotula, Phycis, Raniceps. 2. Macrourus. Zweite Familie der Kehlfloſſer. 3. Pleuronectes, Platessa, Hippoglossus, Rhombus, Solea, Monachir, Achirus. Dritte Familie der Kehlfloſſer: *Discoboli.* 4. Lepadogaster, Lepadogaster, Gobiesox. 5. Cyclopterus, Lumpus, Liparis. 6. Echeneis. Vierte Ordnung der Fiſche: *Malacopterygii Apodes.* 7. Muraena, Anguilla, Ophisurus, Muraena, Sphagebranchus, Monopterus, Synbranchus, Alabes. 8. Laicopharyx. 9. Gymnotus, Gymnotus, Carapus, Apteronotes. 10. Gymnarchus. 11. Leptocephalus. 12. Ophidium, Ophidium, Fierasfer. 13. Ammodytes. Fünfte Ordnung der Fiſche: *Lophobranchii.* 1. Syngnathus, Syngnathus, Hippocampus, Solenostoma. 2. Pegasus. Sechſte Ordnung der Fiſche: *Plectagnathi.* Erſte Familie: *Gymnodontes.* 1. Diodon. 2. Tetraodon. 3. Orthagoriscus. 4. Triodon. Zweite Familie: *Sclerodermi.* 5. Balistes, Balistes, Monacanthes, Aluteres, Triacanthus. 6. Ostracion. Die zweite Reihe der Claſſe der Fiſche: *Chondropterygii.* Knorpelfiſche. Erſte Ordnung oder ſiebente der ganzen Ordnung. Mit freien Kiemen: *Sturiones.* 1. Acipenser. 2. Polyo-

Digitized by Google

don. 3. Chimaera, Chimaera, Callorhynchus. Zweite oder achte Ordnung der Claſſe. Mit feſtſitzenden Kiemen: *Selacii.* 4. Squalus, Scyllium, Squalus, Carcharias, Lamna, Galeus, Mustelus, Notidanus, Selache, Cestracion, Spinax, Centrina, Scymnus. 5. Zygaena. 6. Squatina. 7. Pristis. 8. Raia, Rhinobatus, Rhina, Torpedo, Raia, Trygon, Anacanthes, Miliobathis, Rhinoptera, Cephaloptera. Dritte Ordnung der Knorpelfiſche: *Cyclostomi.* 9. Petromyzon. 10. Myxine, Heptatrema, Gastobranchus. 11. Ammocoetas.

Dieſes Syſtem hat der Begründer im Verlaufe ſeines größern Werkes hier und da etwas abgeändert, namentlich bezüglich der Stellung mancher Familie, auch ſind in Folge neuerer Entdeckungen noch manche Gattungen dazu gekommen. Karl Bonaparte hat das Cuvier'ſche Syſtem auch etwas abgeändert, und daſſelbe namentlich mehr in Familien zerſpalten; es würde uns indeſſen zu weit führen, wollten wir daſſelbe aufnehmen. Man findet daſſelbe in Oken's Iſis 1833. Ein anderes Syſtem hat Agaſſiz in ſeinem großen Werke: Hist. nat. des Poissons fossiles, aufgeſtellt, da daſſelbe aber eben hauptſächlich die foſſilen Fiſche betrifft, ſo gehört daſſelbe in einen andern Artikel. (*D. Thon.*)

ICHTHYOMANTIE (ἰχθυομαντεία), die Kunſt, aus den Fiſchen zu weiſſagen; ἰχθυόμαντις, der dieſe Kunſt Übende, ſ. Wahrsagerei. (*R.*)

Ichthyomethya *P. Br.*, ſ. Piscidia.

ICHTHYOMORPHITES (Paläozoologie), von ἰχθὺς und μορφή, Fiſchgeſtalt, mit der angehängten Endigung ites, war eine frühere Benennung für fiſchähnliche Steine, und für ſolche, welche Fiſcheindrücke enthalten. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOPERIAE (Paläozoologie) nannte Hill längliche, abgerundet rhomboidale Fiſchzähne aus der Abtheilung der Buſoniten, welche man ihrer Form wegen mit Schotenfrüchten verglichen, und Luyd Siliquastrum genannt hat. Vgl. Ichthyodonten. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOPETRA (Paläozoologie), im Franzöſiſchen Ichthyopètre, von ἰχθὺς und πέτρα, d. i. Fiſchſtein, hatte dieſelbe Bedeutung, wie Ichthyomorphites und Ichthyotypolithus. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOPHAGI. Ἰχθυοφάγοι oder Fiſcheſſer, eigentlich Nomen appellativum, iſt anfänglich wol weder von einer beſondern Völkerſchaft verſtanden noch gebraucht worden. Ähnlich ſind folgende Benennungen: Lotophagen, Lotos- oder Kleeeſſer, Rhizophagen, Wurzeleſſer, Spermatophagen, Samenkörnereſſer, Phtheirophagen, Tannenzapfeneſſer aus dem Reiche der Pflanzen, und aus der animaliſchen Welt: Tyrophagen, Käſeeſſer, Kreophagen, Fleiſcheſſer, Chelonophagen, Schildkröteneſſer, Hippophagen, Pferdeeſſer, Struthophagen, Straußeneſſer, Akridophagen, Heuſchreckeneſſer, Elephantophagen, Elefanteneſſer, Ophiophagen, Schlangeneſſer, ſelbſt Anthropophagen, Menſcheneſſer, und Pamphagen, Alles Eſſende. Dieſe und noch einige Benennungen anderer Art, wie Troglodytä, oder Höhlenbewohner, ſelbſt Makrobier, Langlebende, Hamaxobii, oder Wagenbewohner u. a. m. haben urſprünglich nur appellative Bedeutung, und deuten auf die Culturſtufe hin, auf welcher ſo benannte Völker ſtanden; denn durch die Lebensweiſe wird jene bedingt. In der Geographia fabulosa ſpielen dieſe Namen eine bedeutende Rolle. Was nun die Fiſcheſſer anbetrifft, ſo wird man ſie nur an Küſten, in der Nähe eines Meeres oder großen Fluſſes zu ſuchen haben. Beſonders bevölkerte man damit die entfernten, alſo unbekannten Küſten des arabiſchen Meerbuſens in Aſien und Afrika, und die ſüdlichen Küſtenländer des äußerſten Oſtens Aſiens, am indiſchen Pelagus, am perſiſchen Meerbuſen, am erythräiſchen Meere. Es bedarf wol kaum der Bemerkung, daß auch den Fiſcheſſern von den Griechen dieſer Name wegen der Lebensweiſe gegeben, und damit zugleich angedeutet worden iſt, daß ſie auf der niedrigſten Stufe der Cultur ſtanden. Denn nach den Grundſätzen der Ethnologie müſſen die Fiſcheſſer im engern Sinne zu den Jägervölkern gerechnet werden, dieſe ſtehen aber in der Entwilderung der menſchlichen Natur tiefer, als die Nomaden und Ackerbautreibenden. So wird es klar werden, was Plinius von Alexander dem Großen erzählt, er habe allen Fiſcheſſern am indiſchen Pelagus verboten, Fiſche zu eſſen [1]). Er wollte ſie dadurch mehr und mehr entwildern und zu einer andern Lebensweiſe, zum Ackerbaue, hinführen; wo nicht, ſo würde dieſes Verbot ſo viel heißen, als ihnen verbieten, zu leben, da die äußerſt dürftige Küſte faſt weiter nichts als Fiſche zur Nahrung darbietet. Indeſſen Alexander wußte wohl, daß ſo arm die Gegend nicht war; denn aus dem Berichte des Nearchos über die Fahrt der Flotte Alexander's von der Mündung des Indos bis in die des Euphrats geht hervor, daß die waſſerreichen Stellen des innern Landes an der Küſte von Gedroſien wirklich bebaut wurden. Es ſollten daher die Ichthyophagen zu dieſer Lebensweiſe, deren Möglichkeit in jenen Gegenden ausgemacht war, ſich wenden, weil ohne dieſe an keine weitere Bildung zu denken war. Alexander aber wollte den ganzen Orient helleniſiren, d. h. auf eine höhere Stufe der Cultur bringen. Die hiſtoriſchen Ichthyophagen, wenn wir ſo diejenigen Völker nennen dürfen, die bei den griechiſchen und römiſchen Geographen mit dieſem Namen vorkommen, ſind folgende: die Ichthyophagi Aethiopes [2]), welche Ptolemäus in der Regio Sinarum im äußerſten Oſten Aſiens annimmt, und ſo tief ſtellte, daß ſie ſüdwärts den Äquator erreichen und nördlich bis an den Eingang zum Sinus Magnus (Meerbuſen von Siam) ſich erſtrecken; es würden demnach dieſe Ichthyophagen alle Völker zwiſchen der Bai von Tonkin und dem Meerbuſen von Siam umfaſſen, nur daß dieſer Continent noch nicht den Äquator erreicht; ferner die ſchon erwähnten Fiſcheſſer auf der Küſte Gedroſiens am indi-

1) *Plin.* H. N. VI, 23: Ichthyophagos omnes Alexander vetuit piscibus vivere. 2) Äthiopen in Aſien dürfen nicht Wunder nehmen, da man dieſen Namen von allen Völkern Aſiens und Afrika's gebraucht findet, welche in der heißen Zone lebten, und nach dem Glauben der Alten das Verbrannte (Aethiops, im Geſichte verbrannt) waren. Auf der Homeriſchen Welttafel bewohnen den ganzen Süden Äthiopen.

ſchen Meere, welche Alexander kennen gelernt hat, die Pomponius Mela (III, 8, 4) Chelonophagen oder Schildkröteneſſer nennt, was, wie es ſcheint, ihm mit Ichthyophagen gleichbedeutend iſt; ſodann weiter hin nach Weſten die Fiſcheſſer, welche die nordöſtliche Küſte des glücklichen Arabiens vom Eingange in den perſiſchen Meerbuſen bis zum Vorgebirge der Sonne und dem Volke Anarità bewohnten, und Plinius durch die Nachrichten des Königs Juba belehrt daſelbſt anſetzt, Ptolemäus aber ſo andeutet, daß er wenigſtens ihre Küſte Sinus Ichthyophagorum nennt. Mit der neuen Geographie verglichen, würde dieſe Gegend einen Theil des jetzigen Hadſchar in Arabien ausmachen. Am meiſten bevölkerte man Afrika mit Ichthyophagen. An die Küſte längs des arabiſchen Meerbuſens, oberhalb Ägyptens und Äthiopiens, die man Troglodytike (Land der Höhlenbewohner) genannt findet, ſetzen Strabon, Ptolemäus und Plinius Fiſcheſſer; ebenſo ſetzt Ptolemäus dergleichen an im ſüdweſtlichen Afrika, unterhalb einer Gegend, die er Hippodromus nennt. Die meiſten der oben genannten Völker, die nach der Lebensweiſe benannt wurden, finden ſich in Afrika. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ICHTHYOPHILUS *Latreille* (Crustacea), aus der Abtheilung der Cymothoada, in der Ordnung Isopoda. Sie umfaßt die von Leach aufgeſtellte Gattung Nerocila und Livoneca *). Die Mandibeln derſelben treten wenig hervor, die Augen ſtehen ſeitwärts und ſind wenig deutlich, die Fühler ſind von einerlei Länge, der letzte Körperabſchnitt faſt dreieckig, mit zwei in zwei Seitenfloſſen endigenden Stücken als Blätter. Es gehört als Art hierher unter andern Cymothoa falcata *Fabricius*, Entomologia Syst. II, 504. (D. *Thon.*)

ICHTHYOPHIS *Fitzinger* (Reptilia), Schlangengattung aus der Familie Coecilioidea, oder aus Linné's Caecilia geſondert (Fitzinger, Claſſification der Rept. 1826). Durch den platten Leibesſtamm unterſchieden, enthält C. glutinosa *L.* und eine neue nicht charakteriſirte Art, I. Hapoltii. Wahrſcheinlich iſt dieſe Gattung mit Epicrium Wagler's identiſch (ſ. d. Art.). (D. *Thon.*)

ICHTHYOPHTHALM (Apophyllit, Fiſchaugenſtein, Albin, Mesotype épointé, Teſſelit). Dieſes in die Familie der Zeolithen gehörige Foſſil, das nach den verſchiedenen Abänderungen ſeiner Kryſtalliſation und Farbe oft ein ſehr abweichendes äußeres Anſehen annimmt, hat ebendadurch Veranlaſſung zu verſchiedenen Benennungen gegeben. Es findet ſich mitunter derb, gewöhnlich aber kryſtalliſirt. Als Stammkryſtalliſation kann man eine Quadratpyramide mit Polkantenwinkeln von 104° 2′ und Grundkantenwinkeln von 121° annehmen, die ſelten ohne weitere Veränderung vorkommt, ſondern gewöhnlich noch die Flächen eines in diagonaler Stellung befindlichen quadratiſchen Prisma's zeigt, welches Abſtumpfungen der Polecken, oder der Grundecken, oder beider zugleich bildet, ja bisweilen auch ganz allein (Teſſelit) vorkommt. Wird die Abſtumpfung der Polecken ſehr ſtark, ſo entſtehen tafelartige Kryſtalle, fehlt dieſe ganz und ſind die Grundecken abgeſtumpft, ſo ähneln die Kryſtalle dem Rhomben-Dodekaeder. Bei den derben Maſſen bemerkt man gewöhnlich eine ſchalige Abſonderung, der des Baryts ähnlich. Die Kryſtalle finden ſich immer aufgewachſen, äußerlich lebhaft glänzend, von Perlmutterglanz, und kommen vollkommen durchſichtig, doch auch trübe und wolkig, ja mitunter (Albin) vollkommen undurchſichtig und wie verwittert vor. Ein Durchgang, parallel den Endflächen des Prisma's, iſt vollkommen und lebhaft glänzend, der unebene und kleinmuſchelige Bruch beſitzt weniger Glanz. Die Härte unverwitterter Stücke ſteht der des Apatits gleich, das ſpecif. Gewicht beträgt 2,33. Die Farbe iſt gewöhnlich weiß, ſelten durch zufällige Verunreinigung grünlich und röthlich. Durch Reibung erhält der Ichthyophthalm Glaselektricität, vor dem Löthrohr entblättert er ſich ſchnell, wird undurchſichtig, und ſchmilzt unter Aufblähen zu einem blaſigen Glaſe. In Säuren entblättert er ſich und ſein Pulver gelatinirt. Gehalt: 24,98 Kalk, 52,38 Kieſel, 5,37 Kali, 16,20 Waſſer, 0,64 Flußſäure (Berzelius). Vorzüglich in den Blaſenräumen baſaltiſcher und wackenartiger Geſteine, mit Amalzim, Meſotyp, Kalkſpath, Prehnit, ſo auf den Faroër-Inſeln, in Grönland, auf der Inſel Skye, im Faſſathale und auf der Seiſeralpe in Tyrol, bei Auſſig in Böhmen. Auf Lagern von Magneteiſenſtein, im Gneuße mit Feldſpath, Kalkſpath und Hornblende an mehren Orten in Schweden, auf älterm Kalkſteine in Ungern bei Orawitza und Cziklowa. Auf Gängen mit Kalkſpath, Stilbit, Quarz und Bleiglanz im Schiefergebirge bei Andreasberg auf dem Harze. (*Germar.*)

ICTHYOSARCOLITHUS (Paläozoologie), im Franzöſiſchen Ichthyosarcolite. Aus den Wörtern *ἰχθὺς*, Fiſch, *σάρξ*, *σαρκὸς*, Fleiſch, und *λίθος*, Stein, zuſammengeſetzte Benennung, welche Desmareſt, wegen der Formähnlichkeit einzelner Bruchſtücke mit dem Muskelfleiſche mehrer Fiſche aus der Scomber- und Gadusfamilie, einem foſſilen Körper von problematiſcher Natur gegeben, welchen man inzwiſchen jedenfalls zu den Conchylien ſtellen zu müſſen geglaubt hat, wo er ſchon nach Desmareſt's Anſicht ein Bindeglied zwiſchen den, freilich ſehr weit aus einander ſtehenden, Hippuriten und Orthoceratiten abgeben ſollte. Er charakteriſirt dieſes Geſchlecht auf folgende Weiſe: testa recta, crassa, subtriangulari, intus septis obliquis semi-coniformibus et sinu s. siphone laterali praedita. Der abgerundet dreikantige Körper beſteht nach Desmareſt aus mehren an einander gereihten Theilen, welche nichts anderes ſind, als die Ausfüllungen auf einander folgender Fächer einer vielkammerigen Schale, welche aber nebſt den Scheidewänden aufgelöſt worden iſt, weshalb man auch dieſe Kerne meiſtens ganz getrennt und nur einzeln findet, und weder die ganze Länge, noch die Form der beiden Enden, noch die Oberflächen-Beſchaffenheit des Foſſils kennt. Manche dieſer Theilkerne haben 3″ (und ſelbſt 5″?) Länge; die Dicke ſcheint (nach Defrance) bei gleichbleibendem Durchmeſſer von 2″ bis zu 2‴ zu wechſeln. Die beiden Endflächen dieſer Kerne entſprechen der

*) Nicht Lironeca, wie in Voigt's Überſetzung von Cuvier's Thierreich ſteht. Vgl. die Originalabhandlung von Leach im Dict. des Scienc. Nat. t. 12. p. 351.

Form eines halben Kegels, und außen ſieht man auf einer Seite einen Halbkanal über alle auf einander folgende Kerne herablaufen, welchen Desmareſt als Repräſentanten derjenigen betrachtet, die bei den Hippuriten vorkommen. De Haan verwechſelte dieſes Genus mit ſeinem Rhabdites (Tyranites *Montf.*), der keine Verwandtſchaft damit hat. D'Orbigny machte ſpäter bekannt, daß er vollſtändige Exemplare von Ichthyoſarcolithen beſitze, welche regelmäßig ſcheibenförmig gewunden und mit vier bis fünf, jedoch nicht an einander liegenden Umgängen verſehen, die durch ein Netzwerk von kleinen an einander liegenden, der Richtung der Umgänge folgenden Röhrchen getrennt würden, und deren letzte Kammer ſehr groß und umfaſſend ſei; er verſprach in Kurzem eine genauere Beſchreibung davon bekannt zu machen, was aber noch nicht geſchehen iſt. Jenes Netzwerkes wegen ſtellt er das Geſchlecht neben die Belemniten, indem er es mit ihrer faſerigen Scheide verglich und die Schale ſelbſt für eine innerliche erklärte. Über den Siphon gab er keinen weitern Aufſchluß. Eine Bogenkrümmung erkennt man in der That auch an dem von Defrance abgebildeten Fragmente. Roulland erklärte im J. 1831 die Ichthyoſarcolithen für Biroſtern oder Kerne von langen Hippuritenarten; eine Anſicht, für welche der netzartig-röhrige Bau der Schale und die in größern oder kleinern Abſtänden vorkommenden Scheidewände ſprechen würde, womit aber die ſpirale, insbeſondere die regelförmig ſcheibenartige Geſtalt — er berührt dieſe Form gar nicht — wenig vereinbar zu ſein ſcheint. Nach ihm finden ſich die Ichthyoſarcolithen im Departement der Charente mit vielen Nerineen und Trigonien in einem oolithiſchen Geſteine, deſſen Körner aus Alveoliten, Milioliten und Melonien beſtänden, die ſich aber ſchlecht mit den vorigen Verſteinerungen vertragen, indem jene der Oolithformation und der Kreide, dieſe aber, ſo viel bekannt, nur tertiairen Bildungen angehören. Die letztere Angabe verdient daher eine wiederholte Beſtätigung. Die meiſten Verhältniſſe ſcheinen auf Oolithformation zu deuten, welcher aber freilich die Hippuriten gänzlich fremd ſind.

Einzige Art: I. triangularis *Desm.* l. c. *Defr.* 549. I. angularis *D'Orb.* 78. und Rhabdites triangularis *De Haan* 160 *). (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOSAUROCOPROS (Paläozool.) nannte W. Buckland die foſſilen Excremente der Ichthyosauren (ſ. d. folg. Art.). (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOSAURUS (Paläozoologie) (*ἰχθύς—σαῦρος* = Fiſcheidechſe, Fiſchechſe) hat König in London ein ausgeſtorbenes Sauriergeſchlecht genannt, eine der ſonderbarſten Bildungen, welche man je aus ihren Foſſilreſten wieder zuſammengeſetzt hat. Als Cuvier 1808 und 1809 die erſten Reſultate ſeiner Unterſuchung über die Reptilienreſte bekannt machte, waren ihm dieſe Überbleibſel noch gänzlich fremd. In keiner Sammlung waren noch Theile von dieſen Thieren zu finden. Im J. 1812 entdeckte man zuerſt zwiſchen Lyme Regis und Charmouth in Dorſetſhire den 4 Fuß langen Kopf und im folgenden Jahre gegen 60 Wirbelknochen nebſt Rippen und Schulterblättern eines gegen 17 Fuß langen Skelettes, welche in Bullock's Sammlung kamen und 1814 von Everhard Home in den Philosophical Transactions beſchrieben und abgebildet wurden mit dem Bemerken, daß das Thier, von welchem ſie abſtammten, durch die Verlängerung des Unterkiefers hinter dem Schädel und die Form des Schulterblattes den Krokodilen, — durch die biconcave Form der Wirbel, durch die unregelmäßige Anlenkung des Unterkiefers an den Schädel mittels eines flachen Knochens und durch die Lage der Naſenlöcher an der Baſis der Schnauzen den Fiſchen ähnlich ſei. Auch fügte er irrig hinzu, daß es einestheils nicht die Nachbildung der jungen Zähne in den alten, wie die Krokodile, beſitze, indem die letztern zwar hohl, aber nur mit Kalkſpath erfüllt gefunden würden, und daß es ſich anderntheils den Fiſchen durch poſitive Merkmale, durch die einfache Anfügung der Rippen an die Wirbel, welche keine Hebung und Senkung derſelben beim Athmen mit den Lungen geſtatte, und durch den gegliederten Knochenring der Sclerotica (welcher aber den Fiſchen keineswegs zuſteht), noch näher anſchließe; kurz, daß es mehr Fiſch als Reptil ſei. Die Entdeckung einer faſt vollſtändigen Vorderextremität im J. 1814 ließ ihn auch hieran mehr Ähnlichkeit mit den Haien, als mit andern Thieren wahrnehmen. Im J. 1818 entdeckte Home das Bruſtbein und deſſen Ähnlichkeit mit dem des Ornithorhynchus; er wurde hierdurch auf ſeinen Irrthum rückſichtlich der Anfügung der Rippen aufmerkſam. Ein im J. 1819 ihm zugekommener Schädel ließ die Naſenlöcher an der früher gewohnten Stelle nicht erkennen; er ſchrieb ſeine ehemalige Angabe daher einer Täuſchung zu (worin ihm ſpätere Forſcher nicht beipflichteten), und glaubte ſie nun am Ende der Schnauze zu finden. Ein vollſtändiges Skelett gab ihm Aufſchluß über manches bis jetzt zweifelhafte Verhältniß und zeigte ihm zwei Paar Ruderfüße; er gewahrte nun auch, daß Proteus, Siren u. Axolotl ebenfalls biconcave Wirbel, wie die Fiſche, beſitzen, und wies dem Genus daher den Namen Proteosaurus (obſchon der ältere Name Ichthyoſauros ihm nicht unbekannt geblieben) und ſeine Stelle unter den Reptilien zu. Die endliche Entdeckung eines, wenn auch nicht ganz gut erhaltenen Beckens, des einzigen Theiles, der noch zum Skelett mangelte, ließ ihn auch daran eine Verwandtſchaft mit den Krokodilen bemerken. Alle vor ihm beſchriebenen Reſte ſind ſpäter nie auf beſtimmte Arten zurückgeführt worden.

Conybeare und De la Beche wurden in den Jahren 1821 und 1822 durch ihre Unterſuchungen über das unter ganz gleichen Verhältniſſen aufgefundene Genus Ple-

*) *Desmarest*, Journ. de Physique, de Chymie et d'histoire naturelle. 1817. Jul. LXXXV. p. 50. pl. II. f. 9. 10. *Defrance*, Dictionnaire des Sciences natur. 1821. XXII, 549. 550. Atlas, Conchyliologie, pl. XII. f. 1. pl. XII. f. 2. = *Bronn*, Lethaea. *De Haan*, Monographiae Ammoniteorum et Goniatiteorum specimen. (Lugd. Bat. 1825.) p. 40. 160. *Dessalines d'Orbigny*, Tableau méthodique de la classe des Céphalopodes. (Paris 1826.) (Extrait des Annales des sciences d'histoire naturelle. 1826. Janv.) p. 77—79. *Roullard*, Actes de la Société Linnéenne de Bordeaux. Bulletin de la Société géologique de France. 1831. I. Jahrbuch für Mineralogie, Geognoſie ꝛc. 1832. S. 364.

Digitized by Google

siosaurus zur Vergleichung von **Ichthyosaurus** geleitet. Der erſte definirte beide Genera ſcharf, ſtellte ſie in eine durch Ruderfüße ausgezeichnete Reptilienordnung, **Enaliosauri**, zuſammen, welche er an die Krokodile anſchloß, entwarf Zeichnungen der reſtaurirten Skelette von beiden und bewahrte dem Namen **Ichthyosaurus** ſein Prioritätsrecht. Beide Autoren unterſchieden nach Zähnen vier Arten dieſes Geſchlechts (Geol. Transact. B. I. pl. XV).

Cuvier hatte zur Aufklärung dieſes Genus nur wenig thun können, da nur wenige Überbleibſel in Frankreich vorkamen. Er revidirte jedoch die Arbeiten der Briten, wies die Artverſchiedenheiten auch im Schädel nach und berichtigte einige zweifelhaft gebliebene Punkte, beſonders was die oſteologiſche Verwandtſchaft mit andern Wirbelthieren betrifft.

Jäger wies **1824** die Überreſte der Ichthyoſauren in Teutſchland, insbeſondre zu Boll im Würtembergiſchen, nach; bald nachher fand man ſie auch zu Banz in Franken. Die Entdeckung der foſſilen Excremente durch Buckland **1829** gab über die Ernährungsweiſe dieſer Thiere erwünſchten Aufſchluß.

Die von Conybeare aufgeſtellte Ordnung der Enalioſaurier behielten in ihren Syſtemen auch Geoffroy unter dem Namen der **Ichthyosaurii** und Fitzinger (**1826**) als Familie der Ichthyoſauroideen bei, der ihnen ihre Stelle in ſeiner Ordnung der Loricaten neben den Crocodiloiden gab; obſchon ſich zweifeln läßt, daß ſie die unbewegliche Zunge und die Schilderbedeckung beſeſſen, welche in ſeinem Syſtem die Loricaten von den Eidechſen (Squamaten) unterſcheiden.

Wagler aber verband **1831** die ausgeſtorbenen Genera **Ichthyosaurus, Plesiosaurus** und **Ornithocephalus** als hypothetiſche Familie **Hedraeoglotti** oder Haftzüngler mit den noch jetzt beſtehenden ſogenannten Monotremen zu einer eigenen Claſſe der Greife, deren Stelle zwiſchen den Säugethieren, Vögeln und Amphibien ſein ſoll, welche er charakteriſirt durch „freie Lungen, Eierlegen, (ohne Bebrüten) und Ätzung oder Aufſäugung der Jungen und welche ſich noch durch die Bildung des Bruſtbeines mit dem Randknochenleiſtchen auszeichnen." Der Name **Ichthyosaurus** ſchien ihm nicht mehr paſſend in dieſer Claſſe; er erſetzt ihn daher durch **Gryphus**, Greif.

Die Arten ſind übrigens bis jetzt nur wenig charakteriſirt, nur auf die Verſchiedenheit ihrer Zähne gegründet, ohne daß man in der Regel die entſprechenden Charaktere in andere Körper theilen könnte. Die Ichthyoſauren beſitzen die Schnauze des Delphins, die Floſſenfüße der Wale, die Zähne der Krokodile, Kopf und Bruſtbein der Eidechſen. Wenn ſie daher auch als Reptilien fortbeſtehen, ſo iſt ihre ſyſtematiſche Stellung doch ſehr zweifelhaft, denn dieſelbe Combination heterogener Elemente, wie im ganzen Skelett, wiederholt ſich nicht ſelten auch in einzelnen Theilen deſſelben. Im Ganzen haben ſie Eidechſenform, jedoch eine längere Schnauze, größere Augen, einen kürzern Hals, vier Füße, nur zum Rudern beſtimmt und gebildet wie die Seitenfloſſen der Cetaceen, und eine Länge von 5′ bis 40′. Davon beträgt der Kopf $\frac{1}{5}$, der Hals und Rumpf $\frac{2}{5}$, der Schwanz $\frac{2}{5}$.

Der Kopf iſt groß, mit lang und ſpitzzulaufender Schnauze, welche faſt allein durch zwei große, die meiſten Zähne tragende und in ihrer vordern Hälfte durch eine Naht mit einander verbundene Intermaxillarknochen gebildet wird, indem von Außen die Maxillarbeine nur an der hintern Hälfte derſelben noch einen ſchmalen bis unter den vordern Augenwinkel reichenden und mit wenigen Zähnen beſetzten Rand bilden und von Innen die zwei ſpitzzugehenden Naſenbeine von hintenher eine Strecke dazwiſchen treten. Die Naſenöffnungen liegen in Form länglicher Spalte im obern Rande der Zwiſchenkieferbeine, noch begrenzt von den Naſenbeinen und vordern Stirnbeinen. Die Stirnbeine, Wandbeine, Hinterhauptbeine, Felsbeine, Keil- und Flügelbeine ſind faſt wie bei den Eidechſen, zumal den Iguanen, beſchaffen. Auch iſt die Schläfengrube einfach wie bei den Eidechſen, aber die Ohr- und Schläfengegend zeigt einige eigenthümliche Charaktere, insbeſondere die Einfaſſung der Augenhöhle durch das vordere und das hintere Stirnbein und das Jochbein; die Abſcheidung der Schläfengrube durch das Schläfen- und das Maſtoidbein; die Verbindung des Schläfenbeins mit dem Paukenbeine, welches den innern Theil der Gelenkfläche für den Unterkiefer bildet: die Verkümmerung der Gehörknöchelchen auf das Fußblatt des Steigbügels. Die auffallendſten Charaktere an dieſen Schädeln ſind die ungeheuern Augenhöhlen (in einem Falle bis **14″** engl. weit) für Nachtaugen, und der aus **13** Gliedern beſtehende Knochenring, welcher die **Sclerotica** nach Vorn verſtärkt, wie bei den Vögeln, Schildkröten und Eidechſen, mit Ausſchluß der Krokodile und Fiſche. — Ein Quadratbein, wie alle Eidechſen haben, konnte zwar Wagler nicht finden, doch gibt es Conybeare an und zwar nicht loſe blos aus Maſtoidbein, wie bei den Lacerten, ſondern feſt mit dem Maſtoid- und andern benachbarten Knochen verwachſen, wie bei den Krokodilen.

Die Unterkinnlade iſt verlängert, ſpitz; beide Äſte ſind bis über die Hälfte ihrer Länge mit einander verwachſen, dabei nicht merklich gekrümmt, hinten über das Gelenke hinausragend (Krokodil); der Kronenfortſatz iſt lange nicht ſo ſtark als bei den Lacerten, und kaum ſtärker als beim Krokodil, aber ſtatt der großen ovalen Grube der letztern doch nur ein Ausſchnitt am Rande für den Maſſeter. Die ſechs Knochen, welche wie bei andern Reptilien jeden Aſt zuſammenſetzen, ſind durch Schuppennähte, wie bei den Fiſchen mit einander verbunden. Jeden Aſt durchzieht ein Kanal der Länge nach, aus welchem am vordern Ende eine regelmäßige Reihe von (9) Löchern für den Durchgang der Unterkiefernerven und Gefäße (ſtatt der unregelmäßig zerſtreuten bei den Krokodilen, Conybeare,) nach der äußern Fläche geht.

Die Zähne ſind alle kegelförmig, ihre Krone mit Schmelz überzogen und längs geſtreift (Krokodil), übrigens mehr oder weniger ſpitz, dünne, gebogen, rund, je nach Verſchiedenheit der Arten. Ihre Wurzel iſt dicker, geſtreift, aber ohne Schmelz. Innen iſt die Krone ſehr lange Zeit hohl, während die Wurzel ſich früh ſchließt und verknöchert. Sie ſtehen nicht in getrennten Zahnhöhlen (verſchieden vom Krokodil), ſondern loſe anhängend in einer

Längenfurche der Kinnladen, auf deren Grunde allein ſchwache Vertiefungen die Stelle der einzelnen Zähne andeuten. Das Nachwachſen der jungen Zähne erfolgt wie beim Krokodil, doch mit dem Unterſchiede, daß bei letzterm der junge Zahn in der natürlichen Höhle der Zahnwurzel erſcheint, während er beim Ichthyoſaurus erſt allmälig die ſolide Wurzel des alten zerſtören muß, um in deſſen Krone eindringen zu können und ihn zuletzt abfallen zu machen. Conybeare gab jederſeits über 30, Home über 45 Zähne in einem Kieferaſte an, welche hinterwärts bis unter die Augenhöhlen reichen.

Am Zungenbeine ſind die zwei vordern Hörner knöchern, groß, prismatiſch, zwiſchen ihnen befindet ſich eine knöcherne Scheibe, welche breiter als lang und hinten ausgerandet iſt. Von anſitzenden Kiemenbogen keine Spur.

Die Wirbel ſind ſehr zahlreich, 70, 90—100 und darüber, wovon ungefähr die eine Hälfte vor, die andere hinter das Becken gehört. Halbwirbel unterſchied Grey Egerton fünf, von welchen Atlas und Axis von Früh an mit einander feſt verwachſen ſind, indem ſie zugleich auf ihren ſonſt ebenen Gelenkflächen ſich wechſelſeitig entſprechende Erhöhungen und Vertiefungen beſitzen, welche die Drehung der Wirbel an einander unmöglich machen. Ihre untern Seiten bilden zwei gegen einander geneigte (in der Mitte vertiefte), Flächen, zwiſchen welche ſich ein überzähliges (Subvertebral=) Knöchelchen einkeilt; ein ähnliches kleineres liegt unter dem dritten Wirbel. Durch dieſe Bildung wächſt die Stärke des Nackens auf Koſten ſeiner Beweglichkeit. Die Wirbelſäule nimmt vom Atlas an bis zum fünften Halswirbel im Durchmeſſer ab, von da bis zu den mitteln Rückenwirbeln zu. — Die Wirbel haben mehr die Form wie bei den Cataceen, Fiſchen und Molchen, als bei den Eidechſen und Krokodilen. Sie ſind alle gleichförmig gebildet, der Querdurchmeſſer iſt ſtets größer, oft zwei= bis dreimal ſo groß, als die Achſe des Wirbelkörpers. Mit dieſem verwächſt der Ringtheil niemals feſt, ſondern um eine größere Beweglichkeit der Wirbelſäule zu geſtatten, verbindet er ſich nur loſe, gelenkartig damit, iſt daher im Foſſilzuſtande gewöhnlich ganz davon getrennt mit Hinterlaſſung einer rauhen Fläche auf jeder Seite, ſo lang als die Markröhre iſt. Oben beſitzt derſelbe einen zuſammengedrückten Dornenfortſatz, der im Anfange der Wirbelſäule ſo hoch als der Wirbelkörper ſelbſt iſt, und faſt überall ſo lang als dieſer, und ſchief ſtehend. Dieſe Fortſätze zuſammengenommen bildeten daher eine faſt ununterbrochene Leiſte längs der Wirbelſäule. Jeder Fortſatz ſtützt ſeine hintere Baſis auf den folgenden Wirbel und hat daher vorn auch ſeinerſeits einen wagerechten Vorſprung, ſtatt der Gelenkfortſätze bei den Säugethieren. Ringtheile, Dornenfortſätze und Gelenksvorſprünge verkleinern ſich hinten an der Wirbelſäule gegen den Schwanz hin immer mehr. Die Querfortſätze fehlen oder werden bei gewiſſen — den mittlen — Wirbeln erſetzt durch zwei Höckerchen, welche von den Seiten des Wirbelkörpers, und etwas näher gegen deſſen vordern Rand liegen. Das ſtärkſte derſelben ſtößt oben an den Ringtheil an und dient zur Anlenkung des Gelenkhöckers der Rippe; das ſchwächere ſteht etwas tiefer und iſt ein wenig ausgehöhlt; es dient zur Anlenkung des Gelenkkopfes der Rippe. So von dem erſten bis zum 18. mit Rippen verſehenen Wirbel; bei den folgenden ſenkt und nähert ſich das obere Höckerchen immer mehr gegen das untere. Beim 31. iſt es noch gewölbt, aber ſchon weit unten; beim 43., dem Becken nahe, ſind beide noch getrennt, aber beide klein und ausgehöhlt, welche Verhältniſſe jedoch je nach den Arten früher oder ſpäter eintreten können. Dann verſchmelzen beide Höckerchen mit einander zu einer länglichen Erhöhung. Hinter dem Becken hat jeder Wirbel nahe an der Ringtheilnaht nur noch ein kleines ausgehöhltes Höckerchen, das ſich bis zum ſpitzigen Schwanzende immer mehr verkleinert. Dieſer Wirbel ohne Ringtheil, wie man ſie gewöhnlich findet, ähnelt in Form den Gelenkflächen, im Umriſſe und in den Maßverhältniſſen ſehr den Steinen des Damenbrets. Die Dimenſionsverhältniſſe der Wirbel ſind jedoch nach Stellung und Art einigen Wechſeln unterworfen; ihr Quermeſſer ſteigt bis zu 5½″, und darüber.

Die Rippen ſind ſehr ſchlank, nicht zuſammengedrückt, faſt dreikantig. Faſt alle ſind oben gabelförmig, in einen Gelenkkopf und einen Gelenkhöcker getheilt. Es gab dergleichen an allen Wirbeln vom Halſe bis zum Becken, wie bei den Eidechſen. Die meiſten des Rumpfes wenigſtens umſchloſſen den Leib reifförmig, indem ſie ſich nach Home unten von beiden Seiten her unmittelbar vereinigten und verwuchſen.

Bruſtbein und Schulterblatt ſind im Weſentlichen wie bei den Eidechſen beſchaffen. Das Bruſtbein beſteht 1) aus einem unpaarigen Hauptknochen, welcher vorn wie ein T ausgebreitet iſt, ähnlich wie bei Monitor und Ornithorhynchus; 2) an beide Äſte dieſer Ausbreitung fügen ſich mittels einer ſchiefen Naht zwei ziemlich ſtarke gebogene Schlüſſelbeine an; 3) jederſeits an der Baſis des T und etwas auf derſelben fügen ſich die großen fächerförmigen und ſehr breiten Rabenſchnabelknochen an, welche an ihrem äußern Theile, da ſie an den Schulterblättern anliegen, ſchmal werden. Auch das Schulterblatt iſt gegen dieſen Knochen hin etwas fächerförmig ausgebreitet, wird aber dann ſchmäler und krümmt ſich gegen den Rücken. Am vordern Ende iſt noch ein Höcker zur Stütze gegen das Schlüſſelbein.

Vorderfüße. Am gemeinſchaftlichen Ende von Schulterblatt und Rabenſchnabel iſt die Gelenkvertiefung für den Oberarmknochen, welcher dick, kurz, oben am Kopfe aufgetrieben und gerundet, in der Mitte dünner, unten breit und platt iſt. Beide Vorderarmknochen ſind breit, glatt und ſehr kurz. Handwurzel und Mittelhand beſtehen aus einer Querreihe von drei, und dann zwei Querreihen von je vier Knöchelchen, welche alle platt, (vier= bis fünf=) eckig, pflaſterſteinartig an einanderliegend und breiter als lang ſind. Darauf folgen fünf bis ſechs Längenreihen eben ſolcher, gegen die Spitze hin immer kleiner werdender Knöchelchen, und eine andere feinere (zuſammengeſetzte?) bildet den Vorderrand. Jede dieſer Längenreihen enthält über 20—30 Knöchelchen, die vordern mehr als die hintern; an einem von Home abgebildeten Exemplare zählt man deren im Ganzen über 200. Dieſe Füße

Digitized by Google

mußten äußerlich nicht getheilt geſchienen haben; innerlich waren die Knochen nicht an einander gelenkt, ſondern (mittels Knorpelmaſſe?) verwachſen.

Das Becken iſt am wenigſten bekannt, nach Home dem der Krokodile ähnlich; es iſt ſchwächer als der Bruſtapparat.

Die Hinterfüße ſind kleiner als die vordern. Das Oberſchenkelbein iſt kleiner, zuweilen nur halb ſo groß als das Oberarmbein, aber dieſem ähnlich in Form. Ebenſo beide Unterſchenkelknochen den Vorderarmknochen. Auf ſie folgen zwei Querreihen mit je drei und fünf, und fünf Längenreihen mit je 18—20 und mehr Knöchelchen, wie an den Vorderfüßen beſchaffen.

Eine ſchuppen- oder ſchilderartige Bedeckung des Körpers ſcheint nicht vorhanden geweſen zu ſein; neben ſo vielen andern feinern Theilen würden ſich auch davon Spuren, wenigſtens Abdrücke in den zu ihrer Erhaltung ſo geeigneten Schiefergeſteinen gefunden haben.

Das Ende des Darmkanals muß wie bei vielen Knorpelfiſchen immer mit einer ſpiralen Klappe verſehen geweſen ſein, durch welche der Durchgang der Excremente durch denſelben verzögert wurde. Dies ergibt ſich aus der Betrachtung der foſſilen Excremente ſelbſt.

Dieſen foſſilen Excrementen oder Koprolithen hat Buckland den Namen Ichthyoſaurokoprolithen gegeben. Er fand ſie in denſelben Gebirgsſchichten, wie die Ichthyoſaurusknochen ſelbſt, theils noch zwiſchen den Gerippen in der Eingeweidegegend, wo ſie faſt nie fehlen ſollen, theils im Geſtein zerſtreut, theils iſt einer der tiefern Geſteinſchichten in ſolcher Menge zuſammengehäuft, daß dieſelbe in einer Mächtigkeit von einigen Zollen und einer Horizontalerſtreckung von mehren engliſchen Meilen (in Glouceſterſhire) bis zur Hälfte daraus zuſammengeſetzt erſcheint. Dieſe Excremente ſind daher den Steinbrucharbeitern wohl bekannt; ſie nennen ſie „Bezoarſteine." Sie ſind hart, länglich von Form, auf dem muſcheligen Bruche glasartig glänzend, außen aſchgrau bis ſchwarz von Farbe. Sie ſind etwa wie der Kern eines Fusus ſpiral gewunden, mit drei bis ſechs um eine Achſe liegenden, einander theilweiſe umſchließenden Umgängen, welche durch obenerwähnte Spiralklappe des Darmkanals gebildet werden. Seltener ſind ſie zerdrückt oder formlos. In ihrem Innern enthalten ſie Schuppen von Dapedius und andern Fiſcharten, Knochen und Zähne von Fiſchen und kleinen Ichthyoſauren, Ringchen, welche entweder als die Wirbelkörper kleiner Fiſche oder als die hornartigen Ringe in den Saugwarzen von Cephalopoden zu betrachten ſind, endlich eine ſepienartige Materie, der ſie ihre dunkle Färbung verdanken, wegen der ſie Dillwyn Graecum nigrum (im Gegenſatz von Graecum album der Hyänen) nannte. Prout fand ſie aus 0,25—0,50—0,75 phosphorſaurem Kalke, aus kohlenſaurem Kalke, etwas Eiſen, Schwefel und kohliger Materie zuſammengeſetzt. Sie ſind mit den Koprolithen anderer Thiere vermengt auf Tafel XXVIII—XXX im fünften Bande der neuen Reihe der Geological Transactions abgebildet.

Die kräftigen, ungetheilten Ruderfüße und ihre fiſchartige Geſtalt machten dieſe Thiere zu ebenſo geſchickten Schwimmern, als unfähig ans Land zu kommen. Durch einen Sturm auf die Küſte geworfen, vermochten ſie nicht ſich wieder ins Waſſer zurückzubegeben. Sie konnten daher nicht einmal, wie die Schildkröten, um Eier zu legen, ans Land kommen. Sie lebten geſellig zu mehren Arten beiſammen, nach den ihnen beigeſellten Foſſilreſten zu urtheilen, nie in Süßwaſſern, ſondern nur im Meere. Sie nährten ſich von andern kleinern Seethieren, ſogar von ſolchen ihres eignen Geſchlechts, hauptſächlich von Fiſchen und Cephalopoden. Ihre Gewandtheit im Schwimmen, ihr ſcharfes Geſicht bei Nacht und die Weite ihres Rachens ſetzten ſie in den Stand, ſich ſolche leicht zu verſchaffen. Ihre Größe, ihre Stärke, ihre Schwimmorgane und ihr kräftiges Gebiß ließ ſie auch größere Feinde nicht fürchten. Um Luft zu ſchöpfen, kamen ſie an die Oberfläche des Waſſers, wo ſie, im offenen Meere ohne Verfolger, einen Theil ihres Schädels mit den Naſenöffnungen emportauchen mußten. Dort war ihnen auch jede Umpanzerung ihres Körpers unnöthig. Am häufigſten haben ſie an der Stelle des jetzigen Englands gelebt; ſeltener in Irland, in Nordfrankreich, in Franken und Schwaben, und — wenn anders das Genus richtig beſtimmt iſt, in mehren angrenzenden Ländern.

Man findet ſie hauptſächlich in dem Gebilde der Liasſchiefer (durch ganz England, aber am häufigſten in Dorſetſhire zu Lyme Regis und Charmouth; C. Prévoſt gab eine beſondere Abhandlung darüber; in Somerſetſhire zwiſchen Bath und Briſtol im Avonthale; um Oxford, Gloceſter, Leiceſter, in Northumberland zu Newcaſtle; in Nordfrankreich im Calvados, zu Honfleur; in Schwaben zu Ohmden, Boll, Heiningen, Göppingen, Zell; in Franken zu ?Altdorf und Banz; auch vielleicht höher in den Oolithen, im Kimmeridgethone ꝛc. Die Angaben des Vorkommens im Muſchelkalke Teutſchlands und Frankreichs, und in Kreide Frankreichs und Nordamerika's bedürfen wiederholter Prüfung rückſichtlich der Beſtimmung des Genus, da die foſſilen Knochen der erſtern wol meiſtens dem Nothosaurus und Dracosaurus, die der letztern ebenfalls andern Geſchlechtern von Reptilien und ſelbſt Fiſchen anheimfallen dürften.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß die meiſten bisher beſchriebenen und abgebildeten Ichthyoſaurusreſte noch nicht einzeln beſtimmten Arten zugewieſen worden ſind. Man kann ſie theils mit Hilfe der hiſtoriſchen Einleitung zu dieſem Artikel, theils durch Nachſuchen in den ihm angehängten literäriſchen Angaben leicht auffinden, da hier die Abbildungen immer bemerkt ſind. Auch die ſieben bis jetzt im Lias angegebenen Arten ſind nur in einzelnen ihrer Theile genauer verglichen und unterſchieden worden; nach den übrigen vermag man noch nicht ſie zu erkennen, aus welchem Grunde ſie ſelbſt vielleicht noch auf eine geringere Anzahl zurückzuführen ſein würden. Einige andere Species ſind auch nur kaum angedeutet worden. Die Arten aus andern Formationen endlich ſind aus innern Gründen ſehr zweifelhaft ſchon rückſichtlich des Genus.

A. Arten aus dem Liasſchiefer.

1) Ichth. communis. I. communis *de la Beche* und *Conybeare* in Geol. Trans. A, V, II, 594 und B,

Digitized by Google

I. 108, pl. XV, f. 8, 13; XVI, 8—14; XLIX, 6. und II, 27. *Cuv.*, Oss. foss. V, II, 447, 456, 463, pl. XXVIII. f. 9, 10; XXIX, 1, 9. 12, 13. *Jäg.*, Reptil. 16, 46, t. 1, f. 1, 2, 3, 6; II, 13; III, 5; *v. Mandelsl.*, Alb. 31. Hartm. im Jahrb. für Min. 1835, S. 55. Goldf. bei Dech. 420. Skelett bis 15′ lang. Der obere Theil der Zähne iſt kegelförmig, nicht ſehr ſpitz, wenig gekrümmt, mit einfachen erhabenen Längenſtreifen dicht bedeckt, ſtielrund. Man hat davon einige mehr oder weniger vollſtändige, 5—15′ lange Skelette und eine von Conybeare reſtaurirte Zeichnung (Geol. Trans. B, I, t. 49. f. 6.), dann mehre einzelne Schädel, Zähne, Wirbel, (ſehr häufig) Rippen, Ruderfüße ꝛc., welche hauptſächlich in der Sammlung der Marie Anning, des Capt. Birch, de la Beche's, der oxforder, pariſer, ſtuttgarter Muſeen ꝛc. aufbewahrt werden. Der Schädel beſitzt an der Naſenwurzel zwiſchen den Augenhöhlen zwei vorn winkelige Vorragungen, zwiſchen welchen hinten eine winkelige Vertiefung liegt. Das Wandbein iſt länger, als breit, mit zwei länglichen Öffnungen, einer vorn, der andern hinten. Die Schläſenleiſten vereinigen ſich in eine Linie. Keilbeine ſehr dick, etwas gewölbt, hinten mit zwei ſich etwas genäherten Löchern. An einem 1821 zu Lyme gefundenen Exemplare nahm man den Kopf, den $16\frac{1}{2}$″ langen Unterkiefer, alle Wirbel an der Zahl 106, und Spuren des Beckens wahr. Die größten Bruſtwirbel waren $1\frac{1}{2}$″ breit; die längſten der 31 Rippenpaare maßen $11\frac{1}{4}$″ (*de la Beche* in Geol. Trans. A, V, 594). Gemein im Lias an der Küſte von Dorſetſhire zu Lyme ꝛc.; dann zu Banz in Franken und um Boll in Schwaben. Hartmann legte einen Schädel, der mit 84 obern und untern Zähnen verſehen war, der Naturforſcherverſammlung im J. 1834 vor. Ein anderer ſchien ihm mehr die Zähne des I. intermedius zu haben.

2) Ichth. platyodon. I. pladyodon *de la Beche* und *Conybeare* in Geol. Trans. B, I, 108, pl. XV, f. 7, XVI, 1—7, und Vol. II, 27. *Cuv.*, Oss. foss. V, II, 447 sq. 463. pl. XXVIII, f. 3—5. *Jäg.*, Rept. 16. *v. Mandelsl.* Alb. 32. Größte Art, der obere Theil der Zähne zuſammengedrückt, ſcharf zweiſchneidig, mit abgeglätteten Längenſtreifen. Auch hiervon beſitzt man einige ziemlich vollſtändige Skelette, worunter eins von 20′; dann viele Schädel, Zähne und andere Körpertheile, welche mitunter auf Individuen von 40—50′ Länge und darüber hindeuten. Hauptſächlich in den Sammlungen Mariens Anning (das große Skelett), Capt. Birch, de la Beche's, zu Paris ꝛc. Am Schädel iſt das Wandbein verlängert, und ſein Hintertheil ohne Loch, das Keilbein iſt unten der Länge nach gekielt, der Hinterrand ſtumpfwinkelig abgeſchnitten, dabei zwei Löcher. Die Wirbel haben bis $5\frac{1}{3}$″ (Jäg.), $5\frac{1}{2}$″ (Cuv.), und $6\frac{1}{2}$″ engl. (Davis), Breite; die Unterkiefer bis 8′ Länge. Dieſe Art fand ſich in Dorſetſhire (Lyme), in Somerſetſhire (Bath), Northumberland (Newcaſtle), und in der Umgegend von Boll (eine Reihe von 6″ 8‴ breiten Wirbeln)*).

3) Ichth. tenuirostris. Proteosaurus *Ev. Home* in Philos. Transact. 1819. p. 209—216. pl. XV. I. tenuirostris *de la Beche* und *Conybeare* in Geol. Trans. B, I, 108. pl. XV, f. 10. und Vol. II, 27. *Cuv.*, Oss. foss. V. II, 447 und 463. pl. XXVIII, f. 1, 6, 7, 8. pl. XXIX, f. 6, 7, 8, 9. *Jäg.*, Rept. p. 6—21, 46—48, t. I. f. 4; II, 9—12. 15—21. *v. Mandelsl.* Alb. 32. Nicht ſehr groß; Schnauze ſehr lang und dünn, Zähne viel ſchlanker als bei den übrigen, gebogen, faſt ungeſtreift. Cuvier beſitzt davon ein kleines Skelett von $3\frac{1}{2}$ Fuß Länge, wovon der Kopf 1′, der Rumpf $1\frac{1}{4}$′, der Schwanz 1′ mißt; die vordere Seitenextremität hat mit den Oberarmknochen $7\frac{1}{2}$″ Länge auf $3\frac{1}{2}$″ Breite, die hintere iſt etwas kürzer und ſchmäler. Dann beſtehen mehre andere und viele einzelne Theile des Skeletts in Birch's, Home's, de la Beche's Sammlung, mitunter von 8′ langen Individuen ſtammend. Am Schädel iſt das Wandbein ſo breit, als lang, hinten ganz abgeplattet, und beſitzt nur vorn ein rundes Loch. Am Keilbein iſt der hintere Rand etwas gerundet und dabei finden ſich zwei entfernt ſtehende Löcher. Findet ſich im Lias von Dorſetſhire und um Boll.

4) Ichth. intermedius. I. intermedius *Conybeare* Geol. Trans. B, I, 108. pl. XV, f. 9. pl. XVIII. (Schädel). *De la Beche* ib. II, 27. *Cuv.*, Oss. foss. V, II, 447 und 463, pl. XXIX, f. 2—5. *Jäg.*, Rept. 10. 11, 16, 20, 46; t. I, f. 4. *v. Mandelsl.* p. 32. Nicht ſehr groß; oberer Theil der Zähne viel ſpitzer als bei I. communis, mit weniger erhabenen Streifen, aber weniger ſchlank als bei I. tenuirostris. Schädel, Unterkieferſtücke, Zähne, Theile des Bruſtbeins ꝛc. beſtehen in den Sammlungen Cuvier's, de la Beche's, u. A. Sie deuten auf Individuen bis von 8′ Länge hin. Am Schädel iſt das Wandbein kurz und platt; das runde vordere Loch deſſelben ſetzt hinterwärts in eine Spalte fort, die ſich in ein zweites Loch erweitert. Das Keilbein hat hinten zwei etwas entfernt ſtehende Löcher, unten keinen Kiel, und iſt rechtwinkelig abgeſchnitten. Im Lias von Dorſetſhire und um Boll.

5) Ichth. grandipes. I. grandipes *Sharpe*, Proceed. of the geol. soc. Lond. 1830. 6 April. Von dieſer Art haben ſich keine Zähne zur Vergleichung mit den vorigen gefunden, aber der Obertheil des Schädels von der Naſenöffnung an rückwärts, das Schulterblatt, der faſt ganze vordere Fuß und die Wirbelſäule bis zum Anfang des Schwanzes mit faſt allen Darmfortſätzen, Alles zu einem Skelett gehörend. Es ſcheint von einer beſondern Art abzuſtammen, die ſich auszeichnen würde: a) durch das an der ganzen Wirbelſäule gleichbleibende Verhältniß zwiſchen Länge und Breite der Wirbel = 5 : 3; b) durch die Größe des Vorderfußes, der mit dem Oberarme $\frac{1}{3}$ von der Länge des ganzen Thieres (mit oder ohne Schwanz?) haben mußte. (Auch bei I. tenuirostris mißt derſelbe $\frac{1}{6}$—$\frac{1}{5}$ vom ganzen Thiere.); c) durch die faſt

*) G. v. Fiſcher's 19″ langer und 7″ dicker Ichthyoſauruszahn von den Ufern des Occafluſſes ſcheint Cuvier'n ein Elefantenzahn, obſchon derſelbe unten eine 7″ tiefe Höhle beſitze; Cuvier hat ähnliche.

Digitized by Google

runde, ſtatt eckigen Form der Knochen der Fußfloſſe. Aus dem Lias bei Stratford im Avonthale.

6) Ichth. coniformis. I. coniformis *Harlan* im Journ. Philad. III, 338, pl. XII, f. 6—8. *Brewst.* Journ. I, 382. *Féruss.* bullet. IV, (1825) 131—132. ?I. coniformis *Fleming*, Brit. anim. (Edinb. 1828) 154; *Woodw.* 38. Ein Unterkieferſtück im Muſeum von Philadelphia aus Somerſetſhire. Es iſt relativ dicker, als bei den vier erſten engliſchen Arten, 1″ lang, 0,6″ hoch und 0,5″ breit. Es trägt Zähne von verſchiedener Länge, die größten 0,3″ über die Wurzel reichend, genau kegelförmig, gerade, dicht der Länge nach geſtreift; ihre Wurzel iſt walzenförmig, hohl und ungeſtreift. Im Ganzen ſind noch ſechs Zähne vorhanden, deren wechſelſeitige Abſtände in der gemeinſchaftlichen Ladenrinne ihren Durchmeſſern gleichkommen. Sie haben mit denen des I. communis am meiſten Ähnlichkeit, ſind aber dicker und gerader.

7) Ichth. latifrons. I. latifrons *König*, Icon. foss. sectiles, f. 250. *Woodw.* 38. Da die Fortſetzung des genannten Werkes von König durch den Buchhandel nicht zu erhalten iſt, ſo kenne ich dieſe Art nur aus dem Citate von Woodward. Dieſe Art ſoll aus dem Lias von Balderton, Notts. ſtammen.

8) Ichth. ..... *Cuv.*, Oss. foss. V, II, 464, pl. XXIX, f. 10 (11?). Noch ein Keilbein, das ſich von denen der vier erſten Arten unterſcheidet. Es iſt ſehr dick, faſt halbmondförmig geſtaltet; die zwei es durchziehenden Kanäle vereinigen ſich hinten zu einer queren gemeinſchaftlichen Öffnung. Obere und ſeitliche Occipitalbeine ſind dabei. Aus Lias?

*) Ichth. macrospondylus. *Jäg.*, teste *Mandelsl.* Alb. p. 32. aus dem Lias der Gegend von Boll, iſt wahrſcheinlich dieſelbe Thierart, welche Jäger früher Crocodilus Bollensis und H. v. Meyer Macrospondylus Bollensis genannt haben.

B. Arten aus Kimmeridgethon.

9) ?Ichth... Cuvier bildet Halswirbel ab, welche ſich vor andern durch ihre außerordentliche Kürze auszeichnen, indem ſie nur ¼—⅕ ſo lang als breit ſind. Er bemerkt, daß ſie vom Kimmeridgethon ſtammen, und Conybeare ſie ihm gegeben habe, (Oss. foss. V, II, 468. pl. XXVIII, f. 11, 12, 13). Bei letzterm kann ich nicht auffinden, wo von demſelben die Rede wäre; wol aber führt er ſolche Pleſioſauruswirbel an, deren Abbildung aber wenig mit der Cuvier'ſchen übereinzuſtimmen ſcheint.

C. Zweifelhafte Arten aus der Kreideformation.

10) Ichth. Missouriensis. I. Missouriensis *Harl.* Trans. Amer. phil. Soc. 1834, N. S. IV, 405. Trans. Philad. geol. Soc. 1834. I. *James*, Edinb. Journ. 1834, XVIII, 28—40. N. Jahrb. f. Mineral. 1835, 368; 1836, 106. Ein Vordertheil von Ober- und Unterkiefer mit den Zähnen. Die Länge des Zwiſchenkieferbeins, welche weit über das Ende der Kieferbeine vorſtehen, unterſcheidet das 4″ lange Schädelſtück dieſer Art vor allen andern in Nordamerika gefundenen. Die noch anſtehenden Theile der Kieferbeine enthalten jedenfalls noch drei über der Wurzel abgebrochene Zähne. Die Zwiſchenkieferbeine enthalten deren jederſeits zwei, ebenfalls abgebrochene. Wachsthum und Wechſel der Zähne ſind wie bei andern Ichthyoſauren beſchaffen. (Die Americ. Philos. Trans. enthalten mehr Details.) Ein Pelzhändler hatte auf dem Heimwege von Rocky Mountains am Zuſammenfluſſe des Yellowſtone mit dem Miſſourifluſſe im Miſſourigebiete das 70′ lange Skelett eines Reptils in einem Felſen ſtecken geſehen und von dem 3—4′ langen Kopfe deſſelben dieſe vorragende Spitze abgeſchlagen, welche er an Major Ware in St. Louis überlaſſen. Dies Geſtein gehört nach Harlan dem ſecundären Gebiete der „subcretaceous" Gruppe an. Sollte dieſes Stück wirklich die Spitze der Schnauze darſtellen, was wir ohne Zuhilfnahme des Originalaufſatzes nicht entſcheiden können, ſo ſind offenbar die Zwiſchenkieferbeine mit ihren nur 2 Zähnen jederſeits noch viel zu kurz für einen Ichthyoſaurus.

*) Ichth.... *Patty*, Géol. d. Seine infér. p. 340. pl. XV. f. 1, 8. Patty führt in der untern Kreide des Unterſeinedepartements bei Rouen Knochen und Koprolithen von Ichthyoſauren an. Allein die letzten ſind wenig bezeichnend und zeigen der davon gegebenen Abbildung zufolge die ſpirale Windung des Ichthyoſaurokopros nicht. Auch die foſſilen Knochen ſind abgebildet und darnach zu urtheilen vom Verf. wahrſcheinlich für reihenſtändige Knochentäfelchen der Ruderfüße angeſehen worden. Aber die erſte der Reihen zeigt Knochen, welche verhältnißmäßig zu den übrigen viel zu ſehr in die Quere verlängert ſind, und alle ſcheinen, wenn es die Zeichnung richtig ausdrückt, einen unebenen Schmelzüberzug zu beſitzen. Es ſind daher wahrſcheinlich Gaumenzähne irgend eines Fiſches. Dafür werden ſie auch auf der Abbildung ſelbſt erklärt.

Literatur.

E. Luydii Lithophylacii Britannici Ichnographia. pl. XXII, XXIII. — *E. Home*, Some account of the fossil remains of an animal more nearly allied to fishes than any of the other classes of animals. Lond. Philosophical Transact. 1814. II. p. 571—577. pl. XVII—XX. (Schädel, Bruſt, Rippen, Wirbel.) — *Ej.*, Some further account of the fossil remains of that animal. Ibid. 1816. p. 318—321. pl. XIII—XVI. (Wirbel, Rippen, Ruderfuß.) — *Ej.* Additional facts respecting the fossil remains of the same animal etc. Ibid. 1818. p. 24—32. pl. II. (Bruſtbein.) — *Ej.* An account of the fossil skeleton of the Proteosaurus. Ibid. 1819. p. 209—211. — *Ej.*, Reasons for giving the name Proteosaurus to the fossil skeleton, which has been described. Ibid. 1819. p. 212—216. pl. XIII. XIV. XV. (Schädel, Bruſt, ganzer I. tenuirostris. — *Ej.* On the mode of formation of the canal for containing the spinal marrow, and on the form of the fins of the Proteosaurus. Ibid. 1820. p. 159—164. pl. XV. XVI. (Schädel, Vorderfuß.) — *W. Conybeare* (and *de la Beche*), Notice of the discovery of a new fossil animal forming a link between the Ichthyosaurus and Crocodile, together with general remarks on the Osteology of the Ichthyosaurus. London Icological Transact. 1821. Old series V. p. 559—581 und 594. pl. XL. f. 1—12. (Reſtaurirter Schädel.) — *Ej.* Additional notices on the fossil genera Ichthyosaurus and Plesiosaurus. Ibid. 1822. New series. I, 103—118. pl. XV. f. 4—10. 12. 13. pl. XVI. XVII. XX und pl. XLIX. f. 6. 7. (Alle Zähne, zwei Schädel, Ruderfuß, reſtaurirtes Skelett.) — *De la Beche*, ibid. II, 27. — *Parkinson*, Outlines of Oryctology. (London 1822.) p. 289—293. — *G. Cuvier*, Ichthyosaurus, in den Recherches sur les os-

Digitized by Google

semens fossiles. 1824. V, II, 447—475 und 355—358. p. XXVIII et XXIX. (Die verſchiedenen Theile.) — *G. Jaeger*, De Ichthyosauri sive Proteosauri fossilis speciminibus in agro Bollensi in Würtembergia repertis, cum tab. II. (Schädel und Skelett.) Stuttg. 1824. fol. (*Cuv.* l. c. p. 452.) — *Harlan*, Journal of the Academy of natural science of Philadelphia. VI, 338. — *Brewster*, Journ. I, 382. — *Férussac*, Bulletin des scienc. nat. 1825. III. IV, 131. 132. — *Const. Prévost* (Lagerungsverhältniſſe zu Lyme Regis), Bullet. de la Société philomatique. 1825. p. 167—170. Jahrb. 1826. S. 356—359. — Stahl im Würtemb. landwirthſchaftl. Correſpondenzblatt. 1824. VI, 29. — G. Young (Zerſtreutes in ſeinem Aufſatze über das Krokodil von Whitby). — *Jameson*, Edinburgh philosoph. Journ. 1825. XIII, 78—81. — Krüger, Urweltliche Naturgeſchichte. (Quedlnb. 1825.) I, 344. — *Koenig*, Icones fossilium sectiles. (London. fol.) No. 250. — Fitzinger, Neue Claſſification der Reptilien nach ihren natürlichen Verwandſchaften. (Wien 1826. 4.) S. 8. 9. — H. v. Meyer in Kaſtner's Archiv. VII, 181. — Zeitſchrift für Mineralogie. 1827. I, 245. — G. Jäger, über die foſſilen Reptilien, welche in Würtemberg aufgefunden worden ſind. (Stuttg. 1828. Fol.) S. 7—21. 39—42. Th. I. II. (aus obigem Werke.) III, 4. — *Fleming*, History of the British animals. (Edinburgh 1828.) p. 154. — Holl, Handbuch der Petrefactenkunde. (Dresden 1829. 12.) S. 89. — *W. Buckland*, On the Discovery of Coprolites or fossil faeces in the Lias at Lyme Regis etc. — Proceedings of the London geolog. Society. 1829. p. 142. — Transactions of the London Geological Society. 1829. III, 221—236. — *Boué*, Journal de Géologie. 1830. I, 1—19. pl. I. — *Prout* (Analyſen dazu). Geolog. Transact. III, 237. 238. — *Boué*, Journ. l. c. *S. Woodward*, Synoptical table of the British organic remains. (Lond. 1830.) p. 38. — *Wilton* im Quarterly Journal of Science. 1830. April. p. 64. — Fr. Hoffmann, Geognoſt. u. orograph. Verhältniſſe des nordweſtl. Teutſchland. (Berlin 1830.) II, 454. — Wagler's Natürliches Syſtem der Amphibien. (Münch. 1830.) S. 1. 60. 74. — Jahrb. d. Mineral. 1831. S. 217—220. — H. v. Meyer, Jahrb. für Mineralogie. 1831. S. 73. — *Passy*, Description géologique du Département de la Seine inférieure. (Rouen 1832. 4.) p. 340. — Goldfuß in v. Dechen's Bearbeitung von de la Beche's Handbuch der Geognoſie. (Berl. 1832.) S. 405. 420. 453. 457. — H. v. Meyer, Palaeologica zur Geſchichte der Erde. (Frankfurt 1832.) S. 110. 111. 213—216. 548. — *R. Harlan*, Transactions of the American philosophical Society. 1834. N. S. IV, 404 sq. Dann wieder in Transactions of the geological Society of Philadelphia. 1834. I. . . . . — *Jameson*, Edinb. n. philos. Journ. 1834. XVII, 342—362. — Neues Jahrb. für Mineral. 1835. S. 368. 1836. S. 106. — Hartmann (Neues Jahrb. für Mineral. 1835. S. 55). — *de Mandelsloh*, Mémoire sur la constitution géologique de l'Albe de Würtemberg. 1835. 4. p. 31. — *Grey Egerton* (Structur des Genicks). Lond. and Edinb. philos. Magaz. 1835. VII, 414. 415. 1836. IX, 500. — Neues Jahrb. für Mineral. 1836. S. 626. 1837. . . . . — Lortet, Neues Jahrb. f. Mineral. 1836. S. 201. — *Bronn*, Lethaea. t. XXVI. f. 2. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOSIAGONES (Paläozoologie), von ἰχθὺς, Fiſch, und σιαγὼν, Kinnbacken, eine Benennung von Bourdet de la Nièvre und ſpäter von Rüppell angewendet zu Bezeichnung des Geſchlechtes Aptychus von Meyer, räthſelhafte Körper, welche, ſchon den ältern Oryktologen bekannt, von Bertrand, Davila, Knorr, unter dem Namen Tellinoides, von Schlotheim unter der Benennung Tellinites, und von Parkinſon unter Trigonellites den Muſcheln beigezählt, von Deluc für Fiſchzähne, von Bourdet für ähnliche Überzüge der Kinnladen von Fiſchen gehalten, von Germar unter die Lepaditen gerechnet, von Meyer für die Schalen von Kopfmolluſken erklärt, von Rüppell theils für innerliche Schalen eines mit Coriocella und mit Rimula verwandten Molluſken, theils für Deckel ſeines Pseudoammonites, und von Voltz ganz neuerlich alle für Deckel von Ammoniten gehalten worden, und deren Urſprung noch nicht völlig entſchieden ſcheint *). (*H. G. Bronn.*)

Ichthyosis, ſ. Fischschuppenausschlag.

Ichthyosma, *Schlechtend.*, ſ. Sarcophytum.

ICHTHYOSPONDYLUS (Paläozoologie), von ἰχθύς, Fiſch, σπόνδυλος, Wirbel, auch Ichthospondyliti; Benennungen, welche zuweilen zu Bezeichnung foſſiler Fiſchwirbel gebraucht worden ſind. (Vgl. Blainville, Foſſile Fiſche, überſ. v. Krüger. [Leipz. 1823.] S. 196.) Hierzu gehört auch Coeloptychium acaule *Goldfuss.* (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOTHERE nannte Martius (Braſil. Arzneipfl. S. 27) eine Pflanzengattung aus der vierten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Radiaten (Untergr. Senecioneen) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinſchaftliche Kelch klein, becherförmig, ſtehenbleibend; der Fruchtboden mit Spreublättchen beſetzt; die Blümchen alle röhrenförmig; im Strahl ſtehen meiſt fünf weibliche, fruchtbare, deren Saum in ſehr feine Franzen zerſchlitzt iſt; die Scheibenblümchen ſind zahlreich, männlich, mit fünfſpaltigem Saume; die umgekehrt eiförmigen Achänien ohne Samenkrone ſtehen zwiſchen den äußern, concaven, vergrößerten Spreublättchen des Fruchtbodens. Ichth. Cunabi, die einzige Art, wächſt in der Provinz Rio Negro Braſiliens, wo man ſich dieſes betäubenden Mittels zum Fiſchfangen bedient (daher der Gattungsname: ἰχθύς, Fiſch, θηρᾶν, fangen). Es iſt ein perennirendes Kraut mit gegenüberſtehenden, an der Baſis ſtengelumfaſſenden, ſcharf geſägten Blättern und gehäuft am Ende des Stengels ſtehenden, geſtielten Blüthenknöpfen. (*A. Sprengel.*)

ICHTHYOTYPOLITHUS (Paläozoologie), im Franzöſiſchen Ichthyotypolite, von ἰχθὺς, Fiſch, τύπος, Bild, Figur, und λίθος, Stein, d. i. Steine mit Fiſchgeſtalt, wurde früher in ähnlichem Sinne wie Ichthyomorphites gebraucht. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYS, bei Ptolemäus *Ἰχθὺς ἄκρα*, iſt in Elis eine flache Landſpitze, bei welcher ſich nördlich nach Mela (II, 3) der kypariſſiſche Meerbuſen endigt. Nördlich demſelben und nicht weit davon liegt die Landſpitze Phia, die nur als ein Seitenaſt des Ichthys zu betrachten iſt. Weſtlich gegenüber liegt die Inſel Zakynthos. *Agathem.* I. p. 184. Im Strabon hat Palmerius die Lesart εὐθὺς richtig in *Ἰχθὺς* verbeſſert. Es iſt daher fehlerhaft, die Landſpitze Ichthys dicht an den Fluß Alpheus, oder gar auf deſſen ſüdliche Seite zu ſetzen, da er von demſelben weit ab nördlich liegt. Es war ein Ankerplatz bei dieſer Landſpitze. Nicht weit davon lag die Stadt Phia. Jetzt heißt Ichthys Caſtell Torneſe. Vergl. Note 2 im 2.

---

*) *Bourdet*, Notice sur des fossiles inconnus, qui semblent appartenir à des plaques maxillaires de poissons, dont les analogues vivans sont perdus, et que j'ai nommés Ichthyosiagones. (Paris et Genève 1822. 4.) 8 pp. 1 lithogr. Rüppell, Abbildung und Beſchreibung einiger neuen oder wenig bekannten Verſteinerungen aus der Kalkſchieferformation von Solenhofen. (Frankfurt 1829. 4.)

Digitized by Google

Th. von Strabon's Erdbeſchreibung, verteutſcht von Groskurd S. 25 fg. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

Ichtingen, ſ. Jechtingen.

Ichu, ſ. Jarava Ichu.

ICIANI (Icianorum). Eine aus dem Itiner. Anton. bekannte Stadt in der Britannia Romana, 18,000 Schritte nördlich von Villa Fauſtini, 35,000 Schr. ſüdöſtlich von Camboritum, 105,000 Schr. nordöſtlich von Londinium (London), die zum Gebiete der Iceni (ſ. d. Art.) gehörte. Icborow in Norfolk hält man für das alte Iciani. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ICICA. So nannte Aublet (Guj. I. p. 337) mit einem karaibiſchen Worte eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der achten Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Burſereen der natürlichen Familie der Terebintheen. Char. Die Blumen meiſt zwitterig; der Kelch vier- oder fünfzähnig, ſtehenbleibend; vier oder fünf, an der Baſis breite Corollenblättchen ſind auf einer drüſigen Scheibe eingefügt; acht oder zehn Staubfäden; der Griffel kurz, mit vier oder fünf Narben; die lederartige, zwei- bis fünfklappige Frucht enthält vier oder fünf einſamige, ſteinharte, in einem Brei liegende Nüßchen; der Eiweißkörper ſcheint zu fehlen. Die 16 noch wenig bekannten Arten ſind im tropiſchen Amerika, die meiſten in Gujana einheimiſch; nur zwei zweifelhafte Arten, Icica dentata und timoriensis *Candolle* (Prodr. II. p. 78) wachſen in Oſtindien. Die Icicaarten ſind harzende Bäume mit unpaargefiederten Blättern, meiſt einfachen, in den Achſeln ſtehenden Blüthentrauben und weißen Blumen. Ihr Harzſaft dient zu ärztlichem Gebrauche; ihr Holz wird anſtatt des Weihrauchs verbrannt (Bois d'encens und Cèdre der franzöſiſchen Pflanzer); ihr ſüßer Fruchtbrei wird gegeſſen. Die wichtigſten Arten ſind folgende: 1) Ic. Icicariba *Cand.* (l. c. p. 77. Icicariba *Marcgraf* et *Piso*, Almeciga der braſiliſchen Portugieſen. Amyris ambrosiaca *Linn.* fil. suppl.?), ein großer braſiliſcher, unſerer Buche ähnlicher Baum, gibt wahrſcheinlich, wenigſtens zum Theil das amerikaniſche Elemiharz (Resina Elemi). 2) Ic. guianensis *Aubl.* (l. c. t. 131., Amyris guianensis *Willdenow* sp. pl.) und 3) Ic. heptaphylla *Aubl.* (l. c. t. 130., Amyris ambrosiaca *Willd.* l. c.), beide Waldbäume von 30 Fuß Höhe in Gujana laſſen nach Verwundungen einen harzigen, ſehr wohlriechenden Saft fließen, welcher an der Luft zu einem blaßgelben, minder wohlriechenden Harze eintrocknet. Das friſche, flüſſige Harz (Hyawa der Eingebornen) ſoll nach Hancock ein treffliches Mittel wider den Huſten ſein. 4) Ic. hetorophylla *Cand.* (l. c., Ic. Aracouchini *Aubl.* l. c. t. 133., Amyris heterophylla *W.* sp. pl.), ein kleiner Baum am Fluſſe Curu in Gujana, gibt nach Hancock ebenfalls ein flüſſiges, terpentinartiges, ſehr wohlriechendes, heilkräftiges Harz. 5) Ic. Tacamahaca *Humboldt, Bonpland et Kunth* (Nov. gen. VII. p. 33), ein kleiner Baum in den Llanos von Südamerika, liefert ein wohlriechendes Harz, eine Art des amerikaniſchen Tacamahaka. 6) Ic. Caraña *H., B.* et *K.* (l. c. p. 37), eine unvollſtändig bekannte Art am Fluſſe Temi in den Orinoccomiſſionen, gibt ein blaßgelbes, ſtarkriechendes, flüſſiges Harz, welches die Eingebornen Mararo oder Caranja nennen; das echte, ſonſt in der Heilkunde berühmte Caranjaharz kommt aber wahrſcheinlich von einem andern Baume. Vgl. auch die Art. Amyris und Elaphrium. (*A. Sprengel.*)

Icicariba *Marcgr.*, ſ. Icica.

ICILIA LEX. Dieſes römiſche Geſetz wurde bald nach den legibus sacratis im J. 261 nach Roms Erbauung auf den Antrag des Volkstribuns Spurius Icilius unter dem Conſulate von Titus Geganius Macerinus und Publius Minucius Augurinus gegeben, und beſtimmte, daß Niemand es wagen ſolle, einem zum Volke redenden Volkstribun zu widerſprechen, oder ihn überhaupt zu unterbrechen. Wer es dennoch thun würde, der ſolle den Volkstribunen Bürgen dafür ſtellen, daß er die Geldſtrafe, die ſie ihm dictiren würden, zahlen wolle. Wer aber keine Bürgen ſtellen würde, deſſen Haupt ſolle dem Tode verfallen, ſein Beſitzthum aber dem Dienſte der Götter gewidmet ſein. Für den Fall, daß über die Art und Weiſe der Geldſtrafe Streit entſtehe, ſolle das Volk ſelbſt die Entſcheidung darüber haben [1]).

Verſchieden von dieſer, *κατ' ἐξοχήν* ſogenannten Lex Icilia, welche zu den legibus tribuniciis gehört, iſt die unter den legibus miscellis vorkommende, ſpätere Lex Icilia de Aventino monte, welche im J. 317 nach Roms Erbauung auf den Antrag des Volkstribunen Lucius Icilius unter dem Conſulate des Markus Valerius Mariſmus und Spurius Virginius Tricoſtus gegeben wurde, und beſtimmte, daß der aventiniſche Berg dem Volke (plebi) zur Erbauung von Wohnungen eingeräumt werden ſolle [2]). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

ICINIACUM, auch Leiniacum, nach der Tabula Peuting., woraus Kruſe Licimacum macht; eine Stadt in Vindelicien, am öſtlichen Ufer des Licus (Lech), nahe ſeiner Mündung in die Donau; nach Kruſe jetzt Lechgemünd, nach Wilhelm an der rechten Seite der Lechmündung bei Niederſchönfeld, nach Leichtlen $1\frac{1}{4}$ Stunde nordweſtlich von der Mündung des Lech an der Stelle des heutigen Izing. Vgl. Biſchoff's vergleichendes W. B. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ICIPO. Unter dieſem braſiliſchen Namen führt Markgraf einen Strauch an, welcher vielleicht zu der Gattung Tetracera gehören mag. (*A. Sprengel.*)

ICIUM. Bei Ptolemäus kommt ein Vorgebirge *Ἴκιον ἄκρον* (vergl. d. Art. Iccius Portus) vor, welches wol nicht mit Iccius Portus einerlei ſein ſoll, aber doch in der Nähe geſucht werden muß. Man ſetzt es in der Gallia Belgica ſüdlich von Iccius Portus, nördlich von der Mündung der Samara, an, und glaubt, daß es das jetzige Gris Ness ſei. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Icius Portus, ſ. Iccius Portus.

ICKELSAMER (Valentin), ein in Anſehung ſeiner frühern Lebensumſtände und perſönlichen Verhältniſſe ganz unbekannter Mann, lebte im Anfange des 16. Jahrh. Man weiß von ihm nur, daß er, durch einige, mit Karl-

1) Vgl. den Dion. v. Halicarnaß VII, 10. 2) Vgl. Denſ. X, 12 und Livius III, 27.

ſtadt's und Münzer's Lehren in Verbindung ſtehende, ſchwärmeriſche Meinungen verleitet, im J. 1525 an dem Bauernaufruhr in Franken Theil nahm; auch ſoll er die Unternehmungen der Bauern in einer Schrift, betitelt: Klage der chriſtlichen Brüderſchaft wider den wittenbergiſchen Geiſt, gegen Luther vertheidigt haben; mir iſt indeſſen weder dieſe Schrift ſelbſt, noch irgend eine genauere Nachricht von derſelben zu Geſichte gekommen. Er muß in den Bauernaufruhr wenigſtens nicht durch Thätlichkeiten tiefer verwickelt geweſen ſein, da wir von keiner gegen ihn gerichteten, perſönlichen Verfolgung etwas erfahren: vielmehr ließ er ſich, nach Beendigung jener Unruhen, in Erfurt häuslich nieder, wo er einige Jahre ganz ruhig lebte. Im Anfange ſuchte er zwar auch hier ſeine Irrlehren auszubreiten, und verurſachte dadurch einige Störung der öffentlichen Ruhe; doch fand kein gewaltſames Verfahren gegen ihn ſtatt; nur ließ ſich der bekannte Juſtus Menius, der damals als Pfarrer in Erfurt lebte, mit ihm in einen theologiſchen Streit ein, worin es ihm gelang, Ickelſamern von ſeinen Irrthümern zu überzeugen und zurückzubringen. Dies hatte denn auch ſeine Ausſöhnung mit Luthern zur Folge, wie man aus einem Briefe Luther's an Menius (dat. Montags nach Laurentii 1527) ſieht, worin jener ſchreibt: er habe Ickelſamern alles vergeben, noch ehe ihn dieſer darum gebeten [1]). Von Ickelſamer's weitern Schickſalen iſt nichts bekannt. Daß er, jene Schwärmereien abgerechnet, ein verſtändiger und denkender Mann geweſen, ſieht man aus zwei von ihm verfaßten, wenigſtens für ihre Zeit höchſt merkwürdigen Schriften, nämlich: 1) Grammatica, daraus einer von ihm ſelbſt mag leſen lernen, mit allen dem, ſo zum teutſchen Leſen und deſſelben Orthographie ohne Mangel und Überfluß, auch andern vielmehr zu wiſſen gehört. Auch etwas von der rechten Art und Etymologia der teutſchen Sprache und Wörter, und wie man die teutſchen Wörter in ihre Sylben theilen und zuſammen buchſtaben ſoll. O. O. u. J. 8. [2]). Als der erſte Verſuch einer deutſchen Sprachlehre ſehr merkwürdig. 2) Vom Wandel und Leben der Chriſten in göttlicher Furcht und guten Werken, welches leider noch ſo wenige beweiſen, darinnen aber ein frommer, gottesfürchtiger Vater ſeine Kinder unterweiſet nachzuſolgen dem Exempel des Kindes Jeſu u. ſ. w. Gedruckt zu Erfurth zum ſchwarzen Horn vor der Krämerbrücke, 1529. 4. In Geſprächsform eingekleidet; einer der erſten Verſuche, auf häusliche Erziehung zu wirken [3]). *(H. A. Erhard.)*

1) Luther's Briefe, herausg. von de Wette. 3. Th. S. 190. 2) Dieſe Grammatik möchte wol im J. 1527, und dann wahrſcheinlich zu Erfurt, als Ickelſamer's damaligem Aufenthaltsorte, erſchienen ſein, da die Grammatik, von welcher Luther in dem angeführten Briefe, unmittelbar nach der vorher gedachten Beſtellung an Ickelſamer, ſpricht, den Umſtänden nach, keine andere als die oben genannte ſein kann. 3) Da ich dieſe beiden höchſt ſeltenen Schriften nicht ſelbſt vor mir habe, ſondern ſie nur aus einer, von dem ehemaligen, bekannten erfurtiſchen Geſchichtsforſcher Motſchmann herrührenden, handſchriftlichen Collectaneen-Sammlung kenne, ſo konnten die Titel nicht in der eigenthümlichen Orthographie mitgetheilt werden, wiewol übrigens für die Richtigkeit der Angaben zu ſtehen iſt.

ICKSTADT, auch **ICKSTATT** (von), 1) **Johann Adam**, Frhr. v. I. Er wurde den 6. Jan. 1702 zu Bockenhauſen, einem Dorfe bei Epſtein im Mainziſchen, geboren, wo ſein Vater, bürgerlichen Herkommens, einen ziemlich einträglichen Eiſenhandel betrieb. Nachdem er Anfangs die Schulen zu Epſtein und Oberurſel beſucht hatte, kam er im J. 1711 nach Mainz, wo die geiſtlichen Bildungsanſtalten ſeiner Lernbegierde bald ein weiteres Feld eröffneten. Doch auch dies genügte ſeiner Lernbegierde noch nicht, vielmehr führte ihn der Wunſch, die Philoſophie überhaupt und Mathematik insbeſondere ſo vollſtändig wie möglich kennen zu lernen, im J. 1715 nach Paris, wo er den Unterricht Peter Varignon's u. A. in dieſer Hinſicht trefflich benutzte.

Wie wenig er aber durch ſo abſtracte Studien dem wirklichen Leben entfremdet worden, bewies er im J. 1719 durch den Eintritt in franzöſiſche Kriegsdienſte, die er bald mit den öſterreichiſchen vertauſchte, und wo er von unten auf als gemeiner Soldat das wechſelvolle militäriſche Thun und Treiben ſich anſchaulich machte. Aber auch hierhin begleitete ihn, nach der Ausſage ſeiner Gefährten, auf dem Wachtpoſten ſowol wie in das Feldlager, die Liebe zu den Wiſſenſchaften. Und ebendies gab dann freilich wieder Anlaß dazu, daß er, um ruhige Benutzung der gewonnenen Schätze des Wiſſens für ſich möglich zu machen, im J. 1721 die Kriegsdienſte quittirte. Er begab ſich zunächſt nach England und unterrichtete hier zu London und Briſtol junge Leute in den Sprachen und in der Mathematik, um hierdurch ſeinerſeits immer mehr ſich in dieſer Beziehung ſelbſt auszubilden, und benutzte zu gleichem Zwecke den freundſchaftlichen Umgang mit Iſaak Newton. Hierauf folgte im J. 1724 eine Reiſe durch Schottland und Irland, wodurch das ſtille Durchdenken des geſammelten Stoffes ſehr weſentlich befördert ward. Nun erſt kehrte er (1725) in ſein teutſches Vaterland zurück, und begab ſich nach Marburg, um hier Chriſtian von Wolf, der eben in der Blüthe ſeines Ruhmes ſtand, über Philoſophie zu hören, und gleichzeitig von den beiden dortigen Juriſten Waldſchmidt und Hombergk zu Vach tiefer in das Gebiet der Rechtswiſſenſchaft eingeführt zu werden. Beides gelang ihm ſo wohl, daß er die Ehre hatte, bei der Feier des hundertjährigen Stiftungsjubelfeſtes der Univerſität Marburg 1727 mit mehren Andern honoris causa zum Doctor der Philoſophie ernannt zu werden. Er bediente ſich auch ſehr bald des hierdurch erlangten Rechtes, akademiſche Vorträge halten zu dürfen, und trat als Privatdocent im Gebiete der philoſophiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften auf; doch kehrte er 1729 von Marburg nach Mainz zurück, weil er als Katholik hier die Behandlungsart der Jurisprudenz im Sinne ſeiner Glaubensgenoſſen genauer kennen lernen konnte, als in Marburg. Im J. 1730 promovirte er zu Mainz als Doctor der Rechte und erhielt auch ſchon 1731 zu Würzburg eine Profeſſur der Rechte ſammt dem Hofrathscharakter. Sein heilſamer Einfluß auf die damals zu Würzburg übliche Studienweiſe wurde namentlich durch die ihm ertheilte ſpecielle Erlaubniß verſtärkt, über einige Compendien der neuern proteſtantiſchen Rechtslehrer Vorleſungen halten zu

Digitized by Google

dürfen, wie z. B. über die Institutiones Juris Publici von Vitriarius, das Jus Belli et Pacis von Hugo Grotius, Pufendorf's Naturrecht, Struv's Jurisprudentia publica, Brunnquell's Rechtsgeſchichte ꝛc. Denn auf dieſe Weiſe konnte er wenigſtens indirect manche neue Idee in Umlauf bringen, welche bis dahin ſeinen katholiſchen Landsleuten ganz fremd geblieben war. Die große Mäßigung, mit welcher er ſich ſeines Vorrechtes bediente, führte ihn übrigens bald in einen neuen Wirkungskreis; da er im J. 1740 von dem damaligen Kurfürſten von Baiern und nachherigen Kaiſer Karl VII. den Antrag erhielt, deſſen Sohn in den Staatswiſſenſchaften zu unterrichten, und gleichzeitig eine Stelle als Hofrath und Profeſſor der Rechte zu Ingolſtadt mit einem Jahrgehalte von 2500 Thalern zu übernehmen; worauf er auch ſogleich einging, obſchon er faſt zu eben der Zeit einen Ruf zur Übernahme des Syndicats der freien Reichsſtadt Cöln und ſehr vortheilhafte Bedingungen bekam. Hiermit verflocht ſich nun J.'s ferneres Schickſal zugleich in das ſeines nunmehrigen Landesherrn; da er unter andern bei deſſen am 7. Dec. 1741 zu Prag erfolgender Proclamation zum Könige von Böhmen Befehl erhielt, dieſer Handlung als neu ernannter königl. böhmiſcher Hofrath nebſt zwei Kanzeliſten ex officio beizuwohnen, bei der darauf folgenden Huldigung mancherlei Aufträge erhielt, und nach deren Vollziehung zum zweiten Beiſitzer in der böhmiſchen Kanzlei ernannt ward.

Er ging hierauf bald mit dem neuen Kaiſer nach Frankfurt, und wurde von dieſem, der ihm ſchon zu Prag das Adelsdiplom gegeben, im J. 1743 zum Reichshofrath ernannt. Zwar erledigte ſich ſeine Geſchäftsführung in dieſem Poſten mit dem Tode Karl's VII. im J. 1745, allein er wurde hierauf zum Beiſitzer des in München errichteten Reichsvicariatsgerichts ernannt, und erhielt faſt gleichzeitig den Geheimenrathscharakter ſammt dem Vicepräſidium bei dem Reviſionsrathe daſelbſt, wo der Kurfürſt, ſein ehemaliger Zögling, perſönlich präſidirte.

Im J. 1746 wurde J. Director der Univerſität Ingolſtadt, ſowie Profeſſor des Staats-, Natur- und Völkerrechts, und der ökonomiſchen und cameraliſtiſchen Wiſſenſchaften daſelbſt, und nahm daher von nun an hier ſeinen wirklichen Wohnſitz. Um ſich in dieſem neuen Wirkungskreiſe gleich im Voraus auf eine beſtimmte Art anzukündigen, ließ er eine kleine Schrift unter dem Titel drucken: Entwurf einer vernünftigen akademiſchen Lehrart, nebſt gegenwärtiger Verfaſſung der Juriſtenfacultät zu Ingolſtadt (1746. 4.), worin er namentlich den mathematiſch-demonſtrativen Vortrag ſeines ehemaligen Lehrers Wolf auch für die Jurisprudenz empfahl.

Daß er übrigens durch ſeinen Ruf das Emporkommen der Univerſität weſentlich beförderte, läßt ſich nicht in Abrede ſtellen; allein es würde ihm dies wol noch in einem weit höhern Grade möglich geweſen ſein, wenn er ſich hätte entſchließen können, in Rede und Schrift etwas freimüthiger zu Werke zu gehen. Es iſt dies ein Punkt, den ſchon Moſer nach ſeiner aufrichtigen Denkart bei ſeinem Urtheil über J. mit Recht nicht unerwähnt gelaſſen hat [1]). Auch findet ſich der Beleg dazu in mehren ſeiner Schriften, welche eine abſichtliche Beſchränkung und Verdunkelung des zu Grunde liegenden ſachgemäßen Urtheils verrathen. Namentlich iſt dies der Fall mit ſeinem publiciſtiſchen Programm: De Jure Statuum Imperii expellendi et transportandi subditos, diversam a territorii domino religionem amplectentes; quo, quae circa emigrationes religionis causa legibus Imperii publicis constituta sunt, pleraque methodo mathematica demonstrat (Ingolst. 1735. 4.), welches daher auch, beſonders von Seiten proteſtantiſcher Rechtsgelehrter, vielen Widerſpruch erfuhr; wie unter andern die von Engau, in dem Programm: An cives religionis causa emigraturi queant transplantari (Jen. 1740. 4.), und von Joh. Chriſtoph Rudolph in der Diſſertation: Observationes de jure emigrandi et transmigrandi subditorum eorumque expulsione et transplantatione in genere (Erl. 1755. 4.), mit Recht dagegen vorgebrachten Einwürfe deutlich beweiſen. Ebenſo wenig iſt in Abrede zu ſtellen, daß die vorſchnelle Übertragung der Wolf'ſchen demonſtrativen Lehrart auf die Jurisprudenz, welche namentlich von J. ausging, dem gründlichen Studium der Rechtswiſſenſchaft mehr geſchadet, als genützt hat [2]). Doch bewirkte ſein Auftreten für die katholiſchen Länder allerdings mehr als eine wichtige Verbeſſerung der hergebrachten Jurisprudenz, und eben dies ſichert ihm bleibende Anerkennung in der Literargeſchichte. Er ſtarb zu Ingolſtadt den 22. April 1768 [3]).

---

1) Moſer ſagt über Ickſtadt S. 109 ſeines Lexikons der jetzt lebenden Rechtsgelehrten (Züllichau 1739): „Ickſtatt iſt ein vernünftiger und geſchickter Mann, dem es nur an mehrer Freiheit fehlt, zu ſchreiben, was er denkt.“ 2) Nähere Nachrichten über die eifrige Vertheidigung der demonſtrativen juriſtiſchen Lehrart durch Ickſtatt finden ſich in der „Hiſtorie der demonſtrativiſchen Rechtsgelahrtheit“ von Dan. Nettelbladt, in deſſen Beiträgen zu der juriſtiſchen gelehrten Hiſtorie. 1. Bd. (Halfe 1756.) S. 569. 575. 585 und 587. 3) Vgl. über ihn die ausführliche Biographie in Weidlich's zuverläſſigen Nachr. von den jetzt lebenden Rechtsgelehrten. Bd. III. (Halle 1759.) S. 35—71. Die vorzüglichſten ſeiner Schriften ſind unter dem Titel geſammelt: *Joh. Ad. de Ickstatt*, Opuscula juridica varii argumenti (Ingolſtadt u. Augsburg 1747—59. 4.) 2 Bde. Beſonderes Intereſſe hat darunter noch jetzt das Specimen jur. civ. de laesione enormi in contractu emtionis venditionis recte computanda (Ingolſt. 1734. 4.), und in den Opusculis Tom. I. p. 233—284, worin er von ſeiner genauen Kenntniß der Mathematik Gebrauch machte, um die gewöhnliche Anſicht von der Berechnung der laesio enormis zu widerlegen. Auf die dagegen von Joh. Ul. v. Cramer in dem Programm De laesione enormi recta computanda (Marburg 1735. 4.) zur Vertheidigung der frühern Anſicht vorgebrachten Einwendungen antwortete Ickſtatt in dem Schediasma apologeticum de laesione enormi recte computanda, quo modum, laesionem enormem in emtore perinde atque in venditore ex dimidio veri et justi pretii aestimandi, haud ita pridem a se stabilitum, adversus ea, quae pro sententia contraria peculiari scripto urget obmovetque *J. U. Cramerus*, amice defendit (Ingolſt. 1735. 4.). Übrigens wurden mancherlei ſtaatsrechtliche, mit der Stellung einzelner, namentlich proteſtantiſcher Reichsſtände nicht verträgliche Grundſätze Ickſtatt's, beſonders von Joh. Jacob v. Moſer, widerlegt. Vgl. die Schrift: Joh. Ad. Frhr. v. Ickſtatt, Rettung der Landeshoheit gegen den Misbrauch der Capitulationen, Landesverträge und Reverſalien, aus d. latein. Origin. ins Teutſche überſ. u. mit An-

2) **Peter Joseph, Frhr. v. I.**, ein Brudersſohn von Joh. Adam, wurde im J. 1743 zu Ingolſtadt geboren. Nachdem er daſelbſt zum Theil unter ſeines Oheims Anleitung ſtudirt hatte, promovirte er als Doctor der Rechte im J. 1764 mit der **Diss. de irrationabilitate consuetudinis legum et statutorum, quibus functiones, in civitate necessariae levis notae macula adsperguntur** (Ingolst. 1764. 4.), und wurde bald darauf Profeſſor an der dortigen Univerſität, welche letztere aus ſeinen, durch ausgezeichnete Naturanlagen unterſtützten, Kenntniſſen vielfachen Nutzen würde haben ziehen können, wenn er nicht ſchon im 28. Lebensjahre den 15. Mai 1771 ihr durch den Tod wieder entriſſen worden wäre. Außer der obigen Abhandlung gehört ihm noch eine andere zu unter dem Titel: **Jus majestaticum imperii eminentis cum suis consectariis methodo scientifica expositum** (gedruckt zu Ingolſtadt ohne Jahrzahl, wahrſcheinlich 1765), wodurch er ſich als Vertheidiger der Methode ſeines Oheims zeigte [4]). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

ICOLLO oder Danda, eine zu Unterguinea in Afrika gehörende Landſchaft, welche nördlich von Bengo am Fluſſe Danda und dem Meere ſich hinzieht. Die Bundaſprache iſt daſelbſt herrſchend und ihr Hauptort iſt Danda am Fluſſe gleiches Namens. Der Fluß Danda ſelbſt iſt 15 Meilen weit, bis Icao, ſchiffbar. (*R.*)

ICOLMKILL oder I-columb-kill und in den Schriften der Mönche auch Jona genannt, eine ſehr kleine, aber im Mittelalter hochberühmte Inſel, welche zur großen Inſelgruppe der Hebriden gehört, die ſich längs der ganzen Weſtküſte von Schottland ausdehnen. Sie liegt unter 56° 20′ nördl. Br., fünf teutſche Meilen vom feſten Lande entfernt, iſt drei engliſche Meilen lang und eine engliſche Meile breit, und von der Inſel Mull durch einen ſchmalen Sund getrennt. Die Oſtſeite iſt größtentheils flach, in der Mitte erheben ſich kleine Hügel, von denen der höchſte jedoch nur 400 Fuß über dem Spiegel des Meeres erhaben iſt; die Weſtſeite erſcheint rauh und felſig. Die ganze Inſel iſt eine ſonderbare Miſchung von Felſen und fruchtbarem Lande, und von dem ganzen 1300 engliſche Acres betragenden Areal ſind ungefähr 500 in Cultur genommen. Das Klima iſt ungewöhnlich mild, weil Icolmkill durch die Inſel Mull gegen die Oſtwinde geſchützt iſt. Die Wärme des Sommers iſt bedeutend, ſodaß das Getreide, obgleich ſpät ausgeſäet, zeitig im Auguſt eingeärntet wird; Schnee fällt ſelten, und iſt dieſes der Fall, ſo ſchmilzt er in kurzer Zeit wieder, auch friert es nicht oft. Die größte Unannehmlichkeit für die Bewohner iſt der Mangel an Brennmaterial, das hauptſächlich in Torf beſteht und mit vieler Mühe von Mull hierher geſchafft wird. Man baut Gerſte und Hafer in Überfluß und hat eine vortreffliche, in der ganzen Umgegend berühmte Viehweide, auf der man kleines, aber ſehr gutes Rindvieh ernährt. Die Hügel in der Mitte der Inſel ſind während des Frühjahrs, Sommers und Herbſtes mit einem ſchönen Grün bedeckt, welches dieſe ſo ausgezeichnete Weide liefert. Man findet eine Menge werthvolle Mineralien, als einen ſchönen gelben Serpentinſtein, der meiſtens in Kalkſteinlagern vorkommt, in denen man an manchen Orten ſchönen weißen, und auch bunt, namentlich grün und ſchwarz gefleckten Marmor findet. In der Bai von Port-na-Currach findet man eine ungeheure Maſſe ſchöne Kieſelſteine, beſonders aber Serpentin, Jaspis, Granit, Nierenſtein (**lapis nephriticus**), violetten Quarz und Porphyr und in der ſogenannten Bai der Martyrer gibt es Hornblende, grünen und rothen Jaspis und Zeolith. Außerdem fand ein Reiſender eine unbedeutende Steinkohlenader, und zwiſchen einigen Felſen Anzeigen von Kupfer, ſodaß er vermuthet, man könne vielleicht eine Kupfermine entdecken. Die Einwohner werden von Dr. Johnſon als außerordentlich dumm und vernachläſſigt geſchildert; er fand keine Volksſchule, keinen Tempel zum Gottesdienſt, nur zwei Einwohner, die engliſch ſprachen, aber keinen, der leſen oder ſchreiben konnte. Ob dieſer Zuſtand in der neueſten Zeit ſich geändert, können wir nicht angeben, glauben indeſſen nicht, daß dieſes der Fall ſei. Über die verſchiedenen Benennungen der Inſel und deren Ableitung ſind die Meinungen der Schriftſteller verſchieden. Der Geſchichtſchreiber Beda, ſowie eine Menge alter Inſchriften auf der Inſel ſelbſt, geben ihr den Namen Iii oder Hy, aber der eigentliche Name der Inſel iſt I, was wie das teutſche J ausgeſprochen wird, und eine Inſel bedeutet. In den Schriften der Mönche wird es Jona genannt, was, wenn es aus der galiſchen Sprache abgeleitet wird, das Eiland der Wogen bedeutet, eine zur Zeit des Sturms ſehr charakteriſtiſche Benennung; andere ſuchen die Etymologie von Jona ſogar im Hebräiſchen, wo es eine Taube bedeutet und eine Anſpielung auf St. Columba, den Gründer des Kloſters und des ehemaligen großen Rufes dieſer Inſel ſein würde. Den Namen Jona findet man nicht mehr im Munde des Volkes, und die gewöhnliche Benennung iſt I., nur wenn man mit beſonderem Nachdrucke reden will, gebraucht man den Namen I-colmkill. Die Inſel iſt beſonders intereſſant für den Alterthumsforſcher wegen der vielen Ruinen, welche allein noch übrig ſind von den berühmten Bildungsanſtalten, die hier in größter Blüthe waren, während das ganze weſtliche Europa noch in tiefer Barbarei begraben lag. Die alten Chroniken erzählen, daß St. Columba ſein Vaterland Irland verließ, und um das J. 565 in der Bai von Port-na-Currach landete, um als Apoſtel den Picten das Chriſtenthum zu predigen; die Inſel hieß damals **Inish Druinish**, d. h. Eiland der Druiden. Nachdem er den Beherrſcher der Picten zum Chriſtenthume bekehrt hatte, erhielt er die Inſel I. als Eigenthum zum Geſchenk, und beſchäftigte ſich nebſt zwölf ſeiner Schüler mit Erbauung von Hütten und einer Kirche, die von leichtem und ſchlech-

merkk. von Joh. Jac. Moſer. (Frkf. 1765. 4.). Auch abgedruckt in Moſer's Sammlung einiger neuen Abhandlungen von teutſchen Staatsſchriften (Hildesheim [Stutgart] 1765. 4.).

4) Dieſe letztere Abhandlung wurde näher beleuchtet von Joh. Jac. v. Moſer in der Schrift: P. J. Frhrn. v. Ickſtatt's Grundſätze von dem Majeſtätsrechte der oberſten Herrſchaft und deſſen Folgen, mit Anmerkungen darüber von Joh. Jac. v. Moſer. (Stuttgart 1765. 4.). Auch abgedruckt in Moſer's Sammlung einiger neuen Abhandlungen von teutſchen Staatsſchriften (Hildesheim [Stuttgart] 1765. 4.).

Digitized by Google

dem Material aufgeführt wurde. Allein bald wuchs ſein Ruf, die Gebäude wurden vermehrt, die Kirche vergrößert und ein Mönch- und ein Nonnenkloſter nebſt einzelnen Kapellen nach und nach erbauet. Aus den Ruinen der genannten und einiger ſpäter gebauten, Gebäude beſtehen die jetzt noch vorhandenen Alterthümer. Wann die einzelnen Gebäude errichtet worden ſind, kann man nicht beſtimmt angeben; nur von der Kirche berichtet die Sage, daß ſie gegen das Ende des 11. Jahrh. von der Königin Margarethe erbaut worden ſei. Sie war für die damalige Zeit ein prächtiges Gebäude von guten Steinen, in Form eines Kreuzes gebaut, von Außen 164′ lang und 34 breit; die beiden Flügel des Kreuzes innerhalb der Kirche 70′ lang und 18 breit. Der Chor iſt 60′ lang; im Innern gibt es noch einige ſchöne Pfeiler, die nach gothiſcher Weiſe mit Bildhauerarbeiten geziert ſind, welche mancherlei fantaſtiſche Scenen aus der Bibel darſtellen. Unter andern findet man einen Engel mit einer Wage, worauf er Seelen wiegt, wobei der Teufel die eine Wagſchale, worin ſich das Gewicht befindet, mit ſeiner Tatze niederdrückt. Auf dem Geſichte des Teufels malt ſich ein ſchlaues und ſchadenfrohes Grinzen. In der Mitte der Kirche erhebt ſich ein Thurm von 70—80′ Höhe und 22′ im Durchmeſſer, der von vier Bogen getragen wird und mit Basreliefs geziert iſt. Am obern Ende des Chores ſtand ein Altar von weißem Marmor mit grauen Adern, ſechs Fuß lang und vier Fuß breit, von dem noch wenig, oder jetzt vielleicht nichts mehr übrig iſt, weil der Aberglaube der Inſelbewohner dieſem Steine eine wunderthätige Kraft zuſchrieb, vermöge welcher jeder Beſitzer eines Stückchens von dieſem Steine glücklich in ſeinen Unternehmungen, beſonders aber gegen Schiffbruch völlig geſichert ſein ſolle. Außerdem haben die Beſucher dieſer Ruinen viel zur Zerſtörung des Altars beigetragen und nach der gewöhnlichen Sitte oder vielmehr Unſitte, einzelne Stücke als Andenken mit ſich fortgenommen. In der Nähe dieſes Altares iſt ein von ſchwarzem Marmor gearbeitetes Grabmal, das dem Abte Mac-Fingone angehört, welcher darauf lebensgroß und in liegender Stellung abgebildet iſt, mit folgender lateiniſcher Inſchrift: **Hic jacet Joannes Mac-Fingone, abbas de Hy, qui obiit anno Domini millesimo quingentesimo, cujus animae propitietur Deus altissimus. Amen.** (Hier liegt Johann Mac-Fingone, Abt von Hy, welcher ſtarb im Jahre des Herrn 1500; der Allerhöchſte ſei ſeiner Seele gnädig! Amen). Dieſem Grabmale gegenüber befindet ſich das des Abtes Kenneth, ausgeführt in derſelben Weiſe; auf dem Boden liegt die Figur eines bewaffneten Ritters und zu deſſen Füßen ein ausgeſtrecktes Thier. Rechts an die Kirche an ſtoßen die Ruinen des Mönchkloſters, wovon noch einige Kreuzgänge und der Verſammlungsſaal mit ſteinernen Sitzen übrig ſind. Nördlich von der Kirche ſind die Ruinen eines größern Gebäudes, das man bisher immer — aber ohne allen Grund — die Biſchofswohnung genannt hat. So viel zeigen die Ruinen, daß es ein anſehnliches Haus von zwei Stockwerken war, und auf jeden Fall einem Manne höhern Ranges angehörte, das dem, um der Sache mehr Anſehen zu geben, die Sage und patriotiſche Eitelkeit, einen Biſchof gemacht haben. Südlich davon befindet ſich eine noch vollſtändig erhaltene, dem heiligen Oran gewidmete Kapelle, ein Gebäude von 60′ Länge und 22′ Tiefe, das ganz angefüllt iſt mit Schutt und Denkmalſteinen, worunter ſich viele marmorne Grabſteine befinden. Südlich von dieſer Kapelle befindet ſich eine Einfriedigung „**Reilig Orran**“ genannt, d. h. Oran's Begräbnißplatz, welche eine große Menge Gräber enthält, aber ſo mit Geſtrüpp und Unkraut überzogen, daß nur wenige Inſchriften lesbar ſind. In dieſer Einfriedigung ſollen der Sage nach 48 ſchottiſche, 4 irländiſche, 8 normanniſche Könige und ein franzöſiſcher König begraben liegen, was freilich durch kein zuverläſſiges hiſtoriſches Document bewieſen werden kann, und auch Dr. Johnſon meint, daß vielleicht einige normanniſche odeririſche Fürſten, durch den religiöſen Aberglauben ihrer Zeit bewogen, dieſen, als beſonders heilig gehaltenen Ort zu ihrem Begräbnißplatze ausſuchten, aber es ſei durchaus nicht mehr zu beſtimmen, wer eigentlich in dieſen Grabgewölben ſeine Ruheſtätte gefunden habe. Südlich von der Kirche und St. Oran's Kapelle ſind die Ruinen des Nonnenkloſters, deſſen Kirche noch ziemlich gut erhalten iſt. Dieſe Kirche wird von den Einwohnern als Obdach für ihr Rindvieh benutzt, weswegen der Fußboden mehre Ellen tief mit Dünger bedeckt iſt; denn die Einwohner ſind viel zu träge, als daß ſie den ſeit vielen Jahren aufgehäuften Dünger zur Verbeſſerung ihrer Ländereien benutzten. Nurder öſtliche Theil iſt durch Thomas Pennant's Bemühungen etwas aufgeräumt, und dadurch das Grabmal der letzten Priorin wieder an das Licht gekommen. Ihr Bild iſt auf dem Grabſteine eingehauen, nimmt aber nur die Hälfte dieſes Steines ein, während die andere Hälfte das Bildniß der Jungfrau Maria mit dem Chriſtuskinde, und über der ganzen Figur die Abbildung der Sonne und des Mondes enthält. Zu den Füßen der Maria ſteht geſchrieben: **Sancta Maria ora pro me**; und um das Bild der Priorin lieſt man die Inſchrift: **Hic jacet Domina Anna Donaldi Terleti filia, quondam Prioressa de Jona, quae obiit anno m°d°XI^{mo}, ejus animam Altissimo commendamus.** Außer dieſem gibt es noch einige Monumente, die aber ſehr entſtellt ſind. Bei der Gründung des Mönchskloſters hatten die Nonnen ihren Sitz auf einer benachbarten kleinen Inſel, die deshalb die Nonneninſel genannt wurde, bis ihnen endlich St. Columba erlaubte, ſich hier niederzulaſſen. Sie gehörten zum Auguſtiner-Orden und trugen ein langes, weißes Gewand mit einem gleichfarbigen kurzen Überwurfe. Zwiſchen dem Nonnenkloſter und der Hauptkirche erſtreckt ſich ein breiter gepflaſterter Weg, die Hauptſtraße (**mainstret**) genannt, von dem aus zwei Nebenſtraßen laufen, die eine nach der Bai Port-na-Currach, die andere nach der Bai der Martyrer. Auf der Hauptſtraße ſteht ein großes Kreuz, Maclean's Kreuz genannt, das allein von 360 Kreuzen noch übrig iſt, die zur Zeit der Reformation ſich hier vorfanden, aber durch einen Provinzialbeſchluß zerſtört wurden. Auch auf dem Hofe der Hauptkirche befinden ſich zwei dem heiligen Johann und Martin geweihte Kreuze. Nahe bei der Hauptkirche iſt eine Celle, wo Co-

lumba begraben ſein ſoll. In den frühern Zeiten beſaß das Mönchskloſter von Jona eine anſehnliche Bibliothek, die theils zerſtört und verloren gegangen, theils weggeſchafft worden iſt; denn Boethius erzählt, daß Fergus II. dem Gothenkönig Alarich bei der Eroberung und Plünderung Roms Beiſtand leiſtete und als einen Theil der Beute eine Partie Manuſcripte wegſchaffen ließ und dieſes Kloſter damit beſchenkte. Außerdem wurden in den frühern Zeiten die Archive Schottlands und andere wichtige Papiere hier aufbewahrt. Von den Manuſcripten ſind ſicherlich manche bei der Reformation zerſtört worden; andere ſollen, wie erzählt wird, nach den ſchottiſchen Collegien zu Douay in Frankreich und zu Rom geſchafft worden ſein, wo man vielleicht mit der Zeit noch manche werthvolle Papiere entdecken wird. Außer den aufgeführten und kurz beſchriebenen Überreſten aus der Blüthenzeit dieſer Inſel gibt es noch eine Menge Denkmäler und Plätze, denen die Legende und der Volksaberglaube eine beſondere Wichtigkeit und Heiligkeit zuſchreiben, und deren nähere Beſchreibung wegen ihrer geringern Wichtigkeit uns hier zu weit führen würde.

Dieſes jetzt ſo unbedeutende Eiland wurde nach St. Columba's Anſiedelung (565 nach Chr. Geb.) und nachdem Nordſchottland zum Chriſtenthume bekehrt worden war, ein hochberühmter Sitz der Frömmigkeit und Gelehrſamkeit und das Haupt der ſchottiſchen chriſtlichen Kirche, wohin die benachbarten jungen Fürſten zu ihrer Ausbildung geſchickt wurden, oft vornehme Fremde und Fürſten kamen, und manche ein Aſyl vor den Sorgen der Welt fanden. Oft wurde es in den wilden Zeiten des Mittelalters von den Picten und Scoten geplündert und verwüſtet, und begann gegen das 13. Jahrh. ſeine Wichtigkeit zu verlieren und in Verfall zu gerathen. Die Reformation verbreitete auch hierher ihre fanatiſchen Verwüſtungen, und die vielen oben näher beſchriebenen Ruinen erinnern allein noch an die verſchwundene Blüthe und Wichtigkeit dieſes Eilands, das ſeit dem 16. Jahrh. ein Eigenthum der Herzoge von Argyll geworden iſt, die viele Mühe aufwenden, um die ehrwürdigen Reſte des Alterthums nicht ganz verfallen zu laſſen. Die Inſel gehört jetzt zu den vereinigten Kirchſpielen von Kilfinichen und Kilviceum auf der Inſel Mull, denn das Eiland, ſonſt Sitz der Gelehrſamkeit und Haupt der ſchottiſchen Kirche, wird jährlich nur vier Mal von einem benachbarten Geiſtlichen beſucht, um Gottesdienſt zu halten. (*J. C. Schmidt.*)

ICONIUM. Eine im ganzen Alterthume wohl bekannte, in den Zeiten des Mittelalters als Reſidenz eines Sultans ſogar berühmte, und auch jetzt noch als Hauptſtadt des natoliſchen Paſchaliks Konieh (Konia, Cogni) nicht unbedeutende Stadt Kleinaſiens. Ihr Urſprung fällt ins graueſte Alterthum, denn ſchon zu den Zeiten der Perſerherrſchaft kommt ſie vor *); gleichwol hätten die Griechen ihr gern einen noch ältern und griechiſchen Urſprung angedichtet. Im Griechiſchen nämlich, wo der Name *Ἰκόνιον* lautet, erinnert derſelbe an *εἰκών*, imago; und ſo mußte denn der Name nach der Etymologiſirſucht der Griechen auf ein Bild Bezug haben. Die reiche Phantaſie der Griechen konnte bald eins dergleichen erſchaffen, wenn auch der Sprachverſtand ihnen ſagen mußte, daß dann das Wort wenigſtens *Εἰκόνιον* lauten müßte, wie denn auch Stephan. Byzant. (s. v.) Ikonium wirklich mit *Ει* geſchrieben wiſſen will. Indeſſen grade dieſer Geograph theilt mehre Phantaſiebilder mit, welche auf Ikoniums Namen und früheſten Urſprung Bezug gehabt haben ſollen, unter andern dies: Prometheus habe nach der Deukalion'ſchen Fluth daſelbſt eine Menge kleiner Bilder aufgeſtellt und ſie dann durch den Wind belebt ꝛc. Nach einer ſpätern Dichtung hat Perſeus hier auf einer Säule das Bildniß der Meduſa aufgerichtet. Vgl. *Eustath.* ad *Dionysium Per.* v. 856. Conſtantin der Große fand noch zu Ikonium die Bildſäule des Perſeus und der Andromeda. Das alte Ikonium war die Hauptſtadt von Lykaonien, und wenn auch Strabon (XII, 6. p. 58) ſie nur *πολίχνιον* nennt, ſo läßt er ſie doch wohlbebaut ſein und in einer glücklichen Gegend liegen; nach den Zeugniſſen ſpäterer Geographen aber muß ſie ſogar bedeutend geweſen ſein, denn ſchon Plinius nennt ſie urbem celeberrimam, d. h. ſehr bevölkert, und beim Hierokles wird ſie *μητρόπολις* geheißen. Auch in der heiligen Schrift, wo ſie Apoſtelgeſch. 14, 1 und 4 vorkommt, wird ſie als eine volkreiche, von Juden und Griechen bewohnte Stadt geſchildert. Auf Münzen erſcheint Ikonium unter der Regierung der Kaiſer Gordian und Gallienus als Colonie der Römer: Imp. C. P. Lic. Gallienus P. F., auf der andern Seite: Icon. Colon. Vgl. Mannert's Kleinaſien, 2. Bd. S. 195. Kurz vor den Kreuzzügen wurde Ikonium der Sitz eines türkiſchen ſeldſchuckiſchen Reiches und vergrößerte ſich dadurch. Die Fruchtbarkeit der Gegend lobte ſchon Strabon; die neuern Geographen und Reiſebeſchreiber ſagen daſſelbe. Fr. v. Raumer in ſ. Geſch. der Hohenſt. und ihrer Zeit 2. Bd. S. 373 nach d. reutlinger Abdruck gibt folgende Beſchreibung: „Ikonium, ſo groß wie Köln, lag in einer fruchtbaren Ebene. Gärten und Weinberge wurden durch Bäche bewäſſert, welche von den abendlichen Bergen herabſtrömten und ſich dann in einen See vereinigten. Die Stadt iſt noch jetzt bedeutend, hat Gräben und Mauern und zwölf durch Thürme geſchützte Thore."
(*S. Ch. Schirlitz.*)

Iconius, ſ. Egli (Raphael).

Iconologie, ſ. Ikonologie.

Iconomachi, Bilderſtürmer, ſ. Ikonoklasten.

Icory, ſ. Hicorius.

Icosaëdrum (Icosaëder), ſ. Regulaire Körper.

Icosandria (Bot.), ſ. Linné'sches Pflanzensystem.

ICOSIUM. Eine Stadt Afrika's an der Küſte von Mauretania Caesariensis, öſtlich von Tipaſa und Cäſarea der Hauptſtadt der Provinz. Plinius (V, 2) bemerkt, daß ihr der Kaiſer Veſpaſian das Jus Latium geſchenkt habe. Jetzt ſoll ſie in ihren Ruinen Sersell heißen; es iſt aber keine Übereinſtimmung unter den Geographen. (*S. Ch. Schirlitz.*)

*) Vgl. *Xenoph.* Anab. I, 2. §. 19, wo ſie als öſtlichſte Stadt Phrygiens genannt wird, während Strabon, Plinius, Stephanus Byz. u. A. ſie zur Hauptſtadt Lykaoniens machen; ſ. Krüger ad h. loc.

Icteria (Zool.), ſ. Sylvia.

ICTERUS *Cuvier* (Aves). Eine Gattung nach Temminck's Anordnung zur Ordnung der Omnivoren, nach Cuvier unter die Sperlingsarten gehörig, deren Arten vielfach in andern Gattungen zerſtreut waren, indem ſie zu ihren Synonymen mehr oder weniger folgende zählt: Oriolus, Xanthornus, Cassicus, Agelajus, Pendulinus, Yphantes, Passerina, Leistes. Tanagra, Emberiza, Fringilla, Turdus, Sturnus. Wagler hat die Gattung Psarocolius genannt. Der Schnabel iſt bei einigen faſt noch einmal ſo lang als der Kopf, gerade, kegelförmig, an der Wurzel ſtark, an der Spitze pfriemenförmig, ſehr ſtark, die Naſenſcheidung deſſelben bedeckt die Stirn wie ein Schild, bei andern iſt der Schnabel kürzer oder nur etwas länger, wie der Kopf, kegelförmig ſpitzig und die Naſenſcheidung ragt wie eine etwas erhabene, flache Leiſte auf die Stirn. Mitunter iſt der Schnabel auch ſchwächer, etwas länger als der Kopf und ſchwach gebogen, wenig in die Stirn hineinragend, immer ſind die Schneiden ganz gerade. Die Naſenlöcher liegen ſeitlich an der Wurzel in einer kleinen Grube und ſind offen oder nach Oben mit einer Haut halb geſchloſſen, gegen die Schnabelſchneiden ritzenförmig geöffnet. Die Zunge iſt etwas rinnenförmig, an der Spitze dreitheilig und etwas borſtig. Die Beine ſind Ganzfüße, die Zehenrücken ſind geſchildert, die mittlere Zehe iſt kürzer als der Tarſus, an der Wurzel mit der äußern verbunden, die innere ganz frei, die beiden Seitenzehen ſind faſt von gleicher Länge, die ſtarke Hinterzehe iſt der äußern gleich, die Krallen ſind ſtark, ſehr ſcharf, gebogen, zuſammengedrückt, die der hintern Zehe iſt die größte. Die Flügel ragen weit über die Schwanzwurzel hinaus, die vierte Schwungfeder iſt die längſte, mit der fünften etwas länger als die dritte, die erſte iſt mittellang, wenig kürzer als die zweite; mitunter ſind auch die erſte bis vierte von gleicher Länge. Der Schwanz iſt von mittlerer Länge, flach, an der Spitze gerundet oder faſt gleich, aus 12 Steuerfedern beſtehend, mitunter auch abgeſtuft.

Wagler bringt die hierher gehörigen Arten in folgende Abtheilungen: A. Psarocolii gymnorhini. Rostro elongato-conico naribus patulis, tomiis quam mesorhinio propioribus, mesorhinio in clypeum frontalem terminato, *α*. Ps. gymnorhini rostro recto. 1. P. viridis. 2. P. bifasciatus. 3. P. cristatus. *β*. Ps. gymnorhini rostro versus apicem subtiliter inclinato. 4. P. palliatus. 5. P. Icteronotus. 6. P. haemorhous. 7. P. nigerrimus. B. Psarocolii hymeniorhini. Rostro robusto aut graciliore, naribus superne membrana nuda plus minusve limbatis; mesorhinio in fronte in asserculum augustum aut in lineam prominulam terminato. *α*. Ps. hymeniorhini rostro recto elongato-conico, mesorhinio in fronte asserculiformi. 8. P. Guirahuro. 9. P. anticus. 10. P. phoeniceus. 11. P. militaris. 12. P. bicolor. 13. P. frontalis. *β*. Ps. hymeniorhini rostro validiusculo aut gracili, rectiusculo aut subtiliter deorsum inclinato, acutissimo, mesorhinio in fronte prominulo asserculiformi lineari. 14. P. gymnops. 15. P. Xanthornus. 16. P. bucopteryx. 17. P. olivaceus. 18. P. castaneus. 19. P. Bananoe. 20. P. icterocephalus. 21. P. chrysopterus. 22. P. chrysocephalus. 23. P. flavigaster. 24. P. rufigaster. *γ*. Ps. hymeniorhini, rostro recto subulato-conico obsolete angulato, mesorhinio in fronte subasserculiformi. 25. P. Jamacaii. 26. P. Icterus. 27. P. Baltimore. 28. P. tanagrinus. *δ*. Ps. hymeniorhini rostro robusto brevi-conica, mesorhinio in fronte brevi asserculiformi. 29. P. sulcirostris. 30. P. pecoris. 31. P. sericeus. *ε*. Ps. hymeniorhini, rostro emberizino, mesorhinio in fronte lanceolata terminato. 32. P. caudacutus. 33. P. rufescens.

Dieſe Vögel leben in großen Heerden zuſammen und ſind Strichvögel. In welcher Menge ſie vorkommen, davon kann man ſich dadurch einen Begriff machen, daß ein einziger Bewohner von Louiſiana in einem einzigen Winter 25,000 Stück zuſammenbrachte von Icterus phoeniceus, deren Häute nach Paris geſchickt wurden, wo ſie zum Schmuck dienten. Dieſe Vögel nähren ſich von Körnern und Früchten, Knoſpen, jungen Blättern, Inſekten und ihren Larven. Sie niſten auch geſellig zuſammen und bauen ein cylindriſches, ſelten kugelförmiges, hängendes Neſt, und legen vier oder ſechs Eier. Unter den etlichen 30 Arten, welche Wagler in ſeinem Syſtem Atium aufführt, nehmen wir als Typus die bekannteſte.

Icterus phoeniceus. (Redwinged Starling *Catesby*. Carol. I. t. 13. Icterus pterophoeniceus *Brisson* II. p. 97. Troupiale à ailes rongés *Buffon*, Pl. enl. n. 402 [fig. non satis accurata]. Oriolus phoeniceus *Auctor*, Sturnus predatorius *Wilson* Americ. Ornith. IV. p. 30. t. 30. f. 1. Agelajus phoeniceus *Vieillot*, l. c). Ganz ſchwarz, etwas glänzend, die obern kleinern Flügeldeckfedern ockergelb, orangenroth gerandet, ſo das Männchen; das Weibchen (*Wils.* l. c. f. 2. Troupiale tacheté de Caj. *Buff.* Pl. enl. n. 448. f. 1. et. 2. Oriolus melancholicus var. *β*. *Auct.*) iſt viel kleiner als das Männchen, das Kinn iſt blaßröthlich, weiß, ein Strich von den Naſenlöchern über die Augen, ein breiterer unter denſelben, ein dritter in der Mitte des Scheitels der Länge nach, ſind ganz blaßbräunlich, weiß, ſchwarz beſpritzt; von den Augen zieht ſich ein ſchwarzbrauner Streif nach den Ohren. Die Kehle und die übrigen Körpertheile ſind weißlich, an der Bruſt ganz ſchwach ockerfarben überwaſchen, überall mit länglichen ſchwarzen Flecken beſetzt, mit Ausnahme der Steißfedern, die ſchwarz und weiß gerandet ſind; die obern Flügeldeckfedern, die des Oberkopfes, des Ober- und Unterrückens ſind ſchwarz, blaßroſtfarben gerandet, die größern Deckfedern und die Schwungfedern ſind außen blaß gerandet; der Schwanz ſchwärzlich.

Das junge Männchen iſt dem Weibchen ähnlich, doch ſind die Federnränder auf der obern Körperſeite breiter, zwiſchen den kleinen Flügeldeckfedern ſtehen orangenfarbene, oder ſie ſind ganz orangefarben. Das junge Weibchen iſt dem jungen Männchen ähnlich, doch fehlen ihm die rothen Federn. Der Schnabel iſt ſchwärzlich, die Füße kaſtanienbraun, die Klauen ſchwarz, Iris nußbraun, die ganze

Digitized by Google

Länge iſt etwa $8\frac{1}{4}$ Zoll. Lebt in ſehr zahlreichen Heerden in Amerika von Labrador bis zu den Antillen, in offenen, ſumpfigen Gegenden, des Abends ſich in das Rohr verbergend, häufig die Reisfelder verwüſtend, doch auch viele Inſekten und Würmer vertilgend. Er baut zwiſchen Rohr und Geſträuche ein hängendes Neſt, ſo hoch, daß es die Fluth nicht erreichen kann und legt fünf blaßblaue Eier, mit feinen blaßpurpurfarbenen Wiſchen und Linien und ſchwarzen Flecken gezeichnet. Wandert im Winter nach dem Süden aus; ſ. die übrigen Arten zum Theil unter Cassicus. (*D. Thon.*)

Icterus (Mammalia), ſ. Ictides. 2. Medicin, ſ. Gelbsucht.

ICTIDES (Mammalia). Eine von Valenciennes aus der Gattung Paradoxurus geſonderte Raubthiergattung, von Temminck Arctictis genannt. Sie hat folgende Kennzeichen: oben und unten ſechs Vorderzähne, oben und unten zwei einzeln ſtehende, lange, zuſammengedrückte Eckzähne, welche am vordern und hintern Rande ſchneidend ſind. Oben und unten auf jeder Seite fünf Backzähne, von denen die beiden vordern oben, die drei vordern unten unechte ſind, die hintern drei oben und die hintern zwei unten ſind höckerige Mahlzähne. Der Kopf iſt dick, die Schnauze ſpitzig, die Augen ſind klein, die Ohren klein, gerundet, behaart, der Körper plump, die Füße ſind fünfzehig, ſohlengängig, die Klauen hakenförmig, zuſammengedrückt, zum Graben geeignet, der haarige Schwanz iſt ein Wickelſchwanz.

1) I. Binturong. (Viverra Binturong. *Raffles*, Catal. in Linn. Trans. XIII. p. 253. Paradoxurus albifrons *Fr. Cuvier*, Du Genre Paradoxure etc. in Mém. du Mus. IX. p. 44. t. 4. *Ejusd.* et *Geoffr.* Mamm. fasc. 44. *Desmar.*, Mamm. Suppl. p. 540, 835. Ictides albifrons *Valenc.*, Mém. sur le genre Ictides in Ann. gen. des Sc. nat. IV. p. 51. t. 1. Isid. *Geoffr.* in Dict. class. VIII. p. 506. I. ater. *Fr. Cuvier.* et *Geoffr.* Mamm. fasc. 44. Isid. *Geoffr.* l. c. p. 507. *Fischer* Lyn. Mamm. 157. Icterus albifrons. *Griffith.*) Schwarzgrau, röthlich, die Stirn und die Schnauze bei dem Weibchen weiß. Die Körperlänge etwa 2 Fuß, der Schwanz $2\frac{1}{2}$ Fuß, ſehr lange Schnurrhaare, an den Ohren Haarbüſchel. Die Haare grob, lang, dicht ſtehend, ſchwarz, an der Spitze grau oder röthlich, jüngere ſchmuzig gelb. In Malakka, Sumatra, ſeltener auf Java.

2) I. aurea. (Paradoxurus aureus *Desmar*. Mamm. p. 540. 836. *Fr. Cuvier* in Mém. du Mus. IX. p. 47. t. 4. Dict. des Scienc. nat. XXXVII. p. 519). Einfarbig goldgelb, mit ſehr langen Haaren, von der Größe einer mittelmäßigen Katze. (*D. Thon.*)

ICTIMULI. Nach Strabon und Plinius iſt das der Name eines Goldbergwerks in der Gallia Transpadana, in der Nähe von Vercellae. Plinius (XXXIII, 4) nennt daſſelbe aurifodinas Ictimulorum, und Strabon, der im fünften Buche den Ort *'Ικτουμοῦλοι* ſchreibt, erwähnt es zugleich mit den Bergwerken bei Vercellä. Das jetzige Victimolo im Piemonteſiſchen hält man für das alte Ictimuli. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Ictinia, ſ. Milvus.

ICTINUS (*'Ικτῖνος*) der Athenäer, ein in ſeinen Werken berühmter Baukünſtler zur Zeit des Perikles. Mit Kallikrates erbaute er den Tempel der Athene, das Parthenon zu Athen, und behandelte die in dieſem prachtvollen Gebäude verwendete Kunſt ſelbſt in einer Schrift. Ein zweites Werk war der Tempel des Apollo Epikurius bei Phigalia zu Boſſä, welches wahrſcheinlich Ol. 87, 2 aufgeführt wurde. Pauſanias meint, er ſei nach der Peſt Ol. 88 erbaut worden. Es iſt dies jener von den Alten hochgeprieſene Tempel, von welchem Pauſanias ſagt, er nähme nach dem zu Tegea die zweite Stelle ein. Die in den Ruinen noch befindlichen Reliefs wurden neuerdings abgenommen und befinden ſich im britiſchen Muſeum zu London. Die Überreſte des Parthenon behandelten Stuart und Wilkins, den Tempel zu Phigalia Stackelberg in einer beſondern Schrift. Vgl. *Pausan.* VIII, 41, 5. *Strab.* IX, 1. p. 605. (*Hand.*)

Ictinus *Cassin.*, ſ. Gorteria.

ICTIS (Mammalia), Raubſäugethier der Alten, nicht näher zu beſtimmen. (*D. Thon.*)

Ictis (a. Geogr.), ſ. Vecta oder Vectis.

Ictodes *Bigel.*, ſ. Symplocarpus.

Ictus, rhythmiſcher Accent, ſ. unt. Rhythmus.

Ictus solis (Med.), ſ. Heliosis.

Iculisma (Inculisma, Engulisma, Engolisma, Aequolesima), ſynonym mit Agesina (ſ. d. Art.).

Icumna (Geogr.), ſ. Icauna.

ICUS, *'Ικός*, eine felſige Inſel, die mit einem Hafen oder einer guten Rhede verſehen war, lag zwiſchen Skiros und Skiathos, auf der nordöſtlichen Seite von Euböa. Stephanus nennt ſie eine der Kykladen und ſetzt ſie in die Nähe von Euböa. Nach Marcianus Herakbeota hatten die Kreter in alter Zeit dieſe Inſel durch eine Colonie bevölkert. Auf den Karten iſt ſie nicht verzeichnet und ſonſt wenig bekannt. *Liv.* XXXI. c. 45. *Strabo* IX. (*Pet. Fr. Kanngiesser.*)

ICZGANI, JETZGANY, 1) Neu-Jözkan, ein zu dem Religionsfondsgute St. Illie gehöriges Dorf im czernowitzer Kreiſe Galiziens (in der Bukowina). Dieſe teutſche Colonie, welche nach Suczawa, von welcher Stadt ſie $\frac{1}{2}$ Meile nordweſtwärts entfernt, eingepfarrt iſt, liegt am linken Ufer des Suczawafluſſes, unfern von der moldauiſchen Grenze, an der ſiebenbürger Poſt- und Commercialnebenſtraße. Gemäß den ſchon öfter ſtatt gehabten amtlichen Verhandlungen ſoll das nun zu Baſance beſtehende Zollamt ſammt der Contumaz dem moldauiſchen Markte Bordufzany gegenüber verlegt werden. 2) Alt-Jczkan, $\frac{1}{4}$ Stunde weſtlich von Suczawa in ebener Gegend. (*G. F. Schreiner*)

IDA. A) Geographie. 1) Ida, der Name eines Gebirges in der Landſchaft Troas, iſt, wie Helladios (bei *Photios* Bibl. ed. *Bekkeri* p. 534) will, von *ἰδεῖν* eine allgemeine Bezeichnung aller Höhen, von denen das darunter liegende Land geſehen werden kann, wird aber vorzugsweiſe von dieſem und dem gleichnamigen Gebirge in Kreta gebraucht. Dies Gebirge füllt in ſeinen zum Theil unterbrochenen Abfällen und Seitenlehnen größtentheils die ganze Landſchaft, welche durch eine von den innern Winkeln des adramyttenischen Meerbuſens nach Kyzikos gezogene Linie, von der Propontis, dem Hellespont und dem ägeiſchen

Digitized by Google

Meere begrenzt wird. Es dehnt ſich von Oſten nach Weſten und von Süden nach Norden an 20 Meilen aus (Maleriſche Reiſe des Grafen Raczynsky. S. 236), und wird von Strabon (XIII. p. 583) wegen der vielen Vorberge, die es ausſtreckt, mit einem Kellerwurm oder Tauſendfüßler verglichen. Im Oſten hängt es mit dem Timnus oder Jonnus zuſammen. Seine Hauptrichtung iſt von Oſten nach Weſten. Es erhebt ſich in dem Gebiete von Kyzikos bei der früher mit einem Orakel verſehenen Stadt Zeleia in den durch ihre reichen Jagden berühmten Bergen von Peireſſos und ſteigt in mehren Bergrücken, deren fruchtbare und angenehme Thäler von Flüſſen und Bächen bewäſſert werden, allmälig gegen Weſten empor, bis es ſich eine Tagereiſe weit vom ägeiſchen Meere zu ſeiner höchſten Spitze erhebt, welche Ida im engern Verſtande, mit einem beſondern Namen aber Gargaros heißt. Von da ſenkt es ſich ſchroff ab bis zu dem Vorgebirge Lekton, jetzt Baba genannt, doch ſo, daß von dem Gargaros betrachtet, die Höhenſpitzen der Bergkette in regelmäßiger Folge abnehmen und von Lekton bis zum Gipſel des Gargaros eine Reihe von Stuſen darſtellen, die zwar den Schritten eines Sterblichen unerreichbar, der Macht und Würde höherer Weſen aber angemeſſen und deshalb von Homer als eine Stufenleiter gebraucht ſind, auf welcher namentlich Juno von Lekton zum Gargaros leicht hinaufſchreitet. Mit einer Seitenwand bildet der Ida das nördliche Ufer des adramytteniſchen Meerbuſens und das Vorgebirge Gargaros, worauf eine Stadt Gargara lag, welches Vorgebirge daher wohl von der Idaſpitze zu unterſcheiden iſt. Vom Lekton fällt ein Bergzug in einiger Entfernung vom Meere nach Norden zuſchreitend allmälig ab, erhebt ſich dann wieder und ſchneidet in dem Vorgebirge Sigeum, jetzt Jeni Eher, mit einer ſenkrechten Felſenmaſſe ab. Ein zweiter Höhenzug ſenkt ſich hinab nach dem Vorgebirge Rhöteon. Ebenſo ſind Gyges bei Abydus, der Berg der Rhea bei Lampſakus, das Vorgebirge bei Adraſtea, der Fichtenberg, πιτυώδες ὄρος bei Pitynia für ebenſo viele Vorpoſten des Ida anzuſehen. Wenn man von Oſten nach Weſten das Auge richtet, ſo erhebt ſich der Ida zuerſt in den Bergen von Peireſſos bei Zeleia, die wegen ihrer reichen Jagden berühmt waren, und ſteigt dann in mehren Berglehnen, zwiſchen welchen angenehme und fruchtbare, mit Flüſſen und Bächen bewäſſerte Thäler ſich ausbreiten, allmälig empor, bis er eine Tagereiſe vom ägeiſchen Meere entfernt, ſeinen erhabenſten Gipſel emporſtreckt, worauf er in ſchroffen Abſätzen ſich ſchnell nach dem Vorgebirge Lekton und dem adramytteniſchen Meerbuſen hinabſenkt. Zwiſchen dem ägeiſchen Meere und dem erwähnten erhabenſten Gipfel, welcher Gargarus, oder Ida im engſten Verſtande heißt, fallen die Berge überall ſchroffer und ſteiler ab, als auf der Seite gegen Morgen, daher der Citharöde Stratonikos ſagte: nach Aſſos, welches am weſtlichen Abhange lag, muß man gehen, will man ſein Leben opfern. Die Höhe des erhabenſten Punktes des Gargarus beträgt nach Kauſer 775 Klaſter, und iſt den größten Theil des Jahres, wie der Ätna, durch eine dreifache Zone unterſchieden, der unterſte Theil enthält angebautes Land, der zweite Waldungen, der dritte, gegen die Spitze zu, Schnee und Eis. Der erſte Theil wird von Clarke mit der Gegend um Vietri bei dem Golf von Salerno verglichen und zeigt eine große und wilde Natur, die Hälfte des bewaldeten Theiles kann man noch zu Pferde zurücklegen, dann aber muß man zu Fuße gehen. In dieſen Wäldern gibt es wilde Eber, Tiger, Leoparden, Bären, Haſen, und man kann aus den einzelnen Öffnungen Tenedos und die trojaniſche Ebene überſehen. Über dem waldigen Gürtel iſt außer in der Sommerzeit Alles mit Eis und Schnee belegt und der Anblick traurig und erſchreckend. Ein Abgleiten oder ein Fehltritt bringen Gefahr wegen der furchtbaren Abgründe an den Seiten. Gegen den Gipfel erheben ſich vier Koppen, eine immer höher als die andere. Der Übergang von der dritten zur Baſis der zweiten Koppe führt vor einem Abgrund von tauſend Fuß Tiefe vorbei und das Hinanklimmen zu demſelben iſt ſchwierig. Von dieſem führt ein Felſenriff leichter zu der höchſten Spitze, die eine längliche Fläche bietet, von wo die ganze umliegende Gegend bis zum aſiatiſchen Olymp, der Propontis, die Küſten Thrakiens, über die Inſeln des ägeiſchen Meeres nach dem Eingange von Smyrna und nach Lydien hin dem Auge ſichtbar wird. Beſonders genau überſchaut man das troiſche Gefilde und den Lauf des Skamander bis zur See, der den Leitfaden zur Unterſcheidung der übrigen Gegenſtände, namentlich des Grabmals des Äſyetes, bietet. Der adramytteniſche Haſen erſcheint hier ſo nahe dem Berge, daß man ſagen kann, er umgürte den Fuß deſſelben; ſeine innere Spitze wird aber durch die idaiſche Bergkette verdeckt. Dem Anſcheine nach iſt es nicht möglich von Adramyttus nach dem Hellespont zu gelangen, ohne den Gargarus zur linken Hand zu laſſen; es führt aber doch eine Karavanenſtraße von Adramyttus nach Abydus, ſodaß der Reiſende den Gargarus zur rechten Hand hat und hier führte Xerres ſein Heer durch. Die Bergketten des Ida beſtehen zum Theil aus kegelförmigen Bergen. An manchen Stellen finden ſich die regelmäßigen Säulen des ſchwarzen Baſalt, ähnlich denen von Irland. Übrigens beſtehen ihre Maſſen aus Granit, Kalkſtein, Marmor. Er gibt vielen Flüſſen und Bächen ihren Urſprung.

Der Skamander entſpringt am Gargarus in einer wilden Gegend, aus mehren Spalten und Höhlen eines mit Moos bedeckten Felſens mit großer Heftigkeit. Das hier herausſtrömende Waſſer ſammelt ſich in einem tiefer liegenden, von der Natur ſechs bis acht Fuß tief gehöhlten Felſenbecken, aus welchem der Überſchuß 40 Fuß tief in mehren Strahlen, welche dem im Thale ſtehenden Zuſchauer als mehre Waſſerfälle erſcheinen, brauſend in die Tiefe ſtürzt. Wer ſich nicht genau und mühſam nach dem Urſprung umſieht, nimmt den aus dieſem Becken hervorſpringenden Waſſerfall für die eigentliche Quelle an. Um das Becken ſelbſt wachſen Haſel und Platanus, darüber hinaus Eichen und Fichten, weiter hinauf ſtarren nackte, ſteile, furchtbare Abhänge. Hundert und funfzig Ruthen tiefer als die beſchriebene ganz kalte Quelle iſt eine warme Quelle ganz nahe am Bette des Fluſſes, welche dieſelbe Temperatur wie die des Bonarbaſchy hat. Der Skamander fließt gleich nach ſeinem Urſprunge, mit ſehr geringer Veränderung,

Digitized by Google

von Oſten nach Weſten ſehr rauſchend durch ein wildes Thal, das den Thälern Tyrols ähnlich iſt, nimmt aber dann einen nördlichen Lauf und mündet auf der öſtlichen Seite des Vorgebirges in den Hellespont. Seine Strömung iſt beſonders in der obern Hälfte ſchnell und reißend, in der Ebene von Troja hat er die Breite von 100 Fuß und iſt auch hier noch ſo heftig, daß man beim Durchreiten, wo er dem Pferde bis an den Sattelgurt reicht, in Gefahr iſt, fortgeriſſen zu werden. In gewiſſen Jahreszeiten tritt er aber aus ſeinen Ufern und ſetzt die benachbarte Gegend ſehr weit unter Waſſer. In ſeinem untern Laufe, nicht fern von dem ſigeiſchen Vorgebirge, vereinigte ſich in alten Zeiten, wie das jetzt trocken liegende Flußbett zeigt, ein Nebenarm des Skamander, ein Flüßchen, jetzt Bonarbaſchy genannt, bei Kaz-Dag Ida, ſüdweſtlich eine halbe engliſche Meile von einem Orte Bonarbaſchy (d. i. caput fontium)*) an einem Platze Kirk Geuſe oder 14 Augen, d. i. Quellen. Dieſe Quellen ſind ſämmtlich warm und zwar 62° Fahrenheit, entſpringen aus einer Lage von Breccia oder Pudding-ſtone, über welchem ein Lager von Kalkſtein ruht. Dieſe Quellen ſammeln ſich in einem Teiche. Die nahen Felſen zeigen ſelbſt eine merkbare Wärme. Eine andere und zwar die ſtärkſte Quelle, welche Chevalier allein als eine warme Quelle beſchrieben hat, während er die berührten 14 in einen Teich zuſammenlaufenden für kalt anſieht, iſt in einiger Entfernung. Dieſe ſtrömt perpendiculair aus der Erde und nimmt ihren Urſprung aus dem Boden eines Reſervoirs, den man aus Platten von Marmor und Granit gebildet hat, und ſtößt ebenſo viel Waſſer herauf, als die berühmte Quelle von Holywell in Flintſhire. Einige Marmorplatten und zerbrochene Pfeiler ſind hingelegt zur Bequemlichkeit der Dorfbewohner, die hier waſchen und ihre Urnen füllen. Das Waſſer dünkte dem Walpole von gewöhnlicher Temperatur; man erzählte ihm aber, daß es im Winter wärmer, als die andern ſei, und ruhe. Ihre Oberfläche ſcheint ſehr kochend und während kalter Witterung verurſacht der condenſirte Dampf den Anſchein einer Rauchwolke über der Quelle. Die Marmor- und Granitplatten ringsum ſind von hohem Alterthum und ihr Anblick inmitten der umgebenden Bäume iſt ſehr maleriſch. Die Temperatur dieſer Quelle iſt jedoch eben nur 62° Fahrenheit. Ungeachtet dieſer Wärme ſpielen in dem Waſſerbehälter Fiſche. Dieſe Temperatur iſt zu allen Tagesſtunden gleich, wie Clarke unterſucht hat, der auch bemerkt, daß im Verhältniß, als ſich das Waſſer von der Quelle nach einem untern Sumpfe entfernt, kälter wird. Es iſt daher bewieſen, daß ſämmtliche Quellen von Bonarbaſchy alle warmen Urſprungs ſind. Außerdem gibt es noch viele Quellen von verſchiedenen Graden der Temperatur in dem ganzen Diſtrict, durch welchen der Skamander fließt, vom Ida zum Hellespont. Daß die zwei Kanäle, welche die Flüſſe nach dem Skamander hinleiten, die *δοιαὶ πηγαί* des Homer geweſen ſind, iſt wenigſtens möglich, und wird wahrſcheinlich dadurch, daß noch jetzt im Lande die Vorſtellung von einer warmen und einer kalten Quelle herrſcht und die Frauen des Ortes Bonarbaſchy nicht gelegentlich, ſondern nach alter Gewohnheit im feierlichen Aufzuge und Geſange ihre Kleider zu dieſer Quelle bringen und dort waſchen laſſen. Der im Lande übliche Karren, auf dem das Linnenzeug dahin gefahren wird, gleicht demjenigen, wie er auf allen Sculpturen angetroffen wird. In dem auf einer beträchtlichen Erhöhung liegenden Dorfe Bonarbaſchy finden ſich viele Alterthümer, Fragmente von doriſchen und ioniſchen Marmorpfeilern, Granitſäulen, zerbrochenen Basreliefs, die es wahrſcheinlich machen, daß hier eine Stadt geſtanden hat. In dem Boden, dicht hinter dem Hauſe des Aga, finden ſich Spuren alter Thürme oder einer Citadelle, Überbleibſel von altem Pflaſter ſind vorhanden, welches Alles zur Annahme führt, daß hier früher eine Stadt geſtanden habe. In einiger Entfernung von dem ſanften Hügel, auf dem Bonarbaſchy liegt, befinden ſich ſüdöſtlich, oder, wie Walpole ſagt, Oſtnordoſt, Höhen, auf welche le Chevalier und Andere, welche Bonarbaſchy für den Platz des alten Troja annehmen, die Akropolis dieſer Stadt ſetzen. Chevalier beſchreibt dieſe Höhen als einen Theil der Bergkette des Ida, obgleich ſie von demſelben durch die Ebene von Beiramitſch getrennt iſt, welche öſtlich dazwiſchen tritt. Ebenſo ſtellt er jene Höhen als eine Fortſetzung des Hügels von Bonarbaſchy dar, ſodaß der Leſer Bonarbaſchy für die Unterſtadt und jene Höhen für die Oberſtadt oder die Akropolis zu halten verleitet wird. Allein Clarke weiſt nach, daß zwiſchen Bonarbaſchy und jenen Höhen ein tiefes, felſiges Thal liegt, das niemals menſchlicher Thätigkeit unterworfen geweſen, um zwei Plätze mit einander zu verknüpfen. Walpole ſagt dagegen: von Bonarbaſchy nach Oſtnordoſt erhebt ſich der Boden während 1¼ engl. Meile, worauf ein Hügel ſich emporhebt, der oben eben iſt. Auf dem Wege dahin bemerkte Walpole den Grund oder die Spuren irgend eines alten Baues, irgend einen gehauenen Stein oder Fragmente von Töpfen, Urnen, Krügen, um ehemalige Wohnung dort anzudeuten (Walpole 108). Dieſes hohe Land, oder Tafelberg, iſt ungefähr eine Meile im Umfang, oblong geſtaltet, in der Länge 650 Schritte, die größte Breite 250 Schritte. Dieſe Höhen betragen in der Länge 850 Yards, in der weiteſten Breite 250. Die Grundlagen der Baue ſind unbedeutend und ohne Anzeigen eines entfernten Alters. Dieſe Höhen waren einſt mit einer ſieben Fuß dicken Mauer umgeben (die Arbeit iſt roh), die aber unbedeutend geweſen, gleichwol von Chevalier und Andern für die Befeſtigung der Akropolis gehalten ſind. Das Gebäude, deſſen Grundplan die Mauer bezeichnet, hat keine regelmäßige Geſtalt gehabt, ſondern hat ſich nach der unebenen Oberfläche des Felſens gerichtet. Der größte Diameter iſt 40 Schritte. Beim Nachgraben in dieſer Grundlage fand man blos Ziegel und Mörtel, 120 Schritte von dem vorigen Grabhügel iſt der von dem neuen Topographen genannte Grabhügel des Priamus. Auf der Spitze befinden ſich Überbleibſel von einem Baue, ſei es eines Altars oder einer Kapelle; der Grund deſſelben iſt acht Fuß im Durchmeſſer. Außerhalb dieſer Mauer auf der nord-

*) Bonarbaſchy liegt 12 Meilen von Yenicher und wenigſtens neun Meilen von dem nächſten Punkte des Hellesponts. *Walpole*, Memoirs of Turkey. p. 108 sq.

weſtlichen Grenze befindet ſich ein kegelförmiger Tumulus aus loſen Steinen gebildet, der von Chevalier und Andern der Grabhügel des Hektor genannt iſt; die Baſis deſſelben hat 100 Yards im Umkreiſe. Die Zuſammenſetzung von loſen Steinen, die den Anſchein haben, als wären ſie aus dem benachbarten Steinbruche geholt und zum Gebrauch hier aufgeſchichtet worden, galt dem Chevalier im Vergleich mit Homer's Beſchreibung für einen Beweis, daß es der Grabhügel Hektor's ſei. Hundertdreiundzwanzig Schritte von dieſem, von Chevalier ſogenannten Grabmale des Hektor findet ſich ein noch anſehnlicher künſtlicherer Hügel von derſelben Statur, der in jeder Hinſicht mehr Recht haben könnte auf den Titel des erſtern Anſpruch zu machen; die Baſis deſſelben hat 133 Yards im Umkreiſe. Hundertdreiundvierzig Schritte in derſelben Richtung weiter auf dem Hügel liegt ein dritter Tumulus, deſſen Baſis 90 Yards im Umkreiſe hat. Namen ſind ihnen allen beigelegt, dem erſten, Grab des Hektor, dem zweiten des Priamus, dem dritten des Paris. (Walpole ſagt S. 108: in derſelben Richtung kommt man zu einem Felſenhügel, der eben iſt, auf welchem die Burg oder die Feſtung wahrſcheinlich gebaut war. Die Lage iſt feſt, ſie iſt von abgeriſſenen, perpendiculairen Klippen und Präcipicen umgeben. Wenn man auf die Ebene hinſieht, ſieht man den Skamander breit und reißend, der die Baſis dieſer Akropolis oder Pergamus umgibt und ſie faſt zu einer Inſel macht. Die Schlingungen des Skamander von dieſer Höhe angeſehen, erſcheinen ſehr zahlreich. Er kehrt oft ganz in ſeinem Laufe zurück, ſodaß er die Ebene in verſchiedenen Richtungen durchſchneidet. Rings um den ganzen Rand dieſer Ebene auf der Spitze des Hügels kann man die Überbleibſel von Mauern bezeichnen, mit Steinhaufen in Zwiſchenräumen, die wahrſcheinlich die Örter anzeigen, wo Thürme errichtet waren. Es gibt auch hier Steinbrüchen ähnliche Aushöhlungen, woher die Steine geholt ſein können. Eine derſelben, dicht bei dem erſten Hügel des Hektor, iſt ſehr tief, die Spuren der Pike-Art ſind zu erkennen, viele wilde Feigen wachſen aus den Spalten deſſelben. Eine Viertelmeile unterhalb Bonarbaſchy in ſüdweſtlicher Richtung iſt ein türkiſcher Begräbnißplatz, auf welchem Bruchſtücke der Architektur und Säulen von Marmor und Granit zerſtreut liegen; ihr Styl ſchließt aber jeden Anſpruch auf hohes Alterthum aus. Weder auf dem beſchriebenen Hügel noch auf dem Wege dahin wird irgend ein Überbleibſel der Kunſt von cyklopiſcher Art, ähnlich den Mauern von Argos, Mycene gefunden, ebenſo wenig Bruchſtücke von Gefäßen, Urnen, Töpfen, welche in ſo reicher Menge auf den Plätzen aller Städte in Griechenland und Aſien ſich finden. In dem Dorfe Bonarbaſchy finden ſich Fragmente von Basreliefs und noch bei der Moskee des Dorfes eine Marmorplatte mit einer unvollkommenen Inſchrift, in der der Minerva gedacht wird. Ungefähr eine Meile von dem Wirthshauſe des Dorfes Bonarbaſchy ſind die Quellen eines Bächleins und heißen Kirk-Joß.

2) **Ida**, *Ἴδη* und *Ἰδαῖον ὄρος*, ein Berg auf Kreta. Dieſe Inſel wird von Oſten nach Weſten von zwei Bergzügen, gewöhnlich Sphakia genannt, durchſchnitten, welche ſich in dem weſtlichen Theile zuſammenknüpfen unter dem Namen Weißberge, *Λευκὰ ὄρη*, welche ihre Arme nach Nordweſten zu den Vorgebirgen Boſo und Spada und nach Südoſten bis zu den Bergen Faranghi ausſenden. In der Mitte jener Bergkette und zugleich in der Mitte der Inſel, wo ſie zugleich am breiteſten iſt, erhebt ſich der Ida als der erhabenſte Punkt, von dem man weſtlich die erwähnten weißen Berge und öſtlich die Bergzüge in ſanften Abhängen auslaufen ſieht. Der Ida iſt kahl, daher er auch jetzt den Namen Pſiloriti führt. Einen großen Theil des Jahres iſt er mit Schnee bedeckt. Sein Umfang beträgt gegen 15 Meilen oder 600 Stadien. An ſeinen untern Abhängen werden der Tragant, das Ciſtenröschen, cistus ladanifera, und der Malvaſierwein reichlich gewonnen. Der Mythologie zufolge wohnten die älteſten Coloniſten, Idaei Dactyli genannt, an dieſem Berge. Um denſelben lagen die vorzüglichſten Städte der Inſel. Am Fuße des Berges liegen noch Trümmer des alten Gortyna und Gnoſſos, das Labyrinth mit einem einzigen Eingang, eine Berghöhle mit vielen Irrgängen. *Strabon* X. p. 733. *Diodor.* V, 64. *Plin.* IV, 20. Tournefort, Sonnini's und Olivier's Reiſen.

(*Pet. Fried. Kanngiesser.*)

3) Ida, Nagy-, Großida, ein am Fuße eines alten, der gräflichen Familie Cſáky gehörigen Schloſſes ſich ausbreitender großer Markt, im kaſchauer Gerichtsſtuhle, (Processus) der abaujvárer Geſpanſchaft, im Kreiſe disſeit der Theiß Oberungerns, am ſumpfigen Idafluß, zwei teutſche Meilen ſüdſüdweſtlich von Kaſchau, in flachhügeliger Gegend gelegen, mit einer katholiſchen, zum ſzepſier Vicearchidiakonatsdiſtrikte des Biſthums Kaſchau gehörigen Pfarre, welche ſchon im J. 1333 beſtand und 1742 wiederhergeſtellt wurde; einer Seelſorgeſtation der Reformirten; einer katholiſchen, dem heil. Biſchofe Martin geweihten Kirche, über welche dem Grafen Cſáky das Patronatrecht zuſteht; einer jüdiſchen Synagoge, ſtark beſuchten Märkten, 213 Häuſern und 1743 magyariſchen und ſlawiſchen Einwohnern, unter welchen ſich 1166 Katholiken, 381 Reformirte und 196 Juden befinden. Der Markt gehört dem Grafen Cſáky und der adeligen Familie Perenyi und iſt geſchichtlich merkwürdig durch die Niederlage, welche die Zigeuner hier im J. 1557 erlitten, und der Verſammlung wegen, welche die aus ganz Europa hier zuſammenſtrömenden Abgeſandten der Juden in Ida im J. 1650 hielten, in welcher ſie unterſuchten, ob der Meſſias der Juden ſchon gekommen ſei, oder ob ſie noch eines andern gewärtig ſein ſollten? Abrr die aus Rom geſandten Prieſter haben die Frage gar bald beantwortet und die Weiſen Israels zum Stillſchweigen und aus einander gebracht. 4) Ein auch Großiden, Juda mare, genanntes Dorf, im nordöſtlichſten Theile der klauſenburger Geſpanſchaft, im tekeer Bezirke des untern Kreiſes, im Lande der Ungern des Großfürſtenthums Siebenbürgen, drei Viertelſtunden nordweſtlich von Teke, an der von dieſem Markte nach Sajo-Udvárhely führenden Straße, zwiſchen Gebirgen am rechten Ufer eines Nebenbaches des Sajofluſſes gelegen, mehren adeligen Familien gehörig, mit einem verfallenen Schloſſe und einem Salzbrunnen. Die Einwohner ſind theils Magyaren, theils Walachen und Sachſen. 5) Kis-

Kleinida, ein zwiſchen Gebirgen und ausgedehnten Waldungen, am Idafluß und an der von Kaſchau nach Metzenſeifen führenden Straße liegendes, zwei Stunden ſüdweſtwärts von Kaſchau entferntes Dorf, in demſelben Bezirke und Comitat wie Nagy-Ida, mit einer zur Pfarre Polyi, (Bisth. Kaſchau) gehörigen, der heil. Jungfrau Maria geweihten Filialkirche, 46 Häuſern und 399 ſlawiſchen Einwohnern, unter welchen ſich drei Juden befinden.

(*G. F. Schreiner.*)

B) Mythologie und Geſchichte. 1) Ida (*Ἴδα*), Tochter des Meliſſeus, eine Nymphe, dadurch merkwürdig, daß ſie zu den Erzieherinnen des jungen Zeus auf Kreta gehörte *).

2) Ida oder Ide (*Ἴδη*), eine Tochter des Korybas, nach Diodorus Siculus (Biblioth. hist. L. IV. c. 60. ed. *Wesseling*) Mutter von Minos II., welchen Lykaſtos mit ihr erzeugte. (*R.*)

3) Ida, erſter König von Bernicia oder Northumberland, ein Angle, aus königlichem Geſchlechte entſproſſen, welches, wie andere nordiſche Königsgeſchlechter, von Wodan [1]) abgeleitet ward, war ſchon in der teutſchen Heimath ein mächtiger Fürſt, nahm eine Menge angliſcher Geſchlechter auf 40 Schiffen ein, und landete mit ihnen zu Flamburg im Lande York im J. 547. Northumberland war zwar ſchon von andern Teutſchen eingenommen, aber ſie unterwarfen ſich dem mächtigen Ida, ſei es, daß er mit ihnen, bevor er Teutſchland verlaſſen, Verträge errichtet, oder daß ſie es überdrüſſig waren, den Königen von Kent unterthänig zu ſein, die von ihnen zu weit entfernt waren, als daß ſie von demſelben hätten Hilfe erhalten können, oder waren überhaupt nicht im Stande, ſich Ida, der eine große Macht hatte, zu widerſetzen [2]). Ida erbaute Bebanburg [3]), welches zuerſt mit einer Hecke, und dann mit einem Walle oder einer Mauer umzäunt war, herrſchte 12 Jahre und ſtarb im J. 559. Nach ſeinem Tode zerfiel Northumberland in zwei Königreiche [4]). Adda, ein Sohn des Ida, ward König von Bernicia, dem nördlichen Theile Northumberlands, und Alla, auch ein angeblicher Abkömmling Wodan's, ließ ſich zum Könige von Deira, dem ſüdlichen Theile Northumberlands, krönen. Von den 12 Söhnen, welche Ida hinterließ, waren ſechs eheliche und ſechs natürliche. Von den erſtern ſind bemerkenswerth Adda († 563), Theoderik († 586) und Athalarik († 593), der Stammvater ſo vieler Könige [5]), und von den letztern Ogga und Alarik, deren ſpätere Nachkommen auch Könige wurden. Sehr dürftig ſind die Nachrichten über den berühmten König Ida bei Beda Venerabilis (I. c. 1), in der angelſächſiſchen Chronik, und bei Nennius. Er erſcheint in der Darſtellung Wilhelm's von Malmesbury (Lib. I. c. 3) als ein vollkommener Fürſt, deſſen geläuterter reiner Charakter ſeine edle Geburt überſtrahlt; im Kriege ſo ſehr unbeſiegt, milderte er zu Hauſe die königliche Strenge durch angeborene Seelengröße. Parteiiſch für ihre Landsleute ſind dagegen die britiſchen Barden Talieſin und Llomarch und Anevrin. Bei ihnen heißt Ida Flamddwyn, der Zerſtörer und Flammenträger, und noch viel mehr Böſes ſagen die erbitterten Sänger Bun, ſeiner Gemahlin, in Betreff der Zucht und Keuſchheit nach. Dagegen iſt keine Tugend, welche nicht Ida's Hauptgegner Y Rian Reged, der Monarch von Riged oder Riged-Dunum, und Souverain von Sistuntii, nach den Gedichten von Talieſin und den Liedern von Llomarch beſeſſen haben ſoll. Der Sohn Conmarch's war ein an dem ritterlichen Hofe des Königs Artus erzogener Held, und unter der Zahl ſeiner Lieblingskrieger, und wenn wir den Barden weiter glauben, ein würdiger Gegner von Cobba's Sohne. Die Kämpfe beider Helden haben Talieſin, und Llomarch und Anevrin zum Gegenſtande ihrer Lieder gemacht. Y Rian von Riged ſtand an der Spitze der bedrohten britiſchen Fürſten des Nordens, und ſie ſannen auf nachdrücklichen Widerſtand, wie ſie ihn dort früher den Römern geleiſtet hatten.

Y Rian war wie Ida von tapfern Söhnen umgeben. Zahlreich waren die Gefechte am Liwon und an der Swale [6]). Da aber jene Lieder, welche dieſe Kämpfe beſangen, keine rein geſchichtlichen ſind, ſondern der Heldenſage angehören, ſo iſt auf ihre Nachrichten nicht viel zu geben. Nach den Barden endlich blieb Ida in dem Treffen gegen Owen, den Sohn Y Rian's; denn letzterer war von der Meuchlerhand einheimiſcher Feinde gefallen [7]). Anevrin's Gedicht hat die blutige und ent-

*) *Apollod.* L. I. c. 1. §. 3.

1) Ida's Genealogie nach der angelſächſiſchen Chronik iſt dieſe: a) Geata, b) Godwulf, c) Finn, d) Frithowulf, e) Woden, f) Bäldäg, g) Brand, h) Beonoc, i) Agenvit, k) Ingui, l) Eſa, m) Coppa, n) Ida, ſo auch bei Florenz S. 218, nur daß Eſa hinwegfällt. Vermehrter und anders aber in der Prosapia p. 566. Dieſe Genealogie Ida's, ſowie die bei Otterborne, und die in Bertram's Ausgabe des Nennius im Anhange, findet ſich mit der in der angelſachſiſchen Chronik zuſammengeſtellt bei Jac. Grimm, Teutſche Mythologie, Anhang. Angelſächſiſche Stammtafeln, S. IX. X. 2) Vgl. Paul von Rapin, Allgem. Geſch. von England. 1. Bd. (Halle 1755). S. 119, nach welchem die northumberländiſchen Sachſen dem Angeln Ida ſich ſo leicht unterwarfen, weil Sachſen und Angeln in Teutſchland nur ein einziges Volk ausgemacht haben. Nach der Meinung v. Gagern's (Die Nationalgeſchichte der Teutſchen. 2. Th. S. 417) kann man ſich kaum der Anſicht erwehren, daß bis dahin nur jütiſche und andere untergeordnete Edle und Aldermänner ſich verſucht hatten; und als es ihnen ſo gelungen war, erſchienen nun die ſächſiſchen Fürſten ſelbſt mit aller Macht oder zahlreicher Mannſchaft. 3) Oder Bebbanburg; Ida nannte die Stadt nach ſeiner Gemahlin Bebba. Sie ward lange darnach zerſtört; doch iſt noch ein Schloß daſelbſt, welches den Namen Bamburg führt. Die Nachrichten von Bebanburgs Erbauung durch den König Ida ſ. in der angelſächſiſchen Chronik bei Leibnitz (Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I. p. 48. 49).

4) Wie Ida beide Königreiche vereinigt hatte, hierüber drückt ſich Nennius (bei demſelben S. 37) ſo aus: Ida filius Eobba tenuit regiones in Sanistrali parte *Humbri Maris* XII. annis et junxit (*al.* struxit) arcem (forte arces), id est *Dunguirin* et *Gurbineth:* quae duae regiones fuerunt in una regione, id est, *Denraberneth*, Anglice *Deira* et *Bernicia*. Weiter oben wird geſagt, Ida, Eobba's Sohn, ſei der erſte König in Bernitia, d. h. Ibernech, geweſen, wofür die andere Leſart hat: ipse primus in Bernicia, id est, in *Cerneck* rex fuit, et in Caie Effranc, de gente Saxonum. 5) ſ. Geſchlechtsregiſter der Könige von Northumberland bei P. von Rapin 1. Th. S. 139. 6) Vgl. v. Gagern, Die Nationalgeſchichte der Teutſchen, 2. Bd. S. 417. 7) *Whitaker* T. II. Cap. III. p. 73 sq. und die von ihm ange-

Digitized by Google

ſcheidende Schlacht von Cattráth oder im Walde von Llwyvein zum Stoffe, weil die Briten unterlagen, ſo mißt der Barde die Schuld einzig ihrer Ermüdung von ritterlicher Übung bei, die ſie in den zunächſt vor dem ernſtlichen Kampfe vorhergehenden Tagen zu eifrig betrieben hatten.

4) **Ida**, die Heilige, war eine edle Frankin, verwandt mit dem Karolingiſchen Kaiſer- und Könighauſe, Schweſter Adelard's und Wala's, der berühmten Äbte von Altcorvey, Gemahlin des engerſchen Grafen Ekbert. Dieſer ſoll, von Karl dem Großen nach Gallien zu einer Heerfahrt gerufen, erkrankt, von Ida gepflegt worden ſein, und nach ſeiner Geneſung ſie vom Kaiſer zur Gemahlin erbeten haben. Ihren Sohn Warin ließ ſie Mönch werden, und hatte nebſt ihrem Gatten im J. 826 die Freude, der Weihung Warin's zum Abte von Neucorvey beizuwohnen. Ihren Gemahl hatte ſie bewogen, an der Lippe, wo er Alode beſaß, an dem Orte Hirutfeld (dem jetzigen Dorfe Herzfeld im Amte Stromberg) eine Kirche zu bauen. Eine an die ſüdliche Wand derſelben ſtoßende Halle ließ ſie nach ihres Gatten Tode († um 827) bauen, lebte in einer Zelle, und lag ganz allein frommen und mildthätigen Werken ob. Längſt vor ihrem Tode hatte ſie ſich einen marmornen Sarg machen laſſen, und wurde darin in der Halle begraben. Ihr Grab wurde als wunderwirkend in der Folge der Zeit berühmt. Dies veranlaßte den Abt Ludulph von Werden an der Ruhr, den Biſchof Dodo von Münſter zu bewegen, Ida's Leiche feierlich zu heben, in die Kirche auf den Altar zu ſetzen, Theilchen der Reliquien ſelbſt mitzunehmen, andere nach Werden verabfolgen zu laſſen, und den ſüdlichen Theil der Kirche zu Herzfeld zu Ehren der ſeligen Ida einzuweihen; im J. 980 den 26. Nov. *).

5) **Ida**, Erbtochter des alodreichen Herzogs Hermann I. von Schwaben, bekannt durch ihre Schönheit und Vermählung mit Ludolf, Sohne des Kaiſers Otto des Großen, im J. 948, welcher auch, nachdem ihr Vater im December 949 geſtorben, das Herzogthum Schwaben erhielt, das er aber in der Folge wegen der Empörung gegen ſeinen Vater wieder verlor. Ida überlebte ihren Gemahl, der 957 in Italien ſtarb, bis zum J. 986, wo ſie verſchied, nachdem ſie ſich außer ihrer Verbindung mit dem Kaiſerhauſe, auch unter den Geiſtlichen durch Schenkungen an die Kirchen, ſo des Ortes Rochlitz an das Hochſtift Merſeburg, einen guten Namen gemacht *).

(*Ferdinand Wachter.*)

IDACARA oder **Adacara**, eine nur wenig bekannte, nach Ptolemäus in **Arabia deserta** am **Sinus Persicus** gelegene Stadt. (*R.*)

IDACIUS (auch **Idatius** und **Hidatius** geſchrieben), ein Chroniſt des 5. Jahrh., gegen das Ende des 4. Jahrh. zu Lamego in Galicien geboren, beſuchte in ſeiner Jugend den Orient, wo er mit mehren frommen und gelehrten Einſiedlern in nähere Verbindung kam und ſich vielfache Kenntniſſe erwarb. Nach ſeiner Heimkehr ward er um das J. 427 zum Biſchofe von Chiaves, einer kleinen portugieſiſchen Stadt am Tamego (oder, wie Andere behaupten, von Lamego) erhoben, und erwarb ſich das Vertrauen ſeiner Landsleute in ſo hohem Grade, daß man ihn mit mehren wichtigen Sendungen beauftragte. So wurde er im J. 431 zu dem römiſchen Feldherrn Aetius nach Gallien geſchickt, um von ihm Hilfe gegen die Sueven, welche Spanien plündernd durchzogen, zu verlangen. Ein anderer Auftrag des Papſtes Leo I., die Ketzerei der Priſcillianer zu unterdrücken, war nach den Begriffen jener Zeit nicht minder wichtig und ehrenvoll. Die Sueven, welche immer weiter vordrangen, entſetzten ihn im J. 461 ſeiner Würde und hielten ihn einige Zeit gefangen. Das Jahr ſeines Todes iſt ungewiß, denn der Schluß, daß er im J. 468, in welchem die unter ſeinem Namen bekannte Chronik aufhört, geſtorben ſein müſſe, kann um ſo weniger Glauben verdienen, da dieſes Chronicon, welches unterdeſſen, ſo barbariſch auch ſein Styl ſein mag, doch manchen wichtigen Aufſchluß über die Eroberungszüge der Sueven und Gothen in Gallien und Spanien gibt, erſt im 12. Jahrh. entſtand, und Pelagius, Biſchof von Oviedo, zum Verfaſſer hat. Auch die ihm ſeither zugeſchriebenen **Fasti consulares** gehören einer ſpätern Zeit an. Das Chronikon, welches ſich an die Chronik des Euſebius anſchließt und mit dem J. 379 beginnt, wurde zuerſt, aber ſehr unvollkommen, von H. Caniſius (Antiq. lectt. II, 601—667) herausgegeben und öfter in dieſem fehlerhaften Zuſtande wiederholt. Beſſere Recenſionen gaben J. Sirmond (Paris 1619; wiederholt in M. Bouquet's Scriptt. rer. Gall. I. 611—624) und H. Florez (España sagrada. IV, 345 sq.), der auch den beſten Abdruck der **Fasti consulares** (Ebend. IV, 466 fg.), die früher von Ph. Labbé (Bibl. nov. manuscript. I.) und J. G. Grävius (Thes. antiqq. XI, 242—267) herausgegeben waren, lieferte. Den genaue-

führten Schriftſteller. *Turner* Cap. III. p. 117 sq. von Gagern II. S. 417. 418. 809. 810.

*) Die von Ludwig dem Frommen der Ida im J. 837 bewilligte Urkunde bei *Falke*, Tradd. Corbei. 284, welche Ekbert's als eines Todten gedenkt. Von deſſen Witwe ſagt der Kaiſer: Ida *propinqua* nostra. Fernee dienen als Quellen zu ihrer Geſchichte Chronicon Corbeiense, bei Wedekind, Noten zu einigen Geſchichtſchreibern des teutſchen Mittelalters. S. 377 u. 379. Necrologium Monasterii Werthinensis ap. *Leibnitz*, Scriptt. III. p. 748, Historia Translationis S. Posinnae, Mon. Germ. Hist. II. p. 681. 682. Vita S. Idae Auctore Uffingo Monacho Werthinensi, nach der Suriſchen Ausgabe bei *Leibnitz*, Scriptt. I. p. 171—181, und nach dem von den Bollandianern zu dem die 4. Septembris gebrauchten Wobeker Codex, verbeſſert bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. II. p. 569—576 wiederholt, iſt aber erſt im J. 980 oder darnach, alſo zu lange Zeit nach Ida's Tode, geſchrieben, und daher nur mit großer Umſicht und ſehr beſchränkt zu brauchen. Vita Meinwerci Ep. Paderb. ap. *Leibnitz*. I. p. 557. *Wedekind*, S. Ida ducissa, in deſſen Noten zu einigen Geſchichtſchreibern des teutſchen Mittelalters. 1. Bd. S. 141—149, gibt Scholien zu der Vita S. Idae.

*) Continuator Reginonis, Mon. Germ. Hist. II. p. 620. 625. *Wittichindi* Corb. Ann. lib. III. ap. *Meibom*. Scriptt. I. p. 651. *Dithmari Merseb*. Chron. ed. *Wagner*. p. 22. 242. Chronicon Quedlinburgense, ap. *Leibnitz*. Scriptt. II. p. 281. *Hermanni* Contr. Chron. ap. *Ussermann*., Germ. Sacr. Prodr. I. p. 182. Annalista Saxo ap. *Eccardum*, Corp. Hist. I. p. 278. 346.

Digitized by Google

ſten und vollſtändigſten Abdruck des Chronikons gab Th. Roncallius in ſeinen Vetustiora latinorum scriptorum chronica ad mss. codices emendata (Patav. 1787. 4.) II, 5—54. (*Külb.*)

IDACUS iſt, wie aus Thukydides (VIII, 104) zu erſehen, ein Dorf oder Flecken, welcher auf der Küſte des thrakiſchen Cherſonnes an der Einbucht, gegenüber von Abydos, lag. Von Idacus bis Arriana, einem andern weiter ſüdlich gelegenen Küſtenorte des thrakiſchen Cherſonnes, hatten die Athenäer, als ſie im 24. Jahre des peloponneſiſchen Krieges ihren Gegnern eine Seeſchlacht lieferten, ihre Flotte aufgeſtellt. Allein weder Idacus noch Arriana ſind weiter bekannt. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

ID-ADHAÂT, im Arabiſchen Opferfeſt, von عيد, Id (Feſt) und اضحات, adhhât (Opfer), einerlei mit Beiram (ſ. d. Art.). Über die dabei beobachteten Gebräuche ſ. im Art. Hadsch (2. Bd. S. 355 fg.). (*R.*)

IDAEA (*Ἰδαία*), 1) eine Nymphe, nach Apollodor (Bibl. L. III. cap. 12. §. 1) Mutter des Teukros, welchen der Flußgott Skamander mit ihr erzeugte. Nach Pauſanias (Graeciae descriptio L. X. cap. 12) war die Nymphe Idäa Mutter der Sibylle Herophile, und zeugte ſie mit dem Hirten Theodorus. 2) Eine Tochter des ſkythiſchen Königs Dardanus, vermählt mit dem thrakiſchen Könige Phineus, und bekannt durch das Unglück, welches ſie über deſſen in früherer Ehe mit der von ihm verſtoßenen Kleopatra, einer Tochter des Boreas und der Oreithyia, erzeugten Söhne brachte. Nach Apollodor (l. c. L. III. c. 15. §. 3) hießen dieſe beiden Brüder Plerippus und Pandion, Diodorus Siculus dagegen gibt zwar die Geſchichte derſelben noch ausführlicher [1]), verſchweigt aber die Namen ebenſo, wie Sophokles (Antigone v. 980 sq.) nur ihres traurigen Geſchicks gedenkt, ſie aber nicht nennt. In einem Scholion zu *Apollonius Rhod.*, Argonaut. L. II. v. 178 (vgl. auch Schol. ad v. 238) heißen ſie Oryithos und Crambis (nach anderer Lesart Oartos und Krambes); rückſichtlich des Letztern ſtimmt damit das Scholion zu v. 140 überein, aber der erſtere heißt dagegen hier Parthenius. Vgl. auch *Natal. Comit.* Mythol. L. VII. c. 6, welcher beide Meinungen angibt, aber Orythus ſtatt Oryithos hat. Endlich findet man ſie auch Thymnus und Mariandynus [2]), Gerymbas und Aspondus [3]) genannt. Ähnliche Differenzen gibt es auch im Namen ihrer ſchändlichen Stiefmutter. In dem ſchon erwähnten Scholion zu *Apollon.* Argon. L. II. v. 178 heißt ſie nämlich Dia, obſchon das zu v. 140 ſie ebenſo Idaea nennt, wie Diodorus Siculus, Apollodor und der Scholiaſt zu Sophokles' Antigone v. 1095. Ferner wird ihr in den Scholien zu Homer's Odyss. M. v. 70 der Name Eurytia, und von Servius zu *Virg.* Aen. L. VIII, 344 der Name Danae beigelegt. Noch Andere endlich, wie der Scholiaſt zu Sophokles' Antig. v. 992 bemerkt, halten ſie für Kadmus' Schweſter Idothea (*Εἰδοθέα*) [4]). Sie hatte ihren Gemahl ſo für ſich einzunehmen gewußt, daß ſie Alles über ihn vermochte. Als ſie daher die Beſchuldigung vorbrachte, daß ſeine beiden Söhne ſie durch Zumuthung von Unzucht beſchimpſt hätten, ſchenkte er dieſer Verleumdung nicht nur vollen Glauben, ſondern ſtrafte auch die angeblichen Verbrecher mit aller Härte, indem er ſie tüchtig geißeln und dann eingraben ließ. Von dieſer Angabe des Diodorus Siculus weichen Apollodor und Hygin (fab. 19) etwas ab; denn nach ihnen beſtand die Strafe darin, daß ſie geblendet wurden. Nach Natalis Comes (Mythologia L. VII. c. 6) wurden ſie zum Tode verurtheilt („capitis damnati"). Durch die Argonauten, unter denen ſich Brüder der Kleopatra befanden, wurden die Schlachtopfer einer ſchändlichen Intrigue wiederum befreit, und Phineus ſelbſt durch Herakles getödtet, die eingekerkerte Kleopatra dagegen ihrer Haft entriſſen und ihre Söhne in den Beſitz des Reiches eingeſetzt. Leicht wäre es dieſen geweſen, an der Urheberin ihrer allſeitigen Bedrängniß Rache zu nehmen, allein Herakles widerrieth es, und ſoderte ſie auf, die wohlverdiente Strafe dem eigenen Vater derſelben zu überlaſſen. Dies thaten ſie, und auf die Kunde von dem Geſchehenen verurtheilte Dardanus die ſchuldige Tochter zum Tode [5]). 3) Iſt Idaea Beiname der Kybele, hergenommen von dem Berge Ida [6]). (*R.*)

IDAEISCHE DACTYLEN (Idaei dactyli oder Dactyli idaei, *Δάκτυλοι Ἰδαῖοι*, wörtlich Idäiſche Finger), welche in den Nachträgen zum Buchſtaben D hätten bearbeitet werden ſollen, erſcheinen in den Berichten der alten Schriftſteller in etwas verwirrter Darſtellung. Da ſie namentlich mit den Korybanten und Kureten in Verhältniß gebracht werden, ſo iſt es am rathſamſten, das ſie Angehende in den genannten Artikeln zugleich mit zu behandeln. Vgl. alſo Korybanten und Kureten. (*R.*)

Idaeos, Sohn des Dardanos und der Chryſe, ſ. unter Dardanos.

Idaeus (Bot.), ſ. Rubus idaeus.

IDAIDES *Hübner* (Insecta), Schmetterlingsgattung aus Papilio und zwar der Abtheilung Equites Linné's geſondert, durch kurze, an der Kolbe aufgebogene Fühler und nur ſchwanzähnliche Hinterflügel charakteriſirt. Typen ſind: P. Codrus *Cramer* 179. A. B. Nireus *Cramer* 378. E. F. et 187. A. B. (D. *Thon.*)

IDALIA *Leuckart* (Mollusca), Weichthiergattung aus der Claſſe Gasteropoda. der Ordnung Gymnobranchia und der Unterordnung Cyclobranchiata, ſowie der Familie Doridea (*Menke*, Synopsis. Ed. II. p. 10), von Leuckart zuerſt aufgeſtellt in Breves Animalium quorundam Descriptiones, und ſpäter auch Okenia genannt. Als Kennzeichen ſind folgende angegeben: Der Körper etwas eiförmig, der Rücken abgeflacht, zerriſſen, fadig beſetzt, der Fuß gewölbt, mit vortretenden Rändern,

1) Biblioth. Hist. L. IV. c. 43. 2) So bei Philochorus nach *Natal. Com.* Mythol. L. VII. c. 6. 3) Schol. ad *Sophoclis*, Antigone v. 1095. Vgl. auch *Thom. Munckerus* ad *Hygin.* Fab. 19.

4) ſ. auch *Heyne*, Notae ad *Apollod.* III, 15. §. 3. (p. 857 sq.) 5) *Diod. Sicul.* l. c. cap. 44. 6) Cf. *Virgil.* Aen. L. IX, 620.

Digitized by Google

der Mund an der vordern Seite, klein, einfach kreisrund, auf dem Rücken zwei keulenförmige Tentakeln, welche an der Wurzel bedeckt ſind, der After an der hintern Rückenſeite, mit blätterig franzigen Kiemen umgeben. Die Geſchlechtsöffnung auf der rechten Seite. Als Art iſt aufgeführt: Idalia elegans. Nicht über einen Zoll lang, der Körper glatt, roth; ungleiche Fäden ſitzen auf dem zerriſſenen, etwas elliptiſchen Rückentheile, einige andere (6) auf der Mitte des Rückens der Länge nach. Die Zahl der Kiemen beträgt 18—20. Findet ſich im mittelländiſchen Meere bei Cette. (*D. Thon.*)

IDALIS TELLUS kommt in Lucan's Pharſalia **III. v. 203** bei Aufzählung aller Provinzen und Landſchaften, welche Streitkräfte für den Pompejus und ſeine Partei aufbrachten, vor in den Verſen: Mysiaque et gelido tellus perfusa Caico — Idalis et nimium glebis exilis Arisbe — quique colunt Pitanen. Ortelius hat ohne Grund Aeolis ſtatt Idalis leſen wollen. Allein nicht zu gedenken, daß, wie Strabon zeigt, das Gebiet von Troas, oder die Abfälle des Ida bis beinahe zum Kaikus reichen, ſo nahm wirklich der lyriſche Dichter Bakchylides an, daß der Kaikus vom Ida ſtröme, und Euripides ließ ſogar Celäna an dem Fuße des Ida liegen. Lucan, dem zwar die Geographie im Allgemeinen, nicht aber die Topographie genau bekannt iſt, will aber zuerſt das Gebiet, in welchem die Hilfsgenoſſen der Troer wohnten, nennen, und da er dem alten Lyriker Bakchylides folgt, ſo bedient er ſich im Geſchmacke der Alexandriner, die immer mit alterthümlicher Gelehrſamkeit prunken, des berühmteſten Fluſſes der Gegend, des Kaikus, der, wie er wähnt, vom Ida fließt, um das Bergland des Ida zu bezeichnen, und ſetzt zwei andere berühmte Namen, das aus Homer bekannte, am Hellespont liegende Ariſbe, und das mit ſeinen zwei Häfen verſehene Pitane, das nur 30 Stadien von der Mündung des Kaikus entfernt liegt, dazu. Man darf aber, wie die Ausleger wollen, unter der Idalis tellus, im Sinne des Lucanus, nicht Troas verſtehen, weil er weiterhin dieſes Gebiet noch beſonders hervorhebt (v. 211).

(*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

IDALIUM. Dies der Name eines Ortes auf der Inſel Cypern, welcher, wie mehre Städte dieſer Inſel, der Venus geheiligt war. Daher kommt er häufig bei den Dichtern vor. Derſelbe war nun entweder eine wirkliche Stadt, oder nur ein Berg, Vorgebirge, Hain, und lag an der öſtlichen Küſte. Der Name Idalium ſcheint in dem von Strabon (XIV. p. 682. edit. *Cas.*) angeführten Vorgebirge Pedalion (*Πηδάλιον*) verſteckt zu liegen. Denn es bleibt doch faſt unbegreiflich, warum ein ſo oft von den Dichtern geprieſener Ort [1]) von Strabon nicht angeführt worden iſt. Nennen ihn doch Plinius (H. N. V. 31) und Steph. Byz. (s. v. *Ἰδάλιον*) unter den bekannten Städten Cyperns. Daher erſcheint die Vermuthung, welche Meurſius [2]) aufſtellt, in der angeführten Stelle des Strabon ſtatt *Πηδάλιον* lieber *Ἰδάλιον* zu leſen, annehmbarer, als die Behauptung Mannert's [3]), welcher zufolge die eigentlichen Geographen (Strabon und Ptolemäus) Idalium deswegen verſchwiegen hätten, weil es ein viel zu unbedeutender Ort geweſen ſei, wenn er auch vorhanden war. Durch die eben nicht gewagte Veränderung im Strabon wird Idalium ein dieſem Geographen bekannter Name; zwar wird damit nur erſt ein Vorgebirge: *ἄκρα Πηδάλιον* oder *Ἰδάλιον* gewonnen, doch war auch dieſes nach Strabon's Zuſatz der Venus geheiligt. Und ob wir dabei einen Wohnplatz der Menſchen annehmen dürfen, das werden wir ſogleich ſehen. Wenn alſo Mannert (a. a. O.) es für Unrecht erklärt, eine ſolche Veränderung im Strabon vorzunehmen, weil auch die Dichter und ihre Ausleger nicht Idalium ein Vorgebirge nennen, ſo ſagt er zu viel; denn erſtlich bleibt die Straboniſche Stelle immer noch zweifelhaft, Strabon muß beinahe Idalium ſtatt Pedalion geſchrieben haben, ſodann heißt in der angeführten Stelle aus Propertius der Ort wirklich gradehin Vertex Idalius, und bei Catull in der angeführten Stelle kann auch weniger an eine Stadt, als an einen mit Wald bewachſenen Berg gedacht werden, denn der Dichter nennt es Idalium frondosum. Daraus nun, daß Plinius und Stephanus Byzantinus in den angeführten Stellen Idalium gradehin unter den Städten Cyperns aufzählen, ergibt ſich, daß wenigſtens die Umgegend des Vorgebirges, wo die Venus verehrt wurde, angebaut und bewohnt war, was man auch ſehr natürlich finden muß. Man hat alſo zum wenigſten in ſpätern Zeiten ſowol eine Stadt, als auch ein Vorgebirge des Namens Idalium anzunehmen. Und in der heutigen Stadt Dalia ſteckt der Name Idalium nicht unſichtbar verborgen. Das Vorgebirge nennen neuere Geographen Capo Grega. Merkwürdig iſt — und das wäre wieder gegen Mannert, — daß auch bei Ptolemäus der Name Pedalion nicht feſt ſteht, weil in einigen Codicibus an der Stelle des Wortes *Πηδάλιον* das Wort Ammochostos ſteht. Sonach würde der Name Pedalion wenigſtens aus der Geographie Cyperns ganz geſtrichen werden müſſen, wenn er auch nicht aus der geſammten alten Geographie ſchwindet, denn wir kennen ein Vorgebirge dieſes Namens in Karien. Man muß ſich daher wundern, wenn im Biſchoff-Möller'ſchen, ſonſt ſo kritiſchen vergleichenden W. B. nicht nur dieſes Pedalion fehlt, ſondern auch im abgehandelten Artikel Pedalion, was nach Cypern verlegt wird, dazu Stellen aus P. Mela und Plinius citirt werden, welche das Vorgebirge Kariens betreffen. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Idamdra (ind. Mythol.), ſ. unt. Dewandren.

IDANTHYRSUS, nach anderer Lesart Indathyrsus, iſt der Eigenname oder vielleicht auch Ehrenname [1]) zweier ſkythiſchen Könige. 1) Idanthyrsus der Skythe,

---

1) Cf. *Theocrit.* XV, 100 mit den Schol. ad h. l. *Virgil.* Aen. I, 681. 692 mit *Serv.* ad loc. prior. *Catull.* in Epithal. P et Thet. 96. *Propert.* II, 10. 53 et 54. *Luc.* VIII, 716.

2) In ſeiner bekannten Schrift Creta, Rhodus, Cyprus I. c. 12. p. 38. 3) In ſeiner Geographie 4. Bd. S. 576.

1) Es kommen nämlich beide ſkythiſche Könige Idanthyrſus bei andern Schriftſtellern unter andern Namen vor, der Idanthyr-

Digitized by Google

verwüſtete oder unterjochte, wie Strabon (XV. §. 5) ſagt, ganz Aſien bis nach Ägypten, kam aber ebenſo wenig als andere Weltbezwinger der alten Zeit (Seſoſtris der Ägyptier, Tearko, Nebukadnezar) bis nach Indien. Wie man mit großer Wahrſcheinlichkeit vermuthet, kann Idanthyrſus der Skythe bei Strabon kein anderer ſein, als der Madyes des Herodot (Hist. I, 95. 96). Gegen Kyaxares, den König von Medien, zog nämlich zur Zeit, als er die Aſſyrier in einem Treffen überwunden hatte, und Ninus (Ninive) belagerte, ein großes Heer von Skythen an, geführt von Madyes, einem Sohne des Protothyes. Sie hatten die Kimmerier auf ihrer Flucht aus Aſien bis nach Europa hinein verfolgt, und kamen ſo in das mediſche Land, indem ſie bei ihrem Einfalle das kaukaſiſche Gebirge zur Rechten behielten. Hier lieferten die Meder den Skythen eine Schlacht, wurden aber beſiegt und verloren die Herrſchaft, und die Skythen gewannen dieſelbe über ganz Aſien. Hierauf zogen ſie gegen Ägypten, und befanden ſich ſchon in Paläſtina, einem Theile Syriens, als der König von Ägypten ihnen mit Geſchenken und Bitten entgegenkam, und ſie dadurch bewog, nicht weiter vorzurücken. Als ſie nun auf dem Rückzuge durch die ſyriſche Stadt Aſkalon gingen, und die meiſten Skythen, ohne Schaden zu thun, vorüberzogen, blieben einige wenige zurück und plünderten den Tempel der Aphrodite Urania. Dieſen Tempelräubern und allen ihren Nachkommen ſandte die Göttin die weibliche Krankheit zu. Die Skythen hatten 22 Jahre über Aſien die Herrſchaft gehabt, als ihnen nun alles wegen ihres Übermuthes und ihrer unordentlichen Lebensart aufſäſſig war, denn außer den gewöhnlichen Einkünften, welche ſie bezogen, plünderten ſie auch noch, wo ſie hinkamen, und trieben ſich im Lande umher, ohne das Eigenthum irgend eines Menſchen zu ſchonen. Kyaxares und die Meder bewirtheten endlich viele von ihnen, machten ſie trunken und erſchlugen ſie. So erlangten die Meder die Herrſchaft wieder. 2) **Idanthyrsus**, König auch der europäiſchen [2]) Skythen heißt J. bei Herodot (V, 120—127), während er von Juſtinus Jancyrus genannt wird, wenn wir nicht der unwahrſcheinlichen [3]) Annahme folgen, daß der Jancyrus bei Juſtin der Vater des Idanthyrſus bei Herodot geweſen ſei. Auch die Veranlaſſung des Krieges des Darius wird verſchieden erzählt. Nach Iſturſnus bekriegte Darius den Skythenkönig Jancyrus, weil er ihm ſeine Tochter, um deren Hand der Perſerkönig gebeten, abgeſchlagen hatte. Nach Herodot hingegen wollte Darius an den Skythen rächen, daß ſie unter Madyes (nach Strabon Idanthyrſus I.) in Aſien eingefallen, und den Medern unter Kyaxares die Herrſchaft über Aſien genommen hatten. Die Skythen erkannten, daß ſie für ſich allein nicht im Stande ſein würden, den Perſern die Spitze zu bieten, und ſchickten deshalb Geſandte an die benachbarten Völker. Die Könige der Taurer, Agathyrſer, Neurer, Androphager, Melanchlainer, Geloner, Budiner und Sauromaten kamen hierauf zuſammen, und berathſchlagten ſich wegen der großen Macht, welche im Anzuge wäre. Den Verſammelten erzählten die ſkythiſchen Geſandten, wie die Perſer, nachdem ſie ſich jenſeit des Bosporus alles unterworfen, eine Brücke geſchlagen hätten, und zu ihnen herüber gekommen wären, und nachdem ſie die Thraker überwältigt, eine Brücke über den Iſter geſchlagen hätten, um auch hier ſich alles unterwürſig zu machen. Weiter foderten die ſkythiſchen Geſandten die verſammelten Könige der benachbarten Völker auf, auf keinen Fall ruhig zuzuſehen, daß die Perſer die Skythen zu Grunde richteten, ſondern gemeinſchaftlich mit ihnen dem nahenden Feinde entgegenzuziehen, da dieſer nicht blos die Unterjochung der Skythen beabſichtige, ſondern jedes Volk ſich unterwerfe, deſſen er ſich bemächtigen könne. Würden die den Skythen benachbarten Völker nicht gemeinſchaftlich mit ihnen gegen den Feind auftreten, ſo würden die Skythen entweder, wenn ihnen der Gegner zu mächtig werden ſollte, das Land verlaſſen oder bleiben und ſich mit ihm durch Verträge verbinden. Die berathſchlagenden Könige der übrigen Völker fanden ſich auf dieſe Vorſtellungen der ſkythiſchen Geſandten in ihren Meinungen getheilt. Die drei Könige der Geloner, Budiner und Sauromater verſprachen gemeinſchaftlicher Verabredung zufolge den Skythen beizuſtehen. Die Könige der Agathyrſer, Neurer, Androphagen, Melanchlainer und Taurer dagegen gaben den Beſcheid, daß ihnen ihre Vorſtellung und Bitte billig vorkommen würde, wenn ſie die Perſer nicht zuerſt beleidigt, und den Krieg ſelbſt angefangen hätten. So aber ſeien ſie allein in das Land der Perſer gefallen und hätten über ſie geherrſcht. Die benachbarten Völker woll-

ſus des Strabon als Madyes bei Herodot, und der Idanthyrſus des Herodot als Jancyrus bei Juſtin.

2) Auch Idanthyrſus bei Strabon war, wenn er mit Madyes des Herodot eins iſt, König der europäiſchen Skythen. 3) Juſtinus (II, 5) ſagt nämlich: Post haec pax apud Scythas fuit, usque ad tempora Jancyri regis. Huic Darius rex Persarum, sicut supra dictum est, cum filiae ejus nuptias non obtinuisset, bellum intulit etc. Hier iſt der von Darius bekriegte Skythenkönig kein anderer, als Jancyrus ſelbſt. Herodot ſagt jedoch davon nichts, daß Darius um des Skythenkönigs Tochter ſich beworben habe. Man vereinigt nun beides ſo: Der Skythenkönig habe wohl eingeſehen, daß die Verſagung ſeiner Tochter den perſiſchen König zum Kriege reizen werde; ihm zuvorzukommen, habe er daher ſeinen Sohn Idanthyrſus zu einem Einfalle in die Länder des Darius ausgeſendet. Da er aber bald darauf ſtarb, ſei dieſer Krieg ſeinem Sohne und unmittelbaren Nachfolger als Erbſchaft verblieben. Herodot möge es nicht für gut befunden haben, der Nachwelt einen Umſtand aufzubehalten, der den wilden Skythen ſo ſehr zur Ehre gereicht, nämlich daß Darius mit einem ihrer Monarchen Schwägerſchaft zu errichten geſucht habe. Vielleicht erzählte er auch nur aus demſelben Grunde, daß das perſiſche Heer in Skythien mehr beunruhigt und ausgehungert, als durch die bekannte Tapferkeit des Fürſten Idanthyrſus und ſeiner Skythen zurückgetrieben worden. So die allgemeine Welthiſtorie, die in England durch eine Geſellſchaft von Gelehrten ausgearbeitet worden. Teutſche überſ. 4. Th. S. 537, mit Beziehung auf *Belius*, De bellis et potentia Scytharum. §. 17—19. Prodr. Hung. p. 22—24 und *Bayer*, Memoriae Scythicae, Comment. ac. Petr. T. III. p. 360—366. Mir ſcheint vielmehr die von Juſtin erwähnte Veranlaſſung zum Kriege ſpätere ſagenhafte Ausſchmückung; da es eine bei allen Völkern beliebte Wendung iſt, erbitterte Kriege aus vergeblicher Bewerbung um die Tochter des nachmaligen Gegners entſtehen zu laſſen. Vgl. F. Wachter, Forum der Kritik. S. 97. 98.

ten deshalb nun auch abwarten, bis die Perſer ſich ihrem Gebiete näherten, weil ſie glaubten, daß die Feinde blos zu den erſten Urhebern der Beleidigungen kommen würden. Da die Skythen ſich ſo von der Unterſtützung dieſer Völker entblößt ſahen, beſchloſſen ſie, keine allgemeine Schlacht in freiem Felde zu wagen, ſondern dem Feinde auszuweichen, die Brunnen und Quellen dort, wo er durchzöge, zu verſchütten, und das Gras der Fluren zu zerſtören. Um dieſes auszuführen, wollten ſie ihr ganzes Volk in zwei Haufen theilen. Mit dem einen derſelben, nämlich mit dem von Skopaſis beherrſchten Stamme der Skythen, welche die königlichen hießen, ſollten die Sauromaten ſich vereinigen. Dieſer Haufe ward beauftragt, falls ſich Darius nach dieſer Seite hinwenden ſollte, ſogleich an den Tanais und an den mäotiſchen See zu fliehen; wenn der Feind aber umkehre, ihm nachzugehen und ihn zu verfolgen. Die beiden übrigen Stämme der Skythen, der große, über welchen Idanthyrſus, und der dritte, über welchen Tarakis herrſchte, vereinigten ſich, um den zweiten Haufen zu bilden, nahmen auch die Gelonen und Budinen in ihre Reihen auf, und erhielten die Anweiſung, wenn ſie noch eine Tagereiſe von den Perſern ſtänden, zurückzugehen, und die Feinde langſam vorwärts und auf jene Wege zu leiten, über welche man übereingekommen war, nämlich zuerſt grade in die Länder derjenigen Völker, die ihnen ihren Beiſtand abgeſchlagen hätten, damit ſie auch dieſe mit in den Krieg verwickelten. Nach dieſem Beſchluſſe näherten ſich die Skythen langſam dem Heere der Perſer, wohin ſie die beſten Reiter vorausgeſchickt hatten. Die verdeckten Karren, in welchen ihre Weiber und Kinder lebten, nebſt allem Vieh, mit Ausnahme desjenigen, welches ſie zum Unterhalte zurückbehielten, ſchickten ſie fort, mit der Weiſung, immer höher gegen Norden hinaufzugehen. Als die Vortruppen der Skythen die Perſer drei Tagereiſen weit von dem Iſter fanden, ſie ſelbſt aber noch eine Tagereiſe von ihnen entfernt waren, lagerten ſie ſich und zerſtörten alle Gewächſe der Erde. Sobald die Perſer die ſkythiſche Reiterei gewadrten, gingen ſie ihr immer auf dem Wege nach, auf welchem ſie ſich zurückzog. Es war der einzelne Theil der königlichen Skythen, gegen welchen ſie ſich wandten, und ſo verfolgten ſie ihn gegen Morgen und den Tanais zu. Nachdem die Skythen über den Strom gegangen waren, ſetzten auch die Perſer über denſelben und verfolgten ſie, bis ſie durch das Land der Sauromaten in das Land der Budinen kamen, wo ſie die von ihren Bewohnern völlig verlaſſenen hölzernen Städte verbrannten, während ſie in dem ohnehin ſchon wüſten Gebiete der Skythen und der Sauromaten nichts zu zerſtören gefunden hatten. Immer den Fußtapfen der Skythen folgend, kamen die Perſer endlich aus dem Lande der Budinen hinaus in die oberhalb deſſelben gelegene ſieben Tagereiſen große Einöde, über welcher die Thyſſageten wohnten, durch deren Land vier große Flüſſe, Lykus, Oarus, Tanais und Sirgis, ſtrömten, welche ſich alle in den mäotiſchen See ergoſſen. Nachdem Darius in die Wüſte gelangt war, ſetzte er den Zug nicht weiter fort, lagerte ſich bei dem Fluſſe Oarus, und baute in gleicher Entfernung von acht Stadien von einander acht Feſten oder Schlöſſer. Während er damit beſchäftigt war, zogen ſich die von ihm verfolgten Skythen oben herum hinweg, und kehrten nach ihrem Lande zurück, und Darius verließ, als ſie ganz unſichtbar geworden waren, die halbvollendeten Schlöſſer, deren Trümmer noch zu Herodot's Zeit beſtanden, und wandte ſich wieder nach Abend zu, indem er meinte, daß dieſer einzelne Stamm das ganze ſkythiſche Volk ſei, welches ebenfalls nach der Abendſeite zu geflüchtet ſein müßte. Sehr raſch ließ er das Heer ziehen, gelangte in das Skythenland, und kam hier den beiden andern Stämmen der Skythen nahe, dem großen, welchen Idanthyrſus führte, und dem kleinern, welchen Tarakis befehligte, und verfolgte ſie unaufhörlich, weil ſie immer vor ihm her eine Tagereiſe weit auswichen. So leiteten ſie ihn, wie ſie verabredet hatten, in die Länder derjenigen Völker, welche ihren Beiſtand verſagt hatten, und zwar zuerſt in das Land der Melanchlainer. Nachdem dieſe dadurch in Furcht und Schrecken geſetzt waren, leiteten die Skythen die Perſer erſt in die Länder der Androphagen, und dann in das neuriſche Gebiet. Die Agathyrſen dagegen, welche erwogen, wie ihre Nachbarn durch die Skythen aus ihren Wohnungen vertrieben und in die ſchrecklichſte Verwirrung geſetzt waren, kündigten dieſen an, ihre Grenzen nicht zu überſchreiten, oder ſich auf eine Schlacht gefaßt zu halten. Sie beſetzten auch ihre Grenzen, und zeigten ſich entſchloſſen, den Einfall der Skythen und Perſer nicht ruhig anzuſehen, wie die Melanchlainer, Androphager und Neurer. Die Skythen zogen daher, von den Perſern verfolgt, aus dem Gebiete der Neurer in ihr eigenes Land zurück. Darius, dieſer Art Krieg zu führen müde, ließ durch einen Reiter dem Könige der Skythen, Idanthyrſus, vorſtellen, doch nicht beſtändig zu fliehen, ſondern zu ſtehen und zu kämpfen, wenn er ſich dazu für mächtig genug halte, ſonſt ſich ihm als ſeinem Gebieter zu unterwerfen und einen Vertrag zu ſchließen. Idanthyrſus aber erklärte, es ſei dieſes ſeine Weiſe, und er fliehe nicht aus Furcht vor dem Perſerkönige, ſondern thue nichts anderes, als was er im Frieden zu thun gewohnt ſei. Dann aber ſei für ihn kein Grund da, ſich mit dem Perſerkönige in den Kampf einzulaſſen, da die Skythen keine zerſtörbaren Städte und angebaute Fluren beſäßen; würden die Gräber ihrer Väter vom Feinde bedroht, ſo würden ſie dieſelben zu vertheidigen wiſſen. Als ſeinen Gebieter kenne er allein den Zeus, ſeinen Vorfahren, und Hiſtia, die Königin der Skythen. Als die Könige der Skythen vernahmen, daß Darius mit Knechtſchaft drohe, geriethen ſie in Zorn, und ſandten die Abtheilung, mit welcher ſich die Sauromaten vereinigt hatten, unter dem Befehle des Skopaſis zu den Ionern, welche die Brücke am Iſter bewachten, um mit ihnen in Unterhandlung zu treten. Die Zurückbleibenden beſchloſſen, die Perſer nicht länger im Lande umherzuführen, ſondern ſie jedesmal, wenn ſie ihre Mahlzeit einnehmen würden, zu überfallen, und führten ihren Entſchluß ſogleich aus. Bei dieſen Gefechten behielt die ſkythiſche Reiterei immer die Oberhand über die perſiſche, welche alsdann zu dem Fußvolk zurückfloh. Dieſes kam

Digitized by Google

ihr auch zu Hülfe. Die Skythen aber zogen ſich, wenn ſie die Reiterei geworfen hatten, aus Furcht vor dem Fußvolke jedesmal wieder zurück. Ähnliche Angriffe thaten ſie auch des Nachts. Den Perſern war hierbei nützlich, den Skythen aber nachtheilig die Stimme und Geſtalt der Eſel; da ſich nämlich im ganzen Skythenlande weder Eſel noch Mauleſel fanden, ſo brachte das Geſchrei der perſiſchen Eſel die ſkythiſche Reiterei in Verwirrung, weil deren Roſſe darüber ſtutzten und umwendeten. Dies bewirkte in der Art des Kriegführens einige Veränderung. Um nun die Perſer recht lange in Skythien feſtzuhalten, und zuletzt wegen Mangels an allen Bedürfniſſen ins Gedränge zu bringen, ließen die Skythen abſichtlich Schlachtvieh ſammt den Hirten in ihre Hände gerathen. Nachdem dieſes öfters geſchehen, kam endlich Darius in große Noth. Als Idanthyrſus und Tarakis dieſes bemerkten, überſandten ſie ihm durch einen Herold einen Vogel, eine Maus, einen Froſch und fünf Pfeile als Geſchenke, ohne zugleich eine Deutung derſelben zu geben. Darius ſah darin ein Zeichen der Unterwerfung. Aber Gobrias, einer von den ſieben Männern, welche die Magier geſtürzt hatten, erklärte ſie vielmehr ſo: Vermöchten die Perſer nicht als Vögel die Lüfte zu durchſchneiden, oder als Mäuſe unter die Erde zu ſchlüpfen oder als Fröſche in die Sümpfe zu ſpringen, ſo würden ſie durch Pfeile umkommen. Die zu der ioniſchen Wache an der Iſterbrücke geſendete Abtheilung der Skythen hatte indeſſen ihre Abſicht zu erreichen geſucht, indem ſie derſelben vorhielt, daß ja Darius ihnen nur eine 60tägige Bewachung aufgetragen und ihnen für den Fall, daß er während dieſer Zeit nicht zurückkomme, die Rückkehr in ihr Land freigeſtellt habe und daher zu dem Verſprechen vermochte, dieſen Termin nicht verlängern zu wollen. Während nun dieſe Skythen ſo ſchnell als möglich zurückeilten, hatte ſich die andere von Idanthyrſus und Tarakis befehligte Abtheilung des ſkythiſchen Heeres, Fußvolk und Reiterei, in der Nähe der Perſer gelagert, grade als wenn ſie beabſichtigten, ihnen eine Schlacht zu liefern. Während ſie aber ſich noch in dieſer Stellung befanden, lief ein Haſe mitten durch ihr Heer, und alle, die ihn ſahen, verfolgten ihn, ſodaß ein großes Geſchrei und ein gewaltiger Lärm darüber entſtand. Darius ſchloß daraus auf tiefe Verachtung der Skythen gegen die Perſer, trat nun, Gobrias' Deutung der ſkythiſchen Geſchenke als der richtigen bei, und entſchied ſich für ſchleunigen Rückzug, wozu auf Gobrias' Rath, als es Nacht geworden war, Anſtalten getroffen wurden. Alle kränkliche Mannſchaft und ſolche, an deren Verluſt ihm am wenigſten gelegen war, wurde unter dem Vorwande zurückgelaſſen, daß mit dem geſunden Theile des Heeres die Skythen angegriffen werden, die zurückgebliebenen aber das Lager ſchützen ſollten. Abends wurden wie gewöhnlich die Feuer angezündet, und die Eſel angebunden, damit ſie ſchrieen, während Darius mit der größten Eile ſeinen Weg nach dem Iſter nahm. Die verlaſſenen Eſel erhoben ihre Stimmen, und die Skythen glaubten daher, daß die Perſer noch in der Gegend ſtänden. Als ſich aber bei Anbruch des Tages die zurückgelaſſenen Perſer von Darius verrathen ſahen, ſtreckten ſie ihre Hände flehentlich gegen die Skythen aus, und erzählten ihnen, was ſich ereignet hatte. Sogleich vereinigten nun die Skythen ihre drei Stämme: den großen, über welchen Idanthyrſus herrſchte, den kleinern, an deſſen Spitze Tarakis ſtand, und den Stamm der königlichen Skythen, welchen Skopaſis führte, ſowie auch die Sauromaten, die Budiner und die Gelonen zu einem einzigen Heerhaufen, um die Perſer geraumes Weges bis an den Iſter zu verfolgen. Da aber das Heer der Perſer größtentheils aus Fußoolk beſtand, und der Wege in dem unbekannten Lande, wo ſie keine Straßen vorfanden, unkundig waren, die Skythen hingegen zu Roſſe ſich befanden und alle kürzern Wege kannten, ſo verfehlten ſie einander, und Idanthyrſus gelangte mit den Skythen und den ihnen Verbündeten viel eher als die Perſer an die Iſterbrücke, erfuhr, daß die Perſer noch nicht dahin gekommen wären und ließ den ſich auf ihren Schiffen befindenden Ioniern vorſtellen, daß ſie, da die Zahl der Tage, welche ſie hier warten ſollten, verfloſſen, nicht recht daran thäten, wenn ſie noch länger bleiben wollten; thäten ſie es aber aus Furcht vor Darius, ſo möchten ſie nur die Brücke abbrechen, ſich ſo ſchnell als möglich zurückziehen, und glücklich als ein freies Volk leben und ſich den Göttern und Skythen zu Danke verbunden erkennen; ihren vorigen Gebieter aber wollten die Skythen in einen ſolchen Zuſtand verſetzen, daß es ihm nicht mehr einfallen würde, gegen irgend ein Volk zu Felde zu ziehen. Als ſich hierauf die Ionier über die Vorſtellung des Idanthyrſus berathſchlagten, war Miltiades, der Athener, der Anführer und Beherrſcher der Cherſoneſiten im Hellespont, der Meinung, daß man den Skythen folgen und Ionien frei machen ſollte. Aber Hiſtäus von Milet trat dagegen auf, und ſtellte vor, wie jeder von ihnen nur dem Darius die Herrſchaft über ſeine Stadt verdankte, und wie wenn die Macht dieſes Königs vernichtet werden ſollte, weder er ſelbſt, die Mileſier, noch irgend einer von ihnen, ſeine jetzigen Unterthanen würde im Zaum halten können, da jede Stadt lieber das Volk als einen allein regieren laſſen wolle. Durch dieſe Vorſtellungen zog Hiſtäus ſogleich alle die auf ſeine Seite, welche vorher dem Miltiades beigeſtimmt hatten, aus Hellespont namentlich Daphneys den Abydener, Hippoklus, den Lampſakener, Hierophantes, den Pariener, Metodorus, den Prokonneſier, Ariſtagotas, den Kyzikener, und Ariſton, den Byzantiner, aus Ionien Straties, den Chier; Aakus, den Samier, Laodomas, den Phokäer, und aus Ätolien Ariſtogoras, den Kymier. Dieſes waren im Verein mit Hiſtäus von Milet die angeſehenſten Männer, welche aus Eigennutz dem Idanthyrſus und dem Miltiades den Ruhm entriſſen, den Eroberer Darius vernichtet und die Ionier freigemacht zu haben; denn ſie vereinigten ſich, Darius zu retten. Sie ließen den Theil der Brücke, der an das ſkythiſche Ufer ſtieß, auf einen Pfeilſchuß weit abbrechen, damit ſie etwas zu Gunſten des Vorhabens des Idanthyrſus zu thun ſchienen, obſchon ſie in der Wirklichkeit nichts thaten, und damit die Skythen nicht ſelbſt verſuchten mit Gewalt über die Brücke auf das andere Ufer zu dringen. Zugleich kamen ſie überein den Skythen zu ſagen, daß ſie ihnen in allen Stücken zu Gefallen handeln wollten, und

in dieſem Sinne ſprach Hiſtäus in Aller Namen mit den Skythen, und foderte ſie auf, während die Brücke von ihnen abgebrochen würde, die Perſer aufzuſuchen, und wenn ſie ſie fänden, für ſich und für die Jonier an ihnen die verdiente Rache zu nehmen. Die Skythen, welche den Joniern zum zweiten Male trauten, kehrten um, verfehlten aber durchaus die Gegend, durch welche jene zogen. Sie waren daran ſelbſt Schuld. Sie vermieden nämlich die Gegenden, wo ſie früher alle Weiden für die Pferde verderbt, und alle Brunnen verſchüttet hatten, und ſuchten ihre Feinde da, wo ſich noch Futter und Waſſer darbot. Aber die Perſer gingen denſelben Pfad zurück, auf welchem ſie eingedrungen waren, und fanden doch auch ſo kaum noch die Brücke. Als ſie endlich des Nachts daſelbſt ankamen, und die Brücke abgeworfen fanden, wurden ſie von Furcht ergriffen, daß ſie verlaſſen wären. Darius ließ durch einen Ägypter von ſehr ſtarker Stimme dem Mileſier Hiſtäus zurufen. Dieſer hatte alle zu dem Überſetzen des Heeres erfoderlichen Schiffe bereit, und ergänzte die Brücke wieder. Auf dieſe Weiſe entkamen die Perſer dem Idanthyrſus und ſeinen Skythen, welche ſie aufſuchten aber zum zweiten Male verfehlten, und noch ſpäter deshalb die Jonier, als freie Männer betrachtet, für die elendeſten und feigſten Menſchen, aber als Sklaven angeſehen für ihren Herrn ergebene und geſchickte Knechte hielten [4]). Herodot gibt über dieſen Krieg umſtändliche Nachricht, ſagt aber nicht, wer des berühmten Skythenkönigs Vater, und deſſen unmittelbarer Nachfolger er geweſen. Man betrachtet jedoch als Vater deſſelben den Saulius, den Bruder des Anacharſis, und als ſeine unmittelbaren Vorgänger in der Regierung auch den Saulius und deſſen Bruder Calvida, welche beide gemeinſchaftlich regierten [5]).

(*Ferdinand Wachler.*)

Idanusa (alte Geogr.), ſ. Oaso.

IDAR, ein katholiſches Pfarrdorf des oldenburgiſchen Fürſtenthums Birkenfeld und Amts Oberſtein mit 650 Einwohnern, welche ſich größtentheils vom Achatſchleifen und dann vom Kleebau und von einer ſorgfältigen Viehzucht im Gebirge nähren. (*Röder.*)

IDAS (Ἴδας [1]), 1) ein alter griechiſcher Heros, Sohn des Aphareus von Meſſene, oder, wie Viele behaupteten, des Poſeidon [2]) und der Arene, einer Tochter des Oibalos; nach Peiſandros aber hieß die Mutter Polydora und nach Theokrit Laokooſa [3]). Idas iſt bekannt durch ſeine Theilnahme an der Erlegung des kalydoniſchen Ebers [4]) und an der kühnen Fahrt der Argonauten [5]); auf letzterer erlegte er den Eber, welcher den Idmon getödtet hatte [6]). Die Marpeſſa, Tochter des Euenus, um welche ſich Apollon bewarb, wagte er zu rauben, und entkam, obſchon ihm ihr Vater nachſetzte, glücklich nach Meſſene. Allein hier traf ihn Apollon, und nahm ihm das Mädchen wieder ab. Zeus legte den Streit zwiſchen ihnen dadurch bei, daß der Marpeſſa die Wahl unter Beiden freiſtehen ſolle. Dieſer Umſtand war dem Idas günſtig; denn die Dirne fürchtete, wenn ſie altere, von Apollon verlaſſen zu werden, und entſchied ſich daher für Idas [7]). Mit derſelben erzeugte er nun eine Tochter, Kleopatra, welche ſich mit Meleagros vermählte [8]). Er und ſein Bruder Lynkeus entzweiten ſich ſpäter mit den Tyndariden über das Theilen von Beute, welche ſie gemeinſchaftlich gemacht hatten. In Folge deſſen tödtete Idas den Kaſtor, wogegen Polydeukes, der Bruder des Letztern, den Lynkeus durchbohrte. Idas entledigte ſich zwar hierauf ſeines übriggebliebenen Gegners dadurch, daß er ihm einen Stein an den Kopf warf; allein Zeus, darüber erzürnt, erſchlug ihn dafür mit ſeinem Blitze [9]). Nach Hygin [10]) lag der Grund des Streites zwiſchen den beiden Brüderpaaren vielmehr darin, daß Kaſtor und Pollux dem Idas und Lynkeus ihre Bräute, Töchter des Leukippos, Phöbe und Hilaeira (Laira oder Ilaira), genommen hatten. Nach derſelben Quelle beſchäftigte ſich Idas, nachdem ſein Bruder durch Kaſtor gefallen war, lediglich mit deſſen Beſtattung; als ihn aber Kaſtor daran hindern wollte und den Verſchiedenen herabſetzte, ſtach er ihn in auflodernden Zorne nieder. Pollux beſiegte hierauf, wie Hygin weiter erzählt, ohne große Schwierigkeit den Idas und begrub den wieder eroberten Leichnam ſeines Bruders. Endlich Ovid [11]) erzählt die Veranlaſſung des Streites ebenſo, wie Hygin; doch läßt er Kaſtor durch Lynkeus' Schwert fallen, und Lynkeus durch die Lanze von Pollux, worauf Idas kaum durch Jupiter's Blitz vom Angriffe auf Pollux zurückgehalten werden konnte. Nach Pauſanias [12]) war Idas älter als Lynkeus, und übertraf ihn auch an Tapferkeit. 2) Heißt ſo einer der idäiſchen Daktylen [13]), und 3) ein Sohn des Ägyptos, vermählt mit Danaos' Tochter, Hippodike, und von ihr ermordet [14]). (*R.*)

IDAUGERT, ein Fluß Afrika's in dem Sultanate Mogh'rib-ul-Akſâ (d. h. der äußerſte Weſten), gewöhnlich weniger richtig Marokko genannt, fließt ſüdlich von der Stadt Marokko und ergießt ſich in den atlantiſchen Ocean. Über ſeinen Lauf und Urſprung können wir, in Ermangelung genauer Nachrichten, keine beſtimmte Nachweiſung geben. (*J. C. Schmidt.*)

IDAUGURD, ein Volksſtamm im Sultanate Mogh'rib-ul-Akſâ (Marokko) und zwar in der Provinz Schedma des eigentlichen Reiches Marokko. Er gehört zu dem großen Hauptſtamme der Schelluhs, der von mehren Geographen, wie von Gråberg von Hemſö, auch Schellöchen genannt wird, und eine der größten Völkerſchaften iſt,

4) Herodot V. Cap. 1 und 95—132, bei Goldhagen S. 337 fg. oder §. 102—140 bei Jacobi II. S. 71—85. 5) Cf. *Moreri*, Le grand dictionnaire historique. T. III. IX. Edit. p. 204. T. IV. p. 342. *Bayer*, Memoriae Scyth. Comment. Petropol. T. III. p. 354 etc.

1) Hygin nennt ihn auch Ideus (fab. 171). 2) *Apollodor.* Biblioth. L. III. 10. §. 3. 3) Cf. Schol. ad *Apollon. Rhod.* Argonaut. I, 152; in *Theokrit.* Idyll. XXII, 206 heißt ſie Laokooſſa. 4) *Apollodor.* l. c. I. c. 8. 5) l. c. I. c. 9. *Hygin.* Fab. 14. 6) *Apollon. Rhod.* Argonaut. L. II, 830.

7) *Apollodor.* l. c. I. c. 7. Vgl. auch *Pausan.* Graec. descript. L. V. c. 18. 8) *Apollodor.* l. c. I. c. 8. *Pausan.* l. c. L. IV. c. 2. 9) *Apollodor.* l. c. III, 11. *Pausan.* l. c. L. IV. c. 3. 10) Fab. 14. 80 et 171. 11) Fast. V, 699 *sq.* 12) l. c. L. IV. c. 2. 13) *Pausan.* l. l. L. V. c. 7. 14) *Apollodor.* l. c. L. II. c. 1.

aus denen die Bevölkerung des Kaiſerthums Marokko zuſammengeſetzt iſt. (*J. C. Schmidt.*)

IDAULTIT, ein Volksſtamm im Sultanate Mogh'rib-ul-Akſá (Marokko), bewohnt die Provinz Sus und gehört zum großen Hauptſtamme der Schelluhs (ſ. Idaugurd). (*J. C. Schmidt.*)

IDAUTENAN, ein Volksſtamm im Sultanate Mogh'rib-ul-Akſá (Marokko), bewohnt die Provinz Sus und gehört zum großen Hauptſtamme der Schelluhs (ſ. Idaugurd). (*J. C. Schmidt.*)

IDAVÖLLR, heißt in der nordiſchen Mythologie das Gefilde oder die Ebene, auf welcher im Anfange der Tage oder dieſer gegenwärtigen Welt, die Aſen (Götter) ſich trafen, Opferſteine [1]) und Tempel [2]) hoch aufbauten, Öfen ſetzten, Zangen bildeten, Schmiedewerkzeuge [3]) fertigten, Koſtbarkeiten ſchmiedeten, die Kräfte erprobten, und Alles verſuchten, im Hofraume würfelten, heiter waren, keinen Mangel an Gold hatten, bis drei übermächtige Thursameyiar (Rieſenmädchen) aus Jotonheimar (den Rieſenwelten) kamen. Nach dem Untergange dieſer Welt, wenn die wellengrüne Erde zum zweiten Male aus dem Meere geſtiegen iſt, werden ſich die Aſen auf Idavöllr finden, über den mächtigen Moldthinur (Erdumſpanner, die Erde umſchlingende Schlange) urtheilen, und ſich dort der Großthaten [4]) und der alten Runen Fymbultyr's (Odin's) erinnern. Dort werden nachher (d. h. wiederum) diejenigen wunderſamen goldenen Tafeln oder Würfel [5]) im Graſe gefunden, welche in der Frühe der Tage der Fólkwaldur (Heerführer) der Götter [6]) und Fiölnir's (Odin's) Geſchlecht hatten. Unbeſäet werden die Äcker wachſen. Alles Übel wird aufhören. Balldur wird kommen. Balldur und Hödur, die Götter, welche ſich ſchlugen oder erſchlagen wurden, werden Hropts (Odin's) glückliche Wohnungen gut bewohnen. Das Valtivar (Schlachtgötter) iſt durchaus kein müßiger Zuſatz, ſondern bezieht ſich darauf, daß Balldur von Hödur erſchlagen ward, und Hödur von Balldur's Bruder Wali. Da alles Übel aufhören wird, ſo hat das Valtivar nicht die Bedeutung von künftigen, ſondern von geweſenen Schlachtgöttern, welche ſich feindlich gegenüber geſtanden haben, aber nun bei dieſer glücklichen Zeit friedlich beiſammen wohnen werden. So ſchildert die Völuspá Str. 7—8 die erſten Zeiten, welche die Götter am Anfange dieſer Welt auf dem Idavöllr verleben, und Str. 54—55, was am Anfange der künftigen Welt auf dem Idavöllr geſchehen wird, nämlich wie auf dieſem Gefilde die Götter, nachdem ſie ſich hier Heiligthümer erbaut hatten, am Anfange dieſer Welt eine ſelige Zeit verlebt haben, und wie in der zweiten Welt das heitere, durch Spiel ergötzte Leben wiederkehren wird. Die Völuspá hat dem Verfaſſer der Gylfaginning in der jüngern Edda zur Quelle gedient, doch hat er auch eigenthümliche Zuſätze, entweder aus eigener Zuthat, oder wahrſcheinlicher aus einer mündlichen Sage, welche ſich als Erläuterung deſſen, was das Lied Namens Völuspá beſagt, gebildet hatte. Nach der Sage, wie ſie die jüngere Edda aufbehalten, erzählt Har auf Gangleri's Frage, was Allvater, nachdem er mitten in der Welt Asgard aufgebaut, gethan habe, Folgendes: Zuerſt ſetzte Allvater Steuermänner (d. h. Regenten) in die Sitze, und befahl ihnen, mit ihm über die Schickſale der Menſchen zu richten, und für die Einrichtung der Burg zu ſorgen. Das war dort, wo es Idavölle hieß, mitten in der Burg. Ihr erſtes Werk war die Erbauung desjenigen Tempels [7]), in welchen ſie ihre zwölf Sitze ſetzten; ein anderer noch iſt derjenige Hochſitz, den Allvater hat. Es iſt das beſte und größte auf Erden gefertigte Haus. Ganz iſt es außen und innen wie Gold, und auf der Stelle [8]), welche man Gladsheim nennt. Einen andern Saal (Wohngebäude) machten ſie. Ihn hatten die Göttinnen, und er war ein allſchönes Haus. Das nennt man Wingolf. Darnächſt ſetzten die Aſen Öfen, und verfertigten Hammer, Zangen und Amboſe, und darnach alles andere Schmiedezeug [9]), und darnach ſchmiedeten ſie Gold, und alles Hausgeräth, und Reitzeug hatten ſie von Golde, und dieſes Zeitalter heißt Goldalter, bis es durch das Dazukommen von Weibern, welche aus Jotonheimar (den Rieſenwelten) kamen, verdorben ward. So nach der Gylfaginning in der jüngern Edda bei Reſenius, Dámiſaga 11, bei Rask S. 14. Sowie man hier deutlich erkennt, daß dieſer Sage von Idavöllr das, was die Völuspá davon enthält, zu Grunde gelegen, aber etwas anders geſtaltet und vermehrt wurde, ſo findet dieſes auch bei dem ſtatt, was die Gylfaginning weiter unten erzählt (bei Reſenius, Dámiſaga 49, bei Rask S. 76), nur daß das, was von Widar und Wali und Modi und Magni geſagt wird, aus den Wafthrudnismál Str. 57. S. 32 hinzugeſetzt iſt. Auf Gangleri's Frage, was werde, nachdem der ganze Himmel verbrannt, alle Götter, alle Einhiriar und alles Menſchenvolk todt ſind, erzählt Har unter anderm. Aus der See ſchießt dann eine ſchöne und grüne Erde empor. Unbeſäet wachſen da die Äcker, Widar und Wali leben, ſodaß Surti's Flamme ihnen nichts geſchadet hat, und ſie wohnen auf Idavöllr. Dort erſcheinen Thor's Söhne, Modi und Magni [10]). Demnächſt kommen dahin Balldur und Hödur von Hel. Sie ſetzen ſich dann zuſammen, und reden mit einander, und erinnern ſich ihrer geheimen Geſpräche [11]), oder ihrer Ru-

1) Altäre, haury. 2) hof. 3) tól. 4) oder Kraftbeſchlüſſe, megindómar. 5) gullnar tanflor, letzteres bedeutet ſowol das Bret, auf welchem gewürfelt, oder das Bretſpiel geſpielt wird, als auch die Würfel, mit denen gewürfelt, oder die Steine, mit denen im Brete geſpielt wird; vgl. oben, wo Str. 8 der Völuspá von den auf Idavöllr ſpielenden Göttern geſagt wird: teflodo, täfelten, d. h. würfelten, oder ſpielten das Bretſpiel. 6) fólkvaldr goda, der Walter über die Schlachtreihe der Götter iſt Odin.

7) hof. 8) oder nach der anderen Lesart: eins (nämlich ein anderes Haus) an dieſer Stelle nennt man Gladsheim, ſodaß nach dieſer Lesart Gladsheim ein von jenem Gebäude, in welchem zwölf Götterſitze und ein Hochſitz für Allvater war, verſchiedenes Gebäude, aber auch auf Idavöllr gelegen, wäre. 9) tól. 10) Dieſes iſt nach den Wafthrudnismál Str. 51. S. 52, wo es heißt: Widar und Wali bewohnen die Heiligthümer der Götter, da, wenn Surti's Flamme verloſchen iſt, Modi und Magni ſollen Midlnir haben u. ſ. w. 11) minnast á raunir sínir nach der kürzern Bearbeitung der Gylfaginning bei Reſenius.

Digitized by Google

nen [12]), und reden oft von denjenigen Zeitungen (Ereigniſſen), welche vorher geweſen ſind. Da werden dort im Graſe diejenigen Goldtafeln (oder goldenen Würfel) gefunden, welche die Aſen gehabt hatten. Der Idavöllr erſcheint alſo auch hier als der Ort, wo die Aſen zuſammenkommen, ſich unterhalten und ſpielen, und am Anfange der Tage auch die erſten Geſchäfte verrichteten, indem ſie ſich hier Heiligthümer erbauten, und Öfen, Schmiedewerkzeuge machten, und Geräthe ſchmiedeten. Da mit wenigen Ausnahmen die Eigennamen, welche in der nordiſchen Mythologie vorkommen, aus der altnordiſchen Sprache genommen ſind, ſo wird auch am ſchicklichſten der Name Idavöllr aus dieſer Sprache erklärt, id ſteht für **idn** oder idia, *Arbeit, Fleiß* ꝛc., ſodaß ida in Idavöllr der Genitiv der Mehrzahl iſt, und Idavöllr alſo Gefilde der Arbeiten, der Geſchäfte bedeutet, und der Sage von dieſem Gefilde ſehr entſprechend, da ſich die Aſen hier gemeinſchaftlich beſchäftigen. Aus der nordiſchen Sprache genommen iſt auch die Zuſammenſtellung des Idavöllr mit ida. yda, eilig herumſchweifen oder ſpazieren gehen, desgleichen zuſammenſtrömen, branden, und id, Zuſammenſtrömung, ida, yda, Zuſammenſtrömung, Brandung, Waſſerfall. Dieſe Zuſammenſtellung hat Finn Magnuſen, doch bemerkt er, daß Idavöllr auch durch operum, operationum vel facinorum campus erklärt werden könne. In den goldenen Bretſteinen oder Würfeltafeln findet er die Geſtirne des Himmels, welche auf ähnliche Weiſe neben einander geſtellt ſeien, räthſelhaft angedeutet, und glaubt, daß der Idavöllr den öſtlichen Theil des Himmels bedeute [13]). Mit dieſer Deutung läßt ſich auch die Erklärung durch „viretum, en grön Plads“ (ein grüner Platz), welche Biorn Haldorſon hat [14]), in Verbindung bringen. Der Himmel wird nämlich in den Hákonarmál die grünen Wege oder Welten der Götter genannt. Die Erde, welche nach der Völuſpá Str. 52. S. 51 zum zweiten Male aus dem Meere emporkommt, heißt idia gröna, welches wellengrün [15]) am Wahrſcheinlichſten bedeuten dürfte. Es könnte alſo wol auch, da die Dichter den Himmel durch die grünen Wege oder Welten der Götter umſchreiben, das Ida in Idavöllr für idia ſtehen, und darunter ein beſonders ſchönes W e l l e n g r ü n verſtanden werden, und das Gefilde Wellengefilde [16]) heißen, weil der Himmel Ähnlichkeit mit der See hat. Daß unter dem Idavöllr der Himmel zu verſtehen, iſt ſehr wahrſcheinlich, da es in der 56. Str. S. 54 der Völuſpá heißt: Dann kann (wird) Hönir Hlaut (Opferblut) erhalten, und die Söhne zweier Brüder den weiten Windheim (die weite Windwelt) bewohnen. Vorher wird erzählt, wie die Aſen ſich auf Idavöllr treffen. Der weite Windheim (Umſchreibung des Himmels) iſt alſo wol eins mit dem Idavöllr. Da die Nordmannen vieldeutige Benennungen liebten, ſo war ihnen der Name Idavöllr ſehr angenehm, weil ſich in das Wort ſowol die Bedeutung von Gefilde der Geſchäfte, zu welchen den Aſen dieſe Ebene (d. h. der Himmel) diente, als auch die Bedeutung von W e l l e n f e l d, wie ſie den Himmel in Beziehung auf ſeine Ähnlichkeit mit dem Meere nannten, legen ließ. Der Name Idavöllr läßt ſich alſo herrlich ſowol aus der nordiſchen Sprache, als aus dem Geiſte der Nordmannen überhaupt erklären, und die Bemerkung Mone's [17]), daß Idavöllr „fremd“ klinge, iſt unbegründet. Wem die Erklärung des Namens aus dem Altnordiſchen nicht die paſſendſte dünkt, halte ihn wenigſtens mit andern teutſchen Mundarten zuſammen, wie Grimm (Teutſche Mythol. S. 476) das gothiſche ith, id, althochteutſch it, in der Zuſammenſetzung ita. angelſächſ. ed (Grammat. II. 257. 758), Wiederkehr und feſtliche Erneuerung ausdrückend, idimál (solemnia) Diut. I, 274a. Itaberga, nom. propr. (*Pertz* I. 316) mit Idavöllr vergleicht, indem er Folgendes bemerkt: „Das Paradies iſt ein verlorenes. Der neugrün aus der Fluth ſteigenden Erde, dem Idhavöllr, in deſſen Graſe die Götter Goldtafeln (zum Spiel) finden (Saem. 9b. 10a), ſteht ein geſchwundenes goldenes Zeitalter gegenüber, worin Milch und Honig floſſen; Untergang und Erneuerung folgen ſich im kreiſenden Laufe, und die Identität der Begriffe Zeit, Welt und Schöpfung leuchtet ein, Zeit und Raum fallen hier in einander.“ Ungeachtet ſo Grimm das, was die Völuſpá enthält, nicht ganz richtig aufgefaßt

12) minnast á runar sinar, erinnern ſich auf ihre Runen (Buchſtaben, Wiſſenſchaften, Geſpräche), nach dem vollſtändigeren Werke der Gylfaginning bei R a s k, welches den Worten der Völuſpá ok minnaz fimbultys fornar runar, und erinnern ſich an Fimbultyr's (Odin's) alte Runen, beſſer entſpricht. 13) F i n n M a g n u ſ e n, Den äldre Edda. Bd. IV. S. 247. Eddalären og dens Oprindelſe. Bd. I. S. 25. 26. Lex. Mytholog. p. 463. 14) Lexicon Islandico-Latino-Danicum *Biörnis Haldorsonii*. Vol. I. p. 426. 15) Das idia-gröna in der Str. 52 der Völuſpá:

Sér hon uppkoma audro sinni
Jord or aegi idia gröna

hat den Überſetzern viel zu ſchaffen gemacht. In der übrigens trefflichen lateiniſchen Übgrſetzung der Völuſpá im 3. Bde. der großen Ausgabe der Edda Sämundar wird es übertragen durch *pulchro virentem*, in der Anmerkung ſagt der Überſetzer, daß er meine, es bezeichne ein Grün, womle Meer- und Waſſerpflanzen den Grund überziehen, und im Gloſſar nimmt er idia für iſia, wodurch wir w i e ſ e n g r ü n erhalten. Aber wie die folgenden Zeilen falla forsar u. ſ. w. lehren, wird die Erde, wenn ſie aus dem Meere ſteigt, als mit Waſſer bedeckt gedacht, welches nun erſt abfließt; idia iſt daher am natürlichſten als zweiter Fall der Mehrzahl von id, Welle, zu nehmen: „Sie ſiehe zum andern Male die Erde aus dem Meere ſteigen w e l l e n g r ü n (waſſergrün). Die Waſſerſtürze fallen; es fängt der A a r darüber, er, der auf dem Gebirge Fiſche fängt.“ Die Wola kann alſo, da nun erſt, nachdem die Erde aus dem Meere geſtiegen, das Waſſer abfließt, die Erde nicht „herrlich grün,“ wie Legis überträgt, aus dem Meere kommen ſehen, ſondern nur w e l l e n g r ü n, welche Bedeutung auch idia gröna wörtlich übertragen gibt. Andere helfen ſich in der Deutung jener Stelle in der Völuſpá anders. Der Überſetzer bei R e ſ e n i u s z. B. S. 96 gibt die Stelle: terra ex mari emerget viridis, seu terra arida ex aquis denuo emerget; Sandvig überträgt idia-gröna durch „evig grönnend',“ Studach durch „allgrün,“ Ettmüller in der Überſetzung durch „über und über grün,“ und im Gloſſar durch itrgróian, Adj. „rein grün,“ itr (im Föm. ithia) u. ſ. w., aber es müßte ja dann ithia in der Beugung ithia ſtehen.

16) Sowie idia-gröna wörtlich wellengrün heißt, wie in der vorigen Anmerkung gezeigt iſt, ſo kann, wenn wir das ida als Genitiv der Mehrzahl von id, Welle, nehmen, auch Ida-völlr wörtlich W e l l e n f e l d bedeuten. 17) Geſch. d. Heidenth. im nördl. Eur. I. S. 334.

hat, (dem Idavöllr ſteht nämlich kein verſchwundenes goldenes Zeitalter gegenüber, denn das erſte goldene Zeitalter am Anfange dieſer Welt verlebten die Götter ja ebenfalls auf dem Idavöllr, ſowie ſie daſelbſt das zweite goldene Zeitalter nach dem Untergange dieſer Welt und der Erneuerung der Erde zubringen werden,) ſo iſt doch die Erklärung des Idavöllr durch Feld der Wiederkehr und feſtlichen Erneuerung der Sache ſehr angemeſſen, da, wenn das zweite goldene Zeitalter eintritt, auch der Idavöllr wieder erſcheint, und zwar unter Feſtlichkeiten; denn wie die Völuspá ausdrücklich bemerkt, wird Hönir Hlaut (Opferblut) empfangen. Obſchon der Name Idavöllr ſowol aus dem Altnordiſchen ſelbſt, als aus ſeinen Schweſtermundarten paſſende Erklärungen gefunden, ſo hat man ſich doch bereits ſehr früh auch nach fremdländiſchen Erklärungsmitteln umgeſehen, und hierbei bot ſich vor allem der Berg Ida dar, wiewol Idavöllr, Idaebene, beſagt, und der Name nicht Idafiall (Idaberg) oder Idafiöll (Idagebirge) lautet. Dieſes iſt wol auch der Grund, warum der Verfaſſer des ſpätern Einſchiebſels in die Gylfaginning, wodurch Asgard als Troja gedeutet wird, und auch der Verfaſſer der ſpätern Vorrede zur jüngern Edda, ſowie auch der, welcher den auch ſpäter verfaßten Epilogus zum erſten Theile der jüngern Edda hinzugefügt hat, obſchon auch ſie Asgard für Troja erklären, doch dabei mit keiner Sylbe erwähnen, daß der Berg Ida der Idavöllr (die Idaebene) ſei. Sie thun dies vielleicht auch nicht, weil ſprachliche Rückſichten ſie davon abhielten, ſondern weil der Berg Ida ihnen überhaupt entgangen iſt. Neuere haben jedoch zu der Deutung Asgards als Troja noch dieſes hinzugeſetzt, daß der Idavöllr (die Idaebene) der Berg Ida bei Troja ſei. Doch iſt der Berg Ida auf Kreta ebenfalls ſo berühmt, daß es auch nicht an ſolchen fehlte, welche bei Idavöllr an dieſen dachten. Namentlich bemerkt Stephanus Olai bei Reſenius, daß nothwendiger Weiſe durch Idavöllr jene Stelle auf Kreta bezeichnet werde, da Kreta die Wiege des Jupiter genannt worden ſei, und außer andern Virgilius dieſen Berg Lib. III. Aeneid. erwähne:

> Creta Jovis magni medio jacet insula Ponto
> Mons Idaeus ubi et gentis cunabula nostrae,

welches auch Kallimachus oder ſein Überſetzer erzähle im Hymnus:

> Juppiter Idaeis ajunt te montibus ortum,

ſowie auch Dionyſius:

> Creta Jovis magni nutrix veneranda feraxque
> Et frugum et pecoris, nemorosa huic imminet Idae,
> Ida frequens pinis et quercubus optima mater.

Hierbei ſcheint den Olai auch der Umſtand zu begünſtigen, daß der Verfaſſer der ſpätern Vorrede zur jüngern Edda, welcher die Sagen vom Jupiter an den Saturnus knüpft, und dieſen für eins mit dem nordiſchen Niordr erklärt, den urſprünglichen Wohnſitz deſſelben nach Kreta ſetzt, ohne jedoch des Berges Ida dabei zu gedenken. Die beliebteſte lateiniſche Überſetzung des Idavöllr iſt geworden Idae campus und campus Idaeus, ſowol bei Reſenius, als auch in der übrigens weit vorzüglicheren Überſetzung der Völuspá im dritten Theile der großen Ausgabe der Edda Sämundar, und im Lexicon Mythologicum ebendaſelbſt. Ja, Magnus Olaffon bei Reſenius geht ſo weit, daß er in ſeiner Überſetzung der jüngern E. Dämiſaga 12. geſetzt hat: In eo loco mediae urbis, qui dicitur *Idu-Wöllur* (s. Idae campus) primum illorum opus erat etc. Die Form Iduvöllr würde allerdings, wenn ſie nicht untergeſchoben wäre, beſſer beſagen Ida's Ebene oder Feld, als Idavöllr, wobei Ida gegen die Regeln der nordiſchen Sprache ohne Beugung wäre. Das á Idavelli überträgt Studach [18]) durch „in Thalen (Thälern) auf Ida;“ ſollte es dieſes bedeuten, ſo müßte es heißen á Idudölum. Seine Überſetzung ſucht er durch folgende Bemerkungen zu erläutern. Den Berg Iba und ſeine Thäler haben Phryger, Griechen und Römer; Itá die Tübeter, der Tantalen Stätte, Idäten die Mongolen, Indea die Birmanen, ſowie Ida auch in vielen alten Namen der Städte vorkommt. Die göttlichen Aſen ſind die erſten, die auf Ida Opfer und Hof errichten! Aedificavit autem Noah Altare Domino Gen. 8, 20. und Lucretius ſagt (II. 160):

> Hanc variae gentes antiquo more Sacrorum
> Idaeam vocitant matrem.

Wollte man Studach auch zugeben, der Berg Ida habe die Veranlaſſung zur Bildung der Sage vom Idavöllr gegeben, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß, wie die Form Idavöllr lehrt, die Nordmannen nicht dabei an den Berg Ida dachten, weil ſie ſonſt Iduvöllr geſagt haben würden. Ja, gewiß iſt, daß ſelbſt die ſpätern Nordmannen, welche Asgard als Troja deuteten, und Kreta als die Wiege der Aſen annahmen, doch dabei weder den Berg Ida auf dieſer Inſel, noch das Gebirge Ida bei Troja in Anſpruch genommen haben. So viel ſich jedoch auch Stephan Olai bei Reſenius Mühe gibt, den Berg Ida auf Kreta als den Idavöllr geltend zu machen, ſo kann er ſich doch auch nicht enthalten, bei Idavöllr an die Gärten des Adonis, und ſelbſt an das Eden der Geneſis zu denken [19]). Andere wieder, welche alles auf Indien, als der Urſprache und Urſage Wiege, beziehen zu müſſen glauben, haben auch den Namen Idavöllr auf dieſes zurückgeführt. Doch nennen die Nordmannen Indien nicht Idaland, ſondern Indialand [20]). Aber es findet ſich im Texte der Reſeniſchen Ausgabe der jüngern Edda ein Inda, welches aber weder mit dem Idavöllr, noch mit Indien in der geringſten Beziehung ſteht. Es heißt nämlich Dämiſaga Str. 49: Das iſt auch ein guter Saal, der auf Indafiöll (Indagebirge) ſteht, gefertigt aus rothem Golde, der heißt Sin-

---

18) Sämund's Edda des Weiſen. Aus dem Isländ. überſ. und mit Anmerk. begleitet von J. B. Studach. I. S. 9. 19) Nachdem Steph. Olai bei Reſenius (Philosophia antiquissima Norvego-Danica dicta Völuspá p. 19) von dem Idavöllr als eins mit dem Berge Ida auf Kreta, weil dieſe Inſel die Amme und Wiege Jupiter's von den griechiſchen und lateiniſchen Dichtern genannt wird, gehandelt hat, fährt er fort: Quicquid vero varia commenta poëtarum tradunt de Idaea planicie, Ida monte, Jove Idaeo, Idam domicilium Deorum faciunt, uti Adonis hortos vel ipsam Eden (Gen. 2) hanc spectare vocem vel recipere verisimiliter putarem etc. 20) d. h. Land der Indiar (Indier), Indien, ſ. Sögubrot I. Cap. 10 in den Fornmanna-Sögur, XI. Bd. S. 414.

dri; in dieſem Saale ſollen (werden) gute und ſittliche Menſchen wohnen. Für Indaſiöll iſt aber die andere beſſere Lesart Nidaſiöll, welche dadurch beſtätigt wird, daß Nidaſiöll auch in der Völuspá Str. 23. S. 41 ſteht, aus welcher der Verfaſſer der Gylfaginning das, was er vom Saale Sindri ſagt, geſchöpft hat, wiewol er das, was die Völuspá bemerkt, entweder nicht völlig recht aufgefaßt, oder etwas verändert hat [21]). Bei Nidaſiöll konnte aber der Nordmann nicht im entfernteſten an Indien denken, weil er dieſes Gebirge, wie die Völuspá deutlich beſagt, in den Norden ſetzte. Endlich findet man zur 12. Dámiſaga bemerkt: Idavöllr, mitten in der Burg. Ida bedeutet Gleichgewicht, Mäßigung, Stimmung, temperantia Dámiſ. 54. Ida, gemäßigter Gürtel. Idun, Atherre, das Gleichgewicht. Die himmliſche Wage muß aufgezogen und die zwölf himmliſchen Zeichen darauf gewogen werden" [22]). (*Ferd. Wachler.*)

IDDA, Sancta, Gemahlin Graf Heinrich's von Tokenburg, aus dem gräflichen Geſchlechte v. Kirchberg, das in der Nähe von Ulm ſeinen Sitz hatte, und im J. 1510 erloſch. Von ihr erzählt die Legende Folgendes: Auf Alten-Tokenburg hatte ein Rabe ihren Brautring durch ein geöffnetes Fenſter entführt, und in ſein Neſt getragen. Dort fand ihn ein Jäger des Grafen. Als nun dieſer den Ring an der Hand des Jägers erblickte, ließ er den Unglücklichen an den Schwanz eines wilden Pferdes binden, das ihn von der Burg hinabſchleifte. Die Gräfin aber wurde in den mehre hundert Fuß hohen Abgrund geſtürzt, aber durch ein Wunder, oder indem ſie im Geſträuche ſich verwickelte, gerettet. In einem Walde lebte ſie dann von Wurzeln und Waſſer. Endlich wurde ſie dort gefunden, aber vergeblich von dem Grafen, der jetzt von ihrer Unſchuld überzeugt war, gebeten, zu ihm zurückzukehren. Nur die Erbauung einer Hütte im Walde am Fuße des Berges Hörnli nahm ſie an, um von da die Kirche des nahen Kloſters Fiſchingen beſuchen zu können. Endlich zog ſie in eine Zelle des damals dort befindlichen Frauenkloſters, und ſetzte ihr ſtrenges Leben bis zu ihrem Ende fort. Dichter und Legendenſchreiber haben dieſe Sage, die ums J. 1180 geſetzt wird, mannichfaltig ausgeſchmückt. Das Andenken derſelben wird auch durch ein Grabmal im Kloſter Fiſchingen, und durch die Verehrung der Idda v. Tokenburg als einer Heiligen fortgepflanzt. (*Escher.*)

IDDETH (عِدَّة), d. i. Zahl, wird bei den Moslimen als techniſcher Ausdruck gebraucht, um den Zeitraum zu bezeichnen, vor deſſen Ablauf eine von ihrem Manne geſchiedene Frau oder eine Witwe ſich nach moslimiſchem Geſetze nicht anderweit verheirathen darf. Während deſſelben iſt ihr auch die Theilnahme an der Wallfahrt nach Mekka unterſagt. (*A. G. Hoffmann.*)

21) ſ. die Stelle der Völuspá und die Erläuterung dazu in der 3. Sect. 8. Th. S. 260 dieſer Encykl. 22) Der Schlüſſel der Edda von C. Chr. Trautvetter, S. 65, über deſſen Auslegungen der in der Edda enthaltenen Sagen vgl. dieſe Sect. 5. Th. S. 70 und den Art. Edda, Abſchnitt: Deutungsarten.

IDDO (עדו oder עדוא, im Buche Eſra auch אדו), im A. T. mehrfach vorkommender Name. So heißt z. B. 2 Chron. 12, 15. 13, 12 ein Seher, von welchem berichtet wird, er habe Rehabeam's Thaten beſchrieben; ferner der Großvater des Propheten Zacharias (Zach. 1, 1), und einige Andere von untergeordneter Bedeutung. (*A. G. Hoffmann.*)

IDE (*Ἴδη*), eine der Nymphen, welche Zeus in deſſen früheſter Jugend aufzogen *). (*R.*)

IDEA, eine der Danaiden nach Hygin (fab. 170); durch's Loos wurde ſie dem Antimachos zur Gattin beſtimmt. (*R.*)

IDEAL. Ideal abſtammend von Idee (ſ. den Art.) iſt eigentlich Alles, was ſich auf die Idee bezieht, ſie in einer beſondern Form offenbart und auf ſie, als auf ſeinen höhern Grund, zurückweiſt: das Ideal alſo iſt das der Idee entſprechende Sein. Da nun die Idee, nach Platon, das wahre, unvergängliche Sein der Dinge iſt, wie es gleichſam vor dem Auge des Geiſtes, der Vernunft, in der Klarheit einer Geſtalt angeſchaut wird, im Gegenſatze zu den flüchtigen Erſcheinungen der Sinnenwelt, den trüben Miſchungen verdunkelter Abbilder der Ideen, ſo bezeichnet Ideal noch beſtimmter das der Idee entſprechende intelligible Sein, inwiefern dieſes vorerſt nur noch im Geiſte erfaßt wird, ohne Exiſtenz in der Sinnenwelt. Es ſind daher ſo viele Ideale denkbar, als es Ideen gibt. Die höchſte Idee aber, deren wir fähig ſind, iſt die abſolute Idee, die des Unendlichen, und deshalb das abſolute Weſen, Gott genannt, das höchſte, abſolute Ideal unſerer Vernunft, und zwar das einzige, da das Abſolute nur Eins ſein kann. Kant nennt es das transſcendentale Ideal oder das Ideal der reinen Vernunft, macht es aber ſonderbarer Weiſe zum Inbegriffe aller möglichen Prädicate der Dinge, eines ens realissimum, woher ſie den Stoff zu ihrer Möglichkeit nehmen, ſodaß die Verneinungen (d. h. die Prädicate, wodurch ſich die endlichen Dinge vom realſten Weſen unterſcheiden,) bloße Einſchränkungen einer größern, und endlich der höchſten Realität, ihres gemeinſchaftlichen Subſtrats, ſind, und ſteigert dieſe Sonderbarkeit noch durch den Gedanken, daß die objective Realität eines ſolchen Weſens eine bloße Erdichtung ſei, wozu wir keine Befugniß haben, ſogar nicht einmal die Möglichkeit einer ſolchen Hypotheſe gradezu anzunehmen, indem dieſe auf einem bloßen dialektiſchen Scheine beruht, und nichts anderes als ein regulatives Princip der Vernunft iſt [1]).

Zum Göttlichen fühlt ſich unſer ganzes Weſen durch einen unwiderſtehlichen Drang hingezogen, und was das Gemüth ſchon ahnend und glaubend ergriffen hat, ſucht die Phantaſie in Bildern zu geſtalten, damit es uns näher gebracht werde und im Leben gegenwärtig ſei. Hierdurch nimmt das Göttliche im Bewußtſein, nach den beſondern Bedürfniſſen des Gemüths, dem Grade der Geiſtesbildung, dem Eigenthümlichen der Naturanſchauung, ſo-

*) *Apollodor.* Biblioth. L. I. c. 1. §. 3. Vgl. auch *Pausan.* Graec. descript. L. VIII. c. 47.

1) Kritik der reinen Vernunft. S. 599—609. 647.

Digitized by Google

wie der geſelligen Verhältniſſe mehre abweichende Formen an, und damit ſpaltet ſich das abſolute Ideal in die beſondern religiöſen Ideale der Völker, wie ſie uns die Geſchichte der Religion überliefert hat; das chriſtliche Ideal z. B. iſt von den Idealen der heidniſchen Götter weſentlich verſchieden. Das griechiſche Ideal mußte ſich wieder in mehre Formen ſpalten nach dem perſönlichen Charakter und dem eigenthümlichen Wirkungskreiſe eines jeden Gottes. So iſt das Ideal des Apollon von dem des Jupiter ſehr verſchieden, ebenſo die Ideale der Juno, Minerva und Venus. Durch die religiöſe Begeiſterung der Künſtler gingen dieſe Ideale in die Kunſt über. So finden wir bei Homer und Heſiod, den Repräſentanten und Interpreten der religiöſen Weltanſchauung der Griechen, einen ganzen Kreis von Götteridealen, in welchem, wie in einem Staate, Alles bis auf die dienſtbaren Geiſter nach beſtimmten Verhältniſſen geordnet iſt, und an welche ſich die Heroen und alle um die Menſchheit hoch verdiente, oder ſonſt ausgezeichnete Männer als Söhne, Enkel oder Günſtlinge anſchließen. Dieſe Götter waren nichts als *idealiſirte* Bilder des Menſchenlebens in griechiſcher Form mit allen Leidenſchaften und Schwächen der Sterblichen, wie ſie ſich ſelbſt in den Familienſcenen offenbaren, weshalb auch die Fama ſie nicht verſchonte und von ihnen allerhand ſcandalöſe Geſchichten verbreitete. Schwieriger als für die Poeſie war die Darſtellung der Götterideale für die Plaſtik. Dieſe konnte ſich nicht mit den poetiſchen Schilderungen der übermenſchlichen Macht und Erkenntniß des Gottes begnügen, ſondern ſie mußte dieſes Übermenſchliche in einem Bilde von individueller Form und in einem beſtimmten Material, Holz, Marmor, Metall, darſtellen. Es mußte deshalb das Ideal erſt geſchaffen werden. Daher nahmen die Götterideale in dem Geiſte der größten Meiſter, eines Phidias und ſeiner Schule, Polyklet, Myron, Skopas, Praxiteles ꝛc., eine eigenthümliche Form an. Das Idealiſche konnten die Künſtler auf dreierlei Weiſe ausdrücken, theils durch übermenſchliche Größe, wie die Koloſſe der Minerva, des Jupiter ꝛc., durch Phidias und Andere, theils durch eine vollkommenere Form, theils durch den geiſtigen Ausdruck der ganzen Geſtalt. Nach Winkelmann ſuchten die griechiſchen Künſtler das Schöne aus vielen Körpern zu vereinigen; aber ſie reinigten ihre Bilder von aller perſönlichen Neigung, welche unſern Geiſt von dem wahren Schönen abzieht. Dieſe Wahl der ſchönſten Theile und deren harmoniſche Verbindung in einer Figur, brachte die *idealiſche Schönheit* hervor. Das Ideal iſt blos zu verſtehen von der höchſten möglichen Schönheit einer ganzen Figur; ſtückweiſe finden ſich ebenſo hohe Schönheiten in der Natur, als irgend die Kunſt mag hervorgebracht haben, aber im Ganzen muß die Natur der Kunſt weichen, und es iſt ſchwer, ja faſt unmöglich, ein Gewächs zu finden, wie der vaticaniſche Apollon iſt" [2]). Hierbei hat Winkelmann offenbar nicht an eine blos portraitirende Nachahmung der Natur und eine Moſaik aus einzelnen ſchönen Theilen gedacht, wie ſchon daraus hervorgeht, daß nach ſeiner Anſicht die Verbindung der ausgewählten Theile in dem Ideale eine harmoniſche war, und folglich dieſe Theile in ein richtiges Verhältniß zu einander geſetzt werden mußten, ſodaß daraus eine einzige in ſich harmoniſche Geſtalt erwuchs. Das Studium ſchöner Menſchengeſtalten war dem Künſtler bei der Bildung der Ideale nothwendig. Denn um eine übermenſchliche Vollkommenheit und Schönheit zu bilden, und die Natur zu übertreffen, mußte er die ſchönſten Menſchen aufſuchen, damit er wo möglich das Äußerſte der Schönheit kennen lernte, was die Natur durch ſich ſelbſt zu erzeugen vermag. Die ſchönſte menſchliche Geſtalt kam offenbar dem Ideale am nächſten. Wenn daher erzählt wird, Praxiteles habe ſeine vielgeprieſene knidiſche Venus nach der Phryne, andere ihre Göttinnen nach der Lais, Theodota ꝛc. gebildet, oder es habe Zeuxis die Juno nach fünf Schönheiten in Kroton gemalt, ſo heißt dies nichts weiter, als Praxiteles entdeckte in der Phryne noch die meiſte Ähnlichkeit mit ſeinem Ideale, der Venus, d. h. der weiblichen Schönheit, wie ſie durch den höchſten Grad der Anmuth und des Liebreizes die Gemüther unwiderſtehlich feſſelt, nicht aber er portraitirte ſie; denn wie hätten ſonſt die Knidier ſie ſo hoch halten, ſie göttlich verehren, ganz Griechenland nach ihrem Heiligthume wallfahrten können? Eine Steigerung über dieſe ſcheinbar vollkommene irdiſche Schönheit hinaus gab nun das Ideal der Göttin. Dies konnte der Künſtler auf eine doppelte Weiſe erlangen, einmal indem er die Verhältniſſe einzelner Theile, z. B. der Linien, der Stirn, der Naſe ꝛc., änderte, um ſie noch ſchöner zu machen, und alle einzelnen Theile in eine noch vollkommnere Harmonie zu einander ſetzte, wodurch der Totaleffect der Geſtalt erhöht wurde; und ſodann durch den Ausdruck des Göttlichen. Dieſes beſtand in der ewigen Jugend, in einem müheloſen, ſich ſelbſt gnügenden, ſeligen Daſein, wie es nur das Bewußtſein der Göttlichkeit gewähren kann, erhaben über den Kampf und den innern Widerſpruch ſterblicher Naturen. Zwar bedürfen auch die Götter der Nahrung, aber ebendieſe verhindert das Altern; ſie können verwundet werden, aber die Wunden heilen ſchnell; ſie werden von Geſchlechtsluſt, von Affecten ergriffen, aber dieſe ſchwellen nicht an zu der Gewalt thieriſcher Triebe und leidenſchaftlicher Begierden, wie ſie das Gemüth der Sterblichen entzweien und im Innerſten zerrütten, ſondern ſie ſind nur wie ein Hauch oder ein leichtes Gewölk, das den heitern Himmel ihres Geiſtes nur momentan verdunkelnd gar bald ſpurlos vorüberzieht. Daher haben die ſchönſten griechiſchen Götterſtatuen in ihrem ganzen Weſen etwas Heiteres, Ruhiges, Sinniges, oft wie in Selbſtbeſchauung Verſunkenes, verbunden mit einer gewiſſen Hoheit, Würde und Majeſtät. Wo die Künſtler davon etwas abweichen, da geſchah es, weil ſie ſich den Gott nur in einer beſtimmten Situation gedacht hatten, wie z. B. den Jupiter als Rächer, Donnerer ꝛc. Am ſchönſten iſt dieſe ewige Jugend, Heiterkeit und Selbſtgnügſamkeit der Götter in den Idealen des Apollon und Bacchus abgebildet. Nach Winkelmann [3]) erreichten ſie dies dadurch, daß ſie die Formen

2) Geſchichte der Kunſtwerke, herausgegeben von Meyer und Schulze. 4. Bd. (Dresden 1811). S. 61—63.

3) Geſchichte der Kunſt. 2. Bd. S. 68.

weiblicher Jugend der Männlichkeit eines ſchönen Jünglings einverleibten, wodurch die Glieder deſſelben runder, voller und zarter wurden. Sie beobachteten dies aber überall. Selbſt dem Jupiter gaben ſie bei aller Erhabenheit und Majeſtät eine wellenförmige Fülle der Muskeln, welche das Hervortreten der Knochen und der einzelnen Muskeln mit ihren Sehnen, und damit das Harte und Eckige verhindert. Dies ſtimmte mit ihren religiöſen Vorſtellungen genau zuſammen. Da die Götter keine ſo grobe Nahrung wie die Menſchen genießen, alle Handlungen ohne Mühe verrichten und nicht altern, ſo bedürfen ſie auch nicht ſolcher Organe zur Verdauung und Aſſimilation, keines ſolchen Apparats von Muskeln und Nerven; ihre ganze Geſtalt verfällt nicht wie bei alternden Menſchen. Dagegen ließen ſie in der Bildung der Heroen und Athleten die einzelnen Muskeln und Sehnen in ihrer ganzen Kraft hervortreten, weil ſie hier, was menſchliche Kraft vermag, zu veranſchaulichen ſuchten. Der Unterſchied beider Bildungen zeigt ſich am auffallendſten in dem Ideale des Herkules. Dieſen bildeten ſie in der früheſten Jugend mit Hinſicht auf ſeinen erhabenen Urſprung, ähnlich den Göttern in faſt zweideutigem Geſchlechte, aber mit prophetiſcher Andeutung ſeiner ungeheuern Stärke in der angeſchwollenen Stirn; während ſeines zwölfjährigen, thatenreichen, aber mühevollen Laufs mit allen Zeichen der größten phyſiſchen Stärke, deren die menſchliche Geſtalt fähig iſt, in der gedrungenen Stirn, den breiten Schultern, Nacken und Bruſt, und allen den Muskeln und Nerven, deren er zu ſeinen Arbeiten bedurfte; endlich nach ſeiner Verklärung in dem Bewußtſein des vollendeten, der irdiſchen Beſchwerden enthobenen, ſich ſelbſt gnügenden, ſeligen Daſeins. Deshalb verſchmäheten es die Künſtler nicht zur Vollendung dieſer Ideale ſelbſt aus dem Thierreiche Formen zu entlehnen. So gaben ſie dem Herkules zur Andeutung ſeiner außerordentlichen Stärke einen breiten, gewaltigen Stiernacken, und dem Jupiter von der Stirn ſich erhebende und bogenförmig herabfallende Haare, wie an einem Löwen. Zugleich ergibt ſich hieraus, daß die griechiſche Plaſtik in der Darſtellung der Götterideale unter allen Künſten die ſchwierigſte Aufgabe hatte. Denn es gehörte dazu 1) das klare Bewußtſein der Idee des darzuſtellenden Gottes; 2) die Individualiſirung dieſer Idee in der Phantaſie zu einer göttlichen Geſtalt von überirdiſcher Schönheit und Vollkommenheit, die *Conception des Ideals*. Endlich 3) die vollkommene Verſinnlichung dieſes Ideals in einem Stoffe, deſſen widerſtrebende Natur bezwungen werden mußte, eine vollkommene Meiſterſchaft der mechaniſchen Ausführung. Erwägt man dieſes Alles und vergleicht damit die ſchönſten Antiken aus den Blüthenaltern der Kunſt, von denen uns die Zeit nur Weniges, und auch dieſes meiſtens verſtümmelt oder in einzelnen Bruchſtücken gegönnt hat, ſo muß man der Plaſtik unter allen Künſten den Preis zuerkennen, und Winkelmann's Begeiſterung erſcheint gerechtfertigt und als der Wiederhall derſelben Ideen in einer verwandten Seele. Nach der Individualität der künſtleriſchen Phäntaſie, der Natur des Stoffs, und der kunſtgerechten Behandlung deſſelben war eine faſt unendliche Mannichfaltigkeit der Situationen und Formen denkbar, welches die verſchiedenen Style und in ihrer Geſchichte die Epochen der Kunſt erzeugte. Daraus ergibt ſich zugleich, daß zwar jede vollendete Schönheit durch die Kunſt idealiſch iſt, und eine Beziehung aufs Unendliche hat, nicht aber jedes Ideal ſchön iſt. *Schön* iſt nur die gelungene Darſtellung der Idee in einem ſinnenfälligen Werke, und das vollendete Kunſtſchöne eine wahre in ſich geſchloſſene Schöpfung. Iſt aber das Gemüth des Künſtlers des höchſten Aufſchwunges der Begeiſterung gar nicht fähig, iſt er nicht zum klaren Bewußtſein des Göttlichen, oder der reinen Menſchheit gelangt, fehlt es ihm an Geſchmack, ſeiner Phantaſie an wahrer Schöpferkraft, iſt er nicht Meiſter in dem Techniſchen, ſo wird er entweder ſich gar nicht über die Natur erheben, ja dieſe in ihren ſchönſten Geſtalten nicht einmal erreichen, oder will er ſie übertreffen, ſich bald ins Rohe, Ausſchweifende, Unnatürliche und Fratzenhafte, bald ins Überladene, Geſuchte, Gezierte und Gekünſtelte verlieren. Beiſpiele hierzu liefert die ganze Kunſtgeſchichte. So war das ägyptiſche Ideal gar nicht ſchön, die griechiſche Plaſtik arbeitete Anfangs ganz im ägyptiſchen Geſchmacke, erſt nach und nach erhob ſich ihr Genius zur wahren Schönheit, und auch hier erhielt er ſich weder auf gleicher Höhe, noch erzeugte er Werke von gleichem Werthe, er ſank wieder, erhob ſich aufs Neue, bis ſeine Schöpferkraft ermattete und zuletzt ganz erloſch.

Das Geſagte gilt von jeder Kunſt. Jede wahre Kunſt beruht auf Ideen, und iſt nur eine beſondere Form der einen Kunſt, aber unterſchieden von den übrigen, theils durch den Stoff, in welchem ſie bildet, theils durch die Mittel, die ihr zu Gebote ſtehen. Darnach beſtimmen ſich die Grenzen einer jeden Kunſt. Sie kann die Ideen nur verwirklichen, ſo weit als es die zu bearbeitenden Materialien und ihre Mittel geſtatten. Damit erhalten auch die Ideale in jeder Kunſt gleichſam eine beſondere Färbung, ſie reflectiren daſſelbe Licht auf eine eigenthümliche Weiſe. Eine Vergleichung der Künſte in dieſer Beziehung würde uns hier aber zu weit führen.

Das Ideal iſt jedoch nicht blos auf die Kunſt beſchränkt, ſondern es umfaßt die ganze Ideenwelt. Überall, wo wir uns ein reineres, vollkommneres Sein als die Erfahrung uns bietet, vorſtellen, und unſere Phantaſie davon ein Bild entwirft, *idealiſiren* wir. Und dies geſchieht durch einen natürlichen Trieb, welcher mit unſerm ganzen Weſen ſo innig verwachſen iſt, daß die Wurzeln deſſelben ſelbſt in dem Gemeinen und Ungebildeten nicht ganz vertilgt werden konnten. Denn wer verdiente wol noch Menſch zu heißen, in deſſen Gemüth niemals die Ahnung des Göttlichen ſich geregt, der nie die Sehnſucht und das Streben nach dem Beſſern gekannt, nie in der Jugend das Bedürfniß der Liebe und Freundſchaft gefühlt, und niemals wenigſtens den ſchönen Traum einer vollkommneren Wirklichkeit geträumt hätte? Man könnte ſagen, in jedem Menſchen ſei hinter dem erſcheinenden ein idealer Menſch verborgen, das Bild reinerer Menſchheit welches zwar durch ein unglückliches Geſchick verdeckt oder verdunkelt, verzogen und entſtellt, aber niemals ganz ausgelöſcht werden kann. Dieſe idealiſirende Thätigkeit unſers

Digitized by Google

Geiſtes iſt nothwendig und von unſerer Beſtimmung unzertrennlich. Denn jeder Fortſchritt im Wahren, Guten ꝛc. ſetzt voraus: Zuerſt das Bewußtſein eines vollkommneren Zuſtandes, als Norm und Regulativ unſerer Thätigkeit, die Idee, und in der Beſtimmtheit der Form das *Ideal*; ſodann ein Bewußtſein der Unangemeſſenheit unſers gegenwärtigen Zuſtandes zu der Idee; und endlich eine Umgeſtaltung dieſes Zuſtandes nach der Idee, wodurch er derſelben ähnlicher wird. Daher ſehen wir bei jedem Volke, ſobald es ſich der Barbarei entwindet, folgende Ideale ins Leben treten: 1) das Ideal der *Religion*; 2) das Ideal der *Kunſt*; 3) das Ideal der *Wiſſenſchaft*, d. h. das Bild eines vollkommenen, in ſich harmoniſchen, ſich ſelbſt genügenden Wiſſens, wovon jeder Irrthum, Widerſtreit, Inconſequenz, ſowie die Surrogate des Wiſſens, der Glaube, das Wahrſcheinliche, die Hypotheſen ꝛc. ausgeſchloſſen ſind. Dieſes Ideal der Wiſſenſchaft als ſolches iſt das *logiſche Ideal*. Außerdem hat aber jede einzelne Wiſſenſchaft ihr eigenthümliches Ideal. Das höchſte wiſſenſchaftliche Ideal iſt das der Philoſophie. Die Philoſophie iſt nämlich der Idee nach die Wiſſenſchaft des Abſoluten, Unendlichen in ſeinem Verhältniſſe zum Endlichen. Sie begreiſt mithin die Principien aller übrigen Wiſſenſchaften in ſich, und umfaßt die geſammte Thätigkeit des Menſchen im Theoretiſchen und Praktiſchen. Die praktiſchen Ideale zeichnet die Ethik. Wir können uns z. B. einen reinen Willen denken, der ſo kräftig iſt, daß er jedem Antrieb zum Böſen, er entſpringe nun aus der Sinnlichkeit oder dem ſelbſtſüchtigen Streben, zu widerſtehen vermag, und alle Geſinnungen und Handlungen ſo durchdringe, daß das ganze Leben in ſich befriediget, harmoniſch, und jeder Mislaut entweder im Entſtehen unterdrückt oder ohne große Anſtrengung aufgelöſt wird. Beſondere Formen dieſer Ideale ſind das der Weisheit, der Tugend, der Liebe ꝛc. Zugleich enthält die Ethik die Rechtfertigung der Ideale. Denn müßte die Verwirklichung der Ideale nicht unter die Güter des Lebens gerechnet werden, ſo würde auch das Streben darnach als unſittlich zu verwerſen und andern blos materiellen Zwecken zuzuwenden ſein. Das höchſte im Leben zu verwirklichende Ideal iſt das des *Staats*, in welchem ſich alle einzelnen Ideale zu einem höhern vereinigen. Man nehme einem Staate die Religion, denke ſich ihn ohne Wiſſenſchaft, ohne Kunſt, ohne Recht und Sittlichkeit, ſo ſinkt er in ſich zuſammen, oder erkrankt, ſein dürftiges Daſein nur mit Mühe friſtend. Die Verwirklichung dieſer Idee iſt deshalb auch die ſchwierigſte, weil die Tendenzen beſonderer kleinerer Geſellſchaften, Corporationen ꝛc., ſowie die perſönliche Freiheit und die ſelbſtſüchtigen Intereſſen der einzelnen mit dem Wohle des Ganzen ſich nur unvollkommen vereinigen laſſen. Dieſe ſich durchkreuzenden Intereſſen ſind der Herd aller umwälzeriſchen Bewegungen.

Aus dem Geſagten ergibt ſich, daß die allgemein-menſchlichen Ideale in jedem gebildeten Volke nach der ganzen Art und Weiſe ſeines Seins ſich auf eigenthümliche Weiſe geſtalten werden. Man kann in der Weltgeſchichte drei Hauptformen dieſer Ideale unterſcheiden: das *antike Ideal* der Griechen und Römer, das *Orientaliſche*, und das *Chriſtliche*, welches ſich am reinſten in den germaniſchen Völkern und ihren Miſchungen mit den römiſchen geſtaltet hat; was Einige das *romantiſche* und *moderne* Ideal nennen, iſt nur eine beſondere Form des chriſtlichen. Das *antike Ideal* begreift die geſammte Weltanſchauung der Griechen und Römer, wie ſie ſich in ihrer Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft, der Verfaſſung, dem ganzen öffentlichen und Privatleben geoffenbart hat, um die allgemein-menſchlichen Ideale zu verwirklichen. Ein ruhmwürdiger Verſuch, einen idealen Staat vom Standpunkte griechiſcher Weltanſchauung zu conſtruiren, iſt uns in der Platon'ſchen Republik erhalten worden. Die ideale Weltanſchauung vom Standpunkte des Chriſtenthums aus, iſt das *chriſtliche Ideal*. Wie verſchieden von den antiken ſich in ihr die Kunſtideale geſtalteten, zeigt am Auffallendſten die Malerei. Die Gottheit im Geiſte des Chriſtenthums liegt außer den Grenzen der Malerei; von dem allmächtigen Schöpfer der Welt kann es kein entſprechendes Bild geben. Die meiſten Maler wählten die Greiſesgeſtalt. In dieſe läßt ſich allerdings etwas Ehrfurchtgebietendes, Majeſtätiſches legen, ſowie ſie das Bild der Weisheit und Ruhe gibt, aber ſie erweckt zugleich die Vorſtellung des Alters und der Abnahme der Kräfte, was der Idee der Gottheit abſolut widerſtreitet. Auch in der Darſtellung der Engel, dem Ideale der Chriſtusgeſtalt und der Madonna, ſind viele Misgriffe geſchehen, und ſelbſt große Maler haben ſich nicht immer zum Ideal-Schönen erhoben.

Ideal als Adjectivum, (auch *ideell* oder *idealiſch*) bezeichnet das durch das Ideal Beſtimmte, demſelben Entſprechende, es ſei nun ſchön oder nicht. So iſt eine *ideale Schönheit*, z. B. ein *ideales Bild* einer Perſon, diejenige, welche der Künſtler nach der Idee, oder zur Verwirklichung eines Ideals gebildet hat, im Gegenſatz zu einem Portrait; ein *idealer Staat*, der Staat, wie ihn der Philoſoph nach der Idee conſtruirt, z. B. die Platon'ſche Republik, im Gegenſatz zu den Verfaſſungen der wirklichen Staaten. Ebenſo *Idealrecht*. Da auf dieſe Weiſe das Ideal das blos in unſern Vorſtellungen Exiſtirende, von unſerm Geiſte frei Gebildete bezeichnet, ſo nennt man *ideal* auch das Subjective, wie unſere geſammte Seelenthätigkeiten und ihre Producte, als Anſchauungen, Vorſtellungen ꝛc., im Gegenſatze zu dem Wirklichen außer uns, und nennt dieſes das *Reale*. Daher halten Viele, z. B. die bloßen Empiriker, gemeine Geſchäftsleute dieſes Reale, das außer unſerm Geiſte Exiſtirende, für das allein Wirkliche, und verbinden mit dem Idealen die Vorſtellung des Erdachten, Eingebildeten, Träumeriſchen, ein in den Idealen lebender Geiſt gilt ihnen für einen Phantaſten, und der Verſuch, Ideale zu realiſiren, für Schwärmerei. Dies iſt aber unrichtig. Sowie der Geiſt höher ſteht als die Natur außer uns in ihrem bewußtloſen Wirken, ſo ſind auch die Ideen und Begriffe deſſelben in einem eminenten Sinne wirklich, nicht wie etwas uns ſinnlich erſcheint, ſondern wie es ſeinem Begriffe nach iſt, gedacht werden muß, ſo iſt es wirklich, an ſich. Ja ſelbſt das Reale der Erſcheinungswelt iſt und beſteht nur durch Kräfte, die als ſolche nicht ſelbſt

Digitized by Google

in die Erſcheinung fallen, mithin etwas Intelligibles, Ideales ſind, und deshalb kann man ſagen: das Ideale iſt das allein Wirkliche, das ſogenannte Reale hingegen, die Erſcheinungswelt blos Product des Idealen. *(Bachmann.)*

IDEAL. Die damit zuſammengeſetzten Wörter finden ihre Erklärung zum Theil ſchon in dem vorhergehenden Artikel; wo dies aber nicht der Fall ſein ſollte, ſehe man die einfachen Wörter, denen Ideal vorgefügt iſt. *(R.)*

IDEALISIREN iſt die Thätigkeit des Geiſtes in dem Bilden der Ideen und der Ideale. Sie beruht auf den Bedürfniſſen unſers höhern Selbſt, und regt ſich, ſowie die niedern, blos auf die Erhaltung unſerer phyſiſchen Natur gerichteten Bedürfniſſe ihre Befriedigung erhalten haben (ſ. Ideal). *(Bachmann.)*

IDEALITÄT iſt die Eigenſchaft, oder im Allgemeinen das Sein eines Dinges, wodurch es der Idee oder dem Ideale entſpricht, oder wenigſtens ihm ähnlich iſt; oder auch das blos ſubjective Sein im Gegenſatze zum Realen, z. B. die Idealität eines Kunſtwerks beſteht darin, daß es eine Idee oder ein Ideal darſtellt, welches als ſolches nicht in der Erſcheinungswelt exiſtirt, obgleich das Kunſtwerk ſelbſt ein Erſcheinendes iſt, in die Sinnenwelt fällt; die Idealität der Vorſtellungen ſoll ausdrücken, daß ſie als ſolche blos in uns, den vorſtellenden Weſen, ſind, nicht aber außer uns als etwas Selbſtändiges exiſtiren. *(Bachmann.)*

IDEALISMUS. Idealismus bedeutet eigentlich nach der Analogie von Kriticismus, Dogmatismus ꝛc. das Verfahren unſers Geiſtes theils in der Erzeugung der Ideale, theils in der Verwirklichung derſelben in der Sinnenwelt. Der Idealismus würde ſich daher auf alle Wiſſenſchaften und Künſte, und auf das ganze Leben erſtrecken, da die idealiſirende Thätigkeit Alles umfaßt. Da aber das Ideale (ſ. Ideal) auch dasjenige bezeichnet, was blos in unſerm Geiſte als Vorſtellung, Gedanke ꝛc. exiſtirt, ohne ein objectives Sein in der Sinnenwelt, welches man im Gegenſatze zu demſelben das Reale nennt, ſo nimmt man den Ausdruck Idealismus in der Philoſophie gewöhnlich in einem engern Sinne, und verſteht darunter den Lehrbegriff, oder die Annahme, daß nur das Ideale, der Geiſt und ſeine Vorſtellungen das wahrhaft Wirkliche ſeien, das ſogenannte Reale hingegen, die Außenwelt, die Natur außer uns nur ein durch das Ideale bedingte, von ihm abhängige Sein. Der Idealiſt leugnet nicht das Daſein der Außenwelt, zu deren Anerkennung uns unſer Bewußtſein nöthigt, denn dies würde dem geſunden Menſchenverſtande völlig widerſtreiten, aber er behauptet, wir kennen dieſe Außenwelt nur durch unſere Vorſtellungen, zu denen auch die Empfindungen und Anſchauungen gehören; wir erblicken mithin in der Außenwelt nur Producte unſers Vorſtellungsvermögens; das außer dem Kreiſe unſerer Vorſtellungen Liegende iſt für uns gar nicht vorhanden, iſt für uns ſo gut als Nichts. Daher gibt es von dem idealiſtiſchen Standpunkte aus zwei Claſſen von Vorſtellungen; ſolche, denen nichts außer uns entſpricht, wie die von uns frei gebildeten, die erdichteten, die des blos Möglichen ꝛc.; und diejenigen, die wir auf eine von Außen kommende Veranlaſſung mit Nothwendigkeit erzeugen; weshalb wir die Gegenſtände derſelben außer uns ſetzen müſſen, ſie objectiviren, und in ihrer Mannichfaltigkeit die Erſcheinungswelt nennen. In der Geſchichte der Philoſophie aber hat der Idealismus nach der Individualität des Darſtellenden verſchiedene Formen angenommen, in denen er bald reiner, bald durch dunkle Vorſtellungen getrübt, durch fremdartige Beimiſchungen und Widerſprüche entſtellt worden iſt. Zugleich haben ſich dabei manche Misverſtändniſſe eingeſchlichen, und es ſind mehre Syſteme für idealiſtiſche gehalten worden, die es entweder gar nicht, oder nur in einer gewiſſen Beziehung ſind, ſowie es überhaupt mislich iſt, Gedankenſyſteme nach bloßen Claſſenbegriffen, wie Idealismus, Pantheismus ꝛc., zu ordnen.

Unter den Griechen wird das Syſtem der Eleaten gewöhnlich als idealiſtiſcher Pantheismus bezeichnet. Dies führt leicht irre. Im Pantheismus denkt man ſich immer zwei, die Welt, oder in der Totalität der Erſcheinungen, das Weltall, und die Gottheit zu Einem Weſen verbunden. Die Eleaten hingegen erklärten eine Welt in der Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen, worin einzelne Dinge entſtehen, ſich verändern und vergehen, für einen trügeriſchen Schein; ſie nahmen dagegen an: das Sein ſei einfach, ſich ſelbſt gleich, den Bedingungen des Raums und der Zeit nicht unterworfen, daher ewig, ohne Bewegung und Veränderung, weder eines Wachsthums, noch einer Abnahme fähig, ſondern in ſich vollendet und abgeſchloſſen gleich einer Kugel. Dieſes Eine Sein iſt Denken, und daher das menſchliche darauf gerichtete Denken, inwiefern es daſſelbe denkt, mit ihm identiſch. Dies iſt der einzige Weg zur Wahrheit, alles Andere iſt Schein, Irrthum und ſterbliche Meinung. Xenophanes nannte dieſes Eine die Gottheit, Parmenides vermied dieſen Ausdruck, wahrſcheinlich um den Anthropomorphismus und jeden Gedanken an die griechiſchen Götter zu entfernen, aber er dachte ſich daſſelbe unſtreitig als das Göttliche, welches kein Syſtem entbehren kann, es bezeichne nun das abſolute Princip der Dinge mit dieſem, oder mit einem andern Namen. Der Idealismus der Eleaten war mithin ein objectiver, oder ihr Syſtem war vielmehr, wenn man einen modernen Ausdruck gebrauchen will, Ideal-Realismus.

Idealismus iſt auch unverkennbar in dem Platoniſchen Syſtem, ſowie überhaupt der Idealismus ein nothwendiger Standpunkt der Philoſophie iſt, und kein Syſtem, das auf Wahrheit Anſpruch macht, ihn ganz entbehren kann. Platon ordnet das Materielle überall dem Geiſtigen unter, die Welt der Erſcheinungen iſt als eine veränderliche, dem Werden unterworfene, unwahr, und nur wahr, inſoweit ſie die Ideen abbildet; die Materie ſelbſt iſt nur eine nothwendige Bedingung zur Offenbarung der Ideen; und geſetzt auch, es würde in dem Timäus, dieſem tiefſinnigen Mythus von der Weltbildung, die Materie wirklich als ein Ewiges neben den Demiurg geſetzt, was aber dem Geiſte des Syſtems, ſowie dem Mythus, der des Stoffs nur erwähnt, weil der Künſtler deſſelben bedarf, entgegen iſt, ſo würde doch daraus

nicht, wie es ſo oft geſchehen, ein wahrer Dualismus abgeleitet werden können, da die Materie nicht gleichen Rang mit dem Geiſte hat, ſondern von ihm eben gebraucht wird, wie ein Künſtler den Stoff braucht, indem er ihr die Ideen mit Gewalt ausdrückt, und ſie zwingt, dieſe in den mannichfaltigſten Formen abzuſpiegeln; weshalb auch die ganze zweckmäßige Ordnung und Schönheit der Welt nur das Werk des höchſten, abſolut guten Weſens, nicht aber das Product der blind wirkenden, ſich ſelbſt überlaſſenen Materie iſt.

Der ausführlichen Darſtellung aller idealiſtiſchen Momente in der Geſchichte der alten Philoſophie, ſowie der des Mittelalters, können wir uns hier um ſo leichter überheben, da ſie in den einzelnen Artikeln der Encyklopädie ohnedies zur Sprache kommen; die vorzüglichſten Geſtaltungen des Idealismus aber in den neuern Syſtemen, von denen ihn mehre auf eine eigenthümliche und ſcharfſinnige Weiſe entwickelt haben, dürfen nicht ganz übergangen werden.

Der eigentliche Urheber der neuern Philoſophie, inſofern ſie die Geiſtesfreiheit zu ihrem Ausgangspunkte hat, Descartes (Carteſius), wird auch gewöhnlich als Idealiſt dargeſtellt [1]. Dies war er aber im Grunde nicht. Der idealiſtiſche Zweifel an der Realität der Körperwelt war nothwendig, um den Geiſt in ſeinem Streben nach Wahrheit von jeder äußern Autorität, allen vorgefaßten Meinungen und Irrthümern, in die er von Jugend auf verſtrickt worden, zu befreien, damit er, nur ſich ſelbſt und ſeinen eigenen Geſetzen vertrauend, das Gewiſſe um ſo ſicherer entdecken könne. Das Zeugniß der Sinne von der objectiven Realität der Außenwelt iſt aber verdächtig, theils weil die Sinne uns oft täuſchen, theils weil wir im Traume manches zu empfinden und uns vorzuſtellen ſcheinen, was doch nicht iſt. Der Geiſt iſt zwar das unmittelbar Gewiſſe, alles andere Wiſſen Vermittelnde; denn wenn wir einen Gegenſtand außer uns wahrnehmen, und derſelbe exiſtirt wirklich außer uns, ſo müſſen wir, die Wahrnehmenden, auch exiſtiren; exiſtirt er aber nicht, ſo exiſtiren wir dennoch, die wir das irrige Urtheil fällen, er ſei außer uns vorhanden. Von unſerm Leibe aber, und im Allgemeinen von der Materie außer uns, haben wir eine ganz klare Vorſtellung; einer jeden ganz klaren Vorſtellung muß aber ein Sein entſprechen. Wirkte nun Gott dieſe Idee unmittelbar in uns, ohne daß es eine ausgedehnte, geſtaltete und bewegliche Materie gebe, ſo wäre er ein Betrüger, was undenkbar iſt. Alſo gibt es eine ſolche Materie [2]. Damit hängt der ſcharfe Gegenſatz zuſammen zwiſchen Seele und Leib, oder im Allgemeinen zwiſchen der denkenden und ausgedehnten, geiſtigen und körperlichen Subſtanz, wodurch Descartes mehr als ein Anderer dazu beigetragen hat, einen Dualismus in Gang zu bringen, nach welchem Seele und Leib, die im Leben auf das Genaueſte zu Einer Perſon verbunden und in der innigſten Wechſelwirkung ſtehenden, als unvereinbarlich gedacht werden ſollen; ſodaß es mehrer erkünſtelter Hypotheſen bedurfte, um ſich dieſe Wechſelwirkung nur nothdürftig erklären zu können. Das Bewußtſein dieſes Gegenſatzes und die Nothwendigkeit einer Ausgleichung beſtimmte Nicol. Malebranche das Carteſianiſche Princip von der Evidenz des Selbſtbewußtſeins und dem unmittelbaren Bewußtſein Gottes in ihm auf eine idealiſtiſche Weiſe auszubilden, nach welcher die Materie dem Geiſte ganz untergeordnet wurde. Zwar bezweifelte er nicht die Realität der Ausdehnung, der Figur und der Bewegung, und ihre Exiſtenz unabhängig von uns, obwol der Beweis dafür ſehr ſchwer ſei, da es kein nothwendiges Band gebe zwiſchen der Gegenwart einer Vorſtellung in unſerm Geiſte, und der Exiſtenz des Dinges, welches dieſe Vorſtellung uns vergegenwärtigt, wie der Traum und das Delirium beweiſen; aber die Überzeugung von einer Welt außer uns haben wir doch nur deswegen, weil Gott will, daß uns eine ſolche Welt erſcheine, nicht aber, weil dieſe Welt ſelbſt durch ihre eigene Kraft uns zu dieſer Anerkennung nöthigt. Gott hat die Welt nach ſeinen Ideen geſchaffen. Dieſe, welche von ihm ſelbſt nicht verſchieden ſind, vergegenwärtigen ihm ſtets alle Geſchöpfe, ihrem Weſen nach und mit allen möglichen Modificationen ihres Seins. Sie ſind fortdauernd in ihm und treten gar nicht wirklich aus ihm heraus; denn ſie beſtehen nur, weil er ſie denkt oder anſchaut, und ihre Fortdauer will. Wie alle Körper im Raume ſind, und dieſer ſelbſt mit allen Körpern als eine göttliche Idee in Gott, ſo ſind alle Geiſter in Gott und haben ihr Beſtehen in ihm als ſeine Idee. Dies iſt die Allgegenwart Gottes. Eine ſolche göttliche Idee iſt auch das Menſchengeſchlecht, und demnach das menſchliche Bewußtſein ein begrenztes innerhalb des unendlichen Selbſtbewußtſeins Gottes. So iſt Gott mit unſerm Bewußtſein auf das Genaueſte verbunden. Die Idee Gottes, des Unendlichen, iſt eigentlich die allgemeine Idee, in welcher und durch welche wir alle Dinge ſchauen. Wollen wir ein einzelnes Ding genauer betrachten, ſo ſchwebt uns ſchon vorher das Ganze vor, die Idee des Unendlichen, durch deſſen Begrenzung wir erſt die Idee des Einzelnen gewinnen, wie wir die Anſchauung einer mathematiſchen Figur nur durch Einſchränkung des unendlichen Raums erhalten (ſ. d. Art. Malebranche).

Idealiſtiſch iſt auch das Syſtem des Leibnitz. Anfangs der Atomiſtik nicht abgeneigt, verließ er dieſe blos mechaniſche, die Natur tödtende Anſicht gar bald, und erkannte, daß die wahren Principien der Einheit gar nicht in der Materie zu finden ſind, weil die materiellen Dinge nur Haufen oder Complexionen unendlich vieler Theilchen ſind, Zuſammenſetzungen, die auf einfache Einheiten hinweiſen. Dieſe Einheiten, als die wahren Atome und Elemente der Dinge, gleichſam intelligible oder metaphyſiſche Punkte ſind die *Monaden*. Sie ſind primitive Kräfte, Entelechien, und daher durch ſich ſelbſt in ſtetem Streben begriffen, wovon der Mechanismus der Körperwelt nur Folge iſt. Materie beſteht nur in der Undurchdringlichkeit, aber an ſich ſelbſt hat ſie gar kein Streben; ohne

1) So noch von Mußman in der Preisſchrift De idealismo (Berol. 1826). p. 37, wo der Idealismus des Descartes ein *rationaler*, oder vielmehr *abſtracter* genannt, und auch Spinoza unter den Idealiſten aufgeführt wird. 2) Vgl. beſonders Medit. II. p. 9. 34. Princ. philos. P. II. §. 1.

Digitized by Google

das ſubſtanzielle Band der Monaden wären die Körper mit allen ihren Eigenſchaften nur Phänomene wie der Regenbogen, oder die Spiegelbilder, eine zuſammenhängende Traumwelt. Die Monaden haben eine gewiſſe Vollendung in ſich und ſind der Quell ihrer eigenen Handlungen. Sie können daher nach Naturgeſetzen weder entſtehen noch vergehen, ſondern nur durch ein Wunder der Allmacht geſchaffen und vernichtet werden. Als die einfachen belebenden und bildenden Principien der Materie können ſie nicht ſelbſt materiell, ſondern ſie müſſen geiſtig ſein, und da das allgemeine Moment in dem Geiſtesleben die Vorſtellung iſt, ſo haben alle Monaden Vorſtellungsvermögen und ſtreben durch einen innern Trieb und Begierde nach Erzeugung mannichfaltiger Vorſtellungen, ſowie von einem einfachen Punkte aus eine unendliche Zahl von Linien und Winkeln entſpringen kann. Dieſe innere Thätigkeit iſt der Grund aller Veränderungen in dem zeitlichen Sein der Monaden, und in ihrer eigenthümlichen Form der Grund aller beſondern Eigenſchaften einer jeden Monade in ihrem Unterſchiede von andern, ſowie aller Veränderungen in der Natur und aller Mannichfaltigkeit in den Erſcheinungen. Die Vorſtellungen können in einer Monade in verſchiedenen Graden der Klarheit vorhanden ſein, und darauf beruht die Möglichkeit einer ſtufenweiſen Erhebung derſelben und mithin auch einer Unterordnung aller unter die abſolute, unendliche Monade, die Gottheit. Nennt man Seele Alles, was Vorſtellung und Begierde hat, ſo kann man alle geſchaffene Monaden Seelen nennen; da aber Vorſtellung noch nicht Bewußtſein iſt, ſo iſt es beſſer, Seelen blos diejenigen Monaden zu nennen, welche deutlichere, mit Erinnerung verbundene Vorſtellungen haben. Hat der Körper der Monade ſolche Organe, daß die Eindrücke und folglich auch die Vorſtellungen markirter und deutlicher werden, und daraus Empfindung entſteht, d. h. eine vom Gedächtniß begleitete Vorſtellung, welche in der Seele einen Nachhall zurückläßt, der gelegentlich wieder erweckt werden kann, ſo iſt die Monade ein Thier, und ſeine Centralmonade eine Seele. Die Seele iſt des Bewußtſeins (der Apperception) fähig, d. h. daß ſich die Erkenntniß zurückwendet auf den eigenen innern Zuſtand, da die Vorſtellung dieſer innere Zuſtand nur iſt, inwiefern er äußere Dinge repräſentirt. Bewußtſein hat weder jede Seele, noch dieſelbe Seele beſtändig. Erhebt ſich die Seele bis zur Vernunft, d. h. bis zur Fähigkeit, nothwendige und ewige Wahrheiten in ihrem Zuſammenhange zu erkennen, und das Ich, die Monade ꝛc. ſelbſt zu denken, ſo iſt ſie Geiſt. Deshalb iſt jedoch auch die einfache Monade nicht ohne alle Vorſtellung. Denn ſie kann nicht ohne Mannichfaltigkeit ſein; dieſe aber kann nur, da in ihr Alles innerlich iſt, in Vorſtellungen beſtehen. Bei einer nur geringen Zahl von Vorſtellungen, wo nicht deutlich unterſchieden werden kann, erſtarrt der Geiſt, wie wir im Kreiſe uns ſchnell herumdrehend von Schwindel ergriffen werden, und nichts unterſcheiden können. So ungefähr, oder wenn wir in einer Ohnmacht oder im tiefen Schlafe ſind ohne deutliche Vorſtellung, iſt der Zuſtand der einfachen Monade. Dieſes Syſtem iſt ungeachtet des Gekünſtelten in einzelnen Punkten, doch im Ganzen ſehr geiſtreich. Es verbannt allen Tod aus der Natur, und erblickt überall nur thätige Weſen, vorſtellende Kräfte, Leben und Geiſt [3]).

Sehr rein wurde dann der Idealismus von Collier (Clavis universalis. [Lond. 1713]) und beſonders von Georg Berkeley, und zwar anziehend und geſchmackvoll dargeſtellt. Auch Berkeley iſt öfters und noch von Kant misverſtanden worden. Er nennt den Idealismus deſſelben den dogmatiſchen, auch den materiellen, oder gemeinen, myſtiſchen, und ſchwärmeriſchen, als welcher den Raum mit allen Dingen, denen er als unabtrennliche Bedingung anhängt, für etwas, das an ſich ſelbſt unmöglich ſei, und darum auch die Dinge im Raume für bloße Einbildungen erkläre [4]). Der Idealismus des Berkeley aber verdient den Namen des gemeinen ſo wenig, daß er im Gegentheile der gemeinen Anſicht des geſunden Menſchenverſtandes gradezu entgegengeſetzt iſt. Dieſer nimmt nämlich an, einmal, die Dinge außer uns haben ein Sein an ſich, unabhängig von unſern Wahrnehmungen; und dann, die Dinge ſind wirklich das, als was ſie uns erſcheinen, ihre ſinnlichen Eigenſchaften ſind objective Beſtimmungen derſelben. Nach ihm gibt es eigenthümliche Weſen, materielle Subſtanzen, wie ſie die Schule nennt, die in den mannichfaltigen Verwandlungen der Größe, Form, Farbe ꝛc., ſich unveränderlich behaupten. Ebendieſe materielle Subſtanz, unabhängig von ihren empfindbaren Eigenſchaften und dem empfindenden und vorſtellenden Geiſte, verwirft Berkeley. Materielle Dinge ſind nach ihm ſolche, die von uns ſinnlich wahrgenommen und als äußerlich vorgeſtellt werden. Darin beſteht ihre Wirklichkeit. Eine Frucht z. B. iſt dieſes Runde, Gelbe, Süße ꝛc., aber nicht außerdem noch eine eigenthümliche Subſtanz. Könnte man von ihr alle dieſe empfindbaren Eigenſchaften abſondern, ſo würde gar nichts Sinnlich-Wahrnehmbares mehr übrig bleiben, d. h. für uns wäre nichts vorhanden. Die ſinnlichen Vorſtellungen ſind daher nicht Abbilder irgend welcher unbekannter Dinge, ſondern die Vorſtellungen ſelbſt ſind das wirkliche Sein der Erſcheinungen. Berkeley verwandelt nicht reelle, außer uns ſeiende Dinge in Vorſtellungen, ſondern vielmehr unſere Vorſtellungen in Dinge, d. h. die unmittelbaren Gegenſtände unſerer Vorſtellungen einer Außenwelt ſind wirkliche Weſen, die wir außer uns zu ſetzen und zu objectiviren uns genöthigt ſehen. Unſere Vorſtellungen der Außenwelt unterſcheiden ſich von den blos innerlichen und den von uns frei gebildeten theils durch ihre größere Klarheit, Stärke und Beſtimmtheit, theils dadurch, daß wir zu ihrer Erzeugung genöthigt werden, und uns mithin von einer andern Macht abhängig fühlen. Wir entdecken in ihnen eine gewiſſe Ordnung, Regelmäßigkeit,

3) Vgl. vorzüglich De primae philosophiae emendatione; principia philosophiae; Principes de la Nature et de la Grace; und systême nouveau de la Nature et de la communication des Substances. Opera ed. *Dutens*. Tom. II. 4) Kritik der reinen Vernunft. S. 274. 519. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphyſik. S. 70 fg. 207 fg.

Harmonie und Schönheit, und nennen ſie deshalb *Naturgeſetze*. Die Alten nannten die Naturgeſetze in ihrer unabänderlichen Beſtimmtheit das *Schickſal*, und die Philoſophen ſetzten den Grund derſelben in die *Natur*, oder die *Materie*, die ſie ſich als ein eigenthümliches Weſen dachten. Allein der Gegenſtand und die Urſache dieſer unſerer Vorſtellungen kann nicht den Vorſtellungen ganz entgegengeſetzt, ſondern muß ſelbſt etwas Geiſtiges ſein, weil ſonſt unbegreiflich wäre, wie etwas der Vorſtellung Entgegengeſetztes, Materielles zu einer Vorſtellung werden könnte. Daher weiſen die Naturgeſetze unmittelbar auf einen unendlichen Urheber, Gott, zurück. Die Dinge außer uns ſind *wirklich*, als göttliche Ideen, und wir ſchauen in der Sinnenwelt die von uns vorgeſtellten göttlichen Ideen an, und ſo iſt Gott im Grunde der einzige Gegenſtand unſers Bewußtſeins. Deshalb ſchließe ich von dieſen Vorſtellungen unmittelbar und gewiß auf die Exiſtenz Gottes. Außerdem erblickt man in der Natur weder Ordnung, noch Regelmäßigkeit und Plan. Es gibt alſo nur geiſtige Subſtanzen [5]).

Durch Kant erhielt der Idealismus in Teutſchland einen neuen Schwung. Er nannte ſeinen Idealismus den *transſcendentalen* zum Unterſchiede von dem des Descartes und Berkeley, ſpäter aber, um jede Misdeutung zu verhüten, den *kritiſchen*, und erklärt ihn als den Lehrbegriff, daß alles, was im Raume oder in der Zeit angeſchaut wird, mithin alle Gegenſtände einer uns möglichen Erfahrung, nichts als Erſcheinungen, d. i. bloße Vorſtellungen, ſind, die, ſowie ſie vorgeſtellt werden, außer unſern Gedanken keine an ſich gegründete Exiſtenz haben. Der *Realismus* macht aus dieſen Modificationen unſerer Sinnlichkeit an ſich ſubſiſtirende Dinge, und daher bloße Vorſtellungen zu Sachen an ſich ſelbſt. Der kritiſche Idealismus nimmt zwar in dem Raume ausgedehnte Weſen als wirklich an, aber nach ihm ſind der Raum ſelbſt, ſammt der Zeit, und zugleich mit beiden alle Erſcheinungen an ſich ſelbſt keine Dinge, ſondern nichts als Vorſtellungen, und können gar nicht außer unſerm Gemüthe exiſtiren. Die Erſcheinungen als bloße Vorſtellungen ſind nur in der Wahrnehmung wirklich, und daher exiſtiren die Gegenſtände der Erfahrung außer der Erfahrung gar nicht [6]). Dies iſt genau Berkeley's Meinung. Um aber dieſem, wie es ihm ſchien, myſtiſchen und ſchwärmeriſchen Idealismus zu entgehen, fügt er hinzu: „Es gibt eine blos intelligible Urſache der Erſcheinungen, das *transſcendentale Object*, das vor aller Erfahrung an ſich ſelbſt gegeben iſt, die Erſcheinungen aber ſind, ihm gemäß, nicht an ſich, ſondern nur in der Erfahrung gegeben. Es ſind uns Dinge als außer uns befindliche Gegenſtände unſerer Sinne gegeben, allein von dem, was ſie an ſich ſelbſt ſein mögen, wiſſen wir nichts, ſondern kennen nur ihre Erſcheinungen, d. i. Vorſtellungen, die ſie in uns wirken, indem ſie unſere Sinne afficiren. Dieſe Erſcheinungen der uns unbekannten, aber nichtsdeſtoweniger wirklichen Gegenſtände außer uns nennen wir Körper." Er ſtellt dies auch ſo dar: „Die letzten objectiven Gründe der Erſcheinungen ſind *Dinge an ſich*, aber dieſe ſind nicht im Raume und in der Zeit zu ſuchen, ſondern in einem außer- oder überſinnlichen Subſtrate (dem Noumenon). Alles in einer Erſcheinung iſt wieder Erſcheinung. Würden unſere Sinne auch ins Unendliche geſchärft, ſo würden wir doch dem Einfachen dadurch nicht näher kommen, viel weniger darauf ſtoßen, weil es in ihnen gar nicht angetroffen wird." Die Kritik ſagt: „Die Gegenſtände als Dinge an ſich geben den Stoff zu empiriſchen Anſchauungen, ſie enthalten den Grund, das Vorſtellungsvermögen, ſeiner Sinnlichkeit gemäß zu beſtimmen, aber ſie ſind nicht der Stoff derſelben" [7]). Eine Kritik dieſes Idealismus liegt außer den Grenzen dieſes Werkes, und der Unterzeichnete verweiſt deshalb auf eine künftige Darſtellung der Metaphyſik.

Der *kritiſche Idealismus* ſollte wenigſtens eine reale Baſis haben, wodurch er von dem des Berkeley unterſchieden werden könnte. Fichte raubte ihm dieſe nur vermeintliche Grundlage, und zeigte, daß der Geiſt der Kritik, von allem Fremdartigen, Widerſtreitenden gereinigt, auf nichts als auf den reinen Idealismus führe. Nach Fichte ſteht mir, dem endlichen Geiſte, nur auf dem gemeinen Standpunkte, eine Natur, eine Welt außer mir gegenüber. In dieſer iſt Alles durch unwandelbare Geſetze ſo beſtimmt, wie es iſt. Ich ſelbſt bin ein Glied dieſer Kette ſtrenger Naturnothwendigkeit, und auch mein Denken, das ſich nach Naturgeſetzen entwickelt, iſt ein Product der Natur. Das Wollen iſt nichts als das unmittelbare Bewußtſein der Wirkſamkeit einer unſerer innern Naturkräfte, und der Willensentſchluß der Sieg der einen Naturkraft im Conflict mit einer andern. Auch das ſittliche Streben als das Begehren aus der ganzen ungetheilten Kraft der Menſchheit in mir geht aus dem Zuſammenhange des Univerſums mit Nothwendigkeit hervor. Der Gedanke aber, daß der Grund meines Seins und meiner ganzen Beſtimmung außer mir ſein ſoll, erfüllt mich mit Abſcheu und Entſetzen. Ich ſelbſt will ſelbſtändig, mein Denken und Wollen ſoll der Sitz und Mittelpunkt aller meiner Handlungen ſein. Nur das Syſtem der Freiheit befriedigt mein Herz, das entgegengeſetzte tödtet und vernichtet. Man muß daher dieſen gemeinen Standpunkt verlaſſen, und ſich auf den höhern, den des Wiſſens, erheben. Nach dieſem iſt unſere ganze Erkenntniß der Außenwelt durch unſer Bewußtſein bedingt, in aller Wahrnehmung äußerer Dinge nehmen wir nur unſern eignen Zuſtand, Modificationen unſers eignen Bewußtſeins wahr. Wir kommen damit gar nicht über unſer eigenes Bewußtſein hinaus. Gegenſtände außer uns

5) Vgl. The Works of *Georg Berkeley*. (Lond. 1784.) II Voll. 4., beſonders Treatise on the principles of human knowledge. (Lond. 1710.) und Three dialogues between Hylas and Philonous. (Lond. 1713.) überſ. in der Sammlung der vornehmſten Schriftſteller, die die Wirklichkeit der Körperwelt leugnen, von *Eſchenbach* (Roſtock 1756), und *Berkeley's* philoſ. Werke. 1. Bd. (Leipz. 1781). 6) Kritik der reinen Vernunft. S. 518 fg. Prolegom. S. 71.

7) Kritik. S. 522. Prolegg. S. 62. 169. Über eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik durch eine ältere entbehrlich gemacht werden ſoll (Königsb. 1790). S. 41. 44. 56.

Digitized by Google

wahrnehmen, heißt blos ein Bewußtſein haben unſers Setzens eines Gegenſtandes. Die Thätigkeit unſers Denkens im Fortgange von einem Objecte zum andern iſt eine geiſtige Bewegung, ein Linienziehen, und das Wiſſen gleichſam ein *Raum*, in welchem man nach allen Richtungen hin Linien ziehen und Punkte machen kann. So erſcheint etwas, das nur aus uns ſelbſt hervorgeht, als ein Sein außer uns. Alles, was wir außer uns erblicken, ſind wir nur ſelbſt; es iſt Anſchauung unſers ſelbſt, aber nur als objectiv, vorſchwebend dem Subjectiven, ein Heraustragen unſers Selbſt durch eine eigne Weiſe des Handelns, das Anſchauen, welches aus dem innerſten Grunde unſers Weſens hervorgeht. Darum ſind die Dinge dem Auge des Geiſtes durchſichtig, denn *wir* theilen, begrenzen und beſtimmen die möglichen Formen der Dinge und ihre Verhältniſſe vor aller Wahrnehmung vorher; es ſtrömt nichts von den Dingen aus, ſondern von uns, unſer eignes Weſen ſetzt ſich außer ſich. Aber auch dieſer Standpunkt iſt noch nicht ganz befriedigend. Er gibt nur Wiſſen, das Wiſſen aber iſt nicht Realität, eben weil es nur Wiſſen iſt. Über dem Wiſſen erhebt ſich der *Glaube*. Dieſer iſt das Organ zur Ergreifung aller Realität. Die Stimme im Innern, der ich glaube, iſt das Gewiſſen und das Moralgeſetz, wodurch erſt Wahrheit und Realität in meine Vorſtellungen kommt; denn Handeln iſt meine Beſtimmung, und zwar *ſittlich handeln*. Meine ſittliche Natur aber beſteht darin, daß ſich in meinem Gemüthe, in der Stimme des Gewiſſens, eine Zunöthigung äußert, Einiges ganz unabhängig von äußern Zwecken zu thun, ſchlechthin blos, damit es geſchehe, und Anderes ebenſo zu laſſen. Dieſes *Sollen* iſt die Formel für die Beſtimmtheit der Freiheit, und das durch den Begriff der Sittlichkeit beſtimmte Object iſt die Idee deſſen, was ich thun ſoll. Um aber handeln zu können, muß ich, da ich endlich bin und das Geſoderte nicht aus Nichts hervorbringen kann, einen Stoff meiner Thätigkeit haben, in und an welchem ich die geſoderte Idee realiſiren kann. Dieſer iſt die Sinnenwelt, die Natur, das Nicht-Ich. Die Natur hat Realität, denn ſie leiſtet mir Widerſtand, ſie beſchränkt und bedroht mein Daſein, und ich ſelbſt finde mich in ihr befangen: aber ſie hat kein Sein an ſich, unabhängig von der Vernunſt, ſondern iſt nur als die Sphäre zur Realiſirung des Reichs der Sittlichkeit, oder der Vernunſt durch freie Weſen, welches der letzte Endzweck des geſammten menſchlichen Daſeins iſt. Der Glaube an die Realität der Sinnenwelt entſpringt daher blos aus dem Begriffe der moraliſchen Welt. Ebenſo der Glaube an andere mir ähnliche, ſelbſtändige, ſich Zwecke ſetzende Weſen. Die moraliſchen Geſetze ſind für uns die unmittelbar gewiſſen, ſchlechthin nicht abzuweiſenden, das Erkennen iſt blos mittelbar gewiß, nur des Handelns wegen da. So ſtehen wir im Mittelpunkte zweier Welten, einer ſichtbaren und intelligiblen. Mein Wille umfaßt beide. Er wurzelt und entſcheidet in der überſinnlichen, und greift durch die That ein in die Sinnenwelt, wirkt in ihr, bringt in ihr Neues, Dauerndes, hervor. Durch ihn ſoll die Natur dem Menſchen unterworfen und mit dem Reiche der Freiheit, den höhern Zwecken der Menſchheit in Übereinſtimmung geſetzt werden. Die abſolute Foderung einer beſſern Welt aber, als Idee, weiſt auf ein unendliches Ziel hin. Ich, als Individuum, bin endlich. Daher iſt meine Aufgabe, mich dieſem Ziele immer mehr zu nähern, was in mein Leben ein ſtetes Streben, eine nie ganz zu befriedigende Sehnſucht bringt. Aber dieſes unwillkürliche Streben meines ganzen Weſens nach einer beſſern Welt, dieſes abſolute Sollen meiner moraliſchen Natur bürgt mir zugleich für die Erreichung dieſes erhabenen Zwecks, ſonſt würde ich mir ſelbſt verächtlich erſcheinen. In dieſem Bewußtſein meiner moraliſchen Natur finde ich ſchon hier meinen Himmel. Ich *bin* unſterblich, ſobald ich den Entſchluß faſſe, dem Vernunftgeſetze zu gehorchen; ich ſoll es nicht erſt *werden*. Die überſinnliche Welt iſt keine zukünftige; ſie iſt gegenwärtig; durch Vernunft bin ich Mitglied des großen Reichs der Sittlichkeit, das die Welt beherrſcht, und wovon mein gegenwärtiges Leben ein Theil iſt. Als Bürger dieſes Reichs glaube ich an eine moraliſche Weltordnung und Weltregierung, nach welcher jede gute That gelingt und aus der treuen, gewiſſenhaften Vollbringung meiner Pflichten nothwendig Gutes, ein die Freiheit und Sittlichkeit immer mehr förderndes Leben in Ewigkeit ſich entwickeln werde. In dieſem Glauben beſteht meine Religion. Dies iſt das Göttliche, das ich annehme, und deſſen ich bedarf. Gott iſt kein ruhiges, ſtehendes Sein, kein durch den unendlichen Raum ausgedehntes Weſen, ſondern unendliche Thätigkeit, Handeln, Vernunft, Ich, und Ich, der endliche Geiſt, ſein Bild. Ich bin ihm verwandt, und Alles, was ich um mich her erblicke, iſt mir verwandt: es iſt durch *mich* belebt und beſeelt, Product meiner eigenen Thätigkeit, mein eigenes, objectivirtes, mir ſelbſt verſinnlichtes Handeln. Es iſt in Wahrheit keine Natur; nur das *Ich* iſt das abſolute Ich, als Gott, und ich, das endliche Ich, als der irdiſche, werdende Gott[8]).

Schelling wird öfters zu den Idealiſten gerechnet, weil ſeine erſten Schriften zur Erläuterung der Fichte'ſchen Wiſſenſchaftslehre geſchrieben wurden, und das Syſtem des transſcendentalen Idealismus (Tübing. 1800) zu dem Syſteme des geſammten Wiſſens erweitert werden ſollte, indem er darin das ganze Wiſſen von Vorn gleichſam entſtehen laſſen wollte (Vorrede). Allein dies ſollte wol nur den Sinn haben, daß unſer Wiſſen, obgleich demſelben Realität zukomme, an ſich doch nur ideal ſei, und daß das höchſte Princip der Wiſſenſchaft innerhalb des Wiſſens ſelbſt liegen müſſe, und daß, wenn es ein adäquates Wiſſen des Abſoluten gebe, dieſes nur durch ein entſprechendes Organ, die intellectuelle Anſchauung, oder die Vernunſt, inſofern ſie ſelbſt dem Weſen nach mit dem Abſoluten eins iſt, erreicht werden könne, da die ganze Philoſophie nichts als eine fortgehende Geſchichte des Selbſtbewußtſeins iſt. Sonſt hat es Schelling überall deutlich genug ausgeſprochen, daß das Abſolute als abſolute Iden-

---

8) Vgl. vorzüglich Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre (Weimar 1794. 2. Aufl. 1802). Über den Grund unſers Glaubens an eine göttliche Weltregierung (philoſ. Journal, 8. Bd. 1. St. 1798). Syſtem der Sittenlehre (Jena 1798). Über die Beſtimmung des Menſchen (Berlin 1800).

tität des Idealen und Realen, des Denkens und Seins, des Intelligenten und der Natur gedacht werden müſſe; und ſelbſt in dem transſcendentalen Idealismus hat er erklärt, daß dieſer nur die eine Grundwiſſenſchaft der Philoſophie ſei, welcher an der Naturphiloſophie ſeine Ergänzung finde; daß Beide ganz gleiche Realität haben, aber einander ewig entgegengeſetzt ſind, und niemals in Eins übergehen können [9]). Das wahre und ganze Syſtem der Philoſophie iſt daher weder Naturphiloſophie, noch transſcendentaler Idealismus, ſondern das Syſtem der abſoluten Identität. Hiernach ſind auch Sätze, wie folgende idealiſtiſche zu beurtheilen: „Das Reale iſt bloße Folge der Form. So gewiß das Ideale das Erſte iſt, ſo gewiß iſt die Form der Beſtimmtheit des Realen durch das Ideale das Zweite, ſowie das Reale ſelbſt das Dritte. Gott iſt das ſchlechthin „Ideale, das ewig über aller Realität ſchwebt" [10]). Sie gehören zu den mislungenen, dem Grundgedanken des Syſtems widerſtreitenden Darſtellungen, und ſind deshalb ſpäter zurückgenommen worden.

Mit größerm Rechte würde man das Hegel'ſche Syſtem abſoluten Idealismus nennen können, da in ihm, obgleich es mit dem Schelling'ſchen von der abſoluten Identität des Denkens und Seins ausgeht, das idealiſtiſche Moment offenbar das Übergewicht erhalten hat. Das abſolute Wiſſen, als die abſolute Identität des Denkens und Seins iſt nämlich in dieſem Syſteme das Logiſche. Dieſes allein iſt die abſolute Wahrheit, die wahrhafte Materie, inſofern ſie der reine Gedanke, die abſolute Form ſelbſt iſt. Die Methode der Logik iſt der ſich ſelbſt wiſſende, ſich als das Abſolute, ſowohl Subjective als Objective (die Subſtantialität der Dinge) zum Gegenſtande habende Begriff, wie dieſer in ſeiner unendlichen bewegenden Kraft Alles durchdringt, und in allen Dingen als ihre wahre Seele und Subſtanz iſt. Das Göttliche iſt in dieſem Syſteme die abſolute Idee, d. h. der vernünftige Begriff, der in ſeiner abſoluten Dialektik ſich ſelbſt entzweit, aus einander legt und ſich wieder zuſammenſchließt. Die Natur iſt unfähig, die Strenge des Begriffs feſtzuhalten und darzuſtellen, ſie verläuft ſich in begriffloſe, blinde Mannichfaltigkeit; der Stoff in ihr beſteht gleichgültig außer einander, ohne Einheit. Natur iſt nichts als Äußerlichkeit, ein gleichgültiges Beſtehen und Vereinzelung der einzelnen Begriffsbeſtimmungen; wie ſie iſt, entſpricht ihr Sein ihrem Begriffe nicht, ſie iſt vielmehr der unaufgelöſte Widerſpruch. Gott iſt nur Gott als dreieiniger. Als dieſer iſt er: a) Gott an und für ſich in ſeiner Ewigkeit, die abſtracte oder logiſche Idee, die noch nicht in Realität geſetzt iſt; der Vater. b) die ewige (logiſche) Idee, wie ſie aus ihrer Allgemeinheit, Unendlichkeit heraustritt in die Beſtimmung der Endlichkeit. Dadurch unterſcheidet ſich das ewige Weſen von ſeiner Manifeſtation, der Erſcheinungswelt. Dieſe zerfällt in die Natur und den endlichen Geiſt, und iſt das Reich des Sohnes. Aber die Wahrheit dieſer Erſcheinungswelt iſt nur ihre Idealität, als Geſetztes, nicht daß ſie an ſich wahrhaft Wirklichkeit hätte. c) die unendliche Rückkehr und Verſöhnung dieſer äußerlichen Welt mit dem ewigen Weſen, die Vereinigung dieſes Unterſchiedes mit ſich ſelbſt, das Bewußtſein Gottes als Geiſt; der heilige Geiſt. Das volle Bewußtſein darüber iſt die Philoſophie, die ſich denkende Idee, das Logiſche, als das im concreten Inhalte als in ſeiner Wirklichkeit bewährte Allgemeine, wodurch das Logiſche, wie der Anfang, ſo das Ziel und Reſultat der Philoſophie iſt [11]).

Geiſtreich und originell ausgeführt iſt das idealiſtiſche Thema: Die Welt iſt meine Vorſtellung und mein Wille in Arth. Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorſtellung (Leipz. 1819). „Das innerſte Selbſtbewußtſein iſt der Punkt, wo das Ding an ſich, der Wille, in die Erſcheinung, das Erkennbare übergeht, alſo beide zuſammentreffen. Als höchſte Stufe des menſchlichen Seins wird die Askᴇtik gerühmt, die Überwindung des eignen Willens, woraus die Heiligkeit entſpringt, das Verneinen und Aufgeben des eignen Willens, der Friede, welcher höher iſt denn alle Vernunft, jene tiefe Ruhe, unerſchütterliche Zuverſicht und Heiterkeit, wo nur Erkenntniß bleibt, und der Wille verſchwunden iſt, und damit die Erlöſung von einer Welt, deren ganzes Daſein ſich uns nur als Leiden darſtellt.

Idealiſt iſt, wer den Idealismus annimmt, von der Richtigkeit deſſelben ſich für überzeugt hält und ihn vertheidigt.

Idealiſtiſch iſt, was mit dem Idealismus übereinſtimmt, ihm gemäß, oder Folge deſſelben iſt.

(*C. F. Bachmann.*)

IDEE, Idee aus dem Griechiſchen *ἰδέα*, von *ἰδεῖν*, ſehen, bedeutet das, was geſehen wird, mithin die anſchauliche Form, das Bild eines Dinges. Das Wort ſoll ſchon von Anaxagoras und den Atomiſtikern gebraucht worden ſein [1]), es erhielt jedoch eine eigenthümliche Bedeutung bei Platon. Was aber Platon unter der Idee eigentlich verſtanden hat, darüber waren die Meinungen von je getheilt, und ſind es noch. Selbſt die größten Denker haben den Platon in dieſem Punkte misverſtanden, die Ideenlehre iſt bald als der erhabenſte Aufſchwung des Genies bewundert, bald zu einer bloßen Dichtung einer ſchwärmeriſchen Phantaſie herabgeſetzt worden, welcher gar kein wiſſenſchaftlicher Werth zugeſtanden werden dürfe. Unſtreitig hat Platon durch ſeine Darſtellung das Verſtändniß derſelben ſelbſt erſchwert. Bald bezeichnet er die Ideen durch andere Ausdrücke, wie *εἶδος*, Species, was zwar auch Bild, Geſtalt bedeutet, aber auch die Art, den Artbegriff, oder er ſchildert einzelne Ideen, wie das Schöne ꝛc., mit den lebhafteſten, wahrhaft dichteriſchen Farben, bald betrachtete er ſie nur in beſondern Beziehungen, entweder zu der Erſcheinungswelt oder zu den Vorſtellungen und Verſtands-

9) Vorrede S. IX fg. 10) Philoſophie und Religion (Tübingen 1804). S. 22. 23 fg.

11) Vgl. beſonders Hegel's Logik (Nürnb. 1812—16). 2 Bde. (Werke 3—5. Bd.). Encyklopädie der philoſ. Wiſſenſchaften. 3. Aufl. (Heidelb. 1832). Vorleſungen über Philoſophie der Religion. 2. Bd. (Berlin 1832). (Werke 12. Bd.)

1) Wenn es nicht aus einer ſpätern Zeit auf eine frühere übertragen worden iſt, vgl. *Simplic.* in Phys. *Arist.* Fol. 8. 33 und *Plut.* adv. Colot. 1111, auch *Sext. Emp.* Pyrrh. Hyp. III, 18, welche Stelle aber ſehr verdächtig iſt.

begriffen; endlich wollte er überhaupt lieber den Leſer von dem gemeinen, oder blos abſtract-verſtändigen in den Gegenſätzen befangenen Standpunkte zu der Ideenlehre hinleiten, als dieſe ſelbſt in der ganzen Fülle ihres Weſens dem Bewußtſein vergegenwärtigen, weshalb er die Unterſuchung oft grade da abbricht, wo der Leſer das Wort des Räthſels erwartete, von dieſem fodernd, daſſelbe nun ſelbſt zu finden. Dennoch liegt die Schuld des Misverſtändniſſes mehr an dem Leſer ſelbſt, als an dem Platon. Wer ſich in die Platoniſche Weltanſchauung zu verſetzen vermag, das von den Ideen durchdrungene Gemüth, der religiöſe und gute Menſch, ſowie der Künſtler verſtehen den Platon; inſonderheit enthält das Chriſtenthum gleichſam das Wort des Räthſels der ganzen Platoniſchen Weltanſchauung. Der Grund des Misverſtändniſſes liegt vorzüglich darin, daß wir die in unſerer Sprache eingebürgerte Idee in ganz verſchiedener Bedeutung nehmen, mit Rückſicht auf die philoſophiſchen Schulen, wodurch der richtige Standpunkt zur Beurtheilung der Platoniſchen Ideenlehre nothwendig verrückt werden muß. Wir verſtehen unter Idee bald den Vernunftbegriff, dem kein Gegenſtand in der Erfahrung entſpricht, bald wieder eine jede Vorſtellung, es mag nun in der Anſchauung etwas ihr Adäquates vorhanden ſein, oder nicht. Man ſagt: davon habe ich gar keine Idee, oder von den geringfügigſten Gegenſtänden: eine hübſche, eine ſonderbare, eine verſchrobene Idee; man ſpricht von Ideen-Aſſociation ꝛc. Endlich bezeichnen wir mit Idee auch die blos ſubjective Vorſtellung, welcher in der Außenwelt nichts entſpricht, obwol ihr etwas entſprechen könnte. Dann heißt Idee oft ſo viel als Einfall, z. B. es war nur ſo eine Idee. Kommt man mit dieſen Vorſtellungen zu den Platoniſchen Ideen, ſo findet man ſich gar bald in Verlegenheit; die einzelnen Stellen ſcheinen gar nicht mit einander übereinzuſtimmen. Oft ſpricht er von den Ideen als wie von überſinnlichen Weſen, die nirgends ſind; dann aber ſollen wieder alle Dinge an den Ideen Theil nehmen, Nachbildungen und Abbilder derſelben ſein; ja er ſpricht ſogar von der Idee des Bettes, des Tiſches, des Nennworts, und obgleich es lächerlich ſcheine, des Haares, des Kothes und Schmutzes. Und doch iſt dieſes Alles von ſeinem Standpunkte aus vollkommen richtig, die Idee ſelbſt löſt alle ſcheinbaren Widerſprüche und verbindet die einzelnen aus einander weichenden Gedanken zur Eintracht. Der Grundgedanke der Ideenlehre iſt aber wohl folgender:

Platon ging mit ſeinem Lehrer Sokrates von der moraliſch-religiöſen Weltanſchauung aus. Dieſer gemäß drang er vorzüglich auf die größte Klarheit und Stärke des ſittlichen Bewußtſeins. Für dieſes hat das Gute nicht blos eine unmittelbare Evidenz, ſondern es ſchwebt ihm auch vor als das Geſetz des Lebens, als eine Foderung an den innern Menſchen, daſſelbe handelnd zu verwirklichen, welcher er ſich vergebens zu entziehen ſucht. Dieſes Bewußtſein des Guten ſtammt nicht aus der Erfahrung, denn man denkt dabei nicht das Gute, wie es bereits in einzelnen Handlungen wirklich geworden, ſondern das, was ſein ſoll und ſein kann, was einen unbedingten Werth in ſich ſelbſt hat, und die Menſchen ewig mahnt, auch wenn ſie es nicht anerkennen und im Leben verläugnen würden. Und was vom Guten, das gilt auch von dem Rechten, dem Wahren, Schönen und Allem, was ihnen verwandt iſt. Dieſe ſind mithin Urbilder menſchlicher Handlungen, Platon nannte ſie wegen der Klarheit, mit welcher ſie gleich einer Geſtalt, vor dem innern Auge des Geiſtes ſtehen, Ideen. Entſpringen ſie nicht aus der Erfahrung, ſondern kann ſie die Seele nur finden durch ein In-ſich-Gehen, ein Vertiefen in ihre eigene Weſenheit, ſo iſt damit zugleich die höhere Natur unſers Geiſtes und ſeine überſinnliche Abſtammung anerkannt. Wie könnte aber unſer für die Ideen empfänglicher Geiſt, ſowie das Gute und die ihm verwandten Ideen, welche von einem Weſen abſtammen, das nicht ſelbſt gut, ſondern das Gegentheil deſſelben wäre? Die Ideen weiſen mithin auf das Abſolut-Gute hin, als die höchſte aller Ideen, welche den übrigen erſt ihren Werth ertheilt. Das abſolut Gute muß aber zugleich das höchſte Weſen ſein, weil die Ideen als Vorbilder der Handlungen ein Weſen vorausſetzen, in deſſen Bewußtſein ſie ſind, der Menſch aber nicht der Schöpfer der Ideen ſelbſt iſt. Damit ſtimmt auch die Naturbetrachtung überein. In der Natur können wir Folgendes unterſcheiden: 1) das Werdende, die Erſcheinung. 2) das, woraus es geworden, den Stoff, die Materie. 3) das, wodurch es geworden, die Urſache. Und 4) das, wornach es genannt wird, was es darſtellt, den Begriff. Die Natur zeigt aber in ihren Producten ſo viele unleugbare Spuren der Ordnung, Schönheit und des zweckmäßigen Wirkens, daß dieſe uns nur erklärlich werden unter der Vorausſetzung eines höchſt vernünftigen, weiſen, abſolut guten Urhebers, d. i. einer nach Zwecken wirkenden Gottheit. Dieſe mußte ein Bewußtſein beſitzen von dem, was in der Welt zur Erſcheinung kommen ſollte. Dieſes göttliche Bewußtſein, der Gedanke deſſen, was durch die Weltbildung in Raum und Zeit verwirklicht werden ſollte, iſt die Idee im eminenteſten Sinne. Da das Weltall, welches der Idee nach nur Eins iſt, ſeinem Urheber ſo viel als nur immer möglich ähnlich werden ſollte, ſo konnte das zuerſt Werdende nur die mit der Intelligenz begabte Seele des Ganzen ſein, welche erſt durch ihr Eingehen in die Materie, oder vielmehr durch ihre Umkleidung mit dem ſinnlichen Stoffe die Ideen in Raum und Zeit offenbaren konnte. So wurde das Weltall ein lebendiges, beſeeltes, und wirklich vernünftiges Weſen, denn wie hätte es ſonſt das Abbild des vollkommenſten, abſolut guten Weſens werden können? Die Ideen ſind an ſich ewig und nirgends, da Raum und Zeit erſt mit der Welt wurden, aber die Weltſeele nimmt ſie auf, und ſtellt ſie, da ſie die plaſtiſche Kraft der Natur iſt, in den mannichfaltigſten individuellen Formen dar. Hierdurch ſpaltet ſich die eine unendliche Idee des Weltalls in die Ideen der einzelnen Weſen, und demnach in die Ideen der Geſchlechter, Gattungen und Arten der Dinge. Jede Idee iſt an ſich Eins, z. B. die des Thierreichs, aber es liegt in ihr die Möglichkeit eines unendlichen Schematismus, der mannichfaltigſten Formen individueller Weſen, nämlich der verſchiedenen Claſſen, Zünfte, Familien ꝛc. der Thiere, mit allen ihren Arten und den zahlloſen Indivi-

Digitized by Google

duen in ihren eigenthümlichen Merkmalen, als durch welche eben die Idee offenbar wird. Mit dieſem Übergange der Ideen in die Erſcheinungswelt tritt die Bedeutung des *Mathematiſchen* ein, von dem Ariſtoteles mit Recht bemerkt, daß die Anhänger der Ideenlehre es zwiſchen die Ideen und das Sinnlich-Wahrnehmbare ſetzen[2]). Platon nahm die mathematiſche Anſchauung der Pythagoräer auf, ordnete ſie aber der Ideenlehre unter. Die *idealen Zahlen*, d. h. die auf Ideen ſich beziehenden, oder die Ideen als Zahlen gedacht, unterſchieden ſich von den mathematiſchen durch Folgendes: Die mathematiſche Zahl iſt an ſich keine Weſenheit, nichts Thätiges, Lebendes, ſondern etwas Abſtractes, wodurch das Verſchiedenſte als gleich geſetzt, nur das Quantitative nach den verſchiedenen Graden des Wachsthums und Abnehmens bezeichnet wird, ohne Rückſicht auf Qualität, gegen welche die Zahl ſich gleichgültig verhält. So ſind z. B. zwei Pflanzen, Menſchen, Staaten ꝛc. der Zahl nach gleich, zwei ſtets das Doppelte der Eins, und daher mehr ꝛc. Die Idee dagegen iſt zwar an ſich auch eine Einheit, aber gar nicht der Verdoppelung fähig, ſowie ſie an einer andern gar nicht gemeſſen werden kann, ſondern ſie hat ihr eignes Maß und ihre eigenen Zahlreihen in ſich. Sie iſt daher unvergleichbar, incalculabel. So iſt z. B. die Idee des Schönen an ſich eine Einheit, in ſich abgeſchloſſen. Soll ſie in die Erſcheinungen übergehen, in ſchöne Werke der Kunſt, der Natur ꝛc., ſo muß es einen unbeſtimmten, unbegrenzten, aber durch ſie beſtimmbaren Stoff geben. Die Beſtimmung iſt die Grenze. Damit erhalten das Große und das Kleine, das Mehr oder Weniger, das Maß und die mathematiſchen Zahlen für die Ideen Bedeutung. So hat das Schöne in dem idealen Kunſtwerke eine andere Form als das Schöne der Natur oder das Sittlich-Schöne, ein Kunſtwerk iſt ſchöner als das andere; aber dieſes Mehr iſt nicht ein mathematiſcher Unterſchied, nicht = $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$ ... ſondern beide werden nach dem idealen Maßſtabe der Idee gemeſſen. Deshalb ſind auch nicht zwei Kunſtwerke zuſammen noch einmal ſo ſchön als ein einziges, ſondern dieſes kann ſchöner ſein als eine ganze Reihe anderer, noch viel weniger iſt damit die Idee ſelbſt doppelt geſetzt, ſondern ſie ſind weniger als die Idee, gleichſam nur Brüche derſelben, aber nur einer idealen Einheit. Daher haben für jede Idee die einzelnen Zahlen eine beſondere Bedeutung.

Daraus entſpringt eine große Unangemeſſenheit der Erſcheinungen zu den Ideen. Die Idee an ſich iſt Eine, ewig, nirgends, jede einzelne Erſcheinung aber iſt im Raume und in der Zeit, ſie entſteht, verändert ſich und vergeht; ſie iſt alſo gar kein Sein an ſich, ſondern nur ein *Werden*, und enthält von den unendlich vielen möglichen Formen der Idee nur eine einzige beſtimmte, z. B. ein wirkliches Thier iſt nur dieſes beſtimmte Individuum dieſer beſtimmten Species. Aber es iſt gleichwohl durch die Idee, enthält etwas, das an ſie erinnert, ſie durchſcheinen läßt, wie z. B. ein jedes Thier, auch das unvollkommenſte, iſt doch ein Thier. Platon nennt dieſes ſchwer zu bezeichnende Verhältniß zwiſchen der Erſcheinung und der Idee eine Nachahmung, eine Theilnahme an der Idee, und dieſe das Muſter oder Vorbild. Dieſe Ausdrücke ſind allerdings nicht ganz paſſend, allein es laſſen ſich auch nicht leicht angemeſſenere finden. In dieſer Theilnahme des Endlichen an der Idee beſteht ſein Weſen. Jedes Ding, auch das geringfügigſte, hat daher eine gewiſſe Wahrheit, indem es unmittelbar oder mittelbar zur Offenbarung der Idee dient. Am klarſten tritt der Werth und die Nothwendigkeit der Ideen im Menſchenleben hervor. Dieſes iſt nicht blos ſelbſt eine göttliche Idee, ſondern der Menſch iſt auch des Bewußtſeins der Ideen fähig, und er kann und ſoll in dieſem Bewußtſein auf die Ideen hinſchauend ſein eigenes Leben geſtalten. Um zum Bewußtſein dieſer Ideen zu gelangen, muß der Menſch den Blick auf ſein Inneres wenden. Die Ideen des Guten, Gerechten ꝛc. ſind uns von dem Urheber des Weltalls als Begleiter und Genien mitgegeben, um uns zu unſerer Beſtimmung zu leiten. Bei der Geburt liegen ſie in uns wie die ſchlummernden Keime einer höhern Welt, und der Zuſammenhang zwiſchen ihnen und den Erſcheinungen iſt wie abgebrochen. Wir fangen gleichſam von Vorn an, wir müſſen lernen, und nach Naturgeſetzen geht die Entwickelung unſers Geiſtes von der Dunkelheit zur Klarheit. Aber alles Lernen mit Hilfe der Erfahrung iſt eigentlich nur eine Erweckung der in uns ſchlummernden Ideen, welche deshalb möglich iſt, weil die einzelnen Gegenſtände der Erfahrung ſelbſt unvollkommene Nachbilder der Ideen ſind, und ihr Sein und ihre Wahrheit nur in den Ideen haben. Dieſes Bewußtſein der Ideen in ihrer Hindeutung auf unſern höhern Urſprung und den Zuſammenhang unſers Weſens mit dem Ewigen nennt Platon nicht recht paſſend eine *Wiedererinnerung*. Im Bewußtſein dieſer Ideen, und durch ſie vollbringt der Menſch alles Gute, Rechte, Schöne ꝛc. Die Ideen aus den ſie umgebenden Hüllen immer vollkommener herauszubilden, die Idee des abſolut-guten Weſens, durch welches die Welt geworden, immer klarer zu erkennen, und die ſinnliche, reizbare und leidenſchaftliche Natur durch Selbſtbeherrſchung mit dieſer Idee immer mehr in Harmonie zu ſetzen, und alle geſellſchaftliche Verhältniſſe darnach zu ordnen: dies iſt ihm die Beſtimmung des Menſchen, welche er deshalb auch als eine *Verähnlichung mit Gott* bezeichnet.

Wird die Platoniſche Ideenlehre auf dieſe Weiſe gefaßt, ſo erſcheint ſie nicht blos als ein an ſich wahrer und großer Gedanke, ſondern es verſchwinden auch alle angebliche Widerſprüche, die Diſſonanzen der blos begleitenden Stimmen löſen ſich auf, und das ganze Syſtem erhält dadurch Rundung und Einheit. Auch die vielen Misverſtändniſſe und Angriffe auf dieſelbe durch die Schulweiſen aller Zeiten laſſen ſich von hier aus am beſten würdigen und zurückweiſen. Die bedeutendſten davon ſind folgende:

An der Spitze der Gegner der Ideenlehre ſteht der große Schüler Platon's, Ariſtoteles, ſelbſt. Daß dieſer bewundernswürdig ſcharfe Geiſt ſeinen Lehrer, deſſen Umgang er ſo lange genoſſen, grade in dem wichtigſten Punkte ſeines Syſtems nicht verſtanden haben ſolle, ſcheint faſt

2) Metaph. I, 6. 7. XII, 8. XIII, 4. 6. 9.

unmöglich, weshalb denn auch die meiſten unbedenklich ſich auf die Seite des Stagiriten geſtellt haben zur Verurtheilung des Platon. Dagegen muß es doch ebenſo unbegreiflich ſcheinen, daß der göttliche Platon von einem bloßen Phantom begeiſtert worden, und glauben wir dem Ariſtoteles, in den Ideen nur werthloſes Geſchwätz ſoll geredet haben. Die ſchwächſte Seite der Ideenlehre, auf welche er daher wiederholt ſeine Angriffe richtet, iſt nach Ariſtoteles die, daß die Ideen von den Erſcheinungen, für welche ſie doch angenommen werden, *getrennt* ſein ſollen, d. h. das Gute an ſich, als Idee, iſt nicht das Gutſein der einzelnen Handlung, der Urmenſch nicht der einzelne Menſch, und der wirklichen guten Handlung kommt nicht das Gute, dem einzelnen Menſchen nicht der Urmenſch zu; beide ſind außer aller Verbindung geſetzt. Die ſo von den ſichtbaren getrennten idealen Formen tragen nichts zum Werden des Endlichen bei. Sie ſind für daſſelbe weder Grund irgend einer Bewegung, noch Veränderung, und ſtehen mit der Urſache, weswegen ein Vernünftiges handelt, oder etwas geſchieht, in gar keiner Berührung. Sie bringen weder dem Ewigen unter dem Sinnlich-Wahrnehmbaren, noch dem Werdenden und Vergehenden irgend einen Vortheil, und die ganze Unterſuchung über die Natur wird dadurch aufgehoben. Zu ſagen, ſie ſeien Urbilder, und das Übrige habe an ihnen Theil, ſind leere Worte und dichteriſche Metaphern. Denn was iſt dasjenige, welches auf die Ideen hinſehend ſchafft? [3]) Man ſieht wol, Ariſtoteles konnte ſich nicht recht in die Platoniſche Anſchauung finden, er nimmt Platon's Worte im eigentlichen Sinne ohne Rückſicht darauf, ob etwas blos bildlich, indirect und mehr andeutend geſagt ſein ſollte. So ſollte der Ausdruck: die Ideen ſind nirgends, offenbar nicht eine wirkliche Trennung der Ideen von den Erſcheinungen ausdrücken, ſondern nur einer Vermiſchung und Gleichſetzung beider vorbeugen. Sind nämlich die Sinnesobjecte, als im Raume und in der Zeit ſeiende, und einer ſteten Veränderung unterworfene, nur *werdende*, nicht an ſich ſeiende, ſo können die Ideen als die ewigen Principien und Weſenheiten derſelben nicht auch in demſelben Raume mit den Sinnesobjecten, ſie können kein Theil derſelben ſein, ſondern ſie müſſen als ein gar nicht zur Erſcheinungswelt gehöriges, als ein Intelligibles, aber als ein in die Materie ſich immerfort hineinbildendes, und durch ſie in Nachbildern zur Erſcheinung kommendes gedacht werden. So iſt der Künſtler, als der Schaffende, zwar nicht von dem Kunſtwerke getrennt, aber auch nicht mit dieſem zu einem Weſen verwachſen, das Kunſtwerk in ſeiner Erſcheinung iſt nicht die Idee ſelbſt an ſich, aber doch nach ihr gebildet worden, es hat die Idee aufgenommen, ſtellt ſie dar. Die Weltſeele aber iſt die überall gegenwärtige Macht, wodurch die Ideen den Erſcheinungen unausgeſetzt eingebildet werden. Dies hat Ariſtoteles ganz überſehen, und deshalb fällt der Einwurf hinweg, daß die Ideen gar keine Urſachen irgend einer Veränderung oder Bewegung wären. Die übrigen Einwürfe beruhen auf ähnlichen Misverſtändniſſen, und laſſen ſich ebenſo leicht zurückweiſen. Folgt man der Ariſtoteliſchen Kritik der Platoniſchen Ideenlehre in allen ihren Windungen, ſo wird die Erwartung allerdings auf's Höchſte geſpannt, weil der Leſer denken muß, Ariſtoteles ſelbſt werde in ſeinem eigenen Syſteme die Räthſel der Außenwelt, welche Platon zu löſen nicht vermochte, vollſtändig gelöſet haben. In dieſer Hoffnung findet man ſich aber gar ſehr getäuſcht. Denn ſind auch Standpunkt und Gang ſeines Syſtems andere als die Platoniſchen, ſind die Principien und Formeln neu, oder ſcheinen ſie, auch wenn ſie in den Worten mit ihnen übereinſtimmen, etwas ganz anderes zu bedeuten, ſo findet man doch bei genauerer Unterſuchung, daß theils ſeine eigenen Principien das nicht leiſten, was ſie ſollen, theils daß ſie von denſelben Schwierigkeiten, wie die Platoniſchen gedrückt werden, und er ſich ſelbſt zuletzt auf den Standpunkt ſeines Lehrers hingedrängt ſieht, mit welchem er am Ende weit mehr übereinſtimmt, als er ſelbſt glaubt und Anfangs wol beabſichtigen mochte.

Im Verlauf der Zeit verloren die Ideen ihre urſprüngliche Bedeutung, und in der neuern engliſchen, franzöſiſchen und Leibnitz-Wolfiſchen Philoſophie ſanken ſie zu bloßen Vorſtellungen herab. Durch Descartes (Carteſius), der ſich dem Platon darin näherte, daß er annahm, die Idee des vollkommenſten Weſens könne nicht aus dem Unvollkommenen, mithin weder aus uns ſelbſt, noch aus der Außenwelt entſpringen, ſondern ſie müſſe von dem höchſten Weſen ſelbſt uns eingepflanzt ſein, kam der Streit über die angebornen Ideen in Gang, der ſich bis in die Kantiſche Periode erſtreckte, und von Kant dadurch gelöſt werden ſollte, daß er zu zeigen ſuchte, es fange zwar alle unſere Erkenntniß der Zeit nach mit der Erfahrung an, aber ſie entſpringe doch nicht alle *aus* der Erfahrung, wie die mathematiſchen und ſelbſt mehre Sätze des gemeinſten Verſtandsgebrauchs beweiſen, z. B. der Satz: jede Veränderung muß eine Urſache haben. Kant brachte auch die Ideen wieder zu Ehren, indem er an die Platoniſche Bedeutung erinnerte und dieſe wieder geltend machte. Er erkennt die hohe Bedeutung der Idee an, weiſt die Berufung auf die der Idee angeblich widerſtreitende Erfahrung als pöbelhaft zurück, mit der Bemerkung, Platon ſehe auch in Anſehung der Natur ſelbſt deutliche Beweiſe ihres Urſprungs aus Ideen, geſteht aber zugleich, ihm in der Ausdehnung der Ideen auf ſpeculative Begriffe, ſowie in der myſtiſchen Deduction derſelben, und den Übertreibungen, dadurch er ſie gleichſam hypoſtaſirte, nicht folgen zu können [4]). Das Bisherige hat wol zur Gnüge bewieſen, daß es mit der angeblich myſtiſchen Deduction der Ideen ſo ſchlimm nicht ſteht. Indem aber Kant ſelbſt die *Idee* als den nothwendigen Vernunftbegriff erklärte, dem kein congruirender Gegenſtand in den Sinnen gegeben werden kann, und ihre Gültigkeit auf das Praktiſche beſchränkte, als Urbilder der praktiſchen Vollkommenheit, zur unentbehrlichen Richtſchnur

3) Metaph. I, 7. VII, 6. 8. 10. 14. 15. VIII, 6. XIII, 5. Anal. Post. I, 11. 19. Phys. III, 4.

4) Kritik der reinen Vernunft. S. 370—75. 385. 397. 490 fg.

Digitized by Google

des ſittlichen Verhaltens, dagegen im Speculativen die Vernunftſchlüſſe, welche uns auf die Ideen führen, nur als Vernünfteleien, Sophiſticationen der reinen Vernunft gelten laſſen wollte, wodurch dieſe zu dialektiſchen Spielen, zu einem Widerſtreite ihrer eigenen Geſetzmäßigkeit geführt werde [5]), ſo beſchränkt er nicht blos die Idee viel zu ſehr, ſondern entzweite auch die ſpeculative Vernunft mit der praktiſchen, ja er unterminirte ſogar den Boden der praktiſchen Vernunft, den er dach durch Zurückweiſung der anmaßenden ſpeculativen Vernunft recht feſt gegründet zu haben glaubte.

Nach Hegel iſt die Platoniſche Idee die Gattung, Art, oder das Allgemeine, der Begriff des Gegenſtandes, welches der Idee genau entſpreche [6]). Dies iſt aber ein Misverſtändniß. Zwar läßt ſich εἶδος allerdings durch species, Art, überſetzen, allein es bedeutet zugleich Bild, Geſtalt, und wenn Cicero, auf deſſen Autarität man ſich beruft, εἶδος durch species überſetzt, ſa beweiſt dieſer in einer ſchlagenden Stelle vielmehr, daß er unter species etwas weit Höheres als eine blaße Art verſtanden wiſſen wallte [7]). Phidias ſchuf ſeine Ideale gewiß nicht nach einem abſtracten Verſtandesbegriffe, ſondern nach einem höhern, übermenſchlichen, aber individualiſirten Bilde der Gottheit, ſonſt würde er wal körperloſe Schatten und ſteiſe Gliedermänner, nicht aber göttliche Geſtalten geſchaffen haben. Die Idee iſt wol auch Begriff, aber Vernunftbegriff. Denn wir können ſie denken, und inſofern nimmt ſie für das Bewußtſein die Form des Begriffs an, aber ſie unterſcheidet ſich von dem blaßen Verſtandesbegriffe, der Art, in Falgendem: 1) Der Artbegriff entſteht durch Vergleichung der einzelnen Erfahrungsobjecte und durch Abſtraction von den individuellen Eigenſchaften der Dinge; wir denken in ihm nur die ihnen gemeinſamen, weſentlichen Beſtimmungen. Er iſt mithin als die Einheit derſelben nur ſo groß als die in ſeinem Gebiete liegenden Dinge zuſammengenommen. Die Platoniſche Idee dagegen enthält mehr als dieſes. Sie iſt ein in ſich vollendetes, abgeſchloſſenes, von den einzelnen nach ihr benannten Dingen unabhängiges Sein, das, was ſein kann und ſall, auch wenn ein ihr entſprechendes in der Erfahrung niemals gegeben werden ſallte. So enthält z. B. der Begriff Recht die wirklich geltenden Rechte, die Idee aber das Recht an ſich, das ewige Recht, als Vernunftbegriff, was Recht bleibt, und niemals Unrecht werden kann, auch wenn es von Niemandem anerkannt, und von keiner Regierung ſanctionirt würde. 2) Bei der Art ſind die Gegenſtände ſchon da, und zwar unabhängig von dem Verſtandesbegriffe, welcher erſt durch Abſtraction von den individuellen Merkmalen der Dinge erzeugt wird, die Platoniſche Idee dagegen geht den Erſcheinungen vorher, ſie iſt unabhängig van dieſen, und dieſe ſind vielmehr der Idee nachgebildet. Übrigens ſtimmt Hegel ſelbſt doch darin mit Platon überein, daß auch ihm die Idee das Höchſte iſt, nämlich der adäquate Begriff, das objective Wahre, aber das Wahre als ſolches. Alles hat nur Wahrheit, inwiefern es Idee iſt, das Wirkliche iſt nur inſofern, als es die Idee in ſich hat und ſie ausdrückt. Idee iſt die Identität des Begriffs und der Realität, aber des ſubjectiven Begriffs und der Objectivität, und die abſalute Idee iſt unvergängliches Leben, ewige Wahrheit, ſie iſt Gott ſelbſt [8]).

Auch Herbart hat die Platoniſche Ideenlehre misverſtanden. Zwar verkennt er das Vortreffliche der Ideenlehre in Anſehung des Praktiſchen, ſowie ihre wohlthätige Wirkung auf Religion keineswegs, aber er hält gleichwal die Ideenlehre für eine bloße Mythologie, welche für die Metaphyſik gar kein beſonderes Intereſſe habe; die Naturforſchung müſſe ſich davon ganz frei halten. Die Platoniſchen Ideen ſind nach ihm reine Qualitäten, auf ihre allgemeinen Begriffe zurückgeführt, reale Gegenſtände, deren jeder in ſeiner Art nur einmal vorhanden iſt. Nach einem alten, eingewurzelten Vorurtheile dagegen ſollen ſie Vorſtellungen eines Weſens, lebendige Gedanken der Gottheit ſein, wodurch die Ideenlehre ihren eigenthümlichen ſpeculativen Charakter ganz und gar verliert. Später jedach laſſe Platon aus Inconſequenz die Idee des Guten aus der Mitte der Ideen emporſteigen, und gleich der Sonne die höchſte, gebietende Stelle einnehmen. Dieſes Gute, als der Urſprung der Realität, ſei Gott, das Princip des Wohlthuns im Ideenreiche, welches Erkenntniß dem Erkennenden und Wahrheit dem Erkannten gebe. Die Idee des Guten, ſowie die übrigen Ideen, ſind daher nicht in dem göttlichen Verſtande, ſondern der göttliche Verſtand iſt vielmehr in dem Guten, der Gottheit. Endlich werde im Timäus ein Verſuch gemacht, von der Entſtehung der Sinnenwelt eine annehmliche Meinung varzubringen; dies ſei aber bloßer Mythus [9]). Schon der Ausdruck reine Qualität iſt für die Platoniſche Idee unpaſſend. Die Qualität, Beſchaffenheit, iſt nichts Selbſtändiges, ſondern ſie ſetzt ein Weſen voraus, von dem wir ſagen, es habe dieſe oder jene Qualität. Es müſſen alſa Weſen ſein, deren Qualitäten die Ideen ſind. Und dies um ſo mehr, da ſie reale, ſelbſtändige Gegenſtände ſein ſollen.. Nun können aber die praktiſchen Ideen z. B. das Sittlich-Gute, Gerechte ꝛc. keine realen, ſelbſtändigen Gegenſtände ſein, ſondern ſie können nur real werden in einem Geiſte, in deſſen Bewußtſein ſie ſind, und der ſie handelnd verwirklicht. Herbart geſteht ſelbſt, das Gute ſei nach Platan Gott, welcher den Ideen die Realität leihe. Dann ſind aber offenbar die Ideen durch die Gottheit, dieſe muß ein Bewußtſein des Guten, Gerechten ꝛc. haben. Die Form dieſes Bewußtſeins iſt aber menſchlich ausgedrückt, die Anſchauung oder Vorſtellung. Daher ſind die Ideen göttliche Anſchauungen oder Vorſtellungen. Um dieſen Gedanken zu entkräftigen, nimmt Herbart noch eine zweite, weit un-

5) a. a. O. u. S. 400. Kritik der prakt. Vernunft. S. 230. Prolegomena. S. 126—128. 6) Vorleſungen über die Geſchichte der Philoſophie. 2. Bd. S. 224. 230. Phänomenologie des Geiſtes. Vorr. S. LXVIII. Logik. 1. Bd. Einl. S. XIV. 7) Orator c. 2. 3.

8) Logik. 2. Bd. S. 267—275. 371—400. 9) Lehrbuch zur Einleitung in d. Philoſ. 3. Ausg. (Königsb. 1834). S. 210—225.

Digitized by Google

wahrſcheinlichere Vorausſetzung an, daß die Platoniſche Lehre von der Gottheit, als dem abſolutguten Weſen, eine Inconſequenz und Untreue des Syſtems gegen ſich ſelbſt ſei, und daß nicht die Republik und der Timäus, dieſe reifſten und gediegenſten Werke Platon's, ſondern die frühern die wahre Ideenlehre, und zwar bereits in vollendeter Geſtalt, enthielten. Endlich ſoll eine dritte Veränderung des Syſtems durch den Verſuch, von der Entſtehung der Welt eine annehmliche Meinung beizubringen, herbeigeführt worden ſein. Eine haltbare Anſicht von der Entſtehung der Welt zu gewinnen iſt ja aber, ſelbſt nach Herbart, die Hauptaufgabe der Metaphyſik; alſo konnte Platon nicht erſt ſpät darauf geführt worden ſein; er mußte ſie gleich Anfangs im Auge haben. Und hier iſt unſtreitig der ſittlich-religiöſe Standpunkt der höchſte. Die Ideenlehre mußte unbefriedigend und unvollſtändig erſcheinen, ſo lange ſie mit den unabweislichen Foderungen unſerer moraliſchen Natur nicht in Übereinſtimmung geſetzt worden war. Dies ſollte in den ſpätern Werken geſchehen, in denen Platon den in der Dialektik geübten Leſer zu dem höchſten Standpunkte leiten wollte. Dieſer, auf welchem es ſich nothwendig machte, die ganze Welt der Erſcheinungen von einem abſolutguten Urheber abzuleiten, und dadurch der ganzen Ideenlehre erſt eine feſte Haltung zu geben, iſt deshalb nicht eine Entſtellung, ſondern vielmehr die Vollendung der Ideenlehre.

Im Ganzen muß die Platoniſche Bedeutung der Ideen beibehalten werden; denn wir bedürfen eines Ausdrucks zur Bezeichnung der höchſten Vorſtellungen unſeres Geiſtes. Es laſſen ſich nämlich vier verſchiedene Claſſen von Vorſtellungen unterſcheiden: a) Die Individual-Vorſtellungen, d. i. die Vorſtellungen einzelner Erfahrungsgegenſtände, es ſei der äußern oder innern Erfahrung. Davon iſt die Collectiv-Vorſtellung, oder die Vorſtellungsgruppe nicht weſentlich verſchieden, wie z. B. die Vorſtellung einer Landſchaft, einer Geſellſchaft, oder der Figuren eines Gemäldes. b) Die allgemeine, abſtracte Vorſtellung oder der Verſtandesbegriff, worin wir das Gemeinſame mehrer einzelner Erfahrungsobjecte in eine einzige nicht anſchauliche, ſondern nur gedachte Vorſtellung zuſammenfaſſen. c) Die erdichtete Vorſtellung der Phantaſie, als ein freies Gebilde, dergleichen in jedem Kunſtwerke vorkommen. Und d) die nothwendigen Vernunftvorſtellungen, d. h. diejenigen, welche ſich auf das Unbedingte (Abſolute), Unendliche, Göttliche beziehen, das, über Raum und Zeit erhaben, und an ſich ſeiend, den allein befriedigenden Grund der ganzen Erſcheinungswelt enthält. Dieſe Vorſtellung des Unbedingten kann weder aus der Erſcheinungswelt ſtammen, da der Gegenſtand derſelben gar nicht zu dieſer gehört, noch ein bloßer Verſtandesbegriff ſein, weil wir in ihm gar nicht das Gemeinſame der endlichen Dinge denken; ſondern ſie kann nur aus der Vernunft ſtammen, aus der höchſten Thätigkeit unſers Geiſtes, aus einem uns ſelbſt unbegreiflichen Zuge unſers ganzen Weſens nach dem Ewigen. Sie iſt kein freies Erzeugniß der Phantaſie, und etwa nur das Eigenthum der Künſtler, ſondern eine nothwendige Vernunftvorſtellung. Es hängt gar nicht von unſerer Willkühr ab, das Unendliche uns vorzuſtellen, ſondern die Vernunft wird in ihrer Entwickelung nothwendig darauf hingetrieben, weil ohne ſie unſer eigenes Leben und die ganze Erſcheinungswelt gar keinen Stützpunkt haben würde. Das in jedem Menſchen mit dem Erwachen des Bewußtſeins ſich unwillkührlich regende Gefühl des Wahren, Guten, Rechten und Schönen, die Ahnung, Sehnſucht und das Streben nach einem Vollkommenern iſt nur die erſte Form, in welcher ſich dieſe Vorſtellungen dem Gemüthe ankündigen, für die es, um ſie von den übrigen zu unterſcheiden, wol keinen ſchönern Namen gibt, als den der Ideen. Die Ideen nehmen im Allgemeinen für unſer Bewußtſein eine doppelte Form an. Sie beziehen ſich entweder unmittelbar auf das Unendliche als ſolches (die ſogenannten Ideen der reinen, ſpeculativen Vernunft), oder auf das Unendliche, Vollkommene, inſofern es durch menſchliche Thätigkeit wenigſtens annähernd verwirklicht werden ſoll (die Ideen der reinen, praktiſchen Vernunft), wie z. B. die Idee des Sittlich-Guten, des Rechts ꝛc. Die ſogenannten Ideen der Einbildungskraft ſind nichts dieſer Eigenthümliches, ſondern beziehen ſich auf Beide, ſie bezeichnen nur die Art und Weiſe, wie die Phantaſie jede Idee durch Anſchauungen zu der Klarheit einer Geſtalt auszubilden ſucht. Hierdurch wird die Idee für uns zum Ideal. (S. d. Art.) (*Bachmann.*)

IDEEN-ASSOCIATION. Ideen-Aſſociation nennt man die unwillkürliche Verknüpfung der einzelnen Vorſtellungen bei der Wiedererinnerung. Das Wort Idee bedeutet alſo hier ſo viel wie Vorſtellung überhaupt. Es iſt nämlich eine Thatſache, daß, wenn wir uns an etwas erinnern, was wir einmal gefühlt, angeſchaut, gedacht ꝛc. haben, die Vorſtellung davon nicht iſolirt ins Bewußtſein tritt, ſondern begleitet von andern Vorſtellungen, die durch ſie mit erweckt werden, und zwar ſo, daß die zuerſt erwachende nicht jede beliebige Vorſtellung gleich leicht mit ſich ins Bewußtſein zieht, ſondern ſich mit einigen unter ihnen leichter und inniger verbindet als mit den übrigen. Dies fiel ſchon dem Ariſtoteles auf. Er bemerkt: „es finde in den Bewegungen der Seele, d. i. in den Vorſtellungen, eine gewiſſe Ordnung nach Gewohnheit ſtatt, doch erinnere man ſich bisweilen eines Gegenſtandes, den man nur Einmal wahrgenommen, genauer, als des öfters wahrgenommenen. Ebenſo werde das Geordnete leichter reproducirt, als das Gegentheil. Wenn wir in der Erinnerung etwas ſuchen, ſo denken wir nach, entweder über das Jetzt oder über das Ähnliche, oder über das Entgegengeſetzte, oder über das in der Nähe Seiende (das beiſammen Seiende)“ [1]). Dieſe Lehre des Ariſtoteles pflanzte ſich durch die folgenden Jahrhunderte fort, und ging auf die Neuern faſt unverändert über, ſowie überhaupt die Pſychologie in neuern Zeiten unter allen Wiſſenſchaften faſt am meiſten vernachläſſigt wurde. Mit größerer Klarheit als Ariſtoteles trug Lud. Vives (geb. 1492, † 1540) dieſe Geſetze vor, und machte, bei mehren feinen Bemerkungen beſonders auf die Sprünge in der Erinnerung

1) De memor. et reminisc. c. 2.

Digitized by Google

aufmerkſam [2]). Der Pater Malebranche, einer der vorzüglichſten Pſychologen der neuern Zeit, drang in dieſem Punkte eben auch nicht viel tiefer ein. Nach ihm ſind alle Vorſtellungen in ihrem Unterſchiede an gewiſſe Veränderungen der Gehirnfibern gebunden. Dieſe erhalten durch die ihnen von den Lebensgeiſtern mitgetheilten Eindrücke eine gewiſſe Leichtigkeit, zu denſelben Eindrücken beſtimmt zu werden. Daher denkt man an dieſelben Gegenſtände, ſobald das Gehirn dieſelben Eindrücke wieder erhält. Es gibt aber drei Urſachen des Bandes der Vorſtellungen mit den Spuren im Gehirn. Die *Gleichzeitigkeit* der Vorſtellungen, der *Wille des Menſchen* und der *unveränderliche Wille des Schöpfers*. Die Spuren im Gehirn ſind ſo genau mit den Vorſtellungen verbunden, daß ſie nicht erwachen können ohne alle diejenigen, welche mit ihnen zugleich dem Gehirn eingeprägt worden. Der Grund liegt in der Gleichzeitigkeit des Eindrucks [3]). In der teutſchen Philoſophie finden wir bei Wolf die Ideen-Aſſociation auf folgendes allgemeines Geſetz zurückgeführt: „*Eine vergangene Vorſtellung kehrt ganz zurück, wenn die gegenwärtige einen Theil derſelben enthält*“ [4]). Unter den jetzigen Philoſophen hat blos Biunde dieſes allgemeine Geſetz aufgenommen und ſo ausgedrückt: „*Jede gegebene Vorſtellung kann alle diejenigen, aber auch nur diejenigen wieder unmittelbar erwecken (mit ſich aſſociiren), welche mit ihr zu einer Totalvorſtellung gehören (unmittelbar coexiſtirten*“ [5]). Aus dieſem allgemeinen Geſetze leitet er dann die Specialgeſetze der Reproduction ab, welche im Ganzen die Ariſtoteliſchen ſind, nur etwas beſtimmter ausgedrückt, ſowie überhaupt unter den Pſychologen in dieſem Punkte eine merkwürdige Übereinſtimmung herrſcht. Die Reproduction ſelbſt ſuchte man auf verſchiedene Weiſe zu erklären. Die griechiſchen Philoſophen dachten ſich die Erregung des Gehirns bei der Empfindung wie einen Abdruck, ähnlich dem des Petſchafts in Wachs, oder als eine Bewegung, oder Modification des Gehirns, die Neuern aber fügten hierzu noch zwei andere Hypotheſen; die von den *Lebensgeiſtern* und von den *Nervenſchwingungen*. (Vgl. d. d. Art.) Sie nannten deshalb dieſe Eindrücke im Gehirn *materielle Ideen*. Keine dieſer Hypotheſen iſt aber befriedigend. Das Leben des Geiſtes läßt ſich nur aus ſeiner eigenen Thätigkeit erklären.

Es ſind aber beide angegebene Formeln des höchſten Geſetzes der Ideen-Aſſociation unrichtig. Denn aus der einen Formel: „mit jeder gegebenen Vorſtellung können ſich alle, aber auch nur diejenigen durch Anwecken (Reproduction) aſſociiren, welche mit ihr unmittelbar coexiſtirten“ [6]), würde man wol erklären können, warum eine Vorſtellung aus einer frühern Zeit eine andere gleichzeitig mit ihr verbundene, nicht aber, warum eine erſt jetzt entſtehende Vorſtellung eine andere aus der Vergangenheit wieder hervorruft. Die andere Formel aber: „daß ſich nur diejenigen Vorſtellungen wieder unmittelbar erwecken, welche mit der gegebenen zu einer Totalvorſtellung gehören (eben weil ſie mit ihr coexiſtiren), erklärt wieder nicht, warum Vorſtellungen ſich erwecken, die zu verſchiedenen Zeiten ins Bewußtſein gelangten, mithin gar nicht als Theile einer Vorſtellung angeſehen werden können. So beſtehen z. B. die Vorſtellungen eines einzigen Tages aus verſchiedenen Gruppen der mannichfaltigſten, oft ganz entgegengeſetzten Vorſtellungen, wo die Vorſtellungen des Morgens beim Erwachen von denen, die uns am ſpäten Abende gegenwärtig ſind, durch die verſchiedenſten Vorſtellungsmaſſen getrennt ſind. Und doch erregen ſie ſich einander ſehr leicht.

Das höchſte Geſetz der Reproduction der Vorſtellungen verliert ſich vielmehr in das höhere uns ſelbſt unbegreifliche Weſen unſers Geiſtes, welcher von der Gegenwart aus ebenſo die Vergangenheit wie die Zukunft zu erfaſſen ſucht. Die Reproduction hat im Allgemeinen eine doppelte Form: eine gemeine, unwillkürliche, mechaniſche Verbindung der Vorſtellungen, von welcher wir ſagen: es fällt uns etwas ein, und eine höhere, ſelbſtthätige, wo der Geiſt in ſeiner eigenen Tiefe abſichtlich forſcht, um eine entſchwundene oder verblichene Vorſtellung wieder hervorzurufen, und ſich im Bewußtſein zu vergegenwärtigen zu neuem Leben. Die Geſetze der Reproduction der Vorſtellungen beziehen ſich auf beide Formen. Die Reproduction ſelbſt hängt ab von der Auffaſſung, was in den bisherigen Theorien faſt ganz überſehen worden iſt. Allerdings können ſich die Vorſtellungen, welche in demſelben Bewußtſein einmal beiſammen waren, folglich die Vorſtellungen Eines Raumes und Einer Zeit ſich wiedererwecken [7]). Damit iſt die Möglichkeit gegeben, daß auch das dem Begriffe nach ganz aus einander Liegende, einander Widerſprechende, bei der Reproduction ſich wieder erwecken kann, wenn es ſich ſo beiſammen findet, da es im Bewußtſein durch dieſelben Geiſtesgeſetze verbunden worden. Allein es erwecken ſich, wie jeder aus ſeiner eigenen Erfahrung weiß, weder die Vorſtellungen Eines Raumes alle, noch die zugleich gegenwärtigen, noch erwecken ſie ſich alle in der anfänglichen Folge, ſondern viele Vorſtellungen werden gar nicht reproducirt, andere nur dunkel, und die Reproduction ſpringt von einer Zeit auf eine andere, weit entlegene, oft plötzlich und in großen Bogen über. Einige Vorſtellungen nur ſind wie ein Hauch, deren Spuren gar bald wieder verſchwinden; andere ſchmiegen ſich an, verbinden ſich tief und innig, und unter ihnen erlangen wieder einige eine ſolche Stärke, daß wir ſie gar nicht wieder los werden können. Indem ſie ſtörend auf das Bewußtſein wirken, werden ſie zu krankhaften Affectionen (*fixe Ideen*). Es müſſen mithin bei der Reproduction noch beſondere Urſachen mitwirken, wodurch ſich dieſe Phänomene erklären laſſen. Dieſe ſcheinen in Folgendem zu liegen. Unſer Geiſt iſt nicht ein todter Spiegel, welcher

2) Opera (Basil. 1555. fol.). Tom. II. p. 519. 3) De la rech. de la vérité. Prem. Part. c. 5. Second. Part. c. 3. 4) Psychologia empir. §. 104. 5) Verſuch einer ſyſtematiſchen Behandlung der empiriſchen Pſychologie. 1. Bds. 1. Abth. (Trier 1831). S. 300. Von ihm hat es Fiſcher aufgenommen. (Die Naturlehre der Seele. 2. H. [Baſel 1834]. S. 333.) 6) *Biunde* S. 300.

7) Dies iſt aber nicht ſo zu verſtehen, wie Biunde es misverſtanden hat, als ob nur die Vorſtellungen Einer und derſelben Zeit (die coexiſtirenden) ſich verbinden könnten. Dies widerſpricht der Erfahrung.

die Bilder der Dinge blos mechaniſch aufnimmt, und nach optiſchen Geſetzen zurückwirft, ſondern ein lebendes Weſen, deſſen Thätigkeit ſich in einer dreifachen Richtung entfaltet, als Erkenntnißkraft (mit der Denkkraft), als Gemüth (Herz), und als Streben, Thatkraft (Begehrungsvermögen und Wille). Keine iſt von der andern getrennt, in den einzelnen Momenten aber kann die eine oder die andere überwiegen, ſie können harmoniſch oder gegenſetzlich wirken. Die Gegenſtände Eines Raumes und Einer Zeit können nun bei der Auffaſſung entweder mit der einen oder anderen Richtung der Seelenthätigkeiten in beſondere Beziehung treten, oder ſie können den ganzen Menſchen ergreifen. Und darnach richtet ſich dann die Reproduction. Werden bei der Anſchauung einige Gegenſtände klarer, ſchärfer und länger betrachtet, als andere, ſodaß die Seele von ihnen ein volles, entſprechendes Bild erhält, ſo prägen ſie ſich auch tiefer ein, und werden bei der Reproduction leichter erweckt als die übrigen. Daſſelbe geſchieht, wenn die Denkkraft ſich des Gegenſtandes bemächtiget, die weſentlichen Eigenſchaften deſſelben, den Begriff feſtzuhalten, und die einzelnen Momente deſſelben denkend zu erfaſſen ſucht. Daher verbindet ſich das Durchdachte, Geordnete, nach logiſchen Geſetzen Beſtimmte, dauernder, und wird leichter wieder erweckt als das Entgegengeſetzte. Ebenſo leicht ſchlägt das unſer Herz Ergreifende, Wohlgefallen und Neigung Erregende, oder das mit unſern Zwecken Übereinſtimmende im Innern Wurzel, und wird ſchon durch ganz ſchwache Reize wieder ins Bewußtſein gerufen. Am tiefſten aber dringt dasjenige ein, was den ganzen Menſchen ergreift, wie Gegenſtände der Neigung, der Leidenſchaft, des Berufs. Hierdurch erhalten die ſogenannten Specialgeſetze der Reproduction, daß die Vorſtellungen Eines Raumes und Einer Zeit, und zwar in der Folge, worin ſie früher in uns waren, ſich einander wieder erwecken, erſt ihre genauere Beſtimmung, wie es nöthig iſt, um ſie mit der Erfahrung in Übereinſtimmung zu ſetzen. Es ſtehen aber auch die Dinge ſelbſt in ihrem objectiven Sein, in mannichfaltigen, nähern und entferntern Beziehungen zu einander, nach dem Begriffe, der ſich in ihnen offenbart, unabhängig von dem Auffaſſenden. Solche Momente des Begriffs ſind: Gegenſtände derſelben Art und Gattung, die Theile eines Ganzen, das Subject und Prädicat, das Ding und ſeine Eigenſchaften, die Perſon und die Sache, ihr Beſitzthum, Stand, Charakter ꝛc. Die Verhältniſſe der Abhängigkeit wie Urſache und Wirkung, Zweck und Mittel, Vater und Kind, Herr und Diener ꝛc. Die einzelnen Vorſtellungen erwecken und verknüpfen ſich alſo nicht blos nach ihrem zufälligen Beiſammenſein in Raum und Zeit, ſondern auch nach ihren wahlverwandtſchaftlichen Verhältniſſen. Daraus läßt ſich auch erklären, wie ganz entgegengeſetzte Vorſtellungen ſich erwecken können. Denn theils werden ſie oft mit einander und zugleich, oder bald nach einander aufgefaßt, weil ſie in einander übergehen wie Tag und Nacht, Licht und Finſterniß, Berg und Ebene, theils iſt ihr Gegenſatz nur ein relativer, innerhalb deſſelben Begriffs, wie Zwerg und Rieſe, Bettler und Reicher, Tugend und Laſter. Dabei iſt aber die Reproduction in den einzelnen Individuen außerordentlich mannichfaltig nach dem Alter, Temperament, Geſchlecht, Stand ꝛc. Und ſelbſt in demſelben Individuum iſt ſie ſehr verſchieden, bald ſtetig, bald ſpringend, anders in Affect und der Leidenſchaft als in den ruhigen Zuſtänden. Vieles verliert ſich ins Unerklärliche, Wunderbare. Ein Beiſpiel diene zur Erläuterung. Es ſieht Jemand ein Pferd, ſo kann er dabei denken zunächſt a) an andere Pferde, dann an die Racenunterſchiede, hierauf etwa an die polniſchen, und an dieſem Faden kann die Reproduction fortlaufen zu den Polen, den Ruſſen ꝛc. oder b) an Gegenſtände, die mit der Anſchauung des Pferdes verbunden waren, wie Wagen, Geſchirr, Reiter ꝛc.; von dieſem kann die Reproduction fortgehen auf deſſen Perſon, Charakter, Stand und dadurch auf andere Stände, oder c) an die Eigenſchaften des Pferdes, den Gebrauch deſſelben beim Ackerbaue ꝛc., oder an Thiermalerei, Dichtung ꝛc. Alle dieſe Reproductionen ſind natürlich, aber es gibt kein Geſetz darüber, warum die Reproductionen in dem einen Falle mehr dieſen, in einem andern einen andern Gang nehmen. (*Bachmann.*)

IDEESSA, ein unbedeutendes Städtchen im aſiatiſchen Iberien, das nur dem Strabon im eilften Buche ſeiner Geographie bekannt war. Was er darüber mittheilt, iſt p. 499 edit. *Casaub.* Folgendes: „Es gibt ein Städtchen in Iberien, welches Phrixusſtadt (Φρίξου πόλις) einſt genannt, jetzt Ideeſſa (Ἰδείησσα) heißt, hinlänglich mit Nahrungsmitteln verſehen iſt, und auf der Grenze von Kolchis liegt." Über die Entſtehung des Namens Phrixopolis, wie Ideeſſa ebenfalls benannt wurde, berichtet derſelbe alte Geograph im erſten Buche S. 45 bei Gelegenheit der Fahrt des Phrixus nach Kolchis, daß zum Andenken an dieſelbe auf der Grenze Iberiens und Kolchiens ein Denkmal, Namens Phrixion, errichtet worden ſei; das aber iſt Phrixopolis oder Ideeſſa. Die neue Geographie kann über dieſen Ort keine Auskunft geben. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IDELHAUSER oder **EDELHAUSER** (Martin), war im J. 1520 Pfarrer zu Urſpring, und 1522 Kaplan und Prediger am Münſter zu Ulm. Von ſeinem frühern Leben iſt nichts bekannt geworden. In einer alten Handſchrift vom J. 1505 wird er bei einem Pfründetauſch mit dem Pfarrer Bartholome in Bermaringen mit den Worten erwähnt: „Martin Ydelhauser, der ſieben freien künſt meiſter, Prediger und Caplan der nythaotiſchen Geſtiften pfründer in U. L. Fr. Pfarrkirchen zu Ulm." Er erhielt, wahrſcheinlich durch Eberlin und Hettenbach, beſſere und reinere Religionsgrundſätze, die er erweiterte und ſich darin befeſtigte durch fleißiges Leſen von Luther's Schriften. Seine Überzeugungen auch Andern mitzutheilen, bot ihm ſein Amt erwünſchte Gelegenheit. Von der Kanzel herab eiferte er gegen die üblichen Faſten, die Misbräuche bei der Beichte und Abſolution, gegen den Ablaß, die Anrufung der Heiligen, die Vigilien, Seelmeſſen ꝛc. In Abſtellung der Misbräuche ging er ſelbſt mit gutem Beiſpiele voran, als er unter andern bei der Beerdigung ſeiner Mutter das damals übliche Opfergeld, zum großen Ärger der Mönche, unter die an der Kirchthüre ſtehenden Armen vertheilte. Die katholiſche Geiſtlichkeit reichte deshalb eine heftige Klage gegen ihn ein bei dem

Digitized by Google

Biſchofe zu Conſtanz, und dieſer trug ſeinem Fiscal, Johannes Löffler, auf, jenen Erzketzer entweder zur Orthodorie zu bekehren, oder wenn ihm dies nicht gelänge, ihn nach Conſtanz zu citiren. Falls er ſich weigerte, ſollte executiviſch gegen ihn verfahren werden. Wie es Löffler gelungen, ihn zum Widerruf ſeiner Lehren zu bewegen, iſt nicht bekannt geworden. Er ſcheint, trotz ſeines Feuereifers, ein ſchwacher Mann geweſen zu ſein, und für ſein eigenes Intereſſe gefürchtet zu haben. Wenigſtens deutet hierauf die Stelle in einem Briefe Rychart's an Idelhauſer, worin es ausdrücklich heißt: „Quis cogit nisi forsan avaritia? metuis vel cuti vel pecuniis“ [1]). Völlig ſo, wie ſie es wünſchen mochten, hatten gleichwol die Gegner der evangeliſchen Lehre ihren Zweck nicht erreicht. Öffentlich von der Kanzel herab ſollte er zu Ulm ſeine Irrthümer widerrufen, die er bisher als Wahrheiten verkündigt. Von dieſem Auftritte verſprachen ſich ſeine Gegner die günſtigſte Wirkung. Allein geſchreckt durch die Drohungen der ſehr zahlreichen evangeliſchen Partei, ſandten ſie einen Expreſſen nach Conſtanz an den Biſchof, mit dem dringenden Erſuchen, den öffentlichen Widerruf aufzuheben. Dies geſchah ſogleich; doch ward Idelhauſer nach Conſtanz berufen, wo er in Gegenwart des Biſchofs den 2. Jul. 1522 ſich zu der Revocation verſtehen mußte. Seit jener Zeit ſchwinden die Nachrichten von Idelhauſer's Leben. Man weiß nur, daß er, laut der ulmiſchen Reichstagsacten vom J. 1530, die augsburgiſche Confeſſion verleſen hörte. Im J. 1531, als der Magiſtrat zu Ulm durch Ökolampadius, Blaurer, Bucer u. A. die von Letzterm abgefaßten 18 Artikel dem geſammten Klerus zur Prüfung vorlegte, erklärte ſich Idelhauſer mit den Worten: „Er habe ſchon lange gelehrt, wie jene Artikel lauteten, und wie Bucer ſie erkläre; nur in der Meſſe habe er ſich von Andern geſondert; jetzt aber ſei er content.“ Seines Widerrufs gedachte er nicht, und begnügte ſich, den Reformatoren blos die Verbreitung ſeiner reinen Grundſätze ins Gedächtniß zurückzurufen. Seine weitern Schickſale und ſein Todesjahr ſind unbekannt.

Der Titel der früher erwähnten Revocationsacte, ohne Zweifel im J. 1522 zu Ulm gedruckt, obgleich an dieſer, einen Quartbogen bildenden Schrift Jahr und Druckort nicht angegeben ſind, lautet wie folgt: **Revocatio Martini Idelhuser, publici concionatoris Parochialis ecclesiae Ulmensis, facta super quibusdam impiis articulis et ex haeretico Lutheranorum fonte haustis, praesente simul et excipiente Reverendissimo in Christo patre ac domino, domino *Hugone*, Ecclesiae Constantium dignissimo praesule. — Adjiciuntur quaedam alia Alemanice composita.** Dieſer Anhang beſteht aus einigen mittelmäßigen teutſchen Reimen, deren Verfaſſer ſich nicht genannt hat. Wer die Schrift zum Drucke beförderte, weiß man nicht. In Veeſenmeyer's Beiträgen zur Geſchichte der Literatur und Reformation (S. 138—151) findet man jene Revocationsacte wieder abgedruckt [2]). (*Heinrich Döring.*)

IDENSALMI (richtiger Jinsalmi), ein großes Paſtorat in der finniſchen Provinz Savolax, Kuopio Län, 8 Meilen lang und 8 Meilen breit, mit einem Flächeninhalte von 51½ □Meilen, und dennoch bis 1608 Theil des Paſtorats Kuopio. Jetzt bildet es mit den Paſtoraten Kuopio und Rantalambi die obere Propſtei von Nordſavolax. Viehzucht iſt Hauptnahrungszweig. Weitläufige Waldungen und zahlreiche Seen ſind vorhanden. Die Einwohnerzahl mag jetzt 10,000 überſteigen. (*v. Schubert.*)

IDENTISCH. Identiſch von idem, iſt ſo viel als gleich, oder ein und daſſelbe mit einem andern, z. B. der Menſch, und das vernünftig-ſinnliche Erdgeſchöpf ſind zwar den Ausdrücken nach verſchieden, bezeichnen aber daſſelbe Weſen. Es können daher, wie in der Mathematik, Größen als identiſch betrachtet werden, welche der Form nach gleich ſind, wie z. B. zwei Dreiecke, deren Seiten und Winkel gleich groß ſind, obgleich ſie als außer einander ſeiende zwei von einander getrennte ſind. Man würde überall das eine an die Stelle des andern ſetzen können. (*Bachmann.*)

IDENTISMUS, eigentlich, nach der Analogie, dasjenige Verfahren, welches Alles als gleich ſetzt, und die Unterſchiede unter den Dingen blos als relative betrachtet, mithin als philoſophiſcher Lehrbegriff ebenſo viel als Syſtem der abſoluten Identität (ſ. d. Art.). (*Bachmann.*)

IDENTITÄT (identitas) iſt die Dieſelbigkeit, oder Einerleiheit, d. h. eine völlige Gleichheit, mit Aufhebung aller Unterſchiede, wofür die Mathematiker auch den Ausdruck congruent brauchen. So ſpricht man in der Philoſophie z. B. von der Identität des Ich, weil wir uns im Bewußtſein bei allem Wechſel innerer Zuſtände, als der Empfindungen, Gefühle ꝛc., doch immer als daſſelbe Weſen erkennen, welches wir früher waren. Die Identität kann eine totale (vollkommene) oder partielle (unvollkommene), eine abſolute oder relative ſein. So können z. B. zwei Dinge in Anſehung der Größe gleich, aber in ihren Eigenſchaften von einander ſehr verſchieden ſein. Eine abſolute Identität zwiſchen zwei Dingen A und B könnte nur dann ſtattfinden, wenn ſie eigentlich daſſelbe Ding wären, aber nur im ſprachlichen Ausdrucke oder in der Form verſchieden, aber dann würde doch dieſe Verſchiedenheit der Form immer ein zu beachtendes Moment ſein (ſ. Identitäts-System). (*Bachmann.*)

IDENTITÄTS-GESETZ, Geſetz oder Satz der Identität, iſt eins von den höchſten logiſchen, oder formalen Geſetzen des Denkens, welche allen einzelnen Denkacten als deren abſolute Bedingungen zum Grunde liegen. Wir können ſie zwar übertreten, aber dann zerſtören wir zugleich unſern eigenen Denkact; wir haben in Wahrheit nichts gedacht. Das Geſetz der Identität will nun ſo viel ſagen: Wenn wir uns ein Denkobject A denken, es ſei, welches es wolle, ſo denken wir es eben als A, und nicht als B, oder C...., denn B, als verſchie-

1) ſ. dieſen Brief in *Schelhornii* Amoenit. literar. T. I. p. 310. 2) Vgl. die erwähnten Beiträge. S. 127 fg. A. Weyermann's Nachrichten von Gelehrten, Künſtlern ꝛc. aus Ulm (Ulm 1798). S. 349 fg.

Digitized by Google

den von A, wäre = Nicht-B. Wollte ich nun A denken als B, ſo würde ich gar nicht A denken, mithin mir widerſprechen. Dies gilt von jedem Denkobjecte, es ſei ein blos mögliches, oder ein erdichtetes, oder ein wirkliches Weſen; denn auch dieſes können wir uns nicht anders denken, als nach den Geſetzen unſers Geiſtes, z. B. eine Roſe als Roſe. Iſt dieſes aber richtig, ſo muß auch dieſem Geſetze unſers Geiſtes ein reales Sein entſprechen. Denn wäre die Roſe nicht eine Roſe, d. h. nicht dieſe Erſcheinung mit dieſen beſtimmten Eigenſchaften, ſo würde jenes Geſetz nicht richtig ſein. Nun mag die Roſe, als eine bloße Erſcheinung, immerhin zum Theil das Product unſerer Sinnlichkeit ſein, ſo kann doch das An-ſich-Sein derſelben nur als ſich ſelbſt gleich gedacht werden. Es iſt mithin ein ganz allgemeines Geſetz: Jedes Ding iſt ſich ſelbſt gleich. Dieſes iſt der metaphyſiſche Satz der Identität. Und dieſer iſt wieder der Grund des logiſchen Geſetzes der Identität. Denn wäre nicht jedes Ding ſich ſelbſt gleich, ſo würde der Menſch ſich ſelbſt in ſeinem Bewußtſein gar nicht als ein ſich ſelbſt gleiches Weſen zu erkennen vermögen, er würde ſich ſelbſt in ſeinem Denken nicht an dieſes Geſetz gebunden fühlen. (*Bachmann.*)

IDENTITÄTS-SYSTEM, oder richtiger Syſtem der abſoluten Identität, wird das Schelling'ſche genannt. Nach Schelling nämlich gibt es in der Philoſophie zwei verſchiedene Anſichten: die des bloßen Verſtandes, und den Standpunkt der Vernunft. Der Verſtand, als das Vermögen der Begriffe, unterſcheidet, trennt, und ſetzt einander entgegen, was urſprünglich verbunden und an ſich Eins iſt. Blos mit dem Verſtande aufgefaßt, zerfällt die Welt vor unſerm Geiſte in zwei große Gebiete, die bald Natur (Materie) und Geiſt, Objectives und Subjectives, Reales und Ideales, Sein und Wiſſen (Denken), bald, pſychologiſch angeſehen, Leib und Seele genannt werden. Beide Gebiete ſtehen für die bloße Reflexionsphiloſophie unvermittelt, und wie durch eine Kluft geſchieden neben einander; in jedem herrſchen eigenthümliche Geſetze. Es gibt daher von der Natur aus keinen ſtetigen Übergang zur Freiheit, ſo wenig als vom Geiſte aus zur Natur. Und wie dieſe beiden Welten, ſo ſtehen auch das Unendliche und Endliche getrennt von einander. Das Unendliche wird vorgeſtellt als das Jenſeit des Endlichen, außer und über ihm ſeiend, welches wir nicht mit dem Wiſſen, ſondern nur glaubend, oder in Ahnungen und Gefühlen zu erreichen vermögen. Iſt aber unſere Vernunft nur Eine, und ſtrebt ſie nach der höchſten Einheit, ſo kann ſie auch den Gedanken nicht von ſich weiſen, daß es nur Ein höchſtes Weſen, Ein Abſolutes geben könne, welches Alles befaſſend, auch die Vermittelung der beiden für unſern Verſtand getrennten Welten in ſich enthält. Der Gegenſatz beider Welten iſt nur ein relativer; an ſich, urſprünglich, und dem Weſen nach ſind beide Eins, und nur zwei verſchiedene Formen der Offenbarung des Einen Unendlichen. Das Unendliche oder Abſolute iſt nämlich die ewige, abſolute Identität der Natur und des Geiſtes, des Objectiven und Subjectiven, Realen und Idealen; ſodaß dieſe beiden, von Schelling auch die Pole des Abſoluten genannt, gar nicht zwei verſchiedene Weſen, ſondern nur zwei verſchiedene Formen oder Erſcheinungsweiſen deſſelben Abſoluten ſind. Die Natur iſt das ganze Abſolute, aber unter der Form der Ausdehnung, oder der Anſchauung, des Realen, der Geiſt daſſelbe Abſolute, aber unter der Form des Denkens, des Idealen. Die Natur iſt daher der objectivirte, bewußtlos wirkende ewige Geiſt ſelbſt, und der Geiſt die zum Bewußtſein ihrer ſelbſt erwachte, von ſich ſelbſt wiſſende Natur. Naturgeſetze ſind daher zugleich Geiſtesgeſetze, und umgekehrt. Dem zufolge ſind auch die Unterſchiede und Gegenſätze unter den Dingen keine weſentlichen, ſondern nur ſcheinbare und relative, denn an ſich ſind ſie alle verſchiedene Formen und Modificationen deſſelben Abſoluten. Das, wodurch ſich ein Ding, als dieſes beſtimmte, endliche von andern unterſcheidet, iſt ſeine unwahre Seite. Ebendeshalb vergeht es, und büßt im Tode gleichſam ſeine Schuld, durch den Abfall vom Abſoluten und das Beſtreben, etwas für ſich ſelbſt ſein zu wollen. Daher iſt das Weltgeſetz ein doppeltes: die ewige Ausgeburt und Einbildung der abſoluten Identität in die zeitlichen Dinge, und das ewige Beſtreben des Endlichen nach der Rückkehr und Vereinigung mit dem Abſoluten. Doch auch dieſes iſt nicht nach der ganzen Strenge des Begriffs zu nehmen. Denn da das Endliche dem Unendlichen nicht wirklich entgegengeſetzt, ſondern nur eine beſondere Form deſſelben iſt, ſo iſt es auch von dem Unendlichen nicht wirklich abgefallen, ſondern es ſcheint uns nur ſo von dem Standpunkte der Reflexion aus betrachtet. An ſich iſt das Unendliche als das Eine auch das All, und Alles in Allem, das einzige wahrhafte und wirkliche Weſen. Und darauf beruht die Möglichkeit des Wiſſens. Denn da der Menſch eine beſondere Form des Abſoluten ſelbſt iſt, ſo darf er nur, um das Abſolute zu erkennen, in ſich ſelbſt forſchen, und durch Ausſcheidung des Vergänglichen das Ewige in ſich feſthalten. Dies iſt aber ſeine Vernunft, in welcher ihm das Unendliche gegenwärtig iſt. Die Vernunft ſelbſt, als Quell der Wahrheit, iſt daher in Wahrheit nicht ſeine menſchliche, individuelle Vernunft, ſondern die abſolute Vernunft, das Abſolute ſelbſt, wie es das menſchliche Bewußtſein durchdringt. Der Menſch ſteht aber auch dem Leibe nach unter Naturgeſetzen, und vereinigt mithin beide Formen des Abſoluten, Geiſt und Natur, in ſich, und wird ſo der Mikrokosmus, ein Abbild des höchſten Weſens ſelbſt. (*Bachmann.*)

Ideographie, ſ. **Pasigraphie**.

IDEOLOGIE (Philoſ.) bezeichnet der Etymologie (von ἰδέα und λόγος) nach die Wiſſenſchaft der Ideen, die Ideenlehre. Da man nach dem von Platon eingeführten Sprachgebrauche unter den Ideen das höhere, überſinnliche, wahre Weſen der Dinge, im Gegenſatze ihrer in der Sinnenwelt in Zeit und Raum immer mehr oder weniger unvollkommenen Erſcheinung verſteht (oder nach der ſubjectiven Wendung der neuern Philoſophie die Vorſtellungen jenes wahren Weſens der Dinge), und da die Philoſophie es eben als ſelbſtändige, von fremder Autorität unabhängige Wiſſenſchaft mit Erforſchung der letz-

ten Gründe, Geſetze und Zwecke, oder des wahren Weſens der Dinge (oder, nach jener Wendung, der letzten Gründe ꝛc. unſerer Vorſtellungen davon) zu thun hat, ſo bilden die Ideen den Mittelpunkt der ganzen Philoſophie, die deshalb auch ſelbſt als Ideologie oder Ideenlehre bezeichnet werden kann. Da man ferner von jeher gewohnt war, das Ideale und Reale als das Überſinnliche und Sinnliche einander entgegenzuſetzen, und unter der Metaphyſik (ſ. d. Art.) die Lehre vom überſinnlichen Weſen der Dinge zu verſtehen, ſo wurde Ideologie mit Metaphyſik gleichbedeutend angenommen, was ſich auch daraus ergeben mußte, daß das Hauptobject der Metaphyſik der Grundideen des Weltganzen, der Freiheit und Selbſtändigkeit oder Unſterblichkeit der Seele, und der Gottheit ſind. In Frankreich war durch die ſogenannte Philoſophie der Encyklopädiſten die Metaphyſik in eine Art von Verruf gerathen (wie denn z. B. Voltaire [wie Fülleborn in ſeinen Beiträgen zur Geſchichte der Philoſophie berichtet] von dieſer Wiſſenſchaft meinte, ſie beſtehe aus zweierlei Erkenntniſſen, ſolchen, die Jeder von ſelbſt wüßte, und ſolchen, die Niemand wiſſen könnte), was den Anlaß zu dem Verſuche gab, die metaphyſiſchen Unterſuchungen unter dem Namen Ideologie wieder zu Ehren zu bringen; dahin gehört z. B. Deſtutt de Tracy's Werk: les élémens d'idéologie (Paris 1801) (in welchem übrigens, nach Krug's Angabe, die Metaphyſik nicht rein für ſich abgehandelt, ſondern mit Logik, Anthropologie und philoſophiſcher Grammatik vermiſcht iſt). Unter Napoleon's Herrſchaft war auch dieſe Ideologie nicht gut angeſchrieben (Napoleon meinte nach der Lectüre eines zwei Seiten (!!) ſtarken Auszugs aus Kant's Kritik der reinen Vernunft, ſie ſei pleine de bizarreries, sans suite, sans conséquence et sans but!!; vgl. Jean Paul's Freiheitsbüchlein. Abſchn. XI. S. 96), und da man einmal unter Metaphyſik oder Ideologie nichts anderes verſtand, als ein bloßes Spiel mit Begriffen oder Ideen, eine leere Träumerei oder Schwärmerei, die durch ihre überſchwänglichen (transſcendenten) Speculationen und unausführbaren Ideale dem wirklichen Leben Eintrag thun, ſo bekam das Wort Ideolog die Nebenbedeutung eines Träumers, Schwärmers, politiſchen Schwindelkopfs, auch wol gar die eines Demagogen oder Revolutionairs. Auch bei uns Teutſchen hat ſich etwas Ähnliches gezeigt, indem Prof. Leo in ſeiner Phyſiologie des Staats gegen alle Anwendung der Ideenlehre auf das Staatsleben auf das Entſchiedenſte ſtreitet, und in der Ideokratie, wie er es nennt, die Wurzel alles Verderbens unſerer Staaten ſucht und findet. Daß das Wort „Ideologie" für uns Teutſche überflüſſig iſt, bedarf keiner Unterſuchung. Vgl. übrigens d. Art. Idee. *(Scheidler.)*

IDEONNI TERRA, ἡ τοῦ Ἰδεόννου Γῆ, auch Donni (scil. Regnum) bei *Ovid.* Epist. ex P. IV, 7, 29, coll. v. 5, wenn die Lesart richtig und nicht Dauni zu leſen iſt. Ein Reich oder Land des Ideonnus kennt nur Strabon *) im vierten Buche ſeiner Geographie S. 204. edit. *Casaub.*, und was er davon berichtet reicht nicht hin, einen vollſtändigen Begriff in Rückſicht der Lage, Ausdehnung oder gar der innern Verfaſſung ſich zu bilden. In der angeführten Stelle iſt im Vorhergehenden vom Urſprunge des Padus oder Po in Oberitalien und des Iſara oder Iſère in Frankreich die Rede. Das Land zwiſchen den Quellen beider Flüſſe iſt gebirgig (es ſind die kottiſchen und grajiſchen Alpen); auf der einen Seite (auf der franzöſiſchen) wohnen am Iſère die Medulli; „auf der andern hingegen," fährt Strabon fort, „auf der nach Italien abhängenden, wohnen die Tauriner, ein liguſtiſches Volk, und andere Ligyer. Aus dieſen Ländern beſteht das Land des Ideonnus und des Cottius." Das iſt Alles, was Strabon darüber ſagt. Da indeſſen zugleich das Land des Cottius erwähnt wird, ſo dürfen wir über das Territorium des Ideonnus und ſeine Verhältniſſe zu den Römern nach einer hiſtoriſchen Analogie wol ebenſo denken, wie über jenes. Das Reich des Cottius nämlich iſt vielmehr bekannt. Ammianus Marcellinus erzählt (XV, 10), daß ein gewiſſer Cottius nach Cäſar's Ermordung ſich in die Alpen zurückgezogen habe, und ſpäter ſo glücklich geweſen ſei, vom Kaiſer Auguſtus, der ihn gewiſſermaßen anerkannte, ſich unabhängig in ſeinem kleinen Alpenreiche zu behaupten. Der Kaiſer fand es ſeinem Intereſſe angemeſſen, mit ihm ſogar auf freundſchaftlichem Fuße zu ſtehen; er verwendete ihn zum Nutzen der römiſchen Heerſtraßen über die Alpen, und hielt durch ihn die rohen Bergvölker der Alpen im Zaume. Kaiſer Nero erſt ſoll das Land unmittelbar mit dem römiſchen Reiche verbunden haben. Wie dieſer Cottius nun, ebenſo muß ſich wol auch der ſonſt unbekannte Ideonnus in den genannten Alpen, in der Nähe des Cottius, mit Bewilligung des erſten römiſchen Kaiſers ein kleines Reich gebildet haben. Die Lage deſſelben geht aus der Strabon'ſchen Stelle nicht ganz klar hervor, denn nach den angeführten Worten verſetzt der Geograph den Leſer über den Padus (μετὰ τὸν Πάδον) zu den Salaſſiern, gleich als ob er die genannten Reiche dies ſeit jenes Fluſſes beſchrieben habe, was doch nicht der Fall iſt. Mannert, in ſeinem Italien Th. I. S. 199, ſtellt die Vermuthung auf, Ideonnus habe viel ſüdlicher auf den Seealpen ſeine Beſitzungen gehabt. Dann würde freilich der Fortgang in der Strabon'ſchen Stelle in ſoweit beſſer, als dieſe letztern auf dem diesſeitigen Ufer des Po zu ſuchen ſind. Weil aber denn doch Strabon ausdrücklich die beiden Reiche des Cottius und des Ideonnus als zuſammenhängend ſich gedacht zu haben ſcheint, und jenes

*) Wenn die Lesart in der angeführten Stelle des Ovidius richtig iſt, dann hat auch dieſer Dichter darauf hingewieſen. Und wir möchten dies glauben, weil der in der Epiſtel angeredete Präfectus der pontiſchen Küſte Veſtalis, wie man aus v. 6 dieſer Epiſtel erſieht, aus einer Alpengegend Oberitaliens, nicht aber aus dem dauniſchen Apulien ſtammte. Zwar ſteht dieſer Anſicht noch das entgegen, daß wir durch die zuerſt von Clüwer eingeführte Lesart Donni nur erſt einen Anklang an Ideonnus, und dieſen noch nicht ſelbſt erhalten; indeſſen wir dürfen mit *Cellar.* Not. Orb. antiq. Libr. II. c. 9. p. 650 annehmen, daß I vor Donni ausgefallen, und e vor onni abſorbirt worden iſt. Das Erſtere konnte durch Abſchreiber, das Zweite durch den Dichter ſelbſt geſchehen.

nach der Strabon'ſchen Darſtellung unbezweifelt jenſeit des Po, auf den Cottiſchen Alpen, die davon den Namen haben, zu ſuchen iſt; weil ferner in der beſagten Stelle *μετὰ τὸν Πάδον* es noch heißt: *μετὰ δὲ τούτους καὶ τὸν Πάδον*; ſo können wir dem kleinen Reiche dieſen Platz nicht anweiſen; vielmehr würden wir mit Clüwer daſſelbe nördlicher, auf die grajiſchen Alpen, in die Gegenden des kleinen Bernhard bis zum großen St. Bernhard verlegen. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Ideonnus, ſ. den vorhergeh. Art.

IDERZA oder Idriafluß, ein Nebenfluß des Iſonzo, der ihm am linken Ufer zufließt. Er entſpringt im nordweſtlichen Theile des adelsberger Kreiſes des Königreichs Illyrien, fließt durch die Gemeinde Tſchekounig herab nach der Bergſtadt Oberidria, wo ſich ein Holzrechen befindet, und die von Oberlaibach herführende idrianer Seitenſtraße auf einer 18 Klafter langen Holzbrücke über ihn hinübergeführt iſt, ſetzt in der Stadt mehre Mühlen und ein Sägewerk in Bewegung, nimmt unterhalb des Städtchens den Nicovabach auf, und fließt in einem ſehr tiefen Bette reißenden Laufes nach Unteridria hinab, bewäſſert auf ſeinem weitern Laufe das Gebiet der Gemeinden Pluſna, Raura und andere, berührt Idria di Bazza, nimmt auf ſeinem langen Laufe eine Menge Wildbäche auf, und ſtürzt ſich bei St. Lucia von dem linkſeitigen ſchroffen Gebirge mit einer reißenden Schnelligkeit in den Iſonzo, dem er eine Menge Gerölle u. dergl. zuführt, und den er oft an Waſſerreichthum übertrifft. Er wird in ſeinem oberen Laufe zum Holztriften benutzt. Mit ihm iſt der Idriawaldbach, der ſich am rechten Ufer, 100 Klafter vor Iderſka, unterhalb der Ladrabrücke, in den Iſonzo ergießt, nicht zu verwechſeln. Dieſer entſpringt auf dem Berge Matajuri, nimmt während ſeines Laufes die Bergwäſſer Fontanits, Glinſca und Patocig auf, und iſt von einer hölzernen Brücke überbaut, auf welcher die von Fletſch herabkommende Commercialſtraße über ihn geführt iſt. Er iſt ſehr reißend und führt viel Gerölle herab. (*G. F. Schreiner*)

IDES, eine kleine Inſel an der Weſtküſte von Afrika, liegt in der Nähe des Caps Mirik, vor der Mündung des Fluſſes St. John, der ſich unter 19° 22′ nördl. Br. in den atlantiſchen Ocean ergießt. (*J. C. Schmidt.*)

Idesia *Scop.* (Ropourea *Aubl.*), ſ. Camax.

IDEUS, ein Sohn des Theſtius, bekannt als Theilnehmer an der Jagd des kalydoniſchen Ebers. Meleager, ſein Neffe, hatte die Haut des erlegten Thieres der Atalante geſchenkt, Ideus aber ſuchte ſie in Gemeinſchaft mit ſeinen Brüdern Lynkeus und Plexippus ihr wieder zu nehmen. Atalante wandte ſich mit der Bitte um Hilfe an Meleager, worauf dieſer, ohne die Verwandtſchaft zu berückſichtigen, ihre Gegner tödtete *). (*R.*)

IDEX. Zwiſchen Bononia, jetzt Bologna, und Claterna, jetzt Quaderna, in Oberitalien fließt jetzt das Flüßchen l'Idice in den Po von Süden nach Nordweſten. Im ganzen geographiſchen Alterthume kommt kein Fluß dieſes Namens (Idex) vor. Nur in der Tab. Peuting. findet ſich ein Fluß, auf den der jetzige l'Idice recht gut paſſen würde, wenn die Buchſtaben nicht dagegen wären; er heißt Isex. Die Vermuthung, welche unſers Wiſſens zuerſt Cellarius aufgeſtellt hat (ſ. Not. Orb. antiq. II, 9. p. 675), Idex für Isex in der Tab. Peuting. zu ſchreiben, liegt ſehr nahe, und wird durch die heutige Benennung des Fluſſes vollkommen beſtätigt. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IDIA *Meigen* (Insecta), Gattung der Dipteren, aus der Familie Atherisera, Tribus Muscidae, Untertribus Musciae (*Macquart*, Dipt. II. 235). Kennzeichen: Rüſſel etwas lang, Epiſtom vorſpringend, rüſſelförmig, Palpen erweitert, Fühler ziemlich kurz, die Mitte des Geſichts nicht erreichend; drittes Glied zwei Drittheile länger als das zweite; Griffel nur oben beſiedert. Erſte Hinterzelle meiſt am Ende des Flügels. Die Arten zerfallen nach dem letzten Kennzeichen in zwei Abtheilungen.

A) Die erſte Hinterzelle offen (Idia *Robineau Desvoidy*). 1) I. fasciata *Meigen.* 3¼ Linien lang; ſchwarzgrün, Thorax mit weißlichen Binden; Hinterleib mit zwei bis drei rothgelben Binden, die beim Männchen unterbrochen, bei dem Weibchen durch Flecken vertreten ſind, oder ganz fehlen; hintere Beine röthlich. Vaterland: Südfrankreich bis Paris.

2) I. metallica *Macquart* (l. c. 246). 2¼ Linien lang; Palpen rothgelb, Epiſtom wenig vorſpringend; Geſicht und Stirn ſchwärzlich metallgrün; Fühler ſchwarz; Thorax grün; Seiten gelb; die zwei erſten Hinterleibsringe gelb, mit ſchwarzem Hinterrande, der dritte ſchwarz, mit gelbem Fleck an jeder Seite, der vierte grün; Füße ſchwarz, Flügel etwas gelblich, Spitze bräunlich (Männchen). Aus Bengalen, und vielleicht nur Varietät von Idia discolor *Wiedemann* (Musca d. *Fabr.*).

B) Erſte Hinterzelle geſchloſſen und geſtielt (Gattung Rhinia *Robineau*). 3) I. testacea *Robineau.* 2¼ Linien lang, Fühler dunkel rothgelb, Thorax ſchwarzgrün, Seiten gelb, kurzhaarig; Hinterleib, Füße ziegelfarben. Isle de France. (*D. Thon.*)

IDIA *Lamouroux* (Zoophyta), Korallengattung aus der Familie der Sertularien, die Thiere unbekannt, die Zellen derſelben oval, etwas zurückgebogen, eng zweireihig geſtellt, und an den Äſten, welche abwechſelnd ſtehen und zuſammengedrückt ſind, eines pflanzenartigen Polypenſtammes angeheftet. Die einzige Art, Idia pristis *Lamouroux*, flex. pl. 5. fig. A. B. C. D. E. *id.* ibid. p. 200. n. 338, erklärt Blainville (Dict. des Sc. Natur. LX, 447) für eine einfache Sertularia, und die Zeichnung derſelben am angeführten Orte für misglückt. Die Heimath iſt Auſtralien. (*D. Thon.*)

IDICARA. Eine von den unbekanntern Städten Babyloniens, welche Ptolemäus an dem Euphrates aufzählt. Nach Mannert würde ihr Name auf das heutige Diakira deuten; Andere, welche mehr an die Grenze von Arabia deserta die Ptolemäiſche Stadt verſetzen zu müſſen glauben, denken an das heutige Hit, Het, Haita am Euphrat im Paſchalik Bagdad. Vgl. Möller im vergleichenden W. B. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Idicium *Neck.*, ſ. Perdicium.

IDICRA. Eine durch das Itiner. Anton. bekannte

*) *Hygin.* fab. 173 et 174.

Stadt in Numidien in Afrika, wornach ſie 25,000 Schritte weſtlich von Mileum, 25,000 Schritte öſtlich von Cuicult, 50,000 Schritte weſtlich von Cirta, und 50,000 Schritte öſtlich von Sitifi lag. In der Tabula Peuting. iſt der Name, wol nur aus Verſehen, ausgefallen, denn an der Stelle, wo er ſtehen ſollte, iſt eine Lücke. Im Mittelalter iſt Idicra ein Biſchofsſitz geweſen, denn in der Notitia Numidiae kommt ein Palladius Idicrensis vor. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IDIMUM, eine Stadt in Moesia superior, iſt blos aus den Itinerarien bekannt. Sie lag am Margus (Morawa), 16 röm. Meilen nördlich von Horreum Margi, welches unſtreitig das heutige Kiupri an der Morawa in Servien iſt. Idimum iſt daher wahrſcheinlich das heutige Deribagherdan. Itin. Hieros. p. 565. Itiner. Anton. p. 134. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

Idioelektrisch, ſ. unt. Elektricität.

Idiographum, ſ. Autographum.

Idiom, Idioma, Spracheigenthümlichkeit, ſ. unter Sprache.

Idiomata (Dogm.), ſ. Communicatio idiomatum.

Idiopathie, ſ. d. folg. Art.

IDIOPATHISCH (von ἴδιος, eigenthümlich, ſelbſtändig, und πάθος, Krankheit) wird nach einer, von den urſächlichen Momenten entlehnten Eintheilung der Krankheiten, im Gegenſatz von ſympathiſch gebraucht. Auch das Subſtantivum Idiopathie iſt im Gebrauche. Man nennt nämlich den krankhaften Zuſtand eines Organs oder Apparats einen idiopathiſchen, wenn er ſich in dem Theile ausgebildet hat, ohne daß der vorgängige krankhafte Zuſtand irgend eines andern Theils im Organismus ſich als Urſache deſſelben nachweiſen läßt; ſympathiſch nennt man dagegen einen krankhaften Zuſtand, der als veranlaſſende Urſache ſeines Entſtehens die ſchon beſtehende krankhafte Affection eines Theils des Organismus anerkennt. Morbus idiopathicus iſt daher mit morbus primitivus, essentialis ſynonym; morbus sympathicus mit morbus secundarius, consensualis, consecutivus, symptomaticus. Eine ſympathiſche Affection iſt häufig nur ein nach phyſiologiſchen Geſetzen durch ein idiopathiſches Leiden hervorgerufenes Symptom, das aber dem Patienten vielleicht beſchwerlicher iſt, als die urſprüngliche Krankheit. Jedenfalls iſt es für den Arzt ſtets von der höchſten Wichtigkeit, das primäre idiopathiſche Leiden immer als ſolches zu erkennen, und von der ſympathiſchen Krankheit (eigentlich dem einzelnen Krankheitsſymptom) genau zu unterſcheiden. Im Allgemeinen nämlich muß die Behandlung gegen das idiopathiſche Leiden gerichtet werden, weil mit deſſen Beſeitigung auch die ſympathiſchen Erſcheinungen verſchwinden. Doch muß der Arzt vielfältig von dieſer Regel abweichen, und oftmals, ehe er gegen das Grundübel zu wirken ſucht, durch eine ſogenannte ſymptomatiſche Behandlung einzelne ſympathiſche Erſcheinungen zu beſeitigen ſtreben, bald wegen der Heftigkeit des ſecundären Symptoms, bald wegen der Wichtigkeit des ſecundär ergriffenen Theiles. Die idiopathiſche Krankheit verſchwindet in manchen Fällen, wenn ſich anderwärts eine ſympathiſche bildet; oder beide beſtehen neben einander im Organismus. (*Fr. Wilh. Theile.*)

Idiopoiesis (ἰδιοποίησις), ſ. unt. Communicatio idiomatum.

IDIOPTERA *Macquart* (Insecta), Zweiflüglergattung aus der Familie der Tipulariae, und zwar der Abtheilung Tipulariae terricolae (*Macquart*, Dipt. I. p. 94). Kennzeichen: Der Rüſſel ſehr kurz, die Palpenglieder von gleicher Länge, die Fühler fadenförmig, lang, dreizehngliederig, mit ſehr kurzen, nicht ſternförmig ſtehenden Haaren beſetzt. Das erſte Glied kurz, cylindriſch, das zweite becherförmig, die acht folgenden länglich, die ſechs letzten ſchmächtiger, die Flügel aufliegend, ſchmal, eine einzige Randzelle, die an der Wurzel geöffnet iſt, fünf hintere Zellen, die innere Baſilarzelle durch eine Querader getheilt. Nur eine Art, I. maculata, von v. Winthem unter dem Namen Limnobia pulchella geſendet. Drei Linien lang, Palpen und Fühler ſchwärzlich, Kopf und Thorax bräunlichgrau, der letztere mit einer braunen Binde, der hintere Rand, das Schildchen und der Metathorax roſtfarben, der Hinterleib ziegelroth, die Ränder der hintern Ringe ſchwarz, die Füße braun, die Hüften und die Wurzel der Schenkel gelb, die Flügel mit braunen Flecken am Ende der Adern und auf den Queradern. Nur das Männchen, aus der Gegend von Hamburg. (*D. Thon.*)

Idiorrhytmoi, eine Art Anachoreten, ſ. unt. Einsiedler.

IDIOSYNKRASIE (von ἴδιος, eigen, σύν, mit, und κρᾶσις, Miſchung, Temperament), nennt man den Zuſtand, welcher beſondere Antipathien, oder beſondere Begierden hervorbringt. Antipathie iſt aber Abſcheu gegen gewiſſe Gegenſtände in Krankheiten. So können z. B. Wahnſinnige oft keine Prediger, manche Menſchen keine Spinnen, von der Tarantel Gebiſſene gewiſſe Töne, Epileptiſche die rothe Farbe nicht leiden. Andere können gewiſſe Sachen nicht anfaſſen. Oft macht der Name ſolcher Dinge ſchon heftige Zufälle. Tiſſot erzählt von ein Paar Frauenzimmern, die Erdbeeren eſſen konnten, wenn ſie geſund waren, aber davon heftige Zufälle bekamen, wenn ſie an Nervenkrankheit litten. Reil nennt auch gewiſſe individuelle Beſtimmungen Idioſynkraſien, die eine Krankheit hervorbringen, welche ſonſt bei einem Menſchen der Art nicht zu entſtehen pflegt, wie z. B. Skrofeln bei Erwachſenen, Gicht bei Kindern ꝛc. Man unterſcheidet Idioſynkraſien der percipirenden Senſibilität, und folglich der Sinne, vermittels welcher die Perception geſchieht, und Idioſynkraſien der latenten Senſibilität, je nachdem ſie ſich urſprünglich in der percipirenden oder in der latenten Senſibilität offenbaren. Indeſſen die Phänomene der percipirenden Senſibilität reagiren faſt immer auf die latente und umgekehrt dieſe letztere auf die percipirende. Der Geruch der Roſen bringt z. B. bei manchen Individuen auf der Stelle Schwindel und Übelkeiten hervor, welche letztere anzeigen, daß die latente Senſibilität des Magens afficirt worden ſei. Hingegen die urticaria, welche ſich bei gewiſſen Perſonen zeigt, ſobald ſie Krebſe gegeſſen haben, zeigt eine Idioſynkraſie der latenten Sen-

Digitized by Google

ſibilität an, deren Wirkungen durch das Jucken und das Fieber, welche dieſen Ausſchlag begleiten, ſich auf die percipirende Senſibilität ausbreiten. Auch unterſcheidet man angeborene (*Ballonius*, Obs. I. p. 28) und erworbene Idioſynkraſien. Die durch Ideenaſſociation erworbenen Idioſynkraſien ſind bisweilen durch paſſende Mittel entfernt worden. Doch muß man ſich in Betreff aller Idioſynkraſien hüten, Zwangsmittel anzuwenden, oder bei der Anwendung von Mitteln zu beharren, gegen welche die Individuen einen beſondern Abſcheu haben. Bisweilen verſchwinden die Idioſynkraſien mit der Krankheit, von welcher ſie abhängig ſind, doch in andern Fällen dauern ſie nach der Geneſung fort. So zeigen in acuten Krankheiten die Kranken häufig einen unüberwindlichen Abſcheu gegen Wein oder dieſes oder jenes Getränk, welcher bisweilen mit der Krankheit verſchwindet, bisweilen aber auch nach der Krankheit fortdauert. Kein Zuſtand liefert zahlreichere Beiſpiele von erworbenen Idioſynkraſien, als der ſchwangere, zu welchen vorzüglich die **pica**, Begierde zu Dingen, die gar keine Nahrungsmittel ſind, und die **malacia**, Begierde zu ungewöhnlichen Nahrungsmitteln, oder Nahrungsmitteln von ſchlechter Beſchaffenheit gehören. Viele Beiſpiele von Idioſynkraſien hat der Doctor Wagner im J. 1811 in Hufeland's Journal der praktiſchen Heilkunde mitgetheilt. (***W. L. Brehme.***)

Idiothalami, ſ. **Lichenes.**

Idiotikon, Idiotismus, ſ. unt. **Sprache.**

Idis (Ides), eine Art Glasperlen, ſ. **Glasperlen.**

IDISTAVISUS CAMPUS wird von Tacitus (A. II, 16) das Blachfeld auf dem rechten Ufer der Weſer genannt, in welchem des Druſus Sohn, Cäſar Germanikus, im J. 16 n. Chr. Geb. durch eine mörderiſche Schlacht die Niederlage des Varus an den Cheruskern rächte. Über die Lage deſſelben ſind die Ausleger des Tacitus ebenſo verſchiedener Meinung, als über die Form und Bedeutung ſeines Namens; die Erforſchung von Beiden bedarf daher noch einer genauern Kritik der Berichte des Tacitus von des Germanikus Feldzügen. Einzig darauf bedacht, die Niederlage des Varus an denjenigen Völkern zu rächen, welche daran den vorzüglichſten Antheil hatten, überfiel dieſer nach des Kaiſers Auguſtus Tode im J. Chr. 14 plötzlich die Marſer an der Lippe (A. I, 50), und im J. 15 ebenſo unvermuthet die Chatten an der Eder (A. I. 55 sq.), während Stertinius (A. I, 60) das Land der Brukteren zwiſchen der Lippe und Ems verheerte. Der dritte Feldzug im J. 16 ſollte den Cheruskern gelten, welche zu beiden Seiten der Weſer zwiſchen den ſüdlichern Chatten (A. I, 56) und nördlichern Angrivariern (A. II, 19) wohnten (ſ. **Cherusker**). Um ſie deſto unvorbereiteter zu überfallen, wählte Germanikus den Weg zur See, und ſchiffte ſeine ganze Heeresmacht von acht Legionen, gegen 80,000 Mann, auf mehr als 1000 Schiffen ein, aber ſtatt die Weſer hinaufzufahren, landete er, nicht ſowol aus Unkunde des Weſerſtromes, über welchen ſchon Druſus und Tiberius gezogen waren, als weil er den befreundeten Chauken und Angrivariern, deren Gebiete der untere Theil der Weſer durchſloß, nicht recht traute, in der Mündung der Ems (A. II, 8), und zwar an deren linken Seite im Gebiete der Frieſen, ſodaß er viele Zeit mit Brückenbauen verlor, um das Heer über den Fluß und die Sümpfe des Flußwaſſers zu ſetzen. Von den vielen Widerwärtigkeiten, welche des Tacitus Tadel dieſer Maßregel andeutet, leſen wir zwar nur wenig, weil ſich (A. II, 8 extr.) zwiſchen den Worten **hausti sunt** und **metanti castra** eine große Lücke befindet; aber daß der Zug von der Mündung der Ems bis zur Mitte der Weſer nicht ſo raſch geſchah, wie der Rückzug (A. II, 23), beweiſt der Umſtand, daß ihm bei ſeiner Ankunft an der Weſer die Cherusker mit allen ihren Verbündeten ſchlagfertig gegenüber ſtanden (A. II, 12). Sie hatten die Höhen hinter einer Ebene am rechten Weſerufer beſetzt, welche eben Tacitus **Idistavisus campus** nennt, deren Lage die Ausleger ſo verſchieden beſtimmt haben, daß ſie Lipſius in der Gegend von Vegeſack bei Bremen, Luden nicht weit oberhalb der Allermündung bei Verden, Mannert in der Gegend von Preußiſch-Minden, Cluver zwiſchen Preußiſch-Minden und Oldendorf, Strombeck aber gar in der Ebene zwiſchen Holzminden und Fürſtenberg, am Fuße des Sollings ſuchte. Wilhelm ſagt in ſeinem Germanien S. 164: „Nur ein einziger Ort an dem ganzen Oſtufer der Weſer ſtimmt genau mit der von Tacitus ſo ſorgfältig beſchriebenen Localität des Schlachtfeldes überein; es iſt die Ebene zwiſchen Hausbergen, Wittekenhauſen, Vennebeck und Holtrup, wo die Weſer ſich faſt in einer Bogenlinie herumkrümmt." Wenn er aber hinzuſetzt: „Zwei Meilen, alſo bis ungefähr in die Nähe von Oldendorf, verfolgten die Römer ſtromaufwärts die fliehenden Teutſchen, von denen ſich nur ein Theil vom linken Ufer der Weſer durch Schwimmen über den Strom zu retten ſuchte;" ſo weiſt er zwar mit dieſer letzten Bemerkung den Grund zurück, durch welchen ſich Mannert beſtimmen ließ, die Schlacht in jene Weſerkrümmung etwas ſüdlich von der Stadt Minden zu verlegen, bedenkt aber nicht, daß die Localität dieſer Gegend jene Verfolgung von der ſogenannten **Porta Westphalica** her, wo ſich die Weſer vermittels eines gewaltſamen Durchbruchs durch die quer über ſie hinziehende Bergkette einen Weg in die unüberſehbaren Nordebenen gebahnt hat, gar nicht erlaubt. Überdies deuten des Tacitus Worte nicht ſowol auf eine Krümmung, als auf einen Schlangenlauf der Weſer, wie er ſich in der Ebene von Oldendorf bis Rinteln findet, denn die von Forſten und Bergwäldern ganz umſchloſſene Ebene hatte ungleiche Breite, je nachdem des Fluſſes Lauf ſich zurückbog, oder das hintere Waldgebirge ſich vordrängte (A. II, 16), und bot in einer Strecke von zehn römiſchen oder zwei geographiſchen Meilen (A. II, 18) Raum genug zu einer Hauptſchlacht dar, in welcher gegen 80,000 Römer bei freier Bewegung der Reiterei und des groben Geſchützes (A. II, 20) mit einem unermeßlichen Heerhauſen unter des Arminius und Inguiomer's Anführung (A. II, 12) kämpften. Dazu iſt in der Ebene zwiſchen Minden und Vlotho, welche Mannert im Allgemeinen und Wilhelm ſpeciell beſtimmt, kein Raum, und Wilhelm würde nicht auf jene Beſtimmung verfallen ſein, wenn ihm nicht ein Rückzug des Germa-

Digitized by Google

nikus gedünkt hätte, was auf der Oſtſeite der überſchrittenen Weſer für ihn, auch in nördlicher Richtung, ein Vorſchreiten gegen die ſich von Neuem bei dem Steinhuderſee ſetzenden Feinde war. Die Teutſchen, welche die Höhen hinter der Ebene beſetzt hielten, waren fern genug, daß Germanikus ſelbſt im Angeſichte der gerüſteten Feinde Brücken konnte ſchlagen laſſen, um ſein Heer überzuſetzen (A. II, 11), obwol der reißende Strom auch einige ſeichte Stellen zum Durchreiten darbot, und noch keine ſolche Breite hatte, daß nicht zwei an ihrem Ufer Stehende ſich hätten mit einander unterreden können (A. II, 9). Richtiger verlegt daher Reichard in ſeinem Germanien die erſte Schlacht in die Gegend von Kohlenſtädt zwiſchen der Weſer und dem Bückeberge, oder beſſer der Schauenburg, welche nach Büſching's unwahrſcheinlicher Vermuthung der erſte ſchauenburgiſche Graf Adolf von Santersleben gegen die Mitte des 11. Jahrh. aus dem Verfalle einer ſchon von Druſus erbauten Feſte wiederherſtellte. Nur hätte Reichard nicht zugleich durch eine falſche Namenvergleichung von Ebeſen, Heveſen und anderen auf eſen ausgehenden Dörfern mit Idistavisus oder Idistaviso, wie er irrig ſchreibt, ſich verleiten laſſen ſollen, das Schlachtfeld in die Ebene zwiſchen der Weſer, Bückeburg, Stadthagen und Wiedenſahl zu verlegen, da die Endungen ſen, eſen oder eſſen in dieſen Gegenden meiſt aus dem ſächſiſchen hauſen verkürzt ſind, ſowie die Endung trup oder trop auf dem anderſeitigen Weſerufer, worin er ſtatt des hochteutſchen Dorfes römiſche tropaea ſucht, ein Zuſammenſein mehrer Häuſer in einem Trupp oder einer Traube bezeichnet. Beſſer hat ihn der Harrelberg bei Bückeburg auf deſſen Namensähnlichkeit mit Herculis silva geführt, wohin Arminius alle ſeine Streitkräfte zuſammengezogen hatte (A. II, 12), wenngleich nach Wilhelm jeder heilige Hain, wie der Härkling bei Helmſtedt Heark genannt wurde. Mannert's Erläuterung des Namens Idistavisus in oberteutſcher Mundart it ist a Wies ſtatt des niederteutſchen it is de Wisch, iſt ebenſo unſtatthaft, als die läppiſche Ableitung vom niederteutſchen sta wisse (ſteh feſt), und kann durch die abgeſetzten Worte der vom Archivrath Perz verglichenen Handſchrift zu Florenz, die einſt im Kloſter Corvey dem Untergange entzogen ward, und die einzige Quelle jener Nachrichten des Tacitus iſt, cui id i sta viso nomen, keine Beſtätigung erhalten. Gegen Strombeck's Überſetzung Deiſterwieſe ſpricht zwar nicht der Umſtand, daß der Deiſter weiter zurückliegt, und den ſüdweſtlichen Bergkranz um die Gegend von Hanover bildet, weil man annehmen darf, daß, ehe noch durch die wachſende Bevölkerung von Teutſchland viele Wälder ausgerodet wurden, wovon der alte Sitz der Grafen von Schauenburg, Rodenberg bei Nenndorf, zeugt, die Forſten mehrer Gebirge, deren Waldungen jetzt durch urbar gemachte Felder und Thäler unterbrochen werden, mit einander zuſammenhingen, und darum einen gemeinſchaftlichen Namen führten, der nach der Scheidung jener Forſten nur auf einen einzelnen Theil übertragen wurde. So hing ja auch nach Reichard's richtiger Bemerkung der Bückeberg nebſt allen ſeinen Vorhöhen durch einen Gebirgszug mit dem Süntel oder Suntel zuſammen, deſſen Name nicht ſowol, wie de la Motte-Fouqué glaubte, ein Sühnthal, was ſeiner Höhe widerſpricht, als den Suntheil oder Gerichtstheil bezeichnet, wie im Mittelalter auch der Suntag als Gerichtstag vom Sonntage verſchieden war. Allein die Erklärung des Idistavisus campus durch Deiſterwieſe läßt das I verloren gehen, worauf bei der Überſetzung durch ſchönſte Wieſe nach Grimm's Meinung, welcher Idista als einen Superlativ von Ida (ſchöne Jungfrau) betrachtet, indem er, um das Wort eitel zu erklären, eine Wurzel eidan oder idan (glänzen) annimmt, grade der Hauptaccent ruht. Wäre dieſes nicht der Fall, ſo könnte man auch den Deiſter urſprünglich Idisto benannt glauben, im Gegenſatze des Bergrückens Ith, welcher im Amte Lauenſtein ehemals die Diöceſen der Biſthümer Minden und Hildesheim ſchied, und daher vielleicht die Oſtgrenze der Cherusker auf dem rechten Weſerufer nebſt der Leine von Hallermund an beſtimmte; doch ward dieſer Name vor Alters Igath geſchrieben. Die Höhen des Ith ſowol als des Deiſters gewähren ſchöne Ausſichten in die Ferne; aber die ſchönſten Ausſichten in die Weſergegend ſind doch, außer der bei der Porta Westphalica, auf der davon benannten Schauenburg oder der noch höher liegenden Pagenburg oder Paſchenburg, von den daſelbſt angezündeten Paſch- oder Oſterfeuern benannt, und auf der Ludenerklippe, ſüdlich von Harrel bei Eilſen. Wenn Reichard das nahe dabei liegende Dorf Herſen mit dem Namen Idistavisus vergleicht, ſo hält er grade an der Endſylbe feſt, welche der teutſchen Adjectivendung iſch entſpricht. Das idiſtaviſche Feld iſt nämlich nichts anderes als ein eidſtabiſches Feld, welche Benennung noch Notker kennt, der auch ein Gericht, wo nach Grimm's Erklärung der Eid geſtabt wurde, eidstap nennt. Idis iſt die lateiniſche Schreibung des Genitivs von eid, bei Ulfila ſchon aitlis genannt, und stava oder staua von staujan oder stojan (richten), iſt nicht nur bei Ulfila Benennung des Gerichtes, ſondern hat ſich auch noch im Staab erhalten, ſowie im Namen Guſtav für Gográf oder Gaurichter. Das idiſtaviſche Feld, welches Arminius ſelbſt, nach Tacitus (A. II, 12), zur Schlacht auserkor, war daher der heilige Platz, wo die verbündeten Völker oder Eidgenoſſen den Schwur der Treue ſchworen; und demnach mag das adelige Vorwerk zum Stau in der fiſchbecker Voigtei noch deſſen einſtige Lage bezeichnen, da man nur die Weſergegenden bereiſt zu haben braucht, um in der ſchauenburgiſchen Ebene Alles vereinigt zu finden, was Tacitus vom Idistavisus campus meldet. In dieſer Gegend ſchlug ſich auch Wittekind mit Karl dem Großen, und im dreißigjährigen Kriege 1633 am 28. Jun. trugen hier die ſchwediſchen, braunſchweigiſchen und heſſiſchen Truppen einen Sieg über die Kaiſerlichen davon. Das ganze Land umher war ein großes Heiligthum der alten Teutſchen, gleich den Eggeſterſteinen bei Detmold und dem Platze in der Nähe des Bullerborns im Paderbornſchen, wo vielleicht auf derſelben Stelle, an welcher Varus ſein friedliches Lager aufgeſchlagen hatte, die Irmen- oder Freiheitsſäule errichtet ward. Da-

Digitized by Google

für zeugt der alte Opferaltar auf des Süntels höchſter Spitze, Hohenſtein genannt, von welchem die Bewohner der Umgegend unter dem Namen Drubenſtein oder Singrünaltar, welches man für eine Verdrehung aus Singrunenaltar erklärt, allerlei Sagen zu erzählen wiſſen. Auf einer Säule von 20 Fuß im Durchmeſſer ſtehend, ſoll er nach Wilhelm noch genau die Blutrinne in der Altarplatte zeigen, wie ſie Dorow in den Eggeſterſteinen fand. Mögen auch der benachbarte Oſterberg und Helagrund ebenſo wenig bedeutungsvolle Namen ſein, um daraus ein uraltes Heiligthum dieſer Gegend zu erweiſen, wie viele andere, welche man aufzählt: der Deiſter ſelbſt, im Mittelalter Dieſter genannt, mag er nun oou ſeinem Düſter den Namen führen oder Thüſter geheißen haben, gleich dem Berge bei Thüeſte, alt Tuiguste, im Lauenſteiniſchen, ſcheint ein Heiligthum des Thuiſto geweſen zu ſein, nach welchem der Dinstag Thuesday oder Dyssendag, und ſelbſt des Arminius Gattin Thusnelda (Thuſſenhilda) genannt iſt. Daß auch der Name des Feldes Idistavisus ſehr bezeichnend war, dafür zeugt nicht nur der Umſtand, daß ihn die Römer in ihre Annalen des Rachekrieges wegen der Varus-Schlacht aufzunehmen würdigten, ſondern auch, daß Arminius ſelbſt (A. II, 12) daſſelbe zur Schlacht auserkor. Auch muß das Feld in der oben bezeichneten Gegend gelegen haben, wenn der Hagen, der ſich von Südhagen unweit Bodenengern bis Hagenburg am Steinhuderſee nordwärts zieht, einſt die Grenze der Angrivarier und Cherusken beſtimmte (A. II, 19); denn Germanikus hatte die Angrivarier ſchon im Rücken, ehe er jenes Feld betrat (A. II, 8 extr.), und die Waldungen und Forſte, in welche muthig einzudringen Germanikus ſeine Krieger ermunterte (A. II, 14), können nirgends anders als ſüdwärts von der porta Westphalica oberhalb Preußiſch-Minden geſucht werden. Wenn heutige Ortsnamen noch von den Wohnſitzen der alten Völker zeugen, ſo wohnten die Angrivarier von Bodenengern am Hagen, den einſt die Grafen von Rode, denen die Stadt Hanover ihren erſten Urſprung verdankt, vom Bisthume Minden als Lehen erhielten, und von Engern gegen Rinteln über weſtwärts bis zur Stadt Enger und Engern an der Elſe, wo eine Reihe von Dörfern, deren Namen auf hagen endigt, ihre Südgrenze gegen die Cherusker bezeichnet. Auf dem rechten Weſerufer zieht ſich die Umhägung, welche das niederteutſche Gebiet der Angrivarier und Chauken von den Cherusken in Mittelteutſchland ſchied, und nach den Eroberungen der Sachſen, an welche jene ſich anſchloſſen, bis zum Urſprunge der Weſer vorgerückt ward, vom Steinhuderſee noch bis an die Aller bei Celle, nördlich unter Hanover hin; aber da bildete ſie die Südgrenze der größern Chauken, welche nach des Tacitus Germania c. 35 sq. die ganze Strecke von der Meeresküſte bis nahe zu den Chatten hin, von dieſen nur durch die Cherusken geſchieden, bevölkerten. Die Steinhuderſee, in deren Nähe Germanikus ein zweites Treffen lieferte, deſſen ungünſtiger Ausgang ihn trotz ſeines Siegesdenkmals zum ſchleunigen Rückzuge bewog (A. II, 20 sq.), ſcheint zugleich der öſtlichſte und nördlichſte Grenzpunkt des ſchmalen Angrivarierlandes geweſen zu ſein, wenn anders die Dörfer Münchshagen, Roſenhagen, Wulfhagen ihre Nordgrenze bis Petershagen an der Weſer bezeichnen. Die Weſer bildete nirgends eine Grenze, als etwa die Grenze der Chatten von der Mündung der Fulda bis zur Mündung der Diemel; und ſowie die Weſer noch jetzt ihren mittelteutſchen Namen, welchem das niederteutſche Werre für Wetter entſpricht, erſt bei Münden erhält, ſo trat ſie dieſen Namen noch zu Karl's des Großen Zeiten und ſpäter an die Werre ab, welche bei Rehme unterhalb Blotho ſo in die Weſer einfließt, daß dieſe nur eine Fortſetzung derſelben, wenngleich mit beträchtlicher Breite, ſcheint. Hiernach läßt es ſich begreifen, warum Tacitus die Weſer ſo wenig beachtet, daß er die Cherusken mit ihren Verbündeten (A. II, 22) zwiſchen dem Rheine und der Elbe wohnen läßt, und zwar der Elbe, über welche man die geſchlagenen Cherusken ſich zurückziehend wähnte (A. II, 19), näher noch als dem Rheine (A. II, 14 extr.). Da die Fuſe ſchon das Gebiet der Foſer im Hildesheimiſchen beſtimmt, und die Cherusken ſich durch ihre Bewaffnung mit langen Spießen (A. II, 14), von deren alter Benennung kêr oder ger (gaesum) man ſie Kerische (Gaesati) benannt glaubt, nicht ſowol als Berg- und Waldbewohner verrathen, als an Kämpfe in Mooren und Brüchen gewöhnt (A. II, 64. 68), ſo darf man der Cherusken Land im Oſten nicht weit über die Leine ausdehnen, und ebenſo ward im Weſten ihr Land von den Dulgibinen, d. h. Dulgaewin, Thalgauern oder Niedergauern (von Dölle für Niederung benannt), und den Chaſſuariern (Germ. 34) beengt. Wenn Hörter, vormals Huxaria genannt, den Sitz der Chaſſuarier bezeichnet, wo nach Ptolemäus die tropaea Drusi lagen; ſo mag des Ptolemäus Tulisurgium (vielleicht ſtatt Tul-visurgium) in der Gegend von Pyrmont, den Sitz der Dulgibinen verrathen, oder derjenigen Cherusken, in deren Gebiete nach Strabon (VII, 1. 4) Varus fiel. Viele Dörfer im Lippiſchen und Paderborniſchen ſind vom Thale benannt, wie Dalheim, Delbrück, Thüle und Thal an der Emmer, und Lupta, nach deſſen längſtem Tage von 16 St. 45 Min. Ptolemäus deſſen weſtliche Abweichung von Alexandria zu weit öſtlich beſtimmt, mag nicht ſowol, wie Erasmus glaubte, Luppia oder Lippſpring ſein, als Lügde in dem ungemein ſchönen und angenehmen Thale an der großen Emmer, unweit der noch jetzt ſogenannten Arminiusburg, bei welcher die Grenzen der Grafſchaften Pyrmont und Lippe und des paderborniſchen Gebietes zuſammenſtoßen. Wenn Germanikus von der Emsmündung, wie des Tacitus Worte (A. II, 8) genugſam andeuten, und die von Ptolemäus beſtimmten Örter an der Ems es wahrſcheinlich machen, am rechten Emsufer hinauf nach dieſer Gegend zuzog, welche die Römer ſchon längſt auf ihren Märſchen der Lippe entlang kennen gelernt hatten, ſo mußte er in die Gegend zwiſchen Rinteln und Hameln kommen, wo freilich die Weſer noch nicht denſelben Lauf, wie heutiges Tages nahm, da ſelbſt gute Karten noch den alten Weſerlauf von Hameln bis Blotho hinter Rinteln weg andeuten, jedoch eben ſolche Krüm-

mungen gehabt zu haben ſcheint, welche ſie noch heutiges Tages in der ſchauenburgiſchen Ebene bildet, die ebendadurch als des Tacitus Idistavi[illegible] campus ſich ausweiſt. (*Grotefend.*)

IDKA, Arany-, goldenes Idka, ein hoch im Gebirge zwiſchen großen Waldungen am raſchen Idabache, der oberhalb des Ortes entſpringt, 2¼ teutſche Meilen weſtwärts von Kaſchau liegendes, der königl. ungriſchen Kammer gehöriges Bergdorf im kaſchauer Gerichtsſtuhle (Processus) der abaujvárer Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungerns, mit einem bedeutenden Bergbaue, einer eigenen katholiſchen zum ſzepſcer Vicearchidiakonatsdiſtricte der kaſchauer Diöceſe gehörigen Pfarre, einer allen Heiligen geweihten katholiſchen Kirche, Schule, 96 Häuſern und 760 teutſchen und ſlawiſchen Einw. Der hier auf Gold und Silber betriebene Bergbau iſt ſehr alt, wurde aber ſpäter wegen Landesunruhen gänzlich verlaſſen, und erſt in der allerneueſten Zeit wieder aufgenommen. Vom 1. Jul. 1807 bis letzten Oct. 1815 wurden überhaupt an aller Art von Erzen 16,548 Centner gewonnen; darunter waren: 16 Mark 10 Loth 2 Gr. und 1¾ Dr. Feingold, 2757 Mark 7 Loth 3 Gr. ¼ Dr. Feinſilber, 24 Ctr. 51 Pf. Garkupfer, 29 Ctr. 65 Pf. Antimonium *). Es befinden ſich hier ein großes Poch- und Schlämmwerk, die Berg- oder Grubenverwaltung, das Waldamt ꝛc. In dem arany-idkaer Erzgebirge findet man auch Kupfergrün, Kalkſpath, Eiſenerz, Thonſchiefer ꝛc. (*G. F. Schreiner.*)

IDMON (*Ἴδμων*), 1) ein geachteter Seher aus Argos [1]), dem heroiſchen Zeitalter der Griechen angehörig, war, wie Pherekydes erzählt [2]), ein Sohn Apollon's und der Aſteria, einer Tochter der Koronos; nach einer andern Angabe galt er als ein Sohn des Abas [3]). Theſtor, der Vater des Kalchas, ſoll ſein Sohn geweſen ſein, welchen er mit der Laothoe erzeugt habe, während freilich auch wiederum behauptet wird, Theſtor ſei von den Alten wegen ſeiner Einſicht Idmon genannt worden [4]). Bei Hygin wird die Nymphe Kyrene als ſeine Mutter bezeichnet. In der Überlieferung von ihm erhielt ſich hauptſächlich nur ſeine Theilnahme an der Argonautenfahrt; ſie wird ihm um ſo höher angerechnet, weil er ſich dazu entſchloß, obſchon er voraus wußte, daß er von ihr nicht zurückkehren werde [5]). Liebe zum Ruhme bewog ihn dazu und die Beſorgniß, ſonſt in den Augen des Volks zu verlieren [6]). Sein Tod wird verſchieden erzählt. Denn zu Folge der einen Nachricht überwältigte ihn ein Eber [7]), nach einer andern biß ihn eine giftige Schlange im libyſchen Sande [8]) und nach einer dritten raffte ihn die Peſt hinweg [9]). Dagegen ſtimmt die erſte und dritte in der Beſtimmung der Gegend überein, wo Idmon's Tod erfolgt ſei, nämlich in der Landſchaft der Mariandyner, in der Nähe von Paphlagonien in Kleinaſien [10]).

2) Hieß Idmon ein Sohn des Ägyptos, erzeugt mit der Gorgone; von Danaus' Töchtern wurde ihm Pylarge zur Braut beſchieden, welche mit ihm verfuhr, wie ihre Schweſtern mit ſeinen Brüdern [11]). (*R.*)

IDMONEA *Lamouroux* (Zoophyta), Korallengattung aus der Familie der Milleporen. Die Thiere unbekannt, die Zellen vorſpringend, etwas kegelförmig, deutlich, die Öffnung kreisförmig, in einem Halbringe oder gebrochenen Linien quer, auf nur ⅔ der Äſte ſtehend, welche ſich ſehr aus einander breiten. Der Polypenſtamm iſt kalkartig, äſtig, nicht porös, aber auf der zellenloſen Seite leicht, ſchwach rinnenförmig geſtreift. Man kennt nur eine einzige lebende Art, I. virescens *de Haan*, aus Japan in dem leydener Muſeum. (D. *Thon.*)

IDMONEA (Paläozoologie) iſt ein von Lamouroux aufgeſtelltes Geſchlecht foſſiler Polyparme, wovon er zwar nur eine Art gekannt, Defrance zwei andere entdeckt hat, wozu de Blainville noch zwei Goldfuß'ſche Reteporen gefügt, und v. Siebold eine lebende Art (I. virescens *de Haan*) in dem japaniſchen Meere entdeckt hat. Lamouroux hatte dieſes Geſchlecht an das Ende der Ordnung der Milleporeen zu Millepora und Spiropora geſtellt, de Blainville es zu ſeiner Claſſe Polyparien, Unterclaſſe Steinpolyparien, Familie Milleporeen, zwiſchen Cricopora (Spiropora *Lamouroux*) und Hornera geordnet, von welchem erſteren es ſich nur durch die meiſt dreikantige Form ſeiner Äſte mit einer Seite ohne Zellen unterſcheidet. Der von Lamouroux gegebene, mit Rückſicht auf die Goldfuß'ſchen Arten nur wenig veränderte Charakter des Geſchlechts iſt: Polyparium solidum, ramosum; ramis divergentibus (teretiniculis aut plerumque) triquetris; cellulis subconico-protuberantibus, in duabus ramorum faciebus dispositis, oblique seriatis (aut fasciculatis), tertia facie laevi, (plerumque) subcanaliculata, cellulis destituta. Von den ſechs Arten finden ſich eine in Jura- und Grobkalk, zwei in Kreide, zwei in Grobkalk, und eine kommt, wie ſchon erwähnt, lebend vor. Die foſſilen ſind:

1) I. triquetra *Lamouroux*, Polyp. 80. pl. LXXIX. f. 13—15. *Bronn*, Pflanzenth. 21. 43. t. VI. f. 12. *Defr.* im Dict. XXII, 564. *de Blainville* ibid. LX, 384 u. Atlas, Polyp. pl. XLVI. f. 2. *Holl*, Petref. 398. *Lonsdale* in Geolog. Transact. N. S. III, 273. Goldf. bei Dech. 377. *Bronn*, Lethaea. 249. t. XVI. f. 11. I. fossilis, ramosa, ramis divaricatis distortis inflexis triquetris; faciebus duabus cellulis praealtis conicis distinctis transversimque seriatis, tertia subcanaliculata, laevissima nulliporosa *La-*

*) ſ. Johann v. Cſaplovics, Topographiſch-ſtatiſtiſches Archiv des Königreichs Ungern (Wien 1821). 1. Bd. S. 288 fg.

1) *Valer. Flaccus*, Argonaut. L. I, 228 sq. IV, 546. *Apollodor*, Biblioth. L. I. c. 9. §. 23. 2) Vgl. Scholion zu *Apollon. Rhod.* Argonaut. L. I, 139. 3) Vgl. daſſelbe Scholien und *Apollon. Rhod.* L. II, 815. 816. *Hygin.* fab. 14. 4) a. a. O. 5) *Apollon. Rhod.* Argonaut. L. I, 139 sq. *Hygin.* fab. 14. Vgl. auch *Valer. Flacc.* Argonaut. L. V, 3 (an einer andern Stelle, nämlich L. I, 360, ſchreibt er ſolche Kenntniß dem Idas zu). *Senec.* Medea v. 651. 6) *Apollon. Rhod.* l. c. 7) *Apollodor*, Bibl. L. I. c. 9. *Apollon. Rhod.* Argon. L. II, 815 sq. und die Scholien zu L. I, 139 u. 815. 8) *Senec.* Medea v. 652.

9) *Valer. Flacc.* l. c. L. V, 1 sq. 10) Schol. ad *Apollon. Rhod.* L. I, 139 u. 815 u. *Valer. Flacc.* Argon. L. V, 1 sq. Vgl. mit dem Schluſſe des vierten Buches. 11) *Apollodor* l. c. L. II. c. 1. §. 4.

Digitized by Google

mouroux. Äſte 0″,002 dick, Zellen 0″,0005 hoch. An einer ſchlankern Varietät von 0″,010 Höhe ſind die Äſte nur 0,001 dick. Vorkommen im Großoolith von Bradford in Wiltſhire, im Forest marble oder Polypitenkalke von Caen; die ſchlankere Varietät im Grobkalk von Grignon.

2) I. gradata *Defr.* l. c. p. 565. *de Blainv.* ib. LX, 384. Atlas pl. XLVI. f. 5. I. fossilis, fragilis, ramis triquetris gracilibus; facierum duarum cellulis rotundis, elevatis quaternis quinisve transverse gradatim seriatis. Die Äſte haben bis 0,006 Länge und 0,001 Dicke. Im Grobkalk von Hauteville.

3) I. coronopus *Defr.* l. c. p. 565. *de Blainv.* l. c. IX. p. 385. I. fossiles; cellulis rhomboidalibus, dispositis in seriebus in una Polyparii facierum, reunione cristam ibidem formantibus. (Die Diagnoſe iſt unklar; wir haben ſie wörtlich nach Defrance überſetzt.) Im Grobkalk zu Hauteville, zu Grignon und zu Chaumont (Oiſe-Departement). Dazu rechnet Blainville nun noch:

4) I. disticha *Blainv.*, Dict. LX, 385. Retepora disticha *Goldf.*, Petref. I, 29. t. IX. f. 15. a—h. Ramulis distichis, secundis, apicibus truncatis multiporis. Die Zellen ſtehen zu mehren beiſammen auf den Endflächen, einſeitig-zweizeiliger kleiner Äſtchen. In Kreidemergel von Maſtricht.

5) I. truncata *Blainv.* ib. Retepora truncata *Goldf.*, Petref. I, 29. t. IX. f. 14. a—d. I. Ramis cylindricis subdichotomis, cellularum seriebus secundis media infractis. Die Zellen bilden auf einer Seite der runden Äſte Querreihen, welche aber nicht gerade ſind, ſondern in ihrer Mitte einen Winkel bilden, indem ſie rechts und links von dieſer Mitte an ſchief in die Höhe ziehen. Mit voriger *). (*H. G. Bronn.*)

IDOKRAS (Veſuvian, Egeran, veſuvianiſcher Schörl, Viluit; Frugardit, Sommerwillit, Cyprin, Loboit), eine Foſſiliengattung, die häufiger kryſtalliſirt als derb vorkommt, und deren Stammkryſtalliſation eine Quadratpyramide mit Polkantenwinkeln von 129° 29′ und Grundkantenwinkeln von 74° 14′ bildet, die aber faſt nie allein, ſondern mit andern Flächen, beſonders mit den Flächen quadratiſcher Prismen, wovon das eine Abſtumpfungen der Grundkanten, das andere Abſtumpfungen der Grundecken bildet, vorkommt; auch iſt die Polecke gewöhnlich abgeſtumpft. Überdies finden ſich Abſtumpfungen der Polkanten, ſowie der Kanten, welche die Pyramidenflächen mit den Prismenflächen bilden. Die Seitenkanten der Prismen ſind nicht ſelten zugeſchärft, und man bemerkt auch mitunter die Flächen achtflächiger Pyramiden. Gewöhnlich ſind die Kryſtalle auf und durch einander gewachſen, ſelten einzeln eingewachſen. Durchgänge parallel den Flächen beider Quadratprismen werden bei manchen Kryſtallen beobachtbar, und verurſachen Längsſtreifung der Prismenflächen. Der Bruch iſt unvollkommen muſchelig oder uneben, mit mäßigem Fettglanze; bei manchen derben Abänderungen wird er matt und ſchimmernd. Abſonderung wird bei denjenigen Stücken bemerkt, die derb und in Kryſtallen zugleich vorkommen, und iſt dann körnig oder ſtängelig, doch werden auch derbe Abänderungen ohne alle Abſonderung bemerkt. Die Farbe bietet ſehr große Abweichungen dar, Braun iſt vorwaltend, geht aber in verſchiedene Abänderungen des Grünen, ja ſelbſt in Roth und Weiß, über. Die derben Abänderungen und auch viele Kryſtalle beſitzen wenig oder keine Durchſichtigkeit, manche Kryſtalle aber ſind faſt durchſichtig. Die Härte iſt größer als bei Feldſpath, geringer als bei Quarz. Das ſpecif. Gewicht beträgt 3,4. Man könnte nach der Verſchiedenheit der Abſonderung den Idokras in körnigen, ſtängeligen und dichten theilen. Bei letztern kommen die lichtern Farben und der Mangel aller Durchgänge vor. Die weſentlichen Beſtandtheile des Idokras ſind Kieſel, Thon und Kalkerde, ungefähr in dem Verhältniſſe von 43 : 30 : 27, doch iſt außerdem noch ein Metalloxyd (Eiſen, Mangan oder Kupfer) in einigen Procenten vorhanden; auch ſcheint bei einigen Abänderungen ein Theil der Kalkerde durch Talkerde, Kali oder Natron vertreten zu ſein. Vor dem Löthrohre ſchmilzt er leicht und mit Aufſchäumen. Als Pulver iſt er in Salzſäure, unter Einwirkung der Wärme, auflöslich und gelatinirend. Durch Reibung erhält er Glaselektricität, durch Erwärmung wird er polariſch-elektriſch. Die erſten Kryſtalle dieſes Foſſils wurden unter den vulkaniſchen Auswürflingen am M. Somma mit körnigem Kalkſteine, Hornblende, Glimmer, Granat ꝛc. gefunden, und galten als veſuvianiſcher Schörl. Später wurden die in thonigem Geſteine eingewachſenen, um und um ausgebildeten Kryſtalle vom Baikalſee und aus Kamtſchatka bekannt, und ſeit der Zeit hat man ihn an ſehr vielen Orten gefunden. So mit Granat zu Egg bei Chriſtianſund in Norwegen, in Kalkſtein mit Sphen, Augit bei Frugard in Finnland (hier beſonders die Prismen, ohne Pyramidenflächen), auf den Klüſten eines Serpentingebirges an der Alpe della Mussa in Piemont, auf Lagern in Glimmerſchiefer zu Haslau bei Eger in Böhmen ꝛc. Der dichte wurde in Geſchieben bei Hof im Baireuthiſchen entdeckt, und Anfangs für Allochroit, dann für Skapolith gehalten, findet ſich aber auch in Tyrol und Piemont. (*Germar.*)

Idol, Idolater, Idolatrie, richtiger **Idololatrie**, ſ. **Götzendienst.**

IDOLSBERG, eine eigene Herrſchaft und Dorf im V. O. M. B. des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens, hinter dem gföhler Walde, oberhalb Schauenſtein, an der von Krems nach Neubiſtritz in Böhmen führenden ſogenannten erſten kremſer Salzſtraße, zwiſchen Jaidhof und Altpölln, unfern vom rechten Ufer der großen Kamp, über welche hier eine Brücke führt, in mittelgebirgiger Gegend gelegen, 2½ Stunden nordwärts von Gföhl entfernt, mit einem herrſchaftlichen, dem Fürſten Friedrich Alfred von Schönburg-Hartenſtein gehörigen Schloſſe, einer

*) *Lamouroux*, Exposition méthodique des genres de l'ordre des Polypiers (Paris 1821. 4.). p. 80. *Defrance* im Dictionnaire des sciences naturelles (Paris 1821). XXII, 564. 565. *De Blainville* (ibid. 1830). LX, 384. 385. Goldfuß, Abbildung und Beſchreibung der Petrefacten zu Bonn (Düſſeldorf 1826). I. S. 29. Taf. IX. Holl, Handbuch der Petrefactenkunde (Dresden 12.). *Bronn*, Lethaea. 1836. p. 249. 250. t. XVI. f. 11.

eigenen alten katholiſchen Pfarre, welche zum pöllner Dekanat des St. pöltner Bisthums gehört, unter dem Patronate des Herrſchaftsbeſitzers ſteht, von einem Prieſter verſehen wird, und (1831) 489 Seelen in ihrem pfarrherrlichen Sprengel zählte; einer katholiſchen Kirche, Schule, einer ſehr veredelten Schäferei und trefflichen Meierei, einer Dampfbranntweinbrennerei, und andern vorzüglichen landwirthſchaftlichen Einrichtungen, 35 Häuſern und 210 teutſchen Einwohnern,. welche meiſt Feldwirthſchaft treiben, aber auch an dem lebhaften Fuhrweſen Theil nehmen, das auf dieſer Straße ſtattfindet. Zu dieſer Herrſchaft gehören auch die ſogenannten idolsberger Waldhütten, welche im Walde gleiches Namens zerſtreut liegen. Eingepfarrt ſind: Idolsberg, Thurnberg und Eiſenberg. *(G. F. Schreiner.)*

IDOMENE, *Ἰδομένη*, *Εἰδομένη*, war eine Stadt in Macedonien, am Fluſſe Arios gelegen, und von dem ſüdlicher liegenden Theſſalonich 53 römiſche Meilen entfernt. Sie war, wie aus Thucydides (II, 100) zu erkennen, zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges befeſtigt. Sie beſtand noch unter Juſtinianus I., und Hierokles (S. 26) führt ſie unter den 32 Städten von Macedonia prima an. Conſtantinus Porphyr. (S. 18) nennt ſie noch, aber Hedomene, *Ἡδομένη*.

(Pet. Friedr. Kanngiesser.)

IDOMENE oder Eidomene (*Εἰδομένη*), Tochter des Pheres, vermählt mit Amythaon und durch ihn Mutter von Bias und Melampus [1]). Nach einer andern Angabe [2]) war ſie eine Tochter des Abas [3]). *(R.)*

IDOMENEUS, *Ἰδομενεὺς*, einer der vor Troja kämpfenden Helden, der kretiſchen Heldenſage zugehörig. Außer der Homeriſchen Dichtung ſprechen nur fragmentariſche Andeutungen über ihn. Geſchichtliches miſcht ſich untrennbar mit Mythiſchem, ſchon von dem Stammvater Minos her. Nach Homer war Minos der Sohn des Zeus und der Europa, geboren auf Kreta, und zeugte mit Paſiphae den Deukalion, den Vater des Molos und des Idomeneus (Iliad. XIII, 450. XIV, 321. Od. XIX, 178. *Eustath.* ad Iliad. p. 314. 7). Bei Diodor finden wir dagegen eine hiervon abweichende Sage, welche darauf ausging, die ſpäter erfolgte doriſche Einwanderung auf Kreta mit der Abſtammung des erſten Herrſchers in Verbindung zu ſetzen. Nach derſelben wanderte Tectamos, des Doros Sohn, nach Kreta, und zeugte mit des Kres Tochter den Sohn Aſterios. Dieſer nimmt, verheirathet mit Europa, die Söhne des Zeus und unter denſelben Minos an Kindes Statt an. Minos erzeugt dann mit Itone den Lykaſtos, dieſer mit Ida Minos den zweiten, aus deſſen Ehe mit Paſiphae Deukalion der Vater des Idomeneus ſtammte. Hyginus (81 und 270) führt unter den Bewerbern um Helena auch Idomeneus auf, womit ein Beweggrund für den Zug nach Troja gewonnen wurde. Die Schar nämlich, welche Kreta zu dem Griechenheere ſtellte, führte Idomeneus an. Homer zählt (Iliad. II, 645) die einzelnen Städte auf, und nennt Idomeneus den Herrſcher. Er führte 80 Schiffe (Iliad. II, 645) in Verbindung mit ſeines Bruders Sohn, Meriones. Idomeneus aber zeichnet Homer als einen kraftvollen, in Majeſtät und Muth hervorragenden Helden, der in einem gaſtfreundlichen Verhältniſſe oft bei Menelaos verweilt hatte (Iliad. III, 230). Er ſtand unter den neun tapferſten Männern auf, um gegen Hektor zu kämpfen (Iliad. VII, 165). Agamemnon rühmt ihn vor Allen wegen ſeiner Tapferkeit und Auszeichnung beim Mahle (nicht, wie man meinte, wegen der Nüchternheit) (IV, 257). Er tödtete im Kampfe den Phäſtos (V, 43), rechtfertigte ſich, als er in dem Gefechte innerhalb der Verſchanzung von Poſeidon ſelbſt ermuntert worden war (XIII, 221); überwindet Othryoneus (XIII, 363), Aſios (384), Alkathoos (427), Önomaos (506), Erymas (XVI, 345). Menelaos rief ihn zum Kampf über Patroklos' Leiche (XVII, 258). Als er mit Hektor kämpfte, brach ihm die Lanze (XVII, 606). Er vertheidigte die Schiffe (XVII, 621). Unter den tröſtenden Freunden weilt er bei Achilles (XIX, 311). Bei den Leichenſpielen des Patroklos geräth er mit Ajas in Streit, welchen Achilles beilegte (XXIII, 457). Mit Neſtor kehrt er von Troja heim (Od. III, 191), wie es ſcheint, nun ſchon in höherem Alter; denn Ajas wirft ihm den Mangel der Jugend und Schwäche der Augen vor, und nennt ihn einen Schwätzer (Iliad. XXIII, 476). Dagegen führt er den Beinamen des Speerberühmten (*δουρικλυτός*). In den Geſängen von der Heimkehr (*νόστοι*), oder in den ſpätern Gedichten der Alexandriner fanden ſich Sagen von den letzten Lebensſchickſalen des Idomeneus. Auf der Heimfahrt, erzählen ſie, erhob ſich zur Gefahr der Schiffenden ein heftiger Sturm, und Idomeneus gelobte, wenn die Götter Rettung ſendeten, das zu opfern, was ihm zuerſt entgegenkommen würde. Dies war ſein eigener Sohn, und er opferte ihn. Deshalb aber wurde Idomeneus von den Kretern des Landes verwieſen; er floh nach Italien und ſiedelte ſich auf dem ſalentiniſchen Vorgebirge an. So heißt bei Strabon (VI. p. 430) das ſalentiniſche Volk kretiſchen Urſprungs und bei Solinus (c. 11) Salentum eine Colonie des lyktiſchen Kreters Idomeneus. Eine andere Erzählung motivirt die Vertreibung durch eine nach der Frevelthat des Idomeneus ausgebrochenen Peſt (*Servius* ad *Virg.* Aen. III, 121). Lykophron dagegen 1218 und deſſen Scholiaſt Tzetzes erzählen, Leukos, der von Idomeneus eingeſetzte Verweſer des Landes, habe des Königs Gemahlin, Meda, und Kinder ermordet, und ſich der Herrſchaft bemächtigt. Tzetzes fügt bei, Idomeneus habe den Leukos mit Beraubung des Augenlichts beſtraft. *Eustathius* ad Odyss. XIX. p. 1860 ad Iliad. III. p. 313 und Andere bezeichnen beſtimmt die Vertreibung des Idomeneus als eine That des Leukos. Anders lauten die Erzählungen der Logographen bei Diodor (V, 79): Idomeneus ſei mit Meriones nach Kreta zurückgekehrt, und dort im Vaterlande geſtorben. Zu Knoſſos zeigte man ihr Grab, und Diodor führt ſogar deſſen Inſchrift auf, und gedenkt der ſpäter noch beibehaltenen Verehrung der Heroen durch Opfer,

1) *Apollodor*, Biblioth. L. I, 9. §. 10. 2) l. c. L. II, 2. §. 2. 3) Vgl. über dieſe Differenz *Heyne* Noten zu *Apollod.* p. 159.

und Anrufung in Zeiten der Gefahr. Für dies Alles wird Zeit und Echtheit nirgends begründet, und man iſt nicht im Stande, bei ſolcher Unvollſtändigkeit Altes und Neues zu ſondern. Dares (De Excidio Troiae 24) läßt Idomeneus im Kampfe von Hektor getödtet werden, ob mit abſichtlicher Verfälſchung der Sage, oder durch Unkunde der Abſchreiber, bleibt ungewiß. Apollodorus (III, 12. V, 13) führt unter den Söhnen des Priamus einen mit Namen Idomeneus an, ohne Näheres beizufügen. (*Hand.*)

Idos (Geogr.), 1) ſ. Aidos. 2) Med., ſ. Hidros.

IDOTEA *Fabricius* (Crustacea) [1]), eine Gattung der Iſopoden, nach Latreille's Anordnung (*Cuvier*, Règne animal éd. 2) aus deren vierter Abtheilung, welche Leach Idoteides genannt hat, Burmeiſter aber (Handbuch der Naturgeſchichte II, 571) Idoteoidea. Sie ſtand bei Linné unter Oniscus, bei Degéer unter Squilla; Lamarck zählte Arten davon zu Asellus, Fabricius und Daldorff zu Cymothoa, Dumeril nannte ſie Physodes, Leach Pallasius. Ihr Hauptcharakter beſteht in dem eiförmigen oder eiförmig-länglichen Körper, in den gleichförmigen, mit ſtarken Krallen bewaffneten Füßen und der Kürze der Seitenfühler, welche kürzer als die halbe Körperlänge ſind. Im Allgemeinen gleichen ſie äußerlich den Kelleraſſeln, ſind aber mehr länglich. Die mittlern Fühler ſind etwas höher als die ſeitlichen eingefügt, viel kleiner, fadenförmig, viergliederig; die ſeitlichen ſind borſtenförmig, mittellang, mit viergliedrigem Stiel und vielgliedriger Spitze. Der Kopf iſt ſo breit als der Körper, oder ſchmäler, faſt viereckig. Die zwei Facettenaugen treten wenig vor. Der Mund iſt klein und beſteht aus einer Lefze, zwei Mandibeln, zwei Paar Marillen und zweiblätterigen, fünfgliederigen Kiefernfüßen, deren Baſis die Lippe vertritt. Die ſieben eigentlichen querſtehenden Körperringe ſind faſt gleich groß und glatt, meiſt an jeder Seite mit einem Längseindruck verſehen, der mit dem ihm entſprechenden den Körper in drei Theile theilt, ungefähr wie bei den foſſilen Trilobiten. Der Schwanz iſt ſehr groß, dreigliederig, am Ende ohne Anhängſel, die Kiemen und Kiemenblätter bedeckend. Die Füße ſind von mittlerer Größe, faſt unter einander gleich, die erſtern nach Vorn, die letztern nach Hinten gerichtet. Dieſe Cruſtaceen leben im Meere und ſchwimmen ſehr ſchnell. Sie nähren ſich, wie verwandte Gattungen, von todten Körpern. Man gibt ihnen auch Schuld, daß ſie die Fiſchernetze zerſtören. Über ihre Entwickelungsgeſchichte ſagt Rathke, welcher ſie bei Id. Basteri beobachtete, Folgendes in ſeiner Schrift: Zur Morphologie (Lpz. 1837). S. 56 mitgetheilt. „Die Entwickelung dieſer Aſſel zu verfolgen, habe ich im Aprilmonat theils zu Sevaſtopol, theils am Cap Parthenion, das kaum zwei Meilen ſüdoſtwärts von dieſer Stadt liegt, volle Gelegenheit gehabt, da das genannte Thier an dieſen Orten, wie überhaupt an der ganzen Küſte der Krimm, wo ein felſiger Grund und Seepflanzen vorkommen, in Menge zu finden iſt. In den drei folgenden Monaten aber habe ich nirgend ein trächtiges Weibchen mehr bemerken können. Wie es bei den meiſten Iſopoden der Fall zu ſein ſcheint, ſo hat auch der Id. Basteri eine Bruthöhle. Ihre untere Wand wird zuſammengeſetzt aus vier Paaren horniger Platten oder Klappen, die ſich einander, wie bei den Onisken, zum Theil decken und zum zweiten, dritten, vierten und fünften Beinpaare gehören. Das Mutterthier hat meiſtens eine Länge von ſieben bis acht Linien, die Eier aber haben, wenn ſie unlängſt erſt in die Bruthöhle gelangt ſind, $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{5}$ Linie im Durchmeſſer. Ihrer wird mit einem Male immer eine beträchtliche Anzahl in jene Höhle abgeſetzt, doch ſelbſt von den größten Müttern wohl niemals mehr, als höchſtens hundert, in der Regel viel weniger. Die meiſten ſind zwar oval, doch im Verhältniß zu ihren Querdurchmeſſern verſchiedentlich lang; andere ſind mehr oder weniger kugelförmig. Ihre Zuſammenſetzungen und die Proportionen ihrer einzelnen Theile verhalten ſich wie bei den Onisken. Ob eine beſondere Dotterhaut vorkommt, habe ich auch an ihnen nicht mit erwünſchter Deutlichkeit erkennen können. Der Dotter nimmt den bei weitem größten Theil des Eies ein, und beſteht aus einer feinkörnigen Maſſe. Seine Farbe iſt verſchieden nach den Müttern, zwar iſt er in der Regel goldgelb gefärbt, doch trifft man zuweilen auch trächtige Weibchen an, deren ſämmtliche Eier eine dunklere oder hellere, beryllgrüne Farbe haben. Die Entwickelung der Idotea iſt im Allgemeinen der der Oniscineen ſehr ähnlich, weshalb ich, was ich darüber anzugeben habe, möglichſt kurz zu faſſen gedenke, da ich ſchon früher die Entwickelungsgeſchichte des Oniscus murarius und die des Asellus aquaticus ausführlich mitgetheilt habe [2]). Nachdem die Keimhaut bald nach ihrer Entſtehung den Dotter rings umwachſen hat, bildet ſie einen Einſchlag, eine Falte, die gleich einem vom Winde geſchwellten Segel etwas gekrümmt iſt, und in den noch immer verſchiedengeſtalteten Eiern an einer verſchiedenen Stelle entſteht, immer aber den Dotter in zwei an Größe etwas ungleiche Hälften unvollſtändig abtheilt. Ihr gegenüber iſt die Keimhaut etwas dicker, doch nur um ein Geringes, ſodaß ſie dort zuerſt ſich gebildet zu haben ſcheint. Während aber die Falte allmälig tiefer in den Dotter und bis etwas über den Mittelpunkt deſſelben einſchneidet, verdickt ſich jener ihr gegenüber liegende Theil augenſcheinlich immer mehr, ſodaß ſich nach einiger Zeit eine gürtelförmige Verdickung der Keimhaut gebildet hat, die ringsum den Dotter von der einen Platte der Falte bis zu der andern herübergeht, doch nicht auf die Falte ſelbſt ſich fortſetzt. Jetzt auch nimmt das ganze Ei, wenn es nicht vorher eine ovale Form hatte, jedenfalls eine ſolche an, und die Falte durchſchneidet etwas ſchräg die Achſe dieſes Ovales. Die auf dieſe Veränderung hinwirkende Kraft liegt wohl nicht allein in der Keimhaut, ſondern auch wohl in den übrigen Theilen des Eies, beſonders in dem Dotter, der mit der Keimhaut in der innigſten Wechſelwirkung ſteht, und dem ein reges Leben wohl nicht abzuſprechen iſt. Allmälig ferner entſtehen an denjenigen Theile der gürtelförmigen Verdickung der Keimhaut, welche der

1) Idothea, Tochter des Okeanus, daher nicht Idotea, ſondern Idothea zu ſchreiben wäre.

2) Abhandlungen zur Entwickelungsgeſchichte der Menſchen und Thiere. 1. und 2. Th.

größern Hälfte des Dotters aufliegt, in einiger Entfernung von der mehrmals erwähnten Falte einige paarweiſe geſtellte Erhöhungen oder Auswüchſe, die erſten Andeutungen von Freßwerkzeugen und Fühlhörnern. Der Fühlhörner entſtehen zwei Paare, ein hinteres, größeres, und ein vorderes kleineres; alle dieſe Theile aber haben Anfangs die Form von lang ausgezogenen Kegeln. Die Freßwerkzeuge beſtehen aus einer einfachen, blattartigen Oberlippe, einem Paar Mandibeln, einem Paar Maxillen und einer geſpaltenen Unterlippe. Alle dieſe Theile erſcheinen ziemlich gleichzeitig und nehmen bald eine recht beträchtliche Größe an. Die Oberlippe und die zwei Hälften der Unterlippe haben Anfangs eine mehr blattartige, die Maxillen und Mandibeln eine zapfenartige Form. Zugleich zieht ſich an der andern Hälfte des Dotters die Keimhaut, die über ſie ausgeſpannt iſt, der Breite nach zuſammen und nimmt dafür an Länge etwas zu. Deutlich erkennt man jetzt, daß jene erſtere Hälfte des Dotters zur vordern, die letztere zur hintern Hälfte des Embryo ſich ausbildet. Einige Zeit erſt ſpäter, als Keimhaut und Dotter die oben beſchriebenen Formveränderungen begonnen haben, erſcheinen unter einer ähnlichen Geſtalt, wie die Fühlhörner und Freßwerkzeuge, auch Andeutungen der Beine und die Kiemen und das ebenfalls aus der gürtelförmigen Verdickung der Keimhaut. Überhaupt aber erſcheinen von den Fühlhörnern an gerechnet die Gliedmaßen bei der Idotea, wie ich es früher ſchon von den Onisken angegeben habe, um ſo ſpäter, je weiter ſie beim reifern Embryo nach Hinten liegen. Niemals aber bilden ſich während der Entwickelung der Idotea ſolche flügelartige Organe aus, als ich ſie bei **Oniscus** (oder **Asellus**) **aquaticus** geſehen habe. Wenn der Embryo die beſchriebene Ausbildung erlangt hat, ſind die Körner des in ihm liegenden Dotters größer, als ſie es waren, da das Ei in die Bruthöhle gelangte; auch ſchienen ſie jetzt nicht ſo zuſammengepreßt zu ſein, als es damals der Fall war. Des Dotters ganze Maſſe aber iſt jetzt noch ebenſo groß, wenn nicht ſelbſt größer, als ſie es zu jener Zeit war. Es ſcheint demnach, daß im Laufe der Entwickelung, indeß einige Theile des Dotters zur Ausbildung der Keimhaut und der Extremitäten verwendet werden, andere, indem ſie von Außen her Flüſſigkeiten in ſich aufnehmen, etwas aufgelockert werden. Der Embryo iſt auch dann noch, wenn er auf die zuletzt angedeutete Stufe der Entwickelung gelangt iſt, im Rücken ſtark zuſammengekrümmt, ſodaß ſein Schwanzende und ſein Kopfende einander immer noch berühren, und daß der ganze Körper in dieſer gezwungenen Lage beinahe ein Oval vorſtellt, dem das Chorion knapp angepaßt iſt. Darauf aber, und indeſſen der Körper im Ganzen und in ſeinen einzelnen Theilen an Umfang zunimmt, ſtreckt ſich der Embryo gerade aus, jedoch ſo langſam, daß er beinahe noch bis zu demjenigen Zeitpunkte hin, da er die Mutter verläßt, einen ſchwachen Bogen beſchreibt. Dabei ereignet ſich die auffallende Erſcheinung, daß bei verſchiedenen Müttern die Eihäute ihrer Frucht zu einer ſehr verſchiedenen Zeit zerplatzen. Ich habe viele geſehen, deren ſammtliche Früchte, wenn ihre Kiemen erſt unlängſt entſtanden ſein mochten, von den Eihüllen ſchon befreit waren. Auch habe ich mehre ſolche Früchte gefunden, die eben im Begriff ſtanden, ihre Eihüllen abzuſtreifen und dieſe Hülle nur noch wie eine Kappe auf dem Kopfſtücke trugen. Dagegen habe ich wieder mehre Thiere der Art geſehen, deren Früchte ungleich weiter ausgebildet, viel größer, ſchon auseinander geklappt, und nur noch mäßig im Rücken gekrümmt waren, und die deſſenungeachtet von den Eihäuten noch völlig umſchloſſen waren. Dieſe Häute aber hatten ſich der jetzigen Form der Embryonen ganz angepaßt, lagen ihnen allenthalben knapp an, ſodaß alle Gliedmaßen dicht an den Leib angepreßt waren, und hatten auch einen größern Umfang, als zu der Zeit, wo die Eier in die Bruthöhle gelangten. Wahrſcheinlich hängt dieſes bei verſchiedenen Müttern der Zeit nach verſchiedene Platzen der Eihäute davon ab, ob ſie eine größere oder geringere Dicke und Elaſticität beſitzen. Was aber dabei Regel iſt, ob das frühere oder ſpätere Zerreißen derſelben, wage ich nicht zu beſtimmen. Wie dem nun auch ſein mag, jedenfalls bleibt die Frucht, wenn ſie ihre Eihüllen abgeſtreift hat, noch geraume Zeit in der Bruthöhle der Mutter zurück, und nimmt an Umfang und Ausbildung noch beträchtlich zu. Die abgeſtreiften Eihüllen aber verſchwinden in kurzer Zeit ſo völlig, daß man von ihnen bald keine Spur mehr findet. Von dem Zeitpunkte an, da die in der Entwickelung begriffene Idotea ihren Körper zu ſtrecken angefangen hat, ſtrebt die Leibeswand auch der Form nach ſich mehr und mehr auszubilden, und dem gleichen Theile der Ältern ähnlicher zu werden. Während die Subſtanz des Dotters nun immer mehr abnimmt, wird der Leib ſchmäler und niedriger, zugleich aber auch länger, und theilt ſich allmälig in mehre hinter einander liegende Glieder oder Gürtel ab. Der vorderſte Theil oder das Kopfſtück iſt verhältnißmäßig ſehr groß, überhaupt der größte Theil des Leibes, und bleibt auch bis zu der Zeit, wo das Junge die Mutter verläßt, verhältnißmäßig weit größer, als man es bei den Erwachſenen findet. Auf das Kopfſtück folgen zehn Gürtel, von denen die ſechs vordern weit größer als die übrigen ſind. Die ſieben vordern gehören dem Rumpfe an, die drei hintern dem Schwanze. Es wird demnach an der jungen Idotea, während ſie noch in der Bruthöhle der Mutter ſich befindet, allerdings ſchon die volle Zahl der Rumpfgürtel gebildet, nur iſt der hinterſte im Vergleich zu den ſechs übrigen ſehr viel kleiner, als er es bei den Erwachſenen iſt, ja überhaupt der Kleinſte von allen. Dagegen ſind die drei Schwanzgürtel verhältnißmäßig viel größer, als es bei den Erwachſenen der Fall iſt. Die letzte Abtheilung des Leibes, oder das Endſtück des Schwanzes, ſtrebt zwar ebenfalls ſchon jetzt, die ihm zukommende Form anzunehmen, iſt aber am Schluſſe des Fruchtlebens im Verhältniß zu den vor ihm liegenden Schwanzgürteln kaum mehr als halb ſo groß, wie bei den Erwachſenen. In der letzten Zeit des Fruchtlebens, und jedenfalls erſt ſpäter, als der Embryo die Eihüllen abgeſtreift hat, entſteht an jedem der ſechs vordern oder der größern Rumpfgürtel an der rechten und an der linken Seite, wo ſeine Rückenwand in die Bauchwand übergeht, eine kleine Leiſte, die ſich bald in einen kleinen, tafelförmigen Vorſprung umwandelt. Ähnliche, aber klei-

Digitized by Google

mere, Vorſprünge bilden ſich dann auch am hinterſten Rumpfgürtel und an den drei Schwanzgürteln. Wenn nun die Jungen die Bruthöhle der Mutter verlaſſen wollen, haben ſie alle eine und dieſelbe Form, und zwar eine der männlichen nahe verwandte, indem ſie vom Kopf ab, der aber etwas breiter und überhaupt, wie ſchon erwähnt, viel größer als bei den Erwachſenen iſt, bis zu dem ſiebenten Rumpfgürtel kaum merkbar ſchmäler werden, ſodaß ſie an ihrem Rumpfe allenthalben faſt gleiche Breite zu haben ſcheinen, von dem ſechsten Rumpfgürtel aber bis an das Ende des Schwanzes allmälig verſchmälert auslaufen. Noch iſt hier anzuführen, daß gegen das Ende des Fruchtlebens in der Rückenwand des Leibes eine Menge von ſchwarzen Punkten, Strichen und ſternförmigen Figuren entſteht, die nun jener Wand die frühere Durchſichtigkeit je ſpäter je mehr benehmen. Die Fühlhörner bilden ſich Anfangs überwiegend über die übrigen Gliedmaßen aus; nachher geht ihr Wachsthum langſamer vor ſich. Auch die Freßwerkzeuge nehmen ſehr raſch an Umfang zu, ja erſcheinen bis ans Ende des Fruchtlebens relativ weit größer, als ſpäterhin, beſonders das hinterſte und die Unterlippe darſtellende Paar, denn dieſe beiden ſchmalen, gegliederten und am Ende abgerundeten Platten ſind am Ende des Fruchtlebens beinahe ebenſo lang, wenigſtens über die Hälfte ſo lang, als das vorderſte Beinpaar. Obgleich ſich ein ſiebenter Rumpfgürtel zwar dann ſchon bildet, wann die Frucht noch in der Bruthöhle der Mutter liegt, ſo entſtehen doch jetzt an ihm noch keine Beine, und das Junge verläßt ſonach nur mit ſechs Beinpaaren ausgerüſtet, die Bruthöhle. Alle vorhandenen Beine aber und auch die fünf Kiemenpaare haben jetzt ſchon eine ähnliche Form, wie die der Erwachſenen. Dagegen ſind die zwei Klappen, welche die Kiemen bedecken ſollen, ſelbſt am Ende des Fruchtlebens noch ſehr wenig ausgebildet, und es liegen deshalb bis dahin die Kiemen ganz bloß zu Tage. Ihren Urſprung nehmen ſie viel ſpäter, als die Kiemen entſtanden ſind, erſcheinen Anfangs als kleine tafelförmige Vorſprünge in den beiden Seiten des hinterſten Schwanzſtückes nahe an dem vordern Ende deſſelben, und bilden ſich darauf zu zwei unregelmäßig, dreiſeitigen Tafeln aus, die mit der ſchmalſten Seite nach Vorn gekehrt und mit der einen Ecke jenem Schwanzende angeheftet ſind. In ihrem Wachsthume bleiben ſie, bis das Junge ein ſelbſtändiges Leben zu führen beginnt, hinter den Kiemen zurück, reichen insbeſondere lange nicht ſo weit nach Vorn hin und haben auch eine verhältnißmäßig ſo große Breite, als bei den Erwachſenen. Wenn ſie ſchon deutlich ausgebildet waren, habe ich ſie bei den Jungen immer neben den verhältnißmäßig recht großen Kiemen herabhängen geſehen, ſodaß ſie mit ihren Flächen ganz ſenkrecht ſtanden. Früher ſchon bildet ſich zwiſchen der Leibeswand und dem Dotter eine beſondere Haut aus, die dieſem zur Hülle dient, und Anfangs ganz die Form der Leibeswand hat, ich meine das ſogenannte Schleimblatt, oder das innere Blatt der Keimhaut. Aus ihr aber bilden ſich wieder, wie dieſes auch bei Oniscus murarius und Asellus aquaticus der Fall iſt, zwei Ausſackungen, die nun einen Theil des Dotters in ſich aufnehmen, und ſich zuletzt in Fettkörper oder eigentlich in Lebern umwandeln. Sie erſcheinen bald nachdem die Beine und die Kiemen entſtanden ſind, mithin jedenfalls, ehe der Embryo ſich enthüllt hat, treten unter den Formen zweier kleinen, ſcheibenförmigen und nach Außen etwas gewölbten Hervorragungen auf, und liegen dicht hinter dem Kopfſtücke, die eine in der rechten, die andere in der linken Seitenhälfte des Körpers. Betrachtet man den Embryo von Oben, ſo ſieht man ſie weit von einander entfernt, weil ſie nahe der Bauchwand des Embryo's entſtehen. Nach einiger Zeit aber und indem ſie an Umfange immer mehr zunehmen, kommen ſie oben faſt zur gegenſeitigen Berührung, ohne jedoch recht merklich ihre Form verändert zu haben. Von nun an wachſen ſie auch ſtark in die Länge und bilden mit der Zeit zwei ziemlich dicke Cylinder, die gegen das Ende des Fruchtlebens bis in den Schwanz hineinreichen. Zu ihnen geſellen ſich bis über die Mitte des Fruchtlebens hinaus, alſo geraume Zeit ſpäter, als jene zwei Dotterſäcke entſtanden ſind, zwei ähnliche ſolcher Säcke, die allmälig faſt eben ſolche Weite, wie jene erreichen, aber ſelbſt am Ende des Fruchtlebens kaum halb ſo lang ſind. Ein jeder dieſer Letztern bildet ſich aus dem vordern Ende eines der Erſtern, indem er aus ihm nach Außen und Oben als eine kleine Ausſtülpung hervorkommt. Wenn er darauf die Form eines Cylinders erlangt hat, macht er zuſammen mit demjenigen, aus welchem er hervorwuchs, vorn einen kleinen Bogen oder gleichſam eine Schlinge. Der Inhalt der Dotterſäcke erſcheint ſchon ſehr früh, ſchon dann nämlich, wenn die beiden älteſten dieſer Säcke nur erſt zwei rundliche Hervorragungen darſtellen, beryllgrün gefärbt, und iſt weit feinkörniger, als der Dotter in dem Schlauche, aus dem ſie ihre Entſtehungen nahmen. Beides, Farbe und Form, bleibt auch beinahe bis zum Schluſſe des Fruchtlebens immer daſſelbe. Dann aber färbt ſich der Inhalt gelblichgrau, verliert das körnige Ausſehen, und erſcheint zuletzt als eine dickliche Flüſſigkeit. Nachdem die beſchriebenen Säcke entſtanden ſind, nimmt in der allgemeinen Hülle des Dotters dieſe Subſtanz an Umfang und Maſſe immer mehr und ſehr bedeutend ab, ſodaß von ihr ſchon geraume Zeit vor dem Ende des Fruchtlebens gar keine Spur mehr vorhanden iſt. Die Hülle aber paßt ſich dem Inhalte immer fort an, wird, wie ſie an Weite verliert, in ihrer Wandung immer dicker, wächſt auch, indem ſich die ganze Leibeswand der jungen Idotea immer mehr verlängert, mit dieſer gleichmäßig in die Länge, und wandelt ſich ganz und gar in den Darmkanal um. Den letzten Reſt des Dotters findet man in der Mitte dieſes Kanals, der eine mit dem Körper faſt gleiche Länge behält und am Ende des Schwanzes ſeinen Ausgang hat. Noch während des Fruchtlebens nimmt auch der Inhalt der Dotterſäcke ab, und es werden dieſe Theile, indem ſie der Weite nach ſich zuſammenziehen, zwar dickwandiger, doch im Ganzen immer ſchlanker. Die Dotterſäcke ſtehen mit dem nachherigen Darmkanale immerfort in Höhlenverbindung, und füllen ſich, wie ich ſchon erwähnt habe, mit einem Stoffe an, der zwar anders gefärbt iſt, als der eigentliche Dotter, jedoch wie dieſer, eine gekörnte Maſſe darſtellt. Die älteſten Jungen, die ich

in der Bruthöhle fand, waren etwa noch einmal ſo groß, als diejenigen Eier, in welchen noch keine Spur eines Embryo vorhanden iſt. Die Männchen zeichnen ſich durch einen krüppelförmigen Fortſatz auf der innern Seite der zweiten Blätterreihe aus. Als Typus mag gelten: Id. entomon *Linné* (Oniscus entomon *Linn. Penn. Pallas.*, Spicil. Zool. fasc. 9 t. f. 5—16. Entomon pyramidale *Klein.* Squilla entomon *Degéer* tom. 7. pl. 32. f. 1. 2). 1 Zoll 6—9 Linien lang, der Körper eiförmig geſtützt, der Schwanz lang und kegelförmig, die äußern Fühler faſt den mittlern gleich, der Kopf an den Seiten eingeſchnitten, die Farbe oben graulichbraun, unten ſchmuzig weiß, mit Braungrau gemiſcht, findet ſich an den Küſten des baltiſchen Meeres. (D. *Thon.*)

IDOTEA (Paläozoologie). Apotheker Meisner in Zieſar entdeckte in einer Kryſtalldruſe des Kupferſchiefers der Zechſteinformation bei Hettſtädt im Mansfeldiſchen ein foſſiles Kerbthier, welches Germar *) ſofort näher unterſuchte und für einen Iſopoden aus dem Geſchlechte Idotea zu erkennen glaubte, und Idotea antiquissima nannte. Es findet ſich jetzt in der berliner Sammlung.

Die Druſe war vor dem Aufſchlagen derſelben abgeſchloſſen, ohne alle Communication mit der Oberfläche geweſen, war mit Kryſtallen von Schwefelkies, Kalkſpath und etwas Bleiglanz ausgekleidet, enthielt mehre neben einander liegende, langgezogene Räume, in deren größtem von 2" Länge und 1" Weite ganz am Ende und zwiſchen den Kryſtallen wie eingeklemmt, ein bis etwa auf das Schwanzende erhaltenes Kruſtenthier, mit dem Kopfe gegen das Ende der Höhle gerichtet lag, welches mit der Pinzette ganz herausgenommen werden konnte. Ohne Zweifel war es ein Waſſer- und zwar ein Seebewohner geweſen, da es mit dem Geſchlechte Idotea *Latr.* bis auf einige kleine Abweichungen in der Geſtalt des Kopfes, der Augen und in der Richtung der Beine ganz übereinſtimmte. Die Farbe deſſelben war: Beine weiß, an den Augen grünlichgrau, an der Stirn und den Hinterrändern der drei erſtern Ringel oben erbſengelb. Einige abgebrochen vorgefundene Theile konnten leicht wieder an ihre Stelle angefügt werden. Das Innere war nur mit einer dunkelbraunen, durchſcheinenden, ziemlich harten Maſſe, wie vertrockneter Muskelſubſtanz, erfüllt. Die Form des Thieres iſt länglich eirund, oben gewölbt, unten platt; es iſt aus Kopf, Rumpf und Schwanz zuſammengeſetzt, und ſcheint einer gänzlichen Zuſammenziehung zur Kugel nicht fähig geweſen zu ſein. Der Kopf iſt ſchmäler als der Rumpf, halbkreisförmig, beſteht größtentheils aus den zwei facettirten Augen, zwiſchen welchen nur ein ſchmaler Stirn- und Scheitelſtreiſen ohne Spur von Nebenaugen übrig bleibt. Fühler vier, wovon zwei am vordern Rande des Kopfes ſtehen und ſeitlich zurückgelegt bis an deſſen Baſis reichen; ihr erſtes Glied iſt länglich viereckig, breit, platt, das zweite ebenſo breit und am Ende in eine ſeitliche Spitze verlängert, das dritte ebenſo lang, ſchmäler, das vierte noch ſchmäler, das fünfte bis dreizehnte (letzte) ſind kurz, walzenförmig und laufen allmälig ſpitz zu. Auf der Unterſeite des Kopfes ſieht man dicht an der Einlenkung dieſer Fühler noch die Wurzelglieder zweier innern, weggebrochenen Fühler, und in der Mitte den Mund von einem erhabenen Wulſte eingefaßt, der jederſeits zwei Glieder eines Taſters trägt, von welchem noch wenigſtens ein Glied weggebrochen iſt. Der Rumpf beſteht aus ſieben kurzen breiten Ringeln, welche ſich über einander ſchieben, deren untere und obere Theile an jeder Seite in eine ſcharfe, durch eine kleine Platte gebildete Seitenkante zuſammentreffen; der untere Theil derſelben iſt vorn mit einer Querleiſte, mitten mit einer durchgehenden Querhöhle verſehen, in die ſich jedesmal von beiden Seiten, die durch einen Kopf eingelenkten, großen Schenkel der ſieben Fußpaare ſo legen, daß die eines jeden Paares in der Mitte faſt zuſammenreichen, hier aber ſodann die Schienbeine tragen. Die drei vordern Paare ſind kürzer und beſtehen außer dem Schenkel aus fünf Gliedern, deren letztes eine ſcharfe, ſichelförmige Kralle trägt. Die vier hintern ſind länger; die Unterſeite der Schenkel iſt ausgehöhlt, ſodaß ſich die zurückgeſchlagenen Schienbeine in dieſe Höhlungen legen können; jene ſind platt, mit drei ſeichten Quereindrücken und viergliedrigen Tarſen, deren letztes Glied nagelförmig iſt; doch ſind ſie zum Theil weggebrochen. Der Schwanz ſcheint aus fünf über einander ſchiebbaren Ringeln zu beſtehen, deren erſtes beſchädigt iſt; an dem letzten derſelben iſt keine Platte oder Klappe, wie bei Idotea, vorhanden, welche mithin entweder verweſet oder weggebrochen iſt. Unten iſt der Schwanz platt und in der Mitte hohl. Seine Ringel ſchlagen ſich mit einer ſcharfen Kante um, ſtoßen in der Mitte aber nicht zuſammen, und mögen hier eben ſolche bewegliche Lamellen, wie unſere Idoteen gehabt haben. Ein Paar ſolcher Lamellen, welche am erſten Schwanzringel geſeſſen haben mögen, ſind loſe vorgefunden worden.

Nach dieſer Beſchreibung Germar's tragen dieſe Foſſilreſte das Gepräge großer Jugend, hauptſächlich nach der Art, wie ſie in der Druſe geſeſſen, nach ihrer Farbe und nach ihrer Subſtanz. Man muß verſucht ſein, an eine neuere Einführung dieſer Reſte in die Druſen zu glauben, welche ſich allerdings noch ſpäter erſt geſchloſſen haben könnte. In dieſem Falle müßte man auch freilich eher ein Land-, als ein Seethier in dieſem Foſſile vermuthen. Man vergleiche Cotta's Beſchreibung eines in Kalkſinter verwandelten Julus terrestris auf einem Kalkſintergange in Gneus bei Tharand. (Jahrb. f. Mineralog. 1833. S. 392). (*H. G. Bronn.*)

IDOTHEA oder Eidothea (*Εἰδοθέη*), 1) eine der vielen Töchter des Okeanus [1]); 2) Tochter des Königs Eurytos von Karien, mit welcher Milet den Kaunos und die Biblis zeugte [2]); 3) eine Nymphe, Tochter von Proteus; ſie verhalf dem Menelaos dazu, ihren eigenen Vater gefangen zu nehmen und dadurch zur Angabe der Art und Weiſe zu zwingen, wie er die Inſel Pharos vor dem Strome Ägyptos verlaſſen, und ſeine Reiſe in die Heimath fortſetzen könne [3]). (*R.*)

*) Germar in Schweigger's Jahrbuch der Chemie und Phyſik. 1822. XXXIV, 238—244. Taf. II. Fig. 1—5.

1) *Hygin.* Fab. 182. 2) *Antonin. Liber.* Metam. 30. 3) *Homer.* Odyss. IV, 366.

Idothea ſ. Corbis.

IDRAE. Unter den vielen minder bekannten und unbedeutenden Völkernamen, welche Ptolemäus in dem europäiſchen Sarmatien aufführt, kommen die Idrae unter den Akibi, Nasii und Vibiones vor; unter den Idrae ſtehen die Sturni. Nach den ungefähren Berechnungen fallen ihre Wohnſitze auf Lithauen.

(*S. Ch. Schirlitz.*)

IDRE, eine Kapellgemeinde des Paſtorats Sárna, drei Meilen von der Mutterkirche, in der nordſchwediſchen Provinz Dalekarlien (Dalarne); die äußerſte nordweſtliche Gemeinde dieſer Provinz gegen Norwegen, zu welchem ganz Sárna bis 1644 gehörte. Die Kirche Idre, in welcher jeden vierten Sonntag gepredigt, an den Zwiſchenſonntagen aber von Gemeindegliedern aus der Poſtille vorgeleſen wird, liegt an einer Erweiterung des öſtlichen Dalelf, Idreſee genannt. Hohe Alpen füllen das Kirchſpiel aus, auf welchen zahlreiche Falken (falco gentilis) hauſen, auf welche die Holländer dort einſt privilegirte Jagd hatten. Im Sommer halten ſich hier einige Lappenfamilien auf mit großen Heerden zahmer Rennthiere, wo ſie dann bei Fjätſjöryet, 3½ Meilen von Idre, die in Menge vorhandenen wilden Rennthiere fangen. Bei Idre findet man Alpenmäuſe (lemmus borealis). Sommerwege nach dem benachbarten Norwegen gibt es nicht. Beide Dalelfvar (der weſtliche und öſtliche Dalfluß) entſpringen innerhalb Idre in den Alpen. (*v. Schubert.*)

IDRIA. 1) eine unter der Hofkammer im Münz- und Bergweſen ſtehende Bergkammeralherrſchaft im adelsberger Kreiſe des Königreichs Illyrien, mit einem eigenen großen Bezirke, in welchem die Pfarrgült Sairach gelegen iſt. Zu dieſem Bezirke gehören ein Städtchen und 45 Dörfer mit 1231 Häuſern und 11,421 Einwohnern, unter welchen ſich 14 Geiſtliche und 6041 weibliche Individuen nach der Conſcription des J. 1834 befanden. Der Viehſtand des Bezirkes belief ſich in demſelben Jahre auf 97 Pferde, 2596 Stück Hornvieh und 1133 Schafe, aber Hauptbeſchäftigung der Einwohner ſind: der Bergbau, die Hüttenarbeiten, die Benutzung der Forſte, das Frachtfuhrweſen und der Ackerbau. 2) eine im adelsberger Kreiſe Krains, ſieben Meilen weſtſüdweſtlich von Laibach, in einem tiefen, keſſelartigen Thale, welches die Idrizza bewäſſert, 1448 par. Fuß über dem Spiegel des adriatiſchen Meeres; 46° 48″ nördl. Br. und 31° 48′ 50″ öſtl. Länge zwiſchen hohen Bergen liegendes Bergſtädtchen, des gleichnamigen Bezirkes mit einem berühmten Queckſilberbergwerke, 393 meiſt am rechten Flußufer liegenden Häuſern, 4278 Einwohnern und 959 Wohnparteien; darunter befinden ſich 2321 weibliche Seelen, die größtentheils mit der Verfertigung von Zwirnſpitzen, welche meiſt nach Kroatien abgeſetzt werden, beſchäftigt ſind. Unter den Gebäuden des Städtchens ſind beſonders bemerkenswerth: das alte, im J. 1527 von den Gewerken, die damals den Bergbau betrieben, unter der Republik Venedig erbaute Schloß, Gewerkenegg genannt, in welchem gegenwärtig das Bergamt und die Bezirksobrigkeit ihren Sitz haben; die Pfarrkirche zur heil. Barbara und dem heil. Achatius, nebſt drei Filialkirchen und dem Pfarrhofe; die Normalſchule; das Brauhaus, in welchem jährlich gegen 360 Eimer Bier erzeugt werden; die ärarialiſche Ziegelbrennerei, welche jährlich 80—90,000 St. Ziegel verfertigt; das große Getreidemagazin; das ſtädtiſche Theater; die ſogenannte Geſellſtube, ein Gebäude über der Grubeneinfahrt; das Erzwaſch- und das Erzpochhaus; die zwei Brennhütten, worin die minder reichen Erze ausgebrannt werden; die Zinnoberfabrik, ein Badehaus und mehre Ärarialgebäude mit Beamtenwohnungen. Zu Idria befinden ſich das k. k. Bergamt, eine k. k. Poſtbeförderung, ein Bezirksphyſikat, zwei Bezirkswundärzte, die Verwaltung der Berg-Kameral- und Bezirksherrſchaft und eine katholiſche Pfarre des Bisthums Laibach. Das Queckſilberbergwerk iſt, ſeiner innern Einrichtung wegen, eins der ſehenswertheſten der Monarchie; es enthält vier Schachte: St. Barbara, Thereſia, Joſeph und Franz (auch Kaiſerſchacht genannt) und zwei Stollen: Anton- und Joſephſtollen. Der erſte Schacht iſt der tiefſte mit 125 Klafter Teufe. Sehenswerth ſind die Pumpwerke, mittels welcher die Grubenwäſſer herausgehoben werden, ebenſo wie die Vorrichtungen zur Herausförderung der Erze. In den Gruben ſind 350, bei den Waſchwerken 70, und bei den Pochwerken 60 Perſonen beſchäftigt, die jedoch abwechſelnd auch bei den Brennhütten und in der Zinnoberfabrik verwendet werden. Im Ganzen beläuft ſich die Zahl des im täglichen Dienſte befindlichen Perſonals, ohne das Aufſichtsperſonal von höherem Range (die Beamten) zu rechnen, auf 580 Köpfe, von welchen gegen 100 in den Holzſchlägen, am Rechen, bei den Maſchinen, an den Triftbuchen ꝛc., beſchäftigt ſind. Das Queckſilber kommt theils gediegen in Tropfen reinen, flüſſigen Metalls, die in den Gruben an den Erzadern kleben, oder durch den ſogenannten Stoß in einem der Waſchhäuſer von den Erdtheilen abgeſondert und zum Fortrollen gebracht werden (Jungfernqueckſilber), und theils in der Form von Erzen vor, in welchen der Queckſilbergehalt ſehr dilatirt und verſchieden iſt. Die Letztern werden auf 2 Waſchwerken mit 20 Salzbottichen und 2 Pochwerken mit 17 Schlammherden, jeder von 5 Sätzen und 25 Eichen, und im Scheidehaus in brennwürdige Zeuge umgeſchaffen; dieſe werden an die Brennhütte abgeliefert und dort das Queckſilber erzeugt. Die Brennhütte beſteht aus zwei Brennöfen (Leopold- und Franzofen), welche in der Regel vom Anfange Octobers bis Ende Aprils in Feuerung erhalten, und mit 20 Arbeitern und einem Bedarf von 868 wiener Klaftern Holz aus ungefähr 50,000 Centnern roher Erze gegen 3000 Centner reines Queckſilber erzeugt. Nach amtlichen Angaben wurden im J. 1832 2985 Centner Queckſilber, im Geldwerthe von 318,997 Fl. in C.-M. gewonnen. Die mit dem Bergbaue in der engſten Verbindung ſtehende Ärarialzinnoberfabrik beſitzt vier Sublimiröfen und 8 Mühlgänge, und erzeugt, nach der wechſelnden Nachfrage 800—1200 Centner mit einem Holzbedarf von beiläufig 403 wiener Klaftern. Im J. 1832 erzeugte ſie nach amtlichen Angaben nur 605 Centner Zinnober, im Geldwerthe von 75,988 Fl. in C.-M., und lieferte dem Ärar einen Reinertrag von 11,383 Fl. in C.-M. Das meiſte Queckſilber wird über Trieſt nach

England und Amerika abgeſetzt, eine bedeutende Quantität davon auch im Inlande verbraucht. Unter den in dem hieſigen Bergwerke vorkommenden Mineralien iſt der nur hier ſich vorfindende Idrialit, in welchem Dumas einen neuen Kohlenwaſſerſtoff, den er Idrialin nannte, entdeckte, beſonders bemerkenswerth. Von den hieſigen Gewerben verdient noch eine beſondere Erwähnung die Weißgerberei, welche jährlich 3000 Schaf- und Ziegenbockfelle, die von Trieſt bezogen und zum Theil zum Verpacken des Queckſilbers verwendet werden, verarbeitet. In Idria werden drei Jahrmärkte gehalten, auf welchen Schnittwaaren und Lebensbedürfniſſe verhandelt werden. 3) Unter-Idria, ein im gleichnamigen Bezirke des adelsberger Kreiſes Krains am Idriafluſſe unterhalb der Bergſtadt gleiches Namens liegendes Dorf von geringem Umfange, deſſen Einwohner theils mit dem Ackerbau und theils auch mit den Arbeiten in den Forſten beſchäftigt ſind. 4) Idria di Bazza, eine am rechten Ufer des gleichnamigen Fluſſes liegende Gemeinde im görzer Kreiſe des Seeküſtenlandes des Königreichs Illyrien. (*G. F. Schreiner.*)

IDRIA CANALIS, ein zur Herrſchaft Canale gehöriges Dorf, am Fluſſe gleiches Namens, in hochgebirgiger Gegend gelegen, fünf Stunden nordnordoſtwärts von Görz entfernt, mit einer eigenen, von der Pfarre zu Canale abhängigen Kaplanei, welche im J. 1757 errichtet wurde, zum Dekanat Canale des görzer Erzbisthums gehört, von einem Prieſter verſehen wird, und (1832) 946 Seelen in ihrem Pfarrſprengel zählte; einer katholiſchen Kirche, 69 Häuſern, 5 Mahl- und 7 Walkmühlen. (*G. F. Schreiner.*)

IDRIALIN. Von Payſſé, der es beim Erhitzen eines queckſilberhaltigen Foſſils aus Idria beobachtete, zuerſt erwähnt, und ſpäter von Dumas genauer unterſucht. Das Foſſil, welches das Idrialin liefert, gleicht im Äußern der Steinkohle, beſitzt aber eine etwas mehr ins Braune ſpielende Farbe. Wird es langſam erhitzt, ſo ſublimirt ſich die Subſtanz in ſehr zarten, leichten, farbloſen Blättchen. Um es in größerer Menge zu erhalten, nimmt man die Sublimation in einer tubulirten Glasretorte vor, deren faſt vertikal ſtehender Hals am Boden eines gläſernen Cylinders mündet. Ein durch den Tubulus der Retorte geleiteter Strom Kohlenſäure treibt dann das Sublimat in die Vorlage, und verhindert, daß es ſich in der erhitzten Retorte zerſetzt. Erhitzt man die Retorte nach und nach bis zum Schmelzen, ſo geht fortwährend Idrialin mit etwas Queckſilber über, ohne daß ſich auch nur eine Spur von Waſſer oder empyreumatiſchen Ölen zeigte. Vom Queckſilber läßt es ſich durch kochendes, reines Terpentinöl trennen, indem es ſich auflöſt, und woraus es ſich beim Erkalten wieder ausſcheidet. Das anhängende, flüchtige Öl kann man durch Preſſen zwiſchen Löſchpapier leicht entfernen. Der auf dieſe Weiſe erhaltene Körper ſchmilzt und verflüchtigt ſich bei einer erhöhten Temperatur, wird aber größtentheils dabei zerſetzt. In kaltem und kochendem Waſſer iſt das Idrialin unauflöslich; Alkohol und Äther löſen es nur wenig auf; von kochendem Terpentinöl hingegen wird es aufgenommen, beim Erkalten aber faſt vollſtändig wieder ausgeſchieden. Ein charakteriſtiſches Reagens auf daſſelbe iſt Schwefelſäure, welche dadurch beim Erhitzen indigoblau gefärbt wird. Nach einer Analyſe von Dumas, die indeſſen nicht als entſcheidend betrachtet werden kann, weil ſie nur mit 8,172 Grammen und zwar ohne Wiederholung angeſtellt wurde, iſt das Idrialin ein Kohlenwaſſerſtoff, der aus drei Atomen Kohlenſtoff und einem Atom Waſſerſtoff beſteht. Das Verhalten bei der Sublimation macht es ſehr wahrſcheinlich, daß die Subſtanz fertig gebildet in der Natur ſich vorfindet, und daß ſie als Educt bei der Sublimation betrachtet werden muß. Es ſcheint ſelbſt, als ob ſie ſich auf naſſem Wege durch Terpentinöl aus dem erwähnten Queckſilberfoſſile ausziehen ließe. (*Bunsen.*)

IDRIAS war nach Stephanus eine Stadt im ſüdöſtlichen Theile von Karien, die auch Hekatéſia, Ἑκατήσια, desgleichen früher Chryſaoris, *χρυσαορίς*, hieß. Pauſanias (V, 21) meldet, daß die Stadt und Landſchaft Stratonicea früher Chryſaoris geheißen habe. Man erkennt hieraus, daß Idrias, Hekatéſia, Chryſaoris und Stratonicea einerlei Gegend und Ortſchaft bezeichnen. Die Stadt Stratonicea von Antiochus Soter erbaut und nach ſeiner Gemahlin Stratonice benannt, eine macedoniſche Colonie, die prächtig aufgebaut und ſpäter von Hadrianus noch verſchönert wurde, trat an die Stelle von Idrias und verdunkelte dieſen, wie die übrigen angeführten Namen. Es iſt jedoch möglich, daß bei den Eingebornen die ältern Namen im Gebrauch blieben. Vermuthlich hatte der Ort und die Landſchaft den Namen von dem Berge Idrus erhalten. Die beiden andern Namen bezogen ſich auf zwei Tempel, welche in dem Gebiete der Stadt ſtanden. Der eine war dem Zeus Chryſaor ganz nahe bei der Stadt gewidmet und war Nationaleigenthum aller Karer, welche bei demſelben zuſammenkamen, um vereinigt Opfer zu bringen und über die gemeinſamen Landesangelegenheiten zu berathſchlagen. Dieſer Bundesverein hieß nach dem Beinamen des Schutzgottes Chryſoareum und wurde aus den Abgeordneten oder Repräſentanten der Dörfer und Flecken, welche die Karer bewohnten (denn die Städte wurden von Griechen gebaut und bevölkert), gebildet, und diejenigen Kreiſe, welche die meiſten Dörfer hatten, gingen mit ihren Stimmen voran. Obgleich die Einwohner der neuen Stadt Stratonicea keine Karer, ſondern Griechen, Macedonier, Syrer waren, ſo nahmen ſie doch an dem Bundesverein Antheil, weil einige Flecken von ihnen beſeſſen wurden. Der zweite Tempel, bei welchem ebenfalls jährlich große und feierliche Zuſammenkünfte ſtattfanden, war der Tempel der Hekate, welche den Beinamen Laginite führte. Der Ort ſelbſt, wo der Tempel ſtand, hieß Lagina, *τὰ Λάγινα*, der Haſenplatz. Chandler, welcher die mit Moos, Geſträuch und Bäumen überwachſenen Ruinen von Stratonicea unterſuchte, fand unter denſelben auf einem Steine eine Inſchrift, welche ſich auf dieſe beiden Gottheiten bezieht. „Weil ſie in vielen und langwierigen Gefahren die Stadt erhalten hätten, ihre Statuen in dem Stadthauſe überzeugende Beweiſe ihrer göttlichen Macht und Gegenwart gäben, gedrängte Haufen ihnen opferten, Weihrauch anzündeten, ihre Dankgebete und Verehrung ihnen darbrächten, ſo habe der Se-

Digitized by Google

nat beſchloſſen, daß täglich 30 Knaben, mit Ölllaub bekränzt und Zweige tragend, mit einem Herold und Citherſpieler, einen feierlichen Umgang nach dem Stadthauſe machen und eine von Soſander verfertigte Hymne abſingen ſollten" (Chandler's Reiſe 57. Cap.). Man ſieht hieraus, daß der Cultus dieſer Landesgottheiten in die neue Stadt gezogen war. Die Gegend, worin ſich die Ruinen der Stadt und der Tempel befinden, iſt ganz von hohen Bergen umgeben, welche vom Taurus ſich hierher verbreiten. *Strabon* XIV. p. 660. *Plin.* V, 29.

(*Pet. Frdr. Kanngiesser.*)

IDRIS. Bei den Arabern Bezeichnung des bekannten Patriarchen Henoch, ſ. d. Art. und Edris. Dagegen iſt Ibn Idris Name mehrer Moslimen, von denen folgende drei auszuzeichnen ſind:

1. *Muhammed Ibn Idris*, ein der Schafiitiſchen Sekte angehörender Imam von entſchiedenem Anſehen in ſeinen Glaubensmeinungen und Ausſprüchen, weshalb er auch den ehrenden Beinamen Mudschtehid, d. i. summus doctor, erhalten hat. Die Selbſtändigkeit in ſeinen Anſichten bewies er auch dadurch, daß er für einige Zweige des kanoniſchen, d. h. theologiſch-juridiſchen, Wiſſens die Bahn brach. So war er der Erſte, der a) über die vortrefflichen Eigenſchaften des Koran (فضائل القرآن) ſchrieb, der Erſte, der b) die in dem Koran enthaltenen geſetzlichen Beſtimmungen unter einen allgemeinen Ueberblick oder gleichſam eine koraniſche Theologie (احكام القرآن, ſ. *H. Ch.* I. n. 156) zuſammenſtellte. Ferner kennt man von ihm folgende Schriften: c) Dictata, und zwar doppelte von faſt gleichem Umfange, die einen Imlà, die andern Amàli betitelt (ſ. *H. Ch.* I. n. 1271), d) eine Schrift, die Verſchiedenheit der Überlieferungen (اختلاف الحديث, *H. Ch.* a. a. O. n. 254) überſchrieben, e) die Hochſchätzung des Werthes oder der Kraft des Gebetes (a. a. O. Tom. II. n. 3107), f) ein Werkchen, das alte Buch (الكتاب القديم) genannt, das Keràbisi unter ſeinem Namen anführt. Das hohe Anſehen des Mannes veranlaßte einen Unbekannten, eine Biographie deſſelben unter dem Titel „Das koſtbare, deutliche Buch (الواضح النفيس)" herauszugeben. Der Imam ſtarb 204 (beg. 28. Jun. 819) in Kahira.

2. Der Molla oder Lehrer Carah Jacub Ibn Idris der Caramanier, iſt Verfaſſer eines Handbuchs der Geſchichte unter dem Titel „der Glanz der Geſchichten (ſ. *H. Ch.* I. n. 788)," das aus einer Einleitung, drei Abſchnitten und einem Schlußworte beſteht. Er beginnt mit der Weltſchöpfung, führt die Propheten, die berühmtern Schüler Muhammed's und deren Jünger, und endlich die ausgezeichnetern Imamen der Reihe nach auf, und ſchließt mit dem großen Lehrer Gazàli. Er ſtarb im J. 833 (beg. 30. Sept. 1429).

3. Abu Bahr Safwàn (And. Sefwàn) Ibn Idris, gewöhnlich der Schreiber oder Secretair geheißen, iſt bis jetzt nur dem Namen nach und als Verfaſſer einer Schrift ungewiſſen Inhalts bekannt geworden. Dieſe führt die Aufſchrift „Stegreif-Rede der Erſtaunten und raſcher Erguß der Verehrenden." (ſ. *H. Ch.* II. n. 1694.)

(*Gustav Flügel.*)

Idrisi (Abu Abdullah Muhammed, Ben Muhammed) der bekannte arabiſche Geograph, ſ. Edrisi.

IDRO, eine große, am ſüdlichſten Ufer des Idroſees, unfern vom Ausfluſſe des Chieſefluſſes aus demſelben in maleriſchen Umgebungen liegende Gemeinde (Städtchen) des 17. Diſtricts (deſſen Hauptort Veſtone iſt), der Provinz Brescia des lombardiſch-ven. Königreichs, mit einem Steueramte, einer Gemeindedeputation, einigen Eiſenſchmelzöfen, einer eigenen zum Bisthum Brescia gehörigen, katholiſchen Pfarre St. Michele, einer Aushilfskirche, zwei Oratorien, und 1745 Einwohnern. Zu dieſer Gemeinde gehören Caſtello d'Idro, ein einzeln gelegenes Gehöft, und Della Pieve, eine Meierei. Die Gegend um das Städtchen iſt dem Austreten des Sees ausgeſetzt.

(*G. F. Schreiner.*)

IDRO-SEE, ein kleiner Gebirgsſee im Valle Sabbia der Provinz Brescia der Lombardei, dicht an der Grenze Tyrols, in einem an Wein und Wieſen reichen, überaus maleriſchen Thale gelegen, der ſich von Norden nach Südweſten erſtreckt. Er hat eine Länge von 9584 Metres, iſt im Durchſchnitte 1414 Metres breit und gegenüber der nuova Rocca d'Anſo, ungefähr 400 Metres von der durch das Val Sabbia führenden Straße entfernt, 121,75 Metres tief, welches ſeine größte Tiefe iſt. Sein Spiegel bedeckt einen Flächenraum von 14,126,816 Metres. Außer mehren kleinen Wildbächen führen ihm der aus Tyrol herabkommende Chieſefluß und der Wildbach Caffaro, welcher aus dem auf den Bergen von Bagolino liegenden kleinen Bajaſee herabfließt, ihr Gewäſſer zu. Der Chieſefluß, welcher ſich im Diſtrict von Lavenone dem See entwindet, führt ſein Waſſer dem Oglioſluſſe zu. Er wird nur von kleinen Barken befahren, welche höchſtens 15 Centner Ladung führen. Am ganzen See iſt kein förmlicher Hafen, denn zu Idro und Anſo ſind nur natürliche Landungsplätze. Bei Gelegenheit der höchſten Seeanſchwellung werden große Strecken des Gebiets der lombardiſchen Orte Bagolino, Anſo, Idro und der Tyrolergemeinden Lodrone, d'Argo, Storo und Bondone unter Waſſer geſetzt, welchem Übelſtande durch Vertiefung des Ausfluſſes leicht abgeholfen werden könnte. Längs ſeines weſtlichen Geſtades führt die durch das Val Sabbia nach Tyrol gehende Straße über Lavenone, Anſo, Rocca d'Anſo, und St. Giacomo dahin. (*G. F. Schreiner.*)

Idros (Med.), ſ. Hidros.

Idrus (A. Geogr.) ſ. Idrias.

IDSCHMAA (اجماع), oder wie Mouradgea d'Ohſſon [1]) nach ſeinen Quellen angibt, Idschma-i-ummet (اجماع امة), iſt Bezeichnung einer der vier Quellen, aus welchen die allgemeine Geſetzgebung des Islams ſchöpft.

1) Allgem. Schilderung des Othomann. Reichs ... überſ. von Chr. D. Beck. 1. Th. S. 19.

Digitized by Google

Man verſteht darunter die Sammlung der Erklärungen und geſetzmäßigen Entſcheidungen, welche die vorzüglichſten Schüler und Nachfolger Muhammed's, beſonders aber die vier erſten Khalifen gegeben haben. Inſofern ſie übereinſtimmen (darauf weiſt ihr Name Idſchma' hin), treten ſie den Vorſchriften des Korans und den Ausſprüchen der Überlieferung (Hadith) ergänzend zur Seite [2]).
(A. G. Hoffmann.)

Idschmiazin, ſ. Etschmiazin.

Idschtihadije, ſ. unt. Kias.

IDSERTS (Peter), von Franecker *) gebürtig, war ein tüchtiger Zeichner von Schiffen und Meeren, welche er mit einer großen Fertigkeit in Friesland nach der Natur unternahm. Zu ſeinem Aufenthaltsorte erwählte er Franecker. Genau weiß man nicht, wann er geboren oder geſtorben iſt, nur hat man ſeine Zeichnungen in einigen Sammlungen mit 1742, auch mehre mit 1760 bezeichnet gefunden, woraus zu ſchließen iſt, daß er in dem erſten Viertheil des 18. Jahrh. geboren war **). *(Frenzel.)*

IDSINGA (Wilhelmine Gertrude van), ein adeliges Fräulein, geboren zu Leuwaarden den 10. November 1788. Sie war eine ſehr geſchickte Künſtlerin im Zeichnen, beſonders lieferte ſie vortreffliche Copien nach Gemälden, aber auch Bildniſſe nach dem Leben in einer äußerſt kräftigen Manier. Später widmete ſie ſich der Ölmalerei, genoß darin den Unterricht van Schlangenbourgh's und des berühmten neuen Bildnißmalers B. W. van der Kooi. Verſchiedene Kunſtausſtellungen, ſowol in Haag, als in Amſterdam, bewieſen ihr großes Talent; dies würde noch mehr ausgebildet und überhaupt ihre Entwickelung vollkommener geweſen ſein, wenn ſie nicht durch den Tod in ihren wirklichen Blüthenjahren der Kunſt am 9. Mai 1819 entriſſen worden wäre. Ihr Verluſt war um ſo fühlbarer, da ſie alle mögliche Tugenden beſaß und von ihren Freunden, wie von ihrem nun kinderloſen Vater auf das Innigſte betrauert wurde †). *(Frenzel.)*

IDSTEIN, 1) Amt, im Süden des Herzogthums Naſſau gelegen, und von den Bächen Ems, Wörs, Crüſtel und Dauſe durchfloſſen. Durch ſeinen ſüdlichen Theil ſtreicht das Gebirge der Höhe (in neuern Zeiten Taunus genannt). Dieſer iſt der minder fruchtbare, hat aber enge, freundliche und romantiſche Thäler. Dagegen iſt das untere Emsbachthal, der ſogenannte Gambergergrund, breit und mild, und bringt alle Arten von Getreide und Obſt in ausgezeichneter Fülle und Güte. Die Größe des Amtes beträgt 92,400 Steuernormalmorgen, wovon 34,794 zu Ackerland, 8388 zu Wieſen benutzt und 44,260 vom Walde bedeckt werden. Es finden ſich nur 2462 Morgen, die unbebaut liegen und zur Weide dienen. Es leben hier in 2698 Wohnhäuſern 3726 Familien, die 16,072 Seelen zählen und wovon 6997 der evangeliſchen, 8867 der katholiſchen Kirche, 19 den Menoniten und 189 den Juden angehören. Das Amt iſt in 33 Gemeindebezirke getheilt, worunter 2 Städte, 3 Flecken, 29 Dörfer, 5 Höfe, 41 Mühlen, 2 Eiſenhämmer und drei Ziegelhütten begriffen ſind, und zählt die Kirchſpiele Idſtein, Eſch, Heſtrich, Niederſelbach, Oberrod, Steinfiſchbach, Walsdorf, Wörsdorf, Camberg, Eiſenbach, Niederſelters und Oberjosbach. Ackerbau und Viehzucht ſind die Hauptnahrungsquellen. Unter den gewöhnlichen Gewerben finden ſich 52 Branntweinbrenner, 151 Leinweber, eine Saffianfabrik und viele Kleinhändler. Die größte Naturmerkwürdigkeit dieſes Amtes iſt die auf dem ganzen Erdboden bekannte Mineralquelle zu Niederſelters, woraus in manchem Jahre 1,500,000 und mehr Krüge gefüllt, und in alle Welttheile abgeſetzt werden. Es gehörte in den älteſten Zeiten bis auf die Höhe und an den römiſchen Pfahlgraben zum Niederlohngau, und was zwiſchen dieſem Graben und der Crüſtel lag, wurde zum Niddagau gerechnet. Sein ſüdlicher Theil kam dann durch eine Schenkung Karl's des Großen zu der Immunität oder dem Gebiete des Kloſters Bleidenſtat, dem er nach einer Urkunde von 812 ſchon eigen war. Dieſes hatte ſich die Grafen der Kunigeshundrete, die Vorfahren des Hauſes Naſſau, zu ſeinen Vögten erkoren, und ſo treffen wir dann Naſſau zu der Zeit, als ſich die Landeshoheit ausgebildet hatte, hier im Beſitze an, das ſeine Schirmherrlichkeit nach und nach in Landesherrlichkeit zu verwandeln wußte. Seit 1255, wo die noch fortdauernden beiden Hauptlinien des naſſauiſchen Hauſes entſtanden, gehörte die alſo ſich gebildete kleine Herrſchaft Idſtein, der Walramiſchen, ſeit 1355 einer Unterabtheilung davon, der naſſau-idſteiniſchen, und ſeit 1629 der neuen idſteiniſchen Linie zu. Nur 1635 wurde Naſſau außer Beſitz geſetzt, der Kaiſer zog ſie ein, trat ſie 1637 an Mainz ab, das ſie aber 1648 ſeinem rechtmäßigen Herrn reſtituiren mußte. 1721 kam ſie an die Ottweiler, 1728 an die uſingiſche, und 1816 an die weilburger, die jetzige herzogliche Linie. Das Kirchſpiel Oberjosbach gehörte zur Herrſchaft Eppenſtein, kam von den Herren dieſes Namens 1535 an Stolberg und 1581 an Mainz und von dieſem 1803 an Naſſau. Hierzu gehörte auch das Dorf Bremthal, das in der Kunigeshundrete lag. Der nördliche Theil des Amtes, der Gambergergrund, gehörte zur Grafſchaft Dietz. Das Gericht Camberg ging 1388 mit dieſer Grafſchaft an Naſſau-Dillenburg über, das 1420 und 1428 drei Viertel davon an Eppenſtein abtrat. Hiervon kam 1453 ein Viertel an Katzenellenbogen, 1479 an Heſſen, das 1557 an Naſſau zurückfiel. Naſſau blieb ſeitdem im Beſitze der Hälfte. Die andere Hälfte nahm Trier 1535, als die eppenſtein-königſteiniſche Linie erloſch, angeblich als ein anheimgefallenes Lehen, in Beſitz. Trier und Naſſau ſind ſeitdem und bis 1803 in Gemeinſchaft hier geblieben, wo ſie ein eigenes Amt hatten, das 1816 aufgehoben und nach Idſtein verlegt wurde. Niederſelters war grundherrlich mit

2) Vgl. auch J. v. Hammer, Des Osman. Reichs Staatsverfaſſ. 1. Th. S. 4.

*) Der Ort iſt noch merkwürdig durch das Unglück, was der Prinz von Oranien im J. 1670 allda hatte. Als die über einen Canal herabgelaſſene Zugbrücke beim Durchpaſſiren deſſelben mit ſeinem Gefolge zu ſchnell aufgehoben wurde, ſtürzte er nämlich mit einem andern Reiter hinab, wurde aber noch gerettet. Johannes Viſcher hat das Ereigniß in drei ſehr ſchönen Blättern geiſtreich radirt dargeſtellt, welche zu den Seltenheiten gehören. **) van *Eynden* Vol. II. p. 117.

†) van *Eynden* Vol. III. p. 285.

Digitized by Google

Niederbrechen verbunden, gehörte der Abtei St. Marimin in Trier, die die Herren von Molsberg damit belehnt hatte. Von dieſen ging es um 1369 an Trier über, das auch 1564 die Landeshoheit über daſſelbe an ſich brachte. Das Dorf Eiſenbach gehörte zur Herrſchaft Neuweilnau, war aber 1326 durch Verpfändung an die von Reinberg gekommen, welche die Hälfte davon an Naſſau-Sarbrücken abtraten. Dieſes vertauſchte 1427 ein Viertel an Trier. Als die von Reinberg 1618 ausſtarben, kam deren Hälfte an die von Hohenfeld und nachher an die Grafen von Metternich. So beſtand dieſe Dreiherrſchaft hier bis 1803. Steinfiſchbach gehörte zur dietziſchen, nachher naſſauiſchen Herrſchaft Altenweilnau.

2) Stadt, Burg und Amtsſitz im Herzogthum Naſſau. Sie zählt 453 Familien und 1949 Seelen. Außer dem Ackerbau nähren ſich dieſe vom Kleinhandel und den gewöhnlichen Handwerken. Sie hat eine Saſianfabrik. Die ältern Formen ihres Namens ſind: Ethechenſtein, Edechenſtein, Eythinchinſten, Itgenſtein und Ytſtein. Die Burg verdankt einem unbekannten Eticho, der wahrſcheinlich im 11. Jahrh. lebte, Urſprung und Namen. Sie ſcheint in der Gemarkung des Dorfes Wolfsbach, das ganz in ihrer Nähe verſchwunden iſt, aufgekommen zu ſein, und wird 1101 zum erſten Male genannt. 1255 war ſie ſchon eine Landesburg und der Mittelpunkt der gleichnamigen Herrſchaft, mit welcher ſie an die naſſau-walramiſche Linie kam. Zu ihren älteſten Burgmännern gehören die Adeligen von Etechenſtein, die von 1102—1349 auftraten und die Zunamen Brun, Poto, Muſelin und Synnckin führen. Sie legten durch ihre Burgſitze, die ſie im Burgfrieden erbaueten, den erſten Grund zu der Stadt, Noch im J. 1427 war die Vertheidigung der Burg einer ſehr zahlreichen Burgmannſchaft anvertraut, nämlich den ritterlichen Familien von Berge, Helmershauſen, Schönborn, Heppenheſt, Hohenſtein, Lindau, Walderdorf, Hude von Sonnenberg, von der Heſe, Kolbingen, Dietz, Königſtein, von dem Berge genannt Keſſeler, Hattſtein, Mylen, Spechte von Bubenheim und Rödel von Reifenberg. Sie war ſeit dem 13. Jahrh. die gewöhnliche Reſidenz der ältern naſſauiſchen Linie, die darum auch an Erweiterung und Hebung des Ortes dachte. Dieſer war 1287 noch ein einfaches Dorf, als Graf Adolf ſich beim Könige Rudolf die Rechte und Freiheiten einer Stadt für denſelben und die Erlaubniß erwirkte, ihn befeſtigen zu dürfen. Hiermit war denn die Errichtung eines Schöffenſtuhles oder eines eigenen Gerichts verbunden, da der Ort bisher unter dem Dinghof in Wolfsbach geſtanden. Graf Philipp († 1509) ließ die Kanzleigebäude aufführen, auf der Stelle, wo die 1427 vorkommende Judenburg vermuthlich ſtand, und der Warte vor der Burg, dem vermuthlichen frühern Judentorme, ein hohes Dachwerk aufſetzen. Die alte Burg wurde unter dem Grafen Ludwig 1615 niedergeriſſen, und unter ihm und ſeinem Sohne Johann das jetzige Schloß an ihrer Stelle neu erbaut. Eine bedeutende Vergrößerung und Verſchönerung verdankt die Stadt dem Fürſten Georg Auguſt, der von 1690 an, die Mauer am Himmelthore abbrechen, und die neuen Straßen auf der Weierwieſe anlegen ließ, und den ſich hier anbauenden beſondere Freiheiten gewährte. Sie war ſeit dem 16. Jahrh. der Sitz der Regierung und der Landescollegien für die Herrſchaften Idſtein und Wiesbaden, bis dieſe 1728 mit denen in Uſingen vereinigt wurden. Seit 1816 iſt hier auch das Staatsarchiv für das ganze Herzogthum, wozu das Schloß verwandt worden iſt. Idſtein pfarrte in den ältern Zeiten nach Wolfsbach; ſpäter erhielt es eine eigene, U. l. F. Kirche, mit einem Kirchhofe vor dem Himmelthore, und Graf Gerlach erbauete die jetzige Kirche und errichtete 1333 an derſelben ein dem heil. Martinus geweihetes Stift von regulirten Chorherren aus ſechs Perſonen beſtehend, dem 1340 die Pfarrei Oberlahnſtein und ſpäter die von Heſtrich incorporirt wurde. Sie hat neun Nebenaltäre. Die Kapelle in der Burg war dem heil. Nieolaus geweiht. Mit Aufwand, Geſchmack und Kunſt ließ der Graf Johann von 1667 an das Innere der Stadtkirche erneuern. Jetzt lehren zwei evangeliſche Geiſtliche in ihr. Daneben beſteht aber auch ſeit mehren Jahren eine katholiſche Pfarrei in der Stadt. Eine lateiniſche Schule entſtand um 1576, die 1596 zu einem Gymnaſium erweitert als eine treffliche Bildungsanſtalt im In- und Auslande großen Ruf hatte und 1817 mit dem in Weilburg vereint wurde. An ihre Stelle trat hier ein Pädagog von nur ganz kurzer Dauer. Die Gymnaſialgebäude wurden von 1689 an aufgeführt. Der Fürſt Karl Wilhelm legte 1779 hier auch ein Schullehrer-Seminar für das damalige naſſau-uſingiſche Land an, das ſeit 1817 bedeutend erweitert für das ganze jetzige Herzogthum beſteht, und worin alle Lehrer für ſeine Elementarſchulen in einem dreijährigen Curſus ihre Vorbildung erhalten. Mit demſelben ſtand ein landwirthſchaftlicher Verein für das Herzogthum in engerer Verbindung, der hier auch ſein Thierſpital und ſeine Verſuchsfelder hatte, aber 1833 nach Wiesbaden verlegt worden iſt. Die Stadt iſt noch jetzt wie früher der Sitz eines naſſauiſchen Oberforſtamts.

(*C. D. Vogel.*)

IDSU, Fürſtenthum an der Südküſte der japaniſchen Inſel Nipon, das ſich zwiſchen der Bai von Totomina und dem Buſen von Jeddo hin bis zum großen Ocean erſtreckt, die Gebrooken-Inſeln Fatſiſio und andere umfaßt, zum Theil fruchtbare Thäler und Ebenen hat, Silber und Salz erzeugt und eine ſtarke Fiſcherei unterhält. (*R.*)

IDSUMI oder **Sensju**, Provinz in der Landſchaft Jetſen auf der japaniſchen Inſel Nipon, mit vielen Seen und Fiſchen, aber nicht eben fruchtbarem Boden; darin die große und volkreiche, an der Bai von Oſaka maleriſch belegene Reichsſtadt Sakai mit bedeutenden Kupferhütten. (*R.*)

IDSUMO, Fürſtenthum in der Landſchaft Jamaiſoit, auf der Weſtſeite der japaniſchen Inſel Nipon, grenzt im Weſten an die Straße von Corea, im Norden an das Meer von Japan, im Oſten an Fooki, im Süden an Iwami, und bildet eine Art Halbinſel, die ſich nach der Inſel Oki hin erſtreckt. Der Boden iſt fruchtbar und die Einwohner beſchäftigen ſich viel mit Seidenweberei. (*R.*)

Idt (It), ſ. **It.**

Digitized by Google

Idubeda (Geogr.), ſ. unt. Hispania.

IDUMAEA (*Ἰδουμαία*), **IDUMÄER** (*Ἰδουμαῖοι*), der griechiſche Name für das hebräiſche Edom (אֱדוֹם) und Edomiter (בְּנֵי אֱדוֹם)[1]. Nach 1 Moſ. 36, 9. 43 ſtammte dieſe Völkerſchaft von Eſau, dem älteren Sohne Iſaak's, ab, welcher auch Edom (der Rothe) hieß. Sie war daher mit den Hebräern nahe verwandt, ohne daß ſie dadurch zu dieſen in ein freundliches Verhältniß getreten wäre. Vielmehr ſtanden beide meiſtentheils einander feindlich gegenüber, ſodaß ihre Lage im Großen ſich ebenſo geſtaltete, wie nach der heil. Urkunde (1 Moſ. 27 fg.) die ihrer Stammväter im Kleinen geweſen war. Ja ſelbſt über die Dauer dieſer Völkerſchaft hinaus hat ſich der Haß der Juden gegen ſie erhalten; daher kommt es, daß ſie mit dem Namen Edomiter gern ihre Todfeinde[2]) bezeichneten, ohne alle Rückſicht auf Verwandtſchaft oder Zuſammenhang derſelben mit den wahren und eigentlichen Idumäern. Als die Ureinwohner Idumäa's können Eſau's Nachkommen nicht angeſehen werden; vielmehr hatten die Horiter (ſ. d. Art.) vor ihnen das Land inne, hielten ſich wahrſcheinlich auch noch längere Zeit neben ihnen, bis ſie allmälig denſelben weichen mußten (5 Moſ. 2, 12. 22). In dieſem Landſtriche wohnte auch der Volksſtamm Maon (מָעוֹן, מְעוּנִים), welcher Richt. 10, 12 neben den Sidoniern und Amalekitern erwähnt wird, theilweiſe von den Simeoniten zur Zeit des Hiskia aus ſeinen Sitzen vertrieben, und vom Könige Uſia beſiegt wurde (1 Chron. 4, 41. 2 Chron. 26, 7). In dem auf der Pilgerſtraße von Syrien nach Mekka liegenden Orte Maân (معان) glaubt man nicht ohne Grund noch eine Spur deſſelben zu finden.

Der Umfang des Gebietes, welches die Idumäer inne hatten, läßt ſich, wegen Mangels beſtimmter Ausſagen des A. T. darüber, nicht ganz genau angeben, am wenigſten in Zahlen beſtimmen. Auch ſcheint es, daß die Grenzen in verſchiedenen Zeiten ſich änderten. Jedenfalls bildete das hebräiſche Gebiet die Nordgrenze (Joſ. 11, 16. 17. 12, 7. 4 Moſ. 34, 3 fg.), wenn ſie auch nicht überall ganz feſt ſein mochte, ſondern zuweilen bei günſtigen Umſtänden weiter hinauf gerückt wurde. Namentlich ſtieß der Antheil des Stammes Juda an der Edomiter Land (Joſ. 15, 1. 21). In Nord und Weſt berührte ſich Idumäa mit Philiſtäa und Ägypten; auch hat man nach Richt. 11, 18. 2 Kön. 3, 8. Jeſ. 11, 14 die Moabiter in der Nähe dieſes Landes zu ſuchen. Aus den Andeutungen der heil. Schrift ergibt ſich ferner, was Reiſende in neuerer Zeit vollkommen beſtätigt haben, daß es ein Hochland, durchſchnitten von furchtbaren Felſen, und daher von Natur feſt war (1 Moſ. 27, 39. Jer. 49, 16 fg. Obad. V. 3 fg.). Innerhalb deſſelben gab es aber auch einzelne fruchtbare Schluchten und Thäler, die einfachen Bedürfniſſe der Bewohner zu befriedigen[3]).

Leicht geſchah es, daß der Name Edom auf Eſau's Nachkommen und auf das von ihnen bewohnte Land übertragen wurde. Denn er ſelbſt hatte ſich im Gebirge Seir (שֵׂעִיר, d. i. behaart, rauch, alſo hier wol mit Geſtrüpp bedeckt) niedergelaſſen (vgl. 1 Moſ. 32, 4. 33, 14. 16), welcher Name noch jetzt in dem arabiſchen Scherath (شراة) fortzuleben ſcheint, wie denn bereits der arabiſche Bibelüberſetzer Saadias 1 Moſ. 36, 8 Seir davon deutet. Der Gebirgsſtrich nun, ſüdlich vom todten Meere bis zum älanitiſchen Meerbuſen, zerfällt nach neuerer Eintheilungsweiſe in zwei Diſtricte, in einen nördlichen, Dſchebâl (جبال), d. i. Gebirge, bei den Griechen und Römern Gebalene genannt, und in einen ſüdlichen, welcher eben El-ſchera heißt. Geſenius[4]) iſt der Überzeugung, daß das alte Seir beide Diſtricte umfaßte, während Roſenmüller[5]) dafür den Beweis vermißt, daß auch Dſchebâl dazu gehört habe. Der nördliche Diſtrict wird, wie Burckhardt[6]) berichtet, von Kerek (oder dem vormaligen ſüdlichen Theile Moab's) durch den Wadi el Ahſa und wiederum vom ſüdlichen Diſtricte durch den Wadi Moeyr getrennt. Auch Léon de Laborde[7]) nimmt an, daß das Gebirge Seir ſich bis zum rothen Meere erſtreckt, und alſo auch das Wadi Araba in ſich begriffen habe; auch bemerkt er[8]), das Land Edom's dehnte ſich aus vom jetzigen Wadi Garandel bis zum Flüßchen Zared, dem heutigen el Aſcha. Idumäiſcher Städte geſchieht im Allgemeinen in der Bibel nur wenig Erwähnung. Es iſt nicht entſchieden, ob die 1 Moſ. 36, 32 fg. erwähnten Ortſchaften, aus welchen die alten edomitiſchen Könige ſtammten, ſämmtlich zum Lande Edom's gehörten; doch ſcheint es allerdings, als ſei es Meinung des Referenten. Die bedeutendſte Stadt war unſtreitig Sela (סֶלַע), d. i. Fels (2 Kön. 14, 7), wofür bei Griechen und Römern der gleichbedeutende Name Petra im Gebrauche war. Die Überreſte derſelben ſind erſt in neuerer Zeit wieder entdeckt und beſonders von Léon de Laborde nach allen Seiten durchforſcht. Das Nähere darüber ſ. im Art. Petra. In der Nachbarſchaft derſelben liegt der Berg Hor. Als die ſüdlichſten Punkte des Landes hat man die Häfen Elath und Eziongeber (ſ. d. beid. Art.) anzuſehen, am älanitiſchen Meerbuſen (5 Moſ. 2, 8. 1 Kön. 9, 26. 2 Chron. 8, 17), welcher jetzt der Buſen von Akabah (عقبة) heißt. Nach Theman, einem Enkel Eſau's (1 Moſ. 36, 10. 11), wurde eine Gegend in Idumäa benannt (Jer. 49, 7. 20. Ezech. 25, 13. Obadj. V. 9), und ein Flecken, fünf römiſche Meilen von

1) *Joseph.* Antiquitt. hebr. L. II. cap. 1. §. 1. nach etwas anderer Ausſprache *Ἀδώμ*; er meint, die Griechen hätten den hebräiſchen Namen umgeſtaltet *ἐπὶ τὸ σεμνότερον*. 2) Z. B. die Römer, dann die Chriſten. Vgl. *Othon.* Lex. rabb. sub voce *Roma.* *Lightfoot*, Hor. hebr. p. 693, ed. *Carpzov.* oder Opp. ed. *Leusden.* Vol. II. p. 399. 3) Léon de Laborde (Voyage de l'Arabie Pétrée Introd. p. 1) ſagt daher nach eigner längerer Erforſchung des Landes: „Le pays d'Edom avait *sa brillante fertilité*; ce sont les montagnes environnant Petra, auxquelles il est facile de reconnaître ces qualités.“ Vgl. auch p. 14.

4) Im hebr. Wörterb. unter שֵׂעִיר und Anmerk. zur teutſchen Überſetz. von Burckhardt's Reiſen in Syrien, Paläſtina ꝛc. 2. Bd. S. 1067. 5) Bibl. Alterthumskunde. 3. Bd. S. 67. 6) Reiſen in Syrien, Paläſtina ꝛc. in der teutſchen von W. Geſenius herausgeg. Überſ. 2. Th. S. 674 u. 688. 7) a. a. O. p. 1 u. 7. 8) a. a. O. p. 7.

Digitized by Google

Sela (Petra) entfernt, von welchem noch Euſebius im **Onomasticon** unt. d. W. *Θαιμάν* erwähnt, daß er eine römiſche Beſatzung hatte. Theman galt als Sitz der Weisheit (Jer. 49, 7. Bar. 3, 22. 23), eben deswegen wird der bedeutendſte Gegner Hiob's in dem gleichnamigen Buche als ein Themanit bezeichnet.

Aus 1 Moſ. 36 ergibt ſich, daß Eintheilung des Volks in Stämme bei den Idumäern ebenſo wol gebräuchlich war, als bei den Hebräern und Arabern; das Haupt des Stammes hieß Alluf (אַלּוּף, von אֶלֶף, Familie), wie bei den Horiten [9]). Ferner wird in derſelben merkwürdigen Stelle ausdrücklich behauptet, daß Eſau's Nachkommen das Königthum früher bei ſich einführten, als die Hebräer. Roſenmüller [10]) ſucht ebenſo wie Chr. B. Michaelis [11]) beide Angaben durch die Annahme zu vereinigen, daß beide Verfaſſungen neben einander beſtanden hätten, nur in verſchiedenen Diſtricten Idumäa's; namentlich glaubt er, daß über die Edomiten im nordöſtlichen Theile (dem jetzigen Dſchebâl) Könige geherrſcht hätten. Indeſſen möchte der kurze und einfache Bericht der Geneſis für dieſe Hypotheſe kaum geltend gemacht werden können, und v. Bohlen [12]) hat gewiß Recht, wenn er behauptet: „Von der urſprünglichen Stammverfaſſung waren die Edomiter, gleich den Hebräern und heutigen Afghanen, — — zu Monarchen fortgeſchritten.“ Allerdings glaubt Roſenmüller dadurch die Differenzen, welche man zwiſchen 4 Moſ. 20, 14—21. 21, 4. Richt. 11, 17. 18 einerſeits, und 5 Moſ. 2, 4—8. 29 andererſeits, endlich auch zwiſchen 2 Moſ. 15, 15 und 4 Moſ. 20, 14 gefunden hat (die letztere iſt übrigens höchſt unbedeutend), am beſten ausgleichen zu können. Da aber keine Notiz ſeine nicht beſonders wahrſcheinliche Anſicht bekräftigt, ſo hat man ſich wol nach einer andern Erklärung jener verſchiedenen hiſtoriſchen Angaben umzuſehen, und ſich an die Worte von 1 Moſ. 36 ohne alle Künſtelei zu halten. Auffallend iſt es, daß von allen 1 Moſ. 36, 32 fg. namentlich aufgezählten Königen kein einziger mit ſeinem Vorgänger in einem verwandtſchaftlichen Verhältniſſe erſcheint. Roſenmüller iſt geneigt [13]), daraus zu ſchließen, daß es ein Wahlreich war, oder auch dieſe Könige durch Uſurpation auf den Thron gelangten. Nach 1 Kön. 11, 14 fg. jedoch gehörten wenigſtens ſpäter die Könige einer beſtimmten Herrſcherfamilie an. Zu den Erwerbmitteln der Idumäer gehörte nach 4 Moſ. 20, 17 auch Acker- und Weinbau; unſtreitig viel Viehzucht und lebhafter Handel. Léon de Laborde bemerkt nach Autopſie des Landes in dieſer Beziehung [14]): „Die Edomiter, welche das ganze zwiſchen Wadi Muſa und Moilah — — befindliche Gebiet inne hatten, waren früher als die andern Stämme zu ſitzenden Lebensweiſen (habitudes) gewöhnt, ſei es durch die fruchtbare Natur ihres Bodens, ſei es durch die Nähe der Küſten.“ Über die Religion Edom's enthält das A. T. nur eine ganz unbeſtimmte Äußerung 2 Chron. 25, 20. Bei Flav. Joſephus [15]) aber wird eine Gottheit *Koζέ* erwähnt, jedoch ohne alle Charakteriſtik derſelben.

Die geſchichtlichen Thatſachen, in welchen die Idumäer mehr oder minder betheiligt erſcheinen, ſind hauptſächlich folgende: Schon bei dem Zuge der Hebräer von Ägypten durch Arabien in das ihnen verheißene Land Kanaan erwies ſich das ihnen verwandte Volk ungefällig und widerwärtig. Jene baten nämlich um die Erlaubniß, ihren Weg durch Idumäa nehmen zu dürfen, wurden aber abſchläglich beſchieden (4 Moſ. 20, 14 fg. vgl. Richt. 11, 17), wahrſcheinlich weil man fürchtete, ſie könnten ſich darin feſtſetzen wollen (5 Moſ. 2, 4), und ſie ſahen ſich mithin genöthigt, an Idumäa's Grenze hinzuziehen (4 Moſ. 21, 4). Dieſe Nachricht ſucht Gramberg [16]) gegen die oft als widerſprechend betrachtete [17]) Stelle 5 Moſ. 2, 8. 29 nicht nur zu vertheidigen, ſondern erklärt ſich den im Deuteronomium enthaltenen Bericht durch das Beſtreben des Verfaſſers, die zu ſeiner Zeit mächtigen Edomiter zu gewinnen und die ſchwächern Iſraeliten vom Kampfe mit ihnen abzuhalten (mit Bezug auf Cap. 23, 8). Zu dieſer, ſchon von Winer [18]) mit Recht als ſehr gewagt betrachteten, Vermuthung wird ſich ſchwerlich noch ſonſt Jemand bekennen. Im ſchlimmſten Falle würde man doch nur annehmen können, daß ſich über das Verhalten der Idumäer zwei verſchiedene Überlieferungen vorfanden, welche alle beide in die Moſaiſchen Schriften übergingen. Dann aber zwingt auch 5 Moſ. 2 nicht zu der Annahme eines förmlichen Durchzugs der Hebräer durch Idumäa; denn der Ausdruck iſt vielmehr ſo allgemein gehalten, daß ein bloßes Hinziehen an der Grenze des Landes recht gut verſtanden werden kann, bei welchem ſich die Hebräer einiger Unterſtützung mit Lebensmitteln von Seiten der idumäiſchen Grenzbewohner zu erfreuen gehabt hätten. Die Furcht vor Überwältigung der Hebräer, welche jene Verweigerung des Durchzugs veranlaßt und die feindliche Stellung zwiſchen beiden Brudervölkern erzeugt hatte, rechtfertigte ſich ſpäter als ſehr gegründet. Der König Saul führte einen glücklichen Krieg gegen die Edomiter (1 Sam. 14, 47), und David legte, nachdem er ſie ſich völlig unterworfen hatte, Beſatzungen in die bedeutenderen Orte (2 Sam. 8, 14. 1 Chron. 18, 12. 13. 1 Kön. 11, 15. 16. Pſ. 60, 2). Unter Salomo unternahmen die vereinigten Hebräer und Phönizier von den Häfen am älanitiſchen Meerbuſen aus die berühmte Fahrt nach Ophir (1 Kön. 9, 26), was ihm nur dadurch möglich wurde, daß die Edomiter von ihm abhängig waren. Gegen das Ende der Regierung Salomo's kehrte zwar Hadad, ein Sprößling des Edomitiſchen Königshauſes, welcher ſich zu David's Zeit nach Ägypten geflüchtet ge-

9) Vgl. 1 Moſ. 36, 21. Beim Propheten Zacharias (Cap. 9, 7. 12, 5. 6) wird der Ausdruck auch von den hebräiſchen Stammhäuptern gebraucht. 10) Bibl. Alterthumsk. 3. Bd. S. 69, und Scholia in Genes. p. 557 (ed. 4). 11) Dissert. de antiquissima Idumaeorum historia. §. XV; in Pott's Sylloge commentt. theologg. P. VI. p. 217 sq. 12) Die Geneſis hiſtoriſch-kritiſch erläutert. S. 342. 13) Bibl. Alterthumsk. 3. Bd. S. 70. 14) a. a. O. p. 14.

15) Antiquitt. Judd. L. XV. c. 7. §. 9. 16) Krit. Geſchichte der Religionsideen des A. T. 2. Th. S. 472. 17) J. B. von de Wette in der Kritik der Moſaiſchen Geſchichte. S. 359. 18) Bibl. Realwörterb. 1. Th. S. 346 (2. Ausg.).

habt hatte, in ſein Vaterland zurück und gab ſich Mühe, das Joch abzuſchütteln (1 Kön. 11, 14 fg.); allein die durch ihn veranlaßte Bewegung muß entweder ohne dauernden Erfolg geweſen, oder blos auf einen Theil des Landes beſchränkt geblieben ſein. Man ſieht dies nämlich daraus, daß 1 Kön. 22, 48 ausdrücklich erzählt wird, zu Joſaphat's Zeit ſei kein König in Idumäa geweſen. Es wurde alſo unſtreitig durch einen hebräiſchen Statthalter regiert, da Joſaphat die Schiffahrt von Eziongeber aus aufs Neue zu beleben ſuchte (1 Kön. 22, 49). Bei der Theilung des hebräiſchen Gebietes in zwei Reiche war Idumäa an den Beherrſcher des Reiches Juda gekommen, da dieſes von demſelben ſüdlich begrenzt wurde, und allein aus dieſer Beſitzung einen Vortheil ziehen konnte. Der 2 Kön. 3, 9. 12. 26 erwähnte edomitiſche König, deſſen Truppen mit denen des Königs Joſaphat von Juda vereinigt erſcheinen, war gewiß nur hebräiſcher Vaſall, welchem man den Königstitel verſtattet hatte. Erſt unter Joſaphat's Nachfolger, Joram, gelang es den Edomiten, ſich wieder unabhängig zu machen, und ſie hatten von der Zeit wieder Könige aus ihrer Mitte (2 Kön. 8, 20 fg. 2 Chron. 21, 8 fg.). Zwar errangen die Könige Juda's von Zeit zu Zeit wieder einige Vortheile über ſie, Amazia eroberte ſogar ihre Hauptſtadt Sela und veränderte ihren Namen in Joktheel (2 Kön. 14, 7. 2 Chron. 25, 11. 12. 14), und Uſia den Hafen Elath (2 Chron. 26, 2); allein alle dieſe Eroberungen waren nur vorübergehend. Denn unter dem Könige Ahas von Juda konnten die Edomiten es ſogar wagen, in Judäa Einfälle zu machen (2 Chron. 28, 17), und der Hafen Elath ging für die Hebräer durch König Rezin von Syrien [19]) verloren (2 Kön. 16, 6). Auch ſieht man aus den prophetiſchen Schriften des A. T., daß die Macht der Edomiten in demſelben Maße zunahm, wie das geſchwächte Reich Juda ſeinem Untergange zueilte. Gegen die Zeit der Wegführung der Hebräer in das babyloniſche Exil hatten ſie ihre urſprüngliche Grenze weit überſchritten, und ihr Gebiet nordöſtlich bis nach Bosra in Hauran und gegen Süden bis nach Dedan ausgedehnt; vgl. Jer. 49, 8. 20. Ezech. 25, 13. Jeſ. 34, 6. 63, 1. Babels Übermacht zu widerſtehen, durften freilich auch ſie nicht hoffen (Jer. 27, 3. 6); dies ſahen ſie ein und ſchloſſen ſich daher ſchlau genug dem großen Eroberer gutwillig an, welcher ihre Huldigung wol um ſo lieber annahm, als er nicht grade große Luſt haben mochte, ſein Glück in dem unwirthbaren Gebirgslande aufs Spiel zu ſetzen. Auf ſolche Weiſe entgingen ſie dem allgemeinen Schickſale der kleinen vorderaſiatiſchen Völker, der ihnen von hebräiſchen Propheten längſt angedrohten gewaltſamen Unterjochung und Verwüſtung ihres Landes (Jeſ. 11, 14. Joel 4, 19. Amos 1, 11). Mit Schadenfreude ſahen ſie ihren vormaligen Zwingherrn unterliegen (Klagl. 4, 21. Ezech. 35, 15. 36, 5. Obad. 12), benutzten den Moment, die Fliehenden zu tödten und auszuplündern, und gaben ſich auch wol der Hoffnung hin, das Land der Hebräer ſpäter zu erhalten (Ezech. 35, 5. Obad. 10 fg.). Eine natürliche Folge davon war deſto größerer Haß der Juden, wie er ſich in den Ausſprüchen der ſpätern Propheten und Dichter abſpiegelt (vgl. Ezech. 25 und 35. Obadja. Jeſ. 34 und 63. Pſ. 137). Übbrigens gaben dieſe Drohungen Veranlaſſung zu der Meinung, daß auch Idumäa in die Hände des babyloniſchen Königs Nebukadnezar gefallen und ſeine politiſche Exiſtenz ganz eingebüßt habe [20]); allein Geſenius bemerkt dagegen ganz richtig [21]), aus dem ſpätern Auftreten deſſelben erhelle, daß es damals verſchont geblieben ſei, wie dies auch ſchon durch ſein früheres Anſchließen an den Sieger wahrſcheinlich werde. Nur ſo viel ſteht feſt nach Mal. 1, 3 fg., daß die unvermeidlichen Übel des Krieges daſſelbe hart trafen, da es vom babyloniſchen Heere unſtreitig durchzogen wurde. Nachdem aber die Geißel des Krieges ſich hinweggewendet hatte, bemächtigten ſich die Idumäer Südpaläſtina's (vgl. Ezech. 35, 10), namentlich auch der Stadt Hebron (1 Makk. 5, 65), was bei der allgemeinen Verödung dieſer Gegenden leicht anging. Erſt durch den Makkabäer Judas wurden ſie wieder von dort verdrängt. Allein von dieſer temporären Beſitzergreifung wendet doch Joſephus [22]) den Namen Idumäa zuweilen noch auf ſolche Punkte Judäa's an, welche zu Idumäa im engern und urſprünglichen Sinne nicht gehört hatten. Noch in der Zeit, wo die ſyriſchen Könige Paläſtina beſaßen, bewieſen die Idumäer ihre alte Feindſchaft gegen die Juden bei jeder Gelegenheit (vgl. 1 Makk. 5, 3. 2 Makk. 10, 15. 12, 32 fg.). Johannes Hyrkan bezwang ſie endlich ganz und gar, und verſtattete ihnen nur unter der Bedingung, daß ſie ſich beſchneiden ließen, in ihrer Heimath zu bleiben [23]). Doch merkwürdig genug, gelang es noch einem Idumäer, Antipater, ſich dem letzten Sproſſen des Hasmonäiſchen Hauſes unentbehrlich zu machen, und endlich ſeinem Sohne Herodes, ſich ſelbſt über den Trümmern der ſchwachen Dynaſtie zum Könige der Juden zu erheben. Über ihn und ſeine Familie vgl. d. Art. **Antipater** und **Herodes**. In dem jüdiſch-römiſchen Kriege, durch welchen das jüdiſche Volk als ſolches für immer das Land ſeiner Väter einbüßte, ſpielten die Idumäer eine ſehr unrühmliche Rolle. Zur Vertheidigung Jeruſalems hatte nämlich die zelotiſche Partei 20,000 derſelben in die Hauptſtadt gezogen; allein dieſe Horde wandte ſich gegen die unglücklichen Einwohner und benutzte ihre Gewalt zu Mord und Plünderung [24]). Nutzen gewährte ſie dagegen nicht, ſondern verließ die Stadt, noch ehe Titus

19) Roſenmüller möchte übrigens 2 Kön. 16, 6 אדומים Edomiten leſen für ארומים Aramäer, und לאדם zu Edom für לארם zu Aram, weil Elath niemals zu Syrien gehört habe, und die Aramäer gewöhnlich ארמים heißen. Es müßte alſo Rezin Elath erobert und dann den Idumäern überlaſſen haben.

20) Vgl. Eichhorn, Die hebräiſchen Propheten. 2. Bd. S. 618 u. 624 u. Bertholdt, Hiſtor.-krit. Einleit. in ſämmtl. kanon. u. apokryph. Schriften des A. u. N. T. 4. Bd. S. 1389. 1440 u. 1626. 21) Philolog., krit. u. hiſtor. Commentar über den Jeſaia. 1. Th. S. 906. Anmerk. 22) Cf. *Reland*, Palaestina. L. I. cap. 12. p. 70. 23) *Joseph*. Antiquitt. Judd. L. XIII. cap. 9. §. 1. 24) *Joseph*. De bello Jud. L. IV. cap. 4. L. VII. cap. 8. §. 1.

die Belagerung derſelben begonnen hatte [25]). Mit dieſer Notiz ſchließt ſich die Geſchichte der Nation für immer, obſchon die Idumäer in den Bewohnern des peträiſchen Arabiens unſtreitig noch fortleben. Wie andere kleine Völkerſchaften, die Ammoniten, Moabiten ꝛc., verloren ſie ſich unter dem allgemeinen Namen der Araber. Schon bei Joſephus kommt es vor [26]), daß Petra und die umliegende Gegend zu Arabien, während der damals *Idumäa* genannte Diſtrict zu Judäa gehörte und unter Herodes von einem beſondern Archon verwaltet wurde [27]).

Außer der ſchon angeführten Commentatio von Chriſt. Bened. Michaelis, welche mit Bezug auf 1 Moſ. 36 die früheſte Geſchichte Idumäa's im Auge hat, und *J. van Iperen*, Hist. crit. Edomaeorum et Amalek. (Leoward. 1768. 4.), welche Schrift ich nicht benutzen konnte, vgl. man beſonders die gute Zuſammenſtellung der Geographie und Geſchichte in Winer's bibl. Realwörterb. unt. d. W. Edomiter; Geſenius, Commentar zum Jeſaias. 1. Th. S. 904 fg. und *Hendewerk*, Obadiae prophetae orac. in Idumaeos. p. 1 sq. Weniger gehört hierher *Christoph. Nolde*, Historia Idumaea (Franec. 1660. 12. und ſonſt, auch in Havercamp's Ausgabe des Fl. Joſephus), welche ſich nur auf das Leben und die Thaten der Heroden bezieht. Die neuern geographiſchen und geſchichtlichen Verhältniſſe des vormaligen Idumäa hängen natürlich mit denen von ganz Arabien innig zuſammen, und iſt daher darüber unt. d. Art. Arabien nachzuſehen. (*A. G. Hoffmann.*)

IDUMANIA. Nach Ptolemäus, welcher *Εἰδουμανία* ſchreibt, hieß ſo ein Fluß in der Britannia Romana zwiſchen dem Abos (Humber) und Thameſis (Themſe), der die Colonia Camalodunum berührte, und jetzt entweder der Chelmer oder der Blackwater in Eſſex, oder nach Mannert die Mündung des Stour bei Harwich in Eſſex iſt. (*S. Ch. Schirlitz*).

IDUN, IDUNN, ITHUNN (latiniſirt Iduna), eine weibliche Gottheit der nordiſchen Mythologie, welche ſowol in der jüngern als in der ältern Edda eine wichtige Rolle ſpielt. Ungewiß jedoch laſſen die Quellen, ob die Idun des Hrafna-Galdr Odin's ein und daſſelbe Weſen mit Idun, der Gattin Bragi's, iſt. Neuere, z. B. Finn Magnuſen, nehmen dieſe Einheit als unbezweifelt an. Mir jedoch ſcheint ſie zweifelhaft, weil ſich in den Kenningar Idun's keine Anſpielung auf die Sage findet, daß Bragi's Gattin zur Hel oder in die Todtenwelt hinabgeſunken ſei, und auch nicht von den Skalden als Iwald's Tochter bezeichnet wird. Wäre aber die Vorausſetzung dieſer Identität begründet, ſo iſt doch gewiß, daß die Sage von Idun, welche das genannte Eddalied enthält, ſo bedeutungsvoll ſie auch iſt, nicht verbreitet war, weil ſie ſonſt die Skalden dichteriſch benutzt haben würden. Die Idun in dem Hrafna-Galdr Odin's, welche dort zugleich dichteriſch durch Nanna und Jórunn [1]) bezeichnet wird, iſt hier nicht beſonders zu beſprechen, da das im genannten Eddaliede von ihr Enthaltene bereits im XI. Bde. dieſer Sect. S. 295. 296 angegeben iſt [2]). Nur die Deutung Mone's (Geſch. d. Heidenth. im nördl. Eur. I. S. 442), welcher die Idun des Hrafna-Galdr Odin's mit dem Weibe Bragi's identificirt, von der Höllenfahrt Idun's, wie er es nennt, möge noch folgen. Er ſchließt aus den Umſtänden, unter welchen die Götter in dem genannten Eddaliede ein Todtenorakel befragen, daß Idun mit Balldur zur Hel oder richtiger unter die Eſche Yggdraſil, als Begleiterin der Nanna geſtiegen, und daß dieſe Höllenfahrt ihrem Raube durch den Rieſen Thiaſſi entſpricht, ſich alſo daraus erklärt, warum die Götter und die Welt altern können. Es heißt nämlich: „In den Thälern verweilt die vorwiſſende Göttin, geſunken unter die Eſche Yggdraſil's, die Alfengeſchlechter hießen ſie Idun, das jüngſte von Iwald's ältern Kindern." Ihr Verweilen bezieht ſich ohne Zweifel auf jenes des Raben Hugin, aber daß ſie eine vorahnende Göttin iſt, ſteht hier zum erſten Male. Ihr Sinken unter die Eſche möchte die ewige Jugend der künftigen Welt bedeuten, da der Baum nicht umſtürzt, darum vielleicht bei ihrer Abkunft die Gegenſätze des Alters erwähnt ſind. Die im Hrafna-Galdr Odin's vorkommende Nanna, welcher die Götter einen Wolfsbalg geben, nimmt Mone als die Göttin Nanna, welche um ihren Gatten Balldur trauert, während wahrſcheinlicher Nanna dichteriſche Bezeichnung für Idun, da, wie der Sammler der Kenningar ſagt, der Name einer Aſin für den Namen einer andern gebraucht werden kann, wenn ſie dabei durch eine ihrer Eigenſchaften gehörig bezeichnet wird. Im Hrafna-Galdr Odin's geht aber aus dem Zuſammenhange hervor, daß unter der Nanna die vorhergehende Idun zu verſtehen iſt. Die Trauer Nanna's iſt nicht nothwendig darauf zu beziehen, daß Nanna ihren Gatten bereits durch den Tod verloren hätte, ſondern Nanna, d. h. hier Idun, kann ebenſo gut darum weinen, weil ſie den Tod Balldur's vorausſieht, eines Gottes, der für alle Götter und Menſchen die größte Wichtigkeit hatte. Den Wolfsbalg ertheilen die Götter der Idun wahrſcheinlich darum, damit ſie ein zauberhaftes Weſen in Wolfsgeſtalt, ein Werwolf, würde [3]), und als dieſes noch beſſer in die Zukunft ſchauen könne. Aber ſie verrechnen ſich darin, daß Idun mit dem bezauberten und bezaubernden Wolfsbalg auch die böſe Gemüthsart eines Wolfs annimmt.

In der Einleitung in ungebundener Rede zu Ägisdrecka werden unter denen, welche dem Schmauſe, den Ägir den Göttern gab, beiwohnten, auch Bragi und Idun, ſein Weib, aufgeführt [4]), ſowie Idun auch in den Braga-

25) *Joseph.* De bello Jud. L. IV. cap. 5. §. 5. cap. 6. §. 1. 26) Cf. Antiquitt. Judd. L. XIV. cap. 1. §. 4. De bello Jud. L. I. cap. 13. §. 8. 27) *Joseph.* Antiq. Jud. XV. cap. 7. §. 9. XVII. cap. 11. §. 4.

1) Ohne Zeichen des Nominativs Jórun; a. a. O. der Encyklop. S. 295 lies Jorun's für Jorum's. 2) Die Schreibart Ithun im Hrafna-Galdr Odin's macht keinen Unterſchied zwiſchen Idun, der Gattin Bragi's, da deren Name in der Aegisdrecka auch Ithunn (ohne Zeichen des Nominativs Ithun) geſchrieben wird. 3) Denn wie aus der Völsungá-Saga cap. 12 hervorgeht, dachte man ſich die Werwölfe als aus Menſchen entſtanden, welche bezauberte und bezaubernde Wolfsbälge angezogen hätten. 4) Formáli

Digitized by Google

Rádur unter den acht Aſinnen, welche zugegen waren, als Ägir bei den Göttern zu Gaſte war, als vierte der Göttinnen genannt wird, und auch als fünfte [5]) derſelben unter den ſechs Aſinnen aufgezählt iſt, welche dem Gaſtmahle beiwohnten, zu dem Ägir die Götter einlud, als er von dem Schmauſe, den ihm die Götter gegeben hatten, heimkehrte. Als in der Ägisdrecka auf dem Gaſtmahle der Götter bei Ägir Loki ſeine Läſterungen gegen Bragi'n ausſtößt, und dieſer antwortet (Str. 12—14), bittet Idun (Str. 16) Bragi'n, daß das Band, welches ſie durch Kinder- und angenommene Söhne [6]) mit einander verknüpfe, etwas frommen, daß Bragi ihre Bitte berückſichtigen und Loki'n nicht mit Läſterworten in Ägir's Halle antworten möge. Loki erwiedert (Str. 17): Idun möge ſchweigen, denn er erkläre, daß ſie die mannbegierigſte aller Weiber ſei, weil ſie ihre vortrefflich gewaſchenen Arme um den Mörder ihres Bruders gelegt habe. Idun erklärt jedoch (Str. 18): ſie rede Loki'n nicht mit Läſterworten in Ägir's Halle an, ſondern ſtille den durch Trank bewegten Bragi, denn ſie wolle nicht, daß Beide erzürnt ſich ſchlügen. Wichtig iſt dieſe Stelle inſofern, als wir daraus ſehen, daß Idun den Tödter ihres Bruders geheirathet hatte, welches in den Zeiten der Blutrache einer der größten Vorwürfe war; denn unter dem, um welchen Idun ihre Arme legte, verſteht man mit der größten Wahrſcheinlichkeit ihren Gemahl Bragi'n ſelbſt [7]). Bei dieſer Vorausſetzung wird Idun nicht einer Untreue gegen ihren Gatten beſchuldigt, ſondern nur der zu großen Begierde, einen Mann zu haben. Die Sage verbreitet ſich aber nicht darüber, wer dieſer Bruder Idun's war, den Bragi erſchlug.

Die Gylfaginning in der jüngern Edda [8]) enthält über Idun Folgendes: Bragi's Weib iſt Idun. Sie bewahrt in einer Schachtel ihre Äpfel, welche dadurch ausgezeichnet ſind, daß die Götter, wenn ſie altern, von ihnen abbeißen ſollen, um wieder jung zu werden. So würde es ergehen bis zum Untergange der jetzigen Welt (Ragnarök). Zugleich wird dabei auf Idun's Entführung durch den Rieſen Thiaſſi hingedeutet, indem hinzugeſetzt wird: „das brachte einmal beinahe unüberwindliche Gefahr;" in dem vollſtändigeren Werke bei Rask bemerkt Har zu Ganglarin: „wovon ich dir viel erzählen könnte," in der kürzern Bearbeitung bei Reſenius: „wie ſpäter geſagt wird." Die Gylfaginning und die Bragarádur werden alſo hier als ein zuſammenhängendes Ganzes betrachtet. Die erſte Sage, welche in dem Bragarádur Bragi Ägirn, als er bei den Aſen zu Gaſte iſt, erzählt, iſt dieſes Inhalts [9]). Die drei Aſen Odin, Loki und Hänir kamen auf einer Reiſe über Gebirge und öde Wälder, wo es ſchwer war, Koſt zu erlangen. Am Abend jedoch fanden ſie in einem Thale eine Heerde Ochſen, von welchen ſie ſich einen zurichteten. Aber er wurde durch's Kochen nicht gar. Dieſes bewirkte, wie er ſelbſt erzählte, ein über den Keſſel ſitzender großer Adler, welcher aber ſagte, wenn ſie ihm ſeine Sättigung von dem Ochſen gäben, ſo würde er gar geſotten werden. Sie erlaubten ihm jenes, und er verſchlang ſogleich beide Schenkel und beide Buge. Loki, darüber erzürnt, ſchlug mit einer großen Stange auf den Adler. Dieſer flog auf, und Loki's Hand war an der Stange und das andere Ende derſelben auf des Adlers Rücken feſt. Loki, in Furcht geſetzt, daß ſeine Arme aus den Achſeln geriſſen würden, bat den Adler um Frieden. Dieſer aber verſicherte, daß Loki niemals loskommen ſolle, wenn er ihm nicht Eide leiſtete, daß er Idun mit ihren Äpfeln aus Asgard bringen werde. Loki leiſtete den Eidſchwur und kam los. Zur abgeredeten Zeit lockte Loki Idun aus Asgard hinaus in einen Wald, indem er ſagte, er habe ſolche Äpfel gefunden, welche ihr Koſtbarkeiten dünken würden, und foderte ſie auf, ihre Äpfel mit ſich zu nehmen, und mit jenen zu vergleichen. Dahin kommt der Rieſe Thiaſſi in Adlerhülle, nimmt Idun und fliegt mit ihr fort nach Thrymheim zu ſeinem Hofe. Den Aſen erging es durch das Verſchwinden Idun's ſchlimm. Sie wurden bald grau und alt. Sie hielten Thing (Gerichtsverſammlung) und forſchten nach, was man zuletzt von Idun wiſſe, und dies beſtand darin, daß ſie mit Loki Asgard verlaſſen hatte. Loki ward da ergriffen, auf das Thing gebracht, und ihm mit Tod oder Peinigung gedroht. Er ward in Schrecken geſetzt, und ſagte, er werde nach Idun in Jötunheimar (den Welten der Rieſen) ſuchen, wenn Freya ihm ihre Falkenhülle leihen wolle. Als er dieſe erhalten, flog er nach Norden ins Rieſenland, und kam eines Tages zum Rieſen Thiaſſi. Dieſer war auf die See gerudert und Idun allein daheim. Loki verwandelte ſie in die Geſtalt einer Schwalbe (oder nach anderer Lesart eine Nuß), nahm ſie in ſeine Klauen, und flog ſo ſchnell als möglich. Als Thiaſſi heimkam und Idun vermißte, flog er in Adlerhülle Loki'n nach, und vermochte mehr im Fluge. Die

---

til Aegis-Drecku (Drecku iſt Beugung) in der großen Ausgabe der Edda Sämundar. 1. Bd. S. 148.

5) Bei der Aufführung der Aſinnen, welche zugegen ſind, als Ägir bei den Göttern ſchmauſet, folgt Idun unmittelbar nach Geſien; bei der Aufzählung der Aſinnen, welche dem Schmauſe, den Ägir den Göttern gibt, beiwohnen, wird zwiſchen Geſien und Idun Skadi aufgeführt. 6) oskmegir, Wunſch-Söhne, Adoptivſöhne. 7) Mit den Worten Loki's, welche Loki an Idun richtet: Sitz thu arma thina lagedar itr-thvegna um thinn bróthurbana, ſeit (da) du deine ſchön-gewaſchenen Arme um deinen Brudertödter (Tödter deines Bruders) legteſt, ſind zu vergleichen andere Stellen, wo auf ähnliche Weiſe Bettgenoſſenſchaft umſchrieben wird, z. B. Hávamál: nema theirri, er mic armi verr, nur der allein, welcher mich mit dem Arme umfängt. Thiodolf umſchreibt in der Höstlaung Loki'n durch Farmr Signyar arma, Ladung der Arme Signy's, und Eywinde Skaldaſpillir Odinen durch: Fryggiar fathmbyggvar, der Bewohner des Buſens Friggi's. Der Verfaſſer der Ägisdrecka kann daher auch recht gut nur eine eheliche Verbindung Idun's mit Bragi umſchreiben, macht ihr aber dabei zum Vorwurfe, daß Bragi ihren Bruder getödtet habe, und nennt ſie deshalb vergiarnasta, manngierigſte, nicht als wenn Idun auch nach andern Männern begierig oder manntoll geweſen, ſondern weil es in den Zeiten der Blutrache als der größte Tadel galt, daß ein Frauenzimmer den, der ihren Bruder oder Vater erſchlagen, heirathete, und war ſie ja gezwungen, eine ſolche eheliche Verbindung einzugehen, ſo galt es für ihre Pflicht, ihren Mann zu ermorden. S. Beiſpiele in Snorri Sturluſon's Weltkreis, überſ. von F. Wachter. 1. Bd. S. 57—59 u. S. 126—128. 8) Bei Reſenius, Dämiſaga 24, bei Rask S. 30.

9) Bei Reſenius, Dämiſaga 51. 52, bei Rask S. 79.

Digitized by Google

Aſen, welche den Falken mit der Schwalbe und den Adler ihm nachfliegen ſehen, gehen hinaus unter Asgard, und tragen dahin Trachten von lockern Spähnen. Als der Falke über die Burg hineingeflogen und ſich bei der Burgmauer niederfallen laſſen, ſchlugen die Aſen Feuer in die lockern Spähne. Als der Adler den Falken verlor, vermochte er nicht, ſeinen Flug zu hemmen, und die Flamme traf ſein Gefieder. Die Aſen waren bei der Hand und erſchlugen ihn innerhalb **Asgrindur** (des Gatterthors Asgard). Daß die Sage von Idun, ihren Äpfeln und ihrer Entführung durch den Rieſen Thiaſſi echt iſt, geht aus den Umſchreibungen hervor, welche der Sammler der **Kenningar** (Bezeichnungen) aus den Skaldenliedern gezogen hat; denn hier findet ſich nicht nur die Bezeichnung Idun's durch **Kona Braga** (Weib Bragi's), ſondern auch durch **Giaetandi Epla**, Bewohnerinnen der Äpfel, und **Rángfengi Thiassa Jötuns**, ſchiefer Fang (Beute) des Rieſen Thiaſſi, d. h. ein Raub, welcher dem Rieſen Thiaſſi übel bekam. Die Kenningar ſind auch darum merkwürdig, weil Idun daſelbſt als eine der vier Hauptaſinnen aufgezählt wird oder ungerechter Raub. Die Kenningar der Hauptaſinnen, wie ſie der Sammler derſelben nennt, Frigg, Freya und Sif, werden allein mitgetheilt, dann folgen die dichteriſchen Umſchreibungen der Idun. Unter den **Nöfn Asinjanna**, den Namen der Aſinnen, werden alle Aſinnen aufgeführt, und hier hat Idun dieſe Stelle Frigg, Freya, Gerdur, Gefion, Gna, Lofn, Skadi Jörd, Idun, Ilmur u. ſ. w. In der **Höstlaung** kommen auch wichtige Bezeichnungen der Idun vor, Thiodolf von Hwin, ein berühmter Skalde, welcher in dem genannten Liede einen Schild beſungen hat, auf welchem dargeſtellt war, wie der Rieſe Thiaſſi mit den drei Aſen reiſet und die Idun entführt, und dafür erſchlagen wird, nennt Idun 1) Mädchen (dichteriſch für Weib), welches die Schmerzen zu heilen gewohnt iſt, die auch die Heilmittel gegen das Alter der Aſen [10]) kannte. Dieſe Bemerkung des heidniſchen Skalden, der im 9. Jahrh. an dem Hofe Harallds des Haarſchönen Hofe lebte [11]), iſt für die Sage von den Verjüngungsäpfeln der Idun von größter Wichtigkeit. Die, welche der Meinung ſind, daß die Nordmannen ſich die Götter als rein geiſtige Weſen gedacht, müſſen den größten Anſtoß daran nehmen, daß die Götter, um nicht zu altern, der Äpfel Idun's bedürfen. Diejenigen, welche gar die Echtheit der Edda bezweifeln, können nicht anders, als dieſe Sage als eine chriſtliche Dichtung anſehen; erſonnen, um die heidniſchen Götter zu verhöhnen. Aber Thiodolf von Hwin rettet die Echtheit der Sage. Wollte man aber behaupten, Zauberei ſei nicht Sache der gütigen, vermöge ihrer Natur Wunder thuenden Götter, ſondern werde erſt den geſunkenen und verachteten zugeſchrieben, ſo ſtreitet dieſe Annahme [12]) mit vielen alten Angaben. Denn z. B. Odin zählt in den **Hávamál** ſeine Zauberlieder auf, und durch einen Theil derſelben kann er ſeinen Freunden nützen, durch einen Theil der andern ſeinen Feinden Schaden ſtiften ꝛc. Vergleichen wir ſolche Götterſagen, ſo werden wir in Idun's Äpfeln [13]) auch nichts anderes als Zaubermittel erkennen [14]). 2) Bezeichnet Thiodolf Hwin die Idun durch **goda dis**, welches Finn Magnuſen erklärt durch **Numinum Dea s. praestantissima, quum sine ea mortalitati subjecti forent.** Allerdings liegt zugleich darin, was Homer durch *διὰ θεῶν* ausdrückt. Doch will Thiodolf von Hwin aller Wahrſcheinlichkeit nach mehr ſagen; er kann Idun Göttin der Götter nennen, weil die Götter ſie wie eine Gottheit verehrten, da ſie die Heilmittel gegen das Altern derſelben in ihrer Gewalt hatte. **Dis** hat aber noch insbeſondere die Bedeutung von Schickſals-Göttin, und **Disir** werden vorzugsweiſe die Nornen und Walkyrien genannt [15]). Ein Hauptgeſchäft der Nornen war, das Lebensalter der Menſchen zu beſtimmen. Thiodolf von Hwin nennt alſo dichteriſch die Idun **Dis** (d. h. hier Norne, Schickſalsgöttin) der Götter, weil ſie die Heilmittel gegen das Alter der Götter in ihrer Gewalt hat, und alſo gleich einer Norne die Lebensdauer der Götter beſtimmen kann. 3) **Ása Leika**, welches eine Variante darbietet, und das Geſpielin der Aſen (Genoſſin des Spieles oder des Lagers derſelben) beſagt, iſt lange nicht ſo bedeutſam. 4) Umſchreibt Thiodolf von Hwin die Idun durch **Brunnakurs beckiar gérdur**, Gerdur der Bank Brunnakurs. Gerdur ſteht für Aſin, oder ein Weib überhaupt, und jene Umſchreibung bedeutet alſo eine Aſin, oder eine Frau, welche ihre Bank (ihren Sitz) in Brunnakur hat. Da aber **Beckr**, im Genit. **Beckiar** nicht blos eine Bank bedeutet, ſondern es auch ein **Beckr** gibt, welches eins mit unſerm Bach iſt, ſo hat man vermuthet, daß jener himmliſche Hof **Saucquabeckr**, welcher in den **Grimnismál** Str. 7. S. 43 als der vierte der himmliſchen Höfe aufgezählt wird, über den kalte Wogen rauſchen, und in dem Odin und Saga alle (oder die ganzen) Tage hindurch fröhlich aus goldenen Gefäßen trinken, etwas Gemeinſames mit dem **Brunnakurs-beckr** der Idun habe, und daß die Saga, die Muſe der nordiſchen Geſchichte, die Herrin des **Saucquabeckr**, mit der Göttin Idun als eine und dieſelbe zu

---

10) **thá er kunni** *ellilyf* **Asa**; **elli** bedeutet das Alter, und **lyf**, Heilmittel **medicamenta, pharmaca.** 11) ſ. Snorri Sturluſon's Weltkreis, überſ. von F. Wachter. 1. Bd. S. 4. 12) Jac. Grimm, Deutſche Mythologie. S. 579.

13) Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. Nr. 151. Auguſt. S. 686 und Nr. 147. S. 558, wo gezeigt iſt, daß ſich die Nordmannen die Götter auch als zaubermächtige Weſen dachten, aber als ſolche, die den Menſchen Wohlthaten ertheilten, während die **Tröll**, die ungütigen Zauberweſen, den Menſchen Schaden zufügten. 14) Über den Geiſt und den relativen Werth der nordiſchen Mythologie, und über die Streitfrage, ob ſie für unſere Zeit brauchbar iſt, hat Herder eine Abhandlung in Geſprächsform unter dem Titel: „Iduna, oder der Apfel der Verjüngung," geſchrieben, welche zuerſt in Schiller's Horen, 1796. 1. St. S. 1—128, erſchienen, und von Gräter im Bragur, 5. Bd. 1. Abth. (Braga und Hermode. 2. Bd. 1. Abth.) S. 156—165 beurtheilt iſt. So ſehr auch Herder das Vortreffliche der nordiſchen Mythologie hervorhebt, verſchweigt er jedoch auch nicht, was ſich darin Rohes findet. 15) ſ. z. B. **Lodbroksquida** Str. 29, bei v. d. Hagen, Altnordiſche Sagen und Lieder. S. 171. **Volsunga-Saga cap.** 20 bei Demſ. S. 32. Überſetzung dieſer Saga von Demſ. S. 54. *Finn Magnusen*, **Glossarium** zum 2. Th. der gr. Ausg. der Edda Sämundar. S. 600. *Ejusd.* **Lexicon Mythologicum. p. 317.**

halten ſei [16]). Brunnakur bedeutet, wie Finn Magnuſen bemerkt, wörtlich des Brunnen Acker oder Wieſe. Doch kann Brunnakurs auch der Genitiv von einem Brunnakurr ſein, und wir erhalten alſo in der Umſchreibung Idun's durch Brunnakurs beckiar gerdur eine Gerdur (Aſin oder Frau) der Bank (oder auch des Baches) des Brunnen-Gemurmels, des Brunnen-Geräuſches. Man ſchließt aus der Umſchreibung, daß man vor Alters der Idun oder ihrem Gemahle Bragi ein Landgut, einen Hof oder Palaſt dieſes Namens zugeſchrieben. Der Name iſt wichtig geworden, weil Finn Magnuſen ihn zu ſeiner umſtändlichen Deutung der Sage von Idun's Entführung durch den Rieſen Thiaſſi benutzt hat. Ähnlich hatte ſchon zuvor Mone dieſe Sage als eine Darſtellung des Jahreswechſels und zwar auf dieſe Weiſe gedeutet. Odin, Hönir und Loki ſind auch hier, wie bei der Menſchenſchöpfung, die drei Götter, die in Gemeinſchaft handeln. Ihre Reiſe bezieht ſich auf den Winter, wo ſie natürlich keine Speiſe finden, bis ſie endlich auf eine Heerde Ochſen treffen, welches ſich alſo auf das Stierzeichen bezieht. Schon hieraus, aber noch mehr aus dem Verfolge, erſieht man, daß die Sage die jährliche Ernährung darzuſtellen beabſichtigt, weshalb ſie mit dem Frühling und der Schlachtung des Ochſen beginnt, was mit dem Opfermahle einerlei iſt. (Es hatte nämlich ein Opferfeſt ſtatt zum Empfange des Sommers in weiterer Bedeutung, in welcher der Sommer zugleich den Frühling umfaßte, und es fiel nach unſerer Zeitrechnung in den April; ſ. Allg. Encykl. 3. Sect. 4. Th. S. 134.) Das Fleiſch des Ochſen, welches die drei Aſen ſieden, will nicht gar werden, bis ſie Thiaſſi'n, der als Adler auf dem Baume ſitzt, einen Theil verſprechen. Die Sättigung der Aſen iſt alſo die Fruchtbarkeit des künftigen Sommers, aber alles darf die ſchaffende Kraft nicht aufzehren, auch die Materie muß ihren Theil hinwegnehmen. Je mehr die Aſen eſſen, deſto kräftiger werden ſie, daher ein deſto fruchtbarer Sommer; der Stier iſt alſo überhaupt der Inbegriff der Nahrung und Fruchtbarkeit des ganzen Jahres. Der Adler fraß ein großes Stück davon, worüber Loki erzürnte, und nach ihm ſchlug. Aber dieſer Geiz nöthigte ihn, Thiaſſi'n die Idun zu verſprechen. Loki iſt alſo immer die Urſache von der Aſen Unglück, weil er ſelbſt der unerſättlichſte Eſſer [17]) iſt, und ſeiner niedrigen Natur nach Thiaſſi'n die Nahrung misgönnt. Die beſtimmte Zeit, wann Loki ſeinen Eid löſen muß, und die Idun mit ihren goldenen Äpfeln aus der Götterburg in den Wald lockt, wo ſie Thiaſſi raubt, wird alſo der Herbſt ſein. Den Winter hindurch iſt Idun in Thiaſſi's Gewalt; die Aſen, welche nicht mehr von den Äpfeln eſſen können, werden deswegen grauhaarig und alt [18]), der trügeriſche Loki muß daher die Geraubte wieder herbeiſchaffen. Dieſes vermag er nur durch Freya's Falkengewand, und er bringt Idun als Schwalbe heim. Die Schwalbe [19]) iſt der Frühlings- oder Sommervogel, eine offenbare Zeitbezeichnung; der Adler, der auf den hohen Gebirgen wohnt, wäre dann der Winter, ihm ſteht der Falke gegenüber als Eröffner des Frühlings, und daß dieſer der Freya Vogel iſt, beruht ganz im Weſen dieſer Göttin [20]). Der Apfel iſt im teutſchen Glauben die nährende Liebe, die Mutterbruſt; die Götter müſſen daher nothwendig altern und ſchwach werden, wenn er entzogen wird [21]). Dem Adler Thiaſſi werden die Flügel verſengt, denn Feuer iſt des Winters Feind, und dadurch wird der Rieſe getödtet [22]).

16) *Finn Magnusen*, Lex. Mytholog. 17) Weshalb er an Utgardsloki's Hofe die Wette eingeht, daß keiner ihm in der Fertigkeit des Schnelleſſens gleichkomme. 18) Brátt hárir ok gamlir, ſchnell (bald) grau und alt.

19) Eine Art Falken, nämlich der Baumfalke (falco subbuteo), fängt wirklich häufig Schwalben, und begleitet ſie deshalb im Herbſte, wenn ſie hinwegziehen, in feindlicher Abſicht, und kehrt im Frühlinge mit den Schwalben zurück. Idun in Schwalbengeſtalt in den Klauen des in Falkengeſtalt fliegenden Loki hat alſo einen guten Sinn, und enthält ein Bild, welches ganz aus der Natur gegriffen iſt. 20) Sie hat nämlich die Hälfte der in der Schlacht Erſchlagenen (ſ. die Auslegung dieſer Sage in der Allg. Enc. 3. Sect. 8. Th. S. 261), und valr wird dichteriſch nicht blos für Falke gebraucht, ſondern ſehr häufig für Raubvogel überhaupt, welche die Wahlſtätten beſuchen. Man glaubt alſo, Freya beſuche die Wahlſtätten in Raubvogelsgeſtalt, und zwar insbeſondere in einem valshamr. In der Sage von Idun's Entführung dachte man bei valr nicht an einen Raubvogel, der die Wahlſtätten beſucht, ſondern an den ſchwalbenfangenden Baumfalken, der die Nahrung, welche die Wahlſtätten dietet, verachtet. 21) Daß der Apfel dieſe Bedeutung habe, geht, wie Mone Note 147 zum 1. Th. der Geſch. des Heidenth. im nördl. Eur. S. 396 bemerkt, unwiderſprechlich hervor aus der Skirnisför. Str. 19, wo Skirnir ſingt:

Eilf Äpfel hab' ich ganz goldne hier,
Sie werd' ich dir, Gerdur! geben
Freundſchaft zu erkaufen, damit du bekennſt, daß Freyr
Dir das Liebſte zum Leben.

Gerdur ſingt Str. 20:

Die eilf Äpfel nehm' ich ewig nie
Nach keines Menſchen Meinung,
Noch wohn' ich und Freyr, ſo lang' unſer Leben währt,
Wir zwei zuſammen.

Auch läßt ſich jene Bedeutung des Apfels aus der Wolsunga-Saga cap. 3. 4 bei Fr. v. d. Hagen S. 6 abnehmen, wo erzählt wird, daß Rerir und ſein Weib keine Kinder haben, die Götter mit der größten Andacht darum bitten, und erhört werden, Odin ſeiner Oskmey (Adoptivtochter, d. h. hier Walkyrie) befiehlt, Rerir'n einen Apfel zu bringen. Sie fliegt in Krähenhülle dahin, und läßt den Apfel in die Knie (auf den Schooß) des Königs fallen. Er glaubt zu wiſſen, was das zu bedeuten habe, begibt ſich von dem Hügel herab und zu ſeiner Frau, und iſt etwas vom Apfel, und die Königin fühlt das bald, daß ſie mit einem Kinde geht. Ferner läßt ſich, wie Mone annimmt, jene Bedeutung des Apfels aus dem 223. Cap. der Wilkina-Saga abnehmen, wo erzählt wird, wie die Jungfrau Herburg ihrem Geliebten, dem Jarl Apollonius, einen Apfel gibt, in welchem ſie einen Liebesbrief, um ihn vor ihren Ältern zu verhehlen, verborgen hat, und aus dem 226. Cap., welches darſtellt, wie das Fräulein dem als ein fahrendes Weib verkleideten Jarl abermals einen Apfel gibt, in welchem ſie vor den Ihrigen wieder einen Liebesbrief verheimlicht hat. In den Swenska Folkwisor I. p. 69 ſagt der Bräutigam, der von ſeiner meuchleriſchen Geliebten tödtlich verwundet worden: min häst hafver mig sä til men han hafver mig stött mot en *apela gren*. Endlich bemerkt Mone, daß Helgi in der Helga-quida Haddingia-Skáta Str. 6 wol auch nicht „umſonſt" (d. h. hier, nicht nach gewöhnlicher dichteriſcher Umſchreibung, bei welcher zur Bezeichnung eines Mannes Baum überhaupt, z. B. Baum des Mädchens Hogni's, d. h. Held, oder der Name einer Baumart gebraucht wird) Apfelbaum des Streites (rog—apaldr) genannt werde. 22) Geſch. des Heidenthums im nördl. Europa. I. S. 395. 396.

Nach Finn Magnuſen's Meinung iſt Idun urſprünglich für die mildere Jahreszeit, und die heitere und zugleich warme, Blumen und Früchte hervorbringende, Luft gehalten worden, durch welche die ganze Natur mit den himmliſchen Genien, ihren Regierern, alljährlich die mannbare Jugend wieder zu erlangen ſcheint. Dieſes geſchieht, wenn Idun's Äpfel, wie vielleicht Sterne hießen, aufgezehrt ſind, das heißt, in der Frühlings- und Sommerzeit verſchwinden, weshalb die Dichter dichteten, daß die Götter ſie verzehrt hätten. Daher ihre in der Frühlingszeit blühende Jugend und Zeit des Jünglingsalters, und im Sommer und Herbſt die Kraſt und Stärke des männlichen Alters. Wenn aber der Winter naht, erſcheinen die Sterne der Nacht im nördlichen Klima wieder. Thiaſſi, der gigantiſche Dämon des Winters, ergreiſt [23]) Loki'n, den Genius des irdiſchen und Elementarfeuers, und zwingt ihn, die Idun, nachdem er ihr die irdiſchen Äpfel gezeigt hat, aus Asgard, das iſt, in die nördlichen Gegenden der Rieſen, zu locken. So wird vom Rieſen Thiaſſi Idun nebſt jenen himmliſchen Äpfeln geraubt, welche jetzt die Mächte der Unterwelt und des Winters genießen und dadurch geſtärkt werden, während die Götter ſelbſt, welche die beſſern Eigenſchaften der Natur dirigiren, zu altern und grau zu werden anfangen. Dieſer Zuſtand der Götter während des Verweilens des Winters auf Erden dauert und vergrößert ſich, bis jener Rieſe des Winlers im Eismeere aufgehalten, Idun gehörig zu bewachen, vergißt. Loki thut dann die Falkenhülle Freya's, der Göttin der Fruchtbarkeit und der elementariſchen und himmliſchen Wärme des Frühlings, an, und entfernt Idun wieder, die er in eine Nuß oder auch in eine Schwalbe verwandelt hat; beides, die Nuß und die Schwalbe, wurden für ein Sinnbild des Frühlings gehalten. Der Rieſe Thiaſſi, welcher den Hrymthurſen (Reifrieſen), das heißt, den ungeheuren Dämonen der Kälte, beigezählt werden muß, ſtellt, wie mehre ſeiner Blutsfreunde, den nordiſchen Himmel und ſeine Unwetter mythiſch dar. Dieſer ſtolze Räuber Idun's verfolgt ſie, als ſie ihm von Loki wieder entführt wird, und ſie iſt Sinnbild der Frühlingswärme. Thiaſſi, ſie verfolgend, wagt ſelbſt Asgard oder den ätheriſchen Himmel gewaltſam anzugreifen, indem er aus Jötunheimar, den Welten der Rieſen, hervorbricht. Aber es iſt Frühling, und Thiaſſi, der Dämon des Winters, wird innerhalb der Grenzen Asgards von Thor, dem Gotte des Blitzes, erſchlagen, und durch einen großen Brand oder Scheiterhaufen der Leichenbeſtattung daſelbſt verzehrt, oder mit andern Worten, der Winter findet in den Sonnenflammen ſeinen Untergang. Dieſe Feier des Untergangs Thiaſſi's oder Winters hat ſich noch in verſchiedenen Spielen, welche ſonſt Volksſpiele waren, erhalten, welche die Niederkämpfung des Winlers vom Genius des Sommers ſinnbildlich darſtellen, wobei geſungen ward: Stab aus! dem Winter gehen die Augen aus [24]) ꝛc. Auch in England pflegten jene Spiele, welche ein Abbild des Krieges zwiſchen Winter und Sommer waren, vordem im Frühlingsfeſte gefeiert zu werden [25]). In Dänemark ward auf dem Feſte, auf welchem um den Maibaum getanzt wurde, ein ungeheurer Scheiterhaufen angebrannt [26]); in Schweden bis zum 16. Jahrh. unter Leitung der Obrigkeit ſelbſt ein Feſt zur Verſcheuchung des Winters und Aufnahme des Sommers öffentlich gefeiert [27]). In der Heidenzeit ward wahrſcheinlich an dieſen Feſten Thiaſſi's, Thrym's und Hrungnir's und ähnlicher Hrymthurſen (Reifrieſen) Erſchlagung, welche Thor und Aſen vollbracht hatten, und die Wiedergewinnung Idun's gefeiert, welche aber in der ſpätern Zeit in einfache Wiederaufnahme des Sommers umgewandelt ward [28]). Die aus Thiaſſi's oder des Dämons des Winters befreite Idun begibt ſich nach ihrem Sitze Brunnakur (wörtlich der Wieſe des Brunnens) zurück, d. h. ſie oder die Wärme der Luft löſet die gefrorenen Gewäſſer der Quellen auf, ſowie ſie auch durch himmliſche Feuchtigkeiten (Frühlingsregen) die blühenden Gefilde und fruchttragenden Äcker bewäſſert. Jetzt ſind auch jene Äpfel Idun's, das heißt, jene Sterne, welche vordem vom Winter geraubt waren, und ſein Eisreich erleuchteten, aus den Augen der Erdbewohner verſchwunden [29]), da ſie den ätheriſchen Göttern, welche das Reich der Natur auf das Mildeſte verwalten, wiedergegeben ſind, und ihnen zugleich Kräfte und jugendliche Schönheit ertheilen [30]). Nicht unwahrſcheinlich iſt auch nach Finn Magnuſen's Meinung die Sage von Idun's ehelicher Verbindung mit Bragi urſprünglich von derſelben Beſchaffenheit geweſen. Dieſer Gott ſcheint von der Sprache [31]), der Beredſamkeit, oder vielmehr vom

23) Vgl. Mone 1. S. 419. 420, welcher die dreimonatliche Gefangenſchaft Loki's bei dem Rieſen Geirröd auf dieſelbe Weiſe auslegt, indem er die drei Monate als die Wintermonate nimmt. 24) Grimm, Kinder- und Hausmährchen. 2. Th. S. XXXIII fg. Daß dem Winter die Augen ausgehen, läßt ſich als Anſpielung darauf beziehen, daß Odin, um Skadi'n, der Tochter Thiaſſi's, Genugthuung zu geben, Thiaſſi's Augen nahm, ſie hinauf an den Himmel warf, und zwei Sterne davon machte (Dämiſaga 53). Nach Grimm (Deutſche Mytholog. S. 416) mögen die Augen Thiaſſi's zwei an Licht und Größe gleiche Sterne, etwa die Zwillinge, ſein, und beſtätigen zugleich den Zuſammenhang der Sterne mit den Augen. Nach Finn Magnuſen (Lex. Mythol. p. 699) erinnert das unter den größern Sternen hervorleuchtende Auge des Stieres an die in Sterne verwandelten Augen Thiaſſi's, des Räubers des Stieres und der Idun.

25) *Brand*, Observations by Bourne p. 281. 26) Das Feſt beſchreibt Sorterup und nach ihm Finn Magnuſen (Lex. Mythol. p. 700. 701). 27) Umſtändlich handelt von dieſem Feſte *Olaus Magnus*, Hist. gent. Sept. Lib. XV. Cap. 2 et 3. 28) *Finn Magnusen*, Lex. Mythol. p. 699—702. 883—885. 887. 883. 29) Nämlich am nordiſchen Himmel, wo die Sonne im Sommer nicht untergeht, und alſo die Sterne nicht ſichtbar ſind. 30) *Finn Magnusen* im Lex. Mythol. p. 472. 473. 31) Finn Magnuſen (S. 307) bemerkt: Aptius quidem nomen *Bragi* referri videtur ad vetus German. *Brage* (the Brage, s'Brage, unde recentius *Sprache* sermo, loquela), quod vocabulum Otfrido facundiam notat, mit Beziehung auf Gräter, Braga und Hermode. 1. Bd. 1. Abth. S. 7, welcher jene Ableitung unſeres Wortes Sprache von Bragi hat. Das aptius bezieht ſich auf ſeine vorhergehende Erklärung: Si autem hujus Dei nomen ex indigenis etymis (er hat nämlich den nordiſchen Gott Bragi in der Beugung Braga als aus Brahma, dem indiſchen Gotte der Sprache, Weisheit, Dichtkunſt, Schrift ꝛc. entſprungen erklärt) deducere malimus, nobis quoque (praeter illud notissimum Bragr, poësis) in mentem venient verba activa: *braga*, fulgere, splendere (unde forte Islandorum, Germanorum et Danorum, Prakt,

Digitized by Google

Tone[32]), oder auch von braga, glänzen, bragga, zieren, ſeinen Namen erhalten zu haben, oder auch von beiden zugleich, von der Sprache und dem Glanze[33]). Nothwendig muß der Gott des Tones und der Sprache die Heiterkeit geliebt haben; daher wird auch von ihm geſagt, daß er den Trinkgelagen ergeben geweſen. Augenſcheinlich aber iſt die Frühlings- und Sommerzeit von der größten Heiterkeit aller Lebenden begleitet. Dann begrüßen die fröhlichen Geſänge der Menſchen und Vögel die wiedergeborene Natur, und Bragi, welcher jene tönende Heiterkeit hervorruft und erfreut ſich an Idun's Liebe. Wenn ihre Ehe erfüllt iſt, reifen die Früchte, die Äpfel, Weintrauben und Saaten, welche den Stoff zu berauſchenden und begeiſternden Getränken darbieten, die Bragi'n ſehr angenehm ſind. Hierdurch hat die Sage von Bragi's ehelicher Verbindung ihre ſpätere zweite oder abgeleitete Anwendung und Deutung gefunden. Die berauſchenden Getränke ſetzten den Gott der Sprache, der Beredſamkeit, der Muſik und Dichtkunſt ſelbſt, und zugleich auch die ihm beigelegten menſchlichen Dichter in Bewegung, bringen ſie in Feuer und bewirken jene geiſtreichen Lieder, welche den Unſterblichkeit verleihenden Äpfeln Idun's mit Recht verglichen werden. Dieſe Beziehung der Äpfel Idun's auf die Unſterblichkeit der Lieder, nach Finn Magnuſen die zweite, alſo ſpätere und abgeleitete, hat ſich am früheſten verbreitet. Ihr folgen Herder[34]), welcher Idun's Äpfel bildlich für echten Dichtergeiſt[35]) braucht. Ähnlich andere Alterthumsforſcher[36]). Streng genommen läßt ſich aber aus dem, was die Quellen der nordiſchen Götterſage darüber enthalten, dieſe Bedeutung nicht erweiſen, ſondern blos vermuthen. Trautvetter deutet die Idun als das Gleichgewicht der Kräfte, die gleiche Stimmung, temperantia, Athene, ſtellt ſie mit Idavöllr (ſ. d. Art.) zuſammen, ſowie dann wieder mit einem griechiſchen Weſen, mit der Ἡδονή, Epikur's Göttin, und deutet Idun's Raub als Winter, und Idun ſelbſt als das Maß und Ziel, welches dem Winter, wo Alles todt erſcheint, geſetzt wird, ſobald die Kälte durch das Aufſteigen der Sonne gebrochen wird[37]). Auch nach Finn Magnuſen's Meinung wird, wenn man die Wurzelverwandtſchaft der alten griechiſchen und ſkandinaviſchen Sprache berückſichtigt, die Conjectur nicht ganz ungereimt ſein, daß die griechiſche Athene und die nordiſche Idun (Ithun) urſprünglich verwandte Namen haben. Überdies werden den Mythologen die Beſchaffenheit und Eigenſchaften nicht ſo ganz ungleich erſcheinen. Die Athene hat man auf verſchiedene Weiſe aufgefaßt: 1) als ſymboliſches Bildniß des Äthers und der reinen Luft[38]); 2) als die befruchtende Göttin der Gewäſſer[39]); 3) als die Regentin des ätheriſchen Feuers und der Elementarwärme der Welt[40]). Dieſes alles paßt, wie Finn Magnuſen will, einigermaßen auf Idun. Denn wenn der Name derſelben aus dem Altnordiſchen, deſſen Bedeutung noch heutzutage bekannt iſt, abgeleitet werden muß, ſo ſcheint er im erſten Theile einen zwiefachen oder zweideutigen Urſprung zu haben, nämlich entweder ſtammt er 1) von Id, Zuſammenfließung, Zuſammenſtrömung, und ida, yda, Brandung der Gewäſſer, Waſſerfluß, was zu dem Namen der Brunnakur, Brunnenwieſe, und Saucquabeckr, Bach der Verſenkung, des Strudels, des Abgrundes, herrlich paſſen würde; oder auch 2) von id, idn, Arbeit, Fleiß. Der letzte Theil des Namens, unn von unna, gönnen, lieben, bezeichnet die Liebe nach dem erſtern. Die Bedeutung des ganzen Namens würde alſo ſein entweder 1) Liebhaberin der Zuſammenſtrömungen des Gewäſſers, der Gewitterſtröme, oder der brandenden und fließenden Gewäſſer, oder 2) die Freundin der Arbeiten oder des Fleißes, welches das Beiwort der Athene ἐργάνη, ἐργάτις vollkommen ausdrücken würde. Außerdem kommt der Name Jórunn, Roſſefreundin, mit welchem Idun im Hrafna-Galdr Othin's bezeichnet wird, gut mit ἱππία (equestris), dem andern Beinamen der Athene, überein. Der dritte Beiname dieſer Göttin, nämlich Hygea oder Medica, kann der nordiſchen Idun, welche die Heilmittel gegen das Alter der Götter verſteht, mit dem größten Rechte beigelegt werden. Athene's vierter Name, Itonia (Ἰτωνία), ſcheint den Namen Idun oder Ithun ſelbſt durch den Klang auszudrücken. Der römiſche Beiname der Minerva, Capta, war, wie Finn Magnuſen weiter bemerkt, vordem unbekannten Urſprungs, würde aber der nordiſchen Idun herrlich zukommen, da ſie nach der nordiſchen Götterſage gefangen bei dem Rieſen Thiaſſi iſt. Die Schwalbe, welche, wie es ſcheint, ein Vogel der Idun war, wurde als der Minerva heilig betrachtet[41]).

(*Ferdinand Wachter.*)

Idunspeugen, ſ. Jedenspeigen.

IDUNUM. Nach Ptolemäus eine Stadt in Noricum; man glaubt, daß ſie mit der ſteuermärkiſchen Stadt Judenburg an der Muhr verglichen werden könne. Andere denken an Idenau, eine kleine bairiſche Stadt unweit Paſſau in Niederbaiern, noch Andere vergleichen Windiſch-Matray, ein Städtchen im Salzburgiſchen.

(*S. Ch. Schirlitz.*)

Pracht, Pragt, splendor, magnificentia etc.). Aptius quidem etc., nun die von uns oben mitgetheilte Stelle.

32) Im Isländ. und Schwed. bedeutet nämlich braka, krachen, knacken, und im Dän. brage, krachen, rauſchen, Brag, Gekrach, Getöſe. 33) Hic Deus e loquela (vel forte potius sono) et simul splendore et decore proprium nomen cepisse videtur. Finn Magnuſen S. 473, verglichen mit S. 307, wo er mit Beziehung auf Mone aus Fulda über Germ. Wurzelwörter zu Creuzer's Symbolik und Mytholog. d. a. V. 2. Ausg. I. S. 19 bemerkt, daß das altteutſche brechen, pregan, prehhan zu überſetzen 1) durch ſprechen, 2) durch glänzen. 34) Iduna, oder der Apfel der Verjüngung, zuerſt in Schiller's Horen, 1796. S. 1—28. 35) So ſagt Herder: „Laſſen ſich daraus (nämlich aus gewiſſen nordiſchen Götterſagen, welche er zuvor aufgezählt hat), laſſen ſich daraus nicht Dichtungen ſchöpfen, die unſterblich ſind, ſobald ſie Idun's Apfel berührt?" 36) J. B. Baſtholm, Hiſtoriſk-philoſophiſke Underſögelſer over de ældeſte Folkeſlägters religiöſe og philoſophiſke Meninger, S. 575, und Grundtvig, Nordens Mythologi eller Udſigt over Eddalären. S. 51. 37) Trautvetter, Der Schlüſſel zur Edda. S. 65. 89. 114.

38) Creuzer, Symbolik. 2. Ausg. 2. Th. S. 788 fg. 39) Derſ. 2. Th. S. 648. Völcker, Die Mythologie des Japetiſchen Geſchlechts. S. 161 fg. S. 191. 40) F. G. Welcker, Die Äſchyliſche Trilogie Prometheus und die Kabirenweihe. S. 278 fg. 41) *Finn Magnusen*, Lex. Mythol. p. 473. 474.

IDUS (Iduum), in den älteſten Inſchriften Eidus, bekannte Bezeichnung eines beſtimmten Tages im römiſchen Kalender, nämlich des 15. im März, Mai, Juli und October, des 13. in den übrigen Monaten, worüber das Nähere im Art. Calendae bereits mitgetheilt wurde. Außer der ebendaſelbſt gegebenen Ableitung iſt der Ausdruck auch auf videre zurückgeführt worden (vidus-idus), weil um dieſe Zeit der Vollmond geſehen wird, oder, wofür ſich Macrobius entſcheidet, auf das alte hetruriſche Wort iduare (theilen, gleichmachen), inſofern die Iden den Monat faſt theilen [1]). Die Iden eines jeden Monats waren dem Jupiter heilig, welchem daher jedesmal ein Schaf (Idulis ovis) von dem Prieſter (Flamen dialis) geopfert wurde. Außerdem waren die Iden des Januar dem Auguſtus geheiligt [2]), die des Februar dem Faunus [3]), dem eine junge Ziege, Wein ꝛc. auf der Tiberinſel geopfert wurde, um ſich die gefürchteten Faunen günſtig zu machen, die des März der Anna Perenna [4]), (dieſer Tag war zugleich ein ater dies wegen der an ihm geſchehenen Ermordung des Cajus Julius Cäſar und hieß parricidium); die des April dem Jupiter Victor (dem an dieſem Tage die Tempel geweiht ſind) und der Freiheit [5]). An den Iden des Mai feierte man das Mercurfeſt und die Argeenopfer, welche darin beſtanden, daß aus Binſen geflochtene Menſchenbilder von der hölzernen Brücke (pons sublicius) in die Tiber geworfen wurden [6]); an den Iden des Juni die kleinen Quinquatrien (quinquatrus minusculae), zu Ehren der Minerva, an welchen die Flötenbläſer (tibicines) maskirt die Stadt durchzogen und dann zum Tempel der Minerva gingen [7]). An den Iden des Juli war der Aufzug der römiſchen Ritter (equitum transvectio), welche mit Ölzweigen bekränzt und mit ihren militairiſchen Ehrenzeichen geſchmückt von dem Tempel der Ehre (aedes Honoris) zum Capitol ritten [8]); an den Iden des Auguſt das Feſt der Diana und das Sklavenfeſt, an welchem die Sklaven große Freiheiten genoſſen [9]); an den Iden des Septembers die feſtliche Nageleinſchlagung an der rechten Seite des Jupitertempels (clavus annalis, der urſprünglich jährlich zum Zählen der Jahre, ſpäterhin aber zum Segen des Staates und zur Abwendung eines Unglücks von einem Conſul, nachher von einem Dictator, eingeſchlagen wurde) [10]). An den Iden des Octobers wurde dem Mars das Octoberpferd (equus Octobris) auf dem Campus Martius geopfert [11]), weil man glaubte, daß an dieſem Tage Troja eingenommen ſei, und an den Iden des Novembers dem Jupiter zu Ehren ein Gaſtmahl angeſtellt [12]). (*R.*)

1) *Macrobii* Saturnal. lib. I. c. 15. *Nieupoort*, Rituum, qui apud Romanos obtinuerunt succincta explicatio. Sect. IV. cap. 4. §. 2. *Horat.* Od. IV, 11, 14. 2) *Ovid.* Fast. I, 590. 3) *Ovid.* l. c. II, 193. *Nieupoort* l. c. Sect. IV. cap. 1. §. 29. 4) *Ovid.* l. c. III, 523. *Macrobii* Saturn. I. cap. 12. 5) *Ovid.* l. c. IV, 621. 6) *Ovid.* l. c. V, 659 sqq. Vgl. auch *Heinsii* Commentar. ad h. loc. 7) *Ovid.* l. c. VI, 651. Cf. *Heins.* Comment. ad h. loc. *Valerius Maximus* II, 5, 4. *Tit. Livius*, Histor. IX. cap. 30. 8) *Valer. Max.* lib. II. c. 2. §. 9. *Nieupoort* l. c. Sect. I. cap. 3. §. 5. 9) *Martialis* XII, 68. 152. 10) *Nieupoort* l. c. Sect. II. cap. 8. §. 2. 11) *Nieupoort* l. c. Sect. IV. cap. 1. §. 9. 12) *Pitiscus*, Lex. Antiq. Tom. I. p. 931 sq.

IDVARNAK, Udvernak, ein großes, zwiſchen Jankahid und Nagytorda, am rechten Ufer des Alt-Begafluſſes in ſumpfiger Gegend liegendes Prädium des groß-becskereker Gerichtsſtuhles, der torontaler Geſpanſchaft Oberungarns, mit 91 meiſt zerſtreuten Häuſern und 892 Einwohnern. Durch dieſes Prädium führt die Straße von Nagy becskerek nach Hatzfeld. Dieſer Theil des Banats iſt ganz flach und ſtark verſumpft. (*G. F. Schreiner.*)

IDVOR, ein zum teutſch-banatiſchen Regiments-Gebiete des temesvárer Generalates der banatiſchen oder ungriſchen Militairgrenze gehöriger, in der großen ungriſchen Ebene, in ſumpfiger Gegend, unfern vom linken Ufer des Temeſchfluſſes gelegen, der hier viele und große Schlangenwindungen bildet, mit 401 Häuſern, 2222 illyriſchen Einwohnern, welche Feldbau und Viehzucht treiben, und mit Ausnahme von 25 Katholiken, ſich ſämmtlich zur griechiſchen Kirche bekennen, einer eigenen Pfarre der nicht unirten Griechen, zwei griechiſchen Kirchen und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

IDYA *Freminville* (Zoophyta), eine Gattung der Akalephen, aus welcher der Aufſteller mit Stephanomia und Pyroſoma eine eigene Familie bildete. Als Kennzeichen gab er an: Der Körper cylindriſch glatt, einen länglichen Sack bildend, ohne Tentakeln um die Mundöffnung, die Wände aus langen Röhren mit Querwänden beſtehend. Als Arten wurden angeführt: Idya infundibulum, Idya macrostoma und Idya islandica. Dieſe ſind jetzt der Gattung Berae und Cydippe einverleibt, und der obige Name verworfen, da er bereits anderweit vorkommt. (D. *Thon.*)

IDYIA (*Ἰδυῖα*), eine Tochter des Okeanos, vermählt an Aietes und durch ihn Mutter der Medea [1]). Nach Heſiodus [2]) war ſie von Thetys dem Okeanos geboren worden. (*R.*)

Idylle, ſ. Nachträge zum Buchſtaben I.

IDYMUS. Die ſüdliche Küſte Kariens in Kleinaſien, liegt der Inſel Rhodus im griechiſchen Archipelagus gegenüber; dieſer Küſtenſtrich wird von den alten Geographen Skylar, Strabon, auch vom Polybios Peraea Rhodiorum (Land gegenüber den Rhodiern) genannt. Seine weſtöſtliche Ausdehnung gibt Strabon genau an; nicht ſo gewiß iſt man über die Ausdehnung nach dem Innern zu. Man glaubt aber, daß die vom Ptolemäus an den Fluß Kalbis geſetzten Städte, Pyſtos, Thera und Idymos in dem Innern der Peraea Rhodiorum zu ſuchen ſeien; denn der Kalbis ſtrömt aus dem Innern Kariens und mündet in Peraea Rhod. weſtlich von der Küſtenſtadt Kaunos. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IDZESTIE, ein dem Jenakati, Edlen von Reuß und drei andern Antheilsbeſitzern gehöriges Gut im czernowitzer Kreiſe (Bukowina) des Königreichs Galizien, mit ausgebreiteten Waldungen, die herrliches Schiffsbauholz enthalten. (*G. F. Schreiner.*)

IDZIANA, ein neu angelegtes Colonialdorf im Thale des Stryfluſſes im ſamborer Kreiſe des Königreichs Gali-

1) *Apollodor*, Biblioth. L. I, 9. §. 23. *Hygin.* fab. 25. *Cic.* De Nat. Deorum. L. III, 19. 2) Theogon. 352.

Digitized by Google

zien, zwiſchen den Dörfern Jaſwonka Wielka und Laſtuſti gelegen, den Überſchwemmungen des Stry ausgeſetzt, reich an Wäldern, und von Gebirgen umgeben.
(*G. F. Schreiner.*)

JEAN, I. Biographie ſ. Johann; Jean le Bel, ſ. Lebel; Jean Paul, ſ. Richter (J. P.).

II. Geographie.

A. In Afrika.

Jean (St.), ein Fluß an der weſtlichen Küſte der Wüſte Sahara, ſ. St. John. (*J. C. Schmidt.*)

B. In Amerika.

Jean (St.), oder St. Johns, däniſche Inſel in Weſtindien, zur Gruppe der Jungferinſeln (virgin-islands) gehörig. Die Oſtſpitze liegt unter 18° 18′ nördl. Br., 64° 43′ weſtl. L. v. Greenw. (Norie). Die nächſten Inſeln ſind St. Thomas, 3 geogr. Meilen nordweſtlich, Tortola im Nordoſten. St. Jean iſt eine der kleinſten Inſeln jenes Archipels, 1½ Meile lang, 1 Meile breit und hat 1$\frac{4}{10}$ □ M. Oberfläche. Der Boden iſt ſehr uneben und erhebt ſich nach der Mitte des Eilandes in beträchtliche Bergſpitzen, die jedoch noch nicht gemeſſen ſein dürften, und größtentheils der Kalkformation angehören. Die höchſte Spitze trägt den Namen des Kameelberges, und bietet eine weite Ausſicht über das Inſelmeer. Das Innere des Eilandes enthält wenige Thäler, aber zahlreiche Abſtürze, Felsgruppen und enge Schluchten, und bietet daher dem Ackerbauer ein ungleich beſchränkteres Feld, als das nahe St. Croix. Die Küſtengegenden ſind ſtrichweiſe völlig eben, und in ſolchen Fällen ausſchließlich das Werk zahlloſer Colonien von Polypen oder ſogenannten Lithophyten, die nicht allein zwiſchen vielen der Jungferinſeln Riffe gebildet, und unterſeeiſche Verbindungen von großer Gefährlichkeit für die Schiffe hergeſtellt haben, ſondern die ausſchließliche Grundlage ganzer Eilande (z. B. Anegada) ausmachen. Auf den abgeſtorbenen Korallenbänken hat ſich Sand angehäuft, und im Verlaufe der Zeit eine dünne Rinde von vegetabiliſcher Erde gebildet, und daher ſind die Küſtenländereien von St. Jean eben nicht von großer Fruchtbarkeit, bedürfen vielmehr einer ſorgfältigen Behandlung, um nicht ſchnell erſchöpft zu werden. Dennoch iſt die Zahl der Pflanzungen und der Gewinn von Colonialwaaren nicht unbedeutend; der Letztere wurde von Colquhoun (1812) mit Einſchluß des Werthes von Vieh, Lebensmitteln ꝛc. jährlich zu 148,300 Pf. Sterl. geſchätzt, und wird durch Anbau von 5000 britiſchen Äckern erzielt. Die Zerriſſenheit der Oberfläche erſchwert die Verbindung zwiſchen den Pflanzungen und Häfen in einem hohen Maße, und verhindert den Anbau mancher an ſich nicht unfruchtbaren, aber unzugänglichen Gegend. Eigentlich beſitzt St. Jean nur einen ſichern Hafen (Coralbai), denn die übrigen ſind den Orkanen der Regenzeit, welche überhaupt die Jungferninſeln beſonders häufig heimſuchen, mehr oder minder ausgeſetzt. Erdbeben werden gelegentlich gefühlt, beſchränken ſich aber meiſtens auf einzelne Stöße von geringer Heftigkeit, obgleich in manchen Jahren (z. B. 1830), die vulkaniſche Thätigkeit ſtärker hervortritt. Die mittlere Temperatur des Jahres iſt wahrſcheinlich wenig verſchieden von der durch Schomburgk auf Tortola (21° 1 R.) und Anegada (21° 10 R.) beobachteten. Die Vegetation iſt ganz wie auf St. Thomas, und an Artenreichthum keineswegs mit derjenigen der größern Antillen zu vergleichen, wo die Natur ein unbeſtritteneres Recht ausübt, und der Ackerbau in viel geringerem Maße den urſprünglichen Charakter verwiſcht hat. Die Thierwelt gleicht derjenigen des übrigen Weſtindiens, und höchſtens dürfte ihre Geſchichte nur durch Studium der dort einheimiſchen, niedern Formen, namentlich der Zoophyten, Bereicherungen erhalten können. Die Zahl der Einwohner beträgt 2430 (nach *Carey* and *Lea*, Geogr. hist. and statist. of America and the Westindies etc. Lond. 1823) jedenfalls eine zu niedrige Schätzung, indem Andere im J. 1815 die Negerſklaven allein auf 6000 anſchlugen. Städte beſitzt das Eiland nicht. Im Übrigen iſt St. Jean viele Jahre unbewohnt und der Sitz von Seeräubern geweſen, gleich ähnlichen kleinen Inſeln Weſtindiens, bis die Dänen (ſeit 1671 im Beſitze von St. Thomas) auch St. Jean im J. 1717 (nach Ruſſel im J. 1719) zu coloniſiren begannen.
(*Poeppig.*)

C. In Aſien.

Jean d'Acre (St.), ſ. Ako.

D. In Auſtralien.

1. Jean (St.), eine kleine Inſel Auſtraliens, in dem Archipel von Neubritannien, auf der Oſtſeite der großen Inſel Neuireland, unter 3° 20′ ſüdl. Br. und 171° 25′ öſtlicher L. von Ferro, wurde am 24. Jun. 1616 von den holländiſchen Seefahrern Jacob le Maire und Cornelius Schouten entdeckt, die ihr den Namen St. Johann gaben, da ſie am Tage des Johannisfeſtes von ihnen zuerſt geſehen wurde. Die Inſel iſt hoch, und die Berge oder Hügel der Inſel, deren Schouten ſieben bis acht aufzählt, ſind mit Wald bedeckt, die Ufer aber gewähren einen ſehr angenehmen Anblick, ſind angebaut und die Pflanzungen mit Kokospalmen umgeben. Die zahlreichen Bewohner der Inſel gehören zu den Papuas, ſind ſchwarz und nicht ſo wohl geſtaltet, wie die Bewohner der benachbarten Inſeln, gehen ganz nackend, und ſind überhaupt äußerſt roh und feindſelig geſinnt. Mit ihren kleinen Canoen wiſſen ſie vortrefflich umzugehen, ſegeln ungemein ſchnell und ſind vortreffliche Schwimmer. Sie durchbohren ihre Naſenlöcher und tragen darin zwei Ringe. Die nähere Beſchreibung dieſer Menſchenrace gehört in den Artikel Papuas.

2. Jean (St.), eine kleine Inſel Auſtraliens in dem ſogenannten Salomons-Archipel, der auch Neugeorgien genannt wird, liegt nahe der Nordoſtküſte der großen Inſel Iſabell, vor dem Haupthafen dieſer Inſel, dem Hafen Praslin, der von einer Menge ſolcher kleinen Inſeln eingeſchloſſen iſt. (*J. C. Schmidt.*)

E. In Frankreich.

1) Jean d'Angely (St.), Stadt, Bezirks- und Cantonshauptort im franzöſiſchen Departement der Nieder-Charente. Sie liegt zwiſchen Weinbergen am rechten Ufer der Boutonne, ſowie an der Straße von Niort nach Saintes

Digitized by Google

und iſt der Sitz einer Unterpräfectur, eines Friedensgerichts und einer Ackerbaugeſellſchaft. Die Zahl der Einwohner betrug im J. 1832 6031 Seelen; ihre Hauptbeſchäftigung beſteht in Handel mit Wein, Branntwein und Bauholze, welcher ſehr durch die Boutonne begünſtigt wird, welche von hier ab für Kähne von 30—40 Tonnen ſchiffbar iſt. Das Arrondiſſement zählt 80,000 Einwohner in 126 Gemeinden, welche in ſieben Cantone vertheilt ſind.

2) **Jean-de-Bonnefond** (St.), Dorf im Canton und Arrondiſſement von St. Etienne des franzöſiſchen Departements der Loire, mit 2400 Einwohnern, welche Nagelſchmieden, Band- und Seidenfabriken unterhalten, auch auf Steinkohlen bauen.

3) **Jean-de-Bournay** (St.), Dorf und Cantonshauptort im Arrondiſſement von Vienne des franzöſiſchen Departements der Iſère. Es liegt an der Veronne und zählt 2700 Einwohner, welche bedeutende Fabriken von Segeltuch und geköperten Tüchern unterhalten.

4) **Jean-de-Bruel** (St.), Stadt im Arrondiſſement Milhaud des franzöſiſchen Departements des Aveyron, in einem tiefen Thale an der Dourbie. Sie zählt 2300 Einwohner, welche wollene Zeuge und baumwollene Strümpfe weben. In der Nähe gräbt man gute Walkererde.

5) **Jean-de-Ceizargues** (St.), Dorf im Canton Venezobre, des franzöſiſchen Garddepartements mit 680 Einwohnern und mehren Mineralquellen.

6) **Jean-de-Colle** (St.), kleine Stadt an der Colle im Bezirke von Nontron des franzöſiſchen Departements der Dordogne mit 980 Einwohnern.

7) **Jean-Froidmantel** (St.), Dorf im Canton Morée und Arrondiſſement Vendôme des franzöſiſchen Departements des Loir und Cher, mit 660 Einwohnern und der Glashütte Rougemont.

8) **Jean-du- Gard** (St.), kleine Stadt und Cantonshauptort im Arrondiſſement Alais des franzöſiſchen Garddepartements. Sie liegt am Gardon d'Anduze, nach der Barometermeſſung des Baron d'Hombres Firinas 558 p. F. über dem Meere, und zählt eine reformirte Kirche und 2580 Einwohner, welche ſtarken Seidenbau, Seidenzeugwebereien und Seidenhutfabriken unterhalten.

9) **Jean-de-Garguier** (St.), Weiler mit einem Schloſſe und 62 Einwohnern in der Gemeinde Géménos, Cantons Aubagne, Arrondiſſement Marſeille des franzöſiſchen Departements der Rhonemündungen. Es iſt ein ſehr merkwürdiger Ort, wo die Maſſilier einen Kornmarkt etablirt hatten; die Römer machten ihn zu einem Flecken, und im Mittelalter war er der Sitz eines Bisthums, von deſſen Gebäuden man nur noch die alte Abtei ſieht, aber römiſche Gräber, römiſche Ruinen mit lateiniſchen Inſcriptionen ꝛc., ſind in großer Menge vorhanden. Es wird hier noch ein Jahrmarkt gehalten, der aus dem Kornmarkte der Maſſilier entſtand, welche dieſen Ort *Γάργαρα* nannten. Zur Zeit der Römer hieß er Gargaria und lag im Territorium der Albicier. Das Bisthum ſoll im J. 435 nach Riez verlegt worden ſein.

10) **Jean-de Losne** (St.), Stadt und Hauptort eines Cantons im Arrondiſſement von Beaune des franzöſiſchen Departements der Côte-d'or. Sie liegt am rechten Ufer der ſchiffbaren Saône (deren Spiegel hier eine abſolute Höhe von nur 600 p. F. hat, obgleich ſie in gerader Linie 57 geographiſche Meilen von den Rhonemündungen entfernt iſt), und zählt 1725 Einwohner. Die Lage der Stadt iſt aber auch in anderer Hinſicht intereſſant, denn von Weſten her öffnet ſich hier das Thal der Ouche, durch welches der Kanal von Burgund, welcher die Yonne mit der Saône (alſo Paris mit dieſem Fluſſe) verbindet, herabſteigt, und nahe im Oſten beginnt hier die merkwürdige Depreſſion zwiſchen dem Jura und den Vogeſen, welche über Dôle und Beſançon zum Knie des Rheins bei Baſel hinzieht und ſich dort in die große Rheinebene zwiſchen Vogeſen und Schwarzwald öffnet. Durch dieſe Senkung ſtreckten ſchon die Römer ihren ſtets geharniſchten Arm gegen den Rheinſtrom aus (zuerſt unter Julius Cäſar; ſ. **Juragebirge**), und jetzt zieht durch ſie (von St. Jean-de-Loſne aus) der vor Kurzem vollendete Kanal Monſieur zur Ill und zum Rhein bei Strasburg, wodurch alſo Paris mit dieſer letzten Stadt in ſchiffbare Verbindung gebracht und alles Land nördlich von hier bis zur Rheinmündung in eine Inſel umgeſchaffen iſt. St. Jean-de-Loſne führt auf den genannten Kanälen und auf der Saône große Quantitäten von Korn, Holz, Eiſen und andern Landesproducten aus, und dürfte ſich, durch dieſe vortheilhafte Lage begünſtigt, bald zu einer anſehnlichern Stadt erheben.

11) **Jean-de-Luz** (St.), Stadt und Cantonshauptort im Arrondiſſement Bayonne des franzöſiſchen Departements der Nieder-Pyrenäen. Sie liegt im Lande der Basken, am Geſtade des gascogniſchen Golfs, am Weſtfuße des Pyrenäengebirges, jedoch noch in der Sandwüſte, welche ſich vom Departement des Landes ſüdlich über den Adour hinüberzieht, an einer der Straßen nach Spanien und an der Mündung der Nivelle. Dieſer Fluß theilt den Ort in zwei Theile: St. Jean-de-Luz und Sibourre. Es iſt hier ein Hafen, welcher die größten Schiffe aufnehmen kann und durch mehre ſtarke Batterien und das Fort Soccoa vertheidigt wird; allein er beſteht nur aus den Überreſten eines großartig angelegten und nicht vollendeten Seehafens, und iſt daher unſicher und namentlich den furchtbarſten Orkanen ausgeſetzt. Aus Norden kommende Stürme treiben das Meer unmittelbar über den Damm oder mittelbar durch das Anſchwellen der Nivelle in das Innere der Stadt hinein. Die Zahl der Einwohner beträgt 2440; ſie beſchäftigen ſich mit Fiſchfang (darunter beſonders Sardellen); auch rüſten ſie einige Schiffe zum Stockfiſchfang nach Neufundland aus. Auch iſt hier eine der hydrographiſchen Schulen Frankreichs etablirt. Sonſt aber iſt die Stadt ohne Regſamkeit, und nur die Durchfuhr nach und von Spanien wirft einigen Gewinn ab. Die geographiſche Lage des Orts iſt: 43° 23′ nördl. Br. und 4° 2′ 45″ weſtl. Länge von Paris.

12) **Jean-de-Mont** (St.), Dorf und Hauptort eines Cantons im Arrondiſſement von Sables d'Olonne im franzöſiſchen Departement der Vendée mit 3000 Einwohnern.

13) **Jean-des-Ollières** (St.), Dorf im Canton St.

Digitized by Google

Dier und Arrondiſſement Clermont des franzöſiſchen Departements Puy-de-Dôme. Es zählt 2200 Einwohner und in ſeiner Nähe ſind Mühlſteinbrüche.

14) **Jean-la-Palud** (St.), Dorf im Canton und Arrondiſſement Angoulême des franzöſiſchen Departements der Charente. Es zählt 2000 Einwohner, welche bedeutende Papierfabriken unterhalten.

15) **Jean-Pied-de-Port** (St.), (Breite 43° 8′ N. Länge 16° 12′ O. Ferro), Stadt und Cantonshauptort im Arrondiſſement Mauléon des franzöſiſchen Departements Nieder-Pyrenäen. Sie liegt am Nordfuße der Pyrenäen in der Vereinigung der Thäler der Nive und des Airi nach Parrot's Barometermeſſung 512 p. F. (165,99 Meter) über dem Meere und halbmondförmig am Fuße einer Citadelle, die ſich auf einem Felſen erhebt und eine Feſtung vierten Ranges bildet. Dieſe beherrſcht den Eingang in die genannten Thäler und alſo auch die Pyrenäenpaſſage durch das Thal des Airifluſſes über die Rolandsbreſche nach Roncevaux und Pampelona in Spanien; die Stadt hat von ihrer Lage am Fuße derſelben ihren Namen erhalten; ſie iſt identiſch mit dem Imus Pyrenäus im Itinerar des Antonin, über welchen Ort die Straße von Aquä Tarbellicä (Dax) über den Summus Pyrenäus (die Rolandsbreſche) und Turiſſa (Roncevaux), nach Pompelo (Pampelona) in Hiſpanien führte. Dieſe Pyrenäenpaſſage blieb im Mittelalter der frequenteſte Verbindungsweg mit Spanien, denn durch dieſen Paß überſtiegen die Gothen unter Eurich das Gebirge im J. 477, und faſt alle Einfälle aus Frankreich nach Spanien (auch die der Franken gegen die Araber) geſchahen durch dieſe Pforte. Das Städtchen St. Jean-Pied-de-Port zählt 1630 Einwohner. In ſeiner Nähe ſind Kupferbergwerke und Salzquellen.

16) **Jean-en-Royans** (St.), Stadt und Cantonshauptort im Arrondiſſement Valence des franzöſiſchen Departements der Drôme. Sie zählt 2550 Einwohner, welche wichtige Tuchfabriken und Papiermühlen unterhalten. Auch werden die hieſigen Jahrmärkte ſtark beſucht.

17) **Jean-de-Valeriscle** (St.), Dorf im Canton St. Ambroix und Arrondiſſement Alais des franzöſiſchen Garddepartements. Es liegt am Fluſſe Auzonnet und zählt 1460 Einwohner, welche auf Steinkohlen bauen und Papierfabriken unterhalten.

18) **Jean-de-Vergt** (St.), Marktflecken und Cantonshauptort im Arrondiſſement von Périgueux des franzöſiſchen Departements der Dordogne, mit 800 Einwohnern. (*Klaehn.*)

F. In Italien.

1) **Jean d'Arves** (St.), ein großes, im ſardiniſchen Herzogthume Savoyen, zwiſchen Chambery und Chaſtellar gelegenes Dorf mit 2100 Einwohnern.

2) **Jean de Maurienne** (St.), Hauptſtadt und vormaliger Biſchofſitz der Provinz Maurienne im ſardiniſchen Herzogthume Savoyen mit einem biſchöflichen Palaſte, einer Kathedrale, einem Nonnenkloſter, einem Hoſpital, einem Gymnaſium und gegen 2100 Einwohnern. (*R.*)

G. In der Schweiz.

Jean (St.), eine Gegend der im ſchweizeriſchen Canton Genf liegenden Gemeinde Petit-Paconner, welche mehre genfer Landhäuſer enthält, worunter dasjenige iſt, welches Voltaire fünf Jahre bewohnte, ehe er nach Ferner zog. Es führt den Namen Les Delices. (*Escher.*)

Jeanne, ſ. Johanna.

Jeanne d'Arc, ſ. Arc und Orleans (Jungfrau von).

Jeannets (Waarenk.), ſ. unter Baumwollenmanufacturen.

Jeannette, ſ. Johanna.

JEANNIN. Der berühmte Präſident Peter Jeannin war der Sohn eines Gärbers aus Autun, der ſpäter daſelbſt auch das Amt eines Scheffen bekleidete, urſprünglich aber von Aligny, 2 Stunden ſüdweſtlich von Saulieu, herſtammte. Zu Aligny gibt es noch heute ein meix Jeannin, und dieſes Gütchen wurde von dem Vatersbruder des Präſidenten, der dieſen auch zur Taufe gehalten hatte, beſeſſen und bewohnt. Der jüngere Peter J., geb. zu Autun im J. 1539, oder 1540, ſtudirte die Rechte unter Cujaz, wurde Advocat im J. 1569, und auch ſogleich berühmt durch ſeinen erſten Proceß (1570), den er Namens ſeiner Vaterſtadt führte und gewann. Die Städte Châlon und Beaune hatten nämlich dem alten Bibracte den erſten Rang in der ſtändiſchen Verſammlung ſtreitig gemacht. Im J. 1571 wurde der junge Advocat von den Ständen der Provinz zu ihrem Conſulenten erwählt. Als ſolcher mußte er einer Berathung beiwohnen, die der Lieutenant-général der Provinz, der Graf von Charny, veranſtaltet hatte, und in welcher die von Paris empfangenen Befehle, Behufs einer weitern Ausdehnung der Bluthochzeit, in Erwägung gezogen werden ſollten. Als der jüngſte und dem Range nach der unbedeutendſte in der Verſammlung, hatte J. der erſte zu ſtimmen, und den Satz aufſtellend, „daß dem Monarchen nur zögernd zu gehorchen ſei, wenn er im Zorn gebietet," trug er darauf an, daß man von dem Könige förmliche Lettres-patentes begehre, ehe man die blutigen Befehle ausführe. Der Antrag wurde einſtimmig beliebt, und vor Ablauf des zweiten Tages brachte ein neuer Schnellbote das Verbot, irgend etwas gegen Leben und Eigenthum der Religionsneuerer zu unternehmen. J. wurde nach und nach Gouverneur der Kanzlei von Dijon, Rath und zuletzt Präſident bei dem Parlament von Dijon, erſchien auch auf dem Reichstage von Blois als Deputirter der Stadt Dijon. Anhänglichkeit für die Religion der Väter machte ihn zu einem eifrigen Ligiſten, und Heinrich III., der ſeine Unbeugſamkeit in religiöſer Hinſicht, zugleich aber auch ſeine einſichtsvolle Liebe zu dem Vaterlande kannte, ertheilte ihm in ausdrücklichen Worten die Erlaubniß, dem Herzoge von Mayenne zur Seite zu ſtehen. Mit großem Scharfſinn hatte der König anerkannt, daß J. ſich allen Entſchließungen, welche für die Intereſſen Frankreichs gefährlich, widerſetzen würde. Auf den Betrieb des Herzogs wurde J. alsbald in den Conseil général de l'Union aufgenommen, und wenn dieſer Conſeil wirklich der demagogiſchen Gewalt der Sechzehn als Gegengewicht diente, ſo haben einzig Jeannin und Villeroy das Verdienſt hiervon

Digitized by Google

anzuſprechen. Unſtreitig war J. von allen Ligiſten auch der Erſte, der ſeine Beſinnung wiederfand, ſchon nach der Schlacht bei Ivry wurden ihm Namens des Siegers Vorſchläge gemacht, und er verſprach aus allen ſeinen Kräften an dem Friedensgeſchäfte zu arbeiten, ſobald die Leidenſchaften des Herzogs von Mayenne ſich nur einigermaßen abgekühlt haben würden. Dazu um ſo ſchneller zu gelangen, übernahm er die Geſandtſchaft an den Hof Philipp's II., nicht zweifelnd, es werde ihm gelingen, aus des Königs Munde Geſtändniſſe über deſſen Abſichten auf Frankreich zu gewinnen, die allen Hoffnungen des Herzogs mit einem Male ein Ende machen würden. Er ging nach Spanien, bewunderte Philipp's II. unglaubliche Verblendung über die Lage der Dinge in Frankreich, hörte ihn, wol nicht ohne Vergnügen, von ſeiner Stadt Paris, ſeiner Stadt Rouen oder Orleans ſprechen, wußte aber doch alle Rückſichten zu beachten, welche die Lage ſeiner Committenten foderte. Er durfte die Kräfte der Liga nicht übertreiben, um nicht jeden Gedanken an Frieden zu verſcheuchen, ſie auch nicht zu gering anſchlagen, um nicht Veranlaſſung zu geben, daß Philipp den Herzog von Mayenne gänzlich aufgebe, und er durfte auch nicht als der offene Gegner von des Königs Project, Frankreich ſeiner Tochter Iſabella zuzuwenden, erſcheinen. Darum begnügte er ſich, in zwei verſchiedenen Audienzen anzudeuten, wie man in Frankreich des Krieges müde werde, wie zu befürchten ſtehe, daß der König von Navarra durch geſchmeidige Unterhändler, durch Verſprechungen, durch die Äußerung, er wolle ſich in dem katholiſchen Glauben unterrichten laſſen, viele ſeiner bisherigen Gegner gewinnen werde, wie insbeſondere der Herzog von Mayenne durch die glänzendſten Anerbietungen verſöhnt worden ſei; ſchließlich gedachte er des hohen Ruhmes, der den katholiſchen König erwarte, wenn er, fern von allen ſelbſtſüchtigen Abſichten ſich verwenden wolle, um dem einſt ſo blühenden Frankreich den Frieden und zugleich religiöſe Sicherheit zu ſchenken. Eine ſo diplomatiſche Sprache in dem Munde eines Hilfeſuchenden befrembete den König, und J. wurde an den Staatsſecretair Idiaquez verwieſen. Verſchiedene Conferenzen wurden in den gewöhnlichen Winkelzügen hingebracht, dann erklärte Idiaquez, ſein Herr finde keine Sicherheit, weder in dem Frieden, noch in den Verſprechungen des Königs von Navarra, alle Bourbons würden ſtets, was die Religion betreffe, verdächtig ſein; die Infantin, als des verſtorbenen Königs nächſte Anverwandte, habe das nächſte Recht auf deſſen Krone, außerdem ein ganz ungezweifeltes Erbrecht an die Herzogthümer Burgund und Bretagne; ſie ſei dem Erzherzoge Ernſt zur Gemahlin beſtimmt, und werde die Niederlande zum Brautſchatze haben, mithin Gelegenheit geben zu einer Erwerbung, die von allen für Frankreich die wünſchenswertheſte ſein werde; übrigens ſei der König, falls ſeine Wünſche unbeachtet blieben, geſonnen, nicht länger Geld und Menſchen für das undankbare Nachbarland aufzuopfern. Der Präſident hatte hiermit ſeine Abſicht, und vielleicht noch mehr erreicht, denn bisher war niemals von einer Vermählung der Infantin mit dem Erzherzoge die Rede geweſen, er gab darum eine willfährige, doch nichts ſagende Antwort, die ſo ſehr gefiel, daß er für den Herzog von Mayenne eine monatliche Subſidie von 10,000 Thalern erhielt, und zugleich die Zuſage, daß künftig die ſpaniſchen Hilfstruppen in Frankreich ihren Sold aus Spanien beziehen ſollten. Einen anderweitigen Antrag, der ihn zu einem Söldner Philipp's gemacht haben würde, wies er, unter allen Ligiſten wahrſcheinlich der einzige, zurück, um ſodann nach Frankreich zurückzukehren, und unumwunden dem Herzoge von Mayenne zu erklären, er könne nichts Beſſeres thun, als ſich mit Heinrich IV. zu verſtändigen; ein Rath, der nicht unbeachtet blieb, wenngleich mancherlei Ereigniſſe, thörichte Hoffnungen und des Prinzen Wankelmuth, ihn vor der Hand in den Hintergrund drängten. Gegen ſeine Überzeugung fuhr J. fort, dem Herzoge beizuſtehen, und vorzüglich in den Unterhandlungen mit den Deputirten des Herzogs von Parma, mit dem Präſidenten Richardot und mit Diego d'Ibarra (Ende 1597), entwickelte er die ganze Fülle ſeiner diplomatiſchen Kunſt. Alle Foderungen gewährend, alle Leiſtungen verſchiebend, konnten die Fremden auch nicht den fernſten Grund zu einer Klage über das trügliche Geſchäft finden. Mit gleicher Gewandtheit wußte J., ganz gegen der Spanier Meinung, den ſogenannten Reichstag, der ſich mit der Wahl eines katholiſchen Königs beſchäftigen ſollte, nach Paris hinzuziehen, die verſammelten Stände hinzuhalten, und endlich Conferenzen mit den Royaliſten herbeizuführen. Dieſe Conferenzen, denen der Präſident ſelbſt, als einer der Abgeordneten des Reichstages, beiwohnte, (April bis Juni 1593), übten, wie bekannt, auf die Religionsveränderung des Königs einen mächtigen Einfluß, und vernichteten mithin das Grundprincip der katholiſchen Liga. Gleichwol verharrte J. in ſeiner Anhänglichkeit zu dem Herzoge von Mayenne, bis die Schlacht bei Fontaine-Françaiſe allen Illuſionen und allen Zweifeln des Prinzen ein Ende machte. Heinrich IV. mußte den General-Lieutenant des Königreichs begnadigen, den Präſidenten wollte er ſich verpflichten, und er that das in ſo verbindlicher Weiſe, daß der Geſchmeichelte ſelbſt Verwunderung äußerte, ſo viele Huld an einen alten Ligiſten verſchwendet zu ſehen. „Präſident," erwiederte Heinrich, „ich habe ſtets die rechtlichen Leute aufgeſucht, und mich bei ſolchem Verfahren wohl befunden." Nicht nur erhielt J. die erledigte Stelle eines erſten Präſidenten bei dem Parlament von Burgund, mit der Weiſung zwar, ſie alsbald zu verkaufen, ſondern er durfte den König überhaupt nicht mehr verlaſſen, und erfreute ſich eines ſo reichlichen Antheils an deſſen Vertrauen und Freundſchaft ſogar, daß er die Eiferſucht Sully's, in Unfehlbarkeit und Unduldſamkeit das Vorbild aller Doctrinaires erweckte. Häufig ſpiegelt ſich dieſe Eiferſucht in Sully's Memoiren, wenn er auch nicht ſelten genöthigt wird, ſeines Nebenbuhlers Klugheit und Feſtigkeit anzuerkennen. Dieſe Eigenſchaften leuchten beſonders in den Unterhandlungen, die J. mit dem Legaten und mit den Geſandten des Herzogs von Savoyen zu Lyon führte, und mit dem Friedensvertrage vom 17. Januar 1601 beſchloß; allgemein fand man, daß des Präſidenten Gabe für diplomatiſche Verhandlungen ſelbſt

die eines Sully übertreffe. Von dieſer Anſicht wenigſtens einigen Vortheil zu gewinnen, ſcheint Sully nach Kräften beigetragen zu haben, daß J. das ſchwierige Geſchäft eines Vermittlers in der zwiſchen Spanien und den Niederländern ſchwebenden Handlung übernehmen mußte (1607—1609). So ungünſtig hierin ſeine Stellung, denn der Vermittler mußte ſich den contrahirenden Mächten gleichſam aufdrängen, ſo gelang es ihm dennoch den Waffenſtillſtand vom 9. April 1609 und hierin die Anerkenntniß der Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande zu erreichen, zugleich aber die Abhängigkeit der Republik von Frankreich zu beſiegeln. Darum danken auch die Generalſtaaten in einem Schreiben vom 22. Juni 1609 dem Könige, daß er ihnen den Präſidenten zugeſchickt habe, den Mann, „der ihnen ſo viele Beweiſe ſeiner unglaublichen Erfahrung, Urtheilskraft, Weisheit und Geſchäftskenntniß hinterließ, auch durch Scharfſinn und Gewandtheit Schwierigkeiten zu überwinden wußte." Heinrich umarmte den Präſidenten, als er ihn zu Fontainebleau zum erſten Male wiederſah, und ſtellte ihn der Königin vor mit den Worten: „Sehen Sie ſich dieſen wackern Mann an; ſollte Gott über mich verfügen, ſo dürfen Sie der treuen Anhänglichkeit J's. vertrauen, und ſeiner Leidenſchaft für meines Volkes Wohl." Heinrich machte ſich auch den Vorwurf, von dem Präſidenten immer nur Gutes geſprochen zu haben, ohne ihm doch Gutes zu thun, übertrieb aber wol in dieſer Hinſicht, denn zu geſchweigen, daß J. auf deſſen ausdrücklichen Befehl die von den Holländern dargebotenen Geſchenke annehmen mußte, ſo hat derſelbe noch anderweitige Beweiſe der königlichen Freigebigkeit empfangen. J. war von dem Könige auserſehen, um die Geſchichte ſeiner Regierung zu ſchreiben, brachte es aber nur bis zu einer würdig gehaltenen und geiſtreichen Vorrede. Nach dem Tode Heinrich's IV., nach der Entfernung Sully's, übertrug die Regierung ihm die Leitung der wichtigſten Angelegenheiten, inſonderheit die Finanzen und den Schatz. Die Rechnung, die er dem Reichstage von 1614 vorlegte, iſt unter dem Titel Propos tenus ꝛc., vorhanden. Um die nämliche Zeit verlor er ſeinen einzigen Sohn, einen Jüngling voll der ſchönſten Hoffnungen. Des Miniſters heilſamſte Entwürfe wurden nicht ſelten durch die Günſtlinge vereitelt, Maria von Medicis ließ ſich ſogar durch die Marſchallin von Ancre ſeine Entfernung abtrotzen, aber des Herrſchers Bedürfniß führte ihn ſchon 1617 zu den Geſchäften zurück, und noch in demſelben Jahre verhandelte er Namens des Königs mit den zu Rouen verſammelten Notablen. Einige Jahre durfte er noch dem Dienſte des Staates widmen, dann aber nöthigte ihn die reißende Abnahme ſeiner Kräfte, ſich in die ländliche Einſamkeit von Montjeu zurückzuziehen. Er ſtarb daſelbſt, nicht aber zu Paris, in dem Alter von 82 Jahren, den 31. October 1622. Die Leiche wurde in der Domkirche von Autun, das Herz in der Kirche des Priorats zu Chagny beigeſetzt. „Scaliger und Barneveld, die größten Geiſter dieſer Zeit," berichtet Salmaſius, „empfanden für J. ſolche Hochachtung, daß ſie überall verkündigten, man könne nicht mit ihm verhandeln, ohne etwas zu lernen." Der Cardinal Bentivoglio erzählt, er habe ihn in dem Rathe ſprechen gehört, mit ſolcher Kraft und Würde, daß die ganze Herrlichkeit des Königs aus ſeinen Zügen zu ſtrahlen ſchien. Als der ſpaniſche Geſandte den König Heinrich IV. um eine kurze Charakteriſtik ſeiner Miniſter bat, kam auch die Rede auf J. „Dieſer," bemerkte der König, „verbirgt mir keinen ſeiner Gedanken, und was er denkt, das iſt jederzeit das Rechte." Ein andermal war in dem Miniſterrathe die Rede von einem Staatsgeheimniſſe, das einer der Miniſter ausgeplaudert haben ſollte. J. ſchwieg, da ergriff der König ſeine Hand und ſprach: „für den ſtehe ich, Ihr andern mögt euer Gewiſſen befragen." Er ſoll wenig Vermögen hinterlaſſen haben, doch können wir bedeutende, durch ihn gemachte Erwerbungen nachweiſen. Dergleichen waren die Baronie Chagny in Chalonais, die herrliche Baronie Montjeu, ſüdöſtlich von Autun, das von der Tochter von Chaſſeneuz 1603 angekaufte, mit Montjeu grenzende Lehen Preslay, die bedeutende Baronie Draci-Saint-Loup, nördlich von Autun (aus Draci haben Jöcher und ſeine Abſchreiber Nasry gemacht), die Pfandſchaft Saint-Prix-sous-Beuvray. Montjeu erkaufte er 1596 von Ludwig von Brancion; das daſige, von ihm erbaute Schloß bewahrt noch ſein und ſeiner Kinder Portraits. Seine Négociations wurden zum erſten Male durch ſeine Enkel Henri Jeannin de Caſtille, Abt von St. Martin zu Autun, und zwar im J. 1656, Fol., dann bei Elzevir, 1659, 2 Bde. 12., und endlich 1695, 4 Bde. 12. herausgegeben. Sie werden noch heute mit Frucht geleſen; in der Handſchrift bildeten ſie des Cardinals von Richelieu einzige Lecture, während ſeines unfreiwilligen Aufenthalts zu Avignon. „Er fände ſtets darin zu lernen", meinte der große Politiker. Salmaſius und Guyton-Morveau haben des Präſidenten Lob, jener Dijon, 1623, dieſer Paris, 1766 oder 1775, geſchrieben. Beinahe hätten wir vergeſſen, ihn als den vorzüglichſten Wohlthäter des Hoſpitals St. Antoine zu Autun zu nennen. Seine Tochter, Charlotte Jeannin, wurde an Peter de Caſtille, Contrôleur général und Intendant des finances, auch Geſandten in der Schweiz, verheirathet; durch ſie, die ſeit 1629 Witwe, gingen von Montjeu, Draci und Chagny, ſowie der Name Jeannin an die Caſtille über. Ihr Sohn Nicolaus Jeannin de Caſtille, Marquis von Montjeu, durch königliche Briefe vom December 1655, Trésorier de Lépargne, auch ſeit 1657 Greffier der königlichen Orden, ſtarb 1691, aus ſeiner Ehe mit Claudia Fieubet mehre Kinder hinterlaſſend. Der einzige Sohn Kaſpar Jeannin de Caſtille war ihm am 3. März 1688 vorausgegangen, hatte aber aus ſeiner Ehe mit Louiſe Diana Dauvet-des-Marets, eine einzige Tochter. Dieſe, Maria Louiſe Chriſtine Jeannin de Caſtille, Marquiſe de Montjeu, denn ſie beerbte den Großvater, wurde den 2. Juli 1705 an Anna Maria Joſeph von Lothringen, Prinzen von Harcourt und Guiſe-ſur-Moſelle, verheirathet (vgl. d. Art. Harcourt, Bd. 2 dieſer Section), und ſtarb den 17. Dec. 1735, oder 11 Jan. 1736. Durch ein Teſtament hinterließ ſie dem großen Seminarium zu Autun 19,000 Livres. Überhaupt bewahrte ſie große Anhänglichkeit für das Land ihrer Väter; bei einem Beſuche in Aligny ließ

ſie ſich alle Bauern des Namens Jeannin vorſtellen, um ſolche als Vettern zu begrüßen. Ihr erlauchter Gemahl klagte einſtens einer andern fürſtlichen Perſon, durch ſeine Misheirath habe er ſeinen Kindern den Weg zu Domſtiſtern verſperrt. „So viel iſt wenigſtens gewiß," fiel ſie ein, „daß ich ihnen den Weg zum Hoſpital verſperrt habe." Nach ihrem Tode mußte Montjeu verkauft werden, um die Schulden des Prinzen zu bezahlen.

(*v. Stramberg.*)

JEANROI (Dieudonné), im J. 1750 in Nancy geboren, ſtudirte Medicin, erlangte in Paris den Doctorgrad, und wurde bald nachher Mitglied der königlichen mediciniſchen Geſellſchaft. Im J. 1778 ſchickte ihn die Regierung nach Dinan in der Bretagne, wo eine mörderiſche Seuche wüthete, deren Opfer er beinahe ſelbſt geworden wäre. Er lebte von dieſer Zeit an als ſehr geſchätzter Praktiker in Paris, bis zu ſeinem Tode am 27. März 1816. Er hat mehre Artikel in der Encyclopédie méthodique verfaßt, Beobachtungen über obstructio pylori, Verſuche über die Wirkungen der radix Dentaria bei Behandlung der Krätze bekannt gemacht und außerdem noch geſchrieben: Quaestio medica, an remediorum etiam empiricorum adhibitio dogmatica? (Paris 1777). Mémoire sur les maladies, qui ont régné à Dinan, en Bretagne, en 1779. (*Fr. W. Theile.*)

Jeans (Waarenk.), ſ. unt. Baumwollenmanufacturen.

JEARIM (יְעָרִים), Stadt in Paläſtina, kommt immer nur mit dem Zuſatze Kirjath-Jearim, Stadt der Wälder, oder Har-Jearim, Berg der Wälder, vor, eine der drei zum Gebiete der Stadt Gibeon gehörigen Städte (Joſua 9, 17) hieß in ältern Zeiten Baala (Joſ. 15, 9), auch wol Baalim Juda (2 Sam. 6, 2), auch wol Kirjath Baal (Joſ. 15, 60). Sie gehörte zu dem Gebiete des Stammes Juda und lag unfern der nördlichen Grenze deſſelben gegen den Stamm Benjamin, an oder auf einem Berge (Joſ. 15, 9. 10. 60. 18, 14. Richt. 18, 12). Nach Euſebius lag ſie neun römiſche Meilen von Jeruſalem am Wege auf Diospolis. In dieſer Stadt wurde die von den Philiſtern zurückgeſchickte Bundeslade aufbewahrt (1 Sam. 4, 11. 7, 1) und blieb daſelbſt, bis David ſie von dort mit feierlichem Gepränge abholte und in Jeruſalem niederſetzte (2 Sam. 6). (*F. G. Crome.*)

JEAURAT, 1) Edmund, Kupferſtecher, geboren in Paris 1672, ebenda geſtorben 1738, Schüler von B. Picart. An ſeinem Lehrer hatte er ein tüchtiges Vorbild für gute Zeichnung; auch verſtand er es vortrefflich, die Nadel mit dem Grabſtichel zu verbinden. Die Meiſter, nach welchen er ſtach, gab er glücklich und correct wieder, und empfahl ſich durch die Treue, womit er ohne in ſklaviſche Nachahmung zu verfallen, ſeine verſchiedenen Vorbilder auffaßte. Zu ſeinen glänzendſten Grabſtichelarbeiten, welche er nach ſehr guten Meiſtern lieferte, gehört nach Franciscus Mola, Rahel und Jacob, nach ebendemſelben, Ruhe auf der Flucht, nach Paolo Veroneſe, Findung Moſe; ſämmt. gr. roy. qu. Fol. Alle drei Blatt, zu Crozat's ſchönem Werke gehörend, ſind wirkliche Hauptblätter. Ferner: nach Mignard, Syrinx und Pan, gr. Fol., nach Charles le Brun, der Leichnam Jeſu auf dem Schooße der Mutter, gr. Fol., nach Nic. Pouſſin, die Taufe Chriſti, gr. Fol., nach Nicolas Vleughels, Thetis taucht den Achilles in den Styx, nach eben demſelben, Telemach auf der Inſel Kalypſo, beide gr. qu. Fol., nach Sebaſtian le Clerc, Mardochai's Triumph, gr. qu. Fol., und mehre andere. Überhaupt nennt Füßli im Kunſtlexikon 60 Blätter von ihm. (*Frenzel.*)

2) **Edmund Sébastien**, ein geſchickter Aſtronom, geb. zu Paris im J. 1724. Sein Vater und ſeine Verwandten von väterlicher und mütterlicher Seite hatten in den zeichnenden Künſten etwas Bedeutendes geleiſtet, und dies Talent ſchien auf J. zu vererben, denn ſchon früh offenbarte ſich bei ihm entſchiedene Anlage und Neigung zur Zeichenkunſt und zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften. Zweiundzwanzig Jahre alt erhielt er eine Preismedaille von der Malerakademie. Im J. 1749 half er als Ingenieur-Geograph an der großen Karte von Frankreich, wovon er, nach Lalande's Angabe, 600 Quadrat-Lieues aufnahm. Im J. 1750 gab er einen Traité de perspective heraus, der lange Zeit einer der beſten und dem Künſtler brauchbarſten war. Im J. 1753 wurde er Profeſſor der Mathematik an der Militairſchule und machte hier die nähere Bekanntſchaft Lalande's, der ihn beſonders für die rechnende Aſtronomie gewann. Er berechnete die Oppoſitionen von 1755 und den folgenden Jahren, beobachtete die Kometen von 1759 und 1760, und gab analytiſche Formeln zur Berechnung der Planetenbewegungen. Im J. 1763 hatten ihn ſeine Arbeiten ſchon der Ehre würdig gemacht, mit Bailly die Stimmen der Akademie bei der Wahl eines Nachfolgers für Lacaille zu theilen. Beide wurden ernannt und bewieſen ihre Dankbarkeit dadurch, daß ſie zuſammen im J. 1766, der erſtere neue Jupiterstafeln, der letztere eine Theorie der Jupiterstrabanten, herausgaben. Im J. 1775 trat J. an die Stelle Lalande's bei der Berechnung der Connoissance des tems und beſorgte nach einander zwölf Bände derſelben, worin man von verſchiedenen Aſtronomen berechnete Tafeln, Berechnungen der Mondsbewegung, Reductionen von Fixſternkatalogen, Beſtimmungen geographiſcher Längen, Tafeln der Aberration und Nutation, und andere dem Nautiker und Aſtronomen wichtige Gegenſtände findet. Es verdienen darunter hervorgehoben zu werden die nach J.'s eigenen Beobachtungen trigonometriſch berechneten Tafeln, worin die Optiker alle Krümmungen beſtimmt finden, welche ſie den Objectivgläſern der Fernröhre zu geben haben. Von Jeaurat rührt auch die Idee des Diplantidianiſchen Fernrohrs her, welches der Optiker Navarre ausführte, und deſſen Eigenthümlichkeit darin beſteht, daß es zwei Bilder, ein aufrecht ſtehendes und ein verkehrtes, gibt, wodurch man den Augenblick, in welchem der Mittelpunkt eines Planeten unter einem Stundenfaden durchgeht, direct zu beobachten im Stande iſt. Die meiſten Memoiren, Berechnungen und Beobachtungen von J. findet man in dem Bande der Savants étrangers von 1763 und in den Memoiren der Akademie für die darauf folgenden 25 Jahre.

Digitized by Google

Im J. 1796 wurde J. zum Mitgliede des Inſtituts von Frankreich ernannt. Lange Zeit ſtellte er ſeine Beobachtungen an der Militairſchule an, wo ihm der Herzog von Choiſeul das ſchlechte hölzerne Obſervatorium vervollſtändigen ließ, das J. ſich ſelbſt errichtet hatte. »Von da ging er an die königliche Sternwarte über. J. ſtarb als Senior aller damals lebenden europäiſchen Aſtronomen den 7. März 1803 *). (*Gartz.*)

3) Stephan oder Etienne, deſſen Geburts- und Sterbejahr unbekannt iſt, kam im J. 1733 in die Akademie zu Paris, wo er ſpäter zum Profeſſor, 1743 zum außerordentlichen Profeſſor, und endlich zum Aufſeher der königl. Gemäldegalerie ernannt wurde. Jeaurat war ein vielſeitig gebildeter Hiſtorienmaler, und reich an Ideen. Seine Werke hielten ſich im Verhältniß des damals überhandnehmenden geringern Geſchmacks für bildende Kunſt dennoch auf einer achtbaren Stufe, und gingen nicht in Ausartung über. Indeſſen blieb er in ſeinen Compoſitionen immer glücklicher für ſolche Scenen, die dem Genremaler am nächſten liegen, und lieferte darin vieles Vorzügliche. Nach ſeinen Werken haben ziemlich viele gute Kupferſtecher manches Treffliche geliefert †), beſonders merkwürdig ſind: Les trois grands Mystères de la Ste. Trinité, von Duchange geſt., gr. Fol., Jacob und Eſau verſöhnen ſich, von Aubert, Fol., Laban ſucht die Götter, welche Rahel verborgen hatte, von Ebendemſ., Fol., St. Philippe Neri, von Balechou, ſchön geſtochen, kl. Fol., neun Bl. Fabeln von Lafontaine, von Edmund Jeaurat geſt., vorzüglich merkwürdig wegen der launigen Compoſition, kl. Fol., Venus und Adonis, von Gaillard, ſ. gr. Fol., vier Bl. die Elemente, von Marie Eliſab. Lepicié, Fol., vier Bl. l'économe, la coquette, la devôte, la Savante. von M. Aubert, zwei Bl. l'amour petitmaitre, l'amour coquet, von Edmund Jeaurat, gr. Fol., ſehr drollige Compoſition, zwei Bl. l'amour du vin, l'amour de la chasse, Surugue sc. gr. qu. Fol., ſchön, eilf Bl. Converſationsſtücke, le mari jaloux, la Servante congediée, und andere vorzügliche Blätter von Balechou und Lepicié, Fol., vorzüglich merkwürdig, l'Enlèvement de police, von Claude Duflos in Hogarth's Charakter, Place Maubert, von Aliamet, qu. Fol., zwei Bl. le Sultan galant, la Sultane favorite, von Halbou geſt. 1768, ſ. gr. Fol., Hauptblätter. (*Frenzel.*)

JEBB, Name einiger angeſehenen engliſchen Gelehrten, meiſt Ärzten, bei denen außerdem zum Theil der urſprüngliche Lebensplan mit dieſem Berufe nichts zu ſchaffen hatte. Sie gehören alle einer in Nottinghamſhire anſäſſigen Familie an.

1) John, der älteſte Sohn des gleichnamigen Dechanten von Caſhell, war geb. 1736 zu London, beſuchte mehre Schulen in England und Ireland, ſtudirte ſeit 1753 zu Dublin und Cambridge, wurde 1757 auf letzterer Univerſität Baccalaureus der Künſte, und fing an, als Privat-Tutor in Thätigkeit zu treten. Im J. 1760 wurde er Magiſter und als fellow beſtätigt, 1762 zum Diakonus und 1763 zum Prieſter geweiht, und erhielt 1764 das Rectorat zu Ovington in der Grafſchaft Norfolk, worauf er ſich verheirathete. In Gemeinſchaft mit zwei Freunden, Robert Thorp und George Wollaſton, gab er im J. 1765 Excerpta quaedam e Newtonii principiis philosophiae naturalis cum notis variorum heraus, welche ſehr geſchätzt wurden, und kehrte 1766 nach Cambridge zurück, um dort abermals als Privatlehrer ſich zu beſchäftigen. In dieſer Stellung hielt er auch Vorleſungen, namentlich begann er im J. 1768 dergleichen über das griechiſche N. T., und zeigte ſich dabei von freiſinniger Denkart, wie er es auch im Politiſchen gethan hat. Verbeſſerungen in Kirche und Staat empfahl er mit vieler Lebhaftigkeit und großem Eifer. Nachdem er im J. 1769 zu der Vicarei Flixton bei Bungay und zu den vereinigten Rectoraten Homersfield und St. Croß gelangt, auch von einem Verwandten ſeiner Frau, dem Grafen von Harborough, mit einer Kaplanei verſehen worden war, lebte er in Folge deſſen längere Zeit hindurch theils zu Bungay, theils zu Cambridge, ertheilte 1770 von ſeinen theologiſchen Vorleſungen öffentlich einen kurzen Bericht, worin Einiges Widerſpruch fand, und ließ ihn 1772 mit Zuſätzen abermals abdrucken. Unter dem angenommenen Namen Paulinus erſchien er als Vertheidiger derer, welche die Abhängigkeit von den durch die Kirche feſtgeſtellten Glaubensſätzen zu mildern ſuchten; gab ſich auch viele Mühe, die Erziehung und Ausbildung der Jugend zu Cambridge zu verbeſſern, ohne jedoch hier wie dort ſeinen Zweck zu erreichen. Da er ſich aber mit der Lehre der anglikaniſchen Kirche zerfallen fühlte, beſchloß er, ſeine Anſtellungen in derſelben völlig aufzugeben und ſich einem Berufe zu widmen, in welchem er ſeiner Überzeugung zu folgen im Stande wäre, ohne dadurch einen beunruhigenden Widerſpruch zwiſchen den übernommenen Pflichten und ſeinen Anſichten in ſich zu tragen. Die allgemeine Achtung ſeiner rechtſchaffenen Geſinnung und das Bewußtſein, nur dem für gut Erkannten nachgeſtrebt zu haben, begleiteten ihn in ſeine neue Laufbahn. Nachdem er alſo bereits im September 1775 ſeine kirchlichen Ämter ſämmtlich niedergelegt, und ein Jahr ſpäter Cambridge gänzlich verlaſſen hatte, mußte er freilich daran denken, ſich andere Erwerbsquellen zu eröffnen, und bildete ſich unter der Leitung ſeines Verwandten Richard Jebb zum Arzte. Bei ſeinem Talente und ſeiner gelehrten Vorbildung, bei ſeinen eifrigen und fleißigen Studien gelang es ihm auch, in nicht gar langer Zeit ſich die erfoderlichen Kenntniſſe zu erwerben, ſodaß er ſchon 1777 Doctor der Medicin werden konnte. Das londoner Medicinalcollegium erlaubte ihm darauf, zu prakticiren, welche Berechtigung er denn auch ſeit Februar 1778 ausübte. Noch im erſten Jahre ſeiner Praxis ſah er ſich von der königl. Societät der Wiſſenſchaften zu London zum Mitgliede ernannt. Sein Trieb, an dem Vorhandenen beſſernd Hand anzulegen, verließ ihn auch jetzt nicht, ſondern hatte nur die Gegenſtände gewechſelt. In dem 1782 bekannt gemachten Werke: Select Cases of the

*) *Nicollet* in der Biogr. univ. T. XXI.

†) Die königl. ſächſ. Kupferſtichſammlung beſitzt 77 Blatt nach ihm.

Digitized by Google

Disorder commonly termed the Paralysis of the Lower Extremities; to which is added a Case of Catalepsy, bemühte er ſich, die von Pott angewendete Methode zu empfehlen, wornach die Geſchwulſt des Rückgrates mit kauſtiſchen Mitteln behandelt wird. Den damaligen politiſchen Verhältniſſen ſeines Vaterlandes ſchenkte er große Theilnahme, und misbilligte den Krieg Englands gegen Amerika, ſchadete ſich aber durch den Eifer, mit welchem er dieſem Gegenſtande nachging, in ſeiner Praxis. Die Anſtrengungen ſeines Berufes und das allzu lebhafte und ſorgſame Intereſſe an den Fragen, welche damals die Welt bewegten, untergruben bald ſeine Geſundheit; er ſtarb in ſeinem 51. Lebensjahre am 2. März 1786. Seine ſämmtlichen Schriften ſind geſammelt von John Disney und in drei Octavbänden (Lond. 1787) herausgekommen; vor dieſer Ausgabe befindet ſich auch eine kurze Biographie deſſelben [1]).

2) **Richard**, engliſcher Baronet und Arzt, geb. zu Stratford in der Grafſchaft Eſſex, bildete ſich zuerſt zu Oxford, konnte aber daſelbſt nicht immatriculirt werden, weil er ebenſo wie ſein Vater, Samuel Jebb, ebenfalls Arzt, zu den Eidweigerern (Non-jurors) gehörte, und ging zu ſeiner Vervollkommnung nach London und dann nach Leyden, auf welcher Univerſität er auch als Doctor der Medicin promovirte. Nach ſeiner Rückkehr in das Vaterland wählte er London zu ſeinem Aufenthaltsorte, erhielt von dem dortigen Medicinalcollegio die Erlaubniß zur Praxis, und wurde im J. 1768 ſelbſt Mitglied jenes Collegii. Eine Zeit lang war er Arzt am St. Georgs-Hoſpitale und zugleich am weſtminſter Krankenhauſe. Sein Ruf war ungemein bedeutend; als daher der Herzog von Glouceſter in Italien erkrankte, wurde er zu demſelben geſendet, um ihn zu behandeln. Eine zweite Reiſe im J. 1777 hatte eine gleiche Veranlaſſung. Um jene Zeit wurde er bei König Georg III. außerordentlicher, und im J. 1780 bei dem damaligen Prinzen von Wales (nachmaligen Könige Georg IV.) ordentlicher Leibarzt, und genoß bei der ganzen königlichen Familie das ausgezeichnetſte Vertrauen. Nach dem Tode von Edward Wilmot im J. 1786 wurde er auch zum ordentlichen Leibarzte des Königs befördert, genoß aber die Früchte dieſer Erhebung nicht lange; denn während er zwei Prinzeſſinnen, welche an den Maſern krank lagen, mit ſeiner Kunſt zu Windſor ärztlich beſorgte, fühlte er ſich plötzlich von einem Fieber ergriffen, und ſtarb nach einigen Tagen am 4. Jul. 1787 im 58. Lebensjahre [2]).

3) **Samuel**, Vater von Richard, bekannt als Arzt, Schriftſteller im hiſtoriſchen Fache, und Herausgeber mehrer nützlicher Schriften, iſt geboren zu Nottingham und erlangte ſeine Bildung zu Cambridge. Überzeugt von der Richtigkeit der Anſicht, welche die Eidweigerer (Non-jurors) geltend machten, übernahm er bei Jeremias Collier (ſ. d. Art.) die Stelle eines Schreibers. Noch während ſeines Aufenthaltes im Collegium Peterhouſe zu Cambridge gab er eine Überſetzung von Martin's Antworten an Emmeline (1718, und wieder gedruckt 1719) heraus, und beſorgte eine Edition von Juſtinus Martyr's Dialogus cum Tryphone, graece et lat. (Lond. 1719). Nachdem er Cambridge verlaſſen hatte, heirathete er die Tochter eines tüchtigen Apothekers zu London, welcher ihn in der Pharmacie unterrichtete; daneben ſetzte er ſeine literariſchen Arbeiten fort, unternahm namentlich im J. 1722 die Herausgabe einer Bibliotheca literaria, welche aber nicht über die erſten 10 Nummern hinauskam, und ſchrieb nach Originalurkunden und angeſehenen Autoritäten De vita et rebus gestis Mariae Scotorum reginae (Lond. 1725. 2 Voll. fol. mit Abbildungen). Auch edirte er *Ael. Aristidis* Opera omnia, graece et latine cum notis Canteri, Tristani etc. cum MSS. collata (Oxf. 1728. [3]) 2 Bde. 4.), welche Ausgabe ſehr geſchätzt wird; ferner *Joannis Caji* Britanni de canibus Britannicis liber unus, de variorum animalium et stirpium etc. liber unus, de libris propriis liber unus, de pronunciatione graecae et latinae linguae cum scriptione nova libellus (Lond. 1729); dann *Baconii de Verulamio* Opus majus (ib. 1733. fol.), und *Humphr. Hodii* libri II. de Graecis illustribus, linguae Graecae instauratoribus (ib. 1742), welchem Werke er eine lateiniſch geſchriebene Nachricht vom Leben und den Schriften des H. Hody vorſetzte. Wann er die mediciniſche Doctorwürde erlangte, iſt nicht bekannt. Ausgeübt hat er die Arzneikunde zu Stratford in der Grafſchaft Eſſex; ſpäterhin zog er ſich mit einem mäßigen Vermögen nach Derbyſhire zurück, und ſtarb dort im J. 1772 [4]). (*R.*)

JEBENHAUSEN, ein evangeliſches Pfarrdorf mit einem Schloſſe im Donaukreis und Oberamt Göppingen, Königr. Würtemberg und von liebenſteiniſcher Grundherrſchaft mit 1080 Einwohnern, worunter 485 Israeliten mit Synagoge. Der Ort hat einen gehaltvollen Sauerbrunnen, bei dem ſich ehemals eine vielbeſuchte Badeanſtalt befand, welche aber durch das nahgelegene Bad zu Boll ganz eingegangen iſt. 1344 empfing ein Johann von Ahelfingen von Würtemberg zu Lehen das Gericht zu Jebenhauſen. 1463 verkauft Graf Ulrich von Würtemberg einen Theil an dem Dorfe Jebenhauſen an einen von Liebenſtein, und belehnt ihn 1467 mit dem halben Orte. (*Rigel.*)

JEBLAAM oder **JEBLEAM** oder **JIBLEAM**, Stadt in Paläſtina im Stamme Manaſſe, unfern Megiddo (Jo-

1) Cf. *Rees*, Cyclopaedia. Vol. XVIII. s. v. *Watt*, Biblioth. Britann. Vol. II. 548, welcher jedoch mehre ſeiner Schriften einem andern John Jebb zuſchreibt, und *Crabb*, Universal histor. Dictionary. Vol. II. unt. d. Art. Adelung, Ergänz. u. Fortſ. zu Jöcher's Gel.-Lex. 2. Th. Col. 2257. 2) *Rees* l. c.

3) So Watt, Rees und Crabb; Adelung dagegen (a. a. O.) gibt 1722 an. 4) Vgl. Watt, Rees, Crabb und Adelung a. a. O. Rees ſchöpfte aus der General Biography und Nichol's Anecdotes of Bowyer, während Adelung ſich auf Bamberger's Anekdoten. Th. 1. S. 123 beruft.

Digitized by Google

ſua 17, 11. Richt. 1, 27. 2 Kön. 9, 27. 1 Chron. 6, 53). (*F. G. Crome.*)

Jebneel, Jebnel, ſ. Jabneel.

Jebus, Jebusim, Jebusiter, ſ. unt. Jerusalem und Palästina.

JECHA, 1) Geogr. Kirchdorf im Amte Sondershauſen des Fürſtenth. Schwarzburg-Sondershauſen an der Wipper, hat 600 Einwohner. 2) Mythol. ſ. unt. Jechaburg. (*G. F. Winkler.*)

JECHABURG, Dorf mit 220 Einwohnern im Amte Sondershauſen des Fürſtenthums Schwarzburg-Sondershauſen, weſtlich von der Stadt Sondershauſen gelegen; dabei der Frauenberg, worauf ſonſt eine Burg, Jechaburg, Wohnung des Kaiſers Ludwig II. geſtanden haben ſoll, die 933 von den Hunnen erobert und zerſtört worden ſei; vielleicht eine Verwechſelung mit einer ebendaſelbſt früher geſtandenen, berühmten Dompropſtei. In der Nähe iſt noch ein anderer Berg, Spatenberg, der auch früher eine alte Burg, Spatenburg (Alteburg, Ohleburg), trug. (*G. F. Winkler.*)

Gewöhnlich leitet man den Namen J., der zu Anfange des 12. Jahrh. Gigeburg, zu Ende deſſelben Jechaborg, im 13. Jahrh. Jecheburg, in teutſchen Urkunden Jichaborg, Jechaborg, Gicheburg, Jechaburc, 1360 Ybecheburgk ꝛc. geſchrieben iſt, von **Jecha**, einer vermeinten Göttin der alten Thüringer, ab, deren Bildniß Bonifacius zertrümmert haben ſoll. Allein dieſelbe wird von keinem glaubwürdigen Schriftſteller erwähnt, und verdankt ihr Daſein wol nur dem fabelhaften Letzner [1]). Man darf alſo um ſo weniger Anſtand nehmen, dieſe Gottheit wieder von dem Platze zu verdrängen, den ſie nebſt dem Crodo, Stuffo, Püſtrich, Biel ꝛc. ſo lange widerrechtlich auf dem teutſchen Olymp beſeſſen hat [2]). Daß Jechaburg urſprünglich ein Schloß geweſen ſei, behaupten verſchiedene neuere Chroniſten, und geben den König Ludwig III., welcher ſich gern in den Harz- und Unſtrut-Gegenden aufgehalten habe, für den Erbauer deſſelben, und einer dabei befindlichen Kirche aus [3]). Vorzüglich aber wird Jechaburg bei Gelegenheit des Einfalls der Ungarn in Teutſchland und der Vertreibung ihrer Horden durch Heinrich I., aber ebenfalls nur von ſpätern Zeitbüchern gedacht [4]). Ältere Geſchichtſchreiber nennen daſſelbe nicht ausdrücklich. Man könnte alſo vielleicht vermuthen, daß dieſe Erzählung aus der falſch gedeuteten Stelle Witichind's von Corvey [5]) und ſeines Epitomators, des ſächſiſchen Annaliſten [6]), entſtanden ſei, worin von dieſer Begebenheit die Rede iſt. Beide Chroniſten melden nämlich bei dem J. 934, ein ungariſches Heer habe Kunde von den großen Schätzen erhalten, welche

1) Cf. *G. Chr. Joannis* Vol. I. Rer. Moguntisc. p. 296. Struv (Diss. II. syntagm. hist. German. §. XI. p. 36) vergleicht die Jecha mit der Diana der Römer, und leitet ihren Namen von jagen her.!! Hall. Allgem. Literaturzeit. 1834. Nr. 36. S. 285. Wenn Leuckfeld (in ſeiner handſchriftlichen [unvollendeten] thüringiſchen Chronik, in der wolfenbüttel. Bibliothek. Nr. 30. 1. Mst. extravag. fol. c. VII.) erzählt, daß die Bewohner der Gegend von Jechaburg alljährlich im Sommer an einem gewiſſen Tage in großer Anzahl auf den Frauenberg ziehen und ſich daſelbſt beluſtigen, ſo mag ſich dieſe Gewohnheit nicht aus dem fernen Heidenthume, ſondern vielmehr von einer Wallfahrt herſchreiben, welche vor der Lutheriſchen Kirchenverbeſſerung hierher zu geſchehen pflegte; worüber aber der genannte Geſchichtsforſcher nichts zu entſcheiden wagte, indem er hinzufügt: „Ob nun ſolches noch aus dem Heiden- oder Papſtthume ſeinen Urſprung habe, kann ich ſo gewiß nicht melden, habe aber doch wahrgenommen, daß die dabei vorgehenden Dinge, das Springen und Tanzen, Schreien und Saufen nicht aus dem alten apoſtoliſchen Chriſtenthume, ſondern aus dem neuen Heiden- und Judenthume erlernt ſein mußten."!! 2) In Anſehung des Krodo iſt dieſes von Delius (über den vermeinten Götzen Krodo zu Harzburg [Halberſt. 1827]), des Stuffo von J. Wolf (in den Abhandlungen der königl. mainz. Akademie nützl. Wiſſenſch. zu Erfurt [Erf. 1802]) und des Püſtrich von dem Unterzeichneten in dem dritten Hefte der Mittheilungen aus dem Gebiete hiſtor. antiquar. Forſchungen ꝛc. S. 53—64 hinlänglich dargethan worden.

3) So heißt es unter andern in Wigand Gerſtenberger's Thüring. und Heſſ. Chronik (in *Schmincke*, Moniment. Hass. T. I. p. 41): „Des buwete er auch in Doringen eyn ſlos genant Jecheburg uff daß er in Doringer lande auch eyne wonunge hette. Unde das muſte der Hertzog von Doringen geſcheen laſſen, want er under eme geſeſſen was und buwete uff das ſlos eyne Kyrchin in unſer liebin frauwen ere." Hiermit ſtimmt auch Jovius (in *Schoettgen et Kreysig*, Diplomatar. etc. T. I. p. 127) überein, welcher hinzuſetzt: „(König Ludwig) hat auch allda eine Kirche in unſer lieben Frauen Ehre, über dem Schloß auf dem Berge, welcher dahero noch heutiges Tages der Frauenberg genennet wird, erbauet, dahin vor Zeiten eine groſe Wallfahet und Zulauf vielerlei Völker geweſen. Dieſe Kirche hat noch vor wenig Jahren, und bei Mannes Gedenken, dabei ein Clauſener geſeſſen, geſtanden, iſt aber folgends, nachdem das Papſtthum gefallen, allgemachſam eingegangen." Dieſe Kirche wird nicht in Urkunden erwähnt, und obgleich viele derſelben ausdrücklich ſagen, daß die jährlichen Zinſen auf den Berg zu Jechaburg geliefert werden ſollen, ſo hat doch das Stift unten und gewiſſermaßen mitten an dem Frauenberge gelegen. Jovius könnte alſo entweder die eigentliche Domkirche, oder eine ehemals auf der Höhe des Berges erbaute Kapelle gemeint haben. 4) Z. B. in *Gobelini* Cosmodromii Aetas VI. in *Meibomii* Scriptor. Rer. Germ. T. I. p. 247: „Quare Ungari congregato exercitu C. millium armatorum veniunt per partes Bavariae et Franconiae in *Thuringiam* et *obsident castrum Jechenburg* cum L. millibus armatorum: et alia L. millia intrabant Saxoniam. Rex vero Henricus congregavit exercitem XII. millium armatorum, quorum IIX. millia timore percussi dimiserunt eum. Cum igitur quadam nocte maximae pluviae cecidissent, mane nebulae densissimae ascenderunt. Rex opportunitate capta in ipsa nebula cum IV. millibus armatorum irruit super Ungaros vehementer et percussit ex eis plurimos. Unde timore exterriti Ungari hinc inde dispersi fugerunt. Cumque fama volavit subito, quod Ungari fugerunt, omnes, qui regem reliquerant, et alii plurimi confluentes Ungaros usque *Jecheburgen* cum maxima caeda persecuti sunt. Illi vero, *qui castrum obsederunt*, *obsidione soluta* nonnisi fuga se posse salvari arbitrantes, omnes in fugam versi sunt, et fere omnes passim per agros interfecti sunt." 5) Cf. *Meibom.* l. c. p. 641. 6) Die Worte deſſelben (in *Eccardi* Corp. historic. med. aevi. T. II. p. 255) ſind: „Qui vero in oriente erat exercitus (Ungarorum) audivit de sorore Regis, quae nupserat *Vvidoni* Thuringe, erat autem nata ex concubina, *quod vicinam urbem inhabitaret* et multa pecunia ei esset auri et argenti, *tantaque vi urbem oppugnare coeperunt*, ut nisi nox visum pugnantibus impedirat, mox eam caperent. Ea vero nocte audientes de caede sociorum Regisque super eos adventu cum valido exercitu, *nam Rex castra metatus erat juxta locum, qui dicitur Riede*, timore perculsi, relictis castris, more suo igne et fumo ingenti agmina diffusa collegerunt" etc.

Digitized by Google

der Thüringer Wido, Gemahl einer Schweſter König Heinrich's, in ſeiner Burg aufgehäuft hatte, und dieſelbe belagert, um ſie zu erbeuten, es ſei aber durch die unglückliche Schlacht, ad locum Riaede, daran gehindert worden. Über die Lage und den jetzigen Namen beider Orte herrſchen unter den Gelehrten widerſprechende Anſichten. Einige erklären den letztern für dasjenige Riede, welches im J. 1000 zu der Grafſchaft Wilhelm's von Weimar gerechnet wird (Ritteburg bei Artern?), und die benachbarte Stadt Wido's, für Weimar, Wido ſelbſt aber für den damaligen Beſitzer deſſelben und den Stammvater der davon benannten gräflichen Familie[7]). Andere ſind anderer Meinung[8]). So viel aber iſt ausgemacht, daß bis jetzt noch kein Forſcher darzuthun im Stande war, daß man den Ort, wohin Wido ſeine Schätze geflüchtet hatte, von Jechaburg verſtehen müſſe. Zwar wurde die Beſtätigung des einmal gefällten Urtheils auch auf anderem Wege verſucht. Man wähnte nämlich, die Benennungen benachbarter Gegenden mit jenem kriegeriſchen Vorfall in Einklang bringen zu können, und hoffte auf dieſe Art reichen Stoff zu weiterer Ausbildung dieſer Sage gewonnen zu haben. So hielt man die Namen: 1) der König, 2) der Hünenſtein (ein großer Feldſtein bei Wolkramshauſen), 3) das Heunen- oder Hunnenthal, 4) das Iſſerthal, 5) die Todtenberge, 6) der Sülzenborn ꝛc., für mehr oder minder ſprechende Beweiſe einer den Ungarn damals hier gelieferten Schlacht, und berufte ſich zu noch feſterer Begründung auf ein im J. 1642 in der Nähe des Sülzenborns ausgeackertes ehernes Gefäß, welches ein Pferd mit ſeinem Reiter vorſtellt, den man unbedenklich für einen Ungar erklärte, und das Alb. Ritter (in commentat. II. de Zoolithodendroidis Schwarzburgo-Sondershusanis [Sondershusae 1736. 4.] p. 29), am genaueſten beſchrieben hat[9]). Hierzu kamen noch Überreſte von alten Waffen und Rüſtungen, z. B. Lanzenſpitzen, Sporen, Pfeile, kleine Hufeiſen von ungewöhnlicher Form ꝛc., die am Gölbner und an den Todtenbergen von Zeit zu Zeit ausgegraben wurden, in welchen man ebenfalls Denkmäler jenes Ereigniſſes erkennen möchte. Aus dem Umſtande, daß im J. 1735 bei Anlegung eines neuen Wegs in dem Schlink- oder Hünenthale[10]) eine mit Aſche und Gebeinen angefüllte Urne gefunden wurde, läßt ſich ſchließen, daß hier ein heidniſcher Begräbnißplatz geweſen ſei. Auch wäre es möglich, daß jene Alterthümer von Gefechten herrührten, welche zwiſchen den heidniſchen Wenden, die in der Nähe von Jechaburg wohnten, und der Beſatzung dieſes zu Schutze der neuen Bekenner des Chriſtenthums befeſtigten Ortes vorgefallen ſind. Denn nach der treffenden, auf glaubwürdige Zeugniſſe geſtützten Muthmaßung eines achtbaren Geſchichtforſchers[11]), waren die meiſten Klöſter und Stifter in dem 10. 11. und 12. Jahrh. noch von wendiſchen oder ſorbiſchen Dörfern umgeben, und den Angriffen dieſer ſtreitluſtigen Nation unaufhörlich ausgeſetzt. Wir fürchten daher nicht, uns zu irren, wenn wir Jechaburg, nach dem Vorgange jenes Gelehrten, für einen limes sorabicus erklären.

Eine unverbürgte Nachricht läßt Kaiſer Otto den Großen an die Stelle des angeblich durch die Ungarn zerſtörten Schloſſes Jechaburg ein dem Apoſtel Petrus gewidmetes Benediktinerkloſter erbauen[12]). Allein mit größerm Rechte ſchreibt man dem Erzbiſchof Willigis von Mainz (v. J. 974— 23. Febr. 1011) die Stiftung dieſer geiſtlichen Anſtalt zu, und ſetzt deren Urſprung am ſicherſten in das Jahr 989[13]), womit auch folgende Worte der Grabſchrift deſſelben übereinſtimmen:

Stephanicum in monte templum facit hoc bene sponte
Thuringis Derlam (Dorla) *Jecheburque* Valernam (Varlar).

Mit dieſer aus lauterer Quelle geſchöpften Angabe ſteht die von Jovius (in der ſchwarzb. Chronik bei Schöttgen und Kreyſig Th. I. S. 132) zuerſt mitgetheilte und von J.

---

7) J. B. J. L. L. Gebhardi in den hiſtor. und genealog. Abhandl. 4. Th. S. 122 fg. 8) ſ. Wedekind's Noten zu einigen Geſchichtſchreibern des teutſchen Mittelalters. 4. H. S. 387 fg. Stenzel's Recenſ. dieſes Buches in der Leipz. Literaturzeit. 1825. Nr. 252. S. 2014 fg. Schultes' Director. Diplomat. 1. Bd. S. 129. Vgl. Hanov. gel. Anzeigen. 1752. 24. St. S. 316 fg. v. Leutſch, Markgraf Gero ꝛc. S. 14. v. Werſebe, Abhandl. über die Vertheilung Thüringens zwiſchen den alten Sachſen und Franken, in meinen Beiträgen zur Geſch. des teutſchen Mittelalters. 1. H. S. 52 fg. 9) „Testante — *Oleario* (Rer. Thuring. Sync. T. I. p. 195) jam anno MDCXXXXII. ad locum, cui nomen est der Sülzenborn, aratro erutum *gutturnium majus Hungaricum* ex aere conflatum, repraesentans equitem equo insidentem, in cujus pectore est epistomium parvum ad aquam emittendam. Comes Guntherus Ludovicus II. hoc vas adferri jussit, et adservatum tamdiu in *bibliotheca Arnstadiensi*, donec Princeps — Guntherus hoc monumentum internecionis ferorum et immanium Hunnorum hoc in loco factae *Technophylacio Dresdensi* famigeratissimo dono transmisit MDCCXXXI.“ Jak. Nik. Röſer, Anfangs Subdiakonus zu Sondershauſen, ſpäter Diakonus an der Nikolaikirche zu Nordhauſen, erwähnt dieſen Fund in ſeiner Predigt: Idea Hemmauntica, das iſt: Vergleichung des — Hauſes Schwarzburg mit dem Städtlein Hemmaus ꝛc. (gedruckt bei J. Erasm. Hynitzſch. 1651. 4.) S. 12 fg., wo er ſagt: „Ich werde berichtet, man ſolle noch immer Sporen, Pfeile u. dergl. auf der Wahlſtatt finden, wie denn auch noch vor wenig Jahren ein ehern Pferd, auf welchem ein Mann recht wie ein Ungar ſitzet, ausgepflügt worden, iſt inwendig hohl, und vorn ein Hähnlein dran, wie an eim Handfaß, dazu es auch ohne Zweifel dazumal gebraucht, und jetzo als eine Antiquität und Zeichen ſelber Schlacht von dem Grafen Ludwigen (v. Schw.) werth gehalten wird.“ Abbildungen dieſes und einiger andern hier gefundenen Denkmale der Vorzeit liefert Ritter a. a. O. Taf. II. Fig. I—VI.

10) ſ. Ritter a. a. O. Der Name Schlink oder Slinch kommt bereits in einer Urkunde vom J. 1128 vor, wo ſeine Beſchaffenheit auf folgende Weiſe beſchrieben wird: „Predicta Ecclesia *Gigeburgensis* habebat quoddam predium *in pago Wipperchowe,* in villa *Bercha*, juxta *Wiperam* et prefati Comitis (Rudolfi, dicti Marchionis) filius Rodulfus nomine, de beneficio — Moguntine Ecclesie habebat quendam vicum, cui nomen *huson*, in eodem pago situm, in *ea parte pagi, que pre angustia transitus vulgariter Slinch vocata a meridie Gigenburgensem Ecclesiam respicit.*“ Vgl. Schultes a. a. O. S. 291. 11) J. Friedr. Müldener's, der dieſe Meinung ſowol in ſeinen hiſtor. dipl. Nachr. von Bergſchlöſſern in Thüringen ꝛc. S. 45 fg., als auch in der Commentat. histor. dipl. de monumentis Slavicae Vandalicaeque gentis in Guldenavia. Francoh. (1756). 4. p. 9 vorträgt, und ſich dabei auf das Chronicon Gottwicense beruft. 12) ſ. Olearius a. a. O. S. 196. 13) Cf. *Joannis* l. c. p. 454. 457 und *Würdtwein*, Diplomataria Maguntina. T. I. (Magontiaci 1788. 4.) p. 114: „Nos — e MS. sic dicto minori, ad

Ch. Olearius (Rer. Thuring. syntagm. I, 196) wiederholte Nachricht, daß Willigis am 14. Jun. 1004 das Benediktinerkloſter zu Jechaburg mit päpſtlicher Genehmigung in ein Domſtift oder eine Propſtei verwandelt habe, wenigſtens im Allgemeinen nicht im Widerſpruche. Zu gehöriger Würdigung der letztern aber iſt es durchaus nöthig, zu erfahren, woher jene Hiſtoriker dieſelbe entlehnten. Von einer Inſchrift dieſes Inhaltes konnten ſpätere Forſcher keine Spur an den Reſten der geiſtlichen Gebäude zu Jechaburg entdecken, ſie müßte alſo in einem ſchriftlichen, ehemals dort vorhandenen, aber jetzt unzugänglichen Denkmale aufgezeichnet geweſen ſein [14]).

Alle Zweifel und Schwierigkeiten würden ſich auf eine überraſchende Weiſe löſen, wenn es gelingen ſollte, den eigentlichen Stiftungsbrief zu Tage zu fördern, welcher aber unwiederbringlich verloren zu ſein ſcheint, da man ihn unter der beträchtlichen Anzahl jechaburgiſcher Urkunden in den ſchwarzburgiſchen Archiven (es ſind deren überhaupt 617, theils Originale, theils Copien, die erſte von 1125) vergebens ſucht. Auch unter den ehemals in Mainz aufbewahrten Schriftſchätzen wäre er dem Scharfblicke Würdtwein's nicht entgangen, indem dieſer Gelehrte eine Sammlung jechaburgiſcher Documente veranſtaltete, welche aber nur 76 Stücke aus dem Zeitraume von 1186—1471 enthält [15]). Den bedeutendſten Verluſt an Urkunden erlitt Jechaburg im J. 1525, als es von den aufrühriſchen Bauern geplündert, das daſige Briefgewölbe gewaltſam erbrochen, und nur ein Theil des Geraubten nach Beendigung dieſer Unruhen gerettet wurde. Das Loos völliger Vernichtung traf damals unſtreitig auch das von dem Erzbiſchof Willigis über ein Gut zu Uthleben ausgeſtellte Diplom, deſſen Daſein im J. 1484 aus einer Beſtätigung der dem daſigen Propſt darüber zuſtehenden Gerechtſame durch den Grafen Heinrich XXXI. von Schwarzburg deutlich erhellt.

Im J. 1128 werden einige in den Umgebungen Jechaburgs liegende Dörfer zu dem Wippergau gerechnet. Weil dieſes Gaues ſonſt nirgends Erwähnung geſchieht, ſo hat man das Document, worin derſelbe vorkommt, als unecht verwerfen wollen [16]). Wir erfahren zugleich daraus, daß das Stift damals den nachherigen Landgrafen Ludwig und den Grafen Chriſtian von Kirchberg zu Schutzherren oder Voigten gewählt hatte. Auch in der Folge übte die Familie der letztern die Schirmgerechtigkeit über daſſelbe aus [17]). Die Grafen von Schwarzburg, deren Ahnherr, Günther der Eremit, ſchon im 11. Jahrh. in dieſer Gegend begütert war, erbten nach dem Tode des Grafen, Heinrich von Hohenſtein im J. 1356, vermöge des 1347 errichteten Vertrags, Sondershauſen nebſt dem dazu gehörigm Jechaburg. Eine Bulle des Papſtes Bonifacius IX. ſagt ausdrücklich, daß dieſes Stift der weltlichen Herrſchaft (dominium temporale) der Grafen von Schwarzburg unterworfen ſei, oder, wie es in der Bulle Sixtus IV. von 1482 heißt, in territorio dominii Schwarzburgici liege. Aus einer päpſtlichen Urkunde von 1396 ſieht man, daß die Domkirche (ecclesia collegiata oder collegialis) zu Jechaburg für einen Propſt, einen Dechanten und 12 präbendirte Domherren geſtiftet war. Sie erkannte den Apoſtel Petrus für ihren vornehmſten Patron, doch wird bisweilen auch Paulus als ſolcher erwähnt, und ihm ſtets auf dem großen Siegel ein Platz eingeräumt.

Jechaburg gehörte in die mainziſche Diöces, deren Erzbiſchöfen das Recht zuſtand, die Statuten und Handlungen dieſes Stiftes zu beſtätigen und den Propſt einzuſetzen. Allein im J. 1482 ging in dieſer Hinſicht eine Änderung vor. Vermöge eines Privilegiums Sixtus' IV. wurde nunmehr jeder neue Propſt von den Grafen zu Schwarzburg unmittelbar gewählt, und ohne Zuziehung jener geiſtlichen Behörde dem Abte von Paulinzelle vorgeſtellt, welcher ihn dann im Namen des Papſtes confirmirte. Nicht nur von dieſem Vorrechte, ſondern auch von der mit dem Patronat zugleich verliehenen Befugniß, zu allen Präbenden taugliche Perſonen zu ernennen, haben die ſchwarzburgiſchen Grafen bis zur Reformation ungeſtörten Gebrauch gemacht.

Der erzbiſchöfliche Stuhl zu Mainz hatte ſeit den früheſten Zeiten dieſe geiſtliche Anſtalt außerordentlich begünſtigt und dieſelbe mit Freiheiten und Gütern anſehnlich beſchenkt. So wurden unter andern der daſigen Propſtei eilf Sedes Archipresbyterii untergeben, 1) zu Jechaburg, 2) Markſußra, 3) Frankenhauſen, 4) Markgreußen, 5) Oberberga, 6) Niederberga, 7) Germar, 8) Bleichroda, 9) Kannewurf, 10) Heilingen, 11) Wechſungen, die den Clerus Praepositurae Jechaburgensis bildeten und dem geiſtlichen Conſiſtorium daſelbſt zu gehorchen verpflichtet waren. Der bereits erwähnte Weihbiſchof, Stephan Alexander Würdtwein, hatte über das jechaburgiſche Archidiakonat der kurmainziſchen Akademie der Wiſſenſchaften in Erfurt eine handſchriftliche Abhandlung überreicht, welche aber jetzt aus den dortigen Sammlungen ſpurlos verſchwunden zu ſein ſcheint [18]). Man müßte ſich alſo mit dem unrichtigen und mangelhaften Verzeich-

quem *Serarius* in vita *Willigisi* provocat, hujus Ecclesiae initia ad an. DCCCCLXXXIX referimus. Eandem a saepefato Archipraesule Willigiso exstructam affirmat illius epitaphium, quod lapidibus primi pinnaculi Ecclesiae St. Stephani, quae Maguntiae est, incisum olim legebatur" etc.

14) Der erſte redet ziemlich unbeſtimmt von dieſer Nachricht, welche nach ſeiner Angabe alſo lautet: Anno millesimo et quarto decimo octavo Kl. Julii monasterium in Jechaburg et Monachi ibidem ordinis St. Benedicti in canonicos seculares transpositi sunt a Wilgiso Archiepiscopo Moguntino. Der zweite nennt ſie ausdrücklich eine alte Inſcription. 15) Dieſes Diplomatarium Jechaburgense iſt in dem Anm. 13. erwähnten Werke von S. 113—276 enthalten. 16) ſ. Anm. 10. v. Leutſch a. a. O. S. 159, welcher, wol etwas zu voreilig, dieſe Urkunde als untergeſchoben verwirft, die jedoch Müldener in den hiſtor. Nachrichten von dem Nonnenkloſter zu Frankenhauſen ꝛc. S. 23 fg. und Andere in Schutz nehmen und für unverdächtig halten.

17) ſ. Müldener's Bergſchlöſſer ꝛc. S. 47 fg. 18) Cf. Acta academiae Electoral. Moguntin. Scientiar. utilium, quae Erfurti est, ad ann. 1780 et 1781. (Erf. 1782. 4.) Praefat. *Würdtwein*, Diplomatar. Maguntin. T. I. p. 114. not. c. und Reuter, Palmzweige auf Siegeln und Münzen des Mittelalters, was ſie bedeuten? (Nürnberg 1802). S. 25 fg.

niſſe der zu dieſen Erzprieſterthümern gehörigen Orte be- gnügen, welches Wenck in das Urkundenbuch zu dem 2. Bde. ſeiner heſſiſchen Landesgeſchichte S. 497—499 auf- genommen hat, wenn ſich nicht glücklicher Weiſe ein Hilfs- mittel zur Ergänzung und Verbeſſerung deſſelben darböte [19]). Die engen, für dieſen Aufſatz gezogenen Grenzen erlauben nicht, daſſelbe in ſeinem ganzen Umfange zu benutzen. Es ſoll daher jetzt nur das Hauptſächlichſte daraus entlehnt und das Übrige für eine paſſendere Gelegenheit aufge- ſpart werden.

I. Zu dem Erzprieſterthum in Jechaburg, welches alle- zeit mit dem Dekanat verknüpft war, gehörte: 1) Praepositus et Conventus in Lore, 2) Decanus et Capitulum in Jecheburg, 3) Hachelbich, 4) Bercka, 5) Jecha, 6) Sundershuſen, 7) Furra major, 8) Furra minor, 9) Rurleuben, 10) Huppelingerode, 11) Strusberg, 12) Wernroden, 13) Wolframshuſen, 14) Waldersleuben, 15) Heygenrode, 16) Wuſtene (desolat.), 17) Kerchberg [20]), 18) Immenrode, 19) Ebra superior, 20) Ebra inferior, 21) Spira superior, 22) Marsbech (desol.), 23) Spira inferior, Marbech (desol.), 24) Heynichen filia Rurleu- ben, 25) Uterſtedt (Suterſtett), 26) Rore.

An Beneficiis non curatis hat darzu gehört zu Jecheburg: 1) Vicaria altaris St. Joh. Baptiste, 2) Vic. alt. St. Steffani, 3) Vic. St. Michaelis, 4) Vic. B. Mar. Virg., 5) Vic. St. Utilie, 6) Vic. St. Vincentii, 7) Vic. St. Katherine, 8) Vic. St. Laurencii, 9) Vic. St. Crucis, 10) Vic. St. Altaris, 11) Vic. St. Servatii, 12) Vic. B. Mar. in monte ibidem in capella. In Sundershuſen: 1) Premissarius, 2) Vicarius altaris St. Katherine, 3) Vic. in capella St. Anne, 4) Vic. St. Nicolai, 5) Vic. B. Marie, 6) Vic. St. Spiritus, Ad Sanctam Crucem ibidem, 7) Vic. St. Cosme et Damiani, 8) Vic. St. Johannis, 9) Vic. St. Laurentii, 10) Vic. St. Petri et Pauli, 11) St. Gangolfi, 12) Vic. — — 13) Vic. in Castro St. Sigismundi, 14) Vic. in Capella St. Spiritus, 15) Vic. in Capella St. Magdalene. In Furra: 1) Vicaria in Parochia, 2) Vic. B. Marie in Capella St. Ciriaci. In Wolframshauſen: Vic. St. trinm Regum. In Hon-Ebra: Vic. — — In Spira: Superiore, Vicaria — —

II. Erzprieſterthum in Suſſra: 1) Prepositus in Dietenborn, 2) Prepositus in Suſſra, 3) Plebanus in Frienbeſſingen, 4) Absbeſingen, 5) Slotheym, 6) Merſtedt, 7) Kula (hodie Keula), 8) Talheim (Holtztaleben), 9) Almenhuſen, 10) Ebeleuben, 11) Holtz-Suſſra, 12) Schern- bergk, 13) Gruna (Gruha), 14) Toba major, 15) Toba minor, 16) Weſterberden (Großen Bern), 17) Oſternberden (Kleinen Bern), 18) Rockensusra (Rockenhuſen), 19) Ingreſtedt (desolat.), 20) Bruchter superior, 21) Gun- dersleuben, 22) Kolſtedt (desolat.), 23) Doringhuſen, 24) Belſtedt, 25) Billeuben, 26) Honigen (desolat.), 27) Bruchter inferior, 28) Mittelbruchterode, 29) Roſun- gen (desol.), 30) Welrode (desol.), 31) Hemelsbergk (Himmelsberg), 32) Widdermuth, 33) Berltelderode (Bel- telderode) (desol.), 34) Schernberg (Sichernberg) (desol.), 35) Rockſtedt, 36) Wolfeswenden, 37) Bikenrode (desol.), 38) Altesrode (desol.), 39) Marolderode.

An Beneficiis non curatis gehören noch dazu zu Suſſra: 1) Vic. B. Marie Virginis, 2) Vic. — — In Slotheim in parochiali: 1) Vic. St. Crucis, 2) Vic. Apostolorum, 3) Vic. St. Michaelis, 4) Vic. St. Nicolai, 5) Vic. B. Marie Virginis, 6) Vicar. St. Andree. In Monasterio ibidem: 7) Vic. B. Marie Virginis, 8) Vic. Corporis Christi, 9) Vic. St. Crucis, 10) Vic. St. Spiritus in leprosorio ibidem. In Meler Majori: 1) Vic. Beate Marie in Meler, 2) Vic. in Capella B. Marie virginis apud Meler B. Barthom. In Schernberg: 1) Vic. St. Gangolfi, 2) Vic. St. Crucis. In Absbeſingen: Vic. St. Katherine. In Frienbeſingen: 1) Vic. St. Juliane virginis, 2) Vic., que fertur esse Capellania unita parochie, 3) Vic. St. Crucis ibidem, 4) Vic. St. Katherine virginis. In Holtzſuſſra vacat. In Tal- heym: Vic. B. Katherine. In Ebleuben: Vic. B. Mar. Virginis.

III. Erzprieſterthum in Frankenhauſen: 1) Abbas in Oldersleuben, 2) Prepositus et conuentus in Franken- huſen, 3) Prepositus in Gellingen, 4) Brucken (Brü- ckern), 5) Artern, 6) Bendeleuben, 7) Rotleuben, 8) Ebers- leuben, 9) Reitnorthuſen (Rietnorthuſen), 10) Gellingen, 11) Stetin, 12) Tullede, 13) Capella ibidem, 14) Bock- ſtedt, 15) Esperſtedt, 16) Burgksleuben, 17) Talheym (Stein-Thalleben), 18) Sittendorff, 19) Oldersleuben, 20) Schonfelt, 21) Badra, 22) Sega, 23) Herhuſen, 24) Kaſtedt, 25) Hermſtedt, 26) Pfelde (Pfiffel), 27) Nentzdorff, 28) Jarſſelt, 29) Berndorff, 30) Capella B. Marie in Tullede, 31) Ringkleuben, 32) Obersleuben, 33) Ugkſtedt (Bogkſtedt).

An Beneficiis non curatis gehören noch hierzu, und zwar in Frangkenhuſen: 1) Vic. ad St. Spiritum, 2) Vic. in Sollborn, 3) Vic. St. Benedicti, 4) Vic. Corporis Cristi, 5) Vic. B. Mar. Virginis, 6) Vic. Altaris St. Johannis, 7) Vic. St. Apostolorum, 8) Vic. St. Ciriaci in capella B. Mar. Virg., 9) Vic. omnium Sanctorum, 10) Vic. decem millium martirum, 11) Vic. St. Andree, 12) Vic. St. Katherine. In Ben- deleuben, Vic. St. Mar. virg. In Brugken, Vic. B. Marie. In Artern: 1) Vic. St. Andree, 2) Vic. St. Sebastiani, 3) Vic. St. Crucis, 4) Vic. St. Petri et Pauli. In Borſtedt: 1) Vic. St. Juliane, 2) Vic. B. Mar. virg. 3) Vic. St. Andree, 4) Vic. corporis

19) Das Manuſcript, deſſen ſich der Verfaſſer bei Darſtellung der zu dem jechaburgiſchen Archidiakonate gehörigen Orte bedient hat, führt folgenden Titel: Annales et Antiquitates Ecclesiae collegiatae St. Petri Jecheburgensis, oder Beſchreibung der uralten und berühmten Thumpropſtei und Thumſtiftes St. Petri zu Jechaburg und deren Jurium zur Erläuterung der Antiquität und der ſowol geiſt- als weltlichen, inſonderheit thüringiſchen und fürſtl. ſchwarzburgiſchen Hiſtorie, aus mehr als 1000 (!) mehrentheils Originalurkunden nach dem Laufe der Jahre, der curiöſen und gelehrten Welt vorgeſtellt von J. Andr. Zeitzen, Quedlenburg., F. Schw. geheimen Secretarium und Archivarium (Sondershauſen 1715). Das von Zeitz benutzte Original des Verzeichniſſes dieſer Orte hat bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden werden können.

20) Wustene Kerchberg, die Wüſtung Kirchberg?

Digitized by Google

Cristi. In Olbersleuben: Vic. ibid. In Ebersleuben: 1) Vic. ibidem, 2) Vic. corporis Cristi. In Iſſtedt (Ichſtedt): Vic. St. Thome. In Ringkleuben Vic. St. Laurentii.

IV. Erzprieſterthum in Gruſſen oder Greußen: 1) Erich, 2) Balhusen Major, 3) Marktgruſſen, 4) Klingen, 5) Talheym (Waſſerthalleben), 6) Holtzengel, 7) Gunſtedt (Grunſtedt), 8) Capella ibidem, 9) Wiſſenſehe (Weißenſee), 10) Kutzleuben (Katzleuben) 11) Tenſtedt, 12) Tunzenhuſen, 13) Capella in Hus Sommeringen, 14) Weſternengel, 15) Feltengel, 16) Topſtedt, 17) Topſtedt inferior, 18) Pfaffenhofen, 19) Uthenhuſen, 20) Capella ibidem, 21) Fiſtedt (Fiſchſtädt, hat zwiſchen Weißenſee und Ottenhauſen an der Helbenbrücke gelegen), 22) Schilff, 23) Ludersbon (Ludersborn), 24) Strusfert (Strußfurt), 25) Capella ibidem, 26) Wundersleuben, 27) Gangolffommeringen, 28) Lutzenſommeringen, 29) Capella ibidem, 30) Mittelſommeringen, 31) Swerſtedt, 32) Abswenden (Abtswenden), 33) Nuſeſſen, 34) Balhusen minor, 35) in den Oſthoffen (vor Tennſtedt), 36) Boringenhofen (Boringeshuſen, ebenfalls vor Tennſtedt zu Abendſeite), 37) Tensted minor (Wenigen-Tennſtedt iſt ſeit dem 30jährigen Kriege desolat.), 38) Huſſommeringen, 39) Hornſommeringen, 40) Ronſtedt (Konſtedt), 41) Kroborn (Krobern hat zwiſchen Weſtgreußen und Ronſtadt im Thale gelegen, wovon noch die rudera der Kirche vorhanden, auch die Flur noch bekannt, ſonſt aber desolat.), 42) Bilderſted (Bliederſtädt), 43) Capella Herbesleuben, 44) Hernswende, 45) Groningen, filia Grussen.

An Beneficiis non curatis gehören ebenfalls dazu in Grußen: 1) Vic. St. Sebastiani, 2) Vic. trium regum, 3) Vic. corporis Cristi, 4) Vic. B. Mar. in Capella, 5) Vic. Nicolai et Kunigundis, 6) Vic. St. Juliane in Capella B. Mar. Virg. 7) Vic. in cap. St. Gertrudis. In Klingen: 1) Vic. St. Johannis Evangel. in capella St. Andree, 2) Vic. St. Gumperti, 3) Vic. B. Mar. virg. et Nicol. in Ecclesia St. Andree. In Pfaffenhofen: Vic. St. Johannis. In Tunzenhuſen: Vic. in capelle ibidem. In Talheym: Vic. St. Katherine. In Strusfert: 1) Vic. St. Juliane et 2) Vic. in castro. In Wunersleuben: Vic. B. Mar. virg. In Weſtgreußen: 1) Vic. trium regum, 2) Vic. beate Mar. virg. In Balhusen major: Vic. St. Katherine. In Mittelſommeringen: Vic. St. Nicol. In Lutzenſommeringen: 1) Vic. altaris B. Mar. virg. et Sebastiani, 2) Vicar. St. Katherine, 3) Vic. St. Nicolai. In Kutzleuben: Capella B. Marie. In Huſſenſommeringen: Capella. In Gangolffommeringen: Vic. Alt. B. Mar. virg. In Tenſtedt: 1) Vic. corporis Cristi, 2) Vic. St. Petri et Pauli, 3) Vic. Capelle St. Elizabeth, 4) Vic. St. Katharine, 5) Vic. St. Sebastiani, 6) Vic. B. M. virg. 7) Vic. leprosorii. In minori Tensted: 1) Vic. B. Mar. virginis, 2) Vic. corporis Cristi. In Oſthofen: Vic. — — In Tenſtedt (ſoll vielleicht Weißenſee heißen, weil ſelbiges Tennſtedt mit Oſthofen und Wenigen-Tennſtedt ſchon da geweſen): 1) Vic. St. Michaelis, 2) Vic. St. Jodoc., 3) Vic. St. Jacobi, 4) Commissio, 5) Commissio St. Anne in Capella St. Jacobi, 6) Vic. Thome in Capella St. Jacobi, 7) Commissio.

V. Erzprieſterthum in Berga superiori oder Oberberga (da das Dorf Berga in der güldenen Aue in zwei Theile getheilt wird, wovon der eine Theil Berga superior, der andere Theil aber Berga inferior genannt wird): 1) Praepositus in Northuſen St. Crucis Northus., 2) Decanus et Capitulum, 3) Abbatissa novi operis, 4) Abbatissa veteris villae, 5) Plebanus St. Blasii, 6) Plebanus St. Nicolai, 7) Pleb. St. Petri, 8) Pleb. St. Jacobi, 9) Capella Barberode. 10) Capella in Gerbuchsrode abbas Ylefelt, 11) Saltz inferior, 12) Saltz superior, 13) Rosla, 14) Steynbrucken, 15) Sunthuſen, 16) Utleuben, 17) Windehuſen, 18) Bila, 19) Leymbich, 20) Urbich, 21) Grumbech, 22) Stengertal, 23) Bockenrode (Bolckenrode), 24) Nuwenſtadt, 25) Hartzungen, 26) Krimilderode, 27) Heringen, 28) Obernſachwerff (Oberſachswerff), 29) Konigerode, 30) Kluſingen, 31) Appenrode, 32) Biſchoffrode, 33) Mauwrode, 34) Rogedisdorff (Rodigesdorff), 35) Rotenhagen, 36) Wolffleuben, 37) Wolffrode et Werna, 38) Gudersleuben, 39) Sultzhaym, 40) Elrich, 41) Capella ibidem, 42) Libenrode, 43) Klettenbergk, 44) Tettenborn, 45) Sachſe, 46) Pettersdorf, 47) Siſterode (Sifferode), 48) Saffwerff infer. (Saßwerff). An Beneficiis non curatis haben ebenfalls dahin gehört: In Northuſen: 1—4) in summo altari in ecclesia St. Crucis sunt quatuor vicarii it. 5) Vic. St. Johannis, 6) Vic. ejusdem altaris, 7) Vic. altaris omnium Sanctorum, 8) Vic. — 9) Premissarius vicarii, 10) Vicarius altaris B. Mar. virg., 11) Vic. capelle St. Margarethe, 12) Vic. alt. St. Crucis ante chorum, 13) Vic. alt. St. Anne, 14) Vic. trium Regum, 15) 16) duae vic. St. Mauricii, 17) 18) duae vic. St. Matterni, 19) Vic. alt. St. Martini, 20) Vic. St. Michael, 21) Vic. B. Mar. virg. 22) Sigismundi, 23) Vic. secunda sub choro, 24) Vic. capellae St. Laurentii, 25) Vic. St. Anne, 26) Vic. St. Thome, 27) Vic. St. Dionysii, 28) Vic. St. Andreae et Nicolai, 29) Vic. St. Laurentii et Andreae, 30) Vic. decem millium martirum, 31) 32) duae vicariae St. Jacobi, 33) vicaria omnium sanctorum ante chorum, 34) Vic. St. Cosme et Damiani, 35) 36) duae vic. St. Jacobi, 37) Vic. St. Anne zu St. Blasii ibidem, 38) 39) duae vicariae altaris St. Johannis Evangeliste, 40) Vic. St. Mariae ante chorum, 41) Vic. St. Nicolai, 42) Vic. St. Katharine, 43) Vic. St. Sebastiani, 44) Vic. St. Andree, 45) Vic. B. Marie, 46) Vic. St. Michaelis, 47) 48) duae Vic. Novae ibid., 49) Vicar. St. Magdalene. Zu St. Nicolai: 50) Vic. omnium sanctorum, 51) Vic. St. Andree et Jodoci, 52) Vic. omnium Apostolorum, 53) Vic. St. Michaelis, 54) Vic. Corporis Cristi, 55) 56) duae vic. St. Georii et Oswaldi, 57) Vic. St. Martini, 58) Vic. B. Marie Magdalene, 59) Vic. St. Theobaldi, 60) Vic. St. Erhardi et Laurentii, 61) Vic. trium regum, 62) Vic. St. Katharine, 63) In pretorio corporis Cristi, 64) Vic. St. Jacobi, 65) Vic. St.

Digitized by Google

Valentini, 66) Vic. St. Johannis et Andree, 67) Vic. St. Clementis, 68) Vic. B. Marie virg., 69) Vic. corporis Cristi. Zu St. Jacobi: 70) 71) duae vicariae St. Jodoci, 72) Vic. St. Michaelis, 73) Hospitale leprosorum, 74) Vic. B. Mar. virg., 75) 76) 77) Tres vicariae St. Crucis, 78) 79) duae Vic. St. Lucie, 80) 81) duae Vic. St. Sigismundi et Andree. 82) Vic. Corporis Cristi, 83) 84) duae Vic. St. Nicolai et Katherine, 85) Vic. St. Sebastiani, 86) Vic. St. Cristoferi, 87) Vic. St. Cosme et Damiani, 88) Vic. St. Johannis Baptiste, 89) Vic. B. Magdalene, 90) Vic. St. Michaelis, 91) 92) duae vicariae St. Bartholomei; in veteri villa in monasterio, 93) Vic. St. Philippi et Jacobi, 94) Vic. Sanctorum Andree et Johannis, 95) 96) duae vic. omnium Apostolorum, 97) Vic. capelle circa chorum, 98) Vic. St. Bartholmei et Katherine, 99) Vic. St. Marie et Joh. Baptiste, 100) 101) 102) Tres Vic. B. Marie Magdalene, 103) 104) duae Vic. St. Annae, 105) Capella St. Simonis et Jude, 106) V. St. Erasmi et Machabeorum. In hospitalibus St. Martini, 107) Vic. St. Spiritus, 108) Vic. St. Anne, 109) Vic. B. Mar. virginis, 110) Commissio nova. Zu St. Georii, 111) 112) 113) 114) Quatuor Vic. St. Georii. Zu St. Elizabeth, 115) Vic. — — 116) Vic. St. Barbare, 117) Vic. St. Jodoci. In Nuwenstad: Vic. St. Petri et Pauli. In Elrich: 1) Vic. St. Theobaldi, 2) Vic. St. Simonis et Jude, 3) Vic. St. Martini, 4) Vic. St. Katherine, 5) Vic. St. Lucini, 6) Vic. B. Marie, 7) Vic. St. Andree, 8) Vic. Corporis Cristi, 9) Vic. Capelle infirmorum St. Spiritus, 10) Vic. St. Nicolai, 11) Vic. St. Jacobi, 12) Vic. St. trium regum, 13) Commissio St. Bartholomei, 14) Commissio St. Anne, 15) Vic. St. Nicol. In Klettenbergk: 1) Vic. B. Marie virg. 2) Commissio St. Valentini. In Utleben: Commissio corporis Cristi. In Wuſleben: Commissio — —

VI. Erzprieſterthum in Berga inferiori oder Niederberga: 1) Prepositus et conuentus in Kelbra, 2) Walhuſen, 3) Bennungen, 4) Heringen, 5) Walckrode (Welckrode), 6) Gersbich, 7) Stolbergck, 8) Berga, 9) Auweleben, 10) Roßla, 11) Drungen (Tirungen), 12) Ronnelderode (Romelderode), 13) Uffterungen, 14) Breitungen, 15) Haltindorf (desol.), 16) Capella Besenrode, 17) Capella Wallhusen St. Martini, 18) Major Linungen, 19) Roltedfrode (Rottelsrode), 20) Holſtedt, 21) Lindeshen (Lindeſchen desol. a. 1503), 22) Minor Linungen, 23) Tutichenrode, 24) Ruspelwende, 25) Ruspelwende, 26) Berneke (Bernecke), 27) Swende, 28) Swiderswende (desol.), 29) Heigenrode, 30) Scherſe, 31) Reithe, 32) Simerode (Dimerode desol.), 33) Dittersdorf, 34 Breitenbech (Breitinbech), 35) Bredenberch (Breitinberg), 36) Wolfisberg, 37) Herlohayn, 38) Weißenborn (Wißenborn), 39) Rota (Roda), 40) Capella in Queſtenbergck. An Beneficiis non curatis gehören mit dazu: In Berga: Vic. St. Johannis. In Stalbergk: 1) Vic. Capelle in Castro, 3) Vic. St. Ursulae, 4) Vic. S. Katherine, 5) Vic. St. Crucis, 6) Vic. omnium sanctorum in Hospitali St. Georii, 7) Vic. Cosme et Damiani, 8) Vic. St. Sebastiani et Fabiani, 9) Vic. corporis Cristi, 10) Vic. St. Anne, 11) Vic. B. Marie virg., 12) Vic. St. Pauli, 13) Vic. St. Georii in hospitali, 14) Vic. St. Andree, 15) Vic. Capelle B. Mar. virg. 16) Vic. St. Anthonii et crucis, 17) Vic. St. Anthonii in parochiali, 18) 19) duae Vic. Eustachii, 20) Vic. St. Hospitalis St. Nicol., 21) Vic. noua in castro ibidem, 22) Vic. — — adjutoris in parochiali eccl., 23) Vic. in Capella — 24) Vic. trium regum. Capella in — — 1) Vic. Sophie in cripta, 2) Vic. St. Elizabeth in cripta. In Gersbich: Premissarius ibidem. In Roßla: Vic. St. Katherine. In Linungen: duae vicariae nouae. In Heringen: 1) Premissarius, 2) Vic. St. Petri et Pauli, 3) Vic. St. Crucis, 4) Vic. St. Cosme et Damiani, 5) Vic. St. Anne, 6) Vic. St. Joh. Baptiste, 7) Vic. Corporis Cristi, 8) Vic. capelle B. Marie virg., 9) Vic. noua in eadem capella, 10) Vic. St. Anne, duarum personarum. 11) Vic. B. Marie, 12) Vic. secunda ejusdem Capelle, 13) Capella infirmorum, 14) noua vicaria fundata. In Kelbra: 1) Vic. St. Bartholomei in castro, 2) Vic. trium regum, 3) Vic. B. Marie ex testamento D. Joh. Schike, 4) Vic. Capelle St. Nicol., 5) Capella St. Wenzeslai, 6) Vic. St. Sebastiani et Fabiani, 7) Vic. B. Marie in armario. In Auwleben: 1) Vic. B. Marie, 2) Vic. St. Juliane et Bartholomei, 3) Vic. Capelle St. Joh. Baptiste. In Bennungen: Vic. St. Margaretha. In Weindehuſen: Vic. ibid. In Walhuſen: 1) Vic. Theobaldi, 2) Vic. B. Marie in parochiali, 3) Vic. St. Crucis, 4) Vic. St. Crucis, 5) Commissio St. Martini.

VII. Erzprieſterthum in Germar: 1) Plebanus nove. et veteris — — 2) Amera, 3) Germar, 4) Balſtedt, 5) Korner-Wiperti, 6) Korner B. Marie, 7) Belchtede, 8) Meler major, 9) Meler minor, 10) Graba major, 11) Dornede, 12) Lengefelt, 13) Hersmar (Harsmar), 14) Buthenheilingen superior (Buthenheiligen), 15) Iſſerheilingen, 16) Hospital in Molhusen, 17) Netzrode, 18) Ryſern, 19) Wiba, 20) Tutenroda, 21) Ebrolderode, 22) Kaiſershain, 23) Puſel (Puſel), 24) Forſte, 25) Salvelt, 26) Graba minor, 27) Sampach, 28) Appenheilingen, 29) Popenrode, 30) Ylmenhuſen (Ymelhuſen, Almenhauſen), 31) Urbich, 32) Aldenguttern, 33) Eigenreiden, 34) Buthenheilingen (Buttenheilingen) infer., 35) Windeberck. An Beneficiis non curatis gehören auch dazu in Molhuſen: 1) Vic. in monast. Monichalium in ponte, 2) Vic. St. Anthonii et Michaelis, quatuor doctorum ad St. Joh., 3) Vic. St. Andree et Gregorii ad St. Joh., 4) 5) Duae Vic. St. Bonifacii, 6) Vic. altaris B. Marie in Capella St. Anthonii, 7) Vic. X. milium martirum, 8) Vic. St. Michaelis et Martini ad St. Anthon., 9) Vic. B. Marie in Ponte, 10) Vic. St. Crucis et Erhardi ad St. Anthon., 11) Vic. ad St. Anthon., 12) Vic. B. Marie Magdalene in ponte, 13) 14) Duae vic. ad. St. Joh., 15) Vic. St. Crucis ad St. Joh. 16) Vic. ad St. Joh., 17) Vic. in

Digitized by Google

eadem capella St. Joh. in armario, 18) Vic. corporis Cristi ad St. Joh., 19) Vic. alt. B. Mar. Magdal. 20) Vic. St. Crucis ad St. Anthon., 21) Vic. St. Anne in ponte. 22) Vic. St. Amplonie ad St. Joh. 23) Vic. B. Marie ad St. Anthon., 24) Vic. in pretorio, 25) Vic. omnium Sanctorum. 26) Vic. ad St. Anthonium, 27) Vic. B. Marie virginis in ponte, 28) Vic. B. Mar. Magdalene et Joh. Evang., 29) Vic. St. Anne in ponte. 30) Vic. ad St. Joh. 31) Vic. ad St. Anthon., 32) Vic. St. Dorothee, Katherine et Adelberti ad St. Joh., 33) Vic. St. Joh. Evangel. ad St. Joh., 34) Vic. Petri et Pauli in summo altari ad St. Joh., 35) Vic. St. Martini ad St. Anthonium, 36) Vic. St. Anne et trium regum in ponte. 37) Vic. B. Marie et St. Jodoci ad St. Johannem, 38) Vic. B. Marie virg. ad St. Joh., 39) Vic. St. Petri et Pauli ad St. Anthonium, 40) Vic. in testudine ad St. Anthon., 41) Vic. St. Panthaleonis ad St. Anthon., 42) Vic. St. Petri et Gorgonii, 43) Vic. alt. St. Crucis ad St. Joh., 44) Vic. St. Joh. ad St. Joh., 45) Vic. in capella St. Johannis, 46) Vic. capelle S. Joh., 47) Commissio in ponte, 48) Vic. St. Agnetis in ponte. In Aldenguttern: 1) Vic. B. Marie virg. ad St. Martini, 2) Vic. St. Crucis ibid. 3) Vic. in castro, 4) Vic. trium regum in parochiali ecclesia ibidem. In Buthenheilingen: Vic. St. Crucis. In Meler: vicar — — In Korner: Vic. B. Marie. In Balſtedt: Vic. St. Katherine in capella.

VIII. Erzprieſterthum Blicherode oder Bleicherode: 1) Abbas Gerrode, 2) Plebanus in Blichrode, 3) Bardefelde (Baldefelde), 4) Monichrode, 5) Luterode, 6) Biſchoffrode, 7) Guſſenbach, 8) Wernigrode (Wernichrode), 9) Bodungen (Badungen) major, 10) Bodungen minor, 11) Bula major. 12) Lipprechtrode, 13) Kirchenhayn, 14) Gebar superior, 15) inferior Gebar, 16) Solſtedt, 17) Renungen, 18) das Rodichen (das Bodiſchee), 19) Weltelrode (Woltebrode), 20) Aſcha, 21) Heigenrode, 22) Sultzingen, 23) Haldungen filia, Biſchoffrode, 24) Kirchdorf, 25) Haſſchenrode, 26) Nuwenſtad, 27) Wolffinrode, 28) Utenrode, 29) Krage, 30) Wuſtete (Wuſtede), 31) Wilrode, 32) Walrode. An Beneficiis non curatis aber in Blichrode: 1) Vic. Nic. in Blichrode, 2) Commissio nova corporis in parochiali ecclesia. 3) Commissio St. Sebastiani, 4) 5) 6) Tres Vic. Capelle — — 7) Commissio nova in Capella Sebastiani, 8) Commissio in Kalendoro, 9) Capella St. Crucis, 10) Vic. St. Wolgangi in turri. Die übrigen beneficia non curata ermangeln, weil Fol. 22 des Manuſcripts, worauf ſelbige geſtanden, verloren gegangen.

IX. Erzprieſterthum Kannewerf oder Kannewurff: 1) Kannewerf St. Petri, 2) Kannewerff St. Nicolai (indem Kannewurff ehemals in zwei Theile getheilt geweſen oder zwei parochias), 3) Kindelbrucken, 4) Besa superior, 5) Besa inferior, 6) Gunsrade (Günsrode, Güntzerode), 7) Saſſenborg (Sachſenburg), 8) Fromſtedt (Frömſtedt), 9) Bultzingesleuben (Biltzingsleben), 10) Trebir (Trebra), 11) Weſſenleuben (jetzt desol.). Die übrigen Beneficia curata und non curata können nicht mit ſpecificirt werden, weil ein Blatt verloren gegangen.

X. Erzprieſterthum Kerch-Heilingen: 1) Thommesbrucken, 2) Kerch-Heilingen, Wiperti, 3) Kerch-Heilingen Bonifacii, 4) Kerch-Heilingen Marie, 5) Welspech, 6) Welsbech a[or], 7) Nunheilingen b[or], 8) Blanckenberg, 9) Urbleuben (Urleiben), 10) Sancti Bonifacii, 11) Cletſtedt, 12) Vargila a[or], 13) Vargila b[or], 14) Toteleyben, 15) Neylſtede, 16) Bruchſtedt (Bruchſeldt), Dug de Swartzburg, 17) Merrleuben. An Beneficiis non curatis: In Nunheilingen: 1) Vic. B. Mar. virginis, 2) Vic. St. Philippi et Jacobi, 3) Vic. St. Crucis et Petri, 4) Vic. St. Andree et Bartholomei, 5) Vic. St. Crucis for. valvam. In Kirchheilingen: Vic. St. Katherine. In Tungisbrucken: 1) Vic. St. Ciriaci in parochiali Eccles., 2) Vic. St. Mauritii for. castrum in Capella, 3) Vic. B. Marie virg. in Capella ibidem, 4) Vic. St. Crucis in Capella eadem, 5) Commissio corporis Cristi. 6) Vic. St. Crucis for. valvam., 7) In Capella B. Mar. vicar. St. Sebastiani et Fabiani, 8) Vic. St. Nicolai in parochiali ecclesia. In Urleuben: Vic. St. Ciriaci in Eccl. B. Marie virg. In Vargula: 1) Vic. B. Mar. virg., 2) Commissio St. Sebastiani et corporis Cristi. In Welsbich: Vic. St. Bartholomei. In Kleſted: Vic. B. Mar.

XI. Erzprieſterthum Weſſungen oder Wechſungen: 1) Major Wessungen (Großen Wechſungen), 2) Guntzerode, 3) Rodesleuben superior. 4) Heſſerode (Heſtenrode), 5) Kemſtedt, 6) Schata, 7) Werter major, 8) Werter minor, 9) Roldesleuben, 10) Butzleuben, 11) Lumelingrode, 12) Hafferungen, 13) Mackenrode, 14) Blidungen, 15) Fronrode, 16) Merbich, 17) Schidungen, 18) Etzlesrode, 19) Minor Wechsungen, 20) Hetſtede, 21) Trebra.

Die übrigen Beneficia, ſowol curata als non curata, mangeln hinwiederum, weil abermals ein Blatt aus der consignatione membranacea verloren gegangen iſt.

Die im J. 1373 von dem Erzbiſchof Johann zu Mainz confirmirten Statuten dieſes Stiftes beſtehen aus 27 Artikeln. Außerdem wird noch eines, unſtreitig im Bauernkriege abhanden gekommenen, Statutenbuches gedacht. Die jechaburgiſchen Pröpſte in ununterbrochener Reihe aufzuführen, wird durch den Verluſt ſo vieler, beſonders älterer Urkunden unmöglich. Ohne daher auf Vollſtändigkeit Anſpruch zu machen, ſei es genug, durch ſorgfältigen Gebrauch der vorhandenen Nachrichten die von Jovius (a. a. O. S. 133) mitgetheilte Liſte derſelben zu verbeſſern. Dieſer Geſchichtſchreiber zählt überhaupt 24 jechaburgiſche Pröpſte, bei genauerer Unterſuchung aber ergibt ſich, daß ihrer 29 und zwar folgende waren: 1) Reginhard, den Jovius mit Stillſchweigen übergeht, kommt in einer Urkunde vom J. 1105 vor, in welcher er unter den als Zeugen angeführten Pröpſten die erſte Stelle einnimmt (cf. *Leuckfeld*, Antiquitat. Katelenburg. p. 24 und *Ejusd.* Antiquitat. Walckenred. P. I. p. 253). 2) Heinrich, vom J. 1125—1144, ſtand bei den Erzbiſchöfen Adelbert I. und II. von Mainz in vorzüglicher Gunſt, welche das Stift unter ſeiner Regierung anſehnlich beſchenkten. In einem katelenburgiſchen Diplom vom J.

Digitized by Google

1134 (ſ. Leuckfeld a. a. O. S. 27) hat er vor den Äbten und weltlichen Fürſten, die daſſelbe bezeugten, den Vorrang. Daß im 12. Jahrh. in dieſer Gegend der Weinbau ſchon eifrig betrieben wurde, erhellt aus zwei Documenten dieſes Propſtes, worin er ſeinen in der Nähe der Propſtei liegenden Weinberg dem Stifte verehrt. Als aber dieſes Grundſtück von ſeinem Nachfolger Burkard veräußert worden war, ſo ſuchte der Propſt Werner im J. 1210 dieſen Verluſt durch Ankauf eines andern von 14 Äckern wieder zu erſetzen. 3) Burkard I. von 1150—1196, wenn nicht etwa, wie Jovius vermuthet, zwei Pröpſte dieſes Namens unmittelbar auf einander gefolgt ſind, was jedoch von ihm nicht hinlänglich erwieſen worden iſt. 4) Werner, 1195. 1202. 1210. 1217. 5) Burkard II., 1219. 1221. 1223. 1224, zugleich Domherr zu Halberſtadt, auch balſameniſcher Archidiakonus (cf. *Leuckfeld*, Antiquitat. Walckenred. P. I. p. 139). 6) Werner II. (nach einer Urkunde vom 7. Jul. 1294, von Libesberg, den Jovius wol ohne Grund zu der gräflich Kirchbergiſchen Familie zählt), 1233. 1251. 7) Hermann, auch Propſt zu Limburg und Domherr zu Mainz, nach Jovius aus gräflichem Geſchlechte und ein Blutsverwandter des Propſtes zu Nordhauſen, Eiliger, Grafen von Hohnſtein, 1277. Da in einem Documente vom J. 1294 Eckard Mein ſich den dritten Propſt nach Werner genannt hat, ſo muß entweder vor oder nach dieſem noch ein Propſt eingeſchaltet werden. 8) Eckard Mein oder Meyn, aus einem noch zu Anfange des 15. Jahrh. blühenden adeligen Geſchlechte, 1294. 9) Eberwein (Eberwinus) von Cronberg, auch Domherr zu Mainz (1293), 1299. 1300. 10) Eberhard, 1315, wo er auch Cantor ecclesiae Moguntinae heißt. 11) Hermann (nach Gebhardi in den hiſt.-geneal. Abh. 4. Th. S. 112 fg., ein Sohn Heinrich's III., Grafen von Blankenburg), war auch Archidiakonus zu Jechaburg, und ſtand, wie Jovius behauptet, dem Stifte von 1339—66 vor. Seiner wird bereits im J. 1319 gedacht (ſ. Gebhardi a. a. O.). 12) Heinrich von Pholde (Pfuhl, Fulda?), Pfaff und Schreiber des Erzbiſchofs Gerlach von Mainz, wurde zwar von dem Papſt ſelbſt zum Propſte beſtätigt, mußte aber dieſes Amt den 14. Auguſt 1366 zu Aſchaffenburg dem Grafen Heinrich von Schwarzburg wieder abtreten. Im J. 1371 erſcheint er als Kanonikus unſeres Stiftes. 13) Heinrich (XXI.) Graf zu Schwarzburg, Domherr zu Hildesheim. Seine Ältern waren Heinrich XVII. von Schwarzburg, Herr zu Arnſtadt und Agneſe, geb. Gräfin von Hohnſtein. Man muthmaßt nicht ohne Grund, daß er im J. 1374 die Propſtei an 14) Buſſo von Querfurt überlaſſen habe. 15) Heinrich (Graf?) von Gleichen, 1384—88. 16) Friedrich von Hopfgarten, 1388—93. 17) Günther (XXXI.), Graf zu Schwarzburg, Domherr zu Würzburg und Cöln, ein Sohn Günther XXV. und ſeiner Gemahlin Eliſabeth aus dem hohnſteinſchen Hauſe, denen er 1358 geboren wurde. 18) Günther (XXXV.), Graf zu Schwarzburg und Domherr zu Cöln, jüngſter Sohn Günther's XXIX. und Anna's, Landgräfin von Leuchtenberg, Bruder des Erzbiſchofs Günther von Magdeburg, geboren im J. 1391, erhielt die Propſtei 1399. 19) Heinrich von Werberg wurde 1404 von dem Papſte Bonifacius IX. zum Propſte des Stiftes ernannt, und behauptete ſich in dieſer Würde trotz des Widerſtrebens des erzbiſchöflich mainziſchen Stuhles, welcher ſie dem Sohne Adolph's von Naſſau, Johann, zuwenden wollte. Ob der Letztere in der Folge noch dazu gelangt ſei, läßt ſich nicht mit Gewißheit beſtimmen, es iſt aber deswegen nicht unwahrſcheinlich, weil ſonſt in ſehr langer Zeit kein Propſt vorkäme. 20) Berld Wilding ſoll ums J. 1427 geſtorben ſein. 21) Johann von Rengelderade, wurde den 27. Dec. 1427 Propſt. Eine Urkunde vom 11. Jun. 1431 erwähnt ihn zugleich als Proviſor des erzbiſchöflich mainziſchen Hofes zu Erfurt. Am 8. Dec. 1449 entſagte er der erſten Stelle, welche nun 22) Heinrich (XXXII.), Grafen von Schwarzburg zu Theil wurde, der 1440 am Sonntage nach Martini geboren war. Der Papſt hatte in dieſe Veränderung blos unter der Bedingung gewilligt, daß die Propſtei einſtweilen einer andern, vollkommen dazu paſſenden, Perſon übertragen werden ſollte, bis Heinrich das erfoderliche Alter erreicht hätte. Ein ſolcher Stellvertreter ſcheint im J. 1456 Heinrich Gaßmann geweſen zu ſein. Erſt den 25. October 1459 übernahm der Graf dieſes Amt ſelbſt, welches er aber wegen ſeiner Wahl zum Adminiſtrator des Biſthums Bremen (1463) und zum Biſchofe zu Münſter (1464) ſeinem, den 21. Febr. 1449 gebornen Bruder, 23) Heinrich (XXXIII.) im J. 1465 überließ, der außerdem mehre geiſtliche Stellen bekleidete, und die gegenwärtige bis zum 19. Nov. 1481, an welchem Tage er bei einem Angriffe auf die Stadt Delmenhorſt eine tödtliche Wunde empfing, verwaltete. Sein Leichnam iſt in der Stiftskirche zu Bremen beigeſetzt. 24) Heinrich, Graf von Schwarzburg, Bruder des Vorigen, erblickte das Licht der Welt den 10. Auguſt 1452, wurde ums J. 1475 Kanonikus und 1481 Dompropſt zu Hildesheim, und den 30. Dec. des nämlichen Jahres von dem Papſt Sixtus IV. zum Dompropſte zu Jechaburg beſtätigt. Er ſtarb Oſtern 1499 und ſoll in der genannten Stadt begraben liegen. 25) Heinrich (XXXV.) Graf zu Schwarzburg, geb. den 31. Dec. 1456, hatte ſchon 1470 eine Domherrnſtelle in Strasburg erhalten, wozu 1479 ein Kanonikat nebſt einer Präbende in Köln und 1499 die Propſtei Jechaburg kam. Jovius irrt, wenn er behauptet, daß Heinrich zu Strasburg geſtorben und beerdigt ſei, da vielmehr nach glaubwürdigen Zeugniſſen ſein Tod zu Arnſtadt, Mitwochs nach Viti 1505, erfolgte. 26) Wilhelm, Graf zu Hohnſtein, gelangte 1505 zur jechaburgiſchen Propſtei und 1507 zum Biſthum in Strasburg und leiſtete 1510 auf die erſte Stelle Verzicht, worauf ſie von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg an 27) Heinrich Reuß von Plauen, Herrn zu Greiz und Kranichfeld, verliehen wurde, deſſen bis zum J. 1531 in dieſem Verhältniſſe gedacht wird. Er iſt wahrſcheinlich der Nämliche, welcher laut der reußiſchen Geſchlechtstafel (Genealogia Ruthenorum Comitum ac Dominorum in Plauen. Norimbergae 1715. fol. Tab. IV.) als Dechant zu Cöln und Kanonikus zu Mainz, den 18. Sept. 1532 geſtorben ſein ſoll. 28) Ernſt, Graf von Mansfeld und Herr zu Heldrungen, welcher 1543 dieſe Stelle freiwillig niederlegte.

Digitized by Google

29) Johann Günther, Graf zu Schwarzburg, oder vielmehr deſſen Vater, Günther XL. als Adminiſtrator. Der erſte war zugleich Domherr zu Cöln, Strasburg, Bamberg und Würzburg. Im J. 1544 entſagten etliche Canonici des Stiftes dem Papſtthume, und bekannten ſich zur evangeliſchen Lehre. Dadurch und einige bald hierauf von dem Grafen Günther, z. B. wegen Entrichtung der Zinſen an einen von ihm ſelbſt dazu beſtellten Einnehmer getroffene Verfügungen fand die Reformation auch hier ungehinderten Eingang, und die bisherigen Verhältniſſe löſten ſich endlich völlig auf.

Laut einer Urkunde vom J. 1481 betrugen die Einkünfte der Propſtei 30 Mark Silbers. Vergleicht man aber die darüber geführten Rechnungen, ſo findet ſich hinlänglicher Grund, dieſelben weit höher anzuſchlagen. Nach der Reformation wurden ſie nebſt dem Ertrage der Präbenden und Vicarien zu Errichtung einer Stadt- und Landſchule zu Sondershauſen, zu Beſoldung der Geiſtlichen daſelbſt und zu Jechaburg, ingleichen zu Stipendien für Studirende und zu weltlichen Zwecken (ad usus saeculares) verwendet. Die Einführung der Lutheriſchen Lehre in der untern Herrſchaft des jetzigen Fürſtenthums konnte nur allmälig von Statten gehen und erſt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. ganz vollendet werden, da noch im J. 1554 der Dechant, Senior und das Capitel zu Jechaburg vorkommen. Das Stift beſaß beträchtliche Güter an benachbarten und entfernten Orten, z. B. zu Großenehrich, Gorsleben, Oberböſa, Oberſpira ꝛc., welche ſämmtlich anzuführen zu weitläufig ſein würde. Alles, was wir über den Zuſtand der ehemaligen Domkirche wiſſen, beſchränkt ſich auf die wenigen Bemerkungen, welche der ſchwarzburgiſch-ſondershäuſiſche Rath und Archivar, Joh. Andr. Zeiz, bei einem Beſuche derſelben am 8. April 1715 aufgeſetzt hat. Dieſer beſchreibt zuerſt ein auf dem Altar befindliches, mit mehren andern Figuren umgebenes Marienbild, von hohem Alter und ausgezeichneter Schönheit, unter dem man folgende Verſe lieſt:

Christiparam cuncte gentes venerentur adorent,
  Hujus et assiduo numina magna colant.
Coelituum chorus hanc nunquam celebrare recusat,
  Hujus et ante pedes procubuisse genu.

Ferner erwähnt er ein hier aufgeſtelltes hölzernes Bild des Apoſtels Petrus. An dem Taufſteine fand er die Jahrzahl MCCCCXCIIII. und an einer Emporkirche: 1648, welche letztere vielleicht andeuten ſoll, daß dieſer in den Unruhen des dreißigjährigen Kriegs verödete und ſeines Daches beraubte Tempel damals wieder zum Gottesdienſte eingerichtet worden ſei. Auch hatte ſich eine Glocke mit dem Bildniſſe des Apoſtels Petrus und der Jahrzahl MCCCLVIIII. erhalten. Nach den noch ſichtbaren Trümmern der vorigen Kirche beſtimmt jener Gelehrte die Länge derſelben mit Einſchluß des Thurmes auf 72, die Breite auf 14 Schritte. (*L. F. Hesse.*)

Jechanja, Jechonja, ſ. **Jojachin**.

Jecheskiel (Hesekiel), ſ. **Ezechiel**.

JECHIEL (יְחִיאֵל), was Geſenius *) geneigt iſt, für abgekürzte Form ſtatt יְחִיֶּה אֵל (den Gott erhalte) zu nehmen, iſt Name mehrer bibliſchen Perſonen, von denen jedoch keine einzige hiſtoriſche Wichtigkeit hat. Unter andern hieß ſo ein Sohn des Königs Joſaphat (2 Chron. 21, 2). Denſelben Namen führten viele Rabbinen, unter denen ſich jedoch kein einziger durch große oder wichtige Schriften beſonders hervorgethan hat. Endlich hieß auch bei den Juden ein angeblich über die Thiere gebietender Dämon Jechiel. (*A. G. Hoffmann.*)

*) Hebr. Wörterb. unt. d. W.

JECHNER (Johann Joseph, Freiherr von), geb. 1749 auf dem adeligen Gute Hackenberg, in der vormaligen gräflich Wallmodenſchen Herrſchaft Gimborn-Neuſtadt, widmete ſich früh aus Neigung der militairiſchen Laufbahn. Im J. 1763 trat er zu Hamm in der Grafſchaft Mark, als Junker in das Infanterieregiment von Wolffersdorf, in welchem er als Lieutenant dem bairiſchen Erbfolgekriege, den Feldzügen 1787 in Holland, und 1792—1794 gegen Frankreich beiwohnte. Um dieſe Zeit war er Capitain geworden. Bei der Belagerung von Mainz und beſonders bei dem Sturme der zahlbacher Schanze erſtieg er an der Spitze einer Abtheilung von Freiwilligen zuerſt die Bruſtwehr. Er begründete ſich dadurch den Ruf eines der tapferſten und unerſchrockenſten Officiere. Im Februar 1795 zum Major erhoben, ward ihm der Befehl über die in der Gemarke an der Wupper gezogene Demarcationslinie. Das Wohl der dortigen Bewohner berückſichtigte er nach allen ſeinen Kräften auf eine ſo edle und uneigennützige Weiſe, daß der König von Preußen ſich bewogen fand, ihm als Beweis ſeines Wohlwollens (1798) den Verdienſtorden zu verleihen. Nach der Rückkehr in ſeine Garniſon widmete ſich J. der Führung und Ausbildung ſeines Grenadierbataillons mit raſtloſem Eifer und ſo herzlicher Fürſorge für das Wohl ſeiner Untergebenen, daß er mit Recht ihr Vater genannt werden konnte. Noch ehe der Krieg von 1806 ausbrach, ward er zum Oberſtlieutenant und Commandeur ſeines Regiments ernannt, mit welchem er der Schlacht bei Jena beiwohnte. Nach Auflöſung ſeines Regiments begab er ſich (1807) zu dem preußiſchen Armeecorps in Schwediſchpommern, wo ihn Blücher, damals als Generallieutenant commandirend, ſeines unumſchränkten Vertrauens würdigte, und ihn durch mehre militairiſche Aufträge ehrte. Im J. 1813 ward J. von Friedrich Wilhelm III. zum Oberſten, bald nachher zum Generalmajor, und auf den Vorſchlag des Miniſters Freiherrn von Stein zum Chef der Militairorganiſation im Herzogthum Berg ernannt. Rechtlichkeit und Humanität leiteten ihn auch in dieſem Geſchäftsverhältniſſe. Im J. 1815, nach erfolgtem Frieden, ward er von ſeinem Monarchen, in gerechter Anerkennung ſeiner dem Vaterlande geleiſteten Dienſte mit einer anſehnlichen Penſion in Ruheſtand verſetzt. Seine Geſundheit war längſt erſchüttert worden. Als der letzte ſeines altritterlichen Geſchlechtes ſtarb er, nach mehrjährigen Leiden, den 22. Dec. 1820 zu Düſſeldorf. Der preußiſche Staat verlor in ihm einen ſeiner treueſten Unterthanen, die Welt einen Biedermann, deſſen Leben ſtilles Wohlthun und ein echtchriſtlicher Sinn charakteriſirten *). (*Heinrich Döring.*)

*) Vgl. v. Zedlitz, Pantheon des preußiſchen Heeres (Berlin 1835). 1. Bd. S. 160 fg.

Digitized by Google

JECHNITZ, böhmiſch Geſenicze, ein zur gräflich Czernin'ſchen Herrſchaft Petersburg gehöriges Municipalſtädtchen im ſaazer Kreiſe des Königreichs Böhmen, in der Nähe der rakonitzer Kreisgrenze, 2¼ Meilen weſtwärts von Rakonitz, in ſanft geſchwungener Gegend gelegen, mit 132 Häuſern, 952 teutſchen Einwohnern, einer eigenen kathol. Pfarre von 1815 Seelen, nach der ein Diſtrictsvicariat des leitmeritzer Bisthums den Namen hat, einer ſchon in den Jahren 1384 und 1418 als Pfarrkirche vorkommenden Dekanatskirche und einer Stadtſchule, welche unter dem Patronate des Herrſchaftsbeſitzers ſteht, und vier Jahrmärkten, an welchen auch Viehmärkte abgehalten werden. Die Stadt hat einen eigenen Magiſtrat. In der Nähe des Ortes befindet ſich ein großer Teich. In frühern Zeiten waren in dieſer Gegend Goldbergwerke im Betriebe, und noch heutzutage findet man hier ſchöne Zinngeſchiebe. (*G. F. Schreiner.*)

JECHTINGEN, ICHTINGEN, Pfarrdorf im großherzogl. badiſchen Bezirksamte Breiſach, 1¼ teuſche M. nördlich von der Amtsſtadt am Rheinſtrome, nächſt einer ſtark benutzten Rheinüberfahrt, mit 846 Einwohnern in 151 Familien, alle kathol. Confeſſion, eine grundherrliche Beſitzung des Freiherrn v. Fahnenberg, in der ehemals öſterreichiſchen Herrſchaft Kürnberg. Der Zehnte gehört der Univerſität zu Freiburg, ſowie auch der Pfarrſatz, welchen ihr Herzog Sigismund von Öſterreich im J. 1468 geſchenkt hat. Ein alter Ort aus den Urkunden des Mittelalters unter dem Namen Ühtingen bekannt. Sonſt ein Marktflecken, aber in den Zeiten des 30jährigen Krieges erſchöpft und verdorben, beſonders durch Plünderungen der Schweden, welche in der Nähe eine Brücke über den Rhein hatten, auch eines Tages die zu einer öffentlichen Andacht in der Kirche verſammelte Pfarrgemeinde überfielen, und ſie ſammt dem Pfarrer am Altare bis auf das Hemd auszogen und beraubten. (*Thom. Alfr. Leger.*)

JECO, ein kleiner Küſtenfluß in der öſtlichen Hälfte des nordamerikaniſchen Freiſtaats Florida; er ergießt ſich in den Meerbuſen von Mexiko. (*J. C. Schmidt.*)

JECONAN, Stadt in Paläſtina im Stamme Sebulon. (*F. G. Crome.*)

Jecu, ſoviel als Jacui (ſ. d. Art.).

JED, ein kleiner Fluß im ſüdlichen Schottland, entſpringt in den Grenzgebirgen zwiſchen England und Schottland, und tritt dann in die Grafſchaft Roxburgh ein, in welcher er eine halbe teutſche Meile ſeitwärts von Jedburgh in den Teviot fällt. Der Fluß hat ein felſiges Bett und fließt größtentheils durch enge, ſtark bewaldete Thäler. Man findet in demſelben viele vortreffliche Forellen. (*J. C. Schmidt.*)

JEDAJA HAPPENINI (ידעיה הפניני), ein angeſehener jüdiſcher Rabbi des 13. Jahrh., von deſſen Lebensumſtänden jedoch nur wenig bekannt iſt. Er war ein Sohn des Abraham Bedraſchi (oder Badreschi, בדרשי), wird auch ſelbſt Habbedraschi genannt, ſtammte alſo wahrſcheinlich aus der Stadt Beziers in dem jetzigen franzöſiſchen Departement Herault (in der ehemaligen Provinz Narbonne)[1]), ſcheint ſich jedoch meiſt in Spanien aufgehalten zu haben, und iſt um 1298 zu Barcelona geſtorben. Außer dem Lobe eines rechtſchaffenen und ſehr gelehrten Mannes hat er ſich auch den Ruhm eines ausgezeichneten Schriftſtellers bei den Seinen erworben. Namentlich gilt er als einer der beſten jüdiſchen Dichter ſeiner Zeit, und ſelbſt Buxtorf iſt ſo von ihm eingenommen, daß er ihn den Cicero der Hebräer nennt. Seine Beredſamkeit veranlaßte ſeine Volksgenoſſen, ihm den Namen המליץ, orator, beizulegen. Weniger klar iſt dagegen, warum er auch Anbonet Abram (אנבוניט אברם) oder Aboneto (אבונימו) Abram geheißen habe. Seinen Ruhm begründete er hauptſächlich durch ſein Werk Bechinath olam (בחינת עולם), d. i. „Erforſchung der Welt," welches vielmals gedruckt und commentirt, auch ins Lat. und Franzöſiſche überſetzt iſt. Die Ausgaben enthalten zum Theil blos den Text, andere außerdem noch Noten oder auch eine Überſetzung. Beſonders geſchätzt wird die Ausgabe von A. Uchtmann, welche auch eine lat. Überſetzung enthält (Leyden 1650 u. 1688. 12.). Wegen ihrer Nettigkeit und Neuheit iſt zu erwähnen die im J. 1807 erſchienene fürther Ausgabe; ſie liefert auch Erklärung in hebräiſcher Sprache und eine teutſche Überſetzung. Eine franzöſiſche Überſetzung erſchien Metz 1808 unter dem Titel: L'appréciation du monde. Der Verfaſſer ermahnt in dieſem Buche, die Eitelkeit der Welt zu verachten und das Reich Gottes zu ſuchen. Die übrigen Schriften Jedaja's ſind: ein Commentar zu den Pſalmen, Leschon hassahab (לשון הזהב) betitelt; eine Erklärung der dunkelſten Stellen in Aben Eſra's Commentar zum Pentateuch, Biur (ביאור) genannt; ein apologetiſcher Brief (מכתב התנצלות) an Salomo ben Adrath, um die gehäſſige Beurtheilung philoſophiſcher Studien zu widerlegen, und ſie vor dem 25. Lebensjahre den Jünglingen zugänglich zu machen; ein Gebet in Akroſtichen und einiges Andere von geringerer Bedeutung. Das Mibchar happeninim (מבחר הפנינים), d. i. „Auswahl der Perlen," eine Blumenleſe von Gnomen, wird ihm zwar auch zugeſchrieben, allein ſie iſt vielmehr, wie ſchon Wolf urtheilt[2]), ein Werk des Salomo ben Gabirol[3]). (*A. G. Hoffmann.*)

JEDALA, oder **JEDEALA**, **JIDALA**, Stadt in Paläſtina im Stamme Sebulon (Joſ. 19, 15). (*F. G. Crome.*)

JEDBURGH, 1) ein Kirchſpiel Schottlands in der Grafſchaft Roxburgh, ungefähr 13 engliſche Meilen (2¾ teutſche Meilen) lang, und 6—7 engliſche Meilen breit, deſſen größerer Theil Hügelland iſt und als Schafweide benutzt wird. Das artbare Land beträgt nicht mehr als ein Fünftel des Ganzen.

2) Jedburgh, ein Burgflecken Schottlands und Haupt-

1) Das hebräiſche בדרשי entſpricht nämlich dem lateiniſchen Biterrensis oder Bedersensis. 2) Biblioth. Hebr. T. I. p. 404 sq. 3) Cf. *Wolf* l. c. T. I. p. 401 sq. T. III. p. 283 sq. et T. IV. p. 827. Jöcher's Gelehrten-Lex. 2. Bd. Col. 1356 unt. d. Art. Happenini. *Labauderie* in der Biograph. Univers. T. XXI. p. 594 sq.

Digitized by Google

ſtadt der Grafſchaft Roxburgh, neun teutſche Meilen ſüdlich von Edinburgh, hat eine angenehme Lage am nördlichen Ufer des Fluſſes Jed, an einem Bergabhange. Hügel von beträchtlicher Höhe umgeben von allen Seiten die Stadt, welche aus vier Hauptſtraßen beſteht, die ſich in rechten Winkeln durchſchneiden und in einem Marktplatze endigen. Die Stadt iſt ein Burgflecken von hohem Alter, und ſcheint, wie man aus einer Urkunde erſieht, worin ſie Jedworth genannt wird, ſchon vor dem J. 1165 ein Platz von Bedeutung geweſen zu ſein. Im Anfange des 17. Jahrh. war ſie einer der Hauptplätze an der engliſchen Grenze, und wurde nach der Vereinigung Schottlands mit England der Mittelpunkt eines ausgebreiteten und gewinnreichen Schmuggelhandels, beſonders mit Leder und Malz, der die Stadt ungemein bereicherte. Geſchärfte Geſetze und vergrößerte Aufmerkſamkeit der Behörden vernichteten endlich dieſen Handel, wodurch die Stadt ſchnell in Verfall gerieth, von dem ſie ſich erſt ſeit dem J. 1770 nach und nach wieder erholte, nachdem man Wollenmanufacturen von bedeutendem Umfange angelegt hatte, die mit Geſchick und Vortheil betrieben wurden. Seit dieſer Zeit hat ſich die Induſtrie immer mehr gehoben und an Umfange zugenommen, eine Menge neue Häuſer — darunter ein elegantes und geräumiges Stadthaus — ſind entſtanden und die Bewohnerzahl auf 5000 geſtiegen. Die Abtei von Jedburgh, gegründet vom Könige David I., liegt an der Südſeite der Stadt und an den Ufern des Jed; ſie war ein weitläufiges und prächtiges Gebäude, in der Form eines Kreuzes gebaut. Der weſtliche Theil derſelben wurde im J. 1792 zur Kirchſpielskirche eingerichtet und mit Sorgfalt und Geſchmack dem Style des alten Gebäudes angepaßt, ſodaß ſie jetzt zu den ſchönſten Kirchen des Königreichs gerechnet werden kann. Außer dieſer Kirche beſtehen noch drei Verſammlungshäuſer der Diſſenters; zwei dieſer Gemeinden haben im J. 1818 zwei neue hübſche Bethäuſer erbaut. In den frühern Zeiten waren die Umgebungen der Stadt wegen ihrer Obſtgärten bekannt, die von Geiſtlichen angelegt worden waren; ſie geriethen in Verfall, ſind aber in den neueſten Zeiten in einer größern Ausdehnung wieder angelegt, und befinden ſich in einem gedeihenden Zuſtande. Ein großer Nachtheil für die Stadt iſt die Theurung des Feuerungsmaterials, das meiſtens in Kohlen beſteht, die aus Northumberland hierher geſchafft werden. Sie iſt der Sitz der Grafſchaftsbehörden, hält vier Jahrmärkte und jedesmal Dinstags einen Wochenmarkt. (*J. C. Schmidt.*)

JEDDELI, ein kleiner Fluß Habeſſiniens, ergießt ſich nördlich von dem See von Tzana in den Bahar el Azrek oder den blauen Fluß, den man nach den Nachrichten der meiſten und vorzüglichſten Reiſenden für den öſtlichen Hauptarm des Nils hält. (*J. C. Schmidt.*)

JEDDEREN, eine Landſchaft im ſüdweſtlichen Norwegen am Meere, welche mit der angrenzenden Landſchaft Dalerne eine Voigtei (zuſammen mit neun Paſtoraten, 21 Kirchen und etwa 15,000 Einwohnern) bildet, im Amte Stavanger, Stifts Chriſtianſand. Hier liegt die kleine, aber anſehnlichen Handel treibende Seeſtadt Stavanger. Das Land hat ziemlich fruchtbare Äcker, ſodaß es etwas Roggen und Gerſte verkaufen kann, iſt aber ganz wald-, ja baumlos. Die Fiſcherei, auch Lachsfang, iſt einträglich; kleinere Häfen mangeln, welcher Umſtand ſonſt nirgends an Norwegens Küſten eintreten ſoll. Torfmoore ſind in großer Zahl vorhanden. Fahrwege finden ſich nicht überall. Nackte Berge ſind häufig. Das angrenzende Dalerne iſt ein ganz armes Land. (*v. Schubert.*)

JEDDESBYE (Gieddesbye), Kirchdorf auf Falſter (Dänemark), der ſüdlichſte bewohnte Punkt dieſer Inſel. (*Benicken.*)

JEDDO oder **YEDDO**, chineſiſch Kiang-hou, Hauptſtadt des japaniſchen Reichs im Umfange des Fürſtenthums Muſaki enthalten. Sie liegt 35° 52′ nördl. Br. und 156° 30′ öſtl. L. von Ferro, in einer weiten, unabſehbaren Ebene, halbmondförmig um den Buſen von Jeddo, auf der Südküſte der Inſel Niſon und an der Mündung des Fluſſes Tonjak, weshalb ſie eben Jeddo, d. i. das Thor des Stromes, genannt wird. Sie hat, nach Angabe der Japaner, einſchließlich ihrer beiden Vorſtädte, Sinagawa und Takanawa, welche nur aus einer einzigen Straße beſtehen, aus der man über die berühmte Brücke Niponbos, von welcher die Entfernung aller übrigen Städte des Reichs gerechnet wird, in die eigentliche Stadt gelangt, eine Länge von 7, eine Breite von 5 und einen Umfang von 21 Ri (von denen bei Kämpfer 37½ auf 1° des Äquators gehen), iſt gleich den andern japaniſchen Städten offen, aber von breiten Gräben nebſt hohen und mit Bäumen bepflanzten Wällen durchſchnitten, welche als Feſtungswerke angeſehen werden können. Sie iſt auch eine der fünf großen Reichsſtädte und ſeit der Regierung des Seogoun Gonghen (er regierte von 1604—1616 unſerer Zeitrechnung) die Reſidenz des Seogoun oder militairiſchen Kaiſers, weshalb ſie auch im Gegenſatz des weſtlicher gelegenen Miako, woſelbſt der Daïri oder geiſtliche (eigentliche) Kaiſer wohnt, Toung-tou, d. i. die Oſtreſidenz, genannt wird. Auch die höchſten Staatsbehörden haben in ihr ihren Sitz aufgeſchlagen. Das kaiſerliche Schloß, welches, ſowie die Paläſte anderer Großen, Go-ten genannt wird, im Gegenſatz der Mia oder des Palaſtes des Daïri, liegt im nördlichen Theile der Stadt, hat mit allem Zubehör einen Umfang von fünf Ri (zwei geographiſchen Meilen), und beſteht aus einer doppelten Vorburg, einer großen Feſtung, worin ſich die eigentliche kaiſerliche Reſidenz befindet, zwei befeſtigten Nebenſchlöſſern, mehren Plätzen, Luſt- und Blumengärten. Die äußerſte Vorburg hat eine Enceinte von Wällen und ausgemauerten Gräben, umgibt die größte Hälfte der kaiſerlichen Reſidenz gleich einer Contregarde und umſchließt in ihrem Innern die in Straßen geordneten, ſchön gebauten Paläſte (Goten) der vielen Lehnsfürſten des Reichs, welche hier für immer mit ihren Familien wohnen müſſen, und nur für ihre Perſonen jährlich in ihren Fürſtenthümern abweſend ſein dürfen, um während dieſer Zeit der Regierung ihrer Unterthanen obzuliegen. Ebenfalls von dieſer äußerſten Burg umſchloſſen iſt eine zweite, ſehr ſtark befeſtigte, worin die älteſten Reichsräthe, die Gouverneurs und einige der angeſehenſten Fürſten in ſchönen Paläſten leben. Die eigentliche kaiſerliche Reſidenz, nur ein Stockwerk

Digitized by Google

hoch, aber im japaniſchen Geſchmacke reich verziert und außerordentlich weitläufig, liegt auf etwas erhöhtem Boden, wird von einem breiten, mit Quaderſteinen aufgemauerten Graben umgeben, deſſen Escarpe mit enormen Werkſteinen unter einiger Böſchung in die Höhe geführt, dahinter mit Erde gefüllt, oben mit langen Gebäuden beſetzt und mit thurmförmig viereckten Wachthäuſern beſetzt iſt. Die Enceinte des Walles geſtaltet ſich, ſortificatoriſchen Regeln gemäß, in beſtimmten Diſtanzen zu ſteinernen Bollwerken. Unter andern Gebäuden, die den innern Hofſtaat des Kaiſers bergen, bemerkt man einen hohen, Alles überragenden, viereckigen weißen Thurm, der mit vielen Stockwerken, Prunkdächern und Ornamenlen verſehen iſt und dem Schloſſe das prächtigſte Anſehen gibt. Auch an den andern Gebäuden fehlen die Ornamente nicht; ſie ſind mit gefachten, ausgebogenen Dächern verſehen, an denen das Ornament des Drachenkopfes in zahlreicher Wiederholung angebracht iſt. Die beiden Nebenſchlöſſer, nach Art der Circularbefeſtigung angelegt, ſind runde Citadellen, jede nur über eine hohe und lange Brücke und durch ein einziges Thor zugänglich, hoch umwallet und mit tiefen und naſſen Gräben umgeben, ſind ohne äußerliche Pracht, und es werden in ihnen die kaiſerlichen Prinzen und Prinzeſſinnen erzogen. Die Stadt ſelbſt, im J. **1458** durch Do-da-dô-kwan gegründet, und nur allmälig zu ihrer jetzigen Größe angewachſen, iſt daher ziemlich unregelmäßig gebaut; doch wird jedes Quartier, wenn es während einer Feuersbrunſt abgebrannt ſein ſollte, ſtets in geradlinigen Straßen wieder aufgebaut. Die Häuſer ſind ſämmtlich von Holz mit Lehmwänden, der häufigen Erdbeben wegen nur ein-, höchſtens zweiſtöckig, mit Schindeln gedeckt, im Innern mit papiernen Scheiben und Fenſterjalouſien verſehen, der Boden mit ausgeſtopften feinen Binſenmatten belegt, kurz das Ganze gleichſam aus den brennbarſten Malerialien zuſammengefügt, daher Feuersbrünſte hier, der muſterhaſten Löſchanſtalten ungeachtet, (eine Feuercompagnie durchzieht Tag und Nacht die Straßen) ſehr häufig ſind und gewöhnlich großen Schaden anrichten. Auch die ungemein zahlreichen Klöſter und Prieſterwohnungen ſind nicht ſchön zu nennen, da ſie ſich in Hinſicht der Architektur nur wenig von den Bürgerhäuſern unterſcheiden. Neben denſelben findet man ſtets einen kleinen Tempel oder einen anſehnlichen, mit Altären und Idolen verſehenen Saal. Außerdem aber gibt es noch mehre prächtige, dem Amida, Sjacka, Quanwan und andern Götzen gewidmete öffentliche Tempel (Mia), die ſich mit den Wohnungen der Prieſter und andern Gebäuden zu anſehnlichen und ausgebreiteten Anlagen erheben, und zu welchen große, einzeln ſtehende Thore und Ehrenbogen führen, in denen ſich die eigenthümliche japaniſche Säulenordnung, welche Tori-i (Aufenthalt der Vögel) genannt wird, zu erkennen gibt. Was die Zahl der Häuſer betrifft, ſo wird dieſelbe von den Japanern auf **280,000** angegeben, und Haſſel berechnet hiernach die Zahl der Bewohner auf **1,680,000**, wobei er annimmt, daß jedes Haus im Durchſchnitt ſechs Bewohner zählt. Sie ernähren ſich von den Ausflüſſen des Hofes, des Hofſtaates, der Regierungsbehörden, von wichtigen Manufacturen in allen Zweigen der japaniſchen Induſtrie, von Handwerken und von einem wichtigen Handel; denn die Stadt iſt zugleich eins der wichtigſten Emporien für Japan, obgleich ihr verſchlämmter Haſen nur kleinen Schiffen den Zugang geſtattet. (*Klaehn.*)

Jedeala (Geogr.), ſ. **Jedala.**

Jedel (Geogr.), ſ. **Jeedel.**

JEDENSPEIGEN, ehemals **IDUNSPEUGEN**, 1) eine dem Grafen Maximilian von Kollonitſch gehörige Fideicommißherrſchaft im V. U. M. B. des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens, am rechten Ufer des Marchfluſſes, theils in der Ebene und theils in den Ausläufern der Hochleithen gelegen; zu dieſer Herrſchaft gehören die Ortſchaften Jedenſpeigen, Sirndorf und näher gegen den Fluß zu der herrſchaftliche Meierhof, der Wimnerhof genannt. Die Anhöhen, welche einen Theil der Oberfläche der Herrſchaft bedecken, ſind faſt ganz holzlos, dafür aber auf den ſonnigen Abhängen mit Rebenpflanzungen bedeckt. 2) Ein zur Herrſchaft gleiches Namens gehöriger alter Markt, in einer thalähnlichen Vertiefung unfern von der March, zwiſchen den Marktflecken Dröſing und Dürnkruth gelegen, mit einem herrſchaftlichen Schloſſe, **141** Häuſern, **873** teutſchen Einwohnern, die ſich vom Feld- und Weinbau nähren, einer alten katholiſchen Pfarre, welche zum Erzbisthume Wien und zum Dekanate unter der Hochleithen gehört, einer katholiſchen Kirche und einer Schule, die unter dem Patronate der Ortsherrſchaft ſtehen. (*G. F. Schreiner.*)

JEDERCH, auch **JADERCH**, **Mali-** und **Veliki-**, teutſch Klein- und Groß-J., zwei neben einander gelegene Dörfer im Gerichtsſtuhle jenſeit der Culpa der agramer Geſpanſchaft Kroatiens, im Gebirge gelegen, faſt gleichweit von der Maria-Luiſen- und der Karoliniſchen Straße entfernt, nach Lukodol (Bisthum Agram) eingepfarrt, davon der erſtere Ort zur Herrſchaft Szeverin, der letztere nach Boſzilyevo gehört, mit einer katholiſchen Filialkirche in Groß-J., **55** Häuſern und **528** kroatiſchen Einwohnern, welche ſämmtlich Katholiken ſind und von der Landwirthſchaft leben. (*G. F. Schreiner.*)

JEDI KÜLA (يدي قلاع), verſtümmelt **Hiedicouler**, der türkiſche Name der ſieben Thürme, des bekannten Schloſſes und furchtbaren Gefängniſſes in Conſtantinopel. Pouqueville ſagt in ſeiner Voyage en Morée vol. II. p. 62: „Dies kaiſerliche Schloß, welches die Türken **Hiedecouler** und die Griechen **Eftacoulades** nennen, wird in der byzantiniſchen Geſchichte ſeit dem **6.** Jahrh. der chriſtlichen Zeitrechnung als ein Punkt angeführt, der zur Vertheidigung von Conſtantinopel diente." Das neugriechiſche ephta iſt ſo viel, wie *ἑπτά*, ſieben, und *κουλάδα* iſt eine Lähmung der Hand. Vielleicht ſoll es aber *κόλασις*, die Strafe, Züchtigung, Marter und Folter bedeuten (*κολάζειν*, ſtrafen). Einige Stellen an den ſieben Thürmen ſind noch jetzt ſchwarz verbrannt, angeblich von dem griechiſchen Feuer (nach Pouqueville und nach der Meinung einiger Griechen), welches in der Eroberung von Conſtantinopel gebraucht wurde (vgl. d. Art. Conſtantinopel. 1. Sect. **XIX.** S. **148**). (*Karl Iken.*)

Digitized by Google

JEDITHUN (ידיתון) oder **JEDUTHUN** (ידותון), wol ſo viel als der Lobende, hieß nach der Chronik ein Zeitgenoſſe des Königs David, welcher dem Levitiſchen Stamme angehörte und ſich als Muſiker auszeichnete (1 Chron. 16, 41. 42. 25, 1). Unter ſeinen Nachkommen fehlte es nicht an ſolchen, welche ihm darin nacheiferten (2 Chron. 35, 15. Neh. 11, 17). Das in den Überſchriften von Pſ. 39. 62 und 77 vorkommende Jeduthun bezieht man gewöhnlich auf dieſe, alſo die Jeduthunäer, nicht auf ihren gleichnamigen Ahnherrn. (*A. G. Hoffmann.*)

JEDLERSDORF, 1) Groß-J., auch Jedelsdorf und Klein-Mariataſerl genannt, eine Herrſchaft im V. U. M. B. des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens, in ebener, zum Theile ſandiger Gegend, die durch die von Wien nach Brünn führende Commercial-, Haupt- und Poſtſtraße ſehr belebt wird. Auf den Feldern dieſer Gegend findet ſtarker Anbau des Buchweizens und eine ausgebreitete Geflügelzucht ſtatt. 2) Ein Dorf und Hauptort der Herrſchaft gleiches Namens, im Marchfelde, nächſt der brünner Poſtſtraße, 1¼ Viertelſtunde ſüdlich von der Poſtſtation Stamersdorf gelegen und 1¼ Stunden von Wien entfernt, mit 81 Häuſern und 540 teutſchen Einwohnern, welche ſich größtentheils mit Feld- und Weinbau beſchäftigen, nebenbei aber auch einen bei der Nähe von Wien ſehr einträglichen Obſt- und Spargelbau und einen Handel mit Geflügel und andern Lebensmitteln treiben, einer eigenen neuen katholiſchen Pfarre, welche zum Dekanate auf dem Marchfelde und dem wiener Erzbisthume gehört, im J. 1829 779 Pfarrkinder zählte und unter dem Patronate der Ortsherrſchaft ſteht, einer katholiſchen Kirche, in der ein Muttergottesbild zur Verehrung ausgeſtellt iſt, zu welchem häufige Wallfahrten geſchehen, und einer Trivialſchule. 3) Klein-J., insgemein Jedlersdorf im Spitz genannt, ein zur Herrſchaft und Pfarre Groß-J. gehöriges Dorf deſſelben Kreiſes und Landes, außer der großen Donaubrücke am Tabor gelegen und an Florisdorf ſtoßend, gleich dem es auch den Überſchwemmungen des Donauſtromes ausgeſetzt iſt. Die Einwohner nähren ſich vom Obſtbau und Geflügelhandel nach der benachbarten Hauptſtadt. (*G. F. Schreiner.*)

JEDLESEE oder **JETELSEE**, 1) eine kleine Herrſchaft im V. U. M. B. des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens, in ganz ebener Lage am linken Ufer der Donau gelegen und den Überſchwemmungen dieſes Fluſſes ausgeſetzt. 2) Ein Dorf und Hauptort der Herrſchaft gleiches Namens, an der ſchwarzen Lacke, einem Arme des linken Donauufers, gelegen, von der nach Prag führenden Commercial-, Haupt- und Poſtſtraße durchſchnitten, mit 94 Häuſern, 678 teutſchen Einwohnern, welche Feld-, Obſt- und Gemüſebau, ſowie auch einige Viehzucht treiben, einen ergiebigen Handel mit Lebensmitteln nach Wien unterhalten, und einen Leimſieder unter ſich zählen, einer eigenen katholiſchen Localie, welche zum Dekanate am Michaelsberge der wiener Diöceſe gehört und unter dem Patronate der Ortsherrſchaft ſteht, einer katholiſchen Kirche, einem hübſchen Schloſſe, einer Trivialſchule und einem der größten und bekannteſten Brauhäuſer im Lande, welches zwei Pfannen und zwei Branntweinkeſſel enthält, 25 Arbeiter beſchäftigt und im Durchſchnitte jährlich gegen 20,000 Eimer Branntwein und 80,000 Eimer Bier erzeugt, von dem drei Viertheile nach Wien abgeführt werden. (*G. F. Schreiner.*)

JEDLICZE, eine dem Kajetan, Freiherrn von Karnicki, gehörige Herrſchaft im jaſloer Kreiſe des Königreichs Galizien, mit einem eignen Wirthſchafts- und Juſtizamte und dem Dorfe und Hauptſitze der Herrſchaftsverwaltung gleiches Namens. Dieſes Dorf liegt am rechten Ufer des Jaſiel- oder Jaſielkafluſſes und beſitzt ein herrſchaftliches Schloß, eine eigene katholiſche Pfarre von 3606 Seelen, welche zum jaſloer Dekanate des przemyſler lateiniſch-katholiſchen Bisthums gehört und unter dem Patronate des Herrſchaftsbeſitzers ſteht, einer kathol. Kirche, einer Trivialſchule und einem großen Meierhofe. (*G. F. Schreiner.*)

JEDLOVETZ, einer der bedeutenderen Berge in der ſároſer Geſpanſchaft im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns; er gehört zu jener Gebirgsreihe, welche das lange Thal des Tarcza- oder Toriſzkafluſſes bilden, es von dem Flußgebiete des Töpl ſcheiden und zum Theil an dem edelſten Opal reich ſind. (*G. F. Schreiner.*)

Jedo, ſ. Jeddo.

JEDOGAWA, Fluß auf der japaniſchen Inſel Niſon, der Abfluß des großen Binnenſees Mitſu-umi- oder Biwa-no-umi (Oitz der europäiſchen Karten), welcher ſich in der Provinz Oomi ausbreitet und im J. 285 v. Chr. in einer einzigen Nacht bei einem gewaltigen Erdbeben entſtand, während zu gleicher Zeit der Fuſi-no-yama, der höchſte Berg Japans (zugleich auch der furchtbarſte Vulkan des Landes) aus der Erde emporſtieg, und aus welchem See ſich 82 Jahre n. Chr. die große Inſel Tſikuboſima erhob, welche noch exiſtirt. Der Abfluß aus dem See findet bei dem Dorfe Tſitanoſas ſtatt, woſelbſt der Fluß eine doppelte Brücke trägt, welche nämlich auf einer kleinen Inſel zuſammenſtößt. Der Jedogawa nimmt alsbald eine ſüdweſtliche Richtung an, empfängt auf dem rechten Ufer denjenigen Fluß, woran die japaniſche Weſtreſidenz (die des Daïri) liegt, und fließt auf die Städte Udſi und Jodo zu, bei welcher letztern die berühmte Brücke Jodo-Obas über ihn führt, welche 400 Schritte lang iſt, und auf 40 Bogen ruht. Dicht vor und in der Stadt Oſaka, einem wichtigen Emporium, theilt er ſich in mehre Arme und Kanäle, welche koſtbare Brücken von Cedernholz tragen, und mündet gleich darauf in das Meer. Er iſt in ſeiner Mündungsgegend waſſerreich und ſchiffbar, daher ſtets mit Tauſenden von Junken bedeckt, und verſchafft der Stadt Oſaka, welche als der Hafen von Miako betrachtet werden kann, Handel und Reichthum. (*Klaehn.*)

JEDOWNITZ, **GEDOWNICE**, 1) ein mit der altgräflich Salmiſchen Allodialherrſchaft Raitz und Blansko ſchon ſeit den Jahren 1568 und 1571 durch Ankauf verbundenes Gut im brünner Kreiſe des Markgrafthums Mähren, in einer an großen Kalkhöhlen reichen, und auch ſonſt durch ihren maleriſchen Charakter merkwürdigen Gegend. Der tragbare Boden beſteht aus einer dünnen, auf Kalkſtein gelagerten Dammerdeſchicht, und iſt reich an Waldungen, welche ein beſonderes, nach dem Gute benanntes Revier bilden. 2) Ein zu dem Gute gleiches

Digitized by Google

Namens gehöriger Marktflecken, an und um einen Hügel und an einem großen Teiche gelegen, 2¼ Meilen oſtwärts von Raitz entfernt, mit 144 Häuſern, 1067 ſlawiſchen Einwohnern, welche ſich von der Landwirthſchaft nähren, einer eigenen katholiſchen Pfarre von (1831) 3350 Seelen, welche zum gleichnamigen Dekanat des brünner Bisthums gehört und unter dem Patronat des Herrſchaftsbeſitzers ſteht, ſchon im 14. und 15. Jahrh. beſtand, im darauf folgenden von den Proteſtanten beſetzt und erſt nach der Schlacht am weißen Berge den Katholiken wieder zurückgegeben wurde, einer durch den am 7. Mai 1822 ausgebrochenen Brand verheerten und darauf wieder hergeſtellten katholiſchen Kirche, einer Schule, einem Hochofen mit Eiſengießereien, einem großen obrigkeitlichen Meierhofe, einem Armeninſtitute mit (1833) 743 Fl. Einkünften, einer Specerei und gemiſchten Waarenhandlung, einem Gaſt- und einem Wirthshauſe, zwei Mühlen, einem Woll- und zwei Jahrmärkten und einer, wenn auch kleinen, doch höchſt intereſſanten Höhle, in der man einen Waſſerfall erblickt, der 15 Klaftern hoch herabſtürzend, ein Becken füllt, welches in einen kleinen See abläuft. Eine unbeſchreibliche Wirkung machen ein Paar Fackeln hinter dieſer ganz frei herabfallenden Cascade, die ſich dann wie ein Feuerregen darſtellt. J. war ſchon im J. 1268 ein Städtchen mit einem eigenen Gerichte, dem ein Voigt vorſtand. (*G. F. Schreiner.*)

JEDRZYCHOW, JENDRICHAU, auch **Andrychow** und **Andrychau**, 1) eine dem Grafen Roman Bobrowſki gehörige anſehnliche Herrſchaft im wadowicer Kreiſe des Königreichs Galizien; ſie liegt in gebirgiger Gegend, wird von dem Wieprzowkabache und von einigen kleinern Wäſſern bewäſſert, von der nach Lemberg führenden wiener Haupt-, Commercial- und von der ſaypuſcher Militair- und Commercial-Verbindungsſtraße durchſchnitten und von den Herrſchaften und Gütern Inwald, Bulowice, Beſtwina, Wieprž und Kenty begrenzt. Zu ihr gehören das Städtchen Andrychau und die Dörfer Andrychau, Targanica und Sulkowice. Die Herrſchaft iſt reich an Waldungen und hat ein eigenes Wirthsſchafts und Juſtizamt. 2) Ein offenes, zur Herrſchaft Jedrzychow gleiches Namens gehöriges Städtchen, am linken Ufer des Wieprzowkabaches, über welchen hier eine 28 Klafter lange, ganz von Holz gebaute Brücke führt, 1½ Meile ſüdoſtwärts von Kenty, an der von Wien nach Lemberg führenden Commercial-, Haupt und Poſtſtraße, von der ſich hier die Karpathenſtraße loslöſt, in romantiſcher Lage, mit 158 Häuſern, 1109 ſlawiſchen Einwohnern, welche ſehr betriebſam ſind und etwa 260 Leinweber unter ſich zählen, einem herrſchaftlichen Schloſſe, einer eigenen katholiſchen Pfarre von (1834) 8500 Seelen, welche zum wadowicer Dekanat des tarnower Bisthums gehört, unter dem Patronat des Herrſchaftsbeſitzers ſteht, und von drei Prieſtern beſorgt wird, einer katholiſchen Kirche, einer Schule, einem Gaſthauſe, ſtarker Leinwand-, Drillich-, Damaſt- und Tuchweberei, einem organiſirten Magiſtrat, einem Commercial-Waaren-Stempelamte, beſuchten Monatsmärkten, auf denen nebſt den gewöhnlichen Lebensmitteln auch ein größerer Verkehr mit Linnenwaaren getrieben wird, guten Wochenmärkten, indem das rohe Garn aus der nahen Gebirgsgegend zur Leinwand und zum Drillich hier in Menge verhandelt wird, mehren Leinwandhandlungen und guten Bleichen. Das hieſige Tiſchzeug iſt in Galizien ſehr geſucht. (*G. F. Schreiner.*)

JEDRZYSZKOWCE, eine dem Franz von Truskolaſki gehörige Herrſchaft im ſanoker Kreiſe des Königreichs Galizien, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte. Sie grenzt mit den Herrſchaften und Gütern Dubynce, Nowataniec, Nowoſielce, Piſſarowce und Zarſzyn, wird durch den Pielnicafluß bewäſſert, und umfaßt außer dem Dorfe Pielna die Ortſchaft gleiches Namens, welche am rechten Ufer des genannten Fluſſes, in hügeliger Gegend, an der von Bukowſko und Nadolany an die Karpathenſtraße führenden Verbindungsſtraße liegt, nach Pielnia eingepfarrt iſt und ein herrſchaftliches Wohngebäude beſitzt. (*G. F. Schreiner.*)

JEDUTENBERGE (die), Königr. Hanover, Herzogth. Bremen, unfern des Fleckens Lehe und des Ausfluſſes der Geeſte in die Weſer. Vormals ein heidniſches Heiligthum, dann ein chriſtlicher Wallfahrtsort. (*Crome.*)

Jedzed (Ized), ſ. unt. Amschaspands.

JEEDEL, auch **JEDEL** und **JEDL,** mähr. Gedle, ein zur fürſtl. Lichtenſteiniſchen Herrſchaft Hohenſtadt gehöriges großes Dorf im olmützer Kreiſe des Markgrafthums Mähren, im Gebirge gelegen, eine Meile nordwärts von dem Hauptorte der Herrſchaft entfernt, mit 196 Häuſern, 1427 ſlawiſchen Einwohnern, welche vom Feldbaue leben, einer eigenen katholiſchen Pfarre, welche zum ſchildberger Dekanat des olmützer Erzbisthums gehört, im J. 1831 3065 Pfarrkinder zählte und unter obrigkeitlichem Patronat ſteht, einer alten, im J. 1786 neu erbauten katholiſchen Kirche und einer Trivialſchule. (*G. F. Schreiner.*)

JEEL, ein unbedeutender Binnenſee Vorderindiens, ſüdweſtlich von Delhi gelegen. (*J. C. Schmidt.*)

Jeel (Jelle), ſ. Holzjellen und Jölle.

JEEND, eine Stadt Vorderindiens in der Provinz Delhi, am Fluſſe Chittung-Nullah, liegt unter 29° 6′ nördl. Br. und 93° 39′ öſtl. L. in einer niedrigen, ſtark bewaldeten und fruchtbaren Gegend, die aber ſchlecht angebaut iſt. Sie iſt der Hauptort eines Bezirks, der einem kleinen Sikhhäuptlinge, welcher hier reſidirt, zugehört, und ſeit 1814 von den Briten abhängig geworden iſt. Die Stadt iſt mit Wall und Graben umgeben und mit einem alten Fort verſehen. (*J. C. Schmidt.*)

JEESJU oder **JETSINGO,** auch **YETSINGO,** Fürſtenthum oder Provinz in der Landſchaft Fokurokudu auf der japaniſchen Inſel Nifon. Es breitet ſich auf dem Weſtabfalle des Gebirgsſyſtems dieſer Inſel aus, ſtößt in N.W. an das japaniſche Meer und iſt ſonſt von O. nach W. gerechnet von den Provinzen Dewa, Kutſkeh oder Koodſuke, Simotſkeh oder Simoodſuke, Fida und Jeëtſiu oder Jetſiu umgeben, und hat nach Kämpfer (I. p. 90) ſechs Tagereiſen im Umfange. Die Berge in in S.W. ſind hoch, doch iſt der Boden überall gut und das Land reich an Blei, Wachs, Lack, weißem Senf, Baumwolle und Baumwollenwaaren, weißen Haſen, Stören und andern Fiſchen, Tannen- und Lärchenholz, Hanf,

Gokokf (d. i. Reis, Gerſte, Weizen und Hülſenfrüchte), und bei dem Dorfe Kura-gava-mura befindet ſich ein ergiebiger Brunnen von Naphta, den die Einwohner in ihren Lampen brennen (Klaproth's Beſchreibung der Vulkane Japans in Poggendorf's Annalen XXI. S. 331—336). Das Fürſtenthum zählt ſieben Diſtricte oder Gerichtsbarkeiten: Kabigi, Kof, Miſſima, Iwoodſi, Kambara, Nutari und Iwaſure, die ſechs Städte: Takata, Simbota, Murakami, Itſumoſaki und Moramats, und wurde bis zum J. 658 n. Chr. zu dem Lande der Yeſo's (d. i. der Ainu) oder der Aſuma-Yebis (d. i. öſtliche Barbaren) gezählt, um dieſe Zeit aber erobert und mit Japan vereinigt. (Cf. *Rinsifée de Sendaï*, San Kokf Tsou Ran To Sets, traduit par *Klaproth*. p. 214. Vgl. auch Jesso). (*Klaehn*.)

JEËTSU, JAËSSIGU oder **JETSIU**, auch **YETSIU**, Fürſtenthum oder Provinz in der Landſchaft Fokurokudo (d. i. Weg der nördlichen Diſtricte oder Norbergrundweg) auf der japaniſchen Inſel Niſon. Es ſtößt im N.W. an das japaniſche Meer, iſt übrigens von O. nach W. von den Fürſtenthümern Jeëſju, Fida, Jetſiſſen, Kanga und Noto umgeben, hält drei Tagereiſen im Umfange (Kämpfer I. 90), iſt gebirgig, aber gut cultivirt und reich an Bauholz, Gokokf (d. i. Reis, Getreide und Hülſenfrüchte), Salpeter, gelbem Lotos, Blei, auch Fiſchen. Die Bewohner verfertigen viele Baumwollenzeuche und allerhand Töpferwaaren. Das Land zerfällt in die vier Diſtricte: Tonami, Imidſu, Mebu und Niikawa und ſeine Capitale iſt Toyama. Bis zum J. 658 n. Chr. gehörte daſſelbe zu dem Lande der Yeſo's (d. i. der Ainu) oder Aſuma Yebis (d. i. der öſtlichen Barbaren), ward aber um dieſe Zeit erobert und mit Japan vereinigt. (Cf. San Kokf Tsou Ran To Sets. par *Rinsifée de Sendaï*, traduit par *Klaproth*. p. 214. Vgl. auch Jesso). (*Klaehn*.)

JEETZ, JEETZE, ein altes adeliges Geſchlecht der preußiſchen Monarchie, welches Johann von dem Kneſebeck, von Jeetze genannt, zum Stammvater hat (1458). Die Söhne deſſelben ließen den Familiennamen hinweg und nannten ſich blos nach ihrem Schloſſe Jeetze. Ihre Beſitzungen ſind (außer Jeetze): Döllnitz, Loſenrode, Alt- und Neueckenhof, Poritz, Büſt, Hohenwulſch und Fleſſow, nebſt Graſſau, Grünenwulſch, Zwiſchendeich, und Wahrenberg. Aus dieſem Geſchlechte haben ſich einige vorzüglich in der preußiſchen Armee berühmt gemacht, namentlich aus der Linie zu Hohenwulſch, Joachim Chriſtoph von Jeetz, königl. preuß. Generalfeldmarſchall, Gouverneur von Peitz, Ritter des ſchwarzen Adlerordens, Chef eines Regiments zu Fuß, Amtshauptmann zu Wolmirſtädt und Wanzleben, Senior des Jeetz'ſchen Geſchlechts auf Hohenwulſch, Büſt, Poritz, Döllnitz ꝛc., Erbherr. Er war zu Hohenwulſch 1673 den 16. September geboren; ſeine Ältern waren Joachim Parum (Paridam) von Jeetze und Dorothea Eliſabeth von Vinzelberg geweſen. Nach einer guten häuslichen Erziehung ward er 1686 Page bei Kurfürſt Friedrich Wilhelm, deſſen feierlichem Leichenbegängniſſe er 1688 beiwohnte. Sodann trat er als Freiwilliger bei dem Regiment Markgraf Philipp in Kriegsdienſte. 1689 nahm er an den Belagerungen von Rheinbergen, Kaiſerswerth und Bonn Theil, und ward Fähnrich wegen des bei dieſen Gelegenheiten bewieſenen Muthes. In den kriegeriſchen Begebenheiten, welche hierauf folgten, war er größtentheils mit thätig, avancirte 1693 zum Second- und 1697 zum Premierlieutenant. Im ſpaniſchen Erbfolgekriege war er 1702 bei den Eroberungen von Kaiſerswerth, Venloo und Ruremonde, 1703 bei der Einnahme von Rheinbergen und Geldern, und 1704 in der Schlacht bei Höchſtädt. In derſelben wurde er im Unterleibe verwundet, und hat die erhaltene Kugel mit in ſein Grab genommen. Im J. 1705 befand er ſich bei den preußiſchen Hilfstruppen, die in Italien fochten, 1706 bei dem Entſatze von Turin, 1707 bei dem Einbruch in die Provence und bei der Eroberung von Toulon, 1708 beim Einfalle ins Delphinat, bei der Eroberung von Exilles und Feneſtrelles, 1709 beim Einbruche in Savoyen und bei vielen andern Vorfällen, bis zu dem 1713 geſchloſſenen utrechter Frieden. 1702 war er indeſſen Stabscapitain geworden, erhielt 1706 eine Compagnie und 1712 die Majorscharge. 1715 war er bei der Belagerung von Stralſund gegenwärtig, und ward bei dieſer Gelegenheit Oberſtlieutenant. 1719 den 15. Jun. erhob ihn König Friedrich Wilhelm der Erſte zum Oberſten und verſetzte ihn bald darauf zum Finkenſtein'ſchen Regimente. 1733 erhielt Jeetze das erledigte Regiment von Thiele. 1734 und 1735 wohnte er dem Feldzuge am Rheinſtrome bei, der aber, wie bekannt, ohne beſondere Ereigniſſe blieb. 1740, im December, gebrauchte ihn König Friedrich II. bei der Blokade von Großglogau, und 1741 im Juni bei der Einnahme von Namslau. In der Schlacht bei Molwitz befehligte J. den linken Flügel, und mußte nach derſelben auf königl. Befehl zur Belagerung von Brieg abgehen. Da dieſe Stadt den 5. Jun. überging, ward er gleich darauf Generallieutenant von der Infanterie. Als der Monarch im Lager bei Grotkau das erſte Treffen der Armee ausrücken ließ, um ſolches zu beſichtigen, ließ er vor demſelben, durch ſeinen erſten Generaladjutanten, Jeetzen den ſchwarzen Adlerorden umhängen, und beſtellte ihn bald darauf zum Gouverneur von Peitz, und den 21. Auguſt zum Amtshauptmann von Wolmirſtedt und Wanzleben. In der Schlacht bei Czaslau, 1742 den 17. Mai, führte J. den linken Flügel des erſten Treffens an, verlor dabei das Pferd unterm Leibe und blieb unter den Todten liegen, ward aber glücklich gerettet, und konnte noch, da ihm der König auf erhaltene Nachricht von ſeiner Lage ein Pferd zugeſandt hatte, den Feind verfolgen. 1744 half er Prag erobern, erhielt 1745 den 19. Januar das Patent als General der Infanterie, und befehligte in der Schlacht bei Hohenfriedberg, den 4. Jun. letztgedachten Jahres, den rechten Flügel des erſten Treffens, den er auch den 30. September im Gefechte bei Trautenau anführte. 1747 den 26. Mai ward er General-Feldmarſchall, ſtarb 1752 den 11. Sept. zu Potsdam, wohin ihn der König damals berufen hatte, im 78. Jahre ſeines Alters, und liegt auf ſeinem Gute Hohenwulſch begraben. Er war mit Dorothea Sophia von Borſtell aus dem Hauſe Groß- und Klein-Schwarzloſen verehelicht und zeugte mit ihr

Digitized by Google

vier Söhne und eine Tochter. Von jenen war Karl Wilhelm, königl. preuß. Oberſtlieutenant und Commandant eines Grenadierbataillons (geb. 1710 den 1. Jul. zu Mantua, † 1753), zeichnete ſich durch ſeine Tapferkeit in der Schlacht bei Hohenfriedberg und in dem Gefechte bei Tein vortheilhaft aus. Im J. 1744 verehelichte er ſich mit der Tochter des Generallieutenants von Einſiedel, Dorothea Sophia, und erzeugte mit ihr zwei Söhne, deren Nachkommen noch leben. Aus der Linie von Poritz iſt bemerkenswerth Adam Friedrich von Jeetze, königl. preußiſcher Generallieutenant von der Infanterie, Chef eines Regiments zu Fuß, Amtshauptmann zu Mühlenhof und Mühlenbeck, Ritter des Ordens pour le mérite, Erbherr auf Poritz, Büſt und Jeetze. Seine Ältern waren Adam Friedrich von Jeetze, welcher 1717 den 2. März, als kurbrandenburgiſcher Cornet verſtarb, und Hedwig Eliſabeth von Eichſtedt aus dem Hauſe Eichſtedt, die 1739 den 10. März die Welt verließ, und ihn 1689 den 26. Auguſt zu Fleſſow geboren hatte. Mit Anfang des J. 1708 trat er bei dem Regimente Markgraf Philipp Wilhelm als Fahnjunker in Dienſte und befand ſich bis 1712 in den Feldzügen, welche durch den utrechter Frieden beendigt wurden. 1713 wurde er Fähnrich bei dem Kameckenſchen Regiment, befand ſich 1715 in dem pommerſchen Feldzuge, und beſonders den 21. Auguſt bei Beſtürmung der peenamünder Schanze. Gleich darauf wurde er Secondlieutenant; landete den 15. November auf der Inſel Rügen, und befand ſich bei der Belagerung von Stralſund. Nachdem er 1721 Premierlieutenant, hierauf Regimentsadjutant, geworden, ließ er ſich zu Werbegeſchäften gebrauchen. Im J. 1723 den 10. Juli ernannte ihn der König zum Stabshauptmann und gab ihm 1723 eine Compagnie. Im J. 1734 den 29. Mai wurde er Major und erhielt den Orden pour la générosité. Um dieſe Zeit bediente ſich der König ſeiner zu wichtigen Geſchäften und würdigte ihn eines vorzüglichen Vertrauens, ſowie ausgezeichneter Gnade. König Friedrich II. gab ihm gleich nach Antritt ſeiner Regierung, ſtatt des vorerwähnten Ordens, den neugeſtifteten Orden pour le mérite, und erhob ihn 1741 den 2. Februar zum Oberſtlieutenant. Den 10. April letztgedachten Jahres befand Ad. Friedr. von Jeetze ſich in der Schlacht bei Molwitz, im October bei der Belagerung von Neiße, und 1742 in der Schlacht bei Czaslau. Im zweiten ſchleſiſchen Kriege wurde er 1745 den 16. Januar Oberſter und focht mit in der Schlacht bei Hohenfriedberg, nach welcher er ſich zum Commandeur des Regiments Prinz von Heſſen-Darmſtadt ernannt ſah. Während des Treffens bei Soor deckte er das Lager und die Bäckerei, und beim Rückzuge der Preußen aus Böhmen nach Schleſien den Nachzug. Hierauf wurde er zu der Armee geſandt, welche der Fürſt Leopold von Deſſau an der Elbe zuſammenzog, und bewies in der Schlacht bei Keſſelsdorf vorzügliche Bravour. Im J. 1747 ſchenkte ihm der König zum Beweiſe der Zufriedenheit mit ſeinem Dienſteifer die hohe Jagd auf ſeinem Gute Poritz, und gab ihm 1748 im November das la Motte'ſche Regiment mit Generalmajorscharakter und den Amtshauptmannſchaften von Mühlenhof und Mühlenbeck. Als 1756 der dritte ſchleſiſche Krieg ausbrach, fand ſich Jeetz nicht mehr bei Kräften, ſolchen mitmachen zu können und bat daher um ſeine Entlaſſung. Dieſe erhielt er als Generallieutenant mit einer Penſion von 1500 Thlrn. Er ſtarb auf ſeinem Gute Poritz in der Altmark, wo er den Reſt ſeines Lebens außer Dienſte zugebracht hatte, den 10. Auguſt 1762, und hat ſich zweimal verehelicht, 1) ſeit dem 1. Julius 1739 mit Sophien Wilhelminen von Viereck, einer Tochter des preußiſchen Etatsminiſters Adam Otto von Viereck, welche den 30. Oct. 1742 ſtarb, und einen Sohn und zwei Töchter geboren hat, welche aber ſämmtlich vor dem Vater verſchieden. 2) Im J. 1756 den 2. Nov. mit Sophia Marie Charlotte von Lattorf. Sein Bruder Hans Chriſtoph, königl. preuß. Generalmajor und Chef eines Garniſonregiments, war 1694 den 12. Junius zu Fleſſow in der Altmark geboren. Im J. 1711 trat er bei dem Regiment Kronprinz von Preußen in Dienſte und ward 1713 zu dem Kameckenſchen Regiment verſetzt, bei dem er 1715 den 18. Febr. Fähnrich ward, und im pommerſchen Feldzuge der Einnahme der peenamünder Schanze und der Eroberung von Stralſund beiwohnte. Im J. 1718 den 30. October wurde er Second-, 1723 den 10. Julius Premierlieutenant, 1730 Stabs- und 1734 den 28. März wirklicher Hauptmann. Hierauf gebrauchte man ihn zu Werbegeſchäften mit vielem Nutzen. König Friedrich II. ernannte ihn 1740 den 1. October zum Major, als welcher er ſich im erſten ſchleſiſchen Kriege in der Schlacht bei Molwitz, im zweiten aber in den Schlachten bei Hohenfriedberg und Soor, wo er am Kopfe gefährlich verwundet wurde, und bei dem berühmten Rückzug über die Elbe rühmlichſt hervorgethan hat. Im J. 1746 den 10. März ward er Oberſter und erhielt das v. Bredow'ſche Garniſonregiment. Achtzehn Tage vor ſeinem Ableben bat er den König um ſeine Dienſtentlaſſung, die er den 14. April 1754 mit Generalmajorscharakter erhielt. Er ſtarb zu Neuſtadt-Eberswalde 1754 den 28. April, und liegt zu Liebenwalde begraben. Im J. 1746 den 10. Auguſt hatte er ſich mit Sophia Friederike von Heſſig verehelicht, von ihr aber keine Kinder erhalten *). Das Wappen: wie das des Kneſebeck'ſchen Geſchlechts, der weißen Linie. Im ſilbernen Felde eine Greifsklaue, auf dem Helme drei ſilberne Fahnen zwiſchen drei ſchwarzen Hahnenfedern. Der König Friedrich Wilhelm von Preußen erhob Joachim Chriſtoph von Jeetze in den Freiherrnſtand, und da derſelbe dreimal die Heeresfahne aus Feindeshänden gerettet hatte, ſo wurde zum Andenken dieſer Waffenthat erlaubt, das alte Familienwappen mit einem Nebenſchilde, worin eine rothe Adlersklaue ſich befindet, und drei Fahnen über dem Helme zu vermehren. Wegen ſeiner Rittergüter im königl. bairiſchen Franken iſt dieſes freiherrliche Geſchlecht in Baiern durch Karl Wilhelm Albrecht, königl. bair. Major eines Jägerbataillons, immatriculirt. (*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

JEFFERSON, ein Name, der in der politiſchen Geo-

*) Vgl. Biographiſches Lexikon aller Helden und Militairperſonen, welche ſich in preußiſchen Dienſten berühmt gemacht haben (Berl. 1789). 2. Th. S. 198.

Digitized by Google

graphie der nordamerikaniſchen Freiſtaaten ſehr oft vorkommt, und von Grafſchaften, Orten, Flüſſen und Bergen geführt wird, die in nachfolgender Reihe genau von uns aufgeführt ſind:

1) **Jefferson**, eine Grafſchaft des nordamerikaniſchen Freiſtaats Indiana, grenzt im O. an die Grafſchaft Switzerland, im S. an den Ohio, im N. O. und N. W. an die Grafſchaften Jennings und Ripley, und im W. und S. W. an die Grafſchaften Scott und Clarke. Dieſe Grafſchaft liegt im Ohiothale, beſteht aus äußerſt fruchtbarem Getreidelande, und wird von einer Menge kleiner Flüſſe und Bäche, die dem Ohio zufließen, bewäſſert. Die Bewohnerzahl hat in den neueſten Zeiten raſch zugenommen, und mag wol jetzt (1838) gegen 20,000 betragen. Der Hauptort der Grafſchaft und der zweite des ganzen Staates heißt Madiſon am Ohio, hat die Grafſchaftsgebäude, mehre Kirchen, ein Poſtamt, eine Bank, eine Druckerei, gegen 300 Häuſer und gegen 2000 Einwohner, welche Handel treiben. Außerdem ſind noch zu bemerken die kleinen Orte Lexington mit einem Poſtamte; New-Lexington, mit einem Poſtamte, einer reichhaltigen Saline und einer Druckerei; Paris, New-Waſhington und Smookville mit Poſtämtern, und der Ort Somerſet.

2) **Jefferson**, Grafſchaft des nordamerikaniſchen Freiſtaats Kentucky, grenzt im N. an die Grafſchaft Henry, im S. an Bullet, im S. W. an die Grafſchaft Hardie und den Fluß Salt, im W. an den Ohio. Sie hat einen äußerſt fruchtbaren, reich lohnenden Boden, auf dem Getreide aller Art, Tabak und vieles Obſt, namentlich aber ſehr viele Pfirſchen erbaut werden. In dieſer Grafſchaft macht der Ohio ſeine Stromſchnellen, zu deren Umgehung ein Kanal angelegt worden iſt. Die Bewohnerzahl mag jetzt (1838) 30,000 überſchreiten, worunter ungefähr 7000 Sklaven ſich befinden. Hauptort iſt: Louisville, an dem Ohio und grade an den Stromſchnellen dieſes Fluſſes gelegen. Sie iſt der zweite Ort des ganzen Staates, hat eine ſchöne Lage auf einer kleinen Anhöhe, die ſanft abſteigend ſich in der Ebene längs dem Fluſſe verliert, iſt gut gebaut und befindet ſich in einem ſehr blühenden Zuſtande. Die drei Hauptſtraßen laufen mit dem Fluſſe parallel, und von der vorderſten Straße aus hat man einen ſehr ſchönen Blick auf die Stromſchnellen, auf das Ufer und die Hügel am entgegengeſetzten Theile des Fluſſes. Die Stadt hat ein ſchönes Rathhaus, drei Kirchen, ein Markthaus, eine Akademie, mehre Banken, drei Druckereien, ein Poſtamt, eine Aſſecuranzgeſellſchaft. Die Induſtrie iſt lebhaft in mancherlei Zweigen, und vorzüglich ſind zu bemerken eine ſehr bedeutende Branntweinbrennerei, die für die größte in den ganzen Ver. Staaten gilt, eine große Seifen- und Lichtfabrik, eine Dampfmaſchinenfabrik, eine Zuckerraffinerie ꝛc. Der Handel iſt von großer Ausdehnung, wird vorzüglich mit Natchez, St. Louis und New-Orleans geführt und gewinnt fortwährend an Ausdehnung. Man rechnet jetzt (1838) über 8000 Einwohner. Zu bemerken ſind noch: Shippingport, Dorf und Landungsplatz unterhalb der Stromſchnellen des Ohio, hat eine Seilerbahn, ein Schiffswerft und mehre Fabriken. Alle Schiffe, die mit ihrer Ladung den Ohio aufwärts fahren, legen hier an; Schiffahrt und Handel ſind mit denen von Louisville verſchmolzen. Der Ort mag jetzt (1838) gegen 1000 Einwohner zählen. Transſylvania, Jefferſon, Portland, Floydsburg und Middleton, Dörfer mit Poſtämtern.

3) **Jefferson**, Grafſchaft des nordamerikaniſchen Freiſtaats Georgien, wurde im J. 1794 aus Theilen der Grafſchaften Burke und Warren errichtet, und wird begrenzt von den Grafſchaften Colombia, Richmond, Burke und Emanuel. Sie hat einen unfruchtbaren, ſandigen Boden, der mit dichten Nadelholzwaldungen bedeckt iſt; nur an den Ufern des großen Ogeechy, des Hauptfluſſes der Grafſchaft, iſt der Boden angebaut. Die Bewohnerzahl mag jetzt gegen 9000 betragen, worunter ſich über 3000 Sklaven befinden. Innerhalb der Grafſchaft liegen die ſogenannten Richmondbäder. Hauptort iſt: Louisville, Marktflecken in einer gut angebauten Gegend am Ogeechy, war ſonſt Hauptort des ganzen Staats, hat ein gutgebautes Gerichtshaus, eine Akademie, eine Kirche, ein Poſtamt und gegen 1000 Einwohner, die einen anſehnlichen Binnenhandel treiben und Wochenmärkte halten.

4) **Jefferson**. Grafſchaft des nordamerikaniſchen Freiſtaats Miſſouri, wird begrenzt von der Grafſchaft St. Louis, St. Geneviève, Waſhington, Franklin und dem Fluſſe Miſſiſippi. Der Boden iſt an dem Ufer des Miſſiſippi äußerſt ergiebig und für die meiſten landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe vortrefflich geeignet, während der von den Flüſſen entfernter liegende Boden, wegen ſeiner ſteinigen und trocknen Beſchaffenheit, noch großer Cultur bedarf. Zu bemerken iſt noch der Fluß Mariamek. In die Grafſchaft erſtreckt ſich ein Theil des Ozarkgebirges, welches zwei Bleiminen enthält; auch findet man viele gute Töpfererde und Kaolin. Die Bewohnerzahl iſt gering und beträgt nur über 2000, unter denen ſich einige Hundert Sklaven befinden. Hauptort: Herculaneum unweit des Miſſouri am Joachimkrik, enthält die Grafſchaftsgebäude, ein Poſtamt, beſchäftigt ſich mit dem Baue von Flußfahrzeugen, unterhält eine Schrotfabrik und mehre Mühlen, und treibt einen anſehnlichen Handel. Die Bewohnerzahl beträgt 300. Big-River, Platon und Joachim, Ortſchaften.

5) **Jefferson**. Marktflecken und Hauptort der Grafſchaft Camden, im nordamerikaniſchen Freiſtaate Georgien, liegt an dem Fluſſe, die große Santilla genannt, hat ein Poſtamt und 250 Einwohner.

6) **Jefferson**. Hauptort der Grafſchaft Aſhtabula im nordamerikaniſchen Freiſtaate Georgien, liegt an einem Bache, welcher dem Grand-River zufließt, und befindet ſich in einem blühenden Zuſtande, hat die Grafſchaftsgebäude, ein Poſtamt und gegen 300 Einwohner.

7) **Jefferson**, ein Stadtgebiet (township) der Grafſchaft Morris im nordamerikaniſchen Freiſtaate New-Jerſey, hat 1500 Einwohner.

8) **Jefferson**, Grafſchaft des Staates Ohio, wird begrenzt von den Grafſchaften Colombiana, Harriſon, Belmont und dem Ohio, in deſſen Thale die ganze Grafſchaft gelegen iſt. Zunächſt dem Ufer des Stromes iſt das Land rauh und unfruchtbar, hingegen im Innern fruchtbar und gut angebaut. Man bearbeitet Eiſenminen und reich-

Digitized by Google

haltige Steinkohlengruben. Mehre kleine Flüſſe, worunter die beiden Indian-Rivers, fließen hier dem Ohio zu. Die Bewohnerzahl mag über 25,000 betragen. Hauptort: Steubenville am Ohio, gut gebaute und äußerſt blühende Stadt, die jedes Jahr an Ausdehnung und Wohlhabenheit zunimmt, hat ein Rathhaus, mehre Kirchen, zwei Akademien, zwei Banken, ein Poſtamt, ein Markthaus, einen großen Marktplatz, eine große Wollmanufactur mit einer Dampfmaſchine, eine Papiermühle mit einer Dampfmaſchine, eine Baumwollenmanufactur, eine Buchdruckerei, eine Seifen- und Lichtfabrik, viele Waarenhäuſer und eine Menge Gaſthöfe. Schiffahrt und Handel ſind äußerſt lebhaft und man unterhält Wochen- und Jahrmärkte. Zu bemerken ſind noch die townships: Knox am Ohio, mit **1300** Einwohnern; Croß-Creek mit 1350 und Island-Creek mit **1000** Einwohnern, beide am Ohio; Salem mit **1000** Einwohnern; Smithfield am Ohio mit 1400 Einwohnern; Springfield mit 850 Einwohnern; Somerſet mit 700 Einwohnern; Mountpleaſant am Ohio mit drei Kirchen, einer Buchdruckerei und 900 Einwohnern. In der Nähe befindet ſich eine Tuchfabrik, zwei Walk-, eine Papier- und mehre andere Mühlen. Warren hat zuſammen mit dem Dorfe Warrentown, wo ſich ein Poſtamt befindet, 1500 Einwohner; Wayne mit 1350 Einwohnern.

9) **Jefferson**, Grafſchaft des Staates Tenneſſee, Abtheilung Oſttenneſſee, wird begrenzt von den Grafſchaften Grainger, Hawkins, Greene, Cocke, Sevier und Knox, und liegt zwiſchen den Flüſſen Holſton und French-Broad. Eine Bergkette, welche reiche Bleiadern enthält, tritt von N. O. in die Grafſchaft. Die Bewohnerzahl beträgt gegen 12,000, unter denen ſich ungefähr 900 Sklaven befinden. Hauptort: Dandridge am Frenche-Broad, mit 2000 Einwohnern und einem Poſtamte.

10) **Jefferson**, Dorf der Grafſchaft Rutherford im Weſttenneſſee, liegt am Zuſammenfluſſe der beiden Arme des Fluſſes Stone und hat ein Poſtamt.

11) **Jefferson**, Grafſchaft des Staates Pennſylvanien, wird begrenzt von den Grafſchaften Mac-Kean, Clearfield, Warren, Armſtrong und Venango. Sie iſt die am wenigſten bevölkerte Grafſchaft des ganzen Staates, hat eine hohe Lage, iſt größtentheils mit Wald bedeckt und hat theils fruchtbaren, theils ganz dürftigen Boden, der aus Mangel eines großen Fluſſes, durch den der Abſatz der gebauten Producte mehr geſichert wäre, noch thätigere Bebauer erwartet. Mehre kleine Flüſſe bewäſſern die Grafſchaft, von denen die anſehnlichſten Toby und der Sandy-Lick dem Alleghany zuſtrömen. Die Bewohnerzahl mag kaum gegen 1000 betragen. Hauptort, Jefferſon, mit ungefähr 300 Einwohnern. Bis zum J. 1820 war dieſes der einzige Ort der Grafſchaft; ob ſeitdem neue Ortſchaften entſtanden ſind, können wir in Ermangelung neuerer Nachrichten nicht angeben.

12) **Jefferson**, Hauptort der Grafſchaft Cooper im Staate Miſſouri und Hauptſtadt dieſes ganzen Staates, Sitz der Regierung und Verſammlungsort der geſetzgebenden Verſammlung, ſeit dem J. 1821. Sie liegt in einer äußerſt fruchtbaren Gegend, unweit der Einmündung des Oſage in den Miſſouri, hat ein Poſtamt, und nimmt jedes Jahr an Bedeutung zu. Die Bewohnerzahl ſoll nach neuern, freilich unverbürgten, Nachrichten, gegen 800 betragen.

13) **Jefferson**. Hauptort der Grafſchaft Jackſon im Staate Georgien, liegt an dem Academy-Fork, einem der Quellenflüſſe des Fluſſes Alatahama, enthält die Grafſchaftsgebäude, ein Poſtamt und 500 Einwohner.

14) **Jefferson**, ein Stadtgebiet (township) der Grafſchaft Greene im Staate Penſylvanien, hat ein Poſtamt und 1400 Einwohner.

15) **Jefferson**, ein blühender Ort (township) der Grafſchaft Scoharie im Staate New-York, liegt auf einem der höchſten Punkte des Katskillgebirges, zwiſchen den Flüſſen Susquehanna und dem Delaware, und hat 2000 Einwohner.

16) **Jefferson**, Stadtgebiet (township) der Grafſchaft Lincoln, im Staate Maine, hat 1350 Einwohner.

17—28) **Jefferson**; dieſen Namen führen folgende 12 township des Staates Ohio: 1) in der Grafſchaft Guernſey, hat 500 Einw.; 2) in der Grafſchaft Logan, mit einem Poſtamte und 700 Einw.; 3) in der Grafſchaft Montgomery, liegt am Fluſſe Miami und hat 1600 Einw.; 4) in der Grafſchaft Fayette, hat 450 Einw.; 5) in der Grafſchaft Adams mit 650 Einw.; 6) in der Grafſchaft Roß am Fluſſe Scioto, mit 1700 Einw.; 7) in der Grafſchaft Muskingum und am Fluſſe Muskingum mit 1150 Einw.; 8) in der Grafſchaft Scioto mit 350 Einw.; 9) in der Grafſchaft Pickaway, mit einem Poſtamte und 700 Einw.; 10) in der Grafſchaft Preble mit 480 Einw.; 11) in der Grafſchaft Richland, ein 1820 erſt angelegter Ort; 12) in der Grafſchaft Darke, auch Fort Jefferſon genannt, wo ſonſt wirklich ein Fort dieſes Namens ſtand.

29) **Jefferson**, Grafſchaft des Staates New-York, wird begrenzt von den Grafſchaften St. Lawrence, Lewis und Oswego, weſtlich vom See Ontario, und nordweſtlich vom ſogenannten Tauſendinſelſee. Der Boden beſteht meiſtens aus ſehr fettem Marſchlande, das ſich beſonders zu Viehweiden vortrefflich eignet, und ein bedeutender Theil iſt mit Waldung bedeckt. Das Ganze iſt gut bewäſſert durch die Flüſſe Black-River, **Monsieur le Comte** und mehre kleine Zuflüſſe des Oswegatſchie. Die Induſtrie beſteht in ſtarker Weberei von wollenen, baumwollenen und linnenen Zeuchen, Gärberei, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Die Bewohnerzahl beträgt gegen 25,000. Hauptort: Watertown, nahe an der Mündung des Black-River, eine gut gebaute und blühende Stadt, hat ein Rathhaus, wo die Grafſchaftsgerichte ihre Sitzungen halten, ein Kriegszeuchhaus für den ganzen Staat New-York, eine Druckerei, ein Gefängniß, eine Papiermühle und mehre andere bedeutende Mühlen. Zu bemerken ſind noch die townships: Sacket-Haarbour, ein blühender und wegen ſeiner Lage wichtiger Ort an der Mündung des Black-River in den Ontarioſee und an der Hungarybai gelegen, hat einen der beſten Häfen des ganzen Staates, der, obgleich nicht groß, für die größten Schiffe tief genug, und gegen alle Winde vortrefflich geſchützt iſt. Der Ort treibt Handel, Schiffahrt und Fiſcherei, und nimmt fortwährend an Ausdehnung und

Digitized by Google

Wohlſtande zu. Dieſer Platz iſt von großer militairiſcher Bedeutung für die ganzen Ver. Staaten, daher in ſeinen nächſten Umgebungen mehre ſtarke Forts, feſte Blockhäuſer und große Militairbaraken angelegt worden ſind. Die bedeutendſten befeſtigten Punkte ſind die Forts Tompkins, Pike, Virginia und Chancey. Brownville am Black-River; Chaumont an der gleichnamigen Bai; Henderſon am Ontarioſee mit 1400 Einw.; Rutland am Black-River, hat gegen 2000 Einw.; Adams mit 1500 Einw.; Rodman mit 1400 Einw.; Leray am Black-River mit 1380 Einw.; Charthage mit 800 Einw.; Ellisburgh am Ontarioſee mit 1900 Einw.; Champion am Black-River mit 1680 Einw. Sämmtliche vorgenannte Orte, mit Ausnahme von Leray, haben Poſtämter. Die kleinen bewohnten Inſeln Fox, Grenadier, Galos und Stony, ſowie mehre der tauſend Eilande im St. Lorenz, gehören zu dieſer Grafſchaft.

30) Jefferson, eine hohe Bergſpitze des Gebirgszuges, der eine Fortſetzung der californiſchen Gebirge bildet, und ſich längs der Weſtküſte der Ver. Staaten in nicht großer Entfernung vom weſtlichen Ocean hinzieht, und in die nordweſtlichen britiſchen Beſitzungen übergeht. Die Lage dieſes Pik wird von mehren Karten unter 42° 10′ nördl. Br. angegeben; ſeinen Namen hat er von den Reiſenden Lewis und Clark erhalten.

31) Jefferson, einer der drei Quellenflüſſe des Miſſouri, der unter 43° 50′ in den Rocky-Mountains (Felſengebirge) entſpringt, und ſich unter 45° 10′ mit den beiden andern Hauptquellenflüſſen des Miſſouri, den Flüſſen Madiſon und Gallatin, vereinigt, von wo aus alle drei zuſammen den Miſſouri bilden. Er hat ebenfalls von den Capitains Lewis und Clark ſeinen Namen erhalten. (*J. C. Schmidt.*)

JEFFERSON (Thomas) *), war den 2. April 1743 zu Shadwall in Virginien geboren. Schon in früher Jugend zeichnete er ſich aus durch Regſamkeit des Geiſtes, Kraft und Energie, verbunden mit perſönlicher Anmuth. Durch dieſe Eigenſchaften empfahl er ſich dem Doctor William Small, der in dem William- and Mary-Colledge, welches Jefferſon zwei Jahre hindurch beſuchte, ſein vorzüglichſter Lehrer war, und auf die höhere Ausbildung ſeines Geiſtes einen weſentlichen Einfluß gewann. Durch Small ward Jefferſon mit George Whyte, dem Statthalter Fouquier und andern gebildeten Männern ſeines Vaterlandes genau bekannt. Der Umgang mit Whyte ſcheint beſonders ſeine Gerechtigkeitsliebe, Uneigennützigkeit und ſeinen Patriotismus genährt zu haben. Von der Geometrie, Phyſik und Aſtronomie, die in der Jugend ſeine Lieblingsſtudien waren, wandte er ſich bald mit entſchiedener Vorliebe zur praktiſchen Jurisprudenz, und betrat im J. 1769 eine Laufbahn, auf der er ſpäterhin vor vielen Andern glänzen ſollte.

Um dieſe Zeit war Jefferſon von dem Staate von Virginien zum Mitgliede der Geſetzgebung gewählt worden. Er erhob, wiewol vergeblich, ſeine Stimme zur Emancipation der Sklaven, und lenkte hierauf die Aufmerkſamkeit der Legiſlatur auf einen höchſt unbilligen Beſchluß des engliſchen Parlaments, dem zufolge jedes von einem Amerikaner begangene Verbrechen, ſelbſt bloße Vergehungen, mit der Verbannung aus dem Vaterlande beſtraft werden ſollte. Gemeinſchaftlich mit den Gebrüdern Lee, M. Caor und andern wackern Männern, die, wie er, von reinem Patriotismus beſeelt waren, entwarf er den Plan, in allen amerikaniſchen Colonien Correſpondenzbüreaux zu errichten, um in Folge ununterbrochener Mittheilungen wirkſame Maßregeln treffen zu können gegen die Eingriffe, die ſich England in die Rechte der amerikaniſchen Freiſtaaten erlaubte.

Die Sperrung des Hafens von Boſton gab ihm (1774) neue Gelegenheit, ſeine Thätigkeit und ſeinen Eifer zu zeigen. Nach genommener Verabredung mit mehren Vaterlandsfreunden ward der erſte Junius des genannten Jahres als der Tag beſtimmt, an welchem das Volk ſich in den Tempeln verſammeln und den Himmel anflehen ſollte, den Amerikanern die nöthige Entſchloſſenheit zur Verfechtung ihrer Rechte zu verleihen, dann aber auch dem Könige von England und ſeinen Räthen minder feindſelige Geſinnungen gegen Amerika einzuflößen. Um dieſer Handlung mehr Feierlichkeit zu geben, verfügte ſich Jefferſon mit ſeinen Freunden zu dem Doctor Nicolai, einem Manne von würdigem und religiöſem Charakter, der ſich geneigt zeigte, das Vorhaben zu unterſtützen. Der Statthalter verkündete nun die Auflöſung der virginiſchen Geſetzgebung, und man beeilte ſich, den Correſpondenzausſchuß von den nun zu ergreifenden Maßregeln in Kenntniß zu ſetzen. Die Provinz ſollte Deputirte wählen, die ſich den 1. Auguſt zu Williamsburg verſammeln ſollten, um den nordamerikaniſchen Freiſtaat anzuerkennen. Die Seele, die Haupttriebfeder aller dieſer kräftigen Entſchlüſſe war Jefferſon.

Den 1. Jun. hielt der Klerus, von den Vaterlandsfreunden aufgefodert, überall Reden, geeignet zur Aufregung der Menge. Die Wirkung dieſer Ceremonie entſprach den Erwartungen ihrer Urheber. Unruhe und Beſorgniß verbreiteten ſich in allen Theilen der amerikaniſchen Provinzen. Allein Jefferſon wollte, ſeinem feurigen Charakter gemäß, auf einmal die ſchwachen Bande löſen, welche die amerikaniſchen Freiſtaaten noch an die britiſche Herrſchaft feſſelten. In der Inſtruction, die er als Mitglied des Convents, der die Deputirten des Congreſſes ernennen ſollte, denſelben mitgab, empfahl er ihnen, dem Congreſſe aus einander zu ſetzen, daß die Bande, die noch zwiſchen Großbritannien und ſeinen Colonien exiſtirten, keine andern wären, als die zwiſchen Schottland und England vor der Vereinigung dieſer beiden Länder, daß dieſe Verhältniſſe dieſelben wären, welche damals Hanover an England banden, mit Einem Worte, daß die beiden Länder nichts gemein hätten, als dieſelbe executive Gewalt, kein anderes politiſches Band aber ihnen nöthig ſei; daß endlich die Auswanderungen der Engländer nach Amerika der britiſchen Regierung nicht mehr Recht gäben auf die amerikaniſchen Colonien, als die Auswanderungen der

*) Vgl. über ihn die ausführliche Schrift: The life of *Th. Jefferson*, third President of the United States etc. By *Geo. Tucker*, Prof. of Moral Philosophy in the Univ. of Virginia (Lond. 1836. 2 Vols.). (*H.*)

Dänen und Sachſen heutzutage Sachſen oder Dänemark ein Recht gäben auf England. Dieſe kühne Sprache, die den, der ſie führte, in die größte Gefahr ſtürzen konnte, ward von Randolph, Lee, Nicolai, Pendleton und Andern gemisbilligt, die ſich bisher als die wärmſten Patrioten gezeigt hatten. Sie behaupteten, England habe das Recht, den Handel der Colonien zu leiten und zu beſteuern. Jefferſon reiſte deſſenungeachtet nach Williamsburg, wo der Convent ſich verſammeln ſollte. Eine Krankheit, die ihn auf dieſer Reiſe überfiel, nöthigte ihn jedoch, ſeine Erklärung Randolph zu übergeben, der ſie, bei Eröffnung der Sitzung, der Verſammlung mittheilte. Dort fand ſie ſo wenig Beifall, wie unter den Patrioten, mit denen Jefferſon ſich darüber berathen. Man fand den Entwurf zu ungeſtüm und überhaupt zu feindſelig gegen die engliſche Regierung. Gleichwol widerfuhr jener Erklärung Jefferſon's die Ehre des Drucks. Sie erſchien unter dem Titel: „Summariſche Überſicht der Rechte des engliſchen Amerika," und indem ſie ſich ſo den Weg nach England bahnte, veranlaßte ſie im Parlament ſo lebhafte Streitigkeiten, daß Jefferſon bald ſeinen Namen zugleich mit Haucooll, Adam, Randolph und Andern auf einer Proſcriptionsliſte erblickte.

Dieſer edle und muthige Widerſtand gegen die Bedrückung ſeines Vaterlandes war nur das Vorſpiel zu Jefferſon's ſpäterem Benehmen. Der Convent hatte ſich, wie es verabredet worden, den 1. Auguſt verſammelt. Er hatte ſeine Deputirten an den Congreß gewählt, und ihnen Inſtructionen voll weiſer Mäßigung gegeben. Die Deputirten reiſten nach Philadelphia, wo ſich der Congreß verſammeln ſollte, und kamen dort zu rechter Zeit an. Die Verhandlungen jenes Congreſſes ſind bekannt. Der Convent von Virginien billigte bei ſeiner nächſten Sitzung alle ſeine Beſchlüſſe, dankte ſeinen Deputirten für die Partei, die ſie genommen, und wählte ſie, mit Hinzufügung Jefferſon's, zu Repräſentanten der Colonie an die merkwürdige Verſammlung, die im Mai ihre Sitzungen eröffnen ſollte. Es handelte ſich darin um die Freiheit eines ganzen Volkes; es mußte ſiegen. Die Hoffnung einer Verſöhnung, die halben Maßregeln waren nicht mehr möglich. Man war ſchon zu weit gegangen. Der Plan eines Bruchs, den Jefferſon der virginiſchen Geſetzgebung vorgelegt, fand jetzt ſeine Anwendung.

Jefferſon, der zu viel Scharfblick beſaß, um ſich über die Folgen der ernſten Debatten zu täuſchen, welche die beiden Länder trennten, hatte gleich Anfangs begriffen, daß er das Joch brechen oder verzichten müſſe, darunter zu leben. Seine Überzeugung theilte diesmal die Mehrzahl der Mitglieder des virginiſchen Convents, der ihm, wie den andern Deputirten, geeignete Inſtructionen ertheilt hatte, um die Löſung jener ernſten Streitfrage herbeizuführen. Zur Sprache kam ſie in der Sitzung des Congreſſes den 7. Jun. 1776. In dieſer Sitzung machten Jefferſon und ſeine Collegen einen Antrag, durch den ſie den Congreß auffoderten, die amerikaniſche Unabhängigkeit und die Befreiung der Colonien Amerika's von aller Verbindlichkeit gegen die engliſche Krone zu erklären. Sie verlangten außerdem, daß ein Bund geſtiftet werde, um die Colonien inniger an einander zu knüpfen, und daß man ſo ſchnell als möglich Maßregeln treffen möchte, um im Nothfalle die Hilfe der fremden Mächte in Anſpruch zu nehmen. Dieſe Frage erregte heftige Debatten. Alle begriffen die Alternative, in welche die amerikaniſchen Colonien geſtellt würden. Die Ausſicht auf einen Bürgerkrieg, die Furcht der Gefahr hielt noch die minder Eifrigen zurück. Wilſon, Robert, Livingſton, Dickinſon und Andere bemühten ſich, den Antrag zu bekämpfen. Sie behaupteten, die Maßregel ſei unzeitig; die Bewohner von Maryland, Pennſylvanien, Delaware, Jerſey und Newyork wären noch nicht vorbereitet auf eine ſo entſcheidende Maßregel. Ginge der Beſchluß durch, ſo werde er Unruhen im Lande verbreiten und die Gährung nähren. Endlich würden Frankreich und Spanien, wenn ſie neben ihren Colonialbeſitzungen eine Macht aufſtehen ſähen, wol geneigter ſein, Großbritannien beizuſtehen, als Amerika zu begünſtigen. Dieſe Vorſtellungen hatten keinen Erfolg. Jefferſon, durch Lee, Whyte und Adams unterſtützt, erwiederte: daß die alten Verhältniſſe zwiſchen den amerikaniſchen Colonien und England nicht mehr füglich beſtehen könnten; daß überdies die Unabhängigkeit Amerika's ſchon in der That exiſtire; daß es daher unnöthig ſei, für die Annahme jener Maßregel zu ſtimmen; und daß es endlich wahrſcheinlich ſei, daß Frankreich ſich zu Gunſten der Colonien erklären und in ſeinen Häfen die Waaren und Schiffe Amerika's aufnehmen möchte, ſtatt, wie man glaube, feindliche Geſinnungen zu zeigen. Dieſe Meinung ging durch. Eine Commiſſion, an welcher Jefferſon, Lee, Adams und Franklin Theil nahmen, ward zur Abfaſſung der Unabhängigkeitsacte ernannt, und Jefferſon insbeſondere mit derſelben beauftragt. Er ſtattete darüber dem Congreß Bericht ab. Die Verhandlungen dauerten vier Tage. Nach Verlauf dieſer Zeit ward die Erklärung von der Kammer angenommen, und von allen Mitgliedern, mit Ausnahme eines einzigen, unterzeichnet.

Der Abfall der amerikaniſchen Colonien von England war erklärt, und die Partei, welche Jefferſon bei dieſem großen Schritte ergriffen, ſowie ſeine frühern Dienſte, entſchieden für ſeine abermalige Wahl in der nächſten Sitzung. Allein die neue Regierung hatte ſich jetzt organiſirt, und Jefferſon, der der Geſetzgebung von Virginien nützlicher zu werden glaubte, entſagte ſeiner Stelle beim Congreß. Seine Hoffnung täuſchte ihn nicht. Seine Vorſchläge zur Errichtung von Gerichtshöfen, zur Abſchaffung des Erſtgeburtrechts, und endlich der Sklaveneinfuhr in die Provinz zeigten ſeinen regen Eifer für die Sache der Freiheit. Allein ein glänzenderer Ruhm war ihm vorbehalten, als er ſich zu Gunſten der Religionsfreiheit erklärte, obſchon er in dieſer Hinſicht bitter getadelt und heftig angegriffen ward.

In der von Sir Walter Raleigh zur Zeit der erſten Auswanderungen der Engländer nach Amerika entworfenen Conceſſion befand ſich eine ausdrückliche Clauſel, nach welcher die Coloniſten keine andere Religion haben ſollten, als die des Landes, welches ſie verlaſſen. Sobald die Umſtände es erlaubten, war die Colonie in Kirchſprengel getheilt, und in jedem derſelben ein Geiſtli-

Digitized by Google

cher der anglikaniſchen Kirche ernannt worden, dem man eine Wohnung und mehre Morgen Landes gab, und der unabhängig von einem feſten Gehalt, eine gewiſſe Quantität Tabak empfing. Man deckte dieſen Aufwand durch eine Steuer, die man von allen Einwohnern ohne Unterſchied erhob. Mochten ſie zur herrſchenden Religion gehören oder nicht, ſie bezahlten, nach dem Zuſtande ihres Vermögens mehr oder weniger. Inzwiſchen kamen Quäker; ſie wurden jedoch bald aus der Colonie getrieben und der Zutritt ihnen bei ſchwerer Strafe verboten. Die anglikaniſche Geiſtlichkeit widmete ſich hierauf dem Anbaue ihrer Felder, erntete regelmäßig ihre Einkünfte, und beſchäftigte ſich gelegentlich mit dem Religionsunterrichte ihrer Beichtkinder. Andere Sekten, beſonders die Presbyterianer, folgten den Quäkern, und machten eine große Zahl von Proſelyten. Indeſſen war jeder, wie früher, genöthigt, zu bezahlen, um den Aufwand der Geiſtlichkeit zu decken. Dies waren die Misbräuche, welche Jefferſon's Vorſchlag zu beſeitigen ſtrebte. Es gab heftige Debatten, denn die Mehrzahl der Mitglieder der Geſetzgebung der Provinz gehörte noch zur herrſchenden Kirche. Nach einem heftigen Kampfe, der vom 11. Oct. bis zum 5. Dec. dauerte, kamen Jefferſon und alle Vaterlandsfreunde, die jene Maßregel unterſtützten, überein, das Geſetz aufzuheben, welches die Einführung eines fremden Cultus neben dem der anglikaniſchen Kirche in der Provinz unterſagte. Die Frage kam in mehren Sitzungen wiederholt zur Sprache, bis endlich Jefferſon über ſeine zahlreichen Gegner ſiegte, und die Vorrechte der anglikaniſchen Kirche gänzlich aufgehoben wurden. Er ſah ſich indeſſen plötzlich umgeben von zahlreichen und unverſöhnlichen Feinden; ſeine Handlungen, ſein Privatleben, ſeine religiöſen Grundſätze wurden dem ſtrengſten Tadel unterworfen.

Was ſeinen religiöſen Glauben betrifft, ſo gehörte Jefferſon keiner beſondern Sekte an, obgleich er ſich zum Socinianismus neigte. Er verwarf die Offenbarung, und glaubte, Chriſtus habe nicht mehr Anſprüche auf Göttlichkeit, als Sokrates, und die chriſtliche Moral ſchien ihm in mehren Theilen mangelhaft zu ſein. Seine Anſichten über den Erlöſer enthält die nachfolgende Stelle in einem Briefe an William Short. „Indem ſich Jeſus Chriſtus," ſagt er, „für den Sohn Gottes ausgab, wollte er keinesweges den Menſchen ignoriren; er ward ſelbſt getäuſcht durch ſeine Erhöhung. Begabt mit einer feurigen Einbildungskraft und einer reinen Seele, im Beſitze einer milden und überzeugenden Beredſamkeit, die ihm unter ſeinen Zuhörern ſo viele Proſelyten erwarb, glaubte er ſich vam Himmel inſpirirt. Sokrates war wie er; dieſer Philoſoph glaubte unter dem Einfluſſe eines Schutzengels zu ſtehen. Wie viele Menſchen glauben ſelbſt heutzutage an die Wirklichkeit dieſer Inſpirationen, obgleich die Richtigkeit ihres Urtheils in anderer Hinſicht nichts zu wünſchen übrig läßt!" Dies waren Jefferſon's religiöſe Anſichten. Sie waren das Reſultat einer mehrjährigen und tiefen Überzeugung, der er ſtets treu blieb. Niemand war übrigens toleranter, als er. „Gott," ſagte er, „macht keinen Sektenunterſchied; alle gerechten Menſchen ſind ihm Kinder und Brüder Einer Familie: Cato, Ariſtoteles, Penn, Littleton." Man darf ſich daher nicht wundern über den Eifer, mit dem er die einmal angenommenen Grundſätze geltend zu machen ſuchte.

Die heftigen Angriffe, unter denen er dies that, ſchadeten auf keine Weiſe ſeiner politiſchen Laufbahn. Noch immer war ihm das Vertrauen ſeiner Mitbürger geblieben. Die Verwirrung, die noch immer in der Anwendung der Geſetze herrſchte, bewog ihn, das amerikaniſche Geſetzbuch einer Reviſion zu unterwerfen. Eine eigene Commiſſion ward ernannt, die ſich dieſer ſchwierigen Arbeit unterzog. Jefferſon war einer ihrer Mitglieder. Ihm fiel die Durchſicht und Prüfung des gemeinen Rechts und der Strafgeſetze zu. Er wünſchte die Abſchaffung der Todesſtrafe für alle Verbrechen; allein ſeine Collegen beſtanden darauf, daß dieſelbe bei dem Hochverrathe und Morde, bei andern Verbrechen aber die Frohnarbeiten und in einigen Fällen das Vergeltungsrecht eintreten ſollten. Auch als Mitglied der Geſetzgebungscommiſſion, wie in ſeinen anderweitigen Verhältniſſen, zeigte er überall ebenſo viel Kenntniß und Umſicht, als Muth und Standhaftigkeit, wo er mit ſeinen Anſichten durchdringen zu müſſen, glaubte.

Er hatte ſich als Staats- und Geſchäftsmann bereits mehrfach ausgezeichnet, als das Jahr 1786 ihn nach England führte, von wo er mit Aufträgen der Republik nach Paris ging. Am dortigen Hofe ward er zum Botſchafter der vereinigten Staaten von Nordamerika ernannt, nachdem es ihm gelungen war, dem nordamerikaniſchen Handel mehre Begünſtigungen zu verſchaffen. Nach dreijährigem Aufenthalte in Frankreich kehrte er (1789) wieder zurück in ſein Vaterland, deſſen politiſche Schwäche damals von England mehrfach gemisbraucht ward. Beſonders war dies im J. 1792 der Fall. Da verfocht Jefferſon als Staatsſecretair der Bundesregierung unerſchrocken und mit Freimüthigkeit die Rechte der amerikaniſchen Staaten. Von umfaſſender Einſicht und Gründlichkeit zeugten mehre Berichte, die er damals dem Congreß vorlegte. Sie betrafen die Einheit des Maßes, der Münze und des Gewichts, die Fiſcherei, den auswärtigen Handel und andere Gegenſtände. Beſondern Dank ward ihm ſein Vaterland ſchuldig, als er die Kuhpockenimpfung einführte, und bemüht war, ſie auch unter den Stämmen der Wilden zu verbreiten. Für die höhere Geiſtescultur ſorgte er durch Stiftung einer Hochſchule zu Charlotteville, in der Nähe von Monticello. Auf dieſer Univerſität, die den Namen Virginia erhielt, wurden und werden noch heutzutage alle Wiſſenſchaften, mit Ausnahme der Theologie, gelehrt.

Nachdem Jefferſon im J. 1794 ſeine bisher bekleidete Stelle niedergelegt, trat er bald nachher als Vicepräſident an die Spitze der Regierung. Die damals in den Verwaltungsangelegenheiten herrſchende Parteiſucht vermochte er nicht zu unterdrücken, ſo muthig er ſich derſelben auch widerſetzte. Unmuthig hierüber zog er ſich zurück von allen öffentlichen Geſchäften, um in dem Leben des Privatmannes die verlorene Ruhe wiederzufinden.

Digitized by Google

Aber harte Beſchuldigungen, wie er ſie ſchon oft erduldet, trafen ihn, ſeitdem er als entſchiedenes Haupt der Oppoſitionspartei betrachtet ward. Man ging ſo weit, zu behaupten, er habe den Sturz der Conſtitution beabſichtigt, um ſich als Tribun an die Spitze des Volkes zu ſtellen.

Beſchuldigungen dieſer Art mußten bald in ihrem wahren Lichte erſcheinen, und das Falſche derſelben ſich offenbaren. Einen Beweis des ihm noch immer gebliebenen Vertrauens erhielt Jefferſon, als er den 17. Febr. 1801 an Adams' Stelle, und den 17. Febr. 1805 abermals zum Präſidenten des Congreſſes gewählt ward. Er rechtfertigte die auf ihn gefallene Wahl durch den Muth und die Standhaftigkeit, womit er die Rechte der nordamerikaniſchen Freiſtaaten gegen die wiederholten Anmaßungen Englands in Schutz nahm. In jene Zeit fällt ſein Entwurf eines Vertheidigungsplans. Einige Jahre ſpäter (1807) brachte er die Aufſtellung eines Linienheeres in Vorſchlag. Bei den Blokadedecreten, welche damals Napoleon und Großbritannien erließen, und ſich in dieſer Hinſicht faſt gegenſeitig überboten, ſchützte Jefferſon den vaterländiſchen Handel vor den ihn bedrohenden Verluſten beſonders dadurch, daß auf die amerikaniſchen Schiffe ein allgemeiner Beſchlag gelegt ward. In der innern Staatsverwaltung wurde Jefferſon der Begründer des wohlthätigen Syſtems, nach welchem die weiße und rothe Bevölkerung der vereinigten Staaten (Europäer und Indianer) allmälig verſchmolzen, und die letztern zu einem gewiſſen Grade von Civiliſation geführt werden ſollten. Durch eine ſo mannichfach verzweigte, ſegensreiche Wirkſamkeit war Jefferſon ſeinem Vaterlande ſo wichtig geworden, daß Pennſylvanien im J. 1809, wo er ſeinen bisher bekleideten Poſten an Madiſon abgetreten, ihn abermals zum Präſidenten wählen wollte. Er wies indeſſen die ihm gemachten Anträge mit der Erklärung zurück, daß er, den Grundſätzen der Conſtitution gemäß, in den Privatſtand zurückzutreten geſonnen ſei. Seitdem lebte Jefferſon im Schooße der Wiſſenſchaften und des Landlebens auf ſeinem Gute Monticello in Virginien, wo ihn aber der Druck äußerer Verhältniſſe zu dem Schritte nöthigte, die Legislatur von Virginien um die Erlaubniß zu bitten, ſeine Beſitzungen durch eine Lotterie verkaufen zu dürfen. Bereits im J. 1814, als die Engländer zu Waſhington die Bibliothek des Congreſſes verbrannt, hatte er demſelben zum Erſatz ſeine eigene auserleſene Bücherſammlung unter vortheilhaften Bedingungen angetragen. Sie hatte ihm weſentliche Dienſte geleiſtet bei der Abfaſſung mehrer, zum Theil wichtiger Schriften. Erwähnung verdienen unter denſelben, außer der bereits früher namhaft gemachten ſummariſchen Überſicht der Rechte des engliſchen Amerika, die Bemerkungen über Virginien (1781), der Entwurf einer Fundamentalconſtitution (1783) und die 1789 aufgeſtellte ſcharfſinnige Hypotheſe einer Abſtammung der Völker Aſiens von den amerikaniſchen Indianern. Sein Handbuch des Parlamentrechts ward von Pichon zu Paris 1816 ins Franzöſiſche überſetzt. Außerdem verfaßte Jefferſon mehre Denkſchriften über die foſſilen Rieſenknochen in Virginien, über die geiſtigen Anlagen der Neger, und über die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Noch in den letzten Jahren ſeines Lebens (1824) überſetzte er de Tracy's Commentaire sur Montesquieu ins Engliſche. Die Annales du Musée d'histoire naturelle enthalten eine ausführliche Beurtheilung und Zergliederung ſeiner nach geometriſchen Grundſätzen verſuchten Verbeſſerung der Geſtalt der Pflugſchar, von welcher Jefferſon dem Observatoire des arts et métiers in Paris ein Modell übergeben hatte. Von dem dortigen Nationalinſtitut war er bereits im J. 1800 zum Mitgliede ernannt worden.

Jefferſon ſchloß ſeine irdiſche Laufbahn den 4. Jul. 1826, am funfzigſten Jahrestage der von ihm 1776 entworfenen und unterzeichneten Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Staaten, nachdem er einige Zeit vor ſeinem Tode den Poſten eines Rectors der Akademie, die er geſtiftet, niedergelegt hatte. Er war 84 Jahre, als er ſtarb. Seine Beerdigung geſchah ohne alle Feierlichkeit, wie er es gewünſcht. Doch glaubten ſeine Mitbürger, die ſich zahlreich ſeinem Sarge anſchloſſen, die letzte Achtung dem Manne erweiſen zu müſſen, der ſich in ſo mannichfacher Hinſicht, beſonders auch durch eine Rede für die Preßfreiheit, ſeinem Vaterlande unvergeßlich gemacht hatte. Seine irdiſchen Überreſte wurden in der Nähe von Monticello beigeſetzt, und ein acht Fuß hoher Obelisk erhob ſich über ſeinem Grabe mit der Inſchrift: Hier ruht Thomas Jefferſon, Verfaſſer der amerikaniſchen Unabhängigkeitserklärung, des virginiſchen Geſetzes über die Religionsfreiheit, der Vater der Univerſität von Virginien; Handlungen, die Jefferſon als die ſchönſten Anſprüche auf die Erkenntlichkeit der Nachwelt betrachtete.

Wenn ſeinem Leben, einem Leben der Aufopferung, des Ruhmes und der Verluſte, etwas zum Vorwurfe gereichen könnte, ſo wäre es Jefferſon's Eigenliebe und zu große Reizbarkeit. Er fürchtete das Urtheil Anderer, obgleich er ſich keins über die Handlungen ſeiner Gegner erlaubte. Tadeln kann man beſonders die hohe Meinung, die er von ſich und ſeinen Mitteln hegte, die Begierde, mit der er nach Lob haſchte, und die Heftigkeit ſeiner Angriffe gegen Adams und Hamilton. Abgeſehen von dieſen Schwächen zeigten nur wenige Politiker mehr Talent, Einſicht, Beurtheilungskraft und Gewandtheit, eine Idee zu ergreifen und ſie gelegentlich anzuwenden. Mit bewundernswerthem Scharfblick ſah Jefferſon die Zukunft und den allmäligen Wechſel in den geſellſchaftlichen Lebensverhältniſſen voraus, oft lange vorher, ehe jene Veränderung eintrat. Die hohe Meinung, die er von ſich hegte, war weniger die Wirkung ſeiner Eigenliebe, als das Reſultat ſeiner innern Überzeugung. Er behauptete wiederholt, vierzig Jahre der Erfahrung in der Kunſt, die Menſchen zu beherrſchen, ſeien mehr werth, als zehn Jahrhunderte der Lectüre; und er hatte Recht. Bekannt mit den Menſchen, mit ihrem Charakter und den Beweggründen ihrer Handlungen, beobachtete nicht leicht Jemand ſchärfer und verſtand ihre guten Eigenſchaften und ihre Fehler richtiger zu würdigen, als er. Schon Jefferſon's Uneigennützigkeit muß ihm zu hohem Ruhm gereichen, da er 64 Jahre

Digitized by Google

die erſten Staatsämter bekleidete, und doch ſeine Laufbahn ärmer ſchloß, als er ſie angetreten *). (*Heinr. Döring.*)

JEFFERSONIA. So nannte Barton (Transact. of Americ. Soc. III. p. 334) eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der achten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Podophylleen, zu Ehren des verſtorbenen Präſidenten Thom. Jefferſon, welcher ſich auch um die Pflanzenkunde ſeines Vaterlandes verdient gemacht hat. Char. Der Kelch hinfällig, gefärbt, meiſt vierblätterig; die offene Corolle beſteht aus acht ablang-linienförmigen, ſtumpfen Blättchen; die ſehr kurzen Staubfäden ſtehen aufrecht den Corollenblättchen gegenüber und tragen zweifächerige, längliche Antheren, deren Fächer ſich, wie bei den Berberideen, in zwei von Unten nach Oben zurückgeſchlagenen Klappen öffnen (*Hooker*, Flor. bor. amer. Part. I.); die ſchildförmige Narbe ſitzt faſt auf dem Fruchtknoten auf; die Kapſel iſt umgekehrt eiförmig, kurz geſtielt, einfächerig, vielſamig, und öffnet ſich unter der Spitze elaſtiſch mit einem runden Loche; die Samen, welche an der Baſis mit einer zerſetzten Ausbreitung des Keimganges (arillus) verſehen ſind, hangen an dem ſeitlichen Mutterkuchen. Die einzige bekannte Art, J. Bartonis *Michaux* (Flor. bor. amer. I. p. 237, J. diphylla *Persoon* Synops. I. p. 418, *Sims* Bot. mag. t. 1513. Podophyllum diphyllum *Linn.*), wächſt auf den weſtlichen Gebirgen des Staates Tenneſſee in Nordamerika, als ein ſtengelloſes, glattes, perennirendes Kraut. Aus der Wurzel (welche, wie die von Podophyllum pellatum, purgirend wirken ſoll) kommt ein Blattſtiel, welcher an der Spitze zwei herzförmige, zweilappige, unten ſchimmelgrüne Blätter trägt, und ein nackter Blüthenſchaft mit einer einzigen weißen Blume. (*A. Sprengel.*)

JEFFERSONIT, von ſchwärzlich grüner Farbe, in das Olivengrüne ſich ziehend. Bricht derb, eingeſprengt, ſehr ſelten in Kryſtallen. Letztere ſind auf und durch einander gewachſen, und bisher nur mit raucher, matter Oberfläche und nicht ganz ſcharfen Kanten gefunden worden, ſcheinen aber von denen des baſaltiſchen Augites nicht abzuweichen. Ein Durchgang der Textur iſt deutlich und glänzend von Fettglanz, er ſcheint einer breiten Seitenfläche des Oblongprisma's zu entſprechen, ein zweiter Durchgang, der breiten Fläche einer Oblongpyramide entſprechend, den erſtern unter ungefähr 106° ſchneidend, iſt mehr oder minder deutlich. Man bemerkt in manchen Stücken noch andere unvollkommene Durchgänge. Bruch uneben, ſplitterig und ſchimmernd. Undurchſichtig. Die Härte iſt in friſchen Stücken der des Apatites ziemlich gleich. Pulver blaßgrünlich. Specifiſches Gewicht 3,4—3,6. Schmilzt vor dem Löthrohre unter Ausſprühen von Funken zu einer ſchwarzen Perle. Enthält nach Keating †) 56,0 Kieſelerde, 15,1 Kalkerde, 2,0 Thonerde, 10,0 Eiſenperoxyd, 13,5 Manganprotoxyd, 1,0 Zinkoxyd, und möchte als Abänderung des Augites zu betrachten ſein. Bricht bei Sparta in New-Yerſey in Nordamerika. (*Germar.*)

*) Cf. Revue Britannique, Septembre 1837. No. 21. p. 52—72.

†) Edinb. philos. Journ. Vol. VII. p. 317.

JEFFERSON'SCHES THIER (Paläozoologie), heißt manchmal das hauptſächlich durch den Präſidenten Jefferſon bekannt gewordene Megalonyx. (*H. G. Bronn.*)

JEFFERSONTOWN, Hauptort der Grafſchaft Aſhe im nordamerikaniſchen Freiſtaate Nordcarolina, hat ein Poſtamt und über 300 Einwohner. (*J. C. Schmidt.*)

JEFFERSONVILLE, Hauptort der Grafſchaft Floyd im nordamerikaniſchen Freiſtaate Indiana, oberhalb der Fälle des Ohio, nicht weit von der auf dem entgegengeſetzten Ufer liegenden Stadt Louisville, hat eine Druckerei, ein Poſtamt und eine Landoffice, d. h. eine Behörde, welche den Verkauf der Staatsländereien beſorgt. Der Ort hat über 1000 Einwohner, welche Handel und Schiffahrt treiben, und deren Wohlſtand wegen der glücklichen Lage jährlich zunimmt. (*J. C. Schmidt.*)

JEFFREYS (Georg), auch mitunter Jefferys geſchrieben, deſſen Geburtsjahr unbekannt geblieben iſt, ſcheint ſich früh der Jurisprudenz gewidmet und in ſeinen Studien raſche Fortſchritte gemacht, und ſowol durch ſeine Kenntniſſe, als durch ſeine Unterhaltungsgabe viele Freunde erworben zu haben. Ihrer Verwendung verdankte er früh eine Anſtellung, und ſeine raſtloſe Thätigkeit ward mehrfach in Anſpruch genommen. Er war noch nicht Advocat, als man ihm erlaubte, gerichtliche Proceſſe zu führen. Sein erſtes öffentliches Auftreten fällt in das J. 1666. Damals erſchien er bei der Sitzung der Aſſiſen zu Kingſton, wo wegen der herrſchenden Peſt nur wenige Rechtsgelehrte ſich einfanden. Mit raſtloſem Eifer beförderte er die mitunter ſehr willkürlichen Maßregeln der damaligen Regierung, und bahnte ſich dadurch den Weg zu immer einflußreichern Ämtern und höhern Würden, bis er zuletzt unter Jacob's II. Regierung ſich bis zum Lordkanzler emporſchwang. Das damals herrſchende Syſtem der Willkür und Bedrückung fand in ihm einen entſchiedenen Anhänger und Vertheidiger. Dies ließ ſich von einem Manne erwarten, der ſchon unter Karl II. den thätigſten Antheil genommen hatte an der Verfolgung der Geiſtlichen, die von den Lehren der biſchöflichen Kirche abwichen.

Widerrechtlich und grauſam verfuhr er nicht blos gegen die Anhänger des Herzogs von Monmouth, ſondern auch ganz beſonders gegen den von ihm perſönlich gehaßten Staatsmann Algernon Sidney. „Fühlt meinen Puls und ſeht, ob mein Blut in Unruhe iſt!" ſoll dieſer Märtyrer für die Freiheit ſeines Vaterlandes geäußert haben, als Jeffreys ihn höhniſch ermunterte, mit Ergebung ſein Schickſal zü ertragen, das ihn zur Strafe des Stranges und des Viertheilens verdammte. Groß war die Gewandtheit, womit Jeffreys vor Gericht ſprach. Aber er verſchmähte zugleich kein auch noch ſo unrechtliches Mittel, wenn es ihm zu ſeinen Zwecken förderlich ſein konnte. War der Angeklagte von einer andern Partei, oder glaubte Jeffreys durch die Verurtheilung deſſelben ſich dem Hofe empfehlen zu können, ſo gönnte er dem Beſchuldigten kein Wort zu ſeiner Vertheidigung. Er überhäufte ihn mit den niedrigſten Schmähungen, und bot Alles auf, die Zeugen, die für ihn auftraten, lächerlich zu machen. Mit Geldbuße und Gefängniß drohte er ſogar den

Digitized by Google

Geſchworenen, wenn ſie irgend Bedenken trugen, den Gefangenen für ſchuldig zu erklären. Die Wahrheit des Ausſpruches von Voltaire, daß Jeffreys zum Henker, doch nicht zum Richter geboren ſei, ſchien ſchon ſein Äußeres zu bekräftigen. Sein glühendes Geſicht und ſeine furchtbare Stimme erſchreckten ſelbſt den Schuldigen, und ſetzten den Unſchuldigen in Furcht.

Daß Jeffreys die Rechte der Bürger kannte und ihnen Achtung zu verſchaffen wußte, bewies er in Fällen, wo der Vortheil der Regierung nicht dadurch beeinträchtigt ward. Als er einſt als Lordkanzler von der Regierung den Auftrag erhalten hatte, alles aufzubieten, um einen Günſtling des Hofes ins Parlament zu bringen, ſetzte er ſich am Wahltage, um die Wähler zu ſchrecken, neben den anführenden Mayor, der ſich jedoch ſtellte, als kenne er ihn nicht, und einen Anhänger des Hofes zurückwies. Da verlangte Jeffreys rauh und ungeſtüm die Zulaſſung des Stimmführers, indem er hinzufügte, er ſei der Lordkanzler. Der Mayor, ihn mit verächtlichem Blicke meſſend, bezweifelte dies, indem er äußerte, wenn er der Großkanzler wäre, ſo würde er wiſſen, daß hier, wo der Mayor den Vorſitz führe, für ihn nichts zu thun ſei. Noch an demſelben Abend lud Jeffreys, der nach jener Äußerung beſchämt hinweggegangen war, und die Wahl des Anhängers der Volkspartei hatte durchgehen laſſen, den Mayor zu ſich, und ging, als dieſer ſich zu kommen weigerte, ſelbſt zu ihm. Er rühmte ſeine Kenntniß der Landesgeſetze und die Unerſchrockenheit und Feſtigkeit, die er bewieſen, und bethätigte ſeine Dankbarkeit noch dadurch, daß er einen ſeiner Verwandten zu einer ſehr einträglichen Stelle beförderte.

Eine traurige Wendung nahm Jeffreys' Schickſal nach der Landung Wilhelm's von Oranien in England. Wie alle Anhänger des Königs gerieth auch er in die größte Beſtürzung. In Matroſenkleidung ſaß er in einer Schenke, um auf eine Gelegenheit zu warten, wo er entſchlüpfen könne. Von dem Pöbel jedoch entdeckt, ward er ergriffen und vor die Obrigkeit gebracht. Sein Schickſal war noch nicht entſchieden, als er, im Tower verhaftet, im J. 1689 vor Gram ſtarb. (*Heinrich Döring*.)

JEFFREY'S LEDGE, eine Sandbank der Küſte des nordamerikaniſchen Freiſtaates Maine gegenüber. Dieſe Bank hat eine bedeutende Ausdehnung und erſtreckt ſich in der Richtung von Nordoſten nach Südweſten zwiſchen 42° 40′ und 43° 37′ 30″ nördl. Br. und zwiſchen 68° 52′ 30″ und 69° 45′ weſtl. L. von Greenwich. (*J. C. Schmidt*.)

JEFREMOW, eine von Peter I. angelegte Kreisſtadt in dem ruſſiſchen Gouvernement Tula, an der in den Don fallenden Metſcha. Sie hat 410 meiſtens mit Stroh und Schindeln gedeckte Häuſer, 7 Kirchen und 2600 Einwohner, welche größtentheils Ackerbau treiben. (*J. C. Petri*.)

Jega (Geogr.), ſ. Jeja.

Jegarma (Geogr.), ſ. Ikarma.

JEGAR SAHADUTA (1 Moſ. 31, 47), „Hügel oder Steinhaufen des Zeugniſſes," ſo nannte Laban den Haufen von Denkſteinen, welchen bei ſeiner Trennung von Jacob dieſer Gal-ed (Gilead) „Hügel des Zeugniſſes" nannte. (*F. G. Crome*.)

Jegenstorf, ſ. Jegistorf.

JEGENYE, auch Legyie, teutſch Tannendorf, ein zur Herrſchaft Kolos-Monoſtor gehöriges Dorf im obern Kreiſe und bácſer (batſcher) Gerichtsſtuhle der koloſcher Geſpanſchaft im Großfürſtenthume Siebenbürgen, im Gebirge, zu beiden Seiten eines raſchen Baches, von Magyaren bewohnt, mit einer eigenen katholiſchen Kirche und einer Schule. Nahe bei demſelben befindet ſich eine vortreffliche kalte alkaliſirende kohlenſaure Mineralquelle, welche zur Heilung von Hautkrankheiten für Menſchen und Thiere ſehr wirkſam iſt. Auch wird das Waſſer derſelben zum Bleichen der Leinwand verwendet, welche dadurch ſchnell eine vorzügliche Weiße erhält. (*Benigni* und *G. F. Schreiner*.)

JEGHER (Christoph), ein ſehr berühmter Künſtler in der Holz- und Formenſchneidekunſt, geboren in Teutſchland 1596, geſtorben in den Niederlanden 1670 [1]). Von ſeinen frühern Lebensverhältniſſen iſt ſehr wenig bekannt, man weiß nur ſo viel, daß er gegen 1620 ſich in Antwerpen niederließ. Hier war es, wo der berühmte Peter Paul Rubens, welcher zugleich eine treffliche Schule von Kupferſtechern, wie Dr. Pontius, Dr. Vorſterman, Dr. Bolswert u. A. bildete, das Talent des in Holz ſchneidenden Künſtlers aufmunterte, indem er ihn vieles nach ſeinen Zeichnungen in Holz ſchneiden ließ und ſeine Arbeiten ſehr begünſtigte, weil er ſah, daß er den Maler mit aller Treue wiederzugeben wußte. Jegher's Blätter zeigen eine beſondere Feſtigkeit in den Umriſſen und ſehr kühnen Lagen in den Schraffirungen, übrigens iſt das Ganze mit beſonnenem Geiſte und gutem Ausdruck gearbeitet, wodurch er ſich wirklich als ein vorzüglicher Künſtler zeigte. Mehre ſeiner Platten, worunter bedeutende große Blätter nach Rubens, ſind auch im Helldunkel (mit mehren Platten, wo eine die Hauptſchatten und äußere Formen und Schraffirungen, eine zweite die halben Töne und die erſcheinenden Lichter, auch eine dritte oder vierte verſchiedene untergeordnete Töne zeigt) [2]), gedruckt; jedoch dürften ſie zu den Seltenheiten gehören. Die beſten Abdrücke davon ſind die, welche mit Rubens' Namen als Verleger angezeigt ſind; auf den ſpätern Drucken, die nach Rubens' Tode erſchienen, fehlt deſſen Name gänzlich und befindet ſich dafür blos der von Jegher. Als vorzügliche Blätter nach Rubens dürfen beſonders gerechnet werden: 1) Büſte eines bärtigen Mannes, kl. Fol.; 2) Suſanna und die beiden Alten, ſ. gr. qu. Fol.; 3) Ruhe auf der Flucht nach Ägypten, ſ. gr. qu. Fol., als ſehr ſelten in gutem Druck; 4) Jeſus und Johannes ſpielen mit einem Lamme, qu. Fol.; 5) Krönung der Maria, dit.; 6) ein trunkener Silen von zwei Satyrn geführt, gr. Fol., vorzüglich ausdrucksvolles Blatt; 7) der Liebesgarten, eine der ſchönſten Compoſitionen von Rubens, da er in dieſen Gegenſtand

1) Heller ſagt: geboren 1578, geſtorben 1660. 2) In welcher Art früher Hugo da Carpi, Andreani, N. Vicentino, Dürer, Burgkmair und Andere vieles Merkwürdige lieferten; Hugo da Carpi und Ulrich Pilgrim betrachtet man als die erſten, welche in dieſer Art arbeiteten. Vgl. d. Art. Holzschneidekunst.

Digitized by Google

die Bildniſſe von ſich, ſeiner erſten und zweiten Gattin, des von van Dyk und andern guten Künſtlern, auf höchſt ſinnreiche Art darſtellte [3]), ſ. gr. qu. Fol. (*Frenzel.*)

JEGING, ein Dorf im Diſtrictscommiſſariate und Landgerichte Friedburg, im Innviertel des Erzherzogthums Öſterreich ob der Ens, ganz einſam gelegen, einerſeits vom Mattichfluſſe, und andererſeits von hohem Gebirge beſchränkt, 29 Poſtſtunden weſtſüdweſtlich von Linz, eine halbe Stunde öſtlich von Kirchberg und 1½ Stunde vom Mattſee entfernt, am linken Ufer des Mattichfluſſes, mit einer alten, zum Dekanate Piſchelsdorf der biſchöflichen Diöceſe Linz gehörigen katholiſchen Pfarre, welche von einem Prieſter beſorgt wird und nach dem Diöceſanſchematismus für das J. 1835 in ſieben eingepfarrten Ortſchaften und 90 Häuſern 380 Seelen zählte, einer katholiſchen Kirche zum heil. Stephan und einer Schule, welche unter dem landesfürſtlichen Patronatsrechte ſtehen. Die nächſte Poſtſtation iſt Mattighofen. Das Dorf gehört mehren Dominien. In alten Beſchreibungen kommt Itinga ſtatt dieſes Pfarrortes vor. (*Schreiner.*)

JEGISTORF, JEGENSTORF, großes und ſchönes Pfarrdorf zwei Stunden von Bern, an der Straße nach Solothurn, mit 600 Seelen; zur nämlichen Pfarre gehören aber noch zehn Ortſchaften mit einer Bevölkerung von 2000 Seelen. Die Gegend iſt fruchtbar und gut angebaut, ſodaß viel Wohlſtand herrſcht, obgleich Jegistorf mehre Male durch große Feuersbrünſte gelitten hat. Die Edlen dieſes Namens werden ſchon gegen Ende des 12. Jahrh. urkundlich erwähnt, und waren nachher Bürger zu Bern. Nach ihrem Erlöſchen kam das Schloß mit den dazu gehörigen Vogteirechten über das Dorf in verſchiedene Hände. Das jetzige Schloß wurde vor ungefähr hundert Jahren erbaut, und zeichnet ſich durch ſchöne Gartenanlagen aus. Seit der Staatsumwälzung 1798 hat, wie überall in der Schweiz, die Patrimonialgerichtsbarkeit aufgehört. In dem großen Bauernaufſtande 1653 wurde das Dorf von den Truppen der Regierung eingenommen und geplündert. (*Escher.*)

JEGORJEWSK, Kreis und Stadt im Gouvernement Rjäſan des europäiſchen Rußlands, öſtlich an Moskau grenzend. Er wird von mehren kleinen Flüſſen bewäſſert und hat viele größere und kleinere Landſeen, weitläufige Waldungen und Moräſte. Der Ackerbau iſt unbeträchtlich, blos Flachs und Hanf gerathen gut. Die Viehzucht iſt ebenfalls von geringem Belange. Die Einwohner nähren ſich daher meiſtens von den Erzeugniſſen der Waldcultur, der Garnſpinnerei und Linnenweberei. Die kleine gleichnamige Kreisſtadt an der Gusliza hat etwas über 100 Häuſer, eine Kirche und 550 Einwohner, die noch meiſtens blos ländliche Gewerbe treiben. (*J. C. Petri.*)

JEGUN, kleine Stadt und Cantonshauport im Aerondiſſement Auch, des franzöſiſchen Departements des Gers. Sie liegt am Fluſſe Louſtere und zählt 2200 Einwohner. In ihrer Nähe ſind Marmorbrüche. (*Klaehn.*)

JEHANABAD (Jehenabad), 1) Stadt Vorderindiens in dem Staate des Maha Raja Sindia, in der Provinz Kandeſh und im gleichnamigen Diſtricte unter 21° 18′ nördl. Br. und 76° 21′ öſtl. L. gelegen. 2) Stadt Vorderindiens in der Provinz und dem gleichnamigen Diſtricte Bahar, 6½ teutſche Meilen ſüdweſtlich von der großen Provinzialhauptſtadt Patna, unter 25° 13′ nördl. Br. und 82° 5′ öſtl. L. gelegen. Außer dieſen beiden Städten gibt es in Oſtindien noch mehre ganz unbedeutende Orte dieſes Namens, welche ihren Namen von dem berühmten Jehan Khan angenommen haben ſollen. (*J. C. Schmidt.*)

JEHASIEL, genauer nach dem Hebräiſchen Jachasiel (יַחֲזִיאֵל, der Gott anſchauet), Name einiger bibliſchen Perſonen, darunter bemerkenswerth ein Prophet zur Zeit des Königs Joſaphat (2 Chron. 20, 14). (*A. G. Hoffmann.*)

Jehazbore, Jehazpoor (Geogr.), ſ. Jagepoor.

Jehenabad, ſ. Jehanabad.

Jehiskia, ſ. Ezechias.

Jehoahas, Jehoahaz, ſ. Joahas.

Jehoasch, ſ. Joas.

Jehojada, ſ. Jojada.

Jehojakim, ſ. Jojakim.

JE-HOL [1]) (Dsche-hol, Je-ho, Je-ho-eul, Schu-pi-schan-tschang [2]), Dschecho), kaiſerl. chineſiſche Sommerreſidenz und einſt Lieblingsort des Kaiſers Khien-long, welcher hier 1793 die britiſche Geſandtſchaft unter Lord Macartney empfing, liegt unter 40° 3′ 36″ (nach Capt. Pariſh unter 41° 58′) nördl. Br. und 132° 37′ 30″ öſtl. Länge im Norden der großen Mauer und in der zur Scharramongolei, als deren Hauptort Je-hol — Stadt kann man nicht wohl ſagen, da ſich nur wenige elende Hütten in krummen Straßen hier finden, — betrachtet wird, gehörigen Provinz Kortſchin. Die zahlreichen, nach chineſiſchem Geſchmacke prachtvoll eingerichteten und mit ſehr reichen, aber geiſt- und geſchmacklos veranſtalteten Kunſtſammlungen verſehenen Paläſte mit ihren Menagerien, Gärten, Wäldern, Seen und Waſſerfällen, ſowie die dazu gehörigen Mandarinenpaläſte und Lamatempel, unter denen der Putala, welcher mit goldenen Ziegeln gedeckt ſein ſoll, der allerheiligſte iſt, nehmen faſt das ganze gleichnamige Thal, welches ein Theil des Lan-hothales iſt, mit ſeinen Verzweigungen ein. Die Reſidenz wurde im J. 1703 nach dem Plane des Palaſtes zu Peking für den Kaiſer Kang-hi als Jagdſchloß angelegt, ſpäterhin aber ſehr vergrößert und verſchönert [3]). (*G. M. S. Fischer.*)

3) Später wurde dieſes Bild, von welchem in mehren Galerien Wiederholungen ſich befinden, ſo auch in der dresdener ein vorzügliches Bild, ſehr ſchön von Lempereur in Kupfer geſtochen; auch gibt es davon ein älteres geſtochenes Blatt aus Rubens' Schule mit dem Titel: Venus Lust-hof.

1) d. i. Sitz der lieblichen Kühlung. 2) Nach der chineſiſchen Reichsgeographie überſetzt von Klaproth in *Timkowski*, Voy. Tom. II. p. 281—284. Daher die Schreibart Dscecho bei Hüttner, Nachricht von der britiſchen Geſandtſchaftsreiſe durch China ꝛc. S. 52. 3) Ein Je-hol betreffendes Prachtwerk mit 36 in Kupfer geſtochenen Anſichten und einer Erläuterung in Verſen, iſt in Peking erſchienen. Vgl. Ritter's Erdkunde. 2. Th. S. 132—140. Mit Peking ſteht Jehol durch eine 30 teutſche Mei-

Jehoram, ſ. Joram.

Jehoschaphat, ſ. Josaphat.

JEHOVA (יְהוָֹה), in abgekürzter Form Jah (יָהּ), die in der Bibel oft vorkommende Bezeichnung des höchſten Weſens, welche nicht, wie der allgemeinere Ausdruck Gott, alſo das hebräiſche Eloah, Elohim (אֱלוֹהַּ, אֱלֹהִים) eine Anwendung auf die von Heiden verehrten Gottheiten zuließ, ſondern nur von dem einzigen wahren Gotte, welcher zugleich Schutzgott des hebräiſchen Volkes war, gebraucht werden konnte und durfte. Man hat alſo Jehova als einen Eigennamen zu betrachten. Bekanntlich hat dieſes Wort im hebräiſchen Originaltexte lediglich eine von dem Worte Adonai (אֲדֹנָי) entlehnte Vocaliſation, nur mit der Modification, daß das dem Buchſtaben Alef (א) entſprechende, aber dem Jod (י) weniger angemeſſene Chatef Patach (das kürzeſte a) nicht beibehalten, ſondern mit dem gewöhnlichen Schwa (dem kürzeſten e) vertauſcht wurde. Dieſe Herübernahme einer demſelben urſprünglich fremden Vocaliſation iſt unſtreitig blos durch die fromme Scheu veranlaßt, den eigentlichen Namen Gottes auszuſprechen. Aus gleicher Quelle ſtammt die Gewohnheit der Juden, Gott durch haschschem (הַשֵּׁם d. i. der Name) [1]) zu bezeichnen, und die der Samaritaner, durch Schima ([illegible]), was mit dem Hebräiſchen in der Bedeutung gleich iſt. Schon im A. T. ſelbſt zeigen ſich Spuren von dem Glauben, daß der göttliche Name zu heilig ſei, um von Menſchen ausgeſprochen zu werden (1 Moſ. 32, 30 [2]). Vgl. auch Joſ. 5, 14. 15. Richt. 13, 18), und in 2 Moſ. 20, 7 („du ſollſt den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht misbrauchen") fand die jüdiſche Exegeſe gegen das, was die Sitte unterſagte, ein förmliches Verbot, und rechnete das Erwähnen des göttlichen Namens zu der 3 Moſ. 24, 11 hart gerügten Gotteslästerung. Daher hat denn auch ſchon die alexandriniſche Verſion Jehova immer durch ὁ Κύριος überſetzt, was dem hebräiſchen Adonai genau entſpricht und drückt alſo dem Sinne nach daſſelbe aus, was der hebräiſch leſende Jude durch das von ihm für Jehova ſubſtituirte Wort andeutet.

Philo [3]) hält das „von den Theologen ſogenannte Tetragrammaton" Jehova gradezu für einen ſolchen Namen, *ὃ μόνοις τοῖς ὦτα καὶ γλῶτταν σοφίᾳ κεκαθαρμένοις θέμις ἀκούειν καὶ λέγειν ἐν ἁγίοις, ἄλλῳ δ᾽ οὐδενὶ τὸ παράπαν οὐδαμοῦ* [4]). Anderswo [5]) erklärt er den des Todes würdig, wer Gottes Namen zur Unzeit (*ἀκαίρως*) auszuſprechen wage, und ſucht dies Urtheil durch dieſe Schlußfolge zu rechtfertigen. Da ſchon die Menſchen, ſagt er, aus Achtung die eigentlichen Namen ihrer Ältern nicht gebrauchen, ſondern dieſe Vater und Mutter nennen, wodurch ſie den Empfang großer Wohlthaten bezeugen, und zugleich eine dankbare Geſinnung bethätigen: ſo läßt es ſich mit nichts entſchuldigen, wenn man den heiligſten Namen Gottes misbraucht, indem man ihn wie gewöhnliche Worte anwendet („*λόγων ἀναπλήρωμα ποιούμενοι*"). Auch Theodoret [6]) bemerkt vom Namen Jehova: *τοῦτο δὲ παρ᾽ Ἑβραίοις ἄφραστον ὀνομάζεται· ἀπείρηται γὰρ αὐτοῖς τοῦτο διὰ τῆς γλώττης προφέρειν.* Ähnlich Hieronymus zu Pſ. 8. Fl. Joſephus erzählt [7]), daß er über dieſen Namen ſich nicht öffentlich ausſprechen dürfe, obſchon er aus Prieſtergeſchlecht abſtammte [8]).

Wenn im bibliſchen Texte Adonai unmittelbar neben Jehova angetroffen wird, das letztere alſo füglich dann nicht ebenſo zu leſen war, erhielt letzteres in der Schrift die Vocaliſation von Elohim (יֱהוִֹה), und wird noch jetzt von den Juden Elohim ausgeſprochen.

Der alte Streit über die Ausſprache des Wortes Jehova [9]) iſt in der neuern Zeit faſt eingeſchlafen, weil er in den Augen der Gelehrten an Wichtigkeit verloren hatte. Man iſt darüber einverſtanden, daß durch die jüdiſche Ausſprache nur ein anderes Wort (im Keri) die Stelle des im Texte ſtehenden (des Chetibh) einnehme, welchem auch die Vocaliſation angehöre. Die Frage, wie der aus vier Buchſtaben beſtehende Name Gottes [10]) eigentlich laute, gilt faſt nur noch als eine hiſtoriſch-philologiſche Curioſität. Viele glaubten, Jahvo (יַהְוֹה) ſei die richtige Ausſprache, und zwar mit Berufung auf die Nachricht der Alten, daß der Gott der Hebräer Jao [11]) heiße. Die

---

len lange Kunſtſtraße in Verbindung, welche blos für den Kaiſer beſtimmt iſt. Von drei zu drei Meilen ſtehen kaiſerliche Paläſte zur Aufnahme der hohen Reiſenden bereit. Ritter a. a. O. S. 133.

1) Auch mit dem Beiſatze hammeforasch (הַמְּפֹרָשׁ); vgl. darüber *Buxtorf*, Lexic. chald. talm. rabb. s. v. שֵׁם. 2) Auch Philo (De nominum mutatione in der Ausg. ſeiner Werke edit. Francof. p. 1046) verſteht dieſe Stelle ſchon ſo, daß Gott ſeinen eigenthümlichen Namen abſichtlich nicht mittheile. 3) De vita Mosis L. III. (p. 670. ed. Francof.). 4) *Mercurius Trismegistus* ſagt in ähnlichem Sinne: *Ἔστι γὰρ ὁ ὢν ἀνώνυμος*, und über die Deutung des Namens: *οὗ τὸ ὄνομα οὐ δύναται ἀνθρωπίνῳ στόματι λαληθῆναι.* 5) a. a. O. S. 684.

6) Quaest. in Exod. XV. (Opp. T. I. p. 133. ed. *Schulze*). 7) Antiquitt. Judd. L. II. cap. 12. §. 4. 8) Vgl. auch Talmud, Tract. Sanhedrin, cap. 7. §. 5. *Maimonides*, Moreh nebochim, T. I. cap. 62. p. 111. 9) Einige der früherhin darüber erſchienenen Schriftchen hat Hadr. Reland unter d. Titel: Decas exercitationum philologicarum de vera pronuntiatione nominis Jehova, wieder zuſammen abdrucken laſſen, mit einer Vorrede begleitet und die Gründe für und wider zwar kurz, aber doch recht überſichtlich angegeben (Traj. ad Rhen. 1707). Zu Gunſten der Ausſprache des Wortes durch Jehova ſind die Abhandlungen von Fuller, Gataker und Leusden, während Druſius, Amama, Cappelle, Buxtorf und Alting die Ausſpeache Adonai vertheidigen. Die letztere Anſicht erklärt auch Reland in der Vorrede für die ſeinige, findet es jedoch nicht grade tadelnswürdig, wenn Jemand die herkömmliche Weiſe der Ausſprache beibehalten wolle, zumal in der Predigt und beim Volksunterrichte. Unter den von Reland nicht aufgenommenen Schriften bemerke man Dan. Schwenter's oratio de sancto et magno nomine *τετραγραμμάτῳ*, Jehova (Norimb. 1608. 4.), welcher die Juden darüber hart tadelt, daß ſie Adonai ſtatt Jehova leſen. 10) שֵׁם שֶׁל אַרְבַּע אוֹתִיּוֹת bei den Juden, daher *τὸ Τετραγράμματον* im Griechiſchen und Lateiniſchen. Selbſt in die Sprache der Zauberei und Magie iſt dieſe letztere Benennung übergegangen. In Fauſt's Höllenzwang z. B. kehrt Tetragrammaton in den Beſchwörungsformeln oft wieder. 11) Diod. Sicul. (L. I. c. 94) hat *Ἰαώ*, und Theodoret (Quaest. in Exod. XV.) berichtet: *καλοῦσι δὲ αὐτὸ* (den Namen Gottes) *Σαμαρεῖται μὲν Ἰαβέ, Ἰουδαῖοι δὲ Ἀϊά* (Handſchriften haben auch *Ἰά*, nicht *Ἰαώ*). Nach Macrobius (Saturn. L. I. c. 18) hieß die Sonne auch *Ἰάω*. In der Lehre der Gnoſtiker kommt der Name

Analogie hätte dieſe Form im Allgemeinen wol (wie Jacob, יַעֲקֹב), aber bei einem auf He ausgehenden Stamme iſt ſie durchaus ungewöhnlich. Daher ziehen Andere [12]) es vor, das Wort Jahve (יַהְוֶה) zu leſen, worauf auch die ſamaritaniſche Pronuntiation hinweiſt. Die abgekürzten Formen Jahu (יָהוּ) und Jah (יָהּ) unterſtützen dieſe Vermuthung. Die Vertheidiger der entgegengeſetzten Anſicht ſtützen ſich freilich mit einigem Schein auf die Abkürzung יְהוֹ und יוֹ, welche in vielen Nominibus propriis hervortritt (יְהוֹנָתָן, יוֹנָתָן Jonathan, יְהוֹיָדָע Jojada, יְהוֹיָכִין Jojachin ꝛc.), wol auch auf die angebliche Verwandtſchaft mit dem lateiniſchen Jovis und Jupiter. Von dieſer Combination mit Jovis aber, als einer ganz unſichern und vielfach beſtrittenen, iſt völlig abzuſehen, und die abgekürzte Form Jĕho hat offenbar den Vocal o nur deswegen, weil ſie mit Waw ſchließt, alſo einem Buchſtaben, der wegen ſeiner Flüſſigkeit leicht in den Vocal o oder u übergehen konnte, keineswegs aber, weil das abzukürzende Wort auf o ausging. Manche leſen auch Jihve, weil der Vocal i bei der hier angewendeten Verbalform der gewöhnliche iſt. J. D. Michaelis [13]) iſt für die Ausſprache Jehova, und betrachtet ſie als ſehr alt, wenigſtens viel früher entſtanden, als die von den Maſorethen den Conſonanten hinzugefügte Vocaliſation, weil ſchon in der Bibel eine damit übereinſtimmende Deutung gegeben werde. Aus der bibliſchen Erklärung läßt ſich aber natürlich auf die Ausſprache kein ſicherer Schluß machen; es läßt ſich Jahvo und Jahve damit vereinigen. Michaelis konnte mit dieſem Grunde nur die jüdiſche Ausſprache Adonai abweiſen.

Über die Bedeutung des göttlichen Namens Jehova (Jahvo, Jahve) äußert ſich 2 Moſ. 3, 14. 6, 3 ziemlich genau. Nachdem Gott aus dem brennenden Buſche die Befreiung ſeines Volkes aus der ägyptiſchen Dienſtbarkeit dem Moſes aufgetragen hat, und Moſes nach ſeinem Namen fragt, um dem Volke Rede ſtehen zu können, antwortet der erſtere: „ich bin, der ich ſein werde" (אֶהְיֶה אֲשֶׁר אֶהְיֶה, oder: „ich bin, der ich bin"), was Luther minder deutlich überſetzt: „ich werde ſein, der ich ſein werde," indem er das ſogenannte Futurum auch das erſte Mal von der Zukunft faßt.

Die erſtere Stelle wird zwar verſchieden erklärt [14]), aber darüber herrſcht kein Streit, daß die Deutung des Namens Jehova vom Verbo הָוָה (= הָיָה) ſein ausgehe [15]). Man hat demnach den Begriff des Seienden, alſo des Unveränderlichen und Ewigen, darin gefunden. Es wird zwar gegen die Ableitung eingewendet, daß ſie nur von einem erſt aus einer verwandten Sprache herbeigezogenen Worte ausgehe [16]), und daß der Name ein fremdartiges und ausländiſches Gepräge habe [17]). Indeſſen möge es ſich damit verhalten, wie es wolle; jedenfalls verband man damals, als der Pentateuch in ſeiner jetzigen Geſtalt entſtand, mit dieſer Bezeichnung Gottes den erwähnten Begriff. Darauf ſpielt auch Hoſ. 12, 6 an, und Offenb. 1, 4. 8 iſt das *ὁ ὤν, καὶ ὁ ἦν καὶ ὁ ἐρχόμενος* offenbar nachbildende Ausdeutung der Stelle in 2 B. Moſe's. Verglichen hat man damit die von Plutarch [18]) erwähnte Inſchrift im Tempel zu Saïs: *ἐγώ εἰμι πᾶν τὸ γεγονὸς καὶ ὂν καὶ ἐσόμενον, καὶ τὸν ἐμὸν πέπλον οὐδείς πω θνητὸς ἀπεκάλυψεν* [19]), ohne jedoch allemal zugleich einen hiſtoriſchen Zuſammenhang vorauszuſetzen oder dadurch begründen zu wollen. Wenn man einen fremdartigen Urſprung des Namens Jehova vermuthete, wendete man nämlich den Blick vorzüglich nach Ägypten, jedoch auch nach Phönizien und Indien. Es gebricht dieſen Hypotheſen aber an einer ſichern Grundlage, weshalb ſie auch neuerdings ſehr lebhaft bekämpft wurden [20]) und zwar, wie es ſcheint, nicht ohne Glück [21]). Doch waren für ſie manche Stimmen von nicht geringem Anſehen; unter den neueſten Vertheidigern derſelben iſt A. Th. Hartmann zu nennen [22]), desgleichen gewiſſermaßen Vatke [23]). Aber v. Cölln [24]) erklärt es am ſicherſten, „bei der in der hebräiſchen Überlieferung gegebenen Ableitung des hebräiſchen Eigennamens der Gottheit aus einem hebräiſchen Stamme ſtehen zu bleiben" [25]). Mit Umſicht erklärt ſich v. Cölln [26]) über den in Jehova niedergelegten Begriff.

Jao ebenfalls vor (cf. *Irenaeus* advers. haeres. L. I. c. 34. p. 109. ed. *Grabe*), und ſteht auch auf den Gemmen der Baſilidianer. Abweichend iſt die Form *Ἰευώ*, welche Euſebius (de praeparat. evangel. L. I. c. 9. p. 31. ed. Colon. 1688. fol.) aus Philo Byblius entnommen hat, aber wenigſtens der Laut der letzten Sylbe (nämlich o) deutet doch auf Jao.

12) Z. B. Geſenius im Wörterb., und Ewald in ſeiner Überſetzung der poetiſchen Bücher des A. T. 13) Supplement. ad lex. hebr. P. II. p. 524 sq. und Moſ. Recht. Th. 5. §. 251. 14) Cf. *Rosenmuelleri* Scholia in Exod. p. 55 (ed. 3). 15) Eigenthümlich, aber auch nicht haltbar, iſt die Meinung von H. E. G. Paulus (Aufklärende Beiträge zur Dogmen-, Kirchen- und Religionsgeſch. 2. Ausg. S. 83), daß יַהְוֶה ein nach der Form der Verba ל״ה gebildetes Piel ſei und bedeute: is qui esse facit et faciet.

16) Ewald, Die Compoſit. der Geneſis unterſ. S. 10. 17) P. v. Bohlen, Die Geneſis hiſtoriſch-krit. erläutert. S. CIII. 18) De Iside et Osiride. c. 9. (Opp. moral. ed. *Reiske*. Tom. VII. p. 396). 19) So z. B. ſchon J. D. Michaelis in dem Supplem. ad lex. hebr. s. v. יְהוָֹה. 20) In Tholuck's literar. Anzeiger. 1832. Nr. 28—30: über die Hypotheſe des Urſprunges des Namens Jehova aus Ägypten oder aus Indien, und v. Hengſtenberg (Die Authentie des Pentateuchs erwieſen. 1. Bd. S. 204 fg.). 21) Vatke, Die bibl. Theol. wiſſ. dargeſtellt. 1. Th. S. 669 und ſein Urtheil über die in Tholuck's lit. Anz. befindliche Abhandlung in den Jahrb. für wiſſenſchaftl. Krit. 1837. 1. Bd. Nr. 119. S. 146. 22) Hiſtoriſch-krit. Forſchungen über die Bildung, das Zeitalter und den Plan der fünf Bücher Moſe's. S. 156; dagegen entſcheidet ſich v. Bohlen (Erklär. der Geneſis. S. CII fg.) nicht, iſt aber der Hypotheſe günſtig. 23) Bibl. Theol. 1. Bd. S. 670: „Ägypten verliert ſomit ſeine nähern Anſprüche an die Originalität der hebräiſchen Inſtitute und des Gottesnamens; die Wahrſcheinlichkeit, daß der letztere von Außen oder aus einem frühern Zuſammenhange der Hebräer mit andern aſiatiſchen Völkern überliefert ſei, bleibt jedoch, da ſie hauptſächlich auf der Form dieſes Namens beruht." 24) Bibl. Theol. 1. Bd. S. 102. 25) S. 63 ſeines Werkes iſt damit nicht in entſchiedenem Widerſpruche, wie es in den Jahrb. für wiſſenſchaftl. Kritik, 1837. 1. Bd. Nr. 119. S. 945. 946 genommen werden will. Denn hier vermuthet v. Cölln nur, daß die ägyptiſche Prieſterreligion nicht weit von der Idee des Monotheismus war, und dazu dienen konnte, dieſelbe bei Moſes zu wecken. Dagegen entſcheidet er hier über den Urſprung des Namens Jehova gar nicht. 26) a. a. O. S. 100 fg.

Digitized by Google

„Der Name Jave,“ ſagt er, „bezeichnet eigentlich den Seienden für die Folgezeit, den, welcher jederzeit iſt und ſein wird. Durch den Namen ſchon ſollte das Weſen Gottes als ein wahrhaft beſtändig Seiendes (τὸ ὄν, τὸ ὄντως ὄν) bezeichnet werden. Daß dieſer Begriff des göttlichen Weſens auch wirklich der herrſchende war, ergibt ſich daraus, daß man den falſchen Göttern im Gegenſatze zu Jehova Namen beilegte, welche die Vorſtellung des Nicht-Seins oder eines blos ſcheinbaren Seins ausdrücken. Von dieſer Art ſind die ganz gewöhnlichen Bezeichnungen der fremden Gottheiten, wie אֱלִילִים Nichtigkeiten, הֲבָלִים Wahnweſen.“ Dagegen iſt die 2 Moſ. gegebene Erklärung des Namens Jehova einigen Gelehrten für die frühere Zeit zu abſtract erſchienen. „Der Gott der Hebräer,“ ſagt de Wette [27]), „iſt ein individueller Gott, erſt durch den ſpätern Propheten und Dichter hat er jene philoſophiſche Allgemeinheit erhalten, die den Übergang vom Hebraismus zum Chriſtenthume bezeichnet.“ Minder beſtimmt äußert ſich A. Th. Hartmann [28]); dagegen tritt P. v. Bohlen [29]) de Wette's Meinung ganz bei. Vatke iſt überzeugt, daß die Grundform des Namens Jehova ausländiſch ſein möge [30]) und die urſprünglich damit verbunden geweſene Vorſtellung nicht der ſpätere hebräiſche Monotheismus geweſen, „ſondern eine Anſchauungsform, welche noch dem Boden der Naturreligion angehörte, obgleich höher, als die gewöhnliche kanaanitiſche Form derſelben, nämlich die Vorſtellung eines höchſten Gottes in der ſinnlichen Erſcheinung des Lichtes oder des lichten Äthers, des Himmels, der natürlichen Idealität, über die einzelnen Erſcheinungsformen, namentlich Sonne, Mond, Planeten und Sterne, erhaben, ohne ſie jedoch von dem Begriff der Gottheit auszuſchließen“ [31]). Er bezeichnet es auch als etwas Feſtes und Sicheres, „daß der hebräiſche Monotheismus mit dem Namen Jehova den Hebräern nicht von Außen überliefert iſt“ [32]), und in der vormoſaiſchen Zeit müſſe man „nach der allgemeinen Analogie ſtufenweiſer Entwickelung vom Natürlichen zum Geiſtigen vermuthen, daß die Vorſtellung vom höchſten Gotte noch enger an die ſinnliche Erſcheinung gekettet war, als ſpäter.“

Da das höchſte Weſen im A. T. bald Jehova, bald Elohim, zuweilen Jehova Elohim (in der Lutheriſchen Überſetzung Gott der Herr) genannt iſt, ſo entſtand die Frage: findet ein Unterſchied zwiſchen beiden Bezeichnungsarten ſtatt und welcher? Geſteigert wurde das Intereſſe an dieſer Frage, ſeitdem man anfing, nach dem Wechſel der Gottesnamen die Geneſis theils in Bruchſtücke zu zerlegen, theils als eine entweder ausſchließlich oder doch hauptſächlich aus zwei Urkunden entſtandene Schrift zu betrachten, von denen jede eine eigenthümliche Bezeichnung Gottes gehabt habe. Die Annahme dieſer beiden vermeintlichen Urſchriften (ebendaher Jehoviſt und Elohiſt, oder Jehova'surkunde und Elohims'urkunde genannt) ſtützte ſich freilich nicht blos auf dieſe merkwürdige Erſcheinung, doch hatte ſie ſich in der Unterſuchung, zumal Anfangs, ein großes Gewicht erworben. Manche halfen ſich leichten Kaufs über alle in dieſem Wechſel liegende Schwierigkeit hinweg, und gaben Machtſprüche ſtatt der Gründe. So heißt es noch in einer am Ende des vorigen Jahrh. erſchienenen anſpruchsvollen Erklärung von 1 Moſ. 1 fg. [33]): „Die verſchiedene Benennung Gottes bald durch אֱלֹהִים, bald durch יְהוָה אֱלֹהִים, bald durch יְהוָה allein, zeigt dem philoſophiſchen Forſcher die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes von Vielgöttern zu einem Obergotte, und von dieſem zu einem einzigen allmächtigen Schöpfer und Regierer der Welt.“ Es iſt hier nicht der Ort, in alle die verſchiedenen Deuteleien einzugehen, welche ein zum Theil übel angebrachter Scharfſinn auf dieſem Felde zu Tage gebracht hat, ſondern nur einige kürzlich zu berühren, welche entweder durch den von ihnen geübten Einfluß und durch die Auctorität, von welcher ſie ausgingen, oder auch nur durch ihre Sonderbarkeit Anſpruch darauf haben. In die letztere Claſſe gehört unſtreitig die Meinung von Sam. Dav. Luzzatto [34]), nach welcher das Wort Jehova aus zwei Interjectionen יָה oder יָהוּ, angeblich Zeichen der Freude, und הוֹ, vermeintlicher Ausruf des Schmerzes, zuſammengeſetzt ſei, ſodaß die Juden durch den Namen יְהוָֹה hätten anzeigen wollen, ihr Gott ſei der einzige Urheber des Glücks und Unglücks [35]). Nichts Beſſeres läßt ſich von M. H. Landauer's Verſuche ſagen [36]). Ihm zufolge bezeichnet Jehova das Sein und Wirken der Gottheit innerhalb der Dinge der Welt, die Kraft Gottes, welche ſich in die Werke der Schöpfung niederließ, ſie hält und belebt; Elohim dagegen das außer- und übernatürliche Sein und Walten der Gottheit. Durch den Plural Elohim ſollen drei Perſonalitäten unterſchieden werden: Macht, Weisheit und ſtrenge Gerechtigkeit (von welcher jedoch Liebe und Gnade nicht ausgeſchloſſen); „in dem aber, was von Elohim hervorgebracht, erhalten und wieder aufgelöſt wird, thront Jehova als Perſonalität der Güte und Treue, der Unveränderlichkeit und Beharrlichkeit“ [37]). Gegen ſolche Phantaſterei läßt

27) Kritik der israel. Geſch. S. 182. 28) Hiſtor.-krit. Forſchungen über die Bildung ꝛc. der Bücher Moſe's. S. 148. 29) Geneſis hiſtor.-krit. erklärt. S. CIII fg. 30) Die bibl. Theol. wiſſenſchaftl. dargeſt. S. 668. 31) a. a. O. S. 686. 32) a. a. O. S. 689.

33) Über die älteſten heiligen Semitiſchen Denkmäler, eine Abhandlung unſerer theologiſchen Routine entgegen, von K. Frz. Schwind (Straßb. 1792). S. 18. 34) In ſeinen Animadversionibus in Jesaiae vaticinia, welche vor *E. F. C. Rosenmuelleri* Schol. in V. T. in compendium redacta. Vol. II. abgedruckt ſind, zu Cap. 38, 11 (l. c. p. XXIV). 35) Es fällt daher auf, dieſe Erklärung von dem Beurtheiler in Röhr's krit. Pred. Bibl. 19. Bd. 1. Heft. S. 114 nicht unbedingt verworfen zu ſehen. 36) יְהוָֹה und אֱלֹהִים oder Begriff dieſer Gottesnamen bei den alten Hebräern, a) als Grund der Wahl dieſer Namen in den verſchiedenen Stücken und Verſen; b) als die Grundlage und theils als der Gegenſtand der Geſchichte; c) als der Gegenſtand der Symbolik und d) als die dogmatiſche Idee der meiſten Geſetze der Bücher Moſis. Verglichen mit den Vorſtellungen anderer Völker des alten Orients und der Lehre des Chriſtenthums (Stuttg. u. Augsb. 1836). Auch unt. d. Titel: Jehovah und Elohim, oder die althebräiſche Gotteslehre als Grundlage der Geſchichte, der Symbolik und der Geſetzgebung der Bücher Moſis. 37) Vgl.

man ſich immer lieber die einfachen, wenn auch nicht grade gründlich erwieſenen, Deutungen der Rabbinen gefallen, welche von Landauer als unrichtig verworfen werden [38]), z. B. daß Jehova den Nebenbegriff der Barmherzigkeit, und Elohim den der Gerechtigkeit enthalte, oder daß Elohim die Bezeichnung des natürlichen Wirkens, Jehova die des höhern, übernatürlichen Waltens der Gottheit ſei, oder in Berückſichtigung der Etymologie in Jehova vorzugsweiſe die Idee des Seins, in Elohim dagegen die Vorſtellung der Kraft liege, oder endlich auch wol mit Rückſicht auf den Umſtand, daß יהוה von den Juden nicht geleſen wird, Jehova die Gottheit in Bezug auf ihr inneres („unausgeſprochenes"), einiges Sein und Weſen anzeige, Elohim dagegen in Bezug auf den Ausdruck ihres innern Seins, auf die Mehrheit ihrer Kraftäußerungen. J. G. Haſſe [39]) findet den Schlüſſel für die Erklärung der beiden Gottesnamen in 2 Moſ. 20. Das Wort Elohim, ſagt er, bedeutet eine beſondere Gottheit außer Jehova, und iſt nomen proprium; Jehova, eigentlich der Ackergott, und daher nur den Ackerbau Treibenden (daher den Hebräern) günſtig, bildet den Gegenſatz zu Elohim, muß die andeen Götter ſtets befeinden und beſiegen. Die Verbindung beider Namen (Jehova Elohim) bezeichnet nach Haſſe, daß Jehova nach Elohim handele [40]). K. H. Sack [41]) beſtimmte das Verhältniß zwiſchen den beiden Bezeichnungsarten dahin, daß Elohim der allgemeinere, Jehova aber der ſpeciellere Name ſei, erſterer nur die Idee der Gottheit überhaupt nach ihrer Wirkſamkeit in der Natur ausdrücke, letzterer ſie aber, inſofern ſie ſich den Menſchen geoffenbart habe. Im Weſentlichen iſt dies auch die Anſicht von Mor. Drechsler [42]): „Elohim," heißt es hier, „iſt Nomen appellativum, Jehova dagegen Nomen proprium. — — Elohim iſt Gott im Gegenſatze zur Creatur, der ſelbſt Unerſchaffene, Alles Schaffende, Erhaltende und Regierende. — — Jehova iſt Gott, ſofern er aus freier Gnade, aus grundloſem Erbarmen ſich in die Sphäre des Creatürlichen herabläßt, — — Gott, ſofern er an dieſem oder jenem Orte, zu dieſer oder jener Zeit leiblich geſtaltet ſich offenbart und damit geſchichtliche Perſon wird." Dieſer Auffaſſung einigermaßen verwandt, aber unbefangener, iſt die von H. A. Ewald vorgeſchlagene, welche nicht ohne Grund mehr Berückſichtigung gefunden hat [43]). Beide Namen, behauptet Ewald, ſind nicht gleich an Urſprung und Gebrauch, ſondern Jehova iſt als Inbegriff der theokratiſchen Macht der den Israeliten ausſchließlich eigene Name für ihren individuellen Gott, Elohim dagegen das allgemeine und generelle Wort, der gemeinere und niedere Ausdruck für Gott überhaupt. Endlich nach Hengſtenberg [44]) muß der doppelte Name auch eine zwiefache Anſchauung von Gott zur Grundlage haben; Elohim iſt der allgemeinere, Jehova der tiefere und bezeichnendere; dort iſt die Analogie mit dem Heidenthume, hier die mit der Vollendung der Theokratie vorwiegend [45]).

Seit welcher Zeit dieſe beiden Namen bei den alten Hebräern in Gebrauch gekommen, darüber herrſchen verſchiedene Vorſtellungen. Die Unterſuchung geht hauptſächlich von 2 Moſ. 6, 3 aus, wo Gott ſagt, er ſei den Patriarchen Abraham, Iſaak und Jacob erſchienen, habe ihnen aber ſeinen Namen Jehova nicht offenbart. Es wird darin beſtimmt ausgeſprochen, hieß es, daß es eine Zeit gegeben habe, wo der wahre Gott unter einem andern Namen verehrt ſei [46]). Gewöhnlich folgerte man aus jener Äußerung in 2 Moſ., daß die Bezeichnung Gottes durch Jehova erſt im Moſaiſchen Zeitalter aufgekommen ſei; Hengſtenberg [47]) dagegen gibt ſich Mühe, dieſe Auffaſſung zu beſeitigen und zu zeigen, daß beide Namen immer neben einander beſtanden hätten. Die Stelle handele von einer thatſächlichen (nicht nominellen) Kundgebung Gottes als Jehova. „Der von der einen Seite Jehova war, war von der andern bisher noch immer Elohim geweſen; jetzt nahte ſich die große Kataſtrophe, wodurch Jehova-Elohim in Jehova verwandelt werden ſollte." Der Gegenſatz des frühern Nichtoffenbarens und des gegenwärtigen Offenbarens als Jehova, meint Hengſtenberg, dürfe nicht auch ſachlich als abſolut betrachtet werden, ſondern ſei „vielmehr aus der Beziehung auf die Empfindung zu erklären, der das Frühere hinter dem ſpätern unendlich Herrlicheren und Vollkommneren ſo zurücktritt, daß es ihr gar nicht vorhanden zu ſein ſcheint." Von den Kritikern, welche den Moſaiſchen Urſprung des Pentateuchs leugnen, haben Manche dieſe Bemerkung 2 Moſ. 6, 3 nicht als ein genaues hiſtoriſches Zeugniß betrachtet, und demgemäß ſich nach andern geſchichtlichen Spuren umgeſehen, welche auf die Einführung des Wortes Jehova hinweiſen dürften. Ein ſicheres, oder auch nur in weiten Kreiſen beifällig aufgenommenes Reſultat haben dieſe Forſchungen zur Zeit nicht zu geben vermocht, wie die Natur des Gegenſtandes und die Beſchaffenheit der zu benutzenden Quellen dies mit ſich bringen. A. Th. Hartmann [48]), dem ſich v. Bohlen [49]) anzuſchließen geneigt iſt, hegt die Meinung, daß der Name Jehova früheſtens in David's Zeitalter in

die kurze, aber treffende Kritik in Gersdorf's Repertor. der geſammten teutſchen Literatur. 11. Bd. 4. Heft. S. 310 fg.

38) In der Schrift: Jehova und Elohim ꝛc. S. VIII fg. 39) Entdeckungen im Felde der älteſten Erd- und Menſchengeſch. 2. Th. S. 219 fg. 40) Vgl. die gute Widerlegung von H. A. Ewald in der Schrift: Die Compoſition der Geneſis kritiſch unterſucht. S. 101 fg. 41) De usu nominum Dei אלהים et יהוה in libro Geneseos in den Commentationes ad theolog. histor. (Bonn. 1821) und Apologetik. S. 157 fg. 42) Die Einheit und Echtheit der Geneſis. S. 10 fg. 43) Vgl. Compoſit. der Geneſis. S. 17 fg.

44) Die Authentie des Pentateuchs erwieſen. 1. Bd. S. 262 fg., beſonders S. 285. 45) Nach Br. Bauer in der Zeitſchr. für ſpecul. Theol. 2. Bd. 2. Heft. S. 454 „muß der tiefe Gehalt dieſer Bemerkungen von einigen Momenten befreit werden, die ſeine Wirkung weſentlich beſchränken möchten," und nach Tholuck's literar. Anz. 1836. Nr. 79 liegt in der Art und Weiſe, wie die Richtigkeit der Regel im Einzelnen nachgewieſen werden ſoll, etwas Beängſtigendes, auch wird daſelbſt dem Beweiſe die überzeugende Kraft abgeſprochen. 46) Vgl. z. B. Vatke's bibl. Theol. 1. Bd. S. 675. 47) a. a. O. S. 287 fg. 48) Hiſtor.-krit. Forſchungen über die Bildung ꝛc. der fünf Bücher Moſe. S. 157. 49) Die Geneſis hiſtor.-krit. erklärt. S. CIV.

den religiöſen Sprachgebrauch der Hebräer verpflanzt worden ſei. (*A. G. Hoffmann.*)

Jehovablümchen, ſ. Saxifraga (umbrosa und punctata).

JEHOVAMÜNZEN. Man bezeichnet mit dem Namen Jehovamünzen insgemein alle diejenigen Münzen und Medaillen, auf welchen ſich das gewöhnlich ſtrahlende Wort: יהוה, Jehova, theils allein, theils in Verbindung mit dem Worte Jeſus [1]), oft auch mit darauf Bezug habenden Denkſprüchen findet [2]); und da dies vorzüglich bei vielen Thalern der Fall iſt, ſo hat man dieſe unter dem Namen Jehovathaler in eine eigene Claſſe gebracht. Es laſſen ſich aber dieſe wieder in drei Claſſen zerfallen, nämlich a) in ſolche, welche keine andere Beſtimmung hatten, als gleich dem übrigen Gelde Handel und Wandel zu befördern, b) in ſolche, welche außer dieſer Beſtimmung noch die hatten, irgend eine mehr oder minder wichtige Begebenheit auf die Nachwelt zu bringen, c) in ſolche, bei welchen die letztere Beſtimmung die einzige war, daher ſie auch oft nichts mit dem Thaler gemein haben, als Werth und Geſtalt [3]). Als Typus der erſten Claſſe mag ein ſchwediſcher Jehovathaler dienen. Er ſtellt den König auf dem Avers in ganzer Geſtalt, geharniſcht und gekrönt, im Talar mit Schwert und Reichsapfel dar. Über dem Haupte das Wort Jehova. Zu den Füßen drei Wappenſchildchen und ein Tiſch mit dem Scepter und einem Schlüſſel. Umſchrift: CAROLVS IX. D. G. GOTHOR. VANDALOR. ꝛc. REX. Revers: Der Heiland, daneben die Jahrzahl 1610. Umſchrift: SALVATOR. MVNDI. SALVA. NOS. Von Außen: IEHOVAH. SOLATIVM. MEVM. Madai nr. 210. Zum Typus der zweiten Claſſe mag dienen ein Sterbethaler des Landgrafen Wilhelm von Heſſen, Avers. Umſchrift: WILHELMg V. DICTg. CONSTANS. HASSIAE. LANDGRAVIg. Inwendig in neun Zeilen: NATVS XIV. FEBRVARI AN. MDCII. MORT: XXI. SEPTEMB. AN. MDCXXXVII. REGNAvit ANNOS X. MEN.ses. VI. D.ies IV. VIXIT ANN. XXXV. MENSES. VII. D. VII. G. K. Revers: Der Jehovaname im Strahlenkranze, darunter ein unter Sturm und Hagel vom Blitz getroffener Weidenbaum, in der Ferne eine Stadt. Umſchrift: VNO. VOLENTE HVMILIS LEVABOR. Madai nr. 1253. Als Typus der dritten Claſſe eine holländiſche doppelthalerförmige Münze, welche auf die Zerſtörung der ſogenannten unüberwindlichen Flotte geprägt wurde. Avers: Eine auf einem Felſen erbaute, von Sturm und Wellen beſtürmte Kirche. Darunter das gekrönte naſſau-oraniſche Wappen. Umſchrift: ALLIDOR. NON. LAEDOR. Der Revers, Umſchrift: FLAVIT. יהוה. ET. DISSIPATI. SVNT. 1588. Madai nr. 4681. Wir bemerken hier nur noch, indem wir auf d. Art. Medaillen und Thaler verweiſen, daß die Zahl der Jehovathaler nicht unbedeutend iſt, da wir außer den ſchwediſchen [4]), heſſiſchen [5]) und holländiſchen auch däniſche, kurfürſtlich und herzoglich ſächſiſche, fürſtlich anhaltiniſche, braunſchweig-lüneburgiſche, gräflich gronsfeldiſche und ſtolbergiſche, ſowie ſtädtiſch erfurter, baſeler, danziger, genfer, nürnberger, thorner ꝛc. Jehovathaler jeder Art beſitzen. Man vgl. hierüber Madai's vollſtändiges Thalercabinet, Köhler's hiſtoriſche Münzbeluſtigung, Jacob's Sammlung verſchiedener merkwürdiger, rarer und anderer Thaler, Joachim's neueröffnetes Münzcabinet und andere. (*G. M. S. Fischer.*)

Jehovathaler, ſ. Jehovamünzen und Thaler.

JEHU (יהוא), Name einiger bibliſchen Perſonen, unter welchen jedoch nur zwei hiſtoriſch intereſſant ſind.

1) Jehu, der zehnte König des Reiches Israel, Nachfolger des Joram (2 Kön. 9, 14). Sein Vater hieß Joſaphat und ſein Großvater Nimſi *); doch iſt von Beiden weiter nichts bekannt. Nach 1 Kön. 19, 16 ſollte ſchon der Prophet Elias während Ahab's Regierung ihn zum Könige ſalben, damit durch ihn die der Abgötterei ganz ergebene Familie Ahab's vom Throne verdrängt würde, allein nach 2 Kön. 9, 1 fg. geſchah die Salbung erſt durch einen Propheten, welchen Eliſa damit beauftragte, und zwar während der König Joram, Ahab's Sohn, an ſeinen Wunden zu Jeſreel krank lag. Jehu war damals Befehlshaber in dem israelitiſchen Heere, und ſtand mit demſelben vor Ramoth in Gilead. Er hatte bei den Kriegern unſtreitig viel Anſehen und Einfluß gehabt; denn er wurde ſogleich anerkannt, als er das Vorgefallene mittheilte. Ehe aber irgend eine Kunde davon zu dem Könige gelangen konnte, eilte er mit einer Truppenabtheilung nach Jeſreel. Der König, welcher nicht erfahren konnte, was es mit dem anrückenden Zuge für eine Bewandtniß habe, fuhr demſelben entgegen in Begleitung

1) Madai nr. 1437. 2) Solche Denkſprüche ſind: Jehova solatium oder vexillum meum, Jehova sors mea. Jehova volente humilis levabor ꝛc. 3) Wegen dieſer hiſtoriſchen Beziehung werden die beiden letzten Claſſen wieder in Geburts-, Tauf-, Hochzeit-, Ehe-, Sterbe-, Begräbniß-, Kriegs-, Siegs-, Belagerungs-, Eroberungs-, Friedens-, Krönungs-, Huldigungs-, Jagd-, Prämien-, Bergwerks- und ſo fort Thalee eingetheilt, oder wenigſtens zu dieſen gerechnet. Übrigens hat man, wenn wir nicht irren, in dem Königreiche Baiern die alte gute Sitte, die Thaler auch zu hiſtoriſchen Zwecken zu benutzen, wieder aufgenommen.

4) Schweden hat vielleicht die meiſten Geldjehovathaler geliefert. Sie wurden hier ſeit dem Interregnum (1598), wo man vielleicht, aus Mangel eines irdiſchen Königs an den himmliſchen zu denken mehr veranlaßt war, bis zum Tode Guſtav Adolf's ununterbrochen geprägt. Die Königin Chriſtina mochte ſich wol aus dem Jehova nicht viel machen, dahee ließ ſie ſeinen Namen auf ihren Münzen weg, was nachher blieb. 5) Wilhelm V., welcher überhaupt ſeinen Regierungsantritt durch Thaler von einem fünffachen Gepräge zu verherrlichen ſuchte, war dee Erſte, welcher in Heſſen Jehovathaler ſchlagen ließ. Die Veranlaſſung dazu ſoll folgende geweſen ſein. Als er ſich einſt auf einer Reiſe befand, ſchlug der Blitz in eine naheſtehende Weide — die Numismatiker ſind uneins, ob es nicht vielleicht eine Garbe oder ein Grashaufen geweſen ſei —, der Schreck warf das Pferd und ſomit auch ihn zu Boden. Als nun die herbeigeeilten Pagen ihn fragten, wie ſich der gnädigſte Herr befinde, antwortete ee: „Nicht unten, ſondern oben iſt dee gnädigſte Herr, durch deſſen Gnade ich und ihr noch das Leben habt." Madai 1. Th. S. 403. 2. Th. S. 423.

*) 1 Kön. 19, 16 heiſt er Nimſi's Sohn; nach der genauern Angabe 2 Kön. 9, 2. 16 ſteht Sohn offenbar in dieſer Stelle für Großſohn (Enkel). Auch 2 Kön. 9, 20 und 2 Chron. 22, 7 findet ſich derſelbe ungenauere Ausdruck.

des Königs Ahasja von Juda, fand indeſſen ſogleich beim Zuſammentreffen mit Jehu, daß dieſer nichts Gutes im Schilde führe, und ſuchte durch die Flucht der drohenden Gefahr zu entgehen. Allein Jehu traf ihn mit einem Pfeile durchs Herz; hierauf ließ dieſer den König Ahasja, ſeinen Freund (2 Chron. 22, 9), auch tödten, Jeſebel (Iſebel), Ahab's Witwe, aus dem Fenſter ſtürzen, und alle Nachkommen und Verwandte deſſelben umbringen, ebenſo die Prieſter des Baal, und den Tempel dieſes Götzen zu Samarien zerſtören (2 Kön. 9 und 10). Auffallend bleibt es bei dieſem Eifer Jehu's, daß er den Kälberdienſt zu Bethel und Dan beſtehen ließ (2 Kön. 10, 29. 31); wahrſcheinlich betrachtete er dieſen Cultus aus einem andern Geſichtspunkte, als die Propheten ſeiner Zeit und die bibliſchen Schriftſteller. Es war doch Verehrung Jehova's, wenn auch eine ungeſetzliche, welche er aber beibehalten zu müſſen glaubte, um ſeine Unterthanen von dem Beſuche des Heiligthums zu Jeruſalem abzuhalten, wodurch leicht Verbindung mit dem David'ſchen Hauſe hätte hergeſtellt werden können. Er regierte 28 Jahre (2 Kön. 10, 36), nach gewöhnlicher Beſtimmung vom J. 884—856 vor Chr. Geb., und ſtarb zu Samarien eines natürlichen Todes, worauf ſein Sohn Joahas in der Regierung folgte. Zu ſeiner Zeit hatte das Reich beſtändig mit Syrien zu kämpfen, und da es dabei nicht von Juda unterſtützt wurde, war der Kampf ſehr ungleich, und fiel zu Gunſten der Syrer aus, an deren Spitze der tapfere König Haſael focht. Das Land, welches Gad, Ruben und der halbe Stamm Manaſſe jenſeit des Jordan beſaßen, ging verloren, alſo Gilead und das herrliche Baſan (2 Kön. 10, 32 fg.).

2) **Jehu**, Hanani's Sohn, (nach 1 Kön. 16, 1. 7. 12) ein Prophet zur Zeit des Königs Baeſa von Iſrael, alſo ums J. 952 v. Chr. Geb. Die Chronik erwähnt unter dem Könige Joſaphat von Juda ebenfalls einen Propheten des Namens, der auch Hanani's Sohn heißt (2 Chron. 19, 1—3), und ſchreibt ihm auch ein Werk über die Geſchichte der hebräiſchen Könige zu (2 Chron. 20, 34). Man ſtreitet darüber, ob hier von derſelben Perſon die Rede ſei; wegen der weit aus einander liegenden Zeit möchte ich der Vermuthung den Vorzug geben, daß es zwei verſchiedene Propheten waren. (*A. G. Hoffmann.*)

JEHUD, Stadt in Paläſtina im Stamme Dan, Joſ. 19, 45. (*F. G. Crome.*)

Jehuda, ſ. Juda.

JEJA oder **Jega**, ein Fluß im Lande der tſchernomorskiſchen Koſaken, d. h. der Koſaken am ſchwarzen und aſowſchen Meere im europäiſchen Rußland, welcher nördlich längs der Grenze des Landes der doniſchen Koſaken ſtrömt, mehre kleine Flüſſe aufnimmt und durch einen nicht unbeträchtlichen Liman in den aſowſchen Meerbuſen fällt. (*J. C. Petri.*)

JEICHI, Porto d', ein in Sanitätshinſicht unter dem Sanitätsamte Voloſka ſtehender Hafen an der Oſtküſte Iſtriens im küſtenländiſchen Gouvernement des Königreichs Illyrien. Er wird durch eine kleine Bucht unterhalb des gleichnamigen Dorfes im nordweſtlichſten Winkel des quarneriſchen Buſens gebildet, der ein Theil des adriatiſchen Meeres iſt. Wegen der geringen Tiefe des Hafens können in denſelben nur kleine Barken einlaufen, und ſelbſt dieſe gerathen zuweilen auf den Grund. Das gleichnamige Dorf liegt im Bezirke Caſtua, heißt auch Iſchichi und befindet ſich zwiſchen den Ortſchaften Abazia und Ika, von der erſtern 2325 und von der letztern 400 öſterr. Straßenklaftern, deren 4000 auf eine öſterr. Straßenmeile gehen, entfernt. Durch daſſelbe geht der Saumweg von Porto Sellaſtino längs der öſtlichen Küſte Iſtriens bis Fianona. (*G. F. Schreiner.*)

Jejunum (Leerdarm), ſ. unt. Darm.

JEJURRY, Stadt Vorderindiens in der Provinz Aurungabad im Diſtrict Jooneer, liegt 5½ teutſche Meilen ſüdöſtlich von Poonah, der Hauptſtadt dieſes Diſtricts, unter 18° 16′ nördl. Br. und 74° 17′ öſtl. L. Dieſe Stadt iſt vorzüglich bemerkenswerth wegen ihres berühmten, dem Mahadewa (Siva, Schiwa) geweihten Tempels, der von ſchönen zugehauenen Steinen auf einem hohen Hügel in ſchöner Gegend erbaut iſt, von wo aus er einen wahrhaft majeſtätiſchen Anblick gewähren ſoll. Dieſer Tempel hat das bedeutende jährliche Einkommen von 40,000 Thalern C.-M., das ganz für den glänzenden Dienſt dieſes Gottes verwendet wird; denn man hält Elefanten und Pferde für dieſe Gottheit, wäſcht ſie täglich mit Roſeneſſenz und geheiligtem Gangeswaſſer, das zu dieſem Zwecke 200 teutſche Meilen weit aus dem Ganges hierher geſchafft wird, und unterhält eine Anſtalt, worin eine große Anzahl junger Mädchen zum Dienſte der Gottheit im Tanzen und in andern Künſten unterrichtet wird. Außerdem gibt es hier eine Menge Braminen und Bettler in Unzahl. Dieſer Platz iſt ein Lieblingsort der Maharatten, wo die bigotten und exaltirten Schwärmer aus dieſer Nation ſich einer Grauſen erregenden Ceremonie zur Abbüßung begangener Sünden unterziehen. Dieſe Ceremonien beſtehen darin, daß man dem Büßenden einen eiſernen Haken durch die fleiſchigen Theile des Rückens bohrt, ihn vermittels dieſes Hakens an einer Art von Schnellgalgen 20—50 Fuß hoch aufhängt, und dann den querliegenden, um eine eiſerne Achſe ſich drehenden Balken, an deſſen Ende der Büßende befeſtigt iſt, eine beſtimmte Zeit im Kreiſe umherſchwingt. (*J. C. Schmidt.*)

JEKABZEEL oder **Kabzeel**, Stadt in Paläſtina, im ſüdlichen Theile des Stammes Juda, an der Grenze von Idumäa (Joſ. 15, 21. 2 Sam. 23, 20. 1 Chron. 11, 22. Nehem. 11, 25). (*F. G. Crome.*)

Jekaterina, ſ. Katharina.

JEKATERINBURG oder **Jekaterinenburg** (Katharinenburg), die wichtige und befeſtigte Hauptſtadt der gleichnamigen Provinz im Gouvernement Perm im nördlichen Landſtriche des aſiatiſchen Rußlands, am Iſet und an der ſibiriſchen Heerſtraße (56° 50′ Br., 78½° L.), mitten im Uralgebirge. Sie ward auf Befehl Peter's I. im J. 1723 angelegt, regelmäßig erbaut, befeſtigt, und zu Ehren ſeiner Gemahlin, Katharina I., ſo benannt. Die Abſicht bei ihrer Erbauung war, in derſelben Kupfer und Eiſen zu ſchmelzen, Kupfermünze zu prägen und Geſchütz zu gießen. Sie hat 1200 Häuſer, 5 Kirchen, ein ſchö-

Digitized by Google

nes Münzhaus, in welchem jährlich 1—1¼, bisweilen auch 2 Millionen Kupfergeld geprägt wird, eine Bergwerksſchule, eine Bergdruckerei, eine teutſche Schule, mehre öffentliche Gebäude, Magazine, Fabrikhäuſer, einige Schloſſereien und Kleinſchmieden, eine Kanonen- und eine Eiſengießerei, eine Stahlhütte, eine Drahtzieherei, eine Steinſchleiferei, worin Marmor, Achat, Jaspis, Amethyſt ꝛc. verarbeitet wird, ferner faſt alle nöthigen Künſtler und Handwerker, und gegen 9000 Einwohner. Die Stadt iſt der Sitz eines Oberbergamts für alle Berg- und Hüttenwerke in Permien und Sibirien. Hier iſt auch eins der großen Kornmagazine des Reichs und ein Kaufhof eingerichtet. Weil die Heerſtraße nach Sibirien hier durch geht, ſo findet ein einträglicher Verkehr und überhaupt ein ſtarker Kram- und Productenhandel ſtatt, den zwei Jahrmärkte noch lebhafter machen. Die hieſigen Kaufleute ſind die zahlreichſten und wohlhabendſten in ganz Perm; ſie handeln hauptſächlich mit Getreide, Eiſen, Kupfer, Leder und Talg, auch mit etwas Pelzwerk. In der Nähe der Stadt iſt ein Goldhüttenwerk mit zwei Pochwerken und 18 Stempeln, in dem Umkreiſe der Stadt aber noch acht Goldhütten*), welche zuſammen 3600 Meiſterleute und 1255 beſtändige Arbeiter beſchäftigen, und jährlich gegen 20 Pud (à 40 Pfund) Gold liefern. Nicht weit davon iſt auch ein Sauerbrunnen, deſſen Waſſer zum Trinken und Baden benutzt wird. Der ganze katharinenburger Kreis iſt überhaupt an Gold-, Kupfer- und Eiſenerzen, buntem Marmor und verſchiedenen edlern Steinarten, als Topaſen, Amethyſten, Jaspis, Achat, Karneol, Serpentin, Malachiten u. a. m. überaus reich; auch fehlt es nicht an Ackerland, Wieſen und fiſchreichen Seen. Er enthält 28 Hütten, Sloboden und Dörfer mit Kirchen, 4 Kronhütten, 4 Goldwäſchereien, eine Stahlfabrik, 2 Sägemühlen, eine Privatkupferhütte, 15 Eiſenhütten ꝛc. S. Beſchreibung der Statthalterſchaft Perm, in Hermann's Beiträgen ꝛc. Bd. 3. Ökonom. Beſchreib. des permiſchen Gouvernements vom Staatsrath Moderach, 2 Th. 1809 (ruſſiſch geſchrieben). Georgi, geogr. Beſchreib. des ruſſ. Reichs, 2 Th. Heym, Encyklopädie des ruſſ. Reichs. Makinowitz, geogr. Wörterbuch des ruſſ. Reichs (ruſſ.). Pallas' Reiſen. Gmelin's Reiſen durch Sibirien ꝛc. Hermann's mineralog. Reiſen in Sibirien vom J. 1783—96. *(J. C. Petri.)*

JEKATERINODAR, eine neuangelegte Kreisſtadt in der Provinz der Koſaken am ſchwarzen Meere in dem ruſſiſchen Gouvernement Taurien, am Kuban, der Sitz eines Oberhaupts der Koſaken und des obern Militairgerichts der tſchernomorskiſchen Koſaken, mit zwei Kirchen und 3000 Einwohnern, die einige Gewerbe, etwas Landbau und Verkehr treiben. Der Ort ſelbſt hat bis jetzt noch wenig von dem Äußern einer Stadt. Die Wohnungen beſtehen aus großen, roh gebauten, hölzernen Hütten, die meiſtens weit aus einander liegen und mit Feldern und Gärten umgeben ſind. Die Luft iſt ungeſund und das Waſſer ſchlecht, der Boden dagegen ſehr fruchtbar. Man baut etwas Weizn, aber kaum hinreichendes Korn. *(J. C. Petri.)*

JEKATERINOGRAD (Katharinenstadt), eine kleine Feſtung in der aſiatiſch-ruſſiſchen Statthalterſchaft Kaukaſien, an der Malka, auf einer lehmigen Anhöhe, 5 Meilen weſtlich von Mosdok, und 257 Meilen von St. Petersburg, mit einer großen Koſakenſlobode (Vorſtadt), Graben, Wällen und einigen Batterien, eine Kirche und etwa 150 Mann Beſatzung. *(J: C. Petri.)*

JEKATERINOSLAW, eine ſeit dem J. 1784 auf Befehl der Kaiſerin Katharina II. neuorganiſirte Statthalterſchaft im ſüdlich europäiſchen Rußland, die ſich vom 46° 53′ bis zum 49° 28′ nördl. Br. und vom 51° 8′ bis zum 57° 19′ öſtl. L. erſtreckt, und den Namen von ihrer jetzigen Hauptſtadt erhalten hat. Sie grenzt nordweſtlich an Pultäwa, nördlich an Charkow (oder die ſlobodiſche Ukräne), nordöſtlich an Woroneſch, öſtlich an Kaukaſien und an die donſche Provinz, ſüdlich ebenfalls an Kaukaſien, das aſowſche Meer, an Taurien und Cherſon, und weſtlich auch an Cherſon. Ihr Areal beträgt nach Wichmann 1510 □M. (nach andern Angaben an 2000 □M.), die Bevölkerung aber 762,000 Köpfe, wonach auf eine □M. 505 Menſchen kämen. Sie hat mit dem Gouvernement Cherſon faſt gleiche phyſiſche Beſchaffenheit, ein gemäßigtes, mildes Klima, einen gelinden Winter, und im Ganzen reine, geſunde Luſt. Jedoch fällt dann und wann auch ſtrenge, hier ungewöhnliche Kälte ein. Das Land iſt größtentheils flach, offen, trocken, etwas hoch gelegen, aber ganz ohne Berge und nur mit wenigen kleinen Anhöhen durchſchnitten. Auf der Oſtſeite des Dnepr iſt es eine völlige, zum Theil holzloſe Steppe, die Weſtſeite hingegen und die übrigen, zumal an Flüſſen und in Niederungen liegenden Gegenden haben guten, tragbaren und zum Ackerbau geeigneten Boden, beſonders vortreffliche Viehweiden; hin und wieder iſt er aber auch mager, thonig, ſandig, ſteinig und unfruchtbar; doch nehmen ſolche Strecken kaum ein Drittheil des Ganzen ein. Andere Striche könnten mit Vortheil in Ackerland verwandelt werden, wenn es nicht an Händen fehlte. Getreide wächſt in den fruchtbareren Gegenden in ziemlicher Menge; mehr aber noch Obſt und Melonen in Überfluß; auch gedeihen hier Weinſtöcke und Maulbeerbäume, doch wird auf ihren Anbau noch nicht der gehörige Fleiß verwendet. An Holz iſt Mangel, daher wird hier, wie in andern Steppen, Schilf, Stroh, Geröhrig, Unkraut und Strauch, ja ſelbſt getrockneter Miſt zur Feuerung benutzt. Die Viehzucht iſt beträchtlich und Pferde gibt es heerdenweiſe. Der üppige Graswuchs in den Steppen, die vortrefflichen Weiden, die fruchtbaren Auen und Gefilde befördern die Pferde-, Vieh- und Schafzucht ungemein. Beſonders iſt die letztere unter Alexander's Regierung durch ſpaniſche Stäre außerordentlich verbeſſert worden. Die Fiſcherei iſt ſehr einträglich, und auch die Bienenzucht wird fleißig getrieben; die Seidencultur iſt im Zunehmen begriffen. Der ergiebige und fleißig getriebene Ackerbau bleibt jedoch, neben der Viehzucht, immer die Hauptbeſchäftigung der Einwohner. Außer den gewöhnlichen Getreidearten baut man Mais, Hirſe,

*) Sie heißen Alexandrowsk, Bereſowsk, Jeliſawetsk, Klutſchensk, Niſhnei, Iſſetsk-Petropawlowsk, Pyſchminsk und Uktusk. (K.)

Mohne, Hanf, Flachs, Tabak, Buchweizen, Erbſen, Linſen, Bohnen, Senf, Saflor, ſpaniſchen Pfeffer ꝛc. Melonen und Arbuſen gedeihen im freien Felde, in den Gärten Obſt, rothe Rüben, Gemüſe aller Art, auch Wein (nur daß die Rebe nicht ſelten durch Nachtfröſte leidet), Pfirſchen, Aprikoſen, Feigen, ſelbſt Mandelbäume, deren Früchte jedoch, ſo wenig wie die der Wallnußbäume, nicht zur Reife kommen. An Mineralien findet ſich hauptſächlich Salz, Kalk, Sumpferz, Lehm, Granit, Kreide in ganzen Bergen, zumal an den Ufern des Donetz. Der bei weitem größere Theil des Landes iſt von vielen Erdſchluchten durchſchnitten, weite Vertiefungen oder Niederungen, in welchen an kleinen Bächen gewöhnlich hübſche Dörfer angelegt ſind, die man nicht eher gewahr wird, als bis man die ſteile Wand der Schlucht hinabkommt. Solche Schluchten ſind meiſtens an den ſteilen Seiten mit niedrigen, verkrüppelten Eichen und Heckſchlehen bewachſen, aus deren Beeren man einen ſäuerlichen Wein bereitet, den man durch einen Aufguß von Spiritus oder Branntwein erhält. Eine beſondere Merkwürdigkeit der hieſigen Steppengegenden ſind die vielen Grabhügel (Kurgans) durch Menſchenhände aufgeführt, Begräbnißplätze der ehemaligen Nomaden, die früher hier hauſeten und die einzigen noch übrigen Denkmäler aus jenem Zeitraume *). Die Jagd iſt eine Nebenbeſchäftigung der Städter ſowol, als der Landleute. Außer den in den Steppen gewöhnlichen Thieren und Vögeln, als Wölfe, Füchſe, Haſen, Trappen, Wachteln, wilde Enten, Steppen- und Rebhühner, vielerlei Schnepfen, Rohrdommeln ꝛc., findet man hier auch den Bobak oder das ruſſiſche Murmelthier, den Süslik (arctomys citillus, die Ziſelmaus), den Spring- oder Erdhaſen, eine Art Antilopen, wilde Katzen, den Tigermarder, die Biſamratze, die große und kleine Haſelmaus, den Pelikan und andere ſeltenere Vögel. Die wichtigſten Flüſſe ſind der Dnepr, Don, Donetz, Ingul, Orel, Mius, Kalmius, die Berda, Sinjucha und Famara, alle ſehr fiſchreich, was den Einwohnern einen guten Ertrag verſchafft. Die jetzigen Bewohner ſind theils Ruſſen und Koſaken, theils, und zwar in zahlreichen Colonien, Serbier, Arnauten, Bulgaren, Wallachen, Moldauer, Armenier, Albanier, Neugriechen, auch mehre Teutſche, Franzoſen, Schweden und Italiener, Tataren, Juden und Georgier. Früher wohnten hier die Haidamaken oder Saporogerkoſaken, ein wilder, grauſamer und unbändiger Schlag Menſchen, ein wahrer Abſchaum aller Barbarei und ein Auswurf der Menſchheit, daher ſie auch auf Befehl der Kaiſerin Eliſabeth im J. 1755, und Katharina's II. 1770—72, um ſie nach und nach auszurotten, verſetzt, verſchenkt und bei verſchiedenen Gelegenheiten auf die Schlachtbank geführt wurden. Aber auch ſelbſt nach ihrer Auflöſung ſind von ihnen noch einige Stämme übrig geblieben, welche an den beiden Ufern des Dneprs zerſtreut wohnen. Durch die zahlreichen neuen Anſiedeler iſt das Land jetzt ungleich beſſer angebaut, mehre Dörfer ſind angelegt und hin und wieder auch kleine Holzungen angepflanzt worden. Viehzucht und Ackerbau ſind ihre Hauptnahrungszweige, nächſt ihnen Obſtcultur und Gartenbau. Bis zum J. 1755 war der Landesſtrich Neuſerbien noch eine menſchenleere Wüſte. In dieſem und den folgenden Jahren aber wurden hier vielen Tauſenden ausgewanderter Serbier, Ungarn, Moldauer und Wallachen Wohnſitze angewieſen und Huſarenregimentercolonien aus ihnen gebildet. Ihre Dörfer hießen Compagnien und wurden nach fortlaufender Zahl benannt; ihre Verwaltung war militairiſch und hatte Ähnlichkeit mit den jetzigen Militaircolonien in Rußland. Seit 1783, noch mehr aber ſeit 1802, hat dieſe Provinz, ſowie die ganze Statthalterſchaft, zu der ſie jetzt gehört, mit dem übrigen Reiche einerlei bürgerliche Verfaſſung. Die Induſtrie iſt übrigens noch im Anfange und nicht ſehr blühend, doch gibt es einige Lederfabriken, Salz- und Salpeterſiedereien, Branntweinbrennereien, Seifen- und Talgſiedereien, Lichtziehereien, auch etliche Zeuch-, Linnen- und Baumwollenmanufacturen; der Handel iſt daher beinahe größtentheils blos auf die Ausfuhr der überflüſſigen Landesproducte beſchränkt. Das ganze Gouvernement iſt in acht Kreiſe eingetheilt und die Hauptſtadt, nach der es benannt worden, iſt Jekaterinoslaw (Katharinenſtadt), unter 48° 27′ n. Br. und 52° 42′ öſtl. L., eine neue, im J. 1784 au Befehl der Kaiſerin Katharina II. regelmäßig angelegte und nach ihr benannte Stadt, am Dnepr und dem Einfluſſe des Kidak in denſelben, am Fuße eines Berges, unter den Trümmern der früher hier gelegenen Stadt Kidak, 225 Meilen von St. Petersburg, der Sitz des Gouverneurs und aller Gouvernementsbehörden, des Obervormundſchaftsamtes für die Colonien im ſüdlichen Rußland und des Erzbiſchofs von Jekaterinoslaw, Cherſon und Taurien. Sie hat bis jetzt 850 meiſtens hölzerne Häuſer, einen großen und ſchönen Marktplatz, ſchnurgerade, noch nicht überall bebaute Straßen, drei Kirchen, ein geiſtliches Seminar, zwei Schulen, eine große kaiſerl. Tuchmanufactur, einige Strumpfwebereien und 5000 Einw., welche Kramhandel, Garten- und auch einigen Ackerbau treiben. Nach Odeſſa geht von hier ein wichtiger Speditionshandel. In der Nähe der Stadt gibt es viele Gärten, unter welchen der ehemalige Potemkin'ſche der anſehnlichſte und ſchönſte iſt. Die Umgegend wird jetzt immer mehr angebaut. Man vergl. bei dieſem Artikel vornehmlich Campenhauſen, Bemerkungen über Rußland, beſonders über einige Provinzen dieſes Reichs ꝛc. Haſſel, Erdbeſchreibung des ruſſ. Reichs in Europa. Böber's ökonomiſche Bemerkungen über Jekaterinoslaw, in den Abhandlungen der ökonomiſchen Geſellſchaft in St. Petersburg, Th. 1. Junker's Beſchreibung des Landes zwiſchen dem Don und Dnepr (in Müller's Sammlung ruſſ. Geſchichten, Bd. 9.). Crome's neues Journal für Staatskunde, 1. St. (die Gegend von Aſow ꝛc.). *(J. C. Petri.)*

Jekelfalva, Jekelsdorf, ſ. **Jaklowce.**

Jekil Irmak, ſ. **Jeschil Irmak.**

JELABUGA, eine hübſche Kreisſtadt in dem ruſſiſchen Gouvernement Wiätka, (55° 30′ nördl. Br. und 69° 30′ öſtl. L.) auf der Bergſeite der Kama und an einem See gleiches Namens, mit 3 Kirchen, 600 Wohnhäuſern und 3650 Einwohnern, welche größtentheils Landwirthſchaft treiben, aber auch viele Handwerker, als Silberarbeiter,

*) Man ſ. Campenhauſen, Bemerkungen über Rußland ꝛc. S. 98 fg.

Digitized by Google

Kupferſchmiede, Klempner, Heiligenbildermaler, Tapezirer, Kattun- und Leinwanddrucker unter ſich haben; auch werden viele Gurken, Zwiebeln und Knoblauch hier gebauet. Eine Viertelmeile von der Stadt ſieht man in einer höchſt reizenden Gegend die Trümmer und Gemäuer alter Gebäude, welche die Einwohner Tſchartowa-Gorodeſtſche, d. h. Teufelsſtadt, nennen, die aber wahrſcheinlich ein heidniſcher Tempel geweſen ſind, bei welchem ſich, einer alten Sage zufolge, ein berühmtes und ſtark beſuchtes Orakel befand, mit einer heiligen, göttlich verehrten Schlange, der man von gefangenen Fremdlingen Menſchenopfer brachte, ein Überbleibſel der alten biarmiſchen oder ſchamaniſchen Religion. (*J. C. Petri.*)

JELALABAD, 1) Stadt Vorderindiens in der Provinz Delhi, Diſtrict Bareily unter 27° 45′ nördl. Br. und 79° 37′ öſtl. L., und neun teutſche Meilen ſüdöſtlich von der Diſtrictsſtadt Bareily gelegen. 2) Stadt Vorderindiens im Reiche Afghaniſtan in der Provinz Kandahar, 15 teutſche Meilen ſüdöſtlich von der Hauptſtadt Kabul gelegen. Manche Schriftſteller nehmen an, daß dieſe Stadt das alte Zarang ſei, deſſen die alten Geſchichtſchreiber im Feldzuge Alexander's des Großen gegen Oſtindien erwähnen. (*J. C. Schmidt.*)

JELALPOOR, Stadt Vorderindiens im Königreiche Lahore, Diſtrict Jinhut, am Fluſſe Jhylum, unter 35° 23′ nördl. Br. und 93° 10′ öſtl. L. Hierher wird von vielen Geographen das Schlachtfeld zwiſchen Alexander dem Großen und dem indiſchen Könige Porus verlegt. (*J. C. Schmidt.*)

Jelamdenn, ſ. unt. **Midrasch.**

Jelängerjelieber, ſ. **Lonicera (Caprifolium), Viola (tricolor)** und **Myosotis (palustris).**

JELATMA, eine Kreisſtadt in dem ruſſiſchen Gouvernement Tambow, unter 55° nördl. Br. und 60° 13′ öſtl. L., an der Oka und Mokſcha, altmodiſch gebaut, mit 10 Kirchen, 800 Häuſern (worunter 40 Kaufläden) und an 6000 Einw., welche einen einträglichen Productenhandel treiben und mehre Fabriken unterhalten, als eine Linnenweberei, eine Baumwollenſtrumpfwirkerei, eine Vitriolſiederei, eine Schwefelhütte, eine Eiſenhütte, auch etwas Ackerbau und Viehzucht haben. Die Gegenſtände des Handels ſind hauptſächlich Getreide, Hanf, Flachs, Leinſaat, Wachs, Honig und mehre ſelbſtverfertigte Fabrikwaaren. Die Lage der Stadt iſt überaus angenehm, von der Oſtſeite Wald, von den übrigen Seiten Ackerfelder. (*J. C. Petri.*)

JELDÄTSKAJA, eine Citadelle im ufaſchen Kreiſe der Statthalterſchaft Orenburg in Rußland, an der Ufa, 62 Meilen von Orenburg. Sie ward im J. 1735 auf Befehl der Kaiſerin Anna angelegt, hat aber blos hölzerne Werke, eine Kirche, 110 Häuſer, eine halbe Compagnie Infanterie und 100 Koſakenfamilien zur Beſatzung. (*J. C. Petri.*)

JELDESAH, eine kleine Stadt im ſüdöſtlichen Theile Habeſſiniens, in der Landſchaft Hurrur (Harrar), liegt nach der Karte des bekannten Reiſenden Salt, unter 9° 10′ nördl. Br. und 43° 33′ öſtl. L. von Greenwich. (*J. C. Schmidt.*)

JELECHOWIEC, ein der zloczower (ſpr. ſlotſchower) lateiniſch-katholiſchen Pfarre gehöriges Gut im zloczower Kreiſe des Königreichs Galizien, in gebirgiger, waldreicher Gegend, an die Herrſchaften Saſſow, Bienow, Chylczyce und Zloczow grenzend, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte, welches der Magiſtrat der Kreisſtadt verwaltet, und dem Dorfe gleiches Namens; dieſes liegt unfern von der von Zloczow nach Brody führenden Haupt-, Commercial- und Poſtſtraße, hat einen guten Boden und mehre an Kalkſteinen reiche Berge. (*G. F. Schreiner.*)

JELENSPERGER (Daniel), von Geburt ein Teutſcher, wurde in der Tonkunſt hauptſächlich von Reicha unterrichtet und arbeitete ſich namentlich im Theoretiſchen der Kunſt ſo bedeutend empor, daß er am Conſervatorium der Muſik zu Paris als adjungirter Profeſſor angeſtellt wurde, welches Amt er zur Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten und zum Nutzen Vieler bis an ſeinen Tod verwaltete. Außer ſeinem Unterrichte machte er ſich noch dadurch nützlich, daß er den Franzoſen durch eine gute Überſetzung die Chorgeſangſchule von A. F. Häſer in Weimar zugänglich machte [1]). Ferner wurde im Jahre 1830 in Paris von ihm gedruckt: **L'harmonie au commencement du 19me siècle et méthode pour l'étudier**, welches Werk von A. F. Häſer ins Teutſche übertragen (Leipz. 1833. 4.) wurde unter dem Titel: „Die Harmonie des 19. Jahrh. und die Art, ſie zu erlernen." Es wird alſo in dieſem Buche nicht die Harmonie in ihrer ſtrengſten Reinheit erörtert oder möglichſt vollkommener begründet, ſondern eine Statiſtik derſelben gegeben, daß der Mechanismus derſelben vor Augen geſtellt werde, wie ſie ſeit etwa 50 Jahren von den geachtetſten Componiſten praktiſch ausgeübt wurde. Dieſe zeitgemäße Harmonie auf die leichteſte Art zu erlernen, leitete er aus den Muſtern der neuern Zeit Regeln ab und lieferte daher in auszuarbeitenden Beiſpielen Stoff zu Übungen in fortſchreitender Schwierigkeit. Das Buch iſt alſo vorzüglich dazu gut, außer dem Nutzen für Schüler, den Stand der Harmonie in den angegebenen Zeiten zu erſehen [2]). Kurz nach der Ausgabe dieſes Werkes wurde der hoch in den 50ziger Jahren ſtehende Mann kränklich, reiſte zu ſeiner Wiederherſtellung an den Oberrhein und ſtarb zu Mühlhauſen am Rhein am 30. Mai 1831, von ſeinen Freunden aufrichtig beklagt. Er hinterließ im Allgemeinen den Ruf eines in Erfüllung ſeiner Pflichten eifrigen und ſehr rechtſchaffenen Mannes. (*G. W. Fink.*)

JELENSZKA, Dolna und Gorna, Ober- und Unter-J., zwei zur gräflich erdödy'ſchen Herrſchaft Monoszló gehörige Ortſchaften im kreuzer Gerichtsſtuhle und Comitate des Königreichs Kroatien, welche beide, ungefähr 1½ Meile von einander entfernt, an demſelben Bache gleiches Namens, der ſich in die Lonya ergießt, im Gebirge liegen, mit 162 Häuſern und 1086 kroatiſchen Einwohnern, welche vom Feldbaue leben und ſämmt-

1) Vgl. die allgem. muſikal. leipziger Zeitung. 1832. S. 405.
2) Man vgl. darüber die leipz. allgem. muſikal. Zeitung. 1833. S. 593 fg.

Digitized by Google

lich Katholiken ſind. Das erſtere Dorf iſt nach Nagy-Ludina eingepfarrt und liegt an dem ausgebreiteten und merkwürdigen Walde Jelenſchack, der ſich viele Stunden weit längs des linken Ufers des Lonyafluſſes hinzieht; die letztere Ortſchaft mit 126 Häuſern und 867 Seelen. hat eine eigene katholiſche Pfarre, welche zum agramer Bisthume gehört, eine katholiſche Kirche und eine Schule.
(*G. F. Schreiner.*)

JELENY, 1) ein mit Daubleb vereinigtes, gräflich Bubna'ſches Fideicommisgut im königgrätzer Kreiſe Böhmens gelegen, welches am linken Ufer des ſtillen Adlerflüßchens allmälig gegen Südweſten ſich erhebt, von dieſem und dem wilden Adler- und Stiebnitzbache bewäſſert wird, neun Teiche unterhält, die reich an Fiſchen ſind, reich an Waldungen iſt, dafür nur einen höchſt mittelmäßigen Ackerboden, deſſen herrſchende Felsunterlage der Plänerkalk bildet, 2 Meierhöfe, 9 Dörfer mit 660 Häuſern und 3830 Einwohnern und ein eigenes Wirthſchafts- und Juſtizamt beſitzt. 2) Ober-J., ein unterthäniger Marktflecken und Hauptort des gleichnamigen Gutes, in der Nähe der chrudimer Kreisgrenze, in hoher Lage gelegen, 2¼ St. weſtſüdweſtwärts von Daubleb, und etwa drei Viertelſtunden nordöſtlich von der über Holitz von Königgrätz nach Hohenmauth führenden Chauſſée entfernt, mit 258 Häuſern, 1510 czechiſchen Einwohnern, welche außer Feldbau verſchiedene Gewerbe, Flachsſpinnerei, Weberei und Spitzenklöppelei treiben und einen Wundarzt und eine Hebamme unter ſich zählen; einer zum reichenauer Vicariatsdiſtricte des königgrätzer Bisthums gehörigen, erſt im J. 1792 förmlich geſtifteten kathol. Pfarre von (1831) 2213 Seelen, welche unter dem Patronate der Ortsobrigkeit ſteht; einer in den Jahren 1600—1602 erbauten katholiſchen Kirche, welche ein ſehenswerthes altes Grabmal, ein ſchönes Gemälde des gegeißelten Heilandes von Skreta und drei Glocken von den Jahren 1475 und 1480 enthält; einer Schule; einer Förſterei; einem Jägerhauſe; 6 Teichen, einem Brau-, einem Branntweinhauſe, 2 Mühlen, 3 Wirthshäuſern, 6 Jahr- und ſtark beſuchten Viehmärkten und einem Wochenmarkte. 3) Unter-J., böhmiſch Dolni-Geleny, ein zum Gute J. gehöriges, nach Ober-J. (Horny-G.) eingepfarrtes Dorf mit 58 Häuſern, 305 czechiſchen Einwohnern, welche vom Feldbaue leben und mit Ausnahme einer proteſtantiſchen Familie, ſämmtlich Katholiken ſind, einem Wirthshauſe und einem Teiche *).
(*G. F. Schreiner.*)

JELEZ, eine alte, ziemlich anſehnliche und gut gebaute Kreisſtadt in der ruſſiſchen Statthalterſchaft Orel, an der Soſna, mit 1200 Wohnhäuſern, 130 Kramläden, 15 Kirchen, 3 Armenhäuſern und 8100 Einwohnern, welche allerlei ſtädtiſche Gewerbe und Handel, daneben auch etwas Ackerbau treiben. Es ſind hier Seifenſieder, Gärber, Goldſchmiede, Schloſſer, Glockengießer und faſt alle andern nöthigen Profeſſioniſten. Der Productenhandel iſt auch ziemlich beträchtlich und ein Paar beſuchte Jahrmärkte befördern ihn noch mehr. In der Nähe iſt auch ein Eiſenwerk mit einer Fabrik eiſerner Geräthſchaften.
(*J. C. Petri.*)

JELGERHUIS (Rienk), Maler, Zeichner und Kupferſtecher, geboren 1729 zu Leeuwarden, geſtorben 1806. Zu den Werken, durch die er vorzüglich bekannt ward, gehören ſeine Portraits in Crayonmanier. Er beſaß die Gabe, in ſehr kurzer Zeit ein wohlgetroffenes Bildniß zu fertigen. In den Sommertagen lieferte er deren oft zwei in Einem Tage. Deſſenungeachtet blieb ihm noch Muße zu andern künſtleriſchen Arbeiten und zur Erholung. Nach einer eigenhändigen Angabe in ſeinem Nachlaſſe belaufen ſich die von ihm verfertigten Portraits auf 7763. Er malte auch in Öl. Vorzüglich gut und täuſchend ſtellte er muſikaliſche Inſtrumente dar. Zu einem beſondern Studium machte er die Perſpective. C. Philips Jacobß zog ihn mehrfach zu Rathe bei der Herausgabe ſeines Werkes: **Uitvoerig Onderwijs in de Perspectiva** (Amsterdam 1765). Er ſelbſt hinterließ ein handſchriftliches Werk über die Perſpective, und für ſeine Gewandtheit in dieſer Kunſt ſprechen mehre ſeiner Zeichnungen, vorzüglich die der Geſchichte Joſeph's. Jelgerhuis ätzte auch in Kupfer, und führte einige Portraits in Merrotinto aus, z. B. J. Buma, den Schauſpieler Angemeer, Mejaſorouw van Maarle u. a. m. Man hat von ihm ein Blatt, auf welchem er ſich ſelbſt dargeſtellt, auf der Naſe die Brille, deren er ſich beim Zeichnen bediente. Er war ein ſehr unterrichteter und beleſener Mann, dabei ſtets heitern Humors, ſelbſt noch im höhern Alter, als ihm die Abnahme ſeiner Kräfte ſehr fühlbar ward. So gleichmüthig geſtimmt, ſah er dem Tode ruhig entgegen *).
(*Heinrich Döring.*)

JELGERSMA (Jako Hajo), geboren zu Härlingen den 24. Oct. 1702, geſtorben den 18. März 1795 zu Harlem, ein guter holländiſcher Maler, der ſchon in ſeiner Jugend eine große Neigung zur Kunſt bezeugte und den Unterricht ſeines Landsmannes W. Vitringa genoß. In der frühern Zeit legte ſich J. auf das Fach ſeines Lehrers, und zeichnete daher viele Schiffe und Marinen, wozu ihm auch die friesländiſchen Küſten ſo manches ſchöne Bild der Natur boten, und wobei ſein Lehrer ihn gut unterſtützen konnte. Späterhin jedoch begab er ſich nach Harlem, beſchäftigte ſich dort vorzüglich mit Bildnißmalerei und fertigte manchem Wohlhabenden und Reichen ſein Portrait, wie auch verſchiedenen großen Herren auf Reiſen. Auch zeichnete er eine große Zahl Bildniſſe von Künſtlern nach dem Leben und nach Bildern für Sammlungen von Kunſtliebhabern, mit welchen er freundſchaftlich verbunden war. Eine beſondere Freundſchaft genoß er im Hauſe der Familie van Ooſten de Bruin. Als eines vorzüglichen von ihm gezeichneten Blattes darf man des von Jacob Houbraken ſchon geſtochenen Bildniſſes des Laurentius de Coſter gedenken. Seine Zeichnungen von Marinen und Schiffen ſind in einer breiten und ſehr feinen Manier in Biſter und Sepie getuſcht. Dergleichen be-

*) ſ. das Königreich Böhmen, ſtatiſtiſch-topographiſch dargeſtellt von J. G. Sommer (Prag 1836). 4. Bd. S. 315 fg.

*) Cf. *R. v. Eynden's* Gesch. der Vaterland. Schilderk. T. II. p. 204 sq. G. K. Nagler's allgem. Künſtlerlexikon. 6. Bd. S. 437.

finden ſich in vielen Kunſtſammlungen. Es iſt nur zu bedauern, daß er ſich nicht mehr auf dieſes Fach gelegt hatte. Auch fertigte er Zeichnungen grau in grau, nach Art der Basreliefs in dem Geſchmack von Jan de Witt, ſowie ſolche Basreliefs in der St. Johanneskirche zu Harlem und mehre Zeichnungen in der Sammlung einer Witwe (Frau von Druyverſtein) ſich befinden. J. war übrigens ein ſehr kenntnißvoller und beleſener Mann; ſein längſter Aufenthalt war in Harlem, wo er bis an ſein hohes Alter lebte, und daſelbſt im 92. Lebensjahre verſtarb. Sein Bildniß iſt von ſeinem Freunde, Cornelius van Noorde, geätzt *). (*Frenzel.*)

Jeljä (Geogr.), ſ. Jelnjä.

JELISAWETGRAD (Eliſabethſtadt), eine neuerbaute, regelmäßig angelegte Kreisſtadt in einer reizenden Ebene am Ingul in der ruſſiſchen Statthalterſchaft Cherſon unter 48¼° der Br. und 50° 8′ der L. Sowol die Stadt als Feſtung, welche ſechs Baſtionen hat, wurde im J. 1754 auf Befehl der Kaiſerin Eliſabeth erbauet zu werden angefangen. Sie hat jetzt beinahe 1400 meiſtens hölzerne Häuſer, ſechs Kirchen, viele Magazine, ein großes Hoſpital, vier Sloboden (Vorſtädte), breite, ſchnurgerade, zum Theil mit Alleen beſetzte Gaſſen, und an 12,000 Einwohner, meiſtens Roskolniken (Altgläubige), Griechen und Nachkommen der Servier, welche einen einträglichen Handel, Gewerbe und auch Landwirthſchaft treiben. Von weitem ſtellt ſich Eliſabethgrad wegen ſeiner vielen Windmühlen, Baumanlagen und Alleen, die beide Seiten der Straßen einfaſſen und auch die Umgegend zieren, als eine niederländiſche Stadt dar. Der hieſige Jahrmarkt iſt der wichtigſte in der ganzen Provinz, wird von vielen Tauſenden von Menſchen beſucht und bewirkt einen Umſatz von mehr als einer Million Rubel. An den Ufern des Ingul wächſt der echte Safran mit weißen und violettgeſtreiften Blumen, mit denen aber, ſowie mit der Wurzel dieſes nützlichen Krautes, die Kinder aus Unwiſſenheit ſpielen und ſie ſo ungenutzt umkommen und verderben laſſen. Man ſehe Campenhauſen, Bemerkungen über Rußland. S. 73 fg. (*J. C. Petri.*)

JELISAWETPOL (Eliſabethſtadt), Kreis und Stadt in der kaukaſiſchen Provinz Gruſien (Georgien), im ruſſiſchen Aſien, weſtlich von Tiflis. Er iſt von mehren Bergreihen durchzogen, die zum Gebirgsſyſtem des Ararat gehören, hat aber auch längs dem Kur und Jöri, ſeinen zwei Hauptflüſſen, gutes Ackerland und Viehweiden, und wird meiſtens von Turkmanen und Armeniern, auch von Gruſiern und Juden bewohnt. Er iſt der wärmſte aller gruſiſchen Kreiſe und hat viele Baumwolle und Seide, auch etwas Weinbau. Die gleichnamige Kreisſtadt, ehedem der Sitz eines eigenen Khans, iſt ein elender, unbedeutender Ort, doch mit einigen Feſtungswerken umgeben. (*J. C. Petri.*)

JELLALPOOR, Stadt Vorderindiens in der Provinz Agra, in dem Gebiete von Kalpee, was ſeit 1806 den Briten abgetreten worden iſt. Die Stadt liegt an dem Fluſſe Betwah und hat viele ſteinerne Häuſer, die der Vertheidigung wegen mit Schießſcharten verſehen ſind. (*J. C. Schmidt.*)

JELLASORE, nach der Angabe einiger Schriftſteller auch J a l e s w a r und J e l a ſ i r genannt, iſt eine Stadt Vorderindiens, in der Provinz Bengalen, Diſtrict Midnapore, und liegt 17 teutſche Meilen ſüdweſtlich von Calcutta an dem öſtlichen Ufer des Fluſſes Subunreeka, der die Grenze zwiſchen den Provinzen Oriſſa und Bengalen macht. Die Einwohner gewinnen einen großen Theil ihres Unterhaltes durch die Pilgrime, welche nach dem Tempel von Jagernaut wandern. (*J. C. Schmidt.*)

Jelle, ſ. Holzjellen und Jölle.

JELLECA. So ſchreibt Strabon (L. V. p. 217 edit. *Casaub.*), wenn die Lesart richtig iſt, den Namen eines kleinen, ſonſt weiter nicht bekannten Ortes, der auf der Straße von Placentia nach Genua liegen ſoll. Die neuern Geographen vergleichen ihn mit dem jetzigen Stradella, einem Marktflecken zwei Meilen ſüdöſtlich von Pavia und 2½ weſtlich von Piacenza. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JELLENZ (Franz Xaver), geboren zu Selzach in Oberkrain den 26. Nov. 1749, verdankte der teutſchen Schule zu Villach in Kärnthen, ſowie den Lyceen zu Klagenfurth und Laibach ſeine wiſſenſchaftliche Bildung. Von ſeinem Vater verlaſſen, der ihn zum geiſtlichen Stande beſtimmt hatte, ging er 1770 nach Wien, um die Rechte zu ſtudiren. Noth und Mangel trieben ihn, Soldat zu werden. Er blieb es jedoch nicht lange, ſondern kehrte wieder zu den Wiſſenſchaften zurück, ſeinen Geiſt durch das Studium der Alten ſorgfältig ausbildend. Auch die berühmteſten Hiſtoriker Englands, Italiens und Teutſchlands hatten ein beſonderes Intereſſe für ihn. Im J. 1779 ward er Lehrer des geiſtlichen Rechts an der hohen Schule zu Insbruck, und nach Aufhebung derſelben (1782) Prof. des bürgerlichen Rechts zu Freiburg. Mit Beibehaltung dieſes Lehramts bekleidete er ſeit dem J. 1791 auch die Stelle eines Appellationsraths. In der Zuneigung der Studirenden fand er hinlängliche Mittel, die damalige Gährung der Meinungen zu beſeitigen und Treue und Gemeinſinn zu wecken, bei dem bald nachher ausbrechenden Kriege. Er ſtarb den 19. April 1805 zu Insbruck, wohin er ſich 1797 begeben hatte, als Appellationsrath und Director der juriſtiſchen Facultät, mit dem Ruhme eines hellen Kopfes, der in ſeinem Wirkungskreiſe mehrfach genützt durch ſeine vielſeitigen und gründlichen Kenntniſſe. Rühmliche Zeugniſſe ſeines Wiſſens ſowol, als ſeiner Freimüthigkeit ſind mehre ſeiner hiſtoriſchen und poetiſchen Aufſätze [1]). Leſenswerth ſind ſeine zwei Reden über die allgemeinen Grundſätze des Criminalrechts und der Literaturgeſchichte deſſelben [2]). Poſſelt's wiſſenſchaftliches Magazin, in welchem er (im dritten Heft vom J. 1785) eine

*) von *Eynden* Vol. II. p. 117.

1) Rede auf den Tod der römiſchen Kaiſerin Maria Thereſia (Insbruck 1780). Der Mann am Capitel, beſungen (Kempten 1784). Panegyrikus, Joſeph II., im Namen der hohen Schule zu Freiburg gehalten . . . 1790 (auch gedruckt in P o ſ ſ e l t's Archiv für ältere und neuere, vorzüglich teutſche Geſchichte, Staatsklugheit und Erdkunde [Memmingen 1789]. 1. Bd., und im Auszuge in den Beiträgen zur Beförderung des älteſten Chriſtenthums [Ulm 1790]. Heft 10.) u. a. m. 2) Wien 1785. 4.

Digitized by Google

Rede bei Eröffnung ſeiner Vorleſungen über das römiſche Recht mittheilte, enthält auch mehre ſeiner Ausarbeitungen über einzelne Gegenſtände des öffentlichen und Privatkirchenrechts. Er war auch Mitarbeiter an der jenaiſchen und an der oberteutſchen Literaturzeitung [5]).

(*Heinrich Döring.*)

Jelliſri (Geogr.), ſ. **Jilliſree.**

JELLING (Ting), Kirchdorf auf Seeland (Dänemark), an der Straße von Korſoer über Neſtved nach Präſtö und Wordingborg. Hauptort des Kirchſpiels, zu dem, außer einzelnen Landſtellen, das Dorf Söder-Jelling gehört. (*Benicken.*)

JELLINGE (Jyllinge), Kirchdorf auf Seeland (Dänemark), am Roeskildefiord, auf der Straße von Friedrichsſund nach Roeskild. (*Benicken.*)

JELLINGHY, ein Arm des Ganges, der nach ſeiner bei Kiſchenagur ſtatthabenden Vereinigung mit dem Koſſimbuſar den ſchiffbaren Hugly (Hoogly) bildet. Vgl. **Ganges im Art. Hindostan.** S. 466 fg. (*R.*)

JELNJÄ (auch Jeljä), eine neue und noch im Werden ſtehende Kreisſtadt des gleichnamigen Kreiſes an der Desna, in der europäiſch-ruſſiſchen Statthalterſchaft Smolensk, vordem ein bloßes Kron-Kirchdorf, mit 220 Wohnhäuſern und 1090 Einwohnern, welche Kramhandel und ländliche Gewerbe treiben. (*J. C. Petri.*)

JELS, Kirchdorf, Hauptort des gleichnamigen Kirchſpiels im Amte Hadersleben (Herzogthum Schleswig; Dänemark), mit 600 Einwohnern. (*Benicken.*)

JELTON, auch **Elton** und **Altan**, einer der größten Salzſeen in Rußland, im Gouvernement Saratow, hat 2—3 Meilen im Durchmeſſer, 8 Meilen im Umfange und iſt wegen ſeines Reichthums an Salz merkwürdig. Er ſcheint unerſchöpflich zu ſein, denn er liefert ſchon ſeit Jahrhunderten jährlich mehr als ſechs Millionen Pud (à 40 Pfund) Salz, mit welchem die Salzmagazine in Saratow, Kamüſchin 2c. angefüllt werden, von wo dann das Salz weiter im Reiche verführt wird. Es iſt aber ſelten ganz rein, fällt ins Grauliche und hat einen etwas bittern Geſchmack. (*J. C. Petri.*)

Jelum oder **Dſchilum**, ſ. unt. **Himalaya.**

JEMAMAH oder **JAMAMAH**, اليمامة (nicht **Al-Amame**, الامامة, wie wenigſtens Niebuhr S. 343 der Beſchreibung von Arabien die Stadt gleiches Namens nennt). So heißt die auf der Oſtſeite von Mekka, zwiſchen Hedſchaz, Bahhrein und Oman gelegene innere Provinz Arabiens, welche Andere ihres kleinen Umfanges wegen bald zu Hedſchaz (wie Ibn Haukal), bald zu Nadſched (dem Hochlande) rechnen, wie dies namentlich Niebuhr hinſichtlich der Hauptſtadt Jemamah thut. Bei einigen arabiſchen Geographen heißt ſie auch Arudh, عَرُوض, entweder wegen des ſie durchſchneidenden Gebirges Aredh (ſ. d. Art. Aredh), oder weil ſie ſelbſt in dieſem Gebirge einen die Abdachung bedingenden Durchſchnitt im Hochlande Arabiens macht. Das Gebirge Aredh nämlich, auf deſſen Rücken und Abſenkung die zwei Hauptſtädte Jemamah und Hadſcher liegen, im Weſten an Hedſchaz ſtoßend, verſchließt ſüdöſtlich den Weg nach Oman (dem Königreiche Maskat), ſodaß die Reiſenden weiter hinauf öſtlich den großen Umweg über Bahhrein der Küſte entlang nehmen müſſen. Die Pilger dagegen, welche von Basra und Bahhrein (namentlich Lachſa oder Al-ahhſa) weſtlich und ſüdweſtlich nach Mekka und Medinah ziehen wollen, reiſen in einer Einſenkung von Al-Aredh, da wo das Thal von Jemamah, genannt Cherdſie, الخرج, ausgezeichnet durch Waſſerquellen, Korn und andere Saaten, einen trefflichen Aufenthalt gewährt; durch eine Schlucht, welche bis zu den Thälern von Medinah reicht. Noch jetzt hauſen in dieſer Provinz die zur Zeit der Wahabiten mit andern Stämmen Nadſchebs vereinten, von Abulfeda genannten, Beduinenſtämme: Tai, Amer, Modhar und Honeifah. Außer Jabrin nennt er die Hauptſtadt Jemamah (nach d'Anville unter 64° d. L. und 25° d. Br.) und Al-Hhadſcher, الحَجَر. 1) Jemamah (auch Dſchau, جَو, vorzeiten genannt), vier Tagereiſen von Katif und Al-Ahhſa, 16 von Basra und Kufah (immer in gleichen Entfernungen), iſt die Kornkammer der ganzen Provinz, durch das ergiebige Thal, an deſſen Abſenkung ſie liegt, durch Dattelbäume ausgezeichnet, eine zu wenig bekannte Hauptſtation des innern Arabiens. Hier wo der Stamm Honeifah ſeinen Hauptſitz hat, erregte ſchon zur Zeit Muhammed's ein berühmter Prophet Moſeilemah, مسيلمة, einen damals unterdrückten Aufſtand. 2) Zwei Tagereiſen nordweſtlich von Jemamah liegt die Stadt Al-Hhadſcher (welche man nicht mit Hedſcher in Hedſchas verwechſeln darf), nach d'Anville unter 63° 30′ d. L., 25° 30′ d. Br.; ſie war zur Zeit Edriſi's verwüſtet, nachher wieder aufgebaut, ſodaß ſie Abulfeda eine zwar kleine, aber fruchtbare Stadt nennt. Hier ſind die Gräber der Muhammedaner, welche unter Abu Bekr im Kampfe gegen Moſeilemah fielen. Die Stämme Honeiſah und Modhar haben daſelbſt ihren Sitz. 3) Jabrin, يبرين (nicht Dſiebrin, جبرين, wie Niebuhr ſchreibt), an der Grenze von Bahhrein, drei Tagereiſen von Jemamah, und ebenſo viel von Al-Ahhſa (ſodaß nach Abulfeda's Bemerkung die drei Städte Jemamah, Jabrin und Al-Ahhſa ein Dreieck bilden, wobei jedoch die letztere zu Bahhrein gehörige Stadt in den nordölichen Winkel zu ſetzen iſt), ein auf ſalzigem Boden, wenngleich in der Nähe von ſüßen, den medinenſiſchen ähnlichen Dattelbäumen und zweier Waſſerquellen liegender Ort, der ehemals in dem Rufe der Ungeſundheit ſtand. Wenigſtens hörte Abulfeda, daß die Einwohner aus Furcht vor dem dortigen Fieber ſich ſcheuten, die Dattelbäume von Jabrin zu benutzen (davon zu eſſen oder darunter zu ſchlafen), oder

5) Vgl. ſeine Selbſtbiographie in Bock's und Moſer's Sammlung von Bildniſſen, Heft 14 (wo ſich auch das ſeinige befindet); Todtenfeier des Herrn Jellenz (Insbruck 1805). Meuſel's gel. Teutſchland. 3. Bd. S. 525. 10. Bd. S. 22. 12. Bd. S. 345.

auch von den dortigen Waſſerquellen zu trinken. (Vgl. meinen Commentar zu Abulfeda S. 83 ꝛc.) (*Rommel.*)

JEMAPPE (Schlacht bei). Mit etwa 20,000 Mann (19 Bataillonen, 23 Compagnien und 25 Schwadronen) ſtanden die Öſterreicher unter dem Herzoge von Sachſen-Teſchen und dem General Clerfait am 3. Nov. 1792 in der Poſition von Jemappe oder Jemappes, einem an der Haine im Bezirke Mons der belgiſchen Provinz Hennegau gelegenen Dorfe mit 2900 Einw., ihre Vorpoſten bei Thalin und Bouſſu. Die Avantgarde der franzöſiſchen Hauptarmee unter Dumouriez griff dieſe Vorpoſten am genannten Tage an, wurde aber bis Crespin und Quievrain zurückgeworfen; ein mit neun Bataillonen am 4. wiederholter Angriff zwang jedoch die Vortruppen der Öſterreicher zum Rückzuge; am 5. griffen die Franzoſen mit ihrer Avantgarde vergebens Quaregnon, mit ihrem rechten Flügel erfolgreich Trameries an, und die franzöſiſche Hauptarmee entwickelte ſich mit etwa 50,000 Mann zwiſchen Siply, Trameries und Wasmes der verſchanzten Stellung von Jemappes gegenüber. Um das Doppelte alſo dem Gegner überlegen, brach am 6. Nov. früh um ſieben Uhr der franzöſiſche General mit der ganzen Linie gegen die öſterreichiſche Stellung zum Angriff auf. Der linke Flügel, unter Ferrand, griff Quaregnon an, die Mitte unter Dumouriez ſelbſt und der rechte Flügel unter Beurnonville beſchoſſen die feindliche Hauptſtellung, während von den Höhen bei Siply das Corps von Harville die Höhen von Barlaimont zu erobern ſuchte, um von dort aus, Mons umgehend, des Feindes Rückzugslinie auf Brüſſel zu bedrohen. Starke Reſerven waren hinter der Mitte und dem linken Flügel in Bereitſchaft. Quaregnon ward von den Öſterreichern tüchtig vertheidigt, und erſt als vier Bataillons der feindlichen Reſerve den Angriff verſtärkten, um zehn Uhr von ihnen verlaſſen; womit der Weg zum Angriff auf die Hauptſtellung gebahnt war. Zu dieſem ward um Mittag geſchritten; die Truppen aus Quaregnon rückten gegen das verſchanzte Dorf Jemappe vor, wurden durch das mörderiſche Feuer der Öſterreicher rechts gegen einen Eingang des Dorfes gedrängt, der — im eingehenden Winkel und als Zuſammenhangspunkt des Dorfes mit den verſchanzten Höhen — zu wenig beachtet worden war, drangen mit einer ungeordneten Maſſe an dieſem Punkte durch und warfen ſich den Vertheidigern des Dorfes in den Rücken, während drei andere Bataillone links über den moraſtigen Bach Trouille, den man für unzugänglich gehalten, das Dorf umgingen. So allſeitig angegriffen, mußten die Öſterreicher das Dorf verlaſſen. Bei ihrem mit großem Verluſte ausgeführten Rückzuge kamen mehre Hunderte von ihnen beim Überſchreiten der Haine um. Gleichzeitig war die Mitte der Franzoſen in Bataillonscolonnen raſch und ohne großen Verluſt über die Ebene bis an das Gehölze vor der Fronte der feindlichen Stellung vorgedrungen, wo ſich ein heftiges Gefecht entſpann. Der Angriff wurde durch Geſchütz- und Flintenfeuer aus den Redouten und von der Höhe abgewieſen; die in Unordnung zurückweichenden Angreifer warfen ſich auf die nachrückenden Maſſen, und brachten ſie dergeſtalt in Verwirrung, daß ſ gar eine Brigade des zweiten Treffens aus der Linie v h, als die öſterreichiſche Cavalerie zum Einhauen vorging. In dieſem kritiſchen Momente warf der junge Baptiſte, Dumouriez' Kammerdiener, ſich zwiſchen die Fliehenden, hielt mit ſieben ſchnell herangeführten Schwadronen die feindliche Cavalerie im Schach und ſtellte hier das Gefecht wieder her, indeſſen der General Egalité (gegenwärtig Louis Philipp, König der Franzoſen) weiter links einen Haufen Flüchtiger ſammelte, ihn das Bataillon von Jemappe benannte, und an deſſen Spitze die Linie wieder zum Angriff auf die Höhe vorführte, die nun nach dem lebhafteſten Widerſtande von der Übermacht erſtiegen wurde. Die alſo umgangenen Redouten fielen in der Angreifer Gewalt; gleichzeitig eroberte Beurnonville die Verſchanzungen des linken Flügels, und nach zweiſtündigem blutigem Gefechte mußten die allſeitig geworfenen Öſterreicher den Rückzug antreten, der durch den franzöſiſchen rechten Flügel, welcher das Dorf Cuesmes genommen hatte, und mit ſeiner Artillerie von dort aus die Straße von Jemappe nach Mons beſtrich. Indeſſen gelang es der öſterreichiſchen Cavalerie, die feindliche, welche aus der Mitte vorbrach, und die Arrièregarde der abziehenden Truppen warf, im Zaume zu halten, und wenn ſie auch gegen die Übermacht der Franzoſen wenig auszurichten vermochte, ſo leiſtete ſie doch zur Begünſtigung des Rückzuges gute Dienſte. Die Öſterreicher verloren acht Geſchütze und etwa 4000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen. Der franzöſiſche Verluſt kann auf mindeſtens ebenſo viel berechnet werden. Am 7. Nov. mußte in Folge der Schlacht Mons verlaſſen werden, das die Sieger beſetzten. Nur ſchwach verfolgt erreichten die Öſterreicher am 8. Tubize, wo der Herzog von Würtemberg zu ihnen ſtieß*). (*Benicken.*)

JEMARROU, ein kleiner Negerſtaat im weſtlichen Afrika in Senegambien, liegt am ſüdlichen Ufer des Gambia, ungefähr unter 13° 50′ nördl. Br. und 24 teutſche Meilen aufwärts von der Mündung dieſes Fluſſes. Ein Häuptling ſteht an der Spitze dieſes kleinen Staates, deſſen Einwohner ſich größtentheils zum Islam bekennen, und aus einem Gemiſch mehrer Völkerſchaften beſtehen. (*J. C. Schmidt.*)

JEMAULABAD, eine Stadt und Feſtung Vorderindiens, im Süden der Provinz Canara, die von den Eingebornen gewöhnlich Carnata genannt wird, und ſonſt den Namen Narsinga Angadly führte, liegt unter 13° nördl. Br. und 75° 24′ öſtl. Länge. Die Feſtung, welche auf einem mächtigen Felſen erbaut iſt, beſteht ſchon ſeit unbenklichen Zeiten, wurde aber in der neuern Zeit von dem berühmten Sultan Tippoo völlig wieder hergeſtellt, und iſt nur auf einem ſchmalen Fußſteige zugänglich, ſodaß ſie gewöhnlich für uneinnehmbar gehalten wird. Allein ſchon nach einem Bombardement von drei Tagen wurde ſie im J. 1799 von den britiſchen Truppen eingenommen. Überhaupt iſt es für die Beſatzung faſt ebenſo ſchwierig, im

*) Cf. La vie de Dumouriez. Tom. III. Öſterreichiſche Militair-Zeitſchrift. S. 53—68. Moniteur p. 1339—1344. Geſch. der Kriege in Europa ſeit 1792. 1. Th. S. 120—125 fg.

Digitized by Google

Angeſichte des Feindes von der Feſtung herabzukommen, als es dem Feinde wird, einen Zugang zu gewinnen, und ein ſchwaches, aber mit Artillerie gut verſehenes Belagerungscorps kann eine ſtarke Beſatzung im Zaume halten. Der Platz iſt demnach von geringem ſtrategiſchen Nutzen, aber im Kriege ein vortrefflicher Sicherungsplatz für Koſtbarkeiten und werthvolle Schriften. Die Umgegend von Jemaulabad iſt beinahe ganz mit Wald bedeckt, und hat größtentheils einen ſehr fruchtbaren Boden. (*J. C. Schmidt.*)

JEMBA oder **Emba**, von den Kirgiſen **Dschem** genannt, ein Fluß im ruſſiſchen Aſien, der auf dem kirgiſiſchen Grenzgebirge Moguldſchar entſpringt, und in ſüdſüdweſtlicher Richtung dem caſpiſchen See zufließt. (*R.*)

JEMELNIA, auch **JEMELINY** und **JAMELNA**, ein dem Marcus Swidzinski gehöriges Gut im weſtlichen Theile des lemberger Kreiſes des Königreichs Galizien, in einem wellenförmig-hügeligen Terrain und einer an einem ſchwarzen und fruchtbaren Boden reichen Gegend, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte, und dem Dorfe gleiches Namens; dieſes liegt ſeitwärts und zwar ſüdlich von der von Radymno nach der Hauptſtadt der Provinz führenden ſogenannten jaworower Commercial-Nebenſtraße, ¼ Meilen ſüdoſtwärts von dem Marktflecken Janow entfernt, und hat eine eigene katholiſche Pfarre, welche zum lemberger Erzbisthume gehört, und eine katholiſche Kirche. (*G. F. Schreiner.*)

JEMEN, oder nach der arabiſchen Ausſprache **JAMAN** (اليمن), das iſt das zur rechten Hand von Mekka oder der Kaaba von Mekka (als dem Mittelpunkte der Welt), wenn man das Geſicht nach Oſten kehrt, gelegene Land; ſo heißt das bei den griechiſchen Geographen zuerſt wegen ſeines Handelsreichthums ſogenannte glückliche Arabien, *Ἀραβία ἡ εὐδαίμων*, eine ſchon bei Eratoſthenes, dem Gewährsmanne Strabon's, dem ſogenannten wüſten Arabien entgegengeſetzte Bezeichnung, welche Ptolemäus, unter Hinzufügung des nach Petra, der Hauptſtadt der Nabathäer, ſogenannten peträiſchen (nicht ſteinigen) Arabiens, zuerſt einführte oder allgemeiner verbreitete. Aber die Araber wiſſen nichts von dieſer in Betracht der großen Wüſte des ſüdlichen oder glücklichen Arabiens ungenauen, nur auf einen Theil des ſüdlichen Küſtenlandes anwendbaren Bezeichnung (in dem Periplus des rothen Meeres heißt Aden die alte Küſten- und Handelsſtadt Jemens par excellence das glückliche Arabien). Jemen in der weitern Bedeutung umfaßt bei ihnen 1) die gleichnamige Landſchaft (welche wieder in das Küſten- und Hochland, in Tehama oder Tehajim-al-Jaman, und in Dſchäbbel oder Nadſched-al-Jaman zerfällt), 2) Hadramaut, 3) Schehhr, 4) Mahrah, 5) Oman (jetzt nach der Hauptſtadt das Königreich Maskat genannt). So folgen dieſe Provinzen in der Richtung von Weſten nach Oſten an der ganzen Südküſte Arabiens. Abulfeda ſchneidet davon Oman gänzlich ab. Im engern Sinne begreifen ſie die von Niebuhr zuerſt, wenngleich nur an der Weſtküſte genauer beſchriebene Landſchaft, mit Ausnahme der unter 2, 3, 4, und noch mehr 5 genannten Provinzen, unter Jemen. Unbekannt iſt ihnen die jetzt gebräuchliche Beſchränkung Jemens auf das ſogenannte Königreich oder Gebiet des Imams von Sana. In neuerer Zeit iſt auch die kleine Landſchaft Schehhr (nicht Sadſchar, im Arabiſchen شحر), von Hadramaut und Mahrah begrenzt, zu wenig berückſichtigt und der Landſchaft Hadramaut einverleibt worden, wie dies ſchon Niebuhr that, bis endlich Haſſel (Vollſtändige Erdbeſchreibung) nicht blos Schehhr, ſondern auch Mahrah unter die ungebührlich ausgedehnte Landſchaft Hadramaut rechnete. Dieſer Irrthum hinſichtlich der kleinen, Niebuhr ſelbſt unbekannten, Provinz Schehhr kommt daher, weil eine Hafenſtadt Schehhr im Bezirke von Hadramaut liegt. Sie gehört aber einem jemeniſchen in der Landſchaft Jafa angeſeſſenen Sultan, welcher ſich gleich andern ſüdarabiſchen Häuptlingen hadramautiſche Diſtricte unterworfen hat.

Die Geſchichte von Jemen, von der wir nur Bruchſtücke beſitzen, reicht in das höchſte Alterthum. Man kann ſie unter folgenden Geſichtspunkten überſehen:

1) Uralte hebräiſche, ſemitiſche und chuſchitiſche Bevölkerung, in deren Folge die unter der Herrſchaft der Nachkommen Joktan's (Kachtan's) und Hamjar's (Joktaniden und Hamjariten) blühenden Städte und Staaten von Saba, Thaphar und Aden, und die Seeſtädte von Hadramaut, dem Hauptſitze der alten Specereien, durch den indiſchen, ägyptiſchen und phöniziſchen Handel ſich bereicherten. Dieſes iſt die Periode der alten Schiffahrt nach Ophir, man mag nun dies Eldorado der Phönizier nach Jemen, Hadramaut oder Oman verſetzen. Moſes erwähnt in der Geneſis (beſonders 1 Moſ. 10) ſo vieler Städte in Jemen und Hadramaut, daß, wenn er nicht ſelbſt in dieſen Gegenden war, doch der Ruhm derſelben durch die Einwohner von Midian und durch andere Tradition ihm bekannt wurde [1]). Weihrauch, Myrrhen, und wahrſcheinlich auch Aloe (dieſe beſonders in der ſüdarabiſchen Inſel Socotora), vielleicht auch andere nachher vernachläſſigte edle Producte Jemens waren ſchon damals die Quellen jenes Reichthums, welcher die Bezeichnung des glücklichen Arabiens veranlaßt hat. Wenn die Angabe Abulfeda's richtig iſt, daß das alte Reich der Hamjariten, das ungefähr 3000 Jahre vor Muhammed begann, eine Dauer von 2020 Jahren hatte, ſo muß man dieſen Herrſchern die Ausdehnung der alten ſüdarabiſchen Herrſchaft über einen Theil von Aſien und Afrika zuſchreiben, welche Bakui und Abulfeda ſelbſt aus alten Inſchriften in der Tatarei, Samarkand und ſelbſt in der Sandwüſte Afrika's beweiſen wollen. Nach alten griechiſchen Nachrichten zog ein ſüdarabiſcher Hamjaritenkönig Arrajes bis zum Indus [2]). Und wenn auch die in Ägypten ein-

1) Man vgl. Niebuhr's Forſchungen über dieſe Städte in ſeiner Beſchreibung von Arabien. S. 285 fg. 2) In dieſem Könige Haret, Arrajes, der die getheilten Stämme Jemens vereinigte, findet Volney (Chronologie d'Hérodote. II, 192—208) jenen arabiſchen König Arraios, der (nach Kteſias) verbunden mit Ninus an deſſen Eroberungen in Aſien Theil nahm. Der Name Haret, Aretas, war mehren arabiſchen Königen eigen. (Cf. *Pococke*, Specimen historiae Arabum, sive Abulfaragii etc. p. 74.)

Digitized by Google

fallenden Hirtenkönige (Hykſos) und jene Araber, gegen welche, nach der Erzählung des Diodorus Siculus, Seſoſtris eine Linie bis Peluſium zog, in die nördliche Beduinengegend gehören, ſo kann doch die von Stephanus Byzantinus behauptete arabiſche Abſtammung der afrikaniſchen Äthiopier oder Habeſſinier nur auf Jemen ſich beziehen. Dieſe Verbindung zwiſchen Habeſſinien und Jemen ſtellt ſich auch bei einem ſpätern Ereigniß hervor. Im 6. Jahrh. vor Chr. Geb. ſoll Lokman, ein Tyrann von Jemen, nach andern arabiſchen Schriftſtellern aber früher Balkys, die Königin von Saba, vermuthlich dieſelbe, welche mit Salomo in Verbindung ſtand, um zugleich die Fruchtbarkeit dieſes Landes zu ſichern, und den Gefahr drohenden Waſſern einen Weg zur See zu eröffnen, jenen berühmten Damm von Saba, oder wie dieſe Stadt auch hieß, Mareb (Sitte Mareb hieß der Damm) gegründet haben, deſſen Durchbruch ſpäterhin eine Völkerwanderung und Culturverbreitung nach Mittel- und Nordarabien veranlaßte. In dieſer Zeit waren die Sabäi das herrſchende oder ausgezeichnetſte Volk; wenn die Griechen in einer gewiſſen Zeitfolge außer den Sabäi, die Katabani, Homeritä (die alten Hamjariten, welche der Verfaſſer des Periplus maris erythraei zuerſt Homeritä nennt) und die Chatramotitä (d. h. die Einwohner von Hadramaut, welche Eratoſthenes zuerſt ſo bezeichnet) nach einander folgen laſſen, ſo iſt dies eine Täuſchung (von Mannert in der Geographie der Griechen und Römer. Th. VI. Bd. 1. 1831 wiederholt), da jene Stämme in ihren benachbarten Gebieten unſtreitig gleichzeitig ſich entwickelten, und insgeſammt dem hohen Alterthume angehören.

2) Altgriechiſche und römiſche Periode, hinſichtlich der Bekanntſchaft, welche die Griechen und Römer ſeit der Zeit des Darius bis in die Zeit des Mittelalters mit Jemen unterhielten. In dieſer Zeit behauptete die ſchon bei Ezechiel berühmte Stadt Aden, als Athane, eine welthiſtoriſche Bedeutung, ſodaß die Schiffe der Griechen und Römer hier ihren Hauptlandungsplatz hatten. Herodot rühmt die Unabhängigkeit Jemens ſelbſt zur Zeit des großen Darius; die faſt inſulariſche Lage von Jemen ſchützte dieſes Land auch gegen Alexander den Großen, der hier einen zweiten Sitz ſeiner aſiatiſchen Herrſchaft gründen wollte, und gegen Auguſtus, deſſen Feldherr Älius Gallus nur bis in die Gegend von Mekka oder auch Nedſcheran drang, wo Jemen in ſeiner nördlichſten Grenze an Hedſchaz, den Sitz der heiligen Städte, ſtößt.

3) Durchbruch des Dammes von Mareb [3]), Periode der Auswanderung der ſüdarabiſchen Völker, Untergang des alten Reichs der Hamjariten, obgleich die Übervölkerung und größere Stärke den jemeniſchen Stämmen den Sieg über die mittel- und nordarabiſchen Beduinen (Ismaeliten) verſchafft haben ſoll. In dieſer Periode, welche etwa vom 2. bis zum 6. Jahrh. nach Chr. Geb. reicht, trat das alte in Jemen urſprünglich herrſchende Judenthum (meiſtens von der Lehre oder dem Ritus der Phariſäer) in Kampf mit dem großentheils von Habeſſinien eingeführten Chriſtenthume, welches ſchon im 3. und 4. Jahrh. hier Schutz gegen die römiſchen Verfolgungen fand. Als der letzte Fürſt der alten Hamjaritiſchen Dynaſtie Naowaſch, als Jude, die jemeniſchen Chriſten verfolgte, kam der chriſtliche Neguſch von Habeſch ſeinen Glaubensbrüdern zu Hilfe. Er brachte aber auch die Kinderblattern mit, welche ſich ſeit dieſer Zeit (im 6. Jahrh. nach Chr. Geb.) durch Handelsverkehr über Aſien und Europa verbreiteten. (Vgl. über die altchriſtlichen Religionsverhältniſſe in Arabien beſonders *Assemani*, Chronicon Orientale.)

4) Zeitalter vorübergehender ausländiſcher Herrſchaft. Vom J. 529 bis 601 nach Chr. Geb. reſidirten nämlich habeſſiniſche Statthalter in Jemen; dieſe Invaſion unter religiöſem Vorwande erregte die Eiferſucht der Perſer oder Parther unter Chosroes, deſſen Herrſchaft nach der Vertreibung der Habeſſinier nur einige Jahre dauerte.

5) Einführung des Islams (ſeit dem 8. Jahrh.). Da dieſe Reform Arabiens zunächſt von der Kaaba in Mekka und von dem Koreiſchitiſchen Stamme ausging, ſo nahmen die iſolirten Bewohner Jemens, wenngleich Muhammed und ſeine Nachfolger von Zeit zu Zeit ihnen Miſſionare zuſchickten, keinen ſchnellen und allgemeinen Antheil daran. Sie wurden auch keine echten Rechtgläubige (Sunniten), ſondern Zeiditen (nach der Lehre des Zeid Ibn Ali Ibn Hoſſein Ibn Ali) [4]), ſodaß ſie wie die Schiiten oder Separatiſten Kopfſteuer bei der Kaaba zahlen müſſen; nur in der Provinz Hadramaut iſt die orthodoxe Lehre vorherrſchend geworden; auch gibt es zerſtreute Sunniten-Orden in Jemen, bei denen man Mönche oder Derwiſche, ſonſt hier unbekannt, findet. Einzelne alte Familien, die ihren Urſprung von den älteſten Herrſchern ableiten, und ſelbſt ſolche, die ſich Tobbas (Tobabaahi) nach dem Ehrentitel der alten Hamjaritiſchen Könige nennen, hat es von jeher in Jemen gegeben; und ſie blieben auch die Häuptlinge der ſüdarabiſchen Diſtricte unter allen Muhammedaniſchen Khalifen aus den Häuſern Ommiah, Abbas, ſowie unter den Ajubiten, ſelbſt Saladin dem Großen.

6) Invaſion der Türken im 16. Jahrhun-

---

3) Es iſt bekannt, daß dieſer Durchbruch (Seil al Arem, سيل العرم, vergl. Alcoran Sur. 34. v. 15) in verſchiedene Zeiten geſetzt wird. Sale, in ſeiner Vorrede zum Koran, nimmt die Zeit kurz nach Alexander dem Großen, Reiske, der dem arabiſchen Schriftſteller Beidhawi folgt (in der Abhandlung de Arabum epocha vetustissima Sail ol Arem dicta [Lipsiae 1748]), das erſte Jahrh. nach Chr. Geb. an. Vgl. jedoch Silveſtre de Sacy in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions XLVIII., wonach man dieſe Epoche in das 2. Jahrh. nach Chr. Geb. ſetzen kann. Das ehemalige Waſſerbehältniß von Mareb (Sitte Mareb) lag in einem fünf teutſche Meilen langen Thale zwiſchen zwei Reihen von Bergen, wo ſechs bis ſieben kleine fiſchreiche Flüſſe zuſammentraten. Die Öffnungen der Berge waren mit einer nun gänzlich zerfallenen Mauer nach Oſten zu, wo die Berge ſtanden, verſchloſſen. Auch führten drei große Thüren das überflüſſige Waſſer nach Oſten und Norden. Die Mauer war die Grundlage des Dammes.

4) Vgl. Sale's Vorrede zu ſeiner Überſetzung des Korans.

dert [5]). Auch hier war die Wirkung der Invaſion von kurzer Dauer; denn die Türken wurden nach und nach aus faſt allen Hafenſtädten wieder vertrieben, und die Einwohner von Jemen kehrten mit erneuter Liebe zu ihren Fürſten zurück, unter denen der Imam oder König von Sana ſeit der Erhebung des großen Seid Khaſſem's, eines Nachkommen Muhammed's I., der Mächtigſte wurde. Nachrichten über ihn und ſeine Dynaſtie findet man bei Niebuhr.

7) Die Veränderung der aſiatiſchen Handelsſtraßen in Folge der portugieſiſchen und europäiſchen Umſchiffung Afrika's iſt von großer, wenngleich verderblicher Wichtigkeit für Südarabien geworden; denn von nun an nahm Jemens Reichthum und Handel und eigene Schiffahrt, obſchon dieſe nie ſehr activ war und ſich auf ihre eigene Küſte beſchränkte, immer mehr ab. An die Stelle des welthiſtoriſchen Adens trat die neuere See- und Handelsſtadt Mocha; von hier, von den Diſtrieten Hodeida, Loheia und Dſieſan bringen die Jemener ihren größten und wichtigſten Handelsartikel, den Kaffee, nach der weiter nördlich gelegenen, von Europäern und Indiern gleich beſuchten, Haupthafenſtadt Dſchidda (in der Nähe von Mekka); die im Alterthume mehr als jetzt geſuchten Specereien (unentbehrlich dem Ritus verſchiedener Religionen) verführen die Einwohner von Hadramaut und Schehhr größtentheils nach Maskat (Oman) im perſiſchen Meerbuſen; von hier aus, wo jetzt ein größerer aſiatiſcher und europäiſcher Markt iſt, als an dem arabiſchen Meerbuſen, holen auch die Kaufleute, denen eigene Schiffe zu Gebote ſtehen, die Producte Jemens, um ſie an die indiſchen und europäiſchen Kaufleute abzuſetzen.

Sprache von Jemen. (Vgl. überhaupt Geſenius über die arabiſche Sprache in dem Art. Arabien.) Außer der vor-muhammedaniſchen Hamjaritiſchen Sprache, welche ſich nach Niebuhr in alten Inſchriften Jemens erhalten hat, und worüber die Forſchungen Seetzen's leider durch ſeinen frühen Tod unterbrochen wurden [6]), hat ſich Jemen von jeher durch einzelne Mundarten ausgezeichnet. Man unterſcheidet noch jetzt die Hofſprache zu Sana, die Volksſprache im Küſtenlande (Tehama), und den Dialekt der zwiſchen Hedſchaz und Abuariſch gelegenen Landſchaft. In der bergigen Gegend des ſogenannten Königreichs von Sana herrſcht auch eine andere Mundart als in Tehama, und beide ſollen von der der Beduinen verſchieden ſein. Die Schriftſprache des Korans (urſprünglich die Sprache des Koreiſchitiſchen Stammes), die man ſelbſt in Mekka als eine gelehrte Sprache anſieht, wird in Jemen als ein beſonderes Studium betrieben. (Niebuhr a. a. O. S. 84. 85 ꝛc.) Die Sprache in Hadramaut war für Niebuhr ſo unverſtändlich, daß er ſich beſonderer Dolmetſcher bedienen mußte.

Beſchaffenheit des Landes. Jemen iſt ein aller regelmäßigen Flußbette entbehrendes Terraſſenland; die ſüdliche, dem Meere ſich annähernde Gegend hat ihren Waſſerreichthum den Berg- und Küſtenflüſſen zu verdanken; dieſe tragen in Tehama, wo die Sandküſte ſeit Jahrhunderten anwächſt, da, wo ſie bis zur See ſtrömen, viel zur Verſandung der Ankerplätze bei. Da die äthiopiſche Küſte Jemen gegenüber faſt überall höher emporſteigt, ſo hat man nicht ohne Grund vermuthet, daß die Sandmaſſen der arabiſchen Küſte nicht blos durch die Strömungen, ſondern auch durch die Winde abgeriſſen und hinübergeführt werden. Die Stadt Loheia, vor 300 Jahren an der arabiſchen Küſte erbaut, hat jetzt einen faſt ganz verſandeten unzugänglichen Hafen. Haly, zur Zeit Edriſi's eine Uferſtadt, liegt jetzt drei Stunden von der See. Die Wetter- und Waſſerſcheide im ſüdlichen jemeniſchen Gebirgslande bilden beſonders drei dicht über einander folgende Berge: von Süden herauf der berühmte Sabber bei Taas, der alle Kräuter der Welt enthalten ſoll, der Marras bei Dſchöblah, und der Summara bei Jerim. Im Allgemeinen iſt nach Seetzen der Urboden Jemens vulkaniſch; der ganze Weg von Aden bis Sana ſoll aus vulkaniſchen Steinatten beſtehen, bei Sana bedient man ſich der Lava als gewöhnlichen Bauſteins. Das Klima, im Ganzen heiß, wird in Tehama durch die Seewinde gemäßigt. Die Nächte ſind faſt allenthalben kühl, doch bringen ſie den Thälern wohlthätigen Thau.

Einwohner, Induſtrie, Landbau, Handel ꝛc. Etwa vier Millionen (drei Millionen unter dem Imam von Sana) in Städten und Dörfern größtentheils ſeßhafte Einwohner rechnet man zu Jemen; meiſtens ſehr fleißige, nüchterne, zuvorkommende, patriarchaliſche Menſchen, ein Alpenvolk, welches Seetzen an Teutſchland erinnerte, ganz verſchieden von den räuberiſchen Beduinen des nördlichen Arabiens. Sie ſtehen ungeachtet der ausgedehnten Herrſchaft des Imams in vielen Gegenden unter einem alten Adel (Schechs, Scheriſs, die ſich für unmittelbare Nachkommen Muhammed's ausgeben, ungeachtet ihr Adel nicht ſelten älter iſt). Die kleinen Fürſten in Hadramaut, Jafa und Dſof nennen ſich Sultane; die Gouverneure des Imams von alter Familie Wali's.

Wenngleich die Natur dieſer Gegend Reis, wie auch Hafer verſagt hat, ſo iſt doch Jemen reich an andern trefflichen Producten; denn außer den Weinreben, Pfirſichen, Aprikoſen, Pflaumen und Äpfeln in den Terraſſengärten des Südens findet man hier ſehr guten Weizen, Mais oder Durra (türkiſcher Weizen, wovon oft das 400. Korn gewonnen wird), kleinen Mais (Holcus), Gerſte, Bohnen, Linſen, Rübſamen, Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle, gelb- und rothfärbende Kräuter, Indigo, Seſesblätter, die große indiſche Nuß, Nardſchil auf arabiſch, ſonſt gemeiniglich Coco genannt, und Betel oder Tenbul (wie dieſe zwei letztern Producte ſchon Abulfeda bei Thaphar bemerkte) [7]). Dattelbäume, den indiſchen, ſyriſchen und be-

5) Unter den in den Notices et Extraits des MSS. de la Bibliothèque du Roi iſt für die Geſchichte der türkiſchen Invaſion beſonders die Erzählung des Scheich Kothbeddin (Tom. IV.) zu bemerken. 6) Vgl. auch Catalogus librorum tam MSS. quam impressorum, qui a beato Seetzenio in Oriente emti in Bibliotheca Gothana asservantur, auctore *Moellero* (1825. 1826).

7) Vgl. meinen Commentar zu Abulfeda's Arabien, S. 31, und die daſelbſt angeführte Schrift von Ibn al Wardi, auch Ovington und Niebuhr.

Digitized by Google

nen von Mittelarabien (Nadſched und Jemamah) nachſtehend, ſind nur in der niedern Küſtengegend (Tehama). Dagegen hat die Gegend von Dſchioraſch einen großen Reichthum an Akacienbäumen (Al-Karadh القرظ), deren Rinde in den dortigen Waſſerbehältern und Fabriken ſchon zu Abulſeda's Zeit zu Leder bereitet wurde [8]). Die an die große Wüſte Südarabiens (Ahhkaf) ſtoßende Provinz Mahrah, gänzlich arm an Dattelbäumen und Palmen, findet ihren Erſatz in Weihrauch und Dromedaren. Jemen hat dagegen Pferde, deren Geſchlechtsregiſter man 2000 Jahre zurückführt (Kochlani); die unedeln Racen (Kadischi) werden zum Ackerbau gebraucht. Eigentliche Induſtrie findet man jedoch nur in Hadramaut, hier verfertigt man Leinwand, Teppiche, ſeidene Shawls und die Gürtelmeſſer (Jambea genannt), mit welchen Waaren ganz Jemen verſehen wird, obgleich die Hadramauten auch bis Indoſtan wandern und von da bereichert zurückkehren. In Hadramaut haben auch die Hafenſtädte noch immer den Handel mit Weihrauch, Myrrhen und Aloe behauptet, welche Artikel ſie ſammt dem arabiſchen Gummi bis Maskat und Oſtindien führen. Dagegen hat Jemen den Vorzug des mit großem Fleiß betriebenen, den eigentlichen Ackerbau erſetzenden Kaffeebau's. Der beſte (in Europa gewöhnlich nach dem Orte des Haupthandels Mocha benannte) Kaffee findet ſich auf den zugleich feuchten und heißen, nicht allzuſehr dem Regen ausgeſetzten Hochterraſſen von Uhden, Kusma, Dſebi (nicht Schebi, wie Haſſel ſchreibt) und Kataba (vgl. Niebuhr's Karte von Jemen zu ſeiner Beſchreibung Arabiens). Jemen verſieht hiermit ganz Arabien und führt noch ungefähr 700,000 Cent. aus. Im J. 1787 verſendete man von Beit el Fakih, wo die Hauptniederlage iſt, nach dem Zollregiſter 609,000 Centner nach Dſchidda, der Überreſt geht nach Perſien, Oſtindien, Afrika und Europa [9]). Außer dieſem Kaffeebau beſchäftigen ſich die Jemener viel mit einer gartenmäßigen Bebauung ihres Feldes, wobei die Bewäſſerung großen Fleiß erfodert. Auf den Bergterraſſen ziehen ſie regelmäßige Furchen und Rinnen, in den Thälern Dämme; die Ciſternen legen ſie an dem Fuße der Gebirge und zwiſchen denſelben an.

Kleidung. Der gemeine Mann in Jemen trägt weder Beinkleider noch Hemd, ſondern nur ein Tuch um die Hüfte, in den kalten Gebirgen einen Schafpelz. Die von mittlerem Stande tragen weite Beinkleider, und über dieſelbe in Tehama ein weites weißes, in dem Gebirge ein blaues und weißes, mit weiten langen Ärmeln verſehenes Hemde. Die vornehmen Araber in Jemen zeichnen ſich durch eine Weſte mit engen Ärmeln und einen weiten Rock, auch gelbe lederne Schuhe oder Pantoffeln aus. Außer dem auch in Jemen gewöhnlichen, krummen, ſpitzen Meſſer (Jambea) beſitzen alle wohlhabenden Araber ein Oberkleid ohne Ärmel, ein großes feines Tuch für den Nacken und die Schulter, Lacken oder Mützen von Leinwand, und darüber als Turban den Saſch, ein großes, feines, verſchiedenartig gewundenes Neſſeltuch; auch bedienen ſie ſich der Riemenſohlen. In dem Königreiche Sana läßt ſowol der Vornehme als Geringe ſeinen Kopf ſcheeren (nirgends den verehrten Bart), in andern Gegenden Jemens gibt es Schechs, die ihr Haupthaar wachſen und es hinten im Nacken mit einem Tuch oder feinem Strick binden laſſen. Einige Beduinen auf der Nordgrenze Jemens (ſowie in Hedſchas) tragen Mützen von geflochtenen Dattelblättern. Die Weiber zu Sana, Mocha und Taas, wenn ſie ausgehen, bedecken das ganze Geſicht mit einem Flor, ſonſt in ganz Jemen mit einem Schleier, der ein Auge frei läßt. In der Regel tragen ſie blauleinene Beinkleider, die in Tehama nur ein breites Tuch um die Hüfte. Der Schmuck der jemeniſchen Frauen ſind Ringe um die Arme und Finger, Glasperlen um den Hals. Die Nägel werden bluthroth, die Hände und Füße meiſtens braungelb gefärbt. Von Natur braungelb ſind jedoch die Mädchen in den kältern und bergigen Gegenden weit hübſcher von Geſicht, als die übrigen Araberinnen. Wenn es nicht ein Mährchen iſt, welches der geſchwätzige Juſſef, Seetzen's Gewährsmann, ihm aufheftete, ſo gibt es einen Beduinenſtamm in Jemen (wo, wie in ganz Arabien, ein großer Werth auf die Jungferſchaft gelegt wird), genannt Merekkedeh, wo die Gäſte ganz beſonders geehrt werden. Der Ehemann überläßt dem Gaſte ſeine Frau zur nächtlichen Gefährtin. Hat dieſe Urſache mit dem Fremdling zufrieden zu ſein, ſo erzeigt man ihm am andern Morgen die größte Achtung. Wo nicht, ſo nimmt man ihm ſeine Kopfbinde, und färbt ihm Bart und Hände roth (v. Zach's monatliche Correſpondenz 1809. Bd. XIX. Febr.).

Wir wollen nun eine kurze Überſicht der Provinzen, Diſtricte und Städte Jemens nach Niebuhr und Abulfeda geben.

A. Die eigentliche Landſchaft Jemen im weitern Sinne, welche das Gebiet oder Königreich Sana in ſich ſchließt. Sie zerfällt in Beziehung auf die Abdachung in

a) Tehama (bei Abulfeda Tehajim-al-Jaman [10]), das flache Küſtenland), und b) das Gebirgsland, Dſchäbbel [11]) oder Nadſched-al-Jaman. In chorographiſcher und politiſcher Hinſicht begreift die Landſchaft Jemen (nach Niebuhr, der bis jetzt aus eigener Anſicht und Erfahrung die richtigſte Darſtellung geliefert hat) folgende Provinzen und Diſtricte:

1) Das Königreich Sana, oder das Gebiet des Imams von Sana, mit ungefähr drei Millionen Einwohnern; worunter man die daſigen Beduinenſtämme und 5000 alte jüdiſche Familien begreift, welche alle Phariſäer oder Talmudiſten ſind, deren Bücher, wie Niebuhr

8) *Abulfedae* Arabia l. c. p. 51. 52. 9) Vgl. überhaupt über den arabiſchen Handel Couplet in den allgem. geograph. Ephemeriden. Bd. XXXIII.

10) Der Unterſchied zwiſchen Tehama und Tehajim iſt der, daß dieſes eine Küſtengegend überhaupt bedeutet (daher auch Tehajim al Hedſchaz), dagegen Tehama auf eine beſtimmte Landſtrecke der Küſte von Jemen erſtreckt bei den alten Arabern ſelbſt im Sinne einer Provinz genommen ward. 11) Dschaebbel, oder nach genauerer Ausſprache Dschäbbäl, bedeutet auf Arabiſch einen Berg, Gebirge überhaupt, aber es iſt falſch, dies Wort, wie Haſſel thut, Schebel zu ſchreiben.

wenigſtens bemerkte, in Amſterdam oder Venedig gedruckt waren. Der Thron dieſes Landes, welches in ſeiner ganzen Länge ungefähr 48, in der mittlern Breite 20 teutſche Meilen begreift (nach Weſten an den arabiſchen Meerbuſen, nach Oſten an Jaſa, Hadramaut und Chaulan, nach Norden an die Landſchaft Haſchid und Bekil, nach Nordweſt an das Gebiet Abuariſch grenzend), iſt erblich, und wenn die Prinzen alle gleich gute Eigenſchaften haben, ſo wünſchen die Unterthanen jeder Zeit den älteſten, von einer ehelichen Frau des Imams gebornen, zum Regenten. Aber der Mangel eines geſetzlich feſtgeſtellten Erſtgeburtsrechts gibt oft Veranlaſſung zu innern Fehden. Der Imam, zu der Zeit Niebuhr's ſelbſt Khalif oder Emir-al-Mumenin (Beherrſcher der Gläubigen) genannt, weil er weder Sunnite (Rechtgläubiger) war, noch ſeinen Stamm von Muhammed ableitete, bekümmert ſich als unabhängiger Herr weder im Geiſtlichen noch Weltlichen um eine auswärtige Macht; ob er gleich nur in ſeinem Lande einen geiſtlichen Einfluß übt. Unumſchränkt regiert er nicht; alle peinliche Sachen ſtehen unter dem höchſten Gericht zu Sana, wo der Imam über ungefähr 20 Kadis oder Richter den Vorſitz führt. Der Proceß, wo auch Fürſprecher zugelaſſen werden, iſt hier ſowol mündlich als ſchriftlich. Da der Imam die Kadi's verändern kann, ſo ſind die Urtheile oft von ihm abhängig. Auch hier gibt es zuweilen Empörungen, ſobald der Imam Tyrann wird. Niebuhr's Erzählung von dem Wechſel der Tyrannen Jemens iſt ſehr belehrend. Das Gebiet der Imams zu Sana begriff ſonſt auch die Landſchaft Abuariſch, deſſen Scherif ſich mit einem Stück von Tehama vergrößerte und Abuariſch unabhängig machte. Alle höhern Staatsbeamte (man nennt ſie mit dem auch Secretairen und Gelehrten zukommenden Titel Fakih) ſind abhängig; der Imam ertheilt zuweilen auch freigelaſſenen Sklaven höhere Bedienungen. In jedem Amt iſt ein Statthalter, Dola oder Emir genannt, welcher die herrſchaftlichen Einkünfte erhebt (er ſitzt ſelbſt auf dem Zollhauſe) und die Truppen des Imams in ſeinem Gebiete befehligt; ihr Amt dauert ſelten über drei Jahre, damit ſie ſich nicht zu ſehr bereichern. Ein beſonderer Controleur (Bas Kateb) ſteht in den größern Ämtern unter dem Imam ſelbſt, nicht unter dem Dola, deſſen Geiſel er gewöhnlich iſt; die Ausſprüche der Amtsrichter (nach dem Koran) ſind von dem Statthalter überhaupt unabhängig, ſie ſind in ihrem Amte lebenslänglich und in der Regel unbeſtechlich und den türkiſchen Kadis hierin nicht gleich. Auch die Polizei iſt muſterhaft, ſodaß Seetzen verſichert, man reiſe hier ſo ſicher, wie in irgend einem europäiſchen Lande. Die Einkünfte des Imams, der zur Zeit Niebuhr's monatlich über 80,000 Speciesthaler einnahm, wurden ſowol durch Abreißung einzelner Diſtricte als durch die Deputate appanagirter Prinzen verringert. Eroberungskriege muß der Imam aus ſeinem Privatſchatz beſtreiten. Nach Niebuhr hatte der damalige Imam 4000 Mann zu Fuß und 1000 Mann zu Pferde, welche von Scheicks oder Arabern vom alten Adel angeführt werden. Die Angabe Couplet's (a. a. O.) von einem Heere von 60,000 Mann bezieht ſich auf eine außerordentliche Zeit; denn bei einem außerordentlichen Kriege iſt jeder Bürger Soldat, und muß ſich mit Waffen und Lebensmitteln verſehen. Der Soldat bekommt monatlich 4, der Officier 20 Piaſter. Kleidung iſt nicht Uniform; Lanzen, Säbel und Piſtolen ſind ihre Waffen bei der Reiterei, Schießgewehre und breite Meſſer bei dem Fußvolk. Die Taktik iſt ſehr ſchlecht; wenngleich die Reiter große Gewandtheit beſitzen. Kanonen ſind nur in den Caſtellen; ſie werden gewöhnlich von verlaufenen Türken oder europäiſchen und indiſchen Renegaten bedient. Auf den Münzen, welche der Imam ſchlagen läßt (Silber- und Scheidemünzen), ſieht man, wie dies auch bei den türkiſchen und perſiſchen neuern Münzen der Fall iſt, keine Figur, ſondern nur Schrift. Es curſiren aber auch hier venetianiſche Goldmünzen. Die gebirgigſte Gegend dieſes Landes (Dſchäbbel) wird in 24, das Tehama in 6 Ämter abgetheilt (welche man bei Niebuhr und Haſſel genauer verzeichnet findet)[12]). Dort iſt Sanna (ſchon zur Zeit Abulfeda's eine große blühende, mit Damask verglichene Stadt und alte Reſidenz der Fürſten von Jemen, obgleich damals, d. h. im 13. Jahrh., die Stadt Taas ihr den Rang abgelaufen hatte), hier Mocha. Dieſe 5000 Einwohner enthaltende, mit europäiſchen Factoreien (einer britiſchen, däniſchen und franzöſiſchen) verſehene Seeſtadt, in welcher 250 Banianen oder indiſche Kaufleute den Zwiſchenhandel verſehen, iſt in neuerer Zeit die wichtigſte Handelsſtadt von Jemen geworden, weil hier der Haupthandel des Kaffee's, der Specereien, des Gummi's und aller arabiſchen Producte iſt, welche die Europäer und Amerikaner aufkaufen. Die Engländer (jetzt im Beſitz des perſiſchen Meerbuſens) bringen hier indiſche Waaren zum Austauſch, bis zum Werth von einer Million Pfund Sterling.

2) Unabhängig von Jemen ſeit 1740 und unter einem eigenen Schech iſt die Herrſchaft Aden, welche ſüdlich an das Meer, weſtlich und nördlich an das Gebiet des Imams, öſtlich an kleinere unabhängige Herrſchaften grenzt (vgl. den Artikel Aden).

3) Das Fürſtenthum Kaukeban, größtentheils zwiſchen Landen des Imams liegend, unter einer alten vom Imam zu Saade und von Muhammed ſich ableitenden Familie, welche mehre Jahrhunderte über verſchiedene Städte Jemens herrſchte, und bei der Vertreibung der Türken durch den Stammvater des Imams mediatiſirt wurde, wenigſtens den Titel Imam ablegte. Sie heißen nun Sejid oder Sidi, welches ein geringerer fürſtlicher Titel iſt. Das Geſchlechtsregiſter der regierenden Familie findet man bei Niebuhr (S. 250). Die kleine Hauptſtadt Kaukeban liegt auf einem großen, fruchtbaren, wohlbebauten, aber ſteilen, hohen Berge, deſſen Zugang erſt zur Zeit Niebuhr's gepflaſtert und ſelbſt für beladene Kameele breit genug gemacht wurde.

4) Die Landſchaft (oder Bellad) Al-Kobail, nach zwei arabiſchen Häuptlingen, Haſchid und Bekil genannt, weſtlich an Abuariſch, ſüdlich an das Gebiet des Imams und Kaukeban, öſtlich an Dſof und nördlich an die Wüſte

12) Vgl. die Artikel Beit el Fakih, Belad Anes, Belad Ibn Aklan, Bab el Mandeb in der 1. Sect. dieſer Encykl.

Digitized by Google

Amaſiah ſtoßend. Dieſe Landſchaft beſteht aus einer Menge kleiner, unabhängiger Herrſchaften unter Schechs, deren Conföderation im Kriege unter einem Haupte oder etlichen Feldherren ſteht, und dadurch ſowol dem Imam von Sana als dem Scherif von Mekka Achtung und Furcht erweckt. Von den kriegeriſchen Einwohnern (Kobail) dienen aber auch viele bei jenem Scherif, und der Imam hat oft ganze Regimenter derſelben in ſeinem Solde, die nur unter ihren eigenen Officieren ſtehen. Es iſt dies die arabiſche Schweiz. Haſchid und Bekil waren, der Sage nach, zwei Söhne eines Abenteurers, Babroſcham aus Magneſia, der, von vornehmer Geburt und jung, ſich die Prinzeſſin Nedſiema aus Burſa in Bithynien, nachdem ſie ihr königlicher Vater in ein Bergcaſtell geſteckt, unter dem Gewande eines Heiligen und Eremiten (deſſen man ſich zur Wiederherſtellung der liebekranken Nedſiema bediente) bei Mondenſchein über Damaſk und Mekka bis Jemen entführte. (Dieſe Erzählung bei Niebuhr [S. 260. 261] gibt reichen Stoff zu einem neuen Drama.) Wenn Niebuhr 29 unabhängige Herrſchaften dieſes merkwürdigen Landes aufzählt (darunter in der Landſchaft Cheiwan die gleichnamige Stadt, nach Abulfeda die Grenze der Wohnungen einer von den alten Tobabaah تبابعة d. h. Hamjaritiſchen Königen abſtammenden Familie, nach Niebuhr eine alte Reſidenz derſelben, ſowie nachher des jemeniſchen Imams und noch jetzt durch Ruinen uralter Paläſte ausgezeichnet, in der Nähe eines Dorfes, Beit el Töba [tobabaah] gelegen), ſo iſt dieſe Aufzählung ſpäterhin durch keinen unſerer Reiſebeſchreiber berichtigt und ergänzt worden, und ſehr zu bedauern, daß Seetzen dieſe Gegend nicht berührte. Man weiß nur, daß die tapfere Eidgenoſſenſchaft von Kobail ſich vor etwa 40 Jahren den Wechabiten unterworfen hat; ob aber dies Wechabitenthum hier noch beſteht, iſt unbekannt.

5) Das Gebiet Abuariſch, von der gleichnamigen Stadt am arabiſchen Meerbuſen genannt und zum Tehama gehörig, ſonſt eine Provinz des Imams, welche dieſer verlor, als er gegen ſeine ſonſtige Staatsregel, Abhängige oder Freigelaſſene zu Gouverneurs zu ernennen, einen von Muhammed abſtammenden Scherif hierher ſandte, den die Schechs von Kobail, ungeachtet ſie im Dienſte des Imams ihn bekriegten, heimlich unterſtützt zu haben ſcheinen. Hier liegt eine Tagereiſe von Abuariſch die Hafenſtadt Dſieſan, wo der Haupthandel mit Senesblättern getrieben wird, vermuthlich Edriſi's Ghaſſan, und das von den Alten genannte Land der Caſſaniten.

6) Der Küſtenſtrich von Abuariſch bis an die Grenze von Hedſchas, von Beduinen unter eigenen Schechs bewohnt, die man in Jemen für Räuber und Ungläubige (Kaffers) hält, und die, weil ſie eine eigene Religion, Beſchneidung und Mundart haben, und in der Nähe der alten Caſſaniten wohnen, für die Abkömmlinge der Ailäi der Alten (Beni Halal bei Edriſi) gehalten werden.

7) Das Gebiet Chaulan, weſtlich von Saade (nach Edriſi zwiſchen Sana und Mekka), vermuthlich die ſüdliche Grenze der alten Ismaeliten und das in der Geneſis (10, 7 und 25, 18) genannte Chavila der Chuſchiten, obgleich unweit Sana ein gleichnamiger Diſtrict liegt.

8) Die Landſchaft Sahan mit der Hauptſtadt Saade, ein großer, bergiger Strich Landes zwiſchen Kobail und Hedſchas, neben der Wüſte Amaſiah, reich an Weintrauben und ausgezeichnet durch einige Eiſenbergwerke, denen aber das Holz und die Betriebſamkeit der Einwohner abgeht. Dieſe Bergbewohner, welche von Fleiſch, Honig, Milch und Kräutern leben, und bei einem ſehr ſcharfen Geſicht ſehr alt werden (ihre Töchter heirathen gegen die Gewohnheit der ſehr frühzeitigen Verlobung der Araber, erſt im 15. Jahre), ſind zugleich gaſtfrei und räuberiſch, werden für Sternkundige gehalten, meiden allen Umgang mit Fremden und reden eine eigene reine Mundart. Der Imam von Saade, durch deſſen Gebiet der Weg von Sana nach Mekka geht, hat einen ſehr anſehnlichen Zoll. In ſeiner Nähe liegt der Berg Om elleile (dunkle Nacht), wo die Familie des Imams eine Belagerung der Türken ſieben Jahre ausgehalten haben ſoll.

9) Die Herrſchaft Nedſcheran, drei Tagereiſen von Saade, mit der alten Stadt gleiches Namens نَجْرَان (die nach Abulfeda 10 Tagereiſen von Sana und 20 Tagereiſen von Mekka lag). Hier war ehemals eine Reſidenz der Hamjariten (*Assemani* Biblioth. Orient. T. I. p. 364. T. II. part. II. p. 765). Die ganze ſchöne, waſſerreiche, durch Korn und Datteln ausgezeichnete Gegend ernährt auf ihren vortrefflichen Weiden die beſten in ganz Jemen geſuchten Pferde und Kameele. Sie ſtand zur Zeit Niebuhr's unter einem berühmten, vielgereiſten, tapfern und gelehrten Schech (Mekrami), der ſich rundherum durch ſeine Feldzüge furchtbar machte, aber eines eigenthümlichen Glaubens, weder Seidit noch Sunnit war. Seine Amulete und Ablaßzettel, wodurch er das Paradies ellenweiſe verkaufte, und die Anordnung von Bußtagen und Proceſſionen, wodurch er vom Himmel jeder Zeit Regen errang, gaben ihm bei den abergläubiſchen Arabern ebenſo viel Anſehen, als die ungewöhnlich ſchnelle Art, wodurch er mit ſeinen Parteigängern alle benachbarte Gebiete überraſchte.

10) Die Herrſchaft Kachtan, drei Tagereiſen nördlich von Nedſcheran auf dem Wege nach Mekka, vermuthlich der Sitz der von Ptolemäus genannten Katanitä (vgl. auch wegen des Namens dieſer ſonſt unbekannten Landſchaft, von der ſelbſt Niebuhr durch einen mistrauiſchen Einwohner nichts erfahren konnte, Geneſis 10, 26). Man weiß nur, daß dieſe an Pferden reiche Gegend unter einem unabhängigen Schech ſteht.

11) Die Landſchaft Dſof, جوف, voll ſandiger Ebenen (wo man nach dem Regen Gold im Sande wollte bemerkt haben), eine große, von Norden herab (von Nedſcheran an) bis Hadramaut von der weſtlichen Grenze oder Kobail her, weit nach Oſten bis in die Wüſte, welche zwiſchen Jemen und Oman liegt, ſich erſtreckende Provinz, der Sitz der alten Sabäerſtadt Mareb, ſowie jenes berühmten Waſſerbehälters. Sie beſteht aus drei verſchiedenen Regionen oder Gebieten, 1) Bellad el Bedui

Digitized by Google

(das Land der Beduinen, wo die kriegeriſchen, mit Kameelen und Pferden umherziehenden, mit Harniſchen und Helmen, Säbeln, Meſſern und Lanzen bewaffneten, als Dichter berühmten Nomaden ſich herumtreiben, denen man nachſagt, daß ſie den Dorfbewohnern ihre Mädchen entführen). 2) Bellad el Saladin (das Land der Sultans, eine von unabhängigen Herren, hier Sultans genannt, bewohnte bergige Gegend), und 3) Bellad el Scheraf, das Land der Scherifs, d. h. die Städte und Dörfer, wo die Nachkommen Muhammed's regieren, wozu auch Mareb gehört, deſſen Scherif ſeine Vaſallen in benachbarten Diſtricten hat. Die Berge bei Mareb enthalten Steinſalz, womit ganz Jemen verſehen wird. Die einzelnen Örter dieſes Landes (in dem ſich noch ein altes Bergcaſtell der Hamjaritiſchen Könige findet) ſind zu wenig bekannt (vgl. z. B. die ſonſt treffliche Arrowſmith'ſche Karte, ſowie die übrigen von Haſſel [S. 376] der vollſtändigen Erdbeſchreibung Bd. XIII. bezeichneten Landkarten).

12) Das kleine, an Kobail (Haſchid und Bekil) von einer, und von der andern Seite an Dſof grenzende Gebiet von Nehhm نهم, welches unter einem kriegeriſchen, ſelbſt vom Imam geachteten Schech ſteht. Auf dem Berge Tſiba daſelbſt ſoll man ehemals Silber gefunden haben. Beim Caſtell Charet findet man eine Seltenheit Arabiens, nämlich ein warmes Bad.

13) Gebiet Chaulan, das zweite dieſes Namens in Jemen, einige Meilen ſüdöſtlich von Sana, deſſen Schech eine Zeit lang dem Imam als Feldherr diente. Die merkwürdigſten Örter ſind hier: Tanájim, ehemals der vornehmſte Sitz der ſüdarabiſchen Juden und großer Synagogen, jetzt ſehr verlaſſen (auch in der Hauptſtadt der Catabaner oder Gebaniten Jamna [Thumna] lagen nach dem Bericht der Griechen 65 Tempel), und Beit el Kibſi, ein von lauter Scherifs bewohntes Dorf, aus denen man alljährlich den Anführer der 2—3000 Mann ſtarken Karavanen von Sana nach Mekka nimmt.

14) Die Landſchaft Jafa يافع, welche zwiſchen Aden und Hadramaut an Hodſerie, Kataba und Rodda grenzt, unter drei Fürſten, welche ſich mehre Diſtricte von Hadramaut, darunter die Hafenſtadt Schehhr, unterworfen haben. Sie iſt reich an Kaffee und Hornvieh und war ehemals ein Theil des ſogenannten Königreichs von Sana.

Dies ſind die bis jetzt bekannten Gebiete von Jemen im engern Sinne. Über die zerſtreuten Beduinenſtämme und ihre Sitten hat Seetzen einige Nachrichten ausfindig gemacht (monatl. Correſpondenz v. Zach 1809. Bd. XIX).

B. Hadramaut (das Chatramotilis der Alten, auf arabiſch حَضَرَمَوت Hhadhramaut), mit Jemen zuſammen bei den Griechen und Römern das glückliche Arabien genannt, und mit Ausnahme der ſüdöſtlichen Seeküſte und der großen Wüſte von Oman im Nordoſten, von Jemen ſelbſt auf der weſtlichen und von Schehr und Mahrah auf der öſtlichen Seite begrenzt, ungeachtet einige Schriftſteller auch dieſe beiden Provinzen Schehr und Mahrah unter Hadramaut begreifen. Alle alte Geographen erkennen das Land für den Hauptſitz der arabiſchen Specereien (Weihrauch, Myrrhen und Aloe), deſſen Hauptabſatz jetzt über Oman (Maskat) geht; auch Achat und Onyx gibt es hier in der Nähe der Hauptſtadt Schebam, wie ſchon der perſiſche Geograph Abdolmoal bemerkt, indem er hinzuſetzt, daß nirgends im Orient dieſe Steinarten vortrefflicher ſich vorfänden [15]). Auch findet ſich hier der Beſcham, welcher den berühmten mekkaniſchen Balſam gibt. Für Europa iſt Hadramaut gewiſſermaßen noch zu entdecken; Niebuhr, der hierher ſo wenig als Seetzen kam, gibt wenigſtens an, wie man zum Behuf einer ſolchen Reiſe ſich bei den Kaufleuten zu Bombay und Surate erkundigen und die Bekanntſchaft der Banianen aus Oſtindien als der hieſigen Mäkler und Wechsler ſuchen muß. Die Hadramauten halten ſich für weiſer und gelehrter als die Jemener (im engern Sinne), von denen ſie in Sprache und Sitten und als Rechtgläubige abweichen. Ein gutes Vorurtheil gewährt es ſchon, daß man hier, wo ein zwar heißes, aber geſundes Klima iſt, ſicherer reiſt, als in Jemen ſelbſt, wenngleich die kleinen unabhängigen Herren auf den Burgen von Hadramaut oft in Fehde leben. Man findet hier eine Menge Schechs in patriarchaliſcher Verfaſſung, unter denen ſowol die Bergbewohner (Kobail) als die Beduinen ſtehen. Der Schech der Hauptſtadt Schebam شبَام (unter 67° der L. und 16° der Br. nach d'Anville) iſt der mächtigſte. Dieſe, ſchon zur Zeit Edriſi's und Abulfeda's berühmte, bei den alten Griechen und Römern Sabbatha und Sabota genannte Stadt, zehn Tagereiſen von Mareb, acht von Sana, lag damals als eine feſte, wohlbefeſtigte Burgſtadt auf dem waſſerreichen und fruchtbaren Berge Schebam ſelbſt. Faſt alle Städte Hadramauts, mit Ausnahme der Seeſtädte Dhafar, Keſchin, Hardſchah und Makalla, liegen hier auf den Vorbergen der Hochebene, die ſich kettenweiſe an das Küſtenland drängen. Nach Schebam iſt Terim oder Tariam تريم die wichtigſte Stadt (ebenfalls den alten arabiſchen Geographen bekannt), jetzt iſt ſie berühmt durch die ſeidenen, mit Gold durchwirkten Shawls, die man hier webt. Zu Hadramaut gehört die gegenüber liegende alte Aloeinſel Socotora; denn der Schech der Hafenſtadt Keſchin (von deren Rhede Niebuhr einen Grundriß mittheilt) iſt Herr von Socotora. Das Verzeichniß, welches Niebuhr von den Städten im Innern Hadramauts mittheilt, und die geographiſche Stellung, welche ihnen Haſſel (a. a. O.) nach zerſtreuten Bemerkungen der Reiſenden gibt, verdienen eine genauere Prüfung.

15) Andere arabiſche Geographen nennen die hier vorkommenden Edelſteinarten Onyx الجزع und Carneol العقيق (ſ. meine Abulfedae Arabia p. 37). Noch jetzt wird der jemeniſche Carneol Akik Jemani genannt (cf. *Forskål*, Flora aegyptiaco-arabica p. 84). In ſeiner Blumenleſe von der edlen Mineralogie (florilegium rei gemmariae) handelt der Araber Ahhmed At-Teifaſchi von obigen Edelgeſteinen (ſ. die Ausgabe von Rau unter dem Titel: Specimen arabicum Teifaschii etc. p. 43. 44).

Die Landſchaft Schehhr liegt zwiſchen Hadramaut und Mahrah vom Cap Fartaſch bis zum Cap Curia Muriah. Sie ſcheint in ältern Zeiten (ungeachtet ſie ſelbſt Abulfeda nur beiläufig erwähnt) einen größern Umfang gehabt zu haben, da die Hafenſtadt Schehhr (nicht Sahar) im Oſten von Makalla innerhalb Hadramauts liegt [14]). Die öſtlich von Merbath (auf der Grenze von Mahrah) gelegene Stadt Thaphar (ظفار) nennt Abulfeda ausdrücklich die Hauptſtadt Schehhrs, ob er ſie gleich unter Tehajim al Jaman beſchreibt. Hier, wie bei Schehhr ſelbſt, wird der beſte arabiſche Weihrauch (Oliban) gewonnen.

Die Landſchaft Mahrah, ein Küſtenland zwiſchen Schehhr und Oman, nördlich an die große Wüſte Ahkaf (deren Pforte ſie genannt wird), ſüdlich an das Weltmeer ſtoßend, iſt zwar arm an Kornfrüchten und Dattelbäumen, aber reich an Kameelen. Hier wohnen Beduinenſtämme, deren Stammvater oder Chef der ganzen Provinz den Namen gab. Die Hauptſtadt Merbath, ehemals ein berühmter Hafen, liegt an der weſtlichen Grenze in dem Buſen von Thaphar (nach d'Anville unter 71° der L. und 17° der Br.). Hier auf den Bergen iſt der Urſitz des Weihrauchs und in der Nähe (nach Edriſi fünf Tagereiſen davon, nach Niebuhr's Nachrichten unweit Keſchin und Ainad) das alte Grab Eber's oder Kachtan's, den die Araber Hud nennen (قبر هود Kubr Hud), deſſen Körper die Muhammedaner unter Abu Bekr mit einem Schwert an der Seite in ſeinem Grabe fanden, und wohin alljährlich viele Pilger wandeln. (*Rommel.*)

Jemen ala (Geogr.), ſ. unt. **Dschaebbal** u. **Jemen.**

Jemeny, druſiſche Sekte ſ. unt. **Drusen.**

JEMGUN, Königr. Hanover, Fürſtenth. Oſtfriesland, eine der ſogenannten Herrlichkeiten, das Pfarrdorf (**37** Häuſer, **222** Einw.) mit dem ritterſchaftlichen Gute umfaſſend. (*F. G. Crome.*)

Jemielnica (Geogr.), ſ. **Himmelwitz.**

JEMINI (das Land Jemini 1 Sam. 9, 4), ſtatt „das Land der Benjaminiten." Ebenſo ſteht 2 Sam. 20, 1. אִישׁ יְמִינִי „ein Mann Jemini," ſtatt „ein Mann aus dem Stamme Benjamin." (*Crome.*)

Jemlah, ſ. **Jumila.**

JEMMA, ein anſehnlicher Fluß Habeſſiniens, im Reiche Anchara, der wahrſcheinlich im Südoſten dieſer Provinz, auf den Gebirgen von Gojam, entſpringt und in dem Lande der Agows ſich in den Nil ergießt. Die wenigen, bis jetzt uns bekannten Notizen von dieſem Fluſſe verdanken wir dem berühmten Reiſenden James Bruce, der uns, ſo weit er ihn kennen lernte, davon berichtet, daß er in der Nähe des hohen Berges Adama, dem höchſten Punkte des Gebirgszuges Amid Amid, vorüberfließe und durch eine herrliche, romantiſche Gegend, die er mit der Umgegend von Richmond an der Themſe vergleicht, ſeinen Lauf nehme. Er ſoll ein ſchöner, fiſchreicher Fluß ſein, der keine Krokodile enthalte, und deſſen Ufer meiſtens von Akacienbäumen beſchattet ſeien. (*J. C. Schmidt.*)

JEMNISCHT, böhm. Gemnjsstie, 1) eine gräflich Bucquoi'ſche Allodialherrſchaft im ſüdweſtlichen Theile des kaurzimer Kreiſes des Königreichs Böhmen gelegen, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizſtamte, einem mittelmäßigen Ackerboden und einem gebirgig-hügeligen Terrain. Die Herrſchaft grenzt im Weſten an den berauner Kreis. 2) Ein Dorf und Hauptſitz der Herrſchaft gleiches Namens, an der von Beneſchau nach Czechtitz führenden Straße, ſechs M. ſüdſüdoſtwärts von Prag entfernt, mit einem herrſchaftlichen Schloſſe, und ſchönem Garten, einer eigenen katholiſchen Schloßkapellanei, welche zum biſtritzer Vicariatsdiſtriete des prager Erzbisthums gehört und unter dem Patronate des Herrſchaftsbeſitzers ſteht, einer im J. **1724** durch Adam, Grafen von Trautmannsdorf, angelegten und durch W. Rainer mit hübſchen Fresken verzierten Schloßkapelle, einer katholiſchen Kirche, **36** Häuſern, **216** Einwohnern und einer Mahlmühle. (*G. F. Schreiner.*)

JEMTELAND (**Jämteland**), eine Provinz des nordweſtlichen Schwedens, zu dem ſchwediſchen Norrland gehörig. Sie bildet nebſt der Provinz Herjeådalen, das Öſterſunds-Län (ſ. **Östersund**). Beide Landſchaften waren in älterer Zeit Theile bald des norwegiſchen, bald des ſchwediſchen Reiches; ſeit dem Frieden von Brömſebro **1645** ſind ſie letzterem verblieben. Jemteland iſt von Norden nach Süden von Jäddnems Röſet (Norwegen) bis Hälleſhojden **30** Meilen lang, von Weſten nach Oſten von Skarfdörren (an der norwegiſchen Grenze) bis Jallerafen, wo Medelpad und Ångermannland zuſammenſtoßert, **22** Meilen breit; das Areal wird zu **330** □M. angegeben. Auf dieſem weiten Flächenraume, den freilich auch zahlreiche Sümpfe und Seen, niedere und höhere Berge, beſonders im Weſten zum Theil Alpen (an der norwegiſchen Grenze), Weideländer, auf welchen Lappen nomadiſiren, unerſchöpfliche Waldungen (wovon **84** □M. Kronwald), zum Theil noch undurchdringliche Urwälder, die kaum je eines Menſchen Fuß betrat, ausfüllen, wohnten im J. **1825**, in zwei Propſteien, der nördlichen und ſüdlichen, unter Hernöſands Stift, in **12** Paſtoraten und in **45** Landkirchſpielen, wie in einer Stadtgemeinde (Öſterſund mit **377** Seelen) nur **34,193** Menſchen, einſchließlich des ganzen Jämtelands Lappmark; in den J. **1816—1820** wurden geboren **4259** und ſtarben **2245**; in den J. **1821—1825** wurden geboren **4574** und ſtarben **2398**, und zwar ausſchließlich des Lappenbezirks von Ström und Fölmje. Zum Heere ſtellt Jemteland **1100** Mann (eine Schwadron Jäger zu Pferde und ein Feldjägerregiment). Im Weſten grenzt Jemteland an Norwegen, im Norden an Norwegen und an Åſele Lapmark, im Oſten an Ångermannland und Medelpad, im Süden an Medelpad, einen kleinen Theil von Helſingland und an Herjeådalen. Viehzucht, meiſt als Sennenwirthſchaft betrieben, Jagd und Fiſchfang, auch in den Alpen, bilden die Hauptnahrungszweige; der Ackerbau iſt gering, wiewol er ſchon zugenommen hat, und noch viel bedeutender werden könnte, da der Boden im Allgemeinen gut iſt; Jemteland bietet ſichere

14) Bei Abulfeda wird die Hafenſtadt Schehhr, zwiſchen Aden und Thaphar, jedoch zu Jemen gerechnet, ſowie er auch die vier Stunden davon gelegene ſonſt unbekannte Stadt Hadramaut mit Abdolmoal in dies Gebiet ſetzt.

Gelegenheit zu lohnenden Urbarmachungen dar, als faſt irgend eine andere Provinz, ſelbſt noch am Fuße der Alpen; jetzt gibt der Roggen höchſtens das zwölfte, Erbſen das eilfte, Gerſte (die Hauptausſaat) das zehnte, Hafer das ſechste Korn, Weizen wird nur wechſelsweiſe geſäet; auch baut man Mengkorn. Neuerdings hat man angefangen, aus Moorerde künſtlichen Dünger zu bereiten. Eine Landhaushaltungsgeſellſchaft beſteht. Nachtfröſte richten oft Schaden an. Der Kartoffelbau iſt ſehr geſtiegen. Seit 1804 beſtehen, allmälig vermehrte, ſchottiſche, ſeit 1820 auch isländiſche Schäfereien. Hanf iſt ein Haupterzeugniß. Obſtbäume kommen nicht fort. Zur Förderung der Weberei hat die Krone Prämien ausgeſetzt; Wollenzeug wird viel bereitet. In einzelnen Kirchſpielen gibt es zahlreiche Handelsbauern, die ihre Reiſen nach Stockholm und Norwegen machen; Vogelwild, Talg, Butter, Lederwaaren, bilden die hauptſächlichſten Ausfuhrartikel; eingeführt werden Kaffee und Zucker, in geringen Quantitäten, da der Bedarf ſehr klein iſt, Färbeſtoffe, Rauch- und Schnupftabak (letzterem iſt das männliche Geſchlecht ſehr ergeben). Die Jemteländer ſind ein ſchöngebildetes, lebendiges, kräftiges und noch ſehr unverdorbenes Volk, von mittlerer Größe, behende und leicht und geborene Jäger; ſie ſind einfach und mäßig, arbeitſam, wohlwollend, gaſtfrei, aufrichtig und gottesfürchtig, haben wenig Bedürfniſſe und erreichen nicht ſelten ein hohes Alter. Die Höfe ſind meiſtens im Viereck gebaut; die Dächer mit Bretern oder kleinen Stangen belegt, die Fußböden werden ſehr rein gehalten; das Wohnzimmer iſt zugleich Küche, nach der Weiſe Norrlands, doch weſterbothniſche Reinlichkeit findet man nicht. Überall wechſeln die lieblichſten Seen, die anmuthigſten Thäler, die erhabenſten Alpenſcenen; man glaubt ſich bald nach Italien, bald in die Schweiz verſetzt. In den Waldungen findet man Elenthiere, Bären, Wölfe, Luchſe; der Vogelſang iſt ſehr bedeutend. Das Land hat eine einzige Trivialſchule, auf der Inſel Fröſön im großen Landſee Storſjön. Daneben gibt es einzelne feſte Landſchulen und wandernde Elementarſchullehrer; doch hauptſächlich beſorgen die Ältern den Unterricht ihrer Kinder, und zwar beſſer, als es an vielen Orten in Schulen geſchieht; denn Religion und Kirche ſind dieſem Volke noch die höchſten Güter des Lebens. Nur auf wenige Theile des Landes dürfte dieſe allgemeine Schilderung keine Anwendung finden. Die Sonntagsfeier iſt ſtreng; aber keineswegs blos äußerlich. Mit Herjeådalen beſteht erſt ſeit 1821 eine unmittelbare und bequeme Verbindung auf fahrbarem Wege. Bergbau wird betrieben; Kupfer und Eiſen iſt vorhanden; auch Sumpfeiſen; neuerdings hat man wieder Bleierz gefunden. Auch Topfſtein wird gebrochen. Die Bergwerke von Jemteland bilden mit dem von Medelpad und Ångermannland die Bergmeiſterſchaft Weſter-Norrland; doch wird in jeder Provinz Berggewicht (Bergsting) gehalten. Im J. 1825 ward eine Briefpoſt durch Jemteland nach Trondhjem eingerichtet. In juridiſcher Hinſicht bildet Jemteland nebſt Herjeådalen zwei Häradshöfdingebezirke, den nördlichen und den ſüdlichen, unter Weſter-Norrlands Lagſaga (Lagmansdiſtrict) und Svea Hofgericht; in adminiſtrativer Hinſicht, ohne Herjeådalen, zwei Voigteien, die nördliche und die ſüdliche. Einer der höchſten Berge iſt die iſolirte Areskutan, 4850 par. F. über das Meer ſich erhebend, mit einem Geſichtskreiſe von etwa 40 Meilen. Die größten Flüſſe ſind der Indal (ſ. Indal), der Ljungan, der Gimelf; der größte Landſee iſt der Storſjö. Jemtelands Wappen iſt ein Elenthier mit einem Wolf vor der Gurgel und einem Falken auf dem Rücken. (*v. Schubert.*)

JEMTELANDS-FJÄLL (Alpen). So heißt ein 12 Meilen langes hohes Alpengebirge in Åſele-Lappmark. (*v. Schubert.*)

JEMTELANDS-LAPPMARK, richtiger Jemtelands- und Herjeådalens-Lappmark, umfaßt in einer Länge von etwa 30 und einer Breite von etwa 3—15 Meilen, die Alpen und Thäler längs der norwegiſchen Grenze, von Nordjemteland bis Norddalekarlien, alſo Theile der Provinzen Jemteland und Herjeådalen. Dieſer Lappendiſtrict bildet nicht, wie die übrigen Lappmarken, eigene Paſtorate, ſondern Theile der jemtiſchen Paſtorate Hammardal, Fölinge und Underſåker, wie des herjeådaliſchen Paſtorats Hede; daher man auch Hammardal's (Ström's), Fölinge's, Underſåker's und Hede's Lappmark zu unterſcheiden pflegt. Im J. 1815 war die Zahl der Lappen in Ström und Fölinge 294; im J. 1825, 295 (121 männliche, 174 weibliche); geboren wurden ebenda in den J. 1816—1820 39, und ſtarben 20, in den J. 1821—1825 wurden geboren 48, ſtarben 21; es müſſen alſo Auswanderungen ſtattgefunden haben; dieſe Lappen haben 10,000 Rennthiere, von deren Ertrage, wie von Fiſcherei, ſie leben; ſie ſind des Schwediſchen mächtig; daher vor ihnen nur Schwediſch gepredigt wird; ſie beſitzen allgemein ſchwediſche Bibeln. Ihre Andacht beim Gottesdienſte iſt rührend. Mit den Lappen wandern zwei Katecheten, die im Chriſtenthum unterrichten. Bei der Kirche Fölinge beſteht ſeit 1746 eine Lappenſchule. Auch durch Eindrang der ſchwediſchen Coloniſten nehmen die Lappen ab. Jene Anbauer treiben wenig Ackerbau. Die Lappen ſind gaſtfrei, dienſtfertig und von großer Sittenreinheit. Hier trifft man die Kapellen Hotagen und Froſthvik, unt. F ö l i n g e (ſ. d. Art.). Die Lappen von Underſåker, im J. 1816 164 Seelen, leben in den Alpen von Kall, Åre, Underſåker und Offerdal; ſie ſind Rennthierlappen, und wenige ſchwediſche Coloniſten wohnen unter ihnen. Auch dieſe Lappen verſtehen Schwediſch, einige, in Norwegen geboren, erhalten ihren Unterricht in norwegiſcher Sprache. Die Lappen von Kall und Offerdal leben am weiteſten vom Prediger entfernt; daher ſie auch wenig chriſtliche Erkenntniß beſitzen. Sonntäglich leſen ſie mit einander ſchwediſche Poſtillen, ſo oft ſie nicht zur Kirche kommen. Zwei Katecheten reiſen unter ihnen umher. Die Lappen von Hede, zu welchen die des jemtiſchen Paſtorats Oviken gehören, weil auch ſie der Seelſorge des Paſtors zu Hede übergeben ſind, beſtanden im J. 1814 in 20 Haushaltungen, aus etwa 80 Perſonen. Auch ſie verſtehen Schwediſch und ſind Rennthierlappen, doch meiſtens arm. Ein Katechet wandert mit ihnen. Sie halten viel auf Frömmigkeit und ſittlichen Wandel; ſtrenge Arbeit ſichert ſie, wie überhaupt dieſes Völkchen, vor Ausſchweifungen. Nach obigen ſpeciellen

Angaben würde die Zahl der Lappen in Jemtelands-Lappmark 539 betragen. Da die ſchwediſche Sprache unter dieſen Lappen gottesdienſtlich iſt, wiewol ſie unter einander lappiſch reden, ſo dürfte ihre Verſchmelzung mit den Schweden ſich mehr und mehr nähern. Ihrem urſprünglichen Nomadenleben ſind ſie treuer geblieben, als die weſterbothniſchen Lappen. (*v. Schubert.*)

JEMTSKOGEN, d. h. Jemtwald, welcher die Grenze von Jemteland und Medelpad (in Nordſchweden) bildet; ein vier Meilen langer, dichter, aus Nadelholz und Birken beſtehender Wald, in dem man nur einzelne Sennenhütten, Heuſcheunen, Waſſermühlen und Höfe trifft; viele umgefallene Bäume vermodern unbenutzt. Eine durch den Wald gehauene gerade Linie, die von den Bergen herabſteigt, bezeichnet die Grenze beider Provinzen. (*v. Schubert.*)

JENA. I. Die Stadt. Sie gehört zum Großherzogthume Sachſen-Weimar-Eiſenach und liegt in dem fruchtbaren und reizenden thüringer Saalgrunde, welcher, geognoſtiſchen Unterſuchungen zufolge, in uralten Zeiten Meeresgrund geweſen, zu der hauptſächlich vom Meerwaſſer hervorgebrachten Flötzformation gehört. Außer einer Menge Bäche verſchiedener Größe, deren anſehnlichſter, die Leutra, Jena durchläuft, bewäſſert dieſes Thal die Saale, ein Fluß, welcher aller Wahrſcheinlichkeit nach, durch Cultur des Bodens und Verminderung des Waldes von ſeiner frühern Größe verloren, auch ehedem der Stadt Jena näher als jetzt geſtrömt haben mag, worauf beſonders der 1575 gemachte Anſatz von zwei neuen Bogen an die große ſteinerne Brücke daſelbſt hindeutet [1]). Die das Thal bildenden Bergketten zeichnen ſich bei Jena dadurch aus, daß ihre kahlen Köpfe abſtechend über die fruchtbaren und bebauten Leiber hervorragen. Die Zeit der Erbauung J.'s iſt ebenſo unbekannt, als der Name ihrer Gründer. Man weiß blos, daß dieſe Gegend im 7. Jahrh. von einem ſlawiſchen Volke, von den Sorben, aufgeſucht und bei deren Vertreibung eine befeſtigte Grenzlinie von Saalfeld bis über Dornburg hinab zur Mündung der Saale, in ihrer Breite aber bis nach Weimar hin, ohne ſtets geſicherten Schutz durch die Thüringer angelegt worden iſt, und daß Bonifacius, wenn auch ungewiß, ob er im folgenden Jahrhunderte ins Saalthal gekommen, hier doch lange Zeit im guten Andenken geſtanden hat, während das 10. Jahrh. bereits mehre Ortſchaften mit dem Stadtrechte in J.'s Nähe und die Burg Kirchberg aufzuweiſen hatte. Auch ſteht J. im 11. Jahrh. ſchon urkundlich in der Reihe thüringer Städte, ſodaß es nicht unwahrſcheinlich wird, die Stadt habe zur Zeit, als jene ſlawiſchen Völker dort in verſchiedenen Jahrhunderten umherſchweiften, wenn nicht von ihnen ſelbſt, ſeinen Urſprung erhalten, wie auch der Name ſolchen Herkommens ſein mag. Nur iſt nicht annehmlich, daß das Wort Jena vom wendiſchen Jeden, woraus Jeen, d. h. eins, geworden, abſtamme, und eine aus drei Ortſchaften zuſammengeſchmolzene Stadt bezeichne, weil man in dem Namen des nahe dabeiliegenden Berges Jenzig (Janzk) [2]), und des daran hinrieſelnden Baches Gembda (auch Jembda und Jentzaw ſonſt geſchrieben), daſſelbe ſlawiſche Wort ohne Anlaß zu ſolcher Erklärung, ferner in mehren Bezeichnungen alter Ortſchaften der Saalgegenden, wie in der Bennenung einer Gaſſe der Stadt J. ſelbſt ſowol, als eines nahgelegenen Thales und des Flüßchens Jahne im meißniſchen Kreiſe Sachſens wiederfindet, wenn auch das Vorhandenſein eines alten teutſchen adeligen Geſchlechtes von demſelben Namen hierbei nicht in Rechnung gebracht werden kann. Die Vermuthung unterſtützen andere ſlawiſche Namen mehrer noch in der Nähe ſtehenden Dörfer; daher unwahrſcheinlich, daß J. entweder aus einer verderbten Ausſprache des Wortes Johannes, oder vom Worte Gahn (der Weinarbeiter), oder von Gähnen, Gehen, Gnieß, oder gar aus „Jener Aue" entſtanden ſei. Die unhiſtoriſcheſte aller Erklärungen, anderer abſurden zu geſchweigen, iſt, daß es vom hebräiſchen Worte יין, der Wein, herſtamme, indem die Juden nach Zerſtörung ihres Reiches dahin gekommen, den Weinbau zugleich mit Gründung der Stadt begonnen hätten. Die Schreibart des Wortes iſt übrigens ſehr mannichfaltig geweſen, wie z. B. in Genea, Geen, Gene, Gena und Gana, aber auch in Jana, Jaina, Janis, Jhen, Jhena, Jhene, Jehna und Jehne geſehen werden kann, und ſelbſt zu Anfange des 18. Jahrh. bediente man ſich noch der letzten beiden Schreibarten. Graben, Mauern und Thürme [3]) der Stadt, wie ſie noch im 18. Jahrh. geſehen wurden, verriethen ein ziemlich hohes Alter, zugleich den unveränderten Raum, auf welchem der Ort ſelbſt Anfangs gegründet wurde, und erinnerte der Ähnlichkeit wegen an Weimars alte äußere Beſchaffenheit und Anlage. Indeſſen hatte es ehedem nur drei Thore an ebenſo vielen Seiten; denn das vierte gehörte der Burg oder dem Schloſſe an, deſſen Entſtehung in unbekannte Zeiten hinaufgeht. Seine vier Vorſtädte, welche unſtreitig erſt in neuern Zeiten die Mehrzahl der Wohnhäuſer abgegeben haben mögen, waren urſprünglich noch im 14. Jahrh. Dörfer. So hieß die St. Johannisvorſtadt Krot- (oder Krautdorf) und Schetzelsdorf, die zwezener Vorſtadt Nollendorf, die Saalvorſtadt Schottelsdorf uff dem Sande, und die löbder (lobedaer) Vorſtadt Zwievel-, Zwiebel-, Zwieſelbach. Zwar zählte der berühmte Hortleder noch 425 Wohnhäuſer in der innern Stadt, bald nachher fanden ſich blos 381, wie in der äußern Stadt 410 Häuſer angenommen wurden, und da vor Errichtung der Akademie der Einwohner Hauptnahrungszweig in Ökonomie und Gärtnerei beſtand, ſo iſt leicht begreiflich, daß die Gäſte

1) Sie hat neun Bogen, und wurde ſtatt einer hölzernen zu Anfange des 15. Jahrh. angelegt. Im J. 1637 ſprengte der ſchwediſche General Stalhanske einen Bogen dieſer Brücke, und Herzog Wilhelm IV. ließ ihn erſt 1655 wiederherſtellen.

2) Dieſer Berg wird in alten Urkk. Genzege, Genzeke, Janzi (Janzk), Jentzike, Jencige, und noch im 14. Jahrh. Jentzke genannt. Der Gipfel des Jenzigs heißt noch heute die Hundskoppe, eigentlich Hunnenkoppe, und urkundlich apex Hunnorum. 3) Von den alten Thürmen und Warten hat man nur noch wenige erhalten, von denen ſich der viereckige weſtlich gelegene auszeichnet, ſowol durch ſein erkerartiges Gefängniß (Käſekorb) für liederliche Weibsperſonen, als durch die vier in Stein gehauenen Affengeſichter an den Ecken des Thurmes, welche den Jenenſern den Beinamen Philiſter zugezogen haben ſollen.

Digitized by Google

auf Herzogs Wilhelm III. von Sachſen Hochzeit im J. 1446 mit 3860 Pferden bei ihnen bequem herbergen, und die ſtark beſuchte Akademie zu Wittenberg ſich in den Jahren 1527 und 1535 auf ihrer Flucht vor peſtartigen Seuchen hier ganz heimiſch und behaglich finden konnten. Ihrer Thätigkeit wegen erhielt die Stadt zeitig zwei jährliche Kram- und Viehmärkte, den dritten verlieh Kurfürſt Friedrich der Weiſe erſt 1492. Der Urſprung der drei Wochenmärkte iſt unbekannt. Ihre Jahrrenten für die Landesfürſten laſſen ſich ins 14. Jahrh. zurückdatiren, und 1435 betrugen ſie 70 Mark Silber, von welchen aber Landgraf Friedrich IV. 30 Mark erließ, ſowie ſich für einen Ort ſolcher mittelmäßigen Größe als merkwürdig nachweiſen läßt, daß J. ſchon gegen Ende des 13. Jahrh. Straßenpflaſter erhielt, um dieſelbe Zeit in vier Viertel eingetheilt worden war, und eine anſehnliche Schule, die ſich im Thurme der jetzigen Stadtkirche befand, pflegte unter dem Schutze lobdaburger Edeln, welche 1309 das Patronat über ſelbige ihrer Schweſter, der Äbtiſſin des daſigen Nonnenkloſters, übergaben[4]). Dieſen frühzeitigen Sinn für Bildung, Ordnung und Bequemlichkeit erzeugte ſtädtiſcher Gewerbstrieb. Als ſolcher aber findet ſich (den ſehr alten Anbau des Meerettigs abgerechnet) vorzugsweiſe der Weinbau namhaft gemacht. Mit Sicherheit weiſt erſt das 12. Jahrh. dieſen Erwerbszweig bei Jena nach. Konrad's von Meißen Sohn (?), Lunſ von Camburg legte in der Mitte genannten Jahrhunderts bei dieſer Stadt und in ihrer Nachbarſchaft Weinberge an; faſt gleichzeitig that dies auch Landgraf Ludwig I. von Thüringen, und von dieſem ſoll der nordweſtlich von Jena gelegene Berg, Steiger, den Namen Landgraf führen, während behauptet wird, Jena habe ſchon in den erſten Decennien des 11. Jahrh. ſo emſigen Weinbau gepflegt, daß mit ſeinen Erzeugniſſen in dem benachbarten Weimar offener Markt gehalten werden konnte. Wie dem auch ſei, ſo iſt doch gewiß, daß der Weinbau zu J. den Ackerbau frühzeitig verdrängte, und daß die Abnahme ſeiner Pflege und ſeines Handels erſt 1558 vom dortigen Stadtrathe beklagt wurde, der Ruf ſeiner Güte aber ſchon zu Luther's Zeiten verſchrieen und beſpöttelt worden war[5]). Gleichwol finden ſich noch in Rechnungen aus dem Ende des 17. Jahrh., daß die Erneſtiniſch-Sächſiſchen Höfe, beſonders der weimarſche, ihre Keller mit großen Maſſen jenaiſchen Rebenſaftes anfüllten und ihre Hof- und Staatsbeamten auf dieſes acetum Jenense, wie ihn Luther nennt, zum reichlichen Labetrunk anwieſen. Daher die großen Weinkeller in der Stadt und in deren Nähe auf den Dörfern. Gleich Heidelberg zeigte J. ehedem auch ein berühmtes Weinfaß von 381 Eimern in dem Fürſtenkeller[6]), welches noch 1618 von dem Hauskellner mit einem Becher voll ſeines Inhaltes zum Trunke Schauluſtigen gezeigt wurde. Andere überſchätzen den Umfang dieſes Faſſes, wenn ſie es 1500 Eimer halten laſſen. Mit der Zunahme des Verrufes nahm in neuerer Zeit der Weinbau in Jena ab, ſodaß Obſtgärten und Feldbau die Überhand gewannen. Von der Goldwäſche bei J. iſt kaum der Mühe werth zu reden, da nur einmal, laut ſichern Nachrichten, ein Verſuch deshalb in der Saale zu Ende des 17. Jahrh. angeſtellt wurde, obſchon nicht abgeſprochen wird, daß dieſer Fluß Goldkörnchen mit ſich führt, die aber die Koſten der Mühe nicht überſteigen. Der Ertrag jenes Verſuches, durch die Witwe des bekannten Rechtsgelehrten Struve unternommen, findet ſich in einer Goldplatte von der Größe eines Doppellouisd'or in der jena'ſchen Stadtkirche aufbewahrt. Übrigens mögen Lage und Umſtände J. nicht zu größerer Induſtrie eingeladen haben, da die Mehrzahl ſeiner Einwohner den durch Errichtung der Akademie dargebotenen Nahrungszweig ausſchließlich ergriff, der aber, wenn auch von Einzelnen, wie auf andern Univerſitätsſtädten, gemißbraucht, gewiß nicht ſolche Verrufenheit der Bürgerſchaft nach ſich gezogen hat, als ſelbſt der ungenannte geiſtvolle Verfaſſer der Briefe über J. (1793) voreiligerweiſe noch darzuthun bemüht iſt. Dieſen Nahrungszweig erhielt die Stadt eigentlich ſchon 1547, als das dortige Paulinerkloſter in ein Pädagogium (Landesſchule) umgewandelt wurde. Im folgenden Jahre zogen zwei Profeſſoren mit Studenten herbei, Bürger beſuchten ihre Vorleſungen, bis das Böttcherfeſt zu Jacobi deſſelben Jahres die ſchöne Eintracht zwiſchen der Bürgerſchaft und dem Pädagogium ſtörte, und Reibungen bis zum J. 1550 veranlaßte. Schon drei Jahre vor Gründung der wirklichen Hochſchule hatten ſich die Studenten zu etlichen hundert Mann eingefunden, die nur 94 Stuben bewohnten. Zu dieſer Einſchränkung geſellten ſich ſcharfe Verfügungen der Herzoge von Sachſen über Koſt- und Miethpreiſe, um den Studirenden einen wohlfeilen Aufenthalt zu verſchaffen, woraus eine ſtehende Anſicht vom äußerſt billigen Leben in Jena ſich nach und nach bis auf den heutigen Tag gebildet hat, obſchon jene ſtrenge Vorſchriften mit der Zeit verſchwanden. Die Glanzperioden, welche dieſe berühmte Akademie Teutſchlands gehabt hat, haben aber in der That zur Vergrößerung und Bevölkerung der Stadt ſelbſt nicht beigetragen. Zuerſt verurſachte der Befehl, daß die Studirenden, nur mit ſeltenen Ausnahmen, wegen ihrer Wohnungen auf die innere Stadt gewieſen wurden, eine Veränderung der Inſtadt, ſtatt aber deren Häuſerzahl zu vermehren, wurde ſie durch das Zuſammenbauen kleiner in große Gebäude verringert, und ohne Zweifel ein Theil der Bewohner in die Vorſtädte verdrängt, daher deren Häuſerzahl ſeit dem Beſtehen der Akademie die der Inſtadt überſteigt. Sodann richteten die Peſt (von 1578—1637 zählt man neun Peſtjahre), Kinder- und andere Krankheiten zu verſchiedenen Zeiten große

4) Die Nonnen daſelbſt hatten im 15. Jahrh. bereits eine hübſche Bücherſammlung.

5) Die Maſſe Weins, welche die Stadt ehedem baute, blickt auch aus einer Volksſage hervor, die ſich an einem alten, jetzt nicht mehr vorhandenen Wartthurm in der St. Johannisvorſtadt geknüpft hatte. Bei Erbauung deſſelben nämlich ſoll der Kalk mit rothem Weine eingemengt worden ſein.

6) Dieſes Gebäude wurde vom Kurfürſten Johann Friedrich in den Jahren 1534 bis 1537 gegründet. In demſelben trat auch der unglückliche Fürſt bei ſeiner Rückkehr aus kaiſerlicher Haft nach Weimar am 24. Sept. 1552 ab; dagegen hatte er zu Ende Junius 1547 im Durchzuge der Kaiſerlichen als Gefangener im Burgkeller zu Jena übernachtet.

Digitized by Google

Verheerungen an. Vom J. 1636—1644 drangſalten fremde Kriegsheere, Schweden [7]) und Kaiſerliche, den Ort auf jammervolle Weiſe. Feldmarſchall Götz ließ ihn 1637 drei volle Tage plündern, und 1642 riſſen die Kaiſerlichen viele Häuſer und Scheunen ab, um mit dem daraus gewonnenen Holze und Steinen die Stadt zu verpalliſadiren. Feuersbrünſte hat ſie zwar nur wenige und ſehr unbedeutende erlebt, aber deſto mehr Überſchwemmungen, theils durch Wolkenbrüche, theils durch Aufbrechen des Saaleiſes, wie z. B. im Febr. 1784. Und ſo ergibt ſich aus uralten Kirchenliſten von 1574—1797, alſo aus einem Zeitraume von 223 Jahren, daß nur 546 Paar getraut, 1782 Kinder geboren wurden, aber 1846 Menſchen geſtorben, daß nach Faſelius von 1600—1800 31,494 Menſchen geboren und 36,076 geſtorben und nach Wiedeburg von 1765—1784 1202 Menſchen mehr geſtorben, als geboren worden ſind. Indeſſen finden ſich im 17. und 18. Jahrh. gewiſſe Perioden, in welchen die Zahl der Geborenen die der Geſtorbenen beträchtlich überſteigt; im Ganzen aber, wenn auch die Kirchenliſten nicht genau abgefaßt worden ſein mögen, mag die Seelenzahl der wirklichen Einwohner Jena's ſeit Errichtung der Akademie höchſtens 5000 gehalten, und die Häuſermaſſe mit Einſchluß der Vorſtädte kaum 800 betragen haben. Nach der neueſten Zählung vom J. 1835 zählt man 5338 Einwohner (ohne Studenten) in nur 731 Wohnhäuſern [8]). Als ſich die Bürgerſchaft an das Pädagogium gewöhnt hatte, zeigte ſie ſich auch bei Stiftung der Univerſität am 2. Febr. 1558 ſehr theilnehmend, und ihr Bürgermeiſter überreichte mit einer lateiniſchen Rede dem erſten Rector (v. Schröter) einen künſtlich gearbeiteten ſilbernen, ſtark vergoldeten Pokal im Namen der Stadt. Außer der Akademie gaben auch die mit ihr in Verbindung ſtehenden Gewerbe, wie Schriftgießerei, deren zwei daſelbſt beſtehen, Buchdruckerei und Buchhandel, Nahrung an die Hand. Die erſte Buchdruckerei veranſtaltete Herzog Johann Friedrich II. im J. 1553 in dem aufgehobenen Karmeliterkloſter zum Drucke der Lutheriſchen Werke. Der erſte Buchdrucker, Rödiger oder Rödinger, wurde von Magdeburg berufen. Zu Anfange des 17. Jahrh. zählte die Stadt ſechs Druckereien und acht Buchhandlungen; gegen Ende deſſelben nur ſechs Buchladen und ebenſo viele Druckereien, im J. 1805 aber vier Buchhandlungen und acht Druckereien, von welchen auch drei das Verlagsrecht hatten, und im J. 1835 fünf Buchhandlungen, eine Kupfer- und ſechs Buchdruckereien. Die wöchentlich zweimal erſcheinende jena'ſche politiſche Zeitung erhielt ohne Zweifel erſt in der Mitte des 18. Jahrh. ihren Urſprung. Die vier Apotheken, von denen eine wenigſtens bei Gründung der Akademie wol ſchon vorgefunden worden ſein mag, ſchmolzen nach und nach in zwei noch beſtehende zuſammen; eine dritte iſt erſt ſeit einigen Jahren bis auf Weiteres eingerichtet. Daneben gehören zur Stadt vier Mehlmühlen in und ſechs mit einer Papiermühle außer derſelben, wie auch in ihr ein (von den akademiſchen verſchiedenes) großherz. Rent- und ein Poſtamt mit einer Sparcaſſe ihren Sitz haben. Sonſt hat ſich die Anhänglichkeit der Stadt an die Hochſchule ſtets treu erhalten, wie ſie ſich vorzüglich im Sommer 1792 laut ausſprach, als die Studenten den in den akademiſchen Annalen berühmt gewordenen Auszug und Wiedereinzug hielten.

Die frühern ſtädtiſchen Einrichtungen Jena's unter einem mit obrigkeitlicher Gewalt verſehenen Stadrathe mochten, da faſt gar nichts hierüber bekannt geworden iſt, im Weſentlichen mit denen anderer, beſonders thüringiſcher, Städte übereingetroffen haben. Wann und von wem Jena ſein Stadtrecht erhalten hat, iſt bis jetzt nicht ermittelt worden; Statuten bekam es 1677 und 1704, und eine neue Stadtordnung am 16. Jul. 1810 (Nachtrag dazu im J. 1830), welche nachmals bei mehren andern ertheilten Ordnungen weimariſcher Städte zum Muſter gedient hat. Der Stadtrath zu J., deſſen Wappen der Erzengel Michael iſt, beſtand ehedem in drei Räthen, deren jeder zwei Bürgermeiſter hatte. Sechs ſolche Bürgermeiſter finden wir ſchon 1401 aufgezeichnet, und 1701 beſtänden zwar die drei Räthe noch, allein die Bürgermeiſter waren bereits 1604 auf zwei beſchränkt worden, davon einer das Bürgermeiſteramt und der andere das Stadrichteramt bekleidete. In neuerer Zeit (1810) trennte man vollends Beide, ſodaß ein Bürgermeiſter ohne gelehrte Bildung beſteht, und das für ſich beſtehende (landesfürſtliche) Stadtgericht, dem bis zum J. 1838 ſechs Dörfer zugleich untergeben waren, die Gerichtsbarkeit mit Ausſchluß der Criminalſachen, die einem eigenen Gerichte zu Weimar angehören, allein ausübt, während an der Polizeiverwaltung außer dem Stadtrichter und einem Gliede des Stadtrathes, auch ein Mitglied der Univerſität noch Antheil nimmt, wie ſchon früher eine eigene Polizeicommiſſion dieſer Anſtalt wegen erheiſcht worden war. So begrenzt nun auch heutzutage die ſtädtiſchen Vorrechte ſind, ſo ausgedehnt waren ſie früher, namentlich durch Begünſtigung der thüringer Landgrafen. So erhielt J. zu Anfange des 15. Jahrh. gewiſſe Zollfreiheiten und Gerichte, und für gewiſſe Fälle auch Befreiung von Gerichtsbarkeit der landgräfl. Beamten, gegen Zahlung einer Geldſumme. Doch wieſen die Landgrafen 1408 die Bürger an das erneuerte Geſchoßbuch, während 1410 ein Zoll auf die Holzſtammflöße (die Brennholzflöße wurde erſt 1572 errichtet) gelegt, 1448 dem Stadtrathe die Münzgerechtigkeit für die geringſten Kupfermünzen ertheilt, und 1452 die Hilfe geiſtlicher oder ausländiſcher Gerichte in weltlichen Streitſachen unterſagt wurde, da die Stadt unter dem Namen Dingbank beſondere gehegte Gerichte beſaß. Merkwürdig iſt, daß bereits 1525, ehe die Reformation ſich in Sachſen noch feſtgeſetzt hatte Kurfürſt Johannes dem jena'ſchen Stadtrathe das Patronatrecht verlieh. Die Errichtung des gemeinſchaftlichen Hofgerichts für die Erneſtiniſch-ſächſiſchen Länder neben den Landesregierungen (1566), das eine Zeit lang ſeine Sitzungen auf dem ſehr alten Rathhauſe gehalten hat, wurde 1816

7) Der Feldmarſchall Banner hatte im März 1640 dicht bei Jena in der ſogenannten Raſenmühle ſein Hauptquartier. 8) Das im Mai 1835 erſchienene ſorgfältig bearbeitete Staatshandbuch des Großherzogthums Sachſen-Weimar-Eiſenach gibt S. 170 für das J. 1834 mit Einſchluſſe der Studenten 5718 Einwohner an.

aufgelöſt und in ein Oberappellationsgericht (eröffnet im Jan. 1817) für dieſelben und die fürſtlich reußiſchen Länder als oberſtes Gericht und letzte Inſtanz in allen denjenigen Civilrechtsſtreitigkeiten und Criminalſachen, die nach jedes Landes beſonderer Verfaſſung dahin gelangen, ſowie als ſchiedsrichterlich entſcheidende Behörde in allen Rechtsſtreitigkeiten, welche zwiſchen den großherzogl. und herzogl. ſächſiſchen, auch fürſtl. reußiſchen Höfen, mit Ausnahme von S.-Coburg [9]), ſelbſt vorkommen, verwandelt. Das von Herzog Johann Friedrich II. errichtete Erneſtiniſch-ſächſiſche Conſiſtorium wurde unter der Vormundſchaft des Kurfürſten Auguſt 1574 von Weimar nach J. verlegt, bei vorgenommenen Landestheilungen der Stammlinie zertheilt und hinweggenommen, ſowie auch das weimariſche 1612 wieder in die Hauptſtadt zurückgebracht worden iſt. Das von Herzog Bernhard II. (ſ. d. folg. Art. Jena als Herzogthum) gebildete Conſiſtorium hielt ſich bis zum J. 1804, dann wurde es in ein geiſtliches Miniſterium mit einem Superintendenten, drei Stadtgeiſtlichen und 19 Predigern, inbegriffen die 5 Adjuncten bei 43 Ephoralkirchen, verwandelt [10]), während das Juſtizamt für eine Stadt, 33 Amtsdörfer und 5 Gerichtsdörfer die Gerechtigkeitspflege verſieht. Nicht weniger als 18 Wüſtungen zählt man heut zu Tage in dieſem Amtsbezirke. Stadtgeſchichtlich zu merken wären in J. noch die Klöſter, Kirchen und Kapellen. Das wichtigſte Kloſter war das Nonnen- oder St. Michaeliskloſter, Ciſtercienſergelübdes, deſſen erſte Gründung in ungewiſſe Zeit fällt, die Erneuerung und reichere Begabung aber dem Ende des 13. oder dem Anfange des 14. Jahrh. angehört. Ihm gehörten nicht nur einige Vorſtädte der Stadt, ſondern auch mehre benachbarte Dörfer. Die Nonnen wirthſchafteten gegen die Sitte anderer benachbarten Klöſter, wie die Nonnen zu Weimar z. B. ſo ſchlecht, daß ſie Tadel und Strafe ſich zuzogen, bis man 1513 anfing ſie fortzuſchicken, und die aufrühriſchen Bauern ihnen zwei Jahre nachher das Garaus machten. Kurfürſt Johannes ſchuf aus dem Kloſter die gegenwärtige Stadtſchule, die, aus ſechs Abtheilungen beſtehend, von ſieben Lehrern gepflegt wird. Das Pauliner- oder Dominikanerkloſter, erſt 1285 von einem kirchberger Burggrafen oder 1286 von den lobdaer Edeln, welche auch das Nonnenkloſter neu gegründet hatten, geſtiftet, war nicht reich begabt. Seine Mönche trieben Weinhandel, Fiſcherei in der Saale, quackſalberten und bettelten (Nullen genannt). Im Bauernkriege 1525 wurde das Kloſter gemishandelt, die Mönche bis auf drei Mann, welche ſpäterhin ein lebenslängliches Gnadenbrot erhielten, verjagt, und die Kirche gänzlich zerſtört. Bei Errichtung des Pädagogiums 1548 wurde die Anſtalt in die Kloſtergebäude verlegt, ſowie ſie 1558 in die akademiſchen Räume verwandelt, die daranhangende, mit Gräbern und Epitaphien verſehene Kirche aber erſt 1595 wieder hergeſtellt wurde. Über das Karmeliter- oder heiligen Kreuzkloſter in der Löbdervorſtadt ſchweigen die alten Nachrichten gänzlich. Nur Beier weiſt ſeinen Urſprung ins J. 1214; aber von Gütern der Mönche und deren Getreibe iſt Nichts bekannt. Am 3. Mai 1225 erlitt es gleichfalls einen jammervollen Sturm der Bauern. Der Stadtrath ſtoppelte hierauf die entwendeten Kloſterſachen zuſammen, verkaufte ſie und ſchickte den Erlös ſeinen im Lager vor Mühlhauſen ſtehenden Bürgern zu. Die Kloſtergebäude wurden, wie bereits erwähnt, zur erſten jena'ſchen Buchdruckerei, und von den Kaiſerlichen zur einſtweiligen Herſtellung des 1637 durch Stalhanske geſprengten Bogens der großen Brücke benutzt, ſodaß an die Stelle des vernichteten Kloſters der Gaſthof zum gelben Engel treten konnte. Von den Kirchen in Jena gehört die St. Johanniskirche auf dem Friedhofe in der Johannesvorſtadt unſtreitig zu den älteſten thüringiſchen chriſtlichen Tempeln. Sie hatte mehre Altäre, denkwürdige Gemälde und Grabdenkmale; gegenwärtig iſt ſie verfallen und ſeit 1695 vertritt eine neue gleichnamige Kirche auf demſelben Platze ihre Stelle, die auch Grabmale in ſich ſchließt. Seit dem 14. Jahrh. erſcheint ein Kirchlein oder eine Kapelle vor dem zwezener Thore, die ſpäter verändert mit dem Hoſpitale zu St. Jacob verbunden wurde; außerdem finden ſich eine Kapelle zum Brüderhoſpitale zu St. Nicolai aus frühern (1319) und eine zum Weiberhoſpitale zu St. Maria-Magdalena aus ſpätern Zeiten (1505) in der Saalvorſtadt. Die ſchönſte und größte Kirche war und iſt noch die jetzige Haupt- und Stadtkirche zu St. Michaelis, ehedem auch Engels-, Kloſter-, Nonnen-, Dom- und Collegiatkirche genannt. Sie gehörte vor der Reformation zum Nonnenkloſter, und wurde in ihrer jetzigen Geſtalt 1400 angelegt und langſam erbaut an der Stelle einer ältern zerſtörten oder verfallenen. Mit 16 Altären ehemals verſehen, ruht ſie gegen Morgen auf einem Kreuzgewölbe, unter welchem hinweggefahren werden kann. Ein ſehr hoher und maſſiver Thurm ziert das Gebäude und die ganze Gegend. Außer den bürgerlichen, adeligen und fürſtlichen Begräbniſſen, welche dieſe Kirche in ſich faßt, bewahrt ſie noch ein metallenes Bild Luther's in Lebensgröße, das für deſſen Grab in der wittenberger Schloßkirche vom Kurfürſten Johann Friedrich beſtimmt, allein nach den politiſchen Veränderungen durch die mühlberger Schlacht im J. 1572 vom Herzoge Johann Wilhelm in dieſer Kirche aufgeſtellt wurde. Das ſeit Anfange des 18. Jahrh. beſonders durch die in J. lebende Herzogin, Witwe Johannette von Sachſen-Eiſenach, geſtiftete Waiſenhaus erlitt mit der Zeit paſſende Veränderungen und wurde 1811 von der Waiſenanſtalt zu Weimar aufgenommen, ſowie auch die mit ihm verbundene Buchhandlung längſt wieder verſchwunden iſt. Was endlich das jena'ſche Schloß oder Fürſtenhaus anlangt, ſo iſt die Zeit ſeines Urſprungs ſo wenig als der Name ſeines Gründers auf die Nachwelt gekommen. Alt genug mag das erſtere geweſen ſein, da es Herzog Wilhelm III. äußerſt wandelbar fand und 1471

9) Die fränkiſche Erneſtiniſch-ſächſiſche Linie, wozu damals Coburg auch gehörte, trennte ſich ſchon 1597 von dem gemeinſchaftlichen Hofgerichte. 10) Die jena'ſche Diöces hatte zur Zeit Herzogs Johann Wilhelm 69 Pfarrer und einen Superintendenten, von welchen ſechs den kryptocalviniſchen Cabalen 1573 unterlagen. Die katholiſche Gemeinde zu Jena iſt klein und ihre Kirche wurde 1818 erſt geſtiftet.

Digitized by Google

ausbeſſern laſſen mußte. Daraus iſt zu ſchließen, daß die frühern Beſitzer ſchon ein Reſidenzhaus in Jena gehabt hatten. Wer aber nach den Kaiſern der erſte Beſitzer J.'s war, iſt in Dunkel gehüllt. Jene ſchufen zwar 1130 das ihnen zuſtehende Thüringen in ein Reichslehen um, deſſen Träger aber, die Landgrafen von Thüringen, wurden erſt nach Verlauf von 200 Jahren vollſtändige Beſitzer dieſes Landes. In dieſer dunkeln Zeit hatte J. eigne Beſitzer, von denen nur die Herren von Arnshaugk, lobdaburger Linie (nicht die Grafen von Orlamünda, wie Einige irrig behaupten) bekannt ſind. Dieſe Herren waren nach Beier ſchon vor dem 13. Jahrh. im Beſitze der Stadt; und von ihnen erbte Landgraf Friedrich der Freudige oder mit dem Biſſe durch ſeine Gemahlin, Eliſabeth, Tochter Otto's von Arnshaugk, 1303 ein Viertel der Stadt J., während die andern drei Viertel von demſelben und deſſen Sohne durch Kauf erworben wurden. Friedrich der Ernſte ſoll ſeiner Gemahlin dieſe Stadt zum Leibgedinge verſchrieben haben; alſo iſt möglich, daß ſie ihren Witwenſtand hier verlebt habe. Um dieſelbe Zeit, nämlich die Mitte des 14. Jahrh., ſaßen die Landgrafen, welche durch den freudigen Friedrich zugleich Markgrafen von Meißen geworden waren, in Thüringen erſt durch die endliche Unterwerfung der Edelleute und Grafen feſt, nachdem dieſe vorher ſich bald zu ihnen, bald zu den Kaiſern unter gegenſeitigem Zwieſpalte und beſtehenden Verbindungen gehalten hatten. Bei ſolchem verwirrenden Unheile war zuverläſſig auch J. vor dem 14. Jahrh. mancherlei Drangſalen ausgeſetzt worden, wenn man bedenkt, daß nicht nur die ſchwarzburger und orlamünder Grafen dicht bei der Stadt Beſitzungen hatten, ſondern ſie ſelbſt auch von eilf auf den benachbarten Bergſpitzen gelegenen feſten Burgen mit raub- und kampfluſtigen, wie ihrer Vaſallenverhältniſſe wegen, uneinigen Edelleuten umgeben war. Der J. gegenüber auf dem Hausberge ſtehende Fuchsthurm [11]) iſt noch gegenwärtig als trauriges Wahrzeichen jener barbariſchen Zeit übrig geblieben. Die Stadt ſah noch 1304 faſt vor ihren Thoren eine achtwöchentliche Belagerung der drei burggräflichen Schlöſſer Greifberg, Kirchberg und Windberg durch die mühlhäuſer und erfurter Bürger. Sie blieb indeſſen den thüringer Landgrafen zuſtändig, und als dieſe Kurfürſten und Herzoge von Sachſen geworden, ihre Beſitzungen unter die Stammesverwandten theilten, gehörte J. bald einem jüngern, bald einem ältern Gliede dieſer Stammlinie. Im Bruderkriege (von 1445—1450) ſchützte es Herzog Wilhelm III., der überhaupt dieſe Stadt liebte, gegen die Befehdungen ſeines ältern Bruders, während im Bauernkriege (1524 und 1525) Luther, Melanchthon und Kruziger, die ſich damals eben eine Zeit lang in J. aufhielten, auf die Einwohner beſänftigend wirkten. Beide Kriege vernichteten jedoch 14 in der Nähe der Stadt gelegene Dörfer, deren Namen ſich nur in Wüſtungen erhalten haben. Bei der Trennung der Stammlinie der thüringiſchen Landgrafen in das Erneſtiniſche und Albertiniſche Herrſcherhaus (1485) blieb J. bei erſterem, ebenſo Kraft der wittenberger Capitulation 1547, und als die Erneſtiner ſich wieder in mehre Seitenzweige vertheilten, kam J. an das Haus Sachſen-Weimar, deſſen Stammherr, Herzog Johann Wilhelm, die Gebäude des alten Wilhelminerſchloſſes, wie es die jena'ſchen Topographen zu nennen pflegen, 1570 erweiterte. Und von nun an wurde daſſelbe ein Zufluchtsort des weimariſchen Hoflagers in Zeiten peſtartiger Krankheiten. Daher vergrößerte ſchon Johann Ernſt der Jüngere 1620 die Hofgebäude, hingegen ließ deſſen Bruder Wilhelm IV. das alte Hauptgebäude 1659 in das noch vorhandene Schloß umbauen, und auf deſſen Dach die große Weigel'ſche Himmelskugel, die aber längſt wieder verſchwunden iſt, ſtellen [12]). Noch bei ſeinen Lebzeiten hatte dieſer Herzog (5. Febr. 1662) jedem ſeiner vier am Leben gebliebenen Söhne ein Schloß zur Wohnung angewieſen. Daher kam, daß ſein jüngſter, Bernhard, Neffe des großen gleichnamigen Kriegshelden, nicht nur ſeinen Wohnſitz, ſondern auch eine beſondere Regierung in J. aufſchlug, ſodaß dieſe Stadt für 28 Jahre den Namen zu einem Erneſtiniſch-ſächſiſchen Herzogthume hergab. (*B. Röse.*)

Die Stadt J. iſt nach Weimar und Eiſenach die größte; ſonſt aber auch als Sitz der den Fürſtenhäuſern der ſachſen-erneſtiniſchen Linie gemeinſchaftlichen Univerſität und des ihnen ebenfalls gemeinſchaftlichen Oberappellationsgerichts, nach der Reſidenz die bedeutendſte Stadt

11) Dieſer bekannte Thurm wurde 1584 vom Herzoge Johann III. von Sachſen wieder hergeſtellt. Seine Überbleibſel gehörten einer alten Burg, dem Kirchberge, an, welcher ſammt den Schlöſſern Greifberg und Windberg auf dem Hausberge lag, und von dem ſehr alten burggräflichen Geſchlechte der Kirchberger beſeſſen wurde. Dieſe Burggrafen kamen 1358 unter die Hoheit der thüringer Landgrafen, und im Bruderkriege ſollen ihre drei Burgen, nach den neueſten Forſchungen, zwar unverſehrt geblieben ſein, allein gleich nachher läßt ſich deren Verfall, der ſchon 1480 unbeſtritten war, nachweiſen, ſowie auch ihre Beſitzer um dieſe Zeit in Armuth geriethen. Die Burggrafen traten nun in bürgerliche Beſchäftigungen und Dienſtverhältniſſe, und verpflanzten ihr Geſchlecht in der erſtern Hälfte des 17. Jahrh. ins Heſſendarmſtädtiſche, wo es ſich mit dem Sayn'ſchen Grafengeſchlechte vermiſchte, und ſogar ins Naſſau-Weilburg'ſche Fürſtenblut überging. Der Fuchsthurm, nach Berghaus 1060 pariſer Fuß über dem Meere und 666 pariſer Fuß über der Saale ſtehend, hat ſeinen Namen ſpäterhin unſtreitig von der Menge Füchſe, die ſich in ſeiner Nähe aufhalten, und nicht der gewöhnlichen Sage nach von dem bei dieſem Gemäuer durch die Studenten an ihren neuen Genoſſen ehedem ausgeübten Pennalismus empfangen.

12) Von dieſem berühmten Aſtronomen, Erhard Weigel zu Jena, wurde 1667 das merkwürdige Haus in der Johannisſtraße eingerichtet, welches unter die ſieben Wunderwerke der Stadt und Umgegend gezählt wurde. Darauf zielt auch das unter den Jenenſern noch fortbeſtehende Diſtichon:

Ara, caput, draco, mons, pons, vulpecula turris,
Weigeliana domus; septem miracula Jenae.

Übrigens wurden zu dieſer Arbeit benutzt M. Adrian Beier's Athenae Salanae in 4., eine mit ſtupendem und geſchmackloſem Fleiße verfaßte Handſchrift, deren Hauptinhalt auch in deſſelben Verfaſſers Geographus und Architectus Jenensis wiedergegeben worden iſt; Schwabe's hiſtoriſch-antiquariſche Nachr. von der ehemaligen kaiſerl. Pfalzſtadt Dornburg a. d. Saale; Wiedeburg's Beſchreibung der Stadt Jena, 2 Bände; Faſelius' neueſte Beſchreibung der herzogl. S. ꝛc. Stadt Jena; Schmid's Geſchichte der Kirchbergiſchen Schlöſſer auf dem Hausberge bei Jena; Wiedeburg's kurze Nachr. von dem uralten ſogenannten Fuchsthurme; G. Müller's ſächſ. Annalen; Sächſ. Provinzialblätter, 3. u. 5. Bd.; Schultes' Directorium diplomaticum, 1. Bd.; Olearius u. A. m.

im ganzen Großherzogthume Sachſen-Weimar-Eiſenach [13]), liegt am linken Ufer der Saale, in einem von Süden nach Norden ſtreichenden Thale, in gleicher Entfernung zwiſchen Kahla und Camburg und zwiſchen Naumburg und Rudolſtadt, unter 50° 56′ 19″ nördl. Br. und 29° 13′ 33″ öſtl. von Ferro. Die Gegend um die Stadt iſt äußerſt reizend, vielleicht die ſchönſte im ganzen Saalgrunde, in welcher beſonders der Hausberg (1251 Fuß über dem Meere) mit dem Fuchsthurm, der Janzig, der Gleisberg mit den Ruinen der Kunizburg, der Landgrafenberg mit dem Windknollen (oder Napoleonshöhe), die Ruinen der Lobedaburg, die Höhe bei der Raſenmühle, der Johannisberg, die Triesnitz ꝛc. mit ihren herrlichen Ausſichten zu bemerken ſind. In der Begeiſterung von den mannichfaltigen Schönheiten dieſer Gegend nannte man daher die Stadt J. bisweilen das teutſche, das ſächſiſche, das thüringiſche Florenz. Das Geſtein, woraus die jena'ſchen Berge beſtehen, gehört größtentheils zur ſogenannten ſecundären Flötzformation. Die unterſte zu Tage gehende Schicht bildet lauter Sandſtein, dann lagert ſich darüber der mit Thon verbundene Gyps, hierauf kommt der rothe Mergel und endlich der Kalk [14]). Was der Verfaſſer der anonymen Schrift vom J. 1726 [15]) in und um Jena von koſtbaren Mineralien gefunden haben will, iſt heutzutage nicht mehr anzutreffen. An architektoniſch merkwürdigen Gebäuden iſt die Stadt J. arm, außer der Haupt- oder Michaeliskirche, erbaut zu Ende des 13. Jahrh., bei der man es ſonſt für ein Wunder ausgab, daß man unter ihrem Altare mit einem Fuder Heu wegfahren könnte, und ihrem Thurme, auf den 283 Stufen führen, ſind kaum noch das Weigel'ſche Haus, durch deſſen innerer Spindel man am Tage vom Keller aus die Sonne ſehen konnte und in deſſen einzelne Zimmer zu jeder Zeit mittels einer hydrauliſchen Maſchine friſches Waſſer gebracht werden konnte; der Fürſtenkeller mit ſeinem überaus ſtarken und beſtimmten Wiederhall, und etwa noch die Collegienkirche mit ihrem hochgewölbten Schiffe zu bemerken [16]). Hiſtoriſch merkwürdig ſind der Gaſthof zum gelben Engel, der an die Stelle des ehemaligen Karmeliterkloſters gekommen, die alte Johanniskirche, welche jetzt der kleinen katholiſchen Gemeinde zu ihrem Cultus überlaſſen worden iſt, und der linke Theil des Gaſthofs zum ſchwarzen Bär, wo Luther bei ſeiner Flucht von der Wartburg übernachtete und die bekannte Unterhaltung mit einem Schweizer hatte, und im J. 1524 ſeine berühmte Disputation mit Karlſtadt hielt. Der Marktplatz ſteht, wenigſtens bei den Studirenden, im Rufe der Schönheit. Ehe J. eine Univerſitätsſtadt wurde, war es ein kleiner, unbedeutender Ort, und hatte außerhalb der Ringmauer nur wenige Häuſer. Als im J. 1527 der Peſt wegen, die Univerſität von Wittenberg auf einige Zeit nach J. verlegt wurde, hatte man große Noth, die wenigen Profeſſoren und Studenten, die ſich hierher begeben hatten, unterzubringen. Die Hauptnahrungsquelle der Einwohner war zu jener Zeit Weinbau und Tuchweberei. Der hier gebaute Wein ſtand zwar in dem Rufe, daß er Kolik verurſache [17]); deſſenungeachtet wurde viel davon, hauptſächlich nach Leipzig, Wittenberg, Dresden und Berlin ausgeführt. Die Bürger zu J. waren gutmüthige Menſchen, und Melanchthon kann in ſeinen Briefen nicht genug Rühmens von ihrer Freundlichkeit und Zuvorkommenheit machen [18]). Die erſte Buchdruckerei kam im J. 1523 durch Karlſtadt nach J. [19]). Um die Geſchichte der Stadt J. hat ſich vorzüglich Adr. Beier, welcher im J. 1678 als Archidiakonus daſelbſt geſtorben iſt, durch ſeinen Architectus Jenensis (Jena 1681), ſeinen Geographus Jenensis (ibid. 1672), und durch ſeine handſchriftlich hinterlaſſenen Annales Jenenses verdient gemacht. So mislungen dieſe Schriften durch ihre unausſtehliche Weitläufigkeit, Geſchmackloſigkeit und Armuth der Sprache ſind, ſo brauchbar ſind ſie als reiche Sammlung zum Theil ſehr wichtiger und intereſſanter Notizen aus Quellen, die uns jetzt nicht mehr zugänglich ſind. Hundert Jahre nach Beier hat J. E. Baſil. Wiedeburg eine Beſchreibung der Stadt J., nach der topographiſch-politiſch- und akademiſchen Verfaſſung (Jen. 1780) herausgegeben, die ſich durch Genauigkeit und Kritik auszeichnet. Als Auszug, Fortſetzung und theilweiſe Berichtigung der Wiedeburgiſchen Schrift erſchien im J. 1793 zu Eiſenach eine Schrift unter dem Titel: Beſchreibung von J., deren ungenannter Verfaſſer der ehemalige jena'ſche Stadtkirchner J. Adlf. Leop. Faſelius war. Der Auszug iſt aber blos mit den Fingern gemacht, die Fortſetzung dem jena'ſchen Wochenblatte entnommen und die unbedeutenden Berichtigungen durch Vergleichung mit den Kirchenbüchern entſtanden.

(*F. T. L. Danz.*)

II. Das Herzogthum. Jena beſtand als Herzogthum einer weimariſchen Seitenlinie des Erneſtiniſch-

13) Im J. 1784 betrug ſie, excl. der Studirenden, der Handwerksgeſellen, der Knechte und Mägde, 4366. 14) ſ. F. Chr. Schmide, Hiſtor. mineral. Beſchreibung der Gegend um Jena (Gotha 1799). J. C. W. Voigt, Mineralog. Reiſen durch das Herzoglh. Weimar (Lpz. 1794), und beſonders J. C. Zenker im hiſtoriſch-topograph. Taſchenbuche von Jena und ſeiner Umgebung (Jena 1836). S. 187 fg., und Guſt. Suckow, Über die Mineralien u. Gewäſſer (Ebend.). S. 177 fg. 15) Kurze Nachr. von den Gold-, Kupfer- und Eiſenſteinen, wie auch von den Diamanten, Granaten, Sapphiren, Praſen, Kryſtallen, Jaspis ꝛc., welche bei und um Jena gefunden werden (Jena). 16) Cf. *Casp. Sagittarius*, Miracula et Monumenta Templi Jenensis academici (Jen. 1685. 4.).

17) Cf. *Melanchthonis*, Epp. ex edit. *Bretschneideri*. N. 481. 18) In einem Briefe an Juſt. Jonas, bei Bretſchneider N. 1346, ſchreibt er von Jena: „Caeterum omnium ordinum atque civium benevolentia erga universum nostrum sodalitium summa est, et, Dei beneficio, crescere quotidie videtur. Initio enim, quia vetus illa opinio de Scholasticorum ferritate haerebat in animis, videbantur nonnihil abhorrere a nobis, neque nos ad se recipiebant. Nunc incredibile est, quantum suos quisque hospites praedicet, quam amanter complectantur, cum vident tantam esse tranquillitatem, unitatem, concordiam, denique in omni officii genere diligentiam juventutis optime moratae. Tanta virtutis vis est, ut agrestes etiam homines ejus pulchritudo moveat." Cf. *Lud. W. Balhorn*, Or. de Jena literar. sede ante conditam ibi Academiam (Jen. 1753. 4.). 19) ſ. Luther's Brief an den Kanzler Gregor. Brück, d. d. 10. Jan. 1524: „Carlstadius Jenam typographiam erexit."

Digitized by Google

ſächſiſchen Stammhauſes eigentlich nur inſofern, als dort eine fürſtliche Familie aus dem Hauſe Sachſen-Weimar herſtammend, ſich eine Hofhaltung einrichtete, und von da aus einen erblichen Landesbezirk unter beſchränkendem Seniorate beherrſchte. Der weimariſche Theilungsvertrag vom 20. Sept. 1662, welcher den Grund zu dieſem Herzogthume legte, und von den herzoglichen Brüdern, Johann Ernſt V., Adolf Wilhelm, Johann Georg I. und Bernhard geſchloſſen worden war, war blos eine Örterung, wie ſie im Hauſe Sachſen üblich und beſonders im 15. Jahrh. öfters verſucht und gehandhabt worden war. Geſtützt auf den Grund des Vertrags vom 2. März 1629 ging derſelbe nur die Kammer- und Rentereieinkünfte, mit Ausnahme der Ilm-, Werra- und Saalflöße, welche in Gemeinſchaft blieb, an, während Land- und Trankſteuern, die Reſidenzſtadt Weimar, die Wilhelmsburg und der große welſche Garten daſelbſt, die Wartburg bei Eiſenach mit dem Zeughauſe daſelbſt und zu Weimar, die Zillbach mit ihren Jagden und Waldungen, die Reichs-, Kreis- und Univerſitätsangelegenheiten und einige andere Stücke den vier Herzogen gemeinſchaftlich blieben, ſowie dem Älteſten von ihnen, Johann Ernſt, die Landesregierung in aller Namen übertragen wurde. Nur in obiger Hinſicht fiel dem jüngſten Fürſten, Bernhard, außer dem jena'ſchen Schloſſe, Stadt und Amt J. mit Burgau und Lobeda, das Amt Kapellendorf, die Voigteien Brembach und Gebſtedt, die Vorwerke Ettersburg und Döbritſchen, und das Geleite zu Wiegendorf und Buttelſtedt zu. Dieſer kleine Landesbezirk, worüber auch die Hoheitsrechte der Gemeinſchaft angehörten, erhielt durch das Ausſterben der altenburgiſchen Linie und durch den über die Erbſchaft mit Gotha getroffenen gütlichen Vergleich in einem „Erbtheilungsvertrag" des 25. Juli 1672 einen Zuwachs durch die Städte und Ämter Allſtedt, Dornburg an der Saale, und Bürgel mit dem Vorwerke Kniebsdorf, durch das Amt Hausdorf, die Voigtei Magdala, ein Viertel des thüringer Obergeleites zu Erfurt, die Hälfte vom georgenthaler Hofe, die Hälfte der Saalflöße mit dem döbritſcher Gehölze und Wehſange, nachdem die Voigtei Brembach und das Vorwerk Ettersburg an Johann Ernſt zu Weimar abgetreten worden waren, ſodaß die Einkünfte dieſes Bereiches mit Ausnahme der Saalflöße (laut eines Anſchlages) 22,282 Fl. 1 Gr. 4. Pf. betrugen. Mit Ausnahme der Ilmflöße und des weimariſchen Reſidenzſchloſſes, welche an Weimar fielen, blieb alles vorhin genannte gemeinſchaftliche Beſitzthum ſammt den Anwartſchaften, dem Gymnaſium zu Schleuſingen, allen Bergwerken, der Werraflöße, den Fräulein- und andern außerordentlichen Steuern einer beſondern Geſammtverweſung unter Aufſicht des älteſten Gliedes dieſer nur noch aus drei Fürſten zuſammengeſetzten Regentenlinie unterworfen, während das Getheilte und die darin befindliche Ritterſchaft eigenen Landesregierungen anheim gegeben ward. Eine ſolche wurde nun auch zu J. mit untergeordneten Verwaltungszweigen errichtet, ohne daß ſonach dieſes im jetzigen Großherzogthume Sachſen-Weimar geographiſch zerſtreut gelegene Fürſtenthum eine ſelbſtändige Reichsſtandſchaft, geſchweige eine beſondere Landſtandſchaft erhalten hatte. In dieſem abhängigen Zuſtande behauptete ſich dieſes Land 28 Jahre, als 1690 die zu J. reſidirende Nebenlinie erloſch, worauf es unter Irrungen der fürſtlichen Erbnehmer an Sachſen-Weimar und Eiſenach, und zwar Stadt und Amt J. neben andern Bezirken an letzteres fiel. Die hohen Collegien zu J. verſchwanden von nun an, nur das Conſiſtorium hielt ſich, bis es in neueren Zeiten in ein geiſtliches Miniſterium umgewandelt wurde. Als am 26. Juli 1741 mit dem Tode Herzogs Wilhelm Heinrich die ſachſen-eiſenacher Nebenlinie auch ausſtarb, fiel J. an den Hauptſtamm zu Weimar zurück und bildete mit ſeinem Bereiche bis zur Umgeſtaltung des Herzogthums Sachſen-Weimar ein Großherzogthum, eine beſondere Abtheilung des Ganzen unter dem Namen jena'ſche Landesportion, mit einem ſchon ſeit 1728 beſtandenen Steuercollegium bis zum J. 1809 verſehen, welches mit Deputirten der Landſtände beſetzt war, ſowie bereits der Landesantheil, welcher Kraft des Theilungsreceſſes am 12. Jul. 1691 dem Herzogthume Sachſen-Weimar von der jena'ſchen Erbſchaft zufiel, die jena'ſche Erbportion geheißen hatte. Jene Landesportion nun wurde zuerſt am 14. Decbr. 1741 zum Fürſtenthume Weimar, am 13. April 1750 aber zum Fürſtenthum Eiſenach (obſchon dieſes auch ein weſentlicher Theil von jenem war) und den 10. Jan. 1756 wieder zu Weimar geſchlagen. Gegenwärtig iſt ſie mit dem weimariſchen Kreiſe des Großherzogthums verſchmolzen.

Was nun die fürſtliche Familie betrifft, welche zu J. wohnte, ſo ging ſie vom ſechsten Sohne Herzogs Wilhelm IV. von Sachſen-Weimar und deſſen Gemahlin Eleonore Dorothee, einer geborenen Fürſtin von Anhalt, aus. Bernhard, ſeines Namens der Zweite, in Rückſicht auf ſeinen oben genannten Oheim, Bernhard I. und der Ältere in Hinſicht ſeines gleichnamigen jüngern Vetters, des Herzogs von Sachſen-Meiningen (von der ſachſen-gotha'ſchen Linie abſtammend) geheißen, war der Stifter dieſer Seitenlinie und zu Weimar geboren am 21. Febr. 1638 a. St., grade an ſeines kriegeriſchen Oheims glänzendem Siegestage bei Rheinfelden. Nachdem er ſorgfältigen Unterricht in Religion, Sprachen, Staatswiſſenſchaften, Geſchichte und Mathematik empfangen, doch immer dem Feſtungsbaue und der Tonkunſt den Vorzug in ſeinem Fleiße gegeben hatte, reiſte er mit ſeinem jüngern Bruder, Friedrich, am 13. Jun. 1653 nach Oberteutſchland, ſah zugleich den römiſchen König Ferdinand IV. zu Regensburg krönen, machte mit ihm und den anweſenden Reichsfürſten Bekanntſchaft und traf am 10. Sept. d. J. wieder in Weimar ein. Zur Fortſetzung ſeiner gelehrten Ausbildung bezog er in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder Friedrich am 24. Febr. 1654 die jena'ſche Hochſchule unter Leitung des für beide gemeinſchaftlichen Hofmeiſters von Schwechhauſen und Lehrers Daniel Lipſtorp. Die Studenten gingen ihm unter Anführung eines jungen Grafen von Königsmark entgegen, und die Profeſſoren empfingen ihn feierlich im herzogl. Schloſſe. Vier Tage ſpäter übernahm er in Gegenwart ſeiner Ältern und Geſchwiſter das akademiſche Rectorat unter feierlichem Gepränge in der jena'ſchen Stadtkirche. Der Prinz ſprach dabei in latei-

Digitized by Google

niſcher Rede über Werth und Weſen dieſes Amtes, während ſein Bruder Friedrich die nachher zur fürſtl. Tafel geladenen Gäſte mit einer zierlichen teutſchen Rede im Schloſſe empfing. Am 8. Nov. übergab Bernhard ſeine akademiſche Würde dem Prinzen Friedrich, und ſprach ſich dabei abermals mit römiſcher Zunge über den großen Einfluß der Wiſſenſchaft auf teutſche Cultur in damaliger frommer Rederweiſe aus. Am 26. Sept. 1655 übernahm er das Rectorat wieder und bekleidete es bis zu ſeinem Abgange am 16. Nov. 1657, nachdem ſein Bruder Friedrich am 18. Auguſt 1656 durch den Tod von ſeiner Seite geriſſen worden war. Obſchon er am 23. Nov. 1657 eine Reiſe ins Ausland angetreten hatte, wählte ihn doch die Akademie zu Anfange des J. 1658 wieder zum Rector, welches Amt er in ſeiner Abweſenheit vom Prorector verwalten ließ. Das Ziel von Bernhard's Reiſe war Frankreich, die ſpaniſchen Niederlande und die vereinten Generalſtaaten Hollands. In Paris beſuchte er auch den königl. Hof, rief durch ſein Geſchlecht und ſeinen Namen das gefeierte Andenken an den großen Oheim wieder zurück und lernte deſſen Freunde, die noch lebten, kennen, insbeſondere den ausgezeichneten Marſchall von Turenne. Dieſer führte ihn in das wohlhabende, mit vielen leeren Ländertiteln begabte Haus Heinrich's von la Tremouille, Herzogs von Thouars, der mit Maria von Latour d'Auvergne, Herzogin von Bouillon, vermählt, und ſeit ſeiner Bekehrung zum katholiſchen Glauben im Lager vor la Rochelle 1628 in Dienſte ſeines Königs getreten war. Tremouille's Familie, wenigſtens iſt es von ſeinem fünften Kinde, Maria Charlotte (den 26. Jan. 1632 zu Thouars in Poitou geboren) erwieſen, war nicht katholiſch erzogen worden, ſondern dem reformirten Glaubensbekenntniſſe treu geblieben. Dies mochte Urſache ſein, warum ſich Mutter und Kinder mehr zu Thouars als in der Hauptſtadt aufhielten; als des Herzogs Sohn Heinrich Karl von Tremouille von den hochmögenden Staaten zum Statthalter in Herzogenbuſch beſtellt wurde, begab ſich Maria Charlotte mit deſſen Gemahlin, einer geborenen Landgräfin von Heſſen, ebenfalls dahin, und bereiſte von da mehre nahe oder fern verwandte teutſche Fürſtenhöfe, bei welchen ſie ſich Ruhm und Achtung durch ihre leiblichen und geiſtigen Eigenſchaften erwarb. Sei's, daß Bernhard ſie entweder zu Paris oder in Holland kennen lernte, ſo iſt doch zu vermuthen, daß ein Heirathsbündniß jetzt ſchon zwiſchen Beiden eingeleitet wurde. Am 19. Octbr. 1659 fand er ſich zwar wieder in Weimar ein, aber am 24. März 1662 trat er ſeine zweite Reiſe nach Frankreich an, und verlobte ſich, als erſte Ausnahme der ſächſiſchen Fürſten, welche ſeit der Reformation Verheirathungen mit nicht teutſchen Prinzeſſinnen ſtreng vermieden hatten, und, wie ausdrücklich bemerkt wird, auf Anrathen Turenne's, am 7. (?9.) Jun. mit Marie Charlotte von Tremouille, gemeinhin Marie genannt, und den 10. deſſelben Monats verband beide die prieſterliche Hand im Palaſte der holländiſchen Geſandtſchaft zu Paris. Kraft der Ehepacten empfing das Fräulein 80,000 Thlr. Mitgift, nämlich 16,000 zum Ehegeld, 10,666 für Schmuck und Kleider, und 53,334 Thlr. wurden ihr jährlich von Paris aus verzinſet, wofür ſich die geſammte Familie Tremouille verbindlich gemacht hatte unter der Bedingung, daß die Summen zu Erwerbung nützlicher Beſitzungen in Teutſchland verwendet werden ſollten, und wenn Marie vor ihrem Gemahle kinderlos ſterben würde, ſollte das Capital mit Ausnahme des Ehegeldes an ihr Haus zurückfallen, während Bernhard's Erben im Falle ſeines frühern Ablebens, der Herzogin, ſobald ſie ſich wieder verheirathen würde, die Ehegelder zurückzahlen und die gleichſtarken Wiederlagsgelder auf Lebenszeit verzinſen ſollten. Am 1. Jul. 1662 nöthigte ihn der am 17. Mai erfolgte Tod ſeines Vaters zum ſchleunigen Aufbruche in die Heimath, um nach deſſen Vermächtniſſe die Theilung der Erbſchaft mit ſeinen drei noch lebenden Brüdern zu bewerkſtelligen, und die dadurch nothwendig gewordene Hofhaltung zu Jena einzurichten. Er bezog dieſelbe mit ſeiner Gemahlin, die inzwiſchen von Paris abgereiſt, und von ihm in Caſſel abgeholt worden war am 8. Decbr. 1662 unter feierlichem Gepränge der Akademie und Bürgerſchaft, und vollendete den von ſeinem Vater angefangenen Bau des daſigen Schloſſes [20]. Ein Hauptgeſchäft dieſes Fürſten war zunächſt die Betreibung einer zuverläſſig mit ſeiner Vermählung zuſammenhängenden Erbſchaftsſache, welche ſich von ſeinem in franzöſiſcher Verbindung geſtandenen Oheime Bernhard herſchrieb. Dieſer ausgezeichnete Herr hatte durch ſeinen Tod (8. Jul. a. St. 1639) und ſein Teſtament den hinterlaſſenen Brüdern zu Weimar eine bedeutende Anwartſchaft auf eroberte Provinzen am Rhein und in Hochburgund ſammt einer Menge anderer werthvollen Gegenſtände verſchafft. Herzog Wilhelm und deſſen Bruder Ernſt (der Dritte, Albrecht, ſtarb 1644 während der Verhandlungen) hatten bisher, kleine Geldſummen und etliche Juwelen abgerechnet, durch koſtbare Sendungen am franzöſiſchen Hofe nichts, als die Auslieferung des fürſtlichen Leichnams zu Breiſach 1655 erwirken können [21]. Obſchon der Werth der Erbſchaft dadurch geſunken war, ſo übertrugen doch Ernſt der Fromme zu Gotha und Wilhelm von Weimar dem im März 1662 nach Paris reiſenden Prinzen Bernhard II. die perſönliche Betreibung derſelben am franzöſiſchen Hofe; und da auch dieſer Nichts ausrichtete, verzichtete Ernſt von Gotha auf ſeinen Antheil, und Bernhard kam hierauf am 22. Mai 1663, da er den Muth nicht verloren hatte, mit ſeinen Brüdern, Johann Ernſt V., Adolf Wilhelm und Johann Georg I. überein, daß ſie ihm allein die Erbſchaft des Oheims ſammt den Foderungen des Vaters an die franzöſiſche Krone erb- und eigenthümlich überließen. Die letztern beſtanden in rückſtändigen Jahrgeldern, welche dem Herzoge Wilhelm zur Zeit ſeiner königl. ſchwed. Generallieutenantſchaft zu Folge eines von Ludwig XIII. ertheilten Brevets (d. d. Fontainebleau 26. Mai 1634) von

20) Im J. 1718 erhielt dieſes Schloß ein plattes Dach, deſſen Bruſtwehren mit 12 verſilberten, aus Holz verfertigten, rieſenartigen Standbildern geziert wurden. Sie trotzten aber der Witterung nicht lange, und wurden nach Verlauf von 30 und etlichen Jahren wieder hinweggenommen. 21) Vgl. Röſe's Bernhard der Große. II, 335 fg., wo dieſe Erbſchaftsangelegenheit nach archivaliſchen Acten erzählt wird.

Digitized by Google

30,000 Livres bündig verſprochen worden waren. Die erſtern enthielten 1) angemeſſene Entſchädigungen für die von Frankreich an ſich gegogenen Eroberungen Bernhard's I. an Land und Leuten; 2) Erſatz für die 1,050,000 Livres, welche derſelbe bei der Belagerung Breiſachs (1638) und zum Unterhalte des Heeres aus ſeinem Beutel dargereicht hatte; 3) die Ablieferung der 60 Stücke Geſchützes, welche derſelbe hatte gießen und in ſeine Feſtungen vertheilen laſſen, oder eine genügende Geldentſchädigung für dieſelben; 4) Zahlung der rückſtändigen Generalatsbeſtallung und bewilligten Jahrgelder deſſelben Fürſten; 5) Erſtattung der 4000 ſpaniſchen Piſtolen, welche derſelbe bei Übernahme der Feſtung Hohentwiel vorgeſchoſſen, und endlich 6) Auslieferung aller ihm zuſtändig geweſenen Mobilien, Kleinodien und Silberzeug, welche die Erlach'ſche Familie zu Bern unter dem Vorwande der Bezahlung des von Bernhard geſtifteten Legates willkürlich an ſich geriſſen hatte. Es erging aber dem Herzoge Bernhard II. mit dieſen großen Anſprüchen, wie der Familie ſeiner Gemahlin mit den ihrigen; er erhielt nichts, und als nach ſeinem und ſeines Sohnes Tode die männlichen Erben zu Weimar und Eiſenach dieſe Anſprüche an Frankreich dem Herzoge Friedrich von Gotha und deſſen Brüdern gegen Vergütung von 2000 Fl. überlaſſen wollten, ſo hielten dieſe in Rückſicht zweifelhaften Erfolges den kleinen Erſatz für übergroß; daher kam die Sache in gänzliche Vergeſſenheit.

Glücklicher war Herzog Bernhard mit der Erbſchaft, die ihm und ſeinen Brüdern durch das Ausſterben eines Gliedes der weimariſchen und einer verwandten fürſtlichen Seitenlinie zufiel. Nämlich ſein Neffe, Herzog Wilhelm Auguſt zu Eiſenach, war am 23. Febr. 1671 und Friedrich Wilhelm, der Enkel ſeines Großoheims, Herzog von Sachſen-Altenburg, am 14. April 1672, beide kinderlos mit Tode abgegangen. Mit ſeinen Brüdern wegen des Anfalles von Eiſenach noch nicht einig, begab ſich Bernhard mit Vollmacht derſelben auf die Nachricht von dem Tode des Letztern nach Altenburg, und ſchnitt in Gegenwart eines Notars und etlicher Zeugen aus der Thür eines herzoglichen Gemaches im Schloſſe einen Spahn ab, zum Zeichen, daß er Stadt und Amt Altenburg in Beſitz genommen hätte. Die gotha'ſche Linie that ein Gleiches mit andern Ämtern des verwaiſten Fürſtenthums. Hierauf kamen der Prinz Friedrich von Sachſen-Gotha, Johann Georg von Markſuhl und Bernhard in Altenburg zuſammen, wo ſie im Namen aller rechtmäßigen Erben beſtimmten, daß Weimar und Gotha bis zur Entſcheidung der Sache im Beſitze der ergriffenen Bezirke bleiben ſollten. Der Vergleich erfolgte am 16. Mai, und am 25. Jul. deſſelben Jahres kam Bernhard mit ſeinen Brüdern Johann Ernſt und Johann Georg über den doppelten Zuwachs an Länderbeſitz überein, worüber ſie ſich, wie oben erzählt, mit einander in herkömmlicher Weiſe abfanden. Von nun an traten auch von Bernhard Einrichtungen für Geſetzgebung und Verwaltung des kleinen Herzogthums langſam hervor; ſo wurde ein Conſiſtorium erſt am 30. Auguſt 1673 geſchaffen, eine Kanzleiordnung am 6. Jun. 1675; faſt gleichzeitig wurde das Criminalweſen verbeſſert, und allmälig traten mehre in verſchiedene Zweige der Verwaltung eingreifende Verfügungen ans Licht, beſonders für bürgerliche und akademiſche Polizei. Daneben ſah Bernhard ſorgfältig auf Verſchönerung der Stadt, wie der zum Schloſſe gehörenden Räume und Gebäude, weshalb die Akademie mehre ihr früher geſchenkte Grundſtücke einbüßen mußte, während er von Privatleuten Gärten und Gebäude durch Kauf an ſich brachte. Den Graben, welcher die innere Stadt umgürtet, ließ er 1664 wegen drohender Türkengefahr vertiefen und die Stadt in Vertheidigungsſtand ſetzen. Überdies pflanzte er Alleen, baute ein Schießhaus, und da er die Vermehrung der öffentlichen wie der Privatgebäude gar ſehr begünſtigte, ſo richtete er nicht nur eine Ziegelhütte her, ſondern ließ auch die herrſchaftlichen Fröhner zum Dienſte der Bauluſtigen aufbieten. Das noch vorhandene Ballhaus iſt ein Werk ſeines architektoniſchen Geſchmackes. Den Fürſtenkeller ſchuf er in ein öffentliches Bier- und Weinhaus um, und zu Bürgel richtete er einen Thiergarten ein. Daneben ließ er hin und wieder große und kleine Münzen prägen, auch Medaillen, von denen nur eine ſich durch künſtleriſchen Geſchmack und Sinn jener Zeit auszeichnet, nämlich die auf ſeinen Geburtstag 1673 geſchlagene, 15 Dukaten haltende goldene Münze, auf deren einer Seite ein vor Anker gelegtes Schiff abgebildet ſteht, auf welches Winde aus einem feuerſpeienden Berge ſtürmen, mit der Umſchrift: Anchora jacta Manet, Dum Temperet Aeolus Auras, und auf der andern ſteht der ausführliche Titel und Name des Herzogs mit Tag und Jahr [22]). Den Wiſſenſchaften lag er fortwährend ob, wobei ihm eine auserleſene Handbibliothek, die ſpäter mit der öffentlichen Büchersammlung zu Weimar vereint wurde, unterſtützte.

Mit ſeiner Gemahlin lebte Bernhard eben nicht in ſchöner Eintracht. Sie im dritten Jahre der Ehe kränklich geworden — auch ihn ſoll ſein ſchöner und ſtarker Körperbau ſelten vor Krankheit geſchützt haben — wurde von Steinbeſchwerden und andern Leiden neben hypochondriſchen Zufällen gequält, wozu ſich endlich der Gram über die Untreue ihres Gemahls geſellte. Ohne Zweifel keinen Grund zur Eiferſucht auf Marien habend — wenigſtens melden die ſächſiſchen Geſchichtſchreiber nichts davon — faßte Bernhard aus großem Unmuthe, wie er ſelbſt geſteht, über ſeine Gemahlin, nach und nach unwiderſtehliche Neigung zu deren Kammerjungfer (Hoffräulein) Marie Eliſabeth von Kospot, die ihm lange Zeit kein Gehör gab, bis er ſie einſt, nach Häufung der ehelichen Zwiſte, in ihrem Zimmer unter inbrünſtigen Betheuerungen, ſie heirathen und ſich von Marien ſcheiden laſſen zu wollen, überfiel. Da aber die Eheſcheidung gehindert wurde und die Ausſöhnung des Herzogs mit ſeiner Gemahlin unter der Bedingung, das Fräulein von Kospot vom Hofe zu entfernen, bewerkſtelligt worden zu ſein ſchien, ſo mußte er zum Schutze des Fräuleins auf bitteres Verlangen von

22) Seltene Thaler von ihm ſind die 1675 geprägten, welche, wie man vermuthet, ſich auf die kaiſerliche Lehenempfängniß beziehen. Ihr Avers enthält B.'s Bruſtbild mit ſeinem Namen und Titel zur Umſchrift, der Revers ſein Wappen mit der Umſchrift: Deo Duce, comite Fortuna.

Digitized by Google

deſſen Verwandten am 20. Oct. 1672 ein ſchnödes Zeugniß ausſtellen. Zugleich ertheilte er der Kospot den Titel einer Dame d'Altſtedt und ein erbliches Jahrgeld von 1000 Reichsthalern. Marien mochte dieſe Liebſchaft nicht verborgen geblieben ſein, ſodaß der Zwiſt von Neuem mit Heftigkeit ausbrach, weshalb der Herzog ſich wahrſcheinlich zu Anfange des J. 1673 durch den Profeſſor Wigand, einen Apoſtaten der katholiſchen Kirche und des Jeſuitismus, vor drei Zeugen mit der Frau von Altſtedt heimlich trauen ließ, und ihr, wenn nicht ſchon früher, eine Wohnung zu Kapellendorf einräumte. Vier Wochen nach der Trauung kam ſie mit einer Tochter nieder, welche in reifern Jahren den königl. polniſchen Kammerherrn von Tümpling heirathete. Der Gedanke an widergeſetzliche Polygamie aber quälte den Herzog allmälig dergeſtalt, daß er am 5. Decbr. 1674 Rechtsgelehrte und Theologen zu J. in Berathung zog, ihnen das beſtehende Geheimniß entdeckte, die ſonderbaren Qualitäten und das alte adelige Geſchlecht der Kospot zu Hilfe nahm und mit ſtillſchweigender Zurückſetzung ſeiner Gemahlin anfragte, ob ſeine heimliche Eheverbindung mit der Frau von Altſtedt rechtlich beſtehen könne. Die aus ſechs Gelehrten beſtehende Commiſſion, an deren Spitze der berühmte Struve ſtand, entſchied ſich zehn Tage nachher für die Ungültigkeit derſelben. Hierauf, wie es ſcheint, und zwar noch in demſelben Jahre, traf er mit der Frau von Altſtedt die Übereinkunft, ihr heimliches Verhältniß treulich zu wahren, es vor Allen, namentlich vor dem Könige von Dänemark und etlichen Reichsfürſten zu verhehlen, die daraus hervorgehenden Sprößlinge für rechtmäßige, eheliche adelige Kinder zu achten, und damit ſie ſtandesgemäß leben konnte, verſchrieb er ihr 20,000 Thlr. Capitalſtamm als Morgengabe, die jährlich mit fünf pro Cent aus herzoglicher Rentkammer verzinſt wurden, und wies ihr auf die Dauer ſeines Lebens und nachher bis zu ihrer anderweitigen gänzlichen Befriedigung das herzogliche Schloß zu Dornburg als Wohnung mit einer gewiſſen Anzahl Wildpret für ihre Küche und den Holzbedarf an, welches alles mit ihrem Tode, wenn er ohne Leibeserben erfolgen würde, kraftlos, dem Herzoge oder ſeinen Leibeserben wieder zu Gute kommen müſſe [23]). Ob nun ſchon zwei Kinder erwähnt werden, welche Bernhard mit der Frau von Altſtedt erzielte, und die beide die Ältern überlebt haben, ſo ſicherte dieſe Übereinkunft aus unbekannten Gründen doch keineswegs die Buhlin, ſondern ſie verſchwand nach des Herzogs Tode aus dem dornburger Schloſſe, erhielt nichts von dem verſchriebenen Capitale, und ſtarb, man weiß nicht wo und in welchen Umſtänden, angeblich, aber zu Folge eingezogener Erkundigungen irrig, im J. 1716 zu Niederröblingen bei Altſtedt. Falſch iſt jedenfalls auch die Annahme, daß Herzog Bernhard dieſe Frau noch in den Grafenſtand habe erheben laſſen.

Eingedenk ſeiner ſchwächlichen Geſundheit vollzog der Herzog am 18. März 1678 ſeinen letzten Willen und beſtellte darnach ſeine Gemahlin Marie, welche zu Folge der pariſer Ehepacten, der Leibgedingsverſchreibung und des freundbrüderlichen Vertrags (1672) reichlich und anſtändig bedacht wurde, zur Vormünderin der beiden unmündigen Kinder Charlotte Marie und Johann Wilhelm mit ausdrücklicher Hinweiſung auf deren proteſtantiſche Erziehung unter der Obervormundſchaft ſeines älteſten Bruders Herzogs Johann Ernſt, von Sachſen-Weimar, und im Fall, daß dieſer frühzeitig ſtürbe, Herzogs Friedrich von Sachſen-Gotha; ſtürbe ferner Marie und ihr unmündiger Sohn, ſolle die bewegliche Erbſchaft, in Mobilien und inventirten Gegenſtänden beſtehend, Charlotte Marien anheimfallen. Der Obervormund wurde ausſchließlich mit Leitung der Regierungsgeſchäfte beladen. So beſorgt erkrankte Bernhard ſpäterhin an einem hitzigen Fieber und ſtarb am 3. Mai 1678 im 41. Lebensjahre. Am folgenden Tage eröffnete Johann Ernſt von Sachſen-Weimar das Teſtament ſeines Bruders in Gegenwart der vornehmſten Beamten, und traf am 30. deſſelben Monats mit der Herzogin Witwe nach langen Verhandlungen eine Übereinkunft, welche Bernhard's Teſtament im Weſentlichen beſtätigte und „aus beweglichen Urſachen“ der Herzogin Witthum (Schloß, Stadt und Amt J.) 3400 Thlr. jährlich austragend, außer den 1200 Thlrn. für ihre Equipage mit 1400 Thlrn. aus der herzogl. Rentkammer vermehrte, ſo lange ſie der unmündige Sohn überleben würde [24]). Holz, Wildpret und die Benutzung der Luſt- und Küchengärten zu J. und Burgau wurden ihr unentgeltlich zugeſtanden, ſowie für die Hofhaltung der beiden Kinder 1000 Thlr. auf jedes der drei nächſten Jahre feſtgeſetzt wurden. Der Obervormund erhielt zugleich gewiſſe Zimmer im Schloſſe für ſeinen Gebrauch und nahm die Jagd bei dem der Herzogin gehörenden porſtendorfer Gute in Pacht. Am 20. Jun. 1678 wurde Bernhard's Leichnam in dem von ihm ſelbſt errichteten Begräbniſſe der Stadtkirche, wo ſein zweiter Sohn, Bernhard, ſchon begraben worden war, einfach, doch ſtandesgemäß beigeſetzt. Dieſer Prinz war den 9. Nov. 1667 geboren und den 26. April 1668 geſtorben. Die beiden ältern, mit Marie gezeugten, Kinder waren Wilhelm, geboren den 24. Jul. 1664 und geſtorben am 21. Jun. 1666, und eine todtgeborene Tochter 7. April 1666, die in der weimariſchen Stadtkirche begraben liegen. Die ihn überlebenden hießen Charlotte Marie, geboren am 20. Decbr. 1669 und Johann Wilhelm, welche der Mutter ſorgſamer Pflege anvertraut wurden. Ungeachtet der häufigen Beſuche durchreiſender fremder Herrſchaften ließ Marie ihren Kindern nichts abgehen, ſtellte aber auch ihre Foderungen an die Kammercaſſe um ſo höher. So reichte ſie am 21. Febr.

23) Vgl. Lünig's teutſches Reichsarchiv, part. spec. continuat. II, 594 sq. J. A. Chr. von Hellfeld's Geſchichte der erloſchenen herzogl. jena'ſchen Linie ꝛc. S. 33 fg. kennt zwar dieſe Urkk., hat ſie aber verkehrt angeſehen, und ſogar aus den 20,000 70,000 Mfl. gemacht. Dieſes Büchlein iſt der erſte Verſuch einer Specialgeſchichte dieſer fürſtl. Seitenlinie, hat aber noch Vieles zu wünſchen übrig gelaſſen.

24) Was die Herzogin an Früchten empfing, wurde mit eingerechnet. So hatte man ihr z. B. 110 Eimer Wein à 1 Thaler mit ausdrücklicher Bedingung angerechnet, daß derſelbe vom jena'ſchen Gewächſe ſein müſſe.

Digitized by Google

1681 eine dahinzielende Vorſtellung bei dem Obervormunde ein, die weder den Abſichten deſſelben, noch den Kräften der Kammercaſſe, welche mit Schulden zu kämpfen hatte, entſprach. Doch verwilligte eine am 17. Mai deſſelben Jahres getroffene Übereinkunft 700, ſtatt der gefoderten 1500 Thlr. zur Erhöhung ihrer Witthumsgelder, und zur Verbeſſerung des Hofſtaates ihrer Kinder wurden 1200 Thlr. zugelegt, ſodaß die Fürſtin jährlich 5500 Thlr. und ihre Kinder 2200 Thlr. nach genauern Vorſchriften genoſſen [25]). Frühere Bitterkeiten des Eheſtandes, worüber ſie ſich zwar mit dem Gemeinſpruche, qui craint Dieu. sort de tout! zu tröſten gewußt haben ſoll, hatten ihre Kränklichkeit unheilbar gemacht, ſodaß ſie am 24. Auguſt 1682 in ihrem 51. Jahre ſtarb, nachdem ſie durch ein Teſtament vom 16. Auguſt 1679 ihre beiden Kinder zu unbeſchränkten Erben eingeſetzt hatte. Das Vermögen aber war, weil ſie immer hatte zuſetzen müſſen, zuſammengeſchmolzen; daher auch ihre Vermächtniſſe für die Diener, Hausarme und Studenten nur mittelmäßige Summen austrugen. Ihr Leichnam wurde mit Gepränge in der Stadtkirche beigeſetzt. Ihre Kinder aber hatten kein beneidenswerthes Loos, und von ſchwächlichen Ältern geboren, war blos

Charlotte Marie von einer dauerhaften Geſundheit, aber deſto unangenehmern Verhältniſſen ausgeſetzt. Ein Jahr nach ihrer Mutter Tode wurde ſie, 14 Jahre alt, ſchon mit Herzog Wilhelm Ernſt von Sachſen-Weimar verlobt und mit ihm am 1. Nov. 1683 zu Eiſenach vermählt. Ihre Mitgift beſtand in 16,000 Thlr. Ehegeld und 11,428 Fl. 12 Gr. Schmuckgeldern. Zugleich nöthigte man ſie zu feierlicher Verzichtleiſtung auf Anſprüche aller Erbſchaften, die nicht von der Mutter herfloſſen. Charlotte Marie war von angenehmem Äußern, liebreichem Weſen, mittler Größe und guter Erziehung, doch ohne Feſtigkeit des Charakters und leichtſinnig; allein die ſiebenjährige kinderloſe Ehe war voll von Unfrieden, Zwiſt und gegenſeitigen Beſchuldigungen, welche von den Eigenſchaften der Fürſtin ſowol, als von der Herrſchſucht und Hitze des Herzogs ihren Urſprung genommen haben mochten. Als ſie nun einſt ohne des Gemahls Zuſtimmung eine Reiſe zu unternehmen wagte, ließ ſie derſelbe ſteckbrieflich verfolgen, verhaſten und nach Weimar zurückbringen, wo ſie in Gefangenſchaft ſchmachten mußte, bis eine, aus Juriſten und Theologen beſtellte Commiſſion zu J. ſie am 23. Aug. 1690 von dem Fürſten mit der Bedingung trennte, daß ihr, ſobald ſie die Zuſtimmung ihrer Verwandten dazu erhalten hätte, wie ihm wieder zu heirathen frei ſtehe. Allein beide vermählten ſich nicht wieder. Charlotte Marie zog zu ihrem Bruder nach J., wo dieſer unter vormundſchaftlicher Aufſicht ſtudirte, aber nach deſſen frühzeitigem Tode wurde ihr der Aufenthalt in dem dortigen Schloſſe ſtreitig gemacht. Schon bei der bräutlichen Ausſtattung betrogen, in der unzufriedenen Ehe knapp und kärglich gehalten, kämpfte ſie mit Schulden, da die Summen für verſetzte Juwelen nicht ausreichten, und nach der Scheidung mußte ſie von „einem Orte zum andern wegen Mangels an gehöriger Verpflegung“ wandern, als ihr zu Ringleben, einem damals zu Eiſenach gehörenden Dorfe, die nöthigſten Lebensmittel mangelten, während ihre Anſprüche auf die bewegliche Hinterlaſſenſchaft ihres Bruders, die nicht gering war, das Erbe ihrer Mutter und was ſie als Rückſtand von Weimar zu fodern hatte, eine Summe bildeten, die ihr einen anſtändigen Unterhalt verſchafft haben würde. Dieſes durchzuſetzen war die Aufgabe des mitleidigen Herzogs Friedrich von Sachſen-Gotha, der ſich der Herzogin annahm und ihr geſtattete, ſich an beliebigen Orten ſeines Landes aufzuhalten. Es kam ſeit Ende des J. 1690 zu Unterhandlungen mit dem weimariſchen Hofe, der aber allerhand Einwendungen, beſonders die räthſelhafte eiſenacher Verzichtleiſtung der Fürſtin zu ſeinen Gunſten anzuführen wußte, während die Prinzeſſin den erlittenen Schimpf wegen ſteckbrieflicher Verfolgung in Anregung brachte, und 200,000 Thlr. zur Tilgung der Schmach verlangte. Weimar aber wollte blos von dem kärglichen Unterhalte wiſſen, der ihr allem Anſcheine nach nicht einmal gereicht wurde, da ſie laut der bis jetzt noch verſchleierten Nachrichten [26]), vom gotha'ſchen Hofe ihren Unterhalt zog, wofür ſie, zu Folge eines in Ichtershauſen am 4. October 1692 ausgeſtellten Bekenntniſſes, ihr freies Erblehngut Porſtendorf und Neuengönna, die an Weimar zu fodernden Ehegelder und was ſie ſonſt noch beſaß, verpfändete. Herzog Wilhelm Ernſt aber entriß ihr mit Liſt das porſtendorfer Gut, weshalb ein zweiter Proceß entſtand, der an den Kaiſer Leopold I. gelangte. Dieſer beauftragte den Landgrafen von Heſſen-Caſſel, die Sache zu ſchlichten. Charlotte Marie erhielt ihr Gut zurück und verkaufte es 1694 dem eiſenacher Hofmarſchall von Wurm, und tilgte mit der gelöſten Summe ihre Schulden. Nach kümmerlichem unſicherm Umherziehen beſtimmte ihr der gotha'ſche Hof erſt 1693 3000 Thlr. jährlichen Unterhalt und den beliebigen Aufenthalt auf irgend einem herzoglichen Schloſſe; zugleich verwilligte Herzog Friedrich die Zahlung ihrer dringendſten Schulden und die Einlöſung ihrer zu Hamburg, Erfurt und Halberſtadt verpfändeten Koſtbarkeiten. Sie führte aber fortwährend ein äußerſt ſorgenvolles Leben, da ſie entweder nicht zu wirthſchaften verſtand, oder durch die verdrießlichen Händel in immerwährende Krankheit geſtürzt, gewiſſenloſen Dienern preisgegeben worden war. Durch Herzogs Friedrich Verwendung kamen endlich die Klagen wegen der von Weimar geweigerten Befriedigung ihrer Anſprüche im J. 1701 an den kaiſ. Hof, welcher den Herzog Moritz Wilhelm von Sachſen-Zeiz zum Schiedsrichter beſtellte. Am 1. Decbr. deſſelben Jahres beſchied dieſer die ſtreitenden Parteien in den Gaſthof zum Propheten in Erfurt, um einen gütlichen Vergleich zu verſuchen. Allein vergebens, und ſo ſchied Charlotte Ma-

25) Dem Prinzen waren 900 Thlr. und ſeiner Schweſter 500 Thlr., und für die Koſt Weiber 400 Thlr. davon beſtimmt, das übrige empfingen 17 ihnen dienende Perſonen.

26) J. A. Chr. v. Hellfeld gebührt das Verdienſt, zuerſt einige, doch mangelhafte, Nachrichten aus Handſchriften über dieſe Fürſtin gegeben zu haben. Die wahren Urſachen zur Eheſcheidung hat er aber auch nicht mitgetheilt. Vgl. Deſſen Geſchichte der erloſchenen jena'ſchen Linie Herzogs Bernhard II. (Jena 1828).

Digitized by Google

rie bei dieſem Gezänke zu Tonna im Herzogthume Sachſen-Gotha im 34. Jahre ihres Alters 1703 von dieſer Welt. Dort liegt ſie auch begraben. Ihr jüngerer Bruder

Johann Wilhelm, der Siebente ſeines Namens in der Erneſtiniſch-ſächſiſchen Stammlinie, und der Jüngere in Rückſicht ſeines ältern gleichnamigen Vetters, des Herzogs von Sachſen-Eiſenach, war zu J. am 28. März 1675 geboren und drei Jahr alt, als er ſeinen Vater durch den Tod verlor. In ſeinem achten Jahre verlor er ſeinen Oheim und Vormund Johann Ernſt von Sachſen-Weimar, und drei Jahre ſpäter ſeinen zweiten Vormund, Herzog Johann Georg von Sachſen-Eiſenach, welcher ihn ſeit dem Sommer 1683 zu ſich nach Eiſenach genommen hatte. Nun gerieth er ſeit dem 19. Sept. 1686 unter die Vormundſchaft ſeines Schwagers, des Herzogs Wilhelm Ernſt von Sachſen-Weimar trotz der auf Hausverträge und nähere Anwartſchaft gegründeten Widerſprüche Johann Georg's des Jüngern von Sachſen-Eiſenach. Doch blieb Johann Wilhelm bei ſeiner Pflegemutter, der Herzogin Johannette von Eiſenach, bis ihn die Obervormundſchaft am 12. Jul. 1687 zur Fortſetzung der Studien auf die jena'ſche Hochſchule ſchickte. Johann Wilhelm hatte ſchon ſeit ſeinem vierten Jahre Unterricht empfangen, und ſich dadurch ſowol, als durch gleichbleibende gute Erziehung an unermüdete Thätigkeit gewöhnen müſſen, wobei ihn der frühzeitige Hang zum Feſtungsbau, zu allen der Mathematik verwandten Wiſſenſchaften und zum Zeichnen freiwillig antrieb. In J. wurde ſeine Ausbildung mannichfaltiger und vielſeitiger, und reizte ſein Streben nach ungewöhnlichen Dingen, wie ſein Sinnſpruch: Non est mortale, quod opto! ſchon andeutet. Obſchon auch in körperlichen Bewegungen und Künſten nicht vernachläſſigt, behielt er den von Kindheit an empfangenen ſiechen Leib bei, welcher mit ſcharfen, beſchwerlichen Flüſſen, wozu ſich Huſten und Schnupfen geſellte, in abwechſelnden Jahreszeiten behaftet war. Dieſe Kränklichkeit ſtimmte ihn religiöſer als gewöhnlich, ſodaß man von ihm rühmt, er habe bis zu ſeinem Tode die Bibel neun bis zehnmal durchgeleſen. Mit trefflicher Faſſungskraft des Geiſtes, angenehmer Bildung des Leibes und ſeltener Unerſchrockenheit begabt, machte er ſich bei der Akademie ſo beliebt, daß er einmal erſt zum Rector derſelben gewählt, nachmals immer wieder für dieſe Würde beſtimmt wurde. Die erſte Wahl geſchah 1688, und die Übernahme des Amtes am 23. Febr. deſſelben Jahres mit außerordentlichem Gepränge. Auch er hielt, wie früher ſein Vater an dieſem Tage in der Stadtkirche eine oratio inauguralis, worauf von Profeſſoren und Verehrern eine Menge Reden gehalten und Gedichte abgeſungen wurden, die in eine Sammlung gebracht und gedruckt, mit dem Bruſtbilde des Prinzen und einem Kupferſtiche des Ehrenbogens, durch welchen ſich der feierliche Zug bewegte, geziert einen anſehnlichen Folianten bilden und der Nachwelt von dem Enthuſiasmus löbliches Zeugniß ablegen, mit welchem die Jenenſer den letzten Sprößling ihres fürſtlichen Hauſes feierten, während der Vormund, Herzog Wilhelm Ernſt, dieſes Feſt durch eine Gedächtnißmünze mit der Inſchrift: Tuetur et ornat, verherrlichte. Johann Wilhelm ſtarb aber, am 26. Oct. 1690 an den Blattern erkrankt, ſchon am darauf folgenden 4. Nov. in ſeinem 16. Lebensjahre voll von Standhaftigkeit und Ergebung, nachdem ihm kurz vorher eine vereitelte Erbſchaft an Land und Leuten durch das Ausſterben des ſachſen-lauenburger herzoglichen Geſchlechtes blos einen Zuwachs ſeines Titels — Herzogs von Engern und Weſtfalen — erworben hatte. Wegen des eingetretenen Erbſtreites vergaß man, dem fürſtlichen Leichnam in der Stadtkirche bei ſeinen Ältern die angemeſſene Ruheſtätte anzuweiſen. Erſt am 19. Febr. 1691 geſchah es des Nachts und am folgenden Tage die kirchliche Trauer. Mit Johann Wilhelm erloſch dieſer Erneſtiniſch-ſächſiſche Nebenzweig [27]). (*B. Röse.*)

III. Die Univerſität. Die Univerſität J. verdankt ihre Entſtehung dem unglücklichen Ausgange des ſogenannten ſchmalkaldiſchen Bundeskrieges. Der Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen verlor nach der Schlacht bei Mühlberg den 23. April 1547 nicht blos ſeine Freiheit, ſondern wurde auch durch die wittenberger Capitulation genöthigt, mit der Kurwürde auch dem Beſitze des Kurkreiſes für ſich und ſeine Nachkommen zu entſagen, was beides auf den Herzog Moritz von Sachſen überging. Mit dem Kurkreiſe ging auch für ihn die von ihm mit beſonderer Vorliebe gepflegte Univerſität Wittenberg verloren; er ließ daher, dieſen Verluſt zu erſetzen und eine neue Univerſität in ſeinen Erblanden anzulegen, eine ſeiner erſten Sorgen ſein. Die Verhandlungen hierüber leiteten die beiden Räthe des Kurfürſten, Brück und Burckard, welche bei der durch die Gefangenſchaft des Vaters verwaiſten fürſtlichen Familie in Weimar zurückgeblieben waren, und zogen dabei den Biſchof von Naumburg, Nikolaus von Amsdorf, in der Folge auch Philipp Melanchthon zu Rathe [28]). Mit letzterem war eine beſondere Conferenz in Nordhauſen veranſtaltet worden. Die Angelegenheit wurde mit ſolchem Eifer und ſolcher Eile betrieben, daß ſchon im März des J. 1548 das neue Paedagogium provinciale oder Gymnasium academicum eingeweiht werden konnte. Der Kurfürſt ſelbſt hatte zum Sitz derſelben J. gewählt, theils wegen der angenehmen und geſunden Lage [29]) des Orts, theils wegen des natürlichen Reichthums der Gegend und der Wohlſeilheit der

27) Benutzt wurden außer den genannten Schriften Schmidt's Geſetzſammlungen, 5. u. 8. Bd., Glafey's Kern der ſächſiſchen Geſchichte, Rüdiger's ſächſ. Merkwürdigkeiten, M. Abr. Beier's Architectus Jenensis, die akademiſchen Gelegenheitsſchriften über die Herzoge Bernhard II. und Johann Wilhelm, der chriſtfürſtl. Lebenslauff der Durchl. Fürſtin und Frau Marie ꝛc., der Chriſtfürſtl. Lebenslauff des weyland Durchl. Fürſten und Herrn Johann Wilhelm, Otter's Sammlung hiſtoriſcher Nachrichten, 2. Bd., Tenzel's Erneſtiniſches Medaillen-Cabinet, 3. Th., Sed. Müller's ſächſ. Annalen, verglichen mit Galetti's thür. Geſchichte und de Wette's kurzgef. Lebensgeſch. der Herzoge zu Sachſen. 28) *Melanchthon*. Epp. Lib. II. p. 149. Lib. V. p. 219 sq. Epp. ad Stigelium edit. *Dannio*. N. 28. Ratzenberger in E. Renat. Hauſen, Geſch. der Proteſtanten in Teutſchland (Halle 1767). 1. Th. Beil. S. 125 fg. 29) Keine proteſtantiſche Univerſität hat ſo viele bis zu einem hohen Alter gelangte Lehrer, als Jena. Im J. 1726 waren nur allein in der juriſtiſchen Facultät vier Mitglieder von 81, 79, 77 und 70 Jahren.

Lebensmittel[30]). Viktorin Strigel und Johann Stigel waren die erſten auf die neue Univerſität berufenen Lehrer, Studenten aus Erfurt und Wittenberg ihre erſten Schüler; Melanchthon war nicht zu bewegen geweſen, dem an ihn ergangenen Rufe zum Profeſſor auf derſelben zu folgen[31]). Stigel hielt Vorleſungen über griechiſche und lateiniſche Claſſiker und über die Kunſt der Beredſamkeit, Strigel aber über Philoſophie und Geſchichte, ſpäter auch über Melanchthon's Locos theologicos. Zu ihnen kam im J. 1549 Ehrh. Schnepf, als Profeſſor der Theologie, dem vom J. 1554 an Johann Schröter, von Wien hierher gerufen, und Matthias Flacius folgten.

Nachdem endlich durch die glücklichen Bemühungen des Profeſſors Schröter, früher kaiſerl. Leibarztes, das zur Errichtung einer Univerſität erfoderliche kaiſerl. Privilegium in gewünſchter Art unterm 15. Aug. 1557 ausgefertigt und mit der eigenhändigen Unterſchrift Ferdinand's I. verſehen, nach J. gekommen war, wurde die ſolenne Inauguration der Univerſität den 2. Febr. 1558 vorgenommen. Die Zahl der bei der Inauguration inſcribirten Studenten betrug 162, zu denen für das Winterhalbjahr noch 71 kamen, und für dieſe 233 Studenten hatte die Univerſität ſchon 24 Lehrer, als 4 in der theologiſchen, 5 in der juriſtiſchen, 2 in der mediciniſchen und 13 in der philoſophiſchen Facultät.

Die bald nach der Einweihung unter den Theologen der wittembergiſchen und jena'ſchen Schule, ſowie unter den Juriſten[32]) und Theologen zu J. ſelbſt entſtandenen Streitigkeiten, die leidenſchaftliche befangene Theilnahme der Regierung an denſelben, die daraus hervorgegangenen Amtsentſetzungen und Verhaftungen mehrer Profeſſoren, die damit zum Theil zuſammenhängenden Rottirungen, Bewegungen, Unruhen und Tumulte unter den Studenten, waren nichts weniger als geeignet, die junge Univerſität beſonders emporzubringen. Während Wittenberg, auf deſſen Ruin es bei dieſen Streitigkeiten mit abgeſehen war, einen jährlichen Zuwachs von 6—700 Studirenden erhielt, mußte J. mit 150 bis höchſtens 230 zufrieden ſein. Im J. 1562 und dem darauf folgenden war ein einziger und noch obenein wenig bedeutender Mann, Johann Stößel, Profeſſor der Theologie, und im J. 1569 mußten mit einem Male vier Profeſſoren der Rechtsgelehrſamkeit, und unter dieſen der berühmte Matth. Weſenbeck, vier Profeſſoren der Philoſophie und ein Profeſſor der Arzneigelahrtheit, theologiſcher Grillen wegen[33]), die Univerſität verlaſſen. Eine im J. 1570 angeordnete Generalviſitation brachte zwar das durch ſo viele Unbilden und verfehlte Maßregeln der Regierung in Unordnung gerathene Univerſitätsweſen einigermaßen wieder in Ordnung, aber auch nur auf kurze Zeit; denn etwa im J. 1573, wo die große Kirchenviſitation in den Erneſtiniſchen Landen gehalten wurde, entſtand ſogar eine gänzliche, ein ganzes Halbjahr dauernde Vacanz in der theologiſchen Facultät. Nun wächſt aber vom J. 1574 an die Zahl der Studirenden fortwährend, und vom J. 1589 an war eine lange Reihe von Jahren hindurch die Zahl der jährlich Inſcribirten faſt nie unter 300, einige Male aber ſelbſt über 400. Die ſtärkſte Frequenz der Univerſität im erſten Jahrh. der Exiſtenz fällt in das Decennium vom J. 1613—1622, in welchem 3833 Studirende immatriculirt wurden; die ſtärkſte Frequenz aber in der ganzen Zeit ihres Daſeins, grade ein Jahrh. ſpäter, von 1713—22, wo der Neuangekommenen 6630 waren; im J. 1717 kamen allein 778 an. Die Mittelzahl der jährlich Inſcribirten des erſten Jahrhunderts iſt 282, die des zweiten aber 581. Den ſchwächſten Zufluß im erſten Jahrhundert erhielt die Univerſität in dem J. 1579 und 1580, wo ſie der Peſt wegen nach Saalfeld verlegt worden war, nämlich nur 144; im zweiten Jahrhundert im J. 1767, wo 347 die Matrikel erhielten, und in den erſten 60 Jahren des dritten Jahrhunderts, im J. 1806, wo aus leicht begreiflichen Urſachen es im Winterſemeſter nur 31 wagten, zu den im Sommer Inſcribirten, 66 nach J. zu kommen; die ſtärkſte dagegen im J. 1792, wo 453 Neuangekommene gezählt wurden. Die Mittelzahl in dieſen 60 Jahren iſt 264. Die Mittelzahl der in den letzten 22 Semeſtern von Oſtern 1827 bis Michaelis 1837 in J. ſtudirenden Inländer iſt 291, die der Ausländer 209. Die meiſten Inländer befanden ſich daſelbſt im Sommer 1827, nämlich 355; die wenigſten im Winterſemeſter 1837, nämlich 232; die meiſten Ausländer im Winter 1828, nämlich 278; die wenigſten im Winter 1837, nämlich 147. Die Mehrzahl der Studirenden beſtand von je her aus Theologen, daher auch die erſten ſechs Convicttiſche 1569 ausſchließlich für Theologieſtudirende geſtiftet wurden. Das zahlreichſte Lehrerperſonal hatte die Univerſität im J. 1798, 7 in der theologiſchen, 7 in der juriſtiſchen, 13 in der mediciniſchen und 27 in der philoſophiſchen Facultät, zuſammen 54.

Im erſten Jahrhundert beſtanden bei der Errichtung der neuen Lehranſtalt ſieben andere Lutheriſche Univerſitäten in Teutſchland, und es kamen vier neue hinzu; im zweiten Jahrhunderte noch vier: Kiel, Halle, Göttingen und Erlangen.

Die Mittel zur Erhaltung der Univerſität kommen nach den darüber geſchloſſenen Verträgen[34]) zur Hälfte von der weimariſchen Linie des Sachſen-Erneſtiniſchen Hauſes, und zur andern Hälfte von der gotha'ſchen Linie. Dieſe Mittel waren in den erſten Zeiten noch ſehr gering, und mehre der Profeſſoren in der philoſ. Facultät hatten kaum etwas über 100 Mfl. fixes Einkommen. Noch im J. 1643 betrug

30) Vgl. dagegen *Melanchthonis* Epp. edit. *Bretschneider*. N. 1346. 31) Warum Melanchthon nicht nach Jena gegangen iſt? ſ. Strobel, Neue Beiträge zur Literatur. III, 2, 131 fg. 32) Einen Beweis von der Art, wie es bei dieſen gelehrten und ungelehrten Fehden zugegangen, geben zum Theil Baſil. Monner in ſeiner Orat. de Calumniis, quibus Diabolus asseverat, Jurisconsultos a gubernatione rerum publicarum amovendos esse, welche er den 16. Febr. 1559 mit großem Beifall gehalten, und die Beſchreibung der Weſenbeck'ſchen Händel mit den Theologen, bei Salig, Hiſtorie der augsburg. Confeſſion. I, 579 fg. 33) Die aber doch dem Superintendenten Wolff zu Cahla wichtig genug ſchienen, um die Bürger von der Kanzel herab zu warnen, ihre Söhne nach Jena zu ſchicken.

34) ſ. Achat. L. C. Schmid, Zuverläſſ. Unterr. v. d. Verfaſſung d. herzogl. ſächſ. Geſammtakademie zu Jena (Jena 1772). S. 52 fg.

Digitized by Google

die Beſoldung des erſten Profeſſors der Theologie und der Medicin nicht mehr als 200 Mfl., die des erſten Profeſſors in der juriſtiſchen Facultät 230 Mfl. und die des Profeſſors der Moral in der philoſophiſchen Facultät, eines Mannes, der das Amt eines akademiſchen Lehrers ſchon 32 Jahre verwaltet hatte, 100 Mfl. In theuern Zeiten oder bei beſondern Veranlaſſungen wurden die Profeſſoren durch außerordentliche Zuſchüſſe unterſtützt. Obſchon aber die fixirten Erhaltungsmittel nicht von Erheblichkeit waren, ſo ſcheuten doch die Fürſten keine Ausgabe, wenn es galt, der Univerſität irgend einen preiswürdigen Vortheil zu verſchaffen oder einen tüchtigen Mann für ſie als Lehrer zu gewinnen. So wurden im J. 1662 dem Profeſſor Heerbrand in Tübingen 1000 Gulden Gehalt angeboten, wenn er Tübingen mit J. vertauſchen wollte, wozu er aber keine Luſt bezeigte. Zu eigenem Vermögen kam die Univerſität durch allerlei Verhältniſſe und Schenkungen (aber erſt im J. 1633 erfolgte die ihr gleich bei der Stiftung verheißene Fundation mit Gütern): durch die vom letzten Grafen Ludwig von Gleichen an die Herzoge Erneſtiniſcher Linie übergegangene Herrſchaft Remda, und durch das nach dem Tode Anton Friedrich Vitzthums von Apolda heimgefallene Gut Apolda, von deren Einkünften drei Viertheile der Beſoldungen beſtritten werden ſollten. Es war hauptſächlich der berühmte Theolog Johann Gerhard, der bei den fürſtlichen Höfen in außerordentlichem Anſehen ſtand, durch deſſen Verwendung die Univerſität ihre Fundation erhielt. Jetzt betragen die Unterhaltungskoſten der Univerſität nahe an 40,000 Thlr. Die Vermögensverwaltung iſt ſeit dem J. 1817 in den Händen einer eigenen Commiſſion. Was die Univerſität dabei gewonnen, zeigt der jetzige Zuſtand ihrer Finanzen.

Die jetzige *Verfaſſung* der Univerſität, ſoweit dieſelbe geſetzmäßig iſt, lernen wir aus dem Statut kennen, welches im J. 1829 in Druck erſchienen iſt. Man erkennt in demſelben das Beſtreben, das Republikaniſche der frühern Einrichtung dem Monarchiſchen näher zu bringen und die frühern innungsmäßigen gelehrten Leiſtungen den in das Lehrercollegium Eintretenden zu erleichtern. Zu den einflußreichſten Begebenheiten für den Zuſtand der Univerſität gehört ohne Zweifel die Reorganiſation derſelben durch eine beſonders dazu ernannte, ſich der Sache mit edler Liebe und Eifer annehmende Commiſſion, die um 8000 Thlr. vermehrten fixen Einkünfte derſelben, die Errichtung eines akademiſchen Witwenfiscus, die Verwandlung der Convictoriumsanſtalt in eine freiere Speiſeanſtalt, die Errichtung einer Quäſtur zur Einnahme der Collegienhonorare, die Verlegung des Sitzes eines Oberappellationsgerichts nach J., die Verbindung deſſelben mit der Juriſtenfacultät und die Ernennung eines Curators der Univerſität, jetzt des Präſidenten vom Oberappellationsgericht.

Unter den *wiſſenſchaftlichen Sammlungen* ſteht nicht ohne Auszeichnung die *Univerſitätsbibliothek* oben an. Die Grundlage derſelben iſt die kurfürſtliche Bibliothek zu Wittenberg, welche von da nach Jena gebracht und 1548 zum freien Gebrauch der Studienanſtalt aufgeſtellt wurde. Ihre Vermehrung geſchah hauptſächlich durch Legate, namentlich das Arumäiſche, Sagittariſche, Birckner'ſche, und Buder'ſche, und Ankauf und Einverleibung von Privatbibliotheken, namentlich der Boſe'ſchen, Danziſchen und Büttner'ſchen. Literariſche Schätze und Seltenheiten ſind ihr beſonders durch die kurfürſtliche Bibliothek zu Theil geworden, als eine faſt vollſtändige Sammlung von Aldiniſchen Ausgaben der griechiſchen und lateiniſchen Claſſiker; viele altteutſche und altfranzöſiſche Manuſcripte, als die berühmte Handſchrift der Minneſänger, welche die Maneſſiſche Sammlung ergänzt, auch den Krieg von Wartburg vervollſtändigt, ferner mehre, die ſich auch durch treffliche Malereien und andere Denkwürdigkeiten auszeichnen; ein böhmiſches Manuſcript, Antithesis Christi et Antichristi betitelt u. ſ. w. Aus der Sagittariſchen Bibliothek ſind ihr mehre nicht werthloſe hiſtoriſche Handſchriften zugekommen; die Danziſche Bibliothek hat ſie mit einer ſchönen Sammlung rabbiniſcher Schriften bereichert; die Buder'ſche Bibliothek ſie in den Schriften über die Specialgeſchichte Teutſchlands und das Staatsrecht ergänzt, und die Büttner'ſche ſie mit den beſten Reiſebeſchreibungen und Schriften zur Sprache und Sprachenkunde verſehen. Die Geſammtzahl der Bücher mag ſich wol über 150,000 belaufen [35]).

Nächſt der Univerſitätsbibliothek ſind das großherzogl. mineralogiſche Muſeum nebſt Petrefactenſammlung, das zoologiſche und oſteologiſche Cabinet zur vergleichenden Anatomie und der botaniſche Garten, als zum Theil ſehr achtbare Sammlungen anzuſehen. Von dem *mineralogiſchen Muſeum* wird nicht nur der große Reichthum der Sammlung, ſondern auch das Prachtvolle und Ausgeſuchte der einzelnen Exemplare, ſowie die reichen Suiten aus den Ländern faſt aller Erdtheile, als die Aufmerkſamkeit der Mineralogen beſonders in Anſpruch nehmend, genannt [36]).

Die der Univerſität zur Beſorgung und Benutzung zugewieſenen *mediciniſch-praktiſchen Anſtalten* haben zwar nicht das Weite und Großartige von dergleichen Anſtalten in Wien, Berlin u. ſ. w., aber deſto mehr empfehlen ſie ſich durch ihre für die Bildung der Studirenden höchſt zweckmäßige Einrichtung und die Geſchicklichkeit und nützliche Thätigkeit der dabei angeſtellten Vorſteher und Lehrer. Es begreifen aber dieſe mediciniſch-praktiſchen Anſtalten 1) die von J. Chr. Stark 1781 als Privatanſtalt gegründete, und ſieben Jahre ſpäter zu einer öffentlichen Bildungsanſtalt erhobene *ambulatoriſche Klinik* [37]); 2) das im J. 1803 errichtete und 1811 zu einer Landesanſtalt erhobene Landeskrankenhaus, dem ſeit 1824 ein neues, beſſer eingerichtetes Local mit hinreichendem Raume für 40 Betten zugewieſen worden iſt [38]);

35) *Güldenapfel's* jena'ſcher Univerſitäts-Almanach (Jena 1816). S. 301 fg. 36) Über dieſe und ähnliche Sammlungen ſ. Hiſtoriſch-topographiſches Taſchenbuch von Jena und ſeiner Umgebung, herausgeg. von J. C. *Zenker* (Jena 1836). S. 53 fg. 37) Die Zahl der in der ambulatoriſchen Klinik behandelten Kranken beträgt in neuerer Zeit über 1000. 38) Die Zahl der Kranken, welche *zu gleicher Zeit* im Landeskrankenhauſe verpflegt und behandelt werden, beträgt in der Regel 20 bis 30; im Durchſchnitte jährlich zwiſchen 90 bis 100.

3) das Entbindungsinſtitut, verbunden mit einer Hebammenſchule. Das Entbindungsinſtitut beſteht überhaupt ſeit dem J. 1778, in ſeiner beſſern Einrichtung und größern Ausdehnung aber ſeit dem J. 1825 [39]); 4) das Landesirreninſtitut in einem eigenen, ſeit 1801 errichteten Gebäude, zu dem 1826 noch ein beſonderes für Tobſüchtige beſtimmtes und eingerichtetes Haus kam [40]).

Unter din wiſſenſchaftlichen Anſtalten, die für Naturſtudien vorhanden ſind, gehört auch die großherzogl. Sternwarte mit dem meteorologiſchen Inſtitute. Die erſte iſt im J. 1812 im vormaligen v. Schiller'ſchen Garten errichtet worden; das zweite, welches den Zweck hat, zur Beförderung der Meteorologie entſprechende Beobachtungen anzuſtellen, beſteht überhaupt ſeit 1821, in ſeiner jetzigen Verfaſſung aber ſeit 1833. Mit der Univerſität ſtehen beide nur in weiterer Verbindung, indem ſie der Oberaufſicht über unmittelbare Anſtalten für Kunſt und Wiſſenſchaft untergeben ſind.

Enger mit dirſelben verbunden ſind: das philologiſche Seminarium, das theologiſche und das Predigerſeminarium. Das philologiſche Seminarium wurde eröffnet den 25. Jan. 1818. Als Hauptzweck deſſelben beſtimmen die Geſetze: denjenigen, welche ſich dem Studium der claſſiſchen Alterthumswiſſenſchaft widmen, durch beſondere Vorträge und Übungen eine höhere Ausbildung zu gewähren, und namentlich diejenigen, welche ſich als Lehrer an Schulen und Univerſitäten einſt wirkſam zu ſein beſtimmt haben, zu dem künftigen Berufe vorzubereiten. Die Übungen der Mitglieder beſtehen theils in Interpretation und Kritik griechiſcher und lateiniſcher Claſſiker, theils in ſchriftlichen Ausarbeitungen über philologiſche Gegenſtände und darüber zu haltende Disputationen — Alles in lateiniſcher Sprache [41]). Die jetzt dabei thätigen Lehrer, deren Name ſchon hinreicht, auf die Leiſtungen deſſelben aufmerkſam zu machen, ſind die Profeſſoren Eichſtädt, Hand, Göttling.

Zu gleichir Zeit mit dem philologiſchen bildete ſich auch das theologiſche Seminarium [42]), welches zur gelehrten Selbſtbildung ſtudirender Theologen beſtimmt iſt. Zur Erreichung dieſes Zwecks üben ſich die Mitglieder deſſelben ſowol im Disputiren über theologiſche Gegenſtände aus allen Fächern, theils nach bloßin Sätzen, theils nach kleinen Abhandlungen, als auch im Interpretiren des A. und N. T., wo ſie ſelbſt über eigene Abſchnitte der Bibel exegetiſche Vorleſungen halten, oder in dem Vortrage anderer Aufgaben aus der Dogmatik, bibliſchen Theologie, Moral, Kirchen-, Dogmengeſchichte ꝛc. Jetzt ſtihen demſelben vor und befördern durch rühmlichen Eifer den Zweck deſſelben, die von der gelehrten Welt mit Auszeichnung genannten Profeſſoren Baumgarten-Cruſius und Hoffmann.

Das Predigerſeminarium oder Paſtoralinſtitut beſtand ſeit dem J. 1812 als blos homiletiſches Seminarium bis zum J. 1817, wo mit demſelben auch das katechetiſche Inſtitut verbunden wurde, welches nur praktiſche Anweiſung zum erſten Unterricht in der chriſtlichn Religion mit beſonderer Berückſichtigung der katechetiſchen Form beabſichtigt. Die Pflichten und Eeſchäfte der Mitglieder des homiletiſchen Seminariums beziehen ſich hauptſächlich auf die von ihnen beim akademiſchen Gottesdienſte zu haltenden Predigten [43]). Unter der Leitung des ebenſo beſcheidenen als gelehrten, ebenſo geſchickten als treufleißigen Schott befand ſich daſſelbe in einem ſehr blühenden Zuſtande [44]).

Unter der Oberaufſicht über unmittelbare Anſtalten für Kunſt und Wiſſenſchaften hat J. auch eine Thierarzneiſchule, bei welcher außer dem Director, jetzt Profeſſor Renner, noch ein Gehilfe oder Profector, ein Lehrſchmied und ein Aufſeher über das Inventarium angeſtellt ſind. Im Winterhalbjahre werden die Anatomie der Hausthiere, desgleichen allgemeine und ſpecielle Pathologie und Therapie ihrer eigenthümlichen Krankheiten nebſt der thierärztlichen Arzneimittellehre, ſowie auch der Hufbeſchlag vorgetragen und zootomiſche Übungen vorgenommen. Im Sommerhalbjahre folgen die thierärztliche Chirurgie, Geburtshilfe, gerichtliche Thierheilkunde und äußere Pferdekenntniß mit der Geſtütskunde; auch wird von dem Director die vergleichende Anatomie gelehrt [45]).

Die großherzogl. Lehranſtalt für Chemie trat im J. 1811 ins Leben. Zu einem dem Profeſſor der Chemie zu ſeinen lehramtlichen Functionen angewieſenen Auditorium und Laboratorium kam bald eine ziemlich reiche phyſikaliſch- und techniſch-chemiſche Bibliothek, ein chemiſcher Apparat und in der neueſten Zeit ein zur Ausführung chemiſcher Operationen eigens eingerichtetes Laboratorium. Jetzt befindet ſich die Anſtalt im Gebrauche des berühmten Döbereiner.

Das pharmaceutiſche Inſtitut wurde zuerſt im J. 1821 von dem Prof. Göbel, jetzt in Dorpat, errichtet, und kam nachher unter die Leitung des Prof. Wackenroder. Dieſes Inſtitut, an ſich eine Privatunternehmung, ſchließt ſich jedoch der Univerſität unmittelbar an, und zwar ſo, daß die Theilnehmer an demſelben als immatriculirte Studirende alle diejenigen akademiſchen Vorleſungen beſuchen, welche bei einem gründlichen Studium der Pharmacie vorausgeſetzt werden, und daher auch im Lehrcurſus des Inſtituts vorgeſchrieben ſind. Dieſer Lehrcurſus iſt auf den Zeitraum von einem Jahre feſtgeſetzt. Es erfreut ſich daſſelbe fortwährend einer lebhaften Theilnahme, und zählt bis jetzt nahe an hundert Mitglieder aus den verſchiedenen Ländern Teutſchlands, aus der Schweiz, Dänemark und Rußland [46]).

39) Die Zahl der jährlichen hier vorkommenden Geburten iſt zwiſchen 48 bis 50. 40) Geiſteskranke, welche alljährlich im Irrenhauſe behandelt werden, zählt man im Durchſchnitte 30 bis 40. 41) Cf. Annales Academiae Jenensis, ed. *H. C. Abr. Eichstädt.* Vol. I. (Jen. 1823. 4.) p. 179 sqq. 42) Cf. Annales. p. 183 sqq.

43) Eine ausführliche Nachricht von dieſer Anſtalt findet ſich in H. A. Schott's Beſchreibung des homiletiſchen Seminariums der jena'ſchen Univerſität (Jena 1816). 44) Über die dermalige Einrichtung der ſämmtlichen von der theologiſchen Facultät geleiteten Seminarien vgl. Rheinwald's Repertorium. Jahrg. 1838. Februar- und Märzheft. 45) ſ. Zenker, Hiſtor.-topograph. Taſchenbuch von Jena. S. 89 fg. 46) ſ. Wacken-

Neben dieſen beſondern Bildungsanſtalten befinden ſich jetzt in J. auch mehre gelehrte Geſellſchaften und Vereinigungen, deren Zweck auf die weitere wiſſenſchaftliche Ausbildung der Studirenden gerichtet iſt. Dahin gehört auch die großherzogliche lateiniſche Geſellſchaft, welche im J. 1733 von dem vier Jahre darauf verſtorbenen außerordentlichem Prof. der Philoſophie G. L. Herzog als Privatverein geſtiftet wurde, aber bald darauf die öffentliche Autoriſation und für die Statuten der Geſellſchaft die erfoderliche Sanction erhielt. Der nächſte Zweck derſelben war, durch fortgeſetzte Lectüre lateiniſcher Claſſiker und Übung im lateiniſchen Styl zu einer gründlichen Kenntniß der römiſchen Literatur und zu einer Fertigkeit im Sprechen und Schreiben der lateiniſchen Sprache zu gelangen. Selbſt Männer von Verdienſten und ausgezeichnetem Rufe als Gelehrte, ein J. Matth. Gesner, ein Petr. Weſſeling, ein G. Ant. Gori, ein J. Jac. Reiske, ein J. Bapt. d'Anſſe de Villoiſon u. v. A. m., ſagten derſelben ihre Theilnahme zu. Der jetzige Director derſelben iſt der wahre Prof. der lateiniſchen Beredſamkeit durch Lehre und Beiſpiel, H. C. Abrah. Eichſtädt [47]). Vor Stiftung der lateiniſchen Geſellſchaft hatte ſich hier eine teutſche Geſellſchaft unter der Benennung: der teutſchen Sprache befliſſenen Geſellſchaft, und unter der Direction des Mag. Fabricius im J. 1728 gebildet, die aber zu Anfange dieſes Jahrh., ohne Bedeutendes gewirkt zu haben, wieder eingegangen iſt [48]).

Die großherzogl. naturforſchende Geſellſchaft wurde im J. 1793 von dem Prof. A. J. G. C. Batſch geſtiftet zu dem Zweck, theils die Naturkunde überhaupt und ihre einzelnen Zweige zu erweitern, theils den Studirenden in Jena zu eigenem Beobachten und Unterſuchen der Natur Gelegenheit zu geben. Sie beſitzt eine nicht unanſehnliche Sammlung von Naturkörpern aus allen drei Reichen der Natur, eine Bibliothek und einen Apparat von phyſikaliſchen Inſtrumenten, unter welchem beſonders eine Luftpumpe von Körner und eine große Voltaiſche Batterie zu bemerken ſind. Durch den Tod des Prof. Batſch im J. 1802 ging ihr die Hauptſtütze ihrer Thätigkeit und ihres Anſehens verloren. Seit dem J. 1805 hat die Geſellſchaft keine Verſammlungen mehr gehalten [49]).

Die großherzogl. Geſellſchaft für die geſammte Mineralogie verdankt ihr Daſein dem im J. 1831 im hohen Alter verſtorbenen Bergrath und Prof. J. G. Lenz. Sie war urſprünglich eine Privatgeſellſchaft, bis ſie im J. 1803 zu einer großherzoglichen erhoben wurde. Nach der Abſicht des Stifters ſollten durch dieſelbe die Bemühungen aller Kenner der Mineralogie gleichſam in einem Punkte vereinigt, und durch vervielfachte Mittheilungen die Ausbildung dieſer Wiſſenſchaft befördert, auch die Studirenden für das Studium derſelben gewonnen und aufgemuntert werden. Die Geſellſchaft iſt ein Beweis, was unausgeſetzte Thätigkeit und Eifer, Begeiſterung für die Sache und ein nicht zu erſchütternder Muth zu leiſten im Stande ſind. Sie begann mit wenig Mitgliedern unter den Studirenden und einem Fonds von wenigen Thalern, und iſt jetzt nicht nur im Beſitz einer anſehnlichen Bibliothek, ſondern auch einer der reichſten Mineralienſammlungen (das jetzige großherzogl. mineralogiſche Muſeum) und zählt faſt alle ausgezeichneten Mineralogen unter ihren Mitgliedern. Der jetzige Director derſelben iſt der herzogl. altenburgiſche Geheime Hofrath und Profeſſor C. F. Bachmann [50]).

Dieſe Anführungen werden hinreichen, um ſich zu überzeugen, daß die jena'ſche Univerſität mit Recht als eine mit wiſſenſchaftlichen Anſtalten und Sammlungen wohl verſehene betrachtet werden könne. Außer dieſen öffentlichen Anſtalten beſtehen aber auch in ihr mehre Privatvereine, deren Zweck auf größere wiſſenſchaftliche Ausbildung gerichtet iſt, z. B. die exegetiſche Geſellſchaft unter Leitung des Kirchenraths Hoffmann, die Geſellſchaft für das Studium der arabiſchen Sprache unter Leitung des Prof. Stickel, das juriſtiſche Seminarium unter der Direction des Prof. Danz u. a. m.

Die Blüthenzeit der jena'ſchen Univerſität iſt von zweierlei Art: die eine, rückſichtlich der Frequenz, in der erſten Hälfte des 18. Jahrh., die zweite während der Regierung des verſtorbenen Großherzogs von Sachſen-Weimar-Eiſenach, Karl Auguſt, hauptſächlich vom J. 1787 bis zum J. 1806. In dieſer Zeit hat ſich im Reiche der Wiſſenſchaften nichts Großes und Bedeutendes ereignet, woran J. nicht Antheil, und oft einen großen, ja den größten gehabt hätte. Von den gefeiertſten Namen unter den Gelehrten waren viele Namen jena'ſcher Profeſſoren; ſeinen akademiſchen Lauf in J. gemacht zu haben, eine akademiſche Würde in J. erlangt zu haben, als Privatdocent in J. aufgetreten zu ſein, gereichte einige Jahrzehnte zu einer beſondern Empfehlung; ein Ruf nach J. galt unter den Gelehrten für eine Art von Decoration und einen jena'ſchen Profeſſor für ſich zu gewinnen, wurde bei andern Univerſitäten für ein Glück gehalten. Wie in Weimar Dichtkunſt, Beredſamkeit, Muſik und alle die heitern Künſte des Geſchmacks gleichſam zu Hauſe zu ſein ſchienen; ſo hatten in J. die ernſten Wiſſenſchaften des Denkens und des Forſchens in den Tiefen des menſchlichen Geiſtes, der Natur, der Geſchichte und des Menſchenlebens ihre Wohnung genommen.

roder, über die wiſſenſchaftl. Ausbildung junger Pharmaceuten ꝛc. (Jena 1826), und Ebend. Ankündigung u. Plan des pharmaceutiſchen Inſtituts zu Jena (1828). Auch Zenker a. a. O. S. 64 fg.

47) Über ihre Geſchichte ſ. *Eichstädt*, Acroasis pro Societatis Latinae Jenensis instauratione (Jen. 1800); von ihren Leiſtungen geben Zeugniß die Exercitationes Soc. Latinae Jenensis (Lips. 1747. 48). II, 8., und die Acta Societatis Latinae (Jen. 1752—56). V, 8.

48) ſ. C. Ghf. Müller, Nachr. von der teutſchen Geſellſch. zu Jena (Jena 1753).

49) ſ. Neue Statuten der naturforſchenden Geſellſchaft zu Jena (Jena 1800), auch Güldenapfel a. a. O. S. 292 fg.

50) ſ. J. F. H. Schwabe, Hiſtor. Nachricht von der Societät für die geſammte Mineralogie (Jena 1801), und Deſſ. fortgeſetzte hiſtor. Nachrichten (Ebend. 1804). Was durch ſie geſchehen, erſieht man zum Theil aus den Annalen der herzogl. Societät für die geſammte Mineralogie, herausg. von Lenz u. Schwabe (Jena 1802—11). IV, 8.

Digitized by Google

Um mit demjenigen den Anfang zu machen, wovon alle Wiſſenſchaft ausgeht, und worauf, als auf das unterſte Fundament, ſich alle wiſſenſchaftliche Bildung ſtützt, mit der *Philoſophie*; ſo hat J. das ganz beſondere Glück gehabt, die berühmteſten und einflußreichſten Denker neuerer Zeit und teutſchen Urſprungs, einen einzigen ausgenommen, unter ſeinen Lehrern zu ſehen. Und ſelbſt dieſen würde J. den ſeinigen genannt haben, wenn ſein Aufenthaltsort nicht Königsberg geweſen und die philoſophiſche Speculation mehr Anklang und Beifall gefunden hätte. Aber obſchon Kant nicht J. angehören ſollte, ſo verdankt dagegen ſeine Philoſophie das Glück, das ſie gemacht, und die Anerkennung, die ſie gefunden, hauptſächlich mit den Schriften und Vorleſungen eines C. Chr. Erh. Schmid und eines C. Leonh. Reinhold, ſowie der Probation, welche ihr die hieſige Allgemeine Literaturzeitung angedeihen ließ. An die Stelle Reinhold's, der im J. 1794 einem Rufe nach Kiel folgte, kam J. G. Fichte, der mit ſeiner Wiſſenſchaftslehre eine eigene philoſophiſche Schule gründete, zu welcher ſich in J. ſelbſt F. Imm. Niethammer, F. C. Forberg und J. Bapt. Schad bekannten. Im Sommer 1800 ging Fichte von J. weg, jedoch hatte ſich ſchon vier Jahre vorher F. W. Joſ. Schelling nach J. gewendet, um Fichte zu hören und ſeit 1798 ſelbſt mit einem neuen philoſophiſchen Syſtem, dem man den Namen der All-Eins-Lehre gab, ſein Glück verſucht. Neuheit, Originalität, lebhafter Vortrag, verſchafften ihm als akademiſchen Lehrer einen ganz außerordentlichen Beifall. Als auch dieſer im Sommer 1804 J. verließ, trat G. W. F. Hegel, mit Schelling durch ein gemeinſchaftliches Vaterland und ſonſt noch verbunden, nachdem er über die Differenz der Fichte'ſchen und Schelling'ſchen Philoſophie geſchrieben, mit einem Syſtem der Philoſophie auf, das ſeine Wurzel in dem Schelling'ſchen hatte, gehört aber J. nur bis zum J. 1806 an, wo er nach Bamberg ging, um daſelbſt zu privatiſiren. Zugleich mit den beiden zuletzt Genannten lebten auch in Jena A. W. Schlegel, F. Schlegel, Jac. F. Fries und C. Chr. F. Krauſe, lauter Männer von großem literariſchen Rufe und einer weitverbreiteten wiſſenſchaftlichen Wirkſamkeit; den Schluß dieſer philoſophiſchen Glanzperiode für J. machte Lor. Oken, der im J. 1807 als außerordentlicher Profeſſor der Medicin von Göttingen nach J. kam, und mit vielem Beifall Naturphiloſophie vortrug.

Den nächſten Antheil an dieſer Glanzperiode der philoſophiſchen Facultät hatte die *mediciniſche*. So viel ausgezeichnete Ärzte hatte zu gleicher Zeit J. noch nie gehabt. Chr. Gfr. Gruner, wie früher Ge. Wfg. Wedel, der gelehrteſte Arzt ſeiner Zeit, und auch allgemein dafür anerkannt; Juſt. Chr. Loder, als Lehrer der Anatomie und mediciniſchen Anthropologie mit Ehre genannt, beliebt und nützlich; J. Chr. Stark der Ältere, mit einem weitverbreiteten Rufe als glücklicher, praktiſcher Arzt, deſſen Vorleſungen über ärztliche Politik den Mann von reicher Erfahrung am Krankenbette beurkundeten; Chr. W. Hufeland, der nach einem achtjährigen Aufenthalte in J. ſich zu einem ſolchen Rufe erhoben, daß er, wie faſt hundert Jahre früher Ge. E. Stahl aus dem Bereiche des weimariſchen Hofes als königl. preuß. Leibarzt nach Berlin abgerufen wurde. Auf kürzere Zeit haben auch C. Himly und Fidel. Ackermann mediciniſche Lehrſtellen zu J. bekleidet. Die mit der Heilwiſſenſchaft in enger Verbindung ſtehenden *Naturwiſſenſchaften* haben beſonders würdige Vertreter an Batſch, ſeit 1786 außerordentl. Prof. der Naturgeſchichte, unſterblich für die Wiſſenſchaft durch ſeinen Verſuch, ein natürliches Pflanzenſyſtem zu gründen; an J. F. A. Göttling, deſſen Name ſich in vielen wichtigen chemiſchen Entdeckungen erhalten wird; an Oken, deſſen Pflanzen- ſowol, als Thierſyſtem nicht weniger Aufmerkſamkeit erregt, als ſie Beifall gefunden haben.

Für das Studium der *orientaliſchen Sprachen* ſind die Namen eines J. Gfr. Eichhorn, H. Eberh. G. Paulus, J. Sever. Vater, J. Gfr. L. Koſegarten, ſowie für die Sprachen des *claſſiſchen Alterthums* und deſſen Studium die Namen des genialen Chr. Gfr. Schütz und des ebenſo genialen C. Reiſig, gewiß Namen, die aller Achtung werth ſind.

Unter den *Juriſten* ſind J. A. v. Hellfeld, C. F. Walch, G. Hufeland, Andr. Joſ. Schnaubert, P. J. Anſelm Feuerbach, And. F. Juſt. Thibaut, Chr. W. Schweitzer, unter den *Theologen* aber E. Jac. Danov, J. Jac. Griesbach, J. Chrph. Döderlein, Paulus, J. Phil. Gabler und H. A. Schott wol als Männer zu nennen, auf deren Beſitz J. ſtolz zu ſein Urſache hat.

In der Geſchichte der akademiſchen Disciplin tritt J. als diejenige Univerſität hervor, auf welcher das Unweſen des Duellirens und der Pennalismus am meiſten überhand genommen. Die Kleinheit der Stadt und das daraus hervorgehende Zuſammendrängen der Studenten in einen engen Raum, die dadurch nothwendig herbeigeführten öftern und heftigen Reibungen unter denſelben mußten dem ganzen Studentenleben einen beſondern Charakter anbilden, zu dem es in größern Städten nicht würde haben kommen können. Beleidigungen der eingebildeten Studentenehre und Verbindungen zu Ausbrüchen jugendlichen Muthwillens mußten hier weit öfter vorkommen als anderwärts. Dagegen aber hat auch J. das Verdienſt, dem Pennalismus am kräftigſten entgegengewirkt zu haben, und den Ruhm, daß man von Seiten der Studirenden auf keiner andern Univerſität ſo oft Verſuche zur Abſtellung des Duellweſens gemacht hat. Übrigens kann man im jena'ſchen Studentenleben in den letzten hundert Jahren drei Hauptabſchnitte machen: die Zeit der vorherrſchenden *Landsmannſchaften*, die Zeit der ſich hervordrängenden *Studentenorden* und die Zeit der aufſtrebenden *allgemeinen Burſchenſchaft*. Das Entſtehen der *Studentenverbindungen* in J. unter der Form geheimer *Orden* iſt nicht mit Gewißheit zu ermitteln. Die Namen des Faßbinderordens, des Concordien-, Bier-, Stern- und Kreuzordens kommen zwar ſchon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vor, und im J. 1767 erging ein Mandat gegen dieſelben; aber über das Alter ihres Beſtehens erfährt man nichts.

Einige hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Bemerkungen mögen den Schluß dieſes Artikels machen.

Als die Univerſität ſich der ſtärkſten Frequenz erfreute, hatte ſie in den erſten drei Facultäten kaum zwei außerordentliche Profeſſoren und etwa drei öffentlich angeſtellte Privatdocenten. Die berühmteſten Lehrer, welche J. in frühern Zeiten gehabt, ſind auch alle in J. geſtorben. Im J. 1724, wo weit über 500 immatriculirt wurden, betrug das Alter der ordentlichen Profeſſoren in den drei erſten Facultäten für jeden einzelnen 64 Jahre; dagegen zu Ausgang des J. 1776 kaum 41 Jahre. Der ſtärkſte Profeſſorenwechſel war in dem J. 1569, wo auf einmal 11, und 1575, wo auf einmal 12 Profeſſoren die Univerſität verließen. In den Jahren, wo die Frequenz am größten war, kamen auf einen öffentlich angeſtellten Lehrer etwa 110—125 Studenten; in neuern Zeiten hat es Jahre gegeben, wo auf einen öffentlich angeſtellten Lehrer ſieben bis acht Studenten im Durchſchnitt gekommen ſind. Als die Univerſität am ſtärkſten war, koſtete den Nutritoren ein Student etwa 6—7 Thlr.; ſeit zehn Jahren aber immer zwiſchen 65—80 Thlr.

Die größten Vielſchreiber unter den Profeſſoren lebten zu der Zeit, wo die meiſten Studenten in J. waren. Da lebten J. Franz Buddeus, Burkh. Gtf. Struve und Ge. Wſg. Wedel, unter deren Namen über 3600, 3500 und 950 Bogen in Druck erſchienen, die unter fremdem Namen geſchriebenen Diſſertationen nicht mit gerechnet [51]). (*J. T. L. Danz.*)

IV. Die Schlacht bei Jena. Am Abende des 13. Oct. 1806 ſtanden die preußiſch-ſächſiſche Armee unter dem Fürſten von Hohenlohe bei Kapellendorf, deren Vortruppen unter den Generalen Tauenzien und Holzendorf, in Cloßwitz, Lützerode, Iſſerſtädt, dem iſſerſtädter Forſt, und in den Dörfern nördlich von Nerkwitz bis in die Gegend von Camburg, 43 Bataillons, 62 Escadrons, 12 Batterien, das Reſervecorps unter dem General Rüchel, 18 Bataillons, 20 Escadrons, 2 Batterien bei Weimar; die franzöſiſche Hauptarmee unter dem Kaiſer Napoleon, wie folgt: das dritte Corps (Prinz von Ponte Corvo) bei Flämingen, das vierte Corps (Soult) auf dem Scheidepunkte der von Gera nach Jena und Naumburg führenden Straße, das fünfte Corps (Lannes) bei Jena, das ſechste Corps (Ney) bei Robe, das ſiebente Corps (Augereau) bei Kahla, die Infanterie der Garde in Jena: etwa 50,000 Preußen und Sachſen gegen 100,000 Franzoſen ꝛc., ungerechnet der Reſervecavalerie Murat's (20,000 Pferde), die nur zum Verfolgen, nicht zur Entſcheidung, ins Gefecht kam.

Bereits am 13. war ein lebhaftes Gefecht bei Jena dadurch entſtanden, daß die Franzoſen den Landgrafenberg beſetzten und die preußiſch-ſächſiſchen Vorpoſten bis Cloßwitz, Lützerode und an die Schnecke zurückdrängten. Fürſt Hohenlohe war vorgerückt, hatte den General Tauenzien aufgenommen, die Franzoſen bis an den Landgrafenberg zurückgeworfen, und grade den Angriff auf dieſelben geordnet, als ein Befehl des Herzogs von Braunſchweig eintraf, der jede Offenſive verbot. Dieſer Befehl, deſſen Befolgung das Einſehen der Stärke des Feindes bei Jena hinderte, muß als erſte Urſache des unverhältnißmäßigen Kampfes am nächſten Tage angeſehen werden, mit der Überzeugung, einen um das Doppelte überlegenen Feind vor ſich zu haben, wäre am 13. ein Rückzug auf die Hauptarmee noch ausführbar geweſen. So aber blieb die wahre Stärke des Gegners unerkannt und die Armee ihr ruhig gegenüber.

Zwiſchen fünf und ſechs Uhr am Morgen des 14. hatte General Tauenzien die am Dornberg und Pfarrholze ſtehenden Bataillons einige hundert Schritte gegen Cospoda und Cloßwitz vorgehen laſſen, als das Corps von Lannes, das vom Landgrafenberg aus vorging, um der debouchirenden Armee Raum zur Aufſtellung zu geben, mit ihnen zuſammentraf. Es entſtand inmitten des dichten Nebels, der die Gegend einhüllte, ein Gefecht, deſſen Einzelnheiten genau anzugeben unmöglich, nur das gewiß iſt, daß die nach und nach in daſſelbe verwickelten preußiſch-ſächſiſchen Truppen ſich mit Ausdauer, auch momentan mit Erfolg ſchlugen, und der Feind, der weder ihre Stärke noch Stellung überſehen konnte, mit einiger Unſicherheit manövrirte, ſodaß, ungeachtet ſeiner großen Überlegenheit, das Gefecht mehre Stunden dauerte, und erſt dann entſcheidend werden konnte, als gegen neun Uhr der Nebel von der Sonne etwas niedergedrückt wurde. Sofort rückten unter dem Schutze des nun mit Sicherheit gerichteten Geſchützfeuers vom Landgrafenberg die Franzoſen vor und warfen das Corps Tauenzien's in theilweiſer Auflöſung bis gegen Vierzehnheiligen zurück. Während deſſen Verfolgung durch Tirailleurs und Cavalerie ſtellte Lannes die Maſſe ſeines Corps rechts vorwärts von Lützerode in der Richtung nach Altengönne auf, rückte die Gardeinfanterie auf den Dornberg, das Corps Ney und ein Theil des Corps Augereau durch die Schluchten von Cospoda auf die Höhe von Lützerode, Front gegen den iſſerſtädter Forſt, eine Diviſion vom Corps Soult durch das Rauthal nach dem Lohholze, wo ſie das Corps Holzendorf, das von Rödigen aus gegen Cloßwitz vorrücken wollte, mittels eines ſtehenden Feuergefechts (gegen zehn Uhr) ſo lange feſthielt, bis franzöſiſche Cavalerie von der Schäferei her anrückte, die feindliche warf, den Widerſtand der Infanterie erſchütterte und dadurch den Rückzug des Corps in der Richtung nach Stobra erzwang. Um eilf Uhr Mittags paſſirte das letzte preußiſche Bataillon Nerkwitz.

Schon gegen acht Uhr, als das Feuer bei Cloßwitz und Lützerode immer zunahm, ließ General Grawert ſeine bei Kapellendorf lagernde Diviſion (10 Bataillons, 15 Escadrons, 4 Batterien), in der Richtung von Kleinromſtedt links abmarſchiren, was der Fürſt Hohenlohe,

51) Es iſt zu verwundern, daß die Univerſität Jena bis jetzt noch keine öffentliche, vollſtändige, pragmatiſche Geſchichte hat, da doch viele andere weniger bedeutende Univerſitäten die ihrigen haben. Einzelnes iſt zwar über Jena genug vorhanden, Erzählungen beſonderer Begebenheiten und Ereigniſſe, Nachweiſungen über den Zuſtand derſelben zu gewiſſen Zeiten, Lebensbeſchreibungen und Charakteriſtiken ihrer Lehrer, Nachrichten von mehren ſeiner Anſtalten ꝛc.; nur eine zuſammenhängende Geſchichte derſelben iſt noch nicht im Druck erſchienen. Eine ſolche Geſchichte aber müßte, bei ſo vielem Eigenthümlichen, was die Univerſität in ihrer Regierungs- und Verwaltungsform gehabt hat und zum Theil noch hat, von großem Intereſſe ſein.

obgleich in dem Wahne, daß ein ernſtlicher Angriff an dieſem Tage nicht ſtattfinden werde, genehmigte. Von Kleinromſtedt ging die Cavalerie in Escadrons mit großen Intervallen gegen Vierzehnheiligen vor, die Infanterie folgte, und trat nach einem kurzen Halt an dem zwiſchen Großromſtedt und Vierzehnheiligen liegenden Gehölz zum Angriff en Echelon auf die das Corps Tauenzien verfolgenden feindlichen Truppen an, warfen dieſelben zurück, verfolgten ſie jedoch nicht. Vierzehnheiligen blieb längere Zeit von beiden Theilen unbeſetzt; ein Officier wurde mit der ſchriftlichen Ordre zum ſchleunigen Heranrücken zum General Rüchel geſchickt, den er bei Umpferſtädt fand. Einige Bataillons vom Corps Tauenzien mußten von hier aus als gefechtsunfähig zurückgeſchickt werden; der Reſt des Corps ſchloß ſich der Diviſion Grawert's an; auch die ſächſiſchen Truppen kamen heran und die Armee nahm zwiſchen zehn und eilf Uhr folgende Poſition ein: 15 Bataillons, 39 Escadrons rückwärts Vierzehnheiligen bis Hermſtedt; 6 Bataillons, 3 Escadrons rechts rückwärts dieſer Linie, Front gegen Iſſerſtädt; 9½ Bataillons, 4 Escadrons, in und rückwärts um Iſſerſtädt bis zur Schnecke, 1 Bataillon 2 Escadrons Front gegen den ſchwabhäuſer Grund. Das Corps Rüchel ſollte gegen den linken, das Corps Holzendorf gegen den rechten Flügel des Feindes wirken. Der Marſchall Ney hatte ſich indeſſen mit 4 Bataillons, 6 Escadrons durch das Corps Lannes durchgezogen, war grade gegen Vierzehnheiligen vorgegangen und hatte durch ſeine Cavalerie eine Batterie erobert, um deren Beſitz ſich ein Reitergefecht entſpann, das anfänglich für die Preußen, zuletzt aber für die Franzoſen ſiegreich ſich entſchied. Folge war, daß die nachrückende Infanterie das Dorf nahm, theils beſetzte, theils daneben ſich in Quarrés bildete. Da das Corps Lannes zur Unterſtützung herankam, den linken Flügel der feindlichen Aufſtellung bedrohte, den iſſerſtädter Forſt mit Tirailleurs und Geſchütz angriff, ſo entſpann ſich bald auf der ganzen Linie ein für die preußiſch-ſächſiſchen Truppen nachtheiliges Feuergefecht, zwei Verſuche zur Wiedernahme des Dorfes blieben fruchtlos, auch das Anzünden durch Granatenwürfe konnten den Feind nicht vertreiben, der die in regelmäßigen Salven feuernde Linie mit einem verderblichen Kugelregen beſchüttete. Ein allgemeiner Cavalerieangriff auf die rechte Flanke der Franzoſen ſollte dem wachſenden Unheile begegnen, aber das hörbare Zurückgehen des Feuers bei Stobra, wo Holzendorf im Nachtheil focht, und das Anrücken zahlreicher Colonnen gegen den iſſerſtädter Forſt, hemmten jede Offenſive; es blieb nichts übrig, als in der genommenen Stellung das Eintreffen Rüchel's zu erwarten.

Während deſſen war Holzendorf völlig geſchlagen, durch Bernadotte von Dornburg her nach Buttelſtädt gedrängt, und das Corps Soult wendete ſich gegen Hermſtedt, der linken Flanke des Feindes zu, indeß Lannes und Augereau durch die Wegnahme Iſſerſtädts deſſen rechte Flanke bedrohten. Der Fürſt Hohenlohe mußte vor dieſen überlegenen Streitkräften den Rückzug antreten, der Anfangs auch in Ordnung blieb, durch das heftige Aufdrängen des Feindes aber bald zerſtört wurde und theilweiſe in Auflöſung überging. So erreichten die Verfolger Kapellendorf, als General Rüchel mit 18 Bataillons, 18 Escadrons jenſeit des Dorfes anlangte, während die rechte Flügeldiviſion der preußiſch-ſächſiſchen Armee ſich noch unangegriffen an der Schnecke befand. Es war zwei Uhr Nachmittags. Der General, den Stand der Schlacht und die aus dieſem hervorgehende Nothwendigkeit des Feſthaltens der ſiegreichen Gegner — um die bereits geſchlagene Armee, namentlich die noch intacte Diviſion an der Schnecke zu retten — gänzlich verkennend, wollte mit ſeinen 15,000 Mann durch eine raſche Offenſivbewegung den unrettbar verlorenen Sieg erfechten, und nahm zur Ausführung dieſes mehr als kühnen Entſchluſſes die mindeſtens ſonderbare Maßregel, ſeine Kraft zu theilen. Sieben Bataillons, ſechs Escadrons nämlich ließ er als Reſerve auf verſchiedenen Punkten hinter dem Defilé von Kapellendorf vertheilt, führte den Überreſt durch daſſelbe, ließ ihn zwiſchen Kötſchau und Romſtedt aufmarſchiren und durch die ihm noch überwieſenen Theile der ſächſiſchen Cavalerie, ſeinen rechten Flügel decken. Dann griff er den ihm gegenüber formirten dreifach überlegenen Feind durch eine Echelon-Attake aus der Mitte mit aller Kunſtgerechtigkeit des Exercirplatzes an, wurde aber durch ein verheerendes Geſchütz- und Flintenfeuer und ein ſchnelles Umfaſſen ſeines linken Flügels nach einem kurzen, mörderiſchen Kampfe zurückgeworfen, er ſelbſt ſchwer verwundet. Erſt hinter Kapellendorf gelang es, die geſchlagenen Truppen bei den Reſerven wieder zu ordnen; ihren Rückzug, vereint mit den Trümmern der Diviſion Grawert und Tauenzien, führte der letztere nach Osmannsſtedt, mit Ausnahme jedoch der ſächſiſchen Cavalerie, die nach einem tüchtigen Gefechte mit franzöſiſcher Cavalerie gegen Hohlſtedt abzog, als die Infanterie geſchlagen war.

Am Oſtrande des Webichtbuſches, wo ein Theil der Reſerve des Corps von Rüchel nebſt einigen noch geordnet gebliebenen ſächſiſchen Bataillons à cheval der Chauſſee Stellung nahmen, um den allſeitig hier zuſammenſtrömenden Flüchtlingen Raum und Zeit zu ſchaffen, kam es nochmals zu einem Gefechte mit einem Theile der herangekommenen Reſervecavalerie Murat's, das nach kurzem Widerſtande mit einem neuen Rückzuge hinter die Ilm endigte. An die ſächſiſche Cavalerie, welche nach Hohlſtedt retirirt war, ſchloß ſich der General Zeſchwitz mit den Trümmern der Cavalerie der indeſſen gleichfalls zerſprengten Diviſion an der Schnecke, ſchlug ſich nach Dennſtädt durch, ging dort über die Ilm und erreichte am ſpäten Abend Buttelſtädt, wohin ſich auch die Generale Tauenzien und Holzendorf gewendet hatten, während die ſächſiſchen Truppen, welche am Webicht gefochten, ſich nach Cölleda, die Reſte der Diviſion Grawert aber nach Erfurt warfen. Der Fürſt Hohenlohe, dem es gelungen war, einige Cavalerieregimenter hinter Weimar zu ſammeln, wollte mit dieſen nach Liebſtädt ausbrechen, um die Hauptarmee zu erreichen und unter ihrem Schutze ſeine geſchlagenen Truppen zu ſammeln, als er die Nacheicht von dem Verluſte des Treffens von Auerſtädt erhielt. Er ſetzte ſeinen Rückzug inmitten der allgemeinen Auflöſung über Daasdorf und Ollendorf nach

Digitized by Google

Schloß Bippach fort. Die Sieger folgten bis Weimar, Umpferſtädt und Schwabsdorf. Das Corps von Bernadotte, das nur durch ſein Erſcheinen Antheil an dem Kampfe genommen hatte, lagerte bei Apolda *). (*Benicken.*)

JENA (Biogr.), 1) Friedr. von J., wurde im J. 1620 zu Zerbſt geboren, wo ſein Vater, Peter von Jena, damals Oberbürgermeiſter war. Nachdem er das akademiſche Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt einige Jahre lang beſucht hatte, ſtudirte er die Rechte auf der Univerſität zu Jena, und beſchloß ſeine akademiſche Laufbahn daſelbſt ſchon im J. 1640, durch eine unter dem Vorſitze von Erasmus Ungebaur (oder Ungepauer) vertheidigte Disputation de mutuo; worauf er ſich nach Zerbſt zurückbegab und als Advocat daſelbſt prakticirte. Im J. 1650 wurde er zu Wittenberg Licentiat beider Rechte, und erhielt hierauf 1652 eine Profeſſur der Rechte zu Frankfurt a. d. O., welche er bis 1655 bekleidete. Doctor der Rechte wurde er erſt 1653 zu Wittenberg; wobei man ihm, da er reformirten Glaubens war, den damals üblichen Verpflichtungseid auf die Formula Concordiae bei der Promotion erließ. Literariſch machte er ſich in dieſer Zeit nur durch eine Anzahl akademiſcher Disputationen bekannt, die er für Andere verfertigte, und unter ſeinem Vorſitze von ihnen vertheidigen ließ [1]).

Aus welchem Grunde Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg ſich veranlaßt fand, grade unſern Friedrich von Jena im J. 1655 zum Geheimenrath und Miniſter in Berlin zu ernennen, darüber ſchweigen meine Quellen; jedenfalls aber mußte er ihm nicht allein ſehr gut empfohlen ſein, ſondern ſich auch zeitig als ſehr brauchbar bewähren; denn er wurde ſchon im September deſſelben Jahres als königl. Bevollmächtigter nach Marienwerder geſchickt, um den Verhandlungen der wegen des ſchwediſchen Kriegs zuſammengetretenen preußiſchen Landſtände beizuwohnen. In gleicher Eigenſchaft nahm er 1656 Antheil an dem Tractate von Labiau, wodurch der Kurfürſt von Brandenburg die Souverainetät über Preußen und Ermeland vom Könige Karl Guſtav von Schweden zugeſtanden erhielt [2]).

Im J. 1657 ging Friedrich von Jena als brandenburgiſcher Geſandter zur römiſchen Kaiſerwahl nach Frankfurt a. M., und 1658 war ihm die Vermittelung der Verhältniſſe zwiſchen Schweden und Dänemark beim kaiſerl. Hofe, ſowie zugleich die Interceſſion zum Beſten der ſchleſiſchen Proteſtanten übertragen; während er 1669 an dem polniſchen Wahltage als preußiſcher Geſandter Theil nahm. Bei allen dieſen Verhandlungen bewährte er ſich, auch nach Pufendorf's Zeugniß, ſeinem Hofe als geſchickter Staatsmann, und behielt deſſen Vertrauen bis an ſeinen Tod. Er ſtarb zu Berlin den 10. September 1682 [3]).

2) Gottfried von J., war der jüngere Bruder des nur genannten Friedrich's von Jena, und wurde den 20. Nov. 1624 zu Zerbſt geboren. Sein lebhafter Geiſt überwand bald die Hinderniſſe, welche für ſein wiſſenſchaftliches Streben aus ſeiner Kränklichkeit ſchon während der Schuljahre hervorgingen; wie er denn überhaupt an natürlichen Anlagen ſeinem Bruder weit überlegen war. Das Rechtsſtudium betrieb er ſowol zu Wittenberg, als auch zu Gießen und Marburg, und bereitete ſich dann auf den künftigen Staatsdienſt würdig vor, indem er mehre Jahre lang Teutſchland, die Niederlande, England, Frankreich und einen Theil von Spanien und Italien durchreiſte, und mit den beſondern politiſchen Verhältniſſen dieſer Länder ſich näher bekannt machte. Hierauf promovirte er im J. 1649 zu Heidelberg als Doctor der Rechte, und begann daſelbſt juriſtiſche Vorleſungen zu halten. Der gute Erfolg davon gab Anlaß, daß ihm nach einigen Jahren eine ordentliche Profeſſur der Rechte übertragen wurde; im J. 1655 aber vertauſchte er Heidelberg mit Frankfurt an der Oder, weil man ihn als Nachfolger ſeines Bruders dahin berief. Hier blieb er nun bis 1662; da er ſich nicht entſchließen konnte, den im J. 1658 erhaltenen Antrag zur Rückkehr nach Heidelberg anzunehmen, ſo vortheilhaft auch die Zuſagen dafür waren.

Mit dem J. 1662 führte ihn das Schickſal auf die Bahn, welcher er nun ſein ganzes Leben hindurch treu bleiben ſollte; er wurde nämlich auf den Vorſchlag des Staatsminiſters, Freiherrn von Schwerin, an den Hof nach Berlin berufen, und erhielt hier nach erfolgter Ernennung zum Geheimenrath, die Beſtimmung, als Geſandter zum Reichstage nach Regensburg abzugehen. In dieſem Poſten blieb er fünfundzwanzig Jahre lang, und vertrat hierbei nicht nur das Intereſſe ſeines Landesherrn, ſondern arbeitete auch zugleich in den Angelegenheiten mehrer anderer teutſchen Reichsſtände; auch wurde er in dieſen Geſchäften durch ſeine Ernennung zum Kanzler der Regierung zu Minden (im J. 1663) auf keine Weiſe gehindert, denn er verwaltete dieſen letztern Poſten nur eine ganz kurze Zeit im J. 1671 perſönlich, und kehrte ſehr bald wieder nach Regensburg zurück. Den

*) Vgl. Maſſenbach's Denkwürdigkeiten. II, 141—162. Bericht eines Augenzeugen ꝛc. Moniteur p. 1302 u. 1303. *Jomini*, Rélation succincte de la bataille de Jena. Geſchichte der Kriege in Europa ꝛc. Th. VII. S. 55—67.

1) Die Titel dieſer Abhandlungen ſind folgende: a) De donationibus (resp. *J. H. Wisner*). (Francof. 1652. 4.). b) De Majestate et ejus juribus, quae vulgo regalia majora vocantur (resp. *H. B. de Kötschau*). (ibid. 1652. 4.). c) De Imperatore Romano-Germanico (ibid. 1653. 4.). d) De successione descendentium ab intestato (ibid. 1653. 4.). e) De Felonia (ibid. 1653. 4.) f) De actionum in heredes transitione (ibid. 1654. 4.). g) De thesauris (ibid. 1655). h) De causa conventionum et casu pro amico (resp. *J. C. Neander*. (ibid. 1655. 4.). i) Theses miscellaneae de jure civili, canonico, publico et feudali (ibid. 1655. 4.). Ich kenne von dieſen Diſſertationen nur die unter a. b. und h. aufgeführten aus eigener Anſicht; ſie ſind ſämmtlich ſehr mittelmäßig. Rückſichtlich einiger andern, die ihm auch zugeſchrieben werden, ſind ſelbſt die Angaben bei Jugler (ſ. nachher Anm. 3) ſo unſicher, daß ich ſie lieber ganz mit Stillſchweigen übergehe. 2) Vergl. hierzu Pufendorf's Res gestae Friderici Guilielmi (Berlin 1695. Fol.). S. 1570 fg.

3) Benutzt wurden bei dieſem Artikel J. C. Beckmann's Hiſtorie des Fürſtenthums Anhalt (Zerbſt 1710. Fol., Abth. VII. S. 344) und deſſen Analecta de vitis Professorum Francofurtensium (Frankf. 1712). S. 221., ſowie J. F. Jugler's Beiträge zur juriſtiſchen Biographie, Bd. 3. St. 1. (Leipzig 1777). S. 1—4.

Digitized by Google

aus Wien im J. 1665 erhaltenen Antrag, eine Reichshofrathsſtelle dort anzunehmen, lehnte er ab, übernahm aber neben ſeinem bisherigen Poſten noch im J. 1680 die Stelle eines Regierungskanzlers zu Magdeburg. Daß er die Verwaltung derſelben im J. 1687 wirklich antrat, davon lag der Grund in ſeiner zu dieſer Zeit erfolgenden Zurückberufung von Regensburg nach Berlin. Man war mit ihm unzufrieden, weil er ſich durch ſeine Vielgeſchäftigkeit hatte verleiten laſſen, den gegen Teutſchlands Integrität gerichteten feindſeligen Vorſchlägen Frankreichs williges Gehör zu leihen, und ſogar bei der Cabinetsberathung mit ſeinen Collegen die Meinung zu unterſtützen, daß zur Sicherheit des 1684 abgeſchloſſenen zwanzigjährigen Waffenſtillſtandes einige Städte des teutſchen Reichs an Frankreich abgetreten werden möchten. Auch zeigte ſich ſehr bald, daß dieſer Vorwurf, den er freilich möglichſt zu entkräften ſuchte, nicht ungegründet war; denn Frankreich führte über ſeine Zurückberufung vom Geſandtſchaftspoſten die heftigſten Beſchwerden.

Seit dieſer Zeit lebte Gottfried von Jena als Regierungskanzler bis zu ſeinem am 1. Januar 1703 erfolgten Tode in Halle. Kurz vorher gründete er noch daſelbſt ein weltliches Stift für zehn adelige Fräulein reformirter Religion, wozu er ſein Haus ſammt einem Capitale von 50,000 Thalern vermachte; während er ſchon 1697 das Hoſpital „zur chriſtlichen Liebe“ für arme, gebrechliche Perſonen dort geſtiftet hatte. Er hinterließ keine Kinder, obwol er zweimal verheirathet war.

Nach dem Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen war von Jena ein ſehr offener Kopf, der alle ſeine Geſchäfte mit mehr als gewöhnlicher Leichtigkeit durchzuführen vermochte. Auch machte ihn die Annehmlichkeit des geſelligen Tons, welche er ſich angeeignet hatte, namentlich bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft auf dem Reichstage, beliebt, und erhöhte ſo ſeinen Einfluß, zumal da er hiermit eine damals ziemlich ſeltene Kenntniß der neuern Sprachen, des Franzöſiſchen, Engliſchen, Holländiſchen, Spaniſchen und Italieniſchen verband; obſchon auch das claſſiſche Alterthum mit ſeinen Sprachen ihm nicht fremd geblieben war; wie unter andern ſeine ziemlich zahlreichen Schriften deutlich zeigen[4]).

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

4) In Jugler's biogr. Nachr. über Gottfried von Jena (Beitr. zur juriſt. Biograph. B. III. St. 1.) befindet ſich S. 10—15 ein Verzeichniß von deſſen Schriften, woraus ich hier nur folgende anführen will: 1) Die Dissert. theoretico-practica de lege commissoria (Francof. a. V. 1656. 4.), welche auch als beſonderer Tractat ebendaſ. (1662. 12.) wieder gedruckt wurde, mit einem nicht vom Verf. herrührenden Anhange unter dem Titel: Centuriae tres selectissimarum regularum ex utroque jure. 2) Fragmenta de ratione Status (zuerſt Frankf. 1660. 4., alsdann ebendaſ. 1667 und zuletzt Halle 1692. 4.). 3) Tractatus de Senatusconsulto Macedoniano, et incidenter de denunciatione evangelica (Frankf. 1662. 12.). Er iſt der Meinung, daß dieſes S. C. ſeinen Namen von einem ungerechten Wucherer erhalten. Seine beigefügte Anſicht von der denunciatio evangelica, deren Grund er in dem Feſthalten der chriſtlichen Liebe ſucht, ward ſpäter namentlich von Thomaſius angefochten. 4) In Caesarin. Fürstenerii tractatum de jure Suprematus ac Legationis Principum Germaniae notae et animadversiones Germanopoli (Coloniae 1682), (anonym, und gegen die gewohnheitsmäßigen Vorrechte der kleinern Reichsfürſten gerichtet.

JENATSCH (Georg), ein als Parteiführer und Krieger in den Kämpfen, welche im zweiten, dritten und vierten Jahrzehente des 17. Jahrh. Graubündten ſo ſchrecklich zerrütteten, merkwürdig gewordener Mann. Er war gebürtig aus dem Zehengerichten-Bund und bekleidete zu der Zeit, wo er zuerſt in der Geſchichte erſcheint, die reformirte Pfarrſtelle zu Samaden im Engadin. Nach der furchtbaren Ermordung aller Reformirten im Veltlin (Jul. 1620) und dem mislungenen Verſuche, die Spanier wieder aus dieſer bündtneriſchen Herrſchaft zu vertreiben, war der früher verbannte Pompejus von Planta, das Haupt der ſpaniſchen Partei, wieder auf ſein Schloß Rietberg im Domleſchger-Thale zurückgekommen. Hier wurde er den 25. Febr. 1621 von 18 Verſchwornen, unter denen neben dem Anführer, dem Pfarrer Jenatſch, noch andere Geiſtliche aus dem von den Öſterreichern verheerten Münſterthal und Engadin waren, überfallen und getödtet. Von da an zeichnet ſich Jenatſch in den vielen Gefechten, die in Bündten bis 1637 ſtattfanden, immer durch Muth, Einſicht und Tapferkeit aus. Als endlich im J. 1635 Frankreich den Krieg öffentlich gegen Öſterreich erklärt hatte, und unter dem Herzog von Rohan einen Heerhaufen durch die Schweiz nach Graubündten ſandte, mit welchem ſich 4600 Mann von Zürich, Bern, Solothurn, Uri, Schwyz, Freiburg und 6000 Bündtner vereinigten, um die Spanier und Öſterreicher ganz aus dem Gebiete der Bündtner zu vertreiben, trat auch Jenatſch als Oberſt eines Regiments in dieſem Heere auf, und trug ſowol durch ſeine Tapferkeit, als durch ſeinen Rath bei Entwerfung der Operationsplane ſehr viel bei zu dem Siege dieſer Armee über die Öſterreicher und Spanier. Doch als nun die Franzoſen aus Verbündeten Herren in Graubündten zu werden ſuchten, die Zurückgabe der wieder eroberten Herrſchaften Cleven, Veltlin und Worms an die Bündtner verzögerten, und der franzöſiſche Geſandte Lanier die Rolle eines übermüthigen Proconſuls ſpielte, während der kranke Herzog von Rohan ſeine redlichen Beſtrebungen ganz gelähmt ſah, entſchloß ſich Jenatſch mit mehren Andern, die bisher die entſchiedenſten Gegner der Spanier geweſen, ihr Vaterland nun auch von der franzöſiſchen Tyrannei zu befreien. Sie traten heimlich mit Öſterreich und Spanien in Unterhandlungen. Jenatſch reiſte ſelbſt nach Insbruck und führte die Unterhandlungen mit großer Kunſt und Gewandtheit; zugleich aber wußte er auch die Franzoſen mit ſeltener Schlauheit über ſeine Zwecke zu täuſchen. Als Alles vorbereitet war, traten die Verſchwornen, 31 an der Zahl, zu Tomils zuſammen, und gaben den 18. März 1637 das Zeichen zur Ergreifung der Waffen gegen die Franzoſen. Unter Anführung von Jenatſch umringte das aufgeſtandene Volk dieſelben, und es blieb dem Herzoge von Rohan nichts übrig, als mit ſeinen 5000 M. nach geſchloſſener Capitulation Bündten zu verlaſſen. Schon damals ſchien das Schickſal eines gewaltſamen Todes den Obriſten Jenatſch zu ereilen. Der Marſchall von Lecques drückte mit den Worten: c'est ainsi qu'on prend congé d'un traitre, eine Piſtole auf ihn ab; allein der Schuß ging nicht los. Jenatſch übte nun einen ganz entſcheidenden Einfluß auf alle Angelegen-

Digitized by Google

heiten und maßte ſich zu Cleven eine beinahe unumſchränkte Gewalt an. Allein den 24. Januar 1639 wurde er zu Chur bei einem Hochzeitfeſte durch mehre Vermummte angegriffen. Von einer Kugel verwundet kämpfte er noch gegen ſeine Mörder, wurde aber von dem Streiche einer Axt zu Boden geſtreckt. Katharine Planta, die Tochter von Pompejus Planta, Gemahlin des Freiherrn von Travers-Ortenſtein, ſoll dieſen Streich mit der nämlichen Axt geführt haben, mit welcher Jenatſch 18 Jahre früher ihren Vater erſchlagen hatte. Jenatſch wurde mit militairiſchen Ehren begraben. Aber es erfolgte keine Unterſuchung und die wohlbekannten Mörder, an deren Spitze Rudolf Planta, der Sohn von Pompejus, ſtand, wurden nicht beunruhigt. Dieſer Rudolf Planta verlor dann aber 1640 bei einer Volksbewegung im Engadin das Leben. Es iſt übrigens ungewiß, ob Jenatſch blos als Opfer der Privatrache der Planta fiel, oder ob franzöſiſche Rachſucht, oder Eiferſucht und Mistrauen gegen den allgewaltigen, furchtbaren Demagogen den Mord bewirkte. Es traute ihm Niemand und von ſeiner Gewaltthätigkeit waren wirklich neue Gefahren zu beſorgen. Jene 31 Verſchwornen hatten ſich gegenſeitig Gewalt über Leben und Tod gegen jeden Verräther zugeſagt, und wenn auch der Mord nicht von ihnen ausging, ſo verdankten ihnen die Mörder doch ihre Strafloſigkeit. (*Escher.*)

JENATZ, reformirtes Pfarrdorf im Canton Graubündten, im Zehengerichtenbund. Es gehört zum Hochgerichte Caſtels und liegt auf der linken Seite der wilden Lanquart ſehr zerſtreut am Abhange, ſodaß es einen ſehr lieblichen Anblick gewährt. Es werden hier zwei Jahrmärkte gehalten. Weiter hinauf, 3740 Fuß über der Oberfläche des Meeres, liegt ein von dem Dorfe benanntes Bad. Das Waſſer iſt kalt, aber ſehr leicht, und enthält etwas Schwefel. Es wurde früher ſtärker beſucht als in den neueſten Zeiten. (*Escher.*)

Jenaub, Khenaub, Khenab oder **Chinab**, ſ. d. Art. unt. **Himalaya.**

JENBACH, 1) ein reißender Wildbach der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, welcher in der Gegend von Walchſee im Landgerichte Kufſtein, im Kreiſe Unter-Inn- und Wippthal entſpringt, hierauf durch drei andere Bäche vergrößert wird, von ſeinem Urſprung ſich mehr und mehr weſtwärts wendet und endlich innerhalb Kufſtein zwiſchen Ebs und Niederndorf der bairiſchen Grenze gegenüber, am rechten Ufer in den Inn fällt. 2) Ein zur Herrſchaft und zum Patrimoniallandgerichte Rottenburg gehöriges Dorf im unterinn- und wippthaler Kreiſe, im Viertel-Innthal Tyrols, am linken Ufer des Innfluſſes, an der von Schwatz über Stans an den Achenſee, nach dem Badeorte Kreut und nach Tegernſee führenden Seitenſtraße auf einer mäßigen Anhöhe am Kaasbache gelegen, zwei Stunden nordweſtwärts von Schwatz entfernt, mit einer eigenen kathol. Curatie der Pfarre Münſter (Dekanat Fügen, Bisthum Brixen) von 811 Seelen, welche von zwei Prieſtern beſorgt wird, einer dem heil. Wolfgang und Leonhard geweihten katholiſchen Kirche, einer Schule, einer Eiſengießerei, einem Eiſenſchmelz- und Hammerwerke, einem Drahtzuge, einer Stahlraffinerie und drei Senſenſchmieden. Weiße Farben und Schwerſpath ſind Erzeugniſſe der hieſigen Privatinduſtrie. (*G. F. Schreiner.*)

JEND, ungar. Jóód und Jád, ein der adeligen Familie Szaplonczay gehöriges großes Dorf im obern Gerichtsſtuhle (Processus) der marmaroſer Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, im höchſten Theile des Comitats, in einem Seitenthale des Izafluſſes zwiſchen hohen Bergen gelegen, deren Fuß der gleichnamige Bach bewäſſert, mit 179 Häuſern, 1670 Einwohnern, welche bis auf 69 Juden, ſämmtlich Wallachen und der katholiſchen Kirche zugethan ſind, einer griechiſch-katholiſchen Pfarre und Kirche und einer jüdiſchen Synagoge. Die Lipſzky'ſche Karte verſetzt auf einen dieſem Dorfe benachbarten Berg ein Kloſter (?). (*G. F. Schreiner.*)

Jendrichau, Jendrichow (Geogr.), ſ. **Jedrzychow.**

Jenecquin (Biogr.), ſ. **Jannequin.**

JENESIEN, ein Dorf im Botzner- oder Etſchkreiſe der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, einſt der Hauptort und Sitz des ehemaligen Gerichtes dieſes Namens, jetzt im k. k. Landgerichte Karneid und Jeneſien, im Etſchviertel auf dem Berge gleiches Namens gelegen, zwei Stunden nordweſtwärts von der Stadt Botzen entfernt, wohin die Bewohner viel Gemüſe und Obſt zu Markte bringen, mit einer eigenen katholiſchen Pfarre von (1826) 907 Seelen, die zum botzner Dekanate des Bisthums von Trient gehört, und von zwei Prieſtern beſorgt wird, einer dem heil. Geneſio geweihten katholiſchen Kirche und einer Schule. Die Gegend iſt freundlich, mit Weingärten und Obſtbaumpflanzungen bedeckt, und erhebt ſich auf dem rechten Ufer des Talferbaches, der bei Botzen in die Etſch fällt. (*G. F. Schreiner.*)

Jenibasar (Geogr.), ſ. **Novibasar.**

JENICHEN (**Gottlob August**), geboren den 9. Jul. 1709 zu Leipzig, der Sohn eines dortigen Advocaten, der ihm früh durch den Tod entriſſen ward. Seine Großväter mütterlicher und väterlicher Seite, J. Horn und Georg Jenichen, beide Prediger, jener zu Leipzig, dieſer zu Eutritzſch, ſorgten gemeinſchaftlich für die Erziehung des Knaben, deſſen Fähigkeiten ſich in frühem Alter entwickelten. Noch mehr verdankte Jenichen ſeinem Oheime, dem 1735 verſtorbenen Profeſſor der Moral und Politik, Gottlob Friedrich Jenichen, der ihn zu ſich nahm und ihn durch Privatlehrer unterrichten ließ. J. S. Müller, L. Chr. Crell und J. U. König ſorgten mit redlichem Eifer für die Bildung ſeines Geiſtes. In der Schulpforte, die er ſeit dem Jahr 1723 beſuchte, waren Schreber und Freitag ſeine vorzüglichſten Lehrer. Mit gründlichen Vorkenntniſſen ausgerüſtet, eröffnete Jenichen (1726) ſeine akademiſche Laufbahn in Leipzig, wo er ſich der Jurisprudenz widmete. Rechenberg, Rivinus, Franckenſtein, Mascov und Bauer waren ſeine Hauptführer im Gebiete jener Wiſſenſchaft. Philoſophiſche Collegien hörte er bei ſeinem Oheime G. F. Jenichen, Rhetorik bei Schmidt und Jöcher, Geſchichte und Politik bei Mencke. Unter Bauer's Vorſitze vertheidigte Jenichen (1727) ſeine Abhandlung: De feudo inofficiose quaesito, und hielt in dem genannten Jahre in der akademiſchen Kirche eine

Digitized by Google

Rede [1]), zu welcher der Profeſſor der Theologie Samuel Deyling durch ein Programm [2]) eingeladen hatte. Im J. 1728 ward Jenichen Candidat der Rechte, und ſchrieb bei dieſer Gelegenheit ſeine zu Leipzig in demſelben Jahre gedruckte: Epistola, singularia quaedam de XX. viris doctis continens. Im J. 1729 ward Jenichen kaiſerl. Notar, 1730 Magiſter und zugleich Doctor beider Rechte [3]). Seitdem verband er mit dem Wirkungskreiſe eines Advocaten akademiſche Vorleſungen, und erwarb ſich durch mehre Schriften einen geachteten Namen in der Literatur. Mehre Anträge zu auswärtigen Lehrſtellen, die von Wittenberg, Greifswalde und Upſala in Schweden in den Jahren 1735—1737 an ihn ergingen, hatte er abgelehnt. Doch ging er 1747 als Profeſſor der Rechte nach Gießen, und eröffnete ſein dortiges Lehramt mit der Rede: De eminentissinis Serenissimorum Principum Gentis Hasso-Darmstadinae virtutibus. Er ſtarb mit dem Charakter eines heſſen-darmſtädtiſchen Hofraths, den er 1755 erhalten, den 1. April 1759 [4]).

Die Auszeichnung, von der kurmainziſchen Akademie nützlicher Wiſſenſchaften, der duisburger gelehrten Geſellſchaft und der lateiniſchen Geſellſchaft zu Jena zum Mitgliede ernannt worden zu ſein, hatte Jenichen in mehrfacher Hinſicht verdient. Er war ein vielſeitig gebildeter Mann, der ſich durch glückliche Naturanlagen und raſtloſen Fleiß mannichfache gelehrte Kenntniſſe erworben hatte. Zu ſeinen Lieblingsſtudien gehörte das Lehnrecht und die juriſtiſche Literärgeſchichte. Er erwarb ſich als Schriftſteller einen geachteten Namen in den genannten Fächern, in jenem beſonders durch ſeinen Thesaurus juris feudalis [5]). Dies Werk zeichnet ſich neben ſeiner Gründlichkeit auch durch Reinheit und Eleganz der Schreibart aus, die man ſeinem lateiniſchen Styl ohne Ausnahme nachrühmen kann. In ſeinen teutſchen Schriften vermochte Jenichen nie ganz die Klippe der Weitſchweifigkeit und leeren Declamation zu vermeiden. Von ſeinen literar-geſchichtlichen Kenntniſſen und zugleich von ſeinem raſtloſen Fleiße zeigen ſein juriſtiſcher Bücherſaal, in welchem er Nachrichten von den neueſten juriſtiſchen Werken gab [6]); ferner *Lipenii* Bibliotheca realis juridica post *F. G. Struvii* curas recens. [7]) und die unparteiiſchen Nachrichten von dem Leben jetzt lebender Rechtsgelehrten [8]). Außer dieſen und mehren andern Schriften, von denen Meuſel ein vollſtändiges Verzeichniß geliefert hat [9]), iſt Jenichen Verfaſſer einer Diſſertation juriſtiſcher Abhandlungen. Zu den Gelehrten, deren Schriften er mit Anmerkungen und Zuſätzen vermehrt herausgab, gehören beſonders J. P. Gundling, A. Leyſer, J. S. Brunquell, J. H. Mylius und J. C. Lünig.

Mit ſeiner gründlichen und umfaſſenden Gelehrſamkeit verband Jenichen den Charakter eines ſtreng rechtlichen, wohlwollenden und friedliebenden Mannes. Ungeachtet es ihm, ſeinem eigenen Geſtändniſſe zufolge, nicht an Gegnern fehlte, vermied er jede literäriſche Fehde, weil er, wie er äußerte, ſeine Zeit beſſer als zu nichtigen Wortkämpfen verwenden zu können glaubte [10]).

(*Heinrich Döring.*)

JENICZKOWA-LHOTA, ein mit der Herrſchaft Patzau verbundenes, dem böhmiſchen Religionsfond gehöriges und zur Dotation des budweiſer Bisthums dienendes Gut im taborer Kreiſe des Königreichs Böhmen, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte und dem Dorfe gleiches Namens, mit 32 Häuſern und 192 czechiſchen Einwohnern, die ſich mit Ackerbau beſchäftigen. Das Dorf liegt auf der von der Kreisſtadt nach Jungwoſchitz führenden Straße und iſt von Tabor nur drei Viertel öſterr. Straßenmeile nordnordoſtwärts entfernt.

(*G. F. Schreiner.*)

JENIDSCHE KARASU, eine am Karaſu im Sandſchak Galiboli des europäiſch-osmaniſchen Ejalets Dſche-

1) De augustissimo Servatoris triumpho, Romanorum Imperatorum triumphis et pompae magnificentia et victoriae magnitudine utilitateque longissime anteponendo. 2) De triduana Jonae commoratione in ventre ceti non parabolica aut aenigmatica. 3) Seine Inauguraldiſſertation führt den Titel: De clerico nepote, exsule successionis in Gerndam aviae maternae. (Lips. 1730. 4.) Gleichzeitig ſchrieb er ein Programm: De necessario tutorum in sponsalibus minorum contrahendis consensu, praesertim in Saxonia Electorali. (Lipsiae 1730. 4.) (Sehr vermehrt [Leipzig 1740. 4.] und abermals vermehrt in A. v. Leyſer's Medit. ad Pandectas. Vol. XI. p. 25—74). 4) Vgl. Götting. gel. Zeitung. 1748. S. 368 fg. 5) Continens optima atque selectissima Opuscula, quibus Jus feudale explicatur, illustratur atque emendatur. Ab Editore ordinatus ac suis annotationibus passim e opusculis auctus et locupletatus. Tom. I—III. (Francof. ad Moen. 1750—1754. 4.) Vgl. unparteiiſche Kritik über juriſtiſche Schriften. 1. Bd. S. 102 fg. 2. Bd. S. 477 fg. Allerneueſte Nachrichten von juriſtiſchen Büchern. 8. Bd. S. 117 fg. 9. Bd. S. 32 fg. 10. Bd. S. 675 fg. Götting. gel. Zeitung. 1751. 71. St. S. 685. Leipziger gel. Zeitung. 1750. Nr. 24. 1752. Nr. 53. Erlanger gel. Anzeigen. 1750. 12. St.

6) Leipzig 1737—1739. 16 Theile in 2 Octavbänden. Fortgeſetzt unter dem Titel: Allerneueſte Nachrichten von juriſtiſchen Büchern, akademiſchen Abhandlungen, Deductionen ꝛc. (Jena 1739—1747). (Nur die erſten 46 Theile gab Jenichen heraus; den 47. bis 76. J. A. Hofmann, und den 77. bis 80., mit welchem das Werk ſchloß, C. F. Walch in Jena.) 7) Lipsiae 1738. fol. (Cf. Nova Acta JCtorum. P. I. p. 1 sqq. Den juriſtiſchen Bücherſaal. 1. Bd. 7. St. S. 563 fg.) Supplementa, emendationes et illustrationes ad Bibliothecam jurid. Lipenio-Jenichianam. (Lipsiae 1743. fol.) (Vgl. Allerneueſte Nachrichten von juriſtiſchen Büchern. 4. Bd. S. 3 fg. Hamburger Berichte von gel. Sachen. 1742. S. 281 fg. Götting. gel. Zeitung. 1742 fg. S. 447 fg. Frankfurter gel. Zeitung. 1743. S. 382 fg.) Neueſte Ausgabe, beſorgt von H. G. Francke (Leipzig 1757), nebſt einem Supplementbande von C. A. Schott (Ebend. 1775). (Vgl. Leipziger gel. Zeitung. 1757. 58. St. Göttinger gel. Zeitung. 1758. 20. St. Hommel's Literatura juris. p. 14 sqq.) 8) Leipzig 1739. Vgl. den juriſtiſchen Bücherſaal. 2. Bd. S. 414 fg. 9) ſ. Deſſen Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorb. teutſchen Schriftſteller. 6. Bd. S. 251 fg. 10) Vgl. die Vorrede zu Jenichen's Abhandlung von Witwencaſſen (Leipzig 1730). Jenichen's unparteiiſche Nachrichten von dem Leben und den Schriften der jetzt lebenden Rechtsgelehrten. S. 103 fg. G. Stolle's Anmerkungen zu Heumann's Conspect. reipubl. liter. S. 1052 fg. Nova Acta JCtorum. P. IV. p. 416 sqq. Moſer's Lexikon der jetztlebenden Rechtsgelehrten. S. 111 fg. Weidlich's Geſchichte der jetztlebenden Rechtsgelehrten. 1. Th. S. 417 fg. Deſſen zuverläſſige Nachrichten von jetztlebenden Rechtsgelehrten. 4. Th. S. 375 fg. *Saxii* Onomast. liter. P. VI. p. 429 sqq. Strieder's heſſiſche Gelehrten- und Schriftſtellergeſchichte. 6. Bd. S. 323 fg.

zair oder Statthalterſchaft der Inſeln gelegene Stadt mit einem großen Han, mehren Moſcheen, Bädern gutem Tabaksbau und 2500 Einwohnern. (*R.*)

JENIDSCHE KISILAGACS, oder JENI KISILAGACS, ein Marktflecken an der Tundſcha im Sandſchak Tſchirmen des europäiſch-osmaniſchen Ejalets Rumili mit 2500 Einwohnern. (*R.*)

JENIDSCHE VARDAR, eine Stadt am Vardar im Sandſchak Salonik des Ejalets Rumili mit vielen griechiſchen Kirchen, Moſcheen, Schulen, Hanen, Bädern und gegen 6000 Einwohnern, die viel und den beſten Tabak von ganz Makedonien bauen. Sie hat Gerichtsbarkeit über 12 Dörfer und in ihrer Nähe befinden ſich die Ruinen des alten, als Reſidenz der makedoniſchen Könige, ſowie als Geburtsort Alexander's des Großen bekannten Pella. (*R.*)

JENIKALE, früher Pantico, eine kleine Stadt und Feſtung dritter Claſſe an der Meerenge von Kaffa, in dem ruſſiſchen Gouvernement Taurien, auf einer bedeutenden Anhöhe. Die Meerenge iſt hier 1¼ Meile breit und wird die jenikaliſche oder tauriſche Straße genannt. Sie hat keinen Hafen, ſondern nur eine kleine Rhede, wo einiger Handel getrieben wird. Die Feſtung iſt ein irreguläres Vieleck mit einer Kirche, einer Quarantaine und einigen Caſernen, unterhalb derſelben eine Vorſtadt mit 110 Häuſern und 650 Einwohnern, faſt lauter Griechen. Ein marmorner Sarkophag dient jetzt hier ſtatt eines Waſchtrogs. (*J. C. Petri.*)

JENIKAU, 1) Goltſch-J., Goltz-J., ſlaw. Genikow, eine mit Hoſtaczow verbundene gräflich Trautmannsdorf'ſche Herrſchaft im czaſlauer Kreiſe des Königreichs Böhmen, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte, einem Markte und 23 Dörfern, deren Bewohner meiſt mit dem Ackerbaue beſchäftigt ſind. Die Gegend iſt offen, freundlich und fruchtbar, und verflächt ſich gegen Czaſlau in eine weite blühende, durch ihren Reichthum an Wild ausgezeichnete Ebene. Zur Zeit der Schlacht am weißen Berge gehörte die Herrſchaft den Herren von Rziczan, die ſie durch Confiscation einbüßten. Kaiſer Ferdinand II. verlieh Jenikau im J. 1648 dem Feldherrn und General der Artillerie Max, Freiherrn von der Goltſche, zur Belohnung ſeiner gegen die Schweden geleiſteten Dienſte, von dem auch das Gut den Beinamen erhalten hat. 2) Ein zur Herrſchaft gleiches Namens gehöriger Marktflecken an der von Wien nach Prag führenden Commercial-, Haupt- und Poſtſtraße, in der fruchtbaren czaſlauer Fläche, an einem Bache und Mühlgange gelegen, über den eine acht Klafter lange, mit einem Mittelpfeiler verſehene Brücke führt, 5966 wiener Klaftern ſüdſüdoſtwärts von der Kreisſtadt entfernt; mit 219 Häuſern, worunter ſich 30 jüdiſche Wohnſtätten befinden; 1400 czechiſchen Einwohnern, die außer einigen ſtädtiſchen Gewerben meiſt Ackerbau treiben, einer eigenen katholiſchen Pfarre von (1831) 3914 Seelen, welche ſchon im J. 1395 und noch im J. 1680 beſtand, ſpäter nach Hoſtaezow gehörte und aushilfsweiſe durch die im J. 1652 von dem Freiherrn von Goltſche hier eingeführten Jeſuiten verſehen, und erſt nach Aufhebung dieſes Ordens im J. 1775 wieder hergeſtellt wurde, gegenwärtig zum ziebener Vicariatsdiſtrict des königgrätzer Bisthums gehört und unter dem Patronate des Herrſchaftbeſitzers ſteht; zwei katholiſchen Kirchen, einer Loretokapelle, einem Spitale, einer Schule, einem geräumigen, im J. 1650 erbauten Schloſſe, einer Mühle, einem Zier- und einem Faſanengarten, mehren Wirthshäuſern und einer Poſtſtation, welche mit Czaſlau und Steinsdorf Pferde wechſelt. Die hier früher betriebene kaiſerl. königl. Tabakfabrik iſt nach Sedletz nächſt Kuttenberg übertragen worden. Hier werden zwei Jahr- und jede Mittwoche Wochenmärkte gehalten. Eine Viertelſtunde hinter Jenikau äſtet gegen Süden die Saarerſtraße aus, die kunſtgemäß ausgebaut iſt und in das mähriſche Städtchen Saar führt. Die hier durchziehende wiener Hauptſtraße bringt eine große Lebhaftigkeit in den Flecken und gewährt den Gewerbsleuten bedeutende Vortheile. 3) Windig-J., böhm. Jenikow wietrny oder wietssy, eine weltliche Stiftungs-Fonds-Herrſchaft im ſüdlichſten Theile des czaſlauer Kreiſes Böhmens, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte, einem Marktflecken und 21 Dörfern, die von Czechen bewohnt werden. Die Gegend iſt hoch gelegen und wird von dem die große Waſſerſcheide zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Meeren bildenden europäiſchen Hauptgebirgsrücken durchzogen, doch gehört das Gebiet der Herrſchaft größtentheils zum Flußgebiete der March, Donau und des ſchwarzen Meeres. Das Klima iſt rauh und nur dem Gedeihen weniger Cerealien günſtig, und der Boden kalt und ſteinig. Darum iſt der Ackerbau ſehr mühſam, faſt nur auf Korn und Hafer beſchränkt, und das Sommergetreide nur bei beſonderem Fleiße und nur auf wenigen Gründen zu erklecklichen Ernten zu bringen. Dafür wurde früher Bergbau getrieben, wie die häufigen Halden zeigen, der aber heutzutage nicht mehr im Schwunge iſt. 4) Ein Marktflecken und Hauptſitz der Herrſchaft gleiches Namens, in der Nähe der mähriſchen Grenze im böhmiſch-mähriſchen Grenzgebirge gelegen, nur zwei Meilen weſtnordweſtwärts von Iglau entfernt, mit einem herrſchaftlichen Schloſſe, einer eigenen katholiſchen Schloßkapellanei von 1235 Seelen, welche zum lippnicer Vicariatsdiſtricte des königgrätzer Bisthums gehört und unter dem Patronate des königgrätzer Conſiſtoriums ſteht, und deſſen Seelſorger zugleich Cooperator im Sprengel von Branſchow iſt, einer eigenen katholiſchen Kirche, die ſchon im J. 1384 ihren eigenen Seelſorger hatte, der ſpäter nach Branſchau gezogen und erſt im J. 1771, zur Zeit ſtarker Epidemien, von denen die Gegend heimgeſucht worden war, von der Grundobrigkeit hier wieder angeſtellt wurde, einer Schule und einem Wirthshauſe. Dieſer Markt gehörte zur Zeit der Schlacht am weißen Berge mit der Herrſchaft dem Peter Stubika, wurde hierauf eingezogen und um 48,434 Schock verkauft. In der erſten Hälfte des nächſt verfloſſenen Jahrhunderts kam er in den Beſitz des Ritters Johann von Minetti, der ihn im J. 1744 in ſeinem letzten Willen mit dem Gute dem wälſchen Spital zum heil. Karl Borromeo zu Prag vermachte. 5) Ein zur fürſtlich Palmiſchen Herrſchaft Czechtic und Krziwſaudow gehöriges, böhm. Jenikow genanntes, Dorf deſ-

ſelben Kreiſes, mit 32 Häuſern, 192 czechiſchen Einwohnern und einer eigenen katholiſchen Kirche, die ſchon im J. 1395 vorkommt. 6) Ein mit der Herrſchaft Datſchitz vereinigtes, auch Klein-J. genanntes, dem Karl, Freiherrn von Dalberg gehöriges Gut im ſüdweſtlichſten Theile des iglauer Kreiſes, im Markgrafenthume Mähren, an der Grenze des taborer Kreiſes im Gebirge gelegen, welches im J. 1722 zu Datſchitz hinzugekauft, im J. 1698 mit 6000 und 1713 mit 7800 Fl. bezahlt wurde. 7) Klein-J., ein zum Gute gleiches Namens gehöriges Dorf in der Nähe der böhmiſchen Grenze gelegen, mit 32 Häuſern und 192 Einwohnern, welche Ackerbau treiben. 8) Groß-J., ein in der Nähe des vorigen gelegenes Dorf derſelben Herrſchaft, 5¼ Meilen ſüdſüdweſtwärts von der Kreisſtadt entfernt, welches im J. 1533 mit Marquaretz der Johanna von Oſzeczan, Gemahlin des Arkleb von Hodiegow, gehörte. 9) Ein zu dem gräflich Auerſpergiſchen Gute Malletzſch gehöriges Dorf im czaſlauer Kreiſe des Königreichs Böhmen, nächſt Willimow, mit 12 Häuſern und 60 czechiſchen Einwohnern, welche ſich durch die Landwirthſchaft nähren. 10) Ein, gleich dem vorigen, ſlaw. Jenikow genanntes, zur fürſtlich Thurn- und Taxis'ſchen Herrſchaft Richenburg gehöriges Ruſticaldorf im chrudimer Kreiſe des Königreichs Böhmen, an einem ſanften Gebirgsabhange gelegen, nach Kamenitſchek (Vicariatsdiſtrict Skuez, Bisthum Königgrätz) eingepfarrt und davon nur eine halbe Stunde nordwärts entfernt, mit 38 Häuſern und 478 czechiſchen Einwohnern, welche außer einem ziemlich guten Feldbau, Spinnerei, Weberei und Töpferei, bei den Häuſern auch etwas Obſtbaumzucht treiben. 11) Ein auch Minichshof und ſlaw. Genichow genanntes, zu den Herrſchaften Koſchatek und Lieblitz gehöriges Dorf im bunzlauer Kreiſe Böhmens, 1½ Stunde nordweſtwärts von Neukoſchatek gelegen, nach Nebazel (Vicariatsdiſtrict Melnik, Bisthum Leitmeritz) eingepfarrt, mit 36 Häuſern und 225 czechiſchen Einwohnern, unter denen 18 proteſtantiſche und eine israelitiſche Familie ſich befinden. (*G. F. Schreiner.*)

Jenikowitz (Geogr.), ſ. **Jenkowitz**.

JENINS, reformirtes Pfarrdorf von 400 Seelen im Canton Graubündten, in dem zum Zehengerichtenbund gehörigen Hofgerichte Maienfeld. Es wird hier ſehr viel Wein gebaut und die Gegend gehört zu den ſchönſten des Landes. Über dem Dorfe liegen die Ruinen der Burg Aſpremont (Ruchberg), deren Beſitzern Jenins einſt unterworfen war. Zu Jenins wurde zuerſt von dem Bundespräſidenten Tſcharner das Erziehungsinſtitut gegründet, das ſpäter nach ſeiner Verlegung nach Reichenau mit Recht auch in weitern Kreiſen berühmt wurde. Über das frühere eigenthümliche politiſche Verhältniß von Jenins und überhaupt der Hochgerichte von Maienfeld iſt zu vergleichen der Artikel Herrschaften. (*Escher*)

JENIOWES, böhm. Gewnewes. 1) eine mit Weltrus vereinigte gräflich Chotek'ſche Majoratsherrſchaft im nordöſtlichen Theile des rakonitzer Kreiſes Böhmens, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte und 15 Dörfern, von der Moldau durchfloſſen und von mäßigen Höhen durchzogen. Der Boden iſt theilweiſe, beſonders am linken Moldauufer gegen Budin hin, ſandig, meiſt aber beſteht er aus Thon und iſt ziemlich fruchtbar. 2) Ein zur Hälfte zur gleichnamigen, zur Hälfte aber zur Herrſchaft Raudnitz gehöriges Dorf, in dem am linken Ufer der Moldau gelegenen Theile der Herrſchaft, mit einem ergiebigen Ackerbaue. Es iſt 2¼ Stunden von Budin entfernt. (*G. F. Schreiner.*)

JENISCH, 1) **Bernhard, Frhr. von**, der aus einer bedeutenden Familie der ehemaligen Reichsſtadt Kempten herſtammte, wurde zu Wien, wo ſein Vater Hofſecretair war, den 10. November 1734 geboren. Da er ſich zu ſeiner Hauptbeſchäftigung das Studium der orientaliſchen Sprachen gewählt und ſich bis zum J. 1755 bereits ſo weit in ſeiner Vaterſtadt ausgebildet hatte, daß er als Sprachknabe (Jeune de langue) nach Conſtantinopel gehen konnte, machte er in letzterer Stadt als Dolmetſcher bei der kaiſerlichen Geſandtſchaft ſolche Fortſchritte, daß man ihm bereits zwei Jahre ſpäter (1757) den Poſten eines Grenzdolmetſch zu Temeswar anvertrauen konnte. Später, 1770, wurde er als Hofſecretair in die geheime Staatskanzlei für das Departement der auswärtigen Angelegenheiten nach Wien berufen, ging aber ſchon 1772 in Abweſenheit des Freiherrn von Thugut als Geſchäftsträger bei der Pforte wieder nach Conſtantinopel. Abermals zurückgerufen vollzog er als Commiſſair die Grenzberichtigung in der neuerworbenen Bukowina, wurde 1776 Rath, 1791 Hofrath der geheimen Hof- und Staatskanzlei für die Section des Orients, 1798 Director der italieniſchen Kanzlei, und folgte dem verdienſtvollen van Swieten als Präfect der kaiſerlichen Hofbibliothek. Unter ihm bekleidete Johannes von Müller die Stelle eines erſten Cuſtos. Früher ſchon, 1790, war er in den ungariſchen Adelsſtand erhoben worden, und 1800 wurde er Freiherr. Er ſtarb als geheimer Stadsofficial 23. (nach Andern 22.) Febr. 1807. Wie ſeine Laufbahn ihm vielfache Gelegenheit gegeben hatte, ſich als praktiſchen Staatsmann auszubilden, ſo benutzte er dieſelbe auch für rein gelehrte Forſchungen. Wir beſitzen von ihm mehre auf die morgenländiſche Literatur ſich beziehende Werke und Abhandlungen, wie die Anthologia Persica, die er im Namen der von Maria Thereſia geſtifteten orientaliſchen Akademie 1778 ſchrieb und herausgab (Wien 4.). Sie enthält Fabeln aus dem Beharistân des Dſchami, Sentenzen, kleinere Gedichte und Biographien (87 S.). Umfaſſender iſt ſeine Historia priorum regum Persarum, ex Mohammede Mirehoud persice et latine cum notis geographico-literariis (Viennae 1782. 4. 178 S.). Noch wichtiger iſt die zweite Auflage des arabiſch-perſiſch-türkiſchen Wörterbuchs von Meninsky, die er in den J. 1780—1802 in vier Foliobänden zu Wien, vorzüglich auf Veranlaſſung des Freiherrn Bindar von Kriegelſtein beſorgte. Er ſchrieb dazu eine gelehrte Einleitung (164 Folioſeiten) unter dem Titel: De fatis linguarum orientalium, die auch beſonders, obwol anonym, 1780 ausgegeben wurde. Überdies hatte er bei der Redaction dieſer zweiten Auflage manche Veränderung mit der erſten vorgenommen und dieſe auch vielfach durch Benutzung neuerer Quellen bereichert. Die Kaiſerin Maria Thereſia pränumerirte zur Unterſtützung des Unternehmens auf 100 Exemplare, allein außer ihr fand ſich nur noch

Digitized by Google

ein einziger Pränumerant, der König von Polen. Später kaufte der Buchhändler Schalbacher in Wien, was noch übrig war, trat aber ebenfalls faſt den ganzen Reſt an den pariſer Buchhändler Renouard ab; allein jetzt iſt das Werk ebenſo ſelten als die erſte Auflage, und wird in Paris nicht unter 260 Fr. verkauft. Seine Verſuche, durch Vermittelung des Nuntius Garampi, tiefer in die orientaliſchen Schätze des Vaticans einzudringen, haben wenigſtens keine zur öffentlichen Kenntniß gelangten Früchte getragen. (Vgl. Gräffer's öſterr. National-Encyklopädie und Leipz. Liter. Ztg. Intellgb. Nr. 13 vom J. 1807. S. 202.) (*Gustav Flügel.*)

2) Daniel, geboren den 2. April 1762 zu Heiligenbeil in Oſtpreußen, ſtudirte Theologie und Philoſophie zu Königsberg. Seit dem J. 1786 lebte er in Berlin, wohin er, nachdem er nach Holland gereiſt und eine Zeit lang in Braunſchweig Hofmeiſter geweſen war, wieder zurückkehrte. Im J. 1789 ward er Prediger an der dortigen Marien- und 1800 an der Nikolaikirche. Zugleich ward ihm bei der berliner Akademie der bildenden Künſte die Profeſſur der Alterthümer, die des Geſchäftsſtyls bei der Bauakademie, und ein öffentliches Lehramt der teutſchen Literatur an dem franzöſiſchen Gymnaſium zu Berlin übertragen. Bereits im J. 1786 war er als Schriftſteller aufgetreten mit einer Überſetzung des Agamemnon von Äſchylus, die er mit erläuternden Anmerkungen, einer Vorrede über das Genie des Dichters und Betrachtungen über die Menſchendarſtellung der Alten begleitete. Er zergliederte die einzelnen Charaktere des genannten Trauerſpiels, und verglich daſſelbe mit den gleichnamigen Tragödien Seneca's und des Engländers Thomſon [1]). Aus dem Engliſchen überſetzte Jeniſch das von Harris verfaßte Handbuch der philoſophiſchen Kritik der Literatur [2]) und machte ſich außerdem durch eine Reihe von literariſchen Producten nicht unvortheilhaft bekannt. Auch unter den überhäufteſten Amtsgeſchäften blieb ſich ſeine ausgebreitete literariſche Thätigkeit gleich. Für ſeine gründlichen Kenntniſſe in den verſchiedenartigſten wiſſenſchaftlichen Fächern, wie für ſeine ausgebreitete Beleſenheit, ſeinen Scharfſinn und philoſophiſchen Geiſt, ſchien der bei weitem größere Theil ſeiner Schriften aufs Unzweideutigſte zu ſprechen. In pſychologiſcher Hinſicht wichtig iſt dasjenige, was Jeniſch als Einleitung zu einem hiſtoriſch-kritiſchen Werke, Geiſt der Alten betitelt [3]), über Menſchenbildung und Geiſtesentwickelung hinſichtlich der alten und neuen Schriftſteller ſagt. Treffend ſchilderte er Moſes Mendelsſohn's Charakter in einer biographiſchen Skizze, mit welcher er die kleinen philoſophiſchen Schriften jenes Autors begleitete [4]). Leſenswerth iſt vorzüglich ſeine philoſophiſch-kritiſche Vergleichung und Würdigung von vierzehn ältern und neuern Sprachen [5]), nachdem Jeniſch bereits ſeine gründlichen Kenntniſſe des Griechiſchen in einer Überſetzung der Ethik des Ariſtoteles [6]) dargelegt hatte. Seine Abhandlung über Grund und Werth der Entdeckungen Kant's in der Metaphyſik, Moral und Äſthetik [7]) erhielt von der königl. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften das Acceſſit, während das obengenannte Werk, in welchem er mehre ältere und neuere Sprachen mit einander verglichen hatte, des Preiſes für würdig erachtet worden war. Von ſeiner politiſchen, moraliſchen, äſthetiſchen und wiſſenſchaftlichen Seite betrachtete Jeniſch den Geiſt und Charakter des 18. Jahrh. [8]), ſchrieb eine äſthetiſch-kritiſche Parallele der beiden größten Redner des Alterthums, des Demoſthenes und Cicero [9]), gab Vorleſungen über die Meiſterwerke der griechiſchen Poeſie heraus [10]). Auch ſein eigenes Dichtertalent prüfte er in den zwölf Geſängen ſeiner Boruſſias [11]), einem epiſchen Gedichte, in welchem er die Thaten Friedrich's des Großen im ſiebenjährigen Kriege verherrlichte, und ſeinen Charakter als Menſch, als Held, als Weiſer und als König darſtellte. Auch ſuchte er in einer eigenen Schrift [12]) die Eigenthümlichkeiten des Göthe'ſchen Romans: Wilhelm Meiſter's Lehrjahre hervorzuheben.

Von dieſen poetiſchen und äſthetiſchen Verſuchen, die von dem teutſchen Publicum im Allgemeinen nur kalt aufgenommen wurden, kehrte Jeniſch wieder zu ſeinen philoſophiſchen Forſchungen zurück, für die ihm ein ungeſchwächtes Intereſſe geblieben war. Gründliche Gelehrſamkeit, verbunden mit einer ſeltenen Genialität des Geiſtes, empfahl den Theil ſeiner Schriften, in denen er die Reſultate ſeines Nachdenkens niederlegte. Aber eigentliche Vollendung ging allem ab, was aus ſeiner Feder floß. Seine glücklichen Naturanlagen gediehen nie zu völliger Reife, weil Jeniſch, höchſt reizbar und leidenſchaftlich geſtimmt, zu weit hinausſchweifte über die Schranken der ruhigen Meditation. Faſt in allen ſeinen Anſichten paarte ſich das Vortreffliche mit dem Einſeitigen, Übertriebenen und Halbwahren. Sein Gedankenſyſtem ward völlig zerrüttet, als er ſich mit unglaublicher Geiſtesanſtrengung dem Studium der kritiſchen Philoſophie zuwandte. Zu empörender Bitterkeit verleitete ihn die Zerriſſenheit ſeines Innern in der Schrift: Über Gottesverehrung und kirchliche Reformen [13]), wiewol dies Werk auch manche beherzigenswerthe Wahrheiten über Liturgie und Predigtweſen enthielt. Wenige Monate vor ſeinem Tode ſchrieb er die Vorrede zu ſeiner Kritik des dogmatiſch-idealiſchen und hyper-idealiſchen Religions- und Moralſyſtems [14]). In dieſem Werke war Jeniſch als entſchiedener Vertheidiger der Gefühlsreligion auf-

1) Vgl. Allgem. teutſche Bibliothek. 82. Bd. S. 253 fg. 83. Bd. S. 548. Vgl. die angeführte Bibliotb. 97. Bd. S. 135 fg. 2) Berlin 1789. Vgl. Ebend. 97. Bd. S. 135 fg. 3) Berlin 1789. 4) Berlin 1789. Vgl. Allgem. teutſche Bibliothek. 2. Bd. S. 425 fg. 5) Ebend. 1795. 6) Danzig 1791.

7) Berlin 1796. 8) Ebend. 1800. 1801. 3 Thle. (Auch unter den beſondern Titeln: Culturcharakter des 18. Jahrh., nach bürgerlicher Verfaſſung, Sittlichkeit, Kunſtgeſchmack und Wiſſenſchaft; Charaktergemälde der Nationen und Staaten Europa's; Culturgeſchichte des 18. Jahrh.) 9) Ebend. 1801. 10) Ebend. 1802. 2 Thle. 11) Berlin 1794. 2 Bde. Vgl. Nationalzeitung der Teutſchen. 1794. Nr. 75 und 94. Proben dieſes Gedichtes waren früher in der berliner Monatsſchrift (1791. 17. Bd. 1793. 22. Bd.) und im neuen teutſchen Merkur (1792. 8. St.) erſchienen. 12) Berlin 1797. 13) In beſonderer Hinſicht auf die von Friedrich Wilhelm III. dem preußiſchen Oberconſiſtorium abgefoderten Vorſchläge zur Beförderung eines echt religiöſen Volksſinnes (Berlin 1802). 14) Nebſt einem Verſuche, Religion und Moral von philoſophiſchen Syſtemen unabhängig zu begründen, und zugleich die Theologen aus der Dienſtbarkeit zu befreien, in welche

Digitized by Google

getreten. Er vermochte ſich indeſſen nicht aufrecht zu erhalten an dieſer zerbrechlichen Stütze und endete ſein Leben in einem Anfall von Schwermuth in der Spree den 9. Febr. 1804 [15]). (*Heinrich Döring.*)

JENISCHEHR, 1) das alte Lariſſa Theſſaliens, eine äußerſt gewerbſame Handelsſtadt in einer herrlichen Gegend am Salambria im Sandſchak Tirhala des europäiſch-osmaniſchen Ejalets Rumili, iſt mit Mauern verſehen, hat einen griechiſchen Erzbiſchof, viele griechiſche Kirchen, 22 Moſcheen, bedeutende Färbereien (Rothgarn), Saffian- und Tabaksfabriken, Seiden- und Baumwollenweberei, guten Weinbau und lebhaften Verkehr mit Janina, Salonik und Morea. Die Zahl der Häuſer beläuft ſich auf 4000 mit 25,000 Einwohnern. 2) Auch Janissari, ein Vorgebirge im türkiſch-aſiatiſchen Sandſchak Bigha, ſ. unt. d. Art. Osmanisches Reich S. 336. (*R.*)

JENISCHOWITZ, Groß- auch Großjene, ein zur Herrſchaft des Großherzogs von Toscana Tachlowitz gehöriges Dorf im rakonitzer Kreiſe des Königreichs Böhmen, weſtwärts von Prag an der von Buſin nach Straſchitz führenden Nebenſtraße in mittelgebirgigen Gegend gelegen, 1¼ Meile von der Hauptſtadt entfernt, mit 93 Häuſern, 540 czechiſchen Einwohnern und einem überaus guten Boden, von dem in frühern Zeiten das Sprüchwort ging, daß Jeniſchowitz allein hinlänglich wäre, um die ganze prager Kleinſeite mit Getreide zu verſehen. Am 16. Auguſt 1253 ſchenkte König Wenzel I. von Böhmen dieſes Dorf ſammt dem Patronatsrechte über die Kirche zu Drewnitz den Kreuzherren an der prager Brücke.

(*G. F. Schreiner.*)

JENISSEI, einer der gewaltigſten Ströme des Erdbodens und im ruſſiſchen Reiche außer allem Zweifel der größte. Seine Quelle iſt auf dem flachen, welligen, offenen und ſehr hohen tibetſchen Gebirge in Hochaſien, nach den Karten unter dem 49° n. Br. und dem 107° ö. L. Er fließt ununterbrochen von Süden nach Norden zu, nimmt eine Menge Nebenflüſſe auf (die unten genannt werden), und fällt nach einem Laufe von mehr als 700 Meilen durch die lange und ſchmale nach ihm benannte Bai der 72 Inſeln ins Eismeer. Die Tataren und Mongolen nennen ihn von ſeiner Quelle an bis an die in ihn mündende obere Tunguska Kem, die Oſtjaken Guk oder Choſek (den großen Fluß), die Tunguſen Jehanneſes (nach ihrer Ausſprache Jeanedſi), die Ruſſen vom Urſprunge bis zur ruſſiſchen Grenze mit den Mongolen Kem, und im ruſſiſchen Gebiete Jeniſſei, wahrſcheinlich vom tunguſiſchen Jeanedſi. Er bildet ſich durch die Vereinigung der beiden Flüſſe Ulukem und Weikem, die in der chineſiſchen Soongarei entſpringend, unter dem 51° 30′ n. Br. und unter dem 111° öſtl. L. zuſammenkommen, ſtrömt mitten durch Sibirien, über ein ſteiniges, von hohen Bergen und Felſen eingeſchloſſenes Bett und wird zuerſt bei Abakansk ſchiffbar. Bei Jeniſſeisk iſt er im Herbſte bei flachem Waſſer ſchon 570 Klafter, im Frühjahre hingegen bei hohem Waſſer 795 Klafter breit. Zwiſchen Krasnojarsk und Jeniſſeisk hat er einige, doch nicht gefährliche Waſſerfälle. Am ſicherſten iſt er von der letztern Stadt bis Turuchansk (Mangaſea) zu befahren. Unterhalb dieſer Stadt nach Sekalino hin, wo er einen Buſen bildet, hat er eine außerordentliche Breite, die (nach Pallas) bei Frühlingsfluthen an 1¼ Meile beträgt. In gerader Linie würde er 430 Meilen lang ſein, mit ſeinen Krümmungen hingegen iſt er über 700 teutſche Meilen lang. Auf ſeiner ganzen Länge werden an ſeinen Ufern Elefanten-, auch Mammuthsknochen angetroffen. Er hat einen überaus reißenden Strom und viele Inſeln, doch fließt er gegen ſeine Mündung zu ſo ſanft, daß man den Strom kaum bemerkt, und iſt überaus fiſchreich. Er mündet ſich durch einen 2—7 teutſche Meilen breiten, inſelreichen Buſen in den Polarocean. Seine Mündung wird ſelbſt im Juni bei einem Nordwinde mit Eis aus dem Eismeere angefüllt, und nur bei Südwinden iſt deſſen tiefer Buſen im Sommer von Eiſe frei. Dieſe Ungewißheit macht die Schiffahrt auf dem Fluſſe bis an die Küſten des Polarmeeres ſehr zweifelhaft.

In den Umgegenden des Jeniſſei und ſeiner Nebenflüſſe ziehen und wohnen außer den Grenzen und im Gebirge Mongolen, Soongaren, Sajanen, Beltiren, und im flachen Lande Katſchinzen, Oſtjaken, Burätten, Tunguſen und andere ſibiriſche Völkerſchaften, in den obern Gegenden auch viele Ruſſen. Zwiſchen dem Ob und Jeniſſei zieht ein Landrücken dem letztern ziemlich parallel und meiſtens nahe; ein ähnlicher zwiſchen dem Jeniſſei und der Lena, ſtreicht der Lena näher, daher der Jeniſſei an der Linken nur kurze, an der Rechten hingegen größere und längere Flüſſe erhält. Mehre der Ob- und Jeniſſei- und der Jeniſſei- und Lenaflüſſe haben ihre Quellen ſo nahe, daß durch kurze Kanäle unter denſelben leicht Gemeinſchaft und eine Waſſerfahrt vom öſtlichſten Sibirien bis an den Ural, und wenn Tobolflüſſe mit Kamaflüſſen vereinigt würden, bis ins kaspiſche Meer, ins ſchwarze Meer, ja in die Oſtſee, auch durch Verbindung der Kama mit der Dwina, nach dem weißen Meere bewerkſtelligt werden könnte.

Das Flußſyſtem des Jeniſſei iſt von einem ſehr bedeutenden Umfauge. Von ſeiner Quelle an gerechnet fallen in dem ruſſiſchen Gebiete folgende Flüſſe in denſelben: 1) von der rechten Seite, der Ur, die Tuba, Mana, der Kan, die Bachta, die obere, mittlere und untere Tunguska. Die obere Tunguska entſteht aus der Vereinigung der untern Angara und des Jlim. Jene kommt aus dem Baikalſee und fließt 142 Meilen nördlich durch eine gemäßigte, fruchtbare und gut angebaute Gegend, und wird nach der Aufnahme des Jlim Tunguska genannt. Dieſe hat gleich Anfangs fünf Fälle, unter denen der eine, vier Klafter hoch, gefährlich iſt; nachher wird ſie ſchiffbarer, und endet nach

---

ſie ſich ſeit langer Zeit an die Philoſophie verkauft haben (Leipzig 1804).

15) Einer minder verbürgten Nachricht zufolge ſoll Jeniſch heimlich aus Berlin entwichen und in ein Kloſter gegangen ſein. Vgl. über ihn Allgem. Literaturzeitung. 1804. Intelligenzblatt Nr. 100. Heinrich Döring, Die gelehrten Theologen Teutſchlands. 2. Bd. S. 20 fg. Baur's neues hiſtor.-biogr.-liter. Handwörterbuch. 6. Bd. S. 674 fg. Schmidt's und Mehring's neueſtes gelehrtes Berlin. 1. Th. S. 222 fg. Meuſel's gelehrtes Teutſchland. 3. Bd. S. 526 fg. 10. Bd. S. 22 fg. 11. Bd. S. 397 fg. 14. Bd. S. 231.

Digitized by Google

einem weſtlichen Laufe von beinahe 70 Meilen oberhalb Jeniſſeisk. Unter allen Nebenflüſſen des Jeniſſei iſt die obere Tunguska der wichtigſte; ſie verbindet den Baikalſee, aus welchem ſie kommt, mit dem Jeniſſei, in den ſie ſich ſüdlich von Jeniſſeisk ergießt, und hat ihr eigenes, ziemlich ausgebreitetes Waſſerſyſtem. 2) Von der linken Seite fallen in den Jeniſſei: der Kemtſchug, Abakan, Kem, Sim, Kaß, der Jelogui, Turukan und einige andere minder bedeutende. Die wichtigſten ſind der Abakan und Turukan. Man vergleiche hierbei Pallas' Reiſen, Bd. 3. Georgi, Beſchreibung des ruſſiſchen Reichs, Bd. 1. S. 348 fg. (ſehr ausführlich und genau). Friebe, Rußlands Handel ꝛc. Bd. 3. Beſchreib. des ruſſ. Reichs von Schäffer, Bd. 2. Wichmann, ruſſ. Monarchie, Th. 1. Makinowitz, geographiſches Wörterb. des ruſſ. Reichs. Gmelin's Reiſen durch Rußland, durch Sibirien ꝛc. (*J. C. Petri.*)

JENISSEISCHES GEBIRGE, am rechten Ufer des Stromes gleiches Namens im aſiatiſchen Rußland (Sibirien), gegen die Uda und Tunguska, zwei anſehnliche Flüſſe, abfallend. Es iſt reich an Kupfer, aber zum Theil wild und ſchwer zu beſteigen. Ein Zweig deſſelben zieht ſich hoch nach Norden hinauf und endet theils am Ocean, theils am linken Lenaufer, iſt aber bis jetzt ſo wenig bekannt, daß es nicht einmal einen eigenen Namen führt. (*J. C. Petri.*)

JENISSEISK, eine Kreisſtadt am linken Ufer des Jeniſſei, in dem Gouvernement Tomsk in Sibirien, unter dem 58° 27′ 18″ n. Br. und unter dem 109° 38′ 30″ öſtl. L. Der Fluß hat hier eine Breite von 570, bei hohem Waſſer von 796 Klafter, und iſt vom October bis in den April zugefroren. Die Lage der Stadt iſt niedrig, aber angenehm, nur daß ſie oft Überſchwemmungen ausgeſetzt iſt. Sie iſt ſeit 1618 angelegt, nach alter Manier befeſtigt, hat 4 Kirchen, 2 Klöſter, über 860 Häuſer und 8000 Einwohner, welche einen beträchtlichen Handel, beſonders mit Getreide und Pelzwerk, treiben. Der Handel geht größtentheils zu Waſſer, und alle chineſiſche und oſtſibiriſche Producte und Waaren, welche auf dem Waſſerwege nach Europa gehen, und alle europäiſche Artikel, die dieſen Weg nach Irkutzk und China nehmen, werden hier durch gebracht. Im Auguſtmonat, wenn die Schiffahrt am lebhafteſten iſt, wird eine anſehnliche, faſt von allen ſibiriſchen Kaufleuten, beſonders aus Tomsk, Tobolsk, Irkutzk und Jakutzk, ſelbſt aus Moskau, beſuchte Meſſe gehalten, und ein ſehr beträchtlicher Um- und Abſatz bewirkt. Einem großen Verluſte ſind aber auch nicht ſelten die Kaufleute dadurch ausgeſetzt, daß, wenn ſie ſich bis weit in den September verſpäten, ihre Fahrzeuge einfrieren, wodurch, wenn alsdann die Waaren zu Lande fortgeſchafft, oder gar liegen bleiben müſſen, ein großer Theil des Gewinnes verloren geht. Außer der Meßzeit unterhält die Stadt vom Mai bis in den September eine faſt ununterbrochene vierfache Schiffahrt: nach Krasnojarsk, Turuchansk, Irkutzk und Jakutzk. S. Pallas' Reiſen Th. 3. Herrmann's Beiträge ꝛc. Th. 1. Müller's Sammlungen ꝛc. Th. 3. Gmelin's Reiſe, Th. 3. Georgi, Naturhiſtor. Beſchreib. Th. 2. Brömſen, Geographie ꝛc. Th. 2. Friebe, Rußlands Handel Th. 3. u. a. m. (*J. C. Petri.*)

Jenit (Mineral.), ſ. Lievrit.

Jenitscheri, ſ. Janitscharen.

JENKE, auch JENKOVCZE und JENKOWCI, ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf im nagykaposer Gerichtsſtuhle (Processus) der unghvárer Geſpanſchaft im Kreiſe dieſſeit der Theiß Oberungarns, an dem von Németi herabkommenden Bache gelegen, eine Meile weſtnordweſtwärts von Unghvár, mit 83 Häuſern, 725 meiſt ſlowakiſchen Einw., worunter ſich 398 Katholiken, 213 Proteſtanten und 111 Juden befinden, einer eigenen katholiſchen Pfarre (des Bisthums Szathmar), einem Paſtorate der Evangeliſchen helvetiſchen Confeſſion, einer katholiſchen Kirche, einem Bethauſe der Reformirten, einer jüdiſchen Synagoge und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

JENKIN (Robert). Dieſer bei den Engländern nicht unangeſehene Schriftſteller wurde im J. 1656 zu Minſter auf der Inſel Thanet geboren, beſuchte, nachdem er ſich die nöthigen Vorkenntniſſe erworben, die Univerſität zu Cambridge, wurde daſelbſt 1680 Collegiat, 1711 Doctor und Profeſſor der Theologie, verlor aus politiſchen Urſachen ſeine Ämter, und ſtarb 1727 zu Norfolk bei ſeinem Bruder. Seine Hauptſchrift in engliſcher Sprache führt den Titel: The Reasonableness and Certainty of the Christian Religion. Sie erlebte von 1697—1721 fünf Auflagen, und Lowndes (Bibliographers Manual, Art. Jenkin) nennt ſie a work of learning and research, containing a very considerable portion of correct and useful informatio. *). (*G. M. S. Fischer.*)

JENKINSON (Anton). Zu einer alten aus Yorkſhire ſtammenden Familie gehörend, erwählte Jenkinſon zu ſeinem Berufe den Kaufmannsſtand, und zeichnete ſich bald ſo aus, daß ihn die damals exiſtirende, ſogenannte Moscowitiſche Compagnie im J. 1557 abſchickte, um eine Handelsverbindung mit dem innern Aſien anzuknüpfen. Hierin durch die usbeckiſchen Tataren geſtört, hielt er ſich längere Zeit in Rußland auf, in welches Land er ſpäter noch dreimal reiſte, und zwar einmal als Geſandter der Königin Eliſabeth. Von Rußland aus reiſte er nach Perſien, wo er ſelbſt am Hofe gut aufgenommen wurde. Seine Reiſen ſind nicht blos für den Handelsſtand, ſondern auch für die gelehrte Welt namentlich dadurch von Bedeutung, daß er die Breitengrade an Ort und Stelle aufnahm. Seine gemachten Beobachtungen legte er in Briefen nieder, welche er der gedachten Geſellſchaft, ſowie einigen Freunden zuſandte, und Hakluyt und Purchas haben ſie in ihre Sammlungen aufgenommen, wie man ſie auch in dem Recueil des voyages au Nord findet. Seine Reiſe nach Perſien iſt wirklich und nicht blos, wie

*) Man hat außerdem folgende Schriften von ihm: Hiſtoriſche Prüfung des Anſehens der allgemeinen Kirchenverſammlungen. Eine Vertheidigung des Biſchofs Lake; das Leben des Apollonius Tyanäus, aus dem Franz. überſetzt; und endlich: Defensio St. Augustini adversus Joh. Phereponi animadversiones (Lond. 1728). Das letztere Werk gehört zu Jenkin's beſten Leiſtungen.

Digitized by Google

Jöcher vermuthet, unter dem Titel: The voyages of Persia by the merchants of London herausgekommen. Einen Auszug ſeiner Reiſebeſchreibung in die Bucharei findet man in der allgemeinen Hiſtorie der Reiſen, 7. Th. S. 519, und unvollkommen iſt die Reiſe nach Perſien in Elzevir's Persia p. 275—279 enthalten. Einer ſeiner Nachkommen war Charles Jenkinſon, welcher ſich als Buchhändler in London auszeichnete. (*G. M. S. Fischer.*)

Jenkinsonia (Bot.), ſ. Pelargonium.

Jenkovcze, Jenkowci, ſ. Jenke.

JENKOWITZ, auch JENIKOWITZ, ein zur fürſtlich Colloredo-mannsfeldiſchen Herrſchaft Opocna gehöriges Dorf im königgrätzer Kreiſe des Königreichs Böhmen gelegen, zwei Stunden weſtſüdweſtwärts von dem Hauptorte der Herrſchaft entfernt, nach Hohenbruck (Vicariatsdiſtrict Hohenbruck, Bisthum Königgrätz) eingepfarrt, mit 89 Häuſern, von denen 10 mit 58 Einwohnern zur Stadt Hohenbruck gehören, 540 czechiſchen Einwohnern, welche vom Feldbaue leben und eine Hebamme unter ſich zählen, einer den heil. Apoſteln Peter und Paul geweihten katholiſchen Filialkirche, einem herrſchaftlichen Meierhofe mit einer Schäferei, einem Jägerhauſe, einer Ziegelbrennerei und einem Wirthshauſe. (*G. F. Schreiner.*)

JENMOO, ein kleines Fürſtenthum Vorderindiens, Provinz Oriſſa, Diſtrict Cuttak. Es gehört zu den 29 kleinen Vaſallenfürſtenthümern der Ghurjaut und zahlt nach Walter Hamilton's Angabe jährlich 620 Rupien Tribut an die britiſche Regierung, iſt aber den britiſchen Geſetzen und Einrichtungen nicht unterworfen. (*J. C. Schmidt.*)

JENNE, auch JINNIE und GINNIE genannt, Stadt und Handelsplatz am nördlichen Ufer des Niger und unterhalb des Landſees Dibbie im Innern Afrika's, im ſogenannten Sudan, ungefähr unter 14° 10′ nördl. Br. gelegen, wird von manchen Geographen zum Negerkönigreiche Maſina gerechnet, mag aber wol von dem mächtigern Nachbarreiche Bambarra abhängen. Der größere und mächtigere Theil der Einwohner ſollen Mauren ſein, in deren Händen ſich auch die Regierung der Stadt befindet. Noch kein Europäer hat uns aus eignem Anſchauen eine vollſtändige Beſchreibung dieſer Stadt geliefert, und unſere Nachrichten beſtehen daher nur in Notizen von Eingeborenen geſammelt, die ſehr oft einander widerſprechen. Mungo Park, der auf ſeinen beiden Reiſen der Stadt ziemlich nahe war, hat uns jedesmal verſchiedene Angaben geliefert. So viel geht aus allen Nachrichten hervor, daß Jenne eine blühende Handelsſtadt iſt, wo namentlich von den Mandingokaufleuten ein lebhafter Zwiſchenhandel mit dem Sudan und Senegambien betrieben wird. Berühmt ſind die Goldarbeiten von Jenne, die einen wichtigen Handelsartikel ausmachen und durch Sennaar nach den Häfen des rothen Meeres ausgeführt werden. (*J. C. Schmidt.*)

JENNELT, Königr. Hanover, Fürſtenth. Oſtfriesland. Eine der ſogenannten Herrlichkeiten, das Pfarrdorf (37 H. und 222 E.) mit dem ritterſchaftlichen Gute umfaſſend. (*Crome.*)

Jenner, ſ. Januar.

JENNER. Ein ſehr zahlreiches patriciſches Geſchlecht zu Bern, aus welchem ſich viele theils in Staatsämtern, theils in franzöſiſchen, niederländiſchen und ſavoyſchen Kriegsdienſten bekannt gemacht haben; beſonders iſt zu bemerken Samuel, geb. 1705, der theils im öſterreichiſchen Erbfolgekriege bei den Belagerungen von Brüſſel, Mons und Namur 1746, in der Schlacht bei Raucour, wie in dem Treffen bei Laffelde 1747, theils während des ſiebenjährigen Krieges ſich ausgezeichnet hat, unter andern durch Deckung des Rückzuges der Franzoſen nach der Niederlage bei Warburg an der Dimel 1760. Im J. 1774 verließ er die Kriegsdienſte und ſtarb 1779 als Landvoigt zu Romainmoutier. (*Escher.*)

JENNER (Edward), wurde am 17. Mai 1749 zu Berkeley, einem Flecken in der engliſchen Grafſchaft Gloceſterſhire, als dritter Sohn ſeiner Ältern geboren. Der Vater bekleidete die Stelle eines Vicarius, und ſtarb ſchon im J. 1754. Dieſer Verluſt wurde jedoch einigermaßen durch die theilnehmende Sorgfalt des ältern Bruders, Stephan Jenner, ausgeglichen. Schon in der frühern Schulzeit gab ſich eine Neigung Jenner's zur Naturwiſſenſchaft darin zu erkennen, daß er Foſſilien und andere Naturalien ſammelte. Er entſchied ſich für das Studium der Arzneikunde, und kam deßhalb, nach engliſchem Gebrauche, zunächſt zu einem Chirurgen, Namens Daniel Ludlow in Sodbury unweit Briſtol, in die Lehre. Von hier begab er ſich, zu weiterer wiſſenſchaftlicher Ausbildung, im J. 1770 nach London. In des berühmten Anatomen und Wundarztes John Hunter Hauſe lebte er zwei Jahre mit Eifer der Wiſſenſchaft, und es wurde der Grund zu der engen freundſchaftlichen Verbindung zwiſchen beiden Männern gelegt, die von einem anhaltenden Briefwechſel Beider begleitet war.

Noch während Jenner's Aufenthalts bei Hunter, im J. 1771, kehrte Cook von ſeiner erſten Reiſe zurück. Jenner übernahm auf Hunter's Vorſchlag die Ordnung und Aufſtellung der durch Joſeph Banks geſammelten Naturalien, und führte dieſen Auftrag zu ſolcher Zufriedenheit aus, daß man ihm die Stelle des Naturforſchers für die im folgenden Jahre zu unternehmende zweite Reiſe Cook's anbot. Rückſichten der Dankbarkeit gegen ſeinen ältern Bruder ließen ihn jedoch das glänzende Anerbieten ablehnen, und er ließ ſich 1772 als Chirurg in ſeinem Geburtsorte nieder. Neben ſeiner mühſeligen Praxis beſchäftigten ihn hier naturgeſchichtliche und mediciniſche Unterſuchungen, die zum Theil in Hunter's Arbeiten eingeflochten ſind, zum Theil in mediciniſchen Vereinen (der medico-convivial Society zu Rodborough und der convivio-medical Society zu Alveſton) vorgetragen wurden, und auch in den Philosophical Transactions Aufnahme fanden. Die Fortpflanzung der Kröten, der Winterſchlaf des Igels, die Wärme verſchiedener Thiere, die Verſteinerungen, die Hydatiden im menſchlichen Körper, die beſte Bereitung des Brechweinſteins, waren Gegenſtände ſeiner Forſchung; beſonders aber verdient der wichtige Aufſatz in den Phil. Trans. vom J. 1778 Erwähnung: über die Art und Weiſe, wie der junge Kukuk gleich nach dem Ausbrüten im fremden Neſte, die Eier

Digitized by Google

oder andern ausgekrochenen jungen Vögel aus dem Neſte ſchafft.

Folgende Anekdote aus Jenner's Leben verdient Erwähnung, da ſie Zeugniß abgibt, in welchem Geiſte er ſich der Erforſchung der Natur widmete. Er befand ſich bei einem großen Gaſtmahle in Bath, als etwas aufgetragen wurde, zu deſſen Erwärmung ein Kerzenlicht nöthig war. Man warf die Frage auf, ob es beſſer ſein würde, den Gegenſtand etwas oberhalb der Flamme oder lieber in dieſelbe zu halten. Jenner bat ſich die Kerze aus. Er hielt einen Finger kurze Zeit mitten in die Flamme, mußte ihn aber ſogleich zurückziehen, als er ihn oberhalb der Flamme brachte. Hier, meine Herren, ſagte er, haben Sie einen klaren Beweis. Dieſes originelle Verfahren erregte die Aufmerkſamkeit des anweſenden Generals Smith, der Jenner'n vorher nicht gekannt hatte, ihn aber nichtsdeſtoweniger am folgenden Tage beſuchte, um ihm eine Anſtellung in Oſtindien anzubieten, die ihm jetzt gutes Einkommen, ſpäterhin eine Jahresrente von 300 Pfund gewährte. Nach einer Berathung mit ſeinem Bruder ſchlug Jenner dieſes Anerbieten aus. Ebenſo lehnte er auch Hunter's, vielleicht im J. 1775 gemachten Vorſchlag ab, als Lehrer an einer größern Lehranſtalt für Naturgeſchichte, menſchliche und vergleichende Anatomie, die Hunter zu errichten Willens war, Theil zu nehmen. Er blieb in ſeinem Geburtsorte Berkeley, und verheirathete ſich daſelbſt am 6. März 1788 mit Katharine Kingscote, die ihm am 24. Januar 1789 ſeinen älteſten Sohn Edward gebar. Die Beſorgung der ärztlichen und wundärztlichen Praxis wurde ihm allmälig zu beſchwerlich; er beſchloß deshalb, den wundärztlichen Theil derſelben abzugeben, und blos die innere Praxis beizubehalten; zu welchem Ende er 1792 die mediciniſche Doctorwürde zu St. Andrews in Schottland erwarb. Seit 1798 lebte er, aus nachher anzuführenden Gründen, häufig in London, ſein eigentlicher Wohnort war aber in den ſpätern Jahren Cheltenham und Berkeley; im letztgenannten Orte ſtarb er am 26. Januar 1823 in einem Alter von 74 Jahren, wahrſcheinlich an einem Schlagfluſſe.

Jenner war von mittlerer Statur und hatte einen kräftigen Körperbau. Er war in jeder Hinſicht als Menſch achtbar. Er war ein Freund geſellſchaftlicher Unterhaltung und nahm bis ins ſpäteſte Alter voll Heiterkeit an Geſellſchaften Theil; er liebte Muſik und Poeſie. Ein treffliches Gedicht, worin alle Vorzeichen des Regens aufgeführt werden, findet ſich in der Lebensbeſchreibung Jenner's, welche Choulant in den Zeitgenoſſen (1 Bd. 7. Heft 1829) niedergelegt hat. Eine zwar voluminöſere, aber an innerem Werthe der ebengenannten weit nachſtehende Lebensbeſchreibung erſchien 1827 in London von Dr. John Baron, in deſſen Händen Jenner's literariſcher Nachlaß ſich befindet, unter dem Titel: **The Life of Edward Jenner, M. D. etc., with Illustrations of his doctrines, and selections from his correspondence. XXIV.** und 624 S.

Jenner's großes Verdienſt, wodurch er ſich unvergänglichen Ruhm erwarb, iſt die Entdeckung der gegen die Pocken ſchützenden Kraft, welche die Einimpfung der Kuhpocken beſitzt. Wenn auch dieſe Schutzkraft der Vaccine vor Jenner angeblich beobachtet, oder gleichzeitig neben Jenner erkannt wurde, wie es im Holſteiniſchen durch einen Schullehrer Platt im J. 1791 geſchah, ſo iſt doch Jenner der Mann, der die nähern Verhältniſſe der Vaccination ſorgfältig unterſuchte, auf deſſen Autorität hin die Kuhpockenimpfung innerhalb weniger Jahre in allen Welttheilen ausgebreitet wurde, und der alſo mit vollem Rechte als der Entdecker derſelben bezeichnet werden darf. Bereits vor dem J. 1770, als ſich Jenner noch beim Wundarzte Ludlow in Sodbury befand, wurde ſeine Aufmerkſamkeit auf die ſchützende Kraft der Kuhpocken gelenkt. Eine Bäuerin, die den Wundarzt conſultirte, erklärte nämlich, als die Rede auf die Menſchenpocken kam, ſie könne dieſe nicht bekommen, weil ſie die Kuhpocken gehabt hätte. Jenner theilte dieſe in Glouceſterſhire verbreitete Anſicht ſeinem Lehrer Hunter mit, er ſprach mit ſeinen Kunſtgenoſſen in der Umgebung von Berkeley davon, fand aber nirgends Anklang. Nichtsdeſtoweniger begann er, von der Wichtigkeit des Gegenſtandes durchdrungen, ernſtlichere Unterſuchungen auf den Meiereien in Glouceſterſhire, ſeit dem J. 1775. Er fand viele Perſonen, die nie Menſchenpocken gehabt hatten, und die ſich auch dagegen geſchützt glaubten, weil ſie die Kuhpocken durch Anſteckung von Kühen gehabt hatten. Dagegen fand er auch mehre Individuen, die früher von Kuhpocken angeſteckt und ſpäterhin dennoch von den Menſchenpocken befallen worden waren. Die Unterſuchung der an den Eutern der Kühe vorkommenden puſtulöſen Ausſchläge belehrte ihn, daß dieſe ſehr verſchiedenartig ſind, daß aber nur eine einzige Art, die echte Kuhpocke, gegen die Menſchenpocken ſchützt. Leider fanden ſich aber Fälle, wo Perſonen durch echte Kuhpocken angeſteckt waren, und gleichwol ſpäterhin von den Menſchenpocken ergriffen wurden. Jenner überzeugte ſich nun in den Meiereien, daß die Ausſchläge an den Händen der Milchmädchen, die von echten Kuhpocken herrührten, ein verſchiedenartiges Ausſehen hatten, je nachdem die Anſteckung in einem frühern oder ſpätern Stadium der Kuhpockenentwickelung erfolgt war, und dadurch löſte ſich denn die zuletzt genannte Schwierigkeit. Es bedarf nicht nur echter Kuhpocken, um gegen die Menſchenpocken zu ſchützen, ſondern dieſe wirken auch nur in einem gewiſſen Zeitraume der Entwickelung ſchützend. Im J. 1788 konnte er mehren Kunſtgenoſſen in London genaue Zeichnungen der echten Schutzpocke, wie ſie an den Händen der Melkerinnen vorkommt, vorzeigen. War nun Jenner auch um dieſe Zeit ſchon genugſam überzeugt, daß die unmittelbar von den Kühen übertragene Krankheit gegen die Menſchenblattern ſchützt, ſo war nun noch die wichtige Frage zu erörtern, ob ſich nicht die ſchützende Kuhpocke ebenſo von einem Menſchen auf den andern, wie von Kühen auf den Menſchen, übertragen laſſe, und ebenſo ſchützend wirke. Der 14. Mai 1796 iſt der in der Geſchichte der Medicin ſo denkwürdige Tag, an welchem Jenner zum erſten Male aus der Schutzpockenpuſtel einer angeſteckten Melkerin einen achtjährigen Knaben, Namens James Phipps, impfte; dieſe Impfung zeigte ſich durchaus erfolgreich, indem man bald nachher die Einimpfung der Menſchenpocken vergeblich an dem

Digitized by Google

Knaben verſuchte. Zufälligerweiſe verſchwanden damals die Kuhpocken in den Meiereien von Glouceſterſhire; erſt im J. 1798 erſchienen ſie wieder, und nun verſuchte Jenner die Fortimpfung durch fünf Generationen mit Glück. Jetzt glaubte er in ſeinen Unterſuchungen ſo weit gekommen zu ſein, daß er ſie veröffentlichen könnte. Er wollte dazu die **Philosophical Transactions** wählen, gab aber dann eine beſondere Schrift darüber heraus. Nach einer Angabe wäre der Grund hiervon kein anderer geweſen, als weil er von der königl. Geſellſchaft, der die Abhandlung eingeſchickt worden war, die Antwort erhielt: er möge doch den durch die bisherigen Abhandlungen erlangten Ruhm nicht durch die gegenwärtige aufs Spiel ſetzen. Die denkwürdige Schrift führt den Titel: **An inquiry into the causes and effects of the variolae vaccinae, a disease discovered in some of the western counties of England, particularly Gloucestershire, and known by the name of the Cow-pox (Lond. 1798. 4.) 75 p. with plates.** (Ins Teutſche überſetzt von Georg Friedrich Ballhorn [Hanov. 1799]. Ins Lateiniſche, zugleich mit zwei andern im J. 1799 von Jenner herausgegebenen Schriften, von Aloyſius Careno unter dem Titel: **Jenneri disquisitio de causis et effectibus variolarum vaccinarum. [Vindob. 1799. 4.]** Ins Franzöſiſche von de la Roque [Lyon 1800]. Ins Italieniſche von Luigi Careno [Pavia 1800]. Ins Holländiſche von L. Davids [Harlem 1801]). Die Mittheilungen in dieſer Schrift über das Verhältniß der Kuhpocken zu den Menſchenpocken waren ſchon ziemlich vollſtändig. Namentlich wird darin berichtet, daß in mehren Fällen ſehr lange Zeit nach vorgängiger Kuhpockenanſteckung die Einimpfung der Kuhpocken (die neuerer Zeit empfohlene Revaccination) fruchtlos verſucht wurde, zum Beweis, daß einmalige gehörige Impfung vollkommen ſchützt. Der verfloſſene Zeitraum betrug in der erſten Beobachtung 25 Jahre, in der zweiten 27, in der vierten ſelbſt 31 Jahre. Er berichtet (was in Berkeley ganz bekannt war), daß Perſonen, welche die Menſchenpocken überſtanden haben, keine gehörig verlaufenden Kuhpocken durch Einimpfung bekommen.

Um den in der Schrift aufgeſtellten Behauptungen Glaubwürdigkeit verſchaffen zu können, begab er ſich im Frühjahre 1798 nach London, fand aber während eines 11 wöchentlichen Aufenthalts keine Gelegenheit zur Vaccination. Er überließ dem Wundarzte Henry Cline einen Theil der Kuhpockenlymphe, der ſich nach Jenner's Abreiſe durch einige im Thomashoſpitale vorgenommene Impfungen von der Richtigkeit der Sache überzeugte, und Jenner'n zu bewegen ſuchte, er möge London zu ſeinem Wohnſitze erwählen, wo er durch das Impfgeſchäft eine jährliche Einnahme von 10,000 Pfund bekommen würde.

Der Arzt am großen londoner Inoculationshoſpital für Menſchenpocken, William Woodville, mußte natürlich großes Intereſſe an der von Jenner verkündigten Kuhpockenimpfung nehmen. Jenner konnte ſeinem Geſuche um Kuhpockenlymphe nicht nachkommen; Woodville verſchaffte ſich daher von pockenkranken Kühen in der Nähe Londons, im Januar 1799 Lymphe, und veranſtaltete nun gemeinſchaftlich mit Pearſon, der bereits eine Schrift über die Kuhpocken herausgegeben hatte, Impfungen, aber in einem mit Menſchenpocken-Contagium überfüllten Locale, und überhaupt mit Vernachläſſigung aller zweckmäßigen Vorſichtsmaßregeln. Deshalb gelangte er zu dem öffentlich bekannt gemachten Reſultate, daß die Vaccine ebenſo drohende allgemeine Krankheitszufälle hervorbringe, als die Menſchenpocken, und daß viele Vaccinirte einen Ausſchlag über den ganzen Körper bekämen, der kaum von den echten Menſchenpocken zu unterſcheiden wäre. Dies gab zu Jenner's zweiter Schrift Veranlaſſung, die den Titel führt: **Farther Observations on the Variolae vaccinae or Cow-pox (Lond. 1799. 4. 64. p.).** Bald nachher ging Jenner nach London, wo er ſich überzeugte, daß Woodville, deſſen beſondere Schrift über die Vaccination, oder eigentlich gegen die Vaccination und gegen Jenner inzwiſchen erſchien, mit ganz unreiner Lymphe geimpft hatte. Es entſtanden mehre Streitſchriften, und die dritte Schrift Jenner's unter dem Titel: **Continuation of facts and observations relative to the variolae vaccinae, or Cow-pox (Lond. 1800. 4.).**

Die Angriffe des Dr. Benjamin Moſeley gegen die Vaccination, daß durch dieſelbe ein widerliches thieriſches Gift in den Organismus gebracht würde; die Angriffe eines alten londoner Arztes, William Rowley, der behauptete, daß durch die Vaccination der Menſch in ein thierähnliches Geſchöpf umgewandelt würde, was er ſogar durch Abbildungen darzuthun ſuchte, eine Anſicht, der auch der Wundarzt John Birch beiſtimmte, konnten der ſegensreichen Entdeckung nur wenig hindernd entgegentreten. Vielmehr breitete ſich die Vaccination ſchnell in Wien, Hanover, Berlin, bereits in J. 1799 aus; ebenſo in Nordamerika; 1800 in Frankreich, Spanien, ſelbſt in Conſtantinopel; 1801 bereits in Oſtindien ꝛc. Sehr wichtig war die frühzeitige Einführung, nämlich Anfangs 1801, auf der engliſchen Marine, durch Anregung des Doctors Gilbert Blanc. Dieſe Einführung der Vaccination wurde durch eine Denkmünze gefeiert, welche die Unterſchrift trägt: **Alba nautis stella refulsit.** Jenner wurde im J. 1800 dem Könige vorgeſtellt. Aus allen Welttheilen erhielt er Briefe, worin er um Überſendung guter Kuhpockenlymphe gebeten wurde, und alsbald beeiferte man ſich von allen Seiten, ihn zum Mitgliede gelehrter Geſellſchaften zu ernennen. Die Kaiſerin Marie von Rußland beehrte ihn unterm 10. Aug. 1802 mit einem eigenhändigen anerkennenden Schreiben nebſt einem Brillantringe. Im J. 1802 erkannte ihm das engliſche Parlament eine Nationalbelohnung von 10,000 Pfund Sterling zu, und im J. 1807 eine nochmalige Belohnung von 20,000 Pfund. Im J. 1804 ertheilte ihm die Stadt Cheltenham, in der er ſeitdem theilweiſe lebte, eine obrigkeitliche Ehrenſtelle, und im J. 1805 überſandte ihm die Stadt London in einer mit Diamanten verzierten Kapſel das Bürgerdiplom.

Im J. 1801 erſchien Jenner's **Account of the origin of the vaccine inoculation.** Ferner wurde Jenner zu Ehren im J. 1802, unter dem Patronat des Königs und der Königin, eine Anſtalt für zweckmäßige und an Armen unentgeltlich vorzunehmende Vaccination ge-

gründet, die im J. 1803 ins Leben trat, und den Namen Royal Jennerian Society annahm. Jenner wurde Präſident des ärztlichen Ausſchuſſes, ein Quäker, Dr. John Walker, wurde erſter Impfarzt. Die Anſichten des letztern über das Impfgeſchäft waren ſehr abweichend von denen Jenner's, und als drei Jahre ſpäter Walker reſignirte, ſo erhielt er einen Erſatzmann, der dem Geſchäfte nicht mit Fleiß und Treue oblag. Jenner verzweifelte deshalb an einer zweckmäßigen Wirkſamkeit der Jennerian Society, er beabſichtigte ein unter der Aufſicht des Collegiums der Ärzte und Wundärzte zu London ſtehendes Inſtitut, das auch am Ende des J. 1808 unter dem Namen National Vaccine Etablishment zu Stande kam und ſich bald einer gedeihlichen Blüthe erfreute.

Auch noch in den ſpätern Jahren fand Jenner Veranlaſſung, einiges über die Vaccination bekannt zu machen. Schon 1804 hatte er im Medical and Physical Journal über die durch Hautausſchläge modificirten Kuhpocken etwas bekannt gemacht; ſpäter erſchien: On the varieties and modifications of the vaccine pustule occasioned by an herpetic state of the skin (Cheltenham 1819. 4.). Ferner erſchien 1821 im Med. and Phys. Journal, ſowie im Edinburgh med. and surg. Journal (Hufeland's Journal 1822. Januar): Circular lettre on the causes of varioloids. Endlich erſchien noch: A letter to C. H. Parry on the influence of artificial eruptions in certain diseases incidental to the human body, with an inquiry respecting the probable advantages to be derived from farther experiments (Lond. 1822. 4.) 67 p.

Zahlreiche Denkmünzen ehren das Andenken eines Mannes, deſſen Entdeckung das wirkſamſte präſervative Cosmeticum enthält, das je erfunden wurde, deſſen Entdeckung präſervativ eine ſo große Anzahl von Menſchenleben gerettet hat und fortwährend rettet, wie es wol von keinem andern Mittel behauptet werden kann.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

JENNINGS, Grafſchaft des nordamerikaniſchen Freiſtaats Indiana, wird begrenzt von den Grafſchaften Delaware, Jackſon, Jefferſon, Scott und Ripley. Der White und deſſen Zuflüſſe bewäſſern die Grafſchaft, deren Bewohnerzahl gegen 3000 beträgt. Hauptort: Vernon am White mit einem Poſtamte und 500 Einwohnern.

(*J. C. Schmidt.*)

JENNY-MASCHINE, JENNY-MULE (Baſtard-Jenny) von Mule, Maulthier, eine von dem Engländer Richard Arkwright erfundene und nach ſeiner Frau Jenny benannte Spinnmaſchine, ſ. unt. Baumwollenmanufacturen, Krämpelmaschine und Spinnmaschine. (*R.*)

JENÖ, 1) ein auch Jeneö genanntes, ehemals dem Orden der Pauliner, jetzt aber dem ungariſchen Religionsfond gehöriges, großes Dorf der Herrſchaft Mágocs, im transmontaner Gerichtsſtuhle der baranyer Geſpanſchaft im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungarns, in gebirgiger Gegend gelegen, mit 128 Häuſern, 890 Einwohnern, welche theils Magyaren, größtentheils aber Teutſche, und unter ihnen 19 Juden, ſind, einer der Pfarre Göbri zugetheilten katholiſchen Filialkirche und ergiebigem Feldbaue. Die Bewohner ſind faſt ſämmtlich Katholiken. 2) Ein zur Abtei Telky der Schotten in Wien gehöriges Dorf im piliſer Gerichtsſtuhle der vereinigten Comitate Peſth, Piliſch und Sólth, im Kreiſe dißſeit der Donau Niederungarns, 2¼ Meile weſtnordweſtwärts von Oſen, am Gebirge gelegen, mit 84 Häuſern, 656 teutſchen, katholiſchen Einwohnern, welche ſich vom Feldbaue nähren, einer um das J. 1686 errichteten katholiſchen Pfarre von (1834) 879 Seelen, welche zum oſener Vicearchidiakonats-Diſtricte des graner Erzbisthums gehört, und unter dem Patronate des genannten Abtes ſteht, einer katholiſchen Kirche und einer Schule. 3) ein Tiſza-J. genanntes Prädium der heveſer Geſpanſchaft mit 14 Häuſern und 104 Einwohnern. 4) Mehre andere Prädien in verſchiedenen andern Comitaten des Königreichs Ungarn.

(*G. F. Schreiner.*)

JENÖ, Boros-J., 1) ein Bezirk oder Gerichtsſtuhl (Processus) der arader Geſpanſchaft im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, der nordöſtlichſte des Comitats, welcher im Oſten an Siebenbürgen grenzt, und außer 4 Marktflecken noch 79 Dörfer umfaßt. 2) Ein Marktflecken und Hauptort des Diſtricts gleiches Namens (n. Br. 46° 25′ 30″ ö. L. 39° 29′ 31″), welcher ſeinen Namen höchſt wahrſcheinlich von dem bedeutenden Weinbaue hat, den ſchon Kaiſer Probus durch ſeine Soldaten hier begründet haben ſoll, theils der Kammer und theils den adeligen Familien Atzél gehört, in waldigen Umgebungen, am weſtlichen Gebirgsabhange, an der von Zarand nach Boros-Sebes und Dézna führenden Straße am linken Ufer des weißen Körösfluſſes liegt, 453 Häuſer und 1634 ungariſche und wallachiſche Einwohner zählt, von denen ſich 1071 zur morgenländiſch-griechiſchen, 520 zur katholiſchen und 40 zur proteſtantiſchen Kirche bekennen, drei aber Juden ſind. Der Marktflecken hat eine eigene katholiſche Pfarre, welche zum cſanader Bisthume gehört, eine Pfarre der nicht unirten Griechen, eine katholiſche und eine morgenländiſch-griechiſche Kirche, eine Schule, ein altes Schloß, welches jetzt zum Speicher dient, beſuchte Jahrmärkte und ſtarken Weinbau. Boros-Jenö war einſt eine Stadt und iſt noch immer der Sitz eines griechiſchen Protopopen. 3) Ein teutſch Weindorf genanntes, dem ungariſchen Religionsfonds gehöriges Dorf im piliſer Gerichtsſtuhle der peſther Geſpanſchaft im Kreiſe diesſeit der Donau Niederungarns, an der von Oſen über Cſép nach Gran führenden Seitenſtraße, in gebirgiger Gegend liegend, 1¼ Meile nordweſtwärts von Oſen entfernt, mit 102 Häuſern, 712 katholiſchen, meiſt teutſchen Einwohnern, einer eigenen katholiſchen Pfarre, einer katholiſchen Kirche und einer Schule.

(*G. F. Schreiner* und *Gamauf.*)

JENÖ, Kis-J., 1) ein der königl. ungariſchen Kammer gehöriger Marktflecken im zaránder Gerichtsſtuhle (Processus) der arader Geſpanſchaft im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, am rechten Ufer des weißen Körosfluſſes, an der von Altarad nach Großwardein führenden Poſtſtraße, in der großen ungariſchen Ebene in waldreicher Gegend, mit 220 hübſchen Häuſern, 1739 meiſt wallachiſchen Einwohnern, welche vom Feldbaue und der Viehzucht leben und 1478 nicht unirte Griechen, 240 Ka-

Digitized by Google

tholiken und 21 Evangeliſche unter ſich zählen, mit einer eigenen Pfarre der nicht unirten Griechen, einer nach Tek (Bisthum Cſanad) eingepfarrten katholiſchen Filial- und einer Kirche der nicht unirten Griechen, einer Schule und einer Poſtſtation, welche mit Nagy-Zerind und Simánd Pferde wechſelt. 2) Ein dem Domcapitel zu Großwardein gehöriges großes Dorf im großwardeiner Gerichtsſtuhle der biharer Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Theiß in einem Seitenthale des rechten Ufers der ſchnellen Körös, beinahe zwei Meilen oſtnordoſtwärts von Großwardein entfernt, mit 192 Häuſern, 1156 magyariſchen Einwohnern, einer nicht unirt-griechiſchen und einer Pfarre der evangeliſchen helvetiſchen Confeſſion, einer griechiſchen Kirche, einem Bethauſe und einer Schule. 3) Ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf im devecſer Gerichtsſtuhle der veſzprimer Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungarns, am rechten Ufer des Tornafluſſes, an der von Jánoſháza nach Veſzprim führenden Straße, am Fuße bewaldeter Höhen gelegen, mit 82 Häuſern, 628 magyariſchen Einwohnern, welche nach Tüſkevár eingepfarrt ſind, und einer katholiſchen Filialkirche. In nicht großer Entfernung von dieſem Dorfe befindet ſich der ſeines guten Weines wegen in Ungarn berühmte Berg Somlyó. 4) Ein auch Jinomike, teutſch Klein-Jahren, genanntes, mehren Grundherren gehöriges Dorf im kiſ-ikloder Gerichtsſtuhle und obern Kreiſe der dobokaer Geſpanſchaft im Lande der Ungarn des Großfürſtenthums Siebenbürgen, in einem Seitenthale des linken Ufers der kleinen Számos, in gebirgiger Gegend gelegen, von Wallachen bewohnt, mit einer Pfarre und Kirche der unirten Griechen.

(*G. F. Schreiner* und *Gamauf.*)

JENOTAEWKA, ein Kreis in der aſiatiſch-ruſſiſchen Statthalterſchaft Aſtrachan, mit der Kreisſtadt Jenotajewsk. Er erſtreckt ſich vom 60° 49′ bis 65° 30′ öſtl. L. und vom 44° 56′ bis 47° 40′ nördl. Br., grenzt nördlich an Tſchernoijarsk, öſtlich an Krasnoijarsk, ſüdöſtlich an Aſtrachan, ſüdweſtlich an Kaukaſien, weſtlich an das Land der donſchen Koſaken, mit einem Areal von 866 □ M. Innerhalb dieſer Fläche liegt der merkwürdige Berg Bogdo, mit dem darunter liegenden gleichnamigen Salzſee, der aber wenig benutzt wird. Der größte Theil des Kreiſes zieht ſich bis nach Kaukaſien herunter und iſt ein Theil der wolgaſchen und kumaniſchen Steppe. Im Südweſten ſtrömt der Manitſch, der hier die Grenze mit Kaukaſien macht. Der Boden iſt dürr, mit vielen Salztheilchen geſchwängert, ſandig und nicht ſehr fruchtbar. Wieſen und Weideplätze gibt es hinreichend, dennoch aber iſt die Viehzucht, außer bei den nomadiſirenden Völkern in den Steppen, nur unbedeutend. An der Sarpa und am Sall ſind einige Colonien angelegt, die beſſer gedeihen würden, wenn es nicht an Aufmunterung, Unterſtützung, Holze und gutem Trinkwaſſer fehlte. Blos an den Ufern der Wolga, die einen Theil des Kreiſes berührt, ſowie an der Sarpa, liegen mehre feſte, zum Theil von Koſaken bewohnte Dörfer; der übrige Strich aber und die Steppe wird im Sommer von Kalmücken durchzogen, die aber den Winter hindurch größtentheils auf der Südſeite des Manitſch ihr Lager haben.

Die Kreisſtadt Jenotajewsk, beinahe 20 Meilen von der Hauptſtadt Aſtrachan entfernt, im J. 1740 zu erbauen angefangen, liegt am rechten Ufer der Wolga, iſt mit einem Fort und einer Kaſerne verſehen, der Sitz einer kaiſerlichen Kanzlei zur Verwaltung der Angelegenheiten der derbetewſchen Kalmückenhorde und außer einigen ruſſiſchen Kaufleuten blos von Koſaken bewohnt; übrigens noch ganz von ländlichem Ausſehen. Zuweilen reſidirt der Zar der Kalmücken hier; auch hat ſie eine kleine Beſatzung.

(*J. C. Petri.*)

JENS (Johann) oder Jensius, wie er ſich nach der Sitte ſeines Zeitalters nannte, geb. den 16. Dec. 1671 zu Leyden, der Sohn eines dortigen Doctors der Arzneikunde, verdankte die erſte Bildung den Schulen ſeiner Vaterſtadt. Dort eröffnete er auch ſeine akademiſche Laufbahn. Der berühmte Jacob Gronov war ſein Hauptführer im Gebiet der Wiſſenſchaften, beſonders aber in der Philologie, in welcher er raſche Fortſchritte machte. Mit Glück verſuchte er ſich in lateiniſchen Gedichten, in welchen er unter andern (1693) Jesu Christi salutiferos humano generi triumphos beſang [1]). Noch nicht 23 Jahr alt, folgte Jens einem Rufe nach Dordrecht. Er ward Conrector an dem daſigen Gymnaſium, und eröffnete ſein Lehramt mit der Rede: de summa graecas perdiscendi literas necessitate. Von Gronov begünſtigt, weckte er den Neid einiger holländiſcher Gelehrten, zu denen beſonders Francius und Brukhuſius gehörten. Mit ihnen ward er in eine literäriſche Fehde verwickelt, über welche man in den von Kellner zu Breslau 1725 herausgegebenen Annotationibus in Suetonium *Jacobi Perizonii* nähere Auskunft findet. Als Jens nach dreijährigem Aufenthalte in Dordrecht die Stelle eines Conrectors zu Grafenhaag erhielt, eröffnete er dort ſein Lehramt mit der Rede: Hagae comitum celebratio. Mit dem Rectorate, das er ſpäterhin erhielt, ward ihm zugleich das Lehramt der ſchönen Wiſſenſchaften übertragen, wodurch er mit ſeinem Amtscollegen, dem Profeſſor der Theologie van Till, in erfreuliche Berührung kam. Die bisher bekleideten Ämter legte Jens nieder, nachdem er ſie funfzehn Jahre hindurch mit unermüdeter Berufstreue verwaltet, und lebte ohne eine öffentliche Anſtellung zu Grafenhaag ſeinen Studien. Doch übernahm er 1718 die Profeſſur der ſchönen Wiſſenſchaften und der griechiſchen Sprache an dem Erasmiſchen Gymnaſium zu Rotterdam. Im September 1752 legte er ſeine Ämter nieder. Er ſtarb den 14. März 1755 an einem Schlagfluſſe im 83. Jahre, nachdem ihm die Abnahme ſeiner körperlichen und geiſtigen Kräfte immer fühlbarer geworden war. Kurz vor ſeinem Tode hatte er ſein einfaches Begräbniß angeordnet und dabei den Wunſch geäußert, daß man ſein Andenken nicht, nach herkömmlicher Weiſe, durch Gedichte oder andere Feierlichkeiten ehren möchte [2]). Ein ſolcher Wunſch floß aus der ihm eigenen Beſcheidenheit und Anſpruchsloſigkeit ſeines Charakters, die ihn auf ſich und ſein Verdienſt wenig Werth legen ließ. Er war gleichwol ein

1) Cf. *Petri Francii* Opera posthuma, p. 451 sqq. 2) Vgl. den Bockzaal, März 1755. S. 329.

vielſeitig gebildeter Mann, und ward von ſeinen Zeitgenoſſen beſonders als Philolog geſchätzt. In kritiſcher Hinſicht beachtenswerth ſind vorzüglich die von ihm herausgegebenen Stricturae ad Justiniani Caesaris codicem et Pandectas (Rotterd. 1749. 4. Editio II. Lugd. Batav. 1764. 4.). Er ſchrieb außerdem Lectiones Lucianeae. (Hagae Comit. 1689). Collectanea purae et impurae latinitatis (Rotterd. 1720. und cum notis *Kappii*. Lips. 1728). Lucubrationes Hesychianae (Rotterd. 1742) u. a. m. Aus ſeinem Nachlaſſe erſchienen noch Senilia de stylo Homeri zu Rotterdam 1758 gedruckt, und zu den literäriſchen Seltenheiten gehörend, indem nur 200 Exemplare gedruckt wurden [3]. (*Heinrich Döring.*)

JENSEN (Boye), war den 4. April 1799 zu Bredſtedt, einem ſchleswigſchen Flecken, geboren und der Sohn eines Handſchuhmachers und Lotterieeinnehmers. Der Gelehrtenſchule zu Huſum verdankte Jenſen ſeine wiſſenſchaftliche Bildung. Mit ausgezeichneten Geiſtesanlagen verband er einen raſtloſen Fleiß. Er konnte indeſſen nur auf eine mäßige Unterſtützung von ſeinen Ältern rechnen, und mußte durch Ertheilung von Unterrichtsſtunden die Mittel zu ſeiner Subſiſtenz ſichern. Auf der Univerſität zu Kiel widmete er ſich, neben der Theologie, auch der Pädagogik. Er war hierauf einige Zeit Hauslehrer in Angeln und ſpäterhin Informator der Söhne des Kammerherrn von Statfeld auf Travendahl, nachdem er eine Zeit lang den Prediger Ebſen zu Norder-Brarup in ſeinen Amtsverrichtungen unterſtützt hatte. Im J. 1826 erhielt er das Rectorat an der Stadtſchule zu Crempe bei Glückſtadt. Seine Einkünfte wären, auch nachdem er ſich verheirathet hatte, für einen mäßigen und geregelten Haushalt hinreichend geweſen. Er ſtürzte ſich jedoch durch Ausgaben, die ſeine finanziellen Kräfte überſtiegen, durch Reiſen in den Ferien nach Hamburg, Kopenhagen u. a. Orten, in Schulden. Das unangenehme Verhältniß, in welches er dadurch mit ſeinen Gläubigern gerieth, wirkte zugleich nachtheilig für ſeinen Ruf und für ſeine Bewerbungen um ein einträglicheres Amt. Er mußte ſichs gefallen laſſen, als ihm ein Vermögenscurator beigeſellt ward. Vorherrſchende Neigung zum Genuß geiſtiger Getränke beſchleunigte ſeinen Tod. Er fiel als Opfer der Cholera den 17. Sept. 1832.

Jenſen beſaß viel Lehrertalent und war ſehr beliebt unter ſeinen Schülern. Auch zum Prediger eignete er ſich durch ſeinen lichtvollen Vortrag und durch ſein herrliches Organ. So oft er in Crempe predigte, fand er die Kirche gedrängt voll Zuhörer, die nur mit ſeinem Lobe ſie wieder verließen. Obgleich klein von Geſtalt, war er ſehr regelmäßig gebaut und ſeine Geſichtszüge ausdrucksvoll, obgleich ſie in der letzten Zeit ſeines Lebens etwas Starres erhielten. Als Schriftſteller machte ſich Jenſen bekannt durch einem 1826 entworfenen Plan zu einem Erziehungsinſtitute, durch einen Leitfaden beim Unterricht in der Religionsgeſchichte [1]) und durch eine Mythologie der Griechen und Römer [2]). Außerdem lieferte er mehre Beiträge zum Itzehoer Wochenblatte und einigen andern Zeitſchriften. In C. Carſten's Zeitſchrift für Volksſchullehrer (Bd. 1. Heft 4. S. 585 u. fg. finden ſich einige beherzigenswerthe Worte von ihm über den Kirchengeſang [3]). (*Heinrich Döring.*)

JENSON (JANSON) (Nikolaus). Er war einer der erſten Buchdrucker nach der Erfindung dieſer Kunſt. Aus Frankreich ſtammend, ſetzte er ſich im J. 1470 in Venedig, und druckte hier theils theologiſche Schriften mit gothiſchen, theils andere mit römiſchen oder Curſivlettern. Er ſah ſehr auf Reinheit und Zierlichkeit des Drucks und die von ihm herausgegebenen Werke ſtehen denen der Manutiuſſe wenig nach. (*G. M. S. Fischer.*)

JENSTEIN, böhm. Genstein, Genzenſtein, ein zur k. k. Kammeralherrſchaft Brandeis gehöriger Markt im kaurzimer Kreiſe des Königreichs Böhmen, in offener, mittelgebirgiger Gegend, zwiſchen Winarž und Koſtomlatek, oſtwärts von der aus Prag nach Brandeis führenden ſchleſiſchen Haupt-, Poſt- und Commercialſtraße gelegen, 1½ öſterreichiſche Straßenmeile oſtnordoſtwärts von der Hauptſtadt der Provinz entfernt, mit 50 Häuſern, 350 Einwohnern, die meiſt von der Feldwirthſchaft leben und einem alten merkwürdigen verfallenen Schloſſe, welches ehemals der Sitz und auch der Stammort des adeligen Geſchlechtes der Herren von Genzenſtein war. Im J. 1621 den 27. März ſchenkte Kaiſer Ferdinand II. Jenſtein ſammt Sluh und Dechtar den Jeſuiten in der Altſtadt Prag, als Erſatz für allen Schaden, den ſie auf dem Gute Kopanina und Bernarditz erlitten hatten. (*G. F. Schreiner*)

JENTSCHOWITZ, böhm. Genžowicze, auch Genicžowecz, ein zur gräflich Deſſours-Walderodeſchen Fideicommißherrſchaft Groſsrohoſetz gehöriges Dorf im bunzlauer Kreiſe des Königreichs Böhmen, auf einer Anhöhe gelegen, drei Viertelſtunden nördlich vom Hauptorte der Herrſchaft entfernt, mit 87 Häuſern, 529 größtentheils czechiſchen Einwohnern, unter welchen ſich viele geſchickte Muſiker befinden, die den Sommer über im Lande ſich zerſtreuen und mit ihrem Erwerbe gegen den Winter zurückkommen, einer ſchon im J. 1384 vorkommenden, nach dem 30jährigen Kriege eingegangenen und 1728 wieder hergeſtellten katholiſchen Pfarre von 4920 Seelen, welche zum reichenberger Vicariatsdiſtricte des leitmeritzer Bisthums gehört, einer katholiſchen, im J. 1744 von Stein neu aufgeführten Kirche, welche unter dem Patronate der Grundherrſchaft ſtehen, einem Faſangarten, einem Meierhofe, einem Förſter- und einem Jägerhauſe und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

JENTZSCH, 1) Johann Gottfried, geboren den 5. Octob. 1759 zu Hinterjoſſen, einem Dorfe bei Pirna, der Sohn eines dortigen Fiſchers, verdankte ſeinen unbemittelten Ältern nur eine dürftige Erziehung. Doch ward er von ihnen fleißig angehalten zum Beſuch der Schule und

3) Vgl. Strodtmann's neues gel. Europa. 1. Th. S. 39 fg. 11. Th. S. 764 fg. 15. Th. S. 830. Baur's neues hiſtor.-biogr.-literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 884.

1) Glückſtadt 1827. Unter der Vorrede hat er ſich genannt.

2) Itzehoe 1827. 3) Vgl. Lübker's und Schröder's Lexikon der ſchleswig-holſtein-lauenburgiſchen und eutiniſchen Schriftſteller. 1. Abth. S. 277. Den neuen Nekrolog der Teutſchen. X. Jahrg. 2. Th. S. 671 fg.

Digitized by Google

Kirche. Schon in früher Jugend entwickelte ſich ſein Künſtlertalent. Er benutzte die romantiſche Umgebung ſeiner Heimath, indem er Felſenpartien, Bäume, Waldſtücke und andere Gegenſtände nach der Natur zu zeichnen verſuchte. Er verrieth bei dieſen Jugendverſuchen ſchon einiges Talent zur Perſpectivmalerei. Den wiederholten Vorwürfen ſeiner Ältern, die jene Beſchäftigungen misbilligten, weil ſie ihn zu dem Gewerbe eines Fiſchers oder Landwirths beſtimmt hatten, gab er kein Gehör. Mit einem andern Knaben aus ſeinem Geburtsorte begab er ſich heimlich nach Meißen, um in der dortigen Schule ſein Talent weiter auszubilden. In der Porzellanfabrik zu Meißen machte er ſo raſche Fortſchritte, daß er ſchon im J. 1780 als tüchtiger Landſchaftsmaler gebraucht werden konnte. Die Arbeiten, die er ſeinen dortigen Lehrern zeigte, erregten um ſo mehr Bewunderung, da er nie weder eine Anweiſung erhalten, noch irgend ein Muſter vor Augen gehabt hatte. Nach Beendigung ſeiner Lehrjahre (1785) benutzte er, da ihn ſeine Ältern nur wenig unterſtützen konnten, mit Aufopferung ſeiner Geſundheit jede Muße zum Studium der Architektur, Perſpective und Kupferſtecherkunſt, und entwarf viele Riſſe und Zeichnungen zu Privat- und öffentlichen Gebäuden, von denen mehre in und um Meißen ausgeführt wurden. Als Kupferſtecher beſchäftigte er ſich im J. 1789 mit Anſichten der ſächſiſchen Schweiz in Aberli's Manier. Über dieſe Blätter äußerten ſelbſt Künſtler, daß noch Niemand jene Manier ſo wahr und treu wiedergegeben. Er ward dadurch im Auslande, beſonders in Wien, Berlin, München, Nürnberg, Augsburg, Frankfurt a. M. und Leipzig, rühmlich bekannt und erhielt viele Beſtellungen und Aufträge zu neuen Unternehmungen. Im J. 1797 ward er von dem damaligen Director der Porzellanfabrik zu Meißen, dem Grafen Markolini, und dem Freiherrn von Racknitz als damaligem Intendanten des dresdener Hoftheaters in jene Reſidenz gerufen, um die erſte Decoration zu einer Oper als einen Verſuch zu malen. Dort vollendete er im März 1798 für das königliche Hoftheater einen Proſpect zu dem unterbrochenen Opferfeſt, eine Gegend in Peru darſtellend. Noch gelungener als dieſer erſte Verſuch, der bereits großen Beifall gefunden, war eine im Juni 1799 von ihm gefertigte Decoration für die Oper Camilla. Während eines längern Aufenthalts in Dresden beſchäftigte er ſich anhaltend für ſein Fach mit der Betrachtung der Kunſtgegenſtände jener Reſidenz. Dorthin begab er ſich wieder zurück im December 1799, nach einer kurzen Anweſenheit in Meißen. Er ward auf mannichfache Weiſe für das Hoftheater beſchäftigt, bis er im Mai 1800 die Anſtellung eines kurfürſtl. Hoftheatermalers in Dresden, mit einem anſtändigen Gehalte und einer Wohnung erhielt. Sein ſehnlicher Wunſch, zu dem ihm bereits früher der Graf Markolini Hoffnung gemacht, Italien zu ſehen, ging im April 1802 in Erfüllung. Er unternahm jene Reiſe, mit kurfürſtlicher Unterſtützung, in Begleitung der Profeſſoren Pettrich und Pochmann, des Bildhauers Kühn und des Kupferſtechers Veit. Über Wien, Trieſt, Venedig, Bologna, Ferrara und Ancona ging er nach Rom. Dort kam er den 1. Juni an, nachdem er auf ſeiner Reiſe die vorzüglichſten Merkwürdigkeiten in den Gemäldegalerien, Theatern, Kirchen und Bibliotheken betrachtet. In Rom lernte er Auguſte Kaufmann kennen. Zu Tivoli beſchäftigte er ſich mehre Wochen mit Aufnehmen der dortigen Umgegend. Im October ging er nach Neapel und von da wieder nach Rom zurück. Günſtig für die höhere Ausbildung ſeines Künſtlertalents wirkte die Bekanntſchaft mit mehren Gelehrten und Künſtlern. In Mailand benutzte er fleißig die öffentlichen Vorträge über Architektur und Perſpective. Mehrfach bereichert an Kenntniſſen kehrte er im Juli 1803 nach Dresden zurück, wo er 1804 zu der Oper Achilles die erſte Decoration verfertigte. Seit 1805 lebte er in ſehr glücklichen ehelichen Verhältniſſen mit einer Tochter des 1808 zu Schleiz verſtorbenen Archidiakonus H. G. Franz. Der Tod ſeiner Gattin löſte indeſſen dies Band bereits im September 1812. Seinem Fleiß und Talent, ſeinen praktiſchen und theoretiſchen Kenntniſſen hatte er bereits 1809 die Auszeichnung zu verdanken gehabt, mit einer Gehaltserhöhung von 200 Thlrn. auch als Lehrer der Perſpective an der königl. Akademie der Künſte angeſtellt zu werden. Sein raſtloſes Streben ſchien dadurch einen neuen Sporn erhalten zu haben. Er ward allgemein geſchätzt, ſowol von ſeinen Zöglingen, als von ſeinen Collegen und Vorgeſetzten. Einen vorzüglichen Beweis der Anerkennung ſeiner Verdienſte gab ihm der König von Sachſen, als er ihn (1824) zum wirklichen Mitgliede der dresdener Kunſtakademie ernannte und ſeinen Gehalt bedeutend erhöhte. Dieſe Auszeichnung ward getrübt durch den Zuſtand ſeiner Geſundheit. Schon ſeit länger als zehn Jahren hatte er an Verſchleimung und einem Aſthma gelitten, das der ärztlichen Hilfe hartnäckig Trotz bot. Selbſt die ihm empfohlenen Badereiſen verſchafften ihm nur wenig Linderung. Oft unter den furchtbarſten Bruſtbeklemmungen unterzog er ſich ſeiner gewohnten Thätigkeit. Er mußte jedoch, als ſein Übel einen immer bedenklichern Charakter anzunehmen ſchien, ſowol aus dem Malerſaal, als aus dem Auditorium der Kunſtakademie wegbleiben. Zu Hauſe blieb er noch immer beſchäftigt mit Zeichnungen für die Bühne, bis er zuletzt, ohne bettlägerig zu ſein, einer Geſchwulſt unterlag, die den 16. Februar 1826 ſeinen Tod im 67. Lebensjahre beſchleunigte, nachdem er wenige Tage zuvor mit Beibehaltung ſeines ganzen Gehalts in Ruheſtand verſetzt worden war. Die Trauer über ſeinen Verluſt ſprach ſich bei ſeiner Beerdigung aus. Viele ſeiner Freunde und Bekannten, mehre Profeſſoren und Schüler der Akademie folgten ſeinem Sarge [1]). Liebe zu ſeinem Vaterlande war die Urſache geweſen, weshalb er mehre vortheilhafte Anträge zu Stellen im Auslande abgelehnt hatte. Noch während ſeines Aufenthalts zu Meißen hatte er die vortheilhaften Anerbietungen, die ihm der Herzog von Sachſen-

1) Was er ihnen geweſen war, ſchilderte die einfache Inſchrift auf ſeinem Grabſteine in den nachfolgenden Verſen:

Als Künſtler, als Lehrer, als Freund,
Von gleichem, gediegenem Werthe,
Bedecke, von Freunden beweint,
Dich ſanft hier die friedliche Erde.

Digitized by Google

Coburg machte, von ſich gewieſen. Faſt ausſchließlich ſeiner Kunſt lebend, bildete er oft unentgeldlich talentvolle junge Leute zu Malern, Architekten und Profeſſioniſten. Genügſamkeit war ein Hauptzug in ſeinem Charakter. Ernſt und in ſich verſchloſſen, entſchlüpfte ſeinen Lippen ſelten eine Klage, ungeachtet er ſeit früher Jugend bis in ſein höheres Alter mit manchen Sorgen zu kämpfen gehabt und manche trübe Lebenserfahrung gemacht hatte. Mit Uneigennützigkeit zeigte er ſich bereit, jeden, der ſeines Rathes und Beiſtandes irgend bedurfte, zu unterſtützen. Auch in dieſer Hinſicht entſprach er würdig ſeiner Beſtimmung als Menſch und als Künſtler. Zu nicht geringer Empfehlung dienten ihm ſeine ausgezeichneten Kenntniſſe in mehren Kunſtfächern und ſein ebenſo belehrender als anziehender Vortrag, bei welchem ihm ein ſehr glückliches Gedächtniß zu Hilfe kam. Seine letzte Arbeit als Hoftheatermaler war eine Decoration zu der Oper Olympia [2]). *(Heinrich Döring.)*

2) Moritz Gottfried, geboren zu Liebethal in der ſächſiſchen Schweiz (unweit Pirna und Dresden) 1769 oder 1770 den 7. December, lernte die erſten Anfangsgründe in Dresden bei der königl. Akademie der Künſte, wo er ſpäter längere Zeit ſtudirte und ſich auch einige Zeit in den Unterricht des beſonders für das Zeichnen und Aufnehmen von Anſichten bekannten Profeſſors Zingg begab. Nach ſpäterer Zeit, als er ſich an verſchiedenen Orten und bei einigen wohlhabenden Kunſtfreunden, wie z. B. bei den Fürſten Reuß im ſächſiſchen Voigtlande, aufgehalten, bei einigen kleinen Höfen theils Unterricht ertheilt, theils auch mehre Gemälde in Aquarell oder Tuſchmanier (meiſt Anſichten vorſtellend), gefertigt hatte, widmete er ſich der Theaterdecorationsmalerei. Hier vollendete er beſonders für das landſchaftliche Fach ſehr ausgezeichnete Gegenſtände in freier Behandlung zugleich von ſehr angenehmem warmem Ton, und manche Oper oder manches Schau- und Luſtſpiel, was unter König Friedrich Auguſt's Regierung nach Verhältniß der Größe des Theaters zu Dresden mit einem gewiſſen, nicht überladenen Prachtſinn aufgeführt wurde, wurde von ihm und ſeinen Collegen, da er mit Winkler *) getheilt die Stelle eines Hoftheatermalers zu Dresden erhielt, ſehr reichlich und mit Geſchmack durch ſchöne Decoration ausgeſtattet, die von den Kunſtfreunden ſehr bewundert wurden, und wegen einer darin vorherrſchenden Wahrheit allgemeinen Beifall erhielten. Auf einer Reiſe nach Italien, die er mit bedeutendem Nutzen zu ſeiner Kunſtarbeit unternahm, ſammelte er einen großen Theil Studien, woraus die herrlichſten Zeichnungen zu größern Werken von ihm geformt wurden und worin viele den Reiſenden in Italien weniger bekannte Gegenſtände, deren Bilder durch Anſichten in Gemälden oder Kupfern nicht vorkommen, ſich befanden.

Dahin gehören z. B. die Marmorbrüche von Carrara, auch die Umgegend von Novi, welche in Farben ausgeführte Zeichnungen nebſt mehren andern ſich in der königl. Handzeichnungsſammlung zu Dresden befinden. Er beſchäftigte ſich auch mit der Radir- und Ätzkunſt und lieferte in ſeiner Jugendzeit mehre Platten in Umriſſen radirt, Gegenden von Meißen und aus der ſächſiſchen Schweiz vorſtellend, die er in Aberli's Manier colorirt herausgab. Überdies wurde von ihm ein großer Theil ſächſiſcher Gegenden in ſehr gefälliger Manier gezeichnet, viele auch in kräftiger Manier in Gouachefarben ausgeführt. Der fleißige und ſehr thätige Künſtler, welcher auch noch eine beſondere hohe Kenntniß der Perſpective beſaß und deshalb als Mitglied der königl. Akademie zu Dresden dabei eine beſondere Lehrſtelle für das Fach der Perſpective erhielt, bildete darin mehre gute Schüler. Sein kränklicher Körper, deſſen Leiden ihn oft zur Schwermuth und Hypochondrie hinneigten, ließ ihn kein hohes Alter erreichen und er unterlag unter längerm Krankenlager 1827. Sein reicher Kunſtnachlaß, beſonders ſeine Originalhandzeichnungen und Skizzen, wurde bald nach ſeinem Tode zu Dresden öffentlich verſteigert und manches Portefeuille damit geſchmückt. *(Frenzel.)*

JENYNS (Soame), geboren 1704 zu London, aus einer angeſehenen Familie ſtammend, ſtudirte zu Cambridge und ward 1741 Parlamentsmitglied, ſpäterhin (1755) auch Beiſitzer des Handelscollegiums. Die letztere Stelle behauptete er bei allem Wechſel der Adminiſtration bis zum J. 1780. Um dieſe Zeit entzog er ſich den Parlamentsgeſchäften. Er ſtarb den 18. Dec. 1787 im 83. Jahre. Sein Leben charakteriſirte eine faſt ununterbrochene gemeinnützige Thätigkeit. Aber auch auf den Namen eines geachteten Schriftſtellers hatte er gegründete Anſprüche. Seine Geiſtesanlagen, unter denen beſonders ſein poetiſches Talent hervortrat, hatte er ſorgſam ausgebildet, und verband mit kritiſcher Schärfe im Urtheil einen richtigen Geſchmack und eine reiche Ader von Witz und Humor. Sein Styl war höchſt fließend und correct. Burke ertheilt ihm das Lob, daß er das einfachſte und reinſte Engliſch geſchrieben habe. Auch den abſtracteſten Materien wußte er durch ſeine Darſtellung einen unwiderſtehlichen Reiz zu geben, wie unter andern ſeine Enquiry on the origin and the necessity of evil beweiſt. Dieſe Schrift erſchien im J. 1757, und erregte große Senſation. Jenyns hatte darin die keineswegs unerhörte Meinung geltend zu machen geſucht, daß das Übel in der Welt ein weſentlicher Beſtandtheil des Guten ſei, daß die Gottheit ſelbſt es nicht aufheben könne, ohne zugleich das überwiegende Gute mit aufzuheben; daß demnach die Wegſchaffung des Übels oder die Hervorbringung einer übelfreien Welt ein Widerſpruch ſei, deſſen Verwirklichung nicht innerhalb der Grenzen der Allmacht liege. Wie ſehr aber Parteienwuth und der Hang zum Paradoxen auch den hellſten Verſtand irre führen könne, zeigen mehre von Jenyns verfaßte theologiſche und politiſche Abhandlungen, vor allen aber ſein naiver Beweis für die Wahrheit des

2) ſ. Artiſtiſches Notizenblatt zur dresdener Abendzeitung. 1827. Nr. 3. H. K. Nagler's allgem. Künſtlerlexikon. 6. Bd. S. 441 fg. Den neuen Nekrolog der Teutſchen. IV. Jahrg. 2. Th. S. 804 fg.

*) Johann Georg Winkler, ſowie Jentzſch, erhielten die Stelle eines Hoftheatermalers zu Dresden getheilt nach des berühmten Theile Tode, Erſterer für das Architektur-, Letzterer für das Landſchaftsfach.

Digitized by Google

Chriſtenthums, den er aus deſſen Vernunftwidrigkeit herleitete. Er that dies in der 1776 erſchienenen Schrift: **A View of the internal evidence of the christian religion** [1]). Dies Werk ward viel geleſen, und ebenſo übermäßig gelobt, als getadelt. Ihn traf die Beſchuldigung, daß er der Sache, die er vertheidigen wollte, mehr geſchadet als genützt, indem er die Einwürfe gegen das Chriſtenthum zwar auf das Hellſte beleuchtet, doch nur höchſt unbefriedigend beantwortet habe. Leugnen läßt ſich nicht, daß die Principien, von denen er bei ſeiner Vertheidigung ausgegangen war, nach Maßgabe der Stimmung des Leſers ebenſo gut zum Skepticismus als zur Schwärmerei verleiten konnten. Am Schluſſe ſeines Werks erklärt ſich Jenyns über ſeinen Glauben an die Lehren des Chriſtenthums mit folgenden Worten: „Sollte dieſer meiner Schrift die Ehre widerfahren, der ſogenannten guten Geſellſchaft in die Hände zu gerathen, ſo wird letztere keinen Augenblick anſtehen, zu behaupten, daß der Verfaſſer entweder ein Schwärmer oder ein Methodiſt, oder ein Bettler oder ein Wahnſinniger ſein müſſe. Es ſei mir daher erlaubt, zu verſichern, daß derſelbe ſich in keinem dieſer Fälle befindet, daß er einſt vielleicht ebenſo wenig glaubte, als ſie ſelber, daß aber die Muße, deren er glücklicherweiſe genoß, und mehr noch die ihm eigene Neugierde, ihn zur ausführlichen Unterſuchung einer Frage beſtimmten, die ihm nicht unwichtig zu ſein dünkte: Ob nämlich das Chriſtenthum wirklich das ſei, wofür es Einige ausgeben, ein offenbarer, auf eine abgeſchmackte, unglaubliche und längſt veraltete Fabel gegründeter Betrug? oder ob es ſei, was es zu ſein behauptet, eine den Menſchen durch die Vermittlung einer übeenatürlichen Macht mitgetheilte Offenbarung? Sowie er in ſeiner Unterſuchung fortſchritt, ſah er ſich von allen Seiten von neuem Lichte umglänzt; und grade die dunkelſten Gegenden des zu erforſchenden Gegenſtandes lieferten ihm die klarſten Beweisgründe, da ſelbige ebenſo wenig durch menſchliche Kunſtgriffe zu erfinden, als durch die menſchliche Vernunft zu entdecken ſein konnten. Dieſe Argumente, die ihn ſelbſt von der Göttlichkeit ſeiner Religion überzeugten, hat er in gegenwärtigem Werke aufs Gedrängteſte und Klarſte zuſammengeſtellt, in der Hoffnung, daß ſie an Andern ſich auf gleiche Weiſe bewährten, und daß jedem wahren Chriſten, wofern es deren noch in unſern Tagen einige geben ſollte, ſein Buch nützlich und erfreulich, dem Publicum aber in keiner Rückſicht nachtheilig werden könnte."

Unter den Gegenſchriften, die das ebenerwähnte Werk veranlaßte, verdienen beſonders zwei bemerkt zu werden. Die eine, von Archibald Maclaine verfaßt, dem Überſetzer von Mosheim's Kirchengeſchichte, führt den Titel: **A Series of Letters to Mr. Soame Jenyns etc. (Lond. 1777)** [2]); die zweite: **An answer to the lately published View of the internal evidence of the christian religion (Ibid. 1777).** Der Verfaſſer der zuletzt genannten Schrift, Henry Taylor, äußert ſich gegen Jenyns mit den Worten: „Das Intereſſe des Chriſtenthums liegt mir zu ſehr am Herzen, als daß ich gegen Ihre Art, es zu vertheidigen, mich nicht feierlich verwahren ſollte. Ihre Überſicht ſeiner innern Beweisgründe unterliegt in der That ſeinen erheblichen Einwürfen. Ihr Räſonnement iſt im Ganzen weder genau noch bündig, ihre Erläuterungen entfernen ſich zu weit von den Principien, zu deren Erläuterung und Erhärtung ſie dienen ſollten. Zuweilen ſollte man glauben, Sie hätten jene Principien in dem Gedränge deſultoriſcher Bemerkungen und abſchweifender Nebenunterſuchungen, wo Sie ſelbige zu ſtützen vermeinen, ſelbſt aus dem Geſichte verloren. Ergötzt durch manche ſchöne Züge des Genies, des Witzes und der Beredſamkeit, welche mitten in dem ſchimmernden Chaos uns überraſchen, bedauern wir um ſo mehr den Mangel jener lichtvollen Ordnung und philoſophiſchen Beſtimmtheit, da wir Werke dieſer Art am allerwenigſten entbehren können. Sie gleichen einem Manne, der plötzlich in eine Gegend verſetzt wurde, wo eine Menge ihm ganz neuer Gegenſtände mit einem Mal auf ihn eindringen, und der ſie zu beſchreiben anfängt, ehe er Zeit gewann, ihren Zuſammenhang und ihre wechſelſeitigen Beziehungen wahrzunehmen. Oder, um mich eines Bildes zu bedienen, das Ihrem beſondern Falle noch näher kommt, Sie gleichen einem eifrigen und muthvollen Freiwilligen, der ſich in ein von Feinden umringtes und von Ungewittern beſtürmtes Fahrzeug einſchifft, und die Lenkung und Vertheidigung des Schiffs ſich anmaßt, oder weder in der Schiffahrts- noch Vertheidigungskunde in dem Grade bewandert zu ſein, die die Rettung des Schiffs erfodert."

Mit dem Werke: **Inquiries on several objects (Lond. 1782)** ſchloß Jenyns ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn. In dieſer Schrift finden ſich manche ſeltſame und paradoxe Behauptungen. Bemerkenswerth iſt beſonders eine Abhandlung über den präexiſtirenden Zuſtand der Menſchen. Aus Bibelſtellen, die gewöhnlich auf die Erbſünde bezogen werden, folgert Jenyns, daß jener präexiſtirende Zuſtand ein Stand der Züchtigung geweſen ſei. In einem Aufſatze über bürgerliche Verfaſſung (civil constitution) bekennt er ſich zu Grundſätzen, die mit geſunden Rechtsprincipien ebenſo unvereinbar ſind, als mit einer auch noch ſo gemäßigten bürgerlichen Freiheit. Schonungslos und ohne mildernde Ausnahme verurtheilt Jenyns in einer Unterſuchung über das vernünftige Chriſtenthum, alle diejenigen, deren Glaube ſich auf Vernunftgründe ſtützt, oder die ſich das Chriſtenthum auf eine mit geſundem Menſchenverſtande verträgliche Weiſe erklären. Er behauptet gradezu: Die Lehren der chriſtlichen Religion widerſprächen den Principien der menſchlichen Vernunft auf ſo auffallende Weiſe, daß ſie vor dem Richterſtuhle der letztern den Proceß verlieren müßten. So ſeltſamen Behauptungen konnte es nicht an Gegnern fehlen. Beſonders fand ſeine Bekämpfung der bürgerlichen Freiheit (civil liberty) manche ernſte und gründliche Widerlegung. Meiſterhaft perſiflirt ward ſie in einer anonymen Flugſchrift, der Dechant und der Landjunker betitelt.

Bleibendern Werth, als die genannten Schriften, ha-

---

1) Aus dem Engliſchen überſetzt von J. C. Volborth unter dem Titel: Über die innere Klarheit der chriſtlichen Religion (Göttingen 1776). 2) Vgl. Catalogue of five hundred celebrated authors of Great-Britain now living (Lond. 1788). p. 158.

Digitized by Google

den die von Jenyns verfaßten Gedichte. Er zeichnete ſich mehr durch Eleganz und Correctheit aus, als durch lebhafte Phantaſie, aber deſſenungeachtet durch lebhaften Witz, ungeſuchten Humor und treffende Satyre. Auch der leichte und fließende Versbau diente ſeinen Gedichten zur Empfehlung. In frühem Alter hatte ſich ſein poetiſches Talent entwickelt. Bereits im J. 1728 erſchien eins ſeiner berühmteſten Gedichte, Art of dancing betitelt, 1729 ein Gedicht auf des Grafen von Oxford Büchersammlung, 1730 ein anderes an den Lord Cheſterfield, als derſelbe zum Ritter geſchlagen ward und 1733 eine Epiſtel an Lord Lovelace. Dieſen Gedichten folgten: Der feine Herr nach der Mode; der Junker und der Pfarrer, eine Ekloge; eine Nachahmung der erſten Epiſtel im zweiten Buch des Horaz, die ſeine Dame nach der Mode u. a. m., die zu London 1752 und in ſpätern Ausgaben ebendaſelbſt 1761 und 1770 geſammelt wurden. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke erſchien zu London 1790 in vier Octavbänden. Der erſte enthält ſeine vermiſchten Gedichte; der zweite eine Überſetzung von Browne's Gedicht: de immortalitate animi; fünf Nummern aus der von ihm 1752 herausgegebenen Zeitſchrift: the world [3]; ſodann mehre ſeiner früher einzeln gedruckten Aufſätze: Wenige, aber dringende Gründe für die Errichtung einer Nationalmiliz; Gedanken über die Urſachen und Folgen des hohen Preiſes der Lebensmittel; Einwürfe gegen die Taxirung der amerikaniſchen Colonien durch die geſetzgebende Macht; Betrachtungen über verſchiedene Gegenſtände; Gedanken über eine Parlamentsreform; Entwurf zu einer Coalition der Parteien; Gedanken über die Nationalſchuld [4]. In dem dritten Bande befinden ſich freie Unterſuchungen über die Natur und den Urſprung des Übels in ſechs Briefen: über das Übel im Allgemeinen; über das Übel der Unvollkommenheit; über natürliche Übel; über moraliſche Übel; über politiſche Übel; ſodann ſieben Abhandlungen: über die Kette des allgemeinen Seins; über die Grauſamkeit gegen geringere Geſchöpfe; über den präexiſtirenden Zuſtand; über die Natur des Rufes; über die Analogie zwiſchen materiellen und intellectuellen Dingen; über das vernünftige Chriſtenthum; über Verfaſſung und bürgerliche Freiheit. In dem vierten Bande findet man eine Überſicht der innern Beweisgründe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion, und kurze curſoriſche Bemerkungen über mehre Stellen des N. T. (zum erſten Mal gedruckt).

Was der Herausgeber von Jenyns' Werken in einem ſpäterhin anzuführenden Aufſatze über ſeinen ſittlichen und intellectuellen Charakter ſagt, verdient, wenn auch unverkennbar mit der Vorliebe der Freundſchaft und der Wärme einer wehmüthigen Rückerinnerung niedergeſchrieben, hier auszugsweiſe eine Stelle. „Jenyns," heißt es, „war ein Mann von ſeltener Herzensgüte. Mit angeborener Lebhaftigkeit des Charakters vereinigte er Milde und Sanftmuth. Er hütete ſich irgend Jemand zu kränken oder zu beleidigen, und zeigte eine ſeltene Toleranz gegen alle, deren Geſinnung und Denkungsart von der ſeinigen abwich. Die Religion war ihm Herzensangelegenheit, und mit dem öffentlichen Gottesdienſte, dem er regelmäßig beiwohnte, verband er noch daheim religiöſe Übungen und Betrachtungen. Der engliſchen Kirche blieb er unveränderlich zugethan, und hielt die bei derſelben übliche Liturgie für die reinſte Form des öffentlichen Gottesdienſtes, obgleich er nicht leugnen konnte, daß dieſelbe durch zweckmäßige Abänderungen noch einen höhern Grad von Vollkommenheit erlangen könnte. Durch eine Fülle von Kenntniſſen, durch Witz und Humor ward er im Privatleben, wie in geſelligen Kreiſen höchſt anziehend. Zu dieſen Eigenſchaften geſellte ſich noch ſeine reine Herzensgüte, die ihn zum Mitleid und zu reger Theilnahme ſpornte. Den Sommer hindurch pflegte er auf einem Landſitze in freundlichen Verhältniſſen mit ſeinen Pächtern und Nachbarn zuzubringen. Oft tadelte er die unter den Vornehmen immer herrſchender werdende Mode, mit dem Eintritt des Frühlings London zu verlaſſen, um weit entlegene Brunnen und Badeorte zu beſuchen, da ſie doch, nach ſeiner Anſicht, jene Zeit ebenſo genußreich auf ihren Landſitzen verleben könnten. Dadurch behauptete er, werde das Geld aus den Quellen hinweggeleitet, aus denen es urſprünglich gefloſſen, und in die es billig zurückfließen müſſe. Die Pächter würden dadurch um die Vortheile betrogen, welche ihnen die Anweſenheit ihrer Herrſchaften bieten würden, und wozu ſie gewiſſermaßen berechtigt ſeien; die Gaſtfreundſchaft litte; der Strom der Mildthätigkeit, der die Herzen dürftiger Nachbarn erquickt hätte, verſiege; das Beiſpiel der Vornehmen, die in unaufhörlichem Taumel kaum zur Beſinnung kämen, wirke nachtheilig auf die geringern Stände, ihre Sitten verſchlimmerten ſich zu großem Nachtheile des allgemeinen Beſten. Mit ſolchen Anſichten, die aus ſeinem regen Wohlwollen floſſen, vereinigte er eine unerſchütterliche Rechtſchaffenheit und umfaſſende Einſicht. Von Nah und Fern pflegte man ſeinen Rath einzuholen und ihn um ſeine Vermittlung und Entſcheidung zu erſuchen."

„Als Dichter ſtand er bei ſeinen Zeitgenoſſen in großem Anſehen. Was er in Proſa oder in Verſen ſchrieb, ward mit Begierde geleſen. Beſonders bearbeitete er in ſeinen Gedichten die gefälligſten Stoffe, ausgerüſtet mit lebhafter Phantaſie, glänzendem Witz und Correctheit des Styls. Glücklich war Jenyns vorzüglich in der burlesken Nachahmung der Griechen und Römer, deren Ideen er auf neuere Zeiten, Sitten und Begebenheiten geſchickt anzuwenden wußte. Die Regeln jener Gattung der Poeſie hat Jenyns ſelbſt kurz, aber treffend niedergelegt in dem Vorberichte, mit welchem er ſeine Nachahmung der erſten Horaziſchen Epiſtel des zweiten Buchs begleitete. Auch unter Englands Proſaiſten gebührt ihm ein hoher Rang durch die bereits früher erwähnte Reinheit der Sprache und Correctheit des Styls, ſowie durch die Mannichfaltigkeit, die er ſeinem Periodenbau zu geben wußte. Zugleich wußte er, während er über politiſche, moraliſche, religiöſe und metaphyſiſche Materien ſchrieb, immer für ſeinen Gegenſtand die angemeſſenſte Darſtellung zu wählen, mit einer Schärfe

3) Nr. 126. 153. 157. 163. 178.

4) Zum erſten Male gedruckt.

Digitized by Google

und Beſtimmtheit des Urtheils, wie ſie ſich nur ſelten unter Englands gleichzeitigen Schriftſtellern findet [5]).

(*Heinrich Döring.*)

JENYSUS. Dieſer Name kommt nur bei Herodot (III, 5) vor, nach welcher Stelle Jenyſos (oder Janyſos ohne Rückſicht auf den ioniſchen Dialekt), *Ἰήνυσος πόλις*, eine Stadt auf der Grenze Ägyptens und Paläſtina's war, die zur Zeit, als Kambyſes, der perſiſche König, ſeinen Zug gegen Ägypten unternahm (528 vor Chr. Geb.), noch zu dem Gebiete der Syrer, d. h. der Paläſtinenſer, gehörte, und am Eingange einer großen Sandwüſte lag. Von Janyſos, ſagt Herodot, bis an den ſerboniſchen See, bei dem ſich der Berg Kaſios (in Ägypten) an das Meer erſtreckt, iſt es Syriſch; von dem ſerboniſchen See geht Ägypten an. Was nun zwiſchen der Stadt Janyſos und zwiſchen dem Berge Kaſios und dem ſerboniſchen See liegt, und das iſt keine kleine Strecke, iſt eine ſchreckliche, waſſerloſe Wüſte, wol drei Tagereiſen lang. Die ſpätern Geographen ſetzen in jene Gegenden zwei ganz anders lautende Städtenamen: Raphia und Rhinocorura, wovon jene als letzte paläſtinenſiſche, dieſe als erſte (öſtlichſte) ägyptiſche Stadt genannt wird. Die neuern Geographen wiſſen nicht, ob die Herodotiſche Stadt eine von beiden und welche, oder ob an gar keine von beiden zu denken ſei. Vgl. *Relandi* **Palaestina** p. 828 u. 829 und Mannert's Geograph. VI, 1. S. 267. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Jepantscha (Geogr.), ſ. Tjumen.

JEPHLET oder **JIPHLETI**, Stadt in Paläſtina auf der Grenze der Stämme Benjamin und Ephraim (Joſ. 16, 3). (*F. G. Crome.*)

JEPHTACH oder **JIPHTACH**, Stadt in Paläſtina im Stamme Juda (Joſ. 15, 43). (*F. G. Crome.*)

JEPHTACH-EL oder **JIPHTACH-EL**, ein Thal zwiſchen dem Gebiete der Stämme Sebulon und Aſcher, durch welches die Grenze lief (Joſ. 19, 14. 27).

(*F. G. Crome.*)

JEPHTHA oder **JEPHTAH** (hebr. יִפְתָּח, der Öffner, nach Geſenius dagegen ſo viel als: den [Gott] öffnet oder befreiet), Name einer vormaligen paläſtinenſiſchen Ortſchaft (ſ. Jephtach), dann aber eines Richters der Hebräer, aus Gilead ſtammend, hauptſächlich bekannt wegen eines Gelübdes, durch welches er um ſeine einzige geliebte Tochter kam. (Vgl. Richter 11 und 12.) Als ein von Gilead mit einer Buhlerin erzeugtes Kind wurde er aus dem väterlichen Hauſe entlaſſen, und wandte ſich in das Land Tob, eine jenſeit des Jordans gelegene Gegend (1 Sam. 10, 6), womit das 1 Makk. 5, 13. vgl. 2 Makk. 12, 17 erwähnte Tubion oder Tobion einerlei zu ſein ſcheint. Hier erwarb er ſich als kühner und gewandter Anführer von Räubern einen Namen, weshalb die Gileaditen bei einem bevorſtehenden Kriege mit den Ammoniten ihn an die Spitze ihres Heeres ſtellten, ſich dagegen aber anheiſchig machen mußten, ihm auch nach errungenem Siege die Leitung ihrer Angelegenheiten zu überlaſſen. Nachdem die Älteſten Gilead's dieſes Verſprechen geleiſtet und die Volksverſammlung zu Mizpa ſich ebenfalls hierüber befriedigend erklärt hatte, ſchlug Jephtha zunächſt den Weg der Unterhandlung ein, aber die Ammoniten waren hartnäckig, und meinten im Rechte zu ſein, wenn ſie das ihnen urſprünglich zugehörige, freilich durch die Amoriter ihnen vormals entriſſene, und jetzt durch Beſiegung der Amoriter von den Hebräern beſeſſene Land zwiſchen dem Arnon und Jabbok (Wadi Mudſched und el Serka) zurückfoderten. Unter dieſen Umſtänden blieb dem entſchloſſenen und kampfgeübten Helden nichts übrig, als die Sache durch die Waffen zu entſcheiden. Ehe er aber durch Gilead und Manaſſe nach dem ammonitiſchen Gebiete zu zog, benutzte er ein im Volksglauben der alten Hebräer gut geheißenes und für ſicher gehaltenes Mittel, ſich den Sieg zuzuwenden. Er that nämlich ein Gelübde (Richt. 11, 31), Gotte als Brandopfer darzubringen, wer ihm nach erkämpftem Frieden bei ſeiner Rückkehr aus ſeiner Hausthüre zuerſt entgegenkomme. Gewöhnlich hat man an den Worten herumgedeutelt, um das widerwärtige Verſprechen eines Menſchenopfers, oder auch nur die gegen Erwarten des Gelobenden eingetretene Nothwendigkeit, ſein Wort durch eine ſolche rohe Verehrung der Gottheit zu löſen, aus der Erzählung zu entfernen. Man thut den Worten aber ebenſo Gewalt an, als wenn man V. 39 (vgl. V. 31) ſo auffaßt, Jephtha's Tochter ſei nicht geopfert, ſondern nur ewiger Jungfrauſchaft geweiht worden *). Bei einem Manne, welcher bis dahin ein rauhes, wildes Leben, und noch dazu in der Nähe von Heiden, geführt hatte, läßt ſich ein ſolches Gelübde recht gut erwarten, und die Gewiſſenhaftigkeit in Erfüllung deſſelben iſt ganz in dem Geiſte einer ſolchen kräftigen, noch nicht verbildeten Natur, welche das einmal Verſprochene auch da nicht vorenthält, wo es die engſten und liebſten Verhältniſſe trübt, oder gar zerſtört. Jephtha's Kriegszug war glücklich; er ſchlug die Ammoniten und nahm 20 Städte derſelben ein von Aroer bis Minnith, ſodaß ihre Macht gebrochen wurde. Die Tochter des Siegers, von dem unſeligen Gelübde nichts ahnend, will mit andern Jungfrauen den heimkehrenden Vater vor ſeinem Hauſe zu Mizpa jubelnd begrüßen und verkehrt für ihn die Freude in bitteres Leid. Wahrhaft ergreifend iſt die Ergebung der Jungfrau in ihr herbes Geſchick, mit der ſie den gebeugten Vater noch auffodert, Wort zu halten; nur zweimonatlichen Aufſchub der Opferung erbittet ſie, um ihren frühzeitigen Tod, noch ehe ſie Gattin und Mutter geworden, zu beweinen. Ihre Bitte

5) Vgl. die vor den Works of Soame Jenyns (Lond. 1790) befindliche Skizze ſeines Lebens und Charakters, entworfen von ſeinem Freunde Charles Nalſon Cole. Koſegarten's britiſches Odeon. 1. Bd. S. 401 fg. Eſchenburg's britiſches Muſeum für die Teutſchen. 1. Bd. 2. St. S. 162 fg. Bouterwek's Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. 8. Bd. S. 333. Baur's neues hiſtor.-biograph.-literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 884.

*) Kurz aber bündig widerlegt derlei Anſichten G. L. Stuber, Das Buch der Richter grammat. und hiſtor. erklärt. S. 290 fg. Vgl. auch Winer's bibl. Reallexikon unt. d. Art. und die dort gegebene reichliche literäriſche Nachweiſung über dieſen Gegenſtand.

wurde gewährt. Nach Ablauf der beſtimmten Zeit aber geſchah ihr, wie ihr Vater gelobt hatte, und es entſtand die Sitte, daß alljährlich die Jungfrauen vier Tage lang Jephtha's Tochter beklagten. Die ſtolzen Ephraimiten, ſtatt die Früchte des Sieges dankbar zu genießen, machten es aus Eiferſucht dem Jephtha zum Vorwurfe, daß er den Feind ohne ſie angegriffen und geſchlagen habe, während ſie doch früher von ihm um Hilfe angeſprochen, keine Bereitwilligkeit gezeigt hatten, ſich in den Kampf gegen die Ammoniten einzulaſſen. Jetzt drohten ſie ſogar, ihn für ſein Verdienſt um Volk und Vaterland zu verbrennen ſammt ſeinem Hauſe. In gerechtem Unwillen griff ſie daher Jephtha an, und ſchlug ſie mit ſeinen Gileaditen vollkommen. Das Richteramt verwaltete dieſer überhaupt ſechs Jahre lang (Richt. 12, 7). Wenn er im Briefe an die Hebräer (Cap. 11, 32) geprieſen wird, ſo bezieht ſich dieſes nur auf ſein feſtes Gottvertrauen, in welchem er die Feinde ſeines Volkes angriff; dagegen iſt über ſein ihm ſelbſt nachtheilig gewordenes Gelübde kein Urtheil gefällt. Auch hat ſein Benehmen ſelbſt in dieſer Sache etwas durchaus Ehrenhaftes, da er lieber ſein eigenes Glück zertrümmert, als ſein Wort zurücknehmen will. (*A. G. Hoffmann.*)

JEPIFAN oder **EPIFAN**, eine kleine Kreisſtadt in der ruſſiſchen Statthalterſchaft Tula, am linken Ufer des Don, mit ſieben Kirchen (worunter zwei ſteinerne), 120 hölzernen Wohnhäuſern, 10 ſteinernen Buden und gegen 1000 Einwohnern, die Kramhandel und Landwirthſchaft treiben. (*J. C. Petri.*)

Jerabriga (alte Geogr.), ſ. Hierabriga.

JERACH (יֶרַח), auch **JARACH**, **JARAH** geſchrieben, heißt nach 1 Moſ. 10, 26 der vierte Sohn des Joktan; zu Folge der Tendenz, welche die Völkertafel 1 Moſ. 10 anerkanntermaßen hat, muß jedoch der Name von einem arabiſchen Stamme oder einer einem ſolchen gehörigen Landſchaft verſtanden werden. Da ſich aber keine ähnlich lautende Benennung bei den Arabern nachweiſen läßt, betrachtet man Jerach, welches als Appellativum Monat bedeutet, als eine Überſetzung des arabiſchen **Hilal** (هلال), oder **Kamar** (قمر). Nach Edriſi [1]) waren nämlich in der Nähe von Mekka die Hilaliten (Benu-Hilâl), womit die von Agatharchides, Diodor von Sicilien und Ptolemäus [2]) an der öſtlichen Küſte des arabiſchen Meerbuſens erwähnten Aliläer und wahrſcheinlich auch die von Niebuhr [3]) zwiſchen Abuariſch und Hedſchas angetroffenen, von den übrigen Arabern als Ungläubige und Räuber betrachteten Beni Halal einerlei ſein werden. Während nun Einige mit dieſem Stamme, welcher urſprünglich den Mond (هلال wird beſonders vom Neumonde gebraucht) verehrt haben möge, das bibliſche **Jerach** vergleichen, ſetzen es Andere mit **Gobb el Kamar** (غب القمر), d. i. Mondküſte, einer Niederung zwiſchen den Städten Schorma und Merbat, öſtlich von Hadramaut, in Beziehung. Dieſe wird von einer Anhöhe eingeſchloſſen, **Dſchebel el Kamar** (جبل القمر) genannt, weil ihre Geſtalt der Mondſichel ähnlich iſt [4]). (*A. G. Hoffmann.*)

JERACHMEL, 1 Sam. 27, 10. 30, 5. 1 Chron. 2, 9. 25. 26. ob eine Stadt oder eine Familie des Stammes Juda, oder beides, muß ungewiß bleiben. (*F. G. Crome.*)

Jerashind, ſ. Dscharasandha.

JERAWNICE, ungar. Jernye, ein der adeligen Familie Szinyey gehöriges Dorf im ſiroker Gerichtsſtuhle (Bezirke oder Processus) der ſároſer Geſpanſchaft im Kreiſe dieſſeit der Theiß Oberungarns im Gebirge gelegen, mit 83 Häuſern, 645 ſlowakiſchen Einw., welche, mit Ausnahme von 22 Juden, ſämmtlich Katholiken ſind, einem herrſchaftlichen Caſtelle, einer eigenen katholiſchen Pfarre von 956 Seelen, welche ſchon im J. 1334 beſtand, ſpäter einging und erſt 1700 wieder hergeſtellt wurde, gegenwärtig zum ſiroker Vicearchidiakonats-Diſtricte des kaſchauer Bisthums gehört und unter dem Patronat der Familie Mer'ſe de Szinye ſteht, einer katholiſchen Kirche, einer Schule und einem Getreideſchüttboden. (*G. F. Schreiner.*)

Jerbi, Dschjerbi, Djerbi (Geogr.), ſ. Gerbi.

JEREA (Paläozoologie). Lamouroux hat unter dieſem Namen ein Geſchlecht für einen foſſilen Körper gebildet, von dem es ihm ſeines unvollſtändigen und abgerollten Zuſtandes wegen zweifelhaft ſchien, ob er zu den Actinien, Alcyonien ꝛc. zu rechnen ſei. Er ſtellte ihn daher nur proviſoriſch zu den letztern. De Blainville wies demſelben eine Stelle unter ſeinen Amorphozoen zwiſchen Manon und Tethya an. Uns ſcheint, wie ſchon in der Lethäa bemerkt worden, Goldfuß denſelben mit allem Rechte für eine bloße Siphonia erklärt zu haben. Blainville gab die Lamouroux'ſche Definition nach demſelben Exemplare auf folgende Weiſe verbeſſert wieder: **Polyparium ovale, globulosum, subpediculatum, subtiliter et irregulariter porosum, e tabulis numerosis erectis flexuosis compositum, extremitate superiore truncatum, et ostiolis tubulorum cribrosum.** Einzige Art: I. pyriformis *Lamouroux* p. 79. pl. 78. f. 3. *Defrance* im Dict. XXIII. p. 3. *De Blainville* ibid. LX. p. 507. Das einzige, etwas abgerollte Exemplar in der Sammlung der Stadt Caen iſt etwa 0‴012 lang und ſtammt aus dem blauen Thonmergel (Oxfordthon?) der Oolithengruppe bei Caen [*]). (*H. G. Bronn.*)

JEREBICZA, einer der bedeutenderen Berge des Königreichs Dalmatien, welcher ſich im Kreiſe Spalato

1) Klima. II. Abſchn. 5. 2) Vgl. die einzelnen Stellen bei Bochart im Phaleg. P. I. L. II. cap. 19. p. 124. 3) Beſchreibung von Arabien. S. 269 fg.

4) Vgl. Roſenmüller's Handb. d. bibl. Alterthumskunde. 3. Bd. S. 168 fg.

*) *Lamouroux*, Exposition méthodique de l'ordre des Polypiers (Paris 1821. 4.) p. 79. *Defrance* im Dictionnaire des sciences naturelles. Vol. XXIII. *De Blainville* ibid. 1830. LX, 507. A. Goldfuß, Abbildung und Beſchreibung der Petrefacten Teutſchlands. Fol. I. 1826. S. 16. Bronn, Lethäa. 1836. S. 238.

erhebt, und dadurch merkwürdig iſt, daß an ſeinem Fuße bei Brilo der Hauptfluß der Provinz, die Cettina, der Silurus oder Neſtus der Alten, entſpringt, die gleich in der Nähe ihres Urſprungs ſehr waſſerreich iſt, und weiter hinab ſehr maleriſche Waſſerfälle bildet.

(*G. F. Schreiner.*)

JEREJA, ein kleines Negerkönigreich Senegambiens, im Süden des Fluſſes Gambia, iſt von Feloups und Bagnons bewohnt, unter denen auch Portugieſen leben. Nach den wenigen mangelhaften Nachrichten, die wir davon beſitzen, wird das Land als ſchön und fruchtbar, gut angebaut und voll herrlicher Weiden geſchildert, auf denen man zahlreiche Heerden ſchönen Rindviehes und Schafe ernährt. Die Bewäſſerung ſoll gleichfalls ſehr gut ſein, ſodaß man vielen Reis, gute Waſſermelonen und Hirſe in Maſſe baut. (*J. C. Schmidt.*)

JEREMEISCHE GEBIRGE, eine ziemlich hohe Bergkette in der Steppe zwiſchen den Flüſſen Ural und Irtiſch, im aſiatiſchen Rußland. Sie erſtrecken ſich ſieben Meilen in die Länge und eine Meile in die Breite, und haben weit höhere Hügel als die uralſchen, ſind aber noch wenig unterſucht. Es wachſen Tannen, Fichten, Birken und anderes Holz, nur keine Eichen, Buchen und Linden, auf demſelben. Von Thieren finden ſich Wölfe, Elenne, Füchſe, wilde Schweine, Antilopen, wilde Pferde und wilde Schafe. Ob dieſe Berge Erz enthalten, iſt ungewiß. Nach Herrmann gehören ſie noch zu dem altaiſchen Gebirge. Die Kirgiſen der mittlern Horde ziehen an denſelben herum. Auf ihnen hat der Fluß Iſchim ſeine Quelle. (*J. C. Petri.*)

JEREMIA (hebr. יִרְמְיָהוּ oder יִרְמְיָה, griech. *Ἱερεμίας*, in der Vulgata Jeremias, daher bei Luther und unter uns gewöhnlich J e r e m i a s mit der griechiſch-lateiniſchen Endung) war einer der ſpätern hebräiſchen Propheten, der jedoch an thätigem Eifer und Bedeutſamkeit verhältnißmäßig ſeinen früher lebenden Standesgenoſſen, etwa Jeſaia ausgenommen, nicht nachſtand. Er war Zeuge der großen welthiſtoriſchen Ereigniſſe, welche den Untergang des judäiſchen Staates begleiteten. Er erlebte die Plünderung und erſte gänzliche Zerſtörung Jeruſalems, er ſah den herrlichen Jehovatempel mit all ſeiner Salomoniſchen Pracht in Feuer aufgehen, er betrauerte das herbe Geſchick des Volkes Gottes, als es, dem Joche des Siegers ſich beugend, gefangen nach Babel wanderte, und theilte mit einem traurigen Reſte ſeiner Volksgenoſſen ſelbſt d e n Schmerz, dem Schalten der Fremdherrſchaft mitten unter den Trümmern des zerrütteten Vaterlandes noch eine Weile zuſehen zu müſſen, bis die Furcht der Seinigen auch ihn, den Widerſtrebenden, von der letzten Scholle vaterländiſchen Bodens herunterriß und ins Ausland drängte. Jeremia iſt das geiſtige Hauptorgan jener großen Epoche auf der Seite des empfundenen Jammers, er iſt der geiſtige Repräſentant des untergehenden Staates, der fallenden Nation, deren ganzen Schmerz er abſorbirte, der Betraute ſeines Gottes, deſſen ſtrafende Hand er gleichſam im Namen des Volkes zuerſt und am ſchmerzlichſten empfand. In dieſer Eigenſchaft, als Träger des concentrirten Schmerzes der altjüdiſchen Nation in dem Moment, wo er mit ſeiner ganzen Schwere ſich in die geheimſten Sitze der Empfindung geſenkt, ſtellt den Jeremia jenes meiſterhafte Bild unſers berühmten Malers Bendemann dar, ſofern wir es in ſeiner urſprünglichen, abgerundeten Form betrachten, von den beiden (wie es heißt) ſpäter angefügten äußerſten Seitengruppen abſehend, welche, ſo ſchön ſie an ſich ſind, den Beſchauer von der koloſſalen Hauptfigur abziehen, und den Geſammteindruck zerſtreuen und ſchwächen [1]).

Jeremia war der Sohn eines Prieſters, Hilkia [2]), aus der Levitenſtadt Anathoth, die im Stamme Benjamin, eine gute Stunde nördlich von Jeruſalem, lag (Jerem. 1, 1. 29, 27. vgl. 32, 7 fg.). Dort, in ſeinem Geburtsorte, trat er noch in ſeinem Jünglingsalter (1, 6) als Prophet auf, und zwar im 13. Jahre der Regierung Joſia's, Königs von Juda, d. i. im J. 629 vor Chr. Geb. (nach anderer Rechnung 628 oder 627). Seine Strafreden zogen ihm von Seiten ſeiner Mitbürger und ſelbſt ſeiner Anverwandten Haß und Verfolgung zu (11, 21. 12, 6), ſodaß er ſich bewogen fand, ſeine Vaterſtadt zu verlaſſen, und ſeinen Wohnſitz in Jeruſalem zu nehmen. Aber auch hier fanden ſeine Anſichten wenig Anklang, ſeine ſtrengen Mahnungen wurden verachtet, ſeine Unglücksprophezeihungen verlacht; man lohnte ihm ſeine ernſten Rathſchläge mit gehäſſigem Spotte, mit Gewaltthätigkeit bis zu Mishandlung und gefänglicher Haft. Manche haben vermuthet, die Reform des Jehovadienſtes, welche König Joſia, beſonders ſeit dem 18. Jahre ſeiner Regierung, unternahm, möge vorzugsweiſe von Jeremia veranlaßt worden ſein [3]). Von der Prieſterſchaft iſt dies Unternehmen wol ausgegangen, und Jeremia mußte, als Prieſter und Prophet, damit einverſtanden ſein. Näheres läßt ſich aber aus Jerem. 11 in Vergleich mit 2 Kön. 22 nicht ſchließen. Jedenfalls ſtand der Prophet mit dem Könige Joſia in gutem Vernehmen, auch ſpendet er ihm von Seiten ſeiner gerechten und mäßigen Regierung gro-

---

1) Dies Gemälde, im Beſitze Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen, iſt eins der gewichtigſten Kunſtwerke unſerer Zeit im Fache der bibliſch-hiſtoriſchen Malerei. Es ſoll vom Künſtler zuerſt kreisrund angelegt ſein, ſodaß die Hauptfigur alle Radien des Geſammteindrucks in ſich vereinigte, und als großartiges Ideal des Schmerzes einer ganzen Nation alles Bei- und Nebenwerk beherrſchte. Späterhin hat der Künſtler, wie verlautet, auf äußerliche Veranlaſſung ſeinem Bilde die viereckige Form gegeben, und durch eine doppelte Nebengruppe zu beiden Seiten den herrlichen Mittelpunkt in die Breite gedrückt. Ein Gegenſtück dazu bildet das frühere von demſelben Meiſter ausgeführte Bild „Die trauernden Juden" nach dem 137. Pſalm. Hier erſcheint der Schmerz mehr in der Phaſe der weichen, wehmüthigen Stimmung der Edleren unter den zerſtreuten Gefangenen, die die langen Leiden ſchon mit Ergebung tragen lernten, aber immer noch den Groll gegen den Zwingherrn und die Sehnſucht nach Befreiung wie einen Funken im Buſen nähren, der augenblicklich zur Flamme der Begeiſterung emporlodern kann. 2) Viele, wie ſchon Clemens Alexandrinus (Stromata I. p. 328), einige Rabbinen, Calov, Eichhorn u. A., hielten dieſen Hilkia für Eine Perſon mit dem gleichnamigen und gleichzeitig lebenden Hohenprieſter zu Jeruſalem (2 Kön. 22), aber ohne Wahrſcheinlichkeit; ſ. dagegen die Einleitungsſchriften von C a r p z o v und J a h n. 3) Vgl. K n o b e l, Der Prophetismus der Hebräer (Breslau 1837). 2. Th. S. 254.

ſtes Lob. Jer. 22, 15. 16. vgl. 2 Chron. 35, 25. Joſia regierte noch bis zum J. 611, ſein Nachfolger Joahas wurde nach drei Monaten von Pharao Necho ſchon wieder entſetzt, und Jojakim, anfänglich ägyptiſcher Vaſall, mußte ſich nach der Schlacht bei Karkemiſch im J. 606 (605) der Oberherrſchaft der Chaldäer fügen. Drei Jahre ſpäter fiel er wieder ab, und wurde dafür durch eine chaldäiſche Invaſion gezüchtigt. Sein Nachfolger Jojachin oder Jechonja wird nach dreimonatlicher Regierung exilirt, und an ſeine Stelle ſetzt Nebukadnezar den Zedekia ein (599). Auch er wird abtrünnig, indem er ſich auf Ägypten ſtützt, worauf Nebukadnezar Jeruſalem durch eine zweijährige Belagerung einſchließt, welche mit der Einnahme und Zerſtörung der Stadt endet (2 Kön. Cap. 21—25). Im Verlauf dieſer politiſchen Ereigniſſe wurde Jeremia nicht müde des Verſuchs, durch die Macht der prophetiſchen Rede das geſunkene Volk zu ſeinem Gotte zurückzuführen, die Geſittung deſſelben zu heben und zu kräftigen, das geſchwundene Gottvertrauen wieder zu wecken und zur Ergebenheit in Jehova's Strafgerichte zu ermahnen. Unter Joahas' kurzer Regierung ſcheint ſich die Stellung des Propheten verſchlimmert zu haben, wenn er auch vielleicht mit dem Könige ſelbſt in gutem Vernehmen ſtand, denn er beklagt deſſen Abſetzung und Wegführung Cap. 22, 10—12 (wo Joahas aller Wahrſcheinlichkeit nach mit dem Namen Sallum bezeichnet wird). Vermuthlich hatte er ſchon damals Verfolgungen von Seiten der Partei zu dulden, die ſich mit Ägypten verbinden und ſo gegen die Chaldäer agiren wollte. (Vielleicht deuten auf dieſe frühere Zeit zurück die Stellen 2, 16. 18. 36, auch wol die Klagen 15, 15 fg.) Da dieſe Partei die Oberhand gewann, ſeit Jojakim durch ägyptiſche Macht anf den Thron gelangte, und da dieſer König ohnedies das Volk drückte und ausſog und ebendadurch des Propheten Strafreden ſich zuzog (ſ. beſonders Cap. 22), ſo wurde Jeremia jetzt um ſo heftiger verfolgt, und ſelbſt ſein Leben war in Gefahr (17, 14 fg. 18, 18 fg. 26, 1 fg.).

Im vierten Jahre des Jojakim war es, wo Jeremia dem Baruch die bis dahin, alſo im Verlauf von 20 Jahren geſprochenen Orakel dictirte; ein Factum, welches durch Jeremia's eigene Erzählung verbürgt wird (Cap. 36) und deſſen gehörige Betrachtung für eine richtige Einſicht in die Art und Weiſe der prophetiſchen Schriftſtellerei der Hebräer von der äußerſten Wichtigkeit iſt (vgl. den Art. Propheten). Da Jeremia ſelbſt aus irgend einer Urſache, wie es heißt, „zu Hauſe gehalten wurde," ſo ſollte an ſeiner Statt Baruch dieſe ausgezeichneten Orakel in einer der Tempelhallen dem Volke vorleſen. Man nahm ihm aber die Buchrolle weg und brachte ſie dem Könige. Dieſer ließ ſich einige Seiten daraus vorleſen, nahm ſie dann, zerſchnitt ſie mit dem Meſſer und warf ſie ins Feuer, worauf Jeremia die Orakel dem Baruch abermals dictirte und viele neue hinzufügte. Im vierten Jahre des Zedekia wurde er verhaftet, weil er ſtets zur Übergabe der Stadt an die Chaldäer rieth und man ihm Schuld gab, daß er zum Feinde übergehen wolle. Der König Zedekia war ihm indeſſen für ſeine Perſon günſtig und zog ihn zu wiederholten Malen insgeheim zu Rathe. Er erhielt daher die Vergünſtigung, im Hofe des Gefangenenhauſes frei umherzugehen. Einmal ward er dann auf Veranſtaltung ſeiner Feinde in eine ſchlammige Ciſterne geworfen und dem Hungertode ausgeſetzt, bis der König ihn aus dieſer Lage befreite. Jedoch blieb er in Haft bis die Stadt erobert wurde (man ſ. über das alles Jer. 37. 38 und 21). Nebukadnezar gab ſogleich Befehl, den Jeremia zu befreien, weil er erfahren, daß er zur Unterwerfung gerathen hatte. Es wurde ihm die Wahl gelaſſen, entweder mit nach Babel zu gehen oder im Lande zurückzubleiben. Das Letztere zog er vor und wandte ſich, nachdem er ein Geſchenk und einen Gnadengehalt zugeſichert bekommen, nach Mizpa, wo der chaldäiſche Statthalter Gedalja ſeinen Sitz genommen hatte (Jer. 39 und 40, 1—6). Gedalja fiel in einer Verſchwörung, und nun zogen die noch übrigen Juden aus Furcht vor der Rache der Chaldäer nach Ägypten und zwangen auch Jeremia und Baruch, ihnen dahin zu folgen, was im ſiebenten Monate nach Jeruſalems Zerſtörung geſchah. Auch dort trat Jeremia noch als Prophet auf und verkündete namentlich die Eroberung Ägyptens durch Nebukadnezar, welche fünf bis ſechs Jahre nach Jeruſalems Zerſtörung erfolgte. Dies Ereigniß ſcheint Jeremia ſelbſt nicht mehr erlebt zu haben. Nach der ſpätern Sage bei einigen Kirchenvätern [4]) wurde er zuletzt vom Volke geſteinigt. Nach einer jüdiſchen Sage dagegen wurde er nebſt Baruch aus Ägypten nach Babel geführt [5]).

Es ſind uns von Jeremia zwei Bücher aufbehalten, eine Orakelſammlung mit eingeflochtenen hiſtoriſchen Nachrichten und eine kleine Reihe von Elegien, die ſogenannten Klaglieder. Beide Bücher bekunden die Lage und die Stimmung der hebräiſchen Nation um die Zeit ihres Unterganges, wie ſie ſich in dem Geiſte und Gemüthe eines ihrer begabteſten Individuen reflectirt. In beiderlei Schriften weht in dieſer, wie in jeder andern Hinſicht, nur Ein Geiſt, ſodaß die Identität des Verfaſſers, auch abgeſehen von der alten Tradition, welche die Klaglieder dem Jeremia beilegt (ſ. das Vorwort des alexandriniſchen Überſetzers und Joſephus Archäol. 10, 5, 1), klar zu Tage liegt. Vorherrſchend iſt in Jeremia's Schriften eine düſtere und wehmüthige Stimmung, welche durch den immer ſchwerer laſtenden Druck der äußern Verhältniſſe niedergehalten, unabläſſig nach kräftigerer Haltung

4) *Tertullian*, contra gnost. c. 8. *Pseudo-Epiphan*, De vita et obitu prophetarum in *Epiph.* Opp. T. II. p. 239, desgl. *Hieronymus* und *Isidorus Hispal.* Cf. *Carpzov.* Introduct. P. III. p. 137 et *Fabricius*, Codex pseudepigr. V. T. p. 1110 sqq. Die ägyptiſchen Chriſten zeigten ſpäter ſein Grabmal, und die Erde davon hielten ſie für ein Heilmittel gegen den Schlangenbiß. Auch hieß es ſpäter, Alexander der Große habe die Gebeine des Propheten nach Alexandrien gebracht. 5) *Seder Olam* c. 26. Dagegen will Raſchi zu Jerem. 44, 14., daß er mit Baruch nach Judäa zurückgekehrt ſei. Ganz apokryphiſch iſt die Nachricht, daß Jeremia nach Jeruſalems Zerſtörung das heilige Zelt, die Bundeslade und den Rauchaltar in einer Höhle des Berges Nebo, wo Moſe ſtarb, verſteckt haben ſoll (2 Makk. 2, 4 fg.). Abulfaradſch im 14. Jahrh. wiederholt dieſe Nachricht mit dem Zuſatze, daß er auch die heiligen Schriften dort verborgen habe.

Digitized by Google

ringt, aber ſolche nur in dem Maße gewinnt, als ſie von einer religiöſen Reſignation gewährt werden kann, die zwar das Unglück zu ertragen weiß, aber bei jedem neuen Schlage ſich zuſammennehmen muß, um ſich ihres Standpunktes zu verſichern. Dieſer elegiſche Ton beherrſcht nicht etwa blos die Klaglieder, ſondern er zieht ſich auch durch die Weiſſagungen hindurch, wenigſtens ſo weit dieſe die leidende Nation ſelbſt betreffen, und zwar bezieht ſich hier die Klage des Propheten nicht allein auf das trübe Geſchick des Volkes, ſondern auch auf den betrübenden ſittlichen Zuſtand und die Unverbeſſerlichkeit deſſelben. Selten nur erhebt er ſich zu den tröſtlichen Ausſichten in eine beſſere Zukunft, das lichte Bild der Hoffnung taucht nicht ſo leicht auf in der dunkeln und wüſten Gegenwart, obwol die meſſianiſchen Vorſtellungen auch bei dieſem Propheten nicht ganz fehlen, ſondern vielmehr in ihrer Fortbildung begriffen ſind (man ſ. 3, 17 fg. 4, 1, 2. 23, 1—8, ferner [aus der Zeit nach Jeruſalems Zerſtörung] Cap. 30. 31. 32, 36 fg. und Cap. 33, auch 46, 26. 48, 47. 49, 6). Das Volk ſoll, wenn auch in geringer Zahl (3, 14), aus dem Norden, aus dem Lande ſeiner Gefangenſchaft, zurückkehren, denn Jehova begnadigt es (23, 8. 30, 2. 10. 18. 31, 2 fg. 32, 37. 44. 33, 6 fg.). Die Bürger beider Reiche, Juda und Israel, ſollen dann in Eintracht mit einander leben (3, 18), beide gleichmäßig das Heil von Gott erfahren (31, 5. 20. 27. 33, 7). Jehova gibt ihnen dann Hirten nach ſeinem Sinne, die das Volk mit Einſicht regieren (3, 15. 23, 4). Der Meſſias, ein Sproß David's, wird als König herrſchen und Recht und Gerechtigkeit ſchaffen im Lande (23, 5. 33, 15. 17), gleichſam der wiedererweckte David ſelbſt (30, 9. vgl. Ezech. 34, 23. 37, 24). Das Land fließt in Heil und Segen über (31, 5. 12—14. 23—25. 33, 6. 9. 12. 13). Alle Völker wenden ſich dann nach Jeruſalem zur Anbetung des wahren Gottes (3, 17. 46, 26. 48, 47. 49, 6). Die Feinde Israels werden vertilgt (30, 11. 16). Die heilige Stadt wird wieder aufgebaut (30, 18). Jehova nimmt ſich ſeines Volks von neuem an, er will wiederum ſein Gott ſein (30, 22. 31, 1. 32, 38). In dieſer Neuzeit wird man ſelbſt der Bundeslade vergeſſen, des alten Sitzes, wo Jehova vormals thronte, denn Jeruſalem iſt dann ſein Thron, vor welchem die Völker ſich verſammeln (3, 16. 17). Und Er ſchließt einen neuen Bund mit ſeinem Volke, nicht einen, wie der war, den er mit den Vätern geſchloſſen, als er ſie aus Ägypten führte, ſondern das iſt der neue Bund, daß er ſein Geſetz ihnen ins Herz ſchreibt und ſie alle ihren Gott erkennen und die Vergebung ihrer Sünden erlangen (31, 31 fg., vgl. 32, 40 [6]).

In dieſen meſſianiſchen, wie auch in denjenigen Orakeln, die gegen auswärtige Völker gerichtet ſind, treten die ſonſtigen weichen Farben der prophetiſchen Rede des Jeremias etwas in den Hintergrund; denn in den erſtern wird die Rede durch den Strahl der Hoffnung erwärmt und gehoben, und was die letztern betrifft, ſo theilt ſich hier die ſtarke Entrüſtung über den ſtolzen Feind und die triumphirende Zuverſicht, daß Jehova, wenn er ſein geliebtes Volk ſchon ſo hart züchtigt, um ſo mehr an den heidniſchen Gräueln Rache nehmen wird, gleichfalls dem redneriſchen Ausdruck mit und gibt ihm Kraft und Belebtheit. Jedoch iſt die prophetiſche Schriftſtellerei zur Zeit des Jeremia überhaupt ſchon im Sinken; aus ſeinem Munde vernehmen wir nicht mehr die ſententiöſen Kernworte eines Jeſaia; ſeine Mahnungen ſind ernſt und eindringlich, aber nicht hinreißend; ſeine Strafreden laſſen zwar den eiſenfeſten Hintergrund des Glaubens an die göttliche Strafgerechtigkeit nicht verkennen, aber es ſind nicht mehr die unmittelbar ergreifenden Donnerworte der alten Propheten, es iſt nicht mehr jener vernichtende Sarkasmus, der alles niederſchmettert, was ſich Jehova gegenüber ſtolz und trotzig gebärdet. Der Grund dieſer Ermattung der prophetiſchen Rede liegt nicht ſowol in der lauern Geſinnung der Individuen jenes Standes, als hauptſächlich in der allmälig verkümmerten äußern Stellung des Prophetismus, der jetzt ſeine Bedeutung verliert für die Politik des Staates und ſich mehr und mehr in ſich ſelbſt zurückzieht, ſodaß er aus ſeiner ſtillen Erhebung heraus die ſiegende Obmacht über die äußern Verhältniſſe nicht mehr vollſtändig erringen kann. Dazu kommt der Verfall der Literatur überhaupt, namentlich das Sinken der kräftigen Poeſie, die das innerſte Mark der alten prophetiſchen Rede durchdrang, aber jetzt ſich faſt nur noch als äußere Staffage der Diction erweiſt. So nicht nur bei Jeremia allein, ſondern auch bei ſeinem Zeitgenoſſen Zephanja; ja ſelbſt die kühne Poeſie des hochbegabten Dichters Habakuk vermag ſich dieſer gedrückten Sphäre nicht ganz zu entwinden, viel weniger noch die viſionäre Phantaſie des Ezechiel. Die Sprache in ihrer organiſchen Entwickelung iſt zwar noch nicht eben unfrei geworden, ſie fängt nur erſt an, der ſpätern aramäiſchen Färbung zu huldigen (Jer. 2, 33. 3, 4. 5. 4, 19. 11, 15 fg.) und die urſprünglichen Formen zu verwiſchen [7]); aber der Orakelton hat eine paränetiſche Breite, ähnlich derjenigen, welche im fünften Buche des Pentateuch herrſcht, die Poeſie erhebt ſich zu keiner beſondern Höhe und klebt an den äußern Formen, wohin namentlich die alphabetiſche Anordnung und der ſteife, gemeſſene und einförmige Parallelismus der Versglieder in den Klagliedern gehört. Die Bilder des Jeremia ſind durchgängig plan und leicht verſtändlich und die Phantaſie überhaupt mager und flach. Auch ſteht er bereits in der Periode, wo das Studium der alten Dichter und Propheten gewöhnlich zu mehr äußerlicher Entlehnung ihrer Sätze und Ausdrücke führte, ohne recht ſelbſtändige Verarbeitung (ſ. unten bei Cap. 48, 49), und wo man mehr directe Beziehung auf das Geſetzbuch nahm (vgl. Jer. 11, 2 fg. mit 5 Moſ. 27. Jer. 34 mit 3 Moſ. 25 u. a.). Nur Eine Form der prophetiſchen Darſtellung zeigt ſich bei Jeremia im Fortſchritt begriffen, das iſt die Einkleidung der Orakel in ſymboliſche Handlungen, durch welche in ſinnlicher Form und in einer Art von typiſcher Action das darge-

6) Über die letztern Stellen ſ. beſonders Hengſtenberg's Chriſtologie. 3. Th. S. 569 fg.

7) Cf. *Knobel*, Jeremias chaldaizans. (Vratisl. 1831.)

Digitized by Google

ſtellt wird, was die Meinung des Orakels iſt. So lange dergleichen als wirkliche Action des Propheten in Anwendung kam, wurde es ſeltener gebraucht, hatte aber immer etwas Imponirendes und unterſtützte die prophetiſche Rede augenſcheinlich, wie wenn Samuel dem Saul den Zipfel des Kleides zerreißt und dabei erklärt: Alſo reißt Jehova das Königthum von dir (1 Sam. 15, 27), oder wenn Zedekia dem Könige Joſaphat gegenüber ſich Hörner macht mit den Worten: So wirſt du die Syrer ſtoßen (1 Kön. 22, 11), oder wenn Jeſaia eine Tafel aufſtellt mit der Inſchrift: Eile Beute, raube bald! (Jeſ. 8, 1 fg.). Aber bei Jeremia wird dieſe lebendige Symbolik mehr und mehr zur bloßen Redeform, die ſymboliſche Handlung wird vom Propheten nicht mehr wirklich ausgeführt vor den Augen des Volks, ſondern demſelben nur im Tone des Berichtes mitgetheilt, wodurch ſie in den Kreis der Parabel eintritt. Hierin zeigt nun Jeremia allerdings eine gewiſſe Mannichſaltigkeit der Erfindung, aber deſſenungeachtet haben auch dieſe Partien ſeiner Orakel ſelten einen höhern poetiſchen Werth (ſ. Cap. 13. 16. 18. 19. 27. 28. 32. 43). Bei alledem trägt Jeremia's Darſtellung hier und da wenigſtens einen gewiſſen rhetoriſchen Schmuck, auch der gedrückte Ton ſeiner Rede hat einen eigenthümlichen Reiz und theilt dem Leſer leicht die ergreifende Wärme und die ganze elegiſche Stimmung mit, die den Propheten ſelbſt ſo ſichtlich durchdringt.

Nach dieſen zur Biographie und allgemeinen Charakteriſtik des Jeremia gehörigen Bemerkungen wollen wir noch Anlage und Inhalt ſeiner Schriften im Beſondern muſtern und damit das ſchon Geſagte theils beſtätigen, theils noch ergänzen. Was nun zuerſt die Orakelſammlung betrifft, ſo iſt deren Zuſammenſtellung, wie ſie Jeremia ſelbſt vornahm, nachdem er bereits 20 Jahre als Prophet geredet hatte, ſchon oben erwähnt worden. Es läßt ſich daraus freilich nicht mit Sicherheit ſchließen, daß er ſeine Orakel früher nicht ſchon einzeln aufgezeichnet habe; aber es iſt doch auffallend, daß kein nach Zahlen beſtimmtes Datum in den Überſchriften der einzelnen Orakel über das vierte Jahr des Jojakim hinaufgeht. Eichhorn will daraus folgern, daß Jeremia das Datum der früher geſprochenen Orakel nicht mehr mit Beſtimmtheit anzugeben gewußt, weil er ſie eben erſt im vierten Jahr des Jojakim aus dem Gedächtniß concipirte. Dem ſei, wie ihm wolle, ſo iſt jedenfalls das deutlich, daß Jeremia mehre einzelne Orakel jener frühern Zeit ihren Hauptgedanken nach zu einem Ganzen verarbeitet hat, z. B. das Stück 3, 6 bis 6, 30, welches ſeinem Inhalte nach aus Jeſaia's Zeit ſtammt, wie denn auch die meiſten Bücher der kleinen Propheten, des Joel, Amos, Micha, Nahum, auch Jeſ. 2—5, 7—12, 28—33 ein ganz ähnliches Verfahren bei der Aufzeichnung vorausſetzen laſſen. So werden wir auch die Grundlage der Anordnung des Jeremianiſchen Buchs, wie es jetzt vorliegt, ſowie die Erläuterung der einzelnen Orakel durch die beigefügten hiſtoriſchen Nachrichten, welche öfter auch den Erfolg der geſprochenen Reden betreffen, mit allem Recht von jener erſten zwiefachen Hauptredaction herleiten dürfen, wenn auch ſpäter, wo noch andere Orakel hinzukamen, manches umgeſtellt und erweitert ſein mag. Nach dem Verlaufe des jetzigen hebräiſchen Textes kann man das Ganze füglich in drei Theile zerlegen mit einem doppelten Anhange.

I. Der erſte Theil (Cap. 1—39) enthält Weiſſagungen und geſchichtliche Nachrichten, welche, mit Ausnahme von Cap. 30 und 31, nur die Zeit vor Jeruſalems Zerſtörung betreffen. Zu dieſem Abſchnitte gehört eigends die Aufſchrift, welche das ganze Buch eröffnet 1, 1—3, da ſie ausdrücklich die Periode vom 13. Jahre des Joſia bis zur Wegführung des Volks im fünften Monate des eilften Jahres des Zedekia bezeichnet. Die einzelnen Stücke ſtehen nicht in ſtreng chronologiſcher Ordnung, doch ſind die unter Zedekia geſprochenen faſt alle ans Ende des Abſchnitts geſtellt, während die frühern ihnen meiſt vorausgehen. Nicht wenige haben in der Aufſchrift ein mehr oder minder beſtimmtes Datum; bei den übrigen iſt die Abfaſſungszeit zuweilen ſchwer zu beſtimmen und es herrſchen darüber unter den Auslegern ſehr abweichende Meinungen. Wir wollen hier, ohne in kritiſche Unterſuchungen einzugehen, unſere Anſichten darüber niederlegen und die Orakel des Buchs in der Reihe aufführen, wie ſie, ihren chronologiſchen Beziehungen nach, ungefähr auf einander folgen. Nächſt der Überſchrift ſteht an der Spitze

Cap. 1, 4—19. Die Inauguration des Propheten, d. i. die göttliche Berufung deſſelben und die ſummariſche, auch durch ſymboliſche Viſion geſtützte Andeutung deſſen, was der Hauptinhalt ſeiner Orakel ſein ſoll, nämlich, daß Jehova ſein Volk züchtigen werde durch nordiſche Völker. So bezeichnet Jeremia öfter die Chaldäer, weil ſie auf ihrem Eroberungszuge von Norden her in Paläſtina einbrechen mußten (4, 6. 6, 1. 22, auch 46, 10. 20. 24. 47, 2). Eichhorn (hebr. Propheten Th. 2. S. 4) und Hitzig (Begriff der Kritik. S. 61) fanden hier eine Hindeutung auf den Einfall der Scythen in Vorderaſien (*Herod.* 1, 103 fg.), was indeſſen kaum Wahrſcheinlichkeit haben dürfte [8]).

Cap. 11 und 12, 1—6 gehören ihrer hiſtoriſchen Beziehung nach in die Zeit, kurz nachdem Jeremia nach Jeruſalem gekommen war, alſo in das 13. oder in eins der nächſten Regierungsjahre Joſia's. Cap. 11, 1—17 iſt im Allgemeinen gegen den Götzendienſt gerichtet, wie er beſonders vor der Reform des Joſia im Schwange ging, Cap. 11, 18—23 aber und 12, 1—6 beziehen ſich deutlich auf die Verfolgungen, welche der Prophet in ſeiner Vaterſtadt erlitten hatte. (Daher ſetzt Maurer das Stück 12, 1—6 ſogar in die Zeit, wo Jeremia noch in Anathoth wohnte.)

Cap. 3, 6—6, 30 unter Joſia um das J. 625.

Cap. 7—9 und Cap. 26 Anfangs der Regierung Jojakim's (vgl. 7, 12. fg. mit 26, 1 fg.).

Cap. 25 ins vierte Jahr des Jojakim nach der Aufſchrift, doch mit einem ſpätern Anhange Vs. 12 fg.

Cap. 35 und 36, wie auch Cap. 45 aus dem zwei-

8) ſ. dagegen Maurer's Commentar zu Jerem. 1, 14. 4, 5. 5, 6. 15.

Digitized by Google

ten Theile und einige Stücke des dritten Theils ins vierte oder fünfte Jahr Jojakim's.

Cap. 12, 7—17 in Jojakim's fünftes oder ſechstes Jahr.

Cap. 2—3, 5, desgleichen Cap. 14—18 gleichfalls unter Jojakim.

Cap. 13 unter Jojachin, und ſo wahrſcheinlich auch 10, 17—25, wenn dieſes Stück nicht ſchon unter Jojakim abgefaßt iſt.

Cap. 19—24. Cap. 27—29. Cap. 32—34 und 37—39 unter Zedekia, meiſtens nach Aufſchriften, die ausdrücklich dieſe Zeitbeſtimmung enthalten [9]).

Cap. 30 und 31 liegen ſchon in der Zeit nach Jeruſalems Zerſtörung und ſind daher wol erſt ſpäter in dieſen Theil eingefügt.

Cap. 10, 1—16 endlich läßt ſich ſeiner Abfaſſungszeit nach gar nicht ſicher beſtimmen. Hitzig (Comm. zu Jeſaia S. 467 und zu den Pſalmen S. 78) ſetzt dieſes Stück nach ziemlich unſichern Gründen in das J. 621 v. Chr. Geb.

II. Der zweite Theil Cap. 40—45 enthält, nur das letzte Capitel ausgenommen, welches in gleiche Zeit mit Cap. 36 fällt (ſ. oben), theils Orakel, theils Nachrichten, die die nächſte Zeit nach Jeruſalems Zerſtörung und die Auswanderung nach Ägypten betreffen; einige Orakel gehören ſchon nach Ägypten.

III. Der dritte Theil des Buchs Cap. 46—49 enthält lauter Orakel gegen auswärtige Völker, nämlich:

Cap. 46 zwei Orakel gegen Ägypten mit Beziehung auf die Schlacht bei Circeſium im J. 606.

Cap. 47 gegen Philiſtäa, vielleicht zu der Zeit geſprochen, wo Nebukadnezar Tyrus belagerte, und zwar als er ſich bereits von der Stadt wieder abwandte (vgl. Vs. 4 mit Ezech. 25, 15 fg., auch Jer. 27, 3 fg.), nämlich im fünften Jahre nach Jeruſalems Zerſtörung.

Cap. 48 gegen Moab, vermuthlich um dieſelbe Zeit geſprochen wie das vorausgehende (cf. *Joseph.* Arch. X, 9, 7). Dies Stück iſt übrigens auf der Grundlage der alten Texte Jeſ. 15, 16 und 4 Moſ. 24 gearbeitet.

Cap. 49 enthält fünf Orakel, eins gegen die Ammoniter (Vs. 1—6), eins gegen Edom (7—22), gegen Damaskus (23—27), gegen die arabiſchen Stämme Kedar und Hazor (28—33) und gegen Elam (34—39). Dies Letztere iſt, wie die Aufſchrift beſagt, zu Anfang der Regierung Zedekia's abgefaßt, die vier erſtern aber aller Wahrſcheinlichkeit nach ungefähr gleichzeitig mit Cap. 47 und 48. Bei dem Edom betreffenden Stück liegt das Orakel des Obadja zu Grunde [10]). Allen dieſen Völkerſchaften verkündet Jeremia Invaſion und Vernichtung von Seiten der Chaldäer.

Der erſte Anhang Cap. 50. 51 beſteht in einem Orakel gegen Babel, deſſen Untergang, wie die Rückkehr der jüdiſchen Exulanten, nahe bevorſtehen ſoll. Die Unterſchrift dieſes Stücks 51, 59 fg., welche die Abfaſſung ins vierte Jahr des Zedekia ſetzt, widerſpricht dem Inhalte (ſ. 50, 17. 51, 24. 34. 51), welche Stellen die Zerſtörung Jeruſalems und des Tempels vorausſetzen. Man hat dies Stück dem Jeremia abgeſprochen [11]), während ſonſt in dem Buche faſt nichts angezweifelt worden iſt.

Der zweite Anhang Cap. 52, die Geſchichte der Zerſtörung Jeruſalems enthaltend, iſt aus 2 Kön. 24. 25 entlehnt. Nur Vs. 28—30 die Angabe über die Zahl der Exilirten iſt hier eigenthümlich.

Die griechiſch-alexandriniſche Überſetzung des Jeremia folgt einer andern Anordnung des Textes, als unſere hebräiſchen Handſchriften und Ausgaben. Namentlich ſind die Orakel gegen auswärtige Völker Cap. 46—51 des hebräiſchen Textes theils unter ſich anders gereiht, theils gleich hinter 25, 13 geſtellt (ſ. die Überſicht bei de Wette, Einleit. ins A. T. §. 219). Auch bietet der griechiſche Text ſonſt Abweichungen, Auslaſſungen und kleine Zuſätze. Man hat oft vermuthet, der Überſetzer habe eine andere Recenſion des Grundtextes vor ſich gehabt. Wahrſcheinlicher iſt indeſſen, daß er ſelbſt die Umſtellungen und Änderungen vorgenommen. Schwerlich aber ſind ſie erſt ſpäter im griechiſchen Texte entſtanden, da ſchon Origenes und Hieronymus ſie kennen [12]).

Die Klagelieder, von den Juden nach dem Anfangsworte Echa (אֵיכָה), bei den LXX. *Θρῆνοι*, in der Vulgata Lamentationes genannt, beſtehen in fünf Trauerliedern, welche Jeremia auf den Untergang ſeines Vaterlandes dichtete, nämlich Cap. 1 auf die erſte Wegführung eines Theiles des jüdiſchen Volks unter Jojachin, Cap. 2. 4 und 5 auf die Eroberung und Zerſtörung Jeruſalems durch Nebukadnezar, und Cap. 3 auf das eigne Unglück des Dichters. Man hat den Inhalt dieſer Lieder zuweilen irrthümlich auf die Zeit des Todes Joſia's gedeutet nach dem Vorgange des Joſephus (Arch. X, 5. 1) und des Hieronymus. Dieſe Anſicht fand man ſchon 2 Chron. 35, 25 ausgedrückt, aber vielleicht handelt dieſe Stelle von andern verloren gegangenen Klageliedern auf Joſia. Dieſe Elegien haben eine ſehr regelmäßige rhythmiſche Form. In der erſten und zweiten herrſcht durchgängig die Theilung des Verſes in drei Glieder, in der vierten die Theilung in vier Glieder; aber dieſe Theilung gehört eben nur der äußern Form an, da der Gedanke ununterbrochen fortſchreitet, ohne innerliches Ebenmaß. In der dritten und fünften beſteht die gewöhnliche Zweitheilung der Verſe. Jede der vier erſten iſt nach dem

---

9) In der Aufſchrift von Cap. 27 iſt mit einigen Handſchrr. und dem ſyriſchen Überſetzer gleichfalls Zedekia zu leſen ſtatt Jojakim, wie dies aus V. 3. 12. und 28, 1 unwiderſprechlich hervorgeht. 10) Daß dies Orakel nicht ſchon vor Jeruſalems Zerſtörung geſprochen wurde, wie neuerlich behauptet worden, hat der Verf. dieſes Art. darzuthun geſucht in der Allgem. Liter.-Zeitung. 1838. Mai.

11) ſ. v. Cölln in der Allgem. Lit.-Zeit. 1828. Ergänz.-Bl. Nr. 16. S. 118. Vgl. de Wette's Einleit. ins A. T. S. 273 fg. 12) Verſchiedene Hypotheſen über das Verhältniß des griechiſchen Textes zum Hebräiſchen, ſ. Eichhorn's Bibliothek der bibl. Lit. 6. Bd., ferner in Spohn's kritiſcher Ausgabe des griechiſchen Textes, und in Mover's Diss. de utriusque recensionis vaticiniorum Jeremiae indole et origine. (Hamb. 1837. 4.)

Digitized by Google

Alphabete geordnet, die dritte ſo, daß je drei Verſe mit einem und demſelben Buchſtaben anfangen. Die fünfte endlich hat zwar grade ſo viel Verſe, als Buchſtaben im Alphabet ſind (22), aber die alphabetiſche Reihe iſt bei den Anfangsbuchſtaben nicht berückſichtigt. Die Abfaſſung dieſer Lieder durch Jeremia iſt nach dem ſchon oben Bemerkten ganz außer Zweifel.

Der ſogenannte **Brief Jeremiä**, welcher unter den Apokryphen des A. Ts. ſteht und in vielen Handſchriften der LXX. das letzte Capitel des Buchs Baruch ausmacht, rührt offenbar nicht vom Propheten Jeremia her und iſt vielmehr urſprünglich griechiſch geſchrieben. Er iſt an die Exulanten in Babel gerichtet und enthält eine Declamation gegen den Götzendienſt. Der Inhalt iſt aus Jer. 10 entlehnt, der Form nach hat Jer. 29 als Muſter gedient. Die Kirchenväter reden auch außerdem von apokryphiſchen Schriften des Jeremia, vorzüglich auf Veranlaſſung der Stelle Matth. 27, 9, wo aber nicht Jeremia, ſondern Zacharia (11, 12. 13) citirt ſein ſollte, mag man nun mit Auguſtinus einen Gedächtnißfehler des Matthäus ſtatuiren oder einen alten Schreibfehler. Auch in den Stellen Matth. 2, 23. Epheſ. 5, 14 und 1 Ptr. 3, 19 hat man Citate aus Apokryphen des Jeremia finden wollen (ſ. darüber **Fabricius** im Codex pseudepigr. V. T. vol. I. p. 1102. sq. und die Ausleger zu jenen neuteſtamentlichen Stellen.

Noch muß endlich erwähnt werden, daß viele jüdiſche Gelehrte und mit ihnen z. B. Grotius den Jeremia als Verfaſſer der Bücher der Könige betrachtet haben, wie ihm einige neuere Kritiker das fünfte Buch des Pentateuch und mehre von den Pſalmen zuſchreiben wollten, vorzüglich wegen Ähnlichkeit der Schreibart und Darſtellungsweiſe. Was die Pſalmen betrifft, ſo kommt ſolche Anſicht ſchon bei dem alexandriniſchen Überſetzer vor, wenn die Aufſchrift vom Pſ. 65 echt iſt, wie ſie ſich z. B. in der ed. Aldina findet. Die weiteſte Ausdehnung aber hat dieſer Hypotheſe Hitzig gegeben, welcher in ſeiner Bearbeitung der Pſalmen (Th. 2. S. 48 fg.) nicht weniger denn **dreißig** Lieder des Pſalters dem Jeremia als Verfaſſer zu vindiciren ſucht (Pſ. 5. 6. 14. 22—41. 52—55. 69. 70 und 71). Der Beweisführung Hitzig's läßt ſich Scharfſinn nicht abſprechen, aber überall genügend kann man ſie nicht finden, wie es denn auch immer ſchwerer iſt, auf ſo ſchlüpfrigem Felde der Conjecturalkritik allgemeinere Überzeugungen zu erzielen. An ſich aber iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß jene bewegte Zeit, in welcher Jeremia lebte, eine gewiſſe Fruchtbarkeit an lyriſchen Dichtungen, beſonders der elegiſchen Art, gehabt, und warum ſollte nicht Jeremia, der fruchtbare Schriftſteller, der treue und vielverfolgte Jehova-Prophet, außer ſeinen Klagliedern noch andere Lieder geſungen haben? warum könnten nicht einige unſerer Pſalmen von ihm herrühren, zumal wenn wir darin ihm ſo verwandte Klänge finden, wie z. B. in Pſalm 31? (*E. Rödiger.*)

JEREMIADE, ſo viel als Klagelied, Trauerlied. Man bedient ſich dieſes Wortes gewöhnlich nicht im beſten Sinne, ſondern verſteht darunter hauptſächlich ſolche Trauerlieder, die einen weltlichen, weinerlichen, jämmerlichen, wehmüthigen Charakter ausdrücken, ja es liegt ſogar in dieſem Worte, nach dem Sprachgebrauche, nicht ſelten ein gewiſſer leichter Spott oder eine Ironie zum Grunde, untermiſcht mit mancherlei Nebenbegriffen, wiefern ſie nur mit einem Gegenſtande des Augenblicks zuſammenhängen. Der Name Jeremiade ſchreibt ſich von den Klageliedern Jeremia's (ſ. d.) her, und dieſe ſind Elegien von tiefer Wehmuth, rührender Einfalt und frommer religiöſer Hingebung, welche durch ihre ebenſo ſchönen als erhabenen Gedanken die glorreiche Zeit der hebräiſchen Poeſie lebhaft in das Gedächtniß zurückführen. Aus dieſem Grunde ſollte das Wort „Jeremiade" nur im edlern Sinne gebraucht, darunter das wirklich nur fromme Trauerlied, in welchem ſich ein gepreßtes ſchmerzvolles Herz in demüthiger Ergebung ganz dem höchſten Willen überläßt, verſtanden, nie aber zur Bezeichnung jener Empfindungen, die nur Verdruß, Kummer, klägliches Jammergeſchrei, Heulen und Winſeln ausdrücken, erniedrigt werden. (*Fr. Thon.*)

JEREMIAS, Name zweier Patriarchen der griechiſchen Kirche zu Conſtantinopel, beide dem 16. Jahrh. angehörig.

Jeremias I. war erſt Metropolit von Sophia [1]), folgte im Patriarchat nach Theoleptos, welcher im J. 1521 geſtorben war, und unternahm gleich im nächſten Jahre nach ſeiner Erhebung eine Wallfahrt nach Jeruſalem zum heiligen Grabe. Schon unterweges aber, auf der Inſel Cypern, entzweite er ſich mit ſeinen Begleitern, worauf ein Theil derſelben umkehrte [2]). Dieſe ihm aufſäſſige Partei benutzte dann ſeine längere Abweſenheit dazu, ihm das Patriarchat zu entreißen, und wählte den bisherigen Biſchof von Sozopolis, Johannicius [3]), an ſeine Stelle. Da man den dem türkiſchen Sultan jährlich zu entrichtenden Tribut noch um 500 Dukaten erhöhte, ſodaß dieſer ſich nun auf 4000 Dukaten belief, ſo ließ die Staatsregierung dieſen Patriarchenwechſel ruhig geſchehen. Den Mehrbetrag ſchoſſen Jeremias' Feinde zu. Die Intrigue war aber nur von kurzer Dauer, da Jeremias die ihm zu Gebote ſtehenden Mittel ergriff, ſich ſeine Stellung zu ſichern und den viel vermögenden Großvezier Ibrahim für ſich hatte. Seine eifrigen Anhänger betrachteten ohnehin ſeinen Gegner als einen Eindringling, ſodaß die größere Zahl der Kleriker von Conſtantinopel und Galata dieſen gar nicht beachtete, und ihm daher die ſonſt bei der Wahl eines neuen Patriarchen gewöhnlichen Ehrenbezeugungen zu beweiſen unterließ. Jeremias ſelbſt berief die drei übrigen Patriarchen zu ſich nach Jeruſalem, und ſetzte mit ihnen den Johannicius ab, excommunicirte ihn auch ſammt ſeinem Anhange. Nach ſeiner Rückkehr wandte er ſich an den Großvezier, welcher ihm das Patriarchat unter der Bedingung wieder zuzuwenden verſprach, wenn

1) *Mart. Crusii* Turco-Graecia. L. II. c. 19. (p. 153 ed. Basil.) 2) *Phil. Cyprii* Chronic. eccles. Graecae (rec. *Henr. Hilarius*, Lips. et Francof. 1687). p. 392; nach dem Berichte in den Unſchuld. Nachrichten auf das J. 1729. S. 1128 entſtand der Zwiſt unter der Begleitung ſelbſt. 3) So heißt er bei *Phil. Cyprius* l. c. p. 391; die Unſchuld. Nachrichten auf das J. 1729 a. a. O. nennen dieſen Gegenpatriarch **Jaannicus**.

Digitized by Google

er ebenſo viel zahlen wolle, als der andere Bewerber. Dieſe Zumuthung wies Jeremias zwar ſtandhaft ab; allein die chriſtliche Bevölkerung erbot ſich ganz freiwillig, die verlangte Summe an die hohe Pforte zu erlegen, um nur den freundlichen, friedfertigen und beſcheidenen Mann der einflußreichen Stelle zu erhalten. Seinem Einfluſſe und ſeiner Gewandtheit verdankte ſie ſpäterhin die Abwendung großer Beſchränkung. Als nämlich im J. 1536 der Grundſatz aufgeſtellt wurde, jede griechiſche Kirche eines durch Waffengewalt eroberten Ortes ſolle zerſtört werden, ging man damit um, ihn auch auf die chriſtlichen Kirchen zu Conſtantinopel anzuwenden [4]). Noch ehe aber dieſe ſchreckliche Maßregel zur Ausführung kam, gelangte zufällig Kunde davon an den Patriarchen. Dieſer wendete ſich ſogleich an die vornehmſten Beamten und erhielt das Verſprechen, daß die conſtantinopolitaniſchen Kirchen geſchont werden ſollten, wenn er durch Zeugen den Beweis führen könne, Conſtantinopel habe capitulirt. Zwei hochbejahrte Türken, Augenzeugen der Einnahme, welche in Adrianopel lebten, wurden durch reiche Geſchenke zu einer günſtigen Ausſage vermocht. Sonſt iſt noch von Jeremias zu bemerken, daß er das dem Stauroniketas geweihte Kloſter auf dem Berge Athos, welches damals ohne Bewohner war, prachtvoll wieder herſtellte. Der Erzbiſchof Prochorus von Achridá ſuchte Berrhöa vom Sprengel des Patriarchen abzureißen, zu ſeiner Diöces zu bringen, und erbot ſich, jährlich dafür 100 Dukaten Tribut zu geben. Jeremias vereitelte zwar ſeinen Plan, mußte ſich aber dazu verſtehen, die von ihm angebotene Summe zu zahlen. Zuletzt unternahm er eine Reiſe in die Moldau und Walachei, ſtarb aber unterweges im J. 1545, nachdem er 23 Jahre und einige Monate an der Spitze der griechiſchen Kirche geſtanden hatte; worauf Dionyſius, bisher Biſchof von Nikomedien, den Patriarchenſtuhl beſtieg [5]).

Jeremias II., mit dem Beinamen **Tranus**, früher Biſchof von Lariſſa, folgte im 36. Jahre ſeines Alters, im J. 1572, in der Patriarchenwürde dem Metrophanes, welchen man wegen ſeines Strebens, die getrennten Kirchen des Orients und Occidents zu vereinigen, zur Reſignation gezwungen hatte. Er liebte die Wiſſenſchaften, und ergab ſich ihrem Studium mit vielem Eifer; bemühte ſich auch, der in der griechiſchen Kirche herrſchenden Simonie zu ſteuern, und ſorgte für Erhaltung und Verſchönerung der Kirche im Patriarcheo und des patriarchlichen Schmuckes. Zwiſchen ihm und dem unfreiwillig abgetretenen Metrophanes gab es beſtändig Zwiſtigkeiten, zum großen Nachtheile der griechiſchen Kirche [6]). Nach zehn Jahren, nämlich am Ende des J. 1579, mußte Jeremias ſogar demſelben wirklich weichen und konnte erſt neun Monate ſpäter wieder zu ſeiner Stelle gelangen, nachdem ſein Gegner im J. 1580 geſtorben war [7]). Beim Sultan wurde er beſchuldigt, mit dem römiſchen Papſte in brieflichem Verkehre geſtanden zu haben; eine Folge davon war ſeine Gefangenſetzung und Verweiſung nach Rhodus im J. 1585. Papſt Gregor XIII. hatte ſich, wie behauptet wird, Mühe gegeben, ſeine Freilaſſung zu bewirken, und beabſichtigt, ihn zum Cardinal zu erheben, aber vergeblich. Bemerkenswerth iſt noch, daß dieſer Patriarch von Tübingen aus die augsburgiſche Confeſſion in einer von Paul Dolſcius beſorgten und auch gedruckten griechiſchen Überſetzung nebſt Briefen der beiden tübinger Profeſſoren Jacob Andreä und Mart. Cruſius empfing [8]). Die nächſte Veranlaſſung zu dieſer eigenthümlichen Verhandlung gab der Umſtand, daß der öſterreichiſche Internuntius an der hohen Pforte, David Ungnad, Baron von Sonnek, den jungen proteſtantiſchen Theologen Stephan Gerlach [9]), einen Würtemberger, welchen der Kanzler Andreä ihm empfahl, als Geſandtſchaftsprediger im J. 1573 nach Conſtantinopel mitgenommen hatte. Die beiden Schreiben, welche Gerlach mitnahm, enthielten blos ehrenvolle Begrüßung und Empfehlung des Überbringers. Im J. 1574 gab er den Rath, das augsburgiſche Glaubensbekenntniß an Jeremias zu ſchicken. Dies geſchah, unter Anfügung eines Schreibens vom Kanzler Andreä, worin gebeten wurde, das in der Confeſſion den Griechen Misfällige angeben zu wollen. Man hatte keine Kenntniß vom Lehrbegriffe der damaligen griechiſchen Kirche, und mochte ſich daher ſchmeicheln, daß das proteſtantiſche Syſtem großentheils damit übereinkommen werde. Die Antwort des Patriarchen, welche im Junius 1576 anlangte, fiel daher in etwas gegen die Erwartung aus; er ging in einer ſogenannten Kritik der orientaliſchen Kirche die einzelnen Artikel der augsburgiſchen Confeſſion durch, und gab an, worin er und ſeine Kirche übereinſtimme und abweiche [10]). Die Tübinger ließen es

4) Die Unſchuldigen Nachrichten auf das J. 1729. S. 1128 ſtellen die Sache ſo dar, als hätten die Griechen aus Conſtantinopel verjagt werden ſollen, weil ſie der Osmaniſchen Armee tapfern Widerſtand geleiſtet. 5) Vgl. vorzüglich *Phil. Cyprius* l. c., dann den damit wörtlich übereinkommenden *Martin Crusius* l. c. und die Unſchuld. Nachrichten auf das J. 1729. S. 1127 fg. Über den Ort, wo Jeremias verſchied, iſt übrigens die Angabe verſchieden. Phil. Cyprius (l. c. p. 394) berichtet, er habe ſich zuletzt als Mönch in das Kloſter auf dem Berge Athos begeben, und ſei als ſolcher dort geſtorben. Mehr Glauben verdient der kaum 40 Jahre nach Jeremias' Ableben ſchreibende Malaxos. Dieſer erzählt nämlich in ſeiner Geſchichte des Patriarchats (cf. *Hilarium* ad *Phil. Cyprium* p. 399. 400), der Tod habe den Patriarchen bei der bulgariſchen Stadt Tornobo ereilt.

6) *Mart. Crusii* Turco-graec. p. 211. 7) *Phil. Cyprius* l. c. p. 417 et *Mart. Crusius* l. c. p. 212. 8) Cruſius' eigenes Schreiben iſt gedruckt in deſſen Turco-Graecia p. 410; das auch von Cruſius, aber in Andreä's Namen abgefaßte Schreiben ſteht in *Crusii* MS. XX, 30. e. p. 4. 9) Vgl. über dieſen intereſſanten Mann und den von ihm veranlaßten Verkehr zwiſchen der griechiſchen Kirche und den Proteſtanten *Chr. Fr. Schnurrer*, De Steph. Gerlach nec non de actis inter Tubingenses theologos et Patriarchas Constantinopolitanos accuratior disquisitio in dem von H. E. G. Paulus herausgegebenen *C. F. Schnurreri* Orationum academicarum — — delectus posthumus. p. 113 sq. 10) Stanislaus Socolov, Kanonikus zu Krakau, überſetzte dieſe Antwort des Patriarchen ins Lateiniſche, und machte ſie in dieſer Sprache bekannt, nicht ohne nachtheilige Bemerkungen für die Proteſtanten. Mehre Ausgaben von Katholiken folgten, und zwar mit Verleumdungen gegen die evangeliſche Kirche. Um dergleichen abzuſchneiden, ließ der Herzog von Würtemberg die vollſtändige Verhandlung unter dem Titel drucken: Acta et Scripta theologorum Wirtembergensium et Patriarchae Constantinop.

aber dabei nicht bewenden, ſondern ſuchten in einer zweiten Zuſchrift ihre Lehre zu vertheidigen. Zugleich überſetzte Mart. Cruſius auf Gerlach's Anrathen Heerbrand's Compendium theologicum ins Griechiſche, und dieſe Überſetzung wurde ebenfalls 1577 nach Conſtantinopel geſendet. Die Antwort ſelbſt war von Luc. Oſiander. Auch nach Gerlach's Rückkehr im J. 1578 in ſein Vaterland ließ man die Angelegenheit nicht fallen, ſondern benutzte den Aufenthalt eines andern proteſtantiſchen Geſandtſchaftspredigers, Sal. Schweiker (oder Schweigker), im Gefolge des öſterreichiſchen Internuntius Joachim von Sinzendorff, zur Fortſetzung der angeknüpften Verbindung. Natürlich kam es aber zu keiner Annäherung in der Lehre [11]), und Jeremias erklärte endlich nicht ohne Empfindlichkeit, ſich nicht weiter einlaſſen zu wollen, da ſeine Gründe noch nicht widerlegt wären. Einige Briefe des Jeremias hat auch Chyträus abdrucken laſſen; ſonſt findet man ſie in *Martini Crusii* Turco-Graeciae L. VII. und in den Acta et scripta theologg. Wirtembergenss. et Patriarchae Constant. Jeremiae. Beachtenswerth iſt ferner ſein Urtheil über den Gregorianiſchen Kalender (Francof. ad Viadr. 1590. 4.). Außerdem hat er noch einiges Andere, jedoch nicht von großer Bedeutung, geſchrieben [12]). (*A. G. Hoffmann.*)

JEREMIE, Stadt und Hafen von Haiti, im ehemaligen franzöſiſchen Antheile der Inſel, unter 18° 40′ 30″ nördl. Br. und 74° 7′ 8″ weſtl. Länge von Greenwich. Sie liegt an der Weſtſeite einer unſichern Bai auf einer Anhöhe, war vor der Revolution der Sitz vieler ſehr reicher und den Luxus liebender Pflanzer, die aus ihren Beſitzungen in dem benachbarten durch ſeine Fruchtbarkeit berühmten Canton ſehr große Einkünfte zogen, und die Veranlaſſung gaben, daß die Geſellſchaft und das Leben von Jeremie zu den beſten und angenehmſten der Inſel gezählt wurden. Der Kaffeebau wurde mit beſonders großem Erfolge getrieben; im J. 1789 wurde von Jeremie 5,450,000 Pf. Kaffee, 249,000 Pf. Zucker exportirt. Die neue Zeit hat keine Veranlaſſung zu ähnlichen ſtatiſtiſchen Mittheilungen gegeben, denn grade dieſer Diſtrict hat im Kampfe mit den Negern ungemein gelitten, und wenige von den alten Pflanzungen ſind wieder aufgenommen und in Cultur verſetzt worden. Einige Nordamerikaner und Engländer haben in den letzten Jahren ſich dort niedergelaſſen, und leben unter der Regierung der jetzigen Beſitzer des Landes zwar als Pflanzer, aber in keiner beneidenswerthen Lage. (*Poeppig.*)

JEREON oder **JIREON**, Stadt in Paläſtina im Stamme Naphthali (Joſ. 19, 38). (*F. G. Crome.*)

JERETZ, eine kleine Stadt in der jetzt ruſſiſchen (ſonſt perſiſchen) Provinz Schirwan in Aſien, unweit des Kur, etwas befeſtigt, mit wohlhabenden Einwohnern, die Seidenbau und etwas Handel treiben. Jeden Sonntag wird hier ein allgemeiner, ſtark beſuchter Jahrmarkt gehalten *). (*J. C. Petri.*)

JERICHO, 1) ſ. d. Art. Paläſtina 3. Sect. Bd. IX. S. 345 u. 358. Nachtrag: Der große Bergkeſſel, in welchem dieſer Ort liegt, hat die mildeſte Luft; wenn auf den Höhen von Jeruſalem ſchon Schnee fällt, gehen die Bewohner der Oaſe Jericho noch in leinenen Kleidern. Jetzt bewäſſert nur eine einzige Quelle die Gefilde Jericho's und verläuft ſich, ehe ſie den Jordan erreicht; zur Römerzeit, und vielleicht ſchon früher, waren im Gebirge nördlich und weſtlich der Stadt Teiche angelegt, um das Waſſer der Regenzeit zu ſammeln, von welchem lange Kanäle daſſelbe der Stadt und deren Umgebungen zuführten. Bewundernswürdig iſt die Fruchtbarkeit des Bodens an den koſtbarſten und feinſten Gewächſen, ſo lange für hinlängliche Bewäſſerung geſorgt iſt. Da die Stadt Jericho nicht blos in den älteſten Zeiten, ſondern auch ſpäterhin mehr als einmal zerſtört iſt, ſo läßt ſich ihre eigentliche Lage nur ſehr ſchwer ausmitteln, vielleicht ſteht das ärmliche Dorf Rieha überall nicht auf, ſondern nur in der Nähe des alten Jericho. (*F. G. Crome.*)

2) Ein kleines Stadtgebiet (township) des nordamerikaniſchen Freiſtaates Vermont, in der Grafſchaft Chittenden und am Fluſſe Onion gelegen, hat gegen 1500 Einwohner. (*J. C. Schmidt.*)

Jericho-Rose, ſ. Lonicera (Caprifolium) und Anastatica.

JERICHOW, kleine Stadt an der Elbe, im zweiten jerichowiſchen Kreiſe und Regierungsbezirke Magdeburg der preußiſchen Provinz Sachſen, mit 260 Häuſern und 1265 Einwohnern, welche von der Landwirthſchaft leben und auf ihrer Flur auch anſehnlichen Tabaksbau unterhalten. (*Klaehn.*)

JERICHOWISCHER KREIS, erster. Landräthlicher Kreis im Regierungsbezirke Magdeburg, der preußiſchen Provinz Sachſen, einen Theil des ehemaligen Herzogthums Magdeburg bildend, womit indeſſen das ehemals königl. ſächſiſche Amt Gommern verbunden wurde. Die Elbe mit ihren vielen Armen begrenzt den Kreis auf ſeiner Süd- und Weſtſeite, und trennt ihn von den Kreiſen Calbe, Wanzleben, Magdeburg und Wolmirſtedt; im Norden ſtößt er an den zweiten jerichowiſchen Kreis, im Nordoſten an die Provinz Brandenburg, und im Südoſten an das Anhaltiſche. Sein Areal beträgt nach den neueſten officiellen Angaben 26,06 geogr. □M., worauf im J. 1816 37,705, 1821 40,023, 1833 47,183 Einwohner lebten, ſodaß nach der letzten Zählung die rela-

Dom. Jeremiae (Wittenb. 1584 — durch Druckfehler ſteht 1586 — in fol.), mit einer von Heerbrand verfaßten ſcharfen Vorrede gegen Socolov und andere Katholiken. Cf. *Christ. Matth. Pfaff*, De actis scriptisque publicis ecclesiae Wirtemberg. p. 50 sq. *Fabricii* Biblioth. Graec. L. V, 45.

11) Über das Nähere ſ. die von Schnurrer (a. a. O. S. 125 fg.) gelieferte chronologiſche Überſicht der einzelnen Momente dieſer Verhandlungen. *Mart. Crusii* Turco-Graec. L. VII. p. 410 sq. und Stephan Gerlach des Ältern Tagebuch, welches deſſen Enkel, Samuel, im J. 1674 herausgegeben hat. Außerdem vgl. man *Phil. Cyprii* Chronicon, ed. *Hilarii*. p. 421 sq. Kurz berührt die Sache *Seb. Kortholt*, Hist. eccles. N. T. sec. XVI. p. 833 sq.

12) Vgl. im Allgemeinen über ihn außer Phil. Cyprius und Mart. Cruſius a. a. O. noch die Unſchuld. Nachrichten auf das J. 1729. S. 1129 fg.

*) Man vgl. Heym, Encyklop. des ruſſ. Reichs unter dem Worte Elton.

tive Population 1810, die Vermehrung ſeit 1816 aber 9478 Seelen oder 25 Procent beträgt. Der Kreis liegt auf dem ſandigen und waſſerarmen Höhenzuge, der ſich aus Schleſien her über den Fläming bei Wittenberg und bis zur lüneburger Heide, immer parallel dem teutſchen Gebirgsſüden fortzieht, und von der Elbe zwiſchen Magdeburg und der Mündung des plauenſchen Kanals quer durchbrochen wird, während ſie ihn, ſo weit er zu dieſem Kreiſe gehört, an ſeinem Südfuße begleitet. In dieſem Kreiſe, wie weiter oſtwärts, bildet er eine ſecundäre Waſſerſcheide zwiſchen Elbe und Havel; ſeiner Nordabdachung entquellen hier die Buckau, der Steinbach, der Gloinaerbach, die Ihle, ſeiner Südabdachung aber die Ehle. Keiner ſeiner Punkte in dieſem Kreiſe iſt bis jetzt gemeſſen worden, doch dürfte ſeine abſolute Höhe hier im Mittel 350 par. F. betragen, während der Elbſpiegel bei Froſe 135,39 par. F., bei der Mündung des plauenſchen Kanals aber 95,39 par. F. über dem Meere liegt. Seine Oberfläche iſt faſt ganz eben, aber ziemlich ſtark mit Nadelholz bewaldet; zwiſchen der obern Ihle und obern Ehle, ſoweit dieſe Flüſſe gegen Nordweſt gerichtete Parallelfurchen bilden, iſt er ſehr waſſerarm und ohne Wohnplätze, und wird „auf der Blachenheide“ genannt. Dies iſt die höchſte Gegend des Kreiſes, und hier erhebt ſich ſein Culminationspunkt, der Jeruſalemsberg, nahe der Quelle des Gloinaerbaches. Das ſtädtiſche Element hat ſich in dieſer Gegend, gegen das Knie der Nordbeugung des Elbſtroms bei Magdeburg hin, in einem anſehnlichen Maßſtabe entwickelt, denn der Kreis zählt nicht weniger als ſieben Städte (auf 3,72 □M. eine), welche 1833 22,010 Bewohner enthielten; es ſind: Burg (mit 12,781 Einwohnern), Zieſar, Loburg, Gommern, Möckern, Görzke und Leitzkau. Auf dem platten Lande wohnten dagegen im J. 1833 25,173 Seelen in 172 Dörfern und geringern Ortſchaften. Unter der Einwohnerzahl von 1821 fanden ſich 39,580 Evangeliſche, 383 Römiſchkatholiſche und 60 Juden, 1816 mit 95 Pfarrkirchen und 53 ordinirten Predigern. Die Hauptbeſchäftigungen ſind Ackerbau, Viehzucht und Fiſcherei; 1833 beſtand der Viehſtapel aus 6363 Pferden und Füllen, 16,986 Stück Rindvieh und 84,936 Schafen. Die Induſtrie iſt faſt nur auf das gewerbreiche Burg beſchränkt; im J. 1819 zählte man im Kreiſe 168 Stühle in Wolle und Halbwolle (größtentheils in der genannten Stadt), zwei Stühle in Baumwolle und Halbbaumwolle, 31 in Leinwand und 258 Leinwebeſtühle als Nebenbeſchäftigung. Sonſt waren in dem genannten Jahre noch vorhanden: neun Ziegeleien, 65 Waſſer-, 62 Wind-, 14 Roß-, 12 Öl-, 11 Walk-, 13 Säge- und neun Papiermühlen. Zum Kreiſe gehört auch die anſehnliche Inſel Elbenau in der Elbe, welche vier Dörfer enthält, deren Bewohner nur von Viehzucht, Waldarbeiten (denn es gibt hier anſehnliche aus Eichen und Rüſtern beſtehende Waldungen) und der Fiſcherei leben. Die Kunſtſtraße von Berlin nach Magdeburg zieht durch den Kreis.

Jerichowischer Kreis, zweiter. Landräthlicher Kreis im Regierungsbezirke Magdeburg der preußiſchen Provinz Sachſen, ein Theil des ehemaligen Herzogthums Magdeburg. Es iſt ein meſopotamiſcher, von der Elbe und untern Havel eingeſchloſſener Diſtrict, durch die erſte von den Kreiſen Wolmirſtädt, Stendal und Oſterburg, durch die zweite von der Provinz Brandenburg getrennt, im Süden aber von dem erſten jerichowiſchen Kreiſe begrenzt. Sein Areal beträgt 25,16 geogr. □M., worauf im J. 1816 32,181, 1821 35,976, 1833 40,355 Einwohner lebten, ſodaß in dem zuletzt genannten Jahre die relative Population 1603, die Vermehrung von 1816—1833 aber 8174 Köpfe oder 25,4 Procent betrug. Der Kreis liegt in dem großen Längenthale, deſſen Streichen durch die Malapane in Schleſien, die mittlere Oder, die untere Spree, die untere Havel und die untere Elbe bezeichnet wird; ſeine Oberfläche iſt eben, aber ſehr waldig; der Boden ſandig und zum Theil auch noch moraſtig, obgleich das große Fienerbruch (im ſüdlichen Theile des Kreiſes belegen) von 1777 bis 1785 trocken gelegt wurde. Das Innere durchzieht der plauenſche Kanal, welcher die Elbe mit der Havel verbindet, in dieſelben münden die Ihle und Stremme. Die Zahl der Wohnplätze beträgt drei Städte (Genthin, Jerichow und Sandau), im J. 1833 mit 5267 Einwohnern, und 113 Dörfer und geringere Ortſchaften mit 35,088 Bewohnern. Unter der Einwohnerzahl von 1821 befanden ſich 35,898 Evangeliſche, 57 Katholiken und 21 Juden. Die Hauptnahrungszweige ſind Ackerbau, Viehzucht und Fiſcherei; im J. 1833 zählte man 6988 Pferde und Füllen, 20,143 Stück Rindvieh und 83,248 Schafe. Induſtrie mangelt faſt gänzlich (1819 zählte man nur drei Stühle in Wolle und Halbwolle und 90 in Leinwand), dagegen nähren ſich viele Bewohner von der Frachtſchiffahrt (1819 mit 130 Kähnen à 4000 Pf. Laſt und mit 355 Mann beſetzt), und in dem Fienerbruche ſind große königl. Torfſtiche. Außerdem ſind in dem Kreiſe vorhanden: 31 Ziegeleien, 17 Waſſer-, 91 Wind-, 2 Roß-, 42 Öl-, 4 Sägemühlen. Auch wirft die Kunſtſtraße von Berlin nach Magdeburg, welche den ſüdlichen Theil des Kreiſes durchzieht, einigen Gewinn ab. (*Klaehn.*)

Jerim (Geogr.), ſ. unt. Dschaebbal.

JERIMOTH, wahrſcheinlich daſſelbe, was Jarmuth, uralter Königsſitz der Kananiter, in der Ebene des Stammes Juda (Joſ. 10, 3. 12, 11. 15, 35. Nehem. 11, 29). (*F. G. Crome.*)

Jeringh (Biogr.), ſ. Ihering.

JERISAU, Dorf an der Mulde zur ſchönburgiſchen Standesherrſchaft Glaucha im erzgebirgiſchen Kreiſe des Königreichs Sachſen gehörig, merkwürdig, weil Kaiſer Karl V., als er gegen den Kurfürſten Johann Friedrich den Großmüthigen zu Felde zog, zwei Nächte hier blieb, und zum Andenken ſein Bruſtbild der Kirche hinterließ, welches noch jetzt aufbewahrt wird. (*G. F. Winkler.*)

JERKIM (Yerken, Yerki-ang, Jarkan, Yarkand, Yarkiang). 1) Jerkim, Hauptſtadt des gleichnamigen Khanats in dem zum chineſiſchen Reiche gehörigen Lande Turfan (ſ. d. Art.), liegt unter 40° 1′ nördl. Br. und 90° 26′ öſtl. L., oder nach Pater Hallerſtein unter 38° 19′ nördl. Br. und 40° 10′ weſtl. L. von Peking, d. i. 73° 57′ 30″ öſtl. L. von Paris, 57 geogr. M.

Digitized by Google

von Leh, 12 dergl. von Aurtang, 350 Werſt von Hotan entfernt [1]), an dem Steppenfluſſe Yarkand und an der Handelsſtraße nach Buchara und Kokan, in einer Ebene am Fuße des Thianſchan, hieß in alten Zeiten Zibin, und hatte bis auf die Eroberung durch die Chineſen eigene Fürſten, iſt von einer fünf Werſt im Umfange habenden ſtarken Mauer, an deren äußern Seite ſich ein Kanal befindet, umgeben, und hat eine Beſatzung, welche aus 950 Mann Mandſchus und Chineſen beſteht. Wichtig als Grenz- und Handelsſtadt (kein Chineſe darf ohne Erlaubniß über ſie hinaus) iſt Jerkim, deſſen Einwohnerzahl man, die Bewohner der umliegenden Dörfer mitgerechnet, auf 80,000 (nach Volger nur 50,000) anſchlägt, der Sitz eines chineſiſchen Gouverneurs (Dsiangghiün) und eines Akimbecks, — der prachtvolle Palaſt des letzten einheimiſchen Fürſten Hodſchiſchan iſt jetzt der Gerichtshof, — und es ſtehen unter dem Gouverneur außer Jerkim noch die Städte: Hargarin, Dokuskakim, Sandſchu, Dak, Kekejar, Juiralik, Hoſcharuck, Bartſchik und die entlegene, zum badakſchunskiſchen Lande gehörige Stadt Saikolo, deren jede etwa 1000 tatariſche Familien zählen ſoll. Beſucht wird die Stadt des Handels wegen von Kaufleuten, — die Hauptſtraße, in welcher dieſe wohnen, iſt fünf Werſte lang, — aus den chineſiſchen Provinzen Schanſi, Schein-ſi, Dſán-nan-ja, Dſched-ſá-na, ſowie von denen aus Samarkand, Bukhara, Balk, Balti, Kaſchmir und Hinduſtan. Die Karavanen von Peking brauchen fünf Monate, um nach Jerkim zu kommen; die Eilboten, welche ſich alle zwei Meilen ablöſen, brauchen nur 35 Tage dazu. Gegenſtände des Handels ſind: Edelſteine jeder Art, echte Perlen, Jaspisvaſen und Büchſen, Thee, Porzellan, lackirte Waaren, Kaſchmirſhawls, ſeidene, baumwollene und leinene Zeuche, welche letztere die Einwohner ſelbſt verfertigen, ſowie ſie auch ſich ſonſt als Künſtler, vorzüglich als Jaspisſchneider, und Handwerker auszeichnen. Die Zolleinnahme ſoll ſich auf vier Pud oder 160 Pfund Silber belaufen. Wie in den meiſten großen Handelsſtädten hat auch hier die Sinnlichkeit ihre Herrſchaft geltend gemacht, und die übrigens, vielleicht in Folge des chineſiſchen Bambusrohrregiments, welches die Menſchheit noch tiefer herabwürdigt, als das ruſſiſche Knutenregiment, ſtillen, demüthigen, ja furchtſamen Jerkimer überlaſſen ſich der thieriſchſten Wolluſt. Das weibliche Geſchlecht, gleich ausſchweifend als das männliche, liebt Tanz und Geſang, vorzüglich das Seiltanzen und Voltigiren auf kupfernem Draht und alle übrigen Vergnügungen. Doch hat vielleicht die chineſiſche Feder hier etwas zu ſtark aufgetragen.

2) **Jerkim**, Khanat. Die Grenzen deſſelben ſind im Norden das Khanat Kaſchgar, im Oſten das Khanat Khotan (Yu-thian), im Süden der Muztagh oder Muſſur (Schneeberg), im Weſten der Beluttagh, und es gehört, den ſüdlichen Theil des Landes Turfan einnehmend, zu den bedeutendſten Khanaten des Landes. Waſſer- und fruchtreich — unter den Flüſſen iſt der am Fuße des Muztagh entſpringende Jarkand der größte —, hat das Khanat Überfluß an Getreide aller Arten, an Obſt, Baumwolle, Flachs und Hanf. Die Berge und Flüſſe liefern Jaspis [2]) und andere edle Steine, wahrſcheinlich auch Gold, Silber und Kupfer, wie aus den Abgaben, und wenigſtens, was das Letztere betrifft, daraus hervorzugehen ſcheint, daß Jerkim oft andern chineſiſchen Provinzen mit Kupfer aushelfen muß. Seidenbau und Viehzucht ſind nicht unbedeutend. An Abgaben entrichten Stadt und Land der chineſiſchen Krone 40 Pud oder 3200 Pf. Silber, $2\frac{1}{4}$ Pf. Gold, 30,000 Säcke Korn, außerdem 57,560 Stück Leinwand, 500 Pud oder 200,000 Pf. Baumwolle, 1300 Leinwandſäcke und eine große Menge Taue, Stricke ꝛc. (*G. M. S. Fischer.*)

JERKIN, eine der vier Alpenſtuben (Fjeldstuer) auf dem norwegiſchen Gebirge Dovre, am Wege von Chriſtiania nach Trondhjem, welche bedeutende Pferde- und ſonſtige Viehzucht, aber keinen Ackerbau treiben; daher ſie von den angrenzenden Kirchſpielen des niedern Landes mit Getreide unterſtützt werden. Dieſe Alpenwirthshäuſer folgen vom Süden her alſo: Fogſtuen und Jerkin im Stifte Aggerhuus, Kongsvold und Drivſtuen im Stifte Trondjhem. Jerkin iſt ein anſehnlicher Hof mit zwei ſteinernen Häuſern, nach Hiſinger 3008 Fuß über das Meer ſich erhebend. (*v. Schubert.*)

JERKÖKI oder **Giurgewo**, eine in der Walachei am nördlichen Ufer der Donau gelegene, aber zum Sandſchak Nicopoli der europäiſchen Türkei gehörige Stadt mit einem feſten Schloſſe, das auf der durch eine Brücke mit Jerköki verbundenen Inſel Slowoſia belegen und von Osmanen beſetzt iſt, 7000 Einw. (Walachen, Griechen, Armenier und Zigeuner) und etwas Handel und Schiffahrt hat. (*R.*)

JERLEV. 1) Hauptort des gleichnamigen Kirchſpiels in Jütland (Amt Weile, Stift Ribe).

2) **J.** (**Gierlev**), Kirchdorf auf Seeland (Dänemark), auf der Landzunge zwiſchen dem Iſefiord und Roeskildefiord (Hauptort der Harde [Herred, Voigtei]) gleiches Namens).

3) **J.** (**Gierlöv**), Kirchdorf auf Seeland (Dänemark), an der Straße zwiſchen Slagelſe und Skieldſkiör. (*Benicken.*)

Jermack Timofega (Biogr.), ſ. unt. **Sibirien** (Geſchichte).

Jermejahu, ſ. **Jeremia**.

JERMOLOFF oder **Holt**, eine Inſelgruppe zum Archipel der niedrigen Inſeln im Auſtralocean gehörig. Sie liegt unter 16° 12′ ſüdl. Br., 233° 42′ öſtl. L. von Ferro im Nordoſten der großen Philippsgruppe, von der ſie durch

1) Vgl. Ritter's Erdkunde. 3. Th. S. 640. 2. Th. S. 351 fg. Auszug aus einem chineſiſchen geographiſchen Werke: Dsan Vün-si-ju-Lu. Aus dem Chineſiſchen in die Sprache der Mandſchu, aus dem Mandſchuſchen ins Ruſſiſche, und aus dem Ruſſiſchen ins Teutſche überſetzt vom D. Rehmann, ruſſ. kaiſerl. Leibarzte.

2) Man hat weißen, blaßblauen, lazurfarbenen, gelben, rothen, ſchwarzen, goldfleckigen Jaspis, von den ſchönſten Farben. Die Flüſſe liefern den vorzüglichſten, der Berg Mitra die größten, oft einige Pud (= 40 Pf. d. Pud) wiegenden Stücke. Vgl. Khoten (Khotan, Hotän) hierüber.

Digitized by Google

einen ſehr gefährlich zu beſchiffenden Kanal getrennt iſt. Ihren Namen erhielt ſie von dem britiſchen Schiffe Margaret, von welchem ſie im J. 1803 geſehen wurde. Capitain Billingshauſen beſuchte ſie im J. 1819 und nannte ſie Jermoloff. Dieſe Gruppe iſt bewohnt (ſ. Niedrige Inseln, Archipel der). (*Klaehn.*)

JERMUK oder **JARMUK**, auch **JARMOCH**, **Hieromax** der Alten (*Plin.* H. N. V, 18), jetzt Yermuk oder Scheriat Menadhere, Scheriat el Mandur, bei weitem der bedeutendſte unter den Nebenflüſſen des Jordan, mit welchem er ſich etwa eine Meile unterhalb des Ausfluſſes jenes aus dem See von Tabaria von der Oſtſeite her vereinigt. Als eigentlichen Urſprung dieſes Fluſſes betrachtet man diejenigen Quellen, welche unfern des Schloſſes Mezereibe an der Pilgerſtraße von Damaſk auf Mekka, etwa 10—12 Meilen ſüdlich von erſterer Stadt und etwa 5—6 Meilen öſtlich am Südende des Sees Tabaria ſich befinden, und unter dem Namen el Budsche bekannt ſind. Sie entſpringen öſtlich und nördlich von dem Schloſſe und vereinigen ſich unfern deſſelben in dem kleinen See el Buſche, welcher ſelbſt in der heißeſten Jahreszeit nicht austrocknet. Von dieſem See aus läuft der durch Quellen in demſelben verſtärkte Fluß gen Weſten, Anfangs in einem, unter der Oberfläche der Gegend wenig vertieften Wady, dann zwiſchen immer höhern, ſteilern, ſchluchtenähnlichern Ufern in mannichfaltigen Windungen und lebhafterer Strömung dem Thale el Gör zu, in welches er ſich weſtlich von Omkeis (Mkês. Gadara?), nicht weit unter dem See von Tabaria ergießt. In dieſen letztern Theil ſeines Laufes fließt er Anfangs zwiſchen Tufwacke, weiter nach dem Jordan zu, da wo die Ufer am engſten, ſteilſten und höchſten werden, ſcheint ein weißer Urkalk im Grunde zu liegen, und auf dieſem ſteht Baſalt in mächtigen Lagen. Hier finden ſich auf einer Strecke von etwa 2½ Stunden in der Tiefe des Thales an und in dem Fluſſe eine nicht unbedeutende Menge heißer, ſchwefelhaltiger Quellen, welche häufig und mit Erfolg von Kranken benutzt werden. Ehe der Fluß in dieſes tiefe, ſchluchtenähnliche Thal tritt, welches ſeinen untern Lauf bezeichnet, vereinigen ſich mit ihm eine große Menge von Wadys, die zum Theil wol 8—10 Meilen weiter von Norden und Oſten herkommen, ihren Urſprung an den Gebirgen Hauran, und an den Ausläufern dieſes, ſowie des Libanons haben, und durch ihren Waſſerreichthum die Ebene Hauran zu einer der allerfruchtbarſten Stellen des Erdbodens machen. Die Zahl, die Namen, den Lauf und die Verzweigung derſelben kennen wir bis jetzt nur noch ſehr unvollſtändig. Merkwürdig iſt der ſo ſehr wechſelnde Waſſerſtand dieſes Fluſſes. In der heißen Jahreszeit kann man faſt trockenen Fußes über ihn gehen; wenn aber die Schneeſchmelze auf den Hochgebirgen oder die Regenzeit eintritt, dann füllt die Waſſermaſſe das Thal des untern Laufes ſo gänzlich, daß die heißen Quellen durchaus unzugänglich werden (ſ. meine Beſchreibung von Paläſtina. 1. Bd. S. 151—153 und S. 219—225). (*F. G. Crome.*)

JERMUTH, JARMUTH (יַרְמוּת, *Ἰαρμώθ*), **JARAMOTH, JARIMUTH**, verſchiedene Ausſprache deſſelben Namens zweier Städte a) in Judäa, zuerſt der Sitz eines kananitiſchen Königs, und namentlich des Königs Piream, welchen Joſua ſchlug und tödtete (Joſ. 10, 3. 22—27. 12, 11). Bei der Landestheilung kam dieſe Stadt an den Stamm Juda; ſie wurde zu den in der Ebene gelegenen gerechnet (Joſ. 15, 35). Als die Judäer aus Chaldäa zurückkehrten, wurde ſie von dieſen wieder in Beſitz genommen (Neh. 11, 35). *Hieron.* in Onom. ſagt: Jermucha in decimo ab Eleutheropoli lapide, ascendentibus Aeliam. b) Eine dem Stamme Iſaſchar zugetheilte Levitenſtadt (Joſ. 21, 29). (*Crome.*)

JERNA, ein Kirchſpiel im weſtlichen Theile der nordſchwediſchen Provinz Dalekarlien (Weſterdalarne), voll unerſchöpflicher Waldungen; durch die königl. Beſtimmung vom 13. Febr. 1822 ward es von Näs, deſſen Filial es war, als beſonderes Paſtorat abgeſchieden. Es iſt drei M. breit und vier M. lang, mit (wahrſcheinlich im J. 1825) 2406 Einwohnern, die anſehnliche Theerbrennerei treiben. Die Kirche liegt 9½ M. von der Stadt Falun. Im Kirchſpiele liegt das im J. 1811 privilegirte Eiſenhüttenwerk Snöå. Im ungetrennten Paſtorat Näs (von welchem auch Äppelbo 1822 als eigene Pfarrei geſchieden ward) war ein anſehnlicher Finnmark, d. h. Finnendiſtrict, wo mehr Finnen als in einem andern dalekarliſchen Paſtorate wohnten; doch vermuthe ich, daß dieſe Finnen nicht in Jerna wohnen; vielmehr die öſtlichen und weſtlichen in Näs, die ſüdlichen in Äppelbo, gegen Wermelands Grenze hin. (*v. Schubert.*)

JERNBOAS, ein Paſtorat in der ſchwediſchen Provinz Weſtmannland, bis 1795 Filial von Nora, jetzt eigene Pfarrei, mit ſehr anſehnlichen Eiſen-, früher auch Kupfergruben. Hier liegen die Hüttenwerke Stadrabruk (auch Finäns- oder Aſdala-Hammar genannt), Finshyttan und andere; die Erzfelder Rösberg und Slotterberg mit mehren Gruben. (*v. Schubert.*)

Jernbyrd, Jarnburdr, ſ. im Art. Ordalien, die Probe des Eiſentragens.

Jerne, *Ἰερνὶς νῆσος*, ſ. Hibernia.

JERNINGHAM (Edward), engliſcher Dichter, aus einer urſprünglich däniſchen Familie ſtammend, die ſich Jernegan ſchrieb, war 1727 geboren, und ſtarb 1812. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt nichts bekannt geworden. Er eröffnete ſeine poetiſche Laufbahn (1762) mit der Elegie The Magdalens, mit welchem Namen in England gefallene Perſonen des andern Geſchlechts bezeichnet zu werden pflegen, die das bekannte Magdalenenhoſpital durch zweckmäßige Behandlung wieder auf den Weg zur Tugend zurückzuführen bemüht iſt [1]). Jene Elegie ließ Jerningham mit einigen andern Gedichten unter dem Titel: Poems on various subjects, wieder abdrucken (London 1767). Er verſuchte ſich ſeitdem abwechſelnd in der Elegie und in poetiſchen Erzählungen, größtentheils von der ernſthaften und rührenden Gattung. Dahin gehören: Arabella (Lond. 1768. 4.); The Deserter (ibid. 1769. 4.); Faldoni and Teresa (ibid. 1773. 4.); The Swe-

1) ſ. die Nachrichten von jener Anſtalt in dem Journale London und Paris. 1794. 2. St. S. 110—116.

Digitized by Google

JERONIMO (Fr. Francisco de S.), ein portugieſiſcher Hieronymit, geboren zu Evora im J. 1692, war Kapellmeiſter in ſeinem Kloſter zu Belem und componirte viele acht- bis 16ſtimmige (zwei- bis vierchörige) Reſponſorien, achtſtimmige Meſſen, Te deum laudamus, Hymnen, Pſalmen, Veſpern, Motetten ꝛc., von denen noch jetzt einige in den Bibliotheken zu Liſſabon aufbewahrt werden. Die Titel derſelben gibt Gerber im neuen Tonkünſtler-Lexikon. (*Fr. Thon.*)

JEROPOLEZ, ein großer Flecken (Slobode) in dem ruſſiſchen Gouvernement Wolodimer, wozu noch drei andere kleinere Sloboden gehören, mit fünf Kirchen, worunter vier ſteinerne, einem Kloſter, einer Lederfabrik, zwei Ziegeleien, 360 Wohnhäuſern und 2450 Einwohnern, welche ländliche Gewerbe und etwas Productenhandel treiben. (*J. C. Petri.*)

JEROSCHIN (Nikolaus), Kapellan des teutſchen Ordens, überſetzte des Petrus von Duisburg lateiniſche Chronik vom Urſprunge des teutſchen Ordens im J. 1331 in Reimen. Dieſe Überſetzung findet ſich handſchriftlich zu Danzig, Thorn und im Vatican *). (*Heinr. Döring.*)

JEROVECZ, eine zur gräflich Draskovichiſchen Herrſchaft Klenovnik gehörige Gemeinde und Dorf im obern campeſtrer Gerichtsſtuhle der varasdiner Geſpanſchaft Kroatiens, am linken Ufer des Bednyafluſſes in offener Gegend gelegen, nach Kamenicza eingepfarrt, mit 140 Häuſern und 709 kroatiſchen Einwohnern, welche Landwirthſchaft treiben, ſämmtlich zur katholiſchen Kirche ſich bekennen und auch viel irdenes Geſchirre verfertigen. (*G. F. Schreiner.*)

JERPEL, JIRPEL, JERPEEL, Stadt im Stamme Benjamin (Joſ. 18, 27). (*F. G. Crome.*)

JERSBECK (Giersbeck), Dorf und Schloß mit ſchönen Gartenanlagen in Holſtein (Dänemark), Amt Itzehoe. (*Benicken.*)

JERSCHMANITZ, böhm. Germanice, ein in Ober- und Nieder-J. eingetheiltes, zur niederöſterreichiſchen Religionsfonds-Herrſchaft Böhmiſch-Aicha und Friedſtein gehöriges, $1\frac{1}{4}$ Stunden nordöſtlich von dem Hauptorte der Herrſchaft entferntes Dorf im bunzlauer Kreiſe des Königreichs Böhmen; davon zieht ſich Ober-J. bis Langenbrunk aufwärts und Nieder-J. ebenfalls zerſtreut gleich dem vorigen bis zur Mühle am Mohelkabache hinab, und beſtehen aus 228 zum größern Theile zerſtreuten Häuſern, mit 1640 teutſchen und czechiſchen Einwohnern, worunter an 100 Leinweber ſich befinden, einer zum reichenberger Vicariatsdiſtricte des leitmeritzer Bisthums gehörigen katholiſchen Localkapellanei, 1574 Seelen, einer in der Mitte zwiſchen Ober- und Nieder-J. gelegenen katholiſchen neuern Kirche und einer Schule, welche unter dem Patronat der Grundobrigkeit ſtehen, und einer Mahlmühle. Die herrſchende Felsart der benachbarten Gebirgszüge iſt ein talkartiger Urthonſchiefer. Von geſchichtlichen Ereigniſſen iſt hier nur das eine anzuführen, daß die Baiern am ſogenannten Baiernberge bei Ober-J. im J. 1779 ein Lager aufgeſchlagen hatten. Weſtlich von dieſem Dorfe erhebt ſich der Raſchen, ein Berg, der das ſüdöſtliche Ende des Jeſchkengebirges bildet. (*G. F. Schreiner.*)

JERSEY, eine Inſel im ſogenannten Kanale zwiſchen England und Frankreich, iſt die bedeutendſte der normanniſchen Inſeln, die ganz nahe an den Küſten der Normandie liegen, aber ſchon ſeit Jahrhunderten mit England verbunden ſind. Unter König Heinrich I. von England, im J. 1119, kam die Normandie nebſt dieſen Inſeln an England; und nach der Vereinigung dieſer Provinz mit Frankreich blieben dieſe Inſeln mit England verbunden, und alle Verſuche Frankreichs, ſich in Beſitz dieſer Eilande zu ſetzen, ſind vergebens geweſen. Das Areal beträgt 7,08 □M. oder 40,000 engl. Acres, und enthält 12 Kirchſpiele, zwei Städte und ungefähr 28,000 Einwohner. Ihre Geſtalt gleicht der eines Oblongums, iſt ungefähr $2\frac{2}{5}$ teutſche Meilen lang und zwiſchen 1 und $1\frac{2}{5}$ teutſche Meilen breit, beinahe von allen Seiten, namentlich nördlich von einer Kette von Felſen eingeſchloſſen, und wo dieſes nicht der Fall iſt, durch vorliegende Sandbänke und unter dem Waſſer verborgene Felſenriffe gegen feindliche Landungen geſchützt. Hierzu kommt noch, daß die Wogen des atlantiſchen Oceans hier mit furchtbarer Gewalt anſchlagen, und fortwährend ihre Richtung verändern, ſodaß ein feindliches Schiff unvermeidlich an einem der Felſen ſeinen Untergang finden würde, denn die wenigen zugänglichen Punkte ſind durch ſtarke Batterien und Forts gedeckt. Obgleich die ganze Küſte eine fortlaufende Reihe von Baien bildet, die auch im Allgemeinen einen guten Ankergrund haben, ſo gewähren ſie doch bei ihrer offenen Lage keine Sicherheit gegen die Stürme, und nur die Baien von St. Aubin, Brelade, Omelada de Lecq und Boulay, ſowie die Häfen von St. Aubin und St. Helier ſind von Wichtigkeit. Zu bemerken ſind die Sandbänke Banc de Velet und Bank Grelets, im Nordweſten die Paternoſterfelſen, im Nordoſten die rochers d'Ecreho. Die Oberfläche des Eilandes iſt hügelig, mit einem Abfalle von Norden nach Süden, worin es von der Nachbarinſel Guernſey abweicht, und beſteht aus erhabenen Hügelrücken, die von Norden nach Süden ſanft ablaufen und tiefe und enge Thäler einſchließen, deren Seiten oft jähe und ſchroff abfallen. Dieſe kleinen Thäler werden von einer Menge Bächen mit vortrefflichem Waſſer durchfloſſen, und kein Land kann eine vorzüglichere Bewäſſerung haben. Die ſteilen Felſen, von denen die Nordſeite eingeſchloſſen iſt, ſind 100 bis 200 Fuß über dem Spiegel des Meeres erhaben. Der Boden iſt größtentheils von leichter, aber fruchtbarer Beſchaffenheit, und durch Anwendung von Meergras, was zugleich als Dünger und als Brennmaterial benutzt wird, ſehr verbeſſert worden; das hochgelegene Land iſt theils kahler Felſen, theils leicht mit einer ſandigen, wenig productiven Erde bedeckt. Der gute Boden paßt für alle Ge-

*) Vgl. Fr. Adelung's altteutſche Gedichte in Rom, oder Nachrichten von heidelbergiſchen Handſchriften in der vaticaniſchen Bibliothek (Königsb. 1799). S. 295. Muſeum für altteutſche Literatur u. Kunſt, von v. d. Hagen, Docen und Büſching. 1. Bd. 1. St. S. 179 fg.

Digitized by Google

treidearten, wird aber wegen des milden Klima's vorzugsweiſe zu einem ausgebreiteten und vorzüglich gut betriebenen Obſtbau benutzt, ſodaß die Bewohner nur zwei Drittheile ihres Getreidebedarfs erzielen und das Übrige durch Einfuhr erhalten. Dagegen rechnet man aber, daß im Durchſchnitte jährlich 24,000 Orhoſt Cyder bereitet werden, wovon man gegen 2000 nach England ausführt. Das Klima iſt weit milder und gleichmäßiger als in England; Froſt dauert nicht lange, Schnee ſchmilzt kurz nachdem er gefallen iſt, und Staudengewächſe, die im ſüdlichen England im Schutze ſtehen müſſen, gedeihen hier vortrefflich in freier Luft. Das Obſt iſt vorzüglich, und außer Äpfeln, die in ungeheurer Quantität erbaut werden, baut man auch Birnen, worunter namentlich eine Sorte, „chaumantelle“ genannt, eines vorzüglichen Rufes genießt, und in Privatgärten zieht man große und ſchöne Pfirſichen und Aprikoſen, viele Melonen und Erdbeeren von vorzüglichem Geſchmacke. Außerdem findet man die meiſten der gewöhnlichen Waldbäume, aber nicht in großer Anzahl. Das Thierreich erzeugt kleine, aber ſtarke und muthige Pferde, eine ſchöne Art Rindvieh, kleine und meiſtens ſchwarze Schafe, und von kleinern ſchädlichen Thieren Wieſel und Maulwürfe, ſehr große Kröten, kleine Schlangen und ſchöne Eidechſen, aber durchaus keine giftigen Reptilien. Die Seefiſcherei, die aber von den Einwohnern beſſer betrieben werden könnte, liefert viele und darunter vorzügliche Fiſche, als Rochen, Steinbutten, Schollen, Zungen, Aſchen, Aale, Auſtern, Hummern und Krabben. Von Mineralien findet man außer den gewöhnlichen gemeinen Steinarten, Sienit, Ocker, Tripel; auch gibt es einige ſtahl- und eiſenhaltige Quellen. Die Induſtrie beſchränkt ſich auf die nothwendigſten Handwerke, und liefert namentlich Leder, Seife, Lichter, und viele geſtrickte wollene Strümpfe, von denen ein Theil ausgeführt wird; alle feinere Erzeugniſſe der Induſtrie müſſen eingeführt werden. Nach England führt man aus: Rindvieh, Kartoffeln, wollene geſtrickte Strümpfe und Cyder, und erhält dafür zurück: Getreide, Sämereien, feines Mehl, Kohlen, Tuch, Linnen, Steingut und Glaswaaren. Geſalzene Fiſche werden von Neufoundland auf eigenen Schiffen eingeführt. Mit den meiſten europäiſchen Nationen und mit Amerika treibt man einen ausgebreiteten Handel, der durchſchnittlich immer 60—70 einheimiſche Schiffe von ungefähr 6—7000 Tonnen Gehalt beſchäftigt, und jährlich laufen eine große Anzahl Schiffe aus und ein. Da die Inſel von hoher militairiſcher Wichtigkeit iſt, ſo ſind alle zugänglichen Punkte durch eine Kette von befeſtigten Thürmen, Redouten und Batterien vertheidigt, worunter beſonders die ſtarken Forts Eliſabethcaſtle und Chateau de Montorgueil zu bemerken ſind.

Die Einwohner ſind normanniſch-franzöſiſchen Urſprungs, worunter viele Abenteurer aus Frankreich und England, und obgleich ſeit Jahrhunderten mit England verbunden, ſprechen die Bewohner doch noch immer ein franzöſiſches Patois, wenn auch ſeit den letzten Kriegen die engliſche Sprache mehr verbreitet iſt. Obſchon das Eiland einen Theil Englands ausmacht, ſo wird es doch wie die andern normanniſchen Inſeln von ſeinen eigenen Geſetzen regiert, genießt ſehr große Freiheiten und iſt nur dem Namen nach der engliſchen Krone unterworfen, in der That aber ganz frei. Die Einwohner machen ihre eigenen Geſetze, ſind vom See- und Landdienſte, ſowie von den furchtbar drückenden engliſchen Steuern befreit, der anglikaniſchen Kirche zwar angehörend, aber nicht unterworfen, haben einen Freihafen und dürfen ſelbſt zur Zeit des Krieges mit Englands Feinden Handel treiben. Mit einem Worte, ihre Lage iſt im Vergleiche mit andern Ländern eine wahrhaft beneidenswerthe, wofür ſie aber auch der engliſchen Krone mit der größten Treue ergeben ſind. Die Regierung beſteht aus einem weltlichen und einem geiſtlichen Gerichtshofe, wovon erſterer aus einem von der Krone ernannten Baillif und einem Präſidenten, und 12 von den Grundeigenthümern gewählten Geſchwornen, letzterer aus einem Dechanten und eilf Rectoren beſteht. Dieſe Gerichtshöfe in Verbindung mit dem Militairgouverneur und 12 Conſtabeln bilden das Parlament und den geſetzgebenden Körper der Inſel, ohne deſſen Zuſtimmung kein in England gemachtes Geſetz bindende Kraft erhält. Mancherlei Alterthümer aus der heidniſchen Vorzeit finden ſich noch auf der Inſel.

St. Helier, Hauptſtadt der Inſel und Sitz des Gouverneurs, an der Oſtſeite der Bai von St. Aubin, iſt gut gebaut und wird ſehr reinlich gehalten, hat einen ſchönen Marktplatz, ein anſehnliches Gerichtshaus, ein Hoſpital, ein Arbeitshaus, ein kleines Theater und gegen 8000 Einwohner, die lebhafte Schiffahrt, Handel und Fiſcherei treiben. Eine halbe Stunde von der Stadt liegt die kleine Inſel St. Helier, mit dem ſtarken Fort Eliſabethcaſtle, das den Eingang des Hafens vertheidigt, und wohin man bei niedrigem Waſſer auf einem Wege, „die Brücke“ genannt, gelangen kann. In neuerer Zeit iſt auf einem die Stadt beherrſchenden Hügel ein neues Fort erbaut worden, welches 2000—3000 Mann faſſen kann. St. Aubin, Stadt an der Weſtſeite der gleichnamigen Bai, die hier gut gegen den Wind geſchützt iſt, beſteht aus einer einzigen Hauptſtraße und einigen Nebengaſſen, und wird durch ein Fort von 14 Kanonen beſchützt, das auf der Südoſtſeite auf einem Felſen erbaut iſt. Der Hafen hat eine ſich gleichbleibende Tiefe von 30 Fuß, iſt der vorzüglichſte der ganzen Inſel, und bildet eigentlich den Hafen von St. Helier. Wegen des angenehmen Aufenthalts und aus ökonomiſchen Rückſichten leben hier viele engliſche Familien. St. Ouen, ein Pfarrdorf auf der Oſtküſte der Inſel, wo große Schiffe guten Ankergrund finden. Chateau de Montorgueil, ein Fort auf der Oſtküſte der Inſel. *(J. C. Schmidt.)*

JERSIN (Janus Dionysius). Dieſer in literariſcher Hinſicht nicht ganz unbedeutende Mann wurde am 28. Sept. 1587 oder 88 zu Jerſin, einem Dorfe auf der däniſchen Inſel Seeland, geboren. Er erhielt den erſten Elementarunterricht von ſeinem Vater, Dinys Jenſon (d. i. Dionyſius, Jani Sohn), welcher Prediger in dem genannten Orte und nicht unbemittelt war, und vollendete darauf ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung zu Herlufsholm und Kopenhagen. Seine Talente blieben nicht

Digitized by Google

unbemerkt, denn er erhielt bald darauf eine Lehrerſtelle an der Ritterakademie zu Herlufsholm, welche er jedoch nach kurzer Zeit niederlegte, um, wie es damals unter den Dänen Sitte war, eine wiſſenſchaftliche Reiſe durch die übrigen Länder des gebildeten Europa's zu machen. Als er nach einer dreijährigen Abweſenheit zurückkehrte, wurde er 1610 zu Kopenhagen Magiſter, und 1611 erhielt er das Rectorat der Schule zu Soroe, und hier war es, wo er ſeine Praecepta grammaticae latinae ſchrieb, welche in allen übrigen däniſchen Schulen eingeführt wurden. Jerſin verwaltete dieſes Amt bis 1615, denn in dieſem Jahre unternahm er eine zweite große Reiſe, und zwar dieſes Mal als Hofmeiſter eines jungen Herrn von Krabbe. Zurückgekehrt, erhielt er 1619 die Profeſſur der Metaphyſik zu Kopenhagen, der er jedoch nicht lange vorſtand, da ihn die Leitung der Studien zweier natürlichen Söhne Chriſtian's IV. wieder eine Zeit lang nach Soroe verſetzte. Zur Belohnung ſeiner hier erworbenen Verdienſte wurde er vom Könige 1625 zum Paſtor an der Marienkirche zu Kopenhagen und Kirchenpropſt des umliegenden Landes, und 1629 zum Biſchofe des Stifts Riben (Ripen, Rypen) ernannt. Als ſolcher wurde er 1630 Doctor der Theologie. Sein Todesjahr iſt ungewiß. Außer den bereits angeführten Praeceptis haben wir von ihm: 1) in lateiniſcher Sprache: Orationes de officiis discipulorum ad doctrinam consequendam necessariis; de Luthero thaumaturgo; de antirenico; 2) in däniſcher Sprache: den wahren Weg des Lebens [1]), und des Glaubens Kampf und Sieg [2]). Sein gelehrter Sohn, D. Jac. Jerſin, wurde Biſchof zu Stavangar in Norwegen, ſtarb aber ſchon am 25. Oct. 1634 auf einer Reiſe nach Kopenhagen zu Nyburg in Fühnen. Seine Tochter, Maria, war an den theologiſchen Lector am Gymnaſium zu Chriſtiania, Sveno, verheirathet, begleitete dieſen 1655, als er, irriger Meinungen wegen, abgeſetzt wurde, nach Amſterdam und ſtarb daſelbſt, nachdem ſie den Thesaurus animae ins Däniſche überſetzt hatte. (*G. M. S. Fischer.*)

JERSLEV (Giörslev), Kirchdorf, Hauptort der gleichnamigen Harde (Herred, Voigtei) auf Seeland (Dänemark), an der Straße von Korſör über Soroe und Ringſtädt nach Kiöge. (*Benicken.*)

JERSZEGH, ein der königl. ungariſchen Kammer gehöriges großes Dorf im Banate, im kraſſover Gerichtsſtuhle und Comitate, im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, in hügeliger Gegend, mit 98 Häuſern, 812 walachiſchen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von fünf Katholiken, ſämmtlich zur nichtunirten griechiſchen Kirche ſich bekennen, und vom Feldbaue und der Viehzucht leben, einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule der nicht unirten Griechen. Von hier gehen drei Straßen aus, nach Temesvár, Lugos und Fizeß. (*G. F. Schreiner.*)

Jerub-Baal, ſ. Gideon.

JERUEL, IRU-EL („Wohnung Gottes"), Wüſte im ſüdöſtlichen Gebiete des Stammes Juda, unweit Engaddi, alſo in der Nähe des todten Meeres. 2 Chron. 20, 16. (*F. G. Crome.*)

JERUSALEM. I. Biographie. 1) Friederike Magdalene, geb. den 4. April 1759 zu Braunſchweig, eine Tochter des Abts Johann Friedrich Wilhelm Jeruſalem, erfüllte mit ihren beiden Schweſtern redlich die kindliche Pflicht, ihren Vater zu tröſten und zu erheitern, als ihn bereits in höherem Alter (1775) der unerwartete Verluſt ſeines Sohnes, Karl Wilhelm, und einige Jahre ſpäter ſeiner Gattin, einer Tochter des Seniors Pfeiffer in Erfurt und Witwe des göttinger Profeſſors Albrecht, getroffen hatte. Nach ihres Vaters Tode (1789) zog Friederike ſich in das hanoveriſche Stift Wulfinghauſen zurück, wo ſie den 15. April 1836 ihre irdiſche Laufbahn ſchloß, nachdem ſie 65 Jahre ein Mitglied des dortigen Kloſterconvents geweſen war.

Sie verband mit einer Fülle gediegenen Wiſſens, die ſie einer ſorgfältigen Jugenderziehung verdankte, einen wahrhaft chriſtlichen, beſcheidenen und anſpruchsloſen Sinn. Von den Lieben, an denen ihre Seele hing, war einer nach dem andern entſchlummert. Sie allein war übrig geblieben, und lebte, wenn auch den Erſcheinungen der Gegenwart nicht gänzlich entfremdet, doch mehr in der Erinnerung und in der Hoffnung auf ein höheres Sein. Sich auf daſſelbe in ſtiller Frömmigkeit vorzubereiten, ſchien die Hauptaufgabe ihres Lebens. Ihrem Charakter fehlte es nicht an liebenswürdigen Zügen. Sie entbehrte gern ſelbſt, um nur Andern wohlzuthun, und ihr größter Schmerz war, nicht Allen helfen zu können. Ein ſo milder wohlwollender Geiſt athmete auch aus ihren Gedichten, die ſie beſcheiden nur vertrauten Freunden mittheilte. Ohne ihr Mitwiſſen und gegen ihren Willen wurden einige derſelben in Sammlungen eingerückt, unter andern in dem von Voß und Göckingk herausgegebenen Muſenalmanach [1]), und in Matthiſon's lyriſcher Anthologie [2]). Friederike Jeruſalem beſorgte auch im Jahre 1792 die Herausgabe der nachgelaſſenen Schriften ihres Vaters in zwei Bänden [3]).

2) Johann Friedrich Wilhelm, geb. den 22. November 1709 zu Osnabrück, der Sohn des dortigen Superintendenten Theodorich Wilhelm Jeruſalem, ſtammte urſprünglich aus einer holländiſchen Familie. Seine Vorfahren hatten in Antwerpen gelebt. Vom achten bis zum zwölften Jahre beſuchte Jeruſalem die Schulen ſeiner Vaterſtadt. In der Penſionsanſtalt eines benachbarten Dr-

1) Björck überſetzte dies Werk ins Schwediſche, Georg Raſch ins Teutſche. 2) Auch dieſes Werk iſt von Raſch und Andern mehrmals überſetzt worden. Die 4. Ausgabe enthält das Leben des Verfaſſers.

1) Auf die Jahre 1783 und 1785. Die dort abgedruckten, mit Mſ. F. J. unterzeichneten Gedichte haben die Überſchriften: An Eliſen; an Hölty's Schatten; der zweiundzwanzigſte November; der Herbſt, an meinen Vater. Das zuletztgenannte Gedicht dürfte in doppelter Beziehung jedes gefühlvolle Gemüth vorzugsweiſe anſprechen. 2) 14. Bd. S. 147—160: An die Natur; an die Nachtigall; der Herbſt, an meinen Vater; Abendempfindungen; Mailied. 3) Vgl. teutſche Monatsſchrift. 1791. 2. Bd. S. 100 fg. v. Schindel, die teutſchen Schriftſtellerinnen des 19. Jahrh. 1. Th. S. 236 fg. Jördens, Lexikon teutſcher Dichter und Proſaiſten. 2. Bd. S. 517. Den neuen Nekrolog der Teutſchen. 14. Jahrg. 1. Th. S. 311 fg.

Digitized by Google

tes ward er mit den alten Claſſikern bekannt, und unter der Leitung eines dortigen Predigers auch mit den orientaliſchen Sprachen. Er war 15 Jahre alt, als er das Gymnaſium zu Osnabrück bezog. Seine Talente hatten ſich ſchon früh entwickelt, und er war von ſeinem Vater, den ihm der Tod um jene Zeit entriß, zum Studium der Theologie beſtimmt worden. Im J. 1724 bezog er die Univerſität Leipzig. Seine vorzüglichſten Lehrer waren dort Börner, Deyling, Carpzov und Klauſing [1]. Den größten Theil ſeiner theologiſchen Kenntniſſe verdankte er indeſſen ſeinem Privatfleiße. Er ſtudirte mit Eifer die Schriften der ältern Theologen. Durch Gottſched ward er mit der Wolfiſchen Philoſophie bekannt, und übte ſich unter der Leitung dieſes damals viel geltenden Muſters in teutſchen Redeübungen. Seinen Scharfſinn und Geſchmack bildete er durch die fortgeſetzte Lectüre der alten Claſſiker. Noch in ſpätern Jahren rühmte er den Einfluß, den ſie auf ſeine Bildung gehabt. Doch unterließ er auch nicht, die beſten teutſchen und ausländiſchen Schriftſteller zu leſen.

Von Leipzig, wo er Magiſter geworden war, ging er 1727, nach einem kurzen Aufenthalte in ſeiner Vaterſtadt Osnabrück, nach Leyden. Höhere Befriedigung fand ſein Geiſt in dem Unterrichte und Umgange mit mehren dortigen Gelehrten. Schultens, Burmann, Muſchenbroek u. A. ſcheinen einen entſchiedenen Einfluß auf ſeine Geiſtesbildung gewonnen zu haben. Er beſuchte mehre holländiſche Städte, und übernahm in Haag eine Zeit lang einen Theil der Predigten an der teutſchen Lutheriſchen Kirche. Man beabſichtigte, ihn dort anzuſtellen; Familienverhältniſſe riefen ihn indeſſen in ſein Vaterland zurück.

Die Neigung zum akademiſchen Leben bewog ihn, als Hofmeiſter zweier jungen Edelleute nach Göttingen zu gehen, wo er mehre dortige Gelehrte, auch den um die damals eben geſtiftete Akademie hochverdienten Miniſter von Münchhauſen kennen lernte, und mit ihm ſpäterhin in faſt ununterbrochenem Briefwechſel blieb. Er verließ Göttingen nach dreijährigem Aufenthalte, und unternahm, um ſeine Welt- und Menſchenkenntniß zu erweitern, eine Reiſe nach London. Dort öffnete ſich ſeinem Forſchungs- und Beobachtungsgeiſte, ſowie ſeinen Studien, ein weites Feld. Es gelang ihm bald, die Bekanntſchaft mit mehren ausgezeichneten Theologen und andern Gelehrten Englands anzuknüpfen. Der Wunſch, ſich dort eine bleibende Exiſtenz zu gründen, ward immer lebhafter in ihm. Er reiſte (1740) noch einmal nach Teutſchland zurück, um jedes Hinderniß zu beſeitigen, das der Ausführung ſeines Plans im Wege ſtand, und dann, von Hanover aus, im Gefolge Georg's II., der ſich eben dort befand, wieder nach England zurückzukehren.

Aus ſeiner Vaterſtadt Osnabrück war er nach Hanover geeilt. Allein ſein dortiger Aufenthalt verlängerte ſich durch mehre angeknüpfte einflußreiche Verbindungen [2]) bis auf zwei Jahre. Er war eben im Begriff, Teutſchland zu verlaſſen, als ihn der Antrag des Herzogs Karl von Braunſchweig überraſchte, Hofprediger in Wolfenbüttel zu werden, und zugleich die Erziehung des damals ſiebenjährigen Erbprinzen zu übernehmen. Jene Stelle und die Verbindungen, in die ſie ihn brachte, entſprachen ſeinen Wünſchen in ſo hohem Grade, daß er ſeinen Reiſeplan aufgab. Nachdem er ſein neues Amt im Sommer 1742 angetreten, ward er im nächſten Jahre Propſt von zwei braunſchweigiſchen Klöſtern.

Von den durch eigenes Studium und Weltbeobachtung erlangten Kenntniſſen machte er nun den zweckmäßigſten Gebrauch. Seine Thätigkeit beſchränkte ſich nicht blos auf den Kreis ſeiner eigentlichen Amtspflichten. Auch andere gemeinnützige Zwecke verfolgte er mit edlem Eifer und geprüfter Einſicht. Zu ſeinen glänzendſten Verdienſten gehört die Stiftung des Carolinums zu Braunſchweig, zu welcher er, von dem Herzoge aufgefodert, einen ausführlichen Plan entworfen. Jeruſalem bezweckte ein Inſtitut, das die Lücken zwiſchen der Schule und Akademie ausfüllen, die Vorbereitung zu der letztern verbeſſern, und zu gründlichem Unterrichte wie zu moraliſcher Bildung kräftig wirken ſollte. Er hatte weder Zeit noch Koſten geſpart, um das neue Inſtitut zu der Stufe des Flors emporzuheben, auf welcher der Herzog Karl daſſelbe zu ſehen wünſchte.

Dem rühmlichen Eifer, mit welchem jener Fürſt das neue Inſtitut unterſtützte, gibt Jeruſalem ſelbſt in einem ſeiner Briefe an den Dichter Hagedorn vom 26. April 1749 [3]) ein ſchönes Zeugniß. „Es iſt," ſagt Jeruſalem, „gewiß noch kein teutſcher Fürſt geweſen, der ſich der Erziehung der Jugend mit mehrer Vernunft und Liebe angenommen hätte, als unſer regierender Herr. Die großen Koſten, die er darauf verwendet, und wovon die große Anzahl der öffentlichen Lehrer ein Beweis iſt, ſind das Wenigſte. Mancher große Herr gibt wol auch zum gemeinen Beſten Geld ohne Gefühl aus. Aber die große Leutſeligkeit, mit der er die jungen Leute empfängt, wenn ſie ihm vorgeſtellt werden, die gnädige Ermunterung, die er ihnen ſelbſt zu allem Guten gibt, die ſorgfältige Achtung, die ihnen bei allen Gelegenheiten bei Hofe erzeigt wird, und die echt väterliche Fürſorge für Alles, was ihnen die Wiſſenſchaften und die Tugend angenehm machen kann, ſind ſolche Beweiſe von ſeiner edlen Abſicht, die er bei dieſem Collegio hat, daß man ihn als den erſten Lehrer dabei anſehen kann, ſowie er überhaupt in ſeinem Lande der erſte ehrliche Mann iſt. Glauben Sie nicht, daß ich dies als herzogl. braunſchweigiſcher Hofprediger ſchreibe. Sie würden ihm, wenn Sie ihn kennten, eben dies Zeugniß geben; und was für ein Zeugniß für ihn! Sie ſelbſt würden ihn als Fürſten für einen liebenswürdigen Menſchen halten."

Unter ſo günſtigen Einwirkungen gedieh das Carolinum zu immer größerm Flor. Die neue Anſtalt begrün-

1) ſ. Strodtmann's Geſchichte jetztlebender Gelehrten. 9. Th. S. 332. 2) Zu dieſen gehörten beſonders der Landdroſt von dem Buſch, der geh. Kriegsrath v. Schwichelt und der Brigadier v. Spörken; ſ. Strodtmann a. a. O. S. 335.

3) ſ. Fr. v. Hagedorn's poetiſche Werke (Hamb. 1800). 5. Th. S. 302 fg.

dete ihren Ruf durch die ausgezeichneten und kenntnißreichen Männer, welche Jeruſalem, der ſchon damals ſeinem Verdienſte, Talent und Charakter einen ausgezeichneten Namen verdankte, von mehren Orten nach Braunſchweig einlud. Dahin gehörten Ebert, Gärtner und andere talentvolle Köpfe. „Das ganze Collegium," ſchrieb Jeruſalem den 27. Febr. 1749 an Hagedorn, „bittet ſich durch mich Ihre Protection aus; und wenn es dieſelbe auch jetzt noch nicht völlig verdient, ſo hoffe ich doch, daß es ihrer mit der Zeit werde würdig werden. Der gute Geſchmack und die guten Sitten nehmen wenigſtens immer mehr zu, und Herr Gärtner hat das Verdienſt, daß er ſehr viel dazu beiträgt. Er macht in ſeiner Wiſſenſchaft überaus geſchickte Leute, da vor ihm beinahe kein Einziger auch nur einige Luſt dazu bezeigte. Herr Baudiß aus Leipzig, der dieſe Woche als Profeſſor des Staatsrechts und der Reichsgeſchichte ſein Amt antritt, wird auch zur fernern Verbeſſerung noch vieles helfen. Herr Ebert hat ſich's gefallen laſſen, bei ſeiner Hofmeiſterſtelle das Engliſche öffentlich zu lehren. Im Reden fehlt es ihm zwar an Fertigkeit; ich glaube aber, daß er die Kenntniß der Sprache vollkommen beſitzt. Ich finde überhaupt viel gute und rechtſchaffene Eigenſchaften an ihm, die mich ſehr zu ſeinem Freunde gemacht haben. Sie haben ſich übrigens in Ihrem neulichen Schreiben für einen ſo großen Freund des Collegii erklärt, und die Anſtalt verſpricht ſich von dieſer Gewogenheit ſo viele Vortheile, daß ſie ſchuldig iſt, Sie ſtets als ihren Freund und Richter zu betrachten, und Ihnen von allen ihren Bemühungen die erſte Rechenſchaft zu geben."

Schon die Ausſicht, mit einem Manne, wie Jeruſalem, gemeinſchaftlich zu wirken, war aufmunternd und erfreulich. Wer ſeinen öftern und nähern Umgang genoß, fühlte ſich für immer an ihn gefeſſelt. Ebenſo leicht gelang es ihm, ſich das Vertrauen der Zöglinge zu erwerben, die ihn wie einen Vater liebten. Er beſaß die Gabe, dem Schüchternen Muth einzuflößen, dem Zweifelnden Beruhigung, dem Unentſchloſſenen Feſtigkeit. Selten zeigte ſich Jemand bereitwilliger zur Anerkennung des Guten und zur Ermunterung zum Streben nach größerer Vollkommenheit und einer zweckmäßigern Richtung aller Geiſteskräfte.

Faſt gleichzeitig mit der Gründung des Carolinums gab Jeruſalem Anlaß zu einer verbeſſerten Einrichtung des Armenhauſes in Braunſchweig, durch eine aus dem Engliſchen überſetzte „Nachricht von den Armen-, Arbeits- und Werkhäuſern in England," begleitet von einer Zuſchrift an die Vorſteher der milden Stiftungen jenes Landes, und einer Vorrede über den Nutzen ſolcher Anſtalten[4]). Der Ausführung ſeines Plans zu einer vortheilhaften Anlegung eines weitverbreiteten Buchhandels, an deſſen Vortheilen alle Landesbewohner durch Actien Theil nehmen ſollten, ſtellten ſich jedoch manche nicht zu beſeitigende Hinderniſſe entgegen.

Die Ehre, von dem Herzoge zu den Cabinetsarbeiten gezogen zu werden, lehnte Jeruſalem ab, um nicht in der Thätigkeit gehemmt zu werden, die ſein ausgebreiteter Wirkungskreis von ihm foderte, und die faſt das Maß ſeiner Kräfte überſtiegen zu haben ſcheint. Wenigſtens ergoß er ſich in einem ſeiner Briefe, in welchem er bedauert, Ebert's Umgang, den er ſehr ſchätzte, nicht beſſer genießen zu können, in die nachfolgenden Klagen: „Es iſt leider mein Schickſal, daß die Thorheiten der jungen, und die Pedantereien der ältern Leute mir keine Viertelſtunde mehr übrig laſſen, die ich entweder für mich allein, oder mit etlichen Freunden vergnügt und vernünftig zubringen könnte."

Auf ähnliche Weiſe, wie in dieſem, vom 26. April 1749 datirten Briefe, äußerte er ſich in einem ſpätern vom 20. Nov. deſſelben Jahres an ſeinen Freund Hagedorn[5]). „Warum bin ich," ſchrieb er, „doch nicht ſo glücklich, wie der Überbringer dieſes Briefes, daß ich endlich doch einmal ſelbſt Hamburg und Sie ſehen, und meine Ergebenheit Ihnen perſönlich verſichern kann! Aber je größer mein Verlangen darnach wird, deſto geringer wird meine Hoffnung, da meine Zerſtreuungen kein Ende nehmen wollen, die mir allen Genuß meiner Zeit, meines Lebens, meiner Freunde und zugleich alle Freude rauben. Bin ich nicht ſtark, daß ich bei einem ſolchen Verluſte dennoch meine Geduld behalte? Vielleicht verlöre ich aber auch dieſe, wenn ich damit was gewönne. Sie ſehen indeſſen hieraus, daß ich wenigſtens noch Wortſpiele machen kann."

Ein drückendes Joch waren, nach ſeinem eigenen Ausdrucke in einem Briefe an Hagedorn, für ihn die wöchentlichen Kanzelvorträge geworden, die er während des Sommers, wo ſich der Hof zu Salzthalen aufhielt, halten mußte. „Ich hoffe," ſchrieb er, „der Herzog wird die Barmherzigkeit für mich haben, mich von meinem Joche zu befreien." Dieſer Wunſch, den ihm die Kränklichkeit ſeines Körpers und die große Reizbarkeit des Nervenſyſtems doppelt ans Herz legte, ward jedoch erſt nach acht Jahren erfüllt, wo man ihm das Predigen erließ, und ihm den Unterricht der übrigen Prinzen des braunſchweigiſchen Hauſes übertrug. Nur bei feierlichen Gelegenheiten, bei der Eröffnung und dem Schluſſe des Landtages, bei Einführungen, die ihm als Abt und Propſt oblagen, trat er noch öffentlich als Redner auf.

Seit dem J. 1752, in welchem er Abt zu Riddagshauſen geworden war, wirkte Jeruſalem, dem Zwecke der dort befindlichen Anſtalt gemäß, ſehr vortheilhaft für die Bildung angehender Geiſtlichen und ihre Vorbereitung zum Predigamte. Während eines Zeitraums von 40 Jahren, in welchem er jenem Kloſter als Abt vorſtand, trug er weſentlich bei zur Verbreitung reinerer Religionsbegriffe, und zu einer zweckmäßigern Ertheilung des öffentlichen Unterrichts. Wöchentlich pflegte er einen großen Theil des Tages mitten unter ſeinen Zöglingen zuzubringen, die ſich lernbegierig um ihn verſammelten, ihm ihre Predigten oder theologiſchen Abhandlungen zur Beurtheilung vorlegten, und ſie mit belehrenden Winken aus ſeiner Hand

4) Die kleine Schrift erſchien ohne Angabe des Druckorts und der Jahreszahl.

5) ſ. Fr. v. Hagedorn's poetiſche Werke. 5. Th. S. 305.

Digitized by Google

zurückerhielten. Er ſcheute nicht die Mühe, über denſelben Gegenſtand ſelbſt eine Abhandlung oder Predigt auszuarbeiten, wodurch er dann die lehrreichſte Kritik der ihm vorgelegten Verſuche lieferte. Freudig erkannte, pries und empfahl Jeruſalem die Talente und Fähigkeiten der ſich auszeichnenden Glieder jenes Convents, und weckte dadurch die Nacheiferung der Übrigen. So verdankten ihm Viele die Ausbildung ihres Geiſtes, die Veredlung ihrer Kräfte und deren zweckmäßige Richtung.

Nicht auf ſein Kloſter, obgleich ihn dieſe Anſtalt in den letzten Jahren ſeines Lebens am Entſchiedenſten beſchäftigte, war Jeruſalem's Thätigkeit beſchränkt. Einen großen Theil ſeiner Zeit nahm auch der ausgebreitete Briefwechſel in Anſpruch, den er theils mit Gelehrten in und außerhalb Teutſchland, theils mit ſeinen vertrauten Freunden, theils mit andern Perſonen unterhielt, die bei ihm Rath und Belehrung ſuchten [6]). Er übertraf in dieſer Hinſicht nicht ſelten die Wünſche und Erwartungen ſeiner Freunde. Mancher ſeiner Briefe ward zur Abhandlung, wenn ihn ein intereſſanter Gegenſtand feſſelte.

Ausgebreitet war ſeine Bekanntſchaft mit der Literatur in faſt allen ihren Zweigen. Aber Jeruſalem zeigte auch viel Empfänglichkeit für die Kunſt. Beſonders anziehend waren für ihn die großen und ſchnellen Fortſchritte der Kupferſtecherkunſt in England. Sein Arbeitszimmer war eine Galerie der ausgeſuchteſten neuern engliſchen Blätter. Muſik, beſonders von Geſang begleitet, war ihm eine willkommene Erholung. Überhaupt war und blieb er ſelbſt im höhern Alter ſehr empfänglich für frohen Lebensgenuß. Eigenthümlich war ihm die Gabe des feinen Scherzes, durch die er das Geſpräch mit ſeinen Freunden zu würzen pflegte. Eine harmloſe Fröhlichkeit ſchwebte ſtets auf ſeiner Stirn, und bedurfte keiner äußern Veranlaſſung, um erſt hervorgerufen zu werden. Selten verließ daher ein gebildeter Fremder Braunſchweig, ohne den Mann geſehen und geſprochen zu haben, der dieſer Stadt zu keiner geringen Zierde gereichte.

An Ausſichten zu anderweitigen Beförderungen hatte es ihm kaum fehlen können. Seine Anhänglichkeit an das braunſchweigiſche Haus war die Urſache geweſen, weshalb er nicht nur die Stelle eines Abts zu Kloſter Bergen, ſondern auch den Ruf zum Kanzler der Univerſität Göttingen ausgeſchlagen hatte Der Herzog ernannte ihn zum Vicepräſidenten des wolfenbüttelſchen Conſiſtoriums, verband mit dieſer Vermehrung ſeiner Würden neue Vortheile für Jeruſalem. Doch ſtörten gegen das Ende ſeines Lebens harte Schickſalsſchläge die glücklichen Verhältniſſe, in denen er bisher gelebt.

Kaum wiederhergeſtellt von einer gefährlichen Krankheit, traf ihn, der dem Tode nahe geweſen, der unerwartete Verluſt eines hoffnungsvollen Sohnes, der in einem Anfalle von Schwermuth im Herbſte 1772 ſein Leben durch einen Piſtolenſchuß endete [7]). Nicht weniger tief erſchütterte ihn einige Jahre ſpäter der Tod einer geliebten Gattin. Mit der eigenthümlichen Feſtigkeit ſeines Charakters ermannte er ſich wieder. Selbſt die ſtille, ſchwermüthige Rückerinnerung an jene Leiden ſchien allmälig minder peinlich für ihn geworden zu ſein. Keine Klage entfuhr ſeinen Lippen.

Die Stärke ſeines Geiſtes, die auch dem härteſten Trübſal nicht erlag, ſondern vielmehr neue Kraft daraus zu ſchöpfen ſchien, gönnte ihm thätig zu ſein bis ans Ende ſeines Lebens. Selbſt in der Krankheit, die ſeinem Tode voranging, war ihm jene Geiſtesſtärke geblieben. Noch immer war ſein Umgang belehrend; noch immer nahm er lebhaften Antheil an allen rein menſchlichen Verhältniſſen, und äußerte ſeine Freude über irgend eine gute Handlung, die er vernommen. Er war dankbar für die Beſuche ſeiner Freunde und für jede Handreichung und Hilfsleiſtung ſeiner nächſten Umgebungen.

Sein Geiſt ermannte ſich noch einmal in ſeiner ganzen Stärke, als er am achten Tage vor ſeinem Tode ſich in feierlicher Stille mit dem Gedanken an die Ewigkeit beſchäftigt hatte. „Soll ich," ſprach er mit leiſer Stimme, „zu meiner höhern Beſtimmung eingehen? Gott! wie ſelig werde ich ſein!" So entſchlummerte er den 2. Sept. 1789 im 80. Lebensjahre, nachdem er für die ihm bewieſene Liebe den Seinigen herzlich gedankt und ſie ermahnt hatte, treu zu bleiben in dem Glauben an das Chriſtenthum [8]). Feierlich und ehrenvoll war ſein Begräbniß. Seine irdiſchen Überreſte wurden nach der Kloſterkirche ſeiner Abtei gebracht, wo ihm von der Herzogin Mutter, einer Schweſter Friedrich's II., ein ſchönes Denkmal errichtet ward [9]).

Auszeichnungen dieſer Art verdiente wol der Mann, der ein Licht ſeiner Zeit genannt werden konnte. Nicht blos durch ſeine Schriften, auch im Umgange mit Andern, in den vielfachen Verbindungen, die ihn an nahe und entfernte Perſonen knüpften, war er raſtlos bemüht geweſen, richtigere und reinere Religionsbegriffe zu verbreiten. Die Schwärmerei und den Aberglauben mit allen Waffen bekämpfend, die ihm irgend zu Gebote ſtan-

6) Öffentlich bekannt geworden iſt von Jeruſalem's Correſpondenz nur ſein Briefwechſel mit J. F. F. A. Mayer (Coburg 1789). Außerdem ſtehen vier Briefe Jeruſalem's an Hagedorn in deſſen poetiſchen Werken (Hamburg 1800). 5. Th. S. 300 fg. Auch mit Juſtus Möſer ſcheint Jeruſalem in Verbindung geſtanden zu haben, und die Tochter jenes geiſtreichen Mannes, die nachherige Frau v. Voigt, lebte in ihrer Jugend einige Jahre in Jeruſalem's Hauſe zu Braunſchweig; ſ. Möſer's vermiſchte Schriften. Herausgegeben von Fr. Nicolai (Berlin 1798). S. 130.

7) Vgl. d. Art. Karl Wilhelm Jerusalem. 8) Vgl. die von J. F. F. Emperius, Profeſſor zu Braunſchweig, verfaßte Schrift: Jeruſalem's letzte Lebenstage (Leipzig 1790). Allgem. Literaturzeitung. 1791. 2. Bd. Nr. 140. S. 315 fg. 9) In der Inſchrift, von der Fürſtin ſelbſt verfertigt, ſagt ſie von Jeruſalem: „Er war ein chriſtlicher Philoſoph, ein einſichtsvoller Lehrer vernünftiger Gottesverehrung, der den jetztregierenden Herzog und ſeine Geſchwiſter unterrichtete, geſchickte Gottesgelehrte bildete, und einen meiſterhaften Erziehungsplan erſann und ausführte. Zur Aufklärung legte er den erſten Grund, und durch ſeine Talente und Rechtſchaffenheit erwarb er ſich allgemeine Verehrung. Seine Verdienſte werden unvergeſſen bleiben; ſein Andenken wird nie verlöſchen, und beſonders mir, ſeiner Freundin, beſtändig werth und ſchätzbar bleiben."

Digitized by Google

den, ſtrebte er, alle unhaltbaren, willkürlichen Meinungen von dem zu ſondern, was eigentlich Religion iſt. In einem neuen, erhabenen Lichte hatte er den Sinn und Geiſt der göttlichen Offenbarung dargeſtellt, reinere und hellere Ideen nicht nur unter den Anhängern ſeiner Kirche, ſondern unter allen chriſtlichen Confeſſionen zu verbreiten geſucht [10].

Beſonders that er dies in dem Werke, auf das ſich ſein Hauptruhm als Schriftſteller gründet, in den „Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion" [11]. Aus dieſem Werke geht unverkennbar hervor, wie Jeruſalem den rechtmäßigen Antheil der Vernunft an der Begründung der Glaubenswahrheiten geltend zu machen ſuchte. Er wünſchte die Religion von allen unfruchtbaren Dogmen und kirchlichen Normen zu reinigen, ſie ſtreng von der Theologie zu trennen, und ihren moraliſchen Einfluß auf das menſchliche Herz in einem neuen, glänzenden Lichte zu zeigen. Den Standpunkt, von welchem er ſein Werk beurtheilt wünſchte, hat Jeruſalem ſelbſt angegeben.

„Man hat," ſagt er in der Vorrede zu ſeinem Werke, „dieſe Betrachtungen für keinen vollſtändigen und gelehrten Unterricht in der Religion anzunehmen. Ich wünſchte vornehmlich derjenigen Claſſe von Leſern dadurch nützlich zu werden, deren Stand und Geſchäfte es nicht leiden, in die genauere und gelehrtere Unterſuchung dieſer Wahrheiten ſich einzulaſſen, denen es aber, bei ihrer mehren Verbindung mit der Welt und der jetzt übermäßigen Frechheit, gegen die Religion zu ſchreiben, zu ihrer Beruhigung um ſo wichtiger iſt, die Grundwahrheiten ihres Glaubens in ihrer wahren Stärke, und beſonders nach ihrer innerlichen Vortrefflichkeit, kennen zu lernen. Mein Endzweck iſt dabei geweſen, das Mittel zwiſchen der metaphyſiſchen Strenge und zwiſchen der weitläufigen Declamation zu halten, um durch jene den Leſer nicht zu ermüden, und durch dieſe die Empfindung der Stärke der Wahrheit nicht zu ſehr zu ſchwächen."

Für den Beifall, den das erwähnte Werk gefunden, ſprechen die Überſetzungen deſſelben in mehre Sprachen, ins Franzöſiſche (Yverdun 1770. 12.), ins Däniſche von Peter Topp Wandall (Kopenh. 1776, 2. Aufl. Ebend. 1780), ins Holländiſche, mit Anmerkungen von Balthaſar Carull (Amſterdam 1772. 3 Thle.), desgl. von A. v. Wansdyk zu Delft; ins Schwediſche von A. G. Lejonhufnend (Upſala 1783—1786. 3 Theile).

Eine Fortſetzung jenes Werkes bilden die in Jeruſalem's nachgelaſſenen Schriften enthaltenen Aufſätze, herausgegeben von ſeiner Tochter, Friederike Jeruſalem [12]. Neben den letzten Reſultaten ſeines Nachdenkens und Forſchens über religiöſe Wahrheiten findet man dort auch mehre Aufſätze vermiſchten Inhalts; den Entwurf einer Selbſtbiographie; Bemerkungen über die Wohlthätigkeit öffentlicher Armenanſtalten; über die Abſicht und erſte Einrichtung des Carolinums; über die teutſche Literatur u. a. m.

Unter Jeruſalem's übrigen Schriften [13] ſind beſonders ſeine unten angeführten charakteriſtiſchen Lebensbeſchreibungen hervorzuheben, in denen er drei Fürſten des

10) Daß ein ſo rühmliches Streben gleichwol verkannt ward, zeigen mehre Schriften des Jeſuiten Aloys Merz, der unter andern (1775) die Frage aufwarf: Ob der Herr Abt Jeruſalem in der That ein ſo ſtarker Theolog ſei, als er in der proteſtantiſchen Kirche angeſehen und verehrt werde. Wen die übrigen polemiſchen Schriften intereſſiren, die jener eifrige Zelot gegen Jeruſalem und den Rechtsgelehrten Moſer in Stuttgart richtete, findet nähere Nachweiſung in dem von K. H. Jördens herausgegebenen Lexikon teutſcher Dichter und Proſaiſten. 6. Bd. S. 361. 11) Das Werk erſchien zu Braunſchweig 1768, nebſt vier Fortſetzungen in den Jahren 1772—1779; ſodann in einer neuen Ausgabe (Braunſchweig 1785). 2 Thle. Beſonders abgedruckt ward die Lehre von der moraliſchen Regierung über die Welt, oder die Geſchichte vom Fall (Ebend. 1780). Vgl. Allgem. teutſche Bibliothek 18. Bd. 2. St. S. 537 fg. 22. Bd. 2. St. S. 439 fg. 46. Bd. 1. St. S. 29 fg. In dem erſten Theile des Werkes ſind die nachfolgenden Betrachtungen enthalten: 1) Von der Wichtigkeit der Unterſuchung, ob ein Gott ſei. 2) Beweis, daß ein Gott und Schöpfer der Welt ſei. 3) Daß Gott der allervollkommenſte Geiſt ſei. 4) Von der Vorſehung. 5) Von dem Urſprunge des Böſen; des phyſikaliſchen; des moraliſchen. 6) Von einem zukünftigen Leben. 7) Von der moraliſchen Natur des Menſchen. 8) Von der Natur der Religion. 9) Von dem Verhältniſſe der Religion gegen Unglauben und Aberglauben. Der zweite Theil umfaßt die nachfolgenden Betrachtungen: 1) Ob überhaupt ein außerordentlicher göttlicher Unterricht von der Religion, oder eine Offenbarung, mit der Weisheit Gottes beſtehen könne. 2) Zuſtand der Vernunft und der Religion der erſten Menſchen nach der Moſaiſchen Geſchichte, von dem Urſprunge des menſchlichen Geſchlechts an bis zur Sündfluth. 3) Zuſtand der Welt und der Religion von der Sündfluth an bis zu Moſes nach dieſer Beſchreibung. 1. Abth. Von Noah bis zu Abraham. 2. Abth. Von Abraham's Beruf bis zu deſſen Tode. 3. Abth. Von Iſaak bis zu Jacob's Reiſe nach Ägypten. Eine Fortſetzung jenes Werkes lieferte ein Ungenannter unter dem Titel: Das reinere Chriſtenthum, oder die Religion der Kinder des Lichts. 1. Th. (Berlin 1789). Das Werk hat auch den Nebentitel: Betrachtungen über die eigentlichen Wahrheiten der Religion, oder Fortgang da, wo Herr Abt Jeruſalem ſtill ſtand. Vgl. Allgem. teutſche Bibliothek. 92. Bd. 2. St. S. 362. Oberteutſche allgem. Literaturzeitung. 1789. 2. Bd. S. 196.

12) Braunſchweig 1792. 1793. 2 Thle. Mehre dieſer Aufſätze waren früher in Journalen mitgetheilt worden, unter andern in Heinzmann's literariſcher Chronik. 1. Bd. S. 29 fg. 13) Leben des Prinzen von Braunſchweig und Lüneburg, Albrecht Heinrich (Braunſchweig 1761. N. A. Ebend. 1774); ins Engl. überſ. (London 1764). Vgl. Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 8. Bd. 1. St. S. 110 fg. Briefe über die Moſaiſchen Schriften und Philoſophie (Braunſchw. 1762. 3. Ausg. Ebend. 1783). Glaubensbekenntniß des Prinzen Leopold von Braunſchweig (Ebend. 1769. 3. Aufl. Ebend. 1781). Vgl. Allgem. teutſche Bibliothek. 14. Bd. 1. St. S. 146 fg. Entwurf von dem Charakter und den vornehmſten Lebensumſtänden des höchſtſeligen Prinzen Wilhelm Adolf von Braunſchweig-Lüneburg. (Berlin 1771. gr. 4.) Franzöſiſch unter dem Titel: Ebauche du charactère et des principaux traits de la vie de S. A. le Prince Guillaume Adolphe de Brunsvic et de Lunebourg (à Berl. 1771. gr. 4.) Vgl. Klotz's teutſche Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 6. Bd. 23. St. S. 555 fg. Ein vollſtändiges Verzeichniß von Jeruſalem's Schriften liefert Meuſel in ſeinem Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 6. Bd. S. 259 fg. Zweifelhaft iſt, ob die unter Jeruſalem's Namen 1755 zu Braunſchweig (auch in demſelben Jahre zu Chemnitz) gedruckte Schrift: Beantwortung der Frage, ob die Ehe mit der Schweſter Tochter nach den göttlichen Geſetzen zuläſſig ſei? von ihm herrührt. In öffentlichen Blättern ward Jeruſalem als Verfaſſer dieſer Schrift genannt, ohne daß er es abgeleugnet hätte. Nach ſeinem Tode wollte man jedoch verſichern, ſie ſei aus der Feder des Vicepräſidenten Klügel gefloſſen.

Digitized by Google

braunſchweigiſchen Hauſes ein würdiges Denkmal ſetzte. Es ſind zwar nur Umriſſe und Entwürfe, aber mit feſter Meiſterhand gezeichnet, Schilderungen, geſchöpft aus der genauen Bekanntſchaft und Verbindung, in welcher Jeruſalem mit dieſen Prinzen als ihr Lehrer, Führer und Freund von früher Kindheit an geſtanden. Unter ſeinen übrigen Schriften ſind noch ſeine Predigten [14]) bemerkenswerth, über deren Werth und Charakter ſich kaum richtiger urtheilen läßt, als es Jeruſalem ſelbſt gethan in der Vorrede zu denſelben. Er erklärt ſie darin für unvollkommene Jugendproducte, die er längſt vergeſſen habe, und mit denen er gleich Anfangs nicht zufrieden geweſen. Sehr richtig bemerkt er, daß die Urſache des Beifalls, der ihnen zu Theil geworden, wol nur in dem Streben zu ſuchen ſei, die Lehre Jeſu in einer einfachern, allgemein faßlichern Sprache darzuſtellen, als es damals üblich geweſen, wo ſich gewöhnlich trockene Scholaſtik oder finſtere Myſtik in den Kanzelvortrag verwebte.

In jedem Falle darf man Jeruſalem's Zeitalter, den damaligen Zuſtand des teutſchen Geſchmacks teutſcher Beredſamkeit, ſelbſt teutſcher Lebensphiloſophie nicht unberückſichtigt laſſen, wenn man über jene Predigten ein unbefangenes und gerechtes Urtheil fällen will. Unſtreitig war Jeruſalem einer der würdigſten Nachfolger Mosheim's, der in der teutſchen Kanzelberedſamkeit zuerſt Epoche macht. Er beſaß aber zu viel eigenes Talent, um ein bloßer Nachahmer ſeines Vorbildes zu werden, welches er an philoſophiſchem Geiſte, an Gründlichkeit und Gedankenfülle übertraf. Sein Vortrag, der dadurch mehr innern Gehalt, mehr Geiſtesnahrung für den gebildeten Theil ſeiner Zuhörer enthielt, entbehrte nicht ganz des rhetoriſchen Schmucks, obgleich derſelbe bei Jeruſalem nie in leeren Schimmer ausartete.

Zu welcher Kühnheit in der Sprache und Darſtellung er ſich zu erheben wußte, zeigt folgende Stelle aus einer Predigt über das Evangelium am 23. Trinit. über Matth. 22, 15—22 [15]): „Gebet Gott, was Gottes iſt! Erlaubt es uns, Große der Erden, daß wir zuerſt aus dieſen Worten eures Erlöſers die Pflichten herleiten, die Gott, der euch zu Herrſchern ſeines Volkes erwählt hat, von euch fodert. Gebet Gott, was Gottes iſt! Dieſer Befehl gehört ohne Ausnahme für alle Menſchen. Regenten ſind alſo Gott ſowohl ihre Pflichten, wie andere Menſchen, und ſeinen Geboten ebenſo vielen Gehorſam und Rechenſchaft, als Andere, ſchuldig. Sind ſie aber in den Augen Gottes nichts als Menſchen: ſo müſſen ſie auch ihre Unterthanen als ihre Nächſten anſehen, deren Wohlfahrt ſie ohne die größte Verantwortung keinen Augenblick mit Vorſatz verſäumen können! Hört es, ihr Herrſcher! Nehmt es zu Ohren, ihr Könige! Dies ſind die Pflichten, die der Herr, euer Gott, die das Chriſtenthum von euch fodert! Fürſten ſind dem Geſetze Gottes ſowol als andere Menſchen unterworfen, und ſie müſſen Gott ſowol als ihre Unterthanen Rechenſchaft geben. Sie ſind Menſchen. Sie haben mit ihren Unterthanen einerlei Urſprung, einerlei Bedürfniſſe, einerlei Schwachheiten, einerlei Ende. Sie haben Einen Herrn, Einen Gott und Vater, ſie hoffen auf Eine Seligkeit; ſie haben einerlei Mittel, dieſelbe zu erlangen. Verlaſſet euch nicht auf Fürſten. Dies ſagt ſelbſt einer der größten Könige (Pſ. 146, 3); denn ſie ſind Menſchen; ſie können ja nicht helfen. Sie haben alſo ihre Vorzüge nicht von ſich ſelber, ſondern Gott iſt es, der ſie nach ſeiner Freiheit zu Herrſchern über ihre Völker erwählet hat. Er ſetzet (Dan. 2) Könige ab, und ſetzet Könige ein. Durch ſeine Weisheit regieren die Könige, und die Rathsherren ſetzen das Recht; durch ihn herrſchen die Fürſten und alle Regenten auf Erden. Regenten ſind alſo, bei aller ihrer Hoheit, unter dem Geſetze und Gerichte Gottes. Gott aber macht unter ſeinen Dienern keinen Unterſchied. Ihr Beruf iſt nur verſchieden. Aber er fodert von allen dieſelbe Treue, denſelben Gehorſam u. ſ. w."

Wie ſeine früher erwähnten „Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion" war auch Jeruſalem's Predigten die Ehre widerfahren, ins Holländiſche von Balthaſar Carull (Amſterdam 1767. 2 Thle.) und ins Schwediſche von Samuel Ödmann (Upſala 1784. 1785. 2 Thle.) überſetzt zu werden. Schon früher waren einige jener Predigten unter dem Titel: Recueil de six Discours, prononcés en Allemand par Mr. *J. F. W. Jerusalem*, traduits par un Anonyme, et précédés d'une préface de Mr. le Baron *de Wolf* (Leipzic 1748) ins Franzöſiſche übertragen worden. Der ungenannte Überſetzer war der Graf Manteuffel, wie aus der nachfolgenden Stelle eines Briefes hervorgeht, welchen Jeruſalem den 26. April 1749 an Hagedorn ſchrieb.

„Ich nehme mir die Ehre," heißt es in jenem Briefe, „Ihnen ein geſchriebenes Gedicht zu überreichen, welches aber mit eheſtem von Herrn Breitkopf ſeiner Vergänglichkeit wird entriſſen werden. Sie wiſſen vielleicht, daß der ſelige Graf Manteuffel durch die Überſetzung meiner Predigten mir zu einer unverdienten Ewigkeit verholfen hat. Die Dankbarkeit verpflichtet mich, bei ſeinem Tode ihm dieſelbe zu erwiedern, und Herr Gottſched, der dieſem verdienten Miniſter ein Denkmal zu errichten Willens iſt, hat mich noch mehr dazu angetrieben. Weil ich aber ſelber keine Ewigkeiten ertheilen kann, ſo habe ich mich an Herrn Ebert's Freundſchaft gewendet, und Sie werden gleich ſehen, daß es ſeine Arbeit iſt. Was wird aber ein Theil meiner Brüder ſagen, wenn Sie Newton, Leibnitz und Locke ſelig geprieſen, und unter den Schülern den Engel ſehen werden? und was werde ich für einen ſchlechten Lohn dieſer Gutherzigkeit bekommen? Das einzige Mittel wird ſein, daß ich meiner Errettung meine Eitelkeit aufopfere, und Jedermann bekenne, daß es nicht meine, ſondern eines Andern Arbeit ſei, der ſie aber nicht anders als unter der Bedingung, ſeinen geliebten Engländer mit hineinzuſetzen, habe verfertigen wollen. Das Gedicht iſt indeſſen ſchön, und da es das erſte iſt, was

14) Sammlung einiger Predigten, vor den durchlauchtigſten Herrſchaften zu Braunſchweig-Lüneburg-Wolfenbüttel gehalten (Braunſchweig 1745—1752). 2 Thle. 2. Ausg. (Ebend. 1756. 1757). 2 Thle. Neueſte mit einigen Predigten vermehrte Auflage (Ebend. 1788. 1789). 2 Thle.

15) ſ. die eben angeführte Sammlung. 1. Th. S. 277 fg.

ich von Herrn Ebert geſehen, ſo hat es meine Hochachtung gegen ihn noch ſehr vermehrt. Meine Bemühungen, ihm ſeinen hieſigen Aufenthalt angenehm zu machen, ſollen unveränderlich bleiben."

Solche Geſinnungen floſſen aus ſeinem Charakter als Menſch, der ſich faſt ohne Ausnahme von einer ſehr liebenswürdigen Seite zeigte. Er beſaß ein edles, frommes Herz, das ſeinen Talenten und Kenntniſſen erſt ihren wahren Werth, ſeiner Wißbegierde die beſte Richtung, ſeiner Thätigkeit gemeinnützigen Einfluß, und ihm ſelbſt neben der Hochachtung ſeiner Zeitgenoſſen auch ihre Liebe ſicherte. Er beſaß die ſeltene Gabe, alle Herzen an ſich zu feſſeln. Nach dem übereinſtimmenden Zeugniſſe aller, die ihn näher gekannt, durfte man ihn nur einmal geſehen, nur einmal geſprochen haben, um in ſeinem Blicke und Weſen den biedern, gutmüthigen und aufrichtigen Mann zu erkennen, dem man ſich ohne Rückhalt und Beſorgniß nähern konnte. Sein zutrauliches Entgegenkommen, der Ton ſeiner Stimme hatten etwas wahrhaft Kindliches, und ſein Geſicht war der Spiegel ſeiner Seele [16]).

Mit unermüdeter Sorgfalt verwandte er ſich nicht nur für Alle, die um ſeinen Rath und Beiſtand baten, auch in der Stille wirkte er gern für das Wohl von Perſonen, die ſeiner Fürſprache und Hilfe würdig ſchienen, benutzte jede Gelegenheit, wo er ihnen nützlich werden konnte, und fand die ſüßeſte Belohnung darin, das verkannte Verdienſt irgend eines Individuums hervorgehoben und daſſelbe ſeinem eigentlichen Wirkungskreiſe näher gebracht zu haben. Wo er ſelbſt durch thätigen Beiſtand nicht wirken konnte, ſuchte er ſeine Zwecke durch ſchriftliche Belehrung, Rath und Troſt zu erreichen, und ein Theil ſeines ausgebreiteten Briefwechſels war der bereitwilligen Befriedigung von Perſonen gewidmet, die ſeine Zurechtweiſung, ſeinen Rath oder Troſt in Anſpruch genommen hatten. Er wollte Jedem, nach ſeinen Kräften, Alles werden. Selbſt ſeine Ermahnungen und Vorſtellungen verloren durch die Sanftmuth und Herzensgüte, die unverkennbar hervorblickte, alles Unangenehme und Bittere, und nöthigten auch dem minder Gefühlvollen Achtung, Ehrfurcht und Liebe gegen den Mann ab, der ſo viel wahre und ſorgliche Theilnahme bewies.

Herablaſſung gegen ſeine Untergebenen war ein hervorſtechender Zug in Jeruſalem's Charakter. Freundlich und mild ſuchte er ſie auf die genauere und regelmäßigere Erfüllung ihrer Pflichten hinzuweiſen, unterſtützte ſie durch ſeinen Rath, durch ſeine Erfahrungen, und ward ihnen ein Vorbild an Fleiß, Thätigkeit, Ordnung und jeder öffentlichen und häuslichen Tugend. Ihre Schwächen und Fehler ertrug er mit Geduld, und ließ ſich, ſelbſt bei wiederholten Vergehungen, nie zu einer Aufwallung des Zorns hinreißen, die ſeinem ſanften Charakter fremd war. Seine Vorwürfe blieben ſtets liebreiche und vernünftige Vorſtellungen. Auf ſolche Weiſe gelang es ihm, die Zuneigung und Anhänglichkeit beſonders ſeiner dienenden Hausgenoſſen ſich fortwährend zu ſichern, und ihre Trauer bei ſeinem Tode bewies, was er ihnen geweſen war.

Sein gefühlvolles Herz empfahl ihm Wohlthätigkeit, die er jedoch, jedes Gepränge haſſend, am liebſten insgeheim übte. Erſt nach ſeinem Tode zeigte es ſich, wie viele Dürftige er erfreut, wie viele Verlaſſene und Nothleidende er unterſtützt, wie viele geheime Wohlthaten er ausgeſpendet hatte. Seine innige Theilnahme an Armuth und Noth, ſein thätiger Beiſtand, den er ſo vielen Dürftigen und Hilfloſen erwieſen, ſchien kein vorübergehendes Gefühl, keine unbeſtändige Temperamentstugend, ſondern auf wahrer Menſchenliebe gegründet zu ſein. Sie floß aus den reinſten Quellen, und war thätige Nacheiferung des höchſten Muſters der Liebe und Barmherzigkeit. Nie gab er mit Unwillen oder Vorwürfen. In ſeiner freundlichen Miene ſprach ſich ſichtbar der Wunſch aus, gern mehr zu thun, und erhöhte dadurch die erzeigte Wohlthat.

Was menſchliche Glückſeligkeit irgend erhöhen und befördern kann, behielt für ihn bleibendes Intereſſe, und einen tiefen Eindruck machte auf ſein empfängliches Gemüth alles Große, Gute und Schöne. Bei dem hohen Werthe, den die Menſchheit in ſeinen Augen hatte, erfüllte ihn jede edle That, die er hörte, mit Heiterkeit und Freude. In ſolchen Augenblicken gab er den ſüßeſten Hoffnungen und Ausſichten Raum, daß auch der geringſte Keim des Guten ſich immer mehr verbreiten, tiefere Wurzeln ſchlagen, und die herrlichſten Früchte bringen werde. Sein Eifer verdoppelte ſich, das Seinige beizutragen zur Vermehrung edler Geſinnungen und Grundſätze.

Die ſchwere Kunſt, mit Menſchen umzugehen, und ſich zu ihren Kenntniſſen und Fähigkeiten herabzulaſſen, beſaß Jeruſalem in ſeltenem Grade. Durch ſeine ausgebreitete Beleſenheit, ſeine vielumfaſſende, richtige Beurtheilungskraft, ſeine tiefe Menſchenkenntniß, hatte er ſich vorzüglich die Gabe erworben, Hohen und Niedern, Gelehrten und Ungelehrten in ſeinen Unterhaltungen angenehm und nützlich zu werden, Andern ſeine Begriffe bis zur höchſten Deutlichkeit zu entwickeln, und ſie zu klarer Überzeugung zu führen. Beſonders pflegte er das Geſpräch mit Fremden auf Gegenſtände hinzulenken, die ihnen vorzüglich intereſſant ſein mußten, und oft nöthigte er ihnen Erſtaunen ab durch die Kenntniß, womit er über Dinge urtheilte, die völlig außer ſeinem Geſichtskreiſe zu liegen ſchienen.

Den höchſten Werth erhielten alle dieſe Eigenſchaften und Vorzüge durch ſeine Leutſeligkeit, durch ſeine von Anmaßung oder Egoismus völlig entfernten Äußerungen. Seine Beſcheidenheit war vielleicht die ſchönſte Blume in dem Kranze ſeiner übrigen Tugenden. Selten oder nie ließ er im Geſpräche oder im Umgange hervorblicken, welchen hohen Rang ihm ſein Wiſſen und ſein Talent an-

16) Bildniſſe von Jeruſalem findet man vor dem erſten Theile ſeiner Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion (1768), vor dem 18. Bde. der Allgem. teutſchen Bibliothek (1772), vor Beyer's allgem. Magazin für Prediger. 1. Bd. 1. St. (1789), vor dem 4. Stücke der Olla Potrida (1790) und vor dem 6. Bde. der teutſchen Monatsſchrift. Sein Portrait iſt auch beſonders von J. F. Bauſe nach A. F. Öſer (1780 in Fol.) geſtochen worden; von J. F. Bolt und F. G. Weitſch (1791. kl. Fol.; beides ſchöne und ähnliche Blätter, beſonders das erſtgenannte); ferner in Octav von Liebe, von Schleuen und von J. F. Schmidt.

Digitized by Google

wies. Selbſt die gerechteſten Lobſprüche ſuchte er von ſich abzulehnen, und verſchmähte nicht die Belehrung aus dem Munde von Perſonen, die in intellectueller Hinſicht tief unter ihm ſtanden. Auch noch in ſeinem höhern Alter liebte er Scherz und Humor in der Unterhaltung, ohne je die Grenzen des Anſtandes zu überſchreiten, und auf Koſten Anderer ſeiner fröhlichen Laune Spielraum zu gönnen. Sein ganzes Leben, ſo trübe Schickſale ihn auch getroffen, war ein Muſter von Zufriedenheit und Geduld, und nie wankte ſein feſtes Vertrauen auf eine weiſe Lenkung aller menſchlichen Schickſale. Statt unter ſeinen Leiden zu erliegen, ſchien ſein Geiſt vielmehr dadurch neue Kraft und Stärke gewonnen zu haben, wie die ruhige Faſſung bewies, mit welcher er von ſeiner irdiſchen Laufbahn abtrat [17]).

3) Karl Wilhelm, geb. 17.. [18]) zu Braunſchweig, ein Sohn des dortigen Profeſſors der Theologie und Abts Johann Friedrich Wilhelm Jeruſalem, ſtudirte Philoſophie und Jurisprudenz zu Göttingen und zu Wetzlar, und bekleidete an dem zuletztgenannten Orte ſpäterhin einen Geſandtſchaftspoſten. Die Leidenſchaft zu der Gattin eines Freundes verſenkte ihn in Schwermuth, und brachte ihn zu dem Entſchluſſe, ſein Leben im Herbſte 1772 [19]) zu enden [20]). Göthe, dem dies Ereigniß den Anlaß gab, ſeinen in pſychologiſcher Hinſicht ausgezeichneten Roman „die Leiden des jungen Werther" zu ſchreiben, ſchildert ihn als einen jungen Mann von gefälliger Geſtalt und mittler Größe [21]). „Er hatte ein mehr rundes als längliches Geſicht, weiche ruhige Züge, und was ſonſt noch einem hübſchen blonden Jünglinge zukommen mag; blaue Augen ſodann, mehr anziehend als ſprechend zu nennen. Seine Äußerungen waren mäßig, aber wohlwollend. Er nahm an den verſchiedenſten Productionen Theil; beſonders liebte er Zeichnungen und Skizzen, in welchen man einſamen Gegenden ihren ſtillen Charakter abgewonnen hatte. Er theilte bei ſolchen Gelegenheiten Gesner'ſche Radirungen mit, und munterte die Liebhaber auf, darnach zu ſtudiren. Sonſt wußte man wenig von ihm zu ſagen, außer, daß er ſich viel mit der engliſchen Literatur beſchäftigte." In Jeruſalem's Nachlaſſe fanden ſich fünf philoſophiſche Aufſätze, welche Leſſing zu Braunſchweig 1776 drucken ließ [22]). Die Überſchriften dieſer Aufſätze ſind folgende: 1) Daß die Sprache dem erſten Menſchen durch Wunder nicht mitgetheilt ſein kann. 2) Über die Natur und den Urſprung der allgemeinen und abſtracten Begriffe. 3) Über die Freiheit. 4) Über die Mendelsſohn'ſche Theorie vom ſinnlichen Vergnügen. 5) Über die vermiſchten Empfindungen. Leſſing fügte noch einige Zuſätze bei [23]). (*Heinrich Döring.*)

II. Geographie und Geſchichte.

A. Die Stadt Jeruſalem in Paläſtina.

Wenn irgendwo das Zwiſcheneinanderdurchwerfen der Zuſtände aller Zeiten einer reinen und klaren Anſicht der Dinge geſchadet, ja bis jetzt noch eine ſolche unmöglich gemacht hat, ſo iſt dieſes in Hinſicht des Bildes der Fall, welches man ſich von der Topographie Jeruſalems in den verſchiedenen Perioden dieſer Stadt zu machen verſucht hat. Es gab eine Zeit, da man Zeichnungen anfertigte, laut deren Nebukadnezar die Stadt Jeruſalem mit Kanonen beſchoſſen hat, und Niemand an ſolchen Darſtellungen Ärgerniß nahm — auch iſt dieſe Zeit keineswegs ſchon vorüber. Sind doch noch in unſern Tagen Kupferbibeln mit vieler Anerkennung aufgenommen worden, in denen Mirjam, die Prophetin (2 Moſ. 15, 20), ihren Geſang mit einem Inſtrumente begleitet, das einer Pedalharfe ähnlicher ſieht, als den Tonſpielwerkzeugen der heutigen Araber, und worin eine Reihe von Pyramiden hart am Ufer des rothen Meeres ſich dem gläubigen Beſchauer präſentirt ꝛc. Beſonders aber hat man ſich über den Leichtſinn zu beklagen, mit welchem man durch ſeinſollende Originalzeichnungen das Publicum hinter das Licht führt. Von den reinen Phantaſieſtücken nicht einmal zu reden, welche häufiger vorkommen, als man vermuthen ſollte; ſo finden ſich mehre Zeichnungen von Cornelius le Brun (uns liegt die franzöſiſche Ausgabe von 1700 vor) nicht allein in Ludwig Meyer's Originalzeichnungen von An-

17) Vgl. den Entwurf ſeiner, kurz vor ſeinem Tode verfaßten, Selbſtbiographie im 2. Thle. von Jeruſalem's nachgelaſſenen Schriften (Braunſchweig 1793). Lebensgeſchichte J. F. W. Jeruſalem's; herausgegeben von einem ſeiner Verehrer (Altona (1790). Jeruſalem's letzte Lebenstage, von J. F. F. Emperius (Leipzig 1790). (Im Auszuge in Wolfrath's Charakteriſtik edler und merkwürdiger Menſchen. 1. Th. S. 1 fg.) Strodtmann's Geſchichte jetztlebender Gelehrten. 9. Th. S. 331 fg. Horrer's Almanach für Prediger auf das Jahr 1791. S. 148 fg. Beyer's allgem. Magazin für Prediger. 1. Bd. 1. St. Weddigen's neues weſtfäliſches Magazin. 5. Heft. S. 45 fg. (Solzmann's) Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutſchen. S. 458 fg. Baur's Galerie hiſtoriſcher Gemälde. 3. Th. S. 408 fg. Deſſen neues hiſtor.-biograph.-literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 886 fg. Bougine's Handbuch der allgem. Literaturgeſchichte. 4. Bd. S. 347 fg. (Küttner's) Charaktere teutſcher Dichter und Proſaiſten. S. 291 fg. Jördens' Lexikon teutſcher Dichter und Proſaiſten. 2. Bd. S. 506 fg. 6. Bd. S. 359 fg. Pölitz, Handbuch zur Lectüre der teutſchen Claſſiker. 1. Th. S. 121 fg. Deſſen Geſammtgebiet der teutſchen Sprache (Lpz. 1825). 4. Bd. S. 148 fg. Eichhorn's Geſchichte der Literatur. 4. Bd. 2. Abtheil. S. 1054 fg. Bouterwek's Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. 11. Bd. S. 329. Fr. Horn, Die Poeſie und Beredſamkeit der Teutſchen. 3. Bd. S. 277. Wachler's Handbuch der Geſchichte der Literatur. 3. Th. S. 327. 18) Eine genaue Angabe ſeines Geburtsjahres findet ſich nirgends. 19) Dieſe Angabe iſt, nach einem Briefe der Gräfin Marie von Schaumburg-Lippe vom 14. Nov. 1772 zu ſchließen, in welchem ſie dieſen Todesfall erwähnt, wol die richtige, oder wenigſtens richtiger als Meuſel's Angabe, der Jeruſalem 1775, folglich ein Jahr nach der Erſcheinung des Werther, ſterben läßt. Vgl. Erinnerungen aus Herder's Leben, von ſeiner Gattin Marie Karoline v. Herder, geb. Flachsland. 1. Th. S. 351. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 6. Bd. S. 262. Göthe's Leben, von Heinrich Döring (Weimar 1828). S. 187. 20) Ein ſchönes Denkmal ſtiftete ihm Gotter in ſeiner Epiſtel über die Starkgeiſterei (1773). ſ. Deſſen Gedichte. 1. Bd. S. 243.

21) ſ. Göthe's Werke. Vollſtänd. Ausgabe letzter Hand. 26. Bd. S. 156. 22) Vgl. Gothaiſche gel. Zeitung. 1776. 44. St. S. 352 fg. Allgem. teutſche Bibliothek. 33. Bd. 2. St. S. 484 fg. 23) Vgl. Jördens' Lexikon teutſcher Dichter und Proſaiſten. 2. Bd. S. 511.

ſichten aus Paläſtina (herausgegeben von Dr. Roſenmüller, dem Verfaſſer der bibliſchen Alterthumskunde), ſondern ſogar in dem Original von Buckingham's Reiſen (Lond. 1821) bis auf die Beiwerke getreulich copirt wieder. Ja, was das Allerärgſte iſt, ſo theilen ebengedachten *Buck.* Travels in Palestine zu p. 232 einen Plan des alten Jeruſalems mit, angeblich als „from the earliest Authorities“ hergenommen, welcher nichts mehr und nichts weniger iſt, als eine ſklaviſche Nachbildung der in Dapper's Paläſtina (zu p. 226 der nürnberger Ausgabe von 1689) befindlichen Platte! Dazu kommen die nachtheiligen Folgen einmal angenommener Hypotheſen. Bekanntlich will die Tradition: es ſei die Örtlichkeit der Hinrichtung und des Grabmals Chriſti kaum 100 Fuß von einander, faſt in der Mitte des heutigen Jeruſalems belegen. Allein ſeit der Mitte des abgewichenen Jahrhunderts haben ſich ſehr bedeutende Zweifel an der hiſtoriſchen Begründung dieſer Tradition geltend zu machen gewußt; alſo iſt ein Streit entſtanden, der nicht immer mit vollkommen ehrlichen Waffen dürfte geführt worden ſein. Und dergleichen Streitpunkte gibt es hier mehre. Wir aber haben das alles hier anführen müſſen, um nachzuweiſen, mit wie vieler Vorſicht die Berichte und Darſtellungen oft ſelbſt der gefeiertſten Namen nur benutzt werden können. Für den, der es nicht möglich machen konnte, an Ort und Stelle ſelbſt nachzuforſchen, iſt bei den Widerſprüchen, den Unvollkommenheiten, der Unklarheit und dem, wie es hin und wieder ſcheinen möchte, nicht unabſichtlichen Stillſchweigen der Berichte, in nicht wenigen Punkten es platterdings unmöglich, das Wahre und Richtige herauszufinden.

Um dieſem indeſſen ſo nahe als möglich zu kommen, hat es uns am Angemeſſenſten geſchienen, von Beſchreibung der Örtlichkeiten der Stadt Jeruſalem und ihrer Umgebungen, ſowie ſie gegenwärtig ſich darſtellen, auszugehen. Dies iſt die einzig ſichere Baſis, auf welche alle Gewißheit und alle Vermuthungen über frühere Zuſtände begründet werden müſſen.

1) Das jetzige Jeruſalem. Was von der ſogenannten Statiſtik dieſer Stadt zu bemerken ſein möchte, werden wir am Ende des Artikels beibringen — jetzt gilt es die ſogenannte Topographie Um darüber reden zu können, iſt der Plan Nr. I. angefertigt worden, er hat viele Mühe und Überlegung gekoſtet. Denn keiner der bisher bekannt gewordenen Grundriſſe beruht auf unmittelbaren geometriſchen Meſſungen, ſondern nur auf Abſchreitungen und ähnlichen, leicht täuſchenden Abſchätzungen [1]), auch mangelt faſt überall eine richtige Terrainzeichnung — daneben iſt bei den meiſten Neues und Älteres und Älteſtes oft auf die verworrenſte und verwirrendſte Weiſe mit einander vermiſcht worden (ſ. z. B. Sieber's Karte von Jeruſalem 1818). Auch beſchränken wir uns hier nur auf eine kurze Angabe der Zeichnungen, welche als auf an Ort und Stelle ſelbſt gemachte Beobachtungen begründet, auf Originalität Anſpruch machen, ſo wie wir ſie ſämmtlich nur inſofern berückſichtigen, als ſie die Zuſtände der Gegenwart darſtellen ſollen.

Unter den älteſten ſcheint der von Cotowick im J. 1599 an Ort und Stelle gezeichnete (S. 318 der Ausgabe von 1619) im Weſentlichen richtig; aber im Innern der Stadt ſelbſt fehlt alle Terrainzeichnung; die Stadt erſcheint als auf einer vollkommen ebenen Fläche belegen. Unter den ſpätern ſehen die von Shaw, Tompſon, Pococke, Korte, Chateaubriand kaum einander ähnlich, beſonders was die Terrainzeichnung der Gegend um Jeruſalem betrifft; in der Shaw'ſchen Zeichnung (franz. Überſ. à la Haye 1743. Tom. II. p. 16) nehmen wahrhaft abenteuerlich ſich aus die oben auf den Kuppen der Hügel gezeichneten Örtlichkeiten der Quellen Siloah's und der heil. Jungfrau. Als vorzüglich merkwürdig müſſen wir aber die von Niebuhr, Scholz, Sieber (an welchen ſich Berggren), Clarke (an welchen ſich Buckingham anſchließt) und von Dr. Weſtphal bezeichnen. Der von Niebuhr iſt zuerſt (1784) im teutſchen Muſeum bekannt gemacht, und dem ſo eben (1837) erſchienenen dritten Theile ſeiner Reiſebeſchreibung beigegeben. Dieſem Grundriſſe ſteht entgegen, daß Grundriß und Anſicht der Stadt vom Ölberge aus (jener auf Tab. IV., dieſe auf Tab. V. des Werks) ſich in mehren weſentlichen Punkten widerſprechen, wozu kommt, daß der berühmte Reiſende ſelbſt ſagt (Th. 3. S. 52), daß ſeine Zeichnung nur ſo genau ſei, als Zeit und Umſtände es haben erlauben wollen, die erſtere aber ſehr beſchränkt und die andern als wenig günſtig beſchreibt. Scholz hatte ſchon früher einen Plan von Jeruſalem bekannt gemacht; ein neuerer iſt ſeinem Programm von 1835 „de Hierosolymae situ et ambitu“ beigegeben, indeſſen (wie weiter unten nachgewieſen werden wird) in der ſüdöſtlichſten Ecke der heutigen Stadtmauer vollkommen unrichtig. Der von Sieber gezeichnete, von welchem eine Nachbildung der teutſchen Überſetzung von Berggren's Reiſen beigegeben iſt, erweckt grade des kleinlichen Details wegen, womit er gewiſſermaßen Prunk treibt, nur Mistrauen; nicht zu gedenken, daß ein Berichterſtatter, der ſich darin gefällt, nicht weniger als dreizehn Orte mit einem „wo die Jünger das Credo gemacht,“ „wo Petrus geweint“ und ähnlichen Dingen zu bezeichnen, den ſprechendſten Beweis gibt, daß er gar nicht wiſſe, worauf es bei einem Plane von Jeruſalem ankomme. Bei Clarke's Plan iſt uns aufgefallen, theils, daß der Kedron hier etwas nordöſtlich von der nordöſtlichen Ecke der Stadtmauer ſogleich als ein mächtiger Strom in die Zeichnung tritt, theils, daß die Richtung der Ummauerung, beſonders an der Oſtſeite und an der Südſeite gegen Oſten hin allen übrigen Nachrichten und Zeichnungen, vorzüglich aber der ſo ſehr detaillirten Beſchreibung widerſpricht, welche von Prokeſch, Ritter von Oſten, S. 85 ſeiner Reiſe ins heilige Land mittheilt. Auf der Oſtſeite, woſelbſt nach allen übrigen die Ummauerung in ihrer ganzen Erſtreckung eine vollkommen gerade Linie bildet, ſind bei Clarke wol ein Dutzend ein- und ausſpringende Winkel, unter dieſen ſogar ein rechter — ebenſo auf der Südſeite, woſelbſt alle

1) Sieber (Reiſe S. 6) ſcheint ſich freilich einer Art geometriſcher Aufnahme rühmen zu wollen, allein nach dem Ereigniſſe, welches er ſelbſt (S. 7) erzählt, ſcheint er doch keine Inſtrumente gebraucht zu haben.

Digitized by Google

übrigen nur einen einzigen rechten Winkel haben, erſcheinen hier nicht weniger als ſieben aus- und vier einſpringende Winkel. Das Caſtell (der Piſaner) — auf unſerem Plane Nr. I. bei c — erſcheint bei Clarke als ein Viereck mit vier regelmäßigen Baſtionen. Das Thal ſüdlich von der Stadt verſchwindet im Südweſten, da, wo es ſich mit dem auf der Weſtſeite der Stadt von Norden herabkommenden Thale verbinden ſollte, in Clarke's Zeichnung gänzlich, uud hier grade iſt es, wo nach übereinſtimmender Ausſage aller übrigen, dieſes Thal von den ſteilſten Wänden eingeſchloſſen iſt! Von der nördlichen Ummauerung abwärts zeigt ſich bei Clarke eine Abdachung nach Norden, während nach allen übrigen Berichterſtattern die nördliche Ummauerung auf den Ausläufern der von Norden nach Süden ſich abdachenden Hügel liegt. Dieſe Fehler ſind auf dem zu p. 268 des Originals von Buckingham's Reiſen beigegebenen Riſſe in vergrößertem Maßſtabe wiederholt. Die Ummauerung iſt auf der Nord-, Weſt- und Südſeite unrichtig gezeichnet, das Thal auf der Südſeite der Stadt, welches nach übereinſtimmender Ausſage aller übrigen nur eine enge Schlucht bildet, erſcheint hier als eine Fläche von etwa 1000 Yards, während die Stadt in ihrer größten Ausdehnung nur etwa 1500 Yards mißt. Welches Vertrauen kann man alſo auf dieſe Plane ſetzen, deren Unrichtigkeit ſich in ſo mancher Hinſicht genau nachweiſen läßt? Alles wol erwogen ſchien uns endlich am zutreffendſten diejenige Terrainzeichnung zu ſein, welche ſich in dem nach Dr. Weſtphal's Zeichnungen angefertigten Grundriſſe findet. Indeſſen muß doch die Äußerung des ſie begleitenden Aufſatzes (Hertha 1825. Bd. I. Heft 3. S. 385) „daß das Stechen des Plans nach der Originalaufnahne des Dr. Weſtphal nicht zuläſſig war" bedenklich machen. Warum nicht zuläſſig? Und dieſe Bedenklichkeit ſteigert ſich durch zwei offenbare Fehler zu der Beſorgniß, daß man auch hier nicht auf vollkommen ſicherem Boden ſtehe. Der erſte Fehler iſt, daß die geheiligten Höfe und die beiden Moſcheen (al Haram), welche nach übereinſtimmender Ausſage aller Reiſebeſchreibungen vollkommen geebnete Flächen bilden, auf der Weſtphal'ſchen Zeichnung als von N. O. nach S. W. ſich abdachend erſcheinen, und der andere, daß der Wady Kedron, der nach den beſtimmten Erklärungen in von Prokeſch Reiſen (S. 86) dicht oberhalb Jeruſalem ſeinen Urſprung nimmt, bei Weſtphal als ein Fluß erſcheint, deſſen Urſprung weit nördlich von Jeruſalem geſucht werden muß. Dergleichen offenbare Fehler machen immer mistrauiſch, und ſo ſind wir denn der Terrainzeichnung des Dr. Weſtphal (welche in Ackermann's Bibelatlas auf Tab. X. wiederholt iſt) allerdings vorzüglich gefolgt, haben aber in ihren Hauptpunkten auch die Beſchreibungen Anderer zu Rathe gezogen, und beſonders in der Zeichnung der Ummauerung von Jeruſalem, ſowie in der Bezeichnung des Steigens und Fallens des Terrains, auf welchem die Ummauerung ruht, dasjenige vor Augen gehabt, was A. v. Prokeſch in der ſchon angeführten Reiſebeſchreibung berichtet. Indeſſen müſſen wir hier ein für allemal bemerken, wie wir die Überzeugung hegen, daß mehre, die Topographie des alten Jeruſalems betreffende Hauptpunkte erſt dann aus ihrem Dunkel heraustreten werden, wenn es wiſſenſchaftlich gebildeten, unbeſtochenen und vorurtheilsfreien und mit den in Frage ſtehenden Gegenſtänden hinlänglich vertrauten Männern geſtattet ſein wird, an Ort und Stelle genaue Unterſuchungen anzuſtellen, bei denen mehr als bisher geſchehen konnte, theils die Frage: ob und wo das neue Jeruſalem auf den Trümmern des alten oder auf dem natürlichen Felſenboden ruhe, theils das Steigen und Fallen der Oberfläche und die Profile der Erſtreckungen zu berückſichtigen ſein dürften.

Das heutige Jeruſalem, deſſen aſtronomiſche Lage Niebuhr und Seetzen vom lateiniſchen Kloſter (a) im nordweſtlichen Theile der Stadt gemeſſen, und jener (ohn Angabe der Länge) zu 30° 37′ n. Br., dieſer zu 53° 21′ öſtl. L. und 31° 47′ 47″ n. Br. gefunden hat, iſt auf der Bergmaſſe belegen, welche ſich vom Libanon zur Halbinſel des Sinai zwiſchen dem Jordanthal und dem mittelländiſchen Meere erſtreckt, vielleicht etwa 2200 Fuß über der Meeresfläche[2]). Hier bedeckt die Stadt einen nach Weſten, Süden und Oſten ſcharf abgeſchnittenen, nach Norden mit der Flachhöhe zuſammenhängenden Theil derſelben, ebenda, wo dieſelbe von Nordweſten nach Südoſten ſich ſanft hinabſenkt und in mehre beſondere Höhen theilt. Zwei derſelben fallen gen Oſten nach der Schlucht des Wady Kedron ab, welcher nahe am Nordoſtwinkel der Stadt ſeinen Urſprung nimmt (Prokeſch S. 86) und die Höhen, auf denen Jeruſalem liegt, vom Ölberge und deſſen ſüdlichen Abfalle, dem Berge des Ärgerniſſes, trennt. Das eigentliche Bette dieſes Regen- oder Winterbaches (Wady) iſt in der Regel trocken und hat nur in und unmittelbar nach der Regenzeit Waſſer. Bei ſeinem Anfange oberhalb der Stadt iſt er ſehr flach, nach und nach und beſonders in der Gegend vom Marienthor (k) bis zum goldenen Thor (i) gegenüber wird er immer tiefer und die Thalwände immer ſteiler, der ſüdöſtlichen Ecke der Stadt gegenüber ſind dieſe Wände ſehr ſteil; hier wird er das Thal Joſaphat genannt. Noch weiter nach Süden, wo ſich dieſes Thal mit dem von Weſten herabkommenden Thale Hinnom vereinigt, hat die Steilheit der Wände ab- und die Weite des Thals zugenommen; hier findet ſich ſogar eine kleine Ebene. Von hier wenden ſich die vereinigten Thäler faſt gerade nach Oſten mit geringer ſüdlicher Abweichung nnd münden ſich zuletzt gegen die Ebene des todten Meeres. Dee ſüdöſtliche unter den Hügeln, auf denen die Stadt ruht, iſt der niedrigſte von allen, jetzt trägt er die Hauptmoſchee der Stadt nnd wird al Haram genannt. Da erwieſen iſt (ſ. unten), daß er auch das altjüdiſche Heiligthum trug, ſo muß er als der Morija der alten Zeit betrachtet werden. Der nordöſtliche Hügel iſt nur durch eine ſanfte Einſenkung von ihm getrennt und ſteigt innerhalb der Stadt nur unbedeutend empor;

2) Nach Schubert's Barometermeſſungen ſoll das Kedronthal 2189 pariſer Fuß über dem Mittelmeere ſein. Wahrſcheinlich iſt damit das Ende, oder die gröſste Tiefe des Kedronthales gemeint, der ſüdöſtlichen Ecke der Stadt gegenüber, da wo man es auch wol das Thal Joſaphat nennt. Der Morija iſt 141 Fuß, der Sion 242 Fuß und der Ölberg 416 Fuß höher als dieſes Thal.

Digitized by Google

erſt außerhalb derſelben hebt ſich hier ein unebenes Terrain; hier alſo muß der Bethesda der alten Zeit geſucht werden. Höher als beide iſt der ſüdweſtliche Hügel. Er ſpringt am weiteſten nach Süden vor, fällt im Südoſten terraſſenförmig, aber ſteil nach dem Thale Joſaphat hinab, desgleichen im Süden nach dem Thale Hinnom, und im Südweſten und Weſten nach einem aus der Flachhöhe in der Richtung auf Südweſten auslaufenden Thale, welches man für das in der altjüdiſchen Zeit „Gihon" benannte, hält. Die höchſte Stelle dieſes Hügels [3]) lag ſchon zur Zeit der Kreuzzüge (*Wilh. Tyr.* ap. Gesta Dei per Francos. Tom. I. p. 750) und liegt noch jetzt von der Stadt ausgeſchloſſen im Süden derſelben, und iſt mit Ruinen und Gebäuden bedeckt; innerhalb der Stadtmauer liegt das armeniſche Kloſter St. Jacob (b) auf dieſer Höhe. Man hält dieſen Hügel ganz allgemein für den altjüdiſchen Zijon und nennt ihn jetzt Syon oder Sion. Vom Kloſter St. Jacob und der ſüdweſtlichen Ecke der Stadtmauer ſenkt ſich der Boden kaum merklich gegen die Burg der Piſaner (c), noch weiter gen Norden hebt er ſich aber wieder ſo ſehr, daß die nordweſtlichſte Erſtreckung der Ummauerung den höchſten Punkt der Stadt einnehmen möchte. Hier liegen die Gärten und Nebengebäude des Franziskanerkloſters der Lateiner (a). Die Reiſebeſchreiber des 15. und 16. Jahrh. rechnen dieſe Höhe zu dem Berge Gihon, welchen ſie in Weſten oder vielmehr Nordweſten von Jeruſalem ſuchen. Noch erhebt ſich gegen die Mitte der Stadt, mehr freilich in der weſtlichen Hälfte, ein kleiner felſiger Hügel (d), wie die Flachhöhe im Norden der Stadt deren mehre hat [4]). Dieſen Hügel hat die Tradition als den Ort zugleich der Kreuzigung und des Begräbniſſes Chriſti bezeichnet und deshalb Golgata oder Calvarienberg benannt. Im Ganzen iſt die Neigung der Grundfläche der Stadt nach Oſten und Südoſten gerichtet. Durch das ſchmale ſchluchtenähnliche Thal des Kedron im Oſten der Stadt wird der Ölberg von ihr getrennt. Seine, dem goldenen Thor (i) etwa gegenüber liegende Kuppe wurde als etwa 500 Fuß über die Schlucht des Kedron erhoben betrachtet, nach Schubert's Barometermeſſungen beträgt die Höhe 2555 par. Fuß über der Fläche des Mittelmeeres, alſo 174 par. F. über dem Sion, 275 par. F. über dem Morija und 416 F. über dem Thale Joſaphat. Niedrige, aber felſigere Höhen begrenzen das ſchmale und tiefe Thal, welches den Sion im Süden umgibt und in ſeiner ſüdöſtlichen Ecke mit dem Thale des Kedron (dem Thale Joſaphat) ſich vereinigt. Auch das weſtliche Thal, gewöhnlich Thal Gihon benannt, iſt beſonders in ſeinem ſüdlichen Theile auf beiden Seiten von felſigen Höhen begrenzt, welche nach Weſten allmälig zu einem Bergrücken aufſteigen, der die höchſten Punkte in der Nähe von Jeruſalem enthält. Wer von dieſer Seite her ſich der Stadt nähert, erblickt ſie erſt etwa $\frac{1}{4}$ Stunde von derſelben.

Die nachſtehende Beſchreibung der jetzigen Ummauerung Jeruſalems iſt aus Prokeſch Berichten genommen; ſie wird einige ſehr willkommene Aufklärungen geben. Dieſe Ummauerung iſt ein Werk Solyman's aus dem J. 1543; beſteht aus gehauenen Steinen mit Mörtel verbunden, im Durchſchnitt 22 Lagen hoch, die Lage zu 28 Zoll und mit Zinnen verſehen, ſodaß die ganze Höhe der Mauer 56 F. beträgt. Sie enthält im Ganzen 40 Thürme und 26 Halbthürme (Flanken) von ungleicher Mächtigkeit und Entfernung unter einander. T h o r e: das Bethlehemsthor (e) (Jaffathor, Hebronsthor, Thor des Geliebten Gottes, Bab el Chalil, Pilgrimsthor), mit einer arabiſchen Inſchrift, welche Zeit und Urheber der Ummauerung angibt. Tritt man aus dieſem Thore, ſo hat man gerade vor ſich nach N. N. W. die ſanft aufſteigende Höhe, über welche die Wege zum Meere führen; links vom Thore wendet ſich die Ummauerung faſt gerade nach Süden und folgt dann 440 Schritte mit der Kante des Sions. Der erſten Hälfte dieſer Erſtreckung iſt in neuerer Zeit ein Bollwerk vorgelegt, mit der Front nach W. etwa 200 Schritt lang und mit der Flanke aus der Mauer 40 Schritt vorſpringend. Vom Bethlehemsthore geht es ſanft aufwärts bis zu der ſüdweſtlichſten Ecke. Hier wendet ſich die Ummauerung gerade nach Oſten und erreicht nach 240 Schritten das Sionsthor (f) (Thor des Propheten David, Bab el Nebi Davud). Von dort ſenkt ſich der Boden. Die wenigen Schritte, welche den Abſtand von der ſüdweſtlichen Mauerecke bis zu dem weſtlichen Thal (Gihon), welches hier grade von den ſchroffſten Felſenwänden begrenzt wird, betragen mag, und dann dieſe 240 Schritte bilden alſo hier die Breite der eigentlichen Kuppe des Sion. Vom Sionsthore zieht die Ummauerung 364 Schritte weit immer gerade auf O. den Sion hinab, hier (g) iſt die größte Tiefe zwiſchen den beiden Hügeln. Aus dieſer Einſenkung geht es durch 340 Schr. den Morija hinauf, von welchem 100 Schr. auf N. O., dann 140 auf O. N. O. und endlich wieder 100 Schritte auf N. O. gerichtet ſind. Hier hat die Ummauerung die Höhe des Morija erreicht und geht nun längs der Kante deſſelben 300 Schr. gerade auf Oſt. Durch die Weſtſeite des zweiten Thurms dieſer Erſtreckung geht das Pförtchen Bab el Moggrabi (Barbareskenthor) etwa bei (h) [5]). Nun bricht die Ummauerung im ausſpringenden rechten Winkel ab, 80 Schr. weit gen N. ziehend; wendet ſich dann, einen einſpringenden Winkel bildend, gen O., wobei ſie 200 Schr. weit längs der Kante des Morija fortzieht, da, wo dieſe am höchſten und ſteilſten iſt. Hier erreicht ſie die äußerſte ſüdöſtlichſte Ecke. Von der Tiefe bei g bis zum Barbareskenpförtchen erſcheinen die Mauern am niedrigſten, wahrſcheinlich wegen des vorliegenden Schuttes, dahingegen am höchſten vom Barbareskenpfört-

---

3) Sie liegt nach Schubert's Barometermeſſungen 2381 pariſer Fuß über dem Mittelmeere, alſo 101 par. F. über dem Morija und 242 par. Fuß über dem Thale Joſaphat. 4) Ausgezeichnet iſt unter dieſen Hügeln auf der Flachhöhe außerhalb der Stadt der bei dd. etwa 150 Schritte vor der Stadtmauer belegene (ſ. Hertha I, 3, 387).

5) Eine Vermuthung ſucht hier das Thor Aſchpot des Nehemiah, und überſetzt das Wort שער־האשפות mit „das Miſtthor," woraus man denn die porta sterquilinia gemacht hat; ſ. unten Mehres.

Digitized by Google

chen (h) bis an die ſüdöſtliche Ecke (alſo auf etwa 450 Schr. in gerader Linie von W. nach O.) und um dieſe Ecke herum an der öſtlichen Seite. Denn hier ruhen die 22 neuen Lagen der Quadern auf fünf Lagen rieſiger Werkſtücke, unter welchen neuere Reiſende Steine von 20 F. Länge und 8 F. Höhe geſehen zu haben verſichern. Hier alſo iſt, auf faſt das Doppelte der Breite des Sion, der uralte Unterbau ſichtbar, von dem Joſephus an mehren Stellen berichtet [6]). Wir müſſen ſchon hier daran erinnern, daß die ſüdöſtlichſte Ecke nach Niebuhr's Erinnerungen (Reiſen Th. 3. S. 142) etwa 40—50 Fuß, nach Schubert's Barometermeſſungen aber gegen 140 Fuß über dem umliegenden Thale erhoben iſt. Von dieſer ſüdöſtlichen Ecke zieht die Ummauerung gerade gen N. 450 Schr. zu dem goldenen Thore (Bab el Darabie) (i). Dieſes, ein altrömiſcher Bau, und in die Ummauerung von 1543 nur aufgenommen, aus zwei Bogen korinthiſcher Ordnung beſtehend, iſt vermauert, führt aber faſt auf die Mitte des Haram. Von der goldenen Pforte zieht die Ummauerung ferner durch 250 Schr. beſtändig durch N. zum Marienthor (k) (Bab el Sitti Marjam) (Thor der Jungfrau Maria, auch Schafthor, Herdenthor, Stephansthor genannt). An dieſem Thore iſt eine Abbildung von vier Löwen eingehauen, ein Beweis, daß es kein urſprünglich Muhammedaniſches Werk iſt. Von hier fängt die Flachhöhe an ſich ſanft zu heben; noch 490 Schr. fortdauernd gen N. hat die Ummauerung den Thurm Tankred's [7]), ihre Nordoſtecke, erreicht. Der Abfall längs der Oſtſeite der Stadt zwiſchen dem goldenen und dem Marienthore, welcher faſt allenthalben zum Wady Kedron ſteil hinabſällt, verſchwindet nun; denn nahe an dieſer Ecke nimmt das Thal Joſaphat ſeinen Urſprung, dort auch der Wady Kedron, und die Flachhöhe im N. der Stadt hat dort ihre Verbindung mit dem Ölberge [8]). Vom Thurme Tankred's geht die Ummauerung 746 Schr. gerade nach W. Zuerſt führt ſie 200 Schr. weit die hier ſanft aufſteigende Flachhöhe hinauf (bis l), dann noch 230 Schr. auf ziemlich ebenen Boden zum Pförtchen Herodis (m) (Thor der Morgenröthe, Bab el Zahara, Ephraimsthor), welches durch den ſechsten Thurm der nördlichen Ummauerung geht. Hinter derſelben ſenkt ſie ſich 146 Schr. (bis n.), von wo aus ſie 170 Schr. weit ſanft aufwärts zieht. Hier (bei o) iſt ſie auf zu Tage ausſtehenden Felſen gegründet und nimmt ihre Richtung auf S. W. Nach 180 Schr. erreicht ſie das Thor von Damaskus (p) (Bab el Scham, das Säulenthor, Bab el Hammud). Es liegt in der Einſenkung der Hügel und iſt das zierlichſte von allen. Vor dem Thor an der Straße ſteht ein Brunnen. Von hier ſteigt die Ummauerung 500 Schr. weit die Höhe hinan, ſpringt 60 Schr. ſtumpfwinkelig aus und hat in dieſem Vorſprunge ein Waſſerbecken vor ſich (q). Dort zeigen ſich auf einige Schritte vor der Mauer Reſte einer ältern, Maſſen von Steinfülle mit ſchweren Quadern bekleidet. Noch 320 Schr. quer über die Höhe mit vier Vorſprüngen, jeder zu zehn Schritten, erreicht die Ummauerung den andern Winkel der Nordſeite, der durch einen auf Felſen gegründeten Thurm von 26 Schr. Breite gebildet wird (r). Hier endet der Graben, der vom Marienthore (k) bis zu dieſer Stelle der Ummauerung vorliegt, meiſt in Felſen gehauen iſt, bald ſechs, bald acht F. Tiefe und bis zu 24 F. Breite hat. Nun geht die Mauer 60 Schr. tief ein, hält aber noch während 158 Schr. die Richtung auf S. W., worauf ſie diejenige von S. S. O. nimmt, und nach 300 Schr. das Thor von Bethlehem (e) erreicht. Die Nordſeite der Ummauerung, als auf den Ausläufern der Flachhöhe geführt, iſt beherrſcht, ihr ſchwächſter Punkt iſt das Pförtchen Herodis (m). Außerhalb der Mauer iſt auf der Nordſeite eine ſanft anſteigende, aber mit vielen zu Tage ausſtehenden Felſen bedeckte Flachhöhe; auf dieſem Grunde ſtehen ſparſam einige Ölbäume, dagegen finden ſich überall die Subſtructionen alter Gebäude und Thürme. Auf der Oſtſeite iſt ein, nördlich 40—50 Schr. breiter, wenig abhängiger Streifen Land, der ſich nur erſt nahe bei der ſüdlichen Ecke verliert. An der Südſeite iſt bei der Südoſtecke der Boden am abſchüſſigſten; dieſes verliert ſich bald; alles iſt bebaut, und die Felder ſtufen ſich in mehren, jedoch nicht ſehr ſteilen Abſätzen gegen S., S. O. und S. W. ab. Am ſteilſten iſt die Wand des Berges, auf dem die Stadt liegt, der ſüdweſtlichen Ecke der Stadtmauer gegenüber, bis gegen das Bethlehemsthor hin.

Über die Gebäude im Innern der Stadt, ſowie über das Steigen und Fallen des Bodens daſelbſt, iſt Folgendes noch zu bemerken: Das Kloſter der römiſch-katholiſchen Franziskanermönche (a) beſteht aus mehren unregelmäßig gebauten, nach und nach zuſammengekauften Gebäuden, hat mehre Höfe, 22 tiefe und immer waſſerreiche Brunnen, und gleicht durch ſeine Feſtigkeit mehr einer Burg, als einer Wohnung friedlicher Mönche. Von den Terraſſen dieſes Kloſters hat man eine freie Ausſicht über Jeruſalem und deſſen Umgebungen; ſie iſt oft gezeichnet und nach dieſen Zeichnungen liegen dieſes Kloſter, die öſtliche Kuppel der Kirche zum heil. Grabe und die Moſchee Sakharah faſt in gerader Linie von W. gegen N. auf O. gegen S. Da, wo die Gärten dieſes Kloſters an die Stadtmauer lehnen, iſt der höchſte Punkt derſelben, jedoch erzählt Legh's Reiſe (bei *Macmichael* p. 185) einige Thatſachen, aus denen hervorgeht, daß das Terrain außerhalb der Mauer in einiger Entfernung von derſelben ſie überrage. Wenn man dahingegen vom Beth-

6) Schon Felix Faber, welcher im J. 1483 dieſe Gegenden beſuchte, beſchreibt die damals noch ſtehenden Überreſte der ältern Mauern, als theils auf Felſen gegründet, theils aus ungeheuern Quadern beſtehend (Reyßbuch des heil. Landes [Frankf. 1584]. fol. 150a und 153b). Mithin iſt hier wenigſtens nicht ein Werk der Ummauerung von 1543. Ferner beweiſt dieſe ſpecielle Beſchreibung, wie unrichtig der Plan zu Scholz' oben angeführtem Programm iſt, welcher die ſüdöſtliche Ecke des heutigen Jeruſalems, als in der Tiefe neben dem Sion und dem Morija gelegen, darſtellt. 7) Dieſe Benennung beruht auf einer irrigen Tradition. Wilh. von Tyrus (l. c. p. 750) erzählt, daß Tankred auf der Nordweſtſeite der Stadt gelagert, und daß der dort befindliche Eckthurm ſeinen Namen erhalten habe. 8) Dieſe ſpecielle Nachweiſung zeigt, wie unrichtig die Plane von Clarke, Buckingham und Weſtphal an dieſer Stelle ſind, weil ſie den Urſprung des Wady Kedron weit über das Doppelte der Länge von Jeruſalem nach Norden hinausrücken.

lehemsthor aus, im Innern der Stadt an den Gärten und dem ſogenannten Teiche der Bathſeba (s) vorbei ſich zum lateiniſchen Kloſter begibt, ſo muß man unfern des Eingangs dieſes Kloſters einen ſteilen Abhang zu demſelben hinabſteigen. (Berggren's Reiſen Th. 2. S. 324.) Die Burg David's oder der Piſaner (c), ein ſtark ummauertes Viereck von 200 Schr. Länge und 60 Schr. Breite, ruht auf einem Unterbau gewaltiger Werkſtücke, wahrſcheinlich aus dem höchſten Alterthume herrührend (Wittmann's Reiſen Th. 1. S. 201). Dieſe Burg ragt gegen Weſten mit zwei hohen Thürmen über die Stadtmauer, weiſt im Süden andere zwei von bedeutender Stärke, und ebenſo viel gegen O., zwiſchen denen der Eingang iſt [9]). Von keinem Orte der Stadt überſchaut man beſſer die Wege, welche von der Flachhöhe zur Stadt führen, und überſieht zugleich das Waſſerbecken im Innern (s) und das vor der Stadt (t). Die Kirche und das Kloſter St. Jacob (b) nimmt mit ſeinen Gärten die ſüdöſtliche Ecke der Stadt ein, welche Gegend vormals für die höchſte der Stadt gehalten wurde (Felix Faber, Reyßbuch. Fol. 151^{b} und Prokeſch S. 50. 51). Außerhalb der Stadtmauer im Süden findet ſich eine andere Kirche der Armenier und eine Moſchee (u). Hier bietet die Kuppe des Sion einen ziemlich ebenen Platz von etwa 200 Schr. Breite und 500 Schr. Länge dar. Er ſowol, als ſeine Abhänge ſind mit Ruinen bedeckt, welche ſich durch gewaltige, wahrſcheinlich aus uralter Zeit herrührende Unterbaue und Grundmauern auszeichnen. Auch an Felſenkammern, tiefen Ciſternen ꝛc. fehlt es hier nicht, ſodaß die Tradition hier den Palaſt und das Grab David's und ſeiner Nachfolger ſucht. Vom Sionsthore geht es nach N. zum Hügel des heil. Grabes (Calvarienberg, Golgata) (d) hinab, ebenſo vom lateiniſchen Kloſter, welches etwa 200 Schr. von dieſem Hügel entfernt iſt. Der Calvarienberg beſteht aus Felſen; über ihm iſt die Kirche zum heil. Grabe erbaut. Öſtlich von derſelben findet ſich zwiſchen ihm und dem Moriah das ſogenannte Richterthor (porta judiciaria) (v) und hier beginnt die tiefſte Einſenkung, welche die etwa 500 Schr. lange (Prokeſch S. 76) ſogenannte Schmerzensſtraße durchzieht, bis man auf dieſer in die Nähe der Magdalenenkirche (w) kommt, von wo es dann wieder ein wenig aufwärts zu dem Punkte geht, der ſich (bei x) ſüdlich von dem Bogengange findet, welcher mit der Benennung „ecce homo“ bezeichnet wird. Hier in der Nähe iſt die befeſtigte Wohnung des Commandanten der Stadt, auf ſtarken Grundmauern erbauet, welche die des Palaſtes des Pilatus oder auch der Burg Antonia ſein ſollen. (Wittmann's Reiſen Th. 1. S. 200.) Südlich oder ſüdöſtlich von derſelben folgt der Platz der Hauptmoſchee, al Haram, etwa in gleicher Höhe mit dem Grunde, auf welchem der Palaſt des Pilatus ſteht. Dieſer geheiligte Bezirk nimmt den ganzen ſüdöſtlichen Theil der Stadt ein und ſeine Grundfläche iſt, wenn wir Joſephus recht verſtehen, bedeutend viel größer, als die, welche nach ſeiner Beſchreibung das jüdiſche Heiligthum einnahm [10]). Nach Prokeſch (S. 77) iſt er 500 Schr. lang und 460 Schr. breit — alſo etwa 1250 und 1150 Fuß — nach Richardſon (S. 286) 1489 F. lang und 995 F. breit. In der Mitte deſſelben zeigt ſich eine nur acht Stufen (14 Fuß ſagt Richardſon) erhöhte Plateform, welche nach Prokeſch (S. 77) 200 Schr. in der Länge und 150 Schr. in der Breite (= 500 F. und 375 F.) mißt [11]) — und ferner in der Mitte dieſes Platzes die achteckige Hauptmoſchee al Sakharah. Gegen O. ſtößt dieſes Heiligthum unmittelbar an die Stadtmauer, im ſüdöſtlichen Winkel ſteht eine größere, aber weniger ſchöne Moſchee, vormals als chriſtliche Kirche der Jungfrau Maria oder auch der Darſtellung Chriſti geweiht (y). Nach einer unter Juden und Muhammedanern erhaltenen Tradition ſoll nicht die Hauptmoſchee in der Mitte des heiligen Bezirks, al Sakharah, auch Kubbat es Sakrah benannt, genau auf dem Platze des altjüdiſchen Tempels ſtehen, ſondern das eben bezeichnete größere Gebäude, die Moſchee al Akſah, wonach denn der eigentliche Tempelplatz und der Mittelpunkt des altjüdiſchen Heiligthums nur einige Hundert Schritte weiter gen Süden gerückt erſcheint, als man gewöhnlich annimmt. Noch heutzutage richten die Juden, welche auch dieſes Gebäude nicht beſuchen dürfen, beim Gebete ihre Blicke gegen die Mauer deſſelben, und wie man aus Rudolph von Suchen (Reyßbuch Fol. 449^{a}), Breidenbach (ebd. Fol. 60^{b}), Felix Faber (ebd. Fol. 135^{b}) und Leonhard Rauchwolf (ebd. Fol. 329^{ab} und 330^{a}) erſieht, verlegt die Tradition in dieſes, das ſüdlichere, Gebäude, alle die Scenen, welche die evangeliſche Geſchichte, als mit Chriſto im jüdiſchen Tempel vorgegangen, erzählt, nennt dahingegen das nördlichere (die Hauptmoſchee) „die Schule Salomon's.“ Merkwürdiger aber noch ſind die gewaltigen Bauwerke, welche ſich unter dem Tempelberge befinden. Die abenteuerliche Legende, welche Benjamin von Tudela (bei *Bergeron* Tom. I. p. 22) mittheilt, beruht auf der Thatſache ausgedehnter Gewölbe unter dem Berge Sion. Breidenbach, der im J. 1483 Jeruſalem beſuchte, erzählt (Reyßbuch Fol. 60^{b}), wie an der Südſeite des Tempelplatzes unter der Kirche der Darſtellung (y) „ein gar wunderlich und weit Gebäu unter der Erde ſei, in welchem wol 600 Pferde geräumlich Platz finden möchten.“ Ebenſo beſchreibt Felix Faber (Reyßbuch Fol. 150^{b}), wie er mit einigen Begleitern in dem Thale zwiſchen dem Sion und dem Morija „an dem Ort geweſen ſei, da die große alte Mauer ſteht (1483, alſo vor der neuen Ummauerung im J. 1543), darauf Salomonis Haus geſtanden iſt, das man das Haus des Waldes Libanon nannte,

9) Dieſe ſpecielle Nachweiſung, von Prokeſch S. 89 gegeben, weiſt nach, wie unrichtig die Grundriſſe ſind, welche Niebuhr, Clarke und Buckingham auf ihren Planen von Jeruſalem von dieſer Burg geben.

10) Vorläufig ſei hier nur bemerkt, daß nach Joſephus jede Seite des Quadrats, welches das altjüdiſche Heiligthum bildete, ein Stadium = 600 Fuß, betrug, mithin der Platz 360,000 □F.maß, ſtatt daß er nach Prokeſch = 1,437,500 und nach Richardſon gar 1,481,555 Fuß einnimmt. 11) Dieſe ſpecielle Nachweiſung zeigt eine Unrichtigkeit in Dr. Weſtphal's Plane nach, welcher den geheiligten Platz um die Moſchee als von Nordoſt nach Südweſt ſich abdachend darſtellt.

Digitized by Google

da liegen viel Quaderſteine, über die klommen wir an die Mauer und ſchlüpften durch ein Loch der Mauer hinein und kamen unter hohe, lange, ſchöne Gewölbe, acht Reihen neben einander, auf denen der Plan des Tempels iſt. Die gemeine Sage iſt, daß Salomo unter den Gewölben habe ſeine Stallung gehabt." Auch Leonh. Rauchwolf ſcheint dieſe Gewölbe geſehen zu haben. Von den neuern Reiſenden erwähnen mehre ihr Daſein, verſichern aber, ihre Eingänge ſeien vermauert; Maundrell war lange der einzige, der ſie ſelbſt geſehen hat. Er erzählt (bei Paulus' Reiſen in den Orient Th. 1 S. 127): „Wir gingen durch das Sionsthor in die Stadt, wandten uns rechts (öſtlich) und nach etwa 200 Schr. an der Mauer, kamen wir in einen Garten, der am Fuße des Berges Morija an der Südſeite liegt. Wir ſahen hier verſchiedene große Gewölbe, die wenigſtens 100 F. unter dem Berge fortlieſen. Sie beſtehen in zwei Gängen, die oben mit ſehr ſtarken Steinen gewölbt, und mit hohen Säulen aus einem einzigen Steine beſtehen, und vier Fuß im Durchmeſſer haben, unterſtützt ſind." Auch Richardſon (S. 289) beſchreibt ſie aus eigener Anſicht auf gleiche Weiſe; er vergleicht ſie mit den Bauwerken von Baalbeck. Dir tiefſte Gegend der Stadt iſt nach allem dieſem die, wo die Mauer mit g bezeichnet iſt, hierher vereinigt ſich der Abfall aller Hügel, welche in der Stadt ſich befinden. Um die Überſicht zu erleichtern, haben wir die Tiefen der Einſenkungen zwiſchen den Hügeln mit ſtark punktirten Linien bezeichnet. Die beiden vorzüglichſten Einſenkungen ſind die öſtlichere, welche von g über η η von Süden faſt gerade nach Norden, und die weſtlichere, welche vom demſelben Punkte aus über θ θ θ und λ oben in zwei beſondere Einſenkungen ſich ſpaltend, gegen N. W. ausläuft.

Was dann die Verſorgung der Stadt mit trinkbarem Waſſer betrifft — eine Sache, die in mehrfacher Hinſicht die ſorgſamſte Berückſichtigung verdient — ſo iſt ſchon bei dem lateiniſchen Kloſter bemerkt worden, wie reichlich dieſes mit Ciſternen und Brunnen verſehen iſt; von ähnlichen Vorrichtungen wiſſen wir auch in Hinſicht anderer Gebäude. Allein wie wenig dieſe für die Bedürfniſſe einer großen, ſtark bevölkerten Stadt ausreichen, dürfte ſchon allein daraus hervorgehen, daß Buckingham (von mir beſorgte teutſche Bearbeitung. Weimar 1826. Th. 1. S. 147) an dem entfernteſten aller um Jeruſalem befindlichen Brunnen viele Menſchen beſchäftigt fand, für die jetzige, verhältnißmäßig ſo ſchwache Bevölkerung der Stadt, Waſſervorräthe herbeizuholen. Die Quellen, Brunnen, Waſſerleitungen und Waſſerbehälter ſind alſo ein Hauptpunkt für die Topographie Jeruſalems. Dabei bemerken wir vorläufig, daß von Quellen und Brunnen in unmittelbarer Nähe von Jeruſalem der Zeitfolge nach folgende erwähnt werden: a) die Quelle oder der Brunnen Rogel (Joſ. 15, 7). b) Die Quelle Gihon (Gichon) (2 Chron. 32, 30). c) Das Waſſer Siloah (Schiloach) (Jeſ. 8, 6). d) Der Brunnen Tannin (תנין) (Drachenbrunnen, Schlangenbrunnen?) (Neh. 2, 13). Dazu kommen die apokryphiſchen: e) Nehemiasbrunnen (2 Makk. 1, 19) und f) Brunnen der Jungfrau Maria. Und von Teichen oder Waſſerbehältern: a) der obere Teich (Jeſ. 7, 3). b) Der untere Teich (Jeſ. 22, 9). c) Der alte Teich (Jeſ. 22, 11). d) Der Königsteich (Neh. 2, 14). e) Der Teich Siloah (Schiloach) (Neh. 3, 15). f) Der Teich Aſujah (העשויה, der gemachte, künſtliche Teich). g) Der Teich Bethesda (Joh. 5, 2). h) Verſchiedene Teiche, deren Joſephus in den Büchern vom jüdiſchen Kriege Erwähnung thut. Wahrſcheinlich führen dieſelben Teiche verſchiedene Namen. Endlich von Waſſerleitungen: a) die des Hiskias (2 Chron. 32, 30., vergl. mit Jeſ. Sirach 48, 19), welche mit b) der Waſſerleitung Siloah (Schiloach) Jeſ. 8, 6 vielleicht dieſelbe iſt. Weiter unten wird ſich das beſſer beſprechen laſſen. Jetzt betrachten wir, wie dieſe Dinge gegenwärtig ſich zeigen. 1) Teich und Quelle nordweſtlich von Jeruſalem. Alle Reiſenden vereinigen ſich dahin, dieſe Waſſer „Gihon" zu nennen, weshalb auch wir dieſe Benennung beibehalten. Der (obere) Teich Gihon, ſagt Maundrell (bei Paulus 1. S. 136) iſt etwa 400 Schr. weſtwärts vom Bethlehemsthor entfernt (etwa bei α). Seine Länge beträgt 106, die Breite 67 Schr. Er iſt ausgepflaſtert und mit Mauern verſehen und war, als Maundrell ihn ſah, voller Waſſer. Da nach N. und W. deſſelben ſich ausgedehnte Höhen befinden, ſo iſt nicht unwahrſcheinlich, daß es daſelbſt auch Quellen gibt, welche dieſen Teich ſpeiſen. Prokeſch (S. 121) und Cotowick (S. 150) erwähnen dieſes Teichs, letzterer ſpricht von einer Quelle, die ſich daſelbſt finde. Pococke beſchreibt ihn wie Maundrell und ſagt, daß er ungefähr eine engliſche Meile N. N. W. vom Bethlehemsthore liege. Nach ihm (S. 40) geht eine zum Theil verdeckte Waſſerleitung von dieſem Teiche aus und ſpeiſt den Waſſerbehälter unſern des heil. Grabes (d); andere ſind der Meinung, ſie verſehe den ſogenannten Teich der Bathſeba in der Stadt (s). Brockard (Reyßb. Fol. 461[a]) erzählt: ein (etwa bei β) nordöſtlich vom Marienthore gelegener großer Teich erhalte vom obern Gihon ſein Waſſer; er, ſowie Felix Faber (Reyßb. Fol. 135[b] und 136[b]) und L. Rauchwolf) (ebd. Fol. 326[b]) unterſcheiden dieſen Teich ſehr beſtimmt von dem ſogenannten Schafteich am Marienthore (bei γ). Inwieſern der untere Teich Gihon (bei t), welcher in derſelben Einſenkung ſüdweſtlich vom Bethlehemsthor und ſüdlich von dem Damme belegen iſt, über welchen der bequemſte Weg nach Bethlehem führt, mit dieſem obern Gihonteiche (bei α) in Verbindung ſtehe, iſt nicht angegeben — der Örtlichkeit nach ſind hier nur verdeckte Canäle denkbar. Nach Pococke (2. S. 39) und Prokeſch (S 60) iſt dieſer untere Teich etwa 250 Schr. lang und 100 Schr. breit. Alle neuern Reiſenden fanden ihn trocken — die ältern, und unter dieſen Cotowick im J. 1599, mit Waſſer wohl verſehen. Aus der Abdachung der Thäler um Jeruſalem folgt, daß dieſe Abflüſſe ſich durch das Thal Hinnom ergießen, und ſüdöſtlich von Jeruſalem mit den Gewäſſern aus dem Siloah und dem Kedronthale vereinigen müſſen. 2) Die Waſſerleitungen von Bethlehem und Hebron. Im A. T. findet ſich keine Spur von ihrem Daſein — denn was im Hohenliede 4, 12 und dem Prediger Salomonis 2, 6 ꝛc. vorkommt, gibt kein hiſtoriſches Funda-

ment — nur die Sage ſchreibt ihre Anlage dem Salomo zu. Die erſte leiſeſte Andeutung haben wir bei Gumprecht, der im J. 1449 dieſe Gegend beſuchte, geſunden (Reyßb. Fol. 247^{b}). Beſtimmter ſpricht Felix Faber (ebd. Fol. 152^{b}) von drei großen, weiten Gräben, ſüdweſtlich von Bethlehem, durch die Felſen mit großer Arbeit und Koſten gehauen, in welchen ſich die Waſſer zur Regenzeit ſammeln und durch gute Canäle krumm herum bis gen Jeruſalem in den Tempel geleitet werden — als von König Salomo's Werk. Indeſſen ſcheint Felix Faber von dem eigentlichen Urſprunge dieſer Waſſerwerke, dem, wie es ſcheint, viele Jahrhunderte hindurch jedem Uneingeweihten unbekannten, verdeckten, unterirdiſchen Quellenſammler, welchen man jetzt als den eigentlichen Anfang dieſer merkwürdigen Waſſerleitung kennt, überall keine Ahnung zu haben. Cotowick iſt der erſte, der ſie ganz übereinſtimmend mit den Beſchreibungen ſpäterer Beobachter, unter denen die von Pococke durch die hinzugefügten Zeichnungen die genaueſte iſt, darſtellt (Pococke Reiſen teutſche Überſetzung von Windheim II. S. 64 und die Zeichnungen auf Tab. VIII.). Das Merkwürdigſte bei dieſem verſiegelten (verſchloſſenen, verdeckten), unterirdiſchen Quellenſammler dürfte ſein, daß das Waſſer, um von ihm nach Jeruſalem zu gelangen, nicht grade durch die drei großen Teiche gehen muß (welche allerdings ihren Überfluß gleichfalls zur Stadt ſenden), ſondern daß es eine durchaus für ſich beſtehende Waſſerleitung verſorgt, welche neben der von den Teichen ausgehenden, in die Stadt eintritt. Pococke erzählt (S. 40) „am nördlichen Ende des untern (Gihon) Teichs (bei t) iſt ein gebahnter Weg, der auf die Straße von Bethlehem zugeht. Drinnen iſt ein Canal, der von Salomo's Waſſerleitung herkommt und zu beiden Seiten, wie auch am Ende des Weges drei Ciſternen mit Waſſer verſieht, ſonderlich hat die letztere einen Überfluß an Waſſer. Ungefähr 100 Schritt weiter gen N. durchkreuzt die Waſſerleitung aus dem Teiche Salomon's das Thal und das Waſſer läuſt in einem Theil des Weges durch neun Gewölbe, die vier bis ſechs Fuß hoch ſind." So hätten wir denn hier zwei Waſſerleitungen, welche die eine von dem Teiche Salomon's, die andere von der andern Waſſerleitung Salomon's (dem ſogenannten verſiegelten Brunnen) herkommen und parallel mit einander das Thal im Weſten der Stadt überſetzen. Von der weitern Erſtreckung dieſer Waſſerleitungen ſpricht Pococke nur ganz im Allgemeinen. „Sodann," ſagt er, „geht das Waſſer rund um die Hügel an der weſtlichen Seite des Berges Sion und ſo weiter rund um die Stadt und in den Tempel durch einen verdeckten Gang. Daß das Heiligthum (vormals das jüdiſche, jetzt das Muhammedaniſche) das endliche Ziel dieſer Waſſerleitung ſei, verſichern einſtimmig alle Reiſebeſchreiber, welche derſelben erwähnen. (Rud. v. Suchen Reyßb. Fol. 449^{b}. Felix Faber ebd. Fol. 131^{b} 150^{a} 152^{b}. Cotowick S. 241—243. Maundrell b. Paulus I. S. 111. 114. 126. Joliſſe, von Roſenmüller überſ. S. 112. 121. Chateaubriand. D. Überſ. I. S. 262). Buckingham (I. S. 207) ſpricht ſogar von plätſchernden Springbrunnen in den Vorhöfen des Heiligthums, und Richardſon (II. S. 289) von einem ſtets fließenden Brunnen daſelbſt. Am ausführlichſten iſt Sieber (Reiſe von Kairo nach Jeruſalem S. 68). „Rings um den Berg des böſen Raths windet ſich die Waſſerleitung, welche Jeruſalem mit dem nothwendigen Waſſer verſieht. Der große untere Teich des Gihon (mithin t), der das Waſſer des Bachs (welches Bachs?) durch die erwähnte Waſſerleitung aufnimmt, konnte dem Waſſermangel in trockenen Jahren, wo er ganz austrocknet (wer? der Bach oder der Teich?) nicht ſteuern. Dieſe Waſſerleitung, welche längs den Abhängen der Berge von Bethlehem aus hierher geleitet wird, iſt ein einſaches, von Quaderſteinen gemauertes Gerinne, welches mit flachen Steinen bedeckt, um den Berg Hakeldama (einen andern als den Berg des böſen Raths) ſich herumwindet, oberhalb dem untern tiefen Teiche des Gihon durch dieſes Thal ſich ſchlingt, und rings um den Sion in die Stadt läuft, wo es am Berge Moria und der jetzigen Moſchee in den zahlloſen Bädern, Brunnen, Reinigungsorten gebraucht wird[12]). Der obere Theil der Stadt muß ſich mit Brunnen (Ciſternen für Regenwaſſer?) behelfen." Wir geſtehen, daß in dieſer Beſchreibung uns vieles dunkel iſt, werden indeſſen auf die Thatſache weiter unten zurückkommen. 3) Wenn wir nun zu den Quellen, Brunnen und Teichen übergehen, welche man in den ſüdöſtlich unmittelbar vor Jeruſalem gelegenen Thälern antrifft, ſo kann man nur die Widerſprüche und die Verwirrungen beklagen, welche ſich in den Ausſagen der Reiſenden finden. Nach ſorgfältigſter Vergleichung und Prüfung aller hier einſchlagenden Nachrichten ſind wir zu dem Reſultate gelangt, daß es in dieſen Thälern nur drei verſchiedene Quellen, Brunnen oder Waſſerausgänge gibt, von denen zwei in der Nähe der Stadt, unmittelbar am Fuße der Hügel, auf denen dieſe liegt (etwa bei δ und ε), ein dritter da, wo die Thäler ſich vereinigen (etwa bei ζ) belegen iſt. Aber eine größere Verwirrung, als in der Benennung dieſer Gewäſſer herrſcht, läßt ſich kaum denken. Der Brunnen Rogel, Siloah, Nehemiah's Drachenbrunnen, Brunnen der heil. Jungfrau ꝛc. wird nach Belieben bald der eine, bald der andere genannt. Um in keiner Hinſicht vorzugreiſen, ſprechen wir hier a) von dem weſtlichen, etwa bei δ belegenen. Wir finden ihn Siloah, Marienbrunnen, Brunnen Rogel, Brunnen des Nehemiah benannt. Nun kann aber die Benennung „Brunnen des Nehemiah" nicht vor den Zeiten der Makkabäer, und der „Brunnen der heil. Jungfrau Maria" nicht vor den chriſtlichen Legenden entſtanden ſein. Welchen Namen hat er alſo früher gehabt? davon weiter unten. Es liegt dieſer Brunnen in dem Thale zwiſchen dem Morija und dem Sion, nach Turner (Journal II. p. 250) etwa 200 Schr. S. S. O. von der Stadtmauer. Nach dieſem, Pococke

12) Eine Unrichtigkeit in der Zeichnung des Kanals muß auch hier ſein. Er ſetzt quer durch die Einſenkung, welche das Thal Tyropoion bezeichnet. Wie? in verſchloſſenen Röhren? Das widerſpricht dem „einfachen Gerinne." Oder nach Art der alterthümlichen Aquäducte auf brückenartiger Leitung? Wie kommt es dann, daß kein anderer Beobachter ihrer erwähne und Sieber ſelbſt nicht einmal?

Digitized by Google

und Felix Faber, bricht dieſer Brunnen aus einem Felſen hervor, tritt in einen Teich, wird durch tiefe Spalten eines andern Felſen geführt und ergießt ſich ſüdlich von demſelben in einen andern Teich, von wo er zur Bewäſſerung des Thals verwandt wird. Möglich iſt, daß mehren Reiſenden der zweite Ausfluß des Baches aus den Felſenſpalten als die eigentliche Quelle deſſelben gezeigt wurde, woraus ſich denn die Verſchiedenheit der Angaben erklären läßt. Noch iſt merkwürdig, daß mit Ausnahme von Otto von Richter kein einziger der neuern Reiſenden das Waſſer dieſes Brunnens lobt; alle übrigen, ſelbſt Chateaubriand, tadeln es. Auch von Waſſerreichthum iſt nirgends die Rede. Mithin kann hier nicht wohl zu ſuchen ſein der Siloam des Joſephus, eine ſüßes Waſſer reichlich ausſtrömende Quelle (Bell. Jud. V, 4. §. 1). b) Der öſtliche, etwa bei ε befindliche Brunnen — nach Turner (S. 219) 100 Schr ſüdöſtlich von der ſüdöſtlichen Ecke der Stadt, dem nördlichen Ende des arabiſchen Dorfs Siloa, welches im Thal am Abhange des Ölberges belegen iſt, gegenüber. Hier finden ſich dieſelben Schwankungen in der Benennung. Am häufigſten freilich nennt man ihn den „Marienbrunnen." Wenn aber das, ſo entſtehet auch hier die Frage: Wie hieß er vor der Entſtehung chriſtlicher Legenden? oder war er früher nicht vorhanden? Die Qualität und Quantität ſeines Waſſers wird gelobt, eine unterirdiſche Verbindung dieſes und des vorhergehenden verſichert, beſonders durch die neuern Reiſenden Sieber, Scholz und Berggren, von welchen der erſtere ſogar die Richtung des beide verbindenden unterirdiſchen Kanals bezeichnet hat. Aber die Hauptfrage iſt unerledigt: ob der zweite an den erſten, oder der erſte an den zweiten den Überfluß ſeiner Gewäſſer abgibt? d. h. die über die relative Höhe dieſer ſogenannten Quellen. Ferner: wie es kommt, daß das Waſſer von a ſchlecht iſt, während man das von b rühmt? Auch iſt es merkwürdig, daß Sieber und nach ihm Scholz und Berggren den erſten Brunnen ungleich weiter nach Süden und dichter an den Thalweg des Kedron ſetzen. Es gibt hier alſo noch vieles aufzuklären. c) Der ſüdlichſte, etwa bei ζ belegene, Brunnen. In Hinſicht der Lage deſſelben ſtimmen alle Berichterſtatter überein, daß er den tiefſten Ort der Jeruſalem umgebenden Thäler einnehme — auch in Hinſicht der Beſchaffenheit: es ſei dies ein mindeſtens 120 F. (Scholz ſpricht ſogar von 400 F.) tiefer durch den Felſengrund getriebener Schacht, dem es nie an Waſſer fehle, und der ſogar zu gewiſſen Zeiten überfließe. Zwiſchen den Benennungen „Brunnen Rogel" und „Brunnen des Nehemiah" ſchwanken die Berichterſtattee. Wer die in 1 Makk. 1, 19. 20 erzählte Legende auf dieſen Brunnen angewandt wiſſen will, würde nachzuweiſen haben, wie die „trockene Grube" ſich in einen waſſerreichen Brunnen, und das „dicke Waſſer" in das klarſte Trinkwaſſer habe verwandeln können. Ebenſo: ob und in welchem der hier vorhandenen Teiche der „untere Teich" und der „alte Teich" und der „Königsteich" erkannt werden dürfe. Indeſſen können wir nicht umhin, ſchon hier zu bemerken, daß, nach unſerem Dafürhalten ſei: Der mit a (und δ) bezeichnete: שלח, der Emiſſair, Ausfluß des Spülichts von Morija ꝛc. Der mit b (und ε) bezeichnete: Der Siloam des Joſephus, die reine Quelle oder der Ausfluß höher liegender reiner Quellen, vielleicht der „Drachenbrunnen des Nehemiah," als wofür auch noch der Umſtand ſpricht, daß das ihm gegenüber liegende Dorf den Namen Siloa führt — und der mit c (und ζ) bezeichnete: Die Quelle Rogel oder auch der „Drachenbrunnen," welcher Anfangs vielleicht ohne alles Zuthun der Kunſt zu Tage hervorbrach, der aber hin und wieder ausblieb, weil ſeine Gewäſſer andere Auswege fanden, und der zuletzt, um ſeiner ſtets ſicher zu ſein, nach Art der arteſiſchen Brunnen durch einen tiefen Schacht abgefangen wurde.

2) Geſchichte und Topographie des alten Jeruſalems bis zu ſeiner Zerſtörung durch die Römer — im Allgemeinen. Quellen über dieſe Periode ſind das A. T. mit Einſchluß der in den Coder aufgenommenen Apokryphen, dann die Schriften des Joſephus; was nicht-jüdiſche, ſogenannte profane Schriftſteller haben, iſt ſo wenig und von ſo geringem Werth, daß man faſt gar keinen Gebrauch davon machen kann. (Geſammelt in „Judaica, seu veterum scriptorum profanorum de rebus judaicis fragmenta, collegit *Meier* [Jen. 1832]). Und auch die Anführungen des A. T. und der Apokryphen ſind größtentheils nur beiläufig; dieſe Schriftſteller erzählen Begebenheiten, deren Schauplatz ſie vor Augen hatten und den ſie alſo als bekannt vorausſetzen durften, — oder vielmehr in Hinſicht deſſen es ihnen auch nicht auf das Entfernteſte einfallen konnte, daß Nicht-Juden und mit der Localität Unbekannte ſich je dafür intereſſiren würden. Deshalb läßt ſich auch nur durch die ſorgfältigſte Combination aller Umſtände und ein beſtändiges Vergleichen deſſen, was von den Beſchaffenheiten der Localität in ältern Zeiten erzählt wird, mit dem, wie dieſe gegenwärtig ſich darſtellen, dieſes und jenes Bruchſtück der Topographie des alten Jeruſalems herausbringen. Endlich umfaſſen die gedachten Schriften einen Zeitraum von mehr als tauſend Jahren, während deſſen in Jeruſalem mehr als einmal das Wichtigſte zerſtört, erneuert, umgebaut, verändert worden iſt — auch findet ſich in allen dieſen Schriften nicht eine einzige Stelle, welche es ſich zum Geſchäft macht, den mit der Örtlichkeit Unbekannten dieſe abſichtlich zu beſchreiben — denn ſelbſt was über den Tempelbau geſagt wird, läßt grade die Fragen, welche hier am meiſten intereſſiren, faſt ganz ohne Antwort. Dahingegen ſcheint Joſephus aus allen Verlegenheiten zu helfen. Er hielt ſich Jahre lang in Jeruſalem auf, er war im römiſchen Hauptquartier, als Jeruſalem belagert, erobert und zerſtört wurde, mithin kannte er die Localitäten; nachher lebte er zu Rom und beſchrieb daſelbſt zuerſt die Geſchichte des letzten jüdiſchen Kriegs in einem ſehr ausführlichen Werke, dann unter dem Titel der „jüdiſchen Alterthümer," die Geſchichte ſeines Volks von den älteſten Zeiten an bis zur Vernichtung der Nationalität deſſelben, und zwar alles dieſes nicht blos für Juden und mit der Localität Bekannte, ſondern abſichtlich zugleich für Solche, welche Jeruſalem niemals geſehen hatten. Er ſieht ſich alſo genö-

Digitized by Google

thigt, topographiſche Darſtellungen zu geben, und ſo haben wir namentlich in des erſten Werks fünftem Buche zwei Capitel (das 4. und 5), welche ſich abſichtlich mit der Topographie Jeruſalems beſchäftigen. Beim erſten Anblicke ſollte man der Meinung ſein, dieſe Darſtellungen eines vielfach gebildeten Augenzeugen verdienten das unbedingteſte Zutrauen, ſie eigneten ſich ganz zur Grundlage weiterer Forſchungen und zum Prüfſtein anderweitiger Anſichten. Von dieſer Meinung iſt namentlich Juſtus Olshauſen in ſeiner Schrift: „Zur Topographie des alten Jeruſalems" 1833 ausgegangen. Allein bei genauer Prüfung finden ſich bedeutende Widerſprüche, nicht allein zwiſchen dieſer Darſtellung des Joſephus auf der einen Seite und auf der andern den Mittheilungen der heil. Schrift, ſowie demjenigen, was die Örtlichkeiten des heutigen Jeruſalems ausweiſen, ſondern auch zwiſchen gedachten beiden Capiteln und demjenigen, was Joſephus ſelbſt an andern Stellen ſeiner Werke berichtet. Wenn wir demnach hier vor allem dasjenige folgen laſſen, was das 4. und 5. Capitel des 5. Buchs vom jüdiſchen Kriege von hierher gehörigen Nachrichten enthält, ſo geſchieht dieſes nur, um dasjenige, worauf wir doch immer im Nachfolgenden mehrfach uns würden beziehen müſſen, gleich von Vorn herein in dem, von dem Schriftſteller ſelbſt ihm gegebenen Zuſammenhange vorzulegen. (Bell. Jud. V, 4. §. 1.) „Die Stadt iſt durch drei Mauern befeſtigt, ausgenommen da, wo unzugängliche Schluchten ſie umgeben, denn an ſolchen Stellen war nur eine Ummauerung. Gegen einander überſtehend war ſie auf zwei Hügeln angelegt, welche eine zwiſchen innen liegende Schlucht trennte, gegen die auf einander gedrängte Häuſer ſich endigten. Der eine dieſer Hügel, welcher die obere Stadt enthält, iſt viel höher und ſeiner Länge nach geſtreckter. Seiner Befeſtigung halber wurde er vom Könige David „die Feſtung" genannt, von uns aber der „obere Markt." Der andere Hügel, welcher Akra (ἄκρα, die Burg) genannt wird, iſt mondförmig gebogen (ἀμφίκυρτος). Dieſem gegenüber war ein dritter Hügel, von Natur niedriger als die Akra, und von dem andern (der Akra) vormals durch eine breite Schlucht getrennt. Von der Zeit an aber, da die Hasmonäer regierten, verſchütteten ſie die Schlucht, weil ſie mit dem Heiligthume die Stadt verbinden wollten, und die Höhe der Akra abtragend, machten ſie ſelbige niedriger, damit auch ſie von dem Heiligthume überragt wurde. Die Schlucht aber, die man die „der Käſemacher" nannte, von welcher ſchon geſagt iſt, daß ſie den der Oberſtadt von dem untern Hügel trenne, reicht bis zum Siloam. So nennen wir eine reichliche Süßwaſſerquelle. Nach Außen zu waren die beiden Hügel der Stadt von tiefen Schluchten umgeben und wegen der überall befindlichen Steilwände gar nicht zugänglich. (§. 2.) Unter den drei Mauern war der älteſten wegen der Schluchten und wegen des Hügels über dieſen, auf welchem ſie erbaut war, ſchwer anzukommen. Außer dieſem Vortheile der Örtlichkeit war ſie ſtark gebauet, indem David und Salomo und die Könige nach ihnen, ihre Ehre in dieſes Werk ſetzten. Sie begann auf der Nordſeite von dem Thurme Hippikus und erſtreckte ſich bis zu dem ſogenannten Xyſtus, verband ſich dann mit dem Rathhauſe und erreichte ihr Ende am weſtlichen Säulengange des Heiligthums. Auf der andern weſtlichen Seite begann ſie von derſelben Örtlichkeit, erſtreckte ſich durch die Bethſo genannte zu dem Thore der Eſſener, machte dann Fronte gegen Süden über die Quelle Siloam, wich von da wieder gen Oſten aus gegen den Teich Salomon's und durch eine Örtlichkeit gehend, welche man Ophlan nennt, verband ſie ſich mit dem öſtlichen Säulengange des Heiligthums. Die zweite Mauer nahm ihren Anfang von einem Thore, welches man Gennath nannte und der erſten Mauer zugehörte, umgab allein die nördlich gelegene Gegend und zog ſich bis zur Antonia. Die dritte Mauer hatte ihren Anfang von dem Thurme Hippikus, von wo ſie ſich gen Norden bis zum Thurme Pſephinus erſtreckte, dann ihre Fronte gegen das Denkmal der Helena richtete und durch die königlichen Höhlen ſich ausdehnend, bei dem Eckthurme ſich wendete, neben dem Denkmal, welches das des Walkers genannt wurde. Sie endigte ſich, indem ſie mit der alten Ummauerung in der Kedron genannten Schlucht zuſammenſtieß. Dieſe hatte Agrippa, um den neu hinzugekommenen Stadttheil, welcher vorher unbeſchützt war, gezogen. Denn da die Volksmenge wuchs, hatte die Stadt außerhalb der Ummauerung ſich allmälig vergrößert, und da man die nordwärts vom Heiligthume gegen den Hügel hin belegenen Gegenden mit bebaut hatte, ſchritt man nicht wenig fort und bebaute auch einen vierten Hügel, welcher Bezetha genannt wird und der Antonia gegenüber belegen iſt, aber durch einen tiefen Graben von derſelben getrennt. Dieſer war abſichtlich gezogen, damit nicht, wenn die Grundmauern der Antonia an den Hügel ſtießen, man leichter an ſie kommen könnte, und ſie weniger hoch wäre. Bezetha heißt Neuſtadt. Den Anfang dieſer Ummauerung machte der König Agrippa, der gleichnamige Vater des jetzigen Königs. Indeſſen ließ er das angefangene Werk liegen, weil er fürchtete, die Größe deſſelben möchte in dem Kaiſer Claudius den Verdacht erregen, als ginge er, Agrippa, mit der Abſicht um, ſich zu empören. Die Stadt würde unüberwindlich geworden ſein, wäre dieſe Ummauerung, ſowie ſie angelegt war, durchgeführt. Denn die Steine, aus welchen ſie beſtand, waren 20 Ellen lang und 10 Ellen breit, ſodaß ſie nicht leicht von Eiſen durchbohrt und durch Maſchinen gerückt werden konnten. Zehn Ellen war die Mauer dick und ſie würde über 20 Ellen erhöht ſein, wenn nicht der Bau verhindert wäre. Nachher aber wurde dieſe Mauer im Ganzen von den Juden auf 25 Ellen erhöht." (§. 3) Hier folgt eine Beſchreibung der Thürme — beſonders des Thurmes Pſephinos, welcher an der nordweſtlichen Ecke ſtand, gegen welche Titus ſich lagerte. „Ihm gegenüber (ἀντικρύς) war der Thurm Hippikus und neben demſelben zwei andere, von König Herodes in der alten Mauer erbaut." Beſchreibung derſelben (§. 4): „Dieſe drei Thürme ſtanden in der alten Mauer, welche auf einen hohen Hügel gegründet war, und ragten über denſelben 30 Ellen hervor." Beſchreibung der Conſtruction dieſer Mauer und ihrer Thürme. An dieſe Thürme, welche in dem nördlichen Theile der älteſten

Digitized by Google

Mauer belegen waren, ſchloß ſich nach Innen zu (alſo nach der Süd- oder Südweſtſeite) die königliche Burg an. Beſchreibung derſelben. (V. 5. §. 1). „Das Heiligthum war auf einem ſteilen Hügel gebaut, Anfangs aber reichte die obere Ebene kaum zu für das Tempelgebäude und den Altar, denn ſie war nach allen Seiten hin ſteil und abſchüſſig. Da aber der König Salomo, welcher auch den Tempel erbaute, die Oſtſeite deſſelben mit einer Mauer umgeben hatte, ſo wurde auf die von jener Seite aufgeführte Erde ein Säulengang erbaut, und auf allen übrigen Seiten blieb der Tempel unbedeckt. In der Folgezeit, da das Volk immer noch einige Erde hinzudämmte, wurde der geebnete Hügel breiter gemacht. Ja, nachdem man die nördliche Mauer durchbrochen hatte, nahm man ſo viel Platz hinzu, als nachher das ganze Heiligthum umfaßte. Nachdem man aber von Grund aus den ganzen Hügel mit einer dreifachen Mauer umgeben und ein großes Werk vollendet hatte, umbaute man ſowol die obere Ummauerung als auch das untere Heiligthum. Wo es am niedrigſten war, baute man es auf 300 Ellen in die Höhe, an verſchiedenen Stellen aber auf mehres. Denn es zeigte ſich keineswegs die ganze Höhe des Fundaments, weil man vieler Orten die Schluchten mit Schutt ausgefüllt hatte, um die Gaſſen der Stadt gleich zu machen. Zu dieſem Baue bediente man ſich Felſenſtücke von 40 Ellen." (§. 8.) „Die Antonia lag an der Ecke, wo der nördliche und weſtliche Säulengang des äußern Heiligthums zuſammenſließen." (Beſchreibung der Antonia): „Sie war auf einem 50 Ellen hohen, nach allen Seiten abſchüſſigen Felſen erbaut. Die Stadt wurde als von einer Burg durch das Heiligthum überragt, das Heiligthum durch die Antonia. Fur die Oberſtadt gab es eine beſondere Zwingburg, die Königsburg des Herodes. Der Hügel Bezetha war von der Antonia getrennt; er war der höchſte von allen, hing theilweiſe mit der Neuſtadt zuſammen und überragte allein das Heiligthum auf der Nordſeite."

Es war unmöglich in der vorſtehenden Darſtellung des Joſephus altes und neues, das heißt, was aus dem geſammten Zeitraume, von David bis zur Zerſtörung der Stadt durch Titus, hier zwiſchen und durch einander geworfen ſcheint, zu trennen. Hier aber faſſen wir das Reſultat zuſammen, wobei wir uns auf die Überſicht des alten Jeruſalems auf Tab. II. beziehen.

Zu der Zeit, da Joſephus lebte, beſtand Jeruſalem aus: 1) der Altſtadt, zuſammengeſetzt aus a) der Oberſtadt (dem obern Markte, der Stadt David's, der Stadt Zijon); b) der Unterſtadt (der Akra) und c) dem Heiligthume (dem Tempelberge Morija) und 2) der Neuſtadt oder Bezetha. Die Oberſtadt war von der Unterſtadt durch die Schlucht der Käſemacher, — die Unterſtadt von dem Tempelberge durch eine breite Schlucht getrennt — zwiſchen der Neuſtadt und den übrigen Stadttheilen gab es keine natürliche Grenze, doch war die Neuſtadt höher als alle übrigen Stadttheile. Jetzt von der gegenſeitigen Lage dieſer vier hauptſächlichen Stadttheile.

Mit der Lage des Heiligthums beginnen wir, weil ſich dieſe am beſtimmteſten ausfindig machen läßt. Es war daſſelbe auf einem felſigen Hügel belegen, deſſen Kuppe durch gewaltige, aus großer Tiefe ausgeführten Böſchungsmauern zu einem Rechteck erweitert war, deſſen Seiten je ein Stadium (= 600 F.) maßen [13]). Die äußerſte Ummauerung der Weſtſeite dieſes Vierecks hatte vier Thore, von denen eins zur Königsburg, zwei in die ſogenannte Vorſtadt (εἰς τὸ προάστειον) [14]) und ein viertes in die andere Stadt (εἰς τὴν ἄλλην πόλιν) führte (Archaeol. XV, 11. §. 5). Das zur Königsburg führende hatte zunächſt vor ſich eine Brücke, wodurch die vorliegende Schlucht überſetzt wurde, und über welche man auf der entgegengeſetzten Seite zunächſt auf den ſogenannten Xyſtus gelangte (Arch. XIV, 4. §. 2. Bell. Jud. VI, 6. §. 2). Von dem zur andern (übrigen?) Stadt führenden ſtieg man auf vielen Stufen in die Schlucht hinab, und dann auf gleiche Weiſe zur andern Stadt hinauf. Mithin war auf der Weſtſeite das Heiligthum (wenigſtens zum Theil) von einer Schlucht begrenzt, jenſeit welcher verſchiedene Stadttheile lagen. Auf der Südſeite des Heiligthums war ein prachtvoller Säulengang durch vier parallele Säulenreihen gebildet, ein Stadium lang, von der öſtlichen zur weſtlichen Schlucht reichend und alſo an beiden Enden von dieſen Schluchten begrenzt. Es iſt keine Spur vorhanden, daß von demſelben aus nach Süden hin irgend eine Vorrichtung aus dem heiligen Bezirke geführt habe, vielmehr kann Joſephus nicht ſtark genug ſich ausdrücken, wenn er von der fürchterlichen Tiefe redet, welche, wer vom platten Dache des Säulenganges herabblickte, vor ſich hatte [15]). Ebenſo iſt überall von keinem Ausgange die Rede, welcher auf der Oſtſeite durch die äußere Ummauerung des Heiligthums geführt haben ſollte, vielmehr auch hier von einer aus großer Tiefe aufgeführten Böſchungsmauer, auf welche der öſtliche Säulengang, der älteſte von allen geſtanden haben ſoll (Archaeol. XV, 11. §. 3). Endlich war auch an der Ecke, woſelbſt in der äußern Umgebung des Heiligthums der öſtliche Säulengang mit dem nördlichen zuſammenſtieß, über der Schlucht des Kedron eine furchtbare Tiefe (Bell. Jud. VI, 3. §. 2). Aus dieſen Berichten ergibt ſich die Lage des jüdiſchen Heiligthums auf einen nach Oſten und Süden und wo nicht auf der ganzen Weſtſeite, doch auf dem ſüdlichen Theile derſelben [16]) in große Tiefe ſteil abfallenden Felſenhügels, der namentlich auf der Oſtſeite

13) Da es uns hier nur auf approximative Angaben der Maße und auf runde Zahlen ankommt, ſo rechnen wir 40 Stadien auf die geogr. Meile, 600 Fuß auf das Stadium, 120 doppelte Schritte à 5 Fuß auf daſſelbe, und 1½ Fuß auf die jüdiſche Elle. 14) Das heißt in einen Theil der Stadt, welcher zu Joſephi Zeiten noch den Namen προάστειον (Vorſtadt) führte, obgleich er ſchon lange nicht mehr Vorſtadt war (ſ. unten). 15) Das Maß dieſer Tiefe beſchreibt Joſephus (Archaeol. XV, 11. §. 5) mit den Worten: ὡς εἴ τις ἀπ᾽ ἄκρου τοῦ ταύτης τέγους ἄμφω συντιθεὶς τὰ βάθη διοπτεύοι. Hier muß, wie uns ſcheint, unter den „beiden zuſammengerechneten Tiefen," die Höhe der Böſchungsmauer und die Höhe des Säulenganges zuſammengenommen, verſtanden zu werden. 16) Spuren einer tiefen Schlucht ſind an dem ſüdlichen Ende der Weſtſeite des al Haram oder Morija noch jetzt ſichtbar. Hier iſt der heilige Bezirk durch eine Böſchungsmauer von 60 Fuß Höhe geſtützt, in deren unterm Theile neun Bogen von

von der Schlucht des Kedrons eingeſchloſſen iſt, jenſeit deren der Ölberg ſich erhebt (Joh. 18, 1. Matth. 26, 30). Alſo ſtand das altjüdiſche Heiligthum etwa da, wo jetzt das Muhammedaniſche, und vielleicht ruht die heutige Stadtmauer, von deren ſüdöſtlicher Ecke an gerechnet auf ein Paar hundert Schritte weit, ſowol nach Norden als nach Weſten, grade auf den uralten Grundmauern, welche Joſephus beſchreibt. So kann über die Identität der Lage im Allgemeinen gar kein Zweifel obwalten, ſo mannichfaltig auch die Zweifel ſein mögen, welche, wenn man in ein genaueres Detail eingeht, ſich zeigen. Wir werden darauf zurückkommen; gegenwärtig gilt es nur die Lage der übrigen Stadttheile, gleichſalls aber nur im Allgemeinen, zu beſtimmen.

Dem dritten Hügel, welcher das Heiligthum trug, gegenüber, lag der zweite Hügel, welcher Akra genannt wurde, und die Unterſtadt trug. Er war in Form eines halben Mondes gebogen (ἀμφίκυρτος) und einſt durch eine breite Schlucht von dem zweiten Hügel getrennt. Die Spuren dieſer Einſenkung zeigen ſich noch heutzutage (in der Richtung der punktirten Linie η η); weſtlich von derſelben iſt alſo die Stätte zu ſuchen, wo die Unterſtadt oder Akra ſtand [17]).

Der zweite, mit der Unterſtadt bebaute, Hügel war von dem erſten, der von König David „die Feſtung" (die Stadt David's), zu Joſephi Zeit „der obere Markt" genannt wurde, durch die tiefe Schlucht der Käſemacher (Tyropoion) getrennt. Spuren einer ſolchen Schlucht finden ſich noch heutzutage in der Richtung von θ θ θ und θ θ ι. Bei ihrem Ausgange nach Süden ſind ſie ſehr ſichtbar, nach Nord und Nordweſt hin verſchwinden ſie immer mehr. Im Südweſten dieſer Linie iſt alſo der Ort der Stadt David's, Zijon oder Sion zu ſuchen. Durch die tiefen, ſchluchtenähnlichen Thäler, welche dieſen Hügel, über deſſen Kuppe die heutige Stadtmauer läuft, und auf welchem das Sionsthor (f) erbaut iſt, nach Weſten, Süden und Oſten begrenzen, iſt ihr Umfang in den angegebenen Richtungen ziemlich genau bezeichnet, und ſchon in dieſer Geſtalt erſcheint dieſer erſte Hügel ganz ſo, wie ihn Joſephus beſchreibt: „höher als der zweite und ſeiner Länge nach geſtreckter." Indeſſen wollen wir ſchon darauf aufmerkſam machen, daß es ſchwer halten wird, das nördliche oder nordnordweſtliche Ende deſſelben zu beſtimmen; ob es in der heutigen Burg der Piſaner (c) oder ſüdlicher oder nördlicher zu ſuchen ſei, muß fürs Erſte unentſchieden bleiben.

An der nordweſtlichen Ecke des Heiligthums war das Fort (die Burg, ἄκρα) Baris ſchon zur Zeit der Hasmonäer vorhanden, ſpäterhin von Herodes zu einem ſehr feſten Waffenplatz umgebaut und Antonia benannt. Sie war auf einem 50 Ellen hoch über das Niveau der Flachhöhe erhabenen Felſen erbaut Auch über die Lage dieſes Punkts ſind wir im Allgemeinen außer allem Zweifel. Da ſchon die Römer ſie von Grund aus zerſtörten, ſo werden Spuren von Bedeutung ſich nicht mehr auffinden laſſen, vielleicht, daß die heutige Burg des Commandanten auf ihr ruht (ſ. oben).

Endlich lag dem Heiligthume, der Antonia und der übrigen Altſtadt in Norden die Neuſtadt (Bezetha) an und auf einem Hügel, der über die Flachhöhe, auf welcher die drei früher genannten, von der Altſtadt und dem Heiligthume beſetzten Hügel belegen waren, bedeutender ſich erhob als einer derſelben. Wo ſie gegenwärtig zu ſuchen ſei, und daß die gegenwärtige Beſchaffenheit des Nordtheils der Stadt und der in Norden derſelben belegenen Gegenden der Beſchreibung des Joſephus nicht widerſpricht, liegt vor Augen. Hier müſſen wir aber vor Allem darauf aufmerkſam machen, daß die Neuſtadt erſt kurz vor dem jüdiſchen Kriege ummauert worden iſt, woraus denn folgt, daß die zweite Mauer als die äußerſte Grenze der Altſtadt betrachtet werden muß, über welche weiter nach Norden hinaus früherhin es überall keine Ummauerung gab. Man ſcheint dieſe klar vorliegenden Thatſachen ſehr oft gänzlich überſehen zu haben.

Anhaltspunkte zur Erkennung der Örtlichkeiten des alten und neuen Jeruſalems und ihrer Beziehung zu einander ſind dann noch folgende: Die Quelle Siloam. Bis zu ihr reicht die Schlucht der Käſemacher. Das trifft ſehr wohl zu mit der Quelle bei δ, welche in der Fortſetzung des aus der Stadt von θ θ aus ſich hinziehenden Thales liegt. Aber dieſe Quelle hat nur weniges und ſchlechtes Waſſer. Das trifft nicht zu. Dahingegen hat die Quelle bei ε reichliches und wohlſchmeckendes Waſſer. Aber wie ſollte es zugegangen ſein, daß ſich die Schlucht Tyropoion, welche gegenwärtig von θ θ aus über δ gegen Süden nach der Vereinigung aller Thäler um Jeruſalem ſich ausmündet, aus dem Innern der Stadt gegen ε ſich gewandt hätte? Sowie das Terrain gegenwärtig ſich zeigt, ſcheint das freilich unglaublich. Aber es wird ſich weiter unten zeigen, daß an keiner Stelle um Jeruſalem die Trümmer der römiſchen Zerſtörung ſich ſo gewaltig aufgehäuft haben, als grade vor dem Oſtende der Ummauerung (von der ſüdöſtlichen Ecke bis zum Barbareskenpförtchen h), ſowie daß etwa hier (bei h) der Tempelberg ſeine weſtliche Begrenzung finden mußte. Wie mannichfaltige Umſtände laſſen ſich nun denken, welche es veranlaßt haben mögen, daß der Thalweg der Abflüſſe aus dem Innern der Stadt ſich ſo weit nach Weſten zog, als er jetzt bei g erſcheint, ſtatt daß er früherhin weit öſtlicher lag! Denken wir uns aber die Trümmermaſſen weg, welche jetzt dieſen Platz erfüllen und ſtatt derſelben ein tiefes Thal, warum dürfen wir nicht annehmen, daß ſich die vereinigten Thäler η η und θ θ weiter öſtlich bei ε in die Schlucht des Kedron mündeten? Ja, iſt nicht auch ein drittes denkbar? Sind wir ſicher, daß dieſe Quellen noch an derſelben Stelle zu Tage ausbrechen, an welcher vor nun ſchon 1800 Jahren? Sind wir ſicher, daß in dieſen höhlenreichen, von Erdbeben oft

3 Fuß hohen Steinen ſich zeigen; über dieſen erſt kommen 16 Lagen minder hoher Steine. Die untern Lagen gehören wahrſcheinlich zu einem uralten Unterbau.

17) Juſt. Olshauſen (Zur Topographie des alten Jeruſalems. 1833) ſtellt den Satz auf: „die Akra habe öſtlich von Zijon und ſüdlich von Morija gelegen." Die Beweiſe für dieſe Behauptung beſtehen aber nur aus unrichtig verſtandenen Stellen des Joſephus, auf die wir an ihrem Orte zurückkommen werden.

Digitized by Google

durchrüttelten Kalkgebirgen die alte echte Siloahquelle überall noch in der Nähe von Jeruſalem zu Tage austrete? Die Quelle Siloah iſt immer nur ein bedenkliches Merkmal. Der Xyſtus (freier, offener, geebneter, geräumiger Platz). Zu demſelben führte eine Brücke vom Tempel aus, wie *Jos.* Bell. Jud. II, 16. §. 3 unwiderſprechlich beweiſt, und es iſt mehr als nur wahrſcheinlich, daß dieſe Brücke gemeint iſt, von welcher *Jos.* Arch. XIV, 4. §. 2 beſagt, daß ſie bei dem Angriffe des im Beſitze der Stadt ſich befindenden Pompejus auf das Heiligthum, um dieſes zu ſchützen, abgebrochen ſei. Denn daß außer der auf den Xyſtus führenden noch eine andere das Heiligthum und die Stadt verbunden habe, davon findet ſich keine Spur. Von dieſer Brücke wird ferner (Bell. Jud. VI. 6. §. 2) geſagt: „daß ſie die obere Stadt mit dem Heiligthum verbunden habe," womit auch die Stelle Archaeol. XV, 11. §. 5 übereinſtimmt, als welche ausſagt, daß eins der vier Thore auf der Weſtſeite des Heiligthums die vorliegende Schlucht überſetzend, zu der Königsburg führe — als welche Königsburg in der obern Stadt lag. Da nun dem dritten Hügel, dem Tempelberge, gegenüber in Weſten der zweite Hügel, welcher die Unterſtadt (Akra genannt) trug, belegen war, den zweiten Hügel aber von dem erſtern, welcher die Oberſtadt trug, die Käſemacherſchlucht trennte, ſo kann dieſe Brücke nur am ſüdlichen Ende der Weſtſeite des Heiligthums, und der Xyſtus, zu dem ſie führte, der ſüdweſtlichen Ecke des Heiligthums gegenüber (alſo etwa bei λ) geſucht werden. Den Spuren von Einſenkungen nach zu urtheilen, welche ſich noch jetzt in Jeruſalem finden, vereinigen ſich hier die beiden Thäler, von denen das eine grade von Norden über η η und das andere von Nordweſten über θ θ herabkommen, und wenden ſich dann vereint nach Süden über δ (oder über ε?), dem Vereinigungspunkte aller Thäler um Jeruſalem zu. Die Brücke überſetzte alſo dieſes vereinigte Thal und hatte die ſüdliche Spitze des zweiten halbmondförmig gebogenen Hügels in Norden oder Nordweſten zur Seite — der Xyſtus aber lag der ſüdweſtlichen Ecke des Heiligthums gegenüber auf dem erſten Hügel, da grade, wo dieſer am weiteſten gegen Oſten vorſprang.

Auch was von der Ummauerung der Stadt geſagt wird, gibt einige Aufſchlüſſe. Wir beziehen uns hier auf die ſchon angeführte Stelle des Joſephus. Die erſte oder älteſte Mauer. Ihre Nordſeite beginnt mit dem Thurme Hippikus, und endigt an dem weſtlichen Säulengange des Heiligthums, mithin iſt dieſer als das äußerſte öſtliche und der Hippikus als das äußerſte weſtliche Ende dieſes Theils der Mauer gegeben. Ihr war „wegen der Schluchten und wegen des Hügels, auf dem ſie ſtand," ſchwer anzukommen. Mithin iſt hier eine Örtlichkeit zu ſuchen, bei der vor der Mauer eine Schlucht und hinter der Mauer ein Hügel belegen iſt. Dieſe finden wir, wenn wir uns dieſen Mauertheil an der Kante des erſten Hügels, dieſen hinter ſich und vor ſich die Schlucht Tyropoion, von dem Hippikus in Nordweſten auf den Xyſtus in Südoſten vorgerichtet denken. Wenn es dann ferner heißt: „ſie habe ſich bis zu dem ſogenannten Xyſtus erſtreckt, mit dem Rathhauſe verbunden und ihr Ende am weſtlichen Säulengange des Heiligthums gefunden," ſo dürfte die Sache keine Schwierigkeiten haben, wenn wir uns das Rathhaus auf der nördlichen Seite des Xyſtus denken, mit der Fronte gegen dieſen. Dann traf die Mauer den Xyſtus in der nordöſtlichen Ecke, bildete erſt ſeine Einſchließung gegen die Schlucht Tyropoion, dann die Rückmauer des Rathhauſes, und ſchloß ſich endlich der auch auf Seiten des Xyſtus mit einem Feſtungsthurme verſehenen Brücke an, durch dieſe mit dem weſtlichen Säulengange des Heiligthums ſich verbindend; oder ſie durchſetzte vom Rathhauſe ab das Thal, auf dieſe Weiſe mit dem weſtlichen Säulengange des Heiligthums in Verbindung tretend. Auf der andern, weſtlichen, Seite begann die älteſte Mauer gleichfalls mit dem Hippikus, erſtreckte ſich durch eine „Bethſo" genannte Örtlichkeit rc. Hier müſſen wir vor allem bemerken, daß der Thurm Hippikus ohne allen Zweifel die ſcharf ausſpringende nordweſtlichſte Ecke der älteſten Mauer bildete. Verfolgen wir nämlich die Richtung der Thäler, deren eins auf der Weſtſeite der Oberſtadt von Süden nach Norden (Gihon) und das andere von Südoſten nach Nordweſten (Tyropoion) emporſteigt, ſodaß ſie (und beſonders das öſtliche) gen Norden immer ſanfter werden, und etwa in dem Punkte, wo heutzutage das Bethlehemsthor gelegen iſt (e), ſich nähern, ſo läßt ſich's nicht überſehen, daß in dieſer nordweſtlichſten Ecke des erſten Hügels der militairiſch ſchwächſte Punkt deſſelben zu ſuchen iſt. Was Joſephus (Bell. Jud. V, 4. §. 3) von der Befeſtigung dieſes Thurmes (Forts) berichtet, beweiſet, daß Herodes die Wichtigkeit dieſes Punkts erkannt hatte. Es heißt dieſelbe ganz und gar verkennen, wenn man ſich vorſtellt, die Mauer ſei vom Hippikus aus Anfangs eine Strecke weit gen Weſten gezogen, und habe ſich, dann erſt der Kante des Sions gegen das Gihonsthal im Weſten folgend, gegen Süden gewandt. Wo wäre dann die Befeſtigung der leicht angreifbaren, ſcharfen nordweſtlichen Ecke? Nein, vom Hippikus aus zog die älteſte Mauer mit der Fronte gegen Weſten grade nach Süden, das Gihonthal vor ſich habend. Verfolgen wir dieſe weiter, ſo gibt es durchaus keinen Aufſchluß, wenn geſagt wird, „ſie habe ſich durch eine Bethſo genannte Örtlichkeit zu dem Thore der Eſſener erſtreckt" — denn wir wiſſen nichts weiter, weder von der Örtlichkeit Bethſo, noch von dem Thore der Eſſener. Nur müſſen wir noch einmal daran erinnern, daß nach Joſephus „wegen der Schluchten und wegen des Hügels über dieſen, auf welchem die älteſte Mauer erbaut war, dieſen ſchwer anzukommen war." Schluchtenähnliche Thäler umgeben aber noch heutzutage den erſten Hügel nach Weſten, Süden, Südoſten und Oſten — wie viel ſchroffer mochten ſie ſein, ehe wiederholte Zerſtörungen die Mauern hinabgeſtürzt und die natürliche Auflöſung alles ſcharf Hervortretenden faſt 1800 Jahre an denſelben gearbeitet hatte! Und wenn weiterhin geſagt wird, „die Mauer habe ſich gen Süden über die Quelle Siloah gewandt," ſo gibt auch das wenigen Aufſchluß! Denn wie wenig Sicheres wiſſen wir über die Lage dieſer Quelle! Nur eins müſſen wir bemerken. Wie iſt man zu dem Vor-

Digitized by Google

urtheil gekommen, daß die Quelle Siloah außerhalb der Ringmauer Jeruſalems gelegen geweſen ſei? Sie mag bei δ oder bei ε zu Tage ausgekommen ſein — es iſt nicht abzuſehen, warum man den Gebrauch dieſer Quelle nicht durch Einſchluß in die Feſtungswerke geſichert haben ſolle. Wenn (nach *Jos.* Bell. Jud. II, 16. §. 2) dem Neapolitanus der Vorſchlag gemacht wird, er möge, um die Stimmung der Einwohner von Jeruſalem zu erfahren, die Stadt bis zum Siloam (*μέχρι τοῦ Σιλοᾶ*) durchwandern — kann da etwas anderes gemeint ſein, als die Stadt von einem Ende bis zum andern? Und könnte man die Quelle Siloam als den einen der äußerſten Endpunkte nennen, wenn dieſe außerhalb der Stadt zu ſuchen wäre — entweder, wie einige Zeichnungen dieſelbe darſtellen, ziemlich entfernt von der alten Stadtmauer — oder, wie andere, freilich dicht neben derſelben, aber in einem tief eingehenden Winkel derſelben, über welchen andere Stadttheile weit hinausragten? Uns ſcheint es, als habe Joſephus die Frage: ob die Quelle innerhalb oder außerhalb der Stadtmauer gelegen? überall nicht erwähnt, weil es ſich von ſelbſt verſtand, daß ein für das waſſerarme Jeruſalem ſo unſchätzbares Kleinod von der eigentlichen Befeſtigungsmauer eingeſchloſſen war. Wenn ſich deshalb zweideutige Stellen finden, dann ſind dieſe, ſo ſcheint es, ſtets für die Lage der eigentlichen Quelle innerhalb der Feſtungsmauer zu erklären. So die hier zunächſt vorliegende. Die Quelle mußte doch einen Abfluß aus der Stadt haben, dieſer war von der Mauer überbaut — dies ohne Zweifel und nichts anderes will Joſephus hier ausdrücken. Überall weiß man ja auch nicht, wie es kommt, daß man die älteſte Mauer an den öſtlichen Säulengang ſich anlehnen ließ, wenn dieſes nicht geſchah, um die Quelle oder die Quellen im Thal in die Ummauerung zu ziehen, zu welchem Zwecke man dieſe Mauer zuerſt vom erſten Hügel (Sion) hinab ins Thal und ſelbſt bis an die Schlucht des Kedron führte, um von da wieder am Tempelberge aufwärts zum öſtlichen Säulengange des Heiligthums zu ſteigen. So ſcheint uns die Localität des obern Theils der Altſtadt außer allen Zweifel geſtellt, nur daß wir den Thurm Hippikus vielleicht noch zu weit ſüdlich geſetzt haben, indem dieſer vielmehr die Stätte einnahm, welche jetzt die Gärten des lateiniſchen Kloſters bilden. Von der zweiten Mauer iſt wenig zu bemerken. Sie umfaßte blos den nördlich vor der erſten Mauer befindlichen Stadttheil, nahm weſtlich ihren Anfang von dem der alten Mauer angehörenden Thore Gennath und zog ſich öſtlich bis zur Antonia. Wir ſind der Meinung, daß das Ganze dieſer Mauer einen weiten nach Norden ausgedehnten Halbkreis bildete, wie auch, daß die Strecke der alten Mauer, von der Nordweſtecke bis da, wo die zweite Mauer ſich ihr anlehnte, nur als ſehr kurz gedacht werden muß — aus Gründen, die wir weiter unten darlegen werden. Man weiß nicht, wann dieſe Mauer zuerſt angelegt iſt. Es kann ſein, daß ſie den nördlichen Theil der von Nehemiah erbauten Mauer bildete. Natürliche Feſtigkeit hatte ſie durch ihre Lage nicht. Die dritte, jüngſte Ummauerung umfaßte die eigentliche Neuſtadt, allein wie groß der Raum war, den ſie einſchloß, läßt ſich durchaus nicht angeben; weil es an ſichern Merkmalen fehlt, die Stätte der Hauptpunkte, des Thurmes Pſephinus, der königlichen Höhlen und des Eckthurms aufzufinden. Merkwürdig iſt die Beſchreibung ihres ſüdöſtlichen Endes, wo ſie der alten Mauer ſich anſchließend *εἰς τὴν Κεδρῶνα καλουμένην φάραγγα κατέληγεν* („in der" oder „gegen die"?) Kedron genannte Schlucht endigt. Auf jeden Fall weiſt dieſes auf ein merkwürdiges topographiſches Verhältniß hin, von welchem weiter unten die Rede ſein wird.

Wir glauben die Identität der Schlucht des Kedrons, des Tempelberges, der Käſemacherſchlucht und des Sions, mit denjenigen Örtlichkeiten, welche man gegenwärtig für dieſelben hält, nachgewieſen zu haben.

3) Geſchichte und Topographie des alten Jeruſalems. 1) Von den älteſten Zeiten, bis Jeruſalem durch David Reſidenz der jüdiſchen Könige wurde. Ob die Meinung des Joſephus (Arch. I, 10. § 2), daß dasjenige Salem (שלם), deſſen König in der Geſchichte Abraham's vorkommt (1 Moſ. 14, 18), die ſpäterhin Jeruſalem benannte Stadt ſei, gegründet iſt oder nicht — können wir füglich auf ſich beruhen laſſen. Ein ſo eben in Illgen's hiſtoriſch-theologiſcher Zeitſchrift, Neue Folge 1. Bd. 4. Hft. erſchienener Aufſatz, der ſich mit dieſer Frage beſchäftigt, hat von uns nicht eingeſehen werden können. Indeſſen wird ſich wol etwa ebenſo viel für als gegen dieſe Meinung ſagen laſſen (ſ. d. Art. Salem).

Ausgemacht dagegen iſt, daß der Wohnort Jebus derſelbe iſt, welcher ſpäterhin Jeruſalem genannt wurde. In den Büchern Joſua und der Richter kommen dieſe Benennungen als gleichbedeutend vor. Nach der angeblich von Joſua vorgenommenen Theilung des Landes ſollte dieſer Ort dem Stamme Benjamin zugehören, und die Grenze zwiſchen ihm und dem Stamme Juda dicht im Süden von Jeruſalem hingehen. So z. B. heißt es Joſ. 15, 7. 8, wo der Zug der Grenze von Oſten nach Weſten verfolgt wird: „und weiter nach der Quelle Rogel hinauf wendet ſich die Grenze wieder nördlich nach dem Thale des Sohnes Hinnom, geht ſüdlich vor den Jebuſiten, d. h. vor Jeruſalem, vorbei, auf den Berg zu, der weſtwärts von dem Thale Hinnom am nördlichen Ende des Thals Rephaim liegt" — und ebenſo drückt ſich Joſ. 18, 16 aus, wo der Zug der Grenze von Weſten nach Oſten beſchrieben wird. Dahingegen erſcheint, was ferner von den Schickſalen der Stadt in der Zeit zwiſchen Joſua und David (etwa vier Jahrhunderte) erzählt wird, voller Widerſprüche zu ſein. Bald wird ſie vom Stamme Juda, bald vom Stamme Benjamin in Anſpruch genommen, bald die Jebuſiten von den Iſraeliten ausgerottet, bald wohnen ſie friedlich neben ihnen, und als endlich die definitive Eroberung der Stadt durch David beſchrieben wird (2 Sam. 5, 1—3. 1 Chron. 12, 1—3), zeigt es ſich, daß die Jebuſiten im alleinigen und geſicherten Beſitze der Stadt ſind. Allein man muß ſich die Umſtände nur denken, wie ſie waren. Nachdem die in Kanaan einbrechenden Iſraeliten, welche vielleicht nur den funfzigſten Theil ſo ſtark waren, als man ſie ſich gewöhnlich denkt, hier und da eine Ortſchaft erobert und die Einwohner immer mehr nur wol vertrieben als vertilgt

Digitized by Google

hatten, war ihr erſtes Bedürfniß der Benutzung von Acker- und Weideland befriedigt und die alten Einwohner lebten neben den Eindringlingen fort, — wie wir noch heutzutage in denſelben Gegenden (beſonders auf der Oſtſeite des Jordans) die verſchiedenen Beduinenſtämme neben den übrigen Bewohnern fortleben und allmälig anſäſſig werden ſehen. Manchen Ort mochten die Israeliten auch nur in dem erſten Anlaufe erobert haben, ohne ſich darin behaupten zu können. Dann kehrten die Entflohenen unter günſtigen Umſtänden wieder und befeſtigten ſich beſſer als zuvor. So mag es mit Jeruſalem geweſen ſein, — gewiß war ſie für jene Zeiten ein ſehr feſter Platz. Als David gegen ſie zog (2 Sam. 5, 6—9. 1 Chron. 11, 5—8) verließen ſich die Jebuſiten ſo ſehr auf ſeine Feſtigkeit, daß ſie rühmten: „Du wirſt nicht hereinkommen, Lahme und Blinde werden dich abtreiben!" Dagegen erklärt David: „Wer die Jebuſiten ſchlägt und gewinnt die Waſſerleitungen, der ſoll mir Haupt und Obriſter ſein!" Da erſtieg ſie zuerſt Joab. So gewann David die Feſtung Zijon und nannte ſie Davidsſtadt. „Und es ummauerte David (die Stadt) von der Burg ab (מן־המלוא) und nach Innen zu." Aus dieſer Erzählung folgt a) die Localität, um welche es ſich handelt, wird Zijon und nachher Davidsſtadt oder Feſtung genannt. b) Der Gewinn der Waſſerleitungen iſt für die Eroberung des Orts von großer, vielleicht entſcheidender Wichtigkeit. c) David, der dieſen Platz zur Hauptſtadt ſeines Reichs machen wollte, fand es nothwendig, ſie noch mehr zu befeſtigen. Vorzüglich geſchah dies mit dem Punkte, welcher ſchlechthin „die Burg" (מלוא) genannt wird. (Die neuere Befeſtigungskunſt nennt ſolche beſonders befeſtigte Punkte in einer ausgedehnteren Feſtung Citadellen oder Forts). Dieſes alſo mußte der von Natur ſchwächſte, daher durch Kunſt am ſorgfältigſten zu befeſtigende Punkt ſein. Wir haben vorhin nachgewieſen, daß der von David eroberte und ſtärker befeſtigte Zijon derſelbe Hügel iſt, welcher heutzutage den Namen Sion führt — dann, daß der ſchwächſte Punkt deſſelben in der Gegend der heutigen Burg der Piſaner (c) oder des Thors von Bethlehem (e) zu ſuchen ſei. Hier alſo wird Millo, die Citadelle der Stadt David's, belegen geweſen ſein. Es mag etwa ums J. 1050 v. Chr. geweſen ſein, als David Jeruſalem eroberte.

2) Von David bis zur Zerſtörung durch Nebukadnezar. Nachdem alſo David in Jeruſalem ſeine Reſidenz genommen hatte, ſtellte er die Feſtungswerke wieder her und vermehrte ſie einigermaßen; auch ließ er die bis dahin zu Gibea aufbewahrte Bundeslade nach Jeruſalem bringen, und ging damit um, ihr ein würdiges Haus zu bauen, welches, als Mittelpunkt des Nationalgottesdienſtes, das Heiligthum der Nation werden mußte. Allein die vielen Kriege, in welche David verwickelt war, ſowie die Serailsintriguen, welche ſeine Familie zerrütteten, verhinderten die Ausführung dieſer Plane; erſt als einer ſeiner jüngern Söhne, Salomon, durch Ermordung ſeiner Brüder und deren Kinder ſich das Königthum geſichert hatte, konnten unter der im Innern ruhigern und nach Außen ungeſtörtern Regierung dieſes prachtliebenden Königs große Bauplane ausgeführt werden. Bei der großen Ausdehnung des Reichs ſchien die in der Mitte deſſelben liegende Hauptſtadt hinlänglich geſichert, daher wenig Berückſichtigung ihrer Befeſtigung, deſto mehr Pracht in den Paläſten des Königs, ſowie in dem der Nationalgottheit, Jehovah's, dem von Salomo erbauten altjüdiſchen Heiligthume. Als Salomo ſtarb und die Unbeſonnenheit ſeines Sohnes, Rehabeam, eine Trennung der Nation in ein Königreich Juda und ein Königreich Israel herbeiführte, wurden auch die Verhältniſſe der Stadt Jeruſalem, welche die Reſidenz der jüdiſchen Könige blieb, durchaus anders. Aus dem Mittelpunkte eines ausgedehnten Reichs war ſie auf einmal faſt Grenzſtadt geworden, denn etwa nur eine Tagereiſe entfernt war Samaria, die Hauptſtadt und Reſidenz der gebornen Feinde Juda's, der israelitiſchen Könige. Mit kurzen Unterbrechungen dauerten die offenen Streitigkeiten mit dieſen immer fort. Folge davon war, daß man jetzt vorzüglich auf Befeſtigung der Hauptſtadt denken mußte, deren Bevölkerung ſich ſchon deshalb vermehrte, weil bei den beſtändigen Kriegen Jedermann in befeſtigten Orten wohnen zu können wünſchte. Allein es glückte nicht immer die Hauptſtadt gegen den Feind zu ſchützen. Schon unter Rehabeam's Regierung wurde Jeruſalem von Siſak aus Ägypten erobert und geplündert (1 Kön. 14, 26), dann erduldete ſie daſſelbe Schickſal von Joas, König von Israel (2 Kön. 14, 13). Hierauf wurde ſie von Rezin, König von Syrien, und Pekah, König von Israel, vergeblich angegriffen (2 Kön. 16, 5. 2 Chron. 28, 20) — dann noch einmal von Sanherib's Feldherrn (2 Kön. 18, 13. 17). Dagegen aber drang Eſarhaddon, König von Aſſyrien, in die Stadt und führte den König Manaſſe als Gefangenen weg (2 Chron. 33, 11). Dann betrat König Necho von Ägypten die Stadt als Sieger (2 Chron. 36, 2), und endlich eroberten die Chaldäer unter Nebukadnezar die Stadt Jeruſalem und zerſtörten ſie gänzlich — etwa im J. 586 v. Chr. Geb.

In dem folgenden nehmen wir nun alles zuſammen, was bis zur Zerſtörung durch die Chaldäer für die Topographie Jeruſalems wichtiges vorkommt a) Quellen, Brunnen, Waſſerleitungen. In dieſem Lande, deſſen geſamte Bewohnbarkeit und Cultur von dem Vorhandenſein ſüßen Waſſers abhängt, ſind Quellen &c. von der entſcheidendſten Wichtigkeit, namentlich für Jeruſalem, einen Ort, der entfernt von beſtändig fließenden Gewäſſern, auf einer dürren Hochebene belegen, eine bedeutende Bevölkerung umfaßt. Daß dieſe, wenn ſie bei Belagerungen oft die entſetzlichſte Hungersnoth zu ertragen hatte, doch niemals Mangel an Trinkwaſſer litt, iſt ein Räthſel, deſſen vollſtändige Auflöſung noch immer nicht gefunden zu ſein ſcheint. α) Der Brunnen Rogel, nach Joſ. 15, 7 und 18, 16 als in der Südgrenze des Stammes Benjamin gegen den Stamm Juda in der Nähe von Jeruſalem und zwar niedriger als das Thal Hinnom liegend. In 2 Sam. 17, 17 und 1 Kön. 1, 9 werden Begebenheiten als neben dem Brunnen Rogel vorgefallen erzählt, welche beide darauf deuten, daß er als etwa ſo entfernt von Jeruſalem gedacht werden müſſe, wie der mit ζ be-

Digitized by Google

zeichnete Ort iſt, und deren letztere die Umgebungen dieſes Brunnens als zu einer größern, mit einer gewiſſen Feierlichkeit angeſtellten Verſammlung geeignet darſtellt — denn nach dieſer vereinigt ſich dort die Partei des Adonjah, um dieſem gegen ſeinen Bruder Salomo die Thronfolge zu ſichern. Zu einer ſolchen Verſammlung würden die Umgebungen weder des bei δ noch des bei ε belegenen Brunnens den erfoder:ichen Platz darbieten, wol aber die des bei ζ belegenen, wie man aus den Bemerkungen mehrer neuerer Reiſenden erſehen kann. Mithin iſt der Brunnen Rogel wahrſcheinlich hier bei ζ zu ſuchen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der gegenwärtig dieſe Quelle aufnehmende tiefe Schacht nicht grade ſchon in der älteſten Zeit abgeteuft worden iſt — warum aber dürfen wir nicht annehmen, daß, um dieſe Quelle für jedes Jahr ſich zu ſichern, man ſpäterhin zu dieſem entſcheidenden Mittel griff? Daß aber nach Joſeph. (Arch. VII. 11. §. 4) die Quelle Rogel in den königtichen Luſtgärten lag, kann nicht auffallen — denn was hindert uns anzunehmen, daß dieſe das ganze Thal, bis in deſſen tiefſte ſüdlichſte Gegenden einnahmen, oder auch, daß die Quelle, ehe der jetzige Schacht weiter ſüdlich abgeteuft war, nöedlicher, d. h. der Stadt näher, zu Tage hervorbrach? Nach 1 Kön. 1, 9 lag neben dieſer Quelle der Schlangenfels (אבן־הזחלת). β) Der obere Teich, deſſen bei Jeſaias 7, 3 und 36, 2 (parallel mit 2 Kön. 18, 13. 17) Erwähnung geſchieht. In den beiden letzten Stellen wird erzählt, wie die Feldherren des Sanher:b, welche von der Nordſeite herkamen, an den Waſſerleitungen neben dem obern Teiche hielten. Wie kann hier ein anderer Teich gemeint ſein, als der, welchen wir mit α bezeichneten, der obere Teich Gihon? γ) Die Gihonquelle. Von einer „Gihon“ (גחון) benannten Localität iſt f.hon 1 Kön. 1, 33. 38 die Rede, aber die Gihonquelle wird nur einmal (2 Chron. 32, 30) erwähnt. Hier heißt es: „Hiskias deckte zu die Waſſerquelle Gihon, die obere, und leitete ſie von Abend hin in die Stadt David's.“ Wenn man damit vergleicht, was Jeſus Sirach 48, 19 ſagt, ſo darf man, wenn das Einzelne auch im Dunkeln liegt, doch über die Hauptzüge dieſer Vorrichtungen nicht in Zweifel ſein. Auf die Lage der Quelle, welche in oder neben dem Teiche α geſucht werden muß, paßt durchaus alles, was hier von derjenigen berichtet wird, welche Hiskias verdeckte. Sie liegt hoch genug, um von ihr einen Abfluß der Weſtſeite des S:on zuzuführen, und das Verbergen der Quelle mag auf dieſelbe Weiſe vorgerichtet ſein, wie man dieſes noch heute in den ſogenannten verſiegelten Brunnen des Salomo ſieht. Nimmt man an, daß Ciſternen und vielleicht auch Teiche im Innern der Stadt von dieſer Quelle aus beſtändigen Zufluß erhielten, daß man hier für trockne Zeiten Waſſervorräthe aufſpeicherte, und daß dieſe Waſſerwerke den Fremden unbekannt blieben, d. h. daß, wenn dieſe auch mit den Waſſervorräthen bekannt waren, doch die Urſachen derſelben nicht ahneten, ſo laſſen ſich viele Erſcheinungen erklären, welche in der Geſchichte des alten Jeruſalems vorkommen. δ) Das Waſſer Siloah (Schiloach), welches nach Jeſaias 8 ſanft fließt. Weiter kommt in dieſer Periode von Schiloach nichts vor, über die Lage deſſelben kein Wort. b) Baulichkeiten und Anlagen. α) Der Tempel, das Heiligthum. Eine Spur der Vorbereitungen zu dem großen Unterbau, welchen man gegenwärtig noch am Tempelberge bemerkt, findet ſich 1 Kön. 5, 17. Als Ort des Tempelbaues wird 2 Chron. 3, 1 der Berg Morija bezeichnet. Ob es derſelbe ſei, wo Iſaak hat geopfert werden ſollen, muß dahingeſtellt bleiben. Ausführlicher beſchreibt Joſephus die Bauten Salomo's am Tempelberge in Bell. Jud. V, 5 §. 2 und in Archaeol. XV, 11. §. 3. Allein dieſe Stellen laſſen vieles im Dunkel, ſo viel nur wollen wir hier bemerken, daß Salomo die Kuppe des Felſenhügels Moria, welche kaum weit genug war das eigentliche Tempelgebäude und den vorliegenden Altar zu faſſen, nur wenig erweiterte, weil zu dieſem Zwecke ungeheure, vom tiefen Grunde aus geführte Böſchungsmauern erfoderlich waren, die, wie es ſcheint, überdies noch durch vorliegende, auf gleiche Weiſe befeſtigte Terraſſen geſichert werden mußten. Nur auf der Oſtſeite ſcheint der König ein ſolches Werk ausgeführt zu haben und ſoll daſſelbe durch einen auf der Mauer ruhenden Säulengang ſchon damals geſchmückt worden ſein. Obgleich nun das eigentliche Grundgebäude des Heiligthums durchaus maſſiv war, jedoch auch dieſes mit Ausnahme des platten Daches, ſo war es doch inwendig überall mit Getäfel von Tannen- und Cedernholz überzogen, auch die Decken und Fußböden, die Galerien und Geländer daraus vorgerichtet. Daraus erklärt es ſich, wie dieſe Gebäude durch Feuer zerſtört werden konnten, indem dieſes nicht allein das Holzwerk verzehrte, ſondern auch die aus Kalkſteinarten (Marmor) beſtehenden Mauern ſo mürbe brannten, daß ſie auch ohne menſchliche Gewalt bald verwittern und einſtürzen mußten. Von großem Umfange war das eigentliche Tempelgebäude nicht, 100 jüd. Ellen hoch und lang, d. h. etwa 120—125 Fuß. β) Die übrigen Bauten. Es iſt von einem Palaſte David's aus Cedernholz, von einem noch prächtigern, von Salomo erbauten, von einem Luſthauſe deſſelben, das man das Haus des Waldes (oder „vom Walde“) Libanon nannte, und von dem Palaſte die Rede, welchen Salomo einer ſeiner Frauen, der Tochter eines ägyptiſchen Königs, erbaut hatte, — endlich von Luſtgärten der Könige, in welchen der „Königsteich“ ſich befunden haben ſoll, und die (nach Joſephus) ſich bis zum Brunnen Rogel ausdehnten. Auf dieſe Anlagen bezieht ſich die Erwähnung des Thors, „da die Roſſe des Königs eingehen“ (2 Kön. 9, 16. 2 Chron. 23, 5), ſowie die des, „da die Leibwache eingeht“ (2 Kön. 11, 19. 2 Chron. 23, 20). Ohne Zweifel beziehen ſich dieſe Thore zunächſt nur auf die Königsburg, deren Höfe, Nebengebäude, Gärten ꝛc., und es muß zweifelhaft bleiben, ob ſie von denſelben unmittelbar ins Freie, außerhalb der Stadt, oder ob ſie nur in die Stadt führten. Iſt die Sage begründet, daß die großen Gewölbe unter dem Morija dem Salomon zu Pferdeſtällen dienten (ſ. oben), ſo haben wir hier umher die Königsburg zu ſuchen, die ältere vielleicht an oder auf dem Zijon, die ſpätere an dem Morija und in den Ausgängen der Thäler zwiſchen dem Zijon und dem Morija und dieſem und dem Ölberge die Gärten und den Teich

Digitized by Google

der Könige. Und wenn 2 Kön. 25, 4. 5 erzählt, daß, als Jeruſalem durch die Chaldäer (ohne Zweifel von der Nord- oder Nordweſtſeite her, da dieſe die ſchwächſte war und iſt) angegriffen und erobert wurde, der König und ſeine Kriegsleute bei Nacht des Weges von dem Thore zwiſchen den zwei Mauern, der zu des Königs Garten führt, flohen und nachher von den nachſetzenden Feinden auf dem großen Felde bei Jericho ergriffen wurden, ſo kann man nicht zweifelhaft ſein, daß die Gärten des Königs im Thal ſüdöſtlich von Jeruſalem gelegen haben müſſen. c) Befeſtigung der Stadt. Als David Zijon erobert hatte, befeſtigte er dieſen Hügel, und es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Befeſtigung ſich Anfangs auf denſelben beſchränkte. Von der Citadelle dieſer Feſtung, die man ſchlechthin die Burg (Millo) nannte, iſt ſchon die Rede geweſen. Allein theils waren dieſe Befeſtigungswerke unvollkommen, theils ſah man ſich genöthigt, ſie immer weiter auszudehnen. So mußte ſchon Salomo Lücken an der Burg (Millo) ausbauen (1 Kön. 11, 27). Nach Weſten, Süden und Südoſten ſchützte ſchon die natürliche Feſtigkeit des Sions, welche in den ältern Zeiten gewiß viel größer war, als jetzt, da die Erfahrung lehrt, daß alles Schroffe ſich immer mehr abrundet. Nach dieſer Seite hin ſcheint alſo die Ummauerung nur von geringer Bedeutung geweſen zu ſein; größere Sorgſalt erfoderten die übrigen Seiten. Der ganze Zijon war ohne Zweifel in die Ummauerung eingeſchloſſen und auch nach Norden hin, über dieſen Berg hinaus, mochte die Stadt etwa denſelben Raum einnehmen, wie zu Joſephus' Zeit die Unterſtadt, ſodaß die drei Hügel, der obern und der untern Stadt und des Heiligthums, ſchon damals von der Hauptſtadtmauer umſchloſſen geweſen ſein mögen. Die nördliche Mauer des Zijon, welche an der Südweſtſeite der Schlucht Tyropoion hinlief, und welche, nachdem man auch die untere Stadt mit in die allgemeine Stadtmauer gezogen hatte, zur innern Mauer geworden war, mag zu Salomo's Zeiten ſehr vernachläſſigt ſein; ſpäterhin aber ſcheint man ſie wieder hergeſtellt zu haben. Die Angriffe kamen beſtändig von der Nord- und Noedweſtſeite. Als nun König Joas von Israel den jüd. König geſchlagen und Jeruſalem erobert hatte, zerſtörte er die Mauern dee Stadt auf eine Länge von 400 jüd. Ellen (etwa 500 Fuß) vom Ephraimsthore bis zum Eckthore (2 Kön. 14, 13). Daß das erſtere in der nördlichen Mauer geſtanden habe, folgt aus ſeinem Namen (denn der Stamm Ephraim. wohnte nördlich von Jeruſalem), mithin ſtand es gewiß in derſelben Straßenrichtung, als das jetzige Ephraimsthor (m). Das Eckthor iſt wahrſcheinlich im Oſten vom Ephraimsthor zu ſuchen, weil hier der Eckthurm ſtand, deſſen Joſephus in der Beſchreibung der dritten Mauer erwähnt (ſ. oben). Hierauf baute Manaſſe „die äußerſte Mauer an der Stadt David's auf der Abendſeite am Gihon im Wady (נחל) am Fiſchthor und ummauerte den Hügel (עפל) und machte die Mauern viel höher (2 Chron. 32, 14).“ Bei aller Dunkelheit des Einzelnen in dieſer Stelle zeigt ſich doch die Gewißheit, daß bedeutende Befeſtigungen vorgenommen worden. Die „äußern Mauern“ laſſen auf das Daſein „innerer Mauern“ ſchließen. Daß die „Gihon“ benannte Localität auf der Weſtſeite im Wady (Regenbach, Schlucht, mit einem nicht immer fließenden Bache) zu ſuchen ſei, iſt deutlich. In der Nähe dieſer Localitäten — ob auch im Weſten der Stadt? — iſt auch das „Fiſchthor“ zu ſuchen. Ebenſo zeigt ſich, daß ein beſonderer, bis dahin nicht in die Vertheidigungslinie gezogener Hügel (עפל, Ophel) ummauert, d. h. in die Vertheidigungslinie gezogen ſei. Wo dieſer Hügel (Ophel) gelegen, geht aus dieſer Stelle nicht hervor. Aus dem Erfolge ſieht man, daß Jeruſalem durch ſolche Werke ein ſehr ſtarker Platz geworden war. Denn als um das Jahr 600 vor Chr. Nebukadnezar die Stadt angriff, widerſtand ſie faſt zwei Jahre hindurch einer nach der Kriegskunſt jener Zeit geführten regelmäßigen Belagerung (2 Kön. 25, 2. Jer. 39, 1 fg. 52, 4). Endlich, als der Hunger überhand genommen hatte, brach man in die Stadt und es zogen hinein alle Fürſten des Königs von Babel und nahmen Stellung (ישבו) am innern Thor (בשער התוך). Als nun Zedekiah, der König von Juda, ſammt ſeinen Kriegsleuten dieſes ſah, flohen ſie bei Nacht zur Stadt hinaus, des Weges zum Eckthore zwiſchen den zwei Mauern zum Garten des Königs. Aber die Chaldäer lagen um die Stadt, und der König floh des Weges zum blachen Felde; und die Kriegsmacht der Chaldäer jagten ihm nach und ergriffen ihn im blachen Felde zu Jericho und alle Kriegsleute, die bei ihm waren, wurden zerſtreut. Dieſe Erzählung gibt zu einigen Bemerkungen Veranlaſſung. Daß der Hunger überhand genommen habe, wird erwähnt, aber kein Wort von Mangel an Trinkwaſſer. War dafür geſorgt? Das Einbrechen in die Stadt ſcheint mit der Hungersnoth in Verbindung geſetzt zu werden — vielleicht um anzudeuten, daß der Mangel den Muth und die Kraft der Vertheidiger gebrochen habe? Indeſſen ſcheint durch den Einbruch noch nicht alles verloren geweſen zu ſein, ſondern ein inneres Thor, und mithin eine innere Mauer die Eroberung der ganzen Stadt, namentlich des ſüdlichen Theils derſelben, erſchwert zu haben; denn Zedekiah und ſeine Kriegsleute haben noch Zeit, ſich auf die Flucht zu begeben. Hat es aber eine innere Mauer gegeben, ſo kann dieſe wol anderswo nicht geſucht werden, als auf der Südweſtſeite der Schlucht Tyropoion, d. h. da, wo zu Joſephus' Zeiten der nördliche Theil der älteſten Mauer ſtand. Endlich beweiſt die Richtung des Angeiffs und der Flucht, daß das Thor, welches zwiſchen den beiden Mauern zum Garten des Königs führte, am ſüdöſtlichen Ende von Jeruſalem, etwa am Ausgange der Schlucht Tyropoion zwiſchen dem Sion und dem Morija, geſucht werden müſſe. Es wird dieſes Thor hier das Eckthor genannt. Kann es daſſelbe ſein, deſſen 2 Kön. 14, 13 gedacht wird? Wir zweifeln, denn die Entfernung iſt zu groß. Ebenſo läßt ſich nicht vollkommen aufklären, was von den zwei Mauern geſagt wird, zwiſchen denen das Thor gelegen geweſen ſein ſoll. Uns iſt am wahrſcheinlichſten, daß ſchon damals in dieſer Gegend eine doppelte Ummauerung von Jeruſalem ſtattfand. Die erſte oder innere Mauer ſchloß hier auf der Südſeite die eigentliche Stadt, d. h. den Sion und den Morija, ein, indem ſie die Schlucht Tyropoion durchſchnitt

oder überſetzte. In dieſer innern Mauer war ein Thor, das Eckthor genannt. (Alſo ein anderes als das an dem Nordoſtwinkel.) Trat man aus demſelben, ſo gelangte man zu den Gärten des Königs, in welchen nicht allein Anpflanzungen, ſondern auch Bauwerke mancherlei Art, Quellen, Waſſerleitungen, Teiche ꝛc., ſich befanden; dieſes Ganze war zu ſeinem Schutze nach Außen mit einer Mauer umgeben. Ob dieſe Anſicht die richtige iſt, wollen wir gern dahingeſtellt ſein laſſen. Etwa einen Monat nach der Eroberung Jeruſalems kam ein chaldäiſches Heer noch einmal zu dieſer Stadt und verbrannte das Haus des Herrn und das Haus des Königs und alle Häuſer zu Jeruſalem, und riß um alle Mauern von Jeruſalem ringsumher (Jer. 52, 14. 2 Kön. 25, 9. 10. 2 Chron. 36, 19).

3) Wiederaufbau des Tempels und der Stadtmauern, beſonders unter Nehemiah's Leitung. Nachdem die von den Chaldäern ins Ausland geführten Juden von den perſiſchen Königen die Erlaubniß erhalten hatten, in ihr Vaterland zurückzukehren, benutzten etwa 42,000 dieſelbe. Vor allem ſuchten ſie den Moſaiſchen Gottesdienſt wieder herzuſtellen. Auf der Stätte des zerſtörten wurde ein neuer Altar erbaut und auf der des alten Tempelgebäudes der Grund zu einem neuen gelegt (Esrah 3, 12). Allein das neu einzurichtende Gemeindeweſen der Juden hatte keinen Halt und ihr Gottesdienſt keine ſichergeſtellte Ruhe, ehe die Hauptſtadt wieder hergeſtellt und hinlänglich befeſtigt war. Nehemiah beſchreibt in einem Buche, das von ihm den Namen führt, was er deshalb gethan. Man ſieht, daß noch Spuren der Thore, der Mauern, der Straßen, genug vorhanden waren — und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß das unter Nehemiah's Leitung neu ummauerte Jeruſalem ganz dieſelbe Geſtaltung bekommen hat, wie das von den Chaldäern zerſtörte. Drei Stellen ſind hier vorzüglich zu berückſichtigen: α) II, 12—15. Nehemiah reitet aus dem Thore Gai auf der Weſtſeite, ſodaß er ſich Anfangs gen Süden wendet und die Stadt umkreiſend von der Nordſeite her zurückkehrt. β) III, 1 u. fg. Die Vertheilung der Arbeit an den Thoren und Mauern wird beſchrieben — davon ſogleich ein Mehres. γ) XII, 31—40. Nach Vollendung des Baues der Thore und Mauern wird die Ummauerung durch eine religiöſe Feierlichkeit geweiht. Zwei große Dankchöre beſteigen den weſtlichen Theil der Mauer, von denen der erſte ſüdlich, der andere nördlich zieht, und die ſich vor dem Tempel wieder finden, wo dann ein feierlicher Gottesdienſt gehalten wird. Es ſcheint am paßlichſten, der Ordnung bei III, 1 u. fg. zu folgen, und was die beiden andern Stellen beſonders haben, wo es hingehört, beizufügen: das Schafthor (in der Nähe des Tempels), der Thurm Meah, der Thurm Chananeel, das Fiſchthor, das alte Thor, das Thor Ephraim (wird nur bei der Umkreiſung der Stadt durch die beiden Dankchöre (XII, 39), nicht aber bei dieſer Beſchreibung des Neubaues der Mauern und der Thore erwähnt. War es vielleicht unzerſtört geblieben?), die breite (dicke, ſtarke) Mauer, der Ofenthurm, das Thor Gai (das Thalthor, Sumpfthor, Teichthor, nach II, 13 iſt hier in der Nähe vor der Stadt zwiſchen dieſem und dem folgenden Thore „der Drachenbrunnen" und es beträgt die Mauer zwiſchen dem Thore Gai und dem Thore Aſchpot wenigſtens 1000 Ellen = 1225 Fuß), das Thor Aſchpot (Miſtthor oder Steinthor), das Brunnenthor, hier in der Nähe „der Teich Siloah" und Mauern um denſelben, Gärten des Königs und Stufen, die da hinabgehen von der Stadt David's; ihnen gegenüber (innerhalb oder außerhalb der Mauern?) die Gräber David's, der künſtliche (העשויה, durch Kunſt vorgerichtete) Teich, das Haus der Helden (die Caſerne der Leibwache?), das Harniſchhaus (Zeughaus), Mauern, auf den Berg hinauflaufend, hoher Thurm vor dem königlichen Palaſte, in der Nähe: der Kerkerhof (das Wachthaus?), das Kerkerthor, das Waſſerthor gen Oſten, ein vortretender hoher Thurm, ein beſonders ummauerter Hügel (Ophel), das Roßthor, die Wohnung der Tempelknechte, das Richter- oder Rathsthor. Es iſt gradezu unmöglich, die Lage dieſer Örtlichkeiten nur einigermaßen genau anzugeben; indeſſen treten doch immer einige Hauptzüge hervor. Auf der Nordſeite, vom Schafthore bis zum Thor Gai, findet ſich die meiſte Befeſtigung: Thürme, die dicke (ſtarke) Mauer ꝛc. Vom Thore Gai (vielleicht auf der Stelle des jetzigen Thores von Bethlehem (e), oder auch noch etwas ſüdlicher) bis zum Thore Aſchpot iſt ein weiter Raum (wenigſtens über 1000 Ellen) ohne Thor, wahrſcheinlich weil hier an der Kante des Sions gar kein Ausweg denkbar, mithin Thore überflüſſig waren. Vom Thore Aſchpot aber bis gegen den Tempel drängen ſich in dem Raume an und zwiſchen den ſüdlichen Theilen des Sion und des Morija die Gebäude und ſonſtige Anlagen. Hier ſind verſchiedene Quellen und Waſſerwerke: der Drachenbrunnen, der Teich Siloah, der künſtlich angelegte Teich — Vorrichtungen, die an die glänzendſte Periode der Monarchie erinnern, und die, wenn ſie auch nur mit Modificationen wieder hergeſtellt wurden, immer doch noch die Localitäten bezeichnen: die Gärten der Könige, das Königshaus, die Gräber David's, die Caſerne der Leibwache, das Zeughaus, die Stallungen der Roſſe ꝛc. — und um alle dieſe, beſonders um die ſo höchſt wichtigen Waſſerwerke zu ſchützen: Thürme, Mauern um die Teiche, mithin, wie es ſcheint, doppelte Mauern, die eine in der Tiefe, die andere auf dem Berge — ein in die Feſtungswerke gezogener, vielleicht zur Deckung dieſer Anlagen beſonders wol gelegener Hügel (Ophel) ꝛc. Genaueres läßt ſich über dieſe Örtlichkeiten nicht ermitteln. Von einer Quelle Siloah iſt auch hier noch nicht die Rede, ſondern nur von einem Teiche, und woher dieſer ſeine Speiſung genommen, bleibt im Dunkel. Ebenſo, welche Quelle unter dem Drachenbrunnen zu verſtehen ſei? Uns iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die vormals Rogel benannte hier gemeint werde — ſchon des Umſtandes wegen, daß neben dem Brunnen Rogel ein Schlangen- (oder Drachen-) Fels lag (ſ. oben), deſſen Benennung gar leicht auf den nebenliegenden Brunnen übergehen konnte. Das neu ummauerte Jeruſalem konnte nur ſchwach bevölkert ſein. Mußte doch das Loos entſcheiden, wer in der Stadt ſich niederlaſſen ſollte (Neh. 11, 1) und wenn außer dem Zehntheil der Zurückgekehrten (= 4230) noch ebenſo viel Freiwillige ſich fanden, welch

Digitized by Google

eine ſchwache Bevölkerung gab das für ſo weite Räume! Freie Plätze fanden ſich deshalb gewiß nicht wenige — ausdrücklich werden erwähnt außer den Höfen des Heiligthums die Plätze am Waſſerthore (Neh. 8, 1) und am Ephraimsthore (8, 16); wobei merkwürdig iſt, daß grade dieſer beiden Thore die Geſchichte der erneuerten Ummauerung nicht erwähnt. Endlich müſſen wir daran erinnern, wie es nicht wahrſcheinlich iſt, daß die Nordſeite dieſer neuen Ummauerung die Stelle derjenigen eingenommen habe, welche Joſephus die erſte oder älteſte Ummauerung nennt, und noch viel unwahrſcheinlicher, daß ſie da geführt ſei, wo ſpäterhin Agrippa I. die dritte Ummauerung anlegte. Vielmehr dürfte ſie etwa da zu ſuchen ſein, wo zu Joſephi Zeiten die zweite oder mittlere Ummauerung ſtand [18]). Dieſe Bemerkungen rathen aber zu doppelter Vorſicht bei dem Verſuche, die Einzelnheiten deſſen, was Nehemiah mittheilt, in demjenigen nachzuweiſen, was zu Joſephi Zeiten beſtand, oder gar, was gegenwärtig noch aufzufinden iſt. Wir wagen einen ſolchen Verſuch nicht, denn wir halten eine glückliche Durchführung für platterdings unmöglich. Etwa im J. 536 v. Chr. Geb. hatten die Juden Erlaubniß erhalten, in ihr Vaterland zurückzukehren, und etwa 20—24 Jahre nachher waren ſie mit der Ummauerung ihrer Hauptſtadt fertig, alſo etwa im J. 515 v. Chr. Geb.

Da Herodot nicht lange nachher, etwa ums J. 480, ſchrieb, ſo iſt hier vielleicht der paßlichſte Ort der Frage zu gedenken, ob mit der Stadt *Καδύτις*, deren er III, 5 gedenkt, Jeruſalem gemeint ſei? Die Frage ſelbſt hat für uns faſt gar kein Intereſſe, denn was Herodot von der Stadt *Καδύτις* beibringt, iſt ſo höchſt unbedeutend, daß es uns völlig einerlei ſein kann, ob Jeruſalem hier gemeint ſei oder nicht. Wir beſchränken uns alſo auf die Bemerkung, daß Jeruſalem ſehr wol gemeint ſein **kann**. Die heutigen Araber kennen gar keinen andern Namen für dieſe Stadt als **el Kodes** oder **el Kuds**, bei den alten Juden hieß ſie ſehr gewöhnlich **Ir Kadosch**; „die heilige Stadt." Jüdiſche Münzen führen die Legende **Jeruschalem Kadosch** „Jeruſalem die Heilige," wie nahe liegt es, daß die Ausſprache der Ausländer daraus Kadytis (*Καδύτις*) machte!

4) Jeruſalem unter den Hasmonäern. Judäa war aus der Gewalt der perſiſchen Könige in die Alexander's des Großen übergegangen und fortan in alle die Händel verwickelt, welche aus der Zerſplitterung des Alexandriniſchen Reichs entſtanden. Die beiden Hauptquellen der Geſchichte dieſer Periode, die Bücher der Makkabäer und die Schriften des Joſephus, erzählen dieſe Begebenheiten bis auf einen Punkt der Hauptſache nach, mit denſelben Umſtänden; allein dieſer Differenzpunkt iſt in topographiſcher Hinſicht von der allergrößten Wichtigkeit. Er betrifft die Burg von Jeruſalem, in welcher die Syromakedonier ſich feſtſetzten und ſich etwa 26 Jahre hindurch behaupteten. Die Bücher der Makkabäer ſuchen dieſe Burg in der Oberſtadt, der Stadt David's, Zijon, und erzählen, daß nur durch Hungersnoth ſie habe bezwungen werden können; als dieſes geglückt, ſei große Freude unter den Juden geweſen, und ihr damaliges Oberhaupt, Simon, habe ſeine Reſidenz fortan in ihr genommen. Joſephus dahingegen behauptet, auf einer in der Unterſtadt belegenen, das Heiligthum beherrſchenden Felſenhöhe (*ἄκρα*) haben die Syromakedonier eine Burg angelegt, dieſe ſei lange vergeblich belagert, endlich auf eine nicht näher bezeichnete Weiſe erobert und nun die Burg nicht allein, ſondern auch der Hügel, auf welchem ſie belegen, mit unſäglicher Mühe abgetragen. Die Kenntniß der Localitäten des alten Jeruſalems ebenſo ſehr als die des Charakters der betreffenden Schriftſteller wird es fördern, wenn wir etwas genauer in die Darſtellung dieſer Gegenſtände eingehen. a) Die Syromakedonier ſetzen ſich in Jeruſalem feſt (1 Makk. 1, 22—55). König Antiochus von Syrien kommt mit einem ſtarken Heere nach Jeruſalem, plündert das Heiligthum (*τὸ ἁγίασμα*) ꝛc. Nach zwei Jahren ſendet er einen ſeiner Gewaltigen, dieſer hauſet noch ärger, ſteckt die Stadt (*πόλιν*) in Brand und zerſtört ihre Mauern ringsumher (*κύκλῳ*), umbaut aber die Stadt David's (*πόλιν Δαυίδ*) mit einer großen und ſtarken Mauer und feſten Thürmen; und ſie ward ihnen (den Syrern) zur Burg (*καὶ ἐγένετο αὐτοῖς εἰς ἄκραν*). Er legt eine Beſatzung hinein, in welcher iſt *ἔθνος ἁμαρτωλόν, ἄνδρες παράνομοι*. Der Raub aus der Stadt, Waffen, Lebensmittel ꝛc. wurden hier in Sicherheit gebracht. Dieſer Platz wurde dem Heiligthume zum Hinterhalt (*ἐγένετο εἰς ἔνεδρον τῷ ἁγιάσματι*). Die Einwohner von Jeruſalem entflohen, die Stadt wurde Wohnplatz der Fremdlinge, das Heiligthum (*τὸ ἁγίασμα*) wurde verlaſſen. Antiochus befiehlt den Juden das väterliche Geſetz aufzugeben; viele ſchließen ſich ihm an. Joſephus (**Arch. XII, 5. §. 4.**) hat daſſelbe, dann: nachdem Antiochus die Mauern der Stadt zerſtört hatte, bebaute er die Akra (*ἄκραν*) in der untern Stadt. Sie (die Akra) war aber hoch und überragte das Heiligthum (*καὶ ὑπερκειμένη τὸ ἱερόν*). Nichtsdeſtoweniger blieben in der Akra auch die Schlechten im Volke, wodurch die Bürger der Stadt viel zu erdulden hatten (*ἔμενον δὲ οὐδὲν ἧττον ἐν τῇ ἄκρᾳ καὶ τοῦ πλήθους οἱ ἀσεβεῖς καὶ πονηροὶ τὸν τρόπον, ὑφ' ὧν πολλὰ καὶ δεινὰ τοὺς πολίτας συνέβη παθεῖν*). Antiochus ſucht den Gottesdienſt der Juden zu unterdrücken. b) Wirkungen dieſer Verhältniſſe (1 Makk. 2, 31 und 3, 45). Als außerhalb Jeruſalem Unruhen entſtehen, zieht die Beſatzung, welche in Jeruſalem, der Stadt David's lag (*δυνάμεις, αἳ ἦσαν ἐν Ἱερουσαλήμ, πόλει Δαυίδ*), aus, um dieſe zu unterdrücken. „In jener Zeit war Jeruſalem unbewohnt wie eine Wüſte, daß keiner ihrer Kinder dort mehr aus- und einging. Das Heiligthum (*τὸ ἁγίασμα*) war zertreten, und Fremdlinge in der Burg (*ἄκρᾳ*)." Joſephus (**Archaeol. XII, 6. §. 2**) ſagt, die Beſatzung ſei in der Burg, in der Oberſtadt (*ἐν τῇ ἀκροπόλει*) geweſen. c) Befreiung und Wiederherſtellung des Heiligthums (1 Makk. 4, 36—61). Indeſſen hatten die Juden unter der Anführung des Judas aus dem Geſchlechte der Makkabäer, die Waffen ergriffen und einige Vortheile erkämpft. Sie

18) Dieſe Bemerkung wird Olshauſen nicht gefallen, welcher (Zur Topographie des alten Jeruſalems S. 2) die Behauptung aufſtellt, zwiſchen der erſten und zweiten Mauer habe „ein Theil der Neuſtadt gelegen," mithin zu Nehemiah's Zeiten überall noch kein Stadttheil. Unten wird es ſich zeigen, daß er Bell. Jud. V, 8. §. 1 misverſtanden hat.

beſchließen das Heiligthum (τὰ ἅγια) in Jeruſalem zu reinigen und zu erneuern. Daher ziehen ſie auf den Berg Sion (εἰς ὄρος Σιών), finden dort alles verwüſtet und verödet. Judas ordnet Männer an, denen in dee Burg (ἐν τῇ ἄκρᾳ) zu wehren, dieweil das Heiligthum (τὰ ἅγια) gereinigt würde. Dieſes Letztere geſchieht. Sie umbauen den Berg Sion (τὸ ὄρος Σιών) rund umher mit hohen Mauern und ſtarken Thürmen, damit die Heiden nicht noch einmal, wie ſchon geſchehen, es zertreten möchten, und zugleich ordnen ſie eine Kriegsmacht (δύναμιν) an, das Heiligthum zu bewahren. Joſephus (Arch. XII, 7. §. 6) erzählt ganz daſſelbe; merkwürdig iſt aber die Darſtellung dieſer Ereigniſſe, wie ſie Joſephus (Bell. Jud. I, 1. §. 4) gibt. Da heißt es: „nach gewonnenem Siege über die Syrer eilte Judas gen Jeruſalem, ſtürzte ſich auf die Beſatzung in der Stadt (ὥρμησεν ἐπὶ τὴν ἐν τῇ πόλει φρουρὰν), und nachdem er ſie aus der obern Stadt (τῆς ἄνω πόλεως) geworfen hatte, trieb er ſie (συνωθεῖ) in die untere Stadt, welcher Stadttheil Akra genannt wied. Dann bemächtigte er ſich des Heiligthums (τοῦ ἱεροῦ), reinigt daſſelbe und ſtellt den Gottesdienſt her. d) Verſuche die feindliche Beſatzung aus der Burg von Jeruſalem zu vertreiden (1 Makk. 6, 18—32). Die in dee Burg (ἄκρα) ſchloſſen die Israeliten vom Heiligthume (τῶν ἁγίων) ab; Judas belagerte deshalb die Burg. Indeſſen ſchlichen ſich einige durch zum Könige und zeigten ihm an, daß die Burg (ἄκρα) in Jeruſalem belagert würde, und das Heiligthum (τὸ ἁγίασμα) von den Juden ſchon befeſtigt ſei. König Antiochus zieht der Burg zu Hilfe, Judas hebt die Belagerung auf (*Jos.* Arch. XII, 9. §. 3). Die Beſatzung der Burg (ἄκρα) und die Überläufer thun den Juden vielen Schaden; denn auf die, welche zum Heiligthume, um zu opfern, eingehen, wirft ſich die Beſatzung und tödtet ſie. Die Burg nämlich beherrſcht das Heiligthum (ἐπέκειτο τῷ ἱερῷ ἡ ἄκρα). Judas greift die Burg mit Maſchinen und Belagerungsdämmen an. Doch ſchleichen ſich einige der Überläuſer durch ꝛc. e) König Antiochus bemächtigt ſich des Heiligthums und zerſtört deſſen Befeſtigungswerke (1 Makk. 6, 47—62). Judas weicht voe der Übermacht des Königs zurück. Dieſer greift das Heiligthum (τὸ ἁγίασμα) an, und belagert es vergedlich längere Zeit. Der Hunger nimmt unter den Belagerten überhand, ſie übergeben unter gewiſſen Bedingungen den befeſtigten Platz (τὸ ὀχύρωμα). Als der König in die Feſtung auf den Berg Sion kommt (εἰςῆλθεν εἰς τὸ ὄρος Σιών) und die Feſtigkeit des Platzes ſieht (εἶδε τὸ ὀχύρωμα τοῦ τόπου), ſo bricht ee das gegebene Verſprechen und befiehlt die Mauern rund umher niederzureißen. Joſephus (Arch. XII, 9. §. 6) hat dieſelbe Erzählung, doch heißt es am Ende: „der König befiehlt die Mauern bis auf den Grund zu zerſtören (καθελεῖν τὸ τεῖχος εἰς ἔδαφος). f) Jeruſalem und der Tempel iſt ohne Feſtungswerke und gehet aus einee Hand in die andere (1 Makk. 7, 33—47. und 9, 52 u. fg.). Der ſyriſche Feldherr Nikanor, von Judas geſchlagen, zieht ſich in die Stadt David's (πόλιν Δαυίδ) zurück, beſucht den Berg Sion (ὄρος Σιών), woſelbſt er mit den Prieſtern verhandelt und Läſterungen gegen das Heiligthum ausſpricht. In einer folgenden Schlacht gegen Johannes kommt er um; Johannes läßt den Kopf des Getödteten in Jeruſalem ausſtellen. Ein neuer ſyriſcher Feldherr, Bachides, beſetzt Jeruſalem, läßt die Burg noch mehr befeſtigen, beſetzt und verproviantirt ſie; auch geht die ſyriſche Partei damit um, die Mauer des innern Hofes im Heiligthume (τὸ τεῖχος τῆς αὐλῆς τῶν ἁγίων τῆς ἐσωτέρας) einzureißen, welches jedoch unterbleibt. (Joſephus Arch. XIII, 1. § 3 hat daſſelde.) g) Jeruſalem und der Tempel iſt in dee Juden Gewalt, aber die Burg können ſie noch immer nicht gewinnen (1 Makk. 10, 10 u. fg. und 11, 20). Jonathan, Haupt der Juden nach dem Tode ſeines Bruders Johannes, kann unter kluger Benutzung günſtiger Umſtände an die Befeſtigung der Stadt und des Tempels Hand anlegen, aber obgleich Demetrius, König von Syrien, ihm verſprochen hat, die Burg ihm einzuräumen, kann er doch nicht zum Beſitze derſelben gelangen. Er macht große Anſtalten, um mit Gewalt ſich der Burg zu bemächtigen. *Jos.* Arch. XIII, 2. §. 1. und 4. §. 9) hat daſſelde, jedoch mit dem Zuſatze, daß die Beſatzung der Angriffe ſpottet, weil ſie ſich auf die Befeſtigung des Platzes (τῇ ὀχυρότητι τοῦ χωρίου) verläßt. h) Große Anſtalten, die Übergade der Burg durch Hunger zu erzwingen (1 Makk. 12, 35. 36). Jonathan veeſammelt die Älteſten des Volks, und es wird beſchloſſen: die Mauern von Jeruſalem zu erhöhen, und eine große Mauer zwiſchen der Burg (ἄκρα) und der Stadt zu erbauen, um jene von der Stadt zu ſcheiden, und von allem Verkehr auszuſchließen (*Jos.* Arch. XIII, 5. §. 11). Jonathan und ſein Bruder Simon rufen das Volk im Heiligthume zuſammen, und beſchließen, die Mauern von Jeruſalem wieder herzuſtellen, ſowie die zerſtörte Ummauerung des Heiligthums, auch mit hohen Thürmen ſie zu befeſtigen; überdies auch noch durch Aufbauung einee andern Mauee mitten durch die Stadt der Beſatzung der Bueg (ἄκρα) den Markt abzuſchneiden. l) Erfolg dieſer Anſtalten, Gedrauch, den die Juden davon machen. Hier findet ſich eine große Differenz zwiſchen den deiden Berichterſtattern (1 Makk. 13, 10. 21—22). α) Jeruſalem wird rund umher befeſtigt. Die Beſatzung der Burg leidet Hungersnoth, und demüht ſich vergeblich Hilſe von Außen zu erhalten. β) (1 Makk. 13, 49. 50). Die Hungersnoth ſteigt in der Burg aufs Höchſte, viele ſterben vor Hunger; ſie übergeben die Feſtung. γ) (1 Makk. 13, 50—52) Simon zieht ein, reinigt die Feſtung. Ein Freudenfeſt wird angeordnet. δ) (1 Makk. 13, 53). Man ſchloß den Berg des Heiligthums dem Berge neden der (oder „um die“) Burg durch eine und dieſelbe Ummauerung an (καὶ προςωχύρωσε τὸ ὄρος τοῦ ἱεροῦ τὸ παρὰ τὴν ἄκραν), ſodaß alſo die Oberſtadt (die um die Burg David's) und dee Beeg des Heiligthums von der Zeit an eine in derſelben Mauee eingeſchloſſene Feſtung bildete — und Simon ſelbſt und die Seinigen wohnten daſelbſt. Es bezieht ſich hierauf noch 14, 37, wo es heißt: „Und er ließ jüdiſche Männer darin wohnen und befeſtigte ſie (die Burg) zum Nutzen dee Gegend (des Landes) und der Stadt.“ Dagegen nun Joſephus α) (Arch. XIII, 6. §. 5) die in der Burg bitten den ſyriſchen Feldherrn, ihnen Proviant zu ſenden. β) Kein Wort von Hungersnoth und

Digitized by Google

daß dieſe die Beſatzung der Burg zur Übergabe gezwungen habe, ſondern nur ganz beiläufig wird erwähnt (**Arch. XIII, 6. §. 6**), was Simon, „nachdem er die Burg in Jeruſalem erobert hatte,“ weiter vorgenommen habe. *γ*) Kein Wort von einem Freudenfeſte wegen dieſer Eroberung, ſondern *δ*) ſtatt deſſen (**Arch. XIII, 6. §. 6**) heißt es: „Nachdem Simon die Burg erobert hatte,“ zerſtörte er ſie von Grund aus, und nachdem er ſolches gethan, ſchien ihm das Zuträglichſte, auch den Berg, auf welchem die Burg belegen geweſen war, zu vernichten, damit das Heiligthum höher ſei. Dem verſammelten Volke ſtellte er vor, wie ſehr ſie von der Beſatzung gelitten hätten und ferner leiden würden, wenn Fremdlinge ſich der Herrſchaft bemächtigen und eine Beſatzung in dieſe Burg legen ſollten.“ Das Volk ging in dieſe Vorſchläge ein „Und alle legten Hand an,“ ſo erzählt Joſephus weiter, „den Berg zu vernichten und weder Tag noch Nacht von der Arbeit raſtend, zerſtörten ſie innerhalb dreier Jahre ihn auf den Grund und ſortan ragte über alle das Heiligthum hervor, über die Burg (*ἄκρα*) und den Berg, auf welchem ſie erbaut geweſen war.“ Des Schleifens der Burg erwähnt Joſephus noch einmal (**Bell. Jud. I, 2. §. 2**) und in der ſchon angeführten Stelle (**Bell. Jud. V, 4. §. 1**) fügt er noch einen Umſtand hinzu, den wir nicht aus den Augen verlieren dürſen. Vormals, ſagt Joſephus, habe es zwiſchen dem Hügel, welcher die untere Stadt trug und dem, worauf das Heiligthum belegen war, eine breite Schlucht gegeben, dieſe ſei von den Hasmonäern, als ſie den zweiten Hügel abtragen ließen, verſchüttet worden. Wir haben nun über dieſe doppelte Erzählung Folgendes zu bemerken: *α*) Der Ausdruck *πόλιν Δαυίδ* findet ſich hier nur im B. der Makkabäer, nicht bei Joſephus. Er bezeichnet niemals die Stadt Jeruſalem im Allgemeinen, ſondern immer nur den ſüdlichſten oder ſüdweſtlichſten Stadttheil, den welchen Joſephus die obere Stadt oder auch den obern Markt (**Bell. Jud. V, 4. §. 1**) nennt. Man ſieht das deutlich aus 1 Makk. **1, 33. 35. 37** und **7, 33. 34.**, wo offenbar von der Stadt David's, im Gegenſatze mit der Stadt im Allgemeinen, die Rede iſt. Zweifelhaft könnte man ſein bei **II, 31.**, wo *ἐν Ἱερουσαλὴμ πόλει Δαυίδ* als Appoſition genommen werden könnte, aber nicht grade genommen zu werden braucht. *β*) Ebenſo findet ſich der Ausdruck *ὄρος Σιών* nur im B. der Makkabäer, und bezeichnet derſelbe hier immer ausſchließlich den Berg, auf welchem das Heiligthum liegt; nirgend wird darunter die Stadt Jeruſalem im Allgemeinen verſtanden. Das tritt deutlich aus den Stellen **IV, 37. 60. VI, 61. 62.** und **VII, 33** hervor. *γ*) Das B. der Makkabäer bedient ſich des Worts *ἄκρα* niemals anders, als wenn es damit eine „Burg“ im Allgemeinen oder „die in Jeruſalem belegene Burg“ (Millo, die Burg David's) bezeichnen will. Den Gebrauch, welchen Joſephus davon macht, indem er einen gewiſſen Stadttheil (der nach ſeiner Darſtellung, einen durch die Schlucht Tyropoion von der Oberſtadt und durch eine breite Schlucht von dem Berge des Heiligthums getrennten Hügel bedeckt, und den er auch wol die „Unterſtadt“ nennt), mit der Benennung *ἄκρα* bezeichnet — dieſen Gebrauch kennen die Bücher der Makkabäer nicht. Man darf daraus ſchließen, daß die Gewohnheit, dieſen Stadttheil *ἄκρα* zu nennen, zu der Zeit, da die Verfaſſer der Bücher der Makkabäer lebten, noch nicht entſtanden war. *δ*) Durch die Wendung 1 Makk. 1; 35. „Und er (der ſyriſche Gewalthaber) bebauete die Stadt David's mit einer großen und ſtarken Mauer und feſten Thürmen, und ſie ward ihnen (den Syrern) zur Burg,“ geben die BB. der Makkabäer zu erkennen, daß ſie die Burg von Jeruſalem nirgends anders geſucht wiſſen wollen, als da, wo ſie von Alters her lag und noch heutzutage liegt (aus dem Grunde, weil die Bildung des Terrains ihr dieſen Platz anweiſt), nämlich auf dem ſüdlichen Hügel und zwar in der nordweſtlichen Ecke deſſelben (ſ. oben). *ε*) Die BB. der Makkabäer haben die Ausdrücke *ἄνω* und *κάτω πόλις* überall nicht. *ζ*) Auf der andern Seite finden ſich in den hier in Betracht kommenden Stellen des Joſephus die Ausdrücke „*πόλις Δαυίδ*“ und „*ὄρος Σιών*“ überall nicht. *η*) Dahingegen bedient ſich Joſephus des Ausdrucks *ἄκρα* in dem doppelten Sinne, daß er damit bald „eine Burg,“ im Allgemeinen und insbeſondere „die Burg in Jeruſalem,“ bald einen beſondern „Stadttheil“ von Jeruſalem bezeichnet, welcher zu ſeiner Zeit die *ἄκρα* benannt wurde. Ja in der Stelle **Archaeol. XII, 5. §. 4** ſpielt er offenbar mit dem Worte „*ἄκρα*“ und läßt ſeine Leſer ungewiß, in welchem Sinne er es genommen wiſſen wolle. Nachdem Antiochus die Stadt verwüſtet hatte, *τὴν ἐν τῇ κάτω πόλει ᾠκοδόμησεν ἄκραν. Ἦν γὰρ ὑψηλὴ καὶ ὑπερκειμένη τὸ ἱερόν. Καὶ διὰ τοῦτ' αὐτὴν ὀχυρώσας τείχεσιν ὑψηλοῖς καὶ πύργοις, φρουρὰν Μακεδονικὴν ἐγκατέστησεν. Ἔμενον δ' οὐδὲν ἧττον ἐν τῇ ἄκρᾳ καὶ τοῦ πλήθους οἱ ἀσεβεῖς καὶ πονηροὶ τὸν τρόπον.* Hier kann der erſte Satz heißen: Er bebaute die Bergſpitze, die Höhe — oder auch: er baute die Burg — in der untern Stadt. (Denn *ἄκρα* heißt die Höhe, Berggipſel ꝛc., aber auch eine Burg). Für das erſte ſpricht der Zuſatz „ſie ſei ſo hoch geweſen und habe das Heiligthum überragt,“ als welches nur von einer Höhe, die ſchon da war, nicht aber von einer Burg, die erſt erbaut werden ſoll, geſagt werden kann. Daß aber Joſephus zugleich auch hier den ganzen Stadttheil, der (nach ihm) Akra genannt wurde, im Sinne hatte, ſcheint aus dem Nachſtehenden zu ſolgen. Er hat erzählt, daß in die neu angelegte Burg eine makedoniſche Beſatzung gelegt ſei, und dieſem ſetzt er hinzu: „Nichtsdeſtoweniger blieben in der Akra auch die gottloſen Menſchen ꝛc.“ Sie blieben — mithin mußten ſie ſchon vorhin dort ſein. Iſt aber unter der „Akra“ nur die enge Citadelle gemeint, wie konnten hier denn außer der ſyriſchen Beſatzung noch ſo viele andere Raum finden?

Wenn nun aber, wie aus den vorſtehenden Bemerkungen deutlich hervorgeht, das erſte Buch der Makkabäer die Burg in einer ganz andern Gegend von Jeruſalem ſucht, als die Schriſten des Joſephus — wer von beiden erzählt hiſtoriſche Wahrheit? Die Beantwortung dieſer Frage darf nicht umgangen werden, denn ſie entſcheidet über mehr als einen Hauptpunkt der Topographie des alten Jeruſalems. Für Joſephus ſcheint zu ſprechen *α*) die Entſtehung der Benennung *ἄκρα* (Akra) für die untere Stadt, die nach ſeiner Verſicherung dieſen Namen

noch fortführte, als es daſelbſt keinen Punkt mehr gab, den man Akra nannte. β) Die Lage der Burg (Akra) unſern des Tempels. In dieſer Nähe konnte man denen, welche den Tempel beſuchen wollten, recht bequem auf dem Nacken ſitzen. Dagegen ſprechen für den Verfaſſer des 1. Buchs der Makkabäer folgende Gründe: α) Wenn er auch kein den Begebenheiten gleichzeitiger Schriftſteller iſt, ſo ſteht er ihnen doch auf jeden Fall näher als Joſephus. β) Wollte eine feindliche Macht einen Waſſenplatz in Jeruſalem haben, eine Citadelle, um die Einwohner in Ordnung zu halten, ſo war dazu am beſten geeignet die obere Stadt, oder, wenn dieſe noch von zu großem Umfange war, die Stelle, wo die alte Burg der Jebuſiter, die alte Burg Millo, die älteſte Königsburg des David, ſchon belegen geweſen war, und wo ſpäterhin die Burg des Herodes, dann in den Kreuzzügen die Burg der Piſaner lag, und wo jetzt noch das Caſtell der Stadt liegt — mit einem Worte, wo der Schlüſſel des Platzes vorzüglich zu einer Zeit, da es noch kein ſchweres Feuergeſchütz gab. Und wenn auch in Nehemiah's Schrift keine Spur vorkommt, daß an dieſer Stelle eine Citadelle aufgebaut wurde, ſo gab es doch gewiß dort mehr als an irgend einer andern Stelle Grundmauern, die zu der neuen Citadelle benutzt weeden konnten. γ) Dagegen wirft man nun ein: eine Citadelle an jener Stelle war den Syrern von geringem Nutzen; ſie beburften einer ſolchen dicht neden dem Heiligthume. Wir fragen: wozu das? Die Syrer hatten ja die Abſicht, das jüdiſche Heiligthum als ſolches zu zerſtören, und ſtatt deſſelben ein beidniſches Heiligthum zu errichten. Das Letztere gelang ihnen nun freilich nur halb, das Erſtere aber deſto mehr. Als Judas ein ſiegreiches Heer der Juden in die heilige Stadt zurückführte, fand er alles zerſtört und verödet, und mußte die Anſtalten des jüdiſchen Gottesdienſtes von vornher wieder herſtellen (ſ. oben). Wozu alſo eine Zwingburg der Syrer zu einer Zeit, da es hier überall nichts zu beaufſichtigen und zu verhindern gab? Mithin verfällt Joſephus in einen directen Widerſpruch mit ſich ſelbſt, wenn er erzählt, die Syrer hätten das jüdiſche Heiligthum zerſtört, und dicht neben demſelben eine feſte Burg aufgebaut, um den Beſuch deſſelben zu verhindern oder zu erſchweren. War das Erſtere geſchehen, ſo war das Andere überflüſſig. War ihnen aber daran gelegen, eine Wiederherſtellung des jüdiſchen Gottesdienſtes an ſeiner uralten Stätte, ſoweit dieſes in ihrer Gewalt ſtand, unmöglich zu machen, ſo mußten ſie ihre Zwingburg oben auf dem Tempelberge anlegen. Das aber hatten ſie nicht gethan; denn als Judas mit einem ſiegreichen Heere ſich auf Jeruſalem ſtürzt, findet er keine Schwierigkeiten, den Tempelberg zu beſetzen und den Tempeldienſt herzuſtellen. δ) Die Beendigung der Sache, wie ſie 1 B. der Makkabäer erzählt, hat ungleich mehr innere Wahrſcheinlichkeit, als die Erzählung des Joſephus. א) Nach beiden Geſchichtsquellen iſt die belagerte Citadelle ſo feſt, daß Gewalt ſie nicht bezwingen kann, man ſucht ſie alſo auszuhungern. ב) Nach 1 B. der Makkabäer wird dieſe Abſicht erreicht; ein ſchrecklicher Mangel zwingt die Beſatzung die Citadelle zu übergeben. Nach Joſephus weiß man nicht, wie nun auf einmal, ohne Weiteres, dieſe ſo unbeſiegbare Feſtung erobert iſt. ג) Nach 1 B. der Makkabäer freut man ſich, daß man endlich die Zwingburg habe, und behält ſie als Waſſenplatz und Zwingburg bei, nach Joſephus wird ſie zerſtört und zwar unter Umſtänden, die zu abenteuerlich ſind, als daß ſie Glauben verdienen könnten. ε) Was aber die Unglaubwürdigkeit, oder beſſer noch, die Unwahrheit dieſer Erzählung des Joſephus in das hellſte Licht ſtellt, iſt, daß Thatſachen, die er, als zu ſeiner Zeit exiſtirend, berichtet, dieſen Geſchichten von Demolirung eines Hügels und einer Burg auf demſelben gradezu widerſprechen. א) Auf der Weſtſeite des Tempels gab es zu Joſephi Zeiten eine Schlucht, welche den Tempelberg von der Stadt trennte; über dieſe Schlucht führte von einem der weſtlichen Thore des Heiligthums eine Brücke, von den drei übrigen weſtlichen Thoren führten Stufen in die Tiefe hinab (Archaeol. XV, 11. §. 5); auch konnte, wovon weiter unten mehre Beiſpiele vorkommen werden, das Heiligthum von der Weſtſeite her nicht angegriffen werden, weil hier eine Schlucht daſſelbe von der Stadt trennte. Und dieſe Schlucht ſollen die Hasmonäer zugeworfen haben, als ſie den jenſeit derſelben befindlichen weſtlichen Hügel demoliren ließen. ב) Nicht im vierten Stadttheile, ſondern getrennt von demſelben durch einen Graben, nicht auf dem dritten Hügel der Stadt, dem Berge des Heiligthums, ſondern nordweſtlich von demſelben, mithin im zweiten Stadttheile, der Unterſtadt, oder wie Joſephus ſich ausdrückt, dem Stadttheile Akra (ἄκρα) war eine Felſenhöhe oder Spitze (ἄκρα) belegen, 50 Ellen über dem Niveau der Fläche (Kuppe) des Hügels erhoben. Die Hasmonäer bebauten dieſen Hügel mit einem befeſtigten Thurm (βάρις), in welchem ſie das hoheprieſterliche Kleid aufbewahrten und zugleich als kirchliche und bürgerliche Oberhäupter der Nation ihren Wohnſitz dicht neben dem Mittelpunkte der kirchlichen und bürgerlichen Veehältniſſe der Nation, den Gebäuden des Heiligthums, nahmen. Dieſes erzählt Joſephus ſelbſt (Arch. XV, 11. §. 4). Und die Hasmonäer ſollten eine andere βάρις, ἄκρα oder ἀκρόπολις, welche auf demſelben Hügel zu demſelben Zwecke, nämlich um das Heiligthum und deſſen Beſucher unausgeſetzt beaufſichtigen zu können, erbaut worden war, zerſtört haben?

Nach allem dieſem müſſen wir die Überzeugung ausſprechen: α) daß die Zwingburg, welche die Syrer beſetzt hielten und von wo aus ſie den ihr Gemeinweſen allmälig wieder herſtellenden Juden ſo beſchwerlich fielen, daß dieſe ſich erſt dann befreiet glaubten, als ſie erobert und von jüdiſchen Gewalthabern beſetzt war, das geweſen ſei, was die Bücher der Makkabäer als ſolches bezeichnen, nämlich die Burg auf dem ſüdlichen Hügel der Stadt, etwa da, wo ſie ſchon zu Zeiten der Jebuſiten exiſtirte und noch heutzutage vorhanden iſt. β) Daß die Syrer in der Unterſtadt überall keine Zwingburg erbauet, und daß die Hasmonäer weder einen Hügel hier abgetragen, noch eine Schlucht ausgefüllt haben (denn die Schlucht exiſtirte noch in großer Tieſe zu Joſephus' Zeiten). γ) Daß vielmehr die Hasmonäer einen Felſenhügel oder eine Felſenſpitze (ἄκρα), welche auf den zweiten Hügel, der die

Digitized by Google

untere Stadt trug, etwa da, wo dieſer von dem Hügel des Heiligthums und dem Hügel Bethesda begrenzt wurde, belegen war, mit einer *βάρις*, *ἄκρα* oder *ἀκρόπολις* (Citadelle) bebaut haben, welche ſpäterhin Herodes zu der Antonia umbaute, und welche zunächſt den Hasmonäern, dann den Herodianern, endlich den Römern diente, das Heiligthum zu überwachen und zu beherrſchen.

Seitdem nun der Mittelpunkt des Nationalgottesdienſtes, der Tempel, und ebenſo die Burg von Jeruſalem unbeſtritten in den Händen eingeborner Gewalthaber war, gewann das jüdiſche Volk gar bald eine gewiſſe Unabhängigkeit, welche nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Verhältniſſe der Hauptſtadt bleiben konnte. Dazu kamen die bedeutenden Geldſummen, welche, gleichwie ſpäterhin aus der römiſch-katholiſchen Chriſtenheit in Rom, ſo aus der über den ganzen damals bekannten Erdboden zerſtreuten Judenſchaft in Jeruſalem zuſammenfloſſen. Dieſe Stadt nahm unter den Hasmonäern ſehr ſichtbar zu an Bevölkerung, an neuen Bauwerken, und beſonders an Vorrichtungen, ſie gegen feindliche Angriffe zu ſchützen. Das Merkwürdigſte iſt jetzt anzuführen.

Um das J. 132 v. Chr. (**Archaeol. XIII, 8. §. 2**). Hyrkanus, derzeitiger Hoherprieſter und Fürſt der Juden, war mit Antiochus Sudetes, König von Syrien, zerfallen; dieſer belagerte ihn mit großer Kriegsmacht in Jeruſalem. Allein die Syrer konnten nichts ausrichten, obgleich gegen die nördliche Mauer, vor welcher ebenes Feld war, 100 dreiſtöckige Belagerungsthürme vorgeſchoben wurden; ſo feſt war die Mauer und ſo tapfer die Gegenwehr. Die Belagerten litten Mangel an Trinkwaſſer, ein heftiger Platzregen half aus dieſer Noth. Antiochus, um jeden Ausfall und jede Verproviantirung derſelben unmöglich zu machen, ſchnitt die Stadt durch einen tiefen und breiten Belagerungsgraben ab. Hyrkanus treibt nun die wehrloſe Menge, welche nur verzehren, abee nicht vertheidigen hilft, aus der Stadt; auch Antiochus will ſie nicht durchlaſſen; ſo muß ſie jämmerlich zwiſchen der Stadt und den ſyriſchen Stellungen umkommen. Endlich vertragen ſich die Fürſten; Antiochus zieht ab gegen Bezahlung von 500 Talenten. Hyrkanus öffnet das Grabmal des Königs David und nimmt 3000 Silbertalente heraus, die er theils zur Bezahlung der Kriegscontribution, theils dazu anwendet, eine Kriegsmacht von fremden Söldnern zu errichten.

Um das J. 63 v. Chr. (**Arch. XIV, 4.** und **Bell. Jud. I, 7**). Zwiſchen den Brüdern Hyrkanus II. und Ariſtobulus iſt Streit über die ſeit einiger Zeit in derſelben Perſon vereinigte Gewalt eines Hohenprieſters und Königs der Juden. Der römiſche Feldherr Pompejus wird aufgefodert den Streit zu entſcheiden; er nimmt für den Hyrkanus Partei, weiß ſich der Perſon des Ariſtobulus zu bemächtigen und zieht gegen Jeruſalem, um Hyrkanus einzuſetzen . Er findet die Stadt, die er vom Ölberge ab betrachtet, ſehr feſt und nur von der Nordſeite her angreifbar. Unterdeſſen beſetzt die Partei des Ariſtobulus den Tempel, bricht die aus demſelben zur Stadt führende Brücke ab, und bereitet alles vor, um eine Belagerung aushalten zu können. Die Partei des Hyrkanus öffnet dem Pompejus die Thore der Stadt und der königlichen Burg. Dieſer findet die der Stadt gegenüberliegende Seite des Heiligthums (die weſtliche) ſo ſchroff, daß er dieſelbe nicht angreifen kann. Indeſſen läßt er die Umgebungen des Heiligthums beſetzen und befeſtigen und das Heiligthum durch eine Belagerungsmauer umgeben. Er lagert ſich mit der Hauptmacht innerhalb der Belagerungsmauer, auf der Nordſeite des Heiligthums, wo daſſelbe angreifbar war. Auch von dieſer Seite zeigte daſſelbe freilich große Feſtungthürme und hatte einen tiefen Graben vor ſich. Mit Mühe errichten gegen dieſe Seite die Römer Angriffsdämme. Sie benutzen dazu beſonders die Sabbathe, indem ſie an ſolchen nur bauen, aber nicht auch die Waffen gebrauchen. Endlich ſind die Dämme ſo weit, daß die Mauerbrecher in Wirkſamkeit geſetzt werden können. Nach dreimonatlicher Belagerung glückt es den Römern den größten Thurm einzuſtürzen, ſie brechen in das Heiligthum und erobern daſſelbe. Pompejus ſelbſt betritt das Allerheiligſte, läßt aber die Schätze deſſelben unberührt; ſetzt den Hyrkanus zum Hohenprieſter ein und ordnet die Angelegenheiten des jüdiſchen Gemeinweſens im Intereſſe der Römer.

Wir fügen einige Bemerkungen hinzu: a) Nichts berechtigt anzunehmen, daß die nördliche Stadtmauer, welche von Antiochus angegriffen wurde, eine andere Linie beſchrieben habe, als die, welche in der Beſchreibung des Joſephus (**Bell. Jud. V, 4. § 2**) die zweite Mauer heißt. b) Von ihrer Feſtigkeit zeugt der Angriff des Antiochus. c) Daß außerhalb der Mauer, ſowol da, wo ſie die eigentliche Stadt, als auch da, wo ſie den Tempel beſchützte, kein beſonderer Stadttheil geweſen, folgt aus dem, was weiterhin vorkommen wird; aber auch unbedeckt ſtehende Wohnungen, neuummauerte Vorſtädte rc., ſcheinen hier nicht geweſen zu ſein, es würde ihrer ſonſt wol Erwähnung geſchehen. d) Das Zuwerfen der Schlucht weſtlich vom Tempel durch die Hasmonäer erſcheint auch hier als eine Fabel. Wenn von der Weſtſeite alles geebnet war, wie kann denn hier von einem ſteilen Aufſteigen des Tempelberges die Rede ſein, welches Pompejus verhinderte, hier anzugreifen? Warum zog er es vor gegen die Nordſeite zu operiren, wo ein tiefer Graben gefüllt werden mußte, ehe man an die Feſtung kommen konnte? e) Bei Belagerung der Stadt durch Antiochus litt dieſe großen Mangel an Trinkwaſſer — bei Belagerung des Tempels, obgleich dieſe drei Monate dauerte, iſt davon keine Spur. Freilich war man vorbereitet — aber wenn auch große Speiſevorräthe, konnte man auch große Waſſervorräthe aufbewahren? Und zwar nicht eine große Menſchenmaſſe (die Partei des Ariſtobulus) in dem Tempel zuſammengedrängt? Faſt ſieht man ſich gezwungen der Vermuthung Raum zu geben, als ſei nicht ſo ganz aus der Luft gegriffen, was die apokryphiſche Schrift des Ariſtäus: **de legis divinae translatione**[19]) von den

19) Abgedruckt im Anhange zu **Opp.** *Joseph.* **edit.** *Haverkamp.* **Tom. II. p. 112**, wo es von den Vorhöfen des Tempelgebäudes heißt: *τὸ δὲ πᾶν ἔδαφος λιθόστρωτον καθέστηκε, καὶ κλίματα πρὸς τοὺς καθήκοντας τόπους ἔχει τῆς τῶν ὑδάτων ἐπιφορᾶς ἕνεκεν, ἣ γίνεται διὰ τὴν σμῆξιν τῶν ἀπὸ τῶν θυ-*

geheimen Waſſerleitungen erzählt, welche dem altjüdiſchen Heiligthume unausgeſetzt den reichlichſten Überfluß zuführten. Die Periode, an deren Ende wir hier ſtehen, war ganz dazu geeignet, dergleichen geheime, ausgedehnte und koſtbare Prieſterwerke auszuführen, und was von den Unternehmungen des Hiskias und von den Salomo zugeſchriebenen verſiegelten Brunnen hiſtoriſch vorliegt, kann nur dazu dienen, ſolchen Vermuthungen größere Wahrſcheinlichkeit zu geben.

5) Jeruſalem unter den Herodianern und den Römern. Verſchönerung und Befeſtigung der Stadt durch Herodes den Großen und Agrippa I.[20]). Seitdem Pompejus Jeruſalem erobert, waren die Römer Herren des jüdiſchen Landes; wer etwas erreichen wollte, konnte dieſes nur durch die Gunſt römiſcher Gewalthaber. Der Idumäer Herodes, ein Mann von ſeltener Verſchlagenheit und Kraft des Charakters, hatte es zu Rom durchgeſetzt, daß man ihn als König von Judäa anerkannte; aber eine Partei war gegen ihn im Lande. Ihren Hauptſitz hatte ſie in Jeruſalem; auch Antigonus, Neffe des unfähigen Hyrkanus II., den man dem Herodes entgegenſtellte, war in jener Stadt. Mit einem zahlreichen Heere, durch mehre römiſche Legionen unter Soſius verſtärkt, zog Herodes gegen Jeruſalem. Die von Pompejus zerſtörten Mauertheile waren ſchon längſt wieder hergeſtellt. Von der Nordſeite des Heiligthums, wo Pompejus angegriffen, griff man auch dieſes Mal an. Die Juden wehren ſich tapfer. Endlich erſteigt man die Mauer. Hier folgt eine Stelle, die nicht unbeachtet bleiben darf. „Die erſte Mauer," ſagt Joſephus, „ward nach 40 Tagen gewonnen, die zweite nach 15 Tagen und einige Säulengänge um das Heiligthum verbrannt. Als nun das äußere Heiligthum und die untere Stadt erobert war, flüchteten die Juden in das innere Heiligthum und die obere Stadt. Dieſe wurde mit Sturm genommen; allenthalben, ſelbſt im Tempel (ἐν τῷ ναῷ) wurde gemordet. Antigonus ſtieg von der Citadelle (dem Fort, der Burg der Hasmonäer) (ἀπὸ τῆς βάρεως) herab und ergab ſich. Hier iſt merkwürdig, daß ſich die Juden noch in „das innere Heiligthum" und in „die obere Stadt" flüchten können, als ſchon zwei Mauern erobert ſind. Es ſcheint alſo außer den Vertheidigungswerken der obern Stadt und des innern Heiligthums noch zwei Mauern gegeben zu haben. Daß dieſes nicht die beiden Mauern ſind, die Bell. Jud. V, 4. §. 2 die zweite und dritte Mauer genannt werden, liegt am Tage, da eben nach jener Stelle die dritte Mauer über 40 Jahre ſpäter durch Agrippa I. erbaut worden iſt. Nach unſerem Dafürhalten liegt hier nichts weiter vor, als ein neuer Beweis des Mangels der Präciſion in den Ausdrücken, welcher ſich beim Joſephus ſo oft findet. Vielleicht iſt damit als erſte Mauer die der untern Stadt, und als zweite Mauer die des äußern Heiligthums gemeint.

Nachdem nun Herodes die unbeſtrittene Herrſchaft von Judäa gewonnen hatte, ging ſeine eifrigſte Bemühung dahin, in derſelben ſich recht feſtzuſetzen. Zu dieſem Zwecke befeſtigte er die Hauptpunkte von Jeruſalem, ſodaß er dieſe Stadt ganz und gar in ſeiner Gewalt hatte, und empfahl ſich der Nation durch den herrlichen Umbau des Nationalheiligthums auf dem Tempelberge. Schon die Hasmonäer hatten dieſe Arbeiten zum Theil angefangen; ſie hatten einen Palaſt gegen das öſtliche Ende des Zijon (der Oberſtadt) erbaut, ſie hatten eine ἄκρα (Felſenhöhe) in der Unterſtadt mit einer βάρις (Caſtell) bebaut, auch für die weitere Befeſtigung und Ausſchmückung des Heiligthums hatten ſie einiges vorgerichtet. Alles dieſes vollendete Herodes in größerm Maßſtabe.

Die Königsburg. Daß ſie den nördlichſten oder nordweſtlichſten Theil des Berges Zijon oder der obern Stadt (des „obern Markts" nach Joſephus' Ausdruck) eingenommen habe, iſt ausgemacht; aber über die Figur, welche ihr Umfang beſchrieb, in welcher Richtung ihre größere Ausdehnung zu ſuchen ſei ꝛc., läßt ſich nichts ermitteln; daher auch keine Zeichnung von ihr entwerfen. Nur läßt ſich aus dem, was ſie alles einſchloß, auf einen nicht unbedeutenden Umfang ſchließen und über einige ihrer Endpunkte und Begrenzungsſeiten Einiges herausbringen. Der nördliche, richtiger nordöſtliche, Theil der Mauer, welcher an der gegen N. O. gerichteten Kante des Zijons über der Schlucht Tyropoion gelegen war, bildete zugleich die Grenzmauer der Herodianiſchen Königsburg (Bell. Jud. V, 4. §. 3 u. 4). In dieſem Theile ſtanden die Thürme Hippikus, Phaſaelis und Mariamne (μ ν ο), ſodaß der erſtere den nordweſtlichſten, der letztere den ſüdöſtlichſten Endpunkt der Königsburg bildete[21]). Der Thurm Hippikus war viereckig, hatte 25 Ellen Länge und Breite, und war bis auf 30 Ellen Höhe durchaus aus ungeheuern Quadern aufgebaut. Über dieſen Felſenbau erhoben ſich noch verſchiedene zu Wohnungen, zu Behältern für das aufzufangende Regenwaſſer und zur Vertheidigung eingerichtete, aus Holz verfertigte Baulichkeiten auf die Höhe von 50 Ellen, ſodaß die ganze Höhe des Thurms 80 Ellen betrug. Der hierauf folgende Thurm Phaſaelis ſcheint der eigentliche Mittelpunkt der ganzen Feſtung geweſen zu ſein, wie aus mehren Ereigniſſen folgt. Sein, gleich dem des Hippikus, maſſiver Unterbau betrug 40 Ellen in der Länge, Breite und Höhe, und über demſelben waren gleichfalls ähnliche Vorrichtungen, wie bei dem Hippikus aus Holz erbaut, 50 Ellen hoch, ſodaß dieſes Thurmes ganze Höhe 90 Ellen betrug. Der letzte Thurm nach Südoſt, Mariamne, hatte einen maſſiven Unterbau von 20 Ellen in der Länge, Breite und Höhe, und über dieſem einen prächtigen, hölzernen Aufbau von 35 Ellen.

σιῶν αἱμάτων· πολλαὶ γὰρ μυριάδες κτηνῶν προςάγοντο κατὰ τὰς τῶν ἑορτῶν ἡμέρας. Ὕδατος γὰρ ἀνέκλειπτός ἐστι σύστασις, ὡς ἂν δὲ πηγῆς ἔσωθεν πολυῤῥύτου φυσικῶς ἐπιῤῥεούσης. Ἔτι δὲ θαυμασίων δὲ ἀδιηγήτων ὑποδοχείων ὑπαρχόντων ὑπὸ γῆν, καθὼς ἀπέφαινον, πέντε σταδίων κυκλόθεν τῆς κατὰ τὸ ἱερὸν καταβολῆς — — — Εἶναι δὲ πυκνὰ τὰ στόματα πρὸς τὴν βάσιν, ἀοράτως ἔχοντα τοῖς πᾶσι, πλὴν αὐτοῖς, οἷς ἐστι λειτουργία.

20) ſ. hier beſonders den Grundriß des alten Jeruſalems auf Tab. II.

21) Nach dem Riſſe, welchen Olshauſen ſeiner Schrift: Zur Topographie des alten Jeruſalems, beigegeben hat, hatten dieſe Thürme und dieſe Mauer ebenes Feld vor und hinter ſich.

Digitized by Google

Die Steinmaſſen (πέτρα) waren 20 Ellen lang, 10 breit und 5 Ellen hoch [22]). Daß ſich dieſe Königsburg keineswegs bis an das öſtliche Ende der Oberſtadt (des Berges Zion), der ſüdweſtlichen Ecke des Heiligthums (des Berges Morija) gegenüber erſtreckt habe, folgt aus dem Umſtande, daß hier noch der alte, von Agrippa II. ſpäterhin erweiterte Palaſt der Hasmonäer, der Palaſt der Berenice, das Rathhaus, das Archiv, und der, wie es ſcheint, ſehr geräumige Xyſtus (λ) folgten, und dann erſt die Brücke, welche zum Heiligthume hinüberführte. Der Thurm Hippikus aber ſcheint nur die äußerſte ſcharfe Ecke der Burg gegen Nordweſt (oder richtiger gegen Nord) gebildet zu haben, ſodaß die Burg nicht weiter gegen Süden an der weſtlichen Stadtmauer fortlief, ſondern hier vielleicht eine beſondere innere Ummauerung hatte. Auch iſt es wahrſcheinlich, daß er auf keinen Fall ſüdlicher, als die jetzige Burg der Piſaner (c) zu ſuchen iſt, wahrſcheinlich mehr gen Norden. Ob das Thor, durch welches oder neben welchem (καθ' ἣν) die für den Thurm Hippikus beſtimmte Waſſerleitung ging (Bell. Jud. V, 7. §. 3), ſüdlich vom Hippikus, d. h. in der weſtlichen Mauer, oder öſtlich von derſelben, d. h. in der Mauer, welche an der Schlucht Tyropoion belegen war, iſt nicht wol auszumitteln. Dieſe Waſſerleitung war aber gewiß bedeutend, da ſie ohne Zweifel nicht blos den Thurm Hippikus, ſondern überhaupt die Herodianiſche Königsburg, in der es viele Waſſerwerke gab, verſorgte. In welchen Verhältniſſen ſie zu den erwähnten Waſſerleitungen ſtand, läßt ſich nicht ausmitteln, doch läßt ſich vermuthen, daß ſie zu den verſteckten gehörte, da die Römer im entgegengeſetzten Falle gewiß nicht ermangelt haben würden, ſie abzuſchneiden. Wenn die Königsburg alles das wirklich enthielt, was Joſephus derſelben zuſchreibt, — große Säle, eine Unzahl von Gemächern, ſich durchkreuzende Hallen, freie Plätze mit abwechſelndem Gebüſche und Baumgängen, breite Kanäle und Waſſerbecken ꝛc., ſo muß ſie einen bedeutenden Umfang gehabt haben. Sie war nach allen Seiten hin, alſo auch gegen die übrigen Theile der Oberſtadt, mit einer Mauer von 30 Ellen Höhe umgeben, in welcher noch beſondere Feſtungsthürme ſtanden.

Der Feſtungsthurm Pſephina (π). Man muß freilich zweifelhaft ſein, ob Herodes denſelben erbauet, da er in der dritten, von Agrippa I. erbauten, Mauer ſtand, in welcher er die nordweſtlichſte Ecke bildete. Allein der Zuſammenhang, in welchem Joſephus ſeiner erwähnt (Bell. Jud. V, 4. §. 3), läßt vermuthen, daß ſchon Herodes ihn anlegte. Iſt dieſes der Fall, ſo könnte man ihn, um in der Sprache der neuern Kriegskunſt zu reden, ein detaſchirtes Fort nennen, das Herodes erbaute und an welches Agrippa I. die neuerbaute Mauer anlehnte, ſodaß er nun dasjenige der ganzen Stadt wurde, was vormals der Thurm Hippikus der Altſtadt war, der mit beſonderer Sorgfalt befeſtigte nordweſtliche Eckpunkt. Wahrſcheinlich iſt er durchaus maſſiv geweſen. Er war achteckig, mithin zum Alleinſtehen und zur Vertheidigung nach allen Seiten hin aufs Paßlichſte eingerichtet, 70 Ellen (= 88 Fuß) hoch, und man hatte von ihm eine weite Ausſicht. Bei unſerer ſo ſehr mangelhaften Kenntniß des Details der Örtlichkeiten im Norden und Nordoſten des heutigen Jeruſalems läßt ſich unmöglich näher angeben, auf welchem der dort befindlichen Felſenhügel er geſtanden haben mag.

Die Burg Antonia. Daß dieſelbe aus dem befeſtigten Thurme (βάρις), welchen die Hasmonäer auf einem Felſengipfel (ἄκρα) anlegten, entſtanden iſt, haben wir ſchon bemerkt. Sie lag nordweſtlich unfern der Ecke des Heiligthums [23]) (Bell. Jud. II, 15. §. 6. V. 5. §. 8. VI, 2. §. 9) auf einem Felſen, der ſich auf 50 Ellen über das Niveau der Flachebene erhob. Dieſen hatte Herodes mit glatten Steinplatten ſchräg belegen laſſen, dann folgte eine drei Ellen hohe Mauer, hierauf die eigentliche Feſtungsmauer 40 Ellen hoch. Dieſe bildete ein Viereck, wie es ſcheint von etwa 300 Fuß jede Seite. Das Innere war zu einer ebenſo feſten als bequemen Wohnung des Gewalthabers zugerichtet. An den vier Ecken ſtanden Thürme, drei von 50 Ellen Höhe, der in der Südoſtecke, alſo gegen das Heiligthum gerichtete, hatte 70 Ellen Höhe und überſah und beherrſchte daſſelbe. Dort hing ſie mit den Säulengängen des Heiligthums zuſammen, auf deren platte Dächer Treppen hinabführten. Von der Neuſtadt (Bezetha) war ſie durch einen tiefen Graben getrennt [24]) (Bell. Jud. V. 4. §. 2). Auch hatte der König ſich einen verborgenen unterirdiſchen Gang von der Antonia zu dem innern Heiligthume und zwar zu dem öſtlichen Thore deſſelben, machen laſſen, über welchem ein befeſtigter Thurm erbaut war, um darüber wachen zu können, wenn das dort verſammelte Volk mit Empörungen gegen den König umgehen ſollte (Arch. XV, 11. §. 7) [25]).

Das Heiligthum. Die beiden Hauptſtellen, welche hier in Betracht kommen, ſind Bell. Jud. V, 5 und Archaeol. XV, 11. Zuerſt ſind die ungeheuern Grundmauern

22) Ein Pröbchen der Aufſchneiderei des Joſephus. Wenn wirklich die einzelnen Felſenmaſſen, aus denen der Thurm Mariamne erbaut war, die angegebene Größe hatten, ſo bildeten je zwei dieſer Steine neben einander gelegt, das Ganze des Thurms, und der ganze Thurm beſtand aus acht Stücken ſolcher Steine, im Innern aber war überall kein Raum. Ein jeder dieſer Steine enthielt aber ungefähr 1900 Cubikfuß, und wog mehr als etwa ebenſo viel Centner!

23) Einen Beweis der Ungenauigkeit des Joſephus dürfen wir nicht mit Stillſchweigen übergehen. Während man gar nicht daran zweifeln kann, nach alle dem Detail, was über die Verhältniſſe der Lage der Antonia zu dem Heiligthume erzählt wird, daß dieſe vor der nordweſtlichen Ecke derſelben gelegen habe, ſagt Joſephus (Arch. XV, 11. §. 4), wo er die Lage derſelben ex professo beſchreibt, ſie habe gelegen auf der nördlichen Seite (κατὰ τὴν βόρειον πλευράν) des Heiligthums. 24) Was auf der öſtlichen, ſüdlichen und weſtlichen Seite der Antonia geweſen, wird nicht erzählt, doch mag ſie auch da Gräben vor ſich gehabt haben, namentlich mag ihre ſüdliche Fronte gegen die Länge der Schlucht, welche den Tempelberg von der Unterſtadt trennte, gerichtet geweſen ſein. 25) Indeſſen muß es doch ſchon lange vor Herodes einen ſolchen verborgenen Durchgang vom Tempel nach der Baris gegeben haben, weil Antigonus, der im Tempel war, um für ſeinen in der Baris krank liegenden Bruder Ariſtobulus zu beten, ſich vom Tempel durch einen dunkeln Gang zu dem Kranken begab (Bell. Jud. II, 3. §. 3. 4. Arch. XIII, 11. §. 2).

zu bemerken. Was Joſephus darüber ſagt, iſt confus und übertrieben, das erſte beſonders dadurch, daß er die Zeiten zwiſchen einander durchwirft. Nach ihm reichte, als man zuerſt das Heiligthum auf dem Felſenhügel Morija errichtete, die Kuppe deſſelben kaum hin, Tempel und Altar zu umfaſſen [26]). Aber ſchon Salomo umſchloß dieſe mit einer beſondern Mauer (ἀπετείχιζεν ἄνωθεν τὰ περὶ τὴν ἄκραν Arch. XV. 11. §. 3), wahrſcheinlich um durch Ausfüllungen und Abtragungen einen geebneten Platz um Tempel und Altar zu gewinnen. Dann baute er von der Wurzel des Felſenhügels, wo denſelben eine tiefe Schlucht umgibt (ὑπὸ τῆς ῥίζης ἀρχόμενος, ἣν βαθεῖα περιθεῖ φάραγξ), eine gewaltige Mauer auf, deren Conſtruction in der citirten Stelle beſchrieben wird, und ebnete auch den durch die Böſchungsmauer gewonnenen Platz auf dieſelbe Weiſe, ſodaß ſchon damals auf dem Hügel ein äußeres Heiligthum, und auf einer etwas erhöhten Terraſſe ein inneres Heiligthum, welches Altar und Tempelgebäude enthielt, gebildet werden konnte. Undeutlich iſt, was Joſephus über die Seite ſagt, auf welcher zuerſt ſolche Werke angelegt wurden. Archaeol. XV, 11. §. 3 heißt es: ἣν βαθεῖα περιθεῖ φάραγξ κατὰ λίβα (gegen Südweſt) [27]). Dieſes paßt inſofern ſehr gut, als die ſüdweſtliche Seite des Morija der öſtlichen, oder, wenn man will, nordöſtlichen Ecke des Zijon gegenüber liegt und man gewiß vor allem darauf bedacht geweſen iſt, dieſe beiden Hügel in bequeme Verbindung mit einander zu bringen. Allein es paßt wiederum nicht wol, als in der Folge, und namentlich zu Joſephus' Zeiten der Eingang in das innere Tempelgebäude von Oſten war. Dieſer Umſtand ſpricht für die Erklärung in derſelben Stelle (Arch. XV, 11. §. 3), woſelbſt die öſtliche Wand des Felſenhügels als beſonders ſchroff beſchrieben, und dann Bell. Jud. V, 5. §. 1 ſogar geſagt wird, daß Salomo die öſtliche Seite des Felſens mit einer ſolchen Böſchungsmauer verſehen und auf dieſe dann einen Säulengang (στοὰ) geſetzt habe, während nach allen übrigen Seiten hin das eigentliche Tempelgebäude (ναὸς) freigeſtanden und von andern Gebäuden nicht umgeben geweſen ſei (γυμνὸς ἦν). Wir erlauben uns dabei zu bemerken, daß höchſt wahrſcheinlich Salomo überall keine Säulengänge erbaut habe, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man zu jener Zeit ſolche Bauwerke überall noch nicht kannte. Was dann ferner von den Arbeiten des Volks an Erweiterung des Heiligthums geſagt wird, iſt ſo verworren und verſchlungen mit dem, was dem Herodes zugeſchrieben wird, daß wir dieſen Knoten unaufgelöſt zu laſſen für das Angemeſſenſte erachten, und nur, was als zu Joſephus' Zeiten vorhanden beſchrieben wird, darzuſtellen verſuchen. An einigen Stellen ſcheint eine dreifache Mauer das Heiligthum umgeben zu haben (Τειχίσαντες ἐκ ῥίζης τριχῆ κύκλῳ τὸν λόφον, Bell. Jud. V, 5. §. 1). Die unterſte, theils um der zweiten durch die vorliegende Terraſſe, die ſie ſchützte, eine größere Feſtigkeit zu geben, theils aber auch um als Grundmauer zu der Fortſetzung der Befeſtigungswerke, welche um die Quellen, Teiche, Gärten ꝛc. in den ſüdöſtlichen Thälern neben Jeruſalem zu beſchützen, vorgerichtet waren, zu dienen. Die zweite iſt wahrſcheinlich die ſogenannte große Mauer (μεγάλου τείχους, Archaeol. XV, 11. §. 3), mit Recht ſogenannt, ihrer Höhe und Stärke wegen. Von dieſer ſagt Joſephus aus, daß, wo ſie am niedrigſten war, ſie 300 jüd. Ellen (= etwa 375 Fuß) gemeſſen habe. Das iſt offenbar übertrieben und muß nach den Beobachtungen neuerer Reiſenden gewiß auf die Hälfte reducirt werden [28]). Auf dieſe Mauer geht, wenn Joſephus (Bell. Jud. V, 5. §. 1) ſagt: nicht allenthalben zeige ſich die ganze Tiefe der Grundmauern, und hinzuſetzt: ἐπὶ πολὺ γὰρ ἔχωσαν τὰς φάραγγας, ἀνισοῦν βουλόμενοι τοὺς στενωποὺς τοῦ ἄστεως. Man hat dabei aber keineswegs an eine Ausfüllung einer der hier in Betracht kommenden Hauptſchluchten zu denken, ſondern an die Terraſſen, die man an ihren Seiten errichtete, um deſto mehr Raum für Anlagen von Wohnungen ꝛc. zu gewinnen. Hier gab es der στενωποί gewiß genug. Unter der dritten Mauer ſcheint die Grundlage derjenigen verſtanden zu werden, welche den höhern innern Raum des Heiligthums, welchen nur Juden betreten durften, umgab. Doch liegt die Sache ſehr im Dunkel. Dies ſei genug von den Grundmauern. Was nun die Gebäude des Heiligthums betrifft, wie ſie ſich auf der Kuppe des Morija zur Zeit des Joſephus zeigten, ſo ſehen wir uns hier darauf beſchränkt, nur eine Überſicht zu geben, wegen des Details aber auf den Artikel „Tempel, jüdiſcher“ zu verweiſen. Die geebnete obere Fläche des Morija bildete ein Quadrat von je einem Stadium = 600 Fuß jede Seite. Dieſes Quadrat war mit einer ſtarken Mauer umzogen, welche die erſte äußerſte Vertheidigungslinie des Heiligthums bildete. Innerhalb dieſes Quadrats war ein zweites kleineres, um mehre Stufen über das größere erhaben, und auf der Höhe deſſelben eine drei Ellen hohe Mauer, welche die Abſcherung bildete, über welche hinaus Nichtjuden dem Heiligthume ſich nicht nähern durften. Auf dieſer alſo gebildeten Plateform ſtand nun ein drittes Viereck, aus hohen ſtarken Mauern beſtehend, welches die zweite innere Vertheidigungslinie des Heiligthums bildete. Nach Weſten ſcheint dieſe Mauer unmitttelbar auf den Grenzen der Plateform, mithin auf der Abſcherungsmauer, geſtanden zu haben. Innerhalb dieſes Quadrats befand ſich endlich noch ein viertes, gleichfalls um mehre Stufen über der zweiten Plateform erhobenes Viereck. Dieſes begriff den Platz, welchen nur Prieſter und Leviten betreten durften. Auf der weſtlichen Seite deſſelben

26) Iſt dieſes gegründet, ſo muß ein uralter Glaube an die Heiligkeit dieſer Örtlichkeit unter den Israeliten geherrſcht haben, wie wären ſie ſonſt dazu gekommen, den engen Raum der Kuppe dieſes Felſenhügels zu ihrem Heiligthume zu wählen? 27) Die Mauer an der Weſtſeite des Morija nach Süden hin iſt 60 Fuß hoch, und die untern neun Reihen beſtehen aus Steinen von 3½ Fuß Höhe.

28) Niebuhr (Reiſen. 3. Th. S. 142) ſchätzt die Höhe des Tempelberges über den Kedron auf höchſtens 50 Fuß. Allein er ſagt ausdrücklich, daß dieſes nur aus der Erinnerung geſchehe. Daher möchten wir doch mehr Glauben den Barometermeſſungen Schubert's beimeſſen, welcher die Höhe des Tempelberges über den Kedron au 141 Fuß angibt.

Digitized by Google

ſtand das eigentliche Tempelgebäude, und zwar, wie es ſcheint, hart am weſtlichen Ende desſelben, ſodaß daſſelbe unmittelbar auf der zweiten, dritten und vierten Mauer ruhete. Das Tempelgebäude (*ναός*) war 100 jüdiſche Ellen (= etwa 120 Fuß) hoch, ebenſo lang und 60 Ellen breit; ſeine Länge erſtreckte ſich von Weſten nach Oſten. In Oſten war der Haupteingang, die nach Oſten gerichtete Seite hatte aber zwei Flügel (*ὦμοι*, Schultern nennt ſie Joſephus), jede zu 20 Ellen, ſodaß auch die Fronte 100 Ellen betrug. Im Oſten des Tempelgebäudes, auf der höchſten, nur den Prieſtern zugänglichen Plateform, ſtand der Brandaltar. Die erſte äußerſte Vertheidigungslinie des Heiligthums hatte nur nach der Weſtſeite vier Thore [29]), nach den übrigen Seiten war ſie geſchloſſen [30]). Von den vier Thoren führte das ſüdlichſte vermittels einer Brücke nach dem Xyſtus und über denſelben zu der Oberſtadt und der Königsburg, die zwei folgenden, wahrſcheinlich durch Stufen, hinab in die Tiefe der Schlucht, welche den zweiten Hügel von dem Tempelberge trennte, und alſo in die ſüdlichen Vorſtädte, welche die Abſätze der Berge Zijon und Morija und die Thäler an ihren ſüdöſtlichen Füßen füllten, das vierte, nördlichſte, zu dem Theile der Altſtadt, welcher zwiſchen der erſten und zweiten Mauer lag, und welcher nach Joſephus (wahrſcheinlich in Beziehung auf die *βάρις*) auch wol *ἄκρα* genannt wurde. Die Weſt-, ſowie die Nordſeite dieſer Vertheidigungslinie beſtand aus ſehr ſtarken und hohen Mauern; die Thore waren beſonders befeſtigt. Nach Oſten und Süden hingegen ſcheint nur eine niedrige, auf der hohen Böſchungsmauer angebrachte Mauer die äußerſte Grenze des Heiligthums bezeichnet zu haben; hier war ja, der tiefen Schluchten wegen, welche von dieſen Seiten den Tempelberg umgaben, kein Angriff möglich. Im Innern dieſer erſten Ringmauer liefen Säulengänge, oben mit platten Dächern bedeckt. Die Säulengänge auf der Nord- und Weſtſeite lehnten ſich unmittelbar an die äußerſte Ringmauer an, ſodaß ſie nach Außen hin geſchloſſen, nach Innen hin aber offen waren; die nach Süden und Oſten waren nach beiden Seiten offen und nach Außen nur mit einer niedern Mauer (Balluſtrade, Bruſtwehr) zum Schutz der hier ſich Aufhaltenden umgeben. Der Säulengang nach Süden war dreifach, alle übrigen einfach. Die platten Dächer waren (gleich Wall- oder Mauergängen) zur Vertheidigung eingerichtet; doch ſind wir nicht im Klaren, ob ſie ein zuſammenhangendes Ganze bildeten oder durch Quermauern ꝛc. abgeſchieden waren, ferner, wie und an welchen Stellen der Ausgang auf dieſe Dächer vorgerichtet war ꝛc. Von der Antonia ab führten nach den Dächern des nördlichen und des weſtlichen Säulenganges beſondere Zugänge, ſodaß die Beſatzung jener Citadelle jeden Augenblick dieſe Dächer beſetzen und von da aus die Zugänge und die Vorhöfe des Heiligthums überſehen und beherrſchen konnte. In dieſen Säulengängen oder an dieſelben gelehnt waren noch andere Gebäude und Gemächer angebracht, unter denen ſogenannte *ἐξέδραι* waren, deren Conſtruction und Beſtimmung wir nicht hinlänglich kennen, und über deren Verhältniſſe und Verbindungen befriedigende Nachrichten nicht vorliegen. Zwiſchen dieſen äußerſten Ringmauern des Heiligthums und den an ſie gelehnten Baulichkeiten auf der einen und der zweiten Ummauerung auf der andern Seite waren offene Höfe, wie es ſcheint durch verſchiedene in die Quere laufende Abſcherungen, über deren Verhältniſſe gleichfalls aber deutliche Nachrichten nicht vorliegen, von einander getrennt. Die zweite oder innere Vertheidigungslinie des Heiligthums hatte, wie die erſte, hohe und ſtarke Mauern und war mit nach Innen zu offenen Säulengängen bekleidet [31]), die, wie die der erſten Ummauerung, zur Vertheidigung eingerichtete platte Dächer hatten. Durch dieſelben führten neun Thore, von Norden und Süden je vier, und von Oſten eins. Dies öſtliche Thor, ſowie die beiden öſtlichſten auf der Süd- und auf der Nordſeite führten nicht unmittelbar in den innern Tempel, ſondern zunächſt in den Vorhof der Weiber, ſodaß dieſer alſo drei Zugänge hatte, von Norden, Oſten und Süden [32]). Aus dieſem aber führte ein Thor in den innern Hof des Tempels, ſodaß in dieſen ſieben Thore ſich öffneten. Außer den Säulengängen und den Höfen, welche dieſe einſchloſſen, gab es hier aber noch mehre, zu kirchlichen Zwecken beſtimmte Gebäude, über deren Verhältniſſe ſich indeſſen ebenſo wenig Beſtimmtes nachweiſen läßt. Feſt und koſtbar war das Ganze gearbeitet, aus ungeheuern Quadern von Marmor die Mauern, mit Silber- und Goldblech überzogen die Thore und die Seiten des innern Tempels ꝛc. Vorzüglich zeichneten ſich durch ihre Schwere aus die Flügel des öſtlichen Hauptthores, das Thor Nikanor's genannt; ſie waren aus Erz gegoſſen und 20 Menſchen mußten ihre Kräfte vereinigen, um es zu öffnen oder zu ſchließen (**Bell. Jud. VI, 5. §. 3**). Mit Ausſchluß dieſes Thors beſtanden die Flügel der übrigen Thore aus Holz mit Silber- oder Goldblech überzogen, ebenſo waren die Fußböden im Tempel und die innern Seiten der Wände mit Getäfel von Holz überzogen, und die platten Dächer der Säulengänge wie der übrigen Gemächer ruhten auf Balkenlagen, woraus ſich denn die Möglichkeit, ſolche Gebäude durch Brand zu zerſtören, leicht erklärt. Von der Schönheit der Baumaterialien und der Pracht der Ausſchmückungen des Heiligthums, weiß Joſephus

29) Archaeol. XV, 11. §. 5 ab init. 30) Die Worte in der ebenangeführten Stelle „*εἶχε μὲν καὶ αὐτὸ πύλας κατὰ μέσον*“ geht auf die Thore, welche aus den Vorhöfen in das innere Heiligthum führten, nicht, wie Olshauſen (Zur Topogr. S. 29) will, auf Thore, die aus dem Säulengange nach Süden in die ſchauerliche Tiefe hinabführten.

31) Mithin war auf der Weſt-, Nord- und Oſtſeite des Tempels je ein Säulengang an der äußern und ein anderer an der innern Ummauerung, der an der innern um wenigſtens 14 Stufen höher ſtehend. In dieſem Sinne ſpricht Bell. Jud. V, 5. §. 2 von *διπλαῖς στοαῖς*. Auf der Südſeite war aber eine vierfache Säulenhalle, eine einfache im innern Heiligthume und eine dreifache an der äußern Ummauerung derſelben. 32) Nach Oſten war alſo im innern Tempel eine Abtheilung mehr, und alſo auch eine doppelte Scheidungsmauer, ebendeshalb alſo auch zwei Säulengänge. Hierauf bezieht ſich das *κατὰ μὲν ἔσω ῥάχιν ἰσομήκη τῷ τείχει στοὰν ἔχων διπλῆν*. Archaeol. XV, 11. §. 3 sub fin.

Digitized by Google

nicht genug zu rühmen. Die Beweiſe für die Richtigkeit der gegebenen Überſicht wird die folgende Darſtellung der letzten Belagerung Jeruſalems durch die Römer geben.

Daß aber in der voeſtehenden Beſchreibung des durch Heeodes vorgenommenen Umbaues des Tempels Joſephus nicht ſowol dasjenige darſtellt, was dieſer König vollendet, ſondern wie zu ſeiner, des Hiſtorikers Zeit, kurz vor der Zerſtörung der Stadt, die Gegenſtände geſtaltet geweſen, — davon findet ſich in dem, was er ſelbſt (Archaeol. XX, 9. §. 7) erzählt, ein recht auffallender Beweis. Hier wird geſagt, daß damals, etwa 70 Jahre nach der Zeit, da König Herodes den Neubau des Heiligthums begonnen, dieſer erſt vollendet geweſen ſei, jedoch auch dieſes nur mit Ausnahme des öſtlichen Säulenganges. Dies war — ſo heißt es hier — der Säulengang des äußern Heiligthums (*Ἦν δὲ ἡ στοὰ τοῦ ἔξωθεν ἱεροῦ*), welche über einer tiefen Schlucht lag (*κειμένη ἐν φάραγγι βαθείῃ*) und eine Mauer von 400 Ellen (zur Grundlage) hatte, die aus weißen Quaderſteinen erbaut war. Dieſe Stelle iſt nicht blos der ſchon erwähnten Umſtände wegen merkwürdig, ſondern auch deshalb, theils weil ſie, da an der Identität dieſer Mauer und dieſes Säulengangs und der in der früher erwähnten Stelle beſchriebenen nicht gezweifelt werden kann, beweiſt, daß auf dieſer Grundmauer nicht ein doppelter, ſondern nur ein einfacher Säulengang errichtet wae, theils, weil man daraus erſieht, wie es gemeint iſt, wenn von dem Vorhandenſein ſo unverwüſtlicher Werke des Salomo geſprochen wird. Das Volk wendete ſich nämlich an König Ageippa II. mit dem Wunſche, daß die 18,000 Arbeiter, welche bis dahin am Tempelbau beſchäftigt waren, nicht abgelohnt, ſondern daß die Tempelſchätze fortdauernd zu dieſen großen Bauten verwendet wüeden, damit ſie nicht die Habſucht der Römer zu Gewaltthätigkeiten veeleiteten. Aber Agrippa II. verweigert die Ausführung wegen des großen Aufwandes an Zeit und Geld, den dieſer Bau erfodern würde. Hatte es überall einigen Sinn, an einen ſolchen Bau zu denken, falls der dem Salomo zugeſchriebene Unterbau aus ſo ungeheuern unverwüſtlichen Felſenmaſſen beſtand, als Joſephus anderwärts ihm zuſchreibt? Liegt nicht auch hier ein Pröbchen der Aufſchneiderei des Joſephus vor? Wozu ſo koſtbare und weitausſehende Reparaturen, wenn die Grundmauern ſo feſt, ſo unverwüſtlich feſt waren, als Joſephus ſie beſchreibt?

Der Vater des ebengedachten Königs, König Agrippa I., hatte die Mauern von Jeruſalem, welche die Neuſtadt angingen, auf öffentliche Koſten aufzubauen unternommen, und er würde ſie gegen jede menſchliche Macht unüberwindlich gemacht haben, wenn nicht Kaiſer Claudius, der aufrühriſche Abſichten darunter vermuthete, ihm befohlen hätte, von dieſem Baue abzuſtehen. So Joſephus (Archaeol. XIX, 7. §. 2), woſelbſt zugleich von dieſem Baue, als von einer keineswegs ganz neuen, um die bisher unbefeſtigt geweſene Neuſtadt angelegten Vertheidigungslinie, ſondern nur als von einer Verſtäekung der ſchon beſtehenden Feſtungsweeke geredet wird. Denn es heißt hier: er habe die Mauern theils breiter (dickee), theils höher gemacht (*τῇ μὲν εὐρύνων εἰς πλάτος, τῇ δὲ εἰς ὕψος ἐξαίρων*). Daß damit die andere Stelle (Bell. Jud. V, 4. §. 2), wo von dieſer Anlage als einee durchaus neuen die Rede iſt, im geraden Widerſpeuche ſtehe, liegt vor Augen.

Endlich müſſen wir noch eines Baues des jüngern Agrippa gedenken. Er baute ein ſehr großes Haus (*οἴκημα*) in der königlichen Burg zu Jeruſalem an dem Xyſtus. Dieſe von den Hasmonäern begründete Burg lag hoch und gewähete eine ſchöne Ausſicht über die Stadt; der König ſah vom Speiſeſaale aus, was im Heiligthume vorging. Dies aber nahmen die Juden ſehr übel, da das väterliche Geſetz unterſagt, daß Fremde, was im Heiligthum vorgeht, beobachten. Sie errichteten alſo eine hohe Mauer, über der auf der Weſtſeite des innern Heiligthums belegenen Exedra. Hierduech wurde nicht nur dem Könige die Ausſicht abgeſchnitten, ſondern auch den Römern, wenn ſie auf den äußerlichen weſtlichen Säulengängen zur Feſtzeit Wachtpoſten ausgeſtellt hatten. Alſo wollen Agrippa II. und der römiſche Statthalter, daß die Mauer niedergeriſſen werde, Kaiſer Nero aber erlaubt auf die Verwendung ſeiner Gemahlin, daß ſie bleibe (Archaeol. XX, 8. §. 11). Die relativen Höhenveehältniſſe des Palaſtes Agrippa's II., des Xyſtus, des äußern Säulenganges, dee innern Ummauerung des Heiligthums und ſelbſt der Höſe deſſelben gehen aus dieſer Erzählung hervor; ſowie ſie beweiſt, daß der Palaſt der Hasmonäer dem Tempelberge gen Weſten gelegen hat.

6) Belagerung, Eeoberung und Zerſtörung der Stadt durch die Römer unter Titus. Die Räubereien, die Geauſamkeiten, der Übermuth der Römer hatten die Juden zur Verzweiflung gebracht, beſonders ſeitdem dieſes Land in die Hände des niederträchtigen Geſſius Florus gegeben war. Vergeblich hatte König Agrippa den Ausbruch der Unruhen zu verhindern geſucht, als ee ſah, daß er nichts ausrichten werde, die unglückliche Stadt verlaſſen (Bell. Jud. II, 17. §. 1). In einer am Thore Nikanor's gehaltenen Volksverſammlung verſuchen die Vornehmen vergeblich das Volk zur Ruhe zu ſtimmen (II, 17. §. 3). Die Partei dee Vornehmen, mit den Hohenprieſtern, den Soldaten des Königs und den wenigen Römern beſetzen die obere Stadt; die untere Stadt (Akra) und das Heiligthum iſt in den Händen dee Aufrührer (II, 17. §. 5). Dieſe, durch Siccarier verſtäekt, drängen die Vornehmen aus dem nächſtgelegenen (öſtlichen) Theil dee Obeeſtadt, verbrennen die Paläſte des Hohenprieſters Ananias, des Agrippa und der Berenice, und das Archiv mit den Schuld-Uekunden. Die Vornehmen verſtecken ſich theils in unterirdiſche Gänge, theils ſchließen ſie ſich mit den römiſchen und den königlichen Truppen in der königlichen Burg des Herodes ein (II, 17. §. 6). Die Aufrührer ſtürmen jetzt die ſchwach beſetzte und ſchlecht vertheidigte Antonia, nehmen nach zwei Tagen ſie ein, ſtecken ſie in Brand und ermorden alles, was in derſelben iſt (II, 17. §. 7). Hierauf greiſen ſie die königliche Bueg an. Nachdem ſie Verſtärkung und Kriegsmaſchinen bekommen haben, glückt es ihnen, einen Thurm dee Burg einzuſtürzen; aber hinter demſelben iſt eine neue Mauer. Unteehandlungen werden gepflogen, den königlichen Truppen und den jüdiſchen

Digitized by Google

Vornehmen freier Abzug bewilligt, den Römern aber nicht. Die Römer verlaſſen die Caſerne in der Burg und ziehen ſich in die Thürme Hippikus, Phaſaelis und Mariamne zurück. Aber auch da immer härter bedrängt, übergeben ſie gegen freien Abzug dieſe Feſtungen. Aber es wird ihnen nicht Wort gehalten; als ſie herausgekommen und entwaffnet ſind, werden ſie ſämmtlich ermordet (II, 17. §. 8—10).

Indeſſen dringt Ceſtius mit einem römiſchen Heere heran, und als er die Stadt angreifen will, verläßt die jüdiſche Kriegsmacht die äußerſte Mauer, zieht ſich in die innere Stadt und den Tempel zurück. Ceſtius dringt in die Stadt ein und verbrennt Bezetha und die Neuſtadt [33]) und den Holzmarkt; als er auch gegen die obere Stadt kam, lagerte er ſich der königlichen Burg gegenüber [34]). Hätte er dieſe ſogleich ernſtlich angegriffen, ſo würde er ſie wahrſcheinlich gewonnen haben; aber er zögert und macht einige Tage darauf einen Angriff auf die Nordſeite des Heiligthums. Die Juden wehren ſich tapfer von den Dächern der Säulengänge aus; doch machen die Römer Fortſchritte [35]), als Ceſtius ſich unerwartet zurückzieht, wahrſcheinlich durch wenig ehrenvolle Urſachen dazu bewogen (II, 19. §. 4—6). Auf dem fernern Rückzuge aus Judäa, da die Juden, welchen der Muth gewachſen iſt, ihn hart verfolgen, erleidet er noch bedeutende Verluſte (II, 19. §. 9). In Jeruſalem ſtellt man dann die beſchädigten Mauern wieder her und rüſtet alles zum heftigſten Widerſtande (II, 22. §. 2).

Ebenſo rüſten die Römer eine bedeutende Macht gegen Judäa; Veſpaſian führt ſie, erobert Galiläa, iſt im Begriff gegen Jeruſalem zu ziehen, als er zum Imperator ausgerufen wird und auf Rom geht, um das Reich in Beſitz zu nehmen (III. und IV.).

Unter der Zeit ſammeln ſich die verwegenſten, räuberiſchen und fanatiſchen Menſchen in Jeruſalem und wiſſen ſich dort der Herrſchaft zu bemächtigen. Sie nennen ſich die Eiferer für das Geſetz (Zeloten), halten das Heiligthum beſetzt, treiben aber den ärgſten Muthwillen, rauben, morden in der ganzen Stadt (IV, 3. §. 4. 5). Allgemeiner Mismuth und Unwillen der Bürger von Jeruſalem, welche der Hoheprieſter Ananus vereinigt, um dem Frevel der Zeloten durch Gewalt Grenzen zu ſetzen (IV, 3. §, 7—11). Während dieſes in einer Volksverſammlung (wahrſcheinlich auf dem Xyſtus) berathen wird, ſtürzen die Zeloten bewaffnet zwiſchen das Volk, und es entſteht ein erbittertes Gefecht, welches ſich immer mehr zu Gunſten der Bürger wendet. Die Zeloten weichen in das Heiligthum zurück, verlieren die erſte Ummauerung, deren Säulengänge Ananus beſetzt, und ſehen ſich genöthigt die Thore der innern Ummauerung zu ſchließen. Ananus wagt nicht (aus übertriebener Religioſität) das ungeheiligte Volk gegen dieſe zu führen, begnügt ſich daher, die äußere Ummauerung und deren Dächer beſetzt zu halten, zu deren Bewachung ein regelmäßiger Dienſt angeordnet wird (IV, 3. §. 12). Dies gibt den Zeloten Zeit, einen Haufen von Idumäern zu Hilfe zu rufen und heimlich in die Stadt und den innern Tempel zu führen [36]) (IV, 4. §. 1—7). Die Wachen ſind eingeſchlafen, die Zeloten durch die Idumäer verſtärkt, überfallen und ermorden ſie, brechen in die Stadt, erfüllen alles mit Mord (auch Ananus kommt um) und hauſen wieder als Herren der Stadt (IV, 5. §. 1. 2). Auch die Idumäer ziehen wieder ab (IV, 6. §. 1). Johannes, Anführer der Zeloten, wüthet ohne Schranken, man ruft gegen ihn Simon, Gioras Sohn, zu Hilfe (IV, 9. §. 11). Johannes wird in das Heiligthum eingeſchloſſen. Die höhere Lage deſſelben gibt ihm bedeutendes Übergewicht; doch verſtärkt er ſeine Stellung noch durch vier Thürme, von denen der eine an der nordöſtlichen Ecke, der andere über dem Xyſtus, der dritte über der Ecke, ſo der untern Stadt gegenüberliegt, der letztere aber über dem Giebel der Gewänderhalle errichtet wird [37]) (IV, 9. §. 12). So waren zwei Parteien in Jeruſalem, welche ſich aufs Erbittertſte bekämpften; ja einige Zeit hindurch eine dritte, indem ein Theil der Zeloten unter der Anführung des Eleazarus ſich von Johannes trennte und des innern Heiligthums ſich bemächtigte (V, 1. §. 2—5), während Johannes ſich faſt auf die äußere Ummauerung des Heiligthums beſchränkt ſah, die er deshalb aufs Beſte zu befeſtigen ſuchte (V, 1. §. 5).

Unterdeſſen rückt Titus mit drei Legionen und vielen Hilfsvölkern durch das Samaritaniſche (von Norden her) gegen Jeruſalem, lagert ſich drei Viertel Meile von demſelben. Von da recognoſcirt er die Stadt mit 600 Reitern. So lange er gradezu auf der ſanft ſich ſenkenden Heerſtraße gegen ſie reitet, zeigt ſich Niemand vor den Thoren; als er aber nach der Nordweſtecke gegen den Thurm Pſephina zwiſchen den Gärten abbeugt, ſtürzt eine Unzahl von Juden aus dem Thore zwiſchen den Frauenthürmen, dem Grabmale der Helena gegenüber, hervor und bringt Titus in große Gefahr. Der Schauplatz iſt öſtlich von Pſephina (V, 2. §. 1).

33) Merkwürdig iſt, daß Bezetha und die Neuſtadt unterſchieden werden, da ſie doch eins und daſſelbe ſind. Oder bezeichnete man mit dem Namen Bezetha die Wohnungen, welche an dem Hügel der Neuſtadt lagen? 34) Alſo wahrſcheinlich in dem Winkel, welchen neben dem Hippikus die älteſte Mauer in Süden, die zweite Mauer in Oſten und die dritte Mauer, welche Ceſtius ſchon in ſeiner Gewalt hatte, in Weſten, bildete, und in welchem das Thor Gennath lag. 35) Sehr ungenau und oberflächlich iſt die Beſchreibung, welche Joſephus von dem Angriffe der Römer auf die Nordſeite des Heiligthums gibt. Der wichtigſte Moment bei demſelben, die Frage: wer die Antonia in Beſitz hatte, ob die Juden oder die Römer? wird mit Stillſchweigen übergangen, und doch iſt das Thor des Tempels, deſſen hier Erwähnung geſchieht, ohne Zweifel kein anderes, als dasjenige, was aus der Antonia in denſelben führte. Ebenſo lautet die Erzählung, wie wenn auf der Nordſeite des Heiligthums kein Graben geweſen wäre, der doch nach allen übrigen Erzählungen hier grade das Heiligthum von der Neuſtadt trennte.

36) Ebenſo ungenau iſt dieſe Erzählung. Man weiß es nicht, wie es den Zeloten möglich war, ohne bemerkt zu werden, das Heiligthum zu verlaſſen, zu den Stadtthoren zu gelangen, dieſe zu öffnen und die Idumäer herein durch die Stadt zu führen ꝛc. 37) Es iſt zu bedauern, daß wir über die Lage derſelben nichts wiſſen.

Digitized by Google

In der Nacht zieht Titus die drei Legionen heran, lagert ſich an dem Orte Σκοπός (die Warte) genannt, von wo man die Stadt und den Tempel überſieht, ſieben Stadien (= c. 4200 F.) von der äußerſten Mauer. Zugleich erſcheint von Jericho anrückend die zehnte Legion, lagert ſich am Ölberge, ſechs Stadien (= 3600 F.) von der Stadt, durch die Schlucht Kedron von derſelben getrennt (V, 2. §. 3).

In der Stadt vertragen ſich die Parteien, welche wieder auf zwei reducirt ſind, an deren Spitze Simon und Johannes ſtehen. Simon hatte inne: die obere Stadt und die große Mauer (die neueſte, ſtärkſte, welche die Bezetha umgab) bis zum Kedron, von der älteſten Mauer aber, was von dem Siloah ſich gen Oſten wendet und bis zu dem Palaſte des Monobazes hinabgeht; auch die Quelle hatte er inne, und die Akra, das aber war die untere Stadt, und die Stadttheile bis zum Palaſte der Helena, der Mutter des Monobazes. Johannes hatte inne: das Heiligthum und einen bedeutenden Theil der Umgebungen deſſelben, auch die Ophla und die Schlucht des Kedron [38]). (V, 6. §. 1.) Sie machen einen Ausfall auf die mit dem Bau ihres nach Römerweiſe zu verſchanzenden Lagers beſchäftigte zehnte Legion. Heftiges Gefecht, das lange Zeit hinund her ſchwankt, zuletzt aber doch damit endigt, daß die Juden in die Stadt getrieben werden (V, 2. §. 4) [39]).

Titus läßt den geſammten Raum vom Skopus bis zum Grabmale des Herodes, welches an den ſogenannten Schlangenteich ſtößt [40]), in der Abſicht raſiren und ebenen, um den Angriff auf die Stadt zu erleichtern. Während man damit beſchäftigt iſt, necken einige aus dem Thore zwiſchen den Frauenthürmen hervorgekommene Juden die Arbeiter und locken ſie zwiſchen dieſe Thürme, werfen ſich dann durch andere, die aus dem Thore herausbrechen, verſtärkt über die Römer, und verfolgen die Fliehenden mit Pfeilſchüſſen bis zum Grabmale der Helena [41]) (V, 3. §. 2. 3). Titus lagert ſich nun in zwei Abtheilungen, mit der einen gegen die Ecke der Mauer dem Thurm Pſephinus, mit der andern dem Thurme Hippikus gegenüber, zwei Stadien (= 1200 Fuß) vor der Mauer (V, 3. §. 5).

Der Angriff hat große Schwierigkeiten. Den tiefen Schluchten gegenüber war nirgends anzukommen [42]), und an den übrigen Stellen ſcheint die vordere (neueſte, dritte) Mauer zu ſtark. Endlich beſchloß Titus dem Grabmale des Hohenprieſters Johannes gegenüber anzugreifen, weil die Ummauerung hier niedriger (vielleicht noch nicht einmal vollendet) war, auch hier die dritte (vorderſte, neueſte) Mauer mit der zweiten nicht zuſammenhing (V, 6. §. 2) [43]).

Es koſtet viele Mühe und die heftigſten Kämpfe, die Angriffsdämme zu vollenden und die Mauerbrecher vorzubringen; auch machen die Juden häufige Ausfälle, beſonders einen ſehr gefährlichen aus einer verborgenen Pforte neben dem Thurme Hippikus. Endlich wird eine Breſche in die Mauer gelegt, wie es ſcheint, nicht weit nördlich von dem Hippikus. Die Juden verlaſſen die ganze vordere Mauer und ziehen auf die zweite ſich zurück, während ſtürmende Römer durch die Breſche dringen, die Thore dem Heere öffnen, und ſo die ganze Neuſtadt beſetzen, dieſe in Brand ſtecken, und einen Theil der Mauer niederreißen (V, 7. §. 1. 2).

Titus griff jetzt den mittlern Thurm der zweiten Mauer an, es war nicht nöthig Angriffsdämme vorzurichten; denn hier war kein Graben oder Schlucht vor der Mauer, und man konnte ſogleich den Mauerbrecher vorbringen. Am fünſten Tage nach der Eroberung der erſten Mauer war ſchon eine Breſche in die zweite Mauer gelegt und dieſe zugänglich. Als die Juden die Mauer verlaſſen, dringt Titus mit einer auserleſenen Schar ein, verſäumt es aber, die Breſche zu erweitern und die Thore zu öffnen. So ermannen ſich die Juden, greifen die in die Stadt eingedrungenen Römer an, einige von den engen Gäßchen, andere von den Dächern aus, noch andere von der Außenſeite der Mauer, indem ſie aus den höhergele-

38) Dieſe Beſchreibung gibt einige Winke über die Topographie des alten Jeruſalems, die man nicht überſehen darf. In oder über der Schlucht des Kedron muß es Feſtungswerke gegeben haben, deren Beſitz von Wichtigkeit war, ſonſt würde es hier von Simon nicht heißen, daß er die große Mauer bis zum Kedron, und von Johannes, daß er dieſe Schlucht, d. h. die Feſtungswerke in derſelben, beſetzt gehabt habe. Wenn es ferner von Simon heißt: er habe von der älteſten Mauer inne gehabt, was von dem Siloah ſich gen Oſten wendet, und was bis zu dem Palaſt des Monobazes hinabgeht, ſo dürfte daraus folgen, daß dieſer Palaſt niedriger gelegen habe, als der Siloah, alſo in den ſüdlich von Jeruſalem befindlichen Thälern, wohin alſo auch die älteſte Mauer reichte. Damit wird dann zugleich modificirt, was Joſephus an andern Stellen ſagt, nämlich daß dieſe nur da gelegen habe, wo ſchroffe Thäler vor ihr waren; ſie iſt alſo auch in den Thälern geweſen. Und was iſt das, daß Simon den Siloah und die Quelle inne hatte? Iſt zuerſt nur von der Richtung der Mauer und hier von der Quelle ſelbſt die Rede? Und wo lagen die Stadttheile, die bis zum Palaſte der Helena, der Mutter des Monobazes, reichten? Weder in der obern noch in der untern Stadt (Akra), denn ſonſt würden ſie hier nicht auf die vorkommende Weiſe erwähnt werden. Die Ophla aber ſcheint in der Tieſe der Thäler, in der Nähe des Kedron geſucht werden zu müſſen. 39) Wir haben Alles, was von den Umſtänden dieſes Gefechts erzählt wird, einer wiederholten ſorgfältigen Erwägung unterzogen, hoffend, irgend etwas zu finden, was über die Ummauerung der Stadt in der Schlucht Kedron (oder hart über derſelben) Licht geben könnte, aber vergebens! 40) Aus dem Nachfolgenden geht hervor, daß Titus den nördlichen Theil der weſtlichen Stadtmauer angegriffen habe. Hier umher muß alſo das Grabmal des Herodes und der Schlangenteich gelegen haben. Ein τοῦ Ἡρώδου μνημεῖον kommt noch einmal vor (V, 12. §. 2), gibt aber wenig Aufklärung. Unter dem „Schlangenteiche" könnte vielleicht, der Lage nach, der untere Gihonteich (4) gemeint ſein; gewiß ſteht dieſe Benennung aber mit dem des Drachen- (oder Schlangen-) Brunnens nicht in Beziehung.

41) Mithin hatte die Mauer hier eingehende Winkel, in deren einem das Thor, und ausſpringende, an deren Spitze die Frauenthürme ſtanden; das Denkmal der Helena aber lag außerhalb der Stadt in der Richtung von den Frauenthürmen auf die Örtlichkeit Skopos. 42) Hier iſt wol die Stelle vor dem jetzigen Bethlehemsthor (e) gemeint, wo die Schlucht ſchon tief und ſteil zu werden beginnt. 43) Ein verfehlter Gedanke! Die dritte Mauer hing überall nirgendswo mit der zweiten zuſammen, und war die dritte Mauer einmal erobert, ſo konnte man ja auf jeden Fall an die nordweſtliche Erſtreckung der erſten Mauer neben dem Hippikus und dem Thore Gennath gelangen!

genen Thoren ſtürzen, wodurch die Römer auf der eben eroberten Mauer abgeſchnitten zu werden fürchten, alſo von den Thürmen herab und in ihr Lager zurückeilen. Mit Mühe und nicht ohne Verluſt ziehen die eingedrungenen Römer ſich zurück (V, 7. §. 8. VI, 8. §. 1)[44]. Nun ſtürmte Titus von Neuem drei Tage lang die zweite Mauer und am vierten gewann er ſie. Sogleich zerſtörte er den nördlichen Theil derſelben und beſetzte die ſüdlichen Thürme[45]) (V, 8. §. 2).

Titus griff nun die Antonia an, um den Tempel und die dritte (älteſte) Mauer in der Gegend des Denkmals des Hohenprieſters um die obere Stadt zu nehmen (V, 9. §. 2). Binnen 17 Tagen waren vier Hauptangriffsdämme errichtet. Einer gegen die Antonia von der fünften Legion, mitten durch den Teich Struthia, ein anderer etwa 20 Ellen weit davon entfernt, von der 12. Legion aufgeführt — die 10. Legion, welche weiter davon entfernt war, führte ihre Arbeit durch den Teich Amygdalon gegen die Nordſeite (der älteſten Mauer?), 30 Ellen davon entfernt die 15. Legion gegen das Denkmal des Hohenprieſters (V, 11. §. 4). Die Juden zerſtören die Werke der Römer gegen die Antonia durch Unterminirung, wodurch dieſe zuſammenſtürzen, die übrigen in einem glücklichen Ausfalle, an deſſen Ende ſie aber ſich in die Stadt zurückziehen müſſen (V, 11. §. 4. 5).

Indeſſen nahm die Hungersnoth in der Stadt immer mehr überhand. Man ſuchte ſich dadurch zu helfen, theils, daß viele aus der Stadt zu entkommen, theils, daß heimliche Streifparteien Lebensmittel aufzuſammeln und einzubringen ſuchen. Um beides gänzlich abzuſchneiden, beſchließt Titus die Stadt mit einer Einſchließungsmauer zu umgeben. Dieſe wird erbaut und beträgt 39 Stadien (40 St. = einer geogr. Meile). Sie beginnt von dem Platze, wo Titus lagerte (und welcher von Alters her den Namen des aſſyriſchen Lagers führte), zog ſich von da (gen Oſten) durch die untere Neuſtadt ἐπὶ τὴν κατωτέρω Καινόπολιν) und den Kedron an (ἐπὶ) den Ölberg bis (ἄχρι) zu dem ſogenannten Taubenfelſen (welcher alſo am Ölberge liegt) und dem ihm nahen Hügel, welcher über der Siloahſchlucht liegt. Von da wendete ſie ſich gegen Abend und ſenkte ſich in die ſogenannte Quellenſchlucht hinab. Aus dieſer ſtieg ſie aufwärts gegen das Denkmal des Hohenprieſters Ananus, und indem ſie den Berg umfaßte, woſelbſt Pompejus gelagert hatte, wendete ſie ſich wieder gen Norden und fortſchreitend bis zu einem Orte, welcher Erbſenhaus genannt wird und nach dieſem das Denkmal des Herodes nach Oſten zu umgehend, erreichte ſie das römiſche Lager, von welchem ſie ausgegangen war (V, 12. §. 2)[46].

Die Hungersnoth ſteigt in Jeruſalem immer höher, zugleich beginnt Titus einen neuen Angriff. Er concentrirt dieſen auf die Antonia, gegen welche er vier Angriffsdämme errichtet (V. 12. §. 3. 4). Endlich gelingt es, eine Breſche in die Antonia zu legen, aber als man ſtürmen will, findet ſich hinter der umgeſtürzten Mauer eine neue (VI, 1. §. 3. 4). Nach wiederholtem vergeblichem Stürmen wird die Antonia erſtiegen (VI, 1. §. 5—7). Heſ-

---

44) Die Stelle, woſelbſt Titus die Breſche anlegte und den Sturm verſuchte, beſchreibt Joſephus (V, 8. §. 1) ſo: καθὸ καὶ τῆς καινῆς πόλεως ἐριοπώλιά τε ἦν καὶ χαλκεῖα, καὶ ἱματίων ἀγορά; — πρὸς δὲ τὸ τεῖχος πλάγιοι κατέτεινον οἱ στενωποί. Hieraus hat denn Olshauſen (Zur Topographie, S. 23) den Schluß gemacht, „es haben alle die hier genannten Localitäten auf der Südſeite der zweiten Mauer gelegen." Dabei iſt überſehen, daß jede Feſtungsmauer zwei Seiten hat, eine äußere und eine innere. Titus griff die zweite Mauer von Außen, von der ſchon eroberten Neuſtadt an, und wählte dazu den freien Platz in der Neuſtadt, um welchen her der Bazar der Wollhändler, der Schmiede und der Kleiderkrämer lag; hier brauchte er nicht erſt Häuſer zu demoliren, ſondern hatte freien Raum, ſeine Mauerbrecher ſogleich anzubringen, und ſo wurde auch die ganze Arbeit in fünf Tagen vollendet. Als nun aber die Breſche praktikabel ſchien, ſo verſuchte er den Sturm, gerieth aber zwiſchen die engen Quergäßchen der Altſtadt, und, da er es verſäumte, durch Demolirung der Gebäude ſich hier ſogleich freien Platz zu machen, in große Gefahr. Unter den höher gelegenen Thoren ſind wahrſcheinlich das Thor Gennath oder auch die Thore der Antonia zu verſtehen. 45) Der Ausdruck „die ſüdlichſten Thürme" könnte auffallen. Denn da die zweite Mauer ſich im Süden an die erſte (älteſte) und, wenn man will, auch an die Antonia lehnte, ſo gab es in derſelben eigentlich keine ſüdlichen Thürme, denn der ſüdliche Theil der Unterſtadt war durch die erſte (älteſte) Mauer umſchloſſen. Allein, wie wir ſchon vorhin bemerkt haben, iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß die zweite Mauer in ihrer Mitte ſehr weit gen Norden vorſprang oder ausbog, und dann konnte man allerdings von ihren beiden Flügeln, beſonders von dem, der auf der Weſtſeite, etwa in der Gegend des Thores Gennath, ſich an die alte Mauer lehnte, als von dem ſüdlichen Theile dieſer Mauer, und von den daſelbſt befindlichen Thürmen, als von ſüdlichen Thürmen ſprechen.

46) Die Siloahſchlucht iſt ohne Zweifel der ſüdliche oder ſüdöſtliche Theil der Käſemacherſchlucht, indem die Quelle in dieſer hervorbricht, der Hügel aber, welcher über ihr liegt, einer der ſüdlichen Ausläufer des Ölbergs. Unter der Quellenſchlucht glauben wir die Stelle in den Jeruſalem nach Süden umgebenden Schluchten verſtehen zu müſſen, woſelbſt ſich der Ablauf der beiden am Fuße der Hügel von Jeruſalem belegenen Quellen (δ und ε), ſowie der Ablauf der am obern Ende der weſtlichen Schlucht entſpringenden ſogenannten Gihonquelle, vereinigen, verſtehen zu müſſen. Das ſcheint deutlich, aber dieſe Stelle bietet noch andere Schwierigkeiten dar. Die Richtung der Umſchließungsmauer im Allgemeinen iſt nicht zu verkennen. Bis zum Kedron geht die Mauer nach Oſten, das heißt, umfaßt den mittlern und öſtlichen Theil der Nordſeite der Stadt, hierauf geht ſie bis zu dem Hügel über dem Siloahthale nach Süden, das heißt, umfaßt die Oſtſeite der Stadt, dann wendet ſie ſich nach Weſten, das heißt, umfaßt die Südſeite der Stadt. Nun aber einige Schwierigkeiten: α) Was gehört in die Richtung der Mauer, ſo lange ſie nach Weſten geht, das heiße, die Südſeite der Stadt umfaßt? Gehört dazu das: „aus dieſer (d. h. aus der Quellenſchlucht) ſtieg ſie aufwärts gegen das Denkmal?" Dann würde das Denkmal als in der ſüdweſtlichſten Ecke der Ummauerung belegen, gedacht werden müſſen. Und ſpricht irgend etwas für dieſe Annahme? β) Wie iſt das: „indem ſie den Berg umfaßte" — — „wendet ſie ſich wieder nach Norden" — zu nehmen? Welche Richtung hatte ſie denn vorher, ehe ſie ſich „wieder nach Norden" wandte? War ihre Richtung noch immer eine weſtliche geweſen? Dann würde ja das Denkmal des Hohenprieſters Ananus nicht allein, ſondern ſogar das Lager des Pompejus auf der ſüdweſtlichen Seite Jeruſalems zu ſuchen ſein! Das widerſpricht aber allem, was wir davon wiſſen! Es müſſen hier Unrichtigkeiten in den Anſichten oder im Ausdrucke obwalten, welche? wagen wir nicht zu entſcheiden. Auch noch eine andere Frage iſt nicht zu überſehen, die: wozu es von der Nordſeite einer Einſchließungsmauer bedurfte, da hier ja das ganze Heer der Römer ſtand und ſchon an und für ſich ſelbſt eine Einſchließung bildete.

Digitized by Google

tiges Gefecht zwiſchen der Antonia und dem Tempel, in deſſen äußerſte Vorhöfe man dringt; endlich ziehen die Römer ſich in die Antonia, die Juden in den Tempel zurück (V. 1. §. 7. 8).

Titus ließ nun die Antonia ſo weit niederreißen, als nothwendig war, um dem geordneten Heere einen leichten Zugang zu den Angriffen auf das Heiligthum zu verſchaffen. Nach vergeblichen Unterhandlungen wurde dieſer gegen die nordweſtlichſte Ecke des Heiligthums eröffnet. Man fing an vier große Angriffsdämme zu erbauen — einen der innern, gegen Nordweſt gelegenen Ecke des Heiligthums gegenüber — den andern gegen die nördliche Exedra, welche zwiſchen den beiden Thoren iſt — noch einen gegen den weſtlichen Säulengang des äußern Heiligthums — den letzten von Außen her gegen den nördlichen [47]). Die Juden hatten den nördlichen und den weſtlichen Säulengang, welche mit der Antonia zuſammenhingen, abgebrannt, hierauf riſſen ſie dieſelben auf 20 Ellen weit nieder. In dem heftigen Kampfe um dieſe erſte Ummauerung des Heiligthums wird die nördliche und die weſtliche Seite derſelben faſt gänzlich zerſtört (VI. 2. §. 9 bis 3. §. 2) [48]). Nachdem nun endlich die Dämme zweier Legionen vollendet waren, läßt Titus den Mauerbrecher gegen die weſtliche Exedra des innern Heiligthums in Thätigkeit ſetzen [49]). Nach ſechstägiger ununterbrochener Arbeit iſt noch nichts ausgerichtet, die Mauern ſind hier zu ſtark. Zu gleicher Zeit arbeitet man daran, die Grundmauer der Schwelle an dem nördlichen Thore [50]) zu zerſtören, aber vergebens — ebenſo werden diejenigen, welche die Dächer der Säulengänge vermittels Sturmleitern zu erſteigen verſuchen, von deren Vertheidigern zurückgeſchlagen (VI, 4. §. 1). Titus befiehlt nun die Thorflügel in Brand zu ſetzen. Dieſes gelingt, der Brand greift langſam um ſich und die nächſten Säulengänge werden in Feuer geſetzt; die Juden thun nichts, um das Umſichgreifen deſſelben zu hemmen. Alſo befiehlt Titus zu löſchen und zugleich einen Weg durch die Ruinen zu bahnen. Während die Römer mit beiden beſchäftigt ſind, bricht eine Schar Juden durch das öſtliche Thor hervor und macht einen wüthenden Anfall auf die Aufſtellung der Römer im äußern Heiligthume [51]). Es entſteht ein heftiges Gefecht, erſt als die Römer Verſtärkung erhalten, werden die Juden in das innere Heiligthum zurückgeworfen (VI, 4. §. 4).

Kaum hat die Verſtärkung ſich zurückgezogen, ſo machen die Juden einen neuen Anfall auf die Löſchenden, dieſe aber gewinnen bald die Oberhand, dringen mit den zurückgeworfenen Juden in den innern Tempelhof ein bis zum eigentlichen Tempelgebäude vor. Da wirft ein römiſcher Soldat durch die goldene Thür auf der Nordſeite des Tempels Feuer ein in das Tempelgebäude (ναός) und dieſes geräth in Brand. Die Legionen ſtürmen herbei, alles wird mit Feuer und Schwert verwüſtet, alle Ordnung iſt aufgelöſt, der Brand nimmt immer mehr überhand (VI. 4. §. 5. 6. 7). Eine Schar von Aufrührern wirft ſich auf die Römer, durchbricht ſie, gelangt in das äußere Heiligthum (τὸ ἔξω ἱερόν) und von da in die Stadt (VI. 5. §. 1).

Indeſſen hatten Simon und Johannes, Anführer der Juden, in der obern Stadt ſich feſtgeſetzt und den Ausgang der Brücke, welche vom äußern Heiligthum auf den Xyſtus führte, verrammelt. Eine Unterredung zwiſchen ihnen und dem Titus, welcher dabei am öſtlichen Eingange der Brücke ihnen gegenüber ſtand, hatte keinen günſtigen Erfolg (VI. 6. §. 2. 3). Titus gab hierauf den Befehl die Stadt anzuzünden, und ſo wurde das Archiv, die Akra, das Rathhaus und die ſogenannte Ophla angezündet; es brannte bis zum Palaſt der Helena, welcher mitten in der Akra war (VI, 6. §. 3) [52]). Die Juden ſtürzen ſich

47) Von der Antonia aus ſcheint es keine Schwierigkeit gehabt zu haben, in die Vorhöfe des Heiligthums zu gelangen; daher kann Titus, der im Beſitze der Antonia iſt, ſogleich einen Angriff gegen die nordweſtliche Ecke des innern Heiligthums richten. Ebenſo ſcheint „die nördliche Exedra“ ſich an die innern Mauern angelehnt zu haben, und die beiden Thore, zwiſchen denen ſie lag, zu denjenigen Thoren zu gehören, die aus den Vorhöfen in das Heiligthum führten. Gegen den Vorhof, in den man aus der Antonia unmittelbar gelangte, ſcheint aber ſowol der weſtliche, als auch der nördliche Säulengang (durch uns unbekannte Vorrichtungen) abgeſchloſſen geweſen zu ſein; denn, um ſie zu nehmen, müſſen Angriffswälle aufgeführt werden. Ebenſo ſcheinen die Trümmer der demolirten Antonia dazu gedient zu haben, den Graben, welcher den Tempel im Norden von der Bezetha trennte, inſoweit zu füllen, als erfoderlich war, gegen den äußern nördlichen Säulengang von Außen her einen Angriff zu führen. 48) Gänzlich verbrannt wurde der weſtliche Säulengang bis zu dem Thurme, welchen Johannes im Kriege mit dem Simon über dem Thore erbaut hatte, welches zum Xyſtus führt; der nördliche bis dahin, wo er mit dem öſtlichen zuſammenſtößt, „welche Ecke über der Kedronſchlucht erbaut iſt, welche in furchtbarer Tiefe unten iſt.“ 49) Dieſes Gebäude mochte ſich an die weſtliche innere Ummauerung lehnen, und dem nördlichen Theile derſelben angehören, daher dieſer Angriff es traf. 50) Ohne Zweifel das weſtlichſte unter den drei Thoren, welche aus den Vorhöfen im Norden durch die innere Mauer auf den innern Tempelhof führten. Durch dieſes drangen zuletzt die Römer, und gelangten ſo an die Nordſeite des Tempelgebäudes (ναός), wie man auch durch das Einwerfen des Feuers durch die nördliche Nebenthüre ſieht.

51) Die Römer waren auf den Höfen an der nordweſtlichen Ecke zwiſchen der äußerſten Ummauerung und deren Säulengängen ꝛc. und der zweiten Ummauerung beſchäftigt, das Feuer zu löſchen, welches die Gebäude der zweiten Ummauerung ſchon ergriffen hatte, und die Ruinen aus dem Wege zu räumen, die ſich aufgehäuft hatten. (Da auf der Oſtſeite ein großer Raum für Volksverſammlungen ꝛc. war, ſo konnten die Höfe auf allen übrigen Seiten nur als Straßen betrachtet werden, die man ſich ja nicht zu breit zu denken hat.) Da ſammelte ſich vor dem öſtlichen Thore eine große Maſſe von Juden, welche die an der nordweſtlichen Ecke beſchäftigten Römer nicht bemerken konnten, und ſtürzte ſich dann, die nordöſtliche Ecke umbeugend, auf die römiſchen Aufſtellungen. 52) Das Archiv und das Rathhaus hatten ſchon einmal gebrannt, gleich zu Anfange der innern Unruhen, welche dem Angriffe der Römer vorhergingen. Sie lagen in der Oberſtadt und waren von der erſten Mauer eingeſchloſſen; es möchte alſo auffallen, daß ſie jetzt von den Römern in Brand geſteckt wurden. Allein man bedenke, theils daß einzelne Römer in der Oberſtadt umherſtreiften, theils daß aus den unter derſelben belegenen Schluchten, die in den Händen der Römer waren, der Brand ſich gar leicht den höher gelegenen Gebäuden in der Oberſtadt mittheilen konnte. Die Akra iſt der zwiſchen der erſten und zweiten Mauer gelegene Stadttheil. Die Ophla, ein in dem Thale ſüdlich von Morija und Zion belegener befeſtigter Hügel, war ohne Zweifel ſchon von den Juden verlaſſen.

Digitized by Google

zugleich auf die königliche Burg, verjagen die wenigen Römer, die ſich hierhin verloren haben mochten, und ermorden diejenigen ihrer unbewaffneten Landsleute, welche ſich in die Burg geflüchtet hatten. Dahingegen vertreiben die Römer die Feinde aus der untern Stadt (κάτω πόλις) und ſtecken alles bis zum Siloah in Brand (VI, 7. §. 1—3) [53]).

Titus, welcher einſah, daß die von ſteilen Abhängen umgebene obere Stadt (ἡ ἄνω πόλις περίκρημνος οὖσα) ohne Angriffsdämme nicht genommen werden könnte, ordnete das Heer zum Angriff. Die Werke der vier Legionen werden gegen die Weſtſeite der Stadt, der königlichen Burg gegenüber, angelegt — die Scharen der Hilfstruppen aber gegen den Xyſtus, die Brücke und den Thurm des Simon, den er bei Gelegenheit des Kriegs gegen Johannes angelegt hatte (VI. 8. §. 1) [54]).

Nach achtzehntägiger Arbeit konnten die Römer die Mauerbrecher heranbringen. Einige der Juden, welche die Stadt ſchon aufgaben, verließen die Mauern und zogen ſich in die Königsburg, andere verbargen ſich in die unterirdiſchen Gänge, noch einige verſuchten Widerſtand. Nachdem aber ein Theil der Mauer eingeſtürzt war und einige von den Mauerbrechern geſtoßene Thürme nachgaben, ſo ergriff die Aufrührer das furchtbarſte Entſetzen.

Sie glaubten der Nachricht, „die geſammte weſtliche Mauer ſei eingeſtürzt, die Römer hätten die Thürme ſchon beſetzt." So flohen ſie in die Schlucht unter den Siloam, und ſuchten ſich in die dortigen Befeſtigungswerke (τὸ τῇδε περιτείχισμα) zu werfen. Von der Beſatzung zurückgewieſen, verbergen ſie ſich in die unterirdiſchen Gänge [55]). Unterdeſſen beſetzen die Römer ohne weitern Kampf die Mauer und die Feſtungsthürme. Sie verwüſten alles mit Feuer und Schwert, Jeruſalem geht in Flammen auf (VI, 8. §. 2—5).

Titus läßt nun die ganze Stadt und den Tempel zerſtören, und nur die Thürme läßt er ſtehen, welche alle übrigen überragten, den Phaſaelis, Hippikus und Mariamne, und die Mauer, welche von der Weſtſeite die Stadt umgab. Dieſes, damit ſie der zurückzulaſſenden Beſatzung zum Lager diene. Alles übrige ließ er dem Erdboden gleichmachen, ſodaß keine Spur eines vormals hier geweſenen Wohnorts blieb [56]). Das war das Ende des alten Jeruſalems (VII, 1. §. 1).

4) Geſchichte und Topographie des neuen Jeruſalems von den Zeiten des Wiederaufbaues durch Hadrian bis zu unſern Zeiten im Allgemeinen. So zahlreich auch die Bearbeitungen ſind, deren die Geſchichte und Topographie des alten Jeruſalems bis zur Zeit ſeiner Zerſtörung durch Titus ſich erfreuen, ſo wenig iſt für die Folgezeit vorgearbeitet. Und doch iſt dieſe nicht allein an und für ſich ſelbſt, ſondern auch für die Topographie dieſer Stadt vor der Zerſtörung durch Titus von der größten Wichtigkeit — wie auch ohne unſere Erinnerung einleuchten wird. Wir müſſen daher bedauern, durch die Menge von Gegenſtänden, welche ſchon bis hierher in dieſem Artikel zu berühren waren, das folgende nur verhältnißmäßig kurz abhandeln zu können. Was die Quellen der Nachrichten über dieſe Periode betrifft, ſo ſind ſie bis zu den Zeiten der Kreuzzüge (gegen das Ende des 11. Jahrh.) nur ſehr dürftig. Außer dem wenigen, was römiſche und griechiſche Schriftſteller faſt nur beiläufig erwähnen, beſchränken ſie ſich auf die mit den abenteuerlichſten Legenden vermiſchten Erzählungen chriſtlicher Kirchengeſchichtſchreiber von Auffindung und Überbauung ſogenannter heiliger Stätten, d. h. derjenigen Plätze, auf welchen, laut der Tradition, hiſtoriſch wichtige oder für wichtig gehaltene Begebenheiten der Urgeſchichte des Chriſtenthums vorgefallen ſein ſollen. Ausführlicher und lehrreicher ſind die Geſchichtſchreiber der Kreuzzüge, vor allen Wilhelm, Biſchof von Tyrus († 1219), und andere, welche in dem bekannten Werke: Gesta Dei per Francos. (Hannovii 1611. II. Fol.) geſammelt ſind, ſowie einige andere in anderweitigen Sammlungen enthaltene Schriftſteller, auch Brocard's Beſchreibung des heiligen Landes im Reyßbuch (Frankf. 1584. Fol.). Die Nachrichten dieſer letzten Schriftſteller ſind indeſſen nur dann für glaubwürdig zu achten, wenn ſie von dem, was ſie ſelbſt geſehen und erlebt haben, ſprechen; über die ältern Begebenheiten theilen ſie nicht ſelten offenbar unrichtige Anſichten mit, namentlich gibt der Umſtand, daß ſie an der Echtheit derjenigen Localität, welche für die des Begräbniſſes und der Hinrichtung Chriſti ausgegeben wird, durchaus gar nicht zweifeln, ihren Anſichten der Vorzeit eine Richtung, die ſich auf keine Weiſe billigen läßt. Es wird ſich dieſes weiter unten zeigen. Die arabiſchen Schriftſteller, welche ſeit den letzten Jahrzehnten mehr benutzt worden ſind, geben zu unſerm Zwecke wenig Ausbeute. Die Nachrichten über die Zeiten nach

53) Ob unter der „untern Stadt" grade die Akra oder die Theile der Stadt, welche nach Südoſten von Zijon und im Süden von Morija in der Tiefe gelegen waren, zu verſtehen ſeien, läßt ſich nicht wohl ausmitteln. Wahrſcheinlich das Letztere, denn hier lag Siloah in der Nähe. Aber auch das Erſtere enthält keinen Widerſpruch. Im wirklichen Kriege geht es nicht ſo ſyſtematiſch her, als in den Beſchreibungen. Bewaffnete Juden mochten ſich in der Unterſtadt, auch wenn man die Akra darunter verſteht, auch nachdem die Mauern derſelben vom römiſchen Heere ſchon erobert waren, ebenſo gut umhertreiben, als einzelne Römer in der von den Juden noch beſetzten Oberſtadt. 54) Die Aufſtellung der Hilfstruppen gegen den Xyſtus ꝛc. war wol nicht zum Angriffe, ſondern nur zur Einſchließung, damit der Feind nicht durchbreche; der Kern des Heeres, die Legionen, führten den Angriff. Da der Thurm Hippikus den äußerſten nordweſtlichſten Winkel bildete, und ſpäterhin die Nachricht erſcholl, die ganze weſtliche Mauer ſei eingeſtürzt, ſo muß der Angriff auf dieſe ſüdlich vom Hippikus geführt ſein. An dieſer Stelle war er aber nicht „gegen" (κατά) die königliche Burg, ſondern nur „derſelben gegenüber" (ἀντικρύς) geführt worden, welches unſere Anſicht beſtätigt, nach welcher dieſe Burg weſtlich nicht unmittelbar an die Stadtmauer ſtieß, wie dieſes nördlich der Fall war. 55) Alſo gab es auch in der Schlucht unter dem Siloam „Befeſtigungswerke," und in der Nähe „Eingänge zu den unterirdiſchen Gängen."

56) Merkwürdig iſt, daß des Thurmes Pſephina überall nicht weiter Erwähnung geſchieht. Wurde auch er zerſtört? Und „die weſtliche Mauer," welche der zurückzulaſſenden Beſatzung zum Lager (στρατόπεδον), d. h. zum Schutze derſelben, dienen ſollte, war ſie die ſüdlich? oder war ſie die nördlich vom Hippikus? Gewiß ſüdlich, denn in die nördliche war die erſte Breſche gelegt, und dieſe hätte man wieder aufbauen müſſen, hätte man ſie benutzen wollen.

den Kreuzzügen ſind ebenſo dürftig, als dieſe Zeiten ſelbſt arm ſind an hierher gehörigen Gegenſtänden. Die Nachrichten, welche die Reiſebeſchreiber (auch die bei Bergeron) geben, ſind hier allein einigermaßen brauchbar, doch können ſie bis auf die neueſten Zeiten herab nur mit bedächtiger Kritik benutzt werden.

5) Geſchichte und Topographie des neuern Jeruſalems. 1) Von der Zerſtörung durch Titus bis zum Wiederaufbau durch Hadrian (71—130 nach Chr. Geb.). Nach ſeiner Zerſtörung durch Titus verliert ſich Jeruſalem auf einige Zeit ganz aus der Geſchichte. Ob über die gänzliche Beruhigung des Landes hinaus eine römiſche Beſatzung dort geblieben, muß als ungewiß betrachtet werden. Daß aber von denjenigen Juden, welche kurz vor oder gleich zu Anfange der Belagerung ſich aus der Stadt geflüchtet hatten, ſowie die Ruhe wieder hergeſtellt war, einige zurückgekehrt ſind und ſich dort anzubauen verſucht haben, iſt wol ſehr natürlich [57]). Auch mögen einige Chriſten unter denſelben geweſen ſein. Die Juden mochten, wie zur Zeit des babyloniſchen Exils, auf Wiederherſtellung des Nationalheiligthums denken, fürs erſte aber einen wehmüthigen Genuß darin finden, an der, von uralten Zeiten her geweihten Stätte, anzubeten. Daß ähnliche Wünſche Mitglieder der erſten Chriſtengemeinde nach Jeruſalem geführt haben, daran iſt ſehr zu zweifeln. In der Apoſtelgeſchichte und in den apoſtoliſchen Briefen des N. T., ebenſo in den echten Schriften der apoſtoliſchen Väter kommen keine Spuren vor, daß man auf die Anbetung an den durch die Geſchichte des Urchriſtenthums merkwürdig gewordenen Plätzen einigen Werth gelegt habe. Denn ſo lange die Apoſtel und ihre erſten Schüler und Nachfolger lebten, war noch zu viel von dem Geiſte des Herrn Jeſu Chriſti in ihnen, — von dem Geiſte deſſen, der einſt zu dem ſamaritaniſchen Weibe ſprach: „Es kommt die Zeit, daß ihr (Samaritaner) weder auf dieſem Berge (Garizim) noch zu Jeruſalem werdet den Vater anbeten — es kommt die Zeit, und iſt ſchon da, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geiſt und in der Wahrheit!“ (Joh. 4, 21 u. fg.). Wenn aber Chateaubriand und einige ihm nachſprechende Neuere behaupten, die erſten Chriſten hätten auf dieſen Stätten angebetet, und die Kenntniß derſelben wäre durch die Tradition auf die ſpätern Zeiten übergegangen, ſo iſt dieſes eine rein aus der Luſt gegriffene, grade in Beziehung auf die wichtigſte dieſer Stätten durch hiſtoriſche Documente widerlegte grundloſe Behauptung [58]).

Indeſſen hatten zur Zeit Kaiſer Trajan's die nach Ägypten und Libyen ausgewanderten Juden zu den Waffen gegriffen, wütheten mit der entſetzlichſten, ausgeſuchteſten und blutigſten Grauſamkeit gegen alles, was nicht Jude war, und konnten nur erſt nach ſchweren Kämpfen und großem Blutvergießen zur Ruhe gebracht werden. Auch die in Meſopotamien befindlichen Juden regten ſich, es mußte ein Heer gegen ſie geſandt werden, um das Reich gegen ſie zu ſchützen. Man mochte befürchten, daß, wenn ſie auch nur kurze Zeit in dieſen Gegenden die Oberhand bekämen, ſie vor allen in Jeruſalem ſich feſtzuſetzen bemüht ſein würden, und daß dieſes ihren Unternehmungen allererſt einen recht gefährlichen Charakter geben möchte.

2) Wiederaufbau der Stadt durch Älius Hadrianus (126—130). Bei ſeiner Reiſe in den Orient mochte Hadrian die Nothwendigkeit auf der Stätte, wo Jeruſalem gelegen hatte, einen feſten Punkt zu haben, lebhaft genug erkennen. Es war damals grade der furchtbare Aufruhr unter Barchochbas im Ausbrechen, und deſſen Anhang hatte offenbar die Abſicht, die nichtjüdiſche Bevölkerung in Paläſtina zu vertilgen und ſich im Lande feſtzuſetzen. Auch mochte der, grade auf der Stätte des altjüdiſchen Tempels unternommene Bau eines dem Jupiter geweihten Tempels nicht wenig dazu beigetragen haben, die Juden zu einem ſolchen Vertilgungskriege aufzureizen. Aber es gelang denſelben ihr Unternehmen keineswegs, ſondern der Aufruhr endigte mit der Vertilgung aller Juden in Paläſtina und mit dem Verbote an die auswärts lebenden Juden, ferner noch in Paläſtina ſich ſehen zu laſſen. Hadrian dahingegen erbaute an die Stätte des alten Jeruſalems eine neue Stadt, welche er Älia Capitolina nannte (*Dio Cass.* Lib. LXIX. p. 792. sqq. ed. Hanov.) und welche er mit einer durchaus aus Nichtjuden beſtehenden Colonie beſetzte (*Euseb.* hist. eccl. IV, 6). Da die Juden bei ihrem Aufſtande ebenſo ſehr gegen Chriſten als gegen Heiden gewüthet hatten, ſo trug dieſes dazu bei, daß jene ſich ſchärfer als bisher von den Juden trennten. Beſonders war dieſes in Paläſtina ſelbſt der Fall, und Euſebius macht in der citirten Stelle beſonders darauf aufmerkſam, daß von jener Zeit an die Aufſeher und Ältermänner (ἐπίσκοποι καὶ πρεσβύτεροι) der chriſtlichen Gemeinde in der neuen Stadt Älia Capitolina nur aus Perſonen von nichtjüdiſcher Abkunft beſtanden.

Welchen Umfang aber Hadrian der neuen Stadt gegeben, läßt ſich aus gleichzeitigen Nachrichten nicht nachweiſen. Höchſt wahrſcheinlich aber iſt er derſelbe, welchen die Stadt hatte, als die Kreuzfahrer ſie angriffen. Dabei ſcheint es ſich von ſelbſt zu verſtehen, daß er den Thurm Hippikus und die weſtliche Stadtmauer, welche Titus bei Zerſtörung der Stadt verſchonte, zur Anlage der neuen Stadtbefeſtigung benutzte. Deſto mehr aber muß es auffallen, daß von der Benutzung der beiden ſüdöſtlichen in der älteſten Mauer belegenen Feſtungsthürme Phaſaelis und Mariamne überall keine Spur übrig iſt. Es waren doch erſt höchſtens 60 Jahre ſeit der Zerſtörung verfloſſen und nach dem, was Joſephus erzählt, ſchienen die Grundmauern dieſer Thürme für die Ewigkeit erbaut. Das Caſtell der Stadt, welches die Kreuzfahrer neben dem weſtlichen Thore fanden und die Burg David's nannten, ſteht ohne Zweifel auf den Grundmauern des Hippikus, wo aber ſind die des Phaſaelus und des Mariamne geblieben? Sind ſie unter dem Schutte begraben, welcher das Thal in der Richtung von θ θ θ be-

57) Wie man aus Joſephus' Selbſtbiographie Cap. 76 erſieht, hatten die Grundſtücke in der Nähe von Jeruſalem in den erſten Zeiten nach der Zerſtörung keinen Werth. 58) Den Beweis ſ. unten aus Stellen der Kirchengeſchichtſchreiber Sokrates, Sozomenus und Theodoretus.

Digitized by Google

deckt? Wahrſcheinlich hat die neue Stadt nur vier, auf die Weltgegenden gerichtete Thore gehabt, dieſelben, welche die Kreuzfahrer fanden, an den Stellen etwa, wo jetzt die Thore von Bethlehem (e), Damaskus (p), der heiligen Jungfrau (k) und das Sionsthor (f) ſtehen. Welchen Namen ſie aber zur Römerzeit geführt, läßt ſich nicht weiter nachweiſen [59]).

3) Jeruſalem zur Zeit der chriſtlichen Kaiſer bis zur Eroberung durch die Muhammedaniſchen Araber (320—638). Während die Juden fortdauernd und zwar in ihrem Vaterlande am meiſten verfolgt wurden (außer demſelben war ihr Schickſal leidlich), nahm das Chriſtenthum, beſonders im römiſchen Reiche, immer mehr überhand, ſo ſehr, daß etwa 300 Jahre nach ſeiner Stiftung der römiſche Kaiſer Conſtantin ſich veranlaßt ſah, ſich zu dieſer Religion öffentlich zu bekennen. Seinen Eifer für daſſelbe ſuchte er unter andern vorzüglich durch Stiftung prächtiger Kirchengebäude zu beweiſen. Erbauung eines Kirchengebäudes über dem vermeintlichen Grabe Chriſti. Euſebius, ein Zeitgenoſſe dieſer Begebenheiten († 340), erzählt in ſeiner Lebensbeſchreibung des Kaiſers Conſtantin III, 25: Dieſer gottgeliebte Kaiſer habe es für ſeine Pflicht gehalten, die heiligſte Stätte der Auferſtehung des Heilandes in Jeruſalem Jedermann zur Anbetung vor Augen zu ſtellen. Es habe ſich nämlich das geſammte Gezücht der Dämonen Mühe gegeben, das dort befindliche Denkmal der Unſterblichkeit des Herrn der Finſterniß und der Vergeſſenheit zu übergeben, indem es thörichter Weiſe den Wahn gehegt habe, auf ſolche Weiſe die Wahrheit verbergen zu können. So hätte man mit vieler Mühe von andersher Erde hergeſchleppt und die Stätte verdeckt, die Erde hoch aufgedämmt, mit Steinen belegt, und die göttliche Höhle (θεῖον ἄντρον) unter vielem Schutte verſteckt, und um nichts zu verabſäumen, hätten ſie darüber dem unzüchtigſten der Dämonen, der Aphrodite, ein dunkles Heiligthum erbaut; ſolche Werke zu zerſtören habe der Kaiſer für ſeine Pflicht erachtet, zuerſt den Schutt wegräumen, weit wegbringen und tief vergraben laſſen. Als dieſes geſchehen, habe ſich der Boden, nämlich das, was darunter war, gezeigt, und dann das herrliche und hochheilige Denkmal (μαρτύριον, die Urkunde?) der Auferſtehung des Heilandes, und es habe ſich alſo thatſächlich die Wahrheit der Auferſtehung des Heilandes bewieſen. Hierauf habe der Kaiſer ein prächtiges Bethaus über dieſe göttliche Höhle zu erbauen befohlen. Die Schreiben an die Statthalter, ſowie eine detaillirte Beſchreibung des Gebäudes, werden mitgetheilt (Cap. 30—40). Dann wird noch erzählt, wie die Mutter des Kaiſers, Helena, Paläſtina bereiſt und zu Bethlehem und auf dem Ölberge prächtige Kirchen habe erbauen laſſen (Cap. 41—43). Wir bemerken, daß Euſebius, der gleichzeitige Schriftſteller, kein Wort davon hat, weder auf welche Weiſe man zu der Überzeugung gekommen ſei, es ſei grade an dieſer Stätte das Grab des Erlöſers auf ſolche Art verſteckt, noch auch, daß man neben demſelben auch die Stätte Golgatha, ja den ſämmtlichen Apparat der Kreuzigung Chriſti und zweier anderer Perſonen, gefunden habe. Nachrichten von der Auffindung des Orts der Kreuzigung Chriſti, ja ſämmtlichen Apparats ſeiner Kreuzigung durch die heilige Helena. Der Zeitgenoſſe Euſebius, welcher von der Auffindung des Grabes weitläufig berichtet, weiß von einer gleichzeitigen Auffindung des Orts der Kreuzigung ꝛc. nichts; deſto mehr wiſſen davon ſpätere Schriftſteller, Sokrates († c. 440), Sozomenos († c. 450), Theodoretos († c. 455), welche über ein Jahrhundert nach Euſebius lebten. Sie berichten Folgendes (*Socr.* I, 17. *Sozom.* II, 1. *Theodoret.* I, 18): Helena, Mutter des Kaiſers Conſtantin, habe aufs Lebhafteſte gewünſcht, das Holz des heil. Kreuzes zu finden. Indeſſen ſei die Auffindung weder dieſes noch des Grabmals des Herrn ſo leicht geweſen. „Denn die Heiden, welche vormals die Kirche verfolgt und ſich alle erdenkliche Mühe gegeben hatten, auf jegliche Weiſe das entſtehende Chriſtenthum zu unterdrücken, hatten dieſe Stätte, welche tiefer lag, wie ſie denn auch jetzt (d. h. als Sokrates, Sozomenos und Theodoretos ſchreiben) wieder ſo erſcheint, mit vielem Schutt bedeckt und aufgedammt, und indem ſie den ganzen Platz, ſowol der Auferſtehung als auch des Golgatha (τοῦ κρανίου) umfaßten, denſelben ſo eingerichtet, daß ſie ihn mit Steinen belegten. Dann bauten ſie der Aphrodite ein Heiligthum darauf und ſetzten ihr eine Bildſäule, damit diejenigen, welche Chriſtum dort zu verehren gedachten, die Aphrodite zu verehren ſchienen, auch in der Folgezeit der wahre Grund der Verehrung dieſes Orts in Vergeſſenheit geſtellt werden möchte. Doch wurde der Ort bekannt. Entweder, wie einige ſagen, durch einen im Morgenlande wohnenden Juden, welcher aus einer von den Vätern überlieferten Schrift um die Sache wußte [60]), oder, welches wahrſcheinlicher iſt, indem Gott durch ein Wunder oder einen Traum es offenbarte [61]). Zu derſelben Zeit nun, da auf Befehl des Kaiſers dieſe Stätte bis auf den Grund aufgegraben wurde, fand man auf der einen Seite die Höhle der Auferſtehung, auf der andern aber in der Nähe dieſes Ortes drei Kreuze, nicht weit davon aber ein Bret, auf dem in hebräiſcher, griechiſcher und römiſcher Sprache geſchrieben ſtand: Jeſus der Nazaräer, König der Juden. Allein da das Bret von dem Kreuze getrennt war [62]), ſo war es doch ſchwer, das, obgleich hier gefundene, göttliche Kreuz von den beiden andern zu unterſcheiden. Da geſchah denn Folgendes: Eine vornehme Frau in Jeruſalem

59) Einige ſpätere Schriftſteller, Geſchichtſchreiber der Kreuzzüge, gehen ſo weit, daß ſie von Hadrian erzählen, er erſt habe die Stadt gänzlich zerſtört, den Pflug darüber gehen laſſen, und die Stätte mit Salz beſtreut, dann erſt ſie von Neuem aufgebaut. Wozu dieſes, da Hadrian eine Feſtung haben wollte? *Sanutus* ap. Gesta Dei per Francos. II. p. 256.

60) Nach *Sanut.* secr. fidel. Crucis (in *Bongarsii* Gestis Dei per Francos. II. p. 121) mußten die Juden erſt durch die Folter gezwungen werden, den Ort anzuzeigen. 61) Auf jeden Fall kannten alſo die Chriſten dieſen Ort nicht, wodurch die Erdichtung einer fortdauernden Tradition, welche Chateaubriand am ſchönſten ausgeſchmückt hat, ſich als Erdichtung beweiſt. 62) Weitläufig beſchreibt Sozomenos, wie es ohne Zweifel gekommen ſei, daß Kreuz und Inſchrift von einander getrennt waren, aber er vergißt nachzuweiſen, wie es gekommen, daß an dem öffentlichen Hinrichtungsplatze ſich nicht noch viel mehr als drei Kreuze fanden.

lag todtkrank. Zu ihr ging Makarios, Biſchof zu Jeruſalem, mit des Kaiſers Mutter und deren Gefolge. Makarios betete. Darauf berührte man die Todtkranke mit zweien der Kreuze, dieſes aber brachte keine Veränderung bei ihr hervor, vielmehr ſchien der Augenblick des Sterbens gekommen. Als man nun aber das dritte Kreuz der Sterbenden nahe brachte, da ſchlug ſie ſogleich die Augen auf und ſprang vollkommen geheilt von ihrem Lager. Ja, man ſagt, daſſelbe Wunder ſolle ſich auch an einem ſchon Verſtorbenen wiederholt haben.“ Dies ſind die hiſtoriſchen Beweiſe für die Echtheit des von der heiligen Helena entdeckten Kreuzes und der zu gleicher Zeit entdeckten echten Stätte der Kreuzigung und des Begräbniſſes Jeſu Chriſti. — Vom Kaiſer Julian dazu aufgefodert ſuchen die Juden einen Tempel auf Moria wieder herzuſtellen (362). Den Juden, welchen es bis dahin verboten war, die Stadt Älia Capitolina zu beſuchen, gab der Kaiſer Julian, der überall kein Freund der beiden in ſeinem Reiche das Volk beherrſchenden Religionen war, nicht allein die Erlaubniß ihr uraltes Nationalheiligthum in dieſer Stadt wieder herzuſtellen, ſondern unterſtützte ſie auch thätig bei dieſem Unternehmen. Wahrſcheinlich machte ein Erdbeben demſelben ein Ende, und ſo ſehen wir denn heidniſche (*Ammianus Marcell.* [† 379] XXIII, 1) und chriſtliche (*Socrat.* III, 20. *Sozom.* V, 22. *Theodoret.* III. 123) Schriftſteller wetteifern in Verbreitung von Legenden, die man kaum abenteuerlicher erfinden kann, wodurch aber die einen wie die andern zu erweiſen bemüht ſind, wie kräftig ihre Götter gegen den Gott des Chriſten wie Heiden gleich verhaßten Volkes ſich ausgeſprochen habe[63]). Alſo blieb der Verſuch, den Tempel Jehova's auf Moria wieder herzuſtellen, ohne weitere Folgen. — Jeruſalem gewinnt an Einwohnerzahl und Wohlſtand. Sowie die abergläubiſche Verehrung ſogenannter heiliger Orte und die Meinung, als könne man durch Wallfahrten zu ihnen Vergebung ſeiner Sünden und einen Platz im Himmel ſich erwerben, zunahmen, ſo mußte kein Ort die Chriſten mehr an ſich ziehen als dieſe Stadt. Freilich hieß ſie noch immer Älia und der Name Jeruſalem kam erſt allmälig wieder in Gebrauch. Auch den Juden wurde geſtattet, gegen nicht unbedeutende Abgaben, die Stadt zu beſuchen. Zu welchem Anſehen ſie aber ſehr bald bei den Chriſten gelangte, möchte ſchon allein daraus folgen, daß man im J. 451 die Patriarchenwürde ihrer Biſchöſe anerkannte, welche dieſe nur mit denen der großen Städte Rom, Conſtantinopel, Antiochien und Alexandrien theilten. Auch an Bethäuſern, Kapellen, Kirchen und Klöſtern nahm die Stadt immer mehr zu; berühmt iſt durch ihre Pracht die Kirche der heil. Jungfrau, welche Kaiſer Juſtinian im J. 550 ſtiftete. — Jeruſalem von Cosroes erobert und von Heraklius wieder befreit (616—628). In ſeinem Kriege gegen das römiſche Reich brach Cosroes in Paläſtina ein; hier ſchloſſen ſich ſeinem Heere 26,000 Juden an. Er nahm Jeruſalem mit Sturm. Die Kirchen, welche Conſtantin, Helena, Juſtinian ıc. erbaut und ausgeſchmückt hatten, wurden geplündert und verbrannt, die Chriſten, welche ſich nicht frühzeitig genug geflüchtet hatten, ermordet oder zu Leibeignen gemacht; das von der Helena aufgefundene echte Kreuz Chriſti, ſowie der Patriarch Zacharias, weggeſchleppt. Damals ſollen in Jeruſalem 36,000, nach andern 90,000, Chriſten umgekommen ſein. Allein nach wenigen Jahren wandte ſich das Glück. Nach mehren glücklichen Feldzügen drang Kaiſer Heraklius in das Herz des perſiſchen Reichs, und in einem Frieden, der 628 verabredet wurde, gewann das römiſche Reich die verlornen Provinzen und die in Sklaverei Weggeführten, die Chriſtenheit aber den Patriarchen von Jeruſalem und das echte Kreuz Chriſti wieder. Heraklius, der ſchon während der Zeit, da er mit dem Kriege gegen Perſien beſchäftigt war, daran gedacht hatte, die Kirchen in Jeruſalem wieder herzuſtellen (*Wilh. Tyr.* I. 1), wallfahrtete nach glücklicher Rückkehr in die Hauptſtadt in eigener Perſon nach Jeruſalem und gab mit großer Feierlichkeit das echte Kreuz Chriſti der Auferſtehungskirche wieder.

4) Jeruſalem unter den Muhammedaniſchen Arabern bis zur Eroberung durch die Kreuzfahrer (638—1099). a) Eroberung der Stadt und erſte Schickſale. Nach den mehrerwähnten Ereigniſſen müſſen die Feſtungswerke der Stadt ſehr verſtärkt worden ſein; denn als ſie im J. 637 von einem arabiſchen Heere unter Abu Obeida angegriffen wurde, leiſtete ſie vier Monate hindurch ſo bedeutenden Widerſtand, daß ſie ſich erſt dann durch Capitulation ergab, als der Khalif Omar ſelbſt herangekommen war (638). Die Chriſten und ihre heiligen Plätze wurden gegen Zahlung einer mäßigen Abgabe verſchont, letztere blieben den erſtern überlaſſen. Auch bat der Khalif den Patriarchen Sophronios, einen paßlichen Platz zur Erbauung einer Moſchee ihm anzuzeigen; Sophronios bezeichnet als ſolchen die Stätte, auf welchem das jüdiſche Heiligthum geſtanden hatte. Omar befahl den Bau vorzubereiten, und ſtiftete für dieſes Heiligthum ſehr bedeutende Einkünfte größtentheils durch Übertragung von Grundſtücken;

63) Seitdem es wieder Mode zu werden beginnt, den Glauben an ſolche Legenden, wie wir in dem Vorſtehenden mitgetheilt oder angedeutet haben, dem an die Fundamentalartikel der chriſtlichen Religion gleichzuſtellen, ſcheint man auch Werth darauf legen zu wollen, daß ſogar Ammianus Marcellinus, obgleich ein Heide und Freund Julian's, die wunderbare Verhinderung des jüdiſchen Unternehmens, den Tempel Jehova's herzuſtellen, berichtet. Als ob es nicht anderweitige Gründe geben könnte, welche Ammian bewogen, ſolche Legenden zu glauben und zu berichten, als ihre hiſtoriſche Wahrheit! Man denke nur, wie verhaßt die Juden bei Chriſten nicht nur, ſondern vielleicht noch mehr bei den Heiden waren. Von Julian ſelbſt hat Ammian kurz vorher ein hartes Wort über die Juden zu berichten. „Quum Palaestinam transiret,“ ſagt er, „foetentium Judaeorum et tumultuantium saepe taedio percitus, dolenter dicitur exclamasse: o Marcomanni, o Quadae, o Sarmatae, tandem inquietiores inveni!“ Und ein ſolches Volk konnte dieſer Monarch begünſtigen? Wie verhaßt dieſe Begünſtigung dem patriotiſchen Römer iſt — und das iſt Ammian — drückt ſich ja deutlich genug aus in den Worten, welche der Erzählung jener Legende vorhergehen. „Ambitiosum quondam apud Hierosolymam templum, quod post multa et interneciva certamina obsidente Vespasiano posteaque Tito aegre est expugnatum, instaurare sumptibus cogitabat immodicis (XXIII, 1).“ Die Strafgerichte, nicht des Chriſten-Gottes, ſondern ſeiner, des Römers, Nationalgötter über die Verächter alles fremden Gottesdienſtes erzählt Ammianus!

Digitized by Google

ſo iſt durch dieſen Khalifen und ſeine Nachfolger die weltberühmte Moſchee al Sakhara (Kubbat as Sakrah, Masdſched al Akſi) erbaut worden. Weiter unten noch einiges über dieſelbe. b) Jeruſalem blüht von Neuem auf. Auch für die Muhammedaner war ſie jetzt „ein Haus der Anbetung,“ „die Heilige,“ ein bedeutender Wallfahrtsort, ſodaß Manche fürchteten, ſie könne den frommen Reiſen nach Mekka Abbruch thun. Obgleich keiner der Khalifen und der Fürſten, welche ſpäterhin aus dem Zerfall des Khalifats ſich Herrſchaften ſtifteten, in Jeruſalem ſeinen beſtändigen Wohnſitz nahmen, ſo wurde ſie doch häufig auch von ſolchen beſucht. Den Chriſten ging es auch nicht übel, beſonders unter der Regierung ſo ausgezeichneter Fürſten als Harun al Raſchid war. Wenn es auch nur eine Höflichkeitsbezeugung war, wenn dieſer Karl d. Gr. die Schlüſſel zu den Kirchen zu Jeruſalem, ja, wie einige verſichern, ſogar die der Stadtthore zuſandte, ſo konnten doch ſolche Verhältniſſe unmöglich ohne wohlthätige Folgen für das Gedeihen der chriſtlichen Anſtalten in Jeruſalem ſein, um ſo mehr, da der Herr des Abendlandes die orientaliſchen Chriſten mit Schenkungen und Stiftungen freigebigſt unterſtützte. Auch die Juden fingen wieder an in ihrer heiligen Stadt ſich niederzulaſſen. c) Abwechſelnde Schickſale unter fatimidiſchen Herrſchern. Dieſe hatten von Ägypten aus ſich Syriens bemächtigt und waren Herren von Jeruſalem. Der dritte unter denſelben, al Hakem, zeigte ſich überall als Feind der Chriſten, befahl zuletzt die Kirche der Auferſtehung bis auf den Grund niederzureißen. Dieſer Befehl wurde im J. 1011 in ſeinem ganzen Umfange vollzogen [64]) (praedicta ecclesia usque ad solum, funditus diruta *Wilh. Tyr.* I, 4). Indeſſen hatten mit ſeinem Tode ſolche Bedrückungen ein Ende, milder dachte ſein Sohn, Daher, um ſo mehr, da der Kaiſer des oſtrömiſchen Reichs, Conſtantinos Monomachos (reg. 1042—1053), ſich für ſeine Glaubensgenoſſen verwandte. Nach erhaltener Erlaubniß ſtellten ſie im J. 1048 die Kirche zum heiligen Grabe wieder her. Überhaupt wurden die Chriſten in Jeruſalem durch die Zeitumſtände begünſtigt. Der Verkehr zwiſchen Jeruſalem und dem chriſtlichen Europa hatte überall niemals aufgehört, Handelsgeſchäfte gaben dazu vorzüglich Veranlaſſung, und bei Gelegenheit derſelben beſuchte man auch die heiligen Orte (*Wilh. Tyr.* XVIII, 4). Beſonders thätig zeigten ſich dabei die von Amalphi. Sie waren den Statthaltern der Fatimiden in Jeruſalem, welche ſelbſt Vortheil dabei hatten, willkommen, aber es fehlte ihnen an paßlicher Herberge zu Jeruſalem, wie ſie deren ſchon in den Seeſtädten hatten. Sie wandten ſich deshalb an den Khalifen zu Kairo, unter deſſen Umgebungen ſie Verbindungen hatten, und ſo erhielt der Statthalter von Jeruſalem den Befehl, in dem von den Chriſten bewohnten Quartier einen Platz zum Anbau einer Herberge (Xenodochium) ihnen anzuweiſen. Dieſes Quartier nahm den nordweſtlichen Theil der Stadt ein. Hier erbauten ſie nun unfern der Kirche zur Auferſtehung, gen Süden derſelben, ein Kloſter, beſetzten es mit Mönchen und richteten es zur Aufnahme von chriſtlichen Reiſenden ein. Dann wurde eine gleiche Anſtalt, ſowol als Kloſter, als auch als Herberge für Weiber geſtiftet, zur Ehre der frommen Sünderin (piae peccatoris) Maria Magdalena, endlich ein Bethaus (Oratorium) zu Ehren des heil. Johannes, des Almoſengebers. Da das Kloſter von lateiniſchen Chriſten (aus Italien) geſtiftet war, ſo nannte man es de Latina (*Wilh. Tyr.* in Gestis dei p. Francos p. 932—935 und *Vitriacus* hist. Hieros. ib. p. 1082). Das den Chriſten eingeräumte Quartier war aber bei folgender Gelegenheit ihnen gänzlich überlaſſen. Als die Fatimiden ſich in Paläſtina feſtgeſetzt hatten, fanden ſie, daß die Feſtungswerke der Städte ſehr zerfallen waren. Sie gaben alſo Befehl dieſe herzuſtellen, und zwar auf Koſten der Einwohner. So ging es auch in Jeruſalem, und zwar foderte man von den armen Chriſten die Herſtellung des vierten Theils der Mauern. Es war ihnen unmöglich dieſe zu leiſten. Mit Mühe erkauften ſie ſich Aufſchub, ſendeten an den Kaiſer zu Conſtantinopel um Unterſtützung. Dieſer verſprach ſelbige, doch unter der Bedingung, daß hinter demjenigen Theile der Stadtmauern, welche auf Koſten der Chriſten hergeſtellt würden, auch nur Chriſten wohnen ſollten. Damit war der Khalif zufrieden. So wurde im J. 1063 dieſer Theil der Mauer aufgebaut und den Chriſten der davon eingeſchloſſene Theil der Stadt ausſchließlich angewieſen (*Wilh. Tyr.* IX, 17. 18. p. 772. 3). Es reichte derſelbe von dem weſtlichen Stadtthor über den nordweſtlichen Eckthurm zum nördlichen Stadtthore; im Innern wurde das Quartier begrenzt durch die Straße (via publica), welche am nördlichen Thore grade aus zu den Wechslerbänken (mensae numulariorum, dem Bazar, welcher gegenwärtig noch etwa in dieſer Gegend liegt?) führt, und von da ebenſo wieder zum weſtlichen Thore (*Vitriac.* p. 1082).

5) Jeruſalem zur Zeit der Kreuzzüge (1099—1297). a) Wie die Kreuzfahrer die Stadt fanden. Wir nehmen die nachſtehende Beſchreibung vorzüglich aus Wilhelm's, Erzbiſchofs von Tyrus, Geſchichte, werden aber auch andere Quellen benutzen, die wir dann angeben. Die Hauptſtelle iſt Lib. VIII. cap. 2 u. 3. Nachdem er der frühern Begebenheiten und zuletzt der Zerſtörung durch Titus gedacht, fährt er fort: Hanc eandem postea Aelianus Adrianus reparavit, unde ab eodem dicta est Aelia. Cumque prius in clivo esset praecipiti, ita ut in Orientem partim, partim in Austrum tota devexa respiceret, in latere tam montis Syon, quam Moriae constituta, ut solum Templum et praesidium, cui nomen Antoniae erat, in sui haberet fastigio et parte superiore, ab eodem Imperatore in montis verticem tota translata est, ita ut Dominicae passionis et resurrectionis locus, qui prius extra urbem fuerunt, urbe reaedificata infra murorum ambitum clauderentur [65]). Sie iſt auf zwei

64) Wie iſt es dazumal den heiligen Stätten in der Auferſtehungskirche und auf dem Golgatha ergangen? Sind ſie unzerſtört geblieben? Wunderbar errettet? Oder ſind nachmals neue Ausgaben veranſtaltet?

65) Abſichtlich führen wir dieſe Stelle im Original an, weil, wollten wir ſie überſetzen, man uns bezüchtigen könnte, als hätten

Bergen belegen, deren Kuppen (fastigia) ſie auch größtentheils durch den Umfang der Mauer umfaßt; dieſe Kuppen ſind durch ein mäßiges Thal getrennt, welches auch die Stadt mitten durchſchneidet. Der weſtliche Berg wird Sion, der öſtliche Moria genannt. Öſtlich hat die Stadt das Thal Joſaphat, worin der Regenbach Kedron, der ſie vom Ölberge ſcheidet, ſüdlich das Thal Hinnom (Ennon), welches mit dem ebengedachten zuſammenhängt, weſtlich einen Theil des letztgedachten Thals, nördlich kommt man auf ebenem Wege zur Stadt (*Wilh. Tyr.*). Die Weite der Stadt mißt etwa vier Bogenſchüſſe (*Vitriac.* l. c. p. 1079). Die Stadt iſt von einer feſten Mauer umgeben; ein beſonderes Feſtungswerk iſt auf der Weſtſeite, die Burg David's (turris D., arx D.), ein feſtes Werk, gleichſam ein Schutz der Stadt, welches dieſe mit ihren Thürmen, Mauern und dazu gehörigen Außenwerken (antemuralibus) überragt. Es iſt aus gewaltigen Quadern erbaut (*Wilh. Tyr.*), welche durch Cement und eingegoſſenes Blei faſt unauflösbar mit einander verbunden ſind (*Vitr.* p. 1079). Durch dieſelbe führen vier Thore, von Oſten das Thalthor (wegen des Thals Joſaphat), von Norden das Thor des heiligen Stephanus (weil dieſer dort geſteinigt)[66]), von Weſten das Thor David's (weil neben der Burg David's), von Süden das Thor Sion (weil auf dieſer Seite jener ſteile Berg ſich erhebt, woher der beſchwerliche Zugang zur Stadt von jener Seite)[67]); noch iſt ein fünftes Thor da, das goldene, durch welches der Herr ſeinen Einzug in Jeruſalem gehalten, welches aber nur am Palmſonntage geöffnet wird (Gesta Franc. expug. Hieros. ib. p. 572). Die Straßen und freien Plätze der Stadt ſind ſehr gut gepflaſtert, auch fehlt es nicht an durch die ganze Stadt geleiteten Waſſerzügen, durch welche bei Regenzeit das Waſſer abgeleitet wird (*Fulch. Carnot.* gesta per Frc. ib. p. 397. 398). Die merkwürdigſten Gebäude ſind: Die Kirche der heiligen Auferſtehung (s. resurrectionis) oder des Grabes des Herrn (domini sepulchri). Sie liegt am öſtlichen Abhange des Berges Sion (in monte Syon, in devexo, quod ad Orientem respicit), ſodaß der neben ihr hervorragende Hügel faſt die Höhe der Kirche überragt und ſie dunkel macht (!). Ihr Dach beſteht aus in die Höhe gerichteten Balken, welche ſehr künſtlich wie eine Krone zuſammengeſetzt ſind, ſodaß das nothwendige Licht von oben her in die Kirche fällt; grade unter dieſer weiten Öffnung ſteht das Denkmal (monumentum, Grabmal) des Erlöſers. Als die Kreuzfahrer Jeruſalem eroberten, war die Stätte des Leidens Chriſti, welche Calvaria oder Golgatha genannt wird, woſelbſt auch das echte Kreuzesholz gefunden ſein ſoll, außerhalb des Umkreiſes dieſer Kirche, und nur kleine Bethäuſer daſelbſt. Nachdem aber die Stadt von den Chriſten erobert war, ſchien das vorgenannte Gebäude gar zu enge. Man erweiterte deshalb durch einen feſten und hohen Bau die vorgedachte Kirche, und umfaßte auf erſtaunungswürdige Weiſe die obenbenannten Stätten vermittels des neuen mit dem alten verbundenen Gebäudes. (*W. Tyr.*) Der Calvarienberg, woſelbſt Chriſtus gekreuzigt iſt, liegt 108 Fuß vom heiligen Grabe gen Südoſten, 29 Fuß höher als das heilige Grab, und von da geht es noch weiter gen Oſten 48 Stufen tief zu dem Orte hinab, woſelbſt von der Kaiſerin Helena das heilige Kreuz gefunden iſt. Dieſe Stelle hält man für den alten Stadtgraben, in welchen, nach Abnahme der Leichen, die Kreuze geworfen ſind (*Sanut.* l. c. p. 254). Südlich von der Kreuzerfindungsſtätte liegt die Kirche der Mutter Gottes (genetricis Dei), welche die „lateiniſche" genannt wird, weil Lateiner ſie beſtändig inne hatten. Daneben iſt das Xenodochium (Gesta Franc. ib. p. 573). — Der Tempel des Herrn auf dem ſüdlichen Abhange des Berges Moria (in declivio, quod ad Austrum respicit) an der Stätte, wo David die Tenne kaufte und auch Salomo den Tempel baute. Omar, der Sohn Catab, hat ihn von Neuem aufgebaut[68]). Folgendes iſt ſeine Geſtalt: Ein ebener Plan, viereckig, über einen Bogenſchuß lang und breit, iſt mit einer ſtarken Mauer von mäßiger Höhe umgeben. Durch dieſelbe führen von Weſten zwei Thore (unter denen das eine jenes „ſchöne" Thor, neben welchem Paulus einen Lahmen heilte), von Norden zwei, von Oſten eins. Nach Süden iſt der königliche Palaſt (domus regia), welcher gewöhnlich Salomo's Tempel genannt wird (*Wilh. Tyr.* VIII, 3), ein ſehr großes und weitläufiges Gebäude, welches man, wahrſcheinlich um es von dem ausſchließlich ſogenannten „Tempel des Herrn" zu unterſcheiden, den Tempel Salomonis nennt (*Vitriac.* p. 1081). Über den Thoren und den Ecken der äußern Umſchließungsmauer ſind Thürme, aus welchen die Prieſter das Volk zum Gebet auffodern (Minarets); auch wird hier Wache gehalten, damit kein Unreiner eintrete (*Wilh. Tyr.*). Auf dieſem Plane iſt ein kleiner, aber erhabener Plan, zu dem man auf Treppen hinaufſteigt, von Weſten an zwei Stellen, von Oſten und von Süden je an einer. In der Ecke ſind kleine Bethäuſer (oratiorola). In der Mitte dieſes höhern Plans ſteht der Tempel ſelbſt; er iſt achteckig, von Innen und Außen mit Marmortafeln und muſiviſcher Arbeit verziert und mit einem halbkugelförmigen (sphaericum) Dache geſchloſſen, das künſtlich mit Blei gedeckt iſt[69]). Beide Platten ſind mit weißen

---

wir den etwas ſchwankenden Ausdruck des Schriftſtellers nicht recht gefaßt.

66) Eine ſpätere Sage ſetzt dieſes Ereigniß auf die Oſtſeite der Stadt, vor das Thor der heiligen Jungfrau; nach Sanutus (l. c. p. 253) wird das nördliche Thor auch das Thor Benjamin genannt.

67) Der Jude Benjamin von Tudela, welcher nach 1160 Jeruſalem beſuchte, nennt die vier Thore „du sommeil d'Abraham, de David, de Sion, de Josaphat" (bei Bergeron S. 20). Daß er unter dem erſten das nördliche Thor verſtehe, iſt einleuchtend, aber woher der Name? Leider liegt uns nur die franz. Überſetzung vor, und es iſt hier vielleicht ein Fehler!

68) Merkwürdig iſt, daß *Albertus Aquensis* in den Gesta Dei I, 281 den Aufbau dieſes Tempels nicht dem Omar zuſchreiben zu wollen ſcheint. Er ſagt: „Templum hoc postea (nach der Zerſtörung durch Titus) a modernis et Christianis cultoribus reaedificatum, plures attestantur." Ebenſo ſchreibt Vitriacus (l. c. p. 1080) die Herſtellung dieſes Tempels fidelibus et religiosis viris, d. h. den Chriſten, zu, und weiß nichts von Omar und den nachfolgenden Khalifen.

69) *Fulch. Carnot.* erzählt cap. XVIII. p. 397 von dieſem Bleidache: „Inopia pressi non potuimus tuti

Digitized by Google

Steinen belegt, damit das zur Regenzeit ſich auf dieſelben ergießende Waſſer rein und klar bleibe, und ſo in die vielen Ciſternen ſich ſammle, welche innerhalb dieſer Einſchließung (septa) angebracht ſind (*Wilh. Tyr.* p. 748)[70]. Mitten im Tempel, zwiſchen der innern Säulenreihe, iſt ein etwas erhabener Fels mit einer Höhle darunter, auf welchem der Engel geſeſſen haben ſoll, welcher das Volk ſchlug, als David unvorſichtigerweiſe eine Zählung deſſelben vorgenommen hatte (*Wilh. Tyr.*). Von dieſem Felſen ſagt *Albert. Aquensis.* VI, 24 (G. D. p. Frc. I. p. 281): In medio hoc moderno tabernaculo mons lapideus, natura fundatus. prominet, fere in latitudine continens tertiam partem jugeri, in altitudine habens duos cubitos: cujus in uno latere gradus collocati, ad cava loca descendentes perducunt, alio vero in latere, ut in veritate referunt, qui tunc consideraverant. ostiolum habet lapideum sed semper signatum. Illic ex quorundam opinione quaedam sancta sanctorum adhuc servari perhibentur. Ebenſo merkwürdig iſt, was *Fulch. Carnot.* c. XVIII. ib. p. 397 von ihm ſagt: in cujus (templi) medio est rupes nativa et ingens, de qua deturbatur satis et impeditur ipsum templum; nescio quare ab aeterno permittitur locum occupare, quin prorsus exciditur. Doch glaubt er nicht „in ipsa rupe aream foederis Domini cum virga et tabulis testamenti bene sigillatam.“ wie viele behaupten. Die Meinung, als ſei in dieſem Felſen die „arca Domini“ eingeſchloſſen, führt auch *Vitriacus* c. 62. p. 1080 an und ſagt in Beziehung auf dieſen Felſen: unde Saraceni Templum Dominicum usque hodie „rupem“ appellant. quod in tanta veneratione habent. ut nullus eorum ipsum audeat aliquibus sordibus, sicut in aliis locis sanctis faciunt, maculare, sed a remotis et longinquis regionibus, a temporibus Salomonis usque ad tempora praesentia veniunt adorare[71]). Wie Albert Aqu. in der vorſtehenden Stelle von der Beſchaffenheit des Felſens, als von einer zu ſeiner Zeit nicht mehr ſichtbaren, ſprechen konnte, erklärt eine Stelle bei *Wilh. Tyr.* l. c., wo es heißt: Haec (rupes) autem ante nostrorum introitum et postmodum annis quindecim nuda patuit et aperta, postea vero, qui eidem praefuerunt loco, albo eum cooperientes marmore, altare desuper et chorum. in quo clerus divina celebrat, construxerunt[72]). Es iſt ſehr zu bedauern, daß die Nachrichten, welche über das ſüdlich vom templo Domini belegene große Gebäude mitgetheilt werden, ſo unbefriedigend und unzuſammenhängend ſind. Daß es daſelbſt ein großes, wichtiges, merkwürdiges Gebäude gab, iſt nach den übereinſtimmenden Ausſagen aller Schriftſteller dieſer Zeit gar nicht zu bezweifeln. Sie nennen es aber ſehr verſchieden, bald templum Salomonis und zwar, wie ſie ausdrücklich bemerken, um daſſelbe von dem templo Domini zu unterſcheiden, bald auch palatium regis Salomonis. Sie laſſen es ungewiß, zu welchem Zwecke es zuerſt beſtimmt war, ob hier vielleicht ſchon zur Zeit der byzantiniſchen Kaiſer ein dem Gottesdienſt gewidmetes Gebäude oder etwa ein Palaſt des Statthalters ſtand? oder ob es erſt unter der Herrſchaft der Khalifen und zwar zu welchem Zwecke? errichtet worden iſt. Nur ſo viel iſt gewiß, daß die Kreuzfahrer bei ihrer Eroberung der Stadt hier ein Gebäude, welches ſie einſtimmig als „spatiosum, amplissimum, firmissimum“ bezeichnen, vorfanden, auch, daß es mit dem eigentlichen Heiligthume aufs Genaueſte zuſammenhing. In ſeinen Vorhöfen, oder vielleicht auf dem Platze, welchen es mit dem heiligen Gebäude gemeinſchaftlich hatte, war eine ſehr große Ciſterne. Am ausführlichſten beſchreibt ſie *Albert Aqu.* VI, 22 (Gesta D. p. Frc. I. 280). Er nennt ſie: cisternam regiam. quae ante fores palatii (des hier in Frage ſtehenden Gebäudes) in modum lacus amplitudinem et magnitudinem cavatione continet. testudinem (eine Kuppel) fornicei operis desuper habentem, marmoreis undique subnixam columnis, ſie hätte: gradus, qui ad hauriendam aquam introeuntes perducunt, ferner: foramina, quae trans testudinem ora in modum putei habent. Aus dieſer Ciſterne ſeien die Belagerten und ſelbſt ihr Vieh mit Waſſer verſehen. Sie werde gefüllt ex omni stillicidio pluviarum, ab ipsius tecti palatii canalibus, templique Domini testudine (auch hier wird alſo das palatium und das templum unterſchieden) et a tectis multorum aedificiorum (deren es alſo in dieſem heiligen Bezirke mehre gegeben haben muß) confluentium. Was die Verſorgung der Stadt mit trinkbarem Waſſer betrifft, ſo iſt ſo eben der Hauptciſterne erwähnt. Sie war aber nicht die einzige, wie man aus mehren Stellen der Schriftſteller dieſer Zeit erſieht, beſonders aus *Wilh. Tyr.* l. c. p. 749, wo es heißt: Est autem locus, in quo civitas sita est, aridus et inaquosus, rivos. fontes et flumina non habens penitus, cujus habitatores aquis tantum utuntur pluviaribus. Mensibus hibernis *in cisternis*, quas in civitate habent plurimas, imbres solent sibi colligere, et per totum annum ad usus necessarios conservare. Aber dieſe ſcheinen doch nicht für hinreichend erachtet zu ſein, denn es heißt ferner: praeter aquarum pluvialium, quam habebant, ubertatem maximam, fontes etiam a partibus deducuntur exterioribus, et *aquaeductis* invectos. in piscinas duas maximae quantitatis,

---

ejus structuram reformare, postquam in manus Balduini regis et nostras devenit, sed ipse etiam plumbum negociatioribus vendebat, cum vel de tecto aliquando decidebat, vel deorsum dirui praecipiebat.“

70) Wahrſcheinlich aber nur eine einzige, wie ſich gleich zeigen wird.

71) Welche verkehrte Begriffe ſelbſt zur Zeit der Kreuzzüge, d. h. zu einer Zeit, da man täglich mit den Muhammedanern in Berührung kam, über die Glaubensmeinung derſelben unter den Chriſten gäng und gäbe waren, zeigt Vitriacus, wenn er in der vorſtehenden Stelle hinzuſetzt: „Quoties Saraceni civitatem sanctam possident, *imaginem Machometi ponentes in Templo*, nullum Christianum permittunt intrare (!).

72) Aus dieſem Umſtande, daß ein Chor über dem Felſen errichtet werden konnte, läßt ſich der Umfang deſſelben beurtheilen. Daß die Muhammedaner auf den hier eingeſchloſſenen Stein einen großen Werth legen, beſagt theils die Benennung der Moſchee, theils das, was wir weiter unten aus den neueſten Nachrichten anzuführen haben werden.

Digitized by Google

quae circa Templi ambitum, exterius tamen, sed infra urbem continentur, recipiebant: quarum altera hodie Robatica piscina reputatur, in qua olim immolatitiae lavabantur hostiae [73]). Bei dieſen Erklärungen iſt beſonders auffallend, daß über den Ort, woher die Aquäducte geführt worden ſind, Näheres nicht angegeben wird. Das Heer der Kreuzfahrer litt ſo ſehr durch Mangel an Trinkwaſſer für Menſchen, Pferde und Laſtthiere, daß von den letzteren nicht wenige umkamen. Die einzige Quelle in der Nähe von Jeruſalem, Siloe oder Syloe, wie ſie die früher unter der Benennung Siloah oder Siloam bekannte bezeichnen, war bei weitem nicht hinreichend und auch kaum trinkbar (ſ. unten). Wie kam es denn, daß man die Aquäducte nicht entdeckte, abſchnitt und für ſich benutzte? Ein ſpäterer Schriftſteller, der ſich aber die allergenaueſten Nachrichten über Jeruſalem zu verſchaffen gewußt hatte, und mehrmals ſelbſt in Paläſtina geweſen war, Marinus Sanutus Torsellus, deſſen Werk: Secreta Fidelium Crucis super terrae sanctae recuperatione et conservatione den zweiten Theil der von Jacob Bongars veranſtalteten Sammlung, welche unter dem Titel: Gesta Dei per Francos sive Orientalium expeditionum historia bekannt iſt, einnimmt, ſagt S. 257, nachdem er den Ort bezeichnet hat als unfern des Thors der heil. Jungfrau, welches er noch portam vallis nennt (k), auf der rechten Seite, wenn man hereingekommen iſt, alſo nördlich, wo die Ecclesia sanctae Annae gezeigt wird, belegen: ibi juxta est piscina (Teich) grandis, quae dicebatur piscina interior, quam fecit Ezechias (Hiskias) hoc modo: obturavit enim superiorem fontem aquarum Gyon, et avertit aquas ejus subter, ad Occidentem turris David incidens petram ferro, ut dicitur Ecclesiast. XLVIII, et inducens aquam per medium civitatis in piscinam istam: ut in obsidione habeat aquam populus ad bibendum; fontem vero aquarum Gyon duxit in piscinam superiorem, quae est super natatoria (gleichfalls Teich) Siloe. Hoc enim Achaz inceperat, sed non perfecerat. De hac piscina et de hoc fonte, et de ejus situ dicitur Esaias VIII, 3. Dicitur autem ista piscina superior respectu natatoriae Siloe. Aber von allen dieſen Waſſerleitungen kommt in der Geſchichte des Angriffs der Kreuzfahrer auf Jeruſalem auch kein Wort vor. Es iſt alſo hier eine Alternative. Entweder exiſtirten dieſe Waſſerleitungen überall nicht, oder ſie waren ſo verſteckt und unbekannt, daß man ſie nicht auffand, abſchnitt, und zum eignen Nutzen verwandte. Es iſt uns nicht möglich dieſen Knoten zu löſen. Was die Umgegend von Jeruſalem, dicht neben der Stadt, betrifft, ſo wird ſie einſtimmig beſchrieben, wie wir ſie jetzt noch finden. Die Thäler (wie das ja ſo natürlich iſt) ſcheinen noch ſchroffer geweſen zu ſein als gegenwärtig. Im Thale Joſaphat, an der Oſtſeite der Stadt, werden zwei Denkmäler erwähnt, die ſich auch jetzt noch daſelbſt finden, die Kirche der Mutter Gottes [74]) und Joſaphat's Denkmal; von dem letztern ſagt Sanutus: Habens superpositam pyramidem magnae pulchritudinis. Außerhalb der Stadt auf dem Sion, ſüdlich von der Stadtmauer eines Bogenſchuſſes weit, war eine Kirche, die des Sion genannt. Vom weſtlichen Thale ſagt Wilh. Tyr. S. 747, es ſei daſelbſt ein alter Teich, welcher zur Zeit der alten jüdiſchen Könige Berühmtheit gehabt habe, und es erſtrecke ſich dieſes Thal bis zum obern Teiche, der zu ſeiner Zeit den Namen „Teich des Patriarchen“ geführt habe; neben demſelben ſei ein Begräbnißplatz, welcher in der Löwenhöhle ſich befinde. (In spelunca, quae cognominatur Leonis). Am merkwürdigſten aber iſt endlich, was von der Quelle Siloe oder Siloah geſagt wird. Man muß hier bemerken, daß dieſe Schriftſteller nicht immer zwiſchen der eigentlichen Quelle Siloa und dem Teich Siloa, der auf jeden Fall ganz in der Nähe der erſtern iſt, unterſcheiden. Die Quelle iſt am Fuße des Berges Sion, darin ſtimmen alle überein; allein es darf zweifelhaft bleiben, ob man ſich dieſes Ausdrucks in ſpecieller Beziehung auf den weſtlichen Berg, oder in allgemeiner Beziehung auf die Bergfläche Jeruſalems bedient. (Daß auch das erſtere gebräuchlich war, ſagt Wilh. Tyr. S. 747). Sie ſcheint aus einer Felſenkluft hervorzutreten (Reim. de Agiles ſpricht [G. D. p. Fr. p. 174] von dem Gedränge der Durſtigen ad exitum ipsius aquae, quae per quandam rupis incisuram egrediebatur), dann in den Teich. Beachtung verdient beſonders die Beſchreibung der Örtlichkeit bei Alb. Aquenſ. (l. c. p. 276), wo es heißt: de monte Sion rivus perexiguus manat, cujus subterraneus ductus a palatio Salomonis est jactu sagittae, usque ad eum locum, quo aedificium in modum claustri muratum et quadratum habetur: cujus in medium per noctem rivulus congregatus adunatur, de quo in dies cives utuntur et animalia adaquantur. Die Entfernung von der Stadt gibt Wilh. Tyr. auf „quasi miliare“ an, und ſagt, er ſei an der Stelle, wo die beiden Thäler, das öſtliche und das ſüdliche, ſich vereinigen, auf der Südſeite der Stadt. Daß aber der Silo weder wohlſchmeckendes noch reichliches Waſſer gebe, darin ſtimmen alle überein. Merkwürdig ſcheint uns noch, daß einer andern Quelle in den Thälern unterhalb Jeruſalem auf der Südſeite überall nicht Erwähnung geſchieht. Sanutus S. 255 thut dieſes zwar in Beziehung auf die fons Rogel, aber offenbar nur, weil ihrer im A. T. gedacht wird, ohne ir-

73) Benjamin von Tudela ſagt S. 21: „Der alte Teich, wo man ſonſt die Opferthiere ſchlachtete, hat ſich noch erhalten.“

74) Von dieſer ſpricht Sanutus (S. 256) auf eine Weiſe, die wir nicht mit Stillſchweigen übergehen dürfen: „Ecclesia, ubi est sepulchrum gloriosae Virginis, erat ante destructionem Jerusalem aliquantulum super terram, nunc autem est multum sub terra: quia Romani, ut dicit Josephus, ab ea parte civitatem oppugnantes, incisis olivis et arboribus aliis et aggeribus inde factis, eam impleverunt. Deinde etiam capta civitate ruinas atriorum et Templi, complanato etiam monte Moria, ne locus esset de castero tam munitus, Adrianus fecit projici in torrentem Cedron. Hujusmodi igitur repletionibus Ecclesia, licet multum alta et testudinata, totaliter cooperta est, et vallis desuper plana!“ Mithin iſt dieſe Kuppel ſchon vor 71 nach Chriſti Geburt da geweſen!!! Freilich werden nur ſtarke Geiſter, wie Chateaubriand, dergleichen zu glauben vermögen!

Digitized by Google

gend ein Wort weiter hinzuzuſetzen, ſodaß man auf die Erwähnung durchaus keinen Werth legen kann. b) Belagerung und Eroberung Jeruſalems durch die Kreuzfahrer (1099 7. Jun. bis 15. Jul.). Das Heer derſelben war zu ſchwach, um die Stadt von allen Seiten zu umſchließen, es lagerte ſich von dem nördlichen Thore (damals St. Stephani oder Benjamin, jetzt von Damaskus) um die nordweſtliche Ecke bis zu dem weſtlichen Thore neben der Burg David's. Tankred lagerte ſich dem nordweſtlichen Eckthurme gegenüber, der daher ſeinen Namen bekam. Dem weſtlichen Thore und der Burg David's gegenüber hatte der Graf von Toulouſe ſich gelagert. Weil aber wegen dieſer Burg, welche gewiſſermaßen über ſeinem Lager ſtand, die Feinde dieſes Thor, dicht unter der Burg, mächtig beſchützten, auch er wohl einſah, daß er wegen des Thals, welches zwiſchen der Stadt und ſeinem Lager war, nicht viel würde ausrichten können, ſo verlegte er ſein Lager zwiſchen die Kirche auf dem Sion und die Stadt, auf eben den Berg, auf welchem die letztere liegt. Am vierten Tage ſtürmte man und nahm die Außenwerke (antemuralia); die Feinde waren ſo beſtürzt, daß, hätte man Leitern gehabt, die Hauptmauer hätte erſtiegen werden können. So aber mußte erſt Bauholz zu Leitern und andern Kriegsmaſchinen herbeigebracht werden. Unterdeſſen litt das Heer gewaltig durch Waſſermangel, da die Feinde alle Ciſternen, Quellen und Brunnen in der Nähe zugeſchüttet hatten, und die Quelle und der Teich Siloa bei weitem nicht hinreichten. Auch war die Stadt auf der Seite des Siloah nicht umſchloſſen, und wer hier Waſſer holen wollte, ſah ſich oft vom feindlichen Geſchoß beläſtigt (*Alb. Aquen.* l. c. p. 276); auch unterhielten die Belagerten über dieſen Punkt Verbindungen mit ihrer Partei. Dies wurde indeſſen durch Ausſtellen von Wachtpoſten gehemmt, auch kam allmälig Zufuhr von Waſſer, Lebensmitteln und Baumaterialien ins chriſtliche Lager. So wurden Leitern, bewegliche Angriffsthürme und andere Kriegsmaſchinen zugerichtet. In der Nacht vor dem erſten Sturme wurden die beweglichen Thürme und die übrigen Kriegsmaſchinen, welche alle in ihren einzelnen Stücken ſchon fertig, aber noch nicht zuſammengeſetzt waren, nicht vor dem bis dahin ſchon angegriffenen Theil der Mauer, ſondern weiter öſtlich, dem Theile der nördlichen Mauer gegenüber, welcher vom nördlichen (St. Stephans-) Thore bis an den nordöſtlichen Eckthurm reicht, zuſammengeſetzt und aufgerichtet. Dieſe Veränderung des Angriffspunktes machte die Belagerten beſtürzt; ſie hatten hier keinen Angriff vermuthet. Doch aber wollte dieſer, mit wie vielem Muthe er auch geführt wurde, an dieſem Tage noch nicht glücken. Schon ließ das Heer der Kreuzfahrer den Muth ſinken, da ſahen ſie ſich am Tage darauf durch wunderbare Zeichen geſtärkt, und ſo erſtiegen zuerſt von einem der Belagerungsthürme aus die Führer des Heers die Stadtmauer in der Nähe des nördlichen Thors. Die Feinde verließen die Mauer, flohen zum Tempel; man konnte das nördliche Thor von Innen öffnen, und das ganze Heer der Kreuzfahrer ſtürzte herein. Als das Geſchrei in der Stadt ſich erhob, verließen die, welche dem Grafen von Toulouſe entgegenſtanden, gleichfalls die Mauer, und auch dieſer drang ein. Wenige retteten ſich in die Burg David's; die größten Maſſen hatten ſich in den Tempel und deſſen Vorhöfe zuſammengedrängt. Hinter den Mauern deſſelben verſuchten dieſe Widerſtand zu leiſten; aber er war bald überwunden, und nun entſtand ein Blutbad, ein ſchonungsloſes entſetzliches Morden, welches Freunde und Feinde kaum gräßlich genug zu ſchildern wiſſen. Nur die auf die Burg David's ſich geflüchtet hatten, erhielten gegen Übergabe derſelben, freien Abzug [75]); alles Übrige wurde ermordet. Man fand die reichlichſten Vorräthe an Lebensmitteln und Koſtbarkeiten; alles wurde geplündert. Nachdem dieſes vollbracht, und die Stadt auf den Mauern und an den Thoren durch Wachtpoſten geſichert war, zog das Heer, die Fürſten an der Spitze, gereinigt, mit bloßen Füßen, nach Art der Büßenden angethan, zur Kirche des heiligen Grabes und dankte Gott, daß er das Heer gewürdigt habe die heilige Stadt aus der Gewalt der Ungläubigen zu erretten. c) Veränderungen in Jeruſalem, während die Kreuzfahrer Herren daſelbſt ſind (1099—1187). Von einigen derſelben: der Einſchließung des vermeintlichen Golgatha's mit dem vermeintlichen heiligen Grabe in daſſelbe Kirchengebäude — dem Überbau des heiligen Felſens im Tempel Gottes auf Moria ꝛc., iſt ſchon die Rede geweſen. Ebenſo von dem Anfange geiſtlicher Stiftungen. Dieſe nahmen nun täglich an Ausdehnung und Feſtigkeit zu. Bald nach der Eroberung waren bei der Kirche des heil. Grabes ſowol, als auch bei der des Tempels Gottes auf Moria Canonici geſtiftet, bedeutende Präbenden und anſtändige Wohnungen in der Nähe jener Kirchen ihnen beigelegt. Das Xenodochium (Hoſpiz, Herberge) unfern der Kirche zum heiligen Grabe, mit welchem ein Kloſter und eine Kirche zum heiligen Johannes verbunden war, wurde bedeutend erweitert und konnte dieſes, da vom Abendlande bedeutende Summen dieſen frommen Stiftungen zufloſſen. Mit dieſer Stiftung zum heil. Johannes war eine Verbrüderung von Rittern verbunden, welche zugleich das Schwert gegen die Ungläubigen und ein kirchliches Leben nach den Regeln der Cano-

75) Die chriſtlichen Geſchichtſchreiber der Kreuzzüge machen gar kein Hehl daraus, daß man im eigentlichſten Verſtande des Wortes die ganze nichtchriſtliche Bevölkerung der Stadt ohne Schonung und Ausnahme ermordet habe; ſie ſcheinen das ganz in der Ordnung zu finden, und glauben in ihrem guten Rechte zu ſein. Was die Zahl der Umgekommenen betrifft, ſo herrſchen darüber die verſchiedenartigſten Angaben. Arabiſche Schriftſteller (ſ. dieſelben im Auszuge bei *Fr. Wilken*, Comm. de bellorum cruciatorum ex Abulfedae historia 1798) geben an, allein im Tempel ſeien mehr als 70,000 Menſchen umgekommen, und zwar unter dieſen ſehr viele Gelehrte, Prieſter, Heilige, Fromme. Die Juden hätte man in ihre Synagoge getrieben und mit dieſer verbrannt (*Wilken* p. 31—33). Einige der chriſtlichen Fürſten ſuchten dem Blutbade Einhalt zu thun, aber vergebens; man machte ihnen Vorwürfe. Deſto mehr fällt es auf, daß es dem Grafen von Toulouſe geſtattet war, der Beſatzung in der Burg David's freien Abzug zu gewähren. Vielleicht, daß er ſie ſogleich, als noch Alles in der Verwirrung war, abziehen ließ. Indeſſen fehlte es nicht an Vorwürfen über dieſe gottloſe Schonung der Ungläubigen. Nach Einigen ſoll dieſe Beſatzung ihm unter der Bedingung eines freien Abzuges das Thor geöffnet, und er auf ſolche Weiſe, nicht alſo durch Gewalt, den Eingang in die Stadt gewonnen haben.

nikaliſchen Stiftungen zu führen ſich verpflichteten; ihr Vorſteher wurde Magister Domus hospitalis St. Johannis genannt. Aber je reicher und angeſehener dieſe Verbrüderung wurde, deſto übermüthiger wurde ſie auch. Beſonders wollte ſie von dem Patriarchen zu Jeruſalem ſich unabhängig machen. Sie ſuchte ihn auf alle Weiſe zu kränken. Dicht vor den Thüren der Kirche zum heil. Grabe, wie man glaubt, zu Hohn und Spott derſelben, errichtete ſie viel koſtbare und höhere Gebäude, als welche die Kirche ſelbſt umfaßte. Zugleich entſtand zu gleichen Zwecken eine andere ähnliche Verbrüderung. Weil ſie weder eine eigene Kirche noch eine feſte Wohnung hatten, ſo überließ ihnen der König (Dominus Rex ſagt *Vitr.* l. c. p. 1083) in einem Theile ſeines Palaſtes neben dem Tempel fürs Erſte eine Wohnung — der Abt aber und die Canonici des Tempels einen geebneten Platz (plateam), welchen ſie neben dem Palaſt des Königs hatten, um gottesdienſtliche Handlungen dort vorzunehmen. Und weil ſie neben dem Tempel des Herrn ihre Wohnung hatten, ſo ſind ſie nachher fratres Militiae Templi (Tempelherren) genannt worden. So mochte nach und nach eine bedeutende Bevölkerung (ſtatt der bei der Eroberung ermordeten Muhammedaniſchen) in Jeruſalem zuſammenfließen. Es gibt daſelbſt Leute aus allen Nationen — ſagt Benjamin von Tudela, welcher nach 1160 Jeruſalem beſuchte (*Bergeron* p. 20) — Jacobiten, Armenier, Griechen, Georgianer, Syrianer (eingeborene ſyriſche Chriſten), Franken — und daß eine zahlreiche und wohlhabende Colonie von Juden dort war, ſieht man aus dem, was er erzählt. Sie hatte ſehr bedeutende Färbereien von Wolle und Tuch angelegt, beſchäftigte ſich alſo mit Manufacturen im Großen — für deren ausſchließlichen Betrieb ſie dem Könige eine jährliche Abgabe leiſteten. „Die Juden bewohnten eine Ecke der Stadt unter dem „Thurme David's," in welchem die Mauern des alten Gebäudes, welches unſere Vorfahren (die Juden) errichtet haben, auf die Höhe von zehn Ellen noch vorhanden ſind. Die übrigen Wohngebäude ſind nach Art der Araber erbaut, weshalb es auch keine Gebäude gibt, die ſo feſt ſind, als jene alten. Die Stadt hat vier Thore und iſt mit einer dreifachen Mauer verſehen." (Bei dem Angriffe der Kreuzfahrer finden wir nur eine Mauer außer einigen Außenwerken, welche beim erſten Angriffe genommen worden; mithin hatten die Chriſten ihre Eroberung durch vermehrte Feſtungswerke zu ſichern geſucht). Sowie viele Menſchen, ſo mußte auch vieles Geld in Jeruſalem zuſammenfließen, dadurch, ſowie durch die Vorrichtung bedeutender Gebäude, Wohlhabenheit verbreitet werden. Es iſt ſehr zu bedauern, daß wir über das Palatium Regis juxta Templum Domini, welches ſüdlich von dem Platze des altjüdiſchen Heiligthums und auf der Stelle des Salomoniſchen Palaſtes geſtanden haben ſoll (nach der Meinung jener Zeit), nur ſo weniges wiſſen — wahrſcheinlich würde ſolche Kenntniß uns der Löſung mancher topographiſcher Frage näher bringen. Die gleichzeitigen chriſtlichen Schriftſteller erwähnen deſſelben nur immer ganz im Allgemeinen. d) Eroberung der Stadt durch die Sarazenen unter Salaheddin (1187. 2. Oct.). Bald nach dem großen Siege, welchen Salaheddin über das chriſtliche Heer bei Hittin, am 1. Auguſt 1187, erfochten, rückte er vor Jeruſalem. Es kam zu Unterhandlungen, der chriſtlichen Bevölkerung wurde gegen Bezahlung eines Löſegeldes freier Abzug geſtattet; wer nicht bezahlen konnte, ſollte leibeigen ſein — doch hat Salaheddin auch da große Nachſicht bewieſen. Den Tempel auf Morija reinigte er und heiligte ihn aufs Neue zur Muhammedaniſchen Moſchee — zur Abwaſchung des Gebäudes ſoll eine ungeheure Menge Roſenwaſſer verwandt ſein (*Sanutus* l. c. p. 192). Den Beſitz und Gebrauch der Kirche zum heiligen Grabe mußten ſich die Chriſten fortan durch bedeutende Abgaben ſichern. e) Schickſale bis zum Ende der Kreuzzüge 1187—1291). Unter den fortdauernden Kriegen ſchien es dem großen Salaheddin nothwendig, die Feſtungswerke von Jeruſalem herzuſtellen. Aber die ſchwachen Fürſten, welche ihm folgten, fürchteten, daß die Wechſelfälle des Krieges die Chriſten wieder zu größerer Macht bringen und man gegen dieſe die Stadt nicht würde vertheidigen können, um ſo mehr, da das Hauptſtreben der Chriſten eben auf die Wiedereroberung Jeruſalems ging. Wäre die Stadt dann wieder einmal in den Händen der Chriſten, dann würde es ſchwer halten, ſie ihnen zu entreißen. Sie machten deshalb im J. 1219 Jeruſalem zu einem durchaus offenen Orte, die Mauern würden niedergeriſſen, nur die des Tempels und der Burg David's erhalten. (*Wilk.* p. 190. *Vitr.* p. 1137). Es hatte wenig Einfluß auf die Schickſale der Stadt, daß durch den im J. 1229 zwiſchen dem Kaiſer Friedrich II. und dem Sultan Kamel abgeſchloſſenen Vertrag, das unbefeſtigte Jeruſalem unter der Bedingung, an den Muhammedaniſchen Heiligthümern ſich nicht zu vergreifen und die Bekenner des Islams im andächtigen Gebrauche derſelben nicht zu ſtören, den Chriſten übergeben wurde. Von beiden Seiten wurden ſolche Verträge nur ſchlecht gehalten. Die Chriſten ſuchten gegen den Vertrag ſich in Jeruſalem feſtzuſetzen, und als das Glück ſich wandte und neue Kriege dieſe aus der Stadt entfernen, wurden im J. 1239 auch die letzten Befeſtigungswerke von Jeruſalem zerſtört [76]). Nachdem aber endlich mit

76) *Wilken* l. c. p. 201. Die chriſtlichen Schriftſteller ſind ſehr kurz über dieſe Partie der Begebenheiten oder der Gegenſtände. Bei denen, welche gewiſſermaßen ex professo eine Beſchreibung von Jeruſalem geben wollen — Bruder Brocarde, Beſchreibung des heiligen und andern anliegenden Ländern, wie ſie im J. 1283 geweſen (Reyßbuch Fol. 455 fg.). *Sanutus* l. c. p. 253 sq. — oder den eigentlichen Reiſebeſchreibern, wie Jean Mandeville vom J. 1332—1364, bei Bergeron, oder Rudolph (richtiger Peter) von Suchen vom J. 1336—1350, muß man beſtändig auf der Hut ſein, ſich durch ihre Darſtellungen nicht verleiten zu laſſen, das, was ſie beſchreiben, als zu ihrer Zeit daſeiend, zu betrachten, indem ſie nicht ſelten viel ältere Zuſtände vor Augen haben. Aber eine Stelle eines viel ſpätern Reiſenden, aber eines der ſchätzungswertheſten, Leonhard Rauchwolf's, der vom J. 1573 an dieſe Gegenden bereiſte, müſſen wir hier anführen. Nachdem er der Eroberung Jeruſalems durch Salaheddin im J. 1187 gedacht, ſetzt er hinzu: „Lange hernach haben die Ungläubigen auch die Mauer der Stadt niedergelegt, die Kirchen, außer dem Tempel Salomonis und Thurm David's, zu Stallungen gemacht, das heil. Grab Chriſti, unſers Herrn, welches lange Zeit in vielen Anſtößen und Kriegen ganz geblieben, zerkrüppelt, daß nur die eine Wand des Begräbniſſes zur rechten Seiten noch zu ſehen. Welches von den Un-

Digitized by Google

dem Verluſte von Acre (1291) auch jede Hoffnung auf gewaltthätige Hilfe verloren war, ſank Jeruſalem zu dem troſtloſen Zuſtande herab, in welchem wir es noch gegenwärtig finden.

7) Jeruſalem von den Kreuzzügen bis zu unſerer Zeit (1291—1838). Wenn man die Wiederherſtellung der Mauern von Jeruſalem im J. 1543 und das Wenige ausnimmt, was mit den kirchlichen Anſtalten der Chriſten ſeit jener Zeit vorgegangen iſt, ſo ſchleppt ſich die Geſchichte der Stadt Jeruſalem in der langweiligſten Gleichförmigkeit fort. In den erſten Jahrhunderten nach den Kreuzzügen, das heißt bis zur Eroberung durch die osmaniſchen Türken, welche ſie dem ägyptiſchen Mameluckenſultan 1517 abnahmen, ging ſie aus einer Hand in die andere; hierauf unter den osmaniſchen Gewalthabern iſt ſie nicht einmal wieder der Mittelpunkt für die Adminiſtration einer Provinz geweſen, ſondern nur immer den Paſchas von Damask oder Akre unterworfen. Die Wege des großen Völkerverkehrs gehen öſtlich und weſtlich neben ihr vorüber, hier am Meere, dort auf der Hochebene, und über Jeruſalem verbindet kein Querpaß beide — und ſo iſt, als Napoleon Bonaparte im J. 1799 von Ägypten aus Syrien erobern wollte, er bis Acre vordrang, dieſe Stadt belagerte und ſeine Vorpoſten bis zur Jacobsbrücke an dem obern Jordan vorgeſchoben hatte, nicht einmal die kleinſte Abtheilung des franzöſiſchen Heeres auf Jeruſalem geſchickt worden. Je mehr theils das mercantiliſche Intereſſe, theils aber auch die Überzeugung, daß nach Chriſti Willen der Vater im Himmel durch ganz andere Dinge verehrt ſein will, als durch den Beſuch ſolcher Stätten, die der Aberglaube heilig nennt, im chriſtlichen Europa Überhand gewinnt — um deſto mehr verliert die Stadt Jeruſalem an jedem andern Intereſſe, als dem einer der allerbedeutendſten antiquariſchen Merkwürdigkeit. Dieſes aber iſt auf immer geſichert.

8) Gegenwärtiger Zuſtand. Von der Lage, dem Umfange, den Mauern der Stadt, auch von den vorzüglichſten Gebäuden iſt gleich zu Anfange die Rede geweſen. Von der Kirche des heiligen Grabes, ſowie von der Moſchee auf Moria wird ſogleich noch Einiges beigebracht werden. Was die Bevölkerung der Stadt betrifft, ſo wird dieſe ſehr verſchieden zwiſchen 10,000 und 25,000 Menſchen angegeben — gewiß iſt aber nicht leicht ein Ort auf dem Erdboden (Handelsplätze etwa ausgenommen), der eine ſo bunt zuſammengeſetzte Bevölkerung umſchließt, als eben das jetzige Jeruſalem. Außer den eigentlichen Landeseinwohnern und den Herren der Gegend gibt es nicht leicht ein chriſtliches und ein Muhammedaniſches Volk und eine chriſtliche und eine Muhammedaniſche Sekte, von denen nicht einige Perſonen ſich hier aufhalten ſollten. Auch die Juden ſind ziemlich zahlreich, man rechnet ſie auf 5000 Köpfe. Sie bewohnen ein eignes Quartier gegen Südoſt der Stadt, in der Tiefe zwiſchen dem Sion und Moria. Viele ziehen in ſpätern Jahren nach Jeruſalem, um in der Hauptſtadt ihrer Väter zu ſterben und an den Wänden des Thals Joſaphat, die mit jüdiſchen Gräbern bedeckt ſind, begraben zu werden. Die Zahl der chriſtlichen Pilgrime um Oſtern hat ſehr abgenommen, beträgt vielleicht nicht mehr ein Drittheil derer, die vormals kamen, da ihrer wol an 10,000 zuſammenfloſſen. Deſto mehr nimmt die Zahl derer zu, welche reiſen, um das Ausland zu ſehen und zu erforſchen, und wird noch immer zunehmen, je mehr ſich die Herrſchaft Mehemed Ali's befeſtigt, der die chriſtlichen Europäer liebt, ihre Reiſenden ſchützt und wiſſenſchaftliche Forſchungen fördert. Was ſogleich folgt, würde ſich vielleicht ganz anders geſtalten, ſollte es uns vergönnt ſein, noch nur nach zehn Jahren es umzuarbeiten.

9) Rückblicke auf die Topographie Jeruſalems in den verſchiedenen Perioden ſeiner Zuſtände. a) Golgatha und das heilige Grab. Vor allem müſſen wir hier die Überzeugung ausſprechen, daß die hiſtoriſchen Thatſachen der Kreuzigung, des Todes, des Begräbniſſes und der Auferſtehung Chriſti, an denjenigen Stellen nicht vorgegangen ſein können, welche man gegenwärtig für den Schauplatz dieſer Ereigniſſe ausgibt. Um unſere Anſicht zu begründen, fügen wir auf Tab. III. einen Grundriß der kirchlichen Gebäude bei, welche die vermeintlichen Stätten des Begräbniſſes und des Todes Chriſti umfaſſen, welche wir ohnedies unſern Leſern ſchuldig waren. Die Stelle, woſelbſt dieſes Gebäude gelegen iſt, haben wir möglichſt genau auf Tab. I. und II. angegeben, und mit a bezeichnet. Das Ganze liegt am Abhange des Hügels, welcher von Nordweſt nach Südoſt ſich hinabſenkt, ſodaß auf der nordweſtlichen Seite das Terrain außerhalb der Kirche um wenigſtens 25—30 Fuß höher iſt, als auf der ſüdöſtlichen und öſtlichen; auch geht es von der Kirche ab, ferner noch etwas weiter nach derſelben Richtung bergab. Auf der Südſeite iſt ein freier ebener Platz, weſtlich von demſelben der Thurm der Kirche. Hier tritt man bei α in das Gebäude. Gerade aus, bei β, iſt eine Marmorplatte, auf welcher der Leichnam Jeſu vor ſeiner Beſtattung geſalbt ſein ſoll. Dann hat man öſtlich die mit den Buchſtaben γ δ ε ζ eingeſchloſſene Abtheilung des Gebäudes, welche den eigentlichen Kreuzigungsplatz (Golgatha) enthalten ſoll. Es beſteht dieſes Gebäude aus zwei verſchiedenen Etagen über einander, und jede derſelben iſt wieder durch eine von W. nach O. laufende Scheidungswand in zwei Räume getheilt. Die untere auf ebener Erde belegene Etage hat ſüdlich einen Raum, in welchem die griechiſchen Geiſtlichen, welche den Gottesdienſt hier verſehen, ſich aufhalten; in dem nördlichen Raume werden die Stellen gezeigt, wo man einſt Adam's, des Vaters des Menſchengeſchlechts, Schädel gefunden, und nicht weit davon die, wo Melchiſedek, König von Salem, begraben war; vor dieſem Raume ſtehen im Freien, nicht unter der zweiten Etage, ſondern nur unter dem hohen Gewölbe der Kirche, die Sarkophage der beiden erſten chriſtlichen Könige von Jeruſalem, Gottfried's (η) und Balduin's (θ). Beide Räume ſind nach Oben durch Ge-

gläubigen mehr beſchehen, uns den thörichten Eifer, ſo wir tragen, die Stadt und das heilige Grab (als ob Chriſtus noch darinnen wäre) uns zu erobern, hinwegzunehmen. Es wäre auch das Grab und noch mehr andere Örter ganz zerriſſen worden, wo die orientaliſchen Chriſten, als Armenier, Syrianer u. ſ. w., die Ungläubigen von ihrem Fürnehmen nicht abwendig gemacht, ſie geſtillt und mit großem Geld erkauft hätten.“ (Reyßbuch Fol. 336.)

wölbe geſchloſſen. In der über ihnen ſtehenden Etage, zu der man mittels 18 Stufen von ι nach δ hinaufſteigt, findet ſich nördlich ein gewölbter Raum, an deſſen öſtlichem Ende auf einem zu der Form eines Altars zierlich zurechtgemeißelten Felſenblock (k) in angemeſſener Entfernung von einander drei etwa zwei Fuß tiefe Löcher ausgehauen ſind, in welchen die drei Kreuze geſtanden haben ſollen, an deren mittelſtem der Erlöſer zu Tode gemartert wurde. Zwiſchen der Stätte des ſüdlichen und des mittlern Kreuzes iſt ein Querriß in dem Felſen, den man auch von Unten in den untern nördlichen Raum durchgehend erblickt; es ſoll derſelbe im Augenblicke des Todes Chriſti entſtanden ſein. In den ſüdlichen nur durch zwei Tragepfeiler und einen ſeidenen Vorhang von dem nördlichen getrennten und nach Oben zu gleichfalls gewölbten Raume wird bei λ die Stätte gezeigt, woſelbſt der Herr an das Kreuz genagelt iſt. Die mit μ μ μ μ bezeichneten Räume ſollen der eine die Stätte bezeichnen, woſelbſt die Kriegsknechte vor der Kreuzigung Chriſtum verſpotteten, die andere, wo man ſeine Kleider getheilt, die dritte, wo der römiſche Soldat Longinus, derſelbe, welcher Chriſti Seite mit einem Speer verwundet, viele Jahre hindurch bis an ſeinen Tod Buße gethan, die letzte, woſelbſt man Chriſtum, während die Anſtalten zur Kreuzigung gemacht wurden, eingeſchloſſen hatte. Bei ν aber geht man 21 Stufen hinab zu der Kapelle der St. Helena (ξ) und noch 11 Stufen tiefer zu dem Orte, woſelbſt bei ο die drei Kreuze gefunden worden ſind. Vermittels einiger Stufen (π) ſteigt man auf das Chor der Griechen, woſelbſt bei ρ ihr Hochaltar σ bezeichnet; die Mitte des ihnen zugehörigen Theils der Kirche, und dieſe Stelle wird für den Mittelpunkt der Erde ausgegeben. Weſtlich von da iſt die eigentliche Kirche des heiligen Grabes, zwei ſtarke Pfeiler (τ τ), welche zugleich das weſtlichſte der drei Pfeilerpaare, welche das Schiff der Kirche der Griechen einſchließen und auf denen das kuppelförmige Dach derſelben ruht, bilden, und 16 andere tragen die Kuppel der Kirche zum heiligen Grabe. Dieſe iſt oben offen, und grade in der Mitte unter jener Öffnung iſt die Kapelle, welche, ein kleines Gebäude in der Mitte des größern für ſich darſtellend, bildend, das heilige Grab ſelbſt von allen Seiten feſt umſchließt. Dieſe Kapelle hat nur einen einzigen, nach Oſten gerichteten engen Eingang. Durch denſelben kommt man in das vordere Gewölbe, in deſſen Mitte der Stein (υ) gezeigt wird, auf dem der Engel geſeſſen haben ſoll, der zuerſt den Weibern die Auferſtehung des Herrn verkündigte, und aus dieſem Vorgewölbe durch einen beſchwerlichen Durchgang in die eigentliche Grabeshöhle, auf deren nördlicher Seite (bei φ) das Grab des Erlöſers gezeigt wird. Endlich iſt noch in dem nördlichen Theile des Gebäudes eine Wohnung für die lateiniſchen (römiſch-katholiſchen) Geiſtlichen, welche den gottesdienſtlichen Geſchäften bei dem heiligen Grabe und den übrigen geheiligten Stätten vorſtehen (bei χ). Eingangs dieſer Räume iſt der Ort, woſelbſt eins der auf St. Helena's Befehl aufgegrabenen Kreuze durch wunderbare Erweckung eines Todten, die es durch ſeine Berührung verrichtete, als echtes Kreuz Chriſti ſich beurkundet hat (*Sozomenos* II, 1. p. 41). Daneben iſt eine Kapelle, woſelbſt gegenwärtig die Ritter des heiligen Grabes creirt werden. Wie ſchon bemerkt, iſt das Terrain auf dieſer Seite des Gebäudes etwa 25—30 Fuß höher als auf der entgegengeſetzten; von den Straßen der Stadt geht man hier auf ebener Erde in einem über dieſer Wohnung und dieſer Kapelle befindlichen Raume, welchen die Türken gegenwärtig zur Pferdeſtallung benutzen. Als hier in neueſter Zeit Prokeſch zum Ritter des heiligen Grabes creirt wurde, fand man — wie er ſelbſt S. 103 ſeiner Reiſe erzählt — die heilige Ceremonie durch ein Gepolter über ſich geſtört, welches das Getrampel der obenſtehenden Pferde verurſacht. Bekanntlich iſt das Ganze dieſes aus zwei Kirchen und mehren Kapellen beſtehenden Gebäudes ſeinem Holzwerke nach am 12. Octbr. 1807 abgebrannt. Wie die Lateiner behaupten, iſt dieſes nicht ohne Schuld der Griechen geſchehen, welche das Holzwerk zum Neubau ſchon vorhin in Bereitſchaft hatten, dieſen ſchnell ausgeführt und ſeit jener Zeit ſich faſt aller heiligen Plätze bemächtigt haben. Man hat nun mancherlei Einwürfe gegen die Echtheit dieſer Stellen der Kreuzigung und des Begräbniſſes Chriſti aus der Beſchaffenheit des Geſteins und der Form, in welcher es hier erſcheint, hergenommen (*Clarke* p. 548), dagegen aber bemerkt, wie dieſe Örtlichkeiten allerdings nicht mehr ihre urſprüngliche Geſtalt haben mögen, wie es aber nicht auffallen könne, daß man zu kirchlichen Zwecken dem rohen Fels hin und wieder eine andere Geſtalt gegeben, oder auch mit koſtbarerem Geſtein von Außen ihn bekleidet habe. Und da möchte man denen allerdings ſolche Einwürfe durch ſolche Gegenbemerkungen hinlänglich widerlegt erachten. Etwas anders aber iſt es, wenn man die Frage aufwirft: ſind Zeugniſſe vorhanden, welche es unwiderleglich beweiſen, daß hier die Stätte der Kreuzigung und des Begräbniſſes Jeſu Chriſti iſt? oder, wenn ſolche Zeugniſſe fehlen, iſt es denkbar, nach allem dem, was wir von der Lage und dem Umfange des alten Jeruſalems wiſſen, daß Chriſtus an dieſer Stelle gekreuzigt, und an jener, ſo nahe dem öffentlichen Hinrichtungsorte, ins Grab gelegt iſt? Was erſtlich die hiſtoriſchen Zeugniſſe betrifft, ſo würde die Sache ein ganz anderes Anſehen gewinnen, wenn es ſich nachweiſen ließe, daß die Kenntniß dieſer Stätte bis zu der Zeit, da Conſtantin das Grab und vielleicht auch die Stätte der Kreuzigung überbauen ließ, durch Überlieferung erhalten worden ſei; allein aus dem, was die älteſten Zeugen, z. B. Euſebius ꝛc., berichten, folgt grade das Gegentheil, nämlich, daß es an ſolchen Überlieferungen ganz und gar fehlte. Denn eben, weil es an Überlieferungen fehlte, nahm man zu Legenden, wie die oben mitgetheilten ſind, ſeine Zuflucht. Dazu kommt, daß dieſe Legenden ſelbſt an innerm Widerſpruche leiden. Golgatha war, nach allem, was wir wiſſen, ein öffentlicher Hinrichtungsplatz, und in den Augen der Heiden nicht weniger als der Juden, war Chriſtus ebenſo wol ein verabſcheuungswürdiger Verbrecher, als die Mörder, welche mit ihm gekreuzigt wurden. Iſt es nun je vorgekommen, daß irgend eine Religionspartei über dem Hinrichtungsplatze von Perſonen, die ſie ſelbſt als eines ſchimpflichen Todes würdige

Digitized by Google

Verbrecher betrachtet, ihren Gottheiten Heiligthümer erbauet, Bilder derſelben aufſtellt, und gottesdienſtliche Feierlichkeiten zu Ehren derſelben angeordnet habe? Dieſe Wendung, welche chriſtliche Schriftſteller dieſer Legende geben, iſt ganz und gar nicht im Geiſte der römiſchen Staatsreligion. Hätten diejenigen, welche für Erhaltung derſelben eiferten, die Chriſten in Verehrung dieſer Stätten ſtören wollen, ſo würden ſie dieſelben nicht mit ſo vieler Mühe verſteckt und zugedämmt, ſondern ſie würden den Felſen der Grabeshöhle und des Hinrichtungsplatzes ſo zerſchlagen, zertrümmert und vernichtet haben, daß es unmöglich geweſen ſein würde, deren Stätte fernerhin aufzufinden. Mithin widerſpricht dieſe Legende ſich ſelbſt. Gehen wir zu der andern Frage über, ſo müſſen wir hier vor allem eine Unredlichkeit rügen, die wir faſt bei allen denen fanden, welche die Echtheit dieſer vermeintlich heiligen Stätte vertheidigen. Man ſehe nur alle die Bilder an, welche die Ausſicht von der Terraſſe des lateiniſchen Kloſters über Jeruſalem darſtellen; da erblickt man vor ſich die Kuppel der Moſchee auf dem Morija, und rechts vor derſelben, mithin gen Süden, die beiden Kuppeln des kirchlichen Gebäudes über den vermeintlichen Stätten der Hinrichtung und des Begräbniſſes Chriſti. So iſt dieſe Ausſicht überall und ſelbſt auf dem Bilde, welches Sieber's Reiſen zugegeben iſt, dargeſtellt. Sieht man dagegen die Grundriſſe an, welche dieſelben Verfaſſer mittheilen, ſo fällt dieſes Gebäude nicht allein in dieſe Linie, ſondern genau genommen, weiter links, d. h. nach Nordweſten über dieſelbe hinaus. Der Grund dieſes frommen Betrugs liegt vor. Man wollte die Anſicht: es haben dieſe vermeintlichen Stätten der Hinrichtung und des Begräbniſſes Chriſti außerhalb der alten Stadtmauer gelegen, möglichſt plauſibel machen — daher mußten ſie möglichſt weit nach Norden oder Nordweſten gerückt werden. Sieht man ſich aber die Dinge an, wie ſie ſind, ſo dürfte ſich Folgendes ergeben. Die Stelle, woſelbſt St. Helena zur Freude drei Kreuze entdeckt wurden, ſoll (nach Sanutus S. 254) in dem alten Stadtgraben gelegen haben. Mithin mußte die Stadtmauer noch weiter nach Südweſt vorüberziehen; und das hieße denn doch wol der ſo ſtark bevölkerten Stadt gar zu enge Grenzen und ihrer Vertheidigungslinie die allerungünſtigſte Richtung geben. Denn nordweſtlich von der Kirche des heiligen Grabes ſteigt der Berg noch immer aufwärts, und zu Wilh. Tyr. Zeit ragte der neben ihr liegende Felſenhügel ſo ſehr empor, daß er die Kirche faſt dunkel machte (ſ. oben). Da wäre es denn doch durchaus unzweckmäßig geweſen, der Stadtmauer hier einen einſpringenden Winkel zu geben, wodurch der beherrſchende Hügel ausgeſchloſſen wurde und dicht vor ſie zu liegen kam, während es viel zweckmäßiger erſcheinen mußte, den Fels zur Vertheidigung der Stadt zu benutzen und über ſeine Höhe oder auf ſeinem nordweſtlichen Abhange die Mauer zu ziehen, wodurch man zugleich die Vertheidigung der Stadt erleichterte und einen bedeutenden Raum in derſelben gewann. Dieſe Bemerkung trifft denn auch die jüngſten Vertheidiger der Echtheit des heil. Grabes und der Hinrichtungsſtätte, welche ſich dadurch zu helfen ſuchen, daß ſie zugeben, dieſe Stellen liegen allerdings innerhalb der dritten von Agrippa I. erbauten Stadtmauer; allein zu der Zeit, wo Chriſtus hingerichtet wurde, exiſtirte dieſe Mauer noch nicht, ſondern nur die erſte und die zweite, welche die Altſtadt umſchloſſen, und außerhalb dieſer iſt Chriſtus gekreuzigt und begraben. Wir bemerken dagegen: wäre denn dieſe zweite Mauer weniger unzweckmäßig angelegt, wenn ſie den vielbeſprochenen Felſenhügel ausgeſchloſſen hätte? Ja auch dieſes zugegeben, ſo wiſſen wir, daß, wie Joſephus (Bell. Jud. V. 4. §. 2) erzählt, Agrippa dieſe Mauer anlegte, um den Theil der Stadt zu decken, der hier vor der alten (erſten und zweiten) Mauer ſchon ſeit längerer Zeit entſtanden war, ja, daß nach Arch. XIX. überall nicht von einer durchaus neuen Maueranlage, ſondern nur von einer großartigen Reparatur der ſchon vorhandenen die Rede iſt. Auch war ſchon zu Herodes' des Großen Zeiten ein ſehr feſter iſolirter Feſtungsthurm (wir nannten ihn oben „ein detaſchirtes Fort") Pſephina, weit nach Nordweſten über die Stätte hinaus, woſelbſt die Legende das Grab Chriſti ſucht, erbaut worden, ohne Zweifel um die zwiſchen dieſem Thurme und der alten Stadtmauer ſich ſchon ſeit langer Zeit bildende Vorſtadt zu decken. Der Mauerbau Agrippa's I. wurde aber etwa 10—12 Jahre nach der Hinrichtung Chriſti unternommen, und ſomit folgt aus dem Ganzen, daß, wenn auch die Gegend (τόπος), wo Chriſtus gekreuzigt und begraben ſein ſoll, zur Zeit dieſer Ereigniſſe noch nicht innerhalb der Stadtmauer lag, er doch mit Wohnungen bedeckt war, zwiſchen denen unmöglich vorgegangen ſein kann, was die Evangeliſten von dieſen Ereigniſſen erzählen [77]). Denn wenn nach Johannes 19, 20 die Stätte, woſelbſt Chriſtus gekreuzigt ward, auch nahe war der Stadt, ſo lag ſie doch nach dieſem Schriftſteller, ſowie nach Matth. 28, 11 und Hebräer 13, 12, außerhalb der Stadt [78]). b) Das altjüdiſche und das jetzige Muhammedaniſche Heiligthum. Faſt allgemein findet man die Annahme, daß das erſtere genau den Umfang des letztern einnehme, und doch iſt

77) ſ. meine Bemerkungen über die entgegengeſetzte Meinung Clarke's und Buckingham's in der teutſchen Überſ. der Reiſen des Letztern (Weimar 1827). 1. Th. S. 239 fg. 78) Wenn aber die für die Hinrichtungs- und die Begräbnißſtätte Chriſti gehaltenen Örtlichkeiten dieſes nicht ſind, wo hat man ſie denn zu ſuchen? Dieſe Frage wiſſen wir nicht zu beantworten. Chriſtus iſt unſern Jeruſalems gekreuzigt, geſtorben, ins Grab gelegt, und am dritten Tage lebendig aus dem Grabe hervorgegangen, das ſind hiſtoriſche Thatſachen, von deren hiſtoriſcher Wahrheit jeder mit der Geſchichte des Chriſtenthums einigermaßen vertraute Menſch ſo feſt überzeugt ſein wird und muß, als von ſeinem Leben und Daſein. Wenigſtens hegt Schreiber dieſes dieſe Überzeugung, ſie iſt mit ſeinem geſammten religiöſen Glauben und Empfinden auf das Innigſte verwachſen und vereinigt. Dagegen ſcheint es ihm in religiöſer Hinſicht vollkommen gleichgültig, ob ſich die Stätten, wo dieſe großen Ereigniſſe vorgefallen ſind, nachweiſen laſſen oder nicht. Leider gibt es aber auch noch zu unſern Zeiten genug Schwache am Geiſte, welche meinen — oder Heuchler, welche ſich ſtellen, als meinten ſie — daß die, welche an der Echtheit der Stätten, woſelbſt Chriſtus geſtorben und auferſtanden ſein ſoll, zweifeln, damit zugleich auch die Thatſache des Todes und der Auferſtehung Chriſti bezweifeln!! Was ſoll man zu ſolcher Geiſtesſchwachheit oder Herzensverkehrtheit ſagen?

Digitized by Google

dieſe Meinung auf jeden Fall unrichtig. Denn nach Joſephus bildete das jüdiſche Heiligthum ein Quadrat, deſſen Seiten je ein Stadium = 600 Fuß maßen, dahingegen das jetzige Heiligthum der Muhammedaner etwa 12—1300 Fuß in die Länge und etwa 800 Fuß in die Breite mißt [79]). Hat es alſo mit dieſer, vom Joſephus überlieferten Thatſache ſeine Richtigkeit, ſo können die Grenzen des altjüdiſchen und des jetzigen Muhammedaniſchen Heiligthums nicht zuſammenfallen — und die Frage iſt nur: wohin wir das altjüdiſche Heiligthum zu ſetzen haben, ob grade in die Mitte des Muhammedaniſchen oder nach welcher Seite deſſelben? Die Frage kann nicht unerwogen bleiben. Man darf vorausſetzen, daß die durch Titus angeordnete Zerſtörung der Bauwerke des alten Jeruſalems in Hinſicht keines derſelben vollſtändiger ausgeführt ſei, als in Hinſicht des Tempels, des Haſſes und der Verachtung wegen, welchen die Juden und beſonders alles, was auf ihre Religion und ihre gottesdienſtlichen Verhältniſſe Bezug hatte, bei den Römern fanden. Und hier waren gewiß die Wirkungen der Zerſtörung auf der ſüdlichen und auf der öſtlichen Seite ungleich auffallender, als auf der entgegengeſetzten. Dort ſtürzte man die Gebäude und die Grund- und Böſchungsmauern in die ſteile Tiefe, welche unter ihnen lag; hier begnügte man ſich, die Gebäude in die Feſtungsgräben zu ſtürzen, und ließ die Grundmauern, denen hier viel ſchwerer anzukommen war, unangetaſtet. Der Verſuch, das altjüdiſche Heiligthum unter dem Schutze und der Mitwirkung des Kaiſers Julian zu antichriſtlichen und antipaganiſchen, aber für ſogenannte philoſophiſche Zwecke durch altgläubige Juden wiederherſtellen zu laſſen, mißglückte; wie es ſcheint nicht ohne Einfluß zerſtörender Naturerſcheinungen, welche Chriſten und Heiden als göttliche Strafgerichte betrachteten. Deſto mehr mußte der bauluſtige und ſeine Religioſität am liebſten in kirchlichen Prachtbauten manifeſtirende Juſtinian ſich geneigt fühlen, an der Stelle des jüdiſchen Heiligthums eine koſtbare und prächtige Kirche zu errichten. Nach allem dem, was wir über den Bau derjenigen Kirche wiſſen, welche er der Jungfrau Maria zu Jeruſalem weihete, koſtete es ungeheuere Arbeiten, ein tiefes Thal zu füllen, und durch gewaltigen Unterbau einen ebenen Platz zu gewinnen, auf welchem dieſes Gebäude errichtet werden konnte. Wie hätte Juſtinian dazu kommen ſollen, dieſen Platz zu wählen, da weiter nördlich Unterbaue durchaus nicht erfoderlich waren, wenn ihm nicht ſo vieles daran gelegen geweſen wäre, den Bau grade auf dem Platze des alten jüdiſchen Tempels vorzurichten. Daß durch Tradition eine genaue und ſichere Kenntniß des eigentlichen Tempelplatzes erhalten worden iſt, kann ohne Bedenken angenommen werden — denn daß die Verhältniſſe hier ganz anders waren, als die, welche wir kurz vorhin gegen die das heilige Grab betreffende ſogenannte Tradition geltend gemacht haben, iſt ſo einleuchtend, daß es keiner weitern Auseinanderſetzung bedarf. Es iſt alſo wenigſtens höchſt wahrſcheinlich, daß die von Juſtinian erbaute, der Jungfrau Maria geweihte, gewöhnlich die „der Darſtellung Chriſti im Tempel" genannte Kirche, gerade auf der Stelle des altjüdiſchen Tempels vorgerichtet iſt. Als nun der Khalif Omar bei der beabſichtigten Erbauung eines Muhammedaniſchen Heiligthums auf der Stelle des Salomoniſchen Tempels den derzeitigen Patriarchen von Jeruſalem, Sophronius, zu Rathe zog, da hätte dieſer nicht Patriarch und ihm nicht alles daran gelegen geweſen ſein müſſen, die ſogenannten heiligen Stätten, wo möglich ſeiner Religionspartei zu erhalten, wenn er nicht das Vertrauen des offenen Omar's hätte benutzen ſollen, um dieſem eine auffallende Stätte, zwar in der Nähe, jedoch aber nicht ganz genau auf dem Platze des altjüdiſchen Tempels, als die echte Stelle deſſelben anzuzeigen. Ein Paar hundert Fuß nördlich von der „Marien-" oder „Darſtellungskirche" fand ſich ein aus dem Boden hervorragender Fels, zwei Ellen hoch und ein Viertel Joch Landes lang (Gesta Dei per Francos p. 281). Dieſer wurde dem Omar als die Stätte gezeigt, woſelbſt Jacob geſchlafen habe, als er die Engel auf einer Leiter vom Himmel herab und zum Himmel hinauf ſteigen ſah, woſelbſt der Würgengel mit dem Schwerte ſtand, welcher das Volk der Sünde ſeines Königs halben ſchlug ꝛc. Wie es nun eigentlich gekommen, daß ſich dieſer Localität Muhammedaniſche Legenden angeknüpft haben, iſt nicht nachzuweiſen; genug, ſie haben ſich ihr angeknüpft. Dieſer Stein, ſo lauten ſie, ſei vom Himmel gefallen, als die Prophezeihung zu Jeruſalem begann; auf ihm haben die Propheten gebetet. Als nun nach der Zerſtörung Jeruſalems die Propheten entfliehen wollten, da wollte auch der Stein nicht mehr bleiben. Allein der Engel Gabriel hielt ihn zurück (man zeigt zur Urkunde deſſen noch jetzt die Eindrücke der engliſchen Finger in dieſem unruhigen Steine), bis Muhammed kam und ihn auf immer befeſtigte. Über dieſen Stein nun begann Omar die berühmte Moſchee zu erbauen, welche nach ſeinem Tode von al Walid vollendet wurde. Die Kirche der „Darſtellung„ blieb in den Händen der Chriſten, wenigſtens zu Anfang der arabiſchen Herrſchaft, ſpäterhin ſcheint ſie verloren gegangen zu ſein. Sie war nicht im Beſitze der Chriſten, als die Kreuzfahrer Jeruſalem eroberten, ob ſie aber von den Muhammedanern als eine für ſie heilige Stätte betrachtet worden iſt, liegt deutlich nicht vor. Zur Zeit der Kreuzfahrer kommt ſie unter dem Namen templum Salomonis vor. Gegenwärtig iſt ſie in den Händen der Muhammedaner, wird al Achſa oder Akſa (die entfernteſte) genannt und kommt in den Reiſebeſchreibungen unter dem Namen „Kirche der Darſtellung" vor. Wie ſehr die Anſicht der Topographie des alten Jeruſalems ſich ändert, wenn man dieſe Kirche als genau an der Stelle des altjüdiſchen Tempels gelegen ſich denkt, iſt ohne unſer Erinnern einleuchtend [80]). c) Waſſerleitungen und Quel-

79) Nach Richardſon 1439 Fuß Länge und 995 Fuß Breite. Allein die Länge iſt auf der Weſtſeite größer als auf der Oſtſeite, das engliſche Fußmaß iſt kleiner als das rheiniſche, wornach das Stadium berechnet iſt, und wir wollten auf keinen Fall der Sache zu viel thun.

80) Wir werden ſogleich dieſe Differenzen entwickeln. Auffallend iſt dieſer Stein, oder richtiger dieſer hervorragende Felſenrücken. Wie mag ſein Streichen ſein? Nach der Analogie der

len. Thatſache iſt es, daß bei den verſchiedenen Belagerungen von Jeruſalem die Belagerten niemals Mangel an Trinkwaſſer litten, ebenſo, daß es den Belagerern ſehr oft an demſelben fehlte. Allerdings beſitzt Jeruſalem ſehr ausgedehnte Ciſternenanlagen, und daraus läßt ſich manches erklären; aber doch nicht alles. Denn wenn dieſe hinreichten, warum iſt man denn von jeher darauf bedacht geweſen, von Außen her Waſſer in die Stadt zu leiten? Wir erinnern an die Anlagen des Königs Hiskias und die wahrſcheinlich doppelte Waſſerleitung von Bethlehem. Und wie kommt es, daß die Belagerer dieſe Waſſerleitungen nicht abſchnitten und für ſich benutzten? Waren dieſe ſo verſteckt und verheimlicht, daß dieſes nicht möglich war? Ferner, wie kommt es, daß ſchon Joſephus und ſpäterhin die Geſchichtſchreiber der Kreuzzüge nur von Einer Quelle wiſſen, ſtatt daß wir jetzt außer der in Nordweſten (der alten obern Gihonquelle) drei in Südoſten kennen? Dann, daß (nach Joſephus) die Siloahquelle ſchönes und reichliches Waſſer hat, während die Kreuzfahrer eine ſparſam fließende und keineswegs wohlſchmeckende Quelle bezeichnen? Endlich auf welche Weiſe wird die Waſſerleitung von Bethlehem über das Thal, welches den Sion von dem Moria trennt, auf den letztern geführt? Das ſind Fragen, die erſt befriedigender, als es bisher möglich war, beantwortet werden müſſen, ehe man an eine richtige Topographie des alten Jeruſalems denken kann. d) Die Schluchten im Innern der Stadt. Joſephus erwähnt ihrer zwei, deren zwiſchen dem erſten und dem zweiten Hügel (Sion und Akra), welche er Tyropoion nennt, und deren zwiſchen dem zweiten und dritten Hügel (Akra und Moria). Dieſe letztere ſoll freilich zugeworfen ſein auf Geheiß der Hasmonäer, indeſſen erſcheint dieſelbe theilweiſe wenigſtens noch im Weſten des Heiligthums und trennt daſſelbe von der übrigen Stadt, wie die vorſtehende detaillirte Beſchreibung beweiſt. Dieſe Schluchten vereinigen ſich im Süden, ſodaß ſie vereint den Sion und den Moria trennen, noch weiter nach Süden enthalten ſie die Siloahquelle, welche (nach Joſephus) reichliches und wohlſchmeckendes Waſſer hat. Die Schriftſteller der Kreuzzüge wiſſen nur von Einer Schlucht oder Einem Thale, welches den Sion von dem Moria trennt, und die Stadt in der Mitte durchſchneidet, erwähnen aber des Namens deſſelben nicht, ebenſo wie von den Verhältniſſen deſſelben zu der Siloahquelle die Rede nicht iſt. Im heutigen Jeruſalem ſind die Spuren beider Schluchten nur mit Mühe aufzufinden, und was beſonders auffallen muß, ſo ſcheint die tiefſte Einſenkung derſelben ſich viel weiter nach Weſten gezogen zu haben, als man nach frühern Nachrichten erwarten ſollte. Zu Folge Prokeſch's genauer Nachweiſung fällt ſie etwa bei g, ſowie nach allen Zeichnungen von g über δ nach dem Thale Hinnom hinab eine Einſenkung zieht, oder vielmehr bei δ an der Quelle dieſe Einſenkung in eine kleine Ebene ſich öffnet und ausdehnt, welche vom Thale Joſaphat, in welches die öſtliche Quelle bei ε ſich unmittelbar mündet, durch einen bedeutenden Hügelrücken getrennt iſt. Dieſe Geſtaltung der Erdoberfläche macht es für jetzt undenkbar, daß die Schlucht Tyropoion (etwa von der Vereinigung mit der öſtlichern breitern Schlucht aus) nicht, wie jetzt, ſogleich ſüdlich, ſondern öſtlich ſich gewandt, und etwa bei ε in das Thal Joſaphat gemündet habe. Indeſſen läßt ſich bei fehlender Kenntniß des Innern dieſer Örtlichkeit, die nur durch Nachgrabungen beſchafft werden kann, durchaus kein beſtimmtes Urtheil faſſen. Hier grade in der Nähe haben die bedeutendſten Bauwerke geſtanden, die hochaufgethürmten Böſchungsmauern und auf denſelben die weiten und hohen Säulengänge, welche alle aus den gewaltigſten Felſenſtücken zuſammengeſetzt waren; und wenn die Zerſtörung durch die Römer, ſowie vielleicht die Erdbeben, welche dieſe Gegenden hin und wieder heimſuchen, hier grade die größten Veränderungen hervorgebracht haben, ſo wird es erſt genauerer Unterſuchungen und namentlich der Nachgrabungen bedürfen, um mit einiger Sicherheit beurtheilen zu können, auf welchem Boden eigentlich wir hier ſtehen.

Nun iſt ſchon vorhin bemerkt worden, wie nichts weniger als ausgemacht ſei, welchen Platz das altjüdiſche Heiligthum auf dem Moria, mithin welchen Theil des jetzigen Muhammedaniſchen Heiligthums es eingenommen habe? Drei Hauptmeinungen ſind hier zu bemerken. a) Der altjüdiſche Tempel nahm die Stelle der Moſchee al Sakharah ein. b) Die ſüdöſtliche Ecke des jetzigen Heiligthums war auch die des altjüdiſchen — und c) der altjüdiſche Tempel nahm die Stelle der ehemaligen Marienkirche (y) und jetzigen Moſchee al Akſa ein (wobei angenommen wird, daß das eigentliche Tempelgebäude [ναός] den Mittelpunkt des geſammten Heiligthums [ἱερόν] einnahm). Es würde zu weit führen, wollte man das Dafür und Dagegen aller drei Meinungen unterſuchen — wir begnügen uns die zweite, die, ſowie die Sachen jetzt liegen, uns die wahrſcheinlichſte ſcheint, durchzuführen.

Wir nehmen alſo an, daß zu Joſephus' Zeiten das altjüdiſche Heiligthum denjenigen Raum eingenommen habe, welcher ihm auf **Tab. II.** angewieſen iſt, ſowie daß die bei δ hervorbrechende Quelle der Siloah des Joſephus iſt. Um die Vergleichung zu erleichtern, haben wir den Umriß der Mauern deſſelben eingezeichnet und die beigeſchriebenen Buchſtaben zeigen hier die Örtlichkeit derſelben Gegenſtände, wie bei **Tab. I.** Zijon (oder Sion) nimmt hier den ſüdweſtlichſten Theil der Stadt ein, aber da, wo (nach Prokeſch) ſich gegenwärtig die größte Tiefe der Einſenkung zwiſchen dem Zijon und dem Moria (bei g) zeigt, kann ſie nicht geweſen ſein; höchſtens war dies die weſtliche Wand der Schlucht, welche ſich von derſelben weiter nach Oſten ausbreitete. Nimmt man dieſes

Hauptthäler und Bergrücken etwa von Norden nach Süden. Im altjüdiſchen Tempel kommt er nicht vor. Sollte er zu den Spitzen und Rücken gehören, die durch die ſchon von Salomo begonnene Aufdämmung bedeckt wurden, und die nach der Zerſtörung wieder ans Tageslicht kamen? Dann läge hier ein Beweis vor, daß der Tempelberg durch die Zerſtörungen erniedrigt iſt, indem dieſer Stein in der Mitte der Moſchee erſcheint, welche doch um ein Bedeutendes höher ſteht als der äußere Vorhof rund umher. Oder lag dieſer Fels urſprünglich außerhalb des jüdiſchen Heiligthums, und gehörte er zu denen, auf welchen die Antonia gegründet war? Darüber im Text gleich noch ein Wort.

Digitized by Google

nicht an, ſo würde entweder Moria als viel weiter nach Weſten gerückt, oder die Schlucht als etwa um das Doppelte ſo breit wie Moria gedacht werden müſſen, welches beides den vorhandenen Nachrichten widerſpricht. Auf dem Zijon iſt am nördlichſten oder nordweſtlichſten Ende, da, wo jetzt die Burg (c) liegt, Anfangs Millo, nachher die Burg David's, zu Joſephus' Zeiten ein Theil der Königsburg des Herodes geweſen. Hier lag ganz am nordweſtlichſten Ende der Thurm Hippikus (etwa bei μ), mithin an der Stelle, woſelbſt jetzt die Burg und das Bethlehemsthor liegt. Von da nach Oſten oder Südoſten, hart am Rande des Berges Zijon, die Schlucht Tyropoion vor ſich, zog ſich die nordöſtliche Grenzmauer zugleich des Zijon und der Königsburg des Herodes hin, in welcher etwa an den mit v und o bezeichneten Stellen die Feſtungsthürme Phaſaelis und Mariamne ſtanden. Die Stelle derſelben, ſowie die Form und der Umfang der Königsburg laſſen ſich nur approximativ angeben. Unſern des Thurms Hippikus (etwa bei π), mag das Thor Gennath belegen geweſen ſein; ein Thor, welches ſelbſt, nachdem die zweite Mauer erbaut war, aus der Oberſtadt unmittelbar ins Freie führte und doch durch die Nähe der beiden Thürme, Hippikus und Phaſaelis (oder vor ihrer Erbauung durch andere dieſen beherrſchenden Punkt deckende Feſtungswerke) geſchützt war. Dieſer Theil der Mauer erſtreckte ſich bis zu dem ſogenannten Xyſtus, verband ſich mit dem Rathhauſe und erreichte ſein Ende an dem weſtlichen Säulengange des Heiligthums. Der Xyſtus lag weſtlich dem Heiligthume gegenüber, vermittels einer Brücke mit demſelben, alſo mit dem weſtlichen Säulengange, verbunden, und an dem Xyſtus lag der Palaſt des Agrippa; ein zu dieſem gehöriges Gebäude, welches Agrippa II. hinzufügte, war ſo hoch, daß man von demſelben aus das Heiligthum und zwar von der Weſtſeite her, überſah. Durch alles dieſes wird die Lage dieſer Punkte beſtimmt — λ iſt der Xyſtus; weſtlich von ihm, vielleicht mit der Rückſeite an die Burg des Herodes gelehnt, lag Agrippa's Palaſt — Näheres wagen wir nicht zu beſtimmen. Die Mauer unmſchloß alle dieſe Bauwerke von der Nordſeite und endigte an der Brücke, welche man als Fortſetzung der Umſchließung betrachten konnte. Auf der Weſt- und Südſeite folgte vom Hippikus aus die Mauer der Kante des Berges Zijon und mag ungefähr die Stelle eingenommen haben, welche unſere Zeichnung angibt, wobei wir, wie ſich's von ſelbſt verſteht, die Stellen der etwa 60 Thürme, welche in dieſer älteſten Mauer waren, anzugeben keineswegs verſucht haben. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß in ihrem nordweſtlichen Theile dieſe Mauer zugleich als Grenzmauer der Burg betrachtet werden kann, doch ebenſo wahrſcheinlich, daß die Mauer der Burg ſich ihr ſo ſehr näherte, daß der Durchgang von der Oberſtadt zu dem Thore Gennath von der Burg aus beherrſcht und jeden Augenblick geſperrt werden konnte. Wo die Örtlichkeit Bethſo gelegen habe, läßt ſich nicht nachweiſen — ebenſo iſt nur wahrſcheinlich, daß das Thor der Eſſener etwa in der Gegend von ξ gelegen habe. Hier in der Tiefe gab es wahrſcheinlich an mehren Stellen eine doppelte, oder wenn man die, welche das Heiligthum von der Südſeite umſchloß, mitrechnet, eine dreifache Mauer [81]). In der Tiefe, zwiſchen dem Siloah und dem Kedron, muß der Hügel (Ophel) geſucht werden, wir haben gewagt ſeine Lage zu bezeichnen (σ). Weiterhin ſchloß ſich die äußere Mauer dem öſtlichen Säulengange des Heiligthums an, ſowie mit ihr im Thale Kedron die neueſte (dritte) von Agrippa I. angelegte, ſich vereinigte. Wahrſcheinlich dienten alle dieſe Befeſtigungswerke theils zur Sicherſtellung der Wohnungen, welche hier außerhalb der alten Ringmauer nach und nach angebaut waren, theils der Zugänge zu den Quellen und Teichen, in denen man den Abfluß der Quellen und des Regenwaſſers ſammelte. Daß die Zeichnung nur approximativ das Daſein und die Richtung dieſer Mauer angeben könne und ſolle, verſteht ſich von ſelbſt. Von der zweiten Mauer wiſſen wir weiter nichts, als daß ſie vom Thore Gennath ausging, nur die nördliche Gegend der Stadt umſchloß, ſich an die Antonia anlehnte und mit 14 Thürmen verſehen war. Wir haben ihr eine viel weitere Ausdehnung nach Norden gegeben, als man gewöhnlich zu thun pflegt, weil nicht abzuſehen iſt, wie man darauf gekommen ſein ſollte, hier, vor der älteſten, grade auf der Nordſeite ohnedies ſchon durch die Schlucht Tyropoion gedeckten Mauer eine zweite Mauer anzulegen, wenn man nicht eine bedeutende Menge von Wohnungen, die vorhin ohne Schutz waren, durch ſie hätte decken wollen. Durch dieſe Mauern war die Altſtadt — beſtehend aus der Oberſtadt (auf dem Zijon) und der nördlichen Unterſtadt (nach Joſephus ἄκρα genannt) mit dem Heiligthume zu einem Feſtungsganzen vereinigt, in welchem die von Herodes erbauten oder reſtaurirten Citadellen, die Königsburg und die Antonia, die dominirenden Punkte bildeten, und welches die Quelle (oder die Quellen, wenn es vielleicht außer der bei δ, auch bei ε eine ſolche gab) deckte und auch die ſüdlich vom Moria und ſüdöſtlich vom Sion um die Fortſetzung der Schlucht Tyropoion belegene Vorſtadt (προάστειον) beſchützte. Eine angemeſſene Verbindung zwiſchen der Oberſtadt und dem Heiligthume vermittelte die Brücke bei ρ ρ. Nördlich folgten dann zwei Steigen in das von der Weſtſeite das Heiligthum begrenzende Thal (τ τ) welche zu dem προάστειον führten — endlich Stufen hinab in dieſes Thal und wieder hinauf in die andere Stadt (φ φ), nämlich in die Unterſtadt, auf den Hügel ἄκρα. Dieſe letztern hinab und hinauf führenden Stufen wurden von der Antonia und dem Tempel, die beiden mittlern von dieſem und die Brücke von der Oberſtadt und dem Tempel überſehen und beherrſcht; einer der wichtigſten Punkte, die Quelle Siloah, hatte ihren Schutz in dem befeſtigten Hügel (Ophel σ) und den ſie umgebenden Mauern, nur ihr Abfluß konnte einem belagernden Feinde zu Gute kommen. Was endlich die dritte Mauer betrifft, ſo ſind ihre beiden Endpunkte bekannt, weſtlich der Thurm Hippikus, öſtlich die Mauer in der Schlucht des Kedrons, da, wo dieſe mit dem öſt-

81) Die Stelle Bell. Jud. V, 4. §. 1 ſagt, daß, wo unzugängliche Schluchten waren, nur eine Mauer war, woraus denn folgen dürfte, daß, wo es an unzugänglichen Schluchten fehlte, mehre Mauern angelegt waren.

Digitized by Google

lichen Säulengange des Heiligthums ſich verbindet. Dazwiſchen aber liegen der Thurm Pſephinus, die königlichen Höhlen (Gräber), das Denkmal der Helena und der Eckthurm. Das Denkmal der Helena läßt ſich auch nicht einmal approximativ nachweiſen; der Eckthurm wird nordöſtlich an der Schlucht des Kedron zu ſuchen ſein; ein Mehres aber wiſſen wir nicht. Die jetzt als „Gräber der Könige" bezeichnete Localität (bei ψ) wird man nur dann für die hier in Frage ſtehende halten können, wenn man geneigt ſein ſollte, dem durch die dritte Mauer eingeſchloſſenen Stadttheile für ſich allein einen Umfang zu geben, welcher mehr als das Doppelte des gegenwärtigen Ganzen enthält — eine Anſicht, welcher wir nicht beiſtimmen können. Ja wir müſſen es zweifelhaft laſſen, ob man den Pſephinus bei o oder bei dd ſuchen ſolle. Das Feld nördlich von Jeruſalem iſt mit Trümmern von Grundmauern bedeckt, welche beſonders die meiſten Hügel inne haben, aber ſie müſſen erſt noch viel genauer unterſucht werden, ehe man auf befriedigende Beantwortung der vorliegenden Fragen wird Rechnung machen können. Seit Mehemed Ali in Syrien herrſcht, wird es ferner keine Schwierigkeiten mehr haben, Unterſuchungen aller Art und ſelbſt Nachgrabungen an Ort und Stelle vorzunehmen — und wer weiß, welche Aufſchlüſſe uns vielleicht ſchon die nächſte Zukunft bringt! Bis dahin aber ſchien uns die Hauptaufgabe die: den vorhandenen Stoff zu klarer Überſicht vorzulegen, und zwar ſo, daß vor allem erkannt werde, welche Punkte vorzüglich genauerer Unterſuchung bedürfen.

(*F. G. Crome.*)

B. Das Königreich in Paläſtina. Zumeiſt ein in den alt-israelitiſchen Provinzen Judäa, Samaria und Galiläa 1099 durch die abendländiſchen Kreuzfahrer angeſiedelter und bis über die Mitte des folgenden Jahrhunderts hinaus allmälig erweiterter chriſtlicher Staat. Seine Grenzen bildeten, zur Zeit ſeiner Blüthe, nach Weſten das mittelländiſche Meer, gen Norden die chriſtliche Grafſchaft Tripolis (Trablos), gen Oſten das Gebiet von Damask und die ſyriſche Wüſte, nach Süden das ſteinige Arabien. Seine größte Länge erſtreckt ſich der Seeküſte entlang von Berytus oder Bairuth bis faſt an Al Ariſch und landeinwärts von Paneas (Cäſarea Philippi) bis nach Petra oder Karak, ſodaß der geſammte Flächeninhalt $3\frac{1}{4}$ geographiſche Längen- und etwa vier dergleichen Breitengrade durchlaufen mochte [1]). Sonſt auch Paläſtina, das gelobte oder heilige Land genannt, hatte das chriſtliche Königreich zwar nicht mehr, wie vor der Zerſtörung Jeruſalems durch Titus (70 n. Chr.), den fruchtbaren und ſtarkbevölkerten, aber auch nicht durchweg den wüſten und unfruchtbaren Boden, den neuere und neueſte Reiſende fanden, ſondern neben manchen dürren Steppen einzelne wuchernde Landſtriche, welche bei regſamem Anbaue mit Hilfe zahlreicher Hafen- und Handelsplätze und europäiſcher Unterſtützung eine gewiſſe Wohlhabenheit und lockende Gemächlichkeit des Lebens verſchafften, und deshalb viele Pilgerfahrten dahin in gewinnſüchtige Speculationen verwandelten. Vor der feſten Anſiedelung der Pilger war das ganze Land, einige Seeplätze und wenige Landſtädte ausgenommen, allerdings von ſeiner frühern Blüthe theils durch gänzliche Verſiegung fließender Gewäſſer und Quellen, theils durch Vernachläſſigung des Anbaues, theils endlich durch unaufhörliche Kriege herab in Dürftigkeit verſunken; bei der Theilung des großen römiſchen Reichs war es 395 n. Chr. dem morgenländiſchen (byzantiniſchen) Kaiſerthume zugefallen, und 615 durch Waffengewalt den Perſern. Dieſen nahm es Kaiſer Heraklius 629 wieder ab und ſieben Jahre ſpäter fiel es in die Hände der Sarazenen (den von Muhammed bekehrten Arabern), durch welche es wegen ſteter Kriege zwiſchen den Khalifen von Bagdad mit ihren nach Unabhängigkeit trachtenden Statthaltern (Emiren) vollends verwüſtet wurde, bis es 969 die ägyptiſchen Khalifen zu ihrer Provinz machten. Als Wiege des Chriſtenthums wies Paläſtina gleich in den erſten Jahrhunderten chriſtliche Gemeinden, und nach den Berichten des Euſebius auch eine Reihe von Biſchöfen zu Jeruſalem, Cäſarea und Ptolemais auf, welche ſeit dem 4. Jahrh. (nur nicht unter Julianus Apoſtata) ſehr begünſtigt und ſeit der Mitte des 5. Jahrh. unter ein Patriarchat, das zu Jeruſalem errichtet wurde, geſtellt, doch ſeit der Sarazenenherrſchaft nach und nach unterdrückt wurden. Nur in Jeruſalem blieb ein griechiſcher Patriarch und für die Chriſten ein Stadtviertel mit dem heiligen Grabe, über welches jener die Oberhoheit hatte. Gleichwol verſchlimmerte ſich der Zuſtand der Chriſten, ihre Religion drohte die bleibende Stätte entriſſen zu werden. Zeugen davon und Mitleidende wurden die abendländiſchen Chriſten, welche ſeit dem 4. und noch häufiger ſeit dem 11. Jahrh. ſcharenweiſe fromme Inbrunſt, oder Entſündigung ihres befleckten Lebenswandels, oder heilige Sehnſucht an das heilige Grab, wenn nicht auch an andere Orte trieb, wo der Erlöſer geſprochen, gewandelt oder Wunder verrichtet hatte. Dadurch war dieſes Land ein auserwähltes für jeden gläubigen Chriſten (dem Gebildeten galt es damals auch für den Mittelpunkt oder Nabel der Erdoberfläche nach der Deutung altteſtamentlicher Stellen) geworden, und zunehmende Wallfahrten erregten in den Europäern das heiße Verlangen nach der Gründung einer geſicherten Herberge und beſchützten Andachtsſtätte auf dem geweihten Boden, oder inſofern irdiſche und politiſche Zwecke mitunterliefen, nach ſeiner gänzlichen Befreiung aus den Händen der Ungläubigen, die ihrer Meinung nach ihn beſudelt oder ihren Pilgereiſer verſpottet hatten. Von dieſen Gedanken geleitet erhoben ſich ſchwärmeriſche Scharen, einer Völkerwanderung nicht unähnlich, aus dem Abendlande nach der ſyriſchen Küſte, und ſtifteten dort durch ihre Führer einem kräftigen, häufig überlegenen und nie ermüdeten Feinde gegenüber das chriſtliche Königreich Jeruſalem, das in ſeinem Entſtehen, Wachſen, Höheſtande und Verfalle mit ſeiner innern Verfaſſung in gedrängter Kürze hier geſchildert werden ſoll.

I. Gründung und Blüthe des Königreichs Jeruſalem, von 1099—1162. Die ſchwärmeriſche Aufregung des Einſiedlers Peter von Amiens und die Unterſtützung, mit welcher ihr Papſt Urban II. zu Hilfe kam, gaben 1095 der europäiſchen Chriſtenheit, vorzugsweiſe aber den

1) Das Ganze nach andern Angaben etwa 400 □Meilen.

Franzoſen, die früher ſchon den größten Eifer für das heilige Land bewieſen hatten, hierzu den unwiderſtehlichen, gleichſam von Gott befohlenen Drang. Doch warf ſich kein gekröntes kaiſerliches oder königliches Haupt zur Ausführung des Unternehmens auf, ſondern nur große Vaſallen dieſer Monarchen traten an die Spitze des gewaltigen Heerzugs [2]). Wie in ihnen, ſo fand ſich auch in den Sarazenen derſelbe eiferſüchtige, faſt gleich ſchwärmeriſche Sinn für Behauptung des gelobten Landes, welches den Einen und den Andern ſelbſt die Gottesſtadt Jeruſalem (ohnehin ſchon von den Muhammedanern als Haus des Heiligthums verehrt), heilig und um keinen Preis feil war. Unter furchtbaren und menſchenraubenden Kämpfen hatten die Kreuzfahrer die Staaten von Edeſſa und Antiochien gegründet, als ſie im Frühlinge 1099 von Tripolis, deſſen Emir ihnen zinsbar geworden, herauf, auf Anrathen eingeborener Chriſten, zwiſchen dem Meere und dem Libanon über Biblium und Maus nach Berythus zogen, deſſen Emir gleichfalls den Frieden erkaufte. Sidon nicht berührend ſetzten ſie ihren Marſch über Tyrus nach Ptolemais (Akko), deſſen Emir nur bedingungsweiſe abhängig im Rücken gelaſſen wurde, und nach Cäſarea fort, und wandten ſich zwiſchen Antipatrida und Joppe hindurch nach Lydda, welches mit dem von ſeinen Einwohnern verlaſſenen Ramla erobert und unter die Obhut eines Biſchofs der Normandie geſetzt wurde. Hierauf fiel Nikopolis (ehedem Emmaus) in ihre Hände und gleich darauf Bethlehem. Zwiſchen dem 7. und 9. Juni 1099 erſchien das Pilgerheer, etwa 40,000 Mann ſtark (darunter aber nur 20,000 Mann zu Fuß und 1500 Reiter ſtreitfähige Mannſchaft) vor Jeruſalem, welches ein ägyptiſcher Statthalter durch doppelte Mauern in guten Vertheidigungsſtand geſetzt hatte, und von 60,000 Mann (darunter 20,000 gutbewaffnete Einwohner) bewacht wurde. Daneben hatte die Natur Jeruſalem faſt von drei Seiten unantaſtbar gemacht. Das Thal Joſaphat, welches der Kedron blos im Winter bewäſſerte, ſchützte im Oſten mit ſeinen ſchroff abgeſchnittenen Felſen, ein Gleiches thaten die jähen Schlünde auf der Südſeite, an welche gen Weſten ähnliche Tiefen bis zur Davidsburg (Caſtell Piſano) ſtießen, ſodaß demnach die Stadt nur von dieſer Feſtung bis zu dem öſtlich gelegenen Stephansthore (alſo kaum zur Hälfte) belagert und wirklich beſtürmt werden konnte, während die auf dem Zions- und Ölberge liegende Mannſchaft durch jähe Klüfte von Angriffen auf die Stadtmauern abgehalten wurde [3]). Lebensmittel und trinkbares Waſſer mußten aus der Ferne herbeigeſchafft werden, ebenſo das Holz zum Baue der Belagerungswerkzeuge, an denen es den Pilgern mangelte. Ausfälle der Belagerten wurden nicht gewagt, daher die Chriſten nach vierwöchentlichen mühſeligen Arbeiten zur Errichtung der Wurfmaſchinen und zweier beweglicher Thürme von drei Stockwerken Höhe am 14. Juli den Sturm beginnen und des folgenden Tags die Eroberung der Stadt und der Davidsburg beenden konnten. Juden und Sarazenen wurden bis auf einen geringen Theil, der zu Sklavendienſten gebraucht wurde, ermordet, die wenigen einheimiſchen Chriſten (der größere Theil davon war vor der Belagerung aus der Stadt getrieben worden) hatten ſich an der heiligen Grabkirche verſammelt und empfingen mit ihren Prieſtern ihre Befreier, welche mit unermeßlicher Beute beladen, die Stadt als ihr Eigenthum betrachteten. Jedem blieb, was er erobert hatte, und das gewonnene Haus verſchonte er als ſeine künftige Heimath. So war Mancher der Ärmſten zum reichen Manne, Mancher der Geringſten zum Beſitzer eines ſchönen Palaſtes geworden. Vor das eroberte Haus ſtellte der Pilger ſeine Lanze, ſein Schild oder Schwert, als Zeichen unantaſtbaren Eigenthums; ſo lautete die vorausgegangene Übereinkunft. Nicht ſo ſchnell war man über die Frage einig, ob die Herrſchaft der Stadt und des noch zu erobernden Landes Einem der Kreuzfürſten allein, oder allen gemeinſchaftlich angehören ſollte, während die einredenden Geiſtlichen ein Pfaffenreich gründen wollten. Von Jenen mochte ſich wol Jeder zur Leitung des Ganzen würdig halten, doch hatte man zwei vorzüglich im Auge, denen die Krone zugedacht wurde, den Grafen Raimund von Toulouſe und den Herzog Gottfried (von Bouillon) von Niederlothringen. Erſterer, hierzu ehrbegierig genug, aber nicht in dem tadelloſen Rufe, wie Gottfried, ſchlug die Würde eines Königs von Jeruſalem in Rückſicht ſeiner offenen und heimlichen Widerſacher aus. Gottfried dagegen, an welchem nur getadelt wurde, daß er bei jedem Kirchenbeſuche mit vieler Mühe aus dem Gotteshauſe gebracht werden könne, die Geiſtlichen mit Fragen über die Heiligenbilder ermüde und ihnen dadurch das Mittagseſſen verderbe, nahm die Macht eines Herrſchers an, nicht aber den Titel; denn er begnügte ſich aus frommer Beſcheidenheit mit ſeiner bisherigen Würde und dem Titel eines Beſchützers von Jeruſalem und vom heiligen Grabe. Daher er auch die Salbung und Krönung, der jedoch ſeine Nachfolger ſich unterwarfen, ablehnte. Dieſe Wahl geſchah acht Tage nach der Stadteroberung am 23. Juli 1099. Das neue Königreich, wie es hinfort heißen ſollte, beſtand aber vorerſt aus ſehr wenigen Städten, und hatte im Nordoſten einen feſten Stützpunkt in der Anlage der ſich raſch erweiternden neuen chriſtlichen Herrſchaften Antiochien und Edeſſa; dieſes in der Eigenſchaft einer Grafſchaft gründete Gottfried's von Bouillon jüngerer Bruder, Balduin, im J. 1097, jenes in der eines Fürſtenthums legte im Jul. 1098 Fürſt Boemund von Tarent, faſt ohne Zuſtimmung der Großen im Kreuzheere, an, und richtete ſich durch erweiternde Eroberungen landesherrlich und eigenmächtig ein. Beide Herrſchaften und das Königreich Jeruſalem waren ſowol unter ſich, als auch vom byzantiniſchen Kaiſerreiche unabhängig. Erhielt doch Gottfried 1098, während ſeines Aufenthalts zu Edeſſa, von ſeinem Bruder Balduin die Einkünfte von drei Schlöſſern in deſſen Gebiete zum Geſchenke! Mithin iſt nicht zu glauben, daß gleich beim Entſtehen des Königreichs feſte Verhältniſſe für dieſe drei Staaten, wie für ihr inniges

2) Über dieſen Kreuzzug und ſeine Theilnehmer ſ. den Art. Kreuzzüge, worauf hiermit auch wegen der ſpäter erwähnten großen Kreuzheere verwieſen wird. 3) Auf ähnliche Weiſe belagerten die Römer unter Titus dieſe Stadt.

Digitized by Google

Zuſammenwirken gegeben worden ſeien; nur das Eine iſt unbeſtritten, daß ſeit Eroberung der heiligen Stadt durch Gottfried mehr Ordnung und Zucht unter die Kreuzritter, und nur der in Beſitz von Ländereien gebracht wurde, der auch gewiſſe Vorſchriften und Obliegenheiten zu erfüllen verſprach, während ſich in den Gebieten von Edeſſa und Antiochien die Ritter noch eigenmächtig und nach Gefallen in erbeuteten Baronien einrichteten, wie Tankred zu Mamiſtra und Stephan von Chartres zu Alerandrette. Die Wahl des neuen Patriarchen von Jeruſalem geſchah willkürlich und tumultuariſch, das gemeine Volk wählte mit Stütze des neuen Biſchofs von Bethlehem am 1. Aug. hierzu den gelehrten, aber zänkiſchen Arnulf, Kapellan des Herzogs Robert von der Normandie, mit Widerwillen der Angeſehenſten unter den Weltlichen und Geiſtlichen; daher auch einige behaupten, er habe nur als Kanzler der Kirche zu Jeruſalem das Patriarchat verwaltet [4]). Wie zu Antiochien, ſo ereignete ſich hier gleichzeitig ein Act der Andacht, Schwärmerei und des geiſtlichen Truges. Dort ſuchte und fand man die heilige Lanze, welche eine Zeit lang der Heerabtheilung des Grafen Raimund vorangetragen wurde, bis ſie verloren ging; hier ſuchte und fand man das Holz des wahren Kreuzes Chriſti, das aus Furcht vor den entweihenden Händen der Sarazenen verſteckt gehalten worden war. Weniger als die heilige Lanze, die vielen zu Spott wurde, oder gar nicht angefochten, ſpielte dieſes in der Grabkirche niedergelegte Kreuz nachmals bis zur Schlacht bei Hittin, in der es von den Ungläubigen erobert wurde, eine große einflußreiche Rolle durch ſeine angebliche Wunderkraft [5]).

Kaum hatte Gottfried zwei Chorherrenſtifter in ſeiner Hauptſtadt und ein Mönchskloſter für die aus dem Abendlande mitgekommenen Mönche im Thale Joſaphat gegründet und reichlich begabt, als die Nachricht vom Anzuge eines Heeres zu Lande und einer Flotte zu Waſſer von Ägypten her nach Askalon zu den Waffen rief und die chriſtlichen Kämpfer, in ihrer Mitte das allerheiligſte Kreuz, dahin abſandte, wo ſie am 14. Aug. die gegen 300,000 Mann ſtarken Ägypter unter Führung des Veziers Afdal völlig ſchlugen, unermeßliche Beute machten, und durch dieſen Sieg die Flotte auch zur Rückkehr ſcheuchten, obſchon die Kreuzritter damals noch keine Flotte auf dem Meere hatten. Gottfried blieb mit einer Heerabtheilung von 2700 Mann vor der feſten Stadt Askalon, die von den Sarazenen für unbezwinglich gehalten, und die Braut von Syrien genannt wurde, um ſie zur Sicherung Jeruſalems zu erobern [6]). Allein ſei's aus Verrätherei Raimund's an Gottfried, den er ſeit der Wahl zum Beherrſcher von Paläſtina, wie Boemund'en wegen ſeines Beſitzthums von Antiochien anfeindete, oder weil ſich dieſer von den Askaloniten mit Geld abfinden ließ, genug, Gottfried zog am folgenden Tage ſchon ab nach Arſuf, wo er ſich mit dem Grafen Raimund verſöhnen mußte, ehe die hartnäckige Stadt einen jährlichen Zins und eine Geiſelſtellung gewährte. So weit war die Herrſchaft Gottfried's gediehen, als die meiſten Kreuzfürſten (nur der Einfall der Ägypter hatte ihren gefaßten Entſchluß in ſeiner Ausführung gehindert) mit der Mehrzahl des Pilgerheers — etwa 20,000 Mann — ſich im Lager bei Cäſarea (Kaiſaria) in der Meinung verabſchiedeten, ihr Gelübde erfüllt und die aufkeimende chriſtliche Colonie genugſam geſichert zu haben. Ihnen war gleich nach Eroberung der heiligen Stadt eine Anzahl Pilgerkrieger in die Heimath, wie es heißt, mit Gottfried's Erlaubniß vorangegangen, ein unkluger Schritt, der nie wieder gut gemacht werden konnte. Ihre abſchreckenden Schilderungen vom gelobten Lande und von den Beſchwerden des langen Weges dahin, warnten allerdings das Abendland, wenn nicht auf immer, doch auf eine gewiſſe Zeit vor raſchem Eifer zu ähnlichen Zügen und kühlten denſelben gar ſehr ab, obſchon das neue heilige Reich in ſich ſelbſt nie die Mittel der Selbſterhaltung und Selbſtbeſchützung zureichend fand, folglich von Europa abhängig blieb, wie eine Colonie von ihrem Mutterlande, nur daß ihr Gebieter von dieſem unabhängig herrſchte. Arm und ohne Pomp, Pracht und Leibwache zog nun Gottfried umher, und es blieben ihm blos 2000 Mann zu Fuß und 300 Ritter mit dem wackern Tankred, Boemund's von Antiochien Neffen, und etlicher italieniſcher Mannſchaft, die zu Weihnachten durch einen Zuzug des Erzbiſchofs Dagobert von Piſa verſtärkt wurde, zur Beſchützung und Erweiterung ſeines kleinen, im Entſtehen begriffenen und noch nicht zuſammenhängenden Staats. Was hätte aber dieſe kleine Schar gegen ſo zahlreiche, kriegeriſche und cultivirte Sarazenenvölker vermocht, wenn ſie gegen ihre Widerſacher losgebrochen wären! Doch glücklicherweiſe verhielten ſich die Angeſehenſten unter ihnen ruhig, und Bagdad, wie Kahira, die Hauptſitze chriſtlicher Anfeindung, mochten die neue chriſtliche Colonie noch zu ſehr geringſchätzen. Überdies hatte Gottfried in ſeinem kleinen Heere Zwietracht und Eiferſucht, in ſeinen abgewonnenen Städten Unfrieden zwiſchen den vorgefundenen (morgenländiſchen) und den angekommenen (abendländiſchen) Chriſten zu bekämpfen. Auf den Dörfern wohnten meiſt unterjochte Sarazenen (wol guten Theils zum Chriſtenthume bekehrt) [7]), welche den Anbau des Landes wol gar vielleicht abſichtlich vernachläſſigten und auf den Straßen einzeln pilgernde Chriſten beraubten oder mordeten, mitunter auch in offene chriſtliche Städte aus Raub- und Mordluſt einbrachen. Daher verließen manche Abendlän-

4) Der griechiſche Patriarch von Jeruſalem war vor der Belagerung der heiligen Stadt nach Cypern entwichen, und nicht wieder zurückgekehrt. In Antiochien fanden die Kreuzritter dieſelbe Würde durch einen Griechen beſetzt, und ließen den alten Patriarchen erſt abſterben, ehe zur Wahl eines lateiniſchen geſchritten wurde. 5) Das heilige Kreuz war eine halbe Elle lang, mit Gold verziert und in deſſen Mitte blos ein Stück vom echten Kreuze, an welches der Heiland geheftet worden war. Doch die Nachrichten darüber ſind widerſprechend, und was konnte man einer ſchwärmeriſchen Andacht damals weiß machen! 6) Askalon war drei Tagereiſen von Jeruſalem entfernt.

7) Seit der Erſcheinung des Kreuzheeres in Syrien war freiwilliger oder gezwungener Übertritt der Sarazenen zum Chriſtenthume nichts Seltenes. Ein großer Theil der Beſatzung in der Burg zu Antiochien ging nach deren Übergabe mit ihrem Befehlshaber zur chriſtlichen Religion über.

Digitized by Google

der troſtlos das Land wieder, und Gottfried mußte dagegen das Gebot erlaſſen, daß kein Auswanderer ſein Gut im gelobten Lande wider den anſprechen könne, der daſſelbe inzwiſchen eingenommen und ein Jahr lang ruhig und ohne Widerſpruch beſeſſen hätte. Nicht genug, Gottfried mußte dem neuen Patriarchen Dagobert, der des verdrängten Arnulf Stelle erſetzte, nach Boemund's Vorgange in Antiochien, unverſtändigerweiſe den Lehneid verſprechen und denſelben zu Oſtern 1100 wirklich ſchwören. Hiermit war die Verpflichtung verbunden, dem Patriarchate den Beſitz und Genuß Joppe's und Jeruſalems ſammt der Davidsburg zu überlaſſen, ſobald entweder eine oder zwei Städte noch erobert, oder Gottfried inzwiſchen unbeerbt geſtorben ſein würde; weil aber das Reich untheilbar, die Krone erblich war, und weil letztere, wenn Gottfried ohne rechtmäßige Kinder ſterben würde, an einen von deſſen Brüdern fallen mußte, ſo nahm er ſpäterhin, auf ſeinem Sterbebette, jener Zuſage zuwider, dem Patriarchen das eidliche Verſprechen ab, nur einen Prinzen aus ſeinem Hauſe auf dem Königsthrone folgen zu laſſen, ohne zu bedenken, daß dadurch der erſte Fall der Erbfolge verwirrt und getrübt wurde.

Während dieſes Zuſtandes zog Tankred (nach 1099) an den See Genezareth, eroberte Tiberias und andere an dieſem Gewäſſer liegende Städte, und befeſtigte das bei Kaipha belegene Beſan. Gottfried überließ ihm das ereroberte Gebiet mit dem Titel eines Fürſtenthums von Galiläa als erbliches Kronlehen, worin wieder 60, wenn nicht mehr Ritter, als Aftervaſallen verſorgt wurden. Tankred förderte hier das Chriſtenthum durch Gründung neuer Kirchen, beſonders zu Nazareth und Tiberias. Politiſch wirkte er heilſam für das gemeine Weſen im Geſammtſtaate durch ſeine kraftvolle Stellung gegen den Statthalter zu Damask. In gegenſeitige Fehden durch raſche Überfälle gerathen, beſetzte man feſte Burgen mit tapfern Rittern, neue auf Bergen wurden angebaut, verfallene Mauern der Städte wieder hergeſtellt, ſo beſonders zu Tiberias und Joppe, welches letztere noch zum bequemen Hafen für Pilger zugerichtet wurde. Doch waren die Franken noch keine Meiſter in der Belagerungskunſt. So belagerte Gottfried das treulos gewordene kleine Arſuf ſieben Wochen lang, ehe Belagerungswerkzeuge zur Hand waren [8]), und doch mußte er nachher das Unternehmen aufgeben, und 200 vor der Stadt zurückgelaſſene Ritter konnten innerhalb zwei Monaten auch nichts ausrichten, bis endlich gegen das Frühjahr 1100 abgeſendete Streifzügler die Beſatzung ſo abmüheten, daß ſie ſich von Neuem zu Zinszahlung erbot, welche Gottfried einem tapfern Ritter als Geldlehen überließ. Leichter bequemten ſich die ägyptiſchen Statthalter zu Cäſarea, Akko und Askalon (mit dem in letzter Stadt kam Gottfried bald in ein vertrauliches Verhältniß), jeder zur Zahlung eines monatlichen Zinſes von 5000 Goldſtücken außer andern Geſchenken. Andere ſarazeniſche Große ſandten Lebensmittel, theils zur Erhaltung nachbarlichen Friedens, theils für die Erlaubniß, ihren Handelsleuten den Zugang nach Joppe und Jeruſalem zu öffnen, während auch die Franken Verkehr mit ſarazeniſchen Städten ſuchten. Nur zur See herrſchte kein Friede, weil Gottfried durch erbaute Schiffe den ſarazeniſchen Küſtenſtädten den Zugang verſperrte. Seine letzte That war die Verheerung des Gebietes von Damask und die Verpflichtung des dortigen Emirs zur Zahlung eines jährlichen Zinſes; und als die Ankunft einer venetianiſchen Flotte zu Joppe gleich darauf ihn zur Belagerung Kaipha's aufmunterte, erkrankte der fromme Held (an Gift, ſagen blos Guibert und Albert von Air) und ſtarb den 17. Aug. 1100 in der königlichen Burg auf dem Berge Moria zu Jeruſalem. Sein Leichnam wurde in der heiligen Grabkirche, wie ſeine Nachfolger, beſtattet, und fünf Tage trauerte man über ſeinen Verluſt. Alsdann trat Zwietracht wegen der Thronfolge unter dem Klerus und der Ritterſchaft hervor. Mit Dagobert's Partei trat Tankred, der eben Kaipha erſtürmt hatte, zu Gunſten Boemund's von Antiochien zuſammen; dieſer Fürſt aber lag grade zu Sebaſte in feindlicher Gefangenſchaft, in jetziger Verwirrung ohne Ausſicht auf Erlöſung. Andere bedachten den alten Grafen Raimund von Toulouſe mit der Krone, da er ſie früher ſchon gewünſcht, und jetzt, ſtatt die Heimath aufzuſuchen, um die Gunſt des byzantiniſchen Kaiſers buhlte, und ſich durch Abenteuer ein chriſtliches Reich unter den Ungläubigen zu Emeſa oder Hems zu erkämpfen bemüht war; der ſchlaue Graf verſchmähte die Krone. Die, welche zur lothringiſchen Partei hielten, waren außer dem Biſchofe von Rama und Arnulf, der ſeit ſeiner Abſetzung Pfleger des heiligen Grabes und Erzdiakon von Jeruſalem geblieben war, nur ſieben Ritter, zu welchen ſich noch der päpſtliche Legat, welcher kürzlich mit einer genueſiſchen Flotte in Laodicea gelandet war, mit ſeinen angeſehenſten Begleitern geſellte. Von ihnen benachrichtigt, berieth ſich Graf Balduin von Edeſſa mit ſeinen Rittern über den Antrag und nahm auf deren einſtimmiges Zureden die Krone an, während er ſeinen Neffen, Balduin von Bourg, einen antiochiſchen Vaſallen, mit ſeiner Grafſchaft belehnte und dadurch dieſelbe von der Krone Jeruſalem abhängig machte. Zu Anfange Octobers 1100 brach er mit 2—400 Rittern und mit 800—1000 Mann zu Fuß zu Lande auf — ſeine Gemahlin ging zu Waſſer — ließ ſich in Laodicea von den Genueſern Hilfe zuſagen, ſchlug im Engpaſſe am Hundesfluſſe unfern Bairuths die entgegengetretenen Sarazenen, gewann 48 Emire (unter dieſen den von Damask) als Gefangene und eine beträchtliche Anzahl von Pferden als Beute, und zog im November unter dem Jubel ſeines Anhangs in Jeruſalem ein, nachdem ſich Tankred entfernt, und Dagobert in der Zionskirche verkrochen hatte. Bewegliche Erbſchaft fand der Ankömmling von ſeinem verſtorbenen Bruder nicht vor, ſie war theils zu Almoſen, theils zur Tilgung der Schulden verwendet worden. Auch weigerte ſich der ſtarrſinnige Patriarch Dagobert bis zu Weihnachten, ehe er Balduin ſalbte und krönte. Die Feierlichkeit geſchah, doch ohne Tankred's und deſſen Anhangs Zuſtimmung, den 25. Decbr. zu Bethlehem. Noch

8) Vor Antiochien lag das Kreuzheer fünf Monate, ehe die nöthigen Bauten und Vorkehrungen zum engen Einſchluß der Stadt vollendet werden konnten.

Digitized by Google

hielt man's für unſchicklich, die ſehr koſtbare Krone in Jeruſalem auf das Haupt eines Sterblichen zu ſetzen. Erſt Balduin's Nachfolger fanden darin keinen Anſtoß, obſchon Balduin I., weit weltlicher und ſinnlicher geſtimmt, als Gottfried, zu Edeſſa viele morgenländiſche Sitte und Pracht ſich angewöhnt hatte, ſelbſt Untreue (die er doch gern den Augen Anderer verbarg) gegen ſeine zweite Gemahlin verübte; allein würdevoll, tapfer und kühn blieb er alle Zeit [9]). Gleich nach ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt hatte er die Belehnungen ſeines Bruders beſtätigt und ſich von den Kronvaſallen den Lehneid ſchwören laſſen. Eine Woche darauf zog er mit 650 Mann gen Askalon, kämpfte vor den Mauern dieſer Stadt mit den Bewohnern und den eben angekommenen arabiſchen Reitern, zog ſich hierauf mit bedeutendem Verluſte an Leuten nach den Berghöhlen zwiſchen Ramla und Jeruſalem, nöthigte deren Bewohner, 230 Mann ſtark, durch Liſt zu ihrem plötzlichen Verderben hervor; Weiber und Kinder aber wurden durch Dampf aus ihren unterirdiſchen Räumen getrieben, und dann den Rittern Preis gegeben. Von hier wandte ſich Balduin nach Hebron, fand aber dürftiges Land, lenkte ſeinen kleinen Heerhaufen in einem fünftägigen mühſeligen Marſche über arabiſche Gebirge zu dem fruchtbaren Thale am Berge Sinai und betrat zwei unbekannte Städte, deren eine Albert von Aix Suſum nennt, wo Überfluß an Unterhaltmitteln war, und nachdem er ſich mit den Seinigen acht Tage lang hier erholt, zerſtörte er Suſum und kehrte mit Beute beladen über Segor und Hebron nach Jeruſalem zurück, wo er drei Tage vor Weihnachten ankam. Nach vollzogener Krönung hielt er im Palaſte Salomon's eine dreitägige Reichsverſammlung und ſaß dann noch 14 Tage lang zu Gerichte, um allerlei Streitigkeiten zu ſchlichten. Zwei Dinge aber waren hierbei für ihn vom größten Gewichte, Tankred's fortdauernde Widerſpenſtigkeit und Dagobert's Anſprüche auf die Städte Jeruſalem und Joppe, wozu man noch ſeine Geldnoth rechnen kann. Sein Streit mit Tankred erhielt aber eine unerwartete Endſchaft, da dieſer in das Fürſtenthum des gefangenen Boemund gerufen wurde, um als Erbe deſſelben die Landesverwaltung zu übernehmen. Vor ſeinem Abgange gab er dem Könige, der bereits zweimal eine Verſöhnung mit ihm, wiewol vergebens, geſucht hatte, zu Kaipha alle Kronlehen mit der Bedingung zurück, ſie wieder annehmen zu können, wenn er binnen 1½ Jahre zurückkehre. Darauf reiſte Tankred mit ſeinen Rittern und 500 Mann zu Fuß nach Antiochien ab, und Balduin verlieh vorläufig die Lehen an andere ausgezeichnete Ritter. Der Streit mit dem Patriarchen erhielt bald eine criminaliſtiſche Wendung, da ihn der König der Nachſtellung nach ſeinem Leben anklagte, und beim heiligen Stuhle auf Beſtrafung deſſelben antrug. Der deshalb abgeſchickte Cardinal Moritz verſammelte die Biſchöfe und Äbte des Landes um ſich, unterſuchte die Anklage und entließ Dagobert'en ſeines Amtes, bis er ſich überzeugend vertheidigt haben würde. Allein dieſer, der des Königs Geldnoth kannte, wußte ihn wenigſtens für die Ausübung ſeines geiſtlichen Amtes ſo lange, als die Oſterfeierlichkeiten 1101 dauerten, für 300 Goldſtücke zu gewinnen, während ſeine Schätze auch den Cardinal Moritz beugſam machten. Bald nachher, durch den Erzdiakon Arnulf gereizt, preßte ihm der König auf überraſchende Weiſe das Verſprechen ab, 30 Ritter zu beſolden, und als ſich der Prälat hierauf über Joppe nach Antiochien ſchlich, raubte ihm Balduin noch alle verborgenen Schätze, die, ſo anſehnlich ſie auch waren, nicht hinreichten, die ſämmtlichen Krieger zu befriedigen, vielmehr mußten noch die Geſchenke der Statthalter zu Tyrus, Askalon, Akko und anderer ſarazeniſcher Städte, wie die anſehnlichſten Löſegelder für damaskiſche Gefangene, zu Hilfe genommen werden, um die Truppen willig und zahlreicher zu machen. Alsdann rüſtete er ſich mit Hilfe der Piſaner und Genueſer, denen er freilich ein Drittel der Beute verſprechen mußte, zur Eroberung der wankelmüthigen Stadt Arſuf und Cäſarea's [10]), welche auch im Sommer 1101 ausgeführt wurde. Als die Italiener ihn nun verließen, blieben ihm nicht mehr als 260 Ritter (darunter viele erſt zu Rittern geſchlagene Knappen) und 900 Mann Fußvolk, oder im Ganzen nach Albert von Aix, 1300 Kämpfer, mit denen er einem ägyptiſchen Heere von 32,000 Mann, wie der Augenzeuge Fulcher von Chartres berichtet, entgegenzog, daſſelbe am 7. Sept. 1101 unweit Askalon vollkommen ſchlug und ſich dadurch bis zum nächſten Frühjahre Waffenruhe verſchaffte. Einige Wochen vor Oſtern 1102 empfing er am Engpaſſe des Hundesfluſſes die geringen Überbleibſel von drei großen, aus Teutſchen, Franzoſen und Italienern beſtehenden, Kreuzheeren, die nach dem Plane des Erzbiſchofs von Mailand zum Schutze des heiligen Landes das Khalifat Bagdad vernichten ſollten, aber in Aſien verunglückt waren. Er begleitete ſie nach Jeruſalem. Mit ihrer und der Seinigen Hilfe hatte er nachmals die 20,000 bis Ramla verheerend vorgedrungenen Ägypter ſchlagen können, allein aus Übereilung und Tollkühnheit zog er ſich mit einem geringen Haufen eine Niederlage zu, die im Juli durch herbeigezogene Verſtärkung (darunter ſo eben zu Joppe angekommene wehrhafte Pilgrime) durch einen vollſtändigen Sieg über den Feind, der zur Belagerung Joppe's Anſtalten traf, wieder gut gemacht wurde. Gleichwol hatte das chriſtliche Reich, ſo lange Askalon noch in der Sarazenen Händen blieb, keine Ruhe vor den ägyptiſchen Heerſcharen. Im Herbſte 1102 wurde Askalon durch Balduin acht Tage lang berennt, doch ohne Erfolg; es blieb Stützpunkt und Sammelplatz aller vom ägyptiſchen Khalifate her unternommenen Befehdungen des chriſtlichen Staates. Ziemlich jeden Sommer der folgenden Jahre, mitunter auch des Winters, hatten der König oder ſeine Leute mit ſolchen Angriffen mehr oder weniger zu kämpfen, während ägyptiſche Flotten nicht verſäumten, die Häfen von Askalon, Bery-

9) ſ. den Art. Balduin I.

10) Hier erbeutete man die berühmte ſechseckige Schüſſel, in welcher das Gedächtnißmahl Chriſti geſtiftet worden ſein ſoll, und die unter dem Namen des heiligen Graal bekannt iſt. Sie fiel den Genueſern zu, und dieſe waren auf ihren Beſitz ſtolz. Im J. 1806 entführten ſie die Franzoſen aus Genua nach Paris in das kaiſerliche Antikencabinet.

tus, Sidon, Tyrus und Ptolemais zu bewachen und die Landungen ankommender Pilger zu erſchweren oder zu vereiteln. Die wichtigſten Fehden, welche das königliche Heer mit den Ägyptern zu beſtehen hatte, waren 1105 bei Joppe, wo Balduin mit 2500 Mann (darunter 100 türkiſche Bogenſchützen) gegen mehr als 15,000 Sarazenen den 31. Auguſt focht und dieſe ſchlug; dann zog er im Herbſte 1107 mit 6500 Mann bis zur Burg Beroart, zwei Meilen von Askalon, in der Meinung, den Feind zum Streite herauszulocken; allein dieſer kam nicht und ſonſt gab es nichts zu plündern. Im J. 1111 ſchloß der König mit dem Emir von Askalon einen zweijährigen Waffenſtillſtand, den aber der Khalif von Ägypten weder anerkannte noch beobachtete, worüber 300 chriſtliche Ritter das Leben verloren, und wäre nicht die Liſt des Emirs entdeckt und ſtreng geahndet worden, Jeruſalem erobert worden ſein würde. Im J. 1115 wurde Joppe von Askalon und Ägypten her zu Waſſer und zu Lande bedroht; allein vergebens. Gleich darauf zog der König nach den ſüdlichen Gebirgen und baute zum Schutze gegen die feindlichen Einfälle die Burg Montreyal (Königsberg). Im folgenden Jahre unternahm er einen Streifzug weiter hinaus bis ans rothe Meer und plünderte auf dem Rückwege die Umgegend von Askalon, wodurch er die Ägypter zum Abſchluß eines Waffenſtillſtandes zwang. Weniger oft drohte von Damask her Gefahr, außer wenn eine der Küſtenſtädte vom Könige berennt wurde. Schrecken und Verwüſtung wurde indeſſen jedesmal über einen Theil des heiligen Landes verbreitet; glücklicherweiſe aber benutzten die Muſelmänner die dadurch erzeugte Noth und Beſtürzung nicht, ſondern Zwietracht und Haß unter den bagdad'ſchen Emiren und ihre Planloſigkeit retteten die Chriſtenbeſitzungen. Gegen herumziehende arabiſche Räuberhorden wurden Schlöſſer und Wartthürme auf den Gipfeln der Berge angelegt; dergleichen wichtige waren Arnulf und St. Abraham. Mitunter zogen der König oder ſeine Vaſallen auf ſolchen noch unſicher geglaubten Straßen zu Streifereien aus, und glücklicher Fang belohnte das Unternehmen. Die bedeutendſten ſolcher Abenteuer geſchahen 1105, 1107 und 1111. Die Beute wurde vertheilt, und war der König zugegen, erhielt er ein Drittel davon. Solche Überfälle trafen auch friedlich durchziehende Karavanen. Dafür mußten ſich der König oder ſeine Leute gefallen laſſen, wenn ſie auf der Jagd aus einem Verſtecke von Muſelmännern überfallen wurden. Ein anderer gefährlicher Feind für den chriſtlichen Staat waren die Küſtenſtädte, die ſich mitunter gegen Balduin vereinten, wie ſie denn überhaupt, ſo lange ſie in den Händen der Sarazenen waren, den einzigen chriſtlichen Hafen Joppe unſicher ließen. Dieſe Städte zu gewinnen, war ein Hauptſtreben Balduin's; allein ihm fehlte hierzu die nöthige Seemacht. Sie zu erſetzen, erboten ſich die Piſaner, Genueſer und Venetianer, mit ihren Mitteln gegen Gewährung grundherrlicher Theilnahme künftiger Eroberungen, was freilich der Einheit des Staates und ſeiner Verfaſſung keinen geringen Nachtheil brachte. Die Überzeugung von ſolcher Hilfe veranlaßten den König im Frühjahre 1104 zur Belagerung Akko's (Ptolemais) zu Waſſer und zu Lande (die im Jahr zuvor unternommene misglückte aus Mangel an einer Flotte). Die Stadt ergab ſich nach 20 Tagen gegen freien Abzug der Einwohner mit Hab' und Gut. Unmittelbar nachher belagerte Balduin mit derſelben genueſiſchen Seehilfe Tripolis, die einzige ſyriſche Küſtenſtadt, welche den Muſelmännern zu Bagdad gehörte. Das Unternehmen wurde aber von der Landſeite nur ſchwach betrieben, daher ein unterbrochener Kampf und Krieg, der bis zum 10. Jun. 1109 dauerte, an welchem Tage ſich die wichtige Stadt gegen freien Abzug der Einwohner, den die Genueſer, wie gewöhnlich, brachen, an den König ergab, nachdem ſie ſich das Jahr zuvor unter ägyptiſchen Schutz geſtellt hatte. Mittlerweile wurde Montpelerin (der Pilgerberg) gegründet, Groß- und Klein-Gibel (Dſchobail und Dſchabalah) erobert, ſammt Arka und Biblium. Dieſe Städte und deren Gebiete mit Tortoſa und mehren anſehnlichen Burgen zuſammen, bildeten die fruchtbare und reiche Grafſchaft Tripolis, welche der König dem Grafen Bertram, älteſtem Sohne Raimund's von Toulouſe, zu Lehen gab, ſobald ein Theil davon durch den Tod des Grafen Wilhelm von Cerdagne herrenlos geworden war. Hierauf rückte der König im Februar 1110 vor Berytus und belagerte es mit Hilfe der Piſaner zu Waſſer und zu Lande 75 Tage lang, worauf die Einwohner (ein großer Theil von ihnen war ſchon nach Cypern geflüchtet) freien Abzug erhielten, von den Piſanern aber doch geplündert wurden. Nun legte ſich Balduin unter dem Beiſtande einer normanniſchen Flotte vor Sidon, welches bisher die Abwendung der Gefahren bald durch Geld, bald durch Gewalt, bald endlich durch erkauften Waffenſtillſtand erzielt hatte; nach ſechswöchentlicher Belagerung fiel es dem Könige in die Hände. Hier wurden den arbeitenden Sarazenen Wohnſtätten geſichert, alle übrigen Bewohner des Islams mußten abziehen [11]). Hierauf verſuchte ſich Balduin an Tyrus, das vom Meere und mit drei Mauern umſchloſſen für unbezwinglich gehalten wurde. Ein Damm verband dieſe Inſelſtadt durch ein Landthor mit dem feſten Lande. Anſehnliche Zuckerſiedereien waren ihr vorzüglichſter Handelszweig; reiche Muſelmänner, die der Ausbreitung der Chriſten in Syrien ausgewichen waren, hatten ſich hier niedergelaſſen, und der treffliche Hafen beförderte die Schiffahrt. Die Umgegend zu Lande war ſehr fruchtbar und von etlichen feſten Burgen geſchützt. Stadt und Gebiet gehorchten den Damaskern und Ägyptern. Vor ihr erſchien Balduin am 29. Novbr. 1111 mit 10,000 Mann, und umgab ſein Lager mit einem feſten Walle. Mit zwei ſehr hohen dauerhaften Thürmen beſtrich er die Stadt, zwei der Mauern waren mit den Wurfmaſchinen bereits zerſtört worden und die dritte ſollte erſtiegen werden, da wurden die beiden Thürme zertrümmert, und ein übermächtiges Entſatzheer von Damask machte dem viermonatlichen Bemühen ein Ende. Seit dieſer Zeit blieb die Stadt

11) Zum Lohne für ihren Beiſtand verlangten und erhielten die Normänner ein Stück vom heiligen Kreuze, das ſie gegenſeitiger Verabredung gemäß am Grabe des heiligen Olaf zu Drontheim in Verwahrung niederlegten.

Digitized by Google

vom Könige verſchont, da ihm die nöthige Stütze des Abendlandes fehlte, und er ohnehin ſeine Kräfte zur Behauptung des Eroberten zerſplittern mußte. Hierneben war er ſeit Tankred's Tode (1112) veranlaßt, ſich häufig um Antiochien, das Roger, des Verſtorbenen Neffe, ungeſtüm und unbedachtſam verwaltete, zu bekümmern; ſo zog er mit 4700 Mann im Sommer 1113 zu Hilfe gegen ein großes Aufgebot des Khalifen von Bagdad, das am 30. Jun. über die Chriſten ſiegte, allein dem Könige einen anſehnlichen Zuzug aus Edeſſa und Tripolis verſchaffte, und ſich ſelbſt den Rückzug in die Heimath dadurch auferlegte, nachdem es über drei Monate in dem Fürſtenthume gehauſt hatte. Im J. 1115 rief ein ähnlicher Überfall den König dahin, der Feind wich aber zurück, und wurde am 14. Sept. bei Danit geſchlagen. Im J. 1116 erhielt Balduin an dem Ritter Joscelin von Courtenai, der ſeit 1102 im chriſtlichen Morgenlande vom Grafen Balduin von Edeſſa mit einem ſtattlichen Gebiete beliehen, nun aber durch ebendenſelben deſſen beraubt worden war, einen tüchtigen Streiter, indem er ihn mit dem erledigten Lehenfürſtenthume Tiberias (Galiläa) begabte. Dieſes wurde durch ſeines neuen Beſitzers Tapferkeit nach und nach erweitert. Nach der Geneſung von einer ſchweren Krankheit im J. 1117 wagte Balduin mit 260 Rittern und 400 Knechten einen Heerzug nach Ägypten. Den Nil erreichte er binnen eilf Tagemärſchen, die große und ſtarkbefeſtigte Stadt Farama fand er menſchenleer, ließ ſie mühſam zerſtören, und war im Begriffe, den Khalifen in Misr (Babylon) zu überfallen, als er tödtlich erkrankte und auf dem Rückzuge zu El Ariſch im März 1118 ſtarb [12]). Von ſeinen drei Weibern hinterließ er keine Kinder. Die erſte, Goduare, ſtarb ſchon auf dem Wege nach Antiochien 1097, die zweite ungenannte, eine armeniſche Prinzeſſin, verſtieß er 1105 aus vielleicht gegründeter Eiferſucht, ſeine dritte (ſeit 1113), Adelaide, Tochter des Markgrafen Bonifaz von Montferrat und Witwe Herzogs Roger von Sicilien, wurde 1117 auf des Papſtes Gebot von ihm getrennt; daher auch ihr Ehevertrag ungültig und ihr Sohn erſter Ehe von der Thronfolge in Jeruſalem ausgeſchloſſen wurde. König Balduin I. hatte auf ſeinem Sterbebette die Wahl hierzu zwiſchen ſeinem jüngſten Bruder Euſtach, ſeinem Neffen zu Edeſſa, und einem andern tüchtigen Ritter frei geſtellt. Die Mehrzahl der Barone wählte aber am Tage des königlichen Leichenbegängniſſes einen an morgenländiſche Art und Sitte gewöhnten, aber nicht, wie ſein Vorgänger, ſo hochgeachteten Fürſten, den eben zu Jeruſalem anweſenden alten Grafen von Edeſſa, worein auch Joscelin verſöhnend einſtimmte, in der Hoffnung, Balduin's Nachfolger in der Grafſchaft zu werden, was auch mit der bisher beſtandenen Lehnabhängigkeit geſchah, während die mindere Zahl der Barone Euſtach von Boulogne auf den Thron wünſchend, heimlich zu ihm geſendet und ihn zur Reiſe nach Paläſtina vermocht hatte; allein als er bis Apulien gekommen, hörte er ſchon von der neuen Königswahl und kehrte nach Frankreich zurück. Dieſer Umſtand oder der Unwille ſeiner Barone über die Einziehung mehrer erledigter Lehen zu freiem Gebrauche und zur Vermehrung ſeiner Tafelgüter mochte Balduin II. zu einer zweiten Krönung im J. 1120 zu Bethlehem veranlaßt haben, wenn ihm gleich die Barone nach der Thronbeſteigung in dem Salomonspalaſte gehuldigt hatten [13]). Zur Erweiterung der Grenzen ſeines Reichs that er Nichts, ſondern ſuchte ſie blos zu erhalten. Die meiſte thätige Aufmerkſamkeit verwandte er, nachdem er ſich von den durch ſeine anſehnliche Rüſtung erſchreckten, bei Damask weidenden Arabern 4000 Goldſtücke zur Abwendung ſeiner Rache an ihrem Siege über chriſtliche Ritter hatte zahlen laſſen, auf das Fürſtenthum Antiochien, das der unverſtändige Roger ſeinem Untergange nahe brachte. Im J. 1119 zog ſich ein 60,000 Mann ſtarkes Heer gegen dieſen zuſammen, Roger wurde am 27. Juni in einem engen Thale bei Belath von dieſer Übermacht geſchlagen und getödtet, und das Fürſtenthum in die größte Beſtürzung gebracht, bis die Ankunft Königs Balduin den bis Laodicea vorgedrungenen Feind nach Atſareb zurücktrieb, worauf dieſer ihm am 1. Jul. auf dem Marſche nach Haleb eine mörderiſche Schlacht von zweifelhaftem Ausgange lieferte. Vor oder nach dieſer Begebenheit aber übernahm Balduin die vormundſchaftliche Verwaltung des Landes bis zur Ankunft Boemund's II., Sohnes und Erben vom alten in Apulien 1110 geſtorbenen gleichnamigen Fürſten Antiochiens. Der König ordnete die innern Angelegenheiten des Landes, und eroberte durch kühne Thaten das Verlorene wieder, während Joscelin von Weſten her ins Gebiet von Haleb mit gleichem Glücke einbrach, endlich aber geſchlagen wurde. Erſt zu Ende des Jahres kehrte Balduin nach Jeruſalem zurück und überließ der Landesmiliz die Vertheidigung des Fürſtenthums, welches im J. 1120 einen vortheilhaften Waffenſtillſtand bis zum März 1121 mit ſeinen nachbarlichen Feinden ſchloß; allein faſt drei Monate vor Ablauf deſſelben brach ihn Joscelin wieder, auch die Antiochener begannen die Feindſeligkeiten, wodurch Balduin abermals herbeigezogen wurde, und in Verbindung mit Joscelin den Statthalter von Haleb zu einem Frieden nöthigte, der das Fürſtenthum Antiochien mit dem ganzen nördlichen Theile des haleber Gebietes und der Hälfte der Reſidenzſtadtmarkung bereicherte. Ein halbes Jahr nachher benutzte Balduin die Empörung des Statthalters von Haleb gegen deſſen Vater und gewann dadurch noch mehre Vortheile. Im J. 1122 wurde das Fürſtenthum durch die Belagerung Sardanah's von den Muſelmännern abermals bedroht; da eilte Balduin von Tripolis, wo er den widerſpenſtigen Grafen Ponz, Bertram's Sohn und Nachfolger, zur Pflicht zurückgebracht hatte, herbei, konnte aber

12) Sein Leichnam, von ſeinem Koche einbalſamirt, wurde in der heiligen Grabkirche neben Gottfried von Bouillon vor der Johanneskapelle beigeſetzt. Er erhielt ein koſtbares Denkmal von weißem Marmor. Beide Gräber ſind ſpäter zerſtört und die Inſchriften mit Gyps überworfen worden; ſ. Raumer's Paläſtina. S. 205.

13) Cf. *Bongars*, Gesta Dei per Francos I, 428 und 430; 613 und 615; 818 und 823. Zur zweiten Krönung wurde auch ſeine Gemahlin gezogen.

Digitized by Google

dem bald zurückweichenden, bald wieder vorwärts gehenden Feinde nichts anhaben, bis dieſer ſich endlich ſelbſt zerſtreute. Balduin ſetzte die Feindſeligkeiten durch den Einfall ins Thal Buzaa fort und eroberte Bira, worauf er mit dem Statthalter von Haleb am 8. April 1123 einen Waffenſtillſtand ſchloß. Dieſe Übereinkunft brachte Atſareb, das ſich ſeit zwei Jahren dagegen geſträubt hatte, an das Fürſtenthum Antiochien. Der König drang dann über den Euphrat nach dem Gebiete von Melitene vor, um einen muſelmänniſchen Emporkömmling, Balak Gazi, zu bekämpfen, und die Grafſchaft Edeſſa, deren Gebieter, Joscelin, im Auguſt des vorigen Jahres in Balak's Gefangenſchaft nach Chortbert (? Kort-Birt) gerathen war, in Schutz zu nehmen, gerieth aber ſehr bald, ſei's aus einem Hinterhalte oder in einer Schlacht überwältigt, in dieſelbe Gefangenſchaft und an denſelben Verwahrort, wo aber Joscelin zu entkommen wußte, und ein Heer gegen Balak zuſammenbrachte, verſchiedene Streifzüge unternahm und endlich am 3. April 1124 bei Mambedſch geſchlagen wurde. Inzwiſchen hatten die Prälaten und Barone des Königreichs Jeruſalem (Mai 1123) zu Akko den Connetable Euſtach Gremir zum Reichsverweſer erwählt, 8000 Mann Kriegsvolk zuſammengebracht und ein 30,000 Mann ſtarkes ägyptiſches Landheer von Joppe abgetrieben und bei Ibelin auf dem Rückzuge gänzlich geſchlagen. Ein gleiches Schickſal erlitt faſt gleichzeitig die ägyptiſche Flotte durch die Venetianer, welche den Franken zu Hilfe kamen, und nun auch zur Belagerung irgend eines Seeplatzes benutzt werden ſollten, aber man konnte anfänglich nicht übereinkommen, ob Askalon oder Tyrus, oder das Eine nach dem Andern zu nehmen wäre, bis man das Loos entſcheiden ließ. Dieſes fiel auf Tyrus. Zu dem wichtigen Unternehmen ſteuerten das Königreich mit Einſchluß ſeiner Kirchen und die Venetianer bei. Am 15. Febr. 1124 lagerten ſich eine Flotte und ein Landheer vor Tyrus, das 1117 durch die Errichtung der Burg Skandalion bereits eingeengt worden war. Das Landheer ſicherte ſein Lager im Rücken durch Wall und Graben. Eine Reihe von kühnen Thaten zu Waſſer und zu Lande wurde bis zum 27. Juni verrichtet, an welchem Tage Hunger, Abmattung und Mangel an Entſatze (nur die Askaloniten beunruhigten inzwiſchen Jeruſalem,) die Tyrier zur Übergabe trieben. Die damaskiſche Beſatzung erhielt freien Abzug, den Bewohnern der Stadt aber wurde freigeſtellt, gegen ein mäßiges Schutzgeld zu bleiben oder mit ihrer Habe abzuziehen. Bald darauf, im Auguſt, hatte ſich König Balduin auf Koſten des Fürſtenthums Antiochien (fünf anſehnliche Burgen deſſelben wurden dem Fürſten von Haleb, welchem Balduin ſeit Balak Gazi's Tode zugefallen war, gegeben) und auf ſeine und ſeines Königreichs Koſten (80,000 Goldſtücke) zu befreien gewußt. Für die rückſtändigen drei Viertel des Löſegeldes mußten zu Haleb 12 Kinder der angeſehenſten fränkiſchen Familien, darunter die fünfjährige Tochter des Königs als Geiſel haften, und als Balduin am 1. September nach Antiochien kam, lehnte ſich der Patriarch gegen den Löſevertrag auf, und mochte darum auch Urſache ſein, daß der König mit dem Fürſten von Haleb, Timurtaſch, brach und ſich mit deſſen Erzfeinde, dem arabiſchen Emir Dobais, verband. Sie und Graf Joscelin mit etlichen verbündeten türkiſchen Großen erſchienen noch im September deſſelben Jahres vor Haleb, verheerten die Umgegend, bis ſie von einem Entſatzheere, das der Fürſt von Moſul herbeiführte, nach Atſareb zurückgedrängt wurden, wo der König das Heer entließ und ſich nach Jeruſalem begab. Er mußte aber im folgenden Jahre nach Antiochien zurückeilen, wo Akſonkor, Fürſt von Moſul, verheerend eingebrochen war und bereits Kaſartab erobert hatte. Balduin, mit 1100 zu Roß und 2000 zu Fuß, traf den 15,000 Mann ſtarken Gegner an der Burg Ezaz und ſchlug ihn zurück, worauf dieſer, von ſeinen Bundesgenoſſen verlaſſen, einen Waffenſtillſtand einging, Balduin aber ſich von Neuem zur völligen Zahlung ſeines Löſegeldes, deſſen ſich Akſonkor, wie der Geiſeln angemaßt hatte, verpflichten mußte. Der König, nicht müßig, überfiel nun Damask, verheerte einen Theil dieſes Gebietes und ſchleppte viele Beute und Gefangene hinweg. Ein Streifzug nach Askalon errang ihm auch Vortheile, ebenſo der im Januar 1126 unternommene in die Ebenen von Medon und Mardſch Suffer, wo am 30. Januar ein Damaskerheer geſchlagen wurde. Dieſer Sieg brachte zwei feindliche Burgen in des Königs Gewalt. Nun half er dem Grafen Ponz von Tripolis Raſaniah belagern und erobern (31. März 1126) und die Gegend von Emeſa verwüſten. Darüber gerieth der Fürſt Akſonkor wieder in die Waffen gegen Antiochien; Balduin, herbeigeeilt, beruhigte ihn durch Friedensanträge, die angenommen, aber nicht gehalten wurden, ſodaß Akſonkor bis Kennesrin, Danit, Sarnim und Elfua vordrang und Balduin ſich ihm bei Maarah Mesrin entgegenſtellte; aus Mangel an Lebensmitteln aber trennten ſich beide Heere wieder im Auguſt, ohne Gefechte mit einander beſtanden zu haben, und als ſie im November in derſelben Stellung wieder erſchienen, machte Akſonkor's Ermordung den Kämpfen ein Ende. Endlich traf der 18jährige Boemund II. in ſeinem väterlichen Erbtheile ein, das ihm der König von Jeruſalem, ohne Zweifel mit Lehnabhängigkeit, zurückgab, ſammt ſeiner Tochter Eliſa, die ihm früher ſchon zur Gemahlin beſtimmt worden war. Balduin glaubte nun der Sorge für dieſes Land enthoben zu ſein und ſich ſeines eigenen Staates kräftig annehmen zu können; allein ſchon 1127 rief ihn der Hader zwiſchen ſeinem Schwiegerſohne und Joscelin herbei; es gelang ihm zwar, der verderblichen Befehdung durch Verſöhnung Einhalt zu thun, aber Boemund fiel ſchon 1131 in Cilicien in einem Kampfe mit den Ungläubigen, und das Land, abermals verwaiſt, mußte den König von Jeruſalem zu Hilfe rufen. Er kam und fand ſeine Tochter, die junge Fürſtenwitwe, in Unterhandlungen mit dem furchtbaren Emporkömmling Emad eddin Zenki am Euphrat für ein Bündniß gegen ihren Vater und die Barone des Fürſtenthums, welche es mit Conſtanzen, der Erbin Antiochiens, hielten. Balduin zwang ſeine Tochter zur Ruhe und zur Begnügung mit ihrem Witthume Laodicea und Gabala, während er die Barone des Landes für ſich und ſeine Enkelin, Conſtanze, in Pflicht nahm, wodurch unbezweifelt das Fürſtenthum abermals in Lehnverhältniſſe zu Jeruſalem trat. Dies

Digitized by Google

war die letzte That des chriſtlichen Königs von Jeruſalem, denn er ſtarb bald nachher [14]). Was er für ſein Land gethan, beſtand in den 1120 beſchloſſenen Verordnungen zur Zucht und Verbeſſerung des Staates, und in der 1127 bewirkten Einrichtung eines Erzbisthums von Tyrus und endlich 1129 in der Erwerbung der Burg Paneas für ſein Reich. Den Sitz ſeiner Feinde zu Damask konnte er nicht zerſtören. Ein großes Verdienſt erwarb er ſich noch, daß er (1119) die Stiftung des Templerordens ſehr begünſtigte, der ſchon nach Verlauf der erſten Decennien mehre hundert Ritter und eine große Schar tüchtiger Knechte zur Bekämpfung der Sarazenen aufſtellen konnte.

Bei Balduin's II. Tode erſtreckte ſich das chriſtliche Gebiet mit Einſchluß der Lehnſtaaten beinahe von al Ariſch an (nur Askalon noch ausgenommen) bis Tarſus in Cilicien längs der Meeresküſte, und im Oſten drohten noch immer die kleinen, doch gefährlichen Sarazenengebiete Haleb, Schaiſar, Hama mit den fürchterlichen Aſſaſinen, Emeſa und Damask. Sie zu erobern fehlte es den fränkiſchen Fürſten an einmüthigem Zuſammenwirken, wie dem neuen Könige Fulko, Grafen von Anjou (ſ. d. Art.), der bei ſeiner Krönung (14. Sept. 1131) bereits 60 Jahre zählte, an nöthiger Kraft, wenn auch nicht an Einſicht und Erfahrung. Mit Balduin's II. älteſter Tochter Meliſende [15]) vermählt und durch ſie zum Thronfolger erhoben, verletzte er — was bisher Keiner ſeiner Vorgänger gethan hatte — durch eine ſeiner erſten Handlungen die Reichsritterſchaft, indem er mehren von ihr die Lehen nahm und ſelbige an franzöſiſche Barone gab, die ihn 1128 nach dem gelobten Lande begleitet hatten. Sodann war dem alten unerſetzlichen Joscelin ein gleichnamiger Sohn, in Völlerei und Fleiſchesluſt unerſättlich, in der Grafſchaft Edeſſa, gefolgt, daher von ihm entweder Waffenunglück oder Unthätigkeit zu befürchten. Überdies blieb die Erhaltung Antiochiens, da Askalon, wenn auch regelmäßig mit Mannſchaft verſtärkt und mit Lebensmitteln verſehen, ſeit neun Jahren wegen der innern Unruhen in Ägypten minder furchtbar geworden war, dem Könige Fulko eine Hauptſorge. Gegen ihn trat dort die fürſtliche Witwe gleich Anfangs auf in Verbindung mit den Grafen Ponz, Joscelin und Andern. Allein Fulko von Conſtanzen's Partei herbeigerufen, vereitelte durch Annahme der Huldigung Eliſen's Plane, ſchlug dann ſeinen vorgedrungenen Schwager, den Grafen von Tripolis, bei Rugia, zwang denſelben zur Unterwürfigkeit und ſetzte einen getreuen Baron zum Statthalter über Antiochien, ohne dadurch ſeine perſönliche Gegenwart daſelbſt unnöthig gemacht zu haben. Denn ſchon 1132 rief ihn der Einbruch der Turkomanen in das Fürſtenthum herbei; er befreite aber erſt ſeinen Schwager, auf Bitten Cäciliens, Ponzens Gemahlin, und Fulko's Stiefſchweſter, zu Barin (Monsferrandus) von Zenki's Belagerung, und dann überfiel er mit gutem Erfolge die Turkomanen bei Caneſtrivum und eroberte die kleine Burg Kuſair (?). Nächſtdem beſtimmte er auf Bitten und Vorſchlag des Landesadels ſeiner Nichte Conſtanze einen Gemahl in der Perſon des Grafen Raimund von Poitou; und da die Unruhen im Khaliſate Bagdad, in welche ſich der immer furchtbarer werdende Zenki miſchte, den chriſtlichen Landen von Oſten her Ruhe gab, ſo befehdeten die Antiochener in Verbindung mit den Grafen von Edeſſa und Tripolis bald die Aſſaſinen (Ismaeliten, ſ. d. Art.), bald den Statthalter von Melitene und Sebaſte, bald den Emir Savar von Haleb. Letzterer machte ſich ihnen im J. 1134 furchtbar, nahm die Burg Kadmus, ſchlug die drei verbündeten chriſtlichen Staatenvölker einzeln, während die Antiochener nur einen Sieg über ihn davon trugen. Im J. 1135 überfiel Zenki das Fürſtenthum Antiochien, nahm Atſareb, Sardanah, Tellagdi und Maarrah Aunoman, und fiel verwüſtend ins Gebiet von Emeſa ein, ohne daß es Fulko's und des Grafen von Tripolis Truppen verhindern konnten. Im folgenden Jahre drang Savar in Antiochien unvermuthet ein, raubte über 7000 Chriſten und eine Menge Vieh, während Eliſe die Verwaltung wieder an ſich geriſſen hatte. Bald aber kam der Bräutigam ihrer Tochter, Graf Raimund, der aus Unachtſamkeit des alten Fulko von dem Patriarchen von Antiochien erſt zum kirchlichen Lehenträger gemacht wurde, ehe er vermählt und Eliſe in ihr Witthum zurückgeſetzt wurde. Wenn auch der neue Fürſt den kirchlichen Leheneid wieder brach, ſo erhob doch der byzantiniſche Kaiſer Johannes, die Boemund I. und andern Kreuzfürſten abgenöthigten Anſprüche ſeines Vaters Alexius auf dieſes Fürſtenthum. Dieſer kam 1137 erobernd durch Armenien und Cilicien plötzlich vor Antiochien, während dieſes Land dem Könige Fulko Hilfe gewähren mußte. Fulko war dem von Zenki hart bedrängten Grafen Raimund I. von Tripolis, Ponzens Sohn und Nachfolger, mit 6000 Mann zum Beiſtande herbeigezogen, und auf den unwegſamen Stegen nach Barin vom Gegner überfallen, geſchlagen und Graf Raimund gefangen worden. Der König war nach Barin geflüchtet und dort umzingelt, hatte ſodann von Edeſſa und Antiochien Hilfe gefodert; ehe aber dieſe und das vom Patriarchat zu Jeruſalem geſammelte Heer herbeikamen, hatte er in der Noth im Auguſt 1137 einen Frieden mit Zenki geſchloſſen, der ihm und ſeiner Ritterſchaft freien Abzug, dem gefangenen Grafen die Freiheit (ob aber mit oder ohne Löſegeld, bleibt unerörtert) verſchaffte. In der Ebene von Arka ſtieß der König auf die anrückenden Fürſten von Antiochien und Edeſſa, ging aber nicht mit ihnen, wie ſie gehofft, den Griechen entgegen, ſondern dem Lager ſeines Patriarchen gegen die Askaloniten und Damasker nach, welche inzwiſchen das Königreich angefallen hatten. Nach ſeiner Rückkehr fand Fulko zwar daheim Alles wieder ruhig, aber der Fürſt von Antiochien zu Hauſe die griechi-

14) ſ. den Artikel über ihn. 15) Außer ihr und Eliſen hinterließ K. Balduin II. noch zwei Töchter, Hodierne'n, vermählt mit dem Grafen Raimund von Tripolis, und Jutte'n, die ſich dem geiſtlichen Stande widmete. Vorzüglich ihr zu Frommen erbaute die Königin Meliſende das St. Lazarusklоſter zu Bethania; dieſes wurde das reichſte Kloſter im Staate, und von Jutta, als Äbtiſſin, verwaltet. Zum Schutze des Kloſters wurde ein Thurm aus geglätteten Quaderſteinen nebenan errichtet, wo von Allem aber heutzutage Nichts mehr ſichtbar zu ſein ſcheint; ſ. von Raumer a. a. O. S. 215.

Digitized by Google

ſchen Gäſte, mit denen nach mehrtägigen Kämpfen auf Rath der Verſtändigen Friede geſchloſſen wurde. Hiernach übergab Raimund — und König Fulko beſtätigte es auch — dem Kaiſer Johannes die Stadt (und wie es nach Cinnamus ſcheint, auch das Gebiet von) Antiochien, wofür ihm dieſer die Städte und Gebiete Haleb, Cäſarea oder Schaiſar, Hama und Emeſa als Byzantinerlehen zu verſchaffen verſicherte und auch bereits den Lehneid darüber abnahm[16]), aber erſt im Frühjahre 1138 ſich in Cilicien, wohin er inzwiſchen zurückgegangen war, zur Eroberung des verſprochenen Lehnlandes anſchickte, wozu Joscelin's und Raimund's Beiſtand angeſprochen wurde. Gegen den Frieden von Barin erſchien das kaiſerliche Heer von 200,000 Mann auf dem Wege von Belath herkommend, im April vor Buzaa (? Bazaa), eroberte dieſe Burg nach ſieben Tagen und gab ſie als Lehen dem Grafen von Edeſſa, der, wie der Fürſt von Antiochien, mit des Kaiſers Unternehmen äußerſt unzufrieden war. Sodann ſäuberte es die Höhlen bei Elbab (Albab) von Räubern und erſchien am 19. April vor Haleb, das den folgenden Tag vergeblich beſtürmt wurde, und durch einen kühnen Ausfall ſeinen Feind zum Rückzuge bewegte. Dagegen gelang dem Kaiſer die Einnahme von Atſareb (Sarepta) und Kafartab, nicht minder die Eroberung Schaiſars mit Ausnahme der Burg, welche Fürſt Edn Monked tapfer vertheidigt hatte. Kälte der Fürſten von Antiochien und Edeſſa, Bedrohungen des heranrückenden Zenki, ſowie die Belagerung Edeſſa's durch 50,000 Turkomanen unter Kara Arslan und die Eroberung der ciliciſchen Stadt Adana durch den Fürſten Maſud von Iconium trieben endlich den Kaiſer Johannes zu einem Vergleiche mit dem Beherrſcher von Schaiſar gegen Empfang eines jährlichen Zinſes, hierauf zum Rückzuge nach Antiochien, während Zenki alle von Johannes errungenen Vortheile wieder eroberte und dazu noch Arka bekam, obſchon ſein Emir, Savar, von den Franken geſchlagen wurde. Johannes wiederholte bei ſeiner Ankunft zu Antiochien die vorjährigen Foderungen und Verſprechungen nochmals; allein Liſt und Aufruhr des Fürſten und der Einwohner hießen den betrogenen Kaiſer nach Cilicien und endlich nach Conſtantinopel zurückwandern.

Während deſſen beſchloß König Fulko mit Hilfe ſeines eben angekommenen Schwiegerſohnes, des Grafen Dietrich von Flandern und Elſaß, und deſſen tüchtigen Rittern die Eroberung einer Höhle im Gebirge Gilead, deren Bewohner den Chriſten bisher vielen Schaden zugefügt hatten. Das glücklich ausgeführte Unternehmen trübte ein Haufe Turkomanen, der ſich hinter des chriſtlichen Heeres Rücken über den Jordan nach Jericho ſchlich und Tekoa, Habehim und Hebron überfiel. Die Templer eilten zwar mit dem in Jeruſalem zurückgelaſſenen Fußvolke herbei, erlitten aber durch Vereinzelung aus Beutegier einen nicht unbedeutenden Verluſt. Dafür nahm Fulko im Mai 1139 die wichtige Stadt Paneas, die ihm 1132 die Damasker zur Zeit ſeines Zwiſtes mit ſeiner Gemahlin über den verfolgten Grafen von Joppe entriſſen hatten.

Im J. 1142 wurde Antiochien unerwartet ſchnell vom Kaiſer Johannes abermals heimgeſucht, und Graf Joscelin wie Fürſt Raimund in Verlegenheit geſetzt. Die Stadt Antiochien hielt im Herbſte eine Belagerung aus, Joscelin mußte dem Kaiſer ſeine Tochter Iſabella als Geiſel übergeben, und nur der herannahende Winter befreite Raimund'en vom läſtigen Beſuche der Griechen, die ſich nach Cilicien zurückzogen, von wo ihr Kaiſer auch ſeinen Beſuch in Jeruſalem anmelden ließ, den ſich aber der König in ausweichender höflicher Antwort verbat. Glücklicherweiſe ſtarb dieſer den Franken beſchwerliche Gaſt, im Lager bei Anazarba ſchon im Frühlinge, und ein Halbjahr nachher, den 9. (? 13.) Nov. 1143 (nicht 1144) folgte ihm König Fulko in Folge eines tödtenden Sturzes vom Pferde auf einer Haſenjagd bei Ptolemais nach. Er hatte das vorzügliche Verdienſt um ſein Königreich, viele Burgen und Schlöſſer auf Bergen und bequemen Höhen angelegt, und ſeine Prälaten, Barone und ſelbſt Bürger zu ähnlichen Bauten veranlaßt zu haben, theils um den arabiſchen Karavanen deſto beſſer nachſtellen, theils auch die Straßen ſichern zu können. Dann ließ er zur Zügelung Askalons (1134) Gibelim mit den nöthigen Werken, angeblich an der Stelle des alten Berſaba (heutzutage Bir Szabea) erbauen und mit Johannitern beſetzen. Acht Jahre nachher (1142) erſtand weiter abwärts die Burg Ibelin (nicht zu verwechſeln mit der gleichnamigen Burg auf den Höhen des Thales Hebron) aus den Trümmern der alten Philiſterſtadt Gath auf einem Hügel bei Lydda. Sie erhielt der tapfere Balian von Chartres zu Lehen, und gab deſſen bekanntem Geſchlechte den Namen. Im J. 1143 baute der König nordwärts von Askalon auf einem Hügel noch die weiße Warte, Garde blanche, aus Quadern mit vier Thürmen, und verſah dieſe Burg mit eigner Mannſchaft. Faſt gleichzeitig erſtand jenſeit der nach Süden laufenden Gebirgskette unterhalb Montroyals die Burg Karak oder Petra, in deren Nähe eine belebte Straße der Sarazenen hinlief, alſo öfters zur reichen Beute eingeladen wurde. Um dieſe Burgen und Schlöſſer wurden häufig nahrhafte Städte oder Dörfer angeſiedelt. Sonſt hatte Fulko außer den angeführten Widerſetzlichkeiten noch einen Kronvaſallen, den Grafen Hugo von Joppe, 1132 zu bekämpfen, worüber dieſer des Landes flüchtig nach Apulien ging. Nun aber nach ſeinem Tode gerieth das Königreich unter ſeiner Witwe, Meliſende, Vormundſchaft, die ihres Vaters letztem Willen gemäß, mit ihrem älteſten 14jährigen Sohne Balduin III. zu Weihnachten 1143 zugleich gekrönt wurde. Meliſende, klug, männlich, aber außerordentlich herrſchſüchtig, führte eine faſt zehnjährige Vormundſchaft, in welcher für das Königreich wenig, aber gegen daſſelbe und gegen die chriſtlichen Lehnlande viel gethan wurde. Der größte Stoß gegen dieſe Lande insgeſammt war der Verluſt faſt der ganzen Grafſchaft Edeſſa, von Norden her mit Recht die Vormauer der chriſtlichen Gebiete im Morgenlande genannt. Schon Sa-

16) Ob auch der Graf von Tripolis, wie Nicetas glaubt, dem Kaiſer den Lehneid geſchworen habe, bleibt bei dem gänzlichen Stillſchweigen aller andern Berichterſtatter zweifelhaft.

Digitized by Google

var's häufige Streifzüge und Joscelin's Mishelligkeiten mit dem Fürſten Raimund von Antiochien hatten einen Stillſtand in die chriſtlichen Eroberungen gebracht. Hierzu kam, daß Joscelin ſeine Hauptſtadt Edeſſa vernachläſſigte, ſie unkundigen Leuten anvertraute und Tellbaicher an der Grenze von Antiochien alle Aufmerkſamkeit zuwandte. Seine Grafſchaft wurde allerdings in der Zeit von 1140—43, als Zenki's Statthalter zu Haleb mit den Antiochenern in abwechſelndem Waffenglücke kämpſte, verſchont, weil Zenki noch anderwärts, ſo mit dem Sultan Maſud von Ikonium, zu thun hatte; ſeit 1144 aber brach das Ungewitter über ihn ein. Zenki nahm ihm den öſtlichen Theil ſeiner Grafſchaft ab und erſchien am 16. Nov. mit einem großen Heere vor Edeſſa, das ſchlecht beſetzt und verſorgt worden war. Joscelin, ſelbſt zu ſchwach zum Entſatze, rief ſeinen Nachbar Raimund und die Königin Meliſende um Hilſe an. Erſterer verweigerte den Beiſtand und letztere konnte nicht ſo ſchnell ein Hilfsheer zuſammenbringen laſſen, als Edeſſa ſchon den 13. Decbr. 1144 erſtürmt wurde. Zwei Tage nachher fiel auch die Burg in feindliche Gewalt. Die vom Tode geretteten Chriſten wurden geſchont, gelinde beſteuert und im Orte gelaſſen, aber ihre Kirchen in Moſcheen verwandelt. Sarudſch und Bira gingen alsdann an Zenki über. Der Tod dieſes mächtigen Atabek (1146) gab Joscelin Hoffnung, ſeine Hauptſtadt wieder zu erhalten. Es geſchah auch bald genug durch ein Einverſtändniß der Armenier, denen die Beſchirmung der Mauern anvertraut worden war; allein dem Grafen fehlte es an Mitteln, ſowol zur Bewachung der Stadt, als zur Belagerung der wohlverwahrten Burg, und ſchon ſechs Tage nach Joscelin's Ankunft überfiel Zenki's Sohn, der furchtbare Nureddin, die Stadt, deren Einwohner bis auf 16,000, welche in Feſſeln abgeführt wurden, den Tod fanden [17]). Joscelin entkam mit wenigen Rittern nach Samoſata. Stadt und Burg wurden hierauf zerſtört, und lagen noch zu Anfange des 13. Jahrh. wüſte, doch die Trümmer von wenigen Armeniern bewohnt, bis aus ihnen die blühende Sarazenenſtadt Orfa (auch Roha genannt) emporſtieg. Dieſe Verluſte brachten Schrecken, Verwirrung und Zerrüttung unter die Chriſten des Morgenlandes, während ſie bereits Herrſchſucht, Neid und Rachſucht in Abſpannung erhielt. Der junge König noch unerfahren und ohne Anſehen, die Barone gegen ſeine Mutter unwillig, Raimund von Antiochien mit ſeinen Prälaten, Rittern und Bürgern zerfallen, Raimund von Tripolis auf ſich nur ſehend und Graf Joscelin durch Unglück nicht gebeugt, verharrte in ſeinem Leichtſinne. Dagegen befeſtigte derer Aller Hauptfeind, Nureddin, ſeine Macht von Tage zu Tage; mit Hilfe ſeiner ſieggewohnten Truppen ſetzte er ſich an den Grenzen des chriſtlichen Morgenlandes feſt, und unterwarf ſich die Emire von da bis zum Tigris. Noch war er des Emirs von Damask nicht ſicher, als ein kleines chriſtliches Heer, in demſelben der junge König Balduin [18]), im Frühjahre einen rühmlichen, doch unglücklichen Kampf mit ihm verſuchte. Weit unglücklicher war ſein im Sommer deſſelben Jahres unternommener Heerzug von Tiberias aus durch die Raubhöhlen über Adraa nach Bozra und Sarchod, deren Commandant, Tuntaſch, mit ſeinem Gebieter, dem Emir Anar von Damask, zerfallen nach Jeruſalem gekommen war und Hilfe gegen denſelben, mit welchem das chriſtliche Reich in Waffenruhe ſtand, erbeten hatte. Eine Verſammlung der Barone und Prälaten des Reichs ſagte ſie ihm zu, man ließ ſich aber ſo lange in Unterhandlungen ein, daß Anar den mächtigen Nureddin an ſich ziehen, ſich der beiden Städte des abtrünnigen Commandanten verſichern und dem chriſtlichen Heere die Spitze bieten konnte, als es nach kümmerlichem mühſeligem Marſche vor Bozra erſchien. Jammervoll und menſchenraubend war der Rückzug des königlichen Heeres unter ſteten Angriffen der Verfolger und unter Qualen des Dampfes und der Feuergluth, welche die ringsum brennenden Geſträuche verurſachten [19]), ſodaß es erſt bei Tiberias (bis Gadara dauerte die feindliche Verfolgung) zur Ruhe und Erleichterung gelangen, und das ganze mislungene Unternehmen als beiſpiellos, ſowol an Gefahren und Mühen, als an Tapferkeit, Beharrlichkeit und Klugheit den Chriſten im Gedächtniſſe bleiben konnte. Das erbarmungswürdige Schickſal des Tuntaſch — er fiel bald darauf aus eigener Unvorſichtigkeit den Damaskern in die Hände — diente nachmals den Muſelmännern zur abſchreckenden Warnung, bei den Franken Hilfe und Schutz zu ſuchen.

Dieſe Schmach zu tilgen, trachtete Balduin unter Mitwirkung der ebenangekommenen Könige Konrad III. von Teutſchland und Ludwig VII. von Frankreich. Sie brachten aber nur die geringen Überbleibſel von faſt einer halben Million Krieger, meiſt ohne Pferde oder ohne Waffen, kraftlos und abgemattet im J. 1148 ins heilige Land und hielten im Juli deſſelben Jahres eine glänzende Berathſchlagung zu Ptolemais, an welcher nur König Balduin mit den Kronvaſallen, Prälaten und den Meiſtern der beiden geiſtlichen Ritterorden, nicht aber der Fürſt von Antiochien (der auf König Ludwig VII. erboſt war, weil dieſer an ſeinen Eroberungsplanen keinen Gefallen gefunden hatte) und die Grafen von Edeſſa und Tripolis, Theil nahmen. Die Städte Edeſſa und Askalon waren im Vorſchlage, erobert zu werden, allein

17) Mehr als 30,000 Chriſten ſollen bei der erſten und zweiten Erſtürmung, 1144 und 1146, ihr Leben verloren haben.

18) Sein erſter Feldzug geſchah im J. 1145 zur Wiedereroberung einer von den Muſelmännern genommenen Burg im Thale Moſis.

19) Der Feind hatte nämlich das von der Hitze getrocknete Geſträuch, Gebüſch und Kräuter auf der Straße der Chriſten unter Begünſtigung eines Zugwindes angezündet, und dieſer Luftzug trieb dem geplagten Heere das Feuermeer dergeſtalt auf die Leiber, daß ſie vom Kopfe bis zum Fuße geſchwärzt wurden. Der Erzbiſchof von Tyrus berichtet über die Wirkungen dieſer Kriegsliſt (bei Bongars I, 897) Folgendes: „Erat autem populus, in modum fabrorum officinas exercentium, vento agitante fuliginem, tam facie quam toto corporis habitu, nigredine factus decolor, et tam aestatis quam incendiorum caumate duplicato, ad supremum afflictus siti, supra vires laborabat."

Digitized by Google

für Damaſk entſchieden ſich die abendländiſchen Pilger am liebſten, da ſie nach deſſen Eroberung einen beſondern chriſtlichen Staat zu Gunſten eines Pilgerfürſten daraus zu bilden Willens geweſen ſein ſollen, worüber Verrath und Bosheit unter den einheimiſchen Chriſten gegen die Kreuzfahrer entſtand, und das ſeinem Gelingen nahende Unternehmen ſcheiterte.

In der ärgſten Sommerhitze ſammelte ſich in und um Tiberias mit dieſen Pilgern ein Heer von etwa 50,000 Mann verſchiedener Waffengattung (Andere ſchätzen es bis auf 70,000 Mann). Dieſes überſtieg den Hermon und Antilibanon und kam am 25. Jul. 1148 in der geräumigen fruchtbaren Ebene von Damaſk an, das von Anar in den beſten Vertheidigungsſtand geſetzt und mit einer dem Kreuzheere faſt um das Doppelte überlegenen Streitmacht verſehen worden war. Jedoch lagerte ſich jenes nach einem heißen glücklich beſtandenen Kampfe an der Höhle Al-Rabua auf der Abendſeite der erſchreckten Stadt, erlitt aber am folgenden Tage durch einen herzhaften Ausfall der Belagerten einen ſolchen Verluſt, daß es am 28. Juli die angebotene Schlacht ablehnte und ſich durch große Anerbietungen Anar's irreleiten ließ. Ja die einheimiſchen Großen, und ſelbſt Balduin III., ſollen ſich heimlich durch Beſtechungen [20]) haben gewinnen laſſen, um den Plan der Pilgerkönige zu vereiteln. Gewiß iſt, ſie beredeten die beiden des Landes unkundigen abendländiſchen Monarchen, das Lager, für welches bereits ein Bollwerk angelegt worden war, auf die ſüdöſtliche Seite der Stadt, wo es an Allem, was man diesſeit in reichlichem Maße genoß, gebrach, zu verlegen. Sogleich wurde der verlaſſene Lagerplatz vom Feinde beſetzt und verwahrt, ſodaß den nun plötzlich in äußerſte Dürftigkeit verſetzten Belagerern nichts als der Rückzug übrig blieb, und derſelbe ſchon in der Nacht des 29. Juli mit großem Verluſte angetreten wurde. Trotz dieſer empfindlichen Täuſchung boten Konrad und Ludwig den verrätheriſchen Franken nun ihren Beiſtand zur Eroberung Askalons an, wurden aber nach achttägigem Warten abermals von dieſen getäuſcht. Da kehrte Konrad im September, und Ludwig mit den Seinigen im Frühlinge 1149 nach Hauſe zurück zur eindringlichen Warnung gegen ähnliche Kreuzfahrten, ſo nothwendig ſie auch gleich darauf in Europa, beſonders in Frankreich, geſchildert wurden. Daher auch der Erzbiſchof von Tyrus dieſer verunglückten Kreuzfahrt alles fernere Unheil des gelobten Landes zuſchreibt. Denn kaum waren die Pilger abgereiſt, ſo überfiel der Emir von Damaſk das Königreich Jeruſalem und zwang es durch Verwüſtungen zur Annahme eines dauernden Friedens. Indeſſen brach gleichzeitig Nureddin ins Fürſtenthum Antiochien ein, nahm mehre Schlöſſer und quälte Apamea, und wenn er auch vom Fürſten Raimund davon wieder abgetrieben wurde, ſo ſiegte er doch unmittelbar nachher bei Bozra über die Franken. Gleichwol ließ ſich der unbeſonnene und geſchwächte Raimund bei Anab mit ihm, Anfangs ſiegreich, in einen Kampf ein, der aber am folgenden Tage (29. Jun. 1149) durch einen unerwarteten Angriff mit einer Niederlage und dem Tode des Fürſten endete. Hierauf nahm Nureddin Apamea, Harem und andere Burgen bis vor Antiochia ſtreifend, und als König Balduin herbeieilte, geſtand er dem verwaiſten Lande einen billig mäßigen Waffenſtillſtand zu, während Maſud von Ikonium, ſein Schwiegervater, über Tellbaſcher herfiel und den Grafen Joscelin zur Erkaufung eines Friedens zwang. Nichtsdeſtoweniger blieb ſein Schwiegerſohn Nureddin Joscelin's beleidigter Gegner, und ließ ihn am 3. Mai 1150 aus einem Verſtecke überfallen, gefangen nehmen und bis an ſeinen Tod (1158) einſperren. Inzwiſchen ſaß König Balduin daheim in Unfrieden mit ſeiner Mutter und den Reichsbaronen. Sorgfältig erzogen, wachſam, muthig, tapfer und unerſchrocken, trachtete er allem Anſcheine nach bei dem Eintritte ſeiner Volljährigkeit — wenn anders 1129 als ſein Geburtsjahr mit Gewißheit angenommen werden kann [21]) — nach der Unabhängigkeit von ſeiner Mutter und deren einflußreichem Rathgeber, dem Connetable Manaſſe; ihm ſtand aber mehr die mächtige Partei Meliſendens, als die teſtamentariſche Verfügung ſeines Großvaters, gewaltſam entgegen, ſodaß er ſich auf der Verſtändigen Einrathen, entſchloß ſich mit der Mutter zugleich nochmals krönen zu laſſen; allein bald andern Sinnes geworden ſetzte er ſich zu Oſtern, ſpäteſtens 1151 (ſchwerlich 1152), in der Auferſtehungskirche eigenliebig die Krone auf. Dieſer kühne Schritt half ihm ſo wenig, daß er in kurzer Zeit auf vorangegangene Berathung der Barone und Prälaten das Königreich mit Meliſenden gleichmäßig theilen mußte. Nun aber ſahen Viele den Nachtheil wie den Übermuth der Königin und ihres Rathgebers ein, und traten binnen wenigen Monaten zum Könige Balduin über, welcher ungeſäumt zur Gewalt ſchritt, die vorher durch den Theilungsvergleich vermieden werden ſollte. Zuerſt trieb er Manaſſe'n aus ſeiner Burg Mirabel und verbannte ihn aus dem Lande, dann beſetzte er Neapolis, die Reſidenz ſeiner Mutter, und drang in Jeruſalem, das dieſer ebenfalls gehörte, ohne Widerſetzlichkeit der Einwohner ein, um die Davidsburg, in der ſeine Mutter ſich vertheidigte, zu beſtürmen. Nach Verlauf von mehren blutigen Tagen wurde ein Vertrag vermittelt, welcher die Eintracht äußerlich herſtellte und der Königin die Stadt Neapolis überließ, ohne die Barone dadurch zur Einmüthigkeit zu ſtimmen. Daher auch die Anhänger Meliſendens dem Heerzuge Balduin's nach Tellbaſcher nicht beiwohnten, und dieſer genöthigt war, dem byzantiniſchen Kaiſer Manuel, der ſich zu einem Jahrgelde für Joscelin's Gemahlin und Kinder verpflichtete, die geretteten Reſte der Grafſchaft Edeſſa zu übergeben. Die gräfliche Familie und die katholiſchen Chriſten dieſes Gebietes nahm er unter ſeinen Schutz und geleitete ſie ins Fürſtenthum Antiochien, während die Griechen ihr

20) Das von Anar empfangene Geld fand ſich nachher verfälſcht, und trug nicht wenig zur Beſchämung der Verräther bei.

21) Wilhelm von Tyrus nennt ihn wenigſtens bei Bongars I. 850 zur Zeit, da ſein Großvater Balduin II. ſtarb, bimulus. Dieſe Angabe des Zeitgenoſſen iſt wol richtiger, als das J. 1131 bei Saint-Allais II, 22.

Digitized by Google

neues Beſitzthum kein Jahr lang behaupten konnten. Balduin ſtrebte Antiochien vor den Anſprüchen Kaiſers Manuel zu retten, indem er der jungen und leichtſinnigen fürſtlichen Witwe Conſtanze die baldige Vermählung mit einem tapfern abendländiſchen Ritter dringend anrieth, was ebenſo vergeblich war [22]) als ſeine Verſuche, den geſtörten ehelichen Frieden des Grafen von Tripolis und ſeiner Frau wieder herzuſtellen; doch ließ er nach des Grafen Ermordung ſeiner Baſe, der Gräfin und deren 12jährigem Sohne huldigen.

Dieſe Bewegungen im Innern der chriſtlichen Staaten benutzte der Emir von Maredin zu einem Überfalle Jeruſalems, wurde aber am 22. Nov. 1152 zurückgeſchlagen. Dieſer Sieg ſcheint der geſammten Reichsritterſchaft wieder Einigkeit verliehen zu haben, denn ſie zog nun wohl gerüſtet und mit Begeiſterung, wie ſie die erſten Kreuzfahrer beſeſſen, vor Askalon, und begann am 24. Jan. 1153 die Belagerung dieſer Stadt zu Waſſer und zu Lande. Die Beſatzung war doppelt ſtärker, als das Belagerungsheer, und mit Lebensmitteln zum Überfluſſe verſehen; letzterem mangelten bei ſeiner Schwäche Werkmeiſter, Bauholz und andere nöthige Mittel, ja Genügſamkeit und Beſonnenheit, ſodaß nach Vertreibung der chriſtlichen Flotte der Templer Raubgier das Unternehmen endlich vereitelt haben würde, wenn nicht die Ankunft der Pilger obigen Mängeln abgeholfen, und die anweſenden Prälaten und Johanniter Begeiſterung unterhalten hätten. Ein Sieg der Ritter über die ausfallenden Belagerten verſtärkte den Muth noch mehr und zwang die muthlos gewordene und von Nureddin hilflos gelaſſene Stadt zu einem Vergleiche, der den Askaloniten freien Abzug mit aller Habe und ſicheres Geleit bis Al Ariſch gewährte. Am 12. Auguſt zog das Kreuzheer ein und fand noch anſehnlichen Vorrath an Geld, Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen. Mit der Stadt war ein bedeutendes Gebiet erobert worden, das von nun an bebaut, dem ganzen Reiche viele Lebensmittel reichte. Des Königs jüngerer Bruder, Amalrich, erhielt es mit dem Titel eines Grafen von Askalon, und unter ihm wurden kleine Strecken als Afterlehen zur Belohnung oder gegen Geld vertheilt. Der Klerus zankte ſich bei Anordnung der kirchlichen Angelegenheiten in der Stadt. Über dieſen errungenen Vortheil ging ein anderer den Chriſten verloren. Nureddin erſchlich ſich 1154 den Beſitz der Stadt Damaſk und zwang nach zehntägiger Belagerung der Burg den Emir zum Gehorſam, bevor der König Balduin dieſem zu Hilfe eilen konnte. Doch rettete er durch einen zweijährigen Waffenſtillſtand den jährlichen Zins von 8000 tyriſchen Denaren, der auf Damaſk laſtete, aber bei Erneuerung des Stillſtandsvertrags im December 1156 wieder verloren ging. Dieſen brach der König aber auch einen Monat nachher aus Geldnoth und auf Zumuthung böſer Rathgeber. Er überfiel im Jan. 1157 friedliche Horden der Sarazenen im Walde bei Paneas und reizte dadurch den Atabek zum Kriege. Am Euphrat und bei Paneas wurden die Franken geſchlagen, die Stadt erobert und zerſtört, die Burg aber vom herbeieilenden Könige gerettet. Was nun in aller Eile von Paneas und deſſen Mauern wieder aufgebaut werden konnte, geſchah vor der Niederlage des Königs am 18. Jun. 1157, der aber nach ſchnell empfangener Hilfe den Atabek von Paneas abtreiben und Rugia im Fürſtenthume Antiochien anfallen konnte. Hier trieb ihn Nureddin zurück; und als auf die Nachricht von deſſen tödtlicher Erkrankung, mit Zuziehung des armeniſchen Fürſten Toros Cäſarea am Orontes belagert und in wenigen Tagen bis auf die Burg erobert wurde, ſo verleitete ein über den Beſitz der Eroberung zwiſchen Reinhold von Antiochien und Dietrich von Flandern entſtandener Streit zur völligen Abführung des Heeres. Der König konnte alsdann nur mit Mühe Harem, das ſich im Januar 1158 ergab, belagern, und hierauf Beute bringende Streifzüge unternehmen, aber ob Apamea dabei erobert wurde, bleibt unentſchieden; denn die kriegeriſche Thätigkeit mußte plötzlich an die Grenze des ſteinigen Arabien verſetzt werden, wo die Ägypter eingebrochen waren. Der wiedergeneſene Nureddin fiel das Bergſchloß Sueta an, und Schirkuh mit ſeinen Turkomanen das Gebiet Sidon. Dem Bergſchloſſe eilte der König zu Hilfe und ſchlug ſeinen Gegner am 15. Jul. 1158 aus dem Felde, benutzte aber den glorreichen Sieg nicht zur Erneuerung eines Waffenſtillſtandes, vielmehr entließ er ſeine Streitgenoſſen und auch die Pilgerritter mit dem Grafen von Flandern. Alſo geſchah, daß auch Nureddin des Kaiſers Manuel Annäherung 1159 nicht fürchtete, der ohnehin nur Reinhold's von Antiochien Frevelthat, die 1157 unternommene Verheerung und Plünderung Cyperns, rächen wollte. Balduin ſchlug ſich zwar nicht ins Mittel, eilte aber herbei, und ſah, wie Reinhold nach damals nicht ungewöhnlicher Sitte ſich zu ſchimpflicher Abbitte freiwillig entſchloß. Deſto ehrenvoller wurde der dem Kaiſer befreundete König [23]) im Lager zu Mamiſtra aufgenommen, und durch ihn auch die Ausſöhnung mit Toros von Armenien bewirkt. Doch mußte er ſehen, wie Manuel bei ſeinem Aufenthalte in Antiochien ſich als Lehnherr benahm, und wie er nach Cinnamus Reinhold'en zu ſeinem Vaſallen verpflichtete. Gleichwol geſchah für das chriſtliche Morgenland nichts weiter, als daß mit Nureddin ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen wurde, der mehren tauſend Chriſten die Freiheit wiedergab, ſonſt aber entweder für den König nicht bindend war, oder nach damaliger Sitte von demſelben gebrochen wurde; denn kaum wußte dieſer den furchtbaren Atabek mit dem Beherrſcher Ikoniums beſchäftigt, ſo brach er 1160 ins Gebiet Damaſk verheerend ein, und nöthigte dem Statthalter einen Waffenſtillſtand auf, der demſelben überdies noch 4000 Goldſtücke koſtete, ohne die reichen Geſchenke und die Freilaſſung angeſehener Ritter zu rechnen. Nach Ablauf von drei Monaten, ſo lange währte die erkaufte Waffenruhe, wiederholte der König ſeinen Feldzug in der nämlichen Richtung mit großen Vortheilen an

22) Erſt 1153 etwa vermählte ſie ſich mit dem Ritter Reinhold von Chatillon.

23) Balduin war mit des Kaiſers Nichte Theodore, Tochter Iſaak's, ſeit 1157 vermählt.

Digitized by Google

Beute und Gefangenen. Nicht ſo glücklich war Reinhold von Antiochien, der in die ehemalige Grafſchaft Edeſſa einbrach, aber in einem unglücklichen Treffen von dem Emir von Haleb zwiſchen Mareſch und Creſſum (November 1160) gefangen wurde. Ebenſo ungern vernahm Balduin dieſes Ereigniß, als die ein Jahr nachher zu Stande gebrachte Vermählung der Prinzeſſin Maria von Antiochien mit dem Kaiſer Manuel, der ſich dadurch gegründeten Verdacht zuzog, einſt dieſes Fürſtenthum an ſein Reich zu knüpfen, und in dieſer Abſicht vielleicht die ſchon verabredete Verheirathung mit Meluſinen von Tripolis wieder aufgegeben hatte. Zu den nützlichen Anſtalten, die der König in ſeinem Reiche traf, gehört der Wiederaufbau der alten zerſtörten Stadt Gaza, mit der er die Templer belieh und dadurch den Ägyptern den Zugang zu Lande nach ſeinem Reiche abwehrte. Mit ſeinem Tode — er wurde vergiftet — verminderte ſich die Liebe und Achtung von Innen und Außen gegen den chriſtlichen Königsthron, wie alle Einigkeit der Abhängigen und Untergebenen aufhörte, und ſonach ſank mit Balduin's III. Bruder und Nachfolger, Amalrich I.[24]), allmälig die chriſtliche Herrſchaft in Syrien.

II. Allmäliger Verfall des Königreichs Jeruſalem bis zu ſeiner Gebietseinſchränkung auf Tyrus, von 1162—1189. An König Amalrich tadelte man Habſucht und Feilheit der Gerechtigkeit, Kälte, Verſchloſſenheit und Wolluſt, rühmte aber Ausdauer in Arbeit und Strapazen, rüſtige Tapferkeit bei einem aufgedunſenen Körper und regen Sinn für Kenntnißnahme der Rechte und Gebräuche ſeines, wie anderer Reiche. Blindes Vertrauen zu ſeinen Beamten, wenn nicht die ſtets gerüſtete Bereitſchaft zum Kampfe mit ſeinen zahlreichen Feinden, drückte das Reich. Der Reichsbarone Abneigung gegen ihn äußerte ſich in Zwieſpalt und Ungehorſam, wenn auch die Urheberin ſolchen Unfriedens, Meliſende, bereits am 15. Sept. 1161 geſtorben war. Amalrich ſchloß ſich, wie Balduin III., durch Heirath dem byzantiniſchen Kaiſerreiche an, ſuchte aber deſſen Hilfe, die jener verſchmähete. Er hatte, wie jener, denſelben furchtbaren Feind im Oſten gegen ſich, war aber unvorſichtig genug, in ſeinen Planen auf Ägypten, die ſehr gefährlich für Nureddin werden konnten, Ohnmacht und Verkehrtheit zu offenbaren. Seit Gottfried's Zeiten glaubten Alle, die es mit der Wohlfahrt und Sicherheit des chriſtlichen Staates ernſtlich meinten, ohne Unterjochung des Nilſtaates könne er am Jordan nicht befeſtigt werden. Damals aber grenzten im Oſten eine Reihe ſarazeniſcher Statthalterſchaften des bagdader Khalifats an das chriſtliche Land, und die Vorſteher (Emire) derſelben ſahen entweder nur auf ſich, oder waren widerſpenſtig, oder auch eiferſüchtig auf ihre nachbarlichen Genoſſen. Jetzt nun hatte an ihrer Statt — dies war zu Balduin's III. Zeiten geſchehen — der Uſurpator Nureddin ein einiges Reich gegründet, von welchem aus die eingetretene Verwirrung in Ägypten mit viel ſichern Mitteln benutzt werden konnte, als es der Chriſtenkönig von Jeruſalem vermochte. Amalrich zog durch ſeine Kriege in Ägypten ſeinen überlegenen Feind ſich nach, und bereitete dadurch ſeinem Staate den Untergang.

Freilich war der Zeitpunkt, den er 1163 zu einem Heerzuge nach Ägypten verwendete, ſo günſtig, wie kein anderer, da die Khalifen nur Schatten von Macht und Anſehen noch beſaßen, und ihre Beziere, ſich Sultane nennend, alle Gewalt in den Händen hatten. Ein ſolcher Sultan, Namens Adel, hatte ſich zinspflichtig vom chriſtlichen Staate Jeruſalem gemacht; als bei dem Sturze des Sultans Schaver durch Dargam, nicht nur der jährliche Zins verweigert wurde, ſondern auch innere Unruhen im Khalifate entſtanden, verlockte dies den König mit ſeinen Rittern dahin zu marſchiren. Bei Peluſium ſiegte er über Dargam, konnte aber wegen verordneter Überſchwemmung des Nils ſeinen Sieg nicht benutzen; doch ſetzte ſich Schaver mit Hilfe Nureddin's wieder in die verlorenen Würden ein, ohne das herbeigerufene Hilfsheer unter dem tapfern Emir Schirkuh los werden zu können, worüber er Verdacht ſchöpfend, gegen dieſen in der Eile mit Amalrich einen Vertrag abſchloß. Darauf zog der König mit ſeiner Schar nach Ägypten und mit Schaver vereint engte er Schirkuh und deſſen Heer in Peluſium und Belbeis ein; allein Unglücksfälle daheim nöthigten ihn nach dreimonatlicher Belagerung zum Rückzuge, nachdem er zuvor Schirkuh Frieden und freien Abzug, den aber die Ägypter theuer bezahlen mußten, geſtattet hatte. Inzwiſchen nämlich war Nureddin bei dem Schloſſe Kurden von einer rüſtigen Schar Franken geſchlagen worden, hatte ſich aber bald wieder geſtärkt zur Belagerung Harems gewendet; er wurde von dem herbeieilenden Fürſten Boemund III. von Antiochien, den Grafen Raimund II. von Tripolis und Joscelin und vielen franzöſiſchen Pilgerrittern abgetrieben, jedoch nicht verfolgt, wenn auch ſeine Gegner von dem armeniſchen Fürſten Toros und dem ciliciſchen Statthalter Calaman verſtärkt worden waren. Vielmehr ſah er ſie aus Beutebereicherung zerſtreut, in Sümpfe und in ſeine Hände gerathen, aus welchen ſich nur Toros rettete, während Harem am 11. Aug. und Paneas am 16. Octobr. 1164 in ſeine Gewalt fielen. Da kam Amalrich, zu dem Graf Dietrich von Flandern ſtieß, herbei, und ſtellte in Tripolis und Antiochien die Angelegenheiten wieder her, beſtrafte mit Strang und Galgen die Verräther, konnte aber weder eine feſte Burg bei Sidon, noch eine andere jenſeit des Jordan retten, wenn es ihm auch gelang, den Fürſten Boemund bald aus ſeiner Gefangenſchaft zu erlöſen. Graf Raimund wurde erſt nach acht Jahren mit 80,000 Goldſtücken befreit. Ägypten hatte Amalrich unverrückt im Auge, lauerte auch in der Wüſte bei Cadeſchbarnea auf Schirkuh's Wiederkehr, verfehlte aber ſeinen Zweck, und als er bei Askalon Verſtärkung an ſich gezogen, eilte er noch vor Ablauf des J. 1166 über Al-Ariſch nach Belbeis, während Schirkuh bei Attaſi ſtand. Schaver nahm ihn dankbar auf und bot ihm 400,000 Goldſtücke, wenn er den Emir Schirkuh aus dem Lande vertreiben helfen wollte. Der Vertrag wurde angenommen und beſchworen, und deshalb

24) Amalrich wurde am 17. Febr. 1162 gekrönt. Über Balduin III. ſiehe den betreffenden Artikel.

Digitized by Google

das chriſtliche Heer bis vor Miſr [25] (Babylon) auf das rechte Nilufer verlegt. Ihm rückte Schirkuh über Dſchiſeh auf dem linken Ufer nach, und blieb einen vollen Monat unthätig gegenüberſtehen, bis ſich ein Kampf zum Vortheile des Königs über den Beſitz einer Nilinſel entſpann. Mit Verſtärkung aus Jeruſalem durch den Connetable verſehen, trachtete nun Amalrich abwärts nach der Beſetzung einer Inſel (Mohalle), wo der Strom ſich in zwei Arme theilt, um überzuſetzen und den Feind in den Rücken zu fallen. Schirkuh aber kam dem Übergange zuvor und marſchirte bis Babein, wohin auch der König mit Zurücklaſſung einer Beſatzung in Kahira nachzog, und ſeinen an Streitkräften ſehr überlegenen Feind am Engpaſſe genannter Stadt in vortheilhafter Stellung traf. Es kam hier am Sonnabend vor Lätare (18. März) 1167 zur Schlacht und zur Niederlage des Anfangs glücklich kämpfenden Königs. Von Kahira, wohin er zurückgewichen, zog er verſtärkt vor Alexandrien, das inzwiſchen Schirkuh ohne Mühe eingenommen hatte, und lagerte ſich an den Kanal bei Damanhur, der mit Schiffen beſetzt wurde. Zwar ſchlich ſich Schirkuh nach Verlauf eines Monats aus Alexandrien, wo er ſeinen Neffen, den berühmten Saladin, zurückließ, und zog plündernd und verwüſtend bis nach Kus in Oberägypten, allein Amalrich konnte nur bis Kahira folgen, wo er dringend veranlaßt wurde, die Belagerung Alexandriens fortzuſetzen, was auch vom Mai bis Auguſt 1167 geſchah nach allen damaligen Regeln der Belagerungskunſt, bis der König und Schirkuh des Krieges müde einen Frieden ſchloſſen, der letzterem eine anſehnliche Geldſumme zum freien Abzuge aus Ägypten, Schaver'n die Übergabe des ausgehungerten Alexandrien (auch von der Seeſeite hatte es eine Flotte eingeſchloſſen) und dem Könige freien Verkehr für ſeinen Staat mit dieſer Stadt unter wichtigen Vortheilen, das Fortbeſtehen einer chriſtlichen Beſatzung zu Kahira mit eigenen Gerichten und einem jährlichen Zins von 100,000 Goldſtücken gewährte. Am 3. Auguſt ſoll die Stadt überliefert worden und den 20. deſſelben Monats Amalrich wieder in Askalon eingetroffen ſein. Gegen die chriſtlichen Staaten hatte Nureddin während des Königs faſt jähriger Abweſenheit Nichts weiter unternommen, als Monaiterah oberhalb Biblus erobert. Deshalb trachtete Amalrich, obſchon Schaver ſeinen Vertrag gewiſſenhaft beobachtete, bald genug nach einer Plünderung Ägyptens, worin ihn der verſchuldete Johanniterordensmeiſter noch beſonders beſtärkte. Viele Ritter und der ganze Templerorden waren dagegen und verſagten auch ihren Beiſtand; allein der König blieb unverrückt bei ſeinem Vorſatze und fand im Kaiſer Manuel einen bereitwilligen Gehilfen, um, wie Cinnamus berichtet, den Nilſtaat unter einander theilen zu können. Amalrich aber wartete des Kaiſers Hilfe nicht ab, ſondern brach im Herbſte 1168 auf, erſtürmte und zerſtörte den 3. Nov. Belbeis, nachdem die Einwohner erwürgt worden waren, und zog langſam vor Kahira, das er nicht angriff, ſondern er ſuchte durch Verhandlungen dem erſchreckten Schaver Geldſummen abzupreſſen. Dieſer gab ihm eine Abſchlagsſumme, rief aber Nureddin's Hilfe an, die ſogleich bereit, durch den Feldherrn Schirkuh erſchien. Ihm entgegenzutreten eilte der König im December in die Wüſten Arabiens, ging jedoch fehl, räumte darüber Peluſium und zog im Januar nach Hauſe. Schaver wurde ermordet und Schirkuh trat am 17. Jan. ſchon als Emir des ſehr ſchwachen Khalifen Aded ein. Bald nach ſeinem Tode übernahm Saladin die Emirswürde und herrſchte in Abhängigkeit von Nureddin über ganz Ägypten, ohne dem Khalifen mehr als den Schein eines Beherrſchers zu laſſen. Da ſuchte Amalrich ringsum bedroht überall Beiſtand und fand denſelben nirgends, außer im Juli 1169 in der Ankunft einer großen byzantiniſchen Flotte, die aber bei dreimonatlichem Warten auf des Königs Rüſtung ihre Vorräthe verzehrte, und erſt im October nach Damiette abſegelte, wo auch das Landheer am 26. October über Faramiah kommend, eintraf, und durch Verkehrtheit in Anſtalten zur Belagerung und vielleicht auch durch Beſtechlichkeit binnen einem Monate nichts Förderliches verrichtete, ſondern auf des Königs Betrieb am 4. Decbr. einen Frieden abſchloß und den Rückzug bedingte. Am 20. deſſelben Monats kam Amalrich mit dem Landheere und mit Vorwürfen der Griechen, die ſich bereits während der Belagerung Damiette's von ihm abgeſondert hatten, beladen nach Askalon zurück. Nun brach Saladin im J. 1170 bis zu der vom Könige kürzlich erſt erbauten Burg Darum hervor. Dieſer zog mit 250 Rittern und 200 Fußknechten — ſein Aufgebot zur Vertheidigung fand bei den Prälaten und Reichsbaronen weniges Gehör und böſen Willen — über Askalon nach Gaza, wo ſich die Templer zu ihm geſellten, beſtand kleine Gefechte mit dem Feinde, konnte aber Gaza's Eroberung und Zerſtörung durch Saladin (am 20. Dec.) nicht hindern, worauf er ſich zurück und der Feind ans rothe Meer zog und die Stadt Ailah den Chriſten entriß. Unter ſolchen Umſtänden waren neue Bedrohungen zu fürchten, aber keine Mittel zur Abwendung derſelben in der zu Anfange des März 1171 berufenen Reichsverſammlung zu finden. Amalrich wandte ſich deshalb an den Kaiſer Manuel und reiſte mit Gefolge, vieler Abmahnungen ungeachtet, ſchon am 10. März nach Conſtantinopel ab, wo er nach glänzendem Empfange einen Vertrag zwar nach Wünſchen, aber wol auch mit Vaſallenverbindlichkeiten für ſeine Krone abſchloß. Noch im Juni ſah er ſeine Reſidenz wieder, jedoch ohne griechiſche Hilfe, die ſich mehre Jahre verzögerte. Dazu erſtand 1172 den Franken in dem Bruder und Nachfolger des ſtets behilflichen armeniſchen Fürſten Toros ein neuer Feind. Wurde er auch durch Verwüſtung ſeiner Dörfer und Felder gezüchtigt, ſo umlagerten Nureddin die Feſtung Karak und Saladin bald nachher Montroyal. Amalrich's Rückkehr aus Armenien befreite beide Burgen ohne Blutvergießen von der Belagerung. In weniger Zeit aber erſchien Saladin wieder in jener Gegend und verheerte drei Monate lang den Anbau derſelben, ohne daß der König ihm mit Erfolg beikommen konnte. Nun hoffte er vor dieſem Gegner Ruhe zu bekommen, da ſich Nureddin gegen

25) Miſr und Kahira waren damals noch zwei verſchiedene außer einander liegende Städte.

denſelben rüſtete, allein der Atabek ſtarb ſchon am 22. Mai 1173 und Amalrich benutzte deſſen Tod zur Wiedereroberung von Paneas; erwirkte ſich aber nach 15tägiger vergeblicher Berennung blos einen Frieden mit einer Geldſumme und die Erlöſung 20 gefangener Ritter. Bereits an der Ruhr erkrankt, ſtarb er bei ſeiner Ankunft zu Jeruſalem durch die Ungeſchicklichkeit ſeiner Ärzte am 11. Jul. 1173 und hinterließ das zwieſpältige und bedrohte Reich einem kranken Knaben. Amalrich war ſeit 1157 mit Agnes von Courtenay, Joscelin's des Jüngern Tochter, vermählt worden, und da ſein Patriarch die Ehe im vierten Verwandtſchaftsgrade fand, mußte er ſich bei ſeiner Krönung von ihr ſcheiden laſſen [26]), obgleich die beiden mit ihr gezeugten Kinder, Sibylle und Balduin, für rechtmäßig erklärt wurden. Der König vermählte ſich zwei Jahre nach dieſer Trennung mit Marien, Tochter des kaiſerlichen Neffen zu Conſtantinopel, des Protoſebaſtus Johannes. Hierdurch entſpann ſich das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen den Höfen zu Conſtantinopel und Jeruſalem bis zu ſolchen Aufmerkſamkeiten, daß Kaiſer Manuel verfallene Klöſter am Jordan und zwiſchen Jeruſalem und Bethlehem aufbauen, viele Kirchen reichlich beſchenken und den Stein auf dem Grabe Chriſti zu Jeruſalem mit Gold einfaſſen ließ, während der König den leichtſinnigen Andronikus, Manuel's Oheim, in ſeinem Lande duldete und ihn mit Berytus belieh, wo er mit der Königin Witwe, Theodora, ſeiner Nichte, ein ärgerliches Leben trieb, und ſie ſpäter mit ſich nach Damask und Bagdad nahm. Übrigens zeugte Amalrich mit Marien Komnena, die ſich nach ſeinem Tode mit Balian II., Baron von Ibelin, 1176 wieder verheirathete, eine Tochter Iſabelle, welche der Geſchichte des Königreichs Jeruſalem nicht gleichgültig blieb.

Unruhiger und verwickelter als je waren die Zuſtände des Königreichs unter Amalrich's ſtets krankem Sohne, Balduin IV., welcher am 15. Jul. 1173 in der heiligen Grabkirche gekrönt und geſalbt wurde. Erſt 13 Jahre alt (er war 1160 geboren), bedurften er und das Reich einer Vormundſchaft. Hierzu drängten ſich der eben aus der ſarazeniſchen Gefangenſchaft zurückgekehrte Graf Raimund von Tripolis und des verſtorbenen Königs Günſtling, der Seneſchall Milo von Plancy, der erſt zu Ptolemais ermordet werden mußte, ehe die Reichsverſammlung zu Gunſten Raimund's durchgreifend verfügen konnte. Als Reichsverweſer ſollte er der nächſte nach dem Könige ſein, oder nächſt dem Könige die erſten Ehren genießen [27]). Graf Raimund war aber nicht der Mann, welcher die Verwirrung in der ſarazeniſchen Nachbarſchaft zur Befeſtigung der chriſtlichen Staaten benutzen konnte. Nureddin's unmündiger Sohn, Malek as Saleh, wurde 1174 auf Verlangen einiger Emire unter Saladin's Schirm und Vormundſchaft geſtellt; nur Aleppo und die Burg Emeſa ſträubten ſich dagegen, die er mit Gewalt zur Fügſamkeit bringen wollte. Die Franken, darüber in Beſorgniß gerathen, ließen ihn zuerſt von dem Vorhaben abmahnen, und als dies nichts half, zog Graf Raimund bei Arka im Jan. 1175 ein Heer zuſammen, das von der Beſatzung der Burg Emeſa's um Hilfe angeſprochen wurde, auch herbeikam, aber entweder bei ſeiner Erſcheinung des Beiſtandes nicht fähig war, oder denſelben zu geben nicht mehr nöthig fand. Die Emeſaner nahmen ihre Verſprechungen zurück und der Graf zog wieder ab, um mit dem ſiegreichen Saladin einen ſchädlichen Frieden zu ſchließen, welcher den Planen des muſelmänniſchen Helden gegen das Geſchlecht Nureddin's freie Hand ließ. In der That ſtand Saladin bald nachher in den Staaten des jungen Malek as Saleh als Selbſtherrſcher da, nachdem er zur Befeſtigung ſeines Anſehens des verſtorbenen Atabek's Witwe, Ezmatheddin, geheirathet hatte. Graf Raimund hielt indeſſen ſeinen Vertrag mit Saladin nicht; noch im Sommer 1175 brach er ins Gebiet Damask ein und verheerte es bis Daria hin, und ein Jahr nachher, als Saladin eben nach Ägypten zurückgekehrt war, drang ein Theil des chriſtlichen Heeres von Sidon aus über die Gebirge in das fruchtbare Thal Baka (Beka) und dann weiter bis zum befeſtigten Amegarra (dem alten Palmyra), während Raimund mit einer andern Abtheilung bis Baalbek verwüſtend vorrückte; hier vereinten ſich beide Heerhauſen gegen den Statthalter von Damask, Schemseddaulah, Saladin's Bruder, den ſie in die Flucht jagten. Glücklicherweiſe hatte dieſer Friedensbruch für den uneinigen Sinn der Reichsbarone keine Folgen, daher trat der Widerſpruch von Raimund's Gegnern immer lauter und ſiegreicher hervor, je mehr ſie in des Königs zunehmender Krankheit Untauglichkeit für die künftigen Verwaltungsgeſchäfte und verlängerte Vormundſchaft erkannten. Sie verdrängten alſo den Grafen durch die Wahl des tapfern und kriegskundigen Markgrafen Wilhelm Longaſpata (Langſchwert, ein im Morgenlande nicht ungewöhnlicher Beiname der Fürſten) von Montferrat zum Gemahle der Prinzeſſin Sibylle und einſtigen Thronfolger. Dieſer nahm den Antrag an, gefiel aber bei ſeiner Ankunft im October 1176 vielen Baronen nicht, und als man ihn beſſer kennen gelernt hatte, ſtarb er, als Graf von Joppe und Askalon, ſchon im Juni 1177. Daher fand Graf Philipp von Flandern und Vermandois, Sohn des bereits bekannten Grafen Dietrich, und Oheim des jungen Königs Balduin, als er zwei Monate nach Wilhelm's Tode mit zahlreichem Gefolge in Paläſtina landete, das Reich in großer Noth und Verlegenheit. Gerufen worden mochte er nicht ſein, da er bereits ſeit 1175 mit der Abſicht einer Kreuzfahrt umgegangen war, ſie aber erſt um Pfingſten 1177 antreten konnte. Sogleich beſchloß eine Reichsverſammlung, ihm mit Raimund's Zurückſetzung die Verwaltung des Landes ohne irgend eine Beſchränkung zu übertragen. Man fand

26) Dieſe Agnes hatte ſpäter in ihrer dritten Ehe daſſelbe Unglück, von ihrem Gemahle, Reinhold von Sidon, ſich trennen zu müſſen, wegen vorwaltender Blutsfreundſchaft. Übrigens ſtammte Agnes von Courtenay vom Grafen Joscelin I. von Edeſſa, und Amalrich vom Könige Balduin II. ab, welche beide Söhne zweier Schweſtern waren. 27) Der Erzbiſchof von Tyrus drückt ſich hierüber bei Bongars I, 999 dunkel aus: tradita est ei universa Regni, post dominum Regem, populo acclamante, procuratio et potestas. Derſelbe Geſchichtſchreiber war es, welcher den König Balduin erzogen hatte. Vgl. d. Art. über ihn.

Digitized by Google

aber in ſeiner beſcheidenen ablehnenden Antwort einen ſeinen Rechner, der die dringenden Umſtände wohl durchſchaut hatte. Als nun eine byzantiniſche Flotte von 70 Schiffen frühern Verſprechungen gemäß in Ptolemais erſchien, und auf ſchnelle Verſtärkung zu einem ebenſo geſchwinden Unternehmen gegen Ägypten drang, bot man ihm die Führung der fränkiſchen Truppen an; als aber auf ſein Verweigern der ehemalige Fürſt Reinhold von Antiochien hierzu gewählt und der Graf zu deſſen Rathgeber auserſehen worden war, ſo ließ er ſeine Abſichten auf die Hand der ſchwangern Witwe Sibylle[28]), auf die Krone Jeruſalems und auf den künftigen Gebietserwerb in Ägypten laut werden, worüber es zu allerhand Gegeneinwendungen kam, die ihn nach 14tägigem Aufenthalte zu J. zur Rückkehr nach Neapolis und von da nach ſeiner Heimath entſchlüſſig machten; als aber die Griechen ſich auch zur Heimkehr vorbereiteten, ließ er ſeine Theilnahme an der ägyptiſchen Heerfahrt unbedingt anbieten, von welcher jene jedoch eine bedingte eidliche Zuſicherung vorſichtigerweiſe verlangten, und da ſie von Philipp verweigert wurde, ſo gaben ſie aus Argwohn das Vorhaben auf und verließen ungeſäumt das gelobte Land. Die Meinung, daß Graf Philipp durch den Fürſten Boemund von Antiochien und Grafen Raimund von Tripolis von der ägyptiſchen Heerfahrt wäre abgehalten worden, um ſeinen Beiſtand für ſich zu nutzen, iſt wol eine Täuſchung, da er auch ihnen nicht gewährte, was ſie von ihm verlangten. Vielmehr gab Philipp ſeine Ritterſchaft zum königlichen Heere, das unter ſeines kranken Königs Leitung einen verwüſtenden Streifzug in die Gebiete von Hama und Edeſſa unternahm, aber keine Eroberung verſuchte, und was es einnahm, wie Hama z. B., nicht ernſtlich zu behaupten bemüht war, ſondern wieder aufgab. Ebenſo nachläſſig ward die Belagerung Harems, die gleich darauf noch in der Winterzeit auf des Fürſten Boemund Anlaß unternommen wurde, durch die Mannſchaften von Antiochien und Tripolis mit Philipp's Beiſtande betrieben, und nach vier Monaten wieder aufgegeben gegen den Empfang einer gewiſſen Geldſumme zum friedlichen Abzuge. Inzwiſchen hatte Saladin's Annäherung aus Ägypten den König und den Reichsverweſer Reinhold vom vereinten Heere ab gen Ramlah gelockt, wo ſie den 26,000 leichte Reiter ſtarken Feind, der in verſchiedenen Abtheilungen bis Ramlah, Lydda und Jeruſalem hinſtreifte, mit 370 Gewappneten am 25. Nov. 1177 unvorbereitet trafen und nach kurzem Kampfe ſchlugen. Sultan Saladin entkam nur mit Mühe, und obſchon die Beute groß, die Flucht wild und verwirrt war, ſo zogen die Franken doch wenigen Vortheil aus dieſem entſchiedenen Siege. Sie gingen fröhlich nach Jeruſalem zurück, beſſerten die Mauern dieſer Stadt aus, baueten am linken Jordanufer auf einer Höhe unweit Paneas eine feſte Burg, und ſchlugen am 19. März 1179 eine Räuberhorde, welche den Bau hemmen wollte[29]). Hierauf in dem Walde bei Paneas zur Erbeutung arabiſcher Rinderheerden ſtreichend, trieb ſie die Liſt der Ungläubigen zurück. Dadurch nicht gebeſſert ließ der König noch in demſelben Jahre, als Saladin auf einem Hilfszuge zu Kilidſch Arslan gegen die Armenier am linken Jordanufer verwüſtend heranzog und das neue Schloß bei Paneas belagerte, durch Zerſplitterung ſeiner eilig herbeigezogenen Streitkräfte ſich mit bedeutendem Verluſte an Todten und Gefangenen ſchlagen und auch der herbeieilende Reichsverweſer Reinhold mußte weichen. Kam auch der Graf Heinrich von Troyes mit einer guten Zahl Gewappneter zur Stärkung der geſchlagenen Franken noch zeitig an, ſo fand ſich im königlichen Heere ſo lange doch allerlei Verzug, bis die neue Burg in des Sultans Gewalt gerieth. Da dachten die Barone und ihr von Neuem erkrankender König an eine neue Stütze für das Reich. Man ſandte noch im Herbſte 1179 an Herzog Heinrich von Burgund, um ihn zum Gemahle für Sibyllen zu erbitten, und als dieſer ſich nicht ſchnell entſchließen konnte, gab der argwöhniſche König zur allgemeinen Unzufriedenheit die Hand ſeiner Schweſter dem „unanſehnlichen" Ritter Veit von Luſignan aus dem Lande Poitou, und ließ ſie wider alles Herkommen in der Faſtenzeit 1180 Hochzeit halten. Obſchon Graf von Askalon und Joppe dadurch geworden, fehlte es Veiten doch an Allem, was ihm die Abhängigkeit von Mächtigern hätte entbehrlich machen und großes Anſehen bei dem Volke verſchaffen können. Einheit unter die fränkiſchen Barone zu bringen blieb vergeblicher Wunſch, und da auch ihr eifrigſter Beſchützer, Kaiſer Manuel, ſtarb, ſo war das Beſte für das Reich, einen Waffenſtillſtand mit Saladin zu ſchließen, den auch Balduin unter gleichen Bedingungen — der erſte bisher vorgekommene Fall — zu Waſſer und zu Lande auswirkte. Einen ähnlichen Stillſtand mußte ſich Raimund für ſeine Grafſchaft Tripolis bedingen, und rettete dadurch dieſelbe vor gänzlicher Plünderung und die Stadt Aradus[30]) vor der Eroberung durch eine ägyptiſche Flotte. Er war durch die herrſchende Partei im Königreiche[31]), an deren Spitze Agnes, die Königin Witwe, deren Bruder Joscelin und der Seneſchall ſtanden, vereinzelt zu heimlichem Grolle gereizt und von ſeinen Widerſachern verdächtigt worden, ſich der Königskrone bemeiſtern zu wollen.

Zu dieſen Bewegungen im Innern des chriſtlichen Reichs kamen nun gleichzeitig die Unruhen in Antiochien. Hier hatte Boemund III. ſeine zweite Gemahlin Theodora, Nichte des Kaiſers Manuel, ohne Grund verſtoßen, um zum allgemeinen Ärgerniſſe eine im ſchlechten Rufe ſtehende Frau von unbekannter Herkunft, Namens Sibylle[32]),

28) Überdies mußte Sibylle nach Landesſitte auch das Trauerjahr aushalten, was dem Grafen zu lange gedäucht haben mochte. 29) Graf Philipp von Flandern war nach Oſtern 1178 von Jeruſalem über Laodicea wieder heimgekehrt.

30) Sie lag an der Küſte des mittelländiſchen Meeres und öſtlich ihr gegenüber Antaradus, oder Tortoſa zur Zeit des Erzbiſchofs von Tyrus genannt. Vgl. Bongars I, 1018, wonach der Irrthum auf Wilken's Karte zu verbeſſern iſt. 31) Dieſe Partei nennt Wilhelm von Tyrus filii Belial, et impietatis alumni, qui spiritum habentes inquietum, turbas in Regno moverent, et mala intestina molirentur. *Bongars* I, 1022. 32) Wilhelm von Tyrus nennt ſie quandam Sibyllam, maleficiis utentem. S. Bongars a. a. O. S. 1019.

zu heirathen. Der Bann ſeines Patriarchen wurde über ihn, und auf erfolgte Verfolgung und Plünderung der Geiſtlichen, Kirchen und Klöſter das Interdict über ſein Fürſtenthum verhängt. Wenn auch die Regierung zu Jeruſalem eine Verſöhnung, wenigſtens äußerlich, durch friedliche Mittel bewerkſtelligt, ſo dauerten die Unruhen doch fort; Räthe, Diener und Viele vom Adel fielen vom Fürſten ab, und begaben ſich meiſtentheils zu dem armeniſchen Fürſten Rupin. Unter ſolchen Umſtänden brachen die Franken, namentlich der Stattbalter Reinhold, ihren Waffenſtillſtand mit Saladin leichtfertigerweiſe im J. 1181 durch den Einbruch in ein ſüdöſtlich gelegenes, damals erledigtes Emirat, ſie wurden aber vom Damaſker-Emir bei Karak zurückgewieſen, ohne Schadenerſatz zu geben, daher nahm der Sultan 1500 bei Damiette an die Küſte verſchlagene Pilger gefangen und verlangte für deren Freilaſſung, wie für Verlängerung des Stillſtandes von Balduin unermeßliche Summen, die dieſer nicht zahlen konnte. Hierauf fiel er 1182 über den Landſtrich des linken Jordanufers, Syria Sobal genannt, verheerend her. Die chriſtlichen Streitkräfte zogen ſich im Mai deſſelben Jahres unverſtändigerweiſe bei Karak zuſammen, und ließen dem bei Gerba oberhalb Montroyals gelagerten Feinde Raum und Zeit, durch ihr Gebiet nach Damaſk zu ziehen. Das königliche Heer folgte nach und ſtellte ſich an der Quelle bei der Stadt Sepphoris auf, nachdem bereits einige Emire das rechte Jordanufer bei Tiberias verheert und die Stadt Buria genommen hatten. Die chriſtlichen Einwohner derſelben wurden als Gefangene mitgeführt, und die ſo wichtige als feſte Höhle Hesn Schakif (? wenigſtens nicht zu verwechſeln mit dem weiter abwärts gelegenen ähnlichen Felſenneſte Roob) in der Landſchaft Trachonitis erobert. Dadurch war dem Königreiche ein fruchtbares und ergiebiges Gebiet entriſſen worden; aber auch Saladin's Waffenglück blieb auf einige Zeit gehemmt; denn was er nun im Juli und Auguſt gegen die Franken bei Tiberias und Belveir, gegen Beſan (das alte Scythopolis) und Berytus unternahm, wurde durch der Gegner Tapferkeit entſchieden zurückgewieſen; ebenſo unſchädlich ſcheint ſeines Bruders Malek al Adel Einbruch bei Darum in den ſüdlichen Theil des Königreichs geweſen zu ſein. Die Folge von den ſchnellen und häufigen Angriffen war, daß der König ſein Heer wehrhaſt zuſammenhielt, und binnen einer Woche eine Flotte von 30 Schiffen ſchlagfertig ſtellte und den Sultan Saladin, am Auge verwundet, auf Unternehmungen am Orontes und Euphrat wies. Dies veranlaßte aber die bedrängten Staaten von Aleppo und Moſul, Hilfe bei dem Könige von Jeruſalem zu ſuchen. Wie viel jedoch von ihren Anträgen wahr oder angenommen worden ſein mag, läßt ſich nicht beſtimmen; genug, die Franken zogen noch 1182 durch die Landſchaft Trachonitis in das Gebiet Damaſk, zerſtörten Felder und Dörfer, ohne große Beute zu finden, wandten ſich dann gegen Bozra, das ſie zu nehmen für ſchwierig hielten, und kehrten ihre Schwerter aufwärts nach ihrer Landesgrenze zurück, wo ſie die vor einem Vierteljahre eingebüßte wichtige Höhle nach dreiwöchentlicher Belagerung wieder eroberten. Kaum war ihnen ein Monat Ruhe vergönnt, ſo rief Balduin im Decbr. 1182 die Ritterſchaft abermals zuſammen, davon ein Theil unter Graf Raimund beutemachend bis Bozra wiederum ſtreifte und ſich hernach mit dem andern Theile unter des Königs Leitung bei Chatelet am See Tiberias zu einem Einbruche ins Damaſkergebiet vereinte. Das Heer drang bis Daria vor, wo es den Weg nach Damaſk verlegt fand. Ohne Nutzen und Vortheil zog es ſich zurück. Glücklicher, aber ohne wirklichen Nutzen war der gleichzeitige Heerzug einer dritten Abtheilung unter dem Verweſer Reinhold an den arabiſchen Meerbuſen. Dieſer eroberte die Hafenſtadt Ailah und die daſelbſt liegenden Schiffe; mit dieſen ſegelte eine Abtheilung, während die andere die Burg Ailah's belagerte, längs der Küſte bis Aidab, welches ſie plünderte, und dann drang ſie in das Gebiet Hedſchas, um jedenfalls Mekka und Medina zu überraſchen; allein noch an der Küſte von Haura wurde die Mannſchaft geſchlagen und gefangen, während Malek al Adel, Saladin's Bruder, eine ganze Flotte aus dem Hafen zu Alexandrien auf dem Rücken der Kamele in den arabiſchen Meerbuſen tragen und die Burg Ailah entſetzen ließ. Alſo kehrte Reinhold gleichfalls unverrichteter Dinge nach Hauſe.

Inzwiſchen machten Saladin's Siege an der Grenze des Fürſtenthums Antiochiens die Franken mehr und mehr beſorglich; ſie beriethen ſich, die Barone und Prälaten, zu Jeruſalem im Februar 1183 über die wachſende Gefahr. Bei ihrer Aller Armuth wurde Ausſchreiben einer allgemeinen, nur einmal zu erhebenden Vermögensſteuer im Königreiche beſchloſſen, und zwar ohne Unterſchied des Standes, Alters, Geſchlechtes und Glaubens zur Vertheidigung des Reiches, und ſo lange der Ertrag davon reichen würde, durften keine andern Abgaben, die unter dem Namen Taillen (Taliav) bekannt waren, abgefodert werden. Zur Schätzung der Bewohner und Eintreibung dieſer Abgabe wurden für jede Stadt und deren Bezirke vier Männer niedergeſetzt. Kaum war dies geſchehen, ſo fielen Aleppo (den 27. Juni) und Harem in Saladin's Gewalt; dadurch erſchüttert, kamen Boemund III. und Graf Raimund zum Könige hilfeſuchend nach Ptolemais. Mit 300 Helmen verſtärkt glaubte der Fürſt von Antiochien dennoch keinen beſſern Ausweg zu treffen, als Waffenſtillſtand mit dem Sultan zu ſchließen, und die ciliciſche Enclave Tarſus an den armeniſchen Fürſten Rupin zu verkaufen. Hierauf kehrte er ins königliche Lager bei Sepphoris, wohin auch Graf Raimund beſchieden und gekommen war, zurück. Hier fand ſich ein Heer (darunter eine zahlreiche Schar abendländiſcher Pilgerritter, ſo Herzog Heinrich von Brabant, mit ihren Gefolgen) von 1300 Reitern und 15,000 Fußknechten zuſammen. Unglücklicherweiſe aber mußte der abermals gefährlich erkrankende König die Leitung der Geſchäfte wieder abgeben, und übertrug ſie den anweſenden Rittern zum Verdruſſe ſeinem Schwager Veit von Luſignan mit Vorbehalt der königlichen Würde, des Genuſſes von 10,000 Byzantien jährlicher Einkünfte und des Beſitzes der Stadt Jeruſalem, wobei noch dem Grafen der Eid abgenommen wurde, kein Stück des Königreichs zu veräußern und bei Lebzeiten Balduin's nicht nach der Krone zu ſtreben.

Digitized by Google

Während deſſen plünderte und zerſtörte Saladin am 28. September das wehrloſe Baiſan (Beſan), zertheilte hierauf ſeine Streitmaſſen in mehre Haufen zu Streifereien nach Nazareth und nach dem Kloſter auf dem Berge Thabor; er ſelbſt aber lagerte ſich an der Quelle Tubania auf der Straße nach Neapolis, nachdem er eine chriſtliche Reiterabtheilung geſchlagen hatte. Graf Veit zog am 30. September über das Nazarethergebirge nach Esdrelon und Burg Faba, ohne die murrenden Ritter zur Schlacht bringen zu können, ſelbſt dann nicht, als Saladin ſeine für unantaſtbar gehaltene Stellung verließ und ſich bei der Burg Forbelet lagerte, um durch ſeine Ausdehnung den Franken die Lebensmittel abzuſchneiden, oder ſie zum Kampfe deſto gewiſſer zu reizen. Allein ſelbſt in Hungersnoth verſetzt, mußte er ſich zum Rückzuge über Toron bequemen. Das fränkiſche Heer zog ſich zu ſeinem Gepäcke nach Sepphoris (Sephoria) zurück und löſte ſich dort auf. Während aber Reinhold von Chatillon die Hochzeit ſeines Stiefſohnes Humfried (? Henfried) von Toron mit der ihm ſeit vier Jahren verlobten Schweſter Balduin's, Iſabelle, in ſeiner Burg Karak an der äußerſten ſüdöſtlichen Spitze des Königreichs feierte, erſchien Saladin mit einem Heere und nöthigem Wurfzeuge, nahm den unter dem ſehr feſten Schloſſe liegenden Weiler mit ſeinen anſehnlichen Vorräthen weg und umſtellte Karak. Aus acht großen Wurfzeugen beſchoß er die Burg mit großen Steinmaſſen im November und December 1183; den Hochzeitgäſten fehlte es bei Überfüllung an Volke nur an Waffen und an einer Brücke, da die vorhandene Zugbrücke unvorſichtigerweiſe abgebrochen worden war [33]); daher mußte Reinhold ruhig auf Entſatz von Jeruſalem warten. Dort aber war man mit den wichtigſten Angelegenheiten beſchäftigt: der Fürſt von Antiochien, der Graf von Tripolis, Reinhold von Sidon und andere Große drangen ungeſtüm in den König, den ihnen verhaßten Reichsverweſer Veit abzuſetzen, was auch bei der über ihn hereinbrechenden Unzufriedenheit Balduin's und Sibyllens, welche einſt lieber die Krone auf dem Haupte ihres Sohnes erſter Ehe, Balduin V., ſah, als auf dem ihres Mannes, in einer Reichsverſammlung ohne Mühe ausgeführt wurde. König Balduin wurde in ſeine völligen Rechte zurückverſetzt, und deſſen gleichnamiger Neffe von fünf Jahren ohne Veit's Widerſpruch zum Thronfolger ernannt, und am 20. November in herkömmlicher Weiſe geſalbt und gekrönt, ohne daß man ſeinen Stiefvater zur Huldigung zuließ. Man ſah aber, als die Streitkräfte bei Segor (Palmer in der Volksſprache) unterhalb des todten Meeres geſammelt wurden, ein, daß mit zwei untauglichen Königen dem gemeinen Weſen nicht gerathen ſei, und ſo foderte man dringend einen Reichsverweſer. Nach geſchehener Berathung verſtand ſich König Balduin IV. zögernd wenigſtens zur Wahl eines Feldoberſten in der Perſon Raimund's von Tripolis, ſetzte, nachdem Saladin durch die Annäherung eines Entſatzheeres am 12. Decbr. 1183 die Belagerung Karaks aufgehoben hatte, die Verfolgung gegen ſeinen Schwager, der ſich mit ſeiner eben nicht liebenswürdigen Gemahlin nach Askalon zurückgezogen hatte, fort und drang auf deſſen Eheſcheidung. Auf mehre Vorladungen erſchien der Graf nicht zu Jeruſalem und ließ auch den König, der mit Gefolge vor ſeine Stadt alsdann kam, nicht ein. Da nahm ihm dieſer Joppe, und Veit griff zu öffentlichen Thätlichkeiten, während die Großen in zwei Parteien zerfielen. Nun erſt (1184) gab Balduin dem Grafen von Tripolis das Reichsverweſeramt, welches dieſer nicht eher annahm, bis ihm gewiſſe Bedingungen zugeſichert worden waren. Vor Allem foderte und gewährte man ihm die Reichsverweſung bis zur Volljährigkeit des jungen Königs Balduin V., er ſollte ſich jedoch in deſſen Erziehung und Beaufſichtigung nicht miſchen; würde aber derſelbe vor ſeiner Mündigkeit ſterben, ſo ſollten der Papſt und der römiſch-teutſche Kaiſer ſammt den Königen von Frankreich und England über die Krone Jeruſalems verfügen. Als Unterpfand räumte man ihm die feſte Stadt Berytus und deren Gebiet ein, alle übrigen Burgen und feſte Plätze des Reichs wurden der Bewachung der Templer anvertraut. Der Seneſchall Joscelin, der Gräſin von Askalon Oheim, erhielt den jungen König in Aufſicht. Der Graf nahm ſich der Wohlfahrt des Reiches ernſtlich, klug und redlich an. Er beſchützte die Burg Karak, welche Saladin im Auguſt 1184 wieder angriff, konnte aber bei deſſen Rückzuge die Plünderung der unbewehrten Stadt Neapolis und die Beſtürmung anderer kleinerer Städte nicht verhindern, ſchlug jedoch ein anderes Sarazenenheer unter Leitung eines abtrünnigen Tempelritters, und als durch anhaltende Dürrung große Noth im Lande entſtand, ſchloß er unter Zuſtimmung der Reichsverſammlung mit dem Sultan einen Waffenſtillſtand auf wenige Monate für die Summe von 60,000 Byzantien, um durch freien Verkehr den Ankauf von Lebensmitteln zu erleichtern. Inzwiſchen ſtarb Balduin IV. am 16. März 1185, nachdem er die Reichsverſammlung zu Jeruſalem zur Treue gegen ſeinen Neffen wiederholt ermahnt hatte. Dieſen, unter dem Namen Balduin V. bekannt, nahm Joscelin mit ſich nach Ptolemais, wo er im Sommer 1186 ſchon ſtarb, ſei's vergiftet oder nicht, ſo doch in einer durch Parteiung aufgeregten und verwirrten Zeit, daß es bezweifelt bleibt, ob ihm bei längerem Leben auch ohne Saladin's Siege das Reich würde aufbewahrt worden ſein. Mit ſeinem Tode wurde Alles umgeſtoßen, was von Balduin IV. verfügt und mit Raimund'en vertragt worden war. Derſelbe Seneſchall, deſſen Händen der zarte königliche Knabe anvertraut geweſen war, trat jetzt auf, verſicherte ſich der Küſtenſtädte Ptolemais und Bairuth und rieth der Gräſin Sibylle mit ihrem Gemahle nach Jeruſalem zu eilen und ſich des Reiches zu bemächtigen, während er den Grafen von Tripolis abhielt, die Leiche Balduin's nach der königlichen Gruſt zu begleiten. Indeſſen wurde Raimund die Ränke ſeines Feindes bald gewahr und berief eine Reichsverſammlung nach Neapo-

33) Erant autem intus, erzählt der Erzbiſchof von Tyrus bei Bongars I, 1040, promiscuae conditionis et sexus turba plurima et inutilis, quae obsessis potius oneri erant quam utilitati, *histrionum* videlicet, *tibicinum* et *psaltriarum*, quae ex omni regione ad diem nuptiarum convenerant.

lis, die auch zahlreich genug war, um den Planen Joscelin's und Sibyllens gefährlich zu werden. Jedenfalls aber wirkte arge Liſt und der Templer Verrath mit in das Gewebe, und mochte Sibylle dem zu Jeruſalem anweſenden Patriarchen Heraklius und den Großmeiſtern der beiden geiſtlichen Ritterorden und dieſe drei Männer hinwiederum ihr eidliche Verſicherungen abgenommen, oder mochte ſie mit Fürſt Reinhold dieſe Männer beſtürmt haben, die Königskronen, die ſie unter dem Verſchluſſe hatten, herauszugeben, ſo ſind doch weder der Gräfin Schlauheit noch deren Rechte auf die Krone nach des Reiches Satzungen zu bezweifeln; daher auch der Patriarch bei ihrer Krönung ihr das andere Diadem mit der Andeutung überreichte, es dem aufzuſetzen, auf weſſen Haupt ſie wolle. Sie ſetzte es eigenhändig Veit'en aufs Haupt, ohne ſich an die Abmahnungen zu kehren, welche ihr im Voraus die Reichsverſammlung zu Neapolis zugeſendet hatte. Dieſe weigerte ſich, die gefoderte Huldigung zu leiſten, und der Baron von Rames, Graf Raimund und Veit's leiblicher Bruder ergoſſen ſich laut in Spöttereien über den neuen Emporkömmling. Raimund beredete die Verſammlung, Veit's Schwager, Henfried von Toron, zum Könige zu wählen; dieſer aber entwich feigerweiſe nach Jeruſalem und huldigte dem Könige. Hierüber zerriß das ganze Gewebe der Gegenpartei, welche ſo verlegen geworden ſein ſoll, daß ſie keinen Grund zu ihrer Widerſpenſtigkeit anführen konnte. Daher alle nach Jeruſalem zur Huldigung zogen; nur der Baron von Rames hielt dies unter ſeiner Würde und trat in die Dienſte des Fürſten von Antiochien, nachdem er die königlichen Lehen ſeinem Sohne übergeben und König Veit ins Angeſicht grob behandelt hatte. Graf Raimund blieb, da er, wie Jacob von Vitry ihn beſchuldigte, auch nach der Krone ſtrebte, ſeinem einmal gegebenen Worte getreu und wurde Gegner Veit's. Dieſer berief auf Anrathen des Templergroßmeiſters alle Vaſallen nach Nazareth, um den Grafen zur Pflicht zurückzubringen; Raimund aber ſprach bei den erſten gewaltthätigen Drohungen den Sultan Saladin um Hilfe an, die ihm ſogleich gereicht wurde. Nur die Vermittelung Balian's von Ibelin verwandelte den Ausbruch des Krieges in Verhandlungen, die aber, weil der Graf Bairuth zurückverlangte und nicht erhielt, zu keinem gewünſchten Ende führten. Dies und andere Unruhen mahnten den König, den Antrag des Sultans zur Verlängerung des 1185 abgeſchloſſenen kurzen Stillſtandes auf drei Jahre anzunehmen. Allein leichtfertigerweiſe brach Reinhold von Karak denſelben durch die räuberiſche Befehdung einer nach Damask ziehenden Karavane und auf ſeine Weigerung den Raub zurückzugeben, ſchwur der Sultan Rache zu nehmen. Er ſchloß mit dem Fürſten von Moſul einen Stillſtand, ob auch, wie angenommen wird, mit Boemund von Antiochien, bleibt inſofern zweifelhaft, als er unter ſeines zweiten Sohnes Leitung dem königlichen Heere Verſtärkung zuſchickte. Auf die Nachricht von den Rüſtungen ihres gefürchteten Gegners berieth ſich die Reichsverſammlung zu Jeruſalem zu gemeinſamer Gegenwehr, für welche man die Verſöhnung zwiſchen Veit und Raimund als unerläßlich erklärte. Eine Botſchaft begab ſich zu Ende Aprils 1187 zu ihm in Tiberias, und fand ihn ungeſäumt bereit, alle Vorwürfe von ſich abzuwerfen. Nachdem er die Sarazenen aus ſeiner Umgebung entfernt hatte, brach er mit der Geſandtſchaft zum Könige auf, der ihm bis in die Ebene von Dotaim entgegenkam. Hier ward die Verſöhnungsſcene von beiden Seiten zuvorkommend gehalten, und beide reiſten mit einander nach Neapolis zur Berathung über die Maßregeln gegen den Feind ſodann nach Jeruſalem, wo der Graf dem Könige am heiligen Grabe huldigte. Seine Rathſchläge wurden befolgt, in Vielen aber blieben Vorurtheile und Verdacht gegen ihn feſt, und jedenfalls waren es die Templer, die ihm widerſprachen.

Inzwiſchen war der Sultan mit einem Heerhaufen bei Karak angelangt, ein anderer näherte ſich Akka, machte reiche Beute, und ſchlug auf dem Rückwege über den Jordan am Kiſchon den Großmeiſter der Templer. Hingegen zog ſich das Frankenheer im Mai 1187 bei Sephoria zuſammen, zu deſſen Rüſtung der Templerorden anſehnliche Schätze hergab, und alle waffenfähige heerdienſtpflichtige Männer aufgefodert wurden. Es ſammelten ſich 2000 Ritter, eine große Menge leichtbewaffneter Bogenſchützen (Turkopulen) und über 18,000 Fußknechte. Gleicherweiſe hatte der Sultan bei Aſchtara unweit Damask ein großes Heer zuſammengezogen, welches bei Gaulan ins chriſtliche Königreich einbrach. Eine Abtheilung ging bis Nazareth vor, und ſetzte die ganze Gegend bis zu den Gebirgen Gilboa und Jeſreel in Flammen. Hierauf rückte der Sultan ungehindert nach und griff den 2. Jul. 1187 die ſchlecht verwahrte Stadt Tiberias an, nahm ſie und hielt Raimund's Gemahlin in der Burg umſchloſſen. Zu Sephoria rieth der Graf Raimund mit einleuchtenden Gründen von einem Angriffe des Feindes ab; allein der Großmeiſter der Templer beſtürmte in der Stille den König ſo lange, bis er ſich zum Aufbruche gegen den Feind entſchloß, dadurch aber großen Unwillen unter der Ritterſchaft erweckte. Der Sultan kam ihm mit ſeinen Heermaſſen entgegen, und traf ihn am 4. Jul. bei Mareſcallia. Aberglauben und Bangigkeit quälten das chriſtliche Heer, ein Kriegsrath verſchob die Schlacht auf den andern Tag; allein des Nachts vom Feinde umzingelt und vom Rauche und glühenden Dampfe angezündeter Geſträuche geängſtigt, wurde es am Morgen des 5. von ſeinem neckenden Gegner an der Höhe bei Hittin (vielleicht das heutige Dorf Hatti[34]), wie es Clarke nennt) auf ungünſtigem Boden immer mehr zum Kampfe gereizt. Es ſtand nicht mehr in der Franken Macht, ein Treffen anzunehmen, oder abzulehnen. Die Ritter beider geiſtlichen Orden, die Turkopulen und der König ſtritten wacker, das verſchmachtende Fußvolk that aber ſeine Pflicht ſo wenig, als Graf Raimund, Balian von Ibelin, Reinhold

34) Raumer (a. a. O. S. 31) nennt es Hottein, 2½ Stunden von Tiberias. Der Berg dabei hieß ehedem der Berg der Seligkeiten wegen der Stelle in Matth. 5, 3 fg., jetzt aber Kerun el Hoeein, d. h. die Hörner von Hottein, weil das längliche Viereck, das dieſe Höhe bildet, an jedem Ende eine hervortretende Spitze hat.

Digitized by Google

von Sidon ſammt dem jungen Fürſten von Antiochien. Sie flohen mit den Ihrigen feiger Weiſe nach Tyrus. Fünf Ritter des Grafen gingen zum Feinde über. Das Fußvolk floh oder gab ſich gefangen. Der König mit ſeiner Ritterſchaft, die Templer und Johanniter bereits eingeſchloſſen, fanden nun keine Hilfe, und mußten ſich nach großem Verluſte, darunter auch das heilige Kreuz gerechnet wird, dem Feinde ergeben. Die Muthloſigkeit des großen Haufens war ſo arg unter den Franken, daß mancher Muſelmann 30 Mann von ihnen an einem Zeltſtricke ohne weitere Hilfe davonführte. Der meiſte Theil ihrer ſtreitbaren Mannſchaft wurde hier entweder erſchlagen oder gefangen, daher die feſten Plätze von dem Sieger ohne gute Vertheidigung gefunden wurden. Dieſer behandelte ſeine Gefangenen mit großer Milde, außer Reinholden von Karak, den er in des Königs Gegenwart erſchlug. Tags nach der Schlacht, am 6. Jul., ergab ſich die Burg Tiberias; die Gemahlin Raimund's und ihre vier Söhne erſter Ehe erhielten, reichlich beſchenkt, freien Abzug nach Tripolis, wohin ſich auch der Graf mit ſeinen Rittern begab [35]). Am 9. Jul. fiel die reiche und wichtige Handelsſtadt Ptolemais, wo eine Verwaltungsbehörde eingerichtet wurde. Hierauf erbrach Saladin die Burg Toron (Thebain), und da er Tyrus zu gut verwahrt fand, als es im Vorüberziehen nehmen zu können, fiel er Sarepta, Sidon und Biblus an, und eroberte dieſe Städte ohne Blutvergießen. Auch Bairuth hielt ſich kaum acht Tage gegen ihn; alsdann mit ſeinen Scharen landabwärts gewendet, zog er ſeinen Bruder Malek el Adel an ſich. Dieſer war mit einem Heerhaufen von Ägypten gekommen, zwar vor der hittiner Schlacht von den Bewohnern Jeruſalems, Askalons und Gerars zurückgetrieben worden, drang aber bald ſiegreich vor, und öffnete ſich die Burgen von Darum bis Jeruſalem, ja bis zur Küſtenſtadt Cäſarea (Kaiſaria), und nahm ſie ſammt den dazwiſchen liegenden Städten, außer der Hauptſtadt des Reichs, Bethlehem, Askalon, der Templerburg Gazaris und Karak [36]). Ihm arbeitete eine Heerabtheilung des Sultan, die von Ptolemais herabkam, in die Hände. Sie nahm Nazareth, Tabor, Dotaim, Sebaſte, Neapolis, Bethſan und Jericho, und die dazwiſchen liegende Templerburg Maledria fiel gleicher Weiſe ohne Widerſtand, ſodaß der Sultan mit ſeinem Bruder nun vereint im Auguſt ſchon ungehindert vor Askalon rücken konnte; die Stadt vertheidigte ſich 14 Tage lang, bis ſie ſich durch Überredung des Königs Veit, welchen Saladin jedenfalls mit umherführte, ergab [37]). Die Bedingungen der am 4. Sept. getroffenen Übereinkunft waren: Freilaſſung Veit's (der aber noch bis in den Mai 1188 zu Nazareth gefangen ſaß) und deſſen Bruders, des Biſchofs von Lydda, ſowie 12 oder 15 anderer Gefangener nach des Königs Auswahl, freier und ſicherer Abzug der Askaloniten mit ihren beweglichen Gütern (die unbeweglichen durften verkauft werden) bis Tripolis, und endlich Zuſicherung bleibenden Aufenthaltes für hundert chriſtliche Familien in der Stadt. Am 5. Sept. beſetzte Saladin die Stadt. Nun ſtanden ihm in der Nähe nur Jeruſalem und Bethlehem noch feindlich entgegen. Er wünſchte die heilige Stadt unverſehrt zu bekommen, und ſchlug deshalb ſehr annehmbare Bedingungen zur Übergabe vor; die Bewohner ſchlugen ſie ohne Bedenken aus. Der gegen den Sultan wortbrüchig gewordene Balian von Ibelin ordnete daſelbſt die Vertheidigung, und ließ ſich von den Bürgern huldigen. Ungeheuer war die Menge Volks, die ſich aus den Landſtädten und der Umgegend hierher geflüchtet hatte, davon Viele kein Obdach, und Nahrungsmittel nur ſpärlich fanden. Von der Ritterſchaft waren nur zwei vorhanden; Balian ſchlug daher 50 junge tapfere Männer zu Rittern, erwählt aus den Söhnen der Barone und der Bürger. Aus dem Silber am Denkmale über dem Grabe des Erlöſers ließ er Geld prägen, um die Truppen zu beſolden und andere nothwendige Ausgaben zu beſtreiten. Am 20. Sept. erſchien das faſt zahlloſe Sarazenenheer vor der mit Menſchen überfüllten Stadt, und regte ſelbſt Domherren, Prieſter und Mönche zum Kampfe auf, der acht Tage lang mit Ausnahme der Nächte ununterbrochen durch häufige Ausfälle genährt wurde. Als aber die Nordſeite der Stadt, die bis jetzt verſchont geblieben, mit aller Kunſt und Kraft angegriffen wurde, befiel die ganze Einwohnerſchaft ein ſolcher Schrecken, daß ohne Zwang kaum 40 Mann ſich zum Kampfe bereit fanden. Gebete, feierliche Umzüge, lächerliche Büßungen ſollten allein retten und ſchirmen, während die Geldgebote Balian's ſelten ihre Wirkungen thaten. Doch wurde die Breſche in der Mauer vertheidigt, allein Balian auch vermocht, mit dem Sultan für ſichern und freien Abzug zu verhandeln. Nach zweitägigen Mühen erhielt er denſelben zugeſtanden gegen ein Löſegeld der Einwohner. Dieſes fand Schwierigkeiten, weil für jeden Mann ohne Ausnahme 20 und für jedes Frauenzimmer oder Kind 10 Byzantien gefodert wurden, die Mehrzahl von ihnen aber in völliger Armuth ſchmachtete. Eindringliche Vorſtellungen des Wortführers Balian ſetzten den Erlös des Mannes und des Weibes auf die Hälften der genannten Summen und den jeden Kindes bis auf eine Byzantie herab, wobei noch für 7000 arme Leute die runde Summe von 30,000 Byzantien beliebt wurde. Und wiederum durch anhaltendes Bitten erreichte Balian die Umänderung des Erlöſes für Weiber und Kinder, daß nämlich zwei von erſtern und zehn von letztern für einen Mann, alſo zehn Byzantien an Werth berechnet, und jedem ſtreitfähigen Manne der Gebrauch der Waffen gegen befürchtete räuberiſche Anfälle auf dem Wege der Auswanderung geſtattet wurden. Endlich wurde eine 40tägige Friſt zum Verkaufe des Eigenthums, zur Zahlung der Löſeſummen und

35) Bald nach ſeiner Ankunft ſtarb er plötzlich auf ſo dunkele und zweideutige Weiſe, daß ſeine Krankheit und Todesart ſehr verſchieden beurtheilt wurden. Raimund hinterließ keine Kinder, und ſeine Grafſchaft fiel an den zweiten Sohn des Fürſten von Antiochien, Boemund.

36) Dieſes Felſenneſt ſoll ſich, nach Hugo Plagon und dem Schatzmeiſter Bernhard, zwei Jahre lang gehalten haben, und nur durch Hunger überwältigt worden ſein.

37) Jacob von Vitry, Sanuto, Luſignan, Jauna, Maimbourg und Vertot ſetzen gegen beſſere Nachrichten die Einnahme Askalons nach der Eroberung Jeruſalems; auch die beiden Urkk. bei Vertot I, 603 fg. ſprechen nicht dafür.

Digitized by Google

zum Abzuge feſtgeſetzt. Der Abzug in vier Haufen, auf drei Straßen angeordnet, wurde von je 50 Reitern Bedeckung geleitet, theils nach Alexandrien zur Abfahrt ins Abendland, theils nach Antiochien zu eigenem Gefallen. Nachdem dieſer Seelenhandel, für unſere Zeit beiſpiellos, für jene aber nicht ungewöhnlich und für Saladin überdies noch eine hochgeprieſene Großmuth, wie für die entarteten Franken eine ſtrafende Demüthigung, in Richtigkeit gekommen war, wurde die Übereinkunft am 2. Oct. unter lauten Beſchimpfungen des Patriarchen und der jungen Ritterſchaft durch das gemeine Volk in der heiligen Stadt bekannt gemacht. Am 3. hielt Saladin ſeinen überaus prachtvollen Einzug. Die Kirchen wurden in Moſcheen verwandelt, nur die des heiligen Grabes nicht, wenngleich ihre Heiligthümer nicht geſchützt wurden. Erſt ſpäterhin wurde ſie an die Surianer verkauft. Alle Glocken wurden weggenommen und alle Kreuze umgeſtürzt. Sonſt wurde den Chriſten innerhalb obiger Friſt Schutz gewährt, ſtrenge Ordnung gehalten, der Verkauf des chriſtlichen Eigenthums befördert und die Loskaufung der Dürftigen erleichtert. Das Verzeichnen Aller und die Schätzung der Vermögenden half, nach Abulfeda, vielem Betrug von Seite der wohlhabenden Chriſten nicht ab. Der Schatz der Hoſpitaliter gab die Summe von 30,000 Byzantien zur Erlöſung von 7000 armen Leuten her, Malek el Adel ließ 1000 Arme ohne Löſegeld ziehen, ein Gleiches thaten die Emire von Edeſſa und Bira, nachdem ſie ſich eine gewiſſe Anzahl vom Sultan erbeten hatten, und auch dieſer ſtand in dieſer Großmuth nicht nach, als ihn Balian's Fürſprache rührte. Endlich erlaubte er, daß ſo viele Arme, als vom Morgen bis zum Abende eines Tages durch eine Pforte hinausziehen könnten, die Freiheit unentgeltlich empfangen ſollten. Dennoch behielt er noch 11,000 unbemittelte Chriſten, aller Vorſtellungen ungeachtet, in Sklaverei, während aus dem Erlöſe der Abziehenden nicht mehr als 220,000 Byzantien gewonnen, und derſelbe theils unter die Statthalter und Gelehrten in des Sultans Umgebung verſchenkt, theils zur Abreiſe dürftiger Chriſten verwendet wurde. Auch gab Saladin die bei Hittin Gefangenen ihren Weibern und Kindern frei zurück. Die Auswanderer (unter ihnen die Königin Sibylle, der eine Unterredung mit ihrem gefangenen Gemahle zu Nazareth verſtattet wurde) empfanden erſt die Noth, als ſie die Gebiete von Tripolis und Antiochien betraten, wo ihnen die Städte verſchloſſen und Manchen die gerettete Habe abgenommen wurde. Die Flüchtlinge hingegen, welche nach Alexandrien wanderten, rettete die Milde des dortigen Statthalters; er zwang die italieniſchen Seefahrer, ihre unbemittelten Mitchriſten unentgeltlich mitzunehmen, und ſorgte für Lebensmittel auf die Dauer ihrer Überfahrt nach Europa.

Die noch unverſehrten chriſtlichen Gebiete fielen nun in der erſten Beſtürzung dem ſiegreichen Sultan meiſtens ohne langen Widerſtand zu; ſo Antaradus ohne die Burg — Tyrus und Tripolis retteten ſich durch abendländiſche Hilfe —, die Grenzſtadt Balanea (häufig auch Paneas genannt), ferner im Fürſtenthume Antiochien, wohin Saladin im Julius 1188 vordrang, Gabala (Dſchabalah), ſammt der Burg, das blühende Laodicea, das landeinwärts gelegene Sehjun, und ringsum die benachbarten Burgen, darunter Schogar und Bakas die wichtigſten waren. Daſſelbe Schickſal erlitten Burſia, Sarmenia und die beiden unweit Antiochiens gelegenen feſten Schlöſſer Derbaſak und Bagras. Alsdann ſchloß er mit dem beinahe wehrlos gewordenen Fürſten Boemund III. einen ſiebenmonatlichen Waffenſtillſtand, welcher alle in deſſen Gefangenſchaft befindliche Muſelmänner in Freiheit ſetzte, und nach Ablauf ſeiner Friſt die Übergabe der Hauptſtadt an den Sultan zuſicherte, falls ſie inzwiſchen keinen fremden Beiſtand erhalten würde. Dieſen brachte aber eine ſiciliſche Flotte. Hierauf wandte ſich Saladin wieder zu den chriſtlichen Überreſten im Süden. Am 4. Dec. überwältigte er das feſte Saphed am rechten Jordanufer, und den 3. Jan. 1189 das bei Tiberias hoch und ſteil gelegene Kaukeb (?Belvedere). Die Feſtung Karak hatte ſich bereits an Malek al Adel ergeben, und Schaubek oder Montroyal fiel hinterher, wodurch die Muſelmänner freien Verkehr zwiſchen Damask, Arabien und Ägypten wieder gewannen. Endlich übergab Fürſt Reinhold von Sidon freiwillig ſeine Burg Belfort (Schakif Arnun) am Leontes (Kaſamiſch) dem Sultan gegen einen eingeräumten Beſitz im damaſker Gebiete.

III. Die erhaltenen und wiedergewonnenen Reſte des Königreichs J. bis zu ihrer Verwirrung durch teutſche und cypriſche Herrſchaft, von 1189—1231. Das Kronland fand ſich bis auf die einzige Stadt Tyrus und deren Gebiet zuſammengeengt, und auch dieſe konnte Veit, als er im Sommer 1188 aus der Gefangenſchaft trat, nicht als die ſeinige anſprechen, weil ſich Markgraf Konrad von Montferrat, Sohn des bei Hittin gefangenen Markgrafen Wilhelm, durch ſeine mannhaften Verdienſte ſeit einem Jahre die grundherrlichen Rechte darauf erworben hatte. Als Fürſt von Tyrus wies er Veiten zurück, der nach Tripolis ſeine Zuflucht nehmen und von dort aus auf neuen Ländererwerb ſinnen mußte; allein überall traten ihm Misgeſchick und die wieder auflebende Verachtung, von Seiten ſeines Nebenbuhlers aber Energie und Überlegenheit entgegen. Der König erſchien mit 700 Rittern und 9000 Fußknechten, der Markgraf mit 1000 Rittern und 22,000 Mann zu Fuß im Felde, und was der Eine erobern wollte, wünſchte der Andere auch zu beherrſchen. Die erſchienene Pilgerhilfe aus Europa, groß genug, um bedeutende Unternehmungen zu wagen, blieb nicht gleichgültig gegen die Anſprüche beider Prätendenten; ſie zerfiel demnach in zwei Parteien, und als der König Philipp Auguſt von Frankreich Konrad's, und König Richard von England Veit's Sache in offenen Schutz nahm, hatte der Erſtere ſchon ſo viele Vortheile gewonnen, daß des Letztern Beiſtand nicht mehr gefährlich werden konnte. Konrad unterließ nämlich nicht, Veit's Unfähigkeit zur Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten eindringlich zu ſchildern, und behauptete, als des Königs Gemahlin und Kinder bis zu Anfange des Herbſtes 1190 hinweggeſtorben waren, die Thronfolgerechte wären auf Veit's Schwägerin, Iſabelle, übergegangen; er entführte dieſe ihrem

Digitized by Google

Gemahle, dem Baron von Toron, der ohnehin nicht glücklich mit ihr lebte, und ließ ſich mit ihr, nachdem leicht und ſchnell Gründe zur Scheidung gefunden, auch Beſtechungen nicht geſpart worden waren, zu Tyrus trauen. Hierüber erkannten ihn viele als wirklichen König von Jeruſalem an; weil aber Veit der Gekrönte war, traten die Parteien um ſo ſchroffer hervor. Indeſſen hatte Konrad noch vor Ankunft Königs Richard ſo viel errungen, daß ihm außer Tyrus noch Bairuth und Sidon, wenn ſie erobert ſein würden, abgetreten werden ſollten. Ein Vierteljahr nachher, am 28. Jul. 1191, wurde ihm und ſeinen mit Iſabellen gezeugten Nachkommen nicht nur dies beſtätigt, ſondern auch Krone und Reich nach Veit's tödtlichem Abgange verſprochen, während bis dahin Beide die Einkünfte des ganzen Staates getheilt genießen ſollten. Folgenden Tages huldigten ihm Konrad und Gottfried von Luſignan, Veit's Bruder, dem die zu erobernde Grafſchaft Joppe erblich ertheilt worden war. Noch nicht volle Dreivierteljahre waren verfloſſen, als im Frühjahre 1192 auf Anrathen der Prälaten und Barone dem Markgrafen Krone und Reich ſammt dem Heerbefehle vom Könige Richard übertragen wurden, während Veit'en das Inſelreich Cypern, jedenfalls mit übernommener Entſchädigung für den Templerorden, dem es damals gehörte, erb- und eigenthümlich zugewieſen wurde [38]).

Was bis dahin den Sarazenen wieder entriſſen worden war, beſteht in Folgendem: König Veit rückte am 26. Auguſt, die piſaner Flotte ihm zur Seite, und Markgraf Konrad den 23. Sept. 1189 vor Ptolemais. Dänen, Teutſche, Flamänder, Franzoſen und Engländer erſchienen in anſehnlichen Haufen, ehe der Herzog Friedrich von Schwaben die Trümmer von ſeines Vaters (des Kaiſers Friedrich I.) Kreuzheere im October 1190 herbeibrachte. Am 13. April ſtieß König Philipp Auguſt, und den 8. Jun. 1191 König Richard, dem Veit bis Cypern entgegengereiſt war, zu dem Belagerungsheere; und wanderten hin und wieder einzelne kleine Pilgerhaufen in die Heimath zurück, ſo ſtrömten andere wieder hinzu, ſodaß ſich immer, trotz verheerender Seuchen, und der im Winter von 1190—91 eingetretenen Hungersnoth, ein großes kampffertiges Heer im Lager zur Begegnung der Ausfälle aus der Stadt und der Anfälle von dem gleich Anfangs herbeigeeilten Heere Saladin's vorfand. Auch erſchienen tüchtige und kunſtfertige Leute genug, welche Belagerungs- und Wurfzeuge [39]) (darunter die engliſchen den Vorzug hatten) in Maſſe herrichteten, aber mit all' ihrer Kunſt und Geſchicklichkeit gegen das griechiſche Feuer der Belagerer nichts ausrichten konnten. Die Gefechte, Ausfälle und Angriffe, deren unzählige in der beinahe zweijährigen Belagerungsperiode vorfielen, waren meiſtens ohne Bedeutung oder ohne Erfolg. Die Franken in ihrem feſten Lager waren, um Unverträglichkeit zu vermeiden, nationenweiſe vertheilt, in geräumigen Hütten und Häuſern [40]) bequem eingerichtet, mit Gaſt- und Schenkwirthen, Handwerkern und Kaufleuten verſehen, und lebten, wenn die Waffen ruhten, wie Bohaeddin berichtet, mit den Sarazenen in vertraulicher Unterrede und Kurzweil, unter ſich aber in Schwelgerei, Spiel und jeglichem Gelüſte, ſodaß man ihnen Schuld gab, ſie gingen ohne Wein und Weiber nicht gern zum Kampfe. Nur aus dem Abendlande waren 300 junge hübſche Dirnen herbeigelockt worden. Hierzu geſellte ſich der Druck durch Wucherer, die Reibungen der verſchiedenen Völker aus Nationalhaß blieben nicht aus, ſo namentlich zwiſchen Teutſchen und Franzoſen, zwiſchen Franzoſen und Engländern; die Eiferſucht zwiſchen den Königen dieſer beiden Nationen, und die Parteiwuth für die beiden Prätendenten der Krone Jeruſalem zu geſchweigen. Mangel an Gehorſam, Mistrauen der Untergebenen gegen ihre Obern, die man der Beſtechlichkeit fähig hielt, riſſen ein, woneben noch Gottfried's von Luſignan laute Anklagen gegen Konrad von Tyrus kamen, um recht viele Hemmungen in die Benutzung günſtiger Augenblicke zur Bekämpfung des Feindes im Rücken und zur Überraſchung der Stadt zu legen. Saladin war am 14. Sept. 1189 ſelbſt in die Stadt gedrungen, um Anordnungen zu treffen, wußte nach glücklicher Rückkehr in ſein Lager mit Liſt und Geſchick ſich in Verbindung mit den Belagerten, zur See durch Taucher und andere Täuſchungen, zu Lande durch Brieftauben und ſeit dem Auguſt 1190 durch eine aufgeſtellte Vorwacht von 1000 Reitern auf dem Hügel Ajadiah zu erhalten; der Umſtand aber, daß er am 12. Febr. 1191 die tüchtige und geübte Beſatzung mit einer verdroſſenen und verzagten wechſelte, daß ferner ſeine Angriffe auf das chriſtliche Lager gewöhnlich mislangen, Verzagtheit in den Seinigen und Ungehorſam unter den Emirn erweckten, und den Franken endlich ſich gute Quellen zur Kenntnißnahme von den Beſchlüſſen ihrer Gegner, ſelbſt in Akka durch einen angeſehenen Chriſten, öffneten, half den uneinigen Belagerern das Ziel allmälig näher rücken. Als endlich die Stadt zur See enger eingeſchloſſen und das Trinkwaſſer ihr abgeſchnitten worden war, ſuchte Saladin die Beſatzung längs der Meeresküſte herauszuziehen, und ſie durch ſein Entgegenkommen zu retten. Die Emire in der Stadt hielten den Plan für unausführbar, und ſchloſſen am 12. Jul. 1191 den Vertrag der Übergabe mit Saladin's beigebrachter Genehmigung ab. In Folge deſſen erhielten 2000 gefangene Chriſten und Ritter ihre Freiheit, Stadt und Hafen ſammt ihren Reichthümern

38) Dies ſprechen auch Pater Luſignan und Loredano beſtimmt aus. 39) Der Engländer und Augenzeuge Viniſauf gedenkt (bei *Gale*, Historiae anglic. scriptores II, 275 sq.) dreier ſolcher gewaltiger Maſchinen, die mehre Stock hoch waren; die oberſten Räume derſelben dienten zur Aufſtellung großer Wurfgeſchoſſe und für Bogen- und Armbruſtſchützen, die mittlern wurden mit Lanzen- und Stangenträgern beſetzt. Eine ſolche Maſchine faßte gegen 500 Mann. Netze und rohe in Eſſig getränkte Thierhäute waren über dieſe Thürme gezogen zum Schutze gegen äußere Verletzungen. Die Bogenſchützen (Sagittarii) warfen kleinere, die Armbruſtſchützen (Balistarii) größere und ſtärkere Pfeile, und die Wurfzeuge ſchleuderten Steinmaſſen bis in die Mitte der Stadt.

40) König Philipp Auguſt ließ ſich ein Haus ganz maſſiv erbauen, welches der cremoneſiſche Chroniſt Sicard Palatium lapideum nennt.

Digitized by Google

fielen den Franken anheim, ebenſo ein Theil der Beſatzung (der andere zog mit Weib und Kind ab) als Geiſel zur Erfüllung der den Sarazenen aufgelegten Verbindlichkeiten, d. h. der Rückgabe des heiligen Kreuzholzes, das ſich aber nirgends finden ließ, und der Zahlung von 200,000 Byzantien im Allgemeinen, und 14,000 dergleichen für Markgraf Konrad und deſſen Leute insbeſondere. Die Bedingungen aber wurden nicht erfüllt, weil die ſtimmführenden Engländer und Franzoſen des Sultans übrige Vorſchläge verwarfen; daher die Erſtern nach Ablauf der 40tägigen Friſt ihren Antheil an Gefangenen und Geiſeln (ſie waren blos den Monarchen beider Nationen zugetheilt worden), über 2600 Mann, im Angeſichte des Sarazenenlagers auf einer Wieſe greuelvoll ermordeten [41]). Ob die Franzoſen gleiche Rache nahmen, iſt ungewiß. Genug, die Feindſeligkeiten begannen ſofort von Neuem, und Ptolemais wurde unter Obhut franzöſiſcher Ritter geſtellt [42]). König Philipp Auguſt war bereits am 31. Jul. aus dem Lager nach der Heimath abgereiſt, hatte, wie Richard auch, 600 Mann dem Dienſte des Fürſten von Antiochien, und die übrige Mannſchaft der Führung des Herzogs Hugo III. von Burgund überlaſſen. Dieſe mit der engliſchen und teutſchen Kriegsmacht zuſammen mochte 100,000 Mann ſtark ſein, brach am 21. Auguſt von Akka längs der Küſte nach Joppe auf, und erkämpfte am 7. Sept. einen glänzenden Sieg über den mehr als zweifach ſtärkern Feind bei Arſuf, worauf dieſer Askalon zerſtörte, Ramlah und Lydda ſchleifte, Jeruſalem aber ſehr befeſtigen ließ. Die Franken blieben anfänglich bei Joppe ſtehen, um zwei auf der ramlaher Straße gelegene Schlöſſer wieder aufzubauen; dann ſtellten ſie ſich im October abwechſelnd bald bei Ramlah, bald bei Lydda auf, ohne eine ernſtliche Überraſchung Jeruſalems auszuführen. Die leidenſchaftliche Aufregung der Pilgerfürſten gegen einander und der noch nicht beigelegte Streit um die Krone des heiligen Landes ließen auch kein großes Unternehmen, wozu mehrtägiges Zuſammenwirken erfoderlich, erwarten. Die Übereinkunft vom 28. Jul. hatte nur kurze Zeit die Gemüther verſöhnt, um vor Askalon, wohin ſich das Heer am 20. Jan. 1192 und die folgenden Tage zog, deſto heftiger ſich wieder zu entzünden. Während hier Häuſer, Mauern und Thürme meiſt auf Richard's Koſten wieder hergerichtet wurden, und ein glücklicher Streifzug nach Gaza und Darum nebenbei gewagt ward, regte die Grobheit des Engländers alle Andere dergeſtalt auf, daß die Herzoge Leopold der Tugendreiche von Öſterreich und Hugo von Burgund mit den Ihrigen das Lager verließen, und jener nach Hauſe, dieſer aber nach Ptolemais zurückkehrte. Hier ſchlug ihm der zwiſchen Genueſern und Piſanern ausgebrochene Krieg die Aufnahme in die Stadt ab, und rief den mit Richard hadernden, von ihm aber ſich entfernt haltenden Markgrafen Konrad herbei, um die Stadt zu belagern. Das endliche Herbeieilen Richard's ſchlichtete am 21. Febr. die Händel wenigſtens äußerlich, brachte aber zwiſchen ihm und Konrad keine Eintracht hervor, bis endlich, wie ſchon erwähnt, der König Richard ſich durch Fürſprache der einheimiſchen Prälaten und Barone bereit fand, dem Markgrafen Krone und Reich zu geben. Inzwiſchen aber hatten Beide unabhängig von einander mit Saladin Verhandlungen gepflogen, die guten Theils zu abenteuerlich klingen, als daß der Eine wie der Andere dadurch ein vertrauliches Verhältniß mit dem Sultan hätte herſtellen können, da Saladin ſeine einmal errungenen Vortheile feſthielt. Das, was Konrad am 24. April 1192 mit dem Sultan ſoll haben abſchließen laſſen, war zu vag und fabelhaft, als daß an ernſte Nachgiebigkeit des Sultans dabei geglaubt werden könnte. Gewiß iſt, das wiedergewonnene Königreich beſtand in dem ſchmalen Küſtenſtriche von Tyrus bis Askalon; als Konrad, ſein anerkannter Beherrſcher und König, am 28. April genannten Jahres zu Tyrus von zwei Aſſaſinen theils aus Rachſucht des von ihm beleidigten Statthaltersder Ismaeliten zu Maſſiat auf dem Libanon, theils auf Gutheißen des Sultans erdolcht wurde [43]). Er ſtarb als König von Jeruſalem, und hinterließ keine Erben, ſondern eine ſchwangere Gemahlin, die bekannte Iſabelle — häufig, doch irrig, Eliſabeth genannt —, welche, kraft ihres Gemahls letzter Verfügung, die Stadt nur dem Könige Richard oder dem künftigen Thronfolger überlaſſen wollte. Da eilte Graf Heinrich von Champagne (ſeit 1190 im heiligen Lande) aus Ptolemais herbei, und ließ ſich von den Baronen das erledigte Königreich und die ſchwangere Königin anbieten, und ſchon den 5. Mai, ehe er noch mit ſeinem Oheime, König Richard, darüber einig geworden, mit Iſabelle'n, die ſich, trotz ihrer Trauer und leiblichen Umſtände, dem Drange fügen mußte, vermählen. Er nahm die vor Tyrus gelagerten 10,000 Franzoſen in ſeine Dienſte, wie ſich die in Akka verſammelte Bewaffnung ihm ſogleich untergab. Richard widerſprach nicht, ſondern überließ ihm alles Eroberte, was Konrad'en zugeſtanden worden war. Alſo räumte er ihm auch das am 23. Mai erſtürmte Darum ein. Dennoch ließ ſich, als Heinrich und Hugo zu ihm ſtießen, kein Einklang in die Geſinnungen für kriegeriſche Plane herſtellen, vielmehr brachen die alten Händel und das Geſpötte zwiſchen Franzoſen und Engländern wieder aus und ſetzte ſie außer Gemeinſchaft. Neckereien mit dem Feinde und Jagden auf Karavanen beſchäftigten die Franken im Lager, das im Junius nach Baitnubah verlegt worden war. Günſtige Gelegenheiten gegen den Feind wurden verabſäumt, und allerlei Vorſchläge der kampfluſtigen Franken blieben

41) Nach Vinisauf's Angabe in *Gale*, Scriptores hist. Anglic. II, 347 ſtarben während der Belagerung 6 Erzbiſchöfe und Patriarchen, 12 Biſchöfe, 40 Grafen und 500 andere fränkiſche Große, ohne die gemeinen Menſchenmaſſen. Die Zahl der in der Stadt und im Lager gefallenen Muſelmänner ſchätzt man auf 180,000 Mann. 42) Was man in Ptolemais fand, wurde vorzugsweiſe unter Engländer und Franzoſen vertheilt zum Verdruſſe anderer Nationen; auch die ehemaligen chriſtlichen Einwohner der Stadt hatten Mühe, wieder zu ihrem Eigenthume zu gelangen. Philipp Auguſt nahm ſich ihrer noch an.

43) Außer König Richard'en gibt man noch, wiewol mit weniger Begründung, Humfried'en von Toron die Mordthat Schuld; ſo Pater Luſignan in ſeiner Hist. générale de l'Isle et Royaume de Cypre, p. 121 sq.

unbeachtet; Richard war weder zum Marſche nach der heiligen Stadt, noch Hugo von Burgund zu einer Heerfahrt nach Ägypten zu bewegen; auch die Plane auf Berytus und Damaſk blieben unausgeführt, wenngleich 20 Geſchworene, zur Berathung kriegeriſcher Plane niedergeſetzt, dergleichen Beſchlüſſe zu unweigerlicher Folge ausgeſprochen hatten. Man zog unter ſtetem eigenſinnigen Gezänke bald bei Lydda, bald bei Ramlah und endlich bei Joppe auf, von wo aus Darums Zerſtörung und Askalons Verwahrung geleitet wurde, und verhängte durch den planloſen Rückzug nach Ptolemais Ende Julius das Unheil über Joppe, daß die Stadt von Saladin erſtürmt wurde. Richard's ſchleunige Rückkehr am 1. Auguſt rettete die Burg und befreite dann auch die Stadt wieder. Die nebenher fortgeſetzten Friedensverhandlungen brachten endlich am 1. Sept. einen Vertrag zu Stande, der dem Königreiche Heinrich's den Landſtrich von Tyrus bis Joppe nebſt der Hälfte von Ramlah und Lydda, ihm und den Fürſten von Antiochien und Tiberias einen dreijährigen Frieden und allen Chriſten freie und unentgeltliche Wallfahrt nach Jeruſalem zuſicherte, aber Askalons Zerſtörung durch gemeinſchaftliche Kräfte beſtimmte, die auch am 7. Sept. begann. Dieſe Übereinkunft, von beiden Seiten beſchworen, war vielem Tadel ausgeſetzt, ſonderlich, weil die Auswechſelung der chriſtlichen Gefangenen und die Auslieferung des heiligen Kreuzes darin übergangen worden waren.

Die halbe Million Abendländer, die, wie man annimmt, ſeit 1189 ſich der Wiedereroberung des Königreichs Jeruſalem geopfert hatten [44]), hatte binnen vier Jahren nichts weiter erzielt, als die Eroberung der beiden feſten Städte Joppe und Ptolemais, die mit Tyrus ſo wenig abwarfen, daß Heinrich zu ſeinem Unterhalte noch die Einkünfte ſeiner Grafſchaft in Frankreich bedurfte, und ſeine Mutter, welche ſelbige verwaltete, oft ſeine Schulden nachbezahlen mußte, während es mit ſeiner königlichen Würde ſo genau nicht genommen wurde. Er war übrigens ſo wenig, wie Konrad (doch aus andern Gründen, als die Gottfried's von Bouillon waren), gekrönt und geſalbt worden. Seit Richard's Abreiſe nach der Heimath (9. Oct. 1192) blieb von den Pilgerkriegern dem verlaſſenen Könige nur ein Theil Franzoſen übrig. Bei Saladin wußte er ſich, wie bei vielen angeſehenen Ungläubigen, in Achtung und Vertrauen zu ſetzen, und hielt es ſeiner chriſtlichen Würde nicht entgegen, türkiſche Kleider zu tragen. Sein kleines Land blieb meiſt wüſte und unbebaut, alſo auch ohne Mittel, aus der Verwirrung, in welche Saladin's Tod (3. März 1193) das Nachbarland verſetzt hatte, Nutzen zu ziehen, außer der Erwerbung Gibelets, einer Burg. Hauptſtütze blieben immer die franzöſiſchen Pilger, und nach deren Abgange die Teutſchen, die nie bei den Einheimiſchen ins Anſehen kamen, geſchweige willkommen geheißen wurden. Den geiſtlichen Ritterorden (zu den Johannitern und Templern war ſeit Acco's Belagerung der teutſche Ritterorden gekommen) fehlte es an Mannſchaft wie an Gemeinſinne, und dem ganzen ſich wieder aufrichtenden Staate an einer Hauptſtütze, an die ſich ankommende Kreuzzügler halten ſollten. Unbekümmert um die Anordnungen und den 1195 erneuerten Waffenſtillſtand begannen ſie, ſo die teutſchen Kreuzfahrer am Ende Septembers 1197, den Kampf mit den Sarazenen wieder, und zogen ſomit den König und ſeine Barone in den Krieg. Dieſer aber erlebte die Niederlage der Teutſchen und den Verluſt Joppe's durch die Sarazenen nicht, ſondern er ſtürzte um dieſelbe Zeit aus dem Fenſter ſeines Palaſtes zu Ptolemais herab und wurde zerſchmettert, nachdem er ſchon längſt ſich nach der Heimath geſehnt, und die Annahme der Krönung fortwährend verweigert hatte [45]). Auch in den Streitigkeiten zwiſchen Fürſt Boemund III. von Antiochien und Leo von Armenien, die ſich einander ſeit 1186 befehdet hatten, hatte Heinrich ſeine politiſche Ohnmacht erkannt. Den Frieden, welchen er 1194 zwiſchen Beiden vermittelte, brachte zwar Erſtern nach einjähriger Gefangenſchaft wieder in Freiheit, ſtellte ihn aber unter Leo's Lehenherrlichkeit mit Verluſte des Landesantheils, welchen dieſer erobert hatte, und erhob den Letztern überdies noch zum Könige von Armenien [46]), nachdem Leo's Nichte, Alix, mit Boemund's älteſtem Sohne verlobt worden war.

Nach Heinrich's Tode bewirkten die Templer, Johanniter und der Kanzler Konrad, daß dem Könige Amalrich von Cypern, Veit's von Luſignan jüngſtem Bruder und Nachfolger, Hand und Krone Iſabellens angeboten wurden. Er nahm beides ſogleich an, allein die Verbindung beider Reiche ließ die teutſchen Pilger immer noch als Hauptſtütze walten; lobenswürdig war jedoch, daß Amalrich bei ſeiner Erſcheinung zu Ptolemais das in Unordnung gerathene Lehenweſen aufrichtete, ſeine Einkünfte den Soldrittern zuwies, den Sultan Malek al Adel am 23. Oct. 1197 ſchlug, das meiſt zerſtörte Sidon beſetzte und Berytus in ſeine Gewalt bekam, worin viele Waffen und Lebensmittel gefunden wurden; man fand aber tadelnswerth, daß er, nunmehr als König von Jeruſalem der Zweite ſeines Namens, drei Wochen lang zu Acco ſeine Vermählung und Krönung feierte (nach den Reichsſatzungen ſollte Tyrus eigentlich die Haupt- und Krönungsſtadt ſeit Jeruſalems Verluſte ſein), darüber ſeinen geſchlagenen Gegner ſtärken und Tyrus von demſelben anfallen ließ. Zwar eilte Amalrich zum Entſatze herbei und bahnte ſich den Weg zur Burg Toron, das vom 11. Dec. bis zu Anfange Februars 1198 berennt, alsdann wegen Uneinigkeit der Pilger und Heimiſchen ruhmloſer Weiſe verlaſſen wurde.

44) Davon ſollen nach Viniſauf (bei Gale II, 427) 300,000 an Krankheiten und vor Hunger und 100,000 Mann (bei der Lüſternheit jener Zeit wol übertrieben) an den Folgen allzuſtrenger Enthaltſamkeit vom Beiſchlafe sub divinae spe mercedis geſtorben ſein. Was nach Hauſe zurückkehrte, belief ſich auf ein ſehr Geringes (ex illo mundo quasi hominum paucissimi redierunt).

45) Jacob von Vitry erzählt bei Bongars I, 1125 von ihm: Comes Henricus — coronari tamen et Rex fieri recusavit; nam et ipse sicut alii ad reditum aspirabat. 46) Leo wurde erſt vier Jahre nachher gekrönt, und dies Geſchäft vollzog der Erzbiſchof von Mainz, ſtellte aber den neuen König unter die Oberlehenherrlichkeit des teutſchen Kaiſers.

Klüger und glücklicher war Fürſt Boemund von Antiochien, der ſich Gabala's und Laodicea's bemeiſtert hatte. Nachdem ſich die teutſchen Pilger im März nach ihrer Heimath eingeſchifft hatten, ſchloß der König mit Malek al Adel einen Waffenſtillſtand von fünf bis ſechs Jahren, der von Beiden mit größter Gewiſſenhaftigkeit beobachtet wurde, und dem von einem Erdbeben 1202 heimgeſuchten Syrien ſehr zu ſtatten kam, insbeſondere auch den chriſtlichen Beſitzungen. Es ſtürzte ein bedeutender Theil der Stadt Ptolemais mit dem königlichen Palaſte zuſammen, nicht minder wurden Tyrus, Tripolis, Arka und andere Burgen und Städte beſchädigt. Nur Antaradus blieb gänzlich verſchont. Daran reiheten ſich eine verderbliche Seuche, Miswachs, Hungersnoth und Theurung. Dieſem Jammer abzuhelfen, wäre Amalrich nicht im Stande geweſen, wenn ihm nicht durch des Papſtes Eifer Unterſtützung zugefloſſen wäre. Von dieſen Mitteln wurde der Aufbau der Stadt Tyrus und anderer Ortſchaften beſtritten. Im folgenden Jahre (1203) erſchien ſtarke Hilſe an Mannſchaft aus dem Abendlande, in Franzoſen und Flamändern zumeiſt beſtehend, die einem geringeren Theile ihrer Kreuzbrüder die Eroberung Conſtantinopels und die Errichtung eines fränkiſchen Kaiſerreichs (16. Mai 1204), das für das chriſtliche Königreich von keiner Bedeutung wurde, überlaſſen hatten; ſand aber hier Anfangs keine Gelegenheit zum Kampfe, da Amalrich den Bruch ſeines friedlichen Verhältniſſes mit Malek al Adel [47]), ſeinem gefährlichſten Nachbar, auf ihr Verlangen nicht zugab, bis er durch muſelmänniſche Seeräubereien kurz vor Ablauf der Stillſtandsfriſt ſelbſt dazu Anlaß fand. Die inzwiſchen nach Tripolis und Antiochien gewanderten Kreuzritter eilten ſogleich nach Ptolemais zurück, und ſtreiften mit dem Könige Amalrich noch vor Ablauf des J. 1203 und dann im J. 1204 in die Gebiete des Sultans, der die Feindſeligkeiten eben nicht ernſtlich erwiederte, alſo auch durch ſeine Truppen keine bedeutenden Gefechte ſchlagen ließ, vielmehr im Herbſte des genannten Jahres ſich zur Erneuerung des Waffenſtillſtandes bereit fand, als dem Könige Amalrich beim Ausbruche einer Seuche und bei der Abreiſe der abendländiſchen Pilger kein anderer Ausweg offen ſtand. In dieſem Vertrage trat der Sultan an den König von Jeruſalem ſeinen Antheil von Lydda und Ramlah [48]) ſammt Joppe und vielleicht noch Nazareth ab. Amalrich genoß dieſe Waffenruhe nur kurze Zeit, da ihm der unmäßige Genuß von Seefiſchen am 1. April 1205 den Tod zuzog. Hierdurch wurde das kleine Königreich Jeruſalem vom cypriſchen Inſelreiche wieder getrennt. Letzteres fiel ſeinen Kindern erſter Ehe anheim, und erſteres den Kindern Iſabellens, die bereits vor ihrem Gemahle geſtorben war. Ihr einziger Sohn, mit Amalrich erzeugt, war kurz vor ihr geſtorben, und von den ſie überlebenden vier Töchtern waren Sibylle und Meliſende aus derſelben Ehe, Alix aus der dritten Ehe, und Marie, aus der vom Markgrafen Konrad; obſchon noch minderjährig, hatte Marie doch das Majorat für ſich und wurde als Erbin des Königreichs Jeruſalem anerkannt. Ihr Vormund und Verweſer des Reichs ward ihr Oheim, Baron Johann von Ibelin [49]). Dieſer ſuchte den Frieden mit den Sarazenen zu erhalten, fand aber bei Malek al Adel Anfangs ſo wenig Rückſichten, daß derſelbe im J. 1206 die Feindſeligkeiten bei Ptolemais und in der Grafſchaft Tripolis begann, ſich jedoch im folgenden Jahre wieder in einen Vertrag von dreijähriger Waffenruhe einließ. Dieſe Geringſchätzung jedoch trieb den Reichsverweſer und ſeine Barone an, der Königin Mündel einen Mann von Tapferkeit und Anſehen zu verſchaffen. Sie fielen ſelbſt, wenn nicht auf Betrieb König Philipp Auguſt's von Frankreich, in einer Berathung auf die Wahl des Grafen Johann von Brienne, als des tüchtigſten Lenkers der chriſtlichen Angelegenheiten im Morgenlande [50]). Gewiß iſt, im J. 1208 ſandte die Reichsverſammlung einen Prälaten und einen Baron zu dem Grafen ab, und Johann kam auch kurz vor Ablauf des Waffenſtillſtandes in Ptolemais an. Als König gekrönt, vermählt und geſalbt zu Tyrus, begann Johann (ſ. d. Art.) ſogleich im September 1210 die Feindſeligkeiten, wenngleich zaghaft, doch glücklich, und bald genug von der Geringfügigkeit ſeiner Mittel zum Kriege überzeugt (nur die Templer und Prälaten hatten den Drang zum Kriege genährt), zog er aus des alten Sultans Malek al Adel friedlichen Geſinnungen den Vortheil, wieder zur Waffenruhe zurückzukehren. In Betracht, daß nach dieſes Greiſes Tode ſich der Zuſtand der Dinge ändern würde, bat er zeitig in Europa um Hilfe, wenn nicht ſchon der Bau einer feſten Burg auf dem Berge Tabor durch die Ungläubigen dem Könige hinlängliche Beſorgniſſe einflößte.

Die Päpſte Innocenz III. und Honorius III. nahmen ſich ſeiner und ſeines Reiches aufs Eifrigſte an; allein der Knabenkreuzzug (1212), wenn er auch gelungen wäre, hätte dem armen Könige mehr ſchaden als nützen können, und ſo weit ſich ſonſt Drang nach Rettung des gelobten Landes in Europa rege fühlte, fanden ſich immer in dem Kampfe der Albigenſer und Waldenſer, in dem Kriege zwiſchen Frankreich und England, in den Parteikämpfen in Teutſchland, in der Verbreitung des Chriſtenthums in Preußen und Livland durch die Waffen, in Fehden Italiens, in der helfenden Aufmerkſamkeit auf das ſinkende lateiniſche Kaiſerthum in Byzanz, und im blutigen Streite Spa-

47) Malek al Adel hatte ſich nach ſeines Bruders, Saladin, Tode nicht nur im Beſitze ſeines kleinen Landes zu behaupten geſucht, ſondern hatte durch den Bruderkrieg ſeiner Neffen, Söhne Saladin's, daſſelbe dergeſtalt erweitert, daß es ſich vom Euphrat herab bis nach Schaubek und Karak erſtreckte, wozu noch zu Ende des J. 1198, als Malek al Aziz (Aſis), der zweite Sohn ſeines Bruders, ſtarb, ganz Ägypten kam. Der älteſte ſeiner Neffen, Malek al Afdal, wurde bald hierhin, bald dahin in ſeinem Reiche als kleiner untergeordneter Fürſt verſetzt, und als rathloſer, unfähiger, ausſchweifender Prinz umhergeworfen, während er dem jüngſten das Fürſtenthum Aleppo ließ. Dieſer hieß Malek ad Daher.
48) ſ. oben den Friedensſchluß vom 1. Sept. 1192.

49) Dieſer Baron war der Sohn Balian's von Ibelin und Mariens aus dem Hauſe der Komnene, zuvor Witwe Königs Amalrich I. von Jeruſalem, folglich Stiefbruder von der Königin Iſabelle. 50) Der Schatzmeiſter Bernhard nennt ihn Vir nobilitate egregius et militaribus actibus strenuus.

niens mit den Sarazenen, Hinderniſſe genug, daß vor Ende Mai's 1217 kein Kreuzheer von dort nach Paläſtina abſegeln konnte, wo ſich König Johann inzwiſchen in den Schutz des Königs Leo I. von Armenien begeben hatte. Seine Gemahlin Maria nämlich war 1212 geſtorben, und ihr Tod hatte in ihrem Schwager, dem Könige Hugo I. von Cypern, welcher 1208 mit Alix, ihrer Stiefſchweſter, vermählt worden war, Anſprüche auf die Krone Jeruſalem und vielleicht auch Feindſeligkeiten gegen König Johann erweckt, worauf dieſer mit Zuſtimmung der Reichsſtände im Jahre 1216 ſich mit einer Tochter Leo's I. von Armenien verheirathet hatte. Die Ankunft des teutſchen und ungariſchen Pilgerheeres war demnach den Franken in Syrien um ſo willkommener, als die armeniſche Hilfe wenigſtens gegen die drohende Stellung der Sarazenen nicht genügte. Sie kündigten dieſen die Waffenruhe ohne Bedenken auf, und vier Könige beriethen ſich zu Ptolemais über den Anfang des Krieges. König Andreas von Ungarn, der bei ſeiner Einkehr auf Cypern Hugo I. zu völliger Verſöhnung mit ſeinem Schwager und zur Reiſe nach Paläſtina bewegt haben mochte, die Könige von Cypern und Jeruſalem hatten ſich mit dem herbeikommenden Leo hier vereint, und brachen, etwa 15,000 Mann ſtark, den 2. Nov. 1217 nach Beſan am Jordan, gegen den alten Sultan auf. Malek al Adel zog ſich ſogleich über den Fluß bis Mardſch Suffer hinauf zurück, und gab ſeinen Gegnern Baiſan (Beſan) frei, die es beſetzten, den 9. Novbr. über den Jordan ſchritten, ſich pflegten, das Sarazenenlager ohne Erfolg beunruhigten und den 12. langſam nach Ptolemais zurückgingen. Dieſes Unternehmen und die Anfangs December gewagten vergeblichen Angriffe auf die neue Burg Tabor brachte ihnen wenigſtens einen Haufen Gefangener und anſehnliche Beute ein, der Streifzug aber um Weihnachten, über Sidon hinaus in die rauhen Gegenden des Libanon, zog ihnen große Verluſte an Mannſchaft und Pferden zu, deren es ohnehin wenige gab. Hierauf reiſten die fremden Könige mit ihrem Gefolge, bis auf 40 Pilgerritter, welche zurückblieben, wieder ab, und König Johann ſtellte, während die Ungläubigen ihre Burg auf Tabor ſchleiften, die Burg der Stadt Cäſarea wieder her und die Templer befeſtigten den Pilgerberg von Neuem. Unerwartet ſchon den 24. April 1218 gab die Ankunft einer friſchen Schar teutſcher und niederländiſcher Pilger Muth zur Fortſetzung der Kämpfe. Sie kamen mit dem Könige und deſſen Reichsſtänden einmüthig überein, Ägypten zu erobern; ein Plan, der auch 1201 in einer Berathung zu Venedig zwiſchen angeſehenen Kreuzfahrern, wo man aber das Eroberte unter ſich zu theilen beſchloß, und dann 1215 auf der großen Kirchenverſammlung im Lateran ins Auge gefaßt und ſo laut beſprochen worden war, daß der Sultan Malek al Adel vollkommene Kenntniß davon hatte. Jetzt nun, obſchon er von dem Beſchluſſe zu Ptolemais auch unterrichtet worden ſein ſoll, blieb er in ſeinem Lager bei Mardſch Suffer ſtehen, und ließ blos die Beſatzung Damiette's verſtärken. Das am Pilgerſchloſſe verſammelte Kreuzheer erſchien den 29. Mai und folgende Tage zur See im Hafen Damiette. Die Stadt ſelbſt (von der neuen gleichnamigen 1250 angelegten wol zu unterſcheiden, welche um drei Stunden tiefer im Lande liegt) lag unweit der weſtlichen Mündung (Wilhelm von Tyrus ſetzt eine Stunde Entfernung feſt) des nach ihr genannten Nilarmes auf einem engen Raume, der weſtlich vom Fluſſe und öſtlich vom See Menſaleh eingeſchloſſen, durch Kunſt und Natur ſehr befeſtigt war. Das chriſtliche Heer, welches ans Land ſtieg, lagerte ſich auf dem ſchmalen ſandigen Landſtriche und befeſtigte ſeine Stätte, die Flotte ſchnitt der Stadt die Zufuhr zur See ab, hingegen kamen die Franken im Lager auf dem Lande ſehr bald in Noth durch die umherſtreifenden Araberhaufen, denen zwar nach und nach Einhalt gethan wurde, aber die einreißende Ruhr raubte vorübergehend viele tapfere Männer. Unglücklicherweiſe erregte der eben mitgekommene päpſtliche Legat Galvani nebenher Zwieſpalt im Lager über die oberſte Leitung der Kriegsgeſchäfte, welche er dem Könige Johann abnehmen, dieſer aber nicht abgeben wollte. Darüber verließen am 1. Mai 1219 Herzog Leopold von Öſterreich und viele Ritter das Lager und kehrten heim; neues Zuſtrömen aus dem Abendlande, beſonders aus Frankreich und Italien, brachte glücklicherweiſe ſogleich Erſatz, und da unter den bleibenden und angekommenen Kriegern beſonnene Beharrlichkeit obwaltete, ſo wurden auch nach und nach alle Schwierigkeiten überwunden, die dieſem mühſeligen Unternehmen im Wege ſtanden. Schon am 24. Aug. 1218 war viel gewonnen worden durch die Erſtürmung des Kettenthurmes, der im Nilarme ſtehend, die Stadt mit dem linken Ufer durch Sperrketten verband. Man nahm ihn, wie die zwiſchen dem Thurme und der Stadt liegende Schiffbrücke weg, und wies die Stürme des neuen ägyptiſchen Sultans, Malek al Kamel[51]), auf das Belagerungsheer am 9. und 26. Octbr. 1218 mit Erfolg ab; gelangen auch zu Anfange Februars 1219 die erſten Verſuche der Pilger zum Übergange über den Nil nicht, ſo kam ihrem dritten Bemühen eine Verſchwörung im Lager Kamel's ſo zu Hilfe, daß ſie daſſelbe mit reicher Beute beſetzen konnten. Eine Schiffbrücke ſetzte nun beide Lagerſtätten in Verbindung und ſchloß dadurch die Stadt auf der Landſeite enger ein, wozu der Bau einer zweiten Schiffbrücke etwa eine Stunde oberhalb der erſtern das Seinige beitrug. Zwei Nilinſeln wurden nebenbei noch genommen und befeſtigt, und die feindlichen Stürme im März und Mai auf das chriſtliche Lager ſtandhaft abgewieſen. Die Niederlage der Ägypter vor demſelben am 23. Juni trug nicht minder bei, den kampfluſtigen Legaten zu Stürmen auf die Stadt am 8., 10., 13., 31. Juli und am 6. Auguſt anzutreiben, die aber jedesmal mit Angriffen Kamel's auf die Belagerer verbunden waren, und nur ſchwach unternommen, ohne Erfolg blieben. Deshalb wollte man am 29. Auguſt das Lager des Sultans mit einer Auswahl von Streitkräften angreifen; der Plan

51) Malek al Adel war am 31. Auguſt 1218 geſtorben, und hatte ſeine aſiatiſchen Länder mit der Reſidenz Damask dem älteſten Sohne Malek al Moadhem Iſa, Ägypten einem jüngern, Malek al Kamel überlaſſen, und einem dritten Sohne Edeſſa und alle nördlichen Gebiete.

wurde durch deſſen Liſt vereitelt und in eine gänzliche Niederlage der Franken verwandelt. Ihren Verluſt vermehrte die Abreiſe vieler Pilger, trotz der Einreden des Legaten; doch fand ſich Malek al Kamel ebenfalls geſchwächt, ſodaß er aus Rückſichten gegen die wachſende Noth der belagerten Stadt Unterhandlungen mit den Franken anknüpfte und eine Waffenruhe zu Stande brachte. Dieſe diente nur zur kurzen Erholung, da die Abreiſe von faſt 20,000 Pilgern in ihre Heimath am 14. Sept. den Sultan zur Erneurung des Kampfes, und den 26. 27. 28. deſſelben Monats zu mörderiſchen, wenn auch jedesmal zurückgewieſenen Angriffen auf das Kreuzheerlager reizte. Und obwol mittlerweile den Belagerern wieder Verſtärkung zuſtrömte, ſo ſetzte der Sultan ſeine Angriffe doch von Zeit zu Zeit unverdroſſen fort, bis er am 1. Novbr. 1219 wieder zu Unterhandlungen ſchritt. Sie beſtanden in Vorſchlägen, die dem Könige Johann und ſeinem Reiche in Syrien erwünſcht ſein konnten; er billigte ſie auch, allein der Legat, die Geiſtlichen und Ordensritter verwarfen ſie und brachten dadurch den König, die Franzoſen und Teutſchen gegen ſich auf. Über dieſen Zwieſpalt fiel der Sultan ihr Lager am 3. November abermals an, doch ohne Erfolg, während der Legat mit ſeinen Italienern in der Nacht vom 5. und 6. Novbr. die Mauern der ſehr entvölkerten Stadt [52]) erſtieg und ſich ihrer bemeiſterte. Die Beute an Lebensmitteln war ſehr gering, deſto größer die an Waffen und an Koſtbarkeiten, welche theils geraubt, theils vertheilt wurden. Was an Einwohnern noch geſund, krank oder ſterbend angetroffen wurde, erwürgten die Sieger zum Theil, zum Theil machten ſie Sklaven aus ihnen. Vierhundert Vornehme und Reiche wurden zur Auswechſelung chriſtlicher Gefangener aufbewahrt. Der Biſchof von Ptolemais (Jacob von Vitry) rettete viele Kinder vom Tode und ließ ſie insgeſammt taufen [53]). Der ganzen Stadt wurde eine chriſtliche Verfaſſung gegeben und noch vor Ablauf Novembers die Burg Tanis ſammt aller am See Menſaleh gelegenen Orten dazu erobert, nachdem ſich der Sultan ins Innere ſeines Reichs zurückgezogen hatte. Dies Alles bekam nach langen Streitigkeiten König Johann unter ſeine Botmäßigkeit. Nur einen Thurm der Stadtmauer behielt ſich die römiſche Kirche vor, welche überhaupt die ganze Eroberung, wie vor 18 Jahren die Kreuzfahrer unter ſich beſchloſſen hatten, als gemeinſchaftliches Beſitzthum der abendländiſchen Chriſten betrachtet wiſſen wollte. Andere Übelſtande und Anläſſe zum Unfrieden kamen hinzu, Unluſt zur Fortſetzung des Kampfes zu erzeugen und die Heimkehr vieler Pilger, die im Frühlinge 1220 erfolgte, zu befördern. Auch der König fand Vorwand, nach Ptolemais zurückzuſegeln, und überließ dem Legaten Galvani das höchſte Anſehen bei dem Kriegsheere, das zeitig aus Teutſchland und Italien Verſtärkung erhielt. Deſſenungeachtet wurden die im vorigen Jahre errungenen wichtigen Vortheile jetzt nur zu unbedeutenden Streifereien benutzt, weil das Kriegsvolk dem Legaten, trotz deſſen Drohungen, nicht gehorchen wollte. Und obſchon im Mai 1221 Herzog Ludwig von Baiern demſelben eine neue Verſtärkung zuführte (neun Monate zuvor war auch eine venetianiſche Flotte von 14 Segeln ſtark in Damiette angekommen), ſo blieben die Kreuzfahrer doch meiſt in Unthätigkeit bis zur Ankunſt Königs Johann, die am 7. Julius erfolgte. Hätte man, ſagen Augenzeugen, dem Legaten nicht ſo lange widerſprochen, ſo würde Ägypten erobert worden ſein; die Zögerungen der Chriſten aber lehrten die Gegner deſto raſcher handeln. Am 17. Juli ſammelte ſich das Heer bei Fareſcur von etwa 46,000 Mann tauglicher Stärke (oder etwas mehr, die Angabe chriſtlicher Nachrichten zu 200,000 Mann iſt offenbare Übertreibung und ſollte nur Schrecken erregen), dem zur Seite auf dem Nil 600 Fahrzeuge folgten. Der Heerzug war wider Willen Königs Johann nach Kahira beſtimmt, der Sultan hatte aber in anderthalbjähriger Ruhe, die ihm ſeine Gegner gelaſſen, weiſe Anſtalten zur Vertheidigung ſeines Landes getroffen und die Eroberung deſſelben erſchwert; daher König Johann ſich äußerſt thätig und umſichtig, wenn auch ſeine Vorſchläge nicht durchdrangen, der guten Anordnung des Marſches annahm. Noch in Scharmeſah, das man zerſtört fand, ſchlug er vor, einen feſten Standpunkt gegen den raſch handelnden Sultan von Ägypten zu wählen, allein auf des Legaten Betrieb wurde der Marſch bis zur Ausmündung des Kanals von Aſchmum in den Nilarm Damiette bei Manſurah fortgeſetzt, wo man am 24. Juli ankam, das Heerlager Kamel's auf dem jenſeitigen Nilufer fand und ein befeſtigtes Lager bezog. Der Sultan leitete Friedensunterhandlungen ein, deren Bedingungen die Franken zum Theil gewannen, zum Theil auch nicht (darunter Galvani), worüber Zwieſpalt, Zaghaftigkeit und Drang nach Heimkehr unter den Pilgern entſtand; viele reiſten auch ab, während Kamel ſehr bedeutende Verſtärkung aus Aſien erhielt, den Chriſten Abbruch that und ſie zu Waſſer außer Verbindung mit Damiette ſetzte, nachdem am 18. Auguſt ein großer Theil ihrer Flotte zerſtört worden war. Andere errungene Vortheile wirkten hinzu, ſodaß ſich das Kreuzheer, wenn es nicht völlig eingeengt werden ſollte, am 26. Auguſt zum Rückzuge entſchließen mußte. Angriffe von beiden Seiten und im Rücken ſammt Überſchwemmung der Wege ſteigerte die Noth des Rückzuges zu ſolchem Grade, daß die Franken am 30. Auguſt einen achtjährigen Waffenſtillſtand mit Bedingungen, die alle frühere angebotene Vortheile hinter ſich zurückließen, eingingen. König Johann fand zur Vergrößerung ſeines Königreichs, das er durch Kamel's Zugeſtändniſſe, vor einem Monate, noch mehr aber im November 1219 anſehnlich hatte abrunden können, durchaus keinen Vortheil, ja er mußte jetzt noch ſeine in Ägypten errungene Beſitzungen zurückgeben für ein nichtsſagendes Kleinod (das heilige Kreuz), das man nicht einmal wiederfinden konnte oder wollte, und nur frommem Aberglauben, aber keiner geſunden Politik gedient hätte; er mußte endlich der Gewalt über Krieg und

52) Daß große Noth und Krankheiten die ſehr bevölkerte Stadt bis auf 10,000 oder gar auf 3000 Menſchen, darunter der geringere Theil nur noch geſund war, ausgeleert haben mochten, wie chriſtliche Nachrichten andeuten, iſt ſehr glaublich, und darum kein großes Kunſtſtück des Legaten, bei ſehr ſchwach gefundenem Widerſtande dieſe Stadt zu erſtürmen. 53) ſ. d. Art. Jacob von Vitry.

Digitized by Google

Frieden während der acht Jahre entſagen, weil ſie nur, der Übereinkunft ausdrücklich zufolge, einem gekrönten europäiſchen Haupte bei deſſen Ankunft im Morgenlande zugeſtanden werden ſollte. Den ungehinderten Abzug aus Ägypten und die gegenſeitige Auswechſelung der Gefangenen ohne Koſten ſollte die perſönliche Verbürgung des Königs, Ludwig's von Baiern, des Legaten und der Großmeiſter der drei geiſtlichen Ritterorden mit noch 18 andern vornehmen Franken bis zur gänzlichen Räumung Damiette's decken. Daher ſie ſich als Geiſel bei dem Sultan ſtellten, wie dieſer auch ähnliche Bürgſchaft leiſten mußte. Dieſe beſchworene Übereinkunft erregte bei den neuen chriſtlichen Bewohnern zu Damiette und Tanis große Unzufriedenheit, ja am 2. Septbr. einen Aufruhr; gleichwol nahm Malek al Kamel am 8. Septbr. Beſitz von der geſammten Erwerbung der Franken, und ließ dieſe alleſammt am 10. deſſelben Monats durch ſeinen Vorſchub zu Waſſer und zu Lande abziehen. Jetzt ſchien des Königreichs Jeruſalem Untergang unvermeidlich, wenn ſich die muſelmänniſchen Mächte mit einander vereint hätten. Allein Kamel hielt den Vertrag aufrecht, blieb dem Könige Johann ſehr gewogen, und dieſer hatte für ſeine vergeblichen Opfer ſich eine große Schuldenlaſt aufgebürdet.

Das kleine chriſtliche Beſitzthum in Syrien — Tripolis und Antiochien hielten ſich ſtets abgeſondert ſeit Johann's Krönung — war in den drei Jahren mannichfach beunruhigt worden, ſo ſchon im J. 1218 bei Adel's Lebzeiten noch, und nach deſſen Tode durch Moaddhem, Sultan von Damask, welcher die Templer und die Beſatzung von Ptolemais ſchlug. Glücklicherweiſe drohte die Annäherung der ſiegreichen Mongolenſcharen den Sarazenen, ſodaß Syrien in Ruhe blieb, bis Johann's Anweſenheit daſelbſt vom Frühlinge 1220 bis dahin 1221, während er ſeine Anſprüche auf den armeniſchen Königsthron vergebens betrieb, den Sultan von Damask zu neuen Angriffen veranlaßte. Er nahm Cäſarea ohne die Burg; ſpäter verheerte er das chriſtliche Gebiet durch einen Einfall, ohne aber einen feſten Ort erobern zu können. Mit der Rückkehr Johann's aus Ägypten im September 1221 trat völlige ungeſtörte Ruhe in Syrien ein, da der Sultan von Damask den Vertrag ſeines Bruders anerkannte. Nicht aber fand ſich der König von Jeruſalem dadurch beruhigt, er ſuchte den kränkenden Legaten los zu werden und Hilfe aus dem Abendlande zu bekommen, wie ihn ſchon der Vertrag mit Kamel ſtillſchweigend darauf hinwies. Auf die Einladung, der im November 1222 vom Papſte veranſtalteten Berathung zu Verona beizuwohnen, entſchloß er ſich, dahin abzureiſen, und gab ſomit, ohne Vorausſicht, ſein kleines Königreich auf immer auf.

Nachdem mit Zuziehung der Reichsſtände die Angelegenheiten des Landes geordnet, in Otto (? Hugo) von Mümpelgard ein Reichsverweſer beſtellt und dem Templergroßmeiſter die Beſchützung des Landes übertragen worden waren, reiſte Johann mit vier kaiſerlichen (Friedrich's II.) Kriegsſchiffen nach Italien ab. Die ernſte gemeinſchaftliche Berathung über das Schickſal des gelobten Landes fand erſt im Frühlinge 1223 zu Ferentino ſtatt. Hier wurde der Kaiſer Friedrich II., auf deſſen Beiſtand Johann ſchon im Sommer 1221 gerechnet hatte, dringend um Hilfe angeſprochen und ihm zur Erweckung des Eifers Jolanthe, des Königs Johann einzige Tochter aus erſter Ehe, zur Gemahlin mit der Krone Jeruſalem auf einſtimmiges Zureden gegeben, wofür ihm die eidliche Verbindlichkeit, binnen zwei Jahren die Meerfahrt zu unternehmen, mit der Vorausbeſtimmung abgenommen wurde, daß alle von Kreuzfahrern gemachten Eroberungen nur dem Könige von Jeruſalem zufallen, und nicht, wie man bisher gewollt, getheilt werden ſollten. Johann ſuchte hierauf perſönlich in Frankreich, England, Spanien und Teutſchland fernere Hilfe, und ohne beſondern Anklang dafür gefunden zu haben, kam er zu rechter Zeit an den kaiſerlichen Hof zurück, um der im November 1225 vollzogenen Vermählung Friedrich's mit Jolanthen [54]) beizuwohnen. Der Kaiſer nahm den Titel eines Königs von Jeruſalem an und verlangte, mit Berufung auf das Schickſal Veit's von Luſignan, von ſeinem Schwiegervater, daß er demſelben entſagen ſollte. Hierüber entſtanden zwiſchen Beiden, während die Kreuzfahrt noch um zwei Jahre hinaus verſchoben wurde, misliche Händel, welche Johann, ohne Unterſtützung des Papſtes, veranlaßte, ſich vom kaiſerlichen Hofe zurückzuziehen und ſein Geſchick dem Ungefähr bloßzuſtellen, da im gelobten Lande ſchon 1226 Kaiſer Friedrich als rechtmäßiger König ohne Anſtoß anerkannt wurde. Im genannten Jahre ließ dieſer Beſitz von dem kleinen Königreiche nehmen durch Abſendung des Erzbiſchofs von Amalfi und zweier Grafen mit 300 Rittern. Barone, Prälaten und Reichsverweſer huldigten dem Kaiſer, ja ſelbſt die Herren, welche ihren König nach Italien begleitet hatten. Friedrich ließ ſogleich die Burg Montfort unfern Ptolemais befeſtigen und 1227 dem Grafen Thomas von Acerra als ſeinen Statthalter und Verwalter des Landes einſetzen, wie er überhaupt feſt, beſonnen und vorſichtig mit dieſem kleinen Landerwerb umging. Und da er vernahm, daß zwiſchen den Gebrüdern Sultanen zu Damask und Kahira Streitigkeiten obwalteten, trat er durch Geſandte in Unterhandlungen mit ihnen, und gewann wenigſtens Malek al Kamel für ſich. Damask verlor ohnehin im Herbſte 1227 ſeinen Beherrſcher und deſſen minderjähriger Nachfolger kam unter Vormundſchaft. Endlich entſandte Friedrich einen bedeutenden in Apulien zuſammengekommenen Haufen Kreuzkrieger unter des Herzogs von Limburg Führung im September 1227 nach Ptolemais, während er ſelbſt im Mai des folgenden Jahres nachkommen wollte, deshalb aber vom Papſte Gregor IX. in den Bann gethan wurde. Dieſer Anſtoß und des Kaiſers längeres Zögern vermochten die ſämmtlichen Kreuzfahrer, welche in Syrien angekommen waren, bis auf 800 Ritter, die dem Limburger getreu blieben, wieder heimzukehren. Mit dieſen aber ſorgte der Herzog für die Befeſtigung Cäſarea's und Joppe's, für die Erbauung einer Burg bei Sidon und des

54) Sie ſtarb ſchon im April 1228 wieder, als Mutter eines Thronerben, Konrad.

Chateau Franc, ſonſt aber hielt er auf Erhaltung der Waffenruhe, die aber die Sarazenen auf Veranlaſſung der Templer nicht ſtreng beobachteten, worüber der kaiſerliche Statthalter in Miſsfallen bei den heimiſchen Chriſten gerieth. Im Frühjahre 1228 ſandte der Kaiſer Verſtärkung und er ſelbſt folgte mit geringer Begleitung endlich im Auguſt nach. Seine Erſcheinung am 7. Sept. zu Ptolemais verſcheuchte alle Geiſtliche aus ſeiner (des von der Kirche Geächteten) Nähe, und öffnete dem geiſtlichen Ritterorden den Mund zu Klagen über Beſchränkung ihrer Rechte durch den Statthalter. Überhaupt ſcheint das kaiſerliche Regiment, das auf Feſthaltung und Erweiterung ſeiner Rechte ſah, den Franken nicht angeſtanden zu haben; denn der Kaiſer konnte nur auf den teutſchen Ritterorden, auf die Genueſer und Piſaner rechnen, alle Übrigen waren ihm entgegen, ja die Templer feindſelig. Mit ſeiner ſchwachen Kriegerſchar bezog er bei Recordana und in Mitte Novembers bei Joppe ein Lager, und knüpfte mit dem Sultan Kamel, welcher ſich mit ſeinem Bruder, Malek al Aſchraf, in die Beſitzungen des verſtorbenen älteſten Bruders getheilt und deſſen Sohn mit etlichen Städtegebieten abgefunden hatte, friedliche Unterhandlungen an. Obſchon von Templern und Johannitern, die ſich nicht aufrichtig mit ihm verſöhnen wollten, gehindert, brachte er es doch am 18. Febr. 1229 zu einem freilich ſeine Anſprüche und Foderungen herabſetzenden Frieden. Derſelbe wurde eigenmächtig vom Kaiſer geſchloſſen, ohne Zuziehung der weltlichen und geiſtlichen Reichsſtände, weshalb auch dieſe unverſöhnt blieben. Die Bedingungen, ſo weit ſie bekannt ſind, lauten bei den verſchiedenen Berichterſtattern widerſprechend. Im Ganzen mag nur die heilige Stadt mit wenigen unbedeutenden Ortſchaften dem Kaiſer überliefert worden ſein, und in Jeruſalem ſelbſt behielten die Sarazenen die Moſchee des Khalifen Omar mit der Kapelle Sachra unter einer eigenen Gerichtsbarkeit, wie überhaupt gegen ſie große Nachgiebigkeit und Großmuth, ſodaß viele von ihnen an Friedrich's Chriſtenthume zweifelten, beobachtet wurde. Die Zerſtörung der Stadtmauern, ſchon längſt von den Muſelmännern bewirkt, blieb gebilligt, wenigſtens wurden ſie nicht wieder aufgebaut. Der vermittelte Waffenſtillſtand ſcheint für ſeine Dauer nicht unter zehn Jahre feſtgeſtellt worden zu ſein. Der Vertrag wurde gegen die herkömmliche Sitte nicht beſchworen. Der Patriarch von Jeruſalem, der allein auf ſein Verlangen Kenntniß von deſſen Inhalte, doch nicht vollſtändig, erhielt, fand gewaltige Mängel und Anſtöße, beſonders keine Sicherheit darin; daher er dem Kaiſer nicht gehorchte. Friedrich II. aber begab ſich am 17. März nach Jeruſalem, und bei ſeiner Ankunft ſprach der Erzbiſchof von Cäſarea den Bann über die Stadt und das heilige Grab aus. Dennoch ſetzte ſich der Kaiſer am folgenden Tage in der heiligen Grabkirche die Königskrone auf, ohne irgend eine prieſterliche Weihe dazu zu empfangen. Von da begab er ſich über Joppe nach Ptolemais zurück, und benahm ſich überall als unbeſchränkter Landesherr, ohne Barone und Prälaten zu fragen. Obſchon ſchwach an Streitkräften genug, hieß er die Pilgerritter ohne Ausnahme heimkehren, und jede Art von Widerſpenſtigkeit fiel der Strafe anheim, die der kaiſerliche Statthalter Acerra vollzog. Dies Alles und die ſcharfe Beobachtung der Templer zogen Allen, die es mit dem Kaiſer hielten, zuletzt auch der Stadt Ptolemais, den Bann des Patriarchen zu. Feindſelige und friedliche Schritte brachten dieſen Prälaten nicht außer Faſſung; daher ſchied Friedrich am 1. Mai 1229 unverſöhnt aus dem gelobten Lande, nur die Freundſchaft Kamel's und Aſchraf's mitnehmend. Sein kurzer Aufenthalt daſelbſt und ſein feindſeliges Verhältniß zur Geiſtlichkeit und Ritterſchaft machten keine zweckmäßigen dauernden Anordnungen für das kleine Reich möglich, ſowie er ſich auch die Rechte ſeiner Königskrone nicht ſicherte, und in keinem Falle auf Gehorſam ſeiner neuen Unterthanen rechnen konnte. Nur der Baron Balian von Tyrus war und blieb ihm noch einige Zeit zugethan; daher der geſammten Reichsritterſchaft jede willkürliche Werbung und Löſung unterſagt, ſonſt aber alles den Anordnungen des kaiſerlichen Statthalters, der zu Ptolemais ſeinen Sitz bekam, ohne verhältnißmäßige Kriegsmacht untergeben wurde. Untergeordnete Commandanten reſidirten zwar in Jeruſalem und Joppe, jenes aber blieb ohne Mauern und dieſes im Schutze einer geringen Beſatzung. Auf Ptolemais allein mochte Rückſicht genommen worden ſein, und alſo kein Wunder, wenn ſchon 1229 und im folgenden Jahre die übrigen Beſitzungen von arabiſchen Räuber- und Nomadenhorden angefallen und binnen drei Jahren auf der Wallfahrtsſtraße nach Jeruſalem 10,000 Pilger erſchlagen wurden. Hierzu kam, daß mittlerweile Amalrich's I. Enkelin, Alix, Königin Witwe von Cypern, in Ptolemais Anſprüche auf die Königskrone erhob. Dies veranlaßte die Reichsbarone, den ſeit dem 1. Sept. 1230 mit dem heiligen Stuhle wieder ausgeſöhnten Kaiſer, um Zuſendung ſeines Sohnes Konrad, der nach ſeiner Mutter Tode rechtmäßiger Erbe des Thrones geworden war, zu bitten, was auch zugeſagt, aber nicht erfüllt wurde. Indeſſen hielt er für rathſam, 1231 einen neuen Reichsſtatthalter in der Perſon des Marſchalls Richard Fehlinger[55]) mit einer bewaffneten Macht von 2000 Mann (darunter 300 Ritter und 200 Armbruſtſchützen) nach Ptolemais zu ſchicken. Allein für die Zwecke waren dieſe Streitkräfte zu gering, und die Anſtalten Richard's zu unvorſichtig, als daß ſie die Hohenſtaufen'ſche Herrſchaft in Syrien befeſtigen konnten. Dieſe Rüſtung zog das Haus Ibelin, deſſen Haupt der Baron Johann von Ibelin-Bairuth war, mit dem jungen Könige Heinrich von Cypern enger zuſammen, vereinte mit ihnen die Barone des gelobten Landes und brachte 16jährige Verwirrung in die Verwaltung deſſelben, woraus wenigſtens der Vortheil erwuchs, daß die alten durch kaiſerliche Willkür beſchränkten und verletzten, wenn nicht gar verdrängten Aſſiſen des Königreichs Jeruſalem wieder in Kraft traten.

IV. Von der Verwirrung in der Herrſchaft des Königreichs Jeruſalem durch kaiſerliche

55) Wenn nicht Fehlinger ein irriger Zuſatz der Chroniſten iſt, aus Denklort, filius Augeri, fils Augier, zuſammengeſetzt, wie ſich nach Bertot I, 348 und M. Sanuto bei Bongars II, 214 vermuthen läßt.

und cypriſche Anſprüche bis zur gänzlichen Verdrängung der erſtern, von 1231—1247. Die Misgriffe Friedrich's II. beſtanden darin, daß ſein Marſchall und der ihn begleitende Erzbiſchof von Amalfi zunächſt Cypern unter ſeine Lehnherrlichkeit ſtellten und den Baron Johann von Ibelin, mit dem er ſeit 1228 über den Beſitz von Bairuth zerfallen war, ohne den Weg Rechtens einzuſchlagen, züchtigen ſollten. Der Baron aber und ſein Mündel, der junge König Heinrich von Cypern, waren nicht Willens, dem Kaiſer Fügſamkeit zu beweiſen. Von ihnen auf der Inſel abgewieſen, begab ſich das kaiſerliche Heer ſofort nach Berytus, nahm die Stadt durch Zwieſpältigkeit der Beſatzung, belagerte die Burg, die ſich ſtandhaft vertheidigte, und beſetzte auch Tyrus. Dieſe Gewaltſchritte erregten unter den einheimiſchen Baronen, deren mehre in Paläſtina und Cypern zugleich Beſitzungen hatten, großen Unwillen. Zuſammengetreten ließen ſie den Reichsſtatthalter an die Art der Entſtehung des Königreichs, an deſſen verletzte Satzungen erinnern; ſie erinnerten ferner, wie ihr jetziger König, Kaiſer Friedrich, davon gar keine Kenntniſſe genommen hätte, wie er weder gewählt worden ſei, noch geſchworen habe, was mit ihren Einrichtungen ſo unverträglich, wie das Beiſpiel mit Johann von Berytus unerhört ſei, da doch kein Lehnherr ſeine Vaſallen willkürlich und eigenmächtig verdammen könne. Sie verlangten nun in Folge herkömmlicher beſtehender Reichsgrundgeſetze die Wiedereinſetzung Johann's von Ibelin in ſeine Rechte und Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens gegen ihn, wenn er für ſchuldig befunden würde. Richard aber ſetzte die Belagerung der Burg Berytus eifrig fort und wies die Barone an den Kaiſer. Da vereinten ſich dieſe zur Erhaltung ihrer Rechte und Freiheiten auf den Grund der bereits beſtehenden und von ihren Königen begünſtigten Brüderſchaft des heiligen Hadrian [56]) und nahmen in dieſelbe auf, wen ſie dazu werth hielten. Dieſer traten Viele jeden Standes, die Richard's Handlungsweiſe tadelten, bei, und verſchworen ſich gegen den kaiſerlichen Statthalter. Johann von Ibelin wurde hineingezogen, und dieſer reizte den jungen König von Cypern und deſſen Barone auf. Er ſegelte am 24. Febr. 1232 mit ihnen nach Syrien ab, fand aber ſchon mehre Barone daſelbſt wankelmüthig; doch gegen 43 Barone traten auf ſeine Seite, die mit der cypriſchen Kriegerſchar ein Lager bei Berytus bezogen und manche kleine Gefechte glücklich beſtanden. Der Patriarch Gerold von Jeruſalem, die Großmeiſter der geiſtlichen Ritterorden und Andere ſchritten ohne Erfolg vermittelnd ein. Auch Sidon und Ptolemais wußte Johann von Ibelin, nachdem er ſein Lager abgebrochen hatte, auf ſeine Seite zu bringen und beſchloß ſodann mit Hilfe der genueſer Seemacht Tyrus zu belagern. Dies bewog den Reichsſtatthalter, ſein Vorhaben auf Berythus aufzugeben und Tyrus zu ſchützen. In der Nacht vom 2. bis 3. Mai 1232 überfiel er das Lager ſeiner Gegner bei Caſal Imbert, eroberte daſſelbe und ſchlug die Cyprier in die Flucht. Johann von Ibelin aber, der ſchon vor der Schlacht ſich nach Ptolemais begeben hatte, ſicherte nicht allein dieſe Stadt vor Überraſchungen, ſondern rettete auch Cypern, wohin ihn am 30. Mai der Einbruch der Kaiſerlichen zurückgerufen hatte, ſeinem Könige. Dort wurde Richard am 11. Jun. bei der Burg la Gride geſchlagen, nach Kleinarmenien und von da nach Tyrus zurückgetrieben, während ihm alle ſeine in Cypern errungenen Vortheile wieder entriſſen wurden (Cerines hielt ſich allein noch bis zum Frühjahre 1233). Kaiſer Friedrich, zu ſehr im Abendlande beſchäftigt, konnte ſein im Morgenlande untergrabenes Anſehen nicht wieder emporbringen; und als der ihm wieder zugethane Papſt Gregor IX. 1233 in Viterbo eine Verſöhnung zwiſchen ihm und den Unzufriedenen vermitteln wollte, verſtand er ſich nicht zu der verlangten Genugthuung; daher erneuerte ſich Hinneigung ſeiner Barone im chriſtlichen Königreiche zu Heinrich von Cypern, der nun in ihre Brüderſchaft übertrat. Der im J. 1235 dahin abgeſandte päpſtliche Legat ſollte den Zwieſpalt dämpfen, fand aber die Brüderſchaft des heiligen Hadrian durchaus widerſetzlich, ſodaß er ſie ſammt der Stadt Ptolemais in den Kirchenbann thun mußte. Darauf ſchickte die Ritterſchaft Abgeordnete nach Rom, die nicht nur die Aufhebung des Bannes, ſondern auch, wie aus Gregor's IX. Meldungen vom J. 1236 hervorgeht, eine Ausſöhnung des Kaiſers mit der unzufriedenen Partei bewirkte; ob aber dabei — die Bedingungen ſind nicht genau bekannt geworden — Friedrich II. verſprach, dem Königreiche die herkömmlichen Rechte und Freiheiten zurückzugeben, ob ihm und ſeinem Sohne von Neuem geſchworen und gehuldigt und ein anderer Reichsſtatthalter an Richard's Stelle geſetzt worden ſei, wie der Papſt vorgeſchlagen hatte, bleibt ſehr zweifelhaft, ja irrig, weil der Verhaßte in ſeiner Würde noch fortan erwähnt wird und das Haus Ibelin in ſeinem herriſchen Anſehen beharrte. Als nun vier Jahre nachher die bereits bekannte Enkelin Amalrich's I., Alix, mit ihrem vierten Gemahle Rudolf von Soiſſons und Herrn von Coeuvres in Ptolemais mit erneuten Anſprüchen auf die Königskrone Jeruſalems erſchien, ſo übergaben die Reichsbarone ihrem Gemahle das Reichsverweſeramt ſo lange, bis der wirkliche Erbe Konrad, Jolanthens Sohn, ſelbſt erſcheinen würde. Nach Sanuto und Loredano wurde ihm auch gehuldigt, allein das Haus Ibelin herrſchte mit Zuſtimmung Heinrich's von Cypern fortan, und Balian von Ibelin-Bairuth, Johann's älteſter Sohn, beſetzte auch, als eine Fehde zwiſchen den drei geiſtlichen Ritterorden in Ptolemais ausbrach, die Stadt Tyrus, die ihm durch Verrath übergeben, dem Reichsverweſer Rudolf aber vorenthalten wurde, worüber dieſer unwillig, ſeine Gemahlin verließ und nach Frankreich zurückkehrte. Die Burg Tyrus, welche Balian belagerte, und Lothar, des vom Kaiſer abgerufenen Statthalters Bruder, vertheidigte, erhielt jener durch Liſt. Richard nämlich wurde durch Seeſtürme nach Tyrus zurück und in Balian's Gewalt getrieben, worauf Lothar durch ſeines Gegners Drohungen

56) Sie war unter einem der Balduine entſtanden, unter welchem aber, iſt nicht zu beſtimmen. Hugo Plagon nennt ſchlechthin den König Balduin, in deſſen Zeit ihre Stiftung falle. Man nennt dieſe Brüderſchaft auch die des heiligen Andreas oder Jacob.

Digitized by Google

eingeſchüchtert, die Burg aus Furcht übergab, ſein Bruder möchte ſammt dem Gefolge ermordet werden. Dafür erhielt dieſer ſeine Freiheit wieder, und er reiſte mit ſeinem Bruder 1241 oder im folgenden Jahre nach Europa zurück, ohne daß dadurch des Kaiſers Anſprüche gänzlich aufgegeben worden waren, da im J. 1242 ein neuer kaiſerlicher Statthalter auftrat, aber jedenfalls nur von einer mindermächtigen Partei gehalten und anerkannt wurde. Gegen ſie blieb ſtets die cypriſche Partei, der bald Balian, bald auch Alix vorgeſtanden zu haben ſcheint, und nach ihrem Tode (1246) beſtellte ihr Sohn, König Heinrich von Cypern, jenen Balian und nach deſſen Tode Barone aus dem Hauſe Ibelin-Arſuf zu Statthaltern von Ptolemais, während die Hohenſtauf'ſche Partei bald verſchwand, als Innocenz IV. im Streite mit Kaiſer Friedrich 1247 jenen als rechtmäßigen König von Jeruſalem anerkannte und dieſem ſammt ſeinem Sohne alle Anſprüche darauf abſprach, ohne daß dadurch andere Parteien niedergehalten werden konnten.

Neben dieſen Kämpfen um die Oberherrſchaft im heiligen Königreiche lieſen faſt ſtete Kriegszüge und Fehden gegen die Ungläubigen her, und merkwürdig iſt, daß außer den Engländern, die der kaiſerlichen Partei anhingen, von den übrigen ab- und zuſtrömenden kampfluſtigen Pilgerſcharen nicht gemeldet wird, zu welcher Partei ſie ſich vorzugsweiſe hielten. Der Krieg mit dem Fürſten von Hama, welcher den Hoſpitalitern den ſchuldigen Zins verweigerte, begann bald nach des Kaiſers Rückkehr nach Europa. Die Hoſpitaliter brachten mit Zuthun der Templer, cypriſcher, ſyriſcher und antiochiſcher Ritter ein Heer von 3200 Mann zu Pferd und zu Fuß zuſammen, und brachen mit demſelben bei dem Schloſſe Kurden (Hesn al Akrad) in des Fürſten Gebiet hervor, plünderten Barin und zerſtörten dieſe Stadt zum Theil, dann zogen ſie ſich ungeſtraft zurück. Auf die Rüſtung eines zweiten Streifzugs ſchloß der Fürſt Frieden und verſprach den jährlichen Zins. Hierauf wollten die Templer in Verbindung mit Fürſt Boemund V. von Antiochien gegen den König von Armenien losbrechen, um deſſen an ihren Ordensbrüdern verübte Mishandlungen zu rächen; allein der König kam mit einer anſehnlichen Geldſumme zur Erweckung verſöhnender Geſinnungen glücklich zuvor; hingegen wurden ſie im Sommer 1237 bei Derbeſak von den Halebern, welche die Burg Bagras in Antiochien belagerten, dergeſtalt geſchlagen, daß dieſe Niederlage in Europa Aufſehen, Mitleid und mehr und mehr Reiz zu einer Kreuzfahrt erweckte, wozu freilich ſchon ſeit drei Jahren vom Papſte, jedoch erfolglos, angetrieben worden war. Es ſchifften ſich aber erſt im Auguſt 1239 König Thibaut von Navarra, der Herzog von Burgund, die Grafen von Bretagne und Bar und andere franzöſiſche Große (manche waren durch päpſtliche Verbote und durch des Kaiſers erneuerte Bannverſtrickung zurückgeſchreckt worden) nach Ptolemais ein.

Malek al Adel hatte nach dem Tode ſeines Vaters Kamel und ſeines Oheims Aſchraf, die Sultanate Ägypten und Damask 1238 vereint, ſein Bruder Malek as Saleh Ejub aber ihm Damask ſogleich und 1240 auch Ägypten wieder abgenommen und ihn obenein noch erwürgen laſſen. Hierüber waren für die benachbarten kleinen Sarazenenfürſten einladende und Vortheil bringende Verwirrungen entſtanden, welche auch das angekommene Kreuzheer, das aus 1500 Rittern, 40,000 Knappen und einer kleinen Anzahl Mannſchaft zu Fuß beſtand, hätte benutzen können; es fehlte ihm aber an einträchtigem Gemeinſinne, wie auch an tüchtiger Leitung. Alſo ſah man den Grafen von Bretagne mit ſeinem Haufen am Ende Octobers 1239 zur Beute in das damasker Gebiet einbrechen; ein anderer Pilgerhaufe zog unter Führung der Grafen von Bar und Montfort und des Herzogs von Burgund nach Ägyptens Grenze; die Barone des gelobten Landes ſtellten die Mauern Jeruſalems wieder her und bauten an deſſen Weſtſeite ein feſtes Schloß. König Thibaut, wie die Ritter des heimiſchen Landes mit dem Heerzuge nach Ägypten unzufrieden, folgte in der Ferne nach, die Templer, Johanniter und Andere aber eilten dem Herzoge von Burgund nach. Meinungsverſchiedenheit über den Angriff des überlegenen Feindes bei Gaza trennte indeſſen Viele wieder von den Grafen von Bar und Montfort, welche in einen Hinterhalt gelockt am 13. Nov. 1239 mit den Ihrigen entweder erſchlagen oder gefangen wurden. Nur Wenige retteten ſich durch die Flucht. Die vor der Schlacht zurückgegangenen Pilgerritter und Fürſten wagten ſammt dem bei Askalon ſtehenden Thibaut keinen Angriff, ſondern zogen ſich nach Ptolemais zurück. Dieſen Fehler benutzte der rüſtige Fürſt David von Karak und Schaubek zur Überraſchung Jeruſalems. Er eroberte die heilige Stadt nach mehrtägigen Kämpfen, ließ alle anweſenden Chriſten ermorden, und die Mauern mit der Davidsburg ſammt dem neuen Schloſſe zerſtören. Streitigkeiten mit andern muſelmänniſchen Fürſten hielten ihn ab, ſein Waffenglück gegen die Chriſten weiter zu verſuchen, vielmehr ſchloß er ſich an den Sultan Ejub von Damask an, um dieſem Ägypten erobern zu helfen, während die Pilgerritter ſich durch trügeriſche Hoffnungen des Gebieters von Hama aufhalten ließen, alsdann durch vorzügliche Begünſtigung der Templer des Sultans Ismail von Baalbek angetragenes Bündniß gegen den Beherrſcher Ejub von Damask annahmen, und ihm verſprachen, dieſem Eroberer den Rückweg aus Ägypten nach Paläſtina zu verſperren, wofür ſie Saphed und Tiberias mit dem Zubehör und die Burg Beaufort (Schakif Arnun) erhielten. Sie beſetzten Joppe; Ismail zog mit ſeinen Truppen, die über das Bündniß mit den Chriſten ſchwierig waren, herbei, und als er bei Askalon in einen Kampf gegen den Sultan Ejub gerieth, gingen ſeine Leute, einem Einverſtändniſſe zufolge, zu ihm über und halfen dadurch die Niederlage des Pilgerheeres vollenden. Da entſtand Murren unter den Pilgern über die Freundſchaft mit dem ungläubigen Ismail auf der einen, und Murren über den Frieden, welchen die Johanniter mit dem ſiegreichen Ejub vermittelt hatten, auf der andern Seite, wenngleich derſelbe nicht nur die gefangenen Chriſten in Freiheit ſetzte, ſondern auch die von Ismail den Franken eingeräumten Beſitzungen überließ und noch andere Zugeſtändniſſe an Gebieten (wie Jeruſalem) einging, über welche der Sultan noch nicht ver-

Digitized by Google

ſügen konnte. Die Templer und viele Pilger dagegen hielten es, in Joppe zurückbleibend, ſtandhaft mit dem nach Damask geflohenen Ismail, die übrigen dem Frieden anhängenden Pilger wandten ſich nach Ptolemais und von da am 24. Sept. 1240 nach ihrer Heimath. Sie erſetzte Graf Richard von Cornwallis, Bruder Königs Heinrich III. von England und Neffe Richard's Löwenherz. Er kam am 8. October, auch gegen des Papſtes Willen, mit Geld und tapferer Mannſchaft in Ptolemais an, und ohne ſich an die Verwirrungen und Parteiungen zu kehren, knüpfte er zu Joppe, wohin er ſich begab, der Templer Einwürfe ungeachtet, die Unterhandlungen mit Ejub wieder an, und brachte bis zum Februar 1241 die Sachen wenigſtens dahin, daß Ejub ſeinen Frieden beſchwor, und die Zugeſtändniſſe, ſo weit ſie in ſeiner Macht ſtanden, erfüllte, die Templer aber und die ihnen gleichgeſinnten Pilger ihre Zuſtimmung dazu gaben. Erreicht wurde hierdurch die Befreiung vieler Chriſten aus ägyptiſcher Gefangenſchaft, darunter 500 Ritter und 33 angeſehene Kreuzfahrer waren. Jeruſalem und andere Gebiete, die in Ismail's und in des Fürſten von Karak Gewalt ſtanden, konnte Ejub ſeinem Verſprechen gemäß freilich nicht abtreten. Das wieder gewonnene und aus Trümmern emporblühende Askalon wurde von Richard mit einer neuen Burg verſehen und einem kaiſerlichen Commandanten übergeben. Darauf zog er am 3. Mai deſſelben Jahres mit ſeinem Gefolge in die Heimath zurück und ſeinem Beiſpiele folgten der Herzog von Burgund und alle andere noch anweſende franzöſiſche Pilger.

Mit dem Fürſten von Karak, David, hatten die heimkehrenden Pilgerfürſten keinen Frieden zu Stande bringen können, daher blieb das kleine Königreich ſeinen Fehden ausgeſetzt, bis die Sachen eine andere Wendung bekamen. Schon 1242 nahmen ihm die Franken Neapolis, bis zu welcher Stadt ſich ſein Gebiet hinaberſtreckte, wieder ab, und ein Jahr nachher ſich aus Furcht vor Ejub's Eroberungsplanen mit Schirkuh von Emeſa und Ismail von Damask vereinend, zog er auch die Franken in dieſes Bündniß. Dafür wurden dieſen mehre Vortheile und beſonders die bisher erwähnten Einräumungen und Verſprechungen ſarazeniſcher Gebiete gewährt, darunter Jeruſalem mit der Moſchee und Kapelle, welche ſich Kamel in der Übereinkunſt mit Kaiſer Friedrich II. einſt vorbehalten hatte, ihnen am wichtigſten waren. Allein dieſe Gebietserweiterungen gingen ſchnell wieder verloren. Der Sultan von Ägypten rief gegen dieſen Bund die Charismier (türkiſche Horden am Euphrat und Tigris) zu Hilfe, welche im J. 1244, ehe ſich die Franken rüſten und ihre Bundesgenoſſen herbeikommen konnten, die Grafſchaft Tripolis verheerten, Tiberias und Jeruſalem eroberten, Bethlehem, den Berg Zion und andere Heiligthümer ſchändeten und bis vor Ptolemais und den Pilgerberg hin Alles mit Zerſtörung erfüllten. Vorzüglich wurden in Jeruſalem die ärgſten Greuel verübt, und hier kein werthes Denkmal verſchont. Über 7000 Chriſten wurden ermordet und viele in Gefangenſchaft geſchleppt. In Gaza endlich vereinte ſich dieſes Geſindel mit dem Heere Ejub's. In Askalon kam das Chriſtenheer mit ſeinen Bundesgenoſſen zuſammen; allein Ismail widerrieth entſcheidende Schritte, weil großes Misbehagen unter den Ungläubigen über den Verein mit den Franken laut wurde. Gleichwol drangen andere auf einen Marſch gegen den Feind bei Gaza, und ſchon den 17. Oct. 1244 kam es zu einem hitzigen Treffen, das am folgenden Tage mit einer vollſtändigen Niederlage der Verbündeten endete, weil die Franken Zaghaftigkeit, und ihre Bundesgenoſſen große Leichtfertigkeit im Gange des Kampfes bewieſen hatten. Der Kern der geſammten chriſtlichen Ritterſchaft wurde vernichtet; nur wenige von ihnen mit 100 muthloſen Knappen retteten ſich nach Ptolemais. Natürlich wurde der chriſtliche Staat wieder ſehr beſchränkt. Nur wenige Städte und Burgen, als Joppe, Nazareth, Askalon und Saphed, wehrten ſich ſtandhaft, die andern alle gingen aus Überdruß der chriſtlichen Herrſchaft zu dem Ägypter über. Bis vor Ptolemais hin, das ſie unberührt ließen, drangen die Sieger und beſchädigten Sidon ſehr ſtark; und als die Fürſten von Emeſa und Karak unterdrückt worden waren, wandte ſich die Hauptmacht vor Askalon, das der ſtürmenden Überlegenheit 1247 unterlag [57]. Die Trümmer des Königreichs blieben den Feindſeligkeiten des Sultans bloßgeſtellt, allein er that, wenn er die Franken gleich für ſtrafbare Rebellen ſeines Freundes, des Kaiſers Friedrich, hielt, keine Schritte weiter gegen ſie. Von Außen ungeſtört blieb Ptolemais der Schauplatz tummelnder und gegen einander gehetzter Parteiung, wodurch Verwirrung die Oberhand bekam, während welcher die cypriſche Verwaltung gedrückt, und von den Venetianern längere Zeit offen befehdet wurde.

V. **Vom Sturze der Hohenſtaufen'ſchen Verwaltung des Königreichs Jeruſalem bis zu deſſen völliger Vernichtung, von 1247—91.** Gleichheit der Staatsverfaſſung, Unentbehrlichkeit der Nachbarſchaft und die Nähe des Oberhauptes, woran Vielen lag, und was beſonders an der kaiſerlichen Verwaltung getadelt und vermißt wurde, wieſen die Trümmer dieſes Königreichs natürlich auf den Inſelſtaat Cypern und deſſen König hin, zumal da von dieſer Anerkennung alle künftige europäiſche Hilfe, die ſtets unentbehrlich blieb, abhing, wie vorzugsweiſe das Beiſpiel Königs Ludwig IX. von Frankreich lehrte; der Keim zum Untergange der chriſtlichen Herrſchaft konnte aber dadurch nicht getilgt werden, weil die Einheit derſelben trotz franzöſiſcher und cypriſcher Anſtrengung nicht hergeſtellt werden konnte. Denn bei der ſteten Beſchränktheit des Gebietes drängten ſich neben cypriſcher Hoheit die grundherrlichen Rechte der Venetianer, Genueſer, Piſaner und Marſeiller in die wenigen geretteten Städte zuſammen, wo über den vielen Befehlen Reibungen, Raufereien und blutige Gewalt-

57) Die ehemalige Philiſterſtadt Askalon mag erſt durch Bibars gegen 1270 gänzlich zerſtört, dann nie wieder aufgebaut worden ſein. Gegenwärtig ſieht man noch etliche Überbleibſel von Tempeln, Theater und Kloſter ſammt einem Stück Mauer am Meere; der Name aber lebt noch in der Benennung der dort erzeugten kleinen Zwiebeln, Schalotten, ascalonitae, escalottes, fort.

thaten kein Ende nahmen, oft eine hohe Behörde der andern Unterdrücker werden mußte, und wo die Noth von Außen her keine Eintracht im Innern bewerkſtelligen konnte. Zu dieſer Vielherrſchaft geſellte ſich endlich 1277 noch, wie erzählt werden wird, die neapolitaniſche Verwaltungsbehörde im chriſtlichen Morgenlande, welche den Untergang vollends herbeiziehen half.

Unter ſolchen verwirrten Umſtänden erſchien König Ludwig IX. von Frankreich im Herbſte 1248 bei Heinrich I. von Cypern, und richtete mit dieſem die verbundenen Streitkräfte im Frühjahre 1249 gegen den Hauptſitz der Sarazenenmacht, Ägypten. Ihnen zogen viele unruhige Franken aus dem heiligen Königreiche nach. Am 6. Jun. wurde Damiette erobert, alsdann der mühſelige Heerzug gen Kahira, vor welchem des Legaten Galvani Beiſpiel nicht warnte, unternommen, und die beiden Könige endlich am 6. April 1250 mit vielem Volke gefangen, nachdem ſie blos Manſurah erreicht hatten. Ihre theuer erkaufte Freiheit, in die ſie grade einen Monat nachher wieder geſetzt wurden, raubte auch die Eroberungen in Ägypten, und gab dem heiligen Königreiche eine zehnjährige Waffenruhe von dieſer Seite. Gegen Oſten blieb es zwar den benachbarten Sarazenenſtaaten bloßgeſtellt; die beiden Könige aber, welche inzwiſchen nach Ptolemais ſich gewendet hatten, konnten dagegen, ſo lockend auch damals die Gelegenheiten waren, aus Schwäche Nichts wagen. Die Mehrzahl der Pilger hatte ſich von der Heimreiſe nicht zurückhalten laſſen, und 12—1400 Mann waren es nur, die dem heiligen Ludwig noch zu Gebote ſtanden. Die gefoderte und erſehnte Verſtärkung blieb aus, was ſonſt binnen vier Jahren an Pilgerkriegern ankam, bedarf kaum einer Erwähnung. Deſſenungeachtet verſchmähte der Sultan von Damask dieſe kleine Kriegsmacht nicht, ſondern ſuchte ein Bündniß mit dem heiligen Ludwig gegen Ägypten, worüber dieſer, um nicht wortbrüchig zu werden, mit den Emirn des Nilſtaates zur Befreiung einer guten Anzahl von noch in dortiger Gefangenſchaft ſchmachtenden Pilgern und Rittern in Unterhandlung trat, die in einem Bündniſſe gegen den Beherrſcher von Damask endeten. Daſſelbe verſprach den Franken die Rückgabe der ihrem Reiche entriſſenen Gebiete (wenigſtens die auf dem rechten Ufer des Jordan und todten Meeres gelegenen); allein bei der Schwäche Ludwig's IX. war es dem Sultan von Damask ein Leichtes, dies wieder zu vereiteln. Er beſetzte Gaza und ſchnitt mit ſeiner anſehnlichen Macht ſeine beiden Gegner von einander ab. Endlich ſchloß er 1253 mit Ägypten einen Frieden, ohne daß des Königs und des heiligen Reiches darin gedacht wurde. Ludwig war zwar bis Joppe gekommen, und hatte kleine Gefechte vor und nach dem Friedensſchluſſe mit dem Sultan beſtanden, als die Damasker plötzlich vor Ptolemais erſchienen, der Stadt aber Nichts anhaben konnten, ſondern die Umgegend verwüſteten und Sidon bis auf die Burg eroberten und zerſtörten, ehe der König von Frankreich zu Hilfe eilen konnte. Der Sultan wich auf ſein Gebiet zurück, und ließ den König Sidon ungeſtört wieder herſtellen, aber Paneas gegen deſſen Heerabtheilung ſo trefflich vertheidigen, daß ſie nach hartem Kampfe zurückweichen mußte. Mit dem Aufbaue und der Befeſtigung Sidons endete Ludwig ſeinen Aufenthalt in Syrien, wo er ſonſt noch die Befeſtigungen der Städte Cäſarea, Ptolemais und Joppe verbeſſert hatte. Bei ſeiner Heimkehr — ſie erfolgte im März 1254 — hinterließ Ludwig IX. den Ritter Gottfried von Sergines als Stellvertreter ſeiner Perſon mit einem Theile ſeiner Ritterſchaft zur Verfügung des cypriſchen Reichsverweſers zu Ptolemais. Dieſe franzöſiſchen Ritter aber folgten höchſtwahrſcheinlich im September deſſelben Jahres der Abfahrt des päpſtlichen Legaten Odo nach Europa, ſodaß nur wenige Söldlinge bei Sergines, welcher durch ſeinen Eifer für die anvertrauten Angelegenheiten im J. 1258 ſelbſt cypriſcher Statthalter des kleinen chriſtlichen Staates wurde, zurückblieben, jedoch von Zeit zu Zeit neue Verſtärkung erhielten, da fortan Frankreich eine Schar Söldlinge mit einem Hauptmanne daſelbſt zu unterhalten pflegte. Leider aber fand ſich in den übrigen Theilen des Abendlandes ſo geringe Aufmerkſamkeit, daß, wenn auch alljährlich Meerfahrten aus den italieniſchen, ſiciliſchen und franzöſiſchen Häfen ſtattfanden, dieſe doch nur wenige Pilgerritter brachten, dieſe doch ohne beſondern Nutzen waren; die aber den meiſten Vortheil davon zogen und die Meerfahrten am eifrigſten betrieben, die Genueſer, Piſaner und Venetianer ſchadeten eigentlich dem gelobten Lande am meiſten, indem ſie an der Beſchützung deſſelben faſt gar keinen Theil nahmen, vielmehr immer ihre beſondern Verträge mit den Feinden der Chriſtenheit berückſichtigten, und daneben in den chriſtlichen Städten oft blutige Fehden und allerlei Unfrieden anſtifteten, wie 1256, als dieſe drei Handelsrepubliken in einen blutigen Streit zu Ptolemais geriethen, der einen Krieg zwiſchen ihnen und die Vertreibung der Genueſer aus der Stadt zur Folge hatte. Inzwiſchen vergönnte im J. 1255 der Beherrſcher von Damask dem kleinen zerſtückelten und überall geringgeſchätzten oder vergeſſenen Chriſtenſtaate eine zehnjährige Waffenruhe, ohne daß Tripolis und Antiochien darin begriffen werden durften. Dafür entſtand Streit zwiſchen dem Fürſten von Antiochien und dem Statthalter zu Ptolemais, auf deſſen Schlichtung folgte eine Fehde zwiſchen den Templern und Hoſpitalitern, und endlich ein Zwieſpalt der erſtern mit dem Könige von Armenien. Unter ſolchen innern Kämpfen hatte ſich das kleine Gebiet mit räuberiſchem Geſindel angefüllt, ſodaß Sergines zur Tilgung dieſes Unfugs vollauf zu thun hatte. An alle dieſe Begebenheiten reihete ſich 1260 eine ſehr empfindliche Niederlage der einheimiſchen Ritterſchaft und der Templer durch die in den chriſtlichen Staat eingebrochenen Turkomanen, welche zuvor das Fürſtenthum Antiochien verödet hatten. Der ziemlich gleichzeitige Einbruch der Mongolen in Syrien galt zwar den Franken nicht, ſondern den kleinen Sarazenenſtaaten daſelbſt, ja ſie verſprachen dem Fürſten von Antiochien die Zurückgabe aller ihm bisher entriſſenen Landſchaften, aber durch den Unverſtand der Bewohner von Sidon und Belfort beleidigt, entzogen ſie allen Franken das bisher geſchenkte Zutrauen wieder, und machten Sidon zum Opfer ihrer Rache. Hatte dies auch keine ſchlimmen Folgen weiter,

Digitized by Google

da der Mongolen Macht durch die Siege der Moslims am 3. Sept. und 10. Dec. 1260 dort ganzlich gebrochen wurde, ſo traten durch das Ausbreiten der ägyptiſchen Herrſchaft, die der verjagten Mongolen Eroberungen und das damaſker Sultanat bis Haleb hinauf an ſich riß, neue Beſorgniſſe ein. Und in der That fand ſich der Uſurpator des ägyptiſchen Sultanats, Bibars (Malek ad Daher) beleidigt [58]), wenn der cypriſche Statthalter den Bau der Mauern von Arſuf gegen den Vertrag des 1255 erneuerten und nachher von Ägypten auch anerkannten Waffenſtillſtandes fortſetzte, und wenn die Templer und Hoſpitaliter denſelben gar nicht anerkannten. Er erſchien demnach 1263 mit Heereskraft vor Ptolemais; und als Statthalter und Ritter den Feindſeligkeiten durch Unterhandlungen zuvorkommen wollten, ſo verlangte er die Auslieferung aller gefangenen Sarazenen, mit den Burgen Schakif, Sapheb und allen Plätzen, welche die Franken (ohne Zweifel nur ſeit Sultans Ismail Zeiten) beſetzt, oder, da der Ausdruck der Quelle unbeſtimmt und vieldeutig iſt, die ſie überhaupt den Sarazenen abgenommen hatten. Die Abgeordneten gingen nicht darauf ein, und Bibars gab das ganze fränkiſche Gebiet der Verwüſtung preis. Die Kirchen zu Nazareth, auf dem Tabor, zu Cabula und das Kloſter zu Bethlehem wurden zerſtört. Am 14. April trieb Bibars die Chriſten aus ihrem befeſtigten Lager auf einer Anhöhe vor Ptolemais in die Stadt zurück, und folgenden Tages unternahm er einen Sturm auf dieſelbe. Errang er auch bedeutende Vortheile, ſo ließ er doch bald von der Belagerung ab und zog eine wilde, bis Antiochien hin ausgebreitete, Verheerung vor. Dadurch entſtand Hungersnoth und Zuchtloſigkeit in ſeinem Heere, und in ihm endlich Geneigtheit zur Waffenruhe, die, ſei es zu Ende 1263 noch oder zu Anfange 1264, mit den Chriſten auf unbekannte Dauer abgeſchloſſen wurde.

Deſſenungeachtet hatte ſich, nach arabiſchen Nachrichten, der Franken ſo große Furcht bemeiſtert, daß Viele von ihnen, ihren Glauben verleugnend, in Bibars' Dienſte traten. Fortgeſetzte Beunruhigungen durch den Krieg zwiſchen den Genueſern und Venetianern minderten gleichfalls die Kräfte des Landes, ohne dadurch Keckheit, Übermuth und Übereilung bei einem andern Theile zu ſchwächen, der im November 1264 Bethſan mit den umliegenden Ortſchaften verwüſtete, und den König von Armenien ſammt den Mongolen zu Einbrüchen in das ſarazeniſche Syrien verleitete. Dieſen Stillſtandsbruch rächte Bibars im Februar 1265 durch die Zerſtörung Cäſarea's, der Burg und Umgegend. Burg und Stadt Arſuf, zu denen er ſich nun wandte, unterlagen derſelben Züchtigung. Der Statthalter und die Ritterſchaft zu Ptolemais verhielten ſich bei dieſen Verwüſtungen, die bis in ihre Nähe ausgedehnt wurden, ruhig, und als ihnen aus Cypern tüchtige Mannſchaft zur Verſtärkung zugeführt wurde, war Bibars bereits zurückgegangen; allein im Frühlinge 1266 erſchien er abermals in Paläſtina, zeigte ſich am 2. Jun. acht Tage lang, wiewol unthätig und ungehindert, vor Ptolemais, dann vor Montfort, ließ durch Streifzüge die Gebiete von Tyrus, Tripolis und Tortoſa verwüſten, und bei Emeſa den entgegentretenden Fürſten Boemund VI. von Antiochien ſchlagen. Mit großer Beute beladen wendete ſich der Sultan plötzlich am 14. Jun. nach der Templerburg und Stadt Sapheb, die ſich plötzlich hilflos verlaſſen ſah, und nach hartem Widerſtande einen Vergleich der Übergabe einging, der, ſei es von den Bewohnern oder den Feinden verletzt, 2000 Chriſten den Tod zuzog. Ramlah, Tebnin und andere unbedeutende chriſtliche Plätze beugten ſich hierauf vor dem Sieger, der ſeine Scharen bis nach Armenien hinausdehnte, und dort den Templern auch die Beſitzungen entriß. König Haithon von Armenien ſchützte ſich durch den Abſchluß einer Waffenruhe, die auch den Johannitern auf Verlangen zugeſtanden wurde, ſobald ſie auf die anſehnlichen Zinſen der Ismaeliten und der Städte Hama und Emeſa verzichten würden, was auch geſchah. Sodann erlangten die Ritter von Berytus eine Waffenruhe; Ptolemais hingegen erhielt, da deſſen Ritterſchaft und Statthalter mit fremden Pilgern ziemlich um dieſe Zeit auf einem Streifzuge nach Tiberias eine bedeutende Niederlage erlitten und den Sultan aufs Neue gereizt hatten, den erbetenen Frieden nicht, ſondern dieſer behielt ſich für das folgende Jahr einen Rachekrieg gegen ſie vor, nachdem er Herbſt und Winter in Ägypten zugebracht hatte. Er erſchien am 2. Mai 1267 vor der Stadt, griff ſie aber nicht an, ſondern verödete innerhalb 14 Tagen ihr Gebiet zweimal, nahm 500 Chriſten gefangen und ließ ſie erwürgen, und verhängte über das Gebiet von Tyrus, deſſen Einwohner einen Mamluken ermordet hatten, dieſelbe Strafe; dann geſtand er der Stadt einen zehnjährigen Frieden gegen Erlegung einer Geldſumme und gegen Freilaſſung aller gefangenen Sarazenen zu. Ptolemais blieb zwar nun von ſeinen Angriffen frei, allein die Genueſer, die ſich mit Venedig nicht ausſöhnen wollten, eroberten am 16. Auguſt (1267) den Fliegenthurm dieſer Stadt und blokirten den Hafen, den faſt zwei Wochen nachher die Venetianer wieder frei machten. Vielleicht nicht ohne Schuld traf am 7. März 1268 die Stadt und Burg Joppe Bibars' Zuchtruthe, als er ſie eroberte, doch die Stadt ſchonte und nur die Burg ſchleifte. Sodann wandte er ſich aufwärts und eroberte im April die Templerburg Belfort. Die Grafſchaft Tripolis und das Fürſtenthum Antiochien traf gleichfalls ſein grauſam verheerender Arm, und engte den Gebieter dieſer Landſchaften durch Schwert und Friedensſchluß auf einen geringen Beſitz ein. Beide Staaten gehörten ſeit 1187 einer Fürſtenfamilie, waren aber minder glücklich als zuvor; Antiochien ohnehin durch die Abhängigkeit vom Königreiche Armenien dem Königreiche Jeruſalem entfremdet, wurde ſeit des Fürſten Boemund III. Tode (1201) der Schauplatz arger Greuel durch einen ungerechten Erbfolgeſtreit. Sein Enkel, Raimund Rupin, einziger Sohn und Erbe Raimund's, war zum Fürſten von Antiochien, und Boemund IV., des Letztern jüngerer Bruder, zum Grafen von Tripolis erhoben worden. Dieſer aber erkannte ſei-

58) Arabiſche Nachrichten ſchieben die Schuld hauptſächlich auf die Genueſer, welche den Sultan aufgehetzt haben ſollen.

nes Neffen Erbrechte nicht an, und beſetzte mit Hilfe der Templer das Fürſtenthum Antiochien; und als ihn König Leo von Armenien 1203 daraus verdrängen wollte, gedieh die Sache zu Unterſuchungen, in die ſich der Papſt, der König von Jeruſalem und mehre Andere miſchten, ohne ſie zur Entſcheidung zu bringen, weshalb Boemund IV. ſich und ſein Land dem lateiniſchen Kaiſerthume Conſtantinopel lehenpflichtig machte. Darüber verlor er das Fürſtenthum Antiochien, das König Leo 1205 (?1206) dem Prinzen Rupin zurückgab. Bald aber verjagte ihn Boemund wieder, und behauptete ſich gegen Leo bis 1216 in dem Fürſtenthume, als ihn ſein Neffe vertrieb, doch ſetzte er drei Jahre nachher ſich wieder in Beſitz des Landes. Sein Neffe flüchtete ſich nach Armenien, wo er, über die Maßen getäuſcht und hintergangen, 1222 im Gefängniſſe ſtarb. Indem aber der heilige Stuhl dem Fürſten Boemund das eroberte Beſitzthum fortwährend ſtreitig machte und die Hoſpitaliter gegen ihn zu Felde ſchickte, entſtand eine blutige Fehde zum Nachtheile der Letztern, worüber Erſterer mit dem Bannfluche belegt wurde. Seine Rechtfertigungsverſuche vermehrten den päpſtlichen Zorn ſo, daß ſein Land auch mit dem Interdict beladen wurde. Doch blieben Grafſchaft und Fürſtenthum mit einander vereint, und als ein verbundener Staat erbte ſie 1233 Boemund's Sohn und Nachfolger Boemund V., der ſich auch in einzelnen Kämpfen theils mit den Armeniern, theils mit den benachbarten Sarazenen behauptete, bis er 1246 den Mongolen zinsbar wurde. Ein Jahr nachher litt ſein Land viel durch die Turkomanen, die ſelbſt 1248, als König Ludwig IX. von Cypern aus 600 Armbruſtſchützen zu Hilfe geſchickt hatte, nicht vertrieben werden konnten, ſondern ſich nach und nach in einzelnen Orten feſtſetzten, von wo ſie die Hauptſtadt Antiochien hart bedrängten, ſonderlich zur Zeit der Minderjährigkeit Boemund's VI., als deſſen Mutter und Vormünderin Lucia die Sicherheitsanſtalten vernachläſſigte. Darüber gerieth der verſtändige Jüngling von 16 Jahren in Streit mit ihr, den Beide perſönlich im J. 1252 dem Könige Ludwig IX. im Lager zu Joppe zur Entſcheidung vorlegten. Der Wunſch des jungen Fürſten, der noch vier Jahre unter Vormundſchaft auszuhalten hatte, wurde erfüllt, er trennte ſich von ſeiner Mutter, die in Tripolis waltete, und übernahm die Verwaltung Antiochiens, konnte aber die Turkomanen durchaus nicht über die Grenzen ſeines Landes zurücktreiben. Endlich brach der Sultan Bibars 1262 in das Fürſtenthum verheerend ein, und ſchleppte eine gute Anzahl chriſtlicher Einwohner weg. Boemund VI., ſo große Hoffnungen er auch anfänglich gehegt hatte, blieb durch ſeine Verbindungen mit den Mongolen im Verdachte, dieſe gegen Bibars aufzuhetzen. Daher der Sultan ihn ſtets im Auge behielt, im Frühjahre 1268 die Grafſchaft Tripolis verwüſtete, viele Chriſten ermordete, und als er keinen günſtigen Zeitpunkt fand, die Stadt Tripolis, in der ſich der Fürſt Boemund aufhielt, zu belagern, brach er mit drei Heerhaufen in das Fürſtenthum ein, die ſich am 16. Mai deſſelben Jahres, nachdem der Connetable des Landes geſchlagen und gefangen worden war, zur Belagerung vor der Hauptſtadt wieder vereinten. Nach dreitägigen nutzloſen Verhandlungen wurde am 19. Mai Antiochia beſtürmt und erobert, wer nicht ermordet, wurde gefangen fortgeführt, Stadt und Burg aber zerſtört. Hierauf ergaben ſich die übrigen Städte und Burgen des Fürſtenthums ohne Widerſtand, ſodaß dem Fürſten Boemund VI. zur Rettung ſeiner Grafſchaft Tripolis nichts übrig blieb, als mit Bibars Frieden zu ſchließen, welcher ihm ſelbſt mit dem Titel eines Fürſten von Antiochien gewährt wurde.

Dieſes Waffenglück der Sarazenen ſchüchterte den König Hugo III. von Cypern zu ähnlichen Geſuchen bei dem Sultan ein, jedoch nur für ſein Inſelreich; ſie wurden ihm mit derſelben Geringſchätzung, wie dem Fürſten Boemund, geſtattet. Weil er aber ſein faſt verkümmertes Königreich Jeruſalem, deſſen Krone er am 24. Sept. 1269 zu Tyrus aufſetzte, von dem Friedensvertrage ausſchloß, und ſich auf vertröſtete Hilfe aus dem Abendlande verließ, ſo mußte daſſelbe jeglichen Übermuth der Sarazenen ertragen. Bibars ſelbſt war der Meinung, und ſprach ſie auch bei Beantwortung der Fürbitte des ſiciliſchen Königs um Schonung der Franken aus, daß ſie eigentlich an ihrem Verderben arbeiteten, und der Kleinſte von ihnen zerſtöre, was der Größte aufgebaut hätte. In der That, die geringe Hilfe, welche ihnen 1269 durch Pedro Fernandez von der verunglückten Kreuzfahrt des aragoniſchen Königs Jacob I. zugebracht wurde, erregte ihnen Muth zur Erneuerung der Feindſeligkeiten, nicht aber zum Siege. Sie wurden unſern Ptolemais im December geſchlagen. Die Aragonier erkannten bald die Überlegenheit der Ungläubigen und ſegelten wieder nach Hauſe. Dieſe Erfahrung machte die Franken vorſichtig, denn ſie ließen ſich 1270 durch die Ankunft von 500 friesländiſchen Pilgeen in Ptolemais nicht bewegen, Feindſeligkeiten zu beginnen, ſondern dieſelben nach langem Harren wieder heimziehen. Allein man hatte ſich verrechnet, der Sultan von Ägypten kam im März 1271 in der Vorausſetzung, daß der bei Tunis vereitelte Kreuzzug der Abendländer nun nach Syrien gerichtet werden würde, dahin zurück und begann den Krieg mit den Chriſten. Zuerſt verheerte er die Grafſchaft Tripolis und eroberte am 7. April die Burg der Kurden, welche die Hoſpitaliter vertheidigt hatten. Dieſe Ordensritter aber baten hierauf und erhielten wegen ihrer Burg Markab, wie die Templer wegen Tortoſa's einen Frieden zugeſichert. Deſto ungeſtörter konnte Bibars nun gegen die Grafſchaft wüthen, nahm Chatelblank und Akkar und ängſtigte durch Drohungen dem Fürſten von Antiochien, der ſich in Tripolis eingeſchloſſen hielt, die Zahlung eines jährlichen Zinſes ab, wofür dieſer drei eroberte Burgen zurückempfing. Die Nachricht von der Ankunft des Prinzen Eduard von England mit einem Pilgerheere zu Ptolemais am 9. Mai 1271 rief den Sultan in die Nähe dieſer Stadt; ohne gehindert zu werden eroberte und zerſtörte er Montfort (Korain). Statt Ptolemais anzugreifen, wollte er durch einen Einbruch in Cypern dieſer Stadt die Hilfe abſchneiden und ablenken. Allein die Abſendung ſeiner Flotte, derentwegen er nach Ägypten zurückreiſen mußte, verunglückte, und während am zwei-

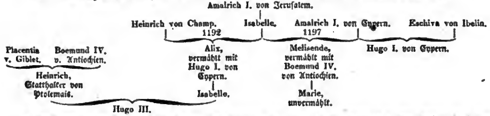
Digitized by Google

ten Verſuche gearbeitet wurde, hatte ſich Hugo III. nach Ptolemais zu den Engländern begeben und mit ihnen die Mongolen herbeigelockt. Viele Landſtriche wurden verwüſtet und Lydda von den Chriſten in Trümmer gelegt. Mongolen und Chriſten zogen ſich zurück, während den herbeigeeilten Sultan heftige Regengüſſe an beſchloſſener Rache hinderten, und die Vermittelung des Königs Karl von Sicilien ihm am 22. April 1272 eine Waffenruhe von faſt 11 Jahren abnöthigte, welche jedoch blos Ptolemais und die Landſtraße Nazareth betraf. Die Pilger kehrten heim, und die Rache Bibars' traf nun ihre Bundesgenoſſen, die Mongolen. Die Ankunft friſcher Pilgerhilfe aus dem Abendlande zu Ptolemais im October 1272 und im April des folgenden Jahres reizte König Hugo um ſo weniger zum Bruche des Waffenſtillſtandes, als ſeine cypriſche Ritterſchaft ihm außerhalb des Inſelreiches den Heerdienſt verſagte. Dagegen mußte er als Lehnherr geſchehen laſſen, daß laut arabiſcher Nachrichten ſich die Witwe des Barons von Berytus mit ihrer geerbten Herrſchaft 1274 unter den Schutz des ägyptiſchen Sultans (wol nur bis zu deſſen Tode 1277) ſtellte. Gleicherweiſe unterwarf ſich ein Jahr nachher die vormundſchaftliche Regierung des minderjährigen Fürſten Boemund VII. demſelben Sultan und mußte ihm obendrein noch einen anſehnlichen Zins alljährlich bezahlen.

So unbedeutend der Thron von Jeruſalem geworden war, ſo buhlte doch ſeit 1272 um denſelben die Tochter des Fürſten Boemund IV. aus zweiter Ehe, Marie, deren Anſprüche Papſt Gregor X. auch einer genauen Prüfung würdigte [59]). Die Prinzeſſin begab ſich inzwiſchen ſelbſt an den päpſtlichen Hof, um ihre Angelegenheit deſto nachdrücklicher betreiben zu können. Die Unruhen zu Ptolemais, der zunehmende Verfall an Hugo's Anſehen daſelbſt und die Aufreizungen der Templer machten ihr immer mehr Muth, und als ihr vorgeſtellt wurde, daß nicht dem heiligen Stuhle, ſondern den Baronen des Königreichs Jeruſalem die Entſcheidung der Sache zuſtände, ſo ließ ſie auch ſeldige an den Lehnhof zu Ptolemais gelangen. Ehe es aber zur gerichtlichen Beſprechung kam, überließ Marie 1277 ihre Anſprüche, die ſie von rechtskundigen Männern im Abendlande hatte prüfen und für richtig anerkennen laſſen, dem Könige Karl von Sicilien gegen Vergünſtigungen eines lebenslänglichen Unterhaltes. Unter Zuſtimmung des Papſtes Johann XXI., die er ſchon durch Karl's Krönung mit dem Diademe von Jeruſalem bewährte, von Gregor aber nicht ſo leicht erhalten worden wäre, ſandte der König den Grafen San Severino als Statthalter nach Ptolemais, der am 7. Jun. 1277 die Landesverwaltung annahm, und mit Hilfe der Templer und Venetianer die Huldigung der ſich Anfangs ſträubenden Barone leiſten ließ. Dieſem Beiſpiele folgten bald nachher auch der Fürſt von Antiochien, welcher durch Bibars' Tod (19. Jun. 1277) und durch die darauf folgenden Zerrüttungen in den ſarazeniſchen Provinzen der fremden Protectorherrſchaft entledigt worden war, und ſich ſo wenig, als die Stadt Ptolemais dem Könige Hugo fügen wollte. Nach und nach wandten ſich wieder manche Bewohner derſelben mit den Piſanern zu ihm; allein Verſuche, ſich wieder hier feſtzuſetzen, mislangen, ſelbſt in den Jahren, als König Karl durch die Thronumwälzung auf Sicilien ins Gedränge kam. Nur Tyrus und Berytus waren ihm, vielleicht auch nur mit ſchwankender Treue, geblieben; in erſterer Stadt ſtarb er 1284. Erſt ſeinem zweiten Sohne und Nachfolger, Heinrich II., gelang es, am 24. Jun. 1286 in den Beſitz der Stadt und fünf Tage nachher in den Beſitz der Burg von Ptolemais zu kommen. Alsdann ließ er ſich am 15. Auguſt zu Tyrus feierlich die Krone aufſetzen, was auch ſein älterer Bruder, Johann I., zwei Jahre zuvor nicht unterlaſſen hatte. Heinrich verordnete einen Statthalter aus dem ihm verwandten Hauſe Ibelin und zog ſich wieder nach Cypern zurück.

Man hatte alſo während dieſer Veränderungen und Unruhen im kleinen Staate aus den gleichzeitigen Verwirrungen in den benachbarten ſarazeniſchen Ländern keinen Vortheil ziehen können; nur die Johanniter [60]), welche ſich bei den Kämpfen und Streitigkeiten zwiſchen der cypriſchen und ſiciliſchen Partei neutral verhielten, wagten den Waffenſtillſtand des verſtorbenen Sultans Bibars durch glückliche Streifereien in das Gebiet der Ungläubigen in den Jahren 1280 und 1281 zu brechen; und als ſich bis dahin Kalavun in dem Sultanat über Ägypten und Syrien feſtgeſetzt hatte, baten ſie ihn um Waffenruhe, die auch auf die Dauer von faſt eilf Jahren gewährt wurde. Ihrem Beiſpiele folgten nach und nach Fürſt Boemund VII., die Templer und die Städte Ptolemais, Sidon und Atslits. Die zugeſtandenen Bedingungen waren ſorgfältig, genau, ſtreng und unterſagten den

59) Zur Erläuterung dieſes Erbfolgeſtreites hier die Geſchichtstafel von der Abkunft der Prätendentin und Hugo's III.



60) Sie beſaßen damals noch die Burg Markab, und Tortoſa mit 33 Dörfern im Gebiete von Tripolis gehörte den Templern.

Chriſten den Bau neuer Burgen. Ein für Pilger wohlthätiger Vortheil dieſer Verträge war die Einräumung der Kirche nebſt vier Häuſern zu Nazareth. Seit dem Sommer 1275, als durch Papſt Gregor X. den Franken eine Stütze von 500 M. verſchiedener Waffengattung zukam, erhielten dieſe keine Hilfe von Bedeutung aus dem Abendlande; daher ihnen nichts Heilſameres war, als der Ungläubigen Freundſchaft. Sultan Kalavun aber, dem ihre Bedrängniſſe nicht entgingen und ihre Vernichtung unabänderlicher Beſchluß war, hatte in ſeine Waffenſtillſtandsverträge ſolche zu Beſchwerden und Verletzungen führende Verwickelungen hinlänglich gelegt, daß auch die Franken verkehrt genug waren, in die ausgeſpannten Netze einzugehen; und die Hoſpitaliter waren die erſten, die ſeine eiſernen Beſchlüſſe traf. Sie unterließen nämlich nicht, Räubereien und Plünderungen fortzuſetzen; dafür belagerte Kalavun am 18. Apr. 1285 ihre Burg Markab und nahm ſie den 25. Mai. Sodann wußte er den Fürſten Boemund VII. ſo einzuſchüchtern, daß dieſer ihm die Zerſtörung der feſten Burg Marakia am Meere zugeſtand. Der König Leo von Armenien wurde von Kalavun gänzlich abhängig, ein Gleiches geſchah mit der Herrſchaft von Tyrus, welche die Genueſer 1289 wieder befreiten. Im J. 1287 fand Kalavun Gelegenheit, den Fürſten Boemund VII. zu züchtigen, indem er ihm Laodicea ſammt Bezirk gewaltſam abnahm. Nach deſſen unbeerbtem Tode (19. Oct. 1287) entſtanden Erbſchaftsſtreitigkeiten zwiſchen Mutter, Schweſter und einem einheimiſchen Adeligen, welche der Sultan damit ſchlichtete, daß er ſich am 25. März 1289 vor Tripolis lagerte, und die ſehr bevölkerte und durch den Handel blühende Stadt am 27. April mit unermeßlicher Beute eroberte. Sie wurde, wie früher Antiochia, der Erde gleich gemacht. Daſſelbe Schickſal erlitt auch die in einiger Entfernung davon gelegene Burg Nephin, und ſomit war die ganze Grafſchaft den Franken entriſſen, die ſie vor faſt 180 Jahren geſtiftet hatten. Dafür ließ Kalavun auf dem Pilgerberge (nicht zu verwechſeln mit der gleichnamigen Burg bei Tyrus) eine neue Stadt Tripolis erbauen. König Heinrich II. fand für gut, den Waffenſtillſtand für den Reſt des heiligen Reichs zu erneuern, konnte aber nur die Dauer von zwei Jahren zuſtändig erhalten. Die Bewohner von Tripolis, ſo viele mit dem Leben und der Freiheit davon gekommen waren, wurden in Ptolemais und Tyrus aufgenommen. Allein die Sicherheit dieſer Städte war von kurzer Zeit; die Handelsverträge des Sultans mit Aragonien und Sicilien vom 25. April und mit den Genueſern vom 13. Mai 1290 warnten die Franken vor Leichtſinn und Übereilung, die knappe Zufuhr an Mannſchaft aus dem Abendlande warnte ebenfalls vor Übermuth, die Verhältniſſe aber mochten einmal gereizt und faſt zur Verzweifslung gediehen, wie bei dem Gegentheile Rachſucht und Anklägerei aufs Äußerſte getrieben worden ſein; genug, die Chriſten blieben nicht ohne Vorwürfe und Schuld in den Augen ihres ſtrengen Beobachters. Was die Ritterſchaft zu Ptolemais verletzt haben ſollte, wurde von dieſer den päpſtlichen Söldnern, meiſt verworfenen Menſchen, aufgebürdet. Der Sultan verlangte unabweigerlich unter feindſeligen Androhungen die Herausgabe der Mörder ſeiner Unterthanen, und als die Stadt ſelbſt die Frevler zu beſtrafen ſich erbot, kündigte er ihr den Krieg an.

Dieſe gutbefeſtigte Stadt war für den Verkehr zwiſchen dem Morgen- und Abendlande der Mittelpunkt geworden, alle begüterten Bewohner anderer chriſtlichen Städte in Syrien, welche an die Ungläubigen übergegangen waren, hatten ſich dahin begeben und zu ihrer Vergrößerung beigetragen, ſodaß ſie leicht an Schönheit, Bequemlichkeit und Üppigkeit alle andere damalige Städte übertreffen konnte. Es hatten ſich aber auch hier außer den ſouverainen Gerichten der italieniſchen Republiken und des Königs von Cypern noch eigene unabhängige Königs Karl II. von Neapel eingedrängt, ohne die Gerichtshöfe der Barone, des hohen Klerus und der drei geiſtlichen Ritterorden zu rechnen, ſodaß 14—17 Behörden abhängiger und unabhängiger Beherrſcher neben einem päpſtlichen Legaten allesammt Gehorſam verlangten, und Ungehorſame des einen Gebieters in den Bereich des andern flüchten und dort ungeſtraft Eiferſucht unter der Menge Befehlender erwecken konnten. Dieſe Stadt nun zählte bei der Schreckensnachricht des Sultans an 900 Ritter und 18,000 Mann zu Fuß, darunter 300 Ritter, die König Heinrich von Cypern ſchickte; Tyrus, Sidon, Berytus und Tortoſa, die letzten Reſte chriſtlicher Herrſchaft, thaten, obſchon im Waffenſtillſtande mit dem Sultane, doch ihr Möglichſtes in Darreichung von Vertheidigungsmitteln. Die Mauern wurden ſchleunig ausgebeſſert, und andere Anſtalten zur Gegenwehr ſo gut getroffen, als der Sinn von vielen Wortführern zuließ. Der geſammte Heerhauſe unter vier einzelne Führer und ebenſo viele Stellvertreter geſtellt, ließ den baldigen Bruch nothwendiger Eintracht befürchten, zu welcher ſie kraftvolle Reden des Patriarchen von Jeruſalem entflammt hatte. Kalavun ſtarb aber auf dem Zuge aus Ägypten nach Ptolemais am 11. Nov. 1290, und ſein Sohn und Nachfolger, Malek al Aſchraf, konnte erſt am 7. März 1291 die Fortſetzung des Kriegszugs und die Belagerung den 5. April mit etwa 100,000 Mann beginnen. Er führte 92 Belagerungswerkzeuge bei ſich, deren mehrere den Chriſten in frühern Kriegen abgenommen worden waren, und andere Centnerlaſten ſchleuderten. Sie wurden erſt vom 5. Mai an gebraucht, weil die Stadt bis dahin ſo eng eingeſchloſſen worden war, daß gar keine Ausfälle mehr gewagt werden konnten. Deſto mehr Zwieſpalt brach dagegen in ihr aus; Piſaner und Venetianer widerſetzten ſich den Anordnungen der geiſtlichen Ritterorden, ſowie dieſe gegen einander aufſäſſig wurden, und Zuchtloſigkeit wegen arger Sittenverderbniß unter der Streitmaſſe überhaupt ſich verrieth. Daher hielt es auch der Templermeiſter fürs Klügſte, einen Waffenſtillſtand zu erhandeln, wofür der Sultan von jedem Einwohner eine Geldbuße verlangte, die ihm vom Volke ſehr übel genommen wurde; man ſäumte aber nicht, in Maſſen die Stadt zu verlaſſen und ſich nach Cypern einzuſchiffen, als ſie zehn Tage lang beſchoſſen wurde. Nicht mehr als 12,000 Mann waffenfähiger Mannſchaft, die die Pflicht zwang, nebſt 800 Rittern und einem kleinen Haufen Freiwilliger blieben zur

Vertheidigung zurück. Ihnen führte König Heinrich eine Verſtärkung von 700 Mann zu Roß und zu Fuß zu, mit der er ſchon in der Nacht vom 15. bis 16. Mai, als zuvor die Sarazenen einen Thurm erobert hatten, ſich wieder einſchiffte. Ihnen folgten 3000 angeſehene Bewohner der nicht an Eintracht gewöhnten Stadt. Mit Anbruche des folgenden Tages begann der Sturm; ſobald die Mauer erſtiegen, wurde ein Theil derſelben von 60 Klaſtern Länge niedergeriſſen und der ſtürmenden Maſſe der Weg gebahnt, die Ritter der geiſtlichen Orden aber warfen ſie nach hartem Kampfe zurück. Hierauf wurde eine Nothmauer vor der großen Öffnung aufgeführt und mit größern und kleinern Wurfgerüſten beſetzt, da der Verzweiflung allein die nutzloſe Gegenwehr überlaſſen, und die vorgeſchlagene Räumung der Stadt auf den beiden im Hafen gelegenen Frachtſchiffen unausführbar blieb. Der 17. Mai wurde zur Gegenrüſtung benutzt; der folgende Tag war anfänglich für die Belagerten vom Glücke begleitet, die Stürmenden wurden wieder auf zwei Seiten zur Stadt hinausgejagt; allein nun richtete der Sultan unter Begünſtigung eines dichten Nebels mit gutem Erfolge ſeine ganze Heereskraft gegen die große Maueröffnung, wo die Nothwehr bereits wieder niedergeworfen worden war, und gegen das daranſtoßende erbrochene Thor. Aus dieſem mörderiſchen Kampfe retteten ſich nur zehn Templer und ſieben Johanniter. Die meiſten Kämpfer wurden erſchlagen oder ins Meer zurückgedrängt, und von den beiden mit Flüchtlingen angefüllten Schiffen ſank das eine unter. Die wenigen kleinen Fahrzeuge, die noch herbeigeſchafft worden waren, hielt ein tobender Sturm zurück und überlieferte ſie mit ihrer Mannſchaft der Raub- und Mordgier der Sieger. Nur einige Tauſend Mann flüchteten ſich in das befeſtigte Templerhaus am Meere, wo ſie am 19. Mai zwar freien Abzug mit beweglicher Habe zur See erhielten, dennoch aber bis auf Wenige, die ſich in der Nacht nach Cypern einſchifften, erwürgt oder gefangen wurden. Was ſich noch in die andern befeſtigten Häuſer geflüchtet hatte, wurde überwältigt und einem jämmerlichen Tode preisgegeben, und was ſonſt in Gefangenſchaft gerathen war, wurde auf Befehl des Sultans ermordet. So ſollen während der 44tägigen Belagerung und bei dem allgemeinen Würgen bis zum Schluſſe der Blutſcene zwiſchen 70, und 100,000 Chriſten ums Leben gekommen ſein, während etwa nur 3000 durch die Flucht gerettet werden konnten; und obſchon vor und während der Belagerung viele Koſtbarkeiten und Güter nach Cypern gebracht worden waren, ſo blieb den Ungläubigen doch eine unſchätzbare Beute übrig. Ptolemais wurde mit ſeinen Mauern und Thürmen der Erde gleich gemacht. Erſt in ſpätern Zeiten entſtand über den Trümmern das auch in neueſter Geſchichte berühmt gewordene St. Jean d'Acre. Am 19. deſſelben Monats wurde ſchon Tyrus genommen, deſſen Bewohner ſich Tags zuvor auf Schiffe geflüchtet hatten, Sidon fiel hinterher, Berytus wurde überliſtet, die Einwohner erwürgt, Stadt und Burg zerſtört. Daſſelbe Schickſal erlitt die Burg Atlits (das Pilgerſchloß bei Ptolemais), und endlich ſtand auch Tortoſa verödet da. Denn nachdem Acco gefallen war, hatte Niemand mehr Muth, ein chriſtliches Gebäude im Oriente zu vertheidigen. Die am Leben gebliebenen, geſchonten und nicht geflohenen Chriſten — ſie waren eine geringe Zahl — ſahen ſich nun hier und da als beſteuerte Unterthanen des ägyptiſchen Sultans, ohne je Hoffnung zu bekommen, das Aufblühen eines chriſtlichen Staates in Syrien wieder zu erleben. Die Möglichkeit hierzu war verſchwunden, theils durch die Zerſtörung der haltbaren Plätze daſelbſt, theils durch den Mangel an Begeiſterung im Abendlande für ein ſolches Unternehmen; fanden ſich auch Einzelne dazu aufgeregt, ſo unterblieb die allgemein thätige Theilnahme, der gelehrten Plane ungeachtet, die von jetzt an den Päpſten und europäiſchen Monarchen vorgelegt wurden.

VI. Die Verfaſſung und innern Verhältniſſe des Königreichs Jeruſalem. Für die innere Geſchichte dieſes chriſtlichen Königreichs und ſeiner drei Nebenſtaaten ſind zunächſt ihre Verfaſſung, ihr Verhältniß zu einander und ihre Bewohner ins Auge zu faſſen. An Stammbewohnern fanden die Kreuzfahrer außer Juden und Sarazenen vorhanden: reine griechiſche (byzantiniſche) Chriſten mit ihrer Mutterſprache; ſpärlich zerſtreut waren noch Jacobiten mit der arabiſchen Sprache, die ſich gegen Mitte des 13. Jahrh. dem römiſch-katholiſchen Cultus unterwarfen, Neſtorianer, Armenier, Samaritaner, Georgianer, Mosraben, Maroniten, die als gute Bogen- und Armbruſtſchützen gerühmt werden, gegen 40—60,000 Seelen ſtark zwiſchen Tripolis und Byblus längs des Libanon zuſammengedrängt lebten, und 1180 unter dem Schutze des Patriarchen von Antiochien zur römiſch-katholiſchen Kirche übergingen, und endlich Surianer, welche die Mehrheit von allen dieſen geduldeten chriſtlichen Sekten bildeten. Sie waren dem griechiſchen Cultus zugethan, redeten die arabiſche Sprache, lebten äußerlich nach ſarazeniſchen Sitten und werden als feile, beſtechliche, verrätheriſche und verworfene Menſchen geſchildert, welche den fränkiſchen Behörden nie getreu dienten. Von den Sarazenen duldete man in freier Bewegung nur friedliche Gewerbtreibende. Mit allen dieſen Stammgenoſſen verſchmelzten ſich die Franken nach und nach in Sitte, Art und Sprache, ſodaß kaum nach Verlauf eines halben Jahrhunderts ſchon Morgenländiſches und Abendländiſches in einander floß. Die neuen Anſiedler lernten häufig die arabiſche Sprache, und die Stammbewohner die franzöſiſche, welche die Mehrzahl der Franken redete[61]). Auch die Geſchlechter blieben nicht rein; daher der Spottname Griſonen für Miſchlinge aus ſarazeniſchem und griechiſch-chriſtlichem Geblüte oder für byzantiniſche Grie-

61) Siehe beſonders die Fortſetzung der Chronik Fulcher's von Chartres in *Duchesne*, hist. franc. scriptor. IV, 879, wo es unter Anderm heißt: Diversarum linguarum coutuntur alternative eloquio et obsequio alterutri. Lingua diversa jam communis facta utrique nationi fit nota et jungit fides quibus est ignota progenies. Ähnlich war die Unterjochung Cyperns durch Veit von Luſignan und deſſen Ritter ein Jahrhundert ſpäter.

chen überhaupt [62]), und Pullanen [63]) nannte man überhaupt alle Nachkommen der erſten fränkiſchen Coloniſten, die ſich theils mit gleich mitgebrachten europäiſchen, theils mit ſpäter aus Apulien nachgeholten Weibern vermiſcht hatten. Die Pullanen waren ein verweichlichtes, faules, entſittlichtes Geſchlecht, das eben die franzöſiſche Sprache als die Landes- und Gerichtsſprache fortlebend unterhielt. Sie wurden den Pilgern bald verächtlich, wie dieſe von jenen wiederum durch den Namen fils Arnaud (Gimpel) geringgeſchätzt wurden. Regelmäßige Wallfahrten aus verſchiedenen europäiſchen Ländern im Frühlinge und Sommer jeden Jahres (passagia vernalia und aestivalia genannt) unterhielten unter Obhut des heiligen Stuhles — die großen Kreuzfahrten mit eingerechnet — den ſteten unerläßlichen Verkehr mit dem chriſtlichen Morgenlande. Sie trugen allerdings zu deſſen Beſtehen und Bevölkerung, die anfänglich langſam fortſchritt [64]), weſentlich bei, aber auch gewiß viel zum Verderben und Untergange deſſelben, weil der gewöhnlich geringen Anzahl ſtreitbarer Pilger ſich häufig nichtsnutziges Geſindel anſchloß, das dann mit den Pullanen auf kürzere, längere oder bleibende Dauer in Berührung ſtand [65]), und ihnen alle Laſter zubrachte, die ſie in der Heimath verübt hatten, während die beſſern, weiſern und klügern Pilger zur Verbeſſerung der Reichsverfaſſung gezogen zu werden pflegten.

Große europäiſche Kronvaſallen, die ſich einander gleich geſtanden hatten, gründeten den chriſtlichen Staat in Syrien und waren bei ihrer Abfahrt dahin unter ſich übereingekommen, daß Jeder ſeinen künftigen Ländererwerb mit Verpflichtung zu gegenſeitiger Hilfe frei und ohne irgend eine Laſt beſitzen ſollte [66]). Sie erkannten keinen europäiſchen Monarchen über ſich an, ebenſo wenig auch den byzantiniſchen Kaiſer, obſchon ſie bei ihrer Anweſenheit in Conſtantinopel eidlich dazu verpflichtet worden waren. Im Laufe ihrer Eroberungen und im Drange der bindenden Umſtände erkannte man die Nothwendigkeit geregelter Ordnung der Reichsverfaſſung an, da der willkürliche vereinzelte Ländererwerb keine Haltbarkeit und Dauer des Beſitzthums verſprechen konnte. Man hielt alſo, wie bereits erwähnt, gleich nach Jeruſalems Eroberung für unerläßlich, ein Oberhaupt zu wählen. Dieſes Oberhaupt, Gottfried von Bouillon, trat ſofort mit den vornehmſten und erfahrenſten Pilgern zuſammen zur Herſtellung geſetzlicher Ordnung. Man griff natürlich wieder zu dem, was man in der Heimath verlaſſen hatte; denn etwas Beſſeres kannte man nicht. Aus Lehensverhältniſſen und übrigen feſten Gewohnheiten und Herkommen des Abendlandes wählte man heraus, was dem Beſtehen des neuen chriſtlichen Staates erſprießlich ſchien und der Örtlichkeit ſelbſt, wie der Nachbarſchaft ſtets feindlicher Staaten angemeſſen war. Das Geſammelte faßte man in das franzöſiſch geſchriebene Rechtsbuch (Satzungen) zuſammen, welches unter dem Namen Lettres dou Sepulcre oder Assises et bons Usages dou Royaume de Jerusalem bekannt geworden iſt. Die einzelnen Geſetze (assises, Satzungen) wurden auf Blätter oder Bogen zierlich geſchrieben und vom Könige und Patriarchen, oder von erſterem und vom Burggrafen von Jeruſalem, je nachdem ſie die Ober- oder Untergerichte angingen, beſiegelt und unterſchrieben. Der König, die Ritter und Bürger mochten wol die ihnen obliegenden, darin enthaltenen Pflichten ſo treu im Gedächtniſſe bewahrt haben, daß die Urſchrift ſelten nachgeſehen wurde, und war es nöthig (doch nur für die Vorſitzer und Glieder der hohen und niedern Gerichte), ſo mußten bei Eröffnung der Kiſte, in welcher ſie die heilige Grabkirche verwahrte, jedes Mal neun Perſonen gegenwärtig ſein, darunter der König oder deſſen Stellvertreter, der Patriarch oder der Prior des heiligen Grabes und der Burggraf von Jeruſalem die vornehmſten waren. Abſchriften einzelner Satzungen, beſonders der ſpäter, wie unter Balduin II. und IV. und unter Amalrich I. entworfenen, wurden auch in Kirchenarchiven hier und da aufbewahrt. Sie ſollen aber, wie die Urſchrift, bei dem Verluſte ihrer Verwahrorte an die Sarazenen verloren worden ſein, und guten Theils im Gedächtniſſe, das durch die ſtehenden Rechtsgebräuche der Gerichte und durch die hier und da niedergeſchriebenen Skizzen unterſtützt wurde, rechtskräftig fortgelebt haben, bis ſie im 13. Jahrh. wieder mög-

62) Dergleichen Baſtarde hießen in Sicilien Grifonen; nach Viniſauf bei Gale II, 322 fg. können auch Griechen unter den Grifonen verſtanden werden, die Richard Löwenherz in Cypern fand. Die Grifonen im Königreiche Jeruſalem erwähnen blos die Aſſiſen bei Canciani II, ohne darüber Erklärung zu geben. Ducange verſteht im Allgemeinen nur byzantiniſche Griechen darunter. 63) Jacob von Vitry bei Bongars I, 1086 erklärt den Namen Pollani oder *Pullani*, vel quia recentes et novi, quasi pulli respectu Surianorum reputati sunt, vel quia principaliter de gente Apulina matres secundum carnem habuerunt; vgl. noch S. 1088 und II, 182, wo M. Sanuto ſich auf ähnliche Weiſe ausſpricht. Der Name (Poulains) mochte wol von den Pilgern den einheimiſchen Franken beigelegt worden ſein, ſowie dieſe von jenen fils Arnaud (filii Hernaudii, nicht Hernaudii oder Hernaudi, Gimpel, Tölpel) ſpottweiſe genannt wurden. 64) Die Stadt Jeruſalem, wo nur Chriſten geduldet wurden, war bis zum J. 1115 ſo ſpärlich bevölkert, daß nur eine Straße bewohnt wurde; daher rief Balduin I. etliche Jahre vor ſeinem Tode Chriſten aus Arabien unter vortheilhaften Bedingungen herbei; Bongars I, 812 fg. 65) Über dieſe Haufen loſen Geſindels berichtet M. Sanuto bei Bongars II, 186: Transfretabant enim quotidie flagitiosi et pestiferi homines, scelerati, sacrilegi, impii, fures, raptores, homicidae, patricidae, perjuri, adulteri, cursarii, proditores, lusores, ioculatores, crapulae dediti et ebrietati; relinquentes quoque legitima matrimonia, et mulierculas novis decipientes contractibus: mulieres etiam, propriis relictis maritis, lenonibus adhaerebant. Hi quidem et consimiles, prudentum consilio qui statim Terrae Promissionis et alternas ipsius mutationes diligentius inspexerunt, omni alia peste, omnique hominum genere, peccatorum fomentum ad animarum damnationem et subversionem fidelium in Terrae sanctae dispendium amplius praebuerunt, scelera criminibus, crimina sceleribus cumulantes.

66) Darauf berief ſich noch 1110 König Balduin I. bei Schlichtung eines Streites zwiſchen Tankred mit dem Grafen von Edeſſa. Das Pactum bei der Pilgerabfahrt lautete: ut quicquid in terra hac peregrinationis nostrae quisque de regno et terris Gentilium expugnatis apprehenderet, pacifice et libere obtineret; nullus ad iniuriam in eum manum mitteret, nisi ut subveniret, et animam pro fratribus singuli ponerent. *Bongars* I, 363.

Digitized by Google

lichſt vollſtändig zuſammengeſchrieben wurden [67]). Dieſe Sammlung kennen wir nun allein, und ſie läßt vermuthen, daß die Aſſiſen auch in Antiochien galten, obgleich dieſes Fürſtenthum Anfangs und ſpäterhin mehrmals die Oberhoheit des Königs von Jeruſalem verleugnete, und bisweilen auch byzantiniſches Lehen war.

Die königliche Gewalt war im Staate Jeruſalem ſehr beſchränkt und obenein bis zum J. 1128 (der Fürſt von Antiochien noch länger) von der höhern Geiſtlichkeit bedroht, zu einem geiſtlichen Lehen herabgedrückt zu werden. Überdies reizte den Aſſiſen zum Trotze die Thronfolgeordnung zu Parteiungen auf, das Jahr der Mündigkeit des Thronfolgers ſcheint unſicher geweſen zu ſein, und die einmal angenommene Untheilbarkeit des Königreichs wurde zu Balduin's III. Zeit hart bedroht. Sonſt mußte jeder König bei der Krönung erſt die Reichsgeſetze beſchwören, bevor ihm gehuldigt wurde. Die Krönung geſchah ſeit Balduin II. (die ſeines gleichnamigen Vorgängers zu Bethlehem) zu Jeruſalem, und nach deſſen Verluſte zu Tyrus, obſchon das königliche Hofgericht ſeinen Sitz in Ptolemais bekam. Sie verrichtete der Patriarch oder Erzbiſchof von Tyrus (des Erſtern Stellvertreter auch genannt), und wenn Beide fehlten, der Erzbiſchof von Nazareth. Der König erſchien bei dieſer Feierlichkeit, wie ehedem die Lombardenkönige, in der Kleidung niedriger Geiſtlichkeit, und weſentlich waren ihm dabei nothwendig: Krone, Scepter, Ring, Schwert und Reichsapfel.

Von Einkünften des Königs findet ſich, außer Zöllen und Gefällen, nichts Gewiſſes verzeichnet; wirkliche Beſteuerung kommt erſt zu Amalrich's I. und deſſen Nachfolgers Zeiten vor, und ihr Ertrag wurde gewöhnlich zum Unterhalte der Soldtruppen verwendet. Die fetteſten Biſſen für des Königs Schatz waren ſein Antheil an der Beute und das Löſegeld für gefangene Sarazenen. Der Handel brachte, da er meiſtens in den Händen der italieniſchen Republiken und der Marſeiller war, dem Throne wenig ein; die europäiſchen Geldzuflüſſe entzogen ihm Kirchen und Klerus, und denkt man noch an die Noth, welche zuweilen Erdbeben, Seuchen, Heuſchrecken und Dürrung über das Reich verhängten, ſo konnten keine Reichthümer bei dieſen Königen geſucht werden, ja öfters konnten ſie ihre Söldlinge nicht bezahlen. Schon Balduin I. erpreßte für ſie Summen bei dem patriarchaliſchen Stuhle. Im Übrigen bedienten die Bürger von Jeruſalem ihre Könige an großen feſtlichen Tagen, wo die Krone ihr Haupt öffentlich ſchmückte, bei Tafel. Sonſt aber ſtanden ihnen folgende Kronbeamte dienend zur Seite. Zuerſt der Seneſchall, deſſen Geſchäftskreis ſich nicht allein auf den königlichen Hof, wie z. B. der heutigen Oberhofmarſchälle oder Miniſter des königlichen Hauſes, ſondern auch auf mehre Zweige der Staatsverwaltung erſtreckte. So ſtanden unter ihm alle königlichen Civilbeamten mit Einſchluß der Domainenverwalter; nur über die Caſtellane hatte er keine Macht.

Der Connetable führte im Lehnhofe das Königswort, wenn dieſer abweſend war. Befehlshaber der königlichen Söldner, gebot er nächſt dem Könige mit höchſter Gewalt, und in gefährlichen Zeiten gab man ihm gern, wie 1122, in des Monarchen Abweſenheit die Lenkung der Reichsangelegenheiten, daher ihm hierin der Seneſchall nachſtand, obſchon demſelben auch, nur nicht in Kriegsſachen, dieſelbe Stellvertreterſchaft zukam. Unter dem Marſchalle, vielfältig vom Connetable abhängig, ſtanden alle in des Königs Löhnung befindlichen Ritter und Knechte; er ſorgte im Felde für des Heeres Unterkommen, theilte die gemachte Beute nach den Anweiſun-

67) Die Aſſiſen von Jeruſalem entſtanden nach und nach, und nicht alle ſo, als wären ſie von Gottfried 1099 auf einmal geſammelt und verfaßt worden. Seine Nachfolger thaten hinzu und verbeſſerten; außer Prälaten und Baronen des Reichs wurden angekommene Pilger hierzu befragt, mitunter auch weiſe Männer ins Abendland geſchickt, um dort die Gebräuche und Einrichtungen kennen zu lernen und die geſammelten Erfahrungen mit den Aſſiſen zu vergleichen. Daß man ſich aber ſeit Saladin's Eroberungen 1187 bis zur willkürlichen Herrſchaft kaiſerlicher Statthalter recht gut noch in die Reichs- und Rechtsverfaſſungen zu finden gewußt haben müſſe, beweiſt die Stiftung des Königreichs Cypern 1192 durch Veit von Luſignan, der ſein neues Reich ganz nach dem Muſter des in Paläſtina gründete, und als Kaiſer Balduin I. von Conſtantinopel 1204 ſich vom Könige Amalrich II. die Geſetzſammlung des Königreichs Jeruſalem zur Einführung in ſeiner Eroberung erbat, ſo wurde auch dieſem, wie *P. Rhamnusius*, de bello Constantinopol. p. 142 erzählt, gewillfahrt. Man vgl. Liber Consuetudinum Imperii Romaniae, in *Canciani*, Barbarorum leges antiquae vol. III. Wirklicher Mangel an authentiſchen Handſchriften der Aſſiſen im Mutterlande ſcheint erſt durch Kaiſers Friedrich II. willkürliche Verwaltung und durch den Zwieſpalt zwiſchen den kaiſerlichen Statthaltern und den Reichsbaronen recht fühlbar geworden zu ſein, auch iſt denkbar und wahrſcheinlich, daß in dem mehrjährigen Gewirre der Parteikämpfe die vorhandenen Handſchriften verfälſcht, und vom Grafen Johann von Ibelin-Joppe unbrauchbar gefunden wurden. Dieſe Nachrichten haben wir aber nur von dieſem allein. Er, der heftige Gegner des kaiſerlichen Hauſes, zog nach den uns bekannten einſeitigen Nachrichten, die Klügſten ſeiner Zeitgenoſſen, insbeſondere den in den Gerichtsgeſchäften ſehr erfahrnen cypriſchen Baron Philipp von Navarra zu Rathe, und ſchrieb mit ihrer Hilfe, nach eigenen Erfahrungen und aus dem Gedächtniſſe zwiſchen 1232 und 1259 die Hofgerichtsaſſiſen, woran bei damaligen Unruhen den Baronen am meiſten liegen mußte, nieder. Mit handſchriftlicher Sammlung der Niedergerichtsaſſiſen, oder mit deren verbeſſernder Durchſicht, wenn, wie wahrſcheinlich, Exemplare davon vorhanden geweſen, eilte der Graf nicht, ſondern erſt von etwa 1250 abwärts fertigte man einen authentiſchen Codex davon. Nach und nach wurden beide Sammlungen wieder durchgeſehen und vervollſtändigt und ihre Urſchriften von 1369 an zu Nikoſia auf Cypern in ähnlicher Weiſe, wie die erſte verloren gegangene zu Jeruſalem, aufbewahrt. Die Nachforſchungen der Venetianer im 16. Jahrh. fanden nur Abſchriften bei einzelnen cypriſchen Baronen und in einigen burggräflichen Bezirken mehr oder weniger übereinſtimmend; ſie wurden ſorgfältig geprüft und aus einander ergänzt, jedoch immer mit Vorzug des Textes der im 13. Jahrh. gemachten beiden Hauptſammlungen, alsdann aus der kaum verſtändlichen altfranzöſiſchen Sprache ins Italieniſche überſetzt und von der Regierung zu Venedig, welche die Arbeit veranlaßt und geleitet hatte, 1535 prächtig gedruckt in zwei Theilen. Canciani ließ nun 1783 und 1792 aus dieſem Werke in vol. II, 490—565 der angeführten Geſetzſammlung die Aſſiſen der Niedergerichte, und in vol. V, 143—309 die der Obergerichte unverändert abdrucken, nachdem ſchon 1690 der Parlamentsadvocat Kasp. Th. von Thaumaſſère die Assises de la haute Court dou Royaume de Jerusalem aus einer fehlerhaften Handſchrift zu Paris hatte abdrucken laſſen. Übrigens ſollen außer Venedig noch Rom, Paris und Wien Handſchriften von dieſen Aſſiſen beſitzen. Man vgl. den werthvollen kritiſchen Aufſatz von K. E. Schmid über dieſe Geſetzſammlung im Hermes XXX, 315 fg.

gen des Connetable, wobei er alles trächtige Vieh füe ſich behielt, ſowie ihm auch mit einigen Ausnahmen die Roſſe gehörten, welche die beſoldeten Ritter bei ihrem Abſchiede dem Könige zurückgaben. In des Connetable Abweſenheit verwaltete er die Gerichtsbarkeit über alle Söldlinge. Der Großkammerherr ſagte bei Huldigungen den Eidſchwur vor, und empfing dafür der Schwörenden Gewänder; außerdem hatte er übee des Königs Garderobe Aufſicht, bediente denſelben bei großen Feſtlichkeiten unmittelbar, trug das Reichsſchwert vor, und erhielt allemal des Königs Weinbecher, mit dem er ihn bedient hatte, zum Geſchenke, während dem Seneſchalle alle Schüſſeln und Bechee zufielen, womit dieſee ſeinem Monarchen bei der erſten Tracht aufgewartet hatte. Derſelbe trug auch das Reichsſceptee vor, ſowie die Reichsfahne öffentlich dee Connetable und im Palaſte der Marſchall. Der Connetable erhielt das königliche Pferd mit Sattel und Zeug, welches bei öffentlichen Feierlichkeiten von ſeinem Gebieter geritten worden war. Von dee Admiralitätswürde des Königreichs iſt nur bekannt, daß ſie erſt unter den Königen, die zugleich Beherrſcher von Cypern waren, bemerklich wurde, und in ihrem Range der des Oberkammerherrn voranging. Dieſe fünf Kronämter beſtanden in Cypern, auch nach gänzlichem Verluſte des heiligen Landes, neben ebenſo vielen gleichnamigen Keonämtern dieſes Inſelſtaates noch ſo lange, als deſſen Königsthron ſich aufrecht erhielt [68]).

Zu den Kronvaſallen ſtand dee König, wie dieſe zu ihren Untergebenen. Er hatte voe ihnen nue voraus, daß er in den Reichsverſammlungen, wie in dem Lehen- odee Hofgerichte zu Jeruſalem (oder Ptolemais) vorſaß, ſie zur Rechenſchaft ziehen, ihre Aftervaſallen und Bürger ſich zur Folge und zum Gehorſam verpflichten und ſeine Beſitzungen ſammt neuen Eroberungen (doch behielt ee vorzugsweiſe Jeruſalem, Neapolis, Ptolemais und Tyrus, nebſt etlichen kleinern Städten und Flecken für ſich) nach Gutdünken als Lehen verſchenken konnte, während jene durch die Kronlehen an gewiſſe Geſetze gebunden, mit ihrem Beſitze nicht willkürlich ſchalten durften, ſonſt aber in demſelben die nämliche Gewalt und Gerichtsbarkeit und daſſelbe Münzrecht, wie dee König, ausüben konnten, mit ihm zur Vertheidigung und Beſchützung dee Einzelnen wie dee Geſammtheit verpflichtet waren, und nur mit gegenſeitigee Zuſtimmung für das Allgemeine rathſchlagen und handeln durften.

Die angeſehenſten Kronvaſallen waren die, welche nicht unter 100 Reiter zum Felddienſte ſtellten, und ihrer Perſonen und Beſitzungen wegen, nicht vor dem königlichen Hofgerichte, wie die übrigen Kronvaſallen, ſondern vor dem Könige und ihres Gleichen, höchſtens voe dem Reichsmarſchall odee Seneſchall, gerichtet wurden; alſo der Fürſt von Antiochien (doch nue zu manchen Zeiten), die Grafen von Edeſſa und Tripolis, dee Fürſt von Galiläa (oder Tiberias), der Graf von Joppe und Askalon [69]), dem auch Rama, Mirabel und Ibelin gehörte, der Baron von Sajette, Cäſarea und Baiſan, und der Herr von Montroyal (Karak), dem das ganze chriſtliche Gebiet längs des linken Jordanufers gehorchte. Sie und andere unmittelbare Lehenträger der Krone hatten ihre lehenpflichtigen Leute (Aftervaſallen), welche wieder ihre Lehenleute (hommes liges oder minores valvasores) hatten, obſchon uns factiſch nur Kron- und Aftervaſallen erſcheinen [70]). Wie im teutſchen Reichsweſen, ſo erkannten auch hier die Hintervaſallen mit ihren Untergebenen den König als höchſtes Haupt an, und ihm hörig, ſtellten ſie ſammt den unmittelbaren Lehnleuten einen mäßigen Haufen Reiter mit Fußvolk, damit ſie nicht auf einmal entkräftet werden, ſondern im Nothfalle dem Könige einen Zuzug ohne langes Zögern ins Feld rüſten konnten.

Jedes Lehen, mochte es mittelbar oder unmittelbar ſein, durfte nie mehr als einen Beſitzer haben und konnte auf die Frauen ſo gut, wie auf die Männer, vererbt werden; Afterlehen übee ein Ritterpferd ſtark waren theilbar, wurden gern zerſtückelt, und unter die rechtmäßigen Erben des Lehenträgers nach deſſen Tode vertheilt, um die Zahl der tüchtigen Ritter mit perſönlicher Dienſtpflicht zu vermehren. Immer, wenigſtens im Anfange, mochte es nicht ausführbar geweſen ſein, da ſelbſt mehre Afterlehen in einer Hand zuſammengehalten wurden, wobei, ganz gegen den franzöſiſchen Lehenbrauch, dee Hintervaſall in Leiſtung ſeinee Dienſtpflichten zuerſt auf die Lehen Rückſicht nahm, die am längſten auf ihm ruheten. Daher konnte ein kleiner Kronvaſall von ſeinen Mannen Mächtigern ſeines Standes vorgezogen werden, wenn ſie dieſen zugleich zue Lehen gingen. Lehen ohne perſönlichen Dienſt blieben ungetheilt. Die Lehen überhaupt vererbten ſich unter die Verwandten des Leheninhabers im nächſten Grade und zwar in Majoratsfolge. Doch mußten die Erbfolgefähigen im Reiche ſelbſt anweſend ſein, wovon es in den Nebenſtaaten, ſo in Antiochien,

68) Vgl. des Paters Luſignan histoire générale de l'isle et royaume de Cypre Bl. 79. 69) Auch nach dem Verluſte der chriſtlichen Staaten in Syrien daueeten die Titel eines Fürſten von Antiochien und von Galiläa, eines Grafen von Edeſſa, Tripolis und Joppe mit Askalon im Inſelſtaate Cypern bis faſt zu deſſen Untergange fort, nur mit dem Unterſchiede, daß der Titularfürſt von Galiläa dem Range nach hier der zweite, in Jeruſalem aber der vierte war, und daß der Titel eines Fürſten von Antiochien vorzugsweiſe dem älteſten lebenden Sohne des Königs von Cypern, und die übrigen vier entweder den andern Söhnen deſſelben oder andern Prinzen aus dem königlichen Hauſe Luſignan, oder dem hohen Adel, doch unvererbbar, zuertheilt wurden.

70) Sie heißen in den Aſſiſen Barons, Gens dou Royaume und hommes liges und erinnern an die teutſchen reichsunmittelbaren und reichsmittelbaren Stände, welche letztere auch ihre Vaſallen hatten. Bei Wilhelm von Tyrus (Bongars I, 1034) treten indeſſen nur Barones und vavassores hervor und bei M. Sanuto (ebendaſ. II, 173) auch blos zweierlei Lehnleute, nämlich homines ligii et hi, qui aliis praeminebant, alſo Kron- und Hintervaſallen. Daß derſelbe von beiden die principes oder comites ſcheidet, gibt noch keine neue Claſſe, weil er zu dieſen neben Antiochien, Edeſſa und Tripolis, auch den König von Jeruſalem rechnet. Die Vaſallen der mittelbaren Reichsſtände werden allerdings in den hiſtoriſchen Quellenſchriften übergangen; dies zeigen auch Luſignan und Loredano in der Erzählung von der Gründung des Königreichs Cypern nach dem Muſter des von Jeruſalem, wo König Veit blos *Barons* (chevaliers de l'esperon d'or) und *Escuyers* (c'est à dire Gentils-hommes) herſtellte.

Ausnahmen gab. Die Belehnung geſchah durch Überreichung eines Fähnleins (Standar). Die Minderjährigkeit eines jeglichen Vaſallen bevormundete in der Regel der in den Anſprüchen auf Erbabnahme nächſte volljährige Verwandte, die Erziehung des Mündels aber wurde von der Vormundſchaft getrennt. Jeder Vaſall ward mit Ablaufe ſeines 25. und jede Vaſallin mit dem ihres 12. Jahres mündig. Jener mußte nun, wenn er es noch nicht war, Ritter werden, und dieſe einen tapfern lehendienſtfähigen Kämpfer heirathen, wobei ihr die Wahl des Mannes nicht ganz freigeſtellt war. Heirathsfähige Witwen der Lehenträger waren nicht gezwungen zu heirathen, konnten aber auch nur über den Genuß der Einkünfte ihres Witthums verfügen. Geldlehen, auch Kammer- oder Pfundlehen genannt, erfoderten andere Beſtimmungen, da ſie meiſt im Ertrage gewiſſer Grundſtücke oder im Genuſſe beſtimmter Gefälle beſtanden. Die Lehen und ihre Pflichten konnten aufgehoben werden, entweder durch freiwillige Verzichtung, oder durch Veräußerung oder endlich durch Übertragung bei Lebzeiten des Lehenträgers an deſſen rechtmäßige nächſte Erben mit Zuſtimmung des Herrn. Die freiwillige Verzichtung auf Lehenbeſitz ſtand blos dem erſten Erwerber deſſelben zu, welcher dann in die Pflichten eines gewöhnlichen Unterthans zurücktrat. Die Veräußerung des Lehengutes war entweder Allen, die Münzrecht und Gerichtsbarkeit beſaßen, oder denen erlaubt, welche ihre Schulden erweislich nicht anders tilgen konnten. Mußte der Vaſall ſein Lehengut zur Befreiung ſeines in Gefangenſchaft der Ungläubigen ſchmachtenden Herrn verkaufen, was ihm auch zuſtand, ſo erhielt er von dieſem einen gleich einträglichen Erſatz. Der Käufer eines Lehnbeſitzes mußte durchaus fähig ſein, die darauf haftenden Pflichten zu leiſten, und wurde das Lehengut bei der Verſteigerung zu einem Preiſe zugeſchlagen, der die vorhandene Schuldenmaſſe überſtieg, ſo erhielt der Schuldner den Überſchuß zurück, reichte er aber zur Tilgung derſelben nicht zu, ſo wurde die Kaufſumme unter die Gläubiger nach Verhältniß der Foderungen vertheilt. Lehentauſch ward den Vaſallen auch erlaubt. Kein Lehenträger durfte, außer im Dienſte, ſeinen Lehenbeſitz verlaſſen; da aber viele Ritter wegen ihrer Verbindung mit dem Abendlande zuweilen dahin zu reiſen veranlaßt wurden, ſo mußten ſie, wenn nicht Verluſt der Lehen oder andere empfindliche Strafe eintreten ſollte, entweder vom Lehenherrn oder vom Lehenhofe Erlaubniß dazu haben, wofür ſie ihren Herrn ihre Güter zur Obhut empfahlen und denſelben auf die Dauer ihrer Abweſenheit den Nießbrauch überließen.

Die Pflichten des Oberhauptes der mittelbaren und unmittelbaren Vaſallen waren die bekannten im Lehenrechte des frühern Mittelalters. Dieſe Pflichten und ſtete Gefahren verbanden Alle eng zuſammen zur Ehre und zu gegenſeitiger Treue. Die Verletzung der Pflichten (ſo auch Ketzerei und Verleugnen der Religion) war treubrüchig und ſtrafbar. Der von ſeinem Herrn verletzte Vaſall fand Schutz und Hilfe bei allen ſeinen Genoſſen, und umgekehrt, wenn der Lehenträger ſeinen Herrn verletzte, ſo waren die Mitmannen, ja ſeine eigenen Vaſallen gegen ihn, und zwangen ihn auf dem Wege der Gewalt oder auf dem des Rechtes zu ſeiner Pflicht zurück. Sonach hielten die Vaſallen jeglichen Lehenherrn zur Bewahrung ſeiner Lehentreue an, wie ſie deſſen Rechte ungekränkt aufrecht zu erhalten ſuchten, ja die Hintervaſallen hielten ihren unmittelbaren Herrn zur Beobachtung ſeiner Pflichten gegen den Oberlehenherrn an. Hierzu dienten namentlich, wie bereits erwähnt, das Beſtehen des königlichen Lehen- oder Gerichtshofes[71] (für den König und ſeine Vaſallen) und der Lehen- oder Gerichtshöfe, welche die Kronvaſallen mit ihren Lehenträgern bildeten, wo alle Streitigkeiten der Lehenpflichtigen aus zweiter und dritter Hand geſchlichtet wurden, mit Ausnahme der Ketzereien, Eheſachen und letzten Willen, die vor geiſtliche Gerichte gehörten. Lehenhöfe und Ausübung der Gerichtsbarkeit konnten den Vaſallen nur vom Oberlehenherrn geſtattet werden, und die, welchen ſolches Vorrecht verſagt war, mußten ihre Mannen in weltlichen Rechtsſachen an den königlichen Lehenhof weiſen. In dieſem ſaß der König ſelbſt oder der Connetable, in jenen ſaßen Vaſallen oder deren Stellvertreter vor, ſelbſt in eigenen Angelegenheiten. Die Mannen des Lehenherrn waren die Beiſitzer oder Richter, denen allein das Urtheil zu finden zuſtand, und zwei wenigſtens mußten gegenwärtig ſein, wenn die Verhandlungen Kraft und Gültigkeit haben ſollten; dabei aber ſo viele weitſchweifige Förmlichkeiten, daß nur wenige ſehr klar vorliegende Rechtsfälle vor Ränken und Verwirrungen geſichert waren. Nach der Verfaſſung des Königreichs konnten im königl. Lehnhofe auch die mittelbaren Vaſallen beiſitzen, in den Lehenhöfen der unmittelbaren Vaſallen ſaßen nur deren Lehenträger oder im Nothfalle auch mit des Königs Zuſtimmung die Mannen Anderer mit zu Gerichte. Im Gange der Rechtsſtreitigkeiten dürfte zu bemerken ſein, daß Sachwalter zugeſtanden wurden, Weiber ohne Erlaubniß ihrer Männer nicht klagen durften, und daß die Termine noch vor Untergang der Sonne oder doch höchſtens vor dem Erſcheinen der Sterne beginnen mußten. Wenn aber die eine Partei vor demſelben nicht erſchienen war oder bis dahin ihr Außenbleiben durch trifftige Gründe nicht entſchuldigt hatte, ſo wurde die andere pünktlich erſchienene in den Beſitz des ſtrittigen Rechts geſetzt. Gerichtskämpfe waren in allen Klagen, ſelbſt in Criminalſachen und bei Hochverrath zuläſſig, in denen der Eid (der übrigens mit leerem Magen[72]) geſchworen werden mußte) erlaubt und der Gegner des Meineides beſchuldigt werden konnte. Die Zweikämpfe (tornes de Bataille) wurden auf verſchiedene Art, jedoch bei Gleichheit der Waffen und Rüſtung, außer, wenn Ritter gegen Knappen kämpften, gehalten, und es konnten Vater mit Sohn, oder Geſchwiſter unter einander

71) Dieſer hatte ſeinen Sitz vorzugsweiſe zu Jeruſalem und nach dem Verluſte dieſer Stadt zu Ptolemais, er konnte aber auch in jedem andern Orte des Königreichs ſeine Geſchäfte verrichten.

72) So wurde die Botſchaft Saladin's im chriſtlichen Lager bei Joppe 1192 unter dem Vorwande um einen Tag hingehalten, weil die Chriſten, welche den Muſelmännern einen Eid abzulegen hatten, bereits Speiſe zu ſich genommen und dem Herkommen gemäß nur nüchtern ſchwören durften.

dergleichen beſtehen, lieferten aber nicht wie andere, die es knieend thun mußten, dem Gerichte Pfänder aus. Weiber, Gebrechliche und alte Männer über 60 Jahre ſtellten ihre Vertreter, es geſchahen aber dabei aus Vorurtheil gewaltige Greuel. Alle Criminalgerichtskämpfe wurden den dritten, alle andere Gerichtskämpfe den vierzigſten Tag nach Überreichung der Pfänder abgehalten, und die Kämpen beider Parteien inzwiſchen in anſtändige Haft geſetzt. Auch die Klagen über einen Lehenhof, z. B. wegen Falſchheit, konnten durch Zweikampf beſeitigt werden. Alle Klagen zwiſchen Söldnern und deren Herren wegen rückſtändiger Löhnung oder wegen Ungehorſams wurden nach eigenen Beſtimmungen beſeitigt. Der Connetable ſchlichtete die Sachen zwiſchen Rittern und Waffenknechten, der Marſchall die der Knappen unter einander.

Nun war bei Gründung des neuen chriſtlichen Reiches auch gleich auf ſchnelle Entwickelung des Bürgerthums geſehen und europäiſchen Anſiedlern zur Förderung der Gewerblichkeit und des Ackerbaues große Begünſtigungen zugeſtanden worden, ſodaß manche Wallfahrt nach dem heiligen Lande zur irdiſchen Speculation wurde und der Bürgerſtand daſelbſt zeitig in Bedeutung kam. Fränkiſche Bürger konnten ohne beſondere Erlaubniß des Landesherrn Grundſtücke erwerben, was dem geiſtlichen und ritterlichen Stande nicht verſtattet war. Der fränkiſche Bürgerſtand wurde zu Berathungen über Communweſen und allgemeine öffentliche Angelegenheiten gezogen, und in Dingen, welche ſeine Verhältniſſe betrafen, war ſeine Zuſtimmung unerläßlich; daher er auch durch von ihm ſelbſt gewählte Behörden (Magiſtrate) vertreten, wie die Verwaltung des ſtädtiſchen Gemeinweſens ihm guten Theils überlaſſen worden ſein mochte. Die Wichtigkeit des Bürgerſtandes im chriſtlichen Oriente verräth unter Anderm die Theilnahme der Burgerſchaft zu Acco an den Händeln zwiſchen den Rittern und dem kaiſerlichen Statthalter im 13. Jahrh. Auch nahm Fürſt Boemund IV. in ſeinem Zwiſte mit der antiocheniſchen Geiſtlichkeit und dem Könige von Armenien ſeine Zuflucht zu den Bürgern und dem Rathe ſeiner Hauptſtadt. Dieſe freien Bürger hingen in Rückſicht aller perſönlichen Rechtsſachen ausſchließlich von Niedergerichten oder Bürgerhöfen (basses courts, courts des borgés, courts dou visconte) ab. Dieſe Untergerichte verhielten ſich zu den Lehen- oder Obergerichten etwa ſo, wie ſich das Lehenrecht vom Landrechte unterſcheidet. Sie beſtanden aus dem Vicegrafen (Burggrafen, visconte), den entweder der König oder ein Vaſall einſetzte, je nachdem dieſer oder jener Grundherr des Gerichtsbezirks war, und aus wenigſtens 12 Geſchwornen, welche aus der Bürger Mitte gewählt wurden. Sie waren die Urtheilfinder und Richter, der Vicegraf ſaß ihnen vor und vollzog das Urtheil. Ihm ſtanden noch zur Seite ein Mattaſip (? Mactaſip, deſſen Amt mit dem der heutigen Marktmeiſter zu vergleichen iſt) und zwei Scharen Sergeanten oder Stäbler[73]), jede zu 24 Mann. Der Vicegraf galt zugleich für den erſten Beamten der Stadt, und ſein Gerichtsbezirk bildete eine Art Burggrafſchaft; dergleichen königliche fanden ſich zu Jeruſalem, Neapolis, Ptolemaïs und Darum, wenn nicht zu Tyrus. Außerdem können noch 31 ſolche Untergerichte namhaft gemacht werden, die den Vaſallen gehörten. Der Vicegraf hing nicht allein vom Grundherrn des ſtädtiſchen Bereiches ab, ſondern auch von den Bürgern, die ihre Zuſtimmung zur Einſetzung in ſein Amt gaben und ihn auch wegen Amtsverletzungen bei dem Herrn verklagen konnten. Das Verfahren in dieſen bürgerlichen Gerichtshöfen war dem in den Obergerichten ähnlich; hier wurde auch der Zweikampf bei allen Klagen und Streitigkeiten, wenn ihre Gegenſtände nicht unter dem Werthe einer Mark Silbers waren, zugelaſſen[74]). Auch die Förmlichkeiten dieſer Gerichtskämpfe glichen denen bei den Lehenhöfen, außer, daß die Bürger durchgehends zu Fuße mit Schild und Stöcken ohne Helm und Harniſch fochten. Im Übrigen finden Rechtskundige im Rechtsgange dieſer Gerichte ſchon Anfänge des neuern europäiſchen Rechts, wie z. B. in Enterbungsſachen, aber auch den Anfang vom Inquiſitionsproceſſe, inſofern die Verurtheilung auch auf bloße Zeugniſſe ohne gewährte Reinigung durch den Zweikampf erkannt wurde.

Noch erwähnen die Aſſiſen beſondere Gerichtshöfe, welche ſchon von Gottfried für die Surianer auf deren Bitten errichtet wurden. Obſchon die Surianer neben den Sarazenen als Stammbewohner Paläſtina's verſtanden werden müſſen, ſo werden ſie gegen die Meinung einiger neuerer Forſcher in den Aſſiſen wol von den übrigen vorgefundenen und geduldeten chriſtlichen Sekten unterſchieden, und ſtanden in perſönlichen Rechtsverhältniſſen den Grifonen, Armeniern, Neſtorianern, Jacobiten, Sarazenen, Juden ꝛc. gleich, den Franken oder chriſtkatholiſchen Bürgern aber weit nach. Sie alleſammt nach ihrer Weiſe lebend waren unfreie, zinspflichtige Landbebauer, Handarbeiter und Handwerker (vielleicht theilweiſe im Wohlſtande), die gegen keinen fränkiſchen Bürger zeugen konnten, und umgekehrt; doch durfte auch kein Surianer gegen einen Grifonen und umgekehrt zeugen. Daſſelbe Verhältniß fand auch zwiſchen den Armeniern, Samaritanern, Neſtorianern, Jacobiten ꝛc., Sarazenen und Juden ſtatt. Sie konnten zwar Grundſtücke erwerben, aber nur unter gewiſſen Beſchränkungen, ſobald ſie in Städten lebten, während ihre Genoſſen auf dem Lande fröhnende und zinspflichtige Beiſaſſen (*πάροικοι*, Paröken, wie auch auf Cypern) ihren Herren dienten und mit deren Zuſtimmung vielleicht Grundſtücke erwarben, ſobald ſie nicht Sarazenen und Juden waren, die vom Grunderwerbe gänzlich ausgeſchloſſen wurden. Die Nachrichten über dieſe dritte Claſſe der Einwohner des chriſtlichen Orients und ihrer Gerichte ſind äußerſt dürftig, jedenfalls aber waren ihre Gerichtshöfe alle nach einerlei Vorſchrift errichtet und geleitet. Man

73) Bei Canciani sergenti, bastonieri oder fanti genannt, alſo Stabträger, Stockknechte.

74) Eine Mark Silbers betrug 25 Byzantien oder 12½ franz. Livres. Eine Byzantie mochte einem Dukaten an Werthe gleichkommen, ſowie ein Livre damaliger Währung einem jetzigen Pfunde Sterling gleichſtand.

Digitized by Google

weiß blos, daß jegliches ihrer Gerichte aus einem Vorſitzer (dem Ortsvorſteher, Rajis) und zwei Geſchworenen ihrer Abkunft und Sekte gebildet und alle Verwandtſchaftsſtreitigkeiten, Criminalſachen und Grundſtücksangelegenheiten denſelben für die königlichen Gerichte entzogen wurden. Bisweilen ſaß ihnen auch ein Vicegraf vor.

Die Leibeigenen endlich, aus den gefangenen Ungläubigen entnommen, ſtanden lediglich unter Zucht und Willkür ihrer Gebieter, konnten gegen dieſe nicht klagen und waren ſelbſt Gewaltthaten aller Franken ungerächt ausgeſetzt; wurden ſie aber von freien Männern oder Frauen, denen ſie nicht eigenthümlich, gemordet oder todtgeprügelt, ſo mußten die Thäter auf Verlangen und redliche Angabe des Sklavengebieters ſo viel, als die Gefallenen ihrem Beſitzer vom Tage des Kaufes an gekoſtet hatten, demſelben zur Entſchädigung zahlen. Der ſeinem Herrn entlaufene Sklave mußte, wenn er ergriffen, zurückgeliefert werden. Fleiſchliche Vermiſchung mit Sklaven oder Sklavinnen wurde an Chriſten hart beſtraft.

Den geiſtlichen Stand betreffend, ſo war die geſammte hohe Geiſtlichkeit ſammt den Klöſtern dem Könige und dem Staate lehen- und dienſtpflichtig; daher auch in Reichsverſammlungen mitberathend und mitſtimmend. Sie hatte ihre Pfründen von den Königen erhalten als ein Kronlehen, darum gehörten ihr, wie den Baronen, Gerichtshöfe und Münzſtätten; allein ſie rüſtete nur, ſo viel ſich ermitteln läßt, Fußknechte ins Feld und durfte nur zu ihrer eigenen Wehr Waffen tragen. Der Erzbiſchof von Tyrus ſtellte 550 Mann, ebenſo viel der ihm untergebene Biſchof von Acco, während der Patriarch von Jeruſalem nur 500 Mann reichte. Die Geiſtlichkeit war ſonach in weltlichen Dingen dem Könige und den Aſſiſen hörig, ſeitdem der Patriarch von Jeruſalem (der von Antiochien war weniger beugſam) in die gebührenden Schranken zurückgewieſen worden war; in geiſtlichen Sachen hatte die geſammte Kleriſei den Papſt zu Rom, dann die Patriarchen zu Jeruſalem und Antiochien zu Oberhäuptern. Die Macht des erſtern zu vergrößern ſcheiterte an dem Eigenſinne und an der Kraft des letztern. Schon Balduin I. konnte ſelbſt mit anfänglicher Zuſtimmung des heiligen Stuhls nicht durchſetzen, daß alle Städte und Landſchaften, die er und ſeine Ritter den Ungläubigen abgewinnen würden, unter die geiſtliche Pflege des Patriarchen der heiligen Stadt geſtellt werden ſollten; daher kam, daß auch die Biſthümer in der Grafſchaft Tripolis dieſem Patriarchate entzogen und dem zu Antiochien unterworfen wurden. Die Prälaten der Grafſchaft Edeſſa gehorchten auch demſelben, wonach ſein Nebenbuhler lediglich auf das Königreich gewieſen ward. Die hierüber obwaltenden Streitigkeiten waren dem gemeinen Weſen nicht förderlich. Dem mindermächtigen Patriarchen von Jeruſalem gehorchten alſo nur vier Erzbiſthümer (ein fünftes zu Beſſeret war von kurzer Dauer), das nämlich zu Tyrus, Cäſarea, Nazareth und Karak ſammt deren reichlich begabten Biſthümern. Sie zuſammen in unverhältnißmäßiger Zahl zum Umfange des Landes, lebten bald mit dem Patriarchen, den ſie wählten, bald mit einander ſelbſt, bald mit dem einen oder dem andern Kloſter, wovon das Reich nicht wenige aufzuweiſen hatte [75]), bald endlich mit dem heiligen Stuhle zu Rom in Hader, und gaben im Wohlleben ſchwelgend der Sittlichkeit, über welche ſie wachen ſollten, durch ärgerliche Lüderlichkeit einen gewaltigen Stoß, wie überhaupt ſeit 1186, wenn nicht früher, als ſich Chriſten zum Übertritte in den Islam gewöhnt [76]), Klagen über Sittenverfall lauter wurden. Der Patriarch lebte um dieſe Zeit öffentlich mit einer verführten Buhlerin. Nach Vertreibung dieſer Prälaten aus ihren fetten Pfründen machte man ſie in Rom zu Episcopis in partibus und zu Vicariis generalibus. Übrigens waren dem Patriarchen 20 Stiftsherren des heiligen Grabes und die Biſchöfe von Bethlehem und Hebron, vielleicht auch der von Rama als Gehilfe in ſeinen Amtsverrichtungen untergeben. Auch lag ihm ob, das heilige Kreuzholz, — das koſtbarſte Kleinod der Franken — einem andern Prälaten die heilige Lanze, und einem dritten die Büchſe mit Milch von der heiligen Jungfrau Maria zur Belebung des Muthes in die Schlacht zu tragen. Das Kreuzholz, die Oriflamme der Franken, um welches ſich der Kern des fränkiſchen Heeres ſammelte, durfte nie im Schlachtgetümmel fehlen (nur im unglücklichen Treffen bei Askalon 1102 war es nicht zugegen) und wurde auf allen Feldzügen gebraucht, obſchon der herrſchenden Meinung nach es ſeine Wunder ausſchließlich für das Königreich verrichten durfte, und wenn ſein Träger in heißem Gemenge, wie 1148 bei Damask, getödtet wurde, ſo entſtand im chriſtlichen Heere große Beſtürzung. In der Schlacht bei Hittin 1187 endlich ging das heilige Holz durch die Gefangennehmung ſeines Trägers an die Sarazenen verloren, und kam nie wieder in die Hände der Chriſten, wenngleich ſeine Rücknahme durch Verhandlungen mit Saladin und deſſen Nachfolgern mehrmals verſucht worden war. Allein ſie wußten ſich zu helfen: ein liſtiger Prälat wollte das Holz 1192 wiedergefunden haben, wiewol es um ſelbige Zeit einem chriſtlichen Abgeordneten in Saladin's Lager vorgezeigt worden war; glücklicher war gleichzeitig ein anderer Prälat, deſſen vorgefundenes Bruchſtück vom echten verlornen Kreuze die Anerkennung erhielt, von nun an in den Schlachten umhergeſchleppt zu werden. Zur Abhilfe großer Gefahren lag auch der Geiſtlichkeit ob, ſtrenge Faſten des Volkes anzuordnen, die mitunter auf widerſinnige Weiſe beobachtet wurden. So wurde z. B. 1123 und 1137, als das heilige Land in ſehr gedrängter Lage ſich befand, während der befohlenen Faſten den Säuglingen die Muttermilch und dem Viehe das Futter entzogen.

Die Streitkräfte, welche der geſammte chriſtliche Staat ins Feld ſtellte, waren mäßig und auf Vermei-

75) Die vornehmſten waren auf den Bergen Karmel, Tabor, Zion, dem Ölberge, im Thale Joſaphat, zu Jeruſalem, Bethlehem, Nazareth und Bethania. Sehr begünſtigt waren ſie übermüthig und widerſpenſtig. 76) Sie gingen natürlich in die Staaten der Ungläubigen, während die zum Chriſtenthume gewendeten Muhammedaner ſich dem chriſtlichen Regimente unterwarfen. Solcher Wechſel war nicht ungewöhnlich, ſeitdem ſich die Gläubigen und Ungläubigen neben einandee vertragen lernten.

dung der Erſchöpfung berechnet. Bei dem Widerſpruche der Quellen läßt ſich keine ſichere Angabe finden, indeſſen mochte das Königreich Jeruſalem, d. h. die weltlichen und geiſtlichen Vaſallen mit vier bis fünf königlichen Städten, ohne Tripolis, Antiochien (welches an Reiterei bisweilen mehr rüſtete, als das Königreich) und Edeſſa, nach ergangenem Aufrufe mit Einſchluſſe der königlichen Söldner 11,000 Mann, darunter 5000—6200 Mann Fußknechte, ſtellen können, ohne ſich dadurch für den Nothfall einer ſchnellen Nachhilfe zu berauben. Unentbehrlich wurden daher dieſer ſchwachen Kriegsmacht die Geſchwader der drei geiſtlichen Ritterorden; ſie, die Johanniter-, Templer- und teutſchen Ordensritter (ſ. die betreffenden Art.) konnten mit ihrer Mannſchaft als ſtehendes Heer des chriſtlichen Staates angeſehen werden, beſonders da ihnen hier und im Abendlande durch reiche Beſitzungen große Mittel zu Rüſtungen bereit ſtanden[77]. Gaben doch die Templer allein zu manchen Zeiten dem königlichen Heere eine Verſtärkung von 300 Reitern, ohne ihre Fußknechte, Turkopolen und Turkomanen. Aber auch ſie wurden von allen Laſtern des Reichs nach und nach benagt; durch Übermuth, Habſucht und Verderbtheit fielen ſie, wie der ganze chriſtliche Staat in Verachtung, oft ſogar in Verdacht, Chriſten verrathen und Verbrecher in Schutz genommen zu haben, während ſie der Zwieſpalt unter einander endlich ſelbſt ſchwächte. Eine letzte Kriegshilfe reichten dem heiligen Königreiche die drei Handelsrepubliken Genua, Piſa und Venedig ſammt der Handelsſtadt Marſeille, ohne eigentliche Lehenpflichten auf ſich zu dulden. Bei anfänglich angebotener oder erbetener Hilfe wirkten ſie ſich, wie ſie es im byzantiniſchen Kaiſerreiche zu thun pflegten, im Königreiche Jeruſalem und im Fürſtenthume Antiochien gewiſſe Handelsrechte, Freiheiten, Straßen und Plätze mit Kirchen und eigener Gerichtsbarkeit in Städten, die ihrem Verkehr bequem lagen, aus. Genueſer und Piſaner waren die erſten, die vom Könige Balduin I. in den ſyriſchen Küſtenſtädten ſolche Coloniſationsrechte bekamen. Genua erhielt ſeit 1104 ſchon von Ptolemais, Aſſur und Cäſarea den dritten Theil mit allen grundherrlichen Rechten. Venedig wurden vertragsmäßig 1123 von Tyrus und Askalon, wenn ſie würden erobert werden, ein Drittel mit allen grundherrlichen Rechten darauf und in jeder andern Stadt des Reiches (in Acco waren ſie bereits anſäſſig) eine Straße mit Kirche, Bad, Backofen eigenthümlich ohne Abgabe, aber mit eigener Gerichtsbarkeit, zollfreier Aus- und Einfuhr und mit eigenem Maße und Gewichte zugeſichert gegen die Verpflichtung zur Vertheidigung des Reiches eine gewiſſe Anzahl Kriegsvolk zu unterhalten[78]. Ähnliche Zuſicherungen wurden 1117 und 1136 den Marſeillern für Colonien in den Städten des Reichs gegeben und zwar nach Ruſi's Urkunden mit eigenen Gerichtsbarkeiten. Gleiche Bedingungen öffneten allen dieſen Handelsſtaaten auch die drei chriſtlichen Nebenländer. Für die Aufnahme und Bevölkerung der Städte mochte dies recht dienlich ſein, für Ordnung, Ruhe, Gemeingeiſt und Zuſammenwirken in entſcheidenden Augenblicken aber höchſt verderblich, wovon Ptolemais das auffallendſte Beiſpiel abgibt. Dieſe Handelsſtaaten griffen in ihren Colonien ſowol durch ihre Gerichtshöfe, als durch ihre Beſitztheile willkürlich um ſich; ſie riſſen an ſich, was ſie nicht beſaßen, und richteten oft über Volksclaſſen, die ihren Gerichten vertragsmäßig entzogen waren. Ihr unermüdlicher Speculationsgeiſt macht dies begreiflich, wodurch ſie ſich bei den Franken großen Haß zuzogen. Dem Könige, ſeinen Vaſallen und Städten brachten ſie Unheil, Unfrieden und Zwietracht, die Raufereien unter einander ſelbſt, wenn zwei oder drei Handelsſtaaten in einer oder mehren Städten gleiche Rechte neben einander hatten, abgerechnet, worüber ihre Verbindlichkeiten zur Landesvertheidigung vernachläſſigt wurden. Auch mochten ſie mehr Gewinnſucht als die Verbreitung des chriſtlichen Kreuzes im Auge haben, wie ihre Separatverträge mit den Sarazenen verrathen. So ſchloß Venedig mit Aleppo 1225, 1229 und 1264, mit Ägypten 1254 und 1258, mit Ikonium 1219 Verträge ohne König und Reich von Jeruſalem ab. Traten Verwirrungen im chriſtlichen Reiche ein, ſo zogen die italieniſchen Coloniſten Gewinn daraus, und hinterließen den Ruf, durch ihre abgeſchloſſenen Verhältniſſe und Beſtrebungen den Untergang des chriſtlichen Staatenvereins beſchleunigt zu haben. Freilich ein Leichtes, da die entarteten Franken ſelbſt ihr Hauptziel aus den Augen verloren, da ihnen die Kraft des Willens und die ſchwärmeriſche Tapferkeit entſchwunden, ihre Kriegskunſt von den Ungläubigen abgelernt, und endlich ihre Volksmaſſe, ihr innerer Wohlſtand, wie ihr Kunſt- und Gewerbfleiß von denſelben bei weitem übertroffen worden waren[79]. (*B. Röse.*)

C. Ortſchaften in Amerika und Europa.

Jerusalem, 1) ein Stadtgebiet (township) der Grafſchaft Ontario im nordamerikaniſchen Freiſtaate Newyork, deſſen Bewohner ſämmtlich Anhänger des Sektirers Witkinſon ſein ſollen, und über 600 betragen mögen. 2) Ein Stadtgebiet (township) der Grafſchaft Waſhington im nordamerikaniſchen Freiſtaate Maryland, liegt am Fluſſe Antietam, hat eine Kirche, ein Poſtamt und gegen 100 Wohnhäuſer. Dieſer Ort kommt auch häufig unter dem Namen Funkstown vor. 3) Hauptort der Grafſchaft

---

77) Wenngleich dem päpſtlichen Stuhle unmittelbar unterworfen, ſo ſtanden ſie verkommenden Beiſpielen zufolge, doch auch unter der oberherrlichen Gewalt der Könige von Jeruſalem. Bekanntlich ließ Amalrich I. einſt 12 Templer mit dem Tode ohne alle Umſtände beſtrafen, ohne darüber zur Rechenſchaft gezogen worden zu ſein. 78) Vgl. *Muratori* XII, 270 fg. und 275 mit *Bongars* I, 830 fg.

79) Benutzt wurden außer den angeführten Werken noch des Jeſuiten Maimbourg histoire des croisades IV tom. Mailly's Geſchichte der Kreuzzüge in der teutſchen Überſetzung. 2 Bde. Spalding's Geſchichte des chriſtlichen Königreichs Jeruſalem. 2 Thle. Gibbon's Geſchichte des römiſchen Weltreichs in der Sporſchilſchen Bearbeitung S. 2205—2259. Haken's Gemälde der Kreuzzüge nach Paläſtina. 3 Bde. Wilken's Geſchichte der Kreuzzüge. 8 Bde. Reinhard's Geſchichte des Königreichs Cypern. 1. Thl. und *Jauna*, histoire générale des Royaumes de Chypre, de Jerusalem etc. nebſt Heeren's Verſuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa und Meier's Verſuch einer Geſchichte der Kreuzzüge. 2. Thle.

Southampton im nordamerikaniſchen Freiſtaate Virginien, hat die Grafſchaftsgebäude und ein Poſtamt. (*J. C. Schmidt.*)

4) **Jerusalem, Jerusalemkapelle** (46° 29′ 4″ nördl. Br. u. 33° 58′ 53″ öſtl. L.), eine im luttenberger Weingebirge gelegene Gemeinde des Bezirks Friedau im marburger Kreiſe der untern Steiermark, auf der Höhe des nach dieſem Dorfe benannten Weingebirges und längs der von St. Nicolai nach Luttenberg führenden Straße gelegen, 7¼ Meilen ſüdoſtwärts von der Kreisſtadt entfernt, nach St. Nicolai bei Luttenberg (Dekanat Großſonntag, Bisthum Seckau) eingepfarrt, mit 20 Häuſern, welche zerſtreut zwiſchen Gräben und Rebenpflanzungen liegen, und (1834) 71 wendiſchen Einw., die außer Weinbau und Obſtbaumzucht nur einen unbedeutenden Ackerbau treiben. Die nach dieſem Orte benannte Weinſorte iſt die vorzüglichſte unter den berühmten luttenberger Weinen. Der Ort iſt auch der herrlichen Ausſicht wegen bekannt, der man ſich von den Höhenpunkten dieſer Gemeinde über die untere Steiermark, Ungarn und Kroatien erfreut. (*G. F. Schreiner.*)

III. Theologie. 1) **Das himmlische Jerusalem**, ſ. Himmel (Dogmat. u. Religionsgeſch.), u. Seligkeit. 2) **Das neue Jerusalem**, ſ. unt. Swedenborg.

Jerusalemsblume, Kreuz, Nelke, ſ. Lychnis (chalcedonica).

Jerusalemskorn, ſ. Triticum (amyleum).

JERUSALEMSPLAINS, eine ſchöne Wieſenebene im ſüdlichen Theile der großen auſtraliſchen Inſel Vandiemensland, liegt in der Grafſchaft Buckingham, im ſogenannten Coalriverdiſtricte, der ſeinen Namen von dem kleinen Fluſſe Coalriver erhalten hat, welcher dieſes von Norden nach Süden ſich hinziehende und Coalriverdiſtrict genannte Thal durchfließt. Der obere Theil dieſer Thalebene führt vorzugsweiſe den Namen Jeruſalemsplains, während der untere Theil Coalriver genannt wird. Erſterer wird wegen ſeines ſchönen Weidelandes von Hirten bewohnt. (*J. C. Schmidt.*)

JERVAISE (...), ein berühmter engliſcher Glasmaler neuerer Zeit, welcher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebte, und ſich einen beſondern Namen durch das große und koloſſale, in gothiſcher Form vollendete Fenſter auf der Abendſeite der Kapelle des neuen Collegiums zu Oxford erwarb. Er malte nämlich darauf nach Joſua Reynolds' Compoſition die Geburt Chriſti, und darunter die ſieben Tugenden in allegoriſchen Figuren in zwei Abtheilungen ſehr ſchön. Die Hauptabtheilung dieſes großen Werkes enthält in der Mitte die Anbetung der Hirten als Hauptgruppe; rechts und links ſind die einzelnen Hirten auf dem Felde bei der Verkündigung, welches alles fünf verſchiedene Felder bildet; unten darunter ſchließt ſich die Darſtellung von Glaube, Liebe und Hoffnung, nebſt den vier Cardinaltugenden, als die Baſis der chriſtlichen Religion, an das Ganze trefflich an. Es gibt über dieſes in ſeiner Art merkwürdige Gemälde, was ſowol dem berühmten Reynolds (ſonſt Präſident der londoner Akademie) als Compoſiteur, wie Jervaiſe als Glasmaler viel Ehre macht, ein einzelnes beſonders großes Kupferwerk aus 15 Blatt beſtehend, in ſehr groß Royalfolioformat, deſſen Kupfer in punktirter Manier von den Gebrüdern Facius, nebſt einer kurzen Beſchreibung, gearbeitet ſind. Nicht nur das Ganze des Bildes, ſondern auch die einzelnen Figuren, beſonders die Tugenden, ſtellen ſich in dieſem Werke ſehr groß dar, ſodaß es dem Beſchauer eine ſehr deutliche Anſicht des Gemäldes gibt. (*Frenzel.*)

JERVIS, 1) eine große und weite Bai an der Oſtküſte des Feſtlandes Auſtralien, unter 35° 8′ 27″ ſüdl. Br. und 46° 59″ öſtl. L. von Greenwich, hat eine runde Form, einen breiten und gefahrloſen Eingang und guten Ankergrund, iſt aber den Seewinden zu ſehr ausgeſetzt. Ihr Anblick iſt keineswegs einladend, indem ihre Küſten größtentheils ein rauhes und unfruchtbares Anſehen haben; die Oſtſeite iſt felſig und mit Heidekraut und Geſtrüpp bewachſen, die Weſtſeite meiſtentheils niedrig, moraſtig und ſandig. Auf der Südſeite finden ſich indeſſen zwiſchen dem Geſträuche grasreiche Wieſen, die gute Viehweiden abgeben können, zumal es nicht an gutem Trinkwaſſer zu fehlen ſcheint; auf der Oſtſeite hat man vielen Bimsſtein und viele andere Anzeigen vulkaniſchen Urſprungs vorgefunden. An der Nordſeite der Einfahrt in die Bai, zwiſchen den Caps Longnoſe und Point perpendicular, befindet ſich eine kleine offene Bucht, die aber auch nicht ganz gegen die Seewinde geſchützt iſt. Der beſte und ſicherſte Ankerplatz liegt an der Südſeite des Einganges in die Bai, hinter der kleinen Inſel Bowen, die nur durch einen ſchmalen Kanal vom Cap Georg getrennt iſt, und wo Schiffe in acht Faden Tiefe auf gutem Sandgrunde ankern können. Schon Cook hat uns eine Notiz von dieſer Bai, aber ihr keinen Namen gegeben, bis ſie im J. 1791 vom Lieutenant Richard Bowen beſchifft und unterſucht, und mit dem Namen Jervisbai belegt wurde.

2) Ein Cap an der Südoſtküſte des Feſtlandes Auſtralien, welches das Oſtcap des Meerbuſens von St. Vincent bildet, und unter 35° 31′ 50″ ſüdl. Br. und 138′ 45″ öſtl. Länge von Greenwich, der großen Känguruhinſel gegenüber liegt. Von den Franzoſen wird dieſes Cap gewöhnlich Cap d'Alembert genannt, allein der gewöhnliche, von den engliſchen und teutſchen Geographen angenommene Name iſt Cap Jervis. (*J. C. Schmidt.*)

JERVIS (John), im J. 1734 zu Meaford geboren, ſtammte aus einer alten angeſehenen Familie in Hufforshire. Sein Vater, Swynſon Jervis, war Advocat, Admiralitätsrath und Rechnungsreviſor am Greenwichhoſpitale; ſeine Mutter eine Schweſter von Thomas Parker, Baron von Exchequer. Seine Fähigkeiten entwickelten ſich im frühen Alter. Bereits im zehnten Jahre verließ er Lord Burton's grammatikaliſche Schule, in welcher er den erſten Elementarunterricht erhalten. Theils aus eigner Neigung, theils durch ſeinen Vater bewogen, nahm er Dienſte bei der engliſchen Flotte. Zu den Kenntniſſen in der Taktik, durch die er ſich ſpäterhin ſo rühmlich auszeichnete, legte er den erſten Grund unter der Leitung Anſon's, Hawke's und anderer großen britiſchen Feldher-

Digitized by Google

ren. Seine Dienſtzeit als gemeiner Seeſoldat, bis zu der Periode, wo er (1755) zum Lieutenant avancirte, liefert wenige charakteriſtiſche Züge. Es fehlte ihm an Gelegenheit, ſich hervorzuthun; aber ſeine Zeitgenoſſen gaben ihm das einſtimmige Zeugniß, daß er ſich durch Pünktlichkeit im Dienſte und ſtrenge Subordination ausgezeichnet habe. Bereits im J. 1748 war er zu ſeiner höhern Ausbildung nach Paris gegangen. Sein dortiger Aufenthalt erweiterte ſeine Welt- und Menſchenkenntniß, und verſchaffte ihm gründliche Kenntniſſe in der franzöſiſchen Sprache. Die politiſchen Ereigniſſe riefen ihn jedoch bald auf die militairiſche Laufbahn zurück. Er zeichnete ſich in den Kriegen mit Frankreich in den Jahren 1757—1762 und 1778—1782 rühmlich aus, vorzüglich in dem Seegefechte auf der Höhe von Queſſant, den 27. Jul. 1778. Er commandirte damals den Foudroyant, der zunächſt an der Victory lag, und mehr als irgend ein anderes Schiff ins Treffen kam. Seinen Charakter, ſowie ſein Urtheil über jene Schlacht, ſchildert das Zeugniß, welches er vor dem Kriegsgerichte über den Admiral Keppel ablegte. „Ich kann mich nicht rühmen," äußerte Jervis, „Lord Keppel ſchon länger zu kennen; ich hatte nie vorher die Ehre, unter ihm zu dienen. Aber ich freue mich, daß ich ſo glücklich bin, vor dem Gerichtshofe und vor ganz Europa zu erklären, daß derſelbe am 27. Jul. während der ganzen Zeit, da die britiſche Flotte im Angeſichte der franzöſiſchen war, die tiefſten Kenntniſſe in der Seetaktik, die geſchickteſte Anwendung derſelben und den kühnſten Unternehmungsgeiſt bewieſen. So lange ich lebe, wird ſein Benehmen und die Geſchwindigkeit der Manövers des Herrn Robert Haland ein Gegenſtand meiner Bewunderung und meines Nacheifers ſein."

Aus den einzelnen Zeugniſſen bei jenem Verhöre ergab ſich, daß der von Jervis befehligte Foudroyant, der ſchon um drei Uhr in die Linie gerückt war, und ſie am nächſten Morgen von vier Uhr nicht verlaſſen hatte, in das hitzigſte Treffen gekommen war, und ſehr viel gelitten hatte. Der große Maſt und Vordermaſt war von Kanonenkugeln durchlöchert, die vordere Bramſtange hatte abgenommen werden müſſen, und die Segel und das Tauwerk des Beſansmaſtes war ſtark beſchädigt und unbrauchbar geworden. Es war unmöglich, den Feind mit jenem Schiffe zu verfolgen, das ſich immer an der Seite der Victory ſo viel als möglich gegen den Wind halten mußte. „Ich ſehnte mich ſehr nach Wind," äußerte Jervis in dem Verhöre, „weil bei der traurigen Beſchaffenheit meines Schiffes nur der Vortheil des Windes mich wieder ins Treffen bringen konnte." Als ihm einige Fragen über die Lage vorgelegt wurden, in der ſich der Viceadmiral und ſeine Diviſion befunden, gab er die kluge Antwort, daß er ſeine Aufmerkſamkeit auf den Admiral gerichtet, und von jener Abtheilung der Flotte keine Rechenſchaft ablegen könne. Auch da blieb er ſich gleich, als man gegen ihn ſelbſt Klagen erheben wollte wegen einiger Abweichungen zwiſchen ſeinen Ausſagen und dem Schiffsbuche. Er erklärte, ſein Zeugniß gründe ſich ohne Ausnahme auf ſeine eigenen Beobachtungen, und fügte hinzu, daß er in jedem Falle das nicht beſchwören könne, was im Schiffsbuche ſtehe, ſondern nur das, was er ſelbſt mit eigenen Augen geſehen. Das ganze Verhör ſprach für ſeine Geiſtesgegenwart, ſeine Gewandtheit in überlegten Antworten und für die unerſchütterliche Standhaftigkeit, womit ſeine Geiſteskraft ſeinem Muthe in der Hitze der Schlacht das Gleichgewicht gehalten. Seine glänzendſten Thaten fallen in die Zeit des amerikaniſchen Seekrieges, und beſonders ſprach die Wegnahme des Pegaſus für ſeinen kühnen Heldenmuth. Im April 1782 begleitete Jervis als Schiffscapitain den engliſchen Admiral mit zwölf Linienſchiffen nach der Bai von Biscaya. Unweit Uſhant gab der Capitain Baide, Commandant am Bord des Artois, das Signal, daß er eine feindliche Flotte entdecke. Der Admiral ſteckte die Flagge auf, um Jagd darauf zu machen, und um drei Uhr bekam man den Feind zu Geſichte. Allein das Admiralſchiff Britannia ward bald ſehr weit von vielen vorausſegelnden Schiffen zurückgelaſſen, unter denen der von Jervis befehligte Foudroyant den übrigen ſo weit vorauseilte, daß er ſie bei einem eintretenden Nebel gänzlich aus dem Geſichte verlor, jedoch noch die feindliche Flotte vor Augen hatte, die er anhaltend verfolgte. Sie beſtand aus 18, mit Proviant und Munition beladenen Schiffen, und hatte zahlreiche Mannſchaft an Bord, die für die franzöſiſche Land- und Seemacht in Oſtindien beſtimmt war. Den Tag zuvor war die Flotte von Breſt abgeſegelt. Sie hatte zur Bedeckung zwei Schiffe, den Protector und den Pegaſus, jedes von 74 Kanonen, den Actionaire von 64 Kanonen und eine Fregatte bei ſich. Jervis hatte ſie mit dem Foudroyant ſo ſchnell ereilt, daß ſie einem Gefechte nicht mehr ausweichen konnten. Die zur Convoy gehörenden Schiffe gaben ſich Signale; die beiden von 74 Kanonen berathſchlagten ſich und beſchloſſen, daß der Protector, der viel baares Geld an Bord hatte, ſich davon machen, der Pegaſus dagegen, wenn das Treffen unvermeidlich ſei, den Erfolg abwarten ſolle. Es mochte etwa um ein Uhr nach Mitternacht ſein, als der Foudroyant ganz nahe an den Pegaſus heranſegelte, den der Chevalier Gillars befehligte. Ein ſehr heftiges Gefecht begann. Doch bereits nach einer Stunde lag das britiſche Schiff am Bord des franzöſiſchen auf deſſen linker Seite, und letzteres war genöthigt, ſich zu ergeben. Man fand 80 Todte und Verwundete am Bord des Pegaſus; die Maſtbäume und Segelſtangen waren übel zugerichtet, und die Beſchädigung des Schiffes über alle Erwartung groß, wenn man die kurze Dauer des Treffens in Anſchlag bringt, während der Foudroyant ſehr wenig gelitten, und von ſeiner Mannſchaft kein einziger geblieben oder tödtlich verwundet worden war [1]). Die See war ſo unruhig, daß Jervis nur mit großer Mühe und mit dem Verluſte zweier Böte einen Officier und 18 Mann an den Bord ſeiner Priſe bringen konnte. Für den Muth und die Entſchloſſenheit, die er bei jenem Unternehmen

1) Nur Jervis war durch einen Splitter in die Schläfe verletzt worden. Die Folgen dieſer Verwundung äußerten in ſpätern Jahren einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf ſeine Augen.

Digitized by Google

gezeigt, ſah er ſich belohnt, als er (1783) zum Ritter des Hoſenbandordens ernannt ward[2]). Kurze Zeit nachher vermählte er ſich mit einer Tochter von Sir Thomas Parker.

Im J. 1787 war Jervis zum Viceadmiral der blauen Flagge und 1790 zu dem der weißen ernannt worden. Bis zu dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich hatte er ſich zur Oppoſitionspartei gehalten; beim Beginne der Feindſeligkeiten glaubte er jedoch es ſeiner Ehre ſchuldig zu ſein, der Regierung ſeine Dienſte anzubieten. Das Miniſterium nahm dies Anerbieten ſehr bereitwillig an, und Jervis erhielt das Commando über das Geſchwader, welches, in Verbindung mit Lord Grey, die Unterjochung der franzöſiſchen Inſeln in Weſtindien bewirken ſollte[3]). In dieſem ſchwierigen Unternehmen, bei welchem man mit den furchtbarſten Hinderniſſen zu kämpfen hatte, zeigte ſich der Muth und die Entſchloſſenheit der Anführer von einer ſehr glänzenden Seite. Bereits im April 1794 verbreiteten öffentliche Blätter unter den Bewohnern Londons die Nachricht, daß am 15. März des genannten Jahres die Inſel Martinique, bis auf die Forts Bourbon und Royal, die man eng blockirt, den Franzoſen entriſſen worden ſei.

Am 26. April langten Nachrichten von Lord Grey an, welche die gänzliche Eroberung von Martinique durch die Übergabe des Forts Bourbon meldeten. Fünf Fahnen, welche die Beſatzung von Bourbon übergeben mußten, und zwei, die man noch in dem Fort fand, wurden dem Könige überreicht. Auf beiden Seiten waren hitzige Gefechte vorgefallen. Grey gibt der Tapferkeit ſeiner Gegner ein ſchönes Zeugniß. „Bei unſerm Einzug in Bourbon," ſchrieb er, „ſahen wir die deutlichſten Beweiſe der tapfern Vertheidigung Rochambeau's und ſeiner Truppen. Kaum fand man einen Zoll breit Landes, der nicht Spuren von der Wirkung unſerer Kugeln und Bajonette gezeigt hätte. Die Gerechtigkeitsliebe erfodert anzuerkennen, wie ſehr dem Feinde ſein Widerſtand zur Ehre gereicht." Dem Beiſpiele Martinique's folgten bald auch die übrigen franzöſiſchen Inſeln in Weſtindien. Allein Krankheiten, die unter der engliſchen Mannſchaft ausbrachen, und der Mangel an hinlänglicher Unterſtützung waren Schuld, daß man nicht im Beſitze jener Eroberungen bleiben konnte.

Mit ſehr geſchwächter Geſundheit kehrte Jervis in ſeine Heimath zurück. Beſonders hatte ihn das gelbe Fieber ſehr entkräftet. Aber ungeachtet ſeines ſiechen Körpers konnte ſein Geiſt nicht lange ein unthätiges Leben ertragen. Kaum vier Monate waren ſeit ſeiner Ankunft in London vergangen, als er (1796) dem Admiral Hotham folgte, der die engliſche Flotte im Mittelmeere befehligte. Er beobachtete Genua und Toulon; allein die Vereinigung der ſpaniſchen und franzöſiſchen Flotte zwang ihn, das Mittelmeer zu verlaſſen. Er blockirte hierauf Cadiz, und fügte dieſer Feſtung, franzöſiſchen Blättern zufolge, denen man in dieſem Falle wol Glauben beimeſſen darf, beträchtlichen Schaden zu. Die weſentlichen Dienſte, die er damals leiſtete, indem er die ſpaniſche Flotte blockirte und die Küſten Italiens deckte, belohnte der König von England durch die Ausfertigung eines Patents, das ihn zum Grafen von St. Vincent in dem Augenblicke erhob, wo die Nachricht von ſeinem glänzenden Siege und der Niederlage der ſpaniſchen Flotte einlief. Dies denkwürdige Ereigniß verdient hier eine ausführliche Schilderung, weil es nicht blos zeigt, wie tapfer und entſchloſſen, ſondern auch, wie kühn Jervis im Entwerfen ſeiner militairiſchen Plane war.

Seiner Überlegenheit hinſichtlich der Zahl der Schiffe ſich bewußt, hatte der ſpaniſche Admiral Don Juan de Cordova die Rüſtungen der britiſchen Flotte nicht abgewartet, ſondern die günſtige Gelegenheit ergriffen, ſich mit der ſeinigen einzuſchiffen. Sobald Jervis vom Laufe der ſpaniſchen Flotte ſich unterrichtet, berief er ſeine ſämmtlichen Capitaine zu ſich an Bord, und ertheilte ihnen ſo vollſtändige Befehle, daß er während des ganzen Seegefechts kaum nöthig hatte, drei oder vier Signale zu geben; ein Umſtand, der viel dazu beitrug, die feindliche Flotte in Verwirrung zu bringen. Sie beſtand aus 27 Linienſchiffen. Eins davon trug auf vier Verdecken 136 Kanonen; ſechs andere hatten drei Verdecke und 112, zwei 84 und die übrigen 18 74 Kanonen. Das britiſche Geſchwader beſtand dagegen nur aus 15 Linienſchiffen, vier Fregatten, einer Schaluppe und einem Kutter. Von dieſen Schiffen hatten ſechs drei Verdecke, acht trugen 174 und eins 64 Kanonen.

Den 4. Febr. 1797 war der ſpaniſche Admiral von Cordova ausgeſegelt, hatte am folgenden Tage Gibraltar paſſirt, und in der Bai drei Linienſchiffe zurückgelaſſen. In der Nacht vom 11. ward die ſpaniſche Flotte zuerſt von der engliſchen Fregatte Minerva entdeckt, und bereits am 13. Nachts hatten ſich die Flotten einander ſo genähert, daß man die Signalſchüſſe hören konnte. Die britiſchen Schiffe rückten am 14. mit Tagesanbruch zuſammen, und um ſechs Uhr war alles zum Treffen bereit. Gegen zehn Uhr ward die ſpaniſche Flotte dem ganzen britiſchen Geſchwader ſichtbar. Einige ihrer Schiffe ſchienen etwas entfernt von den übrigen. Jervis entſchloß ſich ſogleich, dieſe Schiffe abzuſchneiden, ehe ſie ſich mit der Flotte wieder vereinigen könnten, oder dieſe ihnen zu Hilfe käme. Als er die Stellung der Feinde genau beobachtet, poſtirte er ſeine Flotte in perpendiculärer Richtung[4]), und um halb 12 Uhr gab er das Signal, daß er die feindliche Linie durchſchneiden wolle. Gleichzeitig ward die Angriffsflagge aufgeſteckt.

Jervis hatte ſeinen Zweck erreicht. Mehre Schiffe waren von der Flotte getrennt worden, die nur noch aus 18 Linienſchiffen beſtand. Auf dieſe richtete er nun ſein Augenmerk, da ihn der Wind begünſtigte, und kurz nach 12 Uhr gab er abermals das Signal zum Durchſchnei-

2) Das Seegefecht zwiſchen dem Foudroyant und Pegaſus gab Jervis Veranlaſſung, zwei ſehr gelungene Gemälde zu entwerfen. Sie befanden ſich noch vor mehren Jahren im Beſitze des Marquis von Landsdown. 3) Gegen 10,000 Mann, die urſprünglich zu dieſem Unternehmen beſtimmt waren, wurden in der Folge zu einer andern Expedition an der Küſte von Frankreich gebraucht.

4) Into a line of battle a-head and a-stern.

den der feindlichen Linie. Der feindliche Admiral ſuchte dies zu verhindern, und ſchien den Nachzug der britiſchen Linie umgehen zu wollen, um den Vortheil des Windes für ſich zu bekommen. Dies verhinderte, einem authentiſchen Berichte zufolge, der Commodore Nelſon. „Sobald er," heißt es dort, „den feindlichen Nachzug paſſirt hatte, ließ er ſein Schiff, der Capitain genannt, wenden, und ſeine Stellung auf der andern Seite nehmen. Bei der Ausführung dieſes kühnen Manövers befand ſich Nelſon an der Seite des ſpaniſchen Schiffes Santiſſima Trinidad. Letzteres hatte 136 Kanonen, der Capitain nur 74, und obgleich die Santiſſima Trinidad von den nächſten Schiffen, größtentheils Dreideckern, unterſtützt ward, ſcheute der tapfere Commandant des britiſchen Schiffes doch nicht das Gefecht. Als noch einige andere Schiffe zu ſeinem Beiſtande herbeiſegelten, und der Admiral Parker ſich mit vier Linienſchiffen näherte, mußte der feindliche Admiral ſeinen Plan aufgeben, ſich mit den Schiffen auf der Windſeite wieder zu vereinigen." Der Vortheil ſchien nun völlig auf britiſcher Seite. Die ſpaniſche Flotte mußte weichen. Mehre ihrer Schiffe ſtießen jedoch in der Verwirrung des Rückzuges an einander. „Jetzt widerſetzte ſich," heißt es in dem angeführten Berichte, „Admiral Jervis mit den ſieben Schiffen ſeiner Diviſion, um den Feind in ſeinem Rückzuge zu ſtören. Da ihm jedoch dies nicht gelang, befahl er dem voranſegelnden Schiffe, Excellent genannt, Widerſtand zu leiſten, während er in der Victory den letzten Schiffen vom feindlichen Nachzuge in den Wind kam. Der Capitain Collingwood, der den Excellent befehligte, ſegelte nachher zwiſchen den beiden letzten Schiffen des Feindes hindurch, und ſchickte dem St. Yſidro eine ſo volle Ladung zu, daß er ſich ergeben mußte. Das ſpaniſche Schiff St. Nicolas und der Dreidecker St. Joſeph wurden von Nelſon erbeutet." Mit dem hinterſten feindlichen Schiffe, das durch ein wirkſames Feuer genöthigt ward, ſich zu ergeben, befanden ſich vier feindliche Schiffe in den Händen der Briten, deren Verluſt an Todten und Verwundeten auf 300 Mann angegeben wird. Der Verluſt der Spanier auf den vier weggenommenen Schiffen allein belief ſich auf 693 Mann. Man kann danach beurtheilen, wie beträchtlich der Verluſt der ganzen ſpaniſchen Flotte geweſen ſein muß.

Sie flüchtete ſich nach Cadiz, und Jervis erreichte mit der ſeinigen und ſeinen Priſen die Mündung des Tajo, wo er 3200 Gefangene, die Mannſchaft von den vier erbeuteten Schiffen, ans Land ſetzte. Die Nachricht von dieſem Siege, der die Plane eines raubgierigen Feindes vereitelte, hatte ſich bereits in London verbreitet, und Jervis ward dort mit allgemeinem Jubel empfangen. Zu der ihm bereits gewordenen Auszeichnung eines Grafen von St. Vincent trat noch der Titel eines Barons von Meaford, wie man ihn nach ſeinem Geburtsorte nannte. Auch erhielt er eine goldene Denkmünze und einen Jahrgehalt von 3000 Pf. St. Der Herzog von Clarence nannte ihn in einer im Parlament gehaltenen Rede „den beſten Officier im Dienſte Seiner Majeſtät des Königs;" und in der That hatten die engliſchen Annalen bisher noch keinen ähnlichen Fall zu erzählen gehabt, wo ein britiſcher Admiral mit einem Geſchwader von 15 Linienſchiffen eine ſpaniſche Flotte angegriffen und beſiegt hatte, die aus 27 Linienſchiffen beſtand, von denen eins vier Verdecke und 136 Kanonen hatte.

Der Flecken Great-Yarmouth wählte ihn zweimal zu ſeinem Stellvertreter im Parlament, und durch ſeinen Gönner, den Herzog von Clarence, empfohlen, ward er in den Whigclub jener Stadt eingeführt. Bei einer ſpätern Wahl ſchlug er die Stimmen der Bewohner von Yarmouth zu Gunſten ſeines Collegen Beanſon aus, und ward dafür zugleich mit Thomas Baring zum Stellvertreter von High-Wycombe ernannt. Nach dem Tode des Lords Charles Townshead ward Jervis abermals von den Bürgern von Yarmouth zum Parlamentsmitgliede gewählt. Als Politiker war Jervis Mitglied der Oppoſitionspartei, und ſeine Reden im Parlament über manche politiſche Misgriffe, beſonders gegen das Bombardement von Kopenhagen, waren Beweiſe ſeiner richtigen Beurtheilungskraft und ſeines Scharfſinnes. Von weſentlichem Einfluſſe war für ihn der mehrjährige Umgang mit mehren großen Staatsmännern Englands geweſen, beſonders mit dem Marquis von Landsdown, dem Admiral Barrington, dem Oberſten Barré und Andern. Mehre der erſten britiſchen Seeofficiere, unter andern Nelſon, hatten ihm ihre Bildung zu danken gehabt, und ſelbſt der Herzog von Clarence, der eine Zeit lang unter ihm diente, ließ ſeinem militairiſchen Talente vollkommene Gerechtigkeit widerfahren.

Beim Wiedereintritte Pitt's in das Miniſterium hatte Jervis das Commando der Beobachtungsflotte im Mittelmeere übernommen, die er jedoch, ſeiner leidenden Geſundheit wegen, die durch das weſtindiſche Klima ſehr geſchwächt worden war, verlaſſen mußte. Am 18. Auguſt 1799 landete er zu Portsmouth, wo ihm der Bürgermeiſter, die Rathsherren und die Bürgerſchaft in einer Dankadreſſe ihre Glückwünſche abſtatteten über den glorreichen Sieg, den die engliſche Flotte unter ſeinem Commando den 14. Febr. 1799 erfochten. Über die Auszeichnung, die ihm bei dieſer Gelegenheit zu Theil ward, äußert ſich Jervis in einem damaligen Schreiben. „Es freut mich ungemein," heißt es darin, „Ihnen ſagen zu können, wie ſehr ich die Ehre zu ſchätzen weiß, welche mir der Bürgermeiſter und die Rathsherren der Stadt Yarmouth erzeigen, indem ſie mich zum Bürger und Mitgliede ihrer alten Gemeinde ernennen. Ich werde bereit ſein, bei jeder Gelegenheit das Wohl der Stadt zu befördern. Jenen wackern Männern ſage ich zugleich den verbindlichſten Dank für ihre Glückwünſche zu meiner Rückkehr nach England und für ihre gütigen Wünſche einer ſchleunigen Wiederherſtellung meiner Geſundheit. Wird mir Gott dieſe gewähren, ſo ſoll der Überreſt meiner Tage dem Dienſte meines Königs und dem Vaterlande gewidmet ſein."

Noch in höherem Alter ſchien ihm das Feuer und die Kraft der Jugend geblieben und nur durch eine reifere Erfahrung gemäßigt worden zu ſein. Sie war die Urſache, weshalb er ſich (1808) im Oberhauſe gegen den

Digitized by Google

Krieg in Spanien erklärte. Aber auch die Abſchaffung des Sklavenhandels fand an ihm einen lebhaften Gegner. Im J. 1816 trat er, alt und kränklich, ganz in das Privatleben zurück. Er ſtarb im J. 1823 auf ſeinem Landgute Rochette bei Brandwood, nachdem er den größten Theil ſeines Lebens dem Dienſte ſeines Vaterlandes gewidmet, und ungewöhnliche Geiſteskräfte und Talente entwickelt hatte. Auf ſeiner politiſchen Laufbahn zeichnete er ſich durch ſtrenges Ehrgefühl und unerſchütterliche Rechtſchaffenheit aus; im geſelligen Leben charakteriſirte ihn die treueſte und wärmſte Anhänglichkeit an ſeine Freunde[5]). (*Heinrich Döring.*)

JERWEN, eſthländ. **JÄRWA MA**, das ſeereiche Land, Provinz des Herzogthums Eſthland, die in der neuern Zeit ungefähr den weißenſteinſchen Kreis ausmacht, grenzt, nach ihrem alten Umfange, gegen Nordoſten mit Wierland, gegen Nordweſten mit Harrien, gegen Süden mit dem dorpatſchen und an einer Spitze mit dem pernauſchen Kreiſe. Unter den Provinzen von Eſthland iſt ſie die kleinſte, denn nach der Reviſion von 1774 zählte ſie nicht mehr denn 1029$\frac{3}{4}\frac{1}{8}$, nach jener von 1765 nur 946$\frac{1}{4}\frac{1}{16}$, nach der letzten ſchwediſchen Reviſion aber 1210$\frac{3}{4}$ Haaken. Sie war in die acht Kirchſpiele Ampel, St. Johannis, St. Mathäi, St. Marien-Magdalenen, St. Peter, Weißenſtein, St. Anna und Turgel eingetheilt; hiervon iſt Ampel dem weißenſteinſchen Kreiſe entzogen, dem dafür das wierländiſche Kirchſpiel Klein-Marien zugetheilt worden. Obgleich in den frühern Jahrhunderten beſonders unwegſam durch die vielen, ſeitdem mehrentheils verwachſenen Seen, obgleich vertheidigt durch verſchiedene Burgen, wie z. B. Uidale, vielleicht auch Lyndaniſſe (welches zwar andere bei Reval, oder auch bei Lais ſuchen), ſo war Jerwen doch vor allen andern Gebieten des eigentlichen Eſthlands gezwungen, die Herrſchaft der Teutſchen anzuerkennen Die blutige Schlacht an der Pala, 1217, bezeichnet die Unterwerfung des Landes, das jedoch wenige Jahre ſpäter, 1219, König Waldemar II. von Dänemark als ſeine Eroberung betrachtet wiſſen wollte, daher er auch hier ein eigenes Bisthum ſtiftete. Das Bisthum und die däniſche Herrſchaft in Jerwen waren gleich vergänglich, durch den Ausſpruch des päpſtlichen Legaten, des Biſchofs Wilhelm von Modena, vom J. 1225, der das Kriegsglück beſtätigte, wurde das Ländchen den frühern Beherrſchern, den Schwertbrüdern, zurückgegeben. Zur Zeit ihrer Vereinigung mit dem teutſchen Orden hatten die Ritter aber nicht nur Jerwen, ſondern beinahe ganz Eſthland eingenommen, und es war eine der von dem heiligen Stuhle bei der Vereinigung auferlegten Bedingungen, daß Dänemark in den Beſitz von Eſthland wiedereingeſetzt werde. Dieſes geſchah durch den Vertrag von Stenby, vom 7. Juni 1238; nur Jerwen mußte der König gänzlich an den Orden abtreten, gleichwie auch der Erzbiſchof von Lund in Anſehung ſeiner geiſtlichen Gerichtsbarkeit über die Provinz that. Dagegen verſprach der Orden, in deren Grenzen, ohne königliche Erlaubniß, keine Feſtung anlegen zu wollen. Seitdem nehmen die Voigte von Jerwen unter den Ordensgebietigern eine bedeutende Stelle ein, und erſcheinen als ſolche, in Urkunden: 1314 und 1316 Reiner, 1317 Johann von Hohenhorſt, der im nächſten Jahre zum Meiſter in Livland erwählt, aber von den livländiſchen Gebietigern nicht anerkannt wurde, weil man ihn der Unterſchlagung von 169 Mark Silber beſchuldigte. Ferner, 1330 und 1334, Reiner Mumme, 1347 und 1348 Thimo von Mengden (wol ſchwerlich von Meſchede), 1393 Werner von Dilſe, 1420 und 1424 Helwich von Gilſen, 1435 Matthias von Böningen, 1438 Heinrich von Nothleven, 1451 und 1457 Bernd von der Heide, 1477 und 1486 Johann von Selbach, 1501 Johann Stael von Holſtein, 1525 Johann von Cloth, früher Komthur zu Pernau, 1533—1541 Heinrich von Thulen, 1543—1558 Bernd von Smerten (wird den 5. April 1560 als alter Voigt von Jerwen genannt). Vergl. den Art. Weissenstein. (*v. Stramberg.*)

JESAIAS, genauer nach dem Hebräiſchen Jeschajahu, (יְשַׁעְיָהוּ), in der Überſchrift des gleichnamigen Buches auch abgekürzt (יְשַׁעְיָה), Jeschaja, in der griechiſchen Überſetzung dagegen *Ἡσαΐας*, im Lateiniſchen gewöhnlich Esaias, bei Hieronymus jedoch Isaias, der bekannte höchſt ausgezeichnete hebräiſche Prophet, welcher in unſern Bibelausgaben die Reihe der Propheten (in dem hebräiſchen Codex der prophetae posteriores) eröffnet. Wie wir bei den meiſten prophetiſchen Schriftſtellern, welche auf unſere Zeiten gekommen ſind, den Mangel an genauern oder auch nur etwas ausführlichen biographiſchen Nachrichten zu beklagen haben, ſo namentlich auch bei dieſem großartigen und energiſchen Gottesboten, dem, mit J. Görres[1]) zu reden, der Seraph mit glühender Kohle die Lippen gerührt und der nun verzehrend Feuer ins Herz goß ſeinem Volke. Zwar wird er in den hiſtoriſchen Büchern des A. T. ausdrücklich erwähnt; aber unſere Kenntniß ſeiner Verhältniſſe und Schickſale wird dadurch um nichts gefördert, da jene Geſchichtswerke nur daſſelbe berichten, was in dem hiſtoriſchen Abſchnitte der Jeſaianiſchen Orakelſammlung (Cap. 36 ff.) ebenfalls enthalten iſt. In ſeinen uns erhaltenen Ausſprüchen hat Jeſaias allerdings einige Male auf ſich und ſeine Familie Bezug genommen, aber ein vollſtändiges Bild ſeiner äußern Lage läßt ſich daraus keinesweges gewinnen. Endlich hat die jüdiſche Tradition nachmals das Fehlende zu ergänzen geſucht und in ihrer Weiſe über die Lebensumſtände des Propheten und die Zeitverhältniſſe, unter welchen er zu wirken hatte, mancherlei zuſammengebracht. Doch ohne weſentlichen Nutzen. Denn ihre Angaben ſind im höchſten Grade unzuverläſſig und verrathen ſich ſelbſt als Erzeugniſſe einer ſpätern unkritiſchen Zeit, ohne alle ſichere hiſtoriſche Grundlage.

Der Name des Propheten (zuſammengeſetzt aus יֵשַׁע oder יָשַׁע und Jehova) bedeutet Hilfe (Heil) Je-

5) ſ. Public. Characters (London 1800). J. Chr. Fick's Charakterſchilderungen der jetzt lebenden wichtigſten und berühmteſten Männer in Großbritannien. 2. Bd. S. 1 fg.

1) Mythengeſch. der aſiat. Welt. 2. Bd. S. 475.

hova's, iſt alſo dem Berufe deſſelben recht angemeſſen. Sein Vater hieß Amoz (אָמוֹץ), von deſſen Perſönlichkeit aber und Leben nichts weiter bekannt iſt. Rabbiniſche Grübelei macht dieſen zu einem Bruder des Königs Amazia von Juda, aber nur wegen Ähnlichkeit beider Namen (אָמוֹץ und אֲמַצְיָה), alſo aus einem in der That höchſt ſeichten Grunde und nicht nach gewiſſer Überlieferung [2]). Wenn dagegen einige Kirchenväter darunter den Propheten Amos verſtehen, ſo werden ſie durch die griechiſche Form, welche für Amoz (אָמוֹץ) und Amos (עָמוֹס) dieſelbe iſt (nämlich Ἀμώς), zu dieſer Combination verleitet [3]), welche freilich im Hebräiſchen nicht möglich war. Als unzweifelhaft wird allgemein angenommen, daß Jeſaia aus dem Reiche Juda gebürtig war. Schon der Inhalt ſeiner Reden ſpricht dafür. Denn ſie betreffen großentheils jenes Reich; es läßt ſich daher vermuthen, daß es dem Propheten näher lag, als das Reich Israel, eben weil es ſein Vaterland war. Nur Cap. 9. 17 und 28 wendet ſich Jeſaias drohend gegen das Reich der zehn Stämme. Auch ſcheint er ausſchließlich in der Haupt- und Reſidenzſtadt des Reiches Juda gelebt zu haben. Überall, wo ſein Aufenthaltsort genannt oder klar angedeutet wird, iſt es Jeruſalem (vgl. Cap. 7, 3. 22, 1 fg. V. 15 fg. Cap. 37—39). Die Bewohner dieſer Stadt denkt er ſich offenbar als die ihn umgebenden Zuhörer; darum die öftere Anrede an ſie (vgl. Cap. 12, 6. 22, 1 fg. 28, 14. 29, 1 fg. 30, 19) und die häufige Bezugnahme auf ihre Lage, Denkart und Schickſale (vgl. z. B. Cap. 1, 9. 3, 16. 10, 32. 33, 7). Hitzig [4]) und Knobel [5]) finden es nach 2 Kön. 20, 4 wahrſcheinlich, daß er in der äußern oder Unterſtadt Jeruſalems wohnte. Jeſaias war nämlich im königlichen Palaſte (auf dem Berge Zion) geweſen und wollte wahrſcheinlich nach ſeiner Wohnung zurückgehen, erhielt aber den Auftrag umzukehren, „als er noch nicht die halbe Stadt [6]) hinausgegangen war." Wenn aber der Umſtand, daß der Prophet mit dem Könige während der Belagerung durch Boten correſpondirte (2 Kön. 19, 2. 5. 20), von Knobel dafür geltend gemacht wird, ſo findet er offenbar etwas in der ſchlichten Notiz, was nicht darin liegt. Jeſaias war verehlicht (Jeſ. 7, 14. [7]) 8, 3) und hatte mehre Söhne, für welche ſolche Namen gewählt wurden, daß ſie das Geſchick des Volkes andeuteten (Jeſ. 7, 3. 14. 8, 3. 4. 8. 18). Der eine heißt Schear jaschub (שְׁאָר יָשׁוּב), d. i. der Reſt (nämlich des hebräiſchen Volkes) bekehrt ſich, weil der Prophet ſich gern der Hoffnung hingab, daß aus dem vom Strafgericht unberührt gelaſſenen kleinen Theile ein neues, frommes Geſchlecht hervorgehen werde (vgl. auch Cap. 4, 2 fg. 6, 14. 10, 20 fg. 28, 5 fg.). Der zweite empfängt den Namen Immanuel (עִמָּנוּ אֵל), d. i. mit uns iſt Gott, um in der Noth das gebeugte Volk tröſtend aufzurichten [8]). Ein dritter heißt gar Maher schalal chasch bas (מַהֵר שָׁלָל חָשׁ בַּז), d. i. nach gewöhnlicher Übertragung: Eile Beute! Raube bald oder genauer: es eilt die Beute, ſchnell kommt der Raub, weil Syrien und Ephraim, die Bedränger Juda's, bald mächtigern Feinden unterliegen und zur Beute werden ſollten, oder, wie Hitzig will [9]), weil Juda's Ausplünderung nahe bevorſtehe. Übrigens hat man neuerdings Immanuel und Maher ſchalal chaſch bas für Eine Perſon gehalten, ſodaß Jeſaias nur zwei Söhne gehabt hätte, der jüngere aber unter zwei Namen vorkomme. So Hitzig [10]) und Hendewerk [11]). Der Erſtere ſtützt ſich beſonders auf die nicht abzuleugnende Identität der Jeſ. 7, 14 u. 8, 3 erwähnten Mutter des Immanuel und des Maher ſchalal chaſch bas. Auch erklärt er, es ſei nicht zu glauben, daß der letzte Name hätte wirklich gebraucht werden ſollen, weil er zu lang ſei, da die ſonſtigen hebräiſchen Namen aus nicht mehr als zwei Wörtern zuſammengeſetzt wären; er deute auf daſſelbe Ereigniß, wie Immanuel, nur von der Kehrſeite es auffaſſend, ſofern es die Feinde treffe, und ſei nach der Analogie von Jer. 22, 30. Ruth 1, 20 zu beurtheilen. Hendewerk dagegen leitet den einen Namen (Immanuel) von der Beſtimmung der Mutter ab, der andere aber (Maher ſchalal chaſch bas) ſoll vom Vater herrühren. Die Ältern wären nämlich verſchiedener Anſicht gefolgt. Geſenius [12]) hat mit Rückſicht auf die Cap. 7 von der Gattin (oder, wie man auch erklärt, Verlobten) des Propheten gebrauchte Bezeichnung [13]) die Vermuthung ausgeſprochen, Jeſaias möchte ſich zwei Male verehlicht haben, ſodaß die nachherige Mutter des Immanuel bei Ertheilung des Orakels Cap. 7 entweder erſt vor Kurzem mit dem Propheten vermählt worden oder auch wol nur noch Verlobte deſſelben war. Hendewerk [14]) iſt ihm darin beigetreten, während Hitzig [15]) dieſe Hypotheſe als grund-

2) Vgl. die hieher gehörigen Stellen in Carpzov, Introduct. ad libr. canonicos Vet. Test. p. 91 sq. Geſenius, Comment. über den Jeſaia. 1. Th. S. 4. Anm. 3. Doch hat Bertholdt (Hiſtor.-krit. Einleit. in d. ſämmtl. kanon. u. apokryph. Schriften des A. u. N. T. 4. Th. S. 1348. 1349) dieſe Meinung nicht ganz abgewieſen, „weil ſie das große Anſehen erklären helfe, welches Jeſaias am königlichen Hofe, vornehmlich unter Ahas und Hiskias, genoß." 3) Vgl. die Stellen bei Geſenius a. a. O. Anm. 3 und bei Knobel, Der Prophetismus der Hebräer vollſtänd. dargeſtellt. 2. Th. S. 144. Anm. 3. 4) Der Prophet Jeſ. überſ. u. ausgelegt. S. XXXIII. 5) a. a. O. S. 177. Ihnen ſtimmt auch Hendewerk (Des Propheten Jeſaia Weiſſagungen. 1. Th. S. C) bei. 6) Nach dem Keri freilich ſoll man nicht עִיר Stadt, ſondern חָצֵר Hof leſen, wodurch die von Hitzig und Knobel hervorgehobene Beziehung nothwendig hinwegfiele. 7) Wenn auch für diejenigen, welche das ſtreitige הָעַלְמָה nicht von der Gattin oder Verlobten des Propheten faſſen, dieſe Stelle hinwegfällt, ſo iſt doch die andere beweiſend genug.

8) Diejenigen Bibelerklärer, welche Jeſaias 7, 13 fg. meſſianiſch nehmen, geben dieſe Annahme freilich nicht zu, müſſen aber ſchon Cap. 7, noch mehr aber Cap. 8, 8. 10 ſehr gezwungen und unnatürlich deuten. 9) Der Prophet Jeſaia überſ. u. ausgelegt. S. 95. 10) a. a. O. S. 96 fg. Vgl. S. C. 11) Des Propheten Jeſaia Weiſſagungen. S. 207. Vgl. S. C. 12) Commentar üb. d. Jeſ. 1. Th. S. 14. 13) Nämlich das viel erklärte und gepreßte עַלְמָה Jungfrau, eigentlich erwachſenes, mannbares Frauenzimmer, daher von der verheiratheten Frau ebenſo gut zu gebrauchen, als von dem heirathsfähigen Mädchen, und ohne bei letzterem den Begriff jungfräulicher Unverletztheit nothwendig einzuſchließen. 14) a. a. O. S. C. und 207. 15) a. a. O. S. 75.

ſos bezeichnet. Da der Prophet dem kranken Könige Hiskia ſeine Wiederherſtellung nicht blos ankündigte, ſondern auch zu ſeiner Heilung ein äußeres Mittel anwendete [16]), ſo möchte Hitzig daraus ſchließen [17]), er habe ſeine Bildung in ſogenannten Prophetenſchulen erhalten, weil in ihnen ärztliche Kenntniß fortgepflanzt zu ſein ſcheine, mit Bezug auf 2 Kön. 2, 19 fg. 4, 39 fg. 5, 3—14, in welchen Stellen jedoch ſich nur Eliſa's Naturkenntniſſe abſpiegeln, ohne daß geſagt wäre, woher er ſie gewonnen hatte. Knobel erinnert dagegen [18]), daß die Dauer des Propheteninſtituts im Reiche Juda bis zu dem Zeitalter des Jeſaias zweifelhaft ſei. Nach einer ziemlich verbreiteten, aber keineswegs zu erweiſenden Annahme wäre der Prophet Erzieher des nachmaligen Königs Hiskia geweſen [19]); man ſchließt es aber lediglich aus dem großen Einfluſſe, welchen er während der Regierung deſſelben ausübte, als wenn nicht ſeine Einſicht und Erfahrung, ſein vielfach erprobter Eifer für das Gute und für das Heil des Landes, ſowie ſeine fleckenloſe Reinheit auf ein weiches, frommes und der Leitung bedürftiges Gemüth, wie es Hiskia beſaß, nothwendig hätte tiefen Eindruck machen müſſen. Wie wäre es denkbar, daß der Götzendiener Ahas einem ſolchen ſtrengen Vertheidiger vaterländiſcher Sitte und der Religion Jehova's ſeinen Sohn zur Ausbildung anvertraut hätte! [20]) Ohnehin ſcheint es, daß Jeſaias erſt ſpäterhin bei Hiskia viel galt [21]). Hätte das vorausgeſetzte Verhältniß zwiſchen Beiden ſtattgefunden, ſo ſollte man eine Abhängigkeit von den Anſichten des Lehrers vielmehr in der frühern Lebensperiode erwarten. Bertholdt [22]) und Auguſti [23]) ſind geneigt anzunehmen, daß Jeſaias, ehe er dem prophetiſchen Rufe folgte, vielleicht auch noch unter Hiskia, die Stelle eines Reichsannaliſten (מַזְכִּיר) bekleidet haben möge, offenbar deswegen, weil der Prophet 2 Chron. 26, 22 als Verfaſſer der Geſchichte Uſia's genannt wird. Eine ſolche allgemeine Bemerkung jedoch, wie ſie die Chronik gibt, läßt ſich ebenſo gut auf eine aus eignem Antriebe unternommene Privatarbeit beziehen; auch kommt wenigſtens unter Hiskia Joah (Joach) als Inhaber jenes Amtes vor (Jeſ. 36, 3. 22) [24]). In ſeiner äußern Erſcheinung unterſchied ſich Jeſaias wol nicht von ſeinen Standesgenoſſen und trug nach Cap. 20, 2 das härne Gewand (שַׂק), ſonſt auszeichnende Kleidung der Trauernden und Asceten, aber auch wol der Propheten [25]).

Über die Wirkſamkeit des Jeſaias, deren Dauer und Erfolg erhalten wir einzig und allein aus dem ihm zugeſchriebenen prophetiſchen Werke und den parallelen Abſchnitten in den hiſtoriſchen Büchern Aufſchluß. Ganz genügend kann jedoch derſelbe deshalb nicht ausfallen, weil der Prophet in den uns erhaltenen Reden natürlich nur darauf ausgeht, die Anſprüche ſeines Berufes zu erfüllen. So bleiben denn manche Punkte, welche uns in dieſem Betrachte wiſſenswürdig ſind, darin ganz unberührt, oder es iſt ihrer blos gelegentlich und daher nur in kurzen Andeutungen gedacht worden. Unter dieſen Umſtänden darf es nicht auffallen, wenn auch die Kritik der neuern Zeit ſich hierüber noch nicht ganz verſtändigt hat. Geht man von der Überſchrift des Buches aus, ſo fällt die Thätigkeit des Jeſaias in die Regierung der Könige Uſia (reg. von 809—758 od. 759 vor Chr. Geb.), Jotham (reg. von 759 oder 758—743), Ahas (reg. von 743—728) und Hiskia (reg. von 728—699); allein durch Cap. 6, 1 wird der Anfangspunkt derſelben näher beſtimmt und dem Todesjahre des Königs Uſia (alſo 759 oder 758 vor Chr. Geb.) zugewieſen. Lediglich aus einſeitiger Auffaſſung von Cap. 1, 1 (mit Übergehung von Cap. 6, 1) und unrichtiger Vorſtellung von der nicht im Anfange des Buchs, ſondern erſt Cap 6 mitgetheilten Nachricht über die Weihe und Berufung des Propheten ſchreibt ſich die Meinung mehrer jüdiſcher und chriſtlicher Schriftſteller her, daß Jeſaias ſchon während eines anſehnlichen Theiles oder wol gar während der ganzen Regierungsperiode des Uſia geweiſſagt habe [26]). Man hat

---

16) Cap. 38, 21 heißt es nämlich: „Und Jeſaia befahl, daß man Feigenmaſſen brächte und zerdrückt auf das Geſchwür (Peſtbeule?) legte, damit er geneſe." 17) a. a. O. S. XXXIII. 18) a. a. O. 2. Th. S. 177. Vgl. S. 52. 19) So Auguſti im exeget. Handb. 6. St. S. XV und Einleit. ins A. T. S. 242 (1. Aufl.); S. 290 der 2. Ausg. weniger entſchieden. Paulus in d. philolog. Clavis üb. Jeſ. S. 62. A. H. Niemeyer, Charakteriſt. d. Bibel. 5. Th. S. 277. 278. (Die neueſte Ausg. [Halle 1831.]) 20) Vgl. Geſenius a. a. O. S. 15. Hitzig a. a. O. S. XXXVI. Knobel a. a. O. 2. Th. S. 178. Hendewerk a. a. O. S. CX. 21) Vgl. Hitzig a. a. O. S. XXXVI. 22) Hiſtor.-krit. Einleit. in ſämmtl. kanon. u. apokryph. Schriften des A. u. N. T. 4. Th. S. 1849. 23) Einleit. ins A. T. S. 250 fg. (1. Aufl.); in der 2. Aufl. S. 290 weniger entſchieden. 24) Vgl. Geſenius a. a. O. S. 15. Hitzig a. a. O. S. XXXVI. Ob einzelne Propheten überhaupt öffentliche Ämter bekleidet haben, läßt ſich weder mit Entſchiedenheit behaupten noch verneinen. Knobel (a. a. O. 2. Th. S. 178) iſt nach den uns erhaltenen Nachrichten mehr für das Letztere. Auguſti (a. a. O. 2. Ausg. S. 290. Anm. 2) will auf dieſes Moment nicht viel geben, und beruft ſich auf Sir. 48, 22, um zu erweiſen, woran aber auch Niemand zweifelt, daß Jeſaias unter Hiskia ein ſehr wichtiger und einflußreicher Mann war. Der ſtrittige Punkt liegt vielmehr darin, ob dieſer Einfluß Folge eines beſondern Verhältniſſes geweſen, in dem Jeſaias zum Könige früher geſtanden.

25) Wie Credner (Der Prophet Joel überſ. u. erkl. S. 144) bemerkt: „Um durch ihre Kleidung den Ernſt und die Strenge ihres Berufes auszudrücken." Vgl. auch Geſenius a. a. O. 1. Th. S. 644 und Hendewerk a. a. O. S. 597. Nach Knobel (a. a. O. 1. Th. S. 49) dagegen wäre dieſes enge Gewand nur ausnahmsweiſe von Propheten getragen worden; auch betrachtet er es als ungewiß, ob Jeſaias ſich dieſer Bekleidungsart gewöhnlich bediente, oder blos bei der dort erwähnten Gelegenheit, entweder um ſeine Empfindungen über den unerfreulichen Zuſtand ſeines Volkes auszudrücken, oder auch durch einen Trauerfall in ſeiner Familie dazu bewogen. Auch Hitzig (a. a. O. S. 239) wagt nicht, über den Grund dieſer Kleidung zu entſcheiden. 26) Abarbenel z. B. läßt den Jeſaias ſchon unter Uſia auftreten, und zwar, weil er das Leben deſſelben beſchrieben habe, als wenn der Biograph immer nothwendig Zeitgenoſſe des von ihm Geſchilderten wäre. Am allerwenigſten läßt ſich aber behaupten, daß Beide zu gleicher Zeit in öffentlicher Wirkſamkeit geſtanden haben müßten. Gregorius Abulfaradſch (oder Barhebräus) erzählt ſogar (Histor. Dynastiar. compend. p. 60 ed. *Pocock*. Chronic. Syriac. p. 24 ed. *P. J. Bruns et Kirsch*), Gott habe dem Jeſaias ſchon im 24. Regierungsjahre Uſia's die Gabe der Weiſſagung, welche er ſchon 24 Jahre beſeſſen gehabt, zur Strafe dafür genommen, daß er den König nicht von dem unbefugten Räuchern im Tempel abgehalten, und ſie ihm erſt nach

auch von einigen Abſchnitten des Buchs, namentlich von Cap. 1. 2—4. 5, 53 u. 66, behauptet [27]), daß ſie noch in Uſia's Zeiten gehörten, was ſich jedoch bei ſorgfältiger Erwägung ihres Inhaltes als unrichtig ausweiſt. Würde es auch nicht Cap 6, 1 ausdrücklich geſagt, daß erſt in Uſia's Todesjahre ſein Auftreten erfolgte, ſo müßte man doch aus der ſonſt bekannten langen Dauer ſeines Wirkins unter Jotham, Ahas und Hiskia (nämlich von 759 oder 758 vor Chr. Geb. mindeſtens bis zum 14. Regierungsjahre Hiskia's oder 714 vor Chr. Geb., alſo wenigſtens 44 Jahre), ſchon nothwendig ſchließen, daß, wenn er wirklich unter Uſia thätig geweſen war, dies nur gegen das Ende von deſſen Regierung geſchehen ſein konnte [28]). Ging man freilich von der Vorſtellung aus, daß das Buch des Jeſaias ſtreng chronologiſch geordnet ſei [29]), ſo lag der Irrthum ſehr nahe, Cap. 1—5 unter Uſia ausgeſprochen anzuſehen, da Cap. 6 erſt dem Todisjahre deſſelben beigelegt wird. Der Ausdruck: im Todesjahre läßt freilich zweifelhaſt, ob vor oder nach dem Tode des Uſia. Indeſſen iſt jenes das Wahrſcheinlichere, da Cap. 1, 1 ausdrücklich zu verſtehen gibt, daß Jeſaias ſchon unter Uſia ſich als Prophet thätig bewieſen habe und auch ſonſt wol geſagt wäre: im erſten Jahre des Jotham [30]).

Während wir alſo, um den Anfang der prophetiſchen Wirkſamkeit des Jeſaias zu beſtimmen, uns nur an ſein Buch ſelbſt zu wenden haben, ſehen wir uns dagegen von demſelben verlaſſen, wenn es gilt, das Ende derſelben oder wol gar die Zeit ſeines Todes ganz genau feſtzuſtellen. Denn wo er das letzte Mal, in gewohnter Weiſe durch ſeines Wortes Kraft Unheil von ſeinem Vaterlande abzuwenden ſich bemüht, ſchließt ſich zwar für uns ſeine Laufbahn auf eine ſeiner würdige Weiſe ab; aber obwol er ſehr betagt ſein mußte [31]), ſeine Erſcheinung iſt eben noch zu mächtig, als daß nicht der Gedanke ſich aufdringen ſollte, ſeine erfahrene Hand könnte noch länger den gutgeſinnten, aber ſchwachen Hiskia geleitet haben. Knobel jedoch, nach welchem das Ereigniß etwa in das J. 712 gehört, erklärt, man könne ſeinen Tod immerhin etwa 710 ſetzen. Anders Geſenius [32]). Dieſer möchte wegen Cap. 19, welches er auf die ägyptiſche Dodekarchie bezieht, und demnach wenigſtens ins J. 697 vor Chr. Geb. (zweite Jahr des Manaſſe) ſetzen will (nach Andern fällt das Ende der Dodekarchie gar erſt um 660 v. Chr. Geb.), im Buche des Jeſaias eine Spur dafür finden, daß der Prophet noch über Hiskia's Regierungsperiode hinaus gelebt und gewirkt habe. Denn dies Stück dem Jeſaias abzuſprechen, wie es wol geſchehen iſt [33]), ſcheint ihm wegen der darin herrſchenden Sprache nicht zuläſſig. Hitzig [34]) dagegen, welchem Knobel [35]) folgt, ſetzt Cap. 19, 1—14 ſchon in die Zeit von 722—714 vor Chr. Geb., alſo in eine Periode, welcher auch vieles Andere unter den unbezweifelt echt Jeſaianiſchen Abſchnitten angehört [36]). In dieſer Zeitbeſtimmung kommt Hendewerk [37]) ſo ziemlich mit ihm überein; doch verbindet dieſer Cap. 19 mit 18 zu einem Ganzen, und glaubt, ſich an die Reihenfolge der Orakel haltend, der Abſchnitt falle etwa ins J. 726 v. Chr. Geb. Wäre die Tradition zuverläſſig und verbürgt, ſo würde allerdings Jeſaias den Hiskia noch überlebt haben und unter Manaſſe eines gewaltſamen Todes geſtorben ſein. Mit der ſonſtigen Handlungsweiſe dieſes Königs könnte man es allerdings wol vereinigen, daß er einen ſo treuen Verehrer Jehova's und ſtrengen Sittenrichter hätte hinrichten laſſen, aber die Sage enthält zu viel Abenteuerliches. Nach der Gemara [38]) ſprach er ihm das Todesurtheil wegen Cap. 6, 1. 38, 5. 55, 6, welche Moſe's Äußerungen (2 Moſ. 33, 20. 3 Moſ. 4, 7. 2 Moſ. 23, 26) widerſprächen; eine Ceder habe zwar darauf den Propheten verſchlungen, allein der König habe den Baum zerſägen laſſen, wodurch auch Jeſaias den Tod gefunden. Dieſe abenteuerliche Sage iſt unſtreitig, wie Geſenius [39]) nachzuweiſen geſucht hat, aus der urſprünglich ganz einfachen Angabe, daß Manaſſe den Jeſaias getödtet habe, durch allmälige Erweiterung entſtanden. In dem Pſeudoepigrapho: Himmelfahrt des Jeſaias [40]) jedoch kommt der Umſtand, daß

28 Jahren (d. h. alſo im Todesjahre Uſia's) wieder ertheilt. Die Weihe Cap. 6 wird hier alſo als eine Inauguration zur erneuerten prophetiſchen Thätigkeit genommen, gewiß nur, weil ſie das Buch des Propheten nicht beginnt. Ähnlich die Überſchrift der von einem alexandriniſchen Geiſtlichen herrührenden arabiſchen Überſetzung in der pariſer und londoner Polyglottenbibel; doch ſchwankte man nach dieſer über die Dauer der Beſtrafung des Jeſaias zwiſchen drei Jahren und 30 Jahren. Auch Carpzov (Introd. in V. T. Lib. III. p. 94) nimmt an, daß Jeſaias ſchon geraume Zeit (wie lange, beſtimmt er nicht) unter Uſia thätig war, und betrachtet die Cap. 6 erwähnte Weihe als eine ſolche, die ſich nur auf die ſpecielle Sendung, von welcher das Cap. handelt, beziehen ſolle.

27) Von Cap. 53 und 66 behauptete es Auguſti (Über den König Uſia, nebſt einer Erläuterung von Jeſ. 53, in Henke's Magazin. 3. Th. S. 282 fg.; ausführlicher in ſ. Apologien und Parallelen theologiſchen Inhalts. S. 1 fg.; vgl. auch deſſen Einleit. in das A. T. S. 298 fg. 2. Ausg.). Der leidende Knecht Jehova's Cap. 53 iſt nach ſeiner Meinung Uſia. 28) Nach der Angabe des Abulfarabſch (a. a. O.) freilich würde Jeſaias im Ganzen 85 Jahre gelehrt haben; erſt 24 Jahre unter Uſia, dann nach 28jährigem Schweigen, unter deſſen Nachfolger, noch 61 Jahre. Er müßte alſo mindeſtens ein Alter von 130 Jahren erreicht haben. 29) Dies iſt z. B. offenbar bei Carpzov (a. a. O.) der Fall; ferner bei J. H. Michaelis (Biblia hebr. praef. ad Jes. §. 4) und Roſenmüller in der 2. Ausgabe der Scholia in Jes. Vatic. p. 9. (In der 3. Ausg. p. 7 iſt er geneigt zu glauben, daß Jeſaias unter Uſia drei bis vier Jahre gelehrt habe.) 30) Vgl. Geſenius a. a. O. S. 5 u. 255. Hitzig a. a. O. S. 61. Knobel a. a. O. 2. Th. S. 178. Hendewerk a. a. O. S. 14.

31) Knobel (a. a. O. 2. Th. S. 191) berechnet das Alter folgendermaßen: „Wenn Jeſaias 759 auftrat, was er doch wol erſt in ſeinem 30. Lebensjahre that, und 710 ſtarb, ſo hat er 49 Jahre als Prophet gewirkt, und muß ein Alter von faſt 80 Jahren erreicht haben." Hier iſt nur das Auftreten im 30. Jahre bloße Hypotheſe. 32) a. a. O. S. 9 u. 600. Im Weſentlichen ſtimmt ihm Maurer in ſeinem Commentarius bei. 33) J. G. Eichhorn, Die hebr. Propheten. 1. Th. S. 355 fg., hauptſächlich weil man das Ende der Dodekarchie gewöhnlich um 660 v. Chr. Geb. ſetzt. de Wette, Einleit. ins A. T. S. 234. (1. Aufl.) 34) a. a. O. S. 220 fg. 35) a. a. O. 2. Th. S. 190. 36) Gegen die Echtheit der zweiten Hälfte des Capitels, von V. 15 an, erregt er ſtarke Zweifel; ihn beſtreitet Hendewerk a. a. O. S. 422 fg. 37) a. a. O. S. 421. 38) Zu Miſchna Tract. Jebamoth. IV. fin.; ſ. die Stelle bei Geſenius a. a. O. S. 11. 39) a. a. O. S. 11 fg. 40) Ascensio Jesaiae ed. *Laurence*. cap. 5. v. 11 sq.

der Prophet mit einer hölzernen Säge zerſchnitten worden ſei, bereits vor. Daraus entnehmen die Kirchenväter ihre derartigen Notizen, ebenſo einige orientaliſche, dem Chriſtenthume zugethane, Schriftſteller [41]).

Man würde ſich übrigens eine falſche Vorſtellung von der Wirkſamkeit des Jeſaias machen, wenn man ſie als eine ununterbrochen ſortgehende anſähe. Es mußte vielmehr immer ein äußerer Anlaß da ſein, wodurch die prophetiſche Gabe, welche in ihm ruhete, erregt wurde, um in feuriger Rede hervorzubrechen. Ganz recht ſagt Knobel [42]): „der Prophet trat beſonders in kritiſchen Zeitverhältniſſen hervor, um durch einſichtsvollen Rath zum Beſten ſeines Volkes zu wirken.“ Ehe ſich aber den einzelnen Orakeln deſſelben ihre Stelle nach der Zeit anweiſen läßt, muß zuvor bezeichnet werden, was die Kritik der neuern Zeit als dem Propheten nicht angehörig betrachtet und von dem echtjeſaianiſchen Theile mit ziemlich großer Einſtimmigkeit unterſcheidet. Es iſt nämlich unter Denen, welche auf dem Felde altteſtamentlicher Forſchung mitzureden befugt ſind, ſo ziemlich allgemein angenommen, daß das nach Jeſaias benannte Buch eine Sammlung prophetiſcher Ausſprüche mindeſtens von zwei, wo nicht von drei, verſchiedenen Verfaſſern ſei. Vorzüglich hat man mit Entſchiedenheit den letzten Theil Cap. 40—66 dem Jeſaias abgeſprochen. Allein auch über viele andere Abſchnitte, welche neben wirklich von Jeſaias ertheilten Orakeln ſtehen, hat ſich ein gleiches Urtheil gebildet; nämlich über Cap. 13. 14. 21. 24—27. 34. 35. Einige Stücke endlich von geringerm Umfange unterliegen wenigſtens dem Zweifel der Unechtheit bei einzelnen angeſehenen Exegeten. Allerdings haben ſich dagegen einzelne Stimmen Mühe gegeben, dem Jeſaias alle jene Abſchnitte zu retten, ohne jedoch die einmal in die Bibelforſchung eingedrungene Überzeugung bis jetzt im Weſentlichen ändern und auf den frühern Standpunkt zurückführen zu können. Sollte es aber auch ſein, daß der Beweis von ihrem Gegenpart ebenfalls noch nicht nach allen Seiten hin genügend geliefert wäre, ſo erſcheinen doch die Zweifel in ſolcher Stärke, daß es am gerathenſten iſt, da, wo die ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſe des alten ehrwürdigen Jeſaias aufgezählt und gewürdigt werden ſollen, von den der Unechtheit bezüchtigten Abſchnitten ganz abzuſehen.

Trennen wir demnach dieſe angeblich ſpäter entſtandenen Stücke, ſo bleiben Cap. 1—12. 15—20. 22. 23. 28—33 und mehre Verſe in Cap. 14 und 21 als dasjenige übrig, was dem Jeſaias wirklich angehört. Freilich befindet ſich ſogar darunter noch Einiges, was der Eine oder Andere ebenfalls noch ausſcheiden möchte. Da indeſſen die Anſicht der Stimmberechtigten darüber doch zur Zeit noch ſchwankt, ſo iſt es wol in der Ordnung, dergleichen Abſchnitte vor der Hand gradezu unter dem Echten zu belaſſen und nur die angeregten Zweifel zu erwägen.

Als das älteſte Stück im ganzen Buche betrachtet man jetzt gewöhnlich Cap. 6: die Weihe des Jeſaias, welche nach Cap. 6, 1 im Todesjahre des Uſia erfolgte. Es iſt die einzige Viſion in dieſem großen prophetiſchen Werke. Sie für eine blos dichteriſche Form zu halten, wie es von Einigen geſchehen iſt, ſind keine ausreichenden Gründe vorhanden. Es iſt vielmehr ſehr natürlich, daß ſich die Begeiſterung des Propheten bei der feierlichſten und wichtigſten Offenbarung, wodurch er ſeinem hohen Berufe zugeführt wurde, bis zu ſolcher Höhe ſteigerte. Ehe derſelbe nämlich auftrat, beſtand er einen mächtigen Kampf in ſeinem Innern. Es regten ſich Zweifel in ihm, ob er würdig genug ſei, in das beſondere Verhältniß zu Jehova zu kommen, welches vom prophetiſchen Berufe unzertrennlich erſchien. Denn das Bewußtſein ſeiner Sündhaftigkeit (V. 5) und die Beſorgniß, am Ende keinen glücklichen Erfolg zu ſehen (V. 9 fg.), hatten ihn mächtig ergriffen. Alle ſeine Bedenken aber werden durch dieſe Viſion niedergeſchlagen und er folgt mit freudigem Muthe der Sendung, welche an ihn erging. Nicht in das himmliſche Heiligthum, wie einige Erklärer [43]) glauben, ſondern in den Tempel zu Jeruſalem ſieht er ſich im Geiſte verſetzt und vernimmt aus des Höchſten Munde ſelbſt den feierlichen Ruf. Credner [44]) hat jedoch über dieſes 6. Cap. eine eigenthümliche Anſicht. Ihm zufolge erzählt Jeſaias blos bei einer Veranlaſſung, während der Regierung des Ahas, er habe ſchon beim Beginne ſeiner prophetiſchen Laufbahn vorausgeſehen, wie es ihm während derſelben gehen werde, weswegen es ihm denn auch gar nicht auffalle, verlacht und verhöhnt zu werden. In dieſem Falle ſtände alſo Cap. 6 nicht an einer unrichtigen Stelle, ſondern Cap. 2—12 wären ganz chronologiſch geordnet. Wenn man Cap. 6 für das Inaugurationsorakel erklärt, wird man doch wol mit Eichhorn [45]) und Geſenius [46]) zugeben müſſen, daß es nicht unmittelbar nach der Viſion aufgeſchrieben ſei. Schon die chronologiſche Beſtimmung: im Todesjahre des Uſia nöthigt dazu; denn das Geſicht hatte Jeſaias noch vor des Königs Tode gehabt.

Eine Anordnung der Abſchnitte nach der Zeitfolge iſt von mehren Gelehrten verſucht worden, hat aber ihre großen Schwierigkeiten. Denn nur ſelten iſt in einer hiſtoriſchen Einleitung das Ereigniß näher bezeichnet, wodurch das Orakel veranlaßt wurde; die hiſtoriſchen Andeutungen aber in den Ausſprüchen des Propheten ſelbſt ſind häufig zu allgemein, als daß ſich etwas Sicheres darauf bauen ließe. Hier bleibt alſo ein reiches Feld für die Combination. Und da Mancher ſich dabei auf das ſogenannte kritiſche Gefühl beruft, ſo läßt es ſich nicht anders erwarten, als daß die Meinungen darüber verſchieden ausfallen. Schon J. G. Eichhorn [47]) macht einen Verſuch. Er geht von der Vorſtellung aus: „Weder die prophetiſchen Reden des Jeſaias, die dieſer ganzen Sammlung

41) Die hierher gehörigen Stellen derſelben verzeichnet Geſenius a. a. O. S. 12. Anm. 17 u. 18. 42) a. a. O. 2. Th. S. 191.

43) J. B. Eichhorn (Hebr. Propheten. 1. Bd. S. 147). 44) Der Prophet Joel überſ. u. erkl. S. 74. Anm. 45) Die hebr. Propheten. 1. Bd. S. 144: „In das Jahr 758 (das Todesjahr Uſia's) fällt Jeſaias' Beſtimmung zum Propheten; aber die poetiſche Darſtellung derſelben iſt ſpäter abgefaßt worden; man weiß nicht, in welchem Jahre.“ 46) a. a. O. 1. Th. S. 254. 47) Hebräiſche Propheten. 1. Th. S. 151 fg.

zum Grunde gelegt wurden, noch die Reihe der Troſtſprüche im Exil, die vom 40. Capitel an ſtehen, und nach Sprache, Manier und Anſicht von einem und demſelben Propheten herrühren, ſind nach der Zeitfolge geſtellt. In allen übrigen Theilen unſers Jeſaias ſteht ohnehin Altes und Neues, Frühes und Spätes bunt durch einander [48])." Zwiſchen 758—710 vor Chr. ſetzt er Cap. 29, 9—24, (läßt aber dahingeſtellt, ob Jeſaias Verfaſſer davon ſei), ebenſo die Strafrede Cap. 32, 9—20; etwa ins J. 742 ſoll Cap. 2, 5—21, ins J. 741 Cap. 7, 1—25, ungefähr um daſſelbe Jahr Cap. 8, 9. 9, 6 fallen, um 740 aber Cap. 8, 1—8 und um 739 der Abſchnitt Cap. 2, 22 — 3, 11. Etwa bald nach dem J. 738 meint er Cap. 3, 12—15 und 3, 16—4, 6 entſtanden, dagegen im J. 738 Cap. 17, 1—11; zwiſchen 738—29. iſt Cap. 9, 7—10, 4, und etwa um 734 Cap. 5, 1—30 verzeichnet; bald nach 721 Cap. 28, 1—29 und wol auch Cap. 15, 1—16, 12; bald nach 720 Cap. 10, 28—12, 6; zwiſchen 719 bis 714 Cap. 20, 1—6 und etwa 712 Cap. 14, 29—32. Vor dem J. 710 ſoll Cap. 22, 15—25 und kurz vor demſelben J. Cap. 30, 1—26, dagegen in demſelben Cap. 22, 1—14, auch Cap. 10, 5—27, desgleichen Cap. 37, 22—35 und Cap. 14, 24—27 geſchrieben ſein. Um 710 wird die Abfaſſung von Cap. 31, 1—9 geſetzt; dagegen die von Cap. 17, 12—14 in dies Jahr ſelbſt und von Cap. 30, 27—33 nach demſelben. Bald nach dieſem Jahre möge auch Cap. 33, 1—23 entſtanden ſein. Hierauf läßt Eichhorn Cap. 29, 1—8 folgen, ſpricht das Stück aber dem Jeſaias ab und wagt die Abfaſſungszeit davon nicht zu beſtimmen; Cap. 18, 1—7 wird dem J. 710 zugewieſen, aber ebenfalls für unecht erklärt. Nachdem hierauf das Dankgebet des Hiskia (Cap. 38, 10—20) dem J. 710 zugetheilt worden, kommt Cap. 1, 2—31 an die Reihe und wird, jedoch nicht mit völliger Entſcheidung, um 709 angeſetzt. Zwiſchen 710 bis 698 erhält Cap. 32, 1—8 ſeinen Platz, ſowie Cap. 19, 18—25 zwiſchen 710 bis 680. Doch wird der letzte Abſchnitt wieder einem Unbekannten zuerkannt, ebenſo wie Cap. 19, 1—17, deſſen Urſprung erſt um 660 angenommen wird. Das 23. Cap. iſt nach Eichhorn nicht Jeſaianiſch, ſondern entſtand gar erſt einige Zeit nach dem J. 572.

Bertholdt [49]) dagegen ordnet die echten Abſchnitte folgendermaßen: Orakel unter Uſia Cap. 6, 1—13. Orakel unter Jotham Cap. 9, 7—10, 4. Orakel unter Ahas, und zwar bald nach dem Regierungsantritte deſſelben Cap. 2, 5—3, 9. 1, 21—31. 3, 10—4, 6; dagegen kurz vor dem Ausbruche des Krieges mit Damaskus und Ephraim Cap. 7, 1—9; nach dem Verluſte einer Schlacht des Ahas gegen Pekah von Iſrael Cap. 5, 1—30; zu der Zeit, als Jeruſalem von den Siegern belagert wurde Cap. 1, 1—9; nachdem Ahas die Aſſyrer zu Hilfe gerufen hatte Cap. 7, 10—25. 8, 1—9, 6; und endlich, als Tiglath Pileſar Damaskus unterjocht hatte und Samarien anzufallen im Begriffe war Cap. 17, 1—11. Orakel unter Hiskia und zwar unmittelbar nach dem Antritte ſeiner Regierung Cap. 14, 28—32. 32, 1—20; zwiſchen dem 1. und 6. Regierungsjahre Cap. 20, 1—6. 30, 1—33. 31, 1—9. 1, 10—20; bald nach dem 6. Regierungsjahre Cap. 28, 1—29. 11, 1—12, 6; noch vor dem 14. Regierungsjahre Cap. 22, 15—25. 29, 1—8; im 14. Regierungsjahre, als Rabſake blos mit einer Abtheilung des aſſyriſchen Heeres vor Jeruſalem gerückt war Cap. 33, 1—24 (dahin ſetzt Bertholdt auch den hiſtoriſchen Abſchnitt Cap. 36, 1—37, 38); einige Zeit nachdem die Stadt vom ganzen aſſyriſchen Heer eingeſchloſſen worden Cap. 22, 1—14. 10, 5—34. 14, 24—27. 17, 12—18, 7. Das hiſtoriſche Stück Cap. 38, 1—22 wird etwas ſpäter geſetzt, wo die Belagerung aufgehoben und die Peſt auch nach Jeruſalem gedrungen war, und Cap. 39, 1—11 nach dem 14. Regierungsjahre des Hiskia; endlich Cap. 19, 1—25 und 29, 9—24 den letzten Jahren deſſelben zugeſchrieben. Alles Übrige in dem Buche Jeſaias iſt dem bekannten Propheten dieſes Namens völlig fremd und gehört in die Zeit des Exils bis auf Cap. 2, 2—4, welches aus vorjeſaianiſcher Zeit herkomme.

Mit größerer Vorſicht erklärt ſich Geſenius [50]). Cap. 1—12 ſtehen ihm zufolge großentheils in richtiger chronologiſcher Reihe, nur ſollte Cap. 6 den Anfang machen; Cap. 1 ſcheine etwas ſpäter und Cap. 7 nicht von Jeſaias ſelbſt aufgeſetzt. In Cap. 2—5. 7. 8, 1—9, 6. 9, 7—10, 4 findet derſelbe Gelehrte eine ſchöngeordnete Folge von Orakeln aus der Zeit des Ahas. Cap. 10, 5—34 verlegt er in die Zeit des Hiskia und Cap. 11—12 wären, wenn ſie auch nicht von Jeſaias herrühren ſollten, doch frühzeitig Cap. 10 angehängt. In Cap. 13—23, wo Echtes neben Unechtem ſteht, vermißt er „innere Anordnung." Das kleine Stück Cap. 14, 24—27 betrachtet er als ein Fragment, welches von Cap. 10 abgeriſſen ſein möge. Das Orakel über Moab [51]) Cap. 15—16 iſt er geneigt bis auf den Epilog (Cap. 16, 13—14) einem andern Propheten beizulegen; Jeſaias aber hat es wiederholt und auf ſeine Zeit angewendet und zwar damals, als Aſſyrien die kleinen Staaten in der Nähe Paläſtina's zu ſeinem Weltreiche zu ſchlagen drohte. Cap. 17, 1—11 ſetzt er unter Ahas, nachdem Aſſyriens Hilfe gegen Damaskus und das Reich der 10 Stämme von dieſem bereits angerufen und ſich ſchon in Verwüſtung der Gegenden jenſeit des Jordans kund gethan hatte. Cap. 17, 12—18, 7 gehört nach Geſenius [52]) in die nächſte Zeit vor dem 14. Regierungsjahre des Hiskia. Bei dem merkwürdigen Orakel gegen Ägypten Cap. 19 erklärt er ſich zu Gunſten der Jeſaianiſchen Abkunft, und bezeichnet es als den jüngſten Abſchnitt unter den echten. Cap. 20 fällt nach ihm vor dem 14. Jahre des Hiskia; über Cap. 21, 11—12 wagt er nicht beſtimmt zu entſcheiden, ſcheint aber doch mehr für Abfaſſung durch Jeſaias zur

48) Eichhorn, Einleit. ins A. T. 4. Th. S. 126. 127. 4. Ausg. 49) Hiſtor.-krit. Einleit. in ſämmtl. kanon. u. apokryph. Schriften. 4. Th. S. 1387 fg.

50) Philol.-krit. u. hiſtor. Commentar üb. den Propheten Jeſaias. 1. Th. S. 19 fg. 51) Vgl. a. a. O. S. 501 fg. 52) a. a. O. S. 567.

Digitized by Google

Zeit der Kriege zwiſchen Aſſyrien und Ägypten; ebendahin möchte er Cap. 21, 13—17 ſetzen. Cap. 22 iſt ihm zufolge veranlaßt durch das Anrücken des aſſyriſchen Heeres unter Sanherib. Cap. 23 iſt ihm Abfaſſung durch Jeſaias wahrſcheinlich; demnach findet er in der Belagerung von Tyrus durch Salmanaſſar die Veranlaſſung. Endlich Cap. 28—33 iſt nach ſeiner Angabe eine zuſammenhängende echte Orakelreihe aus der Zeit des Hiskia.

In den Hauptpunkten weichen die neueſten Bearbeiter des Buchs Jeſaia nicht weſentlich von Geſenius ab, obwol ſie im Einzelnen zum Theil andern Anſichten huldigen, aber in ihrer Kritik nicht überall die Ruhe und Vorſicht anwenden, wodurch ſich jener Kritiker auszeichnet. Ganz beſonders gilt dies von dem jugendlich-feurigen Ferd. Hitzig. Er ſieht[53]) in Cap. 6 eine vom Propheten zum ganzen Werke gelieferte „Einleitung" und rechnet es alſo zu den Stücken, welche von demſelben zuletzt geſchrieben worden. Um dieſelbe Zeit ſoll Cap. 1, 2—31 „das einleitende Orakel" geſchrieben ſein, „um, da es als die Gegenwart betrachtend, an ſich intereſſant war, zur Leſung der ganzen Sammlung anzulocken"[54]); zwar könnte man glauben, daß es „als letztes Blatt zufällig an die erſte Stelle gelangt ſei," allein dieſe Annahme wird doch nicht ganz gebilligt[55]). In Cap. 2—5 findet Hitzig die älteſten Orakel, welche auch zuerſt niedergeſchrieben worden[56]); mit dem Schluſſe davon hange eng zuſammen Cap. 7, 1—9, 6, und chronologiſch richtig folge Cap. 9, 7—10, 4. Indeſſen ſei Cap. 17 noch früher geſchrieben, auch vor dem Schluß von Cap. 8, aber in ſeinen beiden Theilen ſpäter als der Anfang von Cap. 7. Mit Cap. 10, 5—12, 6, womit Cap. 14, 28—32 genau zuſammenhange, führe uns Jeſaias in die Zeiten des Hiskia. Cap. 14, 24—27 wird in Sanherib's Periode verlegt; in Hiskia's Regierung und die Epoche Sargon's gehöre alles Folgende bis zum Schluſſe des 21. Capitels, mit Ausnahme der unechten Stücke Cap. 19, 16—25 (dieſer Abſchnitt gilt ihm nämlich[57]) als eine Interpolation des Onias, Erbauers des Tempels zu Leontopolis) und 21, 1—10 und mit Ausnahme von Cap. 17. Das 22. Cap. wird in Sanherib's Zeit geſetzt, ebenſo wie Cap. 28—33.; erſteres ſei zwar in ſeinen beiden Theilen ſpäter, als Cap. 28, und ſeine erſte Hälfte ſpäter als Cap. 28—32, jedoch früher, als wenigſtens der letzte Theil von Cap. 33; darum hätte es nur vor oder nach dieſer zuſammenhängenden Kette von Orakeln ſtehen können. Den letzten Theil von Cap. 33 (V. 13—24) betrachtet Hitzig als das Letzte, was Jeſaias geſchrieben hat (Cap. 6 und 1 ſollen noch vorher verfaßt ſein); es bilde einen ſchönen Schluß ſeines ganzen prophetiſchen Werkes. Cap. 23 bezeichnet Hitzig als unecht.

Auch Knobel[58]) verſucht eine genaue Anordnung der Orakel nach der Zeitfolge. In Cap. 6 ſieht er zwar einen erſt ſpäter, vielleicht zur Zeit des gegen ihn unfolgſamen Ahas, vom Jeſaias aufgeſetzten Bericht von ſeiner im Todesjahre Uſia's erfolgten Beauftragung mit dem Prophetenamte, erklärt aber die ſämmtlichen übrigen Reden für jünger. In die (letzte) Zeit Jotham's gehöre wahrſcheinlich der Abſchnitt Cap. 2—4. Dagegen ſei Cap. 5 ein eignes Stück und jedenfalls etwas ſpäter, immer aber in der erſten Zeit des Ahas. Cap. 7 falle in die Zeit des Heranzuges der Syrer und Ephraimiten (im J. 743 und 742 vor Chr. Geb.); etwas ſpäter, aber noch während der Invaſion Cap. 8—9, 6 (etwa 742. 741.). Als die Aſſyrer, dem Reiche Juda zu helfen, gegen Syrien und Iſrael einen Eroberungszug unternahmen, ſprach nach Knobel[59]) der Prophet Cap. 17, 1—11, Cap. 15 und 16 und Cap. 21, 11—17, welche Stücke demnach in die J. 741. 740. gehörten. In derſelben Zeit möge auch Cap. 1 entſtanden ſein. Nach der Eroberung Syriens, ſowie des nördlichen und oſtjordaniſchen Iſraels falle Cap. 9, 7—10, 4 (etwa ins J. 740.). Die meiſten echten Reden, welche uns von Jeſaias erhalten ſind, fallen, wie Knobel annimmt[60]), in die Zeit des Hiskia (728—699). Als die älteſte darunter bezeichnet er Cap. 28 (noch vor 722, vielleicht in dem J. 726. 725). Nach der Zerſtörung des Reichs der zehn Stämme, etwa 721. 720, ſei die Weiſſagung über Tyrus Cap. 23 geſprochen. Zur Zeit des Sargon möge Cap. 14, 28—32 geſchrieben ſein; vielleicht auch Cap. 19, wo V. 4 auf dieſen König ſich zu beziehen ſcheine, und etwas ſpäter Cap. 20 (alle drei Abſchnitte im J. 717. 716). Alles Übrige betreffe Sanherib's verunglückte Invaſion in Juda; während er ſich dazu rüſtete, verfaßte Jeſaias Cap. 29—32 (im J. 715) und Cap. 10, 5—12, 6, in welchem Cap. 14, 24—27 hinter 10, 34 einzuſchalten ſei. In dieſelbe Zeit wird auch Cap. 22, 15—25 gelegt. Während der Invaſion dagegen (alſo im J. 714) werden Cap. 17, 12—18, 7, Cap. 33. 22, 1—14 und 37, 21—35 „verfaßt oder geſprochen" angenommen.

Credner verbreitet ſich nur gelegentlich[61]) über dieſe Frage, und theilt ſeine Meinung blos über einige Abſchnitte des Buches Jeſaia mit. Er ſieht in Cap. 2—12 die Grundſammlung des Werkes, worin jedes Stück der Zeitfolge nach an ſeinem angemeſſenen Orte ſtehe, auch das 6. Cap., von welchem er behauptet, daß es an der Spitze des Ganzen unpaſſend geweſen wäre. Das 1. Cap. denkt er ſpäter hinzugefügt; es erhielt dieſen Platz, weil man ſich ſcheute, das bisher Verbundene zu trennen. Jotham's ruhiger und kräftiger Regierung findet er Jeſaias' Reden ſo wenig entſprechend als die des Micha[62]); ſetzt alſo auch wol jene Capitel unter deſſen Nachfolger. Die Erneuerung des Ausſpruches gegen Moab Cap. 15 und 16 durch den Prophet Jeſaias iſt Credner geneigt, um das J. 716 zu ſetzen, in die Zeit der Züge Aſſyriens gegen Ägypten[63]).

Der neueſte Erklärer des Jeſaias, Hendewerk[64]), er-

53) Der Prophet Jeſaia überſ. u. ausgel. S. XXXVII. 54) a. a. O. S. 3. 55) a. a. O. S. XXXVII fg. 56) a. a. O. S. XXXVIII. 57) a. a. O. S. 219. 58) Der Prophetismus der Hebräer. 2. Th. S. 179 fg.

59) a. a. O. S. 183 fg. 60) a. a. O. S. 185 fg. 61) Der Prophet Joel überſ. u. erkl. S. 74 fg. 62) a. a. O. S. 75. 63) In Ullmann und Umbreit, Theol. Stud. u. Kritik. 1833. 3. Heft. S. 795. 64) Des Propheten Jeſaia

klärt Cap. 1—12. 14, 24—20, 6. 21, 11—23, 18. Cap. 28—33 für echt und authentiſch. Bei den Relationen Cap. 7, 1—6. Cap. 20 und dem hiſtoriſchen Anhange Cap. 36—39 gibt er zwar Abfaſſung von Jeſaia's Hand nicht zu, weil darin von ihm in der dritten Perſon geredet wird; dagegen iſt er überzeugt, daß die darin vorkommenden prophetiſchen Äußerungen wirklich nur auf Jeſaias bezogen werden können. Sämmtliche echte Weiſſagungen (bei Hendewerk protojeſaianiſche genannt) zerfallen nach ihm in drei Cyklen, von denen der erſte Cap. 1—12. 14, 24—27 und Cap. 17; der zweite 14, 28—16, 14. Cap. 18 und 19. 21, 11—17 und Cap. 23, endlich der dritte Cap. 20. 22 und 28—33 in ſich begreife. Der erſte und der letzte Cyklus enthalten alles auf das Innere des jüdiſchen Staats Bezügliche, der zweite aber verbreitet ſich über ausländiſche Reiche und Völker. Der erſte Cyklus iſt auch ſeiner Entſtehung nach der früheſte und der dritte der ſpäteſte, ſodaß der zweite der Zeit nach zwiſchen beide gehört. Die Auseinanderfolge der drei Cyklen hat alſo chronologiſche Bedeutung. Der Anfang des erſten Cyklus wird ins J. 759 verlegt (nach Cap. 6, 1) und der Schluß des dritten, ſowie aller Orakel des Jeſaia, zwiſchen 714 und 710 vor Chr. Geb., weil ſich Cap. 33. 38 und 39 mehr oder weniger auf die Peſt bezögen (im J. 714), von welcher auch Hiskia befallen war, und die Äußerung Cap. 39, 5—7 mit ziemlicher Sicherheit ins J. 712 zu ſetzen ſei. Cap. 1—12 wird als ein untheilbares Ganzes betrachtet, wozu noch Cap. 14, 24—27 und Cap. 17 als integrirende Theile gehören. Da nun nach Cap. 14, 28 der Zeitanfang des zweiten Cyklus ins J. 728 falle, ſo wird angenommen, der erſte Cyklus ſei mit dem J. 729 geſchloſſen worden. Der Zeitraum des zweiten ſoll ſich etwa bis 724 erſtreckt haben, weil das erſte Orakel des dritten Cyklus, Cap. 28, auf die Eroberung und Zerſtörung von Samarien im J. 722 hinweiſe und demſelben nicht gar zu lange vorausgegangen ſein könne. Der dritte Cyklus ginge demnach von 724—714 vor Chr. Geb. Die Abfaſſungszeit der einzelnen Orakel zu beſtimmen, iſt nach Hendewerk[65]) bis auf wenige Ausnahmen (nämlich des erſten Cap. 6, des vierten Cap. 7, des ſiebenten Cap. 14, 28—32 und des letzten Cap. 33) nur vermuthungsweiſe möglich, weshalb darüber leicht Verſchiedenheit ſtattfinde, die indeſſen nicht groß ſein könne, weil die Zeitgrenze der einzelnen Cyklen ziemlich ſicher ſei.

Der Geſichtspunkt, wonach die ganze Sammlung der prophetiſchen Ausſprüche dieſes Buches in der vorliegenden Geſtalt veranſtaltet erſcheint, iſt offenbar nicht überall der chronologiſche, da wenigſtens ſchon Cap. 13—14 nach ziemlich allgemeinen Annahmen als ein ſpäterer, aus dem Exil ſtammender, Abſchnitt zwiſchen Ausſprüchen der Jeſaianiſchen Periode ſtehen und ähnliche Erſcheinungen mehrmals wiederkehren. Aber auch Sachordnung findet nicht durchgängig ſtatt. Der Grund der eigenthümlichen Reihenfolge muß alſo in etwas Anderm liegen. Die urſprüngliche Sammlung, die Grundlage der jetzigen, war nämlich von geringerm Umfange und wuchs erſt durch Verbindung mit einzelnen andern Specialſammlungen zu ihrer dermaligen Größe an. Bei dieſer Vereinigung ließ man zuſammen, was vorher ſchon an einander geknüpft geweſen. So mußte man freilich darauf verzichten, für das ganze Buch einen durchgreifenden Plan nachzuholen, da in den zu verbindenden Particularſammlungen verſchiedene Rückſichten genommen waren. Geſenius[66]) vergleicht daher den Urſprung der Sammlung mit der Entſtehung des Pſalters und der Sprüche Salomo's. Nach ihm zerfällt ſie in vier Theile oder Bücher, von denen das erſte Buch Cap. 1—12, das zweite Cap. 13—23, das dritte Cap. 24—35 nebſt dem hiſtoriſchen Anhange und das vierte Cap. 40—66 in ſich begreift. Das erſte Buch betrachtet er als die Urſammlung, wie Credner[67]) Cap. 2—12, welcher auch die Überſchrift Cap. 1, 1 urſprünglich angehört habe; dieſe Überſchrift ſei dann ſpäter unpaſſender Weiſe dem ganzen Buche gelaſſen worden, obſchon ſie den Inhalt deſſelben keineswegs vollſtändig angebe, indem namentlich die Orakel gegen die nichthebräiſchen Staaten darin gänzlich übergangen werden. Nimmt man mit Bertholdt[68]), Credner[69]) und Hitzig[70]) an, daß Cap. 2, welches wieder eine Überſchrift hat, zunächſt den Anfang gebildet habe, ſo erklärt ſich nicht nur die auch nach Geſenius ſtattfindende unchronologiſche Stellung von Cap. 1, ſondern auch das Einſchieben der Stelle Cap. 2, 2—4, welche nach gewöhnlicher Annahme aus Micha 4, 1—4 entlehnt iſt[71]). Für die Zuſammenfaſſung von Cap. 13—23 beruft ſich Geſenius[72]) theils auf die Thatſache, daß auch im Jeremias und Ezechiel die Orakel gegen auswärtige Völker zuſammenſtehen, wodurch die Vermuthung, man möge von ſolchen beſondere Sammlungen veranſtaltet haben, allerdings wahrſcheinlich wird, theils aber und vorzüglich weiſt er auf die eigenthümliche Überſchrift (משא), hin, welche die in dieſen Capiteln enthaltenen Orakel faſt alle darbieten und die daher vom Sammler herkommen müſſe. Als beſonders genau mit einander verbunden erſcheinen ihm die vier kleinen Orakel in Cap. 21 und 22, worin ihm Bertholdt[73]) bereits voranging; ebendaher erklärt er ſich auch die ſonſt auffällige Erſcheinung, daß Cap. 22, welches ſich auf Jeruſalem bezieht, grade dieſe Stelle erhielt, dagegen Cap. 13 und 14 nicht mit Cap. 21, 1—10 beiſammenſtehe. Wenn das erſte Buch vom Propheten ſelbſt geſammelt ſein könnte (nur Cap. 7 möchte Jeſaias nicht ſelbſt aufgezeichnet haben), ſo iſt die Zu-

Weiſſagungen chronologiſch geordnet, überſ. u. erklärt. 1. Th. S. CXXII fg.

65) a. a. O. S. CXXIV.

66) a. a. O. 1. Th. S. 19. 67) Joel überſ. S. 74. 68) Hiſtor.-krit. Einl. in ſämmtl. kanon. u. apokryph. Bücher. 4. Th. S. 1399. 69) Joel überſ. S. 74. 75. 70) Der Prophet Jeſaia überſ. u. ausgelegt. S. XXXVIII. 71) Ferd. Hitzig verſucht allerdings in der Abhandlung: über den Verfaſſer von Micha 4, 1—4, verglichen mit Jeſ. 2, 2—4 (Theol. Stud. u. Kritiken von Ullmann und Umbreit. 1829. 2. Heft. S. 349 fg.), die Stelle dem Propheten Joel zu vindiciren; vgl. jedoch dagegen Credner (Der Proph. Joel überſ. u. erklärt. S. 75). 72) a. a. O. S. 21. 73) a. a. O. S. 1396.

Digitized by Google

ſammenſtellung des zweiten Buches nicht vor dem Ende des Exils geſchehen. Von dem kleinen zu Cap. 10 gehörigen Fragment Cap. 14, 24—27 vermuthet Geſenius [74]), daß es erſt nach Vereinigung der Specialſammlungen aus Verſehen in das zweite Buch gelangt ſei. Das dritte Buch iſt er geneigt für ſpäter aufgefundene Nachträge zu den frühern beiden Sammlungen zu halten. Mit Cap. 35 denkt er die Orakelſammlung geſchloſſen, weshalb unmittelbar darnach der hiſtoriſche Abſchnitt folge, welcher vom Sammler aus den Büchern der Könige odee einer ihm und jenen zugänglichen Quelle entnommen worden [75]). Die Verbindung des vierten Buches, einer zuſammenhängenden prophetiſchen Zuſchriſt an die Exulanten am Ende des Exils, geſchah nach ſeiner Anſicht erſt geraume Zeit nach dem Exil. Um dies wahrſcheinlich zu finden, macht er auf die ehemalige Stellung des Buches nach Jeremia und Ezechiel aufmerkſam [76]), welche unter dieſer Vorausſetzung nicht auffallen dürſe [77]).

Die drei Cyklen, welche Hendewerk [78]) in dem erſten Theile des Buchs Jeſaia Cap. 1—39, in den von ihm ſogenannten protojeſaianiſchen Orakeln unterſcheidet, entſprechen den drei erſten Büchern nach der von Geſenius vorgeſchlagenen Eintheilung der Sammlung keinesweges völlig und ſind weniger darauf berechnet, die jetzt vorliegende Ökonomie des Werks zu erklären, als alle Abſchnitte ſtreng chronologiſch zu ordnen. Auch darf man nicht vergeſſen, daß die fremdartigen Stücke, ſo weit ſie Hendewerk in dieſer Capitelreihe annimmt, dabei außer Berückſichtigung bleiben. Man gewinnt dieſe Cyklen, wenn man zum erſten Buche, wie es Geſenius ganz einfach, ohne die Reihenfolge der Capitel zu unterbrechen (unſtreitig ein Vorzug ſeiner Anſicht), vorausſetzt, außer dem Fragmente Cap. 14, 24—27 auch noch Cap. 17 hinzufügt, und wenn aus dem zweiten Buche Cap. 20 und 22 ausgeſchieden und mit dem dritten Buche verknüpſt werden. In dem formellen Verhältniſſe der drei Cyklen erblickt Hendewerk [79]) übrigens etwas Künſtleriſches, ohne jedoch behaupten zu wollen, daß der Prophet ſich deſſen bewußt geweſen ſei. „In den meſſianiſchen Abſchnitten dee Weiſſagungen über Juda und Iſrael im erſten und dritten Cyklus,“ ſagt er, „konnte Jeſaja die auswärtigen Völkee, ihr Schickſal und ihr Verhältniß zum jüdiſchen Staate kurz vor und während der meſſianiſchen Zeit nur wenig oder gae nicht ſchildern. Dieſes thut er daher in dem zweiten Cyklus, in dem er jedes irgend bedeutſame Volk zum Gegenſtande eines beſondern Orakels macht, ſodaß dieſer mittelſte Cyklus eigentlich nur eine weitere Ausführung deſſen iſt, was in den meſſianiſchen Abſchnitten allee Weiſſagungen über Juda und Iſrael geſagt wird, und jeder Cyklus zwar ein Ganzes für ſich ausmacht, aber auch zugleich ein integrirender Theil eines größern Ganzen iſt, das durch alle drei Cyklen ganz gleichmäßig gebildet wird.“

Eichhorn [80]) erklärt es, unſtreitig mit polemiſcher Bezugnahme auf Geſenius, für ebenſo „vergebliche Mühe,“ das Buch des Jeſaias in beſondere Theile oder Bücher zu zerlegen, als wenn man zeigen wollte, wie der Sammler die vorgefundenen Stücke nach einer Sach- oder Zeitordnung zuſammengeſtellt habe. Er huldigt der Hypotheſe, daß durch Vereinigung aller kleinen Orakelſammlungen, welche nach Herſtellung der drei großen Rollen des Jeremias, des Ezechiel und der zwölf kleinen Propheten von ungefähr gleicher Stärke noch übrig geblieben, und „von denen eine oder mehre entweder den Jeſaias allein, oder ſchon ihn in Verbindung mit allerlei fremden Orakeln von Propheten aus verſchiedenen Zeiten enthielt,“ ohne jedoch „füe eine beträchtliche Rolle ſtark genug“ zu ſein, und durch Aufnahme des hiſtoriſchen Abſchnitts über Jeſaias aus den Büchern der Könige die uns erhaltene nach Jeſaias benannte Orakelſammlung entſtanden ſei [81]). Demgemäß behauptet ee nun ſteif und feſt [82]): „Es läßt ſich dem Sammler ſchlechterdings kein anderer Plan unterlegen, als der, alle anonyme Weiſſagungen hinter der Rolle, welche den Namen des Jeſaias an dee Spitze hatte, ſo folgen zu laſſen, wie ſie in den kleinen Sammlungen, die er auf eine große Haut zuſammenſchreiben wollte, auf einander folgten.“

Aus wie vielen kleinern Sammlungen das Buch Jeſaia gebildet worden, hat Geſenius mit jener Unterſcheidung dee vier Bücher wol nicht gradezu beſtimmen wollen, was Bertholdt [83]) füe etwas Unmögliches hält. So viel wird man ihm, wenn man unbefangen an die Unterſuchung herantritt, gewiß zugeſtehen müſſen, daß ſeine Abtheilung ungekünſtelt iſt. Allerdings könnten wenigſtens die drei erſten Bücher wiederum aus kleinern Particularſammlungen zuſammengeſchmolzen ſein. Aber der Verſuch, dieſe nachzuweiſen, kann um deswillen nicht wol glücken, weil man für dieſe kritiſche Operation jeder ſichern Grundlage entbehrt. Bertholdt indeſſen gibt zu [84]), es hätten „ſich hin und wieder einige Merkmale erhalten, woran man die Scheidepunkte der verſchiedenen zuſammengeſtellten ältern Sammlungen erkennen“ könne. Als Beiſpiel führt er die vier kleinen Orakel in Cap. 21 und 22 an; auch Cap. 24—27 iſt er (nicht ohne richtiges Gefühl) geneigt, als ein dem Sammler beſonders zugekommenes Stück zu betrachten. Auch Cap. 13—20 möchte er für eine ehemals ſelbſtändige kleine Sammlung erklären. Daß Cap. 28—33 vorher auch ein Ganzes ausgemacht hatten, iſt ihm wahrſcheinlich, obgleich es „an keinem äußerlichen Merkmale“ zu erkennen ſei [85]). Cap. 36—39 bezeichnet er [86]) als „ein beſonderes Schriftchen, welches dem Redacteur in die Hände gekommen ſei, ein

74) a. a. O. S. 22. 75) Vgl. Geſenius a. a. O. 1. Th. S. 935. 76) Talmud Baba Bathra fol. 14. col. 2., auch bei Geſenius abgedruckt a. a. O. S. 23 in der Anmerk. 77) Ähnlich urtheilte ſchon Eichhorn (Einleit. ins A. T. 1. Th. S. 49. 50). 78) Des Propheten Jeſaia Weiſſagungen. 1. Th. S. CXXIII. 79) a. a. O. S. CXXX.

80) Einleit. ins A. T. 4. Bd. S. 126 (4. Ausg. [Göttingen 1824]). 81) Vgl. a. a. O. S. 120 fg. 82) a. a. O. S. 126. Solche „ökonomiſche Urſachen,“ jedoch nicht ausſchließlich, hat auch Bertholdt (a. a. O. 4. Th. S. 1393 fg.) vermuthet. 83) a. a. O. S. 1394. 84) a. a. O. S. 1394 fg. 85) a. a. O. S. 1402. 86) a. a. O. S. 1405.

Fragment von der epitomirten Chronik des Reiches Juda, welche dem Verfaſſer der Bücher der Könige als Quelle gedient hat." Cap. 40—66 ſollen zwar wahrſcheinlich ſchon als ein Ganzes dem Redacteur zugekommen, aber „nicht auf einmal einzeln zuſammengeleſen" worden ſein, ſodaß auch dieſe Abtheilung „nur durch ein fortgehendes Zuſammenſchreiben des Einzelnen, wie es der Zufall in die Hände führte, zu Stande gekommen" wäre. Dabei wird noch als möglich zugegeben, daß ſie „durch Anreihung früherer kleinerer Sammlungen zu ihrer Totalität erwachſen" ſei [87]).

Meiſt mit Geſenius übereinſtimmend äußert ſich Knobel [88]) über dieſen Gegenſtand. Durch Freunde und Anhänger des Propheten, heißt es bei ihm, bildeten ſich kleinere Particularſammlungen, welche „ſich bis auf ſpätere Zeiten seorsim erhielten. Die älteſte von ihnen mag Cap. 1—12 ſein. Denn ſie enthält noch kein unjeſaianiſches Stück. Aber von Jeſaias iſt ſie nicht gemacht, indem ihr die chronologiſche Anordnung des Einzelnen fehlt." Woher aber, läßt ſich dagegen fragen, wiſſen wir denn, daß der Prophet darauf ausging, ſeine Orakel ſtreng nach der Zeitfolge zu ordnen? Die Sammlung Cap. 13—23 erklärt Knobel mit Recht für jünger, weil ſie ſchon nachjeſaianiſche Reden enthalte und urtheilt, weil ſämmtliche Überſchriften in ihr, mit Ausnahme von Cap. 20, 1 den ſonſt im Jeſaias nur noch Cap. 30, 6 vorkommenden Ausdruck משׂא enthalten, ſo ſei ſie wahrſcheinlich von Einem Sammler in ihre jetzige Ordnung gebracht. Neben dieſen „beiden Hauptſammlungen" nimmt er drei kleinere an: Cap. 24—27, 28—33, 34—35, welche „nach und nach zu einer Hauptſammlung zuſammengeſtellt" wurden. Dann wurde der hiſtoriſche Abſchnitt Cap. 36—39, „eine Überarbeitung von 2 Kön. 18, 13—20, 19 ebenfalls von einem ſpätern Sammler beigegeben, um über Jeſaias' Lebensverhältniſſe Licht zu verbreiten und ſomit ein Hilfsmittel zum Verſtändniß ſeiner Reden darzubieten." Als letzten Beitrag zu der ganzen Sammlung bezeichnet er Cap. 40—66.

Noch ungleich ſtreitiger, als die Eintheilung des Buches Jeſaia in größere Abſchnitte (Theile, Bücher, Abtheilungen, Cyklen), iſt das Urtheil über der einzelnen Orakel Anfang und Schluß. Eine Zeit lang herrſchte eine wahre Sucht, möglichſt viele kleine Stücke mit mehr oder weniger Schein des Rechts von einem wohlgeordneten Ganzen abzulöſen und wol gar den verſchiedenſten Zeiten und Verfaſſern zuzuſchreiben. Wenn J. B. Koppe ſonſt das Verdienſt hat, das Bedürfniß einer kritiſchen Behandlung zuerſt lebhaft empfunden und durch ſeine Arbeit auch bei Andern angeregt zu haben [89]), ſo hat er auf der andern Seite durch ſein Beiſpiel jene zerſtückelnde Methode in Aufnahme gebracht, indem beſonders der geiſtvolle Eichhorn und der mehr durch Sammlerfleiß als ſcharfſinnige Combination ſich auszeichnende Bertholdt ſeinen Winken folgten. Nachdem jedoch Jahn, Roſenmüller, de Wette und Geſenius, jeder in ſeiner Weiſe, dieſer Verirrung lebhaft entgegengetreten waren, iſt von den neueſten Erklärern (Hitzig und Maurer, weniger von Hendewerk) auf dieſer Bahn fortgeſchritten, ſodaß dieſes Unweſen als überwunden anzuſehen iſt. Geſenius zerlegt Cap. 1—12 in acht Orakel: a) Cap. 1. b) Cap. 2—4. c) Cap. 5. d) Cap. 6. e) Cap. 7. f) Cap. 8, 1—9, 6. g) Cap. 9, 7—10, 4 und h) 10, 5—12, 6. Bei Hitzig reducirt ſich die Zahl auf ſechs, weil er Cap. 5 mit Cap 2—4 vereinigt und dann wieder Cap. 7 mit 8, 1—9, 6 als ein Ganzes betrachtet. Hendewerk unterſcheidet nur ſechs, nämlich a) Cap. 6. b) Cap. 1, 2—31. c) Cap. 2, 1—4, 6. d) Cap. 5. 7, 1—9 und Cap. 17. e) Cap. 7, 10—9, 6. f) 9, 7—12, 6 und Cap. 14, 24—27, hat alſo außerdem aus der Abtheilung Cap. 13—23 einige Abſchnitte hinzugenommen. In dem zweiten Buche (Cap. 13—23) findet Geſenius 14 Orakel, nämlich a) Cap. 13, 1—14, 23 über Babel. b) Cap. 14, 24—27 über Aſſyrien (blos Fragment). c) Cap. 14, 28—32 gegen die Philiſter. d) Cap. 15 und 16 über Moab. e) Cap. 17, 1—11 gegen Iſrael und Damaskus. f) Cap. 17, 12—18, 7 gegen Aſſyrien. g) Cap. 19 über Ägypten. h) Cap. 20. Symboliſche Handlung und Ausſpruch gegen Iſraels Vertrauen auf Ägypten und Äthiopien. i) Cap. 21, 1—10. Untergang Babels. k) Cap. 21, 11—12 über Duma. l) Cap. 21, 13—17 gegen Arabien. m) Cap. 22, 1—14 an Jeruſalems Bewohner bei einer bevorſtehenden Belagerung. n) Cap. 22, 15—25 gegen den Schloßhauptmann Sebna, und endlich o) Cap. 23 gegen Tyrus. Hitzig hat auch hier wieder, aber nur zwei Mal, von Geſenius noch Getrenntes zuſammengezogen; nämlich Cap. 17, 12—14 verbindet er mit V. 1—11 deſſelben Capitels, nimmt aber doch Cap. 18 als ein beſonderes Orakel, und dann verknüpft er Cap. 21, 11—12 mit V. 13—17 dieſes Capitels zu einem Orakel über Kedar. So iſt die Zahl der Orakel bei ihm nur um eins geringer als bei Geſenius. Auffallender unterſcheidet ſich Hendewerk's Abtheilungsweiſe, da ſich dieſer Bearbeiter des Jeſaias bei Beſtimmung der einzelnen Orakel Umſtellungen erlaubt und in dem bis jetzt erſchienenen 1. Theile ſeines Werks blos die angeblich echten Stücke beachtet hat. Da er alſo Cap. 14, 24—27 und Cap. 17 mit Orakeln in Cap. 1—12 verbinden zu müſſen glaubte, und Cap. 20, ſowie Cap. 22 in die Orakelreihe Cap. 28—33 einſchiebt, hat er in dieſer Capitelreihe 13—23 nur fünf echte Orakel: a) Cap. 14, 28—32 Untergang der Philiſter; b) Cap. 15. 16 Untergang der Moabiter; c) Cap. 18, 1—19, 25 bevorſtehendes Schickſal Ägyptens; d) Cap. 21, 11—17 Drangſale Seir's und Kedar's (trennt alſo ebenſo wenig als Hitzig V. 11—12 zu einem beſondern kleinen Orakel); und e) Cap. 23, 1—18 Phöniziens Schickſal. Das dritte Buch zerfällt bei Geſenius blos in drei Stücke, nämlich a) Cap. 24—27 „ein zuſammenhängendes oder wenigſtens in Ein Zeitalter gehöriges, und von Einem Verfaſſer herrührendes Stück aus der Zeit des Exils," über die Verwüſtung des Landes, die Rückkehr der Ju-

87) a. a. O. S. 1407. 1408. 88) Der Prophetismus der Hebräer. 1. Th. S. 456 fg. 2. Th. S. 196 fg. 89) Nämlich in den Zuſätzen und Anmerkungen zu der von ihm beſorgten teutſchen Überſ. von Rob. Lowth's engl. Bearbeitung des Jeſaias.

Digitized by Google

den aus dem Exil und die Zerſtörung der feindlichen Hauptſtadt. b) Cap. 28—33 eine zuſammenhängende Reihe von Strafreden gegen eine irreligiöſe und laſterhafte Volkspartei im Reiche Juda, welche unter der Regierung Hiskia's bei der bevorſtehenden Invaſion Aſſyriens zum Bündniſſe mit Ägypten rieth, nebſt dringender Abmahnung von einer ſolchen Verbindung, und Ankündigung eines gefährlichen Angriffs von Seiten der Aſſyrer. Geſenius glaubt [90]), der Prophet möge mehre einzelne Ausſprüche in dieſer ſchriftlichen Bearbeitung in ein Ganzes gebracht haben. c) Cap. 34—35 Orakel über Edom. Dazu kommt noch der geſchichtliche Abſchnitt Cap. 36—39 als „erläuternde Beilage zu der Jeſaianiſchen Orakelſammlung." Die Verbindung von Cap. 24—27 und die von Cap. 28—33 billigt auch Hitzig; dagegen trennt dieſer Gelehrte Cap. 35 vom 34ſten als ein eignes Stück und ſieht darin ein Orakel über die Rückkehr der Exulanten. Cap. 36—39 ſind auch ihm eine zunächſt an Cap. 33 ſich anſchließende Beilage, beſonders aber auf Erläuterung der Verhältniſſe zur Zeit des Sanherib und folgeweiſe von Cap. 28—33 berechnet. Daher vermuthet er auch, daß ſie früher, als Cap. 34—35, angeſchloſſen geweſen und nachher erſt dieſen neu hinzugekommenen Reden in der Stellung hätten weichen müſſen [91]). Hendewerk endlich betrachtet in dieſem Theile die meiſten Capitel als beſondere Weiſſagungen. Nämlich 1) Cap. 28 nahe Zerſtörung Samariens und baldige Züchtigung der Gottloſen Jeruſalems; 2) Cap. 29, 1—24 Verkündigung einer nahen Belagerung Jeruſalems; 3) Cap. 30 Vorherverkündigung der Nutzloſigkeit des Bündniſſes mit Ägypten und der endlichen Rettung durch Jehova ſelbſt (hier wird dann als vierte Weiſſagung Cap. 20, Ägyptens und Äthiopiens Eroberung durch die Aſſyrer, eingeſchoben); 5) Cap. 31, 1—32, 8 neue Strafrede gegen das ägyptiſche Bündniß, beſchloſſen mit meſſianiſchen Hoffnungen; 6) Cap. 32, 9—20 Drohung einer Belagerung Jeruſalems, gerichtet an die Frauen (als ſiebente Weiſſagung wird hier Cap. 22, 1—14 eingeſchaltet und als dritte und letzte Verkündigung einer Belagerung Jeruſalems bezeichnet, ebenſo als achte Cap. 22, 15—25 Drohrede an Sebna); 9) Cap. 33 baldiger Untergang der Aſſyrer. Darnach ſetzt er den hiſtoriſchen Anhang. Über die Einheit von Cap. 40—66 ſcheint kein Zweifel mehr obzuwalten, während Eichhorn noch 21 Stücke darin unterſchied [92]), wie er in Cap. 1—38 mit Ausnahme des eigentlich Hiſtoriſchen 44 Stücke (alſo im ganzen Jeſaias 65) annahm. Geſenius äußert noch die Vermuthung [93]), die letzten Capitel möchten früher geſchrieben und alſo die Anordnung nicht chronologiſch ſein, weil in den erſten Capiteln größere Beſtimmtheit herrſche, was aber Hitzig [94]) beſtreitet. Auch Stähelin [95]) erklärt: „Das Ganze hat von Cap. 40 an einen recht guten und ungezwungenen Zuſammenhang, und es iſt alſo durchaus nicht nöthig, mit mehren Kritikern anzunehmen, daß die letztern Capitel früher geſchrieben worden ſeien, als die erſtern. Zuerſt weiſſagt der Prophet die Befreiung durch Cyrus und fodert das Volk auf, in dem allgemeinen, alle Völker ergreifenden Schrecken furchtlos zu ſein; dann als die Befreiung nicht ſchnell genug eintritt, legitimirt er ſich als Propheten, und zeigt, wie er nur auf göttlichen Auftrag hier rede und weiſſage, und deutet an, die Befreiung werde gewiß bald eintreten, wenn das Volk ſeinen Sünden entſage. Nun ſchildert er des Volks Betragen ausführlich, und geht darauf über zu zeigen, wie nur für die Frommen die Befreiung eintrete, nur ſie Bürger des neuen Gottesſtaates werden."

Die Einſicht in die wahre Beſchaffenheit dieſer trefflichen Sammlung prophetiſcher Ausſprüche, welche Jeſaias' Namen trägt, iſt allerdings nicht mehr neu; allein es blieb doch unſerer Zeit vorbehalten, die darüber anzuſtellende Unterſuchung mit der Schärfe und Sicherheit zu führen, wie ſie die Wiſſenſchaft verlangt und die Wichtigkeit des Gegenſtandes zu einer heiligen Pflicht macht [96]). Nach Koppe's Vorgange ſtellt Eichhorn [97]) ſchon unbedenklich den Satz auf: in unſerm Jeſaias ſtehen manche dieſem Propheten nicht zugehörige Orakel, welche „wie einzelne namenloſe Perlen auf eine lange Schnur gereiht" worden. Und Bertholdt, dem man gewiß nicht den Vorwurf der Voreiligkeit in Bezweiflung bibliſcher Bücher

---

90) a. a. O. S. 826. 91) Vgl. Ferd. Hitzig, Der Prophet Jeſaia überſ. u. ausgel. S. 409. 92) In den hebräiſchen Propheten Bd. 1. 2 u. 3. Nämlich a) 18 Stück aus der Zeit am Ende des Exils und nach Begründung der neuen Colonie in Paläſtina: Cap. 40, 1—31 Troſtrede an die Exulanten in Babel, als die Rückkehr zögerte; Cap. 41, 1—29 Cyrus zu ſeiner groſſen Rolle von Gott auserſehen; Cap. 42, 1—45, 25 neues Aufblühen Israels im Vaterlande; Cap. 46, 1—13 gegen das Zurückbleiben und Nationaliſiren im heidniſchen Chaldäa; Cap. 47, 1—15 Spottgeſang über die verſchwundene babyloniſche Macht; Cap. 48, 1—22 Auffoderung, von Cyrus' Edict Gebrauch zu machen; Cap. 49, 1—50, 3 Widerlegung der Zweifel gegen die Wiederherſtellung Judäa's; Cap. 50, 4—52, 6 Ermunterung, ſich beim Erſcheinen des Edicts zur Rückkehr anzuſchicken; Cap. 52, 7—53, 12 Empfindungen und Betrachtungen nach Bekanntmachung des Edicts; Cap. 54, 1—17 an Israel über ſein Glück nach überſtandenem Exil; Cap. 55, 1—13 an die unentſchloſſenen Exulanten; Cap. 56, 1-9 Einladung an die Heiden, Geſetz und Cultus der Hebräer anzunehmen; Cap. 58, 1—14 Auffoderung zur Beſſerung in ſchweren Zeiten; Cap. 59, 1—21 Auffoderung zur Beſſerung bei Landesunfällen; Cap. 60, 1-22 an Jeruſalem über ſeine Weltherrſchaft; Cap. 61, 1—62, 12 Bekanntmachung eines Propheten in Paläſtina, daß die Rückkehr der Exulanten nächſtens bevorſtehe; Cap. 63, 7—65, 25 Wiederherſtellung Israels aus dem Exil und darauf folgende glückliche Zeiten; Cap. 66, 18—24 Allgemeinheit der Verehrung Jehova's. b) Zwiſchen 582—572 vor Chr. Geb.: Cap. 63, 1—6 über Edom. c) Aus ungewiſſer Zeit, vielleicht in Manaſſe's Periode, zwiſchen 697—643 vor Chr.: Cap. 56, 10—57, 21 gegen die Verdorbenheit aller Stände im Reiche, beſonders gegen Abgötterei; und ebenfalls aus ungewiſſer Zeit Cap. 66, 1—17 Schickſale der echten Gottesverehrer und der Götzendiener. 93) a. a. O. 2. Th. S. 33. 34. 94) a. a. O. S. 458. 95) Über den Inhalt von Jeſaias Cap. 40—66, in den Theolog. Stud. u. Kritiken von Ullmann u. Umbreit. 1831. 3. Heft. S. 561. 96) Eine recht überſichtliche Darſtellung des Ganges, welchen die Kritik bei dem Buche des Jeſaias von Spinoza an genommen hat, findet man in Kleinert, über die Echtheit ſämmtlicher in dem Buche Jeſaia enthaltenen Weiſſagungen. 1. Th. in der Einleit. 97) Einleit. ins A. T. 4. Th. §. 524. (S. 82 fg. der 4. Ausg.)

Digitized by Google

oder bibliſcher Stücke machen kann, erklärt in ſeiner ſchlichten Weiſe [98]): „Will man den äußerlichen Charakter dieſes Buches mit einem Worte bezeichnen, ſo iſt es, blos den hiſtoriſchen Abſchnitt Cap. 36 — 39 ausgenommen, eine prophetiſche Anthologie, worunter man ſich aber keine abſichtlich und planmäßig und mit Auswahl angelegte und geſammelte denken darf, ſondern eine blos durch zufällige Zuſammenſtellung oder Zuſammenreihung entſtandene Sammlung dieſer Art." Mochte ſich auch gar Mancher ſträuben, auf ſolche Vorſtellungen einzugehen, ſo ſchienen doch gar bald Cap. 40—66 für Jeſaias am wenigſten gerettet werden zu können. Allein dabei blieb die Kritik nicht ſtehen. Eichhorn ſagt es rund heraus [99]), wenn man in den Charakter, den Inhalt und die Speache der Weiſſagungen, welche unter Jeſaias' Namen geſammelt ſind, etwas tiefer eindringe, „ſo tragen nicht blos die Oeakel hinter dem 39. Capitel, ſondern auch manche, welche ihren Platz vor dem 36. Capitel haben, theils Merkmale eines ſpätern Zeitalters, theils eines andern Verfaſſers an ſich." „Es iſt alſo," folgert er weiter, „nicht wahrſcheinlich, daß die Weiſſagungen, die bis zum 35. Capitel herablaufen, von Jeſaias oder in den frühern Zeiten des hebräiſchen Staates geſammelt worden ſind. — — Alle Umſtände führen darauf, daß unſer Jeſaias eine nach dem babyloniſchen Exil geſammelte Anthologie von Orakeln ſei, zu deren erſten Grundlage eine Sammlung Jeſaianiſcher Weiſſagungen gemacht worden." Dies iſt im Weſentlichen auch die Meinung dee neueſten Kritiker, mit Ausnahme der wenigen, welche auf dem Standpunkte der frühern Zeit feſt beharren, gewöhnlich die innere Kritik gegen ſogenannte äußere Zeugniſſe zurückſetzen und ſich auf ſie nur einlaſſen, weil die jetzige Zeit ſie gebieteriſch fodert. Geſenius' trefflicher Commentar hatte natürlich die Streitfrage über die behauptete Unechtheit eines anſehnlichen Theils im Jeſaia nicht umgehen können, wenn er ſeiner Aufgabe genügen wollte und durch die Schärſe der Unterſuchung die entgegenſtehende Meinung zum Aufraffen aller ihrer Kräfte angeſpornt. Am gelungenſten war unſtreitig die Nachweiſung deſſelben über die nachjeſaianiſche Abfaſſung von Cap. 40—66, auf deren Urheber er auch faſt alle andern Stücke (nur Cap. 24—27 nicht), die er dem Jeſaias abſprechen zu müſſen glaubt, mit ſehr erheblichen Gründen zurückführen möchte. Darum wurde dee Angriff der nicht Einverſtandenen grade auf dieſen Gegenſtand vorzugsweiſe gerichtet. Beſonders ſtellte ſich Joh. Ulr. Möller [1]) dieſe Aufgabe [2]); dann E. W. Hengſtenberg [3]). Kleinert dagegen unternahm faſt gleichzeitig mit dem Letztern den mindeſtens ſehr ſchwierigen Nachweis der Echtheit aller einzelnen in der Sammlung befindlichen Abſchnitte [4]); doch iſt er in dem ſpeciellern Theile ſeiner Argumentation nicht über die erſten Capitel, d. h. über die hinausgekommen, an deren Echtheit zu zweifeln Niemandem einfällt. Er geht von einer Darſtellung des äußern Beweiſes aus und ſtellt dann mehre Schwierigkeiten zuſammen, welche die Gegner des Buches nicht wohl beſeitigen könnten. Der ſogenannte innere Beweis fehlt; blos vorbereitende Bemerkungen dazu beſchließen das unvollendet gebliebene Buch. Der Eindruck, welchen dieſe gewiß recht wohl gemeinte Oppoſition gegen die herrſchende Anſicht auf die Zeitgenoſſen machte, ſcheint keineswegs bedeutend geweſen zu ſein, obgleich ihr Gelehrſamkeit und Scharfſinn zu Gebote ſteht [5]). Am wenigſten wollte der Jeſaianiſche Urſpeung von Cap. 40 fg. in die Überzeugung der Kritiker Eingang finden, ſodaß Stähelin [6]) kurz darauf erklären konnte: „Die Unterſuchungen über die Zeit der Abfaſſung der 27 letzten Capitel der dem Propheten Jeſaias zugeſchriebenen Weiſſagung ſind in neuerer Zeit mit ſo viel Klarheit und Kenntniß geführt worden (er deutet beſonders auf Geſenius' Commentar), daß man hätte erwarten ſollen, die gewonnenen Reſultate würden von Jedermann angenommen werden und es werde ſobald Niemand mehr den Jeſaianiſchen Urſprung dieſee Weiſſagungen zu behaupten ſuchen." Zwei Gegenſtände ſind es vornehmlich, welche entſcheiden. Einmal die in dieſen Capiteln deutlich hervortretende Verſchiedenheit von der Jeſaianiſchen Sprache, dann abee zweitens die Lage und der Standpunkt des Verfaſſers dieſer Capitel, welcher nicht der eines zur Zeit der Könige Jotham, Ahas und Hiskia wirkenden Peopheten iſt. Und dieſe beiden Punkte hält auch Stähelin [7]) den Vertheidigern Jeſaianiſcher Abkunft dieſer Capitel geſchickt entgegen und hütet ſich dabei vor aller Einmiſchung ſolcher Gründe, welche aus irgend einem dogmatiſchen Syſteme hervorgehen, ſodaß das Gewicht ſeiner Bemerkungen die Gegner mit aller ihrer Schwere trifft, ſie mögen auf ſeinem Standpunkte ſtehen oder nicht. Dieſelben Erſcheinungen liegen auch Cap. 13 — 14, 21 (ſo weit deren Echtheit angefochten wird), 24 — 27 und 34—35 deutlich vor Augen. Wenn daher in der katholiſchen Kirche noch der wackere Jahn [8]) alle Stücke von

98) Hiſtor.-krit. Einleit. 4. Bd. S. 1386. 99) Einleit. ins A. T. 4. Bd. §. 527. (S. 113 fg. der 4. Ausg.)

1) De authentia oraculorum Esaiae, capp. 40—66. (Havniae 1825). 2) Andere Vertheidiger der Echtheit einzelner Abtheilungen in dieſem großen Abſchnitte verzeichnet Kleinert a. a. O. S. XII. XIII. 3) Chriſtologie des A. T. 1. Th. 2. Abth. S. 172 fg. 4) Vgl. deſſen Schrift: über die Echtheit ſämmtlicher in dem Buche Jeſaia enthaltenen Weiſſagungen. Ein kritiſcher Verſuch. 1. (einziger) Th. (Berl. 1829).

5) Als Vertheidiger der Echtheit trat auch Steudel auf in der von ihm und ſeinen Collegen herausgeg. Tübinger Zeitſchrift für Theologie. 1830. 2. Heft. S. 44 fg. 6) Einige Bemerkungen über Jeſ. 40—66 in den Theol. Studien u. Kritiken v. Ullmann u. Umbreit. 1830. 1r Bd. S. 81. 7) a. a. O. S. 82 fg. Vgl. auch deſſen Abhandlung: Über den Inhalt von Jeſaias Cap. 40—66 in den Theol. Studien u. Kritiken von Ullmann u. Umbreit. 1831. 2. Bd. S. 527 fg. 8) In der erſten Auflage ſeiner Einleit. in die göttl. Bücher des alten Bundes in vollſter Entſchiedenheit; in der 2. Aufl. (2. Th. II. Abſchn. §. 104. S. 458 fg.) geſteht er zwar: „ich ſelbſt habe bei dem öfters wiederholten Studium dieſes Propheten oft gewankt," ſetzt aber hinzu: „glaube aber doch noch immer, daß alle Stücke von Jeſaia ſind." Auch Fourr. Ackermann (Introductio in libros sacros Vet. foederis [Viena. 1825.] §. 104. p. 252, eigentlich das Jahn'ſche Werk, blos wenig modificirt), ſagt geradezu: „Non pauca Jesaiae vaticinia a permultis impugnantur, et omnia contra gentes effata, inprimis vero ultima 27 capita huic prophetae abjudicantur ac *argumentis non levibus in tempora exilii Babylonici rejiciuntur;*"

Digitized by Google

Jeſaias ableitete, ſo hat jetzt Movers [8]), derſelben Confeſſion angehörend, ſich nicht geſcheuet zu erklären, „daß der letzte Theil des Jeſajah und einzelne Weiſſagungen im erſten Theile nicht von dem Propheten herrühren, dem die ſpätere Zeit ſie beigelegt hat.“ Daß Hitzig, Maurer und Hendewerk in ihren exegetiſchen Schriften, Knobel in ſeiner Darſtellung des hebräiſchen Prophetismus und de Wette in ſeiner Einleitung nicht anders darüber urtheilen werden, läßt ſich unter dieſen Umſtänden nicht anders erwarten. Und wenn auch Auguſti [10]) dieſe Anſicht nicht ganz zu der ſeinigen macht, ſo betrachtet doch auch er dieſe Sammlung als eine prophetiſche Anthologie, nur daß er den größten Theil derſelben dem Jeſaia vindiciren und keinen递Haupttheil als unecht verwerfen möchte [11]). Auch er gibt zu, „ſobald man blos von hiſtoriſchen Geſichtspunkten ausgeht, wird man ſich nicht überzeugen können, daß dieſe perſpeetiviſchen Zeitgemälde, worin ſo viele Zeitdetails enthalten ſind, von Jeſaia, der unter Uſia und Hiskia lebte, herrühren können.“ Kleinert, der Vertheidiger der Echtheit [12]), ſieht ſich wenigſtens genöthigt, die Sammlung des Ganzen durch Jeſaias aufzugeben. „Ob dis Sammlung,“ ſagt er, „wie wir ſie jetzt haben, gradezu aus den Händen des Verfaſſers gekommen ſei, das möchte bezweifelt, und, wie ich glaube, mit überwiegenden Gründen, eher verneint, als bejaht werden können.“

Auch iſt dieſes Reſultat der neueſten Kritik [13]) keinesweges ſo beſchaffen, daß der Verehrer der Bibel dadurch irre werden könnte. Sehr wahr macht ſchon Eichhorn [14]) unbefangene, forſchende Leſer aufmerkſam, was aus der Annahme eines im Exil lebenden Verfaſſers der dem Jeſaias abgeſprochenen Stücke folge: „Die Orakel bleiben, was ſie waren; nur die Zweifel ſchwinden, die Schwierigkeiten verlieren ſich, und der Urſprung der Gemälde des Propheten fällt Zug für Zug in die Augen. — — Die Bilder und Schilderungen ſind dann, wie bei allen Propheten, aus ihrem Zeitalter und ihrer individuellen Lage gefloſſen. — — Die Orakel ſelbſt bleiben immer, für was ſie auch Andere anerkennen — — echte Belehrungen der Gottheit. — — Frage ſich Jeder und geſtehe, was ihm ſein Herz antwortet, ob er nicht bei dieſen Vorſtellungen ſeinen Jeſaias beruhigter aus der Hand legen könne? — — Sind die prophetiſchen Ausſprüche des Jeſaias von den Schickſalen des Heeres Sanherib's deshalb keine Orakel, oder vielleicht unbedeutend, weil ſie blos von einem Zeitgenoſſen und nicht Jahrhunderte vorher bekannt gemacht wurden?“ In demſelben Sinne äußert er anderwärts [15]): „Freilich könnte man klagen: ſo verlieren wir die Weiſſagungen mit den ſpeciellſten Darſtellungen Jahrhunderte vor ihrer Erfüllung! Die verlieren wir allerdings; aber es bleiben doch die allgemeinern, die in ſo ſpäte Zeiten gehen; und jene verlieren wir mit großem Gewinne. — — Für wen ſollten doch die ſpeciellſten Darſtellungen der Ereigniſſe in der ſpäteſten Zukunft ſein? Doch wol für uns aus der ſpätern Nachwelt nicht, die wir durch andere ſtärkere Gründe überzeugend belehrt ſind, daß Jehova der einzige allmächtige Regierer der Welt ſei; ſondern unſtreitig für die Juden. Und was konnten ſie aus dieſen ſpeciellſten Darſtellungen für Nutzen ziehen, den ihnen nicht auch die allgemeinern gewähren konnten?“

Warum aber dieſe nichtjeſaianiſchen Abſchnitte grade zu dieſer Sammlung kamen, wird ſich ſchwerlich auf eine Alle befriedigende Weiſe beantworten laſſen. Eichhorn's ſehr unwahrſcheinliche Hypotheſe darüber iſt ſchon früher erwähnt. Döderlein [15]) glaubte dagegen, der Urhebee dieſer Stücke habe auch Jeſaia geheißen, und allerdings iſt eine ſolche Namensgleichheit ſehr möglich. Auch gereichte es dem Sammler gar ſehr zur Entſchuldigung, wenn er dadurch irre geleitet worden wäre. Außerdem trat dieſer Deutero-Jeſaia ſeinem Namensvetter aus älterer Zeit würdig zur Seite. Nach einer dritten Meinung geſchah die Vereinigung, weil die unechten Stücke ganz in Geiſt und Manier des Jeſaia, auch wol gar in gleichem Style geſchrieben waren. Allein gerade die Differenz der Darſtellung und des Inhaltes, welche man zwiſchen den bezweifelten und den echtjeſaianiſchen Abſchnitten bemerkt hatte, war ja ein Hauptgrund, daß man ſo Manches als unecht ausſchied. Die religiös-politiſchen Grundſätze, die Idee der Beſtrafung des einen feindlichen Reiches durch das andere ſind keinesweges, wie Auguſti glaubt [17]), dem Jeſaias eigenthümlich, ſondern allgemeine Vorausſetzung des hebräiſchen Prophetismus. Auch iſt eine ſolche kritiſche Unterſuchung der Einfachheit des Zeitalters fremd, in welchem das Buch Jeſaia entſtand. Vielleicht iſt die Verbindung nur zufällig, ohne daß ein Sammler dabei einen beſtimmten Zweck vor Augen gehabt hätte. Die Juden liebten es übrigens, das anonym Überlieferte an bekannte Namen anzureihen, ohne dabei Täuſchung zu beabſichtigen. Auch iſt es überhaupt ſehr natürlich, bei Schriften, die uns anziehen, durch Vermuthung auf den etwanigen Verfaſſer kommen zu wollen, und eine ſehr gewöhnliche, ſich noch immer wiederholende Erfahrung, daß ſolche Vermuthungen leicht in Überzeugung übergehen und dann durch Mittheilung die Geſtalt begründeter Überlieferung annehmen.

Unter die unechten (pſeudojeſaianiſchen, wie Einige ſich ausdrücken, oder deuterojeſaianiſchen, was andere vorziehen) Abſchnitte iſt alles dasjenige nicht zu rechnen,

beruhigt ſich aber gar ſchnell, indem er hinzufügt: „Tamen offerunt se argumenta gravia, quae has partes Jesaiae vindicant.“

9) Vgl. deſſen kritiſche Schrift: De utriusque recensionis vaticiniorum Jeremiae — — indole et origine (Hamb. 1837. 4.) und ſeine Abhandlung: Über die Weiſſagung gegen Tyrus bei Jeſajah Cap. 23 in der von der kathol. theol. Facultät zu Tübingen herausgegeb. katholiſchen Quartalſchrift. 1837. 3. Heft. S. 506.
10) Einleit. ins A. T. §. 207. (2. Ausg.) 11) Vgl. auch §. 205.
12) Vgl. deſſen öfter angeführte Schrift. S. 110 fg. 13) Als Gegner derſelben zeigte ſich neuerdings auch Peter Schleyer in ſeiner Würdigung der Einwürfe gegen die altteſtamentlichen Weiſſagungen an dem Orakel des Jeſaias über den Untergang Babels, Cap. 13—14, 23 (Rottenb. a. N. 1835). 14) Einleit. ins A. T. 4. Th. S. 93—95. (4. Ausg.)

15) a. a. O. S. 105. 16) Chriſtl. Religionsunterricht. 2. Th. S. 183 u. 217. 17) Einleit. ins A. T. S. 297. 2. Ausg.

was Jeſaias ſelbſt von Andern entlehnt hat. Das bedeutendſte Stück dieſer Art ſteht Cap. 15—16, das Orakel gegen Moab. Nach Geſenius [18]), dem auch Gramberg [19]) beitritt, ſtammt es von einem Zeitgenoſſen des Jeſaias oder einem etwas ältern Propheten, ſodaß Jeſaias nur 16, 13 fg. hinzufügte. Knobel [20]) erklärt ſich für das Letztere und denkt die Wriſſagung urſprünglich veranlaßt durch des iſraelitiſchen Königs Jerobeam II. glückliche Unternehmung, ſein Reich zu erweitern. Dabei iſt er nicht abgeneigt, die Anſicht von Hitzig [21]), daß Jonas, der Sohn des Amitthai, Verfaſſer ſei, zu unterſchreiben, ohne ſie jedoch mit demſelben als eine „für den Kritiker wahrhaft nothwendige" anzuerkennen [22]). Bloßer Nothbehelf war es, wenn man annahm, das Orakel ſei wirklich Jeſaianiſch und nur zwei Mal von ihm ausgeſprochen [23]); denn Charakter und Sprache ſind bis auf den Schluß von Cap. 16 mit Jeſaianiſcher Abkunft [24]) ſchwerlich zu vereinigen. Doch vertheidigt dieſe Anſicht neuerdings ſehr lebhaft Hendewerk [25]), unter beſonderer Rückſichtnahme auf Hitzig. Er erklärt das Orakel für „eins der ſchönſten prophetiſch-poetiſchen Gemälde," tadelt an Hitzig, daß er die Rede darin als ſchwerfällig und langſam fortſchreitend bezeichne. Der Prophet „ſieht von Jeruſalem," ſagt er, „gleichſam mit ſinnlichem Auge nach Moabitis über das todte Meer hinüber und ſchildert uns das Schickſal Moab's in dem Bilde, in welchem ſeine ſchöpferiſche Dichterphantaſie ihn Moabitis ſchauen läßt." Vorzügliches Gewicht legt er aber auf die von ihm behauptete große Ähnlichkeit mit dem vorhergehenden Orakel gegen Philiſtäa; die in dieſer Beziehung hervorgehobenen Momente und Situationen ſind jedoch von ſolcher Art, daß ſie in Orakeln gegen die kleinen den Hebräern benachbarten Völker in einer gewiſſen Periode der hebräiſchen Geſchichte auch bei verſchiedenen Propheten leicht wiederkehren konnten. Die Sprache iſt mit der dem Jeſaias ſonſt eigenthümlichen zweifelsohne nicht einerlei. Cap. 16, 13—14 betrachtet Hendewerk [26]) als eine Nachſchrift, welche Jeſaia hinzufügte, „als die Geſtaltung der politiſchen Verhältniſſe eine baldige Erfüllung jenes Orakels, das nur von der ſittlichen Idee und der dichteriſchen Phantaſie eingegeben war, und ſich daher um die Zeit und die Erfüllung in ihr gar nicht kümmerte, erwarten ließ." Das Orakel ſelbſt ſetzt er in das erſte Jahr des Hiſkia, die Nachſchrift etwa drei oder vier Jahre ſpäter [27]). Das Stück dem Propheten Jeremias zuzuſchreiben [28]), dazu lag wol der Grund in dem nicht richtig erkannten Verhältniſſe deſſelben zu Jer. 48. Nach Credner's [29]) ſehr ſcharfſinniger Combination gehört der Ausſpruch ins J. 741 vor Chr. Geb., als das aſſyriſche Heer unter Tiglath-Pileſar, dem Könige Ahas Beiſtand zu leiſten, die Länder der gegen ihn Verbündeten angriff. Denn das moabitiſche Land, in großer Gefahr, konnte ſich nur zu retten hoffen, wenn es die früher gelöſten Verhältniſſe mit dem Reiche Juda wieder anknüpfte und dieſes bei Aſſyrien ſich für daſſelbe verwendete. Der Prophet erkannte die damit für ſein Vaterland verbundene Gefahr und warnt gegen die Annahme ſolcher Anerbietungen. Da aber die Aſſyrer den Grenzfluß, Arnon, nicht überſchritten, nahm Jeſaias den Spruch wieder auf, wahrſcheinlich in der Zeit der aſſyriſchen Heerfahrten gegen Ägypten etwa um das J. 716. Daher erhielt dieſes Stück unter Jeſaias' Orakeln mit Recht ſeine Stelle und durch den angefügten Schluß eignet dieſer den Ausſpruch ſich ſelbſt an.

Auch der ſchöne meſſianiſche Ausſpruch Cap. 2, 2—4 wird von Manchen ſo angeſehen, als habe ihn der Prophet Jeſaias ſelbſt entlehnt. Geſenius [30]) bezeichnet ihn als „Text oder Exordium" zu dem folgenden Orakel Cap. 2, 5 fg., von Jeſaias gewählt, als eine damals berühmte Weiſſagung, wie er Cap. 5 in der kleinen Parabel V. 1—6 und Cap. 8 in der Erzählung V. 1—4 ein Thema vorausſchicke. Auch Hitzig [31]), Knobel [32]) und Hendewerk [33]) ſind dafür, daß Jeſaias dieſe Verſe ſelbſt aufgenommen habe. Nur darüber iſt Streit, woher der Ausſpruch ſtamme. Merkwürdiger Weiſe findet er ſich nämlich auch Micha 4, 1—3 mit geringen Abweichungen [34]). Hier lag nun die Frage ſehr nahe, bei welchem von beiden ſtand er urſprünglich, obſchon es auch möglich wäre, daß ihn der eine wie der andere anderswoher empfing. Lowth [35]) und Beckhaus [36]) ſind mit ihrer Meinung, daß die Stelle im Jeſaias Original ſei, allein geblieben; Geſenius [37]) und Hendewerk [38]) ſehen vielmehr in derſelben nach dem Vorgange von J. D. Michaelis [39])

18) Comment. zu Jeſaias. 1. Th. S. 508 fg. 19) Krit. Geſch. der Religionsideen des A. T. 2. Th. S. 294. 20) Der Prophetismus der Hebräer. 2. Th. S. 124 fg. 21) Des Propheten Jona Orakel über Moab (Heidelb. 1831. 4.) und der Prophet Jeſaia überſ. u. erkl. S. 178 fg. 22) Sehr richtig bemerkt er (a. a. O. S. 129): „Wie viele Propheten nennen die hiſtoriſchen Bücher des A. T., deren Reden nicht auf uns gekommen ſind, und wie viele prophetiſche Reden beſitzen wir, deren Verfaſſer in den hiſtoriſchen Büchern nirgends erwähnt werden!" Vgl. auch Credner's Gegenbemerkungen gegen Hitzig's Hypotheſe in den theol. Stud. u. Kritiken von Ullmann u. Umbreit. 1833. 2. Bd. S. 778 fg. 23) So *Aurivillius* ad caput XV prophetae Esaiae in den von J. D. Michaelis herausgegebenen Dissertt. ad sacr. litt. et philol. orient. p. 681, der ſich auf Hugo Grotius beruft; Paulus im philolog. Clavis S. 107, und Jahn, Einleit. 2. Th. II. Abſchn. S. 445. 474 fg. (2. Ausg.) 24) Vgl. auch Knobel a. a. O. 2. Th. S. 125. 25) Des Propheten Jeſaia Weiſſagungen. 1. Th. S. 386 fg. 415 fg. 26) a. a. O. S. 414.

27) a. a. O. S. 415. 28) So nach Koppe z. B. das exeget. Handb. 6. Stück. S. 171, u. Bertholdt in der hiſtor.-krit. Einleit. 4. Th. S. 1389 u. 1398, ohne irgend einen Grund dafür anzugeben. Widerlegt iſt die Meinung ſchon von *Dan. a Cölln*, Spicileg. observatt. exeget. critt. ad Zeph. vatice. p. 20 sq. Geſenius, Comment. 1. Th. S. 510 fg. 29) Über die geſchichtl. Auffaſſung und Stellung des prophetiſchen Ausſpruches Jeſaia Cap. 15 u. 16 in den theolog. Stud. u. Kritiken von Ullmann u. Umbreit. 1833. 2. Bd. S. 777 fg., beſonders S. 792—795. 30) Hiſtor.-krit. Comment. über den Jeſ. 1. Th. S. 177. 31) Der Prophet Jeſaia überſ. u. ausgel. S. 22. 32) Der Prophetism. d. Hebr. 2. Th. S. 198. 33) Des Propheten Jeſaia Weiſſagungen. 1. Th. S. 66. 34) ſ. die Zuſammenſtellung beider Stellen bei Geſenius (Comment. über d. Propheten Jeſaia. 1. Th. S. 177). 35) Anmerk. zum Jeſaias. 2. Th. S. 46 der teutſchen Überſ. 36) Über die Integrität der prophet. Schriften. S. 64 fg. 37) Hiſtor.-krit. Comment. üb. d. Jeſ. 1. Th. S. 173. 38) Des Propheten Jeſaia Weiſſag. 1. Th. S. 66. 39) Anmerk. für Ungelehrte. 8. Th. 1. Heft. S. 5.

Digitized by Google

einen urſprünglichen Beſtandtheil des Micha, weil ſie bei dieſem fortgeſetzt werde, im Jeſaias dagegen abgebrochen ſtehe. Ebenſo urtheilen Eichhorn [40]) und Credner [41]) darüber, jedoch mit dem Unterſchiede, daß ſie im Jeſaias bloße Gloſſe ſein ſoll. Nach Eichhorn wurde die Interpolation dadurch veranlaßt, daß der Anfang des Orakels Cap. 2, 5 befremdete, oder weil man ſich eines parallelen, obgleich dem Sinne nach ſehr verſchiedenen Ausdrucks erinnerte. Nach Credner geſchah ſie, weil die Ausſprüche der Grundſammlung (Cap. 2—12) ſchweres Unglück über Juda verkünden. Geſenius erinnert dagegen, daß V. 5 keinen paſſenden Anfang eines Orakels bilde, worin jedoch Credner anderer Meinung iſt, daß man vom Interpolator wörtliche Aufnahme der entlehnten Stelle erwarten müſſe, was ſich aber auch gegen Entlehnung durch Jeſaias anwenden läßt, und daß Beizeichnung einer ſo langen Parallelſtelle für Einen Ausdruck unwahrſcheinlich ſei. Auch Bertholdt [42]) betrachtet die Stelle als Bruchſtück eines ältern meſſianiſchen Orakels, über welches Micha „commentire“ und von dem „auch noch Zach. 8, 20—23 einen etwas freien Gebrauch mache;“ im Jeſaias iſt ſie nach ſeiner Meinung eingeſchoben, weil ein Beſitzer der Jeſaianiſchen Sammlung Cap. 2, 5 — Cap. 12 dies „bei der Nation allgemein bekannt und beliebt gewordene Fragment derſelben einverleiben wollte, ohne ſie aber zu zerrütten; er ſchrieb es alſo vorn am Rande bei; bei Erneuerung des Manuſcripts wurde es aber dann eingerückt und an den Anfang der Sammlung geſtellt, blos als Sinn- oder Denkſpruch, der die ſchönſte und heiligſte Hoffnung der Nation ausſprach.“ Nach Roſenmüller [43]) iſt die ganze Unterſuchung über die Urſprünglichkeit der Stelle bei Jeſaias oder Micha eitel, und Knobel [44]) bemerkt: „Da beide Propheten Zeitgenoſſen ſind, ſo kann man nicht wohl annehmen, daß der eine den Ausſpruch vom andern entlehnt habe, und es bleibt die Annahme, daß die Weiſſagung einem ältern Propheten angehöre, immer die wahrſcheinlichſte.“ „Vielleicht,“ ſetzt er hinzu, „hat ſich der kurze, einfache und eindringliche Ausſpruch im Munde des Volks fortgepflanzt, und iſt von beiden Propheten aus der Überlieferung entlehnt worden.“ Paulus [45]) läßt die ganze Frage als unbeantwortlich dahin geſtellt. Koppe [46]) fand es wahrſcheinlich, die Stelle möge ſich „als Fragment einer längern Weiſſagung ohne Namen unter der Nation“ erhalten, und da ſie bald dem Jeſaias, bald dem Micha zugeſchrieben worden, auch in deren Orakelſammlungen geſetzt ſein. Hitzig [47]) endlich entſchied ſich für Abfaſſung der Stelle durch den Propheten Joel, wegen der derſelben zu Grunde liegenden Idee, daß die glückliche Zukunft nicht vom Meſſias, ſondern von Gott ſelbſt ausgehe, und wegen des vollkommnern Rhythmus, wie er ſich nur bei Joel finde. Credner [48]) jedoch will ihm dies in keiner Weiſe zugeſtehen, ſondern ſucht ſeinen Gründen ihre Beweiskraft zu rauben [49]).

Es wäre ein ganz natürlicher Fortſchritt der Kritik geweſen, ſich nicht bei dem blos negativen Reſultate zu beruhigen, daß in der Jeſaianiſchen Sammlung mancher Abſchnitt unecht ſei, ſondern ſich auch darüber wo möglich Aufklärung zu verſchaffen, von wem denn dieſe fremdartigen Beſtandtheile herrühren. Weil es aber dieſer poſitiven Seite derſelben bei dem Buche des Jeſaias an geſchichtlicher Grundlage gebricht, und bloße Combination nach Inhalt und Sprache, wenn ſie zu mehr als negativem Reſultate gelangen will, gar leicht in bodenloſe Willkür ausartet, ſo hat ſich auf dieſem Felde die Hypotheſe viel weniger verſucht, als anderwärts. Wer ſollte auch nicht mit Scheu herantreten an dieſe Aufgabe, wenn, wie Hitzig ſagt [50]), die „wirklichen Verfaſſer“ der dem Jeſaia beigelegten, aber nicht von ihm verfaßten Orakel ſchon damals „gänzlich unbekannt waren,“ als dieſe den echten Stücken angeſchloſſen wurden. Daher iſt es ganz natürlich, wenn ſogar der ſonſt nicht allzu bedenkliche Eichhorn [51]) erklärt: „Am wenigſten nehme ich mir heraus, die Zahl der Propheten zu beſtimmen, von denen Reden in unſerm Jeſaias vorkommen;“ er geht mithin bei den von ihm für unecht gehaltenen Abſchnitten nicht weiter, als daß er ſie einem Ungenannten zuſchreibt unter allenfallſiger Zeitbeſtimmung. Dagegen haben andere Kritiker einige Stücke dem Jeremias beigelegt. So ſchon Koppe [52]) Cap. 30, 1—27. Er glaubt, dieſe Stelle ſei gegen die nach der Eroberung Jeruſalems in Judäa zurückgelaſſenen Juden gerichtet, welche ſich nach Ägypten begeben wollten (vgl. Jer. 42—46). Allein die darin enthaltenen Beziehungen auf die aſſyriſche Macht ſind zu deutlich [53]), Darſtellung und Sprache ganz Jeſaianiſch. Bertholdt [54]) findet wahrſcheinlich, daß Cap. 21, 14—17, das Orakel gegen arabiſche Völkerſchaften, dem Jeremia angehöre, ohne jedoch ſich auf Gründe einzulaſſen. Mit noch mehr Zuverſicht weiſt er demſelben Propheten Cap. 15, 1—16, 14, das Orakel gegen Moab, zu [55]). So geneigt Hitzig iſt, Klagpſalmen auf Jeremia als ihren Urheber zurückzuführen, ſo hat er es doch bei keinem einzigen der unechten Stücke im Jeſaias gethan. Dagegen ſchreibt Movers [56]) demſelben mit großer Entſchiedenheit

40) Einleit. ins A. T. 4. Th. §. 531. S. 134. 135. (4. Ausg.) 41) Der Prophet Joel überſ. u. erklärt. S. 75, vgl. S. 72. Vgl. auch Hartmann, Micha überſ. S. 26 fg. 42) Hiſtor.-krit. Einleit. 4. Bd. S. 1379-1401. 43) Scholia in Jesaiae vaticinia. Vol. I. p. 64. ed. 3. 44) Der Prophetismus der Hebräer. 2. Th. S. 198. 45) Clavis zu Jeſ. 2. 46) In den Zuſätzen zu Lowth's überſ. des Jeſaias. 2. Th. S. 46 fg. 47) über den Verf. von Micha 4, 1—4 vgl. mit Jeſ. 2, 2—4 in den theolog. Studien u. Kritiken von Ullmann u. Umbreit. 1829. 2. Heft. S. 349 fg. 48) Der Prophet Joel überſ. S. 72 fg. 49) Vgl. jedoch, was Hitzig ſeinerſeits zu ſeiner Vertheidigung bemerkt, der Prophet Jeſaia. S. 21 fg. Beſtritten wird Hitzig's Anſicht auch in (Hörner's) Annalen der geſammten Theol. 1832. 2. Bds. 3. Heft. S. 286—294. 50) Der Prophet Jeſaia überſ. u. ausgelegt. S. XXXVI. 51) Einleit. ins A. T. §. 528. 4. Th. S. 127 der 4. Ausg. 52) In den Zuſätzen zu Lowth's Überſ. des Jeſaia. 3. Th. S. 190. 53) Vgl. Beckhaus, über die Integrität der prophet. Schriften. S. 148 fg. u. Bertholdt, Einleit. 4. Th. S. 1391. 1392. 54) a. a. O. 4. Th. S. 1390. 55) a. a. O. 4. Th. S. 1389 u. 1398. 56) Über die Weiſſagung gegen Tyrus bei Jeſajah Cap. 23, in der Theolog. Quartalſchrift, her-

Digitized by Google

Cap. 23 zu. Das Orakel ſoll im vierten Jahre des Jojakim ausgeſprochen ſein, wo die Chaldäer nach dem Siege über die Ägyptier bei Carchemiſch zuerſt als Eroberer in Vorderaſien aufgetreten. Im Buche des Jeremias habe Cap. 25 urſprünglich die Einleitung zu den Orakeln gegen die Völker gebildet, V. 19—25 würden dieſe namhaft gemacht, worauf die einzelnen gegen ſie geſprochenen Orakel folgten, nur ein ſolches gegen Tyrus und die übrigen phöniziſchen Königreiche fehle, welches doch nach V. 22 in der Sammlung zu erwarten geweſen. Auch werde Jer. 47, 4 ein Orakel gegen Tyrus und die Zidonier vorausgeſetzt. Da nun die übrigen Orakel des Jeremias ſich erhalten hätten, müſſe das gegen Tyrus nur mit Abſicht aus der Sammlung hinweggelaſſen ſein, und als ſolche könne wieder keine andere gedacht werden, als daß dieſes Stück ſchon anderswo im Kanon ſeine Stelle hatte. „Durch Vergleichung der Weiſſagung bei Jeſaias nach Inhalt, Sprachgebrauch und Redeweiſe mit denen des Jeremias gegen heidniſche Völker" ſoll denn „die Wahrſcheinlichkeit, daß erſtere auch dieſem Propheten zugehöre, ſich zur vollen Gewißheit ſteigern." Eichhorn [57]) und Bertholdt [58]) wagen nicht, den Verfaſſer ſelbſt zu beſtimmen, ſetzen aber doch dieſes Capitel in die Zeit des Jeremias und Ezechiel; wie denn auch Hitzig [59]) es dem Jeſaia abſpricht und auf Nebukadnezar's Belagerung bezieht. In dem allerletzten Punkte ſtimmt ſogar Hengſtenberg [60]) bei, während er die Echtheit zu gleicher Zeit vertheidigt.

Hitzig hat nur zwei hiſtoriſch bekannte Perſonen als Verfaſſer eines Abſchnittes im Jeſaias angenommen, und zwar 1) Jonas, den Sohn des Amitthai, von Cap. 15 und 16, außerdem mit der Modification, daß Jeſaias ſelbſt ſich dieſes Orakel zu eigen machte [61]). Maurer tritt ihm bei und nach Knobel [62]) „iſt es immer möglich," daß dieſes Stück eine der Weiſſagungen des Jonas iſt. Dann aber iſt Hitzig 2) bei dem letzten Theile des 19. Cap. auf Koppe's Zweifel [63]) gegen die Echtheit von V. 18—25 eingegangen, bringt aber auch die beiden vorhergehenden Verſe 16 und 17 in denſelben Verdacht, und nimmt die Hypotheſe deſſelben Vorgängers [64]), dieſen Abſchnitt einem in Ägypten lebenden Propheten beizulegen, nicht nur auf, ſondern bildet ſie weiter aus. Er vermuthet nämlich, daß der Prieſter Onias, der Erbauer des Tempels zu Leontopolis in Ägypten, dieſen Abſchnitt untergeſchoben habe [65]). Eichhorn hatte ebenfalls V. 18—25 die Echtheit abgeſprochen, aber dieſe „Hoffnungen eines Ungenannten" bald nach dem letzten Kriege mit Sanherib ausgeſprochen gedacht [66]). Knobel, welcher über das Zeitalter von Cap. 19 noch ungewiß zu ſein geſteht [67]), bezeichnet Hitzig's Gründe der Beachtung würdig [68]).

Wenn alſo hierin Hitzig's poſitive Kritik ſich in ſehr beſcheidenen Grenzen gehalten hat, ſo trifft man doch in ſeinem Werke über Jeſaias noch einige beachtungswerthe Behauptungen über die Abfaſſung gewiſſer unechter Abſchnitte. Cap. 13, 1—14, 23 ſtammt ihm zufolge von einem andern Urheber her, als Cap. 21, 1—10, obgleich beide Abſchnitte Babels Untergang betreffen [69]); Cap. 34 und 35 betrachtet er zwar als zwei beſondere Orakel, theilt ſie aber Einem Verfaſſer zu, und ſieht in demſelben einen Judäer, welcher in der letzten Zeit des Exils lebte [70]). Den großen Abſchnitt Cap. 40—66 verdanken wir ſeiner Meinung nach einem Manne, welcher mit keinem der namhaften Schriftſteller des A. T. identiſch iſt; „nur mit dem ungenannten Pſalmendichter, welcher Pſ. 96—98 dichtete, könne der Verfaſſer einerlei Perſon ſein." Dies will er erweiſen nicht nur „durch den ſchriftſtelleriſchen Charakter überhaupt, ſondern auch durch Eigenthümlichkeiten der Sprache rückſichtlich der Bildung der Formen und ihrer Verbindung im Satze, des Sprachvorraths und ſeines Gebrauchs" [71]). Endlich hat Hitzig auch über Cap. 24—27 eine eigenthümliche Vorſtellung. Er glaubt, dieſe Capitelreihe bezöge ſich auf Ninive's Zerſtörung im J. 597 vor Chr. Geb., ihr Verfaſſer ſei einerlei Perſon mit dem Urheber von Cap. 23, einem nach ſeiner Vorausſetzung ebenfalls nicht Jeſaianiſchen Stücke. Dieſer Mann, welcher alſo Cap. 23—27 verfaßte, ſoll ein Iſraelit (kein Judäer) geweſen ſein [72]).

Geſenius hat über die Urheber der unechten Abſchnitte nichts weiter beſtimmt, ſondern iſt geneigt, alle auf Eine Perſon zurückzuführen, jedoch mit Ausnahme von Cap. 24—27 [73]). Ihm zufolge liegen alſo in der Sammlung prophetiſche Ausſprüche von drei Perſonen. Knobel hat auch keine beſondere Vermuthung über die Urheber von Cap. 13. 14. 21. (ſo weit dieſe als unecht gelten) 24—27. 34. 35. 40—66.

Wenn der altteſtamentliche Originaltext überhaupt in der älteſten Zeit, ehe der Kanon feſtgeſtellt worden, durch ſichtbaren Mangel an Sorgfalt und zum Theil durch willkürliche Behandlung mancherlei Entſtellungen erfahren hat, ſo hat dies Geſchick ganz beſonders auch das Buch des Jeſaias betroffen. Schon Koppe machte bei mehren Stellen deſſelben darauf aufmerkſam. Seit dieſer Zeit hat man ſich immer mehr davon überzeugt, und nur über das Einzelne, was alles dahin zu rechnen ſei, kann noch geſtritten werden. Eichhorn [74]) betrachtet Cap. 7, 8 u. V. 17 zum Theil, Cap. 9, 14. 9, 20. 19, 18. 29, 10 und 40, 7 (die letzten vier Stellen theilweiſe) als Gloſſen,

---

ausgeg. von v. Drey, Hirſcher u. Mack (Tüb. 1837). 3. Hft. S. 506—535 und De utriusque recensionis vaticiniorum Jeremiae indole p. 34. 35.

57) Die hebräiſchen Propheten. 2. Th. S. 574 fg. 58) Hiſtor.-krit. Einleit. in ſämmtl. kanon. u. apokryph. Bücher. 4. Th. S. 1390. 59) Der Prophet Jeſ. überſ. S. 271. 60) De rebus Tyriorum commentatio academica (Berol. 1832). 61) Vgl. deſſen Schrift: Des Propheten Jonas Orakel über Moab, kritiſch vindicirt ꝛc. (Heidelb. 1831. 4.), und Der Prophet Jeſaja überſ. u. ausgel. S. 178 fg. Vgl. auch S. 296. 62) Der Prophetism. d. Hebr. 2. Th. S. 129. 63) Rob. Lowth's Jeſaias, neu überſ. ꝛc. mit Zuſätzen von Koppe. 3. Th. S. 20. 64) Rob. Lowth's Jeſaias ꝛc. 3. Th. S. 21. 65) Der Prophet Jeſ. überſ. u. ausgel. S. 219.

66) Die hebr. Propheten. 1. Th. S. 349. 67) Der Prophetismus der Hebr. 2. Th. S. 187. 68) a. a. O. 2. Th. S. 190. 69) Der Prophet Jeſaja. S. 155 u. 241. 70) a. a. O. S. 395. 396 u. 404. 71) a. a. O. S. 472. 72) Der Prophet Jeſaia überſ. S. 296. 297 u. 299. 73) Comment. über d. Jeſ. 1. Th. S. 760. 74) Einleit. ins A. T. 4. Th. §. 531. S. 135 fg. (4. Ausg.)

und Cap. 5, 15. 16. 17 ſind nach ihm aus Parallelſtellen geborgt. Auch Geſenius findet dergleichen Cap. 3, 1. 7, 8. 17. 20. 8, 7. 9, 14. (12, 2.) 29, 10. 63, 10 und iſt auch geneigt, manche Überſchriften dahin zu rechnen [75]). Hitzig ſtimmt ihm bei, betrachtet aber auch Cap. 7, 15. 10, 5 (zum Theil). 11, 13 (die letzte Vershälfte). 13, 1. 14, 28. 15, 1; die Überſchriften in Cap. 17, 1. 19, 1. 21, 1. 21, 11. 22, 1. 23, 1; ferner 19, 16—25. 30, 6 (den Anfang) und 26 (den Schluß) und 40, 7 (das letzte Versglied) in demſelben Lichte [76]). Hendewerk vertheidigt zwar wie Roſenmüller die meiſten dieſer Stellen gegen ſolche Annahmen, z. B. die Stellen 3, 1. 7, 8 (nur etwas corrumpirt ſei der für unecht gehaltene Halbvers), 7, 20, gibt aber doch Cap. 7, 17 ein Gloſſem zu [77]). Viele der in den Text eingedrungenen Gloſſen ſind für den Erklärer brauchbar, obſchon ſie den Eindruck der Darſtellung gewöhnlich ſtören. Zu dieſen Gloſſemen gehören aber nicht ſolche Stellen, wo Jeſaias ſelbſt ſpäter einen Zuſatz gemacht zu haben ſcheint, wie dies nach Hitzig [78]) mit Cap. 22, 24. 25 der Fall ſein ſoll. Ebenſo ſind davon zu unterſcheiden die Stellen, welche angeblich andere Verfaſſer Jeſaianiſcher Stücke zu ihren eigenen Arbeiten ſpäter hinzugefügt haben ſollen, z. B. nach Hitzig [79]) Cap. 23, 11 fg.

Außer den Orakeln, welche uns unter Jeſaias' Namen erhalten ſind, werden dieſem Propheten in der Chronik auch noch zwei hiſtoriſche Werke beigelegt, eine Geſchichte des Königs Uſia (2 Chron. 26, 22) und eine Geſchichte des Hiskia (2 Chron. 32, 32). Letztere wird jedoch Geſicht des Jeſaias (חֲזוֹן יְשַׁעְיָהוּ) genannt, und bildet nach der Chronik einen Beſtandtheil von dem Buche der Könige Israels und Juda's [80]). Der Name Geſicht rechtfertigt ſich dadurch, daß die Biographie von einem Propheten herrührte (vgl. 2 Chron. 9, 26). Geſenius erklärt es aber für wahrſcheinlich [81]), daß in der von der Chronik berückſichtigten Quelle die Jeſaianiſche Sammlung ſelbſt, und insbeſondere Cap. 36—39 darin, unter jener Bezeichnung verſtanden ſein könne. Ähnlich Knobel [82]). Hitzig vermuthet [83]), daß auch die Biographie des Uſia nach der Vorſtellung des Chroniſten einen Theil des Buches der Könige Juda's und Israels ausgemacht habe, erklärt den Ausdruck, Geſicht Jeſaja's, für ein bloßes Merkzeichen, wodurch der Abſchnitt in demſelben voluminöſen Werke genauer angezeigt werden ſolle, und ſieht in dem damit Bezeichneten jene in zwei Recenſionen (Jeſ. 36—39 und 2 Kön. 18—20) erhaltene Urkunde. Hendewerk [84]) glaubt, Jeſ. 36—39 könne „eine Fortſetzung" der Schrift des Jeſaias ſein, welche Geſicht deſſelben heißt, „und zwar von fremder Hand, nicht aber ein Bruchſtück deſſelben," weil jene vier Capitel nicht von Jeſaia ſelbſt herrühren. Als verloren gegangen betrachtet auch Bertholdt [85]) dieſe hiſtoriſchen Schriften des Jeſaias, ſodaß ſich aus ihnen, „blos Excerpte wol aber nur mittelbarer Weiſe," in den hiſtoriſchen Büchern des A. T. und dem Buche Jeſaia erhalten hätten.

Auch als Pſalmendichter iſt Jeſaias angeſehen worden, z. B. von Pſalm 46 [86]) und 76 [87]). Hendewerk [88]) findet es nicht unwahrſcheinlich, erklärt aber doch zugleich, man könne es nie bis zur entſchiedenen Gewißheit darüber bringen. Merkwürdiger iſt es, daß dem Propheten auch einige Schriften untergeſchoben wurden, offenbare Folge des großen Anſehens, welches er bei Zeitgenoſſen nicht nur, ſondern auch ſpäterhin allgemein genoß. Schon Origenes [89]) erwähnt eine ſolche, jedoch blos als *Ἠσαΐας ἀπόκρυφος*. Die apoſtoliſchen Conſtitutionen verdammen ſie als verderblich und lügenhaft [90]). Epiphanius kennt ſie unter dem beſtimmten Namen *Ἀναβατικὸν Ἠσαΐου*, und erzählt, daß zwei Ketzerparteien (die Archontiker und die Hierakiten) ihre Irrthümer durch dieſelbe zu vertheidigen ſuchten [91]). Hieronymus berichtet [92]), daß einige 1 Kor. 2, 9 als ein Citat aus der Ascensio Jesaiae anſähen, und die Priſcillianiſten ſich der Viſion Jeſaia's bedienten [93]). Ambroſius [94]), ſowie der Verfaſſer des Commentars zum Matthäus, welcher ſich unter des Chryſoſtomus Werken befindet [95]), müſſen das ſonderbare Buch geleſen haben. Allein ſeit dem 5. Jahrh. n. Chr. Geb. bis zum 11. Jahrh. wird keine Notiz mehr davon genommen. Doch haben die Meſſalianer oder Bogomilen im Oriente [96]) und die Katharer im Abendlande [97]) die Viſion des Jeſaia hochgeſchätzt. Cotelier [98]) fand in einem handſchriftlichen Kataloge auf der pariſer Bibliothek *Ἠσαΐου ὅρασις* erwähnt, und nach Sixtus von Siena [99]) wurde zu Venedig 1522 eine lateiniſche Überſetzung davon gedruckt. Dieſe Angabe deſſelben hat man mit Unrecht bezweifelt; denn durch Auffindung von Exemplaren zu München und Kopenhagen iſt ſeine

75) Comment. über d. Jeſ. 1. Th. S. 43 fg. 76) Vgl. Hitzig, Begriff der Kritik am A. T. gezeigt. S. 154 fg., wo er Cap. 9, 14. 11, 13. 29, 10. 30, 26 behandelt, und zugleich auf die Unrichtigkeit der Gloſſeme aufmerkſam macht; ferner Cap. 7, 15. 10, 5. 19, 16. Ausführlicher aber in ſeinen Anmerkungen zum Jeſaias. 77) Des Propheten Jeſaia Weiſſagungen. 1. Th. S. 89. 170. 215. 219. 78) a. a. O. S. 263. 79) a. a. O. S. 289. 80) Gegen die von einigen Gelehrten empfohlene Erklärung: „mit der Weiſſagung des Jeſaias" vgl. beſonders Geſenius' Comment. über den Jeſaia. 1. Th. S. 25. 81) a. a. O. 1. Th. S. 26. 82) Der Prophetismus der Hebr. 2. Th. S. 198. 83) Der Prophet Jeſaia. S. XXXV fg.

84) Des Propheten Jeſaja Weiſſagungen. 1. Th. S. CXI. 85) Hiſtor.-krit. Einleit. 4. Th. S. 1352. 86) Vgl. Krahmer, über die hiſtoriſche Beziehung von Pſ. 46. 48 u. 76 (Lpz. 1837). 87) Vgl. Hitzig, Die Pſalmen. 2. Abth. S. 42 fg. 88) a. a. O. 1. Th. S. CXI. 89) Epist. ad African. in den Opp. ed. *de la Rue*. T. I. p. 19. 20. Comment. in Matth. 13, 57. 23, 34. 35. T. III. p. 415 cf. p. 848 et Homil. in Jes. p. 108. 90) L. X. c. 16. 91) Advers. Haeres. 40. §. 2 et 67. T. I. p. 292 et 712. ed. *Petav.* 92) Comment. in Esaiae 64, 4 et praef. ad Pentat. 93) Comment. in Esaiae. LXVI. Opp. T. III. p. 473. 94) Opp. ed. Benedict. Vol. I. p. 1124. Cf. Ascensio Jesaiae ed. *Laurence*. cap. 6, 4. 8. 95) *Chrysost.* Opp. Vol. VI. p. 6. Cf. Ascens. Jes. 1. 2. 4. 7. 12. 13. 96) *Euthymii Zigabeni* Victoria de Messalianis anathematism. IV. in *Tollii* Insignibus itinerarii Italici. p. 116. 97) *Moneta* adv. Catharos et Waldenses ed. *Ricchinus*. p. 218. 98) In der Ausg. der Patres apostolici. T. I. p. 346. 99) Biblioth. sancta. L. II. p. 59. ed. 3. (1566.)

Digitized by Google

Nachricht vollkommen gerechtfertigt [9]). Fabricius konnte im Codex pseudepigraphus V. T. nur wenige Bruchſtücke daraus mittheilen, und das griechiſche Original ſcheint ganz verloren. Aber eine äthiopiſche Verſion hat ſich davon erhalten und iſt auch herausgegeben von Richard Laurence mit lateiniſcher und engliſcher Überſetzung und Anmerkungen unter dem Titel: ዕርገተ፡ኢሳይያስ፡ነቢይ፡ Ascensio Isaiae vatis, opusculum pseudepigraphum, multis abhinc seculis, ut videtur, deperditum, nunc autem apud Aethiopas compertum, et cum versione latina anglicanaque publici juris factum (Oxon. 1819). Bald darauf fand Angelo Mai zwei Bruchſtücke einer lateiniſchen Verſion des Werkes in einer Handſchrift des Vatican, ohne jedoch zu wiſſen, zu welchem Werke ſie gehörten, und machte ſie bekannt [2]). Immanuel Nitzſch erwies aber bald nachher, daß es Beſtandtheile dieſes Pſeudepigraphi ſeien [3]). Aus dem äthiopiſchen Buche: Himmelſahrt des Jeſaias, hatte ſchon Theodor Peträus [4]) eine Stelle citirt. Über ſeine Identität mit demjenigen, welches den Kirchenvätern vorlag, kann kein Zweifel obwalten [5]). Es beſteht eigentlich aus zwei Aufſätzen: 1) die Geſchichte des Märtyrerthums Jeſaiä, und 2) die Viſion deſſelben (ὅρασις) im Himmel, zu welchem er aufgefahren (daher der Name Ἀναβατικόν). Der letzte Aufſatz hat eine eigne Überſchrift. Geſenius meint [6]), beide Aufſätze möchten von Einem Verfaſſer herrühren, weil ſie ſich auf einander beziehen [7]); auch ſcheine es, daß beide unter dem Namen Ἀναβατικόν begriffen worden. Gieſeler dagegen betrachtet [8]) beides als zwei urſprünglich verſchiedene Schriften, weil Origenes nur die Erzählung des Jeſaianiſchen Martyrthumes gekannt habe, andere Kirchenväter aber nur der Viſion oder der Himmelfahrt gedenken, und dann, weil blos von der Viſion eine alte lateiniſche Überſetzung exiſtire. Auch die äthiopiſche Verſion ſei dieſer Annahme gar nicht entgegen; denn es fehle der Übergang von dem einen Theile zu dem andern und die eigne Überſchrift der Viſion laſſe auf den Anfang einer neuen Schrift ſchließen. Auf die gegenſeitigen Beziehungen beider Abſchnitte auf einander möchte er gar keinen Werth legen, da ſie durch viele Hände gingen und alſo wahrſcheinlich nach und nach mancherlei Veränderungen erlitten. Schon die vierfache Geſtalt, in welcher der Text bei einigen Stellen vorliege (das Fragment bei *Epiphanius*, Haeres. 67, die äthiopiſche Verſion und die beiden alten lateiniſch. Überſ., deren eine Ang. Mai bekannt gemacht hat, die andere zu Venedig gedruckt wurde), ſetze das außer allem Zweifel. Die äthiopiſche Überſetzung iſt nämlich in vielen Stellen ausführlicher als die alte lateiniſche, ſodaß hier das umgekehrte Verhältniß von dem eintritt, welches zwiſchen den griechiſchen Fragmenten des Buches Henoch und der äthiopiſchen Verſion deſſelben Werkes ſtattfindet [9]). Nitzſch vermittelt zwiſchen beiden Anſichten [10]). Er gibt zu, daß jeder Theil ein gewiſſes Ganze für ſich bildet, und daß das Buch, als Ein Werk angeſehen, unnöthige Wiederholungen enthält oder eine kaum begreifliche Künſtelei in der erſten Compoſition vorausſetzt. „Indeſſen," ſagt er, „erwähnt doch das Alterthum nirgends ausdrücklich mehre Apokryphen unter des Jeſaias Namen, welchen beide jetzt vorliegenden Theile der äthiopiſchen Ergata Isaias entſprächen. Auch könnte wirklich der ſo zu nennende zweite Theil nicht genugſam für ſich beſtehen." Der jüdiſch-chriſtliche Verfaſſer ſtellte, meint Nitzſch, die von ihm ſchon vielleicht bereits ſchriftlich vorgefundene Überlieferung von der Anklage und Hinrichtung des Propheten voran, „weil er ſie als Anknüpfungsmoment für alles andere, was außerkanoniſch auf den Jeſaias zu bringen war, ſchon vorfand, wodurch er ohne weiteres in ebendieſe Umſtellungen, Verſetzungen der Ereigniſſe und Wiederholungen des Viſionsinhalts gerathen mußte, die wir nun in dem Buche finden und die den Abſchreiber veranlaßt haben, in der Mitte deſſelben eine neue Überſchrift anzubringen." Fr. Lücke [11]) erkennt es an, daß die Frage über Einheit des Verfaſſers ebenſo ſchwer zu verneinen als zu bejahen ſei, und bei manchen Differenzen zwiſchen beiden Aufſätzen doch in ihnen im Ganzen derſelbe Geiſt, ein Gemiſch jüdiſch-chriſtlicher und gnoſtiſcher Vorſtellungen herrſche; allein er iſt auch geneigt anzunehmen, daß die erſtere Abtheilung älter ſei, als die zweite, weil Origenes nur jene zu kennen ſcheine, und daß die Viſion urſprünglich mehr Eigenthum und im Gebrauche beſonderer gnoſtiſcher Sekten, als in der katholiſchen Kirche bekannt geweſen ſein möge. Ob zur Zeit des Origenes ſchon beide Theile vorhanden und zur Zeit des Epiphanius bereits vereinigt waren, läßt er mit Recht dahingeſtellt [12]). Aber die Vermuthung ſcheint ihm allen Grund zu haben, daß beide Aufſätze dem gnoſtiſchen Apokryphenthume des 2. oder 3. Jahrh. angehören [13]), während Laurence den Urſprung in das 1. Jahrh. verlegt [14]).

1) Vgl. Engelhardt's kirchengeſchichtl. Abhandlungen. S. 207 fg. und Gieſeler's Programm: Vetus translatio latina Visionis Jesaiae, libri V. T. pseudepigraphi, edita atque praefatione et notis illustrata. (Gott. 1832. 4.) Den Letztern hatte Panzer (Annal. typographic. Vol. VIII. p. 473) auf den Weg geleitet, gedruckte Exemplare aufzuſpüren. 2) Scriptorum veterum nova collectio e Vaticanis codicibus edita. T. III, P. II. p. 238 sq.; das eine davon hat Gieſeler wieder abdrucken laſſen im angeführten Programm S. 10 fg. und beide Imman. Nitzſch in den Theol. Studien u. Kritiken von Ullmann u. Umbreit. 1830. 2. Heft. S. 217 fg. in verbeſſerter Geſtalt und mit Anmerkungen. 3) Nachweiſungen zweier Bruchſtücke einer alten lateiniſchen Überſetzung vom Ἀναβατικὸν Ἡσαΐου, nebſt berichtigenden Zuſätzen zu der von Laurence herausgegebenen Bearbeitung dieſes Apokryphons, in den theol. Stud. u. Kritiken von Ullmann u. Umbreit. 1830. 1. Bd. 2. Heft. S. 209 fg. 4) Prophetia Jonae ex Aethiopico in lat. ad verbum versa p. 20. 5) *Laurence*, Ascensio Isaiae. p. 141 sq. Geſenius, Comment. über d. Jeſ. 1. Th. S. 47. Nitzſch a. a. O. S. 210. 6) Comment. über d. Jeſ. 1. Th. S. 48. 7) Vgl. Cap. 1, 6. 11, 41 nach Laurence's Abtheilung. 8) a. a. O. S. 3 u. beſonders S. 6. 7.

9) Vgl. meine Bearbeitung des Buches Henoch. 2. Abtheil. S. 906. 907. 10) a. a. O. S. 212 fg. 11) Verſuch einer vollſtänd. Einleit. in d. Offenb. Joh. S. 137. 139 fg. 12) a. a. O. S. 137. 13) a. a. O. S. 139. 14) Ascensio Isaiae. p. 155 sq.

Digitized by Google

Der Inhalt dieſer beiden in der äthiopiſchen Überſetzung vereinigten Aufſätze, welchen ſchon Geſenius[15]) und Lücke[16]) kurz zuſammengeſtellt haben, iſt folgender: In ſeinem 26. Regierungsjahre läßt der König Hiskia ſeinen Sohn Manaſſe vor ſich rufen, um ihm in Beiſein des Jeſaias die von demſelben erhaltenen Lehren und Weiſſagungen von Chriſtus ſchriftlich mitzutheilen. Der Prophet erklärt aber, dies werde nichts fruchten; denn Beliar (oder Berial) werde ſich Manaſſe's bemächtigen; ja er ſagt ſelbſt voraus, daß ihn Manaſſe durch Zerſägen umbringen werde. Hiskias will, um dieſem vorzubeugen, ſeinen Sohn tödten laſſen, was jedoch Jeſaias verhindert (Cap. 1). Sobald Manaſſe den Thron beſtiegen hat, geht das Wort des Propheten in Erfüllung; Zauberei und Götzendienſt werden eingeführt, die Frommen dagegen vertrieben. Jeſaias geht deshalb zuerſt nach Bethlehem und dann auf einen Berg nebſt andern Propheten und führt dort zwei Jahre lang mit ihnen ein aſcetiſches Leben (Cap. 2). Ein falſcher Prophet, Belkira, ſamaritaniſchen Urſprungs, verklagt dieſe Propheten, und namentlich Jeſaias, wegen einiger Äußerungen, in Folge deſſen der Letztere auf Befehl des Königs gefangen genommen wird. Ein darauf durch den Propheten ertheiltes Orakel von Chriſtus (Cap. 3, 14. — Cap. 4) bringt den König ſo in Zorn, daß er denſelben zerſägen läßt. Belkira erbietet ſich zwar, dieſen zu retten, aber unter der Bedingung, daß Jeſaias ſpreche, was er verlange. Dieſen Vorſchlag lehnt Jeſaias natürlich ab (Cap. 5). In jener Weiſſagung iſt die Hoffnung einer baldigen Wiederkunft Chriſti ganz deutlich ausgeſprochen; ſie ſoll eintreten alsbald nach dem Tode eines antichriſtlichen Tyrannen Berial, deſſen Herrſchaft nur 3 Jahre, 7 Monate und 27 Tage dauern werde. Dann erſcheint der Herr mit ſeinen Engeln nach 332 Tagen und wirft den gottloſen König der Welt, Berial, in die Gehenna, die Welt wird zerſtört und das jüngſte Gericht bricht an. Da Berial gradezu als Mörder ſeiner Mutter dargeſtellt wird, ſo verſteht man darunter Nero und bezieht den angegebenen Zeitraum von 3 Jahren 7 Monaten und 27 Tagen auf die Dauer der Chriſtenverfolgung während der Regierung deſſelben bis zu ſeinem Tode[17]), alſo vom Novbr. 64 n. Chr. bis Jun. 68. Der Aufſatz würde dann noch vor Ablauf des zweiten chronologiſchen Datums, alſo der 332 Tage, niedergeſchrieben ſein. Nach einer andern Auffaſſung jedoch[18]) könnte die erſte Zeitangabe aus Dan. 12, 12 gefloſſen ſein, wo 1335 Tage erwähnt werden[19]); Berial wäre Nero, von welchem man wähnte, er werde als Antichriſt unmittelbar vor der Wiederkunft Chriſti zurückkehren (vgl. d. Art. Antichrist). Gegen die erſte Erklärung ſpricht, daß bei derſelben ſchon ſo frühzeitig ſehr abenteuerliche Vorſtellungen über Jeſu Wiederkehr angenommen werden müſſen. Da ferner die Schrift erſt von Origenes angeführt wird, der dogmatiſche Charakter und die Schilderung des Verderbens in der Kirche (Cap. 3, 21 fg.), der Mangel an Beziehung auf die Zerſtörung Jeruſalems und die chiliaſtiſche Anſicht (Cap. 4, 15. 16) auf eine ſpätere Zeit[20]) hinweiſt, ſo iſt wol dieſe mehr ideale Auffaſſung vorzuziehen. Der Aufſatz verhehlt alſo nicht, daß der Chriſtenheit noch Gefahr drohe von Seiten des Antichriſts, der erſt noch erwartet wird, aber ſeine Bedrückung der Frommen geht ſchnell vorüber und dann iſt das Loos der letztern überaus glänzend. Geſenius[21]) denkt ſich als Zweck des Verfaſſers, ſeine chiliaſtiſchen Hoffnungen dadurch zu empfehlen, daß er ſie einem alten berühmten Propheten in den Mund legt, nebenbei vielleicht auch noch zur Standhaftigkeit im Märtyrerthume zu ermuntern. Lücke dagegen behauptet[22]), wegen Mangels an beſtimmteren Zeitbeziehungen im Einzelnen laſſe ſich der Zweck dieſer Abtheilung ebenſo wenig als der zweiten beſtimmen; auch könne müßige Luſt an Legenden und Apokalypſen und der gnoſtiſche Lehrtrieb überhaupt beide Producte hervorgebracht haben, „ſodaß beſondere beſtimmte Zwecke überall nicht vorhanden waren.“ Sollte der Name *Ἀναβατικὸν* auf dieſe erſte Hälfte des Werks gehen, ſo läßt ſich dafür nur Cap. 2, 9 geltend machen, wo der Tod der Frommen eine Himmelfahrt heißt. Daß der Urheber dieſer Abtheilung ein Judenchriſt war, ſteht feſt nach der ganzen Einkleidungsweiſe und wegen der ſpätern jüdiſchen Sage vom Märtyrertode des Jeſaias; außerdem ſind eine Menge einzelner Züge darin, welche dieſen Urſprung verrathen.

Der zweite Aufſatz hat die Überſchrift: Viſion, welche Jeſaias, der Sohn Amoz, ſah im 20. Jahre der Herrſchaft des Ezechias, Königs der Juden. Sein Inhalt beſteht der Hauptſache nach in Folgendem: Von Galiläa kam der Prophet im 20. Regierungsjahre des Hiskia nach Jeruſalem und empfing in Gegenwart deſſelben und anderer Propheten eine Offenbarung. Während derſelben war ſein Blick verklärt, und das Leben ſchien faſt entflohen. Nachdem der Zuſtand der Entzückung vorüber, berichtete Jeſaias, was mit ihm vorgegangen (Cap. 7, 2—8). Ein ungemein glänzender Engel hatte ihn bis zu dem ſiebenten oder höchſten Himmel hinaufgeführt. Zuerſt gelangte er mit ihm in das Firmament, wo Sammaël und ſeine Mächte in ewigem Streite liegen (Cap. 7, 9—12). Die folgenden fünf Himmel übertrafen einander, je höher ſie lagen, durch immer größern Glanz; in der Mitte eines jeden dieſer Himmel befand ſich ein Thron mit einem darauf Sitzenden und zur rechten und linken Seite deſſelben Engel, von denen jedoch die zur Linken weniger Glanz beſaßen (Cap. 7, 13—37). Im ſechsten Himmel war kein Thron und unter den Engeln kein Unterſchied, übrigens der dort herrſchende Lichtglanz unendlich größer, als in den früher von Jeſaias geſchauten Himmeln. Von ſeinem Begleiter erfuhr er, daß er, wie dieſer, zu den Bewohnern dieſes Himmels ge-

15) Comment. über d. Jeſaia. 1. Th. S. 48 fg. 16) Verſuch einer vollſtänd. Einleit. in d. Offenb. Joh. S. 129 fg. 17) *Laurence* l. c. p. 156 sq. 18) Vgl. Geſenius, Comment. über d. Jeſaia. S. 51 fg. 19) Drei Jahre zu 365 Tagen = 1095 Tagen, vier Monate zu 30 Tagen = 120 Tagen und drei Monate zu 31 Tagen = 93 Tagen, dazu 27 Tage beträgt grade 1335 Tage.

20) Lücke a. a. O. S. 140 u. Geſenius a. a. O. S. 51. 21) a. a. O. S. 50. 22) a. a. O. S. 140.

Digitized by Google

höre und wünſchte, ſogleich dort zu bleiben, worauf er aber erfährt, daß die Zeit dazu noch nicht erſchienen ſei (Cap. 8). Endlich gelangen die beiden Wanderer auch in den ſiebenten Himmel. Jeſaias ſieht dort nicht nur alle Frommen von Adam an, ſondern auch Bücher über die Geſchichte ſeines Volks, Kleider, Thronſeſſel und Kronen, für die bereitet, welche an Chriſtus und ſein Kreuz glauben. Die Geſchichte Jeſu wird ihm den Hauptpunkten nach mitgetheilt. Er ſieht den Herrn ſelbſt. Während der Führer ihn in den früher beſuchten Himmeln hinderte, den auf dem Throne Sitzenden anzubeten, ſieht er ſich hier von ihm zur Verehrung Chriſti aufgefodert. Auch den heiligen Geiſt und Gott ſelbſt zu ſehen, wird darauf dem Propheten verſtattet (Cap. 9). Er vernimmt auch den Befehl, daß der Herr zur Erde herabſteige und Menſch werde. Dies geſchieht, und zwar erfolgt die Herabkunft ſtufenweiſe durch alle Himmel. Im ſechsten Himmel wird der Herr noch erkannt und verehrt, aber vom fünften Himmel an nicht mehr (Cap. 10). Auf der Erde ſieht Jeſaias darauf, daß Maria aus David's Geſchlecht, eine dem Zimmermann Joſeph verlobte Jungfrau, ſchwanger iſt; während ſie mit dieſem allein iſt im Hauſe, erblickt ſie plötzlich ein kleines Kind und fühlt ſich ihrer Leibesbürde entledigt. Auch Joſeph wird gewahr, was geſchehen iſt, erhält aber durch eine Stimme den Befehl, das Wunder Niemandem zu erzählen. Die ganze Lebensgeſchichte Jeſu erfolgt nun vor Jeſaias' Augen; zuletzt ſieht er ihn wieder gen Himmel ſteigen. Jetzt erkennen die Bewohner aller Himmel den Herrn und verehren ihn. Im ſiebenten Himmel ſetzt er ſich zur Rechten Gottes (Cap. 11, 1—33). Das Geſicht ſchließt mit der Weiſung, Jeſaias ſolle zurückkehren in ſeine Hülle, bis ſeine Lebenszeit vollendet ſei (Cap. 11, 34—35). Nachdem der Prophet die Erzählung vollendet hat, beſchwört er den König, ſie dem Volke nicht mitzutheilen. Aber Sammael, der Satan, veranlaßt wegen dieſer Viſion und Weiſſagung den Tod des Jeſaias durch Manaſſe, obſchon dieſem von Hiskia im 26. Regierungsjahre des letztern alles dieſes vorgelegt worden war (Cap. 11, 36—43). Der Hauptzweck des ganzen Abſchnittes liegt nach Geſenius [23]) darin, das Verdienſtliche des Märtyrerthumes recht ins Licht zu ſtellen. Manche ſonderbare Vorſtellung bietet dieſe Abtheilung dar, auf die ſchon Geſenius [24]) und Nitzſch [25]) aufmerkſam machten. Die von Ang. Mai entdeckten Fragmente der lateiniſchen Überſetzung ſtimmen mit dem äthiopiſchen Texte faſt wörtlich zuſammen; aber die zu Venedig 1522 gedruckte Visio Isaiae weicht von beiden in mehren Stücken ab. Sie iſt im Ganzen kürzer und gedrängter und läßt manches Auffällige, beſonders in der Geſchichte Jeſu, hinweg [26]). Daraus folgert Lücke [27]) ganz richtig, daß dieſe lateiniſche Verſion einer ſpätern Recenſion folgt, worin man abſichtlich das Anſtößige möglichſt zu verwiſchen ſtrebte. Mehrfache Überarbeitung und willkürliche Textbehandlung iſt ja in Erzeugniſſen dieſer Art gar nichts Ungewöhnliches [28]).

Man mag übrigens über dieſes, wenigſtens für die Dogmengeſchichte und ältere jüdiſch-chriſtliche Literatur wichtige, ſchriftſtelleriſche Erzeugniß urtheilen, wie man wolle, jedenfalls beweiſt daſſelbe, daß damals, wo es entſtand, Jeſaias unter den Propheten des alten Bundes vorzüglich hoch geehrt wurde. Dies konnte wol auch nicht anders ſein. Denn warum hätte das Anſehen, welches derſelbe bei ſeinen Zeitgenoſſen ſich erworben, ſich nicht auch in der folgenden Zeit erhalten und wol noch erhöhen ſollen? Auch an andern Spuren davon fehlt es nicht. Einen Beleg dazu gibt ja ſchon die Thatſache, daß die hiſtoriſchen Bücher der Wirkſamkeit deſſelben mit einiger Umſtändlichkeit gedenken (2 Kön. 19 fg. 2 Chron. 32). Auch der Umſtand, daß in der Sammlung ſeiner Ausſprüche am Ende des Exils oder wahrſcheinlich erſt nach Schluß deſſelben ſo vieles Fremde ihm zugetheilt iſt, lehrt deutlich genug, daß ſein Name mit einem gewiſſen Glanze umkleidet war. Was David dem Hebräer für die lyriſche Poeſie und Salomo für die Gnomendichtung galt, das war Jeſaias für die prophetiſche Rede. Und das mit vollem Rechte. Denn „er iſt," wie Luther [29]) ſpricht, „voller lebendiger, tröſtlicher, herzlicher Sprüche, für alle arme Gewiſſen und elende, betrübte Herzen; ſo iſt auch der Dräuſprüche und Schrecken wider die verſtockten, hoffärtigen, harten Köpfe der Gottloſen genug drinnen, wo es helfen ſollte." Natürlich wirkte aber die Verbindung ſeiner eigenen Reden mit den anonymen Abſchnitten, welche auf Wiederherſtellung des jüdiſchen Staates und damit verwandte Gegenſtände ſich beziehen, wiederum weſentlich dazu mit, ſeine Auctorität zu erhöhen. Denn man betrachtete ſehr zeitig auch dieſe an ſich ſehr trefflichen Stücke als ſein Eigenthum und fühlte ſich demnach unſtreitig vorzüglich durch das Genaue und Specielle der Vorausſagung angezogen. Geleitet von der Vorausſetzung, daß dieſes Alles von Jeſaias ſelbſt ausgegangen ſei, mußte man die prophetiſche Gabe deſſelben bewundern und anſtaunen. Darum nennt ihn Sirach 48, 22. 24. 25 den großen, glaubwürdigen Propheten, welcher in mächtigem (μεγάλῳ) Geiſte die zukünftigen Dinge ſah und die Betrübten zu Zion tröſtete; „bis zur Ewigkeit," ſetzt er hinzu, „verkündigte er das Zukünftige und das Verborgene, ehe es in Erfüllung ging." Joſephus [30]) bringt ſogar die von Cyrus ertheilte Erlaubniß der Rückkehr der Juden nach Kanaan mit der Orakelſammlung des Jeſaias in eine ſehr nahe Verbindung. Der perſiſche König ſei nämlich dazu bewogen worden, weil er im Buche des Jeſaias die auf ſeine Perſon und Verdienſte um das jüdiſche Volk bezüglichen Stellen geleſen habe [31]). Auch ſonſt iſt er ſei-

23) Comment. über d. Jeſaia. 1. Th. S. 55. 24) a. a. O. 1. Th. S. 55. 25) a. a. O. S. 227 fg. 26) Vgl. Lücke a. a. O. S. 137. 138. Erleichtert iſt die Vergleichung in dem von Nitzſch a. a. O. S. 217 fg. und von Gieſeler a. a. O. S. 10 fg. veranſtalteten Abdrucke. 27) a. a. O. S. 138.

28) Ausführlicheres hierüber wird mein Commentar zu dem Anabatikon im 2. Bde. der Apokalyptiker der ältern Zeit enthalten. 29) Werke nach der Walch'ſchen Ausg. 6. Th. S. 10. 30) Antiquitatt. Judd. XI. 1. §. 1. 2. 31) Jahn, Bibliſche

Digitized by Google

nes Lobes voll und nennt ihn „unbeſtritten göttlich und in Wahrheit wunderbar“ [32]). Philo von Alexandrien hat ihn zwar verhältnißmäßig wenig berückſichtigt; dagegen die neuteſtamentlichen Schriftſteller deſto häufiger und am allermeiſten Matthäus. Kein anderes prophetiſches Buch hat im N. T. ſo viel Beachtung gefunden [33]). Die jüdiſche Grundlage für das Chriſtenthum war auch in der That nirgends reiner und in ſo geiſtiger Form anzutreffen, als in der letzten großen Abtheilung des Jeſaias (Cap. 40—66). Außerdem aber bot die nach ihm benannte Sammlung viele Anknüpfungspunkte für Ereigniſſe aus dem Leben Jeſu dar, zumal nach der bei den damaligen Juden herrſchenden Interpretationsweiſe auf den Wortſinn und den Zuſammenhang der benutzten Stelle wenig geſehen wurde. Die Kirchenväter begegnen ſich mit den Schriftſtellern des N. T. in ihrer Hochachtung gegen Jeſaias. Dem Euſebius von Cäſarea [34]) iſt er der größeſte der Propheten, dem Iſidor von Peluſium [35]) der ſcharfſichtigſte und zuverläſſigſte. Cyrill von Alexandrien [36]) bezeichnet ihn gar als einen Apoſtel, Evangeliſten; ähnlich Hieronymus [37]), indem er als Grund hinzuſetzt: „Ita enim universa Christi ecclesiaeque mysteria ad liquidum prosecutus est, ut non putes eum de futuro vaticinari, sed de praeteritis historinm texere.“ Vorzüglich gewannen Cap. 7. 49 und 53 ihm ſehr viele Gönner und Freunde. Als ſich daher Auguſtin nach ſeiner eben erfolgten Bekehrung bei Ambroſius erkundigte, welches bibliſche Buch er vorzugsweiſe leſen ſolle, ſchlug ihm dieſer den Jeſaias vor, und zwar, wie erſterer vermuthet, „quod prae caeteris evangelii vocationisque gentium sit praenuntiator apertior“ [38]). Für die Juden fielen natürlich dieſe beſonderen Gründe der Vorliebe hinweg. Allein der Inhalt bot doch des Anziehenden auch für ſie genug dar, zumal durch die frohen Ausſichten, welche ſie neben den Drohungen verhießen, weswegen denn z. B. Abarbenel [39]) den Jeſaias den übrigen Propheten vorzieht. Lebhafter Streit mit den Chriſten über manche von dieſen auf Jeſus bezogene Stelle (beſonders Cap. 7. 53) erhielt das Intereſſe an demſelben rege und that ſeinem Anſehen keinen Eintrag. Darum erklärt auch B. F. Guttenſtein [40]): „Alle Ströme des Prophetengeiſtes vor ihm nahm Jeſaias in ſich auf und ſandte ſie wieder bereichert in die Zukunft aus, um in ihrem belebenden Laufe das glückliche Land zu ſegnen, das er in dem jetzt freilich gemißhandelten Gebiet der Hebräer erblickte.“

Und wahrlich! Jeſaias war der ihm gezollten Achtung vollkommen würdig, wenn wir ganz abſehen von dem Werthe ſeiner prophetiſchen Hinterlaſſenſchaft und nur den Menſchen ins Auge faſſen, der ſich darin abſpiegelt, und ſeine nächſte Wirkſamkeit in dem ihm anvertrauten Berufe. Er hat die vom Leben ihm geſtellte Aufgabe würdig gelöſt und ſich überall als einen Mann von Charakter bewährt, welcher ſein Ziel unverrückt verfolgt. Dies zeigt ſich ganz beſonders unter dem Könige Ahas, deſſen eigne Irreligioſität, ſowie die frivole, götzendieneriſche, unſittliche Geſinnung und die lebensluſtige Unbedachtſamkeit der ihm Ergebenen keinen empfänglichen Boden für den edlen Samen darboten, welchen der Prophet auszuſtreuen bemüht war. Die unkluge Politik, gegen Syriens und Ephraim's verbündete Scharen Aſſyriens Hilfe in Anſpruch zu nehmen, konnte er nicht hindern, aber er zeigte doch, nachdem ſein Rath verſchmäht war, den Verblendeten die nothwendigen Folgen ihres Verfahrens ohne alle Schminke und Rückhalt. Auch unter Hiskia galt es, den Einfluß einer ähnlichen verderblichen Richtung zu neutraliſiren und die auf Ägypten trauende Partei unſchädlich zu machen, Aſſyriens drohende Stellung und die daraus entſpringende Gefahr nicht zu verhüllen, ſowie Muth und Hoffnung des geängſteten Volkes aufrecht zu erhalten. Und wer könnte leugnen, daß Jeſaias auch damals die unerſchütterliche Seelenſtärke, die klare Einſicht in die ſchwierigen, verwickelten Verhältniſſe, den Freiſinn vor Hohen und Niedrigen, das unverbrüchliche Feſthalten an dem Einen, was Noth that, bewies, und durch alles dieſes den glücklichen Erfolg vorbereiten half, mit welchem Gott das Vertrauen ſeines Volkes belohnte. Als thätiges Glied in der Entwickelung der politiſchen Ereigniſſe mußte ſeine Rede ſich meiſt in der Sphäre theokratiſcher Ideen bewegen; denn die Theokratie bildete für ihn das Richtmaß, wonach politiſche Maßregeln und Handlungen beurtheilt werden müßten. Es darf daher nicht auffallen, daß ſeine Weiſſagungen ſich großentheils auf das Politiſche beziehen und daß das theokratiſche Element bei ihm ſchärſer hervortritt, als bei andern Propheten [41]). Übrigens ſoll damit nicht geſagt ſein, daß moraliſche Strafreden bei ihm fehlten. Bei jedem Unbefangenen muß dieſer Eindruck von der Lectüre des Jeſaias zurückbleiben. „In den Weiſſagungen des Jeſaja,“ ſagt Hitzig [42]), „ſpricht ſich ein Geiſt aus, ernſt und kräftig, großartig und kühn, wie kein anderer. All ſein Fühlen und Denken iſt von den Grundideen des Hebraismus durchdrungen, dieſe ſind in ihm lebendig, er ſelbſt iſt gleichſam ein theokratiſches Individuum geworden. Die Gedanken, welche er daher ausſpricht, ſind demnach, wie dieſer ſelbſt, ernſt, inhaltſchwer und erhaben.“ Ähnlich Knobel [43]). Er bezeichnet den Charakter des Jeſaias als großartig und herrlich, und ihn ſelbſt als einen lebendigen und klaren, tiefen und ernſten, kräftigen und kühnen Geiſt. In ſeiner Perſönlichkeit findet er Gradheit und Freimüthigkeit, unerſchüt-

---

Archäologie. 2. Th. 1. Bd. S. 233. 234. (2. Aufl.) vertheidigt die Richtigkeit dieſer Angaben des Joſephus.

32) Antiquitatt. Judd. X, 2. §. 2. 33) Die einzelnen Stellen verzeichnet Geſenius im Comment. über d. Jeſ. 1. Th. S. 39. 34) Demonstr. evangel. V, 4. 35) Epist. L. I. 43 et 366. 36) Praef. in Jes. 37) Praef. ad Jes. ad Paulam et Eustochinm; epist. ad Paulinam. Vgl. auch *Augustinus*, De civit. Dei. XVIII, 29. 38) *Augustin.* Confess. L. IX. c. 5. 39) Vorrede z. Jeſ. 40) In ſeiner Compilation: Die prophetiſche Literatur der alten Iſraeliten. S. 75.

41) Schon Knobel (Der Prophetismus der Hebräer. 2. Th. S. 192) macht darauf aufmerkſam. 42) Der Prophet Jeſaias überſ. u. ausgelegt. S. XXXIX. XL. 43) Der Prophetismus d. Hebräer. 2. Th. S. 192.

Digitized by Google

terliches Gottvertrauen und edlen Patriotismus als her-vorſtechende Züge[44]). Zu ihnen gehört unſtreitig auch Unbefangenheit und Freiheit von Vorurtheilen, hohe Begeiſterung für Wahrheit ohne den Zuſatz irgend einer Schwärmerei[45]), ein reichbegabtes Gemüth und edle Mäßigung.

Die echten Orakel des Jeſaias ſind nicht blos nach ihrem Inhalte, ſondern auch nach ihrer Form dem Ausgezeichnetſten aus der Blüthezeit der hebräiſchen Literatur beizuzählen und werden nur etwa von denen des Joel, Nahum und Habakuk an hohem dichteriſchem Schwung übertroffen. Meiſtens ſind es eigentliche prophetiſche Reden in ernſter, kräftiger und würdevoller Sprache, reich an Bildern, wie an Gedanken, gleich trefflich in der Anlage und Ausführung[46]). Warmes, lebhaftes Gefühl, feurige und bewegliche Phantaſie geben ſeiner Darſtellung Leben, Friſche und Anſchaulichkeit. „Die Sprache," ſagt Eichhorn[47]), hierin unbeſtritten ein feiner und der Sache kundiger Beurtheiler, „iſt überall dem Gegenſtande genau angemeſſen und wechſelt daher mit ihm. Wo er erzählt, da herrſcht die höchſte Simplicität; wo er ermahnt und ſtraft, da trifft ſeine Rede tief und windet ſich ſchauerlich ab; und wo er in die Zukunft beſſerer Zeiten blickt, da ringt er mit Bildern und kämpft mit Gleichniſſen und Dichtungen, um ihr die höchſte prophetiſche Würde zu geben." Als eines ſeiner erſten Verdienſte vor vielen morgenländiſchen Dichtern betrachtet derſelbe Kenner[48]) „die Concinnität des Ausdrucks, den ſchönen Umriß ſeiner Bilder und die ſich immer fein abrundende Ausführung ſeiner Reden." Nach Hitzig[49]) iſt der Styl in den Reden, „wie es dem Redner geziemt, nirgends ſchlichte Proſa, im Gegentheil edel, gedrungen und voll Kraft und Feuer." Nach Knobel[50]) „verräth Jeſaia in jeder Darſtellungsform ſeine Meiſterſchaft; ſeine Diction iſt claſſiſch; ihre Kürze und Gedrungenheit machen ſie aber ſchwer." Das Wortſpiel iſt dem Jeſaia nicht fremd, noch die Antitheſe und die Paronomaſie[51]). „Durch alle ſeine Schöpfungen weht ein poetiſcher Hauch; ſeine Schilderungen beruhen auf einer friſchen, lebendigen Naturanſchauung, ſind lebhaft, anſchaulich, erhaben"[52]). Seine große Gewandtheit verſtattet ihm, von ſeinen Bildern den verſchiedenartigſten Gebrauch und oft unerwartete Anwendung zu machen; die Bilder ſelbſt ſind bezeichnend und die Vergleichungen deſſelben treffend[53]). Symboliſche Handlung dagegen kommt nur wenig vor (Cap. 8. 20); die Prophetie in Geſtalt der Viſion nur einmal (Cap. 6). Grade bei dieſer Gelegenheit aber bewährt ſich der gebildete Geſchmack und das feine Gefühl deſſelben auf eine glänzende Weiſe, zumal wenn man ähnliche Darſtellungen in andern Propheten vergleicht[54]). Dieſe Vollkommenheit der Darſtellungsweiſe bringt Geſenius[55]) auf die Vermuthung, der Prophet möge das im mündlichen, improviſirenden Vortrage Ausgeſprochene beim Niederſchreiben ſorgfältiger ausgearbeitet haben. Der Fluß der Rede iſt gewöhnlich raſch und gewaltig, ohne jedoch dadurch der Klarheit Eintrag zu thun. Oft iſt ſtrenge Abgemeſſenheit mit vieler Überlegung beabſichtigt und glücklich erreicht; oft findet aber auch das Gegentheil Statt, ſodaß plötzlich ein Gegenſtand verlaſſen und wie mit einem Sprunge ein anderer aufgefaßt wird[56]). Mangelhaft findet Eichhorn[57]), daß die gewählten Bilder zuweilen nicht fein genug fortgeführt werden und die dem Jeſaias eigenthümlichen langen Enumerationen den Eindruck ſchwächen und ermüden. Indeſſen erinnert doch Geſenius[58]) nicht ohne Grund, daß beim mündlichen Vortrage die gehäuften Aufzählungen nicht ohne Wirkung geblieben ſein mögen. Allerdings ſchreitet an manchen Stellen die Rede langſam fort und die Darſtellung wird etwas breit[59]). Der Gebrauch ſymboliſcher Namen gibt der prophetiſchen Rede etwas Eindringliches und Imponirendes, und Wahrzeichen erhöhen ihre Glaubwürdigkeit[60]). Der Rhythmus iſt mit den übrigen Eigenſchaften der Darſtellung im Einklange, alſo, wie Knobel[61]) ſich ausdrückt, „raſch und kräftig, voll und gemeſſen, bisweilen aber auch rauh und hart," oder hat, wie Hitzig[62]) ſagt, „hinreichend Fülle und Gewicht, welches ſich beſonders auf das Ende der Sätze wirft und dieſes gegen die Vorderglieder verſtärkt, ſodaß die Sätze ſich oft im letzten Gliede eines Verſes ſchön abrunden oder ſich zu wohlgebauten Perioden vereinigen." Das Harmoniren der einzelnen Versglieder iſt meiſtens regelmäßig und abgerundet; doch ergreift die Tiefe des Gedankens oder die Macht der Begeiſterung den Propheten oft zu gewaltig, als daß die Geſetze des rhythmiſchen Ebenmaßes ſich damit vereinigen ließen[63]). Außer einigen unvollkommenen Anfängen ſtrophiſcher Anordnung der Verſe (Cap. 2, 9 fg. 5, 8. 11. 18. 20. 21. 22) hat Jeſaias Ein Orakel (Cap. 9, 7—10, 4) ſymmetriſch in vier gleichmäßige Strophen getheilt[64]).

Eigen, aber gewiß nicht durchgängig richtig, erklärt ſich Hendewerk[65]) über das Formelle der Weiſſagungen des Jeſaia. So iſt es ſchon zu viel behauptet, wenn er annimmt, daß dieſer Prophet die prophetiſche Rede zur eigentlichen Kunſtgeſtalt erhoben oder ihr ihre Vollendung gegeben habe. Sie ſoll dieſe gewonnen haben „durch die Dreitheiligkeit der einzelnen Weiſſagungen, durch das Dramatiſche, welches ſich an einzelnen Stel-

44) a. a. O. S. 193. 45) Hitzig, Der Prophet Jeſaja überſ. u. ausgelegt. S. XL. 46) Geſenius, Comment. 1. Th. S. 33. 35. 47) Einleit. ins A. T. §. 533. 4. Th. S. 140 fg. (4. Ausg.) 48) a. a. O. S. 142. 49) Der Prophet Jeſaja überſ. u. ausgelegt. S. XL. 50) Der Prophetismus d. Hebr. 2. Th. S. 194 fg. 51) Vgl. Geſenius, Comment. 1. Th. S. 33 fg. Hitzig a. a. O. S. XL. XLI. 52) Hitzig a. a. O. S. XLI. 53) Geſenius a. a. O. S. 34. Hitzig a. a. O. S. XLI.

54) Vgl. Eichhorn a. a. O. S. 141 u. Geſenius a. a. O. S. 34. 55) a. a. O. S. 35. 56) Hitzig a. a. O. S. XLI. 57) a. a. O. S. 143. Vgl. auch Hitzig a. a. O. S. XLI. 58) a. a. O. 1. Th. S. 34. 59) Vgl. auch Hitzig a. a. O. S. XLI. 60) Geſenius a. a. O. S. 34. 35. Knobel a. a. O. 2. Th. S. 194. 61) a. a. O. S. 195. 62) a. a. O. S. XLI. 63) Vgl. Knobel a. a. O. 2. Th. S. 195. 64) Vgl. Geſenius a. a. O. S. 34. Hitzig a. a. O. S. XLI. Knobel a. a. O. S. 195. 65) Des Propheten Jeſaia Weiſſagungen. 1. Th. S. CXXVI fg.

Digitized by Google

len bemerklich macht, durch das Poetiſchmaleriſche der Darſtellung, durch die weitere Ausbildung des elliptiſchen Wechſels in dem Parallelismus membrorum, durch das Verhältniß des zweiten Cyklus zum erſten und dritten." Das zuletzt Erwähnte bezieht ſich auf die von Hendewerk beliebte, aber ſchwerlich allgemein anſprechende Eintheilung der echten Orakel des Jeſaias, welche bereits früher zur Sprache kam, und da ſie ohnehin die eigentliche Darſtellung wenig angeht, hier nicht weiter berührt werden mag. Dagegen bedarf das Übrige und zwar vorzüglich der vorangeſtellte Punkt noch einiger Erläuterung. Ihn hatte Hendewerk ſchon vor Erſcheinung ſeiner Erklärung zum Jeſaia gelegentlich ausgeſprochen [66]). Der erſte Theil jeden Orakels des Jeſaia, meint er, enthalte das Thema oder den Text, der zweite die ſtrafende und drohende Ausführung deſſelben und der dritte den erhebenden und tröſtenden Schluß oder den meſſianiſchen Abſchnitt. Wahrſcheinlich hat aber blos der Anfang einiger Orakel, wie Cap. 2, 2—4. Cap. 5, 1—4 in Verbindung mit den meſſianiſchen Ausſichten am Schluſſe mehrer Abſchnitte zu dieſer Meinung Veranlaſſung gegeben. Daß eine ſolche Trichotomie nicht überall deutlich hervortrete, ſieht Hendewerk freilich wol ein, hat ſich aber einmal in dieſe Lieblingsidee ſo verloren, daß er bei Cap. 1 zufrieden iſt, in den letzten ſechs Worten von V. 2 den Text (alſo den erſten Theil) zu finden, und für Cap. 17 in Cap. 7, 8—9. In einigen Orakeln ſoll Jeſaias ſogar „dadurch gleichſam ſein Thema angeben, daß er unmittelbar am Anfange mitten in den Gegenſtand hineinverſetzt, den er nachher weiter ausführt oder doch gleich zu Anfange nennt und ganz kurz charakteriſirt." Auch für den dritten Theil (meſſianiſchen Schluß) nimmt Hendewerk einen ſehr verſchiedenen Inhalt und Umfang in Anſpruch, ſodaß er z. B. bei Cap. 6 nur aus den drei Endworten in V. 13 beſteht, dagegen bei einem andern Orakel (nach Hendewerk dem ſechsten: Cap. 9, 7—12, 6 und 14, 24—27) ein ganzes Capitel (in jenem Beiſpiele das 11.) in ſich begreift. Außer dieſer angeblichen Dreitheiligkeit glaubt Hendewerk [67]) auch noch bei einzelnen Orakeln eine ſolche Gliederung entdeckt zu haben, „daß ein großes Geſammtorakel mehre kleine Partialweiſſagungen enthalte, die bisweilen auch noch einen beſondern meſſianiſchen Abſchnitt haben." Als Beiſpiel wird unter Anderem Cap. 33 aufgeſtellt. Dieſes ſoll drei ganz vollſtändige Orakel umfaſſen, „von denen das erſte ſeinen meſſianiſchen Abſchnitt in V. 4—6, das zweite in V. 10—12, das dritte in V. 17—24 habe." Der elliptiſch gebildete Parallelismus, auch Parallage elliptica von ihm genannt, auf welchen Hendewerk ſichtlich großes Gewicht legt [68]) für die Charakteriſtik der poetiſchen Malerei des Jeſaias, iſt als einzelne Erſcheinung von Geſenius [69]) ſchon erwähnt, gibt aber für das Geſammtbild der dichteriſchen Rede des Propheten einen ſehr geringfügigen Nebenzug. Noch viel weniger läßt ſich ausmachen, ob Jeſaias die Anwendung deſſelben in Aufnahme gebracht habe. Wenn nämlich mehre Subjecte mit mehren Prädicaten zu verbinden ſind, ſodaß ſtreng genommen von jedem einzelnen derſelben die ſämmtlichen Prädicate zu wiederholen wären, läßt ſich Jeſaias eine ſolche Geſchmackloſigkeit nicht zu Schulden kommen, ſondern vertheilt die Prädicate unter die einzelnen Subjecte, ſodaß jedes von ihnen ein anderes empfängt.

Obgleich die unechten Abſchnitte in Manier und Darſtellung von den Jeſaianiſchen ſich ſichtlich unterſcheiden, ſo haben doch auch ſie nach Eichhorn's Urtheil [70]) „zum Theil unverkennbare Schönheiten und reißen in vielen Stellen das Herz eines Leſers von Empfindung hin." Leichtere, fließendere, klarere, aber auch oft mehr gedehnte, breite, ſich wiederholende Sprache läßt ſich gar nicht verkennen; lebhafte, bilderreiche Schilderung und anſchauliche, eindringliche, oft auch wahrhaft erhebende Darſtellung nicht minder [71]). Veranſchaulichung bezweckt wol auch die in einigen Stellen (Cap. 14, 4 fg. 26. 27. Cap. 12, 1 fg.) ſtark hervortretende Vorliebe für lyriſche Poeſie, welche dem Volke in den Mund gelegt wird. Auch Hitzig ſpricht mit großer Anerkennung über den Verfaſſer von Cap. 40—66, dem umfangreichſten unechten Stücke. „Ihn zeichnet," ſagt er [72]), „vor andern Schriftſtellern nach dem Exile Gewalt über die Sprache und leichte Handhabung des Ausdrucks aus, welche ſich am hervorſtechendſten in der Freiheit der Syntax kund gibt. Dieſe geht bei ihm über allen ältern Hebraismus hinaus und ihn ſelbſt erreicht im Ganzen hierin kein ſpäterer" [73]). Über die äſthetiſche Schönheit von Jeſaias 13—14 ſind alle Stimmen einig [74]); die rhythmiſche Anordnung iſt ſehr regelmäßig, ſodaß der Vers gewöhnlich aus vier Gliedern beſteht. Doch ſind auch Verſe mit zwei einander genau entſprechenden Gliedern, theilweiſe mit Vorſchlag, oder mit einem dritten Satze als Nachſatz [75]). Die vorkommenden Verſtöße gegen dieſe Norm möchte Geſenius [76]) von unſerer Versabtheilung herleiten. Nach Hitzig [77]) fehlt dem Verfaſſer dieſes Abſchnittes das Kühne, Abgebrochene und Schroffe des Jeſaianiſchen Ausdrucks; auch iſt er ihm nicht originell genug. Nachahmung älterer Dichter, aber ſehr glückliche, ſchreibt ihm auch Geſenius zu. Die Sprache bezeichnet Hitzig als „durchſichtig, regelmäßig und geglättet." In dem von Jeſaias entlehnten Orakel (Cap. 15 und 16) findet Geſenius [78]) die Darſtellung kurz, gedrungen, hart und ſchwierig, nach Art und Weiſe der ältern Propheten und den Styl dem des Micha am meiſten vergleichbar; auch Knobel [79]) urtheilt nicht ſehr günſtig darüber. Ausführlich äußert ſich Hitzig [80]): „Schwerfällig und langſam

66) Obadjae prophetae oracul. in Idumaeos. p. 27. 67) a. a. O. S. CXXVII. 68) a. a. O. S. CXXVIII fg. 69) Comment. üb. d. Jeſ. 1. Th. S. 435. 436 u. 591.

70) Einleit. ins A. T. §. 533. (4. Th. S. 139. 4. Ausg.) 71) Geſenius a. a. O. 1. Th. S. 35. 2. Th. S. 23. 72) Der Prophet Jeſaja überſ. u. ausgel. S. 472. 73) Vgl. auch Knobel, Der Prophetismus d. Hebräer. 2. Th. S. 341. 74) ſ. Knobel a. a. O. 2. Th. S. 350. 75) Geſenius, Comment. üb. d. Jeſ. 1. Th. S. 450 und Hitzig a. a. O. S. 154. 76) a. a. O. S. 450. 77) a. a. O. S. 154. 78) a. a. O. 1. Th. S. 507 fg. u. 511. 79) a. a. O. 2. Th. S. 150 fg. 80) a. a. O. S. 179. 180.

Digitized by Google

wälzt ſich der Redeſtrom fort und auch zurück, indem ſich der Verfaſſer unaufhörlich im Verhältniß von Grund und Folge herumdreht, ſodaß כִּי und עַל־כֵּן oder לָכֵן immer wiederkehrend, faſt die einzigen Conjunctionen ſind, deren er ſich bedient." Zugleich wirft er ihm Breite, Gedankenarmuth und Mangel an aller Kraft und Energie vor, elegiſche Zerfloſſenheit und Weichherzigkeit. „Wenn bei Jeſaia die Worte oft kaum hinreichend ſind, um die Ideen deutlich zu bezeichnen, hängen ſie hier, wie ein zu weites Gewand, ſchlotternd um den Körper des Gedankens, welcher auf dieſe Art im Ausdruck verdünnt wird und durch das nimium entkräftet." Hitzig möchte die beiden Capitel der beſchreibenden Poeſie zuweiſen; durch lebhaftes Auffaſſen der Zukunft als Gegenwart werde der Verfaſſer dramatiſch, entferne ſich aber dadurch von der Redeweiſe des Jeſaias. Hendewerk iſt mit dieſem Urtheile ſehr unzufrieden[81]), da er dieſen Abſchnitt für echt hält; Credner's gründliche Abhandlung[82]) darüber ſcheint ihm entgangen zu ſein; wenigſtens berückſichtigt er ſie nicht. Er macht nur geltend, daß das Elegiſche und Weichherzige dem Jeſaias nicht ganz fremd ſei[83]), daß maleriſche Darſtellung nothwendig breit werde und langſam fortſchreite. Er meint, man könne übrigens den Verfaſſer eher der Haſtigkeit, der übergroßen Eile und der zu geringen Ausführung beſchuldigen[84]). Allerdings iſt Manches von dem, was Hitzig dieſen Capiteln als Eigenthümlichkeit anrechnet, auch im echten Jeſaias anzutreffen. Darin hat alſo Hendewerk mit ſeiner Oppoſition gegen ihn Recht; allein es kommt hier ſo vieles zuſammen, was dem unbefangenen Leſer nothwendig als bei Jeſaias ungewöhnlich auffallen muß. In Cap. 21, 1—10 iſt nach Geſenius[85]) die Darſtellung raſcher, lebhafter und dramatiſcher, als in Cap. 13—14, ſodaß das ganze, ohnehin ſchön in ſich abgerundete Stück, einer ſchnell vorübergehenden Viſion gleiche. Hitzig[86]) legt dem Verfaſſer dieſes Abſchnittes weniger Kühnheit der Phantaſie, als dem von Cap. 13—14, bei; er ſei „nur ſtark in der Schwäche." Nach Knobel[87]) iſt dagegen die Darſtellung lebhaft und anſchaulich und die Fiction des Wächters ſehr wirkſam; die Prophetie ſelbſt hält nach ihm die Mitte zwiſchen eigentlicher Viſion und einfacher prophetiſcher Ankündigung. Über Cap. 24—27 iſt das Urtheil allgemein nicht beſonders vortheilhaft. Geſenius[88]), ſetzt ſie den andern unechten Abſchnitten nach, weil ſie mehr Kunſt und matte ſpielende Künſtelei, als echte dichteriſche Begeiſterung verrathen; die Schilderung der Zerſtörung und die ganze Schreibart nennt er ſpielend, kalt und geſucht und voller Nachahmung[89]). Ähnlich Hitzig[90]). Er bemerkt darin den geſunkenen Geſchmack eines ſpätern

Zeitalters, welcher ſich in geſuchten Antit
den Paronomaſien, froſtigen Phraſen, z
übertriebenen Bildern verrathe. Von Jeſ
ſich der in wortreicher Breite ermüdende
Capitel durch Mangel an Kühnheit und
von dem „ohne Vergleich geſchmackvoller
plaſtiſchen" Urheber des letzten Abſchnittes
durch ſeine „fröſtelnde Schreibart in bedeu
titheſen, Paronomaſien und leeren Reden
Recht ſagt Knobel[91]), es ruhe auf der Da
Capitel „eine gewiſſe Unbeholfenheit und S
Düſterheit und Unklarheit, welche das V
ſelben ſehr erſchweren." Da Hitzig demſ
von Cap. 24—27 auch Cap. 23 beilegt[92]
erwarten, daß er auch über die in letzter
Schreibart ſich nicht günſtig ausſprechen
das hat er denn auch gethan[93]). Unjeſaia
die langſame Bewegung, die Wiederholung
Gedanken, lahme, ſchwächende Anreden un
Der Verfaſſer iſt ihm zufolge „des Styls
es fehlt ihm an Haltung, ſodaß er V. 13
erhörte Weiſe aus einem Begriff und ei
in den andern hinübertaumelt." Hendewe
gen[94]) dieſes alles zu entkräften und ko
ſenius' Urtheil zurück, welcher ſagt[95]): „da
tet nicht fort, ſondern mit lyriſcher Kühnh
Prophet den Leſer in die Scene und ſprin
Zuge zum andern. Statt der fließenden
ſpätern Zeit iſt ſie hier noch hart, faſt u
gegen Moab." In Cap. 34 und 35 iſ
Geſenius' Urtheile[96]) Sprache und Einkleid
gebildet; nach Hitzig[97]) bewegt ſich in Ca
er nicht mit Cap. 35 als Ein Stück zuſam
doch Einem Verfaſſer beilegt, der Paralleli
mäßig und läuft der Fluß der Rede ſo gl
durchſichtig fort, als irgend im echten Je
findet er Wortreichthum und weitſchweifige
bel rühmt[98]) an Cap. 34—35 friſche Leb
nen poetiſchen Flug, meiſt glatten rhythmi
ebenmäßigen Parallelismus der Glieder
der Sprache.

Den letzten Abſchnitt der Jeſaianiſche
nämlich die 27 Capitel 40—66, hat Fr.
ner Überſetzung deſſelben[99]) in drei Theile
zerlegt, jedes von 9 Capiteln. Da die
dazu der Überſetzung nicht nachgefolgt ſind
die Gründe nicht, welche ihn dazu bewoge
lein Hitzig hat dieſen Gedanken lebendig e
fällt ihm natürlich nicht ein, die Zahl d
urgiren, deren Beſtimmung und Abgrenzu

81) Des Propheten Jeſaia Weiſſagung. 1. Th. S. 386 fg. 416 fg. 82) In den theologiſchen Studien u. Kritiken von Ullmann u. Umbreit. Jahrg. 1833. 2. Bd. S. 777 fg. 83) Mit Berückſichtigung der Äußerungen Hitzig's zu Jeſ. 22, 4 und zu Cap. 28. 84) a. a. O. S. 417. 85) a. a. O. 1. Th. S. 649 u. 650. 86) a. a. O. S. 241. 87) Der Prophetismus der Hebräer. 2. Th. S. 352. 88) a. a. O. 1. Th. S. 35. 36. 89) a. a. O. 1. Th. S. 758. 759. vgl. S. 56. 90) Der Prophet Jeſaia überſ. S. 297.

91) Der Prophetismus der Hebräer. 1. Th
92) vgl. a. a. O. S. 297. 93) a. a. O. S. 2
Des Propheten Jeſaia Weiſſagungen. 1. Th. S.
Comment. über d. Jeſaia. 1. Th. S. 718. 96)
S. 909. 97) a. a. O. S. 394. 98) a. a
330. 331. 99) Hebräiſche Propheten überſ. u.
ferung, S. 1 fg.
1) Der Prophet Jeſaia überſ. u. ausgel. S.

Digitized by Google

...n erſt lange nach dem Urſprunge der Sammlung ...A. geſchah, ſondern er ſieht darin nur ein Werk ...zufalls. Dagegen vertheidigt er die Eintheilung des ...n Abſchnitts in drei Stücke ſehr lebhaft. Der Ver... ſelbſt ſcheint auch in der That ſelbſt durch die ...: „Kein Heil ſpricht Jehova“ (oder „ſpricht mein ...) für die Frevler“ am Schluſſe von Cap. 48 und 57 die drei Stücke äußerlich aus einander gehalten ...den. Auf dieſe Weiſe erhalten wir in dem treffli... Abſchnitt eine ſchöne und zwar vom Verfaſſer beab...te und wohl bedachte Gliederung. Jede Gruppe ...t ſich in jenem Gedanken ab. In Cap. 57, wo ...rvers (Refrain) zum zweiten Male erſcheint, wird ... Verſe darauf vorbereitet, am Schluſſe des Gan...der (Cap. 66) iſt derſelbe Gedanke nur mit andern ...en ausgedrückt. Rückert hat auch noch eine andere ...lung in zwei Hälften: erſte Hälfte, die des Hin...igens (Cap. 40—53), Troſtrede und zweite Hälfte, ...s Hinabſteigens (54—66), Mahnrede. Auch dafür kein weiterer Aufſchluß von ihm gegeben.

Daß ein Schriftſteller von ſolcher Bedeutung und ...waltigem Einfluſſe, wie Jeſaias, die exegetiſche Be...ung vor vielen andern lohne, war nicht ſchwer zu ...ſen. Wir beſitzen daher eine anſehnliche Reihe von ...rungsſchriften über dieſen Propheten. Eine chrono...e Aufzählung derſelben geben das exegetiſche Hand... im ſechsten Stücke und Roſenmüller in ſeinen Scho... dieſem Werke. Doch viel belehrender iſt die von ...ns gelieferte Zuſammenſtellung in der Einleitung ...em Commentar über den Jeſaia (Cap. 2). Man ...ier keine bloße Nomenclatur, ſondern eine tief...ende Charakteriſtik der alten Überſetzungen, der pa...en und rabbiniſchen Auslegungen, ſowie der neuern ...er und Commentatoren. Auf eine ſolche Geſchichte ...egeſe, ſo nützlich ſie auch iſt, kann hier nicht ein...en werden. Hier beſchränken wir uns auf Angabe ...vorſtechendſten Erſcheinungen.

...hon als prophetiſches Buch muß Jeſaias dem ...ungleich mehr zu ſchaffen machen, als viele an...chriften des A. T., ſowol in ſprachlicher Bezie...als in den Sachen, welche dabei zur Sprache ... Die oben dargelegten Verhältniſſe aber, welche in ...tenſammlung ſtattfinden, erweitern die Anfode... und Schwierigkeiten noch bedeutend. Der Zu...ang der Gedankenreihe, die Abtheilung der ein...tafel, die Unterſuchung über ihre Echtheit und ...heit, die Beſtimmung der Zeitumſtände, wor...ich beziehen, bieten hier ein reiches Feld für ...orgfältige Forſchung in bunteſter Mannichfaltig... denkt man nun noch, wie ſehr die Anſichten ... dieſer Dinge bei namhaften Männern ausein...n und wie oft auch theologiſche Parteiſucht ...ſcht und zu verwirren droht, ſo wird man wol ...daß hier Aufgaben für Meiſter der Wiſſenſchaft ...und daher beklagen, daß an ihre Löſung nicht ...r ſolche gegangen ſind. Origenes hatte dieſen ...erklärt, aber ſein Commentar iſt bis auf we...ſtücke verloren gegangen; wahrſcheinlich haben aber viele andere Kirchenväter, beſonders Hieronymus, aus ihm geſchöpft. Dieſer iſt übrigens von den Erklärern unter den ältern chriſtlichen Schriftſtellern der beachtungswertheſte, weil er allein auf den Originaltext zurückgeht. Sonſt iſt noch zu erwähnen Ephräm der Syrer, deſſen Deutung ſich freilich auf die ſyriſche Verſion ſtützt, aber die der griechiſchen Exegeten bei weitem übertrifft. Von den Rabbinen ſind auch für Jeſaias Jarchi und Ibn Eſra wichtig; ferner David Kimchi und Iſaak Abarbenel. Von den Reformatoren beſitzen wir allerlei über Jeſaias. Von Luther freilich ſind nur ſeine Vorleſungen darüber nach einem Collegienheft durch einen ſeiner Zuhörer erſchienen (im ſechsten Theile der halle'ſchen Ausgabe), aber von Zwingli kamen Contemplationes Isaiae prophetae (Turici. 1529. fol., auch in ſeinen geſammelten Werken) und von Calvin ein Commentar (Genevae 1750. fol. und 1583 auch in der Ausgabe ſeiner Werke T. IV. [Amstelod. 1671]). Beiden mangelte freilich noch ausreichende Sprachkenntniß, worin Ökolampadius (Hypomnemata in Esaiam. [Basil. 1525. 1567. 4.]) und Joh. Brenz (Esaias commentariis explicatus. [Francof. 1550 und in Opp. T. IV. p. 124. Tubing. 1675. fol.]) einen Vorſprung gewannen. Seb. Münſter und Wolfg. Meuſel oder Musculus (Commentarii locupletissimi. [Basil. 1570. fol.]) machten bereits Gebrauch von rabbiniſchen Commentarien, ebenſo wie der Katholik Vatblé oder Vatablus in ſeinen kurzen, aber ſehr brauchbaren Noten zur Vulgata des Rob. Stephanus 1557. Seb. Chaſteillon oder Caſtalio hatte ſeine elegante lateiniſche Überſetzung mit Anmerkungen (Basil. 1531. fol.) und der Portugieſe Franz Forerius einen gelehrten Commentar (Venet. 1553 fol.) von großer Ausführlichkeit bekannt gemacht. Kaſp. Sanctius' Comment. in prophet. majores et minores (Antw. 1621. fol.) iſt einiger Beachtung werth. Vorurtheilsfreie und geſchmackvolle Bemerkungen findet man in Hugo Grotius' annotationes (Paris 1644., auch in Calovius Biblia illustrata abgedruckt, jedoch mit Beſtreitung des vermeintlich Heterodoxen; dann im dritten Bande der von Vogel und Döderlein beſorgten Ausgabe von Grotius annotationes [Hal. 1775—76], ſowie genaue gelehrte Erörterungen einzelner Stellen in den Animadversiones in V. T. libros von Louis de Dieu (Lugd. Bat. 1648. 4. wieder abgedruckt in ſeiner Critica sacra [Amstel. 1693. fol.] p. 190 sq. die Noten zu Jeſaias]). Die ſogenannten Critici sacri (Lond. 1660. fol. Amstel. 1698. Francof. 1696) enthalten im vierten Bande die Anmerkungen von Münſter, Vatblé, Chaſteillon, Clarius, Forerius, Joh. Druſius und Hug. Grotius. In Matth. Polus (eig Poole) Synopsis criticorum aliorumque sacrae scripturae interpretum (Lond. 1669. 4. Francof. 1679. fol.) wird Jeſaias im dritten Bande in der bekannten Weiſe dieſes Werkes behandelt. Nach L. de Dieu macht die Erklärung dieſes wichtigen Propheten zunächſt keine ſonderlichen Fortſchritte, wenn ihr auch in einigen Schriften durch treffliche Materialien vorgearbeitet war. Alb. Schultens hat in ſeinen Animadversiones philol. et criticae ad varia

Digitized by Google

loca V. T. (Amstel. 1709, auch wieder in ſeinen Opera minora [Lugd. Bat. et Leovard. 1769.], über Jeſaias p. 252 fg.) mehre intereſſante und ſchwierige Stellen beleuchtet. Johann Coccejus (Opp. ed. Amstel. 1701. fol. T. II.) in der Worterklärung nicht ſelten glücklich, iſt bei ſeiner Vorliebe für das Typiſche gänzlich unvermögend, den richtigen Standpunkt für die Auslegung des Prophetismus zu gewinnen. Seb. Schmid's Commentarius super illustres prophetias Jesaiae (Hamb. 1702. 4.) iſt nur aus Collegienheften zuſammengeſtoppelt von Sandhagen, jedoch mit Erlaubniß deſſelben. L. Cappelle überläßt ſich auch bei dieſem bibliſchen Buche in ſeinen Comment. et notae criticae in V. T. (Amstel. 1689. fol. p. 492 sq.) ſeiner Verbeſſerungsluſt des Originaltextes nach den alten Verſionen, und Auguſt Varenius (Comment. in Esaiam ed. *Fecht* [Lips. 1708. 4.]) unterbricht die Interpretation durch ganz fremdartige Gegenſtände und ermüdet durch eine ſcholaſtiſche Methode. Dagegen iſt ſehr beachtungswerth der Commentar. in librum prophetiarum Jesaiae von Camp. Vitringa (Leovard. 1714 und 1720; Basil. 1732. 2 Bde. Fol., andere Nachdrücke Herborn. 1715, Tubing. 1732). Er huldigt allerdings der typiſch-prophetiſchen Erklärungsweiſe, ebenſo wie Coccejus, und verwendet vielen Fleiß auf die Nachweiſung, daß die Weiſſagungen auch wirklich in Erfüllung gingen, allein er bewährt ſich auch durchgängig als einen tüchtigen gründlichen Kenner des bibliſchen Sprachgebrauchs, dringt ein in den Sinn der einzelnen Stelle mit unermüdlicher Sorgfalt und gibt denſelben überall an, unter gewiſſenhafter Benutzung aller damals zugänglichen Hilfsmittel. Ehe Geſenius' ausgezeichnetes Werk erſchien, konnte man allerdings mit dem verewigten J. G. Eichhorn (in mündlicher Äußerung gegen den Verfaſſer dieſes Artikels) ſagen: „Vitringa iſt der eigentliche Commentator des Jeſaias." Eine teutſche Überſetzung beſorgte von dem oft verkannten und geringgeachteten Buche deſſelben Ant. Friedr. Büſching unter dem Titel: Camp. Vitringä Ausleguug der Weiſſagungen des Jeſaiä (Halle 1749 und 1751. 2 Thle. 4.), mit einer Vorrede von Mosheim. Das Typiſche und Myſtiſche iſt darin hinweggeſchnitten. Gleichzeitig mit Vitringa half J. H. Michaelis durch Nachweiſung der Verbal- und Realparallelen (am Rande der von ihm herausgegebenen Biblia hebraica (Hal. 1720), umſichtigere Exegeſe vorbereiten. Le Clerc (Clericus) ging bei ſeiner Deutung des Jeſaias (Veteris Test. prophetae ... ex translatione *Jo. Clerici* cum *ejusd.* commentar. philolog. et paraphrasi in Esaiam etc. [Amstel. 1731. fol.]) nicht tief genug ein, um genügen zu können. Auguſtin Calmet aber (Commentaire litéral sur tous les livres de l'ancien et nouveau Test. [Par. 1724. sq.]) empfahl ſich durch fleißige Sammlung des hiſtoriſchen Materials, doch fehlt kritiſche Sichtung. Faſt unbrauchbar wegen zu großer Willkürlichkeit ſind auch bei Jeſaias C. F. Houbigant's kritiſche Bemerkungen (an ſeiner Bibelausgabe Par. 1753. Fol., aber auch beſonders abgedruckt Francof. 1777. 4. durch Veranſtaltung von C. Fr. Bahrdt; die über Jeſaias ſtehen hier T. II. p. 543

sq.]). Robert Lowth lieferte eine geſchma
Überſetzung des Jeſaias mit Anmerkunge
new Translation with a preliminary di
tes critical, philological and explan
1778]. Die Textkritik deſſelben iſt freilic
ders zu loben und fand daher an Dav.
ciae s. textus hebraei Esaiae advers
thii criticam [Bern. 1786]) einen ſc
Deſto vorzüglicher iſt aber die Bearbeitung
Rückſicht und Lowth erwarb ſich durch ſie
die ganz vernachläſſigte dichteriſche Auf
geweckt zu haben. Die von Richerz beſor
derſelben (Rob. Lowth's Jeſaias, neu üb
ner Einleitung und krit. philolog. und er
[Gött. 1779—81. 4 Bde.]) gewann
durch J. B. Koppe's Zuſätze und Anme
nicht ſelten ſchätzbare Berichtigungen Lowt
ſind. In dieſen Zuſätzen hat Koppe auch
gen über die höhere Kritik der Jeſaianiſch
niedergelegt, welche freilich nicht vorſicht
und des innern Halts entbehren, aber doch
gewirkt haben. H. E. G. Paulus (Phi
vis über das A. T. Jeſaias. [Jena 1793])
hiſtoriſche Erklärung gute Beiträge, befrie
weniger im philologiſchen Theile. G. L.
lien (*J. Chr. Fr. Schulzii* scholia in
tinuata. Vol. VIII. und IX.) ſind ſtück
ebenſo die Bearbeitung von G. Chr. M
exegetiſchen Handbuch ſechstes und ſiebente
1799 und 1800]), die blos auf curſoriſche
net war. Die Scholien von E. F. K. R
Jeſaias (Scholia in V. T. T. III.. in drei
1791—93.] 2. Ausgabe auch mit dem
vaticinia annotat. perpet. illustr. Vol.
1820. 3. Ausgabe. 1829 fg.]) gehört zu
ſten Partien des Scholienwerkes; beſonde
den letzten Ausgaben und in dem davon
Auszuge (Scholia in compendium red
[Lips. 1835]). Muſterhaft und den ver
Anſprüchen genügend iſt Wilh. Geſenius
Jeſaia überſetzt und mit einem vollſtändig
kritiſchen und hiſtoriſchen Commentare be
Theilen [Leipz. 1820—21]); der erſte Th
ſehr gelungene, auch von Kleinert trefflich
daher auch von de Wette in ſeine Bibel
unverändert aufgenommene Überſetzung (1
2. Aufl. davon); der zweite Theil die Einl
Commentar zu Cap. 1—39 und der dri
Cap. 40—66. Die neueſten Erklärungsſch
Ferdinand Hitzig (der Prophet Jeſaia übe
gelegt [Heidelb. 1833]), Franz Maurer (Co
maticus criticus in usum academiarum
und C. K. Hendewerk (Des Propheten
gungen, chronologiſch geordnet, überſetzt u
jetzt ein Bd. protojeſaianiſche Weiſſagun
1838]). Endlich gibt es auch ſehr viele Üb
Jeſaias, als von Vogel (Halle 1771), C
derſt. 1773), Walther (Halle 1774), J.

Digitized by Google

…n Theil ſeiner teutſchen Überſetzung des A. T. …oſenbauer (Quedlinb. 1780); durch ſie hat jedoch …eutung des ſchweren Buchs nichts gewonnen. Cube …ſich in einer metriſchen Übertragung von Cap. … (Berl. 1785—86. 2 Thle.); einer ähnlichen Ar… …ſich Krägel (Brem. 1790), beide aber fal… …den Fehler des Moderniſirens. Seiler und Hol… …bei ihren Überſetzungen (Erlang 1783, Hanov. …) nur das Praktiſche im Auge. Brauchbarer als …genannten iſt die von Hensler (Hamb. und Kiel …, von Auguſti in der von ihm und de Wette beſorgten Überſetzung (4. Bd. Heidelb. 1811). In J. G. Eich… (die hebräiſchen Propheten 1—3 Bd.) iſt die Über… …des Jeſaias zerſtückelt, mit Inhaltsanzeigen und …ſtungen. Von katholiſchen Überſetzungen iſt die von … zu erwähnen (die heil. Schrift des A. T. 4 Th. … [Frankf. a. M. 1808]), wovon Scholz die dritte …arbeitete Auflage vor Kurzem (Frankf. a. M. 1837) … hat. Es ſind auch Anmerkungen dabei, doch ziem…ſchtig gearbeitete. Von lateiniſchen Überſetzungen iſt … der Dathe'ſchen (Hal. 1779. ed. 3. 1831) die von …ſtein (Überſ. 1775. 3. Ausg. 1789) nennenswerth. (*A. G. Hoffmann.*)

JESAN, Gebirge auf der japaniſchen Inſel Niſon, …der Oſtſeite des großen Binnenſees Mitſu-umi bele… Es iſt hoch, bewaldet und mit 3000 Tempeln und …Dörfern bedeckt. Es ſcheint ſehr unzugänglich zu …denn es diente den Bürgern der Reſidenzſtadt Miaco …ſtets zu einem Aſyle (Kämpfer II. …), das jedoch dem Wütherich Nobunanga, der …Tauſende von Prieſtern und Landleuten erwür…ließ, nicht unzugänglich blieb. — Den Vulkan Je… deſſen Georgi (Ruſſiſche Reiſe, 1775, I. 4.) als …von Japan, 7 Meilen von Nambu liegend und …ſig Bimsſteine auswerfend gedenkt, hält Leopold …Buch (Geographie der Vulkane, Reihe der japani… und kuriliſchen Inſeln, Nr. 10) für identiſch mit …erwähnten ſchneebedeckten Vulkan Pic Tileſius an …ſtraße, von dem in v. Kruſenſtern's Atlas eine … zu ſehen iſt. Wahrſcheinlich iſt er auch iden… …dem Yake-Yama (d. i. der brennende Berg), Klaproth (die Vulkane von Japan in Poggen… Annalen der Phyſik und Chemie, XXI. S. 331 — … auf der N.-O. Halbinſel Niſons in der Pro… …u oder Doſiu liegend und als den nördlichſten …Japans, erwähnt. (*Klaehn.*)

JESANA, JESCHANA, Stadt im Stamme Juda, …Bethel (2 Chron. 13, 19). (*F. G. Crome.*)

JESARI, Stadt im Diſtrikte des Fürſten von … auf der japaniſchen Inſel Jeſſo, an der Tſukar… …gelegen. Der japaniſche Geograph Rinſifee von … bezeichnet ſie in dem Commentar zu ſeiner Karte …ſo als ein großes Handelsemporium. S. Klap… …San Kokf Tsu Ran To Sets, ou Aperçu gé… …des 3 royaumes. pag. 283. (*Klaehn.*)

…dorf (Geogr.), ſ. Jesendorf.

JESBERG, vormals JAGSBERG, und JAIS…, ein ehemaliger mainziſcher, meiſtens unter dem Amtmann von Fritzlar ſtehender Burgſitz, jetzt kurheſſiſcher Hauptort eines aus 18 Dörfern beſtehenden Juſtizamtes auf der Landſtraße zwiſchen Kaſſel und Marburg (4 Meilen von Marburg, 5 von Kaſſel), beſtehend aus 119 Häuſern und 936 Seelen. Das ganze Amt betrug nach der Zählung von 1830 1048 H. und 7041 Seelen. Die Lage der alten, ſchon im 13. Jahrh. erwähnten, Burg in einem engen, zum Löwenſteiner Grund gehörigen Thale in der Nähe des alten Schloſſes Löwenſtein und am Abhang des Waldgebirges, welches ſich vom Fuß des Kellerwaldes bis an die Schwalm erſtreckt, iſt ſehr romantiſch. Nachdem das Erzſtift Mainz dieſen Ort von den alten Burgbeſitzern von Linſingen im J. 1241 erkauft hatte, findet man das Burglehn von Jesberg ſammt der benachbarten Densburg meiſtens in den Händen der bei Homberg angeſeſſenen Herren von Falkenberg, unter denen Kunzmann ein berüchtigter Raubritter im J. 1400 Theilnehmer des bei Klein-Englis in einem Hohlweg an dem deſignirten teutſchen König, Herzog Friedrich von Braunſchweig-Lüneburg, verübten Mordes war. (Seine Gehilfen waren die Ritter von Löwenſtein, Hanſtein und Friedrich von Hertingshauſen.) Seit 1403 bekamen die von Linſingen die Burg Jesberg pfandweiſe vom Erzſtifte Mainz, und nahmen die Rittee von Löwenſtein und Urf zu Ganerben. Im J. 1468 in der heſſiſchen Bruderfehde, als Landgraf Ludwig Densburg und Schönſtein verbrannte, wurde Jesberg beſchoſſen, ſtark beſchädigt und mit Sturm eingenommen. Im 16. Jahrh. nahmen die von Linſingen von den Landgrafen einen Theil des Gerichts zu Lehn, und im J. 1583 wurde zwiſchen Heſſen und Mainz ein Vertrag geſchloſſen, wonach das Löſungsrecht des ganzen Gerichts (Jesberg, Hundshauſen und Richerode) an Heſſen mit der Bedingung übertragen ward, daß nach Erlöſchung des heſſiſchen Mannsſtammes daſſelbe ohne Erſtattung des Pfandſchillings und ohne Zurechnung ausgelegter Koſten an Mainz zurückfiele. Durch Vergleich mit den Herren von Linſingen gelangte hierauf 1586 das ganze Gericht mit allen Gerechtſamen der Landeshoheit völlig an Heſſen-Kaſſel. Als im J. 1721 die heſſiſche Linie der von Linſingen ausſtarb, wurde das Lehn eingezogen, und vom Landgrafen Karl dem Prinzen Maximilian, ſeinem Sohn, ertheilt, der hier einen Schloßbau (jetzt das Amthaus) übernahm. Nach deſſen Tode 1736 iſt Jesberg ausſchließlich landesherrliche Beſitzung geworden. (Vergl. außer meiner heſſiſchen Geſchichte 2. u. 3 Bd. Wilhelm Bach's, Pfarrers zu Jesberg geſchichtliche Nachrichten von dem Gericht und der Pfarrei Jesberg. Kaſſel 1828.) (*Rommel.*)

JESCHIL IRMAK oder auch JEKIL IRMAK, der Iris der Alten, ein nicht unbedeutender Küſtenfluß im osmaniſchen Aſien, hat auf der Gebirgskette Jildistagh unweit Karahiſſar ſeinen Urſprung, fließt nördlich von Tokat, wo er auch den Namen Toſan führt vorbei, bewäſſert die Landſchaften Amaſia und Dſchanik, nimmt den Kuleihiſſar, den Lycus der Alten, auf, und mündet bei Samſun ins ſchwarze Meer. (*R.*)

Jeschimon (bibl. Geogr.), ſ. Jesimon.

JESCHIN ein zur Herrſchaft des Großherzogs von Toscana Swolleniowes gehöriges Dorf im rakonitzer Kreiſe des Königreichs Böhmen, nächſt dem Städtchen Welwarn in ſandiger, hügeliger Gegend gelegen, zwei Stunden von Schlan, dem Sitze des Kreisamtes entfernt, mit zwei Lehenhöfen, welche ſelbſtändige Dominien bilden, ihr eigenes Wirthſchafts- und Juſtizamt haben und keiner andern Jurisdiction unterſtehen. (*G. F. Schreiner.*)

JESCHKENGEBIRGE, das, eine Abtheilung des Iſergebirges, welches ſich in der Mitte des bunzlauer Kreiſes des Königreichs Böhmen auf dem Gebiete der Herrſchaften Böhmiſch-Aicha, Alt-Aicha, Lämberg, Grafenſtein, Reichenberg, Morchenſtern, Niemes, und Klein-Skal erhebt, den zwiſchen der Neiße, Kamenitz und Iſer gelegenen Theil des Kreiſes ausfüllt und in ſeinem ſüdweſtlichen Ende mit Steilheit ſich aus der Ebene deſſelben erhebt*). Es bildet die Waſſerſcheide zwiſchen dem Oder- und Elbegebiete, hängt am Schwarzbrunnenberge mit dem hohen Iſergebirge zuſammen, von dem es das Neißethal ſcheidet, und reicht im Oſten bis an das Hochſtädter-Gebirge, welches von ihm durch die Kamenitz getrennt wird Zu ſeiner höchſten Höhe erhebt es ſich mit dem Jeſchken, der 525 wien. Kl. über die Meeresfläche ſich erhebt. Dieſes 5 Meilen lange und 1½ Meile breite Gebirge, von deſſen höchſtem Gipfel man eine der herrlichſten Ausſichten über einen Theil Böhmens und der Oberlauſitz hat, die von vielen Naturfreunden ſelbſt der von der Schneekoppe im Rieſengebirge vorgezogen wird, gehört ſeinem größten Theile nach zur Formation des kalkartigen Thonſchiefers, welche viele Lager von körnigem Kalkſtein enthält; in ſeinen höchſten Gegenden iſt es, zunächſt der Granitformation, aus Glimmſchieferfelſen zuſammengeſetzt, und den Fuß des Gebirges bildet der Quaderſandſtein und der Plänerkalk, welcher ſich überall längs dem Streichen dieſes Gebirgszuges findet, da wo er ſich aus der Ebene hervorhebt, ohne jedoch hoch an ſeine Gehänge hinaufzureichen. An der Nordweſtſeite erſcheint jedoch in geringer Verbreitung die Übergangs-Formation, welche dort mit dem kalkartigen Thonſchieſer verſchmilzt, und nur durch einzelne vorkommende grauwackenartige Felſen und durch dichten grauen Kalkſtein, in welchem ſich jedoch keine Verſteinerungen finden, charakteriſirt wird. In einem ſchmalen Streifen erſcheint endlich am ſüdlichen Abhange auch die Formation des rothen Sandſteins. Merkwürdig iſt am Fuße des Jeſchken unterhalb Swietlay die ſogenannte Teufelsmauer, ein mächtiger Baſaltgang im Sandſtein. (*G. F. Schreiner.*)

JESCHOW, ſlawiſch Sezow, auch Jessow. 1) Ein mit gräflich Kolowrat-Krakowſky'ſchen Herrſchaft Merklin vereinigtes Gut im klattauer Kreiſe des Königreichs Böhmen, welches im J. 1719 ſammt Ptenin dem Grafen Valentin Hrzan von Harras gehörte. 2) Gross- und Klein-Jeschow, zwei zum Theile
Freiſaſſen-Viertel, zum Theile nach Tieh
Chyſchka gehörige Dörfer. 3) Ein zum
ters von Terſch Chudwein gehöriges D
Kreiſe des Markgrafthums Mähren, in
gelegen, nach Lauka (czecher Decanat,
müz) eingepfarrt, mit 15 Häuſern und
wiſchen Einwohnern, die ſich vom Feld
(G.

Jeschua ſ. Jesua.

JESD (يزد), Stadt in der perſiſch
ſiſtan, in einer ſchönen Gegend an der
ßen Wüſte von Kuhiſtan, war früher
tender Flecken, der aber einem Diſtr
von Iſſthachar, den Namen gab; ihre g
ſtige Lage aber machte ſie bald ſo bed
20 Moſcheen, 24 Karawanſerais, 4 b
35,000 Einwohner zählt, unter welch
4000 Feueranbeter leben ſollen. Beſond
den die hier verfertigten ſeidenen Zeuge,
tung Es-Sundus, السندس, genannt
fertigt man Shawls, Waffen verſchieden
terhält Zuckerraffinerien. Jesd iſt der
den Handel von Hinduſtan und Bochara,
ſhawls, indiſcher Stahl, Schaffelle durch
beigeführt werden, während man aus de
namentlich aus Schiras und Iſſahan,
ren, Kupfer, Seide bringt. Die Umge
kleinen Fluſſe Mehris bewäſſert, iſt fruc
ders durch die in etwa 15 Dörfern leben
wohl angebaut; man erzeugt vortreffliche
ben, Melonen, Seide.

JESDÂD (يزداد). — Abu' l
Musa Ibn Jesdâd Ami, der Hanefit
ner Lehre, iſt uns als Verfaſſer eines
im Koran enthaltenen geſetzlichen Beſti
dem Titel Ahkâm El-Coran bekannt
ſtarb im J. 305, d. i. 917 oder 918 n. Ch
ſtigen Lebensverhältniſſe findet ſich nach
ten Nachrichten nichts vor.

Jesdegerdes ſ. Isdegerd.

JESDI (oder JEZDI, d. i. gebürtig
Jezd, einer bekannten Stadt Perſiens) iſt
rer bedeutenden Muhammedaniſchen Sch
denen Scheref-ed-din Ali bis jetzt die
nung gefunden hat. Er iſt Verfaſſer de
la Croix, dem Sohne, überſetzten und du
herausgegebenen Biographie des Timur
Histoire de Timur-Bec (zuerſt Paris 17
alsdann 1723 zu Delf ꝛc.); und da er
Helden war, verdient ſein urſprünglich p
nes Werk um ſo mehr Aufmerkſamkeit.
Titel Safer-nameh, d. i. Siegesbuch,
mur, „Geſchichte Timur's," und wurde
Mirſa Ibrahim Ben Schahroch, eines vo
in Schiras geſchrieben und 828 (beg.

*) ſ. L. M. Zippe's allgemeine Überſicht der phyſikaliſchen und ſtatiſtiſchen Verhältniſſe des bunzlauer Kreiſes, in J. G. Sommer, Das Königreich Böhmen; ſtatiſtiſch-topographiſch dargeſtellt (Prag 1834). 2. Bd. S. XIII. XVI. XVII. XVIII. XIX; 223. 240. 274. 279. 289 u. m. A.

Digitized by Google

...ſdi galt gleich vom Anfange an als ein ...er für den Geſchichtsſtyl und als eine der gründlich... Quellen, aus denen alle ſpätern Hiſtoriographen, ...ich mit Timur beſchäftigten, geſchöpft haben. Ibn ...ſchah, der zu ſehr Dichter war, muß ihm weichen, die eingewebten geographiſchen Notizen ſind noch von ...e beſondern Werthe. Muhammed Ben Ahmed Adſchemi ...ſetzte es ins Türkiſche, und das ſpätere Herrſcherhaus Timur's Geſchlechte ließ es von Neuem überarbeiten. ...m die ſich vom J. 982 (beg. 23. Apr. 1574) da... ...e Redaction unter dem Titel Mesfurât sâhib ca... d. i. „die Siegerkronen des Unüberwindlichen“ zu ...de. Dieſelbe iſt vorzüglich reich an Nachträgen. ...den Verf. gibt de la Croix und Wahl nichts mehr nichts weniger, als was etwa Hadſchi Chalfa (z. B. II. n. 2190) von ihm anführt. Daß er mit ſchön... ...gen Arbeiten, die alle in einem glänzenden und fort... ...den Style geſchrieben waren, ſich beſchäftigte, be... ...r die uns von ihm bekannt gewordenen andern ...ften, z. B. ſeine Sammlung von Wortſpielen und ...ſeln (حلل المطرز في فن المعما واللغز), aus ...nicht nur ſelbſt einen Auszug des Beſſern herausgab, ...m auch der bekannte große Dichter und Myſtiker ...ami. Ferner ſchrieb er einen nennenswerthen Com... ...ar zu dem bekannten Lobesgedichte Muhammed's, ...Burda, und eine Abhandlung über die talismaniſchen ...ſtaben- und Ziffer-Quadrate. Er ſtarb um 850 (1446).

2) Ein zweiter Geſchichtſchreiber aus demſelben Orte ...din-ed-dîn, von dem wir eine Geſchichte der Dy... der Moſafferiden unter dem Titel Mewâhib Ale... Hadschi Ch. II. n. 2061) beſitzen, in der er die ...e oder hochtrabende Schreibweiſe des Waſſâf nach... Auch machte derſelbe eine perſiſche Überſetzung der ...ch geſchriebenen philoſophiſchen Schrift des Schehâb Sohrawerdi bekannt unter dem Titel: رشف النصايح الايمانية وكشف الفضايح اليو..., ...nd aus 15 Capiteln und zwei Schlußworten. Er ...ach 757, d. i. 1356.

...) Abdallah Ben Schehâb-ed-dîn Jesdi, Verfaſ... ...r ſehr geprieſenen Gloſſen zu dem Commentar ...wel des rhetoriſchen Werkes Talchîs el-miftâh ...Hadschi Ch. Tom. II.), den er in der Akademie ...he in Schirâs zu Ende des J. 962 (beg. 26. Nov. ...der 972 (beg. 9. Aug. 1564) vollendete.

...) Der Richter Masûd Ben Hosein Jesdi, der im ... (beg. 22. Jul. 1175) ſtarb, gab einen Commen... ...dem kleinen Sammler über die abgeleiteten Hane... Rechtslehren von Scheibani heraus, und betitelte ihn ...dân we El-Teschdschîr (vgl. *H. Ch.* II. S. 556). ...) Abu Hâmid Muhammed Ben Muhammed Jesdi, ...baſit, deſſen Todesjahr unbekannt iſt, iſt Verfaſſer ...handlung über die Topik unter dem Titel: Mus... (*Gustav Flügel.*)

JESDSCHUAST, feſte Stadt ſüdweſtl. von Jesd ...ſ. Provinz Farſiſtan am öſtl. Ende einer Schlucht, auf einer felſigen Anhöhe mit einer Karawanſerai, einer Moſchee und dem Grabe eines Imamſade. Die Stadt hat 2000 Einwohner, welche Baumwolle, Reis, Getreide bauen, aus welchem letztern vorzüglich gutes Brod gebacken wird. Die Stadt dient als Grenzfeſtung zwiſchen Farſiſtan und Irak adſchem. (*J. H. Möller.*)

JESELNICZA, JESHELNICZA, ein zum Gebiete des wallachiſch-illyriſchen Regiments des temesvarer Generalats gehöriges Dorf der banatiſchen oder ungariſchen Militairgrenze, unfern des linken Donauufers, am Fuße des untern Kliſſuragebirges gelegen, ungefähr ½ Meile ſüdſüdweſtlich von Alt-Orſova entfernt, mit 86 Häuſern und 521 Einwohnern. Zwiſchen hier und den gegenüberliegenden Gebirgen Serbiens iſt die Donau mächtig aufgeregt. (*G. F. Schreiner.*)

Jesebel, ſ. Isebel.

JESENDORF oder JESAU, ein Pfarrdorf des mecklenburgiſchen Amts Mecklenburg mit 450 Einwohnern. (*Röder.*)

Jesenitz, ſ. Jeszenicz.

Jesenitze, ſ. Asling.

JESERAZ auch JEZERAZ, ein periodiſcher See, im Kreiſe von Makarſka des öſterreichiſchen Königreichs Dalmatien, deſſen größerer und zum Anbaue günſtigerer Theil aber ſchon dem türkiſchen Reiche angehört, welcher nur ein Paar Miglien vom See Raſtoch entfernt iſt. Er wird von dem Abfluſſe des Waſſers gebildet, welches ſich in dem benachbarten höher liegenden Thale von Gliubuſchi ſammelt, das ſchon jenſeit der öſterreichiſchen Grenze liegt. Dieſes Thal wird nämlich von dem Flüßchen Trebiſat durchſtrömt, welches in den Regenmonaten ſeine Ufer überſchreitet und das Thal mit Waſſer anfüllt, das ſich dann durch unterirdiſche Wege verliert und ſowol dieſem See als auch dem See Jezero das Daſein gibt. Auch an dieſem See bemerkt man verſchiedene Einſenkungen und Schlünde, davon mehre die Eigenſchaft haben, daß ſie das Waſſer ausſtoßen, andere, daß ſie daſſelbe einſaugen. Der Jeſeraz ſcheint ebenſo wie der benachbarte Raſtoch durch das Gewäſſer zu entſtehen, welches in den Schlünden des türkiſchen Gebietes eingeſaugt und auf dem öſterreichiſchen ausgeſtoßen wird. Längs dieſer beiden Seen läuft auf dem Abhange des Berges, der ſie von dem See Jezero trennt, die Hauptſtraße dahin, die von Vergeraz in das Narentagebiet führt. Im ausgetrockneten Zuſtande wird auch dieſer See, gleich den beiden andern angeführten, zum Anbaue früh reifender Getreidearten benutzt *). (*G. F. Schreiner.*)

JESERITEN, ein ſlawiſches Volk im Peloponnes, welcher um die Mitte des achten Jahrhunderts von Slawen ganz überſchwemmt wurde 1). Sie bewohnten, nebſt den Milengern, die ſüdlichen Gebirge des Peloponnes (Morea), und konnten, ſowie die Milenger, von den byzantiniſchen Truppen, welche der Hof von Conſtantino-

*) ſ. J. G. Sommer's Taſchenbuch zur Verbreitung geogr. Kenntniſſe (Prag 1833). 11. Jahrg. (für 1833). S. 11 u. 12.

1) *Πᾶσα ἡ Πελοπόννησος ἐσθλαβώθη καὶ γέγονε βάρβαρος.* (Stritter's Auszüge aus den Byzantinern.)

Digitized by Google

pei um die Mitte des neunten Jahrhunderts zur Beſiegung und Unterjochung dieſer Slawen dahin geſandt hatte, nicht unterjocht werden, ſondern ſie verſtanden ſich blos zu einem mäßigen Tribut an den byzantiniſchen Hof [2]). (*Rumy.*)

JESERNIK, ſlawiſch Gežernic, Jeszernice, ein zur fürſtlich Dietrichſteinſchen Fideicommißherrſchaft Weißkirch gehöriges Dorf im prerauer Kreiſe des Markgrafthums Mähren, am Fuße des Geſenkes, eine halbe Stunde nordoſtwärts von Leipnik gelegen, mit 101 Häuſern, 720 ſlawiſchen Einwohnern, welche ſich nur von der Landwirthſchaft nähren, einer im J. 1785 geſtifteten Localkaplanei, welche als Pfarre ſchon im 15. Jahrh. beſtand, ſpäter aber wieder einging, zum leipniker Decanate des olmützer Erzbisthums gehört und unter dem Patronate des Religionsfonds ſteht, einer dem h. Martin geweihten katholiſchen Kirche, Schule, Erbrichterei, drei Mühlen und zwei Bretſägen. Schon im J. 1351 gehörte dieſes Dorf zu dem jetzt mit der Herrſchaft Weißkirch vereinigten Gute Drahotuſch. (*G. F. Schreiner.*)

Jesewang (Geogr.), ſ. Jessenwang.

JESI, Stadt und Biſchofsſitz im Kirchenſtaat, Delegation Ancona, nahe am Flecken Jeſino oder Eſino auf einer Anhöhe. Sie iſt von einer mit ſtarken Thürmen beſetzten Mauer umgeben, hat drei große Plätze, eine Kathedrale und ſechs Parochialkirchen, 6000 Einwohner, welche Strumpfwirkerwaaren, ſeidene und wollene Zeuge nebſt Hanfleinwand verfertigen, und einen beträchtlichen Handel mit Fabrikerzeugniſſen und Producten der Umgegend, namentlich Wein, Öl, Getreide, treiben, der durch fünf große jährliche Märkte befördert wird. Man findet hier viele Alterthümer. (*J. H. Möller.*)

JESID (يزيد, weshalb richtiger JEZID), iſt ein in der Muhammedaniſchen Welt weit verbreiteter beliebter Name ſelbſt unter Fürſten und andern angeſehenen Männern. Unter jenen, die dieſen Namen führten, ſtehen obenan die drei Khalifen Jeſid I., II. und III., aus dem Hauſe Omaija, über welche das Nöthige 3. Sect. 3. Th. S. 376. 378 und 379 beigebracht worden iſt. Sonſt erwähnen wir theils nachholend, theils ſelbſtändig:

1) Jesid Ben Moawija, ſeines Namens der Erſte aus dem Hauſe Omaija (ſ. a. a. O. S. 376)), iſt uns durch eine ſpäter veranſtaltete Sammlung ſeiner Poeſien als Dichter bekannt geworden. Zuerſt erſchien ſein Divan durch die Sorge des Abu Abdallah Muhammed Ben Omran Marzobani aus Bagdad in einem ſchwachen Bändchen von nur 30 Blättern; bald aber gingen mehre Gelehrte an daſſelbe Unternehmen, miſchten viel Fremdartiges unter, was den Jeſid nichts angeht, bis ſpätere Redactionen wieder zu ſondern anfingen und durch Andeutungen das Echte vom Unechten ausſchieden. Allgemein aber erkannte man die ausgezeichnete Vortrefflichkeit der fürſtlichen Dichtergabe an.

2) Jesid Ben Harûn Ben Sâdân (زاذان) Solemi Wasiti, d. h. aus Waſit gebürtig, oder ſich daſelbſt aufhaltend, war einer der Imame, der als Überlieferer der Ausſprüche Muhammed's großes Anſehen genoß. Er ſelbſt hatte zu ſeinen Lehrern in der Überlieferungskunde den Schoba, Thauri, Malik, die beiden Hammad, den Ibn Iſhak u. A., und zog ſelbſt wieder achtbare Schüler, wie den Ahmed, Jahja, Iſhak, Ibn-elmedini, die ſeinen Namen mit Verehrung nennen und vorzüglich ſein treues Gedächtniß hervorheben. Unter ſeinen Werken führen die ſpätern Gelehrten einen Commentar des Korans an, ſtreiten ſich aber über das Jahr ſeines Todes. Während Abu'lcheir ihn 117 (beg. 735 Chr.) ſterben läßt, ſetzt Dzehebi ſeinen Tod zu Anfange des J. 206 (beg. 6. Juni 821).

3) Der Imam Abu Sakarija Jesid Ben Muhammed Ben Ijâs aus dem Stamme Asd (ازدي), wird als Verfaſſer einer Geſchichte Moſul's genannt, wo er auch das Richteramt verwaltete. Gewöhnlich führt er den Namen Abu Zakarija, und hinterließ als einen nennenswerthen Schüler in der Rhetorik den Ibn Dſchemi. Er ſtarb im J. 334 (beg. 13. Aug. 945).

4) Der Dichter Jesid Ben Muhammed, zu dem Stamme Mohalleb gehörig, blühte zur Zeit des abbaſidiſchen Khalifen Motewakkel zu Anfange der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. Abulfeda (Ann. Mosl. II, 200) erwähnt einige Verſe, die er gelegentlich bei der beabſichtigten Ueberſiedelung mehrer Verwaltungszweige aus Irak nach Damascus ſprach.

5) Jesid Ben Ibrahim Coscheiri aus Basra (lebte im 2. Jahrh.), war ein glaubwürdiger Traditionslehrer, ein Schüler des Haſan, Catada, Ibn Sirin und Anderer, und Lehrer des Ibn Mehdi und Ibn-elmobarek.

6) Gleiches Verdienſt um dieſelbe Wiſſenſchaft hatte Jesid Ben Abi Habib, genannt Soweid El-Asdi, aus Ägypten, der den Salim, Nafi, Akrama, Ata zu Lehrern und den Soleiman Teimi, Leith u. A. zu Schülern hatte. Er ſtarb 128 (beg. 3. Oct. 745). Ebenſo zeichnete ſich

7) Abu Moawija Jesid Ben Serl (زريع) Aischi aus Basra aus. Auch er hatte den Schoba, Thauri, Said Ben Aruba zu Lehrern, und unter ſeinen Schülern befand ſich Ibn-elmedini, Coteiba und Andere. In Basra, wo er 182 (beg. 22. Febr. 798) ſtarb, galt er als einer der zuverläſſigſten in ſeiner Wiſſenſchaft.

8) Abu'lfadhl Jesid Ben Abdrabbihi Zobeidi, war Gebetausrufer in Hams (Emeſſa), fand aber auch als Traditionslehrer Beifall; Ahmed und Abu Dawud wurden ſeine bedeutendern Schüler. Er ſtarb 224 (beg. 23. Nov. 838).

9) Abu Hafsa Jesid, nach Einigen ein Jude, der ſich ſpäter zum Iſlam bekannte, nach Andern einer der zu Iſtachar gemachten Gefangenen, wurde vom Khalifen Othman gekauft, der dem Merwan, Hakim's Sohne, ein Geſchenk mit ihm machte. Merwan ſchenkte ihm die Freiheit und gab ihm eine ſeiner Beiſchläferinnen, von der er eine Tochter, Haſſa, hatte, zur Frau. Jeſid nahm dieſe mit in ſein Haus, und erhielt ſo den Beinamen: „Vater der Haſſe." Er ſelbſt und ſein Sohn waren nach dem Kitâb elaghâni, das mehre Proben ihrer Kunſt aufbewahrt hat, Dichter. Einer ſeiner Nachkommen, Merwan, gewöhnlich der

2) ſ. Stritter's Auszüge aus den Byzantinern.

Sohn des Abu Haſſa genannt, war ebenfalls Dichter, und vielleicht einer der geizigſten und theuerſten, indem er ſich für jeden Vers, den er zum Lobe der abbaſidiſchen Khalifen, unter denen er lebte, machte, von dieſen (z. B. von Mehdi) 1000 Dirhem zahlen ließ.

10) Jesid Thalebi (And. Taghlebi), ein Sohn des Dharar oder Dhirar und Bruder des Dichters Schammâch (شماخ), war ſelbſt Dichter, und führt als ſolcher von einem Verſe, den er machte, und in welchem das Wort Mozarrad „(مزرد) geharniſcht" vorkommt, den Namen Mozarrad oder Mozarrid.

11) Jesid, ein Sohn des Aſad, der zur Zeit Muhammed's den Islam angenommen hatte, war der Großvater des berühmten Statthalters von Medina und Irak, Chalid, des Sohnes Abdallah's.

12) Abu Dschafar Jesid Ben-elcacâa (ابن القعقاع) ein Freigelaſſener des Abdallah Ben Aijaſch Ben Abi Rebia, gewöhnlich Medeni, d. h. der aus Medina genannte, iſt einer der berühmteſten Koranleſer und Korankritiker, der unter ſeinen Lehrern auch ſeinen frühern Herrn zählte. Ferner hörte er über dieſe Wiſſenſchaft den Abdallah Ben Omar Ben-elchattab und Merwan Ben-elhakim. Unter ſeinen Schülern zählte er den Nafi Ben Abd-el-rahman und den Soleiman Ben Moslim. Vorzüglich rühmt man ſeine Zuverläſſigkeit. Er las in Medina in der Moſchee des Propheten und ſtarb auch in dieſer Stadt 132 (beg. 20. Aug. 749), (nach Andern 128, oder 133). — Vgl. Ibn Challikân n. 824.

13) Abu Ruh Jesid Ben El-Cari, ein Freigelaſſener der Zobeiriden, ebenfalls ein ausgezeichneter Koranleſer in Medina, der unter andern den Abdallah Ben Abbas Ben Abi Rebia Machzumi zum Lehrer hatte. Der vorhergenannte Nafi war auch ſein Schüler. Jeſid ſtarb 130 (beg. 11. Sept. 747).

14) Abu Chalid Jesid Ben-elmohalleb Ben Abi Sofra aus dem Stamme Asd, der bekannte Statthalter Chorasan's, trat nach ſeinem Vater, der ihn zum Nachfolger ernannt hatte, ſogleich die Regierung jener Provinz in einem Alter von 30 Jahren an. Dennoch ſetzte ihn der Khalife Abdolmelik Ben Merwan nach dem Rathe des Heddſchadſch ab und gab ſeine Stelle dem Coteiba Ben Moslim. Trotz dem, daß Heddſchadſch des Jeſid Schweſter Hind geheirathet, ſuchte er den Schwager, den er als einen Nebenbuhler in ſeinem Poſten fürchtete, ſo unſchädlich als möglich zu machen. Der ſonſt ſelbſt von Allen mehr als gefürchtete Statthalter Iraks ging in ſeiner Beſorgniß ſo weit, daß er alle Aſtrologen und wer ſich ſonſt auf Sterndeutekunſt verſtand, über ſeinen möglichen Nachfolger befragte, und da zum Unglück die Antwort auf einen Mann Namens Jeſid fiel, ſo erkannte er in dieſem Niemand als ſeinen Schwager, der aus dem Gefängniſſe nach Ramla in Syrien zum Soleiman Ben Abd-el-melik entfloh. Dieſer empfahl ihn ſeinem Bruder Welid Ben Abd-el-melik, der ihn auch wirklich in Schutz nahm, und als Soleiman ſelbſt Khalif geworden, machte er ihn zum Gouverneur von Chorasan, in welcher Eigenſchaft er Georgien (Dſchordſchan), Taberiſtan und Dihiſtan eroberte und Irak erhalten ſollte. Da ſtarb Soleiman, worauf Jeſid nach Basra ging. Ein abermaliger Feind, Adi Ben Ertad, nahm ihn hier gefangen und ſchickte ihn gefeſſelt an Omar Ben Abd-el-aziz, der ihn ins Gefängniß warf. Aus dieſem entfloh er nochmals glücklich und rettete ſich nach Basra. Auch Omar ſtarb, allein ſein Nachfolger Jeſid Ben Abd-el-melik wollte ihm ebenſo wenig wohl, ſchickte vielmehr ſeinen Bruder Moslima gegen ihn, der ihn tödtete. Nach Ibn Aſakir war Jeſid unter Soleiman Emir von Basra, Omar aber ſetzte ihn ab und gab ſeine Stelle dem Adi. Nach Asmai war vorzüglich die durch Heddſchadſch über Jeſid verhängte Haft hart und peinvoll, die er ſich nur durch ſchweres Löſegeld etwas erleichtern konnte.

Daß Jeſid große Eigenſchaften beſaß, geht ſchon aus den kurz angegebenen Berichten hervor. Unter dieſen war eine der glänzendſten ſeine Freigebigkeit, die ihn ſelbſt im Gefängniſſe für drei Verſe einem Dichter 100,000 Dirhem und auf ſeiner Flucht nach Syrien für einen Trunk Milch an Araber 1000 Dirhem zahlen ließ. Andere Erzählungen ähnlicher Großmuth finden ſich mehre bei Ibn Challikan. So ließ er einmal einem Haarſcherer (Friſeur) nach einander, um der Anwendung willen, die dieſer von dem Gelde machen wollte, 4000 Dirhem auszahlen, ſodaß die Geſchichtſchreiber darin übereinſtimmen, daß während der Herrſchaft der Omaijaden die Mohallebiden ebenſo freigebig (d. h. am freigebigſten) wie die Barmekiden unter den Abbaſiden geweſen wären. Allein dieſes Geſchlecht war nicht weniger muthig im Kampfe, und auch hiervon führt Ibn Challikan mehre Beiſpiele an. Dennoch erfuhr er das wechſelvollſte Schickſal und ward ein Opfer fremder Laune. Abdolmelik beſtätigte ihn wirklich als Nachfolger ſeines Vaters mit der Einwilligung des Heddſchadſch, und als dieſer ihn abſetzte (85, beg. 14. Jan. 704), gab jener nur ungern nach. Als er neun Monate bei Soleiman zubrachte und ihn Jemand fragte, warum er ſich nicht in den Beſitz eines Hauſes ſetze? erwiederte er: Wozu? Bin ich Gouverneur, ſo bewohne ich das Haus des Gouverneurs; ſetzt man mich ab, ſo wird das Gefängniß meine Wohnung. Ihm ging im Tode ſein Sohn Mochalled voran in einem Alter von 27 Jahren um das J. 100 (beg. 3. Jul. 718), nachdem ihn ſein Vater, ehe Omar zur Regierung kam, über Dſchordſchan geſetzt hatte. Jeſid, der im J. 53 (beg. 27. Dec. 672) geboren war, verlor ſein Leben am 12. Safar 102 (beg. 12. Jul. 720), und zog den Sturz faſt ſämmtlicher Glieder ſeines Hauſes nach ſich, nachdem auch der Widerſtand ſeines Sohnes Moawija fruchtlos geworden war. Zeitgenoſſe von ihm war

15) Abu'lalâ Jesid Ben Abi Moslim Dinâr, der Thakefit und Freigelaſſene des Heddſchadſch Ben Juſuf aus demſelben Stamme. Er vertrat bei Letzterm die Stelle eines Secretairs mit großem Lobe, und ward von ihm, als er (Heddſchadſch) ſeinem Tode nahe war, über die Ertragsſteuer in Irak geſetzt. Der Khalife Welid beſtätigte ihn in dieſer Stelle, oder, wie Andere meinen, war dieſer es, der ihm jenen Poſten zuerſt anvertraute.

Digitized by Google

Soleiman ſetzte ihn wieder ab und berief, wie ſchon oben (unter 14) bemerkt, den Mohallebiden Jeſid nach Irak. Im J. 102 (beg. 12. Jul. 720) fand Jeſid ſeinen Tod im Kampfe.

16) Abu Chalid Jesid Ben Omar Ben Hobeira ſtammte aus Syrien her und wurde unter Welid Ben Jeſid zum Gouverneur von Kinnesrin ernannt. Er machte ſich vielfach um die Omaijaden, vorzüglich um den letzten dieſer Dynaſtie, verdient. Auch war er unter ihm Statthalter von Kufa und Basra. Dem Abbaſiden Manſur leiſtete er in Waſit mehre Monate Widerſtand, ehe er eine friedliche Übergabe einging. Eben ſolchen Widerſtand hatte er dem Emiſſar der Abaſſiden Cahtaba Ben Schebib 102 (beg. 12. Jul. 720) bewieſen, der ſogar im Kampfe gegen ihn den Tod fand. Doch lauten über ſeinen Tod die Berichte verſchieden. Deſſenungeachtet fand auch Jeſid ein gewaltſames Ende durch Ermordung, indem Saffah ihn betend mit ſeinem Sohne Dawud und noch andern Männern ſeiner Umgebung 132 im Dhulcade in Waſit auf Betrieb des bekannten Herolds der Abbaſiden, Abu Moslim, umbringen ließ, obwol Manſur dagegen war.

17) Abu Châlid oder nach Andern Abu'l zobeir Jesid Ben Mezid Ben Saïda, einer der muthigſten und bekannteſten Emire ſeiner Zeit und Gouverneur von Armenien, bis ihn Harun El-Reſchid abſetzte 172, (beg. 11. Jun. 788). Doch gab er ihm 11 Jahre ſpäter 183 (beg. 12. Febr. 799), ſeine Stelle zurück und fügte zu Armenien noch Adherbeidſchan hinzu. Auch ſandte ihn dieſer Khalif gegen den Rebellen Welid Ben Tarif, den er auch nach hartem Kampfe, und wie Ibn-elforat berichtet, bei Haditha in Meſopotamien (in der Nähe von Ana, nur einige Paraſangen von Anbar) auf dem Gebiete genannt die Inſel des Euphrat erlegte 179 (beg. 27. März 795). Ibn Challikân berichtet, daß Harun dem Jeſid das berühmte Schwert Dhu'lfacar des Propheten mitgegeben habe, und erzählt alsdann, auf welche Weiſe daſſelbe in die Hände des Khalifen gekommen ſei. Jeſid ſelbſt ſtarb 183 (beg. 12. Febr. 799) und hinterließ zwei Söhne, Chalid Ben Jeſid, den Abu Temmam vielfach beſang, und Muhammed, deſſen Freigebigkeit Gegenſtand großer Lobeserhebungen geworden iſt. Der erſtere ward unter Mamun Statthalter von Moſul, und kämpfte unter Wathic gegen die rebelliſchen Emire Armeniens, bis er im J. 230 (beg. 18. Sept. 844) in Armenien ſtarb:

(*Gustav Flügel.*)

JESIDEN (richtiger JEZIDEN, (يزيديون), Name einer Sekte des osmaniſchen Aſiens, deren Anhänger auch Davaſin genannt werden. — Südlich von Mardin und weſtlich von Moſul im nordweſtlichen Theile des Paſchaliks von Bagdad erhebt ſich nordöſtlich von Naſſolain das Sindſchar-Gebirge, zieht ſich ſüdöſtlich immer parallel mit dem Fluſſe Sindſchar, nach der gleichnamigen Hauptſtadt jenes Diſtricts, und biegt dann mit demſelben Fluſſe in ſüdweſtlicher Richtung um, bis es an der Grenze des Paſchaliks Racca unter dem 36° Br. ausläuft. In einer Ausdehnung von ungefähr 14 franz. Meilen ſteigt es mitten in einer ungeheuern Ebene empor, die im Monat März und April, bewäſſert durch die von dem Gebirge ſich herabſtürzenden und mit Schneewaſſer geſchwängerten gewaltigen Gießbäche, einem Blumenteppiche gleich, das ſchönſte Bild einer grünen Aue darbietet. Der Gipfel des Gebirges, eben und fruchtbar, wird ebenfalls von tauſend anmuthigen Bächen durchſchlängelt, die den Gerſte- und Hirſefeldern die Üppigkeit ſichern, die man ihnen nachrühmt. Nicht weniger geprieſen durch Schönheit wie durch ausgeſuchten Geſchmack ſind die Weintrauben und Feigen jener Gegend, und dennoch war und iſt dieſelbe noch heute der Schrecken des einzelnen Pilgers wie ganzer Karavanen. Als der gefürchtete Hauptſitz der ſchrecklichen Jeſiden (Jeſidier), die ſich auch außer dieſem Gebirge Meſopotamiens noch in andern Gegenden, wie zwiſchen dem großen Zab, Syrien und Armenien, aufhalten, hat er zu allen Zeiten den Haß geſteigert, mit dem keine unter den zahlreichen Sekten des Muhammedaniſchen Aſiens mehr verfolgt wird, als die der Jeſiden. Fragt man nach der Zeit ihres Urſprungs und ihres Namens, ſo berichten und entwickeln die Reiſebeſchreiber und Gelehrten, zum Theil nach einheimiſchen Quellen, verſchiedene Anſichten. Wir halten uns an die vorzüglichern. An ihrer Spitze ſteht mit Recht, wie ſchon Sylv. de Sacy in dem Avertissement zu der Notice sur les Yezidis (p. 183—210 in der Description du Pachalik de Bagdad. Paris 1809. — Teutſch, Weimar 1809.) hervorhebt, Michel Febvre, der in ſeinem 1682 zu Paris erſchienenen Théatre de la Turquie mehre Capitel ſeinen mit eignen Augen gemachten und von Andern entlehnten Bemerkungen über die Jeſiden gewidmet hat. Gelegentlich gibt er auch einige Redensarten derſelben, die mit dem Kurdiſchen zuſammenfallen. Aus dieſer Schilderung nahm Hyde in dem Appendix zur Religionis veterum Persarum Historia (Ed. II. von pag. 517 an) einen bedeutenden Abſchnitt auf (aber, wie es ſcheint, aus einer frühern Ausgabe von 1675). Derſelbe Schriftſteller führt (App. pag. 522—23) eine Stelle aus dem Reiſebericht des Père du Chinon (oder de Chinon? vgl. Relations nouvelles du Levant; ou Traités de la Religion, du Gouvernement, et des autres Coûtumes des Perses, des Armeniens et des Gaures. Compozées par le P. G. D. C. (*Gabriel de Chinon*) et données au public par le Sr. *L. M.* Lyon 1671. 12.) an, die nicht ohne Belehrung für die Geſchichte der Druſen iſt. Beiden franzöſiſchen Reiſenden, von denen Febvre volle 12 Jahre im Orient mit dem Studium der dortigen Sprachen verbrachte, folgte unſer Landsmann Niebuhr, der im März des J. 1766 ſogar mit Hilfe eines von Jeſiden geleiteten Kellek aus dem Dorfe Abd-el-aſis über den großen Zab ſetzte, als er von Arbil nach Moſul wollte. Sein Bericht befindet ſich im 2. Bd. der Reiſebeſchr. S. 344—348. Was Olivier (vgl. deſſen Reiſe durch das türkiſche Reich, Ägypten und Perſien, während der J. 1792—98. Teutſche Überſ. 2. Bd. S. 316. (Wien 1809) mittheilt, iſt höchſt unbedeutend und kaum nennenswerth, vor allem aber wichtig die oben angeführte von Sylv. de Sacy überſetzte

Digitized by Google

und herausgegebene Notice. Ihr eigentlicher Verfaſſer iſt der Père Maurice Garzoni, der 18 Jahre lang in Kurdiſtan Miſſionär *) war, und dem wir auch eine kurdiſche Grammatik und Wörterbuch (Rome 1787) verdanken. Ihn erſuchte der Abbé Seſtini, als er (1781 und 1782) auf ſeiner Reiſe von Conſtantinopel nach Basra und von da wieder zurück Moſul berührte und ihn daſelbſt antraf, ihm einige Nachrichten über dieſe Sekte zu verſchaffen. Er folgte dieſer Einladung, und ließ dem Abbé Seſtini nach ſeiner Rückkehr zu Florenz obige Notice zukommen, die dieſer in ſeine zu Berlin (1807) erſchienenen Viaggi e opuscoli diversi di Domenico Sestini aufnahm und de Sacy ins Franzöſiſche überſetzte.

Das Buch der Definitionen (Kitâb el-ta'rîfât) nennt die Jeſiden die Schüler oder Anhänger des Jeſid (Jezîd) Ben Aniſa, die die Irrlehren der Abadhiten dadurch vermehrten, daß ſie behaupteten, es werde ein Prophet aus der Mitte der Barbaren (zunächſt Perſer, dann jedes andere Volk) mit einem im Himmel geſchriebenen und ihm in ſeiner Geſammtheit auf einmal offenbarten Buche abgeſandt werden, zugleich mit dem Befehle, die Sekte Muhammed's zu verlaſſen und ſich den im Koran erwähnten Sabäern zuzuwenden. Jede Sünde, groß oder klein, gilt ihnen als Vielgötterei, und die Anhänger der im Namen oder um der Sache Gottes willen verhängten Strafen heißen Götzendiener. Die oben erwähnten Abhabiten aber betrachten jeden, der ſich nicht zu ihrer Sekte hält, als einen Ungetreuen oder Ungläubigen, und jeder Muhammedaner, der eine ſchwere Sünde begehe, ſei Unitarier, nicht aber ein Gläubiger (vgl. Not. et Extr. X. pag. 19. 20). Ähnlich ſpricht ſich Marracci in ſeinem Prodromus (pag. 79) aus. So wie die Abahditen, ſind auch ſie erklärte Feinde des Ali. Nach Garzoni war ihr Stifter ein Scheich Jeſid, den er nicht weiter näher bezeichnet, nach Niebuhr dagegen ein Scheich Ade, und ſie ſelbſt die Nachkommen von den Arabern, welche unter Schamir's Anführung Muhammed's Enkel und Sohn Ali's, Hoſein, tödteten, und unter der Regierung Jeſid's II. als die erbittertſten Feinde der Aliden ſich auszeichneten. Aus allem dieſem geht ſo viel hervor, daß ihre Entſtehung in den Anfang des 8. Jahrh. fällt, der Scheich Adi aber keineswegs ihr Urheber, ſondern nur ein Erneuerer ihrer Sekte war. Sein Grabmal, das ſich im Gebiete von Amadia in Kurdiſtan befindet, iſt ſtets der Obhut des Oberhauptes ihrer Religion, d. h. einem Scheiche aus den Nachkommen des Scheichs Jeſid, den der Fürſt von Amadia auf Bitten der Jeſiden und mittels eines erhaltenen Geſchenks auf ſeinem Platze beſtätigt, anvertraut.

Da ihnen verboten iſt, leſen und ſchreiben zu lernen, ſie mithin ſchriftlich ſich über ihre Religion und Geſchichte nicht auszuſprechen vermögen, ſo hat dieſer Umſtand nach der Bemerkung Garzoni's, dem wir hier vorzüglich folgen, einen andern nach ſich gezogen, den, daß auch andere Muhammedaniſche Schriftſteller nichts von ihnen berichten, ausgenommen, daß ſie gelegentlich auf ſie ſchimpfen und ſie als das abſcheulichſte Volk auf der Erde verfluchen. Ihre Lehre pflanzt ſich ſomit nur durch Tradition fort, und iſt ein Gemiſch von Manichäismus, Muhammedanismus und Zendreligion, ihre Anhänger aber erweiſen dennoch den Chriſten und vorzüglich den chriſtlichen Klöſtern in ihrer Nähe nicht nur gewöhnliche Achtung, ſondern, den letztern wenigſtens, ſogar Verehrung. In jedem Falle ſind ſie den Chriſten und ihrem Glauben mehr zugethan, als den rechtgläubigen Muhammedanern, denen ſie bei größerer Macht und Anzahl fortdauernden Kampf entgegenſtellen würden. Die Chriſten nennen ſie ihre Landsleute, was oder wen ſie aber ſchimpfen wollen, Muhammedaniſch oder einen Muhammedaner. Als höchſter Gegenſtand ihrer Verehrung wird von allen Berichterſtattern der Teufel, arab. Scheitân, angegeben. Nur den Namen deſſelben oder einen ihm ähnlichen Laut auszuſprechen, würde kein Jeſidi, ſelbſt durch die härteſte Marter nicht, ſich zwingen laſſen. Wörter, die arabiſch ähnlich lauten, vertauſchen ſie mit fremden, z. B. perſiſchen oder mit gleichbedeutenden, aber anders lautenden. Selbſt das Wort „verfluchen, verwünſchen," arab. laana, nehmen ſie nicht in den Mund, ſondern verſtümmeln es in naala, daher ſich auch Fremde unter ihnen hüten müſſen, etwas jenen Tönen Ähnliches auszuſprechen. Die Türken oder Bewohner der nahen Städte überhaupt benutzen dagegen dieſe heilige Scheu, zum Trotz den Teufel recht oft zu nennen, entweder um ihnen wehe zu thun, oder, wie Niebuhr erzählt, ſie ohne Kaufpreis um ihre Waare zu bringen. Wenn ſie nämlich z. B. in Moſul dem Pöbel Eier oder Butter verkaufen wollen, ſo ſucht man vorerſt die Waare in die Hände zu bekommen; dann fängt der vermeintliche Käufer über den Preis oder aus andern Urſachen aus allen Kräften auf den Satan zu ſchimpfen an, worauf der Verkäufer gern Alles in Stiche läßt, um nur nicht Zeuge dieſer Mishandlung des Teufels zu ſein. Dieſe Verehrung aber rechtfertigen ſie ſo. Dem Menſchen kommt es, wenn er ſein Gewiſſen rein erhalten will, nicht zu, auf irgend ein Geſchöpf Gottes zu ſchimpfen oder zu fluchen, denn es ſtehe in keiner der geoffenbarten Religionsſchriften geboten, daß man gehalten wäre, auf den Teufel zu ſchmähen, wenn er auch noch ſo großen Ungehorſam gegen Gott beweiſe; ja der Menſch ſei ja eben ſo wenig angewieſen, den Diener irgend eines Hofes zu verfluchen, wenn er die Gunſt ſeines Herrn verloren habe, im Gegentheil, wir müßten ihm nur Gutes anwünſchen, weil er ja wieder einmal von dieſem zu Gnaden aufgenommen werden könne. Gott bedürfe ferner unſerer Hülfe nicht, um den Satan für ſeinen Ungehorſam zu ſtrafen, wie müßten uns vor dem Richterſtuhl Gottes ſchämen, wenn wir einen ſeiner Engel ungebeten geſchimpft hätten; es ſei daher beſſer, ſich um den Teufel gar nicht zu bekümmern, ſondern ſich zu beſtreben, daß man nicht ſelbſt bei Gott in Ungnade falle. Man kennt Beiſpiele, daß

*) Vorzüglich ſuchten ſich Miſſionaire aus den Kapuzinern unter den Jeſiden feſtzuſetzen, lernten ihre Sprache, tauften ſogar zwei von ihren Oberhäuptern (Petrus und Paulus), unterrichteten Andere in dem Katechismus, mußten aber endlich doch verleumderiſchen Intriguen weichen.

Digitized by Google

Jeſiden, die in die Gewalt der türkiſchen Juſtiz geriethen und zum Tode verurtheilt wurden, eher dieſe Strafe an ſich vollziehen ließen, als daß ſie von einer Begnadigung unter der Bedingung Gebrauch machten, wenn ſie den Teufel verfluchten. Bisweilen umſchreiben ſie den „großen Scheich" (ألشيخ المعظّم, ſo nennen ſie den Teufel) durch Redensarten, wie „Der, den ihr kennt," oder „ihr wißt, wer er iſt," oder „der, den die Einfältigen und Unwiſſenden verwünſchen." Man zeigt ſogar die Spalte eines Felſen, der ſich aufgethan haben ſoll, um einen verfolgten Jeſiden vor den Ungläubigen zu ſchützen, als ſie ihn zur Verletzung der Ehrfurcht vor dem Teufel zwingen wollten. Ob ſie übrigens dieſem ihren Herrn (چلبي, Tschelebi) göttliche Ehre erweiſen, läßt ſich nicht behaupten, da ſie im Gegentheil Gott allein als den größten Wohlthäter der Menſchheit zu verehren ſcheinen. Berichtet aber wird, daß, ſobald die erſten Strahlen der Sonne in ihre Zelte fallen, Alle ſich erheben und mit gefaltenen Händen auf den Knien Gott anbeten; indem man nun die Zeit mit dem, was in der Zeit geſchah, verwechſelte, glaubte man, dieſe Verehrung gelte der Sonne und ſie ſelbſt ſeien Götzendiener. Unter Andersgläubigen verrichten ſie dieſe Andacht in der größten Zurückgezogenheit, und vollziehen ſie lieber nicht, wenn ſie fürchten müßten, von Andern beobachtet zu werden. Dagegen laſſen ſie weder Gebete noch Faſten zu, unter der rechtfertigenden Vorausſetzung, daß der Scheich Jeſid dies für ſie alle bis ans Ende der Welt gethan habe. Nur ein einziges Feſt (nach Niebuhr drei) begehen ſie feierlich, den 10. des Auguſtmondes, wo ſich die Gläubigen ſelbſt aus weiter Ferne bei dem Grabmale des Scheichs Adi verſammeln. Aber auch hier verläugnen dieſe Stämme ihre Wildheit nicht. Fünf und ſechs Tage vor und nach dem Feſttage, der auch noch die folgende Nacht fortdauert, ſind von den herbeieilenden Pilgern die Ebenen von Moſul und Kurdiſtan ſo unſicher, daß kleine Karavanen Gefahr laufen von ihnen geplündert zu werden. Wild aber iſt auch aller Vermuthung nach das Feſt ſelbſt. Eine große Anzahl verheiratheter jeſidiſcher Frauen findet ſich ebenfalls aus der Nachbarſchaft zum Feſte ein, und nachdem man ſich ſatt gegeſſen und getrunken, ſpricht man bei ausgelöſchten Lichtern bis zum Anbruch der nächſten Morgenröthe kein Wort, denkt aber um ſo mehr. Zu gleicher Zeit erweiſen ſie dem gegenwärtigen Haupte ihrer Religion (ſ. oben) die ausgezeichnetſte Hochachtung, und betrachten es für ihr größtes Glück, eins von ſeinen alten Hemden zu erlangen und es als Todtentuch zu gebrauchen in der gewiſſen Hoffnung, daß ihnen dadurch ein vortheilhafterer Platz in jener Welt geſichert ſei. Man läßt ſogar ein ſolches altes Hemd mit 40 Piaſter bezahlen und iſt es ganz nicht zu erlangen, ſo begnügt man ſich mit einem Theile deſſelben. Das Glück aber ſteigt auf den höchſten Gipfel, wenn der Scheich in eigner Perſon einen Glaubensgenoſſen damit beſchenkt. Übrigens empfängt er heimlich einen Theil des geſammten Raubes unter dem Vorwande einer Schadloshaltung für den Aufwand, den ihm die Gaſtfreundſchaft gegen die Brüder verurſacht. Weiter erzählt Garzoni, daß dieſes Oberhaupt der Sekte ſtets noch eine andere Perſon bei ſich habe, Kotſchek genannt (كوچك d. i. der Kleine, oder bei den Türken Laienbruder, hier bedeutet es eine Novize), ohne deſſen Beirath er nichts unternimmt. Man betrachtet ihn gleichſam als das Orakel des Scheichs, weil er beglaubigt genug iſt, um unmittelbar Eingebungen vom Teufel zu erhalten. Allein auch den andern Glaubensgenoſſen gilt er als der vorzüglichſte und zuverläſſigſte Rathgeber, und bei wichtigen Unternehmungen wendet man ſich gern an ihn und lohnt mit etwas Gelde. Auf derlei Veranlaſſungen ſtreckt er ſich vorerſt lang zur Erde und ſich zudeckend ſchläft er oder ſtellt ſich ſchlafend, indem er während des Schlafs die Entſcheidung geoffenbart zu erhalten vorgibt, die er aber bisweilen zwei und drei Nächte zurückhält, um der ganzen Handlung mehr Bedeutung zu geben. So wird erzählt, daß, als vor etwa 70 Jahren die Weiber der Jeſiden, um Seife zu ſparen, blaue mit Indigo gefärbte Hemden trugen, der Kotſchek eines Morgens bei dem Oberhaupte der Sekte mit der Erklärung eingetreten ſei, die vorhergehende Nacht die Offenbarung erhalten zu haben, daß die blaue Farbe von übler Vorbedeutung und dem Teufel miſsfalle. Auf der Stelle gingen an alle Stämme Eilboten ab mit dem Befehle die blaue Farbe zu ächten und alle ſo farbige Kleider mit weißen zu vertauſchen. Das Geheiß ward auf das Strengſte vollzogen, und kommt noch jetzt ein Jeſide in den Fall, bei einem Türken oder Chriſten unter einer blauen Bettdecke ſchlafen zu ſollen, ſo wird er lieber, ſelbſt in der ſtrengſten Jahreszeit, jedes Schutzes entbehren, als von einer ſolchen Gebrauch machen.

Außerdem bemerkt man noch einen andern Unterſchied der Farbe, der ſogar die Eintheilung in ſchwarze und weiße Jeſiden veranlaßt hat. Die ſchwarzgekleideten ſind die Prieſter oder ſcheinen wenigſtens die nächſten Vertreter der Religion zu ſein. In der Gegend von Haleb und wol auch anderwärts laſſen ſie ſich Fakiran, d. i. Arme, nennen, während ſie das gewöhnliche Volk auf türkiſch Carabasche nennt. Ihre Kopftracht iſt eine ſchwarze Mütze mit ſchwarzen Binden, und ebenſo iſt ihr Mantel (Âba) ſchwarz, während die Unterkleider alle von weißer Farbe ſind. Doch bilden dieſe ſogenannten Prieſter nur eine kleine Anzahl, überall aber, wo man ihnen begegnet, küßt man ihnen die Hand und empfängt ſie als Diener des Heils und als eine Vorbedeutung guten Glückes. Bei den Kranken vertreten ſie die Stelle beſonderer Heilkräfte, indem ſie ihnen ihre Hände auf den Hals und die Schultern legen. Noch größerer Gewinn als für dieſe Handlung wartet ihrer, wenn ſie durch ihre Ceremonien dem Todten einen glücklichen Eingang in jene Welt bereiten ſollen. Sie ſtellen alsdann den Leichnam gerade in die Höhe, berühren ihm leicht Hals und Schultern, und ſchlagen ihn mit der flachen rechten Hand, indem ſie ihm kurdiſch die Worte zurufen „ara beheschi, d. i. gehe ins Paradies!" Der gewöhnliche Jeſide kann dagegen in ſeiner weißen Kleidung nicht leicht von den

Türken unterſchieden werden, außer daß das Hemde keinen langen Schlitz, ſondern nur die runde Öffnung für den Hals hat, um mit dem Kopfe durchzukönnen, zur Erinnerung an die lichtvolle Glorie oder den goldenen Kreis, der nach vierzigtägigem Faſten auf den Hals ihres großen Heiligen, des Scheichs Adi, gefallen ſein ſoll.

In dem Genuſſe der Speiſen erleiden die Jeſiden nur unbedeutende Beſchränkung. Während ihnen Schweinefleiſch zu eſſen und Wein zu trinken erlaubt iſt, dürfen ſie nur Lattich und Kürbiß nicht genießen; auch bereiten ſie zu Hauſe nie Weizenbrod, ſondern nur Brod von Gerſte zu. Auch weiß man, nach dem Berichte Niebuhr's, nicht, daß ein Jeſide ſich betrunken hätte, da ihnen der Wein für etwas Ehrwürdiges gilt, deſſen Hochhaltung ſo weit geht, daß ſie, im Falle einige Tropfen vergoſſen würden, die damit getränkte Erde ausgraben und an einen beſondern Ort tragen, wo ſie nicht mit Füßen getreten werden kann. Febvre erzählt das Gegentheil, und bemerkt, daß ſie den Wein oft mit dem Namen „Blut Chriſti“ bezeichnen. Bei Gaſtgelagen reiche einer dem andern den Becher mit den Worten „Nimm den Kelch des Blutes Jeſu Chriſti;“ der den Trunk empfange, küſſe die Hand des Gebers, während alle Gegenwärtigen ſich erheben und mit über der Bruſt zuſammengeſchlagenen Händen ſich beugen, bis jener getrunken habe. Dieſem Gebrauche ſah Febvre oft zu und glaubt darin irgend einen ketzeriſchen Ritus alter Chriſten zu erkennen. Tempel zur Anbetung Gottes haben ſie nicht, vermeiden auch, wenn nicht bloße Neugierde ſie treibt, in eine türkiſche Moſchee einzutreten, während ſie ungeſehen von den Türken chriſtliche Gotteshäuſer gern beſuchen. Auch erweiſen ſie den in ihrer Nähe befindlichen chriſtlichen Klöſtern die höchſte Achtung, legen ihr Schuhwerk ab, ehe ſie in ihr Bereich eintreten, küſſen Thüren und Mauern, in der Hoffnung ſich dadurch den Schutz des Heiligen, dem das Kloſter geweiht iſt, zu verſchaffen. Träumt ihnen während einer Krankheit von einem chriſtlichen Kloſter, ſo bringen ſie alsbald nach ihrer Geneſung demſelben Gaben an Weihrauch, Wachs, Honig oder andern Producten dar. Nach einer Viertelſtunde Aufenthalt ziehen ſie ſich, nicht ohne die Mauern von Neuem zu küſſen, zurück, und tragen kein Bedenken, auch dem Oberhaupte des Kloſters durch einen Handkuß ihre Achtung zu beweiſen. Will ein Jeſide rechtgläubiger Türke, d. h. Sunnit, werden, ſo verlangt man weiter nichts von ihm, als daß er den Teufel verfluche und die bei den Türken üblichen Gebete auswendig lerne. Ob ſie beſchnitten werden oder nicht, darüber walten Zweifel ob. Garzoni behauptet, ihre Beſchneidung erfolge acht Tage nach der Geburt, und ebenſo erzählt Niebuhr, daß ſie ſich wie die Muhammedaner beſchneiden. Dagegen ſagt Febvre bei Hyde: Bibunt vinum et edunt porcinam, sed non nisi per vim circumcisi, und auch der Verf. der Description du Pachalik de Bagdad (pag. 98) ſagt: Du reste, ils ne sont pas circoncis. Letzteres iſt um ſo glaublicher, als es einen neuen Beweis ihrer Abgeneigtheit gegen das Türkenthum liefern würde. Ihrem Barte nur das Geringſte abzuſchneiden, würde für eine Sünde gehalten werden, weshalb er bisweilen den Mund völlig bedeckt; ja ſie betrachten ſogar Andershandelnde als Ketzer. Febvre behauptet ferner, daß ſie einige Geſänge zu Ehren Jeſu Chriſti, der Jungfrau Maria, des Moſes, Zacharias und zuweilen des Muhammed abſängen in Begleitung der Trommel bei Beſuchen von Freunden, Gaſtmählern oder Leichenbegängniſſen der Geiſtlichen, behaupten auch, daß die Bibel, das Evangelium und der Koran vom Himmel gekommen ſei, haben aber ſonſt wenig Kenntniß von dem Inhalte dieſer heiligen Schriften, erzählen jedoch manches Wunderhafte aus der Geſchichte Jeſu, was ſich in der heiligen Schrift nicht vorfindet. Ihre Frauen zu verſtoßen iſt ihnen nur unter der Bedingung erlaubt, daß ſie geiſtliche Oberherren oder Eremiten werden wollen, die nur eine oder zwei Frauen beſitzen. Sie ſollen dieſelben kaufen und zwar um den feſten Preis (ohne Unterſchied für jede) von 200 Kronen, die der Vater derſelben erhält. Ehebrecherinnen werden vom Vater oder Bruder getödtet, und der Ehebrecher zahlt entweder den Preis von drei Frauen, oder, wenn er nicht will, oder aus Armuth nicht kann, büßt auch er ſeine Schuld mit dem Tode, und alle Männer, die das Haus betreten, in welchem der Leichnam einer ſo Gemordeten liegt, geben zum Zeichen ihrer Billigung demſelben mit ihrem Schwerte oder Meſſer Stiche.

Bei ihren Schwüren gebrauchen ſie entweder dieſelben Formeln, wie die Türken, Chriſten und Juden, oder ſie ſchwören, wenn ſie unter ſich ſind „Bei der vortrefflichen Eigenſchaft der ſchwarzen Kleidung“ oder „Bei dem Kopfe derer, welche die Ehre haben jene anzulegen“ oder, wenn ſie vorzüglich ſtark ſchwören wollen „Bei der Fahne Jeſid's,“ d. h. bei ihrer Religion. Die ſogenannten Geiſtlichen oder Schwarzen küſſen einander beim Gruße den Aermel, die weißen dagegen begrüßen ſich auf die landübliche Weiſe. Begegnet ein Weißer einem Schwarzen, ſo empfängt nur dieſer den Kuß auf ſein Kleid. Von dieſem ſammelt man alle einzelne Stücke, küßt ſie, wenn ſie auf die Erde fallen, und ſammelt davon ſo viel, daß man ſich Kopfkiſſen daraus machen kann. Will ein Laie Geiſtlicher oder ein Weißer ein Schwarzer werden, ſo bringt er zunächſt einige Tage im Dienſte bei dem Obern zu, alsdann legt er alle ſeine Kleider ab, mit Ausnahme eines Tuches, das ſeine Scham bedeckt, und wird von zwei andern bei den Ohren zu dem Obern hingeführt, der ihm den ſchwarzen Leibrock mit folgenden Worten darreicht: „Gehe ein in das Feuer und wiſſe, daß du künftighin ein Schüler des Jeſid biſt. In dieſem Zuſtande wirſt du um der Liebe Gottes willen von dem übrigen Menſchengeſchlechte viel Unrecht, Schmach und Verfolgung leiden; jenes Kleid wird dich allen Nationen verhaßt machen, der göttlichen Majeſtät aber höchſt angenehm.“ Hierauf legt er das ſchwarze Kleid an, während alle Gegenwärtigen für ihn beten; der Obere umfaßt ihn mit beiden Armen, küßt ſeinen Ärmel, welchem Beiſpiele alle gegenwärtige Schwarze folgen; der Eingeweihte thut ihnen alsdann daſſelbe und heißt von dieſem Augenblicke an Kotſchek oder Murid, d. i. Novize oder Schüler. Ein Schmaus, den dieſer ſeinen Freunden und den

Digitized by Google

Fremden gibt, beſchließt die ganze Feierlichkeit. Auch dieſe Schwarzen dürfen vom Fleiſche jedweden Thieres eſſen, daſſelbe aber nicht ſchlachten, was den Weißen überlaſſen bleibt; daher ſich die ſtrengern ſogar hüten auf irgend ein Inſekt zu treten oder, ihr Ungezieſer zu tödten, das ſie nur wegwerfen, und entſchuldigen ſich damit, daß ſie den Thieren in der Zukunft die Fähigkeit zuſprechen, irgend ein menſchliches Weſen zu beſeelen (Seelenwanderung), oder doch den Throu Gottes um Rache anzuflehen. Beſtehen Streitigkeiten unter ihnen, ſo muß der Beleidiger unter vorgeſchriebenen Gebräuchen in Gegenwart Anderer und unter der Vertretung des Oberſten unter ihnen Abbitte thun, und gleichſam als Opfer ein Schaf und ein Faß Wein Preis geben, was die gute Folge hat, daß die völlige Ausſöhnung gewöhnlich bei völliger Trunkenheit ſtattfindet. Nach dem Tode glauben die Jeſiden an einen Ort der Ruhe, der nach der Größe der Verdienſte auch einen höhern oder geringern Grad von Glückſeligkeit gewähre; ebenſo glauben ſie, daß ſie ihren Freunden und Verwandten bisweilen im Traume erſcheinen und ihnen ihre Wünſche offenbaren, und daß ſie am Tage des allgemeinen Gerichts in das Paradies mit den Waffen in der Hand eintreten werden. Doch begraben ſie die Todten ohne jede beſondere Feierlichkeit, mit Ausnahme der Angeſehenern, die an irgend einen ihrer Wallfahrtsörter unter Abſingung von Liedern geſchafft werden. Da die Schwarzen alle ins Paradies eingehen, ſo iſt es ſtreng verboten, ſie bei ihrem Tode beklagen oder überhaupt Traurigkeit zeigen zu wollen.

Die Jeſiden wohnen ohne Unterſchied entweder in Dörfern oder unter Hütten und Zelten, und nur während des Winters, oder wenn ſie von Feinden bedroht ſind, fliehen ſie mit ihren Heerden in dunkle Höhlen oder zwiſchen ſteile Felſen, die ſie vor jeder Verfolgung ſichern. Ihre Zelte ſind gewöhnlich ſchwarz und aus Ziegenhaaren bereitet, überdies mit Schilf oder Dornen umgeben und länglich oder viereckig, und werden in den gemeinſchaftlichen Lagern zirkelförmig aufgeſtellt, während die Heerden ſich in der Mitte befinden. Man ſchätzte ſchon im vorigen Jahrhunderte die Zahl dieſer Sektirer auf 200,000 Köpfe, die in inniger Gemeinſchaft lebten und an 30,000 kampffähige Männer ins Feld ſtellen konnten. Sie theilen ſich in mehre von einander unabhängige Stämme, die, was ihre äußere Stellung anlangt, kein gemeinſchaftliches höchſtes Oberhaupt haben, indem dieſes nur auf ſeinen Stamm in jener Beziehung Anſehen ausübt; doch gilt ſein ſchiedsrichterlicher Spruch bei beſtehenden Mishelligkeiten unter denſelben als entſcheidende Vermittelung. Sie finden ſich hauptſächlich in dem Gebiete des Fürſten von Dſchulemerk, von Dſchezira, in den zu dem Paſchalik Dijarbekr gehörenden Gebirgen und in dem Gebiete von Amadia. Die hier wohnenden gelten für die edelſten, — der Stamm führt den Namen Scheichan und ihr Oberhaupt heißt Mir, abgekürzt aus Emir, d. h Fürſt. Es iſt der obengenannte Hüter des Grabmals des Scheichs Adi. Der gefürchtetſte Stamm hingegen bleibt immer der zwiſchen Moſul und dem Fluſſe Chabur in dem Gebirge Sindſchar hauſende, von deſſen beiden Scheichen der eine den öſtlichen Theil, der andere den ſüdlichen befehligt. Er allein ſtellt mehr als 6000 mit Flinten bewaffnete Krieger ins Feld, abgeſehen von der mit Lanzen verſehenen Cavalerie. Außerdem beſtehen ihre Waffen gewöhnlich aus laugen, krummen Säbeln und Schleudern, die ſie mit unglaublicher Geſchicklichkeit zu handhaben wiſſen. Je weniger zugänglich ſie ſelbſt in ihren Gebirgen ſind, deſto gefährlicher ſind ſie auf den Ebenen, und das nicht nur den großen Karavanen, ſondern ſie widerſtehen ſelbſt den Paſchen von Moſul und Bagdad, und gleichen am Ende den Krieg gewöhnlich durch Geld aus. Dazu begnügen ſie ſich bei ihren Raubzügen nicht blos mit den Gütern der Geplünderten, ſondern tödten dieſe faſt ohne Ausnahme, und ſind vor Allem gegen die unter dem Titel Scherif, d. h. Edler oder Abkömmling des Propheten, in der Türkei mit Auszeichnung behandelten Glieder der Karavanen um des größern dadurch angeblich zu erwerbenden Verdienſtes willen grauſam. Milder geſinnt und ſchon mehr an einen geordneten Erwerb gewöhnt ſind die Bewohner einzelner Dörfer an beiden Ufern des Zab, die Ackerbau treiben und reich an Heerden ſind, und die Karavanen auf ihren Fahrzeugen oder Keleks über den Fluß bringen.

Obwol in die Angabe, daß ſie Türken im Kampfe beſonders grauſam behandeln ſollen, mancher Zweifel zu ſetzen iſt, und ihr Haß gegen ſie keine Grenzen kennen ſoll, ſo meint doch Garzoni, daß ſie nach dem Ausſpruche türkiſcher Geſetzgelehrter deshalb als wahre Gläubige betrachtet würden, weil ſie das gewöhnliche Muhammedaniſche Glaubensbekenntniß „Es gibt keinen Gott außer Allah und Muhammed iſt ſein Prophet“ auch zu dem ihrigen gemacht hätten. Dagegen ſind ſie von den kurdiſchen Fürſten, mit denen ſie auch die Sprache gemeinſchaftlich haben, gern geſehen, dieſelbe ſuchen ſie als kühne und tapfere Soldaten in ihr Gebiet zu ziehen, theils um mit ihrer Hilfe ihre eigene Unabhängigkeit gegen benachbarte Fürſten zu vertheidigen, theils um ihre räuberiſchen Einfälle auf fremden Grund und Boden um ſo kecker auszuführen, theils um die Muhammedaniſchen Unterthanen um ſo beſſer im Zaume zu halten. Dieſe wiſſen ſich übrigens, wenn ſie den Tod leiden, dadurch zu tröſten, daß ſie als Märtyrer zu ſterben glauben. Auch hoffen ſie, die Türken und die Jeſiden, die Einen dem Allah, die Andern ihrem großen Scheiche, d. i. dem Teufel, ſich durch gegenſeitige Tödtung angenehm zu machen. Daher verläßt der Scharfrichter, den der Fürſt von Amadia ſich ſtets aus den Jeſiden zu wählen Sorge trägt, nach ſeiner Amtserfüllung an den Köpfen der Türken in einigen Jahren ſeinen Platz, um einem andern aus ſeinen Glaubensgenoſſen daſſelbe Verdienſt ſich erwerben zu laſſen; denn überall, wo ein ſolcher geweſener Scharfrichter unter Jeſiden ſich zeigt, wird er mit Verehrung aufgenommen, und man küßt „ſeine durch das vergoſſene Türkenblut geheiligten Hände.“ Dulden dieſe Grauſamen, die ſogar ihre Kinder verkaufen ſollen, dennoch die Sunniten oder rechtgläubigen Türken in ihrer Nähe, ſo halten es dagegen die Schiiten oder Perſer (als Anhänger des Ali) für ſtrenge Pflicht, ſie, wo ſie ſie finden, am

Digitized by Google

Leben zu züchtigen. Türkiſche Frauen und Kinder ſind nicht weniger ſicher vor den Dolchen dieſee Henker, die Türken dagegen machen die gefangenen jeſidiſchen Frauen und Kinder entweder zu verkäuflichen Sklaven oder behalten ſie für ſich. Bei dieſem Verfahren ſchenken ſie natürlich Fremden ſo wenig Zutrauen, daß ſie bei allen ihren Verhandlungen mit ihnen ſich nur des Wortes bedienen, und Solche aus ihrer Mitte abſenden, die Türkiſch und Arabiſch im Umgange mit Türken und Arabern zu ſprechen gelernt haben. Auch beſolden die Scheichs großer Stämme und Dörfer einen Muhammedaniſchen Gelehrten, der ihnen die Sendſchreiben der türkiſchen Paſchas lieſt, überſetzt und beantwortet. (*Gustav Flügel.*)

JESIDI (يزيدي). 1) Abu Abdallah Muhammed Ben-elabbâs Jesidi, d. h. dem Stamme oder der Familie Jeſid zugehörend, war berühmter Grammatikee und Geſchichtſchreiber, deſſen nähere Verhältniſſe uns Ibn Challikan (n. 651) erzählt hat. Er machte ſich auch durch mehre Schriften in ſeiner Wiſſenſchaft vortheilhaft bekannt, und unter dieſen mögen folgende als die vorzüglichern hervorgehoben werden: 1) Eine Geſchichte des Omaijaden Jeſid, des Sohnes Moawija's (vgl. *Haj. Khalfa* I. n. 243), die die lehrreichſten Nachrichten aus dem Leben dieſes Khalifen enthält. — 2) Eine Geſchichte dee Abbaſiden, bekannt unter dem doppelten Titel El-Mofîd fi menâckib Beni El-Abbâs, d. i. das nützliche Buch über die vortrefflichen Eigenſchaften der Abbaſiden, oder kurzweg Menâckib Beni El-Abbâs. — 3) Ein Werk über die juriſtiſchen Kunſtgriffe (Hijel) bei Foderungen. — 4) Ein grammatiſches Compendium unter dem Titel Muchteser. Er ſtarb im J. 313, d. i. 925 n. Chr., oder nach einer andern Angabe drei Jahre früher in dem hohen Alter von 82 Jahren.

2) Jesidi, von dem aber ſonſt die Biographen und Bibliographen, ſo viel Unterzeichnetem bekannt, nichts weiter berichten, wenn es nicht etwa ein ſonſt öfter genannter, allein durch die Benennung Jeſidi nur kurz angedeuteter Gelehrter iſt, wird unter der Zahl der Erklärer der Elemente des Euklides aufgeführt.

3) Ibrahim Ben Jahja Jesidi, ein im J. 225 (beg. 12. Nov. 839) verſtorbener Grammatiker, iſt um einiger ſeiner hinterlaſſenen Schriften willen nennenswerth. Sie ſind folgende: 1) Ein Tractat über die in der Grammatik um ihrer Form willen Macſûr und Memdûd genannten Nomina (d. h. die mit und ohne Medda geſchriebenen Nomina). — 2) Ein ähnlicher Tractat über die ſprachlichen Erſcheinungen, in denen durch Übereinſtimmung des Wortes doch ein verſchiedener Sinn erzielt wird. So wie das erſte Werk von ſpätern Gelehrten (z. B. von Afif-ed-din Rebi' Ben Muhammed dem Kuſenſer, ſtarb 623 d. Fl.) commentirt ward um ſeiner Brauchbarkeit willen, ſo hatte auch das zweite allgemeinen Beifall. Schon im 17. Jahre ſeines Alters ging der Verfaſſer an dieſe Arbeit, die er bis in ſein 60. ununterbrochen fortſetzte, ſodaß ſich ſeine Stammgenoſſen viel darauf einbilden. — 3) Eine Schrift über die im Koran vorkommenden Infinitivformen.

4) Abu Muhammed Jahja Ben-elmogheira Adewi, gewöhnlich Jesidi genannt, den, wenn ſchon ausgezeichnet durch ſeine grammatiſchen und lexikologiſchen Kenntniſſe, ſowie einer der tüchtigſten Koranleſer, doch der Umſtand noch mehr der Vergeſſenheit entriſſen hat, daß er der Erzieher des Khalifen Mamun wurde. Hauptſächlich fand ſeine Schule für die Koranleſekunſt in Bagdad Eingang, er ſelbſt aber war ein Basrenſer. Auch die Überlieferungskunde blieb ihm nicht fremd und er trat ruhmvoll in die Reihe der Überlieferer ein. Da er auch Erzieher der Kinder des Jeſid Ben Manſur war, ſo erhielt er von dieſem den Beinamen Jeſidi. Unter ſeinen Werken hat das „Newâdir, d. h. Ungewöhnliche Erzählungen" betitelte das meiſte Aufſehen erregt. Auch war er beliebter Dichter und Ibn Challikan (n. 809) hat mehre Proben dieſer ſeiner Kunſt aufbewahrt. Das Buch Newâdir hat vorzüglich ſprachlichen Werth und iſt nach dem Muſtee eines von Asmai unter demſelben Titel ausgearbeiteten Werkes geſchrieben. Er ſtarb in Merw im J. 202 (beg. 10. Jul. 817), wo ſich Mamun damals aufhielt. Andere behaupten mit weniger Wahrſcheinlichkeit, daß er in dem hohen Alter von faſt 100 Jahren in Basra geſtorben ſei. (Vgl. Chrest. Arabe par *S. de Sacy* III, 518.) (*Gustav Flügel.*)

JESIMA (d. i. Inſel Je). Eine kleine Geſtadeinſel an der Küſte der größern japaniſchen, im Meerbuſen von Oſaka gelegenen, Inſel Awaſi belegen, welche letztere ein beſonderes Fürſtenthum bildet, das nach Robert's Karte zur Landſchaft Jetſen, nach Klaproth aber zur Landſchaft Nankaydo (d. i. ſüdlicher Seeweg) gehört. Jeſima iſt bewohnt und angebaut. (*Klaehn.*)

JESIMON oder JESCHIMON, Stadt oder Örtlichkeit in Paläſtina in der Wüſte Maon, die im Südoſten des Stammes Juda lag. 1 Sam. 23, 24. Unter der Benennung *Βηϑασιμοὺϑ* ſtellt Euſebius dieſen Ort 10 röm. Meilen von Jericho gen Süden an das todte Meer. (*Crome.*)

JESINGEN, ein evangeliſches Pfarrdorf im Donaukreiſe und Oberamt Kirchheim, K. Würtemberg, mit 982 Einwohnern. Im 13. Jahrh. erſcheinen die Grafen von Aichelberg als Beſitzer des Ortes. 1334 erkauft Graf Ulrich IV. von Würtemberg das Dorf Jeſingen von dem Grafen von Kirchberg. (*Rigel.*)

JESINGEN (Unter-), ein Pfarrdorf mit Marktgerechtigkeit im Schwarzwaldkreiſe und Oberamt Herrenberg, Königreich Würtemberg, mit 1322 evangeliſchen Einwohnern. Im J. 1410 verkaufte Burkhard von Hölnſtain das Dorf Jeſingen mit dem nahe gelegenen Schloſſe Roſeck um 2510 Fl. an das Kloſter Bebenhauſen. (*Rigel.*)

JESIRA oder ISIRI, Flecken im Fürſtenthume Suruga und der Landſchaft Tokaydo*) auf der japaniſchen Inſel Niphon. Er liegt an der Mündung eines tiefen Fluſſes in die Bai Totomina und zählt nur einige Hundert Häuſer. Auf dem Fluſſe wird das berühmte Jeſernholz, das die Härte des Eiſens hat, herab bis zu dieſem Flecken und von hier aus durch ganz Japan verführt.

*) Nach Robert's Karte in der Landſchaft Jetſegen.

Digitized by Google

In der Nähe liegt auf einem hohen Berge die von den Japanern für unüberwindlich gehaltene Feſtung Kuno oder Kono, worin ehemals die Seogun ihre Schätze aufbewahrten, was jetzt in ihrer Burg zu Jeddo geſchieht. In der Nähe ſind auch Gold- und Silbergruben, die aber zu Kämpfer's Zeit nicht bebaut wurden. (Kämpfer II, 256.) (*Klaehn.*)

JESNITZ (Jessnitz), eine an der Mulde im Amte und Herzogthume Anhalt-Deſſau gelegene Stadt mit zwei Vorſtädten, einer Kirche, Tuch- und Leinwebereien, einer Papiermühle, gegen 300 Häuſern und 1700 Einw. (*R.*)

Jeso (Geogr.), ſ. Jesso.

JESONA, JESSONA, JESSONIA oder **AESONA**, eine zwiſchen dem Sicoris (jetzt Segre) und deſſen Nebenfluſſe Nucaria (jetzt Noguera Palleresa), ſüdweſtlich von Orgia und nordöſtlich von Ilerda im Lande der Ilergeten in Hispania tarraconensis gelegene Stadt, deren Einwohner Aesonenses und auch Jessonenses genannt wurden*). Man hat ſie in dem heutigen unbedeutenden Flecken Iſona wiederfinden wollen. (*R.*)

JESREEL, JISREEL, a) Stadt in der Gebirgsgegend des Stammes Juda (Joſua 15, 56). Neben dieſem Orte iſt b) die Quelle Jesreel 1 Sam. 29, 1. c) auch Jezrael, eine Stadt am Gebirge Gilboa, im Stamme Iſſaſchar (Joſua 19, 18), nicht unbedeutend in altjüdiſcher Zeit (2 Sam. 2, 9), als woſelbſt zwei Könige des israelitiſchen Reichs ihre Reſidenz hatten (1 Kön. 18, 44—46. 21, 1. 2 Kön. 8, 29. 9, 15. 33) Zu den Zeiten der Kreuzzüge ſtand hier die Ortſchaft Gerinum parvum. Nach Euſebius und Hieronymus iſt ſie 12 röm. Meilen von Scythopolis und 10 röm. Meilen von Legio entfernt zwiſchen dieſen Orten gelegen. Neben dieſem Orte d) die Ebene, das Feld Jesreel (vgl. den Art. Paläſtina 3. Sect. 9. Th. S. 345). Sie liegt tiefer als ſämmtliche nach allen Seiten ſie umgebenden Höhen, und ſenkt ſich nach beiden Seiten nach Weſten in dem ſchluchtenähnlichen Thale des Kiſchon zur Bai von Akre und nach Oſten zwiſchen dem Tabor und dem kleinen Hermon zur Jordanebene (Ghôr) hinab. (*F. G. Crome.*)

JESS, JESSA, angeblicher, wenigſtens ſehr zweifelhafter, Gott der Polen[1]). Dlugoß[2]), die Hauptquelle darüber, ſagt nämlich, die Polen, vom Anfange ihres Urſprunges Götzendiener, hätten Jupiter in ihrer Sprache Jeß[3]) genannt, und geglaubt, daß von ihm, als dem höchſten der Götter, alle zeitlichen Güter und alle, ſowol widrige als glückliche Erfolge ihnen zukämen. Da Dlugoß bei Erwähnung der von den Polen verehrten Gottheiten die römiſchen (Jupiter, Mars, Venus, Pluto, Diana und Ceres) an die Spitze ſtellt, iſt wol klar, daß er von den polniſchen nicht viel wußte. Beſonders fand dies bei dem Jeß ſtatt; denn von ihm gibt er nicht, wie von einigen andern polniſchen Göttern, etwas über die Art und den Ort ihrer Verehrung an. Cromerus hatte keine andere Quelle als den Dlugoß, und beruft ſich ausdrücklich auf ihn. Er berichtet, daß die Polen und übrigen Völker des ſlawiſchen Namens als Götter vorzüglich Jupiter, Mars, Pluto, Ceres und Diana verehrten, welche ſie Jeſſa, Ladus oder Lado, Nia, Marzana, Zizililia, Ziewana oder Zierania nannten. Von der beſondern Verehrungsweiſe des Jeſſa, wie er ihn nennt, weiß er ebenſo wenig als Dlugoß Etwas anzugeben. Nach Cromerus wäre alſo der Jeß nicht blos der Jupiter der Polen, ſondern auch der übrigen ſlawiſchen Völkerſchaften geweſen. Als den höchſten, das Weltall regierenden, Gott der älteſten Slawen lernen wir bei Procopius (B. G. Lib. III. c. 4) den Verfertiger oder Bewirker des Blitzes kennen. Aber dieſer iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach der nachmalige Perun der Ruſſen, ſodaß Jeß, wenn es wirklich bei den Polen einen ſolchen Gott gab, damit einerlei, nur anders benannt wäre. Nach Mone ſoll Aurtheias Wiſſagiſt, der allmächtige Gott, ſchon im Heidenthum als höchſter von allen Göttern betrachtet worden ſein. Am nächſten hätte man wol, meint derſelbe Gelehrte, Planeten- und Monatsgötter folgen laſſen, deren Daſein er bei den Slawen nicht bezweifelt, obgleich er ſie nicht einzeln angeben kann, doch wird Jeß von Dlugoß für den Jupiter ausgegeben. Hätte Mone darin Recht, ſo würde Jeß nicht, wie doch Dlugoß angibt, höchſter Gott ſein. Allein Mone ſagt ſelbſt, Jeß werde dafür gehalten, gebe Segen und Heil, und bekomme mehr Opfer als andere Götter[4]). Daß die eigentliche Bedeutung des Jeß durch ſeine Identificirung bei Dlugoß mit Jupiter nicht erklärt werde, nimmt Mone auch mit Recht an. Andere halten die Vermuthung feſt, er ſei der höchſte der Planetengötter geweſen; andere, z. B. Gebhardi[5]), beſchränken ſich darauf, den Jeſſo, wie er auch genannt wird, blos mit aufzuführen; noch Andere, wie z. B. Andrey von Kayſſarow[6]), Karamſin[7]) u. ſ. w., verſagen ihm ungeachtet der Notiz bei Dlugoß und Cromerus mit noch größerm Rechte eine Stelle in der ſlawiſchen Götterlehre. (*Ferdinand Wachler.*)

Jessa (bibl. Geſch.), ſ. Isai.

JESSAMINE, eine Grafſchaft des nordamerikani-

*) Cf. *Cellarius*, Not. Orb. Ant. II. 1. p. 148. 149.

1) Auch als Gottheit der Schleſier findet man Jeß genannt, weil die Polen auch in Schleſien eingedrungen waren, und darin herrſchten. 2) *Joannes Dlugossus*, Hist. Polon. Lib. I. Bl. 36, der leipziger Ausgabe von 1711, und die betreffende Stelle bei *Frenzel*. De Diis Soraborum et Slavorum aliorum apud *Hoffmannum*, Scriptt. Rer. Lusit. T. II. p. 88. 3) Er ſagt nämlich: Appellabant autem Jovem *Jessem* linguâ suâ; der Nominativ iſt alſo nicht ganz genau daraus zu beſtimmen. Cromerus (De origine et rebus gestis Polonorum. Lib. III.) dagegen, welcher den Dlugoß vor ſich hatte, bei *Pistorius*, Polonor. Rer. Scriptt. p. 452: *Jessam* vocabant.

4) Geſch. des Heidenthums im nördl. Europa. 1. Th. S. 151. 5) Ludw. Albr. Gebhardi, Geſch. aller Wendiſch-Slawiſchen Staaten. 1. Bd. S. 28. 6) Verſuch einer ſlawiſchen Mythologie (Göttingen 1804). 7) Obſchon Karamſin, Geſch. des ruſſiſchen Reichs, überſ. v. Fr. v. Hauenſchild. 1. Bd. S. 65 fg. nicht blos von der ruſſiſchen, ſondern der ſlawiſchen Götterlehre überhaupt handelt, gedenkt er des Jeß doch nicht, nach aller Wahrſcheinlichkeit darum, weil ihm die Angaben von ihm zu zweifelhaft ſchienen; denn beruhten dieſe Angaben auf ſicherem geſchichtlichen Grunde, ſo würde der Jeß die wichtigſte Gottheit der Slawen, und alſo vor allen der Betrachtung werth ſein.

Digitized by Google

ſchen Freiſtaates Kentucky, wird begrenzt von den Grafſchaften Garrard, Mercer, Woodford, Fayette und Madiſon, macht einen fruchtbaren und gut angebauten Diſtrict dieſes Staates aus, in deſſen nördlichem Theile ſie gelegen iſt, und wird von den Zuflüſſen des Kentucky bewäſſert. Die Bewohnerzahl beträgt gegen 12,000, worunter ſich beinahe 3000 Sklaven und ungefähr 100 freie Farbige befinden. Hauptort der Grafſchaft iſt: Nicholasville, Stadt an einem Nebenfluſſe des Kentucky, 4 teutſche Meilen ſüdweſtlich von Lexington, hat die Grafſchaftsgebäude und ungefähr 550 Einwohner. (*J. C. Schmidt.*)

Jessava (Geogr.), ſ. unt. Morava.

Jesse (bibl. Geſch.), ſ. Isai.

Jesselmere (Geogr.), ſ. Jessulmer.

JESSEN, Stadt an der ſchwarzen Elſter im Kreiſe Schweinitz und Regierungsbezirke Merſeburg der preußiſchen Provinz Sachſen. Sie zählt 300 Häuſer und 1840 Einwohner, welche Landwirthſchaft und in der dicht bei der Stadt belegenen iſolirten Hügelgruppe der Goren- und Rauſchenberge Weinbau unterhalten. (*Klaehn.*)

JESSEN oder JESSINSKY (Johann v.), wurde am 27. Sept. 1564 in Breslau geboren, wohin ſein Vater aus Ungarn gezogen ſein ſoll. Er ſtudirte in Leipzig Medicin, bereiſte dann Italien, und wurde 1596 in Wittenberg Doctor. Er wurde Leibarzt des Kurfürſten von Sachſen und Profeſſor der Medicin in Wittenberg. 1601 folgte er einem Rufe als Rector und Kanzler der Univerſität Prag, wo er in vertrautem Umgange mit Tycho de Brahe lebte, und Leibarzt vom Kaiſer Rudolf II. und Kaiſer Matthias wurde. Er nahm an den politiſch-religiöſen Streitigkeiten in Böhmen lebhaften Antheil, und die böhmiſchen Stände ſchickten ihn als Abgeordneten nach Ungarn. Auf der Rückreiſe gefangen genommen, wurde er in Wien eine Zeit lang im Gefängniß gehalten, dann aber gegen einen Italiener frei gegeben. Er ſchrieb an die Wand des Gefängniſſes die Buchſtaben I. M. M. M. M., die man deutete: Imperator Matthias Mense Martio Morietur, und die der Erzherzog Ferdinand interpretirte: Jesseni Mentiris, Mala Morte Morieris. Er nahm nach ſeiner Freiwerdung an dem Kriege der Böhmen gegen den Kaiſer Ferdinand Theil, wurde bei der Niederlage der Böhmen gefangen genommen, und im Jul. 1621 hingerichtet. So wurden beide Deutungen der fünf Buchſtaben erfüllt, da Kaiſer Matthias am 20. März 1619 geſtorben war. — Jeſſen hat mehre Schriften hinterlaſſen: de plantis; — judicium de sanguine; — Zoroastres; — institutiones chirurgicae (wurden 1674 und 1717 in Nürnberg als Anweiſung zur Wundarzneikunſt teutſch herausgegeben); — Campolongi semiotice, Vesalii examen Observationum anatomicarum Fallopii; — historia anatomiae Pragae anno 1601 abs se administratae: de ossibus tractatus; — universalis c. h. contemplatio; — consilium adversus pestem; — vita et mors Tychonis Brahei; — de methodo medendi; — de cute et cutaneis affectibus; — de mithridatio et theriaca; — historica relatio de rustico Bohemo cultrivorace; — de generatione et vitae humanae periodis. (*Fr. Wilh. Theile.*)

JESSENEY, böhm. GESENEG, auch GESENY. 1. ein dem Fürſten Karl von Rohan-Guamené gehöriges Allodial-Gut im nordöſtlichen Theile des bunzlauer Kreiſes des Königreichs Böhmen, aus einem eignen Wirthſchaftsamte, welches im Dorfe gleiches Namens verwaltet wird, einer landwirthſchaftlichen Bodenfläche von 2635 Joch 683 □Klaſter, 2474 czechiſchen Einwohnern, welche in 5 Dörfern 319 Häuſer bewohnen, und einem Viehſtande von 23 Pferden und 450 Rindern. Der Boden iſt im Ganzen nur mittelmäßig, das Hauptproduct Hafer, und der vorzüglichſte Induſtriezweig die Flachsſpinnerei. Nächſtdem wird auch etwas Bienenzucht getrieben und die Herrſchaft läßt ein Eiſenwerk bearbeiten. Der Name rührt von den vielen Eſchen her, welche hier wachſen *). 2. Ein zu dem Gute gleiches Namens gehöriges Dorf, zwiſchen zwei ſanften Anhöhen an einem Gebirgsbache ziemlich hoch und zerſtreut gelegen, 5¼ Meil. nordöſtlich von Jung-Bunzlau entfernt, nach Boskow (Herrſchaft Semil, Bisthum Leitmeritz, ſemiler Vikariatsdiſtrict) eingepfarrt, mit 141 Häuſern, 1140 Einwohnern, einem Schloſſe, worin ſich eine Kapelle mit einem ſchönen Altarblatte von Dominichino, einer Bergkapelle mit Frescomalereien, einer Schule, einer Briefſammlung, einem Eiſenwerke, einem herrſchaftlichen Brauhauſe, einer Branntweinbrennerei, zwei herrſchaftlichen Meierhöfen, einer Schäferei, drei Mühlen und einer Bretſäge. Das im J. 1798 an der Kamenitz errichtete Engenthal genannte Eiſenwerk beſteht aus einem Hochofen, einigen Hammerwerken, den Werken zur Stahlerzeugung, einem Walz- und Schneidewerke, einem Holzrechen, Holzplatze, Kohlenſtatt, und einem Schichtamtgebäude, und erzeugt Guß- und Schmiedewaaren, worunter Maſchinenſachen, engliſcher Cementſtahl und Feilen beſonders bemerkenswerth ſind. (*G. F. Schreiner.*)

JESSENIK, böhm. GESENIK, HRUBO GESENIK, ein zu dem Gute der Ritter von Bethmanniſchen Pupillen Konow gehöriges Dorf im bunzlauer Kreiſe des Königreichs Böhmen, ¾ Stunden ſüdweſtlich von Krinetz, dem Sitze des Wirthſchaftsamtes entfernt, mit 122 Häuſern, 775 czechiſchen Einwohnern, welche von der Landwirthſchaft leben, einer zum nimburger Vicariatsdiſtricte des Bisthums Leitmeritz gehörigen katholiſchen Localkaplanei von 2691 Seelen, welche von einem Prieſter verſehen wird und unter dem Patronate des Religionsfonds ſteht, einer ſchon im 15. Jahrh. vorhanden geweſenen katholiſchen Kirche, einer Förſterei, einer Hebamme und der hierher conſcribirten Einſchichte Chalaupka, welche aus ſieben Klein-Häuſern beſteht. (*G. F. Schreiner.*)

JESSENITZ, böhm. GESENICE. 1. Ein zum Theile der fürſtlich dietrichſtein-proskau-leſlieſchen Fideicommißherrſchaft Neuſtadt an der Mettau und zum Theile zur fürſtlich colloredo-mannsfeldſchen Herrſchaft Oppoczno gehöriges Dorf, im königrätzer Kreiſe Böhmens, zwiſchen den Vorbergen der böhmiſch-ſchleſiſchen Grenzgebirge, in höchſt intereſſanter Gegend gelegen, 1¼ Stunden weſtwärts von Neuſtadt entfernt, mit 119 Häuſern, 731 czechiſchen Einwohnern, die ſich vom Landbau und der Vieh-

*) ſ. J. G. Sommer, Das Königr. Böhmen, ſtatiſtiſch-topographiſch dargeſtellt (Prag 1834) 2. Bd. S. 338 fg.

zucht nähren, einer eigenen katholiſchen Pfarre von (1831) 1716 Seelen, die zum trzebechowiccr Vicariatsdiſtricte des königgrätzer Bisthums gehört und unter dem Patronate des Beſitzers der Herrſchaft Oppoczno ſteht, einer katholiſchen Kirche zu Mariä-Himmelfahrt, welche den Errichtungsbüchern zufolge ſchon in den Jahren 1384, 1409 und 1418 mit einem eignen Pfarrer verſehen war, einer Schule und einem Wirthshauſe. 2) Ein anſehnliches Gut im ſüdweſtlichſten Theile des olmützer Kreiſes, im Markgrafthume Mähren, im Mittelgebirge gelegen, reich bewaldet, von dem Mierotinek-Flüßchen und einigen kleinern Bächlein bewäſſert, mit einem eignen Wirthſchafts- und einem Juſtizamte, welches der gewiczer Stadtmagiſtrat verwaltet, 9 Dörfern, 389 Häuſern, 2203 ſlawiſchen Einwohnern und einem Viehſtande (1825) von 169 Pferden, 728 Kühen und 21 Ochſen. Der Boden iſt höchſt mittelmäßig und beſteht größtentheils aus Thon. In der Landtafel liegt es mit 10¼ Lahnen und einer obrigkeitlichen Schätzung von 1474 Fl. 20½ Kr. inne. Im 14. und noch im Beginne des 15. Jahrh. gehörte Jeſſenitz mit dem benachbarten Konitz zu dem Schloſſe Grumberg oder Straziſko. Es gehörte hierauf anfänglich den Herren Krawarz von Tworkow und hierauf jenen von Zaſtrzizl. Im Laufe des 16. Jahrh wechſelte es raſch ſeine Beſitzer. Im J. 1636 beſaß es J. Chriſtoph Schwabensky von Schwabenitz, nach deſſen Tode ging es über auf ſeine Gattin Suſanna Katharina Liboria, geb. Freiin Praſchitzky von Zaſtrzizl, die auch Frau auf Boskowitz und Malenowitz war und Jeſſenitz dem Prämonſtratenſer Stifte zu Obrowitz nächſt Brünn vergabte, in deſſen Beſitz das Gut auch bis zur Aufhebung des Kloſters verblieb, wofür es nur die Verbindlichkeit hatte, ſtets zwei Ordensprieſter in Jeſſenitz zu belaſſen, was auch immer geſchah Hierauf ging es in den Beſitz des Religionsfonds über, der es im J. 1789 dem franz. Edeln von Dietrich in Erdpacht überließ. Das Gut wurde in der Landtafel auf 44,309 Fl. geſchätzt. 3) Ein auch Jessenetz genanntes Dorf des gleichnamigen Gutes, im olmützer Kreiſe, in einem von ſanften, theilweiſe bewaldeten Bergen eingeſchloſſenen Thale, am linken Ufer des Baches Mierotinek gelegen, 3¼ Meilen weſtwärts von der alten Hauptſtadt der Provinz entfernt, mit 68 Häuſern, 406 ſlawiſchen Einwohnern, einer eignen katholiſchen Localkapellanei von 1444 Seelen, welche zum czecher Decanate des olmützer Erzbisthums gehört und unter dem Patronate des Gutsbeſitzers ſteht; einer katholiſchen Kirche, einer Schule, einem geräumigen Schloſſe und einem obrigkeitlichen Meierhofe. 4) Ein zur fürſtlich lobkowitziſchen Herrſchaft Chlumetz gehöriges Dorf im berauner Kreiſe des Königreichs Böhmen, in wellenförmig geſchwungener Gegend gelegen, mit 37 Häuſern, 236 czechiſchen Einwohnern, die ſich mit der Landwirthſchaft beſchäftigen, einer eignen katholiſchen Localkapellanei von (1831) 2491 Seelen, die zum wotticer Vicariatsdiſtricte des prager Erzbisthums gehört und unter dem Patronate des Herrſchaftsbeſitzers ſteht, einer katholiſchen Kirche, die ſchon im J. 1384 mit einem Pfarrer beſetzt war, und einer Schule. 5) Ein zur fürſtlich colloredo-mannsfeld'ſchen Herrſchaft Dobrziſch gehöriges Dorf im berauner Kreiſe Böhmens. 6) Ein zur Herrſchaft der Fürſt-Erzbiſchöfe von Prag Unter-Brzezan gehöriges Dorf im kaurzimer Kreiſe des Königreichs Böhmen, auf einer hohen kahlen Fläche, an der von Prag nach Linz führenden Poſt- und Commercialſtraße gelegen, 6844¼ wien. Kl. ſüdſüdoſtwärts von der Provinzialhauptſtadt entfernt, mit 76 Häuſern, 456 czechiſchen Einwohnern, die nach Girczan (Erzbisthum Prag) eingepfarrt ſind, einem großen Meierhofe und einem Poſtamte und Pferdewechſel zwiſchen Prag und Oneſpeck. — Jeſſenitz iſt der Geburtsort des M. Johann von Geſenitz, der hier am Ende des 14. Jahrh. geboren wurde und am 25. Nov. 1410 als Lehrer der Rechte an der Hochſchule zu Prag an die Univerſität von Bologna die Frage ſtellte: ob man ſämmtliche Bücher Wikleff's verbrennen ſolle? Worauf ihm die Antwort ertheilt wurde, daß es, aus Rückſicht auf die Zerwürfniſſe, welche darob zwiſchen den Univerſitäten Prag und Oxford entſtehen dürften, zu unterlaſſen ſei. (*G. F. Schreiner.*)

Jesseno (Geogr.), ſ. Jeszen.

Jessenovacz (Geogr.). ſ. Jaszenovacz.

JESSENWANG, JESEWANG, Pfarrdorf im bairiſchen Landgerichte Bruck, mit 80 Häuſern, 652 Einwohnern, einer Pfarrkirche und einer Kapelle, zwei Stunden von Fürſtenfeldbruck entfernt. Dieſer Ort iſt ſehr alt, und es wurden daſelbſt vor Kurzem römiſche Münzen von Conſtantin und Licinius gefunden; auch zeigen ſich noch Spuren der hier vorüberziehenden Römerſtraße von Juvavia nach Auguſta. (*Eisenmann.*)

JESSER, berühmter Waldhorniſt des vorigen Jahrhunderts, von Geburt ein Böhme, befand ſich aber im J. 1748 auf dem Cap der guten Hoffnung, und man hat keine beſtimmten Nachrichten, daß er jemals wieder nach Europa zurückgekehrt ſei. Er hatte ſich eine bewunderungswerthe Fertigkeit auf ſeinem Inſtrumente angeeignet und konnte es darin mit jedem Virtuoſen ſeiner Zeit aufnehmen. Als Componiſt hat er ſich aber öffentlich nicht bekannt gemacht. (*Fr. Thon.*)

JESSEY, JESSIE (Heinrich). Geboren im Anfange des 17. Jahrh. in einer der Vorſtädte Londons, ſtudirte Jeſſey zu Oxford und nahm darauf unter den puritaniſchen Geiſtlichen eine nicht unbedeutende Stelle ein, und ſtarb am 4. Sept. 1663 zu London. Er war einer der erſten, welcher ſich in der neuteſtamentlichen Lexikographie verſuchte; allein ſein griechiſch-engliſches Wörterbuch zum N. T. hat jetzt wenig Werth mehr †).
(*G. M. S. Fischer.*)

Jessinsky, ſ. Jessen (Joh. v.).

JESSIUS, JASINUS, auch Tesses genannt, erſter Biſchof von Speier, ſoll gegen das J. 348 mit einigen Prieſtern und Diakonen ſein chriſtliches Bekehrungswerk begonnen haben. Als die Arianiſche Lehre ſich an den Rhein verbreitete, verſammelten ſich die teutſchen und

---

†) Seine übrigen Schriften ſind: The Calendar; Description and Explanation of 268 Places in Jerusalem. Beide Werke haben mehre Auflagen erlebt. Experiences; The lord's loud Call to England being a true Relation of some late curious Judgments of God by Earthquaque.

franzöſiſchen Biſchöſe zu Cöln, wo beſonders Jeſſe zur Amtsentſetzung des Biſchofs Euphrates beitrug. Die Zeit ſeines Todes iſt unbekannt *). (*Jaeck.*)

JESSO, JESO, YESO, YEZO. So heißt eins der wichtigern Glieder in der langgeſtreckten nordoſtaſiſchen Inſelkette, welche ſich von den Madjico-ſima- und Lieu-khieuinſeln in S.W., über die japaniſchen und kuriliſchen Inſeln, in einer Länge von 60 geographiſchen Meilen bis zum Cap Lopatka (oder Südſpitze von Kamtſchatka) im N.O. erſtreckt, deſſen (der Inſel Jeſſo) Umriſſe aber erſt in neuerer Zeit genauer nach Breite und Länge aſtronomiſch und nautiſch beſtimmt wurden. Zwar war ſchon im J. 1620 der Jeſuit Hieronymus de Angelis in ſeinem Berufe als Miſſionar nach Jeſſo gekommen, doch dauerte es bis zum J. 1643, ehe Europäer ſich entſchloſſen, die See nordwärts der ſchon ſeit 1543 in die europäiſche Geographie eingeführten japaniſchen Inſeln zu exploriren. Capitain van Vries, der Befehlshaber des holländiſchen Schiffes Caſtricom, welcher zuerſt Entdeckungen im Nordtheile des ſtillen Oceans machte (im J. 1643), verfehlte die Straße la Pérouſe und ſchloß aus der Identität des Volkes der Ainu auf Jeſſo und Karafta, daß beide Inſeln [1]) ein großes zuſammenhängendes Land von unbekannter Form (das Land Jeſſo) ſei, ein Irrthum, den auch der Ruſſe Spangberg (1739) noch nicht widerlegte, ſondern der erſt im J. 1787 durch den großen la Pérouſe, welcher die nach ihm benannte Straße entdeckte, und Karafta und Jeſſo als zweierlei Inſeln nachwies, beſeitigt ward. Aber erſt durch des Capitains Broughton (1797) [2]) und des Admirals von Kruſenſtern [3]) (1805) Unterſuchungen der Küſten von Jeſſo, wurden die Materialien zur Berichtigung der Karte dieſer Inſel geliefert, und dieſer berühmte Admiral hat dieſelben ſelbſt in einem beſondern Memoire zuſammengeſtellt und die beſte Karte der Inſel (in ſeinem **Atlas de l'Océan pacifique** enthalten) geliefert.

Der japaniſche Name **Jesso, Jeso, Yeso** oder **Yezo** (chineſiſch **Hia i**) bedeutet Barbaren mit Seekrebſen (**barbares à crevettes**), und iſt eigentlich kein Landesname, ſondern der japaniſche Name des Volkes, das ſich ſelbſt Aino oder Ainu nennt. Doch bezeichnen die Japaner und Europäer auch die Inſel mit dieſem Namen, deren ſüdlicher Theil, welcher eine japaniſche Coloniſation erhalten hat, Diſtrict des Fürſten von Matsmaye genannt wird. Dieſen Namen Matsmaye dehnen viele europäiſche Geographen fälſchlich auf die ganze Inſel aus; höchſtens dürfte man aber den von den Japanern coloniſirten Theil ſo nennen, welcher in der japaniſchen Geſchichte auch den Namen Toſo Yeso (d. i. verbündete Aien) führt. Die Annahme von Kruſenſtern's, daß mit dem weitern Vorrücken der japaniſchen Colonien auf Jeſſo dieſer Name verſchwinden werde, iſt daher, wie ſchon Klaproth bemerkt, nicht ſtatthaft. Was den Namen Inſu betrifft, welchen Broughton in der Vulkansbai aus dem Munde der Ainu gehört hat, ſo beruht derſelbe vielleicht auf einem Irrthume; abſurd aber iſt die Ableitung des Wortes Jeſſo von dem holländiſchen Eigennamen Eso (d. i. Eſau), welche, wie ich glaube, Reinhold Forſter deshalb adoptirte, weil man ſeit Spangberg die Inſulaner nur haarige Kurilen nannte, und dieſe wegen ihres angeblichen Behaartſeins mit Eſau verglich.

Die Grenzen der Inſel Jeſſo ſind: 1) im Süden die Tſkukarſtraße (japaniſch **Kunidono seto**), zwiſchen Jeſſo und Niphon, ſo genannt von dem Cap Tſkukar, dem nördlichſten Vorgebirge Niphons. Durch Verdrehung des Wortes **Tskukar** wurde ſie bisher immer Sangarſtraße genannt; auch galt ſie lange Zeit für die einzige Communication zwiſchen dem tatariſchen Golf und dem ſtillen Ocean, bis la Pérouſe die nach ihm benannte Straße entdeckte. 2) Die Straße la Pérouſe zwiſchen Jeſſo und Karafta. 3) Im N.O. eine unbenannte Meerenge zwiſchen Jeſſo und der kuriliſchen Inſel Kunaſiri oder Kunaſchir, welche Laxmann im J. 1793 zuerſt durchſchiffte und daher deſſen Namen zu tragen verdient. Jeſſo's Geſtalt läßt ſich aber am Beſten mit einem Dreieck vergleichen, deſſen drei Spitzen ſich wie Fühlhörner ſüdweſtlich gegen Niphon, nördlich nach Karafta und nordöſtlich gegen Kunaſiri- erſtrecken, die Inſel als einen Inſelknoten charakteriſirend, der den in der Nautik unerfahrenen Ainos, auf ihren Küſtenfahrten in zerbrechlichen Piroguen, eine Vermittelungsſtation zu ihrer Beſitznahme der Inſeln dieſes ſtürmiſchen Oceans und der unwirthbaren Küſten der Tatarei um die Amurmündung darbot, und es auch den Japanern möglich machte, ihre Anſiedlungen und Handelsverbindungen in den genannten Gegenden zu verbreiten. Die Geſtade von Jeſſo ſind jedoch ſehr ausgezackt, und ſchon von Kruſenſtern bemerkt (II. p. 49), daß dieſe Inſel wegen ihrer vielen Vorgebirge und tiefen Baien eine der merkwürdigſten der Erde ſei. Auf der Südoſtküſte ſind es beſonders die von Broughton entdeckte Vulkansbai (auf japaniſchen Karten **Outchiura**, d. i. die Innere, genannt) und die Bai der guten Hoffnung, auf der Weſt- und Nordküſte aber die durch von Kruſenſtern entdeckten und aufgenommenen Baien Kutuſoff, Suchtelen, Stroganoff und Romanzoff, welche der Inſel dieſe Begünſtigung verſchaffen, und wodurch wir zu der Bemerkung veranlaßt werden, daß bei dieſem Aufgeſchloſſenſein von der maritimen Seite her, die Inſel bei einer etwanigen künftigen Coloniſation durch Europäer oder bei weiteren Civiliſationsfortſchritten der keineswegs ſtationairen Japaner, einſt wichtig werden kann,

*) Lehmann, Chronik von Speier. S. 7. 13. 39. 40. Simon's Beſchreibung der Biſchöfe. S. 1.

1) Noch in dieſem Augenblicke (1838) hat keine Autopſie eines Europäers über die Streitfrage entſchieden, ob Karafta (Saghalien) eine Inſel oder eine Halbinſel ſei; Ritter (Erdkunde. IV. S. 449) nennt ſie nach Prüfung ſämmtlicher Berichte der europäiſchen Seefahrer, welche dieſe Gegenden beſuchten, und der der Japaner, ein Vorland oder ein Glied des aſiatiſchen Continents, das auf der ſeltſamen Grenze der völligen Iſolirung und des Wiederanwachſens als Halbinſel zum Erdtheile ſteht. 2) *W. R. Broughton*, A voyage of Discovery to the North Pacific Ocean etc. etc. performed in his Majesty's Sloop Providence and her Tender, in the years 1795—1798. (London 1804 4.) p. 88—114. 269—297. 3) Reiſe um die Welt in den Jahren 1803—1806, auf Befehl Sr. kaiſerl. Majeſtät Alexander's I., auf den Schiffen Nadeshda und Newa, unter dem Commando des Capitains A. J. v. Kruſenſtern. 2. Aufl. (Berlin 1816. 16.) 2 Thle. 2. Th. S. 33—79. 97—109.

Digitized by Google

indem es ihr auch nicht an Areal gebricht, deſſen Größe in Zahlen neuerlich durch von Siebold aus Berechnung einer genauen japaniſchen Karte auf 1286,92 geographiſche Quadratmeilen beſtimmt worden iſt, wozu noch 5,98 ſolcher Quadratmeilen kommen, welche die Atmoſphäre der kleinen Geſtadeinſeln einnimmt [4]).

Von den durch directe Obſervation beſtimmten Küſtenpunkten der Inſel ſind es vorzüglich folgende, welche uns einer Aufführung werth ſcheinen.

a) Auf der Nordküſte Cap Soya, der nördlichſte Punkt der Inſel, nach v. Kruſenſtern's bei ſtürmiſcher Witterung gemachter und daher etwas unſicherer Obſervation in 45° 31′ 15″ nördl. Br. und 218° 9′ weſtl. L. von Greenwich. Dieſer Punkt verdient auch um deswillen einer Aufführung, weil er von dem kaiſerlich japaniſchen Hofaſtronomen zu Jeddo mit europäiſchen Inſtrumenten und zwar auf 45° 28′ nördl. Br. und 7° 9′ öſtl. L. von Miaco (der Reſidenz des Daïri auf Niphon) aſtronomiſch beſtimmt worden iſt. Da nun, zu Folge v. Siebold's Bemerkungen, der Meridian von Miaco = 135° 40′ öſtl. L. von Greenwich, ſo würde die Längenbeſtimmung des Japaners für Cap Soya = 217° 51′ weſtl. L. von Greenwich betragen, und von v. Kruſenſtern's Beſtimmungen um 18′, bei der Breitenbeſtimmung aber nur um 3′ 15″ differiren.

b) Auf der Weſtküſte nach v. Kruſenſtern:

Cap Shaep	unter	45°	21′	0″	nördl.	Br.	217°	48′	0″	weſtl.	L.	von	Greenwich.
Cap Romanzoff	—	45	25	15	=	=	218	25	30	=	=	=	=
Cap Maleſpina	—	44	42	15	=	=	228	41	30	=	=	=	=
Cap Schiſchkoff	—	44	25	0	=	=	218	28	0	=	=	=	=
Cap Takaſima	—	43	21	15	=	=	219	29	0	=	=	=	=
Cap Okamuy	—	43	11	0	=	=	219	46	30	=	=	=	=
Cap Rayten	—	42	57	0	=	=	219	44	0	=	=	=	=
Cap Kutuſoff	—	42	38	0	=	=	219	59	0	=	=	=	=
Cap Oota Nizawa	—	42	18	10	=	=	220	14	0	=	=	=	=
Cap Sineko	—	41	38	30	=	=	226	6	30	=	=	=	=

Dies letztere iſt die ſüdweſtlichſte Spitze der Inſel; die Caps Takaſima und Okamuy aber ſind die hervorragendſten Spitzen der weit vorſpringenden Halbinſel Nowoſilzoff.

c) An der Südküſte: Cap Nadeshda, der ſüdlichſte Punkt der Inſel unter 41° 25′ 10″ nördl. Br., 219° 50′ 30″ weſtl. L. von Greenwich. Die Stadt Matsmaye oder Matsmaï, unter 41° 32′ nördl. Br. und 219° 56′ weſtl. L. von Greenwich.

d) An der Südoſtküſte nach Broughton's Obſervation: Hafen Endermo im Nordoſtwinkel der Vulkansbai, wo Broughton landete, unter 42° 19′ 29″ nördl. Br. und 218° 52′ 24″ weſtl. L. von Greenwich. Cap Eſarne, die ſüdweſtliche Spitze der Vulkansbai, in 41° 49′ 20″ nördl. Br., 218° 49′ weſtl. L. von Greenwich. Auf v. Siebold's Überſichtskarte der japaniſchen Inſeln finden ſich die japaniſchen Benennungen folgender Vorgebirge: das ſüdöſtlichſte Cap der Inſel: Cap Jerimo, das Vorgebirge am Südeingange der Straße, welche Jesso von Kunasiri trennt: Cap Sireto. Das Vorgebirge am Nordeingange der genannten Straße: Cap Siritoko.

Was das Relief der Inſel betrifft, ſo iſt daſſelbe noch von keinem Europäer erforſcht worden; denn ſowol Broughton's, als v. Kruſenſtern's und Golownin's, des Gefangenen in Matsmaï, Beobachtungen beſchränken ſich nur auf die Küſten. Die nämliche Kette von Schneebergen, welche den nördlichen Theil von Niphon in nordöſtlicher Richtung durchläuft, durchzieht auch die Inſel Jeſſo in derſelben Richtung, und v. Kruſenſtern (II. p. 43. 44) glaubt, es ſei nicht unwahrſcheinlich, daß beide Inſeln durch irgend eine gewaltſame Revolution von einander getrennt wurden, ſowie man annimmt, daß die Trennung von England und Frankreich, von Gibraltar und Afrika und von Sicilien und dem italieniſchen Feſtlande ſtattgehabt hat. Die geringe Breite der Tſukarſtraße, die ſteilen Felſenufer, die gleiche Anzahl der Caps an beiden Seiten, die er wahrnehmen konnte, und deren Lage ihm diejenige Übereinſtimmung zu haben ſchien, welche eine ſolche Trennung vorausſetzen, die gleiche Richtung der hohen Bergkette, die nur durch die Tſukarſtraße unterbrochen zu ſein ſcheint, und die Nähe des hohen Vulkans Pic Tileſius auf Niphon, drangen ihm dieſe Muthmaßung auf. Die gleichmäßige nordöſtliche Richtung der Bergketten auf Japan und Jeſſo iſt aber, wie dies Leopold von Buch zuerſt hervorhob, der ganzen Reihe der nordoſtaſiatiſchen vulkaniſchen Inſelkette eigen, von welcher Jeſſo nur ein Glied iſt, und v. Kruſenſtern ſelbſt bemerkte auf Jeſſo, an der Südoſtküſte der Stroganoffbai einen Vulkan. Dieſer liegt nahe bei dem überaus hohen unter 42° 50′ 15″ nördl. Br., 218° 48′ 30″ weſtl. L. von Greenwich fixirten Pic Rumofsky (v. Kruſenſtern II, 52); v. Kruſenſtern ſah aus demſelben Rauch und Flammen aufſteigen, konnte aber den Krater nicht gewahr werden. Capitain Broughton (Voy. p. 94. 102. 104) bemerkte von der Vulkansbai aus ebenfalls drei brennende Vulkane, deren einer vier Meilen öſtlich der an der Südküſte belegenen Stadt Fakodate (Khakodade bei Golownin) unter 41° 50′ nördl. Br., 218° 50′ weſtl. L. von Greenwich, der zweite vier Meilen nördlich der genannten Stadt unter 42° 6′ nördl. Br., 218° 20′ weſtl. L. von Greenwich belegen, der dritte aber nach Leopold von Buch's Dafürhalten (Geographie der Vulkane in Poggendorf's Annalen XXI, Reihe der japaniſch-kuriliſchen Inſeln) mit dem

4) v. *Siebold*, Nippon Archief voor de Beschrijving van Japan. Heft I. (1832).

von v. Kruſenſtern geſehenen identiſch iſt. Aus dem Berichte Broughton's läßt ſich ſchließen, daß die centrale Bergkette der Inſel ſich gegen N. O. hin allmälig ſenke und an der Südoſtküſte zuweilen ſchmale Ebenen übrig laſſe. Daſſelbe Verhältniß ſcheint in nördlicher Richtung gegen die Straße la Pérouſe hin ſtattzufinden, obgleich die Berge noch dort Anfangs Mai mit Schnee bedeckt waren, und in der Bai, deren Endpunkte die Caps Maleſpina und Schiſchkoff bilden, fand v. Kruſenſtern das Land um vieles niedriger, als dasjenige, welches er weiter im Süden geſehen hatte, und das nur aus einer ununterbrochenen Reihe von hohen Schneekuppen ohne die geringſte Abwechſelung beſtand. Nur einen einzigen Berg von ziemlicher Höhe, in 44° nördl. Br., 218° 6′ weſtl. L. von Greenwich, mit einem niedrigen Vorlande, konnte man als einen ausgezeichneten Punkt in dieſer Bai anſehen; er erhielt den Namen des berühmten nordiſchen Naturforſchers Pallas. Der nördliche Theil von Jeſſo, ſagt v. Kruſenſtern (II. p. 58), iſt bis auf eine ziemliche Entfernung vom Meere, wo Schneeberge emporſtarren, niedrig, ſtark bewaldet und der Cultur günſtig. Nach Klaproth [5]) beſteht das Innere der Inſel aus einer Ebene, in welcher die von dem Südabhange der nördlichen und von dem Nordabhange der ſüdlichen Gebirge herabfließende Waſſer zwei Seen bilden (iſt dieſe Ebene eine Caldern?), deren öſtlicher einen Strom zur Oſtküſte, der weſtliche aber, welcher auf des Japaners Rinſiſee Karte von Jeſſo [6]) den Namen Oo-nouma führt und ein Areal von vier Quadratri enthält, einen andern Strom zur Weſtküſte entſendet. Es iſt dies der Isikari gawa (d. i. Steinwälzer, rivière qui chasse les pières), welcher nach einem ſtürmiſchen Südoſtlaufe (ob in Kataraktenʔ) mit einer Breite von zehn Matſi (= 440 par. F.) in den Golf Stroganoff mündet, der japaniſchen Encyklopädie zufolge ſeiner großen Schnelligkeit halber nicht paſſirt werden kann [7]), und den Rinſiſee als den Hauptſtrom von der Inſel (la grande rivière du pays) bezeichnet. Die gedachte Karte Rinſiſee's ſetzt auch an der Südoſtküſte der Stroganoffbai den Pic Siribetſou oder Siribeſi, welcher dem Commentar zu dieſer Karte nach, der höchſte Gipfel der Inſel und höchſt wahrſcheinlich der obengedachte Pic Rumoſsky iſt, den v. Kruſenſtern als überaus hoch bezeichnet. Andere ausgezeichnete Kuppen auf Rinſiſee's Karte ſind die Pics Dutchioura yama, Kinſan, Douſou yama, Duſougadake, Yououbari, Kouſouridake, welche ſich von S. nach N. um die Vulkansbai reihen und unter denen gewiß einer der von Broughton geſehenen Vulkane iſt; ferner im Diſtricte des Fürſten von Matsmaye, der ganz mit Thuya japonica bedeckte und 30 Ri im Umfange haltende Kamino kouni yama, ſowie der Senkendake, und endlich in N. der centralen Ebene die Pics Yououbetſou und Akanou-nooka. Das Innere des Gebirges ſchildert Rinſiſee als eine große Wildniß voller Felsabſtürze, zwiſchen welchen man Wälder und Plantationen ſehe. Die hindurchführenden Wege beſtänden aus ſchmalen Fußſteigen, welche ſelbſt für Fußgänger ſchwer zu paſſiren ſeien, obgleich die Einheimiſchen dieſelben zu finden wüßten. Der ſteilſte Felſen halte dieſe Menſchen nicht auf, ſie umgingen ihn nicht, ſondern erſtiegen ihn [8]). Sie bilden demnach in dieſer Beziehung ein Gegenſtück zu den Gallas in Afrika, welche durch die reißendſten Ströme ſchwimmen (Ritter's Erdkunde, 2. Aufl. I. p. 132).

Außer dem oben beſchriebenen Iſikarigawa gibt es noch eine große Menge von Flüſſen auf der Inſel; v. Kruſenſtern und Broughton bemerkten die Mündungen mehrer derſelben und Golownin wurde auf dem Transporte von Atkis nach Matsmaï über mehre waſſerreiche Ströme geführt. Allein von allen dieſen kennen wir nur die Namen einiger, welche auf v. Kruſenſtern's Karte nachzuſehen ſind. Auf ihren wenigſtens zu Zeiten großen Waſſerreichthum läßt ſchon die Schneebedeckung der Gebirge ſchließen. Auch an Landſeen fehlt es nicht. Alle Berichte ſchildern uns das Klima von Jeſſo als kälter als das jedes andern Landes unter gleicher Breite; ſelbſt in dem Diſtricte des Fürſten von Matsmaï, der doch den ſüdlichſten Theil der Inſel einnimmt, ſoll der Schnee in den Ebenen und Thälern von November bis zum April liegen bleiben und das Thermometer bis auf 15° R. unter 0 fallen. In den Sommermonaten ſind Regengüſſe und Orkane ſehr häufig und der Himmel iſt faſt beſtändig bewölkt. Rinſiſee ſchildert jedoch den ſüdlichen Theil des Landes als recht fruchtbar; Pflanzen und Bäume kämen hier beſſer fort als in mehren Provinzen des eigentlichen Japans, beſonders der Fouki (Tussilago petasites). Das Rohr erreicht hier die Dicke des Bambus, und ſämmtliche Häuſer ſeien mit Halmen von dieſem Rohre umgeben. Hirſe, eine Bohnenart (Misu), eine kleine Wicke (Asouki), Melonen und andere Früchte kämen ſehr gut fort, aber für jedes andere eßbare Vegetabil ſei der Boden weniger geeignet. Getreide gedeihe zwar, doch ſeien die Körner nur klein [9]). Hiernach ſcheint die Angabe von Kruſenſtern's über die überaus große Rauhheit der Südküſte von Jeſſo wol übertrieben zu ſein (II. p. 43); allein er ſtieg auch hier nicht an das Land. Die centrale Gebirgskette bildet übrigens eine Wetterſcheide zwiſchen der rauheren Weſt- und der minder rauheren Oſtküſte, da ſie die von der Oſtküſte des aſiatiſchen Continents her wehenden Weſtnordweſt- und Weſtwinde aufhält, und man darf daher auf Jeſſo analoge Erſcheinungen im Klima erwarten, wie auf Niphon, wo die unter 36° nördl. Br. an der Weſtküſte belegene Bergkette Sira yama bei 7700 par. F. abſoluter Höhe mit ewigem Schnee bedeckt iſt, während der kaum 1° ſüdlicher, aber auf der Oſtküſte belegene 11,482 par. F. hohe und höchſte Berg Japans, der Fuſi no yama, Monate lang ſchneefrei emporragt [10]).

Die Berge der Inſel enthalten Gold, Silber, Kupfer

5) *San Kokf Tsu Ran To Sets* (de Rinsifée de Sendai), ou Aperçu général des trois royaumes, traduit de l'Original japonais-chinois par *J. Klaproth* (Paris 1832). p. 184. 6) Karte von Jeſſo in Plates and Maps zu *San Kokf Tsu Ran To Sets*. 7) Ibid. etc. p. 184. Note.

8) Ibid. p. 186. 9) Ibid. p. 227. 10) v. *Siebold*, Nippon Archief. Heft VI. p. 58.

und Blei, doch verſtehen die Eingeborenen (die Ainu) den Bergbau nicht, und ſelbſt die Japaner laſſen nur ein 18 Ri weſtlich von Matsmaï belegenes Bleibergwerk bearbeiten. An vielen Stellen trifft man Goldſand, den die Flüſſe in die Ebenen hinabführen, wo er ſich auf Räumen von 10—20 Ri findet. Zu Faboro an der Weſtküſte werfen die Meereswellen bei heftigen Nordweſtwinden auf eine Strecke von 40 Ri (= 28 geogr. Meilen) Goldſand an das Ufer, doch gibt es keine Goldwäſchen, weil man fürchten müſſe, ſagt Rinſifee, daß die Arbeiter vor Kälte ſtürben oder erkrankten. Übrigens verheimliche man überhaupt die Fundorte des Goldes und Silbers auf der Inſel, um durch das Bekanntwerden derſelben nicht die Ruſſen zur Beſitznahme des Landes anzulocken [11]). Was das bezeichnete Vorkommen des Goldſandes an der ſandigen und wüſten Küſte von Faboro betrifft, wo man auf einer Diſtanz von 40 Ri nur ein bewohntes Haus findet, ſo erinnert daſſelbe an analoge Verhältniſſe auf der portugieſiſchen Küſte von Coſta und Trafaria im Süden der Tejomündung, welche Küſte einer afrikaniſchen Wüſte gleicht, und wo man den Einwirkungen der Meereswellen die Vorarbeiten zur Gewinnung des Goldſandes überläßt [12]). Außer den genannten Metallen iſt von den Mineralproducten der Inſel noch Demantſpath bekannt, deſſen Klaproth in der Beſchreibung von Japan (Asintic Journal New series, Vol. VI.) bei der Provinz Muts gedenkt.

Allem Anſcheine nach iſt die Flora der Inſel ſehr reich, doch iſt ſie noch nicht erforſcht. Die ſchönſten Bäume kommen hier in großen Wäldern vor. Darunter ſind am häufigſten: die Thuya japonica (japaniſch Finoki); eine andere Art Thuya, Tanne von Jeſſo genannt, deren Holz zu verſchiedenen Meubeln von den Japanern verwandt wird; eine Fichtenart mit fünf nadelförmigen Blättern, deren Holz jedoch geringer geachtet wird, als das der vorigen Art; und der Pterocarpus flavus (japaniſch Woobek) [13]). Broughton glaubt, daß es wenige wildwachſende Pflanzen in England gäbe, welche ſich nicht auch hier finden ſollten, und führt unter den Bäumen, welche er in der Vulkansbai ſah, noch an: Ulmen, Eichen, Maibäume (may pole), Birken, Buchen, Linden, den Eibenbaum, die Silbertanne, den Hornbaum und den Saſſafras [14]). In dem Appendix zu ſeiner Reiſebeſchreibung gibt er dann das folgende botaniſche Verzeichniß: Betula alnus und alba, Pinus abies, Fraxinus nigra, Taxus baccata und nucifera, Ulmus campestris, Populus balsamea, Magnotia acuminata, Hydrangea arborea und scandens, drei Arten von Rubus, Rosa pomifera, Iris impatiens, Morus papyrifera mit der kleinen Frucht, Vitis japonica und vulpina, Artemisia mantisua und vulgaris, Polygonum viviparum und multiflorum (letzteres cultivirt), Triticum maritimum, Ocemum crispum (cultivirt), Mintha aquatica, Polypodium vulgare und villosum, Acrostichum trifolintum, eine Art Trichomanes, Allium, Fagus castanea und sylvestris, Chaerophyllum sylvestre, Lamium album, Zea Mais, Phaseolus, Raphanus, Corinthe mit blauen Blüthen, Lichen Bryum, eine Art Orchis, Juniperus sabina, Equesetum hiemale und arvense, Juncus sylvesris, Cytisus mit weißen Blüthen. Rinſifee führt unter den Pflanzen der Inſel an: ein Frühlingsmutterkraut mit weißen Blüthen (japaniſch Soun gikf, auch Koreï gikf, d. i. koreiſches Mutterkraut genannt, weil es aus Korea nach Japan verpflanzt wurde, wo es wegen ſeiner Schönheit und weil es eine der erſten Frühlingsblumen iſt, ſehr geſchätzt wird); ſchwarze Lilien; eine Pflanze, welche den Namen Tigerſtab führt, deren Stiel 6—7 Zoll im Umfange hat, und eine Höhe von 15—16 Fuß erreicht; eine Art Günzel (japaniſch Fouki), deren Stiel ebenfalls 6—7 Zoll im Umfange hat und deren Blätter eine Größe von zehn Quadratfuß erreichen; eine Art Blätterſchwamm (japaniſch Yebouriko), welche in den tiefen Gebirgsthälern auf den dicken Stämmen der Thuya japonica wachſen ſoll, und deſſen ſich die Ainu innerlich gegen Kolik, Würmer, Herzweh und Erbrechen bedienen; eine Kriechpflanze (Ikema der Japaner), welche die Ainu äußerlich und innerlich bei Wunden und gegen Schnupfen, Fieber und Geſchwülſte anwenden; eine Art Eiſenhütlein (japaniſch Bou si), Galium tuberosum; Chelidonium majus (japaniſch Knkouma kousa); Ginſeng, wahrſcheinlich eine Varietät von Panax quinquefolium, von der wir jedoch nicht erfahren, in welchem Werthe ihre Wurzel ſteht; capsicum annuum; Zuckerſeetang (Fucus Saccharinus, japaniſch Kumbu), welcher beſonders an den Süd- und Oſtküſten der Inſel in großer Menge an das Geſtade getrieben wird und wegen ſeines angenehmen Geſchmacks auch eine beliebte Speiſe der Japaner iſt, und endlich eine andere Seepflanze (japaniſch Kuro kuki, d. i. ſchwarze Schößlinge, genannt), welche ebenfalls eßbar iſt [15]). Von Vierfüßern und Vögeln, welche Broughton in der Vulkansbai ſah, führt dieſer Seefahrer an: Pferde, Hunde, Hirſche, Bären, Füchſe, Kaninchen, Adler, Krähen, Tauben, wilde Gänſe, Enten, Seeraben, Reiher, Strandläufer, Seemöven; andere Reiſende fügen noch Wölfe, Haſen, wilde Ziegen und Zobel hinzu, deren Bälge aber nur geringen Werth haben [16]). Rinſifee dagegen bringt über die Fauna der Inſel Folgendes bei: In den Wäldern, ſagt er, gibt es zwei Arten von Bären, deren eine (japaniſch Ofa kouma) Menſchen und Thiere angreift, die andere aber (japaniſch Ko kouma) weniger zu fürchten iſt [17]). Nur in dem Diſtricte des Fürſten von Matsmaï ſieht man Ochſen und Pferde, welche in den übrigen Theilen von Jeſſo

11) *San Kokf Tsu Ran To Sets* etc. p. 199. 200. 12) Vgl. v. Eſchwege, Geognoſtiſche Überſicht der Umgegend von Liſſabon in Karſten's Archiv für Mineralogie, Geognoſie ꝛc. 5. Th. S. 385—388. 13) *San Kokf Tsu Ran To Sets* p. 200. 14) *Broughton*, A voyage of Discovery. p. 109.

15) *San Kokf Tsu Ran To Sets* etc. p. 200. 201. 206. 207. 16) *Broughton*, Voyage of Discovery. p. 109. 17) Eine dritte Art (japaniſch Fikouma), ſagt Rinſifee, mit rothem Pelze, laufe mit Blitzesſchnelle, ſei daher ſelten ſichtbar, und werde für ein übernatürliches Weſen gehalten.

gänzlich fehlen. Von Säugethieren, welche im Waſſer leben, findet man den Biber, welcher beſonders in der Bai Outchiura ſehr häufig iſt und deſſen Bibergeil ſehr geſchätzt wird; die Seeotter (japaniſch Ratsouko oder Rakko) und Seekälber, welche Thiere ſämmtlich ſehr geſchätzte Felle liefern. Auch Tigerhäute wurden nach Rinſiſee ehemals aus Jeſſo nach Japan gebracht, woraus hervorgeht, daß die Verbreitungsſphäre des Tigergeſchlechtes ſich ehemals bis auf Jeſſo erſtreckte. Von Raubvögeln findet man den Geierfalk (gerfaut, japaniſch Daka), den Flußadler (Falco haliaetos. japaniſch Simatoli), Lämmergeier, den Schleierkauz (Strix flammea, japaniſch Sima fouko), mit deren Federn die Ainu ihre Pfeile verſehen. Von Fiſchen kommen an der Küſte der Inſel unter andern vor: Wallfiſche, deren Fang die Ainu auf Jeſſo ſo wenig, wie die Japaner verſtehen, doch ſehen ſie ihn als ihren großen Wohlthäter an, weil er ihnen die Kado oder Nisin (d. i. eine Art Heringe, welche getrocknet die gewöhnliche Nahrung der Ainu ausmachen) an die Küſte jagt, und Lachſe. Von den Weichthieren führt Rinſiſee an: eine Doride (japaniſch Namako), welche getrocknet in großen Quantitäten gegeſſen wird; das Seeohr (japaniſch Awabi), welches ebenſalls zur Nahrung dient. So weit Rinſiſee [18]). Nach Broughton (p. 109) kommen an den Küſten der Inſel auch Kabeljaue, Schwertfiſche, Klumpfiſche und Schildkröten vor. Die Bewohner von Jeſſo beſtehen aus Aboriginern und Eingewanderten. Die erſtgenannten gehören zu dem im nördlichen Theile des ſtillen Oceans weit umher zerſprengten Volke der Ainu oder Kurilen; die zweiten ſind Japaneſen, welche das Südende der Inſel coloniſirt haben.

Der Name Ainu oder Aino iſt derjenige, den ſich das Volk ſelbſt gibt, und bedeutet Menſch. Das Wort Guru bedeutet in ihrer Sprache daſſelbe oder auch ſo viel als Tribus, und ſoll davon der Name Kurilen herkommen, unter dem das Volk den Europäern ſeit Spangberg (im J. 1739) mit dem Beinamen der haarigen bekannt iſt. Nach andern Angaben ſoll ſich das Volk auch Ujut Jejeke nennen; von den Korjäken wird es Kuinala, von den Kamtſchadalen aber Kuſchi genannt. Bei den Japanern heißen ſie nicht allein Jeſſo, wie oben bemerkt, ſondern auch Atſouma Yebis (chineſiſch Toung i) d. i. öſtliche Barbaren und Moſin, (chineſiſch Maosin) und Momin (chineſiſch Mao min) d. i. haarige Männer. Der geographiſche Verbreitungsbezirk des Volkes der Ainu erſtreckt ſich von der Südſpitze Kamtſchatka's über die kuriliſchen Inſeln, die Inſeln Jeſſo und Karafta, bis auf die Oſtküſte des aſiatiſchen Continents um die Mündung des Amurſtromes; eine Verbreitung, welche der der Malaien ganz analog iſt, die auf der ſüdlichen Halbkugel nur einen kleinen Theil des Feſtlandes inne haben, aber auf den nahe liegenden Inſeln weit umher angeſiedelt ſind. Nach la Pérouſe's, v. Kruſenſtern's und Golownin's Schilderungen iſt die Geſichtsfarbe der Ainu dunkelbraun, ja faſt ſchwarz, etwa wie die der Anwohner der Berberküſte und wird dies Volk beſonders durch ſtarken Haarwuchs charakteriſirt, da den Männern der Bart bis auf die Bruſt herabhängt, das ſchwarze Haupthaar dick und ſtruppig iſt, Arme, Hals, Rucken und Bruſt, bei vielen auch die Beine, mit langen ſchwarzen Haaren bewachſen ſind, weshalb ſie von älteren Reiſenden als ganz rauh und behaart beſchrieben werden, ein Irrthum, den v. Kruſenſtern durch genaue Unterſuchung mehrer Individuen beſeitigt hat. Der Wuchs der Ainu iſt kaum etwas niedriger als der der Europäer, auch die Geſichtszüge nähern ſich den europäiſchen Formen und ſind den oſtaſiatiſchen ganz unähnlich; Arme und Beine ſollen jedoch im Vergleiche zum Körper etwas zu kurz ſein. Die Sprache hat nach Klaproth (Asia polyglotta, p. 302) zwar einige Verwandtſchaft mit den ſamojediſchen und tunguſiſchen Mundarten, ſcheint jedoch eine ganz eigene zu ſein, und iſt der Dialektunterſchiede ungeachtet, wenigſtens auf Kamtſchatka, den kuriliſchen Inſeln, Jeſſo und Karafta eine und dieſelbe [19]). Die Ainu ſind daher der Geſtalt und Sprache nach ein von ihren Nachbarn gänzlich verſchiedenes Volk, von dem es noch zweifelhaft iſt, welcher der verſchiedenen Racen des Menſchengeſchlechts es zugerechnet werden müſſe. Auch in Hinſicht der Gemüthsart ſtehen ſie iſolirt da; auf ihrem Geſichte iſt Herzensgüte mit unverkennbaren Zügen dargeſtellt, ihre Handlungen, ſagt v. Kruſenſtern (II. p. 99), entſprechen ganz dieſem auf dem Geſichte ausgedrückten Charakter, und ihre Mienen und Geberden verrathen etwas Einfach-Edles. Auch la Pérouſe erſtaunte bei einem ſo verlaſſenen armen Völkchen, das nur von Fiſchfang und Jagd ſeine Exiſtenz kümmerlich friſtet, ſo viel Würde und Sagacität des Geiſtes und den ſanfteſten Sitten gepaart zu finden; woraus Ritter (Erdkunde IV. p. 456) den merkwürdigen Schluß zieht, daß barbariſche Wildheit keineswegs nothwendig die urſprüngliche Entwickelung der menſchlichen Natur ſei. In Betreff einer genauern ethnographiſchen Schilderung des Volkes der Ainu, verweiſen wir auf den Artikel Kurilen und beſchränken uns hier auf eine Beſchreibung ſeines Zuſtandes auf der Inſel Jeſſo, ſo weit uns derſelbe bis jetzt durch europäiſche und japaniſche Berichte bekannt geworden iſt.

Der japaniſche Geograph Rinſiſee geſteht die Urgeſchichte der Ainu auf Jeſſo nicht zu kennen, obgleich in den Folgezeiten in der japaniſchen Hiſtorie und in chineſiſchen Werken von ihnen oft die Rede ſei. Doch theilt er folgende Sage der Ainu über ihren Urſprung mit. Ein Greis und eine alte Frau kamen an den Strand, um Nahrungsmittel zu ſuchen, jedoch ohne Erfolg. Ermüdet legten ſie ſich auf den Strand und ſchliefen ein. Da belehrte ſie ein Traumgeſicht, daß, um Nahrung zu finden, ſie das Meer mit einem Werkzeuge, das ſie im Traume ſahen, umrühren müßten, daß alsdann ein weißer Schaum entſtehen und dieſer das Geſuchte liefern würde. Erwacht, rührten ſie das Meer mit einem Ruder um, das neben ihnen lag, und ſahen alsdann unter dem Schaume eine große Menge kleiner Heringe, Niſin

18) *San Kokf Tsu Ran To Sets* etc. p. 201—204.

19) Vgl. Klaproth's Vocabularium der Ainuſprache in *San Kokf Tsu Ran To Sets* p. 242—252.

genannt, welche noch jetzt ſehr häufig an den Küſten von Jeſſo ſind. Die Wohnung dieſer alten Leute befand ſich zu Yeſaſi im Diſtricte des Fürſten von Matsmaï. Der Greis wurde nach ſeinem Tode Yebis oder Ibis (welches der Name des Gottes der Fiſcher bei den Ainu iſt) und ſeine Frau Omba oder die alte Göttin genannt. Über ihren Gräbern wurden zwei Tempel gebaut. Ihre Nachkommen vermehrten ſich ſehr, bis zu der Zeit, als Takedo Nobu ſiro nach Jeſſo kam (im J. 1443) und einen großen Theil der Inſel eroberte.

Die älteſte Erwähnung der Ainu unter dem Namen der Momin (Maomin der chineſiſchen Schreibart), geſchieht in dem chineſiſchen Werke Sa gai kio (Chan hai king), welches aus den Zeiten der Handynaſtie (regierte von 163 vor bis 221 n. Chr.) datirt, das Volk jenſeit des Oſtmeeres ſetzt, und ihnen einen ganz behaarten Körper zuſchreibt. Aus Rinſiſee's Berichte geht hervor, daß die Ainu in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung noch den nordöſtlichen Theil von Niphon, nämlich die heutigen Fürſtenthümer Dewa, Oſiu oder Muts, Jetſiſſen, Jetſingo und Jetſiu als Unabhängige bewohnten und noch im Jahre 658 n. Chr. dicht an die Japaner grenzten, andere ihres Stammes aber bereits unter dem Namen Tsika Yeso (d. i. nahe Ainu) unter den Japanern ſelbſt lebten. Im J. 762 n. Chr. wurde die Grenze zwiſchen dem japaniſchen Reiche und den unabhängigen Ainu durch den japaniſchen General Fuſiwara-no Yemi-no Aſſon Aſa Kaſe regulirt, welcher zum Andenken an dieſe Begebenheit vor dem Thore der damals feſten, jetzt aber zerſtörten Stadt Takaſeki in der Provinz Muts eine Steinſchrift errichten ließ[20]), aus welcher hervorging, daß die Grenze zwiſchen den Japanern und Ainu, damals 120 alte Ri (= 13 geogr. Meilen) von Takaſeki entfernt war, und zwar lief ſie durch den jetzigen Diſtrict Momo-no ſu in der Mitte der Provinz Muts. Doch dauerte dieſer hergeſtellte Friede nicht lange, denn um das J. 796 n. Chr., unter der Regierung des Daïri Kwan mu wurden die Ainu auf Niphon mit Krieg überzogen und beſiegt. Ihre gänzliche Unterwerfung und endliche Amalgamirung mit den Japanern erfolgte jedoch erſt weit ſpäter; denn noch im J. 1087 unſerer Zeitrechnung mußte der General Fori kawa ten oo neun Jahre lang die Atſouma Jebi (d. i. öſtliche Barbaren oder Ainu) in der Provinz Muts bekämpfen[21]) und erſt im Jahre 1443 konnten die Japaner nach Jeſſo übergehen, um ſich auch hier niederzulaſſen. Klaproth in ſeinem Berichte über v. Siebold's Abhandlungen über den Urſprung der Japaner[22]), bezweifelt zwar[23]) die Identität der Atſouma Jebi und der Ainu, indeſſen beſtätigt Rinſiſee dieſelbe ausdrücklich in San Kokf Tsou Ran To Sets cet. p. 211—219. Es folgt hieraus, daß die Ainu die Aboriginer von Niphon waren, und es geht auch hieraus die Möglichkeit hervor, daß dies Volk ebenſo gut von Süden her ſeine jetzige Verbreitungsſphäre einnehmen konnte, wie von Norden, d. i. oom Cap Lopatka her, wie dies la Pérouſe hypothetiſirte[24]), da ihnen in beiden Fällen die Inſel Jeſſo eine Vermittlungsſtation darbot.

Der Zuſtand der Ainu auf Jeſſo ſcheint beſſer, das Volk hübſcher, ſtärker und unternehmender zu ſein, als auf Kamtſchatka und den kuriliſchen Inſeln. Ein Theil deſſelben lebte früher im Diſtricte des Fürſten von Matsmaï unter dem Namen der Toſo Yeſo (d. i. verbündete Ainu, ſ. oben), jetzt aber haben ſie dieſen Diſtrict verlaſſen und bewohnen in Unabhängigkeit, obgleich unter Aufſicht, die fünf übrigen Diſtricte der Inſel, welche ihrer reſpectiven Lage wegen, der öſtliche (Monasi kur in der Sprache der Ainu), nordöſtliche, nördliche, weſtliche (Siyum kur in der Ainuſprache) und mittlere (in welchem ſich die obgedachte centrale Ebene befindet) heißen, und wohin die Japaner des Handels wegen kommen. Die Inſulaner des öſtlichen Diſtricts werden von den Japanern O mi katta Yeſo (Yu wei fang Hiai der chineſiſchen Schreibart), d. i. Barbaren der kaiſerlichen Partei, genannt, weil ſie unter der Herrſchaft des Fürſten von Matsmaï ſtehen, dem ſie mit genauer Kenntniß des japaniſchen Ceremoniels zu Neujahr gratuliren. Diejenigen, welche an den Grenzen des Diſtricts des Fürſten oon Matsmaï wohnen, heißen bei den Japanern collective genommen Kutſi Yeſo oder Grenzaïnu (barbares de la bouche du pays), die von dieſer Grenze entfernten aber Oku Yeſo, d. i. Ainu des Binnenlandes, während die Bewohner des nordöſtlichen Diſtricts (Menasi kur) Yama sumi Yeso, d. i. Bergaïnu, genannt werden. Mit dem Namen Hikaſi Yeſo endlich werden nach v. Siebold (Nippon Archief, Heft 1) die vier ſüdlichſten noch zu dem japaniſchen Reiche gehörigen kuriliſchen Inſeln belegt.

Die Hütten der Ainu ſind ſehr einfach; ſie beſtehen gewöhnlich nur aus einem Gemache, deſſen Dach auf Pfählen ruht und wie die Wände mit Rohr ausgeflochten iſt. In der Mitte dieſes Gemaches, deſſen Fußboden mit Rohrmatten und Thierhäuten bedeckt iſt, befindet ſich die Feuerſtätte und an jeder Ecke der Decke iſt eine kleine Öffnung zum Abzuge des Rauches angebracht. Die Hütten in der Romanzoffbai, welche v. Kruſenſtern ſah, waren mit allen japaniſchen Geräthſchaften verſehen und verriethen einen gewiſſen Wohlſtand. Die ganze Familie wohnt und ſchläft in der größten Eintracht beiſammen, da es keinen Unterſchied zwiſchen Herren und Dienern gibt. In jedem Hauſe bemerkte v. Kruſenſtern einen jungen Bären, der darin aufgezogen wurde und ſeine Stelle in einem Winkel hatte; kein Hausbeſitzer war zu deſſen Verkaufe zu bewegen, obgleich er doch der unruhigſte Bewohner des Hauſes zu ſein ſchien. Der Bericht Rinſiſee's, daß die Weiber dieſe Bären eine gewiſſe Zeit lang ſäugten, ſcheint jedoch eine Übertreibung zu ſein. Neben einigen Hütten ſieht man Käfige, worin Eulen (Strix flammea) oder junge Adler aufgezogen werden, um deren Federn zu den Pfeilen zu benutzen. Nach Rinſiſee

20) Vgl. das Nähere über dieſe Steinſchrift weiter unten in dem Art. Itai gawa-no mouro. 21) Klaproth in Berghaus' Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde. II. S. 351. 22) Ebend. S. 321—353. 23) Ebend. S. 351.

24) *La Pérouse*, Voyage. Tom. III. p. 114. 115.

Digitized by Google

zählt man im Ganzen etwa 116 Dörfer in den fünf obgenannten Diſtricten, nämlich 51 in dem öſtlichen, 7 im nordöſtlichen, 4 im nördlichen, 41 im weſtlichen und 13 in dem mittlern Diſtricte; 107 dieſer Dörfer liegen am Meeresgeſtade; die Zahl derſelben im nordöſtlichen Diſtricte, ſetzt Rinſiſee hinzu, ſei nicht genau anzugeben; zwei derſelben, Sukoro oder Skuro und Taſaſiri, welche von Bergaïnu bewohnt werden, bezeichnet er als ſehr groß.

Die Nahrung der Aïnu beſteht in Reis, der nur in Waſſer erweicht und nicht gekocht wird, vorzüglich aber in getrockneten Fiſchen (Niſin oder Kadu, ſ. oben) mit Zuckerſeetang gekocht und mit ein wenig Öl vermiſcht, das aus Fiſchleber gewonnen wird. Aber auch Bären-, Hunde- und das Fleiſch anderer Thiere, die ſie auf der Jagd erlegen, ſowie die Doride und das Seeohr, werden gegeſſen. Der japaniſche Reiswein (Sake), der ihnen nur in beſtimmten Quantitäten zur Verhinderung der Trunkenheit von den Japanern verkauft werden ſoll, ſowie Rauchtabak, ſind ſehr beliebt. An der Romanzoffbai war Schneewaſſer das allgemeine Getränk. Die Kleidung beſteht aus Fellen von Hunden, Seehunden und Bären; aus Kleidern, welche von einem groben, aus Baumrinde und Pflanzenfaſern von den Weibern gewebten Zeuge gefertigt werden, ſowie aus Kleidern, wozu ſie die Stoffe von Japanern, Chineſen und Mandſchu eintauſchen, woher es kommt, daß in einer und derſelben Familie oft jedes einzelne Glied derſelben verſchieden gekleidet iſt. Auch alte Kleidungsſtücke ſcheinen eingetauſcht zu werden. Das Haupthaar hängt bei den Männern wild herum, Kopf- und Fußbekleidung fehlt bei beiden Geſchlechtern, nur bei Schneewetter ſieht man ſie zum Theil in japaniſchen Mützen. Die Reichen tragen goldene Ohrringe; Ärmere begnügen ſich mit kupfernen oder zinnernen. Die Frauen befeſtigen das Haar auf dem Kopfe und bilden einen Knoten daraus. In den Ohren tragen ſie zwei bis drei kettenartig zuſammengefügte Ringe, die Lippen färben ſie blau oder grün, den obern Theil der Hände und Füße tätowiren ſie, und ihr Halsſchmuck beſteht aus einer Schnur von blauen Glaskorallen und japaniſchen Silber- und Kupfermünzen, woran eine runde und façonnirte Silberplatte (Sitoki) hängt. Diejenigen Aïnu, die in der Nähe der Japaneſen wohnen, erhalten von dieſen eine Kleidung aus Hanf, welches grobem ungebleichtem Segeltuche gleicht, und nach japaniſcher Sitte geſchnitten iſt. Die Älteſten bekommen baumwollene und ſeidene Zeuche, und bei Auszeichnungen gibt ihnen die Regierung ein koſtbares, mit Silber oder Gold geſticktes Kleid, oder einen Säbel in ſilberner Scheide.

Die Hauptbeſchäftigung beſteht in Jagd und Fiſchfang. Sobald die Aïnu ein Thier erblicken, verfolgen ſie es über Berge und Felſen, und ſelten entſchlüpft es ihnen, da ſie außerordentlich ſchnellfüßig und ſehr geſchickte Bogenſchützen ſind. Die Waffen beſtehen aus Bogen und vergifteten Pfeilen [25]), kurzen Säbeln, welche ſie von den Japanern eintauſchen; dem Yeri tanne, d. i. einer auf einen Stock geſteckten Kugel mit runden Knoten; dem Yumaſa, d. i. einem gekrümmten, mit Kupfer garnirten Dolche und kleinen Meſſern, welche in Scheiden ſtecken. Die Piroguen beſtehen aus ausgehöhlten Tannenſtämmen mit einem aufgeſetzten Rande, der ihre obere Weite vermehrt und indem er vor- und rückwärts fortläuft, die beiden Enden zuſpitzt. Die Netze werden aus Lindenrinde gefertigt und mit Eichenrinde gefärbt. In der Verfertigung der genannten Artikel beſteht aber auch ihre ganze Kunſtfertigkeit. Eine Schrift haben ſie nicht und ihr Recht beruht auf dem Herkommen.

Polygamie iſt bei den Aïnu erlaubt; der Mann nimmt ſo viel Frauen, als er ernähren kann, und im Falle er reich genug iſt, hat er in jedem Orte, wohin ſeine Geſchäfte ihn führen, eine ſolche. Jede Frau hat eine beſondere Wohnung. Geſchwiſter und andere Verwandte heirathen unter einander, um die Verbindungen mit andern Familien zu verhinderu. Dem Ehebrecher werden die Haare ausgeriſſen. Muſik iſt dem Aïnu unbekannt; bei Feſten ſingen ſie zwar, allein der Geſang gleicht eher dem Brüllen des Ochſen, als einer harmoniſchen Cadence, ſagt Rinſiſee. Auch ſingen ſie ſtets einen und denſelben Geſang. Im nördlichen Theile der Inſel allein haben ſie ein Saiteninſtrument, das ſie aus der Tatarei erhalten haben. Der Tanz beſteht aus bloßen Drehungen des Körpers, wozu die Frauen ſingen und den Takt mit den Händen ſchlagen. Feierliche Tänze werden durch 26 Perſonen, nämlich durch 21 Männer und 5 Frauen, ausgeführt. Der japaniſche Autor hat die Namen der 26 Perſonen, welche er tanzen ſah, aufgeſchrieben; die Männer hießen: Futuro, Faruma, Iwo, Yarigaye, Moyoï, Liſaïn, Nozua, Oſu-ziri, Ziro, Zitets, Rokto, Fasze, Kuremama, Uſiſiro, Ziamo, Dobukura, Tſuſi-ſaye, Mokero, Akiuko, Dovan und Fantſio, die Frauen: Omu, Omas, Oſtaki, Ziko und Rari. Das Grüßen der Männer geſchieht, indem ſie beide Hände mit ausgeſpreizten Fingern in das Geſicht führen, ſie langſam an den Bart herabſinken laſſen, zu gleicher Zeit den Kopf biegen, und demjenigen, dem der Gruß gilt, ſcharf in die Augen ſehen; vor ehrwürdigen Perſonen wird dieſer Gruß zwei bis drei Mal wiederholt.

Die Religion der Aïnu ſcheint ein Sterndienſt zu ſein, und zwar ſollen ſie Sonne und Mond, oder vielmehr die beiden Geiſter anbeten, die in denſelben wohnen; welcher dieſer Geiſter den Namen Kamoï führt, zu deſſen Ehren ſie nach Rinſiſee auf den Bergen und an den Meeresküſten Feuer anzünden, iſt unbekannt. Auch erfährt man von Rinſiſee nichts Näheres über die von ihm genannten Gottheiten Yebis oder Ibis und Omba, von denen oben die Rede war. Prieſter und Tempel haben die Aïnu nicht, auch Idole ſcheinen zu fehlen. Die Todten begraben ſie in einem großen Kaſten, und ſtellen die Eß- und Trinkgeſchirre, ſowie andere Utenſilien

25) Das Gift wird aus den Samenkörnern der Pflanzen Busi (einer Art Eiſenhütchen) und Capsicum annuum und aus einer Spinne mit langen Beinen (wahrſcheinlich Phalangium arenoides, nach Klaproth) bereitet. Man vermiſcht dieſe Ingredienzien, ſtößt ſie klein und erwärmt die Miſchung über dem Feuer.

Digitized by Google

des Verſtorbenen neben deſſen Leichnam. Wenn ſie den Verſtorbenen ehren wollen, errichten ſie auf ſeinem Grabe einen fünf Fuß hohen Pfahl, und hängen ſeinen Säbel daran. Die Körper der an den Maſern und Blattern Verſtorbenen werden der freien Luft ausgeſetzt; getrauert wird um Niemanden. Eine Standeverſchiedenheit gibt es nicht, in jedem Dorfe iſt der geachtetſte Greis das Haupt der Gemeinde, deren Angelegenheiten er beſorgt, und zu welchem Amte er von den Japaneſen ernannt wird. Übrigens bekümmern ſich die Japaner nicht um die innern Angelegenheiten der Ainu, und begnügen ſich damit ſie zu beobachten, weshalb ſich in jedem Dorfe ein japaniſcher Beamte befindet, der dafür ſorgt, daß die Ainu nicht in Verkehr mit andern Nationen treten und der auch den Handelsverkehr beaufſichtigt. Die Bedürfniſſe, welche die Ainu ſich nicht ſelbſt anfertigen können, werden ihnen theils von den Japanern zugeführt, theils holen ſie ſich dieſelben ſelbſt von der Inſel Karafta, den kuriliſchen Inſeln Kunaſiri (Kunaschir der europäiſchen Karten), Yedoroſu (Iturup der Europäer) und Ki-itatſub (deren europäiſcher Name unbekannt iſt) und den Rakko-ſima (d. i. Inſeln der Seeottern, nach Klaproth die nördlichen Kurilen).

Der Handelsverkehr auf der Inſel ſelbſt beſteht darin, daß die Japaner in jedem Ainudorfe ein temporäres Haus errichten, worin ſie ihre Waaren deponiren, welches den Namen Un ſio ya führt und wohin die Inſulaner kommen, um die Producte ihres Landes gegen japaniſche auszutauſchen. Für dieſe Erlaubniß zahlen die Ainu dem Fürſten von Matsmaye jährlich ein gewiſſes Geſchenk. Auf Karafta vertauſchen die Ainu von Jeſſo ihre Landesproducte gegen blaue Glaskorallen (japaniſch Musinosu), Adlerflügel, Tabakspfeifen, ſeidene Zeuche mit geſtickten Drachen, Satins, baumwollene Zeuche und buntes Linnen. Die Glaskorallen kommen von der Küſte von Karafta, ebenſo die Adlerflügel, welche ſich indeſſen auch auf der Küſte von Jeſſo finden; die Tabakspfeifen aber ſind von katariſcher Arbeit, weil darauf Mandſchuinſcriptionen ſind. Die Zeuche ſind chineſiſch und werden von den Mandſchu von Peking nach Karafta gebracht. Auch erhält man dieſelben Waaren öfter zu Matsmaye durch die Ainu, und Glaskorallen gehören zu den Geſchenken, welche der Fürſt von Matsmaye jährlich dem Seogun zu Jeddo überſenden muß. Doch kann der Handel nach Karafta wegen der Gefährlichkeit der Strömungen zwiſchen dieſer Inſel und Jeſſo nur gering ſein [26]). Nach den ſüdlichen Kurilen bringen die Ainu Reis, Salz, Tabak, japaniſchen Wein (sake), ſowie verſchiedene Arten von japaniſcher Leinwand und tauſchen dafür Thierhäute und Zeuche ein. Dieſer Tauſchhandel, wenigſtens der auf der Inſel Ki-itatſub, wird ganz ſo beſchrieben, wie der, welcher nach Pomponius Mela bei den antiken Seren (den Chineſen) ſtatthatte. Die Ainu deponiren nämlich ihre Waaren in gewiſſer Entfernung vom Geſtade und kehren dann zu denſelben zurück. Während dieſer Zeit nähern ſich die Bewohner jener Inſeln, betrachten Alles, ſtellen ihre Waaren daneben und entfernen ſich. Finden nun die wieder hinzugetretenen Ainu, daß man ihnen nicht genug zum Tauſch angeboten habe, ſo nehmen ſie eine angemeſſene Quantität von ihren Waaren zurück und fahren auf dieſe Art bis zu dem endlichen Abſchluſſe des Handels fort [27]). Die Reiſe nach den Rakko-ſima ſcheint nur von den Bewohnern der auf der Oſtküſte von Jeſſo gelegenen Dörfer Kuſuri und Atkeſi (Atkis bei Golownin) unternommen zu werden; es werden dort Seeotterfelle eingetauſcht, die ſpäter ihren Abſatz in Matsmaye finden. Zu dieſer Reiſe ſollen ſtets die ſtärkſten Leute gewählt werden, weil man die Bewohner der Rakko-ſima ſehr fürchtet [28]).

Die Japaner auf Jeſſo bewohnen jetzt nur den Diſtrict des Fürſten von Matsmaye; früher hielten ſie ſich in größerer Zahl als jetzt, als Bergleute und Falkoniere bei den Ainu auf, ſeit der Revolte des Ainuhäuptlings Siyam ſiya in aber nicht mehr. Übrigens datirt ſich die Coloniſation des Diſtricts erſt ſeit dem J. **1594** her, in welchem ſich auch der Fürſt Yoſi ſiro, ein Nachkomme des Eroberers Nobu ſiro, von dem oben die Rede war, hier niederließ [29]). Die Bevölkerung des Diſtricts iſt ſehr zahlreich; außer der Hauptſtadt Matsmaye, welcher Golownin **50,000** Einwohner gibt, werden noch einige wichtige Emporien, wie Jeſari und Fakodate (Schakodate oder Khakodate bei Golownin) genannt, und die ganze Küſte iſt mit zahl- und volkreichen Dörfern bedeckt. Die hieſigen Japaner ſind übrigens ganz ihren Brüdern auf den eigentlichen japaniſchen Inſeln gleich. Der Hauptvortheil, den das japaniſche Reich von dieſer Niederlaſſung zieht, beſteht in einer ſehr ergiebigen Ernte von Fiſchen, Holz, Zuckerſeetang, in einigen Häuten und Pelzwerk, ſowie in Raubvögeln zur Jagd. Die Inſel wird in der Staatspraxis der Japaner als eine Provinz des großen, die nördliche Spitze von Niphon einnehmenden Fürſtenthums Muts betrachtet. (Vergl. Klaproth's Beſchreibung von Japan im Asiatic Journal New series. Vol. VI.). (*Klaehn*).

Jessona (Jessonia), ſ. **Jesona**.

JESSORE, ein Diſtrict Vorderindiens im ſüdlichen Theile der Provinz Bengalen, zwiſchen **22°** und **24°** nördl. Br., wird nördlich von dem ſogenannten großen Ganges (dem Hauptſtrome des Ganges), ſüdlich von der See, weſtlich von Huddea und Hoogly, und öſtlich von Dacca und Backergunge begrenzt. Der ſüdliche Theil beſteht aus den ſogenannten Sunderbunds, einer Menge kleiner Inſeln, die von den unzähligen Armen des Ganges gebildet werden, einen moorigen und ſalzigen Boden haben, mit Wäldern bedeckt ſind und von zahlreichen Tigern, Alligatoren und wilden Schweinen bewohnt werden. Manche Theile dieſes Marſchlandes liegen ſo niedrig, daß ſie durch Dämme gegen Überſchwemmungen geſchützt werden müſſen. Nichtsdeſtoweniger iſt der größere Theil des Landes äußerſt fruchtbar, und würde bei gleichmäßiger Bevölkerung und Cultur einen unerſchöpflichen Reichthum von Reis erzeugen, wozu Klima und Boden ſich

26) *San Kokf Tsu Ran To Sets* etc. p. 190. 191.

27) Ibid. p. 194. 195. 28) Ibid. p. 196. 197. 29) Ibid. p. 223.

vortrefflich eignen; allein jetzt noch liegt trotz der Nähe Calcutta's ein anſehnlicher Theil des Südens ohne alle Cultur, nur bedeckt mit perſiſchem Graſe und allein von Salzmachern und Flußräubern beſucht, welche letztere noch immer, wenngleich nicht mehr ſo zahlreich, wie früher, die vielen Arme des Ganges unſicher machen. In den neueſten Zeiten hat die Cultur der brache gelegenen Ländereien große Fortſchritte gemacht, und man erbaut Indigo, deſſen Cultur fortwährend ſteigt, Tabak, Ganjah, Maulbeerbäume, Betelnüſſe, langen Pfeffer. Haupterzeugniß iſt Salz, das in ungeheurer Menge producirt wird, und als Monopol der Regierung einen Hauptzweig des Einkommens bildet. Brücken gibt es wenige, und die Landſtraßen ſind ſchlecht; die beſte iſt diejenige, welche von Calcutta nach Dacca führt und auf Koſten der Regierung unterhalten wird. Im J. **1814** betrug die vom Gouvernement erhobene Grundſteuer **1,197,561** Rupien, und nach einer vom General-Gouverneur Marquis Wellesley veranſtalteten ſtatiſtiſchen Aufnahme wurde die Bewohnerzahl zu **1,200,000** Seelen veranſchlagt, wovon $\frac{9}{10}$ Muhammedaner und $\frac{1}{10}$ Hindus ſind. Die vorzüglichſten Städte ſind: Moorley (Murali), Hauptſtadt des ganzen Diſtricts, liegt **12** teutſche Meilen nordöſtlich von Calcutta, unter **23° 7′** nördl. Br. und **89° 7′** öſtl. L., an der Straße nach Dacca, führt auch den Namen Jeſſore und iſt der Sitz eines Richters und Steuereinnehmers. Culna (Khalana) liegt unter **22° 50′** nördl. Br. und **89° 32′** öſtl. L., **14** teutſche Meilen nordöſtlich von Calcutta. Nuldingah (Naladanga) **15** teutſche M. nordöſtlich von Calcutta, unter **23° 25′** nördlicher Br. und **89° 34′** öſtl. L. Mahmudpoor, **15** teutſche M. nordöſtlich von Calcutta, unter **23° 24′** nördl. Br. und **89° 34′** öſtl. L. Boosnah, zehn teutſche Meilen ſüdlich von Dacca, unter **23° 31′** nördl. Br. und **89° 39′** öſtl. L. Zu bemerken iſt noch die Zemindary Mahmudſchi (Mumudſhahi), die von einer Menge Armen des Ganges durchſchnitten wird, ſehr vielen Reis erzeugt und an einigen Stellen mit Maulbeerbäumen bepflanzt iſt. Sie war früher Eigenthum der Brahminenfamilie Deo. (*J. C. Schmidt.*)

Jessow (Geogr.), ſ. **Jeschow.**

JESSULMER, auch **JESSELMERE** und **JAYSULMEER** genannt, einer der fünf Rajputenſtaaten in der Provinz Ajmeer, liegt im nördlichen Theile Vorderindiens zwiſchen **25°** und **28°** nördl. Br. und **69°** bis **72°** öſtl. Länge von Greenwich, zwiſchen Marwar, Kutſch und Sind, dehnt ſich in ungleicher Breite von N.W. gegen S.O. aus, und umfaßt ungefähr **2000** geograph. □Meilen. Das ganze Land hat ſeinen Namen von der gleichnamigen Hauptſtadt erhalten, und war bis in die neueſten Zeiten ſehr wenig bekannt, bis uns der engliſche Oberſt J. Tod beſſere Notizen mittheilte, die freilich nur durch, wenngleich ſorgfältige, Erkundigungen eingezogen waren, und nicht auf Augenſchein beruhten, bis uns endlich der neueſte engliſche Reiſende in dieſen Gegenden, der von dem britiſch-oſtindiſchen Generalgouvernement abgeſendete Lieutenant Alexander Burnes, als Augenzeuge höchſt werthvolle und die Wiſſenſchaft ungemein bereichernde Nachrichten mittheilte, in ſeinen „**Papers descriptive of the countries on the northwest frontiers of India etc.,**“ die wir nebſt J. Tod's **Annals and Antiquities of Rajasthan or the central and western Rajpoot States of India (London 1829)** bei der folgenden geographiſchen Skizze als vorzüglichſte Wegweiſer benutzen werden. Den Namen des Landes leitet man von Jeſſoh, Jehoh oder Jeſul und Mer, d. h. Berg des Jeſul, her, von dem im J. **1156** die Hauptſtadt Jeſſulmer erbaut worden ſein ſoll, nachdem die alte Hauptſtadt Lodorva zerſtört worden war, und nach der neuen das ganze Land benannt wurde. Zur Erbauung dieſer neuen Reſidenz ſoll ihn ein Brahmane im Dienſte Kriſchna's und Ardſchuna's vermocht haben, der ihn auf vortreffliche Waſſerquellen und die für Anlegung feſter Burgen vorzüglich geeignete Localität aufmerkſam machte, und ihm zugleich eine große künftige Blüthe dieſes Ortes weiſſagte. Ungewiß iſt es, ob Jeſul wirklich vom Rajputenſtamme war, ſeine Dynaſtie zählte ſich wenigſtens ſpäter dazu.

Der Anblick des ganzen Landes iſt äußerſt traurig, der Boden iſt nackt und von Felſenriſſen zerriſſen, an wenigen Stellen bebaut, und man kann ganze Tagereiſen machen, ohne einige bebaute Grundſtücke anzutreffen. Große Strecken ſind mit Sandbergen bedeckt, die ſich je nach den herrſchenden Winden verändern; manche dieſer Sandhügel ſind mit Gras und Geſtrüpp bewachſen, das aber bald wieder welkt und von dem aufgewehten fliegenden Sande wieder begraben wird. Alexander Burnes fand eine Strecke von **40** engl. Meilen Länge, die ganz von ſolchen Hügeln bedeckt war, und nur wenige davon befreite Zwiſchenräume zeigte. Wo der Boden artbar iſt, und vorzüglich da, wo ſich eine Miſchung von Thon und Sand findet, erhält man einen guten Ertrag, und dieſer Boden würde noch ergiebiger ſein, wenn es nicht an dem nöthigſten Erfoderniſſe der Fruchtbarkeit, an hinreichender Feuchtigkeit, mangelte. Höchſtens $\frac{1}{4}$ des ganzen Areals ſind anbauungsfähig, das Übrige iſt trauriges Wüſtenland. Der ſterilſte Theil des Ganzen iſt der Norden, der beſſere Theil der Süden, der etwas Bewäſſerung hat, ſowie der Diſtrict, in welchem die Hauptſtadt liegt, eine wahre Oaſe in der Wüſte. Ein fließender Strom fehlt gänzlich, und nur in der Mitte des Landes findet ſich ein großer Salzſee, nordöſtlich von der Reſidenz, der ſich von Kanoad bis Mohungurh gegen ſieben Stunden weit ausdehnt, und der Kanoad Sirr genannt wird. Dieſer See behält das ganze Jahr über ſein Waſſer, und fließt während des Regenmonats ſogar über, wo er dann einen kleinen Abfluß nach Südoſten entſendet, der ſich **30** engliſche Meilen weit bis zur Grenze von Joudpur erſtreckt, aber ſchon bei Pokurn wieder im Sande verliert. Außer dieſem großen See gibt es mehre kleine Salzſeen, die aber nur einige Monate während der Regenzeit ausdauern, und dann wieder vertrocknen. Das Klima iſt keineswegs angenehm; die Hitze im Sommer iſt ſehr groß, im Winter aber die Kälte bedeutend, und während des Sommers ſchlägt die Temperatur oft von einem Extreme zum andern über. Auffallend zeigt ſich der Unterſchied der Temperatur beim Eintritte aus der Ebene in die Sandhügel.

Während des Winters, wo Alexander Burnes hier anweſend war, gefror es jeden Tag, der große Salzſee war jeden Morgen mit dünnem Eiſe bedeckt, die Brunnen dampften und das aus der Tiefe aufgezogene Waſſer war ſtets wärmer als die Oberfläche der Erde. Die Einwohner haben den Glauben, der Regen erwärme den Boden und mache das Waſſer der tiefen Brunnen warm, weil ſie nach gefallenem Regen die Schlangen aus ihren Höhlen kriechen ſehen und meinen, es würde ihnen darin zu warm. Der Regen fällt jährlich in geringer Quantität und kann ſich bei dem Sandboden nicht lange halten, und nur in größern Tiefen etwas anſammeln. Man muß ſehr tief graben, um auf Waſſer zu ſtoßen; die geringſte Tiefe iſt 160 Fuß, welche in der Reſidenz ſelbſt bis auf 480 Fuß ſteigen ſoll. Wegen der großen Beſchwerlichkeit, aus dieſen tiefen Brunnen Waſſer aufzuziehen, legen die Einwohner da, wo ſchwerer Thonboden zu finden iſt, Waſſergruben an. In einem ſo armen, ſterilen Lande können natürlich auch die Producte nur gering ſein. Das Thierreich erzeugt kleine Kameele, Schafe, welche hier kleiner und den europäiſchen ähnlicher ſind, und ausgezeichnet feine weiße Wolle liefern, wovon man feine Wollgewebe zum Preiſe von 3 bis 40 Rupien das Stück fertigt, welche Gewebe ſich durch einen Carmoiſinſtreifen auszeichnen, und unter dem Namen Looee (Lui) in den Handel kommen, aber meiſtens im Inlande bleiben. Das Rindvieh iſt klein, liefert aber in manchen Diſtricten, wo gute Grasarten wachſen, eine vorzügliche Butter. Die Büffel ſtreifen frei umher, und von Wild gibt es wilde Schweine, Antilopen, Haſen und namentlich viele Jerboas, d. i. Erdratten oder kleine Springhaſen, die den ganzen Boden durchreiten und den Gang der Laſtthiere ſehr beſchwerlich machen; an Raubthieren ſind vorhanden: Hyänen, Schakale, Wölfe, Füchſe und wilde Katzen; Löwen und Tiger aber nicht. An Geflügel gibt es wilde Enten, Rebhühner, Geier, Falken und Raben; außerdem viele kleine Reptilien, als Skorpione, Aſſeln ꝛc. Das Mineralreich liefert verſchiedene Sorten vortrefflichen harten Kalkſteins, worunter namentlich ein dunkelgelber, „Baidu" genannt, eine vorzügliche Politur annimmt, und wie Marmor verarbeitet wird. Ein chocolatenfarbiger Stein mit hellen Streifen wird zur Verfertigung von Küchengeſchirre benutzt. Metalle ſollen dem Boden ganz fehlen; eins der Hauptproducte iſt Salz, das als Regal dem Rajah jährlich 1200 Rupien einbringt. Der Handel iſt natürlich in einem ſo armen Lande nur unbedeutend, und wird durch die fortwährenden Kämpfe und Räubereien, die jede Handelsſtraße unſicher machen, noch mehr verringert. Er beſteht vorzüglich im Tranſito, und nach Burnes ſollen allein 20 bis 25,000 Maund Opium hier durch nach Sind paſſiren, und von dort weiter über Curachi, Bunder nach Damaun gehen. Dieſer Tranſitohandel macht wegen des zu entrichtenden Zolles die Hauptquelle des Einkommens für den Rajah aus, der deshalb auch jetzt alles anwendet, um eine größere Sicherheit der Straßen herzuſtellen, und die fortwährenden Fehden der kleinen Häuptlinge mit einander zu unterdrücken. Die Bevölkerung iſt für das große Areal ungemein gering, und beträgt nach Burnes' Schätzung ungefähr 300,000, während Tod ſogar nur 100,000 annimmt, die aus verſchiedenen Volksſtämmen zuſammengeſetzt ſind.

1) Die Bhattis, die herrſchende Tribus, welche den größern Theil der Bewohner ausmacht. Sie ſind ein äußerſt rachſüchtiges, rohes und dummſtolzes Volk, liegen unter einander in ewigen Fehden, bei denen der Sieger alles zerſtört und die Kinder der Überwundenen mit fortſchleppt. Ihre Sprache iſt zwar ein Marwardialekt, aber mit vielen perſiſchen Wörtern untermiſcht; ſelten trifft man einen, der leſen und ſchreiben kann, und nur die Söhne der Brahmanen und Banianen werden in die Schulen geſchickt, wodurch dieſe auch ein großes Übergewicht in der Verwaltung erlangen. Die Bhattis ſollen weder ſo tapfer noch ſo geachtet ſein, wie die übrigen Rajputenſtämme, aber von ſchönerer Phyſiognomie, die der perſiſchen gleicht; ihre Geſtalt iſt mehr unterſetzt als ſchlank, und nicht ſo athletiſch, wie die der Rajputen von Rhatore. Ihre Kleidung beſteht aus einem bis an die Knie reichenden Überwurfe von weißem Baumwollenzeuche, weiten Beinkleidern, einem hohen, meiſt ſcharlachenen Turban, einem Gürtel mit einem Dolche, einem Schilde und einem umgehängten Schwerte. Des gemeinen Volks Bekleidung iſt meiſtens von Wolle. Die Frauen tragen ſehr weite Gewänder von ſehr feinem, glänzend rothem, wollenem Zeuche, und viele Zierathen von Elfenbeinringen, die meiſtens aus Kutſch eingeführt werden. Silberne maſſive Ringe werden von allen Volksclaſſen getragen, und ſelbſt der Ärmſte ſucht ſich dergleichen durch die größten Entbehrungen zu verſchaffen. Der Genuß des Opiums iſt eine allgemeine Leidenſchaft.

2) Die Palliwal-Brahmanen, der zahlreichſte Volksſtamm nach dem vorigen, welche meiſt wohlhabende und geſchäftskundige Kaufleute, Beſitzer großer Heerden und die eigentlichen Capitaliſten ſind. Merkwürdiger Weiſe ſollen ſie den Pferdezaum als eine Schutzgottheit verehren. Von der beſondern Kaſte der Pokurnu-Brahmanen ſollen ſich gegen 2000 Familien im Lande befinden, die größtentheils Ackerbauer und Hirten ſind.

3) Die Banianen bilden hier wie in Joudpur den Beamtenſtand; Alexander Burnes entwirft von ihnen eine böſe Schilderung. Sie ſind räuberiſch, grauſam, rachſüchtig, geizig mit ihrem Eigenthume, aber verſchwenderiſch mit den öffentlichen Geldern, intolerant, hochmüthig und nehmen gern den Titel Singh, d. i. Löwe, an.

4) Die Charuns, das grade Gegentheil der vorigen, allgemein hochgeachtet und von großem Einfluſſe. Durch keines ihrer Dörfer darf ein Reiter auf einem Pferde ſitzen bleiben, ſondern muß abſteigen und zu Fuße durchgehen. Bei den ſo gewöhnlichen Raubüberfällen bleiben ihre Beſitzungen immer verſchont, und wird ihnen ja einmal etwas entwendet, ſo ſoll es immer wiedererſtattet werden.

Außer dieſen Stämmen finden ſich noch einzelne Rajputen von andern Stämmen, als dem der Bhattis, einige niedere Hindukaſten und ſelbſt einzelne Bihls. Die wenigen hier lebenden Muhammedaner gehören zu den Hirtenſtämmen, nennen ſich Junaiza Hingarja ꝛc. und

Digitized by Google

durchwandern mit ihren Heerden dieſe Gegenden nach allen Richtungen. Über die Wohnungen iſt zu bemerken, daß die Reichen ſchöne, ſteinerne Häuſer haben, die aus dem vorhandenen, guten Material, dem oben beſchriebenen vortrefflichen Kalkſteine aufgeführt werden, wozu freilich der Mangel an allem Bauholze die Haupturſache iſt. Dieſe Häuſer haben platte, terraſſenförmige Dächer, und ſind ſo geſtellt, daß ihre ſtarken, langen Mauern nach der Außenſeite der Ortſchaften laufen, und dadurch natürliche Befeſtigungen und Vertheidigungen gegen die räuberiſchen ſo gewöhnlichen Überfälle bilden. Die Verzierungen an den Häuſern ſind elegant und gitterartig gearbeitet, und namentlich bei einem Gebäude, was Burnes in Jeſſulmer aufführen ſah, nahmen ſich dieſe Arbeiten wie feine Holzſchnitzereien aus; zudem war dieſes Gebäude im Innern reichlich mit Vergoldungen ausgeſtattet. Derſelbe Reiſende ſah 60 bis 80 Fuß lange Quaderſteine, die aus dieſem vortrefflichen Bauſteine geſchnitten, und ohne alle Sprünge waren, und gleich Holzbalken zu den Bauten der Vornehmen verwendet wurden. Die Wohnungen der Armen ſind runde, kegelförmige Grashütten.

Die Regierungsform iſt wie im ganzen Oriente despotiſch; der Rajah führt ſeit mehren Jahrhunderten den Titel Rawul, und Orange als Nationalfarbe. Unter ihm ſtehen eine Menge kleiner Häuptlinge, die zwar den Rajah dem Namen nach als ihr Oberhaupt anerkennen, aber ſich fortwährend unter einander bekämpfen und des Rawul Autorität wenig reſpectiren. Der im J. 1830 regierende Rawul hieß Guj Sing, war beliebt wegen ſeiner milden Regierung, die er bereits ſeit eilf Jahren führte, und wozu er durch die Ränke ſeines Miniſters, eines Banianen, gelangt war, der durch Vergiftung einen ältern Prinzen vom Throne verdrängt, und ihm die Nachfolge verſchafft hatte, wofür aber freilich alle Macht in des Miniſters Händen war. Der Rawul gehört zur Bhatti-Tribus, hat aber bei Weitem nicht das Anſehen der Häuptlinge der übrigen Rajputenſtaaten; ſein Vorgänger, Mulraojii, ſchloß im J. 1818 ein Bündniß mit den Briten, unter denſelben, dem Rajah von Bicanere zugeſtandenen Bedingungen. Alexander Burnes hatte bei ſeinem Beſuche zu Jeſſelmer eine feierliche Audienz beim Rawul, in Gegenwart ſeines aus 300 Perſonen beſtehenden Hofſtaates, die alle in reine, weiße Gewänder gekleidet waren, und je nach ihrem Range näher oder entfernter vom Rawul ſtanden. Er ſelbſt war einfach gekleidet, trug aber goldene Armbänder und einen mit Rubinen und Diamanten beſetzten Turban, war ſehr freundlich und geſprächig mit dieſem Reiſenden, und erkundigte ſich vielfach nach engliſchen Sitten und Gewohnheiten. Vor ihm ſtand ſein prächtig mit Zierathen ausgeſtatteter und mit Diamanten beſetzter Schild. Alle ſeine Ausſprüche erhielten den lauten Beifall und die Bewunderung des umſtehenden Hofſtaates. Burnes wurde reichlich beſchenkt entlaſſen, und von dem Rawul ſelbſt mit Sandelöl und Roſenwaſſer, die in ſilbernen Gefäßen präſentirt wurden, beſprengt.

Die Einkünfte ſind gering und betragen nur zwei Lak Rupien (ungefähr 136,000 Rthlr. preuß. Cour.), wovon der Tranſitozoll die Hälfte einbringt. Die Grundſteuer beträgt nicht mehr als $\frac{1}{10}$ des geſammten Grund- und Bodenertrags, wozu der im Nordoſten gelegene und aus 84 Dorfſchaften beſtehende Diſtrict Bicumpur das Meiſte beitragen ſoll. Zu den regelmäßigen Einkünften gehören außerdem noch die Salzſteuern und Monopole, zu den unregelmäßigen die leider ſo oft vorkommenden willkürlichen Erpreſſungen. Die Haupt- und Reſidenzſtadt des Staates iſt:

Jeſſulmer, an der Nordſeite einer iſolirten Berghöhe, die ſich 200 bis 250 Fuß über die Ebene erhebt; ſie iſt ziemlich in der Mitte des Landes gelegen, für eine Hinduſtadt ſchön gebaut, hat ziemlich weite und regelmäßige Straßen mit ſchönen maſſiven Häuſern beſetzt, die aus dem mehrfach genannten guten Kalkſteine erbaut ſind, und iſt mit einem, jedoch nicht ſtarken, Walle umgeben. Bemerkenswerth iſt die auf einer Anhöhe im Südweſten der Stadt erbaute Burg, der Wohnſitz des Rawul; ſie bildet ein Dreieck, von dem zwei Seiten 300 Schritte lang ſind, mit feſten Thürmen und Verſchanzungen umgeben, die an manchen Stellen bis zu 100 Fuß Höhe vierfach über einander erbaut ſind. Dem Reiſenden Burnes erzählte man, daß 175 ſolcher Thürme vorhanden ſind, von denen einige gegen 40 Fuß Höhe haben. Nur ein Eingang führt von der Nordſeite in dieſe der ganzen Stadt ein impoſantes Anſehen gebende Burg. Im Südoſten der Stadt iſt ein großer Kunſtteich angebracht. Burnes berechnet ihre Bewohnerzahl im J. 1830 auf 20,000, bei denen man allein im ganzen Lande einige Wohlhabenheit wahrnimmt. Bicumpur, Stadt mit 500 Häuſern und 2000 Einw. Außerdem rechnet man gegen 300 weitläufig zerſtreute Ortſchaften, von denen aber keine über 1500 Einw. zählen ſoll. *(J. C. Schmidt.)*

JESTER *), 1) Friedrich Ernſt, ward zu Königsberg in Preußen am 9. Oct. 1743 geboren, wo ſein Vater Commercienrathsſecretair bei dem dortigen Handelscollegium war. Die Mutter verlor er wenige Tage nach ſeiner Geburt, den Vater ſchon im dritten Jahre. Des Vaters Schweſter, ſpäter verheirathet mit dem Commiſſionsſecretair und Notar Bielefeld, erzog den früh verwaiſten Knaben. Nachdem er einen guten Privatunterricht genoſſen hatte, beſuchte er im 12. Jahre die höhern Claſſen der ausgezeichneten altſtädtiſchen Parochialſchule, und bezog ſchon im 15. Jahre die Univerſität ſeiner Vaterſtadt. Er widmete ſich der Rechtswiſſenſchaft mit Eifer, vernachläſſigte aber auch die allgemeinen Bildungswiſſenſchaften nicht und benutzte insbeſondere Kant's Vorträge, Buck's mathematiſche und Teske's naturwiſſenſchaftliche Vorleſungen. Eine beſondere Vorliebe zeigte er aber ſchon frühzeitig für die ſchöne Literatur, in welcher die Schriften Gellert's, Hagedorn's, Rabener's, Ramler's, Uz's, Gleim's, Klopſtock's und Leſſing's damals Epoche machten. Auch wurde er Stifter und Mitglied eines Liebhabertheaters, an welchem mehre ausgezeichnete Perſonen Theil nahmen. Unterſtützt von ſeiner

*) Nach den Beiträgen zur Kunde Preußens. 5. Bds. 6. Heft, ſo weit hier die Umriſſe ſeines äußern Lebens mitgetheilt ſind.

Digitized by Google

Tante Bielefeld machte er nach Beendigung ſeiner Studien eine zweijährige Reiſe durch Teutſchland, die Schweiz und Frankreich, wobei er mit Leſſing in genaue Berührung kam, welcher ihn aufmunterte, ſeiner Neigung zur Dichtkunſt nicht zu entſagen, und ihn durch ſeine Bemerkungen und Verbeſſerungen bei einigen Luſtſpielen, welche Jeſter ſchrieb, unterſtützte. Bei der Rückkehr nach Königsberg ſtiftete er eine Freimaurerloge, welche noch jetzt beſteht. Ein Verwandter von Jeſter und deſſen Pathe, der Miniſter v. Rohde, war Geſandter in Wien, und als derſelbe Königsberg bei Gelegenheit einer Urlaubsreiſe beſuchte, ſtellte er Jeſter als Secretair bei ſeiner Geſandtſchaft an. Hier beſchäftigte ſich dieſer mit der Dichtkunſt, zugleich aber auch mit der Jagd, er hielt ſich drei Jahre lang größtentheils bei einem Forſtbeamten in der Nähe von Wien auf, um die Jagd ordentlich zu erlernen, von wo aus er wöchentlich zweimal zur Ausfertigung der Depeſchen auf das geſandtſchaftliche Bureau nach Wien ging. Bei der Reiſe Joſeph's II. nach Italien fand er Gelegenheit dies Land zu ſehen und wurde Friedrich II. perſönlich bekannt, als er die Nachricht von Joſeph's Geneigtheit zu einer Zuſammenkunft in Neuſtadt überbrachte. Rohde kehrte von ſeinem Geſandtſchaftspoſten in Wien 1772 nach Preußen zurück. Jeſter erhielt nun die Stelle eines zweiten Bibliothekars bei der königlichen Bibliothek, und war zugleich Secretair bei dem Präſidenten von Domhardt. Seine Mußeſtunden verwandte er in dieſer Zeit vorzüglich zur Dichtung von Operntexten, wovon mehre componirt worden ſind. Zwei Jahre darauf wurde er Präſidialrath und 1780 ernannte ihn der Miniſter von Schulenburg zum Forſtdepartementsrathe. Im J. 1788 wurde er Oberforſtrath und 1805 Oberforſtmeiſter des eigentlichen Königreichs Preußen. Im J. 1820 wurde er mit Penſion in Ruheſtand verſetzt und ſtarb am 14. Apr. 1822, nachdem er noch kurz vorher das 50jährige Jubilat der von ihm geſtifteten Freimaurerloge gefeiert hatte.

Schon aus dieſem kurzen Abriſſe ſeines äußern Lebens wird ſich ergeben, daß Jeſter wol nicht gut ein wirklich praktiſcher Forſtwirth ſein konnte, was er auch um ſo weniger wurde, als ſeine Neigungen ihn ſelbſt im höhern Alter mehr zum Theater, zur Dichtkunſt und zur Literatur hinwandten, als zum Walde. Selbſt die Liebe zur Jagd verlor ſich ſpäter bei ihm. Sein Ruf als Forſtmann ertönte mehr im Auslande, als in der Provinz, wo er eigentlich wirkte, obgleich hier ſehr gern die liebenswürdige Perſönlichkeit Jeſter's, ſeine ausgezeichnete allgemeine Bildung und ſeine vorzüglichen geſelligen Eigenſchaften anerkannt wurden. Aber auch ſeine forſtlichen und Jagdſchriften verdienen wol nicht überall den Ruf, den ſie theilweiſe gefunden haben, und waren auch nicht immer ganz ſein geiſtiges Eigenthum. Seine Forſttechnologie iſt größtentheils aus Duhamel und Völker abgeſchrieben, ſo weit ſie ihm und nicht dem Staatsrath Hoffmann und Regierungsrath Wutzke angehört, und dennach ein ſehr lückenhaftes Buch. Das beſte, was er geſchrieben hat, iſt wol ſeine Schrift über die kleine Jagd (Neue Aufl. Königsberg 1817. 4 Bde.), wobei er aber auch wol nur die ihm von andern gelieferten Materialien verarbeitet hat, wie ſeinen nähern Umgebungen nicht unbekannt war. Seine ſchönwiſſenſchaftlichen Schriften haben ihm wenigſtens keinen großen Namen erworben. Als Menſch wird er dagegen geehrt in dem Andenken derer leben, welche ihn naher kannten. (*W. Pfeil.*)

2) Wilhelm Bernhard (wahrſcheinlich ein Bruderssohn von Siegmund Chriſtoph Jeſter), wurde den 14. Jan. 1736 zu Königsberg geboren, ſtudirte daſelbſt, und ging 1757 als Secretair des Kanzlers von Tettau nach Magdeburg, wo er auch während des Krieges blieb. Nach abgeſchloſſenem Frieden kam er nach Königsberg zurück, wurde 1763 Hofgerichtsadvocat, promovirte 1764 als Doctor und war ſeitdem auch als Privatdocent in Königsberg thätig. Im J. 1765 wurde er Criminalrath, legte hierauf die Advocatur nieder, und erhielt 1773 eine Stelle als or .ntlicher Profeſſor der Rechte bei der Univerſität, worauf er im J. 1779 zum Profeſſor Primarius, Kanzler und Director der Univerſität erhoben wurde. In dieſer Function ſtarb er zu Königsberg am 8. Febr. 1785. Als Schriftſteller hat er blos folgende juriſtiſche Abhandlungen geliefert: 1) Oratio de officio salutationis Consulis Romani (Regiom. 1752. 4.); 2) Diss. inaug. de transactionis validae consectariis (Ibid. 1764. 4.); 3) Diss. de deposito pecuniae numeratae, qua talis (Ibid. 1771. 4.); 4) Diss. de origine legis Falcidiae, et computatione quartae legatis annuis detrahenda (Ibid. 1773. 4.); 5) Meletemata de eo, quod publice per magistratus fieri debet, singulis non facile concedendo, ut et de duellis in specie (Ibid. 1773. 4.); 6) Diss. de acquirendo thesauri dominio (Ibid. 1774. 4.) *).

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

JESTETTEN, Stabsamt und großes Pfarrdorf im großherzogl. badiſchen Oberrheinkreiſe, und in der ehemaligen Landgrafſchaft Kleggau. Erſteres begreift nebſt dem Amtsorte gleiches Namens die Pfarrdörfer Altenburg, Baltersweil, Bühl, Erzingen, Grießen, Hohentengen und Lotſtetten, die Dörfer Bergöſchingen, Berwangen, Dettighofen, Geißlingen, Günzgen, Herdern, Rechberg, Ober- und Niederriedern, Stetten und Weißweil mit den anhängenden Weilern und Höfen eine Bevölkerung von 1241 Familien und 7234 Einw., wovon 7207 Katholiken, 16 Evangeliſche, 11 Mennoniten, 3495 männlichen und 3739 weiblichen Geſchlechts ſind. Der Amtsort Jeſtetten hat nebſt den zu ihm gehörigen Höfen 775 Einw.

*) Bei Weidlich, aus deſſen biograph. Nachr. von den jetzt lebenden Rechtsgelehrten. 3. Th. S. 166 u. 4. Th. S. 142 der fortgeſetzten Nachträge, die hier über W. B. Jeſter gegebenen Nachrichten entlehnt ſind, wird Letzterer als ein Sohn von Siegm. Chriſtoph Jeſter bezeichnet, welcher vor ihm ebenfalls Kanzler und Univerſitätsdirector zu Königsberg geweſen, und wahrſcheinlich 1777 geſtorben ſei (1. Th. S. 376 und 3. Th. S. 141 der Nachträge). Allein wenn es richtig dort angegeben werden, daß S. Chph. Jeſter den 9. Jan. 1715, W. B. Jeſter aber den 14. Jan. 1736 zu Königsberg geboren wurde, ſo kann der Letztere wol kaum ein Sohn des Erſtern ſein; weshalb ich ihn eben als Bruderssohn bezeichnet habe, was wenigſtens mehr Wahrſcheinlichkeit für ſich hat.

in 148 Familien, alle kathol. Confeſſion, 1252 Morgen Ackerfeld, 469 M. Wieſen, 125 M. Weinberge, 1099 M. Privatwald, 264 M. Gemeindewald, 175 M. Allmenden und 242 M. ungebautes Land, einen bedeutenden Obſtwachs und einen in ſeiner Umgegend ſehr geſchätzten Wein. Schon im J. 870 gab König Ludwig der Teutſche ſein Eigenthum in mehren kleggau'ſchen Orten, welches vorher der Dynaſte Wodillor beſaß, namentlich auch in Jedeſtetten dem Kloſter Rheinau, welches im J. 876 auch den Zehnten von Jeſtetten durch Tauſch vom Grafen Gozbert an ſich brachte. In einer andern von Kaiſer Heinrich III. im J. 1039 ausgeſtellten Urkunde erſcheint der Ort unter dem Namen Heideſtat. Dieſe Benennungen, ſowie die Ruinen eines ſehr feſten Thurmes, welche man jetzt noch den Heidenthurm nennt, laſſen vermuthen, daß hier ein römiſches Caſtell war, welches den Urſprung des Schloſſes und des Ortes veranlaßte. In dem hieſigen Schloſſe wohnten einſt die Brüder und Witwen der im Kleggau als Landgrafen 280 Jahre lang regierenden Grafen von Sulz. Ein Theil dieſes Schloſſes wurde 1774 an die Kloſterfrauen vom Berge Sion verkauft, die hier ein kleines Frauenkloſter unter dem Namen Berg Tabor errichteten, welches aber ſpäter aus Mangel an Mitteln wieder eingegangen iſt. Ein anderer Theil dieſes Schloſſes iſt verfallen; aber der dritte Theil, das ehemalige Hauptgebäude, iſt dem hieſigen Amtmanne zur Wohnung angewieſen. (*Th. Alfr. Leger.*)

Das Pfarrdorf Jeſtetten, in dem jetzt zum Großherzogthume Baden gehörigen, früher der Hoheit des Grafen von Sulz, nachher dem Fürſten von Schwarzenberg unterworfenen Theile des Kleggaues (Klettgaues), liegt an der großen Straße von Zürich über Eglisau nach Schaffhauſen, nahe beim Kloſter Rheinau. Die Beſitzer der Gerichte, ſowie der beiden Burgen, von denen ſich ein adeliges Geſchlecht, die Meier von Jeſtetten, nannte, wechſelten verſchiedentlich. Im J. 1444 kaufte der damalige Abt von Rheinau einen Drittheil jener Rechte; zwei andere Drittheile waren in den Händen von Bürgern von Schaffhauſen. Nach verſchiedenen Handänderungen kamen dieſe zwei Drittheile in die Hände der Grafen von Sulz, von denen ſie dann im J. 1631 mit dem Mannſchaftsrechte, Steuern ꝛc. auch an den Abt von Rheinau verkauft wurden. Nur die beiden kleinen Schlöſſer behielt ſich der Graf vor. Daher ſtand Jeſtetten nebſt dem benachbarten Dorfe Altenburg mit dem Kloſter Rheinau unter dem Schutze der eidgenöſſiſchen Orte, denen das Thurgau gehörte, und war niemals den Reichsbeſchwerden, Anlagen ꝛc. unterworfen, obgleich die Landeshoheit dem Grafen von Sulz, als Landgrafen des Kleggaues, der zugleich Bürger zu Zürich war, nicht den Eidgenoſſen zuſtand. Im J. 1628 wurden zwar von Jeſtetten durch die Kaiſerlichen, und 1634 durch die Schweden Kriegscontributionen gefodert, aber durch eidgenöſſiſche Geſandte das Dorf dagegen geſchützt. Jeſtetten und Altenburg ſtanden daher in einem ähnlichen Verhältniſſe, wie früher einige benachbarte züricher Dörfer, Rafz, Weil, Hüntwangen und Waſterkingen, über welche aber Zürich im J. 1651 von dem Grafen von Sulz auch die Landeshoheit erkaufte, nachdem es ſchon lange die Gerichte und das Mannſchaftsrecht daſelbſt beſeſſen hatte. Das eine Schloß zu Jeſtetten iſt durch eine im J. 1487 entſtandene Colliſion der höhern und niedern Gerichte, dergleichen die damalige Rechtsverfaſſung an vielen Orten erregt hat, bekannt geworden, woran auch die Eidgenoſſen Theil nahmen. Als Erzherzog Siegmund von Öſterreich, aus Abneigung gegen den Kaiſer Friedrich III. und den Erzherzog Maximilian, Tyrol und ſeine übrigen Lande an den Herzog Albrecht den Weiſen von Baiern zu bringen ſuchte, der Anſchlag aber durch den Kaiſer mit Unterſtützung der Landſtände vereitelt wurde, mußten Siegmund's Räthe, auf welche der Kaiſer die Acht warf, ſich flüchten. Einer derſelben, der Oberhofmeiſter Ulrich von Gegging, floh im Sommer 1487 von München auf das Schloß Jeſtetten zu ſeinem Schwager, Georg Jünteler, Bürger von Schaffhauſen. Hieraus entſtand der ſogenannte Geggingerhandel, welcher bei Müller (Geſch. der Eidg. Buch V. Cap. 3) nicht ganz richtig dargeſtellt iſt. Jünteler beſaß gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Wilhelm (welcher ſeit 1473 Bürger zu Luzern war) und dem Abte von Rheinau die niedern Gerichte zu Jeſtetten. Die hohen Gerichte beſaßen die Grafen von Sulz. Sobald nun Gegging's Aufenthalt bekannt wurde, ſandte der öſterreichiſche Voigt zu Nellenburg Abgeordnete, die ihn gefangen nehmen und vor das Gericht des Landgrafen ſtellen ſollten. Jünteler verweigerte die Auslieferung mit der Erklärung, daß er zuerſt gemeinſchaftlich mit den beiden andern Gerichtsherren ein unparteiiſches Gericht beſetzen wolle, welches entſcheide, ob der Beklagte den hohen Gerichten angehöre. Dieſes wollten die Kläger nicht erwarten. Das Schloß wurde von öſterreichiſchen Angehörigen vom Schwarzwalde ꝛc. und von Klettgauern umlagert, damit der Angeklagte nicht entrinne. Durch Vermittelung des Abts von Rheinau, Abgeordneten von Schaffhauſen, und des Landammanns im Thurgau, wurde ein Vergleich geſchloſſen, nach welchem Jünteler ſchwören mußte, den Gegging in Verwahrung zu behalten, und auf einen beſtimmten Tag das Gericht zu Entſcheidung der Frage zu beſetzen, ob Gegging den hohen Gerichten auszuliefern ſei. Der Vertrag war angenommen, als der Graf Alwig von Sulz ankam, und denſelben als Eingriff in ſeine Rechte verwarf; das Schloß blieb daher umlagert. Nun erſchienen Geſandte von Zürich, wo Graf Alwig, und von Luzern, wo Wilhelm Jünteler Bürger war. Dieſe thaten, um den Abzug der verſammelten Scharen zu bewirken, den Ausſpruch: Gegging ſoll nach Schaffhauſen geführt und dort verwahrt werden; die Parteien aber ſollen auf einen beſtimmten Tag vor den Eidgenoſſen erſcheinen. Wird dann kein Vergleich bewirkt, ſo liefern die Schaffhauſer den Gegging wieder nach Jeſtetten. Gegging wurde alſo unter ſtarker Bedeckung nach Schaffhauſen geführt, und die zuſammengelaufenen Scharen gingen aus einander. Da der Graf von Sulz und die Jünteler die Vermittelung der Eidgenoſſen annahmen, ſo ſprachen dieſe zu Ende Septembers, daß ſowol der Graf, als wer ſonſt gegen Gegging klage, das Recht gegen denſelben vor dem niedern Gerichte, wo er angegriffen worden,

Digitized by Google

zuerſt ſuchen müſſe, indem durch Zeugen erwieſen ſei, daß dieſes Recht den Gerichtsherren zuſtehe. Nach dieſem Vergleiche, den die Parteien annahmen, ſollte nun Gegging wieder nach Jeſtetten geliefert werden; allein unterdeſſen hatte der Kaiſer die Auslieferung Gegging's als Majeſtätsverbrechers von Schaffhauſen gefodert. Die Stadt kam dadurch in Verlegenheit; denn man mußte beſorgen, durch Gehorſam gegen den Kaiſer die Eidgenoſſen zu beleidigen. Zum Glücke lag aber dieſen an dem Gegging wenig, und da der Graf von Sulz nun ſelbſt in die Foderung des Kaiſers willigte, ſo ſuchte der Rath zu Schaffhauſen auch die Jünteler zur Einwilligung zu bewegen. Georg Jünteler war bald bereit dazu; Wilhelm hingegen weigerte ſich anfänglich, und berief ſich dann auf ſeine Obern zu Luzern. Er erhielt aber von den Eidgenoſſen die Erlaubniß dazu, die zugleich erklärten, da der Handel des Gegging ſie eigentlich nicht berühre, ſie alſo auch nicht ſchuldig geweſen, ſich auf eigene Koſten deſſelben anzunehmen, ſo müßten ihnen vor Allem die Unkoſten aus Gegging's Gute bezahlt werden. Ebenſo mußten auch den Jüntelern und der Stadt Schaffhauſen die ihrigen erſetzt, und den Erſtern eine kaiſerliche Urkunde ausgeſtellt werden, daß ihre Einwilligung zur Auslieferung Gegging's an den Kaiſer den Rechten, die ſie zu Jeſtetten haben, keinerlei Eintrag thun ſolle. So wurde dann Gegging mit Einwilligung der Eidgenoſſen, des Grafen von Sulz und der Gerichtsherren zu Jeſtetten an den kaiſerlichen Bevollmächtigten, Doctor Vogt, ausgeliefert *). (*Escher.*)

Jesua, ſ. Josua.

JESUA oder **JESCHUA**, Stadt im Stamme Juda (Neh. 11, 26). (*F. G. Crome.*)

JESUATEN des heiligen Hieronymus. Der Stifter dieſer Kleriker war Johann Colombino, aus einem der edelſten und angeſehenſten Geſchlechter der Stadt Siena. Er war ſehr reich und vermählte ſich mit dem Fräulein Blaſia Bandinelli, deren Haus für noch vornehmer erachtet wurde, weil aus ihm viele Cardinäle und der Papſt Alexander III. hervorgegangen waren. Ihre Familie führte auch vom Beſitze Cerreto's den Namen Cerretani. Das Anſehen ſeines Hauſes verhalf ihm dazu, daß er von einem Amte der Republik in immer höhere ſtieg, bis er endlich Gonfaloniere wurde. Sein irdiſches Glück machte ihn aber nicht beſſer, vielmehr wuchs ſein Ungeſtüm und ſeine Härte, wie ſeine Habſucht zunahm, je mehr ſich ſeine Güter mehrten. Er bedrückte ſeine Untergebenen, und war nur darauf bedacht, wie er ſeinen Reichthum vergrößerte, ſodaß er auch ungerechte Wege nicht ſcheute. Vergebens bemühte ſich ſeine ſanfte Gemahlin, ſeine Hitze zu mildern. Einſt war er darüber in Wuth gerathen, daß der Koch das Eſſen nicht zur geſetzten Zeit fertig hatte. Seine Frau gab ihm, um ihn zu zerſtreuen, ein Heiligenbuch in die Hand, was er entrüſtet zur Erde warf. Als ſie ſich ſchweigſam hinwegbegeben hatte, hob er das Buch wieder auf, und las das Leben der heiligen Maria von Ägypten. Das bewegte ihn ſo, daß er von dieſem Augenblicke an ein ganz anderer Menſch wurde, wie völlig umgewandelt. Sein früherer Geiz artete in ebenſo übertriebene Mildthätigkeit aus, er fing an zur Büßung ſeiner Sünden täglich zu faſten, und ſeinen Leib durch allerlei Entbehrungen und geiſtliche Abtödtungen zu kaſteien, wobei er ohne Unterlaß die Kirchen beſuchte. Bald darauf ſchlug er ſeiner noch jungen Gemahlin vor, ein Entſagungsleben mit ihm, wie Bruder und Schweſter, zu führen, worein ſie willigte. Von jetzt an waren ihm ſeine reichen Kleider zuwider, das Schlechteſte war ihm das Liebſte. Sein Haus wurde zu einem Hoſpitale für Kranke gemacht, die er ſelbſt pflegte, ſo ſorgfältig, als möglich. Zu dieſen Werken der Liebe hatte er einen ſeiner alten Freunde, Franz von Mino Vincenti, genommen, der ganz wie er die Weltluſt zu verachten geneigt war. Colombino unterlag Anfangs dieſem frommen Eifer und wurde krank. Die zärtlichſte Pflege ſeiner Gemahlin und ſeines Freundes war ihm ſo wenig nach ſeinem heftigen, Alles übertreibenden Sinne, daß er ſich einſt bei ihrer Abweſenheit in das ſchlechteſte Hoſpital der Stadt ſchleppte, um ſich daſelbſt wie der Niedrigſten Einer warten zu laſſen. Nach mehrtägigem Suchen fanden ihn ſeine beiden Gehilfen im frommen Werke voller Erſtaunen; nicht eher war er zu bewegen, wieder in ſein Haus zurückzukehren, als bis ſie ihm verſprochen hatten, weniger Sorgſalt auf ihn zu wenden und ihm nur grobe Speiſe zu reichen. Er überſtand die Krankheit, und ſetzte um ſo eifriger ſeine Werke der Liebe fort. Einſt fand er nach Anhörung einer Meſſe vor der Kirchthüre einen Unglücklichen, der mit Ausſatz und Wunden bedeckt war. Sogleich lud er ihn vor den Augen alles Volkes auf ſeine Schulter, und trug ihn in ſein Haus. Seine Gemahlin aber ſchauderte vor dem Anblicke zuſammen, und der üble Geruch des Armen war ihr ſo ſehr zuwider, daß ſie ihren Gemahl bat, den Kranken außer dem Hauſe pflegen zu laſſen. Allein ſie erlangte nichts; im Gegentheil widmete er ſich nicht blos aller Pflege des Mannes, ſondern ging in ſeiner Überſpannung ſogar ſo weit, daß er von dem Waſſer trank, womit er die Wunden des Kranken ausgewaſchen hatte. Als er nun darauf wieder zur Kirche ging, bat er ſeine Gemahlin, den Kranken zu beſuchen, damit ihm nichts mangele; ſie erklärte aber, daß ſie das aus Widerwillen gegen dieſen Unglücklichen nicht im Stande ſei. In ihrer Einſamkeit ergriff ſie die Scham über ihre Schwachheit, und ſie entſchloß ſich zum Beſuche des Kranken. Schon vor der Thüre des Armen empfand ſie anſtatt des verabſcheuten Geſtanks einen ſo lieblichen Geruch, daß ſie vor Erſtaunen und Ehrfurcht nicht hineinzugehen ſich getraute. So trafen ſie die beiden zurückgekehrten Männer, die etliche ihnen für den Armen gegebene Leckerbiſſen ihm überbringen wollten. Sie rochen ſelbſt den angenehmen Geruch, gingen verwundert hinein, und erſchraken, als ſie das Zimmer leer fanden. Nicht lange darauf wurde es dem Johannes im Traume durch eine Erſcheinung kund gethan, daß Jeſus Chriſtus ſelbſt es geweſen, der die Geſtalt eines Ausſätzigen angenommen habe, der von ihm gepflegt worden ſei. Solches

*) Vgl. den Aufſatz: Der Geggingerhandel, im ſchweizer. Geſchichtsforſcher. 1826. 6. Bd. 1. Heft.

Digitized by Google

Ereigniß mußte freilich ihren Eifer verdoppeln. Johannes ſendete ſogleich ſeine 13jährige Tochter und Franz ſeine fünfjährige in das Benedictinerkloſter des heil. Abundius; auch verſchenkten ſie alle Güter, die ihnen noch übrig waren. Johann theilte ſein Vermögen in drei Theile, gab einen dem großen Hoſpitale der Stadt, den andern dem Kloſter zu St. Bonde, und den dritten dem Hoſpitale U. L. Fr. vom Kreuze, wobei er jedoch die Bedingung machte, an ſeine Gemahlin eine gewiſſe Summe zu zahlen, ſo lange ſie lebte. Franz verſchrieb alle ſeine Habe dem Kloſter zu Bonde mit dem Vorbehalte, daß ſechs arme Mädchen, die ins Kloſter wollten, ohne Brautſchatz aufgenommen würden; dabei weihte er ſeine Tochter dem heiligen Stande, that für ſich ſelbſt das Gelübde der Keuſchheit, der Armuth und des Gehorſams, und verlangte für ſich ſelbſt vom Kloſter nichts, als ein Stückchen Brot bei der Armenſpende. Von jetzt an kleideten ſich beide Männer in die gröbſten Lumpen, gingen barfuß und barhaupts auch in der ſchlechteſten Witterung und bettelten ſich ihr Brot vor den Thüren. Dazu waren ihnen Haarhemden und Geißeln noch nicht genug; ſie waren erſindſam in allerlei Abtödtung des Leibes. Da ſie in die Verachtung der Welt ihre größte Ehre und die herrlichſte Nachſolge Chriſti ſetzten, ſo verrichteten ſie in den zwei Monaten, wo ſie in ihren hohen Ämtern ſonſt im Palaſte die höchſte Ehre genoſſen hatten, jetzt in demſelben Palaſte die allergeringſten Dienſte, als Auskehren der Säle, Telleraufwaſchen, Holztragen u. dergl. Einige verachteten ſie, Andere aber wurden davon gerührt und bekehrten ſich auf verſchiedene Weiſe. Schon gelüſtete es Einigen, ſich zu ihnen zu halten. Erſt nach zwei Jahren vom ihrem Gelübde an nahmen ſie Gefährten, 1365. Mit dieſen zogen ſie oft durch die Straßen, ſangen Lieder, rieſen häufig den Namen Jeſus, und ermahnten die Sünder zur Buße. Wer unter ſie aufgenommen werden wollte, mußte ſich vorzüglich ſtark in Verachtung der Weltehre zeigen. Sie pflegten ihre Novizen mit einer Krone von Ölzweigen auf dem Haupte auf einem Eſel rücklings reitend durch die Stadt zu führen, wobei ſie ſelbſt ſolche Kronen und Ölzweige in den Händen trugen, ohne Unterlaß rufend: „Es lebe Jeſus Chriſtus! Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!" Oder ſie entkleideten ihre Novizen bis auf den Gürtel, banden ihnen die Hände auf den Rücken, ſchmäheten ſie und ermahnten das neugierige Volk, Gott für dieſe Sünder zu bitten. Gewöhnlich führten ſie aber ihre Neulinge auf den Markt vor das Marienbild, zogen ihnen ihre Kleider aus und gaben ihnen Lumpen dafür. Alle trugen dabei Kronen von Oliven und ſolche Zweige in den Händen, was bei allen wichtigen Gebräuchen als beſondere Eigenheit beachtet wurde. Im J. 1367 hatte dieſer eifrige Sonderling jener mönchsfrommen Zeit mehr als 70 Schüler, unter welchen auch Vornehme waren. Jetzt durchzog er ſchon mit den Seinen Flecken und Dörfer, um auf ſeine Weiſe Buße zu predigen. Als er einſt durch ein Dorf zog, was ihm früher gehört hatte, deſſen Einwohner über ſeine Härte zu ſeufzen Urſache gehabt hatten, entkleidete er ſich bis auf den Gürtel, ließ ſich mit Stricken binden und von ſeinen Begleitern durch das Dorf ſchleppen und den Leuten zurufen: Sehet, dieſer iſt, der euch Hungers ſterben laſſen wollte, und kein Mitleid hatte ꝛc. Das waren aber eben die rechten Mittel, ſeine Schülerzahl und ſein Anſehen in auffallender Demuth zu vermehren. Wirklich faßte er auch noch in demſelben Jahre, 1367, als Urban V. von Avignon nach Rom zurückkehrte, den Entſchluß, ſeine Geſellſchaft vom Papſte beſtätigen zu laſſen, dem er darum mit der Mehrzahl der Seinen entgegenging. Kaum ſetzte Urban einen Fuß ans Ufer, ſo rieſen die Ölzweiggekrönten einmüthiglich: **Lodato sia Giesu Christo et viva il sanctissimo Padre!** Der Papſt bewunderte die Einfalt der in Lumpen Gekleideten, nahm ſie geneigt auf und beſprach ſich mit ihrem Anführer über ihre Einrichtungen, wollte aber, daß ſie andere Kleider trügen, eine Kopfbedeckung und Sandalen haben ſollten. Die Verleumdungen Etlicher in Viterbo, wohin ſie den Papſt begleiteten, als gingen die übeln Sitten der Fraticellen unter ihnen im Schwange, wurden durch nähere Unterſuchung bald entkräftet, und ſie erhielten noch in demſelben Jahre vom Papſte die Beſtätigung der Stiftung und ihr Ordenskleid, beſtehend in einem weißen Rocke mit ledernem Gürtel, weißer gewirkter Mütze, die ſie auf der Schulter tragen, wenn ſie unbedeckt ſein wollen, und in Holzſchuhen, wozu der Bruder des Papſtes, Cardinal Anglicus Grimoard, noch einen lohfarbenen Mantel fügte. Sie beobachten allerdings das Bekenntniß des heil. Auguſtinus, und legen nach ihm die drei weſentlichen Gelübde ab, allein ihre Regel ſoll nicht die Regel Auguſtin's ſein, ſondern eine eigene, die nicht der Papſt, vielmehr Einer ihrer Religioſen gegeben habe, und die vom apoſtoliſchen Stuhle beſtätigt worden ſei, was einer ihrer Ordensgenerale, Morigia, ausdrücklich verſichert. Johann v. Toſſignan, welcher im J. 1431 Biſchof von Ferrara wurde, 1436 ſtarb und unter die Seligen gehört, war der Verfaſſer dieſer Regel. Dieſe Behauptung iſt allerdings dem Orden ſelbſt von großer Wichtigkeit, weniger aber für die Geſchichte, da ſie in der Folge wirklich der Regel des heil. Auguſtinus gefolgt ſind, was Helyot ſelbſt zugibt. Da ſie in den erſten Zeiten eine große Ehrfurcht gegen den heil. Hieronymus an den Tag legten, wählten ſie dieſen zu ihrem Schutzpatrone, dem die meiſten Kirchen geweiht wurden. Daher der Zuſatz zum Namen des Ordens, der jedoch erſt ſpäter hinzugefügt wurde auf Verordnung des Papſtes Alexander's VI., 1492, von wo an ſie ſtets Jeſuaten des heil. Hieronymus genannt wurden. Apoſtoliſche Kleriker nannte man ſie ihres apoſtoliſchen Lebens wegen. Der Stifter dieſes Ordens überlebte die päpſtliche Beſtätigung nicht lange, wurde ſchon auf der Heimreiſe krank, und ſtarb am Ende des Julius deſſelben Jahres, 1367. Die Brüder brachten ſeinen Leichnam nach ſeiner Verordnung, nur ehrenvoller, als er es befahl, nach der Abtei zu St. Bonde, wo er, auf dem ganzen Wege unter großem Zulaufe des Volkes, mit Glanz begraben wurde. Die vielen Wunder, die auf ſeinem Grabe geſchahen, vermochten Gregor XIII., ihn in das päpſtliche Martyrologium zu ſetzen; ja Sixtus V. bewilligte Allen völligen Ablaß, die an ſei-

Digitized by Google

nem Feſte zu Siena ſeine Ordenskirche beſuchen würden. Er ſelbſt hatte vor ſeinem Ende ſeinen Freund Franc. de Mino Vincenti zu ſeinem Nachfolger verordnet. Dieſer konnte aber ſein Amt nicht antreten, denn ſchon am ſiebenten Tage nach dem Tode des Stifters erkrankte er und folgte ſeinem Freunde nach am 15. Auguſt, neben dem er beerdigt wurde. Hieron. Daſciano leitete den Orden 30 Jahre und verbreitete ihn ſehr; ſeit 1398 folgte Spinello von Siena, unter welchem 1426 das erſte Generalcapitel zu Bologna gehalten, und die Regel des Johannes von Toſſignan angenommen wurde. Im J. 1432 folgte Anton von Venedig, der 25 Jahre General war, unter welchem 1442 das zweite Generacapitel ſtattfand, das ſeitdem aller vier Jahre wiederholt wurde. Im J. 1458 wurde Nicol. von Montepulciano gewählt und beſchloſſen, daß von nun an in jedem Capitel ein neuer General gewählt werden ſolle, was ſo geblieben iſt. Mehre Päpſte gaben dem Orden anſehnliche Privilegien; das beſte aber bewilligte ihm Pius V., der ihn unter die Bettelorden ſetzte, und ihm alle Vorrechte derſelben zugeſtand. Länger als 200 Jahren blieben die Mitglieder dieſes Ordens nur Laienbrüder, welche blos verbunden waren, täglich 165 Paternoſter und ebenſo viele Ave Maria zu beten. Deshalb fanden ſie ſich täglich dreimal im Bethauſe ein, zuſammen fünf bis ſechs Stunden des Tages, geißelten ſich Morgens und Abends, ſagten auch wol das Amt der heil. Jungfrau, wozu ſie jedoch nicht verpflichtet waren; dann brachten ſie die übrige Zeit in Hoſpitälern zu, den Kranken Handreichung zu thun. Im J. 1606 wurde ihnen durch ein Breve Paul's V. verwilligt, die Prieſterweihe ſich ertheilen zu laſſen. Urban VIII. fand nun die gewirkte Mütze nicht mehr anſtändig, und verordnete ihnen dafür eine kleine Kaputze von der Farbe des Mantels (1624). Er billigte auch 1640 ihre neuen Satzungen, die von der alten Strenge durchaus nichts nachließen, im Gegentheile wurden ſie noch verpflichtet, ſich zweimal des Tages zu geißeln, ſo lange ſie ein Miſerere, ein de profundis und ein Paternoſter nebſt einigen andern Gebeten herſagten. Von Himmelfahrt bis Pfingſten, im Advent und noch zu andern Zeiten faſteten ſie, ſowie alle Freitage und an den heiligen Abenden ꝛc. Übrigens trieben ſie in den meiſten Klöſtern die Apothekerkunſt und vertheilten ihre Arzneien unter die Armen umſonſt. In andern ihrer Klöſter zogen ſie gebrannte Waſſer ab, die ſie gut zubereiteten und verkauften, weshalb ſie auch vom Volke den Namen Aquavitpatres erhielten (gli Padri dell aqua vita). Der Reichthum, den vor allen die Klöſter in der Republik Venedig ſich erworben hatten, gereichten ihnen und dem ganzen Orden zum Untergange. Die Republik brauchte Geld zur Fortſetzung des Krieges gegen die Türken, die damals Candia belagerten. Sie hielt daher beim Papſte Clemens IX. um Unterdrückung des Ordens an, damit ſich der Staat der Reichthümer dieſer geiſtlichen Geſellſchaft bemächtigen könne. Der Papſt hob wirklich dieſen Orden im J. 1668 auf und zugleich den Orden von St. Georg in Alga und die Einſiedler des heil. Hieronymus von Fieſoli. Den Prieſtern der Jeſuaten wurden vom Papſte jährlich 40 römiſche Thaler verwilligt und den Laienbrüdern die Hälfte. Der General derſelben, Pater Urban von Aviano, wurde in Rom Pfarrer zu St. Johann de Malva, einer ihrer Kirchen. — Helyot rühmt ausdrücklich von dieſem Orden, daß er viele heilige und ſelbſt wiſſenſchaftlich berühmte Männer hervorgebracht habe, z. B. außer den genannten den ſel. Anton von Siena, Biſchof zu Foligny, den der Papſt Pius II. zu vielen Unterhandlungen brauchte; Hieronymus von Venedig und Jannetto von Verona ſtanden in ſo großer Achtung, daß der Doge Nic. Marcelli nur von ihnen gekrönt ſein wollte, was ein Frescogemälde im Speiſeſaale des Convents zu St. Bartholomeo zu Verona zeigt 1473. Paul Morigia, ſchon genannter Ordensgeneral, war ihr eifrigſter Schriftſteller, welcher das Leben von 60 Religioſen beſchrieb, welche als Heilige ſtarben. Eine Geſchichte der Mönchsorden und die Geſchichte von Mailand ſind unter noch 60 verſchiedenen Schriften ſeine berühmteſten. Er ſtarb im J. 1604, und iſt begraben in der Ordenskirche zu St. Hieronymus in Mailand. Das Ordenswappen war der Name Jeſus mit goldenen Strahlen im blauen Felde, darunter eine weiße Taube, eine Anſpielung auf ihren Stifter Colombino. Außerhalb Italiens, wo ſie ſehr blüheten, hatten ſie ſich nicht verbreitet, ausgenommen in Toulouſe, wohin im J. 1425 fünf Brüder gekommen waren, die die Erlaubniß erhielten, ſich dort in kleinen und niedrigen Zellen niederzulaſſen. Die Satzungen dieſes Ordens ſind im J. 1641 zu Ferrara gedruckt worden. Alle dieſe Nachrichten gibt Helyot im 3. Bde. S. 484—498, worauf er ſogleich fortfährt von den Jeſuatinnen des heil. Hieronymus Folgendes den Hauptſachen nach zu erzählen:

Der heilige Colombino wollte auch Frauen bekehren, und wendete ſich an eine fromme Anverwandte, Tochter Thomas Colombin's, Ritters vom Orden der heil. Jungfrau, die man die luſtigen Brüder nannte, weil ſie ſich verheiratheten und herrlich lebten. Sie hieß Katharina Colombino von Siena. So fromm ſie war, wollte ihr die überaus große Armuth doch nicht anſtehen. Gott rührte aber ihr Herz durch das Gebet des eifrigen Mannes. Sie verſchenkte ihre Güter und kleidete ſich nach der Ordensvorſchrift, wozu er noch einen weißen Weihel that. Seine übrigen bekehrten Mädchen nahmen daſſelbe Kleid und lebten im Hauſe der Katharina, ihrer Superiorin, wahrſcheinlich kurz vor der Beſtätigung ſeines Ordens, 1367, nicht ſchon 1357, wie Etliche ſchreiben. Kurz nach dem Tode des Stifters konnte Katharina ſchon ihr erſtes Kloſter zu Valpiatta bauen. Der Eifer dieſer Nonnen war außerordentlich. Gebet und Leſen heiliger Bücher nahm ihr ganzes Leben ein; auch wenn ſie arbeiteten, las Eine vor, oder ſie ſangen fromme Lieder oder beſprachen ſich über gottſelige Dinge in aller Eintracht und völliger Gemeinſchaft aller Dinge, ohne daß irgend etwas verſchloſſen wurde. Sie nährten ſich von ihrer Arbeit und reichte dies nicht, baten ſie mit verhülltem Geſichte um Almoſen. Die Meiſten waren aus angeſehenen Familien aus der Gegend von Siena und ihre Strenge war ſehr groß, denn in Allem leuchtete ihnen Katharina mit gutem Beiſpiele voran. Ihre Enthaltſamkeit war ſo groß, daß ſie alle Verſuchungen des Teufels überwand

Digitized by Google

durch Gebet und Geißel. Sie wagte es ſogar, den Erbfeind der Menſchen zum Kampfe herauszufodern. Zweiundzwanzig Jahre hatte ſie ſtets ſiegreich muſterhaft regiert, als ihr die Märtyrerin Katharina erſchien, ihren Tod zu verkünden. Sie nahm das heil. Sacrament und hielt eine herrliche Ermahnung an die Schweſtern, und verſchied 1387. Nicht blos ein haarenes Hemde, ſondern auch einen eiſernen Gürtel fand mau un ihren Leib, der tief ins Fleiſch eingedrungen war. Simona Galleroni folgte ihr, unter welcher ſich ihre Klöſter ſehr vermehrten. Da in der Bulle Clemens' IX. vom J. 1668 ihrer nicht gedacht worden war, ſind ſie auch mit Recht nicht aufgehoben worden. Es haben ſich daher einige Klöſter ihres Ordens noch lange in Italien erhalten.

Im Laufe des 16. Jahrh. fing der Dominikaner Pater Paulino Bernardini von Lucca eine Verbeſſerung ſeiner Mitbrüder im Königreiche Neapel an, die heil. Katharina von Siena ſich zum Vorbilde nehmend. Er nannte ſie Congregation von Abruzzo von der heil. Katharina zu Siena. Man rühmt von ihr, daß ſie außer ihrem Stifter noch viele ausgezeichnete Mönche aufzuweiſen habe. Der die heil. Katharina von Siena ehrende Urheber dieſer Mönchsverbeſſerung ſtarb 1585 und ſah ſeine Einrichtungen glücklich vorwärts gehend. Sein Gehilfe und Nachfolger, Pater Nicol. Maſio von Peruſa, beſtrebte ſich mit Erfolg, die Congregation zu erweitern, die um ihres Namens willen hier ein Plätzchen verdient. Nicol. Maſio ſtarb als Generalvicar der Dominikaner im J. 1611 im Rufe der Heiligkeit. (*G. W. Fink.*)

Jesu-Christ-Wurzel, ſ. Pteris (aquilina).

JESUITEN, auch Loyoliten, Ignaziſten oder Geſellſchaft Jesu heißen die Mitglieder eines im 16. Jahrh. geſtifteten geiſtlichen Ordens, der thätiger als irgend ein anderer für die Aufrechthaltung der römiſchen Kirchenformen gekämpft und durch ſeine ganz eigenthümliche, mit einer ganz ungemeinen Klugheit und Menſchenkenntniß entworfenen Verfaſſung über 200 Jahre lang auf die kirchlichen und politiſchen Angelegenheiten der chriſtkatholiſchen Reiche und Staaten den entſchiedenſten Einfluß ausgeübt hat. Der Stifter dieſes Ordens war ein Spanier von Adel, Ignaz von Loyola[1], der jüngſte von neun Söhnen einer alten, doch unbemittelten Familie, der ſeine Jugendjahre als Page an dem Hofe Ferdinand des Katholiſchen verlebte, dann Kriegsdienſte nahm und im J. 1521 ſich durch die ſtandhafte Vertheidigung der von den Franzoſen belagerten Stadt Pamplona auszeichnete, bis ſein linker Fuß durch eine Kanonenkugel verwundet, der rechte ſogar zerſchmettert wurde. Während der dadurch entſtandenen gefährlichen Krankheit, deren Heilung Ignaz auf ſeinem väterlichen Schloſſe Loyola abwartete, erhitzte er ſeine Einbildungskraft durch das Leſen von Heiligenlegenden, und da er durch die Verwundung zum fernern Kriegsdienſte untüchtig geworden, ſeine frühere ungemeſſene Eitelkeit durch die Verunſtaltung ſeines Körpers, weil er ein verkürztes Bein erhielt und hinkend blieb, ſchmerzlich verletzt wurde, ſo beſchloß er, angeblich durch Erſcheinungen und Wunder dazu aufgemuntert, ſich durch Heidenbekehrung, Vertheidigung des römiſchen Kirchenglaubens und durch fromme Heldenthaten berühmt zu machen und Verdienſte um die Kirche zu erwerben. Im Sinne ſeines Zeitalters und Standes gelobte er ſich zum beſtändigen Ritter der Mutter Jeſu, entſagte allen weltlichen Genüſſen und beſchäftigte ſich nur mit Entwürfen, ſein Gelübde auf das Zweckmäßigſte zu erfüllen. Vor Allem machte er Anſtalt zu einer Wallfahrt nach Jeruſalem, um daſelbſt Buße für ſeine Sünden zu thun, dann aber auch die Heiden zu bekehren. Er entwich heimlich von den Seinigen, die ihn ſeiner übertriebenen Bußübungen wegen für aberwitzig hielten, hüllte ſich in grobe Mönchskleider und trat, nachdem er im Kloſter zu Montſerrate ſich feierlich zum Ritter der Jungfrau Maria hatte weihen laſſen, ſeine Pilgerfahrt nach Jeruſalem an. Da die in Barcelona ausgebrochene Peſt ihn nöthigte, nach Manreſa zu gehen, ſo erregte er dort durch ſeine Bußübungen und Selbſtpeinigungen Aufmerkſamkeit; er trieb es mit ſeinen Selbſtpeinigungen ſo arg, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel. Während derſelben änderte er ſeinen anfänglichen Plan und beſchloß, nicht durch das Beiſpiel eigner Andacht und Entſagung, ſondern durch Lehren und Predigen Menſchen zu bekehren. Er kleidete ſich zu dem Zwecke wiederum anſtändig, näherte ſich den Menſchen und fing an öffentlich zu predigen. Nachdem er endlich am 4. Sept. 1523 in Jeruſalem angelangt war, machte er die Erfahrung, daß es ihm zur Bekehrung der Türken ſowol an Sprach- als an Religionskenntniſſen fehle. Er begab ſich daher auf die Rückreiſe, nahm, ſchon 33 Jahre alt, in der Knabenſchule zu Barcellona Unterricht im Lateiniſchen, ſtudirte dann die Philoſophie zu Alcala und ging endlich im J. 1527 nach Paris, um ſeine wiſſenſchaftliche Laufbahn zu vollenden. In Spanien ſowol als in Frankreich predigte Ignaz während ſeiner Studien und ſuchte ſich Anhänger zu erwerben; denn längſt ſchon hatte er den Vorſatz, einen neuen Orden zur Vertheidigung der römiſchen Kirche zu ſtiften, gefaßt, wozu er beſonders durch die in Teutſchland von Luther begonnene Reformation bewogen worden war. Sein erſter Verſuch damit in Spanien war ihm nicht geglückt. Auch in Frankreich kam er nicht ſogleich zum Zwecke. Seine erſten Anhänger verloren ſich bald, weil er ſein Syſtem noch nicht anziehend genug zu machen gewußt hatte, und die Eindrücke der Schwärmerei, wozu er ſie entflammt, verloſchen bald wieder. Dabei erhielt er aber Gelegenheit, zu bemerken, daß er mit klugen, wiſſenſchaftlich gebildeten Perſonen ſeinen Zweck beſſer als mit unwiſſenden und unbeſonnenen Schwärmern erreichen würde; daher wandte er ſich nun an erſtere. Viele Mühe koſtete es ihm, bis er ſeinen erſten Jünger, den Savoyarden Peter Faber für ſeine Sache gewann. Dieſer, ein ſo gelehrter als kluger junger Mann, ließ ſich nur ſchwer von Ignaz zum Eintritte in die geiſtliche Ritterſchaft überreden; doch nachdem ſeine Einbildungskraft einmal erhitzt war, überließ er ſich un-

1) *Petr. Ribadeneira*, Vita Ignatii Loyolae (Antwerpiae 1587). Vgl. damit Ignaz v. Loyola's wunderbares Leben u. Abenteuer. 2 Bd. (L. 1803).

Digitized by Google

bedingt der Leitung des Ordensſtifters. Der zweite Proſelyt, den er machte, war Franz Xaver, ein Spanier von Adel, der Anfangs Ignazens Schwärmereien verſpottete, doch, da dieſer ſich in ſeine Launen zu ſchicken wußte, und ſeinem Ehrgeize ſchmeichelte, ihm auch ſogar Geldunterſtützungen zukommen ließ, Xaver aber eine verſchwenderiſche Lebensweiſe führte, ſo wurde auch er gewonnen und nächſt Faber der treuſte und wärmſte Genoſſe Ignazens. Das Anſehen dieſer beiden erſten Jünger des Ignaz bewog bald mehre durch Fähigkeiten und Kenntniſſe ausgezeichnete Studirende, ſich ihnen anzuſchließen. Es waren Jacob Lainez, Alphons Salmeron, Nicolaus Bobadilla und Simon Rodriguez. Um ihren Rücktritt zu verhindern, nahm Ignaz ihnen ein feierliches Gelübde ab. Das geſchah am 15. Aug. 1534 im Nonnenkloſter bei Montmartre, nachdem Lainez, der bereits Prieſter war, in einer unterirdiſchen Kapelle Meſſe geleſen und ſeinen Genoſſen das Abendmahl ausgetheilt hatte. Die Verbündeten gelobten, nach geendigten Studien eine Reiſe nach Jeruſalem zur Bekehrung der Ungläubigen zu unternehmen und dem Beſitze aller weltlichen Güter zu entſagen und nur ſo viel, als ihnen zur Reiſe unentbehrlich ſein würde, zu behalten. Sollte ihnen die Reiſe unmöglich werden, ſo gelobten ſie, nach Rom zu ziehen und ihre Dienſte dem Papſt zu allen Geſchäften anzubieten, die er ihnen aufzutragen für gut finden würde. Noch verordnete der Stifter, daß dieſes feierliche Gelübde jährlich an demſelben Tage wiederholt werden ſollte. Dies war der erſte unbedeutende Anfang einer Geſellſchaft, die zwei Jahrhunderte hindurch einen ſo unbegrenzten Einfluß auf das Schickſal ſo vieler Völker und Länder ausgeübt und ſich durch alle Theile der Erde verbreitet hat.

Ignaz, in deſſen Kopfe ſtets Schwärmerei mit Klugheit um die Herrſchaft ſtritten, verlor aus Freude über das Gelingen ſeines Planes die Faſſung ſo ſehr, daß er ſich wiederum der Contemplation und den Bußübungen mit einer ſolchen Anſtrengung überließ, daß er abermals in eine gefährliche Krankheit verfiel, und die Ärzte ihm zu einer Luftveränderung riethen. Dazu verſtand er ſich aber nur, als ſeine Geſellſchafter Xaver, Lainez und Salmeron, um Familienangelegenheiten zu ordnen, in ihr Vaterland reiſen wollten. Da er fürchtete, ſie möchten ihm abtrünnig werden, ſo übernahm er es, ſtatt ihrer die Reiſe zu machen und ihre Geſchäfte zu ordnen; zuvor aber verabredete er noch mit ſeinen Genoſſen, daß ſie zu Anfange des Jahres 1537 nach Venedig reiſen und ihrem Gelübde zufolge ſich ins gelobte Land zur Heidenbekehrung begeben wollten. Der Ruf ſeiner Heiligkeit war ihm nach Spanien vorausgeeilt. Schon wurde er von dem Volke als Wunderthäter verehrt[2]) und auch ein Theil der Geiſtlichkeit bewies ihm große Achtung, während ein anderer Theil ihn in den Verdacht der Ketzerei zu bringen ſtrebte. In Venedig, wohin Ignaz von Spanien aus ſich begab, nahm er zwei Brüder vornehmen Standes aus Navarra, Stephan und Jacob Eguia, und einen Gottesgelehrten aus Malaga, Jacob Hoſez, in ſeine Geſellſchaft auf. Durch ſein öffentliches Predigen verfeindete ſich Ignaz die Prieſterſchaft in Venedig, die ihn für einen Ketzer ausgab und ihm vielen Verdruß verurſachte. Der Angefeindete wußte aber durch ſein kluges Benehmen ſich den Schutz des Erzbiſchofs von Theate, Johann Peter Caraffa, zu erwerben, der ihm von dem päpſtlichen Nuntius, Hieronymus Veralli, ein Zeugniß ſeiner Rechtgläubigkeit und eine vortheilhafte Entſcheidung wegen der wider ihn erhobenen Anklagen erwirkte. Die Gunſt des Erzbiſchofs verwandelte ſich aber bald in Widerwillen gegen Ignaz, als dieſer es verſchmähte, in den von jenem geſtifteten Theatinerorden zu treten. Ignaz wies, da er ſelbſt Ordensſtifter werden wollte, den Antrag Caraffa's zurück, der deshalb, als er ſpäter unter dem Namen Paul IV. den päpſtlichen Stuhl beſtieg, den Jeſuiten dieſe Weigerung entgelten ließ. Während deſſen hatten die in Paris zurückgebliebenen Geſellſchafter drei neue Mitglieder, Claude le Jay, Joh. Codure und Pasquier Brouet, aufgenommen und ſich dann auf den Weg nach Venedig begeben, wo ſie im Januar 1537 eintrafen. Unter Predigen und Krankenpflegen erwarteten ſie das Frühjahr, dann ſandte Ignaz ſeine ſämmtlichen Geſellſchafter zum Papſt, um deſſen Segen und auch Reiſegeld zu erbitten; er ſelbſt blieb in Venedig zurück. In Rom fanden ſie zwei wichtige Widerſacher in Caraffa, der damals eben Cardinal geworden war, und in dem Doctor Peter Ortez; doch Faber und Xaver wußten Ortez ſo für ſich zu gewinnen, daß er ihnen einen Zutritt bei Paul III. bewirkte, der ihnen nebſt ſeinem Segen auch 60 Dukaten Reiſegeld und die Erlaubniß ertheilte, daß Diejenigen, die noch nicht Prieſter waren, ſich, wo und von wem ſie wollten, ordiniren laſſen könnten. Sie gingen nun nach Venedig zurück, legten in die Hände des päpſtlichen Nuntius die Gelübde der Armuth und Keuſchheit ab und ließen ſich vom Biſchofe zu Arba ordiniren. Nachdem ſie nun durch Predigen und eine ſehr ſtrenge Lebensweiſe großen Beifall erworben hatten, änderte Ignaz mit Bewilligung ſeiner Geſellſchafter ſeinen Plan, nach Jeruſalem zu ziehen, weil Venedig damals mit der Pforte im Kriege begriffen war, und beſchloß in einer Verſammlung zu Vicenza dem Papſte ſeine Dienſte zur Aufrechthaltung des Anſehens des päpſtlichen Stuhles anzubieten. Ignaz, Faber und Lainez begaben ſich deshalb nach Rom, die übrigen aber nach den vornehmſten Univerſitäten Italiens, um daſelbſt neue Geſellſchafter zu werben. So gingen Xaver und Bobadilla nach Bologna, Salmeron und Brouet nach Siena, le Jay und Rodriguez nach Ferrara, Codure und Hoſez nach Padua. Ehe die Geſellſchaft ſich trennte, nahm ſie noch folgende Regeln an: 1. Sollten die Glieder ſich nur in Hoſpitälern aufhalten und von Almoſen leben. 2. Die Beiſammenwohnenden ſollten der Reihe nach den übrigen befehlen. 3. Überall, wo ſie hinkämen, ſollten ſie auf öffentlichen Plätzen und Straßen predigen. 4. Kinder ſollten ſie im Katechismus unterrichten. Endlich 5. für alle dieſe Arbeiten kein Geld annehmen. In Rom nahm Ignaz den Doctor Ortez und durch dieſen den Papſt Paul III. ſo für

2) Cf. Vita St. Ign. Loyolae, Soc. Jesu Fundatoris (Ingolst. 1622). p. 56.

Digitized by Google

ſich ein, daß Letzterer das Anerbieten der Geſellſchaft annahm, und auf ſo lange, bis eine Gelegenheit, ſich ihrer zu bedienen, ſich darbieten würde, räumte er dem Faber und Lainez in dem Collegio della Sapienza zwei theologiſche Lehrſtühle ein, dem Ignaz aber erlaubte er, überall, wo er wollte, Buße zu predigen [3]). Nachdem Ignaz feſten Fuß in Rom gewonnen hatte, dachte er an die Entwerfung eines förmlichen Ordensſyſtems. Er lud zu dem Zweck alle ſeine Genoſſen, die ſich unter der Zeit in den ihnen angewieſenen Orten auch viele wichtige Freunde erworben hatten, nach Rom, um mit ihnen über die Einrichtung des Ganzen zu berathen. Der Gouverneur von Rom, Cardinal Vincenz Caraffa, ertheilte ihnen in Abweſenheit des Papſtes die Erlaubniß zu predigen. Weil aber zu der Zeit ein Auguſtiner durch ſeine Predigten ſich einen großen Beifall erwarb, der den Jüngern Ignazens Abbruch that, ſo gaben ſie dieſen auf den Rath ihres Meiſters für einen Ketzer aus. Das Volk nahm aber die Partei des Auguſtiners und es entſtand deshalb gegen die Loyoliten eine allgemeine Gährung. Ignaz ſelbſt wurde deshalb in eine gefährliche Unterſuchung verwickelt, vertheidigte ſich aber ſo gewandt, daß er ehrenvoll losgeſprochen wurde und ſogar am 18. Nov. 1538 durch ein ſchriftliches Urtheil öffentliche Genugthuung erhielt. Nachdem dieſer Sieg errungen worden, ſäumte Ignaz nicht länger, ſeiner Geſellſchaft eine feſte Form zu geben und ihr die päpſtliche Beſtätigung zu verſchaffen. Als nach einer mehrwöchentlichen Berathſchlagung am 15. April 1539 außer dem Gelübde der Armuth und Keuſchheit auch das eines blinden und beſtändigen Gehorſams gegen das Ordenshaupt feierlich abgelegt worden war, wurde auch am 4. Mai das vierte Gelübde des unbedingten Gehorſams gegen den päpſtlichen Stuhl angenommen. Die übrigen Berathſchlagungen betrafen die innere Einrichtung des Ordens, die lebenslängliche Herrſchaft des Generals, die Verwaltung des Vermögens der Geſellſchaft und ähnliche Gegenſtände; zuletzt wurde wegen des Namens berathen. Ignaz verwarf den Antrag, den Orden nach ſeinem Namen zu nennen, erklärte dagegen, daß während ſeines Aufenthalts in der Höhle bei Manreſa ihm Jeſus den ganzen Plan des Ordens entdeckt habe, daher er ſeiner Geſellſchaft auch keinen andern Namen geben könne, als den des wahren Stifters, und ſo wurde denn der Orden die Geſellſchaft Jeſu genannt [4]). Mittlerweile hatten die Loyoliten durch Predigen, Katechiſiren und Proſelytenmachen in Rom viele Anhänger und auch mehre Jünger erhalten, die ihnen ein beträchtliches Vermögen zubrachten. Sie benutzten dieſes, um bei einer entſtandenen Hungersnoth die Armen zu unterſtützen, und als ſie auch auf dieſe Weiſe ein großes Anſehen gewonnen hatten, da ließ Ignaz durch den Cardinal Contarini dem Papſte den Entwurf zur Stiftung des Ordens überreichen und um die Beſtätigung bitten. In dieſem Entwurfe, der bereits alle Grundzüge der Ordensverfaſſung enthält, erklärt der Stifter den Zweck des Ordens, unter der Kreuzfahne Gottes zu ſtreiten und allein Gott und ſeinem Statthalter auf Erden, dem römiſchen Papſte, zu dienen, ferner, die Seelen in chriſtlicher Lehre und Wandel zu vervollkommnen, durch öffentliches Predigen, geiſtliche Übungen, Unterricht der Jugend und im Chriſtenthume Unwiſſenden, durch Anhörung der Beichte und durch geiſtlichen Troſt den Glauben fortzupflanzen. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung ſoll der von der Geſellſchaft gewählte Vorgeſetzte das Recht haben, zu entſcheiden, wozu ein jedes Mitglied gebraucht werden könne, und nach ſeiner Entſcheidung die Ämter zu vertheilen. Mit Bewilligung der Mitglieder kann der Vorgeſetzte Verfaſſungen zu Erreichung ebengenannter Zwecke entwerfen, er benutzt den Rath der in ſeinem Wohnſitze anweſenden, oder in wichtigen Fällen zuſammenberufenen Mitglieder, doch ſteht ihm die Befehlshabermacht ganz allein zu. Obgleich ſchon nach der Glaubenslehre alle Chriſtgläubige dem Papſte als dem Statthalter Chriſti unterwürfig ſein ſollen, ſo verpflichtet ſich doch die Geſellſchaft noch durch ein beſonderes Gelübde dazu, und zwar in der Art, daß, was auch immer der gegenwärtige Papſt oder deſſen Nachfolger zur Fortpflanzung des Glaubens befehlen und zu welchen Miſſionen er ſie wird brauchen wollen, ſie ſtets ohne allen Rückhalt und alle Entſchuldigung bereit ſein werden. Um aber alles Bewerben um dergleichen Miſſionsgeſchäfte oder auch die Weigerung, ſich denſelben zu unterziehen, zu vermeiden, ſo ſoll kein einzelnes Mitglied deshalb mit dem Papſte weder unmittelbar noch mittelbar unterhandeln, ſondern die Sorge dafür allein dem Vorſteher der Geſellſchaft überlaſſen bleiben. Das Gelübde der Armuth wird zwar von allen Mitgliedern aufs Strengſte gehalten, doch iſt ihnen geſtattet, Collegien zu beſitzen und zum Unterhalte der Studirenden Schenkungen an Gütern, Zinſen oder andern Einkünften anzunehmen. Dieſer Entwurf, ein Werk großen Scharfſinnes, worin die Grundlagen der nachmaligen Ordensgröße enthalten waren, erhielt den Beifall des Papſts Paul III. in der Art, daß er ihn für ein Gotteswerk erklärte und vorherſagte, die Geſellſchaft würde der Kirche von dem allergrößten Nutzen ſein. Dennoch ertheilte er die Beſtätigung des Ordens nicht ſogleich; denn die geiſtlichen Orden waren zu der Zeit in Verruf gerathen und hatten viele Gegner gefunden. Der Papſt übergab daher den Entwurf drei Cardinälen zur Unterſuchung und einer von ihnen, Bartholomäus Guidiccioni, erklärte ſich ſo entſchieden gegen die Stiftung eines neuen Ordens, daß auch die andern ihm beiſtimmten und die Sache unentſchieden blieb. Unterdeſſen ſtrebten Ignaz und ſeine Jünger, auf alle mögliche Weiſe die Nützlichkeit ihrer Geſellſchaft darzuthun. Der Papſt war auch ſo ſehr davon überzeugt, daß er ſich ihrer in verſchiedenen Städten Italiens zur Sittenverbeſſerung der Laien und Prieſter bediente. Endlich foderte auch der König von Portugal von Ignaz, ihm ſechs ſeiner Jünger zur Bekehrung der Heiden in Indien zu ſenden. Ignaz, der von ſeiner Geſellſchaft, die eben erſt im Aufblühen war, nicht ſo viele auf einmal entbehren wollte, ſandte nur zwei, den Simon Rodriguez und Franz Xaver. Das Begehren des portugieſiſchen Hofes hatte den Ausſchlag gegeben; denn nun-

3) Cf. Imago primi saeculi Societatis Jesu. (Antwerp. 1640. fol.) p. 68.

4) Cf. Imago primi saeculi. p. 64 et 82.

mehr erfolgte am 27. Sept. 1540 die feierliche Beſtätigung, doch mit dem Zuſatze, daß die Zahl der Ordensglieder nie 60 überſteigen ſolle.

Nachdem der Orden die feierliche Beſtätigung erhalten hatte, wurde Ignaz durch einſtimmige Wahl zum Oberhaupt oder General der Geſellſchaft gewählt. Er ſchritt nunmehr ſogleich zum Jugendunterrichte, dann auch zur Bekehrung der Juden, von denen er viele der chriſtlichen Kirche zugewandt haben ſoll, endlich auch zur Bekehrung der Buhldirnen; da er aber auch zum Aufenthalte für junge Frauenzimmer ein Haus ſtiftete, um ſie vor Verführung zu ſichern, ſo gerieth die Geſellſchaft in den Verdacht der Laſterhaftigkeit und mußte durch ein päpſtliches Decret ihre Unſchuld anerkennen laſſen. In Portugal machte der Orden zuerſt ein großes Glück. Die beiden dahin Abgegangenen erlangten die Gunſt des Königs Johann III. in der Art, daß er ſie gar nicht mehr von ſeinem Hofe entlaſſen wollte. Xaver aber beſtand darauf, nach Indien zu gehen, und ſegelte mit der königlichen Flotte dahin ab. Rodriguez dagegen blieb zurück und begründete das Anſehen des Ordens in Portugal. Ungeachtet er ſich durch ſeine gewaltſame Bekehrungsweiſe dem Adel und dem Volke verhaßt machte, ſo war ihm der König doch ſo gewogen, daß er außer andern Geſchenken ihm auch ein prachtvolles Collegium in Coimbra für den Orden bauen ließ, in welchem ſich bald zahlreiche Mitglieder, die Ignaz ſandte, anſiedelten [5]). Da Heinrich VIII. von England ſich von der römiſchen Kirche getrennt hatte, ſo ſandte Papſt Paul III. die zwei Jeſuiten Salmeron und Brouet nach Irland, um die Anhänglichkeit des Volkes an den römiſchen Stuhl aufrecht zu halten. Sie verfuhren aber mit ſolcher Gewaltthätigkeit, daß das Volk höchſt erbittert gegen ſie wurde und ſie, um ihr Leben zu retten, heimlich nach Rom entweichen mußten. Faber, le Jay und Bobadilla, die nach Teutſchland geſandt wurden, um daſelbſt der Reformation entgegen zu arbeiten, benahmen ſich mit größerer Klugheit, doch wäre le Jay, der in Regensburg heftig gegen die Reformation geeifert hatte, von dem Volke beinahe in die Donau geworfen worden. Der Herzog von Baiern nahm ihn in Schutz und gab ihm einen theologiſchen Lehrſtuhl auf der Univerſität zu Ingolſtadt. Bobadilla faßte feſten Fuß in Wien am kaiſerlichen Hofe, Faber aber ging über Mainz nach Cöln, wo er die von dem dortigen Erzbiſchofe begonnene Reformation hemmte, dann aber auch den berühmten Peter Caniſius für den Orden gewann. Nach Frankreich, auf welches Ignaz ſein Hauptaugenmerk gerichtet hatte, ſandte er 16 Mitglieder ſeines Ordens, unter dem Vorwande, daß ſie ihre Studien in Paris vollenden ſollten. Da aber ein Krieg zwiſchen Frankreich und Spanien ausgebrochen war, ſo mußten acht Mitglieder, die geborene Spanier waren, Frankreich verlaſſen. Sie gingen nach Löwen und verſchafften der Geſellſchaft Eingang in den Niederlanden. Von Löwen aus ging der Jeſuit Araoz nach Spanien, ihm folgte Franz Villanouva und beide erwarben dem Orden Zutritt und Anhänger in dieſem Lande. Das größte Anſehen erlangten aber die Jeſuiten zuerſt in Italien unter der Aufſicht ihres Generals ſelbſt. In Rom ließ der Papſt ein Profeßhaus bauen, worin eine Menge neuer Mitglieder Aufnahme fand; in andern Städten wußten ſich die Jeſuiten ſo beliebt zu machen, daß diejenigen Plätze, worin keine Mitglieder der Geſellſchaft waren, den Papſt mit Bittſchriften beſtürmten, daß er ihnen einige zutheilen möchte. Ignaz benutzte dieſes Wohlwollen, um den Papſt zur Aufhebung des Geſetzes zu vermögen, nach welchem die Anzahl der Mitglieder nur auf 60 beſtimmt war. Durch eine am 14. März 1543 erlaſſene Bulle geſtattete der Papſt dem Orden nicht nur, ſo viel Mitglieder aufzunehmen, als es ihm gut dünken würde, ſondern ertheilte ihm auch das Recht, die Geſetze und Statuten des Ordens nach Willkür zu verändern, oder auch neue zu verfaſſen, ohne deshalb einer beſondern päpſtlichen Genehmigung zu bedürfen [6]). Während die Geſellſchaft Jeſu in Europa ſtets eine größere Ausbreitung gewann, war Xaver bemüht, auch in Aſien ihren Einfluß zu begründen [7]); er langte 1542 in Goa, der Hauptſtadt des portugieſiſchen Indiens, an, erlernte daſelbſt die Landesſprache und fing dann ſein Bekehrungswerk an. Die dortige Regierung übertrug ihm die Aufſicht über das vor einigen Jahren geſtiftete Seminar zur Fortpflanzung des Chriſtenthums, welches bald das größte und reichſte Collegium der Jeſuiten wurde. Darauf begab er ſich nach der Perlenküſte, woſelbſt er, wie ſpäter in Travancor, in Cochin, Ceylon, Nagapatam, Meliapur und Malacca, viele tauſend Heiden theils mit Gewalt, theils mit Liſt bekehrte. Im J. 1545 wurden ihm Gehilfen zugeſandt, unter welchen ſich beſonders Anton Criminal als eifriger Heidenbekehrer auszeichnete. Auch in Amboina, Ternate und andern Orten bekehrte er, und damit die Neubekehrten nicht wieder zum Heidenthume zurücktreten möchten, bewog er den König von Portugal, ein Inquiſitionsgericht zu ſtiften; dann gründete er noch zu Malacca eine Ordensreſidenz. Während Xaver's Thätigkeit für den Orden in Aſien erhielt dieſer auch in Europa immer größere Ausbreitung. In dem Collegio zú Coimbra befanden ſich ſchon 1544 60 Ordensglieder und Perſonen von dem vornehmſten Adel ließen ſich darin aufnehmen. Rodriguez beſaß die Gunſt des Königs, und wer über die unermeßlichen Geſchenke murrte, die der König den Jeſuiten machte, der wurde mit Gefängniß oder mit Verbannung beſtraft. In Spanien ging die Ausbreitung des Ordens durch die Bemühungen Faber's und Araoz's nicht weniger ſchnell von ſtatten; bald hatten die Jeſuiten in allen vornehmſten Städten des Königreichs Collegien und Häuſer, und der höchſte Adel bewarb ſich um ihre Gunſt. Wer ſich aber über das Umſichgreifen des Ordens be-

5) *Joh. de Seabra da Sylva*, Recueil chronologique et analytique de tout ce qu'a fait en Portugal la Société dite de Jesus etc. III Tom. (Lisbona 1769). Tom. I. p. 31 sq.

6) Literae Apostolicae, quibus Institutio etc. continentur Societ. Jesu. (Antwerp. 1702. 4.) p. 11. 7) Joh. Craſſet, Geſchichte der in dem äußerſten Welttheile gelegenen japaniſchen Kirche. (Augsb. 1738. Fol.)

Digitized by Google

klagte, der wurde durch die Inquiſition zum Schweigen gebracht. Die günſtige Aufnahme des Ordens in ſo vielen Ländern hatte den Ordensgeneral in die Nothwendigkeit verſetzt, ohne Auswahl ſo viele Mitglieder als möglich in den Orden aufzunehmen. Da ſich aber unter dieſer Menge viele gefunden hatten, denen die nöthigen Eigenſchaften mangelten, ſo beſchloß Ignaz, fortan behutſamer in der Wahl ſeiner Ordensglieder zu verfahren und nur Perſonen von entſchiedenen Fähigkeiten und Vermögen darin aufzunehmen. Der Papſt fuhr fort, den Orden zu begünſtigen; er beſtätigte ihn am 3. Jun. 1545 aufs Neue und ertheilte den Gliedern deſſelben das Vorrecht, in allen Kirchen und an allen Orten nach Gutdünken zu predigen, Beichte zu hören, auch von allen Sünden, auch in den dem päpſtlichen Stuhle vorbehaltenen Fällen, nur die in der Nachtmahlsbulle enthaltenen ausgenommen, zu abſolviren, ſeener, Gelübde in andere gute Werke zu verwandeln, das Abendmahl und andere Sacramente auch ohne Erlaubniß der Diöceſanbiſchöfe und Pfarrer auszutheilen; wer ſie in Ausübung dieſer Freiheiten hindern würde, der ſollte als ein Widerſacher und Empörer durch Kirchenſtrafe ohne Geſtattung einer Appellation dazu gezwungen werden [8]). Für ſo viele Begünſtigungen erwartete aber der Papſt auch, daß ſich der Orden dankbar bezeigen ſollte, wozu ſich eben zu der Zeit eine Gelegenheit darbot, die von dem Ordensgeneral auch benutzt wurde, um dadurch zugleich einen Beweis ſeiner Unentbehrlichkeit zur Vertheidigung des römiſchen Stuhles zu geben. Nach langem vergeblichen Andringen der vornehmſten europäiſchen Fürſten hatte Paul III. endlich auf den 31. Dec. 1545 eine Kirchenverſammlung nach Trient zuſammenberufen, auf welcher die Kirchenſpaltung beigelegt und eine Reformation der Geiſtlichkeit und Abſtellung kirchlicher Misbräuche berathen werden ſollte. Der Papſt befand ſich in der größten Verlegenheit, denn das Anſehen des römiſchen Hofes war für immer verloren, wenn dem Verlangen einer Reformation der Geiſtlichkeit an Haupt und Gliedern, einer Herſtellung der biſchöflichen Rechte und Verbeſſerung der Kirchenzucht nachgegeben werden ſollte. Um den bedenklichen Unterſuchungen darüber vorzubeugen und die Aufmerkſamkeit der verſammelten Väter von der Hauptſache abzulenken, ſoderte er von Ignaz zwei ſeiner gewandteſten Mitglieder, um ſie zu dem Zwecke nach Trient ſenden zu können. Ignaz überließ dem Papſte Lainez und Salmeron, die im Verein mit le Jay ſich ſo geſchickt ihres Auftrages zu entledigen wußten, daß keiner von den Hauptgegenſtänden zur Entſcheidung gebracht, dagegen, nachdem eine lange Zeit mit Nebendingen verſplittert worden, eine Trennung und endlich gar die völlige Aufhebung des Conciliums bewirkt wurde. Die ſpaniſchen und franzöſiſchen Prälaten zeigten darüber, beſonders aber auch über die von Lainez mit großer Heftigkeit geführte Vertheidigung der päpſtlichen Gewalt über die Biſchöfe eine große Erbitterung [9]). Doch wußten die päpſtlichen Legaten ſie unter einander zu entzweien und zu beſchwichtigen. Nicht weniger thätig waren die Jeſuiten in Vertheidigung des römiſchen Stuhles, als nach Verlauf von 10 Jahren Pius IV. dem allgemeinen Verlangen nachgeben und die Kirchenverſammlung abermals zuſammenberufen mußte. Als durch ihr Betreiben im Verlauf mehrer Jahre abermals in der Hauptſache nichts gethan war, begab ſich Kaiſer Ferdinand I. 1563 nach Insbruck, um in der Nähe des Conciliums ſeine Geſandten und Prälaten nachdrücklicher unterſtützen zu können. Seiner Abſicht arbeiteten aber die Jeſuiten Caniſius, der bei ihm in großem Anſehen ſtand, und Natalis entgegen und brachten es im Verein mit Lainez dahin, daß auch nicht eine von Ferdinand's Foderungen durchgeſetzt wurde. Noch zuvor aber hatten einige Mitglieder dieſes Ordens in Teutſchland ſich mit dem beſten Erfolge bemüht, in Teutſchland Macht und Anſehen zu gewinnen, wobei ihnen der Eifer, mit dem ſie ſich des Volksunterrichts annahmen, und die Bereitwilligkeit, womit ſie den Fürſten als Gewiſſensräthe und Unterhändler dienten, ihnen überall die Bahn öffnete. Als der Cardinal Farneſe Kaiſer Karl V. zum Bruch mit den Proteſtanten reizen wollte, bediente er ſich dazu des Jeſuiten le Jay. Dieſer machte ſich ſo beliebt, daß König Ferdinand mit Beiſtimmung des Papſtes ihm das Bisthum Trieſt ertheilen wollte. Ignaz verbot aber die Annahme deſſelben und gab ein eignes Geſetz, durch welches allen Mitgliedern der Geſellſchaft Jeſu die Annahme kirchlicher Würden als eine Todſünde unterſagt wurde. Dieſes Geſetz iſt ſpäterhin, obgleich nie aufgehoben, doch oft genug, wenn es der Vortheil des Ordens erheiſchte, übertreten worden. Als 1548 Kaiſer Karl V. das berüchtigte Interim den teutſchen Ständen aufdrang, hielt der Jeſuit Bobadilla den Herzog Wilhelm von Baiern nicht nur ab, es anzunehmen, ſondern bediente ſich auch ſolcher Schmähworte gegen den Kaiſer, daß derſelbe ihn aus ſeinen Staaten verbannte, worauf er nach Rom ging und daſelbſt als ein muthiger Glaubensvertheidiger mit großen Ehrenbezeigungen empfangen wurde. In Cöln zeigten ſich Faber und Caniſius als heftige Widerſacher des Erzbiſchofs Hermann von Cöln, als dieſer die Reformation in ſeinem Erzſtift einführen wollte. Er hatte dem Magiſtrat der Stadt Cöln verboten, die Jeſuiten aufzunehmen; ſie bewirkten dagegen im Bunde mit der Geiſtlichkeit von Lüttich die Excommunication des Erzbiſchofes und gründeten dann ihr Collegium in Cöln. In Baiern und Öſterreich fanden die Jeſuiten bei Herzog Wilhelm und König Ferdinand eine ganz beſonders gute Aufnahme, da beide Fürſten die Lutheriſche Lehre, die in ihren Landen große Verbreitung gefunden hatte, zu unterdrücken wünſchten. Herzog Wilhelm erbaute ihnen in Ingolſtadt ein Collegium, ſein Sohn Albrecht auch eines in München; aller Klagen der Landſtände ungeachtet bereicherte er ſie ſo ſehr, daß ſie bald in allen Städten Collegien, Profeßhäuſer, Seminare oder Reſidenzen hatten. Auf ihr Betreiben wurde der von dem Papſte den Baiern bewilligte Genuß des Kelches beim Abendmahle wieder abgeſchafft, die Ausrottung der Ketzer ihnen übertragen und ihnen

8) Corpus Institutorum Societatis Jesu. 2 Vol. (Antwerp. 1702. 4.) Vol. I. p. 12. 9) *Paolo Sarpi*, Histoire du Concile de Trente. (Venet. 16..) Tom. II. p. 391 sq.

Digitized by Google

ſogar die Prüfung aller einzuſetzenden Geiſtlichen anvertraut [10]). König Ferdinand berief die Jeſuiten nach Wien, um die evangeliſche Lehre auszurotten. Peter Caniſius verfaßte ein Religionslehrbuch, welches Ferdinand durch das Edict vom 14. Aug. 1554 ſeinen Unterthanen zum Gebrauche aufdrang. Caniſius [11]) benutzte die Gunſt des Königes, um in Prag ein Collegium zu gründen und ſowol die prager als die wiener Univerſität in die Hände ſeines Ordens zu bringen. Bald darauf erhielten die Jeſuiten auch in Augsburg, Trier, Mainz und Aſchaffenburg Collegien und den Jugendunterricht.

Bei dieſer ſo ungemeinen raſchen Verbreitung des Ordens überzeugte ſich Ignaz von der Nothwendigkeit der Erweiterung und Vervollſtändigung der innern Verfaſſung deſſelben, um ihm Dauer und von der Unentbehrlichkeit noch größerer Vorrechte, um ihn gegen die Anfechtungen dee übrigen Orden zu ſichern. Der Orden beſtand Anfangs nur aus zwei Claſſen von Gliedern, aus Schülern und Profeſſen; der große Zulauf, den derſelbe von Perſonen aus allen Ständen erhielt, bewog ihn zur Stiftung einer dritten Claſſe, der Coadjutoren, die in geiſtliche und weltliche getheilt waren und wovon letztere nicht nöthig hatten, ihrem Stande zu entſagen. Die Beſtätigung darüber ertheilte ihm Paul III. am 5. Jun. 1546. Doch ſeine völlige Befeſtigung und die ſtärkſte Grundlage ſeiner Macht erhielt der Orden durch die Bulle vom 18. Oct. 1548, wodurch demſelben Vorrechte ertheilt wurden, wie ſie nie ein anderer Orden beſaß. Dem Ordensgeneral wurde darin eine unbeſchränkte Gewalt über alle Mitglieder zugeſtanden, der Orden von aller weltlichen und geiſtlichen Gerichtsbarkeit und Aufſicht, von allen geiſtlichen und weltlichen Abgaben entbunden, war von der Excommunication oder dem Interdicte, wenn ſolche über ein Land oder über eine Stadt verhängt worden, ausgenommen; ſelbſt diejenigen, die in den Geſchäften des Ordens arbeiteten, blieben von der Excommunieation und dem Interdict ausgeſchloſſen. Kein Mitglied war einem nicht zum Orden gehörigen geiſtlichen Obern Gehorſam ſchuldig; dagegen ſtand den Ordensgliedern frei, wem und wo ſie wollten, die Kirchenſacramente zu reichen, ohne päpſtliche Beſtätigung Stiftungen und Schenkungen anzunehmen, Häuſer, Kirchen und Collegien zu bauen, Ablaß zu ertheilen; dann war der General oder ſein Bevollmächtigter berechtigt, Jeden ohne Ausnahme in den Orden aufzunehmen, zum Prieſter weihen zu laſſen und in allen Dienſten der Geſellſchaft zu gebrauchen, alle geiſtliche und weltliche Mächte waren mit der Strafe des größern Bannes bedroht, im Fall ſie den Orden am Genuſſe dieſer Vorrechte hindern wollten [12]). Dieſe Bulle kam dem Orden bald ſehr wohl zu ſtatten, denn in Spanien, wo er einen großen Widerſtand fand, konnte er ſich nur allein durch ſie behaupten. Dort war der gelehrte Dominikaner Melchior Cano der Jeſuiten entſchiedener Gegner, der auch bewirkte, daß ihnen in Salamanca der Jugendunterricht entzogen wurde. Auch der Erzbiſchof Siliceo von Toledo war ihnen entgegen und verweigerte ihnen die Aufnahme in Alcala; in Saragoſſa wurden ſie ſogar von dem Erzbiſchof in den Bann gethan und von dem Volke verjagt, doch auf die päpſtliche Bulle fußend verſchafften ſie ſich den Schutz des Hofes und dadurch überall Aufnahme. In Portugal übernahm Rodriguez die Erziehung des Thronfolgers, andere Jeſuiten wurden Beichtväter des Königs und der Königin, und erſterer beſaß eine ſolche Gewalt über den König, daß derſelbe ſich von ihm die größten Beleidigungen ungerügt anthun ließ und ſtets ein blindes Werkzeug ſeines Willens war.

Gleichzeitig mit dem Wachsthume des Ordens in Europa fing er auch in den übrigen Welttheilen an Eingang zu finden. Franz Xaver, der thätigſte Apoſtel ſeines Ordens, durchzog einen großen Theil von Aſien und ſuchte durch mitunter höchſt abenteuerliche Mittel die Heiden zu bekehren. In Ceylon entlockte er dem König von Kandi das Verſprechen, mit allen ſeinen Unterthanen das Chriſtenthum anzunehmen, und als der König Widerſetzlichkeit bei ſeinen Unterthanen fand, da ſchrieb Xaver an den König von Portugal um Truppen und an Ignaz um neue Mitarbeiter. Seine Abſicht gelang aber nicht. Überhaupt geſchah die Bekehrung der Heiden mehr dem Namen als der That nach, wenngleich die Zahl der Bekehrten zu vielen Tauſenden angegeben wurde. Doch kamen mit jedem Jahre neue Bekehrer aus Europa, die ſich in den Hauptſtädten des weſtlichen Aſiens feſtſetzten, Häuſer und Collegien erbauten und an den Höfen einen großen Einfluß zu gewinnen wußten. Mitunter bewogen ſie auch die portugieſiſchen Statthalter, mit Feuer und Schwert das Chriſtenthum zu verkündigen, und Anton Criminal kam bei einem ſolchen Verſuche in einer Schlacht bei dem Cap Comorin ums Leben, öfter aber ſuchten ſie durch Liſt, durch angebliche Wunderwerke, durch ſcheinbares Anſchmiegen an die Religion und Sitten der Aſiaten ſie zur Taufe zu bewegen. Am berühmteſten machte ſich Xaver durch ſeine Bekehrungsverſuche in Japan, die doch am Ende misglückten. Als er eben von Malacca nach China abreiſen wollte, ſtarb er am 2. Dec. 1552. In Braſilien langten 1549 ſechs Jeſuiten an, die daſelbſt ſogleich Collegien errichteten und zu bekehren anfingen.

In Frankreich gelang es den Jeſuiten nicht ſo leicht, als in andern Ländern, Eingang zu finden, weil der Hof und die Sorbonne gegen ſie waren. Lainez und Salmeron hatten zwar den Biſchof Du Prat von Clermont ſo für ſich gewonnen, daß er ihnen in Paris ein eignes Haus einräumte, allein ſie fanden daſelbſt keinen Beifall. Ignaz brachte es durch den Cardinal Karl von Lothringen zwar dahin, daß König Heinrich II. im Jan. 1550 ihnen in Paris den Bau eines Hauſes und eines Collegiums geſtattete, doch das Parlament verweigerte die Einregiſtrirung dieſer Erlaubniß, weil ſie mit den Rechten der franzöſiſchen Kirche im Widerſpruche ſtand und auch den Canonen mehrer Kirchenverſammlungen entgegen war. Als ſich die Jeſuiten mit dieſer Weiſung nicht beruhigten, wurde dem Biſchofe von Paris und der Sorbonne die Unterſuchung aufgetragen, und beide an-

10) Konrad Mannert, Geſch. Baierns. 2. Bd. S. 63 fg.
11) W. Coxe, Geſch. des Hauſes Öſterreich. 2. Bd. S. 196.
12) Corpus Institutorum Soc. Jesu. Vol. I. p. 18.

Digitized by Google

ſchieden 1554 gegen die Jeſuiten. Dieſe begaben ſich von Paris nach St. Germain des Pres, wo ſie ihre geiſtlichen Verrichtungen fortſetzten, während der Biſchof von Clermont [13]) ihnen ein Collegium in ſeiner Reſidenz errichten ließ. Darüber entſtand aber ein heftiger Streit mit dem Magiſtrat, und der Biſchof mußte den Bau unterlaſſen, errichtete aber ſeinen Günſtlingen in Billon ein Collegium. Ignaz beſaß Klugheit genug, fernere Verſuche, in Frankreich einzudringen, vorläufig aufzugeben, und ſammelte unterdeſſen aus allen Ländern von den Fürſten, Obrigkeiten und Prälaten Zeugniſſe von der reinen Lehre und den guten Sitten ſeiner Geſellſchaft. In den Niederlanden wollte es den Jeſuiten Anfangs auch nicht glücken. Zwar machten ſie in Löwen eine Menge Proſelyten, allein bald erbitterten ſie die übrige Geiſtlichkeit durch die ungewöhnliche Art ihres Gottesdienſtes, die großen Zulauf hatte, erregten dann aber durch ihre Sodalitäten ein allgemeines Ärgerniß. Da ſich viele vornehme Frauen von den Jeſuiten als ihren Beichtvätern geißeln ließen, ſo waltete die Vermuthung eines verdächtigen Umganges ob und dieſe unanſtändigen Andachtsübungen wurden verboten. Ihre Bemühungen, in den Niederlanden Anſehen und Einfluß zu gewinnen, blieben, ſo lange Kaiſer Karl V. regierte, vergebens; denn weder er noch ſeine Schweſter, die Königin Maria von Ungarn, die als Statthalterin die Niederlande regierte, waren ihnen günſtig. Nachdem aber Philipp II. 1556 zur Herrſchaft gelangt war, erhielten ſie die Erlaubniß, ſich anzuſiedeln, doch unter dem Beding, daß ſie bei der Erwerbung von Grundſtücken die Einwilligung der Stände erbitten ſollten. Das Conſeil von Flandern widerſetzte ſich aber dieſer Bewilligung, und die Jeſuiten zogen ſich nach Löwen zurück, um einen günſtigern Zeitpunkt zu ihrer förmlichern Einführung abzuwarten. Zuerſt gewannen ſie die Statthalterin Margaretha von Öſterreich für ſich, dann kam Lainez 1562, damals ſchon Ordensgeneral, nach Holland, brachte mehre Biſchöfe auf ſeine Seite und durch dieſe gelang es ihm, ſowol in Löwen als in Antwerpen die Erlaubniß zu Gründung eines Collegiums für ſeinen Orden auszuwirken. Minder ſchwer wurde es in den übrigen niederländiſchen Städten, und allem Widerſtande der Magiſträte ungeachtet hatten ſie ſich doch in Kurzem in allen Städten von einiger Bedeutung angeſiedelt. In Italien fand der Orden bei weitem den wenigſten Widerſtand und verbreitete ſich ſonach in dieſem Lande am ſchnellſten. Kaum zehn Jahre nach ſeinem Entſtehen gab es kaum noch eine bedeutende italiſche Stadt, in der die Jeſuiten nicht eine Niederlaſſung gehabt hätten. Am ſchwierigſten zeigte ſich noch der Senat zu Venedig, und als daſelbſt ein vornehmer Adeliger, Andreas Lippomani, dem Orden ein Priorat zu Padua vermachte, da wurde den Loyoliten lange der Beſitz ſtreitig gemacht; endlich erreichten ſie aber doch durch Beſtechung ihren Zweck. Bemerkenswerth iſt es, auf welche abweichende Weiſe dieſe Geſellſchaft in den verſchiedenen Ländern ihren Einfluß begründete; in Italien durch Begünſtigung des Aberglaubens, in Frankreich durch Theilnahme an politiſchen Intriguen, in Teutſchland durch Bekämpfung der Reformation und Verfolgung der Ketzer. Als Hauptmittel der Jeſuiten, ſich in katholiſchen Staaten Aufnahme zu verſchaffen, diente ihnen die Gelehrſamkeit. Die katholiſche Geiſtlichkeit war zu der Zeit höchſt unwiſſend und konnte es auf keine Weiſe mit den Proteſtanten aufnehmen; auch war in den katholiſchen Ländern der Jugendunterricht über alle Maßen vernachläſſigt. Die Jeſuiten, unter denen ſich viele fähige und kenntnißreiche Mitglieder befanden, waren daher allen Fürſten willkommen, die das Erziehungsweſen in ihren Landen zu heben oder den Proteſtanten tüchtige Streiter entgegenzuſtellen wünſchten. Allen Fürſten, die Feinde der Kirchenreformation waren, wurden ſie daher unentbehrlich. Auf ſolche Weiſe war der Orden in Kurzem zu einer ganz ungemeinen Ausbreitung gelangt, als 16 Jahre nach ſeiner Stiftung durch den Tod des Stifters für ihn ein neuer Zeitpunkt des Glanzes und der Größe begann.

Ignaz von Loyola, der Stifter und erſte General des Jeſuiterordens, ſtarb am 31. Jul. 1556 mit dem freudigen Rückblick auf das zunehmende Gedeihen ſeiner Stiftung, die ſeine kühnſten Hoffnungen übertroffen hatte und bei weitem mehr geworden war, als er beabſichtigt. Ihm dankt der Orden zwar den ihm eignen militairiſchen Geiſt und auch die Hauptgrundlagen ſeiner Größe, doch war ſein Hauptzweck bei Stiftung des Ordens ſtets die Verbreitung und Vertheidigung der katholiſchen Religion geweſen; der Plan zu einer Weltherrſchaft wurde von ſeinen talentvollern Geſellſchaftern, beſonders aber von Lainez, entworfen und ausgebildet; er ſelbſt beförderte ſeine Verwirklichung, ohne ihn zu kennen. Nach dem Tode des Ignaz bot der verſchlagene Lainez [14]) alle Mittel auf, um zum Oberhaupte des Ordens gewählt zu werden; er ließ ſich zu dem Zwecke von den in Rom anweſenden Profeſſen zum Generalvicar wählen und vermehrte auch die Zahl dieſer Claſſe von Mitgliedern, um deſto mehr Stimmen zur Wahl für ſich zu haben. Er hatte ſehr viele mächtige Widerſacher, unter denen beſonders Bobadilla und Papſt Paul IV., bei welchem er von einigen frühern Jüngern Ignazens wegen zu großer Willkür angeklagt worden war. Er wußte aber dieſen zu verſöhnen und durch anſcheinende Nachgiebigkeit für ſich zu gewin-

13) Von dieſer Niederlaſſung, ihrer erſten in Frankreich, wurden die Jeſuiten die Väter des Collegiums von Clermont genannt, welche Benennung auch auf das Collegium übertragen wurde, das ſie in Paris erhielten. Da dieſes ihr Hauptſitz in Frankreich wurde und ſtets der Mittelpunkt ihrer Thätigkeit war, ſo blieb die Benennung geltend, und ſie benutzten ſie dazu, um der Vollziehung der Verbannungsdecrete zu entgehen, da ſie, wenn ſie als Jeſuiten verbannt wurden, als Väter von Clermont im Reiche zurückblieben. Nachdem König Jacob II. im J. 1688 die engliſche Krone verloren hatte, wohnte er zuerſt im Collegium zu Clermont zu Paris. Die Jeſuiten machten daſelbſt den Plan, ihm mit Beiſtand der Freimaurer wieder auf den Thron zu helfen, und ſtifteten das ſogenannte Hochcapitel von Clermont, welches in der Geſchichte der Freimaurerei eine bedeutſame Rolle ſpielt. Mehr davon in dem betreffenden Artikel.

14) *P. Ribadeneira*, Vita Jacobi Laynis etc., ex Hispanico latine reddidit *A. Schottius*. (Colon. Agripp. 1604. 12.)

Digitized by Google

nen. Der Papſt verlangte, daß die Generalswürde nicht mehr auf Lebenszeit, ſondern nur auf drei Jahre dauern ſollte. Lainez gab anſcheinend nach, doch mit dem geheimen Vorbehalte, ſolches nur bis zu dem Tode des Papſtes, der damals ſchon 83 Jahre alt war, zu thun. Auch in andern Punkten, die der Papſt zur Beſchränkung der großen Rechte der Jeſuiten verlangte, zeigte er ſich nicht ſchwierig; ſobald er aber an der Spitze der Geſellſchaft ſtand, hielt er nichts von Allem, was er eingeräumt hatte, erweiterte und ergänzte aber die Ordensſtatuten auf eine ſolche Weiſe, daß dadurch der Plan zur Weltherrſchaft der Geſellſchaft feſt begründet wurde. Nachdem Lainez, einer der verſchlagenſten und kühnſten ſeiner Genoſſenſchaft, die Zügel der Regierung ergriffen hatte, zeigte unter ſeiner Leitung der Orden eine verdoppelte Thätigkeit, um überall Eingang zu finden. In Veltlin überredeten die Loyoliten einen reichen kinderloſen Greis, ſie zum Erben einzuſetzen, und wollten von ſeinem Vermögen in Ponte ein Collegium errichten; doch die Graubündtner widerſetzten ſich ihrem Vorhaben ſo beharrlich, daß ſie davon abſtehen mußten. Als der Herzog von Savoyen eine Verfolgung ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen veranſtaltete, da bot ihm der General Lainez ſeine Dienſte dazu an und ſandte den Jeſuiten Anton Poſſevin, der die Verfolgung der Waldenſer leitete und dabei mit einer grenzenloſen Grauſamkeit verfuhr. Dennoch mußte nach langen blutigen Kämpfen den Waldenſern die freie Religionsübung zugeſtanden werden. Beinahe gleichzeitig mit dem Mislingen des Bekehrungsverſuchs der Waldenſer in Piemont wurden die Jeſuiten aus Montepulciano wegen Verführung der Frauen vertrieben; auch an andern Orten Italiens kamen ſie übler Sitten wegen in Verruf, doch wurde von mehren Schriftſtellern des Ordens dem Verdachte ihrer Unſittlichkeit ſo lebhaft widerſprochen und der General Lainez war ſo thätig, die übeln Gerüchte von den Mitgliedern ſeiner Geſellſchaft zu unterdrücken, daß der Ruf des Ordens nicht auf die Dauer vernichtet wurde. Für die augenblickliche Einbuße in Italien wurde der Orden durch das endliche Gelingen ſeines Planes, Aufnahme in Frankreich zu finden, entſchädigt. Von Katharina von Medicis und dem Cardinal von Lothringen beſchützt, gelang es ihnen auf der Synode zu Poiſſy, wohin ſich Lainez ſelbſt begeben hatte, am 15. Sept. 1561 die Bewilligung zur Anſiedelung in Frankreich zu erhalten. Zwar waren dieſer Bewilligung große Einſchränkungen beigefügt, doch kaum hatten ſie ſich feſtgeſetzt, als ſie keine der Bedingungen, denen ſie ſich unterworfen hatten, hielten, ſich keine Beſchränkung mehr gefallen ließen und in den heftigen Streitigkeiten, die ſie deshalb mit der pariſer Univerſität und den franzöſiſchen Biſchöfen führten, blieb der Sieg ſtets auf ihrer Seite, weil ſie ihren Widerſachern an Liſt überlegen waren und ſtets folgerecht in ihren Maßregeln zu Werke gingen. Weil grade damals die Verfolgungen der Hugenotten in Frankreich an der Tagesordnung waren, ſo ſuchten ſie durch Theilnahme daran ſich bei dem Hofe und bei den fanatiſchen Katholiken in Gunſt zu ſetzen, ihren Widerſachern aber dadurch zu ſchaden, daß ſie ſie für Ketzer, wenigſtens für Begünſtiger der Hugenotten ausgaben; überhaupt aber nahmen ſie an den bürgerlichen Unruhen in Frankreich und beſonders an der Ligue einen lebhaften Theil, waren in alle derzeitigen Intriguen verwickelt und ſehr oft die Anſtifter oder Leiter von Verſchwörungen. Der Orden hatte in dieſem Lande zahlreiche Widerſacher, an deren Spitze die Sorbonne ſtand, die nie aufgehört hat, die Jeſuiten zu bekämpfen; aber in keinem Reiche haben die Loyoliten eine größere Kühnheit und Thätigkeit gezeigt, als eben hier. Können ihnen gleich die Mordverſuche und Königsmorde, deren ſie angeklagt worden ſind, nicht bewieſen werden, ſo ſind dagegen ganz unbezweifelte Beweiſe vorhanden, daß ſie Aufruhr gepredigt, den Königsmord gebilligt und ſich des Hochverraths ſchuldig gemacht haben. Daher kam es denn endlich dahin, daß, nachdem einer ihrer Zöglinge den König Heinrich IV. am 27. Decemb. 1594 in der Abſicht, ihn zu ermorden, verwundet hatte, der Rector Guignard zum Strange und zum Feuer verurtheilt, der Orden aber durch einen königlichen Befehl vom 8. Jan. 1595 aus ganz Frankreich verbannt wurde. In Italien hatte der Orden in ſeiner Ausbreitung zwar weniger Hinderniſſe zu bekämpfen, doch blieb er auch nicht ohne Anfechtungen. Sein ſchnelles Wachsthum und das raſtloſe Streben deſſelben, ſich überall des Lehramts auf den Kanzeln und in den Schulen zu bemächtigen, erregte die Eiferſucht der übrigen italiſchen Geiſtlichkeit und es erſchienen von Zeit zu Zeit Klagſchriften gegen ihn, die den Papſt Pius IV. ſo ſehr wider den Orden einnahmen, daß er ſchon im Begriff ſtand, alle Jeſuiten aus Rom zu vertreiben. Lainez mußte ſeine ganze Klugheit aufbieten, um dieſen Schlag von dem Orden abzuwenden [15]). Das gelang ihm endlich auch mit dem Beiſtande des Cardinals Sabelli, der ein unwankbarer Gönner des Ordens war. Lainez überlebte dieſen Sieg über die Widerſacher ſeiner Geſellſchaft nicht lange; er ſtarb am 19. Jan. 1565 mit dem Rufe des verſchlagenſten und gewandteſten Mannes ſeiner Zeit. Ihm verdankt der Orden den größten Theil ſeines Glanzes und ſeiner Unbeſiegbarkeit, ſowie ſich denn auch die Zahl der Glieder deſſelben, die bei des Stifters Tode tauſend betrug, während ſeiner Regierung mehr als um das Vierfache vermehrt hatte. Sein Nachfolger, Franz von Borgia, Herzog von Gandia, Grand von Spanien und ehemaliger Vicekönig von Catalonien [16]), war ein ſchwacher, fanatiſcher Mann, dem aber der Orden großentheils ſeine Ausbreitung in Spanien verdankte und der wol nur deshalb an die Spitze der Geſellſchaft geſtellt wurde, weil die übrigen Häupter des Ordens deſto leichter unter ſeinem Namen die Geſchäfte führen konnten, die durch die Thätigkeit ſeines Vorfahren in einen Gang gebracht worden waren, daß ſie ſo leicht nicht mehr aufgehalten werden konnten. Seine Regierung wurde beſonders für den Orden durch das Schickſal deſſelben in Brabant und durch

15) *Franz Sacchini*, Hist. Soc. Jesu sive Lainius. (Antwerp. 1620. fol.) P. II. L. XIII. p. 20 sq. 16) *P. Ribadeneira*, Vita Beat. Franc. Borgiae, ex hispanico latine reddita ab *A. Schotto* (Colon. 1626).

Digitized by Google

die Revolution am portugieſiſchen Hofe, die gleichfalls von den Jeſuiten bewirkt wurde, merkwürdig. In den ſpaniſchen Niederlanden war ein Aufſtand gegen den König ausgebrochen, weil er die Rechte der Stände verletzt und die Anhänger der Reformation mit blutiger Grauſamkeit verfolgt hatte. Die abgefallenen Stände hatten, nachdem der Kampf bereits jede Verſöhnung unmöglich gemacht, eine Eidesformel entworfen, um ſich der Treue und Standhaftigkeit des Volkes zu verſichern. Alle geiſtlichen und weltlichen Stände nahmen dieſe Eidesformel bereitwillig an; nur die Jeſuiten und Franziskaner nicht. Das Volk in Antwerpen, welches argwohnte, daß ſie in ihrem Collegio Waffen und Pulver für die Spanier aufbewahrt hätten, erregte einen Aufruhr gegen ſie und nur mit Mühe konnten ſie durch die Flucht ſich retten. Auf gleiche Weiſe wurden ſie auch aus Mecheln, Doornick, Brügge, Douvay, Maſtricht, Gröningen, Nimwegen, Herzogenbuſch, Breda und Utrecht vertrieben, und ſie konnten nur da erſt aufs Neue feſten Fuß in den Niederlanden faſſen, als ein Theil davon ſich der ſpaniſchen Herrſchaft wieder unterworfen hatte. In den freigewordenen Provinzen blieben ſie auf ewig verbannt. In Portugal verſchafften ſich die Jeſuiten bei Hofe als Beichtväter einen ſolchen Einfluß, daß ſie das Reich unbeſchränkt beherrſchten. Vor allem riß der Jeſuit Ludwig Gonſalva da Camera, dem die Erziehung des jungen Königs Sebaſtian anvertraut war, eine ſolche Gewalt an ſich, daß er ſogar die Königin Großmutter Katharina, die während der Minderjährigkeit ihres Enkels nach dem Willen des verſtorbenen Königs Johann die Vormundſchaft führen ſollte, ganz von der Regierung verdrängte. Der wiederholten Kränkungen wegen, die ſie auf Anſtiften der Jeſuiten erlitt, begab ſich die Königin 1562 der Staatsgeſchäfte, die nun dem Namen nach der Cardinal-Infant Heinrich übernahm [17]), während er nur ein Werkzeug der Loyoliten war, die ihn 1568 ebenfalls von der Regierung entfernten und nun den jungen König unumſchränkt beherrſchten. Die Königin Großmutter beklagte ſich darüber bei dem General Borgia, daß die Jeſuiten die Sitten des Königs verderbten und das Reich zerrütteten; allein ihre Beſchwerden blieben unbeachtet, weil der Orden Vortheile durch das Benehmen der portugieſiſchen Hofjeſuiten zog. Endlich veranlaßte der Beichtvater des Königs, Mauricio, ihn zu dem unglücklichen Zuge nach Afrika. Durch ihre Einmiſchung in die Staatsgeſchäfte von Portugal und durch die nachtheilige Wendung, die die Angelegenheiten dieſes Reichs durch ihre Einwirkung erhielten, machten ſich die Jeſuiten nicht nur bei den Portugieſen verhaßt, ſondern erregten auch bei andern europäiſchen Höfen den Verdacht ehrgeiziger Abſichten und einer ungezügelten Herrſchſucht. Es wurde offenbar, daß die Religion ihnen nur zum Vorwande diente, ſich überall der Herrſchaft zu bemächtigen und ſelbſt durch die verwerflichſten Mittel alles ihrem Willen zu unterwerfen, und Fürſten und Völker unter ihr Joch zu beugen. Dennoch waren ſie kühn genug, ihren zahlreichen Widerſachern Trotz zu bieten, und verſchlagen genug, um die gute Meinung wieder für ſich zu gewinnen. In Portugal, woſelbſt ſich die politiſchen Umtriebe der Jeſuiten am erſten und gewaltſamſten zeigten, gelang es ihnen nach König Sebaſtian's Untergange den vielfach von ihnen beleidigten Nachfolger deſſelben, den ſchwachen Heinrich, ſo ganz zum Werkzeug ihres Willens zu machen, daß er ſelbſt die Hand dazu bot, um Portugal nach ſeinem Tode unter Spaniens Herrſchaft zu bringen. Wenn gleich Lainez dem Orden eine politiſche Richtung gegeben und den Einfluß der Mitglieder bei den Höfen zur Verbreitung der Geſellſchaft und zu ihrem Gedeihen für unentbehrlich gehalten hatte, ſo war es ſeine Abſicht bei der Vervollſtändigung der Ordenseinrichtungen nie geweſen, daß einzelne Jeſuiten ſich ſo offenkundig mit weltlichen Regierungsangelegenheiten beſchäftigen, noch weniger, daß ſie auf eine ſo gewaltthätige Weiſe, wie es in Portugal geſchah, verfahren ſollten; doch aus den von ihm feſtgeſtellten Grundſätzen, daß zur Verherrlichung Gottes durch den Orden, eigentlich aber zur Beförderung des Nutzens deſſelben Alles erlaubt ſei, mußten ſolche Ausſchweifungen von ſelbſt erfolgen, ſobald ein ſo ſchwaches Ordenshaupt, als Franz von Borgia es war, an der Spitze ſtand, und nachdem dieſer Verſuch, gegen die Großen des Reichs, gegen das Volk und ſelbſt gegen die Könige, offen in den Kampf zu treten, einmal gelungen war, wurde er ſo oft wiederholt, als es der Vortheil des Ordens zu erfodern ſchien und die Häupter deſſelben vermochten mit all' ihrer Gewalt nicht mehr, der Herrſchſucht ihrer Glieder Schranken zu ſetzen, ſondern mußten, um Spaltungen in der Geſellſchaft zu vermeiden, oft die frevelhafteſten Unternehmungen Einzelner oder Einiger gutheißen und ſelbſt unterſtützen.

Das zeigte ſich ſchon unter der Regierung des vierten Ordensgenerals Claudius Aquaviva, der nach Franz von Borgia's Tode 1581 zum Oberhaupte der Geſellſchaft gewählt wurde und bis 1615 regierte. Dieſer, ein geborner Herzog von Atri im Neapolitaniſchen, war ein ſo ſcharfſinniger und gelehrter als ſittenſtrenger und von Natur zur Milde geneigter Mann. Gleichwol mußte er die Gewaltthätigkeiten und Intriguen, die ſeine Ordensbrüder in Portugal, Frankreich und mehren andern Ländern verübten, nicht nur gut heißen und in Schutz nehmen, ſondern auch durch Vervollſtändigung und Erweiterung der Verfaſſung, die verderbliche Tendenz der Geſellſchaft noch feſter begründen und ihnen für immer eine den Völkern und Fürſten feindliche Stellung geben. Philipp II. von Spanien, dem ſie mit großem Eifer Beiſtand zur Unterjochung Portugals geleiſtet hatten, drang doch 1588 bei dem Papſte Sixtus V. auf die Reform des Ordens und im folgenden Jahre klagten ſelbſt einige Jeſuiten bei dem Papſt über die ſchrankenloſe Willkür ihrer Obern in Spanien und Portugal. Der ſtrenge Sixtus ſtarb aber, ehe er etwas hatte verfügen können, ſein Nachfolger Gregor XIV. verhängte auf Aquaviva's Geſuch gegen Alle den Bann, die gegen die Ordensſtatuten Beſchwerden führen würden, und Aquaviva erließ 1593 ein hartes Strafmandat gegen alle Mitglieder, die es

17) *Seabra da Sylva*, Recueil etc. Tom. I. p. 76—90.

Digitized by Google

wagen würden, bei dem Papſte Klage zu führen. Papſt Paul V. verlieh ihm aber das Recht, dergleichen Kläger ganz nach ſeiner Willkür zu beſtrafen [18]). Eine Unterweiſung zur Reform ſeiner Ordensmitglieder, die dieſer General 1586 herausgab, wurde von der Inquiſition unterdrückt, da die Loyoliten ſich auf keine Weiſe in ihren Grundſätzen beſchränken laſſen wollten. Zwar wurde dieſe Schrift 1591 doch herausgegeben, aber ſo umgeſtaltet, daß ſie grade das Gegentheil von dem bewirkte, was der Verfaſſer Anfangs damit beabſichtigt hatte. In Frankreich mußte Aquaviva die Aufwiegelungen, Verſchwörungen und Widerſetzlichkeiten ſeiner Ordensbrüder gegen die Regierung theils billigen, theils zu beſchönigen ſuchen, wenn er dem Untergange des Ordens vorbeugen wollte. In dieſem Reiche predigten ſie den Aufruhr und Königsmord öffentlich, bei allen Verſchwörungen und Aufſtänden waren ſie verwickelt, oder zum wenigſten mitwiſſend; ſie boten alle Mittel auf, den Abſichten des römiſchen Stuhles gemäß, dem Könige Heinrich IV. die franzöſiſche Krone zu entreißen und ſie dem Könige von Spanien zuzuwenden, welches zu bewirken die Jeſuiten Bellarmin und Tyrius von Rom nach Frankreich kamen. Auch nachdem Heinrich IV. ſich mit der römiſchen Kirche ausgeſöhnt hatte, fuhren die Jeſuiten fort, Verſchwörungen gegen ihn zu ſtiften, und die Ordensglieder zu Lyon verweigerten die Anerkennung des Königs gradezu. Die allgemeine Erbitterung darüber veranlaßte die Sorbonne, den 30 Jahre lang unterbrochenen Proceß gegen die Jeſuiten zu erneuern und auf ihre völlige Vertreibung aus Frankreich zu dringen; die Geiſtlichkeit machte gemeinſchaftliche Sache mit der Univerſität und beide betrieben den Rechtshandel vor dem Parlament mit ſolchem Nachdrucke, daß alle Vorkehrungen der mächtigen Gönner des Ordens zur Niederſchlagung des Proceſſes unwirkſam blieben, der nach dem Mordverſuche des Jeſuitenſchülers Johann Chatel gegen den König am 27. Dec. 1594 mit der Verurtheilung der Jeſuiten und ihrer gänzlichen Verbannung aus dem Reiche endigte. Obgleich dieſes Urtheil Geſetzeskraft erhielt, ſo verließen die Jeſuiten Frankreich dennoch nicht, ſondern legten nur einſtweilen die Ordenskleidung ab und blieben unter mancherlei Vorwänden und verſchiedenen Verkleidungen im Lande zurück, bis ihnen durch die Bemühungen des Papſtes und ihres Generals im J. 1603 ihre völlige Herſtellung wieder gelang [19]).

Während deſſen der Orden in den ſüdlichen und weſtlichen europäiſchen Reichen immer feſtern Fuß faßte, war er auch bemüht, in den öſtlichen und nördlichen Reichen ſich auszubreiten; weil aber in letztern die evangeliſche Lehre theils Eingang gefunden, theils ſogar die herrſchende geworden war, ſo verſchmähten die Jeſuiten es nicht, auch in weltlicher Kleidung und ſelbſt als proteſtantiſche Geiſtliche zu erſcheinen, um unter dieſen Verhüllungen ſich Bahn zu brechen und Einfluß zu verſchaffen. In Polen, woſelbſt nebſt der Duldung aller chriſtlichen Glaubenslehren die katholiſche Religion doch die herrſchende blieb, hatten ſie nicht nöthig, unter andern Namen zu erſcheinen. Ihr Provinzial Magius bewirkte unter dem Schutze des Biſchofs von Wilna die Einführung der Jeſuiten in Lithauen; fünf Jahre darauf ertheilte aber der König Stephan Bathori dem Orden in allen Provinzen des Königreichs eine Menge Collegien und Häuſer und bewog auch ſeinen Bruder Chriſtoph, Woiwoden von Siebenbürgen, ſie in ſeinem Lande aufzunehmen. Nach dem Tode Chriſtoph's wurden ſie die Erzieher ſeines Sohnes Sigismund und erlaubten ſich ſolche Gewaltthätigkeiten gegen die Evangeliſchen, daß die Stände auf ihre gänzliche Verbannung aus dem Fürſtenthume drangen, die auch am 16. Dec. 1588 erfolgte. In Polen dagegen breiteten ſie ſich ſo ſchnell aus, daß ſie noch vor dem Ablaufe des 16. Jahrh. 20 Collegien und Städte darin beſaßen. Die Klagen, daß ſie in dieſem Reiche die übrige Geiſtlichkeit aus ihren Kirchen und von ihren Beſitzungen gewaltſam verdrängten, ſich in die Königswahlen miſchten und Unruhen erregten, waren allgemein, doch fruchtlos, da ſie ſich einen zu großen Anhang unter den Magnaten erworben hatten und mit deren Hilfe ſtark genug waren, ihren Gegnern die Spitzen zu bieten [20]). Von Polen aus ſuchten ſie ſich einen Eingang nach Schweden zu eröffnen. König Johann hatte durch ſeine Gemahlin, die eine polniſche Prinzeſſin war, Neigung zur römiſchen Kirche erhalten und verſuchte es, ſie durch Liſt in ſeinem Reiche einzuführen. Zu dem Zwecke berief er einige Jeſuiten, die, um das Volk nicht aufzubringen, in weltlicher Kleidung nach Schweden kamen. Einer davon, Lorenz Nicolai, kam als angeblicher Proteſtant dahin, wurde Profeſſor der Theologie und verfaßte im Auftrage des Königs eine neue Liturgie, die der katholiſchen Religion die Bahn brechen ſollte; doch wurde ſie von der Geiſtlichkeit allgemein verworfen und veranlaßte große Unruhen [21]). Der berüchtigte Jeſuit Anton Poſſevin kam mit dem Titel eines kaiſerlichen Geſandten nach Schweden in der Abſicht, die Einführung der katholiſchen Religion auch durch gewaltſame Mittel zu bewirken. Obgleich alle dieſe Verſuche, Schweden der römiſchen Kirche zu gewinnen, fruchtlos blieben und der König ſelbſt 1593 in die Verbannung der Jeſuiten aus Schweden willigen mußte, ſo war doch der Kronerbe Sigismund für die römiſche Kirche gewonnen worden, der abermals auf Antrieb der Jeſuiten die Schweden katholiſch zu machen verſuchte, darüber aber 1607 die Krone verlor. Die Verſuche der Jeſuiten, unter Poſſevin's Leitung Rußland zur römiſchen Kirche zu bekehren, fielen nicht glücklicher aus; denn der Zar Iwan Baſiliowitſch, den Poſſevin bereits gewonnen hatte, wurde durch den engliſchen Geſandten wieder andern Sin-

18) Institutum Soc. Jesu. Vol. I. Decreta Congregat. V. p. 558 sq. et Lit. Apostolicae. p. 112 sq. 19) Über die Wirkſamkeit der Jeſuiten in Frankreich ſ. *Jac. Aug. Thuani*, Histor. sui temporis.

20) Jonas Heinrici, Hochwichtiger Rathſchlag von Hintertreibung der blutdürſtigen Anſchläge der Jeſuiten ꝛc. (Frankfurt 1632. 4.) 21) J. Chr. Harenberg's pragmatiſche Geſchichte des Ordens der Jeſuiten. 2 Bde. (Halle 1760. 4.) 1. Bd. S. 434 fg.

Digitized by Google

nes gemacht. Der Plan, den falſchen Demetrius auf den ruſſiſchen Thron zu ſetzen, der wol hauptſächlich von Jeſuiten erdacht worden war [22]), ſcheiterte, weil der Pſeudo-Zar zu rückſichtslos bei der Einführung der katholiſchen Lehre vorſchritt. — Das von Rom abgefallene England wieder in den Schoß der Kirche zurückzubringen, war ein Hauptgegenſtand der Thätigkeit des Ordens, wozu alle Mittel aufgeboten wurden. Es wurden zu dem Zweck in Rom, Douvay und Rheims beſondere Lehranſtalten für junge Engländer errichtet und dieſe zum Haß gegen die Königin Eliſabeth erzogen und zum Umſturz ihres Thrones verpflichtet. Außerdem aber ſchlichen ſich mehre Jeſuiten in England ein, um das Volk und den Adel gegen die Königin aufzuwiegeln und Verſchwörungen zu ſtiften. Unter dieſen wurden beſonders Edmund Campian, Wilhelm Parry, Ballard und Heinrich Garnet der Mordverſuche gegen die Königin überwieſen und hingerichtet, und Eliſabeth, um ſich gegen die unausgeſetzten Angriffe der Jeſuiten zu ſichern, verbannte ſie durch das Edict vom 15. Nov. 1602 auf ewig aus England [23]). Dennoch gaben ſie ihr Vorhaben nicht auf, ſondern kamen heimlich wieder ins Reich und ſtifteten unter Jacob I. die bekannte Pulververſchwörung 1604, wobei die Jeſuiten Garnet und Oldekorn überwieſen und hingerichtet wurden. Deſſenungeachtet wußten die Jeſuiten doch bald wieder eine ſtillſchweigende Duldung zu erlangen, obgleich ſie ſich beharrlich weigerten, den Unterthaneneid zu leiſten, und der Jeſuit und Cardinal Bellarmin durch ſeine berüchtigte Schrift: von der Macht des Papſtes [24]) demſelben eine willkürliche Gewalt über alle Könige und Völker der Erde zuſprach. Ein abermaliges Verbannungsurtheil war dennoch nicht vermögend, ihr heimliches Erſcheinen in England zu verhindern; doch war die Maſſe des Volks zu eifrig dem Proteſtantismus ergeben, als daß die Jeſuiten ihren Zweck, die römiſche Kirche in England wieder herrſchend zu machen, hätten erreichen können. — Auch in Italien traten die Jeſuiten gegen die weltlichen Regierungen in den Kampf, der beſonders gegen den Senat von Venedig ſehr heftig wurde und zu ihrem Nachtheil endigte. Der Senat war zu Anfange des 17. Jahrh. mit dem Papſte wegen der Gerichtsbarkeit über die Geiſtlichen in Streit gerathen und die Jeſuiten hatten die Partei des Letztern genommen. In Folge dieſes Streites erließ der Senat einige Verordnungen wegen der Gütererwerbungen des Klerus, wodurch auch die Jeſuiten verhindert wurden, ſich durch Vermächtniſſe und Schenkungen neue Güter im Gebiete der Republik zu erwerben. Der Jeſuit Bellarmin erbitterte den Papſt Paul V. ſo ſehr gegen Venedig, daß er 1606 die Republik mit dem Interdicte und den Senat mit dem Banne belegte. Letzterer gebot aber der Geiſtlichkeit die Fortſetzung des Gottesdienſtes, und da die Jeſuiten nicht Folge leiſteten, ſo wurden ſie aus der Republik verbannt, und da ſie geheime Verbindungen mit den Unterthanen Venedigs unterhielten, ſo wurden ſolche unter Androhung ſchwerer Strafen unterſagt. Als endlich der Papſt zu einer Ausſöhnung mit dem Senate von Venedig gezwungen wurde, da bemühte er ſich vergebens, den Jeſuiten die Wiederaufnahme ins venetianiſche Gebiet zu bewirken, die erſt ſpäter und unter ſehr beſchränkenden Bedingungen erfolgte.

Obgleich der Jeſuitenorden ſchon bald nach ſeiner Stiftung mehre ſeiner Einrichtungen erhielt, durch die ſeine unermeßliche Wirkſamkeit und die verderbliche Richtung, die er während der ganzen Dauer ſeines Beſtehens genommen, begründet worden iſt, ſo wurde doch erſt unter der Regierung Aquaviva's, des vierten Ordensgenerals, in der fünften und ſiebenten Generalcongregation die Verfaſſung der Geſellſchaft vollſtändig und ſo ausgebildet, wie ſie von da ab beſtanden hat; auch wurden viele Entwürfe und Maßregeln einzelner wichtiger Mitglieder als allgemein geltende Grundſätze aufgenommen. Es wird daher hier der geeignete Ort ſein, von den Zwecken der Jeſuiten, von ihren Mitteln zur Erreichung derſelben und von ihrer Verfaſſung das Nöthige zu ſagen.

Die Bekehrung der Ungläubigen und Ausrottung der Ketzereien war der urſprüngliche Zweck der Geſellſchaft geweſen, der nach und nach immer mehr erweitert wurde, und die Vertheidigung des Oberhaupts der römiſchen Kirche, die Verbreitung des römiſchen Kirchenglaubens über den ganzen Erdboden, die Aufrechthaltung der Einheit dieſes Glaubens umfaßte. Die ganze Menſchheit ſollte einer Lehrform anhangen, ſie ſollte in ihrem Denken und Handeln nur allein der Leitung weniger Häupter folgen, die durch ihre Einſichten und Fähigkeiten zur Vormundſchaft über die Menge berechtigt waren. Dieſe Häupter ſollten die Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu ſein, deren ganze Thätigkeit zur Erreichung der angegebenen Zwecke ausſchließlich in Anſpruch genommen wurde. Die Vermeſſenheit nach einem ſolchen Ziele zu ſtreben, ſtand mit Mitteln im Einklange, wodurch er erreicht werden ſollte. Die klügſten, gewandteſten und unterrichtetſten Männer mußten der Geſellſchaft einverleibt, die mächtigſten, bemitteltſten, einflußreichſten Mitglieder aller Stände gewonnen und an das Intereſſe des Ordens gefeſſelt werden; daß aber dieſes Alles nur auf höchſt verwerfliche Weiſe bewirkt werden konnte, war offenbar. Sollte der Orden die geiſtige Herrſchaft der Welt erlangen, ſo mußte jede Macht der Erde ihm dienſtbar, jedes bedeutende Talent von ihm abhängig ſein. Er trat daher feindlich jeder geiſtigen Thätigkeit entgegen, die nicht entſchieden zu ſeinem Vortheile wirkte. Zur Erreichung der oben angedeuteten Zwecke, die freilich noch nicht in dem Plane des Ordensſtifters lagen, war eine ganz beſondere Einrichtung und Verfaſſung des Ordens nothwendig, die erſt im Verlaufe der Zeit, als der Orden über ſeine Zwecke im Reinen war, vollſtändig ausgebildet werden konnte. Der Stifter hatte der Geſellſchaft eine ſtreng militairiſche Einrichtung gegeben, da ihm als ehemaligem Kriegsmanne die kriegeriſche Organiſation die vollkommenſte dünkte, und da er den Kampf (wol den geiſtigen) für das Haupt-

22) *J. A. Thuani*, Hist. sui tempor. T. VI. Lib. CXXXV. p. 330. 23) David Hume, Geſchichte von England. 4. B. S. 169. 24) *Rob. Bellarmini* Tractatus de potestate summi Pontificis in temporalibus, adversus Barclaium. (Romae 1610. 4.)

Digitized by Google

ziel nahm. Seine Nachfolger behielten zwar die Grundzüge ſeiner Einrichtung bei, milderten ſie aber, um ihren Mitgliedern einen größern Wirkungskreis zu verſchaffen. Dennoch blieb eine ſtrenge Subordination eine unverletzliche Pflicht aller Glieder des Ordens und die Beförderung des Vortheils deſſelben war der höchſte Lebenszweck jedes Einzelnen. Die Einrichtung des Ordens war, ſeit Aquaviva die letzte Hand daran gelegt, nachſtehende. An der Spitze der Geſellſchaft ſtand der Ordensgeneral, deſſen feſter Wohnſitz Rom war und der ſein Amt lebenslänglich bekleidete. Er beſaß unumſchränkte Macht über jedes einzelne Glied der Geſellſchaft und konnte über deſſen Thätigkeit ganz nach eigner Willkür verfügen. In Angelegenheiten, die den Orden im Allgemeinen betrafen, berathſchlagte er mit fünf Räthen, von denen jeder unter dem Titel Adjutant, General oder Aſſiſtent eine der fünf Hauptnationen, der Italier, Teutſchen, Franzoſen, Spanier und Portugieſen, vertraten. Hauptangelegenheiten, die das Beſtehen des ganzen Ordens und Aufhebung, Veränderung oder Entwerfung von Grundgeſetzen betrafen, wurden auf Generalcongregationen, zu welchen die wichtigſten Mitglieder der Geſellſchaft berufen wurden, entſchieden. Dem General zur Seite und ihm zur Aufſicht, daher auch ſeiner Gewalt nicht unterworfen, war der Admonitor. Alle Länder der Erde, ſoweit ſich der Einfluß des Ordens erſtreckte, waren in 32 Provinzen, ſpäter in 35 und 2 Beiprovinzen, doch von ſehr ungleichem Umfange, eingetheilt; jeder Provinz war ein Provincial vorgeſetzt, der wieder der Obere der Superioren in den Profeßhäuſern und der Rectoren in den Collegien war. Unter dieſen ſtanden die einzelnen Geſellſchaften, die an einem Aufenthaltsort in beſondern Häuſern, die je nach ihrer Einrichtung Profeßhäuſer, Collegien, Probationshäuſer, Reſidenzen, Miſſionen oder Novizenhäuſer genannt wurden; ihnen untergeordnet waren die Präfecten, Novizenmeiſter, Socien, Manuductoren und andere Ordensbeamte, die ſämmtlich ſchon zu dem höchſten Grade des Ordens gehörten. Der Orden theilte ſeine Glieder auf eine doppelte Weiſe in zwei und vier Claſſen ein, einmal in die Glieder von der kleinen und von der großen Obſervanz, dann in Novizen, Scholaſtiker, Coadjutoren und Profeſſen. Zu der kleinen Obſervanz gehörten alle Mitglieder im weitern Sinne, die nur dem Orden durch das Gelübde des Gehorſams verbunden waren; zur großen Obſervanz nur die Profeſſen, die vier Gelübde abgelegt hatten. In die Claſſe der Novizen wurden Perſonen aller Stände aufgenommen und zwar auch ſolche, die ihren Standpunkt und ihre Lebensweiſe in der bürgerlichen Welt beibehielten, ſelbſt im Eheſtande leben durften und nur dem Orden zum Gehorſam und zur Anhänglichkeit verpflichtet waren; ſie durften ihre Kleidung nicht verändern, auch überhaupt nicht bekannt machen, daß ſie mit dem Orden verbunden waren. Diejenigen Novizen aber, die ſich ausſchließlich dem Orden widmen wollten und zu höhern Graden befördert werden ſollten, lebten in den Seminarien oder Novizenhäuſern und hatten eine Prüfung von zwei Jahren zu beſtehen, die nur in ſeltenen Fällen abgekürzt wurde. Bei der Aufnahme der Novizen wurde ſtets auf große geiſtige Fähigkeiten, auf Kenntniſſe, dann aber auch auf vornehme Herkunft und Reichthum geſehen; letztere beiden Eigenſchaften waren beſonders bei den weltlichen Novizen erfoderlich. Die Novizen wurden noch in Scholaſtiker und in Coadjutoren eingetheilt; erſtere widmeten ſich dem Kirchendienſt und den Wiſſenſchaften, die andern blos ökonomiſchen und andern weltlichen Geſchäften des Ordens. Die approbirten Scholaſtiker machten die zweite Claſſe aus und beſtanden aus den Mitgliedern, die nach vollendetem Noviziat in den Collegien ihre Studien vollendeten, aber auch ſchon Unterricht ertheilten und minder bedeutende prieſterliche Verrichtungen vollzogen. Die dritte Claſſe beſtand aus den formirten Coadjutoren und waren gleichfalls in weltliche und geiſtliche geſchieden; die geiſtlichen waren ſtets Prieſter und mußten ſich durch Kenntniſſe, Gewandtheit im Umgange, beſonders aber durch Scharfſinn, Liſt und Menſchenkenntniß auszeichnen; auch einzelne große Talente, die dem Orden Ehre machen und Vortheil bringen konnten, befähigten zur Aufnahme unter die geiſtlichen Coadjutoren. Weltliche Coadjutoren mußten ſich durch eine beſondere Anhänglichkeit an den Orden, durch Sanftmuth, Treue und Gehorſam ausgezeichnet haben, bevor ſie zur Aufnahme gelangten; ſie lebten dann mit den Geiſtlichen in den Collegien und Profeßhäuſern und mußten auch gleich den geiſtlichen Coadjutoren das Gelübde der Armuth ablegen und ihre Güter dem Orden überlaſſen. Die vierte und höchſte Claſſe des Ordens waren die Profeſſen, die in alle Geheimniſſe des Ordens eingeweiht waren, Sitz und Stimme bei den General- und Provinzialverſammlungen hatten, ſtets Prieſter ſein mußten und aus welchen allein die höchſten Beamten des Ordens gewählt wurden. Auch in dieſer Claſſe gab es zwei Abtheilungen, nämlich Profeſſen von drei und vier Gelübden; erſtere legten das vierte Gelübde, durch welches dem Papſt unverbrüchlicher Gehorſam gelobt wurde, nicht ab, ſtanden den Profeſſen von vier Graden im Range zwar nach, mußten aber, ſowie dieſe, ganz ausgezeichnete Fähigkeiten beſitzen. Dieſer Trennung der Profeſſen liegt eine geheime Abſicht zu Grunde, die aber aus den Conſtitutionsbüchern des Ordens nicht erſichtlich iſt. Die Profeſſen mußten lange und ſchwere Prüfungen beſtanden und ſich ſowol über ihre gelehrten Kenntniſſe als über ihre Menſchenkenntniß und die Fähigkeit, ſich ſelbſt zu beherrſchen, ausgewieſen haben, bevor ſie in den höchſten Grad aufgenommen wurden; auch mußten ſie vor der Aufnahme das 33. Lebensjahr (das Lebensalter Chriſti) erreicht haben. Die Profeſſen lebten bequem und von allem klöſterlichen Zwange frei, waren des Jugendunterrichts überhoben und hatten es nur mit der Seelſorge und den geheimen wichtigen Geſchäften des Ordens zu thun; aus ihnen wurden die fürſtlichen Beichtväter und Gewiſſensräthe, die Miſſionaire, die Ketzerverfolger ernannt, ſie konnten nicht ohne ein förmliches Urtheil des Generals entlaſſen werden. Die Gelübde der unterſten Grade wurden einfache genannt, und obgleich ſie nach empfangenem Abendmahl am Altar in Gegenwart der verſammelten Gemeinde abgelegt wur-

Digitized by Google

den, ſo galt doch der geheime Vorbehalt der Geſellſchaft, ſie aufzuheben. Wie überall, war es auch hierbei darauf abgeſehen, daß der Orden durch keine Verpflichtung gebunden war, ſondern überall freie Willkür behielt. Die Beförderungen in einen höhern Grad wurden geheim gehalten und nur von den Hochbewürdeten wußte man mit Gewißheit, daß ſie Profeſſen waren. Die Gelübde der Profeſſen hießen feierliche Gelübde. Nach abgelegtem Gelübde der Armuth behielt der Scholaſtiker oder Coadjutor doch noch immer den Beſitz und den Genuß ſeines Vermögens; er durfte es aber nicht anders als nach dem Willen der Obern und zum Vortheile der Geſellſchaft verwenden, welches denn freilich eine Abtretung des Vermögens nur mit einer ſcheinbar mildern Form war. Die Coadjutoren verloren das Recht der Erbfolge und der Orden konnte nicht in ihre Rechte eintreten; doch war durch andere Vorbehalte dafür geſorgt, daß dem Orden die Erbſchaft nicht entging. In Hinſicht der kirchlichen Obſervanzen nahmen die Jeſuiten eine größere Freiheit in Anſpruch, als die ſämmtliche katholiſche Geiſtlichkeit. Sie konnten durch ihre Obern von Beobachtung der Faſten, dem Halten der kanoniſchen Stunden, vom Tragen der Ordenskleidung entbunden werden, ja ſie durften ſogar, wenn es zum Vortheil des Ordens gereichte, im Äußern die Ceremonien eines ketzeriſchen oder heidniſchen Gottesdienſtes ausüben, mit einem Worte alles andern Katholiken Verbotene thun, wenn es ihre Zwecke förderte. Auch wurde der Jeſuit in den Augen ſeiner Obern durch kein Laſter oder Verbrechen ſtraffällig, wenn der Orden nicht dadurch benachtheiligt wurde. Dagegen war Alles, was ein Mitglied der Geſellſchaft mit oder ohne Vorbedacht zum Nachtheile des Ordens beging, ein todeswerthes Verbrechen. Der Jeſuit begab ſich bei ſeinem Eintritt in den Orden alles freien Willens; er wurde blindes Werkzeug ſeiner Obern, und jeder Verſuch, ſelbſtändig zu handeln, ja jede ſelbſtändig geäußerte Meinung wurde, ſobald ſie mit den Grundſätzen des Ordens nicht übereinſtimmte, unerbittlich geſtraft. Kein Jeſuit durfte in einen andern geiſtlichen Orden eintreten, ausgenommen in den der Karthäuſer; auch durfte er außer ſeinen Ordensgenoſſen keinem andern Geiſtlichen beichten, als einem Karthäuſer, damit die Geheimniſſe des Ordens nie zur Kenntniß Anderer gelangten. Durch den blinden Gehorſam, wozu jeder Jeſuit ſich bei ſeinem Eintritt in den Orden verband, war er der Willkür des Generals völlig überlaſſen, der allein ſeine Laufbahn beſtimmte und ihn aus dem Orden ſtoßen, verbannen, lebenslänglich im Noviziat laſſen oder auch ſchnell zu den höchſten Würden befördern, ihm aber auch dieſe wieder ohne alle Urſache nehmen konnte. Zwar hatte der Jeſuit die Freiheit, den Austritt aus dem Orden zu begehren, der General konnte ihm aber den Abſchied verweigern oder den ſchon ertheilten zu jeder Zeit widerrufen. Damit der General die Fähigkeiten, Eigenſchaften und Geſinnungen aller Glieder ſeiner Geſellſchaft genau kennen lernen konnte, um den Orden mit deſto größerer Sicherheit zu beherrſchen, ſo wurde jedes Mitglied vom geringſten bis zum höchſten durch ſeine eignen Genoſſen beobachtet und jeder entdeckte Fehltritt den Vorgeſetzten gemeldet. Dieſe Späherei war in der Verfaſſung ausdrücklich feſtgeſetzt und jeder mußte ſie ſich gefallen laſſen. Dann mußte jeder Jeſuit der niedern Grade alle halbe Jahre einem Coadjutor oder Profeß, alle Jahre einmal dem General oder deſſen Abgeordneten ein allgemeines Bekenntniß ſeiner geheimſten Gedanken und Geſinnungen ſchriftlich ablegen, außerdem aber auch alle acht Tage beichten, und dieſe Beichten wurden gleichfalls, inſofern ihr Inhalt wichtig, dem General mitgetheilt. Außerdem wurde der General durch einen regelmäßigen Briefwechſel von allem, was ſowol den Orden im Ganzen als die einzelnen Mitglieder betraf, in Kenntniß geſetzt. Die Vorſteher der Profeßhäuſer und die Rectoren der Collegien mußten wöchentlich einmal an den Provinzial berichten, die Provinziale an den General alle Monate einmal, alle übrigen Jeſuiten konnten an den General ſchreiben, ſo oft ſie wollten, und ihre Briefe durften von ihren Vorgeſetzten nicht geöffnet werden [25]).

Eines von den Mitteln, deren die Jeſuiten ſich bedienten, ihren Einfluß zu befeſtigen und das Wachsthum ihres Ordens zu befördern, war der Jugendunterricht, deſſen ſie ſich überall, wo ſie Eingang fanden, bemächtigten. Eben als der Orden geſtiftet wurde, war das Bedürfniß eines beſſern Schulunterrichts überall anerkannt worden; doch war die Mehrzahl der katholiſchen Geiſtlichkeit, damals beinahe der einzige Stand, der ſich dem Unterrichte unterzog, zu unwiſſend und zu bequem, um ſeinen Pflichten zu genügen. Deshalb waren die Jeſuiten, die ſich als kenntnißreiche Jugendlehrer zeigten, überall willkommen. Allerdings leiſteten ſie im Vergleich mit den übrigen Mönchen ungemein viel, denn es gab unter ihnen manche tüchtige Gelehrte und ſie verſtanden die Kunſt, mit ihrer Gelehrſamkeit zu glänzen, dennoch haben ſie der Menſchheit durch ihr Erziehungsweſen keinen Dienſt geleiſtet; denn da die Erziehung und der Unterricht der Jugend ihnen nicht Zweck, ſondern nur Mittel zur Erreichung ihrer ſelbſtſüchtigen Abſichten war, ſo mußten die anfänglichen Vortheile, die ihre Schulanſtalten darboten, bald dem Nachtheile weichen, der durch die einſeitige Richtung ihrer Lehrart und die Feſſeln, die ſie dem ſelbſtändigen Denken anlegten, verurſacht ward [26]). Doch gewannen ſie durch ihre Erziehungsweiſe einen ſo ungetheilten Beifall, daß ſie an den meiſten Gelehrtenſchulen die übrigen Mönchsorden von den Lehrämtern ganz verdrängten. Die ſtrenge Regelung ihrer Schulen, die großen Fortſchritte ihrer Schüler in gelehrten Kenntniſſen rechtfertigten die Befähigung der Jeſuiten zum Jugendunterrichte, doch misbrauchten ſie ihren Beruf einmal durch Verunſtaltung der Wiſſenſchaften, da nur das in ihre Lehrbücher aufgenommen wurde, was mit ihren Anſichten oder Zwecken übereinſtimmte, dann aber benutzten ſie die Schulen da-

25) ſ. Pet. Philipp Wolf, Allgemeine Geſchichte der Jeſuiten. 4 Bde. 2. Ausg. (Leipz. 1803). 1. Bd. S. 145 fg. Cf. Corpus institutorum Societ. Jesu. 2 Vol. (Antwerp. 1702).
26) ſ. Mannert, Geſchichte von Baiern. 2. Bd. S. 39 fg. Das darin ausgeſprochene Urtheil iſt als das eines Gegners der Proteſtanten bedeutſam.

Digitized by Google

zu, um daraus neue Mitglieder für ihren Orden zu wählen. Jeder Jüngling von auszeichneten Fähigkeiten wurde zum Eintritt in den Orden verlockt, ſelbſt gegen den Willen der Ältern und deshalb hatten ſie ſich von dem Papſte das Privilegium erworben, Jünglinge von 14 Jahren in den Orden aufzunehmen.

Der Jeſuitenorden war, nachdem während Aquaviva's Regierung noch im 16. Jahrh. ſeine Verfaſſung völlig ausgebildet worden und er die erſten und gefährlichſten Kämpfe mit ſeinen Gegnern ſiegreich beſtanden hatte, tief in die Begebenheiten aller europäiſchen Staaten, die der römiſchen Kirche zugethan waren, verwickelt und auch in den andern Welttheilen zeigte er eine ungemeine Wirkſamkeit. Da aber die Handlungsweiſe des Ordens, obwol der Hauptſache nach immer auf einen Zweck gerichtet, doch in den verſchiedenen Staaten den Umſtänden angemeſſen ſich verſchiedenartig geſtaltete und auch abweichende Erfolge dadurch bewirkt wurden, ſo wird es die Überſicht erleichtern, wenn die Hauptbegebenheiten und Schickſale des Ordens während des 17. Jahrh., als des Zeitraums ſeines höchſten Glanzes, nach den Hauptſchauplätzen ſeiner Wirkſamkeit geſchieden von einander dargeſtellt werden.

Die Jeſuiten in Aſien und Amerika hatten ein weites Feld vor ſich, den Ruhm, die Macht und auch die Beſitzungen und Reichthümer des Ordens zu vermehren und ſie boten ihre ganze Thätigkeit auf, um auf dieſem Wege den Glanz und Einfluß ihrer Geſellſchaft zu befördern. In Japan, wo ihnen ſchon Franz Xaver den Eingang geöffnet hatte, ſetzten die von ihm zurückgelaſſenen Jeſuiten ihre Bekehrungsverſuche fort, die nicht ohne glücklichen Erfolg blieben. Da ſie der Habſucht der verſchiedenen Unterkönige durch den portugieſiſchen Handel zu ſchmeicheln, auch durch Rathſchläge und Theilnahme an den Empörungen derſelben gegen den Kaiſer ſich Freunde und Anhänger zu verſchaffen wußten, ſo kam denn wirklich auf ihren Betrieb ſchon im J. 1585 eine Geſellſchaft dreier von ihnen bekehrten Könige nach Rom[27]). Ihr Einmiſchen in die politiſchen Angelegenheiten des Landes dünkten aber dem Kaiſer ſo gefährlich, daß er die Jeſuiten und mit ihnen alle Chriſten aus ſeinen Staaten verbannte. Sie begaben ſich nun unter den Schutz der empörten Könige, bis ein Regentenwechſel ihnen wiederum geſtattete, öffentlich aufzutreten. Andere Mönchsorden, beſonders die Franziskaner, die an dem Bekehrungswerke Theil nehmen wollten, wurden von ihnen angefeindet und verfolgt und der Franziskaner Ludwig Sotelo, den der Papſt Paul V. zum Biſchofe von Japan ernannt hatte, wurde ſogar von ihnen eingekerkert und endlich umgebracht. Bei dem häufigen Regentenwechſel wurde das Chriſtenthum in Japan bald begünſtigt, bald verfolgt, bis 1611 die Holländer Eingang in Japan fanden. Die Jeſuiten wollten durch ihr Anſehen die Holländer von dem Handel mit Japan ausſchließen, dieſe ſtellten dagegen ihre Widerſacher als gefährliche Menſchen, die den Umſturz der Regierung beabſichtigten, dar und bewirkten dadurch 1640 eine allgemeine Chriſtenverfolgung, bei welcher viele Tauſende Neubekehrter umgebracht wurden. Dennoch wurde das Chriſtenthum nicht ausgerottet und bald wurden, nachdem die Verfolgungen aufgehört hatten, wieder über 400,000 Chriſten in Japan gezählt. Bald aber machten ſich die Jeſuiten neuer Verſchwörungen gegen den Thron verdächtig, und als ſie darauf ſich auch der reichen Erbgüter eines vornehmen Japaners bemächtigen wollten, da gebot der Kaiſer abermals eine allgemeine Verfolgung und Ausrottung der Chriſten. Dieſe leiſteten aber bewaffneten Widerſtand und ſchlugen ſogar ein kaiſerliches Heer; in einer zweiten Schlacht, die zwei Tage lang währte, erlitten die Chriſten aber eine völlige Niederlage, und von da ab wurde die Verfolgung ſo unausgeſetzt betrieben, daß im J. 1649 jede Spur des Chriſtenthums in Japan vertilgt war. Auch wurde durch ein Geſetz allen Chriſten auf ewig der Eintritt in Japan unterſagt.

In China gelang es nach vielen vergeblichen Verſuchen zuerſt im J. 1581 dem Jeſuiten Matthäus Ricci Eingang zu erhalten. Durch ſeine geographiſchen und mathematiſchen Kenntniſſe und durch die Annahme chineſiſcher Sitten und Lebensweiſe verſchaffte er ſich 1601 Zutritt zum Kaiſer Chin Tſong, der ihm den Ankauf von Grundſtücken in Peking erlaubte und ihm auch das Chriſtenthum zu lehren geſtattete. Den Anfechtungen der Bonzen und Verdächtigungen der Chriſten von Macao wußte er klug zu begegnen und die ſeiner Miſſion drohende Gefahr bis an ſeinen Tod 1610 abzuwenden; von da ab genoſſen die Jeſuiten noch bis zum J. 1615 den Schutz des Kaiſers, dann aber erfolgte eine allgemeine Chriſtenverfolgung, die erſt im folgenden Jahre mit dem Tode des Kaiſers endigte. Als bald darauf China von den Tataren angegriffen wurde, ward den Jeſuiten wieder der freie Eintritt geſtattet, weil ſie ſich verbindlich machten, die portugieſiſche Hilfe gegen die Tataren zu ſtellen, die jedoch bald darauf ohne dieſe Hilfe von den Chineſen geſchlagen wurden. Das Anſehen der Jeſuiten am Hofe zu Peking nahm nun fortwährend zu und wurde ſo groß, daß der Kaiſer im J. 1655 den teutſchen Jeſuiten Adam Schall zur Würde eines Mandarins erſter Claſſe und zum Präſidenten des Tribunals der Mathematik erhob[28]). Alle Glieder der Miſſion machten ſich als Aſtronomen, Verfertiger mathematiſcher Inſtrumente und als Botaniker und Chemiker den Chineſen unentbehrlich und bekehrten eine große Menge Landeseinwohner ohne alle Mühe, da ſie ihnen auch die fortwährende Ausübung der heidniſchen Religionsgebräuche geſtatteten und, um leichtern Anhang zu finden, ſolche wol ſelbſt mitmachten. Dabei erwarben ſie große Reichthümer durch Geſchenke und Vermächtniſſe der Neubekehrten; auch trieben ſie einen ſehr einträglichen Handel und trafen Maßregeln, um den Alleinhandel von China und demnächſt von ganz Oſtindien an ſich zu bringen. In dieſem Entwurfe wurden ſie 1655 durch eine Geſandtſchaft der Holländer ge-

27) *Franc. Colin.* India sacra. (Madritl 1666. 4.)

28) Relatio de ortu et progressu fidei orthodoxae in regno Chinensi etc. (Ratisbonae).

Digitized by Google

ſtört, die einen freien Handel ihres Volkes nach China begehrte. Zwar gelang es ihnen, die Abſicht der Holländer zu hintertreiben, allein ſie durften doch nicht mehr ſo kühne Schritte zur Behauptung des Alleinhandels wagen. Gefährlicher wurde aber dem Orden eine Streitigkeit mit den Dominikanern und Kapuzinern wegen der Heidenbekehrung in China. Der Dominikaner Johann von Morales und der Kapuziner Anton von St. Maria kamen 1633 nach China und entdeckten, daß die Jeſuiten den Neubekehrten nicht nur die Anbetung des Con-fut-ſe erlaubten, ſondern wol ſelbſt mitunter Theil an heidniſchen Gebräuchen nahmen. Die beiden Mönche verklagten deshalb die Jeſuiten bei dem Papſt Innocenz X., der eine harte Strafbulle gegen ſie erließ; doch dieſe ſandten den Pater Martini nach Rom, der bei dem neuen Papſt Alexander VII. ihnen ein günſtiges Urtheil auswirkte. Nun währte der Streit zwiſchen den Jeſuiten und den Bettelmönchen fort, der in der ganzen katholiſchen Chriſtenheit großes Aufſehen erregte. Die Päpſte Clemens X. und Innocenz XII. verdammten die Jeſuiten abermals, die ſich aber dadurch nicht irre machen ließen, ſondern, auf den Beiſtand des ſpaniſchen und franzöſiſchen Hofes geſtützt, dem römiſchen Stuhle Trotz boten. Clemens XI. wollte endlich ſein Anſehen aufrecht erhalten und ſandte den Cardinal von Tournon nach China mit ausgedehnten Vollmachten. Als dieſer aber das Verfahren der Jeſuiten nicht billigen wollte, da warfen ſie ihn in Macao ins Gefängniß und vergifteten ihn endlich[29]). Auch ein ſpäterer Geſandter des Papſtes, Mezzabarba, konnte nicht durchdringen. Als endlich im 18. Jahrh. dennoch die Heidenbekehrungen in China verboten und die Neubekehrten verfolgt wurden, da wußten ſich die Jeſuiten noch als Mathematiker und Kalendermacher den ungeſtörten Aufenthalt und den Beſitz ihrer großen Güter auszuwirken und genoſſen Schutz und Duldung bis nach der Aufhebung des Ordens.

In Oſtindien verfuhren die Jeſuiten auf eine ähnliche Weiſe wie in China. Ihr erſtes Collegium gründeten ſie noch zu Xaver's Zeit in Goa, welches das reichſte und prachtvollſte in ganz Aſien wurde; weil ſie hier aber den Schutz der Portugieſen genoſſen, ſo bekehrten ſie auf eine gewaltſame Weiſe, errichteten ein Inquiſitionsgericht und verbrannten eine Menge reicher Indier, deren Güter ſie zum Vortheile des Ordens einzogen. Da ſie aber in den Ländern, wo die Macht der Europäer noch nicht feſt begründet war, nicht auf gleiche Weiſe verfahren konnten, ſo ſuchten ſie auf friedliche Weiſe die Indier zur Taufe zu überreden und geſtatteten den Neubekehrten die Beibehaltung ihrer Sitten und Religionsgebräuche in der Art, daß ſie beſondere Kirchen für die Braminen und andere für die Parias errichteten. Die Kapuziner, die die Beibehaltung der heidniſchen Gebräuche nicht dulden wollten, verdrängten ſie und entriſſen ihnen in Madura eine Kirche mit Gewalt. Der Streit mit den Kapuzinern war derſelbe wie in China und blieb auch wie jener unentſchieden; doch blieben die Jeſuiten bei ihrem Verfahren und trieben in Oſtindien einen ſo ausgebreiteten Handel, daß ſie darin alle europäiſche Staaten, die Holländer ausgenommen, übertrafen. Sie thaten dieſes theils öffentlich unter dem Vorwande des nothwendigen Unterhalts ihrer Miſſionen, theils unter dem Namen anderer Kaufleute, die heimlich ihre Angehörigen waren. Neben dem Waarenhandel trieben ſie auch noch Geldwucher und liehen unter andern in China Geld zu 25 Pr. aus.

Auch in Amerika verbreitete ſich der Orden mit einem ungemein glücklichen Erfolge. Schon im 16. Jahrh. ſtifteten die Jeſuiten Miſſionen in Braſilien, Peru und Maragnon, und ihren Berichten zufolge haben ſie eine große Menge Indier bekehrt; doch der Erfolg hat bewieſen, daß es mit ihren Bekehrungen nicht eben viel auf ſich hatte. Von größerer Bedeutung war aber ihre Wirkſamkeit in Paraguay; ſie wurden in dieſes Land von den Dominikanern berufen, um mit ihnen gemeinſchaftlich die wilden Völker zu bekehren. Kaum hatten ſie ſich aber feſtgeſetzt, als ſie, von dem Reichthume des Landes gereizt, den Vorſatz faßten, es zu einem ausſchließlichen Eigenthume des Ordens zu machen, und ſogleich auch zur Ausführung ſchritten. Durch nachtheilige Berichte, die ſie 1609 an den Hof zu Madrid über die Statthalter abſtatteten, bewirkten ſie die Zurückberufung derſelben, dann bewogen ſie König Philipp III., das Land ihnen gegen einen mäßigen jährlichen Tribut völlig unabhängig von allen Statthaltern zu überlaſſen. Sobald ſie ſich in dem Beſitze des Landes ſahen, ſchafften ſie zuvörderſt die von den königlichen Statthaltern eingeführte grauſame Behandlung der Indier ab, benahmen ſich gegen die Landeseinwohner mit Sanftmuth und Milde, unterrichteten ſie in vielen nützlichen Handwerken und Künſten, gewöhnten ſie zur Ordnung und Häuslichkeit, ſorgten für ihre nothwendigen Bedürfniſſe, unterhielten ſie durch prachtvolle kirchliche und auch andere Feſte, und hatten, da ſie ſich das Vertrauen und die Liebe der einfachen Naturmenſchen erworben hatten, wenig Mühe, ſie zum Chriſtenthume zu bekehren. Sie gründeten nun ein förmliches Reich, deſſen Regenten und Geſetzgeber ſie waren; ſie führten eine regelmäßige Verwaltung ein, errichteten Fabriken und Werkſtätten aller Art, beförderten den Ackerbau und die Viehzucht zu einer großen Blüthe, trieben einen lebhaften Handel und ſtellten ſelbſt eine anſehnliche Waffenmacht auf, um das Land gegen auswärtige Angriffe zu ſchützen. Daß ſie dieſes Land blühend gemacht und den Zuſtand der Einwohner im Vergleich mit dem unter der ſpaniſchen Regierung ganz ungemein verbeſſert haben, beſtreiten ſelbſt ihre ärgſten Feinde nicht. Jeder hatte ſo viel zu ſeinem Lebensunterhalte, als er bedurfte, Jeder war gegen Willkür und Unrecht geſichert. Daß aber auch Jeder ſelbſt in ſeinen unbedeutendſten häuslichen Verrichtungen von den Vorſchriften und dem Willen der geiſtlichen Väter abhing und ſogar nach der Regel eſſen, ſchlafen und arbeiten oder ruhen mußte, das war denn doch mit menſchlicher Würde und Beſtimmung unvereinbar und iſt eine Schattenſeite der glänzenden Regierung

29) *C. de Tournon*, Anecdotes sur l'état de la Réligion dans la Chine (Paris 1733—1742). 7 Vol. *Fr. Norbert*, Mémoires historiques etc. II Vol. (Luques 1749. 4.)

der Jeſuiten in Paraguay. Um nicht Aufmerkſamkeit und Neid auf dieſen reichen Beſitz zu erregen und auch den Einwohnern die Kenntniß anderer milderer Regierungsformen zu entziehen, erſchwerten ſie allen Fremden den Eintritt in das Land. Die Handelsgeſchäfte betrieben ſie aber ſelbſt und beſaßen zu dem Zweck eigne Factoreien in Santafe, Buenos Ayres und Tucuman, wohin ſie ihre Waaren verführten; ſie ſollen an dem Handel jährlich 10 Millionen Thaler gewonnen haben. Mit welchem Eifer ſie jede Einmiſchung in die geiſtliche und weltliche Verwaltung des Landes abwehrten, davon gaben ſie in dem berüchtigten Streite mit dem Biſchof Cardenas ein Beiſpiel. Dieſer war 1641 zum Biſchof von Paraguay ernannt. Als er drei Jahre, nachdem er das Biſthum in Beſitz genommen hatte, eine Kirchenviſitation halten wollte, widerſetzten ſie ſich, verjagten mit dem Beiſtande des Gouverneurs von Aſſumpzion den Biſchof, und als ihn der Statthalter von La Plata wieder einſetzen wollte, da wiegelten ſie das Volk gegen ihn auf. Als dennoch Cardenas wieder eingeſetzt wurde, verjagten ſie ihn zum zweiten Male und mishandelten ihn auf das Schrecklichſte; 1649 wurden ſie endlich deshalb aus Aſſumpzion verbannt. Nun bewaffneten ſie 4000 Indianer, eroberten die Stadt, ſetzten eigenmächtig einen Gouverneur darin und vertrieben den Biſchof abermals. Der begab ſich nun nach Europa und wurde von dem ſpaniſchen Hofe und von dem Papſt in ſeiner Würde wiederhergeſtellt, doch ſtarb er, ehe er wieder zu ſeinem Biſthume gelangte, und das Benehmen der Jeſuiten blieb ungeahndet [30]). In Mexico und den übrigen ſpaniſchen Beſitzungen in Amerika waren die Jeſuiten ebenfalls angeſiedelt und reich begütert. In dem erſtgenannten Lande beſaßen ſie allein Zuckerraffinerien von mehren Millionen Thalern an Werth. Auch hier geriethen ſie, ihrer Eingriffe in die biſchöflichen Rechte wegen, mit der übrigen Geiſtlichkeit in viele ärgerliche Streitigkeiten.

Die Wirkſamkeit des Ordens in Teutſchland während des 17. Jahrhunderts. In Teutſchland hatten die Jeſuiten zuerſt im J. 1551 Eingang gefunden, als Ferdinand I. ſie auf den Rath ſeines Beichtvaters, des Biſchofs von Laibach, nach Wien berief, da es in Öſterreich, weil der größte Theil der Einwohner peoteſtantiſch geworden war, an katholiſchen Geiſtlichen und Schullehrern fehlte. Die Jeſuiten Caniſius und Guadanus ſetzten ſich bei dem Könige in große Gunſt, der auf ihren Vorſchlag in allen größern Städten Jeſuitenconvicte errichtete, um die adelige Jugend darin erziehen zu laſſen. Die Jeſuiten unter der Leitung des Caniſius arbeiteten nun auf das Eifrigſte an der Ausrottung der Reformation in Öſterreich; doch wie ſehr ſie auch dabei von Ferdinand begünſtigt wurden, ſo nöthigte er ſie doch, eine gewiſſe Mäßigung zu beobachten, weil er ſeine proteſtantiſchen Unterthanen nicht zur Empörung reizen wollte [31]). Dennoch aber erwarb der Orden beträchtliche Güter in den öſterreichiſchen Erblanden. Noch weniger konnten die Jeſuiten unter Ferdinand's Nachfolger Maximilian II. ausrichten, der, ſelbſt der proteſtantiſchen Lehre nicht abgeneigt, die Jeſuiten vom Hofe entfernte und ihnen auch den theologiſchen Lehrſtuhl auf der Univerſität zu Wien und ein Seminarium nahm. Zu deſto größerm Anſehen gelangten ſie unter ſeinem Nachfolger Rudolf II., der, in Spanien erzogen, ein entſchiedener Gegner der Proteſtanten war und daher auch zur Bekämpfung der Reformation durch die Jeſuiten bereitwillig die Hand bot. Mit Genehmigung der katholiſchen Reichsſtände wurde den Jeſuiten überall in Teutſchland die Niederlaſſung geſtattet, und der Papſt übernahm es, ſo lange für ihren Unterhalt zu ſorgen, bis ſie durch die Reſtitution der geiſtlichen Güter, in deren Beſitz damals die Proteſtanten waren, hinreichend ausgeſtattet werden könnten. Während Rudolf's Regierung wurden in den Jahren 1586, 1592, 1594, 1595 und 1610 in den öſterreichiſchen Erblanden von den Jeſuiten große Verfolgungen der Proteſtanten angeſtellt und viele auf die gewaltſamſte Weiſe zum Uebertritt zur römiſchen Kirche oder zur Auswanderung gezwungen. Der Cardinal Cleſel, ſelbſt ein Jeſuit und erſter kaiſerlicher Miniſter, beförderte mit großem Eifer die Aufnahme ſeines Ordens in den öſterreichiſchen Landen, der darin im J. 1610 ſchon 460 Mitglieder zählte. Dem Eifer der Jeſuiten, die proteſtantiſche Lehre in den öſterreichiſchen Erblanden auszurotten, mußte Kaiſee Matthias (von 1612—1619) wider ſeinen Willen Einhalt thun; denn er hatte ſich nur mit Hilfe der meiſt proteſtantiſchen Stände von Öſterreich gegen ſeinen Bruder Rudolf behaupten und ihm die Kronen von Ungarn und Böhmen entreißen können, für ihren Beiſtand ihnen aber, ſowie den Ungarn, freie Religionsübung zuſichern müſſen. Daſſelbe hatte Kaiſer Rudolf in Böhmen und Schleſien durch den *Majeſtätsbrief* gethan und ſo fanden die Jeſuiten denn noch immer bedeutende Hinderniſſe in ihrem Bemühen, die evangeliſche Lehre im Öſterreichiſchen auszurotten. Vollkommen freie Hand erhielten ſie aber, als 1619 Ferdinand II. zur Regierung kam. Dieſer war auf dem Jeſuitercollegio zu Ingolſtadt erzogen worden und ſeine Lehrer hatten ihm eine ſolche Ehrfurcht vor dem Orden eingeprägt, daß er ſich unbedingt von den Jeſuiten leiten ließ und ſtets in ihrer Geſellſchaft lebte. Er hatte bei einer Wallfahrt nach Loretto die völlige Ausrottung der evangeliſchen Lehre in ſeinen Erbländern Steiermark, Kärnthen und Krain gelobt und auf eine unmenſchliche Weiſe ſein Gelübde erfüllt. Nachdem er vom Kaiſer Matthias zum Thronfolger ernannt worden war, begünſtigte er die Beeinträchtigung der Proteſtanten durch die Jeſuiten und gab dadurch Veranlaſſung zur Empörung der böhmiſchen Stände und ſomit auch zum 30jährigen Kriege. Denn die Jeſuiten waren die Anſtifter der Gewaltſchritte des Erzbiſchofs von Prag und des Abts von Braunau, wodurch die Empörung zum Ausbruch kam; deshalb vertrieben die böhmiſchen Stände 1618 alle Jeſuiten aus dem Königreiche. Faſt gleichzeitig wurden ſie auch aus Schleſien, Mähren und Ungarn vertrieben. Dieſer anſcheinende Verluſt gereichte dem Orden zum großen Gewinne; denn nachdem

30) Cf. Histoire de la persécution de deux saints etc. (Lood. 1691). 31) Coxe, Geſch. des Hauſes Öſterreich. 2. Bd. S. 196.

Digitized by Google

Kaiſer Ferdinand durch den Sieg am weißen Berge Böhmen wieder unterworfen hatte, räumte er den Jeſuiten nicht nur wieder die ihnen entzogenen Güter ein, ſondern entſchädigte ſie auch für die erlittenen Verluſte und Drangſale durch die Beſitzungen hingerichteter oder vertriebener Proteſtanten und ſchenkte ihnen von ſeinen eignen Kammergütern ſo viel, daß ſie beinahe den dritten Theil aller Einkünfte von Böhmen an ſich brachten. Um ſich dieſer Geſchenke werth zu zeigen, verfolgten ſie die Proteſtanten mit einem Eifer und mit einer Grauſamkeit ohne Gleichen. Von den kaiſerlichen Truppen und Beamten unterſtützt, gelang es ihnen auch in Kurzem den evangeliſchen Glauben im ganzen Königreich auszurotten. In Mähren und Schleſien verfuhren ſie auf dieſelbe Weiſe; doch konnten ſie in letztern Lande ihren Zweck nicht ſo vollſtändig erreichen, da mehre große Lehnsfürſten ſich der völligen Ausrottung des Proteſtantismus, dem ſie ſelbſt zugethan waren, widerſetzten. Die Gunſt, die Kaiſer Ferdinand II. gegen die Jeſuiten bewies, wurde von dieſen auf eine ungemeſſene Weiſe zur Bereicherung und Ausbreitung des Ordens benutzt; dem Erzbiſchof von Prag entriſſen ſie allen Privilegien zuwider die Gerichtsbarkeit über die Univerſität und achteten ſelbſt den Widerſpruch des Papſtes nicht; ſie brachten alle Schullehrer des ganzen Königreichs unter ihre Aufſicht und beeinträchtigten ſowol Mönche als die Weltgeiſtlichkeit in allen ihren Rechten; ſie veranlaßten 1629 den Kaiſer zu dem bekannten Reſtitutionsedict, und wenn in Folge deſſelben Klöſter und geiſtliche Güter hergeſtellt werden mußten, ſo ließen ſie ſich ſolche von dem Kaiſer ſchenken, ohne auf die Beſchwerden der Mönche oder Nonnen, denen ſie früher angehört hatten, zu achten. Der Jeſuit Lamormain wußte als kaiſerlicher Beichtvater denſelben ſtets zur Einwilligung zu bewegen, ſelbſt wenn die Ungerechtigkeit offen zu Tage lag [32]). Selbſt viele Klöſter, in denen noch Mönche und Nonnen befindlich waren, wurden ihnen zugeſprochen und die rechtmäßigen Beſitzer ohne Umſtände daraus vertrieben. So hatten ſie in vielen Gegenden Teutſchlands wieder feſten Fuß gefaßt und große Güter erworben, als die Siege des Schwedenkönigs Guſtav Adolf ihren weitern Fortſchritten Grenzen ſetzten. Aus mehren Ländern wurden ſie wiederum vertrieben, in andern wurde wenigſtens ihr weiteres Umſichgreifen gehemmt; doch überall, wo die Landesfürſten katholiſch waren, genoſſen ſie Schutz und wurden ſtets, ſobald die katholiſche Partei das Übergewicht erhielt, wiederhergeſtellt. Konnten ſie gleich während des 30jährigen Krieges in keinem proteſtantiſchen Lande für die Dauer Niederlaſſungen gewinnen, ſo wurzelten ſie deſto feſter in den katholiſchen, da die Feldherren des Kaiſers und der Ligue angewieſen waren, ſie überall zu ſchonen und zu ſchützen, und da ſie ſich auch öfter der militairiſchen Hilfe ihrer Glaubensgenoſſen bedienten, um ſich in den Beſitz von Klöſtern und Grundſtücken anderer Mönchsorden zu ſetzen. Bei den weſtfäliſchen Friedensunterhandlungen machten mehre Reichsſtände den Antrag, die Jeſuiten gänzlich und für immer aus Teutſchland zu verbannen; doch beſaßen ſie an dem Kaiſer, dem Kurfürſten von Baiern und den geiſtlichen Fürſten zu mächtige Beſchützer, als daß dieſer Antrag berückſichtigt worden wäre. Die durch den weſtfäliſchen Frieden den Evangeliſchen eingeräumten Rechte erbitterten die katholiſchen Reichsſtände zu ſehr, als daß ſie nicht den Jeſuiten, welche Hoffnung machten, die Proteſtanten doch noch auf friedlichem Wege wieder der römiſchen Kirche zuzuwenden, in Allem hätten förderlich ſein ſollen. Deshalb ſtiegen in allen Reſidenzſtädten geiſtlicher Fürſten prachtvolle Jeſuitercollegien empor, und wurden mit reichlichen Einkünften ausgeſtattet; deshalb wurden ihnen in dem Gebiete der geiſtlichen Kurfürſten und auch in den fränkiſchen und ſüdteutſchen Biſthümern überall die Lehranſtalten anvertraut, und ihnen ſo vieles eingeräumt, daß ſie bald ihren Beſchützern ſelbſt furchtbar wurden, doch, wenn ſie ſich auch läſtig machten, ihres Einfluſſes und ihrer Macht wegen nicht mehr verwieſen oder eingeſchränkt werden konnten. Übrigens ließen ſie es an Eifer zur Bekehrung der Proteſtanten nicht fehlen, ſondern ſchlichen ſich in die Staaten und an die Höfe der proteſtantiſchen Fürſten unter mancherlei Verkleidungen und Vorwänden ein und bewogen mehre evangeliſche Reichsſtände zum Übertritte zur römiſchen Kirche, ſodaß vom weſtfäliſchen Frieden bis etwa 100 Jahre darnach 45 teutſche Reichsſtände wieder katholiſch geworden waren. In den Staaten der Übergetretenen aber bekehrten ſie die Einwohner mit Liſt oder Gewalt, ohne ſich an die Feſtſetzungen des weſtfäliſchen Friedens zu kehren und das Corpus Evangelicorum war oft zu ſehr ernſthaften Maßregeln genöthigt, um ihrer gewaltthätigen Bekehrungsweiſe Schranken zu ſetzen. (*Rauschnick.*)

Nach Ungarn brachte die Jeſuiten der Erzbiſchof von Gran, Nicolaus Oláh, im J. 1561. Er glaubte der damals in dieſem Lande immer tiefer ſinkenden katholiſchen Kirche nicht wirkſamer zu Hilfe eilen zu können, als wenn er die Männer herbeiriefe, die es ſich zu einem beſondern Gelübde machten, in jedes Land, wohin ſie der Papſt zum Dienſte dieſer Kirche ſenden würde, unverweigerlich und ohne Lohn zu gehen, und den ertheilten Auftrag aus allen Kräften zu vollziehen. Er erreichte auch ſeine Abſicht in hohem Grade; denn es geſchah vorzüglich durch ihre Bemühung, daß jene Kirche daſelbſt bald wieder zu ihrem alten Flor gelangte. Doch Anfangs traten ihnen manche Hinderniſſe in den Weg. Noch im J. 1559 berief Oláh den Provinzial der Jeſuiten in Öſterreich, wo ſie bereits eingebürgert waren, Peter Victoria, zu ſich, und indem er ihm den erwünſchten Antrag, ſich in einem neuen Lande anzuſiedeln, machte, überließ er ihm zugleich die freie Wahl, ob er in Tyrnau oder Thurocz ein Collegium für ſeinen Orden errichten wollte. Im erſten Falle ſollte die Geſellſchaft Jeſu die Abtei Széplak, im abaujvárer Comitate und die Propſtei Béen oder Bény im graner erhalten; im zweiten aber die thuroczer Propſtei in der Geſpanſchaft gleiches Namens und dem dortigen Marktflecken Zeiovarallya, welche noch König Bela IV. im J. 1252 für den Orden der Prämonſtratenſer ſtiftete, nach der Schlacht bei Mohács

32) Morale pratique des Jésuites. Tom. I. p. 270.

Digitized by Google

aber demſelben wieder entriſſen wurde, und ſpäter (1544) in den Beſitz des Königs kam, der ſie, ſowie ſeine Nachfolger nicht mehr dem Orden zurückgab, ſondern einzelnen verdienten Individuen aus dem höhern Klerus überließ. Victoria wählte das näher, bequemer gelegene Tyrnau. Am 1. Jan. 1561 erfolgte die königliche Verleihung der Abtei Széplak und der Propſtei Bény an den Orden, zur Errichtung und Erhaltung eines Collegiums in Tyrnau. Jene, eine Meile ſüdöſtlich von Kaſchau am Hernadfluſſe in einer anmuthigen Gegend gelegen, gehörte einſt mit mehren umliegenden Dörfern den Benedictinern, kam aber nach dem Tage bei Mohács (1526, 29. Aug.) in weltliche Hände, welchen ſie Kaiſer Ferdinand I. zu entreißen befahl (1559, 28. Mai). Bény, eigentlich Kis-Bény, in der Nähe von Nagy-Bény und des Granfluſſes, nördlich von Párkány, war einſt ein Eigenthum des Prämonſtratenſerordens, gerieth jedoch mit Gran im J. 1543 in die Gewalt der Türken, und nach ihrer Vertreibung in den Beſitz des Königs. Über beide Pfründen konnte er jetzt demnach nach Belieben ſchalten, und es nahm Niemand einen Anſtoß daran, daß er ſie nicht den alten Beſitzern zurückſtellte, ſondern den Jeſuiten verlieh. Am 1. Mai des gedachten Jahres kam Victoria mit zwei Ordensbrüdern in Tyrnau an, denen noch in demſelben Jahre drei andere folgten. Sie begannen bald den Unterricht der Jugend; am 1. Sept. wurde bereits der Grund zu ihrem Collegium gelegt, und im folgenden Jahre bewilligte ihnen Kaiſer Ferdinand I. auch die einſtige Prämonſtratenſerpropſtei Miſle im abaujvárer Comitate, und aus den jährlichen Einkünften der im weſzprimer Comitate gelegenen und einſt den Benedictinern gehörigen Abtei Szalavár, und der ſchon gedachten Propſtei Thurocz, eine beträchtliche Summe, von jener nämlich 372, von dieſer 400 Gulden. Doch im J. 1566 ward Tyrnau von einer großen Feuersbrunſt heimgeſucht, in welcher auch das Collegium der Jeſuiten ein Raub der Flammen wurde, und da ſie weder der König, noch Oláh unterſtützen konnte, mußten ſie Tyrnau verlaſſen. Ihr Gebäude brachte Nicolaus Telegdi an ſich, und es diente hernach zum Seminar.

Am 4. Febr. 1586 ſtarb Stephan Radetzi, Biſchof von Erlau, Statthalter des Reichs und Propſt von Thurocz, und in demſelben Jahre wurde auch ſein Nachfolger in der Statthalterswürde, der Erzbiſchof von Kolotſcha, Georg Draskovicz, zum Cardinal ernannt. An dem Tage, als ihm Kaiſer Rudolf II. das Barret aufſetzte und ihn hernach zur Tafel zog, erbat ſich jener von dieſem die Gnade, die durch Radetzi's Tod erledigte Propſtei Thurocz den aus Tyrnau vertriebenen Jeſuiten zu ertheilen, und ſie wieder in das Land zurückzubringen. Der Kaiſer bewilligte ſogleich die Bitte; am 19. Mai deſſelben Jahres ward das Diplom ausgefertigt, und ſo kehrten die Jeſuiten nach einer Abweſenheit von 20 Jahren wieder in das Land zurück.

Neunzehn Jahre lehrten und wirkten ſie jetzt, erſt in Thurocz zwölf Jahre, dann ſeit 1598 in Sellye, einem zur Propſtei gehörigen, im neitraer Comitate an dem Waagfluſſe liegenden Marktflecken. Da wurden ſie im J. 1605 durch Bocskai's Truppen vertrieben, und mußten von Neuem auf zehn Jahre das Land verlaſſen. Es ſchien ſogar, als ob ſie daſſelbe nie mehr wieder betreten würden. Denn auf dem Reichstage des Jahres 1608 wurde beſchloſſen (Art. VIII. ante coronat.): ut ipsi nulla in Regno Hungariae bona stabilia et possessionaria habere et possidere valeant. Und wie ſollten ſie ohne Beſitz und Eigenthum daſelbſt beſtehen? Doch dem war leicht abzuhelfen, und wurde auch bald abgeholfen. Die Stände des Reichs verlangten ſchon im folgenden Jahre (Art. L.) die Wiederherſtellung der Propſtei Thurocz. Da übergab ſie Kaiſer Matthias II. am 26. Mai 1613, mit Bewilligung des Papſtes Paul V., unter der Bedingung dem Cardinal und Erzbiſchof von Gran, Grafen Franz Forgács, daß er ſämmtliche Einkünfte derſelben den Jeſuiten überlaſſen wolle [33]). Dieſer verſtand ſich willig dazu [34]); und ſo kamen dieſelben auf ſein Betreiben im October des Jahres 1615 wieder nach Tyrnau, und wurden daſelbſt mit großem Jubel eingeführt. Als er ein Paar Tage darauf ſtarb (15. Oct.), verwalteten die Propſtei auf dieſelbe Art erſt königliche Beamte, dann aber Peter Pázmán, der am 28. September des folgenden Jahres zum Erzbiſchof von Gran ernannt wurde. Jedoch ſchon am 24. Mai des Jahres 1621 befand es Kaiſer Ferdinand II. für gut, dieſes Vorwandes gar weiter ſich nicht mehr zu bedienen. Er trug Pázmán auf, die Propſtei den Jeſuiten zur eigenthümlichen Verwaltung zu übergeben [35]). Die bethlenſchen Unruhen geſtatteten wol die Vollziehung dieſes Auftrags erſt im J. 1625. Doch von da an, und als vollends Kaiſer Ferdinand III. ſie am 1. Mai 1637 aufs Neue im eigenthümlichen Beſitze der Propſtei beſtätigte [36]), verblieben ſie in demſelben ungeſtört, bis zu ihrer gänzlichen Aufhebung im J. 1773.

Am 12. Mai 1635 ſtellte Pázmán, der ſchon im J. 1624 das adelige Convict in Tyrnau geſtiftet hatte [37]), ſeine Urkunde aus, über die Errichtung einer Univerſität daſelbſt, zu deren Erhaltung er ein Capital von 100,000 Gulden anwies [38]). Am 18. Oct. erfolgte die königliche Beſtätigung, und am 13. Nov geſchah die feierliche Einweihung derſelben, in Gegenwart vieler hoher und niederer Perſonen des eben zu Presburg verſammelten Reichstags. Beide Inſtitute wurden den Jeſuiten eingeräumt und hatten Jeſuiten immer fort zu Lehrern. Von nun an erfuhren ſie von allen Seiten her Begünſtigungen über Begünſtigungen. Sie erhielten faſt in allen Städten des Landes Collegien, Reſidenzen oder Miſſionshäuſer [39]);

33) Die Urkunde bei Bel II. S. 355. 34) Seine Reverſales bei Bel II. S. 357. 35) Sein Schreiben bei Bel II. S. 357. 36) Sein Diplom bei Bel II. S. 358. 37) Bel II. S. 30. 38) Bel II. S. 40. 39) Im J. 1767 hatte der Orden in Ungarn und Siebenbürgen 18 Collegien, 20 Reſidenzen und 11 Miſſionshäuſer. Die erſtern beſtanden an folgenden Orten: Agram, Erlau, Fünfkirchen, Günz, Kaſchau, Clauſenburg, Leutſchau, Neuſol, Ödenburg, Ofen, Poſega, Presburg, Raab, Skalitz, Trentſchin, Tyrnau, Unghwár, Warasdin. Darunter war Tyrnau am ſtärkſten beſetzt, wo ſich das geſammte Perſonal auf 157 Individuen belief, nämlich 66 Patres, 69 Scholaſtiker und 22 Coadjutoren. In nachfolgenden 20 Orten befanden ſich die Reſidenzen: Eperies, Gran, Groſwardein, Gyöngyös, Hermannſtadt, Karlsburg in Siebenbürgen, Komorn, Nagybánya,

Digitized by Google

ſie bekamen den geſammten Unterricht der katholiſchen Jugend in ihre Hände; ſie wurden die vielvermögenden Beichtväter und Rathgeber jedes Königs und aller Großen des Reichs. Und volle 148 Jahre blieb ihnen dieſer ausgebreitete Wirkungskreis. Doch am 1. Oct. 1773 erfolgte auch für Ungarn ihre gänzliche Aufhebung, nach einem Beſtehen daſelbſt, mit ihrem erſten Eintritte angefangen, von 212 Jahren. (*Gamauf.*)

Baiern hat aber das Verdienſt um den Jeſuiterorden, deſſen Mitglieder zuerſt und zwar aus der nämlichen Urſache, wie Ferdinand I. von Öſterreich, nach Teutſchland berufen zu haben. Das geſchah bereits 1543, wo zuerſt zwei, und 1549, wo drei Jeſuiten erſchienen [40]), die ſogleich die Leitung aller, insbeſondere aber der theologiſchen, Studien übernahmen. Herzog Wilhelm IV. ſtattete ſie ſogleich auf das Reichlichſte aus, ließ ihnen ein Collegium in Ingolſtadt bauen und folgte blindlings ihrem Rathe, durch den es ihm und ſeinen Nachfolgern auch gelang, ganz Baiern wieder der römiſchen Kirche zuzuwenden. Sein Nachfolger, Herzog Albrecht V., wurde von den Jeſuiten beſtimmt, der Schonung zu entſagen, die er Anfangs gegen die Proteſtanten beobachtete. Auf ſeine Bitte ſandte der Ordensgeneral Ignaz 1557 18 Jeſuiten, denen bald mehre folgten, denen ſchon gleich Anfangs ſechs reich ausgeſtattete Collegien, in der Folge aber noch mehre, eingeräumt wurden und die dafür ſo eifrig in Ausrottung der evangeliſchen Lehre waren, daß bei Albrecht's Tode 1579 kaum noch eine Spur des Proteſtantismus in Baieen vorhanden war. Dafür ernteten ſie den Lohn unter Wilhelm V., der zu ihrer Bereicherung die Schätze ſeines Landes verſchwendete und ihnen eine Menge neuer Collegien baute, von welchen das in München allein mehre Millionen Thaler koſtete. Sie hatten ihn ſo für ſich eingenommen, daß er in ihren Häuſern ſich beinahe beſtändig aufhielt und nichts ohne iheen Rath und Willen unternahm. Er ließ ſeinen Nachfolger, den talentvollen Maximilian I., von ihnen erziehen, der, ob er ſich gleich in Hinſicht der Landesverwaltung ſelbſtändig zu erhalten wußte, doch im Übrigen ein treuer Anhänger des Jeſuitenordens blieb, ihre Rathſchläge in Hinſicht des Krieges gegen die Proteſtanten befolgte und eine Haupturſache der langen Dauer des blutigen Kampfes war, deſſen Beendigung durch den weſtfäliſchen Frieden die Jeſuiten zu verhindern trachteten. Der Einfluß und die Macht der Jeſuiten in Baiern währte unerſchüttert bis zur Aufhebung des Ordens fort.

Ofen in der Waſſerſtadt, Patak, Presburg bei Sanct Martin, Roſenau, Schemnitz, Sklein, Stuhlweißenburg, Szathmár, Thurocz, Udvarhely in Siebenbürgen, Windſchacht bei Schemnitz und Zips. Miſſionshäuſer endlich gab es an folgenden eilf Orten: Böſing, Eſſek, Felsöbánya, Herrngrund, Leopoldſtadt, Moticska, Kronſtadt in Siebenbürgen, Peterwardein, Sanct-Nicola in der Liptau, Temeſchwár und Váſárhely in Siebenbürgen. Ihr Geſammtperſonale in Ungarn und Siebenbürgen beſtand in dem gedachten Jahre aus 990 Individuen, nämlich 526 Patres, 246 Magiſtri oder Scholaſtici und 218 Coadjutoren. Cf. Catalogus Personarum et Officiorum Provinciae Austriae Societatis Jesu pro Anno 1767, ohne Druckort, 17 Blätter in Kleinfolio.

40) Mannert, Geſch. von Baiern. II. S. 38.

Schickſale des Ordens in Frankreich. Nachdem durch den Befehl Heinrich's IV. und die Beſchlüſſe faſt aller Parlamente die Verbannung der Jeſuiten 1595 beſtimmt erklärt worden war, flüchteten ſie nach Bordeaux und Toulouſe, woſelbſt ſie von der liguiſtiſchen Partei geſchützt wurden. Von nun ab waren ſie unabläſſig bemüht, die Zurückrufung ihrer Verbannung zu bewirken, worin ſie von dem päpſtlichen Hofe eifrigſt unterſtützt wurden. Pater Lorenz Magius, ein Jeſuit, ging als päpſtlicher Geſandter nach Paris, gewann die Günſtlinge des Königs, dann auch die Königin Maria von Medicis, und alle dieſe Verbündeten beſtürmten den König ſo lange, bis er gegen den Rath ſeines treuen Sülly 1603 in ihre Zurückberufung willigte; doch that er es nur aus Furcht, daß ſie ihm als Feinde außerhalb des Reiches gefährlich werden könnten. Übrigens wurde ihnen die Rückkehr nur in die Collegien von Toulouſe, Auch, Agen, Rhodes, Bordeaux, Perigueux, Limoges, Tournon, le Puy, Aubernaz, Beziers, Lyon, Dijon und la Flèche unter folgenden Beſchränkungen zugeſtanden. 1) Sie ſollten ohne königliche Bewilligung keine neuen Collegien in Frankreich errichten können; 2) alle Jeſuiten, die ſich in Frankreich aufhalten wollten, müſſen geborene Franzoſen ſein, Ausländer ſollen binnen drei Wochen in ihr Vaterland zurückkehren; 3) am königlichen Hofe ſoll ſich ſtets ein Jeſuit, der ein geborener Franzoſe ſein muß, aufhalten, der für das Betragen ſeiner Ordensbrüder Bürgſchaft leiſten muß; 4) alle Mitglieder, die gegenwärtig zurückkehren, oder künftig in die Geſellſchaft aufgenommen werden, müſſen durch einen feierlichen Eid ſich verpflichten, nichts wider den königlichen Dienſt oder die öffentliche Ruhe des Reichs zu unternehmen; jeder, der ſich weigert, dieſen Eid zu leiſten, ſoll ſogleich das Königreich verlaſſen; 5) kein Ordensglied darf ohne königliche Erlaubniß unbewegliche Güter weder durch Ankauf noch durch Schenkungen, noch auf irgend eine andere Weiſe an ſich bringen, auch keine Erbſchaften annehmen; 6) ſollen die Ordensglieder, wie alle übrigen Geiſtlichen und Mönche, den Geſetzen und Obrigkeiten des Königreichs unterworfen ſein; 7) die Gerechtſame der Biſchöfe, Stifter, Orden und Univerſitäten dürfen von ihnen nicht angetaſtet werden; 8) ſoll es ihnen nirgends erlaubt ſein, ohne Bewilligung des Biſchofs irgend eine prieſterliche Verrichtung zu vollziehen. Dieſer Beſchränkungen ungeachtet wollte das Parlament zu Paris dennoch nicht die Widerrufung regiſtriren und entſchloß ſich nur auf wiederholte ernſtliche Vorſtellungen des Königs dazu. Der Ordensgeneral Aquaviva war über die ſeiner Geſellſchaft in Frankreich gemachten Bedingungen höchſt beunruhigt, weil ſie den wichtigſten von den Päpſten erhaltenen Privilegien widerſprachen und leicht auch von andern Monarchen nachgeahmt werden konnten, wodurch dann die Verfaſſung des Ordens völlig zerrüttet worden wäre; doch ſeine Ordensbrüder verſicherten ihn, daß die Einſchränkungen von keiner Bedeutung wären, da ſie leicht Mittel finden würden, ſich ihrer zu entledigen. Und in der That waren ſie kaum wieder eingewandert, als ſie eine Bedingung nach der andern verletzten. Noch in dem nämlichen Jahre

errichteten ſie Collegien in Amiens und Poitiers, im folgenden zu Vienne, zu Rouen, Caen, Rheims und zu Bearn; auch entzogen ſie den Geiſtlichen viele einträgliche Pfründen und vereinigten ſie mit ihren Collegien. Alle Beſchwerden darüber blieben unbeachtet; denn der königliche Beichtvater Coton hatte ſich des Vertrauens des Königs ſo bemächtigt, daß ihm derſelbe keine Bitte abſchlug und ſelbſt Sülly nur mit Mühe ſeinem Sturze entging. Auch erlangte Coton es, daß die Schandſäule, die wegen Caſtel's Mordverſuches errichtet worden war, worauf die Jeſuiten als Anſtifter dieſes Verbrechens bezeichnet waren, niedergeriſſen wurde. Bald ſtrebten die Jeſuiten auch die Univerſität zu Paris in ihre Gewalt zu bekommen. Da aber dieſe alte und hochberühmte Anſtalt höchſt eiferſüchtig auf ihre Rechte war und durch viele Privilegien geſchützt wurde, ſo durften die Jeſuiten nur hoffen, nach und nach ihren Zweck zu erreichen. Sie erhielten 1606 die königliche Erlaubniß, ihr Clermont'ſches Collegium in Paris wiederum zu beziehen; doch ſollten ſie keinen öffentlichen Unterricht ertheilen. Sie errichteten nun darin eine Penſionsanſtalt für die Kinder des vornehmen Adels und ließen dieſe zum Schein von fremden Lehrern unterrichten. Nachdem ſie dadurch ſich die Gunſt vieler Großen erworben hatten, ſuchten ſie bei dem Könige um die Erlaubniß an, Vorleſungen über die theologiſchen Wiſſenſchaften in ihrem Clermont'ſchen Collegio zu halten. Dieſe wurde ihnen 1609 ertheilt; doch die Univerſität ſetzte ſich aus allen Kräften dagegen, und ehe der König durch einen Machtſpruch zu ihren Gunſten entſcheiden konnte, wurde er am 14. Mai 1610 von Franz Ravaillac ermordet. In wie weit die Jeſuiten Anſtifter oder Mitwiſſer dieſes Mordes waren, iſt mit völliger Gewißheit nie ausgemittelt worden. Ein klarer Beweis hat ebenſo wenig gegen ſie geführt werden können, als es ihnen hat gelingen wollen, den allerdings höchſt dringenden Verdacht von ſich abzuwälzen. Die nähern Gründe für und wider ſind in dem Artikel Ravaillac zu finden. Daß der Tod des Königs dem Orden vortheilhaft war, zeigte ſich ſogleich; denn ihr mächtigſter Gegner, Sülly, verlor allen Einfluß[41]), den nun der Pater Coton ungetheilt genoß. Dieſer bewirkte ſchon am 20. Aug. 1610 einen Majeſtätsbrief, wodurch die Jeſuiten berechtigt wurden, nicht nur in den theologiſchen, ſondern auch in allen übrigen Wiſſenſchaften und Künſten Unterricht zu ertheilen. Die Univerſität proteſtirte dagegen, und es wurde vor dem Parlament ein langwieriger Rechtsſtreit deshalb geführt, in welchem die Jeſuiten, nachdem ſie ſich zur Anerkennung der alten Lehren der Univerſität, der Macht des Königs über ſie und der Gerechtſame der franzöſiſchen Kirche verbindlich gemacht hatten, obſiegten, und am 22. Febr. 1612 ein ihnen vollkommen günſtiges Urtheil erlangten. Wie gewöhnlich, hielten ſie auch jetzt keine von ihren Verpflichtungen. Als 1610 der Orden in den Verdacht kam, Heinrich's IV. Ermordung bewirkt zu haben, verbot der General Aquaviva allen ſeinen Ordensbrüdern in Zukunft nie mehr zu behaupten, daß es erlaubt ſei, Könige zu tödten. Gleich darauf aber lehrten die Jeſuiten Becan und Suarez öffentlich, daß der Königsmord erlaubt ſei. Das Parlament gebot die Unterdrückung dieſer beiden Schriften, doch die Jeſuiten leiſteten keinen Gehorſam und brachten es bei der Königin dahin, daß ſie der Sorbonne es unterſagte, dieſe Bücher zu verbieten. Die gefährlichen Lehren des Ordens bewogen die Abgeordneten des Bürgerſtandes bei der Generalverſammlung der Stände 1614 ein Reichsgrundgeſetz in Vorſchlag zu bringen, wodurch feſtgeſtellt wurde, daß der König von Frankreich als unumſchränkter Monarch ſeine Gewalt von Gott habe und weder eine geiſtliche noch weltliche Macht berechtigt ſei, ihn ſeiner Gewalt zu berauben oder ſeine Unterthanen von der ihm ſchuldigen Treue zu entbinden, oder zur Widerſetzlichkeit anzureizen. Jeder Franzoſe, der ſich weigere, dieſes Geſetz anzuerkennen, ſolle als Hochverräther beſtraft werden. Wiewol gegen dieſes Geſetz ſich nichts Vernünftiges einwenden ließ, ſo wußten die Jeſuiten doch die Geiſtlichkeit, einen Theil des Adels und ſelbſt die Königin Mutter zu überreden, die Annahme zu verweigern, um keine geſetzliche Beſchränkung ihrer ſtrafbaren Lehren dulden zu dürfen. Einen ähnlichen Vorſchlag der pariſer Univerſitat bei der Ständeverſammlung hintertrieben ſie gleichfalls, und ungeachtet zahlreicher Widerſacher erlangten die Jeſuiten doch 1618 das unbeſchränkte Recht in allen Wiſſenſchaften öffentlich Unterricht zu ertheilen. Während der erſten Regierungsjahre Ludwig's XIII. ſtieg der Einfluß der Jeſuiten in Frankreich ganz ungemein. Die Königin Regentin, Concini, Luines und alle, die den ſchwachen königlichen Knaben beherrſchten, ließen ſich von ihnen blindlings leiten, und da dem Könige der alte Beichtvater Coton zu ernſthaft war, ſo wurde ſein Amt dem einſchmeichelnden Jeſuiten Arnoux gegeben, der die Jugendſtreiche des jungen Königs begünſtigte, aber dafür auch alles bei ihm durchzuſetzen vermochte. Er bewog den König 1620, mit Waffengewalt der Provinz Bearn ihre Gerechtſame zu entreißen und die reformirte Religion darin völlig auszurotten. Auch ſpätere Verfolgungen der Reformirten in Frankreich waren Arnoux's und ſeiner Genoſſen Werk. Als aber darauf der Cardinal Richelieu an das Ruder der Regierung kam, nahm der Einfluß der Jeſuiten ein Ende. Dieſer ſcharfſinnige und gewaltige Staatsmann war nicht geſonnen, eine andere Macht im Staate neben der ſeinigen zu dulden, und wies alle Verſuche der Jeſuiten, ihn zu beherrſchen, auf das Entſchiedenſte zurück; auch widerſetzte er ſich allen ihren Eingriffen in die Gerechtſame der übrigen Geiſtlichkeit und der Univerſität. Die franzöſiſchen Jeſuiten wagten es nicht, den mächtigen Miniſter feindlich anzugreifen; das thaten aber auswärtige und unter andern Jacob Keller in München und Anton Santarell zu Rom[42]). Dieſe bewieſen in ihren Schriften, daß der König von Frankreich, weil er Verträge mit den Ketzern ſchließe, als ein Excom-

41) ſ. Heinrich, Geſch. von Frankreich. 2. Bd. S. 344.

42) *Jac. Kelleri* Tyrannicidium. (Monachii 1612. 4.) *Ant. Santarellus*. De Haeresi, Schismate, Apostasia, Sollicitatione in sacramento Poenitentiae et de Potestate summi Pontificis. (Romae 1625. 4.)

municirter anzuſehen ſei, der von den katholiſchen Fürſten bekriegt, von dem Papſte aber mit geiſtlichen Strafen gezüchtigt werden müſſe. Ein gleiches Verdammungsurtheil ſprachen ſie gegen Richelieu aus und behaupteten, daß die Franzoſen berechtigt wären, ſich gegen ihre Regierung zu empören. Richelieu wollte deshalb die Jeſuiten aus Frankreich verbannen und nur mit großer Mühe wandten ſie dieſen Schlag ab; ſie mußten aber eine unumwundene Erklärung geben, daß ſie die in dem Buche Santarell's enthaltenen Lehren misbilligten und verabſcheuten, die unabhängige Gewalt des Königs anerkannten und Alles für recht halten wollten, was die Sorbonne in Betreff dieſer Lehre bekannt machen würde. Auch erließ der Ordensgeneral Vitelleschi am 13. Aug. 1626 ein Verbot, daß kein Mitglied ſeines Ordens weder in Druckſchriften noch im Schulunterricht den Gegenſtand von der Oberherrſchaft des Papſtes über Könige und Fürſten mehr berühren ſollte. In Widerſpruch damit lehrte der Jeſuit Herreau 1641 zu Paris, daß es erlaubt ſei, einen König, der ſeine Gewalt misbrauche, zu tödten; das Nämliche lehrte 1652 Hermann Buſenbaum in ſeiner Medulla theologiae moralis und ein Gleiches Escobar in ſeiner 1655 gedruckten Moraltheologie. Schon vor dieſer Zeit hatten ärgerliche Streitigkeiten zwiſchen den Dominikanern und den Jeſuiten die Aufmerkſamkeit der ganzen katholiſchen Chriſtenheit in einem vorzüglichen Grade erregt. Der ſpaniſche Jeſuit Molina hatte durch ſeine von den Grundſätzen des Thomas von Aquino abweichenden Lehren, die auch von den meiſten ſeiner Ordensbrüder angenommen wurden, den Vorwurf der Ketzerei zugezogen und war von dem Großinquiſitor deshalb zur Verantwortung gefodert worden. Die Jeſuiten vertheidigten ihren Genoſſen, und die Streitigkeiten wurden ſo heftig, daß Papſt Clemens VIII., nachdem er mehrmals beiden Parteien Stillſchweigen geboten, den Proceß vor ſeinen Richtſtuhl zog, wo denn nach ſehr weitläufigen Unterſuchungen es ſich fand, daß die Anhänger Molina's ſich mehrer Irrthümer gegen die orthodoxen Kirchenlehren ſchuldig gemacht hatten. Ehe aber dieſe Erklärung noch bekannt gemacht wurde, ſtarb Clemens am 3. März 1605, nachdem er durch Drohungen und wirkliche Angriffe der Jeſuiten auf ſein Anſehen lange in Furcht geſetzt worden war. Als darauf Paul V. den päpſtlichen Stuhl beſtieg, bewirkten die Jeſuiten es, als derſelbe ſich ihrer Dienſte in ſeinem Streite mit Venedig bedienen mußte, daß er wenigſtens, da ſie keine günſtige Entſcheidung für ſich erlangen konnten, beiden Theilen Stillſchweigen gebot. Später trat der niederländiſche Theolog Cornelius Janſen gegen die Lehren Molina's auf und machte mehre Irrthümer darin erweislich. Dieſer hatte aber durch ſeine Angriffe auf franzöſiſche Politik den Cardinal Richelieu erzürnt, der aus dem Grunde auch die theologiſchen Lehren Janſen's in Frankreich verbieten ließ und die Gegner derſelben begünſtigte. Um ſich in Frankreich wieder Einfluß zu verſchaffen, verdammte Papſt Urban VIII. 1643 durch eine feierliche Bulle Janſen's Lehre und die Jeſuiten ergriffen gern die Gelegenheit, mit dem Beifall des Hofes die Janſeniſten zu verfolgen. Von nun an wurde der Streit zwiſchen den Moliniſten und Janſeniſten bis ins 18. Jahrh. fortgeführt, und obgleich die Sorbonne und die Univerſität zu Löwen die nachdrücklichſten Vorſtellungen gegen die päpſtliche Bulle machten, und es ſogar erwieſen wurde, daß die Verfaſſer der Bulle das Werk des Janſenius nicht einmal geleſen, um ſo weniger alſo ſeine Lehren verſtanden hätten, die auf das Vollkommenſte mit den orthodoxen Kirchenlehren übereinſtimmten, ſo verdammte doch Alexander VII. 1656 auf Antrieb der Jeſuiten aufs Neue fünf Sätze Janſen's als ketzeriſch, und Ludwig XIV. gebot die Annahme dieſer Bulle der geſammten franzöſiſchen Geiſtlichkeit. Die Jeſuiten erhielten nun freie Hand, ihre Gegner zu verfolgen, und eine Menge Biſchöfe, Pfarrer und Mönche mußten Frankreich verlaſſen, weil ſie ſich weigerten, einen Eid zu leiſten, der 1664 von ihnen verlangt wurde, daß ſie unbedingt die fünf Sätze des Janſenius verdammten. Dieſer berüchtigte Streit gab den Jeſuiten Gelegenheit, ſich aufs Neue mit dem Hofe inniger zu befreunden, indem ſie ſich als eifrige Vollſtrecker der königlichen Befehle darzuſtellen wußten. Bald hatte der Pater la Chaiſe als Beichtvater des Königs deſſen Herz ganz in ſeinen Händen; er benutzte ſeinen Einfluß, den König zur Verfolgung der Hugenotten zu bewegen, und die grauſamen Dragonaden ſind allein ſein Werk. So iſt auch auf ſeinen Betrieb am 18. Oct. 1685 die Aufhebung des Edicts von Nantes erfolgt. Durch die gewaltſamen Bekehrungen der Hugenotten haben ſich die Jeſuiten in der Geſchichte Frankreichs ein blutiges Andenken geſtiftet. Zwar nahmen auch die Kapuziner und einzelne andere Geiſtliche Theil an dieſer Bekehrung, doch thaten ſie es den Jeſuiten an Eifer und Grauſamkeit bei weitem nicht gleich.

Wirkſamkeit des Ordens in Portugal während des 17. Jahrh.[13]). Nachdem die Jeſuiten zur Unterwerfung Portugals unter Spaniens Hoheit mitgewirkt hatten, ſtrebten ſie den Lohn dafür einzuernten, und Philipp II., der ſich ihrer Dienſte gegen auswärtige Mächte öfter bediente, zeigte ſich dafür auch dankbar; beſonders aber ließ er ihnen in Portugal freie Hand, ſich ſo viel von dem Eigenthume der geiſtlichen und weltlichen Großen zu bemächtigen, als ſie nur immer wollten. Sie entriſſen unter andern auch dem Grafen Almirante einen Garten, und als 1615 der deshalb geführte Rechtsſtreit gegen ſie entſchieden wurde, da brachten ſie ganz gegen die Reichsgeſetze den Proceß vor den römiſchen Stuhl und machten zugleich die berüchtigte Nachtmahlsbulle, die bis dahin in Portugal verboten geweſen war, bekannt. Als ihnen auch dieſes gelungen war, zeigte ſich ihr Streben, die Alleinherrſchaft in Portugal zu erhalten, immer deutlicher. Ein wichtiger Schritt zu dieſem Ziele war es, daß ſie es bei Philipp IV. dahin brachten, daß einer ihres Ordens, Mascarenhas, zum Großinquiſitor über alle portugieſiſchen Lande ernannt wurde. Dieſer führte 1624 eine ſtrenge Büchercenſur ein und verfuhr gegen die Großen mit ſolcher Strenge, daß ganz Portugal vor ihm

13) Cf. de Seabra da Sylva, Recueil chronologique etc. Tom. I.

zitterte. Noch beſtand in Portugal ein Geſetz, welches den Geiſtlichen die Erwerbung neuer Grundſtücke verbot. Dieſes Geſetz erklärten ſie im Einverſtändniſſe mit dem päpſtlichen Nuntius Caſtracani für gottesläſterlich, und um die königliche Gewalt völlig zu vernichten, behaupteten ſie auf den Kanzeln und im Beichtſtuhle, daß der König von Spanien ein Uſurpator ſei und kein Recht an Portugal habe. Auch bewogen ſie den Nuntius, die königlichen Richter, die in Streitſachen zu ihrem Nachtheile entſchieden, mit dem Banne zu belegen. Philipp IV. konnte bei all ſeiner Indolenz dazu doch nicht ſchweigen. Er drang bei dem Papſte auf Genugthuung, erlangte aber nichts weiter, als eine höchſt zweideutige Erklärung, daß der Nuntius durch ſeine Edicte kein gültiges Recht der Monarchie habe verletzen wollen; dagegen fuhren die Jeſuiten fort, das Volk aufzuwiegeln, und wenn der König eine neue Auflage ausſchrieb, behaupteten ſie, daß er kein Recht dazu habe, ſolches ohne Bewilligung des Papſtes zu thun. Ganz gegen ihre Abſicht beförderten die Jeſuiten dadurch die Thronrevolution, durch die im J. 1640 das Haus Braganza zur Herrſchaft über Portugal gelangte. Wie unwillkommen ihnen dieſes Ereigniß auch war, ſo wußten ſie es doch zum Beſten ihres Ordens zu benutzen; ſie ſchloſſen ſich dem neuen Könige Johann IV. an und machten ſich ſo beliebt bei ihm, daß er einen der Ihrigen, Anton Vieira, zu ſeinem Beichtvater und endlich zu ſeinem Miniſter machte, auch ihnen die Erziehung ſeines Thronerben, Theodoſius, anvertraute. Der Peinz, zur ſklaviſchen Anhänglichkeit gegen den Orden eezogen, ſtarb aber noch vor ſeinem Vater. Nach dem Tode Johann's IV. bemächtigte ſich der Beichtvatee dee verwitweten Königin Louiſe, Johann Nuñez, ſo ſehr des Willens derſelben, daß er eigentlich die ganze Regierung in ſeinen Händen hatte und das Reich völlig unter der Gewalt der Jeſuiten ſtand. Doch gelang es ihnen nicht, einen gleichen Einfluß über den jungen König Alfons zu behaupten, der 1662 ungeachtet des Widerſpruchs ſeiner Mutter die Regierung ſelbſt übernahm. Aus Rache dafür, daß Alfons ſich von ihnen nicht beherrſchen ließ, ſtellten ſie ihn dem Volke als einen wahnſinnigen Tyrannen dar, machten auch die Reichsſtände von ihm abwendig und ſtifteten mit der Gemahlin des Königs und mit dem Bruder deſſelben, Don Pedro, eine Verſchwörung gegen den König, in Folge deren er als der Regierung unfähig abgeſetzt und dem Don Pedro die Reichseegentſchaft anvertraut wurde. Dieſer überließ ſich nun ganz der Leitung der Jeſuiren, erhob einen der Ihrigen, Emanuel Fernandez, zu ſeinem erſten Miniſter, der mit ſeinen beiden Genoſſen, Deville und da Cunha, Portugal unumſchränkt regierte. Um die Inquiſition für immer in ihre Hände zu bekommen, veewickelten ſie den Don Pedro mit dem römiſchen Hofe und mit der portugieſiſchen Geiſtlichkeit in weitläufige Streitigkeiten. Auch diesmal mislang ihre Abſicht durch ihre eigene Schuld; denn um die weltliche Macht zu unterdrücken, hatten ſie die portugieſiſche Geiſtlichkeit und beſonders die Inquiſition zu ganz ungemeſſenen Vorrechten verholfen und dieſe wurden nun ſelbſt zur Vereitelung ihres Planes angewandt. Dagegen wußten ſie ſich neue Vorrechte für ihre indiſchen Miſſionen zu erwerben und den größten Theil der weltlichen Gerichtsbarkeit in den amerikaniſchen Beſitzungen Portugals an ſich zu reißen.

Unternehmungen und Schickſale der Jeſuiten in den öſtlichen und nördlichen europäiſchen Reichen während des 17. Jahrh. Wenngleich die Jeſuiten überall Einfluß zu gewinnen und das Ruder der geiſtlichen und weltlichen Macht in ihre Hände zu bringen ſtrebten, ſo wollte ihnen dieſes doch im Oſten und Norden von Europa nicht ſo gelingen, als in den ſüdlichen Reichen, wo ſie beinahe während der Dauer eines Jahrhunderts, in manchen Ländern noch eine weit längere Zeit, entſchieden die Obermacht behaupteten. Nicht nur ſtand ihrem Streben, ſich der unbeſchränkten Gewalt über die Gemüther zu bemächtigen, der Proteſtantismus, ſondern auch der ernſte, kraftvolle Charakter der Nordländer entgegen, die ihre Selbſtändigkeit im Denken und Handeln nicht ſo leicht aufgaben, als die ſinnlichen Bewohner des Südens. Zwar blieben ihre Bemühungen, ſich Anhänger, Anſehen und Einfluß zu verſchaffen, auch nicht ohne manchen glänzenden Erfolg; doch war dieſer mit wenigen Ausnahmen ohne Vergleich geringer, als in Spanien, Portugal und Frankreich, und das, was ſie bewirkten, griff nicht ſo unmittelbar in das Leben der Staaten ein. Am wenigſten aber wae der Einfluß, den ſie errangen, von langer Dauer.

Ein Hauptgegenſtand dee Thätigkeit des Dedens war es, England wiedee der cömiſchen Kieche zu unterwerfen, und mehre fehlgeſchlagene Verſuche ſchreckten die Jeſuiten nicht davon ab, bis ſie endlich, als ſie bereits das Ziel erreicht zu haben glaubten, für immer ihre Abſicht aufgeben mußten, nachdem das Haus Stuart ihretwegen vom Throne geſtürzt worden wae. Unter Jacob I. konnten die Jeſuiten freilich nichts mehr erlangen, als eine ſehr unſichere Duldung ihrer Glaubensgenoſſen. Von Karl I. erlangten ſie durch deſſen katholiſche Gemahlin ſchon einen kräftigern Schutz, der abee mit deſſen Hinrichtung ein Ende nahm. Unter ſeinem Sohne Kael II., der den Beiſtand des franzöſiſchen Hofes bedurfte, erlangten ſie einen zwar heimlichen, doch nicht unbedeutenden Einfluß. Der König wurde ſelbſt duech Jeſuiten zum heimlichen Übertritte zur römiſchen Kirche bewogen; doch konnte er ihnen weniger zur Ausbreitung der katholiſchen Religion in England nützlich ſein, als ſein Bruder und Nachfolger, Herzog Jacob von York, der ſich öffentlich zur katholiſchen Religion bekannte, und auch, als er zur Regierung kam, den Jeſuiten nicht nue freien Eintritt ins Reich geſtattete, ſondern ſogar einen der Ihrigen, ſeinen Beichtvater Peterſen, an die Spitze des Staatsraths ſtellte. Jacob II. verfuhr aber auf den Rath der Jeſuiten und im Vertrauen auf den ihm von ihnen zugeſicherten Beiſtand der katholiſchen Mächte zu raſch und zu gewaltſam bei Einführung der katholiſchen Religion und verlor darüber 1688 die Krone. Von da ab wollte es den Jeſuiten nie wieder gelingen, feſten Fuß in England zu faſſen[44]). In

44) *Jac. Hume*, History of England, T. II.

den übrigen proteſtantiſchen Staaten waren die Bemühungen des Ordens der römiſchen Kirche wieder die Herrſchaft darin zu verſchaffen, von noch geringerem Erfolge, und die Bekehrung einzelner Fürſten oder anderer hochgeſtellter Perſonen war Alles, was ihm zu bewirken gelang. Als ein großes Verdienſt um die römiſche Kirche rechnete der Orden es ſich an, als es dem Anton Macedo gelang, die Königin Chriſtina von Schweden der römiſchen Kirche zu gewinnen; doch war dieſe Eroberung, die dem Orden große Mühe und beträchtlichen Geldaufwand verurſachte, mehr glänzend als wirklich vortheilhaft, da die Königin noch vor ihrem Übertritte 1654, die Krone niederlegte und daher für die Aufnahme der Jeſuiten und die Einführung des katholiſchen Glaubens in Schweden nicht mehr wirken konnte. Die Ordensgenerale Franz Piccolomini, bis zum J. 1651, und Goswin Nickel betrieben die Sache mit großem Eifer und ſandten mehre der Gewandteſten aus ihrer Geſellſchaft verkleidet nach Schweden, um die Königin zu bekehren; doch hatte dieſer Übertritt die gehoffte Wirkung nicht, noch andere Fürſten zum Übertritt zu verlocken, denn die öffentlichen Religionsſpöttereien der Königin vereitelten dieſe Abſicht und ihr Verſuch, nach dem Tode ihres Nachſolgers, Karl Guſtav, die Krone wieder an ſich zu bringen, mislang auch [45]).

In Teutſchland hatte der Orden in der erſten Hälfte des 17. Jahrh. zwar große Vortheile errungen, in der zweiten Hälfte war er aber weniger glücklich, und das größte Hinderniß, ſeinen Einfluß und ſeine Macht zu vergrößern, war ihm das Corpus Evangelicorum, welches mit eiferſüchtiger Vorſicht alle Schritte der Jeſuiten, der römiſchen Kirche neuen Boden in Teutſchland zu gewinnen, bewachte und vereitelte. Zwar blieb das Anſehen der Jeſuiten bei mehren katholiſchen Höfen noch immer groß genug, doch zwang das Verhältniß der teutſchen katholiſchen Fürſten zu den proteſtantiſchen Reichsſtänden ſie, den Einfluß der Jeſuiten auf die politiſchen Angelegenheiten zu beſchränken. Auch ſahen die Fürſten allmälig ein, daß die Leitung ihrer geiſtlichen Rathgeber aus dieſem Orden ſie in die verderblichſten Streitigkeiten verwickelte. Schon Kaiſer Ferdinand III. entzog ſich dem jeſuitiſchen Einfluß. Obgleich von ihnen erzogen, ſo zeigte er doch gegen ſie nicht ſolche blinde Nachgiebigkeit, wie ſein Vater. Er nahm ihnen ſogar die Direction der Karlsuniverſität und beſchränkte ſie darauf, bloß philoſophiſche und theologiſche Vorleſungen zu halten [46]); auch ließ er ſich nie zu der grauſamen Verfolgung der Proteſtanten verleiten, durch die ſein Vorfahrer den 30jährigen Krieg entzündet hatte. Unter Kaiſer Leopold I., der auch von den Jeſuiten erzogen worden und ſogar ſchon eine Novize des Ordens geworden war, erlangten die Mitglieder dieſer Geſellſchaft wieder einen größern Einfluß, den ſie zu Erpreſſung reicher Beſchenkungen und zu einer heftigen Verfolgung der Proteſtanten in Ungarn und Schleſien benutzten. Auf die Politik konnten ſie doch wenig einwirken, da Leopold gegen die proteſtantiſchen Höfe, deren Beiſtand er in ſeinen Kriegen gegen Frankreich und die Türken bedurfte, ſchonen mußte. Auch beſaß er bei aller Vorliebe für ſeine ehemaligen Lehrer Einſicht genug, ihnen die Erziehung ſeines Thronfolgers nicht anzuvertrauen. Die ſchmählichen Ungerechtigkeiten und Wortbrüchigkeiten, die er ſich gegen die Proteſtanten erlaubte, ſind indeſſen ganz allein ihr Werk [47]). In Baiern blieb der Einfluß der Jeſuiten das ganze Jahrhundert hindurch und auch in dem folgenden bis zur Aufhebung des Ordens unvermindert, und nie machte einer der Regenten dieſes Staats auch nur einen Verſuch, ſich ihrer Leitung zu entziehen. Ein neues Gebiet erwarb der Orden in Teutſchland, als 1614 der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm zur katholiſchen Religion übertrat und in ſeinen jülichbergſchen Landen ſich bemühete, die katholiſche Lehre einzuführen. Da ſein Sohn Philipp Wilhelm 1685 auch die Kurpfalz erbte, ſo wurde auch dieſes Land ein Schauplatz des jeſuitiſchen Bekehrungseifers, der indeſſen durch die proteſtantiſchen Fürſten ziemlich beſchränkt wurde. Bei den geiſtlichen Kurfürſten und Biſchöfen erhielten ſich die Jeſuiten zwar noch fortwährend in Anſehen; indeſſen wurden ſie großentheils ihrer Macht wegen mehr gefürchtet und geduldet, als aus Anhänglichkeit begünſtigt, und von dem Beiſpiele der proteſtantiſchen Fürſten angereizt, ſuchten mehre die großen Vorrechte des Ordens zu beſchränken. Waren auch einige Fürſten ſchwach genug, ſich ihrem Einfluſſe hinzugeben, ſo ſtanden die durch den weſtfäliſchen Friedensſchluß feſtgeſtellten Verhältniſſe des teutſchen Reiches der größern Ausbreitung des Ordens im Wege. In Polen war die Reichsverfaſſung den Jeſuiten hinderlich, ſich einen entſchiedenen Einfluß auf die Staatsgeſchäfte zu verſchaffen. Der königlichen Gewalt konnten ſie ſich nicht dazu bedienen, da dieſe durch den Adel zu ſehr beſchränkt war, dieſer aber auf ſeine Freiheiten zu eiferſüchtig, um die Einwirkung der Jeſuiten auf die Regierungsangelegenheiten zu geſtatten; auch waren mehre mächtige Adelsfamilien der proteſtantiſchen Lehre zugethan, und ſo mußten denn die geiſtlichen Väter ſich darauf beſchränken, von Zeit zu Zeit eine reiche Schenkung zu erhaſchen, oder einzelne Familien zu bekehren. Bei einem Überblicke auf die Begebenheiten und Schickſale des Ordens während des 17. Jahrh. ergibt es ſich, daß der Orden großer Verluſte und Widerwärtigkeiten ungeachtet, bei weitem mehr gewonnen als verloren hat, und am Ende dieſes Zeitraums ſtärker, mächtiger und ausgebreiteter daſtand, als zu Anfange deſſelben. Die Mitglieder dieſer Geſellſchaft wurden 1595 aus Frankreich, 1602 aus England, 1606 aus Venedig, 1607 aus Polen, 1619 aus Böhmen, Schleſien, Mähren und Ungarn und 1627 ſogar aus der Türkei vertrieben, und zu Ende des Jahrhunderts waren ſie überall wieder hergeſtellt und ihr Einfluß hatte ſich vergrößert. Noch vor dem Schluſſe dieſer Periode beſaß der Orden 24 Profeßhäuſer, 180 Collegien, 90 Seminarien, 160 Reſidenzen, 48 Probationshäuſer, 160 Miſſionen, und in dieſen Niederlaſſungen lebten an 21,000 Mitglieder, unter denen gegen 8000 Prieſter der höhern Grade.

45) Rühs, Geſchichte von Schweden. 5. Bd. S. 378 fg. 46) W. Coxe. 3. Bd. S. 123.

47) Coxe a. a. O. S. 365.

Begebenheiten und Schickſale des Ordens im 18. Jahrh. Am Schluſſe des 17. und zu Anfange des 18. Jahrh. hatte der Jeſuitenorden den Gipfel ſeiner Macht erreicht; von da ab begann ſeine Stärke und ſein Anſehen abzunehmen und er nahte ſeinem Verfalle; nicht etwa durch innere Urſachen, durch Abnahme ſeiner Thätigkeit oder innere Zerrüttung, denn die Grundſätze der Geſellſchaft waren ſtets dieſelben geblieben und wurden von allen Mitgliedern auf das Strengſte fortwährend befolgt; allein der Zeitgeiſt hatte ſich verändert, die Kenntniſſe und Einſichten der Menſchen ſich vermehrt, ihre Begriffe von menſchlichen Pflichten und Rechten ſich aufgeklärt, und damit konnten die Anmaßungen der Jeſuiten, die Menſchen unumſchränkt zu beherrſchen und die Fürſten am Leitſeile des Glaubens- und Gewiſſenszwangs zu führen, nicht beſtehen. Seine Anſprüche zu beſchränken, ſich den Foderungen der Zeit zu fügen, lag nicht in dem Geiſte des Ordens, war auch wol mit ſeinem Beſtehen unvereinbar, daher mußte er ſich denn, um das Errungene zu erhalten, mit aller Kraft allen neuen Grundſätzen der Religion, der Moral, der Politik entgegenſetzen, verlor aber in dieſem Kampfe täglich mehr Boden und ein Staat nach dem andern machte ſich von ſeinen Feſſeln frei.

Portugal [48]), welches unter allen europäiſchen Staaten den Druck der Jeſuitenmacht am härteſten empfunden, machte ſich auch zuerſt von ihnen frei; doch noch ein halbes Jahrhundert mußte es in den Feſſeln des Ordens ſchmachten, bevor es ihm gelang. Don Pedro II. räumte den Jeſuiten einen ungemeſſenen Einfluß auf die Staatsgeſchäfte ein, weil ſie ihm zur Entthronung ſeines Bruders behilflich geweſen waren, und ſeine Regierung gibt eben keinen Beweis, daß ſeinen Rathgebern das Wohl des Reichs am Herzen lag. Sein Nachfolger Johann V., der ſchon 1706 den Thron beſtieg, war ein entſchloſſener, ſelbſtändiger Fürſt, der die Jeſuiten von ſeiner Perſon verbannte, die Wiſſenſchaften begünſtigte und ihre Bemühungen, alle höhere Unterrichtsanſtalten in ihre Hände zu bekommen, zu nichte machte. Lange hatten ſie vergebens darnach geſtrebt, die Lehrſtühle des bürgerlichen und kanoniſchen Rechts auf den Univerſitäten zu Evora und Coimbra an ſich zu bringen und zu dem Zwecke ſogar ſchon Lehrer dazu auf der Univerſität zu Ingolſtadt vorbereiten laſſen. Die Univerſitäten beriefen ſich aber auf ihre Rechte und der König entſchied zu ihren Gunſten und verbot den Jeſuiten alle Eingriffe in die Rechte der Hochſchulen. Das war aber nicht die einzige Niederlage, die ſie erlitten. Der König hatte eine Akademie der Geſchichte geſtiftet und bei der Gelegenheit nicht nur die vaterländiſchen Gelehrten zur Thätigkeit aufgemuntert, ſondern auch die Einführung einer Menge bis dahin verbotener Schriften geſtattet, dann ſtiftete er eine Menge neuer Schulen, die er der Aufſicht der Jeſuiten nicht anvertraute. Einen größern Nachtheil, als durch alles dieſes, erlitt jedoch der Orden durch die Verfügungen, die der König in Hinſicht ſeiner amerikaniſchen Beſitzungen traf. Von allen Colonien europäiſcher Staaten in andern Welttheilen waren die portugieſiſchen am reichlichſten mit Jeſuiten verſehen; nur allein in den braſiliſchen Provinzen hatten ſie 7 Collegien, 29 Miſſionen, 6 Seminarien, 29 Reſidenzen; in der Viceprovinz Maragnon zählten ſie 2 Collegien, 17 Miſſionen und 31 Reſidenzen. Dabei hatten ſie ſich unter Pedro's II. Regierung ſolche Vorrechte zu verſchaffen gewußt, daß die weltliche Regierung beinahe ganz von ihnen abhängig war. Wie in Paraguay, ſo führten ſie auch in Braſilien und Maragnon einen lebhaften Handel und machten die neubekehrten Indianer zu ihren Leibeigenen, für deren Unterhalt ſie zwar hinreichend ſorgten, ihnen aber keinen Beſitz eines Grundeigenthums oder den Erwerb eigenen Vermögens geſtatteten. In den portugieſiſchen Geſetzen war nun zwar die Sklaverei der Indianer auf das Beſtimmteſte verboten und auch durch mehre päpſtliche Bullen unterſagt; doch kehrten ſich die Jeſuiten nicht daran, da ihr Anſehen am portugieſiſchen und römiſchen Hofe hinreichte, alle gegen ſie gerichtete Verfügungen zu hintertreiben. König Johann trat aber mit dem Papſte Benedict XIV. in Unterhandlungen, und da er demſelben ſeinen Beiſtand gegen den Ungehorſam der Jeſuiten zugeſichert hatte, ſo erließ der Papſt am 25. Febr. 1741 eine Bulle, worin er, zwar ohne die Jeſuiten ausdrücklich zu nennen, allen Geiſtlichen ohne Ausnahme den Kaufhandel verbietet. Durch eine zweite Bulle vom 20. Decbr. deſſelben Jahres verbot er aber den Jeſuiten ausdrücklich unter Androhung der ſchwerſten Strafen, die Indianer zu Sklaven zu machen, oder auf irgend eine Weiſe ihrer bürgerlichen Freiheit zu berauben. König Johann ließ ſogleich beide Bullen in Amerika bekannt machen, doch die ſtrenge Vollziehung derſelben verhinderte ſeine eingetretene Krankheit und eine fortwährende Leibesſchwäche; doch war die Sache einmal in Anregung gekommen und hatte die Aufmerkſamkeit der Höfe auf das Treiben der Jeſuiten in Amerika erregt. Ein weit härterer Schlag war es aber, daß der Portugieſe Gomez Pereira ſeinem Hofe den Plan vorlegte, die portugieſiſche Colonie St. Sagramento gegen Reductionen [49]) der Provinz Paraguay zu vertauſchen und dieſer Plan bei dem Könige Beifall fand. Auch der ſpaniſche Hof nahm den Vorſchlag an und der Vertrag darüber wurde im J. 1750 geſchloſſen. Die Jeſuiten boten alle ihre Künſte auf, um den Tauſch zu hintertreiben und ſtellten ihn beiden Höfen als höchſt nachtheilig dar. Unterdeſſen war König Johann geſtorben und ſein Nachfolger Joſeph I. ließ ſich wirklich überreden, bei dem ſpaniſchen Hofe um Aufhebung des Vertrags anzuhalten; doch drang er damit nicht durch. Als die Jeſuiten ihre Abſicht, beide Höfe zu entzweien und den Vertrag rückgängig zu machen, vereitelt ſahen, da bewaffneten ſie die Indianer und trieben die portugieſiſchen und ſpaniſchen

48) *J. Sylva*, Recueil etc. Tom. III. Ch. G. von Murr, Geſch. der Jeſuiten in Portugal unter der Staatsverwaltung des Marquis von Pombal. 2 Thle. (Nürnberg 1787 u. 1788.)

49) Paraguay war in 36 Reductionen oder Kirchſpiele eingetheilt, wovon jede 10,000 Familien in ſich begriff. P. P. Wolf 2. Bd. S. 84.

Digitized by Google

Truppen, welche die abgetretenen Gebiete in Beſitz nehmen ſollten, mit Gewalt zurück. Zwar erlitten die Aufrührer Anfangs einige Niederlagen, doch je tiefer die königlichen Truppen in das den Jeſuiten unterworfene Land drangen, deſto mehr Widerſtand fanden ſie und mehre Jahre lang kämpften ſie vergebens, ehe es ihnen gelang, die Aufrührer zu unterwerfen. Während dies geſchah, war dem Orden in Portugal ſelbſt ein neuer und mächtiger Widerſacher erſtanden. König Joſeph I. war ein ſchwacher und lenkſamer Fürſt, der ſich unbedenklich der Leitung der Jeſuiten überlaſſen haben würde, wenn ihm nicht der talentvolle und aufgeklärte Carvalho e Mello, nachmaliger Marquis von Pombal, als Miniſter zur Seite geſtanden hätte. Dieſer Mann, der das volle Vertrauen des Königs beſaß, hatte ſich die Erhebung Portugals aus dem Zuſtande der Schwäche, worein es durch den Einfluß der Geiſtlichkeit gerathen war, zum Ziel geſetzt, und daher mußte er vor allem den Einfluß der Jeſuiten beſchränken. Sobald er das Ruder in Händen hatte, unternahm er große und durchgreifende Veränderungen, ſtellte zahlreiche Misbräuche ab, beſchränkte die ungemeſſenen Vorrechte des Adels und der Geiſtlichkeit, erleichterte dagegen die Laſten des Volks und ſuchte es durch Verbeſſerung der Unterrichtsanſtalten auch geiſtig zu erheben. Deshalb waren ihm ſchon die Jeſuiten abgeneigt; ſeine offenbaren Feinde wurden ſie aber, als er den Handel nach Maragnon, den die Jeſuiten im ausſchließlichen Beſitze hatten, frei gab. Sie verſuchten mehrmals, doch ſtets vergebens, ſeinen Sturz, und beinahe wäre es ihnen gelungen, als am 1. Nov. 1755 das ſchreckliche Erdbeben einen großen Theil von Liſſabon zerſtörte. Die Jeſuiten benutzten dieſes Unglück, um es als eine Strafe Gottes wegen der Sünden des Miniſters darzuſtellen, und nicht nur das Volk, ſondern ſelbſt der König war geneigt, ihnen zu glauben. Pombal's kräftige Maßregeln, um den Unglücklichen Beiſtand zu leiſten und das allgemeine Unglück zu mildern, machte aber den König andern Sinnes. Als darauf die Jeſuiten dennoch fortfuhren, den Miniſter zu verleumden und bei Hofe Intriguen gegen ihn zu ſpielen, da wurden plötzlich am 20. Sept. alle bei Hofe befindlichen Jeſuiten in ihre Profeßhäuſer verwieſen und ihnen die Beichtvaterſtellen der königlichen Familien genommen; zugleich ließ Pombal das Verfahren der Jeſuiten in Paraguay und Maragnon durch eine öffentliche Druckſchrift bekannt machen. Dabei blieb er aber nicht ſtehen, ſondern beſchwerte ſich im Namen des Königs bei dem päpſtlichen Hofe über die Einmiſchung der Jeſuiten in politiſche Händel, über ihre unerlaubten Handlungsgeſchäfte und über ihre Widerſetzlichkeit gegen die päpſtlichen und königlichen Befehle, wegen Vollziehung des Tauſchvertrags über einen Theil von Paraguay und drang auf eine vollſtändige Reformation des Ordens. Der Papſt ſandte zu dem Zwecke den Cardinal Saldanha nach Portugal und ertheilte ihm durch das Breve vom 1. Apr. 1758 die unbeſchränkteſte Vollmacht dazu, die ſich auch über die Jeſuiten der indiſchen Miſſionen erſtreckte. Um den Orden zu ſchonen, ſollte dieſe Angelegenheit heimlich betrieben werden; doch Pombal drang auf größtmöglichſte Öffentlichkeit, und ſo wurden denn viele Unregelmäßigkeiten der Geſellſchaft und auch die großen von ihr getriebenen Handels- und Krämergeſchäfte zu Tage befördert, die nebſt andern Ungebührlichkeiten der Cardinal ſogleich bei Strafe des größern Kirchenbannes verbot. Gleich darauf, am 17. Jun. 1758, unterſagte ihnen der Cardinal-Patriarch von Liſſabon das Beichthören und Predigen. Während deſſen war aber Papſt Benedict XIV. geſtorben und an ſeinen Nachfolger Clemens XIII., der ein ganz beſonderer Gönner des Jeſuitenordens war, wandte ſich der General Lorenz Ricci mit einer in den heftigſten Ausdrücken abgefaßten Bittſchriſt, worin er, indem er um die Zurücknahme der Verfügungen gegen die portugieſiſchen Jeſuiten bat, zugleich die Gegner derſelben der Ungerechtigkeit und Verleumdung bezüchtigte und die Entſcheidung des Streites dem römiſchen Stuhle unterworfen wiſſen wollte. Durch den Bericht des den Jeſuiten ungünſtigen Cardinals Paſſionei wurde die Congregation der Cardinäle vermocht, die Abweiſung des Geſuches vom Papſte zu bewirken; auf Veranlaſſung Pombal's erſchien aber eine Widerlegung der Bittſchriſt, die ſo ſcharf und gründlich abgefaßt war, daß der Orden vieles von der guten Meinung verlor, die er bis dahin noch immer von ſich zu erregen gewußt hatte. Auch außerhalb Portugal fand der Orden ſcharfe Beobachter, und der Verdacht, daß er unter dem Vorwande der Aufrechterhaltung der katholiſchen Kirche ſehr weltliche Zwecke verfolge und durch höchſt tadelnswerthe Mittel zu erreichen ſtrebe, wurde immer dringender und allgemeiner. Eben aber, als die Meinung, daß der Jeſuitenorden ein mit der Wohlfahrt der Staaten und Völker unvereinbares Inſtitut ſei, in allen europäiſchen Ländern Eingang zu finden begann, erfolgte ein Ereigniß in Portugal, welches dem Anſehen und dem Rufe des Ordens eine tödtliche Wunde verſetzte. Der König wurde am 4. Sept. 1758 meuchelmörderiſch angefallen und entging dem Tode nur durch glückliche Zufälle und Entſchloſſenheit. Die mit Gewandtheit unter Pombal's Leitung geführte Unterſuchung dieſes Frevels ergab eine Verſchwörung mehrer Reichsgroßen gegen den König, in die auch Jeſuiten verwickelt waren, denen es um ſo weniger gelingen wollte, die gegen ſie ſprechenden Beweiſe zu entkräften, als von vielen Mitgliedern ihres Ordens die Erlaubtheit des Königsmordes öffentlich behauptet worden war. Die Jeſuiten Moreira, da Coſta, Tim. d'Oliveira, Perdigao, Malagrida, Soarez, Henriguez, Matos, Alexander, Stephan Lopez und Joſ. Oliveira, ſämmtlich in den höchſten Ämtern des Ordens ſtehend und meiſtens ehemalige Beichtväter der königlichen Familie, wurden als Mitſchuldige der Verſchwörung angegeben und verhaftet. Die Mitglieder des Ordens in allen Ländern beſchwerten ſich in den heftigſten Ausdrücken über die Maßregeln des portugieſiſchen Hofes und brachten es am ſpaniſchen Hofe dahin, daß alle gegen ſie gedruckten Schriften der portugieſiſchen Regierung öffentlich verbrannt wurden; auch bewogen ſie den Papſt und die Inquiſition, ſich ihrer gefangenen Ordensbrüder anzunehmen. Dagegen ließ Pombal durch das Decret vom 19. Jan. alle bewegliche und unbewegliche Güter des

Digitized by Google

Ordens im ganzen Umfange des Reichs einziehen und alle Verbindungen der Unterthanen des Königs mit den Jeſuiten aufheben. Die Schulen wurden ihnen abgenommen, der Beichtſtuhl entzogen und das Predigen unterſagt. Die hohe Geiſtlichkeit, die viele Beeinträchtigungen von den Jeſuiten hatte erdulden müſſen, billigte dieſe Maßregeln der Regierung und bot zu ihrer Vollziehung die Hand; nicht ſo der niedere Klerus, der das Volk für ſeine bedrängten Standesgenoſſen und gegen die Regierung einzunehmen ſuchte. Da auch der Papſt ſich der angefochtenen Ordensbrüder auf das Thätigſte annahm und nicht nur die Genehmigung zur Beſtrafung der des Hochverraths angeſchuldigten Jeſuiten verweigerte, ſondern auch auf Zurücknahme aller gegen ſie getroffenen Verfügungen drang, ſo überzeugte ſich Pombal, daß er nur durch einen kühnen, raſchen Schlag Sieger in dieſem gefährlichen Kampfe bleiben könne und ließ, nachdem ein völliger Bruch der portugieſiſchen Regierung mit dem römiſchen Stuhle erfolgt war, durch das Decret vom 3. Septbr. 1759 alle Jeſuiten im ganzen Umfange des portugieſiſchen Reichs dies- und jenſeit des Meeres auf ewig verbannen, zugleich aber auch alle Mitglieder dieſes Ordens, die ſich nicht eben wegen grober Vergehungen in Unterſuchung befanden, einſchiffen und auf ſieben Schiffen nach Italien bringen. Von den wegen Hochverraths angeklagten Ordensgliedern blieben 124 in den Kerkern zurück. Malagrida wurde 1761 als ein Ketzer von der Inquiſition verbrannt, 37 ſtarben nach mehrjähriger Gefangenſchaft im Kerker, 36 wurden im J. 1767 nach Italien geführt, und 45, worunter 13 Teutſche, nach dem Tode des Königs 1777 entlaſſen.

In Spanien war während der erſten Hälfte des 18. Jahrh. die Macht der Jeſuiten nicht geringer als in Portugal. Die Könige, die in dieſem Zeitraume auf dem Throne ſaßen, waren beſchränkte, geiſtesſchwache Fürſten, die ſich der Leitung ihrer jeſuitiſchen Beichtväter willenlos überließen, und die Miniſter durften es nicht wagen, ihnen zuwider zu ſein, wenn ſie nicht die königliche Ungnade und die Verfolgung der hochbegünſtigten Ordensbrüder auf ſich ziehen wollten. So gelangte denn der Orden in Spanien zu unermeßlichen Reichthümern und zu einer Macht, vor der ſich Alles beugen mußte. Im ſpaniſchen Amerika hatten die Jeſuiten ſchon in frühern Zeiten ſich in den Beſitz von Paraguay geſetzt, und dann in den übrigen Provinzen ſich der einträglichſten Handelsmonopole bemächtigt, und die königlichen Statthalter von ſich abhängig gemacht; endlich griffen ſie auch die Gerechtſame, Güter und Einkünfte der biſchöflichen Kirche an und eigneten ſich davon ſo viel zu, als ihnen beliebte. Wollte ſich ein Biſchof ihren Eingriffen widerſetzen, ſo mußte er ſchwere Anfechtungen erdulden, gegen die ihn weder der Papſt noch der König von Spanien zu ſchützen vermochte, da die königlichen Statthalter ſtets Werkzeuge der Jeſuiten waren, die überdies noch das Volk und das Militair häufig gegen die biſchöfliche Geiſtlichkeit aufwiegelten. Einen Beweis ihrer rückſichtsloſen Kühnheit und des unverſöhnlichſten Haſſes gaben die Jeſuiten durch die Verfolgung des Biſchofs Palafox von Mexico, eines Mannes, der ſeiner reinen Tugend wegen der Seligſprechung werth befunden wurde. Als dieſer ſeine Domherren ihrer Einkünfte von den Jeſuiten nicht berauben laſſen wollte, verjagten ſie ihn mit dem Beiſtande des Vicekönigs von ſeinem Biſchofsſitze, thaten ihn in den Bann und ſtellten ihm in der Art nach, daß er, um ſein Leben zu retten, lange Zeit in menſchenleeren Wüſten umherirren mußte. Jeder, der es wagte, ſich des Verfolgten anzunehmen, wurde mit ſchweren Geld- oder Leibesſtrafen belegt, oder ſtarb auf dem Blutgerüſte. Weder die beſtimmteſten Befehle des Papſtes noch des Hofes von Madrid konnten den Verfolgungen des unglücklichen Prälaten ein Ziel ſetzen, und als ſeine unverſöhnlichen Gegner ſeine Wiederherſtellung endlich doch nicht mehr verhindern konnten, da verbitterten ſie ihm das Leben durch Schmähſchriften und Verleumdungen und beunruhigten ihn auf jede Weiſe. Dieſer ärgerliche Streit, der die Aufmerkſamkeit der ganzen chriſtlichen Welt auf ſich gezogen hatte, war noch nicht beendigt, als 1750 der Tauſchvertrag wegen der Colonie St. Sagramento mit Portugal geſchloſſen wurde. Die Jeſuiten boten ihr ganzes Anſehen auf, um den Abſchluß dieſes Vertrages zu hintertreiben, doch die Königin Barbara, Tochter Johann's V. von Portugal, unterſtützte den Miniſter, Herzog von Alba, der dieſen Tauſch betrieb, auf das Nachdrücklichſte, und der Tauſch ging vor ſich. Nun bewaffneten die Jeſuiten aber die Einwohner der Provinz Paraguay und widerſetzten ſich der Abtretung der ſieben Diſtricte gewaltſam, wußten ſich aber doch bei dem Könige Ferdinand VI. nach dem Tode der Königin Barbara ſo im Anſehen zu erhalten, daß er ihre offenbare Empörung nicht rügte, ſondern es litt, daß ſie ſeinen Statthaltern den Gehorſam verweigerten. Nach dem Tode des Königs 1759 triumphirten ſie völlig über ihre Gegner; denn die Königin Eliſabeth, die die Regentſchaft führte, überließ ſich ganz ihrer Leitung und ließ ſogar allen Unterthanen bei ſchwerer Strafe verbieten, irgend etwas Nachtheiliges von den Jeſuiten zu ſchreiben oder zu leſen; dagegen waren alle Schmähungen gegen den König von Portugal, der damals grade alle Ordensglieder aus ſeinen Staaten verbannte, erlaubt. Dieſes Übergewicht nahm ein Ende, als 1760 König Karl III. die Regierung antrat. Er wählte einen Dominikaner zu ſeinem Beichtvater und zeigte gleich durch ſeine erſten Verfügungen, daß er die Anmaßungen der Jeſuiten nicht dulden wolle. Das Urtheil der Inquiſition gegen den Biſchof Palafox ließ er widerrufen, dagegen die von den Jeſuiten unterdrückten Klagebriefe dieſes Prälaten drucken und betrieb deſſen Seligſprechung bei dem römiſchen Hofe. Die Klagen der Domcapitel zu Mexico und Puebla über die ihnen entzogenen Zehnten entſchied er gegen die Jeſuiten und hob alle ihre Privilegien wegen der Zehntfreiheit auf. Es ergab ſich dabei, daß der Orden allein in der Provinz Mexico binnen 21 Jahren 49 beträchtliche Landgüter an ſich gebracht hatte. Nunmehr erſchienen zahlreiche Beſchwerden aus dem ſpaniſchen Amerika über den unerlaubten Handel der Jeſuiten und über die von ihnen erregten Unruhen, die aber die ſpaniſche Regierung nicht, wie die portugieſiſche, öffentlich bekannt machte, ſondern

Digitized by Google

ſorgfältig verheimlichte, dagegen aber alle Schritte der Jeſuiten auf das Genaueſte beobachtete, und unvermerkt den Schlag vorbereitete, der den Orden treffen ſollte. Der Miniſter Graf von Aranda war die Seele der gegen die Jeſuiten gerichteten Politik. Dieſen konnte es nicht verborgen bleiben, daß etwas gegen ſie im Werke ſei, und um die Regierung zu ſchrecken, erregten ſie am 23. März 1766 einen Volksaufſtand, der ſo gefährlich wurde, daß der Hof nach Aranjuez flüchten und, um den Aufruhr zu beſchwichtigen, ſogar zwei dem Volke verhaßte Miniſter entlaſſen mußte. Bei der Unterſuchung der Empörung wurden die Jeſuiten Iſidor Lopez, Michael Benavente und Ignaz Gonſalez als Theilnehmer des Aufruhrs ſchuldig befunden. Noch während dieſer Unterſuchung erſchienen mehre heftige Schriften gegen die Regierung und als Verfaſſer derſelben wurden Jeſuiten bezüchtigt. Im Staatsrathe fand der Antrag, dieſe unruhigen Geiſtlichen für immer aus dem Reiche zu verbannen, großen Beifall, doch hintertrieb ſeine Ausführung die verwitwete Königin, die den Entſchluß des Königs ſchwankend machte; doch eine bald nach ihrem Tode entdeckte Verſchwörung gegen den König, die, von den Jeſuiten geſtiftet, zum Zweck hatte, ihn unter dem Vorwande, daß er unehelich geboren, vom Throne zu ſtürzen, gab den Ausſchlag, und die vier Miniſter Campomanes, Aranda, Olavides und d'Oſſun beſtimmten den König, alle Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu durch das Decret vom 28. Febr. 1767 aus dem ganzen Umfange ſeines Reiches zu verbannen. Ehe dieſes Decret erlaſſen wurde, hatte der König das Gutachten der Univerſitäten und mehrer Biſchöfe darüber vernommen, die ſämmtlich für die Verbannung ſtimmten. Dieſer Beſchluß wurde bis zur Vollziehung ſehr geheim gehalten; dennoch erhielten die Jeſuiten einige, wiewol höchſt unbeſtimmte Winke, daß etwas Verderbliches gegen ſie im Werke ſei. Sie unterließen nicht, ſogleich nähere Nachfragen deshalb bei Hofe zu thun, erhielten aber die Verſicherung, daß ihrem Orden nichts Widriges begegnen ſolle. Unterdeſſen traf Aranda mit der größten Vorſicht Anſtalten zur Vollziehung des Decrets. An alle Präſidenten der Gerichtshöfe und an alle Befehlshaber der Regimenter wurden verſiegelte Befehle geſandt mit der ausdrücklichen Weiſung, bei ſchwerſter Strafe den Eingang derſelben geheim zu halten, ſie in der Nacht vom 2. auf den 3. April genau um 12 Uhr zu öffnen und den Inhalt zu vollziehen. Dieſer gebot die augenblickliche Verhaftung und Transportirung aller Jeſuiten nach gewiſſen Hafenſtädten; ihre Wäſche, Kleidung, Geld, Tabak und Chocolate ſollte ihnen gelaſſen, Papiere, Bücher und andere Schriften aber genommen werden; ſie ſollten ſich nur in Gegenwart der Gerichtsbedienten ankleiden dürfen und dann ſogleich fortgeführt werden. Dieſe Befehle wurden in ganz Spanien zu der gleichen Stunde auf das Pünktlichſte vollzogen und im ganzen Umfange des Königreichs in demſelben Augenblicke 5000 Jeſuiten, meiſtens im Schlafe, überfallen, verhaftet und fortgeführt. Sobald die Verhaftung geſchehen war, wurde in allen Städten des Reiches durch königliche Herolde eine ſogenannte pragmatiſche Sanction öffentlich abgeleſen, wodurch die Jeſuiten für ewig aus dem Reiche verbannt und ihre Güter für den Staat heimgefallen erklärt wurden, und zwar, wie die Worte der Bekanntmachung lauten, weil der König den Frieden und die Gerechtigkeit unter ſeinen Völkern handhaben muß und noch aus andern dringenden, gerechten und nothwendigen Urſachen, die er in ſeinem königlichen Gemüthe unentdeckt zurückbehält. In den oſt- und weſtindiſchen Beſitzungen Spaniens waren gleiche Maßregeln, nur der Entfernung wegen in einer ſpätern Friſt, verfügt; jedem Mitgliede der Geſellſchaft war lebenslänglich, wenn er Prieſter war, die Summe von 100 Piaſtern jährlich, wenn er Laie, 90 zum Lebensunterhalt ausgeſetzt. Die Jeſuiten wurden ſämmtlich ſogleich eingeſchifft und nach dem Kirchenſtaate übergeführt. Der Ordensgeneral Lorenz Ricci beſtürmte den Papſt Clemens XIII. ſogleich um Beiſtand, als er dieſen ſchweren Unfall ſeines Ordens vernahm, und der Papſt erließ ſofort ein dringendes Ermahnungsſchreiben an den König, welches aber ſeinen Zweck gänzlich verfehlte. Als Clemens ſich darauf mit den Cardinälen berieth, was in dieſer Sache weiter zu thun ſei, und dabei auch den Ordensgeneral zu Rathe zog, ſo gab dieſer zur Verwunderung Aller die Erklärung, daß es ſich für den Papſt nicht ſchicke, die Vertriebenen in den Kirchenſtaat aufzunehmen. Dieſe Erklärung wurde dem ſpaniſchen Hofe gemacht. Als nun die Verbannten in Civita Vecchia anlangten, mußten ſie ſogleich wieder ins offene Meer ſegeln; auch an der Küſte von Genua wurde ihnen nicht erlaubt, ans Land zu ſteigen und mehre Monate hindurch waren ſie den Stürmen und dem Mangel preisgegeben, bis es ihnen gelang, in Corſica Aufnahme zu finden. Am Ende ſah doch der Papſt ein, daß es unter den obwaltenden Umſtänden am beſten ſei, wenn die großen Summen, die Spanien zum Unterhalte der Vertriebenen zahlte, in ſeinen Staaten verzehrt würden, und deshalb geſtattete er den Verbannten den Aufenthalt in Rom [50]).

In Neapel und Sicilien traf den Orden ein gleiches Schickſal, wie in Spanien, und zwar, ohne daß beſondere Anklagen gegen die Geſellſchaft erhoben worden wären; daher die Verbannung der Jeſuiten wol hauptſächlich dem Einfluſſe des ſpaniſchen Hofes zuzuſchreiben iſt, deſſen König Karl III. der Vater Ferdinand's IV. von Neapel war. Die einzige mit dem neapolitaniſchen Hofe bekannt gewordene Streitigkeit war ein Rechtsſtreit wegen einer Erbſchaft, der 1762 erhoben und 1767 zum Nachtheile der Jeſuiten entſchieden wurde. Zu gleicher Zeit erließ die Regierung ein Decret gegen ſie, daß künftig keines ihrer Collegien mehr befugt ſein ſollte, erbliche Güter an ſich zu bringen. Darauf wurden in der Nacht vom 20. auf den 21. Nov. 1767 plötzlich alle Jeſuiten in ihren Häuſern und Collegien überfallen, verhaftet, auf Wagen gepackt und in die Seehäfen geführt, um von da nach den Küſten des Kirchenſtaates gebracht zu werden. Erſt als ſie an die Grenzen des Königreichs gekommen waren, wurde ihnen ihr Verbannungsurtheil bekannt gemacht, und ihnen lebenslänglich zu ihrem Unterhalte monatlich ſechs Ducati (12 Gulden) zugeſichert. Am 30. deſſelben

50) ſ. P. P. Wolf 4. Bd. S. 151 fg.

Monats widerfuhr den Jeſuiten in Sicilien ein gleiches Schickſal. Der Papſt erließ ſogleich heftige Proteſtationen gegen die Regierung von Neapel und erklärte deren Verfahren für eine Verletzung des Völkerrechts; doch wurde dadurch nicht das Mindeſte zu Gunſten der Jeſuiten bewirkt, deren Mitglieder in Malta der Großmeiſter Emanuel Pinto gleich darauf auch vertrieb.

Noch war der Schrecken über die kurz nach einander folgenden Unfälle des Ordens nicht verwunden, als zu Anfange des Jahres 1768 der Herzog von Parma, dem Beiſpiele der Höfe von Madrid und Neapel folgend, auch die Jeſuiten aus ſeinen Staaten verbannte und ihre Güter einzog. Der Papſt, ſchon erbittert über die großen Höfe, wollte an einem kleinen Fürſten, den er für einen Lehensträger des römiſchen Stuhles hielt, Rache nehmen und erließ am 30. Jan. 1768 ein Monitorium wider den Herzog von Parma, welches einer Bannbulle gleich kam und worin nicht nur alle Decrete und Edicte des Herzogs in Betreff der Jeſuiten für ungültig erklärt, ſondern auch alle, die ſich zu Abfaſſung, Kundmachung oder Vollſtreckung derſelben gebrauchen laſſen, mit der Excommunication belegt wurden. Dieſe Maßregel hatte durchaus den erwünſchten Erfolg nicht; denn alle katholiſchen Höfe ſahen ſich in dem Herzoge von Parma beleidigt, verboten die Bekanntmachung der Strafbulle gegen Parma in ihren Landen und erließen höchſt demüthigende Erklärungen gegen den Papſt [51]).

In Frankreich war, ſeit Ludwig XIV. den Jeſuiten la Chaiſe zu ſeinem Beichtvater gewählt, das Anſehen des Ordens ſtets im Zunehmen geblieben, da dieſer liſtige Prieſter ſeine Ordensgenoſſen dem Könige als unentbehrlich zur Aufrechterhaltung der römiſch-katholiſchen Religion in Frankreich dargeſtellt hatte. Nach ſeinem Tode 1709 folgte ihm le Tellier, der nicht weniger eifrig als ſein Vorgänger für den Vortheil ſeines Ordens beſorgt war. Um ſich dem Könige unentbehrlich zu machen und um den Einfluß des tugendhaften Cardinal-Erzbiſchofs von Paris, Ludwig Anton von Noailles, zu vernichten, erneuerte er den lange ſchon beigelegten Streit gegen die Janſeniſten, und da in der Wirklichkeit kein Gegenſtand des Streites vorhanden war, ſo erſann er einen. Der Geiſtliche Quesnel hatte das N. T. überſetzt und mit Anmerkungen herausgegeben, und ſeine Anmerkungen waren von dem Papſte Innocenz XII. nicht nur für rechtgläubig erklärt, ſondern ſogar den franzöſiſchen Biſchöfen zur Einführung in ihren Diöceſen empfohlen worden. Seit 20 Jahren war dieſes Buch in Frankreich im Gebrauch und auch der Cardinal Noailles hatte es in ſeinem Sprengel eingeführt. Die Jeſuiten fanden aber, um den Cardinal, der ein Beſchützer Quesnel's war, zu ſtürzen, Ketzereien darin und verbreiteten durch ganz Frankreich das Gerücht, daß Noailles ein Janſeniſtiſcher Ketzer ſei. Tellier wiegelte nun die Biſchöfe gegen den Cardinal auf und wollte ſie verleiten, eine Anklageſchrift gegen ihn zu unterzeichnen; dieſe Hinterliſt wurde aber entdeckt und nur mit Mühe rettete die Frau von Maintenon den Beichtvater von der königlichen Ungnade. Nun bewirkte er, daß Papſt Clemens XI. 101 Sätze des Quesnel'ſchen Teſtaments durch die berüchtigte Bulle Unigenitus vom 8. Sept. 1730 als ketzeriſch verdammte, wobei ſich der ſeltſame Widerſpruch ereignete, daß, da die angeblich ketzeriſchen Punkte alle von le Tellier aufgeſetzt, von der Congregation, die das Verdammungsurtheil fällte, aber nicht geleſen worden waren, mehre beſtimmte Grundlehren der katholiſchen Kirche für ketzeriſch erklärt worden waren und dadurch die ungereimteſte Verwirrung in den Kirchenlehren entſtand. Ganz den Freiheiten der galliſchen Kirche zuwider, drang der König auf die Annahme der päpſtlichen Bulle. Als aber weder die Mehrzahl der Biſchöfe noch die Sorbonne, noch die Parlamente ſich dazu verſtehen wollten, da wurden auf Tellier's Geheiß, dem der König unbeſchränkte Freiheit darin ließ, eine große Menge vornehmer Geiſtlicher und Magiſtratsperſonen abgeſetzt, in die Baſtille eingekerkert oder des Landes verwieſen. Ganz Frankreich zitterte vor den Jeſuiten, denn Jeder, der ihnen zuwider war, wurde ſogleich als ein Janſeniſt angegeben und verfolgt. Kein Wunder aber, daß der alterſchwache König ſich ganz und gar von den Jeſuiten leiten ließ, denn ſchon im J. 1712 war er ſelbſt in den Orden getreten und hatte die drei erſten Ordensgelübde beſchworen; das vierte legte er noch auf ſeinem Todbette ab. Mit dem Tode Ludwig's XIV. am 1. Sept. 1715 nahmen die Verfolgungen gegen die Vertheidiger der Gerechtſame der franzöſiſchen Kirche ein Ende und der rachſüchtige le Tellier mußte den Hof verlaſſen. Das Anſehen der Jeſuiten ſank nun plötzlich, und um ſich für dieſen Verluſt zu rächen, wiegelten ſie das Volk und das Heer gegen den Herzog Regenten auf und ſtifteten bei dem letztern eine ihnen ergebene Brüderſchaft unter dem Namen vom geheiligten Herzen Mariä, die ihnen durch beſondere Gelübde verpflichtet war. Dem Hofe blieben dieſe Umtriebe nicht verborgen und daher begünſtigte er die Biſchöfe, die in ihren Diöceſen den Jeſuiten den Beichtſtuhl entzogen, oder doch wenigſtens beſchränkten. Da der Herzog Philipp von Orleans, der Regent von Frankreich, gleichgültig gegen alle Kirchenlehren war und ſich um theologiſche Streitigkeiten nicht kümmerte, ſo hätten die Gegner der Bulle Unigenitus und der Jeſuiten, die ſie vertheidigten, gewonnen Spiel gehabt, wenn ſie unter ſich ſelbſt nicht uneins geworden wären. Dieſen Zwieſpalt wußten die Jeſuiten wohl zu benutzen, um die Abſichten des Papſtes zu fördern und ſich bei dieſem dafür neue Anſprüche auf ſeinen Beiſtand zu erwerben. Dabei kam es ihnen zu ſtatten, daß der Erzieher und Liebling des Herzog Regenten, Abbé Dubois, ein höchſt verworfener Menſch, den Ehrgeiz hatte, Cardinal werden zu wollen. Er ſtand an der Spitze der Staatsgeſchäfte und war daher für die Jeſuiten ein höchſt bedeutſamer Mann. Dieſe bewirkten es, daß der Papſt den laſterhaften Abbé zum Cardinal ernannte, wogegen dieſer die Annahme der Bulle Unigenitus 1720 für Frankreich durchſetzte. Die Verfolgungen der Janſeniſten begannen nun wieder; doch litt der Regent keine auffallenden Grauſamkeiten. Da der Hof und die Großen keinen Theil an den theologiſchen Strei-

51) P. P. Wolf a. a. O. 3. Bd. S. 234 fg.

Digitized by Google

tigkeiten nahmen, es aber ſchon Mode wurde, ſie lächerlich zu finden, ſo erhielten ſie fortan nicht mehr die Bedeutung, als früher. Nachdem Ludwig XV. die Regierung ſelbſt übernommen, erhielten die Jeſuiten nach und nach wieder Einfluß bei Hofe, und aus ihrer Geſellſchaft wurden ſchon wiederum die Beichtväter des Königs und der königlichen Familie gewählt. Sobald ſie wieder feſten Fuß bei Hofe gewonnen, fingen ſie nicht nur die Verfolgungen gegen die Janſeniſten wieder an, ſondern erlaubten ſich auch die kühnſten Eingriffe in die Staatsangelegenheiten und die dreiſteſten Angriffe auf die Regierung, wenn die Maßregeln derſelben ihren Beifall nicht hatten. Das Verfahren der Geſellſchaft blieb immer daſſelbe; allein die Hofjeſuiten beſaßen nicht die Feinheit, wie diejenigen, die einſt den frömmelnden Ludwig XIV. beherrſcht hatten. Letztere ſchmeichelten den königlichen Beiſchläferinnen und den Miniſtern, dieſe verdammten die königlichen Ausſchweifungen und wollten die Geliebte des Königs, Madame de Pompadour, und ſo auch den Miniſter Herzog von Choiſeul vom Hofe entfernen; dazu reichte aber ihre Macht nicht mehr hin, und beide wurden nunmehr die erklärten Widerſacher der Jeſuiten, die keine Gelegenheit vorbeiließen, den König wider ſie einzunehmen. Dieſe fand ſich denn auch ſchon, als der König am 5. Jan. 1757 von Robert Franz Damiens meuchelmörderiſch angefallen und verwundet wurde. Obgleich den Jeſuiten keine Theilnahme an dieſem Frevel bewieſen werden konnte, ſo wurden ſie doch wenigſtens der Anſtiftung verdächtig gemacht, und die Furcht des Königs wurde allerdings erregt. Immer dringender ſchien aber die Beſchränkung oder Unterdrückung des Ordens nothwendig, als der Dauphin ſich ganz ihrer Leitung hingab, und die Pompadour und Choiſeul boten nun Alles auf, um die gefährlichen Geiſtlichen zu ſtürzen. Zu den Werkzeugen ihrer Abſichten wählten ſie vorzüglich die Parlamente, die ſtets erklärte Gegner der Jeſuiten geweſen waren. Choiſeul räumte dieſen daher in allen Angelegenheiten, die den Jeſuitenorden betrafen, eine größere Macht, als vorhin, ein. Da vor allen aber der König wider ſie eingenommen werden mußte, ſo wurde er überredet, daß die Jeſuiten auf neue Mordanſchläge gegen ihn ſannen, daß ſie von jeher in allen Ländern Unruhen erregt, noch unlängſt in Frankreich die Geiſtlichkeit gegen das Parlament aufgeregt, dem Dauphin die Lebensweiſe des Königs als höchſt tadelnswerth vorgeſtellt hätten. Ludwig XV. wurde von allen dieſen Umtrieben überzeugt, und ſo ließ er denn ſeinem Miniſter und ſeiner Geliebten freien Willen in ihren Maßregeln gegen die Jeſuiten. Choiſeul munterte nun die Gelehrten auf, gegen die Jeſuiten zu ſchreiben, dann ließ er die Lehre derſelben vom Tyrannenmorde zuſammenſtellen und legte das Werk dem Könige vor; endlich ließ er durch den Janſeniſten Boucher und durch den Advocaten Pinot Flugſchriften ausſtreuen, um das Publicum auf den Schlag vorzubereiten, den er gegen ſeine Feinde zu führen gedachte. Recht erwünſcht gab ihm ein Jeſuit ſelbſt den Anlaß dazu, den Orden anzugreifen. Der Procurator eines Profeßhauſes auf Martinique, Pater la Valette, hatte viele Jahre hindurch einen ausgebreiteten Handel nach den franzöſiſchen Häfen geführt und mit den angeſehenſten Handelshäuſern in Verbindung geſtanden. Im J. 1755 ſtellte er auf das Haus der Gebrüder Lioncy zu Marſeille für 1½ Millionen Livres Wechſel aus und befrachtete zu deren Bezahlung zwei Schiffe mit Waaren von mehr als zwei Millionen an Werth; die Wechſel wurden acceptirt, doch da die Schiffe mit der Deckung ausblieben und der Orden ſich zur Bezahlung der Wechſel nicht verſtehen wollte, ſo mußte das Haus Lioncy ſeine Geſchäfte einſtellen. Es klagte deshalb bei dem Conſulat zu Marſeille und la Valette wurde 1759 zu Bezahlung der Wechſel von anderthalb Millionen verurtheilt; doch machte er Einwendungen gegen dieſes Urtheil und zahlte nicht. Nun meldeten ſich noch andere Gläubiger des Profeßhauſes zu Martinique und verlangten von dem Provinzial zu Paris Bezahlung oder Bürgſchaft, und als er ſich dazu nicht verſtand, ſo klagten die Creditoren bei dem Conſulat zu Paris und foderten, daß alle in Frankreich befindlichen Häuſer des Jeſuitenordens für die Schulden des la Valette bürgen ſollten. Das Conſulat ſprach zu Gunſten der Gläubiger, die Jeſuiten entſchuldigten ſich aber damit, daß ohne ausdrückliche Feſtſetzung darüber der Orden ſich für die Schulden eines ſeiner Mitglieder nicht verbürgen könne und appellirten an das pariſer Parlament. Dadurch beſchleunigten ſie aber ihren Untergang; denn von Choiſeul begünſtigt, foderte das Parlament 1761 von den Jeſuiten die Einlieferung eines echten Exemplars ihrer Ordensverfaſſung binnen drei Tagen. Die Jeſuiten gehorchten und nun entſchied das Parlament, daß der Orden die von la Valette gemachten Schulden ſammt den Zinſen bezahlen ſollte. Dieſer Unfall war aber bei weitem der größte nicht; denn obgleich die Jeſuiten durch den Dauphin, den Erzbiſchof von Paris und andere Gönner es dahin brachten, daß der König dem Parlamente den Befehl zur ſchleunigen Zurückgabe der Ordensverfaſſung gab, ſo behielt das Parlament doch das Exemplar ſo lange zurück, bis es ſich ein zweites verſchafft und mit dem erſten verglichen hatte. Nun wurde die Ordensverfaſſung ſtreng von Abgeordneten des Königs und des Parlaments unterſucht. Der König ging mit großer Vorſicht zu Werke; er gab den Jeſuiten den Befehl, binnen ſechs Monaten ihre Rechtsgründe zu ihrer Feſtſetzung in Frankreich nachzuweiſen; dem Parlamente gebot er aber, binnen Jahresfriſt nichts über die Verfaſſung und die Beſitzungen der Jeſuiten zu entſcheiden. Das Parlament regiſtrirte den königlichen Befehl, erließ aber zwei Verordnungen, wodurch der Orden für ſchädlich erklärt und allen Unterthanen des Königs der Eintritt in denſelben unterſagt, endlich das Verbrennen der jeſuitiſchen Schriften, deren Inhalt den Grundſätzen der Moral entgegen, durch Henkershand verfügt wurde. Dieſe Beſchlüſſe konnten aber erſt nach Ablauf der von dem Könige geſetzten Friſt vollzogen werden. Während der Zeit ließen die Jeſuiten nichts unverſucht, ihren Fall abzuwenden; ſie ließen durch den Dauphin dem Könige im October 1761 eine Schrift überreichen, worin der Miniſter Choiſeul der Veruntreuung und Verrätherei angeklagt war; doch der Angeklagte überzeugte den König von ſei-

Digitized by Google

ner Unſchuld und Ludwig entdeckte dem Herzoge, daß der Jeſuit Neuville der Verfaſſer ſei, wodurch der Miniſter in ſeinem Vorſatze, den Orden in Frankreich zu vertilgen, noch beſtärkt wurde. Der König ſchwankte in ſeinen Beſchlüſſen hin und her. Die Parlamente, Choiſeul, die Pompadour ſtellten ihm die Gefahr, die ihm und dem Staate von den Jeſuiten drohe, ſo dringend und oft vor, daß er gern in die Verbannung derſelben gewilligt hätte, allein viele Große, der Dauphin und viele von der hohen Geiſtlichkeit beſtürmten ihn unaufhörlich mit Fürbitten für den Orden. Endlich beſchloß er einen Mittelweg einzuſchlagen. Er ließ dem Ordensgeneral Ricci den Antrag machen, daß ein geborener Franzoſe als Generalvicar für Frankreich ernannt wurde, von welchem alle franzöſiſche Jeſuiten abhängen ſollten; unter dieſem Bedinge ſollte der Orden in Frankreich fortdauern. Durch dieſen Vorſchlag am 16. Jan. 1762 hoffte Ludwig den Orden in Frankreich unſchädlich zu machen und ſein Reich dem gefährlichen Einfluſſe Roms zu entziehen, zugleich aber auch die Angriffe der Parlamente auf die Jeſuiten niederzuſchlagen. Der General aber ebenſo als der Papſt, wieſen des Königs Anſinnen zurück; der Erſtere unter dem Vorwande, daß eine Veränderung der Ordensverfaſſung nicht in ſeiner Gewalt ſtehe, der Andere in dem Breve vom 28. Jan. 1762 unter dem Vorwande, daß jede Beſchränkung des Jeſuitenordens gegen die Kirchengeſetze laufe und der Kirche zum Verderben gereiche. Der König, darüber erbittert, daß ſeine ſo gut gemeinte Abſicht verworfen worden, überließ nunmehr die Angelegenheit dem pariſer Parlamente. Mit dieſem ſtimmten die meiſten Parlamente in den Provinzen überein und ſtatteten Berichte ab, durch welche die Verwerflichkeit des Ordens unwiderleglich dargethan wurde. Die Angegriffenen rächten ſich durch Schmähſchriften und ſtellten ſogar dem Generalprocurator des Parlaments zu Rennes, Chalotais, der am überzeugendſten gegen ſie geſchrieben hatte, nach dem Leben. Als die von dem Könige feſtgeſetzte Friſt, während der die Parlamente nichts gegen die Jeſuiten verfügen ſollten, am 6. Aug. 1762 verſtrichen war, ließ das Parlament die bereits früher gefaßten Beſchlüſſe, nach welchen den Jeſuiten in ganz Frankreich unterſagt wurde, Novizen anzunehmen, öffentlichen Unterricht zu ertheilen, Congregationen zu halten ꝛc., vollziehen. Dieſen Verfügungen folgten bald mehre in Betreff der Verwaltung der Ordensgüter und Beſetzung der Lehrämter. Die Jeſuiten boten Alles auf, um die Vollziehung dieſer Beſchlüſſe zu hintertreiben, und baten den Papſt um Beiſtand. Clemens XIII. berief ein geheimes Conſiſtorium, in welchem beſchloſſen wurde, die Parlamente in den Bann zu thun; doch verhinderten einige Cardinäle die feierliche Bekanntmachung der Bannbulle. Auf die Hilfe des Papſtes und auf die faſt allgemeine Empörung der durch ſie aufgehetzten franzöſiſchen Geiſtlichkeit rechnend, widerſetzten ſich die Jeſuiten den Beſchlüſſen des Parlaments geradezu. Sie überſchwemmten das Reich mit aufrühriſchen Schriften und mit Pasquillen gegen die Obrigkeiten, und je mehr derſelben durch den Henker verbrannt wurden, deſto mehre erſchienen. Das Parlament gebot endlich am 22. Febr. 1764, daß alle Jeſuiten, die Gnadengehalte genießen oder öffentliche Ämter in der Kirche und im Staate bekleiden wollten, einen Eid leiſten ſollten, daß ſie mit ihrem General ferner nicht in Verbindung ſtehen und keine andern Grundſätze behaupten wollten, als ſolche, die mit der Sicherheit des Königs und des Staates vereinbar wären. Da ſich aber unter 4000 nur fünf dazu verſtanden, ſo erfolgte am 9. März ein neuer Befehl, nach welchem alle Ordensglieder binnen vier Wochen das Reich verlaſſen ſollten. Noch hofften die Jeſuiten durch einen Machtſpruch des Königs gerettet zu werden, und ihre Gönner ſparten keine Mühe, dieſen Fürſten günſtig für ſie zu ſtimmen; allein ſie täuſchten ſich, denn im November 1764 erſchien ein königliches Edict, durch welches der Jeſuitenorden in Frankreich völlig und für immer aufgehoben, doch den Mitgliedern deſſelben erlaubt wurde, im Königreiche zu bleiben, wenn ſie durch Losſagung von ihren Gelübden, durch Ablegung der Ordenstracht und Befolgung der Geſetze des Reichs ſich als treue Unterthanen verhalten würden. So endigte der Jeſuitenorden in Frankreich nach langem, glänzendem Beſtehen und nach heftigem Kampfe, doch aber auf eine mildere Weiſe, wie in Portugal, Spanien und Neapel. Kaum erfuhr der General, was in Frankreich geſchehen, als er heimlich an die Superioren in Frankreich ſchrieb und ſie ermahnte, zwar das Ordenskleid abzulegen, aber innerlich dem Orden treu und unter einander vereinigt zu bleiben, bis der Zeitpunkt erſcheinen würde, wo ſie auch wieder äußerlich verbunden erſcheinen könnten. Papſt Clemens erließ eine Bulle, wodurch er die Aufhebung des Ordens für unrechtmäßig erklärte, den Orden aufs Höchſte belobte, ja ſogar mit neuen Privilegien begabte und der franzöſiſchen Regierung mit dem Banne drohte; doch wurde dieſe Bulle in beinahe allen katholiſchen Staaten verboten und eine im folgenden Jahre erlaſſene, noch heftigere, Bulle gleichfalls.

Iſt es ausgemacht, daß der Jeſuitenorden, als mit der vorgeſchrittenen Aufklärung und den durch vermehrte Einſichten beſſer geregelten Rechten der Staaten im Widerſpruche ſtehend, ſeinem Verfalle unausbleiblich entgegengehen mußte, ſo iſt es doch ebenſo gewiß, daß er ſelbſt durch zu kühne, unüberlegte Angriffe auf ſeine Gegner, durch hartnäckigen Widerſtand auch in ſolchen Sachen, wo er ohne merklichen Nachtheil hätte nachgeben können, endlich durch den unbeſonnenen Eifer ſeines wichtigſten Vertheidigers, des Papſtes Clemens XIII., ſeinen Untergang beſchleunigt hat. Clemens opferte ſich für den Orden auf, aber indem er die Könige mit Bann und Excommunication ſchrecken wollte, vergaß er, daß dieſe kirchlichen Waffen ſeit dem 15. Jahrh. unwirkſam geworden waren. Als er wegen der Vertreibung der Jeſuiten den Bannfluch gegen den Herzog von Parma ſchleuderte, da nahmen ſich die Bourbon'ſchen Höfe des Herzogs als ihres Verwandten an und traten im Vereine mit Öſterreich mit der Foderung auf, daß er ſein Breve gegen Parma zurücknehmen ſollte, weil es die Würde weltlicher Fürſten herabſetze und Grundſätze verdamme, die ſie längſt angenommen hätten. Als der Papſt mit der Antwort

Digitized by Google

zögerte, da wurden Frankreich und Neapel von den übrigen Höfen aufgefodert, ſich der in Händen habenden Zwangsmittel zu bedienen, um den Widerruf des Breve und zugleich die völlige Aufhebung des Jeſuitenordens zu bewirken. Dem zufolge nahm Frankreich dem Papſte Avignon und Venaiſſin, Neapel Benevento, beides gleichzeitig am 11. Jun. 1768. Dadurch ließ ſich der Papſt doch nicht bewegen, den Foderungen der Höfe Genüge zu leiſten. Allein Clemens XIII. ſtarb am 3. Febr. 1769, und ſein Nachfolger, der gemäßigte und helldenkende Clemens XIV., trat, um dem römiſchen Stuhle die entzogenen Provinzen zu retten, mit den Bourbon'ſchen Höfen ſogleich in Unterhandlungen. Daß er vor ſeiner Wahl die Aufhebung des Jeſuitenordens den Bourbon'ſchen Höfen habe zuſichern müſſen, iſt nicht mit Beſtimmtheit zu behaupten, doch auch nicht unwahrſcheinlich, da dieſe Höfe dem Conclave erklärt hatten, daß ſie keinen andern Papſt anerkennen würden, als einen, der die Aufhebung des Ordens bewirkte. Dem ſei, wie ihm wolle, Clemens XIV. ſah die Nothwendigkeit ein, das freundſchaftliche Vernehmen mit den großen Höfen wieder herzuſtellen, wenn er dem römiſchen Stuhle einen unerſetzlichen Verluſt erſparen wollte, da die meiſten zur römiſchen Kirche gehörigen Staaten bereits ohne Mitwirkung des Papſtes Reformationen in ihren Ländern zu unternehmen begannen. Um ſich mit den Monarchen zu befreunden, hob er die berüchtigte Nachtmahlsbulle und das gegen den Herzog von Parma erlaſſene Monitorium auf, wodurch er denn auch die Rückgabe der beſetzten Provinzen bewirkte, ſowie von dem ſpaniſchen und portugieſiſchen Hofe die bis dahin zurückgehaltenen Geldzuflüſſe nach Rom; doch drangen die Höfe unaufhörlich auf die Aufhebung des Jeſuitenordens, wozu er ſich noch immer nicht entſchließen wollte. Wie er eigentlich gegen den Orden geſonnen ſei, blieb lange im Zweifel; denn obwol er, als gleich nach ſeiner Erhebung alle Ordensgenerale ihm Glück zu wünſchen kamen, den Jeſuitengeneral nicht vor ſich ließ, ſo ertheilte er doch den Jeſuiten für ihre Miſſionen neue Privilegien und gab den Höfen auf ihr Begehren nur ausweichende Antworten. Die Jeſuiten aber betrugen ſich nach den erlittenen Unfällen nur noch ſtolzer und widerſetzlicher, ſodaß ſie ihren Untergang beſchleunigt haben würden, auch wenn er nicht ſchon beſchloſſen geweſen wäre. So ließen ſie das gegen die Fürſtenmacht gerichtete Werk des Bellarmin in Mainz lateiniſch, in München teutſch neu herausgeben. Doch die Kurfürſten ließen dieſe gefährliche Schrift ſogleich verbieten. Gegen den Papſt ſelbſt vergingen ſie ſich auf eine ganz unverantwortliche Weiſe, indem ſie eine Menge Schmähſchriften gegen ihn verbreiteten, und als Clemens dem Ordensgeneral Ricci den Vorſchlag machte, den Orden zu reformiren, um den Monarchen den Vorwand zu nehmen, auf ſeine Aufhebung zu bringen, da antwortete er ſtolz: „Sint, ut sunt, aut non sint!“ Dennoch ließ dieſer Papſt drei Jahre vorübergehen, ohne einen den Orden nachtheiligen Schritt zu thun; endlich konnte er aber den immer dringender werdenden Foderungen der Bourbon'ſchen Höfe nicht länger widerſtehen, beſonders da auch Öſterreich, welches bis dahin ſich den Jeſuiten nicht eben abgeneigt gezeigt hatte, nunmehr darin einſtimmte. Doch auch jetzt ſchritt er nur allmälig zu Werke. Der erſte auffallende Schritt, den er that, war die Aufhebung der Seminarien zu Rom am 17. Sept. 1772. Den Vorwand dazu gab die üble Wirthſchaft der Anſtalt, die wirklich 180,000 römiſche Scudi Schulden hatte. Zwei Monate darauf, am 12. November, hatte das Seminarium zu Frascati ein gleiches Schickſal. Im Februar 1773 trat Clemens ſchon deutlicher mit ſeiner Abſicht hervor, indem er dem Cardinal Malvezzi die unbeſchränkte Vollmacht ertheilte, alle Collegien und Häuſer der Jeſuiten in ſeiner Diöces von Bologna zu unterſuchen und nach Gutbefinden aufzuheben. In Bologna widerſetzten ſich die Jeſuiten den Verfügungen des Cardinals, als er die Novizen entfernen und zu Ablegung der Ordenskleider zwingen wollte. Sie wandten ſich an den Papſt, erhielten aber einen ungünſtigen Beſcheid. Auch jetzt gehorchten ſie noch nicht und konnten nur mit dem Beiſtande des Militairs zum Gehorſam gezwungen werden. Auch in Ferrara und Ancona und in andern Städten des Kirchenſtaats wurden ihre Güter in Beſchlag genommen, ihre Archive verſiegelt und ihnen alle prieſterliche Functionen unterſagt. Während deſſen wurde der Papſt durch Drohungen und Prophezeihungen vielfach beunruhigt; doch ließ er ſich nicht ſchrecken, ſondern faßte am 21. Jul. 1773 das Aufhebungsbreve ab [52]). Ehe er daſſelbe unterſchrieb, theilte er es aber allen europäiſchen Cabinetten mit, um deren Gutachten darüber zu vernehmen; dann berief er eine geheime Congregation, die aus den Cardinälen Corſini, Marefoſchi, Caraffa, Zelada und Caſali, dem Secretair Macedoni, dem Aſſeſſor Albani und zwei Theologen, dem Dominikaner Mamachi und dem Franziskaner Monferrato beſtand; und nachdem dieſe Congregation vom 9. bis zum 15. verſammelt geweſen war, wurde am 16. Auguſt das Aufhebungsbreve bekannt gemacht und der Orden ſeiner Misbräuche und des gegen den päpſtlichen Stuhl bewieſenen Ungehorſams wegen für alle Zeiten für aufgehoben erklärt. Sogleich nach der Bekanntmachung wurden alle Jeſuitenhäuſer in Rom mit Soldaten beſetzt und die Mitglieder unter Aufſicht gehalten. Den Prieſtern wurde die Wahl gelaſſen, ob ſie in einem gemeinſchaftlichen Hauſe unter Aufſicht eines Weltprieſters, doch ohne Verrichtung geiſtlicher Handlungen, leben, oder das Ordenskleid ablegen und bei den Biſchöfen geiſtliche Verrichtungen übernehmen wollten; in beiden Fällen wurde ihnen ein Jahrgehalt zugeſichert. Der General Ricci mit ſeinen fünf Aſſiſtenten und noch drei andern Jeſuiten wurde am 24. Sept. verhaftet, nach der Engelsburg gebracht und wegen der Ordensgeheimniſſe, beſonders wegen der vermutheten großen Ordensſchätze, inquirirt, doch wurden weder Schätze noch Geheimniſſe entdeckt, da er Zeit genug gehabt hatte, ſowol Geld als Papiere in Sicherheit zu bringen. Er ſtarb im Gefängniſſe den 24. Nov. 1774. Früher noch, am 22. Sept. 1774, ſtarb

52) Die Aufhebungsbulle theilt P. P. Wolf (a. a. O. 3. Bd. S. 433—459) in ausführlicher Überſetzung mit.

Digitized by Google

Papſt Clemens in der Überzeugung, daß er aus Rache von den Jeſuiten vergiftet worden ſei. Ob dieſes gegründet oder nicht, darüber ſind die Stimmen getheilt.

Durch das Breve Clemens' XIV. war der Jeſuitenorden zwar geſetzlich aufgehoben, aber noch keineswegs völlig vertilgt, denn die einzelnen Glieder, oder auch einzelne Abtheilungen und Landsmannſchaften der Geſellſchaft benutzten die ſich ihnen darbietenden günſtigen Gelegenheiten, um die Form und das Weſen des Ordens unter ſich fortbeſtehen zu laſſen, da ſie die Hoffnung zur Wiederherſtellung des Ordens nicht aufgegeben hatten. Die ungleiche Aufnahme und Vollziehung der Aufhebungsbulle in den verſchiedenen europäiſchen Staaten war ihnen dazu förderlich. In Teutſchland waren die Jeſuiten bei weitem ſo verhaßt nicht, als in den ſüdeuropäiſchen Staaten, denn die Wirkſamkeit der teutſchen Jeſuiten war, wenngleich nicht weniger umfaſſend, doch nicht ſo geräuſchvoll und gewaltſam, als in jenen Staaten, die ſich zu ihrer Vertreibung noch vor Aufhebung des Ordens veranlaßt fanden. Das lag in der Natur der Umſtände; denn einmal mußten ſie vorſichtig zu Werke gehen, da der proteſtantiſche Theil von Teutſchland alle ihre Schritte mit eiferſüchtiger Wachſamkeit beobachtete, dann aber war es ihnen bei der Vielheit der teutſchen Regierungen unmöglich, entſcheidend auf die politiſchen Angelegenheiten einzuwirken, beſonders auch da die proteſtantiſchen Reichsſtände ihnen ſtets entgegentraten. Dagegen ſuchten ſie mit dem glänzendſten Erfolge ihren Einfluß auf das Volk zu begründen; auch hatten ſie einen mächtigen Rückhalt an den geiſtlichen Fürſten, die meiſtens von Jeſuiten erzogen, oft ſogar heimliche Mitglieder der Geſellſchaft, ſtets den Vortheil des Ordens beförderten. Dieſen günſtigen Umſtänden ungeachtet gerieth das Anſehen des Ordens in Teutſchland doch ſchon mehre Jahre vor ſeiner Aufhebung und durch die eigne Schuld ſeiner Mitglieder in Verfall. In Öſterreich war nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges die Nothwendigkeit der Verbeſſerung der Lehranſtalten fühlbar geworden, und die Kaiſerin Maria Thereſia hatte dem Erzbiſchof Migazzi von Wien aufgetragen, die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Dieſer, der kein Feind des Ordens war, wollte zu dem Zweck zwei gelehrte Jeſuiten aus Italien berufen, wo denn doch immer die Univerſität Wien und die übrigen höhern Lehranſtalten in den Händen der Jeſuiten geblieben wären; da ſich aber der Provinzial Lecchi den Anordnungen des Erzbiſchofs unklug widerſetzte, ſo ließ die Kaiſerin zwei theologiſche Lehrſtühle durch einen Dominikaner und einen Auguſtiner beſetzen; auch wurde den Jeſuiten die Büchercenſur entzogen und ein ſtrenges Verbot gegen mehre jeſuitiſche Schriften erlaſſen. Der Erzbiſchof aber nahm ihnen die Aufſicht über die Bildung der jungen Geiſtlichkeit und errichtete ein Prieſterſeminarium, worüber er Weltgeiſtliche zu Aufſehern ſetzte. Ferner verordnete er, daß die Jeſuiten ohne ſeine Bewilligung in Zukunft weder Beichte hören, noch die Gewiſſen der Nonnen leiten ſollten. Sobald der vornehme öſterreichiſche Adel die Ungunſt der Jeſuiten bei Hofe bemerkte, entzog er ſeine Söhne dem Unterrichte dieſer Geiſtlichen, die ſich nun vergebens bemühten, den Erzbiſchof bei der Kaiſerin in Ungnade zu bringen, dafür aber die Beichtväterſtellen bei Hofe verloren. In Baiern[53]) benahmen ſich die Jeſuiten um nichts vorſichtiger. Ungeachtet Kurfürſt Maximilian III. ihnen viele Wohlthaten erwieſen hatte, ſo verſpotteten ſie ihn doch öffentlich in einer dramatiſchen Poſſe, als er die Akademie der Wiſſenſchaften geſtiftet hatte, und brachten ihn auch bei dem Volke in den Verdacht der Ketzerei. Auch geſchärfte Verbote konnten nicht verhindern, die Akademie und deren einzelne Mitglieder durch die boshafteſten Schmähſchriften anzugreifen, als der Kurfürſt durch ſie 1770 einen neuen Schulplan entwerfen ließ. Der Kurfürſt von Mainz unternahm 1772 ebenfalls eine durchgreifende Verbeſſerung des Schulweſens, ohne die Geſellſchaft Jeſu dabei zu berückſichtigen. Daſſelbe that auch der Biſchof von Paſſau. Der Kurfürſt von Trier aber war durch ſeinen Weihbiſchof Hontheim (Febronius) entſchieden gegen die Jeſuiten geſtimmt. Deſſenungeachtet fand in Teutſchland die Aufhebung der Jeſuiten bei weitem den lauten und einſtimmigen Beifall nicht, der davon erwartet worden war; denn Papſt Clemens hatte einmal gegen die Form verſtoßen, da er die Bulle den teutſchen Biſchöfen durch die Nuntien hatte mittheilen laſſen, wodurch das Placitum regium des Reichsoberhauptes verletzt worden war; dann aber blieb die Frage im Zweifel, wem die Güter des aufgehobenen Jeſuitenordens anfallen ſollten? Der Reichshofrath entſchied zwar, daß die Güter der Kirche heimfallen müßten, allein jeder Landesherr verfuhr damit nach eignem Gutdünken. Übrigens war das Schickſal der aufgehobenen Mitglieder des Ordens in Teutſchland um vieles milder, als in andern Ländern, nicht nur hatten ſie Zeit gehabt, alle dem Orden gehörige Baarſchaften und Koſtbarkeiten in Sicherheit zu bringen, ſondern ſie wurden auch mit Pfarrpfründen und einträglichen Lehrämtern verſorgt, überall unter dem Namen Exjeſuiten geduldet und häufig ſogar begünſtigt. Der Erzbiſchof Migazzi von Wien, der doch ſo viele Kränkungen von den Jeſuiten erlitten hatte, wurde ihr erklärter Vertheidiger, als der Orden aufgehoben wurde; er proteſtirte dagegen und erklärte, daß er ohne dieſe Geiſtlichen weder die Kirche noch die Schulen in ſeinem Sprengel hinreichend verſorgen könne. Großes Aufſehen erregte es, daß König Friedrich II. von Preußen die Aufhebungsbulle nicht anerkannte und die Jeſuiten in Schleſien fortbeſtehen ließ, was aber keineswegs aus Gunſt für den Orden, ſondern deshalb geſchah, weil er durch den breslauer Frieden ſich verpflichtet hatte, in der Religion Alles ſo zu laſſen, wie er es gefunden, dann aber, weil er für den Augenblick die Jeſuiten bei den Lehranſtalten durch keine andern Gelehrten zu erſetzen wußte. Bald änderte er doch ſeinen Entſchluß. Im J. 1776 mußten die Jeſuiten den Namen und die Kleidung ihres Ordens ablegen, in eine andere geiſtliche geſchloſſene Geſellſchaft zuſammentreten, ſich Prieſter des königlichen Schulinſtituts nennen und den Unterricht nach einem von dem Könige vorgeſchriebenen

53) ſ. Ant. v. Bucher u. Kleſſing, Die Jeſuiten in Baiern vor und nach ihrer Aufhebung. 2 Bde. (München 1819.)

Digitized by Google

Plane ertheilen; auch ihre Güter kamen unter die Verwaltung der königlichen Obergerichte; endlich wurde 1781 auch dieſes Inſtitut aufgehoben und die Glieder erhielten einzeln Anſtellungen bei den Schulen. Um die Schulden der Geſellſchaft zu zahlen, wurde die ihr ehemals gehörige Herrſchaft Wartenberg für 300,000 Thlr. verkauft.

In Venedig und Toscana gingen die Regierungen bei der Aufhebung des Ordens mit großer Schonung der Mitglieder zu Werke und vermieden ſowol alle Kränkung der Einzelnen als auch die Herabſetzung des Ordens auf das Sorgfältigſte, und da in dieſen Staaten die Jeſuiten keine Widerſetzlichkeit bei der Aufhebung zeigten, ſo wurde für ihren Unterhalt freigebig geſorgt. In Polen dagegen fiel ihr Loos am härteſten aus; denn obgleich lange gezögert wurde, die päpſtliche Bulle zu vollziehen, und obgleich ſie von allen Seiten viele Beileidsbezeigungen erhielten, ſo riſſen doch die Magnaten, als es zur wirklichen Aufhebung kam, die Ordensgüter an ſich, ohne daß für den Unterhalt der Ordensbrüder geſorgt wurde, die daher lange Zeit hindurch wirklich Noth litten. Später machten ſie den Antrag, unentgeltlich die Erziehung der Jugend zu übernehmen und im J. 1790 ſtrebten ſie, die Wiedereinführung des Ordens in Polen zu bewirken, beides aber ohne Erfolg.

In Rußland geſtaltete ſich das Schickſal der Jeſuiten nach der Aufhebung des Ordens am glücklichſten. Zu Folge eines Geſetzes Peter's des Großen ſollte im ruſſiſchen Reiche kein Jeſuit geduldet werden; als aber durch die erſte Theilung von Polen 1772 mehre Provinzen dieſes Reiches an Rußland kamen, da erklärte Katharina II. das Geſetz Peter's des Großen für aufgehoben und die Jeſuiten in den ihr zugefallenen polniſchen Provinzen für geduldet. Dieſe leiſteten den von ihnen verlangten Treueid unweigerlich und der Rector Czerniewicz von Polocz erwarb ſich bei der Gelegenheit die Freundſchaft des erſten Miniſters Czerniczew. Als darauf die Aufhebungsbulle erſchien, verbot die Kaiſerin die Bekanntmachung derſelben und verſicherte die Jeſuiten ihres Schutzes. Czerniewicz, der unterdeſſen Provinzial geworden war, bat mit anſcheinender Demuth die Kaiſerin, ihm zu erlauben, mit ſeinen Ordensbrüdern dem päpſtlichen Befehle gehorſam zu ſein. Von Czerniczew berathen, gab dieſes die Kaiſerin nicht zu und widerſetzte ſich beharrlich, die päpſtliche Bulle anzuerkennen. Um ſeine Abſicht durchzuſetzen, hatte der päpſtliche Hof dem Titularbiſchof von Mallo, Sieſtrzenzewicz, eine unbeſchränkte Vollmacht zur Reformirung aller im ruſſiſchen Polen befindlichen Mönchsorden gegeben, und da dieſer Prälat kein Freund der Jeſuiten war, ſo hatte er die geheime Weiſung erhalten, ihre Aufhebung im ruſſiſchen Gebiet zu bewirken. Die Kaiſerin ernannte ihn aber zum Biſchof von Weißrußland und verlangte von ihm, daß er die Jeſuiten nicht nur anerkennen, ſondern ihnen auch die Befugniß ertheilen ſollte, ein Noviziat zu errichten. So ungern er ſolches auch that, ſo wollte er doch nicht die Ungnade der Kaiſerin wagen und willigte ein. Der Papſt ſträubte ſich zwar ſehr dagegen, mußte endlich aber doch geſchehen laſſen, daß der Biſchof zum Erzbiſchof von Mohilow erhoben, der Jeſuit Benislawski zu ſeinem Coadjutor ernannt und zugleich ein Noviziat errichtet wurde. Wenigſtens das Letztere zu verhindern, war der päpſtliche Hof unabläſſig bemüht; allein die Jeſuiten wußten ſich den Schutz des Fürſten Potemkin zu verſchaffen und dieſer bewirkte ihnen am 25. Jul. 1782 die kaiſerliche Erlaubniß, einen Generalvicar zu ernennen, welcher ihr höchſtes Ordenshaupt ſein ſollte, bis es von Rom aus erlaubt ſein würde, einen General zu wählen. Die Wahl fiel auf den Provinzial Czerniewicz. Seitdem beſtand der Orden in ſeiner ganzen Einrichtung wieder und der Generalvicar war im völligen Beſitze aller Gewalt eines ehemaligen Ordensgenerals, denn ſeinen geheimen Befehlen gehorchten auch die in andern Ländern befindlichen Mitglieder. Die Hoffnung aber, daß ſich der Orden ſchnell durch ganz Rußland verbreiten würde, erfüllte ſich nicht, ſondern die Geſellſchaft blieb großentheils auf Weißrußland beſchränkt und konnte ſchon aus dem Grunde ſich nicht ſchnell vermehren, weil es ihr an den nöthigen Unterhaltmitteln gebrach, da ſich keine Gelegenheiten fanden, große Güter zu erwerben. Auch blieb ihnen der Zutritt in den beiden Hauptſtädten des Reiches unterſagt. Erſt unter Paul I. wurde den Jeſuiten erlaubt, ſich auch in Moskau und Petersburg niederzulaſſen, doch war dieſer Gewinn ſo groß nicht, da die Landesreligion ihnen ſtets ein bedeutendes Hinderniß blieb, Einfluß auf das Volk und auf die Großen zu gewinnen.

Daß der Orden nach ſeiner Aufhebung im Geheimen noch immer fortbeſtehe, davon zeigten ſich in mehren europäiſchen Ländern deutliche Spuren, von denen aber der Zuſammenhang um ſo weniger hiſtoriſch nachgewieſen werden kann, als eine wol zu weit getriebene Beſorgniß vor dem Einfluſſe der Jeſuiten oft auch da eine Wirkſamkeit des Ordens zu entdecken glaubte, wo ſie in der That nicht beſtand. Ziemlich gewiß iſt es aber, daß ſich die Jeſuiten einen Einfluß auf den Freimaurerorden und auf andere geheime Geſellſchaften zu erwerben wußten, um vermittels derſelben wieder Einfluß bei den Fürſten und Großen zu gewinnen. In Frankreich verſuchten ſie dieſes mit der Stiftung höherer Grade und dem Clermont'ſchen Syſtem daſelbſt und auch in Teutſchland mit der Einführung des Tempelherrenſyſtems, welches mit dem erſtern zuſammenhing. Ebenſo wirkten ſie durch die Roſenkreuzer, und wie vermuthet wird, mußten auch die Illuminaten zu ihren Zwecken dienen. Indeſſen führten die Verſuche höchſtens zu einzelnen Bekehrungen hochgeſtellter Perſonen; denn in dem proteſtantiſchen Teutſchland war die Furcht vor der Wiederherſtellung des Ordens rege geworden, und die Schriftſteller ſchrieben jede verdächtige Handlung den verkappten Jeſuiten zu, wodurch denn Fürſten und Völker mit Mistrauen erfüllt wurden und die Jeſuiten in ihren Abſichten überall auf unüberwindliche Schwierigkeiten ſtießen. Auch ihre Verſuche, in Italien unter andern Namen wieder als eine geſchloſſene Geſellſchaft aufzutreten, mislangen, wahrſcheinlich durch innern Zwieſpalt und durch Mangel an hinreichenden Geldmitteln. Indeſſen hörten die Mitglieder nicht auf,

Digitized by Google

für die Wiederherſtellung des Ordens thätig zu ſein, und ihre Beharrlichkeit errang endlich doch den Sieg.

Die Wiederherſtellung des Ordens erfolgte eigentlich ſchon 1801, in welchem Jahre Papſt Pius VII. die Geſellſchaft Jeſu in Weißrußland anerkannte und den Generalvicar Daniel Gruber beſtätigte. Durch dieſe Anerkennung war die frühere Aufhebung für ungültig erklärt und die Mitglieder des Ordens hatten das Recht erhalten, auch in andern Ländern unter ihrem wahren Namen aufzutreten. Das war aber noch mehr der Fall, als der Papſt zwar nur im Geheimen, doch ſo, daß es in allen katholiſchen Ländern bekannt wurde, 1804 den Orden in Sicilien herſtellte. Nachdem aber durch den Sturz Napoleon's der päpſtliche Stuhl ſeine Rechte und Freiheiten wieder erhalten hatte, rief er am 14. Aug. 1814 durch die Bulle Sollicitudo omnium den Orden aufs Neue ins Leben und ſtellte ihn in ſeiner ganzen frühern Verfaſſung und mit allen ſeinen Rechten feierlich wieder her. Er ertheilte auch den Mitgliedern, von denen ſich mehre ſogleich in Rom einfanden, und den Niederländer Rottenhahn zu ihrem Generale wählten, das römiſche Collegium als Eigenthum, und mit ſeiner Genehmigung errichteten die Jeſuiten ein Noviziat, in welches ſogleich einer Menge vornehmer Jünglinge eintraten. Eine von den Jeſuiten und ihren Freunden längſt aufgeſtellte Behauptung, daß durch die Aufhebung des Jeſuitenordens der Kirche und den Thronen ihre ſicherſte Schutzwehr gegen Unglauben und Zügelloſigkeit genommen worden ſei, fing bei mehren katholiſchen Höfen an, Eingang zu finden; daher erfolgte nicht nur kein Widerſpruch gegen die Herſtellung der Jeſuiten, ſondern im Gegentheil eilten mehre Regierungen, die Jeſuiten in ihren Staaten wieder einzuführen und ſie mit reichen Gütern auszuſtatten. Von den italieniſchen Staaten nahm Modena 1815 zuerſt ſie auf und verlieh ihnen ein reichausgeſtattetes Collegium. Sardinien und Neapel ſtellten gleichfalls die in ihren Gebieten einſt befindlichen Jeſuitencollegien her, vertrauten ihnen wieder die Lehranſtalten an und verſahen ſie mit beträchtlichen Einkünften. Von Florenz und dem öſterreichiſchen Italien blieben ſie dagegen ausgeſchloſſen. In Spanien ſtellte Ferdinand VII. durch das Edict vom 29. Mai 1818 den Orden mit ſeinen ſämmtlichen Vorrechten her und ſetzte ihn in den Beſitz aller demſelben ehemals gehörigen Güter. Zu gleicher Zeit wurde ihnen auch in dem Schweizercanton Freiburg ein Collegium wieder eingeräumt, welches eigentlich die Beſtimmung hatte, eine Pflanzſchule des Ordens für Teutſchland und Frankreich zu ſein. In Teutſchland wollte es ihnen nicht gelingen, wieder Eingang zu finden; deſto glücklicher waren ſie aber in Frankreich. Da in dieſem Reiche die Kirchen und Schulanſtalten wirklich in einem tiefen Verfalle waren, ſo fand ihr Anerbieten, dieſelben wieder emporzubringen, bei der Regierung gleich nach der Reſtauration eine bereitwillige Aufnahme. Um indeſſen das Verbannungsgeſetz vom J. 1764, welches noch nicht aufgehoben war, zu umgehen, zugleich aber auch das gegen ſie bei der Mehrzahl des Volkes herrſchende Vorurtheil zu vermeiden, erſchienen ſie Anfangs nicht als wirkliche Jeſuiten, ſondern unter dem Namen **Pères de foi** oder frères ignorantins, und erhielten als ſolche beträchtliche Güter und Häuſer eingeräumt. Ihr Wiedererſcheinen verurſachte große Bewegungen in der Deputirtenkammer und bei einem großen Theile des Volks, und ſie waren unaufhörlichen Angriffen ausgeſetzt. Dennoch erhielten ſie ſich nicht nur durch den Schutz der Regierung und der höhern Geiſtlichkeit, ſondern durften es ſogar wagen, öffentlich unter ihrem wahren Namen und in ihrer Ordenskleidung aufzutreten. Eine ganz beſondere Begünſtigung genoſſen ſie aber von Karl X., der 1825 den Thron beſtieg, unter welchem ihr Einfluß bei Hofe ungemein groß war. Dieſes Glück nahm aber bei der Revolution 1830 ein Ende, nach welcher ſie völlig und für immer aus Frankreich verbannt wurden und ihre Zuflucht großentheils nach Freiburg in der Schweiz nahmen. Während dem Orden in Frankreich ſich ſo glückliche Ausſichten eröffneten, erlitt er in andern Ländern wieder beträchtliche Verluſte. In Spanien wurden bei der im J. 1820 ausgebrochenen Revolution die Jeſuiten verbannt und ihre Güter eingezogen. Zwar wurden ſie, nachdem Ferdinand VII. 1823 die Cortes unterdrückt hatte, wieder zurückberufen, doch konnten ſie bei der Armuth des Staates nicht völlig für ihre Verluſte entſchädigt werden. In Rußland hatten die Jeſuiten durch ihre Bekehrungsverſuche junger Perſonen aus vornehmen Häuſern ſich im J. 1817 die Verbannung aus den beiden Hauptſtädten zugezogen. Da ſie dieſer Warnung ungeachtet aber noch nicht unterließen, viele ruſſiſche Unterthanen zum Übertritt von der griechiſchen Kirche zur katholiſchen zu bewegen, und da ſie auch in mehren Fällen unter mancherlei Vorwänden den Geſetzen und Verordnungen der Landesregierung ungehorſam waren, ſo wurden ihre ſämmtlichen Güter in Rußland und Polen eingezogen, ihre Collegien, worunter das zu Polocz, für eine Hauptſtätte der jeſuitiſchen Wirkſamkeit galt, aufgehoben und ſie ſelbſt aus dem ruſſiſchen und polniſchen Gebiet verbannt. Die Vertriebenen ſuchten nun eine Zuflucht im Öſterreichiſchen, doch wurde ſie ihnen nur einige Jahre hindurch bewilligt und ſchon 1825 mußten die aus Rußland eingewanderten Jeſuiten die Grenzen des Kaiſerſtaats verlaſſen. Übrigens genießen die Jeſuiten im Öſterreichiſchen wenigſtens ſtillſchweigende Duldung; in Galizien beſitzen ſie aber fünf Collegien. Da in dem Öſterreichiſchen ſeit der Aufhebung des Jeſuitenordens mehre andere geiſtliche Orden, als die Redemtoriſten, Piariſten, Theatiner u. ſ. w., die Jeſuiten im Beichtſtuhl und bei den Lehranſtalten erſetzen, ſo iſt die Hoffnung der Jeſuiten, in dieſem Staate völlig hergeſtellt zu werden, nicht erfüllt worden. Auch in den andern Ländern iſt die öffentliche Meinung zu ſehr wider ſie, als daß ein erneueter Flor des Ordens zu erwarten ſtände.

Die Wiederherſtellung des Jeſuitenordens hat den Streit über die Schädlichkeit oder Nützlichkeit dieſer Geſellſchaft aufs Neue angeregt und einen ſehr lebhaften Schriftenwechſel bewirkt, durch welchen aber nichts Neues von Bedeutung zu Tage gefördert worden iſt. Alle Gegner der Jeſuiten und alle Freunde einer reinen Sitten-

Digitized by Google

lehre waren längſt darüber einverſtanden, daß der jeſuitiſche Probabilismus das verabſcheuenswürdigſte Syſtem war, welches je die kaltherzigſte Selbſtſucht erdacht hat und wodurch die höchſte Ruchloſigkeit und der himmelſchreiendſte Frevel entſchuldigt oder gar gebilligt werden können. Wo möglich noch abſcheulicher und verwerflicher war die von den Jeſuiten gleichfalls gelehrte Reservatio mentalis, wodurch die ſchamloſeſte Lüge und Heuchelei als etwas höchſt Unſchuldiges erſcheint. Der bekannte jeſuitiſche Grundſatz, daß zur Erreichung guter Zwecke auch ſchlechte Mittel angewandt werden können, öffnet jedem Verbrecher Thor und Thür, und nicht geleugnet mag werden, daß dieſem Grundſatze gemäß Aufruhr, Königsmord, Meineid und alle Arten von Laſter und Frevel von den Jeſuiten wirklich vertheidigt und gerechtfertigt worden ſind. Daß demnach die Religion, die Tugend, die Sittlichkeit, durch die Herſtellung der Jeſuiten nichts gewonnen hat, kann nur von denen beſtritten werden, die ſelbſt Anhänger der jeſuitiſchen Grundſätze ſind. Daß Volks- und Jugendlehrer, die dergleichen Grundſätze huldigen und verbreiten, der Menſchheit nicht nur keinen Gewinn bringen, ſondern vielmehr Unheil und Verderben bewirken, iſt augenſcheinlich. Daß die Wiſſenſchaft durch die Wiederherſtellung des Ordens nichts gewonnen hat, liegt wol zu klar zu Tage, um noch einer beſondern Erörterung zu bedürfen, da kein Ordensglied ſeit den nunmehr verfloſſenen 20 Jahren auch nur einen nennenswerthen Beitrag zur Vermehrung menſchlicher Erkenntniß geliefert hat. Ebenſo wenig gewinnt der Jugendunterricht durch die Jeſuiten; denn während überall Fortſchritte gemacht worden ſind, haben ſich die Jeſuiten weder in ihren Anſichten, noch in ihren Lehrmethoden von der Stelle bewegt und gnügen daher auch den mäßigſten Foderungen nicht. Was den Zweck des Ordens betrifft, ſo iſt dieſer allerdings noch immer der nämliche, den Aquaviva und ſeine Genoſſen und Nachfolger hatten, nämlich eine Ariſtokratie des Talents durch Obſcurantismus zu gründen; auch die Mittel ſind dieſelben: nämlich durch Erringung des Monopols des Schulweſens, der Gewiſſensleitung, der Wiſſenſchaften und des Handels, wodurch denn das letzte Ziel, die Begründung einer unabhängigen Jeſuitenmonarchie durch alle Staaten des Erdkreiſes, erlangt werden ſoll [54]). Doch daß bei dem gegenwärtigen Standpunkte menſchlicher Erkenntniß und menſchlicher Verhältniſſe dieſes Ziel ewig unerreicht bleibt und daß der Jeſuitenorden daher in unſern Zeiten auch keineswegs ſo gefährlich iſt, als er wol gehalten worden iſt, das ſcheint ausgemacht [55]). (*Rauschnick.*)

JESUITENMEDAILLEN. Die Jeſuiten haben ſich viel zu berühmt und berüchtigt gemacht, als daß es uns Wunder nehmen dürfte, ſowol im böſen als im guten Sinne auf ſie Bezug habende Münzen und Medaillen zu finden. Zu den erſtern könnte man vielleicht diejenigen Thaler des Herzogs Chriſtian von Braunſchweig rechnen, welche auf dem Avers in vier Zeilen die Worte enthalten: GOTTES FREVNDT DER PFAFFEN FEIND, und auf welchen der Revers einen aus den Wolken hervorragenden Arm zeigte, welcher in der Hand ein bloßes Schwert mit einer Jeſuitermütze auf der Spitze emporhält [1]). Zu den zweiten gehören eine Medaille, welche geprägt wurde, als Papſt Leo XIII. im J. 1582 zu Rom das große Jeſuitercollegium ſtiftete. Sie enthält auf der Aversſeite dieſe Worte: Gregorius XIII. Pont. Max. Collegium. Societatis. Jesu. Omnium. Nationum. Seminarium. (maxime pestiferum.) Pro. Sua. In. Christianam. Religionem. Et. Ordinem. Illum. Pietate. A. Fundamentis. Exstruxit. Et. Donavit. An. Sal. CIↃIↃLXXXVI. Pont. Sui. X. Romae. Auf der Rückſeite ſitzt der Papſt im völligen Ornate auf einem erhöhten Lehnſtuhle, 12 Jeſuiten ſegnend, welche vor ihm ſtehen, und über denen eine Tafel hängt, welche die Worte enthält: Ite, Operamini In Vinea. Domini. Umſchrift: Seminans. In. Benedictionibus. De. Benedictionibus Et. Metet. [2]). Ihr folgt eine Medaille, welche auf das erſte Jubelfeſt des Beſtehens der Jeſuiten 1639 geſchlagen wurde. Der Avers zeigt das rechts gekehrte Bruſtbild des Papſtes, Urban VIII. Er iſt barhäuptig mit ſpitzgekrümmtem Barte und mit dem Pluvial bekleidet dargeſtellt. Umſchrift: Urbanus VIII. Pon. Max. An. XVII. Im Abſchnitte: Casp. Molo. Die Rückſeite enthält zwiſchen zwei oben und unten angebrachten Flügelengelköpfen die Worte: Munificentia Ant. Barberini S. R. E. Card. Cam. Soc. Jesu. Ann. C. Pie Celebrato. S. CIↃIↃCXXXIX. V. Cal. Oct. [3]). Einen großen Werth ſetzten die Jeſuiten damals darauf, daß in dem Namen Loyola nach folgendem Eteoſtichon:

Adspicis! en centum LoyoLa amplectitur annos

dieſes Feſt gewiſſermaßen vorherverkündigt war. In der neuern Zeit erſchien eine Jeſuitenmedaille häufig in Polen und den angrenzenden Ländern. Sie iſt von ovaler Geſtalt, mit einem Henkel verſehen und von vergoldeter Bronze. Auf dem Avers ſieht man den Ignatius, in

---

54) ſ. G. von Wedekind, Der pythagoräiſche Orden ꝛc. (Leipz. 1819). S. 101—108. 55) Die beſte Zuſammenſtellung geſchichtlicher Thatſachen, den Jeſuitenorden betreffend, wiewol mitunter zu leidenſchaftlich abgefaßt, iſt: P. P. Wolf's allgemeine Geſchichte der Jeſuiten. 4. Bd. 2. Aufl. (Leipz. 1803), worin zugleich im 4. Bde. von S. 319—420 eine ſehr vollſtändige Literatur vorhanden. Unter vielem Oberflächlichen und Werthloſen, was in neuern Zeiten über die Jeſuiten zu Tage gefördert worden, zeichnen ſich vortheilhaft aus: Die Geſellſchaft Jeſu als univerſalhiſtoriſche Erſcheinung (Braunſchweig 1815). L. Tim. Spittler, über die Geſchichte u. Verfaſſung der Jeſuiten (Leipzig 1817). H. Eſcher, Die Jeſuiten im Verhältniſſe zu Staat u. Kirche (Zürich 1819). Catechismo de' Gesuiti storico-teologico-morale, esposto ed illustrato a profitto della gioventù (Leips. 1820). K. H. v. Lang, Geſch. der Jeſuiten in Baiern (Nürnberg 1819).

1) Er ſoll dieſe Thaler, von welchen man auch zwei andere mit der Inſchrift: „Verlier ich gleich Arm und Bein, ſo will ich doch der Pfaffen Feind ſein," haben will, aus der ſilbernen Statue des heil. Liborius haben prägen laſſen, ein Crimen laesae majestatis, was die Katholiken „dem tollen Chriſtian," wie ſie ihn nannten, nimmer vergeben konnten. Madai, Vollſtänd. Thaler-Cabinet. Nr. 1128. Köhler's Münzbeluſtigung. 3. Th. S. 376. S. 441. 2) Köhler a. a. O. 10. Th. S. 361. 3) Köhler a. a. O. 7. Th. S. 185. Madai Nr. 3156.

Digitized by Google

der Hand ein aufgeſchlagenes Buch mit den Worten: In. Maj. Dei. Glor. Vor ihm eine ſtrahlende Sonne, in deren Mitte das Jeſusmonogramm: I. H. S. Umſchrift: S. Ign. de Loyola. Soc. Jesu. Der Revers zeigt die gekrönte Mutter Gottes im Sternengewande, mit dem Chriſtkinde auf dem Arme. Umſchrift: S. Maria Czestochoviens. Dies bezieht ſich auf das wunderthätige Marienbild im Paulinerkloſter zu Czenſtochow in der Republik Krakau[4]). (*G. M. S. Fischer.*)

Jesuitenmütze, Nuss, ſ. Trapa (natans).

Jesuitenpulver (Pulvis Jesuitarum), ſ. Chinarinde.

Jesuitenthee, ſ. Chenopodium (ambrosioides).

JESUITINNEN. Daß der Stifter der Jeſuiten keinesweges den Plan hatte, ſeiner Geſellſchaft auch Nonnen zu geben, geht deutlich aus der Geſchichte der Entſtehung dieſes Nebenordens hervor, welcher in manchen ausführlichen Werken übee die Jeſuiten nicht einmal genannt, in andern ziemlich unter einander geworfen kurz verhandelt wird. Als Ignaz v. Loyola an immer größerer Bevorrechtung ſeines Ordens in Rom mit Glück arbeitete, fand ſich eine ſeiner alten Freundinnen, der er vielfachen Dank für allerlei Unterſtützungen ſchuldig war, in Rom ein, mit dem beſten Willen, dem neuen Ordensſtifter auch in dieſem Werke behilflich zu ſein, und einen Weg mit ihm zu wandeln. Die Dame war aus Barcelona, wo ſich Ignaz früher unter ganz andern, geringern Umſtänden von Zeit zu Zeit aufgehalten hatte; ihr Name war Iſabella Rozel, auch Roſella genannt. Vor Kurzem Witwe geworden, ergriff ſie der heilige Eifer und ſie ſchiffte nach Rom mit dem feſten Entſchluſſe, unter dem Gehorſam ihres alten Freundes ihr Leben und Vermögen Gott und der Kirche zu weihen. Zuvörderſt mühete ſich Roſella um gleichgeſtimmte Herzen, und nachdem ſie zwei Römerinnen zu gleichem Entſchluſſe gebracht hatte, wendete ſie ſich mit ihrem Geſuche an Loyola, fand aber zu ihrem Erſtaunen ihn von dem Vorſatze nicht entzückt, vielmehr machte er ihr ſolche Einwendungen, die als Weigerungen angeſehen werden konnten. Dieſe unverhofften Hinderniſſe machten die drei verbundenen Frauen nur noch beharrlicher, und durch Fürſprache einiger bedeutenden Männer erhielten ſie wirklich vom Papſte Paul III. die Erlaubniß zu einer ſolchen Verbindung. Jetzt hielt es Loyola für rathſamer, ſei es aus Gehorſam gegen die Verordnung des Papſtes, oder aus Rückſicht für die früher ihm von der Frau Rozel erwieſenen Wohlthaten, ſich dem kleinen Vereine nicht weiter zu widerſetzen, und unterzog ſich der Leitung deſſelben. Das gereuete ihn jedoch früh genug. Maffei berichtet, dieſe drei Frauen plagten ihn in wenigen Tagen mit unnützen Fragen, wunderlichen Einfällen, Klagen und Mishelligkeiten ſo ſehr, daß dieſe Wenigen ihm mehr Noth machten, als ſein ganzer Orden. Helyot, der dies Alles beſtätigt, ſetzt noch hinzu: Er wurde mit ihnen niemals fertig. Darüber verlor er die Geduld, ſtellte dem Papſte den Nachtheil vor, der für den ganzen Orden daraus hervorgehen würde, und der unüberſehbar ſich vergrößern müßte, wenn dieſer Frauenorden zahlreicher würde und ſich auch über andere Städte verbreitete. Darin irrte er zwae, denn viele Frauen regieren ſich leichter als drei, die gleiche Rechte haben wollen; allein der Papſt ging in ſeine Vorſtellungen ein, und befreite ihn und den Orden von der Aufſicht über dieſe Nonnen (1547 nach Helyot; Andere ſetzen 1546). Das Leben dieſer erſten Nonnengemeinde dauerte demnach nur ſehr kurze Zeit. Die Frauen mögen ſich jedoch nicht ſogleich völlig beruhigt haben, denn in einer ſpätern päpſtlichen Bulle vom J. 1549 wird wiederholt eingeſchärſt, daß der Orden der Jeſuiten auch alsdann nicht verbunden ſein ſolle, die Führung von Nonnen zu übernehmen, wenn es dieſen gleich vom Papſte vergönnt worden ſei, ſich ihren Gewiſſensrath zu wählen; er müßte denn die Jeſuiten ausdrücklich dazu ernannt haben (Schröckh, Kirchengeſch. 3. Bd. S. 536).

Deshalb vernachläſſigten aber die Jeſuiten die Frauenwelt nicht im Geringſten, und es fanden ſich ſpäter abermals allerlei weibliche Seelen, die Jeſuitinnen ſein und heißen wollten. Dergleichen erlebte man in der erſten Hälfte des 17. Jahrh. an verſchiedenen Orten in Italien, wo ſich mancherlei Frauen ganz auf eigene Hand zu einer Art klöſterlicher Vereinigung zuſammengethan und ſich den Namen Jeſuitinnen beigelegt hatten, ohne jemals vom Papſte beſtätigt worden zu ſein, ja ohne je um Erlaubniß zu einer ſolchen Verbindung angehalten zu haben. Der Eifer der freien Geſellſchaft war lebhaft genug. Man hatte viele einem geiſtlichen Orden nöthige Gebäude aufgerichtet, oder an ſich gekauft, ſich Vorſteherinnen aller Art nach dem Vorbilde der Jeſuiten erwählt, natürlich auch eine Generalin, die Pröpſtin hieß, und eine gewiſſe Kleidertracht feſtgeſetzt. Die Gelübde der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams wurden, wie in dem beſten Orden, in die Hände der Generalin abgelegt; nur von einer Verſchließung hinter die Kloſtermauern waren ſie keine Freundinnen; ſie gingen, wohin ſie wollten, ſtets in der Abſicht zu beſſern und zu bekehren. Darin erwieſen ſie ſich oft ſo auffallend, und unternahmen ſo viel Seltſames, daß es den Mönchen und der Geiſtlichkeit überhaupt oft verdrießlich fiel. Die freie Nonnengeſellſchaft vermehrte ſich jedoch ſo, daß ſich bereits in Teutſchland dergleichen eingerichtet hatten, die nicht minder unternehmend waren, als ihre Schweſtern in Italien. Urban VIII. ließ ſie daher durch Legaten und Biſchöfe aller Orten ermahnen, von ihrem nicht geregelten Unternehmen freiwillig abzuſtehen, was nicht das Geringſte wirkte. Der Papſt ſah ſich alſo genöthigt, ihren auf eigene Hand, ohne apoſtoliſche Erlaubniß gegründeten Orden durch ein Breve vom 21. Mai 1631 feierlich aufzuheben. Bei Strafe des Bannes wurde ihnen befohlen, ihre Häuſer zu verlaſſen, von einander abgeſondert zu wohnen, ihre bisherigen Ämter und Kleidung für immer abzulegen. Dazu wurden ihre Gelübde für vollkommen nichts erklärt, und ihnen Freiheit gelaſſen, in die Welt zurückzutreten, oder ſich andern vom Papſte gebilligten Orden anzuſchließen. So waren denn

4) Schmieder's Handwörterbuch der geſammten Münzkunde. Nachtrag. S. 85.

Digitized by Google

dieſe anmaßlichen Jeſuitinnen, ebenſo wie die erſten rechtlichen, d. h. vom Papſte beſtätigten, bald genug unterdrückt und für nachtheilig befunden worden.

Es gibt noch eine dritte Art Jeſuitinnen, die manche Schriftſteller überſehen, oder unter die Benedictinerinnen gerechnet haben mögen. Wenn alſo behauptet wird, daß ſich doch noch ſpätere Überbleibſel von dieſen Jeſuitinnen, beſonders in den Niederlanden, wo ſie Paters Kloppen genannt würden, ferner in Cöln, Wien, Prag und Breslau erhalten hätten, ſo kann dies nicht gradehin für eine Unachtſamkeit der Regierung folgender Päpſte ausgegeben werden, denn die ſpätern Jeſuitinnen ſtehen in ganz andern Verhältniſſen, und ſind nicht als Überbleibſel der anmaßlichen, 1631 aufgehobenen, zu betrachten.

Die Stifterin dieſes dritten Ordens der Jeſuitinnen war Johanna v. Leſtonac, geboren im J. 1556 zu Bordeaux. Ihr Vater, Richard v. Leſtonac, und ihrer Mutter Bruder, Michael v. Montagne, waren ſtreng katholiſch, während ihre Mutter zur reformirten Partei übergetreten war. Deſto eifriger ſorgten die beiden genannten Männer, daß die Tochter in ihrem Glauben verharrte, wozu auch ihr Bruder, der ſich den Jeſuiten anſchloß, wacker half. Sehr jung erwachte daher in ihr Neigung zum Kloſterleben. Aus Gehorſam gegen ihren Vater vermählte ſie ſich im 17. Jahre mit einem ſehr reichen Manne, dem Sohne des Statthalters von Bordeaux, Gaſton de Montferrant, wurde eine ſehr belobte Hausfrau und Mutter von vier Söhnen und drei Töchtern. Im J. 1597 ſtarb ihr Gemahl und die Liebe zum Kloſter erwachte um ſo lebendiger, da ſchon zwei der Töchter Nonnen geworden und drei ihrer Söhne geſtorben waren. Sie ging im J. 1603 zu den Feuillantinnen zu Toulouſe wider den Wunſch ihres Sohnes und zum Schmerz ihrer Tochter. Die ſtrenge Lebensart dieſer Kloſterfrauen ertrug ihr Körper nicht. Nach einem halben Jahre war ſie ſo krank, daß ſie wieder nach Bordeaux zurückgebracht werden mußte, ehe ſie Profeß gethan hatte. Unter allen Annehmlichkeiten des Weltlebens im Schooße der Ihrigen konnte ſie dennoch ihren alten Plan nicht vergeſſen. Die Vermählung ihrer Tochter mit dem Baron d'Arpaillont war ihr vorzüglich darum erwünſcht, daß ſie ein Hinderniß weniger zur Ausführung ihres Planes habe. Indem ſie ihre Tochter in Perigord häuslich einrichten half, überredete ſie ein Fräulein de Brianzon, die reformirte Religion abzuſchwören und der Welt zu entſagen, wodurch ſie dieſe zu einer ihrer erſten geiſtlichen Töchter machte. Heimgekehrt bezog ſie ein einſam gelegenes Gut ihres Sohnes, dem Gedanken an einen neu zu errichtenden Orden nachzuhängen, wobei vorzüglich auf beſonders dafür veranſtalteten Reiſen Jeſuiten befragt wurden. Manche hatten ihr abgerathen, was nichts fruchtete, ſo klug jene Männer ſie auch geiſtlich zu beſchäftigen wußten. Endlich reifte in den beiden Jeſuiten de Borde und Raimund der Plan, zur Unterdrückung der wirkſamen Mädchenſchulen der Reformirten in Bordeaux einen neuen Orden von Kloſterfrauen zu errichten, der unter Anderm nach ihrer Einrichtung eine katholiſche Mädchenſchule eröffnete. Sogleich wurde Johanna dafür angeregt, und in kurzer Zeit hatten ſich neun geiſtliche Töchter gefunden, die unter der Eifrigen zu ſtehen wünſchten. Die Einrichtungen wurden von den genannten Männern natürlich völlig nach den Regeln der Jeſuiten gemacht, ſo weit es nützlich ſchien. Man theilte das Unternehmen dem Cardinal de Sourdis, damaligem Erzbiſchofe zu Bordeaux, mit, welcher Anfangs ſehr zufrieden damit war, nachher ihr aber einreden wollte, lieber die Urſulinerinnen, die gleichen Beruf hätten, zu verbeſſern und ſich an ihre Spitze zu ſtellen, als einen neuen Orden zu errichten. Der neue Orden lag ihr aber ſo ſehr am Herzen, daß ſie ſich davon nicht abbringen ließ, worauf ihr der Biſchof am 25. März 1606 wirklich die Zuſtimmung gab, ſich deshalb an den Papſt zu wenden. An Empfehlungen der Stifterin an den Papſt Paul V. mangelte es nicht, und am 7. April 1607 beſtätigte er den neuen Orden unſerer lieben Frau zur Erziehung junger Mädchen; die Satzungen wurden gleichfalls genehmigt und die übrige Einrichtung dem Erzbiſchofe de Sourdis übertragen.

Und ſo bewilligte ihnen denn der Erzbiſchof den Anfang der neuen Stiftung, ſobald das Kloſter in Bordeaux völlig dazu eingerichtet ſei, die Kleidung und den Weihel der Benedictinerinnen und den Namen der Kloſterfrauen von der Stiftung der heiligen Jungfrau Maria. Gewöhnlich aber nannte man ſie Jeſuitinnen, weil von Jeſuiten angeregt und entworfen, die Einrichtungen dieſes Ordens ſehr viel Gleiches mit denen der Jeſuiten hatten. Am 1. Mai 1608 wurde das Kloſter eingeweiht, und die Nonnen empfingen ihre Kleidung. Die Meinung der Leute über die Stifterin des neuen Ordens war ſehr verſchieden; ihr Sohn ſelbſt war ſehr unzufrieden. Das hinderte die ſtandhafte Frau nicht im Geringſten, ſchweigſam an ihrem Plane fortzuarbeiten. Im Januar 1610 legten ſie das Gelübde ab. Die ganze Zahl derſelben war zehn; die zu Unterrichtenden, Koſtgängerinnen und Novizen nahmen zu, und der Jeſuit de Borde wurde von der Stifterin von Neuem beauftragt, die Geſetze und Statuten des Ordens zu vervollſtändigen und zu beſſern, was durch anderweitige Bekehrungsgeſchäfte des Mannes (den Reformirten Abbruch zu thun) aufgehalten wurde. Unterdeſſen hatte ſchon manche Stadt die Mutter de Montferrant um Errichtung neuer Häuſer gebeten, was ihr ſo angenehm war, als die Menge Novizen, die ſie ſelbſt erhielt. Ihre beiden Töchter, die vor 20 Jahren bereits in den Orden der Annonciada getreten waren, traten nach erhaltener Erlaubniß des Papſtes gleichfalls zu ihr. Der Orden nahm ſo zu, daß ſie ihn auf 29 Häuſer ihrer Stiftung herangewachſen ſah. Sie ſtarb am 2. Febr. 1640 zu Bordeaux. Von dieſem Jahre an wurde immer am 1. Mai ein öffentliches Kloſterfeſt der Errichtung des Ordens wegen gefeiert. Helyot ſpricht auch von vielen Wundern, die auf ihrem Grabe geſchehen ſind.

Der Orden blieb in Anſehen und verbreitete ſich noch nach ihrem Tode ungemein, ſodaß faſt keine Provinz in Frankreich iſt, die nicht Klöſter dieſer Stiftung aufzuweiſen hätte. Selbſt in Spanien fand er Eingang, z. B.

Digitized by Google

in Tudela, Barcelona und Tarracona. Der Orden iſt in ſeinen Einrichtungen ſo jeſuitiſch, daß die Stifterin, der es um vollkommene Einheit aller Häuſer zu thun war, ſogar auf eine Ordensgeneralin drang. Es war auch ein Jeſuit, der die Geſchichte dieſes Ordens verfaßte: *Jean Bouzonie*, Histoire de l'Ordre des Religieuses filles de Notre Dame (1697 und 1700). Iſt der Stifterin die völlige Gleichförmigkeit aller Klöſter ihrer Stiftung auch nicht gelungen, ſo werden doch die Abweichungen als unbedeutend angegeben. Ihre Kleidung iſt ſchwarz, von geringer Art, aber nett; der Mantel, den die Gehilfinnen nicht haben, iſt weit und gleichfalls ſchwarz, der Weihel weiß, von Leinwand oder Baumwolle. Der goldene Name „Maria" (ihrer Beſchützerin) im blauen Felde dient ihnen zum Wappen.

Dieſer dritte Orden, dem Bekehrung und Erhaltung des Glaubens Hauptzweck iſt, muß demnach als der rechte Hauptorden der Jeſuitinnen in jeder Hinſicht angeſehen werden, obgleich ſein beſtätigter Name nicht darauf hinweiſt; die Volksbenennung hingegen traf das Rechte.

(*G. W. Fink.*)

JESUS, mit dem Würdenamen Christus, iſt der Stifter unſerer chriſtlichen Religion. Die Quellen, aus welchen wir die Geſchichte ſeines Lebens ſchöpfen können, ſind nur vier kleine Schriften von vier ſeiner Verehrer abgefaßt. Es ſind die in dem zweiten Haupttheile unſerer heiligen Schriften uns aufbewahrten Evangelien des Matthäus, Markus, Lucas und Johannes. Denn aus andern Schriftſtellern, die ſeiner erwähnen, Joſephus, Sueton, Tacitus, läßt ſich kaum mehr als ſeine Exiſtenz entnehmen.

Die Darſtellung des Lebens Jeſu iſt den größten Schwierigkeiten unterworfen; und dies nicht allein, weil jene Evangelien nur in einer Sammlung von Bruchſtücken beſtehen. Es findet ſich vielmehr in den Evangelien ſo manches als Thatſache aufgeſtellt, was der Geſchichtsforſcher mit blos hiſtoriſchem Sinne unter die ausgemachten Thatſachen aufzunehmen Bedenken trägt; weil es ſich nicht mit dem vereinigen läßt, was ſich ſonſt in allen Naturbegebenheiten, und insbeſondere in jedem Menſchenleben, der Erfahrung als allgemeines Geſetz aufgedrungen hat; und weil man ſich ſchon vielfältig aus guten Gründen berechtigt fand, dergleichen bei alten Geſchichtserzählern auf Rechnung unvollkommener Beobachtung und Überlieferung, und von irgend einem Zwecke geleiteter Darſtellung zu ſetzen, daher es aus der Reihe wahrer Thatſachen fallen zu laſſen. Dieſem blos hiſtoriſchen Sinne ſteht aber gegenüber der fromme Sinn, die Verehrung Jeſu, welche grade in jenem Bedenklichen etwas Auszeichnendes und Großes ſieht, und durch die Verminderung des Großen ſich verletzt fühlt. Eine allgemein anſprechende Darſtellung des Lebens Jeſu dürfte daher faſt zu dem Unmöglichen gehören. Jeder, der ſie mit Achtung ſowol gegen jenen hiſtoriſchen, als gegen dieſen frommen Sinn unternimmt, wird ſich ſehr oft in der peinlichſten Verlegenheit befinden, wie er Allen genügen ſolle, und er ſelbſt wird oft, wenn er den einen Sinn neben dem andern in ſeinem Innern hegt, mit ſich in Zwieſpalt treten. Wir nähern uns dem Punkte einer allgenügenden Lebensbeſchreibung Jeſu nur, je mehr ſich der hiſtoriſche Sinn der Einſicht nähert, daß, da in Jeſu uns ein Inneres vor Augen liegt, was unter allen geiſtigen Erſcheinungen, welche uns die Geſchichte vorführt, ganz einzig daſteht, ebenſo auch bei ihm ſehr wohl das Äußere in einziger Weiſe über die Analogie aller übrigen Menſchenerſcheinungen hervorragen könne; und je mehr der fromme Sinn über die wahre innere Größe Jeſu ſo erleuchtet iſt, und ſich durch dieſelbe ſo vollkommen befriedigt fühlt, daß er wenigſtens manches Äußerliche als Außerweſentliches erkennen und ohne Schmerz entbehren lernt. Dahin iſt es allenfalls in einigen Gemüthern, bei weitem aber noch nicht allgemein gekommen; und daher kann auch der, welcher, zu dem angezeigten Punkte vorauseilend, das Leben Jeſu zu ſchreiben unternimmt, eine gerechte Würdigung ſeines Unternehmens nur von wenigen jetzt Lebenden, und von der Nachwelt erwarten.

Von den gelieferten Lebensbeſchreibungen Jeſu führen wir aus neuerer Zeit nur an: Joh. Jac. Heß, Lebensgeſchichte Jeſu. 8. Aufl. 2 Thle. (Zürich 1816); ſehr weit verbreitet und geſchätzt. — Jeſus, wie er lebte und lehrte, nach den Berichten der Evangeliſten. Nebſt Reſultaten über Jeſus. Eine Beilage zu Niemeyer's Charakteriſtik der Bibel (Halle 1799). Der Verf. war Dr. J. B. Vermehren. Er ſchrieb beſonders für die gegen das Wunderbare Eingenommenen; in jener Zeit war indeſſen etwas völlig Reifes hierüber faſt noch nicht möglich. — Natürliche Geſchichte des großen Propheten von Nazareth. 2. Aufl. 2 Thle. (Bethlehem [Kopenh.] 1806); ein verunglückter Roman. — Verſuch einer pragmatiſch erzählten Geſchichte Jeſu ꝛc. von M. Ernſt Aug. Opitz (Zerbſt 1812). Enthält zwar manche neue Ideen; dürfte aber keiner Partei genügen. — Das Leben Jeſu von Nazareth. Ein religiöſes Handbuch für den Geiſt und das Herz der Freunde Jeſu unter den Gebildeten, von Joh. Chr. Greiling (Halle 1813). Enthält viele erhebende Partien. — Die Geſchichte Jeſu für denkende und gemüthvolle Leſer, von Dr. J. A. Jacobi (Gotha und Leipzig 1816). Schwebt zu unbeſtimmt zwiſchen entgegengeſetzten Anſichten. — Das Leben Jeſu, als Grundlage einer reinen Geſchichte des Urchriſtenthums. Dargeſtellt durch eine allgemein verſtändliche Geſchichtserzählung über alle Abſchnitte der Evangelien, und eine wortgetreue, durch Zwiſchenſätze erklärte Überſetzung des nach der Zeitfolge und ſyntaktiſch geordneten Textes derſelben. Von Dr. H. E. G. Paulus. 2 Thle. (Heidelberg 1828). Sehr gehaltreich, und von freien Forſchern, wenngleich nicht in allen Stücken, mit unbeſchränktem Beifalle aufgenommen. — Das Leben Jeſu. Von Dr. K. Haſe. Ein Lehrbuch zunächſt für akademiſche Vorleſungen (Leipzig 1829. 2. Aufl. 1835). Mit frei forſchendem Geiſte geſchrieben. — Wenn der Verf. dieſes Artikels hier auch ſeine hiſtoriſche Bearbeitung der letzten Tage des Lebens Jeſu: Jeſus auf dem Gipfel ſeines irdiſchen Lebens, von C. A. Märtens (Halberſtadt 1811), anführt, ſo thut er es nur, um das Bekenntniß abzulegen, wie ſehr er jetzt fühlt, daß die Darſtellungsweiſe, welche er wählte, zwar

Digitized by Google

damals nach erwogenen Gründen gewählt wurde, aber doch eine verfehlte iſt. Er wollte den meiſt verbreiteten Geſchmack für ſeinen großen Gegenſtand gewinnen. Aber er fügte ſich ihm zu ſehr, ſtatt des Verſuchs, ihn zu heben. *(C. A. Märtens.)*

Am meiſten Aufſehen machte aber das Leben Jeſu kritiſch bearbeitet von Dav. Friedr. Strauß, D. der Philoſophie und Repetenten am evangeliſch-theologiſchen Seminar zu Tübingen (Tüb. 1835—36. 2 Bde. 2. verb. Aufl. 1837), wovon jetzt (1838) die dritte, in vielen Stücken modificirte, Auflage vorliegt. Es wird allgemein anerkannt als das Werk eines bedeutenden Talentes, eines ausgezeichnet gebildeten Verſtandes, dem Gelehrſamkeit, großer Scharfſinn und glänzende Darſtellungsgabe zu Gebote ſtehen; aber dabei hat das Buch vielen wehe gethan und kam den meiſten unbehaglich. Es iſt, wie ſich ein beſonnener Beurtheiler ausdrückt *), die nothwendige Schmerzensgeburt unſerer Zeit, in welcher die Kritik ihre Aufgabe bis zum Extrem verfolgt. Eine Ausſöhnung zwiſchen ihr und dem Glauben gewährt Strauß nicht, ſondern die Speculation triumphirt auf den Trümmern der heiligen Geſchichte; der hiſtoriſche Chriſtus wird ſo gut als vernichtet und die Idee an die Stelle hiſtoriſcher Wahrheit geſetzt. Unter dieſen Umſtänden war es natürlich, daß zahlreiche und heftige Angriffe auf ſeine Arbeit geſchahen. Um ſie gegen dieſe zu vertheidigen, hier und da wol auch um eine mehr einlenkende und vermittelnde Anſicht mitzutheilen, wie ſolche in der dritten Auflage offenbar vorliegt, machte er kritiſche Beurtheilungen ſeiner Gegner bekannt unter dem Titel: Streitſchriften zur Vertheidigung meiner Schrift über das Leben Jeſu und zur Charakteriſtik der gegenwärtigen Theologie 1—3 Heft (Tüb. 1837).

In Folge jener Bewegung, welche das Straußiſche Werk herbeiführte, erſchien: Das Leben Jeſu Chriſti in ſeinem geſchichtlichen Zuſammenhange und ſeiner geſchichtlichen Entwickelung dargeſtellt von Auguſt Neander (Hamb. 1837 und eine zweite unveränderte Auflage in demſelben Jahre). Unbeſtritten enthält es einen Schatz der feinſten und ſcharfſinnigſten Bemerkungen, Winke und Ausführungen, und der Lehrinhalt, ſowie die Charakteriſtik Jeſu hat allgemeine Anerkennung gefunden. Dagegen hat man ein Schwanken, nicht blos der dogmatiſchen, ſondern auch der hiſtoriſch-kritiſchen Anſicht daran getadelt. „Das Leben Jeſu nach den Evangelien geſchichtlich dargeſtellt für gebildete Leſer von Julius Hartmann" (Stuttg. 1837. 1. Bd.), iſt durch die Strauß'ſche Kritik recht eigentlich und unmittelbar veranlaßt, ohne jedoch eine directe Polemik dagegen zu üben. Hartmann beabſichtigt die Bedürfniſſe des religiöſen Bewußtſeins der Gläubigen in der Gemeinde auf eine ſolche Weiſe zu befriedigen, daß der Kreis der Vorſtellungen und Kenntniſſe, auch gebildeter Nichttheologen, keineswegs überſtiegen würde und die Darſtellung zugleich den Ergebniſſen der neuern wiſſenſchaftlichen und formellen Bildung angemeſſen bliebe, unter treuem Feſthalten an der evangeliſchen Offenbarung. Dieſe ſeine Aufgabe hat er auch nicht übel gelöſt; ſein Werk will für unſere Zeiten gleichſam die Lebensgeſchichte Jeſu von Heß erſetzen. Theile hat eine ſehr beachtenswerthe Probe einer wiſſenſchaftlichen Bearbeitung des Lebens Jeſu in der Schrift: Zur Biographie Jeſu (Leipz. 1837) S. 24 fg. mitgetheilt. Das Leben Jeſu in Predigten behandelt von Karl Zimmermann (Darmſt. 1837. 1—2. Abtheilung) hat ſich den Zweck der Erbauung geſtellt und entſpricht demſelben. Endlich Chr. Hermann Weiße, Die evangeliſche Geſchichte kritiſch und philoſophiſch bearbeitet (Leipz. 1838. 2 Bde.) ſtützt ſich hauptſächlich auf die von dieſem Gelehrten lebhaft behauptete Originalität und Priorität des Markusevangeliums vor den übrigen und bezweckt nach eigner Angabe Herſtellung des geſchichtlichen Chriſtusbildes aus der unklaren Hülle der Überlieferung und des kirchlich feſtgeſtellten Dogma's. *(R.)*

Bei den bezeichneten Schwierigkeiten einer Lebensbeſchreibung Jeſu ſcheint es das Räthlichſte, daß wir uns hier auf einige allgemeine Berührungen einſchränken.

Es war zur Zeit der Römerherrſchaft über Paläſtina, als die Hoffnung auf einen Meſſias, welche ſich durch die ganze Geſchichte der Israeliten hindurchzieht (ſ. Messias und Christus) und ſich immer beſtimmter geſtaltete, aufs Höchſte ſtieg. Sie hatte durch den Glanz des David'ſchen Zeitalters beſonders das Gepräge erhalten, daß der Meſſias ein Nachkomme David's ſein müſſe, auch hatten ihn die Propheten als Gottes Sohn bezeichnet; und als die Herrſchaft über Israel an die nichtdavid'ſchen Makkabäer gekommen war, wurde die Ausſicht auf einen David'ſchen Meſſias einigermaßen entfernt, und ſtatt deſſen von einem zum Meſſias beſtimmten höhern Geiſte geredet, der dem prophetiſchen Seher in den Wolken des Himmels als ein Menſchenſohn erſchienen war; Dan. 7, 13. Unter dieſem konnten die makkabäiſchen Könige als Unterregenten gedacht werden. Da dieſe indeſſen den Erwartungen immer weniger entſprachen, und endlich gar an den idumäiſchen Fremdling Herodes die Regierung (der Römerherrſchaft untergeordnet) gelangt war, deren harter Druck mit den Meſſiashoffnungen im ſchneidendſten Widerſpruche ſtand, ſo wandte ſich die Hoffnung wieder ganz zu einem Davidsſohne zurück, und wurde nun ſo dringend, daß es in den Gemüthern gleichſam hieß: jetzt muß er kommen, oder alle Hoffnung iſt eitel.

In dieſem Zeitpunkte war es, als Jeſus von einer Mutter aus der David'ſchen Familie geboren wurde, nämlich zur Zeit der Regierung des römiſchen Kaiſers Auguſtus, ungefähr 14 Jahre vor deſſen Tode. Seine Mutter, Maria, war die Gattin eines Zimmermanns, mit Namen Joſeph. Ihr Wohnort war Nazareth. Allein es mußte ſich fügen, daß Jeſus auf einer Reiſe zu Bethlehem geboren wurde. Ein bedeutendes Ereigniß, da ein Prophet (Micha 5, 1) Bethlehem als den Geburtsort des Herrn in Israel bezeichnet hatte. Nach der evangeliſchen Erzählung verbreitete ſich ſchon damals die Kunde von dem geborenen Meſſias, gegründet auf Engelverkündigungen und merkwürdige Naturereigniſſe. Wir leſen

*) Fr. Lücke in den Gött. gel. Anz. 1838. 82. u. 83. St. S. 812.

ſogar von einer Engelverheißung an die Maria, da ſie noch außer Gemeinſchaſt mit ihrem Gatten war, daß ſie Mutter des Meſſias werden würde durch die Kraſt des Höchſten. Über die weitere Verbreitung und Erhaltung, und über die Folgen dieſer Kunde leſen wir weiter nichts, als die Andeutung des bleibenden Eindrucks auf das Herz der Mutter, und die Nachricht von den liſtigen und grauſamen Maßregeln des erſchrockenen Herodes, das ſeinem Throne gefährlich erſcheinende Kind aus dem Wege zu räumen; welcher Gefahr daſſelbe durch eine von der Vorſehung geleitete Flucht der Ältern nach Ägypten, und einen kurzen Aufenthalt daſelbſt bis zu Herodes' Tode entzogen wurde, worauf dann die Familie ſich wieder nach Nazareth begab.

Das Jugendleben Jeſu iſt uns faſt ganz verborgen. Es wird uns im Allgemeinen geſagt, daß er ſeinen Ältern unterthan geweſen ſei, und daß er immer zugenommen habe an Alter und Gnade bei Gott und den Menſchen; die Anzeige einer zwar preiswürdigen, aber doch allmäligen Entwickelung. Nur aus ſeinem 12. Jahre, wo er nach jüdiſcher Sitte zum erſten Mále von ſeinen Ältern zur Oſterfeſtfeier nach Jeruſalem mitgenommen wurde, wird uns ein merkwürdiger Zug von ihm erzählt; wie er nämlich, ſtatt ſich den wieder abreiſenden Ältern anzuſchließen, in der Verſammlung der jüdiſchen Gelehrten im Tempel zurückblieb, während die Ältern ihn, in der Vorausſetzung, er habe ſich zu andern abreiſenden Freunden geſellt, nicht vermißten. Da tritt er uns mit einem Sinne für höhere Gegenſtände und auf einer geiſtigen Entwickelungsſtufe, welche er durch Einmiſchung in die Geſpräche der Gelehrten kundgab, vor Augen, die bei ſeinem Alter nur in Verwunderung ſetzen konnte; ſowie denn auch wol auf ſein bisheriges Benehmen im älterlichen Hauſe der Umſtand einiges Licht werfen möchte, daß ſeine Ältern ohne die leiſeſte beſorgliche Ahnung, er könne ſich irgend anderswohin, als zu den rechtlichen Freunden, gewendet haben, Jeruſalem verlaſſen. Welch' eine geringe, dieſem Alter ſo ſehr verzeihliche Unbedachtſamkeit hätte dazu gehört, ihn der Gefahr auszuſetzen. Wie mußte er ſich bisher ſeinen Ältern gezeigt haben, daß ſie auch nicht einmal dieſe bei ihm befürchteten (Luc. 2, 40—52).

Man hat, in Ermangelung der weitern Bildungsgeſchichte Jeſu, ſich vielfach abgemüht, ſeine Geiſtesentwickelung durch wichtige, bildende und belehrende Umſtände und Verbindungen zu erklären. Sollte uns aber nicht ſchon der klargedachte Begriff der Entwickelung dieſer Mühe überheben? Es gibt Kenntniſſe, die man allerdings nur erlernen kann, nämlich alle Erfahrungserkenntniſſe durch eigene Sinne, oder durch Mittheilung von denen, welche ſie entweder durch eigene Sinne, oder gleichſalls durch Mittheilung von Andern haben. Es gibt aber ein anderes Erkenntnißgebiet, das ſich aus dem Innern des menſchlichen Geiſtes entwickelt, von welcher Art das Weſen unſerer höhern überſinnlichen Verhältniſſe, das Religiöſe, iſt. Hier kann man nur lernen, was bisher von Andern in dieſem Gebiete gedacht, gefunden, auch wol phantaſtiſch oder philoſophiſch geträumt iſt. Findet dies nun in unſerm Innern keine Anſprache, ſo haben wir damit weiter nichts empfangen, als Kenntniß, daß dieſes und jenes gedacht und ausgeſprochen ſei. In der Erkenntniß des Gebietes ſelbſt haben wir nichts gewonnen; und wenn auch einige mit ſich ſelbſttäuſchender Überzeugung nachreden: wer wird das für wahren Gewinn achten? Findet aber, was wir von Andern vernehmen, in uns Anſprache, ſo lernen wir doch in der That nicht von ihnen, ſondern ihr Wort iſt nur Anregung unſerer eigenen Geiſtesentwickelung. So kann auch große Geiſter das in der Jugend von Außen gehörte Wort aufwecken; aber weit entfernt, von Andern nur lernend aufzunehmen, überfliegen ſie oft weit ihre Lehrer und Anreger, und haben da eigentlich gelernt von Andern gar nichts. Nur Anſtöße zur Entwickelung haben ſie von ihnen bekommen; und was noch mehr iſt, ſolche Entwickelungsanregungen gehen nicht immer allein von leuchtenden Punkten aus; auch beobachtete Verirrungen, je greller, deſto mehr, können den ſchlummernden Lichtfunken im beſſern Geiſte des Beobachters wecken; das ſchlummernde, beſſere Gefühl wird auch durch den Anblick des Unreinen beleidigt und zum Leben aufgerufen. Tritt uns dies in der Bildungsgeſchichte aller großen Geiſter vor Augen: wie können wir bei Jeſu, dem Einzigen, uns noch mit der kleinlichen Frage beſchäftigen, von wem er wol gelernt haben möge? Nur entwickelt hat er ſich, und dazu konnten ihn ſogar ſchon die Verkrüppelungen ſeines Zeitalters anregen, ſowie das Abenteuerliche verſchrobener Lehrer, und die bereits im 12. Jahre gehörten wunderlichen Tempeldisputationen, in welche er, durch von Innen eingegebene Fragen, auch wol Verlegenheit brachte. Daneben fehlte es aber auch an weckenden Lichtſtrahlen nicht; indeſſen ſcheint er den äußerlichen Punkt, woher ſie kamen, vollſtändig mit jenen Worten zu bezeichnen: ſie haben Moſen und die Propheten (Luc. 16, 29); er mußte es wol von ſich ſelbſt wiſſen, wie wichtig ſie zur innern Erleuchtung waren. So viel über die Jugendbildung Jeſu.

Mit ſeinem 30. Jahre trat er nach jüdiſcher Sitte in das Recht öffentlicher Thätigkeit ein, und das Amt, welches ſeiner wartete, war kein anderes, als das des Meſſias. Der Beruf dazu war in ſeinem Geiſte entſchieden. Somit trat er nun aber eine Bahn an, die er ſich ſchon vorgezeichnet fand in den Schriften der Propheten und in den Ideen ſeines Volkes. Der Ruf des Allerhöchſten war ihm in dieſen vorbereitenden Veranſtaltungen offenbar. Allein er erkannte in dieſen Veranſtaltungen einen viel höhern Sinn, als die Werkzeuge derſelben ausgeſprochen und die Zeitbildung in ihnen gefunden hatte; und in dieſem höhern Sinne mußte er ſein Amt führen. Die durch lange fromme Sehnſucht zum Empfange bereiteten Herzen mußten edler bereichert werden, als durch dürftige Stillung eines irdiſchen, doch nur eiteln Verlangens. Seiner Zeit war die Meſſiashoffnung nichts anderes, als Sehnſucht nach einer irdiſchen Höhe. Dieſe Sehnſucht war inſofern weit über das Gemeine erhaben, als ſie die Vorſtellungen enthielt, daß es die Gottestreue ſei, zu der der Meſſias führen, und die nach Verſöhnung mit dem in vielfacher Richtung verlaſſenen

Digitized by Google

Jehova zu jener Höhe, welche Herrſchaft über die ganze Erde begriff, erheben ſollte, und daß eben die Gottestreue als die ſchönſte Perle in dem zu erwartenden Glanze gedacht wurde. Aber immer blieb doch die Hoffnung bei *irdiſcher* Höhe ſtehen, und ihr Gegenſtand nur ein *Erdenreich*. Wenige Blicke der Propheten ſcheinen über dieſen Punkt hinauszugehen. Allerdings bezeichnete ſchon eine bedeutende Veredlungsſtufe der Gedanke eines allgemeinen *Volkes Gottes auf Erden*. Allein wie klein iſt die Erde vor dem Geiſte, der in ihr nur einen einzelnen Punkt des unüberſehbaren höhern Gottesreiches ſieht; deſſen Blick auf die höchſten Höhen der Erde kein *Hinan*ſchauen zu denſelben iſt, ſondern nur ein *Hinab*ſchauen aus der höhern Ordnung, in welcher er ſich einheimiſch weiß, vom Himmel; der ſich nicht als bloßes Erdengeſchöpf betrachten kann, ſondern ſich nur zu der Erde, über welcher ſein Geiſt ſchwebt, vom Himmel herabläßt, um, was ſich in ihr verloren hat, wieder zu ſammeln.

So konnte denn auch die Idee des Meſſias-Reichs, wie ſie damals gefaßt wurde, dem überirdiſchen Geiſte Jeſu nicht genügen. Kein *Erden*reich, vielmehr ein *Himmel*reich, das *Reich Gottes*, mußte es ſein, wozu er einlud, und das heißt nichts anderes, als zu einem Sinne, der über das Vergängliche hinaus zum Überſinnlichen ſich erhebt, zu einem Streben allein nach dem, was droben iſt. Dazu war denn auch nicht allein die Reinigung von dieſer oder jener Sünde nöthig, ſondern eine völlige Umwandlung der Beſtrebungsrichtungen, eine neue Geburt des Innern, eine Taufe nicht mit Waſſer allein, ſondern mit einem neuen Geiſte. Darum gehörte es zu den erſten Verkündigungen Jeſu: Thut Buße! Das Himmelreich iſt nahe herbeigekommen. Wandelt euren Sinn, und die Bahn zum Himmelreich wird euch geöffnet (Matth. 4, 17). Darum redet er zu Nikodemus von einer Wiedergeburt durch das Waſſer und den *Geiſt* (Joh. 3, 5). Es iſt wol behauptet, daß die Idee eines ſolchen geiſtigen Reiches erſt von Jeſu gefaßt ſei, nachdem der Verſuch, ein irdiſches zu ſtiften, wie es in den allgemeinen Hoffnungen gelegen, ſich als vergeblich dargethan habe. Ob dies aber auch wol nur *denkbar* iſt? Ob es wol auch nur *möglich* geweſen wäre, daß ein Geiſt, der ſich einmal in einen ſolchen irdiſchen Plan vertieft hätte, nun noch einen ſolchen Aufſchwung hätte nehmen können? Wie ſchwer es ſolchen Geiſtern wurde, ſich dahin zu erheben, auch wenn ſie hinauf gezogen wurden durch helfende Hand, ſehen wir an den Jüngern Jeſu, welche doch im Grunde niemals die Höhe völlig erreichten. In dem nur dem Himmel gehörenden Geiſte Jeſu konnten ſich keine irdiſchen Entwürfe geſtalten; er ſuchte auch nicht einmal eine eigene irdiſche Stätte zu ſeines Hauptes Ruhe. Aber die das Volk bewegende Meſſiashoffnung war ein Entwickelungsanſtoß ſeines Innern, denn ſie hatte auch einen tiefern Sinn, den der edlern Menſchennatur, der der Gottheit angehörte; dieſer war auch der ſeinige; dies der eigentliche Anſchließungspunkt *für ihn*. Er mußte ſich indeſſen auch noch genauer, noch in mehren Punkten anſchließen, weil er hier das einzige allgemeine Anſprechende edler Art fand, woran er das noch Edlere knüpfen konnte, und was im menſchlichen Gemüthe hoffen ſoll, muß Anknüpfungspunkte finden. Wer dieſe nicht beachtet, oder gar zerſtört, arbeitet umſonſt. Jeſus mußte Meſſias ſein, oder er war, welche Himmelslehren er auch brachte, ſeinen Zeitgenoſſen gar nichts. Wo ſeine ſeelenvollen Worte ſie ergriffen, erkannten ſie zuerſt in ihm den Sohn Gottes, den Meſſias; und erſt *dieſe* Anerkennung führte ſie zur weitern Hingabe. So wichtig aber die Volksvorſtellung von dem Meſſiasreiche für das hohe Werk Jeſu war, ſo läßt es ſich nicht verkennen, daß ſie auch, wie alle übrigen gemeinſamen Zeitideen, manches Beſchränkende für ihn hatte. Da mußte manches für die höhere Idee an ſich Überflüſſige beibehalten werden, und manches ſie Entſtellende blieb unvermeidlich, was Jeſus nun zwar möglichſt zu erklären ſtrebte, was aber doch wieder ſichtbarer ſchon in den nächſten Beförderern ſeines Werks hervortrat; z. B. die eigenthümliche Idee der *Volksentſündigung*, ſowie die ſichtbare Erſcheinung ſeiner Herrlichkeit auf Erden.

Es ſcheint hierin der Grund zu liegen, warum Jeſus nicht ſogleich damit auftrat, daß er ſich für den Meſſias erklärte, daß er vielmehr eine geraume Zeit nur die Verbreitung dieſer Kunde *zuließ*. Er zog es vor, ſein Werk mit Erweckung des *Sinnes* zu beginnen, in welchem er Meſſias ſein wollte, daher er vor allem Sinnesänderung predigte. Als Gottes Geſandter und Vertrauter wollte er ausdrücklich ſogleich erkannt ſein. Hierin konnte, für ſich gedacht, nichts irre Leitendes liegen. Denjenigen, welche ſich nicht ſcheuen, zu muthmaßen, daß Jeſus zuerſt die Stiftung eines irdiſchen Reiches verſucht, und nur *nach dem Mislingen* ein höheres ins Auge gefaßt habe, könnte man eher die Frage vorlegen, ob der erſte Verſuch, wenn hier von einem Verſuche die Rede ſein könnte, nicht auf eine von der Meſſiasidee unabhängige Verſittlichung durch den Geſandten der Gottheit gegangen wäre, endlich aber doch ein gewiſſer näherer Anſchluß an die Meſſiasidee ſich als unvermeidlich gezeigt hätte? Darf man vielleicht annehmen, daß Jeſus ſich darum weit öfter und früher *Menſchenſohn* nach Daniel nannte, weil in einigen Ausdrücken dieſes Propheten ſchon eine gewiſſe größere Annäherung an das Überirdiſche lag? Ausdruck der Beſcheidenheit konnte jene Benennung ſchwerlich ſein, denn Jeſus knüpft oft grade an dieſen Ausdruck die bedeutendſten Anſprüche ſeiner Hoheit (z. B. Matth. 25, 31).

Wir haben vorhin der jener Zeit eigenthümlichen Idee einer Volksentſündigung gedacht; ſie liegt klar genug in den Opfergebräuchen vor Augen; ſie ging aber mehr auf Tilgung der Sünden*ſtrafe*, als der Sünde ſelbſt. Auch hierin ſollte geſchehen, weſſen es zur Sinnesumwandlung bedurfte. Aber grade dieſe *Umwandlung* war die eigentliche Entſündigung, die Jeſus ſtiften wollte. Da mußten nun ſchwere Feſſeln gebrochen werden, diejenigen nämlich, in welche der allgemeine irdiſche Sinn die Gemüther ſchmiedete, und die durch das Moſaiſche Geſetz, wie es ſich beſonders in jener letztern Zeit ſeiner Beobachtung geſtaltet hatte, gleichſam geweiht worden. Dieſe Feſſeln mußten gebrochen, die Menſchen mußten

Digitized by Google

von der innern deſpotiſchen Herrſchaft des Irdiſchen und dem unter ihnen gewöhnlich gewordenen Geſetzesdienſte, unter welchem nichts Edleres gedeihen konnte, erlöſt werden. Jeſus wollte alſo Erlöſer ſein, aber ein wahrhaft gründlicher Erlöſer. Es kam hier auf mehr an, als man ſich damals unter Entſündigung dachte, es kam an auf die Erfüllung mit einem heiligen Geiſte, mit deſſen Aufnahme die wahre Lebenserhebung begann, mit deſſen Verwerfung Alles verworfen war, daher ſie Jeſus für die Sünde erklärte, durch welche alle Hoffnung zu Grunde gehe (Matth. 12, 31. 32). Dies war die Entſündigung in der Idee Jeſu, die alles umfaſſende, *ἄφεσις ἁμαρτιῶν*, die ewige Erlöſung, die er fand (Hebr. 9, 12).

Jetzt davon, wie Jeſus ſein Werk ausführte. — Das natürliche, von Gott ſelbſt ihm offenbar angewieſene, war, daß er in das Amt und in die Bahn eintrat, welche ihm die Vorſehung durch Stiftung der Meſſiashoffnung geöffnet hatte. Nur daß er den gegebenen Entwurf ausführte im höhern Sinne des erhabenen Stifters, nicht im Sinne der Hoffenden, die noch tief ſtanden und erſt gehoben werden ſollten, zu deren Begriffe er ſich nur ſo weit herabließ, als es nöthig war, um nicht die Anknüpfungspunkte zu verlieren, und als es geſchehen konnte, ohne ſeine höhern Zwecke zu vernichten. So erſchien er denn als Chriſtus, d. h. als Meſſias, als Geſandter Gottes; als David's Sohn; als Menſchenſohn, wie ihn der Prophet Daniel bezeichnet hatte; als Gottes Sohn, deſſen Ankunft in den heiligen Urkunden verheißen war. Als Menſchenſohn ſah man ihn vor Augen; als Davidsſohn erſchien er durch den bekannten Familienzuſammenhang. Den geſandten Sohn Gottes konnte er ſich mit vollem Rechte nennen, und der Begriff verliert alles Anſtößige für uns, wenn wir nur aus demſelben Alles entfernen, was oft von ähnlichen irdiſchen Verhältniſſen zu viel in denſelben aufgenommen iſt. Der Begriff irdiſch beſtimmt iſt irrig und klein; nach höhern Ideen beſtimmt wahr und erhaben.

Ein weſentliches Stück der Thätigkeit Jeſu mußte nun offenbar die Erleuchtung der Menſchen über ihre höheren Verhältniſſe, über das Himmelreich, dem ſie angehören ſollten und den ewigen Herrn deſſelben ſein. Zwei Bedürfniſſe können den Menſchen im Forſchen leiten: das der Wißbegierde und das des Herzens. Das Gebiet der Wißbegierde iſt der Ausdehnung nach unendlich; jeder weitere Fortſchritt in demſelben macht nur unſere Dürftigkeit fühlbarer, und an vielen, was man hier gewinnt, hat man weiter nichts, als, daß man es weiß. Weſſen das Herz bedarf, d. h. was zu einem würdigen und zufriedenen Menſchenleben gehört, iſt der Ausdehnung nach wenig, ſeinem innern Gewichte nach unendlich. Der Wißbegierde wollte Jeſus nicht dienen, nur das Herz wollte er erleuchten. Trat jene ihm mit Fragen entgegen, ſo waren ſeine Antworten mehr Abweiſung oder Beſänftigung des Verlangens, als Befriedigung; mehr Überleitung zu dem, was des Herzens iſt. Auch iſt für uns beſchränkte Menſchen nur im Herzensgebiete volle Befriedigung möglich; denn das Licht, welches die Wißbegierde ſucht, liegt oft in weiter Ferne; zu dem Lichte für das Herz liegen die Funken in ihm ſelbſt, und brauchen nur geweckt zu werden. Gott und das Himmelreich werden mit jedem Menſchen in der Tiefe ſeines Bewußtſeins geboren. Nur in vielfache irrige Richtungen kann ſich leicht der Menſch beim Hinabſteigen in die Tiefe verlieren. Er kann ſich da von dem leuchtenden Punkte weit entfernen. Hat er ihn indeſſen nur nicht verſchüttet, ſo kann oft ein Wort des Weiſeren ſeine Strahlen ihm ſichtbar machen, und das Licht geht plötzlich auf aus der Dunkelheit. So geſchah es, daß oft, wenn Jeſus ſeine Himmelswahrheit nur ausſprach, das Volk davon ergriffen wurde, als von einer gewaltigen Predigt (Matth. 7, 29). So war es, als die Sichariten ausriefen: „Wir haben ihn gehört und erkannt, daß er iſt Chriſtus der Weltheiland" (Joh. 4, 42). So wollte es Jeſus überall, darum ſprach er mit Wehmuth: „So ich euch die Wahrheit ſage, warum glaubet ihr nicht?" (Joh. 8, 46).

So fand er es aber nicht überall; vielmehr faſt überall den innern Funken verſchüttet, wenn auch nicht erloſchen. Die Herzen der Zeitgenoſſen lagen gefeſſelt unter irdiſchem Sinne. Von Innen konnte kein Licht mehr aufſtrahlen; was in ihr Leben eingehen ſollte, mußte von Außen auf ſie zutreten. Sollten ſie von den innern Banden erlöſt werden, von Außen mußte die Erlöſung kommen. Sollte das Höhere und Edlere zu ihnen gelangen, es mußte ihnen äußerlich erſcheinen; erſt die äußern Sinne überwältigen, ehe es zum Innern drang. Auch dieſen Weg hatte der ewige Erbarmer beſchloſſen, auf ihm ſehen wir ſeinen erhabenen Geſandten, den Erlöſer der in Feſſeln liegenden Menſchheit.

Von Außen eindringende Ereigniſſe und Thatſachen im Leben Jeſu mußten das Göttliche in ſeiner Erſcheinung zur Anſchauung bringen. Wir reden von den Wundern im Leben Jeſu. Lange pries man ſie. In einer ſpätern Zeit wurden ſie zum Steine des Anſtoßes. Sie verwandelten ſich, vom kalten Verſtande beleuchtet, in höchſtens natürliche Mährchen. Man wollte auch wol die Thatſachen nicht ganz ableugnen, aber man ſetzte an die Stelle des gegebenen Berichts einen erdichteten Hergang, der ſie dem Verſtande erträglich machen ſollte, ſie aber der Göttlichkeit, und ſomit alles Gehaltes für das Herz beraubte, wenn die neue Geſtalt nicht gar tödtend ins Herz griff. Es kann wol ſein, daß der Hergang der Wunder im Leben Jeſu damals nicht ſo aufgefaßt wurde, wie er an ſich war, man faßte ihn auf, wie es damals den Herzen genügte. Wüßten wir aber jetzt ihren vollſtändigen Hergang bis zu dem Innerſten, was ihnen zu Grunde lag; wer kann ſagen, daß ſie dann nur dem Alltäglichen anheimfallen würden? Wie, wenn grade dann erſt in ihnen das Göttliche im vollſten Lichte uns vor Augen träte? Wer dürfte hieran zweifeln, wenn er auch nur einigen Antheil an der heiligen Weihe hat, die durch die einzige Erſcheinung Jeſu über das Menſchengeſchlecht kam! Wird alſo auch an der äußerlichen Geſtaltung der Wunder in der vorliegenden evangeliſchen Geſchichtserzählung immer noch der Zweifel haften; ohne die Wunder überhaupt wird es keine Geſchichte des Evangeliums geben

können, und die fromme Beſcheidenheit wird es uns auferlegen, nicht unſere willkürlichen Gebilde an die Stelle deſſen zu ſetzen, was uns gegeben iſt, oder wozu uns ſichere Spuren gezeigt ſind. Wer tiefer eingehen will, ziehe wenigſtens gleich beim erſten Schritte ſeinen Fuß von jedem Wege zurück, der ihn von der Göttlichkeit der Wunder und deſſen, den ſie verklären ſollen, abführt.

Doch nicht allein die *Gottesthat* ſollte auf der Bahn Jeſu von Außen erſcheinen, ſondern auch die *Menſchenthat* im Himmelreiche ſollte nicht blos durch Rede dargeſtellt, ſondern ergreifend, ermunternd und ſiegend äußerlich zur Anſchauung kommen; und dies war das Hauptwerk im Leben Jeſu. In ihm ſollte der wahre Gottmenſch, wie er ganz dem Himmelreiche angehörte, erſcheinen, und ſo erſchien er in dem, der nie eine Sünde gethan hat und in deſſen Munde nie ein Betrug gefunden iſt. Auch die völlige Sündloſigkeit Jeſu iſt ein Gegenſtand der Unterſuchung geworden. Sie darf die Unterſuchung nicht ſcheuen. Die Sache iſt leicht zu entſcheiden. Man erhebe ſich nur zu der erſten Stufe, zu der Anerkennung, daß Jeſus einer der *edelſten Menſchen* geweſen ſei. Wer könnte hier in der Überzeugung zurückbleiben! Dann aber beachte man, wie grade die edelſten Menſchen am ſchmerzlichſten ihre ſittlichen Mängel beklagen. Was ſoll man nun da von Jeſus denken, bei welchem wir keine Spur ſolchen Schmerzes finden, der in ſeinem Bewußtſein nichts hatte, was den nicht allein auf Lehre, ſondern auch auf Wandel ſich beziehenden Ausruf hätte hemmen können: wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen? (Joh. 8, 46). Wahrlich, da kann uns Jeſus nur als ein Gottmenſch, d. h. als vollendet in dem, worin die Gottheit von menſchlichen Weſen erreicht werden kann, als Heiliger vor Augen ſtehen. Von einem *Charakter* Jeſu zu reden ſcheint unangemeſſen, denn Charakter iſt allemal ein individuelles Gepräge durch Miſchung des Hellen und Dunkeln.

So ging nun Jeſus lehrend und vorbildend für das Himmelreich durch eignes Beiſpiel, und begleitet von Thaten Gottes, unter ſeinen Zeitgenoſſen umher. *Umherziehen* nennt Petrus ſeinen Lebensgang, und ſo war es. Nirgend ſuchte er einen feſten Sitz, noch viel weniger ein feſſelndes Eigenthum. Er war überall, wo er wirken konnte, und nicht allein die Lehrverſammlungen ſeines Volks, nein Berg und Thal, Fluren und Seen waren ſeines Wirkens Stätte; Geachtete und Verachtete ſeines Volks der Acker zum Ausſtreuen ſeines Samens. Nur in der einen Schranke hielt er ſich, daß er in dem Gebiete Israels blieb. Hier mußte erſt der Baum gepflanzt werden, deſſen Zweige ſich dann über alles Volk auf Erden verbreiten ſollten. An die Idee ſeines Volks mußte er erſt das Höhere anknüpfen, um ſie in die Welt einzuführen. Das Bild des Höhern erhielt dadurch etwas jüdiſch Volksthümliches in ſein Gepräge, welches nur durch ſeine Einfachheit vermindert ward. Verklären ſollte es ſich aber dereinſt zu dem edeln allgemeinen Menſchenthümlichen, und ſo aller Erdenbewohner Eigenthum werden.

Mit dem bisher Beſchriebenen war indeſſen noch nicht genug zur Erlöſung des menſchlichen Geiſtes von den Feſſeln des Irdiſchen geſchehen. Es ſollte noch eins äußerlich vor Augen treten, nämlich: der grelle Widerſtreit zwiſchen dem Geiſte des Himmelreichs und dem des Erdenreichs. Es ſollte ſichtbar werden die innere Hoheit des erſtern bei der äußerlichen Macht des letztern. Es ſollte gleichſam leibhaftig erſcheinen die gänzliche Dahingabe alles Irdiſchen für das Himmliſche, und der endliche Sieg des Himmels bei dem entſchiedenſten Anſcheine des Unterliegens. Dadurch ſollten die Menſchen erlöſt werden von jedem erniedrigenden Vertrauen zum Irdiſchen, von jedem Zweifel an dem Ewigen; der ſchaudervolle Abgrund, dem der Erdenſinn zuführen kann, ſollte ſie mit demſelben entzweien, und der Himmelsſinn ſollte einziger Gegenſtand ihrer Bewunderung und Liebe werden. Damit mußte die Laufbahn Jeſu ſich vollenden.

Daß er bei ſeinem Wirken nicht allein viel feſtgetretenen, unempfänglichen Boden fand, ſondern auch thätiges Widerſtreben derer, die im irdiſchen Sinne verloren waren, konnte nicht anders ſein. Es war beſonders die phariſäiſche Claſſe ſeines Volks, die grade auf einem dem ſeinigen entgegengeſetzten Wege fortſchritt. Er wollte die Menſchen erlöſen mit Aufopferung alles Irdiſchen. Jene Claſſe wollte ſie in Feſſeln ſchmieden zu eignem irdiſchen Vortheile. Die Reibung und der Kampf trat ſehr bald hervor. Immer erbitterter wurde der Haß gegen den Himmliſchen; immer thätiger die Verfolgung, und nur drei Jahre hatte das thätige Leben Jeſu gedauert, als er ſchon am Kreuze blutete, aber freiwillig blutete, da er, wenigſtens vom Standpunkte der Welt aus betrachtet, viele Wege hatte, ſich dieſem Opfer zu entziehen, welchem er ſich auch entzog, bis die rechte Zeit erfüllet war. Seht Menſchen, wollte die Kreuzigung des Erlöſers ſagen, ſo tief kann Erdenſinn hinabſinken, erſchreckt vor dieſer Geſtalt! Seht, ſo kann der Himmelsſinn ſich über das Irdiſche erheben; kennt ihr einen höhern Gegenſtand der Bewunderung und des Strebens?

Für diejenigen, welche das Laſter an ſich zu verabſcheuen, die Tugend an ſich zu lieben fähig ſind, war dieſe Doppelerſcheinung, des erſtern in tiefſter Verworfenheit, der letztern in höchſter Bewunderungswürdigkeit genug zur Entſcheidung, zur Erweckung edlerer Kräfte. Aber es ſollte noch mehr geſchehen, auch zur Erlöſung für die, welche durch irdiſches Thun und Treiben verwöhnt, nur erſt nach in die Augen ſpringenden Folgen zu entſcheiden vermögen. Jeſus hatte genug gethan; denn er ſollte der Menſchen höheres Thun darſtellen, und hier hatte er den höchſten Gipfel erreicht. Mit Recht rief er zum Schluſſe ſeines Werkes aus: *Es iſt vollbracht!* (Joh. 19, 30). Was noch hinzu kam, war *Gottes* That. Der Gekreuzigte war ins Grab gelegt; aber ſchon am dritten Tage trat er wieder unter die Lebenden. Das Ereigniß iſt ſo gewiß, wie nur irgend eins in der evangeliſchen Geſchichte. Wäre es nicht erzählt, ſondern ſähen wir nur mit dem Unterliegen des Gottmenſchen am Kreuze das allgemeine Hinſterben der nur durch ihn belebten Herzen, und dann doch wieder in ſo kurzer Zeit ebendieſe Herzen in neuer, viel höherer Lebenskraft, wir müßten hier

Digitized by Google

zwiſchen jenes Hinſterben und dieſes neue Leben irgend eine Auferſtehungs*begebenheit* ſetzen; möchten wir nun die uns denken, welche in der That geſchah, oder was ſonſt für eine. Vor Jeſu Geiſt ſtand neben der Nothwendigkeit ſeines Todes zur Erlöſung und des damit verbundenen Einſinkens ſeines Baues auch die Gewißheit einer alles wieder aufrichtenden Gottesthat. In dieſem Sinne redete er vorher mit ſeinen Jüngern von Wiederauferſtehung und zwar nach drei Tagen, nach einer Zwiſchenzeit, die für nichts zu achten, durch die nichts verloren ſei. Näher bezeichnete er die zu erwartende Begebenheit nicht; und daher waren auch ſeine letzten herzlichen Reden unter ſeinen Vertrauten nur Abſchiedsworte des Scheidenden auf Wiederſehen in einer beſſern Welt; die zuverläſſigſten, die jeder Sterbende zu den Seinigen reden kann. Darum ſtand nach ſeinem letzten Lebensaushauche am Kreuze nur das Bild eines Geſchiedenen und untergegangener Hoffnung vor ihren Augen. Der Glaube an frühere tröſtliche Verkündigung konnte ſie jetzt nicht aufrichten. Dieſer Glaube war früher ebenſo wenig lebendig in ihnen geworden, als ihnen glaublich erſchien die Vorherverkündigung eines baldigen Unterliegens; und wie weit er auch bei ihnen Eingang gefunden haben konnte, unter dem Kreuze deſſen, in welchem ſie allein Haltung hatten, war ja alles hingeſunken. Darum konnten ihnen denn auch die erſten Nachrichten von ſeiner Auferſtehung nur als Mährlein erſcheinen (Luc. 24, 11). Wie aber mußte nun, als ſie zur Gewißheit wurden, alles Erſtorbene in ihnen wieder aufleben! Zu welchem unerſchütterlichen Muthe mußte ſie ein ſolches Zeichen vom Himmel erheben, mit welcher Entſchloſſenheit mußten ſie nun ihm die Hand reichen zur Fortſetzung der unterbrochenen Bahn!

Doch ſo ſollte es nicht ſein. Nicht allein hatte Jeſus in ſeinem Werke mit ſeinem Kreuzestode den höchſten Gipfel erreicht, und damit daſſelbe vollbracht, ſondern es war auch noch ein Mangel, daß ſeine Jünger bis dahin nur in dem Geiſte ihres Meiſters Haltung fanden; ſie ſollten ſie finden lernen in ſich ſelbſt; in ihrem eigenen Innern mußte zu größerem Wirken ein höherer ſelbſtändiger Geiſt lebendig werden. Dieſer hohe Segen ſollte noch von Oben kommen. Jeſus verkündigte ihnen, daß er ihnen jenen Geiſt ſenden werde vom Vater (Joh. 15, 26). Es war ja des Vaters und ſein Geiſt, wo andersher ſollte er kommen, als von dem, der alles Heiligen Urſprung iſt, und von dem, der ſchon bei ſichtbarer Gemeinſchaft mit den Jüngern, den Lebenskeim dazu in ſie gepflanzt hatte! Alles, was zu unſerer Heiligung geſchieht, iſt gemeinſchaftliches Werk des Vaters und des Sohnes. Dieſen großen Gedanken verkümmern wir uns nur, wenn wir dem Himmliſchen die irdiſche Form geben. Damit aber dieſe große Umwandlung einträte, mußten die Jünger erſt ihren bisherigen Haltpunkt verlieren; Jeſus mußte von ihnen gehen, und er ſagt ſelbſt, wenn ich nicht hingehe kommt der Geiſt nicht zu euch (Joh. 16, 7). Zum Hinſterben verſinken konnte ſie nach ſeinem abermaligen Abſchiede nicht wieder, denn ſchon was geſchehen war, hatte ſie zu höherer Anſicht und Haltung wiedergeboren, und das verheißene Wort des Meiſters hatte eine ganz andere Klarheit und Geltung bei ihnen bekommen. Schon ſchwebte ihr Geiſt in der Höhe. Allein — wol hätte ein Sinken wieder eintreten können, wenn der abermalige Abſchied des Meiſters die Geſtalt des Sinkens gehabt hätte; wie, wenn er vor ihren Augen ſchwächlich in den Tod geſunken wäre? Da wären ihm dann ihre Gedanken nur wieder in die jüdiſchgedachte Unterwelt gefolgt, wo es nur ein ohnmächtiges Schattenleben gab. Er aber hatte von einem Himmel geredet, vom Himmelreiche für ſich und die Seinigen; und wie ſinnlich ſie ſich den Himmel auch denken mochten, ſo unvermeidlich dieſe ſinnliche Vorſtellung war, ſo wenig durfte ſie vernichtet werden, wenn nicht die neue Hoffnung einſinken ſollte. Darum mußte die Abſchiedsſcene eine ſolche ſein, die den feſten Gedanken zurückließ: nicht in die Unterwelt, nein in den Himmel iſt er übergegangen. Kein Augenzeuge beſchreibt ſie uns, keiner ſagt uns mehr, als: er iſt in den Himmel erhoben. Vielleicht war die Scene ſo, daß durch ſie nur den *Augenzeugen* jene Thatſache über allen Zweifel klar ward, darum ſie denn über dieſelbe vor denen ſchweigen, die die höhere Bedeutung nicht begriffen haben würden. Dieſelbe Thatſache hatten die Nichtzeugen in dem Berichte: er ward aufgehoben zuſehends und eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen weg (Apoſtelgeſch. 1, 9). Vgl. **Himmelfahrt Christi.**

So endete die irdiſche Bahn des Welterlöſers. Sein Leben war das Licht der Welt durch Rede, That und Thatſache. Iſt es aber des Lebens Hauptmerkmal nicht, auf der Erde ſichtbar wandeln und von ihren ſichtbaren Gaben genießen; iſt ſein höchſter Gehalt wirken, ſo lebt Jeſus immer noch unter uns und wird bei uns ſein, wie er ſprach, alle Tage bis an der Welt Ende (Matth. 28, 20). Da dauert denn auch ſeine Geſchichte fort, ein nie erlöſchendes Licht der Welt; und an die erleuchtenden Thatſachen der erſten Zeit reihen ſich immer neue und erleuchtende, und die Göttlichkeit ſeines Werks beſtätigende Thatſachen an. Hier iſt das Licht der Welt! verkündigen uns vom Himmel nicht allein ſeines irdiſchen ſichtbaren Lebens Wunder, ſondern auch erſcheinende Gottesthaten für ſeines Werkes Beförderung zu allen Zeiten; und je tiefer durch jene Lichtſtrahlen angeregt auch das innere Menſchenleben erwacht, deſto lauter redend treten hinzu die Zeugniſſe des eigenen Herzens.

Wie aber ſteht es nun mit dieſem Erwachen des innern Menſchenlebens? Stieg es ſeit der erſten Anregung von Stufe zu Stufe und ohne Rückſinken immer höher? Wie niederſchlagend iſt das Bild, welches uns die Geſchichte vor Augen ſtellt! Wie die Sonne oft nur beim Aufgange herrlich leuchtet, bald aber, erſt von Wolkenſchleiern getrübt, endlich von Wolkenmaſſen verhüllt wird; ſo war es auch hier. Die Angemeſſenheit des Bildes bedarf keiner Erläuterung. Die Geſchichte liefert den Beweis, daß Menſchenhände auch das Heiligſte in Misgeſtalt verwandeln können. Was Jeſus gab, ſollte die Menſchen mit himmliſcher Gewalt heben zum Himmelsſinn; aber der irdiſche Sinn erniedrigte es zum Hebel für ſeine gemeinen, ja laſterhaften Zwecke. Das

Digitized by Google

Herz wollte Jeſus wecken und ihm dienen. Aber, was er ſprach, zog die Wißbegierde in ihr Gebiet und dehnte es in vielfache abenteuerliche Geſtalten aus. Indeſſen die Sonne, die Jeſus anzündete, blieb, wie ſie ferner bleiben wird, auch hinter den dickſten Wolken, und ſendete der Welt auch Strahlen durch ſie. Und, wie düſter es war und immer düſterer ward im Laufe von anderthalb Jahrtauſenden, ſo erging endlich wieder das Wort: Es werde Licht! Doch — das Leben des Erlöſers begann mit Kampf, und nur kämpfend wird fortgedeihen die Erlöſung; aber gedeihen wird ſie, ſo wahr ſie das Werk aus Gott iſt. Iſt uns aber unbegreiflich grade dieſer Gang der Erlöſung, ſo bleibt uns noch übrig, mit Paulus zu ſprechen, da ihn ähnliche Betrachtungen in Verwunderung ſetzten: „O welch eine Tiefe des Reichthums, beides, der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich ſind ſeine Gerichte und unerforſchlich ſeine Wege!" (*Märtens.*)

JESUS (Geogr.) I. Dieſen Namen führen eine Menge Städte, Flecken und Niederlaſſungen, ſowie ein Fluß im ſüdlichen Amerika, unter denen viele zu unbedeutend ſind, als daß ſie eine beſondere Aufzählung verdienten; wir wollen uns alſo darauf beſchränken, in dem folgenden Verzeichniſſe die bis jetzt am meiſten bekannten, von denen ſich einige Notiz geben läßt, aufzuführen. 1) Eine Stadt Mexico's in der Provinz San Luis de Potoſi, hat einige Tauſend Einwohner, die aus einem Gemiſche von ſpaniſchen Kreolen, Mulatten, Meſtizen und Indianern beſtehen. In der Stadt iſt ein Auguſtinerkloſter, und in der Umgegend liegen eine Menge Landgüter und Meiereien. 2) Eine Ortſchaft im Freiſtaate Paraguay, an dem Fluſſe Paraná, liegt im Diſtricte der ehemaligen Jeſuitenmiſſion unter 27° 2′ 36″ ſüdl. Br. und 58° 25′ 6″ weſtl. Länge, wurde im J. 1685 von den Jeſuiten angelegt, und zählte zu Azara's Zeiten gegen 900 Einwohner. 3) Jeſus de Culema, Hauptort des kleinen Diſtricts Itata in der Provinz Maule des Freiſtaates Chili, wurde angelegt im J. 1743 und liegt unter 36° ſüdl. Br. 4) Jeſus Nazareno, auch Inispin genannt, ein indianiſches Dorf in der Provinz Santa Fé des Freiſtaates Argentina, deren Bewohner zu Azara's Zeit noch nicht zum Chriſtenthume bekehrt waren. 5) El Nombre de Jeſus, eine Niederlaſſung in der Provinz Quito des ſüdamerikaniſchen Freiſtaates Ecuador, am Fluſſe Napo gelegen. 6) Drei Niederlaſſungen Peru's, wovon die eine in der Provinz Huamalies (Guamalies), die beiden andern in der Provinz Caxamarca gelegen ſind. 7) Jeſus Maria, eine Niederlaſſung des Freiſtaates Mexico im Staate Xalisco, gehört zu dem Diſtricte der anſehnlichen Villa und Alcadia mayor, Aguas Calientes, wovon ſie anderthalb teutſche Meilen entfernt iſt. 8) Eine von den Jeſuiten gegründete Niederlaſſung im Staate Xalisco der Republik Mexico, in der Alcadia major von Nayarith gelegen. 9) Eine Niederlaſſung des Staates Cohahuila im Freiſtaate Mexiko, an einem Arme des Fluſſes St. Domingo, wurde von dem Erzbiſchofe Don Juan Antonio Vizarron gegründet. 10) Jeſus los Coronados, eine Niederlaſſung der Jeſuiten im Freiſtaate Ecuador, im Diſtricte Mainas gelegen. 11) Eine Niederlaſſung auf der an Braſiliens Küſte gelegenen Inſel Joannes oder Marajó, die von den großen Strömen Maranhon (Amazonenſtrom) und Rio Para umgeben iſt. 12) Sans Felipe de Jeſus, eine Niederlaſſung des mexicaniſchen Staates Californien, liegt innerhalb des Golfes von Californien, nahe der Mündung des Fluſſes Colorado oder del Norte. 13) Jeſus de Marca, eine Niederlaſſung in der Provinz Tucuman der Republik Argentina. 14) Jeſus de Marca, eine Niederlaſſung der peruaniſchen Provinz Caramarca. 15) Ein Fort im Kaiſerthume Braſilien, gewöhnlich Jeſus, Maria und Joſeph genannt, liegt an der Seeküſte, und in der Nähe der Mündung des Fluſſes San Pedro. 16) Jeſus Maria, ein kleiner Fluß der Republik Argentina, der ſich in den Uruguay ergießt. 17) El Nombre de Jeſus, ein Vorgebirge der Magelhanſtraße im ſogenannten Feuerlande, kommt gewöhnlicher unter dem Namen Cabe del Espiritu Santo (heiligen Geiſtes Vorgebirge) und bei den Engländern unter dem Namen Charlotte promontory vor, und liegt unter 52° 50′ ſüdl. Breite.

II. Eine zu Untercanada gehörige, im St. Lorenzſtrome gelegene Inſel, liegt nordweſtlich von der Inſel Montreal, von der ſie durch die Riviere de Prairies, ſowie von dem feſten Lande durch den Lorenzarm St. Jean getrennt wird, iſt 21 engl. Meilen (4½ teutſche Meilen) lang, und an ihrer breiteſten Stelle ſechs engl. M. breit. Die Inſel hat einen flachen, aber ſehr fruchtbaren und gut bebauten Boden, der Getreide, Gemüſe und Obſt im Überfluſſe und von vorzüglicher Qualität hervorbringt. Die Südoſtſeite der Inſel iſt mit vortrefflichen Viehweiden und ſchönen Wieſen ausgeſtattet. An den beiden Armen des Lorenzſtromes, von denen die Inſel eingeſchloſſen wird, liegen viele Mahl- und Schneidemühlen, und rund um die Inſel, ſowie auch quer durch, läuft ein Fahrweg. Sie gehört dem biſchöflichen geiſtlichen Seminare zu Quebeck, dem ſie bereits im J. 1699 nebſt den Isles aux vaches verliehen wurde, und gehört zur Grafſchaft Effingham. Die auf der Inſel zerſtreut liegenden Ökonomiehöfe bilden drei Kirchſpiele, als: St. Vincent, St. Roſe und François.

III. Eine kleine Inſel im ſtillen Ocean, im ſüdlichen Theile des Lord-Mulgrave-Archipels, wurde im J. 1567 von dem ſpaniſchen Seefahrer Don Alvaro de Mendaña entdeckt, und liegt unter 6° 50′ ſüdl. Br. und 162° 35′ öſtl. Länge von Greenwich. Die Bewohner der Inſel ſollen zur Malaienraſſe gehören. (*J. C. Schmidt.*)

JESUS als Zuname, 1) Antonio de J., aus Liſſabon gebürtig, widmete ſich dem geiſtlichen Stande, wurde Mönch, und von 1636 an bis an ſeinen Tod, der am 15. April 1682 erfolgte, Profeſſor der Muſik an der Univerſität Coimbra. Die Grabſchrift, welche man ihm ſetzte und noch dort findet, rühmt neben ſeinem religiöſen Eifer vorzüglich ſeine Wohlthätigkeit, welche ſo weit gegangen ſei, daß er ſeine ganze Beſoldung, welche er als Profeſſor genoß, auf Unterſtützung der Armen verwendete. Noch

jetzt werden ſeine Compoſitionen auf der königlichen Bibliothek zu Liſſabon aufbewahrt.

2) Bernardino di J., auch Sena genannt, wurde im J. 1599 zu Liſſabon geboren, trat 1615 in den Franziskanerorden zu Vianna, bekleidete daſelbſt zuerſt die Stelle eines Chorvicars, hierauf um 1659 die eines Definitors und ſtarb dort am 10. April 1669. Er war ein vorzüglicher Sänger und ausgezeichneter Componiſt, wurde deshalb auch vom Könige Johann IV. ſehr geſchätzt. Es befinden ſich von ihm noch gegenwärtig mehre Compoſitionen auf der Bibliothek zu Liſſabon, welche ein rühmliches Zeugniß ſeines Talents abgeben.

3) Fr. Gabriel de J., wurde zu Leyria geboren, und im J. 1676 Ordensgeiſtlicher zu Alcoboca. Er wird nicht allein als fertiger Orgel- und Harfenſpieler, ſondern auch als gründlicher Contrapunktiſt gerühmt; ſein beſtes Werk ſollen fünf Motetten: „Para as quinze Estaciones da Via sacra com as letras da Escritura sacrata competendes a cada Estarno“ ſein. (*Fr. Thon.*)

JESUS-CHRISTUS-ORDEN ſoll im J. 1320 vom Papſte Johann XXII. zu Avignon errichtet und vom folgenden Papſte beſtätigt worden ſein. Man gibt dieſen Rittern ein goldenes, roth ausgelegtes Kreuz, das in ein anderes Kreuz eingeſchloſſen und mit Gold unterlegt geweſen ſein ſoll; behauptet auch, dieſes Ordenszeichen ſei von dem Zeichen der Ritter Chriſti in Portugal in Einigem verſchieden geweſen, dennoch hat Johann XXII. keinen neuen Ritterorden geſtiftet, ſondern nur den Orden der Ritter Chriſti in Portugal beſtätigt. Man vgl. *Ciacconius*, Vita Joh. XXII. und *Farin. Gryphius* von den Ritterorden. — Ein anderer Orden dieſes Namens, Jeſu Chriſti und ſeines Leidens, wurde vom Prinzen Karl, dem Neffen des Kurfürſten von Sachſen, Johann Georg, geſtiftet. Die Ritter trugen ein weißes, meiſt von Silber geſticktes Kreuz auf ihren Mänteln, und um den Hals ein blau gewäſſertes Band, an deſſen Ende eine große goldene Medaille hing, auf welcher ſich das Bild unſers Erlöſers befand. Sie waren vorzüglich verpflichtet, der Feier des Charfreitags und des folgenden heiligen Abends andächtig beizuwohnen. (Nach Helyot.) (*G. W. Fink.*)

Jesus-Compagnie, ſ. Revolution, französische.

JESUS MARIA, eine anſehnliche Inſel des ſtillen Oceans, die zu der ſogenannten Admiralitätsgruppe gehört, im Südoſten der Admiralitätsinſel und nach d'Entrecaſteaux unter 2° 22′ ſüdl. Br. und 145° 28′ öſtl. Länge liegt. Der vorgenannte Seefahrer, welcher bei ſeiner bekannten Reiſe um die Erde dieſe Inſel im Julius 1792 beobachtete — denn beſucht hat er ſie nicht, der gefahrvollen Küſten wegen, ſondern nur eine halbe franzöſiſche Lieue davon Anker geworfen und von da aus ſeine Beobachtungen vorgenommen — gibt uns folgende Beſchreibung: Sie iſt mit Korallenriffen umgeben, hat im Ganzen ein ödes und wüſtes Anſehen, und nur wenige Punkte ſind angebaut, was, mit den wenigen Eingeborenen, die ſich ſehen ließen, zu der Vermuthung führt, daß ſie nur eine geringe Bevölkerung habe. Keins der Piroguen der Eingeborenen näherte ſich den Europäern, welche wegen der ſtarken Brandung und der vielen gefährlichen Riffe keine Landung wagen konnten. Mehre Ortſchaften des Namens ſ. unt. Jesus (Geogr.). (*J. C. Schmidt.*)

JESUS MARIA (Carlos de), wurde im J. 1713 zu Liſſabon geboren, und ſtarb im J. 1747 als Mönch zu St. Cruz in Coimbra. Er glänzte zu ſeiner Zeit als muſikaliſcher Schriftſteller, und ſchrieb unter andern eine gute Geſangſchule, auf deſſen Titelblatt er ſich Luiz da Maya Croecer nennt, was ſein Name per Anagramma ſein ſoll. (*Fr. Thon.*)

JESUS- und MARIA-ORDEN wurde, nach mehren Schriftſtellern und unter dieſen auch von Helyot, vom Papſte Paul V. im J. 1615 geſtiftet; nach Andern war der Stifter unbekannt, allein man fing zur angegebenen Zeit in Rom an, über die Satzungen dieſes Ordens Mancherlei zu unterhandeln. Dieſe Satzungen wurden damals mit ausgemalten Ordenszeichen in Abſchrift an verſchiedene Äbte ꝛc. geſchickt. Das Hauptſächlichſte beſtand in Folgendem: Die Ritter ſollten bei Feierlichkeiten einen weißen Mantel tragen, auf der linken Seite deſſelben das Ordenskreuz, deſſen Grund himmelblau und am Rande mit Gold geſtickt war. Einander gegenüber ſtanden die Namen Jesus — Maria. Das Kreuz hatte acht Spitzen, wie ein Malteſerkreuz, das ſie auch im Knopfloche trugen. Das Ordenscapitel ſollte nur in Rom gehalten werden, wo die Wahl des Großmeiſters geſchehen ſollte. Papſt und Cardinalcollegium hatten drei Ritter vorzuſchlagen, von welchen einer in der Ritterverſammlung zu wählen wäre. Der Großmeiſter hatte dann das Recht, das Gerechtigkeitskreuz dreien Rittern in jeder Provinz aus Gnaden zu geben, d. h., man foderte von dieſen Gnadenrittern keinen Beweis ihres Adels, wol aber ſo viel Vermögen, daß ſie mindeſtens eine Komthurei mit 200 Thalern Einkünfte ſtiften konnten, deren Ertrag ſie lebenslang genoſſen, die aber nach ihrem Tode dem Orden gehörten. Eine kluge Maßregel. Zum Gedächtniſſe der 33 Lebensjahre Jeſu ſollte der Orden 33 Komthure oder Prioren haben mit dem Namen der Großkreuze, in welche immer der älteſte Ritter nachrückte. Dieſe nahmen auf Rechnung für das Generalcapitel und als Beamte die Summe ein, welche jeder bei ſeinem Eintritte zahlen ſollte. Der Orden beſtand aus eigentlichen Rittern, Kaplänen und dienenden Brüdern. Die Ritter aus dem Kirchenſtaate waren frei von Abgaben, und ſtanden in allen bürgerlichen, auch in halspeinlichen Unterſuchungen nur unter ihrem Großmeiſter, dagegen waren ſie in andern Ländern der ordentlichen Gerichtsbarkeit unterworfen. Dafür waren die Ritter aus andern als päpſtlichen Provinzen nicht verbunden, ſich zum Generalcapitel einzufinden. Alle aber waren verpflichtet, die Kirche und den Kirchenſtaat zu vertheidigen. Die römiſchen Ritter mußten ein Pferd, einen Harniſch und eine Lanze zum Schutze des Kirchenſtaates haben, und jeder Waffendiener ein Schießgewehr. Aus dieſem Allen, worüber der Abt Juſtinianus und P. Bonanni in ihren Schriften über die Ritterorden zu vergleichen ſind, ergibt ſich, daß dieſer Orden wenigſtens nie der Papſtherrſchaft in Vorſchlag gebracht wurde, daß er

Digitized by Google

aber entweder gar nicht zu Stande gekommen iſt, oder doch nur ſehr kurze Zeit beſtanden haben kann. (*G. W. Fink.*)

JESUSMÜNZEN. Man bezeichnet im Allgemeinen mit dieſem Namen alle diejenigen Münzen und Medaillen, auf welchen ſich der Name oder das Namensmonogramm I H S. (d. i. Jeſus, Heiland, Seligmacher)[1]), oder das Bild oder irgend eine Darſtellung aus dem Leben des Heilandes findet. Schon unter den griechiſchen Kaiſermünzen iſt dies auf einigen der Fall, indem man den Herrn bald ſtehend, bald ſitzend und mit einem Buche, bald den Kaiſer krönend darauf vorgeſtellt erblickt. Dabei ſteht auf ihnen oft das aus *Κύριε βοηθεῖ* zuſammengeſetzte Wort: *Κε BOHΘEI* oder die bekannten Abkürzungen IC. XC. d. i. *Ἰησοῦς Χριστός*. Eine Münze der Art, welche in Rom ausgegraben wurde, erwähnt Sismondi in ſeiner 1650 herausgegebenen Schrift: de triplici numo (Opp. tom. IV. pag. 293). Sie zeigte auf der einen Seite den Heiland in ganzer Geſtalt, auf der andern, unter der Umſchrift ANACTACIC (Auferſtehung), einen Tempel zwiſchen zwei geharniſchten Männern. Sie ſoll nach Sismondi ſich auf den über dem heiligen Grabe zu Jeruſalem errichteten Tempel beziehen, welcher *Ἀνάστασις* geheißen habe[2]). In neuern Zeiten begreift man unter Jeſusmünzen insbeſondere a) die Jeſuspfennige, b) die Jeſusthaler. Erſtere waren nie gangbares Geld, ſondern ſie gehörten immer zu den Medaillen oder Schaumünzen, ſodaß ihnen der Name Pfennige (vgl. d. Art.) nur uneigentlich und etwa ſo zukommt, wie man in Thüringen gewiſſen, bei der Sachſenburg ſich findenden Verſteinerungen (Echiniten), den Namen Bonifaciuspfennige beilegt. Der Erſte, welcher ſolcher Jeſuspfennige gedenkt, — ſie ſind aber nicht geſchlagen, ſondern gegoſſen, und man hat ſie ſowol aus Silber als aus Kupfer, — iſt Theſeus Ambroſius, welcher in ſeiner: Introductio in linguam Chaldaeam, Syriacam etc. meldet, daß zur Zeit der Päpſte Julius II. und Leo X. viele ſolcher Münzen und zwar auf der einen Seite mit dem Bilde des Heilandes und dem beigeſetzten Worte ישו (Jeschu), auf der andern mit der Inſchrift משיח מלך בא בשלום אלהים ארם עשוי, d. i. „der geſalbte König kommt in Frieden, Gott iſt Menſch geworden," zum Vorſchein gekommen wären. Auch Kaspar Waſer[3]) gedenkt ihrer. Einer, den er abbilden ließ, unterſcheidet ſich von dem ebenerwähnten nur dadurch, daß der letzte Theil der gegebenen Inſchrift ſo lautet: ואור־מארם עשוי חי[4]). Dabei macht Waſer die Bemerkung, daß dem Bilde des Heilandes wahrſcheinlich die bekannte, dem Lentulus zugeſchriebene Schilderung Jeſu, welche dieſer dem Kaiſer Tiberius eingeſendet haben ſoll, zum Grunde liege. Andere, welche dieſer Jeſuspfennige erwähnen, ſind J. H. Hottinger[5]), Bartolocci[6]), Don. Ang. Gabr. Anguisciola[7]), Wagenſeil[8]), J. Reiske[9]), Köhler[10]), Tychſen[11]) und Andere. Der von Köhler im 6. Theile ſeiner hiſtoriſchen Münzbeluſtigung beſchriebene und abgebildete Jeſuspfennig hat auf dem Avers das links ſehende Bruſtbild des Heilandes barhäuptig und mit lang herabwallenden Haaren, auf deſſen rechter Seite ein א, auf der linken aber das Wort ישו ſteht. Die Inſchrift des Revers lautet in fünf Zeilen: erſte Zeile משיח. Zweite Zeile מלך. בא. בש. Dritte Zeile לום. ראר. Vierte Zeile מא. דם. עשוי. Fünfte Zeile חי. Seine Größe iſt die eines halben Guldens[12]).

Über die Entſtehung, das Alter, die Echtheit und den hiſtoriſchen Werth dieſer Jeſuspfennige iſt viel, beſonders in früherer Zeit, hin und her geſtritten worden. Man hat gefragt, ob ſie den erſten Jahrunderten der chriſtlichen Zeit oder den ſpätern angehörten, ob ſie aſiatiſchen oder europäiſchen Urſprungs wären, ob Chriſten, Juden oder Proſelyten ſie in guter oder böſer Abſicht geſchaffen hätten und dergleichen mehr. Für das Wahrſcheinlichſte möchten wir halten, daß ſie aus derſelben Werkſtätte hervorgegangen ſind, aus welcher man die bekannten Carteroniani, Caviniani, Paduani, Parmesani und Vincentini erhalten hat, daß ſie folglich dem 15. und 16. Jahrh. angehören und daß man mit ihnen nur den Zweck hatte,

---

1) Der Name Jeſus, wie das Monogramm deſſelben, findet ſich auf den Jeſusmünzen überhaupt und insbeſondere auf den Jeſusthalern entweder allein ſtehend, und dann gewöhnlich entweder in einem Strahlenkranze (Madai Nr. 2092 u. 2095), oder in der Mitte eines Herzens, einer Sonne (Madai Nr. 1899. 1496. 4349), oder auf der geharniſchten Bruſt (Madai 487 u. 488) angebracht, oder in Verbindung mit dem Namen Jehova oder Maria, ſodaß man wieder zwei neue Thalerclaſſen, nämlich Jehova-, Jeſus- und Jeſusmariathaler bilden könnte. Doch wohin ſollte das führen? 2) Als eine griechiſche Kaiſermünze ſucht der unbekannte Verf. der Schrift: Numus aeneus veterum Christianorum commentario explicatus pradit nunc primum ex Maseo Victerio, adjectis sacris aliquibus Monimentis (Romae 1737) eine Münze zu erweiſen, welche auf der einen Seite das vorwärts ſtehende Bruſtbild des Heilandes, auf der andern aber die Taufe deſſelben gibt; allein mit Recht behauptet Köhler (Hiſt. Münzbeluſt. 13. Th. S. 349) ihren ſpätern Urſprung.

3) *Waser* lib. II, de antiquis Numis Hebraeorum. c. III. f. 62. 4) Den Sinn, welcher [illegible] Und das Licht vom Menſchen iſt das Leben geworden, ſucht Waſer in folgendem Diſtichon wiederzugeben:

Lux, via, vita, salus, verbum patris, unica mundi
Victima, sit nobis lux, via, vita, salus.

5) *Hottinger*, Diss. de Nummis Orientalium. tab. VI. n. 5. 6) *Bartoloccius*, Diss. de Mose Propheta secundum Hebraeos. §. XXXII. p. 164. 7) Dichiaratione della Hebraica Medaglia detta: *Magen David* (ſ. d. Art.) di *D. A. G. Anguisc.* (1617. f.) Der wahre Verf. ſoll nach Köhler Raſael Avellini ſein. 8) *Wagens.* Sota. h. e. lib. mischn. de uxore cap. IV. p. 579. Der von ihm erwähnte Jeſuspfennig zeigt das Bruſtbild des Heilandes im Profil ohne Beiſatz, auf der andern Seite findet ſich die vierzeilige Inſchrift:

ישוע
נצרי משיח
יהוה ואדם
יחד

und er erklärt ſie: Jeſus von Nazareth, der Geſalbte, Gott und Menſch zugleich. 9) *J. Reiske*, Exercitationes de imagin. Jes. Christ. quotquot vulgo circumferuntur. Exerc. VIII. §. V et VI. 10) Köhler a. a. O. 11) O. G. Tychſen, Unechtheit der jüdiſchen Münzen. S. 16. 12) Dieſe ſchlecht abgetheilten Worte ſcheinen geleſen werden zu müſſen:

משיח מלך בא בשלום ואור מארם עשוי חי

ſodaß dieſe Münze die Waſer'ſche ſein dürfte.

der erwachten numiſmatiſchen Sammelgierde zu genügen, wie dies auch mit den ſogenannten Silberlingen der Fallmar[13]), welche damals erſchienen. Übrigens trieben Aber- und Wunderglaube auch mit dieſen Pfennigen ihr ſeltſames Spiel, wie wir etwas Ähnliches bei den Muttergottesdukaten ſahen (vgl. d. Art. Dukaten), und man bediente ſich ihrer als kräftige Amulete gegen Krankheit, Unglück und Gefahr.

Die zweite Claſſe der Jeſusmünzen bilden die Jeſusthaler, worunter man diejenigen Thaler verſteht, auf welchen ſich die oben angegebenen Merkmale der Jeſusmünzen überhaupt finden. In Hinſicht der Claſſification gilt von ihnen daſſelbe, was wir bei den Jehovathalern ſowol im Texte als Not. 3 bemerkt haben[14]), weshalb wir darauf verweiſen. Die Zahl derſelben iſt ſehr groß und größer als die der Jehovathaler, da das Leben des Heilandes der Kunſt mehr Anhaltungspunkte darbot als der bloße Name Jehova. Indem wir auch hier auf die Artikel Medaillen und Thaler verweiſen, bemerken wir nur noch Folgendes. Was den Namen Jeſus und deſſen Monogramm betrifft, ſo haben wir das hierüber zu Sagende bereits in Not. 1 erledigt. Das Chriſtusbild findet ſich entweder in ganzer oder halber Figur mit oder ohne Strahlenkranz[15]), oft auch blos im Bruſtbilde[16]).

In Beziehung auf die Erſcheinung und das Leben des Heilandes finden wir auf den Jeſusthalern nachſtehende Darſtellungen:

1) Der Stammbaum Chriſti auf der Reversſeite einer Dickmünze des Biſchofs von Lauſanne Aimon von Montfaucon ohne Jahrzahl. Umſchrift: ECCE VIRGO QUƷ PEPeRIT FILIUM. Darunter Maria mit dem Chriſtkinde und neun königliche Bruſtbilder, ganz unten Jeſſe liegend, aus welchem der Stammbaum hervorgeht. *Madai* nr. 3322. Köhler Th. XI. S. 257, wo ſie abgebildet iſt. Obgleich dieſe Münze ſtreng genommen nicht zu den Jeſusthalern gehört, ſo glaubten wir doch ſie der Vollſtändigkeit wegen nicht übergehen zu dürfen.

2) Die Verkündigung Chriſti durch den Engel. Auf einer hamburger Münze und einem Miscellanthaler. Umſchrift auf beiden: AVE. MARIA. GRATIA. PLENA. DOMINVS. TECVM. BENEDICTA. TV. INTER. MVLIERES. Beide ſind zugleich Jehovathaler. Die erſtere aber auch ein Hochzeit-, die letztere ein Taufthaler.

3) Die Geſchichte der Geburt Chriſti und der Anbetung durch die Hirten. Auf einer kaiſerlich öſterreichiſchen und auf einer hamburger Münze. Umſchrift der erſtern: MATHEI. II CA. NATVS. EST. NOBIS. SALVATOR. QVI. EST. CHRISTVS. DNS. IN. CIVITATE. DAVIT. Umſchrift der zweiten: GLORIA. IN. EXCELSIS. DEO. *Mad.* nr. 10. nr. 4934. Außerdem noch auf einem Doppelthaler der Stadt Münſter vom J. 1638 und einem Chriſtfeſtthaler vom J. 1680. *Mad.* nr. 5040. 5186.

4) Jeſus an der Mutterbruſt. Auf einer ſeltenen Münze des Herzogs Odoardo Farneſe. Umſchrift: MILLE. CLYPEI. PENDENT. *Mad.* nr. 4529.

5) Jeſus auf dem Schoße der Mutter nach der Abbildung der griechiſchen Kirche. Auf einer Münze des Papſtes Clemens XI. vom J. 1702. Umſchrift: DILEXI. DECOREM. DOMVS. TVAE.

6) Jeſus auf dem Arme ſeiner angeblichen Großmutter Anna. Auf zwei gräflich Schlick'ſchen Münzen aus den J. 1627 und 1630. Beiſchrift S. A. oder S. ANNA. Eine dritte vom J. 1677 ſtellt die Anna und Maria mit dem Jeſuskinde in den Wolken ſchwebend dar[17]). *Mad.* nr. 4372. 73. 75.

7) Der Heiland in den Windeln. Auf einer Münze des Erzbiſchofs Sigismund von Salzburg vom J. 1754. Auf einem fliegenden Bande die Inſchrift: MONSTRA TE ESSE MATREM. *Mad.* nr. 3286.

8) Der große Chriſtophorus mit dem Jeſuskinde. Auf einem Ausbeutethaler des würtembergiſchen Herzogs Eberhard mit der Umſchrift: OMNIA CVM DEO. und auf einem dergleichen vom Herzoge Karl Friedrich vom J. 1740. Anſpielung auf den Bergwerksflecken Chriſtophsthal. *Mad.* nr. 4131 und 38.

9) Die Beſchneidung Chriſti. Auf einem Thaler der Stadt Münſter ohne Jahrzahl. Umſchrift: Sein Name ward Genennet JESVS. Luc. am 2. *Mad.* nr. 5187.

10) Die Darſtellung im Tempel. Auf einer Münze des Papſtes Clemens XI. vom J. 1704. Umſchrift: VIDERVNT. OCVLI. MEI. SALVTARE. TVVM. *Mad.* nr. 710.

11) Die Taufe Chriſti. Sehr häufig. 1) Auf Münzen der Herzoge Ferdinand und Cosmus II. und III. von Florenz aus den J. 1590, 1594 und 95. Umſchrift: FILIVS. MEVS. DILECTVS. 2) Auf einem Teſton des Papſtes Gregor XIII. Umſchrift: SIC. DECET. IMPLERE. Außerdem auf den Thalern der neugothaiſch-ſächſiſchen Linie von den J. 1670 und 71 und auf Miscellanthalern. *Mad.* nr. 1961, 69 und 4460. nr. 1511. nr. 5190—93, 94—98. nr. 2360.

12) Die Verſuchung Chriſti ſoll nach Einigen auf dem bekannten Interimsthaler (ſ. d. Art.) dargeſtellt ſein, welchen Madai nr. 2360 aufführt

13) Die Hochzeit zu Cana und Chriſtus als Eheſtifter. Auf zwei Miscellanthalern und einer Reihe hamburger Hochzeitthaler. Umſchriften: IESVS. (CHRIST.) MACHET. WASSER. ZV. (GVDEM.) WEIN. ZV (IN.) CANA. IN. Gal. Zweite Umſchrift: QVOS.

13) *A. Sperling*, Diss. de numis non cusis. Tychſen a. a. O. 14) Der Kreis dieſer Unterabtheilungen erweitert ſich jedoch hier noch bedeutend, indem noch Chriſtophs-, Auferſtehungs-, Salvator- u. ſ. w. Thaler hinzukommen. 15) Hieraus entſtand der Irrthum, daß man einige zu Jeruſalem gefundene Münzen der Stadt Rhodus für Jeſusmünzen hielt, indem man den Koloß wegen des Strahlenkranzes mit dem Heilande verwechſelte. 16) Chriſtus in ganzer oder halber Figur, bald mit der Siegesfahne, bald ſeine Wunden zeigend, bald mit dem Kreuze oder der Weltkugel findet ſich häufig auf Jeſusthalern. Seltener findet man das Bruſtbild.

17) Die Darſtellung der Maria mit dem Jeſuskinde, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Arme (man vgl. hierüber den Art. Dukaten), iſt zu häufig, als daß ſie einer beſondern Erwähnung verdiente; auch iſt hier Maria Haupt-, Jeſus Nebenſache.

Digitized by Google

DEVS. CONIVNXIT. HOMO. NON. SEPARET. Auf einem wahrſcheinlich zu Lübeck geprägten Hochzeitthaler, welcher ebenfalls die Vorſtellung der Hochzeit zu Cana, ſowie die der Einſegnung eines Brautpaares durch den Herrn darſtellt, lautet die erſte Umſchrift: Z. CANA: I: GALILEA. EI. HOCHZEIT. WAR. IESVS. AVS. WASSER. MAC. WEIN. DAR.; die zweite: GODT. DE. EHSTANDT. GESTIFT: HAET. DARV.m IH:n IESVS. GESENEN. (ſegnen) DAET. *Mad.* nr. 2377. 4928—37. 5225. 5987—89.

14) Chriſtus mit ſeinen Jüngern unter den Phariſäern. Auf einem ſogenannten Wiedertäuferthaler bei Madai nr. 2365. Die zwieſache Umſchrift: MAT. 12. DISE. EBRECIS. (ehebrecheriſche) ART. SVCT. EIN. ZEGN. ES. WIRT. IR. KAINS. GEBN. DAN. DAS. ZEIGN. DES. PROVETN. IONAS. ION. I. LVC. II. WI. ION. EIN. ZEGEN. WAR.

15) Jeſus, während des Sturms auf dem Meere, im Schiffe ſchlafend, und, aufgeweckt, dem Sturm und Wellen gebietend. 1) Schaumünze im Anfange des vorigen Jahrhunderts zu Cremnitz geprägt. Umſchrift: IN. TEMPESTATE. SECVRITAS. *Mad.* nr. 2379. 2) Münze des Papſtes Innocenz XI. vom J. 1679. Umſchrift: VENTI. ET. MARE. OBEDIVNT. EI. *Mad.* nr. 685.

16) Chriſtus dem Petrus die Himmelsſchlüſſel überreichend und ihn ſegnend. Auf Münzen des Herzogs Scipio von Sabioneda und Bozzolo aus den J. 1639 und 1665 und des Papſtes Innocens X. aus deſſen 9. und 10. Regierungsjahre. Umſchrift der erſtern: TV. ES. PETRVS. PRAESIDIVM NOSTRVM.; der zweiten: IN. VERBO. TVO. *Mad.* nr. 3163. 4620.

17) Chriſtus das Abendmahl einſetzend. Auf einem ſeltenen halben Thaler des Kaiſers Maximilian. Unterſchrift: NEMEN. ESSEN. DAS. IST. MEIN. LEIB. VND. ER. NĀ.hm. DEN. KELCH. VND. DANKET. VN.d GAB. IN. VND. SPRACH. TRINKEN. ALE. DA.raus. *Mad.* nr. 2390.

18) Chriſtus am Kreuz. Sehr häufig. Am vollſtändigſten auf einem Miſcellanthaler bei Madai nr. 5201. Umſchrift: AM. CREUTZ EIN FLUCH ICH WORDEN BIN. MEIN AUFERSTEHUNG DEIN GEWIN. Dann auf einem Thaler des Biſchofs Chriſtoph Bernhardt von Münſter. Jahr 1659, auf einem Wiedertäuferthaler und ſonſt noch. *Mad.* nr. 840. 2367 und 68. 5215.

19) Der auferſtehende und auferſtandene, zugleich über Welt, Tod, Teufel und Hölle triumphirende Chriſtus. Häufig. 1) Auf einer ſtädtiſch braunſchweigiſchen Münze vom J. 1546 und auf einer ſonſt unbekannten Münze mit der Umſchrift: ITA. CHRISTVS. TRIDVVM. SEPVLTVS. POST. DEVICTOS. HOSTES. RESVRREXIT. Ma. 21. *Mad.* nr. 1736. 2164 und 65. 5210. 5981 und 83. 2) Auf einem ſogenannten Wiedertäuferthaler. Umſchrift in zwei Reihen. Rom. 6. CHRISTVS. IST. AVFERWECT. VON. DEN. TOTN. DVRC. DI. HERLIKET. DES. VATRS. — ALSO. SOLN. AVC. WIR. IN. EIN. NEVEN. LEBN. WANDELN. COR. 15. TOT. *Mad.* 2363.

20) Chriſtus der Maria als Gärtner im Garten Gethſemane erſcheinend. Auf dem Revers einer Münze des Papſtes Gregor XIII. vom J. 1581 und des Papſtes Sixtus V. Chriſtus auf der erſten ohne, auf der zweiten mit einem Strohhute, auf beiden das Grabſcheid in der Hand. Maria knieend. Umſchrift: NOLI. ME. TANGERE. *Mad.* 3136 und 37.

21) Der erhöhte Chriſtus. 1) Auf einer Münze des Papſtes Clemens VIII. vom J. 1500. Revers: Chriſtus, von Cherubinen umgeben, auf den Wolken ſitzend und mit aufgehobener Rechte den durch die heilige Pforte eindringenden Pilgrimen den Segen ertheilend. Umſchrift: EGO. VOS. REFICIAM. 2) Chriſtus in den Wolken ſitzend. Auf einer Münze des Herzogs Karl I. von Mantua. *Mad.* nr. 3144. 1994.

22) Chriſtus die Todten erweckend. Auf einem ſeltenen Thaler ohne Jahrzahl. *Mad.* nr. 5217.

Hierzu können wir noch folgende Darſtellungen rechnen. 1) Chriſtus als Hirt, ein Lamm auf den Schultern tragend, den Hirtenſtab in der Rechten. Auf einem Begräbnißthaler der albertiniſch-ſächſiſchen Herzogin Johanna Magdalena. Umſchrift: PROVIDENTIA. DOMINI. SVFFICIENTIA. MIHI. Chriſtus als Lamm mit der Siegesfahne, vom heiligen Geiſte beſtrahlt. Auf einer Münze des Papſtes Clemens IX. vom J. 1667, ingleichen auf einer andern des Papſtes Clemens XI. aus deſſen ſiebentem Regierungsjahre. Umſchrift der erſten Münze: IPSE. DOMINVS. POSSESSIO. EJVS. Umſchrift der zweiten: DONA. NOBIS. PACEM. *Mad.* nr. 673. 712. vgl. nr. 5192. Chriſtus mit dem Kreuz als Keltertreter, zugleich als Lamm, auf einem Doppelthaler mit der Jahrzahl 1622. Umſchrift des Avers: ICH. TRETE. DIE. KELTER. ALLAIN. VND. IST. NIEMANS. MIT. MIER. ESA. 63. c. Umſchrift des Revers: SIEHE. DAS. IST. GOTTES. LAMB. DAS. DER. WELT. SVNDE. TREGD. IOH. 1. C. Auch das Blut und das Schweißtuch Chriſti fehlt nicht. Das erſte findet man, oder wenigſtens drei Tropfen davon, in einer Monſtranz, auf einer Münze des Herzogs Karl I. von Mantua vom J. 1630, das andere auf einer Münze des Papſtes Clemens X. vom J. 1673.

Dies wäre etwa der Cyklus der Darſtellungen aus dem Leben des Heilandes, welche ſich auf den ſogenannten Jeſusthalern findrn und wir glauben ſomit dieſen Artikel ſchließen zu können. (*G. M. S. Fischer.*)

JESUSORDEN, 1) oder regulirte Geiſtliche des guten Jeſus (vgl. d. Art. **Regulirte Geistliche**). Die eigentliche Stifterin dieſes Ordens iſt die ſelige Margaretha von Ravenna, nicht der P. Seraphim von Ferma, der wol die Regeln deſſelben aufgeſchrieben, aber nach ſeinem eignen Bericht aus den mündlichen Vorſchriften Margarethens genommen hat. Regulae aliquot e documentis Margaritae Ravennatis Virginis, quibus illa Ordinem suum titulo Boni Jesu insignatum instituit —, an deren Ende er noch hinzuſetzt: has regulas e verbis div. hujus Virginis collegi. Wenigſtens hat ſie eine

Digitized by Google

weltliche Geſellſchaft dieſes Namens geſtiftet, aus welcher der P. Hieron. Maluſelli die Satzungen für ſeine in Gemeinſchaft lebenden Prieſter 1538 zog. — Margaretha von Ruſſi, einem Dorfe zwiſchen Ravenna und Faenza, hielt ſich die meiſte Zeit ihres Lebens in Ravenna auf, wo ſie auch ſtarb; daher ihr Name. Im dritten Monate verlor ſie das Licht der Augen, gewöhnte ſich von dem ſiebenten Jahre an zum Barfußgehen und allen Enthaltungen; ihre Jugend war äußerſt kränklich, was ihr zu häufigen Verleumdungen gedieh, die ſie mit Salbung ertrug, ja ſich dabei durch fromme Reden einen Anhang von 300 gewann, die zum geiſtlichen Leben von ihr angeleitet ſein wollten. Sie nannte ihre fromme Geſellſchaft „des guten Jeſus“ und gab ihr mündliche Vorſchriften in 24 Artikeln, worin Liebe zu Gott, Einfalt des Herzens, Demuth, Einigkeit, Verachtung ſeiner ſelbſt, Faſten und Enthaltungen, ſowie öfterer Gebrauch des heiligen Abendmahls empfohlen wird. Zu den kirchlich vorgeſchriebenen Faſten ſetzte ſie noch die Adventzeit, alle Mittwoche, Freitage und Sonnabende des Jahres ꝛc. Sie ſtarb den 23. Jan. 1505 im 63. Jahre ihres Alters. Zu ihren Schülerinnen gehörte die fromme Witwe Gentille von Ravenna, geb. 1471, Tochter eines Goldſchmieds, welcher es in ihrer Ehe ſehr ſchlimm ergangen war, ob ſie gleich noch am Ende ihren Mann durch ihr Gebet bekehrt hatte; nicht minder den jungen, ſehr leichtſinnigen Hieron. Maluſelli aus Menſa, welcher ein frommer Prieſter wurde und mit ihr gemeinſchaftlich die Regeln Margarethens befolgte. Nach dem Verluſte der Ihrigen ſetzte ſie den Hieronymus zum Erben und gebot ihm, ihr Haus zu einer Kirche einzurichten, was er durch milde Gaben zu Stande bringen werde. Sie ſtarb 1530. Noch in demſelben Jahre wurde bei geringem Vermögen der Grund gelegt und 1531 wurde die Kirche am 1. Aug. ſchon geweiht. Das Glück des Prieſters fand Neider und Verfolger, die jedoch dem frommen Manne mehr nützten als ſchadeten. Jetzt ſtiftete er eine Congregation der Prieſter nach den Regeln der ſeligen Margarethe, aus denen nur weggelaſſen wurde, was nur für Weltleute vorgeſchrieben worden war. Eben zu der Zeit hatte der Herzog von Mantua, Friedr. von Gonzaga II, und ſeine Gemahlin, welche ſich aus Verehrung das Leben Margarethens und ihrer Nachfolgerinnen von Seraphim von Ferma hatten aufſetzen laſſen, den Papſt Paul III. um Unterſuchung der Wunderwerke gebeten, die auf den Gräbern der genannten Frauen geſchahen. 1538 billigte der Papſt den neuen Orden und erlaubte dem Hieron. Maluſelli Allen das Kleid zu geben, die es annehmen wollten. So war er denn der erſte Superior deſſelben geworden und ſtarb 1541 bei gutem Wachsthume des Ordens, der ſich nach ſeinem Tode noch mehr verſtärkte. 1551 wurde er von Julius III. und darauf wiederholt von Paul IV. beſtätigt. Dennoch hatte dieſer Orden, obgleich beſchützt vom Hauſe Gonzaga, keinen bedeutenden Fortgang. Zwar wird verſichert, ſie haben noch ein Kloſter zu Rom und eins in Toscana gehabt: allein Innocenz X. löſte ihn 1651 auf, da nicht mehr als 10 Ordensbrüder in demſelben ſich vorgefunden haben ſollen. Nebſt ihren eignen Vorſchriften befolgten ſie die Regel des heiligen Auguſtin. Beſonders ſollen ſie ſich im Predigen und am Krankenbette ausgezeichnet haben, nach den Verſicherungen eines ihrer Obern, Simon Marini, dem zwar Morigia widerſpricht, doch nicht mit hinlänglichem Grunde. Sie beſaßen nicht geringe Güter und hielten alle drei Jahre Capitel, wo ſie ihren Generalſuperior wählten. Helyot, 4. B. S. 146 fg. *(G. W. Fink.)*

2) So hieß früher der ſchwediſche Seraphinenorden, ſ. d. Art.

3) Der Orden Jeſu Chriſti und ſeines Leidens. Ihn ſtiftete Prinz Karl zu Sachſen, Neffe des Kurfürſten Johann Georg I. zu Sachſen, im J. 1617 am 7. Febr. Die Ritter trugen ein weißes Kreuz von Batiſt oder in Silber geſtickt, mit dem Bilde des Heilands in der Mitte, auf ihrem Mantel. Um den Hals hing dabei eine große goldene Medaille an einem blauen gewäſſerten Bande, auf welcher ebenfalls des Heilands Bild war. Freitags und Sonnabends in der Charwoche mußten ſie dem Gottesdienſte beiwohnen. Bei der Stiftungsfeier hielt der Erzbiſchof von Lerambert im Pontificalſchmuck, in der Kirche der Recollecten in der Stadt Leide die Meſſe. Nach dieſer ertheilte der Stifter dieſem Prälaten und mehren Prinzen und hohen Gegenwärtigen den Orden, über deſſen Dauer aber nichts bekannt iſt. *(F. Gottschalck.)*

Jesuspfennige, ſ. Jesusmünzen.

Jesus Sirach, ſ. Sirach.

Jesusthaler, ſ. Jesusmünzen.

JESZEN, JESZENY, ſlaw. Jesseno, zwei ſlawiſche Dörfer in Niederungarn dieſſeit der Donau in der thuroczer Geſpanſchaft, im zweiten Comitatsbezirke, von den ſchönen Buchenwaldungen ſo genannt, die in dieſer Gegend wachſen. 1) Kis Jeszeny, Malé Jesseno, ein der adeligen Familie Jeſzenſzky gehöriges Curialdorf, in einem Thale an einem Bache, mit einer katholiſchen nach Nagy Jeſzeny eingepfarrten Kirche, katholiſchen und evangeliſch-lutheriſchen Einwohnern. Wird in Urkunden vom J. 1255 unter Bela IV. Terra Obusk genannt. 2) Nagy Jeszeny, Welké Jesseno, gleichfalls ein Curialdorf der adeligen Familie Jeſſenſzky, nahe am Fuße des Berges Liſſecz im gombaſcher Thale, mit einer römiſch-katholiſchen Pfarre, einer evangeliſch-lutheriſchen Kirche und Schule und mehren Mühlen im ballmeſcher Thale. Iſt das Stammhaus der Jeſſenſzky'ſchen Familie. Hier wurde auch der berühmte Dr. M. Johann Jeſzeny oder Jeßenius (vgl. d. Art) geboren. *(Rumy.)*

JESZENAK, eine ſeit dem J. 1781 in den Freiherrnſtand erhobene, proteſtantiſche, um König und Vaterland viel verdiente Familie Ungarns, mit dem Prädicat von Kyralifia. Von den zwei Brüdern Paul († 1762) und Johann († 1776), die man zu den größten ungariſchen Rechtsgelehrten ihrer Zeit zählte, war der erſte Plenipotentiär des Fürſten Eugen von Savoyen († 1736) und anderer hohen Herren, und zeichnete ſich vorzüglich auf dem Landtage des J. 1723 als einen warmen Vertheidiger der pragmatiſchen Sanction aus.

Digitized by Google

Der zweite war Rechtsanwalt des Fürſten Niklas Eſterhaſy und anderer Herren, blieb unverehlicht, und machte von dem großen Vermögen, das er ſich erwarb, den edelſten Gebrauch. Er ſtiftete nicht nur zwei anſehnliche Majorate für ſeines Bruders zwei Söhne, Paul den Jüngern und Johann den Jüngern, für jenen mit 100,000, für dieſen mit 89,201 Gulden; er bedachte nicht nur, ſowol dieſe Söhne noch weiter, wie alle ſeine übrigen Verwandten, mit fürſtlicher Großmuth, zuſammen in einer Summe von mehr als 178,000 Gulden; er beſtimmte auch ein Legat für arme Advocaten zu Peſth ohne Unterſchied der Religion von 15,000 Gulden, und für die Mitglieder ſeiner Kirche hinterließ er ein dreifaches Vermächtniß, das eine von 30,000 Gulden zur Erhaltung von Kirchen und Schulen, das zweite von 16,600 Gulden zur Beſoldung ihrer Religionsagenten zu Wien und Presburg, das dritte von 10,000 Gulden zu einem Convicte für das presburger evangeliſche Gymnaſium. Selbſt der Königin Maria Thereſia und ihrem Sohne und Mitregenten Joſeph II. vermachte er 3000 Dukaten, und ſeinem Principale, dem Fürſten Eſterhaſy, 4000 Gulden. — Von ſeinen zwei gedachten Vettern ſchuf Johann der Jüngere († 1777) das Prädium Majorháza auf der Inſel Schütt, das die Familie noch von Matthias Corvin im J. 1486 zum Geſchenk und darüber von Kaiſer Karl VI. eine neue Beſtätigung erhielt, in ein reizendes Landſchloß um, das ſelbſt Maria Thereſia mit ihrem Beſuche, ſowie in unſern Tagen Erzherzog Franz Karl mit dem ſeinigen beehrte, und das er, da ihm von ſeiner Gattin, Johanna von Pronay, keine Kinder blieben, ſeinem ältern Bruder, Paul dem Jüngern († 1798), hinterließ. Dieſer war ruſſiſch-holſteiniſcher Reſident in Wien, wurde von Kaiſer Joſeph II. mit der freiherrlichen Würde beehrt (1781, 28. Dec.)*), und hinterließ nebſt zwei verehlichten Töchtern zwei Söhne, die noch lebenden Freiherrn Johann (geb. 1760) und Paul (geb. 1764), von welchen der zweite unverehlicht geblieben, der erſte aber Vater eines Sohnes, Johann (geb. 1800), und einer Tochter, Louiſe (geb. 1803), und durch beide bereits auch Großvater geworden iſt, da jener mit einer Gräfin Louiſe Forgács, dieſe mit dem Grafen Samuel Teleky verehlicht iſt. (*Gamauf.*)

JESZENICZ, teutſch Jesenitz, ſlowak. Jesenica, zwei Dorfſchaften im vag-beſzterczer Gerichtsſtuhle (Processus) der trencſiner Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Donau Niederungarns, zu beiden Seiten eines rechts in den Waagfluß ſich ergießenden Baches, im Gebirge gelegen, eine Meile nordwärts von Vag-Beſztercze entfernt, mit 55 Häuſern und 552 ſlowakiſchen Einwohnern, die vom Feldbaue leben und, mit Ausnahme von 18 Juden und vier Evangeliſchen, ſämmtlich zur katholiſchen Kirche ſich bekennen. Von dieſen Ortſchaften gehört Kis-, oder Klein-, Mala-Jeſzenicz zur fürſtlich eſzterhaſy'ſchen Herrſchaft Bicſe, Nagy-, oder Groß-, ſlaw. Velka-Jeſzenicz aber der adeligen Familie Szunyogh, weshalb es auch zuweilen Szunyogh-Jeſzenicz genannt wird. Das erſtere hat eine eigene katholiſche Pfarre, die zum neitraer Bisthume gehört, eine von dem Fürſten Eſzterhaſy neu erbaute katholiſche Kirche, eine Schule und einen herrſchaftlichen Meierhof; das letztere iſt nach Kis-Jeſzenicz eingepfarrt und hat mehre adelige Höfe und zwei Kaſtelle. (*G. F. Schreiner.*)

JESZENOVA, auch **JASZENOVA**. 1) Ein zum Gebiete des walachiſch-illyriſchen Regiments des temesvarer Generalats gehöriges Dorf der ungariſchen oder banatiſchen Militairgrenze, in der großen ungariſchen Ebene, am linken Ufer des Karaſchfluſſes gelegen, ungefähr 1⅓ Meile weſtnordweſtwärts von Weißkirchen entfernt, mit 322 Häuſern, 1836 Einwohnern, die mit Ausnahme von 10 Katholiken ſämmtlich zur morgenländiſch-griechiſchen Kirche ſich bekennen, einer eigenen nicht unirt-griechiſchen Pfarre, Kirche und Schule. 2) Ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf und Stammort der Jeſzenowſky'ſchen Familie, im kabiner Gerichtsſtuhle der arvaer Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Donau Niederungarns, an der von Kubin über Dubova-Bolaſzkă nach Roſenberg führenden Straße, im Gebirge gelegen, 1½ Meile nordwärts von dem letztgenannten Marktflecken entfernt, mit 97 Häuſern, 502 ſlowakiſchen Einwohnern, welche nach Alſo-Kubin eingepfarrt ſind, und ſich vom Feldbaue und der Viehzucht nähren. Jeſzenova iſt der Geburtsort des ungariſchen Geſchichtsforſchers Joſeph Benczur. (*G. F. Schreiner.*)

JESZENY oder **JESZENSKY** von Nagyjeszen, **JESSENIUS** oder **JESZENIUS** (Johann), Kanzler und Rector der Univerſität Prag. Er ſtammt aus einer noch blühenden adeligen ungariſchen Familie und wurde im J. 1566 zu Nagyjeſſen (Welke Jesseno, Groß-Jeſſen) in der thuroczer Geſpanſchaft in Niederungarn geboren. Die Peſt und die noch verheerenderen Einbrüche der Türken vertrieben ihn aus ſeinem Vaterlande. Er beſuchte zu ſeiner Ausbildung mehre angeſehene Bildungsanſtalten Teutſchlands, und widmete ſich endlich mit ganzem Eifer dem Studium der Arzneikunde an den Univerſitäten zu Wittenberg und Padua, wo er im J. 1594 die Doctorwürde erhielt. Nach Wittenberg zurückgekehrt hielt er daſelbſt ſehr zahlreich beſuchte mediciniſche Vorleſungen, und war auch zugleich ein ſehr geſchätzter und glücklicher praktiſcher Arzt, wodurch er ſich den Titel eines kurfürſtlichen Hofarztes erwarb. Sein ausgebreiteter Ruf bewog die prager Univerſität ihn zur Übernahme einer Profeſſorſtelle einzuladen, und Kaiſer Rudolf II. wählte ihn auf Anempfehlung des berühmten Aſtronomen Tycho Brahe zu ſeinem Leibarzte, welche Stelle er auch bei Kaiſer Matthias II. bekleidete. Beim Ausbruch der böhmiſchen Unruhen im J. 1618 wendete ſich Jeſſenius auf die Seite der Aufrührer und wurde von ihnen nach Ungarn geſchickt, um mit den Unzufriedenen in dieſem Königreiche Verbindungen anzuknüpfen. Auf ſeiner Rückreiſe wurde er in Wien gefangen geſetzt, aber gegen einen von den Böhmen gefangenen angeſehenen italieniſchen Officier ausgewechſelt. Nach der Schlacht am weißen Berge fiel er neuerdings in kaiſerliche Gefangenſchaft und endete ſein Leben im J. 1621 auf dem Schaffote. Man hat von ihm mehre zu ſeiner Zeit ſehr geſchätzte mediciniſche Schrif-

*) ſ. das Diplom in Lehotzky's Stemmatographie.

Digitized by Google

ten und eine Oratio de vita et morte Tychonis Brahe, worin er dieſem ſeinem Gönner ein Denkmal der Dankbarkeit ſetzte. Sein Portrait iſt von Kilian 1617 geſtochen (in *A. Voigt* de viris eruditis et artificibus Bohemiae et Moraviae). (*Benigni* und *Rumy.*)

JESZENYE, ſlaw. Jaszene, Jeszenow, ſlowakiſches zur Herrſchaft Zolyo-Lipcſe gehöriges Dorf in Niederungarn diesſeit der Donau, ſohler Geſpanſchaft, im obern Bezirke, außer der Landſtraße im gleichnamigen Thale, 4½ Stunde von der königl. Frey- und Bergſtadt Neuſohl entfernt, ein Filial der katholiſchen Pfarre zu Predajna, mit einer katholiſchen Kirche. Zwiſchen Jeſzenye und Predajna ſind im J. 1800 zwei große Eiſenhämmer errichtet worden, die der königl. Bergkammer zu Neuſohl gehören. Hat 760 katholiſche Einw. (*Rumy.*)

JESZTREB. 1) ein ſlaw. Jastrebe, auch Jasztrebje genanntes, der adeligen Familie Deſſeöffy gehöriges, nach Lyubotin (cibiner Vicearchidiakonats-Diſtrict des kaſchauer Bisthums) eingepfarrtes Dorf, im obern tarczaer Gerichtsſtuhle (Processus) der ſaroſer Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns, im höhern Karpathengebirge gelegen, beinahe eine Meile ſüdoſtwärts von dem Markte Palocſa entfernt, mit 112 Häuſern, 828 ſlawiſchen Einwohnern, die, mit Ausnahme von 29 Juden, ſich ſämmtlich zur katholiſchen Kirche bekennen, und vom Feldbaue leben, einer eignen griechiſch-katholiſchen Pfarre, welche zum unirt griechiſchen Bisthum Eperies gehört, einer Kirche und einer Schule. 2) Ein ungar. Magyar- oder Nagy-Jeſztreb, ſlaw. Uherſky-Jeſztreb, Ungariſch-Jeſztreb genanntes, mehren adeligen Familien gehöriges, nach Czeke (galſzecher Vicearchidiakonats-Diſtrict des kaſchauer Bisthums) eingepfarrtes, ſchon in dem Zeitraume von 1318 bis 1337 mit einer Mutterkirche verſehenes Dorf im ujhelyer Gerichtsſtuhle der zemplener Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns in einer vom Gebirge eingeſchloſſenen Thalfläche, in waldreicher Gegend gelegen, eine teutſche Meile nordnordweſtwärts von Zemplen entfernt, mit 82 Häuſern, 603 magyariſchen Einwohnern, die 389 Katholiken, 180 Reformirte und 34 Juden unter ſich zählen, einer eignen Pfarre der evangeliſch-helvetiſchen Confeſſion, einer katholiſchen Filialkirche, einem Bethauſe der Reformirten, einer Schule und einer Mahlmühle. 3) ein ungar. Toth-J., ſlaw. Slowenski-J., Slowakiſch-J. genanntes, mehren adeligen Familien gehöriges, nach Sookut (ſztropkover Vicearchidiakonats-Diſtrict des kaſchauer Bisthums) gehöriges Dorf im ſztropkoer Gerichtsſtuhle (Processus) der zemplener Geſpanſchaft, am linken Ufer des Toplafluſſes, in gebirgiger Gegend gelegen, eine teutſche Meile nordweſtwärts von dem Markte Varano entfernt, mit 49 Häuſern, 364 ſlawiſchen Einwohnern und einer katholiſchen Filialkirche. 4) Ein der gräflichen Familie Sztaray gehöriges Dorf, im ſzobranczer Gerichtsſtuhle der unghvarer Geſpannſchaft, im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns in einer ſumpfigen Thalfläche gelegen, mit 51 Häuſern und 408 ſlowakiſchen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 7 Juden, ſämmtlich Katholiken und nach Szluna (Bisthum Szathmár) eingepfarrt ſind. (*G. F. Schreiner.*)

Ende des funfzehnten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das jetzige Jerusalem und seine nächsten Umgebungen.

- a. Lateinisches Kloster St. Salvator
- b. Armenisches Kloster St. Jacob
- c. Burg der Pisaner (Davids.)
- d. Kirche zum heiligen Grabe.
- e. Bethlehems Thor.
- f. Sions-Thor.
- g. Tiefste Einsenkung zwischen dem Sion u. dem Moriah.
- h. Barbaresken-Pförtchen
- i. Goldenes Thor.
- k. Marien-Thor.
- l. Kante der Flachhöhe.
- m. Herodes (Ephraims) Thor.
- n. Tiefste Einsenkung.
- o. Ort, wo die Mauer auf Felsen stehet.
- p. Damascener Thor
- q--r Gegend, wo die Mauer auf den erhabensten Felsen stehet.
- s Teich (der Bathsebah ?)
- t. Unterer Teich Gihon.
- u. Moschée auf dem Sion.
- v Richtthor (porta judiciaria)
- w. Magdalenenkirche.
- x. Bogen Ecce homo.
- y. Marienkirche (Moschee Aksah).
- α Oberer Teich Gihon.
- β Teich (des Hiskias?)
- γ Teich (Bethesda?)
- δ Unterer westlicher Brunnen Siloah?
- ε Unterer östl. Brunnen, Marienbr.?
- ζ Unterer südlicher Brunnen, Rogel?
- η η Schlucht zwischen dem 2ten u. 3ten Hügel.
- θθ Schlucht zwischen dem 1ten u. 2ten Hügel.
- ψ Gräber der Könige.
- z. Teich (Salomos? Siloah? Königst.?)

Zur Allgem. Encyclopaedie der Künste u. Wissenschaften.

Digitized by Google

Digitized by Google

Jerusalem vor der Zerstörung durch Titus

Taf. II.

a Lateinisches Kloster.
b Armenisches Kloster St. Jacob
c. Burg der Pisaner.
d. Kirche zum heil. Grabe
dd Felsenhügel.
e. Bethlehems Thor.
i Goldenes Thor.
k. Marienthor.
n Herodis Thor.
oo Felsen, auf dem die Mauer stehet.
p. Damascener Thor.
s Teich (der Bathseba ?)
t Teich (unterer, Gihon ?)
u. Moschee auf dem Sion
y Moschee al Aksah.
z. Teich (Siloah? Königs-Teich? Salomos Teich
α. Oberer Gihon-Teich.
β. Teich (des Hiskiah ?)
γ. Teich Bethestha ?
δ. Quell Siloah ?
ε. Quell (Siloah ? der Jungfrau Maria ? Rogel ?)
ζ. Brunnen (Rogel ? Drachenbrunnen ?)
μ Thurm Hippicus.
ν Thurm Phasaelis ?
ξ. Thor der Essener
ο. Thurm Marianne
π. Thor Gennath.
ϱϱ. Brücke vom Heiligthum zu der Oberstadt
τ Steigen vom Heiligthum in die Schlucht zur Vorstadt (προαστειον)
φφ Steigen in die Schlucht und aus der Schlucht in die andre Stadt (αχρα).
ψ Gräber der Könige.
σ Ophla.

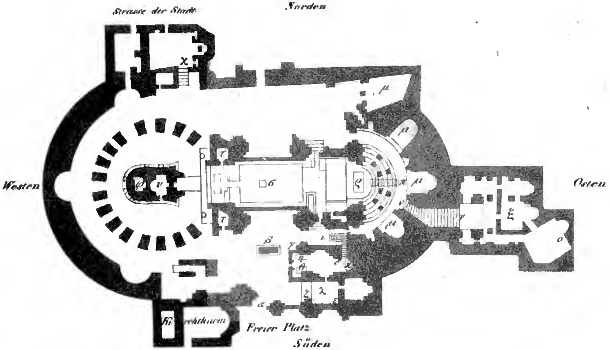
Zur Allgem. Encyclopaedie der Künste und Wissenschaften

Digitized by Google

Digitized by Google

Taf. III

Kirche zum heiligen Grabe.



α Eingang.
β. Salbungsstein.
γ δ ε ζ. Raum des Golgatha.
ζ. Abtei der Griechen.
η Grab Gottfrieds
θ Grab Balduins.
ι–δ Treppe zu der Höhe des Golgatha.
κ. Stelle der drei Kreuze.
λ. Ort, wo Christus an das Kreuz geheftet wurde.
μ. μ. μ. μ. Orte verschiedener, auf die Kreuzigung Bezug habender, Ereignisse

τ τ. Eckpfeiler der Kirche der Griechen und der Kuppel des heiligen Grabes.
υ. Stein im Vorgewölbe des heil. Grabes
φ. Das heilige Grab
χ. Capelle der Lateiner.
ν ν. Treppe zum Ort der Kreuzerfindung
ξ. Capelle St. Helena
ο. Ort, wo drei Kreuze gefunden.
π. Steige zum Chor der Griechen.
ρ. Hochaltar der Griechen
σ. Mitte der Kirche der Griechen, zugleich Mitte des Weltalls.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine
Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Zweite Section

H — N.

Sechszehnter Theil.

JETA — INDICTMENT.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wiſſenſchaften und Künſte
in alphabetiſcher Folge
von genannten Schriftſtellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Erſch und J. G. Gruber.
Mit Kupfern und Charten.

Zweite Section
H — N.

Herausgegeben von
A. G. Hoffmann.
Sechszehnter Theil.

JETA — INDICTMENT.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1839.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Jeta (bibl. Geogr.), ſ. Jutta.

JETAE, arum. Nach Stephanus Byzantinus ein feſter Ort im Südoſten Siciliens, unweit Entella. Vom Plinius (III, 8) werden Jetenses, wenn die Lesart richtig iſt, denn man lieſt in dieſer Stelle auch Letenses, angeführt, die man für die Einwohner der Stadt Jetae hält. Für Jetenses hat Cicero in den Verrinen (III, 43. §. 103) Jetini geſagt, wie jetzt dieſes Wort, und wol mit Recht, in den neuern Ausgaben, z. B. von Orelli gedruckt wird. Sonſt las man Letini. In ſpätern Schriften kommt Jatum vor; wenn das nun gleichbedeutend mit Jetae iſt, ſo dürfte man den heutigen Ort Juto, der aus Jatum entſtanden iſt, für das alte Jetae halten.

(*S. Ch. Schirlitz.*)

JETAIBA heißt bei den Eingebornen Braſiliens, nach Markgraf, der Locuſtbaum (Hymenaea Courbaril). (*A. Sprengel.*)

Jetaus, Indianerſtamm, ſ. Camanchen.

Jetelsee (Geogr.), ſ. Jedlesee.

JETHER (יֶתֶר), eigentlich Vorzug, Name einiger unbedeutender bibliſcher Perſonen (1 Chron. 2, 32. 4, 17. 7, 38. 1 Kön. 2, 5); dann des älteſten Sohnes vom Schofet (Richter) Gideon, welcher von ſeinem Vater den Auftrag empfing, die beiden midianitiſchen Könige Sebah und Zalmuna zu tödten, ohne ihn jedoch zu vollziehen (Richt. 8, 20). Auch Moſe's Schwiegervater, ſonſt Jethro genannt, heißt 2 Moſ. 4, 18 Jether; Luther's Überſetzung ſetzt jedoch dafür Jethro.

(*A. G. Hoffmann.*)

JETHRO, buchſtäblich nach dem Hebräiſch. JITHRO (יִתְרוֹ, wahrſcheinlich Abkürzung für יִתְרוֹן, in appellativer Bedeutung Vortheil, Vorzug), iſt der Name von Moſe's Schwiegervater. In einer Stelle (2 Moſ. 4, 18) kommt ſtatt deſſen das gleichbedeutende Jether (יֶתֶר) vor [1]). An andern Orten des A. T. (4 Moſ. 10, 29 und Richt. 4, 11) heißt dieſer Mann Hobab, oder eigentlich nach dem Hebräiſchen Chobab (חֹבָב, appellativiſch ſo viel als Liebe, Geliebter), ein Sohn Reguel's (Reüel's). Die Lutheriſche Überſetzung verdeckt die darin liegende Verſchiedenheit der Angabe, indem ſie 2 Moſ. 3, 1. 4, 18 und 18, 1 fg, wo Jethro oder Jether vorkommt, Schwäher (d. i. Schwiegervater), dagegen 4 Moſ. 10, 29 und Richt 1, 16. 4, 11 Schwager überſetzt [2]), während doch der hebräiſche Originaltext überall denſelben Ausdruck (nämlich חֹתֵן, Vater der Frau, Schwiegervater) gebraucht hat [3]). Über die Identität der durch beide Namen bezeichneten Perſönlichkeit ſchwankte Roſenmüller früherhin [4]), hat ſich aber zuletzt doch dafür entſchieden [5]). Auch Winer erkennt ſie an [6]). Sie erhelle, meint er, aus dem Prädicate, welches 4 Moſ. 10, 29 dem Hobab beigelegt wird: Sohn Reguel's, verglichen mit 2 Moſ. 2, 18; allein an letzterem Orte wird der Vater von Zippora, Moſe's Gattin, ſelbſt Reguel (genauer nach dem Hebräiſchen Reüel, רְעוּאֵל) genannt. Wahrſcheinlich löſt ſich Winer aber den neuen, darin liegenden Widerſpruch, wie die chaldäiſche Überſetzung des Pſeudo-Jonathan, Ibn Eſra und Kimchi, ſo auf, daß Vater 2 Moſ. 2, 18 für Großvater ſtehe, wie 1 Moſ. 32, 9. Dan. 5, 2 und Tochter für Enkelin.

1) Vgl. auch *Rosenmülleri* Scholia ad Exod. 4, 18. (p. 68. ed. 3.)

2) Ebendeswegen hat auch wol v. Göthe in dem Aufſatze des weſtöſtlichen Divans: Iſrael in der Wüſte, Jethro als Moſe's Schwiegervater, und Hobab als ſeinen Schwager genommen. J. D. Michaelis (Überſ. des A. T. mit Anmerk. für Ungelehrte zu 4 Moſ. 10, 29 im 4. Thle. S. 15) vertheidigt ebenfalls dieſe Auskunft. Der Schwiegervater Moſe's habe dieſen im erſten Jahre nach dem Auszuge aus Ägypten beſucht, und ſei nach Midian zurückgegangen (2 Moſ. 18, 27), aber Hobab, ſein Schwager (dies ſoll das hebräiſche Wort auch heißen können), ſei bei ihm geblieben, und ſeine Nachkommen hätten unter den Iſraeliten gewohnt (Richt. 4, 11). 3) Vgl. auch Vater's Comment. üb. d. Pentat. 2. Th. S. 5. Sonderbar genug hat Roſenmüller (Scholia in Num. X, 29 [ed. 3. p. 248]) nicht חֹתֵן, ſondern חָתָן (Eidam, Bräutigam) als im Hebräiſchen ſtehend angegeben, und dieſe falſche Notiz in dem Auszuge (Scholia in compendium redacta. Vol. I. p. 603) wiederholt. Nicht sponsus, ſagt er, bedeute es in dieſer Stelle, ſondern *affinis, cognatus.* 4) In dem größern Scholienwerke nahm er ſie an (Schol. in Exod. II, 18 u. III, 1 [p. 34 u. 39. ed. 3.]); dann aber erklärte er anderwärts (Schol. in Num. X, 29 [p. 248. ed. 3.]) Jethro für Moſe's Schwiegervater und Hobab für einen andern Verwandten, indem er fälſchlich annahm, im Hebräiſchen ſtehe חָתָן. Übrigens berief er ſich an letzterer Stelle nicht für dieſen Zweck auf 2 Moſ. 18, 27, wie Winer (Bibl. Realwörterb. 1. Bd. S. 685. 2. Ausg.) annimmt, ſondern blos, um die Stelle anzudeuten, wo es heißt, daß Jethro nach ſeinem Beſuche bei Moſe in ſeine Heimath zurückgekehrt ſei. 5) Scholia in compendium redacta. Vol. I. p. 285 u. 603, und zwar zu 4 Moſ. 10, 29 ebenſo, wie zu 2 Moſ. 2, 18. 6) Bibl. Realwörterb. 1. Th. S. 685. (2. Ausg.)

Flav. Joſephus [7]) freilich betrachtet Reguel (Raguel) und Jethro (bei ihm Ἰεθεγλαῖος genannt, wofür vielleicht Ἰεθραῖος zu leſen iſt) [8]), als Eine Perſon, und behauptet, Jethro ſei blos Zuname (ἐπίκλημα) Reguel's geweſen. Dieſe Meinung ſucht Clericus [9]) dadurch zu unterſtützen, daß er auf die Bedeutung von Jethro aufmerkſam macht. Es ſei dem Sinne nach ungefähr daſſelbe mit Reguel und habe daher damit verwechſelt werden können; auch könne es Amtsname [10]) oder Bezeichnung der Würde ſein. Ungleich mehr hat es für ſich, Reguel als den Großvater der Zippora anzuſehen und Jethro als ihren Vater [11]). Die Anführung des Großvaters ſtatt des Vaters geſchah 2 Moſ. 2, 18 nach Roſenmüller [12]) wahrſcheinlich deswegen, weil erſterer bei Moſe's Ankunft im Lande Midian noch das Haupt der Familie war, und erſt ſpäter ſein Sohn Jethro ſeine Stelle einnahm [13]). De Wette iſt geneigt [14]) die Verſchiedenheit der Benennung auf verſchiedene Quellen zurückzuführen, aus denen der Verfaſſer des Exodus ſeine Schrift compilirt habe. Dieſe Auffaſſung bleibt freilich dann der einzige Ausweg, wenn Reguel und Jethro identiſch ſein ſollen. Sie kann auch gar nicht auffallen, da ihr ohnehin bei den zwiefachen Namen Jethro und Hobab für Eine Perſon nicht auszuweichen ſein dürfte, und der Pentateuch überhaupt verſchiedene Überlieferungen ſogar über ſolche Gegenſtände mittheilt, welche dem Hebräer ungleich näher lagen.

Die bibliſchen Nachrichten über dieſen Jethro oder Hobab [15]) fallen ziemlich dürftig aus und ſtehen ſehr fragmentariſch da, doch gewähren ſie ſelbſt in ihrer Abgeriſſenheit manches Intereſſe. Bei ſeiner Flucht aus Ägypten war Moſes in das Gebiet der Midianiten gelangt, durch uneigennützige Hilfe, welche er den Töchtern eines dortigen Prieſters geleiſtet, mit der Familie derſelben bekannt geworden, und erhielt das eine der Mädchen von Reguel zur Gattin. (2 Moſ. 2, 15 fg.) Jethro vertrauete ihm ſeine Heerde an (2 Moſ. 3, 1), bis Moſe den Wunſch äußerte [16]), nach Ägypten zurückzukehren, was er ihm gern gewährte (2 Moſ. 3, 18. 20). Während der unruhigen Zeiten, welche mit den Vorbereitungen zu dem Auszuge der Hebräer aus Ägypten für Moſes eintraten, muß derſelbe ſeine Gattin Zippora und ſeine beiden Söhne Gerſon und Clieſer, die er mit nach Ägypten genommen hatte, (2 Moſ. 3, 20), einſtweilen zu ſeinem Schwiegervater zurückgeſchickt haben, um ihrer Sicherheit willen. Denn nachdem der Auszug glücklich vollbracht war, und ſich die Hebräer in der Nähe des Horeb gelagert hatten, führte Jethro ihm ſeine Familie wieder zu (2 Moſ. 18, 1 fg). Bei dieſem Beſuche brachte er auch dem Gotte Israels Brandopfer und genoß mit Moſe und den Älteſten des Volkes eine feierliche Opfermahlzeit. Außerdem ging er ſeinem Schwiegerſohne, welcher bisher ſich der Rechtspflege allein unterzogen hatte und ſich dadurch aufzureiben drohte, mit gutem Rathe an die Hand. Er foderte ihn nämlich auf, ſich mit andern redlichen Männern in die Geſchäfte zu theilen, zu dem Ende Beamte über größere und kleinere Abtheilungen des Volks zu ſetzen. Denn auf ſolche Weiſe würden die Recht Suchenden nicht über die Gebühr zu warten haben und Moſe's Kräfte zu dem ausreichen, was er ſich vorbehielte. Moſe ging auf dieſen Vorſchlag ein, und traf die Einrichtung, daß alles minder Wichtige durch die von ihm erwählten Vorſtände des Volks erledigt wurde und nur das Schwierige ſeiner Entſcheidung anheim fiel (2 Moſ. 18, 13 fg). Jethro ging ſpäter in ſein Vaterland zurück (2 Moſ. 18, 26). Von dieſer Nachricht an ſchweigt der Pentateuch über dieſen Mann, bis wir 4 Moſ. 10, 29 fg. ganz unvorbereitet leſen, Moſe habe ſeinen Schwiegervater Hobab aus Midian aufgefodert, mit den Hebräern in das denſelben verheißene Land zu ziehen. Hobab weigert ſich und will in ſeinem Vaterlande bleiben; allein Moſe dringt in ihn mit dem Bedeuten, daß er bei ſeiner Kenntniß der arabiſchen Wüſte dem hebräiſchen Volke auf ſeiner Wanderung von großem Nutzen ſein würde, und unter den beſten Verſprechungen. Ob dieſe eindringliche Bitte bei Hobab Gehör fand, oder nicht, wird 4 Moſ. 10 nicht hinzugefügt [17]). Dagegen wird Richt. 1, 16 erzählt, die Kinder des Keniters [18]), des Schwiegervaters von Moſe, ſeien aus der Palmenſtadt heraufgezogen mit den Kindern Juda in die Wüſte (מִדְבַּר) Juda und hätten unter dem Volke gewohnt. Es wird daher wahrſcheinlich, daß Hobab ſich mit der Abtheilung des midianitiſchen Stammes, welche Keniter hießen, dem Zuge der Hebräer anſchloß. In Folge deſſen gelangte dieſe nach Paläſtina, erhielt einen ihrer nomadiſchen Lebensart entſprechenden Landſtrich im ſüdlichen Theile des Stammes Juda, die ſogenannte Steppe Ju-

7) Antiquitt. Judd. L. II. cap. 12. §. 1. 8) Cf. Mosis Libri quatuor Exodus, Leviticus, Numeri et Deuteronomium ex translatione *Jo. Clerici*. (Tub. 1733. fol.) p. 11 und *Rosenmülleri* Scholia in Exod. p. 34. 9) l. c. p. 11. 10) Auch J. S. Vater (Comment. üb. d. Pentat. 2. Th. S. 5) ſtellt dieſe Vermuthung auf. 11) So ſchon J. D. Michaelis in den Anmerk. für Ungelehrte zu ſeiner Überſetzung, im 3. Thle. S. 5. 12) Scholia in Exod. II, 18. (p. 34. ed. 3.) 13) Roſenmüller bemerkt, daß Michaelis dieſe Meinung aufſtelle. Allein in den Anmerk. zu 2 Moſ. 2, 18. 3, 1. 4, 18. 18, 1 fg. 4 Moſ. 10, 29. Richt. 1, 16. 4, 11, wo man dergleichen Angaben erwarten ſollte, findet ſich nichts davon. 14) Beiträge zur Einleit. ins A. T. 2. Bd. S. 179. 15) Für die Einerleiheit beider entſcheidet ſich auch Studer (Das Buch der Richter grammat. u. hiſtor. erklärt. S. 32). 16) Calmet, Bibl. Wörterb. 2. Th. S. 758 (teutſche Überſ.) gibt an, daß Moſe's Aufenthalt in Midian 40 Jahre gedauert habe; 2 Moſ. 3 ſteht jedoch nichts davon.

17) Willkürlich iſt Calmet's Bericht (a. a. O. S. 758. 759), Moſe habe ſeinen Schwiegervater Jethro erſucht, zu bleiben, um den Hebräern den Weg zu zeigen, dieſer es jedoch für ſeine Perſon abgelehnt, dagegen, wie man glaube, ſeinen Sohn Hobab dafür zurückgelaſſen. Dieſer ſei mit nach Kanaan gezogen, und habe von Joſua ſeinen Antheil des Landes erhalten. 18) Die griechiſche Verſion ergänzt hier in einigen Handſchriften Ἰωβάβ (Hobab), in andern aber Jethro, geleitet von dem richtigen Gefühl, daß der Text lückenhaft ſei. Studer (a. a. O. S. 32) zieht mit Recht die erſtere Lesart בְּנֵי חֹבָב הַקֵּינִי (die Söhne Hobab's, des Keniters) vor, hält aber הַקֵּינִי für ein Interpretament, ſodaß nur im Texte ſtand: בְּנֵי חֹבָב חֹתֵן מֹשֶׁה (die Söhne Hobab's, des Schwiegervaters von Moſe). Der Eigenname Hobab, meint er ferner, wurde dann durch das erklärende הַקֵּינִי (der Keniter) verdrängt.

Digitized by Google

da's [19]), und wohnte daſelbſt auch noch zur Zeit des Königs Saul (1 Sam. 15, 6. 27, 10) neben den Amalekiten (4 Moſ. 24, 21. 1 Sam. 15, 6). Eine einzelne Familie dieſer Keniten hatte ſich nach Richt. 4, 11 von den übrigen getrennt und zeltete im St. Naphtali. W. v. Göthe [20]) ſieht in Jethro den erfahrenen Führer der durch freie Übung ihrer Kräfte in Bildung weit über den Hebräern ſtehenden Midianiter, betrachtet ihn alſo als Prieſterfürſten. Einflußreich war dieſer freilich; ob er aber das eigentliche Oberhaupt geweſen, wie auch ſchon in alter Zeit behauptet worden, geht aus der bibliſchen Nachricht nicht deutlich hervor. Ferner ſtellt von Göthe die Hypotheſe auf, Jethro möge nicht blos das Beſte ſeines Eidams [21]) und der Israeliten, ſondern auch ſein eigenes und der Midianiter Wohl erwogen haben. Dem einſichtsvollen Manne habe nämlich nicht verborgen bleiben können, daß der Zug der großen Volksmaſſe, an deren Spitze Moſe ſtand, zunächſt den Weg durch die Beſitzungen der Midianiten nehmen, und welchem Schickſale die Völker ausgeſetzt ſein würden, auf welche ſie bei ihrer Wanderung zu ihren neuen Wohnſitzen ſtoßen möchte. Darum alſo habe er „ſeinem Schwiegerſohn den geraden und beſten Weg verleidet, und ihn dagegen zu dem Wege quer durch die Wüſte beredet." Beſtärkt ſoll dies dadurch werden, daß „Hobab nicht von der Seite ſeines Schwagers weicht, bis er ihn den angerathenen Weg einſchlagen ſieht, ja ihn ſogar noch weiter begleitet, um den ganzen Zug von den Wohnorten der Midianiter deſto ſicherer abzulenken." Dieſe vermeintliche Thatſache iſt aber blos aus Luther's falſcher Überſetzung (Schwager ſtatt Schwiegervater) gefolgert. 4 Moſ. 10, 29 enthält vielmehr nur Nachricht von einem zweiten Beſuche, welchen der Schwiegervater Moſe's dieſem machte; oder es iſt eine andere Überlieferung über denſelben Beſuch, welchen 2 Moſ. 18 erzählt. Im letztern Falle erklärt ſich die Anwendung verſchiedener Namen (4 Moſ. Hobab und 2 Moſ. Jethro) und das Verlegen der Begebenheit in etwas verſchiedene Zeiten noch natürlicher und einfacher, als bei der erſtern Vorausſetzung. Der Plan Jethro's, wie ihn v. Göthe ſich dachte [22]), erſcheint demſelben „zwar als nicht ganz uneigennützig, aber doch auch als nicht ganz verrätheriſch." Es ſei aber erfolgt, was Jethro vorſichtig abzuwenden geſucht, indem die Midianiter in ihren ſchönſten Beſitzungen angegriffen und vertilgt worden [23]). Die Bibel ſpricht nur von Verbindung der Familie Jethro's (Hobab's) mit Moſe und den Hebräern, und dieſe erhielt ſich durch die folgenden Zeiten, ſodaß die von Hobab abſtammenden Keniten unter den Hebräern lebten (Richt. 1, 16. 4, 11. 1 Sam. 15, 6. 27, 10).

Bei den ſpätern Juden finden ſich allerlei Fabeln über Jethro. Sie behaupten, er ſei ein Beamter Pharao's geweſen und habe ſich bemüht, ihn milder gegen die Hebräer zu ſtimmen, aber vergeblich, weil Bileam den König zu entgegengeſetzten Maßregeln zu bringen gewußt habe. In Folge davon, fabeln ſie weiter, habe ſich Jethro in das Land Midian begeben, aber einen am ſechsten Schöpfungstage erſchaffenen Stab aus Sapphir mit ſich genommen, welcher von einem der Patriarchen an den andern vererbt und endlich an Pharao gelangt ſei. Dieſen unverſehrt erhaltenen Stab habe er in ſeinem Garten gepflanzt, aber nicht vermocht, ihn wieder herauszuziehen, bis Moſes zu ihm kam und durch Ausſprechen des göttlichen Namens es bewirkte. Ebendeswegen ſoll er nach ihnen ihm ſeine Tochter zur Gattin gegeben haben. Dies iſt dann der Stab des Moſes, womit er die im Pentateuch von ihm erzählten Wunder verrichtete. Endlich behaupten ſie auch die Abfaſſung des Abſchnittes, welchen ſie Jethro nennen, durch Moſe's Schwiegervater [24]).

Die arabiſche Überſetzung des Saadias vom Pentateuch ſetzt 2 Moſ. 18, 1 fg. Schoaib (شُعَيْب) ſtatt Jethro, während ſie Cap. 3, 1 und 4, 18 Jatru (يَثْرُو), offenbar eine Nachbildung des hebräiſchen Jithro (יִתְרוֹ) darbietet. Demnach identificirt Saadias den midianitiſchen Prieſter Jethro mit Schoaib, welcher im Islam zu den alten Propheten gerechnet und als ſolcher ſchon im Koran, nämlich in der Sure A'râf (oder der ſiebenten) erwähnt wird [25]). Das Nähere über deſſen Geſchichte ſ. unt. Schoaib. (*A. G. Hoffmann.*)

JETICA iſt nach Markgraf der braſiliſche Name der Batate (Convolvulus Batatas). (*A. Sprengel.*)

JETIMET (يتيمة, die Waiſe, oder Perle) iſt eine der berühmteſten poetiſchen Blumenleſen der Araber, von einem ihrer ausgezeichnetſten Sammler veranſtaltet.

Die Verſe der Gedichte in der Perle (Jetimet) enthalten jungfräuliche Gedanken aus alter Zeit;
Geſtorben ſind die Dichter, ihre Geſänge überleben ſie, deshalb heißt das Werk die Verwaiſte (Jetimet),

ſingt ein Dichter im Ibn Challekhân zu Lobe des Werkes, deſſen vollſtändiger Titel ſo lautet: „Die koſtbarſte Perle des Jahrhunderts, enthaltend Lobſprüche auf die Zeitgenoſſen." Zugleich iſt es die berühmteſte Schrift ihres Verfaſſers Abu Manſur Abdu'lmelik Ben Muhammed Ben Ismail Theatebi aus Niſabur, der 961 geboren ward und um 1038 ſtarb (entweder 429 oder 430 der Fl.). Jones (Comment. Poes. Asiat. p. 354—355) beſchreibt das Werk als eine beſonnene Auswahl des Vortrefflichſten, was die Poeſie der Araber aufzuweiſen hat. Auch Abulfeda (Ann. Isl. III, 99) erwähnt es, und Frey-

19) Vgl. Studer a. a. O. S. 83. *Rosenmülleri* Scholia ad Jud. I, 16. (p. 23.) 20) In der Abhandlung des weſtöſtlichen Divans: Israel in der Wüſte (vollſtänd. Ausg. letzter Hand in 12. 6. Bd. S. 167 fg.). 21) Durch ein kleines Verſehen ſteht (a. a. O. S. 168) Schwäher ſtatt Eidam. 22) a. a. O. S. 171. 172. 23) Es wird offenbar auf 4 Moſ. 31 Rückſicht genommen.

24) Vgl. Calmet's Bibl. Wörterb. 2. Th. S. 759 (teutſch Überſ.) und die von demſelben angeführten Quellen dieſer läppiſchen Fabeln. 25) d'Herbelot (Bibliothèque orientale III, 273. 4. Th. S. 192. 193 d. teutſch. Überſ.) verbreitet ſich ziemlich ausführlich über ihn, und nach ſeiner Schilderung auch Calmet a. a. O.

tag (Sel. ex hist. Halebi) hat (p. 139) einen kleinen Auszug aus demſelben. Sonſt befindet ſich das Werk in vielen Bibliotheken Europa's, aber leider faſt überall unvollſtändig, ſo im Escurial (Casir. Nr. 348 und 349, nur die drei erſten Theile), in Leyden (Catal. bibl. Lugd. Bat. 1691 und 92), in Oxford (Nr. 805. 822.), in Paris (Nr. 1370), Gotha (Nr. 548 nur die Hälfte des Ganzen) und in Wien, wo ſich ebenfalls nur der erſte Band oder die beiden erſten Abtheilungen, nämlich eine Schilderung der Dichter Syriens, Ägyptens, aus der Familie Hemdan's, dann des babyloniſchen Irak und des dilemitiſchen Reiches mit Proben ihrer Dichtungen befinden. Jede dieſer Abtheilungen zerfällt wieder in zehn Capitel, deren Inhalt der Unterzeichnete im Originale in ſeinem Buche „Der vertraute Gefährte des Einſamen" (Vorrede xxı fg.) angegeben hat. Daſelbſt wird auch aus Hadschi Chalfa nachgewieſen, daß es theils ſelbſt eine Fortſetzung eines frühern Werkes war, theils wiederum mehrfach fortgeſetzt ward. Das Werk, welches man auch in der neueſten Zeit nicht unbeachtet gelaſſen hat, wird übrigens erſt ſeine völlige Anerkennung finden, je mehr es zugänglicher gemacht wird. Auch iſt der Styl in demſelben zwar etwas hochtrabend, allein das darin herrſchende Urtheil geſund, zumal wenn man das poetiſche Gewand, in welches es gehüllt iſt, von dem Kerne, der tiefer liegt, gehörig zu unterſcheiden weiß. (*Gustav Flügel.*)

JETIMI. 1) Der türkiſche Dichter aus Conſtantinopel, der eigentlich Ali hieß und der Sohn eines Turnadſchibaſchi (oder Kranichjägers) war. Zuerſt Janitſchar zu Hauſe und im Felde, dann 15 Jahre Derwiſch Chalwati im Kloſter des Scheichs Dſchemal, ſpäter ruhig in einem Hauſe am Friedhofe des Scheichs zu Südlidſche lebend, verliebte er ſich in eine fränkiſche Sklavin, war aber dabei ſo arm, daß ihn der Secretair des Arſenals Sidi Ali Tſchelebi unterſtützte und auf die Flotte nahm. Mit dem Danke für dieſe Wohlthaten in einigen Caſſiden verband er jedoch von Neuem die Klage über ſeine Armuth, worauf ihm Sultan Soleiman die Stelle eines Silihdar oder Waffenträgers mit 15 Aspern zuerkannte. Nach den Feldzügen dieſes Sultans kam er nach Conſtantinopel zurück, verlor aber ſeinen Sold, bis ſich Chaireddin Paſcha (Barbaroſſa), von den Anlagen des Dichters unterrichtet, ſeiner erbarmte und ihm mit 5000 Aspern zugleich eine Sklavin ſchickte, als Preis dieſer Wohlthat aber ſeine Thaten von ihm beſungen wünſchte. Der Dichter ging ans Werk, ſein Gönner aber ſtarb eher, als er vollenden konnte. Er ſelbſt ſtarb ebenfalls 960 (d. i. 1552 n. Chr.). Von Hammer-Purgſtall gedenkt ſeiner in ſeiner Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt (II. S. 264 fg.), und gibt zugleich einige Proben ſeiner Dichterweiſe. Hadſchi Chalfa erwähnt übrigens eine Gedichtſammlung (Diwan) deſſelben. — Ebenſo erwähnt von Hammer-Purgſtall (III. 462)

2) Jetimi, den Sohn des Dichters Haſchimi Seid Muhammed Efendi, der im J. 1000 (1591 n. Chr.) ſtarb. Dieſer Dichter wechſelte in ſeinen Anſtellungen bei mehren Medreſen (von der Medreſe des Siawuſchpaſcha, wo er 1632 angeſtellt worden, ging er 1634 an die Esdhalije und 1641 an die des Ghasneferaga), ward 1644 Richter von Belgrad, 1647 Richter von Magneſia, 1650 von ſeiner Vaterſtadt Scutari mit dem Range eines Richters von Medina, dann von Smyrna, und erhielt ſpäter dazu den Rang eines Richters von Bruſa. Im J. 1656 bekam er Edremid als Gerſtengeld, und nachdem er 1662 noch Richter von Galata geworden, wurde er im folgenden Jahre abgeſetzt und lebte bis zu ſeinem Tode (1665) in Zurückgezogenheit. Bei Hammer-Purgſtall findet ſich ein Ghaſel als Probe ſeiner Dichtkunſt. (*Gustav Flügel.*)

Jetissen (Geogr.), ſ. Jetsissen.

JETON, JETTON, nach alter Schreibart Jecton [1]). Man verſteht unter dieſem Worte theils eigentliche Zahl- oder Rechenpfennige, theils kleine, medaillenartige Münzen, welche von Regierungen, Akademien u. ſ. w. am Neujahrstage oder bei andern feierlichen Gelegenheiten vertheilt wurden. Den Urſprung der eigentlichen Jettons haben wir darin zu ſuchen, daß man frühzeitig anfing, an die Stelle der Steinchen, deren man ſich beim Rechnen bediente, kleine Metallſtücke treten zu laſſen, welche man einfach durch eine Blume, einen Kranz, ein Kreuz u. ſ. w. verzierte. Zu nahe lag dabei der Gedanke, die Rechenpfennige den Münzen, welche ſie gewiſſermaßen vertraten, ähnlich zu machen, und dies geſchah wirklich unter dem burgundiſchen Herzog, Philipp dem Guten, indem man auf den für die herzogliche Rechenkammer beſtimmten Jettons das burgundiſche Wappen, Namen und Titel des Fürſten, ſowie irgend einen auf das Rechnen Bezug habenden Spruch anbrachte. Mieris [2]) führt zwei ſolcher Jettons an, deren erſterer vom J. 1467 auf dem Avers das burgundiſche Wappen mit der Umſchrift: VIVE LE Nob.le. Du C. CHARLES D.e BourG.ogne Z. d.e. BR.abant, auf dem Revers das Wappen von Antwerpen mit der Legende: IECT.on D.e LA. MO.nnoye. D.e BRA.bant A. ANVRS. hat. Auf dem zweiten vom J. 1468 ſieht man auf der einen Seite eines der Feuereiſen, aus welchen das goldene Vließ zuſammengeſetzt iſt, mit dem burgundiſchen Wappen und der Umſchrift: VIVE. BOVRG.ogne AV. NOBLE. DVC., auf der andern Seite erblickt man den heiligen Andreas mit dem Kreuze, der getheilten Jahrzahl und der Legende: JECT.on Pour. LES. MAIST. res DE. LA. MO.nnoye A. BBVS.es. Bald darauf benutzte man die Jettons theils um Zeitbegebenheiten zu verewigen, theils um auf Zeitverhältniſſe einzuwirken. Sie erhielten deshalb hierauf Bezug habende Sinnbilder, Um- und Inſchriften. So ließ die Provinz Seeland 1562 bei dem Ausbruche der niederländiſchen Unruhen zu Antwerpen einen Jetton ſchlagen, welcher auf dem Avers den im Schiffe ſchlafenden Heiland mit der Umſchrift: DOMINE. SALVA. NOS. PERIMVS. 1562., — über ihr befindet ſich das ſeeländiſche Wappen, — auf dem Revers

1) Abzuleiten iſt dieſes Wort, welches auch unter anderen rechnen, zuſammenrechnen heißt, von jeter, jetter, latein. jactare, daher jectes, jecton. 2) ſ. deſſen mit tauſend Münzen verſtärkte Hiſtorie der niederländiſchen Fürſten. 1. Th. 2. Bd. S. 95 und 98.

Digitized by Google

aber den auf einem Seepferde in den ſtürmiſchen Meereswogen reitenden König mit der aus Pſ. 77. V. 20 genommenen Legende: IN. MARI. VIA. TVA. ET. SEMITAE. TVAE. IN. AQVIS. MVLT.is zeigte, und auf einem andern Rechenpfennig vom J. 1565 erblickt man ein maſt- und ſegellos auf dem Meere herumtreibendes Schiff mit der Umſchrift: INCERTVM. QVO. FA. TA. FERENT. 1565., auf der andern Seite ſieht man die Hoffnung mit der Legende: SPES. ALMA. SVPEREST [3]). Der erſte holländiſche Jetton zum Andenken der errungenen Freiheit iſt vom J. 1573. Der Avers zeigt eine mit einem großen Hute bedeckte, ſitzende Weibsperſon, welche in der Rechten ein blankes Schwert hält und von einem ſtarken von Weiden durchflochtenen Pfahlzaune [4]) umgeben iſt. Darunter das holländiſche Wappen mit der Legende: LIBERTAS PATRIAE 1573. Auf dem Revers jagt ein Schäfer einen Bock davon, welcher den Schafen die Milch ausſaugen will. Umſchrift: DIFFVGITE. CAPRIMVLGI [5]). Von Holland und Burgund nahm Frankreich die Jettons an und die Fabricirung derſelben wurde hier bald ſo in das Große getrieben, daß die meiſten Länder ihren Bedarf daher bezogen. Die franzöſiſchen Jettons zeichnen ſich größtentheils durch ein gefälliges, ſchönes Gepräge aus. Man ſieht auf ihnen bald den Kopf der Könige mit dem Titel und Wappen, bald hiſtoriſche, mythologiſche oder allegoriſche Vorſtellungen, deren nähere Auseinanderſetzung zu weit führen würde. Auch die Teutſchen haben die Jettons frühzeitig angenommen und Nürnberg und Fürth lieferten jährlich viele Tauſende derſelben, Anfangs mit dem franzöſiſchen Gepräge. Jetzt werden auch viele in Wien, Berlin und andern Städten geprägt und man bedient ſich ihrer hauptſächlich als Spielmarken, daher ſich auch die auf ihnen befindlichen Darſtellungen und Inſchriften meiſt auf das Spiel beziehen, in welchem ſie noch ihrer urſprünglichen Beſtimmung gemäß angewendet werden. Von den Jettons als Rechnen- oder Zahlpfennigen muß man diejenigen Jettons unterſcheiden, welche, wie wir ſagten, Regierungen, Akademien u. ſ. ſ. an die Beamten oder die akademiſchen Mitglieder bei gewiſſen Gelegenheiten vertheilten. In Holland verordneten die Generalſtaaten 1578, wie Bizot berichtet, daß jährlich eine gewiſſe Anzahl ſilberner und kupferner Jettons mit paſſenden Emblemen und Inſchriften geprägt und am Neujahrstage unter die Mitglieder der verſchiedenen Collegien vertheilt werden ſollten. Dieſe Verordnung, welche jedoch erſt 1592 recht in Kraft trat, erhielt ſich bis 1642, wo man an der Stelle der Jettons 2071 holl. Gulden zu vertheilen anfing. Auch in Frankreich ließ früher die Regierung ſolche Jettons prägen und als Geſchenke ausgeben, und man findet eine große Anzahl derſelben beſchrieben im Numophylacio Ehrencroniano p. 234—250. In Paris hatten die mediciniſche Facultät, ſowie andere Collegien das Recht, alle zwei Jahre Jettons mit dem Bildniſſe ihres Dekans, ſowie mit dieſes und ihrem Wappen prägen und vertheilen zu laſſen, und man nannte daher in Paris ſpottweiſe diejenigen akademiſchen Glieder, welche die Verſammlungen nur der Jettons wegen beſuchten, Jettoniers [6]). Bei Köhler in ſeiner wöchentlichen hiſtoriſchen Münzbeluſtigung findet ſich B. XIII. S. 337 ein von der mediciniſchen Facultät ausgegangener Jetton. Der Avers zeigt den Kopf des Dekans Guy Patin unter der Umſchrift: M.essire GVY PATIN. DOIEN. 1652, im Abſchnitte FELIX. QVI. POTVIT. sc. rerum cognoscere causas. Auf dem Revers ſieht man das Facultätswappen, nämlich drei von der Sonne beſtrahlte Störche mit Lorbeerzweigen in dem Schnabel. Umſchrift: VRBI. ET. ORBI. SALVS. Im Abſchnitt FACVL. MEDIC. Paris 1652 [7]). Man hat übrigens Jettons aus Gold, Sil-

3) Auf eine ähnliche Weiſe ließ Heinrich von Brederode, um ſeinen Landsleuten Muth zu machen, in der ihm gehörigen Stadt Vianden (Vienne) einen Jetton ſchlagen, auf deſſen Avers man die ein blankes Schwert haltende Hand des Mucius Scävola in Feuerflammen mit der Umſchrift: AGERE. AVT. PATI. FORTIORA. 1565 erblickt. Auf der Rückſeite ſieht man zwei ſich durchkreuzende Lorbeerzweige, einen Flammen werfenden, wilden Schweinskopf mit der Beiſchrift: ETSI. MORTVVS. VRIT. und die Unterſchrift: CALC.ulus. VIAN.ae. 4) Mit dieſem Pfahlzaune hat es nach Cornelis van Alkemade's Bericht in den goldenen und ſilbernen gangbaren Pfennigen der Grafen von Holland folgende Bewandtniß. Graf Wilhelm VI. belagerte 1406 das Schloß Hageſtein, erbaute deshalb an beiden Ufern des Leeks Blockhäuſer und ſperrte den Fluß durch einen ſtarken Pfahldamm. Nichtsdeſtoweniger hielt ſich das Schloß — die Belagerung hatte im Sommer angefangen — bis in den Winter und Wilhelm konnte die tapfere Beſatzung nur dadurch zur Übergabe zwingen, daß er das Schloß mit einem von Weiden geflochtenen dichten Zaune umgab und ſo alle Zufuhr unmöglich machte. Die Freude über das Gelingen ſeiner Abſicht bewog ihn, dieſen Zaun in ſeinem Siegel und auf ſeinen Münzen anzubringen, und die Staaten Holland und Weſtfriesland behielten dies ſpäter bei. 5) Bizot hat in ſeiner 1687 zu Paris herausgegebenen Histoire métallique de Hollande mehre Jettons in vergrößertem Maßſtabe als Medaillen abbilden laſſen. Dadurch entſtand nach Gerard von Loon der Irrthum, daß man in der von Peter Mortier 1688 beſorgten holländiſchen Ausgabe dieſes Werks ſowol, als in der ſpätern dritten franzöſiſchen Ausgabe von 1691 nicht nur die Bizot'ſchen, ſondern auch die wirklichen Jettons in ihrer natürlichen Größe abgebildet findet, was leicht zu der Annahme verleiten kann, als hätte es nicht nur Medaillen, ſondern auch Jettons von einerlei Gepräge gegeben, was nie der Fall war.

6) Colbert, der Mann aller Mittel, mußte auch ein Mittel ausfindig machen, um die Unkoſten für die 40 Jettons, welche bei jeder Verſammlung unter die Mitglieder der Académie françoise vertheilt wurden, zu beſtreiten. Vgl. Köhler 13. Bd. a. a. O. S. 406. Auch unter die Mitglieder der Akademie des Inscriptions et des belles lettres wurden auf Befehl Ludwig's XIV. 40 Jettons mit der Umſchrift Vetat mori vertheilt. 7) Cf. *Charles Patin* in Introduct. ad histor. numismat. Cap. XIV. p. 98. Guy Patin ſagt Tom. I. lettre LXIX. p. 175: „Voici le tems de nos Licens, auxquelles de deux en deux ans on fait des Jettons pour donner à nos docteurs. La coûtume étoit d'y mettre les armes du Doyen d'un côté et de l'autre celles de la Faculté. J'ay retenu les dernières, mais au lieu d'y mettre celles de ma famille qui sont de gueles au chevron d'or accompagné de deux étoiles d'argent en chef et d'une main de même en pointe, j'y ay fait mon portrait." Auch die berliner und pfälziſche, ſowie andere Akademien, ſchlugen ſolche Jettons. Der Jetton der erſteren Akademie zeigte eine Landſchaft mit einem entblätterten Bäumchen, eine Aloe und in der Ferne Ruinen von Alterthümern, in der Luft einen gegen drei Sterne ſich erhebenden Adler mit der Umſchrift: cognata ad sidera

der, Kupfer, Eiſen u. ſ. w., die meiſten jedoch und gewöhnlichſten werden aus Meſſing verfertigt. Um das J. 1806 erſchienen ſolche Jettons, welche Hinſichts der Größe und des Gepräges den preuß. Friedrichsd'or ſehr ähnlich waren und manchen Betrug veranlaßten. Vgl. die Art. **Rechenpfennig, Spielmarken, Zahlpfennig.**

(*G. M. S. Fischer.*)

JETRA, eine feſte Stadt Vorderindiens in der Provinz Gujerat, liegt unter 24° 37′ nördl. Br. und 72° 12′ öſtl. L. von Greenwich und fünf teutſche Meilen öſtlich von der Stadt Theraud. Sie gehört einem kleinen unabhängigen Rajputenhäuptling, der im J. 1809 eine Militairmacht von 700 Mann unterhielt, mit denen er häufig in den benachbarten Dörfern der Pergunnah Theraud Brandſchatzungen erhob. (*J. C. Schmidt.*)

JETSCHA, ungar. Jécsa, ſlaw. Geca, 1) Groß-J., ungar. Nagy-J., ſlaw. Welka-J., ein der königl. ungar. Kammer gehöriges großes Dorf, im Banate, im nagyſzent-mikloſer Gerichtsſtuhle der torontaler Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, in der großen ungariſchen Ebene an der von Kis-Kaniſa nach Temesvár führenden Poſtſtraße gelegen, vier teutſche Meilen von der letztern Feſtung entfernt, mit 281 Häuſern, 2087 teutſchen Einwohnern, welche Feldbau treiben, und, außer 19 Griechen, 17 Juden und 5 Proteſtanten, ſämmtlich Katholiken ſind, einer eigenen katholiſchen Pfarre, die zum cſanader Bisthume gehört, einer katholiſchen Kirche und einer Schule. Das Dorf wurde im J. 1769 mit 200 Familien neu angepflanzt. 2) Klein-J., ungar. Kis-J., ſlaw. Mala-G., ein dem Biſchofe von Agram gehöriges, in der Nähe des vorigen gelegenes, von der Poſtſtraße ½ M. gegen Süden entferntes Dorf, mit 140 Häuſern, 1066 teutſchen Einwohnern, die bis auf 17 Griechen, ſämmtlich Katholiken ſind, einer eigenen katholiſchen Pfarre des cſanader Bisthums, einer katholiſchen Kirche und einer Schule. Klein- oder Neu-Jetza wurde auch zu derſelben Zeit mit 150 Familien angepflanzt, welche nach Lichtenſtern aus Lothringen kamen. (*G. F. Schreiner.*)

JETSCHOWITZ, 1) böhm. Gecowice, ein zur Domcapitularherrſchaft Wranay gehöriges, 1¼ Stunde ſüdweſtlich von dem Städtchen Budin, auf einer Anhöhe am linken Ufer des Mſchenobaches gelegenes Dorf im rakonitzer Kreiſe Böhmens, mit 25 Häuſern und 136 Einwohnern, einer katholiſchen Localie, welche im J. 1763 von dem damaligen budiner Dechanten, Leopold Lauſker, geſtiftet wurde, einer im J. 1783 erbauten Kirche, einer Schule und einem Wirthshauſe. Die hieſige Localie gehört zum Vicariatsdiſtricte von Budin der prager Erzdiöceſe; zu ihrem Sprengel, in welchem ſich im J. 1831 1058 Pfarrkinder befanden, gehören die Dörfer Jetſchowitz, Godbratitz, Bochdol, Redhoſcht und Lauizka. Das Patronatsrecht über ſelbe, ſowie über Kirche und Schule, ſteht dem Fürſten von Dietrichſtein, Beſitzer der Herrſchaft Libochowitz und Budin, zu. Die der heiligen Barbara geweihte Kirche war in ältern Zeiten bis zum J. 1763 eine Filialkirche der budiner Dechanten, wurde im letzteren Jahre umgebaut, und enthält ein ſchönes Altarbild ein aus einem einzigen Stück Elfenbein ſehr kunſtreich gearbeitetes Crucifix eines unbekannten Meiſters. Grabmäler der Familie von Friedberg und eine alte mit Inſchriften verſehene Glocke. An dieſem Dorfe hat auch die fürſtlich Dietrichſtein'ſche Herrſchaft Budin einen Antheil. Bei der im J. 1783 vorgenommenen Abgrabung des an den Kirchhof ſtoßenden Weges wurde ein alter merkwürdiger Gottesacker aufgefunden. Höchſt auffallend war bei den meiſten hier gefundenen Gerippen die erſtaunliche Dicke und Stärke der Schädel und Zähne.

2) Auch Jetzowitz, ſlaw. Jecowice, und Gecowice, ein zu der Herrſchaft des prager Domcapitels Wrana gehöriges Dorf im rakonitzer Kreiſe des Königreichs Böhmen, mit einer eigenen katholiſchen Localkapellanei von (1831) 1058 Seelen, welche zum budiner Vicariatsdiſtricte des prager Erzbisthums gehört und unter dem Patronatsrechte der budiner Obrigkeit ſteht, unter die auch ein Anſäſſiger gehört, einer der heiligen Barbara geweihten kleinen Kirche, einer Schule und einem Wirthshauſe. In der Nähe befindet ſich das Bad Mſcheno.

(*G. F. Schreiner.*)

JETSEGEN. So heißt eine der fünf großen Landſchaften, worin die japaniſche Inſel Niphon, nach der Robert'ſchen, von Haſſel beibehaltenen Eintheilung, getheilt iſt. In der ältern Kämpfer'ſchen Eintheilung aber, für welche ſich Klaproth entſchieden hat, findet ſich dieſe Landſchaft nicht. Sie nimmt den mittlern Theil dieſer Inſel ein, grenzt im Norden an das japaniſche Meer, im Oſten an die Landſchaft Quanto, im Süden an den großen Ocean, im Weſten an die Landſchaft Jetſen und zerfällt in die neun Fürſtenthümer Iga, Iro oder Isgu, Owari, Mino, Jetſiſſen, Jeëtſu oder Jaëſſigu, Kanga oder Kasju, Noto und Sado, welches letztere aus der im japaniſchen Meere gelegenen Geſtadeinſel gleiches Namens beſteht.

(*Klaehn.*)

JETSEN, eine der fünf großen Landſchaften, worin nach der Karte von Robert, welcher auch Haſſel gefolgt iſt, die japaniſche Inſel Niphon getheilt iſt. Die ältere ganz abweichende Eintheilung von Kämpfer dagegen, die neuerlich Klaproth wieder aufgenommen hat und die auch wir vorziehen zu müſſen glauben, hat dieſe Landſchaft nicht. Sie grenzt im Norden an das japaniſche Meer, im Oſten an die Landſchaft Jetſegen, im Süden an den großen Ocean, im Weſten an die Landſchaft Jamaiſoit, und zerfällt in die Fürſtenthümer Omi oder Gosgu, Wakaſa, Tango oder Tansju, Taſima, Tanba, Farima, Xima oder Sisjo, Kunokuni oder Kijnokumin, Awaſi (eine Inſel im Buſen von Oſaka) und die kaiſerlichen Reſervatgebiete (Gokinais) Jamatſuro, Sitzo, Kawadſi, Jamatto und Idſumi. (*Klaehn.*)

Jetsingo, Jetsingu, ſ. **Jeësju.**

JETSISSEN, YETSISSEN, JETISSEN, oder

---

tendit. Der von der pfälziſchen zeige einen antiken Tempel mit Porticus, im Vordergrunde einen Januskopf zwiſchen einer Sphinx und auswärtigen Pflanzen und die Legende rimatur utrimque. Außerdem bediente man ſich auch der Jettons zuweilen als Auswurfmünzen bei Vermählung fürſtlicher Perſonen ꝛc.

JEËTSJU, Fürſtenthum oder Provinz in der Landſchaft Fukurokudu (d. i. der Weg der nördlichen Diſtricte) *) auf der japaniſchen Inſel Niphon. Es iſt von den Fürſtenthümern Kaga, Jeëtſu, Fida, Sinano und dem japaniſchen Meere umgeben, und iſt nach Kämpfer (I. 90) von Norden nach Süden drei Tagereiſen lang. Die Südſeite des Landes iſt gebirgig, die Nordſeite aber eben, ſehr fruchtbar, und nach Kämpfer reich an Getreide, Hülſen- und Gartenfrüchten. Andere Producte ſind nach Klaproth Blei, Papier in verſchiedenen Sorten, Tuche, Seiden- und Baumwollenwaaren, Hüte von Kräuterfaſern gewebt, Wetzſteine, Öl aus dem Samen von Dryandra cordata, und viele Fiſche. Längs der Küſte des japaniſchen Meeres erſtreckt ſich der See Jetſiſſen, welcher in Norden von der Provinz Kaga begrenzt wird. In der Nähe dieſes Sees, etwa unter 36° nördl. Br., liegt der Vulkan Sira-yama (d. i. der weiße Berg), oder Kosi no Sira-yama (d. i. weißer Berg des Landes Koſi), deſſen merkwürdigſte Ausbrüche in den Jahren 1239 und 1254 ſtatt hatten. Durch v. Siebold (Nippon Archiv. 17. Heft S. 53) erfahren wir, daß, obgleich ſeine Höhe nur circa 7700 par. Fuß über dem Meere beträgt, er doch mit ewigem Schnee bedeckt iſt, während der kaum ein Grad ſüdlicher, aber auf der Südoſtküſte der Inſel gelegene höchſte Berg Japans, nämlich der Fuſi-no yama, bei einer abſoluten Höhe von 11,482 par. Fuß Monate lang unbeſchneiet emporragt. Das Fürſtenthum zerfällt übrigens in die 12 Diſtriete: Tſuruga, Nibu, Jömadats, Aſjiba, Oono, Sakai, Kuroda, Jkingami, Takakida, Joödſida, Sakagita und Naandſio, und in ſeinem Umfange liegen die Städte: Fukie, Fu-tſcheu, Maru-öka, Oono, Sabaſe und Katſu-yama. (*Klaehn.*)

Jetsiu (Geogr.), ſ. **Jeëtsu**.

JETT von Münzenberg, ein jetzt den gräflichen Charakter führendes Geſchlecht im Königreiche Baiern, beſaß früher die Burgmannſchaft des Schloſſes Münzenberg. Erſt im Anfange des 15. Jahrh. erſcheinen deſſen Mitglieder in Urkunden, und im Anfange des 16. iſt man erſt im Stande eine genealogiſche Stammfolge zu entwerfen. Eberhard und Chriſtoph kommen als Beſitzer von Eppolsheim und Hanum vor. Erſterer war verheirathet mit einer Kappler von Oedt, genannt Bautz, und hatte zwei Söhne, Johann Friedrich, Domherr zu Worms und Johann Chriſtoph († 1609), welcher mit Margaretha von Altorf, genannt Krobsberg, und nach deren Tode mit Anna Maria von Knobloch ſein Geſchlecht durch drei Söhne fortpflanzte, nämlich: 1) Johann Chriſtoph II.; er wurde zu Wüſtenbroel ermordet und hinterließ nur eine Tochter, Margaretha Juliane, welche ſich mit Johann Georg von Schönborn vermählte. 2) Johann Friedrich; er ſtarb als heſſiſcher Oberſtlieutenant 1629. 3) Johann Karl, heſſiſcher Kammerjunker; er verheirathete ſich 1590 mit Anna von Schlieben, die ihm einen Sohn und eine Tochter gebar. Letztere, Agneſe, trat in das Kloſter Oberwerth bei Coblenz und ſtarb daſelbſt als Kellnerin im 57. Jahre ihres Alters (1667). Erſterer aber, Johann Karl II. (geb. 1606, † 1674) erzeugte mit zwei Frauen, Anna Eliſabeth Knobloch und Anna Eva Beyer von Pelhofen 19 Kinder, von denen drei, nämlich: Johann Otto, Johann Hartmann und Johann Michael ihr Geſchlecht fortpflanzten; zwei aber, nämlich: Johann Philipp und Johann Ernſt in kaiſerlichen Dienſten bei der Belagerung von Ofen (1689) blieben und endlich Eva Maria Kloſterfrau zu Eibingen im Rheingau wurde (1689). Die Linie von Johann Otto, fürſtl. würzburgiſchem Hauptmanne, der in ſeinem 45. Jahre bei der Belagerung in Philippsburg 1677 ſein Leben verlor, blüht noch jetzt, während die beiden andern im Anfange des 18. Jahrh. erloſchen ſind Johann Otto hatte mit Maria Kunigunde von und zu der Tann zwei Söhne und vier Töchter erzeugt, wovon zu bemerken: Peter Philipp, Kanonikus zu Sieburg (1704), Eva Juliane, die mit Maximilian, Freiherrn von Frauenhoſen, vermählt war, und Johann Georg Hartmann (geb. 1666, † 1730). Der letzte war kurcölniſcher Kämmerer, Geheimerath und Oberſtallmeiſter, und wurde vom Kaiſer Leopold in den Reichsfreiherrenſtand erhoben, war mit Anna Eliſabeth Gertraud, Freiin von Padberg, vermählt, in welcher Ehe er einen Sohn erzeugte, der als herzogl. würtembergiſcher Kämmerer und Generalmajor im ſiebenjährigen Kriege ſich durch ſeine Tapferkeit ſehr bemerkbar gemacht hat. Deſſen einziger Sohn, Wilhelm Karl Freiherr von Jett zu Münzenberg, herzogl. würtembergiſcher Kämmerer, fürſtl. Thurn- und Taxiſcher Geheimerath und Oberſtallmeiſter, wurde 1799 vom Kurfürſten Karl Theodor in den Grafenſtand erhoben. Endlich der Sohn von dieſem, Alexander Ferdinand Karl Graf von Jett, beſitzt die Hofmark Ezerberg im Regenkreiſe.

Das Wappen: im rothen Schilde zwei ſilberne über einander gelegte Glücksrüthen. Auf dem Helme liegt rücklings ein ſchwarzes Horn mit rother Mündung und einem in die Höhe ſtehenden umſchlungenen Ringe, worauf eine rothe Hahnenfeder ſteckt.

(*Albert Frhr. von Boyneburg-Lengsfeld.*)

Jettan (Bibl. Geogr.), ſ. **Jutta**.

JETTEN (Joten), die Rieſen, ſ. **Jötnar**. Der Urrieſe **Aurgelmer** (**Aurgelmir**), welcher auf **Jetten** verwieſen worden, iſt unter dem Namen **Orgelmir** nachzuſehen. (*R.*)

Jettenbühel, ſ. im Art. **Heidelberg**.

JETTHA von JETTHENBÜHL (**Jettenbühel**), ſoll eine berühmte, als Göttin verehrte Weiſſagerin geweſen ſein. Über ſie will Hubert Thomas Leodius zu Heidelberg von dem Alterthumsforſcher Johann Berger aus einem Buche mit ſehr alten Schriftzügen [1]) folgende Überlieferungen [2]) erhalten haben: „Zur Zeit, als die Jungfrau Weleda bei den alten Bructern herrſchte, bewohnte eine Alte, welche Jettha hieß, den Hügel, auf

*) Nach Robert's Karte in der Landſchaft Jetſegen.

1) Libello vetustissimis characteribus descripto. 2) *H. Th. Leodius*, De Heidelbergae antiquitat. als Anhang zu deſſelben Schriftſtellers Annalium de Vita et Rebus gestis illustr. Princ. Friderici II. Com. Palat. libris IV, Frankfurt 1624 gedruckt, theilt jene Erzählung S. 296 mit.

Digitized by Google

welchem jetzt das heidelberger Schloß iſt, und der noch jetzt den Namen Jetthenbühel [3]) trägt, und ihre Wohnung war ein ſehr alter Tempel [4]), deſſen Trümmer wir noch neulich geſehen haben, als der Pfalzgraf Friedrich [5]), nachdem er Kurfürſt geworden war, ein herrliches Haus erbaute, welches man den neuen Hof nennt. Jenes Weib war durch Ertheilung von Weiſſagungen berühmt, und ging, damit ſie um ſo ehrwürdiger ſein möchte, ſelten heraus unter die Augen der Menſchen, und antwortete denen, welche ſich Raths bei ihr erholen wollten, aus einem Fenſter, ohne daß ſie ihr Antlitz ſehen ließ; und unter anderem ſagte ſie, wie ſie in rohen Verſen [6]) ſang, voraus, daß es ihrem Bühel [7]) oder Hügel durch das Schickſal ertheilt ſei, daß er in künftiger Zeit von königlichen [8]) Männern, welche ſie namentlich aufführte, bewohnt, ſorgfältig behandelt und geziert, und das Thal unter demſelben von vielem Volke bewohnt und den berühmteſten Tempeln (Kirchen) geſchmückt werden würde. Aber um endlich dem fabelhaften Alterthume Lebewohl zu ſagen, beliebt es aufzuſchreiben, was das Buch über den unglücklichen Tod der Jettha enthielt. Als ſie einſt in ſehr angenehmer Zeit aus dem Tempel gegangen war, um ſich durch Luſtwandeln zu erquicken, ging ſie neben den Bergen vor, bis ſie an die Stelle kam, wo die Berge ſich innerhalb des Thales abneigen, und an vielen Stellen die ſchönſten Quellen ſprudelten. Sie fing an, ſich ſehr an ihnen zu ergötzen, ſetzte ſich hinzu und trank aus ihnen, als eine hungerige Wölfin mit ihren Jungen aus dem Walde hervorbrach, das Weib erblickte, und ſie, die vergebens die Götter anrief, zerfleiſchte und in Stücke zerriß. Jettha gab durch ihren Fall der Quelle den Namen, und ſie wird bis zu dem heutigen Tage Wölfe-Brunnen [9]) oder Wölfe-Quelle genannt, und iſt wegen ihrer Anmuthigkeit bekannt." Die Angabe, daß Jettha ſich dem Anblick der Menſchen entzog, ſtimmt mit dem überein, was Tacitus (Histor. Lib. IV. Cap. 65) von der auf einem hohen Thurme wohnenden Weleda erzählt, ja iſt wirkliche Nachbildung davon, weßhalb Jettha auch als Zeitgenoſſin der Weleda bezeichnet wird. Daher hat man auch nicht ermangelt, Jeltha mit den altteutſchen weiſſagenden Jungfrauen, welche göttlich verehrt wurden, zuſammenzuſtellen, und ſie in der teutſchen Geſchichte als eine ſolche aufgeführt [10]). Geſchichtliche Perſon iſt Jettha von Jetthenbühel durchaus nicht, und hat daher in den neueſten Zeiten eine weit paſſendere Stelle in der teutſchen Mythologie erhalten. Es wird jetzt, bemerkt Jac. Grimm [11]), in der Erzählung bei Hub. Thomas Leodius die echte Sage kaum von dem zu ſcheiden ſein, was die Gelehrſamkeit des 16. Jahrh. zur Verherrlichung der neuerbauten Pfalz Heidelberg (= Heidberg) hinzudichtete. Selbſt das Fenſter auf dem Hügel mag dem Thurme der Weleda nachgebildet ſcheinen. Wäre der Zauberin Name, fährt Grimm fort, ſtatt Jettha Heida, ſo würde das zu der Örtlichkeit beſſer ſtimmen, und vielleicht das altnordiſche Heidhr [12]) darin wiederklingen. Anderwärts iſt dieſer Gelehrte jedoch dem Urſprunge der Sage von der Jettha und ihrer Erklärung näher gekommen, nämlich da, wo er von den Rieſen handelt [13]), welche altnordiſch Jötnar, Jotnar (Einzahl Jötunn, Jotunn, ſchwediſch Jätte, däniſch Jette) hießen, und wovon ſich im Teutſchen das Femininum Eteninne (Rieſin) in Sagen erhalten hat. Er wirft die Frage auf, ob die pfälziſche Jettha nicht entſtellt ſei aus Eta, Eza, da der Jettenbühel bei Heidelberg doch an den bairiſchen Jettenberg [14]) erinnere und an den Berg Jetten in Reinbot's Georg 1717, wo unrichtig Setten gedruckt ſteht. Der Berg Jette oder Jetten erſcheint bei Reinbot als ein ausgezeichnet hoher Berg; denn er ſingt [15]):

> Ja mochte man den Kymense
> Geleiten uff den *Jetten*,
> E Dacian sin Machmetten,
> Vnd Geori sin Jhesus
> Dorch den andern liss alsus.

Da Jetten in der Beugung ſteht, iſt ungewiß, ob der Nominativ der Jetten, oder beſſer der Jette ſein ſoll. Der Jette bedeutet aber nichts anderes, als der Rieſe, und es hat ſich im Schleſiſchen Joede (Rieſe) erhalten. Hohe, ſteile, ſchwer zu beſteigende Berge dachte man ſich aber als von Rieſen beherrſcht, und bildete daraus Perſonificationen von Rieſen, wie wir z. B. ſehen können, wenn wir den in den Jötna-Heiti in der Skalda vorkommenden Rieſeneigennamen Dofri und den Gebirgsnamen Dofrafiöll (d. h. Dofri's Gebirg) zuſammenhalten. Nach dem Berge Jette bei Reinbot und dann dem in der bairiſchen Urkunde vom J. 1317 vorkommenden Jettenberg zu ſchließen, waren auch in Teutſchland gewiſſe Berge von ihrer Steilheit oder rieſenähnlichen Geſtalt der Rieſe oder Rieſenberg genannt, und das Rieſengebirge trägt dieſen Namen noch jetzt. Von

3) Das heißt Jettha's Hügel; der genannte Schriftſteller gibt es durch Jetthae collis. 4) Vetustissimum fanum. 5) Pfalzgraf Friedrich ward im J. 1546 nach dem Tode ſeines ältern Bruders, des Kurfürſten Ludwig V., Kurfürſt, und kam ſo nach Heidelberg. Hub. Thom. Leodius war ſein unzertrennlicher Begleiter, und zu Friedrich's II. Verherrlichung bietet er in ſeinen heidelberger Alterthümern jene Erzählung von der Jettha dar. 6) Ut inconditis versibus canebat. 7) Suo colli. 8) Regiis viris iſt entweder uneigentlich gebraucht und bedeutet herrliche, erhabene, fürſtliche Männer überhaupt, oder wahrſcheinlicher meint der Verfaſſer die pfälzer Kurfürſten des 16. Jahrh. darum königliche Männer, weil ſie von König Ruprecht I., Kurfürſten von der Pfalz, ſtammten; man müßte denn annehmen, des Verfaſſers Werkchen über die Alterthümer Heidelbergs ſei vor der Druckausgabe (Frankf. 1624) von einem Spätern überarbeitet, und die regii viri ſollten eine Anſpielung auf den Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz, den König von Böhmen, ſein. Die an Weiſſagungen Glaubenden werden nicht abgeneigt ſein, es auf dieſen zu beziehen. 9) Fons luporum; noch jetzt Wolfsbrunnen.

10) *Burchardi Gotthelfii Struvii* Corp. Hist. German. p. 33 und im Index rerum et verborum: „Jetta mulier fatidica pro Dea culta." 11) Deutſche Mytholog. S. 65. 12) So heißen in den altnordiſchen Sagen mehre Walen (weiſſagende Zauberinnen), und ihr Name wird in der Völuspá Str. 9 als Allegorie für das Gold oder Geld gebraucht, welches unter dem Bilde einer weiſſagenden Zauberin, die die Wohnungen der Menſchen beſucht, dargeſtellt wird. 13) a. a. O. S. 297. 14) Mon. boica II, 219. a. 1317. 15) Bei Fr. H. v. d. Hagen und Büſching, Deutſche Gedichte des Mittelalters. 1. Bd. S. 13. Sp. 1.

Digitized by Google

der fabelhaften Jettha abgeſehen, iſt daher die Schreibart Jettenbühel (Rieſenhügel) beſſer, als Jetthenbühel (Jettha's Hügel). Aber die Gelehrten Heidelbergs des 16. Jahrh. waren beſſer im Tacitus bewandert, als in der altteutſchen Sprache. Man wollte Jettenbühel erklären, da er wegen der auf ihm neuerbauten Pfalz die Aufmerkſamkeit ſo ſehr auf ſich zog, und machte daher aus dem Rieſenhügel, deſſen alte Bezeichnung (Jettenbühel) man nicht mehr verſtand, oder auch nicht mehr verſtehen wollte, einen Jetthenbühel (*Jetthae collis*). ſtellte zur Verherrlichung des Kurfürſten von der Pfalz und ſeines Schloſſes auf dem Heidelberg eine Jettha nach dem Vorbilde der Weleda auf, und ließ ſie von dem Kurfürſten von der Pfalz, ihrem Schloſſe und Heidelberg überhaupt weiſſagen. (*Ferdinand Wachter.*)

JETTINGEN (Ober- und Unter-), zwei Pfarrdörfer im Schwarzwaldkreiſe und Oberamt Herrenberg, K. Würtemberg mit beziehungsweiſe 862 und 768 Einwohnern evangeliſcher Confeſſion; bekannt durch den Bau einer eigenthümlichen beliebten Rübenart, welche von dem Orte „jettinger Rüben" genannt wird, und der Gegenſtand eines nicht unbedeutenden Handels iſt. Ober-Jettingen, wozu das Rittergut Sindlingen, eine Beſitzung der Fürſtin von Colloredo-Mannsfeld, gehört, hat Marktgerechtigkeit. Schon 1288 wird der Ort von Burkhard von Hohenberg dem Kloſter Reuthin übergeben. (*Rigel.*)

Jetton, ſ. Jeton.

JETZ, der Name eines augsburgiſchen Maßes für Flüſſigkeiten. Es enthält 96 dortige Maß (à 2 Seidel) und kommt gleich 137,09 franzöſiſche Liter, 119,74 berliner Quart, 297,44 rheiniſche Schoppen, 96,89 wiener Maß. Acht Jetz Wein machen ein Fuder. (*Karmarsch.*)

JETZE, JEETZEL, entſpringt unfern Altferchau in der alten Mark an der nördlichen Abdachung des Landrückens, welcher die Waſſerſcheide zwiſchen der Aller und der Unterelbe bildet, und hier von einem hochliegenden Moor, dem Dräuling, bedeckt iſt, fließt gen Norden über Salzwedel, Wuſtrow, Luchow, Dannenberg und Hitzacker der Elbe zu. (*Crome.*)

JETZE (Franz Christoph), geboren den 6. April 1721 zu Ziegenhagen in Vorpommern, der Sohn eines dortigen Predigers, beſuchte die Schule zu Reez in der Neumark und das Gymnaſium zu Stargard. Im J. 1742 eröffnete er ſeine akademiſche Laufbahn zu Halle. Neben der Theologie, die ſein Berufsfach werden ſollte, beſchäftigte er ſich mit Mathematik und Phyſik. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien ward er Hauslehrer in Ehſtland, und hielt ſich 1748 ein Jahr in Harburg auf bei dem gelehrten Superintendenten Magnus Cruſius. Im J. 1749 ging er nach Halle zurück, unter Wolf's Leitung Philoſophie und Mathematik ſtudirend. In dem genannten Jahre trat er auch zum erſten Male als Schriftſteller auf [1]). Durch Vertheidigung einer Inauguraldiſſertation [2]) erlangte er das Recht Collegien zu leſen. Bald war er indeſſen, von eigenen Mitteln entblößt, genöthigt, das Rectorat in Thorn anzunehmen, das ihm 1753 angetragen worden war. Dort ſcheint er ſich vorzugsweiſe mit theologiſchen und philologiſchen Studien beſchäftigt zu haben, wie ſeine, jenem Zeitraum angehörenden Schriften beweiſen [3]). Kränklichkeit nöthigte ihn ſeine Rectorſtelle 1761 niederzulegen. Sein Aufenthalt in Stargard verſchaffte ihm ein Lehramt an dem dortigen Gymnaſium. Er bekleidete daſſelbe bis zum J. 1771. Um dieſe Zeit folgte er einem Rufe nach Liegnitz als Profeſſor der Phyſik und Mathematik, deren Grundlehren er bereits (1761) in einer eigenen Schrift aufgeſtellt hatte, vorzüglich in Bezug auf den Brückenbau über ſchnellſtrömende und eisführende Flüſſe. Auf ſein Anſuchen ward er 1797 mit Beibehaltung ſeines vollen Gehalts in Ruheſtand verſetzt. Er ſtarb den 7. Apr. 1803.

Ausgerüſtet mit gründlichen Kenntniſſen in mehren wiſſenſchaftlichen Zweigen, gelang es ſeinem Lehrertalent, mehre geſchickte und brauchbare Schüler zu bilden. Vorzüglich aber machte er ſich als Mathematiker durch zahlreiche Schriften bekannt. Dahin gehört ſeine Gemeinnützige Praxis auf dem Feld und Papier ꝛc. (Breslau 1776), ſeine Geographie für Militariſten (Liegnitz 1791), ſein theoretiſch-praktiſches Handbuch der Feldbefeſtigungswiſſenſchaft (Breslau 1793) u. a. m. Eins ſeiner vorzüglichſten Werke iſt die Introductio in eruditionem generatim et omnes philosophiae partes speciatim (Liegnicii 1799). Ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner ſämmtlichen Schriften, nebſt ſeinen Aufſätzen, größtentheils ökonomiſchen Inhalts, die er in den ſchleſiſchen Provinzialblättern, dem Leipziger Magazin der Naturkunde und in andern Journalen mittheilte, hat Meuſel geliefert [4]). (*Heinrich Döring.*)

JETZER (Johann), iſt der Name eines an ſich unbedeutenden Menſchen, der aber durch den Betrug, welchen die Dominikanermönche zu Bern im J. 1507 mit ihm ſpielten, bekannt geworden iſt, und von welchem dieſe ſchändliche Geſchichte den Namen des Jetzeriſchen Handels erhalten hat. In dem bekannten Kampfe der Franziskaner und der Dominikaner über die unbefleckte

1) In ſeiner phyſiko-teleologiſchen Abhandlung von den weißen Haſen in Livland, nebſt einem doppelten Anhange von Perlen, die daſelbſt gefiſcht werden u. ſ. w. (Lübeck 1749. 4.)

2) Dissertat. inaugural. sistens theorematis Pythagorici demonstrationes plures (23). (Halae. 1752. 4.) 3) Erſte und zweite Betrachtung über die Auferſtehung der Todten. (Thorn 1754—1755. 4.). Betrachtung über Epheſ. 4, 25 (Ebendaſ. 1754). Desgleichen über 1 Kor. 10, 4 (Ebendaſ. 1754). Brevis commentatio de studio linguarum, graecae inprimis et latinae, facilitando per indices novo modo componendos (Thorun. 1756. fol.). Progr. de tropici significatus vocabulorum מיתה et θάνατος in doctrina de Christi perpessionibus usu hermeneutico. (ibid. fol. 1757. fol.). Commentationis de parabola Luc. XVI, 1—13 et contractu institorio et fine sermonem facientis summi prophetae explicanda nonnullis ex adseclis ejus et Pharisaeis omnibus monitoria et divinatrice Prodr. (ibid. 1759. 4.) u. a. m. 4) Im gelehrten Teutſchland. 3. Bd. S. 531 fg. 10. Bd. S. 25. 11. Bd. S. 398. 12. Bd. S. 346. Vgl. außerdem den zweiten Band der von Gadebuſch herausgegebenen livländiſchen Bibliothek und die Lebensbeſchreibungen preußiſcher Gottesgelehrten. 2. Samml. S. 132 fg.

Digitized by Google

Empfängniß der Maria, welche von jenen vertheidigt, von dieſen beſtritten wurde, lenkte ſich der Sieg immer mehr auf die Seite der Franziskaner. Überall erklärte ſich die Menge für ſie; Papſt Sixtus IV. hatte das Feſt der unbefleckten Empfängniß in Rückſicht des Ablaſſes ſogar dem Fronleichnamsfeſte gleichgeſtellt, und die Dominikaner ſahen mit Erbitterung den ſteigenden Glanz ihrer Nebenbuhler, indeſſen ihr eigenes Anſehen bei den abergläubiſchen Zeitgenoſſen immer mehr ſank. Auf einem Provinzialcapitel der Dominikaner zu Wimpfen am Neckar im J. 1506 ſoll zuerſt der Plan entworfen worden ſein, durch betrügliche Wunderwerke den Franziskanern wieder den Rang abzulaufen, und der Subprior des Kloſters zu Bern, Franz Ülſchi, die Ausführung übernommen haben. Er gewann nach ſeiner Rückkunft den Prior und zwei andere Mönche dafür. Ein abergläubiſcher Schneider von Zurzach (im Aargau), Johann Jetzer, der als Laienbruder ins Kloſter trat, wurde zum Werkzeuge auserſehen. Durch die gewöhnlichen Künſte von nächtlichen Erſcheinungen aller Art, die ſein Beichtvater, einer der verſchworenen Mönche, geſchickt benutzte, wurde ſeine Phantaſie aufs Höchſte geſpannt, und durch die anhaltenden Bußübungen, die er ſich auferlegen mußte, die Aufmerkſamkeit der Menge erregt. Nach dieſen Vorbereitungen ſollte das Wunder ſelbſt, die Bezeichnung Jetzer's mit den fünf Wundmahlen Chriſti erfolgen, ſowie einſt Franziskus von Aſſiſi ebendieſes Zeichen ſoll erhalten haben, worauf ſich die Franziskaner ſo viel zu Gute thaten. In einer Nacht trat ſein Beichtvater, Bolshorſt, als Mutter Gottes vermummt, an ſein Bette und ſchlug ihm einen Nagel durch die Hand. Allein der Schmerz brachte den Unglücklichen zur Beſinnung, und Bolshorſt durfte nicht fortfahren. Bald hernach aber wurde er durch einen Trank in todesähnlichen Schlaf verſetzt, und während deſſelben ihm auch die vier übrigen Wunden beigebracht. Jetzt konnten die Mönche den thörichten Menſchen leicht von ſeiner hohen Beſtimmung überreden. Aus dem unbedeutenden Laienbruder wurde ein auserwähltes Werkzeug der Maria, ein Gegenſtand der höchſten Verehrung. Alle Erſcheinungen wahnſinniger Schwärmerei, Zuckungen, epileptiſche Zufälle ꝛc., die noch durch betäubende Getränke verſtärkt wurden, zeigten ſich an dem neuen Heiligen. Die dem Aberglauben auch ſonſt beſonders ergebene Bevölkerung von Bern ſtaunte gläubig das Wunder an, und wähnte nur noch bei den Dominikanern Heil zu finden. Zwar drohte jetzt ſchon Entdeckung des Betrugs. Jetzer erkannte in einer Nacht, als ihm Bolshorſt wieder als Maria erſchien, die Stimme des Betrügers, und überhäufte ihn mit Schimpfworten. Nicht beſſer gelang der Betrug dem Prior und Subprior in den folgenden Nächten; Jetzer gerieth ſo in Zorn, daß er den Prior mit einem Meſſer verwundete. Er drohte auch, das Kloſter zu verlaſſen. Dennoch ließ er ſich, als ſie ihm die Richtigkeit ſeines Verdachtes eingeſtanden, überreden, daß die frühern Erſcheinungen alle echt geweſen ſeien, und diente weiter als folgſames Werkzeug; denn nun ſollte der Hauptſturm gegen die Franziskaner geſchehen. Es wurde das Gerücht verbreitet, ein Marienbild in der Kirche der Dominikaner vergieße Thränen. Schnell füllte ſich die Kirche an; auf dem Altare vor dem Bilde kniete unbeweglich Jetzer; man hörte einzelne Worte, welche Bolshorſt durch eine Öffnung in der Mauer hinter dem Bilde ſprach, als ſei es die Stimme Chriſti und der Maria. Der Verabredung gemäß antwortete Jetzer auf die Fragen der Mönche, daß er nicht von der Stelle könne, bis er, was ihm enthüllt worden, den Häuptern des Staates verkündigt habe. Die Mönche riefen den Schultheiß von Erlach und einige Rathsherren herbei, und dieſen verkündigte Jetzer, Maria beweine das Unglück der Stadt, weil man die gottloſen Irrlehrer, die Franziskaner, dulde und von Frankreich Jahrgelder annehme. Dann reichten ihm die Mönche eine rothe Hoſtie dar, als ſei ſie mit Chriſti Blute gefärbt. Er wies ſie aber zurück und erhielt eine gewöhnliche Hoſtie, nach deren Genuß er vom Altare herabſtieg. So vielen Glauben dieſer Auftritt bei der Menge fand, ſo erregte er doch Zweifel bei Einzelnen. Die Entwickelung aber wurde durch die Dominikaner ſelbſt beſchleunigt. Als Jetzer den Prior und einige andere Mönche bei einem Gelage mit lüderlichen Weibern überraſchte, und ihm die ganze Geſchichte verdächtig wurde, ſuchten ſie ſich ſeiner durch Gift zu entledigen. Allein er ſchöpfte Verdacht und wies die dargebotenen Speiſen zurück. Nun ſtießen ſie ihm mit Gewalt eine vergiftete Hoſtie in den Mund; da auch dies vergeblich war, zwangen ſie ihn durch ſchreckliche Martern zu dem eidlichen Verſprechen des Stillſchweigens. Bald nachher gelang es ihm aber, aus dem Kloſter zu entwiſchen, und nun verrieth er die ganze Geſchichte. Der Rath berichtete die Sache an den Papſt und an den Biſchof von Lauſanne, in deſſen Sprengel Bern lag. Jetzer wurde verhaftet, und die vier Mönche, welche an dem Betruge Theil hatten, in ihrem Kloſter in Ketten gelegt, im Anfange des J. 1508. Alle Bemühungen des Dominikanerordens, die Niederſchlagung des Proceſſes zu bewirken, waren vergeblich. Ein päpſtlicher Legat und die Biſchöfe von Lauſanne und Sitten unternahmen in Gegenwart einiger Mitglieder des Rathes die Unterſuchung. Die Greuel wurden aufgedeckt, die Bekenntniſſe der vier Mönche ſelbſt aber, als zu abſcheulich, nicht bekannt gemacht, ſondern an den Papſt geſandt. Dann wurden alle vier als Gottesleugner, und, weil ſie Hoſtien gefärbt, dem Bilde Thränen gemahlt, und das Leiden Chriſti durch jene fünf Wundmale geſchmäht hatten, zum Feuertode verurtheilt, der auf gräßliche Weiſe den 31. Mai 1509 an ihnen vollzogen wurde. Jetzer blieb noch geraume Zeit im Gefängniſſe, entrann zwar, wurde dann wieder verhaftet, endlich aber entlaſſen. Die Kunde dieſer empörenden Betrügerei verbreitete ſich ſchnell in der Nähe und Ferne, und hat in manchem Gemüthe die Empfänglichkeit für die Glaubensverbeſſerung befördert. Die vielen in der Hauptſache übereinſtimmenden Beſchreibungen derſelben findet man genau aufgezählt in Haller's Bibliothek der Schweizergeſchichte. 3. Bd. S. 17—32. (*Escher.*)

Jetzgany (Geogr.), ſ. Iczgani.

Jetzowitz (Geogr.), ſ. Jetschowitz.

JEU DE BUFFLE, wörtlich: das Spiel mit

Büffelleder. An den ſogenannten Clavecins oder alten Flügeln und uneigentlichen Pantalons waren die Docken und Tangenten urſprünglich von Holz oder Metall ohne Belederung, und die Saiten wurden bei den erſtern durch Stückchen Rabenfederkiele, die in den Docken angebracht waren, bei den letztern durch nackte Hämmer von Oben herab in Klang geſetzt. Der Hofclaviermacher Pascal Taskin zu Paris brachte im J. 1768, ſtatt der Rabenfederkiele, kleine Streifen von beſonders dazu bereiteter Ochſenhaut an, und nannte die auf ſolche Weiſe eingerichteten Inſtrumente: Clavecins à Peau de Buffle. Nachher wurden dieſelben nach der Angabe des Organiſten Claude Balbaſtra (geboren 1729 zu Dijon), von Cliquot und ſpäter von Trouſlaut verbeſſert, ſind jedoch jetzt ganz außer Gebrauch gekommen. Balbaſtra erfand auch an dieſen Inſtrumenten einen ſogenannten Pianozug, wo ſich die Mechanik verſchob und nun mit Leder überzogene Hämmerchen an die Saiten ſchlugen, welche dadurch einen gedämpften, nicht ſo ſchreienden Ton, als jene Holztangenten, hervorbrachten. Eine andere Art von Jeu de Buffle, wie der Zug wirklich genannt wurde, beſtand in einer mit Lederſtreifen belegten, dem jetzigen Pianozug an den Fortepianos ähnlichen Holzſtange, welche vermöge einer mechaniſchen Vorrichtung entweder durch einen Druck mit dem Knie oder einem förmlichen Regiſterzug vorn über der Claviatur, dergeſtalt unter die Saiten geſchoben wurde, daß die Hämmer nicht mehr unmittelbar an die Saiten, ſondern unter die Lederſtreifen ſchlugen, die dadurch dann an die Saiten angedrückt wurden und den Ton derſelben ſchwächer machten. An den neuern Fortepianos wird ſolches durch Tuchſtreifen bewirkt. *(Fr. Thon.)*

JEUMONT, Dorf im Canton Maubeuge und Arrondiſſement Avesnes des franzöſiſchen Norddepartements, mit 650 Einwohnern, Eiſenſchmelzen und Marmorbrüchen. *(Klaehn.)*

JEUN (le), oder **LEJEUN (Johann)**, mit dem Beinamen der blinde Pater (le père aveugle), war der Sohn eines Parlamentsraths zu Dole und wurde 1592 zu Poligny in der damaligen Franche-Comté geboren, wo ſeine Vorfahren länger als ein Jahrhundert obrigkeitliche Ämter bekleidet hatten. Nachdem er die damals gewöhnlichen Studien vollendet hatte, trat er aus wahrer innerer Neigung in den geiſtlichen Stand und erhielt darauf vom Erzherzoge Albert von Öſterreich eine Domherrnſtelle an der Collegialkirche zu Arbois. Allein angezogen durch den Ruf des damaligen Paters und nachmaligen Cardinals de Berulle legte er dieſe Stelle freiwillig nieder und trat nach Einigen 1613, nach Andern 1621 in die neugeſtiftete Congregation des Oratoriums. Bald zeichnete er ſich ſo aus, daß ſeine Vorgeſetzten ihn zum Director des Seminariums zu Langres machten. Hier lernte ihn der Biſchof dieſer Stadt, Herr von Zamet, kennen, gewann ihn lieb und übertrug ihm zugleich mit dem Pater Bence die Reformation der Nonnenabtei du Tard. Nachdem le Jeun ſich dieſes Auftrags zur Zufriedenheit des Biſchofs entledigt hatte, wurde er Prieſter und begann nun das Evangelium zu verkündigen, wobei er vorzüglich die Armen und die Landbewohner berückſichtigte. Seine Predigten kamen vom Herzen und fanden deshalb großen Beifall, und er mußte, ſo ungern er es auch that, nach dem Wunſche vieler Biſchöfe und auf Befehl ſeiner Obern bald auch zur Faſten- und Adventszeit in den meiſten größern Städten des Königreichs predigen. Dadurch breitete ſich ſein Ruf immer mehr aus, ſodaß ſelbſt der Hof begierig ward, ihn zu hören. Le Jeun konnte nicht umhin, dieſem Wunſche zu genügen; allein er benutzte die Gelegenheit nicht, um zu glänzen, ſondern nur um zu nützen. Er ſprach von den Pflichten der Großen, vorzüglich hinſichtlich ihrer Kinder, ihrer Dienerſchaft und ihres Hausweſens, und obgleich er ſeinen hohen Zuhörern manche bittere und wol noch nie gehörte Wahrheiten ſagte, ſo mußten dieſe doch die Demuth ſeiner Miene, wie die Einfachheit der Ausarbeitung und des Vortrags bewundern. Mehr und mehr erweiterte jetzt le Jeun ſeinen Wirkungskreis; er wollte alle Misbräuche, alle Irrthümer, alle Sünden und Laſter ausrotten, welche in Folge der Religions- und Bürgerkriege des letztvergangenen Jahrhunderts unter den Bewohnern aller Provinzen eingeriſſen waren, und ſelbſt der Umſtand, daß er im J. 1635 während ſeiner Faſtenpredigten zu Rouen gänzlich erblindete, ein Unglück, worüber er nur zu ſcherzen pflegte, konnte nichts in ſeinem Feuereifer ändern. Dies bewog die Regierung, ſich ſeiner zur Bekehrung der Proteſtanten zu bedienen, und freudig ging er auf die ihm deshalb gemachten Anträge ein. Er wurde Miſſionair, verließ aber ſogleich den polemiſchen Weg der Controverſen, welchen die übrigen Miſſionaire gegangen waren und noch gingen, und erläuterte dagegen in ſeinen Predigten die dem Katholicismus und Proteſtantismus gemeinſamen Grundwahrheiten des Chriſtenthums, wobei er ſie feſter zu begründen ſuchte. Den erſten Verſuch damit machte er zu Orange und zwar mit dem beſten Erfolge. Seine Predigten, ſo ſagt man, erſchütterten die Herzen, und ſeine frommen Geſpräche, denn ſein muſterhafter Lebenswandel öffnete ihm die Häuſer und Familienkreiſe nicht blos der Katholiken, ſondern auch der Proteſtanten, verſchaffte ihnen Ruhe und Heil. Selten mislang ihm eine Bekehrung. Bei der Miſſion von Grignan widmete er einen Theil ſeiner Zeit dem Unterrichte der Pfarrer, welche, um ihn zu hören, in großer Zahl aus allen Gegenden herbeigeeilt waren. Die letzten zwanzig Jahre ſeines Lebens beſchränkte er ſeine Miſſionsreiſen auf die Diöceſe Limoges. An der Spitze einer von ihm geſtifteten Miſſionsgeſellſchaft durchzog er alle Dörfer derſelben, und trotzte dabei, obgleich ſchon ein Sechsziger, allen Beſchwerlichkeiten, die ihm Wind und Wetter, Rauheit des Landes und Rohheit der Einwohner entgegenſetzten. Nur die letzten zwei Jahre feſſelte ihn Körperſchwäche an das Zimmer; allein auch jetzt vermochte ſein Geiſt weder zu ruhen, noch zu raſten. Er verſammelte daher ſo viel Kinder des gemeinen Volks um ſich her, als der Raum geſtattete, und unterrichtete ſie in den Elementen der chriſtlichen Religion. Dieſer ſchönen Beſchäftigung entriß ihn am 19. Aug. 1672 im 80. Altersjahre ein ſanfter Tod. Kaum wurde dies bekannt, ſo ſtürzte das Volk

Digitized by Google

in ſolcher Menge in den Saal, wo ſeine entſeelte Hülle ausgeſetzt war, daß man dieſen ſtützen mußte, um ſeinen Einſturz zu verhüten. Alle wollten den geliebten Lehrer noch einmal ſehen, jeder wünſchte ein Andenken an ihn zu beſitzen, man war glücklich, einige Fetzen ſeiner Kleidung davon tragen zu können, welche dann als heilige Reliquien bewahrt wurden. Einer ſeiner Schüler, der Pater Ruben, hielt ihm die Leichenrede [1]). Als Prediger ſtand le Jeun gewiſſermaßen in der Mitte zwiſchen der alten und neuen Schule der franzöſiſchen Kanzelberedſamkeit. Ebenſo wenig, wie er die Fehler und Mängel jener ganz zu vermeiden vermochte, gelang es ihm, ſich dem dichterähnlichen Schwunge dieſer zu nähern. Seine Predigten waren arm an erhabenen Gedanken, der Reichthum des Ausdrucks ging ihnen ebenſo ab, wie die Reinheit der Sprache, dagegen vermied er es, gleich ſeinen Zeitgenoſſen, ſie mit Anführungen aus Profanſchriftſtellern oder entſtellenden Abſchnitten aus der heil. Schrift auszuſtaffiren. Er wußte ſein Thema klar, deutlich und gefällig aus einander zu ſetzen; in ſeiner Diſpoſition herrſchte Ordnung, und die Entwickelung der Theile überſchritt nie das gehörige Längenmaß. Vorzüglich ſtark war er in Begründung einer Wahrheit durch gründliche Beweiſe. Maſſillon geſtand, viel von ihm gelernt zu haben, und empfahl jungen Leuten das fleißige Leſen dieſer Predigten mit Verſtand und Geſchmack. Denn le Jeun erlaubte es ſich ſogar, ſeinen Predigten kleine Geſchichtchen einzuverleiben, die allerdings bei dem gemeinen Manne oft eine größere Wirkung thun, als die glänzendſten, nach allen Regeln der Logik geführten, Beweiſe. Die erſte Ausgabe [2]) ſeiner Predigten beſorgte le Jeun ſelbſt 1662 und die folgenden Jahre zu Toulouſe, doch erlebte er nur die erſten acht Bände. Man findet ſie jetzt ſelten vollſtändig, vorzüglich ſind der neunte und zehnte Band ſehr ſelten, welche unter dem beſondern Titel: **Le missionaire de l'oratoire** nach ſeinem Tode erſchienen [3]). (*G. M. S. Fischer.*)

1) Dieſe erſchien unter dem Titel: Discours funèbre sur la vie et la mort du R. P. Lejeune, appellé communément l'Aveugle etc. (Limoges 1674, Toulouse 1679). 2) Da der Cenſor Dr. Grandin in dem fünften Bande — ohne Wiſſen des Verfaſſers mehres geſtrichen und geändert hatte, ſo beklagte ſich le Jeun in der Ankündigung des ſiebenten Bandes bitter darüber, ſtellte das Geſtrichene wieder her, widerlegte das Geänderte oder Hinzugefügte, und brachte es dahin, daß man ihm einen andern Cenſor gab. Le Jeun hatte den Herrn Lamirande gebeten, die veralteten Ausdrücke zu verbeſſern, was dieſer jedoch nicht zu thun wagte; mit Glück wurde dies von P. Loriot in der von ihm 1695 beſorgten Ausgabe bewerkſtelligt. Zwei andere Ausgaben der Predigten le Jeun's erſchienen 1667 zu Rouen, 1669 zu Paris. Eine lat. Überſetzung auserwählter Predigten deſſelben erſchien zu Mainz unter dem Titel: Joannis Junii deliciae pastorum sive conciones. In neuerer Zeit ſind dieſe Predigten erſchienen 1825—27 in 15 Octavbänden (Preis 45 Fr. 50 C.) zu Lyon unter dem Titel: Le missionnaire de l'Oratoire ou sermons pour l'avent, le carême et les fêtes; eine Auswahl derſelben findet ſich in der Bibliothèque des orateurs chrétiens, 1828; Pensées du P. le Jeun, dit le père aveugle ſind 1825 in vier Duodezbänden zu Avignon herausgekommen. 3) Irrthümlich haben einige dieſem le Jeun eine Überſetzung des Werks: De Veritate religionis christianae zugeſchrieben, welche jedoch von einem proteſtantiſchen Geiſtlichen Pierre (Peter) Lejeune herrührt.

JEUNE (le), 1) Officier beim franzöſiſchen Generalſtabe unter Napoleon's Armeen, ein ſehr tüchtiger und braver Künſtler, als Schlachtenmaler bekannt, und Schüler des Valenciens (ſonſt Profeſſor an der Akademie zu Paris). Da er als Militair den Campagnen Napoleon's beiwohnte, ſo bot ſich für ſein ihm angeborenes Kunſttalent ſehr viel Gelegenheit dar, herrliche Studien zu machen, die er in den Zeiten der Ruhe auf die ſchönſte Art benutzte, und durch Ölmalerei ſehr großartig vollendete. Manches ſeiner trefflichen Werke, die nächſt der vollſtändigſten Wahrheit zugleich eine ſehr kunſtreiche Auffaſſung erhielten, und die wichtigſten Momente aus der franzöſiſchen Kriegsgeſchichte darbieten, wurde für die Salons des Louvre vollendet; manches auch befand ſich in den Händen der ſehr reichen Generale und anderer Staatsmänner Frankreichs.

Unter ſeine merkwürdigſten Arbeiten gehört das Gemälde der Schlacht von Marengo, welches nach ſeiner Vollendung ein großes Aufſehen erregte, und bei der Ausſtellung im J. 1801 den großen Preis von 3000 Francs erhielt. Der militairiſche Künſtler bewährte darin ſein eigenes Talent auf eine glänzende Weiſe, und führt dem Beſchauer vor Augen, was ein ſolches Ereigniß treu bezeichnet. Denn der ruhig durchdachte Plan eines geübten Feldherrn, der Heroismus der Sieger und der Schrecken der Beſiegten, und überhaupt die einzelnen bei Gefechten vorkommenden Fälle ſind ganz wahr hier ausgeſprochen.

Man ſieht z. B. im Vorgrunde des Werkes Pferde, die mit Pulverkarren ausreißen, über Verwundete und Todte im raſchen Galopp wegſpringen; ferner Zerſpringen der Haubitzkugeln, Auffliegen der Pulverkaſten, Fortſchleppen der Verwundeten und ihnen gewährte Hilfe, ſodaß neben dem gräßlichſten Moment zugleich wieder der Biederſinn des Kriegers hervortritt. Ebenſo lebendig und treu iſt die Gegend und die Scene nach dem Mittelgrunde; Truppen, welche im Sturmſchritte zum Angriffe aufmarſchiren, Kampf der beiden Heere zum Theil mitten in reichen Getreidefeldern, die weiter ausgedehnten verſchiedenen Manövers der Truppen in geregeltem Plane und die mannichfachen Gruppen der Anführer und Feldherren, wobei der General Deſair rechts, und links Napoleon und ihre Adjutanten, ſowie in der Ferne einige öſterreichiſche Generale zu bemerken ſind. Alles dieſes gibt dem Bilde Charakter und Wahrheit; hier iſt ein wirkliches Leben in dem darzuſtellenden Gegenſtande, was dem gewöhnlichen Schlachtenmaler abgeht, der nicht Militair iſt, und noch weniger alle Scenen mit anſieht. Während ein ſolcher nur einzelne Gefechtsmomente darſtellt, wird hier der eigentliche Gang der Sache wiedergegeben. Dieſes Werk iſt auf einem ſehr großen Blatte von Coing fleißig in Kupfer geſtochen. Der Kupferſtich gibt eine gut verſinnlichende Anſicht des Bildes.

Ein zweites ebenſo großes Bild war ſpäter bei der Ausſtellung auch als ſehr merkwürdig beachtet worden, nämlich die Schlacht bei Abukir. Der Künſtler ſtellte im Vorgrunde die gefangenen Paſchas, welchen Napoleon mit ſeiner Suite im Galopp entgegenreitet, in ſchönen, wirklich großartig gezeichneten Gruppen dar. Nach dem

Mittelgrunde währt bei einigen Redouten zwiſchen hohen, zum Theil ungeheuern Palmen der Kampf mit größter Erbitterung fort. Weiter zurück ſieht man die nach der Meeresküſte fliehenden Muhammedaner, verfolgt von franzöſiſcher Reiterei und Fußvolk, während das Fort, welches auf der Erdzunge nach Abukir erbaut iſt, erſtürmt wird. Die Compoſition dieſes Bildes iſt noch großartiger zu nennen, als bei der Schlacht von Marengo, während dieſe hingegen mehr Wahrheit in ſich trägt. Geſtochen iſt die Schlacht bei Abukir in einem ſehr großen Blatte von Bovinet.

Noch gehört zu des Künſtlers merkwürdigen Arbeiten ein Gemälde der Schlacht von Preußiſch-Eilau den 9. Februar 1807. Es iſt zwar nur der Morgen nach der Schlacht an dem ſchneeigen eiskalten Tage dargeſtellt; Napoleon beſucht mit ſeinem Generalſtabe das Schlachtfeld, um den Verwundeten und Kranken Unterſtützung zukommen zu laſſen. Örtlichkeit und die verſchiedenen Handlungen der Figuren, woran ſich mehre ſchöne Gruppen bilden, ſind ſehr gut dargeſtellt. Geſtochen wurde dieſes Bild eben auch in einem ſehr großen Blatte von Laneau und Misbach.

Für die Geſchichte der Zeit und das hohe Intereſſe derſelben gehört noch die Darſtellung der Zuſammenkunft des Kaiſers Alexander mit Napoleon auf dem Niemen bei dem Frieden von Tilſit, ebenfalls von le Jeune gemalt. Doch dürfte dieſes Bild nicht unter die gelungenen Werke des Künſtlers zu zählen ſein, da es eine gewiſſe Leere hat, wozu wol das Örtliche beiträgt, und das Ceremonielle der Handlung eine gewiſſe Kälte zeigt, die freilich in Bildern dieſer Art ſehr oft angetroffen wird.

Zu den frühern Arbeiten des Künſtlers gehört noch eine Darſtellung der Schlacht bei Lodi, welcher Gegenſtand weniger durch die Kunſt, als durch getreue Darſtellung der Örtlichkeit ſich empfiehlt. Geſtochen wurde das letztere Bild von Mercoli. (*Frenzel.*)

2) Claude oder Claudin le J., im J. 1550 zu Valenciennes geboren, welches zu jener Zeit noch zu Teutſchland gehörte, und um das J. 1611 geſtorben, war ein ebenſo fleißiger als geniereicher Mann, der ſchon frühzeitig als Kammercomponiſt in die Dienſte des Königs Heinrich's III. kam, wo er im J. 1581 unter andern ein von ihm verfaßtes Ballet: „Ceres und ihre Nymphen," aufführte, welches, der Erzählung nach, einen anweſenden Edelmann durch eine furiöſe Arie dergeſtalt in Aufregung gebracht haben ſoll, daß er den Degen zog und ausrief: er müßte ſich mit Jemandem ſchlagen, worauf dann le Jeune ſogleich eine andere Arie von ſanftem Charakter habe ſpielen laſſen, welche den erhitzten Edelmann ſogleich wieder beruhigte. Es iſt dies kein Wunder, da die Muſik mit ihrem Zauber ähnliche und noch größere Erſcheinungen hervorgebracht hat, wie aus der alten Geſchichte bekannt iſt. Für le Jeune's beſtes muſikaliſches Werk werden die 12 vier- und fünfſtimmigen Pſalmen nach den alten Tonarten gehalten, welche im J. 1598 unter dem Titel: „Dodecachord" erſchienen ſind. Außer dieſem machte er ſich bei Lebzeiten noch durch zwei andere Werke: „Mélange de songs et motettes à six part." (Antwerpen 1585) und „Livre de mélange à 4—8 voce" (Ebendaſ. 1587), berühmt; alle ſonſtige von ihm noch gedruckte Werke gab ſeine gelehrte Schweſter Cäcilie nach ſeinem Tode heraus. Sie beſtehen in Pſalmen, Motetten, Madrigalen und andern Vocalſachen für vier bis acht Stimmen, deren Titel der fleißige Gerber ziemlich vollſtändig angibt. Mehre davon und namentlich die Motetten ſind noch jetzt auf der Bibliothek zu München anzutreffen, und die Pſalmen, welche noch heutzutage in den reformirten Kirchen einiger Gegenden geſungen werden, haben meiſt eben jene Melodien, die in ſeinem Dodecachord vorkommen. Andere einzelne Geſänge ſeiner Compoſitionen finden ſich faſt in allen alten größern Motetten- und dergl. Sammlungen, worunter auch die im Tenore geſetzte Melodie des 134. Pſalms, welche keine andere iſt, als die allgemein bekannte: „Herr Gott, Dich loben wir!" (*Fr. Thon.*)

Jeuzgati (Geogr.), ſ. Uskat.

JEVENSTEDT, Kirchdorf, Hauptort des Kirchſpiels gleiches Namens in Holſtein (Dänemark), Amt Rendsburg. (*Benicken.*)

JEVER. I. Geographie. A) Die Herrſchaft hat mit der Standesherrſchaft Kniphauſen der gräflichen Familie Bentink 7,51 □Meilen, etwa 23,000 Einwohner, 24 Kirchſpiele und 4200 Feuerſtellen. An den Küſten der Jade und des Meeres ſind eine Menge Siele oder Schleußen, welche durch den Deich, der das Land gegen Überſchwemmungen des Meeres ſchützt, das Waſſer der Marſchen, Moore und Sandfelder im Innern abführen, und während der Fluthzeit durch eine eigenthümliche Bauart der Thüren kraft des andringenden Meerwaſſers ſich ſchließen, und nur in den zweimal täglich wiederkehrenden Ebben ſich öffnen. Die Erhaltung dieſer Deiche und tiefen Siele koſtet dem Lande mehr als die Steuern an den Staat. Die folgenden merkwürdigſten Siele bilden zugleich die natürlichen Häfen des Landes; ſie heißen: Marienſiel, Ryſter- oder Rüſtringerſiel, der Friederikenſiel, welcher jetzt eingegangen iſt, Hockſiel mit zwei Kram-, Vieh- und Pferdemärkten, St. Jooſterſiel, Horumerſiel, Krilldummerſiel. Die Landgrenze der Herrſchaft bilden die oſtfrieſiſchen Ämter Eſens, Wittmund, Friedeburg und die gräflich Wedel'ſche Herrlichkeit Gödens, und das oldenburgiſche Amt Bockhorn.

Die Herrſchaft beſteht größtentheils aus Anſchwemmungsboden, aus Mooren, Sumpf-, Lehm- und Sandboden. Es hat keinen einzigen bedeutenden Hügel, und ſo nöthig es auch wäre, vernachläſſigten bisher die Regierungen und die Landſchaft die Anpflanzung von Wäldern theils zur beſſern Benutzung der Heiden und Moore, da man ſich mit Torffeuerung behelfen muß, theils um dem Lande das unentbehrliche Bau- und Nutzholz zu verſchaffen. Dieſe Beſamung und Bepflanzung mit geeigneten Holzarten iſt um ſo nöthiger, da ſeit 1826 das gröninger Marſchfieber nicht blos in Oſtfriesland und Oldenburg, ſondern auch immer weiter in Dänemark und Hanover bis Pirna ſich jährlich äußert. Es iſt entſtanden durch die Baumloſigkeit Gröningens und durch das viele ſtauende Gewäſſer in Folge ausgegrabener Moore, denen

Digitized by Google

man keinen Waſſerabzug zu geben eilte, auch weil man in Gröningen und in den Gegenden, wo das Übel eingewandert iſt, vernachläſſigte, die viele Stickluft aus den Stagnationen durch Baumpflanzungen in Menge und durch den großen Anbau von Ölſaaten, beſonders von den ölreichen Sonnenblumen in der Nähe der Entſtehung zu verzehren und dadurch die natürliche Geſundheit der Atmoſphäre wiederherzuſtellen. Da die niederländiſche Regierung bis jetzt nichts that, um polizeilich das Übel gründlich zu heilen, und der Torfſtich in Gröningen und in der Nachbarſchaft von Weſtfriesland ſogar zunimmt, ſo muß dieſes die ganze benachbarte Bevölkerung, beſonders aber das die Kinder ſchwer heimſuchende Siechthum, welches oft tödtlich wird, um ſo mehr zunehmen, je mehr der Branntweingenuß aus Kartoffeln in den niedern Claſſen in den Niederlanden und in Nordweſtteutſchland zunimmt. Dagegen ſind die Deiche und die Siele Jevers beſſer als in Oſtfriesland unterhalten, und ſeit der Wiedervereinigung mit Oldenburg noch ſtärker geworden. Um das große Übel gründlich zu heben, wäre nöthig, daß alle darunter leidende Regierungen über die Mittel, ſolchem gemeinſchaftlich abzuhelfen, berathen möchten.

Seit der Vereinigung Jevers mit Oldenburg bildet die Herrſchaft einen eigenen Kreis mit einem Landgerichte, beſtehend aus den Ämtern Jever, Tettens und Minſen, außer dem Stadtgerichte Jever, welches aber nur die eigentliche Stadt, und nicht die Vorſtädte begreift, welche eine zahlreichere Einwohnerſchaft haben, als die der Stadt an ſich. Die Hebung haben beſondere Beamte, und die Polizei die benannten Ämter. In der Nordſee beſitzt die Herrſchaft die Inſel Wangeroog mit einem Leuchtthurme und einer berühmten Badeanſtalt. Die Sandinſel iſt eine Meile lang, ſehr ſchmal und mit 250 Menſchen bevölkert, welche meiſt Fiſcherei, Gartenbau und Viehzucht treiben, jedoch ohne Bäume und Getreide, ſo lange man den Boden nicht polizeilich mit Strenge veredelt. Die Auſternbänke könnten ſehr verbeſſert werden. Bei Stürmen flüchten nach der Inſel oft viele der zahlreichen Wattenfahrer. Die Inſel liegt eine Meile vom feſten Lande. Die lange nach Helgoland gerichtete Spitze iſt die Grenze der breiten Einfahrt in die Jade ohne irgend eine Sandbank. Wäre dieſe freie Aus- und Einfahrt in die Jade, bei allen teutſchen Strömen, der Ems, der Weſer, der Elbe und der Eider in die Nordſee nicht weit ſchwieriger, ſo würden die See- und Sturmunfälle der Wattenfahrt von Tönningen nach Amſterdam nicht ſo häufig ſein. Wegen der ſeichten Watten können z. B. die Wattenfahrer in Stürmen ſo ſelten den Nothhafen zu Fudderwarden im Großherzogthume Oldenburg zwiſchen den Mündungen der Jade und der Weſer benutzen. Das der Herrſchaft Jever gegenüberliegende Ufer der Jade mit den oberahniſchen Feldern in der Jade iſt ſeicht, und erlaubt ſogar an manchen Tagen in der Ebbe den Durchgang von Butjadingerland nach dieſen Feldern oder Inſeln; auch hat die Küſte des Butjadingerlandes wenige abwäſſernde Sieltiefen, deſto mehre aber Jeverland, ungeachtet dieſe Tiefe nicht ſo weit in die Moore eingreifen, als ſie es wol vermöchten, um dieſe ganz trocken zu legen und urbar zu machen. Das tiefe Fahrwaſſer der Jade liegt neben der jeverſchen Küſte, und da die Ebbe hier ſieben bis acht Fuß mehr Fall hat, als in der Weſer, ſo konnten während der Napoleoniſchen Kriege mit England und der Weſerſperre nordamerikaniſche Schiffe von 500 Tonnen Laſt mit der Fluth in den vareler Siel ein- und mit dem Anfange der Ebbe wieder auslaufen. Früher oder ſpäter wird dieſer große Vortheil der Jadeſchiffahrt einmal nothwendig machen, aus der Jade etwa nach Brake an der Weſer einen ſchiffbaren Kanal zu ziehen, der dann der Weſerſchiffahrt einen Vorzug vor der Elbſchiffahrt zuſichern würde. Als daher die Weſer noch mehre jetzt verſchloſſene Mündungen beſaß, war Bremen eine wichtigere Handelsſtadt als Hamburg, und hat es zu ſein aufgehört, als die Weſer immer ſeichter in ihrer Mündung wurde, und jährlich ihren Hauptſtrom veränderte, der daher durch Boien und Baaken genau bezeichnet werden muß. Die erwähnte Bodenveredlung der Inſel iſt nur möglich, wenn man dahin aus den jeverſchen Sieltiefen Mergel und thonige Erde ſchafft, dadurch den Boden feſter macht, welchen hernach die Winde weniger bewegen und Getreide, Gartenfrüchte und Bäume gedeihen laſſen. Sobald die Inſel ſich bewaldet hat, werden dort auch die Wattenfahrer ſicher liegen.

Die Einwohner der Herrſchaft haben neben einem geſegneten Ackerbaue und einer trefflichen Rindvieh- und Pferde-, aber geringer Schafzucht, einen nicht unbedeutenden Productenhandel, Fiſcherei und Schiffahrt, welche die vielen Häfen unterſtützen. Die Pferde ſind ein großer und ſchwerer Schlag. Vormals pflegten Juden aus Bologna die Pferdemärkte zu beſuchen, und kauften die großen Roſſe vorzugsweiſe für die Equipagen der römiſchen Kirchenfürſten. Der Ölſaatenbau vergrößert ſich jährlich und die Getreide-, Butter-, Käſe-, Ölſaaten-, Pferdemaſt- und Milchviehausfuhr iſt ſehr anſehnlich. Die Fruchtbarkeit der jeverſchen Marſch iſt bekannt. Ritterſitze kannten die hieſigen Frieſen nicht. Doch haben außer den anſehnlichen Domainen einige Ländereien Vorrechte in Steuern. Durch die gute Deichweſensverwaltung vergrößern Alluvionen, die geſchickt befördert werden, den Beſtand des Flächeninhalts wahrſcheinlich künftig noch mehr als bisher. Die oldenburgiſche Deichverwaltung iſt überhaupt muſterhaft.

B) Die Stadt Jever (n. Br. 53° 34′ 30″, ö. L. 25° 32′ 41″) liegt im ſogenannten Oſtringen mit einem ſehr fruchtbaren Boden umher, und beſitzt mehr Gärtnerei, als ſonſt die teutſche Nordſeeküſte zu haben pflegt, daher man dort auch einige weiße Maulbeerbäume antrifft. Sie iſt der Sitz des Landgerichts, des Stadtgerichts, des Amts, des Conſiſtoriums und einer Superintendentur, auch ſeit der Regierung des Erbfräuleins Maria mit Wall und Graben umgeben. Der Wall liefert einen ſchattigen Spaziergang. Der Schiffshafen communicirt durch einen Kanal mit dem Garmersſiel und Hockſiel. Die Stadt hat vier Thore, und außer der Bevölkerung der anſehnlicheren Vorſtadt 2000 Einwohner, ein geräumiges, rund um einen Thurm gebautes Schloß, eine lutheriſche, reformirte und katholiſche Kirche, eine Syn-

Digitized by Google

agoge, ein Waiſen- und ein Armenhaus, 280 Häuſer, ein Gymnaſium mit ſieben Lehrern und eine allgemeine Armeninſpection, Ackerbau und Viehzucht, Gärberei, Branntweinbrennerei und allerhand in dieſer Gegend übliche ſtädtiſche Gewerbe. Das Schloß liegt gegen Süden. Der hohe Thurm mitten in dem nicht geräumigen Schloßplatze hat einen kühlen Hofkeller. Das Stadtwappen beſteht aus drei auf einer Mauer ſtehenden Thürmen, einem offenen Thore mit Gatter, und einem aufrecht ſtehenden Löwen. Der vormalige Magiſter Backhauß, Pfarrer zu Tettens, widmete dem Wappen folgende Verſe:

Drei Thürme gehen hervor mit ausgereckten Spitzen,
Auf einer hohen Mauer der Thürme Dreiigkeit
Bedeutet Gottes Schirm, daß die Dreifaltigkeit
Dich Jever, meine Zier, in Nöthen müſſe ſchützen
Und deinen ſchwachen Fuß in Gnaden unterſtützen
Ein hocherhaben Maur: Es iſt auch Angelweit
Ein Pförtlein aufgethan, dadurch man allezeit,
Mag ſehen, was die thun, die deinen Platz beſitzen.
Ein aufgerichter Löw hat ſolches eingenommen,
Denn wer dich redlich meint, ſoll haben Löwenmuth
Und ſetzen bei dir auf Leib, Leben, Gut und Blut,
Zu ſpringen wie ein Löw auf die, ſo feindlich kommen.
Die Gatter in dem Thor erläutern Schutz in Noth.
Bei dieſer Schrift wünſch ich, dein Unheil minder Gott.

C) Das Amt Jever hat ſeinen Sitz in der Stadt Jever, und in acht Kirchſpielen über 7300 Einwohner. Die Vorſtadt Jever, wo wegen der Hafenbequemlichkeit die meiſten Kaufleute wohnen, hat 2200 Einwohner. Die Kirchdörſer ſind Kleverns, Sandel, Sillenſtede, Schortens, Sande, Neuende und Heppens.

II. Geſchichte. Die Herrſchaft Jever bildete einſt einen Zweig des an ſich zahlreichen und mächtigen teutſchen Frieſenſtammes, der ſich vom Geſtade der holländiſchen Zuyderſee an der Nordſee bis an das ſüdliche Stiftsamt Ripen in Jütland erſtreckte. Dieſer berühmte Volksſtamm war niemals in allen ſeinen Theilen vereinigt, und wurde daher allmälig von den benachbarten Fürſten unterjocht. Er bewohnte die vormals weit zahlreicheren Inſeln der Mündungen der Ströme, brauchte den Torf als Brennſtoff zur Verwunderung der Römer, und muß eine Art des Ackerbaues getrieben haben; denn als die Römer einen Theil ihrer Legionen eingeſchifft hatten, um von der Mündung der Weſer aus ins Innere von Nordteutſchland einzudringen, ſahen ſie ſo viele Bohnen, vermuthlich Pferdebohnen, auf den Inſeln, die noch jetzt auf einem Anſchwemmungsboden reichlich wachſen, daß ſie ſolche Bohneninſeln, Insulas fabarias. nannten. Grade die ſchleswiger Frieſen im Amte Tondern und auf den Inſeln der Küſten an der Nordſee reden noch die alte frieſiſche Sprache und in ihren Kirchen und Schulen iſt noch der Vortrag frieſiſch. Doch verſtehen die Gebildeteren ſehr wohl Teutſch, oder wenigſtens Däniſch.

Sonderbar bleibt, daß dieſe zuerſt der Fürſtenmacht unterworfenen Frieſen allein noch ihre Sprache beibehalten, aber nicht die Marſchbewohner um Huſum und die Eiderſtedter. Alle frieſiſche Volksſtämme haben ein eigenthümliches Erb- und Deichrecht. Die Söhne erben im ſchleswigſchen Frieſengebiete noch heute doppelt und die Töchter nur einfach in der Kindertheilung. Möglichſt war es Geiſt der Frieſen, ſich, wo es ſich fügen wollte, eine Autonomie ihrer Gemeinden vorzubehalten und Richter aus ihrer Nation. Sie liebten vor Allem das Seefahren und Fiſcherei. Nachdem ſie ſich den Herzogen Schleswigs unterworfen hatten, blieben ſie ihrer Dynaſtie treu, bauten ihre Deiche und Siele aus eigenen Mitteln, duldeten, daß die Landesherren ſich als Domaine den Anſchwemmungsboden zueigneten, und lebten in häufigen Fehden mit den Dithmarſern, bis zur Regierung des Königs Chriſtian III. von Dänemark und der ſchleswig-holſteiniſchen Herzoge Johann und Adolf, welchen mit vielen Söldnern es 1559 gelang, die dithmarſer Frieſen nach einem blutigen Kriege zu unterjochen. Auch dieſe bedangen ſich damals die innere Selbſtregierung und Richter aus ihrem Volke, was ihnen gewährt wurde. Ihr Landbuch regiert ſie noch heute in Erbſchaften und im Deich- und Sielweſen, aber dieſe Autonomie, von den Oberbeamten ſchlecht geregelt, war Schuld daran, daß die eigennützigen Dithmarſer bei außerordentlichen Landesunfällen niemals daran dachten, die gemachten Anleihen im Capitale zurückzuzahlen, ſondern nur die Zinſen aufbrachten, aber auf ſolche Art Landſchaft und Kirchſpiele mit ungeheuern Schulden bebürdeten. In den Tagen der Freiheit regierten Dithmarſen 48 Richter. Aber Parteiungen herrſchten von jeher unter allen demokratiſchen Frieſenſtämmen. Die mächtigere Partei verjagte die ſchwächere, und dieſe ſuchte dann mit und ohne ausländiſche Hilfe die inländiſche Partei wieder zu verdrängen, und dieſe Emigranten haben überall die Unterdrückung der Frieſen ihrer Landsleute zur Folge gehabt. Ihre Freiheit war allerdings ſehr übertrieben, und Seeraub im Meere und nach Strandungen gewöhnlich. Zwiſchen der Elbe und Weſer hatten die Herzoge von Lauenburg Mittel gefunden, ſich die land-hadeler Frieſen zu unterwerfen, und die Erzbiſchöſe von Bremen die alt-lander Frieſen an der Elbe und die oſterſtader Frieſen an der Weſer; aber dann etwas länger behaupteten die land-wurſter Frieſen ihre Unabhängigkeit zwiſchen der Weſer und Ritzebüttel, nur unterwarf ſich Hamburg das meiſt ſeeräuberiſche Amt Ritzebüttel, und kaufte ſeine Häuptlinge aus, indeſſen die Bewohner unter hanſeatiſchem Scepter ſich jetzt noch ſehr wohl befinden. Das Schickſal der ſtedinger Frieſen an der Weſer unterhalb Bremen war nach langem Kampfe ihre Unterwerfung unter den Grafen von Oldenburg und Delmenhorſt. Dagegen erhielten die butjadinger Frieſen zwiſchen der Weſer und Jade ihre Unabhängigkeit unter manchen innern Fehden der Häuptlinge und mit ihren Nachbarn bis zum Schluſſe des 16. Jahrh., wo ſie ein Ritterzug der Grafen von Oldenburg und der Herzoge von Braunſchweig unterwarf.

Die übrigen Frieſen theilten ſich in Oſt- und Weſtfriesland. Beide hatten Häuptlinge, aber unter ſolchen freie Städte und freie Landwirthe, die ihre Rechte aufrecht zu erhalten verſtanden. Wir übergehen Weſtfriesland, jetzt ein Theil des Königreichs der Niederlande. Selbſt dem Herzoge Karl dem Kühnen gegenüber erhielt es ſich unabhängig; aber zerriſſen in demokratiſchen Parteiungen, gelang es erſt dem Kaiſer Karl V., als Herzoge von Bur-

Digitized by Google

gund, die unruhigen Weſtfrieſen unter der Leitung eines Herzogs von Sachſen zum Gehorſam zu bringen.

Ein anderes Schickſal traf die Häuptlinge Oſtfrieslands, welche ſich meiſtens freiwillig oder gezwungen der mächtigen Häuptlingsfamilie der Cikirkſena und deren Dynaſten Edzard um 1430 unterwarfen, alſo kurz vor der Periode, wo ein oldenburgiſcher Grafenſohn durch Wahl der Reichs- und Landſtände zur Regierung Dänemarks, Schleswigs und Holſteins gelangte. Ihm folgte ſein Bruder, Ulrich I., welchen Kaiſer Friedrich III. mit ſeinen Nachkommen in den Reichsgrafenſtand erhob. Zugleich bildeten ſich damals die mächtigen Stände, welche die ältern Volksfreiheiten ſicherten. Die Nachfolger bemühten ſich auch, Jever und Kniphauſen unter zwei verſchiedenen Häuptlingen zu gewinnen, ſie verfehlten jedoch ihren Zweck. So lange die Häuptlinge Oſtfrieslands einander in ihren Rechten auf den Volkslandtagen gleich waren, beſuchten die Häuptlinge von Jever und Kniphauſen die oſtfrieſiſchen Landtage zu Uſſalsboom, entzogen ſich aber ſolchen, als die neuen Grafen von Oſtfriesland dort als Landesherren und nicht als Häuptlinge auftraten.

Jeverland hatte vormals drei verſchiedene Häuptlinge in Ruſtringen, Oſtringen und Wangerland, bis im J. 1359 dieſe drei Landſchaften die Regierung dem mächtigen Häuptling Edo Wimmeke übertrugen, deſſen Nachkommen auch im Beſitze blieben. Er war mit den Holländern und Hanſeaten in mancher Fehde, gerieth auch vier Jahre lang in deren Gefangenſchaft, erlangte aber am Ende ſeine Freiheit wieder; ihm folgte ſein Enkel von der an Sibeth Papinga vermählten Tochter, dieſem ſein Bruder, Hajo Harles, der Erbauer des Schloſſes zu Jever, darauf ſein Sohn, Sanno Duven, unter dem die Grafen von Oſtfriesland vergeblich bemüht waren, Jever mit Oſtfriesland mit den Waffen zu vereinigen, ferner in abſteigender Linie Edo Wimmeke der Jüngere, welcher im J. 1511 ſtarb, dieſem Chriſtopher 1517, und Letzterem ſeine beiden Schweſtern, Anna und Maria, welche den Entſchluß faßten, im J. 1532 am 12. April dem brüſſeler Lehenhofe als Erblehen die Herrſchaft Jever aufzutragen. Nach dem Tode des ältern Erbfräuleins regierte Maria allein, und ſetzte den Grafen Johann XVI. von Oldenburg, ihren Vetter, in ihrem Teſtamente den 22. April 1573 zum Erben ein. Sie folgte darin dem Wunſche ihrer treuen Stadt und Landſchaft, welche lieber mit Oldenburg als mit Oſtfriesland vereinigt ſein wollten. Das Teſtament beſtätigte der burgundiſche Lehenhof. Als am 20. Febr. 1575 das Fräulein Maria ſtarb, machte Graf Edzard von Oſtfriesland als näherer Verwandter dem Grafen Johann den Beſitz ſtreitig, allein durch ein günſtiges Urtheil vom 12. Aug. 1588 wurde der Graf Johann im Beſitze geſchützt. Ihm folgte ſein Sohn, Anton Günther, letzter Graf von Oldenburg, welcher in ſeinem Teſtamente ſeinen Schweſterſohn, den Fürſten Johann von Anhalt-Zerbſt, zum Erben von Jever einſetzte, aber ſchon den 4. Jul. 1667 ſtarb. Durch Proceß und Vergleich trennte Graf Anton Günther die Herrſchaft Kniphauſen, welche er teſtamentariſch ſeinem natürlichen Sohne, Grafen Anton von Oldenburg, übertrug. Ihm folgte ſein Sohn, Fürſt Kart Wilhelm, der erſt nach vielen Streitigkeiten mit dem däniſchen Hauſe zum ruhigen Beſitze gelangte, gegen ein Geldopfer von 100,000 Thlrn. Im J. 1718 übernahm die Regierung ſein Sohn, Johann Auguſt, welcher 1742 ohne Leibeserben ſtarb. Die Regierung fiel nun an die beiden Vettern, Johann Ludwig und Chriſtian Auguſt. Doch ſtarb Erſterer unbeerbt 1746 und der Letztere 1747. Nun gelangte die Regierung an deſſen einzigen Sohn, den letzten Fürſten von Anhalt-Zerbſt, Friedrich Auguſt. Mit ihm erloſch am 4. März 1793 der Mannsſtamm. Unter den Anhaltinern vergrößerten einige Bedeichungen die Domainen, aber die Steuern erlangten geringe Erhöhungen, indeſſen geſchah auch wenig zum Beſten des Landes. Bei Heirathen der Prinzeſſinnen und Thronwechſel und Fürſtenvermählungen brachte nach alter Frieſenſitte die Landſchaft ihrer Dynaſtie freiwillige Opfer. Einige der anhaltiſchen Fürſten waren zur Laſt des Landes ſehr kriegeriſch. Das ſtärkſte Militair unter ſolchen unterhielt der letzte Fürſt, Friedrich Auguſt, der ein ſtarkes Corps dem Kaiſer Joſeph II. freiwillig ſtellte, zur Wiederunterwerfung der burgundiſchen Belgier. Die ältere Lehensverbindung Jevers mit dem burgundiſchen Lehenhofe hat aufgehört. Die Herrſchaft iſt jetzt mit Vorbehalt der landſchaftlichen Rechte ein Familiengut des Hauſes Holſtein-Oldenburg. Seine Nachfolgerin war die Kaiſerin Katharina II. von Rußland, und als dieſe am 17. Nov. 1796 ſtarb, wurde Kaiſer Paul ihr Nachfolger, und nach deſſen Tode am 24. März 1801 der Kaiſer Alexander, welcher im tilſiter Frieden Jever 1807 an den König von Holland abtrat. Nach Napoleon's Fall eroberte Alexander Jever 1813 wieder, und trat ſolches freiwillig vermöge der wiener Congreßacte an Herzog Peter von Oldenburg ab, welchem im J. 1829 den 21. Mai ſein Sohn, der Großherzog Auguſt, folgte. Die Witwe des letzten Fürſten Friedrich Auguſt von Anhalt-Zerbſt behielt jedoch durch Schenkung der Kaiſerin Katharina die reinen Einkünfte der Herrſchaft bis an ihr Hinſcheiden im höchſten Alter. Als die oldenburgiſche Prinzeſſin Amalie im J. 1837 mit dem Könige Otto von Griechenland vermählt wurde, beſchenkte die Landſchaft den König mit einem Geſpanne ſtattlicher Roſſe.

Unter dem Scepter der Erbfräulein, der Grafen zu Oldenburg, der Fürſten zu Anhalt-Zerbſt und des ruſſiſchen Kaiſerhauſes behielt Jever ſeine landſchaftliche Einrichtung mit großen Vorrechten; der König Ludwig von Holland ſuſpendirte ſolche jedoch, und ſeitdem erwartet die Herrſchaft nach der Vereinigung mit Oldenburg deren Herſtellung, welche jedoch die verwickelten Verhältniſſe des Großherzogthums mit dem Fürſtenthume Birkenfeld an der Nahe und dem Fürſtenthume Lübeck bei der Hanſeſtadt Lübeck noch nicht begründen ließen. Doch ſind die Steuern an den Staat in allen oldenburgiſchen Landen, welche ſtaatsſchuldenfrei ſind, ſehr mäßig. Nur wegen des ſtarken Bundesmilitairs und des Oberappellationsgerichts hat Oldenburg die alten Steuern etwas erhöht.

Die Staats- und bedingten Unterthanenverhältniſſe Oldenburgs mit der Herrſchaft Kniphauſen, welche Jever umgibt, wurden durch den berliner Receß vom 8. Jun.

Digitized by Google

1825 regulirt, und dieſer Vergleich vom Bundestage am 9. März 1826 garantirt. (*Röder.*)

JEWEL (John), geboren im J. 1522 zu Buden in Devonſhire, der Abkömmling einer alten und angeſehenen Familie, verdankte ſeinem Oheime, dem Rector Bellamy in Hampton, ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, und bezog 1536 die Univerſität Oxford, wo Peter Burrey und John Parkhurſt, beſonders der Letztere, einen entſchiedenen Einfluß auf die Richtung ſeines Geiſtes gewannen. Er erlangte 1539 den Grad eines Batchelor of arts, und beſchäftigte ſich ſeitdem vorzugsweiſe mit theologiſchen Studien. Durch raſtloſen Fleiß und ſeltene Talente unterſtützt, gelangte er zu einer umfaſſenden Gelehrſamkeit, jedoch auf Koſten ſeiner Geſundheit. Durch eine Erkältung zog er ſich eine unheilbare Lähmung zu. Als er nach Beendigung ſeiner akademiſchen Studien eine Hauslehrerſtelle übernommen hatte, erzog er, ſchon früh ein Freund der Reformation, ſeine Schüler in Zwingli's Glaubenslehren. Sieben Jahre hindurch bekleidete er hierauf an dem Corpus Christi-Collegium die Stelle eines Profeſſors der Rhetorik. Seine Vorleſungen wurden zahlreich beſucht, und ſelbſt ſein früherer Lehrer Parkhurſt fand ſich ein in ſeinem Auditorium, und zollte ſeinen Fähigkeiten großes Lob.

Mit ſeiner religiöſen Überzeugung, die ihn zu einem Gegner des Papſtthums machte, trat er zuerſt öffentlich hervor nach dem Regierungsantritte Eduard's VI. Ein inniges Freundſchaftsband knüpfte ihn an den reformirten Theologen Peter Martyr, der, früher Auguſtinermönch, damals eine Profeſſur der Theologie zu Oxford bekleidete. Im J. 1550 ward Jewel Baccalaureus der Theologie (Batchelor in divinity). Großen Beifall fanden die Predigten, die er damals in lateiniſcher Sprache hielt. Sowol als Kanzelredner, wie als Schulmann fuhr er fort ſich auszuzeichnen, als er bald nachher das nur mit ſehr mäßigen Einkünften verbundene Rectorat zu Sunningwell in Berkſhire übernommen hatte. Durch ſeinen unabläſſigen Eifer für die reformirte Kirche wuchs die Zahl ſeiner Gegner unter den Papiſten, beſonders ſeit die Königin Maria den engliſchen Thron beſtiegen. Verrufen als Ketzer und aus ſeiner Stelle vertrieben, zog er ſich nach Broadgatehall zurück, dem nachherigen Pembroke-Collegium, wo er ſeine bisherigen Vorleſungen fortſetzte. Zunehmende Verfolgungen vertrieben ihn indeſſen bald nachher aus England. Mit dem Beiſtande einiger Freunde ſchiffte er ſich nach Teutſchland ein, und langte im J. 1554 zu Frankfurt an. Dort widerrief er öffentlich den Glauben der römiſch-katholiſchen Kirche, zu welchem er ſich früher gezwungen hatte bekennen müſſen, um ſich vor der Gefahr zu retten, die ſeinem Leben drohte. Auch Peter Martyr hatte England verlaſſen, und Strasburg zu ſeinem Aufenthalte gewählt. Dorthin begab ſich Jewel, von ſeinem alten Freunde eingeladen, und theilte ſich mit ihm in die theologiſchen Vorleſungen, die derſelbe in ſeinem Hauſe hielt. Er begleitete ihn nach Zürich, und wahrſcheinlich war es auch dieſe Stadt, von wo Jewel einen Ausflug nach Padua machte, und dort in freundſchaftliche Verhältniſſe mit einem venetianiſchen Edlen, Namens Scipio, trat, an den er nachher ſein Schreiben über das tridentiniſche Concilium richtete.

Der Regierungsantritt der Königin Eliſabeth gab ihm gegründete Hoffnung, ſicher und unangefochten wieder in England leben zu können. Er ſchiffte ſich daher, mit mehren ausgewanderten Proteſtanten, zu Anfange des Jahres 1559 nach London ein. Bald nach ſeiner Ankunft ward ihm die Auszeichnung, auf der Liſte der 16 Geiſtlichen zu ſtehen, die beſtimmt waren, den 31. März 1559 in der Weſtminſterabtei eine öffentliche Disputation gegen die Papiſten zu halten. Im Julius des erwähnten Jahres ward er zu einem der Viſitatoren ernannt, welche die Diöceſen im Weſten Englands von den Anhängern des Papſtthums reinigen ſollten. Das Jahr 1560 erhob ihn zum Biſchofe von Salisbury.

Bald nach empfangener Weihe foderte er in einer zu St. Pauls Croß gehaltenen Rede alle Anhänger der römiſch-katholiſchen Kirche öffentlich auf, zu Gunſten ihrer Glaubensartikel auch nur ein einziges Beiſpiel anzuführen, ſei es aus den Kirchenvätern genommen, oder aus andern Schriftſtellern, die in den ſechs erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Ära gelebt. Als zwei Jahre nachher noch immer keine überzeugende Antwort auf ſeinen Aufruf erfolgt war, machte er ſeine berühmte Apologie oder Vertheidigung der römiſchen Kirche bekannt (London 1560). Er gerieth darüber mit Cole, Raſtal und andern Vertheidigern des Papismus in eine literariſche Fehde. Zu Antwerpen erſchien im J. 1564 eine von dem Jeſuiten Raſtal verfaßte Schrift, A confutation of Jewel's sermon betitelt, und gleichzeitig ließ Thomas Dorman, ebenfalls zu Antwerpen, eine Broſchüre drucken, die den Titel führt: A proof of certain articles of religion, denied by Mr. Jewel. William Fulke und Alexander Nowell traten als Vertheidiger Jewel's auf. Sein Hauptgegner war Thomas Harding zu Löwen, den Jewel jedoch ſehr gründlich widerlegte in ſeiner 1566 gedruckten Reply to Mr. Harding's answer.

Dieſe Erwiederung, ſowie die früher erwähnte Apologie, machten ſo große Senſation, daß ſie in faſt alle neuere Sprachen und ſelbſt ins Griechiſche überſetzt wurden, und der proteſtantiſchen Lehre zahlreiche Anhänger erwarben. Die Univerſität zu Oxford belohnte Jewel's Verdienſte durch die Ernennung zum Doctor der Theologie, und er führte den Vorſitz in den theologiſchen Disputationen, die auf jener Hochſchule (1566) in Gegenwart der Königin Eliſabeth gehalten wurden.

Nicht blos durch ſeine Gelehrſamkeit und ſeinen Scharfſinn, auch durch ſeinen ſtreng moraliſchen Lebenswandel und ſeine unbeſcholtene Rechtſchaffenheit hatte er ſich in ſeiner Diöceſe allgemeine Achtung und Liebe erworben. In ſeinen Conſiſtorialgeſchäften und in der Aufſicht über den engliſchen Klerus zeigte er eine raſtloſe Thätigkeit, die ihm auch in den Geſchäften eigen war, welche außerhalb ſeines geiſtlichen Berufs lagen. Beſonders ſteuerte er, als ihm das Amt eines Friedensrichters übertragen worden war, manchen Misbräuchen, die bisher ungeahndet geblieben waren. Die mannichfachen Geſchäfte, denen er ſich unterzog, und die wenige Erholung, die er

Digitized by Google

ſich nach raſtloſen Studien gönnte, wirkten jedoch nachtheilig auf ſeine Geſundheit. Sehr fühlbar war ihm bereits die Abnahme ſeiner Kräfte, als er noch immer die frühen Morgenſtunden, gewöhnlich von vier Uhr an, zu eifrigen Privatſtudien benutzte, den übrigen Tag ſich faſt unausgeſetzt ſeinen mannichfachen Berufsgeſchäften hingab, und Abends wieder zu ſeinen gelehrten Arbeiten zurückkehrte, bei denen ihn gewöhnlich die Mitternacht überraſchte. „Ein Biſchof müſſe lehrend ſterben" [1]), war die Antwort, die er den um ſeine Geſundheit beſorgten Freunden zurückgab. Seine Worte gingen faſt buchſtäblich in Erfüllung. Nach einer Predigt, die er, vergebens gewarnt, mit großer Anſtrengung zu Wiltſhire gehalten hatte, ſanken ſeine Kräfte ſo ſchnell, daß er wenige Tage nachher in ſeinem Kirchſprengel Monkton Farley im September 1571 ſtarb. Er ward in dem Chore der Kathedrale zu Salisbury feierlich beerdigt.

Seine theologiſchen und polemiſchen Schriften machten ſeinen Namen in ganz Europa berühmt. Zu den bekannteſten gehören: **Exhortatio ad Oxonienses; Epistola, cur Episcopi Angliae ad Concilium Tridentinum non convenirent;** und vorzüglich die bereits früher erwähnte **Apologia ecclesiae anglicanae**, die nebſt mehren ſeiner Schriften das Loos traf, öffentlich verbrannt zu werden. Noch hat man von Jewel in engliſcher Sprache eine Erklärung der beiden Briefe des Apoſtels Paulus an die Theſſalonicher, einen Commentar über die Epiſtel an die Galater, und über die Briefe Petri, ſowie einige Predigten. Unter ſeinen polemiſchen Schriften verdient beſonders die **Reply to Mr. Harding's Answer** Erwähnung, die auch von William Whiteaker unter dem Titel: **Volumen adversus Thom. Hardingum**, ins Lateiniſche überſetzt worden iſt. Eine Geſammtausgabe von Jewel's Werken erſchien in Folio zu Frankfurt 1660 [2]).

(*Heinrich Döring.*)

JEWIT (**Rondal** oder **Randolph**), ein engliſcher Tonkünſtler und Schüler des berühmten, zu ſeiner Zeit ausgezeichneten Organiſten Orlando Gibbon's (geb. 1581, geſt. 1625), wurde ſchon in früher Jugend als Organiſt zu Dublin angeſtellt, verließ aber Irland und wendete ſich nach England, wo er die Organiſtenſtelle zu Wincheſter erhielt, ſolche jedoch nur kurze Zeit bekleidete, da er ſchon nach einigen Jahren mit Tode abging. Der Ritter John von Hawkins (geb. 1720, geſt. 1791), rühmt in ſeinem Werke: „**A General History of the Science and practice of Music**“ ſeine Geſchicklichkeit in der Compoſition, ohne jedoch etwas von ihm ſpeciell anzuführen, welches ſein Urtheil beſtätigte. (*Fr. Thon.*)

JEWKOKEJEWSCHE INSELN, eine Inſelgruppe unter den Aleuten und von dieſen wieder unter den Fuchsinſeln, hoch in dem Auſtralocean, unter ruſſiſcher Botmäßigkeit, liegend, unter 56° 10′ nördl. Br. und 220° 25′ öſtl. L. Die ganze Gruppe umfaßt 7—8 Inſeln, unter welchen Semida, Abekſinoi, Achajak und Sutſchu die größten ſind. Sie ſind ſämmtlich ohne Einwohner; in dem ſie umfließenden Meere gibt es aber eine Menge Seehunde, Seelöwen und Seevögel mancherlei Art, um deretwillen auch die Einwohner von Unalaſchka und Kodjak, den beiden größten unter den Fuchsinſeln, zuweilen dahin auf den Fang ziehen. (*J. C. Petri.*)

JEYPUR, auch **JYENAGUR** und **JAYANAGARA** genannt, ein Rajputenſtaat in der vorderindiſchen Provinz Ajmeer, liegt zwiſchen 26° und 28° nördl. Br. und wird nördlich von den Gebieten von Macherry und Shekawutty, ſüdlich von Ajmeer und Kiſchunghur, öſtlich von Macherry und Bhurtpur und weſtlich von Ajmeer und Jhoudpur begrenzt. Der alte, aber in Europa faſt unbekannte Name dieſes Landes iſt Dhundar, nach dem an der Weſtgrenze des Landes gelegenen Opferberge Dhund benannt. Vor hundert Jahren war das alte jetzt verfallene Amber Hauptſtadt dieſes Landes, und nach ihr wurde auch, indiſcher Sitte gemäß, das ganze Land ſo genannt, bis von dem mächtigen Rajah Jey Singh, der von 1694—1743 regierte, eine neue Hauptſtadt, nur eine teutſche Meile ſüdlich von der vorigen gegründet wurde, der er, ſowie dem ganzen Lande, den Namen Jeypur gab. Dieſer ausgezeichnete Regent erhob das ganze Land zu einer ſeltenen Blüthe; Künſte und Wiſſenſchaften wurden von ihm, der ſelbſt ein guter Mathematiker und Aſtronom war, geliebt und beſchützt; das Mongolenjoch wurde abgeſchüttelt, ein gutes Einverſtändniß mit dem Großmogul zu Delhi hergeſtellt, und der Staat zu einer Achtung gebietenden Selbſtändigkeit erhoben. Allein nach dieſes ausgezeichneten Mannes Tode folgten ſchwache Regenten, deren ohnedies geringe Macht durch die Maharatten völlig erſchüttert wurde. Die Vaſallen löſten ſich los, der Adel — die Thakurs — wurden abtrünnig, und das Land war in den neuern Zeiten den Verwüſtungen der Parteien Holka's und Ameer Khan's abwechſelnd preisgegeben. Durch den Einfluß der Engländer begann es ſich wieder zu erheben, wenngleich in den entfernten Provinzen die Verwirrung fortdauerte. Die widerſpenſtigen Thakurs fanden ſich nach und nach wieder am Hofe ein, und die Einkünfte waren wieder im Steigen, als der Rajah im J. 1818 ſtarb und keinen Nachfolger, wol aber eine ihrer Entbindung nahe Witwe hinterließ, die aber von vielen Thakurs für eine Betrügerin gehalten wurde. Durch den Einfluß eines Mannes von hohem Stande und achtbarem Charakter, der das Vertrauen der engliſchen Regierung in hohem Grade beſaß, gelang es ihr, ſich auf dem Throne zu befeſtigen. Dieſer Mann wurde ihr Miniſter, benahm ſich aber keineswegs unterwürfig, und das ehrſüchtige und grauſame Weib war bald darauf bedacht ſich ſeiner zu entledigen, was ihr auch bald gelang. An ſeine Stelle trat ein ſehr berüchtigter Thakur als Günſtling und Miniſter, mit dem ſie, zur Zeit als Biſchof Heber dort anweſend war, das Land regierte und plagte; denn Unzufriedenheit war im ganzen Lande verbreitet. Wie wenig Credit die Regentin, ihr Miniſter und ihr Hof genoß, erſieht man aus der ver-

1) A bishop should die preaching. 2) Eine ausführliche Biographie Jewel's lieferte Humphrey, und nach ihm Featly. Vgl. außerdem *Th. Mortimer's* British Plutarch. (Lond. 1776). Vol. II. p. 9—18. Jöcher's allgem. Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1875 u. fg.

Digitized by Google

ächtlichen Benennung, die dieſer Hof in Rajputana allgemein erhielt, nämlich: Jutha Durbar, d. i. Lügenhof. Während Heber's Anweſenheit wurde auf Befehl der Regentin eine ihrer Hofdamen aus dem einzigen Grunde ermordet, um Erbin ihrer Reichthümer zu werden, und acht andere waren mit einem gleichen Schickſale bedroht. Die neueſten Nachrichten vom J. 1835 ſind nur eine Fortſetzung dieſer Grauſamkeiten und Verſchwörungen der Miniſter und der Günſtlinge gegen die Regentin ſelbſt, und gegen die britiſche Partei und den britiſchen Reſidenten, die vom britiſchen Generalgouvernement gewiß nicht ungerochen gelaſſen worden ſind. Dieſe kurze Überſicht zeigt hinlänglich, wie traurig die Verhältniſſe im Innern ſind.

Das Land iſt größtentheils eine Einöde und Wüſte, allein nicht von Natur, ſondern durch die Nachläſſigkeit ſeiner Bewohner und die fortwährenden räuberiſchen Einfälle der benachbarten Volksſtämme, namentlich der berüchtigten Räuber, der Pindarries; denn überall, wo der Boden Feuchtigkeit beſitzt und nur einigermaßen angebaut wird, liefert er reiche Ernten; natürlich ſind die mit Felſen und Steingerölle bedeckten Flächen ausgenommen. Um die Hauptſtadt, wo der Boden mit Fleiß bebaut wird, findet man die herrlichſte Vegetation, die ſich bald auch an andern Orten zeigen wird, wenn die vertriebenen und beraubten Landleute erſt wieder mit Sicherheit ihr Eigenthum bebauen können. Dieſe weiten Sandflächen ſind von niedern Bergzügen und theilweiſe von Felſenklippen unterbrochen, und meiſtens ſo öde, daß in der Umgegend von Dubi der Biſchof Heber auf ſeiner Reiſe kein Futter für Elefanten und Kameele auftreiben konnte. Hier und da ſind die Felſen mit Burgen der Thakurs (des Adels) und auch mit Burgruinen bedeckt; der Boden der Niederungen iſt meiſtens nicht ſchlecht, entbehrt aber aller Cultur, und vergebens ſucht das Auge eine grünende Raſenſtelle und findet nur Dornſträuche und dürres Geſtrüpp. Dann und wann ſtieß Heber auf einzelne Weizenfelder, — wahre Oaſen in der Wüſte — die aber bald wieder von zerſtörten Forts, Gräbern Erſchlagener und wüſtliegendem Lande unterbrochen wurden. Auf dem letzten Tagemarſche nach der Reſidenz von Buggeru nach Jeypur fand dieſer Reiſende etwas beſſern Boden, deſſen Vernachläſſigung man nur den letzten Verheerungen zuſchrieb; denn überall ſtößt man beim Nachgraben auf Waſſer, die Hauptbedingung der Fruchtbarkeit namentlich in dieſen Gegenden. In der Nähe der Stadt Buggeru fand man, als eine in einer ſolchen unwirthbaren Gegend große Seltenheit, die Tarapalme, auch Palmyra genannt. Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn man annimmt, daß nur $\frac{1}{100}$ des ganzen Areals bebaut iſt, während Jeypur bei guter Bebauung ein wahres Kornland ſein könnte. Die Waldungen ſind verwüſtet, keine neuen Bäume angepflanzt und nur Zwergbäume und Dornbüſche zu ſehen, zwiſchen denen ſtatt guter grüner Weide nur dürre Heidekräuter anzutreffen ſind. Die wenigen vorhandenen Dorfſchaften ſind nur von wenigen Menſchen bewohnt, die für die zu erneuernde Cultur zu wenig thun können, da ſie immer fürchten müſſen, daß das, was ſie heute pflanzen, von räuberiſchen Horden morgen wieder zerſtört wird. Nur durch eine energiſche Regierung, die mit aller Kraft auf die Vertilgung dieſes Raubgeſindels bedacht iſt, und ſich dadurch bei den Nachbarſtaaten in Achtung ſetzt, kann Jeypur aus ſeinem jetzigen beklagenswerthen Zuſtande herausgeriſſen werden. Der Productenreichthum dieſes Landes war ehedem bedeutend, und noch jetzt erzeugt es Rindvieh, Kameele, Elefanten, zahlreiches Wild, verſchiedene Getreidearten, Zucker, Indigo, Baumwolle, Tabak, verſchiedene Marmorarten, Kupfer und Steinſalz. Die Bewäſſerung iſt ungemein dürftig und nur in den Gebirgsgegenden gibt es kleine Bäche. Das Klima iſt geſund, wenn auch nicht immer angenehm, beſonders ſchützt die Trockenheit des Bodens vor allen Fiebern. Der Sommer iſt ſehr unangenehm heiß, und heiße Winde wehen über das von der Hitze zerriſſene wüſte Land; zum Glück laſſen die Winde jedesmal gegen Abend nach, und der ermattete Körper kann während der Nacht neue Kräfte ſchöpfen. Der Winter iſt friſch, ſelbſt bis zum Gefrierpunkt; nur manchmal gibt es Nebel, gewöhnlich iſt die Luft rein, hell und angenehm, mit oft ſehr kühlen Morgen, während die Tage oft ſehr heiß ſind. Die angenehmſte Zeit iſt die Regenzeit, wo dann bei vorherrſchendem Weſtwinde gelinde Regen fallen. Eine überaus unangenehme und beſchwerliche Zeit iſt die Sturmzeit, welche gewöhnlich 14 Tage bis 3 Wochen dauert, während welcher Zeit der Sturm Tag und Nacht fortwährend wüthet. Dieſe Periode fällt zwiſchen Anfang Februar und Ende Juni und iſt eine wahrhafte Pein für die Bewohner. Der aufgewühlte Sand verdunkelt die Luft, dringt durch alle Fugen und verunreinigt ſelbſt alle Nahrungsmittel. Die Glut in den Häuſern iſt dann unausſtehlich, und will man eine Thür öffnen, ſo iſt man wieder in Gefahr verſchüttet zu werden. Nichtsdeſtoweniger äußert dieſe Plagezeit keine nachtheilige Wirkung auf die Geſundheit.

Die Bevölkerung zerfällt in ſieben verſchiedene Tribus, die nach der Zahl der zu ihrem Stamme gehörigen Individuen folgendermaßen zu ordnen ſind: 1) Meenas (Minas), 2) Rajputen (das Herrſchervolk), 3) Brahmanen, 4) Banjanen, 5) Jats, 6) Dhakur, 7) Gujur. Die Meenas zerfallen in 32 Stämme und ſind durch das ganze Land verbreitet, theils Ackerbauer, theils Diebe von Profeſſion, die ohne Scrupel alle Arten Fleiſch eſſen und geiſtige Getränke trinken. Die Jats ſollen die in Rajputana ſo häufig vorkommende ſchändliche Sitte ausüben, die weiblichen Geburten zu tödten, dagegen wird die Tapferkeit dieſes Stammes gerühmt, wodurch ſie ſich bei den einfallenden Raubhorden in Reſpect geſetzt haben. Sie bilden die Leibwache der Regenten, die Wächter des Harems und der feſten Schlöſſer. Die Rajputen ſind noch immer ſtolz auf den Ruhm ihrer Ahnen, und brüſten ſich ungemein mit ihrer Tapferkeit, worin ſie indeſſen von den verwandten rajputiſchen Nachbarſtämmen, den Haras und Rhattories, übertroffen werden; denn jene ſind durch den öftern Verkehr mit den verderbten Nachbarn entnervter und verderbter geworden, obgleich Heber von ihnen rühmt, daß ſie am Hofe zu Jeypur nicht ſo

Digitized by Google

ſervil und beuchleriſch ſich benommen hätten, ſondern mit mehr Geradheit als die, welche er an den Höfen von Delhi, Agra und Lucknow antraf. Entfernt von dem Hofe werden ſie als frugal, gaſtfrei, von einfachen Sitten und wohlwollend geſchildert. Sie ſind ein ſtarker, robuſter Menſchenſchlag, gute Reiter und liefern eine vorzügliche, für ihre weiten Ebenen ſo gut paſſende Cavalerie, denn das Fußvolk wird von ihnen verachtet. Die Hauptgrundzüge ihres Charakters ſind im Allgemeinen dieſelben, wie die der übrigen Rajputen. Nach Heber's Berichten iſt ihre Sprache ſehr verſchieden von der Hinduſprache und nähert ſich weit mehr dem Sanſkrit; der ſtarke Ziſchlaut ſch oder dſ ſtatt des s ſoll dieſelbe ſehr unverſtändlich machen. Die Einkünfte ſchätzt man jährlich auf 80 Laks Rupien.

Jeypur, Hauptſtadt des ganzen Staates und Reſidenz des Rajah, liegt 30 teutſche Meilen ſüdweſtlich von Delhi unter 26° 55′ nördl. Br. und 75° 37′ öſtl. L. von Greenwich in einem halbmondförmigen Thale. Sie iſt zu Anfange des 18. Jahrh. von dem ausgezeichneten Rajah Jey Singh nach einem ganz regelmäßigen Plane, und, wie man ſagt, nach den Angaben eines italieniſchen Baumeiſters angelegt, und iſt eine der ſchönſten und regelmäßigſten Städte von ganz Vorderindien. Sie enthält eine ſehr große und breite Hauptſtraße, die rechtwinkelig von drei andern durchſchnitten, und wodurch ein großer viereckiger Platz gebildet wird, der als Marktplatz dient. Die Häuſer ſind meiſtens zwei, zuweilen auch drei und vier Stockwerk hoch, mit verzierten Fenſtern und Balkonen, von denen viele mit Bildhauerarbeiten verſehen ſind. Dazwiſchen ſtehen hübſche Tempel, in demſelben Style, wie die zu Benares erbaut, und mitten in der Stadt, nahe am Palaſte, ſteht ein ſolcher Tempel, deſſen Minaret bis auf 200 Fuß emporſteigt. Die ganze Stadt iſt ungemein reinlich gehalten, an vielen Stellen großartig gebaut, und ein großer Theil der Gebäude, wie z. B. das Reſidenzſchloß, aus Marmor aufgeführt, während wieder viele andere Gebäude dem Verfalle nahe ſind. Die Stadt wird nach Heber's Berichten den Regeln des Schaſter gemäß in folgende ſieben Quartiere eingetheilt: 1) das Quartier des Adels, der Thakurs; 2) der Brahmanen; 3) der gemeinen Rajputen; 4) der Kaſte der Schreiber, Kayts, Kayeſtha; 5) der Banjanen oder Kaufleute; 6) der Goalas oder Kuhhalter; 7) in das Quartier des Reſidenzpalaſtes. Im J. 1825 zählte man noch 60,000 Einwohner, deren größter Erwerb ein für ganz Centralindien wichtiger Pferdemarkt iſt, der hier gehalten und von Perſien und den nördlichen Provinzen Hinduſtans reichlich verſorgt wird. Der Palaſt der Rajahs nimmt mit ſeinen Gärten den ſechsten Theil der ganzen Stadt ein und iſt zu bemerkenswerth, als daß wir nicht eine genauere Beſchreibung deſſelben geben ſollten. Nach den Straßen zu iſt der Palaſt ungemein hoch und zeigt ſieben bis acht Stockwerke, während er nach der Mitte zu niedriger wird, wo ſich eine Art Giebel befindet, der von beiden Seiten mit gleich hohen Thürmen beſetzt iſt, welche offene Kuppeln haben. Das Innere des Palaſtes umſchließt zwei große und viele kleinere Höfe, die von Säulengängen umgeben ſind; die an die Hauptzimmer ſtoßenden Verandahs ſind von Marmor. In die obern Stockwerke gelangt man nicht auf Treppen, ſondern auf bequemen, ſanft geneigten Gängen. Es ſind eine ungeheure Menge von Zimmern und Gängen vorhanden, bei denen es mehr auf Zahl, ſonderbare Ausſchmückung und labyrinthiſche Verwickelung als auf große und ſchöne Verhältniſſe abgeſehen zu ſein ſcheint. Viele Zimmer, namentlich in den obern Partien, welche einen Theil des Zennana bilden, ſind mit wattirten Decken, und die Prachtzimmer mit kleinen perſiſchen Teppichen belegt; die Fenſter beſtehen oft aus farbigem und weißem Glaſe, in Rahmen von Marmor eingefaßt. Ganze Reihen der Zimmer ſind oft nur durch Vorhänge von einander getrennt, die in den bogenförmigen Thüröffnungen hängen. Die Decken ſind meiſtens niedrig, die Zimmer eng und dunkel, aber die Wände mit prächtiger erhabener Arbeit und mit ſchönen Farben verziert. In manchen Zimmern ſind die ganzen Wände mit kleinen Spiegeln belegt, die in Rahmen eingefaßt ſind, welche aus einer Miſchung von Chunam und Frauenglas zuſammengeſetzt ſind, was ſich, wenn man es nicht genauer beſieht, ganz wie Silber ausnimmt. Die Gemälde beziehen ſich meiſtens auf mythologiſche Gegenſtände, und Heber ſagt, daß ihm die Farben und Figuren, ſowie das düſtere Schweigen und die labyrinthiſche Beſchaffenheit des ganzen Palaſtes, lebhaft an die ägyptiſchen Katakomben erinnert hätten. Die Gärten, welche an den Palaſt ſtoßen, ſind weitläufig und in ihrer Art ungemein ſchön, reichlich mit ſchönen Palmen, Cypreſſen und Zierſträuchen beſtanden, mit kleinen, ſchönen Pavillons, einer Menge Springbrunnen, Terraſſen und Niſchen ausgeſtattet, von denen jedes, einzeln betrachtet, nicht ſchön genannt werden kann, während es im Ganzen einen guten Eindruck hervorbringt. Der Garten iſt mit einer hohen, mit Zinnen verſehenen Mauer umgeben, die oben eine Terraſſe und unten einen Gang darbietet, und das Ganze wird im Norden durch zwei ſehr große und ſchöne Teiche geſchloſſen. Palaſt und Garten zuſammen ſoll weit über dem ſtehen, was ein Europäer im Oriente erwarten kann, und was die Orientalen in den Gärten zu Lucknow am Ganges bewundern. Beſonders wird die Pracht des Audienzſaales und der Zimmer der Ranee gerühmt, deren Sculpturen und zahlreiche Moſaiken von koſtbaren Steinen einen ungeheuern Werth haben ſollen. In den Gärten ſah Heber mehre Elefanten, deren jeder in einem beſondern Behälter eingeſchloſſen war und die mit erhitzenden Subſtanzen gefüttert wurden, um ſie zum Gefechte vorzubereiten.

Amber (Amer, Umir), die ſonſtige alte Reſidenz des Landes, deren Inneres und Umgebungen ſowol in Europa als im Lande ſelbſt bisher ganz unbekannt waren, und deswegen von uns nach den neueſten Mittheilungen genauer beſchrieben werden ſollen. Die Stadt liegt in einem kleinen, ganz von Bergen umſchloſſenen Thale, nur zwei Stunden nördlich von der jetzigen Hauptſtadt, von wo aus man dahin gelangt auf einem ſehr angenehmen breiten Sandwege, der von Gärten und Gartenhäuſern umgeben iſt, und den Ufern eines großen mit

Digitized by Google

Waſſervögeln bedeckten Sees entlang, in deſſen Mitte eine Inſel mit den Ruinen eines Palaſtes liegt. Die Ufer dieſes Sees haben eine ſehr wild romantiſche, prächtige Umgebung. Dieſe Stadt führte ſonſt den Namen Tempelſtadt, wie ſich aus alten Inſcriptionen (Inſchriften) aus dem J. 1108 n. Chr. ergibt. Um zu ihr zu gelangen, muß man durch das Thor einer alten, mit Zinnen und Thürmchen verſehenen Mauer, die zwei Berge mit einander verbindet, eingehen. Hier fand Heber eine Straße voll alter Gebäude und Tempel, in deren einem der junge Rajah jede Woche ſeine Gebete verrichtet. Weiterhin gelangt man auf einem noch viel ſteilern Wege durch ein zweites Thor in ein wild romantiſches Thal mit einem kleinen See, an deſſen Ufern eine kleine, halb verfallene Stadt mit vielen Thürmen, Tempeln und Bäumen ſich befindet. Die Bergrücken umher ſind auf beiden Seiten mit Mauern und Thürmen beſetzt, während die Niederung ein Gemiſch von Felſen, Wald und Ruinen zeigt. Zur Linken erhebt ſich auf einem Berge eine mächtige alte Burg, und auf der höchſten Spitze dieſes Berges eine alte Citadelle. Von hier aus ſteigt man auf einem ähnlichen wilden Wege zur eigentlichen Stadt, oder vielmehr den Ruinen der Stadt hinab, die faſt nur aus Tempeln beſteht, und nur von einzelnen ſcheußlich ausſehenden, wild fanatiſchen Yogis (Büßenden), nackten, gräulichen und fantaſtiſch bemalten Geſtalten bewohnt wird, die zwiſchen den Gräbern und verfallenen Gemäuern umher ſitzen. Von hier führt eine enge Straße unter dem Schatten von Pepulbäumen, nach dem eigentlichen alten Palaſte, der gleichfalls von dem großen Rajah Jey Singh erbaut worden iſt. Durch ein reich verziertes Thor gelangt man in die innern Höfe des Gebäudes, das einen prachtvollen Audienzſaal, einen kleinen hübſchen Garten mit Springbrunnen, eine lange Reihe von Gängen, viele kleine und labyrinthiſche Zimmer umſchließt, von denen aus, ſowie von den vielen Balconen und Terraſſen, man manche überraſchende und wildſchöne Ausſicht hat. Die Sculpturarbeiten von Marmor und andern Steinen, ſowie die eingelegten Arbeiten, ſtehen nicht nur denen von Agra und Delhi gleich, ſondern Heber's Begleiter verſicherten, daß dieſer Palaſt im Ganzen genommen, vorzüglicher als der zu Delhi ſei. Heber verſichert, er habe zwar ſchon viele Paläſte mit größern und prächtigern Zimmern geſehen, aber noch keinen, der eine ſolche Menge und Mannichfaltigkeit der überraſchendſten Effecte hervorbringe, eine ſo wild romantiſche Lage habe, und eine ſolche Maſſe ausgehauener Arbeiten in ſich berge. Die Verzierungen ſollen weit geſchmackvoller ausgeführt ſein, als im Palaſte von Jeypur, ſowie es auch hier eine weit größere Menge farbiger Fenſterſcheiben gibt. Das Gebäude iſt in gutem baulichen Zuſtande erhalten und Heber verſichert, daß, wie der Caſtellan mit ſeinem großen Schlüſſelbunde ein Zimmer nach dem andern aufſchloß, ihn und ſeine Begleiter auf und ab durch lange düſtere Gänge, in denen Todtenſtille herrſchte und durch Zimmer führte, die nur durch farbige Fenſterſcheiben ein magiſches Licht erhielten, was auf die vielen angebrachten Vergoldungen und Spiegel einen geiſterhaften Reflex warf, ſie ſich nicht des Gefühls erwehren konnten, in einem bezauberten Schloſſe ſich zu befinden; und doch hatten ſie nur einen Theil des Palaſtes geſehen. Höher am Berge hinauf ſteht eine alte, widerlich ausſehende Burg, an der man von Außen nur wenige Fenſter bemerkte, über die ſich aber mehre elegante, mit Bildhauerarbeiten verzierte und mit Cypreſſen umgebene Kiosks befanden. Dieſes iſt das eigentliche ſogenannte Zennana, worein Niemandem der Eintritt verſtattet iſt. Höher hinauf, und durch eine Reihe von Thoren und Thürmen verbunden, ſteht die große Citadelle, deren wir ſchon oben gedacht haben, und die mit ihren hohen Thürmen und Zinnen, Schießſcharten und wenigen Fenſtern und einem über das Ganze ſich erhebenden Minaret, ungemein drohend und düſter ausſieht. Dieſe Citadelle dient znm Staatsgefängniſſe, Aufbewahrung des öffentlichen Schatzes, und in äußerſten Fällen zum letzten und ſichern Zufluchtsorte der Rajahfamilie. Zu bemerken iſt noch, daß weiter unten in einem Hofe ein Tempel der Kali ſteht, in welchem täglich anſtatt der frühern gewöhnlichen Menſchenopfer eine Ziege geopfert wird.

Deoſa (d. h. göttlich), ziemlich große Stadt an der einen Seite eines quadratiſchen Tafelberges, neben welchem ſich ein hoher Pik erhebt; auf dem Berge ſelbſt ſteht eine große Burg. Früher war die Stadt blühender und man ſchreibt ihr Herabkommen den Raubzügen Ameer Khans zu, allein der Grund davon ſcheint ſchon in einer frühern Periode zu liegen. Heber fand dort bei ſeiner Anweſenheit ein großes Lager von Kaufleuten und Pilgrimen, welche bei Abhaltung dieſes Jahrmarktes ein religiöſes Feſt, Puſund genannt, feierten. Die Stadt iſt mit einer verfallenen Mauer umgeben, hat eine große und mehre kleine Pagoden, eine Moſchee und einige anſehnliche, mit Steinhauerarbeiten verzierte maſſive Häuſer, die aber ihrem Verfalle ſämmtlich nahe waren.

Maunpur, kleine Stadt in einer Ebene, mit Feſtungswerken umgeben, die ſich aber in einem ſchlechten Zuſtande befanden.

Dubi, kleine, aber ſehr gut befeſtigte Stadt in einer kahlen und unfruchtbaren Gegend, in der Heber's Begleitung nicht das geringſte Laub fand, um die Laſtthiere füttern zu können. Ende Monat Januars war es ſo kalt, daß während der Nacht das Gras bereiſt war.

(*J. C. Schmidt.*)

Jey Saygur (Geogr.), ſ. Deybur.

Jezdedgerd, Jezdegerdes, ſ. Isdegerdes.

Jezdi (Jazdi). ſ. Jesdi.

JEZELER (Christoph), Profeſſor der Phyſik und Mathematik zu Schaffhauſen, verdient als Beiſpiel eines ſich ſelbſt aufopfernden Gemeinſinnes Erwähnung. Er wurde geboren zu Schaffhauſen **1734** und ſtarb daſelbſt **1791**. Seiner Neigung für mathematiſche Wiſſenſchaften zuwider, war er dem Kürſchnerhandwerke gewidmet worden, gab dann aber daſſelbe wieder auf, um ausſchließlich der Richtung zu folgen, auf welche ihn ſeine natürlichen Anlagen hinwieſen. Nachdem er unter Euler zu Berlin geraume Zeit ſtudirt hatte, beſuchte er die vorzüglichſten Lehranſtalten von England, Frankreich und

Holland. Gründlich ausgebildet kehrte er dann in ſeine Vaterſtadt zurück. Hier wurde er 1766 zum Stadtbaumeiſter gewählt, legte aber dieſe Stelle 1769 nieder, und ſetzte ſeine mathematiſchen Studien fort. Im J. 1775 wurde er zum Profeſſor der Mathematik und Phyſik gewählt. Im J. 1778 gab er heraus: Beſchreibung der hölzernen Brücke über den Rhein zu Schaffhauſen, nebſt einem genauen architektoniſchen Abriſſe. Dieſe Beſchreibung der aus einem einzigen Bogen beſtehenden Brücke, welche ein Appenzeller, Grubenmann, hier mit großer Kühnheit über den Rhein erbaut hat, iſt ein ausgezeichneter Beweis ſeiner gründlichen mathematiſchen Kenntniſſe. (Die Brücke iſt im J. 1799 von den Franzoſen abgebrannt worden.) Im folgenden Jahre (1779) machte er bekannt: Plan zu einem Waiſenhauſe und Vorſchläge zur Ausführung deſſelben. Es fehlte zu Schaffhauſen ganz an dieſer wohlthätigen Anſtalt. Um dieſelbe zur Wirklichkeit zu bringen, bot er die Schenkung von 10,000 Gulden, den größern Theil ſeines Vermögens, an, und wollte ohne Gehalt die Leitung übernehmen. Allein ſo günſtig der Eindruck war, welchen ſein edles Anerbieten anfänglich machte, ſo erweckten doch Privatintereſſen und allerlei kleinliche Verhältniſſe ſo viele Schwierigkeiten, daß das ſchöne Unternehmen zuletzt ſcheiterte. Im J. 1791 machte Jezeler eine Reiſe in die appenzeller Gebirge. Ohne Führer wagte er die Beſteigung des hohen Meßmer, wo ein unglücklicher Sturz ſein Leben endigte. In den Abhandlungen der phyſikaliſchen Geſellſchaft in Zürich (3. Bd. 1766) findet ſich von ihm: Beſchreibung eines bequemen Reiſebarometers; und in Lambert's Briefwechſel (2. Bd.): Meteorologiſche Beobachtungen auf einer Reiſe durch Glarus, Uri und Bündten im J. 1766. (*Escher.*)

Jezer (Bibl. Geogr.), ſ. **Jaëser.**

Jezeralpe (Geogr.), ſ. **Jätzalpe.**

Jezeraz (Geogr.), ſ. **Jeseraz.**

JEZERO, eigentlich in der Nationalſprache der Bewohner Dalmatiens ein See, überhaupt jeder See; insbeſondere aber führt dieſen Namen ein periodiſcher See im Diſtricte Makarſka des öſterreichiſchen Königreichs Dalmatien, welcher nur durch einen Berg, auf deſſen Abhange die Hauptſtraße von Vergoraz in das Narenta-Gebiet hinläuft, von den Seen Raſtoch und Jeſeraz getrennt, und im ausgetrockneten Zuſtande zum Anbaue frühreifender Getreidearten benutzt wird. Sein Areal begreift bei hohem Waſſerſtande ungefähr eine teutſche Geviertmeile. Man bemerkt auch in dieſem See, wie in den Seen Raſtoch und Jeſeraz, verſchiedene Einſenkungen und Schlünde, davon mehre ſo gelegen ſind, daß ſie das ihnen zugeführte Waſſer ausſtoßen, andere dagegen es einſaugen. Das Waſſer dieſes Sees ſcheint nun kein anderes zu ſein, als jenes, welches ihm die einſaugenden Schlünde der Seen Raſtoch und Jeſeraz zuführen, und die im Jezero ausgeſtoßen werden. Urſprünglich kommt es aber als Abfluß aus dem türkiſchen höher liegenden Thale Gliubuſchi her, wo es ſich, von den Bergen zuſammenrinnend, ſammelt. Dieſes Thal wird nämlich von dem Flüßchen Trebiſat durchſtrömt, welches in den Regenmonaten durch den reichlichern Zufluß ſeine Ufer überſchreitet und das Thal mit Waſſer anfüllt, das ſich durch unterirdiſche Wege verliert und den genannten Seen zuerſt das Daſein gibt, und im weitern Laufe dieſen See bildet *). (*G. F. Schreiner.*)

Jezid, ſ. **Jesid** und unt. **Ommaijaden.**

Jeziden. Jezideer, ſ. **Jesiden.**

JEZIERNA, 1) eine dem Grafen Cajetan Ilinski gehörige Herrſchaft im südöſtlichſten Theile des zloczower Kreiſes des Königreichs Galizien, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte; ſie liegt in wellenförmig geſchwungener, theilweiſe mit kleinen Sumpfſtrecken bedeckter Gegend, grenzt an den tarnopoler und brzezaner Kreis, wird von der tarnopoler Poſt- und Commercialnebenſtraße, welche den Einwohnern mancherlei Erwerbswege eröffnet, durchzogen, und wird von der Lipa bewäſſert, welche auf ihrem Gebiete mehre Teiche ſpeiſet. Zu ihr gehören der Marktflecken gleiches Namens und die Dörfer Danilowice, Oſtaſzowce und Cebrow, welche von den Herrſchaften Zborow, Jaroſlawice, Kozlow, Worobiowka und noch einigen andern Gütern eingeſchloſſen werden. Die Production dieſer Gegend iſt im Allgemeinen hauptſächlich auf Getreide, Honig, Vieh, Geflügel, Wolle, Butter und in den Fabrikaten auf Geſpinnſt, Branntwein und Bier beſchränkt. 2) Ein Marktflecken und Hauptort der Herrſchaft gleiches Namens an der tarnopoler Straße, in der Nähe eines 110 Joche umfaſſenden Teiches, über deſſen Staudämme die Poſtſtraße dahinzieht, welche hier auf einer fünf Klafter langen Mühlſchleußenbrücke den Lippabach überſchreitet, mit einem herrſchaftlichen Amtsgebäude, einer eigenen griechiſch-katholiſchen Pfarre der lemberger katholiſchen Metropolie des griechiſchen Ritus, einer griechiſch- und einer lateiniſch-katholiſchen Kirche, einer Schule, einer Poſtſtation, welche mit Zborow (7200 Klaft. entfernt) und mit Tarnopol (7300 Klaft.) Pferde wechſelt, einer verpachteten Wegemauth, einer Station eines Wegmeiſterſubſtituten einer Mahlmühle, einem Geſtüte, wo ungefähr 20 Mutterſtuten, und vier privilegirten Jahrmärkten, auf denen der Handel mit Feldfrüchten unbedeutend iſt, dagegen mehr das Vieh und die häuslichen Bedürfniſſe des Landmannes betrifft. (*G. F. Schreiner.*)

JEZIERZANY, 1) ein dem Stanislaus R. von Matkowſki gehöriges Gut im nordöſtlichſten Theile des ſtaniſlaworer Kreiſes des Königreichs Galizien, in gebirgig-hügeliger Gegend gelegen, von der von Staniſlawow nach Buczacz führenden Poſtſtraße durchſchnitten, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte und dem Dorfe gleiches Namens, welches beinahe in der Mitte zwiſchen den beiden Poſtſtationen Monaſterzyſka und Buczacz, am Fuße bewaldeter Berge gelegen, vom Bariſzbache durchfloſſen, mit einer Kirche und ziemlich fruchtbarer Ackerſcholle. 2) Eine dem Vicerzgrafen von Rzewuſki gehörige Herrſchaft im öſtlichen Theile des czortkower Kreiſes des Königreichs Galizien, in wellenförmig geſchwungener Gegend gelegen, von dem Niclawabache be-

*) F. Petter in Sommer's Taſchenbuch zur Verbreitung geogr. Kenntniſſe (Prag 1833) 11. Jahrg. S. 11. 12.

wäſſert, an die Herrſchaften Skala und Borſzczow grenzend, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte, dem Städtchen gleiches Namens und einem ſehr großen Bezirke, der mehre Dörfer und darunter auch Jezierzanka umfaßt. Das Städtchen hat eine eigene Pfarre, Kirche und Schule. (*G. F. Schreiner.*)

JEZING oder Vezing, ein Freiſitz oder Edelhof und Dorf, deren es noch einige gleiches Namens im Lande gibt, im Diſtricts-Commiſſariate Weidenholz im Hausruckviertel des Erzherzogthums Öſterreich ob der Ens, nach Pranzbachkirchen (Dekan. Peuerbach, Bisth. Linz) eingepfarrt und davon nur eine Viertelſtunde entfernt, nahe am Aſchachbache in einer Ebene im jezinger Holze gelegen. Wer das Schlößchen erbauet, iſt nicht mit Sicherheit zu ermitteln, wahrſcheinlich rührt es von dem alten ausgeſtorbenen Geſchlechte der Vetzinger her, die ſich auch Jetzinger nannten. Heinrich Vetzinger zum Haunſperg und Wildenhaag war ſchon im J. 1191 als Zeuge in einer Urkunde des Stiftes St. Florian unterſchrieben. Walhun Wetzinger ſtiftete 1334 das Erdſchmidlehen zu Breitenach nach Wilhering; ein Ulrich Vetzinger war Kanonikus zu Mattſee und Pfarrer zu Eferding 1419; ein Erasmus Jetzinger Voigt zu Wels; Ulrich Jetzinger, Ritter, war 1460 Pfleger zu Klaus; und 1554 lebte noch Jacob Jetzinger; ſie wurden alle bei ihren Stiftungen zu Wilhering begraben. (*G. F. Schreiner.*)

Jezirah, ſ. unt. Akiba.

Jezrael, ſ. Jesreel.

JEZVÉN, auch **JEZVIN** und **JEZVENY**, ein zur Cameralherrſchaft Rékas gehöriges großes Dorf im Banate, im lippaier Gerichtsſtuhle der temeſer Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, in ſanft geſchwungener, wellenförmiger Gegend, an der von Lugos nach Temesvár führenden Poſtſtraße gelegen, 2¼ teutſche Meilen oſtnordoſtwärts von der genannten Feſtung entfernt, mit 252 Häuſern, 1464 wallachiſchen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 10 Katholiken, ſämmtlich zur nicht unirten griechiſchen Kirche ſich bekennen, und neben dem Ackerbau, auch Bienenzucht und Weinbau treiben, einer eigenen Pfarre der nicht unirten Griechen, einer griechiſchen Kirche, einer Schule und einem Gaſthauſe. (*G. F. Schreiner.*)

IF, Inſel und feſtes Schloß (Château d'If) im franzöſiſchen Departement der Rhonemündungen, am mittelländiſchen Meere und dem Hafen von Marſeille gegenüber. Dieſer Felſen von geringer Ausdehnung iſt mit Feſtungswerken verſehen, zwiſchen welchen ſich ein feſtes Schloß erhebt. Es iſt eins der ſtärkſten Forts am mittelländiſchen Meere. (*Klaehn.*)

IFENTHAL, ein in dem Gebirge des untern Hauenſteins, einer Fortſetzung des Jura im Canton Solothurn, hochliegendes Pfarrdorf, deſſen Einwohner ſich von Viehzucht und einigem Ackerbaue nähren. Die neue Straße von Olten nach Baſel über den untern Hauenſtein geht hier durch eine wilde Kluft, über welcher in der Höhe die Pfarrkirche ſteht, von der man eine ausgebreitete Fernſicht genießt. Noch höher ſtand die jetzt ganz verſchwundene Burg der Edlen von Ifenthal, von denen mehre im 13. Jahrh. durch Vergabung an die Klöſter Schönthal (im Canton Baſel) und St. Urban und Marquard, durch Stiftung der Johanniter-Kommenthurei Reiden (im Canton Luzern) im J. 1331, ihre Namen erhalten haben. (*Escher.*)

Iferten, ſ. Yverdon.

Iffat (Geogr.), ſ. Efat.

IFFETZHEIM, IFFITZHEIM, Pfarrdorf im großherzogl. badiſchen Oberamte Raſtadt, drei Viertel teutſche Meile ſüdweſtlich von der Oberamtsſtadt, am Rheinſtrome, mit einer Goldwäſcherei, 1252 Einwohnern in 240 Familien, alle katholiſcher Confeſſion. Ein altbadiſches Dorf in der Ortenau, in welchem ſchon die Markgrafen Hermann VI. und Rudolf I., Gebrüder, im J. 1245 den Zehnten an das von ihrer Mutter geſtiftete Kloſter Lichtenthal vergabten. (*Thms. Alfr. Leger.*)

IFFIGENTHAL, der ſüdlichſte und höchſte Theil des obern Simmenthals im berneriſchen Oberlande, gegen welches allein es geöffnet iſt. Es liegt zwiſchen vier und fünftauſend Fuß über der Oberfläche des Meeres, und iſt im Süden durch die hohe Gebirgskette begrenzt, welche die Cantone Bern und Wallis ſcheidet. Über einen Einſchnitt derſelben, den Ratvyl, führt ein nur für geübte Bergwanderer gangbarer Weg, 7450 Fuß hoch, und von da ſteil hinunter nach Sitten im Canton Wallis. Um den Ratvylpaß erheben ſich mehre Felſenhörner, alle zwiſchen 9800 und 11,000 Fuß Höhe. Das Thal, 2½ Stunden lang, wird von dem Iffigenbache durchſtrömt, der einen ſehr ſchönen Waſſerfall bildet, und hat, wie das ganze Simmenthal, ſehr ſchöne Alpenweiden. Die Einwohner nähren ſich ganz von der Alpenwirthſchaft. (*Escher.*)

IFFINGOW, IPFGOW, YPHIGEWE, IPHIGOW, IPFIGAWINA, ein fränkiſcher Gau. Nach Juncker[1]) iſt er von dem Fluſſe Ipf, Ips, Itſch oder Itz benannt, welcher bei Coburg in Franken vorüberfließt, und unweit Bamberg in den Main mündet, und umfaßt den jetzigen Itzgrund unterhalb Coburg. Juncker beruft ſich zwar bei ſeiner Behauptung auf Lorenz Frieß, Hiſtorie der Biſchöfe von Würzburg, aber bei dieſem[2]) findet ſich eine andere Beſchreibung dieſes Gaues. Nach ihm iſt Iphigow die Gegend in dem Schwamberg[3]) und begreift Iphofen, Weilandsheim, Dornheim, Schwarzach, Leimbach, Steinach, Dießbach. In zwei Freiheiten des Stiftes Würzburg wird Iphofen für einen beſondern Gau genommen, und der Iphigow ſtößt bei dem Röthen-Mann[4]) an den Radenzgaw; denn in der Urkunde des Kaiſers Heinrich II. vom 5. Sept. 1023, durch welche

1) Nach Beſſel's Angabe (in Chron. Gottwic. p. 645) theilt auch Hönn (in der coburger Chronik) dieſe Anſicht. In Hönn's Sachſ.-Coburg. Chronik, bericht., verm. u. fortgeſ. von Chr. Fr. Dotzauer (Coburg 1792) jedoch heißt es S. 4: was in der Pflege der Herrſchaft Coburg in dem Itſchgrund und in der banzer Gegend gelegen, möge vordeſſen unter dem Banzgau befindlich geweſen ſein. 2) Frieß bei Ludewig, Geſchichtſchreib. von dem Biſchofthum Würzburg. S. 424. 3) Zwiſchen Speckfeld und Lankheim (Beſſel S. 645). 4) Unfern Bamberg zwiſchen Wachenrot und der Aſch. (Frieß S. 463.)

er die Wildbahn auf dem Steigerwalde dem Stifte Würzburg ertheilt, heißt es unter Anderem, ſie gehe zu dem rothen Mann, wo ſich der Radenzgau und der Iphigau ſcheiden[5]). Dieſes ſtimmt, wie Beſſel bemerkt, mit den Angaben der fuldaiſchen Schenkungen, in welchen[6]) die Villen, Höfe oder Dörfer ſo gelegen ſind, daß dieſer Gau zwar zum Herzogthume Oſtfranken gehörte, aber ſeine Lage an die linke Seite des Mains, zwiſchen den Gauen Volkfeld, Gallachgew und Rangew, und namentlich bei Iphoven und Uffingen oder Uffenheim an das Flüßchen Gollaha geſetzt werden muß. Beſſel's Vorſtellung wurde durch die Namen der Villen, Höfe oder Dörfer veranlaßt, welche in verſchiedenen Urkunden dieſem Gaue zuertheilt worden. So erbauen der Graf Megingaud und ſeine Gemahlin Imna an dem Örtchen, damals Megingaudeshuſen (nachmals Schwarzach) geheißen, an dem Fluſſe Leimbach im Gaue Ipſigavina ein Benedictinerkloſter, und übergeben im J. 816 dem heil. Benedict und den Mönchen den Ort, ſowie auch einen Weinberg zu Sweinfelt in demſelben Gaue gelegen, und ihre andere Habe, welche ſie in dem Gaue zu Biberach und zu Lanchheim[7]) beſitzen, Caſtel und Zebullem und zu Ornheim, und in einem andern Gau, welcher Regawugcazul heißt, Ulgeſtat[8]) ꝛc. Aus einer fuldaiſchen Schenkung[9]) führt Beſſel Wißbrunnen (jetzt Wieſodrunn) als im Gaue Iphigow gelegen an. Als dem Kloſter Swarzacha ganz oder bezüglich theilweiſe gehörige Orte erwähnt die Urkunde des Königs Konrad von 918 folgende: Gerlachshuſen (jetzt Gerlshauſen bei Schwarzach), Weivelt, Stockheim und Lankheim und Feurbach (zwiſchen Schwarzach und Iphofen), Caſtimallesdorf, Seliusdorf, Nordheim (zwiſchen Volbach und Schwarzach), Hetzelheim (nach Beſſel vielleicht Rezelheim bei Iphofen), Hittenheim (jetzt Hüttenheim bei Sensheim), Tullſtadt (jetzt Littſtadt bei Schwarzach), Stadelon (Stadel-Schwarzach) und Wiſenheida (jetzt Wiſentheit unfern Schwarzach). Sie alle rechnet Beſſel zum Gaue Ipſigow. Doch iſt zu bemerken, daß in der genannten Urkunde[10]) kein Gau angegeben wird, ſodaß die Annahme, ſie hätten ſämmtlich im Iphigow gelegen, bei einigen derſelben blos Muthmaßung iſt. Zum Iphigow rechnet Beſſel auch die im Chron. Schwarzacense p. 19 und 20 vorkommenden Orte Rudenhauſen[11]) und Sommerach[12]). Zwar iſt dieſes ſehr wahrſcheinlich, nur darf nicht vergeſſen werden, daß das genannte Zeitbuch des Gaues nicht gedenkt. Wichtiger ſind daher die Angaben einer dem Kloſter St. Michaelis zu Bamberg unter Kaiſer Konrad II. ertheilten Urkunde[13]), in welcher es heißt: Praedium *Hellespach* in *Ifflingowo* in Comitatu Ramwoldi Comitis, und eine andere[14]), in welcher ſich die Angabe findet: Praedium *Lacheka* in Pago *Iffingowe* in Comitatu Gumberti Comitis. In beiden Urkunden werden zugleich zwei Grafen dieſes Gaues namhaft gemacht. (*Ferdinand Wachter.*)

5) ſ. die Urkunde bei demſelben S. 463. 6) Ap. *Schannat.* in Corp. Tradit. Fuldnes. 7) Jetzt Groß- und Klein-Lankheim bei Rudenhauſen. 8) ſ. das Weitere in der Urkunde ſelbſt im Chronicon Schwarzacense ap. *Ludewig.*, Scriptt. Rer. German. p. 4. 9) In *Eberhardi* Summariis Fuldensibus. cap. 3. no. 126 ap. *Schannat.* Corp. Trad. Fuldens. p. 299. 10) Im Chron. Schwarzacense ap. *Ludewig.* Scriptt. Rer. Germ. p. 12. 13. 11) Adelbert, der Bruder Hermann's von Caſſel, ertheilt nämlich dem Kloſter Schwarzach zwei Hufen zu Rudenhauſen. 12) Graf Heinrich von Gerlachshauſen verkauft dem Abte Rupert von Schwarzach ſeine Güter in Gerlachshauſen und Sommerach.

IFFLAND (August Wilhelm), geboren den 19. April 1759 zu Hanover, der Sohn angeſehener und wohlhabender Ältern, zeigte früh eine ſehr rege Phantaſie und Empfänglichkeit für ſinnliche Eindrücke. Lebhaft erinnerte er ſich noch in ſpätern Jahren der Feſtlichkeiten, welche die Ankunft des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig (1763) in Hanover verherrlichten. Die Menſchenmenge, die Pferde, die Kutſchen, der hohe Triumphbogen, die erleuchteten Kirchenfenſter machten auf Iffland, der noch von ſeiner Wärterin auf dem Arme getragen ward, einen ſo tiefen Eindruck, daß er, um das glänzende Bild wieder zurückzurufen, mehre Wochen nachher ſich aus Stühlen und Bänken eine Ehrenpforte erbaute, Lichter daneben ſtellte, und ein rothes Mäntelchen umhing, wie er es bei jener Feſtlichkeit getragen, doch ſehr traurig ward, daß dies Kleid nicht mehr ſo glänzen wollte, als damals. Noch dauernder war die Wirkung, die das erſte Schauſpiel (1765) auf den damals fünfjährigen Knaben machte. „Die Muſik," erzählt Iffland ſelbſt[1]), „das Hinaufrollen, das Verſchwinden des großen Vorhangs, dünkte mir Zauberei, und als nun der große, freundliche, helle Raum von wohlgebildeten Menſchen betreten ward, als dieſe ſprachen, lachten, als in dem hellen Raum eine Handlung vorging, wie zu Hauſe — war ich ganz außer mir vor Bewunderung und Freude. Ich ſprach kein Wort, um nur von der himmliſchen Herrlichkeit nichts zu verlieren, die vor meinen Augen aufgegangen war. Es war, glaub' ich, der Kranke in der Einbildungskraft[2]), der den Tag gegeben ward. Das zierliche Benehmen der Perſonen, die in dem Schauſpiele geſprochen hatten, dünkte mir ſo reizend, ſo vornehm, ſo ehrwürdig. Man erklärte mir, daß ſie das alles auswendig gelernt hätten. Nun ſtaunte ich ſie an, wie hohe beſondere Weſen." Begeiſtert von dem gehabten Eindruck bemühte ſich Iffland zu Hauſe das große Spiel im Kleinen nachzuahmen. An jedem Fenſtervorhange verſuchte er das Hinaufrauſchen und Hinabſenken der Zauberdecke, ſprach mit Entzücken von dem ſchönen hellen Bilde und fühlte ſich, als von denen, die es dargeſtellt, gleichgültig, ja verächtlich geſprochen ward, ſo tief verletzt, daß er die Einſamkeit ſuchte, um ungeſtört ſeinen Lieblingsideen folgen zu können. Sie beſchäftigten ihn ſo ausſchließlich, daß ſie ihn ſelbſt während des Gottesdienſtes nicht verließen, als ihn ſein Vater ermahnte, dem-

13) Ap. *Schannat.* Vind. Litt. Collect. I. p. 421. 14) Ap. *Schannat.* Vind. Lit. Collect. I. p. 50. no. 28.

1) ſ. ſeine unter dem Titel: Meine theatraliſche Laufbahn herausgegebene Selbſtbiographie. 2) Le Malade imaginaire von Molière.

ſelben fleißiger als bisher beizuwohnen. Da fiel es, wie er ſelbſt erzählt, ihm zum erſten Mal ein, die Kirche mit dem Theater zu vergleichen, weil er hoffte, die Empfindung, die er vor dem großen Vorhange gehabt, in der Kirche wieder zu erneuen. „Ich freute mich,“ ſagt er, „auf den nächſten Sonntag, und ging raſch und munter den Kirchweg hin. Die große Orgel und der volle Geſang gaben mir ein Gefühl, das ich vorher noch nie dabei empfunden hatte. Vorher war mir beides nur wie Lärm und Geſchrei vorgekommen. An dem Tage war das anders. Aber was es war, und wie es war, das konnte ich mir nicht ſagen; doch ſchien es mir viel mehr zu ſein, als die Muſik in der Komödie. Nun trat der Prediger auf die Kanzel. Ich ſtand auf und wollte ihn mit denen vergleichen, die aufgetreten waren, als der Vorhang ſich emporgeſchwungen hatte; aber eben das fehlte mir bei ſeiner Erſcheinung. Es ging kein Zauberwerk vor ſeinem Auftreten her. Er ſtand allein, er ſtand im Dunkeln, in einem engen Raume, bedeckt bis an die Bruſt, und beſchattet von einer aufgethürmten finſtern Maſſe über ſeinem Haupte. Er ſprach nicht wie andere Menſchen; er ſang in einem heulenden Jammerton. Niemand antwortete ihm, und Menſchen waren eingeſchlafen. Wie reizend ſtanden dagegen die zierlich geſchmückten Lichtgeſtalten, welche ſprachen, wie andere Menſchen, ſich antworteten und bewegten, wie andere Menſchen, vor meiner Einbildungskraft da!“

Der vorherrſchende Sinn für theatraliſche Darſtellung, der aus dieſen, in pſychologiſcher Hinſicht nicht unbedeutenden, Äußerungen ſpricht, ward in Iffland genährt, als wenige Jahre ſpäter (1767) die Seyler'ſche Schauſpielergeſellſchaft nach Hanover kam, welcher das dortige kleine Schloßtheater eingeräumt ward. Iffland dachte ſich, wie er ſelbſt erzählt, jene Ankömmlinge als ganz außerordentliche Menſchen, weil ſie in des Königs Wohnung hauſen durften. Von ſeinem ältern Bruder, der ihrer vielfach gerühmten Darſtellung beigewohnt, hörte er darüber mit Geiſt und Wärme ſprechen. „Ich verſtand das Wenigſte,“ ſagt Iffland, „aber ich fühlte deſto mehr. Nie kam mir der Schlaf bei dieſen Geſprächen, ſo lange ſie auch dauern mochten. So erhielt ich ein dunkles Vorgefühl von der dramatiſchen Kunſt. Es muß etwas Seltenes ſein, ſagt' ich mir, was gute und kluge Menſchen in eine ſolche Bewegung ſetzen kann.“ Groß war Iffland's Freude, als ſein Vater nach einer Vorſtellung der Sara Sampſon von Leſſing, ſeiner frühern Abneigung gegen das Theaterweſen entſagt zu haben ſchien, und die mannichfache Belehrung hervorhob, die ſich aus dem genannten Trauerſpiele ſchöpfen laſſe. Iffland erhielt die Erlaubniß, der nächſten Vorſtellung jenes Stücks beiwohnen zu dürfen. Den tiefen Eindruck, den ſie, beſonders durch Eckhof's meiſterhaftes Spiel, auf ihn machte, hat er in ſeiner bereits erwähnten Selbſtbiographie geſchildert. „Ich bin,“ ſagt er dort, „in Thränen zerfloſſen während dieſer Vorſtellung. Das Gute, das Edle wurde ſo warm und herzlich gegeben, die Tugend erſchien ſo ehrwürdig! Die Leiden der Menſchen kannt' ich bis dahin nur aus Hübner's bibliſchen Geſchichten, oder von armen Leuten, welche Almoſen empfingen. Von einer ſolchen Leidensgeſchichte, von einer ſolchen Sprache hatte ich keinen Begriff. Eine ſo wahre, hinreißende Schilderung, dieſe Allmacht des Gefühls, die jedes Gefühl erregte und führte, wohin es wollte — das reizte, erhob und überwältigte meine Seele. Von dieſem Augenblicke an ward mir der Schauplatz eine Schule der Weisheit, der ſchönen Empfindung.“ Seitdem ſchwärmte Iffland's jugendliche Phantaſie nur in der Theaterwelt. Was auf dieſe nicht Bezug hatte, ſchien wenig Reiz für ihn zu haben. Als er aber einſt, nach der Aufführung des Trauerſpiels Rodogüne, mit ſtrömender Beredſamkeit von den Leiden des Demetrius und Antiochus ſprach, ward ſein Enthuſiasmus gedemüthigt durch die väterliche Äußerung, daß es nun wol Zeit ſei, „von der Komödie zu ſchweigen und an ernſtere Dinge zu denken.“ Iffland fühlte ſich tief verletzt, und als die Darſtellung deſſen, was er geſehen, auch bei ſeinen Geſchwiſtern und Spielkameraden keinen ſonderlichen Anklang fand, flüchtete er ſich auf den Dachboden, wo er, phantaſtiſch gekleidet als Antiochus, oft ſtundenlang Monodramen aufführte. Mit dieſer Liebe zur theatraliſchen Darſtellung erwachte die Begierde, alle Schauſpiele zu leſen, die er nur irgend erhalten konnte. Vorzüglich entzückte ihn Shakſpeare's Romeo und Julie. Aber auch die Lectüre theatraliſcher Schriften ward ihm bald erſchwert durch ſeinen Vater, der ſeinem Geiſte eine andere Richtung zu geben ſuchte, indem er ſich von ihm die Rambach'ſchen Predigten vorleſen ließ.

Mochten auch, wie Iffland in der Schilderung ſeines Lebens ſelbſt geſteht, während jenes Leſens Romeo, Antiochus und andere theatraliſche Helden ihm vorſchweben: die Liebe zum Schauſpiel, wenn auch keineswegs ſchwächer geworden, fand doch keine Nahrung, ſeit die Bühne in Hanover eine Zeit lang geſchloſſen worden war. So lenkte ſich Iffland's Aufmerkſamkeit, unter der Leitung eines wackern Lehrers, mehr auf wiſſenſchaftliche Gegenſtände. Ein beſonderes Intereſſe fand er an der Geſchichte, beſonders der verſchiedenartigen Charaktere wegen, die ſie aufſtellt. Die Perſonen im Grandiſon und in andern Romanen, die er damals las, zogen ihn an durch die Ähnlichkeit, die er zwiſchen denſelben und mehren Mitgliedern ſeiner Familie zu finden glaubte. „Die Menſchen in den Romanen,“ ſagt Iffland, „machten mir meine Verwandten lieber, und ſo vieles Gute, was ich an dieſen ſah, gab mir Glauben an die Menſchen im Roman.“ In faſt noch höherem Grade begeiſternd wirkte auf ihn J. A. Schlegel's Kanzelberedſamkeit, die ſelbſt in ihm den Wunſch rege machte, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen. „Früher, als er die Menge hingeriſſen,“ ſagt Iffland von jenem geiſtlichen Redner, „riß er mich zur herzlichſten Rührung hin. Der Ton der Überzeugung, der väterlichſten Liebe athmete aus ſeinen herzlichen Reden. Oft wurde er ſelbſt ſo ergriffen, daß er inne halten mußte. Sein Wandel ging mit ſeinen Lehren gleichen Schritt.“ Dieſer jugendliche Enthuſiasmus für Schlegel ſteigerte ſich in Iffland bis zu der naiven Äußerung, nie mehr ein Schauſpiel ſehen zu wollen,

Digitized by Google

falls es ihm jener geliebte Mann unterſagen würde. Iffland las nun nicht blos mehre Predigten; er ſchrieb und hielt ſie auch in dem Kreiſe der Hausgenoſſen, die ſeiner Declamation gern zuzuhören ſchienen. Die durch das Leſen von Romanen in ihm geweckte Schwärmerei erhielt um ſo mehr Nahrung, da er ſich durch die Strenge ſeines Vaters faſt von allem Umgange mit Knaben ſeines Alters ausgeſchloſſen ſah. Er durfte nicht die öffentliche Schule beſuchen, ſondern erhielt Privatunterricht. Ohne Jugendgeſpielen ſuchte er früh die Einſamkeit, und die Reize der Natur machten auf ſein empfängliches Gemüth eine tiefe Wirkung. Erſt als ſein Lehrer ſtarb, ward er in eine öffentliche Schule geſchickt, dort aber wenig beachtet und faſt überſehen, weil es ihm nicht blos an den unentbehrlichſten Vorkenntniſſen, ſondern auch an Eifer fehlte, ſich mit dem mechaniſchen Wiſſen zu befreunden. Verſpottet von ſeinen Mitſchülern ſuchte Iffland ſich ihre Achtung durch Satyre nnd beißenden Witz zu gewinnen. Zu manchen jugendlichen Unbeſonnenheiten verleitete ihn, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, beſonders Smollet's Roman: Peregrine Pickle. Er bemühte ſich, ſeinem Helden, deſſen Lage in mancher Hinſicht auf die ſeinige paßte, ähnlich zu werden, um ihn wo möglich zu übertreffen. Die Liebe zum Theater war indeſſen noch immer nicht in ihm erloſchen, und die Neigung, ſich der Bühne zu widmen, wuchs aufs Neue, als eine Schauſpielertruppe wieder nach Hanover kam, und in dem dortigen Opernhauſe Shakſpeare's Richard III. nach der Bearbeitung von Weiße aufführte. „Das große feierliche Haus," ſagt Iffland ſelbſt, „machte einen gewaltigen Eindruck auf mich. Auf dem alten Vorhange ſtand auf der einen Seite des Muſenberges ein Palmbaum, an welchem eine Gruppe von Waffengeräth aufgehangen war, mit der Unterſchrift: Hinc gloria et securitas. Auf der andern Seite war ebenſo, unter einer Gruppe von muſikaliſchen Inſtrumenten, Larven und andern Attributen des Schauſpiels, die Inſchrift zu leſen: Curarum dulce levamen. Das las ich, und las es wieder, das dacht' ich, das empfand ich. Eine Laſt war von mir genommen, indem ich ſo an mich und dieſe Inſchrift dachte. Eine höhere Hand hatte mich an dieſen Wegweiſer geführt. Den Abend, in dem Stück entſchied das Schickſal meine Laufbahn." Um ſich für ſeine Beſtimmung praktiſch vorzubereiten, errichtete Iffland heimlich mit mehren Schülern ein Lieblingstheater, auf welchem ſein Spiel, ſo wenig es ihm ſelbſt genügte, großen Beifall fand [3]). Den Wiſſenſchaften ward er dadurch immer mehr entfremdet. Wiederholte Vorwürfe ſeines Vaters erzeugten allmälig in ihm den Plan, das älterliche Haus zu verlaſſen, und ſich zur Bühne zu begeben. Der entſcheidende Tag ſeiner Beſtimmung war der 21. Febr. 1777. Er befand ſich im Schauſpiel, wahrſcheinlich wider Willen ſeiner Ältern. Man gab die Eheſchenen von Gotter. Im dritten Act ward Iffland nach Hauſe gerufen. Dort trafen ihn heftige Vorwürfe mancher Art. Eine ſehr ſtrenge Disciplin wurde dem bereits herangewachſenen, ſich ſelbſt fühlenden Jünglinge verkündigt. Er ſchwieg zu allem, die Entwickelung ſeines lange genährten Entſchluſſes im Herzen tragend. Am andern Morgen bat er ſeine Ältern um die Erlaubniß zu einer kleinen Landreiſe. Nur das Bild ſeines Vaters nahm er mit, als er, mit unbeſtimmten Ausſichten hinausging in die weite Welt. Weder in Frankfurt noch in Hanau und Caſſel war es ihm gelungen, bei den dortigen Bühnen ein Unterkommen zu finden. Er wandte ſich daher nach Gotha. Auf dieſer Reiſe, wo er oft mit Mangel und allen Beſchwerden des Lebens kämpfte, machte er zufällig die Bekanntſchaft des im J. 1821 verſtorbenen großherzogl. Hofcommiſſairs Becker aus Darmſtadt. Seine damaligen Äußerungen verdienen um ſo mehr hier eine Stelle [4]), weil ſie in ſeiner 20 Jahre ſpäter herausgegebenen Selbſtbiographie fehlen. „Ich habe," ſagte Iffland, „Theologie ſtudirt, und ſollte mich entſchließen, Pfarrer zu werden. Ich habe aber gegen dieſen Stand aus der einzigen Urſache, weil es den Geiſtlichen oft obliegt, Kranke und Sterbende beſuchen zu müſſen, eine ſolche Abneigung und grenzenloſe Furcht vor anſteckenden Krankheiten, daß ich mich um keinen Preis entſchließen könnte, dieſer meiner frühern Beſtimmung nachzukommen. Dagegen fühle ich mich hingezogen, Schauſpieler zu werden, und bin deshalb auf dem Wege nach Gotha, wo ein gewiſſer Eckhof jungen Männern, die ſich dieſem Stande widmen wollen, Unterricht gibt." Jenen berühmten Künſtler fand Iffland dort, ſowie die ausgezeichneten Schauſpieler Beck und Beil. Unter ihrer Leitung bildete er ſein Talent immer mehr aus, nachdem er den 15. März 1777 nicht ohne Beifall zum erſten Mal die Bühne betreten hatte. Es war die Rolle des Juden in Engel's Nachſpiel: Der Diamant. In dem gotha'ſchen Theaterkalender vom J. 1779 heißt es von dem damals 19jährigen Jüngling: „Herr Iffland wird ſonderlich im Fach der komiſchen Alten und überhaupt der Caricaturrollen einſt ein guter Schauſpieler werden. Die Bühne kann ſich Glück wünſchen zu der Acquiſition dieſes noch jungen, aber talentvollen Mannes." Wie außerordentliche Beweiſe Iffland ſchon damals von ſeiner Kunſtfertigkeit in der Mimik gab, geht daraus hervor, daß er den ernſthaften Eckhof bald mit großer Vollkommenheit und Ergreifen aller ſeiner Eigenheiten aufs Treueſte copirte. Den darüber entrüſteten Meiſter wußte er bald wieder zu beſänftigen, und erbte von ihm, außer der Lorenzodoſe und dem Stock, die ihm als Vermächtniß zu Theil wurden, noch manche andere bewunderungswürdige Eigenſchaften der Eckhof'ſchen Darſtellungskunſt [5]).

3) Über dies Liebhabertheater, wie überhaupt über Iffland's Jugendgeſchichte finden ſich manche intereſſante Notizen in dem pſychologiſchen Roman: Anton Reiſer. (2. Th. S. 56 fg. 3. Th. S. 184 fg. S. 209 fg.) Der Verfaſſer deſſelben, K. Ph. Moritz, ein Jugendfreund Iffland's, bezeichnet ihn dort mit dem Buchſtaben J . . . Von geringerer Bedeutung iſt dagegen, was in den dramatiſchen, dramaturgiſchen und andern Aufſätzen (Freiburg 1789. S. 228 fg.) über Iffland's Jugendperiode mitgetheilt wird.

4) Vgl. die von Eduard Duller herausgegebene Zeitſchrift: Phönix. 1837. Nr. 201. 5) Das erwähnte bedeutungsvolle Vermächtniß hat der Gothaiſche Theaterkalender vom J. 1779 in

Digitized by Google

Nur wenige Jahre dauerte jedoch Iffland's Aufenthalt in Gotha. Das dortige Hoftheater löſte ſich auf. Den Plan, nach Hamburg zu gehen, gab er auf. Die freundſchaftlichen Verhältniſſe, in denen er mit Beil und Beck lebte, bewogen ihn, dieſen Künſtlern nach Manheim zu folgen, nachdem er zuvor ſeinen Vater in Hanover beſucht, und von ihm mit Glückwünſchen für ſein weiteres Fortkommen entlaſſen worden war. Das manheimer teutſche Theater, welches der Freiherr von Dalberg in Manheim damals errichtet, fand großen Beifall bei Hofe und in der Stadt. Als aber der Hof bald nachher nach München ging, und die Stadt leer ward, konnte Iffland's ſtrebender Geiſt ſich um ſo weniger gefallen auf einem Nebentheater, als Schröder aus Hamburg, damals im Mittagsglanze ſeines Ruhms, mehrmals in Manheim auftrat, und durch ſein ausgezeichnetes Spiel die Aufmerkſamkeit des Publicums faſt einzig auf ſich lenkte. Gleichwol bemühte ſich Iffland, die ihm übertragenen Rollen mit der Lebendigkeit und Wärme zu ſpielen, die ihm irgend zu Gebote ſtand. In keiner Rolle aber gelang es ihm, das Gemüth ſo zu erſchüttern bis in ſeine innerſten Tiefen, als in der Darſtellung des Franz Moor in Schiller's Räubern den 13. Jan. 1782. Durch die Art, wie Iffland dieſe Rolle nicht nur durchdacht, ſondern dergeſtalt in ſich aufgenommen hatte, daß ſie mit ſeiner Perſon eins und daſſelbe ſchien, ragte er über die übrigen Schauſpieler (Böck als Karl Moor, Beil als Schweizer, Beck als Koſinsky ꝛc.) weit hinaus, und brachte eine faſt unbeſchreibliche Wirkung hervor[6]). Schiller ſelbſt gibt ihm in einem ſeiner Briefe ein rühmliches Zeugniß. „Ich geſtehe," ſchreibt er, „daß die Rolle Franz Moor's, die ich für die ſchwerſte erkenne, als ſolche über meine Erwartung (welche nicht gering war) in den wichtigſten Punkten vortrefflich gelang[7])." Zermalmend für den Zuſchauer war beſonders die Scene, in welcher Franz ſeinen Traum von dem jüngſten Gerichte erzählt, mit aller Seelenangſt die Worte ausruft: „Richtet einer über den Sternen? Nein! Nein! und bei dem zitternd und nur halb laut in ſich gepreßten Worte: Ja! Ja! — die Lampe in der Hand, die ſein geiſterbleiches Geſicht erleuchtet, zuſammenſinkt. Iffland, damals 26 Jahre alt, war, nach dem Berichte eines Augenzeugen[8]), von Körper ſehr ſchmächtig, im Geſicht blaß und hager. Dieſer Jugend ungeachtet war ſein Spiel auch in den kleinſten Schattirungen ſo durchgeführt, daß es ein nicht zu vertilgendes Bild in jedem Auge, das ihn ſah, zurückließ. „Franz Moor," äußerte Iffland in dem unlängſt angeführten Aufſatze ſelbſt, „war für mich ein eignes Fach, in dem es mir, glaub' ich, gelungen iſt, Neuheit und Kraft zu entwickeln." Der Mangel an neuen Schauſpielen, die bei dem Fortſchreiten der dramatiſchen Literatur den Anfoderungen des Publicums genügten, bewog Iffland, nach Schröder's Beiſpiel, ebenfalls für die Bühne zu arbeiten. Sein erſtes theatraliſches Werk war Albert von Thurneiſen, bereits im J. 1781 geſchrieben. Es ward zwar nicht kalt aufgenommen, aber auch nicht mit enthuſiaſtiſchem Beifall. Ziemlich harte Beurtheilungen, welche einige von ihm verfaßte kleinere Stücke fanden, bewogen ihn, ſie ſpäterhin ſelbſt zu unterdrücken. Mit größerem Beifall wurden die Schauſpiele: Verbrechen aus Ehrſucht[9]), die Mündel und die Jäger[10]) aufgenommen, deren Entſtehung in die Jahre 1784 und 1785 fällt. Als ihn um dieſe Zeit eine Künſtlerreiſe nach Lübeck und Hamburg führte, gab er, von Schröder aufgefodert, dort mehre Gaſtrollen unter rauſchendem Beifall. Vortheilhafte Anerbietungen, die ihm damals von mehren Seiten gemacht wurden, wies er von ſich ab. Er ſehnte ſich zurück nach Manheim, und beſchleunigte ſeine Reiſe dorthin um ſo mehr, als er hörte, daß der Pfalzgraf Maximilian, ſeit kurzem vermählt mit der Prinzeſſin Auguſte von Heſſen-Darmſtadt, nach Manheim kommen werde. In 24 Stunden ſchrieb er damals das auf die Ankunft des fürſtlichen Paares berechnete Gelegenheitsſtück: Liebe um Liebe, welches auf der manheimer Bühne vor zahlreichen Zuſchauern mit rauſchendem Beifall aufgeführt ward. Einen tiefen Eindruck machten auf das geſammte Publicum, beſonders aber auch auf das Fürſtenpaar, die Worte des alten Landmannes in jenem Vorſpiel: er habe die Bäume vor ſeiner Hütte nach der Geburt der Prinzen gepflanzt; er wolle bei jeder Geburt eines guten Prinzen einen jungen Baum hinpflanzen, und möge der ganze Platz ein Wald werden, dicht, ſtark und mächtig, dem kein Sturm in der Welt etwas anhaben könne. Die Wirkung, die der allgemeine Beifall auf Iffland's Gemüth hervorbrachte, war tief und bleibend. Mit Rührung erinnerte er ſich noch oft jenes ſchönen Abends, wo nach der Vorſtellung zahlreiche Menſchen, die er kannte und nicht kannte, in ſeine Wohnung eilten, um ihm zu danken für den Genuß, den er ihnen bereitet. Eine größere Auszeichnung ſtand ihm noch bevor. Am nächſten Tage erhielt er eine Einladung vor der Kurfürſtin zu erſcheinen. „Ich ſtand,"

---

vei Gedichten von Gotter und Wagenſeil aufbewahrt. Man ndet ſie wieder abgedruckt in J. Funck's Schrift: Aus dem Len zweier Schauſpieler, A. W. Iffland's und L. Devrient's (Leipig 1838). S. 185 fg.

6) Vgl. Iffland's Aufſatz: über die Darſtellung boshafter nd intriguanter Charaktere auf der Bühne, in dem von ihm herusgegebenen Almanach für Theater und Theaterfreunde. 1. Jahrg. Berlin 1807). S. 50 fg. 7) ſ. Schiller's auserleſene Briefe. Herausgegeben von Heinrich Döring. 2. Aufl. (Zeitz 1835). . Bd. S. 25 fg. 8) Andreas Streicher; ſ. deſſen Schrift: Schiller's Flucht nach Stuttgart und Aufenthalt in Manheim Stuttgart 1836). S. 41.

9) Als dies Schauſpiel auf die Bühne gebracht werden ſollte, war Iffland ſo artig, es Schiller'n vor der Aufführung einzuhändigen, und ihm zu überlaſſen, welche Benennung dies Familiengemälde führen ſolle, worauf demſelben dann der bezeichnende Name, den es noch heute führt, ertheilt ward; ſ. die vorhin angeführte Schrift: Schiller's Flucht nach Stuttgart ꝛc. S. 174. 10) Die Jäger hatte Iffland eigentlich für das Geſellſchaftstheater des Fürſten von Leiningen zu Dürkheim geſchrieben, und noch in ſpätern Jahren erinnerte er ſich der ehrenvollen Aufnahme, die ihm an jenem kleinen Fürſtenhofe geworden war. Dort hatte er auch den feinen Converſationston der großen Welt zuerſt kennen gelernt, was ſpäterhin ſowol für den darſtellenden Künſtler, als für den dramatiſchen Schriftſteller von wichtigen Folgen ſein mußte.

Digitized by Google

erzählt Iffland, „vor ihr allein im Cabinet. Eine kleine Weile ſah ſie mich ſehr wohlwollend an und ſagte dann: „Welch ein Abend war der geſtrige!“ Sie ging einige Schritte, ohne zu reden. Es ſchien mir, als wollte ſie Thränen vermeiden, verbergen, oder als wäre ſie im Kampfe, nicht alles zu ſagen, wovon ſie ſich durchdrungen fühlte. Mit einem lebhaften Tone ſetzte ſie dann hinzu: „man kann aber auch nicht Gutes genug von der Pfalzgräfin ſagen!“ Ich antwortete nach meiner Empfindung. „Der Prinz Max iſt ein recht guter Menſch,“ ſagte ſie dann. Ich bejahte das treu und willig. „Was mich betrifft“ — hier hielt ſie etwas inne — „ſo haben die guten Manheimer geſtern viel mehr aus mir gemacht, als ich verdiene. Ich bin dieſem Lande nicht geweſen, was ich ihm hätte ſein mögen. Es hat nicht ſein ſollen.“ Dies ſprach ſie mit wankendem Tone, wandte ſich dann zu mir, und ſagte: ſie ſähe mich nach dem geſtrigen Abend für einen Pfälzer an; ich möchte das Land nicht verlaſſen. Ich verbeugte mich, und ſagte, was Rührung und Erkenntlichkeit mir eingaben. Sie gab mir ein anſehnliches Geſchenk [11]) und ſetzte hinzu, ich ſollte ihr die Hand darauf geben, daß ich das Land nicht verlaſſen wollte. Ich that dies, indem ich ihre Hand küßte. Ich ging. „Wenigſtens ſo lange ich lebe!“ rief ſie mir nach, da ich zur Thür hinausgehen wollte.“

Wenn es noch etwas bedurfte, um Iffland an Manheim zu feſſeln, ſo wäre es dieſe Auszeichnung geweſen, und der Erfolg des Eindrucks, den er durch ſeine Darſtellung beabſichtigt. Zu Käfferthal bei Manheim, wo er im Frühjahre 1786 mit ſeinen Freunden Beil und Beck eine gemeinſchaftliche Wohnung bezogen hatte, beſchäftigte er ſich mit dramatiſchen Arbeiten. Vortheilhafte Anerbietungen, die ihm von dem Hoftheater in Wien gemacht wurden, ſchlug er ebenſo ſtandhaft aus, als ähnliche Anträge, die von Berlin aus zu Anfange des Jahres 1790 an ihn ergingen. In der zuletzt genannten Reſidenz ſollte er die Direction der dortigen Bühne übernehmen. Dieſer Antrag mußte für ihn um ſo ehrenvoller ſein, da er ſich nicht um eine ſolche Stelle beworben hatte. Er blieb indeſſen, dem Verſprechen zufolge, das er der Kurfürſtin gegeben, treu, nachdem er für ſich und ſeine Freunde, Beck und Beil, lebenslängliche Penſionen ausgewirkt hatte.

Im J. 1792 übernahm Iffland, wiewol ungern, die ihm übertragene Regie des Theaters zu Manheim. Wie er ſich in dieſem neuen Kreiſe bewegte und mit wie manchen Hinderniſſen er zu kämpfen hatte, die ihm beſonders der Intendant der manheimer Bühne, Freiherr von Dalberg, in den Weg legte — alles dieſes ſchildert ausführlich ein ſpäterer Brief vom 6. Febr. 1796 an Demoiſelle Witthöft gerichtet, die lange eine Zierde der manheimer Bühne geweſen war [12]). „Laſſen Sie mich,“ ſchrieb Iffland, „ein Wort über meine Regieführung ſagen, inſofern ſie *mein* iſt, inſofern ich nicht blos Verwalter fremder, gutgedachter, gutgemeinter, übereilter und in das Ganze oft nicht paſſender Meinungen bin. Denn nur dem, der das Ganze mit ſeinen innern Mängeln und Vorzügen genau kennt, iſt eine planmäßige Führung möglich. Da wird zu wenig Geld ausgegeben, und Höflichkeit und Nachſicht muß das erſetzen; dort iſt von Alters her zu viel Vorrecht eingeräumt, und man kann den Schaden nicht ausheben, ohne daß mit dem Riß das Ganze ſich verzerrt. Hier iſt der eiſerne Fleiß ſo nöthig, wie das Genie, und fodert alſo eben die Egards. Anderwärts fodern Blicke in die Zukunft, Vorbauungen, Plane, wenigſtens Erſatzmöglichkeiten, einen Anſchein von Unentbehrlichkeit zu verhüten. Da habe ich gänzliches Nichtachten der Intendanz auf die Arbeiter zu verbergen, hier wieder deren Garnichtachtung der Intendanz, die — mit Zuckerdütchen oft das Ganze zuſammenhalten könnte, und nicht hält. Nehmen Sie dazu den Geiſt unſerer Zeiten, der alle dieſe Nüancen ſcharf ſchattirt: ſo haben Sie mich an der Stelle eines ohnmächtigen Miniſters an einem kleinen, ohnmächtigen, uneinigen Hofe.“

„Nun nehmen Sie, daß in den nach meinem Vermögen beſt geleiteten Planen, wenn ſie oft mühſam zuſammengetragen ſind, und an loſen Faden das Ganze halten, oft zur Unzeit raſch und vorſchnell von Oben her Eingriffe geſchehen, die Alles wieder losreißen, trennen, fallen laſſen, verſchieben, und an Laune und Muth und gegenſeitigem Zutrauen auf ein Jahr vielleicht wieder verwirren — ſo ſagen Sie ſich denn, wie wenig ich aus irgend einer Begebenheit des Theaters, die ich veranlaßt habe oder zu veranlaſſen ſcheine, mit Rückſicht deſſen, was eigentlich mein Wille, mein Plan iſt, zu beurtheilen bin.“

„Meine Rückſichten ſind drei: 1) möglichſte Hebung jedes Talents bei Anfängern durch Ausbrechung aus der gewöhnlichen Bahn; 2) jedes Aufgebot, denen Platz zu verſchaffen, die Talent verrathen, das hier ſo oft, ſei es durch Parteiſucht oder Ungeduld, unterdrückt ward, und an keinem Orte weniger unterdrückt zu werden bedarf, als hier; 3) Ausbreitung des Cirkels großer Talente, die beſtändig auf halbem Wege ſich abſchleifen. Nur muß dieſes, nach meiner Meinung, nach und nach, nicht beſtimmt, und ohne dem Gedeihen der beiden obern Punkte zu widerſtreben, geſchehen, welches auch inſofern geſchehen kann, als die jetzige Art der Schauſpieler mehr auf mehre Rollen gearbeitet iſt.“

„Laſſen Sie mich nun dieſen dritten Punkt auf Sie anwenden. Wir beide ſind nicht gemacht, uns mit Rechenpfennigen und Spielmarken auszuzahlen. Warum ſollen wir einander fremd herumgehen, wo wir zu Einem Zwecke wirken können? Von Ihrer Seite hindert Mistrauen mich, das ich — ich weiß nicht wie — erregt habe, das Ihnen gegeben ſein kann, das ich nicht verdiene. Mit einem Worte, manchmal ſind Sie offen; Sie ziehen ſich aber ſchnell zurück, und es iſt ſichtbar, daß Sie glauben, mit mir auf Ihrer Hut ſein zu müſſen. Manchmal thut mir das leid, manchmal ärgert es mich. Ich denke, warum will mich eine Perſon nicht verſtehen, die ver-

11) Eine Rolle mit 100 Louisd'or und eine goldene Doſe.
12) Vgl. über ſie unter andern *Huber's* ſämmtl. Werke ſeit dem J. 1802. 1. Th. S. 283, und die von *Heinrich Döring* beſorgte Nachleſe zu Schiller's Werken (Zeiz 1835). S. 127 fg.

muthen muß, daß ich ſie verſtehen kann, und die mich ſicher begreift. Der Zuſtand, wo zwei gleiche Kräfte aus einer Convenienz ſich wie Nullen begegnen, iſt tödtlich langweilig, und dies Gefühl, wenn es bei guten Menſchen auch nicht in übeln Muth ausartet, artet doch in keine Annehmlichkeit beider Theile aus. Ändern Sie das ab, ſein Sie offen in Betreff aller Dinge, die Ihnen nur einige Annehmlichkeit geben können. Sagen Sie mir grade heraus: das wünſche ich, das nicht. Offen heraus ſage ich Ihnen dann meine Meinung, meine Wünſche, meine Gründe. Heute gebe ich einen Weg auf, den ich gehen wollte, weil Sie ihn anders gegangen wünſchen; morgen entſagen Sie einem Wunſche, wenn der meinige entgegengeſetzt iſt, und ich Sie überzeuge. Eine Lebhaftigkeit, womit jeder ſeine Meinung vorträgt, iſt kein Zank; die Länge, womit jedes von uns auf einmal anerkannter Meinung beharrt, iſt nicht Eigenſinn. Wir gehen vielleicht einmal unausgemachter Sache von einander, aber dann vermeiden wir uns nicht. Nur ſage Niemand, daß er überzeugt ſei, wenn er es nicht iſt. So kann es ſein; ob es ſo ſein wird, ſteht bei Ihnen. Ich biete mich an. Ich weiß, daß Sie mich offen finden werden; denn ich **bin** es. Ich weiß, daß dieſer Brief Ihnen nicht misfallen kann, denn er iſt gut gemeint. Ob aber der gute Eindruck **bleiben** wird, das weiß ich nicht. Dann habe ich das Gute für uns Beide, und ebendarum für das Ganze gewollt."

Bei der Geradheit und Offenheit ſeines Charakters, wie der eben mitgetheilte Brief ſo treffend ſchildert, war Iffland im Stande viel Gutes zu wirken für die manheimer Bühne, und mit ihren Mitgliedern ſtets in freundſchaftlichen Verhältniſſen zu bleiben. Dieſe Einigkeit ſchien um ſo nöthiger, als das friedliche Manheim zu Anfange der neunziger Jahre ein Kriegsſchauplatz zu werden drohte, nachdem ſtarke Heere der franzöſiſchen Republik bereits den Rhein überſchritten hatten. Damals fühlte ſich Iffland von der Idee begeiſtert, mit aller Kraftanſtrengung, mitten unter dem Geräuſche der Waffen, die Bühne aufrecht zu erhalten. Die Einnahme von Mainz verbreitete Unruhe und Beſorgniß in Manheim. Um ſo mehr hielt es Iffland für ſeine Pflicht, durch die Kunſt dem beſtürzten Einwohner einige Zerſtreuung zu verſchaffen und ihren Muth zu beleben. Selbſt während der Belagerung Manheims blieb das Theater in ungeſtörtem Gange, und ſchien von Neuem aufzublühen, als die Franzoſen im Frühjahre 1793 wieder über den Rhein zurückgetrieben worden waren. Um ſo niederſchlagender war für Iffland die durch den Intendanten der manheimer Bühne, Freiherrn von Dalberg, ihm mitgetheilte Notiz, daß auf Befehl des Miniſteriums das Theater aufgehoben ſei, und daß er, als Regiſſeur, die einzelnen Mitglieder auffodern ſolle, ſich nach einer anderweitigen Anſtellung umzuſehen. Iffland erlaubte ſich eine kräftige Gegenvorſtellung, weniger für ſich, obgleich er manche vortheilhafte Anträge abgelehnt, als für die Mitglieder des Theaters, für die Kunſt, für Manheim ſelbſt. Den ihm hierauf gemachten Vorſchlag, die Direction des Theaters auf eigne Rechnung und ohne alle Garantie der Regierung zu übernehmen, wies Iffland von ſich. Gleichwol nahm er ſich der Bühne noch immer mit dem uneigennützigſten Eifer an, und ließ, als die Gefahr einer Blokade Manheims immer dringender ward, die beſten Garderobeſtücke, die Bibliothek und die Muſikalien nach Els fortſchaffen.

Als nach dem für die teutſchen Mächte unglücklichen Feldzuge gegen Frankreich in den öſterreichiſchen Niederlanden (1794) nichts geſchah, was die Furcht beſeitigen konnte, Teutſchland möchte von einer franzöſiſchen Heeresmacht überſchwemmt werden, machte Iffland der manheimer Theaterintendanz für den ſchlimmſten Fall Vorſchläge, die jedoch unbeantwortet blieben. Tief erſchütterte ihn um dieſe Zeit der Tod ſeines vieljährigen Freundes, des Schauſpielers Beil. Als bald nachher auch die Kurfürſtin zu Weinheim, wohin ſie ſich wegen der Kriegsunruhen geflüchtet, ſtarb, war Iffland des ihr gegebenen Verſprechens, die Pfalz nicht zu verlaſſen, ſo lange ſie lebe, nunmehr entbunden. Doch entſchied er ſich, ungeachtet wiederholter Anträge, die Direction des Nationaltheaters in Berlin zu übernehmen, für den Aufenthalt in Manheim um ſo mehr, da Dalberg, trotz der mislichen Zeitverhältniſſe, ihm Sicherheit für die Erfüllung der abgeſchloſſenen Contracte verſprach. Mitten unter dem Geräuſche der Waffen und während Manheim beſchoſſen ward, verdoppelte ſich ſein Eifer für die Bühne. Sie ward jedoch wieder aufgelöſt, als nach dem Vordringen der Franzoſen über den Rhein im Sommer 1795 Manheim abermals in den Belagerungszuſtand erklärt ward. Wenige Tage nach der Einnahme jener Stadt, die durch ein heftiges Bombardement ſehr gelitten hatte, ging Dalberg nach München, und übertrug die ganze Verwaltung des Theaters mit den Worten an Iffland: „Vollmacht und Inſtruction kann ich Ihnen nicht geben; handeln Sie nach Überzeugung und Gewiſſen!" Iffland befand ſich in einer neuen, ihm völlig fremden Lage, in einer gefahrvollen Zeit. Die öſterreichiſche Beſatzung verlangte die Wiedereröffnung der bisher geſchloſſenen Bühne, ungeachtet die beſten Decorationen verbrannt, die meiſten Schauſpieler krank oder ausgewandert waren. Eine Feſtlichkeit, ein ſchmeichelndes Gelegenheitsſtück ward von den Siegern erwartet. Allein Iffland, von Trauer befangen, dachte nicht daran, ihnen eine Huldigung darzubringen, die die unglücklichen Bewohner Manheims verletzen konnte. Auf ihm allein ruhte die ganze Laſt der mislichen Erhaltung des Theaters. Beſtürmt von allen Seiten mußte er noch die läſtige Einquartierung in ſeinem Hauſe dulden. „Ich erinnere mich nicht," ſagt Iffland ſelbſt, „jemals in meinem Leben wieder ſo angeſpannt und verbraucht worden zu ſein. Bald war ich auf den Proben; bald ward ich abgerufen wegen einzelner Begehren des Militairs, wegen Einquartierung in meinem Hauſe, in meinem Garten." Die Unannehmlichkeiten vermehrte noch die Äußerung Dalberg's in einem Schreiben aus München, daß die Bühne nun gänzlich verloren und an ihr Fortbeſtehen nicht zu denken ſei. Deſſenungeachtet bot Iffland Alles auf, das Theater mitten unter den Stürmen des Krieges zu erhalten. Seine Bemühungen waren nicht ohne Erfolg. Die Theater-

Digitized by Google

caſſe hatte ſogar Überſchuß; denn das Schauſpielhaus war meiſtens gedrängt voll, da in Manheim damals alles zuſammenſtrömte, was zu der öſterreichiſchen Rheinarmee gehörte. In jedem Falle glaubte Iffland durch ſeine Kraftanſtrengung und Aufopferung nicht den kalten Empfang und die Vorwürfe verdient zu haben, welche bei der Ankunft Dalberg's in Manheim ſeine zweckmäßigen Anordnungen trafen. Tief gekränkt durch dieſe Behandlung und im höchſten Grade gereizt, ging er im Frühjahre 1796 nach Weimar, um dort Gaſtrollen zu geben. Er ward mit einem Enthuſiasmus aufgenommen, der ihm reichlichen Erſatz bot für die erlittenen Kränkungen. So mochte er damals wankend werden in dem Entſchluſſe, ſeine Tage in Manheim zu beſchließen. Man ſieht dies aus einem Briefe, den er aus der genannten Stadt den 1. Jun. 1796 an Böttiger in Weimar ſchrieb: „Aus Krieg und Sorge, Kälte und Leere, Armuth, Theurung und faſt Peſtilenz reiche ich mit der ganzen Fülle dankbarer froher Rückerinnerung Ihnen meine Hand dar. Es iſt die Hand eines Mannes, den ſein Beruf nie vielſeitig gemacht hat; gute Eindrücke wirken tief und lange fort auf mich. Kann ich beſſere empfangen, als die, womit Weimar mich veredelt hat?[13]) Wer hat meine Kunſt mit mehr Tiefe und Wärme umfaßt, als Sie? Wer hat das, was in den Darſtellungen nichts ſcheint, und ebendeshalb ſo viel koſtet, edler gewürdigt, als Sie?[14]) Ach, Weimar hat mich verwöhnt. Hier ſieht man mich, weil ich Ruf habe; aber man ſieht mich, wie den bolongaroſchen Tabak diejenigen betrachten, die niemals ſchnupfen. Die Leute ſagen: Ei, der Teufel! und damit holla! Nun, ſei es!"

„Sie kommen aus dem Olymp auf die Erde," ſagte Herr von Dalberg bei meiner Rückkehr. Ich ſchwieg ernſthaft ſtill. Seitdem ſahen wir uns nicht. Ich habe angefangen auf mein Dorthingehen ernſtlich zu denken. Auf einmal erfahre ich, daß man Beck dort nicht wolle. Er iſt mein 20jähriger Freund. Man hält ihn dort nicht einmal für einen Künſtler. Das trennt mich nicht gradezu oon Weimar, aber es betrübt mich; Sie wiſſen und man hat es ja in Wien geſehen, daß ich nicht aufs Geld ſehe. Aber ich ſehe auf den Frieden, der höher iſt als alle Vernunft." Die nach aufgehobenem Waffenſtillſtande wieder eingetretenen Kriegsunruhen und das Vordringen der Franzoſen, die bei Kehl den Rhein paſſirt hatten, vertrieben Iffland aus Manheim. Die Rolle des Barons in Jünger's Luſtſpiel: Die Geſchwiſter vom Lande, war die letzte Vorſtellung, die er in Manheim gab Von Dalberg, zu dem er ſich noch denſelben Abend begab, erhielt er nur gegen Ausſtellung eines Reverſes, nach verſchwundener Gefahr zurückkehren zu wollen, Urlaub zur Reiſe und die Gage für zwei Monate. Er ging nach ſeiner Vaterſtadt Hanover, wo er einige Monate verweilte, und dann einer Einladung Schröder's nach Hamburg folgte, um dort Gaſtrollen zu geben.

Ungeachtet Iffland bald nachher dem Antrage, unter ſehr vortheilhaften Bedingungen die Regie des berliner Nationaltheaters zu übernehmen, Gehör gab, ſcheint er während ſeines Aufenthalts in Hamburg noch feſt entſchloſſen geweſen zu ſein, nach Manheim zurückzukehren. Dies geht aus einem Briefe hervor, den er aus Hamburg an die früher erwähnte Künſtlerin Demoiſelle Witthöſt, den 25. Sept. 1796 ſchrieb, und der auch beſonders auf ſeine Verhältniſſe zu Dalberg ein helles Licht wirft.

„Was Sie über das manheimer Theater ſchreiben," heißt es in dieſem Briefe, „muß mich anziehen. Ich habe dieſer Bühne 16 Jahre meine Blüthe, mein Talent, meine ſchönſte Zeit gewidmet. Sie kommt nie wieder! Ich glaube es Ihnen als Künſtlerin und als Freundin ſchuldig zu ſein, offen ein Wort darüber zu ſagen. Schon ſeit dem Januar dieſes Jahres iſt die Gleichgültigkeit des Herrn von Dalberg im Steigen und Fallen. Schon länger ſind ſo manche Unſicherheiten unſerer Lage, die ich verborgen habe, und die ich vielleicht nicht hätte verbergen ſollen. Es iſt mein Wille zurückzukehren. Aber es iſt mein feſter Wille, mich und meine Zukunft nicht mehr, nie mehr auf Laune zu bauen, ſo lange das in meiner Macht ſteht. Herr von Dalberg iſt ein gutmüthiger Mann; aber ſein Humor iſt leicht verſtimmt, und nach ſeinem Stande iſt er, mehr als ein Anderer, fremder Einwirkung unterworfen. Er ſchreibt mir, wie man Jemandem ſchreibt, der den Erlöſer preiſen muß, wenn er nur wieder einrücken darf. Wie? Den 14. Jul. befiehlt er Jedermann, ſich auf ein Jahr Brod zu ſuchen; den 13. Sept. ſchreibt er mir, ich ſolle ſchleunig zurückkehren, oder er wolle andere Maßregeln nehmen. Zu Berlin, zu Weimar, ſind mir theils reiche, theils ſolide Erbieten geſchehen. Jeder Andere, der die dortigen Caſſenmängel kennt, der nicht, wie ich, ehrlich für das Ganze, rückſichtlich für den Herrn Baron dächte, würde das annehmen, und nicht Kataſtrophen abwarten, deren Möglichkeit Niemand beſſer kennt, als ich, wo wir am Ende dem Zufall überlaſſen, oder nach München gewieſen ſind, welches Verhältniß mir, wenn ich einmal von Manheim an einen fremden Ort muß, das unangenehmſte wäre."

Was ſoll ich von der Daner der manheimer Bühne und des Herrn von Dalberg eignem Glauben daran halten, wenn ich hier Briefe leſe, wo er Acteure, Actricen und Sängerinnen auf ein Jahr ſelbſt ausbietet? Mich dünkt, das rechtfertigt mein Zögern. Und ich — verheirathet[15]) — darf doch wol endlich fragen, wie ſtehen wir in Manheim? Kann das Ganze daueen, ſo kann

13) Iffland ſpielte dort als Gaſt vom 28. März bis zum 25. April 1796. 14) In der Schrift: Entwickelung des Iffland'ſchen Spiels in vierzehn Darſtellungen auf dem weimariſchen Hoftheater (Leipzig 1796). Vgl. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 59. Bd. 2. St. S. 282 fg.

15) Seit dem 19. Mai 1796. Seine Ehe, ohne Schwärmerei, ohne Eigennutz geſchloſſen, war das Erzeugniß einer rein geiſtigen Verſchwiſterung. Iffland's Gattin hat nie die Bühne betreten. Vielleicht hatte Iffland zu viel Zartgefühl für die ehelichen Verhältniſſe, um dies zuzugeben. Daß ſeine Ehe kinderlos blieb, ſchmerzte ihn tief, obgleich er ſich nur gegen ſeine vertrauteſten Freunde hierüber äußerte.

Digitized by Google

s meine Zögerung nicht umwerfen. Soll ich blos kommen, um die Einnahme vor der Hand zu verbeſſern, und ann in Gottes Namen abwarten, wie es wird, ſo wäre h ein Thor, der indeſſen allen Verbindungen entſagt ätte. Außerordentliche Begebenheiten rechtfertigen einen ußerordentlichen Gang der Dinge. Das iſt es, was h von Herrn v. Dalberg für mich jetzt erwarten muß, ber — dann zwingt er mich ja ſelbſt zu einer Entſcheiung meiner Lage. Was koſten mich die Emigrationen? kann ich das ohne Erwerb verlieren? Überhaupt, was oſtete mich Manheim? Was koſten mich die Dinge, die ieine Stelle unvermeidlich machte? Bei Gott, ich könnte Rechnung ablegen. Gutmüthigkeiten kann ich mir vorechnen, Verſchwendungen wahrlich nicht! Und die Regie? — Was duldete, fraß ich nicht ein, um Herrn . Dalberg Ruhe zu laſſen, die ihm mein Vorgänger icht ließ? Wie wenig wußte er mir das Dank, und elche Bitterkeiten ſagte und ſchrieb er mir oft? Wie ft galt bei der Truppe für Schwachheit, was doch berechnete Duldung war? Dies alles könnte ich nun auf em Fuße nicht mehr forttragen. Ausgedehntere Vollacht müßte mich in den Stand ſetzen, nicht mehr zu itten, wo ich zu ertragen hätte."

„Wie viel iſt nun unterdeſſen verdorben, was nicht erauszureißen iſt? Wie weit ſind die Foderungen einer Seite, die alles zu erreichen gewohnt iſt, für die Zukunft leichſam berechtigt? Wovon ſoll ſich das Theater eralten, wenn Frieden iſt? Wenn die Einnahme, die etzt 2300 Fl. iſt, wieder, wie vorher auf 8—900 Fl. ommt? Alles dies kann Herr v. Dalberg beſſer als h wiſſen; aber der Frage iſt es doch wol werth. Ich ann doch nicht wie ein Schaf zurückkehren, um hernach ir wieder ſagen zu laſſen: Alles iſt ohne Rettung veroren! — Glauben Sie mir, ich bin nicht leichtſinnig. Ich wünſche die Erhaltung der Bühne. Aber, wenn ich hon etwas aufopfern will, ſo kann ich doch nicht alles ufopfern. Es iſt mir nicht gleichgültig, was Sie und och Einige in dem Punkte von mir denken; daher lege h Ihnen einige Reflexionen über meine Lage vor."

Dieſe Lage erhielt unvermuthet eine andere Wenung, als Iffland um dieſe Zeit dem früher erwähnten ntrage, die Regie des Nationaltheaters in Berlin zu bernehmen, um ſo eher Gehör gab, da Friedrich Wilelm II. zu den ſehr vortheilhaften Bedingungen, die it dieſer Stelle verbunden waren, noch mit wahrhaft öniglicher Großmuth das Verſprechen hinzufügte, die icht unbedeutenden Schulden Iffland's tilgen zu wollen.

Gleichwol ſcheint er ſich Anfangs in ſeinen neuen Verhältniſſen nicht ganz wohl gefühlt zu haben, wie man us einem Briefe ſieht, den er den 21. Nov. 1796 aus Berlin an einen Freund in Weimar ſchrieb: „Da ſitzen neine Frau und ich, und reden, mit der Perle des Danks im Auge, von Weimar. Seine Majeſtät ezahlen meine Schulden. Ich habe die Ruhe gegen Geld getauſcht; denn ich erhalte 3000 Thlr. Sold, in jährliches Benefice und 1200 Thlr. Penſion, wenn h bleibe, denn anf ewig habe ich mich nicht engagirt. Freund, die Schulden haben entſchieden. Nur dieſe! Das glauben Sie ja wol, wenn Sie von den ehrlichen geliebten Becks mich getrennt wiſſen! O Gott! Da ſitze ich, man wünſcht mir Glück — mein Kopf hängt und ich weine über mein Glück, bin kalt bei Ehre und Geld, und ſchlafe wenig, denn mein armes Herz iſt zeriſſen. Eben kommt Ihr Brief, und das mir bekannte Couvert ſetzt mich gleich mit meinen Gedanken nach dem friedlichen Belvedère unter treue Freunde, und dann ſehe ich hier — Pracht und Leere! Es iſt geſchehen. Ich werde hier nicht ausdauern. In drei Jahren kann ich allenfalls hier zurückzahlen. Ich will ſparen. Dann führe Gott mich in Ruhe zu Ihnen."

Auf ähnliche Weiſe ſpricht ſich die Unzufriedenheit mit ſeinen Verhältniſſen in einem Briefe an Schröder in Hamburg aus, datirt aus Berlin am 29. Nov. 1796. „Wahrſcheinlich," heißt es in jenem Schreiben, „iſt es um die Heiterkeit meiner Seele gethan; wahrſcheinlich habe ich gegen ökonomiſche Ruhe die Ruhe meines Lebens vertauſcht. Sei es! Ich will fleißig ſein und es nach und nach dahin bringen, daß ich mit Hilfe meiner wirthſchaftlichen Frau, nach zehn Jahren von Erſparniß, den Verkauf meiner Pretioſen, Verkauf meines Grundſtücks und mein Bißchen Geld zuſammengenommen, meinen Herd hinſetzen kann, wo ich die Erde ſchön und die Sonne fruchtbar finde. Ich bin dann 46 Jahre, wenn ich noch lebe — und da iſt Raum zwiſchen Tod und Leben, zum ruhigen Blick in die Menſchen und ihren Verkehr."

An Schröder, der ihn damals nach Hamburg hatte ziehen wollen und unter andern geäußert hatte, daß der Schauſpieler nirgends ſo frei ſei, als dort, ſchrieb Iffland im November 1796: „Nach meinem Begriff iſt nur der eigentlich ein freier Mann, dem ſeine Umſtände verſtatten, Niemandem zu dienen. Der eigentlich freie Schauſpieler iſt der, der am wenigſten täglich ſpielen, alſo am meiſten der Kunſt ſich widmen kann, nicht dem Erwerbe der Kunſt folgen muß. Ob ich den Launen eines Hofmarſchalls oder Entrepreneurs folgen muß, den Theatergeſetzen, welche Einer gab, oder welche Mehre gaben, gilt gleich. Geſetzen muß ich folgen, und nie ſind fremde Geſetze oder ſelten die Normen unſerer beſondern Überzeugung, und können es auch nicht ſein."

„Hamburg," ſagen Sie, „hätte, oder das Publicum handelte nicht nach Esprit de corps? Wo, in welcher kleinen, in welcher allerkleinſten Stadt läßt das Publicum die Privathandlungen der Schauſpieler ſo evident auf ihre Vorſtellungen übergehen, als dort? Wo iſt — ich bin oft darüber erſtaunt, wie in der großen Stadt bei den durchkreuzenden Geſchäften das möglich iſt — wo iſt des Geſages und des Geſagthabenſollens, des Wieder- und Wiedergeſages ſo viel? Wo durchkreuzt ein hingeworfenes Wort, in hundert und aber hundert Geſtalten, ſo ſchnell alle Brücken, Märkte, Comptoire, Stege ꝛc. und durchziſchelt Abends alle Bänke und Logen, als dort? Ich habe mit Abſicht Niemanden dort beſucht und geſehen. Um ſo mehr war es mir auffallend, den Wiederhall aller kleinen Sitten von Worms in dem großen Hamburg, deſſen Comptoire die Kräfte der Welt anziehen und ab-

Digitized by Google

ſtoßen, wie ſie wollen, zu finden? Man habe nun wider Sie etwas als Director, oder wohlhabenden Mann, der der Hamburger nicht bedarf — wie ſoll ich das Phlegma, den ſtumpfen dummen Unwillen eines Volks erklären, das ſein eignes Vergnügen brach liegen läßt?

Republikaniſche Staaten der kleinen Gattung — große kenne ich nicht — mögen den Wiſſenſchaften gedeihlicher ſein, als monarchiſche; den Künſten ſind ſie es wahrlich nicht. Nur das Verhältniß der Freundſchaft, oder gradezu das Geld können dahin einen Künſtler fixiren. Dies iſt mein Bekenntniß, das ich ehrlich und offen Ihnen ablege. Sie, Ihr Haus, Ihre Art zu denken, zu empfinden, zu handeln, haben zwar des Anziehenden genug für Jemand, der gewohnt iſt, nicht ins Kleine zu handeln und zu rechnen. Aber das iſt auch allein, was — zu Ihnen geſagt — Hamburg der Reflexion werth machen kann für einen Künſtler. Dazwiſchen, zwiſchen Ihrer Perſon, zwiſchen einer Art Reichthum und Unruhe hier, zwiſchen ehrlicher Sehnſucht, der Macht der Gewohnheit, dem ſchönen Himmel und fröhlichen Menſchen, aber Unſicherheit des Staats zu Manheim — und geringerer Einnahme, aber großer Wärme, Ehrlichkeit und Geſelligkeit in Weimar — dazwiſchen ſtand ich, fühlte mich Tag und Nacht hin- und hergeworfen, und hätte herzlich gewünſcht, daß ſtatt meiner ein Zufall entſchieden hätte, weil ich ungern mein Schickſal beſtimme."

Dies Schickſal war wenigſtens von der Art, daß es ihm eine ganz neue Bahn eröffnete. Durch raſtloſen Dienſteifer, dem ſelbſt ſeine Feinde und Neider Gerechtigkeit widerfahren laſſen mußten, rechtfertigt er in der Leitung des berliner Theaters die auf ihn gefallene Wahl, und erhob die dortige Bühne zu einer Höhe, auf der ſie noch nie geſtanden. Sein Talent machte ihn bald zum Liebling des Publicums, obgleich er es verſchmäht hatte, marktſchreieriſch um ſeine Gunſt zu buhlen [16]). Daher ließ er auch die Partei ſeiner Gegner, die ſich allmälig gebildet, völlig unbeachtet, und nahm nie zu Mitteln, ihr entgegen zu wirken, ſeine Zuflucht. So leitete er eine Reihe von Jahren faſt allein für die Kunſt. Von der Reiſe, die er jährlich unternahm, um auswärts Gaſtrollen zu geben, brachte er den ungetheilten Beifall eines großen Publicums heim, und der Aufenthalt in Berlin ward ihm um ſo angenehmer, da die dortige Theaterintendanz nur ſelten etwas verfügte, was mit ſeinen Zwecken und Anordnungen im Widerſpruch zu ſtehen ſchien.

Die unglückliche Kataſtrophe, welche für den preußiſchen Staat mit dem J. 1806 eintrat, wirkte in mehrfacher Hinſicht nachtheilig für Iffland's Beſtrebungen. In jener trüben Zeit fiel die Unterſtützung weg, welche das berliner Nationaltheater bisher von der Regierung erhalten. Von den niedergeſchlagenen Einwohnern ward die Bühne wenig beſucht, und die Franzoſen machten unverſchämte Anfoderungen. „Das alles," äußerte Iffland damals im Kreiſe einiger vertrauten Freunde, „würde mich nicht ganz niederſchlagen. Aber ein Schauder überfällt mich jedesmal, wenn ich die Bühne betrete, und die königliche Loge mit Franzoſen, und bisweilen mit Menſchen beſetzt ſehen muß, die vielleicht früher bei einem Theater auf den Boulevards Portiers waren!"

Iffland's Verdienſte um das berliner Theater in jener unglücklichen Periode ſind, nach den Worten eines achtungswerthen Mannes [17]), nur von Wenigen gekannt, und von noch Wenigern erkannt worden. Der Erhaltung der Bühne gab er ſich ganz hin und opferte derſelben Geſundheit und Kraft. Seine damalige Stellung war um ſo ſchwieriger, da er oft den Vermittler ſpielen mußte zwiſchen der franzöſiſchen Willkür und den Wünſchen eines patriotiſch geſinnten Publicums. Verletzte er fremde Gewalthaber, ſo konnte leicht die Drohung in Erfüllung gehen, daß durch Berufung franzöſiſcher Schauſpieler das berliner Nationaltheater auf einmal geſprengt ward. Einige Male war er in Gefahr, von den franzöſiſchen Behörden verhaftet und nach Frankreich transportirt zu werden, als er einige Stücke, deren Aufführung ſie gewünſcht, nicht auf die Bühne bringen wollte, weil der teutſche Charakter darin von einer lächerlichen Seite dargeſtellt war. Dagegen zeigte er ſich willig, mehre Luſtſpiele Picard's für die teutſche Bühne zu bearbeiten [18]), und dictirte Abends oft bis ſpät in die Nacht, in ſeinem Landhauſe im Thiergarten die Überſetzung in die Feder.

Eine Auszeichnung, wie ſie ſelten einem Schauſpieler zu Theil ward, verdankte Iffland Friedrich Wilhelm III., der ihm 1807 den rothen Adlerorden dritter Claſſe verlieh. Iffland ſah dadurch ſeinen oft geäußerten Wunſch erreicht, das allgemein verjährte Vorurtheil gegen ſeinen Stand durch die öffentliche Anerkennung ſeines Monarchen gehoben zu ſehen. In ſolcher Stimmung ſchrieb er, bei Gelegenheit eines Rufs nach Wien, an Schütz in Halle den 7. März 1807 [19]): „Der König iſt mein ſo überaus wohlwollender Herr, hat in 10 Jahren nie ſeine Geſinnung gegen mich geändert, hat — er allein — gegen ſo manche Anfälle der Plattheit mich, oft mir unbewußt, ruhig und feſtgehalten, daß ich es, was ich auch aufs Spiel zu ſetzen habe, nicht möglich machen kann, über unglückliche Monate die ſchönen Jahre, die er, ſo viel an ihm lag, mir gegeben, zu vergeſſen. Dazu kommt noch, daß, ſo friſch und innig ich auch für die Kunſt lebe, ſo ermüdet bin ich doch von der Di-

16) „Das Publicum," heißt es in einem Briefe Iffland's vom 21. Oct. 1796, „ſcheint viel Wärme und Güte für mich zu haben. Daß ich aber den höflichen Empfang, den es mir einige Male gewährte, nie durch ein Gegencompliment auf mich ziehen wollte, iſt ein Beweis, daß es mir nicht an Delicateſſe fehlt, und daß ich entfernt bin von Präſumtion."

17) Des königl. preuß. Geh. Raths und Leibarztes Formey, in Iffland's Krankheitsgeſchichte (Berlin 1814). S. 10. 18) Sie befinden ſich, nebſt einigen andern Luſtſpielen, nach Duval und Bouilly bearbeitet, in Iffland's Beiträgen für die teutſche Schaubühne, in Überſetzungen und Bearbeitungen ausländiſcher Schriftſteller (Berlin 1808. 1809). 3 Bde. Vgl. Allgem. Literaturzeitung. 1809. 3. Bd. Nr. 330. S. 729 fg. Jenaiſche Allgem. Literaturzeitung. 1809. 1. Bd. Nr. 78. S. 577 fg. 19) ſ. die Schrift: C. G. Schütz, Darſtellung ſ. Lebens ꝛc. (Halle 1835). 2. Bd. S. 196 fg.

Digitized by Google

rection. Und ich ſollte eine neue Direction, den Kampf mit Allem — was ich in Wien kenne — leichthin aufnehmen? Immer war Ruhe, ein kindlich ſtilles Sein mein Sehnen. Die Kunſt zog mich in die Welt, und immer gab ich mich der Hoffnung hin, daß doch noch wol ein ruhiges Walten der Kranz werden möchte, den das Kunſtleben mir erringen würde. Der Fieberſchauer, in dem die Welt kreiſet, hat dieſen lichten Endpunkt ausgelöſcht, und ich fluthe hin und her, ohne zu wiſſen wohin. Sollte das Band hier reißen, ſo möchte ich eine kleine, ſtille, ruhige Exiſtenz; ein lebendiges Kunſtleben teutſchen Fleißes und ohne Aufhebens, gelohnt im Verkehr mit Wenigen; keine große Welt, keine Direction, keine Täuſchung von dem Traume, womit ſich nur die volle Kraft gegen die Eisſchollen ſtemmt und durchbricht. Meine Kraft iſt, ich erſtaune darüber, noch bedeutend genug, um für die Kunſt als Künſtler was nicht Gemeines zu thun. Aber, um wieder das Leben — als Kaufmann, als Treiber, als Dirigent und Executor, als Wucherer und Kunſtler, als Jude und Schöngeiſt, als Formaliſt und leichten Sinnes wallender Menſch — um dieſes Leben noch einmal neu beginnen zu wollen, fehlt mir mehr der Wille als der Muth."

„Ich verließ das Theater zu Gotha mit ſeinem Ende; das zu Manheim hat mein jugendliches Treiben und Dalberg's Beharren erſchaffen. Ich mußte es dahinwelken ſehen. Hier habe ich — ich darf es wol ſagen — herkuliſche Arbeit gehabt, um eine Zunftbude in ein akademiſches Weſen zu verkehren. Das Werk war ſichtbar geworden. Die es heben konnten, die Gelehrten, haben mein Thun ſtets zertreten. Weshalb? das weiß ich nicht. Mein Muth iſt geblieben. Nun aber hat der Krieg die Saat in den Boden geſtampft. Wird etwas wieder aufgehen? wie viel? wann? oder wird es völlig Nacht werden, und ein klagender Geiſt über der Tiefe ſchweben? Wer weiß das? Meine Bürger- und Amtspflicht fodert von mir, auszuharren, bis die allgemeine Stimme mich loszählt und erklärt: Nun kann er nicht mehr! Mit dieſem Sinne verkehre ich raſch, und bin, ſchweren Herzens, ſo thätig, als ob alles niemals ein Ende haben könnte. Wie weit ich reichen werde, weiß ich nicht, aber das weiß ich, niemals ſoll man von mir ſagen können: er wußte die Aufopferungen nur gut zu ſpielen, aber keine zu bringen."

Die zu raſtloſe Thätigkeit und Anſtrengung hatte Iffland's Körper erſchöpft, und mit ihm ermüdete ſein Geiſt. Gleichwol gab er im Herbſte 1811 einige Gaſtrollen zu Breslau mit einer Heiterkeit und einem Humor, der die Stimmung kaum ahnen ließ, die in einem Briefe vom 9. Auguſt des genannten Jahres herrſcht. „Möcht' ich," heißt es darin, „doch die tiefe Schwermuth der Seele bannen können, von der ich ganz erfüllt bin! Es iſt nicht Lebensüberdruß, aber voller Überdruß an Lebensverkehr. Ich bedarf nicht zu beten: Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz! wol aber: Schaff' in mir, Gott, ein frohes Herz!"

Auf dringendes Erſuchen gab er noch einige Gaſtrollen in Breslau und eilte dann nach Frankfurt a. M., Tag und Nacht reiſend, obſchon er körperlich ſehr litt, und bereits mehre Male Blut ausgeworfen hatte. Seine Gattin, die ihn begleitete, der Arzt uud mehre ſeiner Freunde widerriethen ihm dringend, in Frankfurt aufzutreten. Er ließ ſich nicht zurückhalten. Erſchöpft vom Spiel, gab er am nächſten Abend bereits wieder eine Vorſtellung in Darmſtadt. Seinen Geſundheitszuſtand ſchildert ein Brief vom 5. Sept. 1811. „Der Kopfkatharr ſteht noch," ſchrieb Iffland, „und die Bruſt iſt leidlich; auch habe ich kein Fieber mehr. Im Spiel vermeide ich möglichſt Anſtrengung; außerdem bin ich matt, pflege treue Diät und Ruhe. Geſtern Abend waren ſeit dem 4. Auguſt zwanzig Rollen geſpielt und 140 Meilen gereiſt. Mich beſiegen, wie Schiller ſagt, die gewaltigen Stunden, und der innere Haushalt meiner kindlichen Seele iſt ſo treu und wahr, als der Weltlauf verkrüppelt iſt; und weil er eben das iſt, bedarf es einer beſchränkten Führung, an die ich ſtets gewöhnt werden muß."

In Manheim ſchwelgte er in den ſüßen Erinnerungen der Vergangenheit, trat noch in einigen Rollen auf, und nahm Abſchied von ſeinen Freunden, wie er zu fühlen ſchien, für immer. Über Braunſchweig war er ſehr erſchöpft nach Berlin zurückgekehrt, wo ihn ein Fußübel mehre Wochen an ſein Zimmer feſſelte. Kaum geneſen, gab er ſich wieder mit gewohnter Anſtrengung ſeiner frühern Thätigkeit hin. Die dringendſten Vorſtellungen ſeines Arztes konnten ihn nicht zurückhalten, die Bühne wieder zu betreten. In der Rolle des armen Poeten von Kotzebue betrat er ſie zum letzten Male im October 1812. Eine erhaltene Einladung führte ihn hierauf nach Karlsruhe, wo ihn auch die vortheilhaften Anträge nicht bewegen konnten, Berlin mit jenem Orte zu vertauſchen. Reiner Patriotismus muß ihn geleitet haben; denn mit der Meinung und dem Urtheil des berliner Publicums ſcheint er nicht ganz zufrieden geweſen zu ſein. „Daß ich," ſchreibt er darüber, „gar keinen Sinn für mein dortiges Geſchäft habe, thut mir weh. Zur Pflicht wird das Pflichtgefühl mich bewegen; das iſt aber auch alles. Dies Geſchäft jedoch verlangt mehr als Pflicht. Was Berlin mit dem Theater geworden iſt, ward es, weil ich mehr als meine Pflicht gethan."

Kaum etwas geneſen, betrat er im Januar 1813 wieder die Bühne. Nach dem Ausbruche des Krieges ging er über Breslau nach dem romantiſch gelegenen Bade Rheinerz, wo die Molkenkur einen günſtigen Einfluß auf ſeinen Geſundheitszuſtand und beſonders auf ſeine geſchwollenen Füße zu äußern ſchien. Wieder nach Berlin zurückgekehrt, gab er dort mehre Vorſtellungen, und zum Theil angreifende Rollen, wie Wilhelm Tell, mit faſt jugendlichem Feuer, ſpäterhin (den 5. Dec.), trat er auf als Martin Luther in Werner's Weihe der Kraft. Zunehmende Kränklichkeit nöthigte ihn jedoch bald, ſich gänzlich zurückzuziehen von der Bühne und von den damit verbundenen Geſchäften. Er verkaufte um dieſe Zeit ſein Landhaus im Thiergarten und zog ſich in die Stadt zurück. Bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens thätig, feierte er die Rückkehr der königlichen Familie nach

Berlin durch das von ihm gedichtete kleine Stück: Liebe und Wille, und durch einen Prolog bei der Ankunft der Kaiſerin von Rußland. Sie erſchien im Schauſpiel, und Iffland ließ es ſich nicht nehmen, noch einmal, wenn auch nur im Hintergrunde, dort den 23. Jan. 1814 zu erſcheinen.

Vergebens hoffte er Geneſung von einem nochmaligen Gebrauche des Bades zu Rheinerz. Mit völlig erſchöpften Kräften kehrte er nach Berlin zurück. Dort erfreute ihn die Nachricht, daß Friedrich Wilhelm III. ſein wohlgetroffenes Bild, von Graff gemalt[20]), für die königliche Gemäldegalerie gekauft habe. Er ſchrieb darüber kurz vor ſeinem Tode, den 15. Sept. 1814 an den König: „Ew. Majeſtät hohe Gnade für mich iſt mir durch den Herrn Staatskanzler angezeigt worden. Was kann ich Unverdienter ſagen, als was ich in jeder Beziehung mit unnennbarem Gefühl ſage: Gott erhalte den König! Meine Abbildung in Ew. Majeſtät Beſitz, weiſt den Ehrenplatz mir an nach dieſem Leben. Ew. Majeſtät huldreicher Antheil belebt meine Kräfte dergeſtalt, daß, wenn ich auch nie das Ganze aus Sorge und Auge gelaſſen, ich doch nunmehr nach und nach das ganze innere Geſchäft wieder übernehmen kann. Gott gebe mir Kräfte, um ſie dem Dienſte meines geliebten Herrn ferner widmen und an ſeiner Heldenbahn mich erheben zu können."

So gab er ſich noch immer der Lebenshoffnung hin, und zwei Tage vor ſeinem Tode ſchloß er einen ſehr herzlichen Brief an ſeine in Hanover verheirathete Schweſter mit den Worten: „Sei verſichert, daß die Rückerinnerungen zu meinem ſüßeſten Lebensgenuß gehören, und daß ſie es ſind, die mich über manche ſchlafloſe Nacht ſogar angenehm hinweggebracht haben. Die Liebe für Dich iſt der Geiſt in meinem Leben, und mein Leben wärmt und nährt ſich an dieſer Flamme. Welch ein Genuß werd' ich haben, wenn ich, wie ich es doch im kommenden Jahre mit Zuverſicht hoffe, da ich es in dieſem ſchon ſo gewiß wollte, auf 14 ruhige Tage zu Dir gehen kann. Der Himmel erhalte Dich, und füge alle Dinge, wie ſie Deinem Herzen lieb ſind."

Den 21. Sept. Vormittags unternahm Iffland mit Genehmigung ſeines Arztes noch eine Spazierfahrt nach Charlottenburg. Nach der Heimkehr dictirte er einige Briefe. Eine ſtille Heiterkeit ſchien über ſein ganzes Weſen verbreitet. Am Abend jedoch überfiel ihn drückende Angſt. Er ließ ſich von einem Seſſel in den andern tragen, bis er Morgens gegen fünf Uhr in die eine Ecke des Sopha's geſetzt zu werden wünſchte. Die andere nahm ſein mit treuer Anhänglichkeit ihm ergebener Secretair Maurer ein, der von mehren Nachtwachen erſchöpft, in einen kurzen Schlummer fiel. In der Zwiſchenzeit war Iffland, den Kopf auf den Arm geſtützt, in der ruhigſten Stellung und ſcheinbar ſchmerzlos verſchieden. Der 22 Sept. 1814 war ſein Todestag. Seine Beerdigung war feierlich. Das ganze Theaterperſonal folgte ſeinem Sarge.

Das vielfach verbreitete Gerücht, daß Iffland an jener furchtbaren und ſchmutzigen Krankheit geſtorben ſei, die Philipp II., Sülla u. Andere hingerafft, wird widerlegt durch Formey's Zeugniß in Iffland's Krankheitsgeſchichte (Berlin 1814). Der königliche Leibarzt Formey gibt die Waſſerſucht als Urſache ſeines Todes an. Daß er ſich unnatürlichen Ausſchweifungen hingegeben habe, wie ebenfalls behauptet worden, dafür fehlen wenigſtens hinlängliche Data, durch die eine ſolche Angabe völlig außer Zweifel geſtellt werden könnte. Es war ſein Schickſal, mehrfach angefeindet und verleumdet zu werden, was ſeinen zahlreichen Gegnern um ſo leichter gelang, da er es verſchmähte, von den Schleifwegen und andern Mitteln Gebrauch zu machen, durch die man der Verleumdung entgegenwirken kann. Kosmopolit im eigentlichen Sinne des Worts, und nur der Ausübung der Kunſt lebend, ließ er es ruhig über ſich ergehen, daß ihn außer den erwähnten Beſchuldigungen auch der Vorwurf des Stolzes und der Anmaßung traf. Dieſer Vorwurf war völlig unbegründet. Nicht einmal eitel konnte man ihn nennen. Was man ihm als Stolz auslegte, war nur das gewiß nicht übertriebene Gefühl ſeines Werthes und der damit verbundene Ernſt in ſeinem Benehmen. Er wollte dadurch ſeinen Stand emporheben aus der Verachtung, die ihn bisher gedrückt. Wie wenig Anmaßung in ſeinem Charakter lag, geht ſchon daraus hervor, daß er häufig nicht die glänzenden, ſondern die ſchwierigſten Rollen wählte, ja es mitunter ſogar nicht verſchmähte, unter den Statiſten einen Platz einzunehmen. Oft äußerte er, wie läſtig es ihm geweſen ſei, auf ſeinen Künſtlerreiſen nach der Vorſtellung von der Menge begafft zu werden, und bei ſeiner Durchreiſe durch Magdeburg äußerte er einſt lebhaft ſeine Unzufriedenheit darüber, daß ſeinetwegen die Preiſe der Plätze erhöht worden waren. Daß er als Director dem Theaterperſonal gegenüber, ein kaltes, gebietendes Weſen annahm, ſchien die Klugheit zu fodern, da außerdem die übertriebenen Anſprüche mancher Einzelnen kaum zu befriedigen geweſen ſein möchten.

Völlig unbegründet iſt der ihm oft gemachte Vorwurf der Verſchwendung. Einfach in ſeiner Kleidung, liebte er einen ſtillen äußern Glanz um ſich her, und ſein Haushalt glich dem eines wohlhabenden Mannes. Das Geld war ihm nicht Zweck, ſondern Mittel, und er achtete es um ſo weniger, je leichter er es mitunter erwarb. Noch in ſpätern Lebensjahren pflegte er zu äußern: „Daß Beil, Beck und ich nicht als reiche Leute ſterben würden, davon waren wir alle drei überzeugt. Einen reichen Künſtler kenne ich nicht. Um der Kunſt willen muß man leben, und da ſtirbt man denn auch am glücklichſten." Einen großen Theil ſeiner bedeutenden Einnahme verwandte er mit ſeltener Uneigennützig-

20) Bildniſſe von Iffland befinden ſich vor dem Theaterkalender auf das Jahr 1784 (von Geyſer), vor dem erſten Jahrgange des allgemeinen Theaterjournals (von Karcher), vor dem 48. Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften (1792; von Schulze), vor dem erſten Bande von Iffland's dramatiſchen Werken (Leipzig 1798; von Bolt) und in dem von M. Hennings herausgegebenen Teutſchen Ehrentempel (Gotha 1824). 6. Bd. Sein Bildniß iſt auch einzeln von Verhelſt en médaillon (1797) geſtochen worden.

keit zu Gunſten durchreiſender Schauſpieler, oder zur Unterſtützung der Witwen und Kinder derer, mit denen er in theatraliſcher Verbindung geſtanden.

Iffland war eigentlich ein Schwärmer, aber kein beneidenswerther. Während die Menge ihn verherrlichte, fühlte er ſich einſam bis an das Ende ſeines Lebens. Hätte nicht die Leidenſchaftlichkeit jugendlicher Aufwallung ihn zu dem Schauſpielerleben hingeriſſen, ſo würde er vielleicht, nach der düſtern Grundlage ſeines Gemüths, früher oder ſpäter ein Miſanthrop geworden ſein, ſo innig und herzlich er es auch mit den Menſchen meinte, die ihn oft hart gekränkt und verletzt hatten. Es bedurfte nur der leiſeſten Erinnerung an ſeine Jugend und an die Entwickelungsperiode ſeines Künſtlerlebens, um ihn in die trübſte Stimmung zu verſetzen. In ſolchen Augenblicken traten die mannichfachen Schattenſeiten des Standes, dem er ſich aus Neigung gewidmet, lebhaft vor ſeine Seele, verbunden mit den zahlloſen trüben Stunden, die ihm Neid und Cabale auf ſeiner Künſtlerlaufbahn bereitet hatten.

Ein offenes Geſtändniß legt Iffland hierüber in einem Briefe ab, den er 1805 an einen jungen Mann ſchrieb, welcher für den Gelehrtenſtand beſtimmt und in günſtigen Familienverhältniſſen lebend, der Neigung, unter Iffland's Leitung Schauſpieler in Berlin zu werden, nicht widerſtehen konnte[21]). „Ihr Vertrauen," ſchrieb Iffland, „erfreut mich; Ihr Entſchluß erwirbt meine Achtung. Dennoch ſetzt die Antwort, welche ich Ihnen zu geben habe, mich in Verlegenheit. Ich will Ihnen keine Gemeinplätze wiederholen; aber ich muß Ihnen anführen, daß alle, welche Ihre Kenntniß der Menſchen und ihrer Schickſale bei Überlegung dieſes Gegenſtandes Ihnen vorführten, des tiefſten Nachdenkens werth ſind. Was denn alſo Innungsgeiſt, Neid, Eiferſucht, Schadenfreude, Falſchheit, Scheelſucht, Argwohn ꝛc. anlangt, ſo iſt es in dieſem Stande, wie in allen andern, und in allen andern, wie in dieſem. So viel hat mich die Erfahrung nach 25 Jahren gelehrt. Aber ein Umſtand erhöht die die Einwirkung: die *Öffentlichkeit* des Kunſtwirkens in unſerem Stande. Angefeindet von jenen Leidenſchaften, findet der Profeſſor, der Rath, nach etlichen Stunden die Faſſung, fortzuwirken; der Prediger hat Zeit, ſich zu erheben; der Schauſpieler nicht! Außer, daß er mehr wie Alle, von denen abhängt, welche mit ihm auftreten, daß ſein Geſchäft mehr, als die Geſchäfte Anderer, von beſtimmter Stunde abhängt, und daß dennoch Laune und Wärme, ja Dichterſtimmung unerläßlich gefodert, nichts nachgeſehen wird: ſo hat er oft, die ihn beſpötteln, beſchimpfen, dicht vor ſich; Neider und Feinde neben ſich. Vor und neben dieſen ſoll er unbefangen, ſeelenklar und kräftig, zart und hinreißend, begeiſtert und doch beſonnen — ein Kunſtwerk, in allen Stürmen, mit Charakterwahrheit und Grazie, mit Effect und Beſcheidenheit dabei, ganz ausgemalt, hinter einander hinſtellen! Nicht Gram noch Galle, nicht Freude noch Kränklichkeit — von allen Zufällen, welche die Breterwelt, die er belebt in ihrer Natur hat, ſoll nichts ſichtbar ſein. Nur das Bild, was er übernommen, oder was man ihm aufgedrungen, ſoll daſtehen."

„Das fodert man; das will auch der Künſtler. Und was wird ihm dafür? Ehedem: wenig Gehalt aber viel Genuß vom Zuſchauer; keine Penſion, aber Liebe für die Perſon, bei welcher, für den *Künſtler*, kein eigentlicher Mangel denkbar war. Jetzt? Mehr Gehalt, weniger Genuß vom Zuſchauer, welcher nach dem Ton unſerer Zeit in ſtarren Indifferentismus verſunken iſt, oder ſcheinen will; tolles Lob in öffentlichen Blättern; hier und da — Penſionen. Der junge Künſtler ſchreitet darüber weg; der ältere, wenn er ſeine Kunſt *ganz* liebt, bereuet nicht ſeine Wahl: aber es iſt ihm Pflicht, wenn er befragt wird, alles dieſes aus einander zu ſetzen."

„In meinem Kunſtſchickſal iſt viel Anziehendes und vielleicht viel Glänzendes. Einige glückliche Augenblicke, beſonders ſorgfältige Leitung, haben dem, was von Talent in mir iſt, und meinem Fleiße Bahn gebrochen. Aber unter Hunderten trifft nicht Einen eine ſo glückliche Concurrenz der Umſtände, ohne welche das größere Verdienſt oft nicht den halben Weg macht. Wenige haben, bei der Einheit meines Zweckes, das Ausharren, welches mir die Richtung meiner Erziehung verſchaffen mußte Dieſelben Mittel werden nicht überall dieſelbe Wirkung haben. Ich erkenne und erkläre, daß, wenn ich keinen Schritt, den ich für die Kunſt that, bereue, ich das meiſtens den günſtigen Umſtänden danke, die mich leiteten. Daraus kann nicht folgen, daß ich Ihnen rathen ſollte, daſſelbe zu thun. Ich war im 18. Jahre, hatte keinen andern Weg vollendet. Ich blieb allein, bis mein Schickſal ganz entſchieden war. Bei Ihnen iſt alles entgegengeſetzt. Unter welchen günſtigen Vorausſetzungen des Talents Sie auch Ihre Laufbahn antreten, ſo dürſen Sie nicht vergeſſen, daß jede Unannehmlichkeit durch Rückwirkung auf eine Frau doppelt trifft, und bei einer Familie dreifach. Reizt der beleidigte Künſtlerhumor zu Veränderung der Bühnen, ſo macht die Mishandlung — und dieſe iſt jetzt nicht ſelten — ſie zur Nothwendigkeit. Da iſt nun der Künſtler als Gatte und Vater im harten Kampfe aufgeregter Gefühle und beſtehender Pflichten."

„Ich könnte dieſe Zeilen zu einem Buche ausführen, ſagte ich mir nicht, daß Sie das ſo gut, wie ich vermögen. Laſſen Sie uns der Sache näher gehen. Was iſt ein Anfang in Berlin? Trefflich für den, welcher weder Namen, noch Schickſal aufs Spiel zu ſetzen hat. Wer aber beides, wie Sie auf eine Karte ſetzt — dem rathe ich es nicht. Die Urſachen ſetz' ich Ihnen aus einander. Der literariſche Ruf und die Bedeutung, welche Berlin mit Recht hat, leitet faſt alle Menſchen zu einer kritiſchen Pünktlichkeit und Schärfe, welche mehr eine betrachtende als genießende Stimmung im Parterre veranlaßt. Eine große Zahl junger Leute, unter dem Motto: nil admirari — verwirft, bis auf wenige Dinge, welche ſie paſſiren laſſen, faſt alles. Ich habe nur wenige junge Talente hier aufkommen ſehen;

21) ſ. den Leipziger Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr 1820. S. 19 fg..

faſt alle hat dieſer Nachtfroſt getödtet. Man ſieht kalt an, lächelt leicht, und ſpottet."

Nach den hier von Iffland ſelbſt mitgetheilten Hinderniſſen und Schwierigkeiten eines Berufs, in welchem er gleichwol den höchſten Anfoderungen genügte, muß man ſein Künſtlertalent um ſo mehr bewundern, da ihn die Natur in ſeiner äußern Erſcheinung wenig begünſtigte. Er war mehr klein, als groß, und ſein ſtarker, unterſetzter Körperbau hatte mit dem von Garrick und Eckhof viel Ähnlichkeit. Vorzüglich genirte ihn auf dem Theater ein unproportionirter Hängebauch, zu welchem die ziemlich magern Schenkel im Misverhältniſſe ſtanden, während die ſehr ſtarken Waden mit dem kleinen Fuß einen auffallenden Contraſt bildeten. Nicht ſonderlich für die Perſpective des Theaters geeignet war ſein volles und rundes Geſicht, die Naſe übrigens proportionirt, der Mund breit und beredt. Das ſchwarze, glänzende Auge konnte man gewiſſermaßen den Hebel ſeines Spiels nennen, vor welchem alle übrigen misfälligen Äußerlichkeiten verſchwanden oder in den Hintergrund zurücktraten. Sein Sprachorgan war nicht volltönend, doch weich und biegſam. Er athmete kurz, wußte indeſſen dieſen Naturfehler ſo zu bekämpfen, daß man auf der Bühne wenig davon gewahr ward. Seine Mimik ſtets pſychologiſch motivirt und demgemäß wahr, verdiente im Komiſchen, wie im Tragiſchen, die höchſte Bewunderung, und mit Grund kann man, trotz der ſtrengen Anfoderungen, die A. Lewald in ſeiner Schrift: Seydelmann und das teutſche Schauſpiel[22]), an den echten dramatiſchen Künſtler und demgemäß auch an Iffland macht, behaupten, daß deſſen Kunſt einen fortwährenden Triumph über die Natur gefeiert.

Über ſein Publicum übte er eine Herrſchaft aus, wie keiner vor ihm. Was ihm zu dieſem Siege verhalf, war beſonders ſein großes, ſchönes, ſprechendes Auge. Wie er dadurch zu wirken wußte, zeigte ſich vorzüglich da, wo das Auge ihm als einziges Requiſit bei ſeinen Redevorträgen diente. Dies war vorzüglich der Fall, wenn er vorlas, und Weener's Schauſpiel: Die Weihe der Kraft, in welchem er ſpäterhin auf der Bühne zu Berlin Luther's Rolle übernahm, ließ faſt noch einen größern Eindruck zurück, als Iffland dieſe dramatiſche Dichtung im Sommer **1806** auf dem Theater zu Deſſau recitirte. Kräftig hob er die großen Schönheiten des Stücks hervor, während er die ſchwächlichen und myſtiſchſüßlichen Partien bedeutungsloſer behandelte, ja zum Vortheil des Ganzen nicht ſelten fallen ließ. Das Gemälde erhielt dadurch das rechte Colorit, da Iffland die Lichter und Schatten trefflich zu vertheilen verſtand, während bei der öffentlichen Darſtellung, wo jeder ſich bemühte, ſeine Rolle hervorzuheben, das Bild faſt überladen erſchien und die Farben grell in einander ſchmolzen.

„Iffland," ſagt einer ſeiner Freunde, der jener Vorleſung beiwohnte[23]), „feierte nach meiner Anſicht damals einen größern Triumph, als bei öffentlicher Darſtellung; denn obwol er aller äußern Hilfsmittel entblößt daſtand, fiel es gewiß Keinem ein, daran zu denken. Das ihm ganz eigene Lutherauge, der mächtige Redefluß, der von ſeinen Lippen ſtrömte, die hohe Andacht auf ſeinem Antlitze, ließen jede andere Äußerlichkeit vergeſſen; denn man glaubte den ſalbungsreichen, kräftigen Luther ſelbſt zu h ö r e n, den frommen, andächtigen Auguſtinermönch zu ſ e h e n. Iffland feierte hier einen Sieg, der wol zu den höchſten und ſchönſten gehören mag, die er je errungen, beſonders, wenn man in Betrachtung zieht, daß er nie aus den Schranken des V o r l e ſ e r s heraustrat, und nie von der Kunſt und den Mitteln des S c h a u ſ p i e l e r s eine ungeeignete Anwendung machte. Ich darf verſichern, daß jeder wahrhaft Gebildete für dieſe Vorleſung gern Verzicht auf die Aufführung des Stücks ſelbſt leiſtete, mit ſammt dem großen Reichstagspomp und den prächtigen Decorationen, wie ſie das berliner Theater blicken ließ. Iffland wiederholte dieſe Vorleſung auch zu Halle, wo zum Gelingen des Ganzen eine ergreifende Anordnung ſtattfand. Statt einer Ouverture ward in einem, an den ſehr gefüllten Saal anſtoßenden Zimmer der Choral: Eine feſte Burg iſt unſer Gott, von Weber geſetzt, vorgetragen; nach dem dritten Act überraſchte der Geſang dieſes Chorals von Chorknaben, und nach dem eben Geleſenen ergriff dieſes Lied die Seele mit einer muthigen und wunderbar erhebenden Stimmung, die auch den kälteſten Zuhörer zu einem Vertheidiger des Vaterlandes oder des Glaubens oder irgend einer guten Sache hätte hervorheben können."

Erhöht ward die Wirkung von Iffland's Declamation ſowol bei jener Vorleſung, als auf der Bühne durch ſein immer durchdachtes, nie überladenes Mienenſpiel, das jeden Gedanken, den er ausſprach oder der auf dem Theater zu ihm geſprochen ward, treffend und richtig begleitete. Seine Geſticulation, immer gemäßigt und anmuthig, oft überraſchend, ſchloß ſich jedem Gegenſtande innig an. Oft ſtand er bewegungslos, gleichſam in plaſtiſcher Ruhe gefeſſelt, bis ſein Auge, eine raſche Bewegung der Hand oder eine ſchnell veränderte Stellung, ſeinen Seelenzuſtand dem Zuſchauer andeutete. Deutlich las man in ſeinem Geſicht oder in der einfachen Geſticulation, womit er der Rede eines Andern aufmerkſam zuhörte, wie die zu ihm geſprochenen Worte in ſeinem Innern wiederklangen. Über dieſe körperliche Beredſamkeit, wie er es nannte, hat Iffland ſelbſt ſchätzbare Andeutungen gegeben in ſeinem Almanach für Theater und Theaterfreunde[24]), in welchem er beſonders gegen das zweckloſe Auf- und Abwandeln ſo vieler Schauſpieler auf der Bühne lebhaft eifert, wie denn überhaupt die Aufmerkſamkeit nicht genug gerühmt werden kann, die der große Meiſter ſeinen Mitſpielern widmete, und wovon er beſonders als Marinelli und als Abbé de l'Epée glänzende Beiſpiele gab.

Ein wahrhaft graziöſer Anſtand, und das, was man

22) Stuttgart 1835. 23) J. F u n c k, Aus dem Leben zweier Schauſpieler, A. W. Iffland's und L. Devrient's (Leipzig 1838). S. 23 fg.

24) Im zweiten Jahrgange (Berlin 1808). S. 65 fg. und im dritten (Ebend. 1809). S. 66 fg.

Digitized by Google

am treffendſten mit dem Ausdruck „Zuhauſeſein auf der Bühne“ bezeichnen könnte, war ihm in hohem Grade eigen. Er pflegte freilich ſeine Rollen ſo genau zu ſtudiren und auswendig zu lernen, daß er des Souffleurs eigentlich gar nicht bedurfte, und daß während der Darſtellung geringfügig ſcheinender Details Ergebniſſe eines wohlberechneten Studiums waren. Bewundernswerth war die Geiſtesgegenwart, womit er, beſonders bei Gaſtvorſtellungen, wenn ihm nach ſeinem eignen Ausdruck nicht in die Hand geſpielt ward, ſich und andere corrigirend, einlenkte und ſupplirte. „Bei ſolchen Teufeleien,“ ſagte Iffland einſt zu einem Freunde, „bleibe ich, ſo verwünſcht ſie mir auch ſind, ganz ruhig und geduldig, wie ein Lamm. Das iſt aber das Ärgerliche bei der Sache, wenn man nachher von einem dienſtfertigen Recenſenten in öffentlichen Blättern, dem die Beurtheilung abging, an wem der Fehler gelegen, den man geſchickt genug noch verbeſſert zu haben glaubte, heruntercapitelt und mit weiſen Lehren bedient wird, wie man eigentlich das Ding, ſo oder ſo, hätte beſſer machen ſollen [25]).

Wenn Iffland, ſo ſelten er es auch that, irgend ein Individuum auf der Bühne copirte, ſo durfte, ſeinem theatraliſchen Genie nach, nicht blos die Geſtalt des Copirten, ſondern zugleich auch immer die Gattung des dargeſtellten Charakters hervortreten. Nichts war ihm unerträglicher, als der Gedanke, in Eine Claſſe geworfen zu werden mit den gemeinen Copiſten, die mit einigem Nachahmungstalent ausgeſtattet, ſchon genug gethan zu haben glaubten, wenn ſie die Stimme, den Gang, die Stellung und Haltung irgend eines Individuums bis auf die Farbe ſeines Rocks wiedergegeben, und darüber die Hauptſache vergaßen, dem Zuſchauer ein Gemälde zu liefern, das in ſeiner Copie denſelben ebenſo ergreifen und feſſeln müßte, als ob er den Copirten gekannt habe oder nicht. Weit mehr, als dergleichen Copien, liebte Iffland das Extemporiren. Aber auch in ſolchen Fällen benahm er ſich ſtets mit Umſicht und Wahrheit, immer dem Charakter ſeiner Rolle gemäß, und oft zu weſentlichem Vortheil derſelben. Oft ging er darin ſo weit, daß man ſeine Rolle als eine ganz neue bezeichnen könnte, wie unter andern, als Lieutenant Wallen in dem Schröder'ſchen Luſtſpiel: Stille Waſſer ſind tief. Mitunter erlaubte er ſich auch wol, wenn er bei beſonders guter Laune war, abſichtlich die Schauſpieler zu verwirren und in Verlegenheit zu bringen. Er that dies beſonders in ſogenannten chargirten Rollen, wenn er merkte, daß Mitſpieler und Publicum ſeine gute Laune theilten, wo er ſich denn ſo gehen ließ, und die ihm eben gekommenen Einfälle oder Witzworte nicht unterdrücken konnte. Dabei vergaß er denn, oder that es abſichtlich, das Schlagwort, wodurch die Mitſpieler confus gemacht wurden, und oft, wiewol meiſtens vergeblich, das Wiedervergeltungsrecht an ihm auszuüben ſuchten [26]).

Wie Iffland's Spiel ſich von dem ſeiner Zeitgenoſſen weſentlich unterſchied, und wie er dadurch der Begründer einer neuen Kunſtſchule ward, iſt von einem geiſtreichen Schriftſteller in nachfolgenden Punkten ſummariſch zuſammengefaßt und angedeutet worden. 1) Iffland's Mimik vor Allem war eine neue, ſelbſtgeſchaffene, von der anderer Künſtler ſich auszeichnende, indem er grade durch ihre Einfachheit und ſparſame Anwendung die höchſte Wirkung hervorzubringen wußte. Sein Auge war dabei der vorzüglichſte Hebel und der treueſte Spiegel ſeiner Seele. 2) In ſeinem Anſtande, muſterhafter Haltung und Bewegung des ganzen Körpers, ſowie in der Kunſt, die Schönheit aus der Ruhe hervortreten zu laſſen — dieſem ewigen Princip der Alten in ihren plaſtiſchen Gebilden — kam ihm keiner, ſelbſt Eckhof und Schröder nicht, gleich, wenn man anders den Zeugniſſen achtbarer Kritiker nicht widerſprechen will. 3) Keinem gelang es, wie Iffland, mit ſeinem erſten Auftreten, ohne nur ein Wort zu reden, den Zuſchauer ſogleich in den Stand zu ſetzen, um beurtheilen zu können, wer vor ihm ſtehe, und mit wem er es zu thun habe. Die Maske des Geſichts, Kleidung, Stellung, Gang, waren ſtets richtig paſſende Schlüſſel zu augenblicklicher Erſchließung des vor ſich habenden Charakters. 4) Seine Gebärdenſprache in höchſter Kunſtvorſtellung überflügelte oft das geſprochene Wort, und ſtumm geboren, wäre Iffland ſchon durch dieſe ſeine körperliche Beredſamkeit ein großer Künſtler geworden; denn die leiſeſten Krümmungen ſeiner Finger ſelbſt, ſagten etwas, ſie ſprachen und declamirten. 5) In der Bildung, Zeichnung und Darſtellung des Sentimentalen, Gemüthlichen, Komiſchen, beſonders der komiſchen Grandezza, war Iffland gleich groß, und die Art und Weiſe, wie dies dargeboten ward, die Kunſt, das Ernſte und Feierliche mit dem Scherze zu verbinden, dem komiſchen Ernſte, wie der ernſten Komik, die beſtimmteſten Accente, die treffendſte Färbung zu verleihen, war eine genial-ſchöpferiſche, ihm allein angehörige.

25) „Als er einſt,“ erzählt Funck (a. a. O. S. 35 fg.), „in den 90ger Jahren den Kriegsrath Dallner in ſeinem Schauſpiele: Dienſtpflicht, als Gaſtrolle gab, geſchah es, daß man in der Scene, wo Dallner in Ohnmacht fällt, den Stuhl vergeſſen hatte. Iffland legte großen Werth auf dieſe Ohnmachtſcene, die er immer, wie es auch im Stücke vorgeſchrieben, im Stuhle zu ſpielen pflegte. Da nun aber der Stuhl nicht vorhanden, mußte er ſich entſchließen, die Ohnmacht auf andere Weiſe zu executiren. Er ſank daher auf den Boden mit einem Knie nieder, und lehnte den andern zuſammengeſunkenen Theil des Körpers an den neben ihm ſtehenden Schauſpieler an. Das ganze Haus brach in ein Bravorufen aus, und in der That ſoll dieſe Art der Ausführung viel maleriſcher ausgefallen ſein, als die im Stuhle. Iffland fühlte dies, und ſoll bei allen ſpätern Darſtellungen ſie beibehalten, und ſich nie mehr des Stuhles bedient haben.“

26) Einen Fall dieſer Art erzählt Funck (a. a. O. S. 55): „Einſt wollte ſich — ich weiß nicht mehr, in welchem Stücke — ein beliebter Komiker (Böſenberg oder Thering) an Iffland rächen, und ihn reciproce in Verlegenheit bringen. Er extemporirte: Da ſtehen wir nun, wie ein Paar Ochſen am Berge, und meinte, Iffland dadurch zum Lachen zu bringen. Dieſer blieb aber ganz ernſthaft und ſah dem Sprecher ſcharf ins Geſicht, daß er, ſtatt ſeiner, zum Lachen gezwungen ward. Hierauf zog Iffland einen unfern von ihm ſtehenden Stuhl heran, ſetzte ſich darauf und ſprach mit Salbung: Ich ſitze! Die draſtiſche Wirkung dieſes Impromptu's wird ſich jeder Leſer von einiger Imagination leicht ausmalen können.“

Digitized by Google

Ein ziemlich treues Bild von Iffland's Wollen und Wirken als Künſtler gaben auch Amadeus Wendt's Worte über ihn, die jener bewährte Kritiker während ſeines Gaſtrollenſpiels zu Leipzig mittheilte [27]). „Man ſehe Iffland," heißt es dort, „in ernſten und tragiſchen Darſtellungen. Mit welcher Ruhe und Leichtigkeit bringt er bis in die Tieſe, und wie ebenſo leicht hebt er ſich aus ihr wieder hervor, ſodaß er oft nur auf der Oberfläche zu ſpielen ſcheint! Wie ſparſam iſt ſeine Mimik, aber wie feſtgehalten und ruhig jede Bewegung im Entſtehen und Vergehen, wie beredt ſelbſt in ſeinem lieblichen Schweigen ſein großes offenes Auge! Wie ſogar nicht geſchwätzig iſt es, und wie ſicher trifft es eben darum! Ebenſo, wie ruhig gleitet ſeine Stimme meiſtens dahin; aber wie hallt ſie auch, gleichſam verweilend, durch die Hauptmomente hindurch! Wie gediegen ſtrömt ſie wieder, oder ſtürzt in gebrochenen Wellen einher; wie lieblich bricht und ſtirbt ſie hin in ſanfter Rührung! Faſſen wir dies Alles zuſammen, mit dem anſpruchsloſen, einfachen Anſtande, der Würde der Erſcheinung, die ſich keine Nachläſſigkeit verzeiht, wie es nun in ein herrliches Zugleich zuſammenfließt, ohne Anſtrengung, ohne Manier, ohne Caricatur zu werden, und ſo ſeine Darſtellung plaſtiſch und muſikaliſch — ruhig und bewegt — macht; ſo iſt für unſern Zweck genug geſagt; denn nicht eine Einzelheit wollten wir herausheben, ſondern das ganze Leben ſeiner Darſtellungen zu erfaſſen, wollten wir veranlaſſen."

„Dagegen ſehe man nun Iffland als Komiker. Dieſe originelle, unerſchöpfliche Laune, dieſer behende Witz, nicht blos der Worte, ſondern auch der Handlungen, womit er ſich oft über die vorgeſchriebene Plattheit frei und ſpielend erhebt, dieſe verſchwenderiſche Fülle und Bildlichkeit der Bewegungen, dieſes Abſpringen und Abbrechen in Rede und Gebärde, welches ſo herrlich ſpannt und ſo angenehm täuſcht, dieſe Lieblichkeit und Anmuth, die ſich nun über Alles ergießt, dieſer Ernſt, der ſeiner ſelbſt zu ſpotten ſcheint — wie lehrreich und wie tief in der Natur des Komiſchen gegründet! — Man glaubt oft Iffland's Verdienſt zu ſchmälern, wenn man bemerkt, dies alles werde ihm ſo gleichſam unter der Hand bewußtlos. Man bedenkt aber nicht, wie ſehr man ihn ebendadurch ehrt, indem ja ebendieſe Bewußtloſigkeit dem wahren Genie nur eigen iſt, da das Bewußtſein der gewöhnlichen Kunſtliebhaber nur ein Rechnen mit Begriffen, nicht aber ein Spiel der Ideen iſt. Freue ſich denn Teutſchland auch in dieſer Sphäre den Einzigen und Erſten ſeiner Zeit erzeugt zu haben."

Faſt möchte man, ſo viel auch über Iffland's Künſtlertalent geſprochen und geſchrieben worden, dem ziemlich allgemeinen Urtheil Berlins beiſtimmen, und behaupten, daß er in den ernſten Rollen des wirklichen Lebens aus den höhern Ständen, und in den fein-komiſchen, die ihren Charakter gleichfalls durch das Verhältniß der verfeinerten Welt erhalten, am größten und unübertrefflich geweſen ſei. Das Conventionelle war eine treffliche Hilfe für ihn, da er, ungeachtet ſeiner genauen und ſcharfen Beobachtung fremder Perſönlichkeit, um ihrer ganz mächtig zu werden, doch nicht tieſen Verſtand genug beſaß. Anders verhält es ſich mit ſeinen hochkomiſchen und tragiſchen Darſtellungen. Zum Hochkomiſchen ſchien ihm die Natur weniger zu fehlen, als zum Tragiſchen. Gleichwol vergaß man bei ſeiner Darſtellung des Komiſchen ſelten ihn und ſeine Perſönlichkeit. Nicht immer völlig verſchmolzen mit der komiſchen Figur, die er darſtellen wollte, machte er vielmehr den Eindruck, als übe er noch eine Ironie aus über die Perſon, die er in dem Augenblicke ſein ſollte. In hochtragiſchen Rollen, unter anderem in ſeiner oft bewunderten Darſtellung des Franz Moor [28]), wirkte dies noch nachtheiliger. Oft trat in ſeinem Spiel ſeine angeborene Gutmüthigkeit zu ſichtbar hervor, die vor dem Böſewicht, den er darſtellen ſollte, zurückſchauderte.

Hierdurch ſoll jedoch nicht behauptet werden, daß er in vielen hochkomiſchen und tragiſchen Rollen als Künſtler nicht hohe Achtung verdiente, obgleich er in beiden, wenigſtens nach dem ziemlich einſtimmigen Urtheil Berlins, von Fleck und Unzelmann mitunter übertroffen ward. Bewundernswerth blieb jedoch immer das fortwährende Übereinſtimmen und Zuſammenwirken des ganzen Körpers zu dem, was in der Seele vorgeht und ausgedrückt werden ſoll, und ebenſo bewundernswerth die mehrfach erwähnte Beredſamkeit in ſeinem ſtummen Spiel. Dies unaufhörliche Nachbilden und Schildern des Innerſten, das ſich durch Schweigen ebenſo nachdrücklich äußerte als durch die ſtärkſten Worte, war das Reſultat eines vieljährigen Studiums der Mimik, einer tiefen Kenntniß der Neigungen und Leidenſchaften, und endlich einer ernſten und eifrigen Erwägung des darzuſtellenden Charakters, ſowie der vorkommenden Situationen, mit deren Abſtufungen und Steigerungen er völlig vertraut zu ſein ſchien.

Unter den mannichfachen mimiſchen Darſtellungen Iffland's auf ſeinen häufig unternommenen Kunſtreiſen [29])

27) In der Zeitung für die elegante Welt. 1805. Nr. 79. S. 625 fg.

28) Vgl. Iffland's Almanach für Theater und Theaterfreunde. 1. Jahrg. (Berlin 1807). S. 50 fg. Funck a. a. O. S. 155 fg. 29) Vgl. (K. A. Böttiger's) Entwickelung des Iffland'ſchen Spiels in vierzehn Darſtellungen auf dem weimariſchen Hoftheater, im April 1796 (Leipzig 1796). Über Iffland's noch ungedrucktes Schauſpiel: Das Gewiſſen, und die Vorſtellung deſſelben auf dem Provinzialtheater zu Breslau (Breslau 1797). (A. W. Becker's) Briefe über Iffland's Spiel in Leipzig im J. 1804 (Leipzig 1804). Iffland in Leipzig, im Sommer 1806 (in der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 71. Bd. 1. St. S. 152 fg.), im October 1808 (in der Bibliothek der redenden und bildenden Künſte. 5. Bd. 2. St. S. 452 fg.), im Auguſt und September 1810. (Ebendaſ. 7. Bd. 2. St. S. 453 fg.) Über Iffland und ſeine Darſtellungen in Leipzig (in der Zeitung für die elegante Welt. 1805. Nr. 79. S. 625 fg.). Iffland in der Rolle des Eſſighändlers (von Mercier) zu Weimar (in der Abendzeitung. 1805. Nr. 80—85). Iffland in Hamburg, Aufnahme, Hierſein und Abſchied; nebſt Zergliederung ſeiner hier geſpielten Gaſtrollen (Hamburg 1806). Dramatiſches Tagebuch über Iffland's Gaſtſpiel in Hamburg (Ebend. 1805). 2 Hefte. (Johann Schulze), Über Iffland's Spiel auf dem weimariſchen Hoftheater, im September 1810 (Weimar 1811). Mit einem Kpfr. Ludwig Wieland,

bot ihm unter andern die Rolle des gutmüthigen Polterers in dem gleichnamigen Luſtſpiel von Goldoni, mannichfachen Anlaß, ſein Talent und ſeine Kunſt zu entwickeln. Ein Berichterſtatter aus Weimar, wo er in den letzten Jahren ſeines Lebens, im December 1812, in jener Rolle auftrat, ſagt darüber: „Es wäre beinahe unmöglich, unterſcheiden zu wollen, welchen Antheil an dieſer vollendeten Darſtellung die Eingebung des Augenblicks und dichteriſche Laune hatten, und wie viel davon das Werk der Reflexion und künſtlicher Berechnung war. Die ganze Vorſtellung ſchien nur Ein natürlicher, unaufhaltſamer Erguß zu ſein, von einer ſolchen ſprudelnden, queckſilberartigen Lebhaftigkeit beſeelt, daß nicht nur die Mitſpielenden, ſondern auch die Zuſchauer in eine ähnliche Beweglichkeit verſetzt wurden. Erſtaunenswerth war es, zu ſehen, wie weit Iffland es in der Gefügigkeit ſeines Körpers und in der Herrſchaft über denſelben gebracht hatte, ſodaß jedes Glied ein treffliches Organ ſeiner Gedanken zu ſein ſchien. Alles lebte, webte und ſprach an ihm, und ſeine Zunge durchlief mit einer ſolchen behenden Sicherheit den ganzen Raum der Töne, daß der höchſte Ton des Affects, der bei Andern beinahe unarticulirt war, bei ihm alles ausdrückte, was er ſollte, und bei aller Natürlichkeit doch frei blieb von dem Grellen und Widrigen eines Schreies. Dies Unterwerfen des Wirklichen, des blos Natürlichen unter das höhere Geſetz der Anmuth war das, was den großen darſtellenden Künſtler vorzugsweiſe charakteriſirte."

Auf eine großartige Weiſe zeigte ſich Iffland's Talent in der Darſtellung von Charakteren, die keine Entwickelung ſympathetiſcher Neigungen und Gefühle zulaſſen und deren tiefe Verderbtheit das Komiſche beinahe ausſchließt. In einer ſolchen, ebenſo ſchwierigen, als wenig dankbaren Rolle erſchien er in Shakſpeare's Kaufmann von Venedig als Shylock. Den veredelten menſchlichen Iſraeliten hatte er bereits in dem bekannten Schauſpiel Cumberland's, der Jude, dargeſtellt. Als Shylock zeigte er den eingefleiſchten, potenzirten Juden, der ſeinem Mammon alles Andere opfert. Selbſt ſeine Rachſucht gegen Antonio entſteht nur aus unerſättlicher Gier nach größerem Gewinn, und er wünſcht, ſeine entflohene Tochter läge im Sarge, und hätte die entwendeten Juwelen in den Ohren. Ein ſo unzugängliches, verſteinertes Gemüth verſtattet dem Darſteller nur wenige Gradationen der Wuth und der Schadenfreude, und verlangt nothwendig die kalte, ſtarre Haltung, die Iffland ſeinem ganzen Spiele gab, verbunden mit der äußerſten Beweglichkeit der Hände, die bisweilen wie Reſſorts zuſammenſchlugen. Die ganze Seele des Juden ſchien ſich zuweilen in die Spitzen ſeiner Finger verloren zu haben. Die Wahrheit, mit der Iffland den individuellen Charakter gab, hielt ihn ſogar ab, das an ſich Lächerliche des jüdiſchen Dialekts beſonders geltend zu machen, und nur in der Scene mit Tubal wurden die ſchnellen Übergänge vom Schmerz über die Verſchwendung ſeiner Tochter zur Freude über den Untergang Antonio's wie von ſelbſt komiſch. Höchſt charakteriſtiſch war Iffland's Spiel in der Scene vor Gericht. Die bloße Bewegung ſeiner Hände drückte ſchon äußerſt ſprechend die Begierde des Juden nach Antonio's baldigem Tode aus. Unübertrefflich war aber zuletzt ſeine Verwirrung, die unterdrückte Wuth, die Zerſchlagenheit des Gemüths ohne alle Gewiſſensbiſſe, und endlich die Art, wie er ſich gleich einer auf den Kopf getretenen Schlange davon ſchlich.

Eine wahre Aufgabe für einen Künſtler von Iffland's Talent war die Rolle des alten Wittburg in dem Schauſpiele Clementine von Frau v. Weißenthurn, ſo viel ſich auch mit Recht gegen die Gattung der rührenden Dramen, zu denen dies Stück gehört, einwenden läßt, indem dadurch der Geiſt mehr gepreßt, als erhoben und aufgeheitert wird. Iffland löſte jene Aufgabe auf eine würdige Art. Wohl fühlend, daß alle Empfindungen, die nach Innen gehen, wie Kummer, Gram, dem Zuſchauer eine Art von Abſpannung verurſachen, wußte Iffland die düſtere, ſchwermüthige, aller Hoffnung abgeſtorbene Gemüthsſtimmung Wittburg's mit kluger Ökonomie ſo auszudehnen, und durch zarte Nüancen ſo zu variiren, daß dieſelbe Empfindung in wechſelnden Geſtalten die verſchiedenſte Wirkung hervorbrachte. Da Gram über den Undank ſeiner Tochter und Haß gegen ihren Verführer die einzigen Hebel ſind, die alle ſeine Gefühle und Gedanken in Bewegung ſetzen, ſo bediente ſich Iffland dieſer Ebbe und Fluth der Empfindung, beſonders des lebhaften Haſſes, um den Charakter in ſteter Bewegung, und die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers in Spannung zu erhalten.

Eine treffliche Bildungsſchule für ſein Talent war der Aufenthalt in Manheim geweſen. In jener Jugendperiode, der Blüthezeit ſeiner Entwickelung, verriethen, gültigen Zeugniſſen zufolge, ſeine Darſtellungen noch wenig von der Beſonnenheit der Kunſt, die er ſpäterhin erlangte; ſie waren noch wie ein Guß genialer Natur. Sein dortiges Publicum überließ ſich, ohne ſtrenge Kritik, feurig und unbefangen der Wirkung der Kunſt und den Äußerungen des Eindrucks. Ohne hingeriſſene Zuſchauer aber konnte Iffland, bei ſeiner weichen, von Außen her beherrſchten Natur, kein hingeriſſener Schauſpieler ſein. Daher fühlte er ſich auch in ſpätern Lebensjahren oft hart

---

Über Iffland's Darſtellungen in Weimar, im December 1812 (im Weimariſchen Journal für Luxus, Mode und Gegenſtände der Kunſt. Februar 1813. S. 79 fg. Mit drei mimiſchen Darſtellungen Iffland's, als Magiſter Lämmermeier, als Jude Shylock und als Don Ranudo de Colibrados). Iffland's mimiſche Darſtellungen für Schauſpieler und Zeichner, entworfen von den Gebrüdern Henſchel. (Berlin 1809—1811. 2 Hefte. 4.) Aus dem Leben zweier Schauſpieler, A. W. Iffland's und L. Devrient's (Leipzig 1838). (Iffland im Molière'ſchen Geizigen, S. 93 fg.; als Hofrath Reinhold in den Hageſtolzen, S. 102 fg.; als Antonius in Kotzebue's Octavia, S. 108 fg.; als Shylock im Kaufmann von Venedig, S. 112 fg.; als Lorenz Stark in der Teutſchen Familie, S. 115 fg.; als Herr von Langſalm im Wirrwarr, S. 118 fg.; als Wallenſtein, S. 124 fg.; als Doctor Flappert im argwöhniſchen Liebhaber, S. 141 fg.; als Amtshauptmann von Balberg, S. 145 fg.; als Wilhelm Tell, S. 147 fg.; als Bittermann in Menſchenhaß und Reue, S. 152 fg.; als Franz Moor, S. 155 fg.; als Kriegsrath Dallner in dem Schauſpiele Dienſtpflicht, S. 173 fg.; als Abbé de l'Epée im Taubſtummen, S. 175 fg.)

Digitized by Google

verletzt durch die berliner Kritik. Er war als Schauſpieler, da er in die genannte Reſidenz verſetzt ward, vorgedrungen bis zu den Grenzen ſeines Naturells. Einem Publicum, deſſen Hauptſtimmung ſchon längere Zeit auf Kritik ausging, konnte es wol an Schärfe und Gediegenheit des Urtheils nicht ganz fehlen. Allein Iffland konnte aus dem angegebenen Grunde nichts mehr dadurch gewinnen, und ſpürte nur das Unbehagliche, fortwährend einer Kritik unterworfen zu ſein, die er in ſeinem Unmuth oft bitter und hart rügte. In ruhigen Stunden jedoch, beſonders wenn eine Zeit lang durchaus ungeſtörter Beifall dem angeſtrengten Fleiße, den er der Ausübung ſeiner Kunſt widmete, zu Theil geworden war, wenn vorzüglich Huldigungen der höhern Stände ihn belohnten, wußte er wohl die Vortheile zu würdigen, die mit ſeinem Künſtlerleben grade unter jenem Publicum für ſein reiferes Alter verknüpft waren. In ſolchen Augenblicken mochte er fühlen, wie mislich es iſt, wenn ein Schauſpieler das ſtehende Publicum, welches ihn in ſeiner Blüthenzeit genoß, mit einem andern vertauſcht, das natürlich, ungewöhnt an Eigenheiten von ihm und ohne alle Vorliebe für ihn, nicht alles an ſeiner Kunſt preiſt, wodurch jenes vergnügt ward. In Manheim hatte er ſelbſt geglänzt in Rollen, die ſeinem Naturell weniger zuſagten, und das berliner Publicum war nicht zu der Gutmüthigkeit geignet, ſich hinzuzudenken, was vormals die ſich entfaltende Jugend an ihm ergänzt und übertragen hatte.

Dieſe Spannung zwiſchen ihm und dem berliner Publicum verlor ſich jedoch wieder in Iffland's Haß gegen die franzöſiſche Tyrannei und in dem echten Patriotismus. Beide theilte er in hohem Grade. Er haßte die Franzoſen, nachdem er die erſten Drangſale, welche die Revolution über Teutſchland gebracht, als Augenzeuge mit erlebt und um ſo ſchmerzlicher empfunden hatte, da ſie der ſchönen Heimath ſeiner Kunſt, dem freundlichen Manheim, galten. Mit Enthuſiasmus hing er ſich daher an das Haus Preußen, und beſonders an die Königin Luiſe, welche für Geiſt und Talent ſeiner Art unleugbaren Sinn hatte, und jede Achtung, die ſie empfand, mit liebenswürdiger Offenheit ausſprach. Mit deſto größerer Freude ſah er, als ſeine eignen Kräfte ſchwanden, nicht nur Preußen, ſondern das geſammte teutſche Vaterland erſtarken, und fühlte ſich in den letzten Augenblicken ſeines Lebens getröſtet durch die Vorahnung glänzender vaterländiſcher Siege.

Empfindungen dieſer Art verſchloß Iffland jedoch tief in ſeinem Innern, falls er ſie nicht dem kleinen Kreiſe ſeiner Freunde mittheilte. Überhaupt ſchien er, wenigſtens während ſeines Aufenthalts in Berlin, kein Freund des geſelligen Lebens zu ſein. Schon der Schwall ſeiner Geſchäfte, die ſich beſonders, ſeit er Theaterdirector geworden war, gehäuft hatten, ſeine Studien und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, vertrugen ſich nicht mit einem Umhertreiben in Geſellſchaften. Auch mochte er die Erfahrung gemacht haben, daß die Unterhaltung, auch wol Beluſtigung, die man von dem Schauſpieler zu erwarten pflegt, ſowie er in einen geſelligen Cirkel tritt, von der Menge oft mit einer Art von Zuverſicht, ja faſt Zudringlichkeit, erwartet wird. Er vermied größere Geſellſchaften abſichtlich, und folgte ſelbſt Einladungen von den vornehmſten Häuſern und Perſonen nur ſelten, und meiſtens nur, wo er ſeinen Verhältniſſen nachgeben mußte. In ſolchen Fällen aber erſchien er ſchon aus Stolz mit der äußerſten Zurckhaltung, und wer ihn unter Staatsmännern, unter Hofleuten ſah, konnte leicht in ihm einen der Wichtigſten und Geheimnißvollſten vermuthen. Beide Claſſen aber, ſowol die, deren Einladung er ablehnte, als bei denen er erſchienen war, wurden verſtimmt, wenn ihnen zu Ohren kam, wie heiter, liebenswürdig, ja bis zum Muthwillen luſtig Iffland geweſen ſei, unter Menſchen, die ſeinem Naturell zuſagten.

Solche Kreiſe pflegten ſich dann und wann in dem freundlichen Landhauſe zu verſammeln, das Iffland im Thiergarten beſaß, und das ihm wenigſtens einigen Erſatz dafür bot, daß er, wie er oft unmuthig äußerte, die herrliche Natur des Rheins mit einer Sandgegend hatte vertauſchen müſſen. In jenem ländlichen Aſyl, wo er ſeine ganze Haushaltung hatte, lebte er auch im Winter, und fand dort die Ruhe wieder, die er, bei der ſehr großen Reizbarkeit ſeines Charakters als Director des Theaters und Schauſpieler in der Stadt verloren. Dort überließ er ſich im Umgange mit einigen vertrauten Freunden und ſeiner ſehr gebildeten Gattin, deren feiner Geiſt durch richtige Beurtheilung ſeiner Kunſt die Stunden ſeiner Muße ausfüllte, oft einer harmloſen Heiterkeit. In jener ländlichen Abgeſchiedenheit zeigte ſich aber auch, was ſo oft verkannt worden, ſein weiches, ſchönes und edles Herz, beſonders durch die Milde und Freigebigkeit, mit welcher er einen großen Theil ſeiner reichen Einnahme für Andere verwandte. Der Grundzug in ſeiner Natur war eine immer rege Empfänglichkeit für alles, womit er irgend in Berührung kam.

Bei jener vorherrſchenden Eigenthümlichkeit konnte es ihm an äſthetiſchen Anlagen nicht fehlen, weil jene allgemeine Empfänglichkeit und der allgemeine Darſtellungstrieb auch ſchöne Gegenſtände aufnehmen und nachbilden müſſen Daher war Iffland ſchon früh als dramatiſcher Dichter aufgetreten. Man ſollte glauben, daß die Verbindung zwiſchen dieſem und dem Schauſpieler ein Verein ſei, der für beide nur heilſame Folgen haben könne, und es ließe ſich die Frage aufwerfen, ob Iffland, ohne dramatiſcher Dichter zu ſein, der große Schauſpieler geworden wäre, den wir in ihm bewundern, da die in ſeinen Stücken enthaltenen, mitunter noch nicht dageweſenen Charaktere ſeiner Darſtellungskunſt das ſchönſte Feld eröffneten [80]). Die Erfahrung jedoch und auch Iffland's Beiſpiel ſelbſt haben gezeigt, daß eine ſolche Verbindung eher dem dramatiſchen Dichter ſchade. Iſt er zugleich Schauſpieler, ſo wird es ihm ſtets ſchwerfallen, den Gehalt ſeiner poetiſchen Arbeit ſcharf im Auge zu behalten, und nur zu leicht wird er denſelben bei jeder Gelegenheit der theatraliſchen Wirkung aufopfern, indem er zu ſehr auf die Ergänzung der Poeſie durch die Kunſt rechnet.

80) ſ. Funck a. a. O. S. 10.

Auf dieſe Weiſe wird erklärlich, weshalb Iffland als dramatiſcher Dichter nie die Stufe erreicht, zu der er ſich als darſtellender Künſtler emporgeſchwungen.

Verſündigen würde ſich an jedem geſunden poetiſchen Sinne, wer nicht anerkennen wollte, daß vielen der Iffland'ſchen Dichtungen ein magerer Sandboden zu Grunde liegt, und daß ihre Tendenz ſolchem Sinne wenig zuſagen könne. Doch geht dieſen Producten, ſo hart und unbillig ſie auch mitunter, vorzüglich in neueſter Zeit, beurtheilt worden [31]), deshalb nicht jeder Werth ab, beſonders, wenn man dieſen auf die theatraliſche Wirkung, und die zu nämlichem Zwecke gezeichneten einzelnen Charaktere ausdehnt, von denen gar viele als ſtereotype, unvergängliche Muſter daſtehen. Der Hauptwerth dieſer Dichtungen, die faſt ohne Ausnahme eine bürgerlich-conventionelle Tendenz haben, beruht in der richtigen Auffaſſung und Darſtellung des Contraſtes zwiſchen ländlicher und ſtädtiſcher Sitte, wie unter andern in den Jägern, unſtreitig einem der vorzüglichſten dramatiſchen Werke Iffland's; dann aber auch zweitens in der treuen Schilderung der feinen Welt und ihres Zuſammenhangs mit dem Staatsleben. In dieſer zweiten uud ſpätern Richtung ſeiner Poeſie erſcheint Iffland, obgleich er oft ſehr glückliche Züge und Situationen hat, doch ungleich ſchwächer, als in der erſten, weil weder ſeine Verſtandeskräfte, noch ſeine Darſtellungskraft hinreichend ſchienen, das poetiſche Schaffen, das im Grunde des verfeinerten und politiſchen Lebens auch noch waltet, zu begreifen und ſichtbar zu machen. Doch lieferte er auch in dieſer zweiten Gattung noch ſpäterhin ein Meiſterſtück, das ſeinen Jägern wol an die Seite zu ſtellen iſt, das Schauſpiel: „Die Hausfreunde.“ „Die Anlage der Fabel,“ ſagt ein geiſtreicher Beurtheiler dieſes Stücks, die „Charaktere, die Entwickelung iſt leiſe und lebendig; von echter Converſationsgewandtheit die Sprache, und von der zarten Achtung gegen Frauenwürde, die dem Dichter eigenthümlich war, zeugt der Sieg, welchen, mitten unter Verführungen, Frauentugend davonträgt, hier zur poetiſchen Befriedigung, ohne daß über die Grenzen unſerer Wirklichkeit irgend hinausgegangen iſt.“

Doch nicht blos die Wirklichkeit, oder den Menſchen und das Leben in ſeinen gewöhnlichen Erſcheinungen wußte Iffland mit täuſchender Treue zu ſchildern. Auch ſeinen Idealen gab er oft nur mit leiſe angedeuteten Zügen einen Anſtrich von Wahrheit. In hohem Grade beſaß er die Kunſt, die Saiten zu berühren, die in jedem unverdorbenen Herzen leicht wiederklingen. Nie iſt ſeine Manier hinreißender, als in Schilderungen der Natur, des häuslichen Glücks, kurz in allem, was dem moraliſchen Gefühl werth ſein muß. Ebendaher iſt aber auch der Kreis, in dem er ſich als dramatiſcher Dichter bewegt, ſehr eng, und wenn man auch nicht unbedingt dem ziemlich einſtimmigen Urtheil der Kritik beipflichten möchte, daß es den meiſten ſeiner Familiengemälde, wie der größere Theil ſeiner dramatiſchen Producte genannt werden kann, ungeachtet des friſchen Colorits und der oft glücklichen Kataſtrophe, an Einheit der Handlung, richtiger und ſicherer Zeichnung der Charaktere, gleichmäßiger Vertheilung des Stoffs und Rundung des Dialogs fehlte, ſo kann man ihn doch nicht von dem gerechten Tadel freiſprechen, ſich in ſeinen Schauſpielen erſchöpft und wiederholt zu haben.

Einen richtigen Maßſtab zur Beurtheilung von Iffland's dramatiſchen Werken gibt einer ſeiner Freunde in den nachfolgenden Worten [32]): „Iffland's Dichtungen waren Schöpfungen **aus** ſeiner Zeit, und **für** dieſelbe; dieſe ſelbſt war keine jetzige, von willkürlich ſelbſt geſchaffenen, philoſophiſchen Kunſttheorien verwirrte und zerſplitterte, ſondern eine in ſich klare, natürliche, verſtändige. Den politiſchen Tagesſtürmen ſich entziehend, brannte die Kunſt gleichſam als heilige Veſta-Flamme auf dem Altar häuslicher Laren, während jetzt unſere Poeſie, nach Außen ſtrebend, faſt ganz politiſch werden will, obwol doch gewiß Politik und Diplomatie die tödtlichſten Würmer für die zarte Pflanze der Poeſie ſind. Die Zuſtände ſeiner Zeit ſpiegelte nun Iffland in ſeinen Dramen auf poetiſche Weiſe wieder; er ſchildert zwar nur ein ſtilles, bürgerliches, politiſch unbewegtes Familienleben in ernſtem oder heiterm Tone, aber jedesmal mit der tiefſten pſychologiſchen Wahrheit, die auf das Herz oder das Zwerchfell ihre Wirkung nie verfehlen konnte. Seine Dichtungen ſind, wie ſeine theatraliſchen Leiſtungen, Früchte, nicht erwachſen unter den heißen Sonnenſtrahlen der Phantaſie, ſondern unter dem warmen Schirm und Schutz des Gemüths, und am Spalier der Wahrheit gereift.“

Iffland's dramatiſche Werke wurden von ihm ſelbſt in den Jahren 1798—1809 zu Leipzig und Berlin in 18 Octavbänden geſammelt [33]), und mit trefflichen Kupfern von Böhm, Bolt, Jury u. a. Künſtlern geziert. Zu den bekannteſten in dieſer Sammlung enthaltenen Stücken gehören Albert von Thurneiſen [34]), Verbrechen aus Ehrſucht [35]), die Mündel [36]), die Jäger [37]), Bewußtſein [38]), Reue ver-

31) ſ. unter andern Wolfgang Menzel in ſeinem Werke über die teutſche Literatur (Stuttgart 1828). 2. Th. S. 130.

32) ſ. Funck a. a. O. S. 9.

33) Der erſte Band enthält des Dichters Selbſtbiographie bis zum J. 1796, auch unter dem Titel: Iffland's theatraliſche Laufbahn (Leipzig 1798). Die beiden letzten Bände haben auch den Nebentitel: A. W. Iffland's neue dramatiſche Werke. Eine Auswahl derſelben, in Taſchenformat gedruckt, erſchien Ebendaſ. 1827 in 11 Bändchen. Was ſie enthält, findet man genau verzeichnet in W. Engelmann's Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften (Leipzig 1837). S. 170 fg.

34) Manheim 1781. Vgl. Gothaiſche gel. Zeitung. 1781. 84. St. S. 692 fg. Allgem. teutſche Bibliothek. 52. Bd. 1. St. S. 140.

35) Manheim 1784. N. A. Ebend. 1787. Vgl. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 49. Bd. 1. St. S. 17 fg. Allgem. teutſche Bibliothek. 81. Bd. 2. St. S. 426.

36) Berlin 1785. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1785. 4. Bd. Nr. 270. S. 369 fg. Allgem. teutſche Bibliothek. 69. Bd. 2. St. S. 269. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſch. 49. Bd. 1. St. S. 6 fg.

37) Berlin 1785. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1785. 4. Bd. Nr. 270. S. 369 fg. Allgem. teutſche Bibliothek. 69. Bd. 2. St. S. 390. Gothaiſche gel. Zeitung. 1785. 65. St. S. 524 fg.

38) Berlin 1787. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1788. 3. Bd. Nr. 214. S. 629 fg. Allgem. teutſche Bibliothek. 81. Bd. 2. St. S. 426. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 49. Bd. 1. St. S. 34 fg.

ſöhnt [39]), Figaro in Teutſchland [40]), Friedrich von Öſterreich [41]), Eliſe von Valberg [42]), Herbſttag [43]), Frauenſtand [44]), Scheinverdienſt [45]), die Ausſteuer [46]), die Reiſe nach der Stadt [47]), das Vermächtniß [48]), die Advocaten [49]), die Hausfreunde [50]) und andere Stücke, unter denen das ſehr gelungene, beſonders durch die Naivität in dem Charakter der Margarethe ausgezeichnete Luſtſpiel: „Die Hageſtolzen," nicht zu überſehen iſt, zu welchem Goethe, Iffland's Andenken feiernd, ein Vorſpiel dichtete [51]). Das genannte Luſtſpiel ward ins Engliſche überſetzt [52]). Aber auch mehren andern Stücken Iffland's widerfuhr die Auszeichnung, in fremde Sprachen übertragen zu werden. Zu dieſen Stücken gehören unter andern: Verbrechen aus Ehrſucht [53]), die Mündel [54]), der Spieler [55]), die Advocaten [56]), die Ausſteuer [57]) und der Magnetismus [58]).

In den Jahren 1807—1809 gab Iffland zu Berlin einen Almanach für Theater und Theaterfreunde heraus, in drei Jahrgängen, geziert mit Kupfern [59]) und Muſikbeilagen [60]). Den Inhalt des erſten Jahrganges bilden nachfolgende Aufſätze: 1) Über Eckhof (S. 1 u. fg.). 2) Über Eckhof, von Nicolai (S. 31 u. fg.). 3) Über Darſtellung boshafter und intriganter Charaktere auf der Bühne (S. 50 u. fg.). 4) Fragment über einige weſentliche Erfodernisſe für den darſtellenden Künſtler auf der Bühne (S. 87 u. fg.). 5) Über den Vortrag in der höhern Tragödie (S. 139 u. fg. 6) Bemerkungen über Liebhabertheater im Allgemeinen (S. 209 u. fg.). 7) Vorſchlag an die Liebhabertheater in Teutſchland, zu Schiller's Gedächtniß (S. 221 u. fg.). 8) Anekdoten und Charakterzüge aus der Theaterwelt (S. 228 u. fg.). 9) Verzeichniß ſämmtlicher teutſcher Theater und ihrer Mitglieder (S. 273 u. fg.). 10) Die Marionetten, Luſtſpiel in einem Aufzuge (S. 385—467). In dem zweiten Jahrgange befinden ſich nachfolgende Aufſätze: 1) Über den Hang, Schauſpieler zu werden (S. 1 u. fg.). 2) Über die Bildung der Künſtler zur Menſchendarſtellung auf der Bühne (S. 34 u. fg.). 3) Über körperliche Beredſamkeit (S. 65 u. fg.). 4) Johann David Beil (S. 92 u. fg.). 5) Anekdoten und Charakterzüge aus der Theaterwelt (S. 188 u. fg.). 6) Über Schiller's Gedächtnißfeier auf teutſchen, öffentlichen oder Geſellſchaftsbühnen, oder in großen Cirkeln zum Vortheil ſeiner Witwe und Kinder (S. 209 u fg.). 7) Verzeichniß ſämmtlicher teutſcher Theater und ihrer Mitglieder (S. 217 u. fg.). 8) Die Brautwahl, Schauſpiel in einem Act (S. 258 u. fg.). Der dritte Jahrgang enthält die nachfolgenden Aufſätze: 1) Undankbare Rollen (S. 1 u. fg.). 2) Über die Darſtellung der Herzogin von Friedland in den beiden Schauſpielen: Die Piccolomini und Wallenſtein's Tod von Schiller (S. 15 u. fg.). 3) Über körperliche Beredſamkeit. Fortſetzung (S. 66 u. fg.). 4) Über die Bildung der Künſtler zur Menſchendarſtellung auf der Bühne. Fortſetzung (S. 80 u. fg. [61]). 5) Verzeichniß ſämmtlicher teutſcher Theater und ihrer Mitglieder (S. 107 u. fg.). 6) Schiller's Todtenfeier, für deſſen Erben (S. 215 fg.). 7) Die Einung, Dialog für Geſellſchaftstheater (S. 217—316 [62]).

Zu Iffland's theatraliſchen Arbeiten gehören noch ſeine Beiträge für die teutſche Schaubühne in Überſetzun-

---

39) Berlin 1789. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1790. 3. Bd. Nr. 190. S. 63 fg. Allgem. teutſche Bibliothek. 96. Bd. 1. St. S. 116. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 49. Bd. 1. St. S. 44 fg. 40) Berlin 1790. Vgl. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 49. Bd. 1. St. S. 51 fg. Allgem. Lit.-Zeit. 1790. 4. Bd. S. 775. Allgem. teutſche Bibliothek. 104. Bd. 1. St. S. 650. 41) Gotha 1791. Vgl. Gothaiſche gel. Zeitung. 1791. 13. St. S. 129 fg. 32. St. S. 332. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 50. Bd. 1. St. S. 31 fg. 42) Leipzig 1792. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1793. 3. Bd. Nr. 221. S. 247 fg. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 50. Bd. 1. St. S. 52 fg. 43) Leipzig 1792. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1793. 1. Bd. Nr. 17. S. 129 fg. Vermiſchte Schriften vom Verfaſſer des heimlichen Gerichts (L. F. Huber). 2. Th. S. 135 fg. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 50. Bd. 1. St. S. 33 fg. 44) Leipzig 1792. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1793. 1. Bd. Nr. 27. S. 129 fg. Huber a. a. O. 2. Th. S. 185 fg. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 50. Bd. 1. St. S. 45 fg. 45) Leipzig 1794. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1796. 1. Bd. Nr. 90. S. 717 fg. Oberteutſche Allgem. Lit.-Zeit. 1796. 151. St. S. 180 fg. 46) Leipzig 1795. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1797. 3. Bd. Nr. 244. S. 303 fg. 47) Leipzig 1795. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1797. 2. Bd. Nr. 172. S. 557 fg. 48) Leipzig 1796. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1797. 3. Bd. Nr. 188. S. 681 fg. 49) Leipzig 1796. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1797. 3. Bd. Nr. 188. S. 681 fg. 50) Berlin 1805. Vgl. den Freimüthigen. 1805. Nr. 50. S. 200. Nr. 51. S. 204. 51) ſ. Goethe's Werke. Vollſtänd. Ausgabe letzter Hand. 45. Bd. S. 80 fg. Vgl. Goethe's Briefe, herausgegeben von Heinrich Döring (Leipzig 1837). S. 291. 293 fg. 52) The Bachelors, Comedy in 5 Acts, translated from the German of *A. W. Iffland* (London 1799). 53) Forbroderen af Aergjaerrighed, et Stuekſpil in 5 Optog efter Iffland's Verbrechen aus Ehrſucht. Overſat af det Tydske (Kopenhagen 1788). Crime for ambition; a play in 5 Acts, translated from the German of *A. W. Iffland* by *Maria Geisweller* (London 1800). 54) Myndlingerne, et Stuekſpil in 5 Optog af A. W. Iffland (Kopenhagen 1790). The Nephews, translated from the German of *A. W. Iffland* by *Hanna Evans Lloyd* (London 1799). 55) De Speeler, Toonspeel naar het Hoogduitsch van *A. W. Iffland* door *D. Oudewater* (Haag 1799). 56) Advocaten, Skueſpil af A. W. Iffland, overſat af F. Schwarz (Kopenhagen 1796). 57) Udſtyret, et Stueſpil af A. W. Iffland (Kopenhagen 1799). 58) Het Magnetismus, Blyspel gefolgd naar het Hoogduitsch van *A. W. Iffland*, door *M. G. Engelmann* (Amsterd. 1798). 59) Unter andern Iffland als Franz Moor, als Geh. Rath in den Hageſtolzen, und als Luther in der Weihe der Kraft. Auch andere Schauſpieler findet man dort nach ihren Darſtellungen in einzelnen Rollen abgebildet, Friederike Bethmann, Luiſe Fleck, Unzelmann, Beſchort, Mattauſch u. a. m.

60) Überſetzt wurde dieſer Almanach ins Franzöſiſche unter dem Titel: Almanac du Théâtre pour l'an 1807, 1808, 1809. Par *Aug. Guill. Iffland*, Directeur du Théâtre royal national de Berlin. Traduit de l'Allemand. (Berlin 1808—1810. 12.) Avec fig. 61) Schon in frühern Jahren hatte Iffland Fragmente über Menſchendarſtellung auf den teutſchen Bühnen drucken laſſen. Die erſte Sammlung dieſes Werkes, auf die keine zweite gefolgt iſt, erſchien zu Gotha 1785. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1785. 5. Bd. Supplem. Nr. 47. S. 186 fg. Gothaiſche gel. Zeit. 1785. 81. St. S. 661 fg. Allgem. teutſche Bibliothek. 72. Bd. 1. St. S. 153 fg. 62) Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1807. 1. Bd. Nr. 62 u. 63. 1809. 1. Bd. Nr. 95. Bibliothek der redenden und bildenden Künſte. 3. Bd. 2. St. S. 243 fg. 4. Bd. 2. St. S. 343 fg. Jenaiſche Allgem. Lit.-Zeit. 1808. Nr. 296.

Digitized by Google

gen und Bearbeitungen ausländiſcher Schriftſteller [63]). Dieſe Sammlung enthält größtentheils Luſtſpiele von Picard (die Rückwirkung, die Nachbarſchaft, der Taufſchein, die erwachſenen Töchter und Duhautcourt oder der Vergleichungscontract); außerdem noch die Luſtſpiele: Heinrich's V. Jugendjahre (nach A. Duval), der Flatterhafte oder die ſchwierige Heirath (nach Caigniez), das Schauſpiel: Frau von Sevigné (nach Bouilly) u. a. m.

Unter Iffland's übrigen Schriften verdienen hier noch genannt zu werden ſein Blick in die Schweiz [64]), die Beſchreibung einer Reiſe von Manheim über Raſtadt nach Baſel, Bern, Luzern, Zürich u. ſ. w., und einzelne Aufſätze in Journalen. So ließ er in den rheiniſchen und pfalzbairiſchen Beiträgen zur Gelehrſamkeit (1781 und 1782) Briefe über die Schauſpielkunſt drucken, in Schlözer's Staatsanzeigen (1784. 16. Heft. S. 423 u. fg.) ein Schreiben über die Beerdigung des Schauſpielers Abt, und ein ähnliches über den Tod der Schauſpielerin Karoline Beck im teutſchen Muſeum (Febr. 1785. S. 172 u. fg.). Einige Briefe von Iffland befinden ſich in dem Frauenzimmeralmanach auf das J. 1820. S. 18—26, in der Schrift: C. G. Schütz, Darſtellung ſeines Lebens, Charakters und Verdienſtes (Hall. 1835. 2. Bd. S. 195—197) und in dem Phönix vom J. 1837. Nr. 206—210.

Iffland's Bildniß befindet ſich vor dem Theaterkalender auf das J. 1784 (von Geyſer); vor dem erſten Jahrgange des Allgemeinen Theaterjournals (von Karcher); vor dem 48. Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften (von Schulze); vor dem erſten Bande von Iffland's dramatiſchen Werken (1798, von Bolt), und in dem fünften Theile des von W. Hennings herausgegebenen teutſchen Ehrentempels. Sein Portrait iſt auch einzeln von Clar zu Berlin 1797, und von Verhelſt en Médaillon geſtochen worden [65]).

(*Heinrich Döring.*)

ÍFÍNG, iſt offenbar der wichtigſte der Flüſſe der nordiſchen Götterſage, gewinnt aber, oder verliert an Bedeutſamkeit, je nachdem wir den verſchiedenen Lesarten in der Stelle folgen, wo ſeiner gedacht wird. Auf Wafthrudnir's Frage an Gagnrad (Odin): „Wie heißt der Fluß, welcher zwiſchen den Söhnen der Rieſen und den Göttern den Grund theilt?" antwortet dieſer: „Iſing heißt der Fluß, welcher zwiſchen den Söhnen der Zeitlichen [1]) (nach anderer Lesart der Geborenen [2]), nach dritter Lesart der Rieſen) [3]) den Grund theilt. Offen ſoll (wird) er rinnen durch die Altertage (Tage der Jahrhunderte), Eis entſteht nicht darauf [4])." Zweifelhaft iſt hierbei, ob der Fluß, wie z. B. Finn Magnuſen zuletzt annimmt, als Grenze zwiſchen den Göttern und Menſchen, oder nicht vielmehr zwiſchen den Göttern und Rieſen gedacht werde. Die Frage in der vorhergehenden Strophe berechtigt zur letztern Annahme. Auch iſt nicht nothwendig, wenn wir auch der Lesart alda sonom oder aldna sonom folgen, unter den Zeitlichen oder Geborenen blos die eigentlichen oder wirklichen Menſchen allein zu verſtehen, ſondern es können darunter, zumal nach der vorausgegangenen Frage, auch die Rieſen zugleich mit begriffen werden. Die gewöhnlichen drei Gegenſätze ſind nämlich: Götter, Menſchen, Rieſen; hier alſo, wo nur von einem Grenzfluſſe die Rede iſt, muß dieſer, da er die Grenze des Grundes der Götter bilden ſoll, nebſt dem Grunde der Rieſen, zugleich auch den Grund der Menſchen von dem Grunde der Götter ſcheiden. Doch dürfte auch unter dieſer Vorausſetzung die Lesart med jötna sonom (mit der Rieſen Söhnen) den Vorzug verdienen, als der Frage ganz entſprechend. Dieſer Grenzfluß Iſing hat eine dreifache Deutung erfahren: eine geographiſche, naturſymboliſche und moraliſche, welche jedoch früher als die naturſymboliſche vorhanden war. Der berühmte nordiſche Geograph Schöning nahm an, daß der Iſing eins ſei mit dem Strome Uvám oder Uſa in Pernien [5]). In dem Texte der ſtockholmer Ausgabe der Sämundar-Edda wurde, was jedoch eben nicht zu billigen iſt, nach Reſenius' Vermuthung Ilfing (Elbing) für Ifing mit der Bemerkung geſetzt, daß jenes ein Strom im Oſten geweſen, von welchem nördlich die Eſthier (Joten), und ſüdlich die Gothen gewohnt hätten. Nach dieſer Hypotheſe würden alſo unter den Rieſenſöhnen (jotna sonom) nur Menſchen, und den Godom (Göttern)

63) Berlin 1808—1812. 4 Bde. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1809. 3. Bd. Nr. 330. S. 729 fg. Jenaiſche Allgem. Lit.-Zeit. 1809. 1. Bd. Nr. 73. S. 577 fg. 64) Leipzig 1793. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1793. 1. Bd. Nr. 66. S. 525 fg. 65) Vgl. Iffland's Selbſtbiographie, unter dem Titel: Meine theatraliſche Laufbahn (Leipzig 1798, die zugleich den erſten Band ſeiner dramatiſchen Werke bildet), und außer den bereits erwähnten Schriften über ſeine mimiſchen Darſtellungen in Weimar, Leipzig und Hamburg noch den Aufſatz: Auguſt Wilhelm Iffland, dargeſtellt von P. S. (G. L. P. Sievers) in den Zeitgenoſſen. 2. Bd. 2. Heft. S. 127 fg. Aus dem Leben zweier Schauſpieler, A. W. Iffland's und L. Devrient's, von Z. Funck (Leipzig 1838). S. 1—216. J. L. Formey, Iffland's Krankheitsgeſchichte (Berlin 1814). C. Nicolai's (u. A.) Lebensbeſchreibungen berühmter und merkwürdiger Perſonen unſerer Zeit. 1. Bd. S. 299 fg. Den Teutſchen Ehrentempel, herausgeg. von W. Hennings. 5. Bd. S. 53 fg. Jördens, Lexikon teutſcher Dichter u. Proſaiſten. 2. Bd. S. 531 fg. 6. Bd. S. 368 fg. Bouterwek's Geſchichte der Poeſie u. Beredſamkeit. 11. Bd. S. 462 fg. Fr. Horn's Poeſie u. Beredſamkeit der Teutſchen. 3. Bd. S. 452 fg. Meuſel's gelehrtes Teutſchland (5. Ausgabe). 3. Bd. S. 535 fg. 10. Bd. S. 25 fg. 11. Bd. S. 398. 14. Bd. S. 233. Rotermund's gelehrtes Hanover. 2. Bd. S. CXXX fg. Wolemann's ſämmtl. Schriften. 6. Liefer. S. 247 fg. Becker's Nationalzeitung der Teutſchen. 1814. 41. St. Morgenblatt. 1815. Nr. 309 u. 310. Den Kometen. 1837. Nr. 127. Den Phönix. 1837. Nr. 104. 106. 110. 113. 114. 117. 118. 201. 203. 205—210.

1) med alda sonom, mit der Alter (d. h. der Zeitalter und der in den Zeitaltern lebenden Menſchen) Söhnen. 2) med aldna sonom — — 3) med jotna sonom, welches der vorhergehenden Strophe am beſten entſpricht, aber freilich dem älteſten Coder nicht angehört. Finn Magnuſen (Lex. Mytholog. p. 474) bemerkt in den Worten: „Ifing, amnis regiones inter Deos et homines dividens" zu homines: verbotenus: „hominum (sive natorum i. e. mortalium) filios," sed varians lectio praefert: „gigantum filios;" strophae proxime praecedenti consonum. 4) Wafthrudnismál, Str. 15—16, große Ausgabe der Sämundar-Edda. 1. Bd. S. 10. 5) Schöning, Nerſte Folkes Oprindelſe. S. 111.

Digitized by Google

Gothen verſtanden. Ein wirklicher irdiſcher Fluß iſt aber nicht gemeint, da er nach der Bemerkung der Wafthrudnismal immer offen rinnt, und niemals Eis trägt, was weder auf den permiſchen Strom Uſa, noch auf den preußiſchen Fluß Elbing paßt. Die Wafthrudnismal handeln von den wichtigſten Gegenſtänden der Götterſage. Der preußiſche oder permiſche Fluß aber konnte für die Skandinavier unmöglich ſo große Bedeutung gehabt haben, daß ihrer in dieſem Liede gedacht worden wäre. Nach der zweiten Erklärungsweiſe kommt der Name Iſing von at yſa, iſa. in Bewegung ſetzen, aufregen [6]) her, ſodaß es Reizung, Bewegung hieße, und für Wind, immer bewegliche Luft ſtände. Im Gleichniß wäre dafür ein niemals vom Eiſe bedeckter Fluß, etwa ſkaldiſch geſetzt worden, beſonders da nur eine Handſchrift „Jotna sonom,“ die andern alda sonom und aldna sonom haben. In dem Namen Iſing findet man bei dieſer Meinung eine offenbare Hindeutung auf die Unbeſtändigkeit der unterſten Luft; der Fluß, heißt es, könne nichts anderes als Luft bedeuten, welche immer frei hinſchwebt, nie gefriert, und ſowol die Wohnungen der Jötnar (Rieſen), als auch die der Menſchen von dem Götterreiche trennt [7]). Aber es entſteht hierbei die wichtige Frage, ob die Götterſage die Luft als Trennungsmittel für die drei Welten: die der Götter, die der Rieſen und die der Menſchen betrachte. Die Sagen führen auf die entgegengeſetzte Anſicht. Denn Götter fliegen in Falken-Hüllen, in die Rieſenwelt, und Rieſen in Adlerhüllen in die Götterwelt, und der Einheri Helgi, der von Walhöll ſich herab auf die Erde begeben hat, reitet mit dem Roſſe auf dem Flugſteig (d. h. durch die Luft) nach Walhöll zurück [8]). Sollten deſſenungeachtet die Nordmannen ſich in der Luft eine Scheidewand zwiſchen den drei Welten gedacht haben, ſo müßte man dann annehmen, dem Dichter gelte jenes Vorkommen der Luft als Communicationsweg zwiſchen den drei Welten durch Fliegen und Reiten nur als Ausnahme, weßhalb er darauf keine Rückſicht nehme, ſondern blos die Aſenbrücke oder den Regenbogen beachte. Thun wir dieſes, ſo erhalten wir in der Luft allerdings das Gleichniß eines Fluſſes mit einer Brücke, über welche die Rieſen und Menſchen nicht zu kommen vermögen; von den letzteren verſteht es ſich von ſelbſt, daß ihnen der Regenbogen nicht als Brücke dienen kann, um in den Himmel zu gelangen, und in Beziehung auf die erſteren bemerkt die jüngere Edda ausdrücklich, daß das Rothe im Regenbogen brennendes Feuer ſei, damit die **Hrimthursar** (Reifrieſen) und **Bergrisar** (Felſenbergrieſen), nicht nach Belieben über Bifröſt gelangen können, weil ſie ſonſt den Himmel erſteigen würden. Der Mangel des Eiſes auf dem Fluſſe, dieſen von der Luft verſtanden, macht aber einige Schwierigkeit, da Hagel und Schnee aus der Luft fallen; man muß dann annehmen, der Dichter wolle ſagen, der Fluß gefriere nie ſo zu, daß das Eis als Brücke dienen könne, und in dieſem Sinne wäre der Fluß immer offen, da das ſogenannte Schmiereis des Fluſſes Iſing, d. h. im Gleichniß die aus der Luft fallenden Hagelkörner und Schneegeſtöber, den Übergang über den Fluß mehr hemmt, als erleichtert, und das vollſtändige Gefrieren des Stromes blos vorbereitet. Nach Gudmund Magnäus, welcher freilich die geographiſche Deutung von Schöning nicht zu verwerfen wagt, kann die zweifelhafte Strophe zugleich einen moraliſchen Sinn haben, nach welchem Iſing die ewige (niemals zufrierende) Zwietracht und Feindſchaft bedeutet, welche gleich einem Fluſſe die den Göttern feindlichen Rieſen und die Menſchen von den Sitzen der Seligen trennt; denn auf Iſländiſch bedeutet **Iſing** [9]) die Bewegung des Gemüthes zum Zorn, und **iſa** zum Zorne reizen. Da nicht alle nordiſchen Götterſagen naturſymboliſchen Sinn haben, ſo iſt man berechtigt, dieſe Deutung als treffend und ſchön zuzulaſſen. Der Sinn jener beiden Strophen iſt dann klar: das Gebiet der Götter und Rieſen wird geſchieden durch ewige Feindſchaft. Dieſer Grenzfluß verliert ſeine Bedeutung nimmer, daher friert er nie zu. Die nordiſche Götterſage liebt räthſelhafte Bilderſprache, dieſe Auffaſſung iſt alſo dem Geiſte derſelben ganz angemeſſen. Aber man hat bei Zulaſſung derſelben in der zweiten Strophe nicht **alda sonom** oder **aldna sonom** zu leſen, oder wenigſtens nicht die Menſchen darunter zu verſtehen; denn ewiger Zornesmuth trennt zwar die Götter und die Rieſen, aber nicht die Götter und die Menſchen. Es muß alſo entweder auch in der zweiten Strophe **Jötna sonom** geleſen werden, oder es iſt **med Jötna sonom** aus der vorigen Strophe zu suppliren, und die Stelle: **Iſing heitir á, er deilir med alda sonom grund ok med godom** (Iſing heißt der Strom, welcher den Grund zwiſchen den Zeitalterſöhnen und zwiſchen den Göttern theilt,) hieße dann vollſtändig: **I. h. á, er deilir grund med jotna sonom ok med alda sonom ok med godom** (J. h. d. Str., welcher den Grund zwiſchen den Rieſen auf der einen, und zwiſchen Menſchen und den Göttern auf der andern Seite theilt). Die Auslaſſung des **jötna sonom** in der zweiten Strophe iſt gar nicht zu tadeln, da aus der Frage ſchon erhellt, daß die Iſing Grenzfluß zwiſchen den Rieſen und den Göttern iſt, und der Zuſatz des Antwortenden alſo: die Iſing iſt der

6) ***Biörn Haldorson***, Lex. Islandico-Latino-Danicum. Vol. II. p. 484. 7) Finn Magnuſen, Den äldere Edda. 1. Bd. S. 103. 104. Lexicon Mythologicum. p. 474. Studach, Sämund's Edda des Weiſen. S. 65. Legis, Fundgruben des alten Nordens. S. 66. 8) ſ. das Helgilied, bei F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 135.

9) Gudmund Magnäus zu den Wafthrudnismal in der großen Ausgabe der Sämundar-Edda, S. 10, Note 20, erklärt nicht etwa Iſing blos vermuthungsweiſe durch „animi ad iram commotio,“ ſondern Biörn Halderſon ſagt (2. Bd. S. 484) ohne Rückſicht auf die eddiſche Iſing: „Yſd f. refricatio; item irritatio, Opripppen, Opriven; ogſaa Opirrelſe Yſing f. idem.“ Die weibliche Form des eddiſchen Iſing paßt aber auch für den Fluß ganz, da á (die Ach), der Fluß, weiblich iſt. Die eddiſche Iſing iſt alſo auch jetzt kein veraltetes Wort, ſondern ſeine Bedeutung: Aufrührung, Anfregung, Erbitterung, Reizung, und ſchickt ſich alſo von dieſer Seite als Name eines Fluſſes ſehr gut, der immer offen iſt und nie mit Eis bedeckt iſt, alſo in ewiger Bewegung auf ſeiner Oberfläche erſcheint.

Digitized by Google

Grenzfluß nicht nur zwiſchen den Rieſen und den Göttern, ſondern auch der Rieſen auf der einen, und der Götter und Menſchen auf der andern Seite, mehr beſagt. (*Ferdinand Wachter.*)

IFINGERSPITZ, ein hoher Berg nordöſtlich von der ihrer herrlichen Lage und ihres freundlichen Klima's wegen berühmten Stadt Meran im botzener Kreiſe der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, am Urſprunge des Naifthales. Er erhebt ſich nach der k. k. öſterr. Cataſtral-Landesvermeſſung 1342 87 wiener Klafter über den Spiegel des adriatiſchen Meeres. (*G. F. Schreiner.*)

IFLATUN (افلاطون), 1) arabiſcher Name des Plato, von dem Morgenländer mit vieler Achtung, aber nach ihrer Weiſe ſprechen. Da ſeine gedankenreichen Schriften den Arabern frühzeitig bekannt wurden in verſchiedenen Überſetzungen, ſo konnte es nicht fehlen, daß viele ſeiner moraliſchen Sentenzen in das Volk übergingen und ſich Geltung in ſo weit verſchafften, als die einheimiſchen Philoſophen ſich erlauben konnten davon zu ſprechen und ſie der Maſſe mitzutheilen. Was man außer ſeinen Schriften von ihm ſagt, läßt ſich nach der Angabe der ſogenannten aus Caſiri's Katalog bekannten Bibliotheca philosophorum (die Unterzeichneter in einer von ihm nach einem wiener Manuſcript ſelbſt gemachten Copie vollſtändig beſitzt; vgl., was er ſchon früher darüber geſagt in Fleiſcher's Ann. Abulf. Anteisl. p. 233—35) auf Folgendes zurückführen. Er gilt den Arabern für einen Sohn des Ariſton (بن ارسطون) und als eine Hauptſtütze der Philoſophen, unter denen er einer der fünf großen Griechenlands. Er war eindringlich in ſeiner Rede und kräftig in Durchführung ſeiner Abſichten, wenn er durchs Wort davon überzeugen wollte. Den Unterricht des Pythagoras beſuchte er gemeinſchaftlich mit Sokrates, konnte aber doch erſt nach dem Tode des Letztern zu Anſehen gelangen. In Gelehrſamkeit und auch ſeinem Geſchlechte nach hatte er unter Griechen einen guten Klang, ſtudirte vorzüglich die Naturwiſſenſchaften und verfaßte eine Menge berühmter Schriften über die Philoſophie; doch warf man dieſen eine nur andeutende räthſelhafte Kürze und ſelbſt Dunkelheit vor. Er zog eine Menge in Humanität gebildeter Schüler, für die es ſchon eine mächtige Empfehlung war, daß ſie ſich zu ſeinen Schülern rechnen konnten. Den Unterricht gab er den jungen Philoſophen gehend, weshalb ſeine Anhänger die Gehenden (المشاؤون, Peripatetiker) genannt worden ſeien. In ſeinen ſpätern Jahren, deren er achtzig oder einundachtzig alt geworden, habe er den Tauglichſten unter ihnen die Verbreitung ſeiner philoſophiſchen Anſichten und den Unterricht darüber anvertraut und ſich in eine beſchauliche Einſamkeit zurückgezogen. Er habe, wird erzählt, große Vorliebe für die Poeſie gehabt, als er aber mit Sokrates bekannt geworden und dieſer jenen Hang wahrgenommen, habe er den Plato gänzlich von ſeiner Richtung durch den ausgeſprochenen Tadel geheilt, daß die Dichtkunſt und ihre Anhänger durch die Einbildungen und Phantaſien die Wahrheiten einhüllen, und daß das Suchen der Wahrheit vorzüglicher ſei. Hierauf wandte er ſich der Anſicht des Pythagoras über die durch den Verſtand erreichbaren Dinge (الاشياء المعقولة) zu. Ariſtoteles ward ſein Schüler grade in dem Jahre, in welchem Alexander geboren wurde. Außer dieſen hier in aller Kürze gegebenen Grundzügen einer Biographie des Plato finden ſich in dem angedeuteten Werke noch andere Berichte, die das Geſagte theils ergänzen, theils vollſtändiger mit Umſchreibungen ausführen. Darunter befindet ſich unter Anderem eine Zurückführung ſeines Geſchlechtes auf Solon, die Erzählung von dem Gange und der Veranlaſſung ſeiner Studien. Bei dem Tode des Pythagoras ſoll er 20 Jahre alt und alsdann mit Sokrates 50 Jahre zuſammengelebt haben. Auch wird ſeiner dreifachen Reiſe nach Sicilien, ſeines Geſprächs mit Dionyſius, ſeiner unbeſiegbaren Liebe zum Studium und anderer Umſtände mehr gedacht, die zum Theil auch ſeine Zeitgenoſſen, mit denen er umging, berühren. Vorzüglich ausführlich werden ſeine Schickſale auf Sicilien beſchrieben. Hiermit iſt nun noch zu vergleichen, was Abulfaradſch (Dynast. p. 90) und von Diez (Denkwürdigkeiten von Aſien. 1. Th. S. 80 fg.) von ihm und ſeinen Werken ſagen. Eine Stelle über den Göttlichen (الالهي, ὁ θεῖος) findet man auch in *Abulf.* Annal. Anteisl. p. 154, wo überdies ſeine Politica (سياسة المدن) erwähnt wird. Dieſe hat Honein Ben Ishac überſetzt, ſowie ſein Buch von den Geſetzen (النواميس), von dem man eine zweite Überſetzung von Jahja Ben Adi hat. Derſelbe emendirte auch den Timäus (طيماوس). Alle andern Schriften, von denen Ibn el-coſti außer den genannten noch 30 (unter ihnen faſt alle Dialogen) aufzählt, ſind zum Theil von Hadſchi Chalfa (vgl. z. B. Tom. II. n. 3062) genannt, und ſollen von Unterzeichnetem bei einer andern Gelegenheit namentlich aufgeführt werden. Abulfaradſch hat auch Einiges über ſeine Hauptſätze, und im Abdollatif (Ed. *de Sacy*) finden ſich S. 545 und 547 Werke von ihm angegeben. Vgl. noch *Casiri* I, 303.

2) I., perſiſcher und türkiſcher Dichter, blühte zur Zeit Suleiman's, deſſen Schahnamedſchi oder Sänger ſeiner Großthaten er wurde. In Schirwan von perſiſchen Ältern geboren, kam er als Dichter und Secretair mit El-câs Mirza nach Conſtantinopel, und nahm in ſeinen türkiſchen Gedichten den Beinamen Esiri, in den perſiſchen den Beinamen Chasaini an. Einige Proben ſeiner Verskunſt hat v. Hammer-Purgſtall in der Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt (Bd. II, 384 und 385).

3) Iflatun-zadeh oder Ibn Iflatun, der Sohn des Plato, eigentlich Muhammed geheißen, und ein Sohn, wie es ſcheint, von einem gewiſſen Akmal-ed-din, war aus Burſa in Rumelien und ſtarb 937 der Fl. (d. i. 1530 oder 1531 n. Chr.). Obwol er dem Derwiſch-

Digitized by Google

orden zugethan war, zeichnete er ſich doch in einer ganz andern Richtung aus, nämlich in der Kunſt Urkunden abzufaſſen, und gab darüber auch ein Werk unter dem Titel: „Die Urkunden" (صكوك) heraus.

(*Gustav Flügel.*)

Iſlili ſ. **Ibrahim 19).**

IFLINGEN (Ober-), ein würtembergiſches Pfarrdorf im Schwarzwaldkreiſe und Oberamte Freudenſtadt, mit **292** Einwohnern evangeliſcher Confeſſion. (*Rigel.*)

Iſloga ***Cassin***, ſ. **Trichogyne.**

IFLSBERG, fälſchlich von Lichtenſtern ſo genannt, eigentlich **ISELSBERG**, eine auf einem Berge an der Grenze Kärnthens liegende Gemeinde der Landgerichtsherrſchaft Lienz, im puſterthaler Kreiſe der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, zwei Stunden von Lienz entfernt, nach Dölſach (Dekanat Lienz, Bisth. Brixen) eingepfarrt, aus zerſtreuten Meierhöfen, die im Gebirge herumliegen, beſtehend, mit einem Zollamte, einer dem heil. Schutzengel geweihten Kapelle und einer Schule. Die Einwohner leben von der Viehzucht; der Ackerbau iſt auf einige ſonnige Lehnen und minder ſteinige Gründe beſchränkt.

(*G. F. Schreiner.*)

IFSÂH (ſ. bei d'Herb. **Efsâh**, افصاح), d. i. die deutliche Erklärung oder Auseinanderſetzung, iſt der Titel mehrer ausgezeichneter Werke im Arabiſchen, die ſich in des Unterzeichneten Ausgabe des Hadſchi Chalfa **(Tom. I. p. 371 sq.)** von Nr. **1010—1021** aufgeführt finden. Das rhetoriſche, von d'Herbelot allein angedeutete iſt das hier unter Nr. **1016** näher beſchriebene. Daſelbſt findet ſich auch der Commentar und Berichtigungen und Ergänzungen deſſen, was der franzöſiſche Orientaliſt ſagt. (*Gustav Flügel.*)

IFTA, Pfarrdorf im großherzogl. weimariſchen Amte Kreuzburg, hat über **700** Einwohner und Marmorbrüche.

(*F. G. Winkler.*)

IFVESJÖ, ein beträchtlicher Landſee in der ſchwediſchen Provinz Schonen, im Willands-Härad (Kreiſe), nach der Grenze von Bleckingen hin. Im See liegt die Inſel Iſö, welche 1¼ Meile im Umkreiſe hat, und ein eignes Kirchſpiel bildet, mit etwa **800** Einwohnern. Neben Iſö, da, wo jetzt Waſſer iſt, ſtand einſt das alte Schloß Brattingsborg, ſpäterhin ein Räuberneſt. Auf Iſö hielt ſich der Erzbiſchof Andreas Suneſon von Lund einige Jahre bis an ſeinen **1228** erfolgten Tod auf*).

(*v. Schubert.*)

IGA, Fürſtenthum oder Provinz in der Landſchaft Tokaydo (d. i. öſtlicher Seeweg) auf der japaniſchen Inſel Niphon †). Es grenzt im Norden an das Fürſtenthum Izeh (Iſie, Iro), im Oſten und Süden an den großen Ocean, im Weſten an das Fürſtenthum Jamatto, hat im Norden ein hohes Gebirge, ein heißes Klima und ſchlechten Boden, der jedoch viele Bäume, Kräuter und Bambus erzeugt (Kämpfer I. S. 90). Die vier Diſtricte, worein das Land getheilt iſt, heißen Aije, Namanda, Iga und Nabari, und die Capitale iſt die Stadt Wooye-no. (*Klaehn.*)

IGAL, Marktflecken in Niederungarn jenſeit der Donau, in der ſchimegher Geſpanſchaft (**Somogy Varmegye**) im igaler Proceß oder Comitatsbezirk, auf einem Hügel gelegen, mit einer katholiſchen Pfarre und Kirche, den Erben des Grafen Theodor Batthyány gehörig. Hier liegt der Stab des in der ſchimegher Geſpanſchaft befindlichen Militairs. In der Ebene iſt guter Ackerbau, die Berge ſind mit Wäldern und Weinſtöcken bewachſen. Die auf den hieſigen Weinbergen erzeugten Weine laſſen ſich lange halten und geben den beſten Tiſchwein unter den Weinen dieſer Geſpanſchaft. Die Einwohner ſind Magyaren und als Unterthanen der Herrſchaft ſogenannte Libertiner oder Contractualiſten, d. h. durch einen Vertrag von den Roboten (Frohnen) befreit. Die Ortſchaft beſitzt ein Jahrmarktsprivilegium. Zahl der Einwohner: **1230** Katholiken, **10** Proteſtanten, **10** Juden. (*Rumy.*)

IGALER PROCESS oder Comitatsbezirk (**Igali Járás**), Comitatsbezirk der ſchimegher Geſpanſchaft in Niederungarn jenſeit der Donau, der vom Marktflecken Igal ſeinen Namen hat. Er iſt vom Balaton oder Plattenſee bis zum Marktflecken Igal gebirgig und voll Waldungen, in welchen vorzüglich Steineichen (**Quercus robur, tölgyfa**) und Bergeſchen (**Fraxinus ornus, gyertyánfa**) wachſen; von Igal bis zum Fluſſe **Kapos** (Kapoſch) eben, jedoch mit einigen Anhöhen und Hügeln und mit wenigen Wäldern verſehen. Die Länge dieſes Comitatsbezirkes beträgt vom Balaton (Plattenſee) bis zum Fluſſe **Kapos** (Kapoſch) ſieben Meilen, die Breite vom Fluſſe **Sió** (Schió) bis zur Grenze des kapoſcher Comitatsbezirkes drei Meilen. Es ſind darin fünf Marktflecken (Igal, Karád, Nagocs, Török-Koppány, Berki), **53** Dörfer (Ácſa, Alánd, Andacs, Atala, Bábony, Bálványos, Bonya, Büſſü, Cſoma, Dörögke, Endréd, Fiad, Fonó, Gelle, Gyalán, Hidvég-Falu, Juth, Kapoly, Kára, Kazſok, Kér, Kereki, Kiliti, Kis- Bar oder Apáti, Köröshegy, Köttſe, Magyar Atád, Magyarod, Megyer, Miklóſi, Mosdos, Nagy Berény, Német Egres, Nyim, Patalom, Pula, Puſzta Szemes, Rákſi, Ságvár, Som, Szabadi, Szamárdi, Szarſzó, Szil, Szöláb, Szoroſſad, Tab, Torvaj, Város Hidvég, Zala, Zich), **41** Prädien oder Weiler (Cſaba, Cſér, Cſicſal, Dada, Nagy- und Kis-Gadács, Gerezd, Gyalud, Gyönköd, Gyugy, Hetény, Jaba, Inám, Jod, Jutom, Kács, Kér, Ketye, Kis-Pécz, Lapa, Lula, Marosd, Merſe, Nagy-Kapol oder Puſzta-Kapol, Nozde, Oroſzi, Pernesz, Polcza, Pöſze, Raknyi, Rebecz, Batthán, Nagy- und Kis-Séva, Szanacs, Szántod, Szent László, Szöllös, Tátom, Tholdi, Tomi, Töröki, Ugal, Uzd) †). (*Rumy.*)

---

*) Zum Theil nach Tuneld.

†) Nach Robert's Karte in der Landſchaft Jetſegen.

†) ſ. meine topographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung der ſchimegher Geſpanſchaft, nach officiellen, von dem ehemaligen Obergeſpan derſelben, Sr. Excellenz, dem Grafen Franz Széchényi, erhaltenen Daten, in den Vaterländiſchen Blättern für den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat. 1814.

IGÁR, 1) ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf im Gerichtsſtuhle (Processus) an der Theiß der heveſer Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns, an einem ausgebreiteten Moraſte, welchen die Theiß auf ihrem linken Ufer nährt, zwiſchen Tiſza-Szölös und Tiſza-Eörs gelegen, von dem letzteren eine halbe Stunde nordnordweſtwärts entfernt und dahin auch eingepfarrt, mit einer eigenen Pfarre und einem Bethauſe der Reformirten, einer katholiſchen, dem heil. Johann von Nepomuk geweihten Kirche (Pfarre Tiſza-Eörs, poljárer Vicearchidiakonats-Diſtrict, Erzbisthum Erlau), einer jüdiſchen Synagoge, einer Schule, 198 Häuſern, und (nach dem Diöceſan-Schematismus für das J. 1834) 314 magyariſchen Einwohnern, von denen 942 zur evangeliſchen Kirche helvetiſcher Confeſſion, 203 zum Moſaiſchen Glauben, 166 zur katholiſchen und 3 zur evangeliſchen Kirche augsburgiſcher Confeſſion ſich bekennen. Die Umgegend iſt durchaus flach und weit und breit verſumpft. 2) Ein zur Herrſchaft Sarpentele gehöriges Dorf im ſarmellyéker Gerichtsſtuhle der ſtuhlweißenburger Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungarns, am linken Ufer, des Gajabaches, der ſich in den Cſurgó ergießt, in ebener Gegend zwiſchen Cſurgó und Magyar-Almás gelegen, 1¼ Meile nordnordweſtwärts von Stuhlweißenburg gelegen, mit einer Pfarre und Kirche der Reformirten, 83 Häuſern und 547 magyariſchen Einwohnern, unter denen ſich 424 Evangeliſche, 109 Katholiken und 14 Juden befinden. 3) Zwei Prädien in der veſzprimer und ſtuhlweißenburger Geſpanſchaft; das letztere, mit einer herrſchaftlichen Meierei, einer Mühle und einem Wirthshauſe, iſt nach Cſurgó eingepfarrt. (*G. F. Schreiner.*)

Igarsok, der grönländiſche Name für Cottus quadricornis (ſ. d. Art.).

IGASURSÄURE. Nach Pelletier und Caventon ſollte dieſe Säure in Verbindung mit Strychnin in den Früchten und dem Holze verſchiedener Strychnosarten, ſowie in dem Upasgifte, enthalten ſein. Sie iſt lange als eine eigenthümliche Subſtanz in den Lehrbüchern der Chemie angeführt worden. Spätere Unterſuchungen haben indeſſen gezeigt, daß ſie nichts anderes als Milchſäure iſt, und daher aus der Reihe der eigenthümlichen Pflanzenſäuren geſtrichen werden muß. (*Bunsen.*)

Igat, ſ. Molukken.

IGEL (Erinaceus), ein bekanntes Thiergeſchlecht, wovon zwei Gattungen: der europäiſche Igel (E. europaeus) und der malakkaiſche Igel (E. malaccensis) zu bemerken ſind. Das Nähere ſ. unt. Erinaceus. Der europäiſche Igel wurde vormals zu Aſche verbrannt und die Aſche (Echinus s. Erinaceus combustus) abergläubiſcherweiſe als Arzneimittel gebraucht; auch die Leber und das Fett dienten zu gleicher Abſicht. Vom malakkaiſchen Igel ſ. auch den Art. Igelstein. (*Fr. Thon.*)

IGEL (Egla), ein vormals zum Herzogthum Luxemburg, jetzt zum königl. preuß. Regierungsbezirke Trier gehöriges Dorf an dem linken Moſelufer, faſt zwei Stunden oberhalb Trier, an der Straße nach Luxemburg.

Hier wurde in der Römerzeit, zur Seite einer großen Heerſtraße ins Innere von Gallien, unfern der Moſel, und wo weiter hinab ſich der Blick in das ſchöne Thal ſenkt, wo die Saar fluthet, und bei dem auch hiſtoriſch merkwürdigen Dorfe Conz ſich mit der Moſel vereinigt, die vielbeſprochene, auch jetzt noch anſehnliche ſogenannte Pyramide von Igel aufgeführt. Die weltbekannten ſchönen Reſte dieſes Denkmals haben von jeher allerlei Fragen und Meinungen über die Bedeutung deſſelben, und über die Zeit ſeines Urſprungs veranlaßt [1]). Viele unſerer alten Monumente liegen noch unter altem Schutt verborgen, ſowie campaniſche Städte unter harter Lava; doch dieſes zu Igel ſteht noch aufrecht, und iſt von der Zeit großen Theils verſchont geblieben. Freilich ſtände es noch unverletzter da, wenn Peter Ernſt, Graf von Mansfeld [2]), ſtatt ein verkehrter Liebhaber der Alter-

---

1) Eine Menge von Werken ſpricht von dem Monumente zu Igel, und mehre derſelben geben Abbildungen der vier Seiten der Pyramide. Die vorzüglichern Schriftſteller, die darüber, jeder auf ſeine Weiſe, mit einer großen Ausführlichkeit geſprochen haben, ſind folgende: *Apianus*, Inscriptiones sacrosanctae vetustatis etc. (Ingolst. 1534). *Herold*, De Germanicae veteris, quam primam vocant, locis antiquissimis etc. (Sine nota an. loc. et typogr.) *Ortelius* et *Avianus*, Itinerarium per nonnullas Galliae Belg. partes (Antwerp. 1584). *Bertels*, Histor. Luxemburgensis (Colon. 1605). *Fischer*, Ausonii Mosella cum commentario (Heidelb. 1619). *Brower*, Antiq. et Annal. Trevir., mit den Zuſätzen des *Masenius* (Leodii 1670). *Alexand. Wiltheim*, Lucelinburgensia, sive Luxemburgum Romanum. (MS.) Deſſen Bruder *Joh. Wilh. Wiltheim*, Historiae Luxemburgensis antiquariae disquisitiones. (Auch noch MS.) *Bertholet*, Histoire eccles. et civile du Duché de Luxemb. T. I. (Luxemb. 1741). *Calmet*, Notice de la Lorraine (Nancy 1756). Pococke, Beſchreib. des Morgenlandes; aus d. Engl. (Erlangen 1755.) 3. Th. *Hontheim*, Prodrom. Histor. Trev. dipl. T. I. (Aug. Vind. 1757). *Muratori*, Novus thesaur. vet. Inscript. T. I. (Mediol. 1739). *Lorent*, Cajus Igula, ou l'Empereur C. Caesar Caligula né à Igel: essai par forme de dissertation sur la Sujet et l'époque du fameux monument, apellé communement la tour d'Igel (Luxemb. 1769). *Neller*, De Burdecanatu Trevir. (1783, und was dieſer Alterthumskenner früher in den Jahren 1769 und 1770 in dem Trierſchen Wochenblatte bekannt machte). *Peyre*, Mémoires de l'Instit. nat. des Sciences et arts (Paris An XII). T. II. Müller, Statiſtiſche Überſicht des Herzogthums Luxemburg (Trier 1814). Hitzrodt, Nachrichten über die alten Trierer (Trier 1817). Storck, Darſtellungen aus dem preuß. Rhein- und Moſellande (Eſſen 1818). Quednow, Beſchreibung der Alterthümer in Trier (Trier 1820). Conrad, Trierſche Geſchichte (Hadamar 1821). v. Haupt, Panorama von Trier (Trier 1822). v. Goethe, Aus meinem Leben. 5. Th. (1822). *Raymond*, Lettre sur quelques antiquités d'Allemagne peu connues en France (Paris 1824). Neurohr, Abbild. des röm. Monuments zu Igel, mit einem erläuternden Texte (Trier 1826). Oſterwald, Das röm. Denkmal in Igel und ſeine Bildwerke. Mit einem Vorworte von Goethe (Coblenz 1829). Auch der Verfaſſer dieſes Artikels hatte zu verſchiedenen Malen ſeine Anſichten über dieſes Denkmal geäußert, vorerſt in ſeinem Verſuch einer Geſchichte von Trier. 1. Th. (1810); dann in der Trierſchen Chronik (1821); endlich im erläuternden Texte zum großen lithograph. Werke von Rambour unter dem Titel: Alterthümer und Naturanſichten im Moſelthale bei Trier. 4. Heft. (1831).

2) Dieſer Graf von Mansfeld war im J. 1545 vom Kaiſer Karl V. zum Gouverneur des Herzogth. Luxemburg ernannt worden. Er ſtarb, als ſolcher, im J. 1604. Man ſagt von ihm, daß er verſucht habe, das ganze Kunſtwerk abtragen zu laſſen, um es in ſeinem Garten in Luxemburg wieder aufzuſtellen. Doch der vandaliſche Gedanke wurde nicht ausgeführt, und nur mit Aus-

Digitized by Google

thümer zu ſein, jene fromme Scheu gekannt hätte, welche die alte Welt vor öffentlichen Denkmälern, vorzüglich vor Mauſoleen, hatte; dann wäre von ihm der Zuruf geachtet worden, der auf alten Urnen als Mahnungszeichen geleſen wird, das ne me tangito! Doch haben auch die Injurien der Zeit einige Bilder verwiſcht.

Die Form dieſes Monuments iſt die eines viereckigen, auf allen Seiten mit Pilaſtern, Basreliefs und andern Ornamenten ausgeſchmückten, Thurmes, der in eine pyramidaliſche, mit einer Kugel, auf welcher die Überreſte eines Adlers, wie Einige meinen, oder eines geflügelten Genius, wie Andere dafür halten, gekrönte Spitze ausläuft.

Das Denkmal iſt über dem unterſten, vorſpringenden Abſatze 12 franz. Fuß dick, 15 franz. F. breit und 64 F. hoch. Der viereckige Theil läßt ſich in die Plinthe, in das mit Pilaſtern und Hauptgebälk ausgeſtattete Stockwerk, in die Attike, und in den darauf befindlichen Fronton abtheilen. Das Material iſt ein feſter, grauröthlicher Sandſtein.

Die Inſcription ſpricht von der Secundiniſchen Familie. Dieſe war wol eine bedeutende Familie, inſofern Reichthum und äußeres Anſehen bedeutend machen können. Auch war dieſes Geſchlecht ſehr verbreitet; denn viele Steinſchriften, nicht allein im Lande der Trevirer, ſondern auch entferntere Gegenden ſprechen von dieſem Geſchlechte.

Das Mauſoleum ſetzten, nach der Inſcription, die Erben des Secundinus Securus, dieſem Stifter des Wohlſtandes ihrer Familie, der wol gar Princeps de Schola Agentium in rebus mag geweſen ſein, oder, wie dieſe Beamten früher genannt wurden, der Vorſteher der Frumentarii im belgiſchen Lande. Sie waren dem Poſtweſen der damaligen Zeit (cursus publicus) vorgeſetzt, und hatten dabei die Lieferungen für den Hof und das Heer. Dieſe Verrichtungen (officia palatina) waren ſehr einträglich, da zugleich ausgebreitete Handelsgeſchäfte damit verbunden wurden. Wir haben mehre Beweiſe, daß die Kaiſer ihrer Geldluſt und ihrem Übermuthe Schranken ſetzen mußten [5]).

Nach der Zeit der Antonine fängt der Verfall der Künſte an, vorzüglich der Sculptur und Malerei. Das Gepräge der Münzen beweiſt es uns; auch die Verzierungen am Triumphbogen des Severus geben Kunde davon. Daher iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß dieſes Denkmal wenigſtens in die Zeiten der Antonine gehöre, und ich begreife ſchon allein aus dieſer Urſache nicht, wie einer und der andere neue Schriftſteller die im Mittelalter ausgeſprochene Meinung, als ſei auf dieſen Steinen die Sprache von der Vermählung des Conſtantius mit der Helena, von Neuem aufſtellen konnten. Dies geſchah bei uns im Mittelalter von einem mehr patriotiſch-geſinnten, als hiſtoriſch-kritiſchen Manne, einzig aus der Urſache, weil er die Helena gern zu einer geborenen Trierin erheben wollte. Die architektoniſche Technik war im Conſtantiniſchen Zeitalter freilich nicht in gleichem Verhältniß geſunken, als die Bildwerke. In der Baukunſt finden wir allerdings noch Grandioſes; aber keine Künſtler gab es mehr, die ſolche Basreliefs, wie dieſes Monument zeigt, hätten bilden können. Dies beurkundet ja vor allem Conſtantin's Triumphbogen, wozu, was an Verzierungen das Beſte war, von Trajaniſchen Triumphbogen war entnommen worden.

Die Basreliefs, mit denen das Denkmal geziert iſt, bilden einen großen Cyklus, der in zwei, innig ineinandergreifende Abtheilungen, in eine allegoriſche (poetiſche) und in eine natürliche (häusliche und bürgerliche) zerfällt. Beide Hauptvorſtellungen wechſeln ab in den Feldern des Monuments; beide heben und ergänzen ſich; beide haben Bezug auf das Leben der Secundiniſchen Familie.

In dem poetiſchen oder mythologiſchen Cyklus tritt der Bacchiſche Mythos und der des Herkules bedeutend hervor; vorzüglich ſpielt Bacchus (Dionyſos) eine Hauptrolle in dieſem Bildwerke [4]). Verbunden mit dieſen Vorſtellungen ſind auch beſonders die Mythen des Apollo und der Diana (Sol und Luna). Der natürliche Cyklus zeigt uns Darſtellungen aus dem häuslichen und bürgerlichen Leben der berühmten Familie. Mehre Alterthumsforſcher haben wol mit Recht behauptet, daß dieſſeit der Alpen kein Römerwerk exiſtire, welches das Monument zu Igel an hiſtoriſchem Intereſſe und an architektoniſch-plaſtiſchem Kunſtwerthe übertreffe [5]). (*Wyttenbach.*)

Igelgeschütz, gleichbedeutend mit Orgelgeſchütz (ſ. d. Art.).

Igelgim (Geogr.), ſ. **Gwosdewy** oder **Nelkeninseln.**

Igelhülsen, ſ. **Ilex.**

Igelklette, ſ. **Xanthium (strumarium).**

Igelknospe, Igelkolbe, ſ. **Sparganium.**

Igelkopf, ſ. **Dipsacus (fullonum).**

Igelkraut, ſ. **Geum (urbanum).**

Igelmuschel, ſ. **Cardium aculeatum** und **Chama Arcinella.**

Igelnüsschen, ſ. **Echinospermum.**

IGELS, 1) I. auch Igls, ein eine Stunde von

---

nahme einiger Basreliefs blieb das Monument an ſeiner alten Stelle. Eine Menge Antiken, beſonders von Arlon und von Trier, hatte er in ſeinem Garten aufgeſtellt. Faſt 600 römiſche Steinſchriften fanden ſich dort. Georg Braun hat in ſeinem ſelten gewordenen Werke (Urbium praecipuarum mundi theatrum) eine Abbildung des Schloſſes und Gartens des gewaltigen Liebhabers uns hinterlaſſen. Dies iſt aber auch Alles, was der Nachwelt übrig geblieben iſt — von der mansfeld'ſchen Sammlung, die Braun eine coloniam antiquitatum nennt!! Nach dem Tode des Sammlers wurde manches Bewegliche nach Spanien verſchleppt, und das Zurückgebliebene verlor ſich auf andere rohe Art. Die Alterthumskunde unſeres Landes hatte dadurch einen unerſetzlichen Verluſt erlitten.

5) Victor im Leben Trajan's. Cap. 13. *Amm. Marcell.* XIX, 4.

4) Es verdient bemerkt zu werden, daß die erſte chriſtliche Kirche zu Igel dem heil. Dionyſius Areopagita, als ihrem Patrone, geweiht wurde, gleichſam zur Sühne der Orgien des heidniſchen Dionyſos. 5) Raymond ſagt: „La pyramide d'Igel est un monument unique en Europe, d'un ordre composité antique, dans le goût des meilleurs temps de Rome.“ (Lettres p. 15.)

Innsbruck entferntes, gegen Mittag von dem Dorfe Patſch gelegenes Dorf im Inn- und Wippthalerkreiſe der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, der Herrſchaft Sonnenburg gehörig, mit einem öden Herrſchaftsſchloſſe, einer katholiſchen Curatie, welche von zwei Prieſtern des Prämonſtratenſerſtifts Wilten verſehen wird, zur Pfarre Patſch und zum innsbrucker Dekanate des Bisthums Brixen gehört, und 403 Seelen in ihrem Sprengel zählt, einer katholiſchen, dem heil. Abte Ägidius und den 14 Nothhelfern geweihten Kirche, und einer Schule, welcher auch der Ort Vils zugewieſen iſt. Die Einwohner nähren ſich vom Feldbaue und von der Viehzucht, und ſind ziemlich wohlhabend. Das Dorf liegt auf einem Berge eines Seitenthales vom Stubaythale. (*G. F. Schreiner.*)

2) I., auch Igelsdaien, katholiſches Pfarrdorf im lugnetzer Thale, einem der acht Hochgerichte des obern Bundes des ſchweizeriſchen Cantons Graubündten. Es bildet mit einigen Nebenorten eine der acht Gemeinden, welche hier Nachbarſchaften heißen, aus denen das Hochgericht beſteht. Die zerſtörten Burgen Blumenthal und Solör ſtanden in dieſer Gegend. Die Sprache der Einwohner iſt romaniſch. Der Name Igelsdaien kommt von dem Nebenorte Daien; die beiden andern zu dieſer Nachbarſchaft gehörigen Orte ſind Romein und Vatiz. (*Escher.*)

IGELSBACH. Dieſes kathol. Filialdorf gehört zum Großherzogthume Heſſen und zum Bezirke Hirſchhorn. Es liegt eine Stunde von Hirſchhoen, beſteht aus ſechs zerſtreut liegenden Häuſern, hat 55 kathol. Einw., und iſt ohne Zweifel das Igilisbuch, das im J. 773 in der heppenheimer Markbeſchreibung vorkommt. Der Ort war ein Zugehör des Schloſſes Hirſchhorn, und wurde, als im J. 1632 die von Hirſchhorn erloſchen, von Mainz als Lehen eingezogen. (*Wagner.*)

Igelschwamm, ſ. Hyduum.

IGELSHIEB, Dorf im Amte Sonnenberg des Herzogthums Sachſen-Meiningen, hat 140 Einwohner und die nach Lauſcha gehörige Glashütte Glücksthal. (*G. F. Winkler.*)

IGELSTA, ein Edelhof im Kirchſpiele Romfartuna, in der ſchwediſchen Provinz Weſtmannland, ein Denkmal königlicher Dankbarkeit. König Guſtav Adolf der Große gerieth bei einer Schlacht wider die Dänen am See Widſjö in Schonen, im Härad (Kreiſe) Weſtragöinge, am 11. Febr. 1612 mit ſeinem Pferde unter das Eis; der Reiter bei Uplands Fana, Thomas Larsſon, nebſt dem Kammerjunker P. Banèr, zog ihn wieder hervor, und rettete alſo ihm das Leben. Sofort ſchenkte ihm der König ſeinen ſilbernen Gürtel und verſprach ihm, ſeiner noch ferner mit einem Stücke Brodes zu gedenken, das weder ihm noch ſeinen Kindern fehlen ſolle. Als nun der König im J. 1613 ſich zu Weſterås befand, ſchenkte er dem Thomas Larsſon ſeinen eigenen Hof Igelſta, der ſich annoch im Beſitze der Nachkommen jenes Larsſon *) befindet. (*v. Schubert.*)

IGELSTEIN, Schweinstein, Stacheligelstein, Schweinbezoar (Lapis porcinus, Lapis hystricus, Bezoar porci), ein thieriſches Concrement, welches ſich in der Gallenblaſe des malakkaiſchen Igels (Erinaceus malaccensis) und des gemeinen gehaubten Stachelſchweins (Hystrix cristata) erzeugt, aus Aberglauben unter die Arzneimittel verſetzt und ſonſt zu außerordentlich hohen Preiſen bezahlt worden iſt. Der malakkaiſche Igelſtein hat die Größe einer Muskatnuß, iſt plattrund, rothbräunlich, feſt, leicht, hornartig glänzend und hat einen bittern Geſchmack, der ſich dem Waſſer mittheilt. Man bezahlte ſonſt für einen ſolchen Stein, der ein Loth wog, 500 Thaler, faßte ihn in Gold, und hing ihn an ein goldenes Kettchen, um ihn beſſer in das Waſſer, dem er einen bittern Geſchmack mittheilte, ſenken zu können. Der ceylonſche vom Stachelſchweine iſt ſchwärzlich, von der Größe eines Hühnereies und fünfmal wohlfeiler als der vorige. Jetzt trifft man dieſe Concremente, die ehemals als ein Gegengift und Heilmittel in allerlei Krankheiten gebraucht wurden, nur noch in Naturaliencabineten als Seltenheiten an. (*Fr. Thon.*)

IGELSTEINE (Paläozoologie), eigentlich Seeigelſteine, eine frühere Benennung für foſſile Echiniden. (*H. G. Bronn.*)

IGELSTRÖM (von), kaiſerl. ruſſiſcher General, aus einer ſchwediſchen Familie ſtammend, die in Finnland begütert war, trat früh in ruſſiſche Militairdienſte und machte ſchon die letzten Feldzüge des ſiebenjährigen Krieges gegen Preußen mit. In den Türkenkriegen unter Potemkin, Romanzof und Suwarow zeichnete er ſich mehrfach aus, und war bis zur Charge eines Generallieutenants vorgerückt, als zur Zeit der zweiten Theilung Polens, nachdem Rußland, Öſterreich und Preußen die Übereinkunft getroffen hatten, daß Polen, im Falle Unruhen daſelbſt ausbrechen würden, von den drei Mächten beſetzt werden ſollte, ihm der Oberbefehl über die Beſatzungstruppen derſelben übertragen werden ſollte. Um für ſolchen Fall zur Hand zu ſein, ſtand er, als commandirender General, mit etwa 20,000 Ruſſen in Polen; dieſe Truppen befanden ſich größtentheils in und um Warſchau, nur mit kleinen Detaſchements in Podlachien, Lublin, Sendomir und Krakau, als der polniſche General Madalinski am 12. März 1794 zu Oſtrolenka die Fahne des Aufruhrs erhob, der ſich bald, unter Kosciuſko's Oberbefehl, über das ganze Land verbreitete und die dritte Theilung Polens, oder das gänzliche Verſchwinden Polens aus dem europäiſchen Staatenſyſtem zur Folge hatte. Die gefahrvolle Stellung, in welche Igelſtröm dadurch gerieth, bildet den eigentlichen und einzigen Glanzpunkt in ſeinem Kriegsleben; daß ſein Streben vergeblich war, ſeine Bemühungen den Ausbruch der Revolution in Warſchau nicht zu hindern vermochten (17. April 1794), war — wenn er auch von einem Übermaße des Selbſtvertrauens und der daraus hervorgehenden Täuſchung über den eigentlichen Zuſtand der Dinge nicht freizuſprechen iſt — mindeſtens ebenſo ſehr die Schuld der Inſubordination ſeiner Unterbefehlshaber, namentlich des Generals Deniſſon, und der Zögerung des preußiſchen Befehlshabers, als die ſeinige. Daß er ſeinen Poſten behauptete, bis Alles verloren war und nirgends ihm Hilfe

*) Nach Tuneld. 2. Bd. 8. Aufl. 1828.

Digitized by Google

zukam, dann aber ſich mit dem Reſte ſeiner Truppen brav und glücklich durchſchlug, gereicht ſeiner Kühnheit zur Ehre, wie ſeinem ſpätern unverdienten Schickſale zur Sühne. Nachdem er nämlich mit den geretteten Truppen an die preußiſche Armee ſich angeſchloſſen und zur Bekämpfung der bis nach der Schlacht bei Szczekoczyn oder Rawka (6. Jun. 1794) übermächtigen Polen nach Möglichkeit mitgewirkt und in dieſem bis zu Suwarow's Einrücken ſehr lahm geführten Kriege wenigſtens ebenſo viele Thätigkeit entwickelt hatte, als die Verbündeten ſeiner Monarchin, wurde er am 14. Jun. 1794 in ſeinem Cantonnement zwiſchen Lowicz und Bialla durch den Generallieutenant v. Ferſen im Commando über die in Polen ſtehenden Ruſſen abgelöſt. Von da an ſchweigt die Geſchichte über ihn; daß er in Ungnade gefallen, geht daraus hervor, daß in keinem Kriegsvorfalle Rußlands wieder die Rede von ihm iſt. Auch ſein Todesjahr wird nirgends genannt. Er gehört den Vielen an, die meteorähnlich auftauchen, um ſpurlos zu verſchwinden. (Vgl. Mémoires sur la révolution de la Pologne etc. [Paris 1806]). (*Benicken.*)

Igelweizen, ſ. Triticum (vulgare var. compactum *Host.*).

Igereth, ſ. Iggeress.

IGERSHEIM, ein würtembergiſches Pfarrdorf im Jagſtkreiſe, Oberamts Mergentheim, mit 832 kath. Einwohnern. Im Orte befindet ſich eine Synagoge. Über dem Dorfe liegt die Ruine der alten Burg Neuhaus. Nach dem Ausſterben der Grafen von Hohenlohe-Brauneck fiel ſie an Würzburg, und wurde von dieſem im J. 1428 an den teutſchen Orden mit mehren dazu gehörigen Dörfern, unter denen auch Igersheim war, verkauft. Im J. 1525 wurde die Burg von den aufrühriſchen Bauern, und 1552 von dem ſchmalkaldiſchen Bunde zerſtört, aber immer wieder aufgebaut. (*Rigel.*)

IGG, Ober-, Brunndorf, ein zur Werbbezirksherrſchaft Sonnegg gehöriges Dorf im laibacher Kreiſe Oberkrains, fünf Stunden ſüdlich von der Hauptſtadt des Landes entfernt, in gebirgiger Gegend gelegen und nach Jagdorf eingepfarrt. Igg beſitzt wenig ergiebige Äcker, Wieſen und ſonſtige Erwerbszweige, aber deſto mehr Waldgründe, deren Holz von den Bewohnern mit Vortheil auf dem Iſchzafluſſe nach der Stadt Laibach abgeſetzt wird, welcher Fluß bei dieſem Dorfe aus Steinklippen und Ritzen in einer ſolchen Stärke hervorquillt, daß er gleich einige Mühlen treibt und ſchiffbar wird. (*G. F. Schreiner.*)

IGGDORF, ein zum Werbbezirks-Commiſſariat und zur Herrſchaft Sonnegg gehöriges Dorf im laibacher Kreiſe Oberkrains, vier Stunden von der Hauptſtadt des Königreichs Illyrien entfernt, zwiſchen Gebirgen in der Nähe des Iſchzafluſſes gelegen, mit einer zur laibacher biſchöflichen Diöceſe gehörigen katholiſchen Pfarre und einer katholiſchen, dem heil. Biſchof Martin geweihten, Kirche. Die Gründe dieſes Dorfes ſind wenig ergiebig, um ſo wichtiger iſt der bedeutende Waldſtand dieſer Gemeinde, welcher der durch ihr Gebiet fließende Iſchzafluß die wohlthätige Gelegenheit gewährt, ihre Forſtproducte nach Laibach zu verführen. Die hieſige ſehr alte Pfarre wird von drei Prieſtern beſorgt, und von dem Biſchofe frei vergeben; zu ihr gehören 19 Filialkirchen, 3435 Pfarrkinder, und die Seelſorgeſtationen zu Tomiſhel, Kureſhek und im Schloſſe Sonnegg. (*G. F. Schreiner.*)

IGGENHAUSEN, kathol. Pfarrdorf im königl. preuß. Kreiſe Büren, Regierungsbezirk Minden, 22 Stunden von Minden. (*Rauschenbusch.*)

IGGERESS, IGGERETH, IGERETH heißt bei den Rabbinen eine Gattin des Teufels Samael (ſ. d. Art.). (*K.*)

IGGESUND, eine alte Eiſenmanufactur im helſingländiſchen Kirchſpiele Njutänger, nahe der Kirche, in maleriſcher Lage, unweit des bothniſchen Meerbuſens, an einem reißenden Strome, der die Gewäſſer der großen Landſeen Dellen dem Meere zuführt. (*v. Schubert.*)

IGGINGEN, ein würtembergiſches Pfarrdorf im Jagſtkreiſe und Oberamte Gmünd, mit 440 kath. Einw. Der Ort liegt auf einer Anhöhe zwiſchen der Rems und der Lein. In frühern Zeiten gab es eine adelige Familie von Iggingen. Im J. 1277 lebte Ditmar und 1466 ein Kaspar von Uggingen. (*Rigel.*)

Iggling, ſchwediſcher Name für Cyprinus aphya *Linné*, ſ. Cyprinus.

IGHIRMISCHLIK, IGHERMILK, JARIMLIK, türkiſche Silbermünze aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sie hat gleich dem Grusch (Tarolo, türkiſcher Piaſter), auf dem Avers den Thogra (Tugra) [1] mit dem Namen des Kaiſers Abdulhamid Ben Mustapha. Im Abſchnitte: Zerb fi Constantine IIAV [2]), d. i. geprägt 1187, d. i. 1773 nach Chr. Geb. zu Conſtantinopel. Die Rückſeite enthält in türkiſcher Sprache und Schrift die Worte: Sulthan Elberrein u Chakan elbahhrein, Essulthan Ibn Essulthan, d. h. Sultan beider Feſtländer, Chakan (Beherrſcher) beider Meere, Sultan von einem Sultan geboren. Der urſprüngliche Werth des Ighirmiſchlik, welches Wort ſo viel wie Zwanziger heißt, während Jarimlik ein Halber oder die Hälfte bedeutet, war der eines halben Piaſters = 20 Paras = 60 Asper = 20 Kreuzer = 10 Sgr. preuß. oder 7 Gr. $7\frac{1}{2}$ Pf. Conv. nach Niemann's Berechnung [3]). Jetzt iſt der Werth des Ighirmiſchliks bei der Verringerung des innern Gehalts des Piaſters bis auf 2 Sgr. preuß. oder 1 Ggr. $6\frac{1}{2}$ Pf. Conv. geſunken. Abbildungen findet man in *Benavens*, Caissier Italien. Tom. II. p. 173. (*G. M. S. Fischer.*)

Ightimar, eine Inſel im See Wan (ſ. d. Art.).

Ighur, ſ. Igur.

IGIA, IGYI, ungar. Magyar-Igen. latein. Igenopolis, teutſch Kuppendorf, ein Marktflecken im obern

---

1) Man verſteht unter dem Thogra oder Tugra, welches Wort ſo viel wie Wahrheit oder wahres Reichsſiegel bedeutet, ein den Namen des Sultans künſtlich darſtellendes Monogramm. Auf Münzen ſcheint ſich der Thogra erſt im J. 1519 zu finden. Cf. O. G. *Tychsen*, Introd. in rem num. Muhammed. p. 119. 2) Man ſ. über dieſe Zeichen *Tychsen* l. c. p. 145. 3) Niemann's Vollſtändiges Handbuch der Münzen, Maße u. Gewichte ꝛc. (1830).

Digitized by Google

Kreiſe und im Gerichtsſtuhle gleiches Namens in der niederweißenburger (unteralbenſer) Geſpanſchaft des Großfürſtenthums Siebenbürgen, und zugleich Hauptort des Bezirks, der ſich über vier Städte und Marktflecken, 21 Dörfer und zwei Prädien erſtreckt; am Zuſammenfluſſe zweier Bäche, die vereinigt ſich am rechten Ufer in die Maros ergießen, im Gebirge eine halbe Meile nordnordweſtlich von dem Marktflecken Saárd und anderthalb M. in derſelben Richtung von der Stadt Karlsburg entfernt, mit einer katholiſchen, griechiſch-unirten und morgenländiſch-griechiſchen, und einer Pfarre der Evangeliſchen helvetiſcher Confeſſion; einer katholiſchen und griechiſchen Kirche, einem evangeliſchen Bethauſe und einer Schule. Die Einwohner, welche theils Walachen und zum Theil Magyaren ſind, ernähren ſich vom Feldbaue. (*G. F. Schreiner.*)

IGILGILI, ein Indeclinabile, alſo nicht Igilgilis; eine Stadt auf der Küſte von Mauretanien, das Cäſarienſis heißt, weſtlich vom Fluſſe Ampſaga, zwiſchen den Flüſſen Gulus und Audus. Wenn die Leſart im Plinius V, 2: Rusazus, colonia Augusti, Galde, colonia ejusdem. *item* Igilgili richtig iſt, denn in mehren Ausgaben fehlt item vor Igilgili, ſo war die Stadt eine Colonie des Kaiſers Auguſtus, und darum wol nicht unbedeutend. Deshalb hat die Vermuthung Mannert's (Th. X, 2. S. 410) große Wahrſcheinlichkeit, daß Igilgili der Hauptort für die umwohnenden Völkerſchaften des innern Landes geweſen ſei. Die noch vorhandenen Städte Jigel, Jigeli oder Gigneri im Königreiche von Algier hält man für das alte Igilgili. Schreibfehler iſt es, wenn bei *Ammian. Marcell.* XXIX, 5 Igilgitanum litus ſtatt Igilgilitanum litus geleſen wird. Auch muß der Episcopus Igilgitanus in der Notitia Mauretaniae, wie ſchon Mannert bemerkt hat, in einen E. Igilgilitanus verwandelt werden. Nach einer Angabe bei Agathemer in ſ. Geogr. II, 14 war der größte Durchſchnitt des mittelländiſchen Meeres von Igilgili nach der gerade gegenüber liegenden Küſte Galliens bei Maſſilia auf 5000 Stadien berechnet worden. Vgl. Mannert a. a. O. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IGILLIONES. Unter den mehren Völkerſchaften des europäiſchen Sarmatiens nennt Ptolemäus die Igilliones (gr. Ἰγιλλίωνες), mit ihnen zugleich die Kiſtoboci und Tramontani. Da er ſie ziemlich tief ins Mittelland vom venediſchen Buſen (Mündung der Weichſel) ſetzt, ſo fallen ihre Sitze in das heutige Galizien, Podolien und Volhynien, wo auch die peukiniſchen Berge der Alten zu ſuchen ſind, bis zu welchen ſich die genannten Völkerſchaften ausdehnten. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IGILLUS, IGILL, Heerführer der Vandalen und Burgunder, war an Streitkräften dem gegen ſie ziehenden Kaiſer Probus überlegen; daher ſuchte Letzterer einen Theil der Teutſchen abzuſchneiden und mit dieſem allein zu kämpfen. Ein Strom trennte beide Heere. Die Römer foderten die Teutſchen heraus, und dieſe ſetzten, ſo viele deren konnten, über den Fluß, wurden aber im Treffen theils erſchlagen, theils gefangen. Die Übrigen machten unter der Bedingung Frieden mit den Römern, daß ſie die Beute und die Gefangenen zurückgäben. Nach dem Vorgeben der Römer gaben ſie nicht Alles zurück. Gewiß iſt, daß Probus die Abziehenden plötzlich angriff, und ein furchtbares Gemetzel unter ihnen anrichtete. Unter denen, welche gefangen wurden, war Igill. Die Gefangenen wurden nach Britannien geſendet, und ihnen Sitze angewieſen. Sie leiſteten aber, ſo oft ſich Jemand gegen den Kaiſer empörte, Letzterem jedesmal gute Dienſte*). Unbekannt iſt jedoch, ob Igill mit den übrigen Gefangenen nach Britannien geſandt wurde, oder ein anderes Schickſal hatte. (*Ferdinand Wachler.*)

Igilma, kamtſchadaliſcher Name einer Alkenart, nämlich Alca cirrata *Lath.*, ſ. Alca.

IGIOZA, ein Gut des Martin von Iwanowski im ſanoker Kreiſe des Königreichs Galizien, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte. Zu ihm gehört das Dorf gleiches Namens. (*G. F. Schreiner.*)

IGIS, reformirtes Pfarrdorf im Hochgerichte der Vierdörfer (Zizers, Igis, Trimmis und Untervaz) im Gottshausbunde des ſchweizeriſchen Cantons Graubündten. Es zählt 460 Einwohner. Die Gegend iſt ſehr fruchtbar, beſonders iſt der Obſtertrag ſehr bedeutend, und das Dorf liegt ganz hinter einem Walde von Obſtbäumen. Allein für die Geſundheit der Einwohner iſt die Lage hart an dem 4280 Fuß hohen Falzeinagebirge ſehr ungünſtig. Erſt Morgens um zehn Uhr, wenn die Sonne ſchon mit voller Kraft wirkt, fallen ihre Strahlen auf daſſelbe, und bewirken nun in der mit Feuchtigkeit erfüllten Luft, die nicht durch günſtigen Zug verbeſſert wird, nachtheilige Entwickelungen. Hierin mehr, als in der Beſchaffenheit des Trinkwaſſers, ſcheint der Grund des hier häufigen Kretinismus zu liegen. In der Nähe liegt das uralte, aber moderniſirte Schloß Marſchlins, von welchem eine Linie des in Bünden von frühern Zeiten her ſehr bedeutenden Geſchlechtes der Salis ſeinen Zunamen hat. (*Escher.*)

IGLAU, ſlaw. Gihlawa (n. Br., 49° 23′ 25″, ö. L., 33° 16′), eine der älteſten Städte des Markgrafthums Mähren, ehemalige Bergſtadt und gegenwärtig königliche Kreisſtadt, in einer rauhen, hohen und waldreichen Gegend, am linken Ufer des kleinen Iglbaches und nahe am rechten Ufer der Iglawa, über welche hier eine 23$\frac{2}{3}$ Klafter lange, gewölbte Brücke von fünf Öffnungen, führt, an der von Wien nach Prag führenden Haupt-, Commercial- und Poſtſtraße, für deren Benutzung hier eine Weg- und Brückenmauth entrichtet werden muß, auf unebenem Boden gelegen, weshalb die Stadt einen recht hübſchen Anblick gewährt, mit Inbegriff der Brücke 240 Klafter von der böhmiſchen Grenze entfernt; der Sitz des Kreisamtes des iglauer Kreiſes; einer Cameral-Bezirksſammlungs-Caſſe; eines Militair-Verpflegungsaſſiſtenten, und die Station eines Straßenmeiſters; mit einem organiſirten Magiſtrate, welcher zugleich k. k. Criminalgericht iſt und das Juſtizamt der königl. iglauer Stadtgüter beſorgt, einem Land-Dekanat- und Schulaufſichts-Diſtricte des brünner Bisthums, einem ſchon ſeit dem J. 1556 oder 1559 beſtehenden k. k. Gymnaſium, einer teutſchen

*) *Zosimus*, Nova historia. Lib. I. cap. 67.

Digitized by Google

Hauptſchule; ſechs Trivialſchulen, einem von König Ottokar II. geſtifteten Convente der Minoriten, zwei katholiſchen Pfarren, ſechs Kirchen, drei Vorſtädten (der Pirnitzer-, der Spital- und der Frauenvorſtadt), 1100 Häuſern (deren 596 in der Stadt liegen und unter denen ſich 123 brauberechtigte, oder ſogenannte Mälzerhäuſer, befinden), 13,000 zum Theile teutſchen, zum Theile ſlawiſchen Einwohnern, einem k. k. Abſatzpoſtamte und Poſtſtation, welche mit Stannern in Mähren und Stecken in Böhmen Pferde wechſelt, einer Zollſtätte und einem Wegmauthamte, einem Militairerziehungshauſe, einem gut botirten Bürgerſpital, einer k. k. privil. Schafwollſpinnfabrik, einer Appreturmanufactur, zwei Pottaſchenſiedereien, einer Glashütte und vier bedeutenden Jahrmärkten, welchen immer große Pferde- und Schlachtviehmärkte vorangehen. Unter den vielen ſtädtiſchen Gewerben zeichnen ſich vorzüglich die Gärbereien und Schönfärbereien aus; der wichtigſte Nahrungszweig des Städtchens aber iſt die Tuchweberei und Wollenzeuchmanufactur, die freilich in manchen der frühern Jahre noch viel bedeutender war, als gegenwärtig. Noch vor Kurzem zählte man hier 457 Tuchmacher- und 17 Tuchſcherermeiſter, welche im J. 1820 gegen 15,000 Stück Tücher und gegen 32,000 Stück leichte Wollenwaaren lieferten. Die Stadt iſt ummauert, wohl gebaut, nahrhaft, und zeichnet ſich vorzüglich durch ſeinen 173 Klafter langen, 53—63 Klafter breiten, ringsum von niedlichen Häuſern, deren Vordertheil auf Bogengängen (Lauben) ruht, eingefaßten Marktplatz aus, der gewiß zu den bedeutendſten der Monarchie gehört. Die bemerkenswertheſten Gebäude ſind: 1) die gothiſche St. Jacobspfarrkirche, mit einem trefflichen Altarblatte, einer großen, wohltönenden, 115 Centner ſchweren Glocke (Suſanna), einer künſtlichen Mondeskugel in der Mitte des Uhrblattes eines der beiden Kirchenthürme und mehren ſehenswerthen Grabſteinen. Die hieſige Pfarre, mit der zugleich eine Dechantei verbunden iſt, gehört den Prämonſtratenſern am Strahof in Prag, wird von ſieben Prieſtern dieſes Ordens verſehen, ſteht unter dem Patronate des Abtes jenes Stiftes und zählte (nach dem Diöceſan-Schematismus für das J. 1831) 12,486 katholiſche, und überhaupt 12,753 Seelen in ihrem Pfarrſprengel; 2) die ſchöne, in neuerem Style erbaute vormalige Jeſuitenkirche zum heil. Ignaz mit hübſchen Freskomalereien; 3) die Marienkirche der Minoriten, mit welcher auch eine Pfarre verbunden iſt, die von vier Prieſtern dieſes Ordens beſorgt wird, unter dem Patronate des Ordensprovinzials ſteht und im J. 1831 5033 katholiſche, überhaupt aber 5075 Seelen in ihrem pfarrherrlichen Sprengel zählte; 4) das Kreisamts-, Gymnaſial-, einige Herrſchaftsgebäude, die Jeſuitencaſerne und das Meiſterhaus der hieſigen Tuchmachergewerkſchaft. Iglau, im Mittelpunkte eines weitverzweigten Straßenſyſtems gelegen, iſt in mercantiliſcher Hinſicht von großer Bedeutung; indem ſie mit Tüchern und Wollenzeuchen nach Polen, Ungarn, Galizien und andern Provinzen der Monarchie, ja ſelbſt in das Ausland einen ſehr lebhaften Verkehr treibt. Von hier gehen die Poſt- und Commercialſeitenſtraße über Groß-Meſeritſch nach Brünn, die Poſt- und Commerciallandſtraße über Battelau und Neuhaus nach Linz, die Commerciallandſtraße über Pirnitz und Trebitſch ſowol nach Znaim, als auch nach Brünn und mehre andere Straßenzüge aus. Der hohen Lage, der waldigen Umgebung und rauhen Witterung wegen wird faſt nur Korn und Hafer gebaut, mit welchem, ſowie mit Hopfen, ein ſtarker Handel getrieben wird. Nahe bei der Stadt wird ein feinkörniger Granit gebrochen und befinden ſich die berühmte altenberger Papiermühle und eine Glashütte. Zu den Beluſtigungsorten gehören die Schießſtätte, eine der ſchönſten in Mähren, mit einem Tanzſaale, einige äußerſt romantiſch gelegene Mühlen und noch manche andere Punkte, an denen Erfriſchungen gereicht werden. Die Stadtgemeinde beſitzt anſehnliche Güter außerhalb der Mauern, zu welchen auch der Markt Stannern gehört. Das iglauer katholiſche Dekanat erſtreckt ſich über acht Pfarreien und drei Localkaplaneien, mit 20 Welt- und 7 Kloſtergeiſtlichen.

Die Stadt ſoll ſchon im J. 799, nach Einigen von Bergleuten, welche auch in der benachbarten Gegend viele Dörfer gegründet haben, nach Andern von den Mährern und Teutſchen gegen die Einfälle der Böhmen unter dem böhmiſchen Herzoge Mnata, angelegt worden ſein; jedenfalls war ſie die älteſte Bergſtadt in Böhmen und Mähren und durch mehre Jahrhunderte ihres bedeutenden Silberbaues wegen berühmt, bis die Bergwerke zur Zeit der Taboriten in Verfall kamen. Ungefähr um das J. 1248 erhielt Iglau von dem böhmiſchen Könige Wenzel I. und ſeinem Sohne Przemyſl, Ottokar II. ein ordentliches Bergrecht, welches für manche Bergſtädte Teutſchlands Muſter, und insbeſondere dem freiberger in Sachſen zu Grunde gelegt wurde. Im J. 1272 verlieh der letztere der Stadt das Schöpfenlehen in den neu aufgefundenen Bergwerken in Uſt, und in allen denen, ſo künftig noch zwiſchen Iglau und Uſt aufgefunden werden ſollten. Im J. 1278 bekam Iglau ein eigenes Schmelz- und Münzhaus. In einer Urkunde König Johann's von 1325 heißt Iglau die erſte Bergſtadt, der König Karl VI. im J. 1354 auch das Burglehen in Uſt und in allen Bergwerken auf vier Meilen von Iglau nach Mähren zu, welche ſchon vorhanden waren, oder aufgefunden werden ſollten, verlieh. Im J. 1486 kam König Matthias Corvinus von Ungarn mit dem Könige Wladiſlaw von Böhmen hier zuſammen. Im J. 1619 bemächtigte ſich Graf Heinrich von Thurn mit dem Heere der böhmiſchen Stände der Stadt, die aber im darauf folgenden Jahre, nach der Schlacht am weißen Berge, von den Kaiſerlichen beſetzt und am 3. März 1645 von den Schweden genommen wurde, welche ſie bis 1647 behielten. (*G. F. Schreiner.*)

IGLAUER KREIS (der), einer der ſechs Kreiſe des Markgrafthums Mähren, und zwar der am wenigſten fruchtbare und rauheſte des ganzen Landes, grenzt gegen Weſten an den taborer, im Norden an den czaslauer und chrudimer Kreis Böhmens, im Oſten an den brünner, und im Süden an den znaimer Kreis Mährens und an das Viertel ob dem Manhartsberge Niederöſterreichs, umfaßt einen Flächenraum von 46 öſterr. oder

48 geogr. □M. und iſt viel höher gelegen, als der znaimer und brünner Kreis, denen er die Thaya, Iglawa, Oſlawa und Schwarzawa (ſ. die betreff. Art.) zuſendet. Der ganze Kreis wird von den Zügen des böhmiſch-mähriſchen Gebirges bedeckt, das ſich gegen die weſtliche Landesgrenze hin zu einer bedeutenden Höhe erhebt, gegen Oſten aber ſich immer mehr herabſenkt, im Ganzen reich bewaldet iſt und nur an wenigen Punkten für kleinere Ebenen Raum läßt, dafür aber viele maleriſche Thäler einſchließt, unter denen ſich vorzüglich die Thalgründe der Iglawa und der Thaya auszeichnen. Er iſt reich bewäſſert, ſowol durch die genannten Flüſſe, als auch durch die Beniza, den kleinen Iglfluß, den Bilkauer-, Starzer-, Radoſtiner-, Baligerbach und viele andere kleinere Flüßchen und durch eine große Anzahl von Teichen, die ſich beſonders um Teltſch, Trieſch, Datſchitz, Neu-Reuſch, Bochdalow und noch manche andere Orte häufen. Der ökonomiſch benutzte Boden, der nicht ſelten kalt, ſteinig und im Ganzen kaum mittelmäßig fruchtbar iſt, umfaßt nach den neueſten Ausmeſſungen 416,790 nieder-öſterreichiſche Joche, worunter ſich 312,689 Joche Acker, Wieſen, Weiden und Gärten, und 104,101 J. Waldungen befinden. Hauptproducte des Kreiſes ſind Hafer und einige andere Getreidearten, Kartoffeln, Flachs, Obſt und Holz. An Getreide wurden nach amtlichen Eingaben geerntet in den Jahren 1830—34 jährlich gegen 1,736,033 nieder-öſterreichiſche Metzen; die Heuernte lieferte 491,990 Ctr., und an Holz wurden gefällt: 144,565 nieder-öſterr. Klafter. Der Geldwerth dieſer Naturerzeugniſſe belief ſich nach den amtlichen Schätzungen im J. 1830 auf 2,830,818, 1831 auf 3,075,525, 1832 auf 2,850,088, 1833 auf 2,995,780, und 1834 auf 3,434,002 Fl. in Conv.-M. Der Pferdeſtapel beſtand nach den Ergebniſſen der amtlichen Erhebungen im Wege der Conſcription im J. 1830: 5900, 1831 5794 und 1834 5832 Stück; an Hornvieh zählte man 1830 50,146, 1831 49,878 und 1834 50,196 Stück, und an Schafen finden ſich vor 1830 61,767, 1831 57,502 und 1834 58,040 Stück. Die zahlreichen Fiſchteiche liefern viele und gute Fiſche, und die häufigen und bedeutenden Waldungen reichliches Wild. Die Ausbeute des Mineralreichs iſt gering und der Bergbau meiſt in Verfall.

Nach den Ergebniſſen der drei letzten Conſcriptionen, welche in Öſterreich ſtattgefunden haben, ergab ſich der effective Volkſtand (nämlich anweſende Einheimiſche, Fremde aus andern Provinzen und Ausländer, ohne das Militair und die abweſenden Einheimiſchen) im J. 1830 177,607 (83,888 männl. und 93,719 weibl.), 1831 178,977 (84,527 männl. und 94,455 weibl.) und 1834 mit 181,449 (85,599 männl. und 95,850 weibl.) Seelen, von denen im J. 1830 3861, 1831 3891 und 1834 3944 auf die öſterr. □M. kamen, und ſomit nimmt der iglauer Kreis unter denjenigen Kreiſen, Comitaten und Delegationen, welche zu den am dichteſten bevölkerten des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates gezählt werden müſſen, den 45. Platz ein. Die Einwohner ſind meiſt Slawen, welche eine der czechiſchen zunächſt verwandte Mundart ſprechen, ſeltener Teutſche, und bewohnten im J. 1834 neun Städte, unter denen Iglau (1834) mit 15,097, Trebitſch mit 5575, Groß-Meſeritſch mit 3979, Teltſch mit 3585, Saar mit 2795 und Zlabings mit 2068 Einw. die bedeutendſten ſind. Unter dieſen Städten iſt die Stadtgemeinde Iglau die reichſte. Die Einnahmen derſelben beliefen ſich im Verwaltungsjahre 1834 auf 22,786 Fl. Conv.-M., die Ausgaben auf 20,684 Fl.; das Paſſivvermögen auf 24,417 Fl.; der Capitalswerth der ihr gehörigen Güter, Häuſer, Realitäten und Jurisdictionen auf 807,171 Fl. Conv.-M., der ihr gehörigen in Conv.-M. verzinslichen Staatsobligationen, in ihrem Nennwerthe, auf 445 Fl., jener der in W.-W. verzinslichen auf 74,668 (auf 5 Proc. Effecten reducirt 66,653) Fl. Außerdem beſaß ſie noch 1497 Fl. Conv.-M. bei Privaten in 5 Proc. Effecten anliegenden Capitalien; das ſonſtige Activvermögen endlich betrug 38,900 Fl. Conv.-M. Der Kreis hat 26 Märkte, 473 (1831 470) Dörfer und 25,059 (1830 24,587, 1831 24,688) Häuſer. In Hinſicht auf die Bewegung der Bevölkerung ergaben ſich in letzteren Jahren folgende Erſcheinungen: Trauungen fanden beim Civile im J. 1830: 1564, 1831 1331, 1832 1407, 1833 1488 und 1834 1487 ſtatt. Geboren wurden Knaben 1830 3818, 1831 3505, 1832 3374, 1833 3379 und 1834 3375; Mädchen wurden geboren: 1830 3616, 1831 3413, 1832 3184, 1833 3259 und 1834 3292. Außerdem wurden noch im J. 1830 97, 1831 123, 1832 128, 1833 102 und 1834 112 Kinder todt geboren. Unter dieſer Zahl von lebendig geborenen Kindern befanden ſich im J. 1830 6608 eheliche und 826 uneheliche, 1831 6111 eheliche und 807 uneheliche; 1832 5788 eheliche und 770 uneheliche, 1833 5875 eheliche und 763 unehliche und 1834 5893 eheliche und 774 uneheliche Kinder. Es ſtarben im J. 1830 4945 an verſchiedenen Krankheiten und 59 gewaltſam und zwar 2544 Männer und 2460 Weiber; 1831 an Krankheiten 4814 und 47 gewaltſam, und zwar 2451 Männer und 2410 Weiber; 1832 an Krankheiten 6738, gewaltſam 42 und darunter 3345 Männer und 3435 Weiber; 1833 an verſchiedenen Krankheiten 5039 und gewaltſam 36, und zwar 2483 Männer und 2582 Weiber; endlich 1834 durch Krankheiten 5043, gewaltſam 49 und darunter 2594 Männer und 2498 Weiber. In den Sitten und Gebräuchen, in Nahrung und Wohnung und in der Tracht findet auch in dieſem Kreiſe, wie in Mähren überhaupt, unter den Bewohnern vieles Eigenthümliche ſtatt. Unter den Männern ſind, ſelbſt in der Gegend von Iglau, die hellblauen Röcke ohne Kragen ziemlich allgemein üblich und unter den ältern Bauerweibern an Sonn- und Feiertagen und bei Hochzeiten, ſelbſt in der Kreisſtadt unter den niedern Volksclaſſen, der hellblaue lange Tuchmantel mit ſehr kleinem Kragen, ohne Ärmel. Im Charakter ſpricht ſich bei den Teutſchen dieſes Kreiſes noch immer die gerühmte biedere Einfalt deutlich aus; von ſeinem ſlawiſchen Nachbar unterſcheidet ihn ebenſo charakteriſtiſch ſeine gute Laune, die ihn geſelliger und menſchenfreundlicher macht. Der iglauer Humor iſt im Lande zum Sprichworte geworden.

Gleich den übrigen Kreiſen des Landes zeichnet ſich auch dieſe Gegend in Hinſicht auf Gewerbsthätigkeit vor-

Digitized by Google

theilhaft aus. Der Ackerbau wird mit großem Fleiße, die Flachscultur, vorzüglich um Saar, Rożinka, Ingrowitz und bis an die böhmiſche Grenze, ſowie auch die Obſtbaumzucht mit gutem Erfolge betrieben; der Anbau der Runkelrüben, zu deren Verarbeitung zu Kirchwiedern eine eigene Runkelrüben-Zuckerfabrik beſteht, beſchäftigt auf der Herrſchaft Datſchitz und auf mehren andern Gütern viele Hände. Die Gewerb-Induſtrie des ganzen Kreiſes umfaßte im J. 1834 16 Fabriken, 6750 Polizei- und Commercialgewerbe und 181 beſondere Beſchäftigungen als Baumeiſter, Feldmeſſer, Privilegieninhaber, Juſtiziare, Künſtler u. dergl. Unter den verſchiedenen Induſtriezweigen nimmt die Tuchweberei unſtreitig den erſten Platz ein, doch iſt das hier verfertigte Tuch grober Art, oder nur von mittelfeiner Sorte; ausgezeichnete Tücher liefert die Fabrik zu Teltſch und mehre Tuchmachermeiſter der Stadt Iglau (ſ. den Art.); nicht ohne Belang iſt auch die Linnenweberei und die Verarbeitung des Eiſens. Eiſenwerke befinden ſich zu Friſchau, Kadau, Krzizanki, Millau, Wölking und Werziſcht; dieſes letztere dem brünner adeligen Damenſtifte gehörige Werk erzeugte im J. 1834 7106 Ctr. Roh- und 593 Ctr. Gußeiſen. Bemerkenswerth ſind außerdem noch die Roſoglio- und Liqueurfabrik zu Datſchitz, die Zuckerraffinerie ebendaſelbſt, die Zitz- und Kattunfabrik zu Ingrowitz, die Baumwollengeſpinnſtfabrik zu Mayres, die Stärke-, Haarpuder- und Buchenſpänefabrik zu Rudoletz und die Glasfabrik zu Saar. Der iglauer Kreis treibt einen ſehr vortheilhaften Eigen- und Zwiſchenhandel, an dem 103 Handlungen Theil nehmen und der durch die zahlreichen Straßen, welche durch dieſen Kreis ihren Zug nehmen, bedeutend begünſtigt wird. Ihn durchziehen 1) die von Wien nach Prag führende Haupt-, Poſt- und Commercialſtraße auf einer Strecke von 17,848 öſterr. Straßenklafter oder 4$\frac{1848}{4000}$ öſterr. Straßenmeilen; ſie berührt hier den Markt Schelletau, das Dorf Hungerleiden, Stammern (ein Markt), die Dörfer Wilerz, Rauzern und die Stadt Iglau. 2) Die Poſt- und Commercialſeitenſtraße, welche von Brünn nach Iglau gezogen iſt, in einer Ausdehnung von 8074 Kl. den Kreis durchſchneidet, und die Dörfer Eiſenberg, Jablonau, Groß-Meſeritſch (Stadt), Wolleim (Markt), Regens und Hoch-Studenitz durchzieht. 3) Die von Brünn über Tiſchnowitz an die böhmiſche Grenze führende Commerciallandſtraße, welche in dieſem Kreiſe 4$\frac{3}{8}$ öſterr. Meilen lang iſt und in demſelben die Städtchen Biſtrzitz, Neuſtadt, Girzikowitz (Dorf) und Saar durchzieht. 4) Die von der zweiten ſich loslöſende und über das wichtige Steinkohlenwerk Roſſitz (brünner Kreis) nach Iglau ziehende Commerciallandſtraße; ſie hat im Kreiſe eine Länge von 5$\frac{3}{4}$ Meilen, betritt denſelben vor dem Markte Wladislau, und zieht von dort durch die Municipalſtadt Trebitſch und die Dörfer Okreſko, Tſchaſſowitz, Pirnitz (Markt), Prisnik und Wildhauſen in die Kreisſtadt. 5) Die von Iglau über die Dorfſchaften Hoſſan, Wolframs, Neuwelt, den Markt Battelau durch Böhmen nach Linz führende Poſt- und Commerciallandſtraße, durchzieht den Kreis auf einer Länge von 1$\frac{1}{4}$ Meile, und 6) die von Krauzen im V. O. M. B. Niederöſterreichs über die Dörfer Chwalitz, Zlabings, (Städtchen), böhmiſch Rudoletz und Walterſchlag, und in weiterer Fortſetzung in Böhmen nach Neuhaus führende Commerciallandſtraße, welche auf einer Strecke von 4$\frac{1}{8}$ Meilen durch dieſen Kreis zieht. Überhaupt nehmen die nicht ärarialiſchen Straßen in dieſem Kreiſe eine Länge von (1834) 92$\frac{1}{4}$ öſterr. Meilen ein.

An der Ausübung der den Ständen verfaſſungsmäßig zuſtehenden Rechte nehmen der Prälat des heil. kanon. Prämonſtratenſer-Ordensſtiftes Neu-Reiſch, die königl. Stadt Iglau und die im Kreiſe begüterten und in den Landtag eingeführten Fürſten, Grafen, Freiherren und Ritter Theil. Die Verwaltung der politiſchen Geſchäfte beſorgt das k. k. Kreisamt zu Iglau (mit Kreishauptmann, drei Kreiscommiſſairen, einem Kreisphyſikus, Kreiswundarzt, Kreisingenieur, Kreisſecretair und 14 andern Individuen) und unter ihm 9 Magiſtrate und 57 Dominien, denen auch die Geſchäfte von Juſtizämtern obliegen, nur die peinliche Gerichtsbarkeit iſt dem Magiſtrate der kgl. Stadt Iglau als k. k. Criminalgerichte für den ganzen Kreis zugewieſen. In bergrechtlichen Angelegenheiten ſteht der Kreis, wie überhaupt ganz Mähren und Schleſien, dem böhmiſchen Diſtrictualberggerichte zu Kuttenberg (in Böhmen) untergeordnet, zunächſt aber der k. k. Berggerichts-Subſtitution in Brünn; im Kreiſe ſelbſt beſteht nur eine grundobrigkeitliche Berggerichts-Subſtitution zu Neuſtadtl. Mit der Polizeiverwaltung iſt das k. k. Kreisamt beauftragt, welches hierin die mit der Localpolizei beauftragten Magiſtrate und Dominien leitet. Zur Beaufſichtigung der groß-meſeritſcher Straße iſt zu Groß-Meſeritſch ein exponirter Straßencommiſſair und es ſind Straßenmeiſter in Groß-Meſeritſch und zwei zu Iglau. Über den Zuſtand aller Straßen wacht der k. k. Kreisingenieur. Gefällsſachen, das Zollweſen, die Verzehrungsſteuergegenſtände u. dergl. gehören in den Wirkungskreis der k. k. Cameral-Bezirksverwaltung in Brünn, welchem die k. k. Zollſtätte in Iglau und die Gefällswache unterſtehen. Zur Beſorgung der Poſtamtsgeſchäfte beſteht ein Abſatzpoſtamt in Iglau; Poſtämter und Stationen: zu Schelletau und Stannern auf der erſten; zu Groß-Meſeritſch und Regens auf der zweiten und zu Battelau auf der vierten der obenangeführten Poſtſtraßen, und eine Briefſammlung zu Trebitſch.

Zur Verbreitung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe beſteht ein Gymnaſium zu Iglau, welches im J. 1830 von 191, 1831 223, 1832 260, 1833 281 und 1834 von 292 Schülern beſucht wurde. Für den Volksunterricht ſorgen 177 Haupt-, Trivial- und Mädchenſchulen, welche im J. 1834 von 23,856 Schülern beſucht wurden, und 178 Wiederholungsſchulen, mit (1834) 12,866 Schülern. Die Zahl aller Schüler männlichen Geſchlechts belief ſich im J. 1830 auf 17,620, 1831 18,307, 1832 18,762, 1833 19,007 und 1834 19,212; jene weiblichen Geſchlechts war 1830 16,278, 1831 16,867, 1832 17,116, 1833 17,220 und 1834 17,510. Der ſchulfähigen Kinder waren im J. 1830 24,242, 1831 25,056, 1832 25,020, 1833 24,566 und 1834 24,431; davon haben die Volks- (oder Wiederholungs-) ſchulen wirklich beſucht

1830 22,921, 1831 23,874, 1832 24134, 1833 23,719 und 1834 23,856. Die Wiederholungsſchulen hingegen wurden außerdem noch beſucht im J. 1830 von 10,977, 1831 11,300, 1832 11,744, 1833 12,508 und 1834 von 12,866 Schülern.

In kirchlicher Hinſicht iſt der Kreis dem katholiſchen Bisthume von Brünn einverleibt und in 9 Dekanate getheilt, welche zuſammen in 92 katholiſche Pfarrbezirke zerfallen. Im ganzen Kreiſe waren 1830 148, 1831 189, 1832 194, 1833 194 und 1834 194 Weltgeiſtliche und 1830 47, 1831 36, 1832 34, 1833 38 und 1834 37 Mönche vorhanden. Die letzteren gehören zu den Klöſtern der Prämonſtratenſer zu Neu-Reiſch, der Franziskaner zu Datſchitz, der Minoriten zu Iglau und der Kapuziner zu Trebitſch. Der proteſtantiſchen Pfarrbezirke ſind ſieben mit fünf Seelſorgern.

Für die leidende Menſchheit beſtehen: 14 Verſorgungshäuſer, welche 1830 91, 1831 86, 1832 und 1833 89, 1834 91 Individuen verpflegten; ein Krankenhaus, in welches 1830 84, 1831 90, 1832 200, 1833 89 und 1834 97 Kranke aufgenommen wurden; endlich 103 Armeninſtitute, von denen 1830 1913, 1831 2104, 1832 1913, 1833 2105 und 1834 2257 Arme betheilt wurden. *(G. F. Schreiner.)*

IGLAWA oder **IGLFLUSS**, ein für den weſtlichen Theil des Markgrafthums Mähren ſehr wichtiger Fluß, entſpringt etwa 500 Klafter unterhalb des Dorfes Ihlawka in jenem Kreiſe, dem er den Namen gibt, am Fuße eines mit Schwarzwald bewachſenen Abhanges, in einer unbedeutenden Quelle, die ſich aus den umliegenden Sümpfen bildet, dicht an der böhmiſchen Grenze; zieht nun, durch mehre Quellen verſtärkt, in einem ſchotterigen Bette zwiſchen niederen Ufern, nach Böhmen, und kehrt, nachdem er eine kurze Strecke des taborer Kreiſes bewäſſert hat, unterhalb des böhmiſchen Marktes Ober-Czerekwe wieder an die mähriſche Grenze zurück, die er nun auf kurze Zeit gegen Böhmen bildet, tritt dann nach Mähren über, kommt oberhalb des Dorfes Spilau wieder an die böhmiſche Grenze, ſcheidet nun bis unterhalb Wolframs den taborer, und bis dahin, wo er von der prager Haupt-, Commercial- und Poſtſtraße überſetzt wird, den czaſlauer Kreis von Mähren, und tritt dann in den iglauer Kreis ein. In der Nähe ihres Urſprungs hat die Igla unſtreitig das ſtärkſte Gefälle, welches ſich aber, je weiter ſie in die flachen Gegenden vorrückt, immer mehr vermindert; in dieſer Gegend, ſowie überhaupt in ihrem ganzen obern Laufe, beträgt ihre Breite ſieben Klaftern. Bis Wolframs iſt das Thal des Fluſſes von ſanften Abhängen begrenzt; bei dieſem Dorfe aber, wo die Iglawa den Sallowitzerbach aufnimmt, fängt die Gegend an gebirgiger zu werden. In der Nähe von Altenberg (in Böhmen), allwo der Fluß ſämmtliche Maſchinen der älteſten Papiermühle des öſterreichiſchen Kaiſerthums in Bewegung ſetzt, geht er in einer halbkreisförmigen Krümmung durch eine ſehr felſige Strecke, der Haſenſprung genannt, der Stadt Iglau zu, von der er nur die Spitalvorſtadt beſpült, und bei der er, am Calvarienberge, den kleinen Iglbach aufnimmt. In ſeinem weiteren Laufe durch den iglauer Kreis, den er auf einer Strecke von ungefähr acht Meilen durchzieht, bewegt ſich der Fluß faſt durchgehends in flachen Ufern, oder, wie unterhalb der Dörfer Przibiſlawitz und Pokoly, zwiſchen Abhängen und Felſen, welche mitunter ſteil und ſchroff ſind, der Municipalſtadt Trebitſch entgegen; nächſt dieſem Städtchen vereinigt ſich, außer zwei andern Bächen, der Starzerbach mit der Iglawa, welcher durch das herbeigeführte Geſtein einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf ſie äußert. Von hohen Felſenbergen eingeengt bildet ſie von unterhalb des Marktes Wladiſlau an auf einer ziemlich langen Strecke die Grenze gegen den znaimer Kreis, in den ſie hierauf übergeht, und den die Igla in einer Länge von ſieben geogr. Meilen durchſtrömt. In dieſem Kreiſe hat der Fluß meiſt eine Breite von 10—12 und bei Eibenſchütz insbeſondere von 15—25 Klaftern, welche Breite ſie auch bis zu ihrer Vereinigung mit der Taya beibehält. Ihr Gefälle iſt keineswegs allgemein bekannt, nur einige Punkte ſind zu beſonderen Waſſerbauten nivellirt; ſo z. B. hat ſie bei Hrubſchitz ein Gefälle von fünf Linien auf die Klaſter und bei Eibenſchütz nur von zwei Linien auf die Currentklafter. Vor Eibenſchütz, bei welchem Städtchen ſie die Oslawa (ſ. d. Art.) aufnimmt, durchfließt ſie eine Zeit lang den brünner Kreis, in den ſie aber erſt unterhalb Eibenſchütz auf immer übergeht. Durch die Einmündung des ebenerwähnten Fluſſes wird das Ufer der Iglawa hart angegriffen, ſodaß ſich ſeitwärts große Sandbänke bilden, welche zu Serpentinen die Anlage geben. Im brünner Kreiſe, den der Fluß in einer Länge von etwa vier Meilen durchzieht, ſind die Ufer meiſt flach, obgleich in der Nähe derſelben auch bedeutende Anhöhen zu finden ſind. Bei dem Markte Pohrlitz überſchreitet die von Wien nach Brünn und Lemberg führende Haupt-, Commercial- und Poſtſtraße den Fluß, der oberhalb dieſes Ortes gewöhnlich eine Tiefe von 3—4 Fuß hat. Hierauf fließt die Iglawa durch ebene, überaus fruchtbare Gegenden ihrer Vereinigung mit der Taya entgegen, in die ſie ſich, auf dem linken Ufer zwiſchen den Märkten Muſchau und Tracht ergießt, nachdem ſie noch früher die waſſerreiche Schwarza oberhalb des letztern Ortes mit ſich vereinigt hat. Durch den ungünſtigen Einfall dieſes Fluſſes wird der Iglawafluß in ſeinem Laufe ſo beirrt, daß er ſich in mehre Arme zerſplittert und bedeutende Schlangenwindungen zu machen genöthigt wird. Die Igla iſt weder ſchiff- noch floßbar, aber dafür um ſo bedeutender für die an ihm gelegenen Landſtriche durch die Verheerungen, welche er bei ſeiner Anſchwellung jährlich anrichtet, und dieſe müſſen von Jahr zu Jahr darum nach bedeutender werden, weil der Fluß von Trebitſch herab eine außerordentliche Menge Sand bringt, und damit das Flußbette verſetzt, indem keine der vorhandenen Wehren eine Schleuße hat, durch welche das Waſſer abgelaſſen werden könnte. Es ſind dadurch die Grundſtücke von 3 Städten, 5 Märkten und 35 Dörfern, die an ſeinen Ufern oder in der Nähe derſelben liegen, dem Verderben preisgegeben.

(G. F. Schreiner.)

Digitized by Google

IGLESIAS. Hauptſtadt des Bezirkes Cirerro in der ſardiniſchen Provinz Cagliari, acht Meilen weſtlich von Cagliari mit 6000 Einwohnern. Sie iſt der Sitz eines Biſchofs, hat eine Kathedrale, drei Mönchsklöſter, bedeutende Bienen- und Schafzucht, guten Ölbau und liefert vorzüglichen Käſe. (*R.*)

IGLINCZ, ein mehren Grundbeſitzern, vorzüglich aber der freiherrlichen Familie Vécſey gehöriges Dorf im ſzerednyer Gerichtsſtuhle der unghvárer Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns, dicht an der bereghher Comitatsgrenze, im Gebirge, am rechten Ufer eines raſchen Gebirgsbaches zwiſchen den Dörfern Gajdos, Horlyó und Kis-Mogyoros (beregh. Geſp.) gelegen, 1¼ Stunde nordoſtwärts von Szerednye entfernt, mit einer zum munkátſer griechiſch-katholiſchen Bisthume gehörigen eigenen Pfarre, einer Kirche der unirten Griechen, 67 Häuſern und 419 rußniakiſchen Einwohnern, die, mit Ausnahme von 17 Juden, ſämmtlich der katholiſchen Kirche zugethan ſind und ſich vom Feldbaue nothdürftig ernähren. (*G. F. Schreiner.*)

Iglit (Igloit), ſ. unt. **Aragonit.**

IGLÓ, latein. **Iglavia**, ſlaw. **Nowa-Ves**, teutſch Neudorf, der vornehmſte unter den 16 zipſer Kronflecken, ein anſehnlicher und wohlgebauter Ort, jedoch meiſt nur aus einer langen, breiten und ziemlich reinlichen Straße beſtehend, in deren Mitte der Platz ſich befindet und ein Paar Nebengaſſen, in einer hübſchen Ebene (48° 56′ 30″ n. Br. und 38° 14′ 30″ ö. L. und 1462 Fuß über der Meeresfläche), am linken Ufer des Hernadfluſſes, welcher hier einige Mühlen und auch eine Papiermühle treibt und gemeiniglich die Kunder oder Kunnert genannt wird, in einer ſehr angenehmen, man möchte ſagen, romantiſchen Lage, in einem breiten Thale mit einer unvergleichlich ſchönen perſpectiviſchen Ausſicht auf die einige Stunden entfernt gelegenen Karpathen, 2¼ Stunden ſüdlich von Leutſchau entfernt. Neudorf iſt die ſchönſte und auch die erſte unter den 16 zipſer Städten, welche zuſammen einen eigenen Bezirk bilden, der nicht zuſammenhängt, ſondern in kleinen Enclaven in verſchiedenen Gegenden der zipſer Geſpanſchaft zerſtreut liegt, nicht unter dem Comitate ſtehen, ſondern deren jede ihr eigenes Gericht hat, von welchem ſie an den ſogenannten Grafen und den Adminiſtrator (königl. Cameral-Adminiſtration der 16 privil. zipſer Fecken) von dieſem an die königl. Tafel und endlich an die Septemviral-Tafel appelliren. Dieſer Flecken iſt der Sitz der königl. Cameral-Adminiſtration und des Provinzial-Magiſtrates, eines Salzamtes und eines von der ſchmölnitzer Direction abhängigen Bergamtes. Sie hat vier Thore, 770 Häuſer, worunter es einige ſehr anſehnliche Gebäude gibt, als: das gutgebaute Stadthaus, worin die Verſammlungen der Provinz abgehalten werden, das Archiv aufbewahrt wird und die königl. Cameralverwaltung ihren Sitz hat, das Theater und mehre hübſche Privathäuſer, 5871 Einwohner, welche 3685 Katholiken und 2186 Proteſtanten unter ſich zählen, viel ſchönen Flachs bauen, gute Leinwand verfertigen und in den benachbarten Wäldern eine ſtarke Bienenzucht treiben, eine eigene katholiſche und eine Pfarre der Evangeliſchen augsburgiſcher Confeſſion, eine hübſche katholiſche Kirche mit einem ſchönen Thurme, in dem ſich eine große Glocke befindet, eine ſlowakiſche Kirche und vier meiſt niedliche Kapellen, ein evangeliſches Bethaus mit einem ſchönen Altarblatte von dem peſther Maler Stunder, die Stärkung des Heilands durch einen Engel darſtellend, ein Bürgerſpital, eine Salzniederlage, ein Berggericht, eine katholiſche Hauptſchule, und eine Schule der Evangeliſchen, ein hübſches neues Rathhaus, ein Kaffee- und Ballhaus, eine Papier-, Walk-, Schleif- und Sägemühle, einen hübſchen evangeliſchen Gottesacker, ein öffentliches Bad an einem ſehr angenehmen Orte, einige hübſche Gärten und angenehme Spaziergänge, nicht unergiebige Kupfer- und Eiſengruben, mehre Schmelzhütten und Hämmer, gute Marmorbrüche und eine eigene Brieſſammlung für das Poſtamt Leutſchau. Igló hat auch Leinwebereien und Bleichen, einige Einkehrwirthshäuſer und in der Nähe ſehr fruchtbare Grundſtücke. Bei Igló findet man etwas Gold, Kupfer, Kupfergrün, Malachit und Eiſen. Kupfer wird aus dem Johannisſtollen gewonnen; das neudorfer Eiſen iſt das beſte im ganzen Comitate. Die Kupferausbeute, welche faſt bis zu 40,000 Fl. Conv.-M. abwarf, iſt ſeit einiger Zeit in Abnahme. (*G. F. Schreiner.*)

IGMAND, 1) **Nagy-I.**, ein dem Grafen Eſzterházy gehöriges Dorf im geſzteſer Gerichtsſtuhle der komorner Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungarns, in der obern oder kleinen ungariſchen Ebene, an der von Raab über Bicſke nach Ofen führenden Seitenſtraße gelegen, 2¼ Meilen weſtwärts von Tata entfernt, mit 237 Häuſern, 2014 magyariſchen Einwohnern, welche 1356 Evangeliſche helvetiſcher Confeſſion, 651 Katholiken und 7 Juden unter ſich zählen und größtentheils vom Feldbaue und der Viehzucht leben, einer eigenen katholiſchen Pfarre des raaber Bisthums, einem Paſtorate der Reformirten, einer katholiſchen Kirche, einer Schule, einem Wirthshauſe und Kornſpeicher und einer Mühle. 2) **Kis-I.** oder Klein-J., ein von mehren Edelleuten, die dort ihre adeligen Sitze haben, bewohntes Dorf deſſelben Comitates und Gerichtsſtuhles, drei Viertelſtunde nordoſtwärts von dem vorigen entfernt, mit 83 Häuſern, 632 magyariſchen Einwohnern und einer Kirche der Evangeliſchen helvetiſcher Confeſſion. (*G. F. Schreiner.*)

IGNAMEN. Mit dieſem Namen, welcher, wahrſcheinlich indiſchen Urſprungs, ſich zuerſt bei Garcia del Huerto (1563) findet, und von den ſchifffahrenden europäiſchen Völkern verſchiedentlich geſchrieben wird (**Inhames** der Portugieſen, **Iñames** der Spanier, **Ignames** der Franzoſen, **Yams** der Engländer), bezeichnet man die eßbaren Knollen mehrer Arten von **Dioscorea** (ſ. den Art.) und misbräuchlich auch die Bataten (ſ. **Convolvulus Batatas**). (*A. Sprengel.*)

Ignarucu, braſiliſche Benennung des Leguans, ſ. **Iguana.**

Ignatia *L. fil.*, ſ. **Strychnos.**

Ignatiana *Lour.*, ſ. **Strychnos.**

Ignatianer, Anhänger des Ignatius von Loyola, ſ. **Jeſuiten.**

Ignatio de Agana (Geogr.), ſ. Agana.

IGNATIUS. I. Biographie, 1) der Biſchof von Antiochien, gegen das Ende des 1. und im Anfange des 2. Jahrh. Schon das, was die älteſten Quellen über ſein Leben und ſeine Schickſale berichten, gibt zu manchem Zweifel Veranlaſſung, und ebenſo iſt über die Briefe, welche ſich unter ſeinem Namen erhalten haben, bereits im 17. Jahrh. ein Streit begonnen worden, der ſich, ohne anderweitige entſcheidendere geſchichtliche Angaben, nicht leicht mit völliger Gewißheit dürfte beſeitigen laſſen.

Was das Leben des Ignatius betrifft, ſo ſoll er ein Schüler der Apoſtel geweſen, und beſonders mit Johannes in innigem Verhältniſſe geſtanden, ja ſogar nach einer ſehr alten Sage [1]), Chriſtum nach ſeiner Auferſtehung wirklich im Fleiſche geſehen und an ihn geglaubt haben. Als Biſchof von Antiochien wird er bald als Nachfolger des Evodius [2]), bald als Nachfolger des Petrus, der zweite Biſchof dieſer Stadt genannt [3]), und er ſoll dieſes Amt als Muſter aller Tugenden mit heiligem Eifer verwaltet haben [4]). Von ſeinen ſonſtigen Lebensverhältniſſen erfahren wir nichts, und nur über ſeinen Märtyrertod, den er zu Rom im J. 106 oder 116 erduldet haben ſoll, haben ſich ausführliche, aber ſich mehrfach widerſprechende und entſtellte Nachrichten erhalten [5]). Euſebius [6]) berichtet, Ignatius ſei von Syrien nach Rom geſchickt und hier wegen ſeiner Standhaftigkeit im Bekenntniſſe des Namens Chriſti den wilden Thieren als Speiſe vorgeworfen worden. Bei Gelegenheit dieſer ſeiner Reiſe durch Kleinaſien habe er die Gemeinden daſelbſt mündlich und ſchriftlich getröſtet und ſie ermahnt, vorzüglich alle falſche Lehre zu meiden und ſich an die echte apoſtoliſche Überlieferung zu halten. Sein Nachfolger im biſchöflichen Amte ſei ein gewiſſer Heron geworden. Mit welcher Freudigkeit und Standhaftigkeit Ignatius dem Märtyrertode entgegengegangen ſei, meldet unter den älteſten Kirchenvätern auch Irenäus [7]). In den Not. 5 angeführten Acta martyrii S. Ignatii wird die Geſchichte ſeines Märtyrertodes ſehr umſtändlich erzählt. Der Kaiſer Trajan ſoll bei ſeinem Feldzuge gegen die Parther durch Antiochien gekommen, und ſich mit Ignatius, den er als eifrigen Chriſten kannte, in eine Unterredung eingelaſſen haben. Dieſer habe den Kaiſer über das wahre Weſen Gottes und die Erſcheinung Jeſu Chriſti, des Weltheilandes, zu belehren geſucht, ſei aber dafür einer Soldatenwache übergeben worden, um nach Rom abgeführt und hier, zum Vergnügen des Volkes, den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Im Jahre darauf ſei er wirklich im Amphitheater zu Rom von Löwen zerriſſen worden.

Wie viel von den hier erzählten einzelnen Umſtänden wahr ſei, läßt ſich natürlich nicht beſtimmen. Unwahrſcheinlich bleibt es immer, daß der gerechtigkeitliebende Trajan, wenn er den Ignatius zu Antiochien wirklich geſprochen, denſelben zu einer ſo harten Strafe ohne Weiteres ſollte verurtheilt haben. Auch kann ſeine Gefangenſchaft nicht ſo ſtreng geweſen ſein, wenn es ihm möglich war, bei ſeiner Durchreiſe durch Kleinaſien mit den daſigen Gemeinden und Biſchöfen in ſchriftlichen und mündlichen Verkehr zu treten. Überhaupt müſſen, wenn er wirklich zu Rom einem ſo ſchmählichen Tode unter Trajan's Regierung preisgegeben worden ſein ſollte (daß er nämlich als Märtyrer geſtorben, wollen wir nicht bezweifeln), gravirende Umſtände hinzugekommen ſein, die wir aber aus jenen Acten nicht mehr zu erkennen im Stande ſind.

Wie wir nun hinſichtlich dieſer Schickſale des Ignatius im Ungewiſſen ſind, ſo tritt derſelbe Fall ein in Beziehung auf die ſchriftlichen Denkmäler, welche unter deſſen Namen auf uns gekommen ſind. Wir beſitzen nämlich unter ſeinem Namen eine Anzahl Briefe, welche theils echt, theils vielfach interpolirt, theils ganz unecht ſind [8]). Zu jenen gehören ſieben Schreiben an die Gemeinden zu Epheſus, Magneſia, Tralles, Philadelphia und Smyrna, an den Biſchof Polykarp von Smyrna und an die Chriſten zu Rom; zu letzteren die Briefe an eine gewiſſe Maria von Kaſſabolis und deren Antwort, ferner an die Chriſten zu Tarſus, Philippi und Antiochien, an den Diakonus Heron zu Antiochien, endlich zwei Briefe an den Apoſtel Johannes und einer an die Jungfrau Maria, welche letzte drei nur in einer lateiniſchen Überſetzung auf uns gekommen ſind. Über Urſprung, Echtheit und Unechtheit der erſtgenannten ſieben Briefe wurde im 17. Jahrh. ein lebhafter Streit geführt. Dieſe Briefe ſind in einer doppelten Recenſion auf uns gekommen, in einer kürzeren und einer längeren. Jene wurde von Iſaak Voſſius (Amſterd. 1646. 4.) und dann berichtigt vom Biſchof Jacob Uſher (Oxford 1644 und London 1647. 4.) herausgegeben, und beide traten als Vertheidiger der Echtheit dieſer Recenſion auf. Dagegen ſuchten ihre Unechtheit zu beweiſen Blondell, Salmaſius, Dalläus, fanden aber an Hammond (in der dissertat. adv. Blondell. 1651) und vorzüglich an Joh. Pearſon (in den Vindiciis Ignatianis Cantabr. 1672) geſchickte Gegner. In neuerer Zeit haben ſich für die Unechtheit wieder Semler, Heumann, Erneſti entſchieden, und es bedarf in der That noch neuer Forſchungen, um die Sache völlig aufs Reine zu bringen [9]); wie denn ſchon Schröckh [10]) ſich ſehr richtig dahin erklärt: daß, obgleich das Übergewicht der Wahrſcheinlichkeit für die kürzeren Briefe falle, man ſich doch vergebens bemühe, dieſe ganze Streitfrage zu entſcheiden. Auch Neander [11]) hält die kürzere Recenſion

1) *Euseb.* Hist. eccles. III, 36. *Hieronym.* De scriptor. eccles. cap. 16. 2) *Euseb.* Hist. eccles. III, 22. 3) *Euseb.* Hist. eccles. III, 36. 4) *Chrysostom.* Homil. in S. Ignat. Tom. I. p. 499. 5) Cf. *Coteler.* Patr. apostol. Vol. II. p. 57 sq. 6) Hist. eccles. III, 36. Cf. *Reuterdahl*, De fontibus hist. eccles. Euseb. p. 81 sq. Euſebius gebraucht das unbeſtimmte λόγος ἔχει τοῦτον u. ſ. w. von ſeinem Berichte. 7) Adv. haer. V, 28.

8) Zuſammen in *Coteler.* Patr. apostol. T. II. p. 11 sq. 9) Vgl. die Abhandlung in Schmidt's Magazin für Religionsphiloſophie ꝛc. 3. Bd. S. 91 fg. Deſſen Handb. der chriſtl. Kirchengeſch. 1. Bd. S. 421 fg. Wocher, Die Briefe des heil. Ignatius, überſetzt u. erklärt (Tübing. 1829). 10) Chriſtl. Kirchengeſch. 2. Th. S. 344. 11) Allgem. Geſch. der chriſtl. Kirche. 1. Bd. S. 788.

zwar für zuverläſſiger, aber dennoch für ſehr ſtark interpolirt.

Was nämlich die längere Recenſion, ſowie ſehr viele Stellen der kürzeren verdächtig macht, beſteht, außer dem öfteren Mangel alles Zuſammenhanges, vorzüglich in folgenden Punkten: Es kommen Begriffe und dogmatiſche Lehren vor, an welche zur Zeit des Ignatius noch nicht zu denken war; der Doketismus und andere Lehren der Gnoſtiker werden auf eine Weiſe berührt, welche vorausſetzt, daß ſie den kleinaſiatiſchen Gemeinden ſchon hinreichend bekannt ſein mußten, und dies iſt ebenſo wenig von der Zeit, in welcher die Briefe geſchrieben ſein ſollen, erweislich. Endlich wird der biſchöflichen Gewalt, des Gehorſams gegen dieſelbe, dann der Einheit des Altars und der Kirche in der Übereinſtimmung des Volkes mit dem Biſchofe und dem Presbyterium, auf eine ſo eindringliche und überſpannte Weiſe gedacht, daß man nicht die Anſicht eines Apoſtelſchülers zu vernehmen glaubt, vielmehr leicht auf die Vermuthung geleitet wird, der Verfaſſer habe ſeine hierarchiſchen Beſtrebungen unter dem Namen des angeſehenen Märtyrers beſchönigen und ausbreiten wollen. Dem zufolge läßt ſich ſo viel als gewiß annehmen, daß Ignatius, aus deſſen Briefen ſchon Irenäus a. a. O. und Euſebius a. a. O. Stellen anführen, wirklich einige kleinere Schreiben verfaßt haben, daß ebendieſe zu verſchiedenen Zeiten und von verſchiedenen Händen interpolirt, zum Theil auch ganz umgeſtaltet worden ſein mögen, und zwar theils zur Widerlegung der Gnoſis, theils zur Verherrlichung der biſchöflichen Hierarchie und des Märtyrerthums. Die erſten Verſuche dieſer Fälſchung können daher noch vor der Mitte des 2. Jahrh. vorgenommen worden ſein. (*Lobegott Lange.*)

2) J., ſeit 846 Patriarch von Conſtantinopel. Er war ein Sohn des Kaiſers Michael Kuropalates, auch Rhangabe genannt, und der Kaiſerin Prokopia. Als Leo der Armenier im J. 813 den Kaiſer Michael genöthigt hatte, der Regierung zu entſagen, wurde Ignatius nebſt ſeinen Brüdern entmannt und ins Exil verwieſen. Hier wurde er Mönch, trat dann bald in ein kirchliches Amt als Lector, und wurde, nachdem er die unteren Stufen durchlaufen, als Presbyter geweiht, ihm auch die Aufſicht über das Kloſter des heil. Satyrus übertragen. Im J. 842 übernahm die Kaiſerin Theodora, als Vormünderin ihres Sohnes Michael, die Regierung des Reichs, und vorzüglich durch ihre Vermittelung wurde, nach dem Tode des Patriarchen Methodius, Ignatius, den ſie ebenſo ſehr als eifrigen Vertheidiger der Bilderverehrung, als wegen ſeines ſtrengen Lebens ſchätzte, im J. 846 zum Patriarchen von Conſtantinopel erhoben. Zwar geſchah dies nicht ohne Widerſpruch; allein Ignatius ſetzte es bald durch, daß der Biſchof Gregorius von Syracus, ſein heftigſter Gegner, auf einer Synode ſeiner Würde entſetzt wurde, konnte jedoch die Beſtätigung dieſer Entſcheidung von den römiſchen Päpſten Leo und Benedict nicht erlangen. Später wurde er in noch unangenehmere Händel verwickelt, an welchen der genannte Gregor wieder Antheil hatte. Nachdem Michael die Regierung ſelbſt übernommen, hatte ſein Onkel Bardas, der Theodora Bruder, ſeine Schweſter vom Hofe zu entfernen und ſich die höchſte Gewalt anzueignen gewußt. Dieſen ausſchweifenden Mann hatte der Patriarch oft zur Änderung ſeines Lebens ermahnt, und da dies nichts half, ihm am Epiphaniasfeſte 857 den Genuß des Abendmahles verweigert. Bardas ſuchte ſich zu rächen. Er überredete den Kaiſer, ſeine Mutter und ſeine Schweſtern dem Nonnenſtande zu weihen, und ihnen durch Ignatius die Haare abſcheeren zu laſſen. Der Patriarch weigerte ſich, eine ſo ungerechte Handlung an Perſonen, die nichts begangen, zu vollziehen, und wurde deshalb des Verbrechens der beleidigten Majeſtät angeſchuldigt. Vergebens ſuchte er Zuflucht am Altare ſeiner Kirche; er wurde auf die Inſel Terebinthus ins Exil gebracht, und konnte unter allerlei Mishandlungen nicht dazu bewogen werden, ſeiner Patriarchenwürde zu entſagen. Trotz dem wurde der gelehrte Photius, jedoch, wie es ſcheint, gegen ſeinen Willen, zu ſeinem Nachfolger ernannt; mehre Anhänger des Ignatius, welche dieſer Wahl widerſprochen hatten, wurden auf kaiſerlichen Befehl ins Exil geſchickt, und Ignatius ſelbſt, den man aus ſeiner Verweiſung herbeigeholt hatte, auf einer Synode zu Conſtantinopel im J. 861 angeblich weil er nicht kanoniſch Patriarch geworden, ſeiner Würde entſetzt und ins Exil zurückgeſchickt. Der römiſche Biſchof Nicolaus nahm ſich zwar des Ignatius an, und bemühte ſich, die Entſcheidung wegen der ſtreitigen Wahl von ſeinem Stuhle abhängig zu machen. Allein erſt, nachdem Michael von dem Kaiſer Baſilius im J. 867, ermordet worden war, ſetzte dieſer den Ignatius, ſeinen alten Freund, in die Patriarchenwürde wieder ein, und Ignatius excommunicirte nun auf einer Synode den Photius und alle ſeine Anhänger im J. 869. Ignatius blieb ungeſtört im Beſitze dieſer Würde bis an ſeinen Tod, der im October 878 erfolgte. Er ſtarb in hohem Alter und im Rufe großer Heiligkeit, die ſich ſelbſt nach ſeinem Tode durch Wunder offenbart haben ſoll. Schriftlich haben wir nur von ihm: eine Synodalrede und zwei Briefe an die römiſchen Päpſte Nirolaus und Hadrian *). (*Lobegott Lange.*)

3) J., mit dem Beinamen Chabſchabur, iſt einer der Schüler des berühmten Gründers des Mechitariſtenordens, des Abtes Mechitar, gemeinhin „der Abt Vater“ (ſ. den Art. Mechitar) genannt. Ignatius ward geboren zu Conſtantinopel im J. 1708 und ſtarb zu Venedig 1780. Ignatius ſchrieb eine ausführliche Geſchichte Armeniens, die auf St. Lazaro bei Venedig im Manuſcript vorhanden iſt. Sie iſt bis jetzt dem Drucke nicht übergeben worden, weil die Geſchichte Armeniens des P. Michael Tſchamtſchean von den älteſten Zeiten bis zum Jahre 1784, in drei ſtarken Quartbänden von mehr

*) Quellen ſind: *Nicetas*, Vita S. Ignatii ap. *Harduin*, Act. Concil. Tom. V. p. 944 sq. *Zonarae* Annales. Lib. XVI. p. 161 sq. T. II. ed. Paris. Die angeführten Schreiben des Ignatius finden ſich auch in den erwähnten Synodalacten; auch in der Sammlung von Manſi (Tom. XVI). Unter den Briefen des Patriarchen Photius betreffen mehre die Angelegenheiten des Ignatius, ſ. *Photii* Epp. ed. *Montacutius* (Lond. 1651).

Digitized by Google

als 3000 Seiten, vollſtändiger befunden wurde. Neumann, Verſuch einer Geſchichte der armeniſchen Literatur. S. 293. 295. (*C. F. Neumann.*)

4) I. von Loyola, ſ. unt. Jesuiten.

5) I. Albert von Riegg, Biſchof von Augsburg, wurde den 6. Jul. 1767 geboren zu Landsberg in Baiern, unterrichtet am Gymnaſium zu München, den 15. Oct. 1785 in das Kloſter der regulirten Chorherren zu Pol-:ing aufgenommen, wo er wegen ſeiner Vorliebe für Phyſik und Mathematik zuerſt die Aufſicht über das klö-ſterliche Cabinet und Obſervatorium erhielt. Am 6. Nov. 1791 wurde er als Profeſſor der Phyſik und Mathematik in das Gymnaſium zu München, und 1794 an jenes u Neuburg gerufen, wo er 1798 auch das Rectorat des Schulhauſes, und 1799 ſtatt des Lehramts, die Leitung es adeligen Erziehungshauſes und Studenten-Seminars rhielt. Nach der Auflöſung der Klöſter wurde er Ober-ſchul- und Studiencommiſſar der Provinz Neuburg, wäh-end er zugleich vorerſt Pfarrer von Allersberg, dann von Ronheim war, welche Stellen er durch einen Vertreter erſehen laſſen konnte. Erſt als er am 30. Aug. 1806 eines Referats in Schulangelegenheiten entbunden war, idmete er ſich ſelbſt ſeinem Pfarramte zu Monheim. Nach dem Aufruhr in Vorarlberg wurde er Mitglied der aſigen Unterſuchungscommiſſion in geiſtlichen Angelegen-eiten; im Nov. 1811 auch beauftragt, die Unterſchriften um freiwilligen Staatsanlegen im Oberdonau- und Il-erkreiſe zu eröffnen. Im J. 1817 wurde er auf die Pfarrei zu U. Frau in München verſetzt, wo er nach der Errichtung des Erzſtiftes auch Domcapitular auf den Vorſchlag ſeines Gönners, des Miniſters von Thürheim, ſpäter mit dem Civilverdienſtorden beehrt, 1824 zum Bi-ſchofe von Augsburg und zum Reichsrathe erhoben wurde. In ſeinem Sprengel entwickelte er eine außerordentliche Thätigkeit, und übertraf alle Biſchöfe des Königreichs in er Anſchmiegung an die Launen des Hofes, ſobald die-r gegen die wahre Aufklärung zum Heucheln und Frömmeln, wie zur Willkür ſich neigte. (*Jaeck.*)

II. Geographie. St. Ignatius. ſ. Pagom.

IGNATZBOHNEN, Fiebernüſſe (Faba Sancti Ignatii, Faba febrifuga, Faba indica), ſind die Sa-menkörner von dem in Indien auf den philippiniſchen Inſeln wachſenden Ignatiusbaume (Ignatia amara). Sie ſind faſt einen Zoll lang, eckig, länglich, ſehr hart und zähe, äußerlich grau und wie beſtäubt, innerlich grün-bräunlich und glänzend, geruchlos aber ſehr bitter, auch narkotiſch und in allen Stücken den gemeinen Krähenau-gen ſehr ähnlich. Sie gehören unter die draſtiſchen, ſehr wirkſamen Arzneimittel und wurden beſonders gegen das Fieber empfohlen; allein ihre unangenehme Nebenwirkung machte ihre Anwendung bedenklich. Sonſt koſtete das Stück in Holland vier Fl., 1817 zu Leipzig die Unze vier Thlr., 1822 zu Frankfurt a. M. das Pfund 24 Fl. Rhn., 1824 zu Wien 18 Fl. Conv.-M. Über das Bo-taniſche der Ignatiusbohne ſ. den Art. Strychnos. (*Fr. Thon.*)

IGNAVUS wurde von den ältern Naturforſchern das Faulthier (Bradypus) genannt. (*Burmeister.*)

Ignaz, ſ. Ignatius.

IGNECZ, auch IGNITZ, ſlaw. Sznaçovo, auch Znaczowo, Snyatzowa und Znyátriitzi, ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf im käſzonyer Gerichts-ſtuhle (Bezirke, Processus) der bereghєr Geſpanſchaft im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns, dicht an der Grenze des unghvárer Comitats, in der Nähe (weſtlich) der von Unghvár nach Munkács führenden Poſtſtraße, in gebirgiger Gegend gelegen, nicht ganz eine teutſche Meile ſüdlich von dem Markte Szerednye entfernt, mit 55 Häuſern, 771 rußniakiſchen Einwohnern, welche, mit Ausſchluß von 12 Evangeliſchen, ſämmtlich zur griechiſch-katholiſchen Kirche ſich bekennen, einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule der unirten Griechen und einem gro-ßen Waldſtande, durch den ſich überhaupt noch die ganze Umgegend auszeichnet. (*G. F. Schreiner.*)

IGNIS ACTUALIS (Cauterium actuale), veral-tete Benennung des glühenden Eiſens bei ſeiner Anwen-dung als Ätzmittel (ſ. Ätzmittel). (*Wiegand.*)

Ignis brunus und St. Antonii, ſ. Hieropyr.

IGNIS ET AQUAE INTERDICTIO. Die Vor-liebe der alten Römer zu ihrem heimiſchen Grund und Boden war ſo groß, daß ſie es für das härteſte Schick-ſal hielten, denſelben auf immer meiden zu müſſen, und einen aus dem Vaterlande Verbannten als politiſch ge-ſtorben anſahen. Nur in dem Falle alſo, wo ein Römer eine Todesſtrafe erfahren ſollte, konnte ihm die Verban-nung aus dem Vaterlande als Rettungsmittel erſcheinen. Aber auch dann vermied es immer noch das Geſetz, die Verbannung als Strafe ſelbſt auszuſprechen, ſondern rechnete immer noch darauf, der todeswürdige Verbrecher werde, um dee Todesſtrafe auszuweichen, die Selbſtver-bannung wählen. Um dies demſelben zu erleichtern, kün-digte man ihm die Verbannung ſymboliſch dadurch an, daß man ihm den Gebrauch des Feuers und Waſſers auf römiſcher Erde verbot, wodurch er von ſelbſt in die Fremde verwieſen ward; und zwar um ſo mehr, da auch jeder andere Römer des Todes ſchuldig galt, der einem ſolchen, cui aqua et igne interdictum erat, Hilfe und Bei-ſtand leiſtete. Von einem auf dieſe Art in Verbannung Lebenden ſagte man im eigentlichſten Sinne: „In exilio versatur, d. h. e solo, scil. Romano, exiit.“ Die Qualität eines römiſchen Bürgers im juriſtiſchen Sinne (jus civitatis) ging durch das exilium ſofort verloren [1]). Erſt ſpäter fing man an, auch bei den Römern die Ent-fernung aus dem Vaterlande als geſetzlich ausgeſprochene Strafe eintreten zu laſſen, wobei ſie aber natürlich den

1) Das eben Geſagte wird namentlich durch eine Stelle bei Cicero (pro Caecina, Cap. 11) gut erläutert, wo es heißt: „Exilium non est supplicium, sed perfugium portusque supplicii. Nam qui volunt poenam aliquam subterfugere aut calamitatem, eo solum vertunt, hoc est, locum ac sedem mutant. Itaque nulla in lege nostra reperietur, ut apud ceteras civitates, maleficium ullum exilio esse mulctatum; sed quum homines vincula, neces, ignominiasque vitant, quae sunt legibus constitutae, confugiunt quasi ad aram in exilium: qui si in civitate legis vim subire vellent, non prius civitatem, quam vitam amitterent.“

förmlichen Charakter der Landesverweiſung (deportatio) annahm. Auch dabei aber blieb die Wirkung des bürgerlichen Todes eines ſolchen Verwieſenen [2]). Der Unterſchied zwiſchen der wahren Deportatio und der aquae et ignis interdictio beſtand in Folgendem: 1) Bei der aquae et ignis interdictio wurden die Verbrecher nicht durch äußerliche Gewalt aus ihren Wohnſitzen vertrieben, ſondern man zwang ſie blos durch Entziehung jedes Unterhaltes, den heimiſchen Boden ſelbſt zu verlaſſen. Denn da jeder Römer des Todes ſchuldig erklärt ward, der ſo einem, cui aqua et igne interdictum erat, irgend einen Beiſtand leiſtete, ſo war der Letztere, um nicht vor Hunger und Durſt umzukommen, durchaus genöthigt, ſein Vaterland zu meiden. Bei der Deportation dagegen wurden förmlich Untergerichtsperſonen an den zu Deportirenden abgeſendet, welche ihn bis auf die Inſel, welche ihm zum Aufenthalte beſtimmt war, begleiteten, und die dortigen Bewohner öffentlich als Zeugen darüber aufriefen, daß ſie den Deportirten wirklich an den Ort ſeiner Beſtimmung gebracht. 2) Nur das unbewegliche Gut, nicht aber das bewegliche, ward denen, quibus aqua et igne interdictum erat, entzogen; das letztere konnten ſie ungeſtört aus dem Vaterlande mit wegnehmen. Bei der Deportationsſtrafe aber beſtand ein weſentlicher Punkt ihrer Empfindlichkeit darin, daß *alles* Beſitzthum des Deportirten öffentlich verkauft ward. 3) Diejenigen, quibus aqua et igne interdictum erat, waren nicht genöthigt, an einem beſtimmten Orte ſich aufzuhalten, ſondern konnten leben, wo ſie wollten, ſobald ſie nur in einer gewiſſen Entfernung von Rom ſelbſt, oder von ihrem bisherigen Aufenthaltsorte ſich verhielten, oder eine andere Gegend nicht betraten, die ihnen ausdrücklich bezeichnet worden war. Häufig hieß es in den Magiſtrats-Decreten über die aquae et ignis interdictio: „Ut quadraginta vel quinquaginta millia passuum ab Urbe absit," oder: „ut intra quartum lapidem ab Urbe non commoretur," mit Bezug auf die Steine, wodurch die Stadien auf den römiſchen Hauptſtraßen bezeichnet wurden. Die Deportirten dagegen waren in der Regel auf den Aufenthalt beſchränkt, der ihnen durch Bezeichnung einer beſtimmten Inſel angewieſen worden. Über die Urſachen der allmäligen Verwandlung der aquae et ignis interdictio in die deportatio hat ſich namentlich Rudolf Hommel in ſeiner Abhandlung: **Quid de poenis Romanorum criminalibus jure Justinianeo obviis philosophice statuendum sit? [Lips. 1787. 4.].** p. 42 sq. befriedigend ausgeſprochen. Auch ſind daſelbſt die Rechtfertigungsgründe der *römiſchen* Deportationsſtrafe — welche mit der ſonſt üblichen teutſchen Strafe der Landesverweiſung durchaus nicht paralleliſirt werden darf — deutlich nachgewieſen. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

Ignis fatuus (Phyſ.), ſ. Irrlicht.

Ignis judicium (Feuerprobe), ſ. unt. Gottesurtheile.

Ignis lambens (Phyſ.), ſ. unt. Elektricität.

Ignis persicus, ſ. Heiliges Feuer.

IGNIS POTENTIALIS (Cauterium potentiale), veraltete Benennung des Ätzmittels (ſ. Ätzmittel). (*Wiegand.*)

Ignis sacer, ſ. Heiliges Feuer und Hieropyr.

Ignis sylvestris, ſ. Hitzblattern.

IGNORANTIA. Alle von der menſchlichen Willkür durch Einwirkung auf die übrigen menſchlichen Kräfte hervorgebrachten Handlungen ſind entweder Begehungen oder Unterlaſſungen, und zwar beide theils erlaubte, theils unerlaubte. Inſofern erlaubte ſowol, als unerlaubte Unterlaſſungen oder Begehungen aus *Unkunde* (ignorantia) hervorgegangen ſind, kann dieſe Unkunde wieder entweder die *Rechtsgeſetze*, oder gewiſſe bei den fraglichen Handlungen vorkommende *Thatſachen* betreffen. (Ignorantia est vel juris, vel facti.) Hierüber gelten nun folgende Hauptregeln:

1) Verluſt von Gütern (damnum emergens) durch willkürliche Begehungen oder Unterlaſſungen deſſen, dem dieſe Güter bisher rechtlich zuſtanden, iſt im Allgemeinen ohne Nachtheil für den Handelnden, ſobald ſich dieſer dabei in einer entſchuldbaren Unkunde (ignorantia invincibilis oder excusabilis) der hierauf Bezug habenden Rechtsgeſetze befand [1]). Der Theorie nach wird übrigens die Entſchuldbarkeit der Rechtsunkunde weder bei Rechtsgelehrten ſelbſt, noch auch bei denen angenommen, welche ſich leicht von Rechtsgelehrten Rath erbitten konnten; obſchon die Praxis, zumal im letztern Falle, bei weitem weniger ſtreng verfährt. Allein man muß hierbei ſtets zwiſchen dem „Schaden bringen" und: „keinen Vortheil gewähren" (damnum emergens und lucrum cessans) genau unterſcheiden; wie denn z. B. das für den hier fraglichen Fall gewöhnlich citirte fr. 9. §. 3. D. de juris et facti ignorantia nur von dem alsdann ſtattfindenden non prodesse der ignorantia juris ſpricht; alſo vom lucrum cessans. Ebendarum ſteht auch

2) die Regel feſt: daß bei unterlaſſenen Erwerbungen (lucrum cessans) die fragliche Rechtsunkunde allerdings ſchadet; es müßte denn der hierdurch Verlierende unmündig (sub tutela) oder minderjährig (sub cura) ſein. Perſonen weiblichen Geſchlechts ſind ſchon nach römiſchem Rechte *nur in einigen Fällen* von dieſem Nachtheil ausgenommen [2]). Und für andere Perſonen,

2) Die hierher gehörige Hauptſtelle des römiſchen Rechts iſt in dem Fr. 2. §. 1. D. de poenis (48, 19) enthalten, wo Ulpian ſagt: „Constat, postquam deportatio in locum aquae et ignis interdictionis successit, non prius amittere quem civitatem, quam Princeps deportatum in insulam statuerit. Praesidem enim deportare non posse, nulla dubitatio est. Sed Praefectus Urbi Jus habet deportandi, statimque post sententiam Praefecti amisisse civitatem videtur." Ebenſo heißt es in dem §. 2. J. de publicis judiciis (4, 18): „Publicorum judiciorum quaedam capitalia sunt, quaedam non capitalia. Capitalia dicimus, quae ultimo supplicio afficiunt, vel *aquae et ignis interdictione*, vel deportatione, vel metallo."

1) Hierher gehört die in dem Fr. 7. D. de jur. et facti ignor. (22, 6) enthaltene Rechtsregel: „Juris ignorantia suum petentibus non nocet." 2) In der Const. 13. C. de juris et facti ignorantia (1, 18) heißt es ausdrücklich: „Ne passim liceat mulieribus, omnes suos contractus retractare, statuimus, ut per

welchen hier und da ein gleiches Ausnahme-Recht zugeſchrieben wird, läßt ſich daſſelbe im Allgemeinen gar nicht erweiſen; alſo z. B. nicht zum Beſten der Soldaten; wenn man ſich deshalb auch auf const. 1. C. de juris et facti ignorantia (1, 18) fr. 9. §. 1. D. eod. tit. (22, 6) und fr. 25. §. 1. D. de probation. (22. 3) beruft; weil hier nur von ganz ſpeciellen Fällen die Rede iſt, wo die Begünſtigung als Gnadenſache erſcheint. Ebenſo wenig zum Beſten der Bauern; obgleich man in dieſer Beziehung ſeine Zuflucht zu fr. 2. §. 7. D. de jure Fisci (49, 14) fr. 7. §. 4. D. de jurisdict. (2, 1) fr. 1. §. 3. D. de edendo (2, 13) und fr. 3. §. 22. D. ad Senatuscons. Silan. (29, 5) zu nehmen pflegt [3]).

3) Unkunde von Thatſachen (ignorantia facti) iſt niemals auf gleiche Weiſe nachtheilig, wie Unkunde von Rechtsſätzen: doch ſchadet jedem die Unkunde ſeiner eigenen Handlungen, ſobald ſie nicht lange ſchon vergangen, oder ſo verwickelt ſind, daß die getreue Erinnerung daran nicht wohl zu verlangen iſt, oder, ſobald nicht das Gedächtniß der fraglichen Perſonen an beſonderer, notoriſcher Schwäche leidet [4]). Dagegen ſchadet die Unkunde fremder Handlungen weder beim wirklichen Verluſt (damnum emergens), noch bei unterlaſſenen Erwerbungen (lucrum cessans) [5]); es müßte denn von ganz allgemein bekannten Thatſachen die Rede ſein [6]).

Übrigens kann weder ignorantia juris, noch ignorantia facti in zweifelhaften Fällen vermuthet werden; ſondern der ausdrückliche Beweis darüber muß von denen beigebracht werden, die an der Exiſtenz derſelben ein weſentliches Intereſſe haben. Die häufige Verwechſelung der Begriffe von ignorantia facti und ignorantia juris in den römiſchen Quellen erklärt ſich ſehr leicht daraus, daß bei **beiden** Arten der ignorantia, genau genommen, factiſche Umſtände vorausgeſetzt werden: nur mit dem Unterſchiede, daß bei der ignorantia facti der Mangel an richtigen Begriffen ſich unmittelbar auf das factum ſelbſt bezieht, während er bei der ignorantia juris die Geſetzanwendung auf factiſche Umſtände betrifft.

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

Ignorantins Frères, ſ. unt. Jesuiten.

Igoana, einerlei mit Iguana (ſ. d. Art.).

IGOR. A. Großfürſten von Rußland. I) **Igor**, Inger, Rurikowitsch, dritter Großfürſt [1]) von Rußland, wurde geboren, als ſein Vater Rurik in Nowgorod herrſchte. Bei ſeines Vaters Tode 879 war er noch ein Kind; deshalb ſetzte ihn Rurik unter die Vormundſchaft ſeines Verwandten Oleg, dem er auch die Regierung übergab. Um Eroberungen im Süden zu machen, zog Oleg im J. 882 mit vielen Truppen aus Nowgorod, und nahm auch Igor mit. Als ſie oberhalb der Stadt Smolensk ihre Zelte aufgeſchlagen hatten, und die Älteſten der Smolensker herausgezogen waren, ſtellte Oleg ihnen Igor, Rurik's Sohn, vor; ſie ernannten dieſen darauf zu ihrem Herrn, und die ganze Stadt ergab ſich an ihn. Hierauf kam Oleg an die kiewſchen Berge, und als er gewahr wurde, daß Askold und Dir in Kiew regierten, verbarg er Truppen in den Böten, und die übrigen ließ er zurück. Er ſelbſt trug das Kind Igor, legte unter Ugorſkoje an, und ließ Askold und Dir auffodern, doch zu ihnen und ihren Landsleuten, welche als Kaufleute mit Oleg und dem Prinzen Igor nach Griechenland gingen, heraus zu kommen. Als ſie dies gethan hatten, nahm Oleg Igor'n an ſeine Hand, und ſagte zu ihnen: „Ihr ſeid weder Knäſen, noch von Knäſenabkunft; ich aber bin Knäs, und mir gebühret zu regieren, dieſer aber iſt Rurik's Sohn, der Prinz Igor." Nun ſtürzten Igor's Truppen aus den Böten heraus, und erſchlugen Askold und Dir. Oleg mit Igor machte dann Kiew zum Regierungsſitz. Im J. 903 erhielt er zwar Olga aus Pleſkov von Oleg als Gattin zugeführt; obgleich er erwachſen war, ſo ging er doch, wie Neſtor ſich ausdrückt, dem Oleg nach, und gehorchte ihm. Wahrſcheinlich aber ſah er ſich nicht mit ſeinem Willen von der Theilnahme an der Regierung ausgeſchloſſen. So lange er Kind war, zeigte ſich Oleg nur als Vormund; da Letzterer ſelbſt kein Recht zum Regieren hatte, ſo wurde Igor überall als Rurik's Sohn und Erbe vorgeſchoben. In der Folge aber, als der Vormund feſt ſaß, verſchwindet der Mündel; ſchon über 30 Jahre alt wohnte er doch 907 nicht dem Zuge gegen die Griechen bei. Nach Oleg's Tode erſt, 912 oder 913, fing er zu regieren an. Die Drewier verweigerten ihm nach Oleg's Dahintritt den Gehorſam; da zog er 914 gegen ſie, beſiegte ſie, und legte ihnen größere Abgaben auf. Zum Günſtling hatte er den Wojewoden Sventeld. Dieſer quälte die Uglitzen, und der Großfürſt legte ihnen einen Tribut auf, welchen er dem Wojewoden ſchenkte, wie den Tribut der Drewier, und Sventeld zog von den letzteren von jedem Rauchfang einen ſchwarzen Marder ein. Igor's Truppen waren aber unwillig, daß er einem einzigen Manne ſo viel gegeben. Im Jahre 915 kamen die Petſcheneger zum erſten Male nach Rußland, und zogen, nachdem ſie mit Igor'n Frieden gemacht, an die Donau hinab, aber bereits im J. 920 hatte dieſer wieder Krieg mit ihnen. Beſſer verbürgt als dieſe durch Neſtor gegebenen Nachrichten ſind die Angaben des den Begebenheiten gleichzeitigen Luitprand

---

ignorantiam juris damnum aliquod circa jus vel substantiam suam patiantur, in his tantum casibus, in quibus praeteritarum legum auctoritas iis suffragatur, subveniri." Dieſe hi tantum casus aber ſind enthalten in dem Fr. 15. §. 5. D. ad legem Corneliam de falsis (48, 10), Fr. 2. §. ult. D. de jure Fisci (49, 14) und Const. 9. C. ad Sctum Vellejan. (4, 29).

3) Das Billigkeitsverfahren der Praxis empfiehlt allerdings hierbei mancherlei beſondere Rückſichten; allein dieſe können ſchon an ſich keine allgemeine juriſtiſche Regel darbieten, und nur von dieſer ſollte oben die Rede ſein. 4) Über dieſen letztern Fall vgl. die Abhandlung von *Crell*, De ignorantia facti proprii interdum innocua. (Viteb. 1771. 4.) 5) Cf. Fr. 8. D. de jur. et facti ignor. (22, 6), Const. 4 sq. C. eod. (1, 18). 6) Fr. 9. §. 2. et Fr. 6. D. de jur. et facti ignor. (22, 6).

1) Eigentlich blos noch Fürſt, als welchen ihn auch Karamſin aufführt. Der erſte Großfürſt von Rußland war eigentlich Jaropolk von 972—980. Doch wird Igor z. B. von Schlözer als dritter Großfürſt von Rußland aufgeſtellt.

Digitized by Google

von Cremona [2]), deſſen Stiefvater Hugo die gefangenen Ruſſen in Conſtantinopel enthaupten ſah, und der ſich ſelbſt auch nicht lange darauf in dieſer Stadt als Geſandter befand. Aus ihm ſchöpfte Siegbert von Gemblours, Neſtor's Zeitgenoſſe, ſowie Andere. Ferner ſind vorzüglich beachtungswerth die Byzantiner [3]), und ſelbſt die arabiſchen Schriftſteller Elmakin († 1302) [4]) und Abulfeda († 1331) [5]), welche zwar auch geraume Zeit nach den Ereigniſſen lebten, aber ſich auf ältere Geſchichtswerke ſtützen. Die Byzantiner und Araber gedenken Igor's zwar nicht ausdrücklich, berichten aber doch von dem Heerzuge der Ruſſen. Beſſer noch begründet durch dieſe verſchiedenen Quellen iſt Igor's, oder, wie ihn Luitprand nennt, Inger's [6]) Heerfahrt gegen Conſtantinopel im J. **941**. Nach Luitprand auf tauſend und mehr, nach den übertreibenden Byzantinern auf **10,000** Fahrzeugen rückte Igor mit ſeinen Ruſſen im Juni gegen Conſtantinopel. Furchtbare Verwüſtungen und Greuel an den Einwohnern verübten ſie auf dem Lande längs der ganzen Meerenge hin, da des Kaiſers Truppen im Orient gegen die Sarazenen fechtend und auf den Inſeln im Mittelmeere wachend, ihnen keinen Einhalt thun konnten. Mit einer Flotte wurde der Protoveſtiarius Theophanes gegen ſie geſandt, empfing ſie am Leuchtthurme, brachte ihre Schiffe durch griechiſches Feuer in Unordnung, und richtete unter den Fliehenden eine große Niederlage an. Igor zog ſich mit dem Reſte nach Kleinaſien hinüber. In Bithynien wurden die nach Futter und andern Bedürfniſſen ausgehenden Ruſſen von den Truppen des gegen ſie geſendeten Patriciers Bardas, den Sohn des Phokas, mit großem Verluſt geſchlagen. Auch erſchien der Domeſticus Carcuas mit dem ganzen Heere des Orients, und rieb viele der herumſchweifenden, zerſtreuten und abgeſchnittenen Ruſſen auf. Igor ſelbſt zog ſich mit den Übriggebliebenen auf die Fahrzeuge zurück. Aber als der Winter nahte und es an Lebensmitteln mangelte, wollte er, ohne daß es die kaiſerliche Flotte gewahr würde, ſich in die Heimath zurückbegeben, begegnete aber, als er im September die Überfahrt nach Thrazien angetreten hatte, dem wachſamen Theophanes, verlor in dieſem zweiten Seetreffen die meiſten Schiffe, und entkam nur mit weniger Mannſchaft in ſein Land. Nach Neſtor's unwahrſcheinlichem und auch ſonſt durch kein Zeugniß unterſtütztem Berichte unternahm er eine zweite Heerfahrt gegen Conſtantinopel. Nach ſeiner Zurückkunſt noch im J. **941**, habe er angefangen, viele Truppen zuſammenzubringen, auch zu den Warägern über Meer geſchickt, und ſie zum Mitziehen gegen die Griechen aufgefodert. Zur Ausführung des Planes ſei es erſt im J. **944** gekommen. Viele Truppen: Waräger, Ruſſen, Polen, Slawen, Kriwitſcher, Wiatiſchen und Tiwerzen, ſeien zuſammengekommen. Auch Petſcheneger miethete er und nahm Geiſeln von ihnen. So gerüſtet wandte er ſich, wie Neſtor ſagt, gegen die Griechen auf Fahrzeugen und Roſſen, um ſich zu rächen. Als der Kaiſer durch Geſandte der Cherſoner [7]) davon vernommen, und durch die Botſchaft der Bulgaren erfahren hatte, daß die von Igor gemietheten Petſcheneger zu Lande im Anzuge ſeien, ſoll er Igor'n den Tribut angeboten, welchen Oleg erhalten gehabt, und Pawoloken (koſtbare Zeuche) und Gold in Menge geſchickt haben. Igor ſei ſchon bis an die Donau vorgerückt geweſen und habe Kriegsrath gehalten; durch des Kaiſers Geſchenke geblendet, habe man ihm gerathen, vom Kriege abzuſtehen; Igor ſei ſeinen Bojaren gefolgt. Darauf habe er den Petſchenegern befohlen, Bulgarien zu bekriegen. Er ſelbſt nahm von den Griechen koſtbare Zeuche und Gold für ſich und das ganze Heer, und kehrte nach Kiew zurück. Das Jahr darauf (945) ſchickte der griechiſche Hof an Igor, um die friedlichen Verhältniſſe, wie ſie früher beſtanden, wieder einzurichten. Igor beſprach ſich mit den Geſandten, und gab ihnen eine Botſchaft nach Conſtantinopel mit, durch welche der Friedensvertrag zu Stande gebracht wurde. Dieſer Vertrag merkwürdigen Inhalts wird *blos* von Ruſſen mitgetheilt; er iſt jedoch, wie der angeblich von Oleg mit dem griechiſchen Hofe abgeſchloſſene [8]), unecht, ungeachtet den chronologiſchen Anſtoß Krug [9]) hinwegzuräumen geſucht hat. Igor und diejenigen Ruſſen, die noch Heiden waren, beſchworen den Frieden in Gegenwart der griechiſchen Geſandten auf dem Hügel zu Kiew, wo Perun ſtand, die chriſtlichen Ruſſen in der Kirche des heil. Elias zu Kiew. Die Bojaren und Truppen beſchwerten ſich **945** bei Igor, daß Svieneld's (Sventeld's?) Leute mit Waffen und Kleidern wohl verſehen, ſie hingegen entblößt ſeien; er möge daher mit ihnen auf Tribut ausgehen. Auf dieſe Veranlaſſung ging er zu den Drewiern, erhöhte den erſten Tribut und verfuhr gewaltthätig mit den Einwohnern. Auf dem Rückwege hatte er den unglücklichen Einfall, ſeine Leute mit dem Tribute heimzuſenden, und mit einem kleinen Trupp umzukehren, um noch mehr zu erlangen. Vergebens ſtellten ihm die Drewier vor, daß er ſeinen Tribut erhalten, aber er hörte ſie nicht. Da zogen ſie aus ihrer Stadt Koroſten (dem jetzigen Iskoroſt im Gouvernement Wolhynien, am Fluſſe Uſcha, **122** Werſt von der Gouvernemrntsſtadt Schitomir) und erſchlugen ihn mit ſeinen wenigen Begleitern. Nach byzantiniſchen Nachrichten wurde er an zwei Bäume gebunden und in Stücke zerriſſen. Ein hoher Hügel bei Koroſten galt zu Neſtor's Zeit für Igor's Grabhügel. Ihm folgte ſein Sohn Sviatoslav, Anfangs unter Vormundſchaft der Mutter Olga [10]).

2) Hist. lib. V. c. 6. p. 200. 3) Leo, Symeon, Contin., Georg., Cedren und Zonaras bei *Stritter*, Memor. pop. ad Danubium. II. p. 967—971. 4) Hist. Saracenica (Lugd. Bat. 1625). p. 213. 5) Ann. Moslemici, Latinos fec. *Reiske* (Lips. 1754). p. 265. 6) Conſtantinus Porphyrogenetes nennt ihn Ἴγγωρ.

7) Bewohner von Cherſoneſus. 8) Karamſin (I, 126) betrachtet jedoch beide Verträge darum als echt, weil ſie uns die Wechſelverhältniſſe der Griechen und Ruſſen während des 10. Jahrh. den Zeitumſtänden ganz entſprechend darſtellten. Schlözer's Zweifel gegen die Echtheit ſind aber durch die Gründe, welche man für die Echtheit anführt, keineswegs beſeitigt. 9) Kritiſcher Verſuch zur Aufklärung der byzantiniſchen Chronologie (St. Petersb. 1810). S. 108, und früher, Münzkunde Rußlands (Ebend. 1805). 10) Da ſchon Neſtor's Angaben über jene ihm entfernte Zeiten un-

Digitized by Google

2) **Igor Olgowitsch** (Oleg's Sohn), Großfürſt von Kiew, früher Fürſt von Nowgorod-Sewerskoi und Putiwl, ſpielte auch ſchon, bevor er den großfürſtlichen Thron beſtieg, als Gegner ſeines Bruders, des Großfürſten Wſewolod Olgowitſch, eine Rolle. Er wurde nämlich zu dieſem berufen, welcher, bevor er Großfürſt war, das Fürſtenthum von Tſchernigow beſaß, aber nach dem Tode des Großfürſten Jaropolk Wladimirowitſch (ſt. den 18. Febr. 1139), deſſen Bruder Wetſcheſlaw Wladimirowitſch vom großfürſtlichen Throne auszuſchließen ſtrebte, um ihn ſelbſt zu beſteigen. Ihm wurde Perejaſlawl verſprochen. Als aber ſein Bruder Wſewolod ſeinen Zweck erreicht hatte und zum großfürſtlichen Throne gelangt war, gab er ſeinem Vetter Wladimir Davidowitſch Tſchernigow. Igor kam zum neuen Großfürſten nach Kiew, beſchwerte ſich bei ihm über jene Verleihung, und verlangte Tſchernigow für ſich, weil es ihm, wie er behauptete, der Großfürſt vorher verheißen habe; allein dieſe Foderung wurde nicht erfüllt. Hierüber wurde er höchſt unzufrieden. Bei dem Rathe, daß ſein Bruder nicht nur die Macht der Theilfürſten vermindern, ſondern auch ohne Berückſichtigung früherer von ſeinen Vorfahren gegebener Verſicherungen und geſchloſſener Verträge nach ſeinem Willen mit den Beſitzungen derſelben verfahren möge, hatte er offenbar die Abſicht, ſich ſelbſt deſto mächtiger zu machen, wurde aber von dem Großfürſten in dieſem Beſtreben ſchlecht unterſtützt; denn Wſewolod ließ nach dem Tode des Fürſten Andrei Wladimirowitſch des Guten von Perejaſlawl (ſt. den 20. Jan. 1141), dem Fürſten Wetſcheſlaw Wladimirowitſch von Turow ſagen, daß er ſich nach Perejaſlawl begeben möchte, und vereinigte Turow mit Kiew. Wetſcheſlaw ſetzte ſich unverzüglich in den Beſitz von Perejaſlawl. Hierdurch fand ſich Igor ſchwer beleidigt, verband ſich mit den Davidowitſchen, und ergriff die Waffen, um dem Fürſten Wetſcheſlaw Perejaſlawl wider den Willen des Großfürſten zu nehmen. Bei dieſer Nachricht ſchloß Wſewolod Olgowitſch mit dem Fürſten Mſtiſlawitſch von Wladimir in Wolhynien und den übrigen Mſtiſlawitſchen Frieden, und ließ ſeine Brüder, die Olgowitſchen, und ſeine Vettern, die Davidowitſchen zu einer Zuſammenkunft zu Wüſchegrad einladen. Sie ſchlugen dieſes zwar nicht ab, wollten aber mit ihm zuvor über gewiſſe Punkte abſchließen. Deshalb blieben ſie in der Nähe von Wüſchegrad, nämlich Fürſt Swätoſlaw Olgowitſch und Wladimir Davidowitſch bei Olſchitſchi, Fürſt Igor Olgowitſch aber bei Gorodez ſtehen. Der Großfürſt ſandte einen ſeiner Großen mit Vorſchlägen zu ihnen. Igor aber verlangte zu wiſſen, was der Großfürſt ihnen zu geben geſonnen ſei, und erhielt die Nachricht, daß Wſewolod ihnen aus dem Gebiete des Fürſtenthums Turow jedem eine Stadt, nämlich: Bereſt, Dorogobuſch, Tſchertorusk und Klezk beſtimmt habe, aus ſeinen eignen Beſitzungen ihnen aber von dem, um das ſie ihm gebeten hatten, nichts geben wolle. Hierauf verabredete dieſer ſich deshalb mit den ihm verbündeten Fürſten, den Großfürſten um ein Stück des nowgorod-ſeweriſchen Gebietes, welches an ihre Beſitzungen grenzte, nachdrücklich anzugehen. Man bekräftigte dieſe Übereinkunft durch Eidſchwur. Ihr traten auch die Fürſten Wladimir Davidowitſch und Iſäſlaw Davidowitſch bei, und fanden ſich den folgenden Tag bei Igor ein. Der Großfürſt wußte nichts von dieſen Berathſchlagungen und Verabredungen der Fürſten, und ließ ſie zu ſich zum Mittagsmahle nach Kiew einladen. Sie nahmen aber ſeine Einladung nicht an, und ließen ihm entbieten: Durch ihre Hülfe habe er Kiew erlangt, und verheißen, ihnen gewiſſe Beſitzungen zu ertheilen, namentlich dem Fürſten Igor Perejaſlawl. Allein dieſes Gebiet habe er jetzt dem Fürſten Wetſcheſlaw für Turow gegeben, und wolle ihnen nun ſolche Städte ertheilen, die nicht an ihre Beſitzungen grenzten, und daher ihnen nicht von Nutzen wären. Sie verlangten aber von ihm die Verleihung des tſchernigower und ſeweriſchen Gebietes. Der Großfürſt willigte nicht in ihr Begehren, beſonders wollte er ihnen das ſeweriſche Gebiet der Wätitſchen wegen nicht abtreten. Auf dieſen Beſcheid ließen ſie dem Großfürſten erwiedern: ſie wollten zwar ihn als ihren ältern Bruder in Ehren halten, würde er ihnen aber das Verſprochene nicht gewähren, ſo würden ſie ſelbſt für ſich ſorgen. Hiermit gingen ſie, ohne die Streitigkeiten zu beendigen, aus einander.

Igor und Swätoſlaw verwüſteten einige dem Georg Wladimirowitſch von Susdal gehörige Städte, überfielen Perejaſlawl und ſchloſſen die Stadt ein. Um zu verhindern, daß Igor und deſſen Bruder ſeinen Vaterbruder Wetſcheſlaw vertrieben, eilte ihm Fürſt Iſäſlaw Mſtiſlawitſch von Wladimir in Wolhynien mit einem Heere zu Hilfe, und ließ zugleich ſeinen Bruder, den Fürſten Roſtiſlaw Mſtiſlawitſch von Smolensk erſuchen, ſich mit ihm zu vereinigen. Noch ehe Iſäſlaw anlangte, hatte der Großfürſt Wſewolod dem Fürſten Wetſcheſlaw von Perejaſlawl ſeinen Feldherren Laſar Sakowſki mit den Petſchenegern zum Beiſtande geſandt, mit welchen er ſich tapfer vertheidigte. Während deſſen näherten ſich die Fürſten Iſäſlaw und Roſtiſlaw der Stadt Perejaſlawl, und ließen, bevor ſie über den Dnieper gingen, den Fürſten Igor bitten, er möge nach Vorſchrift des beſchworenen Vertrages den Fürſten Wetſcheſlaw in Ruhe laſſen, und ſie nicht nöthigen, ſich ihres Vetters mit Waffengewalt anzunehmen. Hierauf ſoll Igor mit Stolz, Verachtung und Drohungen geantwortet haben, ward von Iſäſlaw, welcher in derſelben Nacht, ohne ſeinen Bruder abzuwarten, über den Dnepr ging, bei Tagesanbruch

verläſſig und theilweiſe mährchenhaft ſind, ſo iſt das in den folgenden Zeiten noch zu ihm Hinzugedichtete wegen ſeiner gänzlichen Grundloſigkeit von mir übergangen. Es findet ſich kritiſch geſchieden bei Schlözer (Neſtor's ruſſiſche Annalen. 2. 3. und 4. Th.), und nach ihm bei Karamſin (Geſchichte des ruſſiſchen Reichs. Nach der zweiten Originalausgabe überſetzt. 1. Bd. [Riga 1820]. S. 118–129, und Anmerk. zum 1. Bde. S. 330. 331), und bei Tappe Geſchichte Rußlands nach Karamſin. 1. Th. S. 86—101). Letztere ſind in geographiſcher und anderer Beziehung gute Hilfsmittel, erfahren ungeachtet ihres kritiſchen Bemühens doch zu wenig ſichend; ſ. mein Forum der Kritik. 1. Bd. 3. Abth. S. 1—28. Bei den ſchwediſchen Geſchichtſchreibern, welche von Igor handeln, heißt er Ingi, Inge; ſ. Dalin, Geſchichte des Reiches Schweden, aus dem Schwed. überſ. von J. Benzelſtierna u. J. C. Dähnert. 1. Th. S. 41—418.

angegriffen, verlor die Schlacht und floh mit Schimpf und Schande nach Tſchernigow. Bei der Nachricht von dieſem Siege Iſáſlaw's wandte ſich Fürſt Roſtiſlaw Mſtiſlawitſch von Smolenſk gegen das tſchernigowiſche Gebiet und eroberte vier Städte. Hierauf rückte ſein Bruder Iſáſlaw ſelbſt ungeſäumt gegen Tſchernigow vor, und bemächtigte ſich aller um die Desna und Tſchernigow gelegenen Örter. Fürſt Wetſcheſlaw, von der treuen Ergebenheit, welche ihm ſeine Neffen erwieſen, entzückt, übergab dem Fürſten Iſáſlaw Perejaſlawl, und kehrte ſelbſt wieder nach Turow zurück. Der Großfürſt Wſewolod traf mit Iſáſlaw die Übereinkunft, daß dieſer Perejaſlawl haben, dagegen aber ihm Wladimir in Wolhynien abtreten ſollte. Letzteres ertheilte der Großfürſt ſeinem Sohne Swátoſlaw Wſewolodowitſch.

Des Friedens ungeachtet, welchen Wſewolod mit den Mſtiſlawitſchen geſchloſſen hatte, rüſtete Igor heimlich Truppen aus, und umringte unerwartet Perejaſlawl, mußte jedoch nach einem dreitägigen Gefechte mit Schmach zurückkehren, und ließ nun dem Fürſten Iſáſlaw Friedensvorſchläge thun. Aber dieſer erwiederte: er könne hierin ohne Vorwiſſen des Großfürſten Wſewolod und ſeines Bruders Roſtiſlaw Mſtiſlawitſch nichts thun, und ließ beiden ſogleich davon Nachricht ertheilen. Der Großfürſt ſuchte die Vereinigung, welche ſich zwiſchen Igor und den Davidowitſchen auf der einen, und den Mſtiſlawitſchen auf der andern Seite zu bilden begann, zu ſtören, und ließ in dieſer Abſicht durch einen aus ihrer Mitte, nämlich ſeinen Vetter, den Fürſten Nicola Swátoſcha Davidowitſch ſeinen Brüdern, den Olgowitſchen, und ſeinen Vettern, den Davidowitſchen, andeuten: ſie möchten ſeine Schwäger, die Mſtiſlawitſchen, nicht weiter bekriegen, weil ſie Treue und Gehorſam zugeſagt hätten. Zugleich verhieß er ſeinen Brüdern und Vettern die Ertheilung der Städte Rogatſchew, Breſt, Drogitſchin und Klezk, und erſuchte ſie, zu beſſerer Berichtigung der Angelegenheiten ſelbſt zu kommen. Dieſem zufolge verſammelten ſich alle ungeſäumt an einem Orte. Bei dieſer Gelegenheit ließ der Großfürſt den Davidowitſchen Wladimir und Iſáſlaw beſonders den Vorſchlag thun, ſich von der Verbindung mit ſeinen Brüdern Igor und Swátoſlaw loszuſagen, und dagegen ſich zu ihm zu halten, wofür er ſie nach ihrem Wunſche befriedigen werde. Dieſen Vorſchlag einzugehen, ließen ſie ſich durch den Fürſten Nicola Swátoſcha Davidowitſch überreden, und der Großfürſt gab ihnen Breſt und Drogitſchin. Dem Fürſten Igor gab er Jurjew und Rogatſchew, und verhieß ihm die Nachfolge in Kiew. So löſte er die gefährliche Verbindung Igor's und des andern Olgowitſchen Swátoſlaw mit den Davidowitſchen auf. Fürſt Igor ſah es als eine große Beleidigung an, daß die Nowgoroder ſeinen Bruder Swátoſlaw Olgowitſch aus Neigung für den Fürſten Jurii (Georg) von Roſtow vertrieben [11]), rüſtete ſich gegen dieſen wider den Rath des Großfürſten zum Kriege, ließ nebſt ſeinem Bruder Swátoſlaw ihren Vetter, den Fürſten von Räſan, um Hilfstruppen bitten, und rückte, von dieſen unterſtützt, in das ſusdaliſche Gebiet des Fürſten Jurii ein, kehrte aber, als er hörte, daß derſelbe gegen ihn aufgebrochen ſei, in ſein Land zurück. Im J. 1143 wurde Igor nebſt andern Fürſten vom Großfürſten Wſewolod in deſſen Schloß zu Kiew berufen, zu ſeinem Nachfolger beſtimmt und aufgefodert, ihm durch Küſſen des Kreuzes zu geloben, daß er als Großfürſt allen Fürſten als ſeinen Brüdern mit gleicher Liebe begegnen, wenn Jemand von ihnen den andern beleidigen ſollte, den Beleidigten ſchützen, den Beleidiger zu ſeiner Beſſerung und Beſtrafung dem Gerichte der Fürſten überliefern wolle. Hierauf verlangte der Großfürſt Wſewolod von den übrigen Fürſten, daß ſie Igor'n bei Küſſung des Kreuzes verſprechen ſollten, daß jeder ſeine ihm verliehenen Beſitzungen regieren, keiner dem andern etwas mit Gewalt nehmen, wenn Igor Jemandem etwas freiwillig und ungezwungen geben werde, er dieſes von Igor's freiem Willen annehmen wolle, daß die Fürſten, wenn ſie zu Rath und Gericht eingeladen würden, ohne Weigerung erſcheinen, und ohne allgemeine Berathſchlagung keine fremden Truppen zu Hilfe rufen wollten. Hierauf legte zuerſt Igor, und dann alle übrigen Fürſten den Eid ab. Nach Beendigung der Ernennung Igor's zur Nachfolge im Großfürſtenthum eröffnete Wſewolod den Fürſten, der polniſche Fürſt Wladiſlaw habe ihn gegen Verſprechung anſehnlicher Vortheile um Hilfe gegen ſeine Brüder bitten laſſen, dies Geſuch habe er nicht abſchlagen können, und bitte die Fürſten, ihn zu begleiten. Ihm antwortete Igor, daß er nur auf ſeine Geſundheit bedacht ſein möge, ſie, ſeine treuen Brüder, wollten allein zu Felde ziehen, und Wladiſlawen den Beſitz des polniſchen Thrones ſichern. Igor zog darauf mit ſeinem Bruder Swátoſlaw Olgowitſch und Iſáſlaw Davidowitſch nach Polen, und führte das Heer an. Er drang in Maſowien ein und traf bald zwei Brüder des Fürſten Wladiſlaw, welche hinter einem Sumpfe in einem befeſtigten Lager ſtanden, und nicht kämpfen wollten, ward von ihnen von da aus um eine Unterredung gebeten, und gab ihnen zur Antwort, da ſie Blutsfreunde und nahe Verwandte wären, ſo könnten ſie verſichert ſein, daß ſie von den ruſſiſchen Fürſten ohne Urſache nicht beleidigt werden würden, und alſo ohne alles Bedenken zu ihnen kommen könnten. Hierauf erſchien ſogleich Boleslaw, Wladiſlaw's Bruder, bei Igor. Nach langer Unterredung kam ein Friedensvertrag zu Stande, und wurde dem Fürſten Wladiſlaw zugeſandt, der zwar etwas mehr zu erhalten wünſchte, aber ſich doch zuletzt dem ſchiedsrichterlichen Ausſpruche Igor's und der andern ruſſiſchen Fürſten fügte, wodurch feſtgeſetzt wurde, daß jeder der polniſchen Fürſten das Seinige, ſowie es ihm ſein Vater zugetheilt hatte, beſitzen, aber Wladiſlaw's Brüder dieſem vier Städte und Wisna an Igor'n und die andern ruſſiſchen Fürſten abtreten, und Igor'n die gehabten Koſten bezahlen ſollten. Die ruſſiſchen Fürſten warteten hierauf zwölf Tage lang, und nahmen endlich, des Wartens überdrüſſig, aus den Dörfern Leute und Vieh zum Unterpfande mit ſich, traten hierauf den Rückzug an, und ließen den polniſchen Fürſten die Nichterfüllung ihres

11) Auch im J. 1141.

Verſprechens verweiſen. Bald darauf lößten dieſe die Pfänder und befreiten ſo die gefangenen Polen.

Thätig zeigte ſich Igor auch bei den Händeln des Großfürſten Wſewolod mit dem ſtolzen Wladimirko, der nach dem Tode ſeines Bruders Roſtiſlaw und ſeiner Vettern, der Söhne Waſſilko's, ſich erhob, ja ſogar Wſewolod's Sohn aus dem Gebiete von Wladimir vertreiben wollte, und dem Großfürſten den ſogenannten Kreuz- oder Eidbrief [12]), zum Zeichen, daß er ihm Krieg ankündigte, zurückſchickte. Vergeblich waren die Vorſtellungen, welche er und die übrigen Fürſten, denen Wſewolod zu Gemüthe führte, daß ſie vom Fürſten von Halitſch gemeinſchaftlich beleidigt und gleicher Gefahr ausgeſetzt wären, durch eine Geſandtſchaft an Wladimirko richteten, den ſie ermahnten, er ſolle dem Willen des Großfürſten Folge leiſten, weil ſie ihn ſonſt alle gemeinſchaftlich bekriegen würden. Während der zu Perejaſlawl ſtatthabenden Hochzeitſeier der Tochter des Fürſten Iſäſlaw Mſtiſlawitſch mit Rogwolod Boriſſowitſch ließen ſich daher Igor und die übrigen Fürſten von Wſewolod Olgowitſch überreden, mit vereinter Macht gegen Wladimirko aufzuſtehen, gingen nach Terebowl, vereinigten ſich mit dem nowgorodiſchen Wojewoden Nerewin und dem Herzoge von Polen, Wladiſlaw, und zogen an den Sereth, an deſſen anderm Ufer der mit den Ungarn verbündete Wladimirko ſtand. Nach verſchiedenen Bewegungen, welche hierauf beide Heere machten, befanden ſich die Halitſcher endlich bei Swenigorod in ſo mißlicher Lage, daß ihnen der Muth ſank. Wladimirko, von ihnen mit Warnungen beſtürmt, und ohne Hoffnung, den zahlreichen Feind aus der vortheilhaften Stellung zu vertreiben, begann mit Wſewolod's Bruder, Igor, zu unterhandeln. Dieſer wurde von dem Fürſten von Halitſch gewonnen, und erhielt das Verſprechen, daß er ihm nach Wſewolod's Tode Kiews Thron zu beſteigen behilflich ſein wolle, wenn er ihm jetzt zum Frieden mit dem Großfürſten verhelfe. Da letzterer nicht einwilligen wollte, ſtellte ihm Igor vor, er habe ihn ja ſchon zu ſeinem Nachſolger beſtimmt, und möge ihm den dankbaren und mächtigen Bundesgenoſſen laſſen, der in Rußlands jetzigen Verhältniſſen ſo nothwendig ſei. Der Großfürſt erfüllte endlich ſeinen Willen, und umarmte an demſelben Tage den Fürſten von Halitſch als Freund.

Bei der ſchweren Krankheit, in welche der Großfürſt im J. 1146 fiel, und bei der er das Ende ſeines Lebens herannahen fühlte, wurden von ihm Igor und Swätoſlaw nach Wüſchegrad eingeladen, und erſterer in der Verſammlung der kiewſchen Großen zum Nachſolger erklärt. Der Tüſſäzkoi Uleb äußerte, daß ſie zwar alle zur Beſolgung des großherrlichen Befehles bereit und in Abſicht der Nachſolge ihm nicht zuwider ſeien, da der Großfürſt aber ſelbſt wiſſe, daß Fürſt Iſäſlaw Mſtiſlawitſch wegen ſeines Vaters, des Großfürſten Mſtiſlaw Wladimirowitſch, der wahre Thronerbe ſei, und die Stadt Kiew vielleicht eben ſolches Unglück, als unter dem Großfürſten Iſäſlaw zu beſürchten habe, ſo wünſche er, daß man die Wladimirowitſchen beſragen möchte, um den wahren Zuſtand der Sachen zu erfahren. Mit dieſer Antwort war der Großfürſt ſehr unzufrieden. Deshalb ſagte der Älteſte, Laſar Sokolſkoi, Uleb ſei ein alter Mann und habe ohne geſchehene Anfrage und Berathſchlagung mit den übrigen geſprochen; Niemand könne des Großfürſten Anordnung ohne Sünde übertreten. Hierauf hielt Igor ſeinen Einzug in Kiew, und ihm ward als dem künftigen Nachſolger bei Küſſung des Kreuzes von den Kiewern gehuldigt. Gleiches thaten die Einwohner von Wüſchegrad, wohin ſich Igor den Tag darauf begab. Während deſſen hatte der Großfürſt ſeinen Schwiegerſohn (den polniſchen Fürſten Boleſlaw) zum Fürſten Iſäſlaw Mſtiſlawitſch und Miroſlaw Andrejewitſch zu den Davidowitſchen geſandt, um ſich bei ihnen zu erkundigen, ob ſie ſeine Verordnung wegen des Fürſten Igor vollkommen anerkennen und ſie vertheidigen würden. Die Fürſten erwiederten hierauf, daß ſie ihr gegebenes Wort ohne hinlängliche Urſache nicht brechen würden. Dieſe Antwort erreichte jedoch den Großfürſten Wſewolod, welcher am 1. Aug. 1146 ſtarb, nicht mehr lebend.

Trotz der Verordnung deſſelben ſtrebten, außer dem von ſeinem Bruder zum Nachfolger erklärten Igor, noch drei andere Fürſten von Rurik's Stamme nach dem Beſitze des großfürſtlichen Thrones. Der zweite Bewerber, Fürſt Wetſcheſlaw von Turow, gründete ſeine Anſprüche darauf, daß er der älteſte im Fürſtenſtamme ſei. Der dritte, Fürſt Iſäſlaw Mſtiſlawitſch, glaubte als der älteſte Sohn des Großfürſten Mſtiſlaw Wladimirowitſch und Enkel des Großfürſten Wladimir II., unſtreitig Recht auf den kiewſchen Thron zu haben. Der vierte, Fürſt Jurij (Georg) Wladimirowitſch von Roſtow, ein jüngerer Bruder des Fürſten Wetſcheſlaw von Turow und Vaterbruder des Fürſten Iſäſlaw Mſtiſlawitſch, verachtete die Fürſten Igor und Wetſcheſlaw ebenſo ſehr, als er ſeinen Neffen Iſäſlaw Mſtiſlawitſch und deſſen Bruder beneidete und haßte, und hoffte dabei, als der mächtigſte von allen Theilfürſten, den übrigen in Ausführung ihrer Abſichten auf den Thron von Kiew überlegen zu ſein. Vor dem Hauptbewerber, dem tapfern Igor [13]), fürchteten ſich die Kiewer, weil man ihn für ſehr ſtreng hielt und ihm eine unruhige, unbeſtändige Gemüthsart zuſchrieb. Nachdem er die Leiche ſeines Bruders in der Kirche der heil. Märtyrer Boris und Gleb zur Erde beſtattet hatte, eilte er, die Huldigung der Kiewer anzunehmen, wurde auch in Kiew mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten empſangen, und ließ, ſobald er auf dem großfürſtlichen Hoſe, welcher Jaroſlaw's Haus oder Schloß hieß, angelangt war, die kiewſchen Großen und alle angeſehenen Leute zur Leiſtung des

12) Gramota Krestnaja, eine durch Küſſen des Kreuzes beſchworene Urkunde eines Vertrags. Dem an Jemandem auf dieſe Weiſe Wortbrüchigen ſchickte man dieſe Gramota Krestnaja zurück, wodurch die Fehde angekündigt war. (Vgl. Ewers, Geſchich. der Ruſſ. 1. Th. S. 116. Hauenſchild zu Karamſin, II. B. S. 165.)

13) Die Geſchichtſchreiber geben bei dieſer Gelegenheit folgende Schilderung von Igor's Äußerem: „er war von mittlerem Wuchſe, hager, von brauner Geſichtsfarbe, trug langes Haar und einen ſchmalen Bart."

Huldigungseides einladen. Die Kiewer waren zwar hierzu gar nicht geneigt, wagten aber aus Furcht nicht, dagegen Einwendungen zu machen, verſammelten ſich jedoch erſt, als ſie vom großfürſtlichen Hofe herabgingen, bei der turowiſchen Kapelle. Igor ritt im Vertrauen auf ſeine Macht mit ſeinem Bruder Swätoſlaw und einem großen Gefolge dahin, hielt nicht weit von dem Haufen ſtill und ließ die Leute durch Swätoſlaw befragen, warum ſie ſich verſammelt hätten, und was ihr Begehren ſei. „Gerechtigkeit," antwortete das Volk: Wſewolod's Schuldheißen hätten die Schwachen gedrückt, Ratſcha habe Kiew, Tudor Wüſchegrad verheert; Swätoſlaw möge für ſich und ſeinen Bruder Igor ſchwören, daß ſie ſelbſt ihre Richter ſein, oder ſtatt ihrer würdige Männer wählen würden. Swätoſlaw erwiederte, er ſei bereit zu verſprechen, daß ſein Bruder Igor Niemandem Gewalt noch Unrecht thun, und die Richter nach dem Willen und der Wahl des Volks verordnen werde, und bekräftigte dieſes Verſprechen mit Kreuzeskuß. Die Kiewer verlangten aber, daß auch Igor ſelbſt dieſes eidlich beſtätige. Dieſer, von ſeinem Bruder hiervon benachrichtigt, nahm zwar dieſe aus Mistrauen gegen ihn hervorgegangene Foderung mit großem Misvergnügen auf, wünſchte jedoch auch die Gemüther zu beſänftigen und beſtätigte das Verſprechen ſeines Bruders, indem er das Kreuz küßte. Während er aber bei Tiſche ſaß, rottete ſich der aufrühriſche Pöbel in großer Menge zuſammen, um das Haus des verhaßten und reichen Ratſcha zu plündern und niederzureißen. Mit Mühe nur konnten Igor und ſein Bruder Swätoſlaw an der Spitze der Leibwache dieſes hindern und die Ruhe wieder herſtellen. Da nun viele Kiewer die ihnen für ihren Aufruhr gebührende Strafe fürchteten, ſo bot man heimlich dem Fürſten Iſäſlaw Mſtiſlawitſch die großfürſtliche Würde an, und lud ihn ein, mit ſeinen Truppen nach Kiew zu kommen.

Während deſſen hatte Igor allen Fürſten den Tod ſeines Bruders und ſeine Abſicht, den großfürſtlichen Thron in Beſitz zu nehmen, bekannt machen laſſen. Hierauf wünſchten ihm die Davidowitſchen freundlich Glück, und ſchickten Geſandte zu ihm. Fürſt Iſäſlaw Mſtiſlawitſch bezeigte ſein Beileid über den Tod ſeines Schwagers Wſewolod, ließ aber die Nachfolge Igor's auf dem großfürſtlichen Throne unberührt, ſchickte auch keine Geſandten, ſondern äußerte blos, er habe ſich mit ſeinen Vaterbrüdern nicht berathſchlagt, und könne ſich deshalb nicht erklären. Ungeachtet dieſer Antwort des Fürſten Iſäſlaw Mſtiſlawitſch und des Mistrauens der Kiewer gegen Igor begann dieſer, übelgeſinnten Großen, die in der Bedrückung des Volks ihren Vortheil ſahen, ſogleich in den erſten Tagen ſeiner Regierung Gehör zu geben und ſeinem beſchworenen Verſprechen zuwider zu handeln. Er ließ die räuberiſchen Schuldheißen in ihren Ämtern und gab dieſen und ſeinen Lieblingen freien Willen und Macht, die Leute zu richten. Dadurch wurden die Kiewer immer mehr gegen ihn und ſeine parteiiſch richtenden, habſüchtigen Günſtlinge aufgebracht, und ließen den Fürſten Iſäſlaw von Neuem erſuchen, unverzüglich nach Kiew zu kommen, um ſie gegen die unerträglichen Bedrückungen zu ſchützen. Nachdem Iſäſlaw in der Kirche des h. Michael den Segen des Biſchofs Euphemius empfangen hatte, zog er mit ſeinen treuen Waffengenoſſen aus Perejaſlawl gegen Kiew, und ging bei dem Verhau über den Dniepr. Hier fanden ſich die Geſandten der Tſcherny Klobuky (Schwarzkappen oder Schwarzmützen) und der Städte des kiewſchen Gebiets bei ihm ein, und ſagten, daß ſie ihn alle als den älteſten Sohn des Großfürſten Mſtiſlaw Wladimirowitſch und Enkel des Großfürſten Wladimir Wſewolodowitſch für ihren Erbfürſten und Herrn anerkennen und treu dienen, die Olgowitſchen [14]) aber, die ſie zu Grunde gerichtet, ſie ihrer Weiber, Kinder und Habe beraubt, und mit ihnen nicht als mit Unterthanen, ſondern als mit Feinden umgegangen wären, auf keine Weiſe zu Herrſchern haben wollten. Nachdem der tapfere Iſäſlaw bis Dernowo gekommen, ſtießen die Schwarzmützen und Poruſchen insgeſammt zu ihm. Die Belgoroder ließen ihm durch ihre Geſandten gleiche Anerbietungen machen; auch viele andere Städte des ruſſiſchen Reichs verhießen ihm, daß ſie ihn durch ihre Truppen auf den großfürſtlichen Thron in Kiew erheben wollten. An die große Anzahl tapferer Streiter, welche er an den Ufern des Dnieprs verſammelte, hielt er eine Rede, in welcher er ſagte, er habe mit dem würdigen Wſewolod, ſeinem Schwiegerſohne, nicht um das Näherrecht geſtritten; wie dürften aber Igor und Swätoſlaw ihnen befehlen? Hierauf rückte er gegen Kiew vor. Der Großfürſt Igor ließ auf die Nachricht von dem Unternehmen des Fürſten Iſäſlaw Mſtiſlawitſch gegen ihn die Davidowitſchen Wladimir und Iſäſlaw um Hilfe bitten, erhielt aber zur Antwort, daß ſie nicht eher aufbrechen würden, als bis ſie die von ihm verſprochenen Städte erhalten hätten. Igor ſandte zum zweiten Male zu ihnen, und ſtellte ihnen frei, die verlangten Städte, deren Anzahl groß war, zu nehmen, aber auch unverzüglich entweder ſelbſt zu kommen, oder Truppen zu ſenden. Jetzt ſchickten ſie ſich an, ihrem Vetter zu Hilfe zu kommen. Ihr Zögern und die Verrätherei der vornehmſten Beamten ſtürzten den Großfürſten Igor. Als dieſer ſah, daß Iſäſlaw ſchon nahe bei Kiew war, die Davidowitſchen aber noch nicht angekommen waren, berief er die vornehmſten Kiewer, Uleb, Iwan Woitiſchitſch und Laſar Sokolſkoi, zu ſich, ſprach mit ihnen von Iſäſlaw's Annäherung, ſicherte ihnen dieſelbe Gnade und Achtung zu, welche ſie beim verſtorbenen Großfürſten genoſſen hatten, und ernannte Uleb, dem er ſein Vertrauen ſchenkte, wieder zum Tüſſäzkoi. Dagegen verſicherten ſie ihm ihre Ergebenheit. Aber ſie waren Heuchler. Namentlich Uleb und der erſte Bojar, Iwan (Johann) Woitiſchitſch, Wladimir Monomach's treuer Diener, der Eroberer der Donauſtädte, der auch in ſeinem Amte von Igor beſtätigt war, ſchämten ſich der Verrätherei nicht, heuchelten gegen Igor Ergebenheit, und verkehrten zugleich heimlich mit ſeinem Feinde, dem ſie riethen, nach Kiew zu eilen. Igor wußte, daß er bei den Kiewern nicht beliebt ſei, und hatte Uleb,

14) Wſewolod, Igor und Swätoſlaw.

Iwan Woitiſchitſch und Laſar Sokolſkoi, ſowie ſein Bruder, Swätoſlaw Olgowitſch, den Tüſſäzkoi Miroſlaw, Chilin's Enkel, zu ſeinen vornehmſten Rathgebern. Dieſe riethen ihm ſo ſchnell als möglich gegen Iſäſlaw ins Feld zu rücken, und ihn nicht nahe vor Kiew kommen zu laſſen. Igor befolgte dieſes gern.

Zu Folge der einen Angabe zog Igor ſchon nach einem zwölftägigen, zu Folge einer andern aber, nach einem ſechswöchentlichen [15]) Aufenthalte aus Kiew, und ſtellte ſich vor der Stadt mit ſeinem Bruder Swätoſlaw und ſeinem Neffen, dem andern Swätoſlaw, Wſewolod's Sohne, auf. Die Kiewer ſtanden auf Oleg's Grabhügel, beſonders geſchart, und Iſäſlaw, zu welchem ſich unterdeſſen die meiſten Städte geſchlagen, mit ſeinem Sohne Mſtiſlaw auf einer Anhöhe zwiſchen zwei Seen. Plötzlich offenbarte ſich die Verrätherei, und Igor gewahrte, daß Iſäſlaw's Fahne in der Mitte der Kiewer [16]) wehte, ein Tauſendmann dieſes Fürſten ſich an ihre Spitze geſtellt hatte, Uleb, Johann Woitiſchitſch und viele von ihren Mitverſchworenen ihre Fahnen verließen, und zu Iſäſlaw's Feldzeichen eilten, und die Berendäer endlich vor dem goldenen Thore den großfürſtlichen Troß plünderten. Aber noch immer ließ Igor den Muth nicht ſinken, und wollte ſich auf den jenſeit des Sees ſtehenden Iſäſlaw ſtürzen. Der See jedoch mußte umgangen werden, und während des Großfürſten zahlreiches Heer zwiſchen tiefen Gräben ſich drängte, fielen ihm die Schwarzkappen in den Rücken; von Vorn wurde er durch Iſäſlaw angegriffen, und mit Hilfe der Berendäer überwunden. Der Sieger zog (den **14. Aug. 1146**) in Kiew ein. Nach einem Berichte verließ Igor, nachdem er die Schlacht verloren, die Seinen, und floh in die drogoriſchen Sümpfe, nach einem andern ging das ſcheugewordene Roß mit ihm durch, und trug ihn in den Moraſt. Beide ſtimmen darin überein, daß er hier (den **17. Aug. 1146**) gefangen genommen wurde, das Pferd ſo ſehr einſank, daß es ihn nicht herauszuheben vermochte; er ſelbſt aber, da er kranke Füße, und dazu keinen Menſchen um ſich hatte, auch nicht zu Fuße weiter kommen konnte, ward am vierten Tage nach dem Verluſte der Schlacht, von Hunger und Noth faſt bis zum Tode entkräftet, ohne daß die Feinde es vermutheten, im Moraſte gefunden und nach Kiew gebracht, ſaß einige Tage im Kloſter von Wydobitſchy, ward aber dann nach Perejaſlawl abgeführt, und in ein Gefängniß des daſigen Kloſters des heil. Johann eingeſchloſſen. Jedoch befahl Iſäſlaw, ihn mit allem reichlich zu verſehen, aber jederzeit unter genauer Wache zu halten. Der Unglückliche, welcher die kurze Befriedigung ſeines Ehrgeizes mit dem Verluſte ſeiner Ehre und Freiheit büßen mußte, ward von Niemandem bedauert, ausgenommen von ſeinem Bruder, dem treuen Swätoſlaw, der mit einer kleinen Anzahl Krieger nach Nowgorod-Sewerſkoi entrann. Ihr Neffe, Swätoſlaw Wſewolodowitſch, der ſich im kiewſchen Irenenkloſter verbergen wollte, ward vor Iſäſlaw geführt, und wie ſein eigner Sohn, mit Zärtlichkeiten überhäuft. Jedoch die treuen Diener ſeines Vaters Wſewolod, und noch mehr die Bedienten Igor's, genoſſen keine ähnliche Großmuth des Siegers, denn er geſtattete dem Volke, ihre Häuſer und Dörfer zu plündern. Er meldete ſeinem Schwager, dem Könige von Ungarn, daß er mit Gottes Hilfe Igor'n beſiegt habe, und erhielt von jenem das Verſprechen, daß er ihm jederzeit ſo viele Truppen, als er verlange, zu Hilfe ſchicken wolle.

Igor's Bruder, Swätoſlaw, erhielt von den Davidowitſchen, den Fürſten von Tſchernigow, das eidliche Verſprechen, daß ſie zur Befreiung Igor's mitwirken wollten, und reiſte nach Groß-Nowgorod zum Fürſten Roſtiſlaw Jurjewitſch, um durch deſſen Vermittelung ſich mit dem Großfürſten Iſäſlaw zu verſöhnen und ſeinen Bruder Igor los zu machen. Die Davidowitſchen Wladimir und Iſäſlaw ließen den Großfürſten mit vielem Eifer um Igor's Freiheit bitten; dieſer wollte ſich unter der Bedingung dazu verſtehen, wenn ſie ſich dafür, daß er außer ſeinem väterlichen Erbtheile nichts verlangen werde, verbürgen, und zwei Söhne ihrer vornehmſten Bojaren zum Unterpfande geben wollten. Da ſie aber, wie man angibt, Igor's Gemüthsart kannten, und wohl wußten, daß er keine Ruhe halten werde, ließen ſie ſich auf Bürgſchaft für ihn nicht ein. Die Polowzer ließen durch eine Geſandtſchaft dem Großfürſten Iſäſlaw wegen deſſen Sieges über Igor Glück wünſchen, und erhielten die Beſtätigung ihres Friedens mit den Ruſſen. Swätoſlaw vertraute dem Verſprechen der Davidowitſchen, ihm zu helfen, und eilte, die Befreiung ſeines gefangenen Bruders Igor durch Waffengewalt zu erzwingen, rüſtete ſich alſo zum Kriege, erfuhr aber nur zu bald die Treuloſigkeit ſeiner Vettern. Sie wandten ſich nämlich, um aller Unruhe und der Verheerung ihrer Beſitzungen vorzubeugen, und dieſe vielmehr durch Hilfe des Großfürſten zu vergrößern, heimlich und ohne Vorwiſſen Koſnätſchka's, welchen Swätoſlaw Olgowitſch als Botſchafter für dieſe Angelegenheit bei ihnen zu Tſchernigow hatte, an die kiewſchen Bojaren, ließen ſich um ihre Vermittelung zum Frieden mit dem Großfürſten Iſäſlaw Mſtiſlawitſch bewerben, und dabei ſagen: Igor ſei ſo wenig ihnen, als dem Großfürſten Iſäſlaw Mſtiſlawitſch geneigt geweſen, und habe in dem tſchernigowiſchen Gebiete viele Unruhe und Verheerung angerichtet, weshalb ſie nie verlangt hätten, ihn auf dem großfürſtlichen Throne zu ſehen; ſie hätten ihn zwar, weil ſie dem Großfürſten Wſewolod nicht hätten widerſtehen können, als deſſen Nachfolger anerkannt, wünſchten aber jetzt, mit dem Großfürſten Iſäſlaw in Frieden und Eintracht zu leben. Dieſer verſprach ihnen die Beſitzungen, welche Igor und ſein Bruder Swäto-

---

15) Dieſe Angabe iſt die am wenigſten begründete, da Wſewolod am 1. Aug. ſtarb, und Igor den 13. Aug. aus Kiew zog.

16) Nach einer andern Darſtellung ward der Tüſſäzkoi Miroſlaw mit allen ſeinen Leuten vom Fürſten Iſäſlaw gefangen genommen. Als dieſes Igor erfuhr, und auch, daß die Berendäer, nachdem ſie über den Lübed gegangen, ſein Gepäck überfallen und ſich deſſelben nahe bei Kiew vor der goldenen Pforte bemächtige hätten, rief er ſeinen Bruder Swätoſlaw, ſeinen Neffen Swätoſlaw Wſewolodowitſch, wie auch den Uleb und Iwan Woitiſchitſch, zu ſich, und befahl ihnen, daß ſich ein jeder von ihnen zu ſeinem ihm anvertrauten Commando begeben ſollte. Uleb und Woitiſchitſch aber befürchteten, daß die Berendäer ſich unterdeſſen der Stadt bemächtigen könnten, und kehrten eiligſt nach Kiew zurück.

Digitized by Google

ſlaw hatten, nämlich Nowgorod-Sewerſkoi und Putiwl, zu verleihen. Der bei dem Fürſten von Tſchernigow befindliche Botſchafter Swätoſlaw's, Koſnätſchka, welcher durch ſeine Freunde von dieſen Unterhandlungen und Verabredungen Nachricht erhielt, ließ ſogleich ſeinen Herrn von allem umſtändlich in Kenntniß ſetzen. Bald darauf verkündigten die gemeinſchaftlichen Geſandten des Großfürſten Iſäſlaw und der Davidowitſchen Swätoſlaw'en feierlich, daß ihm geſtattet würde, Putiwl als ſeines Vaters Erbtheil in Beſitz zu nehmen, und unangefochten darin zu herrſchen, wenn er ihnen Nowgorod-Sewerſkoi überlaſſen, und von ſeinem Bruder ſich eidlich losſagen wolle. Der gute und zärtliche Swätoſlaw antwortete in Thränen zerfließend: ſie möchten alles hinnehmen, was er habe, und nur Igor'n freigeben.

Da dieſes Geſuch vergebens war, bat Swätoſlaw den Fürſten Jurij Wladimirowitſch von Roſtow, daß er mit einem Heere gegen Kiew ziehen, Igor'n befreien, und den großfürſtlichen Thron beſteigen möge. Jurij, welcher vor dem Großfürſten Iſäſlaw ein Näherrecht zum Großfürſtenthume behauptete, nahm dieſen Vorſchlag gern an, und brachte eilig ein Heer zuſammen. Auch noch andere Beſchützer fand Swätoſlaw in den polowzer Khanen, den Brüdern ſeiner Mutter. Sie eilten mit 300 Reitern nach Nowgorod-Sewerſkoi, wo ſich auch der junge Wladimir, Fürſt von Räſan, und der vertriebene Fürſt von Halitſch, Johann Roſtiſlawitſch Berladnik, ungeſäumt einfanden. Nach fruchtloſen Verſuchen Nowgorod-Sewerſkoi zu erobern, verheerten die Davidowitſchen vereint mit dem Anführer der Schar von Perejaſlawl, mit Mſtiſlaw, dem Sohne des Großfürſten, und den Berendäern, das Gebiet von Sewerien. Swätoſlaw's Beichtvater ſuchte ſie durch Ermahnungen von ihren Greuelthaten abzubringen. Die Verbündeten foderten da abermals, Swätoſlaw ſolle ſich auf immer von Igor losſagen; dieſer antwortete jedoch, er werde, ſo lange er lebe, nie an ſeinem Blutsverwandten treulos werden. Die Davidowitſchen nahmen Igor's Dorf ein, in welchem dieſer Fürſt ein Luſtſchloß beſaß und ſeine Reichthümer aufbewahrte, und große Vorräthe an Wein, Meth, Eiſen und Kupfer hatte, fertigten viele Fuhren mit Beute ab, und verbrannten aus Zerſtörungsluſt das Schloß, die Kirche und die fürſtliche mit 900 Schober oder Fehmen gefüllte Scheune. Zu Folge des Vertrags, welchen die Davidowitſchen mit dem Großfürſten ſchloſſen, und nach welchem ſie das Erbe Igor's, Nowgorod-Sewerſkoi mit dem dazu gehörigen Gebiete erhalten, ſeine Habe und Knechte aber dem Großfürſten Iſäſlaw gegeben werden ſollten, nahm dieſer an der Eroberung Putiwls Theil, wo Swätoſlaw's Schloß ſich befand. Die Fürſten theilten ſein Vermögen. Zwar zog Jurij demſelben zu Hilfe, kehrte aber, als er des Fürſten von Räſan Einbruch in das Susdaliſche vernahm, wieder aus Koſolsk zurück. Als des Großfürſten zahlreiches Heer ſich Nowgorod-Sewerſkoi näherte, gab ein alter Beamter des Fürſten von Tſchernigow, der vormals ein treuer Diener Oleg's geweſen, aus Mitleid Swätoſlawen von der ihm bevorſtehenden Gefahr heimlich Nachricht, und foderte ihn auf, ſeine Gemahlin, ſeine Kinder und Igor's Gattin zu retten. Swätoſlaw ward, als er den Rath ſeiner Freunde und Bojaren, ſich in das waldige Land von Karatſchew zu entfernen, befolgte und dahin auf dem Wege war, von Iſäſlaw Davidowitſch mit 3000 Reitern und dem kiewſchen Heerführer, Schwarn, eingeholt, ſtürzte ſich (den 16. Jan. 1147) mit ſeiner treuen Schar und den wilden Polowzern auf den Feind, ſchlug ihn, verwüſtete Karatſchew, und eilte in das angrenzende, von dem Fürſten von Tſchernigow abhängige Land der Wätitſchen. Vergeblich ſuchte der Großfürſt das mislungene Unternehmen des Davidowitſchen Iſäſlaw durch Siege auszugleichen, verlieh David's Söhnen das ganze eroberte Land, außer Kurſk, eignete ſich blos Igor's Antheil zu, und kehrte nach Kiew zurück. Während ſo für den gefangenen Igor von Seiten ſeiner treuen Anhänger und wider ihn von Seiten ſeiner Feinde ein blutiger Krieg geführt ward, nahm dieſer das Mönchsgewand. Er fiel nämlich im J. 1147 in ſeinem Gefängniſſe in eine ſchwere Krankheit, und zeigte von dieſer und von Kummer erſchöpft den Wunſch, der Welt zu entſagen, zur Zeit, als ſich der Großfürſt gegen ſeinen Bruder rüſtete, und ließ dem Großfürſten vorſtellen, er habe ſchon lange und im Glücke ſelbſt, Gott ſeine Seele weihen wollen, was könnte er jetzt im Kerker und an des Todes Pforte anderes wünſchen, und bat um die Erlaubniß, ſich in den Mönchsſtand aufnehmen zu laſſen. Der Großfürſt ließ ihm hierauf antworten, daß er ihn hierbei weder hindern, noch zwingen wolle, ſondern es ſeinem eigenen freien Willen überlaſſe, wegen ſeiner ſchweren Krankheit aber ihn aus ſeinem engen Gefängniſſe befreie. Igor, ſehr krank oder halb todt, ward aus dem Kerker und in eine Zelle des Kloſters des heil. Johann in Perejaſlawl gebracht, wo er in dieſem traurigen Zuſtande bis zum achten Tage lag, ließ den Biſchof Euphemius zu ſich rufen, nahm die Tonſur und ward eingekleidet, und ſoll hierdurch gänzlich geſund geworden ſein. Gewiß iſt, daß er völlig wieder genas, und zu größerer Sicherheit nach Kiew in das Kloſter des heil. Theodor gebracht ward, wo ihm eine Ehrenwache und hinlänglicher Unterhalt angewieſen wurde. Im Theodorkloſter ward Igor Schimnik [17]), d. h. **Reclusus**, oder ein in einer Kloſterzelle lebender Klausner. Dieſes rettete ihn jedoch ebenſo wenig von einem tragiſchen Untergange, als das Verſprechen ſeines Bruders Swätoſlaw, das ganze Erbe ſeines Bruders abzutreten. Die Davidowitſchen, die Fürſten von Tſchernigow, welche Igor'n ſchon früher durch ihre Verrätherei geſtürzt hatten, führten auch jetzt ſein Ende herbei, indem ſie ihre heimliche Verſchwörung als zu Gunſten Igor's unternommen, bezeichneten. Der Großfürſt erfuhr nämlich durch den ſich in Tſchernigow aufhaltenden Kiewer Bojar Uleb, daß ihn die Davidowitſchen im Einverſtändniſſe mit dem Fürſten Jurij von Roſtow, meuchelmörderiſch umbringen oder an Swätoſlaw, Igor's Bruder, ausliefern wollten. Er maß dieſer Angabe zwar keinen Glauben bei, verlangte jedoch durch einen Geſandten von

17) über Schimnik ſ. Hauenſchild zu Karamſin 2. Bd S. 178. 179.

Digitized by Google

jenen eine abermalige eidliche Zuſicherung ihrer Freundſchaft. Als ſie den Geſandten fragten, ob ſie denn ihren frühern Schwur gebrochen, wurden ſie von demſelben ihrer ſchändlichen Verſchwörung überführt, beriethen ſich nun in ihrer Verlegenheit mit einander, und gaben dann dem Geſandten zur Antwort: Wenn ſie unter ſich ein Bündniß geſchloſſen hätten, ſo wäre dieſes ſehr unſchuldig, und blos aus Mitleid mit ihrem in der Gefangenſchaft ſeufzenden Bruder und Vetter Igor geſchehen, der ein Mönch, und ſelbſt ein Schimnik ſei. Sie wollten daher den Großfürſten bitten, ihn in Freiheit zu ſetzen, dann wollten ſie gern Frieden halten, und dem Großfürſten in allem gehorſam ſein. Der Geſandte gab ihnen nun zu vernehmen, daß ſie ſelbſt ja dem Großfürſten gerathen hätten, Igor'n nicht frei zu laſſen, und ſeinen Bruder Swätoſlaw zu bekriegen; er hielt ihnen vor, daß ſie ſich des Erſtern Beſitzungen ausgebeten, nun aber nach Empfang derſelben ihnen ſchlecht anſtehe, denſelben für ihren Bruder zu erklären, und darüber Beſchwerde zu führen, daß der Großfürſt ihn in Haft halte. Der Großfürſt ſandte den verbündeten Fürſten den Kreuz- oder Bundesbrief zurück, ſodaß demnach der Krieg erklärt war. Fürſt Wladimir Mſtiſlawitſch, Statthalter des Großfürſten zu Kiew, ließ die erhaltene Anzeige des abſcheulichen Planes der tſchernigowiſchen Fürſten vor das ganze Volk von Kiew bringen, welches ſich einſtimmig erklärte, für den Großfürſten in den Kampf ziehen zu wollen. Zu Igor's Unglück misbrauchte ein Menſch dieſen rühmlichen Eifer, und verleitete das Volk zu einer Greuelthat. Er ſprach es gegen den Tüſſäzkoi aus, es müſſe auch für die innere Sicherheit geſorgt werden, erinnerte daran, wie einſt unter dem Großfürſten Iſäſlaw Jaroſlawitſch der zu Kiew gefangen ſitzende Fürſt Wſeſlaw von Polozk von böſen Menſchen befreit und auf den Thron geſetzt worden, und foderte das Volk auf, Igor'n zu tödten, bevor ſie ins Feld zögen, um die Tſchernigower zu züchtigen. Der Mordanſchlag fand Anklang. Fürſt Wladimir erklärte zwar mit Feſtigkeit, ſein Bruder wolle keine Blutthat, und Igor ſolle unter ſtrengen Wachen bleiben. Die Kiewer aber wiederholten, mit Oleg's Geſchlecht ſei kein gütlicher Vergleich möglich. Vergebens bemühten ſich der Erzbiſchof und Wladimir's Tauſendmann, Raguſjo, den Aufſtand zu ſtillen. Die Olgowitſchen ſchmähend ſtürzte ſich das Volk auf das Kloſter, in welchem Igor ſich befand. Fürſt Wladimir warf ſich auf das Pferd; aber der wüthende Pöbel hatte bereits eine Brücke eingenommen, ſodaß es ihm nicht möglich war, durchzukommen, und hatte das Kloſter ſchon vor ſeiner Ankunft beſetzt. Als Igor dies bemerkte, begab er ſich zum Gottesdienſte in die Kirche. Das Volk aber drang in dieſe, ergriff ihn, und ſchleppte ihn mit ſich, bis man dem Fürſten Wladimir begegnete. Igor fragte: „Geliebter Bruder! wohin bringt man mich?" Wladimir ſprang vom Roſſe und bedeckte ihn, da man ihm die Mönchskleider abgeriſſen hatte, mit dem Mantel, und bat die Kiewer auf das Eifrigſte, Igor'n in Ruhe zu laſſen, weil ſie ſonſt ihm und ſeinem Bruder, dem Großfürſten, große Schmach zuziehen würden. Darauf ging Wladimir mit Igor nach dem Hauſe ſeiner Mutter, während das Volk auf dieſen ſchlug und auch ihm harte Stöße verſetzte. Wladimir's Tüſſäzkoi, welcher ſeinem Fürſten mit allem Eifer zu Igor's Rettung Hilfe leiſtete, ſtieß das Volk zurück, ſodaß der Unglückliche von Wladimir in das Haus ſeiner Mutter gebracht und die Pforte verriegelt werden konnte. Die Miſſethäter aber drangen, nachdem ſie den Tüſſäzkoi gemishandelt hatten, in das Haus ein. Wladimir wollte Igor'n zu Roſſe fortbringen. Dieſer ward aber, bevor er auf das Pferd kommen konnte, wieder vom Pöbel ergriffen. Wladimir ſuchte ihn zu ſchützen, aber die Wüthenden ſchlugen auf beide Fürſten. Igor riß ſich endlich los, und floh, ward aber vom Volke, welches nun Wladimir los ließ, eingeholt, geſchlagen und ohne Erbarmen umgebracht [18]). Die Raſenden legten den Leichnam auf einen Wagen, führten ihn in das Thal hinab, warfen ihn nackt auf den Marktplatz und benahmen ſich, als wenn ſie nichts verbrochen hätten, und gaben den Mord Igor's den Davidowitſchen und Swätoſlaw Schuld, die, um dieſen zu befreien, den Großfürſten hätten gefangen nehmen und Kiew zu Grunde richten wollen. Igor's Leichnam ward in die Kirche des heil. Michael gebracht, und ihm am andern Tage das große Engelskleid [19]) angethan. Begraben wurde er im Kloſter zum heil. Simeon. Bei der Begräbnißfeier rief Ananias, der Abt des Theodorkloſters, Wehe über die verſtockten Herzen; zu gleicher Zeit rollte der Donner, und das Volk wollte nun den erzürnten Himmel durch Reuethränen entwaffnen. Der Großfürſt, bei der Nachricht von der Greuelthat erſchüttert, ſprach unter Thränen zu den Bojaren: Nun werde man ihn Igor's Mörder heißen, und betheuerte ſeine Unſchuld. Igor's Gemahlin war Anna, die Tochter ſeines Bruders, des Großfürſten Wſewolod Olgowitſch [20]).

B. Andere ruſſiſche Fürſten.

1. Fürſten von Kiew und von Tſchernigow.

Igor Jaroslawitsch hießen zwei gleichzeitige ruſſiſche Fürſten, welche ſehr oft in Berührung mit einander kamen. Der eine, Sohn von Jaroſlaw Iſäſlawitſch von Luzk, ein Enkel Iſäſlaw's, war Regent von Kiew, der andere war ein Enkel Wſewolod's, Fürſten von Tſchernigow, Sohn des berühmten Jaroſlaw Wſewolod von Tſchernigow, der im J. 1200 ſtarb. Rurik Roſtiſlawitſch von Kiew rief im J. 1201 die tſchernigowiſchen Fürſten Igor und Wladimir zu Hilfe, und ſchickte ſich zu einer Heerfahrt gegen den Fürſten Roman Mſtiſlawitſch an. Dieſer kam ihm aber mit halitſchen und wladimiriſchen

18) Den 19. Sept. 1147. 19) *Τὸ μέγα καὶ ἀγγελικὸν σχῆμα.* Nach der ruſſiſchen Legende erſchien dem heil. Pachomius (magnus Eremita, deſſen Feſt auf den 15. Mai fällt) ein Engel in dieſer Kleidung. Vgl. v. Hauenſchild a. a. O. S. 183. 20) Aufſätze, betreffend die ruſſ. Geſchichte, aus dem Ruſſiſchen überſetzt von C. G. Arndt. 1. Th. S. 384. 390. 391. 398—404. 406—412. 418—420. 425—447. 458. 459. 461—467. Karamſin, Geſchichte des ruſſiſchen Reichs. Nach der zweiten Originalausgabe überſetzt. 2. Bd. S. 159. 163—180. 184—187.

Truppen zuvor, nöthigte die Berendäer und Schwarzmützen ſeine Partei zu ergreiſen, und erſchien unvermuthet vor Kiew. Sogleich zog er von der kopirewſchen Seite in die Stadt ein, ließ den Fürſten Rurik, ſowie auch die tſchernigowiſche Fürſten, Igor und Wladimir, von ſeiner Ankunſt benachrichtigen, und ſchloß mit ihnen einen Vertrag, daß Rurik ſich aus Kiew nach Owrutſch, die Tſchernigower aber über den Dniepr begeben ſollten. Hierauf übertrug er die Regierung in Kiew ſeinem Neffen Igor Jaroſlawitſch, Iſäſlaw's Enkel. Dieſer rettete ſich durch Flucht, als Rurik Roſtiſlawitſch am 16. Febr. 1203 mit Hilſe der tſchernigowiſchen Fürſten nach Kiew zurückkehrte, und hier den Fürſten Mſtiſlaw Wladimirowitſch geſangen nahm. Als Mſtiſlaw Romanowitſch nach dem bei Wyſchegorod erfochtenen Siege im J. 1214 mit den ihm verbündeten Fürſten in Kiew einrückte, ward Igor Jaroſlawitſch, Iſäſlaw's Enkel, welchen der Fürſt Wſewolod Swätoſlawitſch von Kiew daſelbſt zurückgelaſſen, nach Luzk entlaſſen, wo ſein Stammſitz war [21]).

II. Fürſt von Nowgorod-Sewerskoi.

Igor Swätoslawitsch, Sohn des Fürſten Swätoſlaw Olgowitſch, und Neffe des Fürſten Igor Olgowitſch, wohnte im J. 1158 der Zuſammenkunſt bei, welche ſein Vater mit dem Großſürſten Iſäſlaw zu Lutowa hielt, trat 1169 der heimlichen Verbindung der Roſtiſlawitſchen und Jurjewitſchen und ſeines Bruders, des Fürſten Oleg Swätoſlawitſch, gegen den Großſürſten Mſtiſlaw Iſäſlawitſch bei, folgte 1173 mit ſo vielen Truppen, als er in der Eile zuſammenbringen konnte, den Polowzern, welche in das dem Fürſten Swätoſlaw Wſewolodowitſch gehörige tſchernigowſche Gebiet eingefallen waren, und dort, wie in Poroſſien, große Verheerungen anrichteten, in die Ebene jenſeit Worſkla nach, machte hier Geſangene, und erfuhr von ihnen, daß die polowziſchen Fürſten Kontſchak und Kobäk ſich gegen Perejaſlawl gewandt hatten, kehrte hierauf ſogleich um, holte dieſe Fürſten den 20. Jul. ein, ſchlug ſie in die Flucht, und verfolgte ſie ſo weit als möglich. Dann feierte er mit allen ſeinen Leuten ein Dankfeſt. Auf die Nachricht, daß noch eine große Zahl Polowzer vom Don her im Anrücken ſei, zog er ſich in der Nacht an einen vortheilhaſten Ort zurück. Die Polowzer, von dem Verluſte der Ihrigen benachrichtigt, flohen des Nachts eiligſt davon, und Igor kehrte mit vielen Gefangenen und großer Beute nach Hauſe. Dieſe Heerſahrt Igor's gegen die Polowzer iſt ſchon darum merkwürdig, weil ſie beſſer erklärt, wie er zu ſeinem unglücklichen Zuge im J. 1185 kam, welchen man blos ſeinem Leichtſinne und ſeinem Neide gegen die andern Fürſten zuſchreibt, welche die Polowzer beſiegt hatten. Allein dieſer erſte glückliche Heerzug mußte ihm das Vertrauen einflößen, ein zweites Mal glücklich zu ſein.

Bei der großen Belagerung der Stadt Wyſchegorod, in welcher ſich Mſtiſlaw Roſtiſlawitſch beſand, durch Swätoſlaw Wſewolodowitſch von Tſchernigow und deſſen Verbündete, wurden von ihm, als dem älteſten, Wſewolod Jurjewitſch, Igor Swätoſlawitſch und verſchiedene andere jüngere Fürſten den 8. Oct. zum Angriffe der Stadt beordert, und hatten mit dem aus der Stadt fallenden Mſtiſlaw Roſtiſlawitſch das erſte Gefecht, welches nur die Nacht endigte.

Als den 16. Jan. 1180 zu Nowgorod-Sewerſkoi Oleg Swätoſlawitſch ſtarb, folgte ihm Igor, ſein Bruder, in der Regierung. Fürſt Swätoſlaw Wſewolodowitſch von Tſchernigow erklärte im J. 1181 in einer zur Berathung angeſetzten Verſammlung der Fürſten und Bojaren ſeine Abſicht, ſich wegen der von Wladimir's Stamme erlittenen Beleidigungen mancherlei Art zu rächen, beſonders zur Befreiung ſeines Sohnes aus der Gefangenſchaft ins Feld zu ziehen, und den Fürſten Igor in Tſchernigow zur Vertheidigung der Stadt gegen die Roſtiſlawitſchen zurückzulaſſen. Igor widerrieth ihm den Krieg, und ſchlug dagegen vor, mit dem Fürſten Wſewolod Jurjewitſch durch Geſandte einen gütlichen Vergleich zu ſchließen, ihm Großnowgorod abzutreten, und ſich dafür die Befreiung ſeines Sohnes auszubedingen. Aber Swätoſlaw verwarf Igor's weiſen Rath. Zum Feldzuge entſchloſſen, theilte er ſein Heer in zwei Scharen, übergab die eine dem Fürſten Igor und ſeinem Sohne Wſewolod, und rückte mit der andern ins Feld gegen Susdal, ward aber mit Verluſt daraus zurückgeſchlagen. Auf Swätoſlaw's Befehl brachen deſſen Brüder Jaroſlaw Wſewolodowitſch und Igor, durch einen Hauſen Polowzer verſtärkt, gegen Druzk auf, indem ſie die Fürſten Wſewolod Swätoſlawitſch, Igor's Bruder, und Oleg, den Sohn des Fürſten Swätoſlaw Wſewolodowitſch, zur Vertheidigung der Stadt Tſchernigow zurückließen, und drangen in das polozkiſche Gebiet ein. Aber die polozkiſchen Fürſten, Brutſchiſlaw Waſſilkowitſch von Witepsk, und deſſen Bruder, Swätoſlaw Waſſilkowitſch von Polozk, hatten von ihrem Vorhaben ſchon längſt Nachricht erhalten, und kamen ihnen mit ihren eigenen und einigen lithauiſchen Völkern, ſowie auch die Fürſten Wſeſlaw Dawidowitſch von Lagoſch, Andrei Wolodowitſch und deſſen Neffen, Iſäſlaw Brutſchiſlawitſch und Waſſilko Brutſchiſlawitſch, mit vereinter Macht entgegen, während die Fürſten David Roſtiſlawitſch von Smolensk und Gleb Rochwoldowitſch ihnen auf dem Fuße nachfolgten. Jetzt mußten Jaroſlaw Wſewolodowitſch und Igor ihre Kunſt zeigen, dem Treffen, welches die vereinigten Fürſten ihnen bei jeder Gelegenheit anboten, auszuweichen, bis Fürſt Swätoſlaw Wſewolodowitſch aus Nowgorod anlangte, und ſtellten ſich daher ſieben Tage lang an einem feſten Orte bei dem Fluſſe Drua auf, und ſetzten, als Swätoſlaw am achten Tage ankam, mit ihm bei Druzk über die Drua. Bei der Nachricht von Swätoſlaw's Ankunft mit den Nowgorodern kehrte David Roſtiſlawitſch nach Smolensk zurück. Swätoſlaw hingegen entließ die Nowgoroder nach Hauſe, fuhr von Rogatſchewo zu Waſſer nach Kiew herab, und ſandte die Fürſten Jaroſlaw und Igor zum Voraus dahin ab. Sie nebſt den Polowzern erwarteten ihn bei Wyſchegorod. Auf die Nachricht, daß Swätoſlaw Wſewolodowitſch nebſt Jaroſlaw und Igor

21) Aufſätze, die ruſſ. Geſchichte betreffend. 2. Bd. S. 267. 297—299. 302. 326. 343.

gegen Kiew anzöge, verließ Rurik Roſtiſlawitſch dieſe Stadt, und begab ſich nach Bjelogorod. Swätoſlaw aber zog mit ſeinem Bruder Jaroſlaw und Igor in Kiew ein, und ſandte die Polowzer unter Igor's Anführung in die Gegend von Podljupsk. Als Rurik Roſtiſlawitſch davon Kenntniß erhielt, daß die Polowzer bei dem genannten Orte ſtänden, ſandte er den Fürſten Mſtiſlaw Wladimirowitſch mit den Schwarzmützen, ſeinen Tüſſäzkoi Laſar mit der jungen Mannſchaft, und die Befehlshaber Boris Sacharjewitſch und Dedoſlaw Schiroſlawitſch mit Mſtiſlaw's Schar dahin. Sie brachen insgeſammt aus Tripol auf, und fanden die Polowzer ohne alle Vorſicht, und neben ihnen Igor's Truppen ohne ausgeſtellte Wachen und Vorpoſten im Lager. Mſtiſlaw Wladimirowitſch, welcher in der Nacht nahe an den Feind kam, erfuhr die von dieſem genommene Stellung von den Schwarzmützen, ordnete alles zur Schlacht an, erwartete ſo den Anbruch des Tages, griff die Polowzer ſchleunig an, brachte ſie bald in völlige Unordnung und ihnen großen Verluſt bei, und verfolgte ſie bis zum Fluſſe Tſertorje. Igor warf ſich nebſt dem polowziſchen Fürſten Kontſchak in einen Kahn, und gelangte glücklich nach Gorodez, und von da in Tſchernigow an. Rurik benutzte ſeinen Sieg über Igor weiſe, und ſchloß mit Swätoſlaw Wſewolodowitſch Frieden.

Bei dem Kriege des Fürſten Wſewolod Jurjewitſch von Roſtow gegen die Bulgaren im J. 1183 ſandte ihm Igor Hilfstruppen unter ſeinem Feldherrn. Von dem Fürſten Swätoſlaw Wſewolodowitſch von Kiew, welcher im J. 1184 nach genommener Abrede mit dem Fürſten Rurik Roſtiſlawitſch von Bjelogorod ſeine Söhne gegen die Polowzer ziehen ließ, ward Igor ſchriftlich gebeten, daß er in ſeinem Namen als der älteſte der Fürſten, die Anführung ſeines Heeres übernehmen möchte. Rurik Roſtiſlawitſch von Bjelogorod ſchickte an ſeiner Statt den Fürſten Wladimir Glebowitſch von Perejaſlawl. Dieſer bat ſich bei Igor die Anführung des Vortrabes aus, und kehrte, da der Fürſt von Sewerien ihm abſchlägige Antwort ertheilte, misvergnügt zurück. Während dieſer Vorbereitungen zur Heerfahrt gegen die Polowzer fielen dieſe in das ſeweriſche Gebiet ein und ſtifteten großen Schaden. Der Fürſt Igor von Sewerien übergab nach der Abreiſe des Fürſten Wladimir deſſen Truppen der Anführung ſeines Neffen Oleg Olegowitſch, vereinigte ſich mit ſeinem Bruder Wſewolod Swätoſlawitſch, mit dem Fürſten Wſewolod, einem Sohne des Fürſten Swätoſlaw von Kiew, mit den Mſtiſlawitſchen Andrei und Roman, Iſäſlaw's Enkeln, und mit einigen Schwarzmützen unter Anführung ihrer Fürſten Kuder und Kontuwdei, rückte weiter gegen die Polowzer vor, und war bis an den Fluß Cherei gelangt, als in derſelben Nacht ein ſehr ſtarker Regen fiel, und das Waſſer dadurch ſo anwuchs, daß man bis an die Lagerplätze der Polowzer nicht kommen konnte. Dagegen nahm Igor alle diejenigen Polowzer, die ſich auf der Seite des Fluſſes befanden, wo das ruſſiſche Heer ſtand, theils gefangen, theils trieb er ſie in den Fluß. Da indeſſen alles dieſes in den polowziſchen Lagerplätzen bekannt wurde, ſo erhielten die Polowzer Gelegenheit, ſich weiter zurückzuziehen, und Igor kehrte daher heim.

Swätoſlaw von Kiew und viele andere ruſſiſche Fürſten thaten im J. 1184 eine gewaltige Heerfahrt gegen die Polowzer, und machten am 30. Jul. an den Ufern des Fluſſes Ugel oder Orel 7000 Gefangene, unter welchen ſich 417 kleinere Fürſten befanden, und erbeuteten viele aſiatiſche Pferde und Waffen jeder Art. Dieſer Heerzug der ruſſiſchen Fürſten bildet auch in der Geſchichte und dem Liede Igor's ein wichtiges Moment, ungeachtet er nicht daran Theil nahm [22]). Er berief nun auf die Nachricht, daß Swätoſlaw Wſewolodowitſch von Kiew gegen die Polowzer zu Felde gezogen ſei, ſeinen Bruder Wſewolod und ſeinen Neffen Swätoſlaw, und ſchlug ihnen und ſeinen Großen vor, die Lagerplätze der Polowzer am Donez, während dieſe gegen Swätoſlaw im Felde ſtänden, anzufallen. Da er damit Gehör fand, brach er mit der vereinten Macht jener Fürſten auf, traf am Fluſſe Merl einen Haufen Polowzer unter Anführung des Oboßlei Keſtupowitſch, und ſetzte ihm nach, da er ſich in kein Treffen einließ, ſondern die Flucht ergriffen hatte. Igor machte viele Gefangene, und brachte ſie glücklich heim.

Ungeachtet dieſer Vortheile über die Polowzer ſoll er doch aus Misgunſt über den größern Sieg Swätoſlaw's und anderer ruſſiſchen Fürſten ſich zu ſeiner Heerfahrt im J. 1185 gegen dieſes Volk entſchloſſen haben, blos, um noch größern Ruhm als ſie zu gewinnen, weil allerdings die Polowzer gebeugt werden mußten, wenn Rußland vor ihnen Ruhe haben ſollte. Der Verlauf der Ereigniſſe war aber folgender: Der polowziſche Fürſt Kontſchak zog im J. 1185 mit zahlreichem Heere gegen die Ruſſen, ward aber den 1. März von Swätoſlaw Wſewolodowitſch am Chorol geſchlagen. Igor hatte auf die erſte Nachricht von der Heerfahrt der Fürſten Swätoſlaw von Kiew und Rurik von Bjelogorod ſeine Truppen zuſammengezogen, und wollte durch das freie Feld zu ihnen ſtoßen. Trotz der Vorſtellung ſeiner Bojaren, daß er die verbündeten Fürſten, die acht Tage vor ihm aufgebrochen waren, ſchwerlich einholen würde, zog er eiligſt an der Sula fort, mußte aber, da am 26. Febr. (1185) ſo ungeſtümes Wetter einfiel, daß man gar keinen Weg finden konnte, auf der Stelle ſtehen bleiben, und die Schlacht wurde vor ſeiner Ankunft geliefert. Hierauf erhielt er von Swätoſlaw's Siege Nachricht, kehrte mit Bedauern, daß er an dieſem Ruhme keinen Antheil gehabt, in ſein Gebiet zurück, zog bald nach ſeiner Zurückkunft nach Nowgorod=Sewerſkoi ſeine Truppen zuſammen, berief ſeinen Bruder Wſewolod Swätoſlawitſch aus Trubtſchewsk, ſeinen Neffen Swätoſlaw aus Rülsk, und ſeinen Sohn Wladimir aus Putiwl zu ſich, erhielt vom Fürſten Jaroſlaw Wſewolodowitſch von Tſchernigow Truppen, unter Anführung des Olſtin Oleſtiſch, beſonders eine Schar ſogenannter Kowuen, unter Anführung ihrer Befehlshaber Kontſchak Kaſibarowitſch und Tuſkobitſch, brach den 13. April (1185) aus Nowgorod=Sewerſkoi gegen die

22) Vgl. den Art. Igor's Heerzug.

Polowzer auf, und rückte, um noch mehr Truppen an ſich zu ziehen, ganz langſam gegen den Donez fort. Während deſſen trat den 1. Mai eine ſo ſtarke Sonnenfinſterniß ein, daß man nur einen kleinen Theil der Sonne, ſowie ein Mondsviertel über den Bergen und die Sterne am Himmel erſcheinen ſah. Da verſchiedene von ſeinen Bojaren dieſes für eine üble Vorbedeutung hielten, entgegnete er ihnen, daß zwar ſchwache Geiſter jede außerordentliche Begebenheit für eine Vorbedeutung anſähen, und dadurch ihres Gleichen in Schrecken ſetzten; weiſe Heerführer dagegen dem Volke Muth einſprächen, und es dadurch zum Siege über den Feind vorbereiteten [23]). Ohne Zögern ſetzte er alſo über den Donez, rückte bis zum Fluſſe Oskol vor, und wartete hier zwei Tage lang auf ſeinen Bruder Wſewolod, bis dieſer, von Kursk aus einen andern Weg ziehend, bei ihm eintraf. Nach dieſer Vereinigung gelangte er an den Fluß Salacza. Die hier herumſchweifenden Polowzer benachrichtigten ihre Stammgenoſſen von dieſem ſie bedrohenden neuen Sturme, und ſtellten ihnen vor, daß die Ruſſen, welche jetzt ſo weit vorzudringen wagten, ohne Zweifel die Vernichtung ihres ganzen Volkes beabſichtigten. Durch die Beſorgniß einer ſolchen Gefahr aufgeregt, zogen zahlloſe Scharen von den entfernteſten Ufern des Don nach einander heran, um dem kühnen Igor die Spitze zu bieten. Als er an den Fluß Salaeza gelangt war, fand ſich eine vorher zur Auskundſchaftung des Feindes und Aufbringung einiger Gefangenen abgeſandte Schar mit der Nachricht ein, man habe einen Haufen Polowzer in Panzeen reiten ſehen. Hieraus war abzunehmen, daß die Polowzer von Igor's Heerfahrt gegen ſie zum Voraus benachrichtigt wären, und Verſchiedene riethen daher zum Rückzuge. Aber die Behauptung der Andern, ein Rückzug unter ſolchen Umſtänden bringe nichts als Schimpf und Schande, die ärger als der Tod ſei, und der Rath, im Vertrauen auf Gott dem Feinde entgegenzugehen, waren mehr im Geiſte des kühnen Igor's und behielten die Oberhand. Man zog alſo die ganze Nacht dem Feinde entgegen, und gewahrte am folgenden Tage (einem Freitage) um Mittagszeit einen anſehnlichen Haufen deſſelben. Dieſer aber hatte ſo eben ſein Lager abgebrochen und zog ſich zurück. Das ruſſiſche Heer war jetzt bis in die Gegend des Fluſſes Suugli gelangt und theilte ſich in ſechs Scharen, nämlich ſo, daß Igor mit den Seinen in der Mitte, ſein Bruder Wſewolod auf dem rechten Flügel, und ſein Sohn Swätoſlaw mit zwei Scharen im Vortrabe ſich befand, Jaroſlaw's Truppen aber unter Olſtin's Anführung und die Kowuen oder Koweden unter ihren Befehlshabern Kontſchak Kaſibarowitſch und Tuſkobitſch den Nachtrab bildeten, um die Übrigen, wenn es die Noth erfoderte, zu unterſtützen. Außer dieſen hatte man alle Bogenſchützen zuſammengenommen, und ſie als das erſte Treffen an die Spitze geſtellt. Nachdem Igor mit den Scharen auf dieſe Weiſe die Schlachtordnung gebildet hatte, ließ er alle Fürſten und Befehlshaber zuſammenrufen, und hielt eine Rede an ſie, in welcher er die, welche Spuren des Trübſinns zeigten, auffoderte, wenn ſie keine Luſt zum Gefechte hätten, lieber jetzt ſogleich zurückzutreten. Daſſelbe ließ er unter dem ganzen Heere bekannt machen. Da aber Niemand Luſt zum Rückzuge bezeigte, rückte er bis an den Fluß Suugli vor, und traf hier einen ihm entgegenkommenden Heerhauſen Polowzer, welcher einmal ſeine Pfeile abſchoß und dann davon floh. Hinter den fliehenden Schützen aber zeigte ſich ein großes feindliches Heer. Daher riethen die Feldherren der ruſſiſchen Armee, ſich nicht mit Verfolgung der Flüchtigen zu befaſſen. Aber die vor Streit- und Ruhmbegierde brennenden jüngern Fürſten Swätoſlaw Olgowitſch und Wladimir Igorewitſch ſetzten, ohne den Befehl der ältern Fürſten abzuwarten, mit dem tſchernigowiſchen Feldherrn Olſtin über den Fluß, und griffen die Polowzer an. Hierdurch wurde Igor gezwungen, ihnen zu folgen. Doch that er es bedächtig und in geſchloſſener Ordnung. Die vom Fluſſe hinter eine Anhöhe ſich zurückziehenden Polowzer wurden von dem ruſſiſchen Vortrabe zerſtreut, das Lager der Feinde eingenommen, und viele, beſonders Familien, gefangen genommen, und zum Hauptheere der Ruſſen geſchickt. Bei der Nachricht, daß die Polowzer ſich in ſehr großer Menge zuſammengefunden hätten, ließ Igor ſeinem Sohne Wladimir und ſeinem Neffen Swätoſlaw, welche auf dem Schlachtfelde ſteben geblieben waren, Befehl zum Rückzuge ertheilen, erhielt aber von ihnen zur Antwort, daß ihre Pferde ſehr ermüdet und einiger Erholung bedürftig ſeien. Hierauf berief Igor die Fürſten und Feldherren zu ſich, und ſtellte ihnen vor, daß man nach einem über die Polowzer erhaltenen Siege nun nicht weiter vorzurücken verbunden ſei, ſchickte ſich zu einem allgemeinen Rückzuge an, und ließ, um ihn zu decken, einen Haufen beſtberittener Leute zurück. Die indeſſen zum Hauptheere auch zurückkommenden Fürſten Swätoſlaw Olgowitſch und Wladimir Igorewitſch, ſtellten den ältern Fürſten vor, ſie hätten die Polowzer weit verfolgt, und dadurch ihre Pferde ſo ſehr abgemattet, daß ſie, wenn man ſogleich aufbrechen wollte, dem Heere unmöglich folgen könnten. Zwar fand dieſe Vorſtellung Anfangs gar keinen Beifall, weil alle zur ſofortigen Rückkehr bis zum Fluſſe riethen. Da aber Wſewolod ſeinem Neffen Zeit zum Ausruhen bewilligte, brach das ganze Heer nicht eher, als kurz vor Anbruch des Tages gegen den Donez auf. Am frühen Morgen fielen die Polowzer das ruſſiſche Heer im freien Felde an, und umringten es. Nun begannen viele ſich über Igor zu beſchweren, daß er ſie zu ihrem Untergange in die Wüſte geführt habe. Er aber wies die Vorwürfe von ſich, da jetzt nicht Zeit dazu da ſei, und ermahnte zum Vertrauen auf Gott und zum einmüthigen Kampfe. Hierauf ſtiegen alle Fürſten von ihren Roſſen ab, und zogen ſich gegen den Donez zu Fuße zurück, um auf dieſe Weiſe mit ihren Truppen gleiches Glück und Unglück zu theilen. Der Rückzug ging ſo lange glücklich von Statten, bis Igor ſo ſchwer am linken Arme verwundet ward, daß er ihn nicht mehr gebrauchen konnte. Dies

23) Auch legt man Igor'n dieſe Worte in Beziehung auf die Sonnenfinſterniß in den Mund: „Freunde und Brüder! Gottes Rathſchluß bleibe ja für Jedermann ein Geheimniß, und auch wir werden unſerm Schickſale nicht entgehen.“

Digitized by Google

verbreitete im ganzen Heere große Muthloſigkeit. Der Rückzug wurde aber doch bis zum Abend und die ganze Nacht hindurch unter beſtändigem Gefechte, in welchem von beiden Seiten viele blieben, in guter Ordnung fortgeſetzt; denn der verwundete Igor ermuthigte ſie alle. Am Sonntage des Morgens jedoch ward die Schar der den ruſſiſchen Fürſten verwandten Polowzer [24]) in Unordnung und zum Weichen gebracht. Igor ſetzte ſich jetzt zu Pferde und ſuchte die Flüchtigen aufzuhalten, konnte aber damit ſo wenig zu Stande kommen, daß er ſeinen ſchweren Helm abwerfen [25]) und eiligſt zu den Seinen zurückkehren mußte. Bei dieſer Gelegenheit wurde er von den feindlichen Polowzern erkannt, umringt, einen Pfeilſchuß entfernt von ſeiner Schar abgeſchnitten und lebend gefangen genommen. Der auch ſeltene Tapferkeit beweiſende Wſewolod, Igor's Bruder, ſtrengte zwar alle ſeine Kräfte zu deſſen Befreiung an, aber vergebens, obſchon er das Gefecht neben einem See ſo lange fortſetzte, bis er zuletzt keinen Pfeil mehr übrig, und Schwert und Lanze zerſplittert hatte. Immer heftiger und näher drangen die Polowzer an, und ſchoſſen auf die ermüdeten Ruſſen eine ungeheure Menge Pfeile ab. Beinahe Niemand konnte ſich retten; faſt alle blieben entweder auf dem Schlachtfelde oder wurden, und zwar mehr als 5000 Mann nebſt allen Fürſten, gefangen. Dieſe unglückliche Schlacht ſetzte ganz Rußland in Trauer. Alle ruſſiſchen Fürſten bedauerten Igor's Schickſal ſehr, ſein Fürſtenthum beſonders aber war mit großem Jammer erfüllt. Bei Vertheilung der ruſſiſchen [26]) Gefangenen unter die Polowzer wurde Igor dem Heerführer der Torken, Gilbuk, zu Theil, aber nachher wegen ſeiner Wunden von dem ihm wohlwollenden Khan Kontſchak auf Bürgſchaft angenommen. Die Polowzer ließen durch ruſſiſche Kaufleute dem Fürſten Swätoſlaw von Kiew ſagen, die ruſſiſchen Fürſten möchten entweder ihre Brüder auslöſen laſſen, oder man würde ſelbſt nach dem Löſegelde kommen, und ſandten zugleich ein Verzeichniß der für jeden zu zahlenden, ſehr anſehnlichen Summe. Zwar war Swätoſlaw Wſewolodowitſch bereit, für den von ihm ſehr geliebten Fürſten Igor zu zahlen, die Polowzer wollten aber dieſen nicht ausliefern, bis alle jüngeren Fürſten und Befehlshaber losgekauft wären. Ja, die durch den großen Sieg ermuthigten Polowzer fielen ſelbſt in Rußland ein, beſonders richtete der Khan Gſá um Putiwl große Verheerungen an, mußte aber, als er die Stadt ſelbſt angriff, mit großem Verluſte abziehen. Während deſſen ward Igor in ſeiner Gefangenſchaft bei den Polowzern zwar unter ſehr genauer Aufſicht, übrigens aber ſehr gut gehalten, da er ſich unter der Obhut des ihm günſtig geſinnten Khan Kontſchak befand, und hatte 15 Mann und fünf Söhne vornehmer Ältern zur Wache und Bedienung, welche ihm erlaubten, hinzureiten, wohin er wollte, namentlich ſich mit Falkenjagd zu erluſtigen, ihm mit Ehrerbietung begegneten, und alles, was er ihnen auftrug, mit Folgſamkeit erfüllten. Er ließ einen Geiſtlichen, allerhand Lebensmittel, Geld und Kleidungsſtücke für ſich und ſeine Leute kommen, und gab vielen Polowzern anſehnliche Geſchenke, ohne daß er jedoch das verlangte Löſegeld erlegen konnte, weil man für ſeine Perſon 2000, für jeden der übrigen Fürſten 1000, und für jeden der Feldherren und Befehlshaber 100—200 Griwnen foderte. Lawer, von Geburt ein Polowzer, machte ihm das Anerbieten, er wolle ihn, wenn er in ſein Fürſtenthum zurückzukehren wünſche, wohlbehalten dahin bringen. Aber Igor antwortete, er wolle ſeinem Bürgen nicht untreu werden, habe ja während des Kampfes fliehen können, aber ſich nicht durch Flucht beſchimpfen wollen, und wolle dieſes auch jetzt nicht, beſprach ſich aber mit ſeinem Stallmeiſter und dem Sohne ſeines Tüſſäzkoi. Dieſe zogen die Nachricht ein, daß Lawer's Mutter eine Ruſſin aus dem ſeweriſchen Fürſtenthume, er ſelbſt aber ein entſchloſſener zuverläſſiger Mann ſei, und ſuchten ihren Fürſten zur Annahme ſeines Vorſchlages zu bereden. Zwar verbot ihnen Igor, weiter daran zu denken. Aber der Sohn des Tüſſäzkoi erfuhr von der Gemahlin des Khans Tugli, mit welcher er ein Liebesverſtändniß unterhielt, daß Igor ſich wegen des letzten ſehr unglücklichen Feldzuges, welchen die Polowzer während der Gefangenſchaft Igor's nach Rußland unternahmen, in einer bedenklichen Lage befinde, und ſtellte ihm gemeinſchaftlich mit ſeinem Stallmeiſter vor, daß ſein Leben nach der Zurückkunft der Polowzer in großer Gefahr ſchwebe. Dadurch wurde Igor bewogen, ſich Lawer's Anerbieten gefallen zu laſſen, und die dazu nöthigen Anordnungen zu machen. Zu dieſem Zwecke veranſtaltete er ein Gaſtmahl, und bewirthete die ihm zur Wache gegebenen Polowzer reichlich mit Kumiß [27]), wovon ſie berauſcht wurden, vor dem Zelte ſpielten und fröhlich die Sorge der Wache vergaßen, in der Meinung, daß Igor, welcher ſich wieder in ſein Zelt verfügte, ſich zur Ruhe begebe. Bei finſterer Nacht und während die Wächter berauſcht in tiefem Schlafe lagen, ging Igor unbemerkt wieder aus ſeinem Zelte, gelangte glücklich über den Fluß, ſetzte ſich auf der andern Seite deſſelben zu Pferde, kam, von fünf Perſonen begleitet, in derſelben Nacht vor allen Lagerplätzen der Polowzer vorüber, erreichte nach einer zweitägigen Reiſe durch

---

24) Nach der Behauptung einiger Schriftſteller ſind die Kowuen oder Koveden ein mit den ruſſiſchen Fürſten verbündeter polowziſcher Stamm geweſen, ebenderſelbe, aus welchem die ruſſiſchen Fürſten oft polowziſche Khanstöchter zur Ehe nahmen. 25) Nach einer andern Angabe nahm der allein zu Pferde ſitzende und alle ermuthigende Igor ſeinen Helm ab, damit ſie ſein Heldenantlitz ſchauten, und beherzter in den Tod gingen. 26) Beſonders betrübte ſich Fürſt Swätoſlaw Wſewolodowitſch von Kiew über das Unglück ſeines Vetters Igor, den er wie ſeinen eigenen Bruder liebte, wiewol er Igor's angeblichen Leichtſinn beklagte. Swätoſlaw hatte ſich nach Karatſchew begeben, damit er in den um die Höhen der Oka und Deſna gelegenen Gegenden Truppen zu einem neuen Feldzuge gegen die Polowzer zuſammenbrächte, erfuhr bei ſeiner Ankunft in Nowgorod-Sewerſkoi, daß Igor mit ſeinem Bruder, ſeinem Sohne und ſeinem Neffen aufgebrochen wäre, und verfügte ſich von da weiter in Kähnen die Deſna herab nach Tſchernigow. Auf dieſer Fahrt erhielt er durch Belowod von Igor's und ſeines Heeres unglücklichem Schickſale Nachricht.

27) Einem aus ſaurer Pferdemilch bereiteten ſtark berauſchenden Getränk.

Digitized by Google

die Steppe die ruſſiſche Furth, und nach einer eilftägigen wohlbehalten die Stadt Donez, und wandte ſich nach ſeiner Reſidenz Nowgorod=Sewerſkoi. Aber ungefähr 20 Werſte von der Stadt ſtürzte er mit dem Pferde, und verwundete ſich ſo ſehr am Fuße, daß er in Swätoi=Michailo übernachten mußte. Ein Bauer von dieſem Dorfe brachte die Nachricht von Igor's Ankunſt nach Nowgorod=Sewerſkoi und beſonders der Gemahlin des Fürſten. Sie und die Bürger eilten Igor'n entgegen, und von beiden Seiten fand der rührendſte Empfang ſtatt. Igor's Rückkehr erregte nicht nur in ſeinem Fürſtenthume Sewerien, ſondern auch in ganz Rußland allgemeine Freude, weil er wegen ſeines geſetzten und ſanften Gemüthes überall ſehr beliebt war. Eine Frucht dieſer Begeiſterung iſt das Lied von Igor's Heerzug, Gefangenſchaft und Rettung deſſelben, welches große Berühmtheit erlangt hat. (Vgl. den Art. Igor's Heerzug.) Kaum war Igor in ſeine Reſidenz angelangt, ſo ließ er allen Fürſten, beſonders aber Swätoſlaw Wſewolodowitſch von Kiew und Jaroſlaw Wſewolodowitſch von Tſchernigow, ſeine Zurückkunſt bekannt machen, und ihnen für die Beſchützung ſeines Landes danken, reiſete auch, ſobald er ſich von ſeinen ausgeſtandenen Beſchwerden etwas erholt hatte, ſelbſt nach Tſchernigow, um Jaroſlaw'en um Hilfe zur Befreiung der von den Polowzern gefangen Gehaltenen zu bitten, wurde von demſelben mit vieler Freundſchaft aufgenommen, und erhielt das Verſprechen einer kräftigen Unterſtützung ſeines Planes. Hierauf reiſte er zu den Fürſten Swätoſlaw Wſewolodowitſch von Kiew und Rurik Roſtiſlawitſch von Bjelogorod, und erlangte von beiden die Zuſicherung, daß ſie ihm alle mögliche Hilfe leiſten, und in eigner Perſon mit allen ihren Truppen aufbrechen wollten. In dieſer Hoffnung begab er ſich zu ſeinem Fürſtenſitz Nowgorod=Sewerſkoi zurück, nahm ſeinen Begleiter aus der Polowzer Land, Lawer, unter die Großen ſeines Hofes auf, vermählte ihn, nachdem derſelbe die Taufe erhalten, mit der Tochter des Tüſſäzkoi Raguil, und beſchenkte ihn ſo reichlich, daß ſeine Nachkommen im Fürſtenthum Sewerien lange Zeit als vermögende Leute in großem Anſehen ſtanden.

Igor's Sohn, Wladimir, den er in der Gefangenſchaft hatte zurücklaſſen müſſen, heirathete des Khans Kontſchak Tochter, Kritſchakowna, und kam erſt nach zwei Jahren (1188) zu ſeinem Vater zurück. Der hocherfreute Igor ließ die Fürſtin Kritſchakowna und ihr Kind taufen, gab ihr den Namen Swoboda (Befreiung), verband ſie mit ſeinem Sohne Wladimir [28]) auf chriſtliche Weiſe, und feierte ihre Vermählung mit vieler Pracht. Auch Igor's Bruder Swätoſlaw, mit dem Beinamen des Helden, kam auf des Erſtern Bürgſchaft (im J. 1188) aus der polowziſchen Gefangenſchaft zurück, und ſandte nun die 200 Griwnen und 200 gefangene Polowzer, welche er für ſeine Befreiung verſprochen, in das Land der Polowzer ab. Igor aber that im J. 1192 nach genommener Verabredung mit ſeinen Brüdern eine Heerfahrt gegen die Polowzer, und hatte das Glück, viele Beute an Vieh und Pferden zu machen. Im Winter deſſelben Jahres unternahm er mit ſeinem Bruder Wſewolod und ſeinen Neffen gegen die Polowzer wieder einen Feldzug, zu welchem ihm Swätoſlaw Wſewolodowitſch von Kiew ſeine drei Söhne, Wſewolod, Wladimir und Mſtiſlaw, nebſt ſeinem Enkel David Olgowitſch zu Hilfe ſandte. Mit dieſen Fürſten ſetzte er über den Donez, und war ſchon bis zur Oſkol gelangt, als er die Nachricht erhielt, daß die Polowzer alle ihre Habe weithin zurückgeſchickt hätten, und in großer Anzahl verſammelt, die ruſſiſchen Fürſten erwarteten. Unter dieſen Umſtänden ſchien es nicht rathſam, den in völliger Bereitſchaft ſtehenden Feind anzugreifen, und er kehrte daher ohne allen Verluſt heim.

Zu Igor Swätoſlawitſch von Sewerien kam nach Dorogobuſch im J. 1184 ſein Schwager, der von ſeinem Vater, dem Fürſten Jaroſlaw Wladimirkowitſch von Halitſch, vertriebene Wladimir Jaroſlawitſch, reiſte zwar, da er nicht beſonders empfangen ward, von ihm zu andern ruſſiſchen Fürſten, kehrte aber doch von Roſtow zu demſelben nach Putiwl zurück. Jetzt nahm ihn dieſer mit freundſchaftlicher Achtung auf, behielt ihn zwei Jahre lang bei ſich, und ſparte während dieſer Zeit keine Mühe, ihn durch Vermittelung verſchiedener ruſſiſcher Fürſten wieder mit ſeinem Vater zu verſöhnen. Als ſich Jaroſlaw Wladimirkowitſch hierzu endlich verſtand, ließ Igor Wladimir'n durch ſeinen Sohn Swätoſlaw begleiten, welcher vom Fürſten von Halitſch reichlich beſchenkt zurückkam. Igor nahm im J. 1195 an der Heerfahrt des Fürſten Wſewolodowitſch von Kiew gegen die räſaniſchen Fürſten Theil. Er und Jaroſlawitſch ſchloſſen im J. 1196 mit Roman Mſtiſlawitſch ein Bündniß gegen Rurik Roſtiſlawitſch. Nach genommener Verabredung mit ſeinem Bruder David Roſtiſlawitſch von Smolenſk und Wſewolod Jurjewitſch von Roſtow, ließ Rurik Roſtiſlawitſch von Kiew, dem Fürſten Igor Swätoſlawitſch von Sewerien, ebenſo wie Jaroſlaw Wſewolodowitſch von Tſchernigow und allen übrigen Fürſten von Oleg's Stamme, den Antrag thun, alle Streitigkeiten zwiſchen ihnen und den Fürſten von Wladimir's Stamme für ewig aufzugeben, und bei ihrer Ausgleichung den im J. 1026 zwiſchen Jaroſlaw Wladimirowitſch und ſeinem Bruder Mſtiſlaw von Tmutarakan geſchloſſenen Vertrag, durch welchen ganz Rußland nach dem Laufe des Dnieprs getheilt worden war, zu Grunde zu legen, ſodaß die tſchernigowiſchen, ſeweriſchen und alle übrigen Fürſten von Oleg's Stamme auf die Länder der Roſtiſlawitſchen keine Anſprüche machen, und die Fürſtenthümer Kiew und Smolenſk Wladimir's Stamme verbleiben, die Fürſten deſſelben aber ſich dagegen alles deſſen, was von Alters her zu Tſchernigow gehört habe, begeben ſollten. Da aber die Fürſten von Oleg's Stamme (die Olgowitſchen [29]), unter ihnen auch Igor, welche ſich in einer Verſammlung

28) Um dieſelbe Zeit verlobte Rurik Roſtiſlawitſch von Bjelogorod ſeine Tochter Jaroſlawa mit Swätoſlaw, einem Sohne des Fürſten Igor Swätoſlawitſch von Sewerien.

29) Olgowitſchen heißt hier nicht Oleg's Söhne im eigentlichen Sinne des Wortes, ſondern was man im Teutſchen im Allgemeinen durch Olgowinger geben muß.

Digitized by Google

beriethen, ſich zwar anheiſchig machten, die gegenwärtigen Beſitzungen der Roſtiſlawitſchen Rurik und David und des Fürſten Wſewolod Juriewitſch nicht zu verlangen, oder den Erſtern im Beſitze des Fürſtenthums Kiew zu ſtören, dagegen ſich weigerten, auf die Stadt Kiew und den erſten ruſſiſchen Thron völlig zu verzichten, weil ſie ebenfalls Nachkommen deſſelben Jaroſlaw I., und noch dazu von ſeinem ältern Sohne Swätoſlaw wären, während deſſen jüngerer Bruder, Wſewolod, Wladimir's Vater geweſen ſei, und es dreiſt ausſprachen, daß nach ihrer Meinung der großfürſtliche Thron nach Rurik's Tode dem Älteſten im Fürſtenſtamme zu Theil werden müſſe, ſo ntſtanden über dieſen Gegenſtand ſehr lebhafte Verhandungen, ohne jedoch zu einem feſten Abſchluß zu führen. Die Wladimirowitſchen bemühten ſich, das Vorrecht ihres Stammes dadurch zu erweiſen, daß man Wladimir und einem Sohne Mſtiſlaw I. einmüthig den erſten ruſſiſchen Thron zugeſtanden habe, obgleich zu ihrer Zeit mehre ältere Fürſten von Swätoſlaw's und Oleg's Nachkommen m Leben geweſen wären. Als hierauf die Fürſten Wſewolod, Rurik und David ſich zum Kriege rüſteten, ſchloſſen Igor und die Olgowitſchen mit Wſewolod einen beondern Vertrag, Kraft deſſen jeder das Seinige ruhig ehalten und auf die Beſitzungen der Andern keinen Anpruch machen ſollte, und hierauf trafen ſie auch einen eſondern vorläufigen Vergleich mit Rurik Roſtiſlawitſch, aß in Erwartung des beabſichtigten gemeinſchaftlichen Vertrags Niemand den Andern bekriegen wolle. Nachdem ieſe Übereinkunft beſchworen war, entließ Rurik ſeine ruppen, wie Wſewolod es bereits gethan hatte. Doch ie Olgowitſchen brachen bald (im J. 1196) ihren Eid, eferten, von den Fürſten von Smolensk unterſtützt, eine Schlacht im Gebiete von Smolensk und gewannen ſie, urden jedoch nach verſchiedenen andern [80]) Kriegsvorfällen um Frieden bewogen. Igor ſtarb im J. 1202. Seine Söhne waren Wladimir, Oleg und Swätoſlaw [81]).

III. Fürſten von Räſan:

1) **Igor Glebowitsch**, Fürſt von Räſan, nahm n J. 1178 an der Heerfahrt ſeines Vaters, des Fürſten Gleb von Räſan, gegen den Großfürſten Wſewolod III., Jurjewitſch von Roſtow und der unglücklichen Schlacht n Berge Prukſowa Theil. Der Großfürſt ließ den lteſten Glebowitſchen Roman, welchem ſeine Brüder gor und Swätoſlaw beiſtanden, erſuchen, daß er ſeine ingeren Brüder Wſewolod und Wladimir in ungeſtörm Beſitze ihres Erbes laſſen möchte. Aber er antwortete, daß ſie die von ihren Brüdern erlittenen Beleidiungen zu rächen hätten. Der Großfürſt unternahm eine eerfahrt gegen die drei ältern Glebowitſchen zu Gunſten r zwei jüngern, und ſchlug jene, die ſich von Pronsk gegen Räſan gezogen hatten, jenſeit der Oka. Roman floh ins freie Feld und ließ ſeine Brüder Igor und Swätoſlaw in Räſan. Der Großfürſt bemächtigte ſich auf ſeinem Zuge der Stadt Boriſſow und erſchien bald hierauf vor Räſan ſelbſt. Nun ließen ihm die Fürſten Igor und Swätoſlaw Friedensvorſchläge thun, auf welche er einging. Nach geſchloſſenem Frieden theilte er das räſaniſche Gebiet nach dem Vorrechte des Alters unter die Glebowitſchen im J. 1180. Igor und ſeine Brüder zogen im J. 1183 mit dem Großfürſten gegen die Bulgaren. Fehden herrſchten zwiſchen den Glebowitſchen Igor und Wladimir auf der einen und Wſewolod und Swätoſlaw auf der andern Seite. Um eine gütliche Auskunft zu treffen, berief die jüngeren Glebowitſchen, die Fürſten von Pronsk, der älteſte Glebowitſch, Roman von Räſan, zu ſich. Sie hatten indeſſen von einigen ihrer Bojaren, wie man vermuthet, von denen, welche die Mißhelligkeiten unter den Brüdern angeſtiftet hatten, gehört, daß Roman ſie gefangen zu nehmen ſuche, und weigerten ſich nicht nur, zu ihm zu kommen, ſondern befeſtigten ihre Städte, und bereiteten ſich zur Vertheidigung. Bei der Nachricht hiervon zog Roman und ſeine Brüder Igor und Wladimir gegen Pronsk, und ſchloſſen die Stadt ein. Der Großfürſt Wſewolod Jurjewitſch, von dieſen Streitigkeiten der räſaniſchen Fürſten benachrichtigt, ließ Roman, Igor und Wladimir durch zwei ſeiner Bojaren zum Frieden und zu freundſchaftlichem Betragen ermahnen, indem er ihnen zugleich bemerklich machen ließ, daß Gott ihm Macht und Mittel gegeben hätte, die Unterdrücker und Friedensſtörer zur Ruhe zu bringen. Stolz antworteten dieſe, welche keine Luſt zum Frieden hatten, daß ſie in ihren Fürſtenthümern Wſewoloden gleich ſeien, und er keine Gewalt über ſie habe. Die Fürſten von Pronsk, welche den Großfürſten um Schutz und Hilfe erſuchen ließen, erhielten von ihm für das erſte 300 Mann, welche ſich mit der Beſatzung von Pronsk vereinigten. Während deſſen ſetzten Roman, Igor und Wladimir die Belagerung von Pronsk fort, bis Wſewolod Jurjewitſch ſeinen Vetter Jaroſlaw Wladimirowitſch und die muromiſchen Fürſten Wladimir und David dahin abſandte. Die drei Glebowitſchen Roman, Igor und Wladimir hoben nun die Belagerung auf, und kehrten nach Räſan zurück, unternahmen jedoch, als Jaroſlaw Wladimirowitſch zurückgezogen war, die Belagerung von Pronsk von Neuem und eroberten die Stadt, ſodaß Swätoſlaw Glebowitſch mit ihnen Frieden ſchließen mußte. Sie aber waren genöthigt, die Truppen, welche der Großfürſt Wſewolod Swätoſlawen geſandt hatte, und ſie in ihre Gewalt bekommen, an den Großfürſten auszuliefern, ohne daß dieſer ſich durch die verſuchte Rechtfertigung der räſaniſchen Geſandten befriedigt gezeigt hätte. Igor und ſeine Brüder Roman und Wladimir ſuchten ſich daher im J. 1188 durch Vermittelung des Biſchofs Porphyrius von Tſchernigow mit dem Großfürſten Wſewolod Jurjewitſch von Roſtow auszuſöhnen. Dieſer ſandte auch ſelbſt einige ſeiner Bojaren nach Räſan; doch brachten ſie den Frieden nicht zu Stande. Eine Folge hiervon war, daß Wſewolod Jurjewitſch von Roſtow in Begleitung des Fürſten Jaroſlaw

80) ſ. den Art. Jaroslaw Wsewolodowitsch von Tscherniww. 81) Aufſätze, betreffend die ruſſiſche Geſchichte, aus m Ruſſiſchen überſetzt von E. G. Arndt. 2. Th. S. 14. 90. 1. 118. 127. 143. 151. 167. 173. 174. 176—179. 185. 192. 8. 199. 202—219. 232. 233. 247. 248. 271. 273. 280. Karamn, Geſchichte des ruſſiſchen Reichs. Nach der zweiten Originalsgabe überſetzt. 3. Bd. (Riga 1823) S. 48. 54. 60. 73. 271.

Digitized by Google

Wladimirowitſch und der mumoriſchen Fürſten eine Heerfahrt gegen Räſan im J. 1188 that, auf welcher er Igor's Bruder, Wſewolod Glebowitſch, mit ſich nahm, über die Oka bis Opakow vorrückte, und alles ringsumher gelegene Land verheerte. Bald darauf fielen auch die Polowzer in das räſaniſche Gebiet, und machten viele Gefangene und viel Beute an Vieh, weil die räſaniſche Fürſtenmacht zu ſchwach war, ſich zugleich gegen den Beherrſcher von Roſtow und die Polowzer zu vertheidigen. Doch behaupteten ſich die Glebowitſchen in Räſan, und Igor ſtarb als räſaniſcher Fürſt im J. 1195 [32]).

2) **Igor Igorewitsch**, Fürſt von Räſan, ein Sohn Igor's, erwartete mit den übrigen räſaniſchen Fürſten den im Kriege mit Wſewolod Swätoſlawitſch von Tſchernigow im J. 1209 gegen die Oka mit dem Heere aufbrechenden Großfürſten Wſewolod Jurjewitſch von Roſtow, übernahm, nebſt den übrigen räſaniſchen Fürſten, die Vermittelung des Friedens zwiſchen Wſewolod Jurjewitſch von Roſtow und Wſewolod Swätoſlawitſch, wurde aber von erſterem, welchem Friede unter den damaligen Umſtänden ſchimpflich ſchien, als heimlicher Feind angeſehen, weil dieſer von ihm Hilfe erwartet hatte, und nicht die Friedensvermittlung, die er auf die Bitte des Tſchernigower Wſewolod übernommen hatte. Er und die übrigen räſaniſchen Fürſten fanden ſich deshalb, als der Großfürſt am Ufer der Oka ihnen gegenüber ſeine Stellung nahm, bei ihm ein, und der Großfürſt, der erzürnt war, kam nicht aus ſeinem Zelte [33]), ſondern ließ ihnen durch den Fürſten David von Murom und ſeinen Tüſſäzkoi Michailo Boriſowitſch, alles, was man ihm hinterbracht hatte, vorhalten. Die Fürſten rechtfertigten ſich, ſo gut ſie konnten, und baten, daß man ihnen ihre Verleumder anzeigen möge; erhielten ihre Verwandten Gleb und Oleg vom Großfürſten zugeſchickt, und wurden von ihnen zwar übler Geſinnungen gegen den Beherrſcher von Roſtow beſchuldigt, aber nicht durch hinlängliche Beweiſe, noch Zeugniſſe überwieſen, baten hierauf, daß der Großfürſt ihre Sache nach Recht und Billigkeit unterſuchen, und ſie nicht unverſchuldet kränken möchte, wurden jedoch, auf den Befehl des Großfürſten, welcher dem Rathe ihrer Feinde Gehör gab, in Haft genommen, und den 22. Sept. 1208 nach Wladimir an der Kläsma geſandt. Der Großfürſt beſetzte das räſaniſche Gebiet. Gleb Wladimirowitſch und deſſen Bruder Iſäſlaw nahmen jedoch, unter dem Vorwande der Befreiung ihrer Vettern, im J. 1209 in Verbindung mit den tſchernigowiſchen und ſeweriſchen Fürſten verſchiedene in den Städten des räſaniſchen Gebietes vom Großfürſten angeſtellte Befehlshaber gefangen. Wſewolod Swätoſlawitſch von Tſchernigow ließ im J. 1210 den Großfürſten Wſewolod Jurjewitſch von Weißrußland um Entlaſſung der gefangenen räſaniſchen Fürſten erſuchen. Der Erzbiſchof erbat den räſaniſchen Fürſtinnen die Freiheit; die Fürſten aber aus der Gefangenſchaft zu ziehen gelang ihm nicht. Nur Wſewolod's Tod am 15. April 1212 gab ihnen die Freiheit, da ſein Sohn Jurij, Fürſt von Wladimir, nach feierlicher Beſtattung des hartherzigen Beherrſchers mit Zuſtimmung der Großen, die Fürſten von Räſan mit allen ihren Unterthanen und den Biſchof Arſinnius der Haft entließ. Igor's Vaterbruder, der Fürſt Roman Glebowitſch von Räſan, ſtarb im J. 1216. Der hinterliſtige Gleb, welcher Igor'n und die andern räſaniſchen Fürſten durch falſche Anklage in ſolches Unglück geſtürzt hatte, faßte nun den Blutgedanken, ſie öffentlich zu ermorden, um über das ganze räſaniſche Gebiet zu herrſchen, und veranſtaltete zu Jakobi eine Zuſammenkunft, zu welcher ſich außer ihrem leiblichen Bruder auch noch folgende räſaniſche Fürſten, Kir Michail Wſewolodowitſch, die Swätoſlawitſchen Roman und Roſtiſlaw und die Igorewitſchen Gleb und Roman, die Brüder von Igor Igorewitſch, einſanden. Während der feſtlichen Freude bei dem Gaſtmahle zogen Gleb und Conſtantin Wladimirowitſch plötzlich die Säbel, eigne Leute und Polowzer ſtürzten plötzlich ins Zelt, und von den ſechs unglücklichen Fürſten und ihren getreuen Bojaren entrann keiner den Meuchelmördern am 20. Jul. 1217. Aber dieſe genoſſen die Früchte ihrer Blutthat nicht, denn noch lebte Igor Igorewitſch. Aus Furcht vor deſſen Rache mußten Gleb Wladimirowitſch und ſein Bruder Conſtantin mit allen den Ihrigen zu den Polowzern fliehen. So traurig für Igor die Ermordung ſeiner Verwandten war, ſo gewann er doch, da ſo viele der räſaniſchen Theilfürſten gefallen, bedeutend an Macht. Vergebens wurde er von Gleb Wladimirowitſch bekriegt. Namentlich erſchien dieſer im J. 1221 mit einem Haufen Polowzer vor Räſan, aber Igor zog ihm aus der Stadt entgegen, und zwang ihn, die Flucht zu ergreifen [34]).

(*Ferdinand Wachler.*)

IGOR'S HEERZUG, ein berühmtes altruſſiſches Lied. Es wird wol Epos [1]) oder Heldengedicht [2]) genannt, iſt dieſes jedoch nicht im ſtrengen Sinne des Wortes, inſofern ſein Stoff nicht der Heldenſage [3]) angehört. Es iſt faſt eine Mittelgattung zwiſchen einem rein geſchichtlichen und Sage enthaltenden Liede; denn der geſchichtliche Stoff iſt theils ſagenhaft, doch zum größern Theile geſchichtlich gehalten, wie auch ſchon der bloße Auszug bei Karamſin lehrt, wenn wir ihn mit dem geſchichtlichen Bericht über Igor's Heerfahrt [4]) gegen die Polowzer zuſammenhalten. Doch iſt die Darſtellung von Igor's Heerzug auch in der Geſchichte nicht ganz frei von ſagenhafter Ausſchmückung, wodurch es um ſo ſchwerer wird, Sage und Geſchichte in dem Liede zu trennen. Inſofern der Verfaſſer des Liedes Zeitgenoſſe der Begebenheiten

32) Aufſätze, betreffend die ruſſiſche Geſchichte, aus dem Ruſſiſchen überſetzt von E. G. Arndt. 2. Th. S. 157. 169. 186. 220. 230. 233. 267. Karamſin III, 58. 270. 33) Nach einer andern Angabe umarmte er ſie zum Scheine freundſchaftlich.

34) Aufſätze, die ruſſiſche Geſchichte betreffend. 2. Th. S. 314—318. 321. 322. 365. 381, Karamſin. 3. Bd. S. 99. 100. 105. 365.

1) In Karamſin's Geſch. des ruſſ. Reiches nach der zweiten Originalausgabe überſ. 3. Bd. (Riga 1823) S. 182. S. 57 jedoch wird es richtiger als ein altes hiſtoriſches Gedicht bezeichnet. 2) Geſch. Rußlands nach Karamſin von Tappe. 1. Th. S. 230. 3) Über das Weſen derſelben ſ. 2. Sect. 5. Th. S. 67—70. 4) ſ. den Art. Igor Swätoslawitsch, Fürst von Nowgorod-Sewerskoi.

war, kann manches im Liede mehr geſchichtliche Wahrheit haben, als in der Überlieferung der Geſchichte ſelbſt. Intereſſant iſt es auch deswegen, weil ſich viele andere merkwürdige Beziehungen auf die gleichzeitigen ruſſiſchen Fürſten darin finden. Große Berühmtheit hat das Igorslied nicht blos wegen ſeines Gegenſtandes und der Umſtändlichkeit erhalten, mit welchem es Igor's Heerzug und Rettung beſchreibt, ſondern auch wegen ſeiner reich ausgeſtatteten Dichterſprache [5]). Der ſeweriſche Fürſt Igor, von Begierde nach Kriegsruhm brennend, überredet ſeine Waffengenoſſen zu einer Heerfahrt gegen die Polowzer, und verſichert: „Ich will meine Lanze auf ihren entfernteſten Häuptern zerſplittern, dort mein Haupt hinlegen oder mit meinem Helme aus dem Don trinken." In der Schilderung des zahlreich verſammelten Heeres heißt es: „Pferde wiehern jenſeit der Sula, der Ruhm erſchallt in Kiew, die Trommeten erſchallen in Nowgorod, Fahnen wehen in Putiwl, Igor harret ſeines lieben Bruders Wſewolod." Wſewolod beſchreibt ſeine Helden, als: „unter Trompetenſchall zum Leben erwacht, mit der Spitze des Speeres aufgenährt, der Wege kundig und mit dem Geklüft vertraut; ihre Bogen ſind geſpannt, ihre Köcher geöffnet, die Säbel geſchliffen; ſie ſtürzen ins Feld wie hungrige Wölfe, ringen nach Ehre für ſich ſelbſt und nach Ruhm für den Fürſten. Igor ſetzt die Füße in goldene Steigbügel, und ſchaut dichte Finſterniß vor ſich, der Himmel ſchreckt ihn mit Gewitter, wilde Thiere heulen in den Wüſten, Raubvögel ſchweben in Schaaren über dem Heere, Adler verkünden ihm ſeinen Untergang vorher, und Füchſe bellen die glänzenden ruſſiſchen Schilde an." Die Schlacht nimmt ihren Anfang. Geworfen ſind die Haufen der Polowzer, gefangen genommen ihre ſchönen Jungfrauen, Gold und Stoffe erbeutet, die Gewänder und der Pelz der Polowzer liegen auf den Sümpfen ſtatt der Brücken für die Ruſſen. Fürſt Igor eignet ſich nur allein eine rothe Fahne an einer ſilbernen Stange zu. Doch nur zu bald nahen aus dem Süden neue ſchwarze Wolken (Kriegshaufen der Polowzer). „Die Winde, Strybog's Geſchlecht, wehen vom Meere Pfeile auf Igor's Streiter." Wſewolod kämpft mit ſeiner Leibwache an der Spitze des Heeres: „er überſtreut die Feinde mit Pfeilen, ihre Helme ertönen von den ſtählernen Schwertern; wo ſeine goldene Sturmhaube erglänzt, liegen die Häupter der Polowzer." Schon zwei Tage wüthet die unerhörte, furchtbare Schlacht. Die Erde iſt vom Blute getränkt, mit Gebeinen beſäet. Am dritten Tage fielen die ruſſiſchen Fahnen; „der Blutwein war ausgegangen, die tapfern Ruſſen endeten ihr Feſtmahl, ſie hatten die Gäſte getränkt, und ruhten nun nach der Arbeit für das Vaterland." Kiew, Tſchernigow zittern; die ſingenden Polowzer führen Igor'n gefangen fort, und „gothiſche Jungfrauen [6]) ſingen fröhliche Lieder an des blauen Meeres Geſtade, und klingeln dazu mit ruſſiſchem Golde." Der Sänger fleht alle Fürſten an, daß ſie vereint an den Polowzern Rache nehmen mögen, und richtet an Wſewolod die Worte: „Du kannſt die Wolga mit Rudern verſprützen, und den Don mit Helmen ausſchöpfen;" ja — an Rurik und David: „eure vergoldeten Helme ſind ſchon ſeit langer Zeit mit Blut beſprützt; eure Kämpen wüthen gleich wilden, mit Säbeln verwundeten Stieren;" an Roman und Mſtiſlaw von Wolhynien [7]): „Lithauer, Jatwägen und Polowzer werfen ihre Lanzen auf die Erde, und beugen das Haupt unter euren ſtählernen Schwertern;" an die Söhne des Fürſten Jaroſlaw von Luzk, Ingwar und Wſewolod und an ihren dritten Bruder: „O! ihr aus rühmlichem Horſte Scharfbeſchwingte! verwehrt dem Feinde das Feld mit ſpitzen Pfeilen." Er nennt den Fürſten Jaroſlaw von Halitſch Osmomysl (achtmal [8]) verſtändig, d. h. hochweiſe), und fügt hinzu: „hochſitzend auf goldbeſchlagenem Throne unterſtützeſt du die karpatiſchen Gebirge mit deinen eiſernen Kriegsſchaaren, ſchließeſt die Thore der Donau, öffneſt den Weg nach Kiew [9]), und ſendeſt Pfeile in entfernte Länder [10])." Bemerkenswerth iſt auch, wie der Dichter den von den Lithauern getödteten Polozkerfürſten Iſäſlaw Waſſilkowitſch beweint: „Deine Leibwache, Fürſt! bedeckten Raubvögel mit ihren Flügeln, und wilde Thiere leckten ihr Blut. Dir ſelbſt entfloh deine Perlenſeele durch dein goldenes Halsband aus dem kraftvollen Körper." Das Schreckliche der damaligen Einfälle der Lithauer ins kriwiſche Land malen die Worte: „zum Sumpfe ſtockt die Dwina den furchtbaren Polotſchanen bei dem Waffengeklirre der Heiden." Ähnlich, wie der Sänger des Annoliedes die unglücklichen innern Kriege ſeines Vaterlandes beklagt, äu-

5) Außerdem hat es auch Alterthumsforſchern Dienſte geleiſtet, ſ. z. B. „Altteutſche Wälder," herausgegeben durch die Brüder Grimm. 1. Bd. S. 19. 6) Zur Zeit des berühmten Hermanrich's, bemerkt Karamſin (a. a. O. Anmerk. zum 3. Theile S. 313), in Taurien, wo damals die Polowzer herrſchten. Anderwärts (S. 183 im Auszuge des Liedes) ſetzt er „ihre" ſtatt „gothiſche" Jungfrauen, als wenn gothiſch und polowziſch einerlei wäre, was aber ſchwerlich der Fall iſt. Es ſind wahrſcheinlich gothiſche Jungfrauen, welche die Polowzer als Kriegsbeute in ihr Land gebracht hatten. Übrigens iſt die Stelle des Liedes rückſichtlich der in der Krimm noch damals vorhandenen Gothen merkwürdig.

7) Nach dem Herausgeber des Igorsliedes (S. 31) wären Roman und Mſtiſlaw die Söhne des Großfürſten Roſtiſlaw. Aber, wie Karamſin (a. a. O. Anmerk. 3. S. 313) dagegen bemerkt, ſtarb Roman Roſtiſlawitſch um das J. 1175, und deſſen Bruder Mſtiſlaw den 14. Jun. 1180 (ſ. nowgor. Chron. S. 44). Ein gleichzeitiger Schriftſteller alſo konnte ſie nicht im J. 1185 gegen die Polowzer aufrufen. Es werden alſo Roman Mſtiſlawitſch von Wladimir in Wolhynien, welcher nachmals den Fürſtenſtuhl von Halitſch beſtieg, und ſein Vetter, Mſtiſlaw, der Sohn des Fürſten Jaroſlaw von Luzk, darunter verſtanden. Weiter unten ſingt der Dichter: „Ingwar, Wſewolod (Bruder des Mſtiſlaw Jaroſlawitſch) und alle drei Mſtiſlawitſchen kein ſchlechter Horſt von ſechs Schwingen." Der Dichter nimmt alſo, da er von ſechs Flügeln redet, und jeder Vogel zwei hat, drei Brüder an, welche er, nach Karamſin's Bemerkung, Mſtiſlawitſchen nach ihrem Urgroßvater Mſtiſlaw nennt, welches alſo hier nicht, wie gewöhnlich, durch Mſtiſlaw's Söhne, ſondern Mſtiſlawinger zu übertragen iſt. 8) Nämlich in dem Sinne, daß ſein Verſtand für den Verſtand von acht Männern gelten könne, ähnlich, wie in der teutſchen Heldenſage Zwölfmannsſtärke gebraucht wird. 9) D. h. den, wen du willſt, läßt du nach Kiew ziehen, d. h. den großfürſtlichen Thron beſteigen. 10) Bezicht ſich darauf, daß Jaroſlaw von Halitſch ausländiſche Fürſten mit Hilfstruppen unterſtützte.

Digitized by Google

ßert ſich auch der Verfaſſer dieſes Liedes bei Beſchreibung der unglücklichen Fehden unter den ruſſiſchen Fürſten und bei dem Kampfe Iſäſlaw's I. mit dem Polozkerfürſten ſpricht er: „An des Niemens Ufern drängen ſich ſo zahlreich Häupter an einander, wie in der Erntezeit die Garben, gedroſchen wird — mit ſtählernen Ketten, ſie wehen die Seele vom Körper ... O! bedrängte Zeiten! warum konnte der alte Wladimir nicht an Kiews Berge angenagelt werden" (nicht unſterblich ſein)? Während deſſen vergießt in Putiwl die Gemahlin des gefangenen Igor Thränen, und klagt, indem ſie von der Stadtmauer in die weite Ebene blickt: „Warum, o mächtiger Wind! haſt du mit deinen leichten Flügeln die Pfeile der Khane auf die Streiter meines Gatten geweht? ... O! herrlicher Dniepr! du durchfließeſt Felſenberge, dich in der Polowzer Land zu ſtürzen; du trugſt Swätoſlaw's Schiffe bis an Kobäck's Lager [11]); bring auch mir den lieben Freund, damit ich ihm meine Thränen nicht mehr zum blauen Meere ſende! ... O! glänzende Sonne! wärmend und ſchön für Alle! warum haſt du mit verſengenden Strahlen in der ſpurloſen Wüſte die Krieger meines Freundes verzehrt?" ... Doch Igor iſt bereits frei, hat ſeine Wächter getäuſcht, und eilt auf ſeinem flüchtigen Renner an die Grenzen des Vaterlandes, Gänſe und Schwäne ſich zur Nahrung erlegend. Der Ermüdung unterliegt ſein Roß. Er beſteigt ein Boot und ſchifft auf dem Donez nach Rußland. Der Dichter, welcher den Fluß beſeelt denkt, läßt ihn die Worte ſagen: „Nicht wenig ward dir, Igor! Größe, dem Khan Kontſchak Unmuth [12]), und dem ruſſiſchen Lande Freude." Der Fürſt erwiedert: „Nicht wenig Ruhm wird dir, Donez! der du Igor auf deinen Wellen ſchaukelſt, mit weichem Graſe mich an deinen Silberufern betteſt, mit warmen Nebeln unter dem Schatten des grünenden Baumes mich bedeckeſt, auf dem Waſſer mich von Schellenten [13]), im Strome von Möven [14]), im Sturme von Schwarzenten [15]) bewachen läßt." In Kiew angelangt, verfügt ſich Igor in die Muttergotteskirche, und bringt dem Allerhöchſten ſein Dankgebet dar. Der Dichter führt Bojan's Worte an: „ſchlimm befindet ſich das Haupt ohne Schultern," und ruft dann aus: „Beglücktes Land! fröhliches Volk! du feierſt Igor's Befreiung!" Dieſer Auszug [16]) ſchon lehrt, daß man mit Recht an dieſem Erzeugniſſe des Alterthums große Kraft des Ausdrucks, Schönheit der maleriſchen Sprache und kühnen Vergleichungen, wie ſie der Dichtkunſt jugendlicher Völker eigen iſt, mit Recht rühmt. Der Verfaſſer deſſelben, der zu den reich begabten Dichtern gehörte, iſt leider unbekannt. Das Lied iſt im 12. Jahrh. verfaßt, und Karamſin hat unſtreitig Recht, wenn er es als Werk eines Weltlichen anſieht. Denn ein Mönch hätte ſich wol nicht erlaubt, von den Göttern des Heidenthums zu ſprechen und denſelben Naturwirkungen beizulegen. Im Style, in den Wendungen und Bildern meint Karamſin Nachahmung der älteſten ruſſiſchen Sagenlieder von den Thaten ruſſiſcher Fürſten und Kämpen annehmen zu dürfen; denn der Dichter rühmt z. B. die Nachtigall der Vorzeit, den Dichter Bojan, deſſen eilende Finger über die beſeelten Saiten fliegend, von dem Ruhme der ruſſiſchen Helden ertönten. Da Bojan's Geſänge, ſowie muthmaßlich die vielen andern Dichter während der ſieben bis acht, meiſt nur durch Rußlands Drangſale denkwürdige Jahrhunderte verloren gegangen ſind, indem die Menſchen dem Schwerte, und den Flammen die Gebäude und Schriften zum Opfer wurden, ſo ſchenkt man mit Recht um ſo größere Aufmerkſamkeit dem Igorsliede, da es aus dieſer Gattung altruſſiſcher Lieder das einzig übriggebliebene iſt. Daher iſt es nicht nur in der Urſchrift herausgegeben [17]), ſondern auch ins Teutſche überſetzt worden, ſowol von Müller, als vom Paſtor Sederholm zu Moskau.

(*Ferdinand Wachler.*)

IGRANDE, hübſcher Marktflecken im Canton Bourbon-l'Archambault des Bezirks Moulins im franzöſiſchen Departement des Allier zwiſchen ſehr fiſchreichen Teichen gelegen. Die 1700 Einwohner treiben einen lebhaften Viehhandel. (*Klaehn.*)

IGRITZE. 1) ein auch Igriczi genanntes, mehren adeligen Familien gehöriges großes Dorf im miſkolczer Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der borſoder Geſpanſchaft im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns, am nördlichſten Rande der großen oder untern ungariſchen Ebene, in ſumpfiger Gegend gelegen, anderthalb Stunden nordnordweſtwärts von dem Markte Cſáth entfernt, mit 112 Häuſern, 818 magyariſchen Einwohnern, welche Feldbau treiben, und, mit Ausnahme von 30 Katholiken und acht Juden, ſich ſämmtlich zur evangeliſchen Kirche helvetiſcher Confeſſion bekennen, einer eigenen Pfarre, einem Bethauſe und einer Schule der Reformirten. 2) Ein der adeligen Familie Kuny gehöriges Dorf im kapornaker Gerichtsſtuhle der ſzalader Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungaens, in hügeliger Gegend, an der von Nagy-Kapoenak nach Nagy-Kaniſa führenden Straße, etwas über eine teutſche Meile ſüdlich von dem erſtern Markte entfernt, nach Szent-Peter-Ur eingepfarrt, mit 25 Häuſern, 179 magyariſchen, katholiſchen Einwohnern und einer katholiſchen Filialkirche. Sehenswerth ſind hier

11) Swätoſlaw von Kiew that nämlich im J. 1184 mit mehren andern Fürſten eine Heerfahrt gegen die Polowzer und war den 30. Jul. an den Ufern des Fluſſes Ugol ſiegreich. Aber dem Triumphe der Ruſſen folgte nach einigen Monaten tiefe Trauer; denn die Fürſten von Sewerien, Igor von Nowgorod-Sewerſkoi, ſein Bruder Wſewolod von Trubtſchewſk und ihr Neffe, welche insgeſammt Swätoſlaw's Heerfahrt nicht beigewohnt hatten, wollten größern Ruhm als dieſer erwerben, und machten einen unglücklichen Zug gegen die Polowzer. Vgl. den Art. Igor Swätoslawitsch, Fürst von Nowgorod-Sewerskoi. 12) Weil nämlich der Khan Kontſchak für den gefangenen Igor, den er ausgeliefert erhalten, Bürgſchaft geleiſtet hatte. 13) Ruſſiſch *Gogolj*; anas clangula *Linn.* 14) Ruſſiſch *Tschaïka*, larus. 15) *Tschernet*, anas fusca, vielleicht, wie v. Hauenſchild zu Karamſin (3. Bd. S. 185) bemerkt, richtiger fuligula? 16) Vgl. Karamſin. 3. Bd. S. 182—185.

17) Handſchriftlich findet es ſich in der Bibliothek des Grafen Muſſin-Puſchkin, in einem Codex, welcher auch noch andere merkwürdige Stücke in altruſſiſcher Sprache enthält (ſ. Karamſin. 8. Bd. Anmerk. S. 313. 314).

die Sammlungen Rumy's, welche intereſſante Alterthümer, Handſchriften, ſilberne Becher und mehres Andere enthalten. (*G. F. Schreiner.*)

IGUALÁDA, Villa in der ſpaniſchen Vegeria de Villafranca, Provinz Cataluña, liegt am Noya in einer fruchtbaren, gut gewäſſerten, aber hügelvollen und durch Ravinen unterbrochenen Gegend, und hat eine Pfarrkirche, drei Klöſter und **14,000** Einwohner, welche Kattunmanufacturen und Gewehrfabriken unterhalten. (***Fischer.***)

IGUANA. Unter dieſem urſprünglich weſtindiſchen Namen, welcher die dort gewöhnlichſte große Eidechſe bezeichnete, beſchrieben die ältern Naturforſcher diejenige Eidechſenform, welche noch jetzt den Namen Leguan führt, und von den Eingeborenen Weſtindiens eigentlich wol Iliuana genannt wurde, was die Spanier in Iguana veränderten. Linné führte ſie als **Lacerta Iguana** in das Syſtem ein, und der bedeutendſte Herpetolog zunächſt nach ihm, Laurenti, erhob dieſelbe mit mehren Verwandten zu einer beſondern Gattung, welche nun den Namen **Iguana** erhielt, während er die **Lacerta Iguana** Linné's als **Iguana tuberculata** von den andern Arten unterſchied. Seit dieſer Zeit iſt die Gattung **Iguana** im Syſtem der Amphibien geblieben, hat aber von verſchiedenen Naturforſchern verſchiedene Begrenzungen erfahren. Mit Übergehung mehrer unwichtigen Autoritäten laſſen wir nur die Cuvier'ſche und die jetzige Charakteriſtik der Gattung **Iguana** folgen.

Cuvier betrachtete die Gattung **Iguana** als Repräſentanten einer großen Abtheilung der Eidechſen, welche er nach ihr **Iguanina** nannte, und durch den langen Schwanz, die langen freien und ungleichen Zehen, ſowie durch die dicke, fleiſchige, nicht ausſtreckbare Zunge charakteriſirte. Er nahm in dieſer Gruppe wieder zwei Unterabtheilungen an: die Agamen, welche nach ihm keine Zähne am Gaumen haben, und die echten Iguanen, welche mit Gaumenzähnen verſehen ſind. Zu den letztern gehörte die Gattung **Iguana**, welche folgendermaßen von ihm charakteriſirt wurde: „Leib und Schwanz mit kleinen Schindelſchuppen bedeckt, längs des ganzen Rückens eine Reihe Stacheln oder vielmehr aufgerichteter, zuſammengedrückter, ſpitzer Schuppen; an der Kehle eine zuſammengedrückte hängende Wamme, deren Rand durch einen knorpeligen Fortſatz des Zungenbeins ausgeſpannt wird. An den Schenkeln bemerkt man dieſelbe Reihe von Drüſenöffnungen, welche auch der gemeinen Eidechſe zukommen, und der Kopf iſt mit Schildern bedeckt. Jeder Kiefer iſt von einer Reihe dreieckiger, zuſammengedrückter, am Rande zackiger Zähne eingefaßt, auch haben ſie zwei kleine Zahnreihen am hintern Gaumen." Zu der ſo charakteriſirten Gattung zieht Cuvier folgende Arten: 1) **Ig. tuberculata**, Linné's **Lac. Iguana**, im ganzen wärmern Amerika einheimiſch. 2) **Ig. coerulea** ***Dand.***, aus Südamerika. 3) **Ig. nudicollis** ***Cuv.***, **Ig. delicatissima** ***Laur.***, aus Braſilien. 4) **Ig. cornuta** ***Lacép.***, von St. Domingo. 5) **Ig. cyclura** ***Cuv.***, aus Nordamerika. Ferner zog er noch den **Amblyrhynchus cristatus** ***Bell.*** hierher, und hielt ihn ſogar für ſynonym ſeiner **Iguana nudicollis**, was nach ſpätern Vergleichungen unſtatthaft iſt.

In neuerer Zeit haben nun die umſichtigen und höchſt genauen Unterſuchungen von Fitzinger, Wagler, Wiegmann, Kaup, Bell u. A. eine ſtrengere Diagnoſtik und damit eine größere Menge von Eidechſengattungen nothwendig gemacht, und ſo konnte es nicht fehlen, daß auch die Gattung **Iguana** Umgeſtaltungen erlitt. Man blieb jedoch bei der von Cuvier befolgten Methode, die Eidechſen nach der Zungenform hauptſächlich zu ſondern, ſtehen, und nannte demnächſt Cuvier's **Iguanina**, verbunden mit deſſen **Geckoniuis**, welche dieſelbe dicke, fleiſchige, nicht ausſtreckbare Zunge beſitzen, **Crassilinguia.** Dieſe Gruppe zerfiel dann in Cuvier's Agamen, ihrer Lebensweiſe halber **Humivagae** genannt, in deſſen echte Iguanen, aus demſelben Grunde als **Dendrobatae** bezeichnet, und in die Geckonen, welche man **Ascalabotae** neuerdings zu nennen pflegt. Bei genauerer Unterſuchung der beiden erſten Gruppen ergab es ſich nun, daß jede derſelben nach der Art und Weiſe, wie die Zähne am Kiefer befeſtigt ſind, wieder in zwei Abtheilungen zerfalle, indem bei der einen die Zähne an der Innenſeite des Kiefers ſitzen (**Pleurodontes s. Prosphyodontes**), bei der andern dagegen oben auf dem äußerſten Kieferrande (**Acrodontes s. Emphyodontes**). Und was dieſen Unterſchied beſonders wichtig macht, iſt die ſtrenge Bindung der Inhaber des einen wie des andern Charakters an die eine oder die andere Hemiſphäre, und zwar ſind die **Pleurodontes** Bewohner der neuen Welt, ſowie die **Acrodontes** nur Inſaſſen der alten. **Iguana**, als amerikaniſche Eidechſe, gehört alſo den **Dendrobatis pleurodontibus** an, und unterſcheidet ſich von den übrigen Gattungen Amerika's durch folgende Eigenſchaften:

Der von kleinen glatten Schindelſchuppen gleichmäßig bedeckte Leib hat einen ziemlich kurzen, dicken Kopf, deſſen Schnauzentheil nach Vorn geneigt abfällt. Seine Oberfläche iſt von Schildern bedeckt und die Naſenlöcher ſtehen ſeitlich an der Spitze der Schnauze, von dem röhrig aufgeworfenen Rande des Naſalſchildes umgeben. Das Trommelfell iſt ſichtbar; der Zwiſchenkiefer hat ſieben Zähne. An der Kehle hängt die zuſammengedrückte Wamme herab. Der Rücken trägt einen zackigen Kamm, der ſich auch über den zuſammengedrückten Schwanz bis zur Spitze allmälig niedriger werdend fortſetzt. An der Innenſeite der Schenkel ſind Drüſenöffnungen. Die Arten laſſen ſich wieder ſo gruppiren:

1) Die Wamme am Rande gezähnelt. a) Unter dem Ohre ein Schildchen, Stirn unbewaffnet. **Hypsilophus** ***Wagl.*** Dahin: **Ig. tuberculata** ***L.*** und **Ig. rhinolophus** ***Wiegm.*** b) Kein Schild unter dem Ohre, Stirn gehörnt. **Metoporus** ***Wagl.*** Dahin: **Ig. cornuta** ***Dand.*** c) Kein Schild unter dem Ohre, Stirn unbewaffnet, Wamme hinten nicht gezähnelt. Dahin: **Ig. nudicollis** ***Cuv.***

2) Die Wamme am ganzen Rande nicht gezähnelt, Stirn unbewaffnet, Kamm niedrig. **Brachylophus** ***Cuv.*** Dahin: **Ig. fasciata** ***Brogn.*** *).

*) Nach Kaup haben die drei Gaumenzähne dieſer Eidechſe eine

Digitized by Google

Die Lebensweiſe und Eigenthümlichkeiten dieſer Arten betreffend, ſo möge es genügen, dieſelben nur von der erſten und gemeinſten, der Ig. tuberculata, näher zu erörtern. Sie findet ſich im ganzen wärmern Südamerika, ſowie auf den weſtindiſchen Inſeln, und hält ſich in Gebüſchen am Rande von Flüſſen und Seen auf. Ihre gewöhnliche Größe beträgt drei Fuß, wovon der Schwanz mehr als die Hälfte wegnimmt; doch gibt es auch Exemplare von fünf Fuß Länge. Im Leben iſt ſie ſchön blau auf dem Rücken, grünlich violett an den Seiten, und wird gegen den Bauch hin faſt ganz weiß; auf dem Rücken finden ſich bräunliche Flecke und der Schwanz hat dergleichen Ringe. Getrocknete und in Spiritus aufbewahrte Exemplare ändern ihre Farbe bald in ein gleichmäßiges Eiſengraublau, das höchſtens an den Seiten noch etwas ins Violette ſchillert. Höchſt auffallend iſt an dem Thiere die Kehlwamme, welche immer ſegelartig ausgeſpannt iſt, aber, wie der übrige Leib, die Farbe ändert und ſich aufbläht, wenn man die Eidechſe reizt und angreift. Obgleich der Leguan, wie vielleicht alle Eidechſen, nicht giftig iſt, ſo wird doch ſein Biß, womit er den Angreifer empfängt, höchſt ſchmerzhaft und gefährlich wegen der zahlreichen feinen und ſcharfen Zähne; außerdem pflegt er ſich noch durch Kratzen mit den ſcharfen und großen Krallen ſeiner fünfzehigen Füße zu vertheidigen. Zufluchtsorte in der höchſten Noth ſind hohle Bäume, Baumlöcher und die Bäume ſelbſt. Letztere, zumal niedriges Buſchwerk, beſteigt er beſonders am Tage der Nahrung halber, welche in Blättern und Baumfrüchten, aber auch in Inſekten, ja ſelbſt kleinen Vögeln beſteht. Er hält ſich während des Kletterns mit den Zehen und dem Schwanze feſt, und ſchnappt gleich den Fröſchen behende nach der Beute. Bei Nacht ruht er im Dickicht verſteckt, und fällt während der heißen Jahreszeit in einen lethargiſchen Zuſtand, worin er ſelbſt fünf bis ſechs Monate verharren kann. Urſprünglich in ſeiner Heimath höchſt gemein hat der Leguan doch wegen der vielen Nachſtellungen, denen er ausgeſetzt iſt, ſchon ſehr abgenommen. Man fängt ihn ſeines höchſt wohlſchmeckenden Fleiſches wegen überall, und bringt ihn lebendig, aber gebunden, auf den Markt. Die gewöhnliche Methode, ſich ſeiner zu bemächtigen, iſt die Schlinge, da Geſchoſſe ein ſo flüchtiges Thier nur ſelten ereilen, auch von ſeiner ſehr glatten ſchlüpferigen Haut leicht abprallen, wenn nicht die Schußlinie ſenkrecht gegen den Leib gerichtet iſt. Übrigens iſt ſein Fleiſch, obgleich ſchmackhaft, doch keine geſunde Speiſe, namentlich nicht für Europäer; ganz beſonders aber haben es Individuen zu fürchten, welche an Venerie litten, weil es bei dieſen neue Symptome der Krankheit, namentlich die nächtlichen Knochenſchmerzen, wieder hervorruft. Daher mag die alte Sage entſtanden ſein, daß der Genuß dieſes Thieres die Syphilis urſprünglich in Amerika erzeugt habe. Leichter verdaulich ſind die Eier. Sie haben die Größe der Taubeneier, ſind aber mehr cylindriſch und an beiden Enden gleichmäßig abgerundet; ihre Schale iſt lederartig. Sie enthalten nur ſehr wenig Eiweiß, aber viel Öl, und werden daher durch Kochen nicht leicht hart. Die Weibchen, welche den Männchen an Größe nachſtehen, legen dieſelben in den von der Sonne erwärmten Uferſand, woſelbſt man ſie aufſucht und ebenfalls auf den Markt bringt. Ein einziges Individuum ſoll deren 70—80 legen.

Die zweite, nur in Mexico einheimiſche und daſelbſt Aquaquetzpallia genannte Art (Ig. rhinolophus) unterſcheidet ſich von Ig. tuberculata blos durch höckerige Schilder auf der Mitte der Schnauze, die dort einen dreizackigen Kamm bilden; beide haben außerdem große gewölbte Schilder am Unterkiefer und höckerige Schuppen am Halſe. Einige braſiliſche Völkerſchaften nennen übrigens den Leguan in ihrer Sprache Senembi. (*Burmeister.*)

Iguana amboinensis und **Ig. Basiliscus**, ſ. **Basiliscus amboin.** und **americanus.**

Iguana bimaculata und **principalis**, ſ. unt. **Anolis.**

Iguanina, ſ. **Iguana.**

IGUANODON (Paläozoologie). Der Iguanodon (deſſen Name aus Iguana, einem Eidechſengeſchlechte, und ὀδούς; Zehe, zuſammengeſetzt iſt) iſt durch ſeine Größe, wie durch ſeine Organiſation eins der merkwürdigſten Geſchlechter foſſiler Reptilien. Die erſten Spuren davon, einige Zähne, hat Mrs. Mantell im J. 1822 entdeckt; die meiſten ſpätern Bereicherungen unſerer Kenntniſſe darüber dankt man den Bekanntmachungen Gideon Mantell's und Buckland's. Beſonders iſt der erſte perſönlich bei den ſpätern Nachforſchungen thätig geweſen. Er hat in Übereinſtimmung mit Conybeare den oben angeführten Namen gegeben, welcher im Féruſſac'ſchen Bülletin und in einigen andern Zeitſchriften irrthümlich in Iguanosaurus verwandelt worden iſt. Cuvier hatte von dieſem Geſchlechte noch nicht viel mehr als die Zähne, und zwar durch Mantell ſelbſt kennen gelernt.

Die Foſſilreſte dieſes Thieres haben ſich bisher nur im ſüdöſtlichen Theile Englands gefunden, und zwar: A) In einem Süßwaſſergebilde der Wealden- oder Haſtingsſandformation, nämlich: 1) im Tilgate Foreſt zu Cuckfield in Suſſex, in Geſellſchaft von Gebeinen von Rieſenkrokodilen, Hylaeosaurus, Megalosaurus, Plesiosaurus, Landſchildkröten und Vögeln (Mantell); 2) in der Fortſetzung deſſelben Gebirges in der Headſoldwoodgemeinde bei Loxwood in Suſſex (Murchiſon); 3) bei Sandown Fort am ſüdlichen Ufer der Inſel Wight, zu Yaverland etwas öſtlich von dieſer Stelle und im Kirchſpiele Brook, vorzüglich am Brook Point am ſüdweſtlichen Ende der Eiſenſandformation auf Wight; zu Sandown Fort werden dieſe Reſte durch ſolche von Krokodil, Megalosaurus, Plesiosaurus und durch ähnliche Conchylien wie zu Cuckfield begleitet; 4) bei Swanwich auf Purbeck, ſodaß die Ablagerungslinie der Iguanodonreſte

andere Form, als bei den übrigen Iguana-Arten. Cuvier hatte ſie überſehen, und daher ſeine Gattung zu den Agamen gezogen; dagegen wird Ig. cyclura Cuv. ausgeſchloſſen, ſie bildet eine eigne Gattung, welche ſich nicht blos durch den Mangel der Wamme, ſtatt deren ein faltiger Kehlſack da iſt, ſondern auch durch ſpitze, ſchildförmige Winkelſchuppen am Schwanze und die von der Schnauzenſpitze mehr entfernten Naſenlöcher unterſcheidet. Die Arten dieſer Cyclura von Harlan genannten Gattung bewohnen Centralamerika, namentlich Mexico.

in der angeführten Gebirgsformation, wahrſcheinlich ein ehemaliges Geſtade vom Walde von Suſſex an, durch Wight und Purbeck zu ziehen ſcheint (Buckland). b) Im Kentiſh Rag, einem Meeresgebilde und Gliede der obern Grünſandformation, mit Gervillien, Trigonien, Terebrateln ꝛc. So zu Rockhill bei Maidſtone in Kent, wo man die Gebeine faſt eines ganzen Skeletts auf einem Raum von wenigen Quadratfußen beiſammen gefunden, aber, mit Ausnahme einiger zuſammenhängender Wirbel, ohne Ordnung durcheinanderliegend. Deſſenungeachtet dürfte ſich dieſe Vollſtändigkeit des auf einem ſo kleinen Raume beſchränkten Skelets mit der Buckland'ſchen Anſicht ſchwer vertragen, daß es aus der Wealdenformation durch ſecundaire Ablagerung hierher gelangt ſei.

Die Geſchichte der Entdeckung iſt folgende: Aus dem Tilgate Foreſt hatte Mantell im J. 1824 bereits viele Zähne, ein Schenkelbein, einige Wirbel und viele andere minder ſicher beſtimmte Knochen erhalten, wovon Cuvier die erſten einem unbekannten Reptile zuſchrieb, deren Ähnlichkeit mit jenen von Iguana der Verf. bei ſeinen mit Conybeare gemeinſam unternommenen Vergleichungen bald erkannte. In den nächſten Jahren erhielt er dazu ein Horn, welches eine ähnliche Stelle wie bei Rhinozeros eingenommen zu haben ſchien, und auf deſſen Analogie mit dem Horne bei Iguana cornuta Pentland zuerſt aufmerkſam machte. Im J. 1829 erhielt er zwei Klauenglieder, wie die bei der lebenden Iguana beſchaffen, welche aber, nach der ſpätern Entdeckung der wirklichen Klauenglieder von Iguanodon, dieſem Geſchlechte nicht angehört zu haben ſcheinen. Im J. 1833 meldete derſelbe die Auffindung eines Klauen-, eines Schlüſſelbeins und der zwei Beine des Unterſchenkels, gleichzeitig mit dem Skelette des Hylaeosaurus. Murchiſon hatte 1824 zu Lorwood ein 3′ 7″ langes Schenkelbein, einige Wirbel und Zähne gefunden, welche er alle dem Iguanodon zuſchreiben zu müſſen glaubte. Auf Wight bei Sandown Fort fand Buckland 1829 ein Mittelhandbein; bei Broot Point hatte James Vine Wirbel in Geſellſchaft von Baumſtämmen gefunden; zu Yaverland James Smith Wirbel und Stücke von zwei Oberſchenkelbeinen entdeckt, welche alle in das orforder Muſeum kamen. Zu Swanwich auf Purbeck lernte man um dieſelbe Zeit in der Sammlung Bartlett's einige Wirbel, Mittelhand- und Klauenbeine kennen. Die wichtigſte Entdeckung iſt die 1834 bei Maidſtone erfolgte. In einem Steinbruche zu Rockhill nämlich, worein 8″—14″ dick Lagen von Kalk und Sand des Kentiſh Rag mit einander wechſellagern, brachte ein zum Sprengen des Kalkes angebrachter Schuß, außer einer Menge von Haizähnen, Ammoniten ꝛc., ein faſt vollſtändiges Skelett von Iguanodon zu Tage, welches aber, da der Schuß mitten durch daſſelbe ging, in viele Trümmer zerbarſt, welche dann ſorgfältig wieder geſammelt wurden. Die Knochen waren auf der Oberfläche alle, bis auf einige mit einander verbundene Wirbel, ordnungslos durch einander gelegen; nur einer der Oberſchenkelknochen ſtand, faſt ſenkrecht auf die horizontale Schichtfläche, mit ſeinem untern Ende in Kalkſtein, mit dem obern in Sand, woraus hervorzugehen ſcheint, daß beide Schichten, als das Thier zu Boden ſank, noch weich geweſen ſein müſſen, und die Niederſchläge ſehr ſchnell erfolgt ſeien, ehe jenes Bein durch Zerſetzung ſeiner Bänder die ſenkrechte Haltung verlieren konnte. Man erhielt von dieſer Stelle zwei Femora, eine Tibia, eine Fibula, 15 Wirbel, zwei Schlüſſelbeine, zwei Klauenbeine, zwei Zähne ꝛc., wodurch manche Zweifel über die bisherigen Beſtimmungen foſſiler Knochen gelöſt worden. Jedoch iſt noch keine detaillirtere Beſchreibung dieſer Theile im Publicum erſchienen, und eine ſolche mithin zu den nachfolgenden Angaben noch nicht benutzt worden.

Da nicht von allen unten zu beſchreibenden Theilen erweisbar iſt, daß ſie dem Iguanodon-Geſchlechte angehören, ſo ſind die zweifelhaften unter ihnen mit einem ? bezeichnet worden. Sie ſtammen alle aus dem Tilgate Foreſt.

1) Die Zähne haben einige Ähnlichkeit mit den Schneidezähnen des Rhinozeros, und ſind verhältnißmäßig ſelten. Sie ſind etwas gebogen, der Länge nach kantig und etwas ſpatelförmig, indem ihre außen flachere, innen convexe, ſeitlich zuſammengedrückte Wurzel gegen das abgebrochene Ende hin dünner zuläuft, aufwärts aber ſich in die zuſammengedrückte Krone ausbreitet, die ſich oben wieder in eine ſtumpfe Spitze zuſammenzieht. Die äußere Fläche der Krone iſt gewölbt, mit dickem Schmelze belegt, glänzend, die innere iſt nur mit einem dünnen Schmelzüberzuge verſehen, im Ganzen faſt flach, der Länge nach von zwei oder mehr ſtumpfen Kanten durchzogen, wodurch dieſe Seite in Form dreier oder mehrer Rinnen ausgehöhlt erſcheint. An jungen Zähnen ſieht man nur eine ſolche Kante, und neben derſelben öfters feinere Streifen. Die zwei ſcharfen Ränder der Krone ſind, unter der Spitze angefangen und bis zu ihrer breiteſten Stelle herab, ſägezähnig, mit je 16—25 Zähnchen verſehen. Die Länge dieſer Zähne beträgt 2½″ engl. und darüber. Durch Abnutzung verſchwindet allmälig die Spitze der Krone und darauf der ſpatelförmige Theil, ſo weit die gezähnelten Ränder reichen, und zuletzt gänzlich bis zur Wurzel. So entſteht mithin eine längliche Kaufläche, welche, weil die Zähne faſt nur außen mit Schmelz belegt ſind, eine Neigung nach Innen hat, wie an den Schneidezähnen der Nagethiere. Bis auf die Wurzel abgenutzt ſind dieſe Zähne abgekauten Schneidezähnen von Säugethieren nicht unähnlich. Gleichzeitig mit der Abnutzung der Krone von Oben ſchreitet die Reſorption der Wurzel von Unten voran, indem unter dem Zahne ein Erſatzzahn ſich bildet, für welchen eine Aushöhlung unter- und innerhalb an der Wurzel entſteht, welche endlich die ganze Baſis derſelben einnimmt, worauf der alte Zahn von Neuem ausgeſtoßen wird. Die jüngern Zähne ſind hohl und werden allmälig ausgefüllt. In den erwähnten Stücken: in Form, Zähnelung, Wechſel, ſtimmen dieſe Zähne mit denen von Iguana faſt gänzlich überein, bei welchem Geſchlechte dieſelben mit der äußern Seite der Wurzel an den Bodenrand befeſtigt ſind, ſodaß man auf eine ähnliche Befeſtigungsweiſe auch bei Iguanodon ſchließen möchte. Inzwiſchen weichen dieſe Zähne von denen der Iguanen und aller übrigen Reptilien durch die Bil-

tung breiter Kauflächen ab, da bei letztern entweder gar keine Abnutzung oder eine bloße Zurundung oder Zuſchärfung bemerkt wird. Jene Abnutzungsweiſe ſetzt daher auch eine andere Beſchaffenheit der Kiefermuskeln, und wol auch eine andere Befeſtigungsweiſe der Zähne voraus; ſie deutet eine Ernährungsweiſe von harter, vegetabiliſcher Koſt an. Abbildungen dieſer Zähne findet man bei *Cuv.* Oss. foss. V, II. pl. XXI. f. 28—33; in den Philosoph. Transact. CXV. 1825. I. pl. XIV; in *Mantell*, Geology of Sussex; in deſſen Fossils of the Tilgate Forest und Geology of the South East of England. p. 250 u. 252.

2) Das Horn (*Mant.* South East Engl. pl. III. f. 5) iſt ſo groß und faſt ſo geſtaltet, wie das kleine Horn des zweihörnigen Rhinozeros, nämlich koniſch und etwas rückwärts gekrümmt; außen iſt es dunkelbraun und theils glatt, theils runzelig und gefurcht, wie durch den Verlauf von Blutgefäßen, wodurch ſich eine ehemalige Bedeckung verräth, die mit der des übrigen Körpers zuſammenhing. Seine Baſis iſt unregelmäßig oval und etwas concav; ſeine Subſtanz knöchern, anſcheinend ohne eine Höhle einzuſchließen. Es ſtand offenbar nicht in einer unmittelbaren Knochenverbindung, wie die Hörner der Säugethiere, ſondern mag nur durch ſeine Bedeckung damit zuſammengehangen haben. Wie ſchon die Form ſeiner Baſis ergibt, iſt es ſeitlich etwas zuſammengedrückt, ſodaß es 3,"2 in die Länge und 2,"1 in die Quere mißt; ſeine Höhe iſt 4" und würde mit der abgebrochenen Spitze wol 4,"5 betragen. Die Erſcheinung dieſes Hornes kann nicht ſehr befremden, da auch Iguana cornuta von St. Domingo zwiſchen den Augen und den Naſenlöchern vier ſchuppenartige Höcker beſitzt, hinter welchen ſich ein kegelförmiges, knöchernes Horn erhebt, das von einer Schuppe bedeckt wird.

3) ? Ein Stirnbein, 1½" lang, dem der Iguana ſehr ähnlich (South East Engl. pl. II. f. 6), mit ſeiner äußern Fläche am Geſteine hängend. Es konnte nur von einem ganz jungen Thiere von 5' Länge abſtammen.

4) ? Ein Ethmoidbein (nach Cuvier von einem Saurier), größer als an dem Geoſaurus von Monheim.

5) ? Zwei Ossa tympani (welche bei den Reptilien den Unterkiefer mit dem Oberſchädel zu verbinden pflegen), ähnlich denen von Mosasaurus gebildet, doch größer, 6" hoch und bis 5½" dick (l. c. pl. II. f. 1).

6) Wirbel, eine ziemlich beträchtliche Anzahl, welche ſich durch ihre außerordentliche Größe auszeichnen, und von denen anderer Reptilien dadurch auffallend unterſcheiden, daß ſie im Querſchnitte faſt viereckig ſind. Auch iſt die eine Gelenkfläche ihres Körpers faſt eben, die andere etwas vertieft. Die Dornen- und die Seitenfortſätze ſind ſtark, dick; ſie beſitzen unter dem Ringtheile nicht den tiefen Eindruck, welcher die Wirbel von Megalosaurus bezeichnet. Ein Heiligenbeinwirbel iſt dem des Monitor ähnlich, aber an beiden Enden etwas concav, und würde zwiſchen den Enden beider Querfortſätze 10" meſſen. Einige abgeſonderte Dornenfortſätze entſprechen Wirbeln von ungeheurer Größe; einer derſelben, wol von einem Schwanzwirbel, iſt 12" lang. Auch ein Gabelbein, von einem der größten Wirbel ſtammend, hat ſich gefunden.

7) ? Von Rippen hat man ſehr große, prismatiſche Bruchſtücke.

8) ? Ein Bruſtbein, ähnlich dem von Iguana (l. c. t. III. f. 4).

9) ? Ein Schlüſſelbein, viermal ſo groß, als bei Iguana, und ebenſo einfach gebogen.

10) Vier andere Knochen, welche nach Cuvier Schlüſſelbeine ſein könnten, und wovon Mantell die zwei zuerſt in Suſſex gefundenen dem Iguanodon als Schlüſſelbeine, Rippen oder Fibulae zugeſchrieben hatte. Die Entdeckung zweier andern ganz ähnlichen Exemplare in Kent hat nun zwar erwieſen, daß ſie dieſem Thiere wirklich angehören, ohne daß hiermit jedoch die Stelle nachgewieſen wäre, die ihnen im Skelette zukommt. Sollten es wirklich die Schlüſſelbeine ſein, wofür die meiſten Gründe ſprechen, ſo wäre ihre Form immer ſehr ſonderbar, und es müßte dann der unter Nr. 9 angeführte Knochen einem andern Thiere zugewieſen werden. Sie nähern ſich allerdings den Schlüſſelbeinen des Megalosaurus etwas, wie ſie Buckland von 21½" Länge abbildet. Das vollſtändigſte darunter iſt 28" lang; das andere Bruchſtück deutet auf 35" Länge hin. Dieſer erſtere Knochen iſt ſchwach gebogen, in der Mitte prismatiſch, an beiden Enden breiter und zuſammengedrückt. Von dem ſchwächern dieſer Enden an zieht ſich der Knochen erſt etwas zuſammen, wird dann wieder breiter, bildet in ⅓ ſeiner Länge einen kleinen, flachen Seitenfortſatz, beginnt dann ſich ſtark auszubreiten, und endigt in zwei ungleiche, flache Äſte, die eine Breite einnehmen, welche ⅓ der Länge gleichkommt (l. c. t. IV. f. 1. 2).

11) ? Zwei Humeri, denen von Iguana und Monitor ähnlich.

12) ? Das Ende eines Radius von 5" Länge.

13) Zwei Oberſchenkelbeine (von Maidſtone) von 39" Länge. Das Bruchſtück eines andern aus Suſſex beſitzt 23" Umfang. Ein unteres Ende mit wohl erhaltenem Condylis (l. c. t. IV. f. 3. 4) lag unweit davon. Stücke zweier andern kamen auf Wight vor.

14) Eine Tibia und Fibula von Maidſtone meſſen beide 30" Länge. Eine Tibia, mit jenem Femurende zuſammengefunden, hat 31" Länge (l. c. t. II. f. 8), und eine (vielleicht nicht vollſtändige) Fibula 27½" (ibid. f. 7). Sie ähnelt im Allgemeinen denen der Saurier.

15) Die Mittelhand- und Mittelfußknochen und Phalangen von Suſſex ſind ſo groß und kurz, daß ſie denen des Elefanten und Nashorns näher kommen, als jenen der Eidechſen. Beſſer ſtimmen ſie mit denen der Krokodile überein. Eins dieſer Metatarſalbeine hat 4½" Länge, am Tarſalende 13" Umfang. Ein anderer (? äußerer) Mittelhand- (vielleicht innerer Mittelfuß-) Knochen von Sandown Fort iſt doppelt ſo groß, als beim Elefanten, und mißt 6" in die Länge, oben 5" in die Breite, hat 16" Umfang und wiegt faſt 16 Pfund. Ein Mittelhandbein iſt auch auf Purbeck vorgekommen.

16) ? Von zwei Phalangen iſt einer denen des Krokodils, der andere jenen von Monitor und Iguana ähnlich; dann hat man vier zuſammengehörige von der Form des letztern entdeckt, welche

a . . . . . 8″
b . . . . ? 8″
c . . . . . 6½″
d . . . . . 3,″5 in die Länge meſſen.

17) Klauenbeine hatte Mantell zuerſt zwei angegeben, ebenſo klauenförmig geſtaltet, wie bei Iguana, doch das eine ſechszehnmal ſo groß, das kleinere etwa 3″7 Länge. Als man aber zu Maidſtone ebenfalls zwei Klauenbeine entdeckte, welche, denen der Landſchildkröten ſehr ähnlich, unzweifelhaften Urſprungs ſind, ſo ergab ſich, daß die erſtern nicht zu Iguanodon gehören können.

Die Beine müſſen daher dicker als an irgend einem andern Thiere, und die Füße ſehr kurz und dick geweſen ſein.

Stellt man die Ausmeſſungen dieſer Theile mit den analogen bei Iguana zuſammen, ſo ergeben ſich folgende Verhältniſſe:

Theile.	Bei Iguana von 5′ Länge.	Bei Iguanodon.		Verhältnißmäßige Größe für den ganzen Iguanodon.
		In Zollen.	Verhältniß zu erſterem.	
Zähne	. . . .	. . . . .	1 : 20	100′
Horn	¼″ hoch	4½″	: 18	90
? Os tympani	0,″6 dick	6	: 10	50
Schlüſſelbein	1,″5 lang	30	: 20	100
Femur	1,″5 Umfang 3,″5 lang	23 48	: 15	75
Tibia	2,″8 lang	31	: 11	55
? Klauenglied	. . . .	. . . . .	: 16	80
Mittel aus den ſieben Angaben .	. . . .	. . . . .	: 14	70

Denkt man ſich dieſes Thier nun in angegebener Größe mit Fleiſch verſehen, ſo würden ſeine Dimenſionen ſein:

Ganze Länge . . . . 70′
Kopflänge . . . . 4′5
Rumpflänge . . . . 13′
Schwanzlänge . . . . 52′5
Höhe am Kopfe . . . . 9′
Umfang des Körpers . . . . 14′5
Länge der Hinterbeine . . . . . . 8′25
Umfang des Schenkels . . . . . . 7′5.

Mantell und Conybeare hatten dieſes Geſchlecht zur Zeit der Entdeckung ſeiner erſten Theile zu Conybeare's Enalioſauriern mit Floſſenfüßen ſtellen zu können vermuthet.

Fitzinger wies ihm im J. 1826 einen zweifelhaften Platz bei den Loricaten oder Krokodilartigen, und zwar in deren erſter Familie mit Floſſenfüßen (Enaliosauri *Conyb.*, Ichthyosauri *Geoffr.*) an. Nach ſpätern Entdeckungen aber ſtimmen dieſe Füße mehr mit denen der zweiten Familie oder eigentlichen Krokodile überein.

Wagler hat demſelben im J. 1830 ſeine Stelle bei den Squamaten oder Lacerten angewieſen, ohne jedoch hier ſeinen genauern Platz mit Sicherheit angeben zu können. Er brachte es nur proviſoriſch mit Geosaurus und etwa Mastodonsaurus zur Familie der Thekogloſſen oder Scheidezüngler, deren Hauptcharakter freilich nicht nachweisbar iſt, wo es aber dann jedenfalls zur Abtheilung der Pleurodonten oder Seitenzähnler kommen würde.

Weniger paſſend ſcheint die Einordnung zwiſchen Megalosaurus und Ichthyosaurus, welche H. von Meyer im J. 1832 vorgenommen.

Der Aufenthalt dieſes Thieres muß nach ſeinem gewöhnlichen Vorkommen in einer Süßwaſſerformation in Geſellſchaft von Land- und Flußbewohnern zu ſchließen, auf das Land oder auf ſüße Gewäſſer beſchränkt ſein; die kräftigen Schenkel, die kurzen, dicken Phalangen wie bei Krokodilen und ſelbſt Landſchildkröten ſind wenigſtens zu einem fortgeſetzten Aufenthalte im Waſſer nicht günſtig; beſſer ſcheinen ſie ſich zur Bewegung auf dem Lande zu eignen. Die Abnutzung der Zähne durch Trituration findet ſich bei keinem andern Reptile wieder und deutet auf eine harte Pflanzenkoſt, die ſich nur auf dem Lande hinreichend gefunden haben dürfte.

Ob alle dieſe Theile einer einzigen Species angehören, iſt keineswegs erwieſen. Doch hat Holl im J. 1830 den ſpecifiſchen Namen Ig. Anglicum dafür angenommen, der ſich auch bei Goldfuß und Dechen wiederfindet; v. Meyer hat es im J. 1832 Ig. *Mantelli* genannt.

Literatur.

G. Mantell, Geology of the South Downs. (Lond. 1822. 4.) p. 54. No. 40. 41. — *Id.* in Geological Transactions. 1822. New Series. II, 134. (edit. 1827.) The Litterary Gazette. 1824. Novemb. 750. Tilloch's Philosophical Magazine. 1824. Novemb. 390. The Monthly Magazine. 1824. Decemb. 442. *De Férussac*, Bulletin des sciences naturelles. 1825. IV. 130. — *Murchison* in Geolog. Transact. N. S. II, 104. — *G. Mantell*, Notice on the Iguanodon a new discovered fossil Reptile from the Sandstone of Tilgate Forest in Sussex. In den Philosophical Transactions of the Royal Society. Vol. CXV. (Lon-

Digitized by Google

don 1826). I, 179—186. pl. XIV. Annals of Philosophy. 1825. März. 223. Annales des sciences naturelles. 1825. IV, 473. 474. VI, 127—134. pl. X. *De Férussac*, Bulletin des scienses naturelles. 1825. IV, 130. V, 303 und No. X, 273. Zeitſchrift für Min. 1826. II, 88—90. — *Cuvier*, Recherches sur les Ossemens fossiles. N. Ed. V, II, 350—352. p. XXI. f. 28—33. — *G. Mantell*, Illustrations of the Geology of Sussex, containing a general view of the geological relations of the South eastern parts of England, with figures and descriptions of the Fossils of Tilgate Forest. (London 1827. 4.) 92 pp. 22 pl. 1 map. insbeſondere p. 71 sq. pl. IV. pl. X. f. 12. pl. XI. f. 2. pl. XII. f. 1. 2. 3. 4. pl. XIV. f. 4. 5. pl. XVI. f. 1. 2. pl. XVII. f. 1. 2. 3. 5. 9. 19. 28. 29. pl. XVIII. f. 1. pl. XX. f. 8. Philosophical Magazine. 1827. II, 444—448. Froriep's Notizen. 1828. XIX, 167. 168. — *W. Buckland* in Proceedings of the geological Society of London. (1829. 4.) Decemb. p. 159. 160. Jahrbuch für Mineralogie. 1830. S. 396 und ausführlicher in Geological Transactions. N. S. 1835. III, III. p. 424 432. pl. 41. Neues Jahrbuch für Mineralogie. 1836. S. 750. Philosophical Magazine. 1829. V, 153. — *G. Mantell*, Geology of the South East of England (London 1833). p. 268—281 u. 304—316 mit Figuren im Text, dann t. II. f. 5. 7. 8. t. III. und IV. — *G. Mantell* in London and Edinburgh Philosophical Magazine. 1833. Febr. II, 150. 151. Neues Jahrbuch für Mineralogie. 1833. S. 245. — *G. Mantell* ibid. 1834. July. V, 77. 78. Neues Jahrbuch für Mineralogie. 1834. S. 729. Annal. des. scienc. natur., Zoologie. 1834. II, 63. 64. Neues Jahrbuch für Mineralogie. 1835. S. 368. Jameſon's Edinb. new philos. Magazine. 1834. July. XVII, 200. 201. Neues Jahrbuch für Mineralogie. 1835. S. 742. — L. J. Fitzinger's neue Claſſification der Reptilien nach ihren Verwandtſchaften (Wien 1826. 4.) S. 9. — J. Wagler's natürliches Syſtem der Amphibien (München u. Stuttgart 1830). S. 163 fg. Jahrbuch der Mineralogie. 1831. S. 221. — Holl's Handbuch der Petrefactenkunde. (Dresden 1830. 12.) S. 83. — Goldfuſs in v. Dechen's teutſcher Bearbeitung von de la Beche's Handbuch der Geognoſie (Berlin 1832). S. 548. — H. v. Meyer's Palaeologica zur Naturgeſchichte der Erde (Frankf. 1832). S. 110 u. 211. (*H. G. Bronn.*)

Iguanosaurus (Paläozoologie), ſ. **Iguanodon.**

IGUAPÉ, 1) Villa oder Flecken mit Municipalrechten in der Comarca Paranagua, Provinz San Paulo, des ſüdlichen Braſiliens, zwei geographiſche Meilen von der Küſte entfernt, am Fluſſe Aſſunguy gelegen. Die Bevölkerung der Villa und ihres Gebietes beläuft ſich auf 6500 Seelen. Die Umgegend iſt ſehr fruchtbar und das an ſich ſehr angenehme und geſunde Klima begünſtigt den Anbau europäiſcher Cerealien. Der Ort hat durch die ſeit 1831 im ſüdlichen Braſilien vielmals ausgebrochenen Unruhen ſehr gelitten, und 1834 durch eine Feuersbrunſt die größere Hälfte ſeiner ehedem zu 900 angegebenen Häuſer verloren. 2) Fluß derſelben Provinz, auch Aſſunguy genannt, von unbeträchtlicher Länge, welcher unter 24° 30′ der Br. nach Bildung einer anſehnlichen Bai in das Meer fällt. (*Pöppig.*)

IGUARASSÚ, Stadt in der Comarca Olinde, Provinz Pernambuco in Braſilien, unter 7° 45′ n. Br. 35° 0′ weſtl. v. Greenw., vier geographiſche Meilen NNW. von Olinde (Recife), eine Meile vom Meere, am ſüdlichen Ufer des gleichnamigen Fluſſes, der in die Bai von Catuama fällt und an ſeiner Mündung kleinen Fahrzeugen einen Hafen bietet, für große Laſtkähne bis zur Stadt fahrbar iſt. Dieſe gehört zu den älteſten der Provinz, hat wegen des Verhaltens ihrer Bürger zur Zeit der Aufſtände von Pernambuco den Ehrennamen „Leal citade" erhalten, iſt von ziemlich großem Umfange und betreibt den Ausfuhrhandel der Landesproducte, Baumwolle und Zucker, die in den Niederungen der Küſte und an dem Flußufer bis zum Fuße des wilden Waldgebirges im Weſten ſehr wohl gedeihen. In der Stadt befinden ſich mehre Kirchen und Klöſter; die Zahl der Bevölkerung iſt nicht bekannt. (*Pöppig.*)

Iguaripe, ſ. **Jaguaripe.**

Iguicon (Geogr.), ſ. **Philippinen.**

Igulu, ſ. **Khamil.**

IGUMEN, ein Kreis in dem ruſſiſchen Gouvernement Minsk, der von der Bereſina durchſtrömt und im N. von Boriſow, im O. von Mohilew, im S. von Bobrinsk, ſüdw. von Sluzk und nordw. von Minsk begrenzt wird, viele Waldungen und Heiden, aber auch fruchtbaren Boden und gute Viehzucht hat. Die unbedeutende Hauptſtadt des Kreiſes führt denſelben Namen und iſt 972 Werſte von Petersburg entfernt. (*R.*)

IGUR, IGHUR, Ouigur und Ouighur (ايغور, oder richtiger اويغور), Alles ein und derſelbe Name eines und deſſelben Volkes alttatariſchen Stammes, das ſeinen Sitz nordweſtlich von der Wüſte Kobi zwiſchen Chami und Turfan, in der ſogenannten kleinen Bucharei hatte. Es waren alſo die Ufer des Orchon, der Tula und Selenga, und die Gebirge, die den Namen Karakorum führten, in deren Nähe und auf denen wir die erſten Spuren jenes Volkes finden, das die Chineſen der Dynaſtie Thang im 7. Jahrh. unter dem Namen Kao tſchang kennen. Die Bedeutung des Namens Uigur führt Reſchid-ed-din im Türkiſchen auf „verbunden ſein und Hilfe leiſten" zurück, und Abu'lgaſi, der gewöhnlich jenem perſiſchen Schriftſteller folgt, ſagt geradezu: „Die Bedeutung von Uigur iſt feſt oder zuſammenhängend, denn, wenn die Milch gerinnt (jogurlamak und jogurtmak drückt auch im Türkiſchen das Zuſammenlaufen der Milch aus), ſo ſondert ſich daraus das Geronnene ab, welches darum zuſammmenhängend genannt wird." Hiermit iſt zugleich ausgeſprochen, daß die Uigur keine Tibeter ſind, wie Schmidt in Petersburg gegen Klaproth, der ihren türkiſchen Urſprung nachgewieſen, zu behaupten ſuchte. Als nämlich dieſer Gelehrte auf Veranlaſſung einer Einladung, einige Beiträge für die Fundgruben des Orients zu liefern, in einem Aufſatze „Über die Sprache und Schrift der Uiguren" (Fundgruben 2. Bd. 2. Hft. S. 167—195) mit Berufung auf Alles, was er aus chineſiſchen, mandſchuiſchen, perſiſchen, arabiſchen und andern Schriftſtellern, vorzüglich auch bei Reiſebeſchreibern über jenes mittelaſiatiſche Volk geſammelt, den Beweis durchzuführen geſucht hatte, daß die Uiguren ein türkiſcher Völkerſtamm ſeien (derſelbe Aufſatz ſteht verbeſſert im zweiten Bande von Klaproth's Reiſe in den Kaukaſus, und erſchien verändert ſpäter wieder), wie ja auch Sprache und Schrift keinen Zweifel darüber übrig laſſen, trat acht Jahre ſpäter Schmidt in einer Abhandlung derſelben Zeitſchrift (6. Bd.), überſchrieben: „Einwürfe gegen die Hypotheſen des Herrn Klaproth, über

Digitized by Google

die Sprache und Schrift der Uiguren. Von J. J. Schmidt in St. Petersburg," gegen ihn mit der Behauptung auf, daß er die gelieferte uiguriſche Schrift- und Wörterprobe erfunden habe, daß die jetzige mongoliſche Schrift nicht von der uiguriſchen abzuleiten, ſondern von den Mongolen ſelbſt geſchaffen, und daß Uigur und Tangut daſſelbe Volk und Land ſeien und alſo die Uigur Tibeter wären. Doch waren die Quellen dieſer Behauptung bei weitem ſparſamer, und auch Abel-Rémuſat hatte unterdeſſen in ſeinen Recherches sur les langues Tatares die Uiguren für Türken erklärt, und ihnen nebſt ihrer Sprache ein beſonderes Capitel gewidmet. Darauf benutzte Klaproth eine doppelte Gelegenheit zur Widerlegung Schmidt's, zuerſt in einer beſondern Abhandlung über die Uiguren und ihre Sprache (Paris 1823) und dann in ſeiner Asia polyglotta (S. 255 fg.). Schmidt blieb nicht lange die Antwort ſchuldig, ſondern machte ſich in ſeinem Werke: Forſchungen im Gebiete der ältern religiöſen, politiſchen und literariſchen Bildungsgeſchichte der Völker Mittelaſiens, vorzüglich der Mongolen und Tibeter (St. Petersburg 1824.), Luft. Aber auch Klaproth glaubte noch einmal ſprechen zu müſſen, und that es in ſeiner „Beleuchtung und Widerlegung der Forſchungen über die Geſchichte der mittelaſiatiſchen Völker des Herrn J. J. Schmidt in St. Petersburg" (Paris. Sept. 1824). Der Streit dauerte auch jetzt noch fort, aber nur andeutungsweiſe, ſodaß man nicht eben Schriften wechſelte. Faſt ganz unabhängig von den beiden Anſichten ſprach ſich Mouradgea d'Ohſſon in ſeiner Histoire des Mongols depuis Tschinguiz-khan jusqu'à Timour-Lanc (Paris 1824) für Klaproth's Anſicht aus, nachdem auch früher ſchon Deguignes und Andere Andeutungen gegeben hatten. Die beſte einheimiſche Quelle für die Geſchichte der Uiguren iſt der Weſir Alá-ed-din Ata, der ſelbſt dſchagataiſch, d. i. oſttürkiſch oder in der Sprache der Uiguren ſchrieb, und das Geſchichtswerk Tarich Dschihan-kuscha hinterlaſſen (جهان كشا, d. iſt: Mundi debellator. cf. *Hadschi Chalfa* Tom. II. n. 4353) hat, und der obengenannte Reſchid-ed-din neben den chineſiſchen Schriftſtellern. Nach ihnen ſtellt ſich zur Aufhellung der Geſchichte des genannten Volkes Folgendes heraus, wobei zu bemerken, daß die beiden genannten Schriftſteller ganz unabhängig von einander aus denſelben uiguriſchen Schriften ſchöpften.

Die Uiguren ſetzen ſelbſt die Wohnungen ihrer älteſten Vorfahren, wie oben bemerkt, an die Ufer des Fluſſes Orchon, der ſeine Quelle auf dem Gebirge Karakorum hat, von welchem der Name auf die ſpäter erbaute Stadt Karakorum überging. Den Namen Uigur, d. i. Verbündete, ſollen ſie von Ogus, dem Sohne des Kara Khan, einem Nachkommen des Noah, deshalb erhalten haben, weil ihm ein Theil ſeiner Nachbarvölker und Verwandten gegen andere Verwandte, die ſeine Verehrung eines einzigen Gottes nicht dulden wollten, zu Hilfe geeilt wären; dieſe habe er nach erfochtenem Siege zuſammengerufen und bei dieſer Gelegenheit denen ſeiner Familie, die ihn unterſtützt hatten, obigen Namen gegeben. Derſelbe ſei ihren Nachkommen geblieben, nur hätten einzelne Zweige wiederum einen beſondern angenommen, jedoch ſo, daß die Verzweigungen der einzelnen Stämme nicht mehr nachzuweiſen ſeien, während allen der gemeinſchaftliche Name Uiguren verblieb. Alâ-ed-dîn ſagt jedoch gradezu, daß die Uiguren, die an den Ufern des Orchon wohnten, ſich in zwei Nationen theilten, und daß ſie, als ſie ſich zahlreich vermehrt, ſich ein Oberhaupt gewählt hätten. Während nun derſelbe Schriftſteller von dem Gebirge Karakorum 30 Flüſſe ausgehen und deren Ufer von ebenſo vielen Völkerſchaften bewohnen läßt (und unter dieſen die Uiguren am Orchon), erzählt Reſchid-ed-din, daß es im Lande der Uiguren zwei Gebirgsketten gebe, zwiſchen welchen ſich das Gebirge Karakorum befände. In derſelben Gegend treffe man ein von zehn und ein von neun Flüſſen bewäſſertes Land an, und dieſes ſei gänzlich früherhin von Uiguren bewohnt geweſen. Darauf nun gründet ſich die Eintheilung dieſes Volkes in On-Uigur, d. h. in die Uigur, die an den Ufern der zehn (on) Flüſſe wohnten und in die Tocuz-Uigur, die an den neun (tocuz) Flüſſen wohnten. Alle zerfielen wieder in einzelne Stämme, und es ſoll außer dieſen noch 122 andere Stämme unbekannten Namens gegeben haben, und ſie alle einzeln von beſondern Anführern aus ihrer Mitte beherrſcht worden ſein. Ihr erſtes gemeinſchaftliches Oberhaupt war Bueu-chân oder Bucu-tekin, den man für eine und dieſelbe Perſon mit dem von den Perſern ſo oft erwähnten Efraſiab ausgibt. Wie dieſer zu ſeinem Anſehen gekommen, wird ſo erzählt, wie man auf einer in einem Brunnen vor dem Eingange des Palaſtes Ordu-Balie (d. i. Stadt des Ordu) in der gleichnamigen Stadt, die ſpäter Mau-Balie, d. h. ſchlechte, zerſtörte, Stadt hieß, aufgefundenen ſteinernen Tafel mit folgender Inſchrift geleſen haben will: In Cumlandſchu, einer am Zuſammenfluſſe der Tugola (Tula) und Selenga gelegenen Stadt haben zwei Bäume, von denen der eine einer Fichte, der andere einer Birke gleichgekommen ſei, geſtanden. Dieſe ſeien aufgeſchwollen und durch ein himmliſches Licht erleuchtet geweſen. Endlich wuchſen ſie zu einer Art Berg an, aus dem man harmoniſche Töne vernahm, und auch er war alle Nächte 30 Schritt im Umkreiſe von einem hellen Lichte umgeben. Endlich hatte er das Ende ſeiner Schwangerſchaft erreicht. Alsbald ſah man in einer Öffnung fünf getrennte Zelten ähnliche Zimmer mit einem ſilbernen Netz umflochten. In jedem ſaß ein Kind, dem vermittels einer aufgehangenen Röhre Milch in den Mund floß. Die Stammführer, von Bewunderung voll, beteten die Kleinen an, die, ſobald ſie der Berührung der Luft ausgeſetzt worden waren, ſich zu bewegen anfingen und ihre Zellen verließen. Von Ammen wohlgenährt lernten ſie reden und fragten nach Vater und Mutter, und als man ihnen die beiden Bäume gezeigt, näherten ſie ſich ihnen mit der den Urhebern ihrer Tage ſchuldigen Achtung. Dieſe wiederum empfahlen ihnen das Beſtreben, ſich in den Beſitz der achtungswertheſten Eigenſchaften zu ſetzen, während die umwohnenden Völkerſchaften den Fünfen fürſtliche Ehren erwieſen. Sie glaubten ſie vom Himmel geſandt und beſchloſ-

Digitized by Google

ſen!, einen der Kleinen zu ihrem Fürſten zu erwählen. Der jüngſte, Prinz Bucu-tekin, ſchien ihnen der ſchönſte, geiſtreichſte, überhaupt begabteſte, der überdies alle Sprachen verſtand. Unter Veranſtaltung eines großen Feſtes wurde er zu ihrem Khan eingeſetzt. Gerechtigkeit herrſchte von nun an überall, das Volk vermehrte ſich; drei Raben, die alle Sprachen verſtanden, dienten als die ſchnellſten Eilboten nach allen Gegenden hin. Dazu kam eine nächtliche Erſcheinung, ein Schatten unter der Geſtalt eines jungen Mädchens, das ſieben Jahre, ſechs Monate und 22 Tage mit ihren Beſuchen anhielt, und ihre Unterhaltungen in der letzten Nacht damit ſchloß: „Die ganze Welt vom Morgen bis zum Abend wird unter deine Obergewalt gerathen; bereite dich, deine Beſtimmung zu erfüllen, und regiere deine Völker gut!" Sogleich verſammelte Bucu-chân ſeine Armeen, ſchickte 300,000 Mann unter ſeinem Bruder Suncur-tekin gegen die Mongolen und Kirgiſen, 100,000 unter Cutur-tekin, ſeinem zweiten Bruder, gegen Tancut, ebenſo viel unter Bucac-tekin gegen Chitaï, während ſein vierter Bruder an ſeiner Stelle in der Reſidenz zurückblieb. Alle dieſe Armeen kehrten mit ungemeſſener Beute und einer großen Anzahl Gefangener an die Ufer des Orchon zurück, wo nach Unterwerfung des ganzen Orients die Stadt Ordu-balik erbaut ward. Ein zweiter Traum, der ihm die Herrſchaft über die vier Weltgegenden verhieß, bewog ihn zu neuen kriegeriſchen Unternehmungen, die zunächſt Turkeſtan galten, wo er auf einer ſchönen, wohlbewäſſerten, weidereichen Ebene ſeine Hauptſtadt Bela-Sagun gründete, die jetzt Gu-balic heißt. So ſetzte er ſich binnen 12 Jahren in den Beſitz aller Reiche bis dahin, wo keine Menſchen mehr wohnten. Den mit Geſchenken herbeigeführten Königen geſtattete er, nachdem er ihnen einen Tribut auferlegt, die Rückkehr in ihre Staaten, und Bucu ſelbſt zog vor, die neue Reſidenz zu verlaſſen und in ſein Vaterland zurückzukehren. Er blieb fortdauernd bis ans Ende ſeines Lebens glücklich, und hatte einen ſeiner Söhne zum Nachfolger. Unter dieſem verließen ſie, abermals von Wundererſcheinungen aufgefodert, ihre alten Wohnſitze und wanderten bis dahin, wo ſie die in fünf Quartiere getheilte Stadt Biſch-Balie (Fünfſtadt) erbauten. Seitdem herrſchten die Nachkommen des Bucu unter dem Titel Idicut über die unterjochten Völker fort.

Man ſieht es dieſen Erzählungen leicht an, daß es in ſchlechtern Zeiten entſtandene Träumereien von frühern glücklichern waren, und der Berichterſtatter ſelbſt macht auf die aus Unwiſſenheit und Dummheit entſtandenen Lügen aufmerkſam. Geſchichtlich iſt Folgendes: Das Volk der Uiguren war, ehe es ſich unabhängig machte (im 7. Jahrh.), den Chineſen unterworfen, und ſoll anfänglich, d. h. um Chriſti Geburt, nicht ſo weit nach Oſten verbreitet geweſen ſein, als ſpäter, ſondern hätte ſüdlich und nördlich von der Gebirgskette bei Turfan gewohnt. Damals führten ſie bei den Chineſen den Namen Tſche-ſchi, d. i. Wagenlenker oder Wagenführer, und ſtanden unter zwei Königen, d. i. Oberhäuptern, oder, wie Abu'lgaſi ſagt, Richtern, von denen der eine der erſte, der zweite aber der andere oder letzte hieß. Jener reſidirte in der Stadt Giao-cho-tſchenn, am Fluſſe Giao, von Dſchamman, der Hauptſtadt der Dynaſtie Chan (d. i. die heutige Stadt Sſi-an-fu, Hauptſtadt der Provinz Schenn Sſi) 272 teutſche Meilen entfernt. Der andere ſogenannte König hatte ſeinen Sitz in Uü-tu-gu, 298 teutſche Meilen von der chineſiſchen Reſidenz entfernt. Nach Abu'lgaſi bewohnten ſie Städte und Dörfer und trieben Ackerbau. Ihre fortdauernden Streitigkeiten wurden aber Veranlaſſung, daß die On-Uigur aus ihrem Geſchlechte den Edlen Mangutati mit dem Titel Iltar, die Tocuz-Uigur ebenfalls einen aus ihrem Geſchlechte unter dem Namen Kullu zum Khan wählten, dem man bei Todesſtrafe zu gehorchen hatte. Die Titel erbten auf die folgenden Anführer fort und dieſer Zuſtand verblieb, bis an die Stelle beider Richter der Idicut trat, und die chineſiſche Botmäßigkeit, die Feldlager unter Kriegsbefehlshabern im Gebiete der Uigur, von denen einige bis Chami oder Chamil, d. h. noch öſtlicher wohnten (vgl. auch Fundgr. 2. Bd. S. 194), unterhalten zu haben ſchien, abgeſchüttelt ward. Dieſes ſcheint im 8. Jahrh. der chriſtlichen Zeitrechnung erfolgt zu ſein, denn um dieſe Zeit wenigſtens war es (759 n. Chr.), daß die Kirgiſen, die bisher die Oberherrſchaft der Chineſen anerkannt hatten, ſich den Uigur unterwerfen mußten, die ſchon damals Herren der Tatarei waren. Um dieſelbe Zeit nennen auch die Chineſen einen uiguriſchen Eroberer Pi-kia-chan, der wahrſcheinlich eine und dieſelbe Perſon mit Bucu iſt, dem der chineſiſche Kaiſer den Titel Khan und die königlichen Inſignien zugeſtand oder zugeſtehen mußte. Die Selbſtändigkeit aller Türkenſtämme hörte mit deſſen höchſter Macht auf, er war Monarch, und die ganze Tatarei ihm unterthan. Obwol ſeine Nachfolger Vaſallen des chineſiſchen Reiches blieben, ſo gehorchten ſie doch mehr ſich, als der fremden Gewalt, und wurden für China ein Jahrhundert lang ſogar furchtbar. Nach dieſer Zeit ſchüttelten nämlich (im 9. Jahrh.) zuerſt die Kirgiſen das Joch ab, beſiegten die Uiguren und machten ſie ſich unterthan. Die Monarchie derſelben trat an die Stelle der uiguriſchen, und Titel und königliche Ehrenzeichen gingen auf den kirgiſiſchen Khan über. Aber auch dieſer Zuſtand dauerte nicht lange, die Chitaï im nördlichen China traten als Eroberer auf, und ſo blieb den Uigur zuletzt nichts als das Land weſtlich vom Gebirge Cangcaï. Ihre Hauptſtadt, die ſie ſich nach ihrer Auswanderung (ſ. oben) in der neuen Heimath unter dem Namen Biſch-Balic in ſüdweſtlicher Richtung vom Orchon (vgl. die Karte bei Mouradgea d'Ohſſon) erbaut hatten, ſcheint unterm 43° 50′ nördl. Br. und 87° 1′ öſtl. Länge von Paris zu ſuchen zu ſein. Der Name derſelben wurde bald die Benennung eines ganzen Landes in weſtlicher Richtung, das im Süden an das Gebiet von Yü thian (Choten), im Norden an die Wa la (ölötiſchen Kalmücken), im Weſten an das Gebiet von Samarcand und im Oſten an Cho dſcheu, 1070 chineſiſche Ly, von denen 250 auf einen Grad gerechnet werden, im Weſten von Chamil, ſo daß das ganze Gebiet vom Oſten nach Weſten eine Länge von 3000 Ly, und von Süden nach Norden 2000 Ly betrug.

Digitized by Google

Die Uigur blieben in der Gewalt der Chitaï bis zur Mongolenherrſchaft. Es war zur Zeit Tſchingis-Khans, als ſie zu ihrem Idicut den Bardſchuc hatten (Barschü Arte Tiegin, bis zu welchem Fürſten die Reihenfolge der Idicut 970 Jahre gedauert haben ſoll, alſo die Gründung des uiguriſchen Fürſtenhauſes ins J. 259 n. Chr. Geb. fallen würde; Andere dagegen geſtehen mit größerer Wahrſcheinlichkeit dieſem Fürſtenhauſe bis zu Tſchingis-Khan nur eine Dauer von mehr als 500 Jahren zu), der mit ſeinem Volke an den Großkhan der Cara-Chitaï Tribut entrichten und in ſeinen Staaten einen Statthalter dieſes Herrſchers dulden mußte. Die Quälereien dieſes Beamten erregten einen Aufſtand der Uigur, der damit endigte, daß er auf Befehl des Bardſchuc (im Frühjahre 1209) gemordet wurde, und Tſchingis-Khan, der eben auf dem Marſche gegen die im Norden China's gelegenen Länder begriffen war, davon Gelegenheit nahm, zwei ſeiner Officiere an den uiguriſchen Fürſten abzuordnen, mit dem Antrage, daß die Uigur ſich von nun an als Vaſallen der Mongolen betrachten ſollten — ein Antrag, der um ſo erwünſchter für Bardſchuc kam, als dieſer bereits auf dem Punkte ſtand, ſeine Unterwerfung dem mongoliſchen Eroberer anzubieten. Behufs deſſen ſchickte er Geſandte mit Geſchenken reich beladen an dieſen ab, und ließ ihn wiſſen, daß er, um ſeinen Gehorſam zu beweiſen, mit bewaffneter Hand den Bruder und die drei Söhne des Königs der Mekriten, die nach ihrer Niederlage durch die Mongolen am Irtiſch eine Zufluchtsſtätte bei ihm hätten ſuchen wollen, aus ſeinen Staaten weggedrängt hätte. Tſchingis-Khan nahm ſeine Geſandten gut auf, verlangte aber von Burdſchue zum Beweiſe ſeiner aufrichtigen Geſinnungen, daß er kommen ſollte ihm in Perſon ſeine Huldigung darzubringen und was er von koſtbarſten Gegenſtänden in ſeinem Schatze habe, zu überreichen. Und ſo erhielt denn wirklich im folgenden Jahre (1210) Tſchingis-Khan am Ufer des Kerulan die Huldigung des uiguriſchen Fürſten, der um Annahme an Kindesſtatt bat, und die Tochter des Mongolen, die Prinzeſſin Dſcheli Antun, zur Gemahlin erhielt. (Die Unterredung ſ. in der Beleuchtung und Widerlegung S. 50). Nachdem er ſeinem Schwiegervater überall kräftigen Beiſtand geleiſtet und einen Aufſtand von Übelgeſinnten unter den Uigur, die ihre alte Verfaſſung nicht vergeſſen konnten, getilgt, zog er auch mit gen Niſabur und die im Weſten vom Chuang che gelegenen Länder. Das Verhältniß zu den Mongolen blieb auch unter ſeinen Söhnen und Enkeln fort, und noch jetzt, wie wir wiſſen, wohnen Uiguren in der Gegend von Turfan und Chami, wie man ſich hierüber ſowol, wie über die Folgezeit, wo die mongoliſche Oberherrlichkeit fortdauerte, bis die chineſiſche wiederum eintrat, aus den chineſiſchen Quellen ſelbſt (Beleuchtung und Widerlegung S. 57—59, und Fundgr. a. a. O. S. 180—182) näher belehren kann. Übrigens hüte man ſich wohl, dieſe öſtlichen tatariſchen Uiguren mit den Ogor oder Ugoren der Byzantiner, ſpäterhin auch Jugrier, Jugorier, und Jughoren oder Jugritſchen von den ruſſiſchen Chroniken genannt, zu verwechſeln, wie ſchon oft geſchehen, da dieſes hunniſche ſchon zur Zeit der Völkerwanderung wohlbekannte Horden ſind, deren Stammverwandte zwiſchen dem nördlichen uraliſchen Gebirge, dem Obi und der Synja zurückgeblieben ſind und im 11. und den folgenden Jahrh. durch ihren Pelzhandel vorzüglich mit den Nowgorodern in nähere Verhältniſſe getreten ſind.

Die urſprüngliche Religion der Uiguren wich nicht von der anderer nördlicher Völkerſchaften Aſiens ab, d. h. es war ein Schamanismus, der durch Wahrſager oder Zauberer, wie die Mongolen noch heute haben und die Cames hießen, als Prieſtern vertreten ward. Da dieſe ſich für von Geiſtern Beſeſſene ausgaben, maßten ſie ſich auch an, durch jene unterrichtet, Alles zu wiſſen, was vorgeht. Zu gleicher Zeit behandeln ſie Krankheiten, und die mongoliſchen Großen wagen noch heute nicht etwas Wichtiges ohne ſie zu unternehmen. Später ſollen ſie dem Götzendienſte der Chitaï verfallen ſein, deren Rumis oder Lamas unter ihren religiöſen Geboten mehre haben, die den chriſtlichen in keinerlei Weiſe nachſtehen. Der Buddhaismus vollendete ihre weitere Ausbildung; ſie gingen von ihrer mehr nomadiſchen Lebensweiſe zu der ackerbautreibenden über, und wie ihre Schrift zu beweiſen ſcheint, müſſen auch ſyriſche Miſſionaire das Chriſtenthum der Neſtorianer unter ihnen zu verbreiten geſucht haben. Eben dieſe Schrift, welche von Oben nach Unten geſchrieben wird, iſt Urſache, daß Klaproth, der ein ziemlich umfaſſendes Wörterverzeichniß zum Theil auf ſeiner Reiſe (1806) in Sibirien zu Uſt Kamenogorsk, einer ruſſiſchen Feſtung am Irtiſch, aus dem Munde eines uiguriſch ſprechenden Bucharen aus Turfan, zum Theil aus einem von P. Amiot aus Peking geſchickten und im kaiſerlichen Überſetzungshofe verfaßten uiguriſch-chineſiſchen Vocabularium zuſammengetragen und mehrfach (in den oben angeführten Schriften) bekannt gemacht hat, behauptete, der uiguriſche Volksſtamm ſei ein türkiſcher. Durch die Neſtorianer, ſchließt er weiter, kam das ſabäiſche Alphabet in Gebrauch unter den Uiguren, und aus dieſem entſtand das uiguriſche, das wiederum dem mongoliſchen ſeinen Urſprung gab; und auch das türkiſche Alphabet hieß noch lange uiguriſch, da ja die Sprache der Uiguren in der That das reinſte und älteſte Türkiſche iſt, das man in der Folge das Dſchagataiſche nannte (ſ. Türkische Sprache) von Dſchagatal, dem Sohne des Tſchingis-Khan, der über alle jene tatariſchen Länder, in denen das Uiguriſche Mutterſprache ward, herrſchte. Dieſes Dſchagatai oder Uiguriſch iſt alſo das Alttürkiſche, das am Ende des 15. Jahrh., wo es ſeinen höchſten Punkt der Ausbildung erlangt und ſeine Literatur aufgehört hatte, dem Osmaniſchen als Neutürkiſchen weichen mußte, das zu jener Zeit ſich ſeiner Vollendung immer mehr näherte. Alles Nähere weiſen die von Klaproth ſeinen Schriften beigegebenen Tafeln nach, die z. B. eine Vergleichung des uiguriſchen und ſabäiſchen Alphabets und ein uiguriſch-mongoliſches Alphabet enthalten.

(*Gustav Flügel.*)

Iguvium (alte Geogr.), ſ. Eugubium.

IHALAWAN, eine Grenzprovinz im Lande Beludſchiſtan, wird im N. von Sarawan, im O. von Kutſch

Gundawa, im SO. von Sind, im S. von Lus und im W. von Makran begrenzt und umfaßt einen Flächenraum von 878¼ □M. Das Land iſt größtentheils gebirgig, hat aber auch fruchtbare Ebenen und Thäler, die von Urnach und mehren Steppenflüſſen bewäſſert werden. Die Volksmenge iſt gering und beſteht faſt aus lauter in Zelten oder Hütten wohnenden Beludſchen oder Brahus. Die Provinz, auf deren Oſtſeite ſich das Brahugebirge hinzieht, wird in die Diſtricte: Zuhri, Punduran, Soherab, Khozdar, Zidi, Wudd und Nal getheilt. (*R.*)

IHALAWAR, bildet die nordöſtlichſte Provinz der vorderindiſchen Halbinſel Gujerate (Guzerate), dehnt ſich aus zwiſchen 22° und 23° n. Br. und iſt ein ebenes, wenig bewaldetes, aber äußerſt fruchtbares Land, das beſonders viel Weizen und Baumwolle erzeugt, welche beide einen bedeutenden Ausfuhrartikel bilden. Früher führte das Land den Namen Chalawar oder Chalawara, und hatte einen weit größern Umfang als jetzt. Die Rajputen ſind auch hier das Herrſchervolk, und der Stamm der Jhalla, deren zahlreiche Chefs den Namen Tilat führen, haben in der ältern Geſchichte ſich einen Namen erworben, ſind aber durch die Zerwürfniſſe der neueſten Zeiten in Verfall gerathen. Mac Murdo bemerkt, daß die Rajputen in dieſem Theile Gujerates in drei Claſſen zerfallen, als: Jinamas, Kuraria und Naroda, wovon die erſten am meiſten geachtet und mit dem Titel Ji angeredet werden; die zweiten ſtehen viel niedriger und verrichten Geſindedienſte; die dritten haben ihren militairiſchen Charakter ganz abgelegt und ſind jetzt Ackerbauer geworden, müſſen aber immer bewaffnet auf ihre Felder ausziehen, um gegen die öftern und plötzlichen räuberiſchen Überfälle ſich vertheidigen zu können. In den meiſten Dörfern geht die Vorſicht ſo weit, daß immer ein Mann auf einem hohen Baume Wache hält, um den Leuten auf dem Felde anzuzeigen, wenn ſich verdächtige Reiter nahen. Das Vieh, der größte Reichthum dieſer Leute, wird dann eiligſt eingetrieben, indem die Raubhorden bei ihren Überfällen am meiſten hierauf ſpeculiren. Das Land ſteht jetzt unter der Autorität des Guicowar von Barde, der im Verein mit den Briten endlich den Frieden hergeſtellt hat, und bei ſeiner glücklichen Lage in der Nähe der Handelsſtädte am Buſen von Cambay, wird es dem Lande bald gelingen, ſich wieder zu einem blühenden Zuſtande aufzuſchwingen. Die vorzüglichſten Städte ſind: Durrangdra, liegt unter 22° 54′ n. Br. und 71° 35′ ö. L. Der Rajah von Durrangdra iſt das Oberhaupt aller Jhallarajputen und genießt das Recht, bei einer Zuſammenkunſt mit den übrigen Häuptlingen dieſes Stammes auf einem Mantel zu ſitzen, während dieſe nur auf einem Teppich Platz nehmen. Halwud, unter 22° 51′ nördl. Br. und 71° 16′ öſtl. L., iſt jetzt die Reſidenz des Rajputenoberhauptes, während es ſonſt Durrangdra war. Limree, unter 22° 36′ nördl. Br. und 71° 54° öſtl. L., wird von einer Menge reicher Banquiers bewohnt, durch deren großen Einfluß die geſammten Geldangelegenheiten der Halbinſel Gujerate beſtimmt werden. Wudwan, bedeutende und volkreiche Stadt mit einem neuen, ſtarken Fort, liegt unter 22° 42′ nördl. Br. und 71° 47′ öſtl. L. und gehört einer Rajputenfamilie, die früher wegen ihrer berüchtigten Räuberei bekannt war, jetzt aber dem Guicowar einen regelmäßigen jährlichen Tribut zahlt. Von Puttunwara werden bedeutende Quantitäten von Butter, Leder und Hanf eingeführt, die man von hier nach Bhownuggur, am Golfe von Cambay, ſchafft, von wo aus ſie zur See ausgeführt werden. Wankanir, anſehnliche Stadt, unter 23° 27′ nördl. Br. und 70° 58′ öſtl. L., am Zuſammenfluſſe der Flüſſe Muchoo und Patalia, von denen ſie, wie von einem Triangel eingeſchloſſen wird. Sie iſt lang und ſchmal gebaut, mit einer großen, mit Thürmen und Baſtionen ausgerüſteten Mauer umgeben, und umfaßt gegen 5000 Häuſer mit einem guten Bazar. Von einem frommen Muhammedaniſchen Scheik iſt hier eine ſchöne Moſchee erbaut, aber unglücklicherweiſe iſt die geheiligte Betſtätte nicht in der Richtung nach Mekka zu erbaut, und dadurch der ganze ſchöne Tempel unnütz. Die Stadt liegt grade unter einem hohen Bergzuge, der ſie ganz beherrſcht, und während der Regenzeit werden alle Straßen von dem Patalia überſchwemmt, der ſich in der trockenen Jahreszeit zu einem langſam fließenden unbedeutenden Fluſſe verringert. Morevee, unter 23° 39′ nördl. Br. und 70° 58′ öſtl. L., iſt der Hauptort des ganzen Diſtricts, welcher an den Ufern des Muchoo liegt. Die Familie, welcher dieſe Stadt nebſt angrenzenden Ländereien jetzt gehört, empfing ſie vom Kaiſer Acbar als Belohnung für die Gefangennehmung des unglücklichen Sultans Muzuffer von Gujerate. Im J. 1809 wurde der Häuptling dieſes Platzes, Kooer Doſajee, vom Oberſt Walker vermocht, den ſchändlichen Gebrauch, die weiblichen Geburten zu ermorden, zu unterdrücken, und im J. 1816 nennt ihn die Regierung von Bombay als eine ehrenvolle Ausnahme von den übrigen Jahrejahhäuptlingen, welche dieſes Verbrechen noch immer im Geheimen verüben ließen. (*J. C. Schmidt.*)

IHALLODA, eine Stadt der vorderindiſchen Halbinſel Gujerate, unter 23° 3′ nördl. Br. und 74° 14′ öſtl. L., welche nebſt drei andern benachbarten Städten und der Stadt Godra und den dazu gehörigen Diſtricten, dem Sindia gehören, was bisher faſt allen Geographen und Reiſenden unbekannt war, und uns von Heber, den dieſe Nachricht auch in Verwunderung ſetzte, genau berichtet worden iſt. Dieſer dem Sindia gehörige Gebietstheil heißt der Diſtrict von Punjmahal. Die Stadt, welche nicht groß iſt, beſitzt eine Moſchee, eine kleine Pagode und mehre gut und dauerhaſt gebaute Backſteinhäuſer, die mehre Stockwerke hoch ſind, ein ſteiles, weit vorſpringendes Ziegeldach und ſehr kleine Fenſter haben ſodaß Heber meint, ſie ſeien ihm wie Malzöfen in Shropſhire vorgekommen. In dem Orte ſelbſt ſah der vorgenannte Reiſende viele ſchöne Mango- und Ceibabäume, wovon die carmoiſinrothen Blüthen des letztern ſich ſehr ſchön ausnehmen ſollen. Dieſe Bäume waren mit zahlreichen Affen bevölkert. (*J. C. Schmidt.*)

Ihalta (Geogr.), ſ. Salsette.

IHANG, iſt einer der berühmteſten Aſtronomen, Mathematiker und Chronologen des chineſiſchen Reiches. Jhang ward von angeſehenen Ältern geboren zu Tai ming

Digitized by Google

einer Stadt erſten Ranges (Fu) des Kreiſes Pe tſche li, im J. 682 unſerer Zeitrechnung, und beſchäftigte ſich von Jugend auf mit den mathematiſchen und naturhiſtoriſchen Wiſſenſchaften. Er bekannte ſich, wie mehre der gelehrteſten Männer zu den Zeiten der Tangdynaſtie, zum Buddhaismus. Der Kaiſer Hiuen thong (reg. von 713—756 u. Z.) dieſer berühmten Dynaſtie ließ ihn an den Hof kommen und ernannte ihn im J. 721 zum Präſidenten des aſtronomiſchen Collegiums. Er ſchrieb ein heutiges Tages noch ſehr berühmtes aſtronomiſches Werk, das er nach echt chineſiſcher Weiſe blos für eine Erklärung der Worte des I king (ſ. den Art.), Ta jen, große Überſchwemmung oder große Fülle, ausgab, und es deshalb auch Ta jen benannte. Ihang ſtarb, bevor er die letzte Hand an ſein Werk legen konnte, im 45. Jahre ſeines Alters, im J. 727 u. Z. Seine hinterlaſſenen aſtronomiſchen Arbeiten wurden von einer auf Befehl des Kaiſers niedergeſetzten Commiſſion durchgeſehen und im J. 729 öffentlich bekannt gemacht. Es erhoben ſich hierüber unter den chineſiſchen Aſtronomen viele Streitigkeiten, wie man aus der der Aſtronomie gewidmeten Abtheilung der Annalen der Tangdynaſtie erſehen kann. Nach einer Angabe habe Ihang ſeine großen aſtronomiſchen Kenntniſſe vom Weſten her, und dies durch Muhammedaner erhalten — eine Meinung, der auch Kaiſer Kang hi in ſeiner kleinen Abhandlung über Geometrie und Trigonometrie huldigt. Der Präſident des aſtronomiſchen Collegiums ließ allerlei mathematiſch-aſtronomiſche Inſtrumente verfertigen, übergab ſie kundigen Maßkünſtlern, um hiermit an verſchiedenen Orten des großen Reiches der Tang Beobachtungen zu machen. Ein Theil derſelben ward nach Kochin-china und Tongking geſandt; ein anderer gen Norden hin zu der türkiſchen Horde der Tiele, welche damals in der Gegend des Baikalſees zwiſchen dem 51 und 52° n. Br. wohnte. Die Beſtimmungen der Breitengrade, welche mit einem Gnomon von acht Fuß Länge vorgenommen wurden, kommen den ſpäter an denſelben Orten vorgenommenen Beobachtungen der Jeſuiten ſo ziemlich nahe. Sehr wichtig für die Geographie iſt die auf aſtronomiſche Beobachtungen fußende Angabe Ihang's, daß zu den Zeiten der Dynaſtie Tang von dem chineſiſchen Längenmaße, Li genannt, 351 und 80 Schritte (360 Schritte machen ein Li) auf einen Breitengrad gingen. Jetzt rechnet man deren blos 200. Wir ſind nämlich dadurch in den Stand geſetzt, die Ausdehnung des großen Reiches der Tang, wozu Kochinchina, Tongking und alle Länder des nordöſtlichen und Mittelaſiens von der Mündung des Amurfluſſes bis gen Kaſchgan hin gehörten, geographiſch genau beſtimmen zu können, da wir in der Geographie der Tang die Größe des chineſiſchen Reiches, nach Li gerechnet, angegeben finden. Es erſtreckte ſich von Oſten nach Weſten 9310, und von Süden nach Norden 10,918 Li. Ihang ſetzte, wie man aus ſeinen verſchiedenen Berechnungen der Sonnenfinſterniſſe im Lieder- oder Annalenbuche (Schi king, Schu king) erſieht, den Anfang der Regierung Jao's auf das J. 2320 vor u. Z. Über die Zeit Jao's geht Ihang nicht hinaus. Ju, der Gründer der erſten Dynaſtie der Hia, begann nach Ihang ſeine Regierung im J. 2170. Die Dynaſtie dauerte 432 Jahre. Das erſte Jahr der Regierung des Tſching tang, des Gründers der zweiten Schangdynaſtie, fällt demnach auf das J. 1738. Dieſe Dynaſtie dauerte 628 Jahre. Das erſte Regierungsjahr des Wu wang, des Gründers der dritten oder der Dynaſtie Tſcheu, fällt alſo auf das J. 1111 v. u. Z. Man ſehe über Ihang die Bemerkungen des gelehrten Miſſionars Gaubil in *Souciet*, Observations mathématiques (Par. 1729. sq. 4.) Voll. II, 73 sq. *Gaubil* Traité de la Chronologie chinoise hinter dem 16. Bande der Mémoires conc. les Chinois p. 148. sq.

(*C. F. Neumann.*)

IHANSI, 1) ein kleiner Staat der vorderindiſchen Provinz Allahabad, der erſt neuern Zeiten ſeinen Urſprung verdankt und durch zufällige Umſtände viele ältere und größere überlebt hat. Das Land ſcheint früher einen Theil der Provinz Bundelcund ausgemacht zu haben, und wurde der Familie des jetzigen Subahdar (Häuptlings) von dem Peſchwa der Puna Maharatten, aus Dankbarkeit zur Belohnung geleiſteter Dienſte, als Lehen übertragen. Dieſe Lehenpflichtigkeit wird von dem Subahdar ausdrücklich anerkannt in einem Bündniſſe, das er im J. 1804 mit der britiſchen Regierung abſchloß, worin ausdrücklich geſagt wird, er ſei ein Vaſall des Peſchwa, dem er vor wie nach unterthänig und tributpflichtig bleiben wolle, ſich aber hiermit ebenfalls unter britiſchen Schutz ſtelle.

2) Ihanſi, Hauptſtadt dieſes Staates, liegt unter 25° 32′ nördl. Br. und 78° 34′ öſtl. L., iſt ziemlich anſehnlich, und wird von einem auf einem hohen Hügel gelegenen ſteinernen Forte beherrſcht. Die Stadt iſt ein bedeutender Tranſitoplatz zwiſchen dem Deccan, Furruckabad und den Städten des Doab, und liefert aus ſeinen Manufacturen viele Bogen, Pfeile und Speere. Der zu dem vorgenannten Fort gehörige Diſtrict ſoll jährlich vier Lacks (400,000) Rupien einbringen. (*J. C. Schmidt.*)

IHÁROS, 1) Iháros-Berény, ein der adeligen Familie Inkey gehöriger Marktflecken im marczaler Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus), an der von Kreutz in der Militairgrenze nach Stuhlweißenburg führenden Poſtſtraße, in gebirgiger Gegend gelegen, über zwei Meilen ſüdoſtwärts von Nagy-Kaniſa entfernt, mit 112 Häuſern, 887 Einwohnern, welche aus Magyaren, Kroaten und Teutſchen beſtehen, und 529 Proteſtanten, 349 Katholiken und 9 Juden unter ſich zählen, einer eigenen evangeliſchen Pfarre, einer katholiſchen Filialkirche, einem proteſtantiſchen Bethauſe, einem Theilungspoſtamte, in dem ſich die wiener-ſlawoniſche und die ofener-agramer Poſtſtraßen berühren, welches mit Nagy-Kaniſa, Nemes-Vid, Berzencze und Zákány Pferde wechſelt, einigem Weinbau und einer Schule. 2) Ein Dorf in demſelben Gerichtsſtuhle und Comitate, im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungarns, in einer waldigen Gegend, an der von Nagy-Kaniſa nach Eſzegg führenden Poſtſtraße gelegen, nur eine halbe Meile von dem vorigen entfernt, mit 55 Häuſern, 444 magyariſchen Einw., von denen 315 zur katholiſchen und 129 zur evangeliſchen Kirche ſich bekennen,

einer eigenen katholiſchen Localie und Kirche, während die Akatholiken nach Ihároß-Berény eingepfarrt ſind.

(*G. F. Schreiner.*)

Ihdt (Geogr.), ſ. It.

Ihelum (Dſchilum), ſ. unt. Himalaya

IHERING, zuweilen auch Jeringh geſchrieben, 1) **Christian**. Sohn des weiter unten folgenden Biſchofs Joachim, 1629 zu Nyköping geboren, wurde 1662 Hofgerichtsſecretair zu Reval, und nachdem er 1673 unter dem Namen Liljering in den Adelsſtand erhoben worden war, 1674 Secretair des Gouverneurs von Ehſtland, als welcher er am 28. Febr. 1697 zu Reval ſtarb. Man hat von ihm ein 1644 zu Dörpt in Quart erſchienene Oratio de Hebraea, Graeca et Latina lingua.

(*G. M. S. Fischer.*)

2) **Georg Albrecht**, geboren den 15. Jun. 1779 zu Aurich in Oſtfriesland, der Sohn des dortigen königl. preuß. Advocatus fisci Kaspar Rudolf Ihering, der mit dem Ruhme eines raſtlos thätigen und ſtreng rechtlichen Mannes im J. 1809 ſtarb, verdankte die erſte wiſſenſchaftliche Bildung der lateiniſchen Schule ſeiner Vaterſtadt. Unter der Leitung des Rectors Hecht erlangte er hinlängliche Vorkenntniſſe, um bereits 1796 die Univerſität Erlangen beziehen zu können. Dort widmete er ſich dem Studium der Jurisprudenz mit rühmlichem Eifer, und erwarb ſich durch Fleiß und geſittetes Betragen die faſt ungetheilte Liebe ſeiner Lehrer. Belege dafür liefert ein in ſeinem Nachlaſſe gefundenes Schreiben, welches 13 Jahre ſpäter der berühmte Verfaſſer des Commentars über die Pandecten, Glück in Erlangen, an ihn richtete. Neben der Jurisprudenz hatten philoſophiſche Studien viel Reiz für ihn gehabt, zu denen ihn die Lectüre von Fichte's und Schelling's Schriften führte. Nach zweijährigem Aufenthalte in Erlangen, mit welchem ſich ſeine akademiſche Laufbahn ſchloß, ging er einige Zeit nach Weimar, wo er mit Fr. Rückert, der damals in jener Reſidenz verweilte, in erfreuliche Berührung kam. Mehrfach angeregt durch dies Verhältniß wagte er einige poetiſche Verſuche, die ſich in ſeinem literariſchen Nachlaſſe gefunden haben. Aber ſeine Neigung zog ihn mehr zu ſeinem Berufsſache. Im J. 1798 kehrte er nach Aurich zurück, und ward bei dem dortigen Oberjuſtizcollegium als Auscultator angeſtellt. Er ward zugleich der treue Verſorger der Seinigen, als er die Vermögensumſtände ſeines Vaters durch mancherlei mislungene Speculationen und Unternehmungen zerrüttet fand. Noch mehr konnte er dieſem ſchönen Zuge ſeines Herzens folgen, als ſich ſeine bisherigen Einkünfte (1799) durch die Ernennung zum Calculator und Gehilfsſecretair der oſtfrieſiſchen Landſchaft bedeutend erweiterten. Bald nachher ward er Regierungsreferendar, und in den Jahren 1804—1811 bei dem Amtsgerichte zu Aurich angeſtellt. Die Anfertigung der ſämmtlichen Feuerſocietätskataſter in Oſtfriesland warf ihm, ſo läſtig dies mechaniſche Geſchäft für ihn ſein mochte, einen bedeutenden Nebenverdienſt ab. Er bedurfte um ſo mehr dieſes Zuſchuſſes, da die von ihm übernommene Verwaltung des väterlichen Fehns [1]) bedeutende Ausgaben nothwendig machte. Durch Umſicht und Ausdauer gelang es ihm, bei beſchränkten Mitteln, durch zweckmäßige Verbeſſerungen und neue Anlagen mehr Vortheile als bisher aus dem väterlichen Beſitzthum zu ziehen. Das Torfgraben erhielt einen größern Umfang als in den Jahren 1804—1819, als auf Ihering's Betrieb die ſchiffbaren Canäle des Fehns zuſammen bis zu 891 Ruthen verlängert wurden. Die Bevölkerung der Colonie, die im J. 1788 aus 133 Einwohnern beſtand, ſtieg ſeitdem bis gegen 400, und auch die Häuſerzahl hatte ſich bedeutend vermehrt, ſodaß die Art und Weiſe, wie Ihering ſeinen Fehn verwaltete, für ähnliche Colonien in ganz Oſtfriesland als Muſter gelten konnte.

Auch als Schriftſteller aufzutreten hatte er ſich veranlaßt gefunden, als zu Anfange des J. 1809 in Folge der politiſchen Ereigniſſe das holländiſche Steuerſyſtem in Oſtfriesland eingeführt worden war. Aus zahlloſen Verordnungen, in holländiſcher Sprache abgefaßt und daher dem größten Theile des Publicums unverſtändlich, veranſtaltete Ihering einen zweckmäßigen teutſchen Auszug [2]). Er erhielt bei dieſer Gelegenheit von der juriſtiſchen Facultät zu Erlangen die Doctorwürde, und ward von der dortigen cameraliſtiſch-ökonomiſchen Societät zu ihrem correſpondirenden Mitgliede ernannt. Damals (1809) hatte er auch unter der holländiſchen Regierung in Oſtfriesland die Stelle eines Directors der Succeſſionsabgaben oder Erbſchaftsſteuer [3]) zu Aurich erhalten. Nach Aufhebung der oſtfrieſiſchen Landſtände und des Adminiſtrationscollegiums derſelben, ſowie der Kriegs- und Domainenkammer, ward er (1810) Rendant der Feuerverſicherungsanſtalt für die Städte und das platte Land, mit einem Jahrgehalte von 400 Thlrn. und bald nachher, als das Königreich Holland, und ſomit auch Oſtfriesland dem franzöſiſchen Kaiſerreiche einverleibt ward, zum Gehilfsrichter bei dem Friedensgerichte des Cantons Aurich ernannt. Den ebengenannten Poſten lehnte er jedoch ab. Späterhin wählte ihn die franzöſiſche Regierung zum Präſidenten des Cantons Timmel, in deſſen Bezirk ſein Fehn gelegen war, und zugleich 1811 zum Sachwalter (Avoué) bei dem damaligen Tribunal erſter Inſtanz zu Aurich. Interimiſtiſch verwaltete er noch im Laufe des J. 1811, als auch unter der franzö-

1) Fehn oder Behne (im Holländiſchen veen) ein niedriges, ſumpfiges, moorartiges Feld bedeutend, iſt in Oſtfriesland eine beſondere Colonie in einer Moorgegend, wo man mit dem Ausſtechen des Torfs in großen Maſſen und dem regelmäßigen Abgraben des Moors zugleich die Abſicht verbindet, den untern Grund urbar zu machen, und auf demſelben nach und nach Häuſer anzubauen. Zu einem Fehn gehört zugleich ein künſtlich angelegter ſchiffbarer Canal, der mit einem andern oder einem Fluſſe in Verbindung ſteht, um den Torf von dem Fehn zu Schiffe nach andern Orten ſchaffen zu können, wo er von den Fehnſchiffern verkauft wird. Den abgegrabenen und urbar gemachten Boden benutzt man zum Ackerbau und zur Viehzucht. Solcher Fehne gibt es in Oſtfriesland jetzt 14, ſämmtlich mehr oder minder mit Häuſern beſetzt, ſodaß einige ſehr anſehnliche Landſchaften ausmachen. Vgl. Freeſe: über die Behne (Aurich 1789).

2) Kurze Überſicht der ſämmtlichen, im Königreiche Holland üblichen Abgaben (Aurich 1808). Vgl. Wiarda's Oſtfrieſiſche Geſchichte. 10. Th. S. 526.

3) Directeur op het rigt van successie.

ſiſchen Herrſchaft die holländiſche Steuerverfaſſung fortdauerte, den wichtigen Poſten eines Advocatfiscals der ſämmtlichen Abgaben (Middelen te water en te lande). Seine mehrfach erprobte Thätigkeit widmete er auch der oſtfrieſiſchen Mühlen-Brand-Societät, als er nach ſeines Vaters Tode an deſſen Stelle zum Director jener Anſtalt ernannt worden war. Sie erhielt ſich unter ſeiner Leitung in ſo blühendem Zuſtande, daß die Theilnehmer nichts weiter, als die Einlage von 5—15 Procent von dem Capitalwerth ihrer Mühlen zu bezahlen hatten, und ſogar im J. 1822 eine Dividende von 1¼ Procent erhielten.

Als im J. 1815 die franzöſiſchen Tribunale und Friedensgerichte aufhörten, erhielt Ihering unter der wiederhergeſtellten preußiſchen Regierung die Stelle eines Juſtizminiſters und Notars in Aurich, und als Preußen Oſtfriesland an Hanover abtrat, ward er Auditeur bei einem hanöveriſchen Leibcüraſſierregiment, 1819 Secretair der oſtfrieſiſchen Landſchaft, und 1820 ſtändiſcher Deputirter. Seitdem wohnte er den Sitzungen der allgemeinen Ständeverſammlung regelmäßig bei, bis zum Frühlinge 1825, wo ſeine bisher feſte Geſundheit zu wanken ſchien. Seit der Rückkehr von Hanover im Mai des genannten Jahres hatte ſich zu einer anhaltenden Schwäche des Unterleibes allmälig Erſchlaffung aller phyſiſchen Kräfte geſellt. Sein Zuſtand erregte gegründete Beſorgniß, ungeachtet er ſelbſt keine Gefahr zu ahnen ſchien und raſtlos fortfuhr in ſeiner gewohnten Thätigkeit. Ein Nervenſchlag endete jedoch den 14. Nov. 1825 ſein Leben.

Ihering war ein vielſeitig gebildeter Mann, reich an gelehrten und gemeinnützigen Kenntniſſen. Der Jurisprudenz hatte er ſich mit beſonderer Vorliebe gewidmet, und mit ihrem Umfange und ihrer Anwendbarkeit ſich innig vertraut gemacht. Aber auch andere wiſſenſchaftliche Fächer waren ſeinem regen, raſtlos fortſtrebenden Geiſte nicht fremd geblieben. Rühmlich war ſeine Thätigkeit in der Verwaltung der ihm zugewieſenen Poſten. Neben ſeinen mannichfachen Berufsgeſchäften widmete er, wie bereits früher erwähnt worden, der oſtfrieſiſchen Fehncultur eine beſondere Sorgfalt. Für das allgemeine Wohl raſtlos thätig, beſchäftigte ihn nicht nur die Beförderung und Ausbreitung ſeines eigenen Fehns, ſondern auch die Aufnahme und Verbeſſerung aller andern oſtfrieſiſchen Fehne, die er für eine ſehr wichtige Nahrungsquelle und für ein weſentliches Mittel zur Beförderung des allgemeinen Wohlſtandes hielt. Schon in der erſten Zeit ſeines öffentlichen Lebens, bald nach der Rückkehr von der Univerſität, war es ihm durch wiederholte Vorſtellungen an die oſtfrieſiſchen Landſtände und an das preußiſche Miniſterium gelungen, eine bedeutende Summe auszuwirken zur Verbeſſerung der ſämmtlichen Fehne in Oſtfriesland. Eine ganz vorzügliche und ſelbſt mit Gefahr verbundene Theilnahme an jenen Anſtalten hatte er im J. 1811 bewieſen, als bei einem Aufſtande in dem Canton Timmel alle Schiffsleute auf den dortigen Fehnen durch militairiſche Gewalt aufgegriffen und nach Frankreich geführt wurden, wo ſie theils nach Toulon zum Seedienſt, theils auf die Feſtung Lille gebracht wurden. Ihering nahm ſich der Sache jener Unglücklichen und ihrer zurückgelaſſenen Familien an, unbeſorgt, durch dieſen Schritt Napoleon's Zorn, der jenen Befehl gegeben, noch mehr zu reizen. Er wagte ſogar, begleitet von andern Obererbpächtern der Fehne, eine Reiſe nach Amſterdam, wo damals der franzöſiſche Kaiſer verweilte, um die Freilaſſung jener Unglücklichen zu erbitten. Seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Die von ihrem Vaterlande fern lebenden Schiffer wurden milder und ſchonender als bisher behandelt, und nach Verlauf eines Jahres durften ſie wieder in ihre Heimath zurückkehren.

In den letzten Jahren ſeines Lebens beſchäftigte ſich Ihering viel mit einer Hauptangelegenheit Oſtfrieslands, der Verlängerung des ſogenannten Treckfahrtskanal von Aurich nach Wittmund und von da weiter nach Jever und Hookſiel. Ein Plan dazu war ſchon in den Jahren 1803—1804 öffentlich zur Sprache gekommen⁴), die ganze Sache jedoch wieder ins Stocken gerathen in der damals vielfach bewegten Zeit. Ihering, von dem großen Nutzen der Waſſerſtraßen überzeugt, hatte jene Idee wieder mit der ganzen Regſamkeit ſeines Geiſtes ergriffen, als ihn im Sommer 1817 eine Reiſe durch Holland führte. Nach den großen Reſultaten des holſteiniſchen Kanals konnte ſeinem Scharfblicke nicht der Vortheil verborgen bleiben, den ein ähnlicher Kanal durch Oſtfriesland dem Handel gewähren würde, indem dadurch Hamburg und Amſterdam und die ſonſtigen holländiſchen Städte zwiſchen beiden in Verbindung kämen, und bei der völligen Binnenſchiffahrt nicht nur die Gefahren der Küſtenfahrt den Herbſt und Frühling vermieden, ſondern auch die Aſſecuranzkoſten erſpart werden könnten. Deſſenungeachtet hatte das Unternehmen manche Schwierigkeiten, beſonders durch die zu dem neuen Kanale von Aurich nach Wittmund gewählte Richtung. Ihering machte ſich daher die Aufgabe, durch tägliche Anſchauungen und Unterſuchungen an Ort und Stelle eine zweckmäßige Kanallinie ausfindig zu machen, die nicht durch den Moor, ſondern am Rande und Abhange deſſelben fortliefe, den natürlichen Abzugskanälen ſo viel als möglich folgend. Nachdem er mehre Monate lang, wie es die Witterung irgend erlaubte, ſeine Unterſuchungen fortgeſetzt, glaubte er darin in den Jahren 1819 und 1820 zu einem feſten Punkte gekommen zu ſein. Seine Ideen über die Anlegung eines neuen Kanals theilte er um jene Zeit zuerſt der oſtfrieſiſchen Provinzialregierung und ſodann den Landſtänden mit. Auch dem größern Publicum wurden ſie bekannt durch eine von ihm über jenen Gegenſtand herausgegebene Schrift⁵). Als das königl. Cabinetsminiſterium zu Hanover im J. 1823 die von ihm vorgeſchlagene Kanallinie nivellitiſch unterſuchen ließ, fand man die neue Richtung bei weitem zweckmäßiger, als die in dem ältern Plane angegebene. Das Unternehmen blieb

4) ſ. das Oſtfrieſiſche Intelligenzblatt. 1803. Nr. 1 und den Weſtfäliſchen Anzeiger. 1803. Nr. 14. 1804. Nr. 21. 5) Sie führt den nicht ganz paſſenden Titel: Verhandlungen der oſtfrieſiſchen Stände, die in dem Fürſtenthume Oſtfriesland anzulegende Vereinigungstiefe betreffend (Emden 1821).

Digitized by Google

zwar unausgeführt; doch läßt ſich wohl annehmen, daß Ihering, hätte ihn nicht der Tod überraſcht, alles aufgeboten haben würde, zu dieſem Behufe eine anſehnliche Unterſtützung aus den Landesmitteln zu erwirken.

Einen erfreulichen Wirkungskreis für ſeine Thätigkeit, für die Entfaltung ſeiner mannichfachen Kenntniſſe und ſeines echten Vaterlandsſinnes fand Ihering als Mitglied der allgemeinen Ständeverſammlung des Königreichs Hanover. Es fehlte ihm weder an Einſicht, noch an Freimüthigkeit, um das Übel des Staats in ſeiner Wurzel anzugreifen. Auf mannichfache Weiſe erprobte ſich ſeine Wirkſamkeit, indem er auf die Beſchränkung des Militairetats drang, und das Mittel finden ließ, die ſchwebende Schuld zu fundiren, und dem handveriſchen Staate durch die Sicherung einer allmäligen regelmäßigen Abtragung der Landesſchulden, einen bedeutenden Credit zu verſchaffen, durch welchen im Laufe weniger Jahre die Vierprocent-Obligationen von 65 Procent bis über den Nominalwerth ſtiegen. Ein beſonderes Augenmerk richtete er auch als ſtändiſcher Deputirter auf die oſtfrieſiſchen Domanialgefälle, die unter der holländ. und franz. Regierung ſuspendirt geweſen, doch durch ein königl. Decret der handveriſchen Regierung vom 9. Apr. 1818 wieder eingeführt worden waren. Man fand dieſe Abgaben in Oſtfriesland ſehr drückend, und meinte, daß ſie nach der Einführung eines neuen Steuerſyſtems billigerweiſe wegfallen müßten, weil das Land alle Abgaben des Königreichs mit tragen müſſe, und auf dieſe Weiſe mit einer doppelten Steuer belaſtet werde. Es kam darauf an, aus der Geſchichte des Landes und der alten Steuerverfaſſung deſſelben nachzuweiſen, daß die fraglichen Kammerintraden, wenigſtens dem größern Theile nach, keine eigentlichen Domaineneinkünfte, ſondern wahre öffentliche, auf den Grund und Boden bezogene Landesſteuern wären, und daß beſonders das dem Landesherrn geleiſtete subsidium ad statum militiae et defensionis mit darunter begriffen ſei. Ihering unternahm die nicht leichte Arbeit, davon den Beweis zu führen, mit Benutzung zahlreicher Acten und Documente, die ihm das landſchaftliche Archiv darbot. In der ſechsten Ständeverſammlung in den Jahren 1824 und 1825 trug er jene Angelegenheit abermals vor, ermuntert durch die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs ſeiner Bemühungen, da von den Ständen der Beſchluß gefaßt ward, daß die Kammercaſſe bei einem eintretenden Ausfalle aus den allgemeinen Landesſteuern entſchädigt werden ſolle. Seine Vorträge in der Ständeverſammlung wollte er drucken laſſen. Das Manuſcript mit der Überſchrift: Zur Vereinigung der Anſichten über die ſuspendirten Gefälle, fand ſich in ſeinem Nachlaſſe.

Aus der Richtung, die ſeine Thätigkeit ſchon früh genommen hatte, treten die Grundzüge ſeines Charakters faſt von ſelbſt hervor. Ihn beſeelte ein allgemeines, aufrichtiges Wohlwollen, eine ungetrübte Heiterkeit der Seele und ein echter Biederſinn. Jedem nach ſeinen beſten Kräften zu helfen zeigte er ſich ſtets bereit. Für Freundſchaft und geſelliges Leben hatte er viel Sinn. Es war ihm Bedürfniß, ſeine Ideen und Gefühle Andern mitzutheilen. Bei ſeinen Anſichten und Urtheilen folgte er feſten Principien, von denen er nicht leicht abwich. Bei dem, was er für wahr, gerecht und gemeinnützig erkannte, beharrte er, ohne ſich durch irgend einen Widerſpruch irre machen zu laſſen. Stolz und Anmaßung, vorzüglich aber alles moraliſch Schlechte war ihm in tiefſter Seele verhaßt, und konnte ihn ſelbſt zu heftigen und leidenſchaftlichen Äußerungen bewegen, in denen man ſeinen ſanften, gemüthlichen Charakter kaum wieder erkannte. Am liebenswürdigſten zeigte ſich derſelbe im Kreiſe ſeiner Familie, für deren Wohl er unermüdet ſorgte, und in dem Cirkel ausgewählter Freunde. Da ergoß ſich in vollen Strömen ſein unerſchöpflicher Humor, ſein treffender Witz, und das Feuer der Begeiſterung, mit welcher er faſt jeden Gegenſtand des Geſprächs ergriff, verbreitete Heiterkeit und Freude in ſeinen nächſten Umgebungen. Seine Bedürfniſſe und Anfoderungen an das Leben waren übrigens äußerſt mäßig, und vollkommen genügte ihm ein beſchränkter Genuß und Beſitz. Nur den reinen freien Sinn für höhere Ideen und Zwecke, die Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute ſuchte er ſtets lebendig in ſich zu erhalten[6]). (*Heinrich Döring.*)

3) **Joachim**, geboren im ſchwediſchen Südermannland, wurde Prediger zu Nyköping. Im J. 1638 ernannte ihn die Königin Chriſtina zum Biſchof. Er ſoll als ſolcher vorzüglich in Livland manche gute Anſtalten getroffen haben. Er ſchrieb eine Disp. de Magistratu politico, welche 1625 ausgegeben wurde, und ſtarb 1657 zu Stockholm. (*Fischer.*)

4) **Joachim Christian.** Dieſer, geboren 1690, — ſein Vater war Amtmann von der Friedeburg in Oſtfriesland, — widmete ſich der Theologie und wurde bald nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn 1718 als zweiter Prediger nach Repsholt, und 1721 als Prediger nach Bingum berufen, wo er jedoch ſchon am 12. Mai 1729 ſtarb. Man hat von ihm 1) Observationes de etymo Osiridis et Baal Beor ad Ezech. VIII, 14. 2) Observationes de locis quibusdam Pentateuchi et libri Estheri, in quibus Judaei nomen Tetragrammaton ex literis initialibus et finalibus eruerunt. 3) Diss. de Uxon Wallis vita, fatis, libris et erroribus. 4) Hiſtorie vom Anfange und Fortgange der Taufgeſinnten. Dieſes letztere Werk war eigentlich nur eine Überſetzung eines holländiſchen Werks, und Dr. Buddeus leitete ſie durch eine von ihm geſchriebene Vorrede ein. Eine Kirchengeſchichte Oſtfrieslands im 16. Jahrh. herauszugeben wurde Ihering durch den Tod verhindert, da er ſie bereits handſchriftlich ausgearbeitet hatte. (*G. M. S. Fischer.*)

5) **Sebastian Bernhard** (oder Eberhard, wie Andere ſchreiben), ein Bruder des Theologen Joachim Chriſtian Ihering. Er wurde im J. 1700 zu Friedeburg in Oſtfriesland geboren, wo ſein Vater Gerichtsamtmann

6) Vgl. Ihering's biographiſche Skizze von J. Ch. H. Gittermann in dem Neuen Nekrolog der Teutſchen. 3. Jahrg. 2. Hft. S. 1147—1177. Meuſel's gel. Teutſchl. 5. Ausg. 14. Bd. S. 234. 18. Bd. S. 265. 23. Bd. S. 38.

Digitized by Google

war. Nach Vollendung ſeiner Schul- und Univerſitätsſtudien wurde er im J. 1730 oſtfriesländiſcher Regierungsrath, 1735 Kammerrath, 1744 Kriegsrath und 1746 Regierungsdirector. Er ſtarb den 15. Jan. 1759 zu Aurich, und hat als Schriftſteller, außer einigen kleinen Abhandlungen, noch ein Werk unter dem Titel geliefert: Grundlehren der bürgerlichen Rechtsgelehrſamkeit der Reichsſtände (Aurich 1731), welches aber wenig bekannt geworden zu ſein ſcheint *). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

J. hinterließ den Ruhm eines vielſeitig gebildeten Mannes, der mit gründlichen juriſtiſchen und cameraliſtiſchen Kenntniſſen eine unermüdete Amtsthätigkeit vereinigte. Unter ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten iſt am bedeutendſten ſein Processus civilis et criminalis, quoad substantialia in sacra scriptura adornatus (Brem. 1731); denn dieſes Werk erregte große Senſation und Zwieſpalt der Meinungen über das Benehmen des Apoſtels Paulus vor ſeinen Richtern. (Apoſtelgeſch. 23, 3 fg.) Gleichzeitig ließ er ſein Theocraticum tribuum Israëliticarum systema seu de forma reipublicae ante Regum tempora (Bremae 1731) drucken. Die ſchon genannten „Vorläufigen Grundlehren der bürgerlichen Rechtsgelahrtheit ꝛc." ſollten beſonders den Unterſchied zwiſchen Publik- und Privatgeſchäften, und die Materie von den Rechten, wonach die privata negotia zu beurtheilen ſind, nach der allgemeinen Regiments- und teutſchen, beſonders Reichsverfaſſung darlegen. Er iſt auch Verfaſſer eines in Hexametern geſchriebenen Gedichts vom J. 1733 [1]), welches mehre Ereigniſſe aus der Geſchichte Oſtfrieslands ſchildert. Ungedruckt blieb ſeine ſchon 1729 geſchriebene, ſehr gehaltvolle „Abhandlung vom Moorweſen." Doch enthielt das Oſtfrieſiſche Intelligenzblatt, beſonders in den Jahren 1748 und 1749, von ihm mehre hiſtoriſche und cameraliſtiſche Abhandlungen [2]), die noch immer brauchbar ſind [3]). (*Heinrich Döring.*)

Ihiba (Ihibo), ſ. Ibas.

IHINAYI, ein Fluß der vorderindiſchen Provinz Bengalen, im Diſtricte Mymunſingh, vereinigt ſich unweit des bedeutenden Handelsplatzes Serajegunge mit dem Fluſſe Konayi. Weitere Nachweiſungen über ſeinen Lauf können wir nicht angeben. (*J. C. Schmidt.*)

IHINGWARA, 1) ein kleiner Staat Vorderindiens in der großen Provinz Gujerat, im Diſtricte Chalawar, wird von einem wilden, räuberiſchen und blutdürſtigen Volke, den Coolies, bewohnt, welche urſprünglich Rajputen geweſen ſein ſollen, aber aus uns unbekannten Gründen ſo tief geſunken ſind. Das Grundeigenthum dieſes kleinen Staates iſt in viele kleine Theile unter eine Menge Äſte derſelben Familie vertheilt, von denen der Aſt Birajee der mächtigſte iſt. Die Häuptlinge dieſes Staates, ebenſo roh wie das gemeine Volk, ſind dem Opiumgenuſſe ungemein ergeben. Die Einkünfte, welche aus der Stadt Ihingwara und 12 umliegenden Dörfern, woraus das ganze Gebiet beſteht, herfließen, werden von M'Murdo zu ein Lack Rupien (eine Rupie = 16 Gr. preuß. Cour., ein Lack = 100,000 Rupien) angegeben. Ein Theil dieſes Einkommens beſteht mit aus den Erpreſſungen, welche dieſe Räuber aus den umliegenden Provinzen ziehen, und aus der Salzbereitung, welche an den Ufern des Fluſſes Run betrieben wird.

2) Ihingwara, Hauptſtadt des vorgenannten kleinen Staates, hieß ſonſt Soorejpoor und iſt von Siva Row Jeyſingh, Rajah von Puttur, erbaut worden. Die Stadt war ſonſt viel größer und wegen eines der Sonne geweihten Tempels berühmt. In ihr haben die vornehmſten Häuptlinge der Coolies ihren Sitz. (*J. C. Schmidt.*)

IHKÂM (احكام), d. i. Beſtimmung, Feſtſtellung, iſt der Titel mehrer nicht blos Orientaliſten bekannt gewordener arabiſcher Werke, von denen jedoch d'Herbelot nach ſeiner Weiſe nicht geſprochen hat. Hauptſächlich beziehen ſie ſich auf kanoniſche Rechtslehren, wie das Ihkâm el-ahkâm fi osûl el-ahkâm, d. i. Feſtſtellung der Beſtimmungen, enthaltend die Grundſätze der richterlichen Ausſprüche. Das Buch iſt in vier Theile getheilt: 1) was unter den Rechtsgrundſätzen zu verſtehen ſei; 2) über die Autoritätsbeweiſe (Beweiſe vom Hörenſagen); 3) über die Beſtimmungen, welche die ausgezeichnetſten und gründlichſten Rechtslehrer beobachten; 4) über die Vergleichung des höhern oder geringern Anſehens der Lehrer unter einander. Der Verfaſſer des Werkes iſt der Scheich Abu'lhaſan Ali Ben Abi Ali aus Amida, gewöhnlich das „Glaubensſchwert" (Seif-ed-dîn) genannt, der 631 der Fl. (beg. 7. Oct. 1233) ſtarb, und der Schafiitiſchen Sekte angehörte. Ibn-elhâdſchib trug daraus ſein ſo berühmtes Rechtscompendium Montehi zuſammen. Ein ähnliches Werk nach den Rechtsanſichten der Malikiten führt den Titel: Ihkâm el-fosûl fi ahkâm (oder ihkâm?) el-osûl, d. i. Beſtimmung der abgeleiteten Rechtsſätze über die Beſtimmungen (Feſtſtellung) der Hauptgrundſätze des Rechts. Der Verfaſſer deſſelben, Abu'lwelid Soleiman Ben Chalaf Badſchi, d. h. aus Beja (Pax Augusta) in Spanien gebürtig, ſtarb 474 der Fl. (beg. 11. Jun. 1081). Ferner das Werk: El-Ihkâm li osûl el-ahkâm, die Begründung der Grundſätze der richterli-

*) Vgl. Adelung's Fortſetzung zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Zu verwundern iſt es, daß ſelbſt in dem von Tiaden anonym herausgegebenen gelehrten Oſtfriesland (Aurich 1785) der Familie Ihering, die doch mehre Schriftſteller geliefert hat, mit keinem Worte gedacht wird. Übrigens findet man den Namen Ihering hier und da auch Jeringh geſchrieben.

1) Carmen historicum de rebus Frisiae orientalis. 2) Von Verbeſſerung des Landes durch Wühlen (1748. Nr. 4 u. fg.). Betrachtung der wirkenden Natur und ihrer menſchlichen Beihilfe bei dem Anwachs neuer Polder-Haller oder Groden (1748. Nr. 9 u. fg.). Von der Torfgräberei (1748. Nr. 16. 1749. Nr. 27 u. fg.). Hiſtorie von dem Urſprunge der oſtfrieſiſchen Fehnen (1748. N. 20 u. fg.). Vom Nutzen des Seewaſſers zur Cultur magerer Lande (1748. N. 22 u. fg.). Geſchichterzählung von oſtfrieſiſchen Auſterbänken (1748. Nr. 23 u. fg.). Abbildung des Juſtinianiſchen Kammerweſens, nach Anleitung des Juſtianiniſchen Geſetzbuchs (1748. Nr. 49. 1749. Nr. 3. 8. 26). Von Conſervation der oſtfrieſiſchen Inſeln (1749 N. 42 u. fg.) u. a. m. 3) Vgl. außer Adelung a. a. O. einige biographiſche Notizen in Reershem's oſtfrieſiſcher Predigergeſchichte. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 6. Bd. S. 265 u. fg. und den Neuen Nekrolog der Teutſchen. 3. Jahrg. 2. Hft. S. 1150 u. fg.

chen Ausſprüche, von Abu Muhammed Ali Ben Ahmed Tzahiri, der 456 (1064 n. Chr.) ſtarb, und ein Werk über den Unterſchied eines Fetwa, d. i. ein richterliches Gutdünken von einem Hokm oder richterlichen Ausſpruche und den willkürlichen Beſtimmungen des Kadhi und des Imam, unter dem Titel: Ihkâm. Vierzig Fragen, die der Malikite Schihâb-ed-dîn Abu'labbâs Ahmed Ben Idris Carafi aus Ägypten zur Begründung obigen Unterſchiedes gegen einen Gegner aufſetzte. Er ſtarb 684 (beg. 9. März 1285). Auch ein Commentar über Traditionen des Propheten unter der Aufſchrift: Ihkâm el-ahkâm, iſt bekannt, und mehre andere myſtiſche Schriften. Vgl. *Hadschi Chalfae* Lexic. bibliogr. et encyclop. Tom. I. n. 136. 137. 145. 146. 155. 165. 166. Noch ſteht daſelbſt unter Nr. 164 ein Werk: Ahkâm, wofür man richtiger Ihkâm zu leſen ſcheint, welches über die in dem Koran vorkommenden zweideutigen Ausdrücke handelt und den großen Vielſchreiber und Scheich Schihâb-ed-dîn Ahmed Ben Ali Ibn Hadſchr Askalâni (geſt. 1448) zum Verfaſſer hat. (*Gustav Flügel.*)

IHLEE (Johann Jacob), war im J. 1762 zu Breina, einem Gute im Kurheſſiſchen, geboren und der Sohn eines dortigen Amtmanns. Unter ſeinen Geiſtesanlagen, die ſich in frühem Alter entwickelten, trat beſonders ſeine lebhafte Phantaſie hervor. Sein Dichtertalent, wie es ſich in einer Sammlung von poetiſchen Verſuchen offenbarte [1]), erwarb ihm manche Freunde, zu denen beſonders Gleim gehörte. Dem Poſamentirergewerbe, das er eine Zeit lang zu Frankfurt am Main trieb, fühlte er ſich entzogen durch ſeine Neigung zur Bühne. Nach ſchwerem Kampfe mit manchen widrigen Schickſalen erhielt er an dem frankfurter Theater eine Anſtellung, zuerſt als Souffleur, dann als Caſſirer, Ökonom und Theaterdichter. Dieſe drei verbundenen Ämter verſah er mehre Jahre gewiſſenhaft und mit regem Eifer. Als ihm gemeinſchaftlich mit dem Muſikdirector Schmidt, unter der Regierung des Fürſten Primas, von der Actiengeſellſchaft die Leitung des Theaters auf eigene Hand zu gemeinſchaftlichem Gewinn und Verluſt gegen Caution übergeben worden war, gedieh die frankfurter Bühne zu einem Flor, den ſie ſeitdem kaum wieder erreichte. Der bedeutende Gewinn, den ſie abwarf, beſtimmte jedoch die Actionaire, das Ganze ſpäterhin ſelbſt wieder zu übernehmen. Ihlée büßte dadurch manches redlich Erworbene wieder ein, und ſtarb, bei ſehr genügſamem Lebenswandel, unbemittelt den 11. Jul. 1827. Geradheit und Redlichkeit waren die Grundzüge ſeines Charakters. Obgleich oft verkannt und angegriffen in ſeiner öffentlichen Stellung, verzieh er ſeinen Gegnern mit liebevollem Wohlwollen, und fühlte ſich durch ihre kränkenden Äußerungen nur zu größerem Dienſteifer geſpornt. So ward er von Allen, die ihn näher gekannt, innig betrauert, beſonders auch ſeines Dichtertalents wegen, welches er theils zu eigenen Productionen, theils zu Bearbeitungen mehrer Opern aus dem Franzöſiſchen und Italieniſchen benutzte. Zu ſeinen vorzüglichſten Schriften gehören: Kriegslieder für Joſeph's Heere [2]); Tagebuch von der Einnahme Frankfurts durch die Neufranken bis zur Wiedereroberung von der combinirten Armee [3]); Palmira, Prinzeſſin von Perſien; heroiſch-komiſche Oper in zwei Acten [4]); Liſt und Liebe, ein Singſpiel [5]); Sechs Maurerreden [6]), und die Schrift: Audiatur et altera pars. Zur gerechten Würdigung der von dem Schauſpieler Fr. Wardy vertheilten Schmähſchrift: Unſer Abſchied [7]). Nach Nachrichten in öffentlichen Blättern beſchäftigt ſich ein Freund des Verſtorbenen mit der Herausgabe einer Auswahl ſeiner hinterlaſſenen Werke, deren Inhalt Gedichte, dramaturgiſche Abhandlungen und Freimaurerreden bilden [8]). (*Heinrich Döring.*)

Ihlefeld (Geogr.), ſ. Ilfeld.

Ihlow (Biogr.), ſ. Ilow.

IHNA, iſt der Name dreier, aber nur zu einem Syſteme gehörigen Flüſſe, welches Syſtem dem rechten Ufer des Oderſtromes tributair iſt. Es ſind: 1) Die große Ihna. Dieſe entſpringt im ſaatziger Kreiſe des zur preußiſchen Provinz Pommern gehörigen Regierungsbezirks Stettin aus zwei in einem flachkeſſelförmigen Thale in der Gegend der Stadt Nörenberg belegenen Quellen, welche ſich bald vereinigen und in den kremminſchen See fallen. Der aus dieſem See heraustretende Fluß wird durch eine Schleuſe in zwei Arme getheilt, wovon der linke, die große Ihna genannt, bis Reetz in der Neumark ſüdlich, dann aber auf der pommeriſch-neumärkiſchen Grenze weſtlich, und endlich ganz in den ſaatziger Kreis Pommerns tretend, nordweſtlich fließt, und zwar durch den zachaner Forſt, die große ſogenannte Kuhwieſe und an den Dörfern Linde, Repplin, Hansfelde, Wittichow, der Stadt Stargard, durch das Torfbruch von Clempin, an den Dörfern Sarnow, Roggow, Bruchhauſen, Potzerlin vorüber, durch den ſtargarder Stadtwald, an der Stadt Gollnow vorüber, zwiſchen Hohenhorſt und Ihnaburg durch. Im Bruchhorſte beim Ihnakruge neben der Colonie Camelshorſt mündet ſie endlich nach einem Laufe von 19 geographiſchen Meilen und bei einer größten Breite von circa 100 Fuß in den dammſchen See, da wo ſich dieſer mit der Oder verbindet. Die große Ihna war früher von Stargard an ſchiffbar, jetzt iſt ſie es nur auf 3½ Meilen von der Mündung an aufwärts gerechnet. 2) Der zweite oder rechte durch jene Schleuſe abgetrennte Arm wird die halbe, oder geſtohlene, oder getheilte Ihna genannt; er fließt durch

1) Gedichte. Frankf. a. M. 1789—1791. (2 Bändchen).

2) Frankf. a. M. 1790. 3) In Briefen abgefaßt; nebſt allen Manifeſten und Edicten der franzöſiſchen Generale ſowol, als auch eines hochedlen Magiſtrats; als ein Denkmal des frankfurter Patriotismus allen biedern Teutſchen gewidmet (Ebend. 1793). Mit zwei illuminirten Kupfern. (Unter der Vorrede hat ſich der Verfaſſer genannt.) 4) Nach dem Italieniſchen bearbeitet. Die Muſik von Salieri (Hamb. 1801). 5) Nach Bouilly's: Une folie, für die frankfurter Bühne bearbeitet. Die Muſik von Mehul (Frankf. a. M. 1804). 6) Gehalten in der gerechten und vollkommenen □ zur Einigkeit im Orient zu Frankfurt a. M. (Frankf. 5809 [1809]). 7) Frankfurt a. M. (1817). 8) Vgl. Morgenblatt für gebildete Stände 1827. Nr. 247. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. 5. Jahrg. 2. Th. S. 686 u. fg. Meuſel's gel. Teutſchl. 3. Bd. S. 537. 14. Bd. S. 234. 18. Bd. S. 265. 23. Bd. S. 38.

Digitized by Google

mehre Seen, namentlich durch den von Jacobshagen, nimmt mehre ſtarke Bäche, nämlich die Goldbecke, den krummen Bach, die Griepenitz und endlich den Krampehlfluß auf, und mündet bei Stargard zur großen Ihna. 3) Die kleine oder faule Ihna iſt ein linker Nebenfluß der großen Ihna, und entſteht im arenswalder Kreiſe der Neumark, ſüdlich von Cranzin, bei dem Vorwerke Marienhof aus dem See Mentin, fließt an Cranzin vorbei zur cranziner Buſch-, Hammer- und Neumühle, verſtärkt ſich hier durch zwei Bäche, tritt zwiſchen Sammenthin und Billerbeck in Pommern ein, berührt hier die Feldmarken der Dörfer Sandow, Dobberſchal, Dölitz, Collin, Strebelow, Streſen und Wittichow, wo ſie ſich hinter einer Schneidemühle in die große Ihna ergießt. (*Klaehn.*)

IHNN, auch **INN**, ein Dorf im Diſtrictscommiſſariate Würting im Hausruckviertel im Erzherzogthume Öſterreich ob der Ens, am Ihnnbache in einer Ebene gelegen, nach Mekenhoſen (Dekanat Gaſpoltshoſen, Diöceſe Linz) eingepfarrt, drei Stunden von Haag und eine halbe Stunde von Würting entfernt, mit acht Häuſern und einer Mühle. Einſt war es ein Schloß, welches dem ausgeſtorbenen Geſchlechte der Innernſeer gehörte. Von ihnen war Hans Innernſeer zu Innernſee ſchon im J. 1286 bekannt. Im J. 1473 ließ Hans Innernſeer zu Rottenbach eine eigene Kapelle erbauen, wo die Familie ihren Begräbnißplatz hat, und errichtete die ſogenannte Innernſeeiſche Stiftung; mit Max Hektor ſtarb im J. 1642 die Familie aus. (*G. F. Schreiner.*)

Ihoonjoona (Geogr.), ſ. Ihunjuna.

IHORST, Dorf und Edelhof im oldenburgiſchen Amte Damme, mit 62 Häuſern und 350 Einwohnern, einer der ſüdlichſten Orte des Großherzogthums Oldenburg, vor 1816 gemeinſchaftlich zwiſchen Osnabrück und dem Niederſtifte Münſter. (*Röder.*)

Ihoudpur (Geogr.), ſ. Joudpur.

IHRÂM (احرام) heißt der fromme Zuſtand des Pilgers nach Mekka. Man ſagt bei den Muhammedanern: den Ihrâm nehmen, d. h. eine Hülle oder Überwurf, aus zwei Stück linnenen oder wollenen Zeuches beſtehend, die, wenn ſie nicht völlig neu ſind, doch immer weiß oder wenigſtens gut gewaſchen und ganz rein ſein müſſen, jedoch ohne Naht, das eine zur Einhüllung des Unter-, das andere zur Bedeckung des Oberkörpers. Daher gebraucht man geradezu das Wort Ihrâm für Bußmantel, und ihn anlegen, heißt fortdauernd darauf bedacht ſein, wie man am würdigſten ſich zum Eintritte in das dem Muhammedaner heilige Land und den nur der Anbetung Gottes geweihten Boden von Mekka vorbereitet. Die Männer ſind verpflichtet, dieſe Hülle auf dem bloßen Leibe zu tragen, die Frauen dagegen, die überhaupt keine Verpflichtung zu dieſer Buße haben, dürfen, ſobald ſie ſich derſelben unterziehen, Hemde und Beinkleider angezogen behalten, und müſſen ſich ſogar vermittels eines Schleiers über den Kopf, der aber das Geſicht nicht berühren darf, den Blicken der Männer entziehen. Auf dieſe Weiſe vollzog nämlich die Gemahlin des Propheten, Aiſcha, die Wallfahrt in Begleitung deſſelben. Vom Augenblicke an, wo der Pilger den Ihrâm anlegt, hat er ſich aller weltlichen und fleiſchlichen Werke zu enthalten, als unverträglich mit der Heiligkeit der Wallfahrt und dem bußfertigen Sinne, den die ganze Handlung verlangt. Nur Nothwehr iſt ihm erlaubt, nicht aber der Beiſchlaf, oder irgend ein anderes anſtößiges Vorhaben, keine Privatſtreitigkeit, keine feindliche Handlung; auch zu jagen iſt ihm unterſagt, ebenſo, wie Wohlgerüche zu gebrauchen, die Nägel, den Bart oder ſonſt Haare abzuſchneiden, den Kopf und das Geſicht zu bedecken, und irgend eine Kleidung, ſelbſt das Schuhwerk, mit Ausnahme der langen Pantoffeln, zu tragen. Nur zur Zeit der Reinigung darf er den Ihrâm ablegen, auch ſonſt Gold- und Silbergeld entweder in einem Beutel oder im Gürtel bei ſich haben, ſeinen Säbel führen, ſowie das Petſchaft am Finger und den Koran in einem an ſeiner Seite hängenden Sacke. Auch iſt ihm erlaubt, die Augen mit Alkohol zu färben, und, obwol nicht ohne Einrede einiger Lehrer, unter einem Zelte oder im Schatten eines Hauſes Zuflucht vor den brennenden Sonnenſtrahlen zu ſuchen. An keinem Stationsorte darf der Pilger vorübergehen, ohne den Ihrâm zu nehmen; doch kann er es auch ſchon vor der Station als vorzüglich verdienſtlich thun, aber nie darf es vor dem erſten Silcade geſchehen, weil er ihn dann bis zum Beiram, d. h. 40 Tage, beibehalten müßte, was für die Schwäche und Hinfälligkeit der menſchlichen Kraft zu viel ſein, und dann eine Verletzung der heiligen Bedingungen, unter denen der Ihrâm zu tragen iſt, zur Folge haben würde. Jeder Muhammedaner übrigens, der in den heiligen Monaten nach Mekka kommt, gleichviel, ob in religiöſer, mercantiliſcher oder ſonſt einer auf ein weltliches Geſchäft ſich beziehenden Abſicht, hat ihn anzulegen. Schafii dagegen läßt dieſes Gebot nur in religiöſer Beziehung zu; beibehalten werden muß er aber während der ganzen Pilgerzeit in Mekka, ſelbſt in einem Privathauſe, und auch die Bewohner Mekka's ſind an beſtimmten Tagen dem Anlegen des Ihrâm unterworfen, und erſt nach Vollziehung eines bedeutenden Theils der dem Pilger vorgeſchriebenen Gebräuche, wie in den hierüber herrſchenden Satzungen deutlich angegeben wird, darf er den Ihrâm und mit ihm alle Beſchränkungen bei Seite legen. Ihrâm nennt man auch ſonſt noch kleine in der Berberei verfertigte Teppiche, auf denen die kaiſerlichen Beamten im Serai an beſtimmten Feſttagen ſitzen. (*Gustav Flügel.*)

IHRE (Johann). Dieſer berühmte nordiſche Sprachforſcher ward geboren zu Lund in der ſchwediſchen Provinz Schonen (Skåne) im J. 1707. Dreizehn Jahre alt verlor er ſeinen Vater, worauf ein Anverwandter in Upſala für ſeine fernere Erziehung Sorge trug. Nachdem Ihre ſich zu Upſala den philoſophiſchen Magiſtergrad erworben, unternahm er, 22 Jahre alt, eine dreijährige wiſſenſchaftliche Reiſe durch Teutſchland, Holland, England, Frankreich, Brabant und Flandern, Kurland und Dänemark, auf welcher er am längſten in Paris, London und Oxford verweilte. Nach ſeiner Heimkehr trat er in die akademiſche Laufbahn zu Upſala. Er begann mit der Stelle eines Secretairs der königl. Akademie der Wiſſen-

Digitized by Google

ſchaften zu Upſala, wie eines Privatdocenten der philoſophiſchen Facultät der dortigen Univerſität, ward an der Univerſitätsbibliothek beſchäftigt, bekleidete ein Jahr lang die Profeſſur der Poeſie, und erhielt 1738 die Skytte'ſche Profeſſur. In dieſen Ämtern ſchuf er ſich durch gründliche Kenntniſſe, Fleiß und lichtvollen, anziehenden Vortrag einen umfaſſenden Wirkungskreis, ſchrieb auch akademiſche Abhandlungen, die, ſelbſt unter widrigen politiſchen Verhältniſſen, eine wohlbegründete Anerkennung fanden. Viele wißbegierige Jünglinge vereinigte er zu lehrreichen wiſſenſchaftlichen Übungen, nahm auch mehre in ſein Haus und an ſeinen Tiſch auf, um noch ſicherer auf ſie einzuwirken.

In literariſcher Hinſicht erwählte er ſich vorzugsweiſe tiefe Sprachforſchungen. Auf Befehl der Königin Ulrike Eleonore überſetzte er des Engländers Steele Frauenzimmer-Bibliothek. Unter dieſer Arbeit machte er häufige Erfahrungen über Unſicherheit der Schreibart, Flerion und Bedeutung der ſchwediſchen Wörter. In dieſen Beziehungen eröffnete er eine neue und feſte Bahn durch ſeinen Entwurf zu Vorleſungen über die ſchwediſche Sprache und genauere Kenntniß derſelben (Utkast til föreläsningar öfver svenska språket och dess närmare kännande). Zu ſolchem Zwecke ſtudirte er das Isländiſche, Alemanniſche und Angelſächſiſche und das nahverwandte alte Möſogothiſche, und erforſchte die Geſchichten, Sitten, Gebräuche und Denkweiſen des nordiſchen Alterthums. So entſtand ſein Lexicon Suiogothicum, nebſt vielen andern Abhandlungen über Geſchichte und Rechtsverhältniſſe des ſchwediſchen Mittelalters. Auch um Aufhellung von Ulphilas' Gothiſcher Überſetzung des N. T., wie um kritiſche Berichtigung einiger neuaufgefundener Bücher des Livius, machte er ſich verdient. Eine große Vorliebe beſaß er für die lateiniſche Sprache, weshalb ihm auch die Reviſion des lateiniſchen und ſchwediſchen Lexikons der Univerſität Upſala übertragen ward. Er war es, der zuerſt über die isländiſche Edda Licht verbreitete, worüber er ſich nämlich in Briefen an den Geſchichtsforſcher Lagerbring (Stockh. 1772) ausſprach. Die Zahl ſeiner Schriften iſt groß; ſchon die ſeiner Disputationen iſt 453. Er erhielt den Titel eines Kanzleiraths und den Nordſternorden.

Nach mehr denn 50jähriger akademiſcher Thätigkeit ſtarb er, im Alter erblindet, im J. 1780. Auch ſein Äußeres war anziehend. Was ihm Widriges widerfuhr, hat er ſtets mit großer Ruhe und Ergebung getragen, die ihn auch im Glücke nicht verließen*). (*v. Schubert.*)

IHRINGEN, großes und ſchönes evangel. Pfarrdorf im großherzogl. badiſchen Bezirksamte Breiſach, dreiviertel teutſche Meile nordöſtlich von der Amtsſtadt, am hintern Kaiſerſtuhle und an der Poſtſtraße, welche von der großen Hauptpoſtſtraße zu Köndringen ausgeht, und ſich über Breiſach nach Colmar zieht, mit 442 Familien, 2009 Einw., welche alle, etwa 120 Juden ausgenommen, evangel. Confeſſion ſind, und ſehr reichen und zum Theil vorzüglichen Wein- und Obſtbau haben. Ehedem ein Beſtandtheil der obern Herrſchaft Uſenberg, und ſpäter mit derſelben zur badiſchen Markgrafſchaft Hachberg gehörig. Die Güter, welche St. Blaſien hier beſaß, kamen ſchon im J. 1258, unter Abt Arnold II., von Konrad von Rotenberg, der zu Wisleth oder Rotenberg geſeſſen war, an jenes Stift. Die hieſigen Krongüter und Reichsleute aber verpfändete Kaiſer Ludwig der Baier im J. 1330 an Burkhard von Uſenberg; und den hieſigen Pfarrſatz vergabte Anna von Schwarzenberg, Äbtiſſin zu Waldkirch, im J. 1357 an des teutſchen Ordens Kommende zu Freiburg. (*Th. Alfr. Leger.*)

IHRINGK, 1) Dietrich Christoph, geboren den 29. März 1727 zu Spangenberg in Heſſen, ein Sohn des dortigen Predigers und nachherigen Superintendenten zu Allendorf, Nicolaus Wilhelm J., verdankte ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung dem Pädagogium zu Caſſel. Im J. 1745 bezog er die Univerſität Göttingen. Dort und in Marburg widmete er ſich dem Studium der Jurisprudenz. Nach Vertheidigung ſeiner Inauguraldiſſertation: De modo computandi fructus in separatione feudi ab allodio (Marb. 1746. 4.)[1]) ward er in dem genannten Jahre Licentiat der Rechte. Er hielt ſeitdem juriſtiſche Vorleſungen in Marburg, mit dem Plane, ſich zu einem akademiſchen Docenten zu bilden. Im J. 1749 ward J. außerordentlicher Profeſſor der Rechte, und erlangte noch in demſelben Jahre die juriſtiſche Doctorwürde. Im J. 1750 folgte er einem Rufe nach Herborn, wo er eine ordentliche Profeſſur der Rechte erhielt. Er kehrte jedoch wieder in ſein Vaterland zurück, als ihn der Landgraf Wilhelm VIII. (1752) zum Kanzleirath in Rinteln ernannte. Drei Jahre ſpäter verdankte er jenem Fürſten die Stelle eines Kammerraths in der Grafſchaft Schaumburg. Das Jahr 1760 führte ihn als Regierungsrath nach Caſſel. Er ward dort (1774) wirklicher Oberappellationsrath, nachdem er dieſe Stelle bereits ſeit 1772 für den durch Altersſchwäche untauglich gewordenen Oberappellationsrath Cornelius Knobel verwaltet hatte. Mehre Krankheitszufälle untergruben auch ſeine Geſundheit. Er hoffte ſie zu ſtärken auf einer Reiſe, die er zu ſeinem Schwiegerſohne, dem Amtmanne Braun, in Rentershauſen unternahm. Bald nach ſeiner dortigen Ankunft ereilte ihn der Tod den 22. Mai 1781.

Mit gründlichen Kenntniſſen in den einzelnen Zweigen des juridiſchen Wiſſens, vorzüglich im Lehenrechte, vereinigte J. eine raſtloſe Thätigkeit und Gewandtheit, die ihn zu einem brauchbaren Geſchäftsmanne machte. Zu literariſchen Arbeiten fehlte es ihm an Muße. Außer der bereits erwähnten Inauguraldiſſertation und einer andern zu Herborn 1750 gedruckten Abhandlung: Num Expectiva in feuda imperii jus titulorum atque insignium tribuat[2]), verdient noch beſonders die nachfolgende

*) Nach *J. J. Thomaeus*, Svenskev. Plutarch (Stockh. 1820).

1) Vgl. Allerneueſte Nachrichten von juriſtiſchen Büchern. 6. Bd. S. 352 fg. 2) Vgl. über dieſe Abhandlung, die auch in Zepernick's Sammlung auserleſener Abhandlungen aus dem Lehenrechte. 1. Bd. S. 303 fg. gedruckt worden iſt, die Göttinger gelehrte Zeitung. 1751. S. 440 fg.

Digitized by Google

Schrift erwähnt zu werden: **Opusculum de indole remedii restitutionis, quo privatus ex transactione principis, pace Westphalica confirmata, experitur in privatum, et de foro instituendae actionis ex Art. XV. §. 13. Tabularum Pacis Osnabrugensis. (Marb. 1748. 4.)** [3]). Einige Aufſätze, juridiſchen Inhalts, theilte er in den Hannöveriſchen Anzeigen mit [4]).

2) **Nicolaus Wilhelm**, Vater des Vorigen, geboren den 18. Sept. 1699 zu Caſſel, der Sohn eines dortigen Bürgermeiſters, empfing den erſten Unterricht in dem Pädagogium und Carolinum ſeiner Vaterſtadt. Glückliche Naturanlagen und raſtloſer Fleiß ſetzten ihn bald in Beſitz der nöthigen Vorkenntniſſe, um 1717 ſeine akademiſche Laufbahn zu Marburg eröffnen zu können. Er widmete ſich dort der Theologie. Kirchmeier, Duyſing, Schröder und Schmincke gewannen den entſchiedenſten Einfluß auf ſeine Bildung. Das Studium der orientaliſchen Sprachen, bisher unter Schröder's Leitung betrieben, ſetzte er zu Utrecht fort, wo er in den Jahren 1719—1720 beſonders die Vorleſungen von v. Alphen, Lampe und Mill beſuchte. Nach der Rückkehr in ſeine Heimath erhielt er (1722) die Stelle eines zweiten Predigers zu Spangenberg. Sechs Jahre ſpäter ward er Garniſonsprediger zu Caſſel, 1729 dritter Prediger an der dortigen St. Martinskirche und 1743 Archidiakonus. In die erſte Predigerſtelle an jener Kirche rückte er 1748 ein, nachdem er 1744 Metropolitan bei der Brüdergemeinde geworden war. Das Jahr 1755 brachte ihm das Amt und die Würde eines Superintendenten und Metropolitans in Allendorf. Dort ſtarb er den 24. Jul. 1757 mit dem Ruhme eines für ſeine Zeit vielſeitig gebildeten Gelehrten und beſonders eines beliebten Kanzelredners. Seine Schriften beſtehen ohne Ausnahme in einzeln gedruckten Predigten, in denen er beſonders zu moraliſcher Veredlung des Herzens zu wirken ſuchte, indem er bald den Weg der Gerechten mit dem Wege der Gottloſen verglich, bald die Glückſeligkeit und die Vorrechte der Gläubigen des neuen Bundes ſchilderte, bald die Kraft der göttlichen Gnade in der Bekehrung Saul's oder des heidniſchen Hauptmannes Cornelius nachwies. Ein vollſtändiges Verzeichniß dieſer Predigten hat Strieder geliefert [1]). Was J. ſeinen Zeitgenoſſen geweſen, ſagen einige Verſe unter ſeinem von J. M. Bernigeroth geſtochenen Bildniſſe, welches ſich vor ſeiner Predigt: Das Gebet Gottes und deſſen Erhörung (Caſſel 1749) befindet [2]). Wie Stoſch behauptet [3]), ſollen mehre ſeiner homiletiſchen Arbeiten wiederholte Auflagen erlebt haben [4]). (*Heinrich Döring.*)

IHRSTA, eine Pfarrei in Weſtmanland, an Uplands Grenze, mit einer ſchönen ſteinernen Kirche, deren Inneres einfach und würdig iſt. Hier wirkte ein edler Bruder des berühmten ſchwediſchen Poſtillenſchreibers Norborg in Segen († 1819, 25. Nov., 80 Jahre alt). Die Pfarrei hat viele Edelhöfe und Güter, eine Menge uralter Gräber und 1067 Einwohner (wahrſcheinlich im J. 1825). Die Kirche iſt eine Meile von der Stadt Weſterås entfernt *). (*v. Schubert.*)

IHUNJUNA (Ihoonjoona), eine Stadt der vorderindiſchen Provinz Ajmeer unter 28° 2′ nördl. Breite und 75° 22′ öſtl. Länge, gehört dem unabhängigen Rajah der Schekawutty-Rajputen, und iſt eine hübſche Stadt, die aber rundum von einer Wüſte umgeben iſt. Einen deſto angenehmern Eindruck machen daher die die Stadt umgebenden Bäume und Gärten. (*J. C. Schmidt.*)

IHUREE, eine kleine Stadt Vorderindiens in der Provinz Agra, liegt 12 teutſche Meilen ſüdweſtlich von Jhanſi unter 25° 8′ nördl. Breite und 77° 21′ öſtl. Länge. (*J. C. Schmidt.*)

IHURJHOORY (Iharrajhari, Bambuswald), ein ſchlechtes und ärmliches Dorf in dem Muckwanpurdiſtricte des vorderindiſchen Staates Nepaul, liegt unter 27° 13′ nördl. Breite und 85° 4′ öſtl. Länge, und beſteht eigentlich nur aus wenigen an den Ufern des Bukkiafluſſes zerſtreut liegenden Schäferwohnungen. Südlich von dieſem Dorfe liegt der große gleichnamige Wald, der ſehr viel vortreffliches Bauholz liefert, und ſehr viele Elefanten, aber von einer ſchlechten Race, beherbergt. (*J. C. Schmidt.*)

IHUSDUN, ein kleiner befeſtigter Ort des Diſtrictes Cattywar, in der vorderindiſchen Provinz Gujerate. (*J. C. Schmidt.*)

Ihylum (Jelum, Dschilum), ſ. unt. Himalaya.

JI, der größere und der kleinere Ji, zwei Landſeen in dem finniſchen Paſtorate Jinſalmi (ſ. Idensalmi), welches daher ſeinen Namen hat; beide ſtehen in Verbindung durch einen Sund, Jinſalmi. Sie nehmen die Gewäſſer der Seen des Nordertheils des Kirchſpiels an der Grenze des Paſtorats Paldamo auf, die aus dem See Luäjärwi, Rotimo, Lalami, Wierimä und andere Seen herabkommen, und weiter in den Porowesi fließen †). (*v. Schubert.*)

Jianpoor (Geogr.), ſ. Juanpoor.

Ijar (Chronol.), ſ. unt. Jahr.

IJÂS (Ibn, ابن اياس), ein arabiſcher Name, den auch mehre Schriftſteller führen. Erwähnenswerth ſind:

1) **Abu Abdallah Muhammed Ben Ahmed Ben Ijâs**, der Philolog aus Ägypten, der eine der bedeutendſten Geſchichten Ägyptens hinterlaſſen hat unter dem Titel: „Die Wunder des Glanzes in den Begebenheiten der

3) Vgl. Allerneueſte Nachrichten von juriſtiſchen Büchern. 7. Bd. S. 259 fg. Göttinger gelehrte Zeitung. 1748. S. 735 fg. 4) Vgl. Strieder's Grundlage zu einer heſſiſchen Gelehrtengeſchichte. 6. Bd. S. 354 fg. Adelung's Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 6. Bd. S. 266 fg.

1) ſ. deſſen Heſſiſche Gelehrten- und Schriftſtellergeſchichte. 6. Bd. S. 352—354. 2) Dieſe Verſe lauten, wie folge:

Ihringi, cujus pandunt felicia scripta
Ingenii dotes, expressa fideliter ora
Hic cernis! Verbis tribuit suadela loquentis
Pondera, sed laetus sentit quoque pondera lector.

3) Im Neuen gelehrten Europa. 17. Th. S. 778. 4) Vgl. Stoſch und Strieder a. a. O. Göttinger gelehrte Zeitung. 1758. 2. St. S. 207 fg. Adelung's Nachträge und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorb. teutſchen Schriftſteller. 6. Bd. S. 267 fg.

*) Zum Theil nach Tunelb. 8. Aufl. 2. Bd.

†) Nach Tunelb.

Zeit“ (vgl. *Hadschi Chalf.* Lex. Tom. II. n. 1707). Es beſteht aus zwei oder vier Bänden, je nach verſchiedener Abtheilung, und verfolgt die Geſchichte ſeines Vaterlandes bis zur Herrſchaft der Circaſſier, d. h. bis zum J. 1522 n. Chr. (oder 928 der Flucht). Wie gewöhnlich ſteht, was der Koran und die Tradition zum Lobe des Landes ſagen, voran. Von demſelben Verfaſſer, der aus Circaſſien abſtammt, iſt die von Pococke, Petis-de-la-Croir, Silv. de Sacy, Langlès und Andern oft gebrauchte Kosmographie, von welcher der letztere Gelehrte in den Notices et Extraits Tom. VIII. p. 1—131 eine vollſtändige Beſchreibung gegeben hat. Sie führt den Titel: „Der Geruch der Blumen in den Wundern des Weltalls,“ und iſt ein Auszug aus mehren andern Völkergeſchichten. Zum großen Theile handelt auch ſie über Ägypten, und ſchickt eine Abhandlung über die Aſtronomie voraus. Ein drittes Geſchichtswerk von ihm iſt das „Buch zur Ergötzung der Völker“ (نزهة الامم) über die Wunder und Weisheitsproben. Näheres iſt über den Verfaſſer nicht bekannt, als daß er in der erſten Hälfte des 15. Jahrh. (um 1522) geblüht haben muß.

2) Der Molla Ijâs, von deſſen nähern Lebensumſtänden ebenfalls nichts weiter bekannt iſt, hat eine mediciniſche Schrift hinterlaſſen unter dem Titel: Tilsem el-ojun, der Talisman der Augen, über Heilung und Verwahrung vor der Peſt und epidemiſchen Krankheiten.

3) Der Grammatiker aus Bagdad, Dschelâl-eddîn Hosein Ben Ijâs, gab einen Commentar über die 50 abgeleiteten grammatiſchen Sätze von Jahja Ben Abdelmoti, die ſo großen Beifall gefunden haben, heraus. Ein anderes Werk von demſelben Verfaſſer führt den Titel: „Die erreichte Quelle (الماخذ المتبع).“ Er ſtarb 651 (beg. 11. April 1282).

4) Der Scheich Muhammed Ben Mustafa Ijâsi (wenn die Lesart richtig iſt) ſchrieb das Werk: „Die göttlichen Beſtimmungen über die menſchlichen Vollkommenheiten“ (religiöſen Inhalts). (*Gustav Flügel.*)

JIBBEL-ESKER (Dschebbel-Esker), ein Berg auf einer Inſel in dem See Esker, welcher in dem Barbareskenſtaate Tunis, einige Meilen von der Stadt Biſerta entfernt, ſich befindet, und einer der Seen iſt, von denen in dem Art. Jibbel-Nadur geſprochen wird. Von dieſem Berge, welcher von den Ufern des Sees, oder von den nahen Bergen aus geſehen, dem Auge ganz ſchwarz erſcheint, hat der ganze See, welcher gegen ſieben teutſche Meilen im Umfange haben mag, ſeinen Namen erhalten. (*J. C. Schmidt.*)

JIBBEL-GUNGLA (Dschebbel-Gungla), ein Berg in dem Barbareskenſtaate Tunis, einige teutſche Meilen von Biſerta entfernt, von wo aus man einen der beiden großen Seen, die ſich einige Meilen von Biſerta ausbreiten, genau überſehen kann. Dieſer See, der ſich unter dieſem Berge ausbreitet, führt den Namen Esker, und iſt wenig oder gar nicht den meiſten Geographen bekannt. Der Berg iſt von einer wildgeformten und größtentheils kahlen Gebirgsgegend umgeben, und gehört zu einem der vielen nördlichen Arme des Atlas. (*J. C. Schmidt.*)

JIBBEL-HAMARA, ein Gebirge Nordafrika's im ſüdlichen Theile von Tunis, iſt ein Aſt des großen Atlasgebirges und liegt in der Nähe der Hafenſtadt Cabes. Die Bewohner dieſes Gebirgszuges ſollen ſehr wild und kriegeriſch ſein, und wegen ihrer guten Pferdezucht eine bedeutende Cavalerie aufbringen können. (*J. C. Schmidt.*)

JIBBEL-NADUR (Gibbel, Dschebbel-Nadur), d. h. der Berg der ſchönen Ausſicht (Belvedere), ein Berg in dem Barbareskenſtaate Tunis, nahe bei der Stadt Biſerta und in nordweſtlicher Richtung von derſelben gelegen. Er beherrſcht die ganze Gegend, und von ſeinem Gipfel hat man eine äußerſt reiche und erfreuende Ausſicht; denn rund umher zeigt ſich ein lachendes, ſorgfältig bebautes Land, welches zwei faſt zuſammenhängende großartige Seen, die wol zehn teutſche Meilen im Umfange haben mögen, umſchließt. Namentlich die Umriſſe des einen Sees, in dem ſich eine Menge ſeltſam geformter Inſeln zeigen, ſind von hier aus genau zu erkennen. Rechts von dem Berge befindet ſich ein weiter und tiefer Bergkeſſel, der gegen zwei teutſche Meilen im Umfange hat und ganz mit gut angebauten Fluren bedeckt iſt; und auch nach Biſerta hin erſtreckt ſich eine ununterbrochene reiche Cultur. Nach der Seeſeite zu erblickt man die Inſel Galita und eine andere kleine Felſeninſel im nahen Golfe, gewöhnlich die Hundsinſel genannt, die wie ein ſchwarzer Block auf der Meeresfläche zu liegen ſcheint. Nur der oberſte Theil des Berges iſt ſteinig und mit Geſtrüpp bedeckt, ein Lieblingsaufenthalt der Schakals. Er gehört zu einem nördlichen Arme des Atlas. (*J. C. Schmidt.*)

Jibleam (bibl. Geogr.), ſ. Jeblaam.

Jidala (bibl. Geogr.), ſ. Jedala.

IJIM, Stadt im Stamme Juda (Joſ. 15, 29). (*Crome.*)

IJIM ABARIM, 4 Moſ. 21, 11. 33, 44. Lagerſtätte der Israeliten am Gebirge Abarim, im ſogenannten petrãiſchen Arabien, in der Nähe der Moabiter. (*Crome.*)

IJON, befeſtigte Stadt im Stamme Naphtali (1 Kön. 15, 20). (*Crome.*)

Jil heißt im Holländiſchen der **Blutegel**, ſ. Hirudo.

Jildistagh (Ildistagh), ſ. unt. Hassantagh.

JILLIFREE, auch Gillifrie, Gillyfree, und von dem bekannten Reiſenden Golberry in ſeinen Fragmens d'un voyage en Afrique etc. Tom. II. chap. XVI. Gylfrey geſchrieben, iſt ein bedeutendes Dorf Senegambiens im Mandingo-Königreiche Barra, ungefähr unter 13° 25′ nördl. Br. am nördlichen Ufer des Gambia, unfern ſeiner Mündung und nur einige Stunden von dem großen Dorfe Albreda entfernt, wird von Mandingos und Nachkommen der Portugieſen bewohnt, die zu verſchiedenen Zeiten und namentlich unter der Regierung des Königs Johann II. hier Niederlaſſungen zu gründen ſuchten. Die Umgegend hat einen fetten und ſehr fruchtbaren Boden, der mit einer äußerſt ſchönen und reichen Vegetation bedeckt iſt. (*J. C. Schmidt.*)

JILPY-AUMNAIR, eine Feſtung in der vorderindiſchen Provinz Gundwana, liegt unter 21° 28′ nördl. Br. und 76° 56′ öſtl. Länge an dem ſüdlichen Ufer des

Digitized by Google

Fluſſes Tuptee (i) und an der Landſtraße zwiſchen den Deopaharhügeln und Aſirghur. (*J. C. Schmidt.*)

Jina (Dschina), Name des Wiſchnu (ſ. d. Art. und Dschainas).

JINGERGUTCHA, eine kleine Stadt des vorderindiſchen Diſtricts Jeſſore, in der Provinz Bengalen, liegt an dem Fluſſe Mudamutty. (*J. C. Schmidt.*)

JINHUT-DOABEH, eine Provinz des vorderindiſchen Königreichs Lahore, von der man ſehr wenig weiß, und von ihren Grenzen nur ſo viel, daß ſie öſtlich von dem Fluſſe Chinaub oder Aceſines, und weſtlich von dem Fluſſe Jhylum — dem in Alexander's des Großen Zuge nach Indien ſo berühmt gewordenen Hydaspes — begrenzt wird. Die Provinz iſt dünn bevölkert, hat aber einen guten und leichten Boden, deſſen größerer Theil als Weideland benutzt wird. Städte von Bedeutung enthält ſie durchaus nicht. (*J. C. Schmidt.*)

Jinnie (Geogr.), ſ. Jenne.

Jinsalmi (Geogr.), ſ. Idensalmi.

IJO, 1) ein großer fiſchreicher Fluß des nördlichen Finnlands, Provinz Öſterbotten. Er entſpringt aus den Seen Naamanga und Ijärwi am Landrücken im Paſtorate Huſamo, wird durch eine Menge von Seen und kleinern Flüſſen verſtärkt, und fällt unweit der Kirche Ijo ins bothniſche Meer. Im Ijo wird Lachs und Schnäpel (sik) gefangen.

2) Ijo (finniſch Ji), ein altes Paſtorat im öſterbottniſchen Län Uleåborg, mit einem Flächenraume von etwa 30 □Meilen, durch mehre Flüſſe, Bäche, Seen durchſchnitten, und mit einem Landmarkt, der an der Mündung des Ijo gehalten wird. Im Paſtorate liegt die Glashütte Nyby am Meeresufer. Zum Paſtorate Ijo gehören die Kapellgemeinden Hankipudas, Niederkimingi, Oberkimingi und die Kirchſpielsadjunctur Kuiwaniomi. Einwohnerzahl im J. 1815 5609, im J. 1820 6061. (*v. Schubert.*)

3) Ijo, auch Ivo oder Josgu, Fürſtenthum oder Provinz in der Landſchaft Nankaydo (d. i. ſüdlicher Seeweg) *) auf der japaniſchen Inſel Sikokf. Es grenzt im N.W. und N. an den Kanal von Sikokf, im O. an das Fürſtenthum Toſa, im S. und S.W. an den Kanal, welcher Sikokf von Kiuſiu trennt, und in welchen hier das Vorgebirge Miſaki vorſpringt. Es hat nach Kämpfer einen Umfang von zwei Tagereiſen, und umſchließt in ſeinen weiten baumloſen Ebenen auch ein hohes Schneegebirge, mittelmäßigen Boden und viele Sandfelder, iſt aber reich an Hülſenfrüchten, Fiſchen, eßbaren Meerkräutern, Papier, Falken, Matten, Tuchen und Salz, und zerfällt in die 14 Diſtricte: Ny, Sſuki, Kuwamira, Dotz, Kaſaſaga, Nooma, Tſike, Otſume, Kume, Fuke, Ijo, Kita, Uwa und Uma. Die in ſeinem Umfange belegenen Städte ſind nach Klaproth: Matſu-yama, Uwa-yama, Imabari, Sayzio, Komatz, Daiſu und Dago. Der Stadt Ijo, welche nach andern Autoren die Capitale des Landes ſein ſoll, gedenkt er aber nicht. (*Klaehn.*)

*) Nach Robert's Karte in der Landſchaft Sikoko, welche nach ihm mit der Inſel zuſammenfällt.

Ijon, ſ. Ijjon.

Jiphleti (bibl. Geogr.), ſ. Jephlet.

Jiphtach (bibl. Geogr.), ſ. Jephtach.

Jiphtach-el, ſ. Jephtach-el.

JIRASEKIA nannte Fr. Wilib. Schmidt (Diss. inaug. cum ic., nach Uſteri, Annal. 2. St. S. 124) wahrſcheinlich nach einem böhmiſchen Botaniker Jiraſek eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe, und aus der natürlichen Familie der Primuleen. Sie unterſcheidet ſich von Anagallis (ſ. d. Art.) nur durch den ganz grünen Kelch (bei Anag. iſt er am Rande entfärbt, durchſcheinend), durch die trichterförmige Corolle (bei An. iſt ſie radförmig), und durch den ſtehenbleibenden Griffel, welcher die Kapſel krönt. Die einzige Art, welche Schmidt als Typus dieſer nicht allgemein anerkannten Gattung betrachtete, Jir. alpina *Schmidt* (l. c., Jir. tenella *Reichenbach*, Flor. excurs. I. p. 408, Anagallis tenella *Linn.*, *Curtis* Flor. londin. t. 187, Flor. dan. t. 1085, Engl. bot. t. 530, *K. Chr. Gmelin*, Flor. bad. I. t. 3), ein kleines, perennirendes, aromatiſches Gewächs mit kriechendem Stengel, gegenüberſtehenden, geſtielten, rundlich-eiförmigen, zugeſpitzten Blättern, achſelſtändigen, langen Blüthenſtielen und roſenrother Corolle, kommt zwar faſt in allen Ländern Europa's, jedoch ſtets ſelten, vor. Nach Reichenbach (a. a. O.) gehören als zwei andere Arten noch zu dieſer Gattung: 2) Jir. crassifolia * (Anagallis crassifolia *Thore*, Chlor. p. 62), mit abwechſelnden, dicken Blättern, Blüthenſtielen, welche kürzer als die Blätter ſind, und weißen Corollen; im Departement des Landes. 3) Jir. alternifolia * (Anagallis alternifolia *Cavanilles*, Icon. VI. p. 3. t. 505. f. 2), mit aufrechtem, äſtigem Stengel, abwechſelnden, faſt ungeſtielten, ablang-eiförmigen Blättern und langen Blüthenſtielen; in Chile, wo man ſie gegen Gonorrhöe anwendet. (*A. Sprengel.*)

Jireon (bibl. Geogr.), ſ. Jereon.

JIRON, Stadt im Stamme Naphtali (Joſ. 19, 38). (*Crome.*)

Jirpel (bibl. Geogr.), ſ. Jerpel.

JISAFIORD, Meerbuſen an der Nordküſte der Inſel Seeland (Dänemark), zwiſchen dem Lammefiord und Roeskildefiord. Mitten in ihm liegt die Inſel Ouröe mit dem Kirchdorfe Byeburg. (*Benicken.*)

Jisgalta heißt in Norwegen die Seeratze, ſ. Chimaera monstrosa.

Jisreel (bibl. Geogr.), ſ. Jesreel.

Jissaschar, ſ. Isaschar.

Jithla (bibl. Geogr.), ſ. Jethla.

JITHNAN, Stadt im ſüdlichen Juda (Joſ. 15, 23). Nach Euſebius ſechs röm. Ml. von Eleutheropolis ab auf Hebron. (*Crome.*)

JITO, nach Markgraf und Piſo der braſiliſche Name eines Baumes, iſt nach Linné Guarea trichilioides. (*A. Sprengel.*)

Jitta, ſ. Jutta.

Jize (Dschize), ſ. Gize.

IK, ein Fluß im ufaſcher Kreiſe der Statthalterſchaft

Digitized by Google

Orenburg im aſiatiſchen Rußland, der aus dem Gebirge Obſchtſchü-Särt kommt, und nach einem Laufe von 70 Meilen links in die Kama fällt. Die Umgegenden beſtehen in fruchtbaren, zum Theil in getreidereichen Ebenen, welche hin und wieder auch Kupfererz enthalten. An ſeinen Ufern iſt auch eine merkwürdige Kalkhöhle. (*J. C. Petri.*)

Ikakopflaume, Kakaopflaume, ſ. **Chryſobalanus Icaco.**

IKALIS, ein weitläufiges Paſtorat im finniſchen Län Björneborg, Landſchaft Oberſatakunda, Propſtei Tyrvis, bis auf die neueſte Zeit dünn bewohnt, doch jetzt mehr angebaut. Sein Alter reicht ſchwerlich lange über die Zeit der Reformation hinaus; im J. 1641 ſoll es von einem andern Paſtorate geſchieden ſein, deſſen Name aber unbekannt iſt. Die Seelenzahl des ganzen Paſtorats betrug im J. 1820 10,161, wovon 5099 zur Mutterkirche gehörten; die übrigen wohnten in den Filialgemeinden, nämlich in der Kapellgemeinde Kanganpää 2205, in der Kapellgemeinde Karvia 848, in der Gemeinde des Predigthauſes Hongojoki 878, und in der des Predigthauſes Parkano 1131. Die Kapellen liegen ſieben bis acht Meilen von der Mutterkirche entfernt. An letzterer ſind ein Paſtor, ein Paſtoradjunct und ein Kapellan, an jeder Kapelle ein Kapellan, und für beide Predigthäuſer ein Kirchſpielsadjunct angeſtellt. Der Pfarrhof liegt auf einem Vorgebirge an dem großen Landſee Kyrönſelkä. (*v. Schubert.*)

IKÂMETH oder richtiger **ICÂMET** (إقامة, d. h. wörtlich das Aufſtehenmachen zum Gebet, und dann das Bereitſein zur Verrichtung deſſelben), iſt bei den Muhammedanern der Ausdruck für die zweite Auffoderung zum Gebete, wenn ſchon Alles dazu in der Moſchee vorbereitet. Die erſte heißt bekanntlich Edhân, Edsân oder Ezân (أذان) bei Andern, und geſchieht von einem Mueſſin oder Gebetausrufer ſtehend, von der Höhe des Minâret herab, während die Icâmet als eine Wiederholung derſelben Ankündigung, in der Moſchee von allen auf ihrer Bühne befindlichen Mueſſin unmittelbar nach der erſten Ankündigung ſitzend verrichtet wird. Sie beſteht in den Worten: Gott iſt groß, Gott iſt groß. Ich bekenne, daß es keinen Gott gibt außer Allah. Ich bekenne, daß Muhammed der Geſandte Allah's iſt. Auf! zur Verrichtung des Gebets! Auf! zum Heil! Schon iſt der Augenblick des Gebets da (قد قامت الصلاة). Gewiß, Alles iſt zum Gebet bereit. Gott iſt groß! Es gibt keinen Gott außer Allah! — Der Urſprung der Benennung liegt deutlich in den arabiſch beigefügten Worten. Sobald alſo die Mueſſin zu den Worten قد قامت الصلاة kommen, beginnen alle in der Moſchee Verſammelte die Verrichtung des Gebets ſelbſt, nachdem der Ausruf: Auf! zur Verrichtung des Gebets! ſie, den Imâm an der Spitze, auf die Füße gebracht hat. Auch findet die Icâmet nur vor gemeinſchaftlich zu vollziehenden, mithin öffentlichen Gebeten ſtatt, und in dem Augenblicke, wo der Imâm ſchon an der Spitze der Verſammlung ſteht, und bereit iſt, das Namaz anzufangen. Es wird ſtets mit lauter Stimme, ohne zu ſingen und Pauſen zu machen, hergeſagt. (*Guſtav Flügel.*)

IKAN, ſo viel als Fiſch, wird beſonders von Seefiſchen gebraucht, die an den Küſten der indiſch-japaneſiſchen Meere ſich finden, und dürfte daher malaiiſchen Urſprungs ſein; folgende Benennungen ſind davon hergeleitet: Ikan batoe boano, oſtindiſch, bezeichnet den Acanthurus nigricans *Lacép.*, Chaetodon nigricans *Bl.* Ikan batoe jang, oſtindiſch, = Holacanthus annularis *Cuv.* Ikan cacatoea, japaniſch, = Sparus niger *Lacép.* Ikan catoea ija, japaniſch, = Sparus cyanodon *Lacép.* Ikan cambing, oſtindiſch, = Platax teira *Cuv.* Ikan dioelon, oſtindiſch, = Fistularia chinensis *Linn.*, Aulostoma chin. *Cuv.* Ikan doerian, oſtindiſch, = Diston hystrix *Linn.* Ikan jordain, Benennung des Lutjanus jourdin *Lacép.*, Anthias jourdin *Bloch.* (= Amphiprion bifasciatus *Bl.*), auf Amboina. Ikan kakatoea itam, oſtindiſch, = Cheilodactylus fasciatus *Lacép.* Ikan kapelle, oſtindiſch, = Gallus virescens *Lacép.*, Zeus Gallus *Linn.* Ikan koelar, oſtindiſch, = Holacanthus bicolor *Cuv.* Ikan lutjanc, oſtindiſch, = Lutjanus. Ikan makekae, oſtindiſch, = Holocentrus tigrinus *Bl.*, Serranus tigr. *Cuv.* Ikan moeloet betang, oſtindiſch, = Hemirhamphus kuddera *Russ.* Ikan ongo, japaniſch, = Holocentrus ongus *Bl.*, Serranus ongus *Cuv.* Ikan pampus cambodia, oſtindiſch, = Holacanthus annularis *Cuv.* Ikan parooly, oſtindiſch, = Heniochus cornutus *Cuv.*, Chaetodon cornutus *Linn.* Ikan radjaban, oſtindiſch, = Holocentrus radjaban *Lacép.* Ikan sengadgi molukko, oſtindiſch, = Holacanthus dux *Lacép.*, Chaetodon dux *Linn.*, Chaet. fasciatus *Cuv.* Ikan setang, oſtindiſch, = Ostracion cornutus *Linn.* Ikan siam, oſtindiſch, = Glyphisodon mocharra *Lacép.*, Chaetodon saxatilis *Linn.* Ikan soe salat, oſtindiſch, = Sparus punctulatus *Lacép.* Ikan sumbilang, oſtindiſch, = Plotosis anguillaris *Lacép.* Ikan tembrae cuning, oſtindiſch, = Sparus cuning *Lacép.* Ikan terbang berampat sajar, oſtindiſch, = Exocoetus volitans *Bl.* Ikan tsjabelang jang terbang, oſtindiſch, = Istiophorus (beſſer Histiophorus) gladius *Lacép.*, Xiphias velifer *Bl.* Ikan tsjakalang bidjoe, oſtindiſch, eine Art Hornhecht, Mitglied der Gatt. Belone *Cuv.* Ikan warna, oſtindiſch, = Diagramma lineatum *Cuv.*, Anthias diagramma *Bl.*

Das Nähere über dieſe verſchiedenen Fiſcharten ſuche man unter den Artikeln ihrer Gattungsnamen, wo, wenn auch nicht immer dieſelbe Art, doch die Charakteriſtik der Gattung gegeben ſein wird. (*Burmeiſter.*)

IKANWURZEL (Ican radix), eine kleine länglichrunde, gelbgraue, inwendig ſchmuziggelbe, mit einem dünnen, runzeligen Häutchen überzogene, geruchloſe, aber ſcharf ſchmeckende Wurzel, von hornartiger, durchſichtiger Subſtanz, und von der Größe eines Olivenſteines, die in der Mitte eine kleinere Wurzel einſchließt, welche mit einem ähnlichen Häutchen bekleidet iſt. Sie kommt in Anſehung der Farbe und anderer Eigenſchaften ziemlich

Digitized by Google

mit der Curcuma überein, und wurde ſonſt in manchen Fällen verordnet; jetzt iſt ſie aber ganz außer Gebrauch gekommen. Die Pflanze, welche dieſe Wurzel liefert, iſt noch unbekannt. Wir erhalten ſie meiſtens durch den holländiſch-oſtindiſchen Handel aus China, aber nur ſelten, und ebenſo ſelten iſt ſie in den Apotheken anzutreffen. (*Fr. Thon.*)

Ikaria (alte Geogr.), ſ. Icarus.

IKARIOS (Icarius oder auch Icarus), 1) der Vater der Erigone, ſoll vom Bakchos ſeiner Gerechtigkeit und Frömmigkeit wegen Wein, einen Weinſtock und eine Weintraube erhalten haben, um den Menſchen zu zeigen, wie er gepflanzt und bereitet würde. Nachdem er den Weinſtock gepflanzt, ſoll ſich ein Bock in den Weinberg begeben und die zarteſten Blätter abgefreſſen haben, worüber Ikarios erzürnt, denſelben tödtete, und aus ſeinem Felle einen Schlauch machte. Dieſen ſoll er alsdann mit Luft angefüllt hingeworfen und ſeine Gefährten genöthigt haben, um denſelben zu tanzen. Andere erzählen, daß I. den von Bakchos erhaltenen Wein auf einen Wagen gelegt habe und daher auch Bootes genannt ſei. In Attika gab er davon den Hirten zu trinken, von denen einige berauſcht wurden, ſodaß die Andern glaubten, Ikarios habe ihnen Gift gegeben, um ihre Heerden wegzuführen. Deshalb tödteten ſie den Ikarios, ſahen aber bald ihr Unrecht ein, und flohen auf die Inſel der Atoler. Seine Tochter Erigone, die mit Hilfe des väterlichen Hundes Mära den Erſchlagenen aufgefunden hatte, erhing ſich aus Schmerz über deſſen Verluſt. Bakchos aber machte dafür die Athenienſerinnen wahnſinnig, daß ſie ſich ebenfalls aufhingen. Jupiter wurde ſo ſehr von dem traurigen Schickſale des Ikarios und ſeiner Tochter ergriffen, daß er ſie unter die Sterne verſetzte, und zwar ſo, daß Ikarios Bootes oder ein Stern darin, Arcturus, Erigone die Jungfrau, Mära das Hundsgeſtirn (canis major) wurde [1].

2) Ikarios oder auch Ikarion (Ἰκαρίων), ein Sohn des Öbalos und der Nymphe Bateia [2], Bruder des Tyndareus und des Hippokoon, ein Lakedämonier, wurde nebſt dem Tyndareus von Hippokoon aus der Heimath vertrieben, kam zu Theſtios, dem Beherrſcher der Pleuronier, und eroberte mit dieſem unter bedungenem Antheile vieles Land jenſeit des Acheloos. Tyndareus kehrte alsdann, nachdem er des Theſtios Tochter geheirathet hatte, nach Hauſe zurück; Ikarios aber blieb als Beſitzer eines Theils in Akarnanien, und zeugte mit Polykaſte, des Lygaios Tochter, die Penelope und ihre Brüder [3]. Nach Apollodor [4] heirathet Ikarios die Nymphe Periböa, und erzeugt mit dieſer den Thoas, Damaſippos, Imeuſimos, Aletes (Aletis), Perileos und die Penelope. Der Verfaſſer der Alkmaionis führt noch zwei andere Söhne des Ikarios, nämlich den Alyzeus und Leukadios an, die mit ihrem Vater zugleich Akarnanien beherrſchten [5]. (*R.*)

Ikaris (alte Geogr.), ſ. Icaris.

1) *Hygini* Poeticon Astronomicon lib. II, 4 et Fabula 130. *Apollodori* Biblioth. III. c. 14. 2) Nach Andern ein Sohn des Perieres und der Gorgophone. 3) *Strab.* X, 452 et 461, ed. *Casaubon.* 4) *Apollodori* Bibliotheca lib. III. c. 10. §. 6. 5) *Strab.* X, 452.

IKARMA oder **JEGARMA**, die achte kuriliſche Inſel, etwa acht Werſte lang, unbewohnt und hat in ihrer Mitte einen Vulkan, der zuweilen brennt, und an ſeinem Fuße heiße Quellen ſprudelt. Die Ufer ſind felſig, hier und da ſandig, und enthalten einzelne Schwefelquellen. Von Thieren finden ſich Seehunde und Biber, doch nicht ſehr häufig, und von Vögeln wilde Gänſe, Seemöven, Seepapageien u. a. m. (*J. C. Petri.*)

Ikaros, I. Geographie. 1) Inſel im perſiſchen Meerbuſen, ſ. Icaros. 2) Inſel im ikariſchen Meere, ſ. Icarus.

II. Mythologie. 1) Sohn des Dädalus, ſ. unt. Daedala u. Icarium mare. 2) Kariſcher König, ſ. unt. Leukippe, Theonoë u. Thestor.

Ikarusa (alte Geogr.), ſ. Icarusa.

IKELOS (Icelus), einer der vornehmſten Söhne des Schlafes (Hypnos oder Somnus), und Bruder des Morpheus und des Phantaſus, beſaß die Eigenſchaft, die Geſtalten der Thiere, Vögel und Schlangen annehmen zu können, und wurde deshalb von den Göttern Ἴκελος (Ähnlicher) genannt, von den Menſchen aber Phobetor (Erſchrecker, von φόβος, Schrecken), inſofern er dieſe durch die angenommenen Geſtalten im Traume ſchreckt *). (*R.*)

IKEN. Eine ſeit beinahe drei Jahrhunderten ausgezeichnete Gelehrtenfamilie im nördlichen Teutſchland, theils in Bremen, theils in Steinfurt, Holland und Mecklenburg, deren Urſprung aus der Schweiz hergeleitet wird, und die mehr als zwanzig Gelehrte und Schriftſteller hervorgebracht hat, welche ſich theils als Orientaliſten, Theologen und Alterthumsforſcher, theils als Ärzte, als Staatsmänner und praktiſche Juriſten, einige auch als Äſthetiker, Dichter und Künſtler vortheilhaft bekannt gemacht haben. Schon der Umſtand, daß dieſes noch in mehren Zweigen blühende Geſchlecht eine der älteſten Patrizierfamilien in Bremen und Steinfurt war, rechtfertigt eine genauere Darlegung ihrer Geſchichte. Doch wird ſich dieſe beſonders auf diejenigen Glieder derſelben beſchränken, welche entweder das allgemeine Intereſſe in Anſpruch nehmen, oder bei welchen vollſtändigere und richtigere Notizen zu Gebote ſtehen, als anderwärts bisher mitgetheilt wurden. Der bedeutendſte Mann aus der Familie iſt unſtreitig der Orientaliſt und ausgezeichnete bibliſche Exeget Konrad Iken, der zweite Sohn eines bremiſchen Rathsherrn, der rühmlich bekannte Doctor und Profeſſor der Theologie und Paſtor Primarius daſelbſt, auch Mitglied der königl. preuß. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. In einem Handbuche der Literatur wird er einer der gelehrteſten reformirten Theologen genannt, welcher eine vorzügliche Stärke in den morgenländiſchen Sprachen, beſonders im Arabiſchen und Rabbiniſchen, beſeſſen, und ſeine Antiquitates hebraicae werden als eines der beſten Bücher in dieſem Fache bezeichnet [1]. In der hebräiſchen und rabbiniſchen Literatur wetteiferte er glücklich mit den berühmten J. Burtorfs in Baſel, von denen der jüngere noch ſein Zeitgenoſſe war. Er iſt geboren in Bremen

*) *Ovid.* Metam. XI, 640.

1) Vgl. Samuel Baur's kleines hiſtor.-liter. Wörterbuch (Ulm 1815) unt. d. W. Iken.

am 25. Dec. 1689, und geſtorben ebendaſelbſt nach gewöhnlicher Annahme am 25., richtiger nach andern Angaben am 30. Jun. 1753 [2]). In der reformirten lateiniſchen Schule (dem Pädagogium) zu Bremen erzogen, kam er am 29. Oct. 1705 in ſeinem 17. Jahre in die dortige höhere Lehranſtalt (das damalige Gymnaſium illuſtre), und ging im Herbſte 1711 auf die Univerſität Utrecht, wo er zwei Jahre Theologie ſtudirte. Als er ſich in der holländiſchen Sprache ſtark genug fühlte, ging er nach Amſterdam, und ließ ſich unter die dortigen Candidaten aufnehmen, reiſte von da wieder nach Utrecht und bekam ſchon nach einem halben Jahre einen Ruf als Prediger nach Lopik bei Utrecht, zu gleicher Zeit aber auch noch zwei andere Vocationen, nämlich als Landprediger nach dem holländiſchen Dorfe Kabauen und nach Rysoort bei Dordrecht. Nachdem er den erſten der drei Anträge angenommen, wurde er am 9. Sept. 1714 als Landprediger in Lopik eingeführt. Hier lebte er anderthalb Jahre ſeinen Amtsgeſchäften, bis er einen Ruf als holländiſcher Prediger nach Hanau im Februar 1716 erhielt, zugleich auch bereits im folgenden März den Antrag als Stadtprediger nach Zütphen, welchen letztern er vorzog. Auch hier blieb er nur 3½ Jahre. Die Stephansgemeinde in Bremen wählte ihn nämlich am 17. Oct. 1719 zum zweiten Prediger an ihrer Kirche, und man kann leicht denken, daß er es nicht ausſchlug, in ſeine ihm theure Vaterſtadt zurückzukehren. Noch vor ſeiner Abreiſe hatte er das Glück, das Doctordiplom von der theologiſchen Facultät der Univerſität Utrecht am 26. Febr. 1720 zu erhalten. Dann zog er wieder ins teutſche Vaterland, wo er zwar bei Freunden und Verwandten, aber doch auch in ſchwierigeren Fächern und in höhern Kreiſen wirken ſollte. Den Antritt ſeines neuen Amtes hielt er in Bremen am 17. März 1720, und ſehr bald ſtieg er bis zum Primariat. In dieſe Epoche fallen auch beinahe ſeine ſämmtlichen Schriften. Etwas ſpäter (8. Jan. 1723) wurde er zum ordentlichen öffentlichen Profeſſor der Theologie am bremiſchen Gymnaſium vom Senat ernannt; mit ihm zugleich auch der berühmte Gelehrte und Prediger Theodor de Haſe (oder Haſäus). Einen Ruf nach dem Haag und ſpäterhin noch einige andere Vocationen lehnte Iken ab. Mehre Jahre lang und auf wiederholtes Verlangen las er über Kirchengeſchichte und hebräiſche Alterthümer am Gymnaſium; letztere nach Reland's Compendium. Da ihm dieſes Handbuch aber nicht genügte, ſo ſchrieb er neun Jahre nach dem Antritte ſeiner Profeſſur ein eigenes nach einem beſſern Plane, mehr geregelt, gedrängter und gleichmäßiger geordnet, in latein. Sprache, doch nicht blos als trockenen Leitfaden für die Collegia, ſondern zugleich als Leſebuch zur Selbſtbelehrung. Der gelehrte Bremer, Heinrich Segelken, ſein ſechsjähriger Zuhörer, und in der orientaliſchen Literatur ſehr bewandert, ging ihm dabei zur Hand. Der bremiſche Profeſſor der Theologie, Albert Schumacher, zeichnete das Titelkupfer dazu, welches von Uhlich in Leipzig geſtochen iſt. Dieſes lateiniſch geſchriebene, jetzt freilich veraltete „Handbuch der hebräiſchen Alterthümer" hatte das Glück, fünf Auflagen zu erleben, die innerhalb 32 Jahren erfolgten; die drei erſten Auflagen erſchienen aber ſchon innerhalb neun Jahren, nämlich von 1732 bis 1741, was wol der beſte Beweis für den Werth und die Brauchbarkeit deſſelben in jener Zeit ſein möchte. Nächſtdem iſt wol ſein vorzüglichſtes Werk der Novus Thesaurus oder die Neue Sammlung von Schriften theologiſch-philologiſchen Inhalts, worin beſonders exegetiſche Abhandlungen über die bedeutendſten Stellen des A. und N. T., von proteſtantiſchen Theologen geſchrieben, enthalten ſind. Er gab dieſe Sylloge gemeinſchaftlich mit dem Profeſſor Theodor Haſe heraus. Später erſchienen daraus auch teutſche Auszüge. An den Symbolae literariae (Beiträge zu einem gelehrten Sympoſium oder Feſtmahl) hatte er nur einigen Antheil, indem zu ſeinen eilf Abhandlungen Arbeiten von verſchiedenen Freunden hinzukamen. Außerdem verfaßte er 31 Diſſertationen über theologiſche Gegenſtände, machte zwei Schulreden, einige Predigten, ein Programm, eine Epiſtel bekannt, und überſetzte etwas aus dem Talmud ins Lateiniſche. Die meiſten zeigen den mühſamſten Fleiß und ſorgfältige Forſchung; faſt alle ſind lateiniſch geſchrieben. Die Abhandlung über die harmonirende Erzählung der vier Evangeliſten von den Leiden des Erlöſers wurde in einer zweiten vermehrten Ausgabe von dem bremiſchen Profeſſor Schacht, vermuthlich einem ſeiner Schüler, herausgegeben, demſelben, welcher auch von Iken's gehaltvollen Diſſertationen nach deſſen Tode eine zweite Sammlung 1762 beſorgte. Zwei andere Diſſertationen ſind wieder abgedruckt in des theologiſchen Profeſſors Johann Ölrichs Opuscula (Bremae 1768).

Mehre literäriſche Federkriege hat Konrad I. rühmlich durchgekämpft. Die erſte Fehde ſcheint die gegen Gottlieb Friedrich Gudius geweſen zu ſein; man ſtritt über den wahren Zeitpunkt des Oſtermahls Chriſti, und Konrad I. ſuchte zu beweiſen, daß der Heiland daſſelbe nur um Einen Tag früher, als das gewöhnliche Paſſah der Juden gefeiert habe. Eine zweite Fehde war die gegen David Millius über die Grenzen des Landes Kanaan. Ein Lieblingsgegenſtand Iken's ſcheinen die Idole der Heiden geweſen zu ſein; er ſchrieb darüber zwei Aufſätze, nämlich über den Nisroch, ein Götzenbild der Aſſyrer, und über den Nibchas, ein Idol der Avåer. Dann auch über die Barbaren und Skythen überhaupt, über die Gemarim, über Marah u. dergl. mehr. Überhaupt ſcheint er ein Freund des Wunderbaren und Auffallenden geweſen zu ſein; oft zeigt er ſich als Liebhaber ausländiſcher Merkwürdigkeiten. Die meiſten Objecte ſeiner Abhandlungen ſind antiquariſche Seltenheiten; nach dem Geſchmacke der damaligen Zeiten ſtritt man ſich auch mehrentheils um ſolche ſeltſame, in Räthſel gehüllte Dinge, und die gelehrten Händel und Zänkereien drehten ſich häufig nur um Gegenſtände dieſer Art. Zu dergleichen Curioſitäten gehört unter andern auch die ſaronitiſche Lilie, der brennende Weihrauch, die Pfingſtbrödte, und der Aufſatz über die Moſaik der Juden in Jeruſalem, oder über die Gab-

2) Ein Bildniß von Konrad Iken, gemalt von R. Vilthut, und geſtochen von J. G. Schmidt in groß Folio, ohne Jahreszahl, könnte auch einen andern gleichnamigen Gelehrten vorſtellen.

Digitized by Google

batha im Evangelium Johannis im 19. Cap. Vers 13 (im bremiſchen Gelehrtenlexikon ſteht durch einen Druckfehler im 18. Capitel). Die beiden Abhandlungen von den ſilbernen Poſaunen der Juden und ihrer myſtiſchen Bedeutung (gedruckt 1745) werden zwar unter ſeinem Namen erwähnt [3]), ſie ſollen indeſſen nicht von ihm verfaßt ſein, ſondern von Johann Chriſtoph Büſing, der wahrſcheinlich ſein Schüler war, und im J. 1745 daſſelbe bremiſche Gymnaſium beſuchte, an welchem Konrad Iken als Profeſſor ſtand. Daß ſie auch Letzterem beigelegt werden, kommt entweder daher, daß er Präſes bei der Diſputirübung war, oder ſie unter ſeinem Einfluſſe geſchrieben und vertheidigt wurden; vielleicht gab er auch die Gedanken dazu an.

Zwei andere Schriften jedoch, nämlich zwei gedruckte Gelegenheitspredigten, werden ihm fälſchlich beigelegt; dieſer Irrthum iſt auch im bremiſchen Gelehrtenlexikon enthalten, jedoch in dem Nachtrage zum 2. Bde. berichtigt. Blos eine Namensverwechſelung hat zu dieſem Verſehen Anlaß gegeben. Der Verfaſſer dieſer zwei Predigten heißt zwar allerdings auch Konrad Iken, es iſt aber der Neffe des Orientaliſten. Die eine am Dankfeſte des Friedens nach dem ſiebenjährigen Kriege über Jeſ. 12, 5 erſchien Bremen 1763, während der Orientaliſt ſchon 1753 geſtorben iſt [4]); ihr Verf. Konrad J. war Prediger an der Stephanskieche in Bremen, und ein Sohn des Profeſſors der Rechte, Johannes Iken. Die zweite Rede iſt über Lucä 3, 16 am Chriſtfeſte gehalten, als die Stephanigemeinde nach der Feuersbrunſt vom 6. auf den 7. Dec. (1754) ihr Gotteshaus zum Theil eingeäſchert ſah, und in der Johanniskirche ſich zum erſten Male verſammelte (Bremen 1754. 4.). Dieſer Thurmbrand ereignete ſich ein Jahr nach Konrad Iken's Tode [5]). Sie muß von demſelben Prediger Konrad J. ſein, da dieſer ſchon 1746 dritter Prediger an der Stephanskirche in Bremen geworden war, dann 1754 zweiter Peediger und 1760 Primarius an ebenderſelben Kirche. Dieſer nämliche hat auch im J. 1766 als Mitherausgeber nebſt drei andern Theologen und Mitarbeitern eine neue Ausgabe des reformirten Geſangbuchs für die bremiſchen Gemeinden ausgearbeitet, nachdem ſie über zwei Jahre damit beſchäftigt geweſen, worauf es 1767 im Druck erſchien und mit einer andern Druckſchrift begleitet wurde, die als Rechtfertigung des dabei beobachteten freien Verfahrens dienen ſollte [6]). Die lateiniſche Rede des berühmtern Konrad J., **De illustri Bremensium schola**, wird häufig günſtig erwähnt. Eine kurze Lebensbeſchreibung deſſelben findet man in dem bremiſchen Gelehrtenlexikon von Rotermund (Brem. 1818), und früher ſchon in Adelung's Fortſ. von Jöcher's bekanntem Gelehrtenlexikon. Nach Adelung war er auch Obervorſteher der damaligen Teutſchen Geſellſchaft in Bremen, eine Würde, die ihm in dem brem. Gelehrtenlexikon nicht beigelegt wird, ſondern erſt bei ſeinem Neffen, Konrad J., vorkommt, welcher ſie auch höchſt wahrſcheinlich bekleidet hat. Da indeſſen die ſogenannte „Teutſche Geſellſchaft" ſchon im Januar 1752 in Bremen geſtiftet wurde [7]), und der Orientaliſt K. Iken erſt am 30. Jun. 1753 in Bremen geſtorben iſt, ſo wäre es wol möglich, daß er noch etwa anderthalb Jahre an der teutſchen Geſellſchaft Theil genommen hätte, und da er in ſeinen letzten Lebensjahren ohne Zweifel für einen der angeſehenſten Gelehrten und Literaten in Bremen galt, ſo iſt es auch an und für ſich wahrſcheinlich, daß man grade ihm die Würde eines Obervorſtehers bei der erſten Gründung dieſes Vereins übertragen haben werde. Die Anzahl der gedruckten Werke von Konrad Iken gibt Adelung nur auf 34 an, wogegen im bremiſchen Gelehrtenlexikon deren 41 namhaft gemacht werden, wovon indeſſen zwei abzurechnen ſind, dagegen noch eine lateiniſche Elegie hinzuzufügen iſt. Beiträge zu ſeiner Biographie lieferten ferner Meuſel, Moſer, Götte, Strodtmann, Schöpperlin und der Arzt Heinrich Iken in der **Brema literata**. Die darauf bezüglichen Stellen ihrer Schriften findet man im bremiſchen Gelehrtenlexikon und auch in Adelung's Werk näher angegeben. Nämlich Schöpperlin in Walch's **Acta soc. latin. Jenens. III. p. 326.** Götte's gel. Europa **III.** S. **143.** Strodtmann's Neues gel. Europa. V. S. 265—274. Heinrich Iken's **Brema literata. p. 66.** Moſer's Beiträge zu einem Lexikon der luther. u. reform. Theol. S. 299. Meuſel's Lexikon der um 1750 Verſtorbenen. 6. Th. S. 269. Er muß übrigens von ſehr groſser Statur geweſen ſein, denn als man vor einigen Jahren ſein Grab öffnete, um einen andern Sarg darein zu verſenken, fand man ein Skelett von beträchtlicher Größe.

Konrad Iken's Schriften nach der Zeitfolge ſind folgende: **1722: Epistola de Barbaris et Scythis, ad Coloss. III, 11,** abgedruckt in der **Biblioth. histor. brem. philol. class. V. p. 767. 1723: Orat. inaug. hab. d. 13. Maji 1723, de veritate religionis christianae, demonstrata ex Judaeorum post Christ. natum fatis. 1724: Diss. de excubiis patrum expectantium mane N. T. ad Psalm. 130, 6 in 4. 1725: Diss. de propitiatorio. Diss. de lithostroto, ad Evangel. Johannis 19, 13 in 4. Diss. de aspersionibus Hebraeorum, in 4. Diss. de vitula decollata ob inventum occisum in agro, ad Deuteron. 21, 1—9 in 4.** Wieder abgedruckt in Joh. Ölrichs **Collectio opusculorum histor. philolog. theol. Tom. I. p. 61. 1726: Diss. de Nibchas, idolo Avaeorum, ad 2 Regum 17, 31 in 4. 1728: Diss. de lilio Saronitico, emblemate Sponsae, ad Cantic. II, in 4. Diss. de 12 fontibus et 70 palmis, ab Israelitis in Elim repertis, ad Exodum 15, 27 et Numer. 33, 9 in 4. 1729: Diss. de Cemarim, ad 2 Reg. 23, 5 et Zephan. 1, 4 in 4. 1730: Diss. 1 et 2, de duobus panibus pen-**

3) z. B. in Gerber's Lexikon der Tonkünſtler (1. u. 2. Ausgabe) im Art. **Konrad Iken**, und in Mizler's Bibliothek im 4. Th. S. 120. 4) Vgl. auch Roller in ſeiner bremiſchen Geſchichte im 4. Th. S. 141. Anm. 5) Vgl. Roller, Brem. Geſchichte. 4. Th. S. 69. 70. 6) Roller's brem. Geſchichte. 4. Th. S. 157.

7) Die erſte Gründung, der Idee nach, fällt eigentlich ſchon in das Jahr 1748.

Digitized by Google

tecostalibus, in 4. 1731: Diss. de homicida involuntario, exsulante in urbe refugii, usque ad mortem Pontificis M., in 4. 1732: Antiquitates hebraicae, secundum triplicem Judaeorum statum, ecclesiast., politicum et oeconom., breviter delineatae. Die andern Ausgaben von ihm ſelbſt erſchienen 1736, 1741 und 1752, wozu die 5. 1764 nach ſeinem Tode noch kam. Der Thesaurus novus theologico-philologicus, sive Sylloge diss. exegeticarum ad selectiora et insigniora V. et N. T. loca, a Theologis protestantibus in Germania diversis temporibus separatim editarum. Ex Museo *Theod. Hasaei* et *Conr. Ikenii.* 2 Vol. erſchien auch 1732 Lugdun. Batav. in Folio. Vgl. darüber die Acta eruditor. Lips. von Otto Menken. Tom. I. Supplem. Sect. 9. No. 1. Leipz. gel. Zeit. 1732. S. 933. — Joh. Mart. Chr. Mehlhorn, Pfarrer zu Gelenau, lieferte ſeit 1738 teutſche Auszüge aus dieſem Theſaurus unter dem Titel: Gründliche Erklärung der heil. Schrift A. T., welche durch vollſtändige Auszüge aus denen in Menthenii und Ikenii Thesauris befindlichen, auch übrigen beſten Disputationen und andern Anmerkungen gelehrter Männer verfertigt und mit eigenen Anmerkungen vermehrt worden. (Leipzig 1738—1748. 4.) 6 Bde. 1732: Diss. de Marah, aquis amaris per miraculum sanatis, legumque praeliminari compendio, celebri loco, ad Exod. 15, 22—25 in 4. 1735: Diss. 1 et 2, de tempore celebratae a servatore ultimae coenae paschalis. 1736: Tractat. Talmudicus de cultu quotidiano templi, versione latina donatus et notis illustratus. 1739: Elegia in luctuosissimum casum, quo anno 1739 inter diem 21. et 22. Sept. circa horam unam nocturnam turris elegantissima pulvere pyrio aliaque materia bellica repleta, cum subito fulmine tangeretur, horrendo fragore dissiluit, totamque urbem patriam in gravissimum discrimen adduxit (4 Seiten). 1741: Diss. de contemplatione gloriae Dei in retecta facie Jesu Christi et fidelium in eandem imaginem *μεταμορφώσει*, ad 2 Corinth. 3, 18 in 4. Diss. de ficu ad imprecationem Servatoris exarescente, in 4. Oratio de illustri Bremensium Schola magnorum ingeniorum summorumque in omni scientia virorum alma atque foecunda matre: dicta pro felicibus Rectoratus auspiciis, in 4. 1742: Diss. qua contra G. Fr. Gudium demonstratur, coenam Christi *σταυρώσιμον* vera paschalem fuisse, et simul sententia, quod Servator illam cum Judaeis Scripturariis integro die citius celebraverit, quam Judaei traditionarii Pascha suum comederunt, vindicatur, in 4. Diss. de rivis fluvii urbem Dei et habitacula altissimi laetificantibus, ad Psalm. 46, 5 in 4. 1743: Diss. philol. antiq. de oblatione Thuris, festis jungi solita, in 4. Wieder abgedruckt in Joh. Olrichs Opuscula. T. II. p. 641. Diss. de ablegminibus (Netz und Fetthaut der Eingeweide) sacrificiorum, Deo in altari offerri solitis, in 4. Diss. de harmonia perpessionum Jesu Christi, in 4. Zweite vermehrte Ausgabe von Joh. Hermann Schacht. (Utrecht 1759. 4.) Steht auch in Schacht's Harmonia historiae resurrectionis Jesu Christi. Die Symbolae literariae ad incrementum scientiarum omne genus, a variis amicis collatae, editae a *C. I.* 3 Vol. seu 12 Partes cum indice (Bremae 1744—1747. 4.)[8]). 1745: Gottes Liebe gegen ſein Volk in Anſtellung eines klugen und gerechten Oberhaupts. Predigt am Dankfeſte der Wahl und Krönung Kaiſer Franz I. über 1 Kön. 10, 9 in 4. Die beiden Diss. theol. philol. de tubis Hebr. argenteis, in 4.; von denen Joh. Chr. Büſing als der Verfaſſer gilt, welcher aber 1745 noch Student war und erſt 1748 Candidat wurde. Diss. de finibus terrae promissae, hujusque successiva occupatione, in 4. De lite propter fines terrae Canaan inter *Ikenium* et *Dav. Millium*, ſ. die berliner Bibliothek. 3. Bd. 4. St. Nr. 4. (Berlin 1749). 1747: Diss. theol. de Nisroch, idolo Assyriorum, ad 2 Regum 19, 37 in 4. Diss. de pravitatum Israelis subactione et peccatorum in profundissimum mare projectione, ad Proph. Micha 7, 19 in 4. 1749: Diss. theol. philol. de unctione aegrotorum, precibus juncta, et mutua offensionum confessione, frustraque inde exsculptis extremae unctionis et confessionis auricularis sacramentis, ad Jac. 5, 14—16 in 4. Dissertationes phil. theol. in diversa sacri codicis utriusque instrumenti loca, max. partem nunc primum in lucem editae. (Lugd. Batav.) Enthält 28 Diſſertationen. Diss. theol. de anathemate, quo Deus, ob Messiae in carne majestatis rejectionem, Judaeorum terram percussit, ad Maleach. 4, 6 in 4. 1751: Diss. de institutis et caeremoniis legis Mosaicae ante Mosen, in 4. 1752: Lateiniſches Programm über die Geſchichte der Galater, in 4. Diss. de Baptismo *ὑπὲρ τῶν νεκρῶν*, ad 1 Cor. 15, 29 in den Symbol. liter. parte 2. Theod. de Haſe ſchrieb auch eine ſolche unter demſelben Titel 1725.

Die Familie Iken zählt ſeit ungefähr 300 Jahren 22 Gelehrte, worunter 16 Doctoren in den vier Facultäten, ferner 4 Senatoren, 6 Obergerichtsſecretaire und Rechtsanwälte, 4 Profeſſoren der Rechte und der orientaliſchen Sprachen, 3 Paſtores Primarii, welche 90 Jahre hindurch faſt in ununterbrochener Folge an einer und derſelben Kirche die erſte Predigerſtelle bekleideten, nämlich an der Stephanskirche (von 1720 bis 1810), ferner 8 Theologen und Prediger, aber nur 2 Ärzte. Seit ungefähr 1625 oder 1630 bekleideten einige Glieder derſelben auch öffentliche Staatsämter in einer Reihenfolge, die ebenfalls nur ſelten unterbrochen wurde. Zwei dieſes Namens waren Präſidenten in Bremen und Steinfurt; einer derſelben wurde zur Bürgermeiſterwürde in Bremen

8) Außer Iken's eilf Abhandlungen ſind darin: *Chr. L. Schlichteri* Catalogus plagiariorum. *J. Ph. Cassel*, Observatt. de variis Elephanti denominatt. *P. E. Jablonski*, Cogitatt. de Lacedaem. cum Judaeis cognat. *J. N. Funccii* Diss. de hom. publ. in foro roman. nequam ex Plauti curcul. *C. H. Zeibich*, Diss. de Tarso. *J. C. G. Dunckel*, Specimen lexici graeco-celtici harm. etc.

erhoben. Seit dem J. 1687 bekleideten fünf Mitglieder die Profeſſur der Rechte, der alten Sprachen und der Philoſophie an dem Gymnaſium illuſtre in Bremen [9]), welches damals eine Art von Univerſität oder Akademie war, indem alle vier Facultäten an demſelben vorhanden waren. Mit dem Verfalle der hohen Schule hörte das Studium der morgenländiſchen Sprachen in Bremen faſt ganz auf; der letzte in der Profeſſur dieſes Faches war der älteſte Sohn von dem bekannten Konrad Iken, ebenfalls Konrad genannt, und geſtorben am 4. Oct. 1761, ohne verheirathet geweſen zu ſein.

Als älteſten Stammvater dieſer Gelehrtenfamilie kennt man nur Oltman Iken, der ungefähr von 1550 bis zum J. 1600 gelebt haben muß, und vielleicht aus der Schweiz ſtammte, denn noch jetzt ſoll wenigſtens in Bern eine Familie dieſes Namens leben, ſowie auch zu Parchim im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin, und zu Steinfurt in der Grafſchaft Bentheim in Weſtfalen. Höher als 1550 ſind die Vorfahren nicht bekannt; mütterlicher Seite gehen ſie nur bis zum Rathsherrn Johann Sparenberg zurück, welcher 1487 in den Rath kam und 1531 ſtarb. Als mit dieſem Letztern die Sparenbergiſche Familie erloſch, da er keine Söhne hatte, erhielt die Iken'ſche Familie von ihm durch Übertragung ſein Familienwappen, beſtehend in fünf weißen eichenen Balken oder Dachſparren in rothem Felde, indem die Sparren auf den Namen Sparenberg deuten. Durch einen ſonderbaren Zufall ſoll aber auch der Name Iken zugleich von dem plattteutſchen Worte Eken oder Eichen abgeleitet ſein, ſodaß jenes Wappen alſo ſehr gut paßte [10]). Andere meinen dagegen, er ſtamme von dem oſtfrieſiſchen Namen Uken, der in alten Chroniken auch wol Üken geſchrieben wird; bekannt iſt der mächtige oſtfrieſiſche Häuptling, Focke Uken, ein tapferer Feind der alten Bremer [11]). Im benachbarten oldenburger Lande, oder vielleicht in Oſtfriesland, lebte noch in den letzten Jahren der Seecapitain Albert Gerrits Iken, der das oldenburgiſche Schiff Neptun im J. 1827 und 1828 führte, und mit demſelben nach England ſegelte [12]). Einige dieſes Namens ſtanden auch ſchon ſeit 1690 im Militair. Auch gibt es auf der Weſer eine Art langer, platter Schiffe, die man ehemals Eken nannte (Eka in lateiniſchen Urkunden), weil ſie einen Boden von Eichenholz hatten; die Schiffer dieſer Fahrzeuge machen noch eine eigene Zunft oder Brüderſchaft in Bremen aus, unter dem Namen der Eichenfahrer- oder Moorfahrerſocietät. Vielleicht könnte auch davon jener Familienname herſtammen. Unter den Ahnen mütterlicher Seite iſt der Bürgermeiſter Daniel von Büren merkwürdig, weil unter ſeinem Conſulat Heinrich von Zütphen 1522 die erſte evangeliſch-lutheriſche Predigt in Bremen hielt. Noch bemerkenswerther iſt deſſen Sohn, Daniel von Büren, ebenfalls Bürgermeiſter († 1593), weil durch ſein Bemühen der bremiſche Senat, das Gymnaſium und die Stadtkirchen (mit Ausnahme des Doms) reformirt wurden, da er ſich als Anhänger des exilirten Dr. Hardenberg zu Melanchthon's und Calvin's Lehren bekannte. Gegen dieſen letztern D. von Büren ſchrieb der Bürgermeiſter Ditmar Kenkel, ein Schwager des Kaufmanns Arend Iken, als Anhänger der echtlutheriſchen Confeſſion, heftige Parteiſchriften. Er ſtarb 1584. Oltman Iken's Sohn, der genannte Kaufmann Arend Iken (Arend ſoll eine Abkürzung von Arnold in der ehemals zu Bremen allgemein gebräuchlichen plattteutſchen Mundart ſein), ſtarb 1632 und hinterließ einen Sohn, welcher der erſte Konrad Iken und zwar Obergerichtsanwalt oder Procurator war und vermuthlich mit ſeiner zweiten Gemahlin Stifter der zweiten Linie wurde. (Jetzt exiſtiren noch vier bis fünf Linien der Familie, theils in Bremen und deſſen Umgegend, theils in Steinfurt.) Dieſer letztere, Konrad I., ſtarb 1656, und ſein Sohn zweiter Ehe, Konrad II. († 1709), war der erſte Rathsherr dieſes Namens, führte als ſolcher ſchon regelmäßig das oben erwähnte Wappen, und wurde oft als bremiſcher Geſandter an auswärtige Höfe geſchickt; er war zugleich Stadtrichter und Profeſſor der Jurisprudenz am bremiſchen Gymnaſium. Seine älteſte Tochter, Sophie, eine Schweſter des Orientaliſten Konrad Iken III., verheirathete ſich mit dem Arzte Emanuel Göſchen, Dr. med., ihrem zweiten Gemahl, welcher 1683 geboren wurde, 1717 am 10. Mai ſtarb und der Stammvater der Familie des bekannten Buchhändlers Göſchen war. Des Orientaliſten Konrad J. III. Nachkommen erſter Ehe ſind in männlicher Linie ausgeſtorben, jedoch nicht in weiblicher Linie. Seine zwei Söhne erſter Ehe waren Konrad IV., Profeſſor der Logik und Metaphyſik, wie auch der orientaliſchen Sprachen, und Dieterich, Obergerichtsſecretair, geſtorben 1784. Der Letztere fehlt im brem. Gelehrtenlexikon [13]); auch fehlen darin noch zwei Andere: der vorhin genannte Obergerichtsprocurator Konrad Iken, geboren am 21. April 1604, geſtorben am 27. Dec. 1656, der Großvater des Orienta-

9) Es wurde auch zuweilen Lyceum genannt, ſelbſt in lateiniſchen Druckſchriften; es hatte auch ein anatomiſches Theater, und das Local war zwiſchen der Sögeſtraße und Katharinenſtraße, iſt indeſſen nicht zu verwechſeln mit dem Lutheriſchen Lyceum oder Athenäum, der damaligen Domſchule. 10) Auf ähnliche Weiſe könnten auch die bekannten teutſchen Namen Oken und Aken vielleicht von dem engliſchen Worte oak, die Eiche, abſtammen, obwol der erſtere ein oberteutſcher Name iſt, und der letztere eher von Aachen herkommen möchte. Aichen, oder plattteutſch: iken, heißt: das rechte Maß und Gewicht vorſchriftmäßig abmeſſen, oder geſetzlich probiren, ob Gefäße und Pfunde das rechte Maß und Gewicht halten. Dieſes Normalmaß, Aichmaß oder Eichmaß heißt Ike, gewöhnlich ein Stab. Daher auch ein ſolches Zeichen, Stempel oder Gepräge. Iker heißt ein beeidigter Mann, der Maß und Gewicht nachſieht und berichtige, und ſolche Stempel aufdrückt oder einbrennt. Welche von dieſen Ableitungen nun die richtige ſei, läßt ſich jetzt nicht mehr entſcheiden; ſ. das brem. niederſächſ. Wörterbuch. Ike (nicht Iken) kommt auch als männlicher Vorname noch um 1622 vor. Ike hieß auch ein Prediger in Berlin, der 1792 einen Band Paſſionspredigten herausgab; ſ. Menſel's gelehrtes Teutſchland. 11) Roller's bremiſche Geſchichte. 2. Th. S. 333.

12) Bremer Zeitung vom 14. März 1827. S. 6, und vom 13. Nov. 1828 in der Schiffsliſte. 13) Doch ſtehe er nebſt Konrad I. im Anhange erſt ganz am Schluſſe des Werkes, wo man ihn nicht ſucht.

Digitized by Google

liſten; und ſodann Arnold Iken, fürſtlich bentheimiſcher Juſtizrath zu Steinfurt und nachher in der franzöſiſchen Periode Friedensrichter daſelbſt, geſtorben 1810, vermählt 1788 mit Louiſe Iken, zweiter Tochter des Bürgermeiſters Juſtin Friedrich Wilhelm Iken, einer fleißigen und geſchickten Malerin, von deren Hand noch 1816 einige Hundert Paſtellgemälde, ſowol hiſtoriſche als andere Bilder aus jedem Fache der Malerei, in der anſehnlichen Gemäldeſammlung ihres Vaters vereinigt waren. Auch portraitirte ſie ſelbſt verſchiedene Perſonen mit treffender Ähnlichkeit, meiſtens copirte ſie jedoch in Paſtell nach den trefflichen Ölgemälden in ihres Vaters Sammlung. Sie war 1754 geboren und ſtarb 1796 in Steinfurt [14]). Der Großvater dieſes genannten Arnold Iken, ebenfalls Arnold genannt, war der erſte in dieſer Familie, der ſich von Bremen nach Steinfurt begab, wo er im 26. Jahre Advocat des Fiscus, dann Doctor der Rechte, Conſiſtorialrath, Kanzleidirector, Hofrichter, Regierungsrath und endlich fürſtlich bentheimiſcher Präſident und zugleich Profeſſor des Staatsrechts wurde; er vereinigte alſo unter allen übrigen in ſeiner Perſon die meiſten Würden. Sein Vater, der Arzt Heinrich Iken, Dr. med. in Bremen, war der erſte, der eine Gelehrtengeſchichte der Stadt Bremen ſchrieb, unter dem Titel: Brema literata (Bremen 1708, mit einem Kupfer, 2. Aufl. 1714, 3. Aufl. 1726, in 4., vom Archivar Hermann von Poſt neu bearbeitet). Der Verfaſſer war Phyſicus und Senior der Ärzte in Bremen, und ſtarb 1721 [15]). Geſchmack für Künſte, für Muſik und Malerei, Anlage zur Dichtkunſt und den ſchönen Wiſſenſchaften, zeigte ſich zuerſt in ſeinen beiden Enkeln, Heinrich Georg Germanus, Prediger und Profeſſor der Theologie in Steinfurt († nach 1747), und in dem bereits genannten Juſtin Friedrich Wilhelm, Bürgermeiſter in Bremen [16]), geſtorben 1805. Von Beiden hat man noch einzeln gedruckte, nicht mislungene Gelegenheitsgedichte, wie auch von des Letztern Sohn, Dr. Jacob Ludwig Iken, Senator in Bremen, geſtorben 1811, der auch eine größere Sammlung ſeiner Gedichte handſchriftlich hinterließ, worin ſich Geiſt und Gemüth und eine lebendige Darſtellung ausſprechen, die indeſſen noch ungedruckt ſind. Sinn und Talent für die ſchönen Künſte, beſonders für Poeſie, Malerei und Muſik, fehlt auch nicht bei mehren noch lebenden Gliedern dieſer Familie, deren einige noch in öffentlichen Ämtern ſtehen. Noch lebt ein Enkel und Urenkel des berühmten Orientaliſten Konrad Iken, in gerader Linie von ihm abſtammend; der erſtere ein ſehr beliebter Prediger, vormals in Hamburg, jetzt in Bremen, mit gleichem Vornamen wie ſein Großvater, welcher der Stifter der dritten und vierten Linie war; ſ. Meuſel im gelehrten Teutſchland. (*Karl Iken.*)

IKERVÁR, ein ungariſcher Marktflecken im eiſenburger Comitate, an der Raab, drei Viertelmeile ſüdlich von Schárvár, der gräflichen Familie Batthyáni gehörig, mit 790 Bewohnern, einer katholiſchen Pfarrkirche, die ſchon im J. 1579 vorhanden war, und zu welcher das Dorffilial Péterſa gehört, und einem herrſchaftlichen Caſtelle. In der Nähe des Marktes befindet ſich der bekannte Wald Farkas-Erdö. Die Herrſchaft Ikervár iſt eine Draskowitziſche Familienherrſchaft, und wurde in der zweiten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts in die gräflich Viczaiſchen Erben vertheilt, die auch einen Antheil an dem genannten Forſte erhielten.

(*Gamauf* und *G. F. Schreiner.*)

IKERY, die Ruinen einer Stadt in der vorderindiſchen Provinz Myſore, unter 14° 7' nördl. Br. und 75° 7' öſtl. L. Der Verfall dieſer Stadt iſt nicht etwa durch irgend einen politiſchen Unglücksfall, ſondern dadurch herbeigeführt worden, daß der Rajah ſeine Reſidenz nach Bednore verlegte, wohin das Volk ihm bald folgte. Der Name Ikery iſt noch immer bei allen Benennungen vorherrſchend; die Rajahs nennen ſich darnach, und die Münzen, obgleich nicht mehr dort geprägt, führen auch den Namen dieſer verfallenen Stadt, die, als ſie noch der Sitz des Hofes war, ſehr bedeutend geweſen ſein ſoll. Die Eingeborenen erzählen, freilich mit echt orientaliſcher Übertreibung, daß ſie zu jenen Zeiten 100,000 Häuſer gehabt haben ſoll. Die noch vorhandenen Ruinen der Wälle haben eine ſehr große Ausdehnung. Die Gegend von hier bis nach Ghenaſer Gulli iſt ſo unfruchtbar und dürr, daß ſie nicht einmal zu Weideland benutzt werden kann. (*J. C. Schmidt.*)

Ikhorn, ſchwediſcher Name des Eichhörnchens, ſ. Sciurus vulgaris.

IKHSCHID, IKHSCHIDIDEN, richtiger im Teutſchen Ichſchid und Ichſchididen (أخشيد), von Andern, z. B. von d'Herbelot, auch Akhſchid geſchrieben, iſt Bezeichnung des Stammherrns einer Herrſcherdynaſtie

14) In dem benachbarten Bentheim hatte einſt der berühmte Nicolaus Berghem ſeine Landſchaften und Thierſtücke gemalt. 15) Dieſe Nachrichten ſind zum Theil aus einem ſeltenen, über hundert Jahre alten Manuſcripte gezogen, welches ſich noch auf der bremiſchen Stadtbibliothek befindet und betitelt iſt: Tabulae genealogicae familiarum Iken et Hüpeden et ad eas pertinentium, quas ex Manuscriptis collegit et in hanc formam redegit *Wilhelmus Hüpeden* (Bremae 1722). 41 Seiten in Folio, mit vielen Nachträgen. Der Arzt Heinrich Iken hat auch eine Dissertat. de furore uterino (Leyden 1685) drucken laſſen. 16) Er war in Steinfurt 1726 geboren, und wurde von dem damals regierenden Fürſten von Bentheim-Steinfurt, welcher auch Juſtin Friedr. Wilhelm hieß, ſelbſt in Perſon über der Taufe gehalten, indem der junge Taufpathe nach ſeinem fürſtlichen Gönner benannt wurde. Nachher beſuchte er mit ſeinem Bruder Germanus das Gymnaſium in Bremen. Jene hohe Protection verdankte er ſeinem Vater, welcher Hofrichter in Burgſteinfurt und Günſtling des Fürſten war. Juſtin Friedrich's älteſter Sohn, Arnold, ſchrieb in Marburg zwei Diſſertationen: Animadversionum juris civilis specimen (Marburgi 1778) und De pupillorum ac minorum in bonis tutorum pignore etc. (Marburgi 1779. 4.) Der zweite Sohn ſchrieb De relegato debito. (Marburgi 1779. 4.) Er ſchrieb auch einen Epilog für das bremiſche Theater (1799) und eine Hymne (1801). Des Bürgermeiſters Juſtin Friedr. Wilhelm's Enkel iſt der Verfaſſer dieſes Artikels, welcher theils mehre Schriften über die Neugriechen herausgab, wie z. B. das Hellenion (1822), die griechiſche Conſtitutionsurkunde ins Teutſche überſetzt (1822), vom alten und neuen Hellas (1823), Leukothea (1825) und Eunomia (1827 mit Dr. Kind), theils auch andere Schriften, z. B. Bertram (1817) und das Touti Nameh, oder perſiſche Mährchen (1821) und vier Tabellen der Kunſtgeſchichte (1820 und 1824), und noch mehre andere.

Digitized by Google

in Ägypten und Syrien und ſeiner Nachfolger. Motaſim Billah, der Sohn Harun Reſchid's nämlich, hatte eine bedeutende Anzahl Türken aus Fergâna an ſich gezogen, unter denen ihm ein gewiſſer Dſchoff oder Dſchaff (جف, beides iſt richtig) neben Andern als vorzüglich tapfer und muthig bezeichnet worden war. Nachdem er ſie vor ſich beſchieden, wies er ihnen Apanagengüter in Sermenraï an, wo Dſchoff blieb, bis er in derſelben Nacht, wo Motewakkil ermordet wurde (Dec. 861), in Bagdad ſtarb. Sein Sohn Togdſch (nicht Tagadſch, طغج, vgl. *Ibn Chall.* n. 700) wurde auf ſeinen Streifereien mit einem Sklaven des Ibn Tulun in Ägypten, Lulu, bekannt, der ihn mit dahin in Dienſte nahm, wo er ſich unter die Anhänger des Ibn Kendâdſch geſellte. Nach Beilegung der Händel zwiſchen dieſem und dem Abu'ldſcheiſch Chamerujeh Ben Ahmed Ben Tulun, nahm ihn letzterer, dem er gefiel, in ſeine Dienſte, ſetzte ihn über ſeine andern Diener und gab ihm die Statthalterſchaft Damaskus und Tiberias. Togdſch wurde aber nach dem gewaltſamen Tode des Chameruhjeh (in Damaskus 896), unter dem Khalifate des Muktefi, in Folge einer Unabhängigkeitserklärung (896), nachdem er die Griechen von Tarſus aus (894) geſchlagen hatte und den Unruhen gegen den ſchwachen Tuluniden Chamerujeh nicht fremd geblieben war, mit ſeinem Sohne Muhammed ins Gefängniß geworfen, wo er ſtarb. Muhammed wurde bald darauf befreit und mit Ehrenkleidern beſchenkt; allein die Unruhen und Parteienkämpfe zwangen ihn abermals zur Flucht nach Syrien, wo er ſich ein Jahr lang mit ſeinem Bruder Obeidallah (Andere: Abdallah) unſtät herumtrieb, bis er ſich an Abu Manſur Tekin anſchloß, deſſen Hauptſtütze er wurde, und in deſſen Dienſten er bis zum J. 316 (928) blieb, wo ihm der Khalif Moctedir (928) die Gouverneurſtelle von Ramla anvertraute, die er zwei Jahre bekleidete, nach welcher Zeit er auf Befehl deſſelben Khalifen den gleichen Poſten in Damaskus antrat. Mit der Veränderung, die der Regierungsantritt des Khalifen Radhi Billah herbeiführte, erfolgte ein neuer Wechſel in der Stellung Ichſchid's, indem dieſer Khalif ihm die Verwaltung Syriens, Meſopotamiens, der heiligen Städte in Hedſchâs und Ägyptens übertrug, welche er im Sommer des J. 935 übernahm, nachdem er einer frühern Ernennung hierher durch den Khalifen Cahir (Aug. 933), den Ibn Mocla 934 ſtürzte, keine Folge gegeben hatte. Radhi Billah gab ihm hierauf (939) den Ehrennamen Ichſchid (eigentlich Icſchid, اَفْشِهِد), welches der Ehrenname der Herrſcher von Fergâna iſt, wo er her war, und von deſſen Fürſten er abzuſtammen vorgab. Ichſchid ſoll nach Ibn Challekan, Abu'lfeda und Andern König der Könige oder Fürſt der Fürſten bedeuten, während der Neubetitelte eigentlich Abu Bekr Muhammed Ben Abi Muhammed Togdſch Ben Dſchoff Ben Bektekîn (Andere: Beltekîn) Ben Furan Ben Furi (Andere: Turan Ben Furac Ben Curi) Ben Chacan Fergani (d. h. der aus Fergâna Herſtammende) hieß. Das immer mehr ſinkende Khalifat und die kraftloſe Haltung ſeiner Träger führte zu allerlei Willkürlichkeiten der mächtigern Großen. Dieſe kämpften unter einander um den Beſitz von Ländereien, die vom Hauſe aus keinem gehörten. Der obengenannte Khalif Radhi Billah hatte zu dem letzten Mittel, das Khalifat zu halten, ſeine Zuflucht genommen; er hatte in der Perſon des Ibn Räïc einen erſten Emîr el-omarâ, einen Emir der Emire, d. i. oberſten Emir, gewählt und ihm die höchſte Civilwürde, wie das oberſte militairiſche Commando freiwillig zugeſtanden. Dieſer Ibn Räïc nun war es, der zuerſt dem Ichſchid ſeine ſyriſchen Beſitzungen ſtreitig machte (940), die Beſatzungen deſſelben aus Emeſa, Damaskus, wo Bedr ſein Statthalter war, und aus Ramla vertrieb, und ſogar nach vorher ſcheinbar geſchloſſenem Frieden bis nach Lariſſa an der Grenze von Syrien, Paläſtina und Ägypten vordrang. Dort trat ihm Ichſchid abermals entgegen, und ein harter Kampf endigte mit der Flucht des Ibn Räïc nach Damaskus. Die dem Fliehenden nachgeſchickte Armee erlag aber und mit ihr fand ſogar der Bruder des Ichſchid ſeinen Untergang. Letzterer Umſtand bewog den Sieger, entweder aus wahrer Empfindung des Mitleids oder aus Furcht, dem Ägypter eine Geſandtſchaft zuzuſchicken, um ihn zu tröſten mit der Verſicherung, daß ſein Bruder wider ſein Wiſſen und Wollen getödtet worden ſei, und er ſende ihm ſtatt jedes andern Beweiſes ſeiner Aufrichtigkeit ſeinen Sohn, um, wenn er wolle, mit deſſen Blute das Blut ſeines Bruders zu ſühnen. Statt deſſen ſchickte Ichſchid den Unſchuldigen mit Ehrenkleidern angethan, ſeinem Vater zurück, dem Damaskus einſtweilen blieb, während ſich Ichſchid mit dem übrigen Syrien von Ramla bis an die ägyptiſche Grenze und mit Ägypten begnügte, und jährlich 140,000 Goldſtücke zu zahlen verſprach. Nur erſt die Ermordung des Emîr el-omarâ (Mai 942) änderte dieſen Zuſtand; ſobald nämlich dieſelbe in Ägypten bekannt ward, beeilte ſich auch Ichſchid Damaskus wieder in ſeine Gewalt zu bringen, was ihm gelang. Allein ſchon hatte dieſelbe Zeit ihm in Syrien neue und gewaltigere Nebenbuhler, die Hamdaniden, die Herrſcher von Moſul, ins Leben gerufen, und daß dieſe ihm feindlich begegnen würden, war vorauszuſehen, ohne daß beſondere Umſtände eintreten durften, die ſie in nähere Berührung bringen mußten. Auch dieſe blieben jedoch nicht aus. Der von allen Seiten geängſtigte Khalif Mottekî hatte einen Oberſten der Leibwache, den Türken Tuſun, zum Emir el-omarâ erheben müſſen, verließ aber Bagdad unwillig wegen entſtandener Uneinigkeiten, und wol wiſſend, daß er auf die Länge auch dem Hamdaniden Naſir-ed-dewlet läſtig fallen würde, wandte er ſich endlich an Ichſchid um Troſtgründe. Dieſer eilte von Misr aus über Haleb nach Racca, wo ſich der Khalif aufhielt, mit koſtbaren Geſchenken, und rieth dem Khalifen, von nun an ſeinen Aufenthalt in ſeinen Gebieten, in Syrien oder Ägypten zu nehmen. Auf die abſchlagende Antwort ging er ihn an, wenigſtens in Racca zu bleiben, indem dem Uſurpator Tuſun durchaus nicht zu trauen ſei. Allein auch dieſer Rath ward nicht angenommen, und Ichſchid kehrte (Sept. 944) nach Ägypten zurück, während der Khalif nach Bagdad ſeiner Blendung und Thronentſetzung entgegeneilte. Unmittelbar

nach dieſer Unterredung begab ſich ſogleich der berühmte und vielfach beſungene Seif=ed=dewlet, der Held des Tages aus der Dynaſtie der Hamdaniden, nach Haleb, entriß dem dortigen Statthalter des Ichſchid die Stadt, ſowie bald darauf Emeſa und ging ſelbſt mit der Einnahme von Damaskus um. Ichſchid, der nach einer Niederlage ſeines Feldherrn Kafur, wie wir ſogleich ſehen werden, perſönlich herbeieilte, ſah jetzt Ägypten zum letzten Male, und ſein Aufbruch aus demſelben war nicht von den günſtigſten Vorbedeutungen begleitet geweſen. Die Armee hatte ſich bereits in Marſch geſetzt und auch er ſtand bereits in Begriff ſich aufzumachen, als ihm in dem Augenblicke, wo er aus ſeinem Gartenthore heraustrat, ein unbekannter Mann unter dem Namen Meſud Sabuni entgegentrat, um ſich über irgend ein erfahrenes Unglück zu beklagen. Ichſchid glaubte in der häßlichen ihm misfallenden Geſtalt ein übles Vorzeichen wahrzunehmen, und befahl, ihn auf die Erde zu werfen. Dieſe Handlung ward mit 15 Peitſchenhieben begleitet, ohne daß der Gezüchtigte ein Wort ſagte. Er war todt, während der Statthalter glaubte, daß er ihm trotzen wollte. Ichſchid, über den Vorfall beunruhigt, konnte ſich nicht entſchließen ſeine Reiſe fortzuſetzen, kehrte um, ließ die Verwandten des Getödteten vor ſich kommen, bat ſie um Verzeihung und gab ihnen 300 Goldſtücke. Dann erſt machte er ſich auf den Weg, nachdem man noch die Leiche mit großem Gepränge zur Erde beſtattet hatte. Etwas anderes berichtet Abulfeda (II, 440 sq.). Nach ihm fand er in ſeinem Palaſte eine Denkſchrift mit bittern Vorwürfen über den Misbrauch ſeiner Gewalt, über ſeine Habſucht und ſeinen Geiz, der ihn ſein Vermögen nicht anwenden laſſe, über die Bedrückungen Anderer, während er der Befriedigung ſeiner Genußſucht nachgehe, und über andere Übelſtände mehr. Gute Lehren folgten, und das Ganze ſchien darauf berechnet, dem Ichſchid wehe zu thun. Er ward aufgefodert, einem Tyrannen gleich fortzuwüthen, während ſeine Unterthanen ruhig dulden und auf Gott vertrauen würden. Das Ganze verfehlte ſeine Wirkung nicht, Ichſchid wurde nachdenklich.

Ehe Ichſchid, wie ſo eben erzählt ward, ſelbſt abreiſte, ſchickte er ſeinen Sklaven Kafur mit Truppen voraus. Schon dieſer traf mit dem ihm von Seif=ed=dewlet entgegengeſandten Heere zuſammen und zwar an einem Freitage, wo die Truppen des Hamdaniden unter dem Vorwande, daß es zu kämpfen nicht erlaubt ſei, ſich außerhalb des Lagers überall hin zerſtreut hatten, während der weniger gewiſſenhafte Sklave ſie überfiel, zum Weichen brachte und ihnen alles Gepäck abnahm. Seif=ed=dewlet wandte ſich nach Emeſa, und als er auch hier ſich nicht ſicher glaubte, über Hamat nach Roſtan. Kafur blieb nicht aus; allein auch Erſterer trat ihm jetzt feſten Schrittes entgegen, nöthigte ihn zum Übergang über die dortige Brücke mit ſolcher Unordnung, daß eine große Anzahl Soldaten der ägyptiſchen Armee in dem Orontes (Aſi) ihr Grab fand, 4000 gefangen wurden und das Gepäck geplündert wurde. Kafur nahm ſeine Flucht über Emeſa nach Damaskus, und jetzt erſt verließ Ichſchid Ägypten und wandte ſich mit einer neuen Armee nach Maarra. Seif=ed=dewlet, der einen Kampf auf Leben und Tod voraus ſah, ſchickte ſeine Sklaven, Schätze und Gepäck nach Meſopotamien, und traf in Kinnesrin auf ſeinen Gegner. Ichſchid ordnete unter die Avantgarde alle Lanzenträger, er ſelbſt führte den Kern der Truppen, 10,000 Mann, an. Jene wurden geworfen, dieſe hielten den Sieger auf, konnten aber doch das Gepäck nicht retten. Unentſchieden trennten ſich beide Armeen, Seif=ed=dewlet zog nach Menbedſch, brach die Brücke ab, trat in Meſopotamien ein, und ſtand von Neuem in der Nähe von Racca dem Ichſchid gegenüber, ſodaß der Euphrat allein beide Armeen trennte. Eingeleitete Unterhandlungen führten (334 d. Fl., beg. 13. Aug. 945) zu einem Frieden unter folgenden Bedingungen, daß Haleb, Emeſa und Meſopotamien dem Seif=ed=dewlet, das übrige Syrien aber von Emeſa an bis an die arabiſche Grenze dem Ichſchid gehorchen ſollte. Ein gezogener Graben ſchied zum Theil das Gebiet; Seif=ed=dewlet heirathete die Tochter des Ichſchid, und dennoch hatten ſich beide Fürſten kaum getrennt, als das Friedensbündniß gebrochen ward, wofür der Ägypter ſeinen Schwiegerſohn züchtigte und ihm die Stadt Haleb wiederum abnahm.

Kurze Zeit darauf ſtarb Ichſchid in Damaskus (zu Ende des J. 334 = im Sommer 945; er war im Februar 882 in Bagdad geboren = Mitte Redſcheb 268), und hinterließ ſeine Staaten ſeinem unmündigen Sohne Abu'lcaſim Anudſchur, was im Türkiſchen dieſes Stammes die Bedeutung von Mahmud, der Geprieſene oder Gelobte, haben ſoll, unter der Regentſchaft des ſchon genannten ſchwarzen Sklaven Kafur. Ichſchid, dem große Eigenſchaften nicht abzuſprechen ſind, war dennoch, trotz ſeines perſönlichen Muthes im Kampfe, in ſeinem Palaſte furchtſam und mistrauiſch, ſodaß von ſeinen 8000 Mann Garden täglich 2000 Mann auf die Wache ziehen mußten. Dabei ſchlief er keine Nacht ganz an einem und demſelben Orte, und auch unterwegs hatte er fortwährend in der Nähe ſeines Zeltes Sklaven. Wie ausgedehnt ſeine Ländereien waren, beweiſt der Umſtand, daß er eine Armee von 400,000 Mann aufſtellen konnte, wie Ibn Challikan ausdrücklich erzählt. Die Chriſten litten viel durch ſeine Anſprüche und Verfolgungen, und konnten ſeine Habſucht zum Theil nur durch den Verkauf ihrer Kirchengüter befriedigen. Auch hatte er in dem alten Misr Vieles zur Verſchönerung gethan, ſcheint aber doch mehr gefürchtet als geliebt geweſen zu ſein.

Kafur, der von nun an die Hauptperſon in der Verwaltung Ägyptens ſpielt, war ein ſchwarzer Eunuche mit durchbohrter Unterlippe, dickem Bauche, ſchlecht gebauten Füßen und ſchwerem Körper. Als er nach Ägypten zum Verkauf gebracht wurde, war er erſt über zehn Jahre alt (310 der Fl., beg. 1. Mai 922). Von dem Augenblicke ſeiner Ankunft an ſtieg aber in ihm der Gedanke auf, einſt Herr dieſes Landes zu werden. Sein erſter Beſitzer Muhammed, Hiſcham's Sohn, einer der Pächter der Ländereien des Fiscus, verkaufte ihn bald wieder an den Secretair Ibn Abbâs. Da ſtellte ihm ein Aſtrolog das Horoſkop, er werde in die Dienſte eines mächtigen Mannes treten, und dort zu Anſehen und Ehre ge-

Digitized by Google

langen; ja er werde, fügte er hinzu, als er in dem ganzen Vermögen des Kaſur (zwei Drachmen) eine ſchlechte Belohnung für ſeine Prophezeihung fand, Herr dieſes Landes und noch mehr werden, und möge ſich dann ſeiner erinnern. Zufällig ſchickte ihn ſein Herr mit einem Geſchenke zu dem Emir Muhammed Ichſchid, der damals einer der vorzüglichſten Officiere (oder Beamten) des Statthalters Tekin war. Ichſchid ſandte das Geſchenk zurück und behielt ſtatt deſſen den Kaſur, der mit ſeinem Herrn in ſeinen Graden immer höher ſtieg, und deſſen Lieblingsſklave wurde. Dieſer wußte hinwiederum nach dem Tode ſeines Herrn ſich ſo in die Gunſt der Menſchen durch ſein freundliches Betragen und ſeine Verſprechungen einzuſchmeicheln, daß es ihm gelang, die durch jenen Todesfall entſtandenen Unruhen zu unterdrücken. Sobald er deſſen Leiche in Jeruſalem beigeſetzt, eilte er nach Misr, wo Abu'lcaſim Anudſchur bereits als Nachfolger anerkannt war. Die Nachricht, daß Seif-ed-dewlet, die Umſtände benutzend, Damaskus genommen und auf ſeinen weitern Eroberungszügen in Syrien bereits bis nach Ramla gekommen ſei, nöthigte Kaſur zur ſchleunigen Rückkehr. Er ließ die großen Pauken ſchlagen an dem Eingange ſeines Zeltes zu jeder Stunde des Gebets, ſchlug ſeinen Gegner bei Ramla, nahm Damaskus von Neuem in Beſitz, und kehrte, nachdem Seif-ed-dewlet bis Racca gewichen, mit reicher Beute beladen nach Kahira zurück, wo ſein Anſehen nach ſolcher That nur gewinnen konnte. Er ward Regent oder Reichsverweſer im Namen des Anudſchur, und die Generale legten ihm den Titel Oſtâd, d. i. Meiſter oder Herr, bei. Sein Palaſt ward ihr Verſammlungsort; er machte ihnen wiederum Geſchenke von Pelzen, Pferden und andern Dingen. Eines Tages wies er einem einzigen Generale, Dſchanek, 14,000 Goldſtücke an, und dieſer blieb ihm dafür treu bis zu ſeinem Tode. So wuchs denn auf Koſten des Fürſten, ſeines Herrn, die Macht des Sklaven, der ſelbſt durch ſeinen Namen Kaſur, d. i. Kämpfer, und ſeinen Beinamen Abu'lmiſk (Vater des Moſchus, ſein Vater hieß Abdallah, alſo wäre ſein vollſtändiger Name: Abu'lmiſk Kaſur Ben Abdallah Ichſchidi) ſeinen Urſprung und ſeinen Stand verrieth, immer mehr, er ſetzte die Beamten ab und ein, ertheilte Gnade und verweigerte ſie, und ſein Name ward auf allen Kanzeln der Emirſchaft, mit Ausnahme derer von Misr, Ramla und Tiberias in die Khotba aufgenommen, bis dies vom J. 340 (beg. 9. Jun. 951) an auch in dieſen drei Städten geſchah. Alle Sonnabende hielt er eine öffentliche Audienz, in der er Geſuche und Klagen annahm, in Gegenwart der Kadis, Veziere, Notare und der angeſehenſten Perſonen der Stadt. Daß dieſer Zuſtand zu einer Spannung mit Anudſchur führen mußte, war vorauszuſehen, zumal da Abu Schoſchâ Fatik, der von ſeinem unerſchrockenen Muthe den Beinamen Medſchnûn, d. i. der Wahnſinnige, erhielt, aus Rum war und zu gleicher Zeit mit Kaſur im Dienſte Ichſchid's ſtand und auch gleiches Verdienſt mit jenem um dieſen zu haben glaubte, ſeinem Nebenbuhler ſeine angemaßte höhere Stellung nicht vergeben konnte, und ſich deshalb ſchon aus Misr auf ſeine Apanagenbeſitzungen nach Faijum zurückgezogen hatte, bis ihn eine Krankheit wegen beſſerer Heilung wiederum nach Misr zu gehen nöthigte, wo er 350 (961 n. Chr.) in anſcheinender Ausſöhnung mit Kaſur ſtarb. Alle dieſe Verhältniſſe beweiſen, wie Kaſur ſein Übergewicht geltend zu machen wußte, daher der Bruch mit ſeinem Gebieter endlich ſo weit kam, daß die Armee ſich in zwei Parteien theilte. Da ſtarb Anudſchur (im Dhulcadet 349, d. i. zu Anfange des J. 961), während Kaſur dem Verdachte nicht entgehen konnte, ihn vergiftet zu haben.

Merkwürdiges bietet die faſt ſechsjährige Regierung Anudſchur's für die auswärtigen Angelegenheiten nichts dar, außer, daß ein Einfall der Nubier in Ägypten, der ſich bis Aswan (Syene) erſtreckte, das verwüſtet und geplündert wurde (956), von den ägyptiſchen Truppen, die zu Waſſer und zu Lande herbeieilten, tapfer zurückgewieſen und mit Eroberung des Schloſſes von Rim bezahlt gemacht wurde.

Kaſur gab dem Verſtorbenen, der in Jeruſalem neben ſeinem Vater beigeſetzt ward, ſeinen Bruder Abu'lhaſan Ali zum Nachfolger, indem er ſich das Regieren vorbehielt und jenen mit einem jährlichen Abfindungsquantum von 400,000 Goldſtücken (Dinare) zufrieden ſtellte. So wurde die Gewalt des Kaſur immer abſoluter und wie zur Zeit Anudſchur's erfolgte auch jetzt ein Zwieſpalt mit ihm, der ſo weit ging, daß dieſer Ali eng einſperren und Niemanden in ſeine Nähe kommen ließ. Dazu wurde der Unglückliche von derſelben Krankheit, wie ſein Bruder, befallen und ſtarb nach langen Leiden im Monat Moharrem 355 (Jan. 966), ohne daß die Geſchichte etwas mehr von ihm weiß, als ſeinen Namen und die Zahl der Jahre, während welcher es hieß, daß er regiere. Dieſe Zeit über (965) war auch ein Einfall der Griechen unter Nikephorus erfolgt, der den Fall Halebs nach ſich zog, das Seif-ed-dewlet nicht hatte ſchützen können. Dagegen eilte ihm der Gouverneur von Damaskus, Dhalim Ocaili im Namen des Herrſchers von Ägypten, ſeines Herrn, mit einer Armee von 10,000 Mann zur Hilfe, worauf die Griechen den Rückzug antraten. Außerdem ſuchte Ägypten in dieſer Zeit (963) eine bedeutende Hungersnoth heim, und die Streitigkeiten zwiſchen dem Herrn und dem Sklaven gingen nicht unbenutzt für die Partei der Fatemiden vorüber.

Ägypten blieb nach dem Tode des Abu'lhaſan einige Zeit ohne Statthalter, und in der Chotba, dem einen der ausſchließlichen Majeſtätsrechte, wurde nur der Name des gegenwärtigen Khalifen Moti genannt; in der That jedoch führte Kaſur auch jetzt die ganze Verwaltung Ägyptens und des zu Ägypten gehörenden Theiles von Syrien. Noch vor Ablauf eines Monats jedoch zeigte er ſeine Einſetzung zum Gouverneur vermittels eines Diploms vom Khalifen an, legte ſich aber als ſolchem keinen andern Titel als den ſchon geführten Oſtâd bei, dagegen wurde ſein Name von nun an im Freitagsgebet unmittelbar nach dem des Khalifen von der Kanzel herabgenannt. Seine Regierung hat mehre bedeutende Ereigniſſe aufzuweiſen, vorzüglich Angriffe vom Weſten her. Die Armee des Fatemiden Moizz-li-din-allah Abu Te-

Digitized by Google

mim Moidd, deſſen Emiſſaire oder Daïs längſt ſich einen Anhang in Ägypten verſchafft hatten, war bereits bis zu den Oaſen vorgedrungen, als Kafur Truppen gegen ſie ſchickte, die jene drängten und ihr großen Verluſt an Mannſchaft beibrachten. Hundert große kupferne Pauken ſchlug man fünf Mal während 24 Stunden an der Thür von Kafur's Palaſte. Deſſenungeachtet hörten die Emiſſaire nicht auf, ihrem Herrn immer mehr Anerkennung in Ägypten zu verſchaffen, und gingen ſo weit, den Kafur ſelbſt zur Anerkennung ſeiner Würde einzuladen. Während dieſer jenen alle Ehre erwies, hatten bereits ein großer Theil der einflußreichſten Perſonen, wie die Diener Ichſchid's und Kafur's ſelbſt, alle, die fromm zu ſein glauben machen wollten, und die Secretaire ihre Huldigung in die Hände der Emiſſaire niedergelegt, woraus ſich ergibt, daß, hätte Kafur länger gelebt, er ſicherlich den Khalifen aufgegeben und ſich dem Fatemiden zugewandt hätte. Dazu kam, daß der Nil nicht hoch genug ſtieg, und in dieſem Jahre nur die Höhe von etwas über zwölf Ellen erreichte. Hungersnoth, der eine große Sterblichkeit folgte, ſodaß man die Todten zu begraben keine Zeit mehr fand, konnte nicht ausbleiben, und als ſich das Gerücht verbreitete, die wilden Carmatier ſeien in Syrien eingebrochen oder wären wenigſtens dahin unterwegs, und die Sklaven des Kafur, von denen außer den griechiſchen und den Mulatten, 1070 der türkiſchen Nation angehörten, ihre Geſinnung gegen ihn zu ändern anfingen, ſtarb er, zur glücklichen Stunde vielleicht, in einem Alter von 60 Jahren im April 968 (10 Tage vor dem Ende des fünften Monats 357 der Hedſch.). In ſeinem Schatze fanden ſich 700,000 Goldſtücke und ein Werth von 600 Millionen (wol richtiger, 600,000) Goldſtücken an gemünztem Silber, Schmuck, koſtbaren Edelſteinen, Parfümerien, Stoffen, Meublen, Tapeten, Zelten, Sklaven beiderlei Geſchlechts und zum Dienſt gehörigen Thieren. Er hatte über Ägypten, Syrien und Hedſchâs oder die beiden heiligen Städte 21 Jahre, 2 Monate und 20 Tage die Verwaltung ausgeübt, und zwei Jahre, vier Monate und neun Tage ſelbſtändig regiert. Er ſtarb ohne irgend eine teſtamentliche Beſtimmung, ſelbſt nicht für ein gutes Werk, wie ſonſt gewöhnlich, ſodaß für die Erhaltung ſeines Namens weder etwas durch Errichtung einer Moſchee oder eines Krankenhauſes geſchehen war, noch geſchehen konnte. Den Namen Abu'lmisk, den ihm der Khalif gegeben, wurde nur 14 auf einander folgende Freitage in der Fürbitte von der Kanzel herab verkündigt. Begraben wurde er auf dem bei Misr befindlichen Kirchhofe, die kleine Carâfa genannt, und Motenebbi, der große Dichter, läßt auch ihn nicht unerwähnt. Seine Grabſchrift iſt uns zum Theil erhalten worden und findet ſich in der arabiſchen Chreſtomathie von Silveſter de Sacy (II, 146—47).

Seinem Tode folgten bedeutende Unruhen, inſofern die Großen ſich über einen Nachfolger nicht vereinigen konnten. Endlich wählte das Heer den unmündigen eilfjährigen Sohn des Ali, Abu'lſewâris Ahmed, der aber durchaus keine allgemeine Anerkennung fand. Außerdem, daß ſein Oheim Haſan (Andere falſch: Hoſein), den die Truppen zu ſeinem Stellvertreter in Verwaltung der Regierungsangelegenheiten ernannt hatten, ſich zum Herrn von Syrien machte, aber ebenſo raſch auch von den Carmatiern wiederum verdrängt ward, und deshalb nach Ägypten kam und dort auf Koſten ſeines Neffen die Oberherrſchaft völlig an ſich reißen wollte, benutzten vor allen die Fatemiden dieſe glücklichen Umſtände zu einer Occupation. Während Haſan wiederum nach Syrien zurückkehrte und dort Damaskus in ſeinen Beſitz nahm, ſandte Moizz-lidîn-allah unter Anführung eines ſeiner väterlichen Sklaven, des Dalmatiners Dſchewher, eine Armee nach Misr ab, die ohne Schwertſtreich Ägypten in Beſitz nahm, da die Ichſchiditiſchen Truppen, noch ehe ſie jene zu Geſicht bekamen, flohen. Dſchewher verſchaffte nach und nach ſeinem Herrn von allen Kanzeln herab die Anerkennung. Alsbald ſandte er auch den Anführer Dſchafar nach Syrien; nachdem dieſer Haſan (den Sohn des Abdallah und Enkel des Togdſch) bei Ramla geſchlagen und gefangen, mit andern Anführern dem Caïd Dſchafar zugeſchickt hatte, zog er über Tiberias nach Damaskus, das nach einigem Widerſtande ſich ergeben mußte und etwas geplündert wurde. Ein zweiter Verſuch, noch in demſelben Jahre, ſich gegen Dſchafar zu empören und das fatemidiſche Joch abzuſchütteln, während deſſen auch der Name des Moizz nicht in der Chotba genannt wurde, endigte nach beſtandenem Kampfe mit gänzlicher Unterwerfung der Aufwiegler, und ſo trat auch hier, obwol etwas ſpäter als in Ägypten, mit Verdrängung der abbaſidiſchen Khalifen und ihrer Dynaſtie, die Regierung der Fatemiden an ihre Stelle ein. Abu'lſewâris Ahmed wird nicht weiter genannt, außer, daß er am 13. Rebi I, 337 (Jul. 987) geſtorben ſei, und es dauerte alſo die Herrſchaft der Ichſchididen 34 (Monden-) Jahre, 10 Monate und 14 Tage*).

(*Gustav Flügel.*)

IKI. Japaniſche Geſtadeinſel in der Straße von Korea und im NW. der Inſel Kiuſiu gelegen und mit der nördlichern Inſel Tſuſima ein beſonderes Fürſtenthum bildend, das den Namen Ikithuſima führt und im letzten koreiſchen Kriege erobert ward†). Die aſtronomiſche Lage von Iki iſt noch nicht genau ermittelt, ihr Areal aber beträgt nach v. Siebold's Berechnung einer genauen japaniſchen Karte 2,41 geographiſche □M. Kämpfer ſagt, es gebe auf Iki wie auf Tſuſima, von deren Gründen man wenig Rühmens mache, viele ausländiſche Sachen zu ſehen und viele Götzenbilder anzubeten, und Klaproth führt Fiſche, Tuch und Gaſe als Hauptproducte von Iki auf (Asiatic Journal, New Series, Vol. VI.). Wodurch aber die Inſel Iki beſonders zu beachten iſt, das iſt ihre merkwürdige Lage in der Straße von Korea, da, wo die japaniſchen Inſeln dem Continente

*) Vgl. Silv. de Sacy a. a. O. *Deguignes*, Hist. des Huns. Tom. II. Liv. IX. p. 147—154. d'Herbelot unter Akhshid. *Ibn Challikân* n. 700. 535 und 556. Abu'lfeda unter den betreffenden Jahren. Rasmuſſen in den Annales Islamismi. Sojuti in der Khalifengeſchichte.

†) Kämpfer's Japan. I, 95.

Digitized by Google

ſiens am meiſten genähert ſind, und wodurch Iki, wie Tſuſima, zu einer Station auf der antiken und einſt ſehr requenten Waſſerſtraße werden konnte, auf welcher die n der Nautik nicht ſehr erfahrenen Japaner ihre Verbindungen mit Korea (dem Hafen Fuſchan) und längs er Weſtküſte dieſer Halbinſel und durch das gelbe Meer nit China unterhielten, und auf welcher Straße umgekehrt hineſiſche Colonien, koreiſche und chineſiſche Embaſſaden, ſo vie koreiſche und chineſiſche Cultur ihren Weg nach Japan anden (vgl. Ritter's Erdkunde, IV, 614. 893; v. Siebold, Nippon-Archiv. 1. Hft. S. 14). Um von Kiuſiu aus nach Korea zu gelangen, ſagt der Japaner Rinſiſee, ſchifft man ſich in dem Hafen Karatſu in der Provinz Fiſen ein, und durchläuft 13 Ri (= 9 geogr. Meilen) bis zur Inſel Iki; von hier gelange man nach iner Fahrt von 40 Ri (= 27¼ geogr. Meilen) nach Tſuſima, und von dem Hafen Wana-no oura auf dieſer Inſel, rechne man gewöhnlich 48 Ri (33¼ geogr. M.) bis zu dem Hafen Fouſan (Fouſchan) an der Weſtküſte on Tſiô ſen (d. i. Korea), obgleich dieſe Diſtanz eigentich nur 40 Ri betrage. Übrigens zerfällt die Inſel Iki n die zwei Diſtricte Iki und Isjida, und ihre Hauptſtadt eißt Katumoto. (San Kokf Tsou Ran To Sets, ou Aperçu général des trois Royaumes traduit par *Klaproth* (Par. 1832) p. 11. (*Klaehn.*)

IKIGRUSCH, IKILIK, 1) türkiſche Silbermünze on der Größe eines Speciesthalers, welche früher aus ieben Loth zwölf Gran feinem Silber ſo ausgeprägt vurde, daß 19¼ Stück auf die cölniſche Mark feinen Silbers gingen, und ſie gleich waren zwei Piaſtern oder 60 Paras oder 120 Aspern, und ihr Werth 21 Sgr. 0¼ Pf. Preuß. oder 16 Gr. 7¼ Pf. Conv.-M. betrug. Auf dieſes Verhältniß zum Gruſch oder Piaſter bezieht ſich auch der Name, da Ikigruſch ſo viel wie Doppelgruſch, Doppelpiaſter bedeutet[1]). Das Gepräge des Ikigruſch iſt gewöhnlich das des Halleniſchlik. Der Avers eines Ikigruſch Muhammed's III. enthält die Inſchrift der Reversſeite des angeführten Ighimirſchlik (ſ. den Art.), er Revers aber in türkiſcher Sprache und Schrift die Worte: Essultan Mustapha Ben Ahmed, dama milkau[2]); im Abſchnitte: Zerb fi Islambul ıııı, d. i. Sultan Muſtapha, Sohn des Khans Ahmed, deſſen Reich dauere. Geprägt zu Conſtantinopel 1171, d. i. 1757 n. Chr. Geb. Den Namen Ikilik[3]) führt auch der Doppelaſper, von welchem 60 Stück auf einen Piaſter gehen, und welcher jetzt, wo der Werth des Piaſters ſehr geſunken iſt, nur 1½ Pf. Conv.-M. gilt.

(*G. M. S. Fischer.*)

I KING. Wenn man irgend ein Erzeugniß der chineſiſchen Literatur den heiligen Schriften anderer Völker gleichſtellen könnte, ſo wäre dies das Fundament des I king oder des Buches der Wandelungen. Dieſes Fundament, die geraden und gebrochenen Linien ſammt ihren mannichfachen Compoſitionen des erſten der claſſiſchen Bücher der Chineſen, enthält nach den Anſichten der Bewohner des Mittelreiches, ſowol alle Geheimniſſe der innerlichen, geiſtigen, als auch alle Wahrnehmungen der äußerlichen, materiellen Welt, und ihre wechſelſeitigen Beziehungen zu einander, ihre Beziehungen zu dem Menſchen und zu dem Himmel, der ſie alle umfaßt. Deshalb heißt es, ſei dieſes Werk auch mit einem Charakter bezeichnet worden, der aus Sonne und Mond zuſammengeſetzt iſt, gleichſam aus den beiden Hauptagenten jeder Veränderung auf Erden[1]). Dieſe geraden und gebrochenen Linien, nach der unwandelbaren Tradition des chineſiſchen Alterthums, dem Gründer einer geregelten Menſchengeſellſchaft in dem ſpäter ſogenannten chineſiſchen Reiche zugeſchrieben, ſind zwar nach der chineſiſchen Anſicht kein Ergebniß einer beſonderen göttlichen Eingebung; daß Fohi aber doch auf eine wundervolle Weiſe die ſinnbildliche Darſtellung dieſer Myſterien des Himmels und der Erde erlangt habe, wird allgemein behauptet. Das Verſtändniß der Lineamente oder Kua konnte nur durch Tradition fortgepflanzt werden, denn zu den Zeiten Fohi's war noch keine Schrift vorhanden, oder beſſer, dieſe Linien waren ſelbſt erſt die erſten Grundlagen zu einer Schrift. Die Tradition, wie Fohi ſeine Linien verſtanden, was er vermittels ihrer habe andeuten wollen, verlor ſich aber entweder gar bald, oder man wich von freien Stücken von ihr ab, und ſchuf ſich nach Gutdünken eine neue Auslegung der ſymboliſchen Linien, wie man ſie eben zu dieſem oder jenem Zwecke brauchte. Es entſtanden daher in der Folge nach der Erfindung und Ausbreitung der Charakterſchrift über das ganze Land mehre Bücher der Wandelungen oder Auslegungen der Linien, und jede der drei erſten oder älteſten Dynaſtien hatte ihren eigenen I. Die Dynaſtie der Hia, der Schang oder In und der Tſcheou, hatte beſondere Commentare der alten Linien.

Der I der Tſcheou hat ſich allein erhalten, und obgleich er eines außerordentlichen Anſehens in China genießt, ſo haben ſich doch dadurch die Philoſophen und Forſcher der folgenden Jahrh. von neuen Auslegungen der Linien, von neuen Hypotheſen über den eigentlichen Sinn der Symbola des Fohi nicht abhalten laſſen. Die philoſophiſchen Anſichten der Chineſen ſind, was in unſern abendländiſchen Geſchichten des Entwickelungsganges der philoſophiſchen Forſchungen der Menſchheit freilich nicht erwähnt wird, nicht weniger mannichfach und wechſelnd, wie die der Inder und Griechen. Eine Geſchichte der chineſiſchen Philoſophie nach den Quellen bearbeitet, würde die mannichfachſten Anſichten zu Tage fördern und mehre Bände umfaſſen. Die Syſteme derſelben zerfallen, wie die der indiſchen Philoſophie, in rechtgläubige und

1) *Olaus Gerh. Tychsen,* Introductio in rem numariam Muhammedanorum. p. 222. 2) Dieſer Zuſatz findet ſich häufig auf orientaliſchen Münzen, obgleich mit einigen Abänderungen. Vgl. *Tychsen* l. c. p. 177. Not. 3) *Tychsen* p. 222.

1) I ſoll aus Sonne und Mond — der obere Theil von I wäre die Sonne, der untere der Mond — entſtanden ſein; er gehörte demnach zu dieſer Claſſe von Charakteren, in welchen die einzelnen Theile zuſammengenommen den Sinn des Wortes bezeichnen. I jen, welches das 10. Buch der Ausgabe des I bildet, Bl. 1. r. Sonne und Mond neben einander ſtehend bildet Ming, und bedeutet Helle, Licht.

heterodoxe. Wie die Verfaſſer der beiden Mimanſâs und des Nyâya ihre Anſichten, als den Inhalt oder den Endzweck des Vêda's darlegen; ſo haben Tſcheou lien ki, Tſching tſe und Andere ihre neuen philoſophiſchen Syſteme für die wahre Auslegung der Kua ausgegeben. Und ſo wird jeder treue Anhänger der Schukiao oder Gelehrtenſchule ſeine eigenthümlichen Hypotheſen über die phyſiſche und geiſtige Welt nicht als ein ſelbſtändiges, von der Tradition unabhängiges Syſtem der gelehrten Welt China's mittheilen, ſondern ſie vermittels der Linie Fohi's an die älteſte Überlieferung anknüpfen, und ſie als die einzige richtige Erklärung der Kua bekannt machen. Deshalb auch die Geſchichte der chineſiſchen Philoſophie ſich um die Auslegung des I herumdreht. Dieſe Philoſophen des Mittelreiches gleichen in manchen Beziehungen den Scholaſtikern des Mittelalters und der neueſten Zeit; nur daß es ſich mit räthſelhaften Linien noch leichter ſchalten und walten läßt, als mit manchen dem gemeinen Verſtande dunkeln Stellen der heiligen Schrift.

In dem Abſchnitte der Sammlung, die jetzt den Namen des Buches der Wandelungen der Tſcheou (Tscheou I) führt, welche die Erklärung der Eigenſchaften, die eigentliche Beſtimmung und den Endzweck der Kua enthält, heißt es: daß die großen Männer (Sching ſchin) alter Zeiten den I verfertigt hätten, um die verborgenen Geheimniſſe des Himmels, die Geſetze des Entſtehens und Wandelns der Dinge hienieden, das äußerliche ſinnliche und innerliche geiſtige Leben zu lehren; ſie ſahen den Himmel und die Erde und den mannichfachen Wechſel auf Erden, begriffen, daß Allem die beiden Principe In und Jang zu Grunde liegen, und indem ſie dieſes durch eine gerade Linie (—), jenes durch eine gebrochene (— —) darſtellten[2]), bildeten ſie aus der Zuſammenſetzung dieſer Linien (☰☷) Sinnbilder alles geiſtigen und irdiſchen Lebens, Sinnbilder, die ebendeshalb Kua, ein Wort, das mit Siang oder Bild von den Auslegern des I für gleichbedeutend gehalten wird[3]), genannt wurden. Man gab dem Worte Kua wahrſcheinlich aus dem Grunde den Vorzug vor Siang, weil Kua neben der Bedeutung Bild auch noch aufhängen bedeutet, und dieſe Bilder, wie Kong je ta und andere Erklärer berichten, zum Unterrichte des Volkes auf öffentlichen Plätzen aufgehängt wurden. Später hat man, um dieſe verſchiedenen Bedeutungen eines und deſſelben Wortes leichter unterſcheiden zu können, zu dem Charakter Kua, wenn er aufhängen bedeutete, eine Hand hinzugefügt[4]). Regis hat deshalb in ſeiner Überſetzung des I ganz paſſend Kua mit Emblema wiedergegeben.

Dieſe Bilder oder Kua ſind, wie oben ſchon angedeutet worden, zugleich auch nicht allein der erſte Verſuch der chineſiſchen Schrift, ſondern auch überhaupt der erſte Verſuch der Welt, Gedanken durch Bilder einem andern mitzutheilen. Jede Schrift hat mit Bildern begonnen, und die chineſiſche beſtand lange Zeit einzig und allein aus ſolchen Bildern, aus denen noch heutigen Tags

2) I IX. initio. 3) ſ. z. B. I IX. 2 verso. 4) Kang hi Bd. III, 87 verso. Regis I, 8.

die erſte der ſechs Claſſen der Charaktere beſteht, von den Grammatikern des Mittelreiches Siang hing genannt. Höchſt wahrſcheinlich wird auch deshalb ſpäter dem Fohi, dem Erfinder oder Entdecker der Kua, zugleich die Erfindung der Schrift, oder beſſer, die Umänderung der geflochtenen Fäden oder Stricke des Sui ſchin ſchi in beſtimmte Zeichen zugeſchrieben[5]). „Als der alte Paohi oder Fohi," heißt es in dem Nachtrage (Hi tſe) zur Erklärung der Kua von Kong tſe[6]), „das Reich regierte, richtete er alsbald das Haupt empor, um die Bilder im Himmel zu erforſchen; er richtete die Blicke abwärts, um die Formen auf der Erde zu erforſchen; um zu erforſchen die Zeichen der Vögel und des andern Gethiers, und was ſonſt die Erde darbietet. Aus dem, was er ſowol an dem eigenen Körper, als an den Dingen außerhalb wahrnahm, bildete er zuerſt die acht Bilder oder Trigramme, um das Weſen des Geiſtes zu erklären, und aller Dinge Eigenſchaften zu zeigen."

Fohi ſah ein, daß die acht Trigramma nicht hinreichen, das Weſen des Geiſtes und die Eigenſchaften der Dinge darzuſtellen; er kam deshalb auf den Gedanken, die drei Linien, aus welchen anfänglich blos ein jedes Symbolum oder Bild beſtanden hatte, zu verdoppeln, und ſo mannichfach zu componiren, daß **64** Bilder und **384** Linien entſtanden. Jedes Bild hatte überdies nicht blos für ſich eine Bedeutung, ſondern es ſtand auch in inniger Beziehung zu dem vorhergehenden und nachfolgenden Kua, und aus der Art und Weiſe, wie die Bilder an einander gereiht waren, erkannte man die religiöſen, philoſophiſchen, moraliſchen und phyſiſchen Anſichten des erſten Begründers der Civiliſation des Mittelreiches.

Daß ſolch ein Begründer der chineſiſchen Civiliſation, Fohi genannt, exiſtirt habe, behaupten alle Gelehrten China's, — auch im Schu wird das Ho tu erwähnt[7]) — an deren Spitze Confucius ſteht, einſtimmig. Zu welcher Zeit er aber gelebt, welche Erfindungen er gemacht und welche Anordnungen er getroffen habe, darüber herrſchen verſchiedene Anſichten. Die gelehrten Miſſionaire, welche nach chineſiſchen Quellen gearbeitet haben, huldigten bald dieſem, bald jenem chineſiſchen Forſcher, woher auch die Verſchiedenheit ihrer Angaben zu erklären iſt.

5) Kong ngan Kue in der Vorrede zum Schu king. Kong ing ta in der Vorrede zum I. Bl. 8, r. 6) Buch 8. Bl. 4, v. Paohi und Fohi ſind gleich; der erſte Name bedeutet das Opfer umfangend, der zweite es niederſtürzend. Der Verfaſſer der Kua hat überdies mehre Ehrenbenennungen. 7) Toti antiquitati Sinensi fidem facit canonicus liber Chou-King, ita ut, nisi iste negetur, antiqua historia rejici non possit. Antiquam historiam hic voco, non solum trium priorum familiarum acta instituta, sed etiam fundatoris Fo-hi, Chin-nong, Hoang-ti, aliqua ab annalibus antiquis omnibus admissa. Nam v. g. in Chou-king fit expressa mentio mappae (Ho-tou) fluvialis, a Fo-hi (ut dicunt omnes illi) ad ripam Hoang-ho repertae, capite 24 Kou-ming: In capite 29 (Lou-hing part. IV.) primus capitali imperatorum sententia dicitur damnatus Tchi-you, quem historiae antiquae narrant bellum habuisse cum Chin-nong, et denique a Hoang-ti debellatum, captumque, debitas rebellioni poenas, erecto primum tribunali, capite luisse. Y-king ex latina interpretatione *P. Regis.* I. p. 120.

Während Regis die Regierung Fohi's auf das J. 2952 anſetzt[8]), fällt nach Gaubil das erſte Regierungsjahr dieſes Herrſchers auf das J. 3468 vor Chr. Geburt[9]). Das Tſu ſchu, welches wir für eine authentiſche Quelle der chineſiſchen Geſchichte halten, beginnt erſt mit Hoang ti, dem erſten oder zweiten Nachfolger Fohi's. Alle in den neuern und neueſten chineſiſchen Compilationen, aus welchen ein großer Theil der unermeßlichen Literatur China's beſteht, angeführten Zeugniſſe über Fohi und über das, was zu ſeiner Zeit geſchehen iſt, ſtammen aus bei weitem ſpäterer Zeit, als Kong tſe[10]), und ſind daher vom Standpunkte der hiſtoriſchen Kritik aus, von geringem Werthe. Wo ſollten die nach Kong tſe oder Confucius lebenden Gelehrten ihre nicht ſelten ins Specielle gehenden Angaben her haben? Denn das Werk, welches heutzutage den Namen San fen, oder die drei Großen trägt, worin berichtet wird, daß Fohi's Vater Sui geheißen habe, daß er durch den Athem oder Wind erzeugt worden, und daher ſein Familienname Fong oder Wind heiße[11]), iſt ſicherlich untergeſchoben; denn wir erſehen aus der berühmten Vorrede des Kong ngan kue, der zu den Zeiten der Han-Dynaſtie geſchrieben hat, daß er ein Werk, welches die Thaten und Anſichten des Fohi, Schin nong und Hoang ti enthalten habe, und deshalb San fen oder das Werk der drei großen Lehrer genannt worden ſei, dem Namen nach kannte[12]), daß es aber zu ſeiner Zeit nicht mehr vorhanden war. Dieſes, ſowie einige andere alte, ſehr bereicherte Werke aus den erſten Zeiten der Gründung des chineſiſchen Staates und einer Civiliſation, war aber noch in dem J. 530 unſerer Zeitrechnung ſicherlich vorhanden. Die drei Feu, die fünf Tien oder Satzungen und die älteſte Beſchreibung der neun Provinzen ſind erſt in der Bücherverbrennung des Tſin ſchi hoang ti zu Grunde gegangen. Tſo kieou ming, der Zeitgenoſſe des Kong tſe, der berühmte Ausleger und Ergänzer der Chronik von Lu, ein Werk, das unter dem Namen Tſo tſchuen oder Denkwürdigkeiten des Tſo bekannt iſt, berichtet, daß im 13. Jahre der Regierung des Tſchao kong, d. h. im J. 530 nach unſerer Zeitrechnung, die Geſchichtſchreiber des Reiches Tſu alle dieſe Werke geleſen haben[13]).

Die Anhänger des Lao tſe, die nicht allein andern religiöſen, moraliſchen und phyſiſchen Anſichten huldigen, ſondern auch bis zur Dynaſtie der Hia eine ganz eigene Geſchichte der Entſtehung der chineſiſchen Monarchie und ihrer Civiliſation haben, wiſſen freilich gar viele wundervolle und übernatürliche Begebenheiten aus der Zeit des Fohi und aus noch frühern Zeiten zu berichten. Am ausführlichſten iſt Lo pi, der Verfaſſer des Lu ſſe oder des Geſchichtweges, der unter Kuang tſong, der Dynaſtie Song, gegen das Ende des 12. Jahrh. blühte. In dem erſten Theile ſeines Werkes, das den Titel Tſien ki oder frühere Annalen führt, und neun Bücher umfaßt, wird das Chaos, das Werden der Dinge aus dem Kampfe der beiden Principe und die mythiſche Geſchichte bis auf Fohi herabgeführt; mit Fohi beginnen die Heou ki oder ſpätere Annalen bis zur Dynaſtie der Hia, wo Lo pi ſtehen bleibt; es folgen dann noch 24 Bücher unter dreierlei Namen, die allerlei Miscellaneen enthalten[14]). Das erſte Buch der ſpäteren Annalen beſchäftigt ſich allein mit Fohi; die Angaben, die es enthält, ſind aber nur inſofern intereſſant, daß wir daraus erſehen können, wie leichtfertig die Tao ſſe die Geſchichte behandeln, und wie ſie — dies iſt das Reſultat unſerer Forſchungen über die Geſchichtwerke der Anhänger Lao's — auf indiſche Weiſe Menſchen und Götter, Religion, Mythologie und Geſchichte vermengen. Fohi, dies können wir mit Sicherheit behaupten, gehört zu den großen Geiſtern der Vorzeit, die, wie Sanchuniathon, Theſeus und Romulus auf der Grenze ſtehen zwiſchen Geſchichte und Mythologie, und von beiden in Anſpruch genommen werden.

Jede der drei älteſten Dynaſtien ſoll, wie oben ſchon angeführt wurde, ihre eigenen Anſichten über die Bedeutung der Kua gehabt haben. Von einigen chineſiſchen Schriftſtellern werden ſelbſt einzelnen Regenten, wie Schin nong und Hoang ti, eigene Erklärungen der Kua zugeſchrieben. Die Erklärung der Symbole im Beſitze der Hia ſoll Lien ſchan geheißen haben, weil, wie unter andern verſchiedenen Gründen berichtet wird, das Weſen der Dinge immerdar daraus erhelle — Lien ſchan heißt der ausdünſtende Berg — die Erklärung der Dynaſtie In oder Schang hieß Kuei tſang oder der Schatz, weil aller Dinge Weſen darin verſchloſſen ſei[15]). Mag dem ſein, wie da wolle, die chineſiſche Literatur weiß jetzt nichts mehr von dem I king der Dynaſtie Hia und Schang, ſie kennt blos die Erklärungen der Kua von den Begründern der Dynaſtie Tſcheou herrührend, weshalb auch dieſer I king, um ihn von den verloren gegangenen der früheren Dynaſtie zu unterſcheiden, Tſcheou I king, das Buch der Wandelungen der Tſcheou genannt wurde und wird. Es muß hier bemerkt werden, daß die Revolutionen, wodurch in frühern Zeiten in China eine Dynaſtie geſtürzt und eine andere auf den Thron erhoben wurde, in Betreff der Civiliſation des Landes nicht ſo ſpurlos vorübergingen, wie der Wechſel der Dynaſtien folgender Zeiten. Mit jeder der ältern Dynaſtien erſcheint ein neues Syſtem der Religion und Staatsverfaſſung, erſcheinen neue Opfer und neue Geſetze; ſelbſt die Geſänge und Geſangweiſen wurden gänzlich umgeſtaltet. Dies war ja auch der Grund der Wuth des Gründers

8) I King 60; dazu 1. Anm. S. 49. 1. 9) Traité de Chronologie chinoise 6. 10) I ſſe, d. h. geordnete Geſchichten oder die Geſchichte in Ordnung, ein Werk, worin alle Zeugniſſe und Anſichten über die alte chineſiſche Geſchichte bis zum Untergange der dritten Dynaſtie, der der Tſcheou, geſammelt ſind. 1. Buch. Bl. 1 fg. Vgl. über dieſes ſehr nützliche Werk die chineſiſche Bibliographie Sſe ku V. Bl. 20. 11) I ſſe a. a. O. 12) Vorrede zum Schu I. Bl. 4, r. Kong ing ta Vorrede zum I. Bl. 8, v. 13) Tſo tſchuen unter dieſem Jahre. Kang hi ſter Fan V, 38, b.

14) Das Exemplar in meiner Sammlung umfaßt 20 ziemlich ſtarke Bände. 15) Kong ing ta in der Vorrede zum J. Bl. 8 fg. Ma tuan lin Buch 175 initio. Regis gibt einige Erklärungen dieſer auf einer einzigen Stelle des Tſcheou li beruhenden dreifachen Benennung des J. S. 44 fg.

Digitized by Google

der Tſin-Dynaſtie, nach welcher das Land bis auf den heutigen Tag im ganzen Weſten der Erde China, d. i. Tſchina, genannt wird, gegen die Gelehrten und die Monumente der alten Literatur. Beide, die einen durch Wort und That, die andern durch ihren Inhalt, widerſtrebten dem neuen, centraliſirenden oder despotiſchen Syſteme des Selbſtherrſchers Hoang ti; es entſpann ſich zwiſchen den Anhängern des alten und denen des neuen Syſtems ein Kampf auf Leben und Tod, worin, aller Grauſamkeiten ungeachtet, die Tſin-Dynaſtie doch endlich erlegen iſt, und der nach dem alten Feudalſyſteme das Land regierenden Dynaſtie der Han Platz machen mußte.

Gegen die Mitte des 12. Jahrh. vor Chr. Geb. ward die Bevölkerung des Mittelreiches durch die ſchlechten Regenten der Dynaſtie In hart bedrückt. Die Feudalherrſchaft Tſcheou, deren Hauptſtadt Pin hieß, nicht weit von Si ngan fu, der Hauptſtadt der jetzigen Provinz Schen ſi, entfernt, erhob ſich durch Wen wang zu einem großen Anſehen im ganzen Reiche, ſodaß ſie der kaiſerlichen Macht gefährlich zu werden ſchien. Wen wang ward vom letzten Herrſcher der In, Scheou oder Tſcheou genannt — der Charakter, mit dem dieſer Name geſchrieben wird, iſt durchaus verſchieden von der Dynaſtie Tſcheou, hat dieſe doppelte Ausſprache — ins Gefängniß geworfen und auch ſonſt hart behandelt. Deſſenungeachtet hielt er die ſeinem Herrn geſchworene Treue, und rächte ſich blos dadurch, daß er — und dies auf eine ziemlich dunkle Weiſe — mit Worten gegen das ſchlechte Regiment proteſtirte. Eine neue Erklärung der Kua ſchien ihm hierzu vorzüglich geeignet. Dieſe Erklärung mußte demnach die Pflichten der Herrſcher und Unterthanen enthalten; ſie mußte von der religiöſen und phyſiſchen Bedeutung, welche die Bilder urſprünglich gehabt haben, ſich abwenden, und ihnen einen politiſchen und moraliſchen unterſchieben. Wen wang ordnete nun die Bilder nach ſeinem ethiſchen Zwecke, ohne die Aufeinanderfolge, wie ſie Fohi für ſein religiöſes, phyſiſches Syſtem vonnöthen hatte, zu beachten. Um beide Anordnungen zu unterſcheiden, haben die Ausleger ſpäterer Zeiten, die Fohis die Abbildung des *frühern*, und die des Wen wang die Abbildung des *ſpätern Himmels* genannt[16]). Wen wang gab auch den früher durchaus namenloſen Kua Namen und Bedeutung durch *Worte*, chineſiſch *Tſe* genannt, und fügte noch zu einem jeden Symbolum einige inhaltreiche, vieldeutige Worte hinzu, die ſeinen politiſch-moraliſchen Abſichten entſprachen. Der Sohn des Wen wang, Wu wang, ging einen Schritt weiter; er ließ es nicht bei den dunkeln Lehren, die ſein Vater dem nichtswürdigen Scheou oder Tſcheou gab, bewenden, ſondern er empörte ſich gegen ſeinen legitimen Herrn, ſchlug ihn in dem berühmten Treffen in der Ebene Mu ye und ſetzte ſich ſelbſt im J. 1122 auf den Thron des Mittelreiches. Dieſe Empörung und die grauſame Behandlung Scheou's — Wu wang ſoll ihn mit eigener Hand getödtet und das Haupt deſſelben auf eine Fahne geſteckt haben — erregten die Unzufriedenheit vieler Edeln. Der Gründer der Dynaſtie Tſcheou ward vielfach getadelt. Viele Stellen des ganzen vierten Theiles des Annalenbuches (Schu king) weiſen auf dieſen Tadel hin, und ſuchen ihn zu beſchwichtigen. Die Tyrannei des Scheou, heißt es, ſei zu arg geweſen, der Himmel habe ſeine Vollmacht, das Mittelreich zu regieren, ihm entzogen und ſichtbar die Feudalherren von Tſcheou damit bekleidet. Dieſes zu beweiſen war auch der Zweck des Tſcheou kong, des Bruders des neuen Regenten, bei der Ausarbeitung ſeines Commentars über die einzelnen Linien der Kua, der *Hiao* genannt wird, ein Wort, welches nach Kong tſe ſelbſt Umänderung oder Wandel bedeutet, weil nämlich, wie angegeben wird, in ihm alle Veränderungen im Weltgebäude, von denen die Kua das Abbild ſind, erläutert werden[17]). Die Kua und die in 448 Sätzen beſtehenden Erklärungen des Tſcheou kong und Wen wang zuſammengenommen bilden dasjenige, was man Tſcheou I king, das Buch der Wandelungen der Dynaſtie Tſcheou nennt. Obgleich jetzt die Bilder nicht mehr allein da ſtandin, obgleich ſie durch die Erklärungen der beiden berühmten Fürſten ihre moraliſch-politiſche Bedeutung erhalten hatten, wurden ſie doch von dem gemeinen Volke zu allerlei abergläubiſchen Verrichtungen, zu Weiſſagungen, zum Looswerfen, um Glück und Unglück im Voraus zu beſtimmen, gebraucht[18]). Um dieſem Aberglauben zu ſteuern, verſieht Kong tſe die etwas dunkeln Worte und Sätze der beiden Fürſten aus dem Hauſe Tſcheou mit neuen Commentaren, von denen er ſo ſicher hoffte, daß ſie allen Zweifel über den wahren Sinn der Kua heben ſollten, daß er den einen Theil, worin Wen wang's Sätze erläutert werden, *Tuan* nennt, weil er die Kua gleichſam *zerſchneide* oder *zerſetze* — dies heißt Tuan — und das ganze Weſen, die Seele ihres Inhalts darlege. Der andere Theil, worin vorzüglich Tſcheou kong's ausführlichere Erläuterungen nachträgliche Erklärungen erhalten, ward *Siang* betitelt, weil die Kua das Urbild ſind aller Dinge — Siang heißt Bild — und in dieſem Commentare die äußerliche Zuſammenſetzung der Kua erläutert wird, ſo z. B. daß die dreizehnte Kua, Tong *ſchin*, aus dem Trigramm *Himmel* und *Feuer* zuſammengeſetzt iſt; wie das Feuer immer gen Himmel brennt, ſo ſoll das Herz des Unterthanen immer gegen den Fürſten geichtet ſein[19]). Neben dieſem zwiefachen Commentar des Kong tſe werden ihm noch allgemein mehre Werke zugeſchrieben, die den Commentaren Tuan und Siang angehängt und zuſammen die von den chineſiſchen Scholiaſten ſogenannten *zehn* Ye oder *Flügel* bilden. Dieſe beſtehen in den zwei Theilen des Commentars Tuan und in den zwei Theilen des Commentars Siang; in den zwei Theilen des Hi tſe oder Anhanges; in dem Wen

16) *Regis* 24. Wir werden weiter unten beide Anordnungen anführen.

17) Hi tse J. VIII. 8, v. Kang hi Bd. XIII. Bl. 59, r.

18) Die Behauptung Visdelou's (Gaubil Chouking 410), daß Kong tſe lehre, wie man ſich des I zum Looswerfen bedienen ſolle, iſt durchaus ungegründet. Visdelou's muß einige Stellen des Hi tſe misverſtanden haben. Kong tſe ſagt zwar häufig, die Kua lehren das Gute und Böſe; aber in dem Sinne der gangbaren ethiſch-politiſchen Auslegung.

19) Tſcheou I Kiuen II. 26, v.

Digitized by Google

ven oder der Erklärung der vorzüglichſten Wörter; in Schue kua oder der Erklärung der Kua im Allgemeinen; in Sou Kua oder in der Erklärung der Kua nach der Ordnung genommen, und endlich in Tſa Kua, ein Werkchen, das allerlei Bemerkungen über die Kua im Allgemeinen enthält. Aus allem dieſem geht demnach hervor, daß der heutzutage vorhandene I king das Werk der vier ausgezeichnetſten oder heiligen Männer des Mittelreiches iſt, nämlich des Fohi, Wen wang, Tſcheou kong und Kong tſe[20]).

Weil nun jeder ſeine philoſophiſchen Anſichten oder ſein philoſophiſches Syſtem als den wahren Sinn, als den einzigen Inhalt des eigentlichen Evangeliums des Mittelreiches, des I, ausgeben möchte, ſo lieſt man wol nicht ſelten die Behauptung, nach Kong tſe habe ſich bis auf dieſe oder jene Zeit die wahre Bedeutung des Buches der Wandelungen verloren. Es gibt chineſiſche Philoſophen, die, nicht weniger von Eigendünkel aufgeblaſen als die des Weſtens, behaupten, ſie allein hätten nach 2000 Jahren endlich wieder den Geiſt der Kua ergründet, welchen ſie zum Heile der Menſchheit mittheilen wollen, ſo z. B. Lai ſchi te, ein Gelehrter des 16. Jahrh.[21]). Aber dem iſt durchaus nicht ſo. Der eigentliche Sinn der Commentare des Kong tſe iſt nicht ſchwer zu faſſen; ſie ſind niemals verloren gegangen und haben auch durch die Bücherverbrennung keinen Schaden erlitten. Man weiß namentlich, durch welche Hände ſie gingen bis zu den Zeiten des Wiederauflebens der chineſiſchen Geſchichte und Literatur unter der Han-Dynaſtie. Kong tſe übergab den I ſammt ſeinen Commentaren ſeinem Schüler Tſchang ľu tſe mu aus dem Feudalreiche Lu. Dieſer überlieferte ihn dem Kiao pi tſe yong[22]), ebenfalls aus dem Feudalreiche Lu; Yong dem Han pi tſe kong aus der Provinz Kiang tong; Kong dem Tſcheou tſcheou[23]) tſe kia aus dem Diſtricte Yen; dieſer dem Tu tſe tſching aus Tong wu; dieſer dem Tien ho tſe tſchoang aus Tſi. Tſchoang lebte zur Zeit der Bücherverbrennung (213 v. Chr. Geb.), von der aber der I, weil er dem Volke blos zu magiſchen Künſten, zum Looswerfen u. dergl. diente, und den politiſchen Planen des Tſin ſchi hoang ti nicht ſtörend entgegentrat, verſchont wurde. Der I hat deshalb den Vorzug, das einzige Buch der chineſiſchen Literatur zu ſein, deſſen Tradition ununterbrochen von Kong tſe bis auf die neueſte Zeit fortläuft. Bei dem Beginne der Han-Dynaſtie überlieferte Tſchoang das Buch der Wandelungen dem Wang tong tſe tſchong aus Tong wu und mehren andern Gelehrten, deren Namen in der Vorrede des Kong ing ta zum I und bei Matuanlin[24]) zu leſen ſind. Tien ho tſe tſchoang war zugleich der Erſte, der die Reihe der Commentatoren zur Zeit der Han-Dynaſtie beginnt; er iſt der Vater der chineſiſchen Grammatiker und Scholiaſten, ſchrieb einige Diſſertationen — chineſiſch Pien genannt — über die Kua, und bildete zugleich mehre Schüler. Einige derſelben huldigten den ſpäter um ſich greifenden aſtrologiſchen Spielereien und entfernten ſich von der orthodoxen, politiſch-moraliſchen und phyſiſchen Erklärung der Kua; ſie wurden deshalb von den nachfolgenden Auslegern, während die Diſſertationen des Meiſters immerdar in hohem Anſehen blieben, verworfen. Die Schule des Tien ho tſe tſchoang trennte ſich in der Folge in vier Unterabtheilungen, von welcher die eine mehr, die andere minder der orthodoxen Auslegung des I huldigten.

Neben dem gleichſam officiellen Exemplar oder der authentiſchen Recenſion des I, welches von dem Schüler des Kong tſe in ununterbrochener Reihenfolge auf die Nachwelt überliefert wurde, hatte, man weiß nicht woher, zu Anfang der Han-Dynaſtie Fei tſchi ein anderes Exemplar oder Recenſion des I in alten Charakteren, der deshalb, zur Unterſcheidung von dem officiellen Exemplar, Ku wen I, d. h. I mit alten Charakteren, genannt wurde. Fei tſchi erklärte dieſes Werk, ſchrieb Commentare dazu, und bildete eine Commentatorenſchule, die lange Zeit in großem Anſehen geſtanden hat, wovon Wang pi, Wang ſu[25]) und Tſching huen die vorzüglichſten ſind. Neben dieſen zweien hatte noch ein gewiſſer Tſchiao tſchin ein beſonderes Exemplar des I, und bildete eine dritte Commentatorenſchule, die aber, weil ſie die orthodoxe moraliſch-politiſche Erklärungsweiſe gänzlich verließ, und phyſiologiſchen Träumereien über das gegenſeitige Verhältniß der beiden Kräfte In und Jang nachhing, von den nachfolgenden Gelehrten unbeachtet blieb, und ſo in Vergeſſenheit gerathen iſt. Dieſe dreifachen Recenſionen des I, welche, wie geſagt, zu den dreifachen Commentatorenſchulen Veranlaſſung gegeben haben, die wieder in zehn Unterabtheilungen zerfielen, hatten zur Zeit der weſtlichen Han ſchon 294 Diſſertationen über einzelne dunkle Stellen des Buches der Wandelungen hervorgebracht[26]). Zu den Zeiten der Dynaſtie Sui waren die Scholien zum I ſchon auf 94 Bände, die zuſammen 839 Bücher umfaßten, angewachſen. Aus dieſem mannichfachen Stoffe nahm die wiſſenſchaftliche Commiſſion unter dem Tai tſong der Tang-Dynaſtie, der ein Nachkomme des Kong tſe, Kong ing ta vorſtand, das, was ihrem Zweck entſprach, prüfte die verſchiedenen Meinungen der frühern Ausleger, und vermehrte ſie mit ihren eigenen Anſichten. Das Reſultat ihrer Forſchungen hat Kong ing ta unter dem Namen Tſching i, d. h. wahre Bedeutung oder wahre Erklärung, in ſeiner großen Sammlung der 13 King, wovon der I der erſte iſt, zuſammengeſtellt. Der ausführliche Commentar, Tſching i genannt, bildet nun auch das Fundament einer jeden richtigen Erklärung der King nach den Anſichten der Anhänger des Kong tſe oder der im engern Sinne des Wortes ſogenannten Gelehrten; und dieſe Commen-

20) Kong ing ta I. 6, r. 21) Kong ing ta Vorrede Bl. 1, v. 22) Regis 37 fälſchlich yang. Der Familienname iſt Kiao, der eigene Pi, der Ehrenname tſe yong. Matuanlin 175. . v. 23) Das zweite Wort iſt mit einem von dem erſten verſchiedenen Charakter geſchrieben. 24) I au Bl. 11, v. Matuanlin a. a. O.

25) Bei Regis 96 ſteht Wang fu, wahrſcheinlich ein Druckfehler, die leider in den eigenen Namen hier und da vorkommen. 26) Matuanlin a. a. O. 2. 8.

tatoren der Tang-Dynaſtie behaupten in der chineſiſchen Gelehrtengeſchichte denſelben Rang, welchen die alexandriniſchen Grammatiker in der Gelehrtengeſchichte des Weſtens einnehmen. So wenig aber die Gelehrten des Weſtens bei den Erklärungen des Ariſtarchos oder des Ariſtophanes von Byzanz ſtehen geblieben ſind, ebenſo wenig die Chineſen bei den Erläuterungen und Anſichten des Kong ing ta und ſeiner Genoſſen. Die Zahl der Schriften, welche Gloſſen, Erklärungen der Archaismen in Betreff der Charaktere, ausführliche Abhandlungen über einzelne Stellen, fortlaufende Commentare und ſelbſtändige Syſteme über die Lehre und den eigentlichen Sinn der King enthalten, grenzt ans Unglaubliche. In der kaiſerlichen Bibliothek zu Peking befinden ſich nach dem officiellen chineſiſchen Staatshandbuche vom J. 1818 über den I 159 Bände, die zuſammen 1748 Bücher umfaſſen, wozu noch acht Werke in zwölf Büchern gehören, welche Karten, Abbildungen von Inſtrumenten und andere auf die Erklärung des Buches der Wandelungen ſich beziehende Gegenſtände enthalten[27]). In der chineſiſchen Bücherſammlung zu München befindet ſich ein Werk, das alle verſchiedenartigen Commentare und Abhandlungen über die ſogenannten 13 King enthält und gegen das Ende des J. 1829 unter der Aufſicht des gelehrten Gouverneurs zu Kanton, Juen mit Namen, erſchienen iſt in 1400 Kiuen oder Büchern. Es führt den Titel Hoang tſing King kiai, d. h. Commentare der King der erhabenen Dynaſtie Tſing.

Von China aus verbreitete ſich die Cultur im Weſten nach Japan, im Norden und Nordweſten zu den tatariſchen Völkerſchaften und nach Tibet, im Süden nach Tong king und Cochinchina und theilweiſe auch zu den andern Nationen jenſeit des Ganges. Mehre dieſer Völker haben in ihren Ländern beſondere Ausgaben der King veranſtaltet, und ſie theils vollſtändig, theils blos im Auszuge in ihre Sprache überſetzt. Der I King, wahrſcheinlich ſchon früher in die Sprache der Kitan und Kin übertragen, ward, nebſt mehren andern Werken der chineſiſchen Literatur, gegen das J. 1312 in die Sprache der damals China beherrſchenden Mongolen überſetzt[28]). Kaum ſahen die Mandſchu ihre Herrſchaft in China befeſtigt, ſo ſchickten ſie ſich ebenfalls an, die vorzüglichſten Werke der Literatur des Landes, das ſie beherrſchten, ihrem Idiome anzueignen. Von der Überſetzung des I in Mandſchu gibt es mehre Ausgaben, die dem europäiſchen Überſetzer des Buches der Wandelungen von großer Hilfe war, ſodaß er manchmal einzig und allein nach ihr arbeitete und z. B. Tſcheou kong's Erklärung der dritten Linie der neunten Kua ganz nach der Mandſchu-Verſion überſetzt hat[29]). Die europäiſchen Miſſionaire in China wagten ſich erſt ſpät an die Überſetzung dieſes ſo ſchwierigen Werkes der chineſiſchen Literatur. Man begnügte ſich lange mit bloßen Notizen über dieſes, ſowie über andere Bücher, die natürlich im Anfange viel Falſches enthielten. So z. B. der Bericht über den I, welcher in Magaillans' neuer Beſchreibung China's[30]) enthalten iſt. Magaillans glaubt noch, daß die ſchönen Sentenzen und moraliſchen Sprüche des I von Fohi ſelbſt herrühren. Couplet's Beſchreibung des I in der Vorrede zu ſeinem Confucius Sinarum Philosophus iſt bei weitem genügender; der Leſer findet hier eine im Ganzen richtige Anſicht von dem Inhalte, der Geſchichte und der Bedeutung des I in Beziehung auf die chineſiſche Literatur und Civiliſation[31]). Noch ausführlicher und erſchöpfender iſt die Notiz über den I king, welche Visdelou, Miſſionair in China und ſpäter Biſchof zu Claudiopolis im J. 1728 an die Propaganda eingeſendet hat. De Guignes hat ſie hinter ſeiner Ausgabe des Annalenbuches abdrucken laſſen. Eine vollſtändige Überſetzung des Buches der Wandelungen in lateiniſcher Sprache ward aber erſt im Laufe des erſten Viertels des 18. Jahrh. von drei gelehrten franzöſiſchen Jeſuiten zu Peking unternommen und vollendet. Joſeph de Mailla hat den chineſiſchen Text wörtlich ins Lateiniſche übertragen und ſorgfältig mit der Mandſchu-Verſion verglichen; Peter du Tartre ſuchte die Dunkelheiten des Textes und der wörtlichen Überſetzung durch Anführung der hiſtoriſchen Begebenheiten, worauf er ſich bezieht, aufzuhellen, brachte es aber, wie es im Proſpectus des Werkes heißt, nicht weiter, als bis zu einem Verſuche eines Commentars über die erſte Kua. Johannes Baptiſta Regis prüfte die Arbeiten ſeiner Vorgänger und ſetzte ſie fort. Die wörtliche Übertragung der 448 Sätze, mit welchen Wen wang und Tſcheou kong die 64 Symbole des Fohi erläuterten, ward vollendet, und zur Erklärung derſelben ein ausführlicher Commentar mit Noten verſehen, hinzugefügt, der nebſt dem Auszuge aus den Erläuterungen des Kong tſe, Tſching tſe und Tſchu tſe, auch die eigenen Anſichten des gelehrten Regis über das Verſtändniß der einzelnen Ausſprüche der Fürſten der Tſcheou enthält. Regis trefflicher Commentar fußt auf einem durchaus hiſtoriſchen Grunde; er erklärt ſich ſelbſt in bittern Ausdrücken gegen diejenigen Miſſionaire, welche den I king ſymboliſch deuten, und darin die Myſterien des Chriſtenthums finden wollten. Dieſen Abenteuerlichkeiten, welche auch jetzt wiederum von einer Seite her in Aufnahme kommen[32]), huldigten damals viele Miſſionaire, die da wähnten, der Religion einen großen Vorſchub zu thun, wenn ſie durch allerlei Spitzfindigkeiten und Verdrehungen behaupteten, beweiſen zu können, daß die Hauptlehren des Chriſtenthums ſchon in den älteſten Werken der chineſiſchen Literatur

27) Tai tſing hoei tien Buch 80. Bl. 10, v. Dieſe kaiſerliche Bibliothek führt den Namen Sſe ku tſuen ſchu tſchi tſang, d. h. Schatz aller Bücher der vier Magazine, und ward auch unter dieſem Namen in einer großen Collection zuſammengedruckt. 28) *Mailla*, Histoire générale de la Chine, IX, 507. In dem Auszuge der Geſchichte der Mongolen bei Mailla wird der I nicht namentlich aufgeführt, wol aber in der ausführlichen Geſchichte der Mongolen ſelbſt. 29) I king, Regis I, 380.

30) Nouvelle relation de la Chine (Paris 1688). p. 120. 31) Confucius Sinarum Philosophus. Prooemialis Dissertatio XXXVIII. 32) Man vergl. dagegen: Die chineſiſche Reichsreligion und die Syſteme der indiſchen Philoſophie, in ihrem Verhältniſſe zu Offenbarungslehren, mit Rückſicht auf die Anſichten von Windiſchmann, Schmitt und Ritter, betrachtet von P. F. Stuhr (Berlin 1835).

Digitized by Google

enthalten wären. „Ich hätte mich," ſchreibt Regis an Freret, „in meinem Commentare viel kürzer faſſen können, wenn ich nicht darauf ausgegangen wäre, diejenigen zu widerlegen, welche in den King die Myſterien unſerer heiligen Religion und dergleichen Dinge finden wollen, welche blos von den durch Gott erleuchteten Patriarchen herſtammen können [33])." Die myſtiſche oder allegoriſche Auslegung der Kua nennt er an einer andern Stelle geradezu abgeſchmackt und erdichtet, indem alle chineſiſche Gelehrten durchaus von einer ſolchen Erklärung nichts wiſſen wollten. Das Werk des Pater Regis und ſeiner Genoſſen beſteht in drei Theilen. Der erſte Theil enthält eine Geſchichte des I, ſowie aller andern King — ein vortreffliches Fragment einer chineſiſchen Literaturgeſchichte, der Freret den größten Theil ſeiner Notizen über die chineſiſche Literatur in ſeinen Werken und Abhandlungen zu verdanken hat [34]). Der zweite Theil enthält die Überſetzung der Erklärungen der Kua von Wen wang und Tſcheou kong, und der dritte eine Überſetzung und kritiſche Erläuterung der kleinen hinter dem I befindlichen, oben aufgezählten Werkchen. Das ganze Werk ward gleich nach ſeiner Vollendung in mehren Exemplaren nach Europa geſchickt. Mailla verweiſt darauf in der Vorrede zu ſeiner Bearbeitung der chineſiſchen Chronik, Kang mu genannt [35]). Gaubil rühmt die Arbeit des Regis ſehr, und ſagt, daß Exemplare derſelben nach Rom und Paris geſendet wurden [36]). De Guignes glaubte, daß es ſehr ſchwer halten werde, die ganze Überſetzung dieſes weitläufigen Werkes, die ſich auf der königlichen Bibliothek befände [37]), zu drucken; aber durch die vereinte Thätigkeit des verſtorbenen Remuſat und unſeres gelehrten Landsmanns Mohl ward der Anfang des Druckes dieſes ſo wichtigen Werkes der chineſiſchen Literatur möglich gemacht, und wir hoffen, daß er auch bald vollendet ſein wird.

Das Buch der Wandelungen iſt, wie geſagt, das Fundament der chineſiſchen Metaphyſik und Phyſik, der Staatsweisheit und des Aberglaubens des Reiches der Mitte. Der bekannte Streit der katholiſchen Miſſionaire, ob die chineſiſchen Ceremonien religiöſer oder politiſcher Natur ſind, ob die Chineſen eine bewußtloſe oder eine ſich ſelbſtbewußte, mit Weisheit Alles beherrſchende Kraft als die Urheberin jedes Daſeins anerkennen, kann blos durch eine genaue Unterſuchung des I king entſchieden werden. Die gelehrteſten Miſſionaire ſind in dieſer Beziehung ganz verſchiedener Meinung. Während Couplet behauptet, die älteſten Weiſen des Mittelreiches hätten einen Herrn des Himmels, der im I Schang ti genannt würde, erkannt, und ihn als Schöpfer aller Dinge geprieſen, verſichert Visdelou, daß im I keine Spur von einer Gottheit im theologiſchen Sinne des Wortes vorkäme, und daß die Worte Schang ti nach den beſten Commentatoren entweder mit dem todten letzten Principe, Tai ki genannt, gleichbedeutend wären, oder doch höchſtens blos den Genius des Himmels bezeichneten, — weil nach der Grundanſicht der Philoſophen des Mittelreiches jedes Weſen, jeder Gegenſtand ſeinen beſondern Genius habe. Obwol Regis, ſowol in ſeinen einleitenden Diſſertationen, als in ſeinem Commentare durchaus bei der Sache bleibt, ohne auch nur im Entfernteſten auf dieſen berühmten Streit der Miſſionaire anzuſpielen, ſo finden ſich doch in dem Commentare und in den einleitenden Notizen mehre Stellen, wodurch der große Sinologe zu verſtehen gibt, was er im Ganzen von der Religion oder Metaphyſik des I king halte [38]).

Die Kua haben von dem Weſen der Gegenſtände, die ſie nach der Meinung des Wen wang repräſentiren, ihre Benennung erhalten. Die erſte Kua iſt z. B. das Symbol des Himmels; ſie heißt aber nicht Tien, Himmel, ſondern Kien, d. i. die immer blühende, unaufhörlich thätige feine Kraft des Himmels. Die zweite Kua iſt das Symbol der Erde; ſie heißt aber nicht Ti, Erde, ſondern Kuen, d. h. die Kraft, die minder vollkommene, träge Qualität der Erde. Kien iſt in dieſer Beziehung gleichbedeutend mit dem vollkommenen geiſtigen Principe, Jang genannt, und Kuen mit dem unvollkommenen, materialiſtiſchen Principe In; Tien und Ti ſind gleichſam blos, wie Kong tſe am Anfange des Hi tſe ſagt, die Verkörperungen der himmliſchen und irdiſchen Kraft des Kien und Kuen [39]).

Folgendes iſt eine Überſicht der Entſtehung und Zuſammenſetzung der vier Bilder der acht Trigramme, nebſt ihren verſchiedenen Anordnungen und der 64 Kua:

Die beiden Principe [40]).

Vollkommenheit.	Unvollkommenheit.
———	— —
Jang.	In.

Die vier Bilder.

Ganze Vollkommenheit.	Geringe Unvollkommenheit.	Geringere Vollkommenheit.	Ganze Unvollkommenheit.
———	— —	———	— —
———	———	— —	— —
Groß Jang.	Klein In.	Klein Jang.	Groß In.

Die acht Trigramme, nach der Ordnung des Fohi, Abbildung des frühern Himmels genannt.

Suen, Wind.	Tſchin, Donner.	Kan, Waſſer.	Li, Feuer.
———	— —	— —	———
———	— —	———	— —
— —	———	— —	———
Ken, Berg.	**Tui, Gewäſſer.**	**Kuen, Erde.**	**Kien, Himmel.**
———	— —	— —	———
— —	———	— —	———
— —	———	— —	———

33) Y-king, Praefatio XI. 34) *Freret*, Oeuvres complets (Paris 1796). Vol. 11. 12. 35) Histoire générale de la Chine, I, Préface 69. 36) Traité de la Chronologie chinoise. 81. No. 7. 37) Chou king 401.

38) Nec mirum Sinas philosophos docere, omnia ex mutuo utriusque virtutis seu principii, seu materiae In et Jang concursu generari, et ad debitum cuilibet generi rerum decus roburque promoveri. Y-king I. p. 298. 39) I. Buch VII. am Anfange. 40) Von einem die beiden in ſich vereinigenden Grundprincipe, ſpäter Tai ki oder das Abſolute genannt, weiß der I king noch nichts. Die bildliche Darſtellung des Tai ki iſt ○. Die beiden Principe werden gewöhnlich Leang i, die beiden Formen oder Geſtalten genannt.

Die acht Trigramme,
nach der Ordnung des Wen wang, Abbildung des ſpätern Himmels genannt.

Kien, Vater.	Kuen, Mutter.	Tſchin, älterer Sohn.	Suen, ältere Tochter.
Kan, mittlerer Sohn.	Li, mittlere Tochter.	Ken, jüngerer Sohn.	Tui, jüngere Tochter.

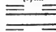
Die vier und ſechszig Kua.

1. Himmel.	2. Erde.	3. Werden.	4. Kindheit.
5. Wolken überzogener Himmel.	6. Zwietracht, Streit.	7. Kriegesheer.	8. Friede.
9. Glanz oder Trefflichkeit.	10. Gehen, Handeln.	11. Allgemeine Verbreitung der Ruhe und Eintracht.	12. Verſchließen, Zwiſt.
13. Eintracht.	14. Überfluß.	15. Demuth.	16. Freude.
17. Leben.	18. Beſchäftigung.	19. Größe.	20. Scharfſichtig.
21. Eſſen und den Mund verſchließen.	22. Geſchmückt.	23. Zerſtreuen.	24. Wiederholung.
25. Keine Unordnung.	26. Großer Glanz.	27. Nähren.	28. Großes Vergehen.
29. Ruhen in einer Grube.	30. Helle.	31. Reiz.	32. Dauer.
33. Entziehen.	34. Großer Überfluß.	35. Nachfolgen.	36. Einſichtsvoll zu züchtigen.
37. Familie.	38. Zerſtreut umherblicken.	39. Mühſeligkeit.	40. Ordnen.
41. Vermindern.	42. Hinzufügen.	43. Feſtſetzen.	44. Eiferſüchtiges Weib.
45. Aufhäufen.	46. In die Höhe ſteigen.	47. Erſchöpfung.	48. Brunnen.
49. Veränderung [41]).	50. Feſtigkeit.	51. Bewegung.	52. Unverwandten Blickes betrachten.
53. Eile.	54. Ein Mädchen verheirathen.	55. Überfluß.	56. Gaſt.
57. Allenthalben.	58. Erklären.	59. Auseinander treiben.	60. Grenze.

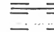
41) Dieſe Kua bezieht ſich auf die Ordnung des Jahres, auf den Kalender ꝛc. *Gaubil*, Traité de l'Astronomie chinoise in *Souciet*, Observations mathématiques, astronomiques etc. III, 2.

61. Herzliche Treue.

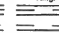
62. Geringes Verſehen.



63. Vollendung.



64. Keine Vollendung.



Die phyſiſch-politiſche Erklärungsweiſe der Kua — Phyſik und Politik ſind innig verbunden nach chineſiſcher Anſicht — wird am beſten durch einen Auszug des dem Kong tſe zugeſchriebenen Werkchens erhellen, welches die Anordnung der Kua überſchrieben iſt, und nach der jetzigen Eintheilung einen integrirenden Theil des Buches der Wandelungen bildet.

„Nachdem Himmel (1) und Erde (2), d. h. die beiden erſten Kua, waren,“ ſagt Kong tſe, „wurden alle Dinge hervorgebracht. Da der Himmel und die Erde von ihnen angefüllt waren, ſo mußten nothwendig alle Dinge daraus hervorgehen oder werden (3); Werden iſt gleichſam ſelbſt blos Daſein — das Werden iſt das erſte Hervorkommen der Dinge. Nachdem die Dinge geworden, ſind ſie in einem Zuſtande der Kindheit (4), welchen eine aus dem Berge hervorſtrömende Quelle trefflich repräſentiren ſoll — aus dieſen beiden Trigrammen beſteht nämlich die vierte Kua. Dieſe ſehr kleinen Gegenſtände ſind nicht geeignet verzehrt zu werden, ſie müſſen erſt groß gezogen oder ernährt werden, was der mit den Wolken überzogene Himmel (5) andeutet; eine Erziehung und Nahrung, die nicht ohne Zwietracht und Streit (6) der verſchiedenen Elemente vor ſich gehen kann. Zum Streit gehört aber eine Menge, ein Kriegsheer (7), und dies wird durch die ſiebente Kua bezeichnet. Dieſe Menge muß nothwendig etwas in ſich haben, was ſie wiederum zum Frieden (8) umſtimmt, was etwas Gutes oder Treffliches (9) ſein muß; dieſes Treffliche beſteht aber vorzüglich in den Geſetzen und Sitten, welche Princip des Handelns (10) ſind, das allenthalben (11) verbreitet werden muß, was aber ohne Zwiſt oder Widerſtand der Dinge (12) nicht abgeht, dem nur durch Eintracht der Menſchen (13) geſteuert werden kann. Durch Eintracht der Menſchen werden die Dinge nothwendig beſiegt, woraus Überfluß (14) entſteht; aber der Überfluß kann nicht ſo groß ſein, daß nicht Mäßigkeit oder Demuth (15) vonnöthen wäre; iſt Mäßigkeit und Demuth vereinigt, dann entſteht allgemeine Freude (16), und wo dieſe ſtattfindet, werden die Menſchen gern hingehen, gern daſelbſt leben (17).“ [42])

(*Karl Friedr. Neumann.*)

IKIRIOU nennen die Eingeborenen Surinams eine große Schlange, welche dieſelbe zu ſein ſcheint mit der von den Braſiliern Boïguacu genannten; wahrſcheinlich werden mehre große Arten der Gattungen Boa und Python darunter zuſammengeworfen. (*Burmeister.*)

IKOGAWA, einer der beträchtlichſten Flüſſe auf der japaniſchen Inſel Niphon. Er entſpringt auf dem Berge Sanôtoôki, an der Grenze der Provinzen Sinano und Muts, und durchſchneidet einen Theil der zuletztgenannten, wo er den Datami zur Linken und die Waſſer des Salzſees Inaba zur Rechten empfängt. Dann tritt er in die Provinz Jetſingo ein, erhält daſelbſt den Namen Tſugawa und fällt mit einem ſeiner Zweige in die Bucht von Niegata und mit dem öſtlichſten in die von Fukuſimagata. (*Klaehn.*)

Ikon-Amlak (Geſch.), ſ. unt. **Äthiopien** (Geſch.) und **Äthiopische Sprache.**

Ikonnutidyptisches Fernrohr, ſ. **Fernrohr.**

Ikonium (*Ἰκόνιον*), ſ. **Iconium.**

Ikonographie, ſ. **Ikonologie.**

IKONOKLASTEN (Bilderſtürmer, Bilderſtreit) [1]). In den Jahrhunderten der Verfolgung wollten die Chriſten die Dienſte der bildenden Kunſt nicht bei Darſtellung der Gegenſtände ihrer Verehrung. Zurückgeſtoßen von der Welt, nur auf die Zukunft rechnend, wollten ſie überhaupt an nichts Gegenwärtigem und Irdiſchem ſich mehr erfreuen, alſo auch nicht an der Kunſt, wollten vor allem jedes ſinnlich Angenehme als heidniſch fliehen, alſo auch die ſinnliche Schönheit, welche die bildende Kunſt ſich nicht nehmen ließ, und welche ſie ſo oft im Dienſte des Heidenthumes verwandt hatte; ſie wollten darum auch das Höchſte lieber in Knechtsgeſtalt ſchmucklos oder ſelbſt in häßlicher Erſcheinung denken und anſchauen, als in der Hülle jener oft entweihten Reize der bildenden Kunſt. Die Disharmonie zwiſchen reichem geiſtigem Gehalt und unſcheinbarer Form drückte befriedigend und beſtärkend auch das ganze Misverhältniß ihres gegenwärtigen leidenvollen Zuſtandes aus, welcher ihnen auch für innern Werth und Gehorſam gegen Gott nicht Lohn, ſondern immer nur irdiſches Unglück gewährte; ſie ſollten und wollten hierauf gefaßt bleiben, ſich nicht befreunden mit der Welt, ſondern ſich fortwährend unheimlich in ihr fühlen, und ſo die alleinige Schätzung ewiger Güter und die überirdiſche Sehnſucht ſich ungetrübt erhalten.

Anders aber wurde es, denn das Glück iſt ſchwerer zu tragen als das Unglück, ſeit mit dem 4. Jahrh. eine

42) J king. Buch IX. Bl. 11 fg. Man erſieht aus dieſer ausführlichen Beſchreibung und Zergliederung des Buches der Wandelungen, daß keiner der verſchiedenen Theile, aus dem der J beſteht, als Grundlage der chineſiſchen Geſchichte und Chronologie gebraucht werden kann. Kong tſe erwähnt in dem Appendix (Hi tſe) des Fohi, Schin nong, Hoang ti, Jao und Schun, und der Erfindungen, die unter ihnen gemacht worden ſein ſollen, ohne ſich aber über die Anzahl der Jahre, die ſie regiert haben, zu erklären. Deſſenungeachtet hat es doch mehre Chineſen gegeben, die auf die Worte des J und ſelbſt auf die bloßen Kua ein chronologiſches Syſtem aufgebaut haben; aber dieſe Leute haben ſich, wie Gaubil richtig bemerkt, den J ebenſo gemacht, wie ſie ihn haben wollten und brauchen konnten. Traité de la Chronologie chinoise, 81.

1) Über die Quellen ſ. Walch's Ketzerhiſtorie. 10. Th. S. 82—87, und, wo man dies nicht ſucht, 11. Th. S. 267—296. In der erſtern Stelle ſind auch die bedeutendſten neuern Bearbeitungen des Gegenſtandes bis auf Walch's Zeit charakteriſirt. Außer den dort genannten iſt vornehmlich noch Schloſſer's Geſchichte der bilderſtürmenden Kaiſer (Frankf. 1812) anzuführen, und von allgemeinern Schriften, welche den Bilderſtreit gelegentlich mit berühren, beſonders Neander's Kirchengeſch. 3. u. 4. Th.

Verſöhnung eintrat zwiſchen der Kirche und dem bis dahin heidniſchen Weltreiche. Nun war auch die irdiſche Gegenwart nicht mehr unerfreulich, nun verſchwanden die Überreſte chiliaſtiſcher Hoffnungen, welche irdiſche Befriedigung und Belohnung nur in der Zukunft ſuchten, nun brachte die nicht mehr feindliche Welt freiwillig der Kirche die Schätze dar, welche ſie bis dahin der Verherrlichung des Heidenthums gewidmet hatte, und ſollte die Kirche das Opfer zurückweiſen, welches ein ſo willkommenes Zeichen der geſchehenen Umſtimmung war? Wie man die ſchönſten heidniſchen Tempel nicht niederriß, ſondern zu chriſtlichen Kirchen weihte, wie nun auch der chriſtliche Cultus heidniſch glänzend wurde, ſo lernte man nun auch Gefallen finden an bildlicher Darſtellung bibliſcher oder kirchlicher Gegenſtände; ja, bald verfielen hier manche in das dem Kunſthaſſe entgegengeſetzte Extrem, und dieſelbe zerſtreuende, vom Innern auf das Äußere ablenkende Wirkung, welche die Pracht und die Umſtändlichkeit des künſtlich geregelten Cultus auf ſie ausübte, führte auch bei den Bildern, wie früher ſchon bei den Reliquien, zu einer Art von Fetiſchismus, ließ viele die Sache und den Zweck über den Bildern vergeſſen, und ließ dieſe ſelbſt als heilige Gegenſtände und wirkſame Mächte betrachten und behandeln.

In der lateiniſchen Kirche hatte daher ſchon zur Zeit Gregor's des Großen ein Biſchof zu Marſeille, Serenus, die Bilder in den Kirchen ſeiner Diöceſe zerſtören oder daraus wegnehmen laſſen, weil die Franken, unfähig den Gegenſtand des Bildes vom Bilde ſelbſt zu unterſcheiden, dieſe ſelbſt angebetet hatten. Noch mehr aber hatte dieſer Bilderdienſt neben der Heiligenverehrung Beifall gefunden in der griechiſchen Kirche, als hätte hier der alte Nationalcharakter auch innerhalb der Kirche wieder einen äſthetiſchen Polytheismus erzeugen, und traveſtirten Göttern Griechenlands unwillkürlich anhängen müſſen. Wenigſtens die große Mehrzahl des Volkes, vornehmlich Weiber, Mönche und alle, welche von ihnen geleitet wurden, gaben ſich mit einem immer zunehmenden Eifer dieſen neuen Heiligthümern hin; einige waren von Chriſtus oder doch nicht von Menſchenhänden gemacht. Man zündete ihnen Weihrauch und Lichter an, man lud ſie als Taufzeugen ein, bat ſie um Hilfe und wußte von ihren Wundern; heilende Salben waren aus den Händen der Bilder gefloſſen, und belagerte Städte waren, wie man rühmte, durch ihre Bilder geſchützt, grade zu einer Zeit, wo die Araber in Aſien eine Stadt nach der andern wegnahmen, und durch die miterbeuteten Bilder, wenn dieſe eingelöſt wurden, ihren Gewinn noch vermehrten. Darum gab es aber auch noch eine andere Partei, die Partei der kraftvollern, aber roheren Naturen, welchen, was Weiber und Mönche beſchäftigte, ſchon deshalb zuwider war, die Partei des Heeres, welches die Städte anders, als durch Bilder, gegen die Araber zu vertheidigen hatte, und welchem dabei leicht die tapfern Ungläubigen achtungswerther erſchienen, als unkriegeriſche Bilderfreunde, durch welche es ſich bei jener Vertheidigung gar nicht unterſtützt, ſondern nur gehemmt und beläſtigt ſah. Immer aber war doch der Einfluß und die Macht jener erſtern Partei geiſtiger Art, und ſie war ebendeshalb der andern, welche mehr nur auf ihre materielle Kraft rechnen durfte, verhaßt, aber auch theilweiſe überlegen, und ſo erhielt dieſer Gegenſatz der Parteien und dadurch auch der Bilderſtreit öfter eine allgemeinere Bedeutung, auf der einen Seite zwar auch Aberglaube und Verbildung, aber doch auch die Überreſte der Bildung, religiöſes Leben, wenn auch in phantaſtiſchen Formen, geiſtige und kirchliche Oppoſition gegen weltlichen Sinn und militairiſchen Despotismus, auf der andern Seite proſaiſche Verſtändigkeit, Unglaube, Frivolität oder Rohheit bis zum Vandalismus gegen alle Bildung, oder Zurückgehen auf ein Minimum des Glaubens, echtes oder vorgebliches Proteſtiren gegen ſpätere Überladung des einfachen Evangeliums, zugleich Cäſareopapie, und in ihrem Intereſſe monarchiſch centraliſirender Monotheismus gegen demokratiſch bewegliche Vielgötterei.

Nun regierten aber im 8. und 9. Jahrh. mehre kraftvolle und kriegeriſche Kaiſer, welche entſchieden der zweiten Richtung ſelbſt anhingen und in dieſem Sinne zu wirken ſich gedrungen fühlten; doch war ihr gewaltthätiges, antinationales und antihierarchiſches Eingreifen [2]), ihre octroyirte Reformation nicht von bleibender Wirkung, wie viel Wahres ſich auch zur Rechtfertigung derſelben ſagen ließ, und zwei Kaiſerinnen, welche der erſtern Richtung angehörten und Vorſchub leiſteten, konnten dem griechiſchen Volke ſeine alten Götter, ſeine ihm entriſſenen Bilder leicht und für immer wiedergeben.

Seit 717 regierte der Kaiſer Leo III., der Iſaurier, kein Abkömmling alter Kaiſergeſchlechter, ſondern kraftvoller Emporkömmling von der niedrigſten Abkunft, wegen ſeiner kriegeriſchen Eigenſchaften vom Heere zum Kaiſer ausgerufen. Das Ungewöhnliche ſeiner Thronbeſteigung, ſowie ſeines nachherigen Verfahrens gegen die Bilder, trieb ſpäter Anhänger derſelben beides in Verbindung zu bringen; Juden, ſo beſchreibt es ſchon eine Erzählung des 9. Jahrh., welcher mehre ſpätere folgen, von welcher aber Theophanes und Nicephorus nichts wiſſen, Juden, vertrieben wegen verunglückter Verſuche auf arabiſchem Gebiete Bilder zu zerſtören, ſollen ihm ſchon in ſeiner Jugend einen Eid abgenommen haben, daß er ihnen eine Bitte erfüllen wolle, wenn er Kaiſer würde, und als er dies gegen ſeine Erwartung geworden war, die Vertilgung der chriſtlichen Bilder von ihm gefodert haben. Wahrſcheinlicher iſt, daß er wenigſtens nicht ohne Rückſicht auf Juden und Araber ſich zuerſt zur Beſtreitung der Bilder entſchloß; es konnte ihm bei ſo vielen Berührungen mit Beiden nicht verborgen bleiben, daß ſie in ihrem Widerwillen gegen alle bildliche Darſtellung heiliger Dinge den chriſtlichen Bilderdienſt als Abgötterei

2) So ſieht es auch ein Hiſtoriker an, der ſonſt Alles aufſucht, um die bilderſtürmenden Kaiſer im günſtigſten, und Alles, was von der Kirche ausgeht, im ungünſtigſten Lichte erſcheinen zu laſſen. „The enthusiasm of the times was strongly against them, and the emperors, who stemmed the torrent, were exasperated and punished by the public hatred." Gibbon chap. 49. p. 45.

verſpotteten, und beſonders im J. 722 bei ſeinen Bemühungen, Juden und chriſtliche Rigoriſten mit der Kirche zu vereinigen, welche auch ſonſt für ſeine Denk- und Regierungsweiſe in religiöſen Dingen bezeichnend ſind, mußte dieſer Anſtoß zur Sprache kommen, und die Einwürfe, welche dieſelben davon hernahmen, waren ſchwer zu widerlegen; auch hatte nach einer Nachricht, welche ſchon auf der Synode zu Nicäa 787 vorgeleſen wurde, grade um dieſe Zeit der Khalif Jezid II. angefangen, die Bilder in chriſtlichen Kirchen auf Antrieb der Juden zerſtören zu laſſen. Doch ließ Leo faſt zehn Jahre ſeiner Regierung vergehen, ehe er etwas gegen die Bilder unternahm. Im J. 726 aber auf Antrieb eines Renegaten, Beſer, eines ſeiner Günſtlinge, welchen er auch wegen ſeiner großen Körperſtärke werth hielt, und unter Zuſtimmung des Biſchofs Conſtantin von Nakolia und einiger andern Kleriker, welche ihm vielleicht (vgl. den Brief Gregor's) durch altteſtamentliche Beiſpiele erläuterten, wie auch ſonſt wol die Reform der Religionsverfaſſung von den Fürſten habe ausgehen müſſen, wenn die Prieſter zögerten oder ſelbſt der Leitung bedurften, gab er einen Befehl gegen die Bilder, vielleicht jetzt nur gegen die Adoration derſelben, welche ihm Abgötterei ſchien, weil Menſchenwerk verehrt werde. Es fehlen nähere Nachrichten, in welcher Ausdehnung dies erſte Edict angewandt ſei, und welche Bewegungen es in Conſtantinopel ſelbſt hervorgebracht habe. Vielmehr nur in ſolchen entfernteren Gegenden des Reiches, wo auch ſchon ohnedies Anlaß und Neigung zur Inſurrection war, ſcheint man dafür gern einen religiöſen Vorwand ergriffen, gern in einer Ketzerei des Kaiſers eine Rechtfertigung zum Aufſtande gegen ihn gefunden zu haben, wenn nicht etwa die ſpätere Geſchichte alle Gegner des Kaiſers für Bilderfreunde und die unglücklichen unter dieſen für Märtyrer der Bilder gehalten hat. So erhob ſich auf den Cykladen ein Gegenkaiſer, Kosmas, der an der Spitze einer Flotte Conſtantinopel bedrohte; aber Leo ſchlug und verbrannte die Flotte, Kosmas und ſeine Anhänger wurden gefangen und enthauptet, und dieſer glückliche Erfolg, ebenſo ein verheerender Vulkan, der im Meere entſtand und eine Inſel bei Hiera aufwarf, und den der Kaiſer als ein Zeichen göttlichen Unwillens über den noch fortdauernden Götzendienſt anſah, beſtärkten ihn, dies meint wenigſtens Theophanes, in der Fortſetzung ſeiner Unternehmungen. So gab es wol noch mehr in Italien auch ohne Bilderverbote Veranlaſſungen zur Oppoſition gegen den Kaiſer; jetzt kam es von Neuem zum Streit zwiſchen Gregor II. und den Exarchen; auch Gregor widerſetzte ſich dem Bilderverbote, und ſo waren alle Gegner des Kaiſers und alle Freunde der Bilder deſto lebhafter für ihn. Der Kaiſer aber mußte nun Maßregeln gegen ihn verſuchen laſſen, wie im Jahrhunderte vorher Conſtans gegen Martin ergriffen hatte, wenn er auch nicht grade Befehle gegeben hatte, ihn zu tödten; allein dies war jetzt ſchwieriger auszuführen; ſelbſt die Longobarden wollten ſich nicht gegen den Papſt gebrauchen laſſen, vielmehr ſelbſt als Beſchützer deſſelben ſich einmiſchen, und dieſe nahen Beſchützer oder einen italieniſchen Gegenkaiſer der Rebellen noch mehr als den erbitterten Kaiſer in der Ferne fürchtend, ſcheint zuletzt Gregor noch für die Herſtellung der kaiſerlichen Macht (die Franken, wenn er ſie anders ſchon aufgefodert hatte, halfen ihm ja auch nicht)[5]) in Italien gewirkt zu haben. Indeſſen ging der Kaiſer weiter; ſchon nicht mehr blos die Bilder verwarf er, ſondern auch die Fürbitte der Maria und die Verehrung der Reliquien, er tadelte die Kaiſer und Erzbiſchöfe und andere Chriſten der Vorzeit, daß ſie durch den Bilderdienſt Abgötterei getrieben hätten, alles freilich, ſagt Theophanes zugleich zur Rechtfertigung jener frühern, weil er die Lehre von der relativen oder verhältnißmäßigen Bilderverehrung (σχετικὴ προςκύνησις) nicht verſtand. Darum ſchritt er denn auch zu einem zweiten ſchärferen Verbote, durch welches nun die Wegſchaffung der Bilder ſelbſt angeordnet werden ſollte. Zuvor ſoll er ein Collegium von zwölf der ausgezeichnetſten Gelehrten gefragt haben, welche unter einem dreizehnten, der οἰκουμενικὸς διδάσκαλος hieß, als eine Art von Akademie in der Bibliothek neben der Sophienkirche gewohnt hätten; als dieſe ihm aber widerſprachen, habe er die Männer und die Bücher, 33,000 oder 36,500 Bände, mit einander verbrennen laſſen. Allein von einem ſolchen Collegium weiß man ſonſt nichts; die Bibliothek Conſtantin's war ſchon unter Zeno wieder verbrannt, Theophanes, Nicephorus, Johannes Damaſcenus, die Acten der Synode zu Nicäa ſagen nichts davon, und Cedrenus im 11. Jahrh., welchem dann Zonaras, Glykas und Conſtantin Manaſſes folgen, iſt der erſte, welcher auch dieſen Act des Vandalismus dem bilderſtürmenden Kaiſer beilegt. Gewiſſer iſt, daß er das zweite Edict weniger als Cabinetsbefehl, ſondern nach Befragung und mit Zuſtimmung des Patriarchen erlaſſen wollte. Patriarch aber war ſeit dem J. 715 der jetzt 95jährige Germanus, ein Mann, welcher in dieſem Streite nicht blos als Vertheidiger der Bilder, ſondern mehr noch als ein feſter Verfechter der Kirchenfreiheit gegen die willkürlichen Eingriffe des weltlichen Despotismus erſcheint. Schon nach dem erſten Edicte hatte er ſich bemüht, die einzelnen Biſchöfe, welche dadurch zur Beſchränkung der Bilderverehrung in ihren Städten veranlaßt waren, durch Briefe umzuſtimmen. „Neuerungen," ſchreibt er dem Biſchofe Thomas von Claudiopolis (*Mansi* XIII. 105—127), „müßten überhaupt in der Kirche möglichſt vermieden werden, weil ſie dem Volke Anſtoß gäben; die kirchliche Lehre von der Trinität halte allen Götzendienſt von der Kirche fern, und nur auf dieſen bezögen ſich die Moſaiſchen Verbote; nicht Holz und Malerei würden angebetet, ſondern immer nur Gott, doch ſeien die Bilder eine wirkſame Form des Unterrichts, eindringlich, wie der mündliche Unterricht, erwecklich zum Lobe Gottes durch die dargeſtellten guten Thaten; überdies dienten die Abbilder der menſchlichen Geſtalt Chriſti zur Widerlegung der Doceten, und leugnen könne man doch auch die durch einige Bilder geſchehenen Wunder ſo wenig, als die Wunder des N. T.". Dem Biſchofe Conſtantin von Nakolien hatte er einen Brief an den Biſchof Johann von Synaden geſchickt,

5) Walch 10. Th. S. 255. Anm. 2.

Digitized by Google

worin dieſer aufgefodert wurde, Conſtantin, wenn er den Brief überbringen würde, mit ähnlichen Gründen, wie die obigen, von ſeinem Irrthume abzubringen, und ihn verſprechen zu laſſen, daß er der rechten Meinung beitrete; aber Conſtantin hatte den Brief, ſeinen Inhalt ahnend oder bemerkend, nicht abgegeben und war nun dafür von dem Patriarchen, aber wahrſcheinlich ſchon ohne Erfolg, ſuspendirt. Jetzt, nach dem zweiten Edicte, erwiederte Germanus dem Kaiſer, der ihn, wie es ſcheint, bei dem erſten Edicte wenig gefragt hatte, aber nun vielleicht grade deshalb nur wenig davon ausgeführt ſah, auf Befragen nur Erinnerungen an ſeinen Eid, die beſtehende Religionsverfaſſung unverletzt zu erhalten, und andere Warnungen. Aber in ſeiner nächſten Umgebung mußte er ſchon, wenn er ſich ſelbſt nicht fügen wollte, einen unterwürfigern Verfechter der kaiſerlichen Aufklärung bemerken. „Laufe nur nicht ſo ſehr," rief er ſeinem Syncell Anaſtaſius zu, als ſie zum Kaiſer gingen, und Anaſtaſius vordrängend ihm hinten auf das Kleid trat, „du kommſt noch früh genug auf den Kampfplatz." Das neue Edict, ungewiß inwiefern verſchärſt (man kennt ja auch das erſte nicht), wurde entworfen; keine Synode, ſondern nur ein „Silentium," ein Cabinetsrath mit ſummariſchem Verfahren wie ein Kriegsgericht, wurde in einem kaiſerlichen Palaſte gehalten, und Germanus hier nicht zur Mitberathung der kirchlichen Angelegenheit, ſondern ſchon faſt wie ein Beklagter vorgeladen und zur Unterſchrift des Edictes aufgefodert. Er aber beſtand darauf, daß dergleichen nicht ſo tumultuariſch, daß eine ſo wichtige religiöſe Neuerung nicht ohne eine allgemeine Synode rechtmäßig entſchieden werden könne; er könne nicht anders, aber ſie möchten mit ihm verfahren, wie ſie wollten: „werft mich ins Meer, wenn ich Jonas bin." Er legte ſein Omophorium und mit ihm ſein Amt nieder, und nach Theophanes und Nicephorus wagte man dann auch nicht weiter ihn zu verletzen, er ging aufs Land in ſein väterliches Haus zurück, wo er den Reſt ſeiner Tage verlebte, nach andern ziemlich frühen Berichterſtattern ſoll er auch noch durch Soldaten gemishandelt, aus dem Palaſte geworfen und ins Exil abgeführt, nach dem synodicon bei Fabricius (Bibl. Gr. ed. *Harl.* 12. p. 412) ſogar im Kloſter Chorá mit ſeinem Archidiakonus Anthimus erdroſſelt ſein. Und dann geſchah, was Germanus ſchon erwartet hatte, Anaſtaſius wurde zum Patriarchen gemacht, und er billigte nun die Maßregeln des Kaiſers, ſodaß man nun, wenn nicht ſeine Ernennung ſelbſt zu ſehr eine kaiſerliche Maßregel geweſen wäre, auch eine kirchliche Sanction für das Bilderverbot gehabt hätte. Wenigſtens wurde es nun rückſichtsloſer ausgeführt, fand aber auch deſto gereiztern Widerſtand. So jetzt auch in Conſtantinopel ſelbſt. Über einem Thore des kaiſerlichen Palaſtes ſtand ein ehernes Chriſtusbild, welches ἡ ἁγία χαλκῆ, nach andern auch der Bürge, ὁ ἀντιφωνήτης, genannt wurde; durch Sagen von wunderbarer Bürgſchaft und Hilfe, welche das Bild einem gläubigen Verehrer geleiſtet, und wodurch es ſelbſt einen Juden bekehrt haben ſollte, war es den Bilderfreunden vorzüglich theuer. Eine Leiter wurde angeſetzt, ein kaiſerlicher Beamter (σπαθαροκανδιδάτος, *Mansi* XII, 970), Jovinus, machte Anſtalt, es mit einem Beile herunterzuhauen; die unten ſtehenden Weiber jammerten, baten, es nicht zu thun, dann, als dies nichts half und als ſchon drei Schläge in den Kopf des Bildes gefallen waren, zogen ſie die Leiter weg, der Spatharokandidat ſtürzte herunter und wurde nun unten von dem wüthenden Haufen mit Knitteln todtgeſchlagen; dann zogen ſie vor das Haus des neuen Patriarchen Anaſtaſius, höhnten und drohten, und nur durch die Flucht konnte ſich Anaſtaſius vor einem ähnlichen Schickſale ſchützen. Nun mußte alſo gegen den Haufen mit Soldaten eingeſchritten werden, und dabei kamen wieder einige um, welche nun, wie ſie auch im Leben geweſen ſein mochten, jetzt Märtyrer für die Bilder waren und deren nachgeholte Lebensgeſchichten nun die Bilderfreunde noch mehr fanatiſirten; auch mußten nun ſolcher Auftritte bald mehre auf einander folgen. Noch unruhiger wurde es in den entfernteren Provinzen. Vielleicht jetzt erſt erließ Gregor II. ſeine abmahnenden Schreiben an den Kaiſer, während die ſchon beſchriebenen Verwickelungen noch fortdauerten. Niemand, ſchrieb er ihm, habe jemals gelehrt, daß anzubeten ſei, was von Menſchenhänden gemacht ſei. Die Moſaiſchen Verbote ſeien gegen kananitiſche Götzen gerichtet; Bilder zur Ehre Gottes, wie Cherubim und Seraphim, habe Moſes nicht verworfen. Der Kaiſer habe ſich nur erſt bei den Wohlunterrichteten recht erkundigen ſollen. So aber habe er Alles gegen ſich aufgebracht; die Kinder in den Schulen, wenn er ſich ihnen als Zerſtörer der Bilder ankündige, würden ihm ihre Tafeln an den Kopf werfen, und ſo werde er hier erfahren, was er von Weiſeren nicht habe lernen wollen. Germanus, dem er wie einem Vater habe folgen ſollen, habe er von ſich gelaſſen, ihn, der 95 Jahre alt, in Kirche und Staat ſo große Erfahrung habe; und den Narren von Epheſus[4]) und ſeines Gleichen habe er gehört. Eine allgemeine Synode habe er nun freilich verheißen; wenn aber der Kaiſer gegen die Bilder ſei, ſo könne man auch von einer Synode nichts Gutes hoffen, wenn aber nicht, ſo ſei ſie unnöthig. Durch Barbaren, welche ſie mit angeſehen, ſeien die Auftritte in Conſtantinopel auch im Abendlande bekannt geworden, hätten auch hier alles gegen den Kaiſer aufgebracht, und ſchon hätten deshalb (?) die Longobarden Ravenna eingenommen und bedrohten die Umgegend von Rom. Es ſei ein Leiden, daß grade jetzt, wo ſo viele wilde und barbariſche Völker ſanft und milde würden, wo das ganze Abendland ſich im Glauben dem heiligen Petrus hingebe (hier iſt die Wirkſamkeit des Bonifacius gemeint), der Kaiſer dagegen aus der Geſittung in Rohheit zurückſinke. Wolle er es verſuchen und Jemand nach Rom ſchicken, das Bild des Petrus wegzunehmen, nun dann werde Blut fließen, aber dann werde es über ihn kommen. Und als der Kaiſer hierauf in einem Antwortſchreiben ſich auf das Stillſchweigen der Synoden über die Bilder und dergleichen berief, vornehmlich aber eine

---

4) Theodoſius, Metropolit von Epheſus, Sohn des frühern Kaiſers Tiberius III. Walch 10. Th. S. 168.

Digitized by Google

Vereinigung von weltlicher und geiſtlicher Macht in Anſpruch nahm, erwiederte der Papſt ein zweites noch ſtärkeres Schreiben, beſonders zur Widerlegung der letztern Foderung, welche der Kaiſer auch in den Worten zuſammengefaßt hatte: „Ich bin König und Prieſter.“ Noch weniger Rückſichten hatten Gegner der kaiſerlichen Anſicht zu nehmen, welche außerhalb des römiſchen Reiches die Bilder zu vertheidigen unternahmen. Zu dieſen gehörte auch der berühmteſte und einflußreichſte Theolog des Jahrhunderts, Johannes Damaſcenus, zuerſt, wie ſein Vater, in Dienſten des Khalifen zu Damaskus, ſpäter Presbyter und Mönch in einem Kloſter bei Jeruſalem. Drei Apologien „gegen die Läſterer der Bilder“ haben wir von ihm, und jeder ſind Anhänge von erläuternden Stellen aus frühern Kirchenſchriftſtellern beigefügt [5]); die leichte Begreiflichkeit des Unterſchiedes der Bilderverehrung von Götzendienſt, das Bedürfniß, daß, wie auch bei allem Kultus geſchehe, Geiſtiges in ſinnlicher Form eindringlich gemacht werde, auch deshalb, weil Gott ſelbſt ſo erſchienen und dadurch die irdiſche Form geheiligt habe, und die Unzuläſſigkeit fürſtlicher Eingriffe in die kirchliche Geſetzgebung ſind die Hauptgründe, worauf er ſich beruft. So hoben nun auch wirklich die Kirchen außerhalb des Reiches, oder vielmehr überall, wo die Macht des Kaiſers nicht durchdringen konnte, die Gemeinſchaft mit den Bilderſtürmern (εἰκονοκλάσται, εἰκονομάχοι) auf. Gregor III., welcher dem Zweiten 731 gefolgt war, ließ auf zwei Synoden zu Rom die Bilderverehrung beſtätigen, und ihre Gegner, wenn auch ohne Jemanden zu nennen, verdammen, während der Kaiſer noch bis zu ſeinem Tode mehre Verſuche machte, beſonders die italieniſchen Inſurgenten zu demüthigen, ohne, daß er hier jedoch viel mehr durchzuſetzen vermocht hätte, als daß er manche Einkünfte der römiſchen Kirche zurückhielt, und für die Beſteuerung Unteritaliens ſtrengere Maßregeln ergriff, welche ihm dann von den Bilderfreunden (εἰκονολάτραι, εἰδωλολάτραι) als Gottloſigkeit und als Ähnlichkeit mit Pharao angerechnet wurden.

Die Neigung Leo's vererbte ſich auf ſeinen Sohn Konſtantin V. Kopronymos, welcher ihm im J. 741 folgte, und während ſeiner langen Regierung (bis 775) die Beſtreitung der Bilder und ihrer Verehrer fortſetzte. Während aber bei Leo Zeichen ſind, daß er an ſeiner Bilderbeſtreitung ein religiöſes Intereſſe nahm, wie er denn z. B. in zerſtörenden Naturereigniſſen Zeichen göttlichen Unwillens über den Götzendienſt fand, und ſich darum für berufen und verpflichtet, ſowie nach altteſtamentlichen Beiſpielen für berechtigt hielt, einzuſchreiten, ſo ſcheint Konſtantin mehr in eigentlichem Unglauben und in der Abneigung des Unglaubens und der Frivolität gegen den Aberglauben, die Bilderfreunde bekämpft zu haben [6]); und weil er gleich zu Anfange ſeiner Regierung durch ſie in Gefahr kam, für immer des Thrones beraubt zu werden, ſich aber mit Gewalt und durch das Heer, bei welchem er beliebt war, hinlänglich wieder feſtſetzte, ſo erhielt dadurch auch ſein Haß gegen politiſche und kirchliche Gegner (die Bilderfreunde waren jetzt beides zugleich) eine viel größere Schärfe, welche ſich denn auch neben noch mehr militairiſcher Entſchloſſenheit zu einer bisweilen ſelbſt ſchadenfrohen Grauſamkeit viel wirkſamer zeigte, als bei ſeinem Vater.

Nämlich ſogleich nach ſeiner Thronbeſteigung brach eine Inſurrection gegen ihn aus, durch welche ſein Schwager Artabasdus, „weil er rechtgläubig war,“ wie Theophanes ſagt, auf den Thron gebracht werden ſollte. So wenig alſo hatte Leo in zwölf Jahren erreicht, daß vielmehr beim Volke der Widerwille gegen einen neuen bilderſtürmenden Kaiſer Grund und Antrieb genug zur Rebellion war. Aber auch das hatte ſich noch nicht geändert, daß die Armee einem kriegeriſchen Kaiſer, welcher die Mönche haßte, deſto lebhafter anhing. Zwar hielt ſich Artabasdus eine Zeit lang; Conſtantin mußte in den Orient fliehen. Beſer wurde von Artabasdus getödtet; die Bilder wurden in Conſtantinopel wieder aufgeſtellt; man fluchte dem Atheiſten Conſtantin, warf ſeine Anhänger ins Gefängniß; Anaſtaſius, der Patriarch Leo's, eilte, wieder die Farbe zu wechſeln: mit dem Holze des heiligen Kreuzes in den Händen ſchwur er vor dem Volke: „So wahr Chriſtus gekreuzigt iſt, der Kaiſer hat mir geſagt: „glaube nicht, daß der, welchen Maria geboren hat, und welchen ſie Chriſtus nennen, Gottes Sohn ſei; halte ihn für einen bloßen Menſchen; Maria hat ihn nicht anders geboren, als mich meine Mutter Maria;“ und das Volk erklärte nun den Kaiſer für abgeſetzt. Aber im dritten Jahre kam Conſtantin verſtärkt aus dem Oriente zurück, ſchlug den Artabasdus zu Lande und zur See, zerſtörte zugleich die Proviantſchiffe und ſchloß nun Conſtantinopel ein, deſſen Eroberung jetzt durch die entſtandene Hungersnoth leicht wurde; Artabasdus und ſeine Söhne wurden geblendet, viele hingerichtet, und ſeinen Soldaten erlaubte der Kaiſer, ſeine Hauptſtadt, nachdem er ſie wieder eingenommen, zu plündern. Und Anaſtaſius, der Patriarch, wurde zwar auch geblendet oder ausgepeitſcht, und dann verkehrt auf einen Eſel geſetzt, in der Rennbahn umhergeführt. („Du kommſt noch früh genug auf den Kampfplatz,“ hatte Germanus geſagt, das ſchien jetzt Weiſſagung.) Aber das war erſt die bitterſte Verhöhnung nicht blos des Anaſtaſius, ſondern der Patriarchenwürde überhaupt, und das zeigte am Beſten, worauf es dem Kaiſer vorzüglich ankam, daß er ihn nach dieſen Mishandlungen nun dennoch wieder in die Patriarchenwürde einſetzen ließ. Auch kommt in den nächſten Jahren nicht viel vor von Unruhen wegen der Bilder. Die Edicte Leo's wurden ohne Zweifel ſtillſchweigend wieder

5) Gegen die Zweifler an ihrer Echtheit, welche er aufzählt, Walch, Ketzerhiſtorie. 11. Th. S. 277 fg. Auszüge bei Neander 3. Th. S. 289—293. 6) Man weiß zwar (Walch 10. Th. S. 361), daß er 13 kleine geiſtliche Reden ohne Anrufung der Heiligen zum öffentlichen Vorleſen ausgearbeitet hatte, aber für einen theologiſchen und gelehrten Kaiſer darf man ihn darum nicht halten; man weiß auch, daß König Friedrich Wilhelm I. malte, aber war er darum ein Maler? Theophanes, deſſen Nachrichten immer die ſicherſten ſind, verſichert in ſtarken Ausdrücken, wie ſein Leben in Pferdeſtällen hingegangen und roh geworden ſei (p. 346. ed. Paris.: Καβαλλίνως τε κόπροις καὶ ἀύραις ἀπατώμενος).

anerkannt und in verſchiedener Ausdehnung, und jetzt noch ohne beſondere Strenge wieder angewandt. Der neue Papſt Zacharias hatte eine begrüßende Geſandtſchaft an den Kaiſer geſchickt, und Gegengeſchenke erhalten, der Bilder erwähnte man nicht; dann war der Kaiſer in den Jahren 746 und 752 durch ſeine glücklichen Feldzüge in Syrien und Armenien abgezogen, und die Peſt, welche Conſtantinopel und Thrazien verwüſtete, und dem Kaiſer Gelegenheit gab, ſeine Feldzüge zur Wiederbevölkerung der verödeten Gegenden zu benutzen, ließ für den Augenblick vor wirklichem und unvermeidlichem Elend das ſelbſtgewählte der Parteienwuth zurücktreten. Nach dem zweiten Feldzuge aber wollte der Kaiſer die ſo lange ſchon unentſchiedene Frage wieder aufnehmen und zur endlichen Entſcheidung bringen. Zu feſt begründet war noch das Anſehen der Hierarchie, wie ſehr er ſie auch in ihren hochgeſtellten Gliedern verhöhnte, als daß er für ſeine kirchliche Neuerung Beſtand hätte erwarten können, wenn er nicht ihre Zuſtimmung in alter Feierlichkeit, d. h. durch eine allgemeine Synode, dafür erhielt. Schon ſein Vater hatte daran gedacht; Conſtantin ließ darüber von Neuem in mehren Silentien Berathungen anſtellen, auf den Patriarchen konnte man rechnen, und ſo wurde auf das J. 754 die Synode angeordnet. Kurz ehe ſie zuſammentrat, ſtarb Anaſtaſius, und man zögerte, ihm einen Nachfolger zu geben; vielleicht hoffte der Kaiſer in der Verſammlung ſelbſt erſt einen dazu geeigneten kennen zu lernen, oder auch viele durch ihre Hoffnungen während der Zögerung zu deſto größerer Fügſamkeit zu leiten. Auch der römiſche Biſchof, und ebenſo, ſchon auf arabiſchem Gebiet, die Patriarchen von Antiochien, Alexandrien und Jeruſalem fehlten, ſpäter ein Grund gegen die Autorität der kopfloſen Synode. Deſto mehr Biſchöfe waren verſammelt, man zählte 338, eine Verſammlung, anſehnlich genug für eine ökumeniſche, wenn man ſie mit den frühern verglich, wie ſie denn auch ausdrücklich als die ſiebente ökumeniſche Synode angeſehen ſein wollte [7]); Vorſitzer war ein entſchiedener Ikonoklaſt, der Biſchof Theodoſius von Epheſus, und Paſtillas. Wol mochte nun hier unter den Augen des kriegeriſchen Kaiſers, deſſen Wille ebenſo bekannt war, als ſeine Empfindlichkeit gegen Widerſtand, die Berathung nicht ganz frei ſein; auch die guten Gründe, welche auf der Synode gegen die Bilderverehrung vorgebracht wurden, hätte ſie wol ſonſt nicht ſo einſtimmig für genügend angenommen. Die Synode ſtellt in ihrem Schluſſe den Grundſatz der Gottesverehrung im Geiſt und in der Wahrheit als der eigenthümlich chriſtlichen beinahe als Princip an die Spitze; dieſe habe Chriſtus gelehrt, von der Lehre der Dämonen aber und von der Verehrung der Götzen uns befreit. Aber auch in die Kirche habe der Böſe immer wieder Irrthum, und in chriſtlicher Geſtalt auch den Götzendienſt und die Anbetung des Geſchöpfes wieder eingeführt (eine Anſicht, welche noch mehr Wahres enthielt und eine ausgedehntere Anwendung foderte, als die Synode ſelbſt hätte zugeben mögen). So zeige ſichs jetzt in der Bilderverehrung, gegen welche ſie verſammelt ſei. Sie ſchließe ſich den Lehrſätzen der ſechs erſten ökumeniſchen Synoden an, und verdamme die dort verworfenen Ketzer. Aber grade hiernach erkenne ſie das Ketzeriſche der heidniſchen Kunſt, der Malerei in dieſer Anwendung; die menſchliche Natur werde allein dargeſtellt, alſo losgeriſſen, das ſei Neſtorianismus; oder man nenne ſolche Darſtellung blos der menſchlichen Natur auch ſchon Chriſtus, behaupte alſo, daß in der menſchlichen Natur auch die göttliche liege, das ſei Eutychianismus; die rechte Lehre von der Naturenvereinigung, unbegreiflich, wie ſie ſei, und nur für den Glauben des Herzens gegeben, werde verunſtaltet durch die thörichte Darſtellung des gewinnſüchtigen Malers. Und in dieſelben Irrlehren würden durch ihn dann auch alle die hineingezogen, welche ſein Werk anbeteten. Vielmehr habe uns Chriſtus ſelbſt das einzige würdige Bild angewieſen, in welchem er dargeſtellt und verehrt ſein wolle, das Abendmahl. In dieſem Bilde werde auch ſeine geiſtige Natur erkennbar und fühlbar gemacht, und durch die Conſecration werden die Zeichen des Sacraments zu dieſer Wirkung befähigt und aus ihrem niedern Stande emporgehoben, was bei den fälſchlich ſogenannten Bildern Chriſti beides fehle. Doch auch Bilder der Maria und der Heiligen dürfe man deshalb nicht beibehalten wollen, weil man für ſie ein ſolches höheres nicht habe; auch gegen ſie ſprechen die Verbote gegen alles Götzenmachen, auch gegen ſie, daß die ganze Kunſt der Malerei heidniſch und Erfindung dämoniſcher Menſchen ſei, den Dämonen aber hat Chriſtus geboten zu ſchweigen, auch gegen ſie, daß ſie immer tief unter ihren hohen Gegenſtänden bleiben, alſo ihn immer unwürdig darſtellen werden. Das alles wird dann durch Stellen, wie Joh. 1, 18. 4, 24. 5, 37. 20, 29. Röm. 1, 17. 26. 2 Cor. 4, 7. 5, 16, ſowie durch Ausſprüche der Kirchenväter noch weiter erläutert. Hiernach beſchließt die Synode denn, daß Heiligenbilder jeder Art aus den Kirchen, wie aus den Häuſern entfernt, und daß aus keinerlei Stoff neue gemacht werden ſollen, bei Strafe der Abſetzung für die Kleriker und des Bannes für Mönche und Laien. Indeſſen ſollen doch heilige Gefäße nicht, weil Bilder darauf angebracht ſind, profanirt oder ohne beſondere Erlaubniß verändert werden. Anathematiſirt werden in allgemeinen Antitheſen alle, welche die Synode und die von ihr angenommenen ältern und neuern Sätze nicht anerkennen, zugleich aber auch ſolche, welche die Fürbitte der Maria und der Heiligen entbehrlich finden, oder ein Leben der Vergeltung leugnen, insbeſondere aber noch die drei, Germanus, Georg von Cypern und Johannes Damaſcenus, vielleicht [8]) die einzigen, welche bis dahin für die Bilder geſchrieben hatten. Auch war noch vor dem Schluſſe der Synode ein neuer

7) Ihre Acten nur fragmentariſch bei den Acten der Synode, welche ſpäter den Namen der ſiebenten ökumeniſchen behauptete, der Synode zu Nicäa vom J. 787, bei Manſi XIII, 203—364.

8) Walch 10. Th. S. 399. Er vermuthet zugleich, daß die Synode wol noch nichts von den Erklärungen der römiſchen Synoden Gregor's III. für die Bilder und von den Anathematismen gegen ihre Gegner gewußt habe, ſonſt werde es an Erwiederungen

Digitized by Google

Patriarch vom Kaiſer ernannt, der Biſchof Conſtantin von Syläum, ein Gegner der Bilder.

Nun konnte der Kaiſer hoffen, den langen Streit in den alten Rechtsformen zu einer geſetzlichen Entſcheidung gebracht zu haben; die Misbilligung der Bilderverehrung erſchien nicht mehr blos als kaiſerliche Willkür; die ganze Kirche, ſo ſchien es, hatte geſprochen, und jener Verwerfung einmüthig beigeſtimmt. Auch blieb es in den nächſten zehn bis zwölf Jahren ruhig. Freilich hatte ſchon die Execution der Beſchlüſſe manches Gehäſſige; Gemälde in den Kirchen wurden überſtrichen oder wieder mit weltlichen Gegenſtänden, Bäumen oder Thierſtücken, übermalt; auch aus den Häuſern ſollten alle Bilder ausgeliefert werden, und daher wurden auch koſtbare Bücher, wenn Gemälde darin waren, zu Hunderten verbrannt. Die Biſchöfe fügten ſich wol, und unterſchrieben, aber die Mönche wichen aus, ſo viel ſie konnten; viele zogen ſich aus Conſtantinopel zurück, und im Innern der Klöſter erhielt ſich insgeheim die Bilderverehrung und zugleich die Aufregung gegen den Kaiſer. Sind es doch in allen dieſen Jahrhunderten, durch welche dies knechtiſche byzantiniſche Leben ſich fortſchleppt, faſt immer nur Mönche, welche durch Bedürfnißloſigkeit Unabhängigkeit und Kraft genug haben, in prophetiſch-freimüthigem Auftreten gegen beſtehenden Unfug ihr Leben zu wagen! Darum verwandelte ſich jetzt allmälig Conſtantin's Widerwille gegen die Bilder, welcher auch ſchon mit dem Verlangen nach Emancipation ſeiner fürſtlichen Macht von jeder hierarchiſchen Beſchränkung zuſammenhing, in einen zügelloſen Haß gegen die Mönche, und zugleich gegen die ſtrenge Sitte, welche allerdings die Quelle ihres Muthes und ihrer Unfügſamkeit, wie ihres Anſehens beim Volke war; und zugleich ſteigerte ſich ſein Unglaube oder die offene Äußerung deſſelben, und führte ihn weit über das hinaus, was ſeine Synode in ihren Anathematismen noch als Rechtgläubigkeit anerkannt hatte. Im J. 762 ließ der Kaiſer den Mönch Andreas den Kalybiten auf der Rennbahn zu Tode geißeln, weil er ihn einen zweiten Julian und Valens genannt hatte. Im J. 764 kam es außerhalb des Reiches zu einer neuen Anregung des Streites; die drei Patriarchen zu Antiochien, Jeruſalem und Alexandrien excommunicirten mit ihren Biſchöfen einen Biſchof Kosmas zu Epiphania in Syrien, welcher, wie Theophanes ſagt, „vom rechten Glauben abgefallen und der Ketzerei des Conſtantin von den heiligen Bildern beigetreten war." Vielleicht brachte dies auch die Mönche des Reiches in neue Bewegung, und dieſe den Kaiſer zu Verfolgungen und Grauſamkeiten, wie niemals vorher. Von Neuem wurde von allen Unterthanen, auch in den Provinzen, ein Eid gefodert, daß ſie keine Bilder verehren wollten, der Patriarch Conſtantin mußte ihn als der erſte ſelbſt öffentlich ablegen. Die Mönche weigerten ſich, wehrten ſich zugleich durch Aufwiegelung gegen den Kaiſer; es wurde bekannt, er habe den Patriarchen gefragt, ob man nicht die Maria *χριστοτόκος* nennen könne, dazu noch frivolere Äußerungen über die Maria: was ſein Geldbeutel werth ſei, hatte er gefragt, nachdem er ihn ausgeleert; Maria ſei auch nicht mehr als andere, nachdem ſie Chriſtus geboren. Man glaubt ſich bei den Beſchreibungen in die Zeiten der erſten Chriſtenverfolgungen verſetzt, nur waren die heidniſchen Kaiſer gewöhnlich weniger grauſam. Vor allem wurde verſucht, die Mönche zum Abfall vom Mönchsleben, und am liebſten auch zugleich zum Heirathen zu bewegen, und dieſer Abfall, nach der ganzen kirchlichen Denkart ein fluchwürdiger Meineid, ſollte nun für einen Übergang von der Kopfhängerei zur Aufklärung gelten, und war obenein der Weg zu kaiſerlichen Gunſtbezeigungen: *σήμερον τὸ φῶς ἐνδύομαι*, ſagte ein ſolcher dem Kaiſer, als er austrat, und dafür eine Anſtellung erhielt; *σκοτενδύτους, σκοτίας ἐνδύματα* nannte der Kaiſer die Mönche. Wer aber unter den Finſterlingen bleiben und nicht zu den Lichtfreunden übergehen wollte, mußte nun die Duldſamkeit dieſer erfahren. Mönche mit Weibern zuſammengekuppelt wurden in der Rennbahn umhergeführt, und der Pöbel durfte oder mußte ſie anſpeien; in einem Gefängniſſe fanden ſich 342, geblendet und geſchoren, mit abgeſengtem Barte, oder ohne Hände, Ohren oder Naſen. Auf Tellern ließ ſich der Kaiſer nach einer Nachricht des Nicephorus die abgeſchnittenen Naſen bringen; mehre wurden hingerichtet; der Patriarch Conſtantin, ſelbſt ein Mönch, bekränzte ſich, aß Fleiſch, hörte die kaiſerlichen Tafelmuſiken, vergebens, er wurde auch enthauptet, nachdem der Kaiſer einen Verdacht auf ihn geworfen hatte; bald ging Conſtantin auch in ſeinen Religionsedicten weiter. Auch die Reliquien ſollten nicht mehr verehrt werden, und man fing an, ſie aufſuchen und zerſtören zu laſſen; Maria und die Heiligen ſollten nicht mehr angerufen werden; wem auch noch ſo unwillkürlich der gewöhnliche Ausruf: „*Θεοτόκε, βοήθει!*" entfiel, oder häufig in die Kirchen ging, wurde ſogleich als Feind des Kaiſers peinlich verhört; die verödeten Klöſter wurden zu Caſernen eingerichtet. Durch dieſe Vorgänge wurde auch die Annäherung an den Papſt wieder geſtört; Stephan III. hielt 769 eine Lateranſynode, welche ſich für die Bilderverehrung erklärte, und die Synode, welche neulich in Griechenland gegen die Heiligenbilder gehalten ſei (näher wurde ſie nicht bezeichnet, auch ſonſt Niemand genannt), verfluchte. Dies änderte aber in Griechenland nichts. Vielmehr, wie bei den Chriſtenverfolgungen, je nachdem die Beamten in den Provinzen ſich gefällig bezeigen wollten, wurde auch von ihnen die Strenge des Kaiſers mehr und weniger nachgeahmt; in Thrazien ließ ein Anführer Michael die ſämmtlichen Klöſter mit allen beweglichen Gütern verkaufen, und ſchickte die Summen an den Kaiſer, die Bibliotheken wurden verbrannt; bei wem ſich Reliquien fanden, der wurde als Rebell torquirt, die meiſten Mönche geblendet, zu Tode gepeitſcht oder enthauptet, bis in ſeinem ganzen Thema kein Mönch mehr zu finden war, und er wurde dafür in einem kaiſerlichen Schreiben belobt. So wäre es wol allmälig

der letztern nicht fehlen. Allein der Kaiſer wollte wol die unter Zacharias hergeſtellte Freundſchaft mit dem römiſchen Stuhle wo möglich auch jetzt unter deſſen Nachfolger Stephan II. nicht wieder geſtört ſehen.

noch zu einer allgemeinen Inſurrection gekommen, wenn nicht Kopronymus im J. 775 geſtorben wäre.

Etwas milder als Conſtantin regierte ſein Sohn Leo IV. Er verwandte die von ſeinem Vater vererbten Schätze, die Liebe des Volks wieder zu gewinnen; die Mönche durften wieder hervorkommen, es wurden ſelbſt wieder Biſchofsſtellen mit Mönchen beſetzt, der Kaiſer galt „für einen Freund der Gottesgebärerin und der Mönche,“ wenigſtens zu der Zeit (und dies, wenn es nicht blos Pragmatismus des Theophanes iſt, zeigt die Stimmung des Volkes trotz der Verbote ſeit einem halben Jahrhunderte), wo er ſich vom Volke um die Ernennung ſeines Sohnes zum Mitregenten bitten laſſen wollte. Später aber ſchien es doch beim Alten bleiben zu ſollen: im J. 779 wurden wieder mehre vornehme Beamte wegen Bilderverehrung gegeißelt, geſchoren, umhergeführt und ins Gefängniß geworfen; nach Cedrenus kam auch ſchon die Kaiſerin in Unterſuchung. Vielleicht aber auch deshalb dauerte das Leben des Kaiſers nicht lange; er ſtarb nach fünf Regierungsjahren 780.

Und nun folgte Irene, ſeine Witwe, zuerſt als Vormünderin ihres Sohnes Conſtantin VI., dann mit ihm, zuletzt wieder nach kurzer Unterbrechung ohne ihn, bis 802. Irene aber, die Athenienſerin, die Verehrerin der Mönche, mag nun die Erzählung des Cedrenus wahr ſein oder nicht, war gewiß ſchon, ehe ſie zur Herrſchaft gelangte, aus innerſter Neigung entſchloſſen, die Bilderverehrung herzuſtellen, und ſchon, weil ſie auch herrſchen wollte, aber auf die Neigung der Armee nicht rechnen konnte, welcher, wie früher, die Mönchs- und Weiberherrſchaft verhaßt war, mußte ſie den Theil des Volks begünſtigen und gewinnen, welcher unter der Leitung der Mönche die entriſſenen Heiligthümer ſchmerzlich beklagte, und in dieſem Schmerze auch eine Quelle von Kraft und von Anhänglichkeit gegen ein anderes Regiment hatte. Es bedurfte aber um ſo größerer Vorſicht, weil die Gegenpartei mächtig und kriegeriſch war, weil ſie durch die in den letzten 50 Jahren ohne Bilder aufgewachſene Generation verſtärkt war, und weil ſie nach ſo langer Zeit ſchon die beſtehende Ordnung und überdies die Sanction der letzten ökumeniſchen Synode, die Eidſchwüre aller derer, welche auf ihre Beſchlüſſe verpflichtet waren, für ſich hatte. Anfangs ſcheint ſie nur mehr noch, als in den erſten Jahren Leo's V. geſchehen war, die Mönche geduldet und begünſtigt zu haben; dadurch war dann von ſelbſt geſorgt, daß von vielen Seiten her das Verlangen nach den Bildern laut wurde, und wenn nur erſt wieder zwei mit geiſtigen Waffen gegen einander ſtreitende Parteien ſo offen exiſtirten, daß ſie nicht mehr ignorirt werden konnten, ſo war ſchon das ein Zuſtand des Schisma's, welcher um der Einigkeit willen zu einem Heilungsverſuche, alſo zu neuen Verhandlungen über das freilich in aller Form Entſchiedene auffoderte. Im J. 784 erklärte der Patriarch Paul, welcher erſt ein Jahr vor Leo's V. Tode auf Nicetas gefolgt war, in einer Krankheit der Kaiſerin, als dieſe ihn beſuchte, er müſſe ſein Amt niederlegen, er wünſche, er möge es niemals angenommen haben, da die Kirche Gewalt leide und deswegen von den andern Kirchen getrennt und gebannt ſei. Irene ſchickte Patricier und Senatoren zu ihm, damit ſie es ſelbſt hörten. „Wenn nicht wieder eine allgemeine Synode gehalten wird,“ ſagte er dieſen, „und den Fehler, der euch anklebt, verbeſſert, ſo iſt kein Heil für euch,“ und als ſie ihn an ſeine Unterſchrift erinnerten: „die Reue darüber ſei grade der Grund ſeiner Thränen;“ er ſtarb bald darauf. War auch hierin noch keine Veranſtaltung der Kaiſerin, ſo galt es doch nun, den Todesfall zu benutzen. Zur Wahl eines neuen Patriarchen, ſo beſchreibt es Theophanes, wurde in einem kaiſerlichen Palaſte eine Art von Volksverſammlung gehalten, welche auf die Frage der Kaiſerin einſtimmig acclamiren mußte, zur Patriarchenwürde eigne ſich Niemand ſo gut, als ein Laie, Taraſius, der Geheimſchreiber (ἀσηκρῆτις) der Kaiſerin. Irene ſagte hierauf, das ſei auch ihre Meinung geweſen, er aber weigere ſich, ſie möchten ſelbſt hören, weshalb. Taraſius, welcher ſchon dort war, führte nun nicht nur in den üblichen Wendungen aus, wie er ſich zu ſchwach und zu unwürdig fühle für ein ſolches Amt, ſondern er erklärte auch, er müſſe beſonders wegen der beklagenswerthen Kirchentrennung und wegen des Bannes der andern Kirchen gegen die griechiſche Bedenken tragen; ſolle hier etwas zur Abhilfe geſchehen, namentlich eine allgemeine Synode gehalten werden, ſo ſei er bereit, ſonſt aber nicht. Die Verſammlung rief nun, die Synode müſſe gehalten werden, und Taraſius wurde nun gewählt, nachdem er noch hinzugeſetzt hatte, Leo habe die Bilder entfernt, und das letzte Concil habe ſie daher ſchon nicht mehr vorgefunden, weil ſie aber blos durch kaiſerliche Autorität entfernt ſeien, ſo werde die Hauptfrage ſein, ob dies rechtmäßig mit einer alten Überlieferung der Kirche ſo willkürlich habe geſchehen dürfen, „die Wahrheit Gottes laſſe ſich nicht binden“ (2 Tim. 2, 9). Taraſius begrüßte nun ſogleich die auswärtigen Patriarchen in einer Synodika, welche ſeine Wahl entſchuldigen und ſeine Geſinnung über die Bilder ausſprechen ſollte, und zugleich wurden ſie von der Kaiſerin zu der zu haltenden ökumeniſchen Synode eingeladen. Aber ſo vorſichtig bis hierher dieſer ganze Plan angelegt und ausgeführt war, ſo war doch der entſcheidende Schlag noch nicht vorbereitet genug. Schon kamen Biſchöfe zur Synode nach Conſtantinopel. Auch Hadrian I. antwortete der Kaiſerin und dem Taraſius beifällig, beſtärkte ſie wenigſtens in ihrem Vorſatze wegen der Bilder, fand freilich des Taraſius Wahl bedenklich und den auch von ihm angenommenen Titel eines ökumeniſchen Biſchofs anſtößig, „wenn er nicht das Verdienſt habe, daß er die Herſtellung der Bilder befördern wolle, ſo würde er ihn nicht anerkennen können,“ aber er ſchickte doch Geſandte zur Synode, und rieth nur, wenn es dazu nicht komme, die frühere in Gegenwart ſeiner Geſandten für aufgehoben zu erklären. Auch hatte man für Repräſentanten der orientaliſchen Patriarchen geſorgt; zwei Mönche, Johann und Thomas, wenn nicht von jenen, doch von orientaliſchen Mönchen abgeſandt, vertraten ihre Stelle[9]); ver-

9) Walch 10. Th. S. 551 fg. Neander 3. Th. S. 319.

Digitized by Google

gebens baten die andersdenkenden Biſchöfe um Aufſchub, man litt nicht einmal, daß ſie in Privatzuſammenkünften ſich beſprachen, doch konnten dieſe nicht ganz verhindert werden; am 17. Aug. 786 ſollte in der Apoſtelkirche zu Conſtantinopel die erſte Sitzung gehalten werden. Schon war der prachtvolle Einzug gehalten, ſchon ſaßen Biſchöfe und Abgeordnete zuſammen, die Kaiſerin mit ihrem Sohne auf den Plätzen der Katechumenen, ſchon redete der Abt Plato für die Bilder, als der Tumult draußen immer heftiger wurde, die alten Soldaten Conſtantin's V. waren in Aufſtand für die beſtehende Religionsverfaſſung, ſie drangen endlich in die Kirche ein, und die Verſammlung löſte ſich auf; „wir haben geſiegt," riefen die Gegner der Bilder, die ganze Synode war zu Ende, die Fremden reiſten wieder ab. Was ſollte nun geſchehen? Soldatenherrſchaft in der Kirche war freilich unerträglich, aber die beſten Truppen konnte man auch jetzt nicht entbehren gegen Sarazenen und Bulgaren. Irene hatte einige Jahre vorher ſchon dem Harun al Raſchid Tribut verſprechen müſſen; dennoch aber wollte ſie lieber die Armee verderben, als die Bilder aufgeben. Unter dem Vorwande eines Feldzuges ließ ſie die in Conſtantinopel gegenwärtigen Heeresabtheilungen ausrücken; dann wurden andere unter Anführern, deren man ſich verſichert hatte, in die Stadt gezogen, und endlich dann in den Provinzen hier und da die alten Regimenter zertheilt und aufgelöſt. So konnte nun im folgenden Jahre (787) ein neuer Verſuch gemacht werden, und dieſer gelang beſſer. Nicht wieder in Conſtantinopel, ſondern zu Nicäa in der Sophienkirche verſammelten ſich 330—350 Biſchöfe, mit den wirklichen und ſubſtituirten Abgeordneten der Patriarchen und mit zahlreichen Mönchen, und in ſieben kurz nach einander gehaltenen [10]) Sitzungen wurde hier Alles entſchieden. Vertheidigung der Bilderfeinde wurde gar nicht gehört; einige Biſchöfe, welche früher und noch im Jahre vorher zu Conſtantinopel gegen die Bilder geweſen waren, legten reuige Glaubensbekenntniſſe ab, mit andern wurde länger unterhandelt. Auch war das ein wirklicher Gewinn, daß die Kirchentrennung gehoben wurde; ſchon aus den Briefen der andern Patriarchen ging ihre Billigung der Bilderverehrung hervor. Sonſt beſchäftigte man ſich beſonders, durch vorgeleſene Stellen älterer Kirchenſchriftſteller den Beweis zu führen, auf welchen ſchon Taraſius bei ſeiner Wahl hingewieſen hatte, und welcher der Hauptgrund für die Bilder ſein ſollte, daß nämlich die kirchliche Überlieferung von Alters her dafür ſei. So beſchloß nun die Synode, nach erneuerter Anſchließung an die Decrete der ältern ökumeniſchen Synoden, daß ſie, wie alle übrigen ſchriftlichen oder durch bloßes Herkommen vorgeſchriebenen kirchlichen Ordnungen, ſo auch die Heiligenbilder beibehalten wolle in Kirchen und Privathäuſern, aus jedem Stoffe, auf Gefäßen, Wänden, Kleidern, wie an den Straßen, und zwar ſowol die in Geſtalt des heil. Kreuzes, als auch die Bilder Chriſti, der Maria, der Engel und aller Heiligen überhaupt. Und wenn auch nicht eigentliche Anbetung (λατρεία), ſo ſei man doch auch den Bildern Verehrung (τιμητικὴ προςκύνησις, salutatio et honoraria adoratio) ſchuldig, wie man ja auch nach frommer Sitte der Alten dem Bilde des Kreuzes, den Reliquien und den Evangelien mit Rauchwerk und angezündeten Lichtern ſich nahe, denn die dem Bilde erzeigte Ehre falle auf ſeinen Gegenſtand zurück. Anathematiſirt werden daher alle, welche anders denken und lehren, vornehmlich alle Neuerer, welche ſolche heilige Gegenſtände entfernen, entweihen oder zerſtören; die Kleriker, wenn ſie nicht folgen, ſollen abgeſetzt, Mönche und Laien excommunicirt ſein; insbeſondere werden noch zwar nicht die Kaiſer (ſie werden nicht genannt), aber doch Conſtantin von Nakolien, Theodoſius von Epheſus und Paſtillas, die beiden Vorſitzer auf der letzten Synode, ferner die Patriarchen Anaſtaſius, Conſtantin und Nicetas und einige andere verflucht, dagegen das Andenken des Germanus, des Johannes Damaſcenus und des Georg von Cypern für ewig erklärt. Auf einer achten Zuſammenkunſt in Conſtantinopel ſelbſt, in Gegenwart der Kaiſerin und des jungen Kaiſers wurden dieſe Beſchlüſſe beſtätigt und von Beiden ſelbſt mit unterſchrieben, und dann die Biſchöfe mit Geſchenken entlaſſen.

Damit war eigentlich der Streit über die Bilder entſchieden, denn dieſe Beſchlüſſe hatten Beſtand. Darum dürfen wir das Folgende kürzer zuſammenfaſſen. Irene ging ſehr ſchonend zu Werke in der Execution der Synodalbeſchlüſſe, man hört nichts von Verfolgungen der Bilderfeinde; es war genug, daß die Bilder wieder öffentlich aufgeſtellt und verehrt werden durften, es ließ ſich darauf rechnen, daß ſie bei der Menge immer mehr Beifall finden würden; die Bilderverehrer waren die eifrige, die Bilderſtürmer im Ganzen die gleichgültigere und mehr von äußeren Nebenrückſichten geleitete Partei. Und vollends ſetzte ſich Irene feſt, nachdem ſie ſich ihres Sohnes entledigt hatte. Wäre es dieſem gelungen, ſich zu emancipiren, Verſuche, bei welchen das Heer ihm, immer ungeduldig über die Weiberherrſchaft, beiſtand, ſo wäre es vielleicht zu Auftritten, wie die frühern, gekommen, aber nach mancherlei Wechſel von Spannung und Verſöhnung zwiſchen Mutter und Sohn war das Ende, daß ſie ihn im J. 797 im Gebet ergreifen, und in dem Purpurzimmer, wo ſie ihn geboren hatte, blenden, und dann für immer entfernen ließ [11]). Nur hielt auch ſie ſich nicht mehr lange. Machtlos und unglücklich in der letzten Zeit durch die Streitigkeiten ihrer Günſtlinge unter einander, mußte ſie zuletzt einem derſelben weichen, dem Nicephorus, welcher ſich 802 zum Kaiſer ausrufen ließ, auch ſogleich von Taraſius, dem Schützlinge der Irene, gekrönt wurde. Nicephorus, den ſie emporgezogen hatte, ſchwur ihr, er wolle ihr ihren Palaſt laſſen, er ließ ſie aber bald darauf auf die Inſel Principus, dann in rau-

10) Walch 10. Th. S. 560.

11) Die Ausdrücke des Theophanes (πρὸς τὸ ἀποθανεῖν p. 398 Paris.) laſſen es zweifelhaft, ob er zugleich auch getödtet ſei, wie man gewöhnlich angenommen hat. Gibbon (Chap. 48. T. 8. p. 342) und Schloſſer (S. 327 fg.) vertheidigen die Meinung, daß er noch längere Zeit fortgelebt habe.

her Jahreszeit nach Lesbos ſchleppen, wo ſie bald nachher in Noth ſtarb. Sonſt war Nicephorus kein Gegner der Bilderverehrer; als Taraſius 806 ſtarb, gab er ihm wieder einen bisherigen weltlichen Hofbeamten, aber einen eifrigen Bilderverehrer, den Hiſtoriker Nicephorus, zum Nachfolger; aber er war auch nicht unduldſam gegen die Bilderfeinde beim Heere, und ſeine Synodika, worin er ſeinen Beitritt zur ſiebenten Synode und ſeine Verfluchung der Bilderfeinde ausſpricht, durfte der neue Patriarch namentlich nach Rom erſt nach dem Tode des Kaiſers abſchicken. Noch nachſichtiger verfuhr während ſeiner kurzen Regierung der Kaiſer Michael I. (811—813), welchen der Patriarch Nicephorus bei ſeiner Thronbeſteigung in einem eigenen Revers die Erhaltung der beſtehenden Religionsverfaſſung verſprechen ließ. Die Bilderverehrung blühte; aber am Grabe Conſtantin's V. tumultuirten die Truppen, „ſteh auf, hilf dem untergehenden Staate,“ rief man hinein, es war erbrochen, durch ein Wunder, ſagte man, und zu Pferde ſei der Kaiſer daraus hervorgegangen, um die Bulgaren zu ſchlagen. Endlich entſetzte das Heer den ſanften und unkriegeriſchen Kaiſer, welcher willig Mönch wurde, und ſeinen Fall noch mehr als 30 Jahre überlebte, und die drei kriegeriſchen Kaiſer, welche nun durch das Heer auf den Thron kamen, waren, wie es zu erwarten war, wieder Gegner der von den Mönchen geleiteten Volkspartei. Leo V., der Armenier (813—820), verweigerte ſogleich bei ſeiner Krönung den Religionsrevers, welchen Nicephorus auch ihm abfoderte; er ließ dann durch Gelehrte, beſonders den nachherigen Patriarchen Johann den Grammatiker und einen Biſchof, Anton von Syläum, auf allen größern Bibliotheken Ausſprüche der Väter gegen die Bilder zuſammenſuchen. Der Patriarch erfuhr es; nun neue Parteienwuth; geheime Zuſammenkünfte und Verbindungen der Bilderfreunde; andererſeit Inſultirung der Bilder durch Soldaten, namentlich des hergeſtellten ehernen Chriſtusbildes über dem Palaſtthore. Leo ließ es lieber wegnehmen; vergebliche Verhandlungen mit dem Patriarchen; endlich ein Edict des Kaiſers gegen die Bilder, Nicephorus' Abſetzung und Verweiſung, als er nicht beitreten will, Ernennung eines neuen Patriarchen, Theodot, und eine Synode unter ihm, welche die zu Nicäa vernichten ſoll [12]); Entfernung der Bilder, Verfolgungen gegen unfügſame Biſchöfe und Mönche. Michael II. der Stammler (820—829), obgleich ebenfalls Feind der Bilder, und mehr noch als Leo roher Krieger, fing doch mit Nachgiebigkeit an, die Gefangenen wurden frei gelaſſen, die Verbannten durften zurückkehren. Schon bat Nicephorus um Herſtellung des Bilderdienſtes, der Kaiſer aber erklärte, er werde alles ſo laſſen, wie er es vorgefunden, machte aber doch den Bilderfeind Anton von Syläum nach Theodot's Tode zum Patriarchen, und nun entſtanden neue Bewegungen durch die zurückgekehrten Eiferer; Befehle zum Stillſchweigen, Beſchränkungen des Jugendunterrichtes, wenn ſie wirklich eintraten, ſtellten die Ruhe nicht her; ebenſo wenig Verhandlungen mit Rom und mit Ludwig dem Frommen, welchen der Kaiſer gegen den durch die Bilderfreunde aufgereizten Papſt anzurufen nöthig fand. Theophil endlich, Michael's Sohn und Nachfolger (829—842), tapfer und kriegeriſch, aber mehr als ein roher Soldat, gebildeter Schüler Johannes des Grammatikers, und durch ihn überzeugt von der Unchriſtlichkeit des neuen Götzendienſtes, von der Unwürdigkeit ſolcher Abhängigkeit des Glaubens von ſinnlicher Erregung, zeigte ſich wieder unduldſamer; 832 machte er nach Anton's Tode ſeinen Lehrer Johann zum Patriarchen; Mönche und Maler, oft beides in einer Perſon, wurden gemishandelt und verbannt; aber in ſeiner eigenen Familie konnte er der Bilderverehrung nicht mehr wehren. Noch ſterbend empfahl er ſeinem Kanzler Theoktiſtus, den Bilderdienſt nicht wieder aufkommen zu laſſen, und Johannes in ſeiner Würde zu ſchützen, aber vergebens. Kaum war er todt (842), ſo vereinigten ſich die übrigen Mitglieder ſeiner Familie zur Herſtellung der Bilder: ſeine Witwe Theodora, jetzt Vormünderin ihres Sohnes Michael III., hatte ſchon bei Lebzeiten Theophil's heimlich Bilder verehrt. Manuel, ihr Oheim, der ſich als Feldherr unter Theophil ausgezeichnet hatte, und als Freund des Kaiſers im höchſten Anſehen am Hofe lebte, jetzt ebenfalls Vormund, ließ ſich in einer Krankheit durch Mönche von Studium zu einem Gelübde bereden, er wolle Vertheidiger der Bilder werden, wenn er wieder geſund würde; auch der Eunuch Theoktiſtus war für die Bilder. So wurden nun die Mönche zurückgerufen, und die Kaiſerin gebeten, den Wünſchen aller Beſſern nachzugeben; Johannes, der Patriarch, wurde aufgefodert, eine neue Unterſuchung anzuordnen, oder die Stadt zu verlaſſen, und als er zögerte, wurde er gewaltſam fortgeſchafft, und ein Mönch, Methodius, an ſeine Stelle geſetzt, ebenſo in andern Ämtern Veränderungen vorgenommen, und nun am erſten Sonntage in der Faſten ein Feſt zur feierlichen Wiederaufnahme der Bilder in den Kirchen gefeiert, welches auch unter dem Namen des Feſtes der Orthodoxie der griechiſchen Kirche, als ein Denkmal des nun nicht wieder ungewiſſen Sieges der Bilderverehrung blieb. Nur insgeheim hielten ſich noch eine Zeit lang kleine Conventikel von Gegnern der Bilder; zu einer größern öffentlichen Bewegung kam es ſeitdem nicht wieder.

Ruhiger war der Gang der Verhandlungen über die Bilder im Abendlande zu Ende des 8. und im 9. Jahrh. Doch zu einem Bilderſturme kam es hier niemals, und inſofern gehört ihre Geſchichte nicht in dieſen Artikel. Wie man durch die tiefe Vorliebe der Griechen für die Bilder an die Einwirkung der Nationalität auf die religiöſe Denkart erinnert wird, ſo auch durch die gemäßigte Anſicht der fränkiſchen, von Alcuin geleiteten Kirche. Und wenn die Bilderſtürmer immer Recht hatten einer Bilderverehrung gegenüber, welche die Bilder ſelbſt zum Zwecke und zum Gegenſtande der Verehrung machte, und immer Unrecht, wenn ſie dieſelbe auch nicht einmal als Mittel und als Vehikel höherer Erregung und lebhafterer Verehrung der dargeſtellten Gegenſtände dulden wollten, ſo fand die ruhige Einſicht der fränkiſchen Kirche vielleicht am glücklichſten die rechte Mitte, indem ſie die Beibehal-

12) Walch 10. Th. S. 687 fg.

tung der Bilder zur Erinnerung und Anregung billigte, ihre Adoration aber verwarf. Wurde aber auch dieſe Anſicht nicht allgemein, und blieb auch die lateiniſche Kirche nicht frei von jener misdeutenden abgöttiſchen Verehrung derſelben, ſo wird man es doch nicht beklagen mögen, daß ſie die Bilder behielt, wenn man ſich der beſſern Zeiten chriſtlicher Kunſt erinnert, und daran, wie dieſe auch immer wieder durch ihre Denkmäler, ſo lange ſie bleiben, dorthin zurückweiſen und zurückführen, und den Geiſt mittheilen kann, woher ſie ſelbſt entſprungen iſt.

(*E. Henke.*)

IKONOLOGIE, IKONOGRAPHIE. Unter dieſen Wörtern begriff man nach deren etymologiſcher Bedeutung in früherer Zeit die Geſchichte und Verzeichnung der alten Bildwerke überhaupt, namentlich der alten Plaſtik. Oft verſtand man auch in einer ſpeciellen Beziehung die allegoriſche Darſtellung allgemeiner Begriffe in anſchaulichen Bildern. In neuerer Zeit ſchränkte man die Bedeutung des Worts darauf ein, daß man εἰκόνας für Portraitbilder nahm, welche in Statuen ausgeführt, eigentlich ἀνδριάντες genannt wurden. So ergab ſich in der Ikonologie die Kenntniß und Geſchichte der aus dem Leben übergetragenen Abbildungen von namhaften Menſchen oder der individuellen Charakterbilder (Portraitbilder).

Neben dem Charakterbilde, welches eine Handlung darſtellt, und dem mit ſymboliſcher Bedeutung verbundenen, nimmt das einfache Portrait eine gültige Stelle in der Reihe der Kunſtgegenſtände ein, indem von einer unmittelbaren Übertragung des Natürlichen das Kunſtreiche und Schöne nicht ausgeſchloſſen wird, mag der individuelle Charakter der Perſon an ſich aufgefaßt, oder einer allgemeinen Idee untergeordnet werden. Dafür ſtellt die Kunſttheorie beſondere Geſetze auf, welche auch ſchon zum Theil das Alterthum gekannt und angewendet hat. Hiſtoriſch auf den erſten Anfang dieſer Kunſt, oder auf den Urſprung des Portraitbildes einzugehen, wie Viele verſucht haben, bleibt eine vergebliche Mühe, weil die Verſuche nach Schattenriſſen zu zeichnen und zu formen bei jedem Volke zu finden waren, aber über die Zeit hiſtoriſcher Beſtimmung hinausliegen; viel weniger kann Plinius (H. N. XXXV, 5, 43) behauptet haben, vor Lyſiſtratus, alſo vor Alexander's Zeit, habe kein Portrait exiſtirt, und jener ſei der Erfinder dieſer Kunſt (welche nie einen einzelnen Erfinder hatte) geweſen. Was derſelbe Plinius dagegen von der Erfindung unter den Griechen wirklich erzählt, iſt ein Mährchen, welches ſich unter jedem Volke wiederholt hat. Bei ſo allgemeinem Antheil kommen jedoch nur diejenigen Völker in geſchichtliche und in artiſtiſche Rückſicht, bei welchen das öffentliche Leben die hierbei erfoderte Kunſt heranbildete und bethätigte, und welche in ihrer Darſtellung bis zur Auffaſſung der charakteriſtiſchen Schönheit gelangt waren. Dies ſind zuerſt die Griechen. Was bei den Hebräern die Bilder der Verſtorbenen, welche im Buche der Weisheit 14, 15 erwähnt werden, geweſen ſind, wiſſen wir nicht. Die Ägypter, in alter Zeit für das Andenken ihrer Könige eifrig bemüht, haben gewiß das Entſprechende der Phyſiognomie nicht unbeachtet gelaſſen. Erwähnt werden von Diodor (I, 47) das Bild des Oſymandyas, von Herodot (II, 110) die Bilder des Seſoſtris und deſſen Familie, (II, 143) die hölzernen Koloſſalbilder der 345 Hohenprieſter. Auch läßt ſich aus der Neigung der Ägypter, die Geſichtszüge der Verſtorbenen durch Masken in Abdrücken zu bewahren, auf einen Betrieb der Portraitbildnerei ſchließen; allein theils müſſen hiervon die koloſſalen Formen der Statuen, welche bei den Ägyptern als normale gelten, ausgenommen werden, theils ſtanden die Ägypter in der lebendigen und ſichern Auffaſſung des Charakteriſtiſchen ſtets zurück, beruhigt in einer nur oberflächlich gehaltenen ſymboliſchen Bedeutſamkeit. So glückte ihnen nicht die Vereinigung der Wahrheit der Natur mit der Schönheit zu — befriedigenden Kunſtwerken dieſer Art. Unter den Griechen dagegen entwickelte das Leben ſelbſt auch hier die kräftigſten Keime ſchöner Geiſtesblüthen. Was von Bildern aus der heroiſchen Zeit, von einer durch Dädalus gefertigten Portraitſtatue des Herkules (*Apollod.* II, 6, 3), von dem Palladium als einem von der Athene ſelbſt geſchaffenen Bilde ihrer Geſpielin Pallas und Anderes dieſer Art erzählt wird, hat in der Dichter Munde keine hiſtoriſche Bedeutung. Mit dem geordneten Staatsleben trat auch die Anerkennung des Verdienſtes hervor, und die Kunſt diente der Ehre. Da wurden die Tempel zur Aufſtellung von Denkmälern und der Statuen berühmter Männer, ausgezeichneter Bürger und überhaupt verehrter Menſchen beſtimmt, und jeder öffentliche vom Volke beſuchte Ort nahm Kunſtwerke dieſer Art auf. Das Verdienſt ſollte auf dieſe Weiſe allgemein anerkannt, der Ausgezeichnete ſeiner Mitwelt zur Bewunderung und Nacheiferung, der Nachwelt zur Erinnerung vor Augen geſtellt werden; der Kunſt aber wurde dabei ein weiter Spielraum für Darſtellung der charakteriſtiſchen Schönheit eröffnet.

Die Formen, in denen portraitartige Geſtaltung kunſtgemäß behandelt wurde, waren a) Statuen, namentlich in Erz, ſeltener aus Marmor, ſei es, daß das Erzbild in der Meinung an ſich einen höhern Werth hatte, oder daß nur der Zeitgeſchmack entſchied, indem erzählt wird, daß zur Zeit des Theodoſius (nach einer Inſchrift bei *Chandler*, Inscr. Ant. T. II. t. 48) Themiſtokles eine dem Theodorus beſtimmte Erzſtatue in eine marmorne umtauſchte, und dagegen den Lucullus nur Marmorbilder darſtellten. b) Die früheſten Bilder, wie die der Athleten, waren von Holz und wahrſcheinlich mit Farben angeſtrichen; eine genauere Angabe mangelt. Hermen, als nicht ausgeführte Statuen, in welchen auch Bilder ausgezeichneter Männer aufgeſtellt wurden. c) Büſten, welche wahrſcheinlich aus der Hermengeſtalt entſtanden, entweder den Kopf mit den Schultern oder mit der ganzen Bruſt und den Oberleib umfaßten. Die Bezeichnung προτομαί fällt erſt in den ſpätern Sprachgebrauch (ſ. Suidas und Heſychius u. d. W.), und Pauſanias gibt in Ermangelung eines techniſchen Ausdrucks, Beſchreibung der Sache (IX, 16. VI, 23). Im Mittelalter nannte man ſie στηθάρια. So können wir auch den allgemeinern Gebrauch der Büſten nicht höher

hinauf, als in Alexander's Zeit, bei den Römern in die Zeit der Kaiſer ſetzen. d) Schilde, auf denen die Portraits in Relief ausgedrückt oder gemalt wurden, imagines clypeatae, oder clypei. Die Maſſe war Thon, Marmor, Metall, wie des Sophokles und des Menander marmorne Bilder (*Ballori* n. 55—64), des Demoſthenes bronzenes Bild (*Fulv. Ursini* Illustr. imag. n. 55). Vgl. *Pausan.* I, 17. VIII, 39. *Sueton.* Calig. X. *Vitell.* II. *Tacit.* Ann. II, 83. Sie wurden als Weihgeſchenke in den Tempeln aufgeſtellt; clypei votivi. Der Gebrauch aber war älter als die Büſten. So wird ein ſolches Bild des Thebaners Timomachus von Ariſtoteles beim Scholion zu Pindar's Iſthm. VII, 21 erwähnt. Unter den Römern ſoll Appius Claudius das erſte Bild dieſer Art aufgehangen haben. *Plin.* H. N. XXXV, 3. Doch hat Plinius hierbei den Conſul Appius Claudius aus dem J. 259 mit den ſpätern gleichen Namens verwechſelt, welcher 457 die Etrusker beſiegte und den Tempel der Bellona weihte. e) Bilder auf geſchnittenen Steinen, namentlich Kameen, wie der unter dem Namen Alexander und Olympia bekannte Kamee, und die Bilder des Ptolemäus und der Arſinoe auf dem Kamee in Petersburg. Doch laſſen ſich die Portraits auf geſchnittenen Steinen ſelten mit Sicherheit nachweiſen, meiſt nur mit Hilfe von Münzen. f) Enkauſtiſche Malereien und Gemälde auf Wänden und Holz, wie das Bild von Maſſiniſſa und von Sophonisbe. g) Münzen, von der Zeit Alexander's an; denn Visconti hat (T. II. p. 79) nachgewieſen, daß die Bilder der macedoniſchen Könige vor Alexander nicht, wofür ſie angenommen wurden, ſondern Heroenköpfe ſind. Seit jener Zeit aber prägte man faſt in allen Königreichen Münzen mit dem Bildniſſe der Herrſcher. Unter den Römern erſcheint Cäſar's Bild zuerſt auf Münzen, namentlich auf Münzen der Provinzen.

Der Ort, wo die Standbilder der Ehre aufgeſtellt wurden, waren Tempel, deren Umgebungen, freie und beſuchte Plätze, Theater, öffentliche Gebäude, bei den Römern auch Wohnhäuſer (*Plin.* H. N. XXXIV, 9), Gärten und Landhäuſer; auch auf den Gräbern errichtete man ſolche Denkmäler, wie dem Tragöden Theodektes und dem Iſokrates (*Plutarch.* Vit. Rhetor. IV.). Visconti will deshalb auch das neuere Wort Büſte von bustum ableiten (Mus. Pio-Clem. Vol. VI. p. 11). Bisweilen wählte man den Ort, wo der Gefeierte ſich ausgezeichnet hatte, wie das Bild des tragiſchen Dichters Aſtydamos im Theater zu Athen ſtand (Suidas unter Σαυτὴν ἐπαινεῖς), das Bild des Plato von Silanion's Hand durch Mithridates in der Akademie (*Diog. Laert.* III, 25). Auf dem Karamikus ſtanden mehre Bilder berühmter Männer und Frauen (*Pausan.* II. 4), auf der Akropolis die Statuen des Konon, Timotheus u. A. Namentlich war Delphi reich an ſolchen Denkmälern, wo auch des Miltiades Bild aus der Kriegsbeute errichtet war. Die Koſten der Errichtung dieſer Kunſtwerke wurden entweder aus der Staatscaſſe beſtritten, was bei der allzugroßen Häufung nach dem peloponneſiſchen Kriege oft ſchwer fiel; daher beſchränkte man ſich auch auf die bloße Erlaubniß der Aufſtellung und überließ Verwandten und Verehrern die Beſtreitung der Koſten. (*Athenaeus* XIII, 67. p. 152.) Zur Errichtung dieſer Bildſäulen traten bisweilen mehre Staaten in Verein, wie für das Standbild des Gorgias zu Delphi. (Cf. *Olear.* ad *Philostrat.* Vit. Soph. IX, 2. p. 493.)

In dem Kreiſe der Familien und in den Privatwohnungen fanden Portraitbilder als Denkmale der Verehrung, als Schmuck der Zimmer und Geräthe, und als Kunſtſammlungen ihre Stellen. Man hat vor Allen die Ahnenbilder der Römer hierher gezogen; allein Visconti hat dargethan, daß unter den imaginibus eine Art Masken aus Wachs zu verſtehen ſind. Hirt dagegen hält an der von Eſchenburg aufgeſtellten Meinung, es ſeien völlige Wachsbüſten geweſen, welche man durch einen Guß in die über das Geſicht gelegte Gypsform genommen habe, und meint, dieſe Kunſt rühre von Lyſiſtratus, dem Bruder des Lyſippus, her, wodurch der Gebrauch unter den Römern zu einem ſpätern wurde. Cf. *Eichstädt* de imaginibus Romanorum Diss. duae (Petrop. 1806.) In Gemmen der Siegelringe trug man Portraits (*Kirchmann* de annulis c. XII.); ſelbſt in die gewebten Zeuche (*Propert.* IV, 5, 24 [VII, 47]), wie in Medaillons nahm man ſie auf. Der Scholiaſt zu Juvenal (XI, 18) ſpricht von Miniaturgemälden auf Gold oder Silber. Zur Zeit des erhöhten Luxus entſtanden Pinakotheken (*Plin.* H. N. XXXV, 11. XL, 43), und in den Bibliotheken ſtellte man Bilder der Philoſophen und berühmter Schriftſteller auf. So zu Pergamum und Alexandrien (*Plin.* H. N. XXXV, 2. 2), zu Rom in der von Auguſtus gegründeten Apollobibliothek, und in der des A. Pollio. Cf. *Sueton.* Tib. LXX. Schmid zu Horat. Epiſteln II, 1, 266. Weber zu Perſius S. 185. Auch bei den Buchhändlern fand man die Bilder der Schriftſteller neben deren Schriften. *Horat.* Sat. I, 4, 22. Um auf die leichteſte Weiſe die Kenntniß berühmter Männer zu gewähren, veranſtaltete Varro eine Sammlung von 700 Portraits in 100 Heften (wie Visconti vermuthet, auf Pergament), mit Beigabe einer hiſtoriſchen Notiz. Sie ſcheint oft copirt worden zu ſein (*Plin.* H. N. XXXV, 2. *Gellius* III, 10 und 11). So ſetzten dann die Abſchreiber der Schriften auch das Bild des Verfaſſers vor, was Pomponius Atticus bei den Römern eingeführt zu haben ſcheint.

In ſpäterer Zeit des 4. und 5. chriſtlichen Jahrh. trug man Bilder auf die ſogenannten nummi contorniati über. Wenn dieſe auch in die Zeit des Verfalls der Kunſt gehören, ſo ſcheinen ſie, wie Visconti zeigt, doch aus alten Originalen übergetragen und mit einer ſolchen Genauigkeit copirt, daß man ſie für ikonographiſche Sammlungen benutzen kann, wie bei dem Portrait des Solon und des Mäcenas. Ebenſo, meint derſelbe Gelehrte, ſeien manche von den Miniaturgemälden, welche vor alten Handſchriften ſich fänden, als Copien alter Gemälde zu betrachten, und man könne leicht bemerken, ob das Bild nur mit Zuſätzen der ſpätern Zeit ausgeſchmückt, oder ob es von dem Abſchreiber erdichtet worden ſei.

Die älteſten unter den Griechen aufgeſtellten Por-

Digitized by Google

traitſtatuen waren die des Hermodius und Ariſtogeiton. So erzählt *Plin.* XXXIV, 4, 9. Von vielen Künſtlern waren dieſe Helden auch ſpäter verherrlicht worden, wie von Antenor (*Pausan.* VIII, 5), von Kritias (*Lucian.* Philopseud. XVIII.), von Praxiteles (*Plin.* XXXIV, 4, 9). Welche Bilder aus dieſer frühern Zeit von den Perſerkriegen erwähnt werden, das Bild des Piſiſtratus in der Geſtalt des Bacchus (*Athenaeus* XII, 8), des Dichters Hipponax (*Plin.* XXXVI, 4), welches Bupalus und Anthermus um der Häßlichkeit willen gefertigt haben ſollen, beruhen auf unſichern Angaben. Seit der 58. Olympiade (*Pausan.* VI, 18, 5) wurden den Wettkämpfern nach einem dreimaligen Siege Statuen errichtet, und zwar in natürlicher Lebensgröße, im Gegenſatze der Helden in coloſſaler Geſtalt. Ob ſie immer Portraitähnlichkeit enthielten, bleibt zweifelhaft, die Meiſten mögen ſich auf die Darſtellung des Kampfes beſchränkt haben. Daher erzählt Plinius a. a. O. ausdrücklich, allen Siegern ſeien Statuen gewidmet worden, denen aber, welche dreimal den Sieg davongetragen hätten, portraitirte Statuen, welche iconicae hießen. Pauſanias erwähnt freilich auch der Statuen der Athleten Eutelidas und Arrhachion aus der 38. und aus der 54. Olympiade (VI, 15 und VIII, 40), allein er hatte zu Olympia auch Statuen älterer Kämpfer, wie die von Oibotas aus der 6. Olympiade geſehen, ſodaß deren Errichtung ohne Zweifel in einer ſpätern Zeit angenommen werden muß. Was man mit dem Namen **ikoniſch** habe bezeichnen wollen, führt Hirt mit Recht auf die Naturgröße der Statuen, nicht die Ähnlichkeit zurück, und vergleicht die Stelle des Lucian (Pro imag. XI.) von der Aufſicht der Hellanodiken. Unter den Künſtlern, welche Portraitſtatuen gefertigt haben, nennt die Kunſtgeſchichte Kteſilaus (Olympiade 87) und Polykletus (Olympiade 92), erſtern für eine Statue des Artemon (*Plin.* XXXIV, 8, 19, 2) und des Perikles. Demetrius von Athen (Olympiade 90) ſoll (*Quintilian.* XII, 10, 9) in ſeinen Bildern ſtreng nach individueller Treue geſtrebt, und dabei auch das Zufällige und Unſchöne um der Ähnlichkeit willen beibehalten haben. Der erſte Künſtler dieſer Art, zu dem man ihn machen wollte, war er wol nicht. Schon Kolotes, der Schüler des Phidias (Olympiade 86), zeichnete ſich in Statuen der Philoſophen aus (*Plin.* XXXIV, 8, 19. 27). Aus Polyklet's Schule hervorgegangen wendeten Euphranor und Lyſippus ſich vorzüglich dem individuellen Ausdruck zu. Athletenbilder beſchäftigten ſie weniger (von Lyſippus werden ſechs erwähnt) als Portraitſtatuen der Fürſten und Großen. In Statuen des Alexander, die Lyſippus oft bildete, waren die fehlerhafte Haltung des Kopfes, und die nicht gefälligen Züge für den charakteriſtiſchen Ausdruck benutzt (*Plutarch.* de Alex. virtut. II, 2. Alex. IV. de Iside XIV.). Lyſippus, Bruder des Lyſiſtratus, ging blos auf Ähnlichkeit aus, und formte Geſichter in Gyps und dann auch in Wachs (*Plin.* XXXV, 12, 44). In unzähliger Menge wurden von jener Zeit an Portraitſtatuen gefertigt und öffentlich oder in Sammlungen aufgeſtellt. Staatsmänner, Redner, Dichter, Philoſophen waren in früherer Zeit in Statuen und Büſten copirt worden, ſpäter, ſeit Alexander's Zeit, wurden Könige und Fürſten nach Visconti's Verzeichnung, in Sicilien, Macedonien, Epirus, Thracien, Illyrien, Pontus, Bithynien, Pergamum, in Kleinaſien, in Kappadocien, Armenien, Syrien, im Orient aus dem Stamme der Seleuciden, Cilicien, Commagene, Judäa, Osroene, in Parthien die Arſaciden, in Perſien die Saſſaniden, in Bactriane, Characene, Babylonien, Ägypten, in Numidien und Mauritanien Gegenſtand der ikoniſchen Kunſt. Köhler gab in ſeiner Abhandlung: Geſchichte der Ehre der Bildſäule bei den Griechen in den Denkſchriften der Akademie zu München (6. Bd. S. 67), eine weniger geordnete als vollſtändige Aufzeichnung der von Schriftſtellern erwähnten und der vorhandenen Kunſtwerke. Auch eine nicht geringe Zahl von berühmten Frauen und Hetären konnten benannt werden. Vgl. S. 103. 108. 164. Unter den Römern beginnen die Reihe ſicherer Portraits die Staatsmänner der frühern Zeit; ob dieſe von den Ahnenbildern in Wachs abgenommen waren, läßt ſich weder bejahen, noch verneinen. Was Plinius von Statuen des Attius Nävius (V, 11), des Horatius Cocles u. A. berichtet, kann nur auf Werke ſpäterer Zeit bezogen werden. Die Büſte des ältern Scipio Africanus ſcheint einen entſchiedenen Portraitcharakter an ſich zu tragen. Die Reihe der Kaiſer vermag die Ikonographie vollſtändig aufzuzählen, ſodaß auch von Domitianus, deſſen Bilder nach Procopius' Angabe zerſtört ſein ſollten, noch mehre vorhanden ſind. Von ausgezeichneten Dichtern, Rednern, Philoſophen fertigte man Büſten in Menge, von denen die des Terentius, des Hortenſius, des Cicero noch vorhanden. Unter den erhaltenen Statuen beſitzen wir ſonder Zweifel eine Menge von Portraits, wie dies die Ausgrabungen zu Herkulanum beſtätigt haben. Von dort ſtammen die zwei weiblichen Statuen in Dresden, die Reiterſtatue des M. Nonius Balbus. Nicht ſelten trat das ſonderbare Verfahren ein, daß man aus Ehrgeiz oder Haß oder bloßer Willkür die Köpfe der Statuen vertauſchte.

Bei der Beurtheilung des Portraitbildes haben wir die charakteriſtiſche Behandlung von der idealiſirenden zu unterſcheiden. Abgeſehen von den älteſten Werken, deren Beſchaffenheit nicht durch bloße Vorausſetzungen ermeſſen werden kann, ergibt ſich aus der Entwickelungsgeſchichte der Kunſt, daß die Künſtler auch in der Behandlung der Portraitſtatue früher mehr auf Darſtellung ſchöner Formen, als auf Ähnlichkeit und charakteriſtiſchen Ausdruck hinarbeiteten (*Plin.* H. N. XXXV, 12, 44). Dies iſt überhaupt der Gang der ſich entwickelnden Kunſt und Hirt erklärt die Angabe des Plinius ſicher nicht richtig von bloßer Verſchönerung neben der Ähnlichkeit. Daß man Athleten in ihren Stellungen bildete und Chabrias nach Cornelius Nepos (Chabr. I.) zuerſt ſich eine charakteriſtiſche Stellung wählte, kann für eine treue Auffaſſung der Ähnlichkeit noch nicht beweiſen. Die Tragiker ſprechen freilich auch von der Wirkſamkeit der Ähnlichkeit in Werken der heroiſchen Zeit, wie Menelaus beim Äſchylus (Ag. 408) an Bildern der geliebten Gattin ſich

Digitized by Google

erfreute, Admet nach Euripides (Alc. 349) ein Bild der verſtorbenen Gattin aufſtellte; doch kann, wenn auch eine Übertragung des ſpätern Gebrauchs auf ältere Zeit angenommen wird, kein Beweis der künſtleriſchen Behandlung daraus entnommen werden. Nach Entwürfen der Phantaſie ſtellten ſich für berühmte Männer nach deren gekanntem Charakter gewiſſe Grundtypen feſt, welche in den Wiederholungen der ſpätern Zeit beibehalten wurden. Plinius ſagt XXXV, 2: si quidem non solum — dicantur illi, quorum immortales animae in locis iisdem loquuntur, quin immo etiam quae non sunt, finguntur pariuntque desideria non traditi vultus sicut in Homero evenit. So entſtanden die Bilder von Homer, von den ſieben Weiſen, von Sokrates u. A. Der farneſiſche Kopf des Homer weicht von den Bildern auf Münzen von Jos, Amaſtris u. A. ab. Seit Lyſippus und durch dieſen Meiſter ſcheint die Aufgabe idealer Darſtellung vorzüglich gültig geworden zu ſein, ſodaß eine geiſtvolle Auffaſſung des Charakters ſich mit dem Streben nach reiner idealer Schönheit vereinigte. Daraus gingen die Bilder Alexander's und deſſen Feldherrn hervor; wenn dagegen Andere auf einem andern Wege nur an einer getreuen Übertragung des Eigenthümlichen, ſelbſt der Schönheit zuwider, hingen, wie das Bild des Aratus, mit übergebogenem Rücken, als ſchaue der Dichter nach den Sternen, geformt war. Vgl. Visconti pl. 57, 1. Man barg wol auch ſchon früh die natürlichen Mängel, wie den zu langen Oberkopf des Perikles durch den Helm (*Plutarch.* Perikl. III.), die Einäugigkeit des Antigonus durch Darſtellung in Profil (*Plin.* XXXV, 36). Beiſpiele ſchöner Darſtellung geben das Bild des Demetrius Polvorketes zu Paris, das von Hiero im Mus. Capitol. T. I, 33. Plutarch (Alex. I.) bemerkt, meiſt hätten die Künſtler nur die Ähnlichkeit des Geſichts beachtet, und die des übrigen Körpers vernachläſſigt; was aber von der ſpäteren Zeit geſagt iſt, in welcher man oft die Köpfe der Statuen vertauſchte oder den Körper nach einem allgemeinen Typus arbeitete. In Bildern römiſcher Fürſtinnen, wie der Livia und Agrippina, erkennt man, wie die Künſtler die Züge griechiſcher Profile mit Vernachläſſigung der Ähnlichkeit übertrugen. Nur eine viel ſpätere Zeit kehrte auf die Strenge zurück, mit welcher man das Zufällige und unweſentliche Fehlerhafte in der Nachbildung beibehielt. Selbſt in der Wahl der Maſſe nahm man dann darauf Rückſicht, wie in einer Statue des Pescennius Niger aus ſchwarzem Marmor zur Andeutung der Geſichtsfarbe. Cf. *Spartian.* Pescenn. sub fin. Die Bekleidung ward eigenthümlich gewählt; doch ſtellten die Griechen auch Portraitſtatuen nackt auf, welche den Namen der Achilleiſchen führten. Die Römer hielten dagegen ſtreng an der Bekleidung, und einzelne Beiſpiele nackter Darſtellung bilden eine Ausnahme.

Nach Visconti's und Anderer ſorgſamer Forſchung und Vergleichung vorhandener Werke ergeben ſich uns noch ſichere Bilder von Miltiades, Themiſtokles namentlich, wie Müller angibt, nach Münzen von Lampſacus, Perikles, Alcibiades, aus der Zahl der Dichter von Alcäus, Sappho, Anakreon, Steſichorus nach Münzen; nach Marmorwerken von Sophokles, Euripides, Menander, Poſidippus, Moſchion; von den Rednern Büſten des Iſokrates, Lyſias, Demoſthenes, Äſchines, Leodamas; von den Philoſophen Pythagoras, Heraklit, Anaxagoras durch Münzen, in Büſten Sokrates, Platon, Karneades, Theon von Smyrna, Theophraſtus, Antiſthenes, Zeno, Chryſippus, Poſidonius, Epikurus, Metrodorus, Hermarchus; nach Statuen Ariſtoteles, Diogenes; von Hiſtorikern Herodot, Thucydides; von Ärzten Hippokrates, Aſklepiades, Xenophon von Kos, Modius, Claudius Agathemerus, Sextus Empirikus; von Frauen die Bilder der Aſpaſia, Lais, Eucharis. Aus der Menge der Bilder von Alexander, welche Schriftſteller erwähnen, kann die Büſte in Paris (Visconti pl. 30) als ein nicht idealiſirtes betrachtet werden. Die Büſten, welche von den Nachfolgern Alexander's und den Ptolemäern gefunden werden, ermangeln der Sicherheit. Die Portraits der Römer von der Kaiſerzeit kommen nur auf Münzen vor, auf denen auch imaginirte des Romulus, Tatius, Numa, Ancus ſich befinden. Nach Numa wird auch eine Büſte benannt. Eine Statue des Pompejus ward Gegenſtand archäologiſchen Streites. Die Bilder von Terentius Attius, Salluſtius, Horatius, ſind in Contorniaten, die des Terentius, Hortenſius, Cicero, in Büſten erhalten, Seneca in einer Herme. Vielfach war ſeit Alexander's Zeit die Verſchmelzung des Portraits mit ſymboliſcher und allegoriſcher Bedeutung. So ward Alexander als Zeus (in Apelles' Gemälde. *Plin.* XXXV, 36, 15), als Herkules und mit Ammonshörnern dargeſtellt, in einer Bronze von Herculanum in der Stellung des Poſeidon mit der Chlamys und mit Stierhörnern, welche auch auf Bildern des Seleukus Nikator und der Fürſten des macedoniſchen Stammes erſcheinen. Cf. *Visconti* T. II, 58, 61, 69, 341. Typiſche Götterbilder wurden auf menſchliche Individuen übergetragen, und dieſe liehen dagegen ihre Geſichtszüge den Bildern der Götter. Dies vorzüglich unter den Römern nach Untergang der Republik.

Die Gründe, nach denen die Echtheit ſicherer Portraits des Alterthums herausgefunden wird, ſind die Inſchriften, die Beſchreibungen bei Schriftſtellern, die Vergleichung mit Münzen. Die Inſchriften aber enthalten ein oft trügliches Mittel, weil die größte Zahl derſelben ſelbſt unecht iſt und von ſpätern Händen, oft unwiſſender und des Schreibens ſogar unkundiger Betrüger herrührt. Die Beſchreibung in Schriftwerken reicht nicht weit und hat nur ſelten genügliche Ausführlichkeit, wie die Beſchreibung bei *Cic.* in Verr. II, 35, 5 wol genau den Bildern des Steſichorus entſpricht. So aber bleibt nur die Auskunft, welche benannte Münzen geben, eine mehr zuverläſſige; allein theils beachteten die Stempelſchneider die Ähnlichkeit minder genau und ſtützten ſich auf die beigegebene Inſchrift, theils begegnet uns überall die Verfälſchung der Münzen, theils enthalten Münzen auch Verſchiedenheiten nach dem verſchiedenen Alter der Perſonen und nach dem Unterſchied, welcher bei der Copirung des Geſichts im Profil und en face gewöhnlich ſtattfindet. Bei den Statuen, namentlich der römiſchen

Digitized by Google

Kaiſer, irrt nicht ſelten jener Misbrauch fremde Köpfe aufzuſetzen.

Seit Anfang des 16. Jahrh. hat man die Bilder berühmter Männer des Alterthums geſammelt, in Kupferſtichen wiederholt und erläutert. Die erſte Sammlung iſt von Jacob Mazocchi (Illustrium imagines. [1517. 4.]) nach Münzen, aber in ſchlecht gezeichneten Kupfern. Vollſtändiger und genauer iſt die Sammlung von Fulvius Urſinus (Orſini) (Illustrium imagines. [Rom. 1569. 4., vermehrt 1570]). Mit einem neuen Commentar von Kaſp. Scioppius und Johannes Faber (Antw. 1598 und 1606), wozu Theod. Galläus in Rom die Zeichnungen gemacht hatte. Dieſe ſind von Büſten, Münzen und geſchnittenen Steinen genommen und nicht immer ſorgſam ausgeführt; auch befinden ſich unleugbar unechte Bilder darunter. Illustrium virorum ut extant in urbe expressi vultus caelo *Augustini Veneti.* (Rom. 1569). *Augustini Veneti* Icones graecorum sapientum (Patav. 1648). Iconografia da *Giov. Angel. Canini*, ed. *Marc. Anton. Canini* (Rom. 1669. fol., franzöſiſch Amſterd. 1731), ein mit geringerer Sorgſamkeit gearbeitetes Werk. Veterum illustrium philosophorum, poetarum, rhetorum et oratorum imagines, a *Jo. Petro Bellorio* expositionibus illustratae (Rom. 1685. fol.), enthält Büſten, Münzen, Gemmen; angehängt ſind auf zwei Tafeln mit Bildniſſen von Ärzten aus einem alten Manuſcript des Dioscorides Capita leorum et illustrium hominum pacis bellique artibus clarissimorum, collegit *de Ebermayer* (Francof. 1721). *Pataroli* Series Augustorum et Augustarum Caes. et Tyrann. Rom. (Venet. 1722). *J. Gronovii* Thesaur. antiq. Graec. T. I. II. III. nach Büſten in zum Theil ungeſchickten Zeichnungen. Die Sammlungen von Münzen in Abbildungen, namentlich von Vaillant, die Kupferwerke der Muſeen, welche hier nicht aufgeführt werden können, geben in großer Zahl Beiträge für eine Ikonographie, deren ſelbſtändige Behandlung zuerſt Mongez in ſ. Dictionnaire d'Antiquités à Paris 1804 auf feſtere Grundſätze, und für Belehrung der Künſtler zurückführte. Das Hauptwerk iſt bis jetzt *E. Q. Visconti* Iconographie Grecque. T. III. (Paris 1811. 4.). Iconographie Rom. (1817), fortgeſetzt von Mongez (3 Bde. 1826). Visconti ſchickte dem Werke einen Discours voraus, in welchem er die Grundſätze ſeiner Sorgſamkeit und beſonnener Forſchung mittheilt. Eine Überſicht gab Gurlitt im Verſuch über die Büſtenkunde (Magdeburg 1800). Auch nimmt Köhler's obenangeführte Schrift über die Ehre auf die vorhandenen Kunſtwerke Rückſicht. Hirt über das Bildniß der Alten, in den Schriften der berliner Akademie 1814 war zum Theil gegen Visconti gerichtet. (*Hand.*)

Ikonomachi, ſ. Ikonoklasten.

IKONOSTROPH nennt man eine Vorrichtung, welche den Kupferſtechern dazu dienen ſoll, die Originale, welche ſie zu ſtechen haben, verkehrt zu ſehen. Das Ikonoſtroph beſteht im Weſentlichen aus einem Glasprisma; zwei Flächen deſſelben, von denen die eine dem Gegenſtande, die andere dem Auge zugekehrt iſt, machen einen Winkel von 72 bis 90° mit einander. Die durch die erſtere der beiden genannten Flächen eintretenden Strahlen werden von der dritten, dem Winkel von 72 bis 90° gegenüberſtehenden, Fläche ſo reflectirt, daß ſie durch die dem Auge zugekehrte Fläche wieder austreten. Die dritte Fläche wirkt hier wie ein Spiegel, und bewirkt alſo das Verkehrtſehen der Gegenſtände. Dieſes Prisma iſt in einer brillenartigen Faſſung ſo befeſtigt, daß man die ganze Vorrichtung wie eine gewöhnliche Brille auf die Naſe ſetzen kann. Das Ikonoſtroph muß ſich aber wol in der Anwendung nicht ſonderlich praktiſch erwieſen haben, indem ſich die Kupferſtecher, wenigſtens in Teutſchland, allgemein eines gewöhnlichen Spiegels bedienen, um die zu ſtechenden Gegenſtände verkehrt zu ſehen. (Société philomatique, an II. p. 74.) (*J. Müller.*)

Ikos (Geogr.), ſ. Icus.

IKOSAËDER, 1) Mathem., ſ. Reguläre Körper. 2) Mineral., diejenigen Kryſtalle, welche man mit dem Namen Ikoſaëder belegt, werden zwar von 20 dreiſeitigen Flächen begrenzt, aber von dieſen Flächen ſind nur acht gleichſeitige, die übrigen gleichſchenkelige Dreiecke. Es entſteht aus der Verbindung des Pentagon-Dodekaëders mit dem Octaëder, und findet ſich bei Schwefelkies und Glanzkobalt. (*E. F. Germar.*)

Ikosion (alte Geogr.), ſ. Icosium.

Ikositessaraëder, ſ. Ikositetraëder.

IKOSITETRAËDER. Unter der Benennung Ikoſitetraëder (Vierundzwanzigflächner) begreifen Mohs und mehre Kryſtallographen alle diejenigen Kryſtalle, welche von 24 gleichwerthigen Flächen begrenzt werden, und deren drei Hauptdimenſionen unter ſich gleich ſind. Sie gehören daher zu dem teſſularen (gleicharigen oder ſphäroëdriſchen) Kryſtallſyſteme, und man unterſcheidet ſechs Arten derſelben.

1) Das tetraëdriſche Trigonal-Ikoſitetraëder (Hexakistetraëder Naumann, gebrochenes Pyramiden-Tetraëder Weiß, ſkaleniſches Ikoſiteſſaraëder Breithaupt). Es wird von 24 ungleichſeitigen Dreiecken begrenzt, beſitzt 14 Ecken und 36 Kanten. Kanten und Ecken haben dreifachen Werth. Es erſcheint als ein Tetraëder, bei welchem jede Fläche durch eine ſechsflächige Pyramide erſetzt iſt, und von den Ecken entſprechen in ihrer Lage vier den Ecken eines regelmäßigen Tetraëders. Es läßt ſich dieſer Körper auch aus dem Achtundvierzigflächner durch Verſchwinden der abwechſelnden ſechszähligen Flächenſyſteme ableiten, und nach dem Werthe der Kantenwinkel finden ſich mehre Abänderungen, von denen die gewöhnlichſten Kantenwinkel von 128° 12′ 48″; 158° 12′ 48″; 110° 55′ 29″; oder von 152° 20′ 22″; 152° 20′ 22″; 122° 52′ 42″; oder von 162° 14′ 50″; 144° 2′ 58″; 124° 51′ 0″ beſitzen. Die Flächen dieſes Ikoſitetraëders ſind bei Demant, Boracit und Fahlerz beobachtet worden.

2) Das hexaëdriſche Trigonal-Ikoſitetraëder (Tetrakishexaëder Naumann, Pyramidenwürfel Weiß, hexaëdriſch-pyramidales Ikoſiteſſaraëder Breithaupt). Die Flächen bilden hier alle gleichſchenkelige

Dreiecke, von den Ecken entſprechen in ihrer Lage acht den Ecken eines eingeſchloſſenen Würfels, ſechs den Ecken eines eingeſchloſſenen Octaeders, und von den 36 Kanten bilden 12 die Kanten des eingeſchloſſenen Würfels, von den übrigen laufen immer vier in jeder Octaëderecke zuſammen. Der Kryſtall läßt ſich auch als ein Würfel betrachten, bei welchem jede Fläche durch eine vierflächige Pyramide erſetzt iſt, und wird aus dem Würfel durch Zuſchärfung der Kanten, aus dem Octaëder durch vierflächige Zuſpitzung der Ecken, die auf den Kanten ruht, abgeleitet. Die bekannteſten Abänderungen haben folgende Werthe der Kantenwinkel: Abänderung a) Würfelkanten 157° 22′ 48″; die übrigen 133° 48′ 47″; Abänderung b) Würfelkanten 143° 7′ 48″; die übrigen von denſelben Winkeln; Abänderung c) Würfelkanten 126° 52′ 12″; die übrigen 154° 9′ 29″. Am ausgezeichnetſten findet ſich dieſer Kryſtall bei dem Flußſpath.

3) Das octaëdriſche Trigonal-Ikoſitetraëder (Triakisoctaëder Naumann, Pyramidenoctaëder Weiß, octaëdriſch-pyramidales Ikoſiteſſaraëder Breithaupt). Auch hier bilden alle 24 Flächen gleichſchenkelige Dreiecke, und es ſind acht Würfelecken und ſechs Octaëderecken, ſowie 36 Kanten vorhanden, aber die Würfelecken ſind nur dreikantig, die Octaëderecken achtkantig und von den zweferleiwerthigen Kanten entſprechen 12 den Kanten eines eingeſchloſſenen Octaëders, die übrigen laufen je drei in einer Würfelecke zuſammen. Werner beſchrieb den Kryſtall als ein Octaëder mit dreifach getheilten Flächen, die Theilungskanten in die Octaëderecken auslaufend. Nach dem Werthe der Kantenwinkel unterſcheidet man zwei Abänderungen: a) Winkel der Octaëderkanten 129° 31′ 19″; der übrigen Kanten 162° 39′ 30″; b) Winkel der Octaëderkanten 141° 3′ 27″; der übrigen 152° 44′ 2″. Findet ſich bei Demant, Bleiglanz, Magneteiſenſtein, ſelten jedoch vollſtändig, gewöhnlich nur als Zuſchärfung an den Kanten des Octaëders.

4) Das zweikantige Tetragonal-Ikoſitetraëder (Trapez-Ikoſitetraeder Naumann, Leucitoëder Weiß, Trapezoëder Hausmann, trapezoidales Ikoſiteſſaraeder Breithaupt). Die 24 Begrenzungsflächen ſind ſymmetriſche Trapeze, welche ſich durch eine Diagonale in zwei unter ſich ungleiche, aber gleichſchenkelige, nach der andern Diagonale in zwei unter ſich gleiche, aber ungleichſeitige Dreiecke theilen laſſen. Die 26 Ecken haben dreifachen Werth, ſechs vierkantige entſprechen den Ecken eines eingeſchloſſenen Octaëders, acht dreikantige den Ecken eines eingeſchloſſenen Würfels, ſechs vierkantige den Flächenmittelpunkten eines umſchreibenden Rhomboidal-Dodekaëders. Die zweierleiwerthigen Kanten laufen theils je vier in den Octaëderecken, theils je drei in den Würfelecken zuſammen. Werner beſchrieb den Kryſtall als eine doppelt achtſeitige Pyramide, an den Enden mit vier Flächen, welche auf den abwechſelnden Polkanten ruhen, zugeſpitzt. Nach dem Werthe der Kanten unterſcheidet man zwei Abänderungen: a) Winkel der Kanten, welche in den Octaëderecken zuſammenſtoßen 131° 48′ 37″; der übrigen 146° 26′ 34″; b) 144° 54′ 12″ und 129° 31′ 16″. Aus dem Würfel wird dieſer Körper durch dreiflächige Zuſpitzung der Ecken, die auf den Flächen ruht, aus dem Octaëder durch vierflächige Zuſpitzung der Ecken, die auf den Flächen ruht, abgeleitet. Sehr ausgezeichnet findet er ſich bei Leuzit, Granat und Analcim.

5) Das dreikantige Tetragonal-Ikoſitetraëder (Dyakisdodekaëder Naumann, gebrochenes Pentagon-Dodekaëder Weiß, heterogonales Ikoſiteſſaraëder Breithaupt, Tetragoneder Germar). Es ähnelt in der Geſtalt der Flächen, in der Zahl und Lage der Kanten und Ecken dem vorigen, aber die 24 Flächen ſind unſymmetriſche Trapeze, mit vierfachem Werthe der ebenen Winkel, und die Kanten beſitzen dreierlei Werth. Es entſteht aus dem Achtundvierzigflächner, wenn von den um die Octaëderecken herumgelagerten acht Flächen die abwechſelnden Flächenpaare verſchwinden, und kann auch als ein Pentagon-Dodekaëder betrachtet werden, deſſen Flächen durch eine Kante, welche aus dem Gipſel nach dem Mittelpunkte der Baſen geht, getheilt ſind. Bezeichnet man die Kanten, welche in den Würfelecken zuſammenſtoßen, durch α, diejenigen, die als Theilungskanten der Flächen des Pentagon-Dodekaëders zu betrachten ſind, durch β, die übrigen durch γ, ſo gibt es folgende Abänderungen: Abänderung a) Winkel α) 141° 47′ 12″; β) 148° 59′ 50″; γ) 115° 22′ 37″; Abänderung b) Winkel α) 131° 4′ 56″; β) 160° 32′ 13″; γ) 119° 3′ 33″; Abänderung c) Winkel α) 131° 48′ 37″; β) 154° 47′ 28″; γ) 128° 14′ 28″. Vollſtändig werden dieſe Kryſtalle ſelten in der Natur gefunden, bei dem Schwefelkieſe bilden aber ihre Flächen häufig dreiflächige Zuſpitzungen an den Würfelecken des Pentagon-Dodekaëders.

6) Das Pentagon-Ikoſitetraëder (Granat-Dyoëder Naumann, gedrehtes Leucitoid Weiß). Die 24 Flächen bilden Pentagone, deren Seiten dreierlei Werth haben, die 60 Kanten und 38 Ecken beſitzen ebenfalls dreifachen Werth. Es läßt ſich dieſer Kryſtall aus dem Achtundvierzigflächner durch Verſchwinden der abwechſelnden einzelnen um eine Octaëderecke gelagerten Flächen ableiten, er iſt aber bis jetzt noch nicht in der Natur beobachtet worden. (*Germar.*)

Ikschiditen, ſ. **Ikhschid.**

Iktinos, ſ. **Ictinus.**

Ila (**Ilae Goldschah**), ſ. unt. **Ili.** 2) **I.** oder **Ilay**, ſ. **Islay.**

Ilacira (**Ilaira, Hilaira**), ſ. **Dioskuri** und **Leukippiden.**

ILAHI, oſtindiſche Silbermünze von runder oder quadratiſcher Geſtalt, welche Sultan Akbar im 16. Jahrh. prägen ließ. Ihr Werth war gleich 12 Silberrupien oder 9 Thlrn. Conv.-M. Avers und Revers enthielten die Titel des Sultans, die Jahrzahl und den Münzort *). (*Fischer.*)

ILAHI (الهي, oder richtiger Âlehi) **Abdallah**, der Göttliche, ein großer und frommer Scheich aus Simaw in der anatoliſchen Landſchaft Kermian, daher auch Si-

*) Man ſehe *T. C. Tychsen*, De numis indicis. Vol. XIV. p. 183 der Comm. acad. Gotting.

Digitized by Google

mawi (سيماوي) geheißen, führte den Beinamen Arif billah, der Gott erkennende, und hatte ſich in Conſtantinopel an der Medreſe Sirek angeſiedelt. Sein ſchon in der Jugend gehegtes Verlangen, nach Perſien zu reiſen, machte ihn dort mit dem großen Scheich und Geſetzgelehrten Tuſi oder Ali von Tus bekannt; hierauf pflegte er in Kermian eine Zeit lang die ſogenannten äußern Wiſſenſchaften, bis ihn ein inneres Feuer ergriff, ſeine Bücher zu verbrennen oder ins Waſſer zu werfen, um alsdann ganz der innern Betrachtung zu leben. Von Kermian ging er nach Samarkand, ward Schüler des Scheich Arif billah Obeidallah, und wandte ſich auf deſſen Anrathen nach Bochâra, wo er zu Folge der Lehren des großen Scheich Behaeddin in den Orden der Nakſchbendi (eines beſchauenden Mönchsordens) trat. Hierauf wechſelte er nochmals ſeinen Aufenthalt zwiſchen Bochâra und Samarkand, ging nach Herât, wo er mit dem großen Dichter Dſchami bekannt wurde, und von da nach Conſtantinopel zurück. Zu Folge der Unruhen nach dem Tode Muhammed's II. ließ er ſich auf Bitten des Beg Ahmed Ewrenos zu Jenidſche Wardar nieder, wo er 896 (beg. 14. Nov. 1490) ſtarb und begraben ward, ein großer Heiliger, deſſen Grabmal eine Wallfahrtsſtätte wurde. Außer den beiden myſtiſchen von Hammer in der Geſchichte der Osmaniſchen Dichtkunſt (I, 208) angegebenen Werken nennt Hadſchi Chalfa in ſeinem bibliographiſchen Wörterbuche noch vier andere (z. B. Tom. II. n. 2723 die Begrüßung der Geiſter) gleichen Inhalts. Vgl. noch Latifi bei Chabert S. 46. 47, wo wie bei Hammer eine Probe ſeiner Verſe gegeben iſt. (*Gustav Flügel.*)

ILAHIJUN (الهيون), d. i. die Göttlichen, eine Sekte der Philoſophen im Muhammedaniſchen Sinne, die unſtreitig ihren Namen von der Ilm el-ilahi, oder der Lehre von den göttlichen Dingen haben. Sie werden gewöhnlich neben den Dahrijûn (دهريون) oder den Weltlichen, welche glauben, daß die Seele mit dem Körper untergehe, alſo durch die Zeit (دهر) bedingt ſei, und Tabiijûn (طبيعيون) oder den Naturaliſten genannt, allen drei Sekten aber wird das gemeinſchaftliche Streben, die Uranfänge der vorhandenen Dinge zu erforſchen, als höchſtes Ziel zugeſchrieben. Zu den göttlichen Philoſophen rechnen ſie unter den griechiſchen Weiſen die ſpätern, wie Sokrates, den Lehrer des Platon, und Platon, den Lehrer des Ariſtoteles, welcher Letztere die Syſteme dieſer einzelnen Sekten in Ordnung gebracht oder redigirt habe. (Porta Mosis. p. 251 sq.) Die Ilahijûn nehmen einen erſten Urheber aller Dinge, ein geiſtiges Weſen (Subſtanz) an, das von jeder Art Materie frei, ihr gänzlich fremd ſei. Auf dieſe Weiſe zeigten ſie in ihren Anſichten mehr Aufklärung, als die beiden andern genannten Sekten, die außer der materiellen Welt und der Natur keine Principien (Uranfänge) zuließen. Gazâli in ſeinem Buche: Der Befreier von Irrthum (منقذ الضلال), meint, daß zwar Ariſtoteles, der Begründer der Logik, den Sokrates, Platon und alle frühern Philoſophen derſelben Sekte zu widerlegen vorgebe, derſelbe habe jedoch auch mehre ihrer verdammenswerthen Meinungen unterſtützt, mithin dieſelben nicht, wie es ſcheine, abgeſchworen. So habe er z. B. die Ewigkeit der Welt behauptet, was nach Muhammedaniſcher Anſicht gradezu Gottloſigkeit verrathe. Da nun dieſen und andern Ilahijûn auch Farâbi und Ibn Sina (Avicenna) gefolgt ſeien, ſo müſſe auch ſie derſelbe Vorwurf treffen. (*Gustav Flügel.*)

ILAI (auch Ilay, Islai), offene ſehr unſichere Rhede an der Küſte von Peru, Provinz Arequipa, aber verhältnißmäßig ſtark beſucht, da der bolivianiſche Handel dieſen Weg nimmt. Die Umgegend iſt arm und ſandig, ſelbſt ohne gutes Trinkwaſſer, der Hafenort klein und aus Erd- und Strohhütten zuſammengeſetzt. Islai wird zu den Puertos intermedios gerechnet. (*Pöppig.*)

ILAK, eine und dieſelbe Perſon mit Imlak und Amlak, gilt für den vierten Sohn des Stammvaters der Türken, Turk, eines Sohnes Japhet's, und zwar des älteſten unter achten, der in der Nähe des Sees Iſſikol, alſo öſtlicher als ſein Vater, nicht weit vom Fluſſe Ili, im heutigen Turkeſtan ſeine Reſidenz aufgeſchlagen haben ſoll. Aus Iſſikol iſt durch Verſetzung der Buchſtaben bei d'Herbelot das Land Silouk geworden, was bei Andern auch Sileneai ſich geſchrieben findet. D'Herbelot macht übrigens dieſen Namen zum Namen der erſten von Turk bewohnten Stadt, und läßt nach ſeinen Quellen die mit den Perſern grenzenden Türken, von denen ſie durch den Dſchihun (Oxus) getrennt würden, von dieſem Ilak abſtammen. Einige orientaliſche Schriftſteller ſchreiben die Entdeckung des Salzes entweder ſeinem älteſten Bruder, Taunac (And. Tontoe, Tontec ꝛc., ja Andere verwechſeln ihn gradezu mit Ilak und Imlak), oder dem Ilak zu, was ſich aus der Vertauſchung der Namen leicht erklären läßt. Es ſoll ihm nämlich ein Stück Fleiſch heruntergefallen, und dieſes, nachdem er es aufgehoben, geſchmackvoller vorgekommen ſein. Zugleich bemerkte er, daß das Waſſer, welches nicht weit von dieſem Orte vorüberfloß, warm war. Er berichtete beides ſeinem Vater, und ſo ſoll denn der Gebrauch des Salzes in jenen Gegenden, wo es bisher unbekannt war, eingeführt worden ſein. Auf gleiche Weiſe laſſen die Chineſen den Hoamti, einen ihrer alten Kaiſer, das Salz auffinden.

Ilak iſt ferner der Name eines Landes und einer Stadt. Das Land (ايلاق, eigentlich richtiger Ilâc) iſt jenſeit des Orus zu ſuchen, und macht einen Theil von Turkeſtan aus, der an Schâſch (شاش) grenzt. Zu gleicher Zeit iſt es der Name eines Fluſſes in jenem Lande, das ſich von Toneat, der ehemaligen Hauptſtadt deſſelben, bis nach Schâſch erſtreckt, alſo von Süden nach Norden, d. h. nach Abu'lfeda unter 89° 10′ Länge und 43° 20′ nördl. Breite; wogegen Naſſir-ed-dîn Tuſi und Olug-Beg die Stadt Toncat unter 101° Länge ſetzen, die Breite aber faſt dieſelbe ſein laſſen. Nach orientaliſcher Geographie würde es mithin im ſechsten Klima zu ſuchen ſein. Andere ebenfalls einheimiſche Geographen

Digitized by Google

verweiſen es ins fünfte Klima, und machen es entweder von Bochâra oder von Schâſch abhängig. Letztere Gegend und Stadt liegt wenigſtens im fünften (vgl. *Bakui* in Not. et Extr. II. 516). Ilak, die Stadt, gehört zum Diſtricte von Niſabur in Khoraſan, und kommt auch unter dem Namen Ilaki vor. D'Herbelot möchte die Benennung derſelben daraus entſtanden ſein laſſen, daß eine Colonie Türken ſich daſelbſt niedergelaſſen hätte, eine Meinung, die bis jetzt nichts für ſich und nichts gegen ſich hat. (*Gustav Flügel.*)

ILAMBA, eine Provinz des Reiches Angola im ſüdlichen Theile Afrika's, zerfällt in zwei Theile, Ober- und Niederilamba, wovon letzterer Theil an der Seeküſte liegt. In Oberilamba ſoll man vieles Eiſen finden, und in Niederilamba haben die Portugieſen mehre Niederlaſſungen, von denen aus fortwährend das ſchändliche Gewerbe des Sklavenhandels betrieben wird, trotz der hier fortwährend kreuzenden engliſchen Schiffe. (*J. C. Schmidt.*)

ILAN (ايلان, Jilân, türkiſch die Schlange) iſt in dem bekannten zwölfjährigen Cyklus der Tataren, in welchem jedes Jahr den Namen eines Thieres hat, das ſechste. Die Türken und Mongolen halten ſich an dieſelbe Zeitrechnung, wobei zu bemerken, daß Mondenjahre zu verſtehen ſind. Auch die Chineſen beſtimmen bisweilen ihre Zeit nach demſelben Kreislaufe, der alle zwölf Jahre von Neuem anfängt. (*Gustav Flügel.*)

Ilân (Geogr.), ſ. Iluijuantschin.

ILANMORE, 1) ein kleines Eiland an der Weſtküſte von Irland, in der Bai Clew gelegen.

2) Ein kleines Eiland an der Weſtküſte von Schottland, gehört zur Gruppe der Hebriden, hat nur ½ teutſche M. im Umfange, und liegt eine engl. M. nördlich von der Inſel Coll. (*J. C. Schmidt.*)

ILANROAN, ein kleines Eiland an der Weſtküſte von Schottland, gehört zu den Hebriden und liegt ſüdlich von der Inſel Dronſay. (*J. C. Schmidt.*)

ILANTERACH, eine zu den Hebriden gehörige kleine Inſel an der Oſtküſte Schottlands, liegt öſtlich von der Inſel Dronſay. (*J. C. Schmidt.*)

ILANZ, kleines, reformirtes Städtchen im Hochgerichte Gruob, im obern oder grauen Bund des ſchweizeriſchen Cantons Graubündten. Es liegt am Zuſammenfluſſe des Vorderrheins und des aus dem Lugnez- und dem St. Peterthale hervorſtrömenden Glenner, welcher oft große Verheerungen anrichtet. Die Höhe über der Oberfläche des Meeres iſt 2170 Fuß, und die Gegend iſt noch fruchtbar. Doch ſieht man nur noch an Geländern einzelne Weinreben, während früher Wein hier gebaut wurde. Auch Mais wird noch gezogen. Das Städtchen iſt ſehr alt; es geſchieht deſſelben ſchon um die Mitte des 8. Jahrh. urkundliche Erwähnung. Es iſt der Hauptort des obern Bundes, in welchem auch alle drei Jahre der allgemeine Bundestag der drei Bünde gehalten wird. Allein das ganze Ausſehen iſt ärmlich; das Städtchen enthält nur wenige wohlgebaute Häuſer; von einer Feuersbrunſt, durch welche es im J. 1484 verzehrt wurde, erholte es ſich nur äußerſt langſam; ja die Ringmauer und die Thore wurden erſt 1714 und 1715 hergeſtellt, ſind aber auch wieder ſehr im Verfalle. Die Zahl der Einwohner iſt 446; ihre Sprache iſt die romaniſche. Kröpfe und Kretinismus ſind in dieſer Gegend nicht ſelten. Ilanz iſt beſonders bekannt durch das im J. 1526 dort gehaltene Religionsgeſpräch. Vgl. die Artikel Comander und Hofmeister (Sebastian). (*Escher.*)

ILARCHES (Ἰλάρχης, von ἴλη, Haufen, Rotte, und ἄρχω, anführen) hieß bei den alten Griechen der Anführer von einer Rotte oder Schwadron Reiter, die aus 64 Mann beſtand, und das Amt oder die Würde eines ſolchen Ilarchia (ἰλαρχία). (*R.*)

ILARCURIS. Nach Ptolemäus eine Stadt der Carpentani in der Hispania Tarraconensis, zwiſchen Siſapo und Laminium, jetzt angeblich Caros de los Infantes in Neucaſtilien. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILARGUS, ein Fluß des alten Vindeliciens zwiſchen dem Lacus Brigantinus und Licus, jetzt der bairiſche Fluß Iller. Er ſoll wol auch noch die Namen Ilarus und Ilera geführt haben, wie man in ältern geographiſchen Büchern findet, gewiß aber nicht Itargus, wie bei Pedo Albinovanus in der Eleg. ad Liv. v. 385 ſonſt geleſen wurde. Die Iller entſpringt im bregenzer Walde und fließt bei Ulm in die Donau. Zu bemerken iſt, daß Mannert in ſeiner Germania S. 534 den Ilargus nicht, wol aber die Hilara als den Fluß nennt, welcher die jetzige Iller ſei. Die Hilara, die erſt ſeit dem 7. Jahrh., wie Mannert ſelbſt bemerkt, durch eine heilige Legende in der Vita S. Magni bekannt iſt, iſt vielmehr der jetzige bairiſche Fluß Kler, der auf den bregenzer Alpen entſpringt und oberhalb Ulm in die Donau fällt. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILARUS, eine von Boisduval aufgeſtellte Schmetterlingsgattung aus der Familie der Noctuacea, wohin unter andern Noctua picta *Fabr.* (N. porphyrea *W. V.*) und N. spreta *Fabr.* (N. piniperda *Esp.*) gehören. Vgl. die Artikel Noctua und Noctuacea. (*Burmeister.*)

ILATHERA heißt auf den Bahamainſeln eine dort vorkommende Entenart, Anas bahamensis *Linn.* (*Burmeister.*)

ILATRUM nennt Ceſalpini die Phillyrea media, einen Baum, welcher noch jetzt in der Gegend von Lucca iletro heißt, wahrſcheinlich aus dem lateiniſchen Worte Alaternus corrumpirt. (*A. Sprengel.*)

Ilaub, Iloof, ſ. Hedera *Helix.*

ILAWLA, ein mäßiger Fluß in der ruſſiſchen Statthalterſchaft Saratow, der nach einem Laufe von 23 Meilen und nach der Aufnahme mehrer kleiner Flüſſe in den Don fällt. Die Umgegenden ſind meiſtens unfruchtbar, ſandig und zum Theil von zerſtreuten Hütten wolgaiſcher Koſaken unterbrochen. (*J. C. Petri.*)

Ilay, 1) ein Hafen, ſ. Ilai. 2) Inſel, ſ. Islay.

Ilbe, (Geogr.), ſ. unt. Odenwald.

ILBENSTADT, katholiſches Pfarrdorf im großherzogl. heſſ. Landr.-Bez. Vilbel, liegt an dem Flüßchen Nidda, und hat 115 Häuſer und 638 Einwohner, die

Digitized by Google

bis auf 25 Evangeliſche, alle katholiſch ſind, ferner ſtarke Branntweinfabrication und guten Getreide- und Obſtbau. Auch befindet ſich in der Gemarkung ein Baſaltſteinbruch. Schon unter Ludwig dem Frommen kommt es unter dem Namen Eluiſtat vor. In dieſem Orte ſtifteten 1123 die beiden Brüder Gottfried und Otto, Grafen von Cappenberg (Caphenberch), ein Prämonſtratenſerkloſter. Dieſe Grafen hatten auch ihre Stammburg Cappenberg in Weſtfalen in ein Kloſter umgewandelt. Merkwürdig durch Alter und Kunſt iſt die an die ehemaligen Kloſtergebäude ſtoßende, mit zwei ſchönen Thürmen verſehene Kirche, welche etwa 130 Fuß lang und 64 Fuß breit iſt. Das Ganze trägt den Geſchmack des 12. Jahrh. In ihrem Innern ſieht man außer mehren alten Gemälden auch noch das Grabmal des einen Stifters in Stein gehauen. Ilbenſtadt kam zur Burggrafſchaft Friedberg und mit dieſer 1806 unter heſſiſche Hoheit. Nachdem 1819 der letzte Burggraf geſtorben war, wurde der Ort ein unmittelbarer Landesantheil. (Wegen des Nonnenkloſters Ilbenſtadt ſ. den Art. Niederilbenstadt.)

(*G. Landau* und *Wagner.*)

ILBESHAUSEN, evangeliſches Pfarrdorf, welches im Großherzogthume Heſſen und Bezirk Lauterbach liegt, und 148 Häuſer und 845 evangeliſche Einwohner zählt. Man findet dort acht Mühlen, die, ſowie der ſtarke Betrieb der Leinweberei, der Handel mit Garn und Leinwand, das Mäſten von Rindvieh und der Verkauf deſſelben, den Einwohnern viel Nahrung geben. Unweit des Dorfes lag der Ort Arnsburg. Ilbeshauſen kommt 1013 unter dem Namen Iliuvineshuſen vor, und 1441 hat Hermann Riedeſel dieſen Ort zur Beſſerung ſeiner Lehen von der Abtei Fuld erhalten. (*Wagner.*)

ILBESHEIM, Pfarrdorf im Canton Landau des bairiſchen Rheinkreiſes, mit 176 Häuſern, 572 Einwohnern, unter welchen 24 Juden ſind, dem Sitze eines Burgmeiſteramtes und einer Mühle, eine halbe Stunde von Mörzheim entfernt. (*Eisenmann.*)

ILBESSAN oder ELBESSAN, 1) ein Sandſchak im Ejalet Rumeli (Rum-Ili) der europäiſchen Türkei, zwiſchen 37° 1′ bis 39° 1′ öſtl. Länge und 40° 50′ bis 41° 49′ nördl. Br. gelegen, und nordweſtlich von Dukagin, nordöſtlich von Perſerin, öſtlich von Uskub, ſüdöſtlich von Ochri, ſüdlich von Janina und Avlona und weſtlich vom adriatiſchen Meere begrenzt. Das Gebiet iſt gebirgig und wird von einem Zweige des helleniſchen Gebirges, das ſich im Oſten hin erſtreckt, durchzogen. Der Drin, der Uſchkomobin und der Mat, die ſämmtlich in das adriatiſche Meer fließen, ſowie auch einige kleine Binnenſeen bewäſſern das Land. Der größtentheils ſteinige und deshalb nicht eben ſehr fruchtbare Boden erzeugt jedoch viel Waldung, womit ein lebhafter Handel getrieben wird; außerdem aber nähren ſich die Bewohner, die größtentheils aus Arnauten (Albaniern) beſtehen, aber auch Griechen, Osmanen, Juden, Bulgaren und Walachen unter ſich zählen, von Viehzucht und an den Küſten von Fiſcherei.

2) Eine Gerichtsbarkeit und Hauptſtadt des Sandſchaks gleiches Namens, in einer Ebene am Uſchkomobin, zwei Tagereiſen vom Meere und 18 Tagereiſen von Conſtantinopel entfernt und von den Gerichtsbarkeiten Duradſch, Iſchbath und Iſchim umgeben. Sie iſt der Sitz eines griechiſchen Biſchofs und hat ein feſtes Schloß, welches der Sultan Muhammed der Eroberer im J. 870 d. H., als die Arnauten Einfälle in Ungarn machten, erbaute, um die Einwohner im Zaume zu halten. Alexander, einer der albaneſiſchen Hauptanführer, belagerte ſogleich das Schloß, wurde aber im folgenden Jahre vertrieben und ſeine Beſitzungen den Osmaniſchen einverleibt *). (*R.*)

ILBISHEIM, Dorf im Canton Kirchheimbolanden des bairiſchen Rheinkreiſes, mit 570 Einwohnern und dem Sitze eines Bürgermeiſteramts, eine halbe Stunde von Stetten entfernt, wohin es gepfarrt iſt. (*Eisenmann.*)

Ilburg (Geogr.), ſ. unt. Ilfeld.

ILCHAN (ايلخان, Anführer im Kriege, Landesfürſt) iſt ein bei den Mongolen zum Namen gewordener Titel ihrer Herrſcher im Allgemeinen, ſowie einiger unter ihnen im Beſondern. Unter den letztern ſtellt ſich der Khan heraus, der die Reihe der mongoliſchen Herrſcher beſchloß. Er war der Enkel (nicht Sohn, wie bei d'Herbelot ſteht) des Menglikhan, und gehört zu der Regentenreihe, die von Oguskhân abſtammen, der ſich ſo vortheilhaft durch ſeine großen Eroberungen und ſeine ſo lange Regierung ausgezeichnet hat. Des Ilchan Vater war Tinghiskhan, der bei d'Herbelot Tonghurkhan (was durch Weglaſſung eines diakritiſchen Punktes ſogleich möglich iſt) heißt, und zu Gunſten ſeines Sohnes Ilchan der Regierung entſagte. Dieſer war Zeitgenoſſe des Tatarenkaiſers Siunz-khan, mit dem er in fortdauerndem Kampfe lebte. Da er Sieger blieb, verband ſich der Beſiegte mit dem Kirgiſenkhan, Ilchan ward durch die vereinigten Heere geſchlagen, und ſein Reich vernichtet. Nach Andern ging der Angriff von dem Perſerkönige Tur, einem Sohne des Feridun, aus, der als Herrſcher der transoxaniſchen Ländereien Turkeſtan ſeinen Beſitzungen einverleiben wollte. Geſchlagen, habe er ſich mit dem Tatarenkhan Sunedſch (Siunzkhan, dem Letzten ſeiner Dynaſtie) vereinigt, und in dieſem, der ſchon immer Reibungen unterhalten, einen tapfern und willigen Bundesgenoſſen gefunden. Der erneuerte Kampf endigte mit einer völligen Niederlage des Ilchan und ſeiner von den Tataren gehaßten Mongolen, ſodaß nach der gewöhnlichen Erzählung nur ſein Sohn Kaïan (Kian) und ein Couſin Nagos (Tegouz) entkamen, und ſich mit ihren Frauen in das Gebirge Erkenekom retteten. Hier vermehrten ſich ihre Nachkommen und wurden ſo mächtig, daß ſie von Neuem als Gründer eines mongoliſchen Kaiſerreiches aus den Gebirgen (unter dem Khan Bertezena) hervorbrachen, und einer mächtigen Dynaſtie auf den Thron halfen.

(*Gustav Flügel.*)

ILCHÂNI. Wie ſehr gewöhnlich der Titel Ilchan unter den mongoliſchen Herrſcherhäuſern war, zeigen die auf Befehl des Hulagu perſiſch von Muhammed

*) Vgl. Rumeli und Bosna, geographiſch beſchrieben von Muſtafa Ben Abdalla Hadſchi Chalfa, aus dem Türk. überſetzt von Joſ. v. Hammer. S. 134. (Wien 1812.)

Ben-elhaſan Naſir-ed-din Tuſi verfaßten aſtronomiſchen Tafeln, gewöhnlich die Ilchaniſchen (الزيج الايلخاني) genannt, weil ſchon Hulagu, von deſſen Geſchlecht die Ilchanier ihren Urſprung ableiten, dieſen Titel führte. Naſir-ed-din, der 672 (beg. 18. Febr. 1273) ſtarb, ſchrieb jene berühmten Tafeln (ſ. d. Art. Nasir-ed-din) auf der von Hulagu höchſt freigebig ausgeſtatteten, im Oriente bekannteſten Sternwarte von Meràga, in einem Vereine mit andern ausgezeichneten Aſtronomen, wie Mowaijid Ardhi aus Damaskus, Fachr-ed-din Meràgi, der in Moſul lebte, Fachr-ed-din aus Tiflis und Nedſchm-ed-din Caswini. Der Bau der Sternwarte ſelbſt hatte im J. 657 im Monate Dſchomàdi I. (im Mai 1249) begonnen (vgl. noch d. Art. Meràga). (*Gustav Flügel.*)

ILCHANIER (ايلخانية) iſt eine der kleinern mongoliſchen Dynaſtien, die ſich in das zerfallende große Reich theilten, und für ſich, obwol nur in einer Reihe von drei Regenten (von 737, d. i. 1336, bis 813, d. i. 1410), Bagdad oder das arabiſche Irak, und das dieſer Provinz nördlich gelegene Adherbeidſchan (Atropatene) in Anſpruch nahmen und wacker vertheidigten. Dieſe Dynaſtie hieß die der Ilchanier von Ardſchun Ilchan, einem Sohne des Abu Saïdchan Behadur, von deſſen Geſchlecht der Gründer obiger Dynaſtie, der Scheich Haſan Buzurk (بزرك) Dſchelâiri (جلايري), ſeine Abſtammung herleitete. Haſan errichtete ſeinen Staat auf den Trümmern der Dynaſtie Dſchoban (جوبان), welche ſich nach Hadſchi Chalfa's chronologiſchen Tafeln im J. 728 (1327) in Adherbeidſchan auf Koſten des letzten Herrſchers des Stammes Dſchengisſchan feſtgeſetzt hatte, ſich aber nur 30 Jahre behauptete, indem Dſchanibekchan von der Krim aus ihren Sturz herbeiführte. Ehe dies aber geſchah, hatte Haſan ſchon manchen Kampf mit ihnen beſtanden, jedoch ohne Erfolg, bis ihm der Einfall jenes fernen Eroberers Gelegenheit gab, ſich Bagdads zu bemächtigen. Deſſenungeachtet war ſeine Herrſchaft noch keinesweges unbeſtritten und unumſchränkt, indem andere Emire ihm dieſelbe ſtreitig machten, trotz dem, daß er die Tochter des Emir Dſchoban, Bagdad Chatun, zur Frau gehabt hatte. Dieſe raubte ihm der oben erwähnte Abu Saïd; acht Jahre ſpäter ward ſie hingerichtet. Haſan heirathete darauf deren Nichte, Dilſchad Chatun, die Witwe des wahrſcheinlich vergifteten Abu Saïd, des Räubers ſeiner erſten Frau. Dieſe war die Baſe des Emir Scheich Haſan, eines Enkels des Emir Dſchoban, mit welchem Haſan Buzurk Ilchan im Kampfe lag. Letzterer ſtarb als Sultan der frühern Khalifenſtadt 757 (1356 n. Chr.), und hinterließ ſeinen weit thatkräftigern, unternehmenden und glücklichen Sohn Owеis (اويس) zum Nachfolger, der ſich durch frommen Sinn und Gerechtigkeit bereits die Liebe des Volkes errungen hatte. Die 20jährige ſogenannte Herrſchaft ſeines Vaters hatte ihn auf das, was Noth that, aufmerkſam gemacht und vorzüglich in der Abſicht beſtärkt, das väterliche Erbe nach Möglichkeit zu erweitern. Adherbeidſchan ward das Ziel ſeiner Wünſche, und Achi Dſchoki, der Statthalter des Dſchanibek, 1358 daraus vertrieben und endlich getödtet. Das zu ſtrenge Regiment endlich, das Oweis führte, erweckte ihm bald neue Feinde; die Anhänger der verfolgten Partei, unter denen er vierzigen das Leben hatte nehmen laſſen, rieſen den nach Nachdſchiwan entwichenen Achi Dſchoki nach Adherbeidſchan zurück, und Oweis wurde gezwungen, ſich in Unordnung nach Bagdad zurückzuziehen. Allein ſein Muth war keinesweges gebrochen; mit einem neuen Heere griff er Achi Dſchoki nicht weit von Tebris an, nahm ihn gefangen und ließ ihm den Kopf abſchneiden. Während er jedoch mit der Beſitznahme jener Provinz beſchäftigt war, erregte Chuadſche Merdſchan in Bagdad einen Aufſtand gegen ihn (765, d. i. 1363 und 1364), raſch aber führte er den ungehorſamen Statthalter zu ſeiner Pflicht zurück. Nach einem Jahre Ruhe in dieſer ſeiner Hauptſtadt zog Oweis zur Eroberung von Maredin und Moſul aus, eröffnete 772 (1370—71) den Feldzug gegen den Emir Weli, der ſich Maſenderans bemächtigt und deſſen Herrſcher getödtet hatte. Weli wurde in der Nähe von Rei beſiegt, und bis an die Grenzen Khoraſans verfolgt; Oweis kehrte triumphirend nach Bagdad zurück. Eine Krankheit, deren Heftigkeit ſich immer mehr ſteigerte, nöthigte ihn 776 (beg. 12. Jun. 1374), der Bitte ſeiner Miniſter Gehör zu geben, unter ſeinen vier Söhnen Haſan, Hoſein, Ahmed und Bajezid ſich ſeinen Nachfolger zu beſtimmen. Er wählte den zweiten, Hoſein, und ließ dem Älteſten nichts als die Statthalterſtelle in Bagdad. Auf die Bemerkung der Miniſter, daß dieſe Beſtimmung Haſan nicht zufriedenſtellen werde, erwiederte er, daß ſie ſelbſt wiſſen müßten, was zu thun ſei. Sogleich ließen die Miniſter Haſan feſtnehmen, und da wegen Mangels an Sprache Oweis, nachdem dies geſchehen, keine weitere Weiſung zu geben vermochte, kam Hoſein auf den Thron, Haſan aber ward getödtet und mit ſeinem Vater in ein Grab gelegt (776).

Oweis hatte ſich nicht ohne Grund für ſeinen zweiten Sohn, der Dſchelâl-ed-din beigenannt wurde, und ein tapferer, mit allen Regierungsfähigkeiten ausgerüſteter Prinz war, ausgeſprochen. Milder als ſein Vater, dabei voll Edelmuth und ſtets bemüht, in ſeinen Handlungen nur etwas Gutes zu erreichen, hatte er ſich die Liebe ſeiner Unterthanen im Voraus erworben, obwol ſeine großen und ſchönen Abſichten in der Folge oft in ihrer Ausführung geſtört wurden, ja er verlor ſogar Thron und Leben auf gewaltſame Weiſe, nachdem er ein ganzes Jahr in Feſſeln gelegen hatte. Hoſein war ungefähr 20 Jahre alt, als er ſeinen General Adilaga nach Rei entſandte, um ſich auf dem Gebiete dieſer Stadt einiger feſter Schlöſſer zu bemächtigen. Die Abweſenheit der Truppen benutzte ſein Bruder Ahmed, ſich unter dem Vorwande irgend eines Misvergnügens vom Hofe zu Tebris weg nach Ardebil zu begeben, von wo aus er mit einer geſammelten Truppenmaſſe die Hauptſtadt überfallen wollte. Hoſein, ohne Schutz, ſuchte ſeine Rettung in einem Verſteck, gerieth aber bald in die Gewalt ſeines Bruders, der ihn umbringen ließ. Während der Mörder ſich zum

Digitized by Google

Sultan ausrufen ließ, entwich der noch übrige vierte Bruder Bajezid aus Furcht vor deſſen Verfolgung zum Heere unter Adilaga, der ihn als Sultan anerkannte. Ahmed rettete ſich jetzt vor dem herandrängenden Heerführer nach Merwend, allein eine Meuterei unter mehren Officieren zu Gunſten des faſt ſchon eingefangenen Ahmed nöthigte deſſen Gegner zur Flucht nach Sultanije, während Ahmed ſich der preisgegebenen Hauptſtadt bemächtigte. Zwei Emire, Scheich Ali und Pir Ali, eilten zur Belagerung derſelben herbei. Ahmed rückte ihnen entgegen, und machte bei Heſt Rudh (die ſieben Flüſſe) dieſelbe Erfahrung, wie ein treuloſer Officier (Omar, der Emir von Captſchac) der Verräther am Gelingen des Sieges werden kann. Ahmed floh nach Nachdſchiwan zu dem Turkmanen Cara Muhammed, der mit 5000 Reitern die beiden feindlichen Emire ſchlug, und ſeinen Schützling ſiegreich nach Tebris zurückführte. Adilaga dagegen blieb mit Bajezid ſo lange in Sultanije, bis jenen der Schah Schodſcha von der Dynaſtie der Mothaffer aufhob und nach Schiras führte.

Sogleich zeigte Ahmed ſeine ganze Grauſamkeit und Ungerechtigkeit, die den Unterthanen weder Gut noch Blut ließ, und die Bewohner von Bagdad zwang, Timur, deſſen Armeen über ganz Perſien zerſtreut waren, gegen den ausſchweiſenden Wütherich zu Hilfe zu rufen. Der Gerufene zog ſogleich (1384) nach Rei, während Ahmed das befeſtigte Sultanije ſeinem Sohne Acbuga zur Vertheidigung anvertraute und ſich ſelbſt nach Tebris zurückzog. Außerdem ſandte er den General Sebtani mit einer großen Armee zum Schutze dieſer Stadt herbei. Trotz aller kräftigen Gegenwehr mußte auch er vor Tamerlan's Truppen weichen, Sultanije wurde genommen, und Ahmed lohnte ſeinen tapfern General mit der Baſtonnade und einem ſchimpflichen Auszuge in Bagdad. Nachdem auch Tebris durch einen Einfall der Mongolen aus Captſchac auf einige Zeit für Ahmed verloren gegangen und geplündert worden war, konnte Ahmed zwar wieder davon Beſitz nehmen, ſchon aber ging auch Timur mit Heeresmaſſen über den Oxus (Dſchihun 1386), um Perſien damit zu überziehen. Er erſchien vor Tebris, nachdem ſich Ahmed von da bereits nach Bagdad gerettet hatte. Aber auch da vom Emir Seiſ-ed-din, einem Feldherrn Tamerlan's, eingeholt, floh er weiter, und entkam nur durch die Verwundung eines andern ſeindlichen Heerführers, mit dem er ſich bei den Salzwerken von Nemekzar (نمكزار, was ſelbſt eine Salzmine bedeutet) in ein Treffen hatte einlaſſen müſſen, jedoch mit dem Verluſte von Adherbeidſchan, in deſſen Hauptſtadt Tebris Tamerlan den ganzen Sommer verbrachte. Deſſenungeachtet hielt ſich Ahmed in ſeinen andern Beſitzungen, bis zehn Jahre ſpäter (1396) Timur mit der Abſicht, ſeine Eroberungen weiter auszudehnen, zurückkehrte. Die Vorſorge Ahmed's, den mächtigen Eroberer durch Entgegenſendung ſeines Großmuſti Nur-ed-din Abdelrahman Esſeräini und Darbringung von Geſchenken zur Annahme ſeiner Unterwerſung, ohne jedoch perſönlich ſeine Huldigung darbringen zu wollen, zu beſchwichtigen, führte nur zu dem Verlangen Tamerlan's, daß das Gebet in ſeinem Namen gehalten und die Münze mit ſeinem Namen geſchlagen würde. Zugleich trat er ſeinen Zug (1393) über Janbulac, ein bei Irbil gelegenes Dorf, an, ſchlug bei Schehrzur den Turkmanenfürſten Muhammed und plünderte die Stadt. Nach einem mühſamen Wege zwiſchen ſteilen Felſen und engen Schluchten, wo er ſich des Nachts auf einer Senſte bei angezündeten Fackeln tragen ließ, kam er bei dem heiligen Orte Ibrahim-lic, 27 franzöſiſche Meilen von Bagdad, an. Von hier aus ſuchte er durch eine Brieftaube den Ahmed über ſeine Annäherung zu täuſchen, Ahmed jedoch ließ alle ſeine Koſtbarkeiten diesſeit des Tigris ſchaffen, und wirklich ſtand Anfang Septembers Tamerlan vor den Thoren Bagdads. Ahmed, nachdem er durch Zerſtörung der Brücken und Kähne dem Feinde den Übergang erſchwert zu haben glaubte, floh nach Hilla, während die Sieger ohne Schwertſtreich ſich der Hauptſtadt bemächtigten, und Tamerlan in den von Ahmed verlaſſenen Palaſt einzog. Größere Hinderniſſe legte ihm die Feſte Nadſcha (nach Andern Alendſchic) entgegen, wohin ſich der Sohn Ahmed's, Tahir, mit den größten Koſtbarkeiten zurückgezogen hatte. Vergebens belagerte Timur ſelbſt und ſeine Feldherren die durch den tapfern Befehlshaber Altun vertheidigte Burg, bis auch ſie ſich (1400 oder 1401) in Folge einer Liebesintrigue, und daß Altun durch Tahir von der fernern Vertheidigung ausgeſchloſſen worden war, ergab. Altun verlor ſeinen Kopf zu Merwend, während Tahir ſich nach Georgien flüchtete.

Unterdeſſen hatte ſich Ahmed bei Nacht über den Euphrat gerettet. Schon am folgenden Morgen gewannen auch ſeine Verfolger das diesſeitige Ufer, und wenn ſie auch den über Kerbela nach Damaskus enteilenden Sultan nicht ſogleich einholten, ſo fiel doch ſein ganzes Gepäck in ihre Hände. Endlich in der Nähe von Kerbela von einer bedeutenden Heeresabtheilung zum Stehen gebracht, führten die wiederholten, ſelbſt glücklichen Angriffe auf den Feind durch die Reiterei Ahmed's doch nur dahin, daß er, nachdem außer ſeinem Sohne Ala-ed-dewlet auch noch andere ſeiner Kinder und mehre ſeiner Frauen in Gefangenſchaft gerathen waren, den Beſitz ſeiner Staaten völlig aufgeben mußte. Jene Gefangenen, zu denen Tamerlan auch alle Gelehrte und Künſtler Bagdads hinzufügte, wurden nach Samarkand verſetzt, und alle die Staaten, die früher das Reich des Hulagu bildeten, dem Sohne des Siegers, Mirza Miranſchah, zugeſprochen. Da dieſer Fürſt ſeine Reſidenz zu Tebris aufſchlug, fand Ahmed Gelegenheit, Bagdad wiederum in ſeine Gewalt zu erhalten, und Trockenheit und übergroße Hitze verhinderten die tatariſchen Horden, ebenſo wie ein Aufſtand in Tebris, ihn daraus zu vertreiben. Erſt im J. 802 (beg. 3. Sept. 1399) verſuchte der Enkel Timur's mit mehren Emiren die Wiedereinnahme, nachdem ſie unterwegs (1400) den Feldherrn Ahmed's, Ali Calender, in Mendeli geſchlagen und zur Flucht genöthigt hatten. Ahmed, der ſogleich Bagdad ſchließen und die Brücke abbrechen ließ, ward überdies durch den Verdacht eines Verraths, den der zu ihm übergegangene Statthalter von Chuzeſtan durch Austheilung großer Summen an Officiere in Bagdad er-

Digitized by Google

regte, zu vielen Hinrichtungen, denen auch die Frauen nicht entgingen, veranlaßt, und zog ſich ohne Wiſſen der Seinigen auf das Gebiet des Turkmanenfürſten Cara Juſuf (d. i. der ſchwarze Joſeph), des Gründers der Dynaſtie vom ſchwarzen Hammel, zurück, der ihn in Bagdad wiederum einführte, wo Ahmed, um die Turkmanen von der verſprochenen Plünderung abzuhalten, ihnen die koſtbarſten Geſchenke überbringen ließ, und darauf ſich, gefolgt von ſeinen Frauen, Kindern und Schätzen, mit Cara Juſuf in der Richtung von Haleb nach Syrien begab. Nach Beſiegung des ägyptiſchen Statthalters und Plünderung des ganzen Landes von Tellbaſcher bis Aintab eilten beide Fürſten nach Kleinaſien zu dem in Bruſa herrſchenden Sultan der Osmanen, Bajezid.

Die Gründe, die Ahmed beſtimmen konnten, ſeine Unterthanen unter den zu erwartenden Umſtänden zu verlaſſen, laſſen die Schriftſteller mehr errathen als näher nachweiſen. Zwar hatte er einen Mongolen von ſeinem Stamme Dſchelaïr, Ferudſch, als Gouverneur zurückgelaſſen, und ſich, wie die Folge bewies, in dieſem tapfern Manne nicht getäuſcht; deſſenungeachtet läßt ſich ſeine Abweſenheit dadurch nicht entſchuldigen. Ferudſch, der ſich mit mehren Heerführern verbunden, wagte ſogar eine offene Feldſchlacht. Obwol völlig geſchlagen, bereitete er dennoch die tapferſte Gegenwehr von der Stadt ſelbſt aus vor. Timur wurde genöthigt, ſeine ganze Armee herbeizurufen, er ſchloß die Stadt von allen Seiten ein, und auch jetzt noch, trotz der Breſchen, der großen hineingeworfenen Steine und der unerträglichen Hitze, gedachten die Einwohner an nichts weniger als an eine Übergabe. Erſt nach 40tägiger Belagerung gelang es, als die Belagerten ſich zur Mittagszeit in ihre Häuſer zurückgezogen hatten, die Stadt zu erſtürmen. Der Emir Nur-ed-din pflanzte als der Erſte den Roßſchweif mit dem Halbmonde auf die Mauern, die Stadt ward erobert (Sept. 1401). Furchtbar war die Rache, die die Sieger an den unglücklichen Bewohnern nahmen. Der Gouverneur mit ſeiner Tochter entging durch ein freiwilliges Grab in den Wellen einem ſchaudervollen Tode. Weder die älteſten Greiſe noch die zarteſten Säuglinge wurden geſchont, 120 Schädelpyramiden wurden als Siegeszeichen aufgethürmt, die Häuſer der Erde gleich gemacht, mit Ausnahme der Schulen, Moſcheen und Hoſpitäler, und nur wenige Gelehrte, die ſich dem grauſamen Timur zu Füßen warfen, retteten ſich von einem gewiſſen Tode. Das ganze Land bis nach Hilla und Waſit hin wurde ſchrecklich verwüſtet.

Nach gewöhnlicher Weiſe ſchlich Ahmed nach dem Weggange des Tamerlan, ſobald er ſich von Bajezid bei Cäſarea in Kappadocien getrennt hatte, ſich wieder nach dem arabiſchen Irak über Hila und ſo nach Bagdad, das er wieder aufbauen ließ, und dadurch die überall zerſtreuten Einwohner herbeilockte. Sogleich erſchien der Enkel Tamerlan's, Mirza Abu Bekr, mit einer Armee ſo plötzlich, daß ſich Ahmed nur im Hemde mit ſeinem Sohne Tahir auf einem Kahne retten konnte. Dſchihanſchah verfolgte ihn bis nach Hilla, worauf Ahmed abermals über den Euphrat zurückging und ſeine Hauptſtadt verlaſſen mußte. Eine durch den eigenen Sohn Tahir und andere Große gegen ihn angeregte Verſchwörung nöthigte ihn abermals, bei Cara Juſuf Schutz zu ſuchen, die Rebellen wurden geſchlagen, und Tahir verlor ſein Leben in den Wellen. Veruneinigung mit ſeinem Beſchützer machte dieſen zu ſeinem Feinde, nur durch Liſt und unter großer Gefahr rettete ſich Ahmed nach Tecrit und von da nach Damaskus, wohin auch der von Mirza Abu Bekr verjagte Cara Juſuf flüchtete. Nur der Tod Tamerlan's (1404) machte es dem Sultan von Ägypten möglich, die beiden Fürſten nach dem Rechte der Gaſtfreundſchaft dem mächtigen Eroberer gegenüber zu ſchützen. Beide gelobten daher ihrem Retter unveränderliche Zuneigung, und ebenſo ſich gegenſeitigen Schutz. Allein Cara Juſuf ſetzte ſich ſogleich nach ſeiner Befreiung in den Beſitz eines Theiles des arabiſchen Iraks und Meſopotamiens, und da der Sultan von Ägypten vorausſetzte, daß dieſes zum Vortheile Ahmed's geſchehen ſei, machte letzterer dieſem deshalb vergebliche Vorſtellungen. Gänzlich verlaſſen, nahm Ahmed auch jetzt wieder ſeine Zuflucht zur Liſt. Verkleidet ſchlich er ſich in Bagdad ein, ſchürte einen Aufſtand gegen den dortigen, im Namen des Omar Mirza befehlenden Statthalters an, ward zum Sultan ausgerufen und bemächtigte ſich ſogar (1405) der Stadt Tebris von Neuem. Allein ſeine unbeſiegbare Vergnügungsluſt und des Abu Bekr Mirza Feldherr Ibrahim nöthigten ihn zu einem abermaligen Rückzuge nach Bagdad, während Cara Juſuf, die Uneinigkeiten unter den Söhnen Tamerlan's benutzend, ſich in Adherbeidſchan feſtſetzte. Ahmed eilte ſogleich, da er Cara Juſuf in Armenien beſchäftigt wußte, herbei, und zog in Tebris ohne Widerſtand ein. Allein ſein Gegner beſiegte ihn in einer Schlacht, zwei tüchtige Stunden von jener Stadt entfernt, und ließ ihn mit ſeinen Kindern, aber nur erſt auf ausdrückliches Anrathen mehrer arabiſchen Großen, die des unruhigen Ilchanier's müde waren, umbringen. So erloſch 813 dieſe mongoliſche Dynaſtie und machte der turkmaniſchen unter Cara Juſuf Platz. (So nach v. Hammer, d'Herbelot, Schereſ-ed-din [Histoire de Timourbec] und vorzüglich Deguignes [Tom. III. p. 288—300]). (*Gustav Flügel.*)

ILCHESTER, auch **IVELCHESTER** geſchrieben, ein Marktflecken Großbritanniens in der Grafſchaft Somerſet an dem kleinen Fluſſe Joel, unter 2° 41′ weſtl. Länge und 51° nördl. Br., iſt ein uralter Ort und war eine der erſten Stationen der Römer, die, nachdem ſie in Britannien feſten Fuß gefaßt hatten, den Ort mit einem Walle und Graben ſtark befeſtigten. Jetzt iſt er ein Platz ohne Bedeutung, ohne Fabriken und ohne Handel, da der kleine Fluß Ivel keine Gelegenheit zur Schiffahrt darbietet, beſteht nur aus vier nicht beſonders gut gebauten Straßen, und hat außer dem Grafſchaftsgebäude, wo die Gerichtsſitzungen gehalten werden, kein anſehnliches Gebäude. Zu bemerken ſind die Ruinen eines im J. 1226 gegründeten Hoſpitiums, Namens Whitehall, das von William Dennis zur Aufnahme armer Reiſenden und Pilgrime erbaut wurde. Früher ſendete der Ort als ein Borough zwei Deputirte zum Parlament, was aber wol nach der Reformbill nicht mehr der Fall iſt. Ein be-

Digitized by Google

deutendes Intereſſe gewinnt der Ort dadurch, daß er der Geburtsort des berühmten Roger Bacon iſt. Die Bewohnerzahl beträgt gegen 800. (*J. C. Schmidt.*)

Il Coppetta (Biogr.), ſ. Beccuti.

ILDBRIM, norwegiſcher Name des Colymbus glacialis (ſ. d. Art. und Imber). (*Burmeister.*)

Ildebald (Ildibald), ſ. Hildebald.

Ildefons (Biogr.), ſ. Ildephons und Alfons.

ILDEFONSO (San), Villa im ſpaniſchen Sermo de ſan Millan, Provinz Segovia, liegt 14 Meilen vom Escurial und eine kleine Meile von Segovia entfernt, an der Eresma und an dem nördlichen Abhange des Guadarramagebirges, und hat eine Pfarrkirche und 5000 Einw. Die hier von Philipp V. gegründete Glasfabrik liefert außer Flaſchen und feingeſchnittenen Gläſern vielleicht die größten Spiegel in der Welt [1]), welche jedoch nur — wenn nur die kleinern werden verkauft — für die königl. Schlöſſer und zu Geſchenken beſtimmt ſind. Zwiſchen den Jahren 1781—1783 wurde hier eine königl. Leinwandmanufactur gegründet, welche in dem letztgenannten Jahre bereits 20 Weberſtühle enthielt, und zwei große Walk- und Waſchmaſchinen beſchäftigte [2]). Beſonders merkwürdig iſt S. Ildefonſo durch das königl. la Granja (ſpr. Grancha) genannte Luſtſchloß, welches dem Hofe während einiger Sommermonate zum Aufenthalte dient, und auch wol nach dem Orte ſelbſt S. Ildefonſo genannt wird [3]). (*Fischer.*)

ILDEPHONS, auch **ILDEFONS**, **HILDEFONS** und **ALFONS**, gewöhnlich der Heilige genannt, geboren zu Toledo 607, ein Neffe des Erzbiſchofs Eugen III., war zuerſt Abt in dem Kloſter Agli in der Vorſtadt von Toledo, und gelangte zu Ende des Jahres 657, nach dem Abſterben ſeines Oheims, auf den biſchöflichen Stuhl von Toledo, und ſtarb 667, nach Andern 669. Als ein großer Verehrer der Jungfrau Maria dichtete und componirte er verſchiedene Meſſen zu deren Ehre, ſchrieb auch verſchiedene Werke von ihrer unbefleckten Jungfrauſchaft und ihren Feſttagen, nächſtdem noch das Leben von 14 berühmten Männern und einige andere Bücher, deren Titel in Hamberger's Nachrichten von den vornehmſten Schriftſtellern vor dem 16. Jahrh. 3. Bd. S. 507 fg. zu finden ſind. (*Fr. Thon.*)

ILDIGISAL, **ILDIGIS**, ein Sohn Riſiulf's, hatte zwar zu Folge des Geſetzes nach dem Tode des Bruders von ſeinem Vater, des Longobardenkönigs Wacho, auf die Nachfolge in der Regierung den gerechteſten Anſpruch; da aber Wacho ſeinem eigenen Sohne Walthari die Regierung zuwenden wollte, war er ungerechter Weiſe verbannt worden und zu den Warnen geflohen. Von ihnen, welche Wacho's Geld gewonnen hatte, entkam er zu den Slawen, und ſuchte nach Wacho's Tode das Longobardenreich, deſſen rechtmäßiger Erbe er war, an ſich zu bringen. Aber Audoin, Anfangs Walthari's Vormund, dann nach deſſen baldigem Tode ſelbſt König, behauptete die Oberhand. Von den Gepiden, zu denen Ildigiſal ſeine Zuflucht genommen, und von deren König Turiſend er gütig aufgenommen worden, wandte er ſich weiter nach Conſtantinopel. Hier wurde er vom Kaiſer Juſtinian zwar friedlich empfangen, und zum Anführer einer Palaſtwächterſchar gemacht, nämlich über 300 tapfere Longobarden geſetzt, welche früher zuſammen in Thracien geweſen. War indeſſen ſeine Abſicht eigentlich dahin gegangen, den Kaiſer gegen die Longobarden zu gewinnen, ſo ſah er ſich darin getäuſcht. Audoin verlangte ſogar von ſeinem Bundesgenoſſen, dem Kaiſer, die Auslieferung Ildigiſal's, aber Juſtinian verweigerte ſie. In der Folgezeit beſchwerte ſich Riſiulf's Sohn, er werde nicht nach Verdienſt befördert, und an Sold und Würde den Römern nachgeſetzt. In ſeiner großen Verſtimmung verband er ſich mit dem kühnen Gothen Goar, und begab ſich in ſeiner Begleitung heimlich aus Byzanz hinweg. Zu Apri in Thracien gewann er die daſelbſt in des Kaiſers Dienſte ſtehenden Longobarden, bemächtigte ſich der dortigen kaiſerlichen Pferde, und durchzog ganz Thracien. Vergebens hatte Juſtinian ſogleich nach Ildigiſal's Entweichung nach allen Orten Befehle zu ſeiner Feſtnehmung geſandt; Ildigiſal wußte glücklich durch des Kaiſers Truppen wieder zu den

---

1) Die größten Spiegel, welche jedoch in Hinſicht der Politur jenen von St. Gobin und Venedig nachſtehen ſollen, werden nach J. Townſend (ſ. deſſen Reiſe durch Spanien, überſ. von Volkmann. 1. Th. S. 418. 419) in einer kupfernen Form gegoſſen, welche 162 Zoll lang und 93 Zoll breit iſt. In dem geräumigen Gebäude befinden ſich nach Bourgoing's Reiſen (1. Th. S. 90) zwei Glas- und 20 Kühlöfen. 2) Bourgoing 1. Th. S. 80. 3) Die Hauptſeite dieſes drei Seiten eines Quadrats einnehmenden Schloſſes, an deſſen Flügel eine lange Reihe von Gebäuden für das königl. Gefolge angehängt iſt, ſieht nach Süden auf den Garten, und hat eine Länge von 530 Fuß. Die Zimmer hängen in der ganzen Länge ſo zuſammen, daß alle Thüren auf einander ſtoßen. In den untern Zimmern befindet ſich eine Antikenſammlung, welche einſt der Königin Chriſtina von Schweden gehörte. Die hier von Philipp V. und ſeinen Nachfolgern zuſammengebrachten Gemälde ſind von den berühmteſten Meiſtern. Man findet Stücke von Leonard da Vinci, Michel Angelo, Rafael, Hannibal Caracci, Guercino, Guido, Karl Maratti, Correggio, Rubens, Pouſſin, Paul Veroneſe, Wouvermann, Teniers, Martin de Vos, Andreas del Sarto, Vandyk, Dominichino, Tintoretto, Albert Dürer, Giordano, Velasquez, Spagnolet, Valdez, Murillo und Mengs. Die finſtere, aber niedliche, mit Frescomalereien von Bayen, Mariano und Maella geſchmückte Kirche iſt reich an Gold, Silber und Edelſteinen. Ein Tabernakel allein wird auf 70,000 Ducados oder 690 Pf. Sterling geſchätzt. Der fontainenreiche Garten — die Fontaine der Fama auf dem Pegaſus wirft einen zwei Zoll ſtarken Waſſerſtrahl 132 Fuß hoch — iſt in der Nähe des Schloſſes nach altem Geſchmacke mit verſchnittenen Hecken und geraden Gängen angelegt, und endigt ſich in einem Felſenwalde. Die ſchönſte Partie deſſelben iſt die Plazuela de las Ocho Calles, indem hier acht Alleen, jede mit einer Fontaine im Mittelpunkte, zuſammenſtoßen, und acht andere Fontainen unter hohen, auf ioniſchen Säulen von weißem, italieniſchem Marmor ruhenden Bogen ein Achteck bilden, um welches herum die bleiernen mit Firniß bronzirten Statuen des Saturn, der Minerva und Veſta, des Neptun, der Ceres, des Mars, des Herkules und des Friedens, mit dem Herkules und der Pandora in der Mitte ſtehen. Fremin und Tierri ſchufen dieſe Götterbilder. Die ganze Anlage des Gartens, der außerdem noch viele von der Eresma genährte Waſſerfälle und Baſſins enthält, ſoll 45 Millionen Piaſter gekoſtet haben. Vgl. Townſend 1. Th. S. 415—418. Bekannt iſt das Bündniß, welches am 19. Auguſt 1796 in S. Ildefonſo zwiſchen Frankreich und Spanien geſchloſſen wurde.

Gepiden zu kommen. Nachdem aber dieſe mit Juſtinian und den Longobarden Freundſchaft geſchloſſen, foderten der Kaiſer und Audoin von dem gepidiſchen Könige Thuriſend die Auslieferung deſſelben, aber der Rath der Gepiden betrachtete dies ihrer Ehre zuwider. Nicht lange darauf jedoch ſchlug König Thuriſend dem Könige Audoin vor, ihm Ildigiſal'n zu überantworten, wenn Audoin ihm dagegen Uſtrigoth herausgeben wolle. Die Longobarden verwarfen dieſen Antrag; doch ſollen beide Könige jeder den Feind des andern heimlich haben ermorden laſſen. Die Berichte *) über dieſe Unthat ſind ſehr verſchieden; vielleicht iſt Ildigiſal ebenſo wie Uſtrigoth eines natürlichen Todes geſtorben. (*Ferdinand Wachter.*)

ILDIKO, vermuthlich eine teutſche Jungfrau, ungemein ſchön, wurde von Attila, der ſchon eine Menge Frauen hatte, zuletzt geheirathet. Er ſtarb aber im Brautbette an einem Blutſturze, und die königlichen Diener fanden am andern Tage Ildiko'n unter der Decke weinend [1]). Nach dem Chron. Alexand. p. 49 ſoll Ildiko eine Hunnin und des an Attila begangenen Mordes verdächtig geweſen ſein. Dieſer Verdacht wurde von andern zur Gewißheit erhoben; denn Marcellinus Comes erzählt zum J. 454, daß Attila auf des Aetius Antrieb des Nachts durch Hand und Dolch einer Frau des Landes durchbohrt worden. Johannes von Müller hat in der Chriemhild des Nibelungenliedes die Ildiko zu erkennen geglaubt. Wahrſcheinlicher iſt von Gagern's Anſicht, daß die burgundiſche Königstochter Hildegund im Heldengedichte Walther von Aquitanien Ildiko ſei [2]). Daß die wirkliche Ildiko kein Walther von den Schrecken und dem Tragiſchen jenes Beilagers rettete, kann nicht als Einwand gelten, da die Heldenſage nur Namen und Verhältniſſe im Allgemeinen aus der Geſchichte ſchöpft, im Weſentlichen und Einzelnen aber dichteriſch und Eigenes ſchaffend zu Werke geht. (*Ferdinand Wachter.*)

Ildovald (Ildibald), ſ. Hildebald.

ILDUM. In dem Itiner. Anton. kommt dieſer Name als eine Stadt der Ilercaones in der Hispania Tarraconensis vor, 16,000 römiſche Millien ſüdweſtlich von Dertoſa. Ukert vergleicht ſie mit der gegenwärtigen Villa de Cabanes, Andere mit San Mattheo oder mit Salſadella. (*S. M. Schirlitz.*)

ILE, ein kleiner Fluß Englands in Somerſet, fließt in der Nähe von Langport in den Fluß Parrett. (*J. C. Schmidt.*)

ILEA. Ptolemäus nennt dieſen Namen unter den Flüſſen in der Britannia Barbara; man vergleicht ihn mit dem Wick in der ſchottländiſchen Grafſchaft Caithneß. (*S. M. Schirlitz.*)

ILE-ADAM (L'), hübſcher Marktflecken und Cantonshauptort im Arrondiſſement Pontoiſe des franzöſiſchen Departements der Seine und Oiſe. Er liegt ſehr ſchön am Fuße einer Anhöhe an dem linken Ufer und theilweiſe auf zwei Inſeln der Oiſe, zwiſchen Schlöſſern und angenehmen Landhäuſern, $1\frac{1}{4}$ Stunde nordweſtlich von Pontoiſe, und zählt 1300 Einwohner, welche eine Porzellanmanufactur und Handel mit Korn und Mehl unterhalten. (*Klaehn.*)

Neben dem ſtattlichen und weitläufigen Schloſſe befand ſich hierſelbſt ein Benediktinerpriorat und ein Convent von Miſſionairen des heil. Joſeph's, die von dem Prinzen Armand von Conty († 1666) geſtiftet, das Pfarramt bekleideten. Früher Baronie und Caſtellanei, iſt l'Ile-Adam jetzt der Sitz eines Friedensgerichtes. Die Geſchichte des Ortes beginnt mit einem Adam, der in der Beſtätigungsurkunde König Philipp's I. für die Kirche von St. German zu Pontoiſe, vom J. 1069, unter den Zeugen vorkommt. Adam, der Eigenthümer einer Inſel (Ile) in der Oiſe, erbaute an und auf derſelben eine Feſte, die nach ihm l'Ile-Adam heißt. Sein Urenkel Ancel I. von l'Ile ſtiftete im J. 1137, eine Stunde ſüdlich von ſeiner Feſte, am Rande des Waldes von l'Ile-Adam, die Abtei Nôtre-dame-du-val, Ciſtercienſerordens, die ſpäter mit dem Feuillantinerkloſter der Straße St. Honoré zu Paris vereinigt wurde. Ancel's II. jüngſter Sohn, Peter de l'Ile, Herr von Puiſeux, bei Pontoiſe, wurde der Stammvater einer jüngern Linie, die den urſprünglichen Namen de l'Ile unverändert beibehielt, ſich in die Zweige von Marivaux und Andreſy theilte, und noch um die Mitte des 18. Jahrh. in dem Zweige der Marquis von Marivaux blühte. Aus dieſem Zweige entſproſſen war Johann de l'Isle, Capitain der Gardes-du-corps König Heinrich's III., der am 2. Aug. 1589, auf dem gewöhnlichen Kampfplatze hinter der pariſer Karthauſe, den berühmten Zweikampf beſtand mit Claudius von Marolles, dem Kämpen der Ligue. Die beiden Herre, das königliche und das der Ligiſten, waren des blutigen Spieles Zeugen, und der beſiegte Marivaux ſtarb in ihrer Mitte. Ancel's II. älteſter Sohn, Ancel III., der zuerſt ſich des Namens von l'Ile-Adam bediente, nahm, gleichwie ſein Vetter, der Connétable Amalrich von Montfort, Antheil an dem Kreuzzuge von 1240, und hinterließ aus zwei Ehen eine zahlreiche Nachkommenſchaft, insbeſondere die Söhne Johann und Ancel. Der jüngſte, Ancel, gründete die zu Anfang des 15. Jahrh. erloſchene Linie in Bourris. Der älteſte, Johann von l'Ile-Adam, hatte in ſeiner Ehe mit Heloiſe, Frau von Noerat und Crapaumesnil, bei Montdidier (ſie ſtarb 1274), einen Sohn, Ancel IV., und eine Tochter, Iſabella, die an Johann von Luzarches verheirathet war. Ancel IV. hinterließ nur Töchter, Johanna Iſabella und Wilhelmina Johanna, die an Matthäus III. von Montmorency-Marly verheirathet, erhielt in der Theilung Valmondois, unterhalb l'Ile-Adam, auf dem jenſeitigen Oiſeufer; Iſabelle, die Gemahlin des Wilhelm Mallet, nahm Nogent, ganz nahe bei l'Ile-Adam. Wilhelmine, die mit Robert von Ivry in kinderloſer Ehe gelebt, vermachte l'Ile-Adam, nach 1360, ihrer Muhme, Wilhelmine von Luzarches. Dieſe ver-

---

*) *Procopius*, De Bell. Goth. Lib. III. c. 35. *Paulus Diaconus*, De Gestis Langob. Lib. I. c. 21.

1) *Priscus* ap. *Jordanem*, De reb. Get. 49. 2) v. Gagern's Nationalgeſchichte der Teutſchen. 2. Th. S. 351. Darüber, wo Hildegund außerdem noch vorkommt, ſ. W. Grimm, teutſche Heldenſage. S. 60. 86—94. 157. 158. Namentlich iſt es auch im Nibelungenliede der Fall.

Digitized by Google

kaufte 1364 die Herrſchaft l'Ile-Adam, von der aber längſt ſchon, durch verſchiedene Theilungen, Frouville, Balincourt, Nesle, Launay, abgekommen waren, an Peter von Villiers, mit dem ein neues, berühmteres Haus von l'Ile-Adam anhebt.

Raoul, Herr von Villiers-le-bel, unweit St. Denys und Ecouen, beſchenkte 1146 die Abtei St. Victor zu Paris. Adam von Villiers, der Stammler (le Begue) zugenannt, Herr von Aumont, Vitry, in Brie ꝛc., war einer der Tapfern, die ſich Duguesclin's erſtem Zuge nach Caſtilien anſchloſſen, und fiel in der Schlacht bei Najera am 3. April 1367. Seine Töchter, Petronella und Eleonore, theilten am 7. April 1372, und Petronella, in erſter Ehe an den Marſchall Karl von Montmorency, in anderer Ehe an Wilhelm von Harcourt verheirathet, erhielt Vitry, la Tour de Chaumont, oder la Tour-au-Begue, in Verin, Belléglíſe, bei Beaumont-ſur-Oiſe, und Bercy-les-Charenton. Adam's älterer Bruder, Peter von Villiers, bekleidete unter den Regierungen von Johann, von Karl V. und Karl VI. die höchſten Ämter, wurde im J. 1351 nach Schottland verſchickt, diente im folgenden Jahre mit 4 Rittern, 25 Edelknechten und 30 reitenden Schützen in der Normandie, und hatte nacheinander die Städte Pontorſon und Melun zu bewahren. Im Juni 1360 kommt er bereits als des Dauphins oberſter Haushofmeiſter vor, und dieſes Amt blieb ihm, nachdem der Prinz den 8. April 1364 den Thron beſtiegen hatte. Er verrichtete eine Geſandſchaft an den Kaiſer Karl VI., der die Provence bereiſte, wurde 1368, zugleich mit Audenebam, zum Hüter der Thore von Paris geſtellt, und empfing aus den Händen des Königs zu St. Denys den 15. Oct. 1372 die Oriflamme: nach beendigtem Feldzuge trug er ſie ſelbſt nach St. Denys zurück, um ſie auf dem Altare, zugleich mit der Rüſtung, die er auf dem Leibe hatte, niederzulegen. In der Schlacht bei Rooſebeeck, den 27. Nov. 1382, trug Peter ebenfalls die Oriflamme. Er ſtarb, nachdem er noch in vielen Verrichtungen geglänzt, und am 6. Oct. 1383 ein Teſtament errichtet hatte, im J. 1386. Die Herrſchaft l'Ile-Adam und Valmondois hat er am 6. Nov. 1364 erkauft, und Maci mit ſeiner erſten Frau, mit Johanna von Beauvais, erheirathet. Der Sohn der zweiten Frau, Peter II., erbte l'Ile-Adam und Valmondois und hatte in ſeiner Ehe mit Johanna von Châtillon, die Söhne Johann und Robert. Johann, der älteſte, geboren um 1384, iſt der in den Kriegen des 15. Jahrh. ſo berühmte Marſchall von l'Ile-Adam. Als einer der Vertheidiger von Harfleur (1415) gerieth Johann in der Engländer Gefangenſchaft, aber noch im nächſten Jahre, den 30. October, verlieh ihm der König das Amt eines Oberforſtmeiſters der Normandie. Karl von Moy gewann ihn für den Dienſt des Herzogs von Burgund; er öffnete dieſem Fürſten die Burg l'Ile-Adam, und übernahm es auch, die Stadt Pontoiſe in deſſen Unterthänigkeit zu erhalten. Von dieſem Poſten aus erhielt er Kunde von dem Haſſe, den Perrinet le Clerc, der Sohn eines Eiſenhändlers in Paris, den Stadtbehörden geſchworen hatte. Dieſen Malcontenten wußte er zu verführen, ſodaß derſelbe am 25. Mai 1418 ſeinem Vater, der ein Viertelsmeiſter, die Schlüſſel des Thores von St. Germain entwendete, und hierauf Nachts um zwei Uhr, den von l'Ile ſammt 800 burgundiſchen Reitern, einließ. Ohne Zeitverluſt, und in möglicher Stille, führte l'Ile-Adam ſeine Truppen dem Mittelpunkte der Stadt zu; nachdem er aber bei dem kleinen Châtelet 400 bewaffnete Bürger, die ſeiner, unter dem Rufe, „la paix, vive Bourgogne," warteten, an ſich gezogen, verbreitete ſich durch die ganze Stadt eine aufrühriſche Bewegung. Aus allen Fenſtern wiederhallte der Burgunder Feldgeſchrei, und auf allen Gewändern erſchien, wie durch einen Zauberſchlag, das burgundiſche Kreuz. Ohne Schwertſchlag beinahe wurde l'Ile-Adam der großen Stadt Meiſter; der König in dem Palaſte von St. Paul überfallen, mußte, ſo krank er war, zu Pferde ſteigen, und in allen Straßen ſich zeigen, um den Sieg der Burgunder zu verkündigen; und während deſſen überließ der Pöbel ſich der wildeſten Ausſchweifung. Die Häuſer der Armagnaken (und dergleichen ſchienen alle Reiche geworden zu ſein) wurden geplündert, viele der Geächteten ermordet, andere, wie die Erzbiſchöfe von Rheims und Tours, der Connetable, Graf von Armagnac, der Kanzler, in die Gefängniſſe geworfen. So gräuelvolle Unordnung glaubte Tannegui du Châtel nicht unbenutzt laſſen zu dürfen. Ihm war es gelungen, den Dauphin in Sicherheit zu bringen; der Sorge um den Prinzen entledigt, und durch des Marſchalls von Rieux und Barbaſan's Reiſige verſtärkt, zog er zurück nach der Hauptſtadt. Die Baſtille war noch nicht in der Feinde Gewalt, ſie gewährte ihm den Eingang zu der Porte St. Antoine, von dort richtete er ſich gegen den Palaſt von St. Paul. Er wurde unter dem Rufe: „Es lebe der König, der Dauphin, der Graf von Armagnac," erſtiegen, aber der König hatte ihn verlaſſen und den Louvre beziehen müſſen. In ſeiner Hoffnung getäuſcht, drang Tannegui dennoch bis zu der Porte Baudais vor, denn der Pöbel begehrte nur Wehrloſe zu morden, nicht zu fechten. Aber auch Tannegui's Reiſige ergaben ſich dem Plündern, und l'Ile-Adam benutzte die hierdurch veranlaßte Langſamkeit ihrer Bewegungen, um theilweiſe ſeine Burgunder zu ſammeln und zum Kampfe zu führen. Er wurde blutig, blieb aber nicht lange zweifelhaft, denn der Pöbel, die Standhaftigkeit der Burgunder gewahrend, ſchloß ſich ihnen rottenweiſe an. Tannegui mußte fliehen, nachdem er 400 der Seinen verloren, und die Beſatzung, die er in der Baſtille zurückgelaſſen hatte, capitulirte nach einigen Tagen. Hiermit aller Beſorgniß enthoben, konnte der Pöbel ſich der ganzen Wildheit ſeiner Leidenſchaften überlaſſen. Am 12. Juni wurden die Gefängniſſe erſtürmt, und alle Gefangenen ohne Unterſchied, die beiden Erzbiſchöfe, der Connetable, der Kanzler, die Biſchöfe von Evreux, Senlis, Saintes, Laon, Liſieux, Coutances, der Abt von St. Denys, der Graf von Grandpré, viele Räthe, Parlamentspräſidenten, Beamte, Edelleute, Bürger, ermordet: einige wurden von den Thürmen, die ſie erſtiegen hatten, um ſich zu verbergen, herabgeſtürzt, und im Sturze auf den Spießen der Mörder aufgefangen. Acht Tage lang dauerte das

Morden und Plündern, das l'Ile-Adam nicht hindern konnte, nicht einmal laut misbilligen durfte. Zum Marſchall von Frankreich an des von den Engländern gefangen gehaltenen Boucicault Stelle ernannt, wurde er in dieſer Eigenſchaft am 18. Jun. 1418 von dem Parlament vereidet; die neue Würde beſtritt ihm aber der Herr von Montberon, bis er ſich am 12. September nächſten Jahres ein neues Patent unter dem großen Siegel verſchaffte. Im J. 1419 mit der Bewahrung von Pontoiſe beauftragt, ließ er ſich durch die Engländer überfallen, die Stadt ging verloren, er ſelbſt entrann kümmerlich der Gefangenſchaft, und erreichte Beauvais, woſelbſt er ſich jedoch gegen der Feinde Angriffe behauptete. Durch dieſen Widerſtand ſcheint er zuerſt den König von England beleidigt zu haben. Als dieſer Monarch, nach dem Vertrage von Troyes, Paris beſuchte, machte auch l'Ile-Adam ihm ſeine Aufwartung. Stolz und freimüthig fiel es dem Marſchall ſchwer, ſich in den Ton tiefer Unterwürfigkeit zu finden, den Heinrich V. von ſeiner Umgebung zu fodern pflegte. Ein Kleid, in dem er bei Hofe erſchien, zog ihm von Seiten des Siegers von Azincourt einen derben Verweis zu, und als er ſich damit zu entſchuldigen ſuchte, daß er nur dieſes Reiſekleid bei ſich führe, beleidigte er nochmals den Monarchen. „Wie mögt Ihr es wagen, mir in das Angeſicht zu ſchauen?" L'Ile-Adam berief ſich auf Landesbrauch, der es mit ſich bringe, daß man denjenigen, den man anrede, auch anſehe, beſchwichtigte aber damit keineswegs. Denn einige Tage ſpäter wurde er auf offener Straße durch des Königs Oheim, den Herzog von Exeter, verhaftet, und alsbald nach der Baſtille gebracht, nachdem ein ſchwacher Verſuch des Volkes, ſeinen Liebling zu befreien, mit leichter Mühe vereitelt worden. Unter dem Vorwande, daß er beabſichtigt habe, Paris dem Dauphin zu überliefern, wurde l'Ile-Adam des Marſchallamtes entſetzt, d. d. St. Faron bei Meaux, 22. Jan. 1422, und er mußte in der Baſtille aushalten, bis Heinrich V. am 31. Aug. 1422 die Augen ſchloß. Der Herzog von Bedford, ſeines Bruders Vorurtheile keineswegs theilend, gab ihm die Freiheit, und zugleich den Auftrag, in der Picardie Truppen zuſammenzuziehen, und entſchädigte ihn für die in der Gefangenſchaft erlittenen Verluſte, und beſchenkte ihn im Laufe der Belagerung von Meulan (Febr. 1423) mit Jacob's von Harcourt Gütern in der Picardie, mit der Feſte Noyelles, die zwar Johann erſt erſteigen mußte, mit Hiermont, Conteville, Viviers, Montenay, den Holzungen von Cancaſtre, und gewiſſen Gefällen in der Stadt Montreuil, alles zuſammen zu 4000 Livres jährlichen Einkommens berechnet. In ſeiner Ergebenheit gegen den Herzog von Burgund fortfahrend, wurde l'Ile-Adam am 2. Oct. 1424 zum Hauptmanne des königlichen Schloſſes zu Pont-de-Choiſi, bei Compiègne, am 12. April 1427 zum Schloßhauptmann in Compiègne ſelbſt, 1428 zum Gouverneur von Paris, am 10. Jan. 1430 zum Ritter des goldenen Vließes, und 1431 zum Seneſchall der Landſchaft Bourbonnais ernannt. Am 25. April 1432 wurde er mit 57 Lanzen und 134 Schützen von dem Herzoge von Bedford angenommen, um bei der Belagerung von Lagni zu dienen, während er ſich zugleich verpflichtete, ſeine eigenen Feſten, l'Ile-Adam und Chambly (Städtchen der Baronie l'Ile-Adam), mit 10 Lanzen und 30 Schützen zu vertheidigen. Am 2. Mai 1432 wurde ihm ſein Marſchallamt von dem Herzoge von Bedford wiedergegeben. Am 12. Sept. 1432 verpflichtete er ſich, mit 20 Lanzen und 60 Schützen das Schloß zu Corbeil zu vertheidigen, und am 4. Febr. 1433 verſprach er, gegen einen perſönlichen Sold von 300 Livres monatlich, bis zum letzten December 1433, in jeder der drei Feſten, Paris, St. Denys und Vincennes, mit 20 Lanzen und 40 Schützen zu dienen. Am 21. April 1434 verpflichtete er ſich, mit 50 Lanzen und 100 Gewaffneten in des Herrn von Talbot Compagnie, zwiſchen Seine, Somme und Oiſe, bis an die Seeküſte, dann bei den Belagerungen von Beaumont-ſur-Oiſe und Creil, während der Monate Mai und Juni zu dienen. Zum letzten Male focht er für die Engländer bei der Belagerung von St. Denys (1435), gleich darauf empörten ſich die Einwohner von Pontoiſe gegen des Lord Willoughby minder vorſichtigen Nachfolger. Meiſter der Stadt, aber die Wiederkehr der Engländer beſorgend, ſchickten ſie an l'Ile-Adam, und baten, er möge in des Königs von Frankreich Namen Pontoiſe in Obhut nehmen. Der Friede von Arras war noch nicht unterzeichnet, doch fand er nicht für gut, die Bittenden abzuweiſen. Er nahm Beſitz von ihrer Stadt, und Karl VII., jetzt mit dem Herzoge von Burgund ausgeſöhnt, konnte nicht umhin, den von l'Ile-Adam in dem auf ſo ungewöhnliche Art erworbenen Gouvernement, und zugleich in dem Amte eines Marſchalls von Frankreich zu beſtätigen. Nachdem er auch das eigene Haus, l'Ile-Adam, den Engländern entriſſen, und mit 40 Geharniſchten beſetzt, ſchloß der Marſchall ſich dem Heere an, mit welchem der Connetable einen Verſuch auf die Hauptſtadt ſelbſt machen ſollte. Einverſtändniſſe wurden angeknüpft, wie im J. 1418, und die Wache an dem Thore St. Jacques ließ von der Mauer eine Leiter herunter, auf welcher l'Ile-Adam, von wenigen begleitet, ſich alsbald in die Höhe ſchwang. Er wollte nämlich der erſte auf der Mauer ſein, um auf dieſe Weiſe das Andenken des 29. Mai 1418 zu tilgen. Er ließ ſodann das Gatter der Ausfallsthüre neben dem Hauptthore wegnehmen, damit die Reiterei Bahn finde, und wie dieſe anfing, ſich in den Straßen auszubreiten, pflanzte l'Ile-Adam mit eigener Hand des Königs Banner auf die Mauer, und ſeine Donnerſtimme verkündigte „ville prise." Nach kurzem Widerſtande flüchteten Willoughby und ſeine Engländer nach der Baſtille, Paris war wirklich genommen (13. April 1436). Dagegen ließ ſich l'Ile-Adam in dem nächſten Winter (1437) zu Pontoiſe von Talbot überrumpeln; er entfloh mit genauer Noth, und die Getreidevorräthe, die er aufgehäuft, in der Abſicht, auf Theuerung und Mangel in Paris zu ſpeculiren, wurden der Feinde Beute. Als des Herzogs von Burgund Kammerherr folgte l'Ile-Adam demſelben nach Brügge, und hier wurde er in einem Aufruhr am 22. Mai 1437 erſchlagen, und auch in der St. Donatiansſtiftskirche, dem nachmaligen Dom, begra-

Digitized by Google

ven. Seine Hausfrau Johanne, die Erbin von Vallen-
joujart, hatte ihm die Söhne Jacob, Philipp und Ar-
nenonville, und Karl auf Chetenville bei Monthery, dann
wei Töchter geboren. Jacob, Herr auf l'Jle-Adam,
Seneſchall von Boulogne, Garde de la prévôté de
Paris, Hauptmann zu Giſors, ſtarb den 25. April 1472,
us ſeiner Ehe mit Johanne von Nesle acht Söhne und
rei Töchter hinterlaſſend. Der vierte Sohn, Philipp,
er Großmeiſter des Johanniterordens, wird unten ſeine
Stelle finden. Der zweite Sohn, Ludwig von Villiers-
'Jle-Adam, Dombechant zu Orleans ſeit dem 31. Mai
480, wurde, nachdem Johann von Bare am 15. März
486 das Zeitliche geſegnet, zum Biſchof von Beauvais
ewählt, mußte aber mit verſchiedenen Concurrenten neun
artnäckige Proceſſe führen, bis er endlich im Juli 1497
ie Weihe empfangen, und im September 1498 ſeinen
ierlichen Einzug zu Beauvais halten konnte. Von dem
önige genöthigt, ſich nach Lyon zu dem Concilium zu
erfügen, welches als eine Fortſetzung der Verſammlung
on Piſa zu betrachten, proteſtirte er am 8. Febr. 1512
or Notar und Zeugen, daß er hierin nur wirklichem
wange gehorche. Er ſtellte den Biſchofshof zu Beau-
ais und das Schloß zu Bresle wieder her, und ſtarb
en 24. Aug. 1521. Seiner Domkirche und ſeinem
achfolger hat er bedeutende Vermächtniſſe hinterlaſſen.
Die älteſte Tochter, Maria, heirathete als des Ludwig
on Soyecourt Witwe, den Amtmann von Vermandois,
Guido Pot von la Rochepot. Der älteſte Sohn endlich,
Anton, Herr von l'Jle-Adam, von Avesnes, in Vimeu
nd von Moliens, in Beauvais, der in erſter Ehe mit
Margarethe von Montmorency-Gouſſainville, in ande-
er Ehe mit Agnes du Moulin verheirathet, ſtarb den
5. Aug. 1504, mit Hinterlaſſung von vier Kindern.
Der jüngere Sohn, Claudius, Herr von Avesnes, hin-
erließ nur Töchter aus ſeiner Ehe mit Johanne von Cha-
les; der ältere, Karl, erhielt von ſeinem Oheim, dem
Biſchof Ludwig, ein Domkanonikat zu Beauvais, und
m 9. April 1501 das Archidiakonat, nahm am 6. April
522 Beſitz von dem von dem Könige ihm verliehenen
Bisthume Limoges, und wurde ſpäter nach Beauvais ver-
etzt, woſelbſt er am 24. März 1529 durch Procura,
nd am 29. Mai perſönlich Beſitz ergriff. Als der äl-
eſte Sohn beſaß er l'Jle-Adam, Nogent, Valmondois,
Fontenelles, Fleulen, Güter, die er jedoch mit ſeines Bru-
ers Bewilligung, durch Urkunde vom 10. Sept. 1527
n Anna von Montmorency, den Sohn der Anna Pot,
en Enkel der an Guido Pot verheirathet geweſenen
Maria von Villiers-l'Jle-Adam, verſchenkte. Der Bi-
ſchof hoffte durch ſeines mächtigen Vetters Vermit-
elung zu der Cardinalswürde zu gelangen, und hatte ſo-
ar in dieſer Hoffnung nach St. Martins-Stiftskirche in
Montmorency ein Fenſter geſtiftet, worauf er in dem vol-
en Schmucke eines Cardinals abgebildet, allein ein früher
Tod durchſchnitt den Faden ſeiner Entwürfe. Er ſtarb den
26. Jun. 1535, und wurde in der Kirche der Abtei Nô-
tre-Dame-du-val, die er als Commende beſeſſen, beerdigt.
Jm Februar 1672 wurde ſein Leichnam daſelbſt, gleich
ntfernt von Verweſung und Vertrocknung, aufgefunden.

Wir haben noch von des Biſchofs Oheim, von Philipp de Villiers-l'Jle-Adam, dem berühmten Großmeiſter von Rhodus, zu ſprechen. Geboren im J. 1464, gelangte er in ungewöhnlicher Geſchwindigkeit zu der Stelle eines Großhoſpitaliers, welche von der franzöſiſchen Zunge vergeben wurde. An dem Siege, den d'Amaral mit den Ordensgaleeren über die in dem Meerbuſen von Aias vortheilhaft aufgeſtellte Flotte der Ägypter erfocht, nahm Philipp entſcheidenden Antheil, obgleich er den Angriff ſelbſt widerrathen hatte; er wollte vielmehr die Ägypter beim Auslaufen überfallen. Jm J. 1513 wurde Philipp, jetzt auch Großprior von Frankreich, von dem Großmeiſter Fabricio Caretto nach Frankreich geſendet, um daſelbſt als Viſitator und Statthalter des Magiſterii zu wirken. Obgleich abweſend zu der Zeit von des Großmeiſters Ableben, war er, nächſt dem Großprior von England, der einzige Ritter, der bei der Wahl in Betracht kam, und die allgemeine Achtung, die er ſich erworben, entſchied zu ſeinen Gunſten. Er wurde den 22. Jan. 1521 als Großmeiſter ausgerufen, und ſofort eingeladen, von ſeiner Würde Beſitz zu nehmen. Die unermeßlichen, von dem Sultan Soliman angeordneten Rüſtungen bedrohten den Orden mit einem Vernichtungskriege; des Großmeiſters erſte Handlung war demnach ein Erlaß, wodurch alle Ritter aufgefodert wurden, ſich wohlgerüſtet in Rhodus einzufinden. Die fälligen Reſponsgelder wurden mit Strenge eingetrieben und zum Ankaufe von Kriegsvorräthen verwendet, und nachdem er vornehmlich mit dieſen Nothwendigkeiten eine Carake und vier Feluken befrachtet, ging Philipp von Marſeille aus unter Segel. Auf der Höhe von Nizza brach auf der Carake, auf dem Schiffe, das er ſelbſt beſtiegen, Feuer aus, mit ſolcher Heftigkeit, daß die Mannſchaft nur mehr an Flucht dachte, die bei der Nähe der Küſte nicht ganz unmöglich; allein der Großmeiſter unterſagte bei Todesſtrafe, das Schiff zu verlaſſen, und die Verzagten fanden ſich hierdurch genöthigt, die letzte Kraft aufzubieten, um das Schiff und ſich ſelbſt zu retten. Dieſe Gefahr war kaum beſeitigt, als während eines heftigen Sturmes und Ungewitters der Blitz des Großmeiſters Kajüte traf, ſeinen Degen brach, ohne Verletzung der Scheide, und neun Menſchen tödtete. Bei dem Vorgebirge Malea wollte der Seeräuber Curtogli mit überlegenen Streitkräften die Flotille auffangen, und nur unter Begünſtigung der Nacht konnte ſie der drohenden Gefahr entgehen. Um ſo größer war der Jubel, als Philipp endlich den Hafen von Rhodus erreichte (Sept. 1521). Ohne ſich durch eine von dem Sultan ausgehende diplomatiſche Verhandlung bethören zu laſſen, war der Großmeiſter allein bedacht, die Jnſel in den vollkommenſten Vertheidigungszuſtand zu ſetzen, die Feſtungswerke und Vorräthe zu ergänzen; zu den Bauten fand er eine treffliche Hilfe an einem edeln Brescianer, an dem Jngenieur Martinengo, der ſich ſo begeiſtert fühlte durch die Tugenden, die in Rhodus gelehrt und geübt wurden, daß er das Ordenskleid begehrte. Am 26. Jun. 1522 erſchien die türkiſche Flotte, 500 Segel ſtark, im Angeſichte der Jnſel; die Landung wurde ohne Widerſtand bewerkſtelligt,

es vergingen aber volle 14 Tage, bevor das Heer ausgeſchifft werden konnte. Es wird daſſelbe zu 140,000 Streitern berechnet, ohne die 60,000 Bauern, die man aus den Erzgebirgen von Servien und Bosnien zuſammengetrieben, um ſie zu dem Minenkriege zu verwenden. Einer ſo ungeheuern Macht hatte l'Ile-Adam 600 Ritter und 4500 Söldner entgegenzuſtellen, dann einige aus den Bürgern der Stadt Rhodus gebildete Compagnien, die ſich aber als ganz unbrauchbar bewieſen. Von gleich geringem Nutzen waren die auf verſchiedenen Punkten der Inſel errichteten Feſtungswerke, auch die Schlöſſer von Lindo und Feracle. Ohne ſich um Nebendinge zu bekümmern, richtete Soliman's General alle ſeine Anſtrengungen gegen die Hauptſtadt. Sie waren ſchrecklich und beharrlich zugleich, trafen aber auf eine ſo ſtandhafte und einſichtsvoll geleitete Vertheidigung, daß nach einer Reihe unglücklicher Gefechte vollkommene Muthloſigkeit die jüngſt noch ſo ſiegestrunkenen Janitſcharen ergriff. So zweifelhaft der Ausgang der Belagerung noch zu ſein ſchien, ſo ſah ſich Soliman gleichwol genöthigt, herbeizueilen, um den Muth und den Gehorſam ſeiner Scharen zu ſpornen. Die Gegenwart des Monarchen, die zahlreichen Verſtärkungen, von denen er begleitet, wirkten Wunder, und l'Ile-Adam, die Veränderung ſogleich gewahrend, unterſagte die Ausfälle, die bisher ſtets glücklich, weil der Verluſt eines einzigen Mannes für die Vertheidiger empfindlicher, als der Verluſt von Hunderten für die Türken. Dieſe, nur mehr durch der Chriſten Geſchütz gehemmt, trieben ihre Grundarbeiten mit großer Thätigkeit vorwärts bis an die Contreſcarpe, und errichteten ſodann auf mehren Punkten Batterien, doch blieb ihr Feuer ſtets im Nachtheile, auch als in der Stadt ſich einiger Mangel an Pulver zeigen wollte. Ernſtlichere Gefahr drohete ihr vom Schoße der Erde aus. Die zahlloſen, durch den Bergbau geübten Pionnire der Türken hatten den ganzen Boden durchwühlt und ihn zu einem Abgrunde des Verderbens gemacht. Wol entdeckte der wachſame Martinengo der Minen viele; denn er hat die Erfindung gemacht, wie man durch ausgeſpannte Felle und Trommeln die feindlichen Arbeiter belauſchen kann. Nicht ſelten wurden die Türken mitten in ihrer Arbeit durch einen Regen von Granaten bedeckt, oder durch Rauch erſtickt; es blieben ihnen aber der unterirdiſchen Wege immer noch viele, und zwei Minen, die hinter einander unter dem Bollwerke der Engländer losbrachen, warfen die Mauer in einer Breite von ſechs Klaftern in die Tiefe. Im Augenblicke eilten die Türken zum Sturme, und es gelang ihnen, die Höhe des Bollwerkes zu erreichen und ſieben Fahnen zu pflanzen. Aber der Großmeiſter war nicht fern. Eben befand er ſich in der Kirche, um von Gott die Hilfe zu erbitten, welche die Mächte der Erde verſagten. Das Getöſe der Exploſion verkündete ihm den bevorſtehenden Sturm; als die Prieſter die Tagszeiten eröffneten mit dem gewöhnlichen vorbereitenden Gebete: Deus in adjutorium meum intende, erhob der Großmeiſter ſich von ſeinem Betſtuhle. „Das ſind prophetiſche Worte für mich," ſagte er zu den alten Rittern ſeines Gefolges, „laſſet uns eilen, lieben Brüder, um ſtatt des Opfers der Lippen das Opfer unſerer Leben darzubringen. Wir wollen für die Vertheidigung unſeres heiligen Geſetzes ſterben." Und eine Pike ergreifend, ſtellte er ſich an die Spitze einer auserwählten Schar, mit der es ihm gelingt, nicht nur das Bollwerk den Türken zu entreißen, ihre Fahnen in den Staub zu treten, ſondern auch einen zweiten Sturm, in dem 3000 Feinde, darunter drei Sangiaks, fallen, abzuſchlagen. Es folgte aber von nun an Sturm auf Sturm; in dem vom 17. Sept. fiel, nach mancher tapfern That und nicht ungerächt, Chriſtoph Waldner, ein Komthur der teutſchen Zunge, und immer ungleicher wurde das numeriſche Verhältniß der Vertheidiger zu den Angreifern. Auch dunkle Sagen und Ahnungen von Verrath begannen ſich zu verbreiten. Ein jüdiſcher Arzt, der von Sultan Selim's Zeiten an den Feinden als Kundſchafter diente, wurde jetzt endlich in ſeinem ehrloſen Geſchäfte entdeckt und beſtraft, und auch der Portugieſe Andreas D'Amaral, Ordenskanzler und Großprior von Caſtilien, längſt ſchon verdächtig als ein perſönlicher Feind des Großmeiſters, erlitt den Tod der Verräther, den er durch geheimen Verkehr mit dem türkiſchen Lager gar wohl verdient zu haben ſcheint. Martinengo, ſchwer verwundet, mußte über einen Monat lang das Bett hüten, und wenn auch der Großmeiſter dieſe ganze Zeit über ſeinen Poſten auf dem Bollwerke der Spanier übernahm, nicht ein einziges Mal dieſen Poſten verließ, abwechſelnd als Krieger, als Schanzgräber, als Commandant wirkte, ſo mußte die gezwungene Unthätigkeit des Kunſtverſtändigen, von dem das bisherige Vertheidigungsſyſtem mehrentheils ausgegangen war, nothwendig deſſen fernere Anwendung lähmen. Während der Ritter überlegene Tapferkeit Tag für Tag im Gefechte obſiegte, trieben die Türken, langſam zwar und häufig geſtört, ihre unterirdiſchen Arbeiten vorwärts; in unaufhörlichen Angriffen hatten ſie das Bollwerk der Spanier beinahe zu einem Schutthaufen gemacht, und die Poſten der Engländer, Provençalen und Italiener konnten nur durch beiſpielloſe Anſtrengungen gegen ſie behauptet werden; denn an vielen Stellen waren die Mauern völlig verſchwunden, und in die Breſche an dem Bollwerke der Engländer konnte ſich eines Tages ein ganzes feindliches Bataillon entwickeln. Mehre Stürme, auch der vom 17. Dec., wurden noch mit wunderbarer Standhaftigkeit abgeſchlagen, endlich, da alle Mittel der Vertheidigung erſchöpft waren, blieb nun nichts mehr übrig, als auf die ſchon längſt von den Türken angebotene Capitulation einzugehen (20. Dec.). Sie war ehrenvoll, bedingte dem Volke von Rhodus ungeſtörte Religionsübung, eine fünfjährige Befreiung von Abgaben, oder, nach eigner Wahl, das Recht der Auswanderung; den Rittern hingegen wurde bewilligt, die Reliquien der Heiligen, die dem Gottesdienſte in der Hauptkirche von St. Johann geweihten Gefäße, ihre Habſeligkeiten und Archive, dann eine Anzahl Geſchütze, ſo viel der gewöhnliche Bedarf der Flotte erfoderte, mitnehmen zu dürfen. Der Großmeiſter, der genöthigt geweſen, dem Sultan ſeine Aufwartung zu machen, empfing dafür einen Gegenbeſuch; auf dem Rückwege ſoll Soliman geäußert haben, „es macht mir einigen Kum-

mer, dieſen Chriſten in ſeinem Alter aus ſeinem Hauſe zu werfen.“ Am 1. Jan. 1523 ging l'Ile-Adam mit der Flotte, welche die noch übrigen Vertheidiger, dann über 4000 friedliche Bewohner von Rhodus nach einem fremden Geſtade tragen ſollte, unter Segel. Er berührte Candia, wo ein großer Theil der Schiffe die nöthige Ausbeſſerung erhielt, und landete Anfangs Mai in dem Hafen von Meſſina. Während er hier den Verwundeten und Kranken ſeines Gefolges die zärtlichſte Sorgfalt angedeihen ließ, eigenhändig, gleich einem dienenden Bruder, ihre Bequemlichkeit zu fördern ſuchte, entwickelte ſich eine ohne Zweifel von Rhodus her eingeſchwärzte Peſt mit ſeltener Heftigkeit; ſeine Colonie vor gänzlichem Untergange zu retten, übertrug Philipp ſie nach dem feſten Lande. An den Ufern des Meerbuſens von Pozzuolo, unweit der Ruinen von Cumä, errichtete er ein verſchanztes Lager, in deſſen Umfange die Ritter und die Bürger von Rhodus Hütten erbauten, und allgemach zu Geſundheit und Kräften wieder gelangten. Seines Bleibens war aber auch hier nicht, ſein Sinnen und Trachten ſtand nach Rom, wo er allein Rath und Beiſtand, wie ihn die Lage des Ordens erheiſchte, zu finden hoffen konnte. Sobald es der Geſundheitszuſtand der kleinen Schar erlaubte, wurde ſie nach Civitavecchia übergeſetzt, und von hier aus bat der Meiſter um die Erlaubniß, dem Papſte Adrian VI. in Rom aufwarten zu dürfen. Nach mancherlei Zögerungen wurde dieſe Erlaubniß in den letzten Tagen des Auguſts 1523 ertheilt. Alsbald begab ſich Philipp von allen ſeinen Rittern begleitet, auf den Weg, und es erwartete ihn in der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt ein Empfang, der ſeines Ruhmes und ſeines Unglückes gleich würdig. Aber die Verheißungen, die ihm von Adrian in einer erſten und einzigen Zuſammenkunft gegeben wurden, blieben unerfüllt; denn der Papſt, ſeit längerer Zeit unpäßlich, ſtarb den 14. September. Das Conclave, das ſich verſammelte, um den Nachfolger zu wählen, beſtellte zu ſeiner Hut den Großmeiſter, als wolle es damit im voraus ankündigen, daß ſeine Wahl auf einen Rhodiſerritter fallen werde. Ein ſolcher war der neue Papſt Clemens VII. geweſen, er hatte eine lebhafte Zuneigung zu dem Orden beibehalten, und war ſogleich bemühet, ſeinen fernern Beſtand zu ſichern. Zu dem Ende wurde den Rittern Viterbo, ihren Galeeren der Hafen von Civitavecchia zum Aufenthalte angewieſen, bis ein zweckmäßigeres Unterkommen ermittelt werden könnte. Zu dem Ende kamen der Hafen von Suda auf Candia, die Inſeln Cerigo und Elba in Vorſchlag, doch ſchien des Kaiſers Anerbieten, dem Orden die Inſeln Malta und Gozo einzuräumen, den Vorzug zu verdienen. Nur ſollte der Orden zugleich die Vertheidigung von Tripoli, von der nutzloſen und kaum einer Vertheidigung empfänglichen Eroberung Ferdinand's des Katholiſchen übernehmen, und das ſchien dem Großmeiſter allzuläſtig, zumal da ſich eben neue Ausſicht darbot, nach Rhodus zurückzukehren. Achmet, der Paſcha von Ägypten, wollte die Inſel ihren alten Beſitzern zurückgeben, um ſich damit ihren Beiſtand gegen den Sultan zu erkaufen. Aber Achmet wurde im Beginnen der Empörung getödtet, und wider ſeine Überzeugung mußte l'Ile-Adam Unterhandlungen mit dem Kaiſer wieder aufnehmen. Sie waren mittlerweile ſchwieriger geworden durch des Großmeiſters eigne Schuld. Franzoſe von Geburt konnte er ſich in dem großen Kampfe zwiſchen Karl V. und Franz I. einer Parteilichkeit für Frankreich nicht enthalten; er, der bisher ſelbſt von Civitavecchia aus die Galeeren des Ordens nur zu Kreuzfahrten gegen die Ungläubigen verwendet hatte, erlaubte ſich, dieſes gemeinſame Gut der Chriſtenheit ſeiner Beſtimmung zu entziehen; und die Schiffe der Religion nach Marſeille zu führen, um daſelbſt die Herzogin von Alençon aufzunehmen und nach Spanien zu geleiten. Dieſe Aufmerkſamkeit, und noch mehr die Conferenzen, die der Großmeiſter während ſeines Aufenthaltes zu Marſeille mit der Regentin von Frankreich hatte, misfielen ſo ſehr dem kaiſerlichen Hofe, daß der Befehl erging, allerwärts in Italien die Einkünfte des Ordens in Beſchlag zu nehmen, und daß Verſuche gemacht wurden, die verſchiedenen Nationen, mit Umgehung des Großmeiſters und ſeiner Franzoſen, zur Annahme von Malta, und folglich zu einem Schisma zu bewegen. Durch des Großmeiſters perſönliche Anweſenheit in Spanien wurden dieſe Verſuche vereitelt, es gelang ihm, das Miſtrauen des Kaiſers zu beruhigen, wie es ihm glückte, durch eine Reiſe nach England die Raubbegierde Heinrich's VIII., dem ſchon damals nach dem reichen Beſitzthume der Johanniter gelüſtete, zu entwaffnen. Aber die Unterhandlungen um Malta gingen darum nicht raſcher vorwärts, von beiden Seiten wurden unzuläſſige Anſprüche aufgeſtellt, und mehr denn einmal ſchien der Augenblick der gänzlichen Auflöſung der erlauchten Geſellſchaft bevorzuſtehen, beſonders, nachdem die Peſt auch in Viterbo ausbrach, und ein großer Theil der Ritter ſich in allen Ländern der Chriſtenheit zerſtreute, während der eigentliche Convent, mit des Herzogs von Savoyen Erlaubniß, ſich in Nizza niederließ. Mit dem Aufhören der Peſt kehrte l'Ile-Adam mit den Seinen nach Viterbo zurück, und beinahe an der Möglichkeit, jemals mit dem Kaiſer abzuſchließen, verzweifelnd, erneuerte er den Verſuch, durch Einverſtändniſſe mit den Eingeborenen zu der Wiedereinnahme von Rhodus, oder auch zu dem Beſitze der Feſtung Modon auf Morea zu gelangen, wohin ſodann der Orden übertragen werden ſollte. Der letzte Entwurf war im vollen Betriebe, als unerwartet der Kaiſer am 24. März 1530 zu Caſtel Franco, im Bologneſiſchen, mit den Abgeordneten des Ordens abſchloß. Er überließ ihnen Malta, Gozo, Comino und Tripoli zu unabhängigem Beſitze, nur daß ſie denſelben durch alljährliche Überreichung eines Falken als ein Lehen von Sicilien anerkennen ſollten. Philipp ſchickte alsbald Bevollmächtigte nach Malta, um Beſitz zu ergreifen, die Feſtungswerke und das zum Ordenshauſe auserſehene, aber gänzlich verfallene Caſtell St. Angelo ausbeſſern zu laſſen, hatte aber ſogleich neue Schwierigkeiten mit dem Vicekönige von Sicilien, in Betreff des Münzrechtes und der freien Ausfuhr des für den Unterhalt der Bevölkerung von Malta unentbehrlichen Getreides. Er appellirte an den Kaiſer, erhielt, was er wünſchte, und nun endlich brach der Großmeiſter mit dem ganzen

Convent auf, ſich in der neuen Herrſchaft einzurichten. Am 26. Oct. 1530 landete er in dem großen Hafen, und einige Tage ſpäter empfing er in der alten Hauptſtadt Malta die Huldigung. Die nächſten Jahre vergingen unter mancherlei durch die erſte Einrichtung veranlaßten Sorgen, mit denen kriegeriſche Streifzüge, z. B. ein von dem Glücke nicht begünſtigter Verſuch auf Modon, abwechſelten, dann aber im J. 1533 verſammelte der Großmeiſter ein Generalcapitel, welches verſchiedene Disciplinarverfügungen erließ, den Vertrag von Caſtel-Franco genehmigte, die Appellationen von dem ordentlichen an den großen Rath für zuläſſig erklärte, endlich die Reſponsgelder erhöhte. Das genannte Capitel wollte ſeine Sitzungen ſchließen, als ein Duell zwiſchen einem Italiener und einem Franzoſen die drei franzöſiſchen Zungen zu den größten Ausſchweifungen gegen die Italiener hinriß. Dieſe fanden aber Beiſtand bei den Zungen von Caſtilien und Aragonien, und es wurde eine förmliche und blutige Schlacht geliefert, in welcher man ſich ſogar des ſchweren Geſchützes bediente. Endlich trennte die Nacht die Streitenden, und die Vorſtellungen einiger Gebietiger konnten ſich Gehör verſchaffen. So wurden denn die Wüthenden entwaffnet und zur gebührenden Strafe gezogen, zwölf der Rädelsführer aus dem Orden geſtoßen, einige andere, die unbußfertigſten, erſäuft. Aber das Skandal, dergleichen der Orden noch keins geſehen, erſchütterte den bejahrten Großmeiſter in ſeinem Innerſten; er fiel in tiefe Schwermuth, welche durch Heinrich's VIII. Verfolgung gegen die engliſche Zunge, durch die Ankunft ſo vieler von den Ihrigen vertriebenen engliſchen Ritter, gar ſehr erhöht wurde; ein hitziges Fieber geſellte ſich hinzu, und Philipp ſtarb den 21. Aug. 1534. Ein Fürſt von hoher Weisheit und Tugend, gleich erfahren in den Künſten des Krieges und Friedens, hat er zweimal den Orden gerettet, einmal in ſeiner Ehre, durch die ruhmvolle Vertheidigung von Rhodus, das andere Mal in ſeiner Exiſtenz, wie er, nach dem großen Schiffbruche, durch Milde und Feſtigkeit zugleich, eine Geſellſchaft zuſammenhielt, die ſich als aufgelöſt betrachten konnte, und ihr ſpäter durch geſchickte Unterhandlungen eine neue Grundlage anwies. Zwei Dichter, der P. Jacob Mayze und Privat-Fontanilles haben ihn beſungen. Mit des Großmeiſters Neffen iſt, wie ſchon berichtet, das Geſchlecht von Villiers-l'Ile-Adam erloſchen, wenigſtens iſt ſein Zuſammenhang mit denen von Villiers zu Livry und Chailly nicht zu erweiſen. Mit Heinrich's II. von Montmorency Schweſter kam l'Ile-Adam in das Haus Condé, und in der Theilung an den jüngern ihrer Söhne, an den Prinzen Armand von Conty. Den Werth der Herrſchaft erhöht gar ſehr ein bedeutender Wald, der, behufs der Parforcejagd, von unzähligen Alleen durchſchnitten iſt.

(*v. Stramberg.*)

ILE-BOUCHARD, kleine Stadt der vormaligen Provinz Touraine, jetzt dem Bezirke von Chinon, des Departements Indre-et-Loire, zugetheilt, liegt an der Vienne und an der Straße von Richelieu nach Tours, von Chinon drei, von Richelieu 2¼ Stunden entfernt. Sie zählt etwa 350 Feuerſtellen, treibt bedeutenden Handel mit getrocknetem Obſte, beſonders mit Pflaumen, und enthielt vormals ein Franziskanerreformaten- und ein Urſulinernonnenkloſter, eine Malteſerkomthurei von 12,000 Livres jährlichen Ertrags, und drei Priorate. Andreas Duchesne, der verdiente Geſchichtsforſcher, wurde hierſelbſt im J. 1584 geboren. Das Schloß war das Stammhaus berühmter Freiherren, deren Stammreihe mit einem Burkard (Bouchard) beginnt, und die über vier Jahrhunderte lang das Städtchen beſaßen. Einer Johanna von l'Ile-Bouchard mit Johann von St. Maure, der aber damals nicht mehr am Leben, erzeugter natürlicher Sohn, Johann von St. Maure, erhielt am 16. Oct. 1395 Legitimationsbriefe. Johann's von l'Ile-Bouchard, des Herrn von Montrevau, in Anjou, Tochter Johanna, Frau auf Gonor und Thouarcée, beide ebenfalls in Anjou gelegen, heirathete vor dem J. 1434 den Percival Chabot. Katharina, Johann's und der Johanna von Bueil einzige Tochter, vermählte ſich durch Ehevertrag vom 2. Jul. 1425 mit Georg von la Tremouille, dem bekannten Liebling und Oberſtkämmerer König Karl's VII., ſtarb zu l'Ile-Bouchard den 1. Jul. 1474, und wurde auch daſelbſt beerdigt. Als die Erdin der Hauptlinie hat ſie die Baronie l'Ile-Bouchard, Rochefort-ſur-Loire, in Anjou, Doué, ebenfalls in Anjou, unweit Saumur gelegen (es iſt das Theodwadum palatium, woſelbſt Ludwig der Fromme als König von Aquitanien reſidirte, auch die Nachricht von ſeines Vaters Ableben empfing) und Gençay, in Poitou, in das Haus la Tremouille getragen. Von den la Tremouille erkaufte der Cardinal von Richelieu die Baronie l'Ile-Bouchard, und ſie bildete ſeitdem einen Beſtandtheil des Herzogthums Richelieu.

(*v. Stramberg.*)

ILE-DE-BOUIN, Inſel zum Canton Beauvoir und Arrondiſſement les Sables d'Olonne des franzöſiſchen Departements der Vendée gehörig. Sie liegt im Hintergrunde der Bai von Bourgneuf, und iſt vom Feſtlande durch einen ſchmalen Meeresarm getrennt, weshalb es möglich ward, ſie mit demſelben durch einen Damm zu verbinden. Sie hat 3¼ geographiſche Meilen im Umkreiſe, und ein Areal von 60 □Kilometer (= 1,82 geograph. □Meilen). Überall hat das Meer Land angeſpült, und den Meeresarm, der ſie vom feſten Lande trennt, und durch welchen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch Schiffe von 2—300 Tonnen ſegelten, in einen Graben von nur einigen Metern Breite umgewandelt, und es ſteht zu erwarten, daß ſie bald ganz mit dem Feſtlande vereinigt ſein wird. Sie beſteht ganz aus Alluvionen und wird von Oſten nach Weſten von vier Kanälen durchſchnitten, deren Zweck iſt, die Regenwaſſer abzuleiten und vom Meere diejenigen einzunehmen, welche zur Speiſung der Seeſalzſümpfe erfoderlich ſind. Nur einer dieſer Kanäle, der von Grand-Champ, iſt ſchiffbar, und kann Schiffe von 30—40 Tonnen aufnehmen. Die Zahl der Einwohner beträgt 2445; ſie treiben Ackerbau und Viehzucht, und führen Getreide, Salz, Pferde und Rindvieh aus.

(*Klaska.*)

ILE-DE-FRANCE, eine der alten Provinzen Frankreichs, welche von den früheſten Zeiten an in den Hän-

Digitized by Google

den der Krone war und den Kern bildete, um welchen herum die andern Provinzen des Reichs ſich nach und nach ſammelten. (*Klaehn.*)

Dieſe Provinz des alten Frankreichs war im Norden mit der Picardie, im Süden mit der Beauce und mit Orléanais, im Oſten mit der Champagne und der Brie-Champenoiſe, im Weſten mit der Normandie und der Landſchaft Perche begrenzt, und enthielt auf einem Flächenraume von 1548 □Lieues, eine Bevölkerung von 2,322,000 Seelen. Die heutigen Departements der Seine, von Seine-et-Oiſe, von Seine-et-Marne (mit Ausſchluß der Bezirke von Coulommiers und Provins), und von der Oiſe, werden, mit Hinzufügung der Bezirke Soiſons und Laon, aus dem Aisnedepartement, und des Bezirkes von Dreux, aus dem Departement Eure-et-Loire, ziemlich den vormaligen Umfang der Provinz darſtellen. Der Hauptfluß, die Seine, tritt zwiſchen Montereau und Bray-en-Brie in die Ile-de-France ein, durchſtrömt ſie in ihrer ganzen Ausdehnung von O. S.O. nach W. N. W., und verläßt ſie bei der Mündung der Epte, nachdem ſie vorher die Marne und Oiſe aufgenommen. Die Marne berührt von Annet an die Provinz. Die Oiſe kommt aus der Picardie, und nimmt gleich oberhalb Compiegne die Aisne, und unterhalb Creil den Terrain, das Hauptgewäſſer des Ländleins Beauvoiſis, auf. Die Orge entſpringt auf dem linken Seineufer, oberhalb Dourdan, und geht oberhalb Villeneuve-Saint-Georges in die Seine. Eine ſo reiche Bewäſſerung, verbunden mit der Nähe des Meeres, erzeugt ein Klima, das im Vergleich zu den Nachbarländern Champagne und Orléanais, feucht und kühl genannt werden kann, wenn es gleich im Allgemeinen bedeutend milder als das des Rheinthales. Daher liefert der Weinbau, obgleich an verſchiebenen Stellen nicht unwichtig, nirgends einen namhaften Wein, wol aber eine Maſſe von Trauben für den Bedarf der großen Hauptſtadt. Den Getreidebau begünſtigen die ausgedehnten, nur hin und wieder durch niedrige Hügel unterbrochenen Ebenen; einigermaßen hügelreich ſind die Ufer der Seine, die daher auch vielfältig die ſchönſten Scenerien darbieten. Nicht minder iſt das ſogenannte Thal von Montmorency eine wunderliebliche Landſchaft. Verhältnißmäßig zu der dichten Bevölkerung und dem ſorgfältigen Anbau beſitzt die Provinz viele und ausgedehnte Waldungen; es iſt der Könige und der Großen Jagdluſt, welche ihr dieſe Schätze bewahrte. Der Obſtbau wurde hier frühzeitig bedeutend, und von dem 17. Jahrh. an, beſonders durch die berühmte Baumſchule der pariſer Karthauſe, dann durch die Pfirſichengärtner von Montreuil, zu dem Gegenſtande rationeller Betriebſamkeit erhoben. Die Gyps- und Steinbrüche der Umgebung von Paris ſind von uralter und hoher Wichtigkeit; ähnliche Brüche und reiche Torflager finden ſich an vielen Stellen. Abbecourt, Verberie, Bruyeres ꝛc., beſitzen Mineralquellen. Der franzöſiſche Nationalcharakter, wie er ſich für das eigentliche oder nördliche Frankenreich ausgebildet hat (die ſüdlichen Provinzen tragen das Gepräge einer bedeutend und vielartig modificirten Nationalität), ſpricht ſich hier in ſeiner höchſten Potenz aus. Geiſtreich, muthig, arbeitſam, mäßig, zutraulich, heiter und liebenswürdig vom Hauſe aus, hat der Bewohner der Ile-de-France den Einflüſſen der Hauptſtadt nicht widerſtehen können; es gibt hier keine ländlichen Sitten, keine provinziellen Eigenthümlichkeiten, kein Patois, nur Pariſer in mancherlei Abſtufungen, wie ſie dem Mittelpunkte näher oder entfernter leben. Vor dem J. 1789 bildete die Provinz zwei Generalgouvernements, jenes von Paris, zu welchem, außer der Stadt, noch die Prevoté und Vicomté von Paris gehörte, und jenes von Ile-de-France. Zu letzterem, deſſen Sitz in Soiſſons, gehörten auch die Städte Cosne, in Nivernais, und Vervins in der Picardie; eine Zeit lang war ihm auch die Stadt und Landſchaft von Sens, le Senonois, zugetheilt. Bereits im J. 1247 kommt ein Lieutenant pour le roi en l'Ile-de-France Soissonnais et partie devers Paris vor. Im J. 1514 erhielt Paris zum erſten Male einen eigenen Gouverneur in der Perſon des Herzogs von Vendôme. So viel von der Provinz im Allgemeinen; es liegt uns noch ob, von ihren Unterabtheilungen zu ſprechen. Deren waren 12: 1) die eigentliche Ile-de-France, 2) Laonais, 3) Noyonnais, 4) Soiſſonnais, 5) Valois, 6) Beauvoiſis (Nr. 2—6 waren von der Picardie abgeriſſen), 7) Vexin-français, 8) das Ländchen Thimerais, früher zu Perche gehörig, 9) Mantois, 10) Hurepoix, gleichwie Mantois, ein abgeriſſenes Stück der Beauce, 11) le Gatinois-français, 12) la Brie-françaiſe. Die eigentliche Ile-de-France, von der Seine, Marne, Oiſe und Nonette eingeſchloſſen, erſcheint als eine Inſel, oder vielmehr Halbinſel, von 10 Lieues Länge und 6¾ Lieues Breite, und Expilly glaubt ihren Flächeninhalt zu 50 □Lieues berechnen zu können. Wir müſſen indeſſen geſtehen, daß uns die Berechnungen des berühmten Statiſtikers wenig Zutrauen einflößen, und erinnern zugleich, daß er der Ile-de-France, in der ausgedehnteren Bedeutung, nur 530 □Lieues Flächenraum, alſo nur ein Drittel des wahren Beſtandes, beilegt. Dieſe Ile-de-France, im engern Sinne, wird nördlich von Beauvoiſis und Valois, ſüdlich von Mantois, Hurepoix und der Brie-françaiſe, öſtlich von der Brie-champenoiſe, weſtlich von dem Vexin-français begrenzt, und zerfällt abermals in drei Abtheilungen, France, Goëlle oder Gouhelle und Pariſis. Der Hauptort der Goëlle, die nicht zu verwechſeln mit dem Ländchen gleiches Namens in Artois, iſt Dammartin. Pariſis hebt an bei dem Flecken Claye in der Brie-françaiſe, und zieht ſich längs dem nördlichen Marneufer über die Höhen von Montmartre hinaus, bis in die Ebene von St. Denys. Hier liegen Vincennes, Charenton, Neuilly, Livry, Villepariſis, Chelles, Paris ſelbſt. Die vormals unter dem Namen Sol und Denier Pariſis bekannte Scheidemünze war vornehmlich für das Ländchen Pariſis ausgeprägt. Die France, ſechs Stunden lang und gleich breit, begreift unter andern St. Denys, Montmorency, Ecouen, Conflans-Sainte-Honorine, Gonneſſe, Luſarches; der große, von der Nonette bei ihrer Mündung in die Oiſe gebildete Teich, der die Grenze zwiſchen der France und Beauvoiſis, in ältern Zeiten auch zwiſchen Ile-de-France und Picardie feſt-

Digitized by Google

ſtellte, iſt aber vor langer Zeit trocken gelegt. Die Île-de-France, im engern Sinne, mag ungefähr das Gebiet der Pariſis ausmachen, und gehörte unter Honorius zu der Lugdunensis quarta. Unter den Karolingern bildete ſie die Grafſchaft Paris, deren Vereinigung mit dem Ducatus Franciae die Größe der Capetinger begründete. Hieraus, und aus ihrer Lage zwiſchen den vier Flüſſen, erklärt ſich zugleich der Name der Landſchaft. (*v. Stramberg.*)

ILE DES ANGLAIS, noch häufiger Inſel Philipp genannt, liegt an der Südküſte des Feſtlandes Auſtralien, am Eingange der 1798 von Baß entdeckten Bai Weſtern (western port), iſt drei teutſche Meilen lang und ½ Meile breit, hat einen ſandigen, nur an manchen Stellen fruchtbaren Boden, der größtentheils mit Gebüſch und kleinen Bäumen beſetzt iſt. Trinkwaſſer hat man am weſtlichen Ende der Inſel aufgefunden. Im N. und O. iſt ſie leicht zugänglich, hingegen im W. und S. mit Felſenriffen umgeben. Durch ihre Lage bildet dieſe Inſel zwei in den Weſternhafen führende Canäle, von denen der öſtliche zwiſchen dem Oſtcap der Inſel, Cap Wollamay, was nach Flinders unter 38° 33′ ſüdl. Br. und 145° 25′ öſtl. Länge von Greenwich liegt, und dem feſten Lande ſich befindet, ¼ teutſche Meile breit, voller Sandbänke und nur für kleine Schiffe fahrbar iſt; der weſtliche liegt zwiſchen Cap Shank auf dem feſten Lande und dem Weſtcap der Inſel, Cap Grant, iſt drei teutſche Meilen breit, und, mit Ausnahme der in der Mitte des Canals liegenden Felſenriffe der Sealinſeln, welche aber zu ſehen ſind, ohne Gefahr zu beſchiffen. (*J. C. Schmidt.*)

ILE DES FRANÇAIS, auch Inſel Darling genannt, liegt an der Südküſte des Feſtlandes Auſtralien, in der 1798 von Baß entdeckten Bai Weſtern, hat zwei teutſche Meilen im Durchmeſſer, und iſt hügelig und mit Wald bedeckt. Die eine Seite der Inſel iſt mit Schlammbänken umgeben und das Fahrwaſſer nur für Boote tief genug. (*J. C. Schmidt.*)

ILE DU GOLF, eine Inſel im ſüdlichen Theile des ſtillen Meeres, gehört zu der bedeutenden, „die Salomonsinſeln" genannte Inſelgruppe, die ſich zwiſchen 5° und 12° ſüdl. Br., und 155° bis 160° öſtl. L. von Greenwich ausdehnt. Die neuern Seefahrer haben uns ſo wenig, wie die ältern, eine genauere Nachricht über dieſe Inſel mitgetheilt, und nur erwähnt, daß ſie nördlich von St. Chriſtoval liege, ziemlich groß, und von einigen kleinern Inſeln umgeben ſei. (*J. C. Schmidt.*)

ILE DES LEPREUX, die Inſel der Ausſätzigen, wurde 1768 von Bougainville entdeckt, und empfing von ihm dieſen Namen wegen eines ekelhaften Ausſatzes, mit dem er viele der Eingeborenen behaftet fand. Sie gehört zu der auſtraliſchen Inſelgruppe, die von den ſpaniſchen Entdeckern den Namen tierra del Espiritu santo — Archipel des heiligen Geiſtes — empfing, liegt zwiſchen den Inſeln Aurora und der Inſel des heiligen Geiſtes, und unter 15° 15′ ſüdl. Br. und 180° 32′ öſtl. L. von Ferro. Wir wiſſen von dieſem Eilande nur ſo viel, daß es einen Umfang von ſechs Meilen, gut angebaute Ebenen, in der Mitte eine hohe Bergſpitze, und eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung hat. (*J. C. Schmidt.*)

ilefeld (Ihlefeld), ſ. Ilfeld.

ILEI. Bei Pauſanias in den Corinthiacis oder im zweiten Buche ſeiner Beſchreibung von Hellas XXXIV, §. 6 kommt der Name *Εἰλεοί* als ein Ort mit Heiligthümern der Demeter und Kore vor, der auf dem Wege von Troizen nach Hermione im Süden der Halbinſel Argolis auf dem Peloponnes in Griechenland liege. Nach Kruſe ſoll es das jetzige Eleo ſein. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Ilei os (os ileum), ſ. unt. Hüftbein.

Ileithyia (Myth.), ſ. Eileithyia.

ILEK, ein kleiner Fluß im uſaſcher Kreiſe der Statthalterſchaft Orenburg im aſiatiſchen Rußland auf der kirgiſiſchen Grenze, der in den Ural fällt. (*J. C. Petri.*)

ILEK-CHAN (ايلك خان) oder ILUK-CHAN (ايلوك خان, wie wenigſtens Hadſchi Chalfa in ſeinen hiſtoriſchen Tafeln beim J. 397 ſchreibt), auch Alitekin (عليتكين) von mehren Schriftſtellern genannt, wahrſcheinlich einer der Herrſcher der Türken, die die Chineſen unter dem Namen der Hoei-ke aufführen. Nach dieſen reſidirte Ilek-chân in Aeſu, und hatte den Titel Se-tse-vam. Ilek-chân heißt vollſtändig Schems-ed-dewlet Abu Naſr Ahmed, war ein Sohn des Cara-chan Ali und folgte in der Herrſchaft über jene Türken, die in Turkeſtan und den Ländern zwiſchen dem Jaxartes und Orus zu Hauſe waren, dem berühmten (Schihâb-ed-dewlet Harun) Bogra-chan, der, wie ſein Vater Soleiman, ebenfalls den Beinamen Ilek hatte, und ſeinem Nachfolger Kaſchgar, Balaſagun, Chotén und Taraz hinterlaſſen haben ſoll. Dieſer kam nach Abulfeda 383 der Fl. (d. i. 993), nach Andern 384 (d. i. 994) zur Regierung, doch läßt ſich von ihm und ſeinen Thaten wenig im Zuſammenhange ſagen, da die Nachrichten über die Khane jener Gegend, ſo mächtig ſie auch wurden, doch bis jetzt nur dürftig fließen. Ilek-chân begnügte ſich nicht blos damit, die Samaniden Nuh und Manſur, zu Bochara unaufhörlich durch Krieg zu beunruhigen und ſie wiederholt zu ſchlagen, ſondern gebrauchte zuletzt auch ein eben nicht ruhmwürdiges Mittel, dieſe Dynaſtie völlig zu ſtürzen. Abdolmelik, der letzte derſelben, und Bruder des geblendeten Manſur, hatte das Unglück, der Zeitgenoſſe des mächtigen Gasnewiden Mahmud zu ſein. Mit dieſem durch ſeine übermächtigen Feldherren in Kampf verwickelt, ſah er ſich geſchlagen und der Hoheitsvorrechte in ſeinen Staaten beraubt. Damit beſchäftigt, in Bochara neue Truppen auszuheben, verlor er den thätigſten und anmaßendſten ſeiner Rathgeber, Faïc, welchen Umſtand entweder aufgefodert oder freiwillig Ilek-chân benutzte, ſich nach Bochara zu begeben, und dem bedrängten Fürſten ſich als Beſchützer zu nahen. Nach einigen Schriftſtellern brachte er eine große Armee von Kaſchgar mit, anſtatt dieſe aber gegen den Feind zu führen, benutzte er ſie, den Abdolmelik zu ſtürzen und in ſeine Gewalt zu bekommen. Nach Andern hatte er ſich unter dem Scheine eines Bundesgenoſſen vor Bochara gelagert; als aber

die ſamanidiſchen Heerführer in dem Lager erſchienen, ließ er ſie feſtnehmen, drang in die Stadt ein, und machte den Abdolmelik ſelbſt, nebſt ſeinem Bruder Manſur und alle zu ihrer Familie gehörigen Glieder zu Gefangenen (Oct. 999). Der letzte der Samaniden ward tief nach Turkeſtan in die Feſte Dizgend (Uzkend?) abgeführt, um nie wieder ſeine Freiheit zu erhalten.

Die Züchtigung für dieſe Unthat blieb nicht aus. Nicht damit zufrieden, die übrigen Khane von Turkeſtan durch ſeine Eroberungsluſt, die ihn die Grenzen ſeiner Macht überſchreiten ließ, fortdauernd zu reizen und ihre Eiferſucht zu wecken, ſodaß dieſe ein Bündniß mit dem Gasnewiden Mahmud ſchloſſen, was die Folge hatte, daß der Fürſt von Samarkand, wie Ilek hieß, dieſe ſeine Reſidenz von Cadir-chan erobert ſah, benutzte er 396 (beg. 3. Oct. 1005) den Zug Mahmud's nach Indien, um in ſeiner Abweſenheit einen Einfall in Choraſan zu machen. Sobald zwei ſeiner Generale, Sipaſchitekin und Dſchafertekin, ſich genähert hatten, ſchickte der Statthalter von Herat Eilboten nach Indien mit dieſer Nachricht zu Mahmud, der ſogleich herbeieilte, die beiden Feldherren vor ſich hertrieb und ſo die Abſichten Ilek-chân's vereitelte. Dieſer, über die erlittene Schmach unruhig, verband ſich mit dem obengenannten Cadir-chan von Chatai, der ebenfalls den Gasnewiden fürchten mußte, und ſah ſich von dieſem Fürſten mit 50,000 Reitern unterſtützt. Beide zogen vereint über den Oxus vor die Stadt Balch hin. Dort ſchloß Mahmud ſeine Gegner ein; ein furchtbares Blutbad begann, und der weiße Elefant des Mahmud ſoll den Ilek-chân ſelbſt vom Pferde herabgeriſſen und in die Luft geſchleudert haben. Nur wenige der Türken entkamen aus dieſer Schlacht (1006 oder 1007). Deſſenungeachtet hielt ſich Ilek-chân in ſeinen Beſitzungen, und obwol ſein eigner Bruder (1010 oder 1011) Togan-chan gegen ihn aufſtand, regierte er doch ruhig neben der entſtandenen, mächtigen Seldſchuken-Dynaſtie bis zum J. 403 der Fl. (beg. 23. Jul. 1012) in Samarkand, wo ihm Togan-chan folgte.

(*Gustav Flügel.*)

ILE-MADAME (l'), kleine befeſtigte Inſel in der Mündung der Charente, zum Canton St. Agnaut und Arrondiſſement Marennes des franzöſiſchen Departements der Nieder-Charente gehörig. (*Klaehn.*)

Ileon (Ileum), ſ. unt. Darm.

ILEOSCA. Nach Ukert in ſeiner Geographie 2. Th. S. 451) iſt der Name bei Strabon (III. p. 161 ed. *Casaub.*) 'Ιλεόσκη verſchrieben, und muß Oska heißen, da mehre mit 'Ιλ anfangende Wörter, wie Ilerda, Ilergetes, in der Nähe ſtehen; Oſka aber, oder auch Oueſka nach Plinius, lag im Gebiete der Ilergeten, einer Völkerſchaft Hiſpaniens in der Hispania Tarraconensis. Iſt aber Ileosca denn doch ein beſonderer Name, wie andere von Ukert angeführte Geographen annehmen, ſo verſteht man darunter einen Ort weſtlich von Lerida am nordweſtlichen Ufer des Sicoris, nämlich Aytone. Zu bemerken iſt, daß bei *Vellei. Paterc.* II, 30 Aetosca oder Etosca ſteht, wofür, nach Ukert's Meinung, ebenfalls Osca zu leſen ſei. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILER oder Oeler, ein wie ein Bogen gekrümmtes, oder noch beſtimmter, wie ein lateiniſches S geſtaltetes, ſcharfes, mit einem Stiele und Handgriffe verſehenes Meſſer, womit die Kammmacher oder Hornrichter ilen oder ölern, d. h. das Horn auf der innern Seite der Hornſchrote beſchaben oder beſchälen, und die hin und wieder befindlichen Ungleichheiten abſchneiden, indem ſie das Horn bei dieſer Arbeit gegen den hölzernen Ilerſtock lehnen. (*Fr. Thon.*)

Ilera (a. Geogr.), ſ. Ilargus.

ILERAY, eine kleine Inſel an der Weſtküſte von Schottland, gehört zur Gruppe der Hebriden und wird zur Grafſchaft Inverneß gerechnet. Sie iſt nur $\frac{1}{4}$ teutſche Meile lang und $\frac{1}{2}$ Meile breit, erzeugt ziemlich gute Gerſte und hat außerdem eine gute Viehweide. Ihre Lage iſt unter 57° 30′ nördl. Br. und 7° 25′ weſtl. L., weſtwärts von der Inſel Nord-Uiſt. (*J. C. Schmidt.*)

ILERCAONENSES. So nennt Livius (XXII, 21) eine Völkerſchaft in dem Oſten der Hispania Tarraconensis; dieſelbe nennt Plinius (III, 3) Ilergaones und Cäſar (B. G. I, 60) Illurgavonenses. Bei Ptolemäus wird ſie Iiercaones genannt. Dieſelbe erſtreckte ſich von dem Fluſſe Uduba längs des Iberos bis an die Südküſte des Meeres. Dertoſa am Iberos ſcheint ihre Hauptſtadt geweſen zu ſein, denn auf den Münzen dieſer Stadt findet ſich der Name Ilercavonia. (Vergl. Ukert in der Iberia S. 418.) (*S. Ch. Schirlitz.*)

Ilerda (a. Geogr.), ſ. unt. Hispania.

ILERGETAE, auch **ILERGETES.** Eine ſpaniſche Völkerſchaft im Nordoſten von Hispania Tarraconensis, nordöſtlich vom Iberusfluſſe und von der Stadt Cäſar Auguſta bis an die Pyrenäen und ſüdöſtlich bis Lerida. Zu ihnen gehörten einige kleinere Völkerſchaften, wie die Barguſier, Bergiſtaner u. a., die man aus Livius kennt. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILERGOW (ſchwäbiſcher Gau), Ylergowe, pagus Hilargaugensis von der Ileraha, Hilara (jetzt Iller) genannt, weil er an derſelben lag. Nach einer Urkunde Karl's des Großen vom J. 773 [1]) befand ſich das Kloſter Kempten in demſelben. Theodorus Eremita [2]) erzählt, wie er bei Gelegenheit ſeines Aufenthaltes in dem Schloſſe Kempten unzählig viel von den hilargauer Heiden (a paganis Hilargaugensibus) zu ertragen gehabt, jedoch trotz dieſer Unbilden an dem Ufer der Hilara (Iller) eine kleine Kirche gebaut habe, und bittet den heiligen Magnus, daß er den Biſchof Wichpert veranlaſſen möge, die Kirche dem Herrn zur Ehre der Maria, ſeiner Mutter, zu weihen. Magnus berichtet dem Biſchofe, mit welcher Anſtrengung Theodor zu Kempten den Bau vollendet; der Biſchof reiſte ſelbſt nach dem Schloſſe, weihte die Kirche, und ließ Theodor zur Bewachung derſelben zurück. Nach einer Urkunde im Chron. Frisingens. Tom. I. p. 125 übergibt Milo gewiſſe Beſitzungen in der Heimmortingomarka [3]) der kemptener Kirche;

1) Bei *Paullini*, Histor. Visbec. §. 14. p. 10. 2) In der vita S. Magni Lib. II. cap. 11 ap. *Goldast*, Rerum Alamannicarum Script. T. I. p. 198. 199. 3) Die Mark von

Digitized by Google

ſ. auch die Tauſchurkunde ebendaſelbſt Tom. II. p. 349. No. 700. Aufgeführt werden dort die Villae (Höfe oder Dörfer) Scammara, Altheim, Gresingon und Summimuotingon [4]). Zum Illergaue gehörten ferner auch Königseck, Wolfeck, Wurzach ꝛc. Nach Beſſel [5]) wäre der Ilergowe blos ein Theil oder Untergau des größern Gaues Albegew oder Albigau geweſen. Aber man hat viel darüber geſtritten, ob es einen ſo großen Albigau gegeben habe. Während einige der Streitenden dies behaupten, glauben andere, der Albigau habe ſich auf die Gegend oberhalb des Illergaues beſchränkt [6]).

(*Ferdinand Wachter.*)

ILE-ROUSSE (Isola Rossa), kleine befeſtigte Stadt und Hauptort des Cantons St. Angelo und Bezirk Calvi des franzöſiſchen Departements (Inſel) Corſica. Sie hat einen Seehafen und 1000 Einwohner, welche mit Olivenöl handeln. (*Klaehn.*)

ILES BASSES, 1) eine Gruppe von mehren kleinen Eilanden, die in dem zu Auſtralien gehörigen Archipel von Neubritannien, in der ſogenannten Dampierſtraße, liegen, unter 6° 47′ 45″ ſüdl. Breite und 165° 29′ 40″ öſtl. Länge von Ferro. Sie werden uns als ziemlich hoch und mit Wald bedeckt geſchildert, und haben ihren Namen von Rouſſel, dem Herausgeber der Reiſe von d'Entrecaſteaux, erhalten. 2) Iles basses, drei ſehr kleine Eilande in dem auſtraliſchen Archipel, die Louiſiade, die ganz nahe an dem langen Riffe der Inſel Joannet zwiſchen 10 und 11° ſüdlicher Breite liegen und unbewohnt ſind. (*J. C. Schmidt.*)

ILES FRANÇAISES, eine Inſelgruppe Auſtraliens, in dem Archipel von Neubritannien, beſteht aus vier größern und einer Menge ſehr kleiner Inſeln, wurde im Sommer 1793 von dem berühmten franzöſiſchen Seefahrer d'Entrecaſteaux entdeckt und mit ihrem jetzigen Namen belegt. Dieſe Inſeln liegen nördlich von der Inſel Neubritannien, und werden von dieſer Inſel und den Inſeln Neuirland, Neuhanover, den Dampier- und Admiralitätsinſeln umgeben. Sie ſcheinen nicht bewohnt zu ſein, wenigſtens wird von d'Entrecaſteaux nichts erwähnt, und nur geſagt, daß ſie hoch lägen und ihre Küſten geſund zu ſein ſchienen. Die größern ſind: 1) Merite, der höchſte Punkt dieſes Eilandes, wird von d'Entrecaſteaux angegeben unter 4° 54′ ſüdl. Br. und 166° 44′ 40″ öſtl. Länge. 2) Foreſtier, unter 4° 37′ 45″ ſüdl. Br. und 167° öſtl. Länge. 3) Deslais, unter 4° 41′ 45″ ſüdl. Br. und 167° 4′ 30″ bis 167° 13′ 50″ öſtl. Länge. 4) Nord, unter 4° 31′ 30″ ſüdl. Br. und 166° 44′ 40″ öſtl. Länge. Die kleinen ſind gar zu unbedeutend, und führen keine beſondern Namen. (*J. C. Schmidt.*)

ILETIA, iſt eine wenig bekannte Stadt Theſſaliens in der Landſchaft Pelasgiotis, welche Plinius (H. N. IV, 15) neben Cranon ſetzt. Ptolemäus (III, 13) nennt Ἰλέγιον, das offenbar unrichtig für Ἰλέτιον geſchrieben iſt. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

Ileum, ſ. unter Darm, und **Ileum os**, ſ. unter Hüftbein.

ILEUS (Chordapsus [quod non aliter quam chordae intestina tendantur, *Cael. Aurel.*], Volvulus, Convolvulus, Passio iliaca, Miserere; Darmgicht, Darmeinſchnürung, Kothbrechen ꝛc. [ſpec. Pathol.]), ein Krankheitszuſtand des Darmkanals, ſymptomatiſch charakteriſirt durch eine Behinderung der periſtaltiſchen Bewegung, mit welcher äußerſt heftige Schmerzen, hartnäckige Verſtopfung und Erbrechen, durch welches zuletzt Koth entleert wird, verbunden ſind.

So ſicher es iſt, daß die Symptome des Ileus häufig in Folge anderer Krankheitszuſtände des Darmkanals und der ihm nahegelegenen Theile entſtehen, durch welche in irgend einer Weiſe entweder die periſtaltiſche Bewegung deſſelben geſtört, oder ſein Lumen an einer oder mehren Stellen verengt wird; ebenſo ſicher iſt es, daß ſich der Ileus ſehr häufig als eine ſelbſtändige und idiopathiſche Krankheit verhält, und daß ſich in der Regel ein beſtimmter pathologiſcher Vorgang, welcher zunächſt die Erſcheinungen des Ileus veranlaßt, als die Folge jener anderweitigen Cauſalmomente entwickelt. Dieſer Zuſtand,. der eigentliche Ileus, iſt eine mit der wahren Enteritis ſehr nahe verwandte, nur durch ſeine meiſt örtliche Beſchränkung, die bedeutende primäre oder ſecundäre Mitleidenheit des Nervenſyſtems, ausgezeichnete Affection, eine ſehr intenſive krampfig-entzündliche Krankheit des Darmkanals. Die große Convulſibilität des letztern, neben ſeiner außerordentlichen Geneigtheit zu Entzündungen mit plaſtiſchen Ausgängen, namentlich zur Exſudation, Verwachſung, Verhärtung und Verdickung, erklärt es, daß ſehr viele, an ſich verſchiedene urſächliche Momente, ſobald ſie in irgend einer Weiſe auf den Darmkanal ſchädlich einwirken, die Erſcheinungen des Ileus hervorrufen können.

In den ausgebildeteren Fällen des Ileus, ſeine Urſache ſei, welche ſie wolle, finden ſich in der Regel folgende Erſcheinungen. Nach einer vorausgegangenen Überladung des Magens, namentlich mit unpaſſenden, derben und rohen Speiſen, nach einer Erkältung, nach einer mechaniſchen Verletzung, nach länger dauernder, mehr oder weniger hartnäckiger Verſtopfung (welche oft Jahre lang unbeachtet bleibt, und endlich in vollkommenen Ileus übergeht), oft aber auch bei früher ganz geſunder Körperbeſchaffenheit, befällt den Kranken plötzlich ein ſehr heftiger, meiſt örtlich beſchränkter, brennender, kneipender Schmerz des Unterleibes, in der Regel in der Nabelgegend oder regio iliaca, welcher meiſt paroxismenweiſe wiederkehrt,

---

Heimertingen, welches nachmals ein kemptenisches, den Grafen von Fugger gehöriges, Lehen war.

4) Sumathingen, nachmals auch ein kemptenisches, den Grafen Fugger gehöriges, Lehen. 5) Chron. Gottwicense Lib. IV. p. 643. 6) Vergl. Allg. Enc. 1. Sect. 2. Th. S. 331, wo dem Albigau eine geringere Ausdehnung beigelegt wird. Doch iſt Pallhauſen's Meinung, wenn er große Gaue annimmt, in welchen kleinere inbegriffen geweſen, nicht ganz falſch. Die Entſcheidung iſt im Einzelnen darum ſchwierig, weil ein Theil des großen Gaues vorzugsweiſe den eigenen Namen in Beziehung auf die Gaugrafſchaft-Eintheilung führte, und die Benennung der Gaue oder ihrer Theile nicht beſtändig war, ſondern bisweilen ein und derſelbe Gau im Laufe der Zeit verſchiedene Namen erhielt. Dieſe Bemerkung gilt auch für die Geſchichte des Streites über die Ausdehnung des Albigewe und des Ilergewe.

und bei ſtärkerem Drucke zunimmt. Zuweilen fühlt man an der beſonders ſchmerzhaften Stelle die Auftreibung einer einzelnen ſtrangartig geſpannten Darmſchlinge. Dabei ſinken die Kräfte ausnehmend ſchnell, die Geſichtszüge des Kranken erleiden eine auffallende Veränderung, eine unnennbare Angſt verläßt ihn keinen Augenblick, die Haut iſt heiß und trocken, mit kaltem Schweiß bedeckt, der Puls klein und ſehr beſchleunigt (ſeltener fieberhaft aufgeregt), der Durſt in der Regel ſehr heftig. Dabei iſt entweder gleich Anfangs, oder, nachdem die etwa unterhalb der krankhaften Stelle angeſammelten Fäces entleert worden ſind, hartnäckige Verſtopfung zugegen, der ſich früher oder ſpäter Erbrechen zugeſellt, welches mit der Zunahme der Krankheit häufig Fäces entleert. Zuweilen ſind die antiperiſtaltiſchen Bewegungen ſo energiſch, daß ſelbſt Stuhlzäpfchen und Klyſtiere durch Erbrechen wieder abgehen. Zuweilen laſſen dieſe Zufälle auf kürzere oder längere Zeit nach, kehren aber bald mit um ſo größerer Heftigkeit wieder zurück; es geſellen ſich Krämpfe anderer Organe, namentlich hartnäckige Schluchzen, leichte Zuckungen der Extremitäten, Bewußtloſigkeit, Delirien, äußerſte Schwäche, allgemeiner Collapſus hinzu, und der Kranke ſtirbt unter den Zeichen der vollendetſten Entkräftung.

Es gibt eine gewiſſe Anlage zum Ileus, welche durch Alles erzeugt wird, was die kräftige und gleichmäßige Thätigkeit der einzelnen Theile des Darmkanals ſtört; anhaltender, reichlicher Genuß grober, unverdaulicher Nahrungsmittel, aber auch übermäßig reizende Koſt bei geringer Leibesbewegung, Neigung zu hartnäckiger Verſtopfung, häufige Koliken mit dem Verdachte recidivirender, entzündlicher Affectionen. Auch ſcheint das vorgerücktere Lebensalter eine größere Anlage zu beſitzen. Unendlich zahlreich ſind die Gelegenheitsurſachen des Ileus, und es gehört zu ihnen Alles, was mechaniſch an irgend einer Stelle und in irgend einer Weiſe die Functionen des Darmkanals ſtört, namentlich die freie Durchgängigkeit deſſelben aufhebt.

Schon die Alten, welche überhaupt den unſrigen nicht viel nachſtehende Kenntniſſe über das Weſen der Krankheit beſaßen, ſtellten drei Arten des Ileus auf.

1) Der entzündliche Ileus; gewiſſermaßen die idiopathiſche und um ſo wichtigere Form, als ein entzündliches Leiden ſich in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle, auch bei den übrigen Gelegenheitsurſachen des Ileus, ausbildet. Dieſe Form entſteht nach Erkältung, Indigeſtionen, und es finden bei derſelben alle Zufälle der Enteritis Statt (ſ. Enteritis), große Schmerzhaftigkeit des Unterleibes, heftiges Fieber u. ſ. w. Die große Senſibilität des Darmkanals, namentlich des Dünndarmes, wo der Ileus häufiger vorkommt und weit ſtürmiſchere Erſcheinungen hervorruft, geſellt zu den entzündlichen Affectionen deſſelben außerordentlich leicht krampfige Zufälle, Intusſusceptionen, übermäßige periſtaltiſche Bewegung einer einzelnen Darmſchlinge, Drehungen derſelben um ihre Achſe, ſodaß an den beiden Endpunkten derſelben nothwendig Verengerungen entſtehen, welche durch die ſich bildenden plaſtiſchen Erſudate unheilbar werden. (Vgl. Schmidt's Jahrb. für d. geſ. Med. Suppl. 1. Bd. S. 142.) In andern Fällen entſteht in Folge einer Peritonitis des Darmkanals partielle Zerſtörung des Bauchfells und der Muskelſchicht an dieſer Stelle, und die folgende Vernarbung hat eine Verkürzung der genannten Häute, ſowie eine Verlängerung der entſprechenden Stelle der Schleimhaut zur Folge, die nun als Klappe hervorragt und zum mechaniſchen Hinderniß der periſtaltiſchen Bewegung wird.

2) Ileus von mechaniſchen Urſachen. Dieſe ſind unendlich verſchieden, z. B. angeborner Mangel der Afteröffnung (Atresia ani), bedeutende Anhäufung von Fäces, namentlich im Dickdarme bei einem lähmungsartigen Zuſtande deſſelben (Ileus stercoraceus), Anſammlung großer Wurmballen, Gallen- und Darmſteine, Geſchwülſte des Gekröſes, entartete meſenteriſche Drüſen, Skirrhus des Pankreas, des Netzes, Medullarſarkome der Leber, der Milz, der Nieren ꝛc., Carcinome des Maſtdarms, bedeutende Verwachſung der Gedärme unter ſich, Verdickung und Verhärtung einzelner Darmpartien, Verwachſung der Darmwände in Folge vernarbender und ſich berührender Geſchwürsflächen, in Folge chroniſcher Peritonitis, welche häufig verkannt und als Kolik behandelt wird. Ferner vorzüglich Intusſusceptionen und Darmſchlingen (ſ. Intussusceptio und Convolvulus). Über erſtere ſei hier nur bemerkt, daß ſie ſich, wie aus Beobachtungen bei Viviſectionen hervorgeht, außerordentlich leicht bilden mögen, und wenn ihre Fortdauer durch eine gewiſſe Schlaffheit der Darmhäute begünſtigt wird, zu den ſchlimmſten Formen des Ileus Veranlaſſung geben. Sie kommt am häufigſten bei Kindern vor, theils wegen der größern relativen Länge des Darmkanals, theils wegen der größern Geneigtheit deſſelben zu Krämpfen in dieſem Alter. Dagegen ſcheinen wahre Darmſchlingen ebenſo ſelten, als die bündelartige Verklebung einzelner Darmpartien zu unauflöslichen Knäueln häufig zu ſein. Außerdem entſteht der Ileus ſehr häufig durch äußere ſowol, als innere incarcerirte Brüche.

3) Krampfiger Ileus. Wenn ſich irgendwo die Grenzen ſchwer beſtimmen laſſen, durch welche krampfige in entzündliche Reizungen übergehen und umgekehrt, ſo iſt dies bei dem Heere der Unterleibsaffectionen und bei dem Ileus insbeſondere in vorzüglichem Grade der Fall, da dieſer letztere gewiß in jedem Falle, primär oder ſecundär, ſeine vorzüglichſte Gefahr durch krampfige Zuſammenſchnürung eines Darmſtückes erhält. Es ſcheint ſehr zweifelhaft, ob jemals im ganzen Verlauf der Krankheit der Ileus rein krampfig bleiben könne, und ob er nicht vielmehr ſtets gar bald auch einen entzündlichen Charakter erhalte. Der anhaltende Reiz, welchen die unter 2) verzeichneten Momente ausüben, gibt ebenfalls früher oder ſpäter zur Entſtehung krampfig-entzündlicher Zufälle Veranlaſſung. Es entſtehen Verwachſungen der betroffenen Stelle, Stricturen derſelben, und alle Erſcheinungen des primären entzündlichen Ileus.

Die Ausgänge der Krankheit ſind weit weniger verſchieden, als ihre Veranlaſſungen. In ziemlich ſeltenen Fällen tritt Geneſung ein, wenn es der Natur oder der

Digitized by Google

Kunſt gelingt, der zu Grunde liegenden krampfig-entzündlichen Zuſtände unter dem Eintritt allgemein-kritiſcher Erſcheinungen Herr zu werden. Als das günſtigſte Zeichen iſt, außer dem Nachlaſſen der oben geſchilderten Symptome, eine mehr oder weniger reichliche Stuhlentleerung zu betrachten, obſchon auch dieſe häufig genug trügeriſch iſt, und namentlich auch beim Übergange in Brand oder Paralyſe eintreten kann. In einzelnen Fällen traten günſtige kritiſche Blutungen ein. Häufig gehen, namentlich bei Invaginationen, die brandig abgeſtorbenen Darmſtücke durch den Aſter ab; in einzelnen Fällen zum Heile des Kranken, wenn an der kranken Stelle ſich früh genug eine ſchützende Vernarbung bildete. Dieſe röhrenförmigen Abgänge hatten zuweilen die Länge mehrer Füße. Zuweilen bilden ſich Darmabsceſſe, ebenfalls mit zweifelhafter Prognoſe. Häufig tritt der Tod in Folge von Erſchöpfung, Lähmung, Brand oder Zerreißung und Erguß in die Unterleibshöhle ein. Bei incarcerirten Brüchen wird der Kranke zuweilen durch einen ſich bildenden künſtlichen Aſter gerettet. Nach dieſen Ausgängen geſtaltet ſich auch eine ſehr große Verſchiedenartigkeit der Sectionsbefunde; ſelten werden ausgeſprochene Zeichen vorhergegangener oder noch vorhandener Entzündung, ſelten brandige Erſcheinungen oder Degenerationen ähnlicher Art fehlen.

Aus dem Beſprochenen geht die Mislichkeit der Prognoſe beim Ileus hinreichend hervor. Am günſtigſten dürfte ſie noch bei eingeklemmten äußern Brüchen ſein.

Die Behandlung des Ileus wird um ſo ſeltener von einem glücklichen Erfolge gekrönt, je weniger in den meiſten Fällen die Diagnoſe nur einigermaßen ſichere Anhaltepunkte hat. Auch das geübteſte Talent wird ſelten andere, als krampfig-entzündliche Zuſtände im Allgemeinen entdecken können. Ihre Beſeitigung durch Narcotica, namentlich Opium, Aderläſſe, die nicht allein durch ihre antiphlogiſtiſchen Kräfte, ſondern auch durch den herbeigeführten allgemeinen Collapſus der krankhaft angeſpannten Thätigkeit des animalen Lebens wirken, Calomel in Verbindung mit Opium erfodern die erſte Rückſicht (Hufeland). Außerdem ſind allgemeine warme Bäder und Veſicatore auf die ſchmerzhafte Stelle ſelten zu entbehren. Im krampfigen Ileus möchte die beſondere erſchlaffende Wirkung der Belladonna auf die Sphinkteren (innerlich und in Einreibungen) vielleicht von Nutzen ſein. Nächſtdem eröffnende Mittel, von den indifferenten Ölen bis zu den Salzen und den eigentlichen Draſticis. Es erhellt aber leicht, daß es ſicherer iſt, bei den gelindern ſaliniſchen Abführungsmitteln, deren Verbindung mit dem Opium ſich häufig genug erprobt hat, ſtehen zu bleiben. („Die Narcotica ſtellen in der Form des krampfhaften Ileus die wahren Purgantia dar.“ Naumann.) Der Unterzeichnete heilte einen höchſt hartnäckigen **Ileus stercoraceus** neben andern Mitteln vorzüglich durch die Anwendung des Krotonöls, innerlich in Klyſtieren und Einreibungen. Außerdem eröffnende, reizende, narkotiſche Klyſtiere (Tabak, Schierling), Klyſtiere mit **Tartarus stibiatus**, Tabakrauchklyſtiere (bekanntlich mit großer Vorſicht wegen der äußerſt leicht eintretenden Narkoſe), die ausgedehnteſte Anwendung der Kälte, innerlich kaltes Waſſer in möglichſter Menge, kalte Umſchläge und Begießungen des Unterleibes, Klyſtiere von kaltem Waſſer, Auftröpfeln von Äther auf den Unterleib. Ferner die aufſteigende Douche (**douche ascendante**, Einſpritzung möglichſt großer Mengen von kaltem Waſſer, oder warmen, ſchleimigen Decocten durch den Aſter), Einblaſen von Luft in den Aſter, aber auch Ausziehen der Luft durch eine geſchloſſen in den Maſtdarm gebrachte und dann ausgezogene Klyſtierſpritze, oder einen Pumpenſtiefel, Frottiren des Unterleibes, Galvanismus. Sehr zweideutig, trotz einzelner günſtiger Erfahrungen, denen es indeſſen nicht an entgegenſtehenden Beobachtungen fehlt, iſt die Anwendung des reguliniſchen Queckſilbers in großen Mengen (bis zu mehren Pfunden), zuweilen mit erſchütternden Bewegungen des Kranken, raſchem Fahren auf holprigen Wegen rc., verbunden, indem es, wo es nicht hilft, faſt jeder Zeit entweder die Entzündung vermehrt, oder wol ſelbſt Darmzerreißung hervorruft. Nur in ſehr ſeltenen Fällen wird die Diagnoſe einer beſtehenden Intusſusception oder Darmverſchlingung ſicher genug ſein, um die Vornahme des allerdings mehre Male mit Erfolg ausgeführten Bauchſchnitts Behufs der Löſung des oft auch dann noch unüberwindlichen Hinderniſſes zu verſuchen.

Vgl. außerdem die Artikel: **Enteritis**, **Peritonitis**, **Intussusceptio**, **Convolvulus** und **eingeklemmter Bruch (Hernia incarcerata)** im Artikel **Bruch** am Ende des Buchſtabens **B.** Die beſte Abhandlung über den Ileus, welcher zugleich eine ſehr reichhaltige Literatur beigegeben iſt, hat Naumann in ſeinem Handb. der med. Klinik 4. Bd. 1. Abth. S. 755—820 geliefert. (*H. Haeser.*)

Ilevold, ſ. **Ilnwellir.**

ILEX. Mit dieſem Namen bezeichneten die Römer ſowol die ſüdeuropäiſche Steineiche (**Quercus Ilex** *L.*), für welche daher Tournefort den Gattungsnamen **Ilex** annahm (ſ. **Quercus**), als unſere Pflanzengattung (ſ. *Plin.* H. N. XVI, 8), für welche letztere zuerſt Lonicer in ſeinem Kräuterbuche (1573) den Namen gebrauchte. Die Gattung **Ilex** *Lonic. Linn.* (Gen. n. 172. Aquifolium *Tournef.* Instit. p. 600. t. 371, *Gärtner.* De fruct. II. p. 72. t. 92, Paltoria *Ruiz* et *Pavon.* Flor. per. I. p. 44. t. 84. f. 6, Macoucoua *Aublet*, Guj. I. p. 88. t. 34) gehört zu der vierten Ordnung der vierten Linné'ſchen Claſſe, und bildet nebſt mehren andern Gattungen eine eigene natürliche Familie **Ilicineae** (ſ. d. Art.). Char. Der Kelch vier- oder fünfzähnig, ſtehenbleibend; vier oder fünf unter dem Fruchtknoten eingefügte, mit den Kelchblättchen abwechſelnde Corollenblättchen, welche oft zu einer radförmigen Corolle an der Baſis zuſammengewachſen ſind; vier oder fünf unterhalb des Fruchtknotens eingefügte, mit den Corollenblättchen abwechſelnde Staubfäden; der Fruchtknoten ungeſtielt, vierfächerig, mit vier oder fünf ungeſtielten, oft zuſammengewachſenen Narben gekrönt; die Beere vier- oder fünfkernig, mit einſamigen, ablangen, an der Spitze mit einem Nabel verſehenen Steinkernen. Gegen 40 Arten dieſer Gattung ſind als immergrüne Sträuche und Bäume mit meiſt le-

Digitized by Google

derartigen Blättern, vielblumigen Blüthenſtielen und weißen, grünlichen, ſelten röthlichen Blumen, über die gemäßigte und heiße Zone (hier vorzugsweiſe auf Gebirge beſchränkt) der ganzen Erde verbreitet. In Europa kommen nur zwei Arten vor, Il. Aquifolium *L.* und Il. balearica *Desfontaines* (Arbr. 2. p. 262, Il. Aquifolium β. *Lamarck*, Enc. III. p. 145, Il. maderensis *Willdenow*, Enum. suppl. p. 8), die letztere jedoch blos auf den baleariſchen Inſeln (und auf Madeira).

1) Il. Aquifolium *L.* (Engl. bot. t. 496. Flor. dan. t. 508. Schkuhr, Handb. Taf. 28, χήλαστρον *Theophrast.* Hist. pl. I. 3, 6, Il. aquifolia *Plin.* l. c., Aquifolium spinosum *Gärtn.* l. c., Aquifolium Ilex *Scopoli*; teutſch Hülſen, Hülſt, Stechpalme, Stecheiche, Chriſt-, Zwiefel- oder Myrtendorn; engl. holly; holl. hulst; franz. houx; ital. agrifoglio; ſpan. acebo; poln. ostrokrzow krzewina), ein Strauch, welcher indeſſen unter günſtigen Verhältniſſen zu einem Baume von mehr als 20 Fuß Höhe ſich ausbildet, mit eiförmigen, zugeſpitzten, lederartigen, glänzenden, wellenförmig-gebogenen, ſtachelig-gezähnten Blättern, in den Blattachſeln ſtehenden, kurzen, vielblumigen Dolden, oft polygamiſchen Blüthen, röthlich-weißen Blumen und ſcharlachrothen oder pomeranzengelben Beeren. Kommt in allen Ländern des ſüdlichen Europa in Bergwäldern vor, im mittlern und nördlichen nur in geſchützter Lage, vorzüglich gedeiht er z. B. noch in Weſtfalen und Schottland; auch in Nordamerika; nach Kämpfer's Angabe (Amoen. exot. s. v. Koo-kots. p. 781) in Japan; und wie Loureiro anführt (Fl. cochinch. ed. *Willd.* p. 114 s. v. O-ro-cay), in den Wäldern von Cochinchina, wo ſeine Beeren aber ſchwarz ſind. Er verlangt zu ſeinem Gedeihen einen ſchattigen, gegen ſtrengen Froſt geſchützten Standort, und einen mit Lehm gemiſchten, lockern Sandboden. Auf den Schweizeralpen ſteigt er nach Wahlenberg bis 4600 Fuß, in der Waldregion des Ätna, wo er in anſehnlichen bis 12 Fuß hohen Stämmchen vorkommt, nach Philippi (Linnaea VII. p. 761) von 4700 bis 5500 Fuß über dem Mittelmeere. Man findet in den europäiſchen Gärten mehre Spielarten des Hülſenſtrauchs: Mit gelb- oder weißgeſtreiften oder gefleckten Blättern, mit ganzrandigen, ſtachelloſen Blättern, mit Blättern, deren Stacheln zurückgekrümmt ſind (Il. recurva *Link*) und mit Blättern, welche nicht nur am Rande, ſondern auch auf der obern und untern Fläche mit Stacheln beſetzt ſind (Il. Aquifolium echinatum *Miller*, Il. Aqu. ferox *Auctt.* Igelhülſen). Der Hülſenſtrauch verträgt das Beſchneiden ſehr wohl, und gibt ſchöne, faſt undurchdringliche Hecken. Das weiße oder grünlich-braune, ſehr feſte und ſchwere Holz wird zu feinern Tiſchler- und Drechslerarbeiten angewendet; die jungen Stämmchen mit der Rinde benutzt man im ſüdlichen Teutſchland zu Spazierſtöcken (Palmenſtöcke). Die jungen Zweige und Blattknoſpen werden vom Rothwilde und Schafvieh, die Beeren, welche im September reifen, von den Waldtauben gern gefreſſen. Der Baſt der Stämmchen und Zweige liefert, nachdem er zerſtampft, macerirt und ausgewaſchen worden, Vogelleim. Die Blätter (Folia Ilicis s. Aquifolii) ſind herbe, bitter, ſchleimig und von unangenehmem Geruche; ſie enthalten nach Laſſaigne: bittern Extractivſtoff, gelben Farbeſtoff, Wachs, Chlorophyll und Gummi. Man empfiehlt ſie innerlich, als diuretiſches, toniſches, adſtringirendes Mittel, gegen Waſſerſucht, Durchfall, Verdauungsſchwäche, Rheumatismus und Gicht; äußerlich angewendet, ſollen ſie erweichend und auflöſend wirken. Die ſchleimigen, fade ſchmeckenden Beeren wurden ehedem als Brech- und Purgirmittel benutzt. Die geröſteten Steinkerne dienen auf Corſica als Kaffeeſurrogat.

2) Il. vomitoria *Aiton* (Hort. Kew. I. p. 278, Cassine vera *Catesby*, Carol. II. t. 57, Cass. Peragua *Miller*, Ic. t. 83. f. 2, Il. ligustrina *Jacquin*, Ic. rar. t. 310, Il. Cassena *Michaux*, Fl. bor. am. I. p. 229, Il. religiosa *Barton*, Fl. virg. p. 66, Il. floridana *Lamarck*, Ill. n. 1731), ein Strauch mit ablangen, oder elliptiſchen, ſtumpfen, gekerbt-geſägten, lederartigen, glatten Blättern, und ſeitlichen, faſt ungeſtielten Blüthendolden; wächſt am Meeresſtrande in Florida und Virginien. Die Blätter gelten in Nordamerika für ein ſehr kräftiges diuretiſches Mittel; zugleich ſollen ſie Brechen ohne Anſtrengung und Würgen hervorbringen, aber auch in einem theeartigen Aufguſſe als Getränk genoſſen werden.

Endlich iſt 3) Il. paraguariensis *Aug. de St. Hilaire* (Mém. du Mus. VIII. p. 351) zu erwähnen, ein Strauch, welcher in Paraguay und Braſilien einheimiſch iſt, und von mehren Botanikern für identiſch mit Il. Gongonha *Martius* (Iſis 1824. S. 589, Myginda Gongonha *Candolle*, Prodr. II. p. 13) gehalten wird. Er iſt völlig glatt, und hat keil- oder lanzett-ablange, ſtumpfe, entfernt-geſägte Blätter, in den Blattachſeln ſtehende, vieltheilige Blüthenſtiele und geaderte Steinkerne. Die Blätter dieſes Strauches liefern den in ganz Südamerika berühmten Thee von Paraguay oder Mate (Herbe du Paraguai der Franzoſen). Sie ſollen einen ſehr bittern, aromatiſchen Geſchmack haben und in größern Gaben als diuretiſches und Laxirmittel wirken.

(*A. Sprengel.*)

ILEZKAJA SASCHTSCHITA, eine kleine Feſtung im ufaſcher Kreiſe der Statthalterſchaft Orenburg im aſiatiſchen Rußland, in einer Steppe am Ilek. Sie hat die Form eines länglichen Vierecks, eine ſteinerne und eine hölzerne Kirche, nebſt einigen Wohnhäuſern. Außer einer ſchwachen Beſatzung von Infanterie und Koſaken wohnen noch gegen hundert Verwieſene daſelbſt, welche bei dem Brechen des Steinſalzes in den nahen Salzgruben für Rechnung der Krone gebraucht werden. Die meiſten hölzernen Hütten, welche die Gefangenen bewohnen, ſtehen zwiſchen der Feſtung und einem 150 Klafter langen See, welcher ihre Südſeite deckt. (*J. C. Petri.*)

ILEZKISCHE SALZGRUBEN. Sie liegen in der ruſſiſchen Statthalterſchaft Orenburg, öſtlich vom Uralfluſſe, beinahe neun Meilen von Orenburg, am Fluſſe Ilek, unweit einiger in der Gegend der ilezkiſchen Feſtung befindlichen warmen Seen, und eines ſüdlich von der Feſtung gelegenen Gypsberges, von dem ſie ſich nach dem

Digitized by Google

Ilekfluſſe hinziehen. Das eigentliche Salzwerk liegt etwa 4½ Werſt (⅔ Meile) vom Ufer und beträgt 800 Klafter im Längendurchmeſſer und gegen 600 Klafter im Breitendurchmeſſer. Der ganze Umfang des bereits bekannten und bearbeiteten Salzlagers ſoll über eine teutſche Meile ausmachen. Die große Unebenheit des mit vielen Salzpflanzen bewachſenen Bodens iſt Schuld, daß man bis auf das Steinſalz bald nur zwei bis vier Arſchinen, bald drei bis vier Klafter tief, hat graben müſſen. Die Hauptgrube, wo das Salz ſchon ſeit undenklichen Jahren gebrochen wird, iſt nicht weit von dem vorhin genannten Gypsberge, an einem ausgetrockneten, zwiſchen der Feſtung und dem Berge ſich hinziehenden Bachbette, hart am rechten Ufer deſſelben, wo die Arbeit von dem Quellwaſſer wenig oder gar nicht gehindert wird. Dieſe Grube iſt jetzt gegen 90 Klafter lang, an einigen Orten 12—15 Klafter breit und über fünf Klafter tief. Wie tief aber das Steinſalzlager unter die Erde gehe, iſt noch nicht ausfindig gemacht worden. Indeſſen iſt man doch ſchon mit einem Erdbohrer zehn Klafter, und an einigen Stellen ſogar 15—16 Klafter durch lauter Salz hinunter gekommen; allein die eigentliche und wahre Tiefe des Salzwerkes iſt noch nicht ergründet worden.

Das Salz ſelbſt iſt ſehr ſchön, rein und feſt, von der vollkommenſten Weiße und ausgezeichneter Güte, geſtoßen ſieht es wie der feinſte Zucker aus. Im Waſſer löſt es ſich etwas langſamer, als das Seeſalz auf, und durch ökonomiſche Verſuche hat man gefunden, daß es im Salzen etwas ſchwächer iſt, als andere in Seen von ſelbſt angeſchoſſene Salze, z. B. das inderßkiſche. Man findet in dieſem Steinſalze, beſonders nahe an der Oberfläche, hin und wieder ziemlich große Stücken von 30—40 Pfund, die bisweilen ſo rein und hell wie Kryſtall ſind, und ſich zu Salzfäſſern und andern Kleinigkeiten verarbeiten laſſen. Die alten verlaſſenen Salzgruben ſind mit einer hoch ſaturirten Salzſole angefüllt, welche theils vom Regen und Schnee, theils von einſeigerndem Schwitzwaſſer entſteht; meiſtens iſt dieſer Sole auch ein guter Theil Bitterſalz beigemiſcht. Der Grund dieſer Salzpfuhle überzieht ſich mit einer ſtarken Rinde, wie mit Eis. Die Sole ſelbſt iſt ſo ſehr geſättigt, daß ein nicht zu ſchwerer Menſch auf der Oberfläche faſt wie auf einem Brete liegen kann. Es iſt eine allgemeine Sage, daß dieſe Sole in den Gruben zu manchen Zeiten, ſelbſt bei kaltem Herbſtwetter, an der Oberfläche zwar kalt, aber in der Tiefe warm, und oftmals ſo heiß ſein ſoll, daß man die Hand nicht darin erleiden könne. Das jährliche Product dieſer Steinſalzgruben kann man jetzt füglich auf 560,000 Pud (à 40 leipz. Pfund) anſetzen, wovon das Gouvernement allein an 360,000 Pud erhält, den Überſchuß aber in den beiden Hauptmagazinen zu Ilezk und Orenburg aufbewahrt. In den Jahren 1787—1794 war der ſämmtliche Ertrag über fünf Millionen Pud. Von den genannten beiden Hauptkellereien kommt das meiſte Salz nach dem Belajafluſſe, von wo es in die Kama und ſodann in die Wolga zu andern Salzmagazinen verführt wird. Das Brechen des Salzes geſchieht in der Regel im Sommer, die Weiterſendung aber im Herbſte und Winter. Die Arbeiter in dieſer Saline, deren Zahl an 200 ſteigt, erhalten täglich zwei Kopeken (ſechs Pfennige) für jedes Pud Salz, das ſie in transportabeln Stand bringen. Zu dem Ende dürfen ſie nur die Maſſe anſtechen, die dem Karſte Anfangs wie ein Fels widerſteht, nachher aber in einer gewiſſen Richtung ſich ſo leicht wie eine Fichte ſpalten läßt. Für das Weiterſchaffen eines Puds von dem Salzwerke an den kleinen Fluß Aſchkader, Ik und an die Samara, von wo es nach dem neun Meilen entlegenen Orenburg und den nächſten Abſatzörtern eingeſchifft wird, erhalten jene Arbeiter, Baſchkiren und Teptären, täglich 8—10 Kopeken (2—2½ Groſchen). Dieſes Salz wird im Lande für 40—45 Kopeken (10—12 Groſchen) das Pud verkauft, ſodaß ein Pfund etwa 3—4 Pfennige koſtet. Man hat berechnet, daß dieſe Salzgruben noch in drei Jahrhunderten nicht erſchöpft ſein werden, wenn ſie auch nicht beträchtlich tiefer ſein ſollten, *als* ſie es jetzt ſind. Um ſie beſſer und weniger koſtbar zu benutzen, hat die Regierung ſeit mehren Jahren mit den Koſaken einen Contract geſchloſſen, nach welchem ſie jährlich 50,000 Pud brechen und es in die orenburgiſchen Magazine hinſchaffen ſollen.

Beſonders merkwürdig ſind auch die warmen Seen in der Nähe dieſer Salzgruben. Ihr Waſſer iſt ſehr hell, wohlſchmeckend und gar nicht ſalzig, ſodaß ſich auch Fiſche, Krebſe ꝛc. darin aufhalten. Ihre Temperatur iſt auf der Oberfläche kalt, weiter nach Unten zu jedoch wärmer. In einer Tiefe von etwa fünf Fuß iſt das Waſſer ſo heiß, daß man den Fuß zurückziehen muß, wenn man zum Baden hineintritt, und gleichwol iſt das nördliche Ufer bis faſt an das Waſſer ein ſcharfgeſalzener und mit Salzpflanzen bewachſener kalter Boden. Die Erklärung, welche auch Pallas gibt, daß dieſe ſonderbare Erſcheinung von den Sonnenſtrahlen herrühre, kann wol nicht befriedigend ſein. Die Erwärmung mag wol eher von Unten heraufkommen, wo die Wärme in der Vermiſchung von mancherlei wärmeerzeugenden Stoffen ihren Urſprung hat.

Eine andere Merkwürdigkeit in der Nähe des angeführten Steinſalzwerkes in der kirgiſiſchen Steppe iſt ein runder Hügel, der wie ein hoher Thurm in der übrigens ganz ebenen Steppe ſteht, und durch einen Erdwall mit einem andern etwas niedrigern Hügel verbunden iſt. Durch Menſchenhände kann er wol nicht entſtanden ſein, ſondern weit wahrſcheinlicher durch einen vulkaniſchen Ausbruch.

Man vgl. hierbei: Chantreau, Rußland ꝛc. 1. Th. Heym, Encyklop. des ruſſ. Reichs, s. h. v. Pallas, Reiſe. 1. Bd. Herrmann, Erzgebirge ꝛc. 1. Th. Deſſen ſtatiſt. Schilderung ꝛc. S. 332. Rytſchkow, Orenburg. Topographie, in Büſching's Magazin. 7. Bd. Falk's Reiſe. 2. Bd. Friebe, Rußlands Handel ꝛc. 3. Th. u. a. m. *(J. C. Petri.)*

ILEZKOI-KREPOST, eine kleine hölzerne Feſtung an der linken Seite des Urals, in der ruſſiſchen Statthalterſchaft Orenburg, in der kirgiſiſchen Steppe, mit 350 dienenden Koſaken, welche Vieh- und Bienenzucht nebſt Fiſcherei treiben. Etwa ein Werſt unterhalb des Ortes fällt der Ilek, welcher dem Städtchen den Namen gibt,

in den Ural. Ganz nahe dabei liegt Ilezkoi-Gorodok, ein Flecken von 310 Wohnhäuſern und 1600 Einwohnern, welche ſich blos von der Bearbeitung der in der Nähe befindlichen ilezkiſchen Steinſalzwerke nähren. Das Salz wird von den angrenzenden Völkerſchaften abgeholt und weiter verfahren; zu dem Ende iſt in der Feſtung ein großes, beſtändig angefülltes Salzmagazin. (*J. C. Petri.*)

ILFELD. An der Südſeite des Harzes, wo das ſchöne von der Wehre durchſtrömte Wehrthal in das flache Land ausmündet, liegt der hanöverſche Flecken Ilfeld, 3½ Stunden von Stolberg entfernt, mit 163 Häuſern und 600 Einw. Es verdankt ſeine Entſtehung dem Grafen Ilger I. zu Hohnſtein, welcher nur eine Stunde von Ilfeld ſeinen Sitz auf der Burg Hohnſtein hatte, deren ſchöne Ruinen noch heute ein Schmuck der Landſchaft ſind [1]). Graf Ilger II. und ſeine Ehefrau, Lutrudis, ſtifteten im J. 1190 ein Prämonſtratenſer-Mönchskloſter daſelbſt, deren Vorſteher zuerſt Pröpſte, dann Äbte, zuletzt Adminiſtratoren hießen. Der letzte Abt, Thomas Stange, reformirte es und bildete auf Befehl des Landesherrn (damals die Grafen zu Stolberg) im J. 1550 das Kloſter in eine Schulanſtalt, zum völlig freien Unterhalte und Unterrichte einer Anzahl Schüler, um. Zum erſten Rector berief er Michael Neander, welcher hernach erſter Stifts- und Kloſteradminiſtrator wurde und veranlaßte, daß die Schule in ein Pädagogium umgewandelt wurde. Als ſolches hat es bis auf den heutigen Tag fortgedauert und ſtets im Rufe der vorzüglichſten Einrichtung geſtanden. Seine Beſitzungen ſind bedeutend und werden von der Kloſterkammer in Hanover verwaltet. In der vormaligen Kloſter-, jetzt Ortskirche finden ſich noch die Bilder des Stifters und ſeiner Gattin. Öſtlich über Ilfeld liegt der Herzberg und der Bielſtein, auf welchem letztern eine Burg des Namens ſtand, und welchen die Sage für den Standort des Götzen Biel, des Schutzgottes der Wälder, ausgibt, den Bonifaz zerſtört habe. Südlich über Ilfeld lag auf dem Burgberge die Ilburg oder Eilgerburg, der frühere Wohnſitz der Grafen zu Hohnſtein, welchen Graf Ilger I. im 12. Jahrh. erbaute, bald aber wieder verließ. Eine dritte Burg bei Ilfeld lag nordweſtlich, hieß die Harzburg [2]), iſt aber gänzlich verſchwunden. Nahe dabei ſind wichtige Brauneiſenſteinbergwerke. Nahe vor Ilfeld nach Süden liegt das Eiſenhüttenwerk Johanneshütte, und dicht daran das Stolberg'ſche Dorf Wiegersdorf [3]). (*F. Gottschalck.*)

ILFIS, Waldſtrom, der im ſüdweſtlichſten Theile des luzerner Entlibuchs entſpringt, zuerſt nördlich dem Hauptthale des Entlibuchs zuſtrömt, daſſelbe aber nur in ſeinem weſtlichſten Theile, wo es ſich gegen den Canton Bern ſenkt, erreicht, und deswegen nicht der kleinen oder luzerner, ſondern der großen oder berner Emme zufließt, in welche er ſich im Emmenthale unterhalb Langnau ergießt. Die Ilfis ſchwillt oft ſtark an, und verurſacht bedeutenden Schaden. Von ihr hat ein Bergdörfchen, das nahe bei ihrem Einfluſſe in die Emme liegt, den Namen Ilfis, ſowie einige, eine halbe Stunde von Langnau in einem Seitenthale liegende Häuſer, denjenigen von Ilfis in der Ey. (*Escher.*)

ILFORD (Great-), Groß-Ilford, ein Dorf Großbritanniens in der Grafſchaft Eſſex, liegt nur anderthalb teutſche Meilen nordöſtlich von London entfernt, an dem Fluſſe Roding und an der Landſtraße nach Chelmsford. Das hier befindliche Hoſpital iſt ſehr alt, und wurde unter der Regierung des Königs Stephan von der Äbtiſſin Adeliza von Barking gegründet. Bemerkenswerth iſt ein in der Nachbarſchaft dieſes Dorfes in einem Treibhauſe befindlicher Weinſtock, der im J. 1758 gepflanzt worden iſt, ſich jetzt über 200 Fuß ausbreitet und gewöhnlich in einem Jahre über vier Centner Trauben trägt. Das Dorf hat über 2200 Einwohner. (*J. C. Schmidt.*)

ILFOW oder **ILFOWUL**, ein zwiſchen dem Ardſchiſch und der Jalomitza in der öſtlichen oder großen Walachei gelegener Bezirk, der ſeinen Namen von einem kleinen, faſt ganz ausgetrockneten Flüßchen erhalten hat, einen Theil des Unterlandes und des Oberlandes einnimmt, und ſehr fruchtbaren Boden darbietet. Es gehören zu demſelben zwei Städte, Bukureſcht (Bukareſcht) und Giergitza, 244 Ortſchaften und 70 Landhäuſer. (*R.*)

ILFRACOMBE, ein Marktflecken Englands im nördlichen Theile der Grafſchaft Devon, hat einen Seehafen und liegt an der Mündung des briſtoler Kanals. Der Hafen iſt einer der bequemſten und ſicherſten an dieſer Küſte, und Schiffe landen hier mit Leichtigkeit, wenn die Landung im nahen Barnſtaple gefährlich, oder gar nicht zu bewerkſtelligen iſt. Man treibt von hier aus einen anſehnlichen Handel nach Briſtol mit rohen Metallen und Getreide aus Cornwall und Devonſhire, und beſchäftigt eine Menge Fahrzeuge mit der Heringsfiſcherei im Kanale von Briſtol. In der neueſten Zeit wird der

1) ſ. 9. Th. der 2. Sect. dieſer Encyklop. S. 433. 2) Iſt nicht mit der Burg Harzburg am nördlichen Abhange des Harzes zu verwechſeln; ſ. 3. Th. der 2. Sect. dieſer Encyklop. S. 54. 3) Die faſt einzige Quelle, aus welcher Nachrichten über das Kloſter Ilfeld geſchöpft werden können, iſt die Leuckfeld'ſche unter dem Titel: Antiquitates Ilfeldenses, oder hiſtoriſche Beſchreibung des Kloſters Ilfeld, Praemonstratenser-Ordens, worinnen von dieſes Stifts Alter, Landesgegend, Orte, Namen, Aufbauung, Orden, Kirchen, kaiſerl. Privilegien, wie auch deſſen vorigen Landesherren, Stiftern, Äbten, Adminiſtratoren, evangeliſchen Predigern, Schulrectoren ꝛc. ausführlich gehandelt wird, aus raren Manuscriptis und bewährten Historicis zuſammengetragen, auch mit dienlichen Anmerkungen, Diplomatibus, Briefen, Regiſtern und Kupfern erläutert, welchem noch beigefügt iſt — *Laur. Rhodomanni* Ilfelda Hercynica (Quedlinburg 1709. 4. 258 Seiten ohne Dedication, Vorrede und Regiſter) erſchienene Schrift, welche aber ſo unverkennbare Spuren der Übereilung, des Mangels an gründlicher Forſchung und der Entſtellung der mitgetheilten Urkunden durch Schreib- oder Druckfehler an ſich trägt, daß eine neue Bearbeitung der Geſchichte dieſes Kloſters um ſo mehr zu wünſchen iſt, als dieſelbe über die Schickſale der ganzen umliegenden Gegend und der darin begüterten Grafenfamilien, vornehmlich der Hohnſteiniſchen, neues Licht verbreiten würde. Freilich müſſen dem Gelehrten, der ſich dieſer gewiß nicht undankbaren Arbeit unterzieht, die in dem kgl. Archive zu Hanover und anderwärts aufbewahrten Originaldocumente und Copialbücher dieſer geiſtlichen Stiftung, nebſt dem Heydenreich'ſchen Manuſcripte über die Geſchichte der Grafen von Hohnſtein, zu Gebote ſtehen. (*L. F. Hesse.*)

Digitized by Google

Ort wegen ſeiner paſſenden Lage zu einem Seebade, und wegen ſeiner ſchönen Umgebungen häufig als Badeort benutzt, und hat dadurch einen neuen Erwerbszweig gewonnen. Der Hafen hat ganz das Anſehen eines natürlichen Baſſins, das in die das Ufer umgebenden Felſen ausgehöhlt zu ſein ſcheint, und namentlich ſchützt eine mächtige natürliche Felſenmauer den Hafen gegen die Gewalt der Nordwinde, und von da, wo dieſe Felſenmaſſen endigen, läuft ein vortrefflich gebauter Damm bis zur Mündung des Hafens in die See aus, und ſchützt nicht nur gegen Verſandung, ſondern vervollſtändigt auch die natürlichen Bollwerke des Hafens, ſodaß Schiffe von 230 Tonnen bei jeder Witterung ſicher einlaufen können. Auf dem höchſten Punkte des Felſens, der an der Hafenmündung liegt, iſt ein Leuchtthurm errichtet, welcher ein kirchenähnliches Anſehen hat. An dem Hafen hin ſind eine Anzahl guter Häuſer zur Bequemlichkeit für die Badegäſte erbaut worden, und die eigentliche Stadt beſteht nur aus einer einzigen Häuſerreihe, welche von dieſen Gebäuden an ſich weſtlich ausdehnt. Im obern Theile der Stadt ſteht die Parochialkirche, ein einfaches, großes Gebäude, mit einem Monumente, das dem Capitain Bowen, welcher unter Nelſon's Commando bei einem Angriffe auf die Inſel Teneriffa getödtet wurde, auf Nationalkoſten errichtet worden iſt. An der Außenſeite des Hafendammes ſind kleine Badehäuſer angebracht, und nach Weſten zu, wo die Küſte mit kleinen Kieſelſteinen bedeckt iſt, ſind viele bequeme Bademaſchinen aufgeſtellt. Von hier aus geht täglich ein Paquetboot nach Swanſea, an der gegenüberliegenden Küſte von Wales, und von Swanſea aus unterhält man fortwährend Verbindung mit Milford und Briſtol. Auf einem erhabenen Punkte in der Nähe der Bai ſteht ein von Sir Bourchier Wrey, dem Wiederaufbauer und Verbeſſerer des oben erwähnten Hafendammes, errichtetes Sommerhaus, von dem aus man einer herrlichen Ausſicht genießt. Die geographiſche Lage von Ilfracombe iſt unter 51° 13′ nördl. Br. und 4° 6′ weſtl. Länge von Greenwich. (*J. C. Schmidt.*)

ILG (Johann Georg), wurde im J. 1771 zu Hütteldorf in Niederöſterreich geboren. Von 1788 bis 1804 diente er in der öſterreichiſchen Armee als Unterfeldarzt und Oberfeldarzt. Von 1804 an fungirte er an der kaiſerl. königl. Joſephsakademie in Wien als Proſector und als Lehrer der chirurgiſchen Zöglinge. Im J. 1807 wurde er zum Doctor der Chirurgie promovirt, und 1809 wurde er Proſector, im folgenden Jahre aber Profeſſor der Anatomie in Prag. Hier ſtarb er auch, nach einem langjährigen Unterleibsleiden, am 22. Febr. 1836. Ilg zeichnete ſich in der praktiſchen Ausübung der Anatomie beſonders aus. Schon als Proſector in Wien lieferte er die Präparate zu vielen Wachsabbildungen der berühmten Wachspräparatenſammlung der Joſephsakademie. Dieſe Anſtalt beſitzt eine Sammlung von Ilg gefertigter höchſt gelungener Präparate des menſchlichen Gehörorgans. Das Naturaliencabinet der wiener Univerſität verdankt ihm eine Sammlung von 138 Skeletten von Säugethieren, Vögeln und Reptilien, und von 207 Nummern verſchiedener zootomiſcher Gegenſtände. Er machte ferner zierliche Sammlungen von Säugethierzähnen, wovon die wiener und prager Univerſität, die Joſephsakademie, das böhmiſche vaterländiſche Muſeum und das prager anatomiſche Cabinet Exemplare beſitzen. Seinem Eifer verdankt die prager Univerſität zum Theil die Errichtung eines neuen anatomiſchen Hörſaales, nebſt dem dazu gehörigen anatomiſchen Cabinet. Dieſem letztern wurden von ihm 1114 Nummern, darunter 200 Skelette von Säugethieren, einverleibt. Aber auch als Schriftſteller war er thätig. Wir haben von ihm: Grundlinien der Zergliederungskunde des Menſchenkörpers. 2 Bde. (Prag 1812). Einige anatomiſche Beobachtungen, enthaltend eine Berichtigung der zeitherigen Lehre vom Baue der Schnecke des menſchlichen Gehörorgans, nebſt einer anatomiſchen Beſchreibung und Abbildung eines durch außerordentliche Knochenwucherung ſehr merkwürdigen menſchlichen Schädels. Mit drei lithogr. Tafeln. Programm zur Eröffnung der anatom. Collegien. (Prag 1821. 4.) Anatomiſche Monographie der Sehnenrollen, zur Berichtigung der zeitherigen Lehre vom Baue der Gelenke der Finger- und Zehenglieder bei dem Menſchen, den übrigen Säugethieren und den Vögeln. Programm. Erſter Abſchnitt, mit vier lithogr. Tafeln. (Prag 1823. 4.) Zweiter Abſchnitt, mit einer lithogr. Tafel. (Prag 1824. 4.)
(*Friedr. Wilh. Theile.*)

ILGEN (Karl David). Dieſer unter den Schulmännern Teutſchlands durch bedeutende Geiſtesanlagen, unermüdliche Arbeitſamkeit und eine in angeſtammter Körperſtärke urkräftige Natur ausgezeichnete Mann war am 26. Febr. 1763 im Dorfe Sehna unweit Eckartsberge zwiſchen der Saale und Unſtrut geboren. Seine Jugend verfloß ſtill unter der ſtrengen Zucht eines ernſten Vaters, der in höchſt beſchränkten Umſtänden einer Elementarſchule vorſtand, und dem Sohne ſelbſt den erſten Unterricht im Latein und in der Muſik ertheilte, dann ihn aber dem Pfarrer Meißner zu Tromsdorf im J. 1775 überließ, um durch dieſen des Sohnes Bildung zum tüchtigen Landſchullehrer vollendet zu ſehen. Indeſſen zeigte er hier bald ſo ausgezeichnete Anlagen und machte im Lateiniſchen, Griechiſchen, Hebräiſchen, in der Geſchichte, Geographie und Muſik ſolche Fortſchritte, daß der Vater ſich bewegen ließ, den 14jährigen Knaben zu Oſtern 1777 zur weitern Ausbildung dem Stadtgymnaſium in Naumburg zu übergeben. „Nun, Er ſoll ſtudiren," ſagte der Vater, „doch geben kann ich nichts dazu; Er muß ſehen, wie Er durchkommt; aber dawider will ich nichts haben[1])." In Naumburg fand ſein bisheriger Lehrer, daß der ihm angewieſene Platz in Tertia zu niedrig ſei, und ſo beſtimmte ſich Ilgen, die Prüfung zur Aufnahme bei dem andern Gymnaſium, dem Domgymnaſium, nachzuſuchen, wo er auch ſeinen Platz in Secunda erhielt. Hier brachte

1) Kraft's vita Ilgenii (Altenburg. 1837) p. 16. Dies Buch wird von Vielen als eine Hauptquelle für Ilgen's Biographen betrachtet, iſt eine ſolche aber nur in der erſten Hälfte; denn es iſt überhaupt mehr ein Panegyricus, als eine Biographie, und ſchildert nicht den leibhaftigen Ilgen. Denn dieſer bleibt doch immer groß, wenn man auch ſeine Fehler nicht beſchönigt, ſondern angibt.

Digitized by Google

nun Ilgen fünf Jahre unter der vortrefflichen Leitung des Rectors Lobeck zu, ſein Leben war höchſt zurückgezogen, die Beſchränktheit ſeiner Lage zwang ihn zu den größten Entbehrungen, und was er ſich ſpäterhin als Currendeſchüler und als Präfect des Chors verdiente, wurde ſorgfältig geſpart und auf den Ankauf von Büchern verwendet. Im Griechiſchen und Lateiniſchen überragte er bald alle ſeine Mitſchüler, und im Hebräiſchen erlangte er ſolche Kenntniſſe, daß ihm beim Abgange ſein Lehrer bezeugte, Ilgen wiſſe darin mehr, als er ſelbſt.

Im J. 1783 bezog Ilgen mit ſieben Thalern aus der Hand des Vaters und mit einigen eignen Sparpfennigen, aber voll der beſten Hoffnungen, die Univerſität Leipzig, um hier Theologie und Philologie zu ſtudiren. Morus, Reiz, Dathe waren ſeine vorzüglichſten Lehrer, der Letztere erwählte ihn zu ſeinem Famulus, ſpäter auch Beck, in deſſen philologiſche Geſellſchaft Ilgen im J. 1785 eintrat und bald eine Zierde derſelben wurde. In dieſer Eigenſchaft ſchrieb er auch ſeine erſte Abhandlung: Poeseos Leontini Tarentini Specimen (Leipzig 1785) als Glückwünſchungsſchrift an ein Mitglied der Geſellſchaft, und bald darauf eine ähnliche Abhandlung: De choro Graecorum tragico (1788)[2]. Im J. 1787 ward er Magiſter, ohne daß ſich dadurch ſeine Umſtände verbeſſert hätten; denn den Unterhalt mußte er ſich zum Theil mühſam genug durch Privatunterricht erwerben. Unter ſeinen Schülern war aber auch der nachmals ſo berühmte Gottfried Hermann, der während ſeines ganzen Lebens nie aufgehört hat, ſeines Lehrers mit der größten Ehrerbietung und Verehrung zu gedenken[3]. Seinen Ruf als Orientaliſt begründete Ilgen durch ein gelehrtes Werk über das Buch Hiob[4], das er unter langwierigen, ſchmerzhaften Leiden an einem Fußübel geſchrieben hatte.

Im J. 1789 wurde Ilgen als Rector des Stadtgymnaſiums nach Naumburg berufen, wo er ſich am 22. Jan. 1793 mit ſeiner noch lebenden Gattin verheirathete. Der Schule ſtand er mit Eifer und Gelehrſamkeit vor, die Zucht war ſtreng, aber die Fortſchritte der Schüler erfreulich. Dabei ſicherte er ſich durch gründliche Schulſchriften (zu andern fand er keine Zeit) einen angeſehenen Namen unter den Gelehrten[5]. Dem Vereine dieſer Vorzüge verdankte er im J. 1794 die Berufung nach Jena als Profeſſor der orientaliſchen Literatur an Eichhorn's Stelle, wo er ſpäterhin (zu Ende des Jahres 1799) zum ordentlichen Profeſſor der Theologie ernannt wurde. An Gelehrſamkeit und vielſeitiger Bildung war Ilgen allerdings ein ſehr würdiges Mitglied der damals durch ganz Teutſchland und das Ausland glänzenden Univerſität Jena, weniger als Docent; denn hier war er nicht an ſeinem Platze; eine gewiſſe Schroffheit, welche er von ſeinem Rectorate in Naumburg mitbrachte, entfremdete ihm die Gemüther der akademiſchen Jünglinge; ſeine große Gelehrſamkeit glänzte mehr in Büchern, als auf dem Katheder; ſein Lehrton war trocken, und wirkte am wohlthätigſten in Disputatorien und in ſolchen Converſationen, wo Frage und Antwort wechſelten[6]. Seine literariſche Thätigkeit aber und ſein eiſerner Fleiß erhielten durch die außerordentliche Umgebung einen lebhaften Impuls, indem er außer ſeiner Beſchäftigung mit orientaliſcher und altclaſſiſcher Literatur auch die Philoſophie der Zeit und die Geſchichte der Philoſophie eifrigſt ſtudirte, über die letztere ſogar Vorleſungen hielt, für eine neue Ausgabe des Bayle Notizen ſammelte und mehre Schriften verfaßte, die mit verdientem Beifalle aufgenommen wurden[7]. Hier, in Jena, ſchloß er auch die vertraute Verbindung mit Wilhelm von Humboldt, die beide Männer bis an das Ende ihres Lebens beglückt hat; überhaupt gedachte Ilgen immer gern ſeines Lebens in Jena, und die langdauernde Freundſchaft, die er mit mehren der damaligen Koryphäen unterhielt, zeigt zugleich hinlänglich, in welcher Achtung Ilgen in Jena geſtanden habe.

Wie ehrenvoll auch immer die Stellung in Jena war, ſo war ſie doch nicht ſehr einträglich, und ſo mußte auch in dieſer Hinſicht eine Veränderung und Verbeſſerung ſeiner Lage ihm willkommen ſein. So ganz nach ſeinem Wunſche bot ſich ihm dieſelbe dar, als am 10. Oct. 1801 der Rector Heimbach in Schulpforta verſtorben war, und auf Hermann's in Leipzig Rath der Oberhofprediger Reinhard in Dresden Ilgen als den Würdigſten zu dieſer Stelle in Vorſchlag brachte. Obgleich nun ſeine theologiſchen Anſichten und Schriften den Miniſtern von Burgsdorf und von Wurmb, die beide einer frömmelnd-herrnhutiſchen Partei anhingen, anſtößig waren, ſo konnten ſie doch nicht umhin, ihre Einwilligung zu geben, freilich nicht ohne die Verfügung an den Kirchenrath zu erlaſſen, daß ſie es dem Gewiſſen deſſelben anheim gäben, weil grade dieſer Mann gewählt ſei. Aber Ilgen's

2) Beide Abhandlungen ſtehen in den Opuscul. Philol. T. I. p. 3—44 und p. 47—86. 3) M. ſ. die hierüber ſprechende Stelle bei Kraft S. 33 fg., und Hermann's Epistola ad Ilgenium vor ſeiner Ausgabe der hymni Homerici am Anfange und p. CXXI. Als er in der Leipziger politiſchen Zeitung Ilgen's Tod bekannt machte, nannte er ihn „einen Mann von großer Gelehrſamkeit, durchdringendem Scharfſinne, ſtrenger Gerechtigkeit, von kräftigem, gewaltigem Charakter." 4) *Jobi*, antiquissimi carminis Hebraici, natura et virtutes (Lips. 1788). 5) Es waren folgende: Epistola, qua probatur, Nestore, felicissimo senis exemplo Homerum non magis delectare quam prodesse. (Lips. 1789. 4.) Animadvers. critt. in Fragmenta Hermesianactis. (Lips. 1789. 4.) Disquisitionis actionis principis in *Homer.* Iliade P. I—III. (Lips. 1791—1792. 4.) De *Ἐρεσιώνη* Homeri. (Numburg. 1793. 4.) Animadvers. histor. et crit. in Cic. Orat. p. Archia. P. I. (Lips. 1793. 4.) De imbre lapideo. (Lips. 1793. 4.) Alle wurden vermehrt in die Opuscula Philologica aufgenommen.

6) Nach dem glaubwürdigen Urtheile in der Jen. Allg. Lit.-Zeitung 1838. Nr. 50. Eichſtädt ſagt (Memor. Voigtii p. 14) in der Aufzählung der berühmten jenaiſchen Profeſſoren aus jener Zeit: humanitatis artes ornabat *Schützius*, literas Orientis *Ilgenius*. 7) Als: de notione tituli filii Dei Messiae (Jen. 1794. 4.), die Ausgabe der Homeriſchen Hymnen (Halle 1796), die Bearbeitung der *Σκόλια* mit einer Abhandlung über die Scolienpoeſie (Jen. 1798). Ferner die Sammlung ſeiner Programme und kleinen Schriften in zwei Bänden, als Opuscula philologica (Erford. 1797), dann: die Urkunden des Jeruſalem'ſchen Tempelarchivs in ihrer Urgeſtalt, aus dem Hebräiſchen, mit kritiſchen und erklärenden Anmerkungen und Abhandlungen. 1. Th. (Halle 1798), und das Buch Tobias nach drei verſchiedenen Originalen überſetzt, mit einer Einleitung, und exegetiſchen und kritiſchen Anmerkungen (Jen. 1800).

Digitized by Google

perſönliche Erſcheinung in Dresden zerſtreute alle Vorurtheile, ſeine Ernennung wurde beſchloſſen und er trat am 31. Mai 1802 ſein neues Amt als Rector in Pforta an [8]). Vorher hatte ihm noch die theologiſche Facultät in Jena das Diplom eines Doctors der Theologie verliehen.

Ilgen iſt 29 Jahre Rector in Pforta geweſen. Er war in vielfacher Hinſicht ein bedeutender Mann und ein großer Gelehrter, aber durch das Gewicht ſeiner Perſönlichkeit iſt er ein ausgezeichneter Rector grade jener berühmten Anſtalt geworden, deſſen Andenken eine große Anzahl der dankbarſten Schüler in Liebe und Segen bewahrt hat.

Die Geſchichte des Ilgen'ſchen Rectorats hat zwei Perioden, die eine von 1802—1820, die andere von 1820—1831. In der erſten trat er als Reſtaurator der Anſtalt auf, deren Disciplin ſehr verfallen war. „Seine Art und Weiſe," berichtet einer ſeiner würdigſten Schüler aus jener Zeit [9]), „war unnachahmlich; ſie ſtand nur ihm an, und Niemand, als Ilgen, hätte, wie Ilgen, das Schulſcepter führen dürfen. Er durfte es beſonders auch deshalb, weil unter ſeinem aufbrauſenden Zorne, unter ſeiner, zarten Ohren allerdings nicht ſelten anſtößigen, Derbheit doch eine große Ruhe und Mäßigung, eine langmüthige Geduld und eine leicht erregte, innige Zartheit tiefen Gefühls verborgen war. Er war der Poſeidon, der mit ſeinem Quos ego, mit ſeiner Donnerſtimme und ſeiner nachhaltigen Kraft die Stille, die Ordnung und die Zucht herſtellte. Zugleich erſchien er den Schülern als der Repräſentant einer tiefen, unergründlichen Gelehrſamkeit und flößte dadurch Ehrerbietung ein, wenn er in anderer Beziehung Furcht erweckte. Und derſelbe Mann konnte mit den einzelnen Schülern ſo väterlich ſprechen, daß er ihr ganzes Herz um ſo mehr gewann, je mehr ſie in Ehrfurcht den Abſtand fühlten, in dem ſie von ihm ſtanden. Sie hegten überhaupt das Vertrauen zu ihm, daß er ſie lieb hatte, beſonders, weil ſie ſahen, daß nach den ſchärfſten Verweiſen er ſchnell wieder verſöhnt war und Alles vergeſſen zu haben ſchien." Als Lehrer des Lateiniſchen und Hebräiſchen war Ilgen höchſt gründlich, ja zu gründlich und langſam im Erklären der alten Schriftſteller für die Schüler, aber ein trefflicher Beurtheiler derſelben, ſtreng gegen Unwiſſende und Träge, gerecht, ſelbſt gütig gegen hoffnungsvolle und thätige Schüler, ein warmer Beförderer des Privatfleißes und der dadurch veranlaßten, ſelbſtändigen Entwickelung ſeiner Schüler. Dieſes eigentliche Palladium der pfortaiſchen Erziehung, welches für manche andere Mängel ſchadlos halten ſoll, hat Ilgen ſtets in ſeinem ganzen Werthe erkannt, und nur in der letzten Zeit ſeines Rectorats weniger geſchirmt, ohne darum daſſelbe etwa gering zu ſchätzen. Nicht ſo erfreulich ſtellte ſich das Verhältniß zu den Lehrern, ja man kann behaupten, daß ein recht inniges, collegialiſches Verhältniß zwiſchen Ilgen und einem ſeiner Collegen vielleicht niemals ſtattgefunden hat. Er war höflich gegen ſie, beſchränkte ſie nie durch läſtige Controle oder directen Tadel in ihren amtlichen Verrichtungen, gab nie einem Schüler Recht gegen einen Lehrer, aber ein offener Umgang mit ihnen oder eine ernſtliche Verwendung für ſie lag nicht in Ilgen's Art und Weiſe. Schon im Jahre 1808 begann mit der neuen Einrichtung der Schule eine unſelige Zeit des innern Kampfes zwiſchen den Lehrern und dem Rector, weil dieſer mit der Behörde allein alle Veränderungen in der Einrichtung der Anſtalt beſprach, ohne nur die übrigen Lehrer zu hören, und durch die neue Einrichtung ein Übergewicht erhielt, welches die andern Lehrer, die ſich ihrer Würde und ihres Strebens bewußt waren, verletzte. Der äußere Friede wurde zwar nach einiger Zeit leidlich hergeſtellt, aber die gegenſeitige Verſtimmung (denn die Lehrer hatten ſich förmlich über Ilgen's Anmaßung beſchwert) ließ ſich nicht ſo leicht wieder ausgleichen. Hierzu kam das geſpannte Verhältniß, in welchem Ilgen mit ſeinem nicht minder berühmten Collegen A. G. Lange lebte, gegen den Ilgen Eiferſucht hegte, weil ſich die Liebe und das Vertrauen der Schüler gegen ihn öffentlich bei mehren Gelegenheiten ausſprach. Lange hatte dies nicht auf verborgenen Wegen zu erwerben gewußt, oder ſeine Verbindungen mit den Schülern und ihren Angehörigen mit geſchickter Gewandtheit benutzt, um ſich ein größeres Relief zu geben [10]). Seine Kunſt lag blos in der ganz einzigen Gabe, den Geiſt der Jugend zu leiten und zu wecken, häufig mit ihr zu verkehren, durch Disputatorien und andere wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen auf ſie zu wirken, während Ilgen (aus Grundſatz) in einer gewiſſen Abgeſchloſſenheit von den Schülern lebte. Endlich trugen zu dieſen unangenehmen collegialiſchen Zuſtänden auch die in ſächſiſcher Zeit nicht gehörig geſchiedenen Reſſortverhältniſſe mit den Juſtiz- und Adminiſtrationsbehörden in Pforta, Zänkereien und Klatſchereien, hier und da ſelbſt Einfluß von Frauen, ſehr viel bei, wo es denn immer als ein Zeichen von Ilgen's Kraft und Selbſtbeherrſchung anzuſehen iſt, daß grade in dieſer Zeit vielfältiger Zerwürfniſſe in dem kleinen pfortaiſchen Staate der Segen der Erziehung nicht hat zerſtört werden können, und daß grade in den Jahren von 1802—1808 viele nachher bedeutende Gelehrte und Beamte aus Pforta hervorgegangen ſind.

Im J. 1815 ging die Landesſchule Pforta mit dem übrigen Theile des Herzogthums Sachſen an die Krone Preußen über. Ilgen, durch Geburt, Erziehung und vielfache Verbindlichkeiten dem ſächſiſchen Fürſtenhauſe ergeben, daneben im Beſitze eines großen Einfluſſes bei den ſächſiſchen Behörden, konnte die Regierungsveränderung

8) Über dieſe Verhandlungen ſ. m. Kraft a. a. O. 59—61. 191 und Reinhard's Briefe an Krug in Urceus (Krug's) Lebensreiſe S. 301 und 304. 9) H. E. Schmieder, in der Recenſion des Kraft'ſchen Panegyricus in den Jahrb. f. wiſſenſchaftl. Kritik (1838. Jul. Nr. 5—7).

10) Eine faſt ganz falſche Anſicht von der Sache enthält das Brieffragment eines Ungenannten bei Kraft a. a. O. S. 265—268. Man vgl. dagegen Jacob's „biographiſche Erinnerungen an Lange," vor deſſen Vermiſchten Schriften. S. XXII. und XLIX., ſowie den gut unterrichteten Beurtheiler des Kraft'ſchen Buches in der Allgem. Lit.-Zeitung. 1838. Nr. 226. 227.

nicht gern ſehen. Er mußte von ihr Reformen erwarten, die er fürchtete; denn ſeine Vorſicht und Erfahrung machte ihn gegen alles Neue bedenklich, und fremde Anregung nahm er, ſelbſt wenn ſie von geachteten Männern kam, nur erſt zuletzt nicht ungern in ſich auf. Aber die preußiſchen Behörden gingen vorſichtig zu Werke, ſie achteten den Ruhm Ilgen's, und wußten, was die Pforte ihm verdankte; er wurde durch den Titel eines Conſiſtorialrathes (1816) geehrt, und hätte ſich unſchwer einen ebenſo großen Einfluß verſchaffen können, wie er ihn früher beſaß, wenn er ſich den neuen Verwaltungsformen fügſamer erwieſen, und manche wohlgemeinte, nothwendige Neuerung nicht mit Schroffheit bekämpft hätte. Daher erzeugte gegenſeitiges Misbehagen den Wunſch nach Aufhebung des Verhältniſſes und eine theologiſche Profeſſur wurde im J. 1820 für Ilgen in Berlin oder Halle in Ausſicht genommen [11]). Jedoch gewann Alles bald wieder ein beſſeres Anſehen, die Behörden erkannten den Werth des Mannes in ſeiner bisherigen Stellung und Ilgen verſöhnte ſich auch mit den Neuerungen, da er ich ſelbſt eingeſtehen mußte, daß das preußiſche Miniſterium nur das Wohl der Anſtalt vor Augen hatte, ihn elbſt aber nicht kränken wollte. Im Gegentheil hat daſelbe es nie an den ehrenvollſten Beweiſen der Achtung ehlen laſſen.

Das J. 1820 — welches als die zweite Periode von Ilgen's amtlicher Wirkſamkeit bezeichnet wurde — ſt durch viele neue und organiſche Einrichtungen für die Geſchichte der Pforta, und alſo auch ihres Rectors, von eſonderer Wichtigkeit geweſen. Das Rectorat ward als ie höchſte Macht in dem kleinen Schulſtaate beſtellt, alle nnere und äußere Polizei ihm untergeben, die ökonomichen Verhältniſſe wurden durchaus geändert, ſtatt der echs Collaboratoren vier Adjuncten mit gutem Gehalte und eſſern Stellungen dem Lehrercollegium zugegeben, die lbfaſſung von Programmen und Schulnachrichten ward erordnet, die Disciplin ward zweckmäßiger eingerichtet, ie Zucht der Schüler freier, aber feſter und kräftiger, ie Aufſicht der Lehrer über die Alumnen inniger und einlußreicher. Der Lehrplan ward durchaus umgeſtaltet: atein und Griechiſch ſollten die Hauptſache bleiben, aber uch Mathematik, Geſchichte, teutſche und franzöſiſche Sprache in ihre lang verkannten Rechte eintreten [12]). Alle ieſe Veränderungen gingen zwar nicht von Ilgen unittelbar aus, wie im J. 1808 es der Fall geweſen war, e waren aber doch von der Art, daß ſie ſeine Billigung erdienten, oder wenigſtens in kurzer Zeit gewinnen mußn, um ſo mehr, da zugleich durch weiſes Einwirken on der höchſten Stelle aus allen kleinlichen Leidenſchafn und den nichtamtlichen Einflüſterungen Stillſchweigen geboten wurde. Jedoch griff Ilgen von jetzt an weniger perſönlich ein. Seine Lehrweiſe blieb ſich gleich; er wollte die Liebe zur alten Literatur auf das Kräftigſte aufrecht erhalten wiſſen, aber der ſonſt ſo verdiente Schulmann wußte — ſei es nun aus Verſtimmung oder aus andern Urſachen — doch die übrigen Lehrobjecte nicht auf die rechte Weiſe jenen Studien unterzuordnen oder neben ſie zu ſtellen. Er erkannte und belobte den friſchen Eifer, mit dem jene Gegenſtände im Unterrichte betrieben wurden, aber es ſchmerzte ihn doch, daß die claſſiſchen Studien — wenn auch nicht allein — doch nicht vorzugsweiſe in Pforta ihre Wohnſtätte haben ſollten, und die Schüler mit vielen ſchriftlichen Arbeiten überladen wurden. Es wäre aber bei dem Anſehen, deſſen er ſich höhern Ortes erfreute, und bei der großen Achtung, welche ſeinem Verdienſte von den neu angeſtellten Lehrern durchaus gezollt wurde, ihm gewiß nicht ſchwer geweſen, da belehrend und vermittelnd einzugreifen, wo er die Hauptintereſſen der pfortaiſchen Bildung gefährdet ſah, und auf dieſe Weiſe einem dauernden Misverhältniſſe vorzubeugen. Dagegen geſtaltete ſich die Stimmung unter den Collegen in dieſer zweiten Periode entſchieden beſſer, beſonders nahm allmälig die Misſtimmung zwiſchen Ilgen und Lange ab, indem ſich der letztere mit großer Vorſicht und einer ſtillduldenden Pietät [13]) benahm, und ſeinen, allerdings großen Einfluß bei den Behörden [14]) nur zum Wohle der Anſtalt gebrauchte, deren Intereſſen er auf indirectem Wege mehr als einmal geſchützt hat, wenn Ilgen in übler Stimmung nicht Luſt hatte, mit handelnd einzuſchreiten. Gegen das Ende von Ilgen's Rectorate lebten die beiden ſo achtungswerthen Männer in einem guten, wenn auch nicht innigen, Verhältniſſe, und Lange konnte in vollſter Überzeugung die ſchönen Abſchiedsworte an Ilgen richten, mit denen er die im Namen der Lehrer ihm überreichte Feſtſchrift beſchloß [15]).

Seit dem Jahre 1825 wurde die Abnahme der Kräfte Ilgen's nach den großen Anſtrengungen ſeines Lebens fühlbar. Zwar genas ſeine kräftige Natur von einem langwierigen Schleimfieber, aber ſein Augenlicht fing an ſich bedenklich zu verdunkeln, und es konnte bisweilen ſcheinen, als wohne in ihm nicht mehr der alte Muth und die alte Kraft. So ließ er es geſchehen, daß manches Geſchäft in andere Hände überging, theils aus eigner Neigung, theils durch Krankheit und Schwäche gebeugt. Dennoch arbeitete er auch in dieſer Zeit ſehr viel und erzog ſich die würdigſten und dankbarſten Schüler. Als aber endlich die mühſam zuſammengehaltene Kraft nicht mehr ausreichte und ihm namentlich die Augen nur zu oft den Dienſt verſagten, da ſuchte er um ſeine Entlaſſung nach. In den ehrenvollſten Ausdrücken ward ſie ihm bewilligt [16]), worauf er denn am 9. April 1831 Pforta

11) Kraft a. a. S. 117. 12) Der Bericht über dieſe ganiſchen Einrichtungen iſt bei Kraft (von S. 117 an) ſehr ckenhaft und aphoriſtiſch. Es iſt zu bedauern, daß Ilgen die bfaſſung der Schulnachrichten in den Programmen ſo ungern ernahm, und alſo auch eine ausführliche Beſchreibung jener durcheifenden Veränderungen zu geben, unterlaſſen hat. Die vom rofeſſor Schmidt im Programm für 1821 auf S. 25 fg. gegenen Schulnachrichten ſind nur ſehr fragmentariſch.

13) Worte des angeführten halle'ſchen Recenſenten. 14) Man ſ. Jacob a. a. O. S. LIII. 15) Kraft hat S. 228 u. fg. aus der nicht in den Buchhandel gekommenen Schrift (eine archäologiſche Unterſuchung über eine Vaſe aus dem Cabinet des Fürſten von Canino mit ſehr ſchmeichelhaften Beziehungen auf Ilgen) den Schluß mitgetheilt. 16) Kraft S. 226 fg.

verließ. Die Lehrer und Schüler ſahen ihn mit der tiefſten Rührung ſcheiden.

Er hatte Berlin zum Aufenthalt ſeiner letzten Jahre gewählt, auf den Wunſch der Seinigen, und um dort in der Nähe alter, vertrauter Freunde zu leben. Aber die gewünſchte, verdiente Ruhe ſollte ihm nicht lange zu Theil werden. Die Augenoperation überſtand er zwar anſcheinend glücklich am 19. Sept. 1833, aber gleich nachher eintretende Zufälle machten die Wiederherſtellung unmöglich. Das Übel der Blindheit ertrug der Greis mit außerordentlicher Faſſung und mit einer — man möchte ſagen — tragiſchen Würde, bis er in Folge eines Schlagfluſſes am 17. Sept. 1834 in den Armen ſeiner Gattin und ſeines Sohnes ſein Leben endigte [17]).

Ilgen war groß und hager von Geſtalt, ſeine Geſichtszüge waren würdig und ernſt, konnten aber auch große Heiterkeit ausdrücken, wie er denn auch bei vorkommender Gelegenheit recht herzlich, laut und innig lachte [18]). Seine Stimme war wirklich gewaltig und der Donnerton ſeines Amtseifers konnte das ganze Schulhaus erſchrecken und erſchüttern. War das geſchehen (und es geſchah nicht ſelten), ſo ging er, des Erfolges gewiß, mit erleichtertem Herzen von dannen, genoß heiter ſeine Mahlzeit und überließ ſich harmlos den Studien oder dem freundſchaftlichen Geſpräche. Gegen Gattin und Kinder zeigte er äußerlich keine beſondere Zärtlichkeit, ſchmeichelte und lobte auch nicht viel, aber er war dafür von der innigſten Liebe zu ihnen erfüllt, die ſich auch bei Familienunglück, das er ſo oft erfuhr, auf das Deutlichſte zeigte. Überhaupt beſaß Ilgen, trotz der rauhen Außenſeite, ein ſehr tiefes Gefühl und eine Weichheit, die an dem feſten Manne um ſo mehr befremdete. Er iſt wol unfreundlich, rauh, barſch genannt worden, aber man muß die ſo oft in Anſpruch genommene Zeit des vielbeſchäftigten Mannes bedenken, und die Emſigkeit, mit welcher er die gewonnenen Stunden der Muße ſeinen Studien zuwendete, um ihn hier zu entſchuldigen. Dieſe Studien waren ſeit ſeiner Übernahme des Rectorats in Pforta vorzugsweiſe der alten Literatur, und hier beſonders der Lexikographie, genealogiſchen Forſchungen, heraldiſchen Sammlungen und numismatiſchen Unterſuchungen (in beiden Stücken beſaß Ilgen ausgezeichnete Kenntniſſe) zugewendet, außerdem hatte er ſich viele Jahre lang auf das Gründlichſte mit der Topographie und Geſchichte der Landesſchule Pforta beſchäftigt. Aber von allen dieſen Studien hat die Nachwelt keine Früchte erhalten, denn zur Schriftſtellerei fand Ilgen, mit Ausnahme der amtlich gebotenen Abfaſſung eines Programmes im J. 1820 [19]), keine Zeit — was ihm auch gar nicht übel auszulegen iſt. Gegen alte, bewährte Freunde zeigte er eine gleiche Geſinnung, für erwieſene Dienſte hegte er große Dankbarkeit, ja ſelbſt über kleine Gefälligkeiten, z. B. über eine gute Recenſion eines ſeiner Werke, oder über ein von ihm grade lange geſuchtes Buch, konnte er eine faſt kindliche Freude empfinden. Seine Bücherſammlung hegte und pflegte er mit beſonderer Sorgfalt, ſie enthielt koſtbare Werke, war aber ebenſo wenig ſichtbar für einen andern, als zugänglich, weil die meiſten ſich ſcheuten, Ilgen um ein Buch anzuſprechen. Es iſt wahr, daß er hierin nicht ſehr zuvorkommend war, auch die Schulbibliothek bis zum J. 1819 unter faſt eiferſüchtigem Verſchluß hielt, aber ebenſo wahr iſt auch, daß er ſolchen, von denen er wußte, daß ſie wirklich Bücher brauchten, dieſelben keineswegs vorenthielt und nicht ängſtlich auf ihre Zurückgabe drang. In Geſellſchaft war er heiter und mittheilend, erzählte gern Anekdoten, die er freilich nur zu oft zu einer ungebührlichen Länge ausdehnte, und erſchien hier in ſeiner Kraft und Originalität von einer ſo liebenswürdigen Seite, daß man ganz den ſtrengen Rector verkannte.

Von ſieben Kindern überlebte den Vater nur ein Sohn, Ernſt Conſtantin, Profeſſor am Joachimsthal'ſchen Gymnaſium in Berlin, der aber ſchon nach drei Jahren, am 2. Decbr. 1837, dem Vater im Tode nachfolgte. (*H.*)

ILGEN (St.), 1) St. Ägidi, St. Gilgen, Kirchdorf im großherzogl. badiſchen Oberamte Heidelberg, eine ſtarke teutſche Meile ſüdlich, etwas gegen Weſten abweichend, von der Oberamtsſtadt, an der Leimbach, der alten Suarzaha des Lobdengaues, mit dem Faſaneriehofe, einer eingegangenen alten kurpfälziſchen Faſanerie und in ältern Zeiten der St. Ägidiwald, von etwa 700 Morgen, hat 430 Einwohner in 80 Familien, deren größere Hälfte evangeliſch, die andere katholiſch iſt, und eine merkwürdige, uralte, jetzt aber ſehr verfallene, dem heil. Ägidius geweihte Kirche, von welcher der Ort in verdorbener Ausſprache ſeinen Namen hat. Der Umfang ſeiner Gemarkung, ſowie die Voigtei, gehörte einſt zu den Stiftungsgütern der Domkirche zu Speier, von welcher es zu zwei Drittel an das am Ende des 11. Jahrh. von Biſchof Johann von Speier, einem gebornen Grafen vom Kraichgaue, geſtiftete Benedictinerkloſter Sinsheim, und zu einem Drittel an das Schloß Rothenberg im Kraichgaue kam, welches Graf Poppo von Lauffen von Herzog Berthold von Zähringen zu Lehen trug, und von welchem wieder ein Theil an das Kloſter Schönau im Odenwalde gekommen iſt. Das Kloſter Schönau errichtete hier eine Propſtei, um ſeine Güter und Gefälle deſto bequemer zu verwalten. Das Hochſtift Speier aber brachte inzwiſchen das Schloß Rothenberg mit Zugehör, und alſo auch ein Drittel der Voigtei St. Ilgen, an ſich. Allein Johann II., Biſchof von Speier, mußte in einem mit dem Pfalzgrafen Kurfürſten Friedrich I., dem Siegreichen, am 9. Aug. 1462 geſchloſſenen Frieden neben andern Gütern, auch dieſes Drittel von St. Ilgen an Kurpfalz abtreten, und derſelbe Kurfürſt brachte auch die zwei andern Drittel St. Ilgens, welche bisher das Kloſter Sinsheim beſaß, im J. 1474 durch Kauf an das Kurfürſtenthum der Pfalz.

2) St. Ilgen, St. Odilien, Kirchdorf im großherzogl. badiſchen Bezirksamte Müllheim, ½ teutſche Meile nordöſtlich von der Amtsſtadt, in einem ſchönen Thale

17) Man ſ. die ergreifende Schilderung bei Kraft S. 132—142. 18) Ilgen's ſehr ähnliches Bild iſt eine ſchöne Zugabe des Kraft'ſchen Buches. 19) Animadversiones philologicae et criticae in carmen Virgilianum, quod Copa inscribitur.

gegen Laufen hin, mit 124 Einwohnern evangeliſcher Confeſſion, einer großen alten Kirche, die ehemals eine Pfarr- und Wallfahrtskirche war, küchenſalzhaltigem Waſſer und ſtarken Lagern von Gypsſchiefer, gehört zur Herrſchaft Badenweiler. (*Thoms. Alfr. Leger.*)

Ilghasi (Biogr.), ſ. unt. Ortokiden.

Ilghin oder Ilghun (Geogr.), ſ. Alikin.

Ilha, Ilhas, ſ. Inseln.

Ilha Conceiçao, frühere Benennung der Inſel Ascension (ſ. d. Art.).

Ilha de Capo Verde, ſ. Inseln des grünen Vorgebirges.

Ilha di Principe, ſ. Prinzeninsel.

Ilha Formosa, ſ. Fernando Poo.

ILHA GRANDE, Diſtrict der Provinz Rio Janeiro in Braſilien, im Allgemeinen W.b.S. von der Hauptſtadt gelegen. Er umfaßt nur einen Streifen des Küſtenlandes, 12 Legoas lang, 6 Legoas breit, aber, außer zwei großen Inſeln, einen Archipel von mehr als vierzig, meiſtentheils ſehr kleinen Eilanden. Die an herrlichen Ausſichten ungemein reiche Serra do Mar nähert ſich überall der Küſte, und macht das Land ſehr bergig, dabei aber ſo anmuthig, daß die Bewohner von Rio es den Umgebungen ihrer Stadt noch vorziehen. Die Grenzen ſind im O. das Gebiet der Hauptſtadt, welches durch den Fluß Taguahy (eigentlich Taua-hy, gelbes Waſſer) getrennt wird, im W. die Provinz San Paullo, im N. Parahyba. Der Boden iſt an niedrigen Abhängen und in den Thälern fruchtbar, der Kamm der Gebirge (Grate) aber ziemlich pflanzenlos und in dieſelben maleriſchen Zacken zerriſſen, wie das Orgelgebirge u. a. um Rio. Der Flächeninhalt wird zu 72 □Legoas angegeben. Die Bevölkerung zählte 1810 16,000 Seelen, beſteht aus Weißen, Farbigen, vielen Negerſklaven und einigen domicilirten Indiern, den Nachkommen der von den ältern Geſchichtſchreibern erwähnten Tamojos, einem ſehr ſtreitbaren Volke, den Verbündeten der Franzoſen bei ihrem Angriffe unter Villegagnon auf die Hauptſtadt. Ebenſo ſind die Carijos und Guarus verſchwunden, die einſt die Serra do Mar bewohnten. Die ganze Bevölkerung iſt in drei Kirchſpiele (Freguezias) vertheilt, Angra (10,000 S.), Mangaratiba (3000 S.), Ilha grande. Außer Colonialwaaren für den europäiſchen Handel erzielt man beſonders Lebensmittel für die Hauptſtadt, welche einen vortrefflichen Markt abgibt, und mit dem Diſtricte eine ſehr lebhafte Verbindung unterhält. Auch wird Kalk bereitet, Bauholz gefällt und Fiſcherei betrieben. Im J. 1809 belief ſich der geſammte Werth der Producte von Ilha grande auf 129,218 Milreis, der Exporten auf 57,367 Milreis (Eſchwege). Die zwei größten Inſeln ſind: Ilha grande, ſehr bergig, fruchtbar, gut bewäſſert, mit einigen Ankerplätzen, 3000 Einwohnern (im J. 1811): Marambaya, gleichfalls ein hoher Bergrücken, mit dichten Urwaldungen, aber theilweiſe angebauet. Hauptort iſt Angra dos Reyes an der bekannten Bai von Angra, der Nordweſtſpitze von Ilha grande gegenüber, mit 450 Feuerſtellen, ein Paar kleinen Forts, einer Elementarſchule, einem vortrefflichen Hafen, der oft von den fremden Kriegsſchiffen beſucht wird, die ſich hier wohlfeiler verproviantiren als in Rio, und beträchtlichem Handel. Die Gründung des Ortes fällt in die früheſten Zeiten. Er iſt ſehr gut gebauet, dient den Reichen von Rio zum gelegentlichen Sommeraufenthalte, und rühmte ſich, wenigſtens ehedem, eines großen Wohlſtandes, den er, wie in minder begünſtigten Orten der Umgegend behauptet wird, der Seeräuberei ſeiner Bewohner im 16. Jahrh. urſprünglich verdanken ſoll. Übrigens war die ganze Küſte bis San Paullo damals wirklich der Sitz einer ſehr ſchlechten und zuſammengelaufenen Menſchenmenge, die namentlich auch zu Lande den ſpaniſchen Anſiedlern im Innern verderblich wurden, ſowie denn auch der Name Buccanier bisweilen vom Serro Bucaina abgeleitet wird, der unfern von Paraty, einer großen Villa an der Weſtſeite der Bai von Angra, ſich erhebt. (*E. Pöppig.*)

ILHAMI (الهامى), ein türkiſcher Dichter, wahrſcheinlich um das J. 1600 blühend, war zu Conſtantinopel geboren, und zeichnete ſich, nachdem er in den Orden der Mönche Nacſchbendi getreten war, als Schüler des Hakim Efendi aus, der ſelbſt wieder ein Schüler des großen Scheichs Emir Ahmed Buchara war. (*Gustav Flügel.*)

Ilhas verdas, ſ. Inseln des grünen Vorgebirges.

Ilheo, ſ. Inseln.

ILHEO (Cap d'), d. i. Inſelſpitze, Name eines Vorgebirges und einer Bucht auf der Weſtküſte der ſüdlichen Hälfte Afrika's, und zwar in dem Theile, welcher ſich vom Cap Negro bis zum großen Fiſchfluſſe erſtreckt. Das Ufer iſt hier ſteil, und an demſelben befinden ſich ſandige Hügel. Dieſe Bucht iſt wahrſcheinlich dieſelbe, welche bei Andern Walfiſchbai heißt. (*R.*)

ILHEOS, Comarca der Provinz Bahia im öſtlichen Braſilien. Die Coloniſation von Ilheos fällt in die früheſten Zeiten Braſiliens, denn die Hauptſtadt S. Jorge dos Ilheos wurde bald nach der erſten Landung Cabral's in Porto ſeguro begründet. Anfangs war ſie ein Kronlehen, welches dem damaligen portugieſiſchen Finanzminiſter Jorge de Figueredo Correira übertragen worden war. Im Auftrage deſſelben nahm der Spanier Francisco Romeiro von ihr Beſitz, landete mit einer wohlausgerüſteten Expedition, verſuchte eine Anſiedlung am Morro San Paullo, gab aber dieſe wieder auf, und ließ ſich im J. 1540 am Fluſſe Ilheos nieder, wo ihn die Ureinwohner, die Tupiniquins, freundlich aufgenommen hatten. (*Southey*, Hist. of Brazil. I, 41.) Unter dem Sohne Correa's, Jeronimo Alarçon, wurde die Colonie an Giraldes verkauft, der durch gute Verwaltung ihr zu beträchtlichem Wohlſtande verhalf. Die Botocudos, damals Aymores genannt, überfielen die Pflanzorte und zwangen die Beſitzer nach misglückten Verſuchen des Widerſtandes im benachbarten Bahia Schutz zu ſuchen. Die Wilden wurden durch den Generalcapitain von Bahia, den berühmten Mendo de Sá, zwar 1570 geſchlagen, jedoch kam der Friede für Ilheos erſt 1603 zu Stande, zu Folge deſſen man jenen zwei Dörfer erbaute und ſie domicilirte. Dem Verfalle der Colonie war jedoch nicht abzuhelfen; ſeit 1685

Digitized by Google

iſt ſie immer mehr geſunken. Die Jeſuiten belebten ſie zwar eine Zeit lang von Neuem, erwarben ſich manches Verdienſt um die Hauptſtadt und hatten ziemlichen Erfolg in ihren Civiliſationsverſuchen der Indier; allein mit ihrer Vertreibung verſchwanden auch dieſe Reſte ehemaliger günſtiger Verhältniſſe, und die an die Krone zurückgefallene Comarca iſt ſeitdem immer mehr in Unbedeutenheit zurückgetreten. Die Comarca Ilheos erſtreckt ſich vom Rio Belmonte im Süden bis zum Rio Jiquirica im Norden, grenzt alſo in erſterer Richtung mit Porto ſeguro, in der zweiten mit Bahia, im Weſten mit Jacobina, und ſtellt eine mit vielen Ausläufern des weſtlichen Gebirges durchzogene, geneigte Fläche dar. Unter den letzteren ſind die Serra da Itaraca und Serra dos Aymorens die bedeutendſten und erreichen ziemlich den Meeresſtrand. Die Flüſſe ſind außerordentlich zahlreich; allein für größere Fahrzeuge nicht ſchiffbar. Die anſehnlichſten ſind Rio de Contas, dos Ilheos, Rio Pardo. Baien ſind an der Küſte ſehr zahlreich, allein für Schiffe, welche viel Waſſer ziehen, weder ſicher, noch tief genug. Von beträchtlichem Umfange iſt die Bahia de Serinhchem, beſuchter und beſſer Bahia dos Ilheos, wo ſich ein kleiner, aber ſehr geſchützter Hafen befindet. Daher iſt auch der Verkehr mit Europa kaum zu nennen, während die Verbindung mit den übrigen Provinzen nur durch kleine Küſtenfahrer unterhalten wird. Landſeen ſind mehre bekannt, z. B. Lagoa de Antimucuy und der See von zwei teutſchen Meilen Länge, welcher mit dem Fluſſe Itahype (Taipé) in Verbindung, nordweſtlich von Ilheos, zwiſchen maleriſchen Waldgebirgen ſich ausdehnt, und den Eingebornen als eine Merkwürdigkeit des Landes gilt, ſogar mit manchen wunderbaren Sagen von Dorados geſchmückt wird. Die Fluth des Meeres, obwol an ſich nicht bedeutend an dieſer Küſte, iſt dennoch ſechs bis acht Stunden weit aufwärts in den kleinern Flüſſen bemerkbar. Der Boden des ganzen Diſtricts iſt ungemein fruchtbar und in den meiſten Richtungen mit jungfräulichen Urwäldern bedeckt. Straßenverbindungen ſind daher noch immer ſehr gering, und eine von Felisberto Gomez da Silva mit vielen Koſten in ſüdweſtlicher Richtung angelegte Landſtraße, welche die Waldregion des Gebirges (z. B. Queimado) und die Provinz Minas mit Ilheos vereinigen ſollte, iſt theils wegen der Unterhaltungskoſten, theils wegen ihrer geringen Nützlichkeit in einem dünn bevölkerten Lande wieder vernachläſſigt worden. Der gebrauchteſte Landweg läuft der Küſte entlang von Rio Janeiro über Ilheos bis Bahia. Der Landbau iſt nirgends von vielem Umfange, und beſchränkt ſich auf den gewöhnlichen Betrieb braſiliſcher Fazendas in abgelegenen Gegenden, d. h. auf Anbau von etwas Zuckerrohr, zur Bereitung eines ordinären und im Lande ſelbſt verbrauchten Muscoradezuckers und Branntweins, von Mandiocca, Reis und etwas Kaffee und Baumwolle. Daß übrigens dieſe Agricultur mit der gewöhnlichen braſiliſchen Indolenz betrieben werde, geht ſchon daraus hervor, daß man oft ſelbſt in den Villas ohne Vorräthe ſich befindet, und die Bewohner ſich periodiſch mit ſparſamer und ſchlechter Nahrung begnügen müſſen. Viehzucht iſt gering, und die Verſuche der Eingeborenen von Minas, ihre Heerden durch die Comarca nach Bahia zu führen, haben Widerſtand erfahren, weil die armſeligen Pflanzungen offen ſind, und daher durch den Einbruch der Kühe Schaden erlitten. Der Kunſtfleiß iſt ebenſo unbedeutend; man denkt weder an Exportation mancher ſchönen Materialien, welche die Wälder liefern, noch an Verarbeitung derſelben. Die Zahl der Bevölkerung iſt unbekannt, jedenfalls aber ſehr klein, im Verhältniſſe zur großen Ausdehnung des Landes, und beſteht aus dem gewöhnlichen Gemiſch der verſchiedenartigſten Menſchenſtämme. Von unciviliſirten Völkern ſind nur noch einige Botocudenhorden übrig, welche gelegentlich im Süden ſich zeigen, während Familien von Patachos im Weſten geſehen worden ſind. Vorzugsweiſe der Comarca angehörend zeichnen ſich die Camacans durch manche Eigenthümlichkeiten aus. Sie bewohnen die Waldgebirge zwiſchen den Flüſſen Ilheos und de Contas, tragen den Charakter der amerikaniſchen Race in voller Entwickelung an ſich, und ſcheinen etwas höher zu ſtehen, als ihre Nachbarn, die Botocuden, mit welchen ſie in Feindſchaft leben. Sie ſind tapfer und muthig und betreiben etwas Ackerbau, haben in einigen Gegenden ſogar einen gewiſſen Grad von Civiliſation angenommen, und ſind mit den braſiliſchen Pflanzern in Verkehr getreten. Manche ihrer Stämme haben ſich unterworfen und ſind in Aldeas, d. h. kleinen Dörfern, angeſiedelt worden, wo ſie unter einem ſogenannten Director ſtehen, deſſen Sitz ehedem in Aldea de Beruga war. Wahrſcheinlich hat aber dieſes Syſtem in neuern Zeiten hier ebenſo ein Ende genommen, wie in den andern Provinzen des Reichs. Hauptort der Comarca iſt San Jorge de Ilheos, gelegen an einem ruhigen und geſchützten Buſen des gleichnamigen Fluſſes, und in kurzer Entfernung von ſchönen Waldbergen, auf deren einem die Kirche N.S. da Victoria ſich befindet. Die Umgebungen haben einen anziehenden und friedlichen Charakter. (Anſicht derſelben findet ſich im Atlas der Reiſe des Prinzen Max. von Neuwied, Taf. 18.) Die Straßen ſind zwar regelmäßig angelegt, aber die Häuſer ſind halb verfallen, und den Mangel an Bewohnern verräth das überall wachſende Gras. Öffentliche Gebäude gibt es keine, als das gleichfalls zerfallende im J. 1723 aus Back- und Sandſteinen errichtete Jeſuitercollegium. Ein anderes Andenken an dieſen Orden gibt ein Brunnen, der maſſiv gebaut und mit Dach verſehen, neben dem Flecken im Schatten alter Bäume liegt. Nur an Sonn- und Feſttagen herrſcht einiges Leben, weil dann die Landbewohner um Meſſe zu hören kommen, und den Nachmittag in Beluſtigungen verbringen. Ilheos iſt übrigens eine der älteſten Niederlaſſungen dieſer Küſte, und hat auch Spuren der holländiſchen Beſitznahme aufzuweiſen. Der Verkehr iſt ſehr gering, könnte aber leicht ſehr bedeutend werden, da der Fluß eine ziemlich gute Landverbindung herſtellt, das Innere ſehr fruchtbar iſt und nur fleißiger Hände bedarf. Andere Orte ſind: Olivença, zwiſchen den Mündungen der Flüſſe Cururupe und Oaqui gelegene Villa, meiſt nur von Indiern bewohnt, 180 Feuerſtellen (Fogos), 1000 Einwohner, welche einige Drechslerar-

beiten liefern. Villa de Contas an der Mündung des gleichnamigen Fluſſes, mit einem Hafen für kleine Küſtenfahrer. Camamú im ſüdweſtlichen Winkel der großen Bai gleiches Namens, die mit außerordentlich vielen kleinen Inſeln erfüllt iſt (daher auch der Name der ganzen Comarca) und von größern Schiffen nicht beſucht wird. Der Flecken hat eine Schule und treibt etwas Handel, wozu ihm eine Straße, die über Villa de Contas nach Jacobina geht, behilflich iſt. Alle übrigen Orte ſind nur große Dörfer, mehre derſelben, die auf den Karten verzeichnet ſind, beſtehen ſogar nur aus wenigen Häuſern. (*E. Pöppig.*)

ILHEOS PRIMEROS nennen die Portugieſen eine ziemlich unbekannte Inſelgruppe an der oſtafrikaniſchen Küſte von Mozambique. Die ſüdlichſte davon iſt Ilheo Fogo oder I. Fuego, die Feuerinſel. Sie iſt vier Leagues von der Küſte entfernt, und liegt vor dem Fluſſe Quezungo. Die Portugieſen haben daſelbſt eine Niederlaſſung. (*R.*)

ILI, 1) Ili (Ilae, Kongkis beim Pater Gaubil), großer, ſchiffbarer Steppenfluß in der chineſiſchen Songarei (Dſchungorei). Er entſpringt nach Rehmann [1]) aus dem kaſchpirzinskiſchen Berge, geht dann nordweſtlich 350 Werſt weit durch die iliskiſche Provinz, vereinigt ſich endlich mit dem Schalfafluſſe und ergießt ſich hierauf in den Bhalkhaſch- oder Palkati-Nor-See. Nach Andern [2]) entſpringt der Ili unter dem Namen Konak am Allak- (Alakkul-)gebirge, wendet ſich dann nordöſtlich, erhält bei dem Zufluſſe des Khaganus (Chaſch) den Namen Tekes, ſtrömt darauf nach dem Zufluſſe des Kongos mit einem geringen Bogen nach Weſten, und eilt endlich Anfangs in völlig weſtlicher, dann in nordweſtlicher Richtung dem Bhalkhaſch zu. Nach Falk bei Ritter dagegen [3]) iſt der Stammfluß des Ili der Tekes (Teghes, Te-ki-su bei den Chineſen, oder Partsin nach deren Reichsgeographie). Dieſer, aus den Tekes- und Talkibergen am Nordabhange des Muztaghgebirges entſpringend, fließt Anfangs von Weſten gegen Oſten, wird dann von dem im Nordoſten des Pe-ſchanvulkans liegenden Thian-ſchan oder Himmelsgebirge gegen Norden und hierauf, durch den Bogdo-Dola in ſeinem öſtlichen Laufe gehindert, nach Nordweſten gedrängt. Der Tekes empfängt aus dem Eleng-Khabirga (Iren-Chabirghan, d. i. hoher Eisrücken, oder Era-Kaberga-Tau, wie ihn Falk nennt), dem nordweſtlichſten Vorgebirge des Bogdo-Dola, ſeine beiden Hauptzuflüſſe, den Schungis und Chaſch (Khagi), und erhält nun unterhalb deren Einmündung den Namen Ili. Dieſer, welcher an ſeinem Überfahrtsorte eine Breite von [illegible]00 Fuß hat, nimmt im Oſten der Stadt Ili die Bayanda mit dem Sary-bulak, im Weſten derſelben und zwar von Norden her die Flüſſe Khorgos und Tſitſikhàn, ſowie mehre andere auf, unter denen die Barluta noch genannt zu werden verdient, und ergießt ſich nach einem Lauf von 700 Li oder 50 geographiſchen Meilen, 28¼ geographiſche Meilen unterhalb der genannten Stadt, etwa im 43. Breitenparallel von Oſten gegen Weſten, und nachdem er ſich faſt im Steppenſande verloren hat, in den Palkati-Nor. Der Ili iſt reich an Bibern, Fiſchottern und Weißfiſchen, welche in großer Menge gefangen werden.

Das Gebiet des Iliſtromes, welches ſich, wie bereits angegeben wurde, von Oſten nach Weſten erſtreckt, und im Süden durch den Thian-Schan von den ſandigen Flächen der Bukcharei, im Weſten durch den zwiſchen dem Tſchui- und Narimfluſſe hinſtrömenden Talas von den dürren Steppen der Kirgiſen getrennt, ſich eines milden Klima's erfreut, mußte wegen ſeines Reichthums an Waſſer und herrlichen Weiden einen beſondern Reiz für nomadiſirende Völker haben, und ſo finden wir das Ilibaſſin von den früheſten Zeiten an nach und nach durch die verſchiedenſten Völkerſtämme beſetzt, indem der minder mächtige Stamm immer dem mächtigern weichen mußte. In der Mitte des 2. Jahrh. vor Chr. Geb. treffen wir am Ili, am Bhalkhaſch- und Iſſe-Kul-See die Uſun oder U-ſiun, ein wahrſcheinlich indogermaniſches Volk, welches Ritter für die Vorfahren der Suiones des Tacitus zu halten geneigt ſcheint [4]). Von den Hiong-nu gedrängt, hatten dieſe ſich nach chineſiſchen Berichten im J. 177 vor Chr. Geb. 120,000 Familien oder 630,000 Köpfe ſtark, während ihr unter zwei Feldherren, die den Namen Talu und Daru führen, ſtehendes Heer 188,000 Mann betrug, hier niedergelaſſen, und unter ihrem Fürſten, welcher Kuen-mi oder Kuen-mo hieß, und ſein Hoflager im Oſten des Iſſe-Kulſees hatte, ein mächtiges Reich gegründet. Dieſes unterlag jedoch bald von Neuem der Macht der Hiong-nu, deren Tſcheniu (König, Fürſt) jedoch dem nach der Sage wunderbar erhaltenen Sohne des erſchlagenen Uſunfürſten das Reich und den Titel ſeines Vaters zurückgab, doch ſo, daß er die Oberherrſchaft der Hiong-nu anerkennen mußte. Unter ihm erhoben ſich die Uſun zu neuer Macht, deren Wichtigkeit die Politik der Chineſen bald erkannte und benutzte, um den ihnen läſtigen Hiong-nu einen Feind im Rücken zu erwecken. Eine Vermählung, zwiſchen dem Kuen-mi und einer kaiſerlichen Prinzeſſin im J. 107 vor Chr. Geb. geſchloſſen, ſollte das Bündniß bekräftigen, und wirklich trug dieſes weſentlich dazu bei, die Macht der Hiong-nu im Weſten zu brechen. Eine unglückliche Trennung des Uſunvolkes unter dem Enkel der gedachten Prinzeſſin, Namens U-dziu-thu, führte endlich im Anfange des 4. Jahrh. unſerer Zeitrechnung deſſen Vertreibung durch die benachbarten Sian-pi herbei, und das von ihm verlaſſene Land nahm nun ein Theil der gleichfalls zerſprengten Hiong-nu ein. Ihre wachſende Menge bewog ſie jedoch, das Land zu verlaſſen, und ihnen folgten im Be-

1) Vgl. Auszug aus einem chineſiſchen Werke: Dsan-Vün-si-n-Lu, aus dem Chineſiſchen in die Sprache der Mandſchu, aus dem Mandſchuſchen ins Ruſſiſche und aus dem Ruſſiſchen ins Teutſche überſetzt vom Dr. Rehmann, ruſſ. kaiſerl. Leibarzte, in des dritten Bandes viertem Stücke der neuen allgemeinen Ephemeriden S. 369 fg. 2) Haſſel, Vollſtändiges Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung. 15. Bd. S. 266. 3) Falk, Beiträge zur Topographie. 1. Th. S. 379. Ritter's Erdkunde. 2. Th. Bd. S. 398.

4) Ritter a. a. O. S. 432.

ſitze deſſelben die Turk-Uiguren, namentlich die Kaot'-ſche-Uiguren, welche im Anfange des 7. Jahrh. unſerer Zeitrechnung den Namen Goei-he von einer ihrer Haupthorden annahmen. Das Iligebiet erhielt unter ihnen Städte, Tempel, Handel und Gewerbe, und ſelbſt das Chriſtenthum fand Eingang. Die Uiguren unterlagen den Mongolen, und das Ilibaſſin tritt erſt mit dem 17. und 18. Jahrh., wo es einen Theil des mächtigen Dſungarenreiches bildet, wieder in die Geſchichte ein. Nachdem nämlich 1696 der Fürſt der Ölöth (Galdan-Zeren) durch den chineſiſchen Kaiſer Kang-hi geſchlagen und ſeine Herrſchaft vernichtet worden war, erhoben ſich die Dſungaren, Stammverwandte der Ölöth, und da ſich Kang-hi's Nachfolger, Khien-long, Anfangs nur auf die Vertheidigung ſeines weitläufigen Reiches beſchränkte, ſo wurden ihre Fürſten bald ſo übermüthig, daß ſie ſich neue Einfälle und Raubzüge in das chineſiſche Gebiet erlaubten. Doch bald ſchwächten ſie ſich ſelbſt durch innere Kämpfe; der Streit um den Beſitz der Oberherrſchaft endete gewöhnlich mit der Ermordung der dazu Berechtigten, und ſo kam es, daß endlich nur noch der Lama Dordji übrig war, welchem dem Rechte nach die Oberherrſchaft gebührte. Gegen dieſen lehnte ſich der Häuptling Davatſi, in Verbindung mit einem andern Häuptling, Namens Amurſana, auf, welcher ſein Vetter war. Dordji zog ihnen mit einem Heere von 60,000 [5]) Mann — Ritter gibt wol richtiger nur 6000 Mann an — entgegen, wurde jedoch von dem liſtigen Amurſana mit 1500 Mann, dem Kern ſeiner Truppen, am Ili überfallen und getödtet, und nun ließ dieſer den Davatſi, welcher, was bei ihm nicht der Fall war, aus königlichem Geblüte ſtammte, zum Khan der Dſungaren ausrufen, obgleich er ſich im Beſitze der Macht zu erhalten wußte. Davatſi, ſchwach, aber eiferſüchtig, wollte ſeinen Nebenbuhler verdrängen, und rüſtete ſich zum Kampfe. Dies bewog drei Ölöth- oder Dſungarenfürſten, den Tsérenġ Ubaſche, den Tsérengh Mukdo und den Taidſche der Türbet, ſich mit ihren Horden in den Schutz des Kaiſers Khien-long zu begeben, ein Beiſpiel, welchem der hierdurch geſchwächte Amurſana ſich 1754 zu folgen gezwungen ſah. Je vorzüglicher die Aufnahme war, welche dieſe Flüchtlinge am Hofe zu Peking fanden, deſto trotziger verlangte Davatſi ihre Auslieferung. Khien-long verweigerte dieſe nicht nur, ſondern ſandte ſogar unter ſeinem Feldherrn Panti ein 150,000 Mann ſtarkes Heer ab, um die in ſeinen Schutz Genommenen in ihre Heimath zurückzuführen. Ein fünfmonatlicher Feldzug reichte hin, dies zu bewerkſtelligen. Davatſi wurde mit einigen tauſend Familien gefangen genommen und nach Peking geführt, wo er nach Einigen ehrenvoll behandelt, nach Andern in ein Gefängniß geworfen wurde, in welchem er 1755 aus Gram ſtarb. Amueſana erhielt an ſeiner Stelle das Khanat, doch mit großen Beſchränkungen. Dieſer in kurzem überdrüſſig, lehnte er ſich gegen ſeinen kaiſerlichen Wohlthäter auf, überfiel die ſorgloſen Chineſen, hieb ſie nieder und bemächtigte ſich ihrer Vorräthe. Doch Khien-long war nicht der Mann, der mit ſich ſpielen ließ. Er ſandte 1757 drei Heere nach einander ab, und dem tapfern Tſchao-hoei gelang es, den Amurſana nach manchen blutigen Kämpfen zur Flucht zu den Kirgiſen zu zwingen. Zwar gelangte dieſer noch ein Mal auf kurze Zeit an die Spitze der unruhigen Ölöthſtämme, allein wiederum vom chineſiſchen General Futé geſchlagen, blieb ihm nichts übrig, als ſich mit ſeiner Familie auf das ruſſiſche Gebiet zu flüchten, wo er 1757 zu Tobolsk ſtarb. Khien-long verlangte, wiewol vergeblich, die Auslieferung ſeiner Gebeine, und ließ mit größter Strenge gegen die Theilnehmer des Aufſtandes verfahren, bei welchen ſelbſt das Decimiren angewendet wurde. Fünfundzwanzig bisher freigebliebene Horden wurden unterjocht, und ihrer Häupter, die man in Peking hinrichtete, beraubt. Nur die treugebliebenen Horden fanden Gnade, ihre Häupter erhielten chineſiſche, zum Theil ſchon früher gewöhnliche Titel [6]); die bei den Grenzmongolen geltenden Geſetze wurden auch bei ihnen eingeführt, und Khien-long ließ Geld, Brod und Ackergeräthe, ſowie andere nöthige Gegenſtände an die Unterworfenen vertheilen. Allein die Dſungaren konnten ſich nicht an die neue Ordnung der Dinge gewöhnen; waren ihrer gleich mehr als eine Million beiderlei Geſchlechts bereits aufgerieben worden, ſo folgte doch Aufſtand auf Aufſtand, und jeder endete mit Mord, Flucht oder Vertreibung. Nur der Han (Khan) der Türbet behauptete ſich durch Feſthalten an China.

So endete das Reich der Soongaren. Ihr Land wurde unter dem Namen „Land der neuen Grenze oder Provinz des Himmelsgebirges im Norden (Thian-Schan-Pelu)" dem chineſiſchen Reiche einverleibt, und es entſtand 2) die Provinz oder das Gouvernement Ili. Dieſes grenzt öſtlich an den zur Provinz Kanſu gehörigen Canton U-rum-tſi — ihr öſtlichſter Punkt iſt der Canton Boro-burgaſſu am Boro-talſee —, nördlich an die Provinz Tarabachatai (Tarbakhatai), die jedoch Andere als einen zum Iligouvernement gehörigen Canton nennen, ſodaß dann das ruſſiſche Gebiet als die nördliche Grenze anzunehmen ſein würde, und an den Bhalkhaſch, welcher es von der mittlern Kirgiſenhorde ſcheidet, nordweſtlich an den Tſchuifluß, durch welchen die Provinz, ſowie weſtlich durch das Zimbulgebirge und den Steppenfluß Talas von der großen Kirgiſenhorde getrennt wird, ſüdweſtlich an Inggar an der Grenze der öſtlichen Burut, ſüdlich an die Thian-Schankette, über welche die Kunſtſtraße nach Peking führt, und die es von den zum Lande Turfan gehörigen Khanaten Kutſché und Akſu ſcheidet. Vom Ili durchſtrömt und von den bereits unter Nr. 1 genannten

5) Rehmann a. a. O. S. 409.

6) Unter dem Galdan-Tsérenġ beſtanden vier Ölöthſtämme, welche eigne Fürſten hatten, die den Titel Laté führten. Dieſe Stämme zerfielen wiederum in 21 Horden, deren Häuptlinge Ngan-ki genannt wurden. Khien-long ſtellte dieſe Verfaſſung wieder her, doch nannte er die Laté Han, die Häuptlinge Pule. Jene Würde war erblich, die Einſetzung dieſer hing von der Regierung ab. Der Han der Tſcholos erhob zuerſt die Fahne des Aufruhrs, ihm folgte der Han der Huentéhe, und dieſem der Han der Chenoté. Ihr Schickſal iſt im Texte angegeben.

Flüſſen bewäſſert, iſt die Provinz reich an Seen, zu welchen außer dem Bhalkhaſch [7]) im Norden und Sarimbor [8]) im Süden noch der Alaktughal- [9]), Kiurgha- und Tuskulſee [10]) gehören, und viele Sümpfe, welche mit Schilf und Rohr beſtanden, wilden Schweinen und anderem Wilde zum Aufenthalte dienen, finden ſich im Weſten der Provinz. Die Gebirge, ſowie der nordöſtliche Theil des Landes, ſind theils mit Hochwald bewachſen, theils wie die zwei Stunden öſtlich von der Stadt Ili liegenden Khongor- (Kungur-)gebirge reich an Eiſen und Kohlen, oder wie die Haſchiberge reich an Silber [11]) und wilden Thieren. Der Habda-haiberg im Norden des Ili ſoll ſchädliche warme Quellen, wahrſcheinlich Schwefelquellen, denn dieſe wie andere Mineralquellen ſind auch in einigen benachbarten Provinzen häufig, entſpringen laſſen, die Zirpahan- und Kaſemukſchiberge tragen Pflaumen- und Birnbäume — die urſprüngliche Heimath dieſer dürfte alſo vielleicht hier zu ſuchen ſein — und heilſame Kräuter, was auch von den Tarzibergen gilt. Auf dem Berge Aramuna entſpringt der Uharlik, welcher ſich mit dem Ili vereinigt; die Mohavaitu- und Kutſchetomuberge dienen dem Viehe, ſchädlichen Schlangen und Ottern, woraus Haſſel unbegreiflicherweiſe Fiſchottern gemacht hat, zum Aufenthalte. Außer den bereits genannten Thieren finden ſich noch gelbe und ſchwärzliche Bären, Wölfe, die Saigaantelope, Rehe, wilde Schafe (Musimons, Argali) [12]) und wilde Ziegen, die erſtern auf der öſtlichen, die letztern auf der weſtlichen Seite des Ili, Baumhennen und eine grüne Krähenart. Der Ackerbau, welchen die Chineſen eingeführt haben, wird vorzüglich in der großen, weiten, im Süden des Ili liegenden Ebene, doch auch um Ili und andere Städte betrieben. Man gewinnt Reis, Gerſte und Hirſe, die Getreideernten reichen jedoch kaum für die Erhaltung der Truppen hin. Überhaupt iſt der Ackerbau noch im Beginnen, und jetzt vielleicht wieder vernichtet. Dagegen finden ſich herrliche Weiden und Triften, welche die Regierung zum Theil für ihre unter militairiſchen Wächtern ſtehenden Stutereien benutzt. Die Rindvieh- und Schafzucht iſt wider Erwarten unbedeutend. Der innere Handel beſchränkt ſich auf Pferde und Rindvieh, und die Kirgiſen, welche von der Regierung Bäſi [13]) genannte Zeuche als Zahlung erhalten, treiben den Handel mit dieſen Thieren, ſowie mit Schafen, im Großen. Von Außen bringen die Kaufleute aus Indien und Kaſchemir, wenigſtens war dies ſonſt der Fall, mittelmäßige Muſſeline, halbſeidene und halbbaumwollene Stoffe, indiſche Kattune und andere gewebte Zeuche [14]). Die Ruſſen, deren früher ganz beſchränkter Handel ſeit 1811 nach Putimstev's Berichte etwas freier geworden iſt [15]), liefern hauptſächlich Tuch und Leder, wofür ſie die erwähnten Stoffe, ſowie gemeinen Ziegelthee (Kirpitschnoi Tschei) [16]) und grünen Büchſenthee (Baichua und Tschuelan), die einzigen Sorten, welche in Ili zu bekommen waren, eintauſchten. Die Zahl der Bewohner dieſes Gouvernements iſt verhältnißmäßig noch ſehr gering. Sie beſtehen außer den Reſten der bei der Eroberung des Landes faſt ganz vertilgten Dſungaren, theils aus hierher verpflanzten Coloniſten, theils aus freiwillig Eingewanderten und ihren

---

7) Dieſer ungefähr 30 geogr. M. ausgedehnte See führt nach A. v. Humboldt in der Irtiſchgegend allgemein den Namen Tengis, d. i. das Meer. Andere nennen ihn Ak-Tengis, d. i. das weiße Meer, oder Ala-Denghiz, d. i. das bunte Meer. Die Benennung Palcati-Nor bei d'Anville iſt von den Kalmücken entlehnt, welche ihn Bhalkhaschi-Nor, d. i. das große Waſſer, nennen. 8) Nach Andern heißt dieſer drei geographiſche Meilen lange und zwei geographiſche Meilen breite See Sairamkul, Sayrumkul, und nach einer Sage ſoll in ihm ein einhörniger Geiſt hauſen, welcher ſich vor Regen und Ungewittern zeigt. 9) In dieſem See, welcher von Norden nach Süden ſieben geographiſche Meilen breit und von Oſten nach Weſten 14 geographiſche Meilen lang ſein ſoll, findet ſich ein hoher, ausgebrannter Vulkan, Namens Aral-tübe. Nach Klaproth hat dieſer See bei den Mongolen früher Kin Gourghé-Nor, d. h. See der Brücke, geheißen, und nach demſelben nennen ihn die Kirgiſen Ala-kul oder Alak-kul, d. i. bunter See, ſeinen größern öſtlichern Theil aber Alak-tugul-Noor, d. i. See des bunten Stiers. Nach Andern beſteht derſelbe aus zwei Seen, dem weſtlichen Alak-tugul und dem öſtlichen Ala-kul. Vgl. Ritter a. a. O. S. 415. 10) Die Kirgiſen nennen ihn Tuz-kul, d. i. Salzſee, dem das chineſiſche Yan-Hai entſpricht. Die Kalmücken geben ihm den Namen Temurtu-Nor, d. i. der eiſenhaltige See, wegen der Eiſenminen an ſeinen Ufern. Bei den Türken heißt er Isse-kul, d. i. warmer See, was auch das chineſiſche Je-Hai (ſprich Dſche-Hai) bedeutet. Nach Karavanenberichten hat er eine Länge von 180 und eine Breite von 50 Werſt. Nach der japaniſchen Encyklopädie beträgt ſein Umfang 500 Li oder 37½ geographiſche Meilen. Vgl. Ritter a. a. O. S. 388. Mémoires relatifs à l'Asie. Tom. II. p. 358. 16. 11) So muß Ili das zur Löhnung der in der Provinz Tarbagatai liegenden Truppen nöthige Silber liefern. Dagegen fehlte es 1774 in Ili ſo ſehr an kleinen Kupfermünzen, daß die Städte Akſu, Yarkend und Bugur ſtatt des Getreides 8000 Kin Kupfer liefern mußten, um dieſem Mangel durch die Münze in Ili abzuhelfen. 12) Die Chineſen nennen ſie Lyng-yang. Sie haben lange Köpfe, welche bei den Widdern mit großen gewundenen Hörnern verſehen ſind, und äußerſt warme Pelze.

13) Bäs (Bèz), Bias, bei den Kalmücken Bös, iſt ein ungeglättetes weißes Baumwollenzeuch, welches durch Waſchen und Bläuen oder Klopfen ſehr zart wird. Die beſte Sorte davon heißt Schanskiya oder Sary-bäſi und wird vorzüglich in Akſu verfertigt. 14) Dieſe Waaren gelangen nach Ili durch die große über den Thian-Schan führende Handelsſtraße nach Yarkend, Khotan, Khaſchgar, Akſu und die ſüdliche Bucharei. Die Zollhäuſer dieſer Städte erhalten von 30 Zeuchſtücken eins. Pferde und Kameele ſind abgabenfrei. 15) Da die Einführung ruſſiſcher Waaren in das chineſiſche Reich officiell nur über Kiachta erlaubt iſt, ſo iſt der Handel mit Ili von dieſer Seite nur ein Schmuggelhandel, der unter dem Namen der Kirgiſen khana geführt und von dem Dſiangghiün in Ili zwar im Stillen gebilligt wird, aber ebendeshalb mit bedeutenden Opfern erkauft werden muß. Der Gouverneur erhielt von Putimstev, dem man geradezu erklärte, daß man für Nichts Nichts thue, Waaren zu einem Werthe von 700 Rubel, die übrigen Beamten ein jeder vier Stück Sary-bäſi, 140 Rubel, an Werth. 16) Dieſer Ziegelthee, bei den Chineſen Tſchu-andthee, vertritt faſt in der ganzen Mongolei das baare Geld. Er beſteht aus ſchlechtem, ſchwarzem und grünem Thee, zu welchem noch die Reſte anderer Sorten und ſelbſt fremdartige Pflanzentheile gemiſcht werden. Durch Schaf- und Ochſenblut gibt man ihm diejenige Feſtigkeit, welche erfoderlich iſt, um ihn ziegelförmig gleich Bouillontafeln zuſammenzupreſſen. Als ſich Rehmann in Urga aufhielt, erhielten die Soldaten alle zehn Tage ihren Sold in Ziegeltheetafeln ausgezahlt, und dieſer Umſtand hat den Gebrauch des Thee's unter den Mongolen allgemein gemacht.

Nachkommen. Gleich nach der Beſitznahme legte China zwiſchen den Städten Ili und Kaſchemir Verbrechercolonien an, indem es jährlich 2000 Mann aus ſeinen Gefängniſſen ſendete, von denen die minder Betheiligten Ackerbau treiben, die ſchwer Betheiligten Zwangsarbeiten verrichten mußten. Zum Anbau der Kronländereien auf der großen, weiten Ebene im Süden des Ili wurden ferner 6000 turkeſtaniſche Familien beſtimmt, ſowie auch jede der damals gleichfalls eroberten Städte Khasgar, Khotan, Kutſché, Uſchi und Turfan 1000 Mann zu dieſem Zwecke ſenden mußten [17]. Im J. 1771 erhielten hier 50,000 Turgutenfamilien, welche ſich ſelbſt auf 300,000 Mäuler angaben, nach ihrer Flucht aus dem ruſſiſchen Gebiete, ihre Wohnſitze, was 1772 gleichfalls mit einigen Horden der Buriät, der zerſprengten Ölöth und den Reſten der Turgut der Fall war, welche 30,000 Familien, oder 180,000 Köpfe ſtark, freiwillig die chineſiſche Grenze überſchritten. Außerdem ließen ſich 1000 Familien der kriegeriſchen Tſchihari- (Tſchahar-) Mongolen aus den Stämmen der Ölöth, Tſakhar, Schidé und Solon-Mandſchu an der Barluta, 1000 Familien, theils chineſiſcher, theils tatariſcher Abkunft an der Schalſa, 600 Solonen- und 400 Dauren- (Dakhar-) Familien am Khorgós nieder, ſowie ſich Inder, Kirgiſen, Mongolen ꝛc. des Handels wegen in großer Zahl in der Provinz Ili aufhalten. Über die Abgaben, welche die Bewohner zu entrichten haben, herrſcht noch große Ungewißheit. Die mongoliſchen Kronbauern haben ein jeder für ſich ſtatt anderer Abgaben jährlich acht Säcke oder 260 Pfund Reis, Grütze, Gerſte, Hirſe oder Mehl in die kaiſerlichen Magazine zu liefern, aus welchen die Truppen der Provinz ernährt werden. Außerdem muß die Provinz nach Rehmann jährlich 8000 Pud oder 320,000 Pfund Silber liefern, auch ſchickt die Regierung jährlich einen General mit 500 Mann zur Bereiſung der Weſtgrenzen ab, um von den Kirgiſen und Buruten den Tribut einzuziehen, welcher in einer Kuh von 100, und einem Schafe von 1000 Stücken beſteht. Die Fürſten und Begs der Ölöth und Muhammedaniſchen Bewohner jener Gegenden müſſen jedes Neujahr wechſelsweiſe mit Geſchenken am Hofe zu Peking erſcheinen, die kirgiſiſchen Fürſten brauchen dies nur alle drei Jahre zu thun, und für die der Burut iſt gar nichts beſtimmt. Sie erhalten dafür Gegengeſchenke [18]), indem dem Hofe nur an ihrem Erſcheinen liegt, durch welches ſie ihre Abhängigkeit zu erkennen geben. Nach Putimstev entrichten die Bewohner der Stadt Ili nach ihren verſchiedenen Profeſſionen gewiſſe Quantitäten Silber an den Schatz. Der Regierung des Landes ſtehen zwei Dſiangghiün (Dſchanngun) oder Gouverneure vor, deren einer ſeinen Sitz in Ili, der andere nach Putimstev in Altguldſcha hat. Unter dem erſtern ſtehen ſämmtliche Nomadenvölker, welche in Tarabachatai und Urumtſi umherziehen, weshalb auch dieſe Provinzen wol zum Gouvernement, nicht aber zur Provinz Ili zu rechnen ſein dürften. Ihnen liegt die Rechts- und beſonders die Militairverwaltung ob, und es ſtehen ihnen fünf Galai-da oder Verwaltungsmitglieder, nebſt drei Ambans und 20 Beamten von hohem Range zur Seite. Die Ambans, welches Mandſchuwort ſo viel wie Großer des Reichs bedeutet, oder Ta-jins im Chineſiſchen, haben die Würde eines Generallieutenants, ſind aber Civilbeamte und ſtehen den Angelegenheiten der Chineſen, Muhammedaner und der Tupgan vor, doch iſt ihre Macht ganz von der des Dſiangghiün abhängig, welcher eine Leibwache von 120 Mann hat, von welcher 12 Mann mit Bogen und Pfeile zu beiden Seiten ſeiner Wohnung Wache halten.

Den Adel dieſer Statthalterſchaft bilden, wie überall im chineſiſchen Reiche, die Mandſchu. Alle hohen Ämter, die Aufſicht über den Handel, die Abgaben und den Schatz ſind in ihrem Beſitze, auch bilden ſie den Kern der Truppen, die außerdem noch aus einer den Koſaken ähnlichen Reiterei beſtehen, welche die Nomadenvölker der Provinz liefern, die ſich nie als Infanteriſten gebrauchen laſſen, da ſie ihre frühe Gewöhnung an das Reiten unfähig macht, auch nur einige Werſt zu Fuße zurückzulegen. Die geſammte Militairmacht, welcher die Vertheidigung der 12 Feſtungen und 30 Poſtirungen — acht dieſer letztern befinden ſich im Süden des Ili und ſie werden von 1000 in acht Banner vertheilte Sibéſoldaten, welche unter einem General und mehren Oberofficieren ſtehen, vertheidigt, 12 Militairpoſten und 30 Redouten findet man im Norden an der ſibiriſchen Grenze von den Tekes- und Talkibergen an bis Borotala und nördlich bis Tſchugutſchak, ſowie den Ili entlang — der Provinz obliegt, beſtanden 1811 aus 28,000 Mann, worunter ſich 4000 Mandſchu unter vier Generalen (Choſcho), deren jeder 10 Compagnien von 100 Mann befehligte, 6000 Ölöth, 6000 Mongolen vom Ili, 6000 Solonen und eine gleiche Anzahl Sibéſoldaten beſtanden. Ihr monatlicher Sold, welcher mit den bereits erwähnten 8000 Pud, zu welchen noch 500,000 Liang (etwa eine Million Thaler) Silbers, ſowie mehre Millionen Stücke gewebten Zeuches, als Satin, Taffet [19]) ꝛc. aus Peking mit dem Einkommen der Zölle auf Baumwolle und gewebte Stoffe der turkeſtaniſchen Städte kommen, beſtritten und in ungeprägtem Silber ausgezahlt wird, beſteht für die Mandſchu in 15—20, für die Übrigen in 10 Solotnik, wozu noch 30 Kin oder ruſſiſche Pfund Lebensmittel gereicht werden. Schwert, Bogen und Pfeile, auch wol Lanzen, deren ſich jedoch die Nomaden höchſt ungern bedienen, ſind die Hauptwaffen, welche dieſe Truppen führen, und die ihnen, ſowie die Pferde nur in Kriegszeiten von der Regierung geliefert werden. Der ſchlechten, lavettenloſen, eiſernen Kanonen bedient man ſich nur bei feſtlichen Gelegenhei-

17) Der Sohn tritt mit dem 20. Jahre in die Rechte und Verpflichtungen des Vaters ein, welcher im 50. Jahre keine Abgaben mehr zu entrichten hat.

18) Alle Mongolenfürſten haben ziemlich dieſelbe Verpflichtung. Die der ſüdlichen Mongolei erhalten für ein als Geſchenk übergebenes Pferd, ſowie für einen Falken oder abgerichteten Jagdhund zehn Unzen Silber und zwei Stücke Atlas, für ein Schaf ebenſo viele Unzen Silber und vier Stücke Nankin.

19) Die Regierung tauſcht für dieſe Zeuche Vieh von den Kirgiſen ein, verkauft dieſes dann meiſtbietend und verwendet das gelöſte Geld auf die Truppen.

Digitized by Google

ten, ſowie zur Bezeichnung des Auf- und Untergangs der Sonne, des Thorſchluſſes und der Mitternacht, welcher zu Ehren man jedes Mal drei Schüſſe thut[20]).

Hauptorte der Provinz ſind: Altguldſcha oder Altili mit 150 Häuſern und 1000 Einwohnern; Kaſchmir oder Kaſchimir-kuré mit 3000 Häuſern und größtentheils chineſiſchen Einwohnern, in deſſen Nähe ſich die Bergflüſſe Sary-Bulak (gelbes Waſſer) und Bayanda vereinigen, zwei Meilen von Ili. Der Boden um dieſe Stadt iſt feſt und man findet hier Ulmen und Weiden. Über die Bayanda führt zwei Werſt von Ili eine ſteinerne, mit gutgearbeiteten Statuen geſchmückte Brücke, welche zu einem prächtigen Tempel auf der linken Seite des Fluſſes führt. Huinin im Oſten vom Ili, welches zugleich Feſtung iſt und 1900 Mann Beſatzung hat. Haſchi am gleichnamigen Gebirge, von Tataren bewohnt. Tardſi und Ubarlik am Fluſſe dieſes letztern Namens; Hami und Akſu. Die Hauptſtadt iſt jedoch 3) Ili oder Ila[21]). Dieſe liegt unter 42° 46′ nördl. Breite und 80° 28′ öſtl. Länge nach dem pariſer Meridian auf dem rechten, hier ſehr hohen Ufer des Iliſluſſes, und iſt 1930 Li oder 145 geographiſche Meilen von Urum-tſi und 10,820 Li oder 810 geographiſche Meilen von Peking entfernt. Sie iſt mit einer 18 Fuß hohen aus Quaderſteinen erbauten Mauer umgeben, doch hat ſie weder Gräben noch andere Feſtungswerke, eine zweite zwei Fuß dicke und 600 Fuß lange Mauer ausgenommen, welche ſich dem Ili entlang zieht, aber mehr und mehr verfällt. Die Zahl ihrer größtentheils kleinen und unanſehnlichen Häuſer wird von Einigen auf 5000, von Putimstev aber auf 10,000 angegeben, daher man auch wol die Zahl der Einwohner höher annehmen muß, als die gewöhnliche Annahme gibt, welche deren 20,000 rechnet[22]). Obgleich ſich hier einige prächtige Tempel, in denen täglich Schauſpiele und andere Volksbeluſtigungen angeſtellt werden, ſowie mehre Muhammedaniſche Moſcheen finden, ſteht die Stadt mit ihren engen und unreinen Straßen doch an Schönheit weit hinter Jerkim, Kutſché und andern Städten zurück. Ili iſt der Sitz der bereits erwähnten Verwaltungsbehörden, ſowie der Generale der obengenannten Truppenabtheilungen, und dient der chineſiſchen Regierung als Verbannungsort für ihre verdächtigen oder in Ungnade gefallenen Großen. Die Beſatzung, welche jährlich wechſelt, beſteht aus 3800 Mandſchutruppen mit 128 Officieren, welche die Regierung aus der Provinz Schenſi von Si-nganfu hierher ſendet; doch cantonnirt der größte Theil derſelben außerhalb der Stadt. Die größte Zahl der ge- und erwerbsfleißigen Einwohner beſteht aus Chineſen[23]), welche Handwerke betreiben, und Gold-, Schmiede-, Klempner-, Schloſſer- und Zimmermannsarbeiten verrichten. Die mongoliſchen Einwohner beſchäftigen ſich dagegen blos mit Ackerbau und Viehzucht. Zu dieſen letztern gehören auch die Tugean, welche in Sprache, Charakter und Laſtern den Chineſen gleichen, und dabei ſtolz auf ihre Abkunft von Tamerlan[24]) ſind. Ili iſt als Handelsort ſehr wichtig und bedeutend, weshalb es auch von Kaufleuten der verſchiedenſten Nationen ſtark beſucht wird[25]). Es gibt daher in der Stadt viele Gaſt- und Wirthshäuſer[26]), welche die Tupgan, die zugleich Kleinhändler und Gärtner ſind, unterhalten; Spielhäuſer und Theeſchenken finden ſich in allen Straßen, und ſie werden von Einheimiſchen und Fremden gleich ſtark beſucht. Es befindet ſich hier eine Münze, auch verfertigt man Pulver, zu welchem Kutſché den Salpeter liefert.

(*G. M. S. Fischer.*)

Ilia (Myth.), ſ. **Rhea Sylvia.**

ILIA, die Seitentheile des Unterleibes oder die Ge-

20) Ritter a. a. O. S. 413 fg. 21) Ili heißt bei den dortigen Kirgiſen und den Ruſſen gewöhnlich Güldſcha, Guldſcha-kurá, Guldſcha-khainek, Kuldſcha, Kuldſa, Goldſa und Guldja, d. h. Bergziege, welches Thier ſich in dieſer Provinz häufig finden ſoll. Andere Benennungen ſind: Ilain-Chotò, Main-Balgassum, Ili-Balik, d. i. Stadt Ili (Y-ly). Die Muhammedaner nennen ſie Almalig. Unter dem Namen A-li-mali erwähnt ſie 1523 der Mongolenfürſt Hulagu Khan, als einen von Uiguren und Chineſen bewohnten Ort, und Ili iſt wahrſcheinlich auch das von den katholiſchen Miſſionairen erwähnte Cailac oder Cealac im Lande Organum, in welchem ſich Uiguren, Saracenen und Neſtorianer fanden. Im J. 1335 machte der Florentiner Balduci Pegoletti Ili oder Armelecco (Armalicco) zu einer ſeiner Hauptſtationen. Im J. 1342 erlitten die Chriſten nach dem Berichte des Ungarn Elias unter dem Uſurpator Ali Soldan eine heftige Verfolgung. Im J. 1400 zerſtörte Timur-Khan Armalegh (Armalech). Späterhin hatten die Dſungarenfürſten hier ihre Reſidenz. Nach deren Sturze gab Khien-long der wieder aufgebauten Stadt den Namen Hoei-juan-tſchhing (Hui-juan-tſchin). Bei den Ruſſen heißt auch die Provinz oft Guldſcha. 22) Bolger führt in ſeinem neueſten geographiſchen Handbuche wol irrthümlich eine Stadt Ili und eine Stadt Guldſcha an, und gibt der erſtern 5,000 Einwohner, der letztern aber 10,000 Häuſer.

23) Dieſe heißen gewöhnlich Kara-Kitat-Nogontuk nach der mongoliſchen Benennung der in Nordchina einſt herrſchenden Kara-Kitan oder Liaodynaſtie, welche 1125 geſtürzt wurde. 24) Ähnlicherweiſe ſagt Rehmann (Neue allgem. geograph. Ephemeriden 3. Bd. 3. St. S. 280): „Zwar machen alle Mongolen auf den Ruhm Tſchingis-Khan's Anſpruch und ſind ſtolz auf die Abkunft von dieſem Helden, oder ſeinen vorzüglichſten Waffengefährten, jedoch halten ſich die Chalkas-Mongolen vorzugsweiſe für ſeine Nachkommenſchaft," und S. 290 ſetzt er hinzu: „Es findet unter den Häuptern der mongoliſchen Völkerſchaften eine Art von Eiferſucht über die Ehre ſtatt, jenen Helden, der Aſien unterjochte und Europa zittern machte, zum Stammvater zu haben. Unter ihren Zelten und ſeit Jahrhunderten ruhig bei ihren Heerden lebend, wohnt doch noch in ihren Adern ein Nationalſtolz, der ſich mit den Erinnerungen an die Großthaten jenes Weltſtürmers nährt; an ihn ſchließt ſich die Kette ihrer Exiſtenz und ihrer Geſchichte an. 25) In den Jahren 1826 und 1827 brach, durch die Bedrückungen der chineſiſchen Großen hervorgerufen, ein furchtbarer Aufſtand im Süden des Thian-Schan aus, welcher ſich auch über Ili verbreitete, und äußerſt nachtheilig auf deſſen Handel und Ackerbau einwirkte. Ein Nachkomme der ehemaligen Herrſcher, Khodja-Djihangir (Chang-kih-wih in der Zeitung von Peking), ſtellte ſich an die Spitze eines Heeres von Taſchkentern, Khokanern und Kirgiſen, und überfiel die Chineſen, welche keine Zeit hatten, ſich nach Kaſchghar zu retten. Geſchlagen, zog ſich Khodja-Djihangir nach Badakſchan, kehrte jedoch bald mit einem Heere von 14,000 Mann zurück und eroberte und plünderte die Städte Kaſchghar, Yarkend und Akſu. China ſelbſt ſchien in Gefahr zu kommen, und nur den äußerſten Anſtrengungen der Regierung gelang es, Herr über die Rebellen zu werden, deren Anführer in einer Schlacht gefallen war. 26) Ein Zimmer koſtete monatlich nach Putimstev ein Liang Silber oder 8½ Solotnik.

Digitized by Google

genden zwiſchen den untern Rippen und dem obern Rande des Darmſtückes des Hüftbeins (Iliacae regiones, die Hüft-, Lenden-, Weichen- oder Wampengegenden, die Dünnungen, die Flanken); auch wol (wie bei Celſus) der Raum zwiſchen den Rippen und der Schamgegend, oder ſelbſt in unbeſtimmter Bedeutung, und als Plural von Ileon, die Därme. (*Wiegand.*)

ILIA, eine von Leach aufgeſtellte Gattung der Krebſe (Crustacea, ſ. d. Art.), welche früher von Fabricius mit Leucosia verbunden ward. Sie gehört in die Gruppe der Decapoda (ſ. d. Art.), und zwar zur Abtheilung der Brachyura (ſ. d. Art.). Nach Latreille's Eintheilung war ſie ein Glied der Familie Orbiculata, und ebendahin zieht ſie auch Milne-Edwards, deſſen abweichende Gruppirung weiter unten im Artikel Inachus angegeben iſt.

Die Kreiskrabben, von Milne-Edwards nicht Orbiculata, ſondern Oxystoma genannt, zerfallen nach ihm wieder in vier Familien, welche ſind:

1) Leucosidae. Äußere Fühler verkümmert, keine Öffnungen zu den Kiemenhöhlen vor dem erſten Fußpaare.

2) Calappidae. Äußere Fühler klein, Kiemenöffnungen vor dem Grunde des erſten, ſtark zuſammengedrückten Fußpaares.

3) Corystidae. Äußere Fühler ſehr lang, Kiemenöffnungen ebenda, Hinterbeine mit den übrigen in gleicher Ebene und von gleicher Bildung.

4) Dorippidae. Äußere Fühler und Kiemenöffnungen der vorigen, aber die hinterſten Beine abweichend, nicht zum Gehen brauchbar und höher geſtellt, ſogar auf dem Rücken.

Die Gattung Ilia gehört zur erſten Familie, welche überhaupt die zahlreichſte iſt, und unterſcheidet ſich von den verwandten in folgenden Punkten: Bruſtpanzer kugelig, in der Kiemengegend aufgetrieben, mit deutlich abgeſetztem, aber kurzem Stirnfortſatze. Die Stirn in der Mitte tief ausgeſchnitten, daneben mit zwei kurzen, ſtumpfen, kegelförmigen Höckern, an deren Grunde nach Außen die durch eine tiefe Furche davon getrennten Augenhöhlen. Fühlergruben klein, ſchief geſtellt, ſodaß der äußere Winkel weit vor die Augenhöhlen vorſpringt. Mundrand dreieckig, durch einen ſcharfen vorſpringenden Rand von den Seitentheilen geſondert. Äußerer Lappen des letzten Paares der acceſſoriſchen Mundtheile gerade, ſtumpf am Ende, ohne Erweiterung nach Außen, vorn mit faſt geradem Rande. Vorderbeine ſchlank und ſehr lang, ungefähr zweimal ſo lang wie der Leib, die Schere in der Gegend der Flügel verdreht, ſodaß das Handgelenk eine ganz andere Richtung hat, als das der eigentlichen Schere; letzte ſehr ſchlank, mit ungleichen Zähnen in beſtimmten Abſätzen an den Innenrändern. Die folgenden Fußpaare ſucceſſiv kürzer, das zweite etwa halb ſo lang, als die Schere, ihr Endglied griffelförmig, etwas zuſammengedrückt. Am Hinterleibe des Männchens die drei mittlern Glieder verwachſen.

Die drei bekannten Arten dieſer Gattung bewohnen die Meere wärmerer Gegenden, und haben kaum die Länge eines Zolles. Die bekannteſte, Il. nucleus, hat an dem mit vielen kleinen ſpitzen Höckerchen beſetzten Bruſtpanzer zwei zuſammengedrückte Zähne über dem Hinterrande auf der Darmgegend, und zwei andere kegelförmige auf dem hintern Theile der Kiemengegend. Sie bewohnt die Küſten des Mittelmeeres, und iſt abgebildet von Herbſt, Krabben und Krebſe. I. Taf. 2. Fig. 14; von *Desmarest*, Consid. gén. pl. 27. fig. 3 und von Sulzer, Abgek. Geſch. der Inſekten. Taf. 31. Fig. 3. Bei der zweiten Art, Il. rugulosa, ſind die Höcker breiter und flach; *Risso*, Crust. de la Mediterr. pl. 8. fig. 9—12. Die dritte Art, Il. punctata, hat hinten am Panzer drei kegelförmige Zähne; ſie ſcheint an den Küſten der Antillen ſich zu finden. Herbſt a. a. O. I. Taf. 2. Fig. 15 und 16. (*Burmeister.*)

Iliade, ſ. Homeros und Lesches.

ILIAN (St.), eine Filialgemeinde des Stadtpaſtorats Weſterås in der ſchwediſchen Provinz Weſtmannland, benannt nach dem Biſchofe von Weſterås um 1160, Ilianus, der durch Ankauf mehrer Ländereien dieſes Kirchſpiel gründete. Hier liegt der Geſundbrunnen Emaus, aufgenommen 1746. Einwohnerzahl des Kirchſpiels 592 (wahrſcheinlich im J. 1825) *). (*v. Schubert.*)

Ilias (Iliade), 1) ſ. Homeros und Lesches. 2) Phrygische I., ſ. unt. Dares.

Iliberis (alte Geogr.), ſ. Illiberis.

ILICA. Nach Ptolemäus eine Stadt im Innern von Zeugitana in Afrika, ſüdlich von Hippo Diarrhytus. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Ilice, Ilici, Ilicias (alte Geogr.), ſ. Illice.

ILICINEAE. Dieſe von Ad. Brongniart (Annal. des sciens. nat. X. p. 329) gegründete und zu den Monopetalen neben die Sapoteae und Ebenaceae geſtellte Pflanzenfamilie, war von Juſſieu unter den Rhamneae begriffen, von Candolle zwar zuerſt (Théor. elém. p. 217) als beſondere Familie, Aquifoliaceae, betrachtet, aber noch neben die Rhamneen zu den Polypetalen geſetzt, neuerdings dann (Prodr. II. p. 11) als Gruppe der Celastrinae aufgeführt worden. Die hierher gehörigen Gewächſe ſind als Sträucher oder Bäume faſt über alle heiße und warme Länder verbreitet; am zahlreichſten finden ſie ſich im ſüdlichen Afrika und Aſien und im tropiſchen Amerika. Sie haben drehrunde oder viereckige Zweige, gegenüber- oder ohne beſtimmte Ordnung ſtehende, oft lederartige, einfache, ungetheilte, geſtielte, unbehaarte Blätter und keine Afterblättchen. Die Blüthen ſind zwitterig, oder durch Fehlſchlagen eingeſchlechtig, regelmäßig, einzeln oder büſchelweiſe in den Blattachſeln ſtehend; die Blumen klein, weiß, grünlich, ſelten roth. Der Kelch iſt frei, klein, vier- oder fünfſpaltig, ſtehenbleibend; die vier oder fünf unter dem Fruchtknoten eingefügten, mit den Kelchabſchnitten abwechſelnden Corollenblättchen ſind oft zu einer radförmigen Corolle mit einander verwachſen; die Knoſpenlage iſt bei Kelch und Corolle dachziegelförmig. Die Staubfäden, ebenſo viel

*) Nach Tuneld 2. Bd. 8. Aufl. 1828.

Digitized by Google

als Corollenblättchen, ſind abwechſelnd mit dieſen eingefügt, und oft an der Baſis mit denſelben verwachſen; die Antheren aufrecht, zweifächerig; die parallelen Fächer in einer Längsritze aufſpringend. Der Fruchtknoten, aus zwei bis ſechs (meiſt drei bis fünf) zuſammengewachſenen Eierſtöcken beſtehend, iſt zwei- bis ſechsfächerig; in jedem Fache hängt ein Eichen von der Spitze herab. Zwei bis ſechs einfache, oft mit einander verwachſene Narben ſtehen entweder vermittels kurzer Griffel, oder unmittelbar auf dem Fruchtknoten. Die Steinfrucht enthält in einer fleiſchigen Hülle zwei bis fünf holzige oder faſerige, nicht aufſpringende, einſamige Steinkerne. Die Samen hängen von der Spitze herab, indem ſie an einem ſehr kurzen, becherförmigen Keimgange ſitzen; ſie beſtehen aus fleiſchigem Eiweißkörper, in deſſen Längsaxe der kleine, gerade Embryo umgekehrt liegt.

Mit Gewißheit ſind hierher zu zählen die Gattungen: Ilex *Lonicer.*, Cassine *Linn.*, Hartogia *Thunberg.*, Curtisia *Aiton.*, Myginda *Jacquin.*, Prinos *Linn.* und Nemopanthes *Rafinesqu.*; als zweifelhaft: Sphaerocarya *Wallich.*, Botryceras *Willdenow.*, Skimmia *Thunb.* und Lepta *Loureir.* — Brexia *Noronh.*, welche Bartling (Ord. natur. p. 377) hierher zieht, bildet nach Lindley eine eigenthümliche Familie, Brexiaceae (ſ. Rhamneae).

Die Heilkräfte der Ilicineen ſind bis jetzt wenig erforſcht. Die Blätter von Ilex Aquifolium ſind bitter, ſchleimig und diuretiſch; die Beeren derſelben Art und die Blätter von Ilex vomitoria gelten für brechenerregend; die Blätter von Myginda Gongonha ſind diuretiſch, die von Ilex paraguariensis aromatiſch und bitter; Blätter und Rinde von Prinos verticillatus werden als in hohem Grade adſtringirend, toniſch und antiſeptiſch gerühmt. (*A. Sprengel.*)

Ilicioides *Dum. Cours.*, ſ. Nemopanthes.

ILIENSES. Unter den Völkerſchaften, welche in alter Zeit die Inſel Sardo (Sardinien) bevölkert haben ſollen, führt Pauſanias in Phocicis oder B. X. Cap. 17 auch nach der Einnahme von Troja oder Ilium entflohene Troer oder Ilieer (lat. Ilienses) an. Noch zu ſeiner Zeit hätten ſie den Namen gehabt. Mannert bezweifelt dieſe Angabe. Deſſenungeachtet findet ſich der Name Ilienses als Name einer ſardiniſchen Völkerſchaft bei Plinius, Mela und Livius; ſ. auch den Art. Ilium ſo viel als Troja. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILIENWORTH, Königr. Hanover, Land Hadeln, Kirchſpiel an der Medem, beſtehend aus den Ortſchaften Oſter- und Weſterilienworth, zuſammen 280 Wohnhäuſer, 1360 Einwohner. (*Crome.*)

Iligali, Name einer Art Ente in Korea, ſ. Ente.

Ilii os (Ileum os), ſ. unt. Hüftbein.

ILJINSKISCHE (d. i. Elias-) **FESTUNG,** eine wegen der Kirgiſen und anderer roher Nachbarvölkerſchaften in dem Gouvernement Orenburg in Rußland, am Fluſſe Ural im J. 1742 angelegte Citadelle. Den Namen Elias-Feſtung bekam ſie daher, weil ihr Bau auf den Eliastag beſtimmt und angefangen wurde. Es liegen zur Beſatzung zwei Compagnien Dragoner und eine Compagnie Infanterie in derſelben. (*J. C. Petri.*)

ILIMSK, eine kleine Stadt am Ilim im irkutzkiſchen Kreiſe der gleichnamigen ruſſiſchen Statthalterſchaft, in einer Ebene, mit 120 Häuſern, drei Kirchen von Holz und 620 Einwohnern, die Ackerbau und etwas Kramhandel treiben. In den Umgegenden gibt es Wölfe, Bären, Elenne, Zobel, Füchſe, Haſen, Hermeline ꝛc. (*J. C. Petri.*)

ILINIZA (Eleniza, richtiger Illinhi), Berg von 2717 Toiſen Höhe über dem Meere, in der Provinz Quito. Seine Spitze erſcheint zweigipfelig. Er liegt am weſtlichen Rande der Hochebene, zwiſchen dem Corazon und Tagualo. (Vergl. Quito.) (*E. Pöppig.*)

ILION. Unter dieſem Namen und in dieſer Schreibweiſe ſtatt Ilium führt Livius (XXXI, 27) eine Stadt Macedoniens an, die wegen ihrer Namensähnlichkeit mit der bekannten aſiatiſchen, wie Livius ſelbſt bemerkt, bekannter war, als wegen ihrer ſonſtigen Eigenſchaften als Stadt: nomen propter alteram in Asia urbem, quam oppidum, notius. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILIONA, Tochter des trojaniſchen Königs Priamus und der Hekuba, war vermählt an den thrakiſchen König Polymneſtor, und gebar dieſem einen Sohn, Deiphilus, gab aber letztern für ihren jüngern Bruder Polydorus aus, welchen ihre Ältern derſelben zur Erziehung anvertrauten. Sie wußte ihr Vorgeben ſo glaublich zu machen, daß ſich ihr eigener Gemahl täuſchen ließ, und den wirklichen Polydorus für ſein Kind, den Deiphilus aber für ſeinen Schwager hielt. Ihr Zweck, das etwa dem Einen oder dem Andern drohende Unheil dadurch abzuwenden, wurde nur bei dem Bruder erreicht, aber zum Nachtheile ihres Sohnes. Nach Troja's Eroberung wurde nämlich dem Könige Polymneſtor von Seiten der Achiver eine Summe Goldes und Agamemnon's Tochter Elektra zur Gemahlin verſprochen, wenn er Polydorus, Priamus' Sohn, wolle umbringen laſſen. Er ging auf den Vorſchlag ein, und tödtete im vermeintlichen Polydorus den eigenen Sohn. Polydor ſelbſt aber, durch ein Orakel belehrt, daß ſeine Vaterſtadt verbrannt, ſein Vater getödtet, und ſeine Mutter Sklavin ſei, wurde durch dieſe Angabe unruhig, weil ſie ſich unter der Vorausſetzung, daß er Polymneſtor's Sohn ſei, offenbar als falſch erwies, und erfuhr auf Befragen der Iliona die wahre Lage der Dinge. Nach dem Rathe ſeiner Schweſter blendete er hierauf ſeinen Schwager Polymneſtor und tödtete ihn [1]. Auch wird von ihr erzählt, ſie habe ſich aus Kummer über das Schickſal ihrer Ältern ums Leben gebracht [2], oder nachdem ihr Gemahl ſie verſtoßen gehabt [3]. Aus *Cic.* Acad. II. c. 27 und *Horat.* Serm. II, 3, 60 hat man geſchloſſen, daß Iliona nicht blos der Name von Hekuba's Tochter, ſondern auch von Hekuba ſelbſt geweſen ſei. Zur Zeit des Auguſtus ſchrieb M. Pacuvius eine Tragödie Iliona. (*R.*)

ILIONENSES. Unter den Städte- und Völkerna-

1) *Hygin.* fab. 109. 2) *Hygin.* fab. 243. 3) *Servius* ad *Virg.* Aen. Lib. I, 654.

men (d. h. Einwohnernamen) Latiums führt Plinius (III, 5) auch die Ilionenses auf; in ihrer Nähe ſtehen die Lavinii, Einwohner von Lavinium. Da nun eine Stadt, wovon die Ilionenſes benannt ſein könnten, in Latium ſonſt weiter nicht bekannt iſt, im Übrigen aber aus Livius (I, 23) erhellt, daß Lavinium von Trojanern bevölkert worden ſein ſoll, ſo könnte man mit Hardouin (zu der Stelle des Plinius) verſucht werden, Ilionenses als Prädicat zu Lavinii zu faſſen; man dürfte nur das Komma zwiſchen beiden Wörtern ſtreichen: Ilionenses Lavinii. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILIONEUS nennt Ovid *) den jüngſten Sohn der Niobe, welcher um Schonung gefleht habe, als er geſehen, wie von Apollo's Pfeilen getroffen, ſeine Brüder todt hinſanken. Die Bitte geſchah aber zu ſpät; denn der ihm beſtimmte Pfeil war ſchon abgeſchoſſen. Doch erwies ihm Apollo noch die Gunſt, ihn durch die leichteſte, am wenigſten ſchmerzhafte Verwundung zu tödten. (*R.*)

ILIPA, 1) eine Stadt der Turduli in Hispania Baetica am Fluſſe Bätis, jetzt Guadalquivir, der bis dahin mit kleinern Schiffen befahren werden kann. Die Stadt lag ſüdlich von Corduba und nördlich von Hispalis, nach Plinius (III, 1) am rechten Ufer des genannten Fluſſes, und zum Gerichtsbezirk der zuletzt genannten Stadt gehörig. Nach Mannert iſt ſie die heutige Villa nuova del Rio, oder Alcoléa, welche ganz in der Nähe liegt; Ukert aber nach dem Vorgange Weſſeling's denkt an das heutige Pennaflor in der Nähe von Cordova. Zu bemerken iſt, daß Ptolemäus dieſes Ilipa das Große nennt, wegen eines andern Ilipa (ſ. d. folg. Art.); Plinius aber (III, 1), wenn die Lesart in dieſer Stelle richtig iſt, gibt ihm den Zunamen Italica, wofür jedoch in manchen Ausgaben Illa oder Ilia geleſen wird. Vgl. Ukert's Iberien. S. 54. 374. Nach Strabon waren in der Nähe reiche Silberminen, wie zu Siſapon. Vgl. Lib. III. p. 142. edit. *Casaub.*

2) Nach Ukert richtiger Ilipla, und das Ilipula des Ptolemäus; eine kleine unbedeutende Stadt im Südweſten der Hispania Baetica, jetzt Niebla am Tintofluſſe. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILIPULA. Unter dieſem Namen, mit dem Zunamen Laus bei Plinius (III, 1), oder Magna bei Ptolemäus (II, 4), iſt eine Stadt in der Hispania Baetica zu verſtehen, wobei es aber unbeſtimmt bleibt, ob das heutige Granada, oder Villa nuova del Rio, oder Niebla am Tintofluſſe, oder, wie Reichard vermuthet, das jetzige Lora für das alte Ilipula Magna zu halten iſt. Neben dieſem Ilipula nennt Plinius in der angeführten Stelle noch eine Ilipula Minor, was Ukert für das jetzige Olvera, oder Lepa di Ronda bei Carmona hält. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILISCHE TAFEL (Tabula Iliaca). Gegen das Ende des 17. Jahrh. wurde bei einer Jagd in der Gegend, welche jetzt alle Frattocchie genannt wird, unweit von Albano, wo an der Appiſchen Straße die Ruinen eines alten Tempels ſichtbar ſind, von einem Kanonikus Spagna eine Platte aus Gyps gefunden, welche ein Basrelief in Stucco enthält. Sie kam an das Haus Spagna und von da als Geſchenk in das capitoliniſche Muſeum. Der Inhalt ließ ihr den Namen Tabula Iliaca ertheilen. Die erſte Abbildung und Erklärung lieferte Fabretti als Anhang zu Columna Trajana. p. 315 (Romae 1683). Dann gab Beger im Bellum et excidium trojanum (Berol. 1669) einzelne Gruppen in vergrößertem Maßſtabe. In natürlicher Größe finden ſich Abbildungen und Erläuterungen bei *Montfaucon*, Antiq. expliq. T. IV. P. 2, im Museum Capitolinum. T. IV. tab. 68 von Foggini, in *Millin*, Galer. mythol. CL. n. 558. Eine neue von Feodor gefertigte genaue Zeichnung erſchien in Tiſchbein's Homer. 7. Heft. S. 13, erläutert von Schorn. Das Basrelief iſt Fragment. Ein zu Verona befindliches ähnliches Bruchſtück, welches Montfaucon im 4. Supplementbande Pl. 38 bekannt machte, und Foggini im Mus. Capitol. als Vignette S. 356 wiederholt, durfte nicht als der mangelnde Theil betrachtet werden. Den Inhalt macht eine bildliche Darſtellung der Begebenheiten des trojaniſchen Krieges aus, nach Homer und andern epiſchen Dichtern und in über einander geordneten Linien. Die einzelnen Gruppen ſind mit Namen bezeichnet, und auf den leeren Räumen die Dichter genannt, deren Erzählung der Bildner folgte: Die Ilias nach Homer, die Äthiopis nach Arktinos, die ſogenannte kleine Ilias nach Lesches dem Pyrrhäer, die Zerſtörung von Ilion nach Steſichoros. Eine unvollſtändige Zeile enthält die Worte: lerne die Ordnung des Homer, damit du einſichtsvoll das Maß aller Weisheit beſitzeſt. Zwiſchen den beiden Abtheilungen der Tafel enthält der Pfeiler eine Inſchrift, welche den Inhalt des 7. bis 12. und des 16. bis 24. Geſanges der Ilias angibt. Daraus mit Schorn, Heeren, Böttiger und Andern zu ſchließen, dieſe Tafel habe in den Schulen der Grammatiker zum Unterrichte gedient, bleibt eine unſichere Vermuthung. Jeder Cyklus hiſtoriſcher Gemälde dient der Erinnerung und Belehrung; ſo auch dieſe Steingemälde, welche Barthelemy (Mémoires de l'Académie des inscript. T. XXVIII. p. 596) mit der Apotheoſe des Homer in eine Claſſe ſtellte. Am unrechten Orte wäre es, hier den Inhalt der einzelnen Streifen vollſtändig zu verzeichnen. Der oberſte Streif zur Linken befaßt die Begebenheiten, welche das erſte Buch der Ilias erzählt; auf der rechten Seite ſehen wir in eilf von Unten aufſteigenden Streifen den Inhalt der Geſänge Ν bis Ω. Auf der linken Seite unten beginnt in zwei Streifen die Darſtellung der Begebenheiten, die über Homer hinausliegen, mit der von Achilles getödteten Pentheſilea anhebend, dann der Tod des Achilles, und der raſende Aias, Gruppen des Eurypylos und Neoptolemos, des Odyſſeus und Diomedes, das hölzerne Pferd, des Priamos, der Kaſſandra. Höher geſtellt im mittlern Raume ſind Scenen aus der Eroberung und Zerſtörung der Stadt Troja vereinigt. Das Ganze endigt mit der Flucht des Äneas nach dem Abendlande: Die Abfahrt des Äneas. Aus dem Ganzen ſowol als auch aus einigen Abweichungen von der Homeriſchen Erzählung geht hervor, der Künſtler

*) Metamorphos. L. VI, 261 sq.

Digitized by Google

habe bei ſeiner Darſtellung die nach Troja's Zerſtörung erfolgte Flucht des Äneas und die Begründung Roms durch eine troiſche Überſiedelung als Endpunkt aufgefaßt, wobei ihm neben Homer die Dichtung des Steſichoros, oder auch des Virgilius vor Augen geſchwebt. Die Frage nach dem Urſprunge des Werkes wird mit Sicherheit kaum entſchieden werden können. Die Auffaſſung der griechiſchen Nationalſage, die Benutzung der griechiſchen namhaft gemachten Dichter und die künſtleriſche Behandlung läßt auf der einen Seite einen griechiſchen Urheber vorausſetzen; darin aber, daß Äneas endlich als Hauptheld hervortritt und deſſen Abfahrt nach dem Abendlande (Hesperien) namentlich bezeichnet iſt, erkennt man römiſche Motiven. Dieſer nicht ſchwer zu erfaſſende Zuſammenhang des Ganzen blieb Niebuhr nicht unbekannt, und Welcker verfolgte in Annali dell' instituto de correspondenza 1829. p. 227 dieſe Anſicht bis ins Einzelne, wobei wir jedoch vorſichtig nicht von Vorausſetzungen ausgehen dürfen, wie in den Beweiſen, daß der Künſtler nur Steſichoros' Gedicht vor Augen gehabt habe. Auch dürfen die Reihen der aus Homer's Iliade entlehnten Scenen nicht als bloße Zugabe für das Mittelfeld, welches die Eroberung Troja's in ſich faßt, betrachtet werden. Das Ganze iſt epiſche Darſtellung; in ihr nimmt die Zerſtörung der Stadt einen größern Raum der einen Seite ein. Das Ganze macht eine reiche, doch nicht einheitsvolle Compoſition aus. Von der bald mehr, bald weniger gelungenen Gruppirung läßt ſich ebenſo wenig eine Schlußfolge auf Vorbilder vorzüglicher Meiſter entnehmen, als die ſpecielle Vergleichung, welche Böttiger zwiſchen den Gemälden des Polygnotos, welche Pauſanias beſchreibt, in der iliſchen Tafel aufſtellte, zu keinem Reſultate führt; denn die troiſchen Begebenheiten blieben Stoff für alle Maler und Künſtler, und die ganze Anordnung beurkundet weder eine unmittelbare Nachahmung großer Meiſterwerke, noch einen freieren Kunſtbetrieb der ältern Zeit. Wenn der von Wuth erfüllte Aias in derſelben ſitzenden Stellung hier wiederkehrt, wie derſelbe auf mehren geſchnittenen Steinen erſcheint, ſo war dies eine allgemein angenommene typiſche Form. Manches Sinnvolle läßt ſich im Einzelnen auffinden, und nicht geleugnet kann werden, daß dichteriſche Erfindung in dieſe plaſtiſche Darſtellung aus den Epikern übergegangen. Der Künſtler muß mit den alten griechiſchen Dichterwerken vertraut geweſen ſein. Schorn ſetzt die Entſtehung dieſes Kunſtwerkes, das auch in literariſcher Hinſicht ſeinen Werth behauptet, in die gute römiſche Kunſtzeit der erſten Kaiſer, wenn es nicht älterer griechiſcher Kunſt angehöre. Eine gleiche Behauptung zog Montfaucon aus den Schriftzügen der Buchſtaben E. Σ. Ω., welche nach jener Zeit verändert worden ſeien. Welcker erkennt die Copie eines Gemäldes aus der Zeit des Julius Cäſar, in welcher der Maler Timomachus lebte. Schorn wollte überdies aus dem Orte, wo die Tafel gefunden worden iſt, entnehmen, daß ſie in den von Tiberius aufgebauten Grabmälern des juliſchen Geſchlechts zum Schmuck aufgeſtellt geweſen ſei. Außer dieſer capitoliniſchen Tafel theilte Montfaucon Supplem. T. IV. pl. 38) die oben erwähnten Fragmente einer ähnlichen Darſtellung mit, und wollte ſie als einen Theil der capitoliniſchen gelten laſſen. Sie befinden ſich in der Bibliothek zu Verona. Der Inhalt iſt ein gleicher, doch der künſtleriſche Styl ſehr verſchieden; auch hier iſt Erklärung in Schrift und Namen der Dichter beigegeben, in welcher Weiſe das Steingemälde von Herkules' Schickſalen in dem Muſeum Albani gefertigt. In Mitten der iliſchen Tafel lieſt man das Wort *ΤΡΟΙΚΟΣ*. Fabretti hielt es für die Benennung eines Gedichts, doch Tychſen und Böttiger verſtanden *κύκλος τρωϊκός*, und Welcker ſah darin die Benennung des ganzen Gemäldes, nämlich *τρωϊκὸς πίναξ*. Ob dieſe Bezeichnung aus einer Unterſcheidung von andern ähnlichen Bildern hervorgegangen, oder ſpeciell ſich auf die Gedichtwerke bezog, wer mag mit Gewißheit entſcheiden? Ein drittes ähnliches Fragment hat Choiſeul Gouffier in ſ. Voyage pittoresque. T. II. p. 346 mitgetheilt. Bei Montfaucon (Supplem. T. IV. pl. 36) ſehen wir in ſechs Steingemälden Scenen aus dem trojaniſchen Kriege ſinnvoll ausgeführt, wie die archäologiſchen Verzeichniſſe in einer großen Zahl von Kunſtwerken die Behandlung dieſes maleriſchen Stoffes nachweiſen. (***Hand.***)

ILISSIADES (*Ἰλισσιάδες*), **ILISSIDES**, Beiname der Muſen, entlehnt von dem ihnen heiligen Fluſſe Iliſſus in Attika, an deſſen Ufer ihr Altar ſtand*). (***R.***)

ILISSUS (*Ἰλισσός* und *Εἰλισσός*), 1) ein ſchlängelndes Flüßchen in Attika, entſprang oberhalb des Lykeion und des Gaues Agra, am Berge Hymettus, umfloß die öſtliche Seite der Stadt Athen und mündete in den Hafen von Phalerus. Nach Pauſanias (I, 19) nahm er den Eridanos auf, deſſen auch Platon im Kritias erwähnt. Unterhalb der Stadt vereinigt ſich der Iliſſos mit dem Kephiſſos, welcher an der weſtlichen Seite der Stadt herabfließt. Es iſt daher möglich, daß mit dem Eridanos der Kephiſſos gemeint iſt. Der Iliſſos hatte gewöhnlich nur wenig Waſſer, Sokrates im Phädrus des Platon watet mit ſeinem Schüler ohne Beſchwerlichkeit hindurch. An ſeinem Ufer ſtand ein Altar des Boreas, der hier die Orithyia geraubt haben ſollte. Auch die Muſen hatten an demſelben einen Altar, und erhielten daher den Beinamen Iliſſiades (*Ἰλισσιάδες*). Wahrſcheinlich war dies der Ort, den Plinius (H. N. IV, 11) locus Ilissos nennt. Vgl. ***Suidas*** V. *Ἰλισσός*. Am Iliſſos lag auch der Flecken Agra oder Agrä, wo die Demeter einen Altar hatte und die kleinen Myſterien gefeiert wurden. Das von Herodes Atticus wieder hergeſtellte stadium Panathenaicum ſchmückte ebenfalls ſein linkes Ufer. An demſelben wurde auch der Ort gezeigt, wo Kodrus getödtet wurde. Noch jetzt hat ſich ſein Name erhalten. Vergl. ***Strab.*** IX, 400. ***Meursii*** Athenae Atticae. p. 89 sq. ***Dodwell***, Class. tour I. p. 469. 486.

2) Wird auch eine Stadt in Attika von Stephan von Byzanz I. genannt. Allein ſchon Meurſius hat gezeigt, daß an dieſer Stelle ſtatt *πόλις* geleſen werden müßte *ποταμός*, eine Correctur, welche auch Pinedo annimmt.

*) ***Pausan.*** Att. c. 19.

Digitized by Google

3) Ein Fluß, der die Inſel Imbros bewäſſerte (*Plin.* H. N. IV, 23). (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

ILISTRA (*Ἴλιστρα*), wird als eine Stadt, die der Sitz eines Biſchofs war, in Lykaonia von Hierokles S. 676 angeführt. Da ſie nach Barattha oder Barate geſetzt wird, ſo muß ſie an der ſüdöſtlichen Grenze, öſtlich von Ikonium, gelegen haben. Sie iſt nicht weiter bekannt. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

Ilithyia (Mythol.), ſ. Eileithyia.

ILITHYIA *Latreille*, Schmetterlingsgattung aus der großen Familie der Motten (Tineodea *Nob.*, Tineites *Latr.*), mit denen Latreille auch die meiſten ſogenannten Zünsler und Lichtmotten (Pyralidae) verbunden hat. Die auf dieſe Weiſe ſehr umfangreiche Gruppe, über deren allgemeinen Charakter wir auf den Artikel Tinea verweiſen, zerfällt zunächſt in zwei Abtheilungen.

I. Stets vier deutliche Taſter; Flügel, dachartig in der Ruhe auf den Leib gelegt, bilden zuſammen ein Dreieck (Pyralis *Linné*).

II. Meiſt nur zwei deutliche Taſter, indem die innern oder Rüſſeltaſter ſehr klein und verſteckt ſind; Flügel um den Leib gerollt (Tinea *Linné*) oder doch an ihn angedrückt.

Die letztere Gruppe enthält die Gattung Ilithyia, und theilt ſich wieder in mehre kleinere Gruppen, nämlich:

A. Unterlippentaſter gerade ausgeſtreckt, die Rüſſeltaſter daher noch bemerkbar; und

B. Unterlippentaſter aufwärts nach der Kopfform gekrümmt, verſtecken die Rüſſeltaſter.

In der zweiten dieſer Abtheilungen gibt es wieder mehre Sectionen, unter denen ſich die erſte dadurch abgrenzt, daß bei ihren Gliedern die Unterlippentaſter zwar recht deutlich und groß ſind, aber doch über die äußerſte Grenze des Vorderkopfes nicht hinausreichen. Zu dieſer Gruppe, wohin außerdem noch die Gattungen Tinea und Yponomeuta (ſ. dieſe Art.) gezogen werden, gehört auch die Gattung Ilithyia. Sie unterſcheidet ſich von den beiden andern durch den ſehr deutlichen, mäßig langen Rüſſel und durch das letzte Lippentaſterglied, welches kürzer iſt als das vorletzte. Dazu kommt die Geſchlechtsdifferenz der Rüſſeltaſter, welche bei den Weibchen zwar nichts Beſonderes beſitzen, beim Männchen aber länger ſind als die Lippentaſter, am Grunde nackt, aber am Ende mit einem dicken Haarbüſchel bewachſen, der bei allen Arten eine goldgelbe Farbe hat. (Latreille hielt dieſen Büſchel irrig für einen Theil des Fühlers und ſagt, die Männchen hätten am Grunde des Fühlers einen Knoten.)

Die Typusart dieſer kleinen Gattung iſt: Crambus carneus *Fabr.* Entom. syst. Suppl. 470. 35. Tinea carnella *Linn.* S. N. II. 887. 353. *Schaeff*, Icon. Ins. Ratisb. tab. 147. fig. 2. 3. Hübner, Samml. Tin. tab. 10. fig. 66. p. 36. no. 21 und ebenda fig. 65. (no. 22). Tin. sanguinella. Zinken in Germar's Magaz. III. 128. 9. Phycis carnella. Dieſer in Teutſchland auf Waldwieſen nicht ſeltene kleine Schmetterling iſt am Kopfe, Rücken und der Flügelnaht citronengelb, ſonſt oberhalb blutroth, desgleichen die Taſter. Unterflügel, Leib und Beine ſind hellgrau, die letztern inwendig faſt weiß. Raupe und Puppe kennt man noch nicht, denn Fabricius' Angabe, daß ſie auf dem Wieſenklee (Trifol. pratense) lebe, lang behaart und ſchwarz ſei, iſt gewiß falſch. Übrigens ſcheinen außer dieſer Art nur noch vier dieſer Gattung angehörige bekannt zu ſein, nämlich Tin. palumbella *Fabr.*, Tin. ornatella *W. V.*, Tin. obtusella *Hübn.* und Tin. spadicella *Hübn.*, über welche man die oben angeführte Abhandlung von Zinken in Germar's Magazin III. S. 151. 154. 164 und 168 vergleiche. (*Burmeister.*)

ILITSCHEWSKIJ (Alexei Demjanowitsch), ruſſiſcher Dichter, geboren im J. 1802, geſtorben den 18. Oct. 1837 zu Petersburg im 35. Jahre. Mit allen Vorzügen des Lebens ausgeſtattet, hatte er ſich ſchon als Knabe das Bild eines vollendet ſchönen und geiſtig vollkommenen Weibes geſchaffen. Die Liebe machte ihn zum Dichter, während ſie ſeinen Körper aufrieb. Am Morgen des 18. Oct. ward er von ſeinen Freunden todt im Bette gefunden. Kein Symptom ließ ſchließen, daß er durch Selbſtmord geendet. Das Antlitz war ruhig; auf den Lippen ſchwebte ein Lächeln. Ein natürlicher und ſanfter Tod ſchien ihn der Erde entnommen zu haben. Auf dem Tiſche lag ein Papierblättchen, auf welchem geſchrieben ſtand: „Endlich habe ich den Gegenſtand meiner Liebe gefunden" *). (*Heinrich Döring.*)

ILITURGIS, auch ILLITURGIS, und nach Livius (XXIII, 49) ein Indeclinabile Illiturgi. Unter dieſem Namen iſt eine ziemlich große Stadt in der Hispania Baetica, nordöſtlich von Cordova, zu verſtehen, nicht weit von Caſtulo und Menteſa, fünf Tagemärſche von Neukarthago, an einem ſteilen Felſen in der Nähe des Bätis gelegen. Im zweiten puniſchen Kriege wird ihrer nicht ſelten von Livius gedacht, denn wegen einer an den Römern begangenen Treuloſigkeit ließ ſie Publius Scipio zerſtören und die Einwohner tödten. Vgl. *Liv.* XXIV. 41. XXVIII, 19. Später wurde ſie wieder aufgebaut und unter dem Namen Forum Julium eine römiſche Colonie. Nach Ukert lag ſie bei dem jetzigen Andujar, wo jetzt die Kirche St. Potenciana ſteht. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILIUM, 1) die berühmte kleinaſiatiſche Stadt. Aus dem Homer, Iliade und Odyſſee in mehren Stellen, iſt Ilium (gr. *τὸ Ἴλιον*) nicht nur im Allgemeinen als die Stadt Kleinaſiens bekannt, welche die Trojaner in zehnjährigem Kampfe mit den europäiſchen Griechen vertheidigten, zuletzt aber in Schutt und Staub verſinken ſahen, ſondern auch viele einzelne Details derſelben werden näher angegeben, ſodaß man von der äußerlichen Lage derſelben, von ihren nächſten Umgebungen und ſonſtigen Zuſtänden Mehreres erfährt. Durch den trojaniſchen Krieg, oder eigentlicher durch Homer, der dieſen beſungen hat, iſt dieſe Stadt ſo berühmt geworden, daß nicht blos einzelne Perſonen, ſondern ganze Völker, ſchon, wie man hört, im hohen Alterthume, ihre Verehrung des uralten Homeriſchen Iliums an den Tag gelegt haben. Und auch in den neueſten Zeiten hat ſich jene ausgeſpro-

*) ſ. Mitternachtszeitung. 1837. Nr. 192.

Digitized by Google

chen, namentlich in dem Enthuſiasmus und dem Eifer, womit Einzelne, wie ganze Geſellſchaften, die Geſchichte und Topographie der trojaniſchen Ebene unterſucht und ſtudirt haben. Freilich, wenn auch längſt die ſichtbaren Zeichen dieſer Stadt, ſelbſt die Ruinen Iliums, vergangen ſind — etiam periere ruinae [1]) — ſo erinnert doch immer noch der Ruhm einer Ilias an die Bedeutſamkeit des Ortes, der ihr den Namen gegeben, und „ſo lange Tenedos, ſo lange Ida ſteht," wird des Mäoniden und Iliums Name fortbeſtehen [2]). Die ganze Umgegend der ehemaligen Stadt iſt gefeiert in Liedern und Sagen:

> Hic Dolopum manus, hic saevus tendebat Achilles,
> Classibus hic locus, hic acies certare solebant.
>
> *Virg.* Aen. II, 29. 30.

Um unſern Mittheilungen über dieſe Stadt eine paſſende Anordnung zu geben, wollen wir Alles, was man hier erörtert zu ſehen wünſchen kann, in die drei Rubriken vertheilen: a) das Homeriſche Ilium; b) das hiſtoriſche Ilium; c) Literariſch-Hiſtoriſches über Ilium.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß nicht Alles, was im Alterthume von Ilium erzählt wird, von demjenigen Orte zu verſtehen iſt, welchen der mäoniſche Sänger beſchreibt. Dieſes Ilium iſt längſt untergegangen, ſeine Stätte kaum noch zu erkennen, lange ſchon lebt es nur im Liede [3]). Das wußten die Alten ſelbſt; denn Strabon, der ſich viel mit Unterſuchungen über das Homeriſche Ilium im 13. Buche ſeiner Geographie unter der Rubrik Troas beſchäftigt hat, berichtet, daß der Rhetor Lykurgos, den er zu den Neuern unter den Antiquaren ſeiner Zeit rechnet, geäußert habe: „Wer hätte nicht gehört, daß Ilium einmal von den Griechen zerſtört, ſeitdem nie wieder aufgebaut wurde?" Man ſah alſo die Wiederaufbauung der Stadt in nachhomeriſcher Zeit, wovon wir weiter unten reden werden, nicht für eine Reſtauration des uralten Iliums an. Ja man war ſogar mit einem Grunde bei der Hand, aus welchem ſich ergebe, warum man abſichtlich bei ſpäterem Wiederaufbaue der Stadt, die eigentliche, urſprüngliche Lage derſelben immer vermieden habe; denn Strabon bemerkt ausdrücklich, die, welche an den Wiederaufbau gedacht, hätten, nach der Vermuthung der Neuern, den alten Platz, aus Furcht, es möchte die Verwünſchung des Agamemnon gegen die Wiederaufbauer Troja's in Erfüllung gehen, aufgegeben und einen andern geſucht. Dieſe Verwünſchung, ſetzt er hinzu, ſei nach einer alten Sitte geſchehen, die auch Kröſos, indem er die Wiederherſteller der von ihm zerſtörten Stadt Sidena ebenfalls verfluchte, befolgt habe. Zudem, bemerkt Strabon weiter, habe ja der Dichter ſelbſt, was Troja anbetreffe, auf die gänzliche Vernichtung (ἀφανισμός) der heiligen Stadt hingewieſen, Il. VI, 448:

> „Einſt wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinſinkt!"

Was wir alſo leſen von einem Ilium zu den Zeiten des Xerxes, Alexander's des Großen und der Römer (wir erinnern an Fimbria und Sulla), das iſt nicht auf das Homeriſche zu beziehen. Ja es entſteht ſogar die Frage, ob es jemals ein Ilium, wie es Homer beſungen hat, gegeben habe; wir wollen damit nicht ſagen, als ob Homer ſein Ilium lediglich erdichtet, und ohne allen hiſtoriſchen Vorgang ſeine Relationen davon mitgetheilt habe; obgleich auch ſchon zu Strabon's Zeit dieſe Anſicht, wie über die ganze Ilias, ſo über die Stadt Ilium geherrſcht hat; wir wollen nur das behaupten, was ebenfalls Strabon und ſchon vor ihm Thucydides [4]) angedeutet haben: Das Ilium des Sängers braucht nicht grade eine Copie eines vorhandenen Iliums geweſen zu ſein. Wir dürfen auch hier an dieſelbe Freiheit des Dichters erinnern, welche Wiedaſch in ſeinen Vorerinnerungen zu den Anmerkungen bei ſeiner Überſetzung der Odyſſee (Stuttg. 1830. Bd. 3. S. 282 u. fg.) für denſelben überhaupt in Anſpruch nimmt, wenn er die oft nicht paſſende Wirklichkeit mit dem Homeriſchen Geſange ausgleichen will. „Der Dichter," ſagt er mit Recht, „darf nur als Dichter aufgefaßt werden. Die Sage, wie ſie vorliegt, würde als eine größtentheils ſchon bekannte wenig Intereſſe erwecken. Der Dichter muß ſie zur Anmuth geſtalten, muß erweitern und zuſammenziehen, muß verknüpfen und trennen, erfinden und umbilden, um den Reiz der Neuheit und Mannichfaltigkeit über ſeine Schöpfung auszugießen. Dieſelbe Freiheit des Bildens und Dichtens erſtreckt ſich auf alle Theile des Ganzen, und ſomit auch auf die Örtlichkeiten, in welche die Sage getragen wird; ſie ſchafft, wie anderwärts eine eigene geiſtige, ſo hier eine eigenthümliche, ſinnliche Welt, einen andern Himmel, eine unbekannte Erde mit neuen Ländern, Höhen, Tiefen, Meeren, Flüſſen ꝛc." So mag alſo das Homeriſche Ilium ſo wenig eines Originals, von dem die Hauptumriſſe der Dichter in ſein Gemälde trug, ermangeln, wie der ganze trojaniſche Krieg, welchen läugnen wollen, die Geſchichte verdrehen heißen würde; aber annehmen zu wollen, daß dieſer, wie jenes, eine treue Copie einer hiſtoriſchen Thatſache ſei, heißt das Weſen eines Dichters in das eines Schreibers verſetzen. Wir werden daher das Homeriſche Ilium am richtigſten das dichteriſche (poetiſche), oder wegen ſeines aus Wahrheit und Dichtung entſprungenen Grundes das mythiſche nennen.

Das mythiſche Ilium, bei Homer τὸ Ἴλιον, auch ἡ Ἴλιος, und bisweilen ἡ Τροίη, lag in der kleinaſiatiſchen Landſchaft Troas, die bald zu Phrygien, bald zu

1) Cf. *Demetrius* aus Skepſis bei *Strab.* XIII. edit. *Casaub.* p. 592: οὐδὲν ἴχνος σώζεται τῆς ἀρχαίας πόλεως. 2) *Ovid.* Rem. I, 15, 9. 3) *Horat.* Od. III, 3 beſonders v. 18 sq.: Ilion, Ilion Fatalis incestusque judex Et mulier peregrina vertit In pulverem cet. *Virg.* Aen. I, 1. Ein Zeitgenoſſe des Horaz, Dionyſios Periegetes, ſingt in ſ. geogr. Gedichte V. 815 fg., nach Bredow's teutſcher Übertragung: „Ilios — die von Winden umtobte, Ilios, tapferer Heroen der Vorzeit glänzende Feſte, Ilios, welche erbaut Apollon und Poſeidaon, Ilios, welche zerſtört Athenäa's Zorn und der Here, am breitfließenden Xanthus und Simoïs, ſtrömend vom Ida."

4) Cf. *Strab.* VI. p. 345. edit. *Casaub.*: πάρεστι τῷ ποιητῇ καὶ πλάττειν τὰ μὴ ὄντα. *Thucyd.* I, 10: τῇ Ὁμήρου ποιήσει εἴ τι χρὴ κἀνταῦθα πιστεύειν, ἣν εἰκὸς ἐστὶ τὸ μεῖζον μὲν ποιητὴν ὄντα κοσμῆσαι κ. τ. λ.

dem bekannten Landſtriche Myſien gerechnet wurde. Die Grenzen oſtwärts nämlich waren nach Strabon's Angabe ſchwer zu beſtimmen, daher auch Troas bald eine phrygiſche, bald eine myſiſche Landſchaft genannt wird. Die Gegend, worin Ilium lag, wird Il. XXI, 558 *Ἰλήιον πεδίον* (Ebene von Troja) genannt; gleichwol kann die Stadt auch hochgelegen *αἰπεινή* (Il. IX, 419. 686) und an vielen andern Stellen heißen, weil die ganze Fläche am Abhange des quellenreichen Ida, der im Nordoſten ſeinen höchſten Punkt (Gargara oder Cotylus, jetzt Kasdagh) hatte, gelegen war. Vgl. Il. XX, 216. Die ganze Gegend war eingeſchloſſen von zwei, im Homer ſehr geprieſenen Strömen, vom „tiefſtrudeligen, mächtigen Stromherrn, Xanthus im Kreiſe der Götter, bei Menſchen Skamandros" (Il. XX, 74), „und vom fluthenden Simoeis" (Il. VI, 4), die deshalb auch ſkamandriſche Wieſe: *λειμὼν Σκαμάνδριος* Il. II, 467), oder ſkamandriſche Ebene: *πεδίον Σκαμάνδριον* (Il. II. 463) heißt. Beide Flüſſe umfaßten die Ebene beinahe in ihrer ganzen Ausdehnung und vereinigten ſich unweit des Meeres (des Hellespontos, Il. V, 774). Wer von da auf zur Stadt, die nicht ſehr entfernt war, ſteigen wollte, mußte den Skamandros mehre Male paſſiren. Die Stadt beſaß eine Art von Burg, d. h. eine bebaute Anhöhe innerhalb der Ringmauern, welche Pergamon hieß, die die ganze, mit Mauern wohlverſehene Stadt (*Ἴλιον εὐτείχεον*), ſowie die Ebene beherrſchte (Il. IV, 508 u. a.). In der Nähe der Stadt kommen mehre, durch die Homeriſchen Geſänge berühmt gewordene, Gegenſtände, Denkmäler, Plätze und dergl. vor. Hierher gehören die Grabhügel des Hector (Il. XXIV, 797), vielleicht innerhalb der Ringmauern; der Myrina, ganz nahe bei den Mauern (Il. II, 811 u. ſg.); des Äſyetes, in einiger Entfernung von der Stadt und in der Nähe des Lagers der Griechen (Il. II, 792); des Ilus, am Wege von der Stadt nach dem Lager (Il. XI, 166. 371); ferner der gemeinſchaftliche Ehrenhügel der gefallenen Griechen; die Grabhügel des Achilles, Patroklos, Antilochos, beſonders des Ajax in der Ebene (Od. III, 109); der ſogenannte Throsmos, auch irgend ein Grabhügel; das Thal Thymbra, nicht weit vom Hügel des Ilos; der ſchöne Hügel Kallikolone, der ſich an den Ufern des Simoeis ausdehnte (Il. XX, 53. 151). An der weſtlichen Seite der Stadt war ein Thor, das ſkäiſche genannt; der Weg von da bis ans Ufer des Meeres war 30 Stadien lang, und ging vor einer Buche (oder beſſer Eiche), *φηγός* (Il. XXI, 549 coll. V, 693), einem „wehenden Feigenhügel," *ἐρινεὸς ἠνεμόεις*, einer Warte, *σκοπιή*, zwei ſchön ſprudelnden Quellen des Skamandros vorbei, wovon die eine beſtändig mit „warmer Fluth," die andere aber auch im Sommer „kalt wie der Hagel" fließt, denen nahe ſind „die geräumigen Gruben der Wäſche" (Il. XX, 145—154). Die Einwohner der Stadt, die Trojaner oder *Τρωοί*, oft auch Dardaner genannt (Ilieer oder Ilienſer iſt ein nachhomeriſcher Ausdruck) hatten ein Heiligthum der Pallas Athene, das bekannte Palladium, das vom Himmel auf die Erde gefallen ſein ſollte, und in einer Statue des Pallas beſtand. Man hatte aber nicht blos ein ſtehendes oder einherſchreitendes Bild der Athene, ſondern auch ein ſitzendes, denn auf dem Schoße der letztern legte Hekuba den Peplus nieder. Il. VI, 92 u. ſg. 273. 303. Darum heißt Ilium ſo oft die heilige Ilios, *Ἴλιος ἱρή*. Der Urſprung, die Geſchichte der Einwohner, und das Ende dieſer Stadt iſt in das Gewand eines Mythos gehüllt, den Griechen und Römer, beide aus beſonderem Intereſſe, vielfach modificirten. Dahin gehören die Erzählungen von Teukros, einem Sohne des Skamandros und der Ida, der, wie Diodor ſagt, aus Phrygien, nach Virgil aber aus Kreta, in die Gegenden einwanderte, wo nachher Ilium oder Troja erbaut wurde, und als Gründer des Reiches angeſehen wird. Seine Nachfolger ſind die mythiſchen Könige Dardanos, Erichthonios, Tros, Ilos, Priamos. Der erſte von ihnen, der ſich mit der reichen Erbtochter des Teukros, mit der Aſia oder Bateia, vermählte, ſtammt aus Samothrake und gab Veranlaſſung zur Benennung Dardaner; der zweite, ein Sohn des Dardanos, bereichert die Einwohner durch Bergbau und beglückt ſie mit lange dauerndem Frieden; der dritte, der Sohn des Vorigen, wird als Erbauer der Hauptſtadt, die von ihm den Namen Troja führt, gerühmt, doch legte er zugleich den erſten Grund zum Untergange des kleinen Reichs, weil er Veranlaſſung zur Feindſchaft mit dem lydiſchen Fürſten Tantalos, dem Ahnherrn der Pelopiden, gab; dieſe vergaßen die ihrem Ahnherrn zugefügte Beleidigung nicht, und blieben der in Aſien erlittenen Unbill ſelbſt im Auslande, in Griechenland, eingedenk. An den vierten, deſſen Mutter die Kalirrhoe, eine Tochter des Fluſſes Skamandros iſt, iſt der Name von Ilium geknüpft [5]). Wahrſcheinlich hat er ſich große Verdienſte um Erweiterung und Verſchönerung derſelben erworben; die Sage läßt ihn aber auf Geheiß eines Orakels, wiewol ſchon Tros Troja erbaut hat, doch noch einmal die Stadt, die von ihm den Namen hat, erbauen, und ſie mit dem Palladium verſehen. Laomedon wird als Gründer der Mauern und der Burg Pergamon gerühmt; dabei unterſtützten ihn die Götter Apollo und Poſeidon; weil er aber den bedungenen Lohn den Göttern vorenthielt, ſo mußte er ſein Land überſchwemmt, und Menſchen und Heerden von einem Seeungeheuer verſchlungen ſehen; ſelbſt ſeine Tochter Heſione, die zum Raube für daſſelbe gefodert wird, kann er nur mit Hilfe des mit den Argonauten vorüberziehenden Herkules befreien, und weil er auch dieſem die verſprochene Belohnung vorenthält, ſo muß er den Helden aller Helden nach mehren Jahren zurückkehren, die Stadt einnehmen und plündern ſehen; ja er wird von demſelben ſogar mit vieren ſeiner Söhne getödtet. Der

---

5) Man weiß, daß die Griechen gern perſonificirten, d. h., viele geographiſche, hiſtoriſche oder mythologiſche Namen in ihrer etymologiſchen Entwickelung zuletzt auf eine Perſon zurückführten. Vgl. darüber unſere Note zu Aſia im Handb. d. alten Geogr. S. 137 fg. 2. Aufl. (Halle 1837). Darum muß Ilium von einem Ilos benannt ſein. Allein das wahre Etymon iſt wol *ἰλύς*, Schlamm, Sumpf, und erinnert an die ſumpfige Mündung *στομαλίμνη* des Simoeis, wie denn auch Herodot verſichert, Niederägypten ſei grade ſo angeſchwemmt, wie die Gegend von Ilium, ſie ſei alſo Sumpf. Cf. II. §. 10.

Digitized by Google

üngſte der Söhne, Podarkes, wird von den Trojanern loſsgekauft, und heißt nun Priamos; er iſt der letzte der Könige, der, wiewol er ſonſt die Stadt ſchöner wieder herſtellte, auch mit neuen, ſtärkern Mauern verſieht, doch das Unglück von ihr nicht abzuwenden im Stande iſt, welches durch den Rachekrieg der Hellenen ihr und ſeinem Hauſe bereitet wird. Die neue Beleidigung, die durch den Raub der Helene den Griechen zugefügt wird, iſt die veranlaſſende Urſache zum Ausbruche des zehnjährigen Kampfes, der unter den Mauern Troja's ausgefochten wird. Ihn können wir hier nicht erzählen; aber ein Ende führte auch das von Ilium herbei, das in nachfolgenden Zeiten häufig ein Gegenſtand des epiſchen Geſanges der Griechen geworden iſt. Wir erinnern nur an die Gedichte unter dem Titel Ἰλίου πέρσις, dergleichen von dem Sicilianer Steſichoros aus Himera gerühmt werden. Hier tritt uns auch eine wenigſtens aus dem Thucydides beglaubigte und darum gewöhnliche Jahreszahl entgegen, in welche der Untergang der Stadt geſetzt wird, nämlich 1184 vor der chriſtlichen Zeitrechnung.

Ilium war alſo gefallen; die meiſten Einwohner waren entweder getödtet oder ausgewandert; ein kleiner Theil derſelben hatte ſich in das nahe Gergithos, am Fuße des troiſchen Ida, nördlich vom Skamandros, gezogen. Myſier und Phrygier, früher Beiſteher der Trojaner, fanden ſich an der verlaſſenen Stelle, oder wenigſtens in ihrer Nähe ein, und gründeten, wie erzählt wird, eine Stadt, von der man ſich ſpäterhin einbildete, daß ſie immer noch die Homeriſche ſei. So waltete kein Zweifel ob, auf dem alten claſſiſchen Boden zu ſein, als Xerxes mit ſeinen ungeheuern Maſſen dahin kam, um in Ilium der iliadenſiſchen Minerva eine Hekatombe von 1000 Ochſen zu bringen. Dieſes Ilium, von deſſen Exiſtenz man zwar überzeugt iſt, das man aber nicht grade als eine Reſtauration des Homeriſchen anſehen kann, ſchon deshalb, weil es ſicher nicht ganz auf der Stelle des berühmten Iliums gelegen war, wie die Vergleichungen beider Städte aus Homer, Herodot (VII, 42. edit. *Casaub.*) und Strabon zeigt, wird mit Recht das hiſtoriſche genannt; weil aber in noch ſpäterer Zeit ſich an einer andern Stelle noch ein Ilium erhebt, ſo pflegt man es nicht ſelten das alte Ilium (Ilium vetus) in der Sprache der Geographen zu nennen, ohne damit anzudeuten, daß es auch das Homeriſche ſei. Nämlich ſo unbefangen, wie die Zeitgenoſſen des Xerxes, waren auch die Alexander's des Großen rückſichtlich des Glaubens, das Homeriſche Ilium und ſeine Stelle erreicht zu haben, als dieſer für Alles, was auf Homer Bezug hatte, begeiſterte König bei ſeinem Zuge gegen Perſien auf dem heiligen Boden der Ilias ein Opfer brachte und Veranlaſſung gab, daß ein kleiner, unbedeutender Flecken, den man für das Homeriſche Ilium hielt, zu einer anſehnlichen Stadt emporwuchs, die man nach Alexander's Zeiten für das wahre Ilium auszugeben um ſo weniger Bedenken trug, je mehr das jetzt ſogenannte Ilium vetus, das Xerxes beſucht hatte, in Verfall gerathen war. Als nämlich Alexander im ſogenannten Hafen der Achäer an dem rhöteiſchen Vorgebirge ans Land geſtiegen war, ſo begab er ſich auf den Weg nach Ilium. Sehr bald vom Ufer aus traf er einen Flecken, und in demſelben einen kleinen Tempel der Minerva. Die Prieſter deſſelben zeigten ihm viele heilige Reliquien angeblich aus dem Homeriſchen Ilium vor; das beſtimmte den macedoniſchen Herrſcher dieſen Tempel reichlich zu beſchenken. Vergl. *Arriani* Expedit. I, 11. §. 11 sq. Hier erhob ſich ein neues Ilium, zu welchem, was aber ſehr unwahrſcheinlich iſt, Alexander ſogar aus weiter Ferne im Oſten Aſiens einen Plan der Verſchönerung und Vergrößerung gegeben haben ſoll. Strabon nennt dieſes Ilium *τὸ Ἴλιον, ὃ νῦν ἐςι*, und nach lat. Ausdruck wird es Ilium novum genannt. Cf. *Strab.* XIII. p. 826 edit. *Casaub.* Es iſt ſo viel gewiß, daß um die Zeit Alexander's, und auch nachher noch lange eine Stadt Ilium in jenen Gegenden, wo Alexander und ſeine Feldherren den Homeriſchen Helden und der iliadenſiſchen Minerva Opfer gebracht hatten (cf. *Arrian.* l. c.), ſich ſehr hob, weil die Einwohner die Sage verbreiteten, auf der Stelle des alten Homeriſchen Iliums zu leben. Die Römer, welche dieſes Ilium kennen lernten, und einen Stolz darin ſuchten, ihren angeblichen Altvordern, den Trojanern, ſich dankbar zu beweiſen, trugen alles Mögliche dazu bei, jene Sage für gewiß zu halten, und die Stadt zu verſchönern, das Letztere um ſo mehr, da dieſelbe durch das Eindringen der Galater in Kleinaſien viel gelitten hatte. Und wenn einer ihrer eignen Feldherren, der Befehlshaber Fimbria, ſich ſo weit vergeſſen konnte, daß er dieſes Ilium mit Krieg überzog, daſſelbe eroberte und vielfach drangſalte, ſo iſt dies nur ein Beweis, wie weit die Rache geht. Denn Ilium war im Mithridatiſchen Kriege (87 v. Chr. Geb.) eigentlich dem Sulla ergeben; aus Rache gegen Sulla plünderte er nun das wehrloſe Ilium. Nachher aber erſetzte der mächtige Dictator demſelben Alles dreifach wieder, was es verloren und gelitten hatte. Ja, die Römer begünſtigten die Stadt ſo ſehr, daß ſie ſie nicht zu einer Colonie machten, ſondern — was viel mehr werth war — für abgabenfrei (immune) erklärten. *Plin.* V, 30. So ſorgten dieſelben für den Ort, den ſie für die Wiege ihrer Exiſtenz hielten! Da die Einwohner alle Heiligthümer der Umgegend in ihre Stadt zu vereinigen wußten, die auf den trojaniſchen Krieg ſich bezogen, dabei wahrſcheinlich von den Römern aufs Nachdrücklichſte unterſtützt, ſo wurden ſie ſo ziemlich allgemein als die Bewohner von Pergamum anerkannt. Daher auch die römiſchen Feldherren hier ſchon beim Eintritt in Aſien ihre Opfer brachten. So erzählt Livius vom Conſul Scipio Aſiaticus, als er gegen Antiochus von Syrien zog (cf. *Liv.* XXXVII, 9). Die Vorliebe zu dieſer Stadt und ihrer Umgebung ging ſo weit, daß Julius Cäſar, wie Sueton (Caes. c. 79) erzählt, und nach ihm der Kaiſer Auguſtus, wie man aus *Horat.* Od. III, 3 vermuthen darf, mit dem Gedanken umgingen, den Sitz des Reichs dahin zu verlegen. Daſſelbe wird auch vom Kaiſer Conſtantin erzählt, bevor er Byzanz auserſehen hatte. Noch iſt einer Stelle im Tacitus zu gedenken, in welcher Ilienses, qui parentem urbis Romae Trojam referebant, erwähnt werden (*Tac.* Ann. IV, 55). Man

wird nun wiſſen, worauf dieſes Troja zu beziehen iſt. Die fernern Schickſale dieſer Stadt in den byzantiniſchen Zeiten, und ſpäterhin unter den Osmanen, ſind zwar nicht bekannt, laſſen ſich aber, wenigſtens im Allgemeinen, vermuthen, beſonders, wenn man an die Unbedeutſamkeit der jetzt dort ſich findenden Ortſchaften denkt, wovon ſogleich die Rede ſein ſoll, wenn wir vorher noch vor einem möglichen Irrthume gewarnt haben werden, in welchen mehre neuere Reiſende bei ihrem Beſuche der trojaniſchen Ebene verfallen ſind. Nämlich nach Alexandros dem Großen, aber dieſem zu Ehren, iſt von einem ſeiner Nachfolger, vom Antigonus, viel ſüdlicher, als Ilium oder Troja eine Stadt erbaut worden, die den Namen Alexandreia Troas führte. Auch dieſe nicht unbedeutende Stadt iſt längſt in Trümmer zerfallen. Mit ihr das Homeriſche Ilium verwechſeln, oder ihre noch jetzt anſehnlichen Ruinen für Überbleibſel jener zu halten, was allerdings mehr als einmal geſchehen iſt, iſt ein Verſehen, vor dem man ſich hüten muß.

Die Frage, womit gegenwärtig das mythiſch-homeriſche und das hiſtoriſche (doppelte) Ilium oder Troja zu vergleichen iſt, oder mit andern Worten, was für Örter aus der heutigen Geographie auf Ilium in der angegebenen Bedeutung zu beziehen ſind, führt uns auf eine, wenn auch nur kurze Nachweiſung der Bemühungen, welche in der neuern Zeit zur Aufklärung dieſes Gegenſtandes von Engländern, Franzoſen, Italienern und Teutſchen gemacht worden ſind. Die hier zu nennenden Reiſebeſchreibungen oder Schriften und Ausdeutungen beziehen ſich aber nicht blos auf Ilium oder Troja, ſondern meiſt auch auf alle im Homer vorkommenden Localitäten, die zur Ebene von Troja gehören. Das veranlaßt uns, noch einen dritten Theil, den das Literariſch-Hiſtoriſche in der Sache berühren muß, dem Artikel Ilium hinzuzufügen.

Mit dem Homer in der Hand haben viele Reiſende den claſſiſchen Boden der Ilias betreten; deſſenungeachtet haben ſie ſich aus der verwirrenden Menge der dort befindlichen Natur- und Kunſtgegenſtände, als da ſind Berge, Hügel, Flüſſe, Bäche, Sümpfe, Ebenen, Thäler, Schluchten, Ortsnamen, Denkmäler, Trümmer von Städten, Wege und dergleichen, nicht ſo leicht herausfinden können; ſei es nun, daß die Oberfläche des Küſtenſtrichs in Vergleich mit der poetiſchen Schilderung in mehrfacher Hinſicht ſich verändert hat, oder ſei es, daß der Dichter das Terrain nicht grade nur abconterfeit, ſondern aus der Fülle ſeiner Anſchauungen, die mit ſeiner angeblichen Blindheit ſich immer noch vereinigen laſſen wird, hinzugethan und weggelaſſen hat, wie viel ihm gut dünkte. Andere zogen deshalb den Strabon, der die Homeriſchen Details vielfach beſprochen, und, wenn auch nicht als Augenzeuge der Localitäten, aber doch mit Ernſt geprüft hat, zu Rathe, und ſuchten Übereinſtimmung in die Natur und den Geſang zu bringen. Wer ſich an den Homer allein hielt, d. h. dieſen als den einzigen Gewährsmann bei Beſtimmung der Localitäten anerkannte, wie dieſes Spohn in ſeiner gründlichen Unterſuchung: **De agro Trojano in carminibus Homericis descripto. Comment. geographico-critica auctore** ***F. A. G. Spohn*** **(Lips. 1814)** gethan hat [6]), der mußte wol fühlen, daß von einem Dichter nicht die Genauigkeit eines Geometers befolgt worden iſt; er mußte auf Widerſprüche **in Geographicis** ſtoßen, die eben nur mit der dichteriſchen Freiheit entſchuldigt werden können, von der oben die Rede war. Man hat dergleichen Widerſprüche verzeichnet, wie, wenn Troja oder Ilium im Allgemeinen als auf einer Höhe gelegen (*Ἴλιος αἰπεινή*, **Il. IX, 419. 686**) geſchildert, und doch (**XX, 216**) in die Ebene verſetzt wird. Der Feigenhügel iſt **Il. VI, 433** und **XXII, 146** und anderwärts nahe gelegen den Mauern der Stadt, **Il. XI, 166** aber liegt er mitten in der Fläche. Ähnliches ließe ſich vom Grabe des Ilos und von andern Gegenſtänden nachweiſen, deren Lage man beſtimmt wiſſen muß, wenn man die Lage der Stadt *ermitteln* will. Wollte man daher noch andere, und zwar *dem* Alterthume angehörige Schriftſteller zu Hilfe nehmen, ſo konnten dieſe nur Herodot, Strabon und Arrian ſein. Allein wir haben bereits oben geſehen, daß Herodot in der angeführten Stelle über des Xerxes Hekatombe zwar einige Andeutungen enthält, aber doch im Ganzen das nachher ſogenannte alte Ilium mit dem Homeriſchen verwechſelt hat, alſo über die wahre Lage deſſelben im Irthume ſein muß. Was Arrian anbetrifft, ſo berichtet er zwar die Anweſenheit Alexander's zu Troja; allein, wie wir ebenfalls geſehen haben, was Alexander beſuchte, das war noch nicht einmal das **Vetus Ilium**, geſchweige das Homeriſche; vielmehr gab er Gelegenheit zu **Ilium novum**, das viel näher am Meere lag, als das Homeriſche. Am weitläufigſten iſt allerdings Strabon im dreizehnten Buche ſeiner Geographie. Sein Bericht jedoch iſt nicht aus Autopſie gefloſſen, ſondern aus den Nachrichten eines gewiſſen Demetrios [7]), eines Grammatikers aus Skepſis, einer Stadt der Landſchaft Troas, der ungeachtet ſeiner genauen Nachforſchungen nicht eine Spur des alten Iliums auffinden konnte: *νῦν μὲν γὰρ οὐδ' ἴχνος πόλεως σώζεται αὐτόθι* lauten die Worte bei Strabon (**Libr. XIII, p. 592 edit.** ***Casaub.***). Vergleiche dazu das Dichteriſche des Ovidius in den Metamorphoſen **XV, 424 sq.** Beider Männer Deutungen nun fallen auf einen Ort, der jetzt ein Dorf iſt, das Tſchilblak oder Chilblak [8]) heißt,

6) Von dem Engländer Pope iſt übrigens auch bekannt, daß er, ohne Aſien geſehen zu haben, eine Karte Troja's und ſeiner Umgebungen blos aus dem Homer entworfen hat, die ſich vor ſeiner Überſetzung der Ilias findet. Vgl. über das Mangelhafte derſelben Le Chevalier's nachher anzuführende Reiſe in der Überſ. von Lenz. S. 110 fg. 7) Derſelbe war, wie Strabon ſelbſt (XIII. p. 609. edit. *Casaub.*) ſagt, ein Zeitgenoſſe des Apollodor, Krates und Ariſtarch, er lebte alſo zu Anfange des 2. und zu Ende des 3. Jahrh. vor Chr. Geb. Bei Abfaſſung ſeiner Schrift, welche Strabon *διάκοσμος Τρωϊκός* nennt, ſoll er ſo viel Zeit auf das Studium der Alterthümer ſeines Vaterlandes verwendet haben, daß er 30 Bücher über die 60 Homeriſchen Verſe ſchreiben konnte, welche den Katalog der Troer (*διάκοσμος Τρωϊκός*) und ihrer Bundesgenoſſen enthalten. Vgl. über Demetrius ***Menagius*** **ad** ***Diog. Laert.*** **V, 84** und ***Heeren***, **De fontibus Geographicorum Strabonis. Commentatio altera librum XI—XVII. continens (Gotting. 1822).** 8) Die türkiſchen Namen werden ſehr verſchieden geſchrieben gefunden in den Reiſebeſchreibungen, was aber nur

und zwiſchen den Flüſſen Cheumbrek-Su (dem alten Simoeis) und Mendere-Su (dem alten Skamander) liegt. Ein wenig öſtlich davon ſetzen ſie das alte Homeriſche Ilium. Wenn nun ſchon ſo alte Gewährsmänner, wie die genannten, in der Nachweiſung des Ortes behutſam, ja zweifelhaft ſind, wie ſehr müſſen wir uns wundern, wenn neuere Reiſende, wie le Chevalier (gegen 1785) behauptet, Alles gefunden zu haben, was im Bezug aufs Homeriſche Ilium ſteht, alſo die Trümmer des Palaſtes des Hektor, die kalten und warmen Quellen des Skamandros u. dergl. m. Entweder geht er ſehr leichtfertig zu Werke, oder er iſt zum wenigſten in großem Irrthume, denn er iſt viel zu weit oſtwärts ſtehen geblieben und verwechſelt ſogar den Skamander mit dem Simoeis, und um jenen zu haben, nimmt er ein kleines, unbedeutendes Flüßchen, Fiumicello di Bunar Baſchi, deſſen Quelle er entdeckt hatte, dafür. Das dabei liegende Dorf Bunar-Baſchi-Kevi iſt ihm das alte Troja. Es iſt natürlich, um von der Grundanſicht noch etwas zu ſagen, mit welcher man an die Unterſuchung der trojaniſchen Ebene gehen muß, daß jede Darſtellung derſelben mit der Beſtimmung des Skamandros bginnen muß, weil von dieſer alles Übrige abhängt. Nun iſt aber bekannt, daß die Homeriſche Schilderung des Skamandros bis auf das kleinſte Detail durchaus nur auf einen großen Fluß paßt; ein ſolcher findet ſich dort nur in dem Mendere, deſſen Name ſogar an Skamandros erinnert, indem das Wort daraus corrumpirt zu ſein ſcheint; auch nennen ihn die dortigen Griechen wirklich noch mit dem Homeriſchen Namen. Es ſt alſo unrecht, wenn neuere Reiſende dieſen Strom iberſehen, oder ihn gar zum Simoeis machen, und, um as Räthſel zu löſen, wie der bei weitem größere Fluß einen Namen (Simoeis) verlieren konnte, annehmen, daß r von der Vereinigung mit dem Skamandros (d. h. dem älſchlich dafür gehaltenen) an den Namen Mendere beommen habe. Daß ein kleiner Fluß, wie der Bunar-Baſchi (auch Kirke-Joß genannt), dem größern den Namen gegeben haben ſoll, das iſt eine geographiſche Auſabe, die le Chevalier zu löſen nicht vermocht hat. Iſt un der Mendere der Skamandros, ſo iſt der jetzige heumbrek-Su oder Dombrik der Simoeis, und man uß ſich namentlich wegen des letztern Namens (Dombrik) nicht irre machen laſſen, und dieſen für den Thymrius des Homer halten, den Neuere in dem Kamara-Su nden, welcher ſich bei Chamai-Tepe mit dem Mendere ereinigt. Wenn nun der Skamandros und Simoeis beimmt und ihre vereinigte Mündung nachgewieſen iſt, ſo ird von da aus auf die Lage des alten, Homeriſchen roja zurückgeſchloſſen werden müſſen. Wir wollen nacher die Meinung von Philipp Barker Webb, welche wir für e wahrſcheinlichſte halten, mittheilen; jetzt aber noch eiige Neuere nennen, die ſich um die Auffindung und eſtimmung der Localitäten in der trojaniſchen Ebene hr bemüht haben. Eigentlich ſind die Nachrichten der uern Reiſenden vor Pococke und R. Wood in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht nennenswerth, denn einige von ihnen haben die Ruinen von Alexandria Troas unweit des heutigen Eski Stambol (alte Stadt), mit denen des alten Troja verwechſelt, ein Misgriff, der auf gewaltigem Irrthume beruht, wie wir oben gezeigt haben. Dahin gehört Peter Belon, welchen man für den erſten halten kann, welcher in jene Gegenden gekommen und eine Beſchreibung davon verſucht hat. Vgl. Observatt. do plusieurs singularités et choses remarqu. trouvées en Grèce, Asie etc. par *P. Belon* (Paris 1588). An ihn reiht ſich der Italiener Pietro della Valle, der zwar mit größerer Begeiſterung die Reiſe in die Levante ausführte, um die Ruinen Troja's, wie er ſelbſt ſagt, zu ſehen et gentis incunabula nostrae, aber, wie ſein Landsmann Pietro Belloni, in dem großen Irrthume ſich befand, die Ruinen von Alexandria Troas für die des Homeriſchen Iliums zu nehmen. Gleichwol war er auf ſehr richtigem Wege, denn er hielt den Mendere für den Skamandros. Vgl. Les fameux Voyages d. *P. della Valle* (Par. 1670). Wheler mit Spon und Sandys, jene in ihrer Voyage d'Italie (A la Hayo 1724), dieſer in ſeiner Description of Turkish Empire ed. 3. (Lond. 1627) halten dieſelben Trümmer von Alexandria Troas für den Überreſt von Ilium immune oder Ilium novum. Grelot in ſeiner Relation d'un voyage de Constantinople 1680 wollte ebenfalls die Ebene von Troja mit den beiden Hauptflüſſen vom Vorgebirge Sigeum aus geſehen haben. Le Bruyn hat keine Beobachtungen von Bedeutung mitgetheilt. Merkwürdig, wenn auch von keinem großen Belang, bleiben die Mittheilungen einer Dame, die mit dem Homer in der Hand das Vorgebirge Sigeum erklimmte, und von da aus die beiden Hauptflüſſe geſehen haben wollte. Das war die Lady Worthley Montague. Vgl. Lady Montague Briefe während ihrer Reiſen in Europa, Aſien und Afrika. Aus dem Engliſchen. 3 Theile und Nachträge. (Leipz. 1763—67). Der Engländer Pococke hat zuerſt im J. 1739 gründliche Unterſuchungen auf der Ebene von Troja angeſtellt; er beſaß die Eigenſchaften eines gründlichen Beobachters, und gab deshalb viele Punkte daſelbſt mit großer Beſtimmtheit an, namentlich den Vereinigungspunkt des Skamandros und Simoeis, ſodaß den nachfolgenden Reiſenden faſt Nichts zu ſuchen übrig geblieben wäre, wenn er noch die Stelle des alten Troja und die Quellen des Skamandros geſehen hätte. Vgl. Pococke's Beſchreibung des Morgenlandes und einiger andern Länder. Aus dem Engl. von Breyer und Scheber. 3 Thle in gr. 4. (Erlang. 1790. 1791). Sein gelehrter Landsmann R. Wood, welcher im J. 1750 der Sache genauer nachforſchte, war dieſen Gegenſtänden ſehr nahe, ließ ſich aber durch Strabon, oder vielmehr durch Demetrius aus Skepſis verleiten, ſie nicht anzuerkennen, und ſo kam es, daß derſelbe den Simoeis Anfangs nicht aufzufinden vermochte, nachher aber mit dem Skamandros verwechſelte, überhaupt den topographiſchen Theil ſeines darüber abgefaßten, ſonſt ſo berühmten Werkes: Essay on the Original Genius and Writings of Homer (Lond. 1769. 4. 1770. 4. 1775. 4. Teutſch von Michaelis [Frankf.

'nen Grund in der verſchiedenen Ausſprache und in dem Mangel r Kenntniß des Türkiſchen hat.

1773]; die Zuſätze und Veränderungen der Ausg. v. 1775 ſind in der neuen Ausg. d. Überſ. [Frankf. 1778 gr. 8.]) beinahe gänzlich verfehlte [9]). Das meiſte Aufſehen indeſſen machte der Franzos le Chevalier, der im J. 1785 auf der trojaniſchen Ebene war, zwar mit vielem Eifer die Gegenſtände daſelbſt ſtudirte, aber, wie wir ſchon oben gezeigt haben, in zu viel Unbeſtimmtheit und Pathos der Gedanken ſeine Entdeckungen einhüllt, und vor allem wol darin irrte, daß er Troja in die Gegend des Dorfes Bournaſchi verlegte. Sein Werk: Voyage dans le Troade fait dans les années 1783—1786 par *J. B. le Chevalier*. Ed. III. (Par. 1812. 3 voll.) iſt teutſch erſchienen: Reiſe nach Troas von le Chevalier frei nach der zweiten Auflage bearbeitet von C. G. Lenz. Mit acht Kupfern und einer Karte (Altenb. und Erfurt 1800 [10]). Lange Zeit blieben die Anſichten le Chevalier's in Frankreich und Teutſchland herrſchend. Denn der Graf Choiſeul-Gouffier, franzöſiſcher Botſchafter in Conſtantinopel, in deſſen Dienſten le Chevalier ſtand, modificirte nur ſehr wenig die neuen Anſichten in ſ. Voyage pittoresque de la Grèce, wovon die zweite Lieferung des zweiten Bandes, welche zu Paris 1820 [11]) erſchien, Troja und die Umgegend umfaßt. Und in Teutſchland ſtimmten Heyne und Lenz in ihren darüber erſchienenen Schriften auch im Ganzen bei. Vergl. Heyne's Excurs. ad Iliad. Libr. VI. Le Chevalier, Beſchreibung der Ebene von Troja, mit Anmerkungen von Dalzel, aus dem Engliſchen von Dornedden, mit Zuſätzen von Heyne, und mit vier Karten. (Leipz. 1792). Chr. G. Heyne, Das vermeinte Grabmal Homer's, nach einer Skizze von le Chevalier gezeichnet von J. D. Fiorillo (Leipz. 1794. gr. 8.). K. G. Lenz, Die Ebene von Troja nach Choiſeul-Gouffier und andern Reiſenden nebſt Erläuterungen über den Schauplatz der Ilias und die darauf vorgefallenen Begebenheiten, mit Kupfern und einer Karte (Neuſtrelitz 1798). Indeſſen in England fanden le Chevalier's Anſichten einen hartnäckigen Gegner an Bryant, der in zwei Schriften, in den Observations upon a Treatise entitled a Description of the Plain of Troy by Mr. le Chevalier by *Jacob Bryant* (Eton 1795. 4.) und in der Dissertation concerning the war of Troy and the expedition of the Grecians as described by Homer (Lond. 1796. 4.), die Exiſtenz nicht nur Troja's, ſondern auch des trojaniſchen Kriegs überhaupt, leugnete und behauptete, es habe nie eine Stadt Troja in Phrygien gegeben, ſo wenig, wie einen Zug dahin von Seiten der Griechen. Vgl. J. Bryant, Abhandlung von dem trojaniſchen Kriege. Aus dem Engliſchen von Nöhden (Braunſchw. 1797). Zwar wurde Bryant von mehren Gelehrten, wie Morrit und Wakefield, zurecht gewieſen; allein der Streit über die Ebene Troja's dauerte doch noch fort, ja er wurde nur um ſo mehr ein Gegenſtand neuer Unterſuchungen, je weiter die Extreme in der Sache aus einander lagen. Daher finden wir auch nach den genannten Männern noch Reiſende und Gelehrte, die den Streit fortſetzten; wir nennen nur Sir William Gell, der ſich beſonders auf Verfertigung von Karten einließ, wobei er die größte Genauigkeit beobachtete, und die hierher gehörige Schrift herausgab: The topography of Troy and its vicinity (Lond. 1801); Dr. Clarke, der im J. 1807 Troas beſuchte; Rennell mit ſeinen Observations of the topography of the plain of Troy (Lond. 1814); Hawkins in den Edinburgh. transactions *Voll. IV.* litt. class.; Maclaren mit ſeiner Dissertation on the topography of the plain of Troy, including an Examination of the opinions of Demetrius, Chevalier, Dr. Clarke and Major Rennell (Edinb. 1822). Vgl. dazu Götting. gelehrt. Anz. vom 15. Jul. 1822. St. 112; Hunt, Dodwell, Hobhouſe, Forſter u. A. m. Zuletzt führen wir die Schrift an, der wir manche Notiz für unſern Artikel verdanken, und von deren Glaubwürdigkeit wir, ohne an Ort und Stelle ihre Haltbarkeit zu prüfen im Stande geweſen zu ſein, uns doch ſo ziemlich überzeugt haben, die auch, ſo viel wir wiſſen, noch keinen Epoche machenden Gegner gefunden hat. Wir meinen die uns nur aus der teutſchen Überſetzung bekannt gewordenen Unterſuchungen von Philipp Barker Webb über den ehemaligen und jetzigen Zuſtand der Ebene von Troja. Aus dem Italieniſchen überſetzt von Dr. Heinr. Haſe (Inſp. der königl. Antikenſammlung und des Münzcabinets in Dresden). Nebſt der Karte von Troas (Weim. 1822). „Kein Syſtem über Troas," ſagt dieſer ruhige Forſcher S. 48 der angeführten Schrift, „iſt zuläſſig, das allein auf Dichtungen und ihre ſtreitigen Erklärungen begründet, mit augenſcheinlichen Thatſachen und der Natur des Landes im Widerſpruche iſt. Heutzutage auffinden zu wollen, was ſchon ſeit 2000 Jahren verloren iſt, iſt ein eitles Vorgeben." Und weiter unten heißt es: „In zweifelhaften Dingen gilt ein hoher Grad von Wahrſcheinlichkeit ebenſo viel, als moraliſche, nicht mathematiſche Gewißheit. Wir müſſen daher die Zweifelsgründe gegenſeitig abwägen, und die Seite, die weniger hat, iſt unſerer Zuſtimmung ſicher." Phil. Barker Webb unternahm im J. 1819 in Begleitung zweier jungen Engländer, die ihn dabei ſehr thätig unterſtützten, eine Reiſe, um einige Provinzen des Osmaniſchen Reichs zu beſuchen, und gelangte dabei in der Mitte Septembers des genannten Jahres über den Hellespont nach Troas. Alle Nachrichten über die Örtlichkeiten wurden auf der Stelle bei einem längern Aufenthalte, als die meiſten Beſchreiber von Troas ſich je zugemuthet haben, durch eigne Einſicht erworben. Für die Eigenthümlichkeiten des Bodens und die Erſcheinungen der Natur brachte der claſſiſch gelehrte Mann das ſorgſam prüfende Auge eines Naturforſchers mit, und nahm eine Karte

---

9) Wir können nur im Vorbeigehen hier der großen Bemühungen gedenken, welche ſich die Society of Dilettanty in England gegeben hat, um die Alterthümer Griechenlands und Kleinaſiens und Joniens zu ſammeln. Daran reihen ſich die Namen derer, die, um die Zwecke der Geſellſchaft zu realiſiren, Unterſuchungsreiſen unternahmen und Schriften verfaßten, wie Stuart, Chandler, Perett, Pars u. A. in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Vgl. darüber Kruſe's Hellas. 1. Bd. S. 107 fg. 10) Vgl. über das Literariſche dieſer Arbeit Kruſe's Hellas. 1. Bd. S. 119. 11) Das Weitere darüber ſ. bei Kruſe in der Hellas. 1. Bd. S. 112.

Digitized by Google

auf, welche von dem Inſpector Haſe in der Vorrede zur Überſetzung des genannten Werkes die beſte über den Schauplatz der Ilias genannt wird. Um die Hauptpunkte kurz anzudeuten, ſo werde Folgendes bemerkt. Der heutige Kasdagh iſt nach B. Webb der Ida, oder, wie ihn Demetrius nennt, der Kotylos oder Gargara. Die Dardanellen ſind der Hellespont. Die Vorgebirge Ajanteum und Rhöteum ſind nach ihm bei Je-Tepe und Frank-Kevi zu finden. Dreißig Stadien weit davon gegen Mittag iſt das Vorgebirge Sigeum und das Achilleum, grade, wo jetzt das Cap Janizzary zu finden iſt. Von da aus werden die verſchiedenen Tumuli beſtimmt und zuletzt mit großer Vorſicht angegeben, wo ungefähr das Homeriſche, das alte und neue Ilium geſtanden. Tſchiblak-Kevi iſt ihm der Pagus Iliensium, oder das ſogenannte alte Ilium; ſüdlicher wird Palaio Califatli für Neuilium genommen, und in die Mitte zwiſchen beide das Homeriſche Ilium geſetzt. Über Skamandros und Simoeis wird, wie wir ſchon oben mitgetheilt haben, geurtheilt.

So viel können wir in einem kurzen Überblicke über einen Gegenſtand mittheilen, der zwar immer wieder von Neuem zur Unterſuchung aufreizt, aber wegen Entfernung der Zeit und des Raums nie völlig und befriedigend erörtert werden kann. Von Schubert's Reiſe in Orient in den Jahren 1836 und 1837, die auch die Küſte von Troas berührte, haben wir nur erſt einen Vorgeſchmack erhalten, in der kurzen Nachricht darüber, welche die Frankfurter Oberpoſtamtszeitung in Nr. 276 u. fg. Oct. 1837 gab.

2) I., ein Berg in Lakonika in der Nähe von Gythion, bekannt unter dieſem Namen wol nur aus Pauſanias in den Laconicis 24. §. 5. Pauſanias ſagt nämlich von der Stadt Las, welche 40 Stadien von Gythion entfernt war, daß ſie zwiſchen den drei Bergen Ilion (wofür auch Ilios geleſen wird), Aſia und Knakadios erbaut geweſen ſei. Wir müſſen es für einen Druckfehler halten, wenn im Biſchoff-Möller'ſchen Lexikon (ſ. v.) dieſes Ilium zu einem Berge in Lykaonien gemacht wird. *(S. Ch. Schirlitz.)*

Ilium os, ſ. unt. Hüftbein.

Ilius, ſ. Ileus.

ILIVE, 1) Jacob, Sohn des folgenden, war Buchdrucker, doch auch Schriftgießer und Schriftſteller. Als erſterer hat er ſich vorzüglich durch die 1747 von ihm gedruckte hebr. Concordanz des Calaſio merkwürdig gemacht, als letzterer iſt er aber mehr als berüchtigt geworden. Er trat Anfangs als Vertheidiger des Chriſtenthums auf, und ſchrieb gegen Collin's Abhandlung von den Gründen und Beweisthümern der chriſtlichen Religion eine kleine Schrift unter dem Titel: Vertheidigung der chriſtlichen Religion, entworfen von einem Laien, welche 1730 erſchien. Bald aber änderte er ſeine Anſichten. In Tindal's und Collin's Fußtapfen tretend, hielt er dem Teſtamente ſeines Vaters zufolge am 24. Sept. 1733 in der Tiſchlerhalle zu London eine Rede, welche er noch in demſelben Jahre unter dem Titel: Oration spoke at Joyners Hall zu London in Octav herausgab, und dem Lord Johann Barber dedicirte. In dieſer ſtellte er die damals noch anſtößige Meinung auf, daß Abraham nicht auf Gottes Befehl, ſondern aus eigenem Antriebe ſeinen Sohn habe opfern wollen, zog über den Jacob her, weil dieſer ſeinen Bruder Eſau um das Recht der Erſtgeburt betrogen habe, behauptete, daß Moſes nicht nach Gottes Befehl, ſondern nach den Rathſchlägen des Jethro und in Übereinkunft mit dieſem gehandelt habe, und hebt vorzüglich deſſen Ermordung des Ägypters hervor. Aaron iſt ihm ein liſtiger Betrüger, der eine Religion nach ſeiner Weiſe habe einführen wollen. Die Israeliten tadelt er wegen der Entwendung der goldenen Gefäße, und das Criminalgeſetz wird auch nicht geſchont. Die Leviten ſind ihm nichts als eine eigennützige Prieſterkaſte. Die Erde erklärt er für die Hölle, die Menſchen, mit Beziehung auf Offenbarung Johannes 12, 4. 7—9, für gefallene Engel. Gott habe nämlich dieſen die ewige Gottheit des Sohnes geoffenbaret, dieſe ſei dem oberſten der Engel unerträglich geweſen, welcher deshalb einen Aufſtand erregt habe, in welchen der dritte Theil der Engel verwickelt worden ſei. Dieſe wären vom Erzengel Michael beſiegt und zur Strafe auf die Erde herabgeſtürzt worden. Das Feuer endlich, mit welchem diejenigen beſtraft werden ſollten, welche nach dem jüngſten Gerichte auf unſere Erde verwieſen werden würden, werde immaterial ſein. Auch leugnet er die Ewigkeit der Höllenſtrafen. Die letzteren Meinungen ſoll er ſeiner Mutter zu Liebe aufgeſtellt haben, welche dieſelben theilte. Dieſe Rede rufte eine Schrift hervor, welche 1734 zu London unter dem Titel: A Dialogue between a Doctor of the Church of England and Mr. Jacob Ilive erſchien, in welcher vorzüglich die Wunder des Moſes natürlich erklärt werden. Man hält Iliven ſelbſt für den Verfaſſer des Dialogs [1]). Späterhin (1751) erſchien von ihm eine vorgebliche Überſetzung des Buchs Jaſchar („Jâsher“), welches ein gewiſſer Alcuin von Bretagne geſchrieben haben ſollte, und die er ſelbſt in der Nacht druckte. Im J. 1756 gab er ſeine Modest Remarks on the Discourses of the Bishop of London (Sherlock) heraus, die aber nichts weniger als beſcheiden waren. Er griff in denſelben nicht nur die geoffenbarte Religion auf das Heftigſte an, ſondern ſchmähte auch den Biſchof auf jede Weiſe. Dieſes hatte zur Folge, daß Ilive drei Tage am Pilory (Pranger) ſtehen, ſechs Monate in das Zuchthaus wandern, und noch bei ſeiner Freilaſſung Bürgſchaft für ſeine künftige, beſſere Aufführung ſtellen mußte. Im Zuchthauſe ſchrieb er mehre Flugſchriften, deren eine eine Reformation des Zuchthauſes zum Zwecke hatte. Ilive war ſehr wohlhabend, bekleidete nie ein öffentliches Amt und ſtarb 1763 [2]).

2) Johann [3]), ein engliſcher Buchdrucker, welcher vor-

1) Irrig verſetzt die Biogr. univ. die Abfaſſung dieſes Dialogs in das J. 1729. 2) Vgl. die Biogr. univ. u. d. A. und M. Urb. Gottl. Thorſchmid's vollſtändige engl. Freidenker-Bibliothek. 4. Th. S. 514 fg. 3) Die falſche Schreibart Janne ſtatt John verleitete den Dr. Pfaff zu der Annahme in ſeinen akademiſchen Reden über den Entwurf der Theologiae Anti-Deisticae S. 61, daß die erwähnte Stiftung von einer gewiſſen Jeanne Ilive gemacht worden ſei.

züglich dadurch berüchtigt geworden iſt, daß er eine teſtamentariſche Stiftung machte, nach welcher grade im Gegenſatze der Rob. Boyle'ſchen, jährlich Reden gegen das Chriſtenthum gehalten werden ſollten. Er ſtarb am 29. Aug. 1733. (*G. M. S. Fischer.*)

Iliyats, ſ. unt. **Persien.**

ILK, ein Dorf im nyirer Gerichtsſtuhle, und zwar im nordweſtlichſten Winkel des ſzathmárer Comitats, im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, an der Grenze der beregher und ſzaboltſer Geſpanſchaft, in einer durchaus ebenen, waldreichen Gegend, an der von Tokay nach Beregh führenden Straße gelegen, eine teutſche Meile weſtwärts von dem Markte Namény entfernt, mit 74 Häuſern, 522 magyariſchen Einwohnern, die ſich durch Feldbau und Viehzucht ernähren, und 415 Evangeliſche, 87 Katholiken und 20 Juden unter ſich zählen, einer eigenen Pfarre und Kirche der Evangeliſchen helvetiſchen Confeſſion, und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

ILKESTON, ein Kirchſpiel Englands in der Grafſchaft Derby, hat 3300 Bewohner und liegt zwei teutſche Meilen nordöſtlich von Derby. (*J. C. Schmidt.*)

ILKETSHALL, St. Andrews, ein kleines Kirchſpiel Englands in der Grafſchaft Suffolk, liegt eine halbe teutſche Meile von Bungay entfernt, und hat nur 480 Einwohner. (*J. C. Schmidt.*)

ILKLEY, eine kleine Landſtadt Englands im weſtlichen Theile (westriding) der Grafſchaft York, hat nur 550 Einwohner. (*J. C. Schmidt.*)

ILL (die), Fluß der franzöſiſchen Departements Ober- und Niederrhein (des alten Elſaß), faſt ganz der großen Rheinebene zwiſchen Schwarzwald und Vogeſen, und zwar dem linken Rheinufer angehörend. Die Ill entſpringt am nordweſtlichen Abhange des Jura, da, wo dieſes unter dem Namen Sundgau die Rheinebene im Südweſten ſchließt, bei dem Dorfe Winkel ſüdweſtlich der Stadt Pfirt oder Ferrette. Von der Quelle an fließt ſie Anfangs von W. nach O. in einem Thale des Jura, wendet ſich bei dem Dorfe Oltingen nördlich, wird bis Mühlhauſen immer noch von Hügeln begleitet, tritt aber bei dieſer Stadt ganz in die Rheinebene, wo ſie nun ſtets niedrige Ufer hat. Die mittlere Breite des Fluſſes beträgt bei mittlerem Waſſerſtande 96 Fuß (16 Toiſen), die mittlere Tiefe, ebenfalls bei mittlerem Waſſerſtande, fünf Fuß drei Zoll, die mittlere Geſchwindigkeit 25 Toiſen in der Minute. Dagegen beträgt die Stromentwickelung des Fluſſes 25 geographiſche Meilen, der Abſtand der Quelle von der Mündung 19 ſolcher Meilen; ſeine Krümmungen betragen ſechs geogr. Meilen, oder mehr, als ein Viertel der Stromentwickelung. Die Ill wird bei dem Ladhofe eine Viertelmeile nördlich von Colmar, und gleich unterhalb der Fechtmündung, ſchiffbar. Im Sommer können die Kähne aber des niedrigen Waſſerſtandes wegen nur bis zum Dorfe Illhäuſern (auf der Grenze der Departements Ober- und Niederrhein) gelangen. Die auf der Ill gebräuchlichen Kähne ſind 12 Meter (à 3,08 par. F.) lang, drei Meter breit und ebenſo tief; ſie tragen, je nach dem Waſſerſtande des Fluſſes, 100—200 metriſche Centner, und führen Wein, Gerſte, Käſe, Papier, Indiennen, Siamoiſen, Kattune nach Strasburg, und nehmen in dieſer Stadt für die Conſumtion des Departements Oberrhein ein: Mehl, Getreide, Mohn, Öl, Gemüſe, Lumpen ꝛc. Die Ill, welche öfter mehre Arme bildet, fließt etwa ſo ſchnell, wie der Rhein, ſo weit er neben der Ill hinſtrömt; ihr Gefälle ergibt ſich aus folgendem von Penot und Andern angeſtellten Barometernivellement:

		Abſolute Höhe in pariſer Fußen
Illquelle	bei dem Dorfe Winkel	1623
Illſpiegel	bei Ligsdorf	1478
—	bei Rödersdorf	1321
—	bei Oltingen	1297
—	bei Werenzhauſen	1146
—	bei Waltighofen	1029
—	bei Hirſingen	933
—	bei Hirtzbach	924
—	bei Altkirch	881
—	bei der Largmündung	822
—	bei Mühlhauſen	750 [1])
—	bei Enſisheim	671
—	bei Colmar	551
—	bei Strasburg	444 [2])
—	an der Mündung in den Rhein	420 [3]).

(*Klaehn.*)

ILLA. Nur im Vorbeigehen gedenkt Cellarius in ſeiner Notitia Orbis antiqui Tom. I. p. 166 dieſes Fluſſes in Aquitanien, welcher in den Duranius (jetzt Dordogne) falle, Baudrand aber in *Ferrarii* Nov. Lex. Geographic. s. v. *Illa* berichtet mehr. Nach dieſem entſpringt derſelbe bei den Lemovicis, jetzt Limoſin, geht dann in das Gebiet der Petrocorii, das jetzige Perigord, berührt die Hauptſtadt davon, Veſuna, jetzt Perigueux, und die Stadt Muſſidanum, jetzt Mucidan, in demſelben Gebiete, fünf franzöſiſche Meilen weſtlich von Perigord, nimmt in ſeinem Laufe bei Cutracum, jetzt Coutras, das Flüßchen Dornia auf, und ergießt ſich endlich unterhalb Liburnia, jetzt Libourne, in den Duranius. Nach Baudrand, der in demſelben Nov. Lex. Geograph. von Ferrarius s. v. *Mussidanum* die Illa noch einmal mit dieſer Schreibart erwähnt, unter dem Artikel Cutracum aber Ella ſchreibt, iſt die Illa jetzt die Lille, ein Fluß, den wir auf den neuern Karten Isle geſchrieben finden. Vgl. z. B. Stieler's Handatlas und Meyer's Univerſalatlas Tab. 32. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILLACH, Flüßchen im bairiſchen Landgerichte Schongau, am Fuße des Trauchberges entſpringend und bei Illach in den Lech fließend. (*Eisenmann.*)

ILLACS, auch **ILLACH** und **ILLASCH**, ein zur Herrſchaft Vukovár gehöriges großes Dorf, im vukovárer Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der ſyrmier Ge-

1) Nach Huerne de Pomeuſe. 2) Berghaus, Karte von Frankreich. 3) Dieſelbe Karte.

Digitized by Google

ſpanſchaft des Königreichs Slawonien, an der Grenze des brooder Regimentsbezirkes, und unfern von der von Eſzek nach Semlin führenden Poſtſtraße und dem Gebirge, in ebener, nicht ganz von Sümpfen freien Gegend gelegen, ungefähr drei teutſche Meilen von Vukovár entfernt, nach Tovarnik eingepfarrt, mit 142 Häuſern, 1267 katholiſch-illyriſchen Einwohnern, die nur neun nicht unirte Griechen unter ſich zählen, einer katholiſchen Filialkirche und ſehr fruchtbarem Boden. (*G. F. Schreiner.*)

ILLADIA, ein zur Cameralherrſchaft Száſzka gehöriges Dorf im Banate, und zwar im oraviczer Gerichtsſtuhle der kraſſover Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, im Gebirge gelegen, von einem in die Karaſch ſich ergießenden Bache durchfloſſen, 1½ Meile ſüdwärts von Teutſch-Oravicza entfernt, mit 299 Häuſern, 1561 wallachiſchen Einwohnern, welche Feldbau und Viehzucht treiben, und, mit Ausnahme von acht Katholiken, ſämmtlich nicht unirte Griechen ſind, einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule der diſſentirenden Griechen, und ſtarkem Bergbaue in der Nachbarſchaft. (*G. F. Schreiner.*)

Illak, ſ. Kaschgar und Turfan.

ILLANA, 1) I., nach Haſſel's Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung Concejo in der ſpaniſchen Provinz Aſturias. 2) I., ſ. Illanos. (*G. M. S. Fischer.*)

ILLANCSA und **ILLANCZA**, ein zum Grenzregimentscantone XII. des teutſchbanatiſchen Regimentsbezirkes der banatiſchen oder ungariſchen Militairgrenze, der dem temeſvárer Generalate gehöriges Dorf, in der großen oder unteren ungariſchen Ebene, an der von Groß-Becskerek nach Weißkirchen führenden Poſtſtraße, in der Nähe von Sümpfen gelegen, die nach ihm benannt werden, aber durch den in der Nähe vorübergehenden Verſeczerkanal zum Theil bereits trocken gelegt worden ſind, nur 1½ Meile weſtwärts von den viel bedeutenderen Moräſten von Alibunar entfernt, mit 352 Häuſern, 2078 Einwohnern, welche Illyrier ſind, und ſich, bis auf 29 Katholiken, ſämmtlich zur nicht unirten griechiſchen Kirche bekennen, zwei nicht unirten griechiſchen Pfarren und Kirchen, einer Schule, einem beträchtlichen Torfmoore, welches ſeit dem Jahre 1771 bearbeitet wird, und von jedem Jahre 333⅓ Kubikklafter Torf gibt, und einem Vorwerke, zu welchem viele Urbarlandgründe gehören. In der Nähe des Dorfes breiten ſich auch große Strecken von Flugſand aus, die aber auch durch Anpflanzungen von Föhren wenigſtens zum Theile der Cultur gewonnen worden ſind. Profeſſor Schedius hat das hieſige Torfmoor unterſucht und im J. 1808 erklärt, daß die Ortſchaften Mancſa und Sz. Mihaj für 25—30 Jahre hinreichenden Brennſtoff in dieſem 1700 Joche im Umfange haltenden Moore haben. (*G. F. Schreiner.*)

ILL-ANKEN, Provinzialname des im Bodenſee häufigen Salmo lacustris, welcher zur Laichzeit in den Rhein, die Ill und andere Flüſſe ſich begibt. Am Bodenſee nennt man ihn blos Anken, ſowie auch Salmo (ſ. d. Art.). (*Burmeister.*)

Illanó, ſ. Illanowa.

ILLANOS (die). Dieſe bilden einen der drei Hauptvölkerſtämme, welche, ſo viel wir bis jetzt wiſſen, die hinterindiſche Inſel Magindanao (Mindanao, Melindeno) bewohnen, und gehören gleich den Magindanoern, mit denen ſie in Sitten und Gebräuchen, ſelbſt hinſichtlich der Seeräuberei, welche bei ihnen durch die zu ihrem Gebiete gehörige Panguilbai ſehr begünſtigt wird, übereinſtimmen, zu dem weitverbreiteten Stamme der Malaien, und werden von den Spaniern Negros del Monte genannt. Sie haben, indem ſie ſich zur Lehre Muhammed's bekennen, ihre Unabhängigkeit glücklich behauptet; das bei den Malaien überhaupt herrſchende Lehnſyſtem iſt auch bei ihnen in Kraft, und ſie werden von 16 kleinen Sultanen und 17 Rajas regiert. Ihr Land, die ſogenannte Landſchaft Illanos, zieht ſich von der Illanabai, welche von den Vorgebirgen Bamban und Flechas eingeſchloſſen wird, durch die Mitte der Inſel bis zur Nordküſte, und bildet den zweiten der vier Haupttheile, in welche die Inſel zerfällt. Vgl. Magindanao. (*G. M. S. Fischer.*)

ILLANOWA, ILLANÓ, gemeiniglich Plostin-Illanó, auch Illanow, ein zur königlichen Cameralherrſchaft Hradek gehöriges Dorf, im öſtlichen Gerichtsſtuhle (Processus) der liptauer Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Donau Niederungarns, im Gebirge, ¼ Meile vom linken Ufer des Waagfluſſes und von dem Markte Verbicz entfernt, mit 53 Häuſern, 525 ſlowakiſchen Einwohnern, welche bis auf 15 Katholiken, ſich ſämmtlich zur evangeliſchen Kirche augsburgiſcher Confeſſion bekennen, und ſich von der Schafzucht und vom Fuhrweſen ernähren. Nur eine Viertelſtunde von Ploſtin-Illanó iſt das kleine Dorf Németh-Illanó entfernt, welches von einem vom Berge Polubnicza herabkommenden Bache durchfloſſen wird. Beide Ortſchaften ſind zur Pfarre des Marktes Szent-Miklós eingepfarrt. (*G. F. Schreiner.*)

ILLAENUS (Paläozoologie). Unter dem Namen Illaenus ſondert Dalman einige durch deutliche und ganz ſeitliche Augen bei drei gewöhnlichen zwei Längsfurchen des Rumpfes ausgezeichnete Asaphus-Arten als Subgenus von den übrigen ab, welche wol verdienen, eine beſondere Gruppe zu bilden. Der Charakter beſteht mithin in zwei Theilen, den erſtern hat es mit Asaphus gemein, der andere trennt es von den übrigen Gruppen dieſes Cruſtaceengeſchlechtes. Er iſt daher:

a) **Oculi distincti elevati in capitis semilunati pagina superiore. Corpus in globum contractile, segmentis trunci 6—10 distinctis, caudalibus vero connatis in scutum magnum, saepius capiti respondens.**

b) **Caput latissimum, convexum, antice rotundatum, lateribus deflexis. Oculi laterales, temporales, valde remoti. Truncus segmentis 9—10 laevibus, i. e. sulcis 2 longitudinalibus ordinariis, transversis vero nullis. Pygidium maximum, integerrimum laevigatum.**

Die Arten ſind:

1) **Asaphus (Illaenus) centrotus** *Dalm.* **Pal. p. 51. t. V. f. 1 a—c.** und **p. 71. Illaenus centrotus**

Digitized by Google

Holl. 168; *Hising.* Pétrif. Suèd. IV, 33. A. trunco 9. articulato; capite maximo semiorbiculari convexo, angulis posticis extensis; oculis parvis temporalibus; linea faciali antrorsum amplissima, pone oculos extrorsum arcuata. Im hellgrauen Übergangskalke Oſtgothlands bei Husbyſjöl ſehr ſelten. Dieſe Art unterſcheidet ſich von den folgenden durch die hornartigen Verlängerungen der hintern Winkel des Kopfbruſtſchildes und durch den Verlauf der Stirnnaht. Die Hörner reichen nicht bis zum Schwanzſchilde. Augenhöcker klein, niedrig, durch den platten Augenliedlappen faſt bedeckt, ſehr fein gegittert. Spindel breit, doch ſchmäler, als die Seiten. Schwanzſchild ganz platt, flacher, als bei folgender Art, mit noch einer kurzen, undeutlichen und ungetheilten Fortſetzung der Spindel.

2) Asaphus (Illaenus) crassicauda. Entomostracites crassicauda *Wahlenberg.* N. Act. Upsal. VIII. p. 27. t. II. f. 5. 6 und p. 294. t. VII. f. 5. 6. Asaphus laticauda pullus *Brongn.* Trilob. p. 25: Trilobites crassicauda v. *Schloth.* Petref. III, 37. Trilobites Esmarkii v. *Schloth.* Isis 1827. p. 315. t. I. f. 8. a. b. c. Asaphus (Illaenus) crassicauda *Dalm.* Pal. p. 51. t. V. f. 2. a—f und p. 71. Illaenus crassicauda *Holl.* 168; *Hising.* Pétrif. Suèd. IV, 33; *Goldf.* b. *Dech.* 539; *Bronn* Lethaea, 115. t. IX. f. 9. a. b. Cryptonymus Parkinsonii *Eichw.* It. Ingr. 51. t. I. f. 8. A. trunco 10. articulato, capite maximo, semicirculari gibboso, linea faciali arcu antico amplissimo, postice brevi et subrecta; oculis parvis ad capitis tempora. Nach A. expansus iſt dies im ſchwediſchen Übergangskalke die gemeinſte Art. Am Osmundsberge in Dalecarlien und zu Husbyſjöl in Oſtgothland findet ſie ſich von 6‴—18‴ Breite, und gewöhnlich zuſammengerollt. Auch zu Böda auf Öland und im ſchwarzen Übergangskalke Norwegens bei Chriſtiania; endlich zu Czarsko Szelo bei Petersburg. Sie unterſcheidet ſich leicht von den andern durch die nicht bis über den Scheitel vorwärts reichenden zwei Rückenfurchen, den Mangel der Hörner und den ebenen Schwanzſchild.

3) Asaphus (Illaenus) laticauda. Entomostracites laticauda *Wahlenb.* in N. Act. Upsal. V. p. 28. t. II. f. 7. 8 und p. 295. Asaphus laticauda *Brongn.* Trilob. p. 24. pl. III. f. 8. Trilobites laticauda *Schloth.* Petref. III, 35. Asaphus (Illaenus) laticauda *Dalm.* Pal. 52, 71. Illaenus laticauda *Holl.* 169; *Hising.* Pétrif. Suèd. IV, 33. Im weißen Übergangskalke am Osmundsberge in Dalecarlien; eine in Oſtgothland, wo die vorige Art ſo häufig iſt. Aber ganze Exemplare oder Rümpfe hat man bis jetzt noch nicht entdeckt, und kennt daher auch deren Gliederzahl nicht. Hiſinger fügt dieſen Arten noch bei:

4) Illaenus Centaurus *Dalm.* *Hising.* Pétrif. Suèd. IV, 33, von der Inſel Öland.

5) ? Illaenus laciniatus *Hising.* Pétrif. Suèd. IV, 36. Entomostracites laciniatus *Wahlenb.* Act. Upsal. V, 34. t. II. f. 2. Paladoxides laciniatus *Brongn.* Trilob. 35. pl. III. f. 3. Trilobites laciniatus *Schloth.* Petref. III, 26. 36. Asaphus laciniatus *Dalm.* Pal. 53, 72. t. VI. f. 1, eine ſehr zweifelhafte, mannichfaltig herumgeworfene Art von Möſſeberg in Weſtgothland und von Borenshult in Oſtgothland *).

(*H. G. Bronn.*)

ILLAPEL, ſüdlichſte Provinz des Departements Coquimbo in Chile. In ihrer allgemeinen Beſchaffenheit gleicht ſie dem mittleren Chile, denn ſie beſteht aus einem ſehr bergigen und durchſchnittenen Gelände, zwiſchen dem Ocean und den Anden, das jedoch bis zum Fuße dieſes ſehr ſteil anſteigenden Gebirges ſich wahrſcheinlich kaum 2000 Fuß erhebt, einige kleine, im Sommer leicht eintrocknende Flüſſe beſitzt, ſonſt aber an Waſſer keinesweges Überfluß hat, und daher nur da fruchtbar iſt, wo künſtliche Irrigation eingeführt werden konnte. Zwiſchen den cultivirten Thälern erſtrecken ſich breite Bergrücken von ſehr ſterilem Anſehen, die mit kurzem Buſchwerke bewachſen, in der trocknen Jahreszeit bisweilen ganz verdorren und höchſtens als Weiden für Schafe brauchbar ſind. An der Küſte dehnen ſich ſtellenweis große, ganz unbewohnbare Sandſtrecken aus. Das Klima iſt ſehr mild und heiter, allein ungewöhnlich trocken. Der einzige Fluß iſt der Rio Chuapa, der aus mehren Strömen der Anden entſteht, und unter 31° 28′ ſüdl. Br. in das Meer fällt. Die Anden erreichen im Allgemeinen nicht die Höhe des Zuges weiter ſüdlich, indeſſen erheben ſich einzelne Pics, z. B. Pico de Chuapa, wahrſcheinlich bis zu einer Höhe von 16—17,000 Fuß. Die ganze Kette iſt in Illapel an Metallen ſehr reich, allein Unzugänglichkeit, Armuth an Waſſer und völliger Mangel an Brennmaterialien und Bauholz erſchweren entweder ihre Ausbeutung oder verhindern dieſe ganz. Es gibt jedoch drei Päſſe über jene Cordillera nach der Provinz San Juan; der Paß von Illapel, Chuapa und Chalinga. Der erſte wird am meiſten benutzt, jedoch iſt der Verkehr ſehr unbedeutend. Die Zahl der Bevölkerung war laut dem Cenſus, welchen die Regierung von Chile 1833 herausgab, 14,500 Seelen. Hauptbetrieb war ehedem der Bergbau, allein manche Nachtheile deſſelben, die erſt in neuern Zeiten recht fühlbar wurden, haben viele der Minenbeſitzer und Arbeiter veranlaßt, den Landbau zu ergreifen, der in dem Thale des Chuapa ziemlichen Erfolg gehabt hat, und ſich ſo weit ausdehnt, als möglich, während ehedem ſich Niemand mit ihm abgab. Der Mangel eines Hafens und ſehr ſchlechte Landwege, denn das gewonnene Kupfer mußte 80 Leguas weit, bis Valparaiſo auf Maulthieren

---

*) *G. Wahlenberg*, Petrificata Telluris Suecanae examinata; Nova Acta Soc. Scientiar. Upsaliensis. VIII. p. 1 sq. p. 293 sq. t. I—VII. *Al. Brongniart* (et *Desmarest*), Histoire naturelle des Crustacées fossiles, savoir des Trilobites etc. (Paris 1822. 4.) v. Schlotheim, Überſicht der bis jetzt bekannt gewordenen Trilobitenarten; in Petrefactenkunde III. (2. Nachtrag.) 1823. S. 1—44. Dalman, über die Palöaden oder ſogenannten Trilobiten; a. d. Schwed. von Engelhart. (Nürnb. 1828. 4.) (*Hisinger*), Esquisse d'un tableaux des Pétrifications de la Suède. Nouv. Edit. (Stockh. 1831). Fr. Holl, Handbuch der Petrefactenkunde. (Dresd. 1829. 12.) *E. Eichwald*, Geognostico-Zoologicae per Ingriam marisque Baltici provincias, nec non de Trilobitis observationes. (Casani 1825. 4.) *H. G. Bronn*, Lethaea geognostica (Stuttg. 1835—1837). p. 116.

Digitized by Google

tranſportirt werden, haben den Bergbau heruntergebracht, jedoch wol nur für einige Zeit, da man für Erleichterung der Verbindung zu ſorgen begonnen hat. Man bauete auch Kupfer und Gold. Vom erſteren ſind unermeßliche Vorräthe in den Bergen aufgehäuft, der Gewinn des letzteren iſt aber zu allen Zeiten ſehr ungleich, das Geſchäft daher ſehr unſicher geweſen. Die ſtatiſtiſche Überſicht von Chile (von 1833) gibt 12 Goldminen, 42 Kupfergruben, 18 Trapiches für Golderze, 6 Kupferöſen als gangbar an, und ſchätzt die Zahl der Bergleute auf 400. Der Ertrag an Weizen wurde zu 18,000 Fanegas, von Mais zu 2000 Fanegas, von Wein zu 2000 Arrobas (80,000 Flaſchen) angegeben. Kirchſpiele ſind drei vorhanden, mit zwei Elementarſchulen. Hauptort iſt San Rafael de Illapel am Rio Cuzcuz, einem unbedeutenden Seitenfluſſe des Rio Chuapa, in einem Engthale, acht Leguas von der Küſte entfernt. Es iſt ein ſehr kleiner, aber gut gebauter, meiſtens von Bergwerksbeſitzern bewohnter Flecken. (*E. Pöppig.*)

ILLASI, 1) ein Diſtrict der venetianiſchen Provinz Verona, im beſſiniſchen Gebirge gelegen, von Progno d'Illaſi, einem reißenden Bergſtrome, der ſich ſtellenweiſe ganz im Gerölle ſeines Bettes verliert, durchfloſſen, und durch einen vom Campo groſſo ſich loslöſenden, langen Gebirgszweig vom Thale des Chiampo, ſowie durch einen andern Zug, der ſich am Campo bruno entwickelt, von dem Val Squaranta geſchieden. Dieſer Diſtrict umfaßt ſieben Gemeinden mit einem Flächenraume von 12,849 Tornature 83 Centeſimi und (1832) 12,181 Einwohnern. Das Saccato provviſorio des ganzen Diſtricts belief ſich in demſelben Jahre auf 705,924 Scudi 4 Lire und drei Ottavi. 2) Eine im Thale und Diſtricte gleiches Namens, am linken Ufer des Progno d'Illaſi, am Fuße eines Berges, welchen ein altes Schloß krönt, liegende Gemeinde, und Hauptort des Diſtriets, der nach ihm benannt iſt, 10 Miglien von Verona, 73 von Venedig und 2¼ von der Gemeinde Badia Calavena entfernt; ſie iſt dee Sitz eines königlichen Diſtricts-Commiſſariats, mit einer eigenen Gemeindedeputation, einer katholiſchen Pfarre, welche zum Bisthume Verona gehört, einer dem heil. Georg geweihten Pfarre und einer Aushilfskirche, einem Sanctuarium, acht Oratorien, einer Briefeinnahme, welche mit der Poſt zu Badia Calavena zuſammenhängt, und 1590 Einw. Zu dieſer Gemeinde gehören die drei Villaggi: Cellore d'Illaſi, Gaſperino und Sorze, die auch der Pfarre zu Illaſi einverleibt ſind. (*G. F. Schreiner.*)

ILLATA, ILLATEN. Im Allgemeinen verſteht man unter den ſogenannten Illatis den Inbegriff von Vermögen, welcher zu einem gewiſſen Zwecke, wohin eingebracht worden iſt. Juriſtiſch aber machen ſich dieſe Illata namentlich in drei beſondern Beziehungen weſentlich geltend: 1) bei dem Vermögen, welches die Frau dem Manne zubringt; 2) bei dem Vermögen, welches der Pachter eines Gutes oder Grundſtückes zu deſſen Bewirthſchaftung und Benutzung in daſſelbe einbringt; 3) bei dem Beſitzthume, welches der Abmiether eines Hauſes, einer Wohnung u. dergl. für gleichen Zweck der Benutzung in das Miethlocal einbringt.

1) Die juriſtiſchen Verhältniſſe bei dem Einbringen der Frau ſind namentlich ſehr wichtig. Es faßt nun aber das Einbringen der Frau Alles in ſich, was man das Heirathsgut (Dos), auch Brautſchatz, Eheſteuer und Brautgabe derſelben nennt; als Inbegriff der dem Ehemanne von der Frau ſelbſt, oder im Namen derſelben und mit Rückſicht auf dieſe von einem Dritten zur Beſtreitung der Laſten des Eheſtandes übergebenen Güter [1]).

Dieſes Heirathsgut kann ebenſo wol in beweglichen als unbeweglichen Sachen beſtehen; nicht weniger in einer Geldſumme, und in gewiſſen Befugniſſen oder Rechtsanſprüchen; ja ſelbſt in dem ganzen Vermögen der Frau. Der Mann aber hat an dem Heirathsgute folgende Rechte: a) Er iſt befugt, alle Früchte aus den dazu gehörigen Gütern zu ziehen. b) Es ſteht ihm ein einſtweiliges Eigenthumsrecht daran zu. Dieſes Eigenthumsrecht nennen die Juriſten dominium civile dotis, und unterſcheiden davon das dominium naturale dotis, welches die Frau fortwährend am Heirathsgute behält. c) Er hat das Recht, die zum Heirathsgute gehörigen Gegenſtände zu veräußern. Jedoch darf, wenn von unbeweglichen Gütern die Rede iſt, dieſe Veräußerung nur nach erfolgter genauer Taxation, oder nach Eintritt rechtlicher Nothwendigkeit, oder bei entſchiedenem Nutzen für die Ehefrau, oder nach eidlicher Bekräftigung ihrer Einwilligung von ihrer Seite geſchehen. Dagegen haftet der Ehemann für böſen Vorſatz (dolus) und Verſchuldung (culpa) bei der Verwaltung dieſer Güter, auf welche er ebenſo viel Sorgfalt, wie auf ſeine eigenen Angelegenheiten zu verwenden hat, und trägt die auf den einzelnen Dotal-Sachen haftenden öffentlichen Laſten und Abgaben.

Die ſogenannten Paraphernalgüter der Frau, d. h. den Inbegriff alles des Vermögens, welches eine Ehefrau noch außer dem eigentlichen Heirathsgute beſitzt, kann man nicht mit zu den Illatis derſelben zählen, weil hierüber die Frau die ausſchließliche Verfügung hat, und dem Manne gar keine Rechte daran zuſtehen; es müßte ihm denn die Frau ausnahmsweiſe auch davon die Verwaltung überlaſſen haben. Wenigſtens iſt dies die Anſicht des gemeinen, auf römiſchen Grundlagen beruhenden Rechts [2]).

2) Die **Illata** eines Pachters, oder den Inbegriff deſſen, was er zur Bewirthſchaftung oder Benutzung des übernommenen Gutes in daſſelbe eingebracht hat, muß man namentlich inſofern juriſtiſch berückſichtigen, als dem Gutseigenthümer daran ein geſetzliches Unterpfandsrecht in Bezug auf die rückſtändigen Leiſtungen des Pachters an Pachtgeld, Schadenerſatz u. dergl. zuſteht: und zwar von der Zeit des Einbringens an [3]). Bei Gütern, wo Fruchtgenuß die Hauptabſicht der Benutzung iſt, erſtreckt ſich dieſes Unterpfandsrecht auch auf die in dem Guts-

1) Die römiſchen Juriſten ſagen ausdrücklich: „Nisi matrimonii oneribus serviat nulla dos est.“ Vgl. fr. 76. D. de jure dotium (23, 3). 2) Schon der Name „Paraphernalgüter“ deutet hierauf hin; denn es ſind dies *τὰ παρὰ τὰ φέρνα*, d. h. ea, quae *praeter illata* apud uxorem extant. 3) Vgl. fr. 4. pr. fr. 6. pr. fr. 7. §. 1. D. de pignor. (20, 1) fr. 32 in fine eod.

Digitized by Google

Areal erzeugten Früchte, und beginnt von dem Augenblicke an, wo dieſe erhoben werden [4]). Der Unterverpachter hat aber dieſes Pfandrecht nicht.

3) Die Illata eines Abmiethers, als Inbegriff deſſen, was er zur Benutzung des Miethlocals in daſſelbe eingebracht, ſind faſt ebenſo, wie die des Pachters zu beurtheilen; denn auch hieran ſteht dem Vermiether ein geſetzliches Unterpfandsrecht zu, zum Beſten der noch rückſtändigen, contractmäßigen Leiſtungen von Seiten des Abmiethers; ja es erſtreckt ſich hier dieſes Pfandrecht ſogar auf den Aftervermiether, wegen der Verpflichtungen des Aftermiethmannes [5]). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

ILLATI, Dorf im Canton Podenſac und Arrondiſſement Bordeaux des franzöſiſchen Departements der Gironde. Es zählt 1500 Einwohner, welche guten weißen Wein bauen. (*Klaehn.*)

ILLAVA, lateiniſch Illavia, teutſch Illau, 1) eine der gräflichen Familie Königseck gehörige große Herrſchaft im mittleren Gerichtsſtuhle (Processus, Bezirke) der trenchiner Geſpanſchaft, am linken Ufer des Wägfluſſes, von der Hauptſtraße des Comitats durchſchnitten, reich an Waldungen, mit einem mittelmäßig fruchtbaren Boden, der aber im Thale auch reichlichere Ernten liefert. Dieſe Herrſchaft gehörte einſt der Familie Oſtroſchitz von Gilenowa. Nach Abgang des Mannsſtammes wurde, zumal da über des letzten männlichen Sproſſen Lehnstreue ein Verdacht entſtand, die Herrſchaft von dem königlichen Fiscus eingezogen. Später erkaufte ſie die Familie Bräuner für 80,000 Fl. Hierauf wurde ſie dem Erzbiſchofe Széchényi verpfändet, der ſie den Trinitariern zu Illava in ebendieſem Anſchlage legirte. Im J. 1723 erlegte die gräfliche Familie den Mönchen die Summe von 85,000 Fl., und nahm Illava wieder in Beſitz. In der Folge gelangte ſie an den General Grafen von Königseck, bei deſſen Familie ſie durch die ganze zweite Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts verblieb. 2) Ein zur Herrſchaft gleiches Namens gehöriger, fünf Stunden nordoſtwärts von Trentſchin entfernter Marktflecken, in fruchtbarer Gegend am linken Ufer des Wägfluſſes gelegen, von der Landſtraße durchſchnitten, mit 148 Häuſern, die einen großen Platz bilden, den ein Baſſin ziert, 1233 Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 112 Juden, ſämmtlich Katholiken ſind, ſehr viele fleißige Handwerker und auch einige Tuchmacher unter ſich zählen, einer kathol. Pfarre, einer im J. 1719 erbauten ſchönen Pfarrkirche, welche nach dem Modelle der ehemaligen Jeſuitenkirche zu Trentſchin aufgeführt, mit Grüften und einer großen Glocke verſehen wurde, und die Grabmale der Freiherren von Oſtroſchitz enthält, einem Schloſſe, in deſſen oberem Theile ehemals das Trinitarierkloſter eingerichtet geweſen, das aber gegenwärtig in eine Tuchfabrik umgewandelt iſt, einer Judenſynagoge, einem ſchönen Brauhauſe, einer Überfuhr über den Wägfluß und mehren beſuchten Jahrmärkten. Die Einwohner haben guten Feldbau und viele Schuhmacher unter ſich. (*G. F. Schreiner.*)

4) Vergl. fr. 24. §. 1. D. locati (19, 2). 5) Vergl. fr. 11. §. 5. D. de pignor. act. (13, 7).

ILLE, 1) kleine Stadt (42° 26′ n. Br., 21° 20″ öſtl. L. von Ferro) im Canton Vinça und Arrondiſſement Prades, des franzöſiſchen Departements der Oſtpyrenäen. Sie liegt ſehr angenehm am linken Ufer des Tet, der hier den Boulès aufnimmt, am Ende der ſogenannten Ebene von Rouſſillon, und zählt 2000 Einwohner. Ihre Flur iſt reich an vortrefflichen Früchten (Orangen, Pfirſichen ꝛc.).

2) I., kleiner Fluß im franzöſiſchen Departement Ille und Villaine, welcher aus einem Teiche bei dem Marktflecken Feins entſpringt, und nach einem Laufe von ſechs geographiſchen Meilen bei Rennes in die Villaine mündet. Der Kanal der Ille und Rance iſt längs ſeines Laufes aufwärts geführt. (*Klaehn.*)

ILLE- und RANCEKANAL. Dieſer ſeit einigen Jahren beendete Kanal verbindet in dem franzöſiſchen Departement der Ille und Villaine die Flüſſe Villaine und Rance, und folglich den Ocean mit dem Kanale la Manche, und ſtellt daher eine ſchiffbare Verbindung zwiſchen den Häfen von la Roche Bernard (an der Villaine) und St. Malo quer durch den breiteſten Theil der Bretagne, über deren Hauptſtadt Rennes dar. Früher mußte man um die ganze Halbinſel ſegeln, und 90 geographiſche Meilen durchlaufen, um zu Schiffe von St. Malo nach la Roche Bernard zu gelangen; jetzt aber iſt dieſe Diſtanz auf 27 geogr. M. abgekürzt. Der eigentliche Kanal beginnt in der Villaine bei Rennes, ſteigt von hier längs der Ille aufwärts zu ſeinem Theilungspunkte öſtlich von Hédé und führt dann am Linon und der Rance abwärts bis Dinan, wo der letztgenannte Fluß ſchiffbar wird. Dieſe künſtliche Schiffahrtslinie, von Rennes bis Dinan, hat eine Länge von 80,796 Meter (= 10,[illegible] geogr. Meilen); ſie iſt für Schiffe von 70 Tonnen eingerichtet, und es findet auf ihr eine ſehr lebhafte Schiffahrt ſtatt. Da der Kanal von Breſt nach Nantes die Villaine bei Rédon trifft, und von hier längs des Iſac und der Erdre zur Loire zieht, ſo iſt durch den Ille- und Rancekanal auch eine ſchiffbare Verbindung zwiſchen St. Malo, Rennes, Nantes und vielen andern Städten Frankreichs hergeſtellt. (*Klaehn.*)

ILLE und VILLAINE (Departement der), franzöſiſche Provinz, der öſtliche Theil der vormaligen Bretagne, zwiſchen 15° 29′ und 16° 32′ öſtl. L. von Ferro, und 47° 39′ und 48° 42′ nördl. Br. belegen. Es wird im Norden vom Kanale beſpült, im Nordoſten aber grenzt es an das Departement la Manche, gegen Oſten an Mayenne [1]), gegen Süden an Niederloire, gegen Weſten an Morbihan, gegen Nordweſten an das Departement der Nordküſten, und hat ein Areal von 115,[illegible] geographiſchen Quadratmeilen (= 635,599 Hektaren). Es beſteht aus dem öſtlichen Theile des Plateau's der Bretagne,

1) Dieſe Oſtgrenze fällt mit der Waſſerſcheide zwiſchen der Villaine und der Mayenne zuſammen; ein ſeltener Umſtand, beſonders in Frankreich, wo überhaupt die Naturgrenzen vernachläſſigt ſind, zumal bei der Departementaleintheilung, die nur auf Ausgleichung der Civiliſationsverhältniſſe und Zerſtörung des Feudalismus berechnet iſt.

Digitized by Google

das auch hier in zwei Theile, einen nördlichen und einen ſüdlichen, zerfällt, welche durch eine von Oſten nach Weſten ſtreichende Längendepreſſion (das Baſſin von Rennes) von einander getrennt werden. Der nördliche Theil, welcher weiter weſtlich im Departement der Nordküſten eine mittlere abſolute Höhe von 1000 par. Fuß zu haben ſcheint, erniedrigt ſich hier, grade im Süden des Meerbuſens von St. Malo und Granville, zu einer größten Höhe von 540 par. F. (175 Meter), und erleichterte dadurch die Anlage des Ille- und Rancekanals, deſſen Theilungspunkt ſich hier befindet. Weiter im Oſten, in der Gegend von Fougères ſteigt er wieder zu größern Höhen auf, und erreicht ſüdlich von Vire 1078 par. F. Meereshöhe, und im Walde von Ecouves bei Alençon (außerhalb dieſes Departements) ſogar 1272 par. F. (413 Meter). Der ſüdliche Theil iſt von bedeutenderer Breite, ſeine röthlichen und unfruchtbaren Höhen ſtürzen nördlich ſteil in das fruchtbare Baſſin von Rennes hinab, gegen Süden aber erniedrigt es ſich ſehr allmälig. Nirgends überſteigt ſeine abſolute Höhe, die zwiſchen Mauron und Plélan ihr Maximum erreicht, 924 par. F. Während der nördliche Theil nur Querthäler enthält (die Thäler der Rance, des Linon, der Ille, des Couesnon und andere), iſt der ſüdliche (ſo weit er zu dieſem Departement gehört) faſt nur von Längenthälern durchfurcht (die Thäler der Seiche, des Saumon, des Cher, des Canut), die ihre Mündungen in die große Querſpalte der Villaine haben, durch welche dieſer Fluß ſeine Waſſer dem Oceane zuführt. Das Plateau in ſeiner Geſammtheit betrachtet beſteht aus Grauwacke und Thonſchiefer[2]), aus dem ſich im Norden primitive Geſteine (Granit, Gneis, Glimmerſchiefer) erheben, während der ſüdliche längs ſeiner ganzen Erſtreckung bis zur Loire von einer Zone ſolcher Geſteine (Protogyn), die jedoch nicht zu dieſem Departement gehört, begleitet wird. Die Ackerkrume dieſes Plateau's iſt ſehr dünn, faſt die Hälfte ſeiner Oberfläche iſt mit Heidekraut und Ginſter bewachſen, aus dem hier und da ein keltiſches Monument hervorblickt[3]), und nur an wenigen Stellen ſieht man Waldung, die im Departement überhaupt 3,65 geographiſche □Meilen (=20,057 Hektaren bedeckt, und aus Eichen und Buchen beſteht[4]). Hiergegen contraſtirt ſehr das reiche Baſſin von Rennes, ein trockengelegter Seeboden, in welchem ſich die obern Zuflüſſe der Villaine ſammeln, und deſſen Längenrichtung durch die oberſte Villaine und ihren rechten, ihr entgegenfließenden Nebenfluß, den Meu, bezeichnet wird. Über die abſolute Höhe dieſes Baſſins iſt nichts bekannt, doch beträgt ſie wahrſcheinlich keine 200 par. Fuß, da die Villaine nur einen geringen Fall hat und die Fluth bis Rédon in ſie hinauftritt. Außer den bereits genannten Flüſſen müſſen wir noch des Ouſt gedenken, welcher, in einem Querthale fließend, eine Strecke die ſüdweſtliche Grenze des Departements bildet, und ſeine Waſſer zu Rédon mit denen der Villaine vereinigt. Von allen dieſen Flüſſen ſind nur die Villaine, der Cher und der Couesnon ſchiffbar. Die erſte iſt es durch Schleuſen für Kähne von Ceiſſon abwärts bis Rédon fünf geographiſche Meilen weit, und von Rédon an mit der Fluth für Schiffe von 100—150 Tonnen bis zur Mündung; ſie wird jährlich von etwa 1300 Kähnen befahren, und ſteht durch den Ille- und Rancekanal mit der Rance in Verbindung (ſ. den Art. Ille- und Rancekanal). Der Cher iſt nur ¼ geogr. Meilen weit ſchiffbar, und dient zum Transport der Schiefer, die man in ſeiner Nähe bricht, und auf der Villaine weiter verführt werden. Die Schiffbarkeit des Couesnon beſchränkt ſich auf 2¼ geogr. Meilen, und wird nur durch die Meeresfluth hervorgebracht. An Teichen hat das Departement keinen Mangel; wir gedenken darunter des Teiches von Lande Marelle bei Parigné im Arrondiſſement Fougères, welcher mit einer Pflanzendecke überzogen iſt, worauf das Vieh weidet, und welche gleichſam eine ſchwimmende Inſel bildet. An den Küſten finden ſich weitläufige Moräſte, worunter die von Dol, welche im 8. Jahrh. durch Einbrüche des Meeres entſtanden, die ausgedehnteſten ſind, und einen ſubmarinen Forſt enthalten; nur ein Theil dieſer Moräſte iſt bis jetzt trocken gelegt. Mineralquellen gibt es in großer Zahl; ſie enthalten ſämmtlich Eiſen und Kohlenſäure, einige auch Schwefel und ſalzſauren Kalk. Die bekannteſten ſind die von Becherel (deren Waſſer nach Rennes verführt wird), Brutz, Montfort-ſur-Meu, Guichen, Chauvigné und le Teil. Die Provinz participirt noch an dem Inſelklima der Bretagne. Weder Wärme noch Kälte ſind ſehr groß, allein die herrſchenden Süd-, Südweſt- und Nordweſtwinde führen im Frühlinge und Herbſte (wo überhaupt dichte Nebel herrſchen) vielen Regen herbei; man ſchätzt die Regenmenge auf etwa 24 Zoll (vier Zoll mehr als zu Paris); der Sommer iſt jedoch trocken. Charakteriſtiſch für das Klima des Departements iſt, daß Rédon der nördlichſte Punkt iſt, bis zu welchem die Cultur des Weinſtocks (vitis vinifera) an der Weſtküſte Frankreichs hinaufreicht; auch gedeiht der Mais (Zea Mais) nur noch in den ſüdlichen Cantonen der Provinz, nicht aber weiter nördlich. Übrigens iſt das Departement eine der Fieberregionen Frankreichs: Wechſelfieber ſind allgemein, und in den moraſtigen Gegenden der Küſte ſind ſie endemiſch, daher ſtellt ſich in dieſer Provinz die Longävität ſehr ungünſtig.

Die wichtigſten Producte ſind a) aus dem Pflanzenreiche: Weizen, Roggen, Gerſte, Hafer, Buchweizen, Mais, Hirſe (auch nur in den ſüdlichen Cantonen), Flachs, Hanf, Kartoffeln, etwas Wein, Obſt, Kaſtanien, Hülſenfrüchte, Tabak. b) Aus dem Thierreiche: Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Federvieh, Bienen, Wildpret, wilde Schweine, Rehe, Hirſche, See- und Flußfiſche, Auſtern,

2) Vergl. in Abſicht auf mehre Details den Essai sur la configuration et la constitution géologique de le Bretagne par M. *Puillon Boblaye* in den Annales du Muséum d'Histoire naturelle Vol. XV. (1827) pag. 49—116. 3) Darunter beſonders das berühmte Steinhaus bei dem Dorfe le Teil, in der Gegend von Vitré, ein aus 40 Steinblöcken zuſammengeſetztes längliches Viereck von 60 Fuß Länge, 12 F. Höhe und 12 F. Breite, welches zwei Gemächer enthält, und den Namen Roche aux fées führt. 4) Der größte Wald iſt der von Paimpont, welcher 10,200 Hektaren enthält.

Hummern, Krabben, Canthariden. c) Aus dem Mineralreiche: Blei, Eiſen, Wetzſteine, Schiefer, Marmor, Trippel, ſchwarze Kreide, Torf, Kieſelſteine, welche unter dem Namen cailloux de Rennes bekannt und der ſchönſten Politur fähig ſind. Die Bewohner des Departements in antiker Zeit waren die Rhedones (Ῥηδονες bei Ptolemäus), eine keltiſche Völkerſchaft, deren Capitale Condate oder Civitas Rhedonum (das heutige Rennes) die weſtlichſte der beträchtlicheren Römerſtädte in Gallien wurde, während alles Land, was dieſer Stadt im Weſten lag, von den Römern vernachläſſigt ward, und nur an einigen Punkten der Küſte Beſatzungen zum Schutze gegen die ſächſiſchen Seeräuber erhielt, wie die Grafſchaft Norfolk in England [5]); daher konnte ſich die ganze ehemalige Bretagne, mit Einſchluß dieſes Departements, endlich ganz frei machen; ſie wurde aber gegen das Ende des 6. Jahrh. eine Beute der Picten (Kymren), welche ſich um ebendieſe Zeit der Landſchaften Wales und Cornwall in England bemächtigt hatten, und dieſen, wie der Bretagne, ihre Sprache aufdrangen [6]). Durch Vermiſchung der Picten und Kelten entſtanden die Breyzards [7]), welche noch heute in großer Mehrzahl die Bretagne, einſchließlich dieſes Departements, bewohnen, und fortwährend einen kymriſchen Dialekt ſprechen [8]), der dem erloſchenen Corniſch, ſowie dem noch lebenden Welſchen, ſehr ähnlich iſt. Doch hört man auch in mehren Gegenden von Ille und Villaine das ſchlechte franzöſiſche Patois der angrenzenden Landſchaften, welches mit vielen keltiſchen Wörtern vermiſcht iſt.

Die Volkszahl des Departements betrug im J. 1818: 509,673, 1826: 531,480, 1832: 547,052 Seelen, ſodaß nach der letzten Zählung die relative Population 4722 Individuen auf die geographiſche Geviertmeile beträgt. Für 1837 aber darf man mit großer Wahrſcheinlichkeit 556,000 Einwohner auf das Departement rechnen. Von der für 1832 angegebenen Bewohnerzahl kommen 67,972 auf die 13 Städte des Departements (in welchem auf je neun Quadratmeilen eine Stadt zu rechnen iſt), 479,080 aber auf das platte Land, wo es, wie in der ganzen Bretagne, nur wenige geſchloſſene Dörfer gibt.

In intellectueller Beziehung ſteht der Breyzard auch hier auf einer niedrigen Stufe; er bekennt ſich zur römiſch-katholiſchen Kirche, die hier 43 Pfarr- und 290 Succurſalkirchen hat [9]), iſt von heftigem Temparamente, abergläubig, ſeinen angeerbten Gewohnheiten getreu, aber aufrichtig, tapfer, gaſtfrei, und als Küſtenbewohner auch ein kühner Seemann. Sein Hauptnahrungsmittel bildet die Galette, eine von Buchweizen bereitete Speiſe, und in einigen Gegenden auch die Kaſtanie.

Was die Nahrungszweige der Bewohner betrifft, ſo beſtehen ſie hauptſächlich in Ackerbau, Viehzucht, Bienenzucht, Obſtbau, Fiſcherei, Handel und einiger Induſtrie; weniger wichtig ſind der Wein- und Bergbau. Der Ackerbau iſt in dem Departement der Ille und der Villaine noch immer großer Verbeſſerungen fähig, obgleich in neuern Zeiten Manches dafür geſchehen iſt. Freilich iſt der Boden ungünſtig und der Breyzard klebt auch zu ſehr an dem Alten. Dabei ſind die Ländereien in zu viele kleine Parcellen vertheilt: ein Hof enthält gewöhnlich nur ſechs Hektaren cultivirten Landes, und wenn er deren 30 beſitzt, wird er für ſehr beträchtlich angeſehen. Überhaupt liefert der Ackerbau nicht das nöthige Brodkorn für die zahlreiche Bevölkerung. Die Gegenſtände des Anbaues ſind ſchon oben bei den Producten des Pflanzenreichs angegeben worden; wir wollen nur noch bemerken, daß die Cultur des Hanfes ſehr ſtark und ausgebreitet iſt. Übrigens iſt nur etwa die Hälfte des Flächenraumes der Provinz als artbar anzuſehen; die zweite Hälfte beſteht aus Heiden, Waldungen, Teichen und Moräſten. Der Pflug wird hier durch das Pferd gezogen, doch iſt die Zahl der Pferde nicht bedeutend. Es gibt deren zwei Arten, die race bretonne, die beſſere, und eine andere kleinere und ſchwächere Art, welche in den Heidegegenden gehalten wird. Die Rindviehzucht iſt dagegen ſtark und wird ſehr durch die vortrefflichen Wieſen der Flußthäler begünſtigt. Beſonders ſchön ſind die Wieſen an den Ufern der Villaine im Becken von Rennes: in der Gegend des Schloſſes Prévalay (¾ Stunden ſüdweſtlich von Rennes) wird die vortreffliche Butter bereitet, welche als Butter von Prévalay in ganz Frankreich berühmt iſt. Das Rindvieh wird jedoch nicht allein der Butter und anderer Producte wegen gehalten, ſondern vieles wird auch an die Normänner verkauft, die es an Ort und Stelle erhandeln. Die Zucht des Schafes wird in dieſem Departement ſehr vernachläſſigt; die hier fallende Race deſſelben iſt klein, und liefert nur grobe Wolle. Dagegen iſt die Bienenzucht bedeutend; ſie wird durch den vielen Buchweizen, den man hier baut, ſowie durch die weitläufigen Heideſtrecken, ſehr begünſtigt, und liefert ein ſehr geſuchtes Wachs. Der Obſtbau macht gleichfalls einen bedeutenden Nahrungszweig aus: man zieht beſonders Äpfel, und verfertigt daraus einen der beſten Cider Frankreichs. In den Bezirken Fougères, Vitré und Rédon zieht man auch ſehr viele Kaſtanien: der Baum gedeiht hier ſehr gut [10]), und beſonders iſt die Gegend von la Guerche wegen der Vortrefflichkeit der Frucht bekannt. Weinbau findet aber nur in der Umgegend von Rédon ſtatt (vgl. oben beim Klima); es ſind hier 306 Hektaren (0,055 geogr. □Meilen) dieſem Culturzweige gewidmet, der aber nur ein geringes (weißes) Getränk liefert. Die

5) Vgl. Mannert's Geographie der Griechen und Römer 2. Th. 1. Bd. S. 145 u. 146, und Woodward in der Archaeologia of the London Antiquaries. Vol. XXIII. p. 373. 6) Dies wird nämlich jetzt von den meiſten engliſchen Autoren angenommen, und W. Betham hat es unſerer Meinung nach in ſeinem Werke: The Gael and Cymbri, or an Inquiry into the origin and history of the Irish Scoti, Britons and Gauls, and of the Caledonians, Picts, Welsh, Cornish and Bretons (Dubl. 1834), klar dargethan, wenn er auch den phöniziſchen Urſprung der Kelten nicht hat beweiſen können. 7) Denn die keltiſchen Bewohner wurden gewiß nicht alle ausgerottet. 8) Nur in dem Departement Niederloire hört man das Kymriſche nicht mehr. 9) Die wenigen Reformirten haben weder Kirche, noch Bethaus.

10) Bei Becherel findet man einen Kaſtanienbaum, deſſen Stamm 28 Fuß im Durchmeſſer hat.

Digitized by Google

Fiſcherei in den Flüſſen wird von der Seefiſcherei bei weitem übertroffen. Die Auſternfiſcherei in der Bai von Cancale verdient beſonders Erwähnung; ſie wird vom September bis zum April betrieben, und die ſehr geſchätzten Auſtern werden von den Engländern und Holländern in ganzen Ladungen abgeholt. Die in größter Menge an dieſer Küſte vorkommenden Fiſche ſind Makrelen, Zungen, Rochen, Steinbutten ꝛc. Auch ſendet die Stadt St. Malo jährlich bis 40 Schiffe auf den Stockfiſchfang bei Neufundland und andere auf den Wallfiſchfang. Der Bergbau geht beſonders auf Eiſen, das auch hier ausge'chmolzen wird; jährlich werden etwa 25,000 Centner Guß- und 6000 Centner eines ſehr geſchätzten Stabei'ens gewonnen. Bleiminen gibt es nur bei Pompéan im Baſſin von Rennes. Außerdem hat man Schiefer-, Wetzſtein- und Marmorbrüche, und in den Moräſten an ›er Küſte gräbt man Torf. Die Induſtrie beſteht in Kattundruckereien, Segeltuch- und Hanfleinenmanufacturen, Seilereien, Netzfabriken, Strumpfwirkereien, Gerbereien, Papiermühlen, Glashütten, Fayencefabriken, Tabaksfa›riken, Schiffbau, Wachs- und Leinenbleichen. Der Han›el wird beſonders von den Städten St. Malo, Rennes ınd Rédon betrieben. Die erſte Stadt handelt nach den ranzöſiſch-weſtindiſchen Colonien, nach Oſtindien und Afrika, die beiden andern betreiben beſonders den Spe›itionshandel. Der Binnenhandel wird durch 310 Jahrnärkte, welche in 102 Gemeinden gehalten werden, be›rdert. Die Exporten ſind: Hanf, Flachs, Cider, Se›el- und Packleinwand, Butter, Wachs, Honig, leinene ınd wollene Strümpfe, Auſtern und Fiſche. Die Einuhr beſteht dagegen in Tüchern, Seidenzeuchen, Mouſelinen, Indiennen, Getreide, Weinen (beſonders in Boreauxweinen) und Colonialwaaren, wovon ſich hier ein Entrepôt befindet.

Hinſichtlich der Verwaltung beſteht das Departement Ille und Villaine aus den ſechs Arrondiſſements: Rennes, Montfort, Rédon, Vitré, Fougères und St. Malo, welche uſammen 43 Cantone mit 352 Gemeinden enthalten; s zerfällt in vier Wahlbezirke, welche ſechs Deputirte ur Kammer wählen, gehört zur 13. Militairdiviſion, zur 4. Forſtconſervation, zum Bezirke des königlichen Gerichtshofes von Rennes und zur Diöceſe des in dieſer Stadt reſidirenden Biſchofs. (*Klaehn.*)

Illecebreae *R. Br.*, ſ. Paronychieae.

ILLECEBRUM. So nannte zuerſt Rupp (Flor. en. 1718) die Gewächsgattung, welche noch jetzt dieſen Namen trägt, während die Pflanze, welche bei den Römern illecebra hieß (*Plin.* H. N. XXV, 103), unſer Portulak iſt. Illecebrum *Rupp.* gehört zu der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe, und bildet nebſt einigen andern Gattungen eine Gruppe, Illecebreae der natürlichen Familie der Paronychieae. Char. Der Kelch an der Baſis mit zwei Bracteen verſehen, fünfblätterig, die Blättchen mönchskappenförmig, nach Innen gewölbt, in ein Horn auslaufend, auf der Rückſeite knorpelartig verdickt; keine Corolle, die Staubfäden ſtehen den Kelchblättchen gegenüber: fünf fruchtbare, mit zweifächerigen Antheren, wechſeln mit fünf unfruchtbaren, borſtenförmigen ab; zwei ungeſtielte, knopfförmige Narben; die mit dem ſtehenbleibenden Kelche bedeckte Kapſel iſt fünfklappig, einſamig. Nachdem alle übrigen, früher zu Illecebrum gerechneten Arten zu andern Gattungen, die meiſten zu Paronychia und Alternanthera (ſ. d. Art.) gezogen worden ſind, bleibt nur eine einzige Art, Ill. verticillatum *Linn.* (Schkuhr, Handb. T. 50. *Gärtner fil.*, Carpol. t. 184. Engl. bot. t. 895. Fl. dan. t. 335), ein kleines, perennirendes, glattes Kraut, mit niederliegendem, äſtigem Stengel, gegenüberſtehenden, eiförmigen Blättern, trockenhäutigen Afterblättchen und Bracteen, und achſelſtändigen Blüthenwirteln, welche aus 10—30 kleinen, weißröthlichen Blümchen beſtehen. Dieſes unſcheinbare Pflänzchen findet ſich an überſchwemmten Orten, beſonders in Mitteleuropa hin und wieder. (*A. Sprengel.*)

Illegitim, ſ. Legitim.

ILLENS, teutſch Illingen; zerſtörtes Schloß ſüdlich von Freiburg in der Schweiz an der Sane, von welchem die dazu gehörige Herrſchaft ihren Namen hatte. Sie gehörte mit dem gegenüberliegenden Arconciel ſchon im 13. Jahrh. den Grafen von Arberg aus dem neuenburgiſchen Geſchlechte. Die Beſitzer erſcheinen als Vaſallen der Grafen von Savoyen, und beſaßen die Schirmvoigtei über das benachbarte Kloſter Altenryf. Die Burg kam durch Kauf am Ende des 14. Jahrh. in die Hände Anton's vom Thurm zu Geſtelenburg, deſſen einzige Tochter dieſelbe ihrem Gemahl Johann de la Baume, Grafen zu Montrevel, zubrachte. Sein Sohn Peter hielt in dem Kriege der Eidgenoſſen gegen Herzog Karl den Kühnen von Burgund die Partei des Letztern. Die Freiburger beſetzten daher mit Hilfe der Berner im Januar 1475 ſeine Herrſchaft Illens, die ihnen um eine beträchtliche Summe verſchrieben war, und eroberten und zerſtörten die Burg. Die Herrſchaft bildete dann bis 1798 eine freiburgiſche Landvoigtei, und gehört jetzt zu dem Stadtamte Freiburg. Dieſe Burg iſt zu unterſcheiden von einer andern gleichnamigen im Canton Waadt, nahe bei Oron, welche auch in Trümmern liegt, ſowie von einem Dörfchen Illens, im waadtländiſchen Kreiſe Coſſonay. (*Escher.*)

ILLER, ein beträchtlicher Fluß im Oberdonaukreiſe des Königreichs Baiern, welcher im Allgau zwiſchen dem walſer Thale und der Alpe Rohrmoos entſpringt, von Süden gegen Norden fließt, zwiſchen Baiern und Würtemberg zum Theil die Grenze bildend, die Flüßchen Oſternach, Rottach, Acha, Bleichach und Emenezach aufnimmt, bei Kempten und Memmingen vorbei, oberhalb Ulm in die Donau ſich mündet, und dieſe ſchiffbar macht. Sie iſt floßbar und für den Handel mit Holz von großem Nutzen; hat ein ſtärkeres Gefäll als die Donau, und verurſacht mit ihrem reißenden Waſſer oft ſehr verderbliche Überſchwemmungen. (*Eisenmann.*)

Iller, ſchwediſch, oder Ilter, norwegiſch, ſo viel als Iltis, ſ. Mustela.

Illerdiessen (Geogr.), ſ. Illertissen.

ILLEREICHEN, 1) fürſtlich ſchwarzenbergiſches Herrſchaftsgericht im bairiſchen Oberdonaukreiſe, mit einem

Digitized by Google

Flächenraume von einer □Meile. 2) I., auch Illereichheim, Markt auf einer Anhöhe an der Iller und an der Straße von Memmingen nach Ulm, im gleichnamigen Herrſchaftsgerichte, das ſeinen Sitz hier hat, zwei Stunden von Illertiſſen und acht Stunden von Memmingen entfernt. Er umfaßt 66 Häuſer, 538 Einwohner, unter welchen viele Juden, mit einer Synagoge, einem kathol. Pfarramte im Landcapitel Oberroth, und einem Schloſſe. Der Ort hatte ehemals ſeinen eigenen Adel an den Herren von Aichhaim, die als Wohlthäter des ehemaligen Kloſters Gutenzell daſelbſt ihre Begräbnißſtätte hatten; kam dann an die Familie von Rechberg, im J. 1676 an die Familie von Limpurg-Styrum, von dieſen an den Fürſten Palm und 1788 an den Fürſten von Schwarzenberg. (*Eisenmann.*)

ILLERFELD, freiherrlich v. Lupin'ſches, im königl. bairiſchen Oberdonaukreiſe gelegenes und dem Landgerichte Grönenbach einverleibtes Patrimonialgericht im Illerthale, anderthalb Stunden von Memmingen an der würtembergiſchen Grenze, durch welches die große Landſtraße über Memmingen in die Schweiz führt. Die ſerthofer Brücke über die Iller iſt zunächſt bei Illerfeld, und ihm gegenüber, aber jenſeit des Fluſſes, ragen die Ruinen des alten Schloſſes Marſtetten empor. Nach der Peutinger'ſchen Tafel ging die römiſche Heerſtraße von Augusta Vindelicorum nach Campodunum über den Grund und Boden des jetzigen Schloſſes Illerfeld, was ſich durch Ausgrabungen vollkommen beſtätigt hat. In der Umgegend fand man auch viele römiſche Grabhügel, und zu Illerfeld ſelbſt wird manche durch Abgraben derſelben zu Tage gekommene Antiquität noch jetzt aufbewahrt. Die Grenze der beiden Bisthümer Augsburg und Conſtanz ging ebenfalls durch dieſe intereſſante Localität. Bei der Eintheilung in Gaue gehörte die Gegend von J. zum Illergau, und nach Einrichtung der Rittercantone zum Allgau. Vom 10. bis 18. Jahrh. bildete ſie einen Theil der Grafſchaft Marſtetten (ſ. d. Art.), und erſt ſeit 1784 iſt ſie in den Händen der freiherrlich Lupin'ſchen Familie. Die geognoſtiſchen und klimatiſchen Verhältniſſe von Illerfeld ſind in der Abhandlung: „Über den Thalgrund zwiſchen Kempten und Ulm" dargelegt [1]); die ökonomiſche Bedeutſamkeit deſſelben aber lehrt die „Landwirthſchaftliche Beſchreibung von Illerfeld" (München 1817) [2]). Das Areal des ganz arrondirten Gutes erhebt ſich vom Thalwege der Iller von Weſten gegen Oſten, und bildet vier geſonderte, nach ihrer Fruchtbarkeit verſchiedene Flächen. Vorzüglich aber zeichnet ſich Illerfeld dadurch aus, daß der jetzige Beſitzer, der auch als Schriftſteller rühmlich bekannte Oberbergrath Friedrich Freiherr von Lupin, auf einem zuſammenhängenden, aber ungleichartigen Boden von 633 Tagwerken, die von ihm in der Schrift: „Die Gärten, ein Wort ſeiner Zeit" (München 1820) ausgeſprochene Idee zu verwirklichen geſucht hat, ſtatt große Flächen mit vielem Aufwande zu engliſchen Gärten einzurichten, die Güter durch zweckmäßige Anlagen von nutzbaren Bäumen ohne große Koſten zu verſchönern, und aus dem Ganzen eine gefällige Umgebung, einen Landſchaftsgarten zu ſchaffen [3]). Die ſehr ausgedehnten Gartenanlagen dienen nicht nur zur Verſchönerung, ſondern auch zum Schutze gegen die herrſchenden Nordoſt- und Südweſtwinde; die Zahl der Obſt- und Nutzbäume und exotiſchen Geſträuche, welche der Beſitzer gezogen oder geſetzt hat, ohne einen Gärtner zu halten, überſteigt bei Weitem die Summe von 150,000. Vgl. den Index plantarum horti Illerfeldensis (München 1820). Das Wohnhaus hat ſeine Fronte nach Mittag, und empfängt nur von daher ſein Licht. Das Innere gleicht einem Muſeum; über 400 Gemälde bedecken die Wände des Hauſes, darunter Originalgemälde von Tizian, Kasp. Pouſſin, P. Veroneſe, N. Berghem, v. d. Helſt, Fr. Floris, Rubens ꝛc., und große Deckenſtücke von Kuhl ſind als Plafonds angebracht. Ein Saal enthält eine ſehr reiche Mineralienſammlung, darin koſtbare Suiten vom Beſitzer ſelbſt geſammelt, und zum Theil aus Gegenden, welche früher noch nicht bereiſt waren. Auch verdient Beachtung die Bibliothek in der an dieſen Saal anſtoßenden Galerie, welche beſonders im Fache der Archäologie und Numismatik reich iſt, die Münzſammlung, die Sammlung von Edelſteinen, Antiken, Intaglios und Kameen. Zwei Abbildungen von Illerfeld, von der Nord- und Südſeite, in Kupfer geſtochen, enthält die Schrift: „Huldigungen des Oberdonaukreiſes" (Augsburg 1829). (*R.*)

Illeris (alte Geogr.), ſ. unt. Illiberis.

ILLERRIEDEN, ein kathol. Pfarrdorf des Oberamts Wiblingen, im Donaukreiſe, Königreich Würtemberg, mit 395 Einwohnern, welche ſich hauptſächlich von Landbau und Viehzucht nähren. (*Rigel.*)

ILLERTISSEN, ILLERDIESSEN, 1) Landgericht und Rentamt im Oberdonaukreiſe des Königreichs Baiern, mit drei □Meilen, auf welchen 8800 Menſchen in 2947 Familien wohnen. 2) Markt nächſt der Iller und Straße von Memmingen nach Ulm, im gleichnamigen Landgerichte, 2¼ Stunden von Weißenhorn. Er begreift 191 Häuſer, 1100 Einwohner, die Sitze des gleichnamigen Landgerichts, Rentamtes und einer Poſterpedition, Jahr-, Vieh- und Kornmärkte, und bedeutende Pferdezucht. Der Ort ſammt der ehemaligen Herrſchaft war im J. 1300 ein Beſitzthum der Herren von Speth zu Waimingen, kam an die Grafen von Kirchberg, an die Freiherren von Gundelfingen und an die Familie von Böhlin, von welcher er im J. 1757 durch den Kurfürſten Maximilian III. erkauft wurde. (*Eisenmann.*)

ILLESCAS, Villa im ſpaniſchen Partido de To-

1) Vgl. die mineralogiſchen Briefe des Freihr. Friedrich v. Lupin; ferner deſſen Resumée in Graf Salis' Alpina; Ehrhardt's Topographie der Stadt Memmingen. 2) Vgl. auch Wochenbl. des landwirthſchaftl. Vereins in Baiern 8. Jahrg. (1817). Nr. 4—5.

3) Über den glücklichen Erfolg ſeiner rühmlichen Bemühungen vgl. Intelligenzbl. des Oberdonaukreiſes 1830. Nr. 18. Inland 1829. Nr. 291. 292. 305. 306 v. J. 1830. Nr. 107 u. 168. Münchener Converſationsbl. 1830. Nr. 186. Augsb. Abendzeit. 1829. Nr. 248. Morgenbl. 1817. Nr. 227.

Digitized by Google

ledo, und in der gleichnamigen Provinz, hat zwei Kirchen, zwei Klöſter, ein Hoſpital und 6000 Einw., welche einen ſtark beſuchten Maulthiermarkt unterhalten. (*Fischer.*)

ILLÉSFALU, auch **ILLYESFALVA** und **ILLÉSFALVA**, teutſch Sperendorf, Sepelsdorf und Selgersdorf, ſlow. **Illyassowcze** und **Illassowce**, eine dem Grafen Cſáky gehörige Herrſchaft und ein Dorf gleiches Namens, im leutſchauer Gerichtsſtuhle (Bezirk, Processus) der zipſer Geſpanſchaft, im Kreiſe dießſeit der Theiß Oberungarns, in einem freundlichen Thale, eine halbe Meile ſüdoſtwärts von dem Marktflecken Donnersmark entfernt, nach Schmögen (Smizſány) eingepfarrt, mit 77 Häuſern, 562 ſlowakiſchen Einwohnern, von denen 441 zur katholiſchen, 119 zur evangeliſchen Kirche ſich bekennen, und zwei Juden ſind, einer katholiſchen Filialkirche, einem herrſchaftlichen Schloſſe, einer Meierei und einem Brauhauſe. In einem nahen Walde liegt das gräflich Cſáky'ſche Sommerhaus Sans-Souci. (*G. F. Schreiner.*)

ILLÉSHÁZA, ein zur gräflich Illésházy'ſchen Herrſchaft Nagy-Szarva gehöriges Dorf im nördlichen Theile der Inſel Schött, im obern inſulaner Gerichtsſtuhle (Processus) der presburger Geſpanſchaft, im Kreiſe dießſeit der Donau Niederungarns, in der Nähe desjenigen Donauarmes gelegen, der die fruchtbare Inſel Schött im Norden einſchließt, eine teutſche Meile oſtnordoſtwärts von dem Markte Luipersdorf (Cſötörtök) entfernt, mit 9 Häuſern, 507 magyariſchen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von ſechs Juden, ſämmtlich Katholiken ſind, einer eigenen alten katholiſchen Pfarre, welche zum obern inſulaner Vice-Archidiakonatsdiſtricte des graner Erzbisthums gehört, unter dem Patronate des Herrſchaftsbeſitzers ſteht und 817 katholiſche Pfarrkinder zählt; einer katholiſchen Kirche und einer Schule. Die Donau ſoll hier ſehr fiſchreich ſein; die Einwohner nähren ſich durchaus durch die Landwirthſchaft. (*G. F. Schreiner.*)

Ille-Villaine (Geogr.), ſ. oben **Ille** und **Villaine**.

Illfingen, ſ. **Orvin**.

ILLIBERIS. So ſchreibt man im Lateiniſchen den Namen eines Fluſſes und einer gleichnamigen Stadt an demſelben in der Gallia Narbonensis, dem ſpätern Languedoc; dieſe ſoll nach Mannert jetzt Elne, jener der heutige Toc ſein. Derſelbe Name darf wol nicht für einerlei mit **Illeris** gehalten werden, was nach Ptolemäus zwar auch ein Fluß in der Gallia Narbonensis iſt, gewiß aber nicht der **Illiberis**. Dieſen jedoch ſchreiben die Griechen bald **Ilybiris**, wie Strabon, bald **Ilebernis**, wie Polybius. Daneben führte derſelbe Fluß bei den Römern noch den Namen Tichis oder Tacum; wenigſtens glaubt Mannert in ſ. Gallia p. 60, daß der von Pomponius Mela (II, 5, 8) angeführte Tichis (den aber unſere Ausgabe [die Tzſchucke'ſche] Thicis ſchreibt, um ihn von dem ſpaniſchen Fluſſe Tichis zu unterſcheiden), ſowie der bei Plinius (III, 4) vorkommende Tacum (wofür aber in unſerer Ausgabe [in der Gronov-Schrevel'ſchen Lugd. Bat. 1669] Tecum geleſen wird) der Illiberis ſei. Die gleichnamige Stadt, welche nach Cellarius in der Notit. orbis antiq. Tom. I. p. 222 und Mannert a. a. O., Pomp. Mela a. a. O. Eliberi nennen ſoll, die aber in unſerer Ausgabe **Illiberri** geſchrieben gefunden wird, war vor des Plinius und Mela Zeiten eine große und reiche Stadt, die daher wol auch oft von den Heereszügen der Römer nach Spanien und der Carthager von Spanien nach Gallien und Italien berührt wurde; wenigſtens iſt aus Livius (XXI, 24) zu erſehen, daß Hannibal daſelbſt ſein Lager aufſchlug, und aus der Peutinger'ſchen Tafel wiſſen wir, daß die ältere Römerſtraße durch dieſen Ort ging. Vielleicht lag in dieſen Umſtänden die Urſache, daß die Stadt herabkam; die angeführten Geographen nennen ſie einen Flecken (vicus) und ſagen, daß nur geringe Spuren ihrer ehemaligen Größe noch vorhanden wären. Daß das von ſpätern Schriftſtellern, wie Eutropius (X. c. 9 oder 5 [nach frühern Ausgg.]), angeführte Castrum Helenae, wofür Zoſimus (II, 42) *πολίχνιον, ᾧ Ἑλένη ὄνομα* ſagt, keine andere Stadt, als Illiberis ſei, hat Cellarius (a. a. O.) durch Zuſammenſtellung der Angaben der **Tabula Theodosiana** (Peutinger'ſche Tafel) und des **Itinerarii Antonini** hinlänglich erwieſen; daher läßt ſich auch der heutige Name **Elne** aus Helena (der Mutter des Kaiſers Conſtantinus) erklären. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILLICE. Dies der Name einer nicht unbedeutenden Stadt in **Hispania Tarraconensis** im Gebiete der Conteſtani, nach dem **Itinerarium Antonini** 52,000 römiſche Schritte von **Carthago Nova** nördlich. Nach dieſer Beſtimmung wäre Illice das heutige Elche in der Provinz Valencia. Andere, aber wol mit Unrecht, vergleichen das heutige Alicante oder Orihuela in derſelben Provinz. Nach Plinius (III, 4) war die Stadt eine **Colonia immunis**, d. h. eine unſteuerbare Colonie, die wahrſcheinlich einen wichtigen Handelsplatz enthielt, da nach ihr der Meerbuſen, in deſſen Nähe ſie lag, den Namen **Sinus** oder **Portus Illicitanus**, jetzt Meerbuſen von Alicante, führte. Die Schreibart dieſes Namens iſt übrigens ſehr verſchieden, indem derſelbe bald **Illici**, bald **Ilice**, bald auch **Ilicias** geſchrieben gefunden wird. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Illici, ſ. d. vorh. Art.

ILLICITANUS SINUS. So nennen Pomp. Mela und Plinius den Meeebuſen an der ſüdöſtlichen Küſte des alten Spaniens (Hispania), etwa von Carthago Nova bis zum Vorgebirge Dianium in der Hispania Tarraconensis. Nach dieſer Beſtimmung iſt darunter der jetzige Meerbuſen von Alicante zu verſtehen. Über die Entſtehung dieſes Namens vgl. den Art. Illice. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILLICIUM *Linn.* Eine Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 13. Linné'ſchen Claſſe, und aus der Gruppe der Illicieen der natürlichen Familie der Magnolieen. Char. Der Kelch drei- bis ſechsblätterig, hinfällig, die Blättchen ungleich; neun bis 30 Corollenblättchen, von denen die äußern größer ſind; die Staubfäden ſehr kurz, mit aufrechten, ablangen, ausgerandeten Antheren; die kurzen (ſechs oder mehr) Griffel tragen ſeitliche, ablange Narben; ebenſo viele holzig-lederartige, oberhalb aufſpringende, einſamige Kapſeln, ſind ſternför-

Digitized by Google

mig zuſammengewachſen; die Samen ſind bohnenförmig, hart, glänzend, reich an Eiweißkörper. Es ſind drei Arten dieſer Gattung bekannt: 1) Ill. anisatum *Linn.* (Sp. pl. *Gärtner*, De fruct. I. t. 69. Anisum Philippinarum insularum *Clusius*, Hist. II. p. 202. f. 3. Skimmi *Kämpfer*, Am. exot. p. 880. Ic. p. 881), ein kleiner Baum, welcher in Japan und in den ſüdweſtlichen Provinzen China's wild und cultivirt wächſt, mit immergrünen, abwechſelnden, kurzgeſtielten, lanzettförmigen, durchſcheinend-punktirten, glänzenden Blättern, kurzgeſtielten, einzeln in den Blattachſeln ſtehenden Blüthen, und 27 bis 30 gelblich-weißen Corollenblättchen, von denen die äußern ablang, die innern linien-pfriemenförmig ſind. Die holzigen Fruchtkapſeln, ſechs bis acht an der Zahl, zu einem Stern an der Baſis zuſammengewachſen, mit gelbbraunen Samen, ſind unter dem Namen Sternanis (Anisum stellatum s. Badianum s. Chinense) ſeit dem Anfange des 17. Jahrh. in Europa bekannt. Ihr Geruch und Geſchmack iſt angenehm aromatiſch, dem des gemeinen Anis ſehr ähnlich. Nach Meißner's Unterſuchung enthalten die Fruchtſchalen ein ätheriſches Öl, ein grünes, fettes Öl, ein in Äther nicht auflösliches Hartharz, eiſengrünenden Gärbeſtoff, Extractivſtoff, Gummi, Äpfelſäure, äpfelſauren Kalk und Spuren von Benzoëſäure. Die Chineſen und Japaneſen benutzen dieſe Früchte als Gewürz und Räuchermittel. Früher wurde der Sternanis in Europa häufig gekauet, um den Athem wohlriechend zu machen, und um ſich gegen katarrhaliſche Affectionen zu ſchützen; jetzt iſt er durch den wohlfeilern Anis faſt ganz verdrängt, und wird nur noch als Zuſatz zu Bruſtthee und Liqueuren (Anisette de Bordeaux) angewendet. 2) Ill. floridanum *Ellis* (Philos. transact. LX. p. 524. t. 12. *Lamarck*, Illustr. t. 493. f. 1. Bot. cab. t. 209), mit 27 bis 30 purpurrothen Corollenblättchen, von denen die äußern ablang, die innern lanzettförmig ſind. 3) Ill. parviflorum *Michaux* (Flor. bor. am. I. p. 326. *Ventenat*, Cels. t. 22. Ill. anisatum *Will. Bartram*), mit neun bis zwölf gelblichen, eiförmigen Corollenblättchen. Die beiden letztgenannten Arten, welche als Sträucher in Weſtflorida einheimiſch ſind, haben ebenfalls, wie Ill. anisatum, wohlriechende Blätter, ob aber ihre Früchte auch aromatiſch ſind, iſt bis jetzt noch unbekannt. (*A. Sprengel.*)

ILLIDE (St.), Dorf an der Bertrande im Canton St. Cernin und Arrondiſſement Aurillac des franzöſiſchen Departements Cantal, mit 1450 Einwohnern, welche nach Spanien gehen. Es werden hier jährlich drei Jahrmärkte gehalten, auf welchen viele Hammel verkauft werden. In der Gemeinde liegen die alten Schlöſſer la Bountat, Bellertat und Barrias. (*Klaehn.*)

ILLIE (St.), ein Religionsfondsgut im ſüdöſtlichſten Theile des czernowitzer Kreiſes (Bukowina) des Königreichs Galizien; es grenzt mit den Gütern Strojeſchtie, der Stadtgemeinde Suczawa, Koſtina, Berindeſtie und Illiſcheſtie, wird von der ſiebenbürger Poſt- und Commercial-Nebenſtraße durchzogen, und hat ein hügeliges, fruchtbares und gut angebautes Terrain. Zu dieſem Gute gehört das Dorf gleiches Namens an der erwähnten Handelsſtraße, zwiſchen den Dörfern Samka und Strojeſchtie in einer offenen Gegend gelegen, eine halbe Meile ſüdweſtlich von der Stadt Suczawa entfernt, mit einer eigenen Pfarre und Kirche und einer Rothgärberei. Sie war früher der Sitz einer eigenen Cameralverwaltung. (*G. F. Schreiner.*)

ILLIÉR (Val d'), ein in ſüdweſtlicher Richtung zwiſchen hohen Gletſchern gegen die ſavoyſchen Gebirge ſich hinaufziehendes Alpenthal im unterſten Theile des Wallis, im Zehnten Monthey. Es hat eine Länge von etwas mehr als vier Stunden, und enthält mehre Dörfchen, die zuſammen eine Bevölkerung von 1204 Seelen haben. Das Pfarrdorf Illier liegt 3380 Fuß über der Oberfläche des Meeres. Das Thal wird von der wilden Viege durchſtrömt, die von dem ſchmelzenden Schnee oft ſehr anſchwillt und große Verheerungen anrichtet, beſonders wo ſie das Thal verläßt und ſich der Rhone nähert. Dieſe wenig beſuchte Gegend iſt reich an prachtvollen, wilden ſowol als lieblichen Anſichten. Die Einwohner ſind lebhafter und kräftiger, als die in den tiefern Gegenden lebenden Unterwalliſer. Ein Wald von Obſtbäumen füllt den Thalgrund; höher hinauf findet Alpenwirthſchaft ſtatt. Das Thal gehört zu demjenigen Theile des Unterwallis, den die Walliſer im J. 1536, als die Berner die Waadt eroberten, dem Herzoge von Savoyen entriſſen, und damit ihr Land bis an den Genferſee ausdehnten. Eine der furchtbarſten Verwüſtungen dieſer Gegenden hat im Spätſommer 1835 ſtattgehabt (ein Jahr nach den ungeheuren durch das ganze ſchweizer Hochgebirge ſich ausdehnenden Überſchwemmungen). Den 26. Aug. ſtürzte ein Stück von der Spitze des 9800 Fuß hohen Dent du Midi herab, und riß Theile von den Gletſchern los, die, durch den Sturz über hohe Felswände zerſplittert, plötzlich ſchmolzen, in der Schlucht von St. Barthelemi die Schutthalden wegriſſen, und Schlammſtröme bis zur Rhone bildeten. Dieſe Schlammſtröme, die kaum ein Zehntheil Waſſer enthielten, hatten von 200 bis 600 Fuß Breite, und nachdem ſie aus der Schlucht herausgetreten waren, 10 bis 20 Fuß, in der Schlucht ſelbſt bis auf 160 Fuß Höhe; ſie gingen theils langſam, theils mit der Schnelligkeit eines im Galopp laufenden Pferdes. Blöcke des Kalkſteins, woraus der Dent du Midi beſteht, von mehren tauſend Kubikfuß, ſchwammen, auf dieſem dicken Schlamme getragen, bis in die Rhone. Von einem derſelben ragten, als der Strom ſtill ſtand, 12,000 Kubikfuß aus dem Schlamme hervor. Dieſe Schlammſtröme, durch immer von Neuem herabſtürzende Eismaſſen erneuert, waren am ſtärkſten den 26. 27. 28. und 30. Aug. und den 9. Sept. Sie haben faſt alle die Rhone erreicht und ihr Bette ausgefüllt. Auch den 8. Oct. ereigneten ſich wieder zwei beträchtliche Bergſtürze am Dent du Midi, doch ohne neue Überſchwemmungen zu verurſachen. (*Escher.*)

ILLIERS, Stadt und Cantonshauptort im Arrondiſſement Chartres des franzöſiſchen Departements der Eure und des Loir. Sie liegt am Loir, der in der Nähe entſpringt, und zählt 2475 Einwohner, welche Fabriken

Digitized by Google

in Tuch, Hüten und Serge, auch Gärbereien unterhalten. (*Klaehn.*)

ILLIERS-L'EVÊQUE, Dorf im Canton Nonancourt und Arrondiſſement Evreux des franzöſiſchen Departements der Eure, mit 840 Einwohnern und Weinbau. (*Klaehn.*)

ILLIGER (Johann Karl Wilhelm), wurde am 19. Nov. 1775 zu Braunſchweig geboren, wo ſein Vater, Johann Jacob Illiger, Kaufmann war. Obgleich von beſchränkten Vermögensumſtänden, wandte dieſer doch Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, auf die Erziehung ſeiner acht Kinder, — unſer Illiger war das ſechste unter ihnen —, und dieſe lohnten ihm dafür nicht nur mit unwandelbarer Liebe, ſondern hauptſächlich dadurch, daß ſie ſich in ihren Ämtern und ihrem Berufe als tüchtige Männer bewieſen. Die erſte geiſtige Anregung erhielt unſer Illiger, welcher als Knabe einer kräftigen Geſundheit genoß, in einer Privatſchule. Raff's Naturgeſchichte, die hier bei dem naturhiſtoriſchen Unterrichte zum Grunde gelegt wurde, und deren relativen Werth man in neuern Zeiten wol etwas zu tief geſtellt hat, zog den achtjährigen Knaben vorzüglich an. Er machte ſich Auszüge aus dieſem Buche, trug ſpäterhin die techniſchen Namen nach, fügte beſſern, ſyſtematiſcher geſchriebenen, Werken entnommene Bemerkungen hinzu und legte ſich ein kleines Herbarium einheimiſcher Pflanzen an. Dieſer Privatſchule entwachſen, wurde Illiger Anfangs dem Martineum, dann dem Catharineum ſeiner Vaterſtadt übergeben, welche beide Schulen durch tüchtige Lehrer zu einer höhern Blüthe gebracht waren, als dies damals bei den meiſten andern Anſtalten dieſer Art der Fall war. Die einmal geweckte Liebe zur Natur ließ ihn auch hier nicht müßig bleiben, jede Freiſtunde wurde benutzt, mit einem mehr als jugendlichen Ernſte die angelegten Sammlungen zu vermehren, welche jetzt, das Pflanzenreich überſchreitend, ſich auch über die andern Naturreiche auszubreiten anfingen, und obgleich ſich Illiger faſt ganz überlaſſen und ohne fremde Anleitung blieb, mehr und mehr den Geiſt verriethen, welcher einſt in das Innere der Natur eindringen ſollte. Äußerſt wohlthätig und befördernd für ihn war der Umſtand, daß er bei der im J. 1790 vorgenommenen Umgeſtaltung des Catharineums in deſſen erſte Claſſe verſetzt wurde. Hier lehrte Hellwig die Naturgeſchichte, und kaum entdeckte dieſer, mit welcher Liebe und Neigung Illiger ſich dieſer bereits hingegeben hatte, als er den glimmenden Funken zur lichten Flamme anzufachen ſuchte. Den Unterſchied der Jahre nicht beachtend, — die wahre Wiſſenſchaft kennt ja einen ſolchen überhaupt nicht —, war ihm Illiger bald mehr Freund als Schüler; er öffnete ihm ſeine für einen Privaten bedeutende Sammlungen, benutzte ihn bei deren Anordnung, ſowie bei ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und machte ihn zu ſeinem Begleiter bei ſeinen botaniſchen Excurſionen und kleinen Reiſen, ja endlich ſelbſt zu ſeinem Hausgenoſſen. War gleich die Pflanzenkunde Anfangs Illiger's Lieblingsfach, welchem er um ſo mehr huldigte, da er ſich der Arzneiwiſſenſchaft zu widmen beſchloſſen hatte, ſo vernachläſſigte er doch die übrigen Schulſtudien keineswegs, und zeichnete ſich in der Mathematik, der Geſchichte und den Sprachen bald ſo aus, daß er ſeinen Mitſchülern mehrmals als Vorbild hingeſtellt werden konnte. Im J. 1793 vertauſchte er das Catharineum mit dem Collegium Carolineum, wo er den Unterricht Ebert's, Eſchenburg's, Zimmermann's und Knoch's genoß. Zu gleicher Zeit beſuchte er, um ſich auf ſeinen künftigen Beruf vorzubereiten, das Collegium medico-chirurgicum, wo Hildebrandt, Rooſe und Wiedemann lehrten. Allein grade dieſes Streben warf ihn auf eine andere Lebensbahn. Seine Geſundheit war den übermäßigen Anſtrengungen nicht gewachſen, die um ſo nachtheiliger wirkten, da ſich ſein Körper grade in der Entwickelungsperiode befand, und ein gefährlicher Bluthuſten warf ihn auf das Krankenbette. Er genas zwar allmälig, vorzüglich durch die ſorgſame und liebevolle Pflege, mit welcher Hellwig's Töchter ſeiner wartete; allein blieb auch der Geiſt kräftig und ſtark, ſo war doch der Körper für immer geſchwächt. Da ihm die Ärzte dem zufolge das mediciniſche Studium als eine Sache der Unmöglichkeit vorſtellten, da ferner die frühern botaniſchen Excurſionen unterbleiben mußten und er an das Zimmer gefeſſelt war, ſo nahm ſein Geiſt eine andere Richtung, und wandte ſich, veranlaßt durch Hellwig's reiche, zweckmäßig eingerichtete und ſtreng ſyſtematiſch geordnete Inſektenſammlung, der Entomologie zu. Bald war er mit den dieſes Fach betreffenden Schriften eines Fabricius, Herbſt's, Panzer's, ſowie ſeines väterlichen Freundes, Hellwig's, völlig vertraut, und ſein forſchender Geiſt fand manche Seite auf, die noch zu wenig beachtet war, und welche er dann einer genauern Prüfung unterwarf. Hellwig verfehlte nicht, die Reſultate derſelben theils in ſeinem ausgebreiteten Briefwechſel, theils in ſeinen Schriften, ohne Illiger's Namen zu verſchweigen, den Freunden der Naturgeſchichte mitzutheilen, ja er ſoderte Illiger'n ſelbſt zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten auf, und ſo lieferte dieſer von 1794 an mehre Aufſätze in das braunſchweigiſche, wie in Schneider's entomologiſches Magazin, welche des Beifalls nicht ermangelten [1]). Dieſer ermunterte Illiger'n, und ſo erſchien zuerſt, zwar unter Hellwig's Namen, aber von Illiger'n bearbeitet und mit erläuternden Noten verſehen, Roſſi's **Fauna etrusca** [2]) in einer zweiten Ausgabe, und dann drei Jahre darauf (1798) unter Illiger's eigenem Namen Kugelann's Käfer Preußens [3]). Dieſe literariſchen Beſchäftigungen erheiterten und kräftigten Illiger's Geiſt mehr und mehr, und da auch ſein körperlicher Zuſtand ſich verbeſſerte, ſo dachte er ernſtlich daran, ſich die höhere wiſſenſchaftliche Weihe

1) Zu dieſen gehören: a) Beſchreibung einiger neuer Käferarten, in Schneider's entomologiſchem Magazin vom J. 1794. b) Nachricht von einer in etlichen Gerſten- und Haferfeldern um Braunſchweig wahrſcheinlich durch Inſekten verurſachten Verheerung, im braunſchw. Magazin vom J. 1795. Nr. 50. c) Die Wurmtrockniß des Harzes, ebend. vom J. 1798. Nr. 49. 50. d) Die Erdmandel, ein neues Erſatzmittel des Kaffee's, ebend. vom J. 1799. Nr. 29. 2) Roſſi's Fauna etrusca. Ed. *J. C. L. Hellwig* (Helmst. 1795). 3) Verzeichniß der Käfer Preußens, entworfen von J. G. Kugelann, ausgearbeitet von J. K. W. J., mit einer Vorrede von Hellwig (Halle 1798).

durch Beziehung einer Univerſität zu erwerben. Den pecuniären Mangel, welcher ihm dabei im Wege ſtand, beſeitigte die Großmuth ſeines Landesvaters, des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, und bald von Oſtern 1799 an ſaß der wißbegierige Jüngling ein Jahr lang in Helmſtedt zu den Füßen eines Beireis, Schulze, Bruns, von Crell und Pfaff, und hörte darauf bis 1802 die Vorträge Blumenbach's, Heyne's, Heeren's und Eichhorn's in Göttingen, wie er auch reiche Nahrung fand in der mit literariſchen Schätzen ſo vorzüglich ausgeſtatteten Bibliothek dieſer Univerſität.

Hatte Illiger während ſeiner Schuljahre nur Fremdes, obgleich eigenthümlich bearbeitet, geliefert, ſo trat er jetzt als Student völlig ſelbſtändig mit dem ſeinem herzoglichen Gönner gewidmeten „Verſuche einer ſyſtematiſchen Terminologie des Thierreichs und Pflanzenreichs" auf, welcher 1800 zu Helmſtedt erſchien [4]). Bei manchen Mängeln iſt dieſer Verſuch doch einer der Grundſteine, auf welchen die Wiſſenſchaft ihren Tempel aufgebaut hat. Dieſem Werke folgte die von ihm veranſtaltete zweite Ausgabe des Verzeichniſſes der wiener Schmetterlinge von Denis und Schiffmüller, zu welchem er bereits 1798 Zuſätze verfertigt hatte, und welchem ſeine Überſetzung des koſtbaren Olivier'ſchen Werkes zum Theil vorausging, zum Theil nachfolgte [5]).

Von der Univerſität kehrte Illiger reich und mannichfaltig gebildet in ſeine Vaterſtadt zurück, und bezog wieder ſeine Schülerwohnung bei ſeinem Freunde Hellwig. Hier hatte, ſchon während Illiger ſich in Helmſtedt aufhielt, der bekannte Graf von Hoffmannsegg nach ſeiner Reiſe durch Portugal ſein Quartier genommen, und ſeine reiche Inſektenſammlung aufgeſtellt, um ſie mit Hellwig's Beihilfe ſyſtematiſch zu ordnen. Illiger hatte ſchon als Student an dieſem mühevollen, ihm aber äuſerſt angenehmen, Geſchäfte Theil genommen, und widmete ſich ihm jetzt ganz, da ihn kein Amt band, zu welchem ihm jedoch der Herzog Ausſichten eröffnet hatte, welcher ihn auch durch eine kleine Penſion gegen drückende Nahrungsſorgen ſchützte. Sowie die Hoffmannsegg'ſche Sammlung durch den Grafen, welcher ihretwegen Verbindungen in den entfernteſten Welttheilen angeknüpft hatte und zu ihrer Bereicherung einen eigenen Reiſenden in Braſilien unterhielt, an äußerm Umfange gewann, ſo gewann ſie durch Illiger's raſtloſe Thätigkeit für die genaueſte Bezeichnung und ſyſtematiſche Anordnung der einzelnen Exemplare nach ihrer gegenſeitigen Verwandtſchaft ſo außerordentlich, daß ſie leicht für die erſte der Welt gelten konnte. Der Graf verkannte auch Illiger's Verdienſte nicht, ſondern vergalt ihm dieſe durch die innigſte Freundſchaft, die für jenen äußerſt bildend wurde, da der Graf ſelbſt höchſt feingebildet war. Eine Folge der erwähnten Beſchäftigung Illiger's war die Herausgabe ſeines Magazins für Inſektenkunde, welches von 1802—1807 in ſechs Bänden erſchien, und deſſen meiſten Aufſätze Illiger'n ſelbſt zum Verfaſſer hatten. Das unglückliche Jahr 1806 raubte Illiger'n nicht nur ſeinen herzoglichen Gönner und die ihm von dieſem ausgeſetzte Penſion, ſondern war auch ſonſt ſeiner noch immer ſchwankenden Geſundheit nachtheilig, da ſich der Bluthuſten mehrmals wieder eingeſtellt hatte. Dafür wurde jedoch Illiger reichlich durch die allgemeine Anerkennung ſeiner Verdienſte, welche ſelbſt die franzöſiſchen Entomologen nicht zu ſchmälern wagten, und die ihm, — Fabricius ſelbſt *hatte die Veranlaſſung* dazu gegeben, — von der kieler *Univerſität* das Doctordiplom erwarben, entſchädigt.

Die politiſche Veränderung in ſeinem Vaterlande und der durch die Kriegsereigniſſe geſtörte literariſche Verkehr verleideten Illiger'n mehr und mehr den Aufenhalt in ſeiner Vaterſtadt, obgleich ihn die zarte Sorge ſeiner Gönner und Freunde nie Noth leiden ließ, und gern folgte er daher dem Rufe des ſeit 1804 in Berlin ſich aufhaltenden Grafen Hoffmannsegg, ſich nach dieſer Stadt zu begeben, um die aus Braſilien angelangten Säugethiere und Vögel zu prüfen und zu ordnen. Obgleich vorzugsweiſe, wie wir ſahen, die Entomologie Illiger's Thätigkeit bisher in Anſpruch genommen hatte, war er jedoch auch im Gebiete der höhern Thierclaſſen nicht fremd, wie dies mehre ſeiner Schriften beweiſen [6]). Doch der gehoffte Genuß wurde Illiger'n bald getrübt durch die Wiederkehr ſeines alten Leidens, welches ihn nach einem ſiebenmonatlichen Aufenthalte in Berlin zur Rückkehr in ſeine Vaterſtadt nöthigte. Die Kunſt ſeines Freundes Heger, verbunden mit häufiger Bewegung in freier Luft, ſtellte ihn jedoch bald wieder her, ja ſeine Geſundheit ſchien feſter als je zu ſein. Dieſer letztere Umſtand hatte für Illiger'n einen um ſo höhern Werth, da ihn der damalige Director der Section für den Cultus und den öffentlichen Unterricht, Hr. von Humboldt, dem Illiger bei ſeiner frühern Anweſenheit in Berlin bekannt geworden war, im Anfange des J. 1810 wiederum nach Berlin rief, um ihm die Aufſicht über die durch den Grafen Hoffmannsegg und den Dr. Gerresheim in Dresden bedeutend vermehrten königl. Naturalienſammlungen zu übertragen [7]). Illiger, der den Wunſch, eine Reiſe nach Paris

4) Dieſes Werk empfiehlt ſich durch die Trennung der allgemeinen naturhiſtoriſchen Terminologie von der beſondern jedes Reiches und jeder Claſſe, wodurch überhaupt die verbeſſerte Terminologie hervorgegangen iſt. 5) Verzeichniß der wiener Schmetterlinge, entworfen von zwei Lehrern des Thereſianums. 2. Ausgabe. (Ohne Illiger's Namen, hinter der Vorrede unterſchrieben: Der Herausgeber; den erſten Verfaſſern in dieſer veränderten Geſtalt dedicirt.) 2 Bde. (Braunſchw. 1801). Olivier's Entomologie, überſetzt und mit Zuſätzen vermehrt. 2 Bde. 4. (Braunſchw. 1. Bd. 1801. 2. Bd. 1802). Durch Illiger's Zuſätze hat die Überſetzung einen weit höhern Werth, als das Original.

6) Dazu gehören: a) Über die ſüdamerikaniſchen Gürtelthiere (Dasypus) nach Azara's Reiſen in Wiedemann's Archiv für die Zoologie vom J. 1804. b) Die wilden Pferde in Amerika, im braunſchw. Mag. Jahrg. 1805. Nr. 7. c) Nachricht von dem Hornvieh in Paraguay in Südamerika, ebend. Jahrg. 1805. Nr. 15. 16. d) Über die Fortpflanzungsweiſe des amerikaniſchen Beutelthiers, aus dem Engl. des Dr. Smith Barton zu Philadelphia, ebend. Jahrg. 1808. Nr. 17. 18. 7) Hiernach iſt die Notiz über Illiger'n falſch, welche ſich in der halle'ſchen allgemeinen Lit.-Zeitung Jahrg. 1814 findet, welche Illiger'n als Privatgelehrten zu Braunſchweig ſterben läſſt, was um ſo unbegreiflicher iſt, da Illiger ſelbſt thätiger Mitarbeiter an dieſer Zeitung war.

Digitized by Google

machen zu können, aufgeben mußte, traf im Herbſte des genannten Jahres in Berlin ein, ging mit ſeiner gewohnten Thätigkeit an das ihm aufgetragene Werk, und vollendete dieſes mit ſo glücklichem Erfolge, daß er gewiſſermaßen als der Gründer des zoologiſchen Muſeums betrachtet werden kann. Seine Geſundheit ſchien ſich von jetzt an ſehr zu befeſtigen, und viel trug zu ſeiner Erheiterung der erneuerte Umgang mit dem Grafen Hoffmannsegg bei, der ihn nicht nur eifrigſt bei ſeinem Geſchäfte unterſtützte, ſondern auch Alles zu entfernen ſuchte, was nachtheilig auf Illiger'n hätte einwirken können. Die Entomologie trat jedoch jetzt bei Illiger'n, obgleich auch die ſie betreffenden Sammlungen nach Berlin gebracht wurden, in den Hintergrund, und die höhern Thierclaſſen waren es in dieſer Zeit faſt allein, welche ſeine Aufmerkſamkeit und ſeine Thätigkeit in Anſpruch nahmen. Bei ſeiner erſten Anweſenheit in Berlin hatte er ſich vorzüglich bemüht, die Hoffmannsegg'ſchen Sammlungen auf das Werk des Don Felix de Azara zu beziehen; auch hatte er damals bereits begonnen, alle bekannten Säugethiere und Vögel unter ſyſtematiſchen Namen zu verzeichnen. Dieſe letztere Beſchäftigung ſetzte er jetzt eifrig fort, und ihr verdankt man mehre von ihm gelieferte Abhandlungen über die geographiſche Verbreitung der erwähnten Thiere [8]). Ein zweites Werk, welches aus dieſer Beſchäftigung hervorging, war ſein 1811 ausgearbeiteter **Prodromus Systematis Mammalium et Avium**, welcher, ſo manches auch namentlich die franzöſiſchen Zoologen [9]) an ihm zu tadeln haben, nach Lichtenſtein's Urtheil zu den wichtigſten Erſcheinungen in der zoologiſchen Literatur jener Zeit gehört, indem er ſich nicht nur durch die Darſtellung der natürlichen Gattungscharakter und deren klare und conſequente Darlegung, ſondern auch durch die ſehr berichtigte, gereinigte, faſt beſtimmte und bereicherte Terminologie und die ſo glücklich gefundene natürliche Aufeinanderfolge der Gattungen auszeichnet. Im J. 1811 unternahm Illiger heiter und zufrieden eine Reiſe nach Braunſchweig, und kehrte von da als glücklicher Gatte einer frühern Pflegerin, der Tochter ſeines älteſten Freundes Hellwig, zurück, und er ſchien an ihrer Seite einer glücklichen Zukunft entgegen zu gehen. Allein ſchon der Winter 1812 brachte ihm neue Leiden, und folgte dieſem gleich ein freudenreicher Sommer, da Illiger'n ein Sohn geboren wurde, die Ankunft neuer Thiere aus Braſilien ihm frohen Genuß verſprach, und ihn ein Beſuch Hellwig's freudig überraſchte, ſo ſtellte ſich doch im folgenden März der Bluthuſten mit ſolcher Heftigkeit ein, daß man für ſein Leben befürchten mußte. Wirklich waren dieſe Beſorgniſſe, welche nur Illiger nicht zu theilen ſchien, oder vielleicht nur, um den Kummer ſeiner Gattin und treuen Pflegerin nicht zu vermehren, nicht theilen wollte, nicht ohne Grund. Nach unſäglichen Leiden, aber ſelbſt im Todeskampfe noch ſcherzend, ſtarb er in der Nacht vom 9. auf den 10. Mai 1813. Was Illiger für die Wiſſenſchaft war, haben wir bereits angedeutet. Ein Feind jedes Autoritätglaubens, ſtellte er überall die genaueſten Unterſuchungen an, und ließ ſich das mühſamſte Nachſchlagen nicht verdrießen. In ſeinen Schriften wandte er die größte Sorgfalt auf Synonymie und Citate, auf Concinnität und Präciſion im Ausdrucke. Mit echt Linné'ſchem Geiſte wußte er ſeine Vorſtellungen logiſch zu ordnen, conſequent, klar und verſtändlich vorzutragen, doch mußte der Deutlichkeit oft die Kürze weichen. Vorzüglich reich war er an treffenden Kunſtausdrücken, dagegen ein Feind aller leeren Wortklauberei. Als Menſch war er höchſt liebenswürdig. Stets ruhig und heiter, ſelbſt in ſeinen trübſten Stunden, konnte er oft faſt ausgelaſſen fröhlich ſein. Witzig und launig, äußerſt lebhaft, war er ein Freund unſchuldiger Satyre, welche ſich bei ihm in kleinen Gedichten und Gemälden ausſprach. Mäßig im Eſſen und Trinken, verachtete er doch die Freuden der Tafel ebenſo wenig wie heitere Geſellſchaft. Muthig im Unglück, ſtandhaft in Leiden, beſaß er eine große Empfänglichkeit für Liebe und Freundſchaft, welche beide ihm auch bis an ſein Ende im reichen Maße zu Theil wurden. Rath gebend, und ſelbſt, wo er Meiſter war, Rath ſuchend, war er fern von jenem Eigenſinne, welcher oft ein Erbtheil der Gelehrten zu ſein pflegt. Daher die Trauer über den Frühverblichenen [10]).

(*G. M. S. Fischer.*)

ILLIMANI, der Höhe nach der zweite Berg der ganzen Andenkette, ſeit die großartigen Arbeiten Pentland's Quito um die Ehre gebracht haben, im Chimboraſſo den höchſten Gipfel Südamerika's, oder, wie man lange meinte, der Erde zu beſitzen. Der Illimani liegt O.S.O. von la Paz zwiſchen 16° 35′ und 16° 39′ ſüdl. Br. und 67° bis 68° weſtl. Länge von Greenwich am ſüdlichen Ende einer langen Reihe von ſchneebedeckten Gipfeln, welche die öſtliche Cordillera Boliviens bilden. Der Gipfel des Illimani beſteht aus vier Pics, deſſen ſüdlichſter der höchſte ſein ſoll, aber der von Pentland gemeſſene nördlichſte bis zu 7315 Mètres über das Meer anſteigt, alſo nur um 500 M. niedriger iſt, als die höchſte genau gemeſſene Spitze der Himalayas (Javahir, 7847 M.), aber den Chimboraſſo (6530 M.) um 700 M. übertrifft. (Annuaire du Bureau des longit. pour 1830.) Die Entfernung von la Paz bis zum Fuße des Berges beträgt in der Richtung der Landſtraße 14 Leguas. Der Illimani ſoll ſehr goldreich ſein, denn nachdem im J. 1681

8) Sie finden ſich in den Abhandlungen der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin aus den Jahren 1811 und 1812.

9) Sie warfen ihm beſonders vor, daß er ſich von manchen Gattungen nicht durch eigene Anſchauung und Unterſuchung habe unterrichten können, und daß er bei ihnen nur nach vorliegenden Beſchreibungen geurtheilt habe. Nichtsdeſtoweniger dürften von Illiger'n begangene Fehlgriffe ſehr ſelten ſein, und eine große Anzahl Gattungen findet man in dem Werke nicht nur zum erſten Male, ſondern auch auf das Genaueſte beſchrieben. Übrigens hatte Illiger die Abſicht, ähnliche Werke über die Amphibien und Fiſche zu liefern. Außer den angeführten Werken hat man noch von Illiger'n: Ein Mittel und ein Vorſchlag zur Vertreibung der Motten und andern Ungeziefers, im braunſchw. Mag. Jahrg. 1808. Nr. 22, und: Einige Bemerkungen über die teutſchen Überſetzungen fremder Reiſebeſchreibungen, ebend. Jahrg. 1810. Nr. 19.

10) Vgl. Abhandlungen der königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin aus den Jahren 1814 u. 1815. S. 48.

Digitized by Google

ein Ungewitter eine Felſenwand eingeſtürzt, wurde ſo viel Gold gefunden, daß für einige Zeit der Preis dieſes Metalls auf acht ſpaniſche Thaler für die Unze herabſank. Regelmäßiger Bergbau ſcheint jedoch dort nicht betrieben worden zu ſein. (*E. Pöppig.*)

ILLINAEER, ILLINESEN, die indianiſchen Ureinwohner des jetzigen nordamerikaniſchen Staates Illinois; vgl. über ſie die Art. Illinois u. Indier. (*R.*)

ILLINCZE, ein zum peterwardeiner Grenzregiments-Cantone Nr. 9 und zur Compagnie Adaſevcze der ſlawoniſchen Militairgrenze gehöriges großes Dorf, unfern der Grenze des brooder Regimentsgebietes, an der von Gradiſhte nach Bacſincze führenden Seitenſtraße, in ebener und waldreicher Gegend gelegen, eine geographiſche Meile weſtſüdweſtwärts von dem Markte Sid entfernt, mit 209 Häuſern, 1151 Einwohnern, die, mit Ausnahme von fünf Katholiken, ſämmtlich zur nichtunirten griechiſchen Kirche ſich bekennen, einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule der nichtunirten Griechen, und der verfallenen Kirche St. Eliá, welche außerhalb der Ortſchaft liegt. (*G. F. Schreiner.*)

ILLING, Benennung der Gracula calva *Linn.*, auf den philippiniſchen Inſeln. (*Burmeister.*)

ILLING, 1) **Christian Rudolf**, geb. den 2. Nov. 1778 zu Neuſtadt bei Stolpen, der Sohn eines dortigen Predigers, verlor in früher Jugend ſeinen Vater, und ward von ſeinem Vormunde nach Schulpforte geſandt. Wie viel er dem Unterrichte in jener Lehranſtalt zu verdanken gehabt, der ihn zu ſeinen wiſſenſchaftlichen Studien vorbereitete, rühmte er in ſpätern Jahren oft mit dankbarer Anerkennung. Auf der Univerſität zu Wittenberg, wo er ſich Anfangs der Theologie, ſpäterhin aber der Jurisprudenz widmete, ſchützten ihn kärgliche Stipendien kaum vor dem Mangel an den nothwendigſten Bedürfniſſen. Sein Fleiß ermüdete nicht, und in dem Univerſitätsexamen, das er nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn beſtand, gab er rühmliche Beweiſe von den ihm gewordenen Kenntniſſen. Bald nachher wies ſich ihm Gelegenheit, auch mit dem praktiſchen Geſchäftsleben bekannt zu werden. Er trat als Viceactuar in die Dienſte des Univerſitätsprocurators Lechel.

In dieſe Zeit (1802) fällt ſein erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch, eine Beſchreibung der dritten Säcularfeier der Univerſität Wittenberg, mit der zweiten zuſammengeſtellt, in Briefen an einen Freund [1]). Wenige Jahre nach der Erſcheinung dieſes Werkes bewog ihn Mangel an Ausſichten, ſeine Lage zu verbeſſern, die ihm auch ſubjective Gründe verleidet haben mochten, ſeinen bisherigen Wirkungskreis mit einer zufällig ihm angetragenen Hofmeiſterſtelle zu vertauſchen, welche ihm zu dem Amte eines Secretairs des Prinzen Albert zu Anhalt-Deſſau den Weg bahnte. Lebensgewandtheit und ein ihm angeborener heiterer Sinn machten ihm ſeine mitunter ſchwierigen Dienſtverhältniſſe leicht. Der Herzog Leopold Friedrich Franz ernannte ihn, in huldvoller Anerkennung der ſeinem Bruder geleiſteten Dienſte, im J. 1812 zum Regierungscanzleiſecretair in Deſſau. Von dieſer Stelle ward er nach einer Reihe von Jahren zum Juſtizamtmann zu Quadendorf befördert.

Auf dem Lande, in einem Gerichtsbezirke, der eine nicht unbedeutende Anzahl von Bewohnern in ſich faßte, lebte er an der Seite einer geliebten Gattin, der Tochter des Dompredigers Stötzer zu Halle, von ihr mit zehn Kindern beſchenkt, in zufriedenen und glücklichen Verhältniſſen. Sein mildes, ruhiges Verfahren, das ihm bei den Landbewohnern kindliches Vertrauen und Zuneigung erwarb, hing mit der Gemüthlichkeit ſeines Charakters zuſammen. Er war ein liebevoller Vater, ein zärtlicher Gatte, aufrichtig gegen ſeine Freunde und unermüdet treu in der Erfüllung ſeiner Berufspflichten. Die ihm gegönnte Muße benutzte er zu literariſchen, größtentheils ſchönwiſſenſchaftlichen, Arbeiten. Unter dieſen verdient ſein Roman: Graf Zenoni, ein Seitenſtück zu Miller's Siegfried von Lindenberg [2]), beſonders deshalb Erwähnung, weil die darin geſchilderten Scenen, zum Theil dem Leben entlehnt, manche Beziehung geſtalteten und ihm dadurch manchen Verdruß bereiteten. Eine Rede am Geneſungsfeſte mehrer ſeiner Bekannten, die bei einer verunglückten Spazierfahrt (1811) zum Theil lebensgefährlich verletzt worden waren, von ihm, dem unverletzt gebliebenen Theilnehmer, geſprochen und zum Drucke befördert, ſowie eine Piece: Die Abende (Lpz. 1818) ſcheinen nicht in den Buchhandel gekommen zu ſein. Er war Mitarbeiter an dem Literaturblatte des Morgenblattes, an der Jenaiſchen Literaturzeitung und andern Journalen. Zu der Darmſtädter Allgem. Kirchen- und Schulzeitung, in dem Allgemeinen Anzeiger der Teutſchen und in dem Anhaltiſchen Magazin hat er abwechſelnd unter den Chiffern: M. Philoteknos, Alethophilus, ein Lutheraner, und E. v. D. (Einer vom Dorfe) einzelne Beiträge geliefert.

Eine unheilbare Herzkrankheit endete nach ſiebenmonatlichen ſchweren Leiden ſein Leben den 11. November 1836 [3]). (*Heinrich Döring.*)

2) **Karl Christian**, geb. den 28. Febr. 1747 zu Gleisberg bei Noſſen im ſächſiſchen Erzgebirge, wo ſein Vater Prediger war, der ihn zum Theologen beſtimmte, beſuchte die Schulen zu Freiberg und Dresden, wo ihn jedoch die mathematiſchen Wiſſenſchaften bald mehr als alle übrigen anzogen. Sein längerer Aufenthalt in Leipzig, früher hatte er in Wittenberg ſtudirt, fixirte die liebgewonnene Richtung nicht nur, ſondern machte ihn auch mit dem Weſen und den Bedürfniſſen des Handelsſtandes näher bekannt. Dies beſtimmte ihn nach ſeiner 1786 erfolgten Rückkehr in Sachſens Hauptſtadt, dieſen Be-

1) Nebſt einer kurzen Überſicht aller daſelbſt gangbaren akademiſchen Stipendien, der Zeit ihrer Dauer, den Qualitäten der Genußfähigen und der in Kupfer geſtochenen Jubelmedaille (Wittenberg und Zerbſt 1802).

2) Nach dem Leben gezeichnet von Jocoſus. Als Beilage 21 Briefe aus Italien, geſchrieben in den Jahren 1813—1821 (Wittenberg 1821). 2 Bde. 3) Vgl. A. G. Schmidt's Anhaltiſches Schriftſtellerlexikon. S. 165. Meuſel's gel. Teutſchland. 14. Bd. S. 237. 23. Bd. S. 43. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. 14. Jahrg. 2. Th. S. 705 fg.

Digitized by Google

dürfniſſen als Lehrer und Schriftſteller möglichſt abzuhelfen, und ſeine unermüdete Thätigkeit ließ ihn eine Menge von größern und kleinern Werken herausgeben, die noch jetzt zum Theil ihren Werth haben. Man findet ſie verzeichnet in Meuſel's gelehrtem Teutſchland, in Ebert's teutſcher Bücherkunde ꝛc. Sein Tod fällt in das Jahr 1814. (*G. M. S. Fischer.*)

ILLINGEN, 1) Dorf im großherzogl. badiſchen Oberamte Raſtadt, $\frac{7}{8}$ teutſche Meilen nördlich von der Oberamtsſtadt, am Rheinſtrome, mit einer Goldwäſcherei, 342 Einw. in 59 Familien, alle kathol. Confeſſion, vor dem J. 1803 zu dem Bisthume Speier (Fürſtenthum Bruchſal) gehörig. (*Th. Alfr. Leger.*)

2) Ein würtembergiſches Pfarrdorf im Neckarkreiſe und Oberamte Maulbronn, mit 1347 Einw. evangel. Confeſſion; es iſt der Sitz eines Poſtamtes. Die Hauptſtraße von Straßburg und Karlsruhe theilt ſich hier in zwei Arme, deren nördlicher nach Frankfurt am Main, der öſtliche nach Stuttgart führt. Von 1391 bis 1430 erwarb das Kloſter Maulbronn aus den Händen mehrer adeligen Familien, der v. Stein, v. Enzberg, v. Nippenburg, Güter und Rechte zu Illingen. (*Rigel.*)

3) Schloß in der Schweiz, ſ. Illens.

Illinhi (Geogr.), ſ. Iliniza.

ILLINOIS, 1) ein zur Union der vereinigten nordamerikaniſchen Freiſtaaten gehöriger Staat. Er bildet einen der ſogenannten weſtlichen Staaten dieſer Föderation, und wurde ſchon im Anfange des 18. Jahrh. von Niedercanada aus durch franzöſiſche Einwanderer bevölkert, die namentlich am Kaskaskias, zu Kahokia und am Fort Maſſac ſich niederließen, welche Niederlaſſungen aber in der Folgezeit wenig Nachwuchs erhielten. Noch jetzt leben Nachkommen von ihnen an den genannten Orten. Der größere Theil des Landes war von Indianerſtämmen eingenommen, die ſich aber jetzt nach den nördlichen und nordweſtlichen Grenzen des Staates zurückgezogen haben. Im J. 1756 kam Illinois durch Eroberung unter britiſche Herrſchaft, bis es im J. 1783 den neu ins Leben getretenen vereinigten nordamerikaniſchen Staaten einverleibt wurde. Bis zum J. 1809 blieb es mit Indiana vereinigt, wurde aber in dieſem Jahre durch eine Congreßacte von Indiana getrennt, und im J. 1818 durch eine andere Acte des Congreſſes als Staat in die Union aufgenommen. Die von dem neuen Staate entworfene Conſtitution wurde noch in demſelben Jahre den 26. Auguſt von dem Congreſſe der vereinigten Staaten beſtätigt. Vom J. 1803—1816 traten die verſchiedenen, in dieſem Staate einheimiſchen, Indianerſtämme nach und nach bedeutende Gebiete an die Union ab, was viele Anſiedler aus Oſten herbeilockte. In den neueſten Zeiten hat dieſer Staat anſehnlichen Zuwachs durch teutſche Einwanderer erhalten, ſodaß nach der Angabe Grund's in ſeinem Werke über die ſocialen Zuſtände Nordamerika's, die Teutſchen $\frac{1}{5}$ der geſammten Bewohnerzahl dieſes Staates ausmachen. Seinen Namen hat der Staat von dem großen Fluſſe Illinois empfangen, der das Land ſeiner ganzen Länge nach in ſüdweſtlicher Richtung durchſtrömt. Der Staat hat die Form eines unregelmäßigen Triangels, deſſen Baſis die nördliche Grenze des Landes iſt, und deſſen eine Seite die Windungen des Miſſiſippi bilden. Die geographiſche Lage des Landes iſt zwiſchen 36° 57' bis 42° 30' nördl. Br. und 10° 15' bis 14° 15' weſtl. L. von Waſhington, und ſein Areal wird verſchieden zu 2731, 2355 und zu 2543 □Meilen angegeben. Warden, in ſeinem Account etc., rechnet 52,122 engliſche □Meilen. Gegen Norden grenzt es an Michigan, gegen Oſten an Indiana, gegen Süden an Kentucky, gegen Weſten an den Staat und das Gebiet Miſſouri. Der Ohio macht von dem Einfluſſe des Wabaſch an bis zu ſeiner eigenen Mündung in den Miſſiſippi, die ſüdliche Grenze des Staates gegen Kentucky, in einer Länge von 32 teutſchen Meilen, und die natürliche Grenze gegen Weſten und Südweſten macht der Miſſiſippi in der bedeutenden Länge von wenigſtens 125 teutſchen Meilen. Die Grenze gegen Indiana bildet auf einer langen Strecke der Fluß Wabaſch bis zu ſeinem Einfluſſe in den Ohio. Die Länge dieſes Staates in einer geraden Linie von N. nach S. beträgt 69 teutſche Meilen, ſeine mittlere Breite 21 teutſche Meilen.

Die Natur hat dieſes Land mit der größten Freigebigkeit ausgeſtattet, nicht nur mit einem ſchönen, gemäßigten Klima, ſondern hat ihm auch in ſeinen zahlreichen Flüſſen die beſten Straßen zum Abſatze ſeiner Producte und zum lebhafteſten innern Verkehr eröffnet. Die vorzüglichſten Flüſſe ſind: der Miſſiſippi, der Illinois, der Kaskaskias, der Ohio und der Wabaſch. Der erſtere macht, wie ſchon oben erwähnt iſt, über 100 teutſche Meilen die weſtliche Grenze des Staates; der Illinois, welcher das Land in ſüdweſtlicher Richtung durchſchneidet, iſt über 40 teutſche Meilen ſchiffbar, und nimmt innerhalb dieſes Staates eine Menge kleinerer Flüſſe auf, die alle auf eine Strecke ſchiffbar ſind. Um unnütze Wiederholungen zu vermeiden, ſehe man das Nähere über den Illinois in dem eigends dieſem Fluſſe gewidmeten Artikel nach, wo auch alle ſeine Nebenflüſſe aufgezählt ſind. Der Kaskaskias, ein ſchöner Fluß, entſpringt unter 39° 55' nördl. Br., unweit der Illinoisbergkette, durchſtrömt ein herrliches, fruchtbares Land, iſt 26 Meilen weit ſchiffbar, und fällt nach einem Laufe von 40 Meilen bei der gleichnamigen Stadt in den Miſſiſippi. Der Ohio berührt die ſüdliche Grenze 32 Meilen weit, und endigt hier bei Cairo ſeinen Lauf, nachdem er innerhalb dieſes Staates den Wabaſch, der auf eine weite Strecke die Grenze Illinois gegen Indiana macht, aufgenommen hat. Auf die den vorgenannten größern Flüſſen gewidmeten Artikel müſſen wir wiederum verweiſen, um die kleinern Flüſſe, die ſich in jene ergießen und Illinois angehören, nachzuſehen.

Betrachtet man die Beſchaffenheit des Bodens, ſo zeigen ſich ſechs verſchiedene Arten deſſelben. 1) Die Thäler oder tiefer liegenden Gründe, welche mit Acacien, Illinois- (pecan) und ſchwarzen Nußbäumen, Birken, Zuckerahorn ꝛc. beſetzt ſind, haben den vortrefflichſten Boden und ſind größtentheils an den Ufern der aufgezählten Flüſſe zu finden. Dieſer Boden iſt von einer unerſchöpflichen Fruchtbarkeit, und iſt ſeit 100 Jahren

Digitized by Google

ohne Düngung fortwährend bebaut, nichtsdeſtoweniger in dem vortrefflichſten Zuſtande. 2) Die angeſchwemmten Ländereien an den Mündungen und dem Zuſammenfluſſe der Flüſſe erzeugen wilde Feigen, Baumwollenſtauden, Weiden, Ahorn, Eſchen, Ulmen, Eichen ꝛc., und ſind im Herbſte mit einer üppigen Flor von Kräutern und Unkraut bedeckt. Dieſe Ländereien ſind fortwährenden Überſchwemmungen ausgeſetzt, und wegen der Ausdünſtungen des Moorbodens ſehr ungeſund. 3) Die trockenen Wieſenflächen, welche alle Flüſſe einfaſſen, oft mehre Meilen breit und zu jeder Art von Cultur geeignet ſind, liegen meiſt hinter den Ländereien, die unter Nr. 1 beſchrieben ſind. Die Fruchtbarkeit dieſer Flächen ſteht den vorherbeſchriebenen Bodenarten wenig nach. 4) Die naſſen Wieſenflächen, die entfernt von den Flüſſen oder an deren Quellen liegen, einen kalten, ſterilen Boden haben, Sümpfe und Teiche enthalten, und auf denen ein grobes und langes ſchilfartiges Gras wächſt. 5) Land, welches mit Bau- und Nutzholz beſtanden, nicht ſehr bergig und gut bewäſſert iſt, und einen ſehr weichen Boden hat. 6) Unfruchtbares Hügelland, theils ohne Bäume, theils ſparſam mit Eichen und Fichten beſtanden. Manche Stellen des rechten Ohioufers ſind mit rauhen, vorſpringenden Felſen bedeckt, und die Ufer der Flüſſe Kaskaskias und Illinois zeigen an manchen Stellen die erhabenſten und prächtigſten Anſichten. Mehre der kleinen Nebenflüſſe haben an manchen Stellen kleine Buſen in das Land gewühlt. Der nordweſtliche Theil des Staates beſteht aus Hügelland, und hier haben die meiſten der Flüſſe, welche ſich von Norden her in den Wabaſch ergießen, ihren Urſprung; ein anderer großer Theil des Landes beſteht aus ungemein großen Grasebenen, von denen manche eine Ausdehnung von vielen Meilen haben. Der große Landſtrich, durch welchen der Illinois und ſeine Arme ſich winden, ſoll an Schönheit, Reichthum und Fruchtbarkeit von keinem andern gleich großen Theile der vereinigten Staaten übertroffen werden. Der Landſtrich von dem Illinois bis zum Wabaſch iſt, mit Ausnahme des an den Flüſſen liegenden Landes, eine ungeheure natürliche Wieſe, die nur manchmal von Gebüſch, kleinen Gehölzen, einigen Sümpfen und kleinen Seen unterbrochen wird, und man nimmt an, daß die Wieſen des ganzen Staates ein Areal von 1,200,000 Acres einnehmen. Dieſe ſchönen Gefilde, welche dem Auge des Beſchauers grenzenlos erſcheinen, ſind mit einem üppigen Graswuchſe bedeckt, eine Grasfläche folgt auf die andere, und manche ſind ſo ausgedehnt, daß das Auge ihr Ende nicht erreichen kann. Manchmal werden dieſe Wieſen von kleinen Hainen unterbrochen, die aus herrlichen Bäumen beſtehen. Mehre Reiſende berichten uns, daß an vielen Stellen die Gegenden des Illinois über alle Beſchreibung ſchön ſeien. Nichtsdeſtoweniger ſind noch wenige dieſer ſchönen Gegenden bewohnt, und man kann noch ganze Striche durchwandern, ohne eine Menſchenſtimme zu hören. Die öſtliche Küſte des Miſſiſſippi iſt vom Einfluſſe des Miſſouri bis zu dem des Illinois von einer Hügelkette eingefaßt, die ſich von 80—100 Fuß erhebt, nicht ſteil und nur theilweiſe mit ſchönen Cedern beſtanden iſt. Dieſe Kette läuft nicht gleichmäßig fort, ſondern erhebt ſich in gewiſſen Entfernungen zu etwas ſteiler anlaufenden Gipfeln.

An herrlichen Waldbäumen iſt Überfluß vorhanden, namentlich iſt die Eiche vorherrſchend und findet ſich in verſchiedenen Arten. Zu bemerken iſt beſonders die amerikaniſche Acacie (honey locust), die ſich 40—60 Fuß hoch erhebt, und in viele Äſte theilt, die, ſowie der Stamm, mit langen ſcharfen Spitzen fünf bis zehn Zoll lang bewaffnet ſind. Die Blüthen kommen aus den jungen Zweigen heraus und hinter ihnen eine gekrümmte enge Hülſe, 10—18 Zoll lang, gegen zwei Zoll breit und zur Hälfte mit einem ſüßen Mark angefüllt, das theils zum Bierbrauen verwendet wird, theils auch für Schweine und anderes Vieh ein ſehr nahrhaftes Futter liefert. Außerdem ſind noch zu bemerken der weiße und ſchwarze Wallnußbaum, welcher letzterer bis 70 Fuß Höhe erreicht, der Butternußbaum, welcher immer in Geſellſchaft des ſchwarzen Wallnußbaums zu finden iſt, und der Illinoisnußbaum (pecan) in Menge auf den Ebenen. Der Maulbeer- und Pflaumenbaum lieben vorzüglich die Ufer des Illinois, wo ſie vortrefflich gedeihen, und auf den ihnen zuſagenden Bodenarten findet man häufig Pappeln, blaue und weiße Eichen, ſchwarze Acacien, Ulmen, Birken, Gewürzſträuche, buckeye, hackberry und baswood, deren teutſche Benennungen wir nicht angeben können. In den Wäldern und an den Flußufern gibt es viele wilde Weinſtöcke von verſchiedenen Sorten, und an den Quellen des Illinois weiße Fichten.

Die Büffel waren ſonſt in zahlreichen Heerden auf den weiten Grasflächen des Illinois vorhanden, ſind aber in den neueſten Zeiten den Menſchen gewichen und haben ſich auf die einſamern Ebenen des Miſſourigebietes zurückgezogen; aber Rothwild, Elennthiere, Bären, Wölfe, Füchſe, Opoſſums ſind noch in großer Anzahl vorhanden. Die Pferde ſind von guter ſpaniſcher Race, das Rindvieh ebenfalls ſchön und munterer Art, und Schweine gedeihen außerordentlich gut. Von Vögeln gibt es in den bergigen Diſtricten wilde Truthühner in Maſſe, viele Wachteln, aber wenig Faſanen; Gänſe, Enten, Schwäne gibt es in großer Anzahl an den Quellenflüſſen des Illinois und an den kleinen Seen nach Michigan zu, wohin ſie wegen ihres Lieblingsfutters, des dort im Überfluſſe wachſenden wilden Reiſes, in großen Scharen ziehen. Außerdem gibt es verſchiedene Arten kleiner Raubvögel, kleine Papageien und Amſeln, namentlich im weſtlichen Theile des Staates. Die verſchiedenartigſten Fiſche liefern die Flüſſe, und Störe gibt es im Illinoisſee. Von giftigen Schlangen iſt die gemeine und Prairieklapperſchlange, und die Schlange mit kupferfarbigem Kopfe vorhanden. Das Mineralreich liefert Kupfer in der Nähe des Fluſſes Mine, Blei am Zuſammenfluſſe des Wabaſch und Ohio, Mühlſteine, Flintenſteine, Marmor, Kalk- und Sandſteine, Steinkohlen und Flußſpath an mehren Orten. Salz gewinnt man aus zwei Salzteichen, die ſich im öſtlichen Theile des Staates befinden, und Salzquellen ſind am Fluſſe Saline, aus denen man jährlich ge-

Digitized by Google

zen 300,000 Buſhels Salz ausbeutet. Hauptproduct des Staates iſt Getreide, was, wie wir ſchon oben bemerkt haben, bei der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens n ungeheuern Maſſen erbaut wird; außerdem Flachs, Hanf, Hülſenfrüchte, guter Hopfen, Äpfel, Birnen, Pflaumen, Pfirſichen, wilder Wein, Maulbeerbäume und Zuckerahorn; Baumwolle jedoch nur ſo viel, als der Bearf der Bewohner verlangt. Der Tabak iſt von vorüglicher Qualität. Der zu Bevay in Indiana gelungene Verſuch mit dem Anbau des Weines läßt auch hier ein ünſtiges Reſultat für die ſüdlichen Theile dieſes Staates rwarten. Der Kunſtfleiß muß ſich natürlich in einem ungen, ſo ſchwach bevölkerten Staate nur auf die nothvendigſten Gewerbe beſchränken. Der Handel bringt Rindieh und Pferde, Häute, Talg, geſalzenes Schweineleiſch und Salz zur Ausfuhr, und wird ſich nach den o ausgedehnt und großartig angelegten und resp. noch nzulegenden Waſſer- und Eiſenbahnverbindungen noch edeutend ſteigern. Intereſſant wird es jedem Leſer ſein, ach officiellen Quellen (American Almanac pro 1838) ine Überſicht deſſen zu geben, was von dem jungen Staate für Anlegung von Eiſenbahnen, Kanäle, neuer andſtraßen und Schiffbarmachung von Flüſſen bereits eſchehen, oder noch in der Vollendung begriffen iſt.

Im J. 1837 wurde von der geſetzgebenden Gewalt es Staates der Beſchluß gefaßt, eine ausgedehnte innere ommunication herzuſtellen, und die Finanzcommiſſion erielt daher die Vollmacht, ein Anlehen von acht Millioen Dollars zu höchſtens acht Procent abzuſchließen, und ieſelben folgendermaßen zu verwenden, als:

1) Zur Verbeſſerung der Schiffahrt auf dem groſen Wabaſch . . . . 100,000 Doll.
Zur Verbeſſerung der Schiffahrt auf dem Illinois . . . . 100,000 Doll.
Zur Verbeſſerung der Schiffahrt auf dem Rock River . . . . 100,000 Doll.
Zur Verbeſſerung der Schiffahrt auf dem Kaskaskias . . . . 50,000 Doll.
Zur Verbeſſerung der Schiffahrt auf dem kleinen Wabaſch . . . . 50,000 Doll.

2) Für die große weſtliche Poſtſtraße von Vincennes ach St. Louis . . . . 250,000 Doll.

3) Für eine Eiſenbahn von der Stadt Cairo in der Nähe der Mündung des Ohio in den Miſſiſippi, bis zur ſüdlichen Grenze des Illinois- und Michigankanals über Vandalia, Shelbyville, Decatur und Bloomington, und on hier über Sevannah nach Galena . . 3,500,000 Doll.

4) Für eine ſüdliche kreuzende Eiſenbahn von Alton ach Mount Carmel über Edwardsville, Carlyle, Salem, Fairfield und Albion; ferner eine Eiſenbahn von Alton ach Shawneetown, um von der vorhergehenden ſüdlihen abgehen zu können über Lebanon in der Grafſchaft St. Clair, Naſhville in der Grafſchaft Waſhington, Pineville in der Grafſchaft Perry, Frankfort in der Grafſchaft Franklin und Equality in der Grafſchaft Galetin . . . . 1,600,000 Doll.

5) Für die nördliche Kreuzeiſenbahn von Quincy an en Miſſiſippi über Columbus und Clayton in der Grafſchaft Adams, Mount Stirling in der Grafſchaft Schuyler, Meradoſia und Jackſonville in der Grafſchaft Morgan, Springfield in der Grafſchaft Sangamon, Decatur in der Grafſchaft Macon, Sidney in der Grafſchaft Champaign und Danville in der Grafſchaft Vermillion, und von hier in der Richtung von Lafayette nach Indiana. Dieſe Eiſenbahn ſoll den Fluß Sangamon unterhalb der nördlichen und ſüdlichen Forks (Gabeln) dieſes Fluſſes an einem paſſenden Punkte kreuzen . . . 1,850,000 Doll.

6) Für einen Arm der Centraleiſenbahn, der von einem paſſenden Punkte dieſer Bahn, wo die directe Linie von Hillsborough nach Shelbyville die Centraleiſenbahn durchſchneiden würde, oder höchſtens ¼ teutſche M. von dieſem Kreuzungspunkte entfernt, ausgehen ſoll, um von hier über Shelbyville in der Grafſchaft Shelby, Charleſton in der Grafſchaft Coles, Paris in der Grafſchaft Edgar, und von hier nach der ſogenannten Staatenlinie, in gerader Richtung nach Terrehaute und Indiana zu gehen . . . . 650,000 Doll.

7) Für eine Eiſenbahn von Peoria in der gleichnamigen Grafſchaft über Canton in der Grafſchaft Fulton, Macomb in der Grafſchaft M'Conough, Carthago in der Grafſchaft Hankock, nach Warſaw an den Miſſiſippi . . . . 700,000 Doll.

8) Für eine Straße von Lower-Alton über Upper-Alton und Hillsborough nach der Centraleiſenbahn, und zwar ſo, daß die Eiſenbahn von Terrehaute nach der Centraleiſenbahn durchſchnitten wird . . . 600,000 Doll.

9) Für eine Eiſenbahn von Belleville über Lebanon, um die Eiſenbahn von Alton nach Mount Carmel an dem nächſten und paſſendſten Punkte zu durchſchneiden . . . . 150,000 Doll.

10) Für eine Eiſenbahn von Bloomington in der Grafſchaft M'Clean nach der Stadt Mackinaw in der Grafſchaft Tazewell. Ein Aſt dieſer Bahn ſoll an den Illinoisfluß gehen und mit der Peoria- und Warſaweiſenbahn zu Peoria zuſammentreffen, und der andere Aſt ſoll durch Tremont nach Pekin gehen . . . . 350,000 Doll.

11) Ferner ſind 200,000 Doll. von Staatswegen dazu beſtimmt, um in denjenigen Grafſchaften, durch welche keine Eiſenbahn geht, die Heerſtraßen zu verbeſſern und Brücken und andere öffentliche Werke herzuſtellen. Der für dieſe öffentlichen Werke ausgeworfene Etat von acht Millionen Dollars iſt aber, wie dieſe Überſicht zeigt, um 1,050,000 Doll. überſchritten worden.

Außer den auf Staatskoſten herzuſtellenden Eiſenbahnen ſind noch mehre von Privatgeſellſchaften angelegt worden, wie z. B. von dem Fluſſe Ferry bei St. Louis nach den Kohlenminen von Bluffs, ſechs engliſche Meilen lang, und ſeit dem Anfange des Jahres 1838 vollendet; eine Eiſenbahn von Jackſonville nach Auguſta, 22 engliſche Meilen lang; eine Eiſenbahn von Chicago nach Desplains, 12 Meilen lang; eine Eiſenbahn von Neapel nach Jackſonville, 22 Meilen lang. Mehre andere ſind noch projectirt. Als ein vorzügliches Werk muß der Illinois- und Michigankanal genannt werden, der im J. 1836 auf Staatskoſten begonnen wurde, und von Chi-

Digitized by Google

cago am Michiganſee nach Peru am Illinoisfluſſe führt, und ungefähr 100 engliſche Meilen lang iſt.

Dieſe kurze Überſicht beweiſt, wie großartig die Anſtalten dieſes jungen Staates für das materielle Wohl ſeiner Bewohner ſind. Leider können wir nicht ein Gleiches von den Anſtalten für das geiſtige Wohl der Staatsbürger rühmen, obgleich die dazu nöthigen Fonds vorhanden ſind, denn $\frac{1}{36}$ der den Ortſchaften gehörenden Ländereien, ſowie drei Procent vom Erlöſe der Staatsländereien, ſind zur Erhaltung und resp. Unterſtützung der Schulanſtalten beſtimmt. Allein nichts iſt von Seiten dieſes Staates für Gründung von Schulen geſchehen, kein Syſtem für allgemeine Erziehung angenommen, und der durch Verkauf von Ländereien bedeutend angewachſene Fonds iſt zu andern Staatszwecken verwendet worden. Um dieſem Übelſtande einigermaßen abzuhelfen, hat ſich 1833 eine Geſellſchaft zu Vandalia gebildet, unter dem Namen: Illinoisinſtitut zur Beförderung des Unterrichts. Es beſtehen ein Collegium zu Jackſonville und ein theologiſches Seminar für Baptiſten zu Alton.

Wie überall in den vereinigten Staaten, ſo gibt es auch hier die verſchiedenartigſten Religionsparteien, und von den namhafteſten wollen wir hier nach dem **American Almanac pro 1836** eine kurze Überſicht geben:

	Aſſociationen.	Kirchen.	Geiſtliche.	Communicanten.
Methodiſten	—	—	56	13,421
Baptiſten	16	161	107	4622
Presbyterianer . . . . (1 Synode)	5 Presbyterien.	52	36	1567
Römiſche Katholiken .	—	—	6	—

Außerdem noch eine Menge kleiner Sekten.

Verfaſſung. Die geſetzgebende Gewalt iſt in den Händen des Senats, beſtehend aus 40 Mitgliedern, und dem Hauſe der Repräſentanten, aus 93 Mitgliedern beſtehend. Der Senat, deſſen Mitglieder 25 Jahre alt ſein müſſen, wird jedesmal auf vier Jahre, und die Mitglieder des Repräſentantenhauſes werden jedesmal auf zwei Jahre gewählt. Die vollziehende Gewalt iſt in den Händen des Gouverneurs, der jedesmal auf vier Jahre erwählt wird. Ihm zur Seite ſtehen ein Vicegouverneur, ein Staatsſecretair, ein Schatzmeiſter, ein Director des öffentlichen Caſſen- und Rechnungsweſens, und ein Generaladvocat, welche zuſammen die eigentliche Regierung bilden. Das Gerichtsweſen anlangend, ſo beſtehen: 1) ein Obergericht mit vier Richtern, das des Jahres zweimal Hauptſitzungen hält; 2) ſieben ſogenannte **circuit Courts**, d. h. ſolche Gerichte, welche jährlich zu beſtimmten Zeiten von einem Orte zum andern wandern, um Gericht zu halten, und 3) zwei Municipalgerichte zu Chicago und Alton. Außerdem beſtehen Friedensgerichte, vor denen Objecte unter 100 Dollars verhandelt werden. Die Sklaverei iſt abgeſchafft, und die Kinder der Sklaven, welche nach Annahme der Conſtitution geboren ſind, ſind, die weiblichen im 18., die männlichen im 21. Jahre, frei geworden.

Der Staat wird, wie die übrigen Staaten der Union, in Grafſchaften eingetheilt, deren man im J. 1835 (mit Ausnahme des Reſervatgebietes der Indianer) 52 zählte, mit einer Bevölkerung von 269,974 Bewohnern, während nach der Zählung von 1830 nur 157,455 Einwohner gezählt wurden. Leider können wir in Ermangelung der neueſten ſtatiſtiſchen Angaben über dieſen Staat die 52 Grafſchaften nicht alle namentlich aufführen, und wollen uns deswegen, anſtatt etwas Unvollſtändiges zu geben, jeder Aufzählung enthalten, da wir vielleicht im Nachtrage zu dieſem Bande das hier Fehlende nachliefern können. Wir wollen uns deswegen darauf beſchränken, die am meiſten bekannten Orte hier kurz anzugeben.

Vandalia, in der Grafſchaft Bond, Hauptſtadt des ganzen Staates, liegt unter 39° 8′ nördl. Br. am Kaskaskias in einer ſchönen, fruchtbaren Gegend, hat ein Poſtamt, die Gebäude für den obern Gerichtshof, das Staatenhaus ꝛc. Dieſe Stadt iſt erſt in den neueſten Zeiten angelegt worden, und enthält eine würtembergiſche Colonie nebſt vielen andern neuerdings eingewanderten Teutſchen. Kaskaskia, Hauptort der Grafſchaft Randolph am gleichnamigen Fluſſe, zwei teutſche Meilen von ſeiner Einmündung in den Miſſiſippi, iſt im Anfange des vorigen Jahrhunderts von franzöſiſchen Einwanderern gegründet worden, weshalb noch ein großer Theil der jetzigen Einwohner aus Nachkommen dieſer erſten franzöſiſchen Anſiedler beſteht. Der Ort zählt jetzt gegen 2000 Einwohner, welche zahlreiche Heerden Rindvieh, Schweine und Geflügel, nebſt einer guten Pferdezucht unterhalten, da die Landwirthſchaft die Hauptbeſchäftigung und den Hauptnahrungszweig der Bewohner ausmacht, welche die umliegenden Ländereien in eine ſehr gute Cultur geſetzt haben. Cahokia, Hauptort der Grafſchaft St. Clair, enthält die Grafſchaftsgebäude, eine katholiſche Kirche, ein Poſtamt, über 200 Häuſer und über 1000 Einwohner. Der Ort liegt an der Mündung des gleichnamigen Fluſſes in den Miſſiſippi. Shawneetown, Hauptort der Grafſchaft Gallatin am Ohio, hat ein Poſtamt und die Grafſchaftsgebäude, über 200 Einwohner, welche hauptſächlich bei der nahen Saline und mit der Schiffahrt beſchäftigt ſind. Edwardsville, Hauptort der Grafſchaft Madiſon an der Cahokia, hat, außer den Grafſchaftsgebäuden, ein Poſtamt, eine Bank, ein Landoffice, eine Druckerei, eine Kirche, über 200 Häuſer und 1400 Einwohner. Cairo, eine Ortſchaft in der Fork (Gabel) des Ohio und Miſſiſippi, die täglich an Wichtigkeit zunimmt. Albion, Hauptort der Grafſchaft Edwards und Mount Carmel in derſelben Grafſchaft, beide mit Poſtämtern und am Wabaſch gelegen ꝛc.

Reſervatgebiete der Indianer.

Dieſe nehmen den nördlichſten und nordweſtlichen Theil des Staates ein und gehören folgenden Stämmen: 1) den Kaskaskiern, 2) den Kickepoern, 3) den Mascontins, 4) den Pottowattamiern, 5) den Fuchs- und Sackindianern, 6) den Joways, 7) den Piorias, 8) den Delawaren und Shawaneſen, 9) den Piankashaws, 10) Weeas, 11) Eel-River-Indianern, 12) Cahokias, und 13) den Menomimen, welche alle zuſammen nur einige Tauſend Köpfe betragen mögen, theilweiſe nur ihr Jagdgebiet,

Digitized by Google

aber nicht ihre Wohnſitze hier haben, und ſich immer mehr nach dem nordweſtlichen Gebiete zurückziehen. Die Cahokias und mehre von den andern Stämmen haben den römiſch-katholiſchen Ritus angenommen, während der größte Theil noch ſeinem Glauben an den großen Geiſt [Manitou] treu geblieben iſt. Ein Theil dieſer Stämme widmet ſich dem Landbaue *).

2) I., ein großer ſchiffbarer Fluß der vereinigten nordamerikaniſchen Freiſtaaten, welcher in dem Staate Indiana aus zwei kleinen Flüſſen, den Kankokee, auch Theakiki, und den Plein River, auch Kickapoo genannt, entſteht, die ſich unter 41° 48′ nördl. Br. im Staate Indiana vereinigen und nach ihrer Vereinigung den Namen Illinois annehmen. Nach einem kurzen Laufe in ↄem Staate Indiana tritt er in den Staat Illinois über, ↄeſſen Hauptſtrom er ausmacht, dem er ſeinen Namen ʒibt und den er in ſüdweſtlicher Richtung auf einer groʒen Strecke durchſchneidet. Er hat einen ruhigen Lauf ınd bildet faſt gar keine Stromſchnellen, durchſtrömt auf einem ganzen Laufe ein reiches und fruchtbares Land, iſt 6 Meilen weit für große Fahrzeuge und 92 Meilen ür kleinere ſchiffbar, und hat eine Menge Inſeln, von enen einige gegen zwei Meilen lang und $\frac{3}{4}$ Meilen reit ſind. Nachdem er den Binnenſee Illinois durchtrömt, durch einen vier Fuß tiefen Kanal den Abfluß es Landſees Demiquian und eine Menge kleinerer Flüſſe ufgenommen und einen Lauf von 100 teutſchen Meilen ollendet hat, ergießt er ſich unter 38° 41′ nördl. Br. nd 90° 12° weſtl. L. noch innerhalb des Staates Illinois it einer Breite von mehr als 1200 Fuß in den Miſſippi. Die bemerkenswertheſten ſeiner Nebenflüſſe ſind in döſtlicher und ſüdweſtlicher Richtung: 1) der Vermillon, ommt aus den Illinoisbergen und iſt wegen der vielen lippen in ſeinem Bette nicht fahrbar; 2) der Crow Readow, iſt bei ſeinem Einfluſſe in den Illinois 60 Fuß reit und vier teutſche Meilen weit ſchiffbar; 3) der Rainy sland, 45 Fuß an ſeiner Einmündung breit und nur vei teutſche M. weit ſchiffbar; 4) der Michillimakinak, ommt aus den Illinoisbergen, hat einen Lauf von 34 R., wovon 18 Meilen ſchiffbar ſind, und iſt bei ſeiner Ründung 150 Fuß breit; 5) der Maeopin, iſt nur zwei Reilen weit ſchiffbar und fließt nur vier Meilen vom Riſſiſippi entfernt, mit einer Breite von 72 Fuß in den llinois. Von Norden und Nordweſten ergießen ſich:) der Fox, kommt aus Michigan, iſt fünf M. weit hiffbar für Boote, und fällt innerhalb des Staates Inana in den Illinois; 7) der Delamarche, nur zwei M. hiffbar und an ſeiner Mündung 90 Fuß breit; 8) der eſemequian, 12 M. ſchiffbar und bei ſeiner Einmünıng 120 Fuß breit; 9) der Demiquian, mündet ſich chs M. unterhalb des vorigen Fluſſes in einer Breite n 150 Fuß und iſt 24 M. ſchiffbar; 10) der Sagaond, 36 M. weit ſchiffbar, und 300 Fuß breit an ſeir Mündung; 11) die Mine, ein kleiner, reißender, nur 4 M. langer Fluß, der an ſeiner Mündung 150 Fuß Breite hat. Durch einen Kanal kann der Illinois ſehr leicht mit dem Chicago, und hierdurch mit dem Michiganſee und den großen canadiſchen Seen in Verbindung geſetzt werden, wodurch eine directe Flußſtraße zwiſchen dem Miſſiſippi und Canada hergeſtellt würde. Dieſes läßt ſich mit wenigen Koſten bewerkſtelligen, da der Kankakee — der Hauptquellenfluß des Illinois — nur $\frac{4}{7}$ teutſche Meilen von dem Chicago entfernt iſt, ſodaß an dieſer ſchmalen Stelle ſchon längſt ſogenannte Tragplätze zum Transport der Waaren von einem Fluſſe in den andern eingerichtet worden ſind, und häufig ſchon bei Überſchwemmungen beladene Boote ohne eine Unterbrechung aus dem Chicago in den Kankakee gelangt ſind. Bei der großen Thätigkeit, welche die vereinigten nordamerikaniſchen Staaten in Herſtellung und Verbeſſerung der innern Communicationswege fortwährend entwickeln, läßt ſich wol annehmen, daß ein ſolcher kleiner Kanal bereits ausgeführt ſei, obgleich, ſo viel wir wenigſtens davon wiſſen, öffentliche Blätter noch nichts berichtet haben.

3) I., ein Landſee im Staate Illinois, in den vereinigten nordamerikaniſchen Staaten, wird von dem Fluſſe Illinois durchſtrömt, iſt vier Meilen lang und $\frac{1}{2}$ Meile breit. Am ſüdlichen Ende dieſes Sees liegt ein altes Fort und Dorf Namens Piorias, unter 40° 53′ nördl. Br. und 88° 3′ weſtl. L. von Greenwich, nach welchem dieſer See auch häufig, beſonders im Lande ſelbſt, der See Piorias genannt wird *). *(J. C. Schmidt.)*

ILLIPE, iſt der malabariſche, von den Franzoſen aufgenommene, Name mehrer Baumarten, welche zu der Gattung Bassia (ſ. d. Art.) gehören. *(A. Sprengel.)*

ILLIPECARWE, ein Diſtrict der Inſel Ceylon, welcher am Meere liegt, und die Dörfer Elefants-Kakaal, Tigalle-Vaning, Kalawiel und Elpoearwe enthalten ſoll. *(J. C. Schmidt.)*

Illipula (a. Geogr.), ſ. Ilipula.

Illiturgis (a. Geogr.), ſ. Iliturgis.

Illixe (Illidsche), ſ. Daruvár.

ILLKIRCH, ein Marktflecken an der Ill, mit 1800 Einwohnern im Bezirke Strasburg des franzöſiſchen Departements Niederrhein. Ein adeliges Geſchlecht, welches nach dem Orte benannt wurde, iſt ſeit dem Ende des 13. Jahrh. ausgeſtorben. Hier wurde im J. 1681 die Capitulation übergeben, als Strasburg von den Franzoſen beſetzt wurde. *(R.)*

ILLMENSEE, Pfarrdorf im großherzogl. badiſchen Bezirksamte Pfullendorf, $\frac{7}{8}$ teutſche Meile ſüdöſtlich von der Amtsſtadt, unfern der Oſtgrenze Badens gegen Südwürtemberg, auf der Extrapoſtſtraße von Salem nach Biberach, faſt mitten zwiſchen drei großen Weihern, die mit einander zuſammenhängend einen ſehr großen Weiher, den Illmenſee, bilden, aus welchem der Andelsbach ſeinen Urſprung nimmt, an Denkingen vorbeifließt, bis Zell acht Mühlen treibt, und nach einem Laufe von drei teutſchen Meilen nördlich von dem fürſtlich hohenzollerſchen

*) Einige Nachträge, welche durch neuere, erſt nach Abfaſſung s Art. dem Verf. zugekommene, Werke möglich und nöthig geworn ſind, findet man am Ende des Buchſtaben I. (R.)

*) Den Namen Illinois hat Haſſel ganz willkürlich auch für einen Gebirgszug gewählt, welcher in dem gleichnamigen nordamerikaniſchen Staate in einen weiten Bogen übergeht. Die Benennung iſt nicht zuläſſig, da ſie in Nordamerika Niemand kennt.

Schloſſe und Pfarrdorfe Krauchenwieſen auf der Grenze von Baden und Hohenzollern ſich mit der Ablach vereinigt. Der Illmenſee iſt reich an Kredſen, Barſchen, Hechten, Treiſchen, Forellen und Welſen, deren man ſchon bis 40 Pfund ſchwere gefangen hat. Sie werden weit und breit verführt. Aber theils die Tiefe dieſes Sees, theils ſeine innere Beſchaffenheit, da ſein Grund mit Geſträuchen bewachſen iſt, erſchwert den Fiſchfang ungemein. Das Recht der Fiſcherei in dieſem See iſt zwiſchen Fürſtenberg und Taxis getheilt, ſodaß Taxis im obern Theile des obern Sees, vom Ausfluſſe des Andelbaches beim fürſtenbergiſchen Dorfe Illwangen an, Fürſtenberg aber im untern Theile deſſelben und in den beiden untern Weihern das Fiſchensrecht hergebracht hat. Beide haben eigne Fiſcher, welche die Fiſcherei gepachtet haben, und im Dorfe Illmenſee wohnen. Das Pfarrdorf Illmenſee hat nebſt den zu ſeiner Voigtei und Gemeinde gehörigen Weilern Alt- und Neulichteneck und dem Dörſchen Krumbach 243 Einwohner in 34 Familien, alle katholiſcher Confeſſion. Es liegt in dem Umfange der fürſtlich fürſtenbergiſchen Grafſchaft Heiligenberg, gehörte aber bis zu den großen Staatsveränderungen unſerer Zeit der ehemaligen Reichsſtadt Pfullendorf.
(*Thms. Alfr. Leger.*)

ILLMITZ, 1) Unter-J., ung. Alſó-J., ein verſchiedenen adeligen Beſitzern gehöriges Dorf im wieſelburger Comitate und Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus), im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungarns, am öſtlichen Ufer des neuſiedler Sees, zwiſchen Sumpfſtellen gelegen, etwas über 1¼ teutſche Meile ſüdweſtwärts von dem Markte Frauenkirchen entfernt, mit 142 Häuſern, 1206 teutſchen Einw., einer eigenen katholiſchen Pfarre, welche zum raaber Bisthume gehört, einer katholiſchen Kirche und einer Schule. Hier wird das Salz, Zick genannt, gefunden, und daraus Soda- und Glauberſalz gewonnen, und auch Seife geſotten. Es beſtanden hier ſeit langer Zeit größere Anſtalten zur Gewinnung dieſer Erzeugniſſe. 2) Ober-J., ung. Felſó-J., ein an das vorige ſtoßendes, dem Fürſten Eſzterházy gehöriges Dorf in demſelben Bezirke und Comitate, gleich dem vorigen in der obern oder kleinern ungariſchen Ebene gelegen, nach Unterilmicz eingepfarrt, mit 44 Häuſern und 375 Einwohnern, welche ſämmtlich Katholiken ſind, ſowie auch die Bewohner des andern Dorfes. (*G. F. Schreiner.*)

Illmunster, ſ. Ilmmünster.

ILLNAU, großes Pfarrdorf im Canton Zürich, das aus den zwei ganz nahe an einander liegenden Dörfern Ober- und Unterillnau beſteht, und mit den dazu gehörigen Nebenorten ein Kirchſpiel von 3045 Seelen bildet. Es liegt in der ehemaligen Grafſchaft Kyburg, im jetzigen Bezirke Pfäffikon. Das ehemalige Kloſter Allerheiligen zu Schaffhauſen hatte in frühern Zeiten dort einen Dinghof, an welchen alle ſeine Gotteshausleute, die auf dem linken Ufer des Rheins wohnten, dingpflichtig waren. Auch der Kirchenſatz und drei Viertheile des Zehntens gehörten dieſem Kloſter, und ſeit der Reformation der Regierung von Schaffhauſen. In den neueſten Zeiten iſt der Zehnten losgekauft worden. Der Boden iſt von mittelmäßiger Fruchtbarkeit, aber gut bebaute mechaniſche Baumwollenſpinnereien, das Weben von Baumwollenſtoffen, auch Seidenſpinnen, gewähren neben der Landwirthſchaft den Einwohnern ihren Unterhalt. (*Escher.*)

Illo, ſ. Ilow.

ILLOBA, auch **ILOBA**, ein Dorf im nagy-bányaer Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der ſzathmárer Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, an der von Németh-Szathmár nach Nagy-Bánya führenden Poſtſtraße, am rechten Ufer des Számosfluſſes, im Gebirge gelegen, mit 52 Häuſern, 360 magyariſchen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von ſechs Juden und zwei Proteſtanten, ſämmtlich Katholiken ſind, einer griechiſch-katholiſchen Pfarre, Kirche und Schule, einer Poſtſtation, welche mit Aranyos-Megyes und Nagy-Bánya Pferde wechſelt, und einem Baue auf Kupfer. Die ganze Gegend iſt ſehr reich an Metallen. (*G. F. Schreiner.*)

ILLOGAN, ein Kirchſpiel Englands in der Grafſchaft Cornwall, mit einer Bevölkerung von 1400 Einwohnern. In dieſem Kirchſpiele befindet ſich eins der reichſten Bergwerke der ganzen Grafſchaft, das unter dem Namen Cooks Kitchen — Kochs Küche — bekannt iſt und einen jährlichen Gewinn von 80,000 Pfund Sterling abwirft. (*J. C. Schmidt.*)

ILLOK, latein. Illokium, früher magyar. Ujlak, Ujlakinum, 1) eine dem Fürſten Odeſcalchi aus dem römiſchen Geſchlechte Bracciano, welches die ältern Odeſcalchi beerdte, gehörige Herrſchaft im illoker Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der ſyrmier Geſpanſchaft des Königreichs Slawonien, zu welcher außer dem Markte Ireg und dem Dorfe Szuczek noch einige andere Ortſchaften gehören. 2) Ein zur Herrſchaft gleiches Namens gehöriger Marktflecken, welcher vor den türkiſchen Einfällen in Slawonien eine anſehnliche und wohlbefeſtigte Stadt war, und Hauptort der großen, den dritten Theil des ganzen Comitats umfaſſenden Herrſchaft, die mit der ebenfalls bedeutenden Herrſchaft Bukovár grenzt, am rechten Ufer der Donau, die hier ¼ Meile breit iſt, auf einer Anhöhe (45° 14′ 5″ n. Br., 37° 2′ 42″ öſtl. L.), in einer ſehr anmuthigen Lage, den beiden ungariſchen Ortſchaften Uj- und O-Palanka gegenüber, an der von Eſzek nach Peterwardein führenden Poſtſtraße gelegen, von Weinhügeln umgeben, 4½ Meilen ſüdoſtwärts von Bukovár entfernt, mit 540 Häuſern, 3409 illyriſchen Einwohnern, von denen 2901 zur katholiſchen und 508 zur nicht unirten griechiſchen Kirche ſich bekennen, und die Weinbau und Fiſcherei treiben, einem alten Felſenſchloſſe, einer katholiſchen und einer Pfarre der nicht unirten Griechen, einem Franziskanerkloſter der capiſtraner Provinz, in deſſen Kirche man die Grabmäler des Herzogs Lorenz von Bosnien und des heil. Johann von Capiſtran ſieht, einer Kirche der morgenländiſchen Griechen, einer Schule und einer großen Cavaleriecaſerne. Man findet hier viele Überreſte aus den Zeiten der Römer, und darunter, außer den Reſten römiſcher Befeſtigungen, in einem benachbarten Walde Trümmer, welche für die Überbleibſel eines Dianentempels ausgegeben werden. Aus dem Schloſſe hat man eine herrliche Aus-

Digitized by Google

ht, ſowie denn überhaupt die Gegend um dieſen Markt nen der intereſſanteſten Punkte der ganzen Donaufahrt ldet. Hier werden auch die Adelsverſammlungen (Con-egationen) des Comitats gehalten. Illok hat ein Poſt-nt und eine Station, welche mit Opatovacz und Szuſzek ferde wechſelt, und auch beſuchte Jahrmärkte. *(G. F. Schreiner.)*

ILLOSPORIUM. Eine von Martius (Flor. cry-tog. erlangens.) aufgeſtellte Gewächsgattung aus der ßten Ordnung der 24. Linné'ſchen Claſſe und aus der ntergruppe der Periſporieen, der Gruppe der Gaſtromy-ten der natürlichen Familie der Pilze. Char. Das chlauchbehältniß gallertartig, zerfallend; die Sporidien gelig, durchſcheinend, mit einer durchſichtigen Hülle um-ben. Die vier Arten, welche Fries aufzählt (Syst. ycol. III. p. 258), kommen als ſehr kleine, rothe Pilze ıufenweis, die drei erſten auf Flechten, die letzte an be-ıuenem, der Luft ausgeſetztem Kiefernholze vor. Sie ißen: 1) Ill. roseum *Fr.* (Lichen roseus *Schreber*, l. dan. t. 1243. f. 1. Byssus rosea *Retzius* prodr. epra rosea *Wildenow* berol. Lepraria rosea *Acha-us* prodr. Tubercularia rosea *Persoon* obs. Pal-ella rosea *Lyngbye* hydroph. dan. p. 207. *Gre-lle* crypt. scot. t. 51), 2) Ill. carneum *Fr.* (Ill. ro-eum *Mart.* l. c. ?), 3) Ill. coccineum *Fr.* und 4) l. persicinum *Fr.* *(A. Sprengel.)*

ILLOVA, 1) ein auch Jova genanntes, zur Herr-haft und Pfarre Kuttina gehöriges großes Dorf, im pakraezer er obern Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der poſeganer ieſpanſchaft des Königreichs Slawonien, am rechten Ufer s gleichnamigen Fluſſes, welcher dieſen Comitat von m Gebiete des gradiſkaner Regiments der Militairgrenze heidet, in gebirgiger Gegend gelegen, mit 94 Häuſern, 64 Einw., welche ſich zur katholiſchen Kirche beken-en, und einer katholiſchen Filialkirche. 2) Illova mike, ngar. Kis-I., teutſch Klein-J., ein Dorf im rodnaer Militairdiſtricte der ſiebenbürgiſchen Grenze, im höhern Gebirge an der von Biſztriez nach Rodna und in die Bukovina führenden Commercialſtraße, unfern von der Einmündung des Illovabaches in den großen Szamosfluß elegen, mit 98 Häuſern, 796 Einwohnern und ausge-ehnten Waldungen. 3) I.-mare, ung. Nagy-I., teutſch Groß-J., ein Dorf in demſelben Canton und Diſtricte, m rechten Ufer des Ilvabaches, $2\frac{3}{4}$ Meilen oberhalb es vorigen, im höhern Gebirge, $1\frac{1}{2}$ Meile ſüdlich von er rodnaer Contumaz gelegen, mit 66 Häuſern und 391 Einwohnern. 4) Ein Dorf der ungariſchen oder banati-chen Militairgrenze, nächſt Szadova in der Compagnie Szlatina im höhern Theile des Gebirges gelegen, zwei Stunden oſtwärts von Szlatina entfernt, mit 86 Häu-ern und 463 Einwohnern, welche faſt ſämmtlich zur nicht unirten griechiſchen Kirche ſich bekennen. 5) Illove nd Illova, ein zur fürſtlich Eſzterházy'ſchen Herrſchaft Sztrecſar gehöriges Dorf im ſileiner Gerichtsſtuhle (Be-zirke, Processus) der trenchiner Geſpanſchaft, im Kreiſe dieſſeit der Donau Niederungarns, am rechten Ufer des Zſilinezabaches, im Gebirge gelegen, $\frac{1}{4}$ Meile ſüdlich vom linken Ufer des Wägfluſſes und dem Markte Silein ent-fernt, nach Bittſicza eingepfarrt, mit 165 ſlowakiſchen Einwohnern, von denen ſich, außer zwei Akatholiken, alle übrigen zur katholiſchen Kirche bekennen. 6) Ein Neben-fluß des linken Saveuſers, welcher bei Jaſſenas im Ge-biete des St. Georgen-Grenzregimentsgebietes der kroati-ſchen Militairgrenze, welches er auf einer langen Strecke von dem poſeganer Comitate und weiterhin dieſes von dem Gebiete des gradiſkaner Regiments ſcheidet, auf ſei-nem langen Laufe die Teplicza, die durch die Biela ver-ſtärkte Pokra und viele andere kleinere Gewäſſer aufnimmt, durch ihr Austreten manche Sumpfſtelle veranlaßt und endlich unterhalb der Lonya nach einem Laufe von unge-fähr neun Meilen in die Save fällt. 7) Ein Nebenflüß-chen der großen Számos, welche im höchſten Gebirge des bißtritzer Diſtrictes der ſiebenbürgiſchen Militair-grenze gegen die bukowiner Grenze hin entſpringt und rei-ßenden Laufes über Illova oder Ilva-máre, Magura Szenc-Joſeph und Ilova-mike der Számos entgegeneilt, in die er ſich an deren linkem Ufer einmündet; ſie wird durch den Zufluß mehrer Gewäſſer verſtärkt, worunter das Leßflüß-chen das bedeutendſte iſt. *(G. F. Schreiner.)*

Illuderit, ſ. Epidot.

ILLUECA, Villa im ſpaniſchen Corregimiento de Calatayud, Provinz Aragon, hat 2000 Einwohner, welche ſtarke Schweinezucht treiben und gute Schinken liefern. *(Fischer.)*

ILLUGA-SAGA GRÍDHARFOSTRA, Geſchichte [1]) Illugi's Gridharfoſtri's (des Pfleglings der Gridhur), ein intereſſantes altnordiſches Geſchichtswerk, welches aber, nach dem größten Theile ſeines Inhalts beurtheilt, nur Sagen gibt, wie ſich aus folgender Darlegung deſſelben ergeben wird.

Über Danmörk (Dänemark), heißt es nämlich in die-ſer Geſchichte, herrſchte der König Hringr, der Sohn Skiölld's, des Sohnes Dag's. Dieſer Skiölldr ſchlug ſich wider Hermadhr (Hermann), wie in der Saga der-ſelben geſagt wird [2]). Der kluge, freigebige und bei dem Volke beliebte König Hringr, der größte Schlacht-held, hatte mit ſeiner Gemahlin Sigridhur, der Toch-ter des Königs Wilhjalm (Wilhelm) aus Walland (Gal-lien, Frankreich) [3]), einen Sohn, den durch Schön-

1) Saga iſt in der Bedeutung dem teutſchen Worte Sage nicht gleich, ſondern wird auch von Geſchichte gebraucht. Doch heißen auch Werke, welche bloße Sage darbieten, Sögur, theils weil man ihren Inhalt für geſchichtlich hielt, theils weil man ihn als hiſtoriſch geltend machen wollte. 2) Unter dieſer Saga, auf welche ſich der Verfaſſer der Illuga-Saga bezieht, iſt aller Wahr-ſcheinlichkeit nach die Skiölldunga-Saga (Geſchichte der Skiölldun-gar, d. h. der alten däniſchen Könige) zu verſtehen, auf welche ſich Snorri Sturluſon bei Erwähnung der Schlacht des Königs Adils von Schweden und des Königs Ali des Uppländiſchen, und bei Er-wähnung des Umſtandes bezieht, daß der Dänenkönig Hrolf Kraki zu Folge jener Händel nach Uppſalir (Alt-Upſala) kam. Vgl. Snorri Sturluſon in der Heimskringla, überſ. von Wach-ter. 1. Bd. S. 86 fg. Der in der Illuga-Saga erwähnte Skiölldr iſt jedoch nicht jener berühmte Skiölldr, der angebliche Sohn Odin's und Stammvater der Skiölldungar, ſondern ein ſpäterer, nämlich Dag's Sohn, aber wol mit Rückſicht auf ſeinen angeblichen Ahn-herrn Skiölldr ſo genannt. 3) Daß Walland die Bedeutung Wälſchland im Altnordiſchen habe, darüber ſ. F. Wachter a. a. O. 1. Bd. S. 203.

Digitized by Google

heit und Fertigkeit in Künſten ausgezeichneten Sigurdhr. Ganz nahe bei der Königshalle wohnt der im Angriff kühne Swidhi, Vater des Illugi, welcher Letztere durch Körpergröße, Stärke und Behendigkeit bei Spielen ſich auszeichnet, und Geſpiele des Prinzen Sigurdhr wird. Dieſer hat zwar viele Spielgenoſſen, aber Illugi ſiegt in allen Spielen, und ſo kommt es, daß ſie ſich in Stallbrüderbund [4]) verſchwören; jeder ſollte des Andern Tod rächen, wenn er mit Waffen getödtet werde. Dies freundſchaftliche Verhältniß ſieht mit neidiſchen Augen der lügenhafte und verleumderiſche Biorn, welcher indeſſen, der größte Kämpe ſeiner Zeit, des Königs Land gegen die Wikingen (Seeräuber) vertheidigt, und deshalb von dem Könige ſehr geſchätzt wird. Er verleumdet daher den Illugi bei dem Prinzen und ſeinem Vater, und beſchuldigt ihn der Untreue. Der König zwar hört darauf; aber Sigurdhr glaubt es nicht. Als nun der Letztere ſeinen Vater bittet, ihm Schiffe und Leute zu geben, mit welchen er außer Landes fahre, um ſich Schätze und Ruhm erwerben zu können, verſpricht ihm der König binnen Monatsfriſt die nöthige Ausrüſtung zu treffen, ſagt aber zugleich, daß Biorn ihn begleiten ſolle, nicht aber Illugi. Sigurdhr macht Einwendungen dagegen, ohne den Vater umſtimmen zu können. Er geht jedoch darauf zu Swidhi, und erzählt Hilldur, Illugi's Mutter, das Vorgefallene, empfängt aber auch von ihr ablehnende Antwort, indem ſie ſich auf die Jugend ihres Sohnes beruft. Indeſſen bewährte ſich ihr Illugi's Kraft bald in folgendem Vorfalle. Hilldur's Sklavin nämlich, Sunnlödh, war des Zaubers kundig, die größte Abendreiterin (d. h. ſchweifte am Abende in unheimlichem Treiben herum), und hatte vielen Menſchen mitgeſpielt. Als nun Illugi, im Auftrage von Hilldur, eine von Swidhi in der Sommerhütte zurückgelaſſene Bank zu holen, erſt ſpät am Abende ſich vom Hauſe hinwegbegibt, und in finſterer Nacht die Bank trägt, fühlt er ſich von Sunnlödh, ohne jedoch zu wiſſen, daß ſie es iſt, im Rücken angefallen und mit einer Ruthe geſchlagen, ſtößt ſie aber ſo hart an einen großen Stein nieder, daß ihr das Rückgrath zerbricht, und ſie ſtirbt. Auf die Frage ſeiner Mutter, ob er ihr Mädchen nicht getroffen, welche ſie ausgeſandt habe, um Feuerholz zu ſchaffen, erzählt er, was geſchehen. Jetzt geſteht ſie zu, daß er ſchon zu kühnen Fahrten tauge, aber erklärt ſich dagegen, daß er dem Königsſohne Sigurdhr diene, und ihm in die Wiking (auf Raubfahrt) folge. Illugi geht auf ihre Anſicht freundlich ein, begibt ſich aber Tags darauf in die Königshalle, und wird vom Könige gut, von Sigurdhr aber äußerſt günſtig empfangen, und bleibt daſelbſt.

Als Sigurdhr's Schiffe ausgerüſtet ſind, wird beſchloſſen, daß Bjorn und Illugi mitfahren ſollen. Sie ſegeln zuerſt nach den Orkneyar und Schottland, ſtreifen oft in das Land hinauf, gewinnen einen großen Sieg über die Schotten und machen viele Beute. Im Herbſte will Sigurdhr heimſegeln, aber ein großer Sturm treibt das Schiff nordwärts ins Meer und richtet es ſchrecklich zu; es wird endlich ſo leck, daß Alle ganzer acht Tage im Pumpwaſſer ſtehen müſſen. Das Schiff wird weit nach Norden, endlich in die Bai Gandvik [5]) getrieben, und gelangt nach den größten Gefahren in eine Bucht. Hier wollte man auf günſtigen Wind warten. Die meiſten Leute waren von der Arbeit abgemattet, und die große Kälte drohte ihnen den Tod, weil es ihnen an Feuer fehlte. Bjorn, vom Froſte gequält, foderte daher Illugi auf, über den Fiord (Meerbuſen) zu rudern, und nach Feuer zu ſuchen; erlange er es, ſo ſolle er einen Goldring erhalten, finde er aber keins, ſo wolle er über ſeinen Kopf beſchließen. Illugi antwortete, daß er zwar ſein Haupt gegen Bjorn nicht verwette, aber gern nach Feuer ſuchen wolle. Er ruderte demnach allein hinweg. Eine Felſenhöhle ſtand auf der andern Seite des Fiord, und es herrſchte da Gridhur, die größte Tröllkona (*böſes weibliches Zauberweſen*). Illugi geht von dem Boote, nachdem er es befeſtigt, hinauf auf das Land und in die Höhle. Es war Abend geworden. Gridhur, von Unflath ſtrotzend, bärtig, mit Händen wie Adlerklauen, und von furchtbarem Ausſehen, kommt heim und fragt den Ankömmling nach ſeinem Namen, welchen er nicht verhehlt. Auf Illugi's Angeben, daß er bei ihr Feuer holen wolle, weigert ſie ſich, ſolches zu geben, außer wenn er drei wahre Worte rede. Wenn er dieſes ſchnell thue, ſolle er bei ihrer Tochter liegen; wenn er aber dieſe Bedingung nicht eingehe, ſo kümmere ſie ſich nicht darum, ob auch Bjorn zu Tode friere. Nachdem er ſich auf dieſe Bedingung eingelaſſen hat, tritt ein unvergleichlich ſchönes Frauenzimmer herein, und er entbrennt ſofort in Liebe zu demſelben. Eiligſt ſpricht er darauf zu Gridhur: Deine Felſenhöhle iſt hoch und breit, daß ich kein größeres und ſtärkeres Haus ſah; die Naſe iſt ſo groß an dir, daß ich kein größeres Ungeheuer geſehen; aber du biſt auch ſo ſchwarz, daß der Fußboden gegen dich ſchön iſt, und ich nichts ungeſchlachter [6]) geſehen, als dich; und zwiſchen euch beiden finde ich den größten Unterſchied, und ſo werden alle ſagen, die euch ſehen. Gridhur fodert ihn dann auf, mit ihrer Tochter, da dieſe ihm beſſer gefalle als ſie, ſich niederzulegen, was er auch thut, während die Alte ihrer Tochter beim Auskleiden hilft. Als ſich aber Illugi in Unbefangenheit mit Liebkoſen beſchäftigt, faßt ihn Gridhur bei den Haaren, zieht ihn vor auf das Bettgeſtelle, und ſchwingt über ihm ein gezücktes Sax (kurzes Schwert). Doch er liegt ruhig, und rührt ſich auch da nicht, als die Zürnende ihn mit Scheltworten belegt und ſagt, er ſolle ſtatt ihrer Tochter den Tod empfangen. Vielmehr verweiſt er darauf, nur nach Vorherbeſtimmung des Schickſals ſei er in die Felſenhöhle gekommen, und erklärt, ſich nicht zu fürchten, obſchon man nur einmal ſterbe. Nach dieſen Worten wirft Gridhur ihn zurück und er wendet ſich ganz fröhlich wieder zu der Braut.

4) **Stallbraedhralag**; aber nach einee andern Leſart **Fóstbraedhralag**. Dieſes iſt der ältere Ausdruck, welchee in der Blüthezeit der Sögur-Entſtehung allein voekommt.

5) **Gandvík**, Zauber-Weſen-Bucht, von **Gand**, Zauberweſen. So ward das weiße Meer zwiſchen Finnmark und Biarmaland genannt; ſ. **Stada-Register** zu den **Fornmanna-Sögur**. 12. Bd. S. 289, und Geografiſk Regiſtee zu den Oldnordiſke Sagaer. 12 Bd. S. 107.

6) Füe ámáttligri leſe ich nämlich ámátligri.

Doch die Alte packt ihn nochmals ganz wie zuvor und unter denſelben Drohungen, ohne ihn erſchrecken zu können. Sie läßt ihn hierauf los und wünſcht ihm wohl zu ſchlafen. Aber noch ein drittes Mal wiederholt ſie den Angriff, als er ſich eben der größten Zärtlichkeit überläßt. Da er aber immer dieſelbe Furchtloſigkeit an den Tag legt, erklärt ſie, er ſei nicht wie andere Menſchen, gibt ihm nun wirklich ihre Tochter Hilldur, und erklärt, daß ſie 16 tapſere Männer in gleicher Lage mit dem fürchterlichen Sax getödtet habe. Sie erzählt demſelben hierauf ihre Lebensgeſchichte.

Sie iſt nämlich Signy, des Königs Ali von Alfheimar mit ſeiner Gemahlin Alfrun erzeugte, vormals in allen Stücken vollkommene Tochter, und war an den König Tirekr verheirathet geweſen, welcher auf einer Raubfahrt im Weſten (Weſtrwiking) gefallen war, aber in der von ihr geborenen Tochter Hilldur das ſchönſte Mädchen hinterlaſſen hatte. Nachdem die Königin Alfrun geſtorben, heirathete Ali, zu welchem ſich Signy begeben hatte, Grimhilldur, welche allerdings von Anſehen ſchön, aber zugleich ein böſes, des Zaubers mächtiges Rieſenweib (Flagdh) war. Seit ihrer Ankunft in Ali's Reiche verſchwand in jeder Nacht ein Menſch, und alle glaubten, daß ſie Schuld daran ſei, ohne daß ſich bei der großen Liebe des Königs zu ihr etwas gegen ſie unternehmen ließ. Als der König zu altern begann, ſodaß der Königin von dem Beilager weniger wurde, als ſie wollte, gab ſie ihm Gift, woran er ſtarb, und verheerte darauf das ganze Reich an Habe und an Menſchen, ging dann zu der Frauenwohnung (Skemma), wohin ſich Signy mit ihrer Tochter zurückgezogen hatte, um den Verluſt der Mutter und des Gatten zu betrauern, und kündigte ihr an, lange habe ſie große Ehre und Glückſeligkeit genoſſen, aber dieſes alles werde ihr jetzt genommen werden; in einer Felſenhöhle ſolle ſie unter dem Namen Gridhur als böſes Zauberweſen (Tröllkona) hauſen, die Tochter mit ihr ziehen, aber wer ſie erblicke, werde in heftiger Liebe zu ihr entbrennen, und Signy ſolle jeden morden, welchen ſie in der Tochter Bette erblicke. Außerdem ſollten Signy's ſieben Schweſtern (ihr Vater nämlich hatte ſieben Töchter mit der böſen Grimhilldur erzeugt) ſie jede Nacht in Stücke hauen und mishandeln. Niemals werde ſie von dieſer Noth erlöſt werden, bis ſie den Mann treffe, der ſich vor ihrem ſchrecklichen Sax nicht fürchte. Bei dieſer furchtbaren Ankündigung hatte Signy vor Harm und Weinen nicht ſprechen können; aber Hilldur wünſchte Strafe herab für dieſe Ungerechtigkeit auf Grimhilldur's ſchuldiges Haupt. Mit dem einen Fuße ſolle das Ungeheuer auf der Skemma (Frauenwohnung), mit dem andern auf der Königshalle ſtehen, Sklaven zwiſchen ihren Füßen einen großen Scheiterhaufen anzünden, die Flamme Tag und Nacht nicht aufhören, und das ſchändliche Weib unten ganz verbrennen, während ſie oben von Froſt leide, ohne je zur Ruhe zu kommen. Nur wenn ihrer Mutter und ihr eigenes Unglück ein Ende gefunden, dann erſt ſolle die Abſcheuliche ſterben.

Signy und ihre Tochter hatten ſo nach ſiebenjähriger Noth durch Illugi Erlöſung erlangt, und in dankbarem Sinne vermählt ſich Letztere wirklich mit ihm. Aber Illugi hat noch neue Gefahr zu beſtehen. Sieben freche, zauberkundige Rieſinnen (Skeſſur) ſchlagen mit ſcharfen Stangen auf Gridhur los; aber Illugi leiſtet derſelben Beiſtand; endlich werden die ſieben erſchlagen und auf dem Scheiterhauſen verbrannt. Die befreiten Frauen folgen Illugi zu ſeinem Boote; Gridhur gibt den beiden Neuvermählten Gold und manche Koſtbarkeiten, und ſcheidet dann von ihnen. Illugi rudert zu ſeinen Begleitern zurück und bringt Feuer mit, ſodaß ſich alle erfreut erwärmen. Der Prinz, mit welchem Illugi die Seefahrt unternommen hat, liegt einen Monat dort, ohne günſtigen Wind zu erhalten. Bjorn legt dieſes Hilldur'n zur Laſt, und behauptet, ſie bewirke dies durch Zauberei. Sigurdhr heißt ihn ſchweigen, weil er das nicht glauben mag, was Bjorn ſagte. Als in einer Nacht alle geſchlaſen hatten, ſehen ſie beim Erwachen, daß Bjorn verſchwunden iſt; endlich finden ſie ihn an der Segel-Raa (Segelſtange bei dem Maſtbaume) hängen, wiſſen aber nicht, wie dies zuging. Gridhur hatte dies gethan, weil er ihre Tochter Hilldur ein böſes Zauberweſen (Tröllkona) genannt hatte. Nach dieſem ſegelt Sigurdhr von Finnmörk hinweg und kommt mit ſehr günſtigem Winde heim nach Dänemark, hat eine Fülle Schätze erbeutet, und gibt Gold mit beiden Händen. Er bleibt nun daheim bei ſeinem Vater. Illugi war lange bei Sigurdhr, doch hatte er einen großen Hoſ mit Landwirthſchaft (Bugardhr) nahe bei der Königshalle. Als König Hringr ſtarb, ließ Sigurdhr ſogleich das Erfi [7]) nach ſeinem Vater trinken, und hierzu die beſten (vornehmſten) Männer im Lande bitten, und Sigurdhr wurde dann König über das Reich ſeines Vaters. König Hringr war Fylkiskonungr (Landſchaſtskönig) in Dänemark geweſen, und hatte über Skaun oder Skáney geherrſcht. Signy kommt nun in ihrer frühern ſchönen Geſtalt nach Dänemark, und Illugi und Hilldur empſangen ſie ehrenvoll. Als Sigurdhr ſich um ſie bewirbt, erklärt ſie ihren Schwiegerſohn ſür den Mann, welcher über das Schließen der Heirath zu entſcheiden hat (Illugi ſoll ihr Giptingarmadhr, d. i. wörtlich Verheirathungs-Mann, ſein) [8]). Sigurdhr beſpricht daher die Angelegenheit mit dieſem, und da Signy es zuſrieden iſt, verheirathet Illugi ſie an Sigurdhr. Ihre Ehe war gut und dauerte lange; ſie hatten viele Kinder, welche ſämmtlich zu großartigen Menſchen wurden. Illugi überlebte Sigurdhr und Signy, und wurde hernach Föſtbruder Gnodhar-Asmund's [9]).

Die **Illuga-Saga Gridharfostra** ſtammt zwar nicht aus der Periode, wo die Abſaſſung der Sögur in ihrer eigent-

7) Die Todtenfeier, bei welcher zugleich der Erbe des Verſtorbenen die Erbſchaft feierlich antrat. Die Gebräuche, welche dabei ſtattfanden, beſchreibt Snorri Sturluſon in der Heimskringla, überſ. von F. Wachter, 1. Bd. S. 102. 103. 8) Die Frauen im alten Norden durften ſich nämlich nicht ohne Einwilligung ihrer Blutsverwandten verheirathen. Signy hat keine ſolchen, ſie übergibt alſo ihrem Schwiegerſohne Illugi die Entſcheidung darüber, ob ſie den König Sigurdhr heirathen ſolle, oder nicht, und unter welchen Bedingungen die eheliche Verbindung ſtatthaben ſolle. 9) Asmundr iſt einer der beiden Haupthelden der **Egils Saga Einhenda ok Asmundar Berserkjabana.**

Digitized by Google

lichen Blüthe ſtand, aber ſie gehört doch zu den beſſern Werken der ſpätern Zeit. Da in dem Inhalte der ſagenhafte Charakter derſelben ſich von ſelbſt herausſtellt, ſo iſt es nicht nöthig, die einzelnen Punkte beſonders hervorzuheben. Es ſind zwei Handſchriften von dieſem Werke bekannt, eine pergamentene aus der letzten Hälfte des 15. Jahrh., und eine papierne von der Hand Jon's Erlendsſon. Von ihnen handelt Rafn in dem Formáli (der Vorrede) zum 3. Bde. der von ihm herausgegebenen Fornaldar Sögur Nordrlanda. p. XIV. XV. Die Ausgabe der Illuga-Saga von Gudmund Oloſſon in der Urſchrift und mit ſchwediſcher Überſetzung und ſchwediſchem Titel: Illuge Grydar Fostres Historia, fordom på gammal Göthiska skrifwen, och nu på swenska uttålkad af *Gudmund Olofson*. (Upsala 1695. 4.), ſtimmt am meiſten mit der Papierhandſchrift von Jon Erlendsſon zuſammen. Unter Zugrundlegung der genannten Pergamenthandſchrift und mit Beiziehung der papiernen Handſchrift und Oloſſon'ſchen Ausgabe mittels der Mittheilung der verſchiedenen Lesarten aus beiden hat Rafn die Illuga-Saga in der Urſchrift herausgegeben im 3. Bde. der Fornaldar Sögur Nordrlanda (Kopenh. 1830). S. 648 fg. und Däniſch im 3. Bde. der Nordiſke Fortids Sagaer, ebendaſelbſt.

(*Ferdinand Wachter.*)

ILLUMINANDI (zu Erleuchtende) hießen in der ältern Zeit die chriſtlichen Täuflinge im Gegenſatze der bereits Getauften, welche man illuminati (Erleuchtete) bezeichnete. Dies kam daher, weil man die Taufe auch illuminatio, griechiſch φωτισμός, d. i. Erleuchtung, nannte. (*R.*)

ILLUMINATEN-ORDEN (der) wurde am 1. Mai 1776 vom Profeſſor des kanoniſchen Rechts zu Ingolſtadt, Adam Weishaupt, mit etlichen jungen unerfahrenen, zum Theil liederlichen, Leuten, die des Stifters Schüler waren, gebildet und eingeweiht. Unter ihnen nennt man die Studenten Maſſenhäuſer, bald nachher Rath zu Burghauſen, von Merz, beide etwa 20 Jahre alt, und Xavier von Zwackh, von gleichem Alter, aus Regensburg gebürtig, eines Beamten Sohn, der eben ſeine akademiſchen Studien vollendet hatte, bald aber in den Staatsdienſt der kurpfalzbairiſchen Regierung überging, Hof- und Regierungsrath zu München wurde, und ſein Leben als fürſtlicher ſalmiſcher Geh.-Rath endete. Er war derjenige, der ſich gleich Anfangs vorzügliche Verdienſte um den neuen Orden erwarb. Ein anderer nicht minder ſchnell und bald geworbener Illuminat war der Marcheſe von Coſtanza, der beſonders zu wichtigen Miſſionsreiſen der Verbindung gebraucht wurde, der Freiherr von Baſſus, Podeſta zu Poſchiaro und Craona in Graubündten, und alter Univerſitätsgenoſſe von Weishaupt, trat ſeit 1778 mit dem Orden zuſammen, damit er, ein Mann von Anſehen, auch in der Ferne der Sache ein Gewicht geben ſollte. Er beſaß zu Sandersdorf in Baiern ein Schloß, das ſeit 1781 ein wahres Neſt der Illuminaten wurde. Eine andere gleichfalls wichtige Perſon für den Orden war der Kanonikus Hertel, und nach ihm der Arzt und Profeſſor Baader zu München. Der berühmte Weſtenrieder, bald gewonnen, aber auch ſchnell wieder verloren, mochte mit dem Geheimnißkrame Nichts zu thun haben. Einen wichtigen Fang machte der Orden an dem heſſen-darmſtädtiſchen Geh.-Rathe Bode, der in Weimar privatiſirte, den wichtigſten an Adolf Freiherrn von Knigge, dem feinen Menſchenkenner, der ſich mit Leib und Seele den Ordenszwecken hingab; in Nicolai zu Berlin fand ſich der Orden gewiß nicht getäuſcht, da er ſchnell bis zu den kleinen Myſterien hinaufgerückt, und das geheime Syſtem kennend, für daſſelbe auch als Buchhändler durch ſeinen ausgebreiteten Verkehr mit den Gelehrten nachdrücklich wirken konnte, obſchon er äußerlich das künſtliche Gewebe für den angenehmen Traum eines Biedermannes hielt, und zu deſſen Beförderung weder innern Trieb noch Zeit zu haben vorgab. Daher verſichert man, daß er, ſo weit ihm die Geheimniſſe deſſelben zugänglich geworden waren, keinesweges damit zufrieden geweſen ſein ſoll, während ihn doch Weishaupt contentissimus nennt.

Der Orden war urſprünglich über zwei Jahre lang eine eigene geheime Geſellſchaft, wie es deren damals in Europa eine Menge gab; erſt 1777 wurde ſein Stifter, Weishaupt, Freimaurer, dadurch mit der Maurerei bekannt und nach Verlauf eines Jahres auf den Gedanken geleitet, ſelbige mit ſeiner Geſellſchaft in Verbindung zu bringen, und zwar ſollten nach ſeinem Plane auch alle Areopagiten die drei Grade der Freimaurerei erhalten. Deshalb wünſchte er zu München und Eichſtädt Maurerlogen angelegt zu ſehen, in erſterer Stadt daneben noch eine Mutterloge, als Pflanzſchulen der Illuminaten, wo man denen, die zu den Arbeiten des Ordens nicht taugten, nicht mehr offenbaren ſollte, als was der gewöhnliche Freimaurer wußte und wiſſen durfte. Indeſſen kannte Weishaupt damals das Freimaurerſyſtem noch nicht vollſtändig, ſondern mußte ſich erſt der Kenntniſſe des Abtes Marotti und des Freiherrn von Knigge bedienen. Letzterer, ein Misvergnügter der ſtricten Obſervanz, oder des templariſchen Syſtems, wurde im Julius 1780 durch den Marcheſe von Coſtanza, welcher in Aufträgen der Illuminaten in dem proteſtantiſchen Teutſchland umherreiſte und Ordenscolonien anzulegen ſich beſtrebte, zu Frankfurt am Main, wenn nicht ſchon früher, gewonnen, und ſomit ein Mann von großem Eifer und Thätigkeitstrieb erobert, der ohne beſtimmte Geſchäfte lebte. Er hatte ausgebreitete Bekanntſchaft unter den Maurern, ſeine Geſinnungen über Religion und Politik waren ſchon bekannt, dabei beſaß er ſeltene Talente, Liſt, Überredungskunſt und Leichtigkeit, über Alles zu ſprechen, neben einer ausgezeichneten Darſtellungskunſt. Knigge warb ſofort viele Freimaurer für den neuen Orden an, indem er von Stadt zu Stadt, von Loge zu Loge und von einem Freimaurer zum andern reiſte, und das ihm entdeckte Syſtem mit der ihm eigenen Gewandtheit anempfahl. Im J. 1781 kam er mit ſeinen Vorarbeiten ſelbſt nach Baiern, und erhielt von den Areopagiten den Auftrag, alle bisher von Weishaupt niedergeſchriebenen Entwürfe und zweifelhafte Punkte in Ordnung und Gewißheit zu bringen, das ganze Ordensſyſtem bis zu den höhern Myſterien vollendet auszuarbeiten, und zur Begutachtung der Areopagiten

Digitized by Google

und Weishaupt's einzuſenden. Knigge nun knüpfte das Ganze des neuen Syſtems an die Freimaurerei, und ſtützte auf deren Hieroglyphen Alles, was vom großen Illuminatengrade an aufgebaut wurde. Am 20. Dec. des genannten Jahres kam man vertragsmäßig dahin überein, daß der Illuminatenorden aus folgenden Claſſen oder Graden beſtehen ſollte: I) Die Minervalen, welche wieder in Novizen, Minervalen und Minervales Illuminati oder Illuminati Minores zerfielen; II) die Freimaurer, in Lehrlinge, Geſellen und Meiſter ausgehend; III) die (niedern) Myſterien, in Illuminati Majores und Dirigentes oder in ſchottiſche Novizen und ſchottiſche Ritter getheilt; IV) die höhern Myſterien bildeten den Prieſtergrad, der wieder in zwei Abtheilungen, in den eigentlichen Prieſtern und Magiern (höhern ſpeculativen Köpfen) und in dem Regentengrade aus einander lief. Für dieſe letzte Claſſe waren noch keine Vorarbeiten, ja nicht einmal Stoff vorhanden; derſelbe ſollte erſt von den Areopagiten geſammelt und dem Barone zur Ausarbeitung zugeſandt werden. Nur für die erſten drei Claſſen fand ſich hinlängliches Material vor, das er mit ſich nach Frankfurt nahm. Unter mancherlei Verabredungen fand ſich auch der Auftrag, das Freimaurerrituale der drei ſymboliſchen Grade nebſt einem Conſtitutionsbuche auszuarbeiten, und daſſelbe durch den Einfluß der Illuminaten, wenn möglich, in allen Maurerlogen einführen zu laſſen und dahin zu wirken, daß das neue Syſtem in denſelben die Oberhand bekäme, und Thätigkeit wie Eifer für ſich erregen ſollte. Doch bedingte er ſich aus, allen ſeinen Ordenscandidaten und Untergebenen keine Bücher empfehlen zu dürfen, welche die chriſtliche Religion und die Pflichten und Verhältniſſe zu den Staaten angriffen, damit die Entwickelung der religiöſen und politiſchen Grundſätze des Ordens verſchwiegen und ihre Enthüllung blos den großen oder höhern Myſterien vorbehalten bliebe.

Dieſe Vorſicht mag Urſache geweſen ſein, daß Knigge im Laufe ſeiner Arbeit die ſchottiſchen Novizen und Ritter (Illuminati Majores et Dirigentes) zur zweiten Claſſe zog, und ſie ſomit den Myſterien gänzlich entriß, damit auch ſie Nichts erfahren ſollten, was zum eigentlichen Plane und zur wahren Abſicht des Ordens gehörte. Indeſſen ordnete er den ſchottiſchen Rittergrad ſo behutſam, daß er den Übergang zu der Myſterienclaſſe erleichterte, und den Leuten den Schreck vor plötzlicher Enthüllung der Geheimniſſe, namentlich der Ordensanſichten über Religion, abnahm. Er wies ihm unter Anderm die ſogenannten, nach Art der erſten Chriſten erſonnenen, Agapen oder Liebesmahle zu. Der Katholik Weishaupt, weniger Freund von Ceremonien als der Proteſtant und Baron von Knigge, fand an den religiöſen Ceremonien einen Anſtoß, und in der Meinung, ſie in katholiſchen Ländern nicht leicht einführen zu können, verfügte er, dieſelben nach Umſtänden weglaſſen zu dürfen. Späterhin, ſeit 1785, ſcheinen ſie ganz abgeſchafft worden zu ſein. Ebenſo geſchah es, daß die Freimaurergrade den Vorbereitungsgraden des Illuminatenordens untergeordnet und nicht weſentlich zum neuen Syſteme gezählt wurden, ſondern nur, allem Anſcheine nach, zum Deckmantel deſſelben dienen ſollten, wie denn auch jeglicher Illuminat Freimaurer ſein mußte, aber nicht jeder Freimaurer ein Illuminat. Die dritte oder Myſterienclaſſe erhielt demnach auch eine andere Verfaſſung, und wurde in die kleinern und größern Myſterien eingeſchloſſen. Zu jenen zählte man den kleinen Prieſteegrad (Presbyter) und den kleinen Regentengrad (Princeps), und beiden Unterabtheilungen wurde meiſt zu Grunde gelegt, was Anfangs den ſchottiſchen Novizen und Rittern zugewieſen worden war. Beide gaben ſchon Licht über den Zweck des Ordens, über das Untergraben des Poſitiven in der chriſtlichen Religion und der fürſtlichen Gewalt. Indeſſen war die Sache ſo fein und verſteckt angelegt, daß Weishaupt ſich ſelbſt wunderte, wie „große proteſtantiſche und reformirte Theologen, die zum Orden gehörten, noch glauben konnten, der darin ertheilte Religionsunterricht enthalte den wahren und echten Sinn des Chriſtenthums.“ „O Menſchen,“ rief er dabei aus, „wozu Allem kann man Euch bereden! Ich hätte nicht geglaubt, noch ein neuer Glaubensſtifter werden zu ſollen!“ Alſo war es ein Kunſtgriff des Ordens, die Leute bis zu den größern Myſterien hinzuhalten, in denen erſt die Lehre vorgetragen werden ſollte, daß alle poſitive Religion Betrug ſei, was auch Knigge ſelbſt eingeſteht. Dieſe höhern oder großen Myſterien, als zweite Abtheilung der dritten Ordensclaſſe, zerfielen in die Grade des Magus und des Rex. Knigge kannte ſie zwar, ſcheint aber keinen Theil an dem Entwurfe dazu gehabt zu haben. Derſelbe ſoll, nachdem Weishaupt ſich lange mit Zweifeln über die Zahl und Einrichtung dieſer Grade herumgetragen hatte, bereits gegen Ende 1784 vollendet und befeſtigt worden ſein.

Das Ordensſyſtem hatte nichts Geringeres zum Ziele, als den Lieblingstraum der Menſchen von einem goldenen Weltalter mit Hilfe der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts zu verwirklichen, und dabei die Behauptung anzuwenden, daß auch Chriſtus durch ſeine Lehre die zweckmäßigſten Vorſchriften hierin gegeben habe, wie denn auch keck behauptet wurde, daß dieſer Sinn der chriſtlichen Lehre durch die Freimaurerei bereits erhalten worden ſei. Sonach lehrten die Illuminaten, daß Chriſtus ſchon eine allgemeine Freiheit und Gleichheit gepredigt habe, und daß die Moral eine Kunſt ſei, durch welche die Fürſten als entbehrlich von der Erde vertilgt, und alle Staaten, wie bürgerliche Verfaſſungen, aufgehoben werden könnten. Als die beiden Häupter des Ordens, Weishaupt und Knigge, entdeckt worden waren, milderten ſie, wenn nicht den Zweck deſſelben, doch öffentlich wenigſtens ihre Privatanſichten; Weishaupt bekannte, daß er nicht mehr an das Verſchwinden der Fürſten von der Erde und an aller Stände Gleichheit, ſondern an ſtete Fortdauer der Regenten glaube, deren Gewalt in die ihrer Beſtimmung eigenen Schranken gewieſen und vor Misbrauch geſichert werden, und die Gleichheit auf Erden mehr eine Gleichheit der Rechte, als der Perſonen und Stände, ſein werde. Gleichwol blieb er im Geruche, ſeine Lieblingsideen feſt bewahrt zu haben, d. h. die chriſtliche Religion, wenn nicht dem Namen nach, doch in der That abſchaffen zu

Digitized by Google

wollen, Alles mit Illuminaten zu beſetzen, und durch dieſe die oberſten Staatsbehörden und die Fürſten ſelbſt zu regieren. Auf dieſelbe Weltreform zielte Knigge noch 1788 hin und geſtand zu, was er vier und ſechs Jahre früher in dem Bunde hatte niederlegen helfen, nämlich Chriſtus habe die Menſchen zu ihrer urſprünglichen Würde wieder erheben, durch weiſe Aufklärung die Moralität auf den höchſten Grad bringen, und ein allgemeines Sittenregiment einführen wollen, wonach alle Menſchen durch ein Bruderband an einander geknüpft, alle engern Verhältniſſe, welche Noth, Bedürfniß und Kampf gegen Verderbniſſe und Laſterhaftigkeit erzeugt hätten, dadurch aufgehoben und die Menſchen insgemein fähig gemacht werden ſollten, ſich ſelbſt zu regieren, und ſomit aller künſtlichen Anſtalten, aller Staatsverfaſſungen, poſitiven Geſetze und dergleichen mehr entbehren zu können. Ferner wurde von ihm bewieſen und gelehrt, daß echtes Chriſtenthum keine Volksreligion, ſondern ein Syſtem für Auserwählte ſei, daß Jeſus den höhern Sinn ſeiner Lehre nur ſeinen vertrauteſten Jüngern mitgetheilt habe; dieſe hätten ſie auf Andere fortgepflanzt, und nach und nach in die Myſterienſchulen der Gnoſtiker, Manichäer, Ophiten ꝛc. übergetragen, welche ſie auf exoteriſche und eſoteriſche Weiſe gelehrt hätten, bis ſie endlich, in Hieroglyphen verſteckt, ein Eigenthum des Freimaurerordens geworden wäre. Folglich meinte er, wie Weishaupt auch, daß unter der Hülle der Freimaurerei das wahre Chriſtenthum verborgen liege, und die erſten Stifter dieſes Ordens die Abſicht gehabt hätten, auf dieſem Wege für die chriſtliche Religion zu arbeiten. So ſprachen ſich aber die wirklichen Freimaurer, als das Illuminatengewebe bekannt wurde, nicht aus, vielmehr hatte dieſes damit die Freimaurer aller Syſteme an ſich ziehen, oder ſie, namentlich das der ſtricten Obſervanz, welches damals in Teutſchland ſehr herrſchend geweſen ſein ſoll, ſtürzen, und einen Eklekticismus der Maurerei, das iſt, den Illuminatismus herſtellen wollen. Deſſenungeachtet nannten Viele denſelben „einen auf die Freimaurerei gepfropften Orden.“ Dieſe falſchen Vorſpiegelungen enthüllte jedoch Weishaupt hin und wieder ſelbſt, wenn er bekannte, daß er bei Befeſtigung ſeines Ordens, ſo viel die Religion beträfe, nicht den Weg der Maurer, ſondern ſeinen eigenen betreten hätte. Allerdings mögen er und Knigge die Schale geſchaffen haben, der Kern aber, die Grundideen ſelbſt, waren ſchon außer ihnen vorhanden in Teutſchland ſo gut als in Frankreich.

Die öffentliche Meinung behauptete jedoch und die bekannt gewordenen Originalſchriften des O. ſammt den gerichtlichen Ausſagen der Ausgetretenen unterſtützten es, daß die Illuminaten ſtracks auf völlige Abſchaffung des Chriſtenthums und auf Einführung des Naturalismus, ſowie auf Errichtung einer angeblich natürlichen, allgemeinen Freiheit und Gleichheit, mit Entbehrung der Fürſten, hinzielten. Die monarchiſchen Regierungsformen ſollten nach und nach abgeändert, und den Staatsoberhäuptern die Hände gebunden werden, damit ſie ohne den Orden Nichts von Wichtigkeit unternehmen, und allmälig entbehrlich gemacht werden könnten, bis die Zeit erſcheinen würde, wo ſie von ſelbſt verſchwänden. Dieſe Abſichten ſollten nicht mit handgreiflicher Gewalt, ſagen Einige, ſondern durch die Zügel der ſich immer mehr ſtärkenden Geſellſchaft erreicht werden; Andere dagegen ſchieben dem Syſteme eine Fülle von Künſten, Ränken, Schwänken und Sophiſtereien unter, wie ſie nur von Jeſuiten erzählt werden. Auch Weishaupt geſteht, ſeinen Orden à la Jesuite gebildet, deſſen Plane aber tief und auf ganze Generationen angelegt zu haben, der nichts Anderes erziele, als was jede gute und vernünftige Regierung wolle. Kein Wunder alſo, wenn ſeine Ankläger ausſagten und behaupteten, daß die Mittel zu des Ordens Zwecken durch dieſe geheiligt werden, daß er den Selbſtmord vertheidige, Beſchreibungen von Brennkiſten, Anweiſungen zum Abtreiben der Kinder, zur Bereitung der Aqua toffana und giftiger Gerüche in Zimmern, zur Erweckung der Mutterwuth bei den Weibern, zur Fertigung falſcher Petſchafte ꝛc. fertige, während ſein Stifter gleichzeitig öffentlich bekannte und betheuerte, der Zweck ſeines Inſtituts ſei kein anderer, als geſunde Kenntniſſe, Aufklärung und Gelehrſamkeit zur Quelle der Sittlichkeit zu erheben, dieſe letztere den Menſchen nothwendig zu machen, die Tugend emporzuheben und das Laſter niederzudrücken. Und wenn es wahr iſt, wie behauptet wird, daß es Ordensmaxime geweſen ſei, die öffentliche Meinung unvermerkt auf das letzte Ordensziel hinzulenken, überall einerlei Geiſt und Seele einzuhauchen, und die in den Welttheilen zerſtreuten Menſchen in möglichſter Stille, aber mit der lebhafteſten Thätigkeit nach dem einen Ziele bewegen zu laſſen, ſo hätten die Illuminaten, wenn einmal Eintracht in die Menge ihrer Ordensglieder gebracht worden wäre, von ſelbſt eine Allgewalt ihrer unſichtbaren Herrſchaft in die Hände bekommen, die ebenſo furchtbar, als verkehrt und verderblich hätte werden können. Der Zweck aber ſchien bei ſeiner Entdeckung noch nicht völlig reif, und wenn er es geweſen wäre, doch in ſo vieldeutiger, als unausführbarer Hülle verſteckt, mag auch das Ordensgewebe ſelbſt meiſterhaft und ſcharfſinnig genannt werden. Allerdings lag eine Revolution zum Ziele, deren Ausführung aber in Weishaupt und Knigge ſelbſt nicht deutlich vor Augen ſchwebte. Die oberſten Lenker deuteten daneben die ganze Maſchine nach Gefallen, welcher Gefallen in Deutung der Claſſenzwecke auf die Glieder der verſchiedenen Grade ſtufenweis überging, und ſo neben dem Ringe des Geheimnißvollen eine Menge ſehr achtbarer, unbeſcholtener und gelehrter Männer an ſich lockte, die gewiß nur eine verſtändige und behutſame Umwandlung der Dinge auf dem Wege der Vervollkommnung des menſchlichen Geſchlechtes, aber keineswegs die chimäriſchen Träumereien der höchſten Myſterien im Auge hatten [1]).

Allen Gliedern der erſten zwei Ordens- oder Vorbereitungsclaſſen gehörte die gemeinſchaftliche und wichtige Pflicht des Anwerbens an, wenn es gleich auch beſondere inſinuirende oder anwerbende Ordensbrüder gab. Ein Jeglicher

1) Dieſe Art von Zweideutigkeit war Urſache, daß man den Ordensplan gegen die Jeſuiten gerichtet, aber auch wieder dazu berufen glaubte, um Baiern dem Erzhauſe Öſterreich zuzuwenden.

Digitized by Google

mußte wenigſtens ein bis zwei Male mit Glück angeworden haben, ſonſt verfiel er in die Strafe der Zurückſetzung. Die Verfaſſung des Ordens machte Jeden, der einen Novizen erobert oder angeworden hatte, zum Obern deſſelben, und ſomit konnte jeder Illuminat ſich eine Art von kleinem Reiche erwerben. Der Orden hatte gewiſſe Geſetze zur Anwerbung, vorſichtigen Auswahl und Abrichtung der Novizen. Der Anwerber führte über ſeine Rekruten ein Tagebuch und berichtete von Zeit zu Zeit an ſeine Obern. Dieſer durfte in dem Geſchäfte den Orden nicht verrathen, mußte behutſam und mit tiefer Menſchenkenntniß verfahren — doch werden auch Beiſpiele auffallender Zudringlichkeit, wie von Knigge ſelbſt beſchuldigt wird, erzählt — ſich verſtellen, fleißig beobachten und ausforſchen. Ohne ausdrückliche Erlaubniß durften keine Nichtchriſten in den Orden aufgenommen werden, ebenſo wenig Ordensgeiſtliche oder Exjeſuiten, was jedoch ſo ſtreng nicht befolgt ſein mag, da auch Jeſuiten unter dieſer heiligen Schar verweilten. Gern ſchloß man ferner aus: unvorſichtige Schwätzer und ſolche, deren Stolz, Eigenſinn, Unbeſtändigkeit und Eigennutz keinen Eifer für die Verbindung verriethen, die Schwelger, um dem guten Rufe des Ordens nicht zu ſchaden; doch auch hierin wurde bekanntlich das ſtrenge Maß nicht gehalten; Lieber vermied man die, welche zu niedrig dachten oder zu roh waren, als daß auf beſſere Bildung bei ihnen zu hoffen war. „Laßt mir die Rohen, Ungeſchliffenen und Pinſel vom Halſe,“ ſagt das Capitel von den Ausſchließungen. Schwächlinge mit gefülltem Beutel waren den Häuptern ſehr willkommene Leute, ſie durften aber keine Geheimniſſe erfahren. Fürſten waren nicht ausgeſchloſſen, konnten aber über den ſchottiſchen Rittergrad nicht hinausrücken; hingegen machte man leidenſchaftliche Jagd auf der Fürſten Umgebung, Diener und Räthe allen Ranges, nicht minder auf wohlgebaute Männer und ſchöne Jünglinge; denn ſie haben, ſagt die Weiſung, meiſt ſanfte Sitten, zarte Herzen, und ſind, wenn man ſie zu bilden weiß, bei Unterhandlungen vorzugsweiſe zu gebrauchen. Misvergnügte waren gleichfalls ſehr willkommen, ebenſo Kaufleute, Künſtler und Handwerker, Procuratoren, Advocaten, Ärzte, Buchhändler, Poſtbeamte, Schullehrer und Vorſteher von Unterrichtsanſtalten jeder Art, kurz, Leute vom 18. Jahre an, die des Schutzes und Anſehens bedurften, oder dieſelben ſelbſt verſichern konnten, Gelehrte und Ungelehrte, ſobald letztere nur gelehrig, geſellig, gehorſam und geſchmeidig waren, Reiche und Arme, ſobald letztere nur geſchickt oder verſchmitzt, einnehmend oder intrigat, kühn und unternehmend waren. Hinſichtlich der Religion ſah man die Lutheraner und Reformirten lieber, als die Katholiken. Wie die Freimaurer, ſo wollten auch die Illuminaten Frauenzimmer in den Orden haben. Man ſchlug tugendhafte und ausſchweifende Weiber vor, beiden aber ſollte unbekannt bleiben, daß ſie von Männern der Ordensclaſſen gelenkt würden, und jede Vorſitzende ihrer Claſſe ſollte glauben, eine Mutterloge ihres Geſchlechtes über ſich zu haben, von der ſie Befehle empfinge, die im Grunde von Männern, zu ihrer Leitung beſonders auserwählt, nie aber ſich verrathend, ausgehen mußten. Den Nutzen der Illuminatenſchweſtern hoffte man in Geld, in Einziehung ſicherer geheimer Nachrichten, in Schutz und in wollüſtigen Genüſſen zu finden. So gab Weishaupt's vertrauteſter Freund und Schüler, von Zwackh, den Plan an, und ſchlug auch 95 Frauenzimmer in Manheim vor. Ein anderer, um Anwerbung der Illuminatenſchweſtern eifrig bemühter, Ordensbruder und zugleich Kammergerichtsaſſeſſor zu Wetzlar, ſchlug ſeine Frau und vier Stieftöchter vor. Weishaupt aber war gegen die Weiberlogen, und ſchrieb vor, daß es, ohne den Weibern die Ordensgeheimniſſe mitzutheilen, auch Mittel gebe, den Einfluß, den das ſchöne Geſchlecht oft über die Männer ausübt, für den Bund nützlich zu machen, darum gebühre es ſich, demſelben zu ſchmeicheln, es zu gewinnen und von allen Seiten zu faſſen, im Ganzen aber daſſelbe wie die Schwätzer zu betrachten.

Hatte der anwerbende Bruder ſeinen Candidaten ſo weit gebracht, daß er ſich ſelbſt erklärte, und zwar geneigt zur Verbindung, ſo wurde er *Novize* oder *Noviziat*, wenn nicht, ſo empfing er nicht ſelten rächende Empfindlichkeit, oder gar ernſte Rache, ſobald er als geheimer Feind zu fürchten war. Der Novize blieb blos ſeinem Anwerber, ohne ein anderes Mitglied kennen zu lernen, ein, zwei oder auch drei Jahre unterthan, je nachdem der Werth ſeines Tagebuches, ſeiner Notaten und Charakterſchilderungen — man drang hauptſächlich auf Menſchenkenntniſſe — beſchaffen war. Der Novize ſtellte bei ſeinem Eintritte einen Revers für ſtrenge Verſchwiegenheit und pünktliche Zurückgabe aller empfangenen Schriften und Papiere aus. Er mußte überdies noch zwei Tabellen, eine über ſeine Perſon und eine über ſeine Verhältniſſe ausarbeiten. Er erhielt einen Ordensnamen, die Ordenschiffern und den Ordenskalender. Nahte ſich das Ende ſeiner Prüfungszeit, ſo wurden ihm von ſeinem Obern 24 Fragen zur Beantwortung vorgelegt, die äußerſt delicat, wenn nicht knechtiſch oder barbariſch ſein mochten, um den Gehorſam zu prüfen. War er auf dieſe Weiſe gefeſſelt, ſo wurde er eines Abends von ſeinem Anwerber und zwei andern beauftragten Illuminaten, dem Delegaten und Secretair, in einem von drei Glaslampen düſter beleuchteten Zimmer als *Minerval* feierlich aufgenommen, von Neuem auf unbedingten Gehorſam gegen die Ordensgeſetze verpflichtet und vereidet. Schutz und Beiſtand wurden ihm dagegen betheuerlich verſprochen, und die ihm vorgelegten Fragen in ſeinem Namen von dem Anwerber beantwortet. Sie zielten auf blinde Ergebenheit zu dem Orden und auf das Spiel einer ſtrengen Erziehung, welche das ganze Gewebe aufs Innigſte verkettete. Nun wurde der Minervale in den Erkennungszeichen unterrichtet. Er hielt die Hand über die Augen, als würde er vom Lichte geblendet; er nahm die Hand des Bruders und drückte ſie dreimal leiſe mit dem kleinen Finger. Die Parole beſtand in dem Namen eines Ortes oder Mannes, die jährlich zweimal verändert wurde. Alsdann wurde er in der Minervalloge eingeführt, wo außer den gewöhnlichen Gliedern dieſes Grades noch die drei Illuminaten, welche bei ebenerwähnter

Aufnahme zugegen geweſen waren, ſammt dem Cenſor und Quäſtor verſammelt waren. Die Einrichtung war hier wie bei der Aufnahme, nur daß noch eine gemalte Pyramide in der Mitte des Zimmers lag, und das Bild der Pallas hinter dem Sitze des Meiſters oder Präſidenten, der entweder zum kleinen oder großen Illuminatengrade gehörte, angebracht war. Nach einigen Umſtändlichkeiten mußte der Candidat niederknieen und nochmals eidlich betheuern (wobei er drei Finger der Rechten auf das Herz legte), was er im Reverſe verſprochen und bei der Aufnahme beſchworen hatte. Alsdann hing ihm der Quäſtor das Ordensband von grasgrüner Farbe nebſt dem Zeichen um, welches in einem Medaillon von vergoldetem Metalle beſtand. Auf dieſem war eine Eule mit einem Buche in den Krallen abgebildet, und auf dem Buche die Buchſtaben P. M. C. V., d. h. Per me caeci vident, das Motto der Minervalen. Sie verſammelten ſich alle Mal, wann der Neumond eintrat, betrachteten ſich nur als gelehrte Geſellſchaft und ſuchten auch die Wiſſenſchaften, wie die Bildung des moraliſchen Charakters der Mitglieder zu befördern. Zum Beweiſe, wie man in dieſen Schulen oder Akademien verfuhr, diene folgendes Thema, das den Minervalzöglingen mehrer Logen einſt zur Beantwortung vorgelegt wurde: Inwiefern iſt der Grundſatz wahr, daß alle Mittel erlaubt ſind, wenn ſie zu einem löblichen Zwecke führen? Und wie iſt dieſe Maxime zu beſchränken, wenn zwiſchen dem jeſuitiſchen Misbrauche und dem ſklaviſchfurchtſamen Vorurtheile die Mittelſtraße gehalten werden ſoll? Jeder wurde nach ſeinem Ordensnamen oder nach ſeinem Amte genannt, und der Quäſtor ſammelte am Schluſſe der Loge Almoſen für dürftige Mitglieder ein. Gaſtmähler gaben die Minervalen nicht, genoſſen ſie in ihren Logen etwas, ſo waren es Früchte, Brod und Wein mit Waſſer vermiſcht.

Von dieſer Stufe gelangte der Minervale zum kleinen Illuminatengrade, d. h. er wurde Illuminatus minor, und zwar ohne feierliche Gebräuche. Es trat nämlich ein Deputirter ohne des Candidaten Vorwiſſen in der Loge dieſes Grades auf, und verlangte Beförderung eines Ordensgliedes. Der Obere machte verwundernd Einwendungen und erregte Zweifel, und ſobald der Deputirte wieder entgegnet hatte, ergriff er unerwartet des Candidaten Hand und führte ihn dem Obern zu, ſagend, daß er um dieſes Mannes Beförderung nachgeſucht habe. Der Vorſitzende, jedes Mal vom Prieſtergrade der Myſterien, ließ ihn niederſetzen und ertheilte ihm den vorſchriftmäßigen Unterricht, d. h. er machte ihn auf die Übel der Welt aufmerkſam, welchen der Orden entgegen zu arbeiten zum Zwecke habe, er müſſe ſich ſelbſt finden und Selbſtverleugnung erlangen. Dabei hob er den Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe, als wollte er den neuen Zögling warnen. Dies war zugleich das Zeichen, an welchem ſich dieſer neue Grad erkannte. Sein Wahlſpruch war: Cave ne cadas! Endlich erhielt er noch eine Anweiſung zum Unterrichte für ſeine Untergebenen; daher ſeine Pflicht nun war, zwei, drei bis vier Minervalen zu bilden, worüber ihm ausführliche ſchriftliche Belehrung ertheilt wurde, die Abhandlung aber über ſein eigenes Verhalten dabei durfte er nur auf ſeines Obern Zimmer leſen. Die übrigen Arbeiten dieſes Illuminatengrades beſtanden im Vorleſen philoſophiſcher Abhandlungen und in Berichtigung der vom Minervalmagiſtrate entworfenen Tabellen, welche an höhere Obern befördert wurden. Verſammlungen pflegte man alle Monate zu halten, doch nach der Beſtimmung des Vorſtehers.

Nun ſtieg der Candidat, doch mußte er die Jahre der Mündigkeit erlangt haben, zum großen Illuminaten (Illuminatus major) oder ſchottiſchen Novizen, einem Grade, der darum den Doppelnamen hat, um minderwürdige Subjecte glauben zu laſſen, daß es hiermit oder mit dem ſchottiſchen Rittergrade ein Ende habe. Daher die Täuſchung auf die Freimaurerei angewandt wurde, wenngleich auch dieſer und der nächſtfolgende Grad als unmittelbare Vorbereitung zu den Ordensmyſterien dienen ſollten. Dem für dieſen Grad bearbeiteten Ordenszöglinge wurden zuerſt ſieben Fragen zur Beantwortung vorgelegt, durch welche er ſeine Neigung zu geheimen Verbindungen, wie ſein Innerſtes überhaupt viel ſprechender aufdecken mußte, als es in den voranſtehenden Claſſen geſchah. Auch mußte er unverhohlen darlegen, ob er noch einer andern Verbindung angehöre oder nicht. Daneben ſtellte man ihm eine geräumige Friſt, in welcher er ſein Leben getreu, freimüthig und ohne Verſtellung beſchreiben mußte; außerdem wurden noch eine Menge Forſchungen über ſeinen Lebenswandel, ſeine Verhältniſſe und alles ſeine Perſon Betreffende ſo umſtändlich und genau angeſtellt, daß man wiſſen konnte, ob er ein Langſchläfer ſei oder nicht, ob er träume oder nicht, und wenn Erſteres, ob er dabei ſpreche, ob er ſchwer oder leicht aufzuwecken ſei, und welchen Eindruck ein plötzliches unerwartetes Erwachen auf ihn mache. Zum Belege hierüber erzählt man: Als ein ſehr angeſehener Mann angeworben wurde, ſo machte man ihm das Anerbieten, ihm ſeine eigene von einem Illuminaten verfaßte Biographie mit den geheimſten Details ſeines Lebens vorlegen zu laſſen. Überdies erregte ſein Anwerber in ihm mittels eines in ſeine Hände geſpielten chiffrirten Briefes die Vermuthung, ſeine beſten Freunde in der Verbindung zu finden. Über das Alles wird an die Obern berichtet, und von dieſen berathen, ob der Zögling einer Aufnahme würdig ſei; waren drei oder mehre Mitglieder dagegen, ſo wurde ſie verweigert, ſtimmte man günſtig, ſo wurde in dieſem, wie in jenem Falle an die dirigirenden Illuminaten berichtet, von welchen noch beſonders Zu- oder Abſagung einzuholen war. Der Obermeiſter machte dem Candidaten den beifälligen Beſchluß bekannt, prüfte ihn, ließ die Unterredung protokolliren und ſich den Lebenslauf einhändigen. Fand man nichts Anſtößiges darin, ſo wurde zur Aufnahme geſchritten. Der Tag dazu fiel jedes Mal in eine Woche des erſten Mondviertels. Der Candidat wurde in ein dunkles Zimmer des Logenhauſes geführt, nebenan war die ſchwarz ausgeſchlagene Loge, in deſſen Hintergrunde eine verſchloſſene Thür, zum Zeichen, daß vor ihr blos der Vorhof zur ſchottiſchen Loge ſei. Vor derſelben ſaß der Obermeiſter an einem ſchwarzbekleideten Tiſche mit vier Leuch-

Digitized by Google

tern, und die übrigen Ordensbeamten an einem andern
um ihn, mit ebenſo vielen Lichtern beleuchtet. Alle tru-
gen ſchottiſche Schürzen und ſchwarze Mäntel. Zu des
Obermeiſters Rechten hing ein brennender Mond im er-
ſten Viertel. Nach Verlauf einiger Zeit kam der einfüh-
rende Bruder zum Candidaten ins Vorzimmer, ließ ſich
tiefe Verſchwiegenheit verſichern und eröffnete ihm, daß
r in die Hände der Illuminaten gerathe, welche ſich vor-
zugsweiſe mit Kenntniß der Menſchen beſchäftigen, darum
ei die Biographie des neuen Mitgliedes nöthig, die die-
er in ſeiner Taſche hatte. Er gab ſie hin und ſie wurde
ammt ſeinem Lebenslaufe in der Verſammlung vorgele-
en, darauf der Logenſecretair zu ihm geſchickt, der ihm
ie Schilderung vortrug, welche ſich die Loge von ihm
gemacht hatte, und fragte nochmals, ob er Willens ſei,
n Verbindung mit Männern zu treten, die ihn ſo genau
ennten. Seine Antwort gelangte an die Verſammlung
urück, hierauf erſchien der einführende Bruder im Vor-
immer und brachte den Candidaten in die Loge. Er
and die Geſellſchaft im vorhin beſchriebenen Coſtüme
nit verhüllten Geſichtern. Der Obermeiſter redete ihn
n, hieß ihn vor den Altar treten, verſprach ihm Unter-
icht in der großen Kunſt zu leben, und hielt ihm mit
em Ausrufe: Nosce te ipsum! einen Spiegel vor, und
ei den Worten ex te nosce alios entblößten alle an-
weſende Brüder ihr Antlitz. Nun ſprach der Obermeiſter
och über Menſchenkenntniß, überreichte ihm das grüne
Schurzfell und machte ihn mit der Erkennungsart der
Brüder bekannt. Das Zeichen war: den Zeigefinger
er Rechten aufs Herz, den linken aber nebſt Arm und
Hand in die Höhe zu halten; das Wort oder wol Gruß:
Nosce te ipsum! Erwiederung: Ex te nosce alios!
Die Berührung: man öffnete den Rock ganz und die
Weſte zur Hälfte, drückte Herz an Herz und küßte die
Stirn des Andern. Endlich wurden dem Candidaten
noch ſieben Fragen zur Beantwortung vorgelegt, welche
olitiſchen, moraliſchen und wiſſenſchaftlichen Inhalts wa-
en, und ſeine Behilflichkeit und Ergebenheit zum Orden
und deſſen Gliedern in Anſpruch nahmen. Dies Alles
ourde protokollirt. Schließlich ſetzte ihm der Redner den
Zweck des Vereins aus einander, nämlich das wahre
Wohl der Welt im Verborgenen zu verbreiten und den
Beſchützern der Unordnung die Hände zu binden. Nach-
em der Secretair die allgemeine Überſicht des ganzen
Gradſyſtems verleſen hatte, ſo endete die Feierlichkeit,
n welcher der Candidat merken konnte, daß in dieſem
Grade ſchon größeres Vertrauen herrſche und Höhere über
hn geboten, die ihm jedoch verſteckt blieben. In den
ewöhnlichen Arbeitslogen, welche die ſchottiſchen Novi-
en hielten, ſaßen die Mitglieder in grünen Schurzfellen
mit dem Logenzeichen im Knopfloche, was man die ſchot-
iſche Kleidung nannte, um einen Tiſch. Der Obermei-
er und die beiden Auffeher eröffneten die Sitzungen mit
ier Schlägen; hierauf wurde der ſchottiſche Katechismus
bgefragt, die Tabellen, welche die Loge von den untern
Graden und Claſſen erhalten hatte, wurden berichtigt
und vermehrt, auch die Angelegenheiten der Minerval-
ogen entſchieden, über Beförderung der Brüder zu öf-
fentlichen Ämtern und Auszeichnungen berathen, wie über
Alles, was die Freimaurerei oder ihren Orden ſelbſt be-
traf. Die Logen wurden auf die Weiſe geſchloſſen, wie
ſie eröffnet worden waren, und wenigſtens einmal jegli-
chen Monat abgehalten. Außerdem lag jedem dieſer Or-
densbrüder ob, neue Mitglieder füe ihre Claſſe anzuwer-
ben, wobei ihm eine ſchlaue Anweiſung zur Charakter-
zergliederung unter der Aufſchrift: Nosce te ipsum! be-
hilflich war. Die Aufgabe beſtand im Weſentlichen in
Ausforſchung ähnlicher Dinge, welche der Obermeiſter
dem Candidaten bei der Aufnahme abfragte, beſonders
aber in Geſprächen über die Kunſt zu herrſchen und über
die Gewalt übereinſtimmenden Willens ſowol, als ge-
heimer Geſellſchaften.

Der ſchottiſche Ritter oder Illuminatus diri-
gens. Der Candidat dieſes Grades muß nach ausge-
ſtandener Prüfungszeit einen Revers ausſtellen, wonach
er angelobte, hinfort nie wieder der Freimauerei oder ei-
ner andern geheimen Verbindung angehören, oder für
ſolche wirken zu wollen, vielmehr ſich ganz und aus-
ſchließlich dem erleuchteten Illuminatenorden, deſſen
Zwecken und Geiſte zu widmen, und wenn er aus dem-
ſelben wieder hinaustráte, was ihm völlig frei gegeben
wurde, ſich nie wieder mit irgend einer geheimen Verbin-
dung einzulaſſen. Alsdann wurde er ins Vorbereitungs-
zimmer des geheimen Capitels (ſo nannte man die Logen
dieſes Ordensgrades) geführt, in Stiefeln und Sporen,
mit dem Degen an der Seite und dem Hute auf dem
Kopfe. Der Ceremonienmeiſter kam mit dem Stabe zu
ihm, ließ ihn die Hände waſchen und führte ihn hernach
an der Hand zur Thüre des Capitels. An dieſer pochte
er viermal an, und wenn der Obermeiſter ihn die nöthi-
gen Fragen hatte beantworten laſſen, führte er den Can-
didaten hinein. Das Capitelzimmer war grün behangen,
reich verziert und beleuchtet. Unter einem grünen Thron-
himmel ſaß der Präfect in Stiefeln und Sporen, mit
der Ritterſchürze und grünem Kreuze auf derſelben an-
gethan, auf der linken Bruſt ſtrahlte der Ordensſtern,
das Andreasband hing über ſeiner rechten Schulter und
der Hammer in ſeiner Hand. Zu ſeiner Rechten ſtand
der Schwertträger mit dem Ordensſchwerte, zu ſeiner
Linken der Ceremonienmeiſter mit dem Stabe und Ritual-
buche, über ſeinem Haupte brannte der flammende Stern.
In der Mitte des Gemachs ſtand ein Tiſch, auf demſel-
ben vier Leuchter, ein Schreibzeug und die Inſignien des
neuen Ritters. Zu beiden Seiten ſaßen die Kanzler und
Schatzmeiſter, und am Ende deſſelben die beiden Ober-
aufſeher. Alle übrige anweſende Ritter, deren nicht un-
ter ſechs und nicht über 12 zugegen ſein mußten, waren
in Stiefeln und Sporen, mit dem Degen und dem Kreuze
an einem rothen Bande um den Hals bekleidet, und die
Beamten trugen zur Auszeichnung noch Federbüſche auf
den Hüten. Der Ordensprieſter ſaß ohne Ehrenzeichen
mit entblößtem Haupte in weißem Gewande rechts vor-
wärts vom Throne. Sobald der Eingeführte in dieſes
Capitel getreten, redete ihn der Obermeiſter oder Präfect
an, und pries ihn glücklich, wenn er mit der unbekann-
ten heiligen Legion in Verbindung getreten, deren Erwar-

Digitized by Google

tung entſprechen wolle, fluchte ihm aber auch im Voraus, wenn er ſie täuſchen werde. Darauf legte er den Eid auf den Grund ſeines Reverſes ab, alsdann wurde er zum *Ritter des heiligen Andreas von Schottland* geſchlagen. Schwert und Kreuz wurden dargereicht, auf die Kniee geworfen ſegnete ihn der hervortretende Prieſter dreimal ein. Endlich wurde er in den Erkennungszeichen unterrichtet, dieſes beſtand erſtlich darin, die Arme kreuzweiſe auf die Bruſt zu legen, ſodann des Andern Ellbogen mit der Hand zu faſſen, und endlich in der Anrede: Sieh mich an, ob Du kein Zeichen an mir wahrnimmſt? Antwort: Ja, ich ſehe den flammenden Stern auf Deiner Stirn! Hierauf erfolgte der Kuß auf dieſelbe. Mit dem Genuſſe des Liebesmahles oder der Agape endete die Aufnahme, wie dergleichen auch ſonſt in den geheimen Capiteln gehalten wurden. Mitten auf der mit grünem Tuche behangenen Tafel ſtand ein leerer Kelch, ein Krug voll Wein, ein kleiner leerer Teller und ein größerer mit ungeſäuertem Brode. Der Obermeiſter that die ſchottiſchen Schläge, hob die grünen Decken von den Gefäßen und fragte, ob die Brüder Ruhe und Frieden genug fühlten, um das Liebesmahl zu genießen? Entfernte ſich Niemand, ſo ſegnete er das Brod und den Wein, genoß von beiden und ließ Teller und Kelch umhergehen. Der letzte gab die Geſchirre zurück, der Obermeiſter wiſchte ſie ab, deckte die grünen Decken wieder darüber und ſprach: Heilig ſei das Bündniß meiner Brüder, das wir geſchloſſen haben! Geſegnet ſeid Ihr, wenn Ihr treu bleibt und für die gute Sache ſtreitet! Alsdann machte er das Kreuz und ſchloß das Capitel. Außer ſolchen Feierlichkeiten verſammelte ſich das Capitel ohne Gebräuche und ohne Ordenskleidung an einem grünbekleideten Tiſche und verrichtete die Arbeiten. Jede andere feierliche Verſammlung war eingerichtet, wie oben beſchrieben worden iſt, nur muß noch hinzugefügt werden, daß die Eröffnung eines ſolchen Capitels alſo geſchah:

Der Präfect that einen Schlag mit dem Hammer, ihn wiederholten die Oberaufſeher; dann fragte Jener, ob die Thür des Vorhofes geſchloſſen, und ob es rechte Zeit ſei, das Capitel zu eröffnen. Nach empfangener Antwort betheuerte er, daß er daſſelbe im Namen des höchſten Baumeiſters und durch die Kraft des alten Meiſterwortes (Jehova) eröffne. Sogleich zogen alle Ritter die Degen, der Prieſter gab ſtillſchweigend ſeinen Segen, man legte die Hände kreuzweiſe auf die Bruſt und ſetzte ſich. Nun zeigte der Präfect die Urſache der Zuſammenkunſt an, und wenn er im Laufe der Sitzung mit einem Ritter ſprach, mußte dieſer ſtehend mit dem blanken Degen in der Hand die Dauer des Geſpräches abhalten. Dienende Brüder durften nicht ins Capitel kommen.

Der ſchottiſche Rittergrad war für diejenigen, welche ſich der Myſteriengrade unfähig zeigten, die höchſte Staffel im ganzen Ordensgebäude. Gleichwol zeigt ſeine Aufgabe, daß der ſchottiſche Ritter nicht von gemeinem Verſtande ſein durfte, wenn er ſeinen Poſten allenthalben ausfüllen wollte. Ihm lag ſtatutenmäßig ob, die Freimaurer, in deren Logen er ohne Unterſcheidungszeichen Zutritt nehmen konnte, zu beobachten und den Illuminaten zuzuführen. Er mußte eine gewiſſe Anzahl von Minervallogen leiten, deren Gebrechen ausſpüren, den Zuſammenhang unter den Mitgliedern ſelbſt in einer Provinz befeſtigen, auf zweckmäßige Einrichtungen ſinnen und Acht haben, ob Nachſtellungen gemacht würden. Über dies Alles hatte er an den Präfecten oder Localobern zu berichten. Er mußte ferner auf Mittel ſinnen, wie dem Orden in den einzelnen Provinzen zu anſehnlichem Vermögen geholfen werden könnte. Des ſchottiſchen Ritters Pflicht erheiſchte noch, in allen bedeutenden Städten ſeines Bereiches Logen der drei Freimaurergrade anzulegen, dabei auf zweckmäßige Auswahl der Mitglieder zu ſehen, und wo ſchon Logen anderer Maurerſyſteme beſtanden, ſollte er auch die eklektiſchen gründen, und jene übermeiſtern, ſei's nun durch Reformen oder gänzlichen Sturz. Den Minervalen konnte er heimlich zum Freimaurer machen, nur durfte er ihm nicht merken laſſen, es darum *ſein* zu müſſen, um im Orden befördert ſein zu wollen; doch ſo viel konnte er ihn, ſobald die Prüfungszeit vorüber war, wiſſen laſſen, daß die Illuminaten mit der wahren und echten Freimaurerei in unmittelbarer Verbindung ſtänden. Daher geſchah auch, daß der Orden Allen, die die Freimaurer haßten, dieſen Widerwillen zu benehmen und ſie ſelbſt mit ihnen zu befreunden ſuchte. Die Vorbereitungen dazu waren in jeder Hinſicht ſubtil, und die eklektiſchen Maurerlogen, d. h. alle die, welche unter Leitung der ſchottiſchen Ritter ſtanden, wußten eigentlich nicht, von wem ſie abhingen. Sie durften nie über 30 Glieder heranwachſen, damit ſie überſtimmt werden konnten. Ein jeder ſolcher Maurer konnte, wenn er ſeine Grade durchlaufen hatte, natürlich auch zum ſchottiſchen Ritter angeworben werden. Im Übrigen mußte die Thätigkeit und Wirkſamkeit des ſchottiſchen Ritters uneigennützig ſein, während ſeine Stellung Vorſicht, Beredſamkeit, Gewandtheit und Weltklugheit erfoderte.

An dieſe Vorbereitungsgrade insgeſammt ſchließt ſich die Myſterienclaſſe der Illuminaten an. Der ſchottiſche Ritter, ſofern er ſich zu höherer Beförderung eignete, konnte nun in den Prieſtergrad treten. Der Candidat mußte zehn Fragen über religiöſe und ſociale Gegenſtände ſchriftlich beantworten, deren erſte lautet: Sind unſere jetzigen Welteinrichtungen, zu welchen der Menſch auf Erden geſetzt zu ſein ſcheint, angemeſſen oder nicht? Erfüllen z. B. Staaten, bürgerliche Verbindungen, Volksreligionen den Zweck, um deretwillen die Menſchen dieſelben errichtet haben? Befördern die gemeinen Wiſſenſchaften wahrhafte Aufklärung, wahre menſchliche Glückſeligkeit? oder ſind ſie vielmehr Kinder der Noth, der vervielfältigten Bedürfniſſe, des widernatürlichen Zuſtandes, Erfindungen ſpitzfindiger eitler Köpfe? Fiel die Antwort genügend aus, ſo wurde ihm der Tag der Aufnahme beſtimmt. Mit einer Binde um die Augen wird er in einer Kutſche abgeholt und auf Umwegen nach dem Verſammlungsorte geführt. Hier angekommen nimmt man ihm im Vorzimmer die bisher getragenen Ordenszeichen ab, gibt ihm einen bloßen Degen in die Hand, löſt die Binde und läßt ihn warten, bis er gerufen wird. Dieſer Ruf an ihn heißt: „Komm herein, unglücklicher Flücht-

ling! Die Väter erwarten Dich! Tritt herein und verſchließ die Thür hinter Dir!" Da tritt der Candidat in eine glänzend erleuchtete und mit rothen koſtbaren Tapeten bekleidete Halle, in deren Hintergrunde ein reicher Thronhimmel und vor dem Thronſeſſel ein Tiſch ſteht, auf welchem Krone, Scepter, Degen, Goldſtücke und koſtbare, mit Ketten durchflochtene Steine liegen. Zu Füßen des Tiſches ſieht er auf einem Scharlachkiſſen den einfachen Prieſteranzug ausgebreitet. Sonſt finden ſich keine Meubles im Gemache, außer einem niedrigen gepolſterten Stühlchen ohne Lehne am Eingange dem Throne gegenüber. Der Candidat ſtellt ſich in den Vordergrund, dem Throne gegenüber, während der Anredner vom Glanze der Erde und vom beſcheidenen Gewande der Unſchuld ſpricht. Hierauf überläßt er jenem die Wahl. Greift derſelbe nach der Krone und den Juwelen, ſo wird er verſtoßen, nimmt er aber die Prieſtertracht, ſo wird er freudig aufgenommen und muß ſich auf den kleinen Seſſel ſetzen. Der Anredner und ſeine Gehilfen unterrichten ihn nun durch Vorleſen im verſteckten und dunkeln Style über Religion, Moral und Politik, ein geſchraubtes Syſtem, das auf eine ſtufenweiſe Fortbildung des menſchlichen Geſchlechts hinlenken ſoll, aber bei kalter Beſonnenheit nur Träume und Zuſtände ohne oberſte Ordnung herbeiführen würde, wenn dergleichen Grundſätze ſich verwirklichten. Der Redner zeigte die Nothwendigkeit, daß die Nationen volljährig und mündig, aber auch einig und gleichſam verbrüdert werden müßten, um die Fürſten entbehrlich, die Völker unabhängig, ſicher, frei, gleich und zu einer Menſchenfamilie unter ſich zu machen. Die geheimen Schulen der Philoſophie wären dazu da, dies große Werk zu vollbringen. Ein jeder müſſe ſich ſelbſt, und Alle müſſen die Geſammtheit beherrſchen. Neben vielem Guten und Vernünftigen findet ſich auch Wüſtes und wahrhaft Aufwiegleriſches in ſolcher Rede, welche faſt zwei Stunden dauerte. Hierauf fragte man ihn, ob er die Rede richtig verſtanden hätte und von der Reinheit ihrer Grundſätze überzeugt wäre? Alsdann rollte ein Vorhang auf und es trat ein Altar, auf ihm eine Bibel und ein Crucifix, hervor, auf einem Pulte das Ordensritual, zur Seite ein Rauchfaß und ein Fläſchchen mit Öl, ferner ein gläſerner Teller mit Honig, ein gläſernes Gefäß mit Milch und ein Trinkgläschen. Ein Vorſteher der Biſchof, von Kirchendienern umringt und über ihm eine brennende Lampe, betete vor dem Altare über und für den Neuling. Dann legten ihm die Aſſiſtenten einen langen, weißen, hemdähnlichen Rock an; dieſen hielt eine ſcharlach ſeidene breite Binde oder Gürtel, eine Borde von gleicher Farbe und gleichem Stoffe, die Ärmel am Handgelenke und in der Mitte des Armes zuſammen und wölbte ſie. Zur Fußbedeckung reichte man ihm Pantoffeln und für das Haupt einen kleinen viereckigen rothſammtenen Hut. So gingen alle Presbyter gekleidet, die ſich bei dieſer Feierlichkeit zu beiden Seiten auf rothgepolſterte Bänke ſetzten, die Akolythi ſtanden und höhere Obere ſaßen zu beiden Seiten des Altars. Der Dechant oder Biſchof am Altare hatte außer der beſchriebenen Tracht auf der linken Bruſt ein Schuh langes aufgenähtes rothes Kreuz in der Form vom † zur Auszeichnung. Beim Aufſetzen des Hutes auf das Haupt des Candidaten ſprach derſelbe, nachdem er deſſen Wirbel geſalbt hatte: Bedecke Dich mit dieſem Hute, er iſt mehr werth als die Königskrone. Bei der Communion reichte ihm der Biſchof Honigſeim und Milch mit den Worten: Dieſes iſt, was die Natur dem Menſchen gibt. Bedenke, wie glücklich er noch ſein würde, wenn der Geſchmack des Überflüſſigen, das ihm die einfache Koſt geraubt hat, ſeine Bedürfniſſe nicht vervielfältigt, den Balſam des Lebens nicht vergiftet hätte. Hierauf überreichte er dem Eingeweihten das ſeinem Grade paſſende Geſetzbuch, und ertheilte den Unterricht in den Erkennungszeichen. Dieſe beſtanden erſtlich im Zeichen: beide Hände ſich kreuzweiſe auf den Kopf zu legen, in dem Griffe: die Fauſt verſchloſſen hinzuhalten und den Daumen in die Höhe zu ſtrecken, während der Begegnete eine und dieſelbe Fauſt macht, dieſelbe auf des Andern Fauſt legt und deſſen Daumen in der ſeinigen einſchließt, und in dem Worte: I. N. R. I., d. h. Jesus Nazarenus Rex Judaeorum. Im Übrigen iſt der Illuminatenprieſter niedern Graden nur unter dem Namen Epopt und deſſen Obere unter dem Namen Hierophant bekannt. Sie haben einen von ihnen ſelbſt gewählten Präſidenten, der den Titel Dekan oder Dechant führt, und ihre Zuſammenkünfte nennt man Synoden. Die Prieſter einer Dechanei oder eines Diſtrictes bilden eine ſolche Synode, doch dürfen deren, ohne den Vorſtand, nicht über neun Mitglieder ſein. Die höchſten Obern können dieſen Synoden beiwohnen. Von den neun Prieſtern haben ſieben eine Art Präſidium über folgende rangirte Claſſen: 1) über die Phyſik im ganzen Umfange; 2) über die Medicin und Chemie; 3) über die Mathematik; 4) über die Naturgeſchichte; 5) über die Politik, Geſchichte und Geographie, ſammt dem Studium des Menſchen, wozu die großen Illuminaten den Stoff liefern; 6) über die Künſte und Gewerbe, und 7) über die verborgenen Wiſſenſchaften; dazu rechnete man das Studium der morgenländiſchen und anderer minder bekannten Sprachen, die Chiffrirkunſt, die Kunſt Siegel zu erbrechen und die des Ordens davor zu bewahren, das Studium der alten und neuen Hieroglyphen, und die Bekanntſchaft mit den Geheimniſſen der Geſellſchaften und Maurerſyſteme &c. Die beiden übrigen Prieſter der Dechanei dienten zu Secretairen oder Gehilfen ihres Vorſtandes. Die Dekane oder Präſidenten aber mußten, wie jeder Illuminatenprieſter überhaupt, vor ihrer Wahl folgende drei Fragen genügend beantwortet haben: 1) Was iſt der Beobachtungsgeiſt; 2) wie kann er erworben werden und wie bilden ſich gute Beobachter, und 3) wie muß man verfahren, um genau und richtig zu beobachten? Er muß übrigens ſeinem Wirkungskreiſe alle Kräfte widmen und alle andere Geſchäfte bei Seite ſchieben, um ſich in ſeinem Poſten ſo vollkommen als möglich zu machen. Man bezweckte damit, die größte Hochachtung vor dem Orden zu erregen und die Meinung zu befeſtigen, als ſei derſelbe im Beſitze aller Mittel und Kenntniſſe für die ganze menſchliche Laufbahn. Schon jeder Novize oder Zögling der Miner-

Digitized by Google

valſchulen muß ſich zu einer Wiſſenſchaft, Kunſt oder ſonſt einem Gewerbe beſtimmen, worin er fortarbeiten ſoll. Kann er es nicht, ſo berathen ſich die Epopten, geben ihr E.durtheil dem Dechanten, dieſer läßt es dem Provinzial zukommen, der beurtheilen muß, was zu dem Candidaten ſei, ob er dem Orden nützlich ſein und zu welcher Art von Dienſtleiſtung er gebraucht werden kann. Iſt Nichts von ſeiner Thätigkeit zu erwarten, ſo muß er außer ſeinen gewöhnlichen Beiträgen noch beſondere Abgaben entrichten. Sonſt geht der Prieſter dem Zöglinge in ſeinem erwählten Berufe rathend zur Hand, in ſchwierigen Fällen, wann ers nicht vermag, der Nationalobere oder der hohe Rath der Areopagiten. Jede Provinz hatte übrigens mehre Synoden. Die Dechanten wurden unter curioſen Gebräuchen gewählt. Zeigt ſich der Illuminatenprieſter ſeinem Orden ganz ergeben, verräth er Geſchicklichkeit genug, um an der politiſchen Leitung der geheimen Geſellſchaft Theil nehmen zu können, ſo findet man ihn zum Regentengrade, Princeps, fähig. Doch muß er vorerſt bethätigt haben, höchſte Zurückhaltung über Ordensangelegenheiten, freie und unabhängige Stellung, öftere Äußerungen der Unzufriedenheit mit der allgemeinen Verfaſſung, oder richtiger mit dem dermaligen Zuſtande des menſchlichen Geſchlechtes, und Sehnſucht nach einer andern Weltregierungsart und beſſern Ordnung der Dinge, verbunden mit Gefühlen des wärmſten Ergriffenſeins von den in ſeinem Prieſtergrade erhaltenen Winken; daneben muß er eine gewiſſe Prüfung zu voller Zufriedenheit aushalten, ſich beobachten laſſen und einen beſtimmten Kreis von Fragen beantworten, darunter z. B. ſechs die Hemmung der abſoluten Gewalt und die Zerſtörung des Despotismus mittels der unſichtbaren Macht einer Geſellſchaft betreffen. Der Prieſter wird, doch in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung, wenn er zur Beförderung reif und fähig gehalten wird, in ein ſchwarzbehangenes Gemach geführt, deſſen übrige Verzierung in einem zwei Stufen hoch aufgeſtellten menſchlichen Skelette, in einer zu deſſen Füßen liegenden Krone und Degen beſteht. Hier wird ihm die ſchriftliche Erklärung ſeiner teſtamentariſchen Dispoſition über die ihm anvertrauten Papiere abgefodert, und faſt gerichtlich verſichert, daß ſein Wille erfüllt werden ſoll. Alsdann werden ſeine Hände in Ketten geſchloſſen und er ſeinen Betrachtungen überlaſſen. Während deſſen unterhält ſich der Einführer mit dem Ordensprovinzial, der auf dem Throne im dritten Saale ſitzt, laut über den Candidaten. Nach geendetem Geſpräche kommt er zu dieſem zurück, nimmt ihm die Feſſeln ab, und erzählt ihm überſichtlich die Geſchichte der Freimaurerei, die bis zur Sündfluth zurückreicht, ſowie Alles das, was man den Fall des Menſchen, den Verluſt ſeiner Würde und der wahren Lehre nennt. Iſt dies geſchehen, ſo öffnet er das zweite Zimmer, worin blos Regenten verweilen, die dem neuen Ankömmlinge den Weg verſperren; ſein Führer nimmt das Wort und unter Wortwechſel bringt er ihn langſam in das dritte rothtapezierte und reich beleuchtete Zimmer, den Thronſaal, in welchem nur der Provinzial und zwar auf einem Throne ſitzt unter einem rothen reich verzierten Himmel. Dieſer will ebenfalls ſcheinbar Hinderniſſe der Aufnahme in den Weg legen, wird aber vom Einführer verſtändigt.

Nach Hin- und Herreden erkennt er den Neuling endlich als *erleuchteten* oder *aufgeklärten Prinzen* an, und unterrichtet ihn in den Erkennungszeichen. Dieſe ſind: 1) daß man beide Arme grade vorwärts gegen den Bruder ausſtreckte, und die flachen, von Unrecht und Gewalt unbefleckten, Hände offen hinhielt; 2) (Griff) daß man des Andern Ellbogen umfaßte, als wollte man ihn unterſtützen und ihm aufhelfen, und 3) in dem Zurufe (Worte) Redemtio. Hierauf legte man ihm die Regentenkleidung an, die links auf einem rothbedeckten Tiſche ausgebreitet lag; ſie beſtand in einem Bruſtſchilde von weißem Leder und auf demſelben ein rothes Kreuz, in einem weißen Mantel mit Ärmeln und mit einem rothen Kreuze auf der linken Bruſtſeite. Die Ärmel hatten kleine rothe Aufſchläge und der Halskragen war von derſelben Farbe. Auf den Kopf ſetzte man ihm einen hohen weißen Hut mit einem rothen Federbuſche, an die Füße zog man ihm rothe Schnürſtiefeln. Nur der Provinzial, der ganz dieſelbe Kleidung trug, hatte zur Auszeichnung um das Kreuz auf dem Bruſtſchilde noch goldene Strahlen. Bei Überreichung jedes dieſer Stücke wurden auf ſie paſſende, als Sinnbilder bezügliche, Weihworte geſprochen. Dann umarmte ihn der Provinzial und er hörte die Inſtruction ſeines künftigen Verhaltens an, die ihm vorgeleſen wurde. Aus dieſem Regentengrade wurden taugliche Glieder zur Ordensgeſetzgebung gezogen, wie ſich nachher ergeben wird. Der Regenten Zuſammenkünfte hießen Convente. Hier endete aber die Schule der Weisheit noch nicht. Alles vielmehr geht, wie vom Anfange an, nach einer ſtrengen Stufenfolge, und will der Illuminatenprieſter *totale* Einſicht in die religiöſen und politiſchen Maximen des Ordensgewebes haben, ſo muß er noch in die große Myſterienclaſſe übertreten, d. h. in die Grade der Magier (Magi oder Philosophi) und Menſchkönige (wie man hier das Wort Reges zu deuten pflegt). Im erſtern wird er vollkommen mit der Weisheit der Religionsgeheimniſſe (Spinoziſtiſche Anſichten), in letzterer mit der der Politik vertraut; für beide aber finden keine feierliche Aufnahmegebräuche ſtatt, ſondern die, welche hierzu auserwählt werden, erhalten die Geheimniſſe des betreffenden Grades zum Durchleſen mitgetheilt, was ſie lediglich befähigt, in dem höchſten Stande des Ordens zu verweilen. Der Magier ſammelt die höhern philoſophiſchen Syſteme und ſtudirt eine Volksreligion, die der Orden der Welt einſt zu geben gedachte. Er hält Alles für materiell, Gott und das Univerſum für einerlei, die Religion für unſtatthaft und für eine Erfindung herrſchſüchtiger Menſchen, und ſubſtituirt dafür die Vernunft. Hiernach glaubt und lehrt auch der Menſchkönig, jeglicher Bauer, Bürger und Hausvater ſei ein Suverain, wie es im patriarchaliſchen Leben geweſen ſei, und worauf die Menſchheit wieder zurückgebracht werden müſſe. Alle Obrigkeiten fallen demnach als unnütz weg. Das Geheimniß des ganzen Gebäudes mußte auf irgend eine Art, unter irgend einem Scheine nach Außen verborgen bleiben. Es herrſchte in der geſammten Verzweigung

›er Ordensgrade und deren Localitäten die muſterhafteſte Ord-
ıung. Das Haupt und der General (Weishaupt) war der
Punkt, in dem ſich die ganze Ordenskraft concentrirte, von dem
ie aus- und einging. Derſelbe war Präſident der Areopa-
giten, d. h. der oberſten Räthe des Ordens, der Auser-
vählten in den höhern Myſterien. Unter ihnen ſtand der
Nationalobere mit ſeinen Aſſiſtenten, deſſen Gewalt ſich
vieder, nach Knigge's Eintheilung, in drei Inſpectionen
erſplitterte, ſo viel Teutſchland ohne Öſterreich, deſſen
Bezirke eine eigene Nationaldirection bildeten oder bilden
ollten, anging. Die erſte Inſpection ordnete ſich die
Provinzialen von Baiern, Schwaben und Franken, die
weite die vom kur- und oberrheiniſchen, ſammt dem
veſtfäliſchen Kreiſe, die dritte die von Ober- und Nie-
erſachſen unter. Der Provinzial hatte gewöhnlich vier,
ıur im oberrheiniſchen Kreiſe fünf, ſchottiſche Directorien
n ſeiner Gewalt. Die ſchottiſchen Directorien hatten in
er Regel ihren Sitz in den erſten Städten der Provinz,
› z. B. in Oberſachſen für den größten Theil des Kur-
ürſtenthums Sachſen zu Dresden oder Leipzig, für
Brandenburg und Pommern zu Berlin, für die Her-
ogthümer Sachſen und die Fürſtenthümer Schwarz-
urg zu Weimar oder Gotha, für den ſüdweſtlichen Theil
Kurſachſens ſammt Anhalt zu Deſſau. Man nannte
uch jegliches Directorium eine Präfectur. Der ſchotti-
he Director oder Präfect bewachte und beaufſichtigte
vieder die Logen ſeines Bereiches, d. h. die Vorberei-
ıngs- und Mittellogen ſammt ihren Vorſtänden. Die-
elbe genaue Ordnung fand ſich auch im Gange der Cor-
eſpondenz. Der gewöhnliche Illuminat wechſelte die
Schriften mit ſeinem unmittelbaren Obern; dieſer mit
em Dechanten, der Dechant mit dem Provinzialobern
nd dieſer mit dem Inſpector oder Nationalobern, wel-
her mit dem Areopagus in geradem Verkehr ſtand. In
ieſem oberſten Rathe liegt einem Gliede amtlich ob, die
inlaufenden Briefe in Empfang zu nehmen, zu beant-
vorten und die Befehle des Geſammtrathes weiter ab-
värts gelangen zu laſſen. Niemand, als die Areopagi-
en, wußten den Namen und Wohnort des Generals,
venn nicht beſondere Umſtände, merkwürdige Dienſte oder
orzügliches Vertrauen einem untergeordneten Adepten die
Ehre verſchafften, ſich demſelben nahen zu dürfen. Die
Correſpondenzen waren anhaltend und faſt unermeßlich.
Hierzu hatte man Chiffern, die bis in die Hände der
Novizen kamen. Die Ordenschiffern waren unſere Zahl-
eichen a=12 und ſo rückwärts bis 1=m, n aber =13
ınd ſo in der Ordnung aufſteigend bis 24=z. Doch
n höhern Graden hatten wichtige Ordensperſonen unter
ich andere Chifferzeichen. Jeder Illuminat vom unter-
ten Novizen an bis zum höchſten Haupte trug einen
Ordensnamen, der ſchon bekannt, entweder in der politi-
chen oder in der Culturgeſchichte der alten, mittleen und
ıeuern Zeit. Weishaupt führte den Namen des berüch-
igten römiſchen Sklavenführers Spartacus, und ſein ver-
rauteſter Freund v. Zwackh hieß M. P. Cato. Die Orte der
Logen und die Bezirke eines Directoriums trugen Namen
ıus der alten abend- und morgenländiſchen Geographie.
So hieß Baiern Achaja, München Athen, Eichſtädt Er-
zerum, Ingolſtadt Epheſus und Teutſchland der Orient.
Der Name des Illuminatenordens wurde nie geſchrieben,
ſondern mit ⊙ und das Wort Loge mit ▭ ausgedrückt.
Der Kalender der Illuminaten hatte 12 Monate, und
jeder derſelben führte einen orientaliſchen Namen. Das
Jahr begann mit dem 21. März. Die Tage von dieſem
Datum an mit dem ganzen April machten den Monat
Pharavardin aus, der Mai hieß Adarpahascht, der
Juni Chardad, der Juli Thirmeh; der Auguſt Mer-
dedmeh, der September Schaharimeh, der October
Meharmeh, der November Abermeh, der December
Adarmeh, der Januar Dimeh, der Februar Benmeh,
und die erſten 20 Tage des Märzes Asphandar. Die
Zeitrechnung ſelbſt hieß Jezdedgerd, ein Wort, deſſen
Buchſtaben Folgendes bedeuten ſollen: Joannes Evange-
lista, Zebedaei filius, Destructas Ecclesias, Domi-
tiano interfecto, Erexit, regnante Trajano. Die Adreſſe
auf dem Briefe eines Illuminaten an den Obern lautete Q. l.
oder ausgeſchrieben Quibus licet, d. h. An die, denen
erlaubt iſt, den Brief zu eröffnen. Sollte den Inhalt ein Hö-
herer erfahren, etwa der Provinzial, ſo ſchrieb er darauf Soli,
ſollte er noch höher hinauf gelangen, Primo. Der ſchottiſche
Ritter darf und kann alle Quibus licet leſen; zwar iſt,
von Unten hinauf gerechnet ein Grad des andern Obrig-
keit oder nächſter Vorſtand, da aber die dirigirenden Il-
luminaten einen Mittelgrad zwiſchen den Oberſten und
Unteren bildeten, ſo ſcheint es Geſetz geweſen zu ſein,
daß die Quibus licet ſämmtlich in ihre Capitel einge-
liefert wurden, ſelbſt die der Novizen, die ſchon die Be-
amten der Minervalkirchen geöffnet hatten. Die minder
wichtigen behielten und ſchalteten ſie in gewiſſe Rubriken
ein, bedeutendere wurden zu einem Auszuge benutzt,
welcher mit beigefügten Berichten über die untern Vorbe-
reitungsclaſſen der Provinzialloge zuging. Dahin lieſen
auch ihre eigenen Q. l. ein. Der Provinzial ſchickte ſie
an die kleinen Myſterienclaſſen, als den Hebel der gan-
zen Maſchine. Er iſt durch den Einlauf der Berichte
und Notizen aus ſeinem Bezirke in den Stand geſetzt,
vollſtändig über Perſonen und Thatſachen zu urtheilen.
Er hat ſich alles, was unter ſeiner Aufſicht ſteht, geſam-
melt, bringt es alljährlich in die einmal gehaltene Pro-
vinzialverſammlung, wo weiter berathen wird, was die
Schwierigkeiten lösbar macht. So verfährt man in al-
len Provinzen, und es entſtand unter Aufſicht des Na-
tionalobern oder der Areopagiten eine Sammlung von
Charakteren, Fällen und Zuſtänden durch Auszüge ge-
ſammelter Actenſtücke, womit man gewiß dem Neulinge
imponiren konnte.

Jede Illuminatenprovinz hatte einen Geſchichtſchrei-
ber, der ein Tagebuch führen und die Gegner des Or-
densſyſtems bekämpfen mußte. Durch die Art, wie der
Oden ſich conſtituirte, erzog, zügelte und dreſſirte, glaubte
er durch ſeine Beobachtungen und wiſſenſchaftliche Arbei-
ten nach und nach zu außerordentlichen Entdeckungen und
in den Beſitz aller menſchlichen Kenntniſſe zu gelangen.
Was er ſchon entdeckt hatte, durfte kein Mitglied einem
Profanen mittheilen; daher auch die darauf bezüglichen
Schriften ohne Erlaubniß der Ordensobern nicht gedruckt

Digitized by Google

werden durften, wie denn auch das allgemeine Ordensgeſetz lautete, kein Bruder dürfe ſeine geiſtigen Producte ohne Erlaubniß ſeines Provinzialen bekannt machen, daher auch dieſem die Entſcheidung oblag, ob das Werk eines Bruders in einer Ordens- oder andern Preſſe gedruckt werden ſollte. Wurde ein Ordensglied verſtoßen, ſo mußte der Localobere dafür ſorgen, daß demſelben die Papiere und Druckſchriften des Ordens aus den Händen genommen wurden.

Die Ämter der Nationalobern mit ihrem Beiſtande, die der Provinzialen mit ihren Conſulenten, die der Dechanten und Präfecten wurden aus der Regentenclaſſe beſetzt, und lebenslänglich bedient, Ab- und Zurückſetzungen ausgenommen. Da ſo viel Gewicht auf den Regenten liegt, ſo ſollten ſie auch, ſagt man, aller häuslichen Sorgen enthoben geweſen ſein. Aus der Caſſe und durch andere Fürſorge des Ordens ſollen ſie erhalten worden ſein. Sie waren nach den Provinzen abgetheilt und den Provinzialobern unterworfen. Ihre Ämter waren einfache, gewiß aber nicht immer, wie behauptet wird, freiwillig übernommene Bedienungen. Das Alter hatte auf die Ordensämter keinen Einfluß, der Jüngere konnte über den Älteren ſtehen. Der Regent konnte bisweilen die Bekleidung eines kleinen Amtes an einer Minervalloge nicht ablehnen, ſowie er auch immer zum Beiſtande des Provinzials bereit ſein mußte. Derſelbe hält mit ihnen ſeine Zuſammenkünfte, wenigſtens einmal jährlich, wenn nicht mit allen, ſo doch mit denjenigen ſeiner Provinz, welche ihm zu den vorliegenden Bedürfniſſen berufen ſchienen.

Der Ordensſonds wurde durch die Sorge der Regenten verwaltet. Jegliche Provinz und jede Loge hatte ihre eigene Caſſe, davon der Provinzial nur die Etats in den Händen hatte. Sie lieferte den Obern nur Beiträge zu Poſtporto. Außerordentliche Abgaben wurden als Anlehen betrachtet. Die gewöhnlichen Einnahmen beſtanden in den Aufnahmegeldern der niedern Grade, in monatlichen Beiträgen und deren Überſchüſſen, in freiwilligen Gaben und Geſchenken, in Strafgeldern, in Vermächtniſſen und im Handel und Gewerbe des Ordens; auch Frauen, heißt es, wurden angegangen, den Orden unter irgend einem Vorwande zu unterſtützen. Die Ausgaben waren Koſtenbeſtreitungen, welche die Verſammlungen verurſachten, Correſpondenzen, Verzierung der Verſammlungshallen, Unterſtützung armer Brüder, unbemittelter Talente, großer Zwecke oder der Verſuche und Probe des Ordens, Almoſen für Witwen und Waiſen, und Stiftungen. Des Ordens Macht zu heben lag hauptſächlich dem Regenten ob. Insbeſondere ſollte er Einfluß auf Lehranſtalten, Buchdruckereien, Buchladen, geiſtliche und weltliche Behörden zu gewinnen ſuchen. Kleinere Staaten und Städte wählte der Orden lieber dazu aus, als größere, wo es ihm ſchwerer wurde. Konnten Schriftſteller nicht gewonnen werden, ſo hielt man für gut, ſie zu verſchreien. Die Präfecten oder Localobern, die den Provinzialen zum Beiſtande gegeben ſind, haben jeder nur gegen acht Logen aus den Vorbereitungsclaſſen unter ſich; jeglichen Monat legt jeder dem Provinzial ſeiner Präfectur Rechenſchaft ab, und vierteljährlich berichtet er über die Reverſe und Anderes, wie über den Caſſenbeſtand jeder Loge. Er kann die Brüder bis zum ſchottiſchen Rittergrade befördern und darf ſich jährlich einmal die Ordensſchriften, welche die Brüder beſitzen, zur Einſicht abliefern laſſen. Auf ſeinem Eifer beruht Vieles, denn er wirbt nicht nur Mitglieder, ſondern ſucht auch über die Anſtalten der Staaten Einfluß zu bekommen. Der Präfect muß Gemeingeiſt unter den Gliedern der ihm untergebenen Logen zu erhalten und zu verbreiten ſuchen, und die Beleidigung des geringſten Illuminaten zur Sache des ganzen Ordens machen.

Der Provinzial wird von den Regenten gewählt und vom Nationalobern beſtätigt. Der Areopagus und Ordensgeneral können ihn nicht abſetzen. Er muß ein Eingeborener der ihm anvertrauten Provinz ſein, oder doch gründliche Kenntniß von derſelben haben, muß frei ſein von allen öffentlichen Geſchäften und hemmenden Verbindungen, das Anſehen eines in Ruhe zurückgezogenen Mannes haben, und wenn möglich, im Mittelpunkte ſeines ganzen Bereiches wohnen. Der Provinzial hat monatlich einem ſeiner Nationalinſpectoren Bericht über ſeinen Wirkungskreis abzuſtatten, und von demſelben Beſcheid einzuholen in Dingen, worin er nicht entſcheiden kann. Durch dieſe Inſpectoren ſteht er auch in Verbindung mit ſeinen Collegen, den übrigen Provinzialen, ſofern ſie nöthig iſt. Sämmtliche Regenten ſeiner Provinz ſind ſeine Rathgeber und ſein Beiſtand. Zwei von ihnen wenigſtens müſſen ihm als Secretaire dienen. Andere beſoldete Ordensbrüder darf er auch zu Rathe ziehen. Er beſtätigt alle Obere und Vorſteher der untern Grade und Claſſen, und ernennt die Präfecten mit Zuſtimmung des Nationalobern. Denſelben gibt er von Zeit zu Zeit Weiſungen, ſorgt für wiſſenſchaftliche Sammlungen der Logen an paßlichen Orten und nimmt von gewiſſen Graden die Q. l. an; nur die Primo der Minervalen, die Soli der Ritter und Prieſter und die Q. l. der Regenten nicht. Er darf keinen Candidaten in den Regentengrad treten laſſen, wenn nicht der Nationalinſpector ſeine Erlaubniß ertheilt hat. Von ſchottiſchen Capiteln von mehr als 12 Rittern, ſoll er die Geſchickteſten zum Prieſtergrade auserwählen. In jedem dieſer Capitel hat er einen Vertrauten, der ihm beſonders berichtet. Genug, Alles deutet ſchon hier auf enges Zuſammenhalten und Zuſammenwirken hin, um dem Orden eine möglichſt feſte und erſchütternde Gewalt zu verſchaffen.

Die Nationalinſpectoren floſſen wahrſcheinlich mit dem Nationaldirector in ein Gouvernement zuſammen. Sie gehörten zur Elite und ſammelten alle politiſche und religiöſe Syſteme, und beriethen darüber, was davon in den Schatz der Illuminatenwiſſenſchaften aufgenommen werden konnte. Das Nationaldirectorium arbeitete gleichfalls auf Einheit des Strebens und des Zieles hin. Über ihm ſtand der Areopagus oder das höchſte Tribunal aus 12 Mitgliedern, als der Mittelpunkt des ganzen Ordensgebäudes. An dieſes Gericht gelangte in der Regel alles Wichtige durch das Nationaldirectorium. Der Areopagus entwirft die Hauptplane nach allen Richtungen für das

Digitized by Google

Beſtehen und die Verbreitung der Ordensherrſchaft. Der Areopagit kann auch Zöglinge für den Orden anwerben. Monatlich ſchicken die Areopagiten eine Art Zeitungen einander zu, und mittels Circulare Entwürfe, Verbeſſerungen u. dergl. Ihre Pflichtverletzungen werden dem General angezeigt. Dieſer war unbeſchränkter Gewalthaber, zerfiel aber bisweilen mit denen, die mitherrſchen wollten. Er war wählbar durch die 12 Areopagiten, und zwar aus deren Mitte. Er hatte ohne Zweifel auch die Pflicht, dereinſt die Träumerei vom Menſchkönige in der Welt zu verwirklichen. Um vor Nachforſchungen ſicher zu ſein, durften eigentlich nur die Areopagiten ihn und ſeinen Wohnort kennen. Zu ſeiner Sicherheit ſoll ſein Wohnort einen dreifachen Namen gehabt haben. Übrigens beaufſichtigte er den Areopagus, er und dieſer kannten die ganze Stärke der Ordensmannſchaft, die Eifrigſten und Verſtändigſten darunter, die Brüder, welche an Höfen, Kirchen, Armeen und Gerichtsſtätten wichtige Poſten bekleideten, und die Fortſchritte der Ordensgrundſätze im Allgemeinen. Dem General ſchreibt Barruel auch das Recht über Leben und Tod zu. Obſchon die ganze Macht und Leitung des Ordens bei ſo geregeltem Weſen in ſeinem Willen zuſammenfloß, ſo behauptet man doch, daß er, zum Beweiſe höchſter Genauigkeit, ſtets noch zwei Adepten, gleichſam als Adjutanten, unmittelbar unter ſich hatte, denen er ſeinen Geiſt einhauchte, und jeder dieſer Adepten ſtand in gleichem Verhältniſſe zu zwei andern und ſo fort, um dadurch Tauſende vom Syſteme zu entflammen und in demſelben zu befeſtigen. Ein ſolches Gewebe war nichts Geringes, Gemeines und Gewöhnliches, wo von Stufe zu Stufe die Einſicht der Einzelnen erhöht wurde, wo jedes Mitglied in dem ihm zugetheilten Spielraume wirkte und den Obern in die Hände arbeitete, die er ſo wenig als deren Plane kannte. Grade aber der Umſtand, daß der Orden kein öffentlich anerkanntes Ehrfurcht gebietendes Haupt hatte, wie die Jeſuiten in ihrer Geſellſchaft, daß der oberſte Zweck der Mehrzahl der Ordensglieder im Dunkeln blieb, und daß dieſelben mit ihren Familien an die Staaten gebunden waren, die ſie mitreformiren oder mitſtüezen ſollten; ebendieſer Umſtand hemmte das Gedeihen des geheimen Bundes, wie man dieſes Ordensſyſtem wol nennen kann. Neben bloßer Neugierde mochte beſonders Ungeduld hinzukommen, wenn Mancher, ſeiner eifrigen Hingebung ungeachtet, die Aufſchlüſſe der Geheimniſſe noch lange verſagt fand, Mancher die Möglichkeit der erſtern oder die Ausführbarkeit der letztern nicht einmal erreichbar, noch weniger ausführbar hielt, Haß der Ausgeſchloſſenen und Eiferſucht mancher Eingeweihten mochten auch ſchaden. Indeſſen war der Orden in einem teutſchen Staate entſtanden zu einer Zeit, wo allgemeine Misſtimmung gegen die Regierung und deren Oberhaupt herrſchte. Dieſe Stimmung war ihm günſtig und half die Schwierigkeiten ſeiner Gründung überſteigen. Die Theilnehmer wußten ſchnell dahin zu wirken, daß ihre Genoſſen Staatsdienſte erhielten, und Staatsdiener hinwieder in den Orden gezogen wurden. München ward bald mit Illuminaten angefüllt, bald ſah man fünf Logen daſelbſt; ſchnell entſtanden deren zu Freiſingen, Landsberg, Burghauſen und Straubingen. Wenige, ſagt man, wußten von der Neuheit des Ordens, die Mehrzahl hielt ihn für uralt. In Ingolſtadt ſelbſt wirkte Weishaupt als beliebter Lehrer für die Stiftung auf ſeine Zuhörer. Auch nahm er Studenten in ſein Haus, und wirkte durch dieſe auf Andere. Seine Jünger warben in allen Theilen Teutſchlands, in Tyrol, Italien, Ungarn, Polen, Öſterreich und Holland. Noch vor Ablauf von drei Jahren ſoll der Orden ſchon über tauſend Eingeweihete gezählt haben, und mit dem J. 1781 hatte er einen großen Einfluß „auf unzählige Perſonen außerhalb Baierns erhalten, beſonders im proteſtantiſchen Teutſchland." Ein vorzügliches Mittel, dieſen Bund zu verbreiten, war die häufige Gründung der Leſegeſellſchaften. Einen noch größern Gewinn für den Orden verſchaffte der Freimaurerconvent zu Wilhelmsbad 1782, wo Bode und Knigge, vielleicht auch der Kammergerichtsaſſeſſor Dittfurt von Wetzlar, es dahin brachten, daß die Illuminaten in dem neuen Syſteme, das man herſtellen wollte, die Oberhand behielten, bei den verſchiedenen Directionen angeſtellt und überhaupt mit den Logen der ſtricten Obſervanz fraterniſirt wurden. Durch ganz Teutſchland wurde die Freimaurerei nun meiſt von den Illuminaten umgeſtaltet, und, wie ein Meiſter vom Stuhle ſagt, mit derſelben imprägnirt und verpeſtet. Wenn auch die Loge der Maurer zu den drei Weltkugeln in Berlin den 14. Nov. 1784 eine merkwürdige Erklärung gegen die illuminirten Freimaurer erließ, ſo war doch Nichts im Stande, dem heimlichen Triebwerke zu begegnen, das die Illuminaten in Bewegung ſetzten. Was ſich von den Freimaurerſyſtemen vor dem Illuminatismus nicht beugte, das griff Knigge an. Derſelbe verbreitete ſich in Preußen; in Belgien, Livland und Polen faßte er Wurzel, und Anſtalten wurden getroffen, ihn auch nach England zu verpflanzen. Barruel ſpricht nur von einer Loge, die außer Verbindung dieſes Bundes geblieben ſei. Der Bund beſetzte die Kirchen mit Geiſtlichen, vergab die Stellen bei Staatsbehörden, ſetzte den Schulen und Univerſitäten Lehrer voe, wußte Prinzen Erzieher zu verſchaffen, und erdreiſtete ſich, Reichsfeſtungen Commandanten nach ſeinem Sinne zu geben. Knigge ſelbſt, wie Weishaupt, träumte ſchon von einer Weltherrſchaft des Ordens, als die beiden Schöpfer deſſelben ſich veruneinigten, obſchon in den Grundſätzen weſentlich verwandt blieben. Der Grund dazu war lediglich Eiferſucht; Weishaupt wollte keinen Nebenbuhler dulden, der ihm den Rang ſtreitig machte, Knigge ertrug bei ſeinem ungeheuren Eifer keine untergebene Stellung. Es kam zu Reibungen, die ſchon den 1. Jul. 1784 Knigge's Austritt herbeiführten, jedenfalls durch des Generals und zweier anderer Gehilfen Antrieb.

Der Orden war bisher verborgen geblieben, und wenn man ſein Beſtehen zu ahnen begann, ſo waren ſeine Glieder ſelbſt Schuld. In Baiern, wo er entſtanden war, brach auch das Ungewitter übee ihn aus. Nirgends hatte er ſich ſo ſchnell und ſo allgemein verbreitet, als in den pfalzbairiſchen Landen. Er hatte die Mehrzahl der Staatsbeamten für ſich, und war Mei-

Digitized by Google

ſter in allen Geſellſchaften. Man ſagt, der kurpfälziſche Hof habe ſchon ſeit 1781 Verdacht auf den Illuminatismus gehabt. Baiern, die ihm beigetreten waren, mochten weder in den ihnen aufgeſchloſſenen Geheimniſſen, noch in gewiſſen Theilnehmern volle Befriedigung gefunden haben, alſo mag Mistrauen, auch wol Privatrache und die große Zahl der Mitglieder das Daſein dieſes neuen Bundes verrathen haben. Genug Unterſuchungen verhängte die Regierung zu Mannheim über denſelben, ſobald Karl Theodor beſchloſſen hatte, keinen Illuminaten im Staatsdienſte zu dulden, und Weishaupt, der dem Sturme ausweichen wollte, ſuchte den Kurfürſten Karl Theodor auf irgend eine Weiſe zum Schutzpatrone zu machen; dieſer aber wich aus, und erließ wiederholt Befehle gegen den Beitritt in geheime Geſellſchaften. Doch eigentlich verrathen wurde der Orden erſt zu Ende des J. 1783, als der Abt Coſandry, der Profeſſor Renner und der Hofkammerrath Utzſchneider zu München austraten und denſelben verriethen. Es erfolgte am 22. Jun. 1784 ein neues Verbot; die Illuminaten gehorchten nicht, ſondern hielten ihre Logen fort. Da begannen ernſthafte Unterſuchungen, während ein Profeſſor und ein Graf zu München in Schriften gegen den Orden auftraten. Am 2. März und 16. Auguſt 1785 folgten geſchärfte Mandate. Angeſehene Glieder des Ordens, wie von Zwackh, die Grafen Coſtanza, Boute a Leone und Savioli, der Stadtrichter Fiſcher, der Bibliothekar Drexl, der Profeſſor Baader, der Kanonikus Hertel und Andere kamen ins Gedränge, und verloren entweder ihre Ämter, oder mußten die Flucht ergreifen. Aufgegriffene wurden ins Gefängniß geworfen und hart behandelt, um den feinen Fäden des geheimen Gewebes gründlich auf die Spur zu kommen [2]). Freilich kamen bei dieſer feſten und harten Inquiſition auch viele Männer in Verdacht, des Illuminatismus theilhaftig zu ſein, wenn ſie nur mit Ordensgliedern in unbeſcholtener Weiſe verkehrt hatten, oder mit ihnen verwandt waren; andere wirkliche Mitglieder, die nie wirkſam für den Orden geweſen, aber auf der Liſte ſtanden, die deren Anfangs 43, dann über 60 namhaft machte, mußten leiden und dulden. Der Name Illuminat wurde in Baiern ſehr gehäſſig verſchrieen. Jeder zitterte, der um das Geheimniß gewußt und es nicht angezeigt hatte. Überführte kamen um Ämter und Vermögen, ja auch oft um ihre bürgerliche Freiheit. Manche völlig unſchuldige Seele, zu denen man jetzt noch den bekannten Joſeph Milbiller und den Profeſſor Rothhammer zählt, lebten in Bangigkeit und Unſicherheit, und Erſterer mußte ſeinem Vaterlande wenigſtens eine Zeit lang entſagen, Letzterer aber ſein Amt aufgeben. Der Verſetzungen und Entlaſſungen in höhern und niedern, geiſtlichen und weltlichen Ämtern war, wie ein Zeitgenoſſe berichtet, eine ſo große Zahl, daß man Bogen damit füllen konnte. Weishaupt blieb nicht unentdeckt [3]), ſo ſehr er ſich auch verwahrt hatte; am 16. Febr. 1785 floh er, ſeine Amtsentſetzung und Unterſuchungen folgten nach. Abſetzungen einiger Beamten zu Ingolſtadt und Relegation von 16 Studenten wurde verhängt. Die drei vorhin genannten Verräther kamen wiederholt ins Verhör, man vernahm verbrecheriſche und ſtaatsgefährliche Plane des Ordens, und dichtete ihm dergleichen an, und als man ſich der Ordenspapiere von Zwackh's zu Landshut und des Barons von Baſſus zu Sandersdorf bemächtigt hatte, ließ ſie der Kurfürſt drucken, und die Urſchriften in dem geheimen Archive auf Verlangen zu Jedermanns Einſicht niederlegen. Dieſer Schritt gab dem Publicum zuerſt ein Licht über das Beſtehen einer geheimen Geſellſchaft, die gefährlich werden konnte, während bisher nur bekannt war, daß Pfalzbaiern gegen die Illuminaten, als geheime Geſellſchaft, inquirire. Karl Theodor ſoll an alle Fürſten und Monarchen Europa's Exemplare dieſer Druckſchrift geſendet haben. Allein kein Fürſt, außer der Fürſtbiſchof von Regensburg, trat den bairiſchen Maßregeln bei, welche im eigenen Lande nicht einmal das Übel mit der Wurzel auszureuten vermochten. Der geheime Bund behielt dort ſeine Anhänger, und noch 1793 wurde der Stadtpfarrer zu Deggendorf in Verhaft genommen, wie der daſige Stadtkämmerer ſeines Amtes entſetzt. Beide waren Illuminaten. Weishaupt, auf deſſen Kopf ein Preis geſetzt worden war, zog von einer teutſchen Stadt zur andern, und fand endlich bei Herzog Ernſt II. von Sachſen-Gotha, wie einſt Grumbach bei Herzog Johann Friedrich dem Mittlern, obſchon dieſe von einem vornehmen maureriſchen Redner gemachte Vergleichung nicht ſchlagend iſt, eine geſicherte Freiſtätte mit dem Titel eines Hofraths und einer anſehnlichen Penſion. Seine Flucht dahin verglichen Spötter mit der Muhammed's von Mekka nach Medina. Sein Freund und äußerſt thätiger Gehilfe, der Geh. Rath Bode, lebte zu Weimar, geehrt von Wieland und Böttiger. Die Illuminaten, ſagt man, hatten wie die Jeſuiten, vor ihrem Sturze ſchon geſorgt, daß ſich überall Gönner und Vertheidiger für ſie fanden. Die in Baiern aus einander geſprengten Illuminaten ſchrieen mit den übrigen Bundesgenoſſen in Teutſchland laut und deutlich gegen die kurpfälziſchen Maßregeln. Man nannte ſie unmenſchlich, ungerecht, himmelſchreiend, dumm, und ſtellte ſie überhaupt als einen Beweis der Schwäche und Grauſamkeit der Regierung hin, welche finſtere Jeſuitenwerke begünſtige. Man ſtreute Klagen über Klagen, Schutzſchriften über Schutzſchriften aus. Gelehrte, Zeitungſchreiber, Journaliſten und Buchhändler, die angeworben worden waren, ſtimmten ein, ja ſcharfe Gegenſchriften wußte man ſogar zu unterdrücken. Die Fortdauer des Ordens in Teutſchland wurde ſeit ſeiner Entdeckung hin und wieder bezweifelt, die zu Tage gebrachten geheimen oberſten Zwecke deſſelben ſchreckten manche Mitglieder, die ſie nicht geahnet, ab, Weishaupt ſelbſt verſicherte öffentlich, daß der Gedanke an eine Fortſetzung

2) Ein Lieutenant von Abel wurde als Illuminat verurtheilt, im Franziskanerkloſter zu München Buße zu thun, in der Umgebung von Mönchen mit der Geißel bewaffnet, geiſtliche Exercitien zu machen, täglich zu meditiren und zu faſten. Dieſe Strafe dauerte einen Monat lang.

3) In öffentlichen Blättern nannte man einen gewiſſen Fr[illegible]lich, Lehrer der Dogmatik zu Ingolſtadt, der ſich um Weishaupt's Vertreibung verdient machte.

des Ordens nunmehr gänzlich erloſchen, ja die Ausführung ſeines Planes unthunlich geworden ſei. Wer aber wollte ſo große und ſo vortheilhafte Plane, der in ſie einmal eingeweiht war, augenblicklich fahren laſſen? Er wirkte insgeheim fort; alles Auffallende in den Gebräuchen bei Aufnahme in die Ordensgrade wurde abgeſchafft, und nur die Anweſenheit zweier Mitglieder desjenigen Grades dazu erfodert, in welchen der Neuling zu treten begehrte. Oft ſoll die Aufnahme nur durch bloßen Briefwechſel bewerkſtelligt worden ſein. Das Überſpannte des Syſtems wurde gemildert und bemäntelt. Der Orden behielt alſo, ſo ſagen unterrichtete Zeitgenoſſen, ſeine ganze Kraft und allen bisherigen Einfluß.

Leuchſenring, von Bode angeworben und im Orden Leveller (d. h. der Gleichmacher) genannt, trat wie ein Apoſtel der Illuminaten auf; der berühmte Nicolai wirkte ſammt ſeinen Freunden mit, die Allgemeine teutſche Bibliothek, die Jenaiſche und Oberteutſche allgemeine Literaturzeitung, die Gothaiſche und Erfurtiſche Zeitung, die Berliner Monatſchrift, das Braunſchweiger und Schleswiger Journal, Weckherlin's Flugſchriften, der Teutſche Zuſchauer, Romane, wie ſie Knigge [4]) ſchrieb, Schriften, wie die von Bahrdt, Schulz, Riem ꝛc., Gedichte und Schauſpiele erfüllten die Grundſätze des Illuminatismus und überſchwemmten das große Leſepublicum. Beſonnene Gegner des Ordens wollen von einer geheimen Caſſe wiſſen, aus welcher Buchhändler entſchädigt wurden, wenn ſie auf Befehl des hohen Ordens die ihm ſchädlichen Schriften unterdrücken ſollten. Sonach hatte der Orden den teutſchen Buchhandel und die Literatur, alle Höfe Teutſchlands, wenigſtens die nächſte Umgebung der Fürſten, den landgräflich-heſſiſchen ausgenommen, erobert. Von Fürſten, die in den Orden eingeweiht worden ſein ſollen, nennt man den Herzog Ernſt von Sachſen-Gotha nebſt Gemahlin Maria Charlotte, den Herzog Karl Auguſt von Sachſen-Weimar, der aber demſelben bald genug wieder entſagte, den Herzog Ferdinand von Braunſchweig und den Fürſten von Neuwied. Allein dieſer Fürſt, an deſſen Hofe der Orden ſehr feſtgewurzelt, mußte ihn 1794 auf dem Reichstage zu Regensburg verklagen. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen war, wie Ségur behauptet, mit Illuminaten umgeben, als er ſeinen Thron beſtieg, und noch, als er 1797 ſtarb. Andere hochgeſtellte Männer als Illuminaten werden genannt: von Dahlberg, Graf Alexander von Pappenheim, Miniſter von Seinsheim zu München, der verbannt wurde und in pfalz-zweibrückiſche Dienſte trat. Der kurcölner Miniſter von Waldenfels zog ſich bald wieder aus der Schlinge, als er Betrug merkte. Von einflußreichen proteſtantiſchen Gelehrten nennt man Koppe'n und den Biſchof Münter als Sektirer. Hauptſtädte des Ordens nannte man außerhalb Teutſchlands Kopenhagen und Stockholm, innerhalb deſſelben Hanover, Dresden, Berlin, Weimar, Jena, Gotha, Baireuth, Würzburg, Eichſtädt u. a. m. In Wien drang er bis in die Nähe des Kaiſerthrones, und da er auch in Strasburg feſtgewurzelt, ſo gelangte er auch bald in die Hauptſtadt Frankreichs, ſowol durch den Maire erſterer Stadt, als auch, doch weniger und mit vielen irrigen Begriffen, durch des Grafen v. Mirabeau Reiſen in Teutſchland [5]). Mithin war das Illuminatenſyſtem den Franzoſen nichts Neues mehr, als Bode und ein gewiſſer Major von dem Buſche (deſſen Name jedoch Vielen nicht bekannt, ſondern nur mit B. in den gedruckten Nachrichten bezeichnet wurde,) im J. 1787 unter dem Vorgeben, ſich über den, damals großes Aufſehen erregenden, Magnetismus genau belehren zu laſſen, und nebenher noch, ſo glauben Einige, auch Erkundigungen über den Zuſammenhang des Jeſuitismus mit der Freimaurerei einzuziehen [6]), eine Reiſe nach Frankreich unternahmen, und dort in den Logen du Contract Social und der Amis réunis das Evangelium des Illuminatismus verkündeten. Sie konnten freilich, wenngleich Böttiger (damals noch in Weimar) dieſe Reiſe gegen beſſere Zeugniſſe öffentlich verleugnete, um ſo leichter auf dieſe Freimaurerclubs wirken, als die Grundſätze ihres Ordens bereits in der franzöſiſchen Philoſophie herrſchend geworden waren. Alſo kann man ihnen ſchwerlich, obſchon es vielfach behauptet wurde, beimeſſen, die Jacobinerei zuerſt nach Frankreich verpflanzt zu haben. Ebenſo wenig kann auch auffallen, daß man ſpäterhin Illuminaten und Jacobiner einander gleichſtellte, beſonders als man vernahm, daß bei Stiftung des mainzer Jacobinerclubs 20 Illuminaten mit thätig geweſen ſein ſollten. Man ſuchte und fand auch einige Ähnlichkeit in der Einrichtung der Erſtern mit den Logen der Letztern; die größte aber dürfte der pariſer Club der Propaganda mit ihnen haben. Dieſe Aufſpürung der innern und äußern Kennzeichen für den Zuſammenhang beider Geſellſchaften erhitzte die Köpfe, bewies aber auch, daß die Mitglieder und Anhänger des erleuchteten Ordens deſſen Geheimniſſe nach ihrem Gefallen auslegten, oder ihren Anſichten, Bedürfniſſen und Verhältniſſen anpaßten. Wurde der Orden als erzjeſuitiſch oder erzjacobiniſch mit aller Farbenſchwärze verſchrieen, ſo traten auch augenblicklich Männer von Anſehen und Bedeutung hervor, und vertheidigten ſeine Zwecke als ein Beförderungsmittel der edelſten Zwecke des Menſchen, oder phantaſirten über ihn wie über einen angenehmen Traum. Bei einer ſo vielköpfigen, trügeriſchen Hyder von Syſtemen, der man alle mögliche Zwecke unterlegte, war nichts leichter, als daß der berüchtigte Bahrdt zu Halle 1788 nach dem Muſter der Illuminaten die ſogenannte, ſchnell um ſich greifende Teutſche Union (ſpottweiſe Thaler-Union genannt) bildete, aber auch von Bode'n ſchnell genug entlarvt wurde, und nichts gewöhnlicher, als ſich

4) Er nahm ſeit ſeinem Abgange vom Orden keinen Antheil an demſelben wieder, doch vertrat er deſſen religiöſe und politiſche Grundſätze fortwährend, und breitete ſie auch weiter aus, ſo in den „Papieren des Hrn. Etatsraths von Schaafskopf" und in ſeinem politiſchen Glaubensbekenntniſſe."

5) Derſelbe ſchrieb zwar einen Essay sur la Secte des Illuminés, worunter jedoch die Illuminaten nicht verſtanden werden können. 6) Bode hatte ſchon früher den Gedanken gegen von Knigge ausgeſprochen, daß die Jeſuiten Urheber der Freimaurerei geweſen wären.

Digitized by Google

ſelbſt heftig angreifen zu laſſen. Es wurde faſt Sitte der Gegner, den Illuminatismus mit dem berüchtigten Freiheits- und Gleichheitsſyſteme der Franzoſen zu vergleichen. Namentlich kamen die Freimaurerlogen hart ins Gedränge, weil ſie faſt ſämmtlich mit den Illuminatenkirchen fraterniſirt waren, oder doch dafür angeſehen wurden. Seit 1793 fingen diejenigen, die ſich der Unabhängigkeit von denſelben bewußt waren, an, ſich in Reden und Schriften öffentlich zu rechtfertigen. So warnte der beſonnene und gewiſſenhafte Redner einer nicht genannten Loge 1794 ſeine Brüder und Nebenlogen vor den geheimen Umtrieben des ſchleichenden Illuminatismus. Die nürnberger Loge gab am 14. März deſſelben Jahres eine deutliche Erklärung an das Publicum ab, daß ihre Verbrüderung keinesweges zu denen gehöre, die Beſorgniſſe vor geheimen ſtaatsgefährlichen Machinationen einflößen. Auch die beiden wiener Logen glaubten ſich gleichzeitig veranlaßt, dem Kaiſer die Geſtändniſſe ihrer Grundſätze ablegen, und dieſelben durch den Druck bekannt machen zu müſſen. Der Reichstag zu Regensburg brachte die Sache zur Sprache, aber nicht zur Unterdrückung des Illuminatenordens. Deſto lauter und heftiger ſprach und ſchrieb man nun im Publicum gegen denſelben, und foderte die Fürſten dringend auf, dieſes „Giftlaboratorium“ zu zerſtören. Allerdings wurden die Illuminaten viel vorſichtiger, verhüllten ſich mehr und mehr, und leugneten auf jede Weiſe das Beſtehen ihres Ordens, oder wol richtiger ihres Syſtemes. Man gab ihnen Schuld, ihre erleuchteten Obern ertheilten den Mitgliedern die Erlaubniß, das Nichtbeſtehen des Bundes im Nothfalle eidlich zu verſichern. Die Sache wurde durch die Gegner wahrer gründlichen Aufklärung in religiöſen und politiſchen Dingen, und durch die Feinde edler Freimüthigkeit, mit einem Worte, durch die Obſcuranten, weit ſchlimmer gemacht, als ſie ſein mochte. Unſchuldige mit Schuldigen wurden abermals verwechſelt, und der für einen Illuminaten gehalten und als ſolcher verſchrieen, welcher nach höherer Einſicht in gelehrten Dingen, oder nach etwas das Gemeinwohl Beförderndem ſtrebte. Man ging weiter, man machte das Wort Illuminat zu einem Schimpfe, und pflegte den damit zu belegen, welcher dem Haſſe und der Verfolgung eines Andern ausgeſetzt war. Dadurch entſtand ein drückendes Mistrauen, und der Orden ſelbſt verlor ſich wahrſcheinlich nach und nach durch die ſelbſt aufgelegte Pein aus der Wirklichkeit und aus dem Gedächtniſſe der Menſchen. Beſchränkung der Preßfreiheit und Büchercenſur halfen das Ihrige mit beitragen. Doch bis in das letzte Jahr des vorigen Jahrhunderts hin dauerten auffallend angreifende Aufmerkſamkeit und literariſche Verfolgung gegen den Orden, und insbeſondere gegen deſſen Stifter. Jede Meſſe, klagt derſelbe, brachte neue Schmähſchriften, oder neue Auflagen der alten. Überſetzungen in fremden Sprachen brachten ſie nach England, Frankreich und Amerika. Endlich ward Weishaupt dieſer Schmähungen müde und erklärte von Gotha aus, den 22. April 1799 im Allgem. Reichsanzeiger [7]) auf eine dreiſte Weiſe, die nebenbei gar nicht verleugnete, eine Menge ſchuldloſer Leute in unſelige Zuſtände verſetzt zu haben, daß er, um allen Parteien zu genügen, öffentlich und energiſch eine gerichtliche Unterſuchung und Entſcheidung dieſer Sache verlangte, um die er ſchon 1786 in ſeiner Apologie der Illuminaten gebeten hatte. Von Baiern, ſchloß er, ſei die Verleumdung ausgegangen, alſo billig, daß ſie dort auch geprüft und gerichtet, oder daß ſeine tief verwundete Ehre wieder hergeſtellt werde. Hiermit hatte der Kampf ein Ende, und das Gute, welches der Orden neben dem Überſpannten und Unausführbaren hervorgebracht hatte, ließ er zurück, beſonders aber mag er zur Veredlung der in Verfall gerathenen Freimaurerorden weſentlich beigetragen haben.

Zur Geſchichte dieſes merkwürdigen geheimen Ordens dient folgende Literatur: Merkwürdiges Schreiben eines römiſch-katholiſchen Geiſtlichen in Baiern an *ſeinen* Freund und Amtsbruder in Schwaben; die Verfolgung der Freimaurer und Illuminaten ꝛc. (gedruckt zu Filantropolis 1786). Drei merkwürdige Ausſagen, die innere Einrichtung des Illuminatenordens in Baiern betreffend (1786, o. D. O.; doch die Vorrede von München aus datirt). Große Abſichten des Ordens der Illuminaten, dem patriotiſchen Publicum vorgelegt von vier ehemaligen Mitgliedern ꝛc. (München 1786). Nachtrag zu den großen Abſichten ꝛc. (Ebendaſ. 1786). (Ad. Weishaupt's) Schreiben an Hrn. Utzſchneider und (deſſen) Vollſtändige Geſchichte der Verfolgung der Illuminaten in Baiern (Frankf. u. Leipz. 1. Bd. [ein zweiter iſt nicht erſchienen] 1786). (Deſſen) Apologie der Illuminaten (Ebendaſ. 1786). (Rud. Zach. Becker's) Grundſätze, Verfaſſung und Schickſale des Illuminatenordens in Baiern. (o. D. O. 1786. 4.) Einige Originalſchriften des Illuminatenordens ꝛc., auf höchſten Befehl zum Druck befördert (München 1787). Nachtrag von weitern Originalſchriften, welche die Illuminatenſekte überhaupt, ſonderbar aber den Stifter derſelben, Ad. Weishaupt, betreffen ꝛc., ſofort auf kurfürſtlich höchſten Befehl gedruckt, in zwei Abtheilungen (München 1787) [8]). Ein Anhang zu denſelben erſchien unter dem Titel: Bemerkungen über einige Originalſchriften des Illuminatenordens, welche ꝛc. (Frkf. u. Leipz. 1787). Syſtem und Folgen des Illuminatenordens, aus deſſen Originalſchriften gezogen, in Briefen (München 1787). Ad. Weishaupt's Einleitung zu meiner Apologie (Frkf. u. Leipz. 1787). Deſſen verbeſſertes Syſtem der Illuminaten, mit allen ſeinen Einrichtungen und Graden (Ebendaſ. 1787; neue verm. Aufl. 1788). Erklärungen darüber erſchienen von F. Nicolai (1788). Ad. Weishaupt's Rechtfertigung meiner Anſichten (Frkf. u. Leipz. 1787). Deſſen Nachtrag zur Rechtfertigung meiner Anſichten (Ebendaſ. 1787). Der echte Illuminat, oder die wahren unverbeſſerten Rituale der Illuminaten, ohne Zuſatz, ohne Hinweglaſſung [9]) (Frankf. a. M. 1788). Philo's (Knigge's) endliche

7) Nr. 95. S. 1101 fg. des erſten Bandes.

8) Beide Druckſchriften wurden von Weishaupt, wie von Knigge, als echt anerkannt. 9) Dies iſt unwahr, da die fünf letzten Hauptgrade darin fehlen.

rklärung und Antwort ꝛc. (Hanover 1788). Apologie es Misvergnügens und des Übels, in Geſprächen von Ad. Weishaupt. 2 Thle. 2. Aufl. (Frkf. u. Leipz. 1799) [10]). Vorſtellung, den hohen Standeshäuptern der erlauchten Republik Graubündten, in Anſehung des Illuminatenordens, auf hohen Befehl vorgelegt, vom Frhrn. von Baſſus (1788). Die neueſten Arbeiten des Spartacus und Philo in dem Illuminatenorden, jetzt zum erſten Male gedruckt ꝛc. (1794). Angehängt iſt eine kritiſche Geſchichte er Illuminatengrade. Illuminatus Dirigens, oder ſchottiſcher Ritter; ein Pendant zu der nicht unwichtigen Schriſt: Die neueſten Arbeiten ꝛc. (1794, ebenfalls ohne Druckort), mit einem Kpfr. Endliches Schickſal des Freimaurerordens, in einer Schlußrede geſprochen von Br. **, vormals Redner der Loge zu ***, am Tage ihrer Auflöſung (1794) und Nöthiger Anhang zu dieſer Schriſt Caſſel 1795). (Köſter's) Neueſte Religionsbegebenheiten vom Jahrg. 1786 an u. fg. Die Fragmente zur Biographie des verſtorbenen Geh.-Raths Bode in Weimar ꝛc. (1795) und mehre kleine in dieſe Zeit fallenden Schriften. Schirach's politiſches Journal, Jahrgang 1785—1794, und des Abtes von Barruel Denkwürdigkeiten zur Geſchichte des Jacobinismus ꝛc. (Hanover 1801). 3. u. 4. Th. *(B. Röse.)*

ILLUMINATI (Erleuchtete), 1) ein von mehren chriſtlichen Parteien in Anſpruch genommener Name; nämlich einer in der zweiten Hälſte des 16. Jahrh. unter den ſpaniſchen Mönchen entſtandenen, gewöhnlich Alumbrados genannten Partei; 2) einer gegen die Mitte des 17. Jahrh. in Frankreich hervortretenden, ſich ſelbſt Illuminés nennenden Sekte, und 3) einer wahrſcheinlich zu den Convulſionairs gehörenden excentriſchen Partei des 18. Jahrh., welche in Montpellier ihr Weſen trieb. Über dieſe Arten angeblich Erleuchteter ſ. den Art. Illuminés. Endlich iſt der Name auch in der neuern Zeit wieder zu Bedeutung gelangt in den ſogenannten Illuminaten; ſ. darüber den Art. Illuminatenorden. *(R.)*

Illumination, ſ. **Erleuchtung**.

Illuminatus dirigens, major und minor, ſ. unt. Illuminaten.

ILLUMINÉS (die) oder Erleuchteten. Unter dieſem Namen pflegt man Viſionaire, Fanatiker und Schwärmer in religiöſen Dingen zu verſtehen, Leute alſo, die ſich beſonderer übernatürlicher (göttlicher) Offenbarungen, Erſcheinungen, Eingebungen und Träume rühmen, wie es deren immer gegeben hat. Eine Sekte dieſer Art trat im J. 1575 in Spanien auf, die Alumbrados genannt, die den Myſtikern zugeſellt wurde und den äußern Gottesdienſt faſt ganz verachtete. Sie glaubten und lehrten durch die Verbindung mit Gott einen ſolchen Grad von Vollkommenheit erlangt zu haben, daß ſie weder der Sacramente noch der guten Werke bedürſten, um löbliche Handlungen zu verrichten; denn was ſie thaten, geſchah, wähnten ſie, durch Gott. Von der Inquiſition verfolgt, wurden dieſe Illuminirten 1623 in Spanien gänzlich unterdrückt, allein bereits nach Frankreich verpflanzt, hielten ſie ſich dort noch bis 1635, als auch hier die Vertilgung ſie traf. Nun ſtand 1722 in Montpellier eine neue Sekte gleiches Namens auf, die ihre Religion vom heiligen Geiſte ableitete und zugleich behauptete, derſelbe werde einſt die menſchliche Natur annehmen. Man glaubte zwar dieſe Theoſophie bald unterdrückt zu haben, allein ſie erſtand in Avignon kräftig wieder, vermiſchte ſich mit freimaureriſchen Myſterien und Swedenborg'ſchen Träumereien, und ſoll ſich, durch Logen verbreitend, lange Zeit, und wie Barruel behauptet, furchtbar fort erhalten haben. Zur Zeit der Revolution verſchwand ſie zum Theil, zum Theil ſcheint ſie ſich in die neue Religionsſekte, gleichfalls Illuminés genannt, zuſammengedrängt zu haben, die ſich in Hochburgund ausbreitete, und 1794 von den Conventscommiſſairen entdeckt und angezeigt wurde [1]). Das Wenige, was man von ihnen erfuhr, beſtand darin, daß ſie eine Republik Jeſu ohne König und ohne Prieſter ſtiften, darum nach Jeruſalem ziehen, vorher aber ſich in einer großen Wüſte verſammeln wollten.

Unterſchieden aber von dieſen Allen, doch das Anarchiſche mit der letztern gemeinhabend, iſt die im vorletzten Decennium des 18. Jahrh. angeblich entdeckte Sekte der Illuminés, welche, wenn ſie je vorhanden geweſen, als herrſchſüchtige Betrüger, ſich der Schwärmereien Anderer und ſonſt noch vieler Mittel zu ihren Abſichten bedient haben. Das Charakteriſtiſche derſelben iſt theils von den Illuminaten, theils von den Roſenkreuzern, theils von andern minder ausgebreiteten geheimen Geſellſchaften entlehnt, Anderes dazu geſonnen worden. Verſchiedene einzelne Züge mögen von dieſer verworfenen Sekte wol vorgekommen ſein, ſchwerlich aber wird ſie in der ſchauderhaften Schilderung und in der angegebenen Ausdehnung, am wenigſten in Teutſchland beſtanden haben, wie denn eine Auswahl ſolcher Verworfenen in jedem guten Staate, ohne entdeckt zu werden, damals ſchon nur ſehr gering geweſen ſein mochte. Gleichwol ſoll ſie ihren Hauptſitz in Preußen gehabt, und von da ſich in die benachbarten Länder, auch nach Frankreich verbreitet haben. Dieſe Illuminirten oder Kreuzfrommen, wie ſie auch genannt werden, bildeten angeblich eine Verſchwörung des Despotismus gegen die Freiheit, des Laſters gegen die Tugend, der Ungeſchicklichkeit gegen die Fähigkeit, der Dummheit und Unwiſſenheit gegen die Aufklärung. Sie verwarfen alle Autoritäten und Glaubensſyſteme, untergruben die bürgerliche Geſellſchaft und mordeten langſam ihre Opfer. Man nennt ſie eine Geſellſchaft von Menſchen, die ſich kannten, ohne einander geſehen zu haben, ſich verſtanden, ohne ſich unter einander ausgeſprochen zu haben, und einander dienten, ohne ſich nahe zu ſtehen. Ihr Zweck war Weltherrſchaft und Verdrängung der Fürſten. Ihren Stifter kennt man ſo wenig, als eigentlich die Zeiten ihres Beſtehens überhaupt, da ſehr wahrſcheinlich das Ganze auf Verwechſelung ſowol, als auf Misverſtändniſſe und Erdichtungen hinausläuft. Ihre Ankläger ent-

10) Einige Jahre früher erſchien ſein Pythagoras, worin auch vom Illuminatenorden gehandelt wird.

1) ſ. von Schirach's politiſches Journal. 1794. II, 1364.

Digitized by Google

ſchuldigt die Unſicherheit ſeiner Angaben mit dem Geheimniſſe, das zum Weſen dieſer Sekte gehört, mit der Verſtecktheit ihrer Arbeiten in der Finſterniß, und mit dem Verſchwinden ihrer Prieſter unter der Menge. Sie ſoll in Kreiſe, jeder zu neun Mitgliedern, vertheilt geweſen, nach einerlei Grundſätzen gebildet und durch gleichlautende Eidſchwüre gefeſſelt worden ſein. Sie unterhielt Reiſende, die Alles ausforſchten, und ihre gewonnenen Notizen mit Bemerkungen über wichtige Perſonen, nach Art der Illuminaten, deu Kreiſen mittheilten. Außer Frankreich und Teutſchland ſoll auch Polen, weit weniger andere europäiſche Länder, von dieſem Gifte inficirt geweſen ſein [2]). Die Illuminés correſpondirten unter ſich in Hieroglyphen, und beförderten ihre Briefe auf Umwegen, welche ebenſo geheimnißvoll als ihre Chiffern waren.

Ihr Syſtem verhieß langes Leben und innern Frieden, und ließ allen Leidenſchaften gegen die geſunde Vernunft freien Spielraum. Der Freimaurerei borgten ſie ihre Myſterien, Sprache, Zeichen, Chiffern und Anderes ab. Auch eines Katechismus bedienten ſie ſich. Ceremonien zu begehen und Geiſter zu citiren, gehörte zu ihren Hauptbeſchäftigungen. Bei Aufnahme eines geprüſten Candidaten in die abſcheuliche Sekte geſchah Folgendes: Man führte ihn durch einen finſtern Gang in einen großen Saal oder vielmehr Gewölbe, mit ſchwarzem Tuche behangen, ſpärlich erleuchtet und mit Gebeinen geziert, die in Leichentücher gehüllt waren. In der Mitte des düſtern Raumes ſtand ein aus Todtengerippen geformter Altar, um denſelben lagen Bücher, worin geleſen wurde. Geiſterbeſchwörungen und jedenfalls ſogenannte Geſpenſtererſcheinungen füllten die erſten acht Stunden aus, die citirten Geiſter ſchlichen geräuſchlos durch den Saal und ließen einen Geſtank zurück. Alsdann traten zwei Männer, Henkersknechte oder Diener des Todes, auf, und banden dem Candidaten ein rothfarbiges Band um die Stirn. Dieſes Band war mit Blut benetzt, mit verſilberten Symbolen und dem Bildniſſe der Madonna von Loretto geziert. Um den Hals legte man ihm ein Amulet und in die Hand ein Crucifix. Entkleidet bemalte man ſeinen Körper mit Kreuzen und unterband ſeine Geſchlechtstheile mit einer rothen Schnur. Nun näherten ſich ihm fünf in blutige Tücher gehüllte Schreckgeſtalten mit Dolchen in den Händen, und fielen betend vor ihm auf ihr Angeſicht nieder. Nach Verlauf einer Stunde ſah er unter kläglichem Geſtöhne einen Scheiterhaufen in Flammen aufgehen und ſeine darauf geworfenen Kleider verbrennen. Aus der Aſche ſtieg eine rieſige halbdurchſichtige Geſtalt empor. Die auf dem Boden liegenden Männer geriethen in ſchreckliche Verzuckungen. Ein Leuchter mit ſieben ſchwarzen Wachskerzen und ein Gefäß voll Menſchenblut wurde vor dem Candidaten hingeſtellt, von dieſem trank er ein halbes Glas und wuſch ſich mit dem Übrigen; hernach ertönte eine Stimme von Oben herab und ſprach dem Neulinge eine Eidesformel vor, die dieſer nachſagen mußte [3]). Dieſelbe entband ihn von allen bisherigen Verpflichtungen, Verbindlichkeiten und Verhältniſſen, wies ihm einen neuen Lebenskreis an, kettete ihn an einen neuen unbekannten Obern, und empfahl ihm neben höchſter Verſchwiegenheit noch die Aqua toffana für ſolche, die die Wahrheit herabwürdigen oder ſie aus der Sekte (des Ordens) Händen reißen würden. Sobald dieſe Feierlichkeit vorüber war, befreite man des Aufgenommenen Genitalien wieder, brachte ihn in ein Bad, und nach demſelben genoß er eine Mahlzeit von Wurzeln.

Dieſes iſt das Weſentlichſte einer verruchten Sekte, deren Vorhandenſein bis jetzt noch nicht erwieſen, aber von dem Verf. (wahrſcheinlich dem Grafen von Mirabeau) des Essay sur la Secte des Illuminés [4]) (Paris 1789) mit ſo vieler Dreiſtigkeit als Mangelhaftigkeit und Unzuverläſſigkeit behauptet worden iſt. Von dieſem Buche erſchien zu Freiberg und Annaberg 1790 eine teutſche (fehlerhafte) Überſetzung von J. M. Heinrich, eine beſſere gleichzeitige zu Gotha unter dem Titel: Iſt Caglioſtro Chef der Illuminaten? oder, das Buch sur la Secte des Illuminés in Teutſch, mit erklärenden Anmerkk. Der ungenannte teutſche Bearbeiter beſtreitet ſchon die Exiſtenz ſolcher abſcheulichen Albernheiten, noch mehr (Köſter's) neueſte Religionsbegebenheiten (1790) XIII, 284 fg. u. 609 fg., endlich auch das Ganze aller geheimen Ordensverbindungen (Leipzig 1805). S. 478 fg. (*B. Röse.*)

ILLUMINIREN nennt man die ſehr einfache Kunſt, Zeichnungen, Gemälde, Kupferſtiche, Holzſchnitte, Steindrucke, Landkarten, Bauriſſe ꝛc., welche eine ſchwarze Farbe haben, auf ihrer Oberfläche, ohne beſondere Anwendung der Zeichnenkunſt, dergeſtalt mit bunten Waſſerfarben zu überziehen, daß die einzelnen Theile ſich nicht allein beſſer unterſcheiden laſſen, ſondern auch mehr in das Auge fallen, und Perſonen, welche ſich mit Ausübung dieſer Kunſt beſchäftigen, heißen: Illuminirer, Illuminiſten oder Illuminateurs. Dieſe müſſen nicht nur mit den verſchiedenen anzuwendenden Farben und Farbeſtoffen, und den für ihren Zweck ſich eignenden Flüſſigkeiten und Bindemitteln, ſondern auch mit allerlei Geräthſchaften, Inſtrumenten und Werkzeugen vollkommen bekannt ſein, außerdem aber auch ſich die erfoderlichen Handgriffe angeeignet haben, und die Regeln wiſſen, welche bei dem Illuminiren ſelbſt, oder dem Auftragen der Farben zu beobachten ſind.

1) Von den Farben und Farbeſtoffen, welche zum Illuminiren gebraucht werden.

Die Farben, deren ſich die Illuminirer in feinſter Subſtanz, in Verbindung einer mit Gummi oder Leim

2) Doch zählt der Ankläger 30 regierende und apanagirte Fürſten Europa's zuſammen, welche von dieſen Schreckniſſen bezaubert worden ſein ſollen, während er von ſeinen Landsleuten nur eine kleine Verſammlung ſolcher Illuminirten kennen will, die bald wieder verſchwunden, in Paris ihren Sitz gehabt zu haben ſcheint.

3) Dieſer Eid ſoll mit dem übereinſtimmen, den Gugomas auf dem Convente zu Wiesbaden 1776 vorbrachte, und wahrſcheinlich eine Copie deſſelben iſt.

4) Franzoſen, ſo Barruel, und auch Teutſche glaubten anfänglich, es wären die Illuminaten Weishaupt's darunter gemeint worden.

eſchwängerten Flüſſigkeit bedienen, um damit die Oberlache eines Körpers ſo zu überziehen, daß der Grund ollkommen noch hervorleuchtet, beſtehen: a) in Lackfaren, und b) in Laſur- oder Saftfarben.

a) Die Lackfarben ſind Producte der Verbindung erſchiedener Pigmente mit der reinen Thonerde, oder uch mit einigen andern Erden, zunächſt auch mit einem Beiſatze von Zinnoxyd. Man kennt von dieſen Farben, elche nur wenig decken, immer mehr oder weniger durchichtig ſind, und mit Gummi oder Leimwaſſer angemacht nd aufgetragen werden, eine nicht geringe Anzahl. u den rothen gehörte: der Karminlack, der Florentinerack, dee Kugellack, der Wienerlack, der Berlinerlack, der repplack, der Plattlack, das Oſenheimerroth ꝛc.; zu den lauen: der Ultramarin, dee Indigolack, das Kobaltblau ꝛc. Die gelben können auf ſehr verſchiedenem Wege dargeellt werden; alle Mal iſt aber die Thonerde die Baſis erſelben. Man erhält dergleichen, wenn Curcume, Gelbolz, Kreuzbeeren, Quercitronrinde, Wau und andere elbfärbende Vegetabilien mit Alaun in Waſſer gekocht, ie Brühe durch Alkali gefüllt, der Niederſchlag aber usgeſüßt und getrocknet wird. Hierher gehören: das Gummigut, das Schüttgelb, das Beerengelb u. a. Die rünen Lackfarben werden aus der Vermengung von gelen und blauen zuſammengeſetzt, und die Verſchiedenheit hrer Nüancen hängt von dem quantitativen Verhältniſſe b, unter welchem ſie mit einander in Verbindung komnen; doch hat man auch natürliche grüne Farben, wie as Saft-, Blaſen- oder Beergrün, welches aus den eiſen Beeren des gemeinen Wege- oder Kreuzdorns urch Auspreſſen und Eindicken mit einem Zuſatze von llaun oder Pottaſche gewonnen wird.

b) Die Laſur- oder Saftfarben beſtehen in Pignenten mit arabiſchem oder ſenegambiſchem Gummi verunden; ſie ſind daher von klebriger Beſchaffenheit, und edürfen alſo keines weitern Bindemittels, löſen ſich auch ollkommen in Waſſer auf, weshalb ſie auch flüſſige Faren genannt werden, und ſind dazu beſtimmt, die Oberläche der Körper, welche damit bedeckt wird, durchſcheinen zu laſſen. Zu den rothen Laſurfarben werden die Abkochungen der Cochenille oder der farbigen rothen Hölzer, zu den blauen die Auflöſungen des Indigo's in Schwefelſäure, zu den gelben die Abkochungen der Curume und des Wau's, ſämmtlich in Verbindung von Gummi, und zu den grünen die Vermiſchung von Blau und Gelb gebraucht.

Die Illuminirer unterſcheiden die Farben auch in einfache oder Hauptfarben und in zuſammengeſetzte oder Nebenfarben. Zu jenen, welche ſich durch keine Miſchung hervorbringen laſſen, weil es natürliche oder urſprüngliche Farben ſind, die durch ſich ſelbſt alle mögliche Nüancen zu bilden vermögen, rechnet man Weiß, Roth, Blau, Gelb und Schwarz; zu dieſen, den Nebenfarben, gehören alle übrigen, die aus der Vereinigung zweier Hauptfarben, entweder auf dem natürlichen oder künſtlichen Wege, entſtehen, namentlich Grün, Braun, Violett, Orange ꝛc. Aber nicht blos aus zwei verſchiedenen Hauptfarben bildet ſich eine dritte ganz verſchiedene, z. B. aus Gelb und Blau: Grün, aus Roth und Schwarz: Braun ꝛc., ſondern auch bei einer und derſelben Farbe laſſen ſich durch Beimiſchung verſchiedener anderer in verſchiedenen Verhältniſſen unzählige Abänderungen hervorbringen. So entſtehen z. B. bei der rothen Farbe durch Beimiſchung von Weiß, mehre Arten von Roth; bei der gelben, durch Beimiſchung von Weiß, mehre Arten von Gelb; bei der braunen, durch Beimiſchung anderer Farben in verſchiedenen Quantitäten, vielfache Arten von Braun ꝛc. Die meiſten Farben, wenn es blos darauf ankommt, den Localton zu verändern, können durch Weiß oder Gelb erhellt, und durch Schwarz oder Braun verdunkelt werden; einige, z. B. Braun und Roth, laſſen ſich auch durch dunklere Arten derſelben Gattungsfarben vertiefen. In dieſer Darſtellung kann natürlich nicht von allen möglichen Miſchungen der Farben zu Hervorbringung eines beſtimmten Farbetons die Rede ſein, oder von allen Veränderungen, wie ſolche die Maler gebrauchen, ſondern ſie muß ſich auf diejenigen beſchränken, welche bei dem Illuminirer vorkommen.

Die weiße Farbe, welche vorzüglich dazu dient, eine andere, die man damit vermiſcht, heller zu machen, gibt in der Vermengung mit Schwarz die graue Farbe, welche ſich in mancherlei Abſtufungen darſtellen läßt. So entſteht durch Weiß und Schwarz, nach Maßgabe der veränderten Verhältniſſe, Silbergrau, Perlgrau, Aſchgrau, Leingrau ꝛc.

Die rothen Farben bieten unendliche Veränderungen, ſowol unter ſich ſelbſt, als auch in der Zuſammenſetzung mit andern, dar, und in dee Regel geben die rothen Lackfarben eine ſehr dunkelrothe Farbe, die ſich durch Zuſatz von etwas Schwarz noch mehr vertiefen, durch Weiß oder Gelb erhellen laſſen. So werden aus wenig Carmin und viel Weiß die roſenrothe, aus einer rothen Lackfarbe und weniger Weiß die carmoiſinrothe, aus einer rothen Lackfarbe und etwas Blau die violette, durch Beimiſchung von Gelb die rothgelbe Farbe, worunter die Pomeranzenfarbe eine der vornehmſten iſt, ꝛc., gebildet.

Die gelben Farben unterliegen nicht minder ſehr zahlreichen Veränderungen, und man kann ſie durch Weiß lichter, durch Braun und Roth dunkler machen. Nach Maßgabe der quantitativen Verhältniſſe erzeugen ſich Chamois oder Eiergelb, Jonquillengelb, Aurora und Citrongelb, Paille, Orange ꝛc.

Die blauen Farben vertiefen ſich durch dunklere derſelben Gattung, und werden durch Weiß lichter. Solche Nüancirungen ſind: Sanftblau, Himmelblau, Königsblau, Türkiſchblau, Veilchenblau ꝛc.

Die grünen Farben werden durch etwas Blau tiefer, durch Gelb und Weiß heller, und in Folge einer größern oder geringern Menge der einen oder der andern Farbe laſſen ſich Waſſergrün, Grasgrün, Olivengrün, Apfelgrün, Papageigrün ꝛc. darſtellen.

Die braunen Farben gehen aus der Vermiſchung von Roth und Schwarz hervor und nach Verſchiedenheit des Verhältniſſes der einen oder der andern erzeugt ſich die Eichenholzfarbe, die Nußbaumholzfarbe, die Maronenfarbe, die Kaſtanienfarbe ꝛc.

Digitized by Google

Es unterliegt keinem Zweifel, daß man durch zweckmäßige Miſchung der Hauptfarben, als: Weiß, Roth, Gelb, Blau und Schwarz, die meiſten der erfoderlichen Nüancen hervorzubringen im Stande iſt; dennoch zieht man es vor, die zuſammengeſetzten Farben ſchon in fertig gebildetem Zuſtande anzuwenden, wenn die Natur oder Kunſt ſie darbietet. Der Illuminirer gebraucht aber weniger Körperfarben, als vielmehr ſolche flüſſige Farben, deren farbige Theilchen nur wenig decken und die Fläche, worauf ſie in Anwendung kommen, mehr oder weniger nach dem Grade ihrer Conſiſtenz, durchſcheinen laſſen. Dieſe ſogenannten flüſſigen Farben werden dargeſtellt, wenn gewiſſe vegetabiliſche oder thieriſche Subſtanzen, welche ein lösbares Pigment in ſich enthalten, mit Waſſer ausgekocht, mit Alaun und Gummi verſetzt und filtrirt werden. Sie ſind folglich partielle Auflöſungen färbender Stoffe aus verſchiedenen Vegetabilien und einigen thieriſchen Subſtanzen, mittels einer Flüſſigkeit durch Abſud oder Aufguß, und ſie bleiben in ihrer flüſſigen Geſtalt, ohne ſich zu Boden zu ſetzen.

Von vegetabiliſchen Subſtanzen benutzt man zum Illuminiren: das Braſilienholz oder ſogenannte Fernambuckholz, das Blau- oder Campecheholz, das Gelb- oder Sandelholz, die Blüthen und das Holz der Acacie, die Curcume, die Färberröthe, die Galläpſel, die Gelb- und Heidelbeeren, den Indig, die Quercitronrinde, die Scharte, den Waid, den Wau ꝛc.; von thieriſchen Subſtanzen: den Lacklack oder Lackdye, den Kermes, die Cochenille ꝛc.

Um bei den Farbehölzern und Wurzeln den Zweck zu erreichen und den färbenden Stoff deſto leichter zu erhalten, müſſen die färbenden Subſtanzen, aus denen flüſſige Farben bereitet werden ſollen, gehörig verkleinert werden, und dieſes um ſo mehr, je feſter und härter ſie ſind, damit der zu löſende Stoff dem Löſungsmittel möglichſt viele Berührungspunkte darbietet; harte Hölzer werden daher fein geraspelt oder zu dünnen Spänen gehobelt, Wurzeln klein geſchnitten ꝛc. Hierauf wird die verkleinerte Subſtanz in einem ſchicklichen Gefäße, z. B. in einem kleinen kupſernen Keſſel, oder in einem meſſingenen Topfe, mit einer hinreichenden Menge kalten Waſſers über Nacht eingeweicht und dann damit ausgekocht. Dieſes Auskochen muß ſich immer nach Beſchaffenheit der Natur der abzukochenden Ingredienzien richten, und man ſieht leicht ein, daß ſehr feſte und harte Körper einem längern Sieden unterworfen werden müſſen, als weichere Subſtanzen, und folglich auch mehr Waſſer erfodern. Das Kochen muß durchaus nicht heftig, ſondern langſam verrichtet werden, auch muß man Sorge tragen, daß die zu extrahirende Subſtanz beſtändig in der Flüſſigkeit ſchwimmt, und daß ſie mittels eines weißen hölzernen Stabes öfters umgerührt wird, damit alle Theile vom Feuer gleichmäßig ſtark angegriffen werden. Gewöhnlich iſt ein Abſud zur Ausziehung aller extractiven Beſtandtheile nicht hinreichend, und man muß nicht ſelten zwei und mehre vornehmen, um alle färbende Stoffe zu erhalten. Man ſondert daher die Farbebrühe von den ausgekochten Spänen oder Wurzeln mittels des Durchſeihens ab, und bedient ſich dazu eines von geſchältem Weidenholze geflochtenen Korbes, der nach Unten zu eine zulaufende Geſtalt hat, inwendig mit einem groben Leinentuche belegt und über ein Gefäß, welches die Farbebrühe aufnimmt, aufgehängt wird. Die einmal angekochten Späne oder Wurzeln werden ſodann in das Gefäß zurückgebracht, mit der Hälfte Waſſer übergoſſen und abermals gut ausgekocht, worauf man die Farbebrühe zu der vorigen ſeihet. Wenn ſich dann kein Farbeſtoff mehr extrahiren läßt, ſo wird die geſammte Farbebrühe in weiten flachen Gefäßen von Metall oder Porzellan, mit Zuſatz von gepulvertem Alaun, um die Farben haltbarer zu machen, über gelindem Feuer, oder beſſer im Waſſerbade, unter beſtändigem Umrühren, bis zur rechten Conſiſtenz abgedampft, worauf man das Gefäß vom Feuer abhebt, eine Nacht lang ruhig ſtehen läßt, dann die helle Flüſſigkeit von dem entſtandenen Bodenſatze durch ein wollenes Tuch in ein reines Gefäß abgießt und den Reſt durch dichte Tücher hinzufiltrirt, damit Alles durchaus hell iſt. Aber nicht alle Subſtanzen, welche flüſſige Farbe geben, laſſen ſich auf einerlei Weiſe mit gleichem Vortheile behandeln. Mehre Arten von Braſilienholze enthalten, neben der rothen, eine fahle oder braune Subſtanz, welche davon abgeſondert werden muß. Zu dem Ende zieht man aus dem geraspelten Holze durch Kochen in Waſſer allen färbenden Stoff heraus und dampft die erhaltene Farbebrühe ſo weit ab, daß auf einen Theil Farbeholz nur fünf bis ſechs Theile Flüſſigkeit übrigbleibt. Nach 12—18 Stunden rührt man unter dieſe erkaltete concentrirte Brühe einen Theil abgerahmte Milch, kocht das Gemiſch einige Minuten lang und gießt es dann in einen ſpitzigen Beutel von dichtem Flanell. Die fahle oder braune Subſtanz bleibt mit der käſigen Maſſe verbunden in dem Beutel und die rothe fließt vollkommen gereinigt, ohne allen Verluſt in das untergeſetzte Gefäß. Wenn man von dieſer Tinctur Gebrauch machen will, ſo verdünnt man ſie mit einer zureichenden Menge reinen Waſſers, und wendet ſie, unter Zuſatz von Alaun und Gummi, wie die bloße Auskochung, an. Das Gelbholz gibt dem Waſſer, wenn es ſtark kocht, eine röthlichgelbe Farbe; verdünnt man die Auskochung mit Waſſer, ſo wird ſie orangegelb. Die Säuren bewirken darin einen leichten grünlichgelben Niederſchlag; die Alkalien und das Kochſalz geben derſelben eine dunkle, röthlichgelbe Farbe; der Alaun und der Weinſtein wirken auf ſie beinahe ebenſo, wie die Säuren und machen die gelbe Farbe heller; die Zinnauflöſung bringt darin einen ſchönen gelben Niederſchlag hervor. Das rothe Sandelholz theilt dem Waſſer nur ſehr wenig färbende Subſtanz mit, wenn man es auch noch ſo lange darin kocht. Um dieſe Subſtanz, welche man Santaline nennt, zu erhalten, behandelt man das zu einem feinen Pulver gemahlene Holz mit ſtarkem Weingeiſte, worin ſich dieſelbe auflöſet und dünſtet die Auflöſungen zur Trockne ab; der Rückſtand iſt die reine Santaline, welche in kochendem Waſſer wenig, in der Pottaſchenlauge, im Alkohol, in der Eſſigſäure, in der Soda ꝛc. ſehr löslich iſt. Wenn man ſich daher ſchicklicher Auflöſungsmittel, wie der Alkalien, und vornehmlich des Alkohols bedient, ſo

ann man den rothen Sandel zum Illuminiren nützlich ebrauchen. Die Curcume enthält eine beträchtliche Menge elbfärbender und eine geringere braunfärbender Subſtanz, oelche man durch Alkohol und Äther von einander ſchei- en kann. Wenn kaltes Waſſer 24 Stunden auf der epulverten Wurzel geſtanden hat, ſo hat es eine bräun- chgelbe Farbe angenommen. Kochendes Waſſer wirkt eit ſtärker darauf, und die Auskochung iſt klebrig, in olge des in der Wurzel enthaltenen Gummi's. Die elbfärbende Subſtanz verbindet ſich ſehr leicht mit den lkalien und wird dadurch im Waſſer ſehr auflöslich. ie alkaliſche Auflöſung hat eine bräunlichrothe Farbe nd die färbende Subſtanz fällt ohne Veränderung zu oden, wenn man die Alkalien mit ſchwachen Säuren erbindet. Der Indig muß vorher mit rauchender Schwe- lſäure aufgelöſt und nachher mit Waſſer behandelt wer- en. Zu dem Ende gieße man vier Theile concentrirte auchende Schwefelſäure in eine Schale von Porzellan, ehme ein Theil guten Indig, pulvere ſolchen recht fein, ue ihn in kleinen Portionen nach und nach mit großer orſicht in die Schwefelſäure, rühre beides mit einem tengel von Glas, oder einem thönernen Pfeifenſtiele, eißig und ſo lange um, bis ſich alles aufgelöſt hat, und ſſe die Flüſſigkeit eine Zeit lang, ungefähr 24 Stunden, it einem Bretchen bedeckt, ruhig ſtehen. Um die Schwe- lſäure wieder aus der Farbe wegzubringen, rühre man ie breiähnliche Maſſe in dem Gefäße tüchtig um, thue lche in ein leeres Fäßchen, fülle es zum halben oder vierten heile mit Waſſer an und miſche alle vier bis ſechs Stunden ne Hand voll fein gepulverte Kreide hinzu, bis kein ufbrauſen mehr ſtattfindet, welches anzeigt, daß die reide die Schwefelſäure eingeſchluckt hat. Nun verdünne an die Farbe, nach dem Grade der erfoderlichen Stärke, ochmals mit Waſſer, rühre alles gut um und laſſe es lange ruhig ſtehen, bis ſich die Kreide feſt zu Grund eſetzt hat. Das nun obenſtehende blaue Waſſer iſt ie Farbe, welche man mit Behutſamkeit in Flaſchen llt, und dieſe gut verſpundet. Auf eine andere Art ſt man vier Loth zart gepulverten feinen Indig in 16 oth rauchende Schwefelſäure auf vorbeſchriebene Weiſe ehörig auf, verſetzt die Auflöſung mit 12—16 Pfund Vaſſer, erwärmt das Ganze nachher bis zum Sieden nd legt weiße wollene Lappen hinein, welche während nes Zeitraums von 24 Stunden allen blaufärbenden toff in ſich ziehen und eine ſchmuziggraue Farbebrühe urücklaſſen. Hierauf wäſcht man die blaugefärbten Lap- en ſo oft mit Regenwaſſer aus, bis ſolches völlig klar avon abfließt, übergießt ſodann die Lappen mit einer ottaſchenauflöſung, und erhitzt alles bis zum Sieden, a ſich dann die blaue Farbe auflöſt und die Lappen un- efärbt zurückbleiben. Beim Gebrauche wird die erhal- ene blaue Tinctur mit Alaun und Gummi behandelt. er Orlean löſt ſich leicht in kochendem Waſſer auf, nd die Alkalien färben die mit reinem Waſſer bereitete uflöſung hellorangengelb; die Säuren machen ſie dun- elgelb; der Alaun und die Zinnauflöſung citrongelb. ie Quercitronrinde wird, nachdem die äußere Haut, elche eine bräunliche Farbe gibt, abgezogen worden iſt, zu Pulver geſtoßen und kurze Zeit mit Waſſer gekocht. Die Säuren machen die Auskochung heller; die Alkalien und der Alaun dunkler. Den Wau kocht man ſo lange in Waſſer, bis ſolcher zu Boden fällt. Der Lacklack und Lackdye kann nur dann mit Waſſer in Anwendung kommen, wenn man das Harz zuerſt durch Schwefelſäure abſondert und dann die Wirkung des Waſſers durch ein Alkali unterſtützt. Deshalb pulvert man den Lacklack, benetzt ihn mit $\frac{2}{3}$ ſeines Gewichts Waſſer, gießt dann auf ein Pfund feuchtes Pulver acht Loth Schwefelſäure, rührt beides mit einem gläſernen Stengel unter einander, läßt das Gemiſch 24—48 Stunden ruhig ſtehen, gießt hernach kochendes Waſſer darauf, rührt die Materien durch einander, und zieht nach Verlauf von 24 Stunden die klare gefärbte Flüſſigkeit davon ab. Zeigt der Rückſtand noch rothe Farbe, wenn man ihn mit der Hälfte ſeines Gewichts kohlenſtoffſaurer in wenig Waſſer aufgelöſter Soda vermiſcht; ſo rührt man wieder etwas Schwefelſäure darunter und wäſcht ihn nach zwölfſtündiger Ruhe ebenſo, wie vorher, mit kochendem Waſſer aus. Nun gießt man alle gefärbte Flüſſigkeit in ein Gefäß zuſammen, ſchüttet ſo viel fein gepulverten lebendigen Kalk hinzu, als man Schwefelſäure genommen hat, rührt die Materien wohl durch einander und gießt endlich die klare Flüſſigkeit mit Vorſicht ab, welche beim Gebrauche mit einem Bindemittel verſetzt wird. Die Cochenille enthält einen rothen Farbeſtoff, der ſich durch ſiedendes Waſſer ausziehen, durch oxydirt ſalzſaure Zinnauflöſung erhöhen und durch Alkalien in ein Violett verwandeln läßt.

2) Von den Flüſſigkeiten, welche zum Reiben, Ausziehen, Anmachen und Verſetzen der bei dem Illuminiren nöthigen Farben und Farbeſtoffen gebraucht werden.

Die verſchiedenen Farben und Farbeſtoffe können ohne Mitwirkung von Flüſſigkeiten auf keine Weiſe behandelt und angewendet werden; denn ohne ſie würden weder die Körperfarben ſich ſo gut reiben, noch die flüſſigen Farben darſtellen, und beide der Oberfläche der Körper feſt und dauerhaft mittheilen laſſen.

Bei dem Illuminiren ſpielt das Waſſer, als Flüſſigkeit, die Hauptrolle, und es wird theils in reinem Zuſtande, theils mit einem Bindungsmittel vereinigt, angewendet. Unter allen Waſſern, womit nicht allein die Körperfarben gerieben und aufgelöſt, ſondern auch die Farbehölzer rc. gekocht oder ausgezogen werden, iſt das filtrirte Regen- oder Schneewaſſer das beſte; den zweiten Rang behauptet das gereinigte Waſſer ſüßer Flüſſe, welches entweder durch die Deſtillation, oder auch durch das bloße Kochen noch geſchickter gemacht wird. Das Brunnen oder Quellwaſſer iſt gewöhnlich hart und mit fremdartigen Theilen vermiſcht, welche auf die Schönheit der Farben nachtheilig wirkt.

Sollen Erd- und Körperfarben zum Illuminiren angewendet werden, ſo müſſen ſie durch das Reiben mit reinem Waſſer die möglichſte Feinheit erhalten, welches nothwendig iſt, wenn die Farbetheilchen ſich hinlänglich

trennen, mit der Flüſſigkeit in die genaueſte Verbindung treten, ein dichteſtes Aneinanderfügen bewirken und die Oberfläche der Körper gleichartigſt bedecken ſollen. Das Reiben der Körperfarben geſchieht auf dem Reibſteine folgendermaßen: Man zerſtößt das Pigment zuerſt in einem Mörſer, weicht dann das noch grobe Pulver einige Zeit in reinem Waſſer ein, ſchüttet hierauf die helle Flüſſigkeit wieder ab und reibt nun die Farbe blos mit ſo viel Waſſer, daß ein dicker Brei entſteht, und zwar ſo lange mit dem Läufer im Kreiſe herum, oder hin und her, bis man bemerkt, daß die Farbe zart und fein genug iſt, welches man ſowol unter dem Reiben, als auch durch öfteres Befühlen zwiſchen zwei Fingern, wahrnehmen kann. Während des Reibens muß man nicht vergeſſen, mit einem ſchwachen hölzernen Spatel die an den Seiten des Reibſteins und an der Piſtille hängende Farbe öfters abzuſtreichen, damit alle Theile und Körnchen gehörig und gleichförmig zerdrückt werden. Wird die Farbe durch ein langes Abreiben zu trocken, ſo feuchtet man ſolche wieder etwas an, nur niemals zu viel, weil ſich die Farbe auf dem Reibſteine ſonſt zu ſehr ausbreitet, das Abreiben erſchwert und die Arbeit verlängert. Iſt die Farbe fein genug, ſo wird ſie mit dem hölzernen Spatel von dem Reibſteine abgenommen, auf ein glatt gehobeltes Bret, das man mit weißem Papiere belegt, in kleine Häuſchen geſetzt und an der freien Luft im Schatten gegen Staub und Feuchtigkeit geſichert getrocknet. Sind die Häuſchen ganz trocken, ſo reibt man ſie zum zweiten Male mit Waſſer, nimmt aber niemals mehr als nöthig iſt, die Farbe unter dem Läufer zu erhalten. Soll die Farbe recht ſchön und zart werden, wie ſolches das Illuminiren erfodert, ſo reibt man ſie mehr als einmal mit reinem Waſſer ab, und läßt ſie jedesmal in kleinen Häuſchen wieder trocknen, und in dieſem Zuſtande kann man ſie auch bis zum Gebrauche in papierenen Kapſeln oder in pappenen Schächtelchen aufbewahren. Übrigens erleichtert man ſich die Arbeit und die Farben werden feiner, wenn man nur kleine Portionen auf einmal reibt und nächſtdem die mit Waſſer geriebenen Farben vor dem Trocknen durch feine Leinwand filtrirt, wodurch die allenfalls noch gröbern Theile zurückbleiben, die abermals gerieben werden müſſen. Oft iſt das doppelte, ſelbſt dreifache Reiben bei ſolchen Farben, die ſehr ſandig ſind, wie z. B. das Umbraun, noch immer nicht hinlänglich; ſie müſſen daher geſchlämmt werden, wodurch die mühſame Arbeit des Reibens gar ſehr erleichtert und abgekürzt wird. Zu dieſer Abſicht reibt man die Farben in der Geſchwindigkeit oder ſtößt ſie in einem Mörſer erſt zu Pulver, weicht dieſes eine Zeit lang in reines Waſſer ein, gießt ſolches dann ab und reibt den naſſen Bodenſatz auf dem Reibſteine. Hierauf bringt man die abgeriebene Farbe in ein angemeſſenes Gefäß, ſchüttet reines Waſſer auf, rührt ſie wol um, gießt dann, wenn die groben Theile nach einigen Secunden niedergeſunken ſind, das gefärbte, mit feinen Farbetheilchen geſchwängerte Waſſer in ein anderes reines Gefäß, läßt die darin zerſtreute feine Farbeſubſtanz ſich völlig ſetzen und gießt hierauf das reine helle Waſſer behutſam ab, ohne das Gefäß und die zu Boden ſitzende Farbe zu erſchüttern. Der Bodenſatz wird zuletzt getrocknet und noch einmal abgerieben. Wird auch dieſe Farbe zum zweiten Male geſchlämmt und abgerieben, ſo wird ſie dadurch um ſo feiner und man kann auf dieſe Art die zerriebenen Farbetheilchen nach dem verſchiedenen Grade der Feinheit von einander abſondern. Mit den zuerſt übrig gebliebenen gröbern Farbetheilchen verfährt man wieder ſo, reibt ſie zuerſt ab, gießt Waſſer auf, rührt ſolches um, läßt es ſich etwas ſetzen, zieht es ſodann ab und bewahrt den feinen Bodenſatz, wenn das reine Waſſer abgeſondert worden iſt, an der Luft getrocknet, in Doſen oder Schächtelchen, welche inwendig und auswendig mit Papier überzogen und mit paſſenden Deckeln verſehen ſind. Die getrockneten und vor Staub verwahrten Farben müſſen aber vor dem Gebrauche jedesmal wieder mit Waſſer nachgerieben werden und erſt dann kann man ſie anmachen oder verſetzen.

Sowol die hinlänglich zartgeriebenen Körperfarben, als auch die flüſſigen Farben, welche ſich von jenen hauptſächlich dadurch unterſcheiden, daß ſie, mit Waſſer verdünnt, keinen Bodenſatz bilden, würden in der Anwendung wenig Haltbarkeit und Dauer auf dem Papiere bekommen, wenn man ihnen nicht ein geeignetes Bindemittel in flüſſiger Geſtalt zuſetzte, welches ihnen die gehörige Ausdehnung, Feſtigkeit und Haft verſchaffte. Um ihnen dieſe Eigenſchaften zu geben und ſie zur Waſſermalerei, inſonderheit zum Illuminiren geſchickt zu machen, wird ſowol das arabiſche und ſenegaliſche Gummi, als auch der Hauſenblaſen- oder Fiſchleim, ſowie der Knochenleim, und nächſtdem ein Abſud von Luftmalz, in beſondern Fällen auch Stärke- oder Kleiſterwaſſer als Binde- und Verſetzmittel, in richtiger Qualität und Quantität gebraucht.

Das arabiſche und ſenegaliſche Gummi löſt ſich unter Mitwirkung der Wärme leicht in Waſſer auf, und man erhält aus 4 Maß oder 8 Pfund Waſſer und 16 Loth Gummi eine brauchbare Auflöſung, welche durch reine dichte Leinwand geſeihet werden muß. Das Senegalgummi iſt zwar ſehr rein, aber auch ſehr ſpröde; deshalb wird faſt immer ein reines weißes arabiſches Gummi vorgezogen.

Um die Hauſenblaſe aufzulöſen und daraus ein Leimwaſſer zu bereiten, übergießt man die ganzen Stücke erſt mit heißem Waſſer und läßt ſie damit eine Nacht lang in gelinder Wärme ſtehen, dann rollt man ſie von einander, zerſchneidet ſie in kleine Stücke und löſt ſie entweder durch fortgeſetztes Digeriren, oder auch durchs Kochen auf, worauf das Leimwaſſer abgeſchäumt und durch ein leinenes Tuch geſeihet wird. Auf eine andere Art wird die Hauſenblaſe mit einem hölzernen Hammer weich oder zu ganz dünnen Blättchen geſchlagen, mit einer Schere in kleine Stücke zerſchnitten und ſolche in einem irdenen gut glaſurten Topfe mit Waſſer ſo lange gekocht, bis ſich alles aufgelöſt hat, worauf die Auflöſung ebenfalls filtrirt wird.

Der Knochenleim, welcher rein, farbenlos, faſt ohne Geruch iſt, ſich leicht auflöſt und ſehr feſt bindet, wird auf folgende Weiſe bereitet. Nachdem die Knochen zur

Digitized by Google

Abſonderung des Fetts, einige Stunden lang im Papinianiſchen Digeſtor ausgeſotten worden, werden ſie mit verdünnter Kochſalzſäure gehörig behandelt, welche allen phosphor- und kohlenſauren Kalk, ſowie die phosphorſaure Bittererde, auflöſt und die nackte Gallerte rein zurückläßt, welche die Form der Knochen behält und ſo biegſam wie Binſe iſt. Um von der auf dieſe Weiſe erhaltenen Subſtanz auch das wenige Fett und die Säure wegzuſchaffen, die ſie noch enthalten mag, wird ſie einem Strome kalten Waſſers ausgeſetzt, welches derſelben nicht allein Weiße, ſondern auch Halbdurchſichtigkeit gibt. Nachdem man ſie mit Leinwand gut abgewiſcht hat, thut man ſie in ein Körbchen, taucht ſie auf einige Augenblicke in ſiedendes und hierauf wieder in kaltes Waſſer. Wenn, ungeachtet dieſer Vorſicht, die Gallerte noch immer Säure enthalten ſollte, kann man ſie in eine Auflöſung von baſiſch-kohlenſaurer Soda bringen, wodurch die Säure geſättigt und hydrochlorſaure Pottaſche gebildet wird, welche ſich durch zwei- oder dreimaliges Waſchen leicht entfernen läßt; überhaupt bringt das Daſein ieſes Salzes keinen Nachtheil hervor. Iſt nun die Galerte gehörig gewaſchen, ſo wird ſie auf Weidenhorden der Netzen an einem luftigen Orte getrocknet, wobei ſie ehr an Umfang verliert, und wenn ſie ganz trocken georden iſt, verwahrt man ſie in freiſchwebenden Säcken n trockenen Stellen. Dieſe rohe Gallerte, welche noch mmer die Form der Knochen behält, löſt ſich geſchnitten n wenigen Stunden in ſiedendem Waſſer auf; 2¼ Theile ieſer Gallerte bilden mit 100 Theilen ſiedenden Waſſers ei dem Erkalten eine Sülze, welche durch Verdünſtung ick genug wird, um ſich in Täfelchen ſchneiden zu laſſen, die ann getrocknet und wie rohe Gallerte aufbewahrt werden.

Statt der theuren Gummis läßt ſich ebenfalls der bſud von Luftmalz mit Vortheil anwenden, der die arben nicht im mindeſten verändert. Um ſolchen brauchar zu erhalten, verfährt man auf folgende Weiſe. Auf vei Pfund Waſſer, welches man in einem gut glaſurn Topfe zwei Finger breit einkochen läßt, nimmt man ne reichliche Handvoll in einem Mörſer wohl zerſtoßees Luftmalz, rührt ſolches, indem man den Topf etwas om Feuer abrückt, in das heiße Waſſer und läßt dann eides, mit einem Deckel verſchloſſen, eine Stunde lang hutſam kochen, damit nichts überläuft. Während dier Zeit befeſtigt man auf einem andern reinen Topfe ein Filtrirbeutel von reiner Leinwand, gießt dann den bſud nach und nach dahin ab, und wenn alles durchlaufen iſt, nimmt man den Filtrirbeutel weg und drückt n gelind aus. Hierauf wird die geſeihete Flüſſigkeit einer flachen Schale von Porzellan oder Steinzeug, e im Waſſerbade ſteht, unter fleißigem Umrühren bis r gehörigen Conſiſtenz eingedickt, und kann nach dem rkalten ſogleich gebraucht, oder auch in gläſernen Flaen, die man gut verkorkt, einige Zeit aufbewahrt wern, beſonders wenn man der Flüſſigkeit eine ſtärkere onſiſtenz ertheilt, die ſich nachher wieder beliebig vertnnen läßt.

Das Stärke- oder Kleiſterwaſſer endlich wird dargellt, wenn man eine Quantität weiße feine Stärke von der beſten Art in einen gut glaſurten irdenen Topf thut, etwas kaltes reines Waſſer darauf gießt, es mit einem Quirl oder hölzernen Spatel ſo lange umrührt, bis die Stärke zu einer dicklichen Milch zerweicht iſt, und nun kochendes Waſſer mit einem Sturze auf die aufgelöſte Stärke gießt, welche, während dieſes geſchieht, mit dem hölzernen Spatel fleißig umgerührt wird. Ein auf dieſe Weiſe bereitetes Stärke- oder Kleiſterwaſſer iſt völlig knollenfrei; bei der andern Methode, wo man nur nach und nach ſiedendes Waſſer beimiſcht, erfolgt leicht eine Trennung der Theile und ſehr oft bilden ſich Knollen, daß man gezwungen iſt, die Maſſe durch ein grobes Tuch zu drucken. Es geht natürlich zu; denn hier verliert das kochende Waſſer durch das langſame Zugießen den erfoderlichen Temperaturgrad, dagegen daſſelbe bei einem Sturze in einerlei Qualität hinzukommt. Übrigens lernt ſich die gehörige Conſiſtenz bald; ſollte aber ſolche zu ſtark ausgefallen ſein, ſo miſcht man ſo viel Hauſenblaſenleimwaſſer bei, als nöthig iſt, eine hinlängliche Verdünnung zu bewirken, wodurch zugleich die Bindekraft erhöht wird.

Das Anmachen oder Verſetzen der Körperfarben mit dem einen oder andern Bindemittel, welches die gehörige Conſiſtenz haben und auf keinen Fall zu ſchwach ſein muß, geſchieht kurz vor deren Gebrauch. Um eine innigſte Vereinigung beider Materien zu bewirken, wie ſolches nothwendig iſt, thut man etwas Farbe in ein angemeſſenes reines Gefäß von Porzellan, Fayence, Steingut oder Glas, und gießt unter fortwährendem Umrühren mit einem weißen hölzernen Stabe, von dem zu ihrer Verdünnung erfoderlichen Bindemittel nach und nach ſo viel hinzu, bis die Farbe pinſelgerecht iſt, d. h. die gehörige Conſiſtenz hat. Dieſe Conſiſtenz läßt ſich leicht dadurch verbeſſern, wenn man bei einem Überfluſſe reines Waſſer, bei einem Mangel etwas ſtarkgekochten Hauſenblaſenleim zuſetzt. Lackfarben bedürfen, wie ſchon erwähnt, in der Regel keines beſondern Bindemittels, deſto mehr aber die flüſſigen Farben, um ihnen Körper zu verſchaffen; ſie bekommen auch meiſt einen kleinen Zuſatz von Alaun, wodurch ſie beſtändiger werden. Die Bindekraft wird gewöhnlich durch arabiſches Gummi ertheilt, welches man in etwas Waſſer, oder in der Farbe ſelbſt, unter Mitwirkung der Wärme, auflöſet. Man kann zwar die flüſſigen Farben nicht in ſo verſchiedenen Nüancen wie die Körperfarben haben; inzwiſchen gewähren ſie den Vortheil, daß ſie wohlfeiler zu ſtehen kommen. Miſchungen, wenn nämlich zwei oder mehre Farben durch eine Flüſſigkeit zu einem beſtimmten Farbeton mit einander verbunden werden ſollen, laſſen ſich am beſten auf einem geräumigen Reibſteine vornehmen, und man reibt zuerſt die Hauptfarbe, ſetzt dann von einer andern Farbe ſo viel hinzu, als erfoderlich iſt, die gewünſchte Nüance hervorzubringen, und vereinigt zuletzt damit das Bindemittel, wobei nur noch zu bemerken iſt, daß ein Zuſatz von Alkalien oder Laugenſalze, namentlich Pottaſche, Weinſteinſalz, Kalk ꝛc., die Farben vertieft, die Säuren hingegen, als Alaun, Vitriol- und Salpetergeiſt, Salmiak, Eſſig, Zinnſolution ꝛc., ſolche erhöhen

Digitized by Google

3) Von den verſchiedenen Geräthſchaften, Inſtrumenten und Werkzeugen, welche bei dem Illuminiren in Anwendung kommen.

Der Illuminirer gebraucht zu Ausübung ſeiner einfachen Kunſt nur wenige Geräthſchaften, Inſtrumente und Werkzeuge, und die vornehmſten ſind folgende:

1) Ein glatter Reibſtein nebſt Läufer zum Reiben der Körperfarben. Er muß aus gutem, feſtem, ſchieferfreiem Marmor, Granit oder Porphyr, der nicht im Geringſten abſchlämmt, oder in deren Ermangelung aus einem andern harten Stein von feſter, gleichmäßiger Subſtanz gefertigt ſein. Gute, feſte Sandſteine von feinſtem Korne laſſen ſich nur dann zum Reiben der Farben gebrauchen, wenn ſie gehörig eben, hart, nicht löcherig und frei von kleinen Steinchen ſind, die ſich bei dem Reiben leicht losarbeiten und dann Vertiefungen in der Platte zurücklaſſen, woraus die Farben ſchwer herauszubringen ſind. Man kann auch eine ſtarke und dicke Glastafel, welche leicht von Glashütten zu erhalten iſt, zum Reiben der Farben gebrauchen, nur muß man ſie genau und horizontal in Holz einlaſſen und mit einer weichen Unterlage recht gleichförmig ausfüttern. Zu kleinen Portionen von Farben laſſen ſich flache Reibſteine oder Reibſchalen von Serpentinſtein mit Vortheil anwenden. Der Läufer (die Piſtille) kann von derſelben Materie, wie der Reibſtein, ſein, oder man richtet ein flaches Trinkglas dazu ein, wenn es nur die gehörige Stärke hat. Nach dem Gebrauche müſſen die Reibſteine, Schalen, Spatel, Läufer ꝛc. ſogleich gut gereinigt werden, weil ſpäter manche Farben, oft wegen Ungleichheit des Steines, ſchwer wegzubringen ſind. Die beſte Reinigung des Reibſteins geſchieht mit feingeſtoßenem Bimſteine, den man mit dem Läufer darauf einige Zeit herumreibt, und mit reinem Waſſer wieder abſpült. Dieſe Vorſicht iſt um ſo nöthiger, wenn man nachher abſtechende oder zärtliche Farben reiben will.

2) Mehre Spatel, welche zum Zuſammenſtreichen und Aufnehmen der Farben auf dem Reibſteine unentbehrlich ſind, werden am Beſten von Äpfel- oder Birnbaumholz, welches ſehr hart und nicht leicht dem Verziehen unterworfen iſt, nächſtdem von Buchenholz ꝛc. gemacht. Sie beſtehen aus einer 8—10 Zoll langen, 1, 2—3 Zoll breiten und höchſtens 2 Linien dicken Schiene, die am untern Ende etwas abgeſchärft iſt und die Geſtalt eines Gänſefußes hat.

3) Mehre kleine Näpfchen, Töpfchen ꝛc. von Porzellan, Fayence, Glas ꝛc. zum Einrühren der geriebenen Farben. Nur im Nothfalle gebraucht man irdene Näpfe mit Glaſur von Bleiglätte, weil dieſe einen ſchädlichen Einfluß auf die meiſten Farben haben. Ebenſo wenig ſind Näpfchen von Holz oder Horn, beſſer aber von Knochen oder Elfenbein anzuwenden. Bedient man ſich der Muſchel- oder Auſternſchalen, ſo müſſen ſolche vorher einige Tage in warmem Waſſer gelegen haben und wohl ausgewaſchen worden ſein, damit aller Schleim und die gelbe Farbe, welche ſie von Natur beſitzen, völlig ausgezogen und verſchwunden iſt.

4) Ein Filtrirſack oder Beutel von grober, ſtarker, ungebleichter Leinwand an einem eiſernen oder meſſingenen Reifen befeſtigt, woran ſich ein Stiel zum beſſern Feſthalten befindet, dient zum Durchſeihen des Gummi- und Leimwaſſers, damit aus demſelben alle Unreinlichkeiten und fremdartigen Theile zurückbleiben. Zu gleichem Zwecke kann man auch ein enges Sieb von Pferdehaaren gebrauchen, und letztere Geräthſchaft eignet ſich vorzüglich zum Durchſeihen des Gummiwaſſers.

5) Ein Mörſer von Metall, um allerlei Farben und andere harte Körper darin zerſtoßen zu können. Auf die Öffnung deſſelben muß eine blecherne Kapſel, welche in der Mitte ein Loch, von der Größe des Umfangs der eiſernen Keule, hat, genau paſſen, damit die Ingredienzen, die man ſtoßen will, nicht wegſpringen oder verſtäuben.

6) Eine Palette, die aus einem dünnen, ovalen Bretchen von hartem Holze mit einem Handgriffe beſteht, worauf die Vermiſchung der Farben zu geſchehen pflegt, iſt nicht durchaus nothwendig, da man hierzu ebenſo gut den Reibſtein oder eine Glastafel, bei nur wenig Farbe ein Täfelchen von Elfenbein, gebrauchen kann.

7) Einige ſogenannte Falzbeine von Knochen, auf beiden Seiten glatt, an den Kanten ſtumpf und an der Spitze abgerundet, zum Ausſtreichen faltiger und runzliger Papierbogen. Man hat deren, die ganz gerade, andere, die etwas gebogen ſind.

8) Ein Lineal von Eiſen, 2—2½ Fuß lang, 3 Zoll breit und $\frac{1}{12}$ Zoll dick, zum Beſchneiden des Papiers. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Lineal nicht allein an den Kanten völlig gerade (liniengleich), ſondern auch deren breite Flächen recht eben ſein müſſen, damit ſich ſolche gut auflegen. Damit ſich aber das Lineal beim Gebrauche nicht ſo leicht verſchiebt, macht man deſſen untere Fläche durch den Strich einer groben Feile abſichtlich etwas rauh; dagegen muß die obere Fläche glatt und blank gearbeitet ſein. Statt des Lineals läßt ſich auch eine große Schere zum Beſchneiden des Papiers anwenden.

9) Ein Glättkolben, um damit das Papier nach dem Illuminiren zu glätten. Dieſes Inſtrument beſteht aus einem Stücke Stahl, drei Zoll breit, ebenſo lang und einen Zoll dick, welches auf ſeiner hintern Fläche platt, auf ſeiner vordern Glättſeite wie ein Schiffsſchnabel abgerundet (aufwärts gebogen) iſt, und hinten, am dicken Theile, in einen, wenigſtens neun Zoll langen, eiſernen Stiel ausläuft, deſſen Spitze in einem hölzernen Griffe befeſtigt iſt. Stets muß der Glättkolben vor Näſſe bewahrt werden, damit deſſen glatte und gut polirte Fläche nicht roſtet. Statt des ſtählernen Kolbens kann man auch einen Glättſtein von Achat oder ſchwarzem oder grauem Kieſelſteine, der recht dick, entweder rund und platt, wie ein Käſe geſtaltet, oder birnförmig von der Größe eines Gänſeeies ſein muß, gebrauchen.

10) Eine gewöhnliche Buchbinderpreſſe, zum Preſſen der illuminirten und geglätteten Papiere, um ihnen ihre eigenthümliche Geſtalt und horizontale Richtung wieder zu geben. Hierzu gehören eine Partie Breter von de

Digitized by Google

…apierbogen, aus gutem, trockenem, feſtem
…att und nach dem Winkel gearbeitet.

…den vornehmſten und unentbehrlichſten Werk-
Illuminirers gehören die Pinſel, womit be-
Farben aufgetragen und verzogen werden.
…ſſenheit der Arbeit hat man mehre derglei-
…erſchiedlicher Größe und Stärke nöthig. Die
…werden von den Haaren der Eichhörnchen,
…achſe, Biber und Ziegen, die ſogenannten
…ingegen von den Haaren der Fiſchotter, und
…n beiden große, die in Schwanſpulen, mitt-
…n Gänſeſpulen, und kleine, die in Raben-
…ſederſpulen gefaßt werden. Viel hängt von
…er Pinſel ab, und ſie müſſen ſo feſt verbun-
…aß keine Haare während des Gebrauches ver-
…; auch müſſen ſie ſich beim Naßmachen an
…ſchließen und dürfen ſich daſelbſt nicht aus ein-
…zen oder ſpalten, wenn man ſie durch die feuch-
… zieht. Gute Pinſel werden in Augsburg, Al-
Berlin, Dresden, Nürnberg, Würzburg und
…dern Orten verfertigt, man kann ſich ſolche aber
… bereiten. Nach jedesmaligem Gebrauche müſ-
…inſel ſogleich ausgewaſchen und gereinigt werden,
…n ſie zu einer andern Zeit ohne Zeitverluſt und
wieder gebrauchen kann; denn läßt man aus
…gkeit die Farbe darin, ſo bindet der Leim die
feſt zuſammen, daß man ſie oft lang in war-
…ſer zum Aufweichen legen muß, ehe man ſie aus-
und wieder benutzen kann.

Der Arbeits- oder Werktiſch endlich, auf dem
…miniren vorgenommen wird, muß aus harten
recht eben und gleich, hinlänglich lang und
…arbeitet, mit einem feſten Geſtelle verſehen und
…ontal geſtellt ſein, daß es an hinlänglichem Lichte
…t; unten kann man einige Schiebekaſten anbrin-
…n, um darin die nothwendigſten Materialien und
…e aufzubewahren. Wird der Arbeitstiſch mit
Tuche überzogen, ſo liegen die Papiere nicht al-
…her, ſondern auch feſter. Noch beſſer iſt es,
…e polirte Tafel von Marmor, etwas größer als
…apierbogen, ſo eingelaſſen und mit Tuch überzogen
daß man ſie herausheben und anderes Tuch, ſo
…s nöthig iſt, darum ſchlagen kann.

…egeln und Handgriffe, welche bei dem Illuminiren zu beobachten ſind.

1) Der Ort oder die Werkſtätte, wo illuminirt wer-
…ſoll, muß ſehr reinlich und möglichſt vor allem Staube
…hert ſein; denn die mit einem Bindemittel verſetzten
…ben, ſo lange ſolche noch nicht völlig trocken ſind, hal-
…den Staub, der auf ſie fällt, feſt. Gut iſt es, wäh-
…d des Illuminirens und Trocknens Thüren und Fen-
… verſchloſſen zu halten. Der beſte Ort iſt daher ein
…onderes, ruhiges, der Erſchütterung nicht ausgeſetztes
…mmer.

2) Es kommt beim Illuminiren viel darauf an, die
…arben gehörig zu treffen, weder zu ſtark, noch zu ſchwach aufzutragen, weder zu viel, noch zu wenig Bindeſtoff beizumiſchen.

3) Man bediene ſich zum Auftragen der Farben jedesmal der rechten Gattung von Pinſel. Für große Partien oder Flächen kann man auch Breitpinſel und eingefaßte Stückchen Schwamm gebrauchen. Im Allgemeinen dürfen dieſe Inſtrumente nicht zu klein ſein, damit die Arbeit vor ſich geht, die in der Regel nur ſchlecht bezahlt wird.

4) Der Auftrag der Farben darf nicht ängſtlich und langſam, ſondern muß mit dreiſten, langen und raſchen, dicht neben einander geführten Pinſelſtrichen, in gerader Richtung geſchehen, damit der Anſtrich überall gleich und einförmig wird. Deshalb nehme man auch den Pinſel beim Herausnehmen der Farbe niemals zu voll, ſondern ſtreiche ihn jedesmal am Rande des Farbegefäßes, ſo viel als nöthig iſt, ab, damit keine Farbe auf einen unrechten Ort abtropft, weshalb auch das Farbenäpſchen nahe an dem Gegenſtande, welcher illuminirt werden ſoll, ſtehen muß.

5) Während des Illuminirens muß dee Pinſel immer ganz unvermerkt herumgedreht werden, damit die Haare eine ſpitzige Form behalten und man, ſo oft es erſoderlich iſt, feine Striche machen kann, wie ſolches bei Grenzen, Linien, oder wo eine Farbe mit einer andern wechſelt, der Fall iſt.

6) Man muß ſich zugleich gewöhnen, den Pinſel lang hervorragend in der Hand zu führen, damit die Flüchtigkeit der Fauſt nicht verloren geht, welches gar leicht geſchieht, wenn man ihn zu kurz faßt. Auch muß man ſich gewöhnen, denſelben mit einer ſtäten oder feſten unbeweglichen Fauſt zu hallen, damit keine Linie, kein Strich über die beſtimmte Grenze hinausgeht, welches der Genauigkeit nachtheilig iſt, und ſich gar bald zutragen kann, wenn man ihn nur obenhin in die Hand nimmt.

7) Ehe man die Pinſel zum Illuminiren gebraucht, werden ſie in reines Waſſer getaucht, wieder abgeſtrichen und an einen wohl paſſenden runden Stab oder Stift von Holz geſteckt. Ein ſolcher Stab oder Stift muß glatt und darf nicht zu kurz ſein, weil er ſonſt nicht gut in der Hand liegt, ſolche auch ſchwer macht und verurſacht, daß ſich die Haare des Pinſels leicht theilen und Querſtriche verurſacht.

8) Beim Illuminiren ſelbſt laſſen ſich keine allgemeinen Regeln geben, ſondern die Behandlung hängt von der Beſchaffenheit des Gegenſtandes ab, welcher illuminirt werden ſoll, und es kommt dabei nicht allein der Stoff oder das Material in Betrachtung, ſondern es iſt auch ein großer Unterſchied, ob man Landkarten, Landſchaften, Bilder mit wenigen oder vielen Figuren ꝛc. vor ſich hat.

Ein Papier, welches zum Illuminiren mit Vortheil angewendet werden ſoll, muß weiß, rein, feſt, glatt und ohne Wolken, weder zu dick noch zu dünn, gleichförmig ſtark, und nicht allein gehörig, ſondern auch gleichartig geleimt ſein. Ein graues Papier wird niemals die Farben ſo ſchön darſtellen, wie ein weißes; ein ungleichförmiges wird an den ſeichten Stellen die naſſen Farben leicht durchſchlagen laſſen, wodurch eine ungleich gefärbte

Digitized by Google

Oberfläche entſteht; ein ungleich geleimtes wird die Farbe mehr oder weniger einſaugen und einen gleichen Nachtheil bewirken. Nicht ſelten enthalten die geleimten auch viel Alaun, oder Erden und Salze, wodurch die Farben verändert werden. Roth z. B. wird auf ſolchem Papiere wegen des Kalks und Alauns leicht carmoiſin ꝛc. Auf alle dieſe und andere Umſtände muß der Illuminirer Rückſicht nehmen, und das Papier, wo es bezahlt wird, nach Möglichkeit zu verbeſſern ſuchen. Leider wird aber die Arbeit ſo ſchlecht honorirt, daß man an keine mit Koſten und Zeitverluſt verbundene Verbeſſerung des Stoffes denken kann, will man nicht mit Schaden arbeiten, und muß daher ein Papier, wie es iſt, gebrauchen.

Gut iſt es, das Papier vor dem Illuminiren mit reinem Waſſer gelind anzufeuchten, weil ſich die Farben auf trockenem Papiere nicht gut und gleichförmig einziehen und auflegen. Dieſes Papierfeuchten geſchieht auf dieſelbe Art, wie die Buchdrucker ihre Papiere anfeuchten, wobei vorzüglich darauf zu ſehen iſt, daß ſie ganz gleichmäßig und ja nicht zu feucht gemacht werden, und daß das Feuchtwaſſer ein dünnes, reines, helles Leimwaſſer iſt, beſondees wenn die Papiere wenig oder keinen Leim in ſich enthalten. Man wendet bei dieſem Leimwaſſer jedoch keinen Alaun an, und macht es auf keinen Fall zu ſtark und das Papier zu feucht; doch läßt ſich letzteres durch zwiſchen gelegtes trockenes ſogenanntes Löſchpapier leicht verbeſſern und die überflüſſige Feuchtigkeit entfernen.

Wenn auch beim Illuminiren von keinem eigentlichen Schatten und Lichte die Rede iſt, wodurch es ſich hauptſächlich von der Malerei und Zeichnenkunſt, von den Aebeiten, die der Geabſtichel hervorbringt, weſentlich unterſcheidet; ſo muß dennoch beim Coloriren auf dieſes wichtige Stück Rückſicht genommen, und es dürfen daher die lichten Stellen der Zeichnung durchaus nicht zu dunkel gehalten werden, um die Wirkung des Ganzen nicht zu ſchwächen. Darin verſehen es die meiſten Illuminirer, daß ſie Schatten und Licht, wie ſolches der Zeichner, der Kupferſtecher, der Formſchneider, der Lithograph ꝛc. angelegt hat, zu wenig berückſichtigen, und ihre Farben zu gleichmäßig auftragen. Das Glatte will anders, wie das Rauhe, das Glänzende anders, wie das Matte behandelt ſein, und jede beſondere Gattung der Gegenſtände, Himmel, Luft, Wolken, Gewäſſer, Erde, Bäume, Thiergeſtalten, überhaupt Alles erſodert eine ihr beſonders angemeſſene Manier der Illumination, damit das Charakteriſtiſche der Zeichnung in ſeiner ganzen Stärke wirkt. Es müſſen folglich die Tinten, nach Maßgabe der Zeichnung, bald verſtärkt, bald geſchwächt werden, wobei auch auf die Perſpective zu ſehen iſt. Der Illuminirer ſollte daher, wie der Maler, auch ein guter Zeichner ſein, damit er im Stande iſt, jeden Gegenſtand, den er illuminiren will, nach der Natur, richtig, frei und ungezwungen darzuſtellen. Seitdem die Kunſt der Illumination zu der Höhe gelangt iſt, daß ſie ihrer Vollkommenheit nahe ſteht, iſt ſie eine Art von Malerei geworden, denn ſie kann alle Formen und Geſtalten nach ihren Charakteeen dem Auge durch Farben genau darſtellen, ſie kann das Helle und Dunkele, die Harmonie in Licht und Schatten, die glänzende Politur der Metalle, die Durchſichtigkeit des Glaſes, die Schönheit des Nackten, die Mannichfaltigkeit der Gewänder, ſogar das Duftige der Luft ꝛc. mit ihrem Pinſel hervorbringen. Aber es gehört ein Mann von Genie und Talent dazu; dem Mechaniſten iſt die wahre Kunſt ein Räthſel.

Während der Anfänger ſich im Zeichnen übt und ein gutes Augenmaß zu erlangen ſucht, kann er auch ſchon mit dem Coloriren der Landkarten und Baurisſe den Anfang machen, wo es blos auf ſcharfe Umriſſe ankommt, und dieſe Beſchäftigung ſo lange fortſetzen, bis er ſich die Fertigkeit erworben hat, den Pinſel mit Leichtigkeit und Sicherheit zu führen, und mit den Farben und ihren Miſchungen vertraut zu ſein.

Die nächſten Arbeiten erſtrecken ſich auf das Illuminiren einzelner Formen, als: Thürme, Häuſer, Felſen, Mauern, Säulen, Flüſſe, Seen, Bäume, *menſchliche* Köpfe, Thiergeſtalten u. dergl., und letztere *beſonders* ſetzen ein genaues Studium der Natur mit ihren vielfachen Abänderungen voeaus, wenn nicht grobe Fehler unterlaufen ſollen.

Später erſt geht man auf Landſchaften, hiſtoriſche Stücke, Jagdſcenen, Schlachtgemälde ꝛc. über, wobei das Alte und Neue, die herrſchenden Sitten, das Coſtüm, das Nationelle, mit einem Woete, alle Eigenthümlichkeiten wohl in das Auge gefaßt werden müſſen.

Hierbei leiſten gut illuminirte Bilder, worin es beſonders die Engländer weit gebracht haben, treffliche Dienſte, und der Anfänger kann durch anhaltendes Studium ſolcher Meiſterſtücke bei gehöriger Aufmerkſamkeit, Beurtheilung, Geſchmack und Fleiß in kurzer Zeit einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangen.

Nähere Belehrung und vollſtändigern Unterricht über dieſe ſchöne Kunſt, die insbeſondere zu Nürnberg ſtark getrieben wird, findet der Wißbegierige in folgenden Schriften: Einleitung zur Illuminir-, Färbe- und Malerkunſt (Cöln 1783). Anleitung Kupferſtiche zu illuminiren (Augsb. 1788). Der Illuminiſt, oder Anweiſung von ſich ſelbſt ſchön illuminiren zu lernen ꝛc. mit Kpf. (Nürnb. 1788. 4.). Kunſt, Kupferſtiche zu illuminiren, und die Farben zu miſchen ꝛc. (Nürnb. 1788. 4.). Neue praktiſche Anweiſung, Kupferſtiche und Zeichnungen mit bunten Farben zu illuminiren, zu tuſchen und zu malen ꝛc., mit illuminirten Kupf. (Nürnb. 1795). F. A. Carſos, Anweiſung zur Kunſt, Kupferſtiche zu illuminiren (Leipz. 1803). Handgriffe beim Illuminiren ꝛc. (Gotha 1803). Anleitung zum Illuminiren der Landſchaften nach Aberlin's Manier ꝛc., mit Kupf. (Breslau 1805. Querfol.). Kunſt oder Anweiſung, Kupferſtiche zu illuminieen und Zeichnungen zu vervielfältigen ꝛc. (Augsb. [Leipz.] 1805). Kunſt, Kupfeeſtiche nach dem Leben zu illuminiren ꝛc. (Augsb. [Fürth] 1805). Zeichen- und Illuminieſchule von Ch. G. H. Geisler ꝛc. zwei Hefte (Leipz. 1805. 4. Der kleine Maler, oder mannichfaltige Abbildungen zum Illuminiren, für junge Leute ꝛc., mit 18 Kupfert., nämlich ſechs colorirten Vorlegeblättern und 12 zum Illuminiren (Berl. 1817). Der kleine Maler, odee nützliche und angenehme Beſchäftigung für die Jugend, enthaltend eine kurze Anweiſung

Digitized by Google

zum Illuminiren, nebſt acht gemalten Vorlegeblättern und 16 ſchwarzen Blättern zum Nachzeichnen und Illuminiren ꝛc. 3. Aufl. (Meißen 1817. Querfol.). Illuminirſchule, oder Unterricht im Schattiren und Coloriren, nach Sauerweid u. A. (Leipz. 1820. 4.), u. A. m.

(Fr. Thon.)

ILLUNUM. Nach Ptolemäus (II, 6) eine ſonſt weiter nicht bekannte Stadt des alten Spaniens (Hispania) im Gebiete der Baſtitaner in der Hispania Tarraconensis, in deren Nachbarſchaft der genannte Geograph die Städte Bergula, Aſſo, Abula und Saltiga nennt.

(S. Ch. Schirlitz.)

Illurcis (a. Geogr.), ſ. Graccuris (Graechuris).

ILLURCO. Plinius (III, 1) erwähnt unter den mehren Städten in der Hispania Baetica in der Landſchaft Baſtitania im alten Spanien (Hispania) auch eine Stadt Illurco, in deren Nachbarſchaft die Städte Oska und Hippo Nova (?Novus?) angeführt werden. Nach Ukert, der dieſes aus Inſchriſten deducirt, lag ſie in der Gegend von Ilinos am Fluſſe Cubillas. *(S. Ch. Schirlitz.)*

ILLUSION (aus dem lateiniſchen illudere, d. i. ein Spiel, Scherz oder Geſpött mit etwas oder mit Jemanden treiben, Jemand zum Beſten haben) bezeichnet im Allgemeinen ſo viel wie Täuſchung, Vorſpiegelung, Wahn, Schein überhaupt, insbeſondere aber Selbſttäuſchung, namentlich diejenige Art von Täuſchung oder Schein, welche eine Wirkung der Einbildungskraft oder Phantaſie iſt, inſofern man den Producten derſelben Wirklichkeit andichtet, oder ihre Verwirklichung zuverſichtlich, aber fälſchlich, gehofft hat. In dieſem Sinne ſteht die Illuſion im Gegenſatze gegen die eigentlichen ſogenannten Sinnentäuſchungen, die ſogenannten Hallucinationen oder Sinnenvorſpiegelungen, den ſogenannten optiſchen, akuſtiſchen u. ſ. w. Betrug der Sinne, welche letztere übrigens eigentlich nie ſelbſt täuſchen, ſondern nur den Verſtand, die Urtheilskraft zu voreiligen Schlüſſen verleiten; vgl. Kant, Anthropol. S. 33. Fries, Logik. S. 87. Wenn Jemand einen Wolkenrand am Horizonte für eine ferne Gebirgsreihe, angemalte Statuen, Wachsfiguren für Menſchen, ein Gemälde für ein Basrelief, gemachte Blumen oder Vögel ꝛc. (man denke an Zeuxis und Myron!) für lebendige anſieht, ſo iſt hier keine Illuſion vorhanden, weil keine Fictionen der Einbildungskraft vorkommen, ſondern bloßer Sinnenbetrug, indem eine Anſchauung beſtimmt genug iſt, und nur der Verſtand zum Irrthume ſich verleiten läßt. Das bekannteſte und häufigſte Beiſpiel der eigentlichen Illuſion iſt ohne Frage der lebhafte Antheil, den wir an dem Schickſale der Helden und Heldinnen in Romanen, Luſt- und Trauerſpielen nehmen, wobei die Illuſion, der man ſich dabei hingibt, oft ſo ſtark iſt, daß man Thränen dabei vergießt, als wären es wirklich lebende Perſonen. Man kann dieſe Art der Illuſion die höhere oder äſthetiſche nennen, indem für dieſe das Gebiet der ſchönen Künſte der Natur der Sache nach der eigentliche Boden, ſowie alle Wirkung dieſer ein Product jener iſt. In dieſem Gebiete geben wir uns den durch die Kunſt hervorgebrachten Täuſchungen, wofern wir eine gebildete Einbildungskraft haben (man denke an Schiller's treffendes Wort von den geraubten Kunſtwerken: „dem Vandalen ſind ſie Stein!"), nicht nur gern und willig, ſondern auch mit klarem Bewußtſein hin, und finden uns dabei nicht, wie beim gewöhnlichen (und auch beim ſogenannten Sinnen-) Betruge, unangenehm afficirt, ſondern im Gegentheile angenehm, und in unſerm innern Leben gefördert. Der Grund hiervon iſt, daß wir dieſe Illuſionen in gewiſſem Sinne als höhere Wahrheit, mit mehr oder weniger deutlichem Bewußtſein anzuerkennen nicht umhin können. Denn jedes echte Kunſtwerk drückt als Darſtellung der Idee des Schönen zugleich eine innere, höhere Wahrheit, eine Vollkommenheit aus, die der Idee mehr entſpricht, als die ſogenannte Wirklichkeit, und unſerm Geiſte, der nie in der unvollkommenen ſublunariſchen Welt ſeine volle Befriedigung finden kann, weil er Ahnungen ſeiner höhern, wahren Heimath hat, iſt eigentlich nur wohl, wenn er Vollkommenes erſchaut, was eben hienieden nur in der Welt der Ideen und Ideale und deren Verwirklichung in den Werken der ſchönen Kunſt zur Darſtellung oder äußern Offenbarung gelangt. Wir Alle wiſſen, daß die Menſchen in concreto nicht ſo ſind, wie ſie z. B. Sophokles, Shakeſpeare, Jean Paul ꝛc. ſchildern; aber wir fühlen zugleich, daß dieſe Charakterſchilderungen innere Wahrheit haben, daß die wirklichen Menſchen unter ſolchen Verhältniſſen grade ſo ſein könnten und ſollten, und auch ſo ſein würden, wenn ſie ihren Charakter völlig entwickeln könnten, und wenn nur nicht eben hienieden einmal Alles, wie ſchon die Philoſophie ſeit Platon (und ebenſo das Chriſtenthum) lehrt, gebrechlich und unvollkommen wäre, und wenn nur irgend etwas wahrhaft ſeiner Idee entſprechen könnte. Indem wir nun bei dem Genuſſe ſchöner Kunſtwerke auf Augenblicke uns der Illuſion hingeben, als gehörten ihre Gegenſtände in die Wirklichkeit, finden wir uns, ſo lange dieſe Erhebung in das ideale Gebiet dauert, in unſerm Innern befriedigt; und inſofern kann man ſagen, daß die äſthetiſchen Illuſionen etwas höchſt Nothwendiges ſind; vgl. Schiller's ſchönes Gedicht: „Die Ideale." Aber auch im wirklichen Leben ſpielt die Illuſion eine große Rolle, indem bei dem unendlich großen Einfluſſe der Einbildungskraft auf unſer ganzes geiſtiges Leben faſt alles menſchliche Glück und Unglück nur auf Illuſionen beruht! Wie Rückert treffend ſagt (Weisheit des Brahmanen II, 88):

„Wer iſt beglückt? wer's wähnt! Wer unbeglückt? wer's glaubt!
Vom Glauben wird die Welt geſchenkt Dir und geraubt."

Jeder Menſch, der nur ſo weit gebildet iſt, um Langeweile zu empfinden (in welchem Sinne dieſe Empfindung als Zeichen der Civiliſation anzuſehen iſt, wogegen z. B. rohe Wilde, Bauern auf der Ofenbank und dergl. mehr, Tage lang gedankenlos vegetiren können), lebt in Illuſionen, ſpielt mit den Spielen ſeiner Phantaſie, oder wird ſelbſt ihr Spiel, indem dieſe den Blick in die Zukunft hinzugibt, ſomit Hoffnung und Furcht, in deren Wechſel und Kampf ſich eigentlich dann das Leben bewegt. Der enge Augenblick der Gegenwart oder Wirklichkeit iſt

Digitized by Google

nur der Vordergrund einer weiten Landſchaft, welche von der Phantaſie in die Zukunft hinausgezeichnet liegt, und bald von Hoffnung hell erleuchtet, bald von Furcht verfinſtert wird (vgl. Fries, Neue Kritik der Vernunft. I, 151). So iſt faſt alles Glück des Menſchen blos phantaſirt, bloße Illuſion. In dem, worauf die Erwartung im Voraus geſpannt war, werden wir meiſtentheils getäuſcht, weil die Phantaſie gleich zu hoch ſteigt, und es ihr zu leicht wird, alles ſchöner auszumalen, als die Wirklichkeit es liefern kann. Daher der Stolz aller Schwärmer in der Liebe oder in der Religion, mit dem ſie jeden andern Genuß verachten und verwerfen; der ihrige beruht allein auf der Einbildung, ſie geben ihn ſich ſelbſt, haben ihn ſo am ſicherſten, und weil ſie ſeine Größe ſelbſt beſtimmen, wird er ihnen leicht weit größer ſcheinen, als Alles, was der Sinn zu geben vermag. Doch auch dem, der nicht ſchwärmt, mißt die Phantaſie das Glück und Unglück zu, ſobald er ſich vom erſten Inſtinct losgemacht hat, und Gutes und Böſes ſelbſt zu vergleichen anfängt. Sinn und Phantaſie folgen dann widerſtreitenden Geſetzen, und letztere verſpricht das meiſte. Der Sinn ſodert nur Befriedigung des Bedürfniſſes, und auf dieſe folgt Gleichgültigkeit; die Phantaſie hingegen würdigt uns erſt das Bedürfniß ſelbſt, ihr eigentliches Element iſt immer höhere Spannung für Hoffnung oder Furcht, wo der Genuß ſo lange ſich ſelbſt erhält und erhöht, als noch Steigerung möglich iſt. Der Genuß der Phantaſie geht auf Selbſterhaltung, die Befriedigung des Sinnes auf Selbſtvernichtung aus. Die Hochzeit iſt das Ende jedes Romans, die Ehe das Grab der (romantiſchen, ſentimentalen) Liebe (vgl. Rahel I, 152), d. h. die Illuſion verſchwindet, eripitur *persona* manet *res* (*Lucret.*), „mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der ſchöne Wahn entzwei!“ Ebenſo verhält es ſich mit allem Unglück. Nicht das äußere Leiden, das jeden Augenblick kommt und weicht, ſondern die innere Vorſtellung, unſere Einbildung, die uns entweder mögliche Genüſſe, die wir eben entbehren, oder die Ewigkeit eines Schmerzes, der uns eben trifft, vormalt, macht uns unglücklich, wie ſchon die Stoiker lehrten („plura sunt, quae nos *terrent*, quam quae premunt, et saepius *opinione*, quam *re* laboramus“ *Seneca* ep. 5). Daher ſagt Jean Paul (Museum 190, in dem Aufſatze: Die Kunſt, ſtets heiter zu ſein; vgl. Äſthetik. §. 7. I. S. 47. Quintus Fixlein S. 343: „Über die natürliche Magie der Einbildungskraft“) mit Recht: „alle Leiden ſind geiſtig, ſogar das körperliche wird, da es nur in der Zeit, alſo nur in Augenblicken ſtechen kann, zu einem geiſtigen, indem wir die Stiche, wovon wir einzeln jeden tiefſten ertrugen, aus Vergangenheit und Zukunft zuſammenrechnend ſammeln, und ſo die Strahlen zum Brennpunkte verdichtet auf uns einäſchernd richten;“ d. h. eben die Illuſion und nicht die Wirklichkeit macht uns wahrhaft unglücklich; denn alles läßt ſich ertragen, auch der allerheftigſte Schmerz, was nur einen Augenblick dauert, in der Wirklichkeit dauert aber in der That jeder Schmerz nur einen Augenblick, denn unſer ganzes Leben iſt ja nur aus Augenblicken zuſammengeſtellt, kommt der zweite, iſt der erſte vorbei u. ſ. f.; nur unſere Phantaſie redet von ſtunden- und tagelangem Schmerze, dergleichen es doch in rerum natura gar nicht gibt und geben kann. (Daher leidet die Thierwelt auch gar nicht ſowie der Menſch, denn jene rechnet die einzelnen Stiche, die ſie freilich als ſolche auch fühlt, nicht zuſammen, und kennt kein unglückliches Daſein überhaupt, weil ſie nichts vergleichen kann.) Dieſe Art der Illuſion kann man im Gegenſatze gegen die äſthetiſche die praktiſche (oder praktiſch-philoſophiſche) nennen. Kant widmet in ſeiner Anthropologie einen eigenen Paragraphen (12) dem „erlaubten moraliſchen Schein,“ wobei er bemerkt, die Menſchen ſeien insgeſammt, je civiliſirter, deſto mehr Schauſpieler, indem ſie den Schein der Zuneigung, der Achtung vor Andern, der Uneigennützigkeit ꝛc. annehmen, ohne übrigens irgend Jemanden damit zu betrügen, weil jeder Geſcheite weiß, daß alle menſchliche Tugend im Verkehr nur Scheidemünze iſt, und nur ein Kind ſie für echtes Gold nimmt. Er zeigt dann weiter, daß alles, was man Wohlanſtändigkeit (decorum) nennt, nichts ſei, „als ein ſchöner Schein,“ aber Höflichkeit nichts als „ein Schein der Herablaſſung, der Liebe einflößt;“ dahin rechnet er ferner die „Sittſamkeit,“ als einen die Leidenſchaft der Liebe verſteckenden Selbſtzwang der Frauenzimmer, die ſchlecht damit zufrieden ſein würden, wenn das männliche Geſchlecht ihren Reizen nicht zu huldigen ſchiene, welcher Selbſtzwang „als Illuſion ſehr heilſam ſei, um zwiſchen einem und dem andern Geſchlechte den Abſtand zu bewirken, der nöthig iſt, um nicht das eine zum bloßen Werkzeuge des andern herabzuwürdigen“ (S. 44). An einer andern Stelle der Anthropologie (S. 91) redet Kant davon, daß ein „politiſcher Künſtler ebenſo gut wie ein äſthetiſcher durch Einbildung, die er ſtatt der Wirklichkeit vorzuſpiegeln verſteht, z. B. von Freiheit des Volkes, die (wie die im engliſchen Parlament), oder des Königs und der Gleichheit (wie im franzöſiſchen Convent), in bloßen Formalien beſteht, die Welt leiten und regieren könne (mundus vult decipi!).“ Man könnte dieſe beiden letztgenannten Arten von Illuſionen die moraliſchen und politiſchen nennen. Was insbeſondere die letztern betrifft, ſo würde Kant, wenn er in unſerer Zeit gelebt, wahrſcheinlich derer vorzugsweiſe gedacht haben, denen die neuere Zeit ſich ſo gern hingab. Zu bemerken iſt nur, daß, während das Hauptwort Illuſion der mildere Ausdruck für Täuſchung oder Betrug iſt, und namentlich den Nebenbegriff der Selbſttäuſchung enthält, dagegen das Beiwort illuſoriſch faſt immer nur die härtere Bedeutung hat, und ſich auf abſichtliche Täuſchung Anderer in Rechtsverhältniſſen bezieht; z. B. illuſoriſche Conſtitutionen, Geſetze und dergleichen mehr. (*K. Herm. Scheidler.*)

ILLUSTRATI, Name einer gelehrten Geſellſchaft zu Caſal in Piemont, nach ihrem Sinnbilde: die Sonne mit dem gegenüberſtehenden Monde, und dem Motto: Lux indeficiens. (*R.*)

Illustrirte Exemplare, ſ. Bibliophilie.

ILLUSTRIS, in der ältern Zeit bei den Römern gewöhnlicher Titel der Ritter (Equites), unter den Kai-

Digitized by Google

fern aber, beſonders unter Conſtantin dem Großen und ſeinen Nachfolgern, der Senatoren und erſten Magiſtrate, während die zweite Claſſe der letzten mit spectabilis und die dritte mit clarissimus zufrieden ſein mußte. Bei den Franken wurde dieſer Titel ſo ſehr geſchätzt, daß ihn ſelbſt die Könige führten; der Grund liegt wol darin, daß der König Chlodowig vom Kaiſer Anaſtaſius die Würde eines Conſularen erhalten hatte. Seit der Zeit Karl's des Großen wurde der Titel den Herzogen und Grafen, ſpäter auch vornehmen Geiſtlichen beigelegt. Illustrissimus war im Mittelalter gewöhnlich Titel der Grafen *). (*R.*)

ILLYEFALVA, Marktflecken im haranßeker Stuhle Siebenbürgens, gehört unter die privilegirten Märkte, welche Deputirte zu den Landtagen ſenden, und einen eigenen Magiſtrat haben. Ein Theil der Bewohner dieſes Marktfleckens beſteht aus Militairgrenzern. (*Benigni.*)

Illyesfalva (Geogr.), ſ. Illesfalu.

ILLYÉSHÁZY, eine alte ruhmvolle, gräfliche Familie Ungarns, die dem Lande einen Palatin, einen Kanzler, einen Tavernicus und mehre Obergeſpane gegeben hat. Sie ſtammt, ſo weit man ihre Wiege auf ſicherer Spur verfolgen kann, aus der Inſel Schütt, und hat mit der Familie Eßterháſy einen gemeinſamen Ahnherrn, Salamon, mit dem Prädicat von-Salamon. Seine zwei Söhne, Peter und Elias, theilten ſich im J. 1238 in das väterliche Erbe, und es fiel dem erſtern die Beſitzung Zerház, dem zweiten die von Illyésháza zu. Jener und ſeine Nachkommen nannten ſich nach ihrer Beſitzung bis zum J. 1584, wo ſie den Namen derſelben, man weiß nicht mehr warum, in Eßterház umwandelten; dieſer aber und die nach ihm folgten, behielten die Benennung nach ihrem urſprünglichen Erbgute, welches noch auf jener Inſel vorhanden iſt, bis auf den heutigen Tag bei. Einer derſelben, Thomas von Illyésháza, war Vicegeſpan des preßburger Comitats und Abgeordneter deſſelben zum Reichstage nach Ödenburg im J. 1553. Er hatte zwei Gemahlinnen, von welchen die erſtere, Sophie, des Johann Földes von Kis-Mayar, die zweite, Anne, Johann Pogány's von Cſeb, Tochter war. Mit der erſten erzeugte er vier Kinder, Stephan, von dem ſogleich die Rede ſein wird, Georg, der kinderlos ſtarb, Johann, der gleichfalls keine Erben hinterließ, und Sophie, die an Franz von Eßterháſy, Vicegeſpan des preßburger Comitats, verehelicht, die Ahnfrau des geſammten Geſchlechts Eßterháſy wurde. Von der zweiten Gattin wurde Thomas Vater von drei Kindern, des Sohnes Franz I., welcher zwei Söhne, Franz II. und Kaspar, hinterließ, und zweier Töchter, Katharine, der Gemahlin des mächtigen Andreas Bosnyák, und Brigitte, der Gemahlin des Grafen von Lodron. Stephan Illyésházy genoß eine ſorgfältige Erziehung, und erhob ſich bald theils durch ſeine ausgezeichneten Talente und Kenntniſſe, theils durch ſeine glücklichen Verbindungen, zu hohen Ehrenſtellen, wie zu großen Beſitzungen. Noch nicht 30 Jahre alt, wurde er Vicegeſpan des preßburger Comitats, bald darauf Rath der königlichen Kammer, Freiherr, Kron-Oberhofmeiſter und Graf (1597). Durch ſeine zweimalige Verbindung mit Anna Erdödy, verwitweten Derſchfy, und Katharina Pálfy, verwitweten Kruſith, gelangte er zu den Beſitzungen Likawa, Trentſchin, Szutſcha, Bán, Schurány, Stampfen, St. Georgen, Pöſing und Göding in Mähren, und zu den Obergeſpanswürden in Liptau und Trentſchin. Von dieſem hohen Gipfel des Glücks ſtürzte ihn wol die frechſte Cabale im J. 1602 auf ein Paar Augenblicke tief herab, doch nur, damit er deſto herrlicher wieder erhoben werde. Er beſaß die Burgen St. Georgen und Pöſing pfandweiſe, und erhielt vom Könige Rudolf II. die Zuſage einer erfolgenden Schenkung derſelben. Gleichwol wurde ihren Bewohnern mit des Königs Bewilligung geſtattet, daß ſie ſich gegen Erlegung des Pfandſchillings loskaufen könnten. Hiergegen ſträubte ſich Stephan Illyésházy, und mochte wol auch über des königlichen Wortes Unverläßlichkeit minder gebührend ſich geäußert haben. Dies benutzten ſeine Neider und Feinde, ein Franz Forgács, Biſchof von Neitra (1596—1606), gegen den er den Streit des trentſchiner Comitats wegen des Zehends, auf dem Reichstage von 1599 hartnäckig verfocht (Art. 43); ein Johann Joo, Perſonal, dem er die Burgen Cſabrág und Szitna zerſtört übergab, da es die Klugheit ſo verlangte und der König ſelbſt befahl; ein Nicolaus Iſtvánfy, Propalatin, dem er zur Erlangung der wirklichen Palatinuswürde im Wege ſtand; und noch mehre Andere. Man erklärte ihn aller ſeiner Güter verluſtig, und hätte er ſich nicht ſchnell genug nach Landskron in Polen geflüchtet, würde er vielleicht auch das Leben verloren haben. Doch ſchon im J. 1604 wurde er, ſelbſt mit des Erzherzogs Matthias Gutheißen, der Leiter und Rathgeber Bocskay's, im zweiten Jahre darauf der Vermittler des wiener Friedens (1606), wie des zu Zſitva Torok mit den Türken, und wieder zwei Jahre darauf der gewandteſte Fürſprecher für den Erzherzog, daß er zur Krone Ungarns gelangte (1608). Zur Belohnung dieſer großen Verdienſte erhielt er nicht nur alle vorher beſeſſenen Güter wieder zurück, ſondern wurde auch im J. 1608 Palatin des Reichs. Aber nicht ſieben volle Monate war es ihm vergönnt, dieſe Freude der anerkannten und hochgekrönten Unſchuld zu genießen; denn ſchon am 5. Mai des folgenden Jahres (1609) ſtarb er im 69. Jahre ſeines Alters *).

Da ihm ſeine zwei Gemahlinnen keine Erben brachten, ernannte er, mit Zuſtimmung des Königs, noch im J. 1600 ſeines Stiefbruders Franz I. Söhne, Franz II. und Kaspar, zu den einzigen Beſitzern ſeines großen Vermögens. Doch da der erſtere zur katholiſchen Kirche übertrat und Franziskanerguardian zu Filak wurde, gelangte nur der Letztere zu dem Erbe, welches ihm auch König Matthias II. in einem eigenen Diplom zuſicherte (1610).

*) Vgl. *Panciroll.* notit. dign. imp. Orient. II. p. 12. *Du Fresne*, Gloss. und andere.

*) Ein ſchönes Denkmal ſetzte ihm der geiſtvolle Freiherr Aloys v. Mednyánszky, jetzt Statthaltereirath, in Hormayr's und deſſelben Taſchenbuch für die vaterländ. Geſchichte. 2. Jahrg. 1822. S. 288—300.

Digitized by Google

Er ſtudirte in Leipzig, wurde nach dem Tode des Palatins Obergeſpan von Trentſchin und Liptau, und durch ſeine Gattin, Helena Thurzo, auch von Arva, verfaßte ein Paar Schriften, deren Titel man bei Horányi findet, und ſtarb im J. 1648. Von ſeinen zwei Söhnen, Georg und Gabriel, wurden dem ältern keine Erben, und der jüngere ſtarb noch vor dem ältern. Jener adoptirte daher mit königlicher Bewilligung zu ſeinem Sohn und Erben, Nicolaus, einen Enkel Franz' II., der, den Franziskanerorden verlaſſend, ſich verehelichte und Franz III. erzeugte, den Vater des Nicolaus. Als aber der Adoptivvater an der Tököly'ſchen Verſchwörung Theil nahm, wurde der Sohn, noch beim Leben deſſelben, Obergeſpan von Trentſchin und Liptau (1678), und der Vater durfte, als er nach vielem Flehen des Königs Gnade wieder erhielt, nur noch den Titel dieſer Würden beibehalten. Nicolaus war auch der erſte weltliche Hofkanzler Ungarns, den es ſeit Perényi's Zeiten (1540) gab, und bekleidete dieſen wichtigen Poſten zur großen Zufriedenheit ſeines Monarchen, von 1706 bis 1723, wo er im 70. Jahre ſeines Alters ſtarb. Er hinterließ von ſeiner Gattin, Eliſabeth Balaſcha, zwei Kinder, Anna Maria, an den Grafen Ladislaus Erdödy verehelicht, und Joſeph, ſeinen Nachfolger in der Obergeſpanswürde beider Geſpanſchaften, Erzmundſchenk und Tavernicus († 1760), der eine Gräfin Thereſia von Abensperg und Traun zur Gemahlin hatte, und mit derſelben vier Kinder, einen Sohn und drei Töchter, erzeugte. Der Sohn, Johann, folgte ihm in der Obergeſpanswürde, bekleidete eine Beiſitzerſtelle bei der hohen Septemviraltafel, und ſtarb im J. 1798. Von den drei Töchtern hatte Theres den Fürſten Adam Wenzel Batthyáni, Julie die Grafen Balaſcha und Herberſtein, und Franziska den Grafen Joſeph Batthyáni zu ehelichen Gemahlen. Von Johann und ſeiner Gattin Maria Sidonia, Gräfin Batthyáni († 1822), ſtammt der jetzige Obergeſpan von Trentſchin und Liptau, der menſchenfreundliche und hochgebildete Graf Stephan Illyésházy (geb. 1762) und ſeine drei Schweſtern, Joſepha, Ehegattin des Grafen Franz Windiſchgrätz, Juliane, erſte Gemahlin des Grafen Anton Cziraky, jetzigen Juder Curiä, und Marie, vermählt an den Grafen Franz Fekate. Da Graf Stephan's Ehe mit Thereſia, Gräfin Barkoczy, bisher kinderlos verblieb, ſo wird er der letzte des ruhmvollen Geſchlechts der Illyésházy's ſein, und daſſelbe mit ihm in männlicher Folge ganz erlöſchen. (*Gamauf.*)

ILLYRIA. 1) Der gewöhnliche Name dieſes Landes iſt bei den lateiniſchen Schriftſtellern eigentlich Illyricum, wie auch bei den griechiſchen τὸ Ἰλλυρικόν. Seltener iſt die Form Illyris, idis, griech. ἡ Ἰλλυρίς, ίδος, scil. γῆ. Indeſſen gebrauchen dieſelbe außer den Dichtern auch Geographen, wie Pomponius Mela (I, 3, 4), und Hiſtoriker, wie Herodian (VI, 7) und Andere. Die Form Illyria aber ſcheint die ungewöhnlichſte geweſen zu ſein, denn ſo viel wir wiſſen, hat ſie nur der Dichter Propertius unter den lateiniſchen Schriftſtellern (I, 8, 2: An tibi sum gelida vilior Illyria?) und ſonſt der Lexikograph Stephanus Byzantinus s. v. Ἰλλυρία gebraucht und angeführt. Der genannte Dichter trägt übrigens kein Bedenken, ſogar im Pluralis dieſe Form anzuwenden (II, 13, 10): Alius iterum naviget Illyrias, die in der Bedeutung nicht anders, als die im Vorausgehenden (v. 1) vorkommende: Illyricae terrae zu faſſen iſt; gleichwie man ſonſt auch Gallia im Pluralis geſagt hat, um Theile dieſes Landes zu bezeichnen, oder wie man von einer Hispania utraque ſpricht. Die Bewohner des Landes Illyria heißen gewöhnlich Illyrii, griechiſch οἱ Ἰλλυριοί, wofür manche Griechen auch Ἰλλυρες geſagt haben; ſonſt findet ſich auch die Umſchreibung mit dem Nomen gentilitium Illyrici, oder Gentes Illyricae, griechiſch τὰ Ἰλλυρικὰ ἔθνη. Auf Münzen, Inſchriften und beim Plautus kommen auch ganz ſeltene Formen des Nomen Gentilitium vor: Illuricus, Illuricianus und Hillyricus; und ganz ſpäte Schriftſteller haben Illyricanus, Illyricianus geſagt. Vergl. Treb. Pollio im Leben des Kaiſers Claudius Cap. 14 und Cellarius in der Notitia orbis *antiq.* Tom. I. p. 603. 604.

Die Hauptſchriftſteller, um das alte Illyrien kennen zu lernen, ſind: Strabon in ſ. Geographie Libr. VII. p. 313 sq. Edit. *Casaub.* Plinius in ſ. Naturgeſch. Libr. III. c. 21. 22. 23. 26. Pomponius Mela in ſ. Kosmographie Libr. I, 3. §. 4. II, 3. §. 13. II, 2. §. 1. 12. II, 3. §. 11 und Ptolemäus in ſ. Geographie Libr. II. cap. 17 sq. Als Hilfsquellen dazu vergleiche man: *Liv.* X, 2. XLV, 17. *Tac.* Annal. II, 58. III, 7. *Eutrop.* VII, 9. *Dio Cass.* LIV, 20 sq. *Appian.* de rebus Illyric. c. VI. *Herodian.* VI, 7. *Steph. Byzant.* s. v. Ἰλλυρία. Neuere Hilfsmittel gewähren Baudrand und Phil. Ferrarius im Lexic. Novo Geograph. (in 2 Tomis in Fol. Isenaci 1677) s. v. *Illyricum.* Cellarius in der Notitia orbis antiqui. Tom. I. p. 603 sq. oder Libr. II. cap. 8. Philipp Clüver in ſ. Introductio in univers. Geograph. in der Ausgabe von *Bruzen la Martinière* (Amstel. 1729. 4.) Libr. IV. cap. 4. Konrad Mannert in ſ. Geographie der Griechen und Römer. 7. Th. (Landshut 1812). S. 281 fg. F. K. L. Sickler im Handb. der alten Geographie. 1. Th. 2. Aufl. (Caſſel 1832). S. 460 fg. K. Kärcher im Handb. der alten claſſiſchen Geographie (Heidelberg 1829). S. 313 fg. S. Ch. Schirlitz im Handb. der alten Geographie. 2. Aufl. (Halle 1837). S. 266 fg.

Zu des Kaiſers Auguſtus Zeiten verſtand man unter Illyrien bisweilen alles Land öſtlich von Italien, die ſämmtlichen Süddonauländer von Rhätien an; vgl. *Appian.* de reb. Illyric. VI. u. *Tzschucke* ad *Eutrop.* VII, 9. Not. 8; im eigentlichen Sinne des Wortes aber begriff Illyrien blos das Küſtenland längs des adriatiſchen Meeres von Iſtria in Italien, oder vom Fluſſe Arſia, jetzt Arſa, bis an den Fluß Dreilon, jetzt Drino Nero; landeinwärts vom Arſia bis in die Nähe des Saos (Savus, jetzt Sau) und bis an den Drinus, jetzt Drino Bianco. Hierzu gehören auch die Inſeln längs des adriatiſchen Meeres. Dieſes Illyrien begreift jetzt ein Stück von Kroatien, ganz Dalmatien, faſt ganz Bosnien und einen Theil von Albanien. Von dieſem Illyrien, ſo

Digitized by Google

wol im weitern als engern Sinne, iſt das Illyrien wol
zu unterſcheiden, welches als Schauplatz der makedoniſchen
und römiſchen Kriege bekannt iſt, ſüdlich vom Dreilon
iegt, und von Philippus, Alexander's des Großen Vater,
zu Makedonien erobert und geſchlagen wurde. Dieſes
Illyrien wird zwar auch bisweilen Illyria oder Illyricum genannt, aber viel häufiger Illyris Graeca oder
Macedonica, im Gegenſatze der Illyris Barbara oder Romana, worunter Illyrien im eigentlichen Sinne des Wortes zu verſtehen iſt, und wovon in dieſem Artikel weiter
gehandelt werden ſoll. Das griechiſche Illyrien ſ. im
folgenden Artikel.

Das römiſche oder barbariſche Illyrien war ſehr gebirgig. Hierher gehören das albaniſche Gebirge, τὸ Ἄλβιον ὄρος, Albius oder Albanus Mons, zwiſchen Dalmatien, Bosnien und Kroatien, jetzt Monte del Carso,
auf welchem nach Strabon der Fluß Kolapis entſpringt;
ferner die bebiſchen Gebirge, τὰ Βέβια ὄρεα, Montes
Bebii, öſtlich von den albaniſchen, ſodaß ſie Liburnien
und Dalmatien von Pannonien trennen; das ardiſche
Gebirge, τὸ Ἀρδιον ὄρος, das nach Strabon ſüdlich mitten durch Dalmatien ſich erſtreckt, und woran öſtlich nach
Makedonia zu das ſkardiſche Gebirge, jetzt Argentaro,
zwiſchen Illyrien, Möſien und Makedonien ſtößt. Die
Flüſſe des Landes ſind unbedeutend, meiſtens Küſtenflüſſe.
Hierher gehören der Arſia, jetzt Arſa, Grenzfluß gegen
Italien, der Titos (nach Ptolemäus) oder Titius (nach
Plinius), jetzt Kerka, zwiſchen Dalmatien und Liburnien,
der Naron, ſüdlich von jenem, jetzt Narenta, der Dreilon oder Drilon, jetzt Drino Nero, der Drinos, jetzt
Drino Bianco, der wie der Drilon von den makedoniſchen Gebirgen kommt, aber in den Saos fällt, während
der Drilon bei Liſſus ſich ins Meer ergießt. Im Übrigen
war das Land fruchtbar, wenigſtens war es die Küſte
ebenſo, wie die gegenüberliegende italiſche. Sie brachte
Öl und Wein hervor, obwol ſie lange Zeit undenutzt
blieb, weil man die Fruchtbarkeit des Bodens nicht kannte,
da, wie Strabon (Libr. VII. p. 429. Edit. *Casaub.*)
bemerkt, nur Räuberhorden dieſelbe bewohnten. Das
Land über der Küſte nach Oſten war durchweg bergig,
und daher kalt und mit Schnee bedeckt, vorzüglich nordwärts. Die Frage nach den Bewohnern Illyriens hängt
mit den Unterſuchungen zuſammen, welche über die Abſtammung derſelben neuere Gelehrte angeſtellt haben. Wenn
Einige derſelben Slawen als urſprüngliche Bewohner in
den Gegenden des alten Illyriens annehmen zu müſſen
glaubten, ſo ſtützte ſich ihr Beweis mehr auf die Etymologie aller Städtenamen aus dem Slawiſchen, daher auch
Mannert in dem angeführten Werke dieſe Anſicht bekämpft
und es wahrſcheinlich zu machen ſucht, daß die illyriſchen
Völkerſchaften von den thrakiſchen abſtammen; es ſpricht
dafür nicht nur die Nachbarſchaft und das Durcheinanderwohnen beider Völkerſchaften, ſondern auch die gemeinſchaftliche Sitte, den Körper zu tättowiren, welche weder
bei den Kelten und Germanen, noch bei den Skythen
und Sarmaten, ſondern nur bei den Thrakern und Illyriern angetroffen wird; ſo erwähnt Strabon (Libr. VII.
p. 418. Edit. *Casaub.*), wo er von den Japodes, einem
illyriſchen Völkerſtamme, ſpricht, ſie wären punktirt (κατάστικτοι, i. e. tättowirt), gleichwie auch die übrigen
Illyrier und Thraker. Es ſind aber die vorzüglichſten
Völkerſchaften dieſes Illyriens die Japodes oder Japydes
in der nördlichen Spitze des Landes (ſ. d. Art. Japodes),
die Liburner, ſüdlich von jenen, die Dalmaten und die
Autariaten, worauf ſich zum Theil die auch vom Ptolemäus befolgte Eintheilung des römiſchen Illyriens in die
drei Provinzen gründet: Liburnia, Japydia, Dalmatia.

Die Liburni, welche griechiſche Schriftſteller Libyrni,
Λιβυρνοί, nennen, ſind ein altes, anfänglich ſogar bis
nach Oberitalien ſich ausbreitendes Handelsvolk, wie theils
die nach ihnen benannte eigene Art leichter und ſchnellfahrender Fahrzeuge, die Liburnicä, theils die Bewohner
der Inſel Scheria beweiſen, welche nach Strabon (VI.
p. 270. Edit. *Casaub.*) Liburni waren, und ſchon dem
Homer als treffliche Seefahrer bekannt ſind. Ob ſie, wie
Mannert vermuthet, ſchon Bernſteinhandel getrieben, das
mag dahingeſtellt bleiben. In ſpätern Zeiten wurden ſie
in ihrem Handel durch die Concurrenz griechiſcher Colonien beſchränkt und auch aus ihren italiſchen Sitzen vertrieben, ſodaß ſie nur ſo viel Land Illyriens einnahmen,
wie viel ſich vom Arſia bis Titos erſtreckt. Den Römern
unterwarfen ſie ſich frühzeitig, weil ſie von ihren Nachbarn, den Japoden und Dalmaten, gedrängt wurden;
auch wurden ſie von jenen ſo gütig behandelt, daß mehre
kleine Zweige der Liburner, noch zu des Plinius Zeiten,
von Abgaben frei (immunes) unter eigener Verfaſſung
lebten, vgl. *Plin.* H. N. III, 21. In der Provinz Liburnia war Skardena die Hauptſtadt, die nach Plinius
(a. a. O.) einen Conventus juridicus (Oberappellationsgericht) hatte, an welchen die Japodes und Liburner gebunden waren. Über Japydes und Japydia vergleiche
unſern beſondern Artikel.

Das wichtigſte illyriſche Volk waren unſtreitig die
Dalmatä (bei den Römern, bei den griechiſchen Schriftſtellern Delmates, *Δελματεῖς*, genannt). Urſprünglich
machten ſie (ſo viel ergibt ſich aus alten griechiſchen Quellen, wie Skylax) kein Ganzes aus, ſondern beſtanden
aus einzelnen zerſtreuten illyriſchen Völkerſchaften (Bullini, Hyllini, Neſti, Manii werden genannt), die ſich
ſpäter in ein Bündniß vereinigten, das ſie in einer ihrer
wichtigſten Städte, in Delminium, ſchloſſen, wovon wahrſcheinlich der Name Delmates, nachher Dalmatä entſprang. Viele Jahre hatten die Römer nöthig, ehe ſie
dieſe Illyrier unterjochten und ihr Land nach römiſchen
Formen zur Provinz machen konnten. Wir erinnern an
die Kriege mit Gentius, der dem Makedonier Perſeus
ſich angeſchloſſen hatte, an die Kämpfe, welche die römiſchen Conſuln C. Martius, Cäcil. Metellus, Scipio Naſica, nachher Jul. Cäſar, Antonius und Auguſtus zur
Unterjochung der Delmaten geführt haben. Jene Kämpfe
waren um ſo hartnäckiger, je wilder die Delmaten waren, und je ſpäter ſie ſich gewöhnten, das römiſche Joch
zu ertragen. Dem Kaiſer Auguſtus iſt es indeſſen gelungen, durch Tiberius und Germanicus ſie völlig zu beſiegen, und ihr Land zu einer römiſchen Provinz einzurichten, die er wegen Widerſtrebſamkeit der Einwohner

Digitized by Google

unmittelbar zu beherrſchen ſich vorbehielt, obgleich er Anfangs entſchloſſen war, ſie unter die Autorität des Senats zu ſtellen. Als Provinz im ſtatiſtiſchen Begriffe umfaßte Dalmatien alles Land vom Fluſſe Titos bis ans griechiſche Illyrien, und nordwärts wurden Stücke, die früher die Japoden und Liburner beſeſſen hatten, und ſüdwärts der Diſtrict dazu geſchlagen, welchen die Autariatä bewohnten. Das ſo um ein Bedeutendes vergrößerte Gebiet bekam von dem Volke den Namen, das den Römern am meiſten zu ſchaffen gemacht hatte. In demſelben lagen mehre bedeutende Städte, wovon zwei: Salona, das ſpäter durch des abgedankten Kaiſers Diocletian Aufenthalt merkwürdig geworden, und noch in ſeinen Ruinen bei dem jetzigen Spalatro ehrwürdig iſt, und Narona als Conventus juridici bedeutend waren. Auch Skodra, jetzt Scutari, iſt als alte Hauptſtadt des Gentius nicht ohne Intereſſe. Noch in ſpätern Zeiten blieb die Provinz Dalmatien, deren Name oft das ganze Illyrien umfaßte, eine Hauptſtütze bes weſtlichen Römerreichs. Die folgende Geſchichte des Landes greift in bie Völkerwanderung ein, zu welcher Zeit daſſelbe viel von ben Weſtgothen zu leiden hatte, bis Theoderich Gebieter von Italien und Dalmatien wurde. Kaiſer Juſtinian nahm den Oſtgothen zwar das Land wieder, aber von nun an fingen die Slawen daſſelbe zu beunruhigen an, wozu ſich Avaren geſellten, die unter dem Namen Morlachen (Mor-Ulaſſi) verſchmolzen. Endlich ſchloſſen ſich die Dalmatier an das emporkommende Venedig an.

2) Illyria in einem ſpeciellern Sinne, häufiger Illyris Graeca, bedeutet das Land Illyriens, das vom Fluſſe Drilon und von der Stadt Liſſos im römiſchen Illyrien ſich ſüdwärts bis an die kerauniſchen Gebirge erſtreckt, welche daſſelbe von Epirus trennten. Öſtlich kann der See Lychnitis als Grenze vom eigentlichen Makedonien angeſehen werden. Das ſo bezeichnete Land (ein großer Theil des heutigen Albanien) war ſüdlich und öſtlich von Gebirgen mit dem wegen ſeiner Klippen ſo gefährlichen Vorgebirge Akrokeraunia an der Südgrenze, und von den kandaviſchen Gebirgen an der Oſtgrenze umſchloſſen. Die vorzüglichſten Gewäſſer des Landes ſind die Flüſſe Panyaſos, jetzt Spirnazza, ſüdlich von Dyrrhachium, Apſos, jetzt Chreveſta grande oder Stomiri, Genuſos, jetzt Semno, Kelydnos, jetzt Salnich, und die Seen Lychnitis, auch Lychnidia, jetzt Ochrida, nordweſtlich von den canaloviſchen Gebirgen, und Labeatis, jetzt Lago di Scutari, auf der Grenze des römiſchen Illyriens. In dieſem Landſtriche wohnten mehre kleinere Völkerſchaften, die oft unter dem allgemeinen Namen der Illyrier begriffen werden, und lange Zeit eigene kleine illyriſche Königreiche hatten, bie mit den benachbarten makedoniſchen Herrſchern in Kampf geriethen. Wir nennen den Bardylis, der, anfänglich nur Anführer einer Räuberbande, ſich ſo hoch emporſchwang, daß er als König einer großen Landesſtrecke Illyriens an der Seeſeite ſogar mit König Philipp von Makedonien es aufzunehmen wagen konnte. Freilich wurde er überwältigt und der größte Theil ſeines Landes zur makedoniſchen Monarchie geſchlagen. Indeſſen waren mit der Beſiegung des Bardylis noch nicht alle Kräfte der Illyrier gebrochen; es traten immer wieder illyriſche Könige auf, wie der Sohn des Bardylis, ein gewiſſer Klitus, der ſich mit einem andern illyriſchen Könige, mit dem Fürſten der Taulantier, einer kleinen illyriſchen Völkerſchaft, ſogar gegen Alexander den Großen verband, aber zurückgetrieben wurde. Es ſcheint, als ob Alexander mit Beiden Frieden geſchloſſen habe. Wenigſtens traten in der Folge immer wieder von Makedonien unabhängige Fürſten, als Nachfolger des Bardylis, auf, beſonders Argon, dem ſogar die Völkerſchaften Dalmatiens, die griechiſchen Colonien auf den Inſeln Iſſa, Korcyra, Melana und andere gehorchten. Seine Unternehmungen gegen die Seeſtädte Ätoliens und des ſüdlichen Griechenlands verwickelten ihn und ſeine Nachfolger in die Kriege mit Rom, das dieſem Reiche ein Ende machte. Wir erinnern an die Kämpfe der Römer mit der Gemahlin des Argon, mit Teuta, die nach dem Tode ihres Gemahls die Regierung für ihren Sohn übernommen hatte. Um dieſe Zeit waren die illyriſchen Flotten als ſeeräuberiſche gefürchtet; das gab den Römern Veranlaſſung genug, mit den Illyriern anzubinden. Teuta, von ihrem Admiral Demetrius von Pharos verrathen, muß Frieden machen, und es ſich gefallen laſſen, daß mehre Völkerſchaften, wie die Parthini, Atintanes, Ardyäi und alle Inſeln ſich für die Römer erklären. So dauerte gewiſſermaßen eine Zeit lang ein Friedenszuſtand fort, bis Gentius, im dritten Gliede von Argon abſtammend, das römiſche Joch in Verbindung mit Perſeus abzuſchütteln ſich entſchloß, dabei aber ſo unglücklich war, daß er gefangen nach Italien abgeführt wurde. Die Römer behandelten einzelne Völkerſchaften des Reiches bes Gentius ziemlich mild, indem ſie bie Taulantier und einige anbere für ſteuerfrei erklärten, das Ganze aber als eine neue Provinz unter dem Namen Illyria (Illyricum) zum römiſchen Reiche ſchlagen. Die ſüdlichern Theile von Liſſus bis an die kerauniſchen Gebirge, alſo das eigentliche griechiſche Illyrien, indeſſen riſſen die Römer nach Beſiegung der Makedonier von dieſer Provinz los und ſchlugen es zur Provinz Makedonia. Die Bedeutſamkeit dieſes Illyriens erkennt man aus der Wichtigkeit mehrer Städte, die daſelbſt emporgekommen waren, ſo Dyrrhachium, Apollonia, eine Stadt, wo ſogar die Wiſſenſchaften einen Sitz hatten, und in der Octavius, nachher Kaiſer Auguſtus, ſeine Studien betrieb, Aulon u. a. m. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILLYRIANI oder **ILLYRICIANI**, Bezeichnung der Anhänger des Matthias Flacius, dadurch entſtanden, daß Flacius aus Iſtrien, einem Theile Illyriens, gebürtig war. Vgl. über ſie d. Art. **Synergisten**. Sie ſind nicht zu verwechſeln mit den ſogenannten Illyriern. So nannte man nämlich ehemals diejenigen griechiſchen Chriſten, welche von verſchiedener Abſtammung (Ruſſen, Walachen rc.), ganz vorzüglich aber aus dem Osmaniſchen Reiche nach Ungarn, Slawonien, Kroatien, Dalmatien rc. einwanderten. (*A. G. Hoffmann.*)

ILLYRIEN [1]), ein öſterreichiſches Königreich, wel-

---

1) Nach dem meiſterhaften Werke: Neueſtes Gemälde der öſtr-

Digitized by Google

hes den 3. Aug. 1816 errichtet wurde, und gegenwär-
ig aus nachfolgenden Ländern beſteht: 1) dem Herzog-
hume Kärnthen (Ducatus Carinthiae), das den ganzen
Vorden deſſelben einnimmt, und in zwei Theile zerfällt,
en weſtlichen oder Oberkärnthen, mit der Hauptſtadt
Billach, und den öſtlichen oder Unterkärnthen, mit der
Hauptſtadt Klagenfurt; 2) dem Herzogthume Krain (Du-
atus Carnioliae), im Süden von Kärnthen, und beſte-
end aus Oberkrain, im Weſten, mit der Hauptſtadt
aibach, aus Unterkrain, im Oſten, mit der Hauptſtadt
Neuſtadtl, und aus Innerkrain, im Süden, mit dem
Hauptorte Adelsberg; 3) dem einſtigen öſterreichiſchen
riaul, im Weſten von Krain, wozu das Gebiet von
litſch, die Herrſchaft Tolmein (Tolmino), die gefürſteten
Grafſchaften Görz und Gradisca, und die Gebiete von
Idria und Aquileja gehörten; 4) der ganzen Halbinſel
Iſtrien, im Süden von Friaul und Krain, von Trieſt
n auf der weſtlichen Seite und Caſtua an der öſtlichen
is hinab zur ſüdlichſten Spitze, oder dem Cap Promon-
ore; 5) den quarneriſchen Inſeln Cherſo, Oſſero, Ve-
lia und mehren kleinern im Meerbuſen von Quarnero
Sinus Liburnicus oder Flanaticus bei den Alten),
wiſchen Iſtrien und Dalmatien. Gegenwärtig wird das
Königreich in zwei Gubernien oder Regierungsbezirke, den
aibacher und den trieſter, oder das illyriſche Küſtenland,
nd jeder derſelben in Kreiſe eingetheilt. Der erſtere wird
uch öfters Oberillyrien, der letztere Unterillyrien genannt.
u jenem gehören, von Oben an gerechnet, der villacher,
lagenfurter, laibacher, neuſtadtler und adelsberger Kreis;
u dieſem der görzer Kreis, oder das einſtige Friaul, das kleine
Gebiet der Freiſtadt Trieſt, und der Mitterburger- oder
Iſtrierkreis, aus der Halbinſel Iſtrien und den quarneri-
ſchen Inſeln beſtehend. Bei Errichtung des Königreichs
gehörte zu dem zweiten Regierungsbezirke auch noch die
ungariſche Seeküſte von Fiume an bis Nowi herab und ein
Theil von Kroatien, auf der rechten Seite der Kulpa bis
Karlſtadt hin. Doch im J. 1822 wurde dieſer Theil
wieder an Ungarn zurückgegeben.

Es grenzt das Königreich Illyrien gegen Norden an
en ſalzburger Kreis und Steiermark, gegen Oſten an
Steiermark und Kroatien, gegen Süden an Kroatien
nd an das adriatiſche Meer; gegen Weſten an das
driatiſche Meer, Venedig und Tirol, und liegt zwiſchen
0° 18′ 58″ bis 33° 29′ 0″ der öſtlichen Länge von
erro, und vom 44° 25′ 24″ bis 47° 7′ 40″ der nörd-
chen Breite. Sein Flächeninhalt beträgt gegenwärtig
19 $\frac{74}{100}$ = 519 $\frac{3}{4}$ = 520 □Meilen in runder Zahl. Hier-
ber herrſcht wenig Verſchiedenheit; eine größere aber bei
er Größe der einzelnen Gubernien, Provinzen und Kreiſe,
ie faſt von jedem Schriftſteller anders angegeben wird.
Nach Blumenbach's ſorgfältiger Berechnung beträgt die-
elbe:

1) Vom Gubernium Laibach . . . . 364 $\frac{1}{5}$, nämlich:
   a) Von Krain . . . . . 175 $\frac{3}{10}$
   b) Von Kärnthen . . . 188 $\frac{9}{10}$
2) Vom Gubernium Trieſt . . . . . 155 $\frac{54}{100}$, nämlich:
   a) Vom feſten Lande . . 133 $\frac{20}{100}$
   b) Von den Inſeln . . 22 $\frac{34}{100}$

alſo vom ganzen Königreiche . . . . . . 519 $\frac{74}{100}$ □M.

Der Boden iſt faſt ganz mit den mächtigen Gebirgen der Alpen bedeckt, die ſich in drei Hauptäſten über denſelben verbreiten, und nur bei Laibach, Klagenfurt, Ratmansdorf und Görz etwas ausgedehntere Ebenen übrig laſſen. Die ganze nördliche Strecke zwiſchen dem linken Drauufer und der öſterreichiſch-ſteierſchen Grenze nehmen die noriſchen Alpen ein, deren Hauptaſt bis auf halben Weg ſich an der Grenze ſelbſt fortzieht, dann aber eine etwas nördlichere Richtung nimmt, dort, wie hier, mehre Zweige gegen die Drau ausgehen läßt, und unter ſeinen Bergmaſſen einige hat, deren Höhe ihnen unter den europäiſchen Gebirgen den nächſten Platz nach dem Montblanc (= 14,764 par. F.) einräumt. Da, wo er das illyriſche Gebiet zuerſt berührt, ſteht in der nordweſtlichſten Ecke deſſelben, der koloſſale, im J. 1799 zuerſt erſtiegene [2]), Großglockner, deſſen Gipfel nach einer trigonometriſchen Meſſung des öſterreich. Generalquartiermeiſterſtabs, um 11,782 wien. F. (= 11,465 par. F) über die Meeresfläche emporragt, und an welchem auf ſeiner ſüdöſtlichen Seite, von welcher man allein zu ſeinem Gipfel gelangen kann, die Hohenwartshöhe (10,349 par. F.) die Adlersruhe (10,643 par. F.) und die Salmshöhe (über 8358 par. F.) liegen. Auf der Salmshöhe befindet ſich die vom Fürſten Salm-Reiſerſcheid, Fürſtbiſchof von Gurk, errichtete, nach öfterer Zerſtörung jetzt wieder aus Chloritſchieferplatten hergeſtellte, Salmshütte; ein aus drei Kammern und einer Küche beſtehendes Gebäude, das 30 Perſonen faßt, und wol die höchſte Hütte von Europa ſein mag, da ſie die Höhe des Hoſpiz auf dem St. Bernhard (= 7446 par. F.) um 912, und die des Capucinerkloſters auf dem St. Gotthard (= 6639 par. F.) um 1719 par. F. übertrifft. Öſtlich vom Großglockner ſetzen die ſogenannten Tauern fort, in deren Kette ſich der mit ewigem Schnee und Eis umpanzerte Ankogel zu einer Höhe von 10,131 par. F. erhebt, und von welchem ſich ein hoher Bergrücken bis zum Säuleck oder Hochſtock fortzieht, deſſen Höhe die des Ankogels noch um 200 Fuß überſteigen ſoll. Die noriſchen Alpen gehören zur Centralkette der Alpen, und ſind Urgebirge, beſtehend aus Granit, Gneis, Glimmerſchiefer, Urthonſchiefer, Quarz ꝛc. Sie bieten daher auf ihren Höhen die ſchönſten Weiden und in ihren Thälern einen ſehr fruchtbaren Boden dar; in Unterkärnthen aber beſtehen die Ebenen theils aus Sand, theils aus ſchwerem Lehmboden. Der zweite Hauptaſt der Alpengebirge, die ſich durch das Königreich Illyrien ziehen, ſind die carniſchen Alpen. Sie

eich. Monarchie. Von W. C. W. Blumenbach. 2. Th. (Wien
832) in Schütz' Allgem. Erdkunde, wo es den 14. Band aus-
nacht.

2) Später geſchah es von Schultes, deſſen claſſiſche Reiſe auf dem Glockner allgemein bekannt iſt.

nehmen ihre Richtung Anfangs zwiſchen dem rechten Donauufer und der venetianiſchen Grenze gleichfalls von Weſten nach Oſten, biegen ſich zwiſchen Tarvis und Malborghet ſüdlich, ſenden ſowol in das venetianiſche, wie auf das illyriſche Gebiet, mehre Zweige aus, und enden am Terglou, der ungefähr in der Mitte zwiſchen Flitſch und Ratmansdorf liegt. Auf dem Hauptaſte befindet ſich der nach trigonometriſcher, vom öſterreichiſchen Generalquartiermeiſterſtabe veranſtalteten Meſſung, 9267 wien. F. hohe Terglou; auf den Nebenzweigen der 8000 par. F. hohe Dobratſch bei Villach; der 5477 wien. F. hohe Loibel, nordöſtlich von dem Marktflecken Asling, und der 7032 wien. F. hohe Obir, ſüdlich von Bleiburg. Die carniſchen Alpen ſind Kalkgebirge, und zwar Übergangskalkſteine, oder Kalkſteine jüngerer Formation mit Thonſchiefer, Porphyr ꝛc. Das neuaufgeſchwemmte Land aus Lehm, Sand und Geröllen beſtehend, iſt in verſchiedenen Mächtigkeiten darüber gelagert, und daher der Boden in vielen Gegenden Krains dürr und ſteinig. Den dritten Hauptaſt bilden die juliſchen Alpen, die am Terglou beginnen, mehre Meilen die Grenze des Görzerkreiſes gegen Krain beſtimmen, dann oſtwärts, am Zirknitzerſee vorüber gegen Kroatien hin ihre Richtung nehmen, wo ſie an der kroatiſchen Grenze mit dem 6804 wien. Fuß hohen Schneeberg oder Seisnick enden. Ein großer Theil des Hauptaſtes, ſüdlich von Lohitſch an bis Prewald hinab, wird der birnbaumer Wald genannt, an den ſich da der öde Karſt anſchließt, der ſich mit ſeinen Nebenzweigen über das ganze Küſtenland verbreitet. Die juliſchen Alpen beſtehen meiſtens aus Urkalk, und in der Nähe des Karſts iſt alles kahler todter Kalkſtein. Doch in ſeinen ſüdlichen Zweigen verliert ſich dieſe Öde wieder und bietet fruchtbaren Boden dar. Wo es ſo viele Gebirge gibt, kann es auch an Thälern, Päſſen, vielleicht auch an merkwürdigen Höhlen und Grotten nicht fehlen, und es fehlt an allen dieſem im Königreiche Illyrien nicht. Die vorzüglichſten der erſtern heißen in Kärnthen das Drauthal, Gailthal, Möllthal, Lavanthal; in Krain das Wocheinerthal; im Görzerkreiſe das Iſonzo- und Wippacherthal. Von den Päſſen ſind die merkwürdigſten der Katſcherpaß, der nach dem Lungau ins Salzburgiſche führt, der Loibelpaß, der zur Verbindung des Drau- und Sauthales von König Karl VI. angelegt wurde, und der Tarvispaß, der ſich aus dem Drauthale nach dem des Tagliamento zieht. Die zwei erſtern haben eine Höhe von mehr als 4000 par. F., der letzte eine halb ſo große. Unter den vielen Höhlen und Grotten, die man nirgends in der Monarchie von ſolchem Umfange und ſolcher Schönheit findet, ſind die merkwürdigſten und beſuchteſten: die Adelsbergergrotte[5]) und die Magdalenenhöhle, beide in Krain gelegen, die erſte bei dem Markte gleiches Namens, die zweite ¼ Stunde davon entfernt; jene, ſo weit bis jetzt bekannt iſt, 1250 wien. Klafter, oder beinahe ⅓ Meile, dieſe 200 Klafter lang.

An Flüſſen und Seen fehlt es gleichfalls nicht, vorzüglich in Kärnthen. Unter jenen ſind die größten die Drau, die Sau und der Iſonzo. Die Drau oder Drawe tritt nahe bei Oberdrauburg aus dem Puſterthale Tirols in Kärnthen ein, durchzieht das Land von Weſten nach Oſten, bei 30 Meilen, an den Orten Sachſenburg, Villach, Völkermarkt, Lawamünd vorüber und verläßt es bei Unterdrauburg wieder. Ihr Thal iſt bis Villach breit, von da wird es immer enger, und es gibt Stellen, wo es bis auf den Fahrweg geſchloſſen iſt. Sie nimmt auf der rechten Seite die aus Tirol kommende Gail und im Oſten den Miesling oder Miesbach, der auf eine kleine Strecke die Grenze von Steiermark bildet; auf der linken Seite die Möll, die Liſer oder Leiſer und die Lavant auf. Die Sau oder Sawe entſpringt im nordweſtlichen Theile Krains aus zwei Quellen, die ſich bei Ratmansdorf vereinigen, durchſtrömt von da noch eine mäßige Strecke das Land, bis ſie bei Sagor die Grenze gegen Steiermark zu bilden beginnt, und endlich bei Mokritz nach Kroatien austritt. Anfänglich durchfließt ſie lauter Thäler, bei Krainburg aber kommt ſie in eine große Ebene, weiter abwärts treten die Ufer wieder enger zuſammen, und bilden in der Gegend von Reichenburg eine ſtarke Sperrung. Sie nimmt als Nebenflüſſe, auf der rechten Seite die Zayer, die Laibach und die Kulpa auf; auf der linken die Kanker und die Feiſtriz. Der Iſonzo oder Iſchniz entſpringt an der Weſtſeite des Terglou in Krain, durchfließt in verſchiedenen Krümmungen von Norden gegen Süden, bald in engern, bald in weitern Thälern, den ganzen Görzerkreis, bei Görz und Gradiska vorüber, nimmt auf ſeiner linken Seite die Idria und die Wippach, auf der rechten ein Paar andere Bäche auf, und ſtürzt dann ſüdlich von Monfalcone in das adriatiſche Meer, wo er nahe vor ſeiner Mündung 2000 Schritte breit iſt. In der untern Gegend verliert er ſeinen Namen und heißt Sdoba, weshalb auch ſeine Mündung ins Meer Docca di Sdoba genannt wird. Von den merkwürdigeren Seen liegt in Kärnthen der Millſtädter-, Oſſiacher- und Klagenfurter, auch Werder- oder Wörthſee genannt, am linken Drauufer, der Weißenſee am rechten; im Krain aber der Wocheinerſee ſüdöſtlich von Flitſch, und der Zirknitzerſee weſtlich von Adelsberg. Letzterer hat, wie der Eichnerſee im Badiſchen, die Eigenheit, daß er bei ſtarkem Regenwetter ganz austrocknet, welches man wol am richtigſten durch eine natürliche Heberwirkung im Großen erklärt, wie beim Kanal von Languedok eine künſtliche angebracht iſt, und bei dem ſogenannten Vexierbecher, deſſen jedes phyſikaliſche Lehrbuch gedenkt, im Kleinen ſtattfindet. Kärnthen erfreut ſich vieler guter Sauerbrunnen und Krain mehrer warmer Bäder. Un-

5) Von dieſer Grotte und einem im J. 1816 neu entdeckten Theile derſelben, die Kronprinz Ferdinand's-Grotte genannt, erſchienen im J. 1831 19 Stahlſtichabbildungen in drei Querfolio-Heften, vom kaiſerl. königl. Kreisingenieur in Adelsberg, Alois Schaffenrath, zu welchen Graf Franz von Hochenwart, Präſident der kaiſerl. königl. Landwirthſchaftsgeſellſchaft, eine gediegene Erklärung im J. 1832 unter dem Titel: Wegweiſer für die Wanderer in der berühmten adelsberger und Kronprinz Ferdinand's-Grotte bei Adelsberg in Krain, lieferte.

Digitized by Google

er jenen iſt der Preblauer im Lavanthale, unter dieſen ’as bei Neuſtadtl von 22—23° Reaumur das dekannteſte.

Das Klima iſt ſehr verſchieden, in Kárnthen ungenein rauh, in Friaul und in Krain etwas gemáßigter, n Iſtrien und auf den Inſeln italieniſch. In Klagenurt betrágt die mittlere Temperatur 7° 7′, in Laibach ° 7′, in Trieſt 12° 5′, auf den Inſeln im Sommer 8—19°, im Winter 7—8° R. In erſterer Stadt ſteigt ie Kálte nicht ſelten auf 18—20° und in den benacharten Gebirgen fállt oft ein 8—10 Fuß tiefer Schnee. Jagegen fállt in der ſúdlichen Gegend das Thermometer ie unter 2° herab, und vom Schnee iſt ſchon in Trieſt :lten eine Flocke zu gewahren. Dafúr haben die ſúdlihen Gegenden an den zwei Winden, dem Scirocco und der Bora, eine große Landplage. Der erſte weht im Spáterdſte von der afrikaniſchen Kúſte her und iſt ſtets von ngeheuern Regengúſſen begleitet; der letztere bláßt imter aus Nordoſt und oft ſo heftig, daß er die gróßn Frachtwagen umwirſt und die Dácher der Háuſer btrágt.

Bei einer ſolchen Verſchiedenheit des Bodens und es Klima’s muß auch die Fruchtbarkeit ſehr verſchieden in. Das Mineralreich bietet außer mehren Steingatngen von beſſerer und ſeltener Art, vorzúglich Queckilber bei Idria, Blei bei Bleiberg und Eiſen an mehren Orten in Kárnthen und Krain dar. Das Pflanzenreich efert, außer mehren botaniſchen Seltenheiten, alle Geeidegattungen, Mais vorzúglich in Iſtrien, verſchiedene Obſtſorten, Wein und Holz, beſonders herrliches Schiffauholz in Iſtrien und den Górzerwáldern. Das Thierich hat das wenigſte von Vorzúglichem aufzuweiſen. Doch werden die oberkáenthner Pferde immer berúhmter.

Die Zahl der Einwohner beláuft ſich gegenwártig uf 1,138,000, wovon auf den laibacher Bezirk 720,000, uf den trieſter aber 418,000 kommen. Sie ſind der Sprache nach gróßtentheils Slawen, da man derſelben ei 795,000 rechnet. Die kleinere Zahl bilden Teutſche ei 280,000, Italiener bei 60,000, Griechen und Armeier bei 2150, und Juden bei 2500. Die Slawen weren gewóhnlich Wenden oder Winden, oder Windiſchen enannt, und die im Górziſchen wohnen, heißen die Furner oder Friauler. Die Juden werden nur im trieſter Gubernium geduldet; aus Kárnthen und Krain ſind ſie it einer Verordnung des Kaiſers Marimilian I. vom J. 496 verbannt. Die Griechen befinden ſich gleichfalls ur faſt ausſchließlich im trieſter Bezirke. Nach ihren blichen Stánden gehóren die Bewohner, wol wie faſt berall, zum adeligen, búrgerlichen und Bauernſtande, nd ebenſo nach ihren perſónlichen Stánden zum geiſtlihen Stand, Militair- und Civilſtand; gleichwol aber finet hier eine mannichfaltige Abweichung ſtatt. Der Religion nach dekennt ſich der gróßte Theil der Bewoher zur katholiſchen Kirche; denn außer den ebenerwáhnn Griechen und Juden finden ſich darunter nur 18,640 Proteſtanten.

Die Betriebſamkeit der Bewohner Illyriens fúr die Bedúrfniſſe des Kórpers erſtreckt ſich, ſowie faſt úberall, uf den Landbau, die Viehzucht, den Bergbau, Gewerbsfleiß und Handel, und in Hinſicht des erſtern auf den Acker-, Garten-, Futter-, Obſt-, Flachs-, Wein- und Holzbau. Dem Ackerbau ſind in Káenthen gegen 203,252, in Krain gegen 219,067 Joch gewidmet, von Iſtrien láßt es ſich nicht beſtimmen, weil dort die Ackerfelder, Weingárten und Obſtbáume ein Ganzes dilden; noch weniger von den Inſeln. Er iſt vorzúglich der Gewinnung des Weizens, Roggens, Mais, Hirſe, Heidekoens, der Kartoffeln, Húlſenfrúchte und Ölgewáchſe gewidmet. Der Gartenbau beſcháftigt weit weniger Hánde, als in andern Lándern, und in Unterillyrien geſchieht er auch auf ganz andere Art, als z. B. in Teutſchland, weil da das ganze Land ein Garten im Großen iſt. Ebenſo wenig wird viel Zeit auf den kúnſtlichen Futterbau verwendet, da das Land ſo reich an natúrlichen Wieſen und Weiden iſt. Faſt daſſelbe gilt von dem Obſtdaue in Hinſicht auf Unterillyrien und Oberkárnthen; dort, weil man alles der gútigen Natur úberláßt, und nur dem Olivenbaume einige Sorgfalt widmet; hier, weil der Boden nicht dazu geeignet iſt. Hingegen in Krain, und vorzúglich in der Gegend von Wippach, wird er ſtark betrieben; desgleichen auch in Unterkárnthen, vorzúglich im Lavanthale, wo mancher Bauer jáhrlich 3—500 Eimer Obſtmoſt erzeugt. Der Flachsbau wird in allen Provinzen des Landes betrieben; der Weinbau hingegen nur in Krain, in Friaul, in Iſtrien und auf den Inſeln. In Krain ſind demſelben 19,310 Joch gewidmet. Der Weinertrag von Iſtrien wird auf 340,000 Eimer berechnet, ohne die außerordentliche Menge der zu andern Zwecken verkauften Trauben. Die Inſeln tragen jáhrlich 35,160 Barillen [4]) Wein. Trotz der Menge Holzes, welches die kárnthner und krainer Waldungen liefern, wird doch viel Sorgfalt auf den Waldbau verwendet. In Adelsberg ſind unlángſt Baumſchulen fúr Roßkaſtanien angelegt worden, und in Iſtrien und Górz iſt ein großer Theil der Waldungen cameraliſch, der ſehr gut verwaltet wird. Von der Viehzucht iſt beſonders die Hornvieh- und die Pferdezucht in Káenthen und Krain erheblich, in Unterillyrien aber, vorzúglich in Górz und auf den Inſeln, die Seidencultur. Dieſe iſt zwar in Górz jetzt nicht ſo bedeutend, als in den zwei Decennien von 1770—1790, wo man auf eine jáhrliche Erzeugung von 230,000 Pfund Galettſeide rechnen konnte. Doch iſt dieſelbe wieder im Steigen begriffen. Der Bergbau gilt in Oberillyrien faſt ausſchließlich nur den Metallen, namentlich dem Kupfer, Queckſilber, Blei und Eiſen, in Unterillyrien aber dem Marmor und dem Salze. Das Kupferbergwerk findet ſich bei Großfagant im villacher Kreiſe, und liefert jáhrlich gegen 700—750 Centner Roſettenkupfer, nebſt 150—200 Centner Schwefel. Das weltberúhmte 125 Klafter tiefe Queckſilberbergwerk zu Idria in Krain, zu welchem, außer der ſenkrechten Ein- und Ausfahrt außerhalb der Stadt, auch mitten in derſelben ein Gang und eine

4) Wenn dieſes Maß dem in Genua gebráuchlichen gleich iſt, ſo enthále es 3742 franz. Kubikzoll, und iſt alſo bedeutend gróßer, als der wiener Eimer, der 2853 franz. Kubikzoll enthált, und faſt dem ódenburger Eimer gleich, den man zu 3567 franz. Kubikzoll rechnet.

Digitized by Google

Treppe von 757 in Kalkſtein gehauenen, beſtens unterhaltenen und mit Handſtangen verſehenen Stufen führt, iſt das größte und ergiebigſte in ganz Europa. Es beſteht ſchon ſeit dem J. 1510, liefert eine jährliche Ausbeute von 5000 Centnern, und beſchäftigt über 600 Menſchen. Nicht minder berühmt ſind die Bleibergwerke bei Bleiberg, weſtlich von Villach, die nebſt den übrigen Bleigruben in Ober-, wie in Unterkärnthen, im Durchſchnitt eine jährliche Ausbeute von 50,000 Centnern liefern. Die Eiſenbergwerke Kärnthens allein liefern jährlich gegen 240,000 Centner. Die Eiſengrube zu Hüttenberg iſt die größte und unerſchöpflichſte daſelbſt. Die in Krain ſind minder bedeutend. Die Marmorbrüche in Iſtrien und auf den Felſeninſeln Brioni werden ſeit Jahrhunderten benutzt und gaben die vortrefflichſten Bauſteine für Venedig; die Steinbrüche auf dem Karſt ſollen ſchon den Römern bekannt geweſen und größtentheils zur Erbauung von Aquileja gebraucht worden ſein. Eine wichtige Anſtalt ſind die Salinen zu Zaule, Servola, Muggia, Capodiſtria und Pirano, welche graues, halbweißes und weißes Meerſalz an 400,000 Centnern bereiten. Der Gewerbfleiß iſt vorzüglich in Kärnthen und Krain groß, in Görz und Iſtrien aber, wo man ſchon mit der italieniſchen Gemächlichkeit vertraut iſt, nicht ſehr zu loben. In Kärnthen bezieht er ſich vorzüglich auf Eiſen- und Stahlarbeiten. Es finden ſich daſelbſt 20 Hochöfen und 267 Eiſenhämmer. In dem Dorfe Ferlach, ſüdwärts von Klagenfurt, iſt eine berühmte Gewehrfabrik. Außerdem gibt es Meſſer- und Kupfergeſchirrfabriken, und zwei anſehnliche Tuchfabriken zu Klagenfurt, ſowie ebendaſelbſt die größte Bleiweißfabrik in der ganzen Monarchie. Krain findet ſeine meiſte Nahrung in der Garnſpinnerei und Leinweberei, in der Lederzubereitung und Siebbodenverfertigung. Durch die erſtere Beſchäftigung kommen gegen 600,000 Gulden ein; die Lederbereitung beſchäftigt 1700 Menſchen. In Laibach werden zwei Fayencegeſchirrfabriken und ſeit Kurzem auch zwei Zuckerraffinerien betrieben. In Idria iſt mit dem Queckſilberbergwerke eine Zinnoberfabrik verbunden, die jährlich 10,000—12,000 Centner Zinnober liefern kann. Zu Schneeberg und Weitenſtein ſind Glashütten, wo auch hetruriſche Gefäße und Vaſen in Fayencemanier gearbeitet werden. In den ſüdlichen Provinzen ſind die drei Zuckerraffinerien zu Görz zu bemerken. Der Handel, ſowol zu Lande, als zu Waſſer, iſt in allen Provinzen erheblich. Nach amtlichen Tabellen betrug im J. 1804 zu Trieſt die Einfuhr auf 3,071,438, die Ausfuhr auf 24,342,930 Gulden. Es laufen jährlich gegen 6000 Schiffe aller Nationen daſelbſt ein, und bringen oder führen aus: Leinwand, Tücher, nürnberger Waaren, Wachslichter, Glas, Tabak, Queckſilber, Bleiweiß und andere Bergwerkproducte; für den Binnenhandel beſtehen gute Straßen. Von Laibach aus führt die erſte Hauptſtraße ſüdweſtlich über Oberlaibach, Lohitſch, Planina, Adelsberg, Präwald, und von hier aus, theils über Wippach, Corniza, nach Görz und Gradisca, und von hier aus nach Italien, theils über Senoſetſch, Seſſana und Optſchina, nach Trieſt, bis wohin von Laibach acht Poſten ſind; nordöſtlich aber über Podretſch, St. Oswald, und von hier über Cilly, Marburg, Gräz, Bruck an der Mur, nach Wien, bis wohin von Laibach aus 27¼ Poſten ſind. Die zweite geht weſtlich über Krainburg, Saiſnitz, Asling, Wurzen, Arnoldſtein, Tarvis, Malborghet und Pontafel nach Verona, ſüdöſtlich aber über Weichſelburg, Neuſtadtl, und von hier theils über Rann nach Agram, wohin von Laibach 9½ Poſten ſind, theils über Möttling nach Karlſtadt, wohin ebenſo viele ſind. Die dritte geht über Krainburg, Neumarktl und den Loibel nach Klagenfurt, bis wohin es von Laibach 5¼ Poſten gibt. Von Klagenfurt aus führt die eine Hauptſtraße weſtlich über Villach, theils über St. Paternion, Spital, Gmünd, durch den ſalzburger Kreis nach Brixen in Tirol, theils über Arnoldſtein, Tarvis, Malborghet, und Pontafel nach Verona in Italien, öſtlich aber über Marburg, Gräz, Bruck an der Mur, nach Wien, wohin man von Klagenfurt 21¼ Poſten zählt. Der zweiten Hauptſtraße nach Laibach und von da nach Görz und Trieſt wurde ſchon gedacht. Von Trieſt aus führt die erſte Hauptſtraße, nordweſtlich über Optſchina, Duino, Montfalcone nach Gradisca (= 5¼ Poſten) und von da aus nach Italien; die zweite nördlich auf der ſchon angeführten Station nach Laibach, und von hier entweder nach Klagenfurt oder nach Cilly, und von beiden Orten aus nach Wien; die dritte öſtlich über Caſtua, nach Fiume, Karlſtadt, Agram, und von hier aus wieder nach Wien, bis wohin von Trieſt auf dieſem Wege 38½ Poſten ſind.

Die geiſtige Cultur des Landes iſt noch nicht ſo weit, als in den übrigen öſterreichiſchen Provinzen, und vorzüglich in dem Theile zurück, der einſt Venedig gehörte. Doch fehlt es nicht an Bildungsanſtalten aller Art, die in kurzer Zeit ſchöne Fortſchritte erwarten laſſen. Der vielen Trivialſchulen nicht zu gedenken, finden ſich im laibacher Bezirksgebiete für die Knaben zwei Muſterhauptſchulen zu Laibach und Klagenfurt, ſieben Hauptſchulen zu Lak, Stein, Krainburg, Neuſtadtl, Idria, Adelsberg und Villach; für die Mädchen eine Haupt- und Induſtrieſchule zu Laibach, eine Hauptſchule zu Klagenfurt, eine Mädchenſchule zu Lak und eine Induſtrialmädchenſchule zu Villach, die drei erſtern bei den Urſulinerinnen an den genannten Orten; für die reifern Jünglinge vier Gymnaſien zu Laibach, Klagenfurt, St. Paul und Neuſtadtl, und zwei Lyceen zu Laibach und Klagenfurt, mit ihren theologiſchen, mediciniſchen, chirurgiſchen und philoſophiſchen Studien. Überdies beſteht in dem genannten Bezirke eine k. k. Geſellſchaft zur Beförderung der Landwirthſchaft und der Induſtrie in Kärnthen, und eine ähnliche Landwirthſchaftsgeſellſchaft zu Laibach. Biſchöfliche Seminarien ſind zu Laibach, Klagenfurt und St. Andrä, und in der neueſten Zeit fing man zu Laibach ein Landesmuſeum zu errichten an. In dem trieſter Bezirksgebiete finden ſich außer den Elementarſchulen, für die Knaben zwei Normalhauptſchulen zu Trieſt und Görz, und acht Hauptſchulen zu Capodiſtria, Rovigno, Gradisca, Pirano, Piſino oder Mitterburg, Veglia, Luſſin piccolo und Cherſo; für die Mädchen vier Hauptſchulen zu Trieſt, Görz, Capodiſtria und Rovigno.

Digitized by Google

Auch befindet ſich in Trieſt eine ſeit 1817 beſtehende Real- und nautiſche Schule, eine Schule der orientaliſchen Griechen, eine andere der illyriſchen Griechen, eine Hauptſchule der Iſraeliten und eine Hebammenſchule. Für die reifere Jugend beſtehen zwei Gymnaſien zu Görz und Capodiſtria, eine philoſophiſche Lehranſtalt zu Görz und ein theologiſches Studium ebendaſelbſt. Überdies wirken zwei gelehrte Geſellſchaften mit zur Verbreitung der Wiſſen- ſchaften und Künſte, nämlich das im J. 1810 ins Leben getretene Cabinet der Minerva zu Trieſt, welches eine ei- genthümliche Bibliothek von 3000 Bänden beſitzt, und ie Geſellſchaft des Ackerbaues zu Görz.

Die Sorgfalt für den katholiſchen Cultus iſt in dem aibacher Regierungsbezirke drei Biſchöfen anvertraut, dem zu Burk, der in Klagenfurt wohnt, mit 17 Dekanaten und 275 Pfarren, dem von Lavant, der ſeinen Sitz zu St. An- rä im Lavanthale hat, mit 5 Dekanaten und 69 Pfar- en, und dem zu Laibach, mit 19 Dekanaten und 249 Pfarren. Außerdem gehören 3 Dekanate mit 36 Pfar- en, theils zum Erzbisthume Görz, theils zum Bisthume rieſt. Es befinden ſich demnach in dem ganzen Bezirke 29 Pfarren, und es kommt alſo im Durchſchnitt auf 144 Seelen ein Seelſorger. Die Kloſtergeiſtlichkeit iſt cht beträchtlich. Die Lutheriſche Kirche hat nur in ärnthen Bekenner. Ihre Anzahl beläuft ſich auf 1800 eelen, wovon etwa 550 auf den klagenfurter, alle rigen auf den villacher Kreis kommen. Sie ſind unter lgende 14 Paſtorate vertheilt: 1) Arriach, 2) St. Peter Felde, 3) St. Ruprecht, 4) Weißpriach, 5) Bleiberg, Traßdorf, 7) Watſchig, 8) Trebeſing, 9) Eiſentrat- , 10) Freſach, 11) Feffernitz, 12) Staggeboi am an, 13) Himmelberg oder Gneſa, 14) Dornbach. Sie den ein Seniorat und ſtehen unter dem Superintenden- in Wien. Im trieſter Regierungsbezirke beſtehen ſechs isthümer, wovon aber vier durch zwei Biſchöfe ver- ltet werden, nämlich das Erzbisthum zu Görz, das sthum zu Trieſt und Capodiſtria, das Bisthum zu renzo und Pola, und das Bisthum zu Veglia. Es inden ſich daſelbſt 43 Dekanate, 20 Collegiatcapitel d 398 Pfarren, Vicariate, Curatien ꝛc., ſodaß alſo im rchſchnitt auf 1052 Seelen ein Seelſorger kommt. Im 1820 zählte das Küſtenland 19 Manns- und 4 uenklöſter. Die Anzahl der übrigen Glaubensparteien elbſt beträgt 2950 orientaliſche und illyriſche Griechen,) Lutheraner, 300 Reformirte und 2500 Juden. Die oteſtanten beider Confeſſionen haben in Trieſt ihre ab- nderten Kirchen.

Für die Civilverwaltung des Landes beſteht zu Lai- h und zu Trieſt ein Landesgubernium, deren jedem Gouverneur, ein wirklicher Hofrath, mehre wirkliche bernialräthe und Gubernialſecretaire vorſtehen. Dem ern ſind die fünf Kreisämter zu Laibach, Neuſtadtl, sberg, Klagenfurt und Villach; dem letztern die zwei isämter zu Mitterburg (Piſino) und Görz untergeord- und jedem dieſer Kreisämter ein Kreishauptmann und re Kreiscommiſſaire vorgeſetzt; für die Juſtizangelegen- en iſt das höchſte Gericht das k. k. innerösterreichiſch- enländiſche Appellations- und Criminalobergericht zu Klagenfurt, mit einem Präſidenten, einem Vicepräſidenten und mehren (gegenwärtig 21) wirklichen Appellationsräthen. Es heißt innerösterreichiſch, weil es ſich auch über Steiermark erſtreckt, und dies mit Inbegriff von Kärnthen und Krain, Inneröſterreich genannt wird. Unter dieſem höchſten Gerichte ſtehen folgende Untergerichte: 1) das k. k. Stadt- und Landrecht, zugleich Criminal- und Wechſelgericht in Krain, zu Laibach; 2) das ähnliche Gericht in Kärnthen zu Klagenfurt; 3) das k. k. Stadt- und Landrecht, dann Criminalgericht zu Trieſt; 4) das k. k. Mercantil- und Wechſelgericht, dann Seeconſulat zu Trieſt; 5) das k. k. Stadt- und Landrecht, auch Criminal- und Wechſelgericht zu Görz; 6) das k. k. Civil-, Criminal-, Mercantil- und Wechſelgericht, dann Seeconſulat zu Rovigno. Jede dieſer Gerichtsſtellen wird durch einen Präſidenten und mehre Stadt- und Landräthe verwaltet. K. k. Polizeidirectionen befinden ſich zu Laibach und Trieſt.

Die Geſchichte des jungen Königreichs Illyrien kann bis jetzt nichts weiter ſein, als die Geſchichte ſeiner Entſtehung. Zu dieſer bot Kaiſer Napoleon den erſten Anlaß dar, oder eigentlich der zwiſchen ihm und Öſterreich den 14. Oct. 1809 zu Wien geſchloſſene Friede, in welchem der größte Theil der Länder, die jetzt jenes Königreich ausmachen, an Frankreich abgetreten wurde. Noch an dem Tage des unterzeichneten Friedens erließ Napoleon von Schönbrunn aus ein Decret folgenden Inhalts: „Der Kreis von Villach, Krain, das ehemalige öſterreichiſche Iſtrien, Fiume und Trieſt, die Länder, welche unter dem Namen Litorale bekannt ſind, der Theil von Kroatien und alles, was uns auf dem rechten Saveufer überlaſſen iſt, Dalmatien nebſt ſeinen Inſeln, ſollen künftig den Namen illyriſche Provinzen führen;" und am 15. April 1811 machte ein zweites Decret die definitive Organiſation dieſer Provinzen bekannt. Sie ſollten, unvereint mit Frankreich, durch ein Generalgouvernement, beſtehend aus einem Generalgouverneur, einem Generalintendanten der Finanzen, einem Juſtizcommiſſair und drei Intendanten der Provinzen, verwaltet werden. Das ganze Gebiet wurde in ſechs Civil- und eine Militairprovinz eingetheilt. Zu den erſtern gehörten: Kärnthen (= Oberkärnthen oder villacher Kreis), Krain, Iſtrien, Civilkroatien, Dalmatien und Raguſa; die letztere beſtand aus den Bezirken der ſechs kroatiſchen Grenzregimenter. Der Generalgouverneur, der zu Laibach ſeinen Sitz hatte, war der bekannte Marſchall Marmont, Herzog von Raguſa. Der Intendant oder Proveditore von Dalmatien, General Dejean, zeichnete ſich durch ſein Prachtwerk über dieſes Land (Paris 1825) aus, das vorzüglich den Inſektenreichthum deſſelben darſtellt. Der große Völkerbund gegen Frankreich im J. 1813, der daſſelbe wieder in ſeine alten Grenzen zurückwies, führte auch das Ende ſeiner Herrſchaft über die illyriſchen Provinzen herbei. Unter dem Oberbefehl des F. M. L. Hiller drangen im Herbſte dieſes Jahres Öſterreichs Truppen in dieſelben ein, und eroberten ſie ſämmtlich ihrem vorigen Gebieter zurück. Der wiener Congreß (1814) beſtätigte ihm den Beſitz derſelben, und ſo wurden ſie am 3. Aug. 1816 mit Hinweg-

Digitized by Google

laſſung von Dalmatien und Raguſa, und Hinzufügung des klagenfurter Kreiſes von Kärnthen oder Unterkärnthen, und der Bezirke Cividale und Gradisca in Italien, zum Königreiche Illyrien erhoben, und demſelben die gegenwärtige Verfaſſung gegeben. Doch da der Antheil von Kroatien und das ungariſche Seeküſtenland dem Königreiche Ungarn angehörte, ward es demſelben auch am 5. Jul. 1822 wieder zurückgegeben, und ſeit dieſer Zeit beſteht das Königreich in ſeinem gegenwärtigen Umfange. Seit dieſer Zeit wird auch das Königreich Illyrien zu den teutſchen Erbſtaaten Öſterreichs, das Königreich Dalmatien aber zu den ungariſchen Erbſtaaten deſſelben gerechnet, und es fällt daher von da an die fünfte Claſſe der öſterreichiſchen Länder ganz hinweg, welche bis dahin die illyriſchen Erbſtaaten ausmachten und zu welcher eben Illyrien und Dalmatien gehörten. Daß in der Hauptſtadt des Königreichs, Laibach, jener große, zahlreiche, von Troppau dahin verlegte Congreß, vom 26. Jan. bis 12. Mai 1821, gehalten wurde, um dem Carbonatismus in Italien Einhalt zu thun und die Ruhe in Neapel herzuſtellen, hatte nur eine geographiſche Veranlaſſung, die Nähe nämlich dieſer Stadt zu Neapel, deſſen König nothwendig dem Congreſſe beiwohnen ſollte. Die Geſchichte der einzelnen Provinzen, aus welchen das Königreich Illyrien beſteht, iſt unter den Artikeln derſelben nachzuſehen. (*Gamauf.*)

Illyrier, ſ. unter **Illyriani**.

ILLYRIOS (*Ἰλλύριος*), Sohn des Kadmos und der Harmonia, ſo genannt, weil er geboren wurde, nachdem ſeine Ältern ſich nach Illyrien begeben hatten *). (*R.*)

ILLYRIS, 1) wird von Plinius (H. N. V, 35) eine im lyciſchen Meere an der Küſte Ciliciens gelegene Inſel genannt. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

2) **Illyris Barbara s. Propria**, auch **Romana**, iſt das unter **Illyria** (ſ. d. Art.) abgehandelte Illyrien mit den drei Provinzen Liburnia, Japydia und Dalmatia.

3) **Illyris Graeca s. Macedonica**, ſ. d. Art. **Illyria**, gegen das Ende deſſelben. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILLYRISCHES REGLEMENT heißt der Compler, der am 3. Jan. 1777 zu Karlowitz über die kirchlichen Angelegenheiten der nicht unirten griechiſchen Chriſten im öſtlichen Theile des öſterreichiſchen Kaiſerthums gefaßten Beſchlüſſe, welche die kaiſerliche Beſtätigung erhielten und dadurch zum Landesgeſetz erhoben wurden. Das Nähere ſ. unt. **Griechische Kirche**. (*R.*)

Illyrisch-wlachisches Regiment, Theil der k. k. öſterreichiſchen Banatgrenze, ſ. unt. **Kroatien**.

ILM. 1) Fluß in Thüringen, entſpringt hoch im thüringer Walde an den Grenzen des Herzogthums Gotha und des preußiſchen Antheils von Henneberg; ihre Quellen ſind die zwei Sperberbäche (Freibäche), von denen der ſüdliche aus der Quelle Ilmbrunn kommt, vereinigt ſich mit der Longwitz bei Stützerbach (halb weimariſch, halb preußiſch), heißt von nun an immer Ilm, durchfließt ſchwarzburgiſche, weimariſche und meiningenſche Beſitzungen, nimmt noch die Gabelbach, Schorte (Schurte), Wohlroſe, Schwarze, Magdala und Ems auf, und fällt unterhalb Camburg, dem Schloſſe Rudelsburg gegenüber, in die Saale. Ihr Lauf iſt gegen das Ende langſamer. Bei Weimar trägt ſie viel zur Verſchönerung des Parks bei. (*G. F. Winkler.*)

2) Flüßchen in Baiern, unweit Tondern entſtehend, bei Pfaffenhofen und Geiſenfeld vorbeifließend, und, vom Flüßchen Wollenzach verſtärkt, bei Vohburg in die Donau ſich mündend. (*Eisenmann.*)

3) **Ilm**, ehemals **Ilmene** oder **Ylmene**, Stadt in der obern Herrſchaft des Fürſtenthums Schwarzburg-Rudolſtadt mit 345 Häuſern und (nach der letzten, zu Ende des Jahres 1834 veranſtalteten, Zählung) 2230 Einwohnern, iſt der Sitz eines Juſtizamtes, zu welchem folgende Dörfer gehören: 1) Geilsdorf (16 H. 79 E.), 2) Elrleben (118 H. 554 E.), 3) Wüllersleben (76 H. 309 E.), 4) Hammersfeld (16 H. 67 E.), 5) Oberilm (33 H. 166 E.), 6) Großhettſtedt (38 H. 165 E.), 7) Dörnfeld an der Ilm (33 H. 166 E.), 8) Bücholohe (74 H. 333 E.), 9) Gräfinau (148 H. 778 E.), 10) Griesheim (44 H. 242 E.), 11) Cottendorf (21 H. 114 E.), 12) Angelroda (66 H. 333 E.). Sie erhielt ihren Namen von dem Fluſſe Ilm und dieſer den ſeinigen von den Ilm- oder Ulmbäumen, die an ſeinen Ufern wuchſen [1]). Bis in die Gegend von Stadtilm erſtreckte ſich auf der einen Seite der Gau Ilmin [2]), auf der andern der Gau Langewitz. Die Zeit der Erbauung der Stadt läßt ſich, aus Mangel alter Urkunden, nicht beſtimmen. Allem Anſcheine nach iſt ſie aber eine der älteſten Städte Thüringens, und gehörte ſchon im 11. und 12. Jahrh. den Grafen von Kevernburg und Schwarzburg, deren einige hier ihren Wohnſitz hatten. Nach dem Ausſterben der erſten Familie kauften im J. 1388 die Grafen Johann, Günther und Günther von Schwarzburg die bisher Kevernburgiſche Hälfte der Stadt für 925 Schock breiter meißniſcher Groſchen. Im J. 1275 wurde das von Günther VII. und Heinrich dem Jüngern von Schwarzburg in Saalfeld geſtiftete Ciſtercienſernon-

*) *Apollodori* Biblioth. L. III. c. 8. §. 5.

1) ſ. Grupen's Obs. XXXIV. von den Benennungen der Holzungen und Berge in Teutſchland, in deſſen Anmerkungen aus den teutſch. und römiſch. Rechten und Alterthümern (Halle 1763. 4.) S. 558, und Dresden. gel. Anz. 1758. Nr. XXII. S. 344. 2) Man würde zu raſch verfahren, wenn man den Gau Ilmin, weil er in einer einzigen Stelle (in Addition. [Monachi Erford.] ad Lambert. Schafnaburg. ad ann. 1204. ap. *Pistor.* T. I. p. 430 ed. *Struv.*) vorkommt, ganz verwerfen wollte. Der Zuſammenhang lehrt deutlich, daß nicht an einzelne Orte, mit Namen Orla, Langewice und Ilmin, ſondern an ganze Bezirke gedacht werden müſſe. Wenn man einen Hauptgrund gegen dieſe Erklärung von dem damals ſchon 100jährigen Aufhören der Gauverfaſſung entlehne, ſo läßt ſich erwiedern, daß auch noch zu Ende des 12. Jahrh. der Gauen in Urkunden Erwähnung geſchieht. Dies iſt z. B. der Fall mit dem Orlagau in einem Diplom Kaiſer Friedrich's I. vom J. 1179 (in *Ludewig* Reliq. MSS. T. X. p. 146. v. Bünau's Leben K. Friedr. I. S. 430 und *Schoettgen et Kreysig* diplomator. et script. med. aev. T. II. p. 700). Die Erzählung des erfurter Mönchs iſt wol Bruchſtück aus einer gleichzeitigen Chronik, und die Gaubenennungen mögen ſich hier länger, als anderwärts, erhalten haben. Dies gilt auch von dem Gau Lange-

Digitized by Google

nenkloſter nach Stadtilm verlegt und 1287 eingeweiht [3]). Die erſte Äbtiſſin deſſelben war Irmengard, eine Tochter des erwähnten Grafen Günther. Man zählt überhaupt 17 Äbtiſſinnen dieſes Kloſters bis zum J. 1525, in welchem die Bewohnerinnen deſſelben zerſtreut wurden. Gräfinnen von Schwarzburg, von Orlamünde, Barby, Kirchberg, Wertheim, Henneberg ꝛc. bekleideten nach und nach dieſe Würde. Auch findet man ungefähr 28 Pröpſte, die dem Kloſter vorſtanden, deren erſter Bertoch hieß. Im J. 1492 litt das Kloſter bedeutend durch Brand. Nach Annahme der Reformation ſoll die dazu gehörige Kirche abgetragen worden und an die Stelle derſelben und der übrigen Gebäude ein herrſchaftliches Schloß gekommen ſein. Das ſogenannte alte Schloß wurde 1780 ein Raub der Flammen, das neue iſt ſeit 1811 Eigenthum des Stadtrathes, der es zu ſeinen Sitzungen und zu andern Zwecken benutzt. Die dabei befindliche Kirche wurde den 25. Aug. 1735 eingeweiht. Die Pfarrkirche zu Stadtilm war der Jungfrau Maria gewidmet. Iſt ſie, wie man gewöhnlich annimmt, von dem Biſchofe Wilhelm von Havelberg eingeweiht worden, ſo kann dies es nicht im J. 1335 geſchehen ſein. Denn damals lebte ein havelbergiſcher Biſchof dieſes Namens, wol aber ein Jahrhundert früher. Seine Anweſenheit in Thüringen und beſonders zu Erfurt in den Jahren 1223, 1235 und 1242 wird durch glaubwürdige Zeugniſſe beſtätigt [4]). Auch die urſprüngliche Bauart dieſes Gotteshauſes, ſo weit ſich dieſelbe, nach den durch den letzten Brand verurſachten Beſchädigungen und den damit vorgenommenen mancherlei Veränderungen erkennen läßt, deutet auf das Ende des 12. und den Anfang des 13. Jahrh. und auf die Übergangsperiode aus dem Neugriechiſchen in das Reingothiſche hin. Beide Bauſtyle ſind hier mit einander vereinigt. Zwei kunſtvolle, vermittels eines hölzernen Ganges (der höchſten Brücke in Thüringen) verbundene Thürme ſchmücken dieſes herrliche Gebäude. Von den ehemals hin und wieder, beſonders am Eingange angebrachten abenteuerlichen Figuren von Drachenköpfen, Teufelsgeſtalten ꝛc., ſind noch einige Überreſte zu ſehen [5]). Im Anfange des 14. Jahrh. wurde dieſe Kirche, mit ausdrücklicher Bewilligung des Erzbiſchofs Matthias von Mainz, dem daſigen Kloſter einverleibt. Beſondere Verträge beſtimmten dieſer geiſtlichen Anſtalt und dem Stadtrathe darüber gemeinſchaftlich zuſtehende Rechte. Außer dieſen beiden Kirchen gab es noch zwei Kapellen zu Stadtilm. Die eine zum heil. Andreas vor der Stadt gegen Mittag auf dem Berge, wird 1330, 1390 und 1452 erwähnt. Sie ſoll aber in der Folge abgebrochen und die St. Valentinskirche im Hoſpital der Stadt damit erweitert worden ſein. Auch widmete Graf Heinrich von Schwarzburg im J. 1452 die ſchon ſeit langer Zeit hier befindliche Judenſchule, welche er kurz vorher (1448) einem Juden Namens Iſaak verliehen hatte, zu einer Kapelle. Im J. 1553 verlegte man den Gottesacker aus der Stadt vor das erfurtiſche Thor. Erſt 1533 bekannte ſich Stadtilm öffentlich zu der von Luther gereinigten Religionslehre. Die daſige Schule enthielt Anfangs nur drei Claſſen, worin ein Rector, Cantor und Collaborator Unterricht ertheilten. In dem ſächſiſchen Bruder- und ſchwarzburgiſchen Hauskriege, Mittwochs vor dem Feſte der Heimſuchung Mariä (d. 30. Jun.) 1450 rückte der Kurfürſt Friedrich von Sachſen mit einem Heere, deſſen Stärke verſchiedentlich angegeben wird, unvermuthet vor dieſe Stadt und ſuchte ſich ihrer durch einen lebhaften Angriff mit dem Geſchütze, das er bei ſich führte, zu bemächtigen; allein Graf Heinrich XXXI. von Schwarzburg vertheidigte dieſelbe ſo heldenmüthig, daß der Kurfürſt nach Verlauf von acht Tagen ſich zum Abzuge genöthigt ſah. Während der Belagerung leuchteten zwei Rathsmeiſter, Simon Stuff und Heinrich Sintram [6]),

---

itz, da noch heutzutage ein Bezirk in der Gegend von Arnſtadt dieſen Namen führt, und von dem pagus Thuringiae, der ſogar in einer Urkunde von 1316 erſcheint (ſ. Böhme's Todtheilung nebſt ihren Folgen in Thüringen ꝛc. S. 4. Anm.*). Vgl. H. W. v. Gündeeode, Preisſchr. von den vornehmſten Urſachen, welche den Verfall der geographiſchen Eintheilung des teutſchen Reichs, beſonders der rheiniſchen Länder, in Gauen, veranlaßt haben, in den Comment. acad. Theodoro-Palatin. Vol. IV. historic. p. 19. not. 1, und in deſſen von Poſſelt herausgegebenen kleinen Schriften. Nicol. v. Syghen, der muthmaßliche Verfaſſer jener Zuſätze zum Lambert von Aſchaffenburg, redet in ſeiner noch ungedruckten Thüring. Chron. (S. 187a. der im großherzogl. Archive zu Weimar befindlichen Originalhandſchrift) von der Verheerung dieſer beiden Bezirke durch die Böhmen, mit etwas veränderten Worten und Hinzufügung einiger Nebenumſtände. Er ſagt unter andern: At rex Bohemie cum magna multitudine veniens vastatis undique que erant in pago *longevice* et *Ilmini* etc.

3) Die Chroniſten ſetzen die Einweihung des Kloſters gemeiniglich in das vorhergehende Jahr. So heißt es z. B. in der Histor. de Landgrav. Thuring. in *Eccardi* hist. geneal. princip. Saxon. superior. p. 445: A. 1286 initiatum est coenobium Grisearum Dominarum in Ilmene, a Domino Gunthero Comite de Swartzburgk et sequenti anno ibidem sepultus est." Aber eine noch an dem Schloſſe befindliche Steinſchrift: Anno Dn. M. C. C. XXXVII. VII. Kl. April. Initiata est haec domus Dei ad honorem gloriose virginis Marie et St. Nicolai nec non venerabilis patris Benedicti quem hic sanctimoniales imitando sequuntur. Christe tibi gratus locus hic sit laudeque dignus, widerlegt dieſe Behauptung hinlänglich. 4) ſ. *Würdtwein*, Commentat. de Archidiaconatu Praepositi Eccl. B. Mariae Virg. Erfordiens. in Comitatu Kevernberg. (Mannhemii 1790. 4.) p. 21 anno MCCXXIII, XXXV, XLII. *Wilhelmus* Havelbergensis episcopus ordines in paschate Erfurti contulit. *Schannat.* vindem. literar. Coll. I. p. 91 ubi Chronicon Erfordiense."

5) Man erblickt noch über einer Thüre die Geſtalt des Teufels, der einen Mönch wegführt, welche J. H. R. Scheide (in Progr. XIV. Melapyrg. repurgat. exhib. (Rudolst. 1755. 4.) auf ziemlich gezwungene Weiſe erklärt hat. Von dergleichen Figuren, die man im Mittelalter an Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden anzubringen pflegte, handeln: *Tenzel* Suppl. II. Hist. Gothan. p. 5. *Rudolphi* Gotha diplomat. Part. III. c. IX. p. 61. Fioritto's Geſch. der zeichnenden Künſte in Teutſchland. 1. Bd. S. 367 fg. Wagenſeil's Beſchreibung von Nürnberg. S. 65. Hockee's Heilsbronn. Antiquitätenſchatz. S. 71. Wien. Jahrb. der Literat. 16. Bd. S. 145—148. Die Vorzeit von Vulpius. 3. Bd. 2. St. S. 165—186. W. Hellbach. Nachr. von der Liebfrauenkirche zu Arnſtadt (Arnſt. 1821) S. 17—26. Vgl. Allg. Anz. der Teutſchen 1833. Nr. 8. S. 93—99. Jen. Allg. Literaturz. 1834. N. 33. S. 259 u. a. m. 6) Jovius und Andere nennen ihn irrig: Smied oder Schmied. Die Familie Sintram oder Sinderam kommt faſt 200 Jahre hindurch in ſtadtilmer Kloſterbriefen vor. Mehre Glieder derſelben verwal-

Digitized by Google

ihren Mitbürgern durch raſtloſe Thätigkeit und unerſchrockenen Muth voran. Eine jährlich an jenem Feſte veranſtaltete feierliche Proceſſion ſollte die Nachwelt an die glückliche Rettung aus ſo harter Bedrängniß erinnern [7]. Auch war Stadtilm in die Unruhen des Bauernkrieges von 1525 verwickelt und büßte hart für dieſe Verirrung. Beſonders aber im 30jährigen Kriege wurde es ſowol von den Kaiſerlichen als Schweden ſchonungslos behandelt und dreimal ausgeplündert. Brandunglück traf daſſelbe in den J. 1609, 1610, 1651, 1669, 1675 und den 1. Aug. 1780, wo 172 Häuſer nebſt dem alten Schloſſe, dem Rathhauſe, Diakonate, beiden Schulen und der Kirche in Aſche gelegt wurden. Dieſer ehrwürdige Tempel konnte erſt 1789 völlig wieder hergeſtellt und am 24. Jun. eingeweiht werden [8]. Als Merkmal, wie hoch das Waſſer bei einer großen durch die Ilm verurſachten Überſchwemmung an der Ringmauer geſtiegen ſei, wird eine über dem Keller oder neuen Thore in Stein gehauene Ente angeſehen. Man ſetzt dieſe Waſſerfluth ohne zureichenden Grund entweder in das J. 1565 oder 1611; allein es iſt glaublich, daß ſie am Tage der ſogenannten thüringiſchen Sündfluth, den 29. Mai 1613, ſtattgefunden habe. Andere Überſchwemmungen der daſigen Gegend werden bei den J. 1609 (den 7. Mai), 1642, 1646, 1682, 1702 und 1714 erwähnt. An der Peſt, mit welchem Namen man ſonſt jede gefährliche und anſteckende Krankheit bezeichnete, ſtarben hier im J. 1582 681, 1611 312 und 1625 603 (nach andern Nachrichten nur 587) Menſchen.

Sonſt nährten ſich die meiſten Einwohner Stadtilms von Raſch- und Zeuchmachen und dem Spinnen der dazu erfoderlichen Wolle. Des Wollweberhandwerks daſelbſt gedenkt bereits eine Urkunde von 1457. Im J. 1753 ſoll das Raſchmacherhandwerk, welches ungefähr 70 Meiſter zählte, 4000 Stück Raſch gefertigt und dadurch einen anſehnlichen Gewinn aus dem Auslande gezogen haben. Noch zu Ende des 18. Jahrh. war dieſer Nahrungszweig daſelbſt ziemlich blühend und einträglich [9].

Die älteſten Statuten, welche Stadtilm beſaß, ſind nebſt den neuen, noch gültigen Stadtrechten in dem Brande vom 1. Aug. 1780 verloren gegangen. Sie ſcheinen bereits im 13. Jahrh. und nicht erſt in der Mitte des 14. abgefaßt zu ſein. Zu dieſer Vermuthung berechtigt nicht nur der Umſtand, daß der Jahrzahl 1350 die Worte: copiate sunt — hinzugefügt ſind, ſondern auch ihre Vergleichung mit andern alten Geſetzen, ihre Kürze und der darin herrſchende Mangel an gehöriger Ordnung. Ein Anhang dazu enthält in der Folge von dem Rathe gefaßte Beſchlüſſe und eine 1338 aufgeſetzte Nachricht von dem Weichbilde der Stadt und den Grenzen deſſelben. Das Original war auf Pergament in Quart geſchrieben und die Form der Buchſtaben die nämliche, wie in den Urſchriften der ſaalfeldiſchen und erfurtiſchen Stadtgeſetze [10].

Der Schäfertanz, welcher ſonſt hier, wie in andern thüringiſchen Städten, gehalten zu werden pflegte, und wozu ſich bisweilen 60 und mehr Schäfer aus den umliegenden Orten einfanden, um ſich, oft eine ganze Woche hindurch, zu beluſtigen, iſt ſeit längerer Zeit abgekommen [11].

4) Ilm, Dorf mit 48 Häuſern und 280 Einwohnern im fürſtl. ſchwarzburg. Amte Leutenberg. (*C. F. Hesse.*)

ILM (علم) bedeutet im Arabiſchen die Wiſſenſchaft nicht blos im ſubjectiven, ſondern auch im objectiven Sinne, und umfaßt ſowol die ſyſtematiſchen als die Einzelkenntniſſe, und endlich ſogar die Fähigkeit, ſich in jedem Augenblicke deſſen, was man weiß, bewußt zu werden. Am deutlichſten gehen die Bedeutungen des Wortes, das im Koran vielfach von dem Wiſſen der wahren Lehre Muhammed's gebraucht wird, aus dem hervor, was Hadſchi Chalfa darüber in ſeiner Vorrede zum bibliographiſchen und encyklopädiſchen Wörterbuch (S. 13 und 14) mitgetheilt hat. In der erſten Section des erſten Capitels (von S. 6 an) geht er in Folge der Frage, was Ilm „die Wiſſenſchaft oder das Wiſſen" ſei, nicht weniger als 15 falſche Erklärungen des Begriffs durch, indem er nachweiſt, weshalb falſch definirt ſei, und wendet ſich im zweiten Abſchnitte (Sectio secunda p. 10) zu der Frage über die verſchiedenen Meinungen, die über das Weſen (natura scientiae, ماهيّة العلم) der Wiſſenſchaft laut geworden ſind. Der dritte Abſchnitt endlich (S. 13, vergl. oben) gibt die Erklärung des Wortes Ilm, inſofern es von der ſyſtematiſchen Wiſſenſchaft, wie ſie der Gelehrte, von Principien ausgehend, ſchriftlich zu dem gemacht habe, was man im Allgemeinen unter einer Wiſſenſchaft verſtehe, und hier nun läßt ſich der Verfaſſer über die dreifache Bedeutung des Wortes weiter aus. Aber auch der Fortgang der ganzen großen, oft ſcharf gedachten, aber auch wieder verwickelten Vorrede iſt nichts, als eine geſchichtliche Beantwortung der Frage über den Urſprung und die Ausbildung der Wiſſenſchaft und Wiſſenſchaften in der Zeit im Sinne des Mu-

teten Stellen im Rathe. Nicol. Syntram war v. J. 1489 den 8. Aug. 1504 Propſt des Moritzkloſters in Halle und, wie ihn eine alte Nachricht nennt: aevo nostro historiographus eminentissimus. ſ. v. Dreyhaupt, Beſchreib. des Saalkreiſes ꝛc. 1. Bd. S. 704.

7) ſ. vornehmlich P. Jovius, Schwarzb. Chron. in *Schöttgen et Kreysig* diplomatar. etc. T. I., der p. 520 eine gleichzeitige Nachricht von dieſer Begebenheit aus einem alten ilmer Stadtbuche wörtlich aufgenommen hat. Vgl. Thüring. Taſchenb. 1. Bd. S. 129 fg.

8) ſ. Denkmal der feierlichen Einweihung der neuen Kirche zu Stadtilm, die dabei gehaltenen Reden, Predigt und aufgeführte Muſik, auch einige hiſtor. Nachrichten von dieſer Kirche und Kirchgemeinde in ſich faſſend (Rudolſtadt 1789). 78 Seiten.

9) ſ. Sächſ. Provinzialblätter (1797 Jun.) S. 471 fg. Vgl. Jahrg. 1808. Apr. S. 306—309.

10) Sie ſind nebſt ſieben die Stadt betreffenden Urkunden von den Jahren 1293, 1302 (drei), 1308, 1330, 1350 abgedruckt in K. F. Walch's vermiſcht. Beiträgen zum teutſchen Rechte. 6. Th. S. 1—48. Das neuere noch geltende Stadtrecht wurde von dem Grafen Albert zu Schwarzburg im J. 1596 verliehen und ſteht im 5. Bande des angeführten Werks S. 117—146.

11) Eine ausführliche Nachricht von dieſem auch zu Magdala, Blankenhain (ſ. Mehlis, Schauenforſt und Orlamünda [Sahla 1804]. S. 139) ꝛc. und an einigen Orten Schwabens gewöhnlichen Volksfeſte ſ. in der Thüring. Vaterlandskunde vom J. 1823. 58. St. S. 302 fg. Vgl. Gräter's Bragur 6. Bd. 1. Abth. S. 119 fg.

Digitized by Google

ammedaniſchen Gelehrten mit philoſophiſchen Erörterungen über das, was ſie ſein könne und was ſie war. lber das Weitere muß demnach auf jene Vorrede verwieſen werden.

Zu gleicher Zeit iſt aber auch die frühere Behauptung, ils habe Muhammed alles Wiſſen, wenn es nicht aus em Koran genommen ſei, in kluger Vorausſicht, um ein Wiſſen nicht dem Vorwurfe der Unwiſſenheit auszuetzen, verboten, wahrhaft lächerlich geworden. Schon as ſogenannte Enchiridion studiosi, von dem nach der Reland'ſchen Ausgabe vor Kurzem eine zweite von Caspari n Leipzig erſchienen iſt, hat gleich im erſten Capitel zum edeutenden Theile ſich die Aufgabe geſtellt, die Vorzüge er Wiſſenſchaft und den Werth des Wiſſens und des Wiſſenden nachzuweiſen und hervorzuheben. Wie oft egegnet man nicht bei den Muhammedaniſchen Schriftſtellern dem Ausſpruche Muhammed's: „Suchet die Wiſſenſchaft und wäre es in China." Ja, der Koran ſelbſt ſtellt die Frage, „ob die, die da wiſſen, gleich ſtehen deien, die nicht wiſſen (Sur. 39. V. 12)," und „iſt er Sehende dem Blinden gleich (6, 20 und 13, 17)?" Ferner heißt es (2, 272): „Es gibt Gott die Weisheit em, dem er will, und dem die Weisheit (el-hikmet, الحكمة) gegeben iſt, dem iſt ein reiches Gut gegeben," nd welches der Stellen mehr ſind, von denen allerdings inige gewöhnlich zu allgemein von dem Wiſſen oder von der Wiſſenſchaft genommen werden, während ſie ſich ur auf die Kenntniß Gottes und der Pflichten des Menſchen im Sinne des Koran beziehen. Spätere Schriftſteller, auf den Ausſprüchen im Koran und in der Sunna ortbauend, haben ſich in Lobeserhebungen der Wiſſenſchaften zu erſchöpfen geſucht, wie man ſich des Weitern us der Vorrede des Hadſchi Chalfa (von S. 43 an), us dem erwähnten Enchiridion studiosi, aus d'Herelot (unter Elm) und aus der encyklopädiſchen Überſicht er Wiſſenſchaften des Orients (von S. 83 an) belehren ann. Ferner enthalten faſt alle anthologiſchen Werke beondere Capitel zum Lobe der Wiſſenſchaft und der Georten, die überall in der größten Achtung ſtehen. Deuticher aber und ſchlagender, als alle dieſe Ausſprüche, oiderlegen die falſche Anſicht von Muhammed und ſeien Gläubigen die Unmaſſe von Schriften über alle Zweige Muhammedaniſcher Wiſſenſchaft, die, zumal bei en Arabern, im weiteſten Umfange vorliegen, ſodaß ſie uch von fremden Völkern ſich in neue Kenntniſſe einoeihen zu laſſen nicht verſchmähten. Wahr aber iſt auf er andern Seite, daß durch den Koran allerdings die reie philoſophiſche Forſchung, der nur einzelne große Männer ſich hinzugeben wagten, behindert worden iſt; llein die poſitiven Wiſſenſchaften fanden ſtets bei ihnen Anerkennung, woher ſie auch kommen mochten.

Da die einzelnen Wiſſenſchaften aus Mangel an Zuſammenſetzungen von Wörtern, die im Arabiſchen nicht zuläſſig ſind, nicht durch beſondere Wörter ausgedrückt werden können, ſo wird ihnen das Wort Ilm vorangeſetzt, ohne daß man ſich jedoch, zumal in ſpäterer Zeit, ſtreng daran gebunden hat, nachdem ſich einmal die beſtimmten Wörter für die einzelnen Wiſſenſchaften ausgeprägt hatten. Wie reichhaltig übrigens die Wiſſenſchaftskunde bei dem Araber war, erhellt zur Genüge aus der Aufzählung der einzelnen Disciplinen bei Hadſchi Chalfa (von S. 32 an, T. I.), und das Werk ſtellt in ſeinem Verlaufe ſogar gewiſſermaßen in den Definitionen eine Theorie der Wiſſenſchaften aus.

Bei den Türken, wo lange Zeit das Studium des Rechts und der Theologie oder des kanoniſchen Rechts überhaupt das einzige unterſtützte und mit Erfolg, und faſt allein in den Schulen betriebene war, ſprach und ſpricht man noch jetzt von der Wiſſenſchaft (Ilm) vorzugsweiſe ſo, daß man unter dieſer Benennung folgende zehn Zweige verſteht: die Grammatik oder Formenlehre, die Syntax, die Logik, die Moral, hauptſächlich, inwiefern ſie in der ſchöngeiſtigen Literatur niedergelegt iſt, und ſomit die Humanitätswiſſenſchaften umfaßt, die Wiſſenſchaft der Gedanken oder Allegorien als eines Hauptheils der Rhetorik, die Theologie, d. i. die Metaphyſik oder ſcholaſtiſche Theologie, oder die Lehre von den göttlichen Dingen, die Philoſophie, die Jurisprudenz, der Koran und deſſen Auslegungskunde, und endlich die Kunde der mündlichen Überlieferungen oder die Traditionslehre.

Es kann hier nicht die Rede davon ſein, welchen Werth im Allgemeinen die von den Muhammedanern angebauten Wiſſenſchaften im Reiche des menſchlichen Wiſſens haben, und ob ſie überhaupt ſich mit den Wiſſenſchaften und deren Höhenpunkt in der chriſtlichen Welt vergleichen laſſen. Sicher aber bilden ſie in der Kette der menſchlichen Culturgeſchichte nicht die unterſten Glieder, und füllen manche Lücke des dunkeln Mittelalters aus. Leider aber müſſen wir auch bei dieſer Literatur größere Verluſte beklagen, als daß das, was wir in ihr beſitzen, das, was verloren gegangen iſt, erſetzen könnte. Eine nähere Würdigung wird ſich mit Hilfe der zweiten bereits vorbereiteten Ausgabe der encyklopädiſchen Überſicht von Hammer und aus des Unterzeichneten „Verſuch einer Geſchichte der arabiſchen Literatur" anſtellen laſſen.

(*Gustav Flügel.*)

ILMARINEN, ILMARAINEN, einer der drei höchſten [1]) Götter der finniſchen Mythologie, und zwar Luft- und Wettergott. Als Beherrſcher der Lüfte hat er ſeinen Namen von Ilma, Luft, war ein Sohn Kawe's des Alten, und jüngerer Bruder von Wäinämöinen, und des Letztern ſteter Begleiter. Von ihm erbat man ſich gute Witterung und Glück auf Reiſen. Er ſchuf mit ſeinem Bruder das Feuer [2]) im Himmel, wovon ein Funke in Geſtalt eines rothen Knäuels herabfiel. Dieſer rollte in dem Waſſer des Sees Liemo [3]), jammerte, und wurde von einem glatten Schnäpel [4]), einem gelbgrauen

1) Nämlich Kawe der Alte, Wäinämöinen und Ilmarinen; vgl. Mone, Geſch. d. Heidenthums im nördl. Eur. 1. Bd. S. 54. 55 u. 64. 2) Nach dem finniſchen Liede Tulen synty (die Geburt des Feuers). Vgl. Finniſche Runen, Finniſch und Teutſch von H. R. v. Schröter, upſal. Ausg. v. 1819. S. 7. 3) Eigentlich ein ſtiller, ſtehender See; mehre Landſeen dieſes Namens gibt es in Finnland. Anderwärts heißt der hier gemeinte See in dem genannten Liede Alavo-See. 4) Salmo Lavaretus.

Hechte, einem rothen Lachſe, und einem Karpſen verſchlungen. Die beiden Brüder [5]) aber hiehen ſich ein Boot zu, führten es zum Waſſer, um den Funken zu ſuchen. In der Nacht wurde Hanf geſät, und eilig daraus ein Garn bereitet; alle Arten Seefiſche wurden gefangen, nur der nicht, welchem man nachſtellte. Die Jungfrau Maria [6]) befiehlt ihren Söhnen, das Netz zur Tiefe zu werfen; doch wird auch ſo der geſuchte Fiſch nicht gefangen. Endlich wirft Maria ſelbſt das Netz und fängt den Karpſen. Jetzt aber fehlt es an Jemand, der ihn aufſchlitze. Endlich erhebt ſich aus den Wogen des Meeres der ſchwarze Mann Uros, ſchlitzt den Karpſen, den Lachs, den Hecht und den Schnäpel auf. Das rothe Knäuel wird gefunden und abgewickelt, und das ſprühende Feuer gibt ſich durch ſeine brennende Kraft kund.

Auch bei dem Entſtehen des Eiſens, welches im Liede **Rauwan Synty** [7]) beſungen wird, iſt Ilmarinen thätig. Wiederholt erhält er in dieſer Sage den Beinamen **Saeppae** (Schmied und Künſtler überhaupt). Drei Luonto's-Mädchen [8]) gingen Schachtelhalm zu ſammeln, und melkten aus ihren vollen harten Brüſten die eine rothe Milch, aus welcher das ſpröde Eiſen, die andere weiße, woraus Stahleiſen, und die dritte mit Blut gemiſchte, woraus das brüchige Eiſen wurde. Der Schmied Ilmarinen ſetzte ſich auf dem Kieſelhügel Hiitola's [9]) ſeine Eſſe zurecht, und machte die Eſſe breit. Sein Hemde wandte er an zu einem Blaſebalge, ſeinen Pelz zu einem Puſter [10]), Hoſen zu des Puſters Röhre, und ſtellte nun ſeine Knechte zum Drucke des Puſters an. An dem Blaſebalge keuchten ſie einen Tag, und noch einen, und auch den dritten, an welchem der Schmied Ilmarinen in das Innerſte der Eſſe blickte, um zu erfahren, was nun wol ihm ſein Feuer bringe. Siehe! da drängt ſich Eiſen und Stahl ſchimmernd hervor. Ilmarinen hämmert es und ſchmiedet es hurtig in der Schmiede ohne Thüre und ohne Fenſter, und redet dann das Eiſen an, daß es noch gar nicht groß war, als es aus dem Sumpſe ſchwankte, als es aber zur Schmiede gebracht ward, ausgeſtreckt wie friſcher Teig wurde, und als er es in die Eſſe trieb, wie friſcher Teig gor. Mit ſchwerem Eide ſchwor das Eiſen, daß von ihm nichts Böſes hätte kommen ſollen, wenn Ilmarinen es hätte vollreifen laſſen. Die Jungfrau Maria holte Waſſer zu des Eiſens Härtung herbei. Herhiläinen [11]) aber, Hiiſi's Vogel, flog rings außen um die Schmiede, Plagen zum Verkaufe ausbietend; er trug der Schlange Ziſchen, der Ameiſe Jucken, des Froſches Tücke, des Wurmes ſchwarze Galle in das Härtungswaſſer des Eiſens. So ward dieſes böſe. In der Stelle eines andern Liedes heißt es: „Feuer ſchlug Ilmarinen an, Feuer blitzte Wäinämöinen; Riſi's Mund ich damit brenne, Riſi's Zähne ich zerbreche." Es ſollte alſo Riſi (ſchwediſch **Ris**), die engliſche Krankheit, mit dem Feuer geheilt werden, welches Wäinämöinen und Ilmarinen aus der Luft blitzten [12]). (***Ferdinand Wachler.***)

ILMAU, 1) ein dem Grafen Philipp von Grunne gehöriges und gegenwärtig mit der Herrſchaft Dobersberg unter einer Direction vereinigtes Gut im Viertel ob dem Manhartsberge des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens, in einer nächſt der böhmiſchen Grenze ſich ausbreitenden, mehr als hügeligen, hochgelegenen, ziemlich rauhen Gegend, in der durch den gegenwärtigen Beſitzer die veredelte Schafzucht eingeführt, und durch Anpflanzung von Alleen und das aufgeſtellte Beiſpiel einer ſehr zweckmäßig geleiteten Landwirthſchaft der ganzen Umgebung ein mächtiger Impuls zur Nachahmung ertheilt worden iſt. 2) Das zur gleichnamigen Herrſchaft gehörige Dorf mit einem kleinen Schlößchen, Meierhofe und einer Schäferei, die ſehr veredeltes Vieh enthält, 82 Häuſern, 467 teutſchen Einwohnern und einem kleinen Brauhauſe, welches nach Krautzen, von dem es nordweſtlich an der nach Böhmen führenden Straße liegt, eingepfarrt iſt. (***G. F. Schreiner.***)

Ilmbrunn, ſ. **Ilm** (Fluß).

ILME, ein weſtlicher Nebenfluß der niederſächſiſchen Leine, ſammelt ſich aus den nordöſtlichen Schluchten des Sollings bei Daſſel, und fließt über Eimbeck der Leine zu. (***Crome.***)

ILMEN, ein bedeutender Landſee in der Statthalterſchaft Nowgorod, nicht weit von der Hauptſtadt gleiches Namens, der drei Meilen im Durchmeſſer, ſechs Meilen in der Länge, $4\frac{1}{2}$ M. in der Breite und 20 M. im Umkreiſe hat. Er iſt oft ſtürmiſch, meiſtens ſehr tief und waſſerreich, und größtentheils vom waldaiſchen Gebirge umgeben. Durch den 150—200 Klaftern breiten Wolchow führt er ſein Waſſer in den großen Ladogaſee ab. In denſelben ergießen ſich die Mſta, der Lowal, der Szelon, die Mſchaga, der Pereſod und einige kleinere Flüſſe. Die Verbindung zwiſchen der Mſta und dem Wolchow, und die dadurch bewerkſtelligte Verbindung zwiſchen der Wolga und Newa, machen dieſen See merkwürdig. Seit 1781 aber iſt ein Kanal aus der Mſta in den Wolchow durch Nowgorod gezogen worden, denn die Mſta nähert ſich dem Wolchow bei dem Kloſter Jurjewskoi auf drei Werſt. Man bedient ſich daher jetzt des ungeſtümen Ilmenſees nur bei ruhigem Wetter und mit beſonders dazu gebauten Fahrzeugen. Mit ihm hängen die kleinern Seen Arkaſchskoe, Belskoe und Tulebelskoe zuſammen. An

5) Nach einer Variante war es blos Wäinämöinen; ſ. die Stelle bei v. Schröter, S. 134. 135. 6) In der ſpätern Geſtalt der finniſchen Mythologie, in welcher ſie lediglich auf uns gekommen, ſind chriſtliche Ideen eingemiſcht, und beſonders ſpielt die Jungfrau Maria darin eine große Rolle. 7) Geburt des Eiſens, ſ. das Lied bei v. Schröter, S. 23—29. 8) **Luonto** oder **Luonot**, die Natur, von **luwa** (ſchaffen); hier wird ihren Töchtern (Kräften) die bedeutſame Dreizahl beigelegt; nach einer Variante waren es jedoch vier. Vgl. v. Schröter. S. 136. 138. 9) Die Wohnung Hiiſi's oder Hyſi's, eines gefürchteten böſen Geiſtes. Daß er ſeine Schmiede grade hier errichtet, iſt ſehr bedeutſam. Das Schmieden des Eiſens erſcheint darnach als unheilbringend. 10) Kleinem Blaſebalge. Nach einem Geſetze der finniſchen Dichtkunſt wird der Gedanke nicht blos einfach ausgeſprochen, ſondern muß zwei- oder mehrmals in andern Worten wiederholt werden. Vgl. Rühs, Einleitung über die nordiſche Poeſie, vor ſeiner Überſetzung der Edda. S. 63.

11) Die Horniſſe. 12) *Gannander*, **Mythologia Fennica (Aboae 1789). p. 78** v. Schröter S. 138.

Fiſchen iſt er ſehr reich; er enthält Hechte, Barſe, Brachſen, Sandarten, Karauſchen, Quappen, bisweilen auch Aale, Lachsforellen u. a. Seine Umgegenden ſind romantiſch-wild, aber angenehm, und mit einzelnen, zerſtreut liegenden Dörfern beſetzt. (*J. C. Petri.*)

ILMENAU, 1) Amt im Kreiſe Weimar des Großherzogthums Weimar, beſteht aus einem Stadtgerichtsbezirke, einer Stadt und 10 Dörfern, hat über 5000 Einwohner, wird zu 1½ □M. gerechnet, und bildet einen (den weimariſchen) Theil von Henneberg. Man treibt Bergbau auf Eiſen, Kupfer (früher auch Silber) und Steinkohlen, benutzt die anſehnlichen Waldungen zu Verfertigung von Theer, Pech, Ruß, fertigt Eiſenwaaren, Porzellan, Glas u. a. Doch iſt der Ackerbau nicht ergiebig. 2) Stadt hierin, mit dem Titel einer freien Bergſtadt, iſt Sitz eines Juſtiz- und eines Rentamtes, einer Superintendentur und eines Stadtgerichts, liegt an der Ilm, hat 2683 Einw. (1839), die ſich mit Verfertigung von Wollenwaaren, Leder, Leim, Porzellan und mit Bergbau beſchäftigen. Letzterer war früherhin ſo bedeutend, daß man zu Ilmenau eine Münzſtätte errichtete, in welcher man unter andern auch die ilmenauer Ausbeutethaler ſchlug, die aber mit Verfall des Bergbaues einging. Spätere, vorzüglich durch Göthe und Voigt angeregte Verſuche, ihn wieder zu heben, ſind nicht ganz gelungen. Doch hat er in der neueſten Zeit wiederum neues Leben gewonnen. Eine Waſſerheilanſtalt, welche ſeit 1838, nach der gräfenberger von Prießnitz, hier eingerichtet iſt, findet vielen Beifall, und ſcheint eine wichtige Erwerbsquelle für Ilmenau werden zu wollen. (*G. F. Winkler.*)

3) Die Ilmenau, ein Fluß im Königreiche Hanover, ſammelt ſich an der nördlichen Abdachung des Erdrückens, welcher in der Richtung von O.S.O. nach W.N.W. die Waſſerſcheide zwiſchen der Aller und der Unterweſer bildet, bei Ülzen aus mehren (eilf?) Bächen, fließt Lüneburg, wo ſie ſchiffbar wird, und Bardowick vorüber, zwiſchen Hopte und Zollenſpieker in die Elbe, nachdem ſie kurz vorher von der rechten Seite die Neetze und von der linken die Luhe aufgenommen hat. (*Crome.*)

Ilmend (Hilmend), Fluß, ſ. im Art. **Afghanistan.**

Ilmenit, ſ. unt. **Eisen**, **Titaneisen.**

Ilmensee, ſ. **Illmensee.**

ILMI (علمي), Name mehrer ausgezeichneter türkiſchen Gelehrten, vorzüglich Dichter, deren wir hier acht etwas näher bezeichnen wollen. 1) **Muhammed Tschelebi Ben Remsi Tschelebi**, der Enkel vom Scheich Jauſi, hatte zu der Zeit, als Aſchik ſeine Dichterbiographien ſchrieb, eine Anſtellung an der Medreſa Chandſchasije zu Bruſa, mit einem täglichen Solde von 40 Aspern, und dichtete großentheils perſiſch. 2) **Ilmi**, mit dem Beinamen **Nasik**, eigentlich **Ahmed Lutfi Tschelebi** geheißen, ein treuer Begleiter und Schüler des Efendi Abderrahman, dichtete unter Sultan Selim II., und ſtarb, da er ſich der Rechtswiſſenſchaft geweiht, als Richter zu Paphos auf Cypern. 3) **Jahja Ben Moini Tschelebi, Ilmi**, oder weil er ſo weißfarbig war, **Südlü pirindsch**, d. i. Milchweiß, beigenannt, war aus Galata gebürtig, und Schreiber am dortigen Gerichtshofe unter Remſi Tſchelebi. Opium, das er in Menge genoß, und der Geſchmack, den er an Wein und Arak fand, verzehrten bald die geiſtigen, phyſiſchen und pecuniairen Kräfte des Dichters, der wol nie ſehr zur Blüthe kam. Sein Sterbebette waren die Breter einer Schiffskajüte. 4) **Ilmi**, der Sohn eines **Chatib** oder Kanzelredners, der in Ermenak in Karamanien geboren, in der Hauptſtadt dieſes Ejâlet, Larenda, ſtudirte, und nach Conſtantinopel kam, wo ihm Soleiman für eine gelungene überreichte Caſide kaiſerliche Geſchenke verabfolgen ließ. 5) **Muhammed Tschelebi**, der Sohn des Richters **Remsi**, und **Ilmi** beigenannt, war ein Schüler des großen Mufti Abuſo'ud. Er ſelbſt ward ebenfalls Richter zu Bruſa, ſtarb aber zu Conſtantinopel, wo er auch begraben liegt, 1006 (beg. 4. Aug. 1597). 6) **Ahmed Tschelebi**, bekannt unter dem Namen **Ali** der Zarte (**Nasik**), war aus Adrianopel und Schüler des Kinalizadeh Ali, und ſtarb als Richter zu Paphos auf Cypern 1008 (beg. 14. Jul. 1599). 7) **Ganajizadeh** von Magneſia, der Richter von Philippopolis. Er ſtarb 1055 (beg. 17. Febr. 1645). 8) Der Derwiſch **Ilmi**, von dem Hadſchi Chalfa einen türkiſchen Commentar des Mesnewi von Dſchelâl-ed-din erwähnt. Die ſieben andern genannten finden ſich in der Geſchichte der Osmaniſchen Dichtkunſt von v. Hammer-Purgſtall (2. und 3. Bd.), zugleich mit einigen Proben ihres dichteriſchen Talentes. (*Gustav Flügel.*)

ILMIN, ein thüringiſcher Gau, deſſen Lage ſehr zweifelhaft, ja von dem es ſelbſt ungewiß iſt, ob er wirklich als Gau vorhanden geweſen. Juncker [1]) hilft ſich damit, daß er ſich vorzüglich mit der Angabe des Laufes der Ilm beſchäftigt, ſtatt die Lage des Ilmin zu beſtimmen. Er erinnert daran, daß dieſer Gau nur in den Zuſätzen zu **Lambertus Schafnaburg.** vorkomme, und findet es glaublich, daß er von dem Fluſſe Ilm oder Ilme in Thüringen benannt ſei. Aber mit Recht läßt er unentſchieden, an welchem Theile dieſes Fluſſes er gelegen war. Nach Beſſel umfaßte er muthmaßlich die Gegend um beide Städte Ilmenau und Ilm [2]). Galletti dagegen ſtellt es als gewiß hin, daß der Ilmengau ſich von Ilmenau bis nach Rudolſtadt erſtreckte, während zwiſchen dem alten Schloſſe Kevernburg, den Städten Ilm und Kranichfeld, der Gau Langewieſen geweſen, der ſich von der einen Seite der Ilm bis an den Bach Rinne und bis nach Königſee ausbreitete [3]). Die Lage des Gaues Ilmin wird allerdings beſonders von dieſem geſchichtlich gewiſſen Gau Langewiſe bedrängt. Der Gau **Languizza** oder Langewieſen erſtreckte ſich, nach dem **Directorium Diplomaticum** [4]), auf beiden Seiten der Ilm

---

1) Anleitung zu der Geographie des Mittelalters (Jena 1712). S. 249. 2) Chronicon Gottwicense, Lib. IV. p. 643. Falkenſtein wage es, Beſſel's Vermuthung als unfehlbare Gewißheit anzuſehen. An der Ilm, bemerkt er, und zwar in derjenigen Gegend, wo die Stadt Ilm noch heutzutage ſteht, hat „ohngefehlbar" dieſer Pagus ſeine Lage ehedeſſen gehabt. 3) Geſchichte Thüringens. 1. Bd. S. 201. 4) Directorium Diplomaticum. p. 52. Vgl. F. Wachter, Thüring. Geſch. 1. Th. S. 38.

von der Stadt Ilmenau nach Kranichfeld zu, und noch jetzt führt ein Diſtrict dieſer Gegend, der beſonders die fürſtlich ſchwarzburgiſchen Ämter Kevernburg und Gehren in ſich begreift, den Namen der Langwitz, ohne Zweifel von dem im letztern Amte gelegenen Flecken Langwieſen. An der Exiſtenz des Ilmgaues, welcher an das weſtliche Ufer der Ilm geſetzt werden müßte, hat man gezweifelt [5]). Denn die Quellen für die Kunde von demſelben ſind das Chronicon Sanpetrinum Erfurtense [6]) und die Additiones ad *Lambertum Schaffnaburg.* [7]), welche ohnehin eigentlich nur als eine zu betrachten ſind, indem der Verfaſſer des einen von dem andern entlehnt hat, oder beide aus einer gemeinſchaftlichen Quelle ſchöpften. Sie berichten bei Erwähnung der Verwüſtungen, welche Ottokar von Böhmen, als Verbündeter des Landgrafen Hermann I., gegen den König Philipp in Thüringen im J. 1204 anrichtete, auch über den Gegenſtand dieſes Art. mit den nämlichen Worten: Vastatis omnibus in pago Langewice et Ilmin. Bezieht man pagus auch auf Ilmin, ſo könnte man annehmen, der Gau Langewice habe zwei Bedeutungen, eine ausgedehntere und eine engere, gehabt; in erſterer habe er auch Ilmin mit umfaßt, allein in dem vorliegenden Berichte werde es in engerer Bedeutung gebraucht. Das Nichtvorkommen des Gaues Ilmin in Urkunden würde ſich dann ſo erklären laſſen, daß er in Rechtsſachen und in der Staatsverfaſſung nicht als ein beſonderer Gau, ſondern nur als ein Theil des Gaues Langewice betrachtet ſei. Aber es iſt gar nicht nothwendig, pagus auf Ilmin zu beziehen, ſondern es läßt ſich auch annehmen, der Verfaſſer habe bei dieſem Worte an das platte Land, bei Ilmin aber an den beſondern Ort gedacht. Wenn auch Ilmin in dem Gaue Langewice lag, iſt doch der Zuſatz et Ilmin nicht müßig, da dieſes Ilmin (jetzt Stadt Ilm) als der bedeutendſte und feſteſte Ort in dem Gaue Langewice angeſehen werden muß, und die Stelle hätte alſo den Sinn: daß alles auf dem platten Lande des Gaues Langewice und ſelbſt in dem befeſtigten Ilmin (Stadt Ilm) verwüſtet worden ſei. Nimmt man darauf Rückſicht, daß es in den beiden Quellen vorher heißt: Venit per fines regiae villae Salvelt et Orlan (Orlau), ſo liegt die Vermuthung nahe, daß Ilmin für fines Ilmini (Gebiet von Ilmin) ſtehen möge, ſodaß die Beſtandtheile dieſes Gebietes zwar urſprünglich zum Gaue Langewice gehörten, aber in der Zeit, wo jene Notiz niedergeſchrieben iſt, nicht mehr dazu gerechnet worden ſeien, ſondern ein eigenes Gebiet gebildet hätten [8]). (*Ferdinand Wachter.*)

5) K. Chr. v. Leutſch, Gaugeographie von Thüringen, als Beilage zu deſſen Markgraf Gero (Leipzig 1828). S. 168. 6) Ap. *Mencke*, Scriptt. Rer. Germ. T. III. p. 235. 7) Ap. *Pistorium*, Scriptt. Rer. Germ. ed. *Struv.* T. I. p. 430. In der Anmerkung dazu findet ſich zu der oben von uns mitgetheilten Stelle blos die Bemerkung: *Langenwiese* et *Ilmen*, ditionis Schwarzburgicae oppida, und im Index *Ilmen*, oppidum, I, 430 und Langenwice, pagus I, 430, ſodaß alſo das pagus blos auf dieſes und nicht auch auf Ilmin bezogen, ſondern die Stadt darunter verſtanden iſt, was auch, da der Gau Langenwice zwar in Urkunden, aber Ilmin in ſolchen als Gau nicht vorkommt, das ſicherſte iſt. 8) ſ. F. Wachter, Thür. Geſch. 2. Th. S. 237.

ILMINGTON, ein Kirchſpiel Englands in der Grafſchaft Warwick, hat 700 Einwohner und enthält in ſeinem Bezirke eine eiſen- und ſalzhaltige Mineralquelle. (*J. C. Schmidt.*)

ILMINSTER, eine Marktſtadt Englands in dem ſüdlichen Theile der Grafſchaft Somerſet, liegt an dem Fluſſe Ile, da, wo die Straßen von London nach Taunton, und von Briſtol nach Honiton und Exeter ſich kreuzen, unter 50° 56′ nördl. Br. und 2° 54′ weſtl. Länge von Greenwich. Die Stadt hat eine niedrige, aber geſunde Lage, beſteht aus zwei Straßen, die ſich durchſchneiden, und hat viele gut gebaute Häuſer, unter denen aber manche ſchlechte, ſogar mit Stroh gedeckte, ſich vor einiger Zeit noch fanden, welche aber durch die vielen in der neueſten Zeit bewirkten Verbeſſerungen verſchwunden ſein mögen. Die Kirche iſt ein ſchönes gothiſches Gebäude von 120 Fuß Länge und 50 Fuß Breite, mit einem hübſchen viereckigen Thurme in der Mitte. Im nördlichen Theile dieſer Kirche befindet ſich ein altes Grabmal zum Andenken an Nicolaus Wadham und deſſen Frau, welche beide das Wadham-Collegium in Oxford gegründet haben, und von denen auch eine vortreffliche, in Ilminſter beſtehende, Freiſchule im J. 1550 geſtiftet wurde, welche mit bedeutenden Beſitzungen ausgeſtattet iſt, die durch eine gute Verwaltung an Werthe ſehr gewonnen haben. Ilminſter iſt eine ſehr alte Stadt, die ſchon vor den Zeiten Wilhelm's des Eroberers von einiger Bedeutung, und noch im vorigen Jahrhunderte als Manufacturort von Wichtigkeit war; allein der Tuchhandel iſt ganz in Verfall gerathen, und nur ſchmale Tücher werden noch hier verfertigt. Im Monat Auguſt wird hier ein Kram- und Viehmarkt gehalten. Ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt, zu Horton, befindet ſich eine Mineralquelle, die ſich beſonders in Augenkrankheiten ſehr wohlthätig erweiſen ſoll. (*J. C. Schmidt.*)

ILMMÜNSTER, ILLMUNSTER, Pfarrdorf an der Ilm im bairiſchen Landgerichte Pfaffenhofen, wovon es anderthalb Stunde entfernt iſt. Es enthält 114 Häuſer, 480 Einwohner, ein ehemaliges Kloſtergebäude, ein Brau- und zwei Wirthshäuſer, eine Pfarrkirche und zwei Mühlen. In den früheſten Zeiten beſtand hier ein Benedictinerkloſter, nach deſſen Säculariſirung ein Stift weltlicher Chorherren im 11. Jahrh. daſelbſt gegründet wurde, welches Herzog Albert IV. zur Gründung des Collegiatſtiftes in der Frauenkirche zu München im J. 1495 verwendete. Eine Viertelſtunde davon liegt die Filial- und Wallfahrtskirche zu Unſerm Herrn Raſt. (*Eisenmann.*)

ILMNIE, ein zur Joſeph Matkowski'ſchen Herrſchaft Weldziż gehöriges Gebirgsdorf im ſüdlichſten Theile des ſtryer Kreiſes des Königreichs Galizien, an einem in die Czeczwa ſich ergießenden Gebirgsbache, mit einer Kirche, einer Glashütte und ausgedehnten Waldungen, die ſich von da an ſüdwärts in ununterbrochenem Zuge bis an die ungariſche Grenze fortziehen, und das ganze Gebirge (Karpathen) überkleiden. (*G. F. Schreiner.*)

ILMOLA, ein Paſtorat in der finniſchen Provinz Öſterbotten, zum Län Waſa und zur obern Propſtei Waſa

Digitized by Google

gehörig, mit vier Kapellen (Kauhejoki, Kurikka, Jalasjärvi und Peräſeindjoki). Bis ins 16. Jahrh. war es ſelbſt ein Theil des Paſtorats Storkyro. Alle Kirchen ſind von Holz. Die geſammte Seelenzahl war im J. 1820 12,742. (*v. Schubert.*)

Ilm ol kaws wer remi, ſ. Bogen- und Pfeilwurfskunde bei den Türken.

Ilm ol mohaseret, ſ. Anthologie (morgenländische).

Ilmosch schurut wes sidschilat, Ilmot mebadiol inscha, Ilmot inscha, Ilmot terissül, ſ. Briefstellerkunst der Orientalen.

ILMSPAN, kathol. Pfarrdorf im großherzogl. badiſchen Bezirksamte Gerlachsheim, ¼ teutſche M. nordöſtl. vom Amtsorte, und ¼ M. ſüdöſtl. von der Hauptſtraße nach Würzburg, eine ſtandesherrl. Beſitzung des Fürſten von Salm-Krautheim, mit 383 Einw. in 78 Familien, alle kathol. Confeſſion, vor den großen Staatsveränderungen unſerer Zeit würzburgiſch, und zu dem damaligen Amte Grünsfeld gehörig. (*Thoms. Alfr. Leger.*)

ILNIK, ein zur Cameralherrſchaft Borynia gehöriges Dorf im ſamborer Kreiſe des Königreichs Galizien, am rechten Ufer des Stryfluſſes, in den ſich hier der Ilnik und ein von Radycz herkommender Bach, der vier Mühlen treibt, ergießen, in einer von waldigen Gebirgen umgebenen Thalfläche gelegen, 1¼ geographiſche Meilen ſüdſüdoſtwärts von dem Marktflecken Turka entfernt, mit einer eigenen katholiſchen Pfarre des griechiſchen Ritus, welche zum wyſoczaner Dekanate des przemysler griechiſch-katholiſchen Bisthums gehört, unter landesfürſtlichem Patronate ſteht, und 1501 griechiſch-katholiſche Pfarrkinder zählt, von denen 506 dem Pfarrorte Ilnik Ziemanski, 500 Seelen dem Filialdorfe Ilnik Krolewski, und 495 Seelen Ilnik Zaporski angehören, drei griechiſche Kirchen in den drei verbundenen Ortſchaften, einer Pfarrſchule und einigen Mühlen. (*G. F. Schreiner.*)

ILNIK, Ilnikbach, ein bedeutendes Nebengewäſſer des Stryfluſſes, das er nebſt vielen andern Bächen, die ihm gleich dieſem aus dem hier mehr gelichteten, aber noch immer waldreichen Karpathengebirge zugeſendet werden, auf ſeinem rechten Ufer bei dem gleichnamigen Dorfe des ſamborer Kreiſes aufnimmt. Das Flüßchen entſpringt bei dem Orte Krzywe, nächſt der ſtryer Kreisgrenze im ſüdöſtlichſten Theile des ſamborer Kreiſes Galiziens, fließt an den Dörfern Dolskie, Rykow und Moldawsko vorüber, ſetzt auf ſeinem Laufe nur eine einzige Mühle in Bewegung, wird durch ein Paar Bäche verſtärkt und fällt bei dem Dorfe gleiches Namens in den Stry. (*G. F. Schreiner.*)

ILO, unſicherer, kleiner und wenig beſuchter Hafen der Provinz Moquegua in Peru. Er hat nur Verbindung mit Lima. Der Hafenort iſt ein elendes Dorf. 17° 36′ 15″ ſüdl. Br., 71° 9′ 45″ weſtl. Länge von Greenwich (Norie). (*E. Pöppig.*)

Ilok, richtiger Ilek (ſ. d. Art.).

Ilolo, ſ. Kutsché.

ILOMANTS, ein Paſtorat im öſtlichen Theile der finniſchen Provinz Karelen, 24 Meilen von Kuopio und 15 M. von der (altruſſiſchen) Stadt Lordavala, ⅔ der etwa 4—5000 Einwohner ſind Finnen. Neben der evangeliſchen Kirche ſteht eine griechiſch-ruſſiſche, zu welcher ⅓ der Gemeinde gehört, mit einem Paſtor. Zur finniſchen Kirche gehören die 9½ M. von der Mutterkirche entfernte Kapelle Eno und die Bethäuſer Kowaro und Melaſelkä. Ein etwa 800 Ellen langer und acht Ellen breiter Kanal verbindet hier die Seen Kukenwaara und Nuorajärvi *). (*v. Schubert.*)

ILONCZA, ſlaw. Ilnica, ein zur Herrſchaft Ilosva gehöriges großes Dorf im ſelvideker Gerichtsſtuhle der beregher Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns, im Gebirge gelegen, mit 127 Häuſern, 1008 rußniakiſchen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 25 Proteſtanten, ſämmtlich unirte Griechen ſind, einer eigenen griechiſch-katholiſchen Pfarre, einer griechiſchen Kirche und einer Schule. Die umſtehenden Berge ſind ziemlich hoch und reich bewäſſert. (*G. F. Schreiner.*)

Ilor, ſ. Kutsché.

ILORCI, orum (nach *Plin.* III, 1, ſonſt auch Ilorcum, i, wovon nach *Plin.* III, 3 Ilorcitani, die Einwohner) war eine Stadt in der Hispania Tarraconensis am Fluſſe Tader, unweit Carthago Nova, und zum Gerichtsbezirke dieſer Stadt gehörig, das heutige Lorka in der Provinz Murcia am Sangonera. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILOS (*Ἶλος*), 1) Sohn des Dardanos, welchen dieſer mit Batea (Bateia), einer Tochter des Teukros, erzeugte. Er ſtarb kinderlos, ſodaß ihm ſein Bruder Erichthonios in der Regierung der Landſchaft Dardania (d. i. in Troas) folgte [1]). 2) Sohn des Tros und der Kallirrhoe, einer Tochter des Skamandros, und alſo ein Enkel des Erichthonios. In Phrygien trug er bei einem Kampfſpiele den Sieg davon, und erhielt vom Könige den in 50 Jünglingen und 50 Dirnen beſtehenden Preis, außerdem aber auch eine bunte Kuh mit dem Bedeuten, dort eine Stadt zu gründen, wo ſie ſich niederlegen würde. Er befolgte den Wink. Da alſo die Kuh ſich bei dem Hügel der Phrygierin Ate lagerte, ſo legte er hier eine Stadt an, welche er nach ſeinem eigenen Namen Ilion nannte [2]), und die ſpäter weltberühmt wurde. Um aber gewiß zu ſein, daß Zeus das Unternehmen billige, bat er ihn um ein Zeichen, und fand vor ſeinem Zelte das ſogenannte Palladium (ſ. d. Art.), dem zu Ehren er einen eigenen Tempel erbaute [3]). Nach der Angabe des Dercyllus [4]) wäre ſpäter dieſes Palladium dem Ilos faſt verderblich geworden. Denn bei einem Brande des der Athene geweiheten Tempels habe Ilos daſſelbe genommen, um es zu retten, aber das Geſicht verloren, weil es Männern nicht erlaubt geweſen, dieſes Bild anzuſchauen. Doch ſpäter ſei ihm von der beſänftigten Göttin das Augenlicht wieder verliehen. Er vermählte ſich mit Eury-

---

*) Nach Tuneld.

1) *Apollodor.* Biblioth. III, 12. §. 2. ed. *Heyne.* 2) *Apollodor.* l. c. §. 2. 3. *Diod. Sicul.* Biblioth. hist. IV, 75. ed. *Wesseling.* *Strabon.* Geogr. XIII. p. 593. ed. *Casaub.* 3) *Apollodor.* l. c. §. 3. 4) Ap. *Plutarch.* Parall. Graec. et Roman. in Opp. ed. Francof. 1620. fol. p. 309. E. F.

32

dice, Tochter des Adraſtos, und zeugte mit ihr den Laomedon [5]), kriegte mit Tantalus wegen ſeines geraubten Bruders Ganymedes, und nöthigte endlich Pelops, den Sohn des Tantalus, ſein Reich zu verlaſſen [6]). Wie Strabon [7]) angibt, bezeichnete Platon die Periode des Ilos als Muſter der Lebensweiſe in den Ebenen. Mit Bezug auf *Hom.* Il. XI, 166. 167 vermuthet er auch, daß Ilos inmitten der Ebene begraben ſein möge. (*R.*)

ILOSVA, 1) ein Fluß, welcher im nordöſtlichſten Theile des beregher Comitats in der Nähe der Grenze der marmaroſer Geſpanſchaft dem Karpathengebirge entſpringt, und nach einem kurzen Laufe ſich mit der aus der Marmaros kommenden Borſova vereinigt. 2) Eine, ſlawiſch auch Irsova genannte, mehren adeligen Beſitzern gehörige Herrſchaft und ein großes Dorf im ſelvidéker Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der beregher Geſpanſchaft im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns, im Gebirge am rechten Ufer des gleichnamigen Flüßchens gelegen, mit 42 Häuſern, 621 katholiſchen Einwohnern, welche zum Theil Magyaren und zum Theil Rußniaken ſind, einer eigenen griechiſch-katholiſchen Pfarre, einer griechiſchen Kirche und einer Schule. 3) Ein von dem mittlern ſzolnoker Comitat eingeſchloſſenes Dorf im kraſznakoẑer Gerichtsſtuhle der ſzathmárer Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, im Gebirge gelegen, mit 25 Häuſern und 181 magyariſchen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 17 Katholiken, ſämmtlich zur evangeliſchen Kirche helvetiſcher Confeſſion ſich bekennen.

(*G. F. Schreiner.*)

ILOTE (franz.), ILOTES (Zoologie), ein von Denys Montfort 1808 aufgeſtelltes Geſchlecht mikroſkopiſcher Polythalamien, Foraminiferen, deſſen Charakter iſt:

1. Testa libera, univalvis, septata et cellulosa, in discum sublenticularem convoluta; spira excentrica; extus perspicua, utrinque mammelliformi; apertura lineari-triangularis, dorso emarginata et cellulosa (?), media anfractum spirae penultimum recipiens; anfractus ultimus reliquos includens; dissepimenta simplicia; dorso carinato.

Typus dieſes Geſchlechts iſt Ilotes rotalitatus *Montf.* p. et tab. 199, welcher in Fichtel's Testacea microscopica p. 112. t. 21. f. a—d abgebildet worden ſein und ſich im Küſtenſande des Mittelmeeres bei Livorno vorfinden ſoll. Der Durchmeſſer iſt 1‴.

D'Orbigny rechnet dieſes ganz unbedeutende und zugleich unrichtig charakteriſirte Genus zu Lamarck's und ſeinem Geſchlechte Orbiculina *). (*H. G. Bronn.*)

ILOVAZ, ein Felſenriff (Scoglio) im adriatiſchen Meere in der Nähe der Inſel und des Städtchens Osero (ſ. d. Art.), zu welcher es auch gehört. (*G. F. Schreiner.*)

ILOW, IHLO oder IHLOW, das größte Gehölz in der im Ganzen holzarmen hanoverſchen Provinz Oſtfriesland (Landdroſtei Aurich), im Amte Aurich, Parochie Weene. Es iſt eine halbe Stunde lang und eine Viertelſtunde breit, und enthält 660 calenb. Morgen oder 305¼ oſtfrieſiſche Diemathe, in deren Bezirk noch gegen 250 Morgen Bau- und Weideland und einige hundert Morgen Wieſen liegen. Den Namen Ihlo, Ihlow oder Ihlau (in alten Schriften Ylauw, Yle) ſoll es nach Harkenroth [1]) von einem kleinen dort fließenden Bache, der Yle, erhalten haben. Der Forſt wird in das Oſterholz zu 300 Morgen und in das Weſterholz zu 360 Morgen eingetheilt. Wegen der mehr niedrigen als hohen Lage des Bodens beſteht faſt die Hälfte des Holzes aus Erlen und Weiden, letztere jedoch erſt in ſpätern Jahren mit Vortheil angepflanzt; auf den höhern Stellen finden ſich Eichen, die zum Theil noch aus frühern Jahrhunderten herrühren, und mitunter von anſehnlicher Dimenſion ſind. Außer mehren andern Wegen durchſchneidet eine herrliche Allee der ſchönſten alten Linden den Forſt. In demſelben halten ſich Rehe, früher auch Hirſche auf. Letztere wurden jedoch, theils durch die Invaſion franzöſiſcher Truppen in Oſtfriesland im ſiebenjährigen Kriege, theils durch landesherrliche Verfügungen ſo ſehr vermindert, daß ſie ſich zuletzt ganz verloren. In einem Hügel des Waldes, der Dachsberg genannt, halten ſich bereits von frühern Zeiten her viele Dachſe auf. Auf dem oben erwähnten Acker- und Weidelande ſtehen außer dem Jägerhauſe drei Bauerhöfe, und neben dem Gehölze noch ein vierter Hof, in welchen zuſammen 35 Menſchen wohnen.

Höchſt wahrſcheinlich verdankt dieſer Forſt nebſt den darin liegenden cultivirten Äckern ſein Entſtehen einem vormaligen Kloſter, Ciſtercienſer- oder Bernhardinerordens, welches der Erzbiſchof Gerhard von Bremen, zu deſſen Sprengel der größte Theil von Oſtfriesland gehörte, im J. 1228 ſtiftete, und zuerſt mit Mönchen aus dem berühmten frieſiſchen Kloſter Adewert in Gröningerland beſetzte [2]). Der Vorſteher erhielt die Würde eines Abtes und das Kloſter den Namen Schola Dei. Obgleich es, wie Emmius ſagt [3]), in einer nicht günſtigen Gegend angelegt war, ſo ſtieg es, begünſtigt durch ſeinen Stifter und vielleicht auch durch die von den Mönchen emſig betriebene Cultur des Bodens und beſonders durch die Anlage des anſehnlichen Forſtes nach und nach zu einem bedeutenden Reichthum, und der Rang, welchen es unter den oſtfrieſiſchen Klöſtern behauptete, wurde dadurch noch erhöht, daß es ſogar die Münzgerechtigkeit erhielt, wel-

5) *Apollodor.* l. c. 6) *Pausan.* Corinth. XXII. §. 4. 7) l. c. p. 593.

*) *Denys Montfort*, Conchyliologie systematique (Paris 1808). I, 198. 199. *Dessalines d'Orbigny*, Tableau méthodique de la classe des Céphalopodes (extrait des Annales des scienc. d'hist. natur. [Paris 1826.] Janv.) p. 189.

1) Oostfriesche Oorspronkelijkheden. p. 568. 2) Die in Oſtfriesland noch jetzt vorhandenen kleinen Forſten ſtammen größtentheils von Klöſtern her, deren Mönche die um ſelbige herumliegenden Ländereien urbar machten, und theilweiſe, beſonders in der Nähe der Klöſter, mit Holz bepflanzten. Der Meinung des J. J. Harkenroth (Oostfr. Oorspronkelijkheden l. c.), daß das Gebüſch von Ihlo noch ein übriggebliebener Theil des Urwaldes von Oſtfriesland ſei, kann der Verf. dieſes Art. aus dem Grunde nicht beiſtimmen, weil dieſer Wald bereits in der vorchriſtlichen Ära durch große Überſchwemmungen umgeſtürzt iſt, und ſich ſeitdem in ein weitausgedehntes Moor verwandelt hat, welches nur durch Trockenlegung und Cultur zur Vegetation des Holzes erſt wieder fähig wird. 3) Rer. frisicar. historia. L. IX. p. 136.

Digitized by Google

ches kein anderes oſtfrieſiſches Kloſter beſaß. Die darin geſchlagenen Münzen ſind jedoch äußerſt ſelten geworden. Ritter Okko then Broek, Häuptling von Auricher- und Brockmerland, hatte das Kloſter (1378) in ſeinen beſondern Schutz genommen. Als die Reformation ſich bald auch unter dem damals regierenden Grafen Edzard I. nach Oſtfriesland verbreitet hatte, verließ der letzte Abt des Kloſters, Antonius, freiwillig daſſelbe (1527), und wurde evangeliſcher Prediger zu Larrelt, im Amte Emden. Das Kloſter ſelbſt ging ein, indem es vom Papſte dem Droſten von Aurich, Georg von Münſter, in Eigenthum überlaſſen wurde, welcher Letztere es darauf an das gräfliche Regierungshaus verkaufte. So ward es, wie nach und nach auch die übrigen oſtfrieſiſchen Klöſter, ſäculariſirt, und die reichen Einkünfte deſſelben floſſen nun in die Staatscaſſe. Graf Johann ließ die Kloſterkirche abbrechen [4]) und daraus ein Wohnhaus für ſich bauen, welches jedoch Graf Enno III. im J. 1612 in ein Jagdſchloß verwandelte. Unter der preußiſchen Regierung (1756) entſtand daraus ein bloßes Jägerhaus, welches noch jetzt beſteht. Die dem Kloſter früherhin gehörigen Ländereien wurden 1764 größtentheils von der Landesherrſchaft an Privatperſonen in Erbpacht verliehen; nur einige Morgen Wieſenland behielt die Regierung für ſich zurück. Unter der franzöſiſchen Regierung wurde der ihlower Forſt ſeiner ſchönſten Eichenſtämme beraubt (1811), indem ſelbige zur militairiſchen Befeſtigung der oſtfrieſiſchen Inſeln benutzt wurden. Seit ein Paar Jahren wird jetzt in Ihlo jährlich gegen den 18. Jun. ein Sängerfeſt gefeiert, zu welchem ſich die Liedertafeln von Emden, Leer, Aurich ꝛc. und zahlreiche Freunde des Geſanges vereinigen. (*Rud. Christoph Gittermann.*)

ILOW, IHLOW, adeliges Gut und Dorf, Filial von Batzlow, in dem oberbarnimſchen Kreiſe der Mark Brandenburg, iſt das Stammhaus einer alten adeligen Familie, deren hiſtoriſche Bedeutung jedoch einzig auf dem bekannten Unglücksgenoſſen Wallenſtein's beruht. Chriſtian v. Ihlow (Illo) geboren auf dem Gute Leichholz in dem Sternberg'ſchen Kreiſe der Neumark, hatte es durch eine Reihe viel mehr nützlicher, als glänzender Dienſte bis zu dem Range eines General-Feldmarſchallieutenants in dem kaiſerlichen Heere gebracht, auch die in dem pilſner Kreiſe von Böhmen belegene Stadt Mies, die zu 8,922 Schock 54 Groſchen 5 Dr. abgeſchätzt, zu Eigenthum erworben. Mit des Grafen Chriſtoph II. von Fürſtenberg Tochter Albertina, einer Bekennerin der Huſſitiſchen Lehre, ſeit dem J. 1628 verheirathet, in den Freiherrenſtand erhoben, und im Beſitze von des Friedländers unbeſchränktem Zutrauen, fand er ſein Glück noch viel zu klein. Er ſuchte, angeblich von Wallenſtein ermuntert, der zugleich alles Böſe von ihm berichtete, an dem kaiſerlichen Hofe ein Grafendiplom, erhielt, auf den ungünſtigen Bericht, einen abſchlägigen Beſcheid, und wurde nun von Wallenſtein angeſpornt, auf alle mögliche Weiſe für ſolche Beleidigung Rache zu ſuchen. So die mit nichts beſcheinigte Sage, bei der man zu überſehen ſcheint, daß J. von Geburt aus, und auch durch ſeine Heirath mit einer Huſſitin, der geſchworener Feind des Erzhauſes ſein mußte, und daß es daher viel wahrſcheinlicher iſt, daß er den Generaliſſimus von dem Kaiſer abwendig machte, als daß der Generaliſſimus ſich bemüht haben ſollte, ihn, das Geſchöpf ſeiner Laune, auf verächtlichen Schleifwegen für ſtrafbare Entwürfe zu gewinnen. In der Expedition nach der Warthe, 1633, die ruhmvoll mit der Einnahme von Landsberg begann, führte J., gemeinſchaftlich mit Götzen, den Oberbefehl. In der Verſammlung der Oberſten, zu Pilſen den 11. Januar 1634, hatte er den Auftrag, die Geſinnungen der Verſammlung zu erforſchen, und ſie zugleich auf die entſcheidenden Schritte vorzubereiten, die Wallenſtein mit ihrer Hilfe wagen zu dürfen glaubte. Ingratis servire nefas, war die Einleitung zu der von J. vorgetragenen Rede: aus den geſchehenen Vermuthungen (die Winterquartiere außerhalb Böhmen zu beziehen, Regensburg in der rauhen Jahreszeit zu belagern, 6000 Reiter an den Cardinalinfant abzugeben,) würden die Commandanten und Oberſten abnehmen, wie dem Generaliſſimus von dem kaiſerlichen Hofe unmögliche Dinge aufgetragen würden. Wenn er ſich nicht gleich willfährig bezeigte, ſuche man ihn zu verfolgen, wie denn die Spanier bereits getrachtet, ihm mit Gift beizukommen, welche, nachdem ſie nun die kaiſerlichen Räthe und Miniſters auf ihre Seite gebracht, mit allen Kräften dahin arbeiteten, wie ſie nächſtens den König (von Ungarn) in das Feld bringen, ſelbſt hernach ihres Gefallens herumführen und die völlige Gewalt über die Ungarn an ſich bringen möchten, durch welches ſie nichts anderes vorhätten, als die rechten Fundamente ihrer Monarchie in dieſen Ländern zu befeſtigen, die teutſche Freiheit aufzuheben, und das römiſche Reich wider deſſen alte Privilegien ihnen erblich zu machen. Um dieſes Vorhaben auszuführen, ſuche man das Heer zu entkräften, zu welchem Ende der Kaiſer unter einem ſcheinbaren Vorwande befohlen habe, den mehren Theil deſſelben, ungeachtet des Winters, nach Baiern zu ſchicken, ſowie auch blos deswegen die 6000 Reiter für den Infanten begehrt würden. In den Erbländern ſei weder Volk, noch Geld mehr zu bekommen; der Kaiſer ſei nur ein Raub der Jeſuiten und ſeiner Miniſter, die Alles, was die Länder für die Armee bewilligten, an ſich zögen und den ſauren Schweiß derſelben zu ihrer Hoffahrt verwendeten; jetzt ſuchten ſie den Soldaten gar die Hälſe zu brechen; wo die letztern hinkämen und Quartiere begehrten, wollte man ſie nicht haben, und thäte, als wenn es Türken, Teufel oder Tataren wären. Weil nun der General alles dieſes wohl wiſſe, ſeine Ehre und Reputation, die er ſich durch 28jährige Kriegsdienſte erworben, großer Gefahr ausgeſetzt ſei, und er ſich außer Stand befinde, der Armee das Zugeſagte zu halten, weil ihm der Hof ſelbſt nicht halte, was er ihm verſprochen, als ſei er entſchloſſen, ſeine Stelle zu reſigniren und die Armee zu verlaſſen, ehe er mit Schimpf von Neuem ab-

4) Den ſchönen, ſtark vergolbeten und mit vielem Schnitzwerk verſehenen Altar dieſer Kloſterkirche ſchenkte Graf Johann der Kirche zu Aurich, worin er, nachdem dieſe in den Jahren 1833—1835 neu gebaut worden, auch wieder aufgeſtellt iſt.

Digitized by Google

geſetzt und verſtoßen werde. Doch habe er es den Oberſten vorher wollen fürtragen laſſen, um ihre Wohlmeinung und treuherziges Mitleiden zu vernehmen." Gleichſam für ſich ſelbſt ſetzte der Redner hinzu: „Sie ſollten gleichwol bei ſich ſelbſt bedenken, was ihnen durch Wallenſtein's Abzug für Gefahr und Schaden bevorſtände, ſie hätten die Regimenter und Compagnien auf deſſen Zureden meiſtens aus ihrem Seckel errichtet, wofür, ſowie auch für ihre übrigen getreuen Dienſte, ſie keine Bezahlung zu hoffen hätten. Der beſte Rath würde ſein, bei dem General um die Fortſetzung ſeines Generalats mit allem Fleiße anzuhalten." Dieſe Rede wurde mit rauſchendem Beifalle aufgenommen, und beſchloſſen, daß man den Feldherrn nicht laſſen, ſondern erbitten ſolle, bei dem Heere zu bleiben. Die zu dem Ende an ihn abgeſendeten Oberſten, worunter J. ſelbſt, erhielten, nach einigem Zögern, eine willfahrende Antwort, zugleich aber auch die Eröffnung, daß die anweſenden Befehlshaber ſämmtlich und ein jeder inſonderheit ſich anſtatt eines körperlichen Eides verpflichten und verbinden müßten, bei ihm ehrbar und getreu zu halten, auf keinerlei Weiſe ſich von ihm zu trennen oder trennen zu laſſen, ſondern alles, was zu ſeiner und der Armee Erhaltung gereiche, äußerſter Möglichkeit nach zu befördern, und nebenbei und für denſelben alles das Ihrige bis die letzten Blutstropfen ungeſparter aufzuſetzen. Die beigefügte Clauſel: „So lange er Friedland in Ihrer Kaiſ. Majeſtät Dienſten verbleiben, und zu Beförderung Derſelben Dienſten ſie gebrauchen würde," entfernte jede Misdeutung, und keiner der verſammelten Oberſten trug Bedenken, einem ſcheinbar ſo unſchuldigen und billigen Begehren ſeinen Beifall zu ſchenken. Der Revers wurde aufgeſetzt und verleſen, dann zur Tafel gegangen, deren Anordnung J. übernommen hatte. Sie war noch nicht völlig aufgehoben, als der Revers zum Unterzeichnen gereicht wurde, nicht zwar die ſchon verleſene und gutgeheißene, ſondern eine vollkommen ähnliche Ausfertigung, in der allein die den kaiſerlichen Dienſt betreffende Clauſel fehlte. So ſehr Manchem der Wein zu Kopfe geſtiegen war, ſo blieb die ſchlechte Pfiffigkeit doch nicht unbemerkt, noch ungerügt. Aber Trczka erklärte für meineidige Schelme alle, die zurücktreten würden. J. ließ nochmals alle ſeine Redekunſt walten, und der Aufſatz wurde unterzeichnet. Binden konnte er Niemanden; von Allen verlaſſen, deren Mitwirkung er ſich verſprochen, eilte Wallenſtein mit der geringen Anzahl ſeiner Getreuen nach Eger; auch J. zugleich mit Trczka und dem Generaliſſimus geächtet, in den an verſchiedene vertraute Generale von dem Kaiſer erlaſſenen geheimen Befehlen, folgte ihm dahin. Er wohnte dem von Gordon auf dem Schloſſe gegebenen Abendeſſen bei, meinte, im Laufe des Geſprächs, der General werde in drei Tagen eine Armee vereinigen, wie er ſie noch nicht gehabt, und verblutete gleich darauf unter den Streichen der Butler'ſchen Dragoner (25. Febr. 1634). Glücklicher, oder ſchneller gefaßt, wie Trczka und Kinsky, hatte er noch Zeit gehabt, eine Fenſterblende zu erreichen, von dort aus, unter den bitterſten Schmähungen, dem Schotten Gordon ſeinen Verrath vorgeworfen, und ihn herausgefodert zu ehrlichem Zweikampfe. Nach der tapferſten Gegenwehr, nachdem er zwei ſeiner Feinde erlegt, ſank er, überwältigt von der Zahl, und von zehn Stichen durchbohrt, zu Boden. So erzählen nämlich die Neuen, und insbeſondere auch Schiller. Weniger poetiſch, aber dem Gange eines plötzlichen Überfalles angemeſſener, erzählt das Theatrum Europaeum: „Die Irrländer aber den Tiſch auff einen Hauffen geworffen, und auff den Felde Marſchalck Illo, die beide Graffen Tertzky und Kintzky, wie auch Neumann und andere gedrungen, auff ſie geſtochen und geſchlagen, alſo daß Illo, ob er ſich wol etwas gewehret, und Kintzky gleich anfangs geblieben, Graff Tertzky aber, wie man ſagt, gefroren, iſt zwar ins Vorhauß kommen, aber doch endlich von den Tragonern mit Mußqueten zu todt geſchlagen worden." Johann Nicolaus von Ilow, auf Merz, in dem Beeskowſchen, kommt 1705 als der verwitweten Herzogin Sophia von Würtemberg-Oels Rath und Oberhofmeiſter vor. Joachim Friedrich von J. auf Ilow, königl. poln. kurf. ſächſ. Oberſt von den Dragonern, wird 1706 in auszeichnender Weiſe genannt. Im Februar 1759 wird einer von J. Oberſtwachtmeiſter bei dem königl. preuß. Regiment Meinicke (Cavalerie). Um dieſelbe Zeit befand ſich das Gut Leichholz noch bei der Familie. Otto Friedrich von J., königl. preuß. Generalmajor, und Chef eines Cüraſſierregiments, Ritter des Ordens pour le merite, ſtarb zu Coblenz den 11. Nov. 1792. In dem vorgerückten Alter von 67 Jahren hatte er den Beſchwerden des Feldzuges nach der Champagne nicht widerſtehen können. Er war zu Schmagorey, einem Gute in dem Sternbergſchen Kreiſe der Neumark, welches ſpäter an die von der Oſten kam, geboren. Bei der Zerſtörung des ſtädtiſchen Kirchhofs im J. 1820 wurde auch ſein Grabmonument zerſtört, und nur in einem Fragmente nach dem neuen Kirchhofe übergetragen. Die verſtümmelte, ſogar des Namens beraubte Inſchrift beklagt, daß er hier an den fernſten Grenzen Teutſchlands ſein Grab gefunden. (*v. Stramberg.*)

Ilowellir, ſ. Iluwellir.

Ilowla, ſ. Ilawla.

Ilp, ſ. Islay.

Ils, ſ. Ilz.

ILSAN, YLSAN, Elsan, ein in der teutſchen Heldenſage mehrfach und bereits in dem angelſächſiſchen Liede des reiſenden Sängers aus dem 7. oder 8. Jahrh. vorkommender Name [1]). Ilſan oder Elſan iſt nicht als Verkürzung aus dem lateiniſchen Ilsanus, Elsanus, anzuſehen, ſondern die urſprüngliche Form war Ilſa, Elſa, in der Beugung Ilſan, Elſan, welche Form dann aber auch im Nominativ beibehalten wurde.

Ungewiß bleibt, ob mit Sicherheit zwei Ilſan in der teutſchen Heldenſage aufgeſtellt werden können oder nicht, ſodaß aus Ilſan dem Alten ſpäter der Mönch Ilſan gebildet ward, deſſen Sage ſo berühmt geworden,

1) Bei Letzterem heißt es:
„Eadwin beſuchte ich und Elſa, Egelmund und Hungar,
Und die ſtolze Schar wider die Morgingen."

Digitized by Google

und für die Charakteriſtik des Geiſtes des größten Theiles der Dichter des 13. Jahrh. ſo wichtig iſt. Für die Anſicht, daß beide Ilſan im Grunde eine Perſon ſind, ſpricht der Umſtand, daß der Verfaſſer von Dietrich's Ahnen und Flucht zu den Heunen, und der von der Ravennaſchlacht einer frühern Sage gefolgt ſein können, nach welcher Ilſan nicht Mönch war, oder die ihn noch nicht als Mönch kennt. Der gründlichſte Forſcher der teutſchen Heldenſage ſtimmt jener Meinung indeſſen nicht bei[2]). Am gerathenſten iſt es bei dieſen verſchiedenen Anſichten unſtreitig, beide Ilſan[3]) getrennt zu behandeln.

1) Ilſan der Alte oder Ilſan nach der Sage, welche ihn noch nicht als Mönch kennt. In dem Heldenliede von Dietrich's Ahnen und Flucht zu den Heunen wird J. unter den übrigen Helden Dietrich's genannt, welche ihm 10,000 Mann nach Bern bringen. Dem unverzagten J. vertraut Dietrich Bern an. Doch erſcheint J. auch bei der großen Schlacht vor Raben (Ravenna), und iſt einer von denen, welche ſie überleben, und denen Dietrich den Auftrag gibt, ſeine gefallenen Helden aus den übrigen Todten auszuſuchen[4]). Im Heldenliede von der Schlacht vor Raben iſt J. auch einer der Helden Dietrich's, wird Ilſan der Alte genannt, ſpielt eine wichtige, aber traurige Rolle. Als Dietrich in dieſe Schlacht zieht, vertraut der Berner Ilſan dem Reinen die beiden jungen Söhne des Königs Etzel und der Frau Helche und ſeinen jungen Bruder Diether und die Stadt Bern (Verona) an, mit dem Befehle, die Kinder nirgends hinreiten zu laſſen. Aber die jungen Herren beſtürmen ihn mit Bitten, die Gegend von Bern beſchauen zu dürfen, bis er einwilligt. Sie ſollen jedoch unter ſeiner Begleitung ſpazieren reiten. Sie eilen indeſſen ſehr, ſitzen früher auf ihren Roſſen, reiten vor die Stadt, und gelangen auf eine unrechte Straße. J. eilt ihnen nach, kann ſie aber nicht finden, und ſchlägt in dem Glauben, daß ſie die Straße nach Ravenna eingeſchlagen hätten, um an dem Kampfe Theil zu nehmen, auf ſeinem Roſſe Blanke[5]) dieſe Richtung ein. Jene bleiben indeſſen auf der unrechten Straße und werden von Wittichen erſchlagen[6]). Nachdem Dietrich die Schlacht vor Raben gewonnen hat, kommt Ilſan und verkündet auf die Frage, wie ſich die ihm Übergebenen befänden, mit traurigem Muthe, was geſchehen. Jener geräth darüber in die größte Beſorgniß um die Verlorenen, und da ſich findet, daß ſie durch Ilſan's Schuld aus der Stadt geritten und erſchlagen ſind, haut er dieſem mit eigener Hand das Haupt ab[7]).

Ilſan kommt weder in dem Heldenliede von der Schlacht vor Raben, noch in dem von Dietrich's Ahnen und Flucht zu den Heunen als Hildebrand's Bruder vor, obgleich zu einer ſolchen Angabe Gelegenheit da war; denn Str. 114 werden beide neben einander aufgeführt. Indeſſen kann man daraus doch nicht mit Sicherheit ſchließen, daß er von dem Mönch Ilſan, Hildebrand's Bruder, verſchieden ſei; denn dieſer Umſtand könnte als ſpäterer Zuſatz der Sage betrachtet werden, oder man möchte auch geneigt ſein anzunehmen, er ſei in den erwähnten zwei Gedichten nicht ausdrücklich bemerkt, weil man ihn als eine bekannte Sache vorausſetzen zu dürfen glaubte. Nach dem Verhältniſſe, in welchem das erſtere Heldenlied Ilſan vorführt, könnte dieſer allerdings ſehr wohl Hildebrand's Bruder ſein, allein in dem letzteren fiele es doch ſehr auf, daß Dietrich dem Bruder ſeines Meiſters Hildebrand das Haupt abſchlüge. Wenigſtens ſollte man dann erwarten, daß der Dichter da, wo Rüdiger dem Könige Etzel Ilſan's Schickſal erzählt, dieſen Umſtand hervorgehoben haben würde. Denn in dieſem Falle brachte ja Dietrich, indem er Ilſan für ſeine Unachtſamkeit beſtrafte, ein großes Opfer. Am wahrſcheinlichſten bleibt mithin die erſte Annahme, daß Ilſan zur Zeit der Bildung der Sage, wie ſie ſich in den beiden genannten Heldenliedern findet, noch nicht als Hildebrand's Bruder galt. Überhaupt iſt Ilſan erſt ſpäter in die teutſche Heldenſage eingeführt, oder ein ſpäteres Erzeugniß derſelben; denn die Wilkinaſaga, in welcher die teutſche Heldenſage cykliſch dargeſtellt iſt, kennt Ilſan noch nicht, und der, unter deſſen Obhut ſich nach ihr Etzel's Söhne befinden, heißt nicht Ilſan, ſondern Helſerich[8]). Ilſan hatte aber dadurch, daß er in dem Heldenliede von der Schlacht vor Ravenna zum Hüter der Söhne Etzel's gemacht ward, zu viel Bedeutung er-

2) W. Grimm, Die deutſche Heldenſage. S. 415. 3) Ilſan und Elſan ſind nur mundartlich, oder nach gauthümlicher Ausſprache, unterſchieden. In dem Heldenliede von Dietrich's Ahnen und Flucht zu den Heunen wird die Form Elſan gebraucht. In dem Heldenliede von der Ravennaſchlacht wird in einer und derſelben Strophenfolge bald Ilſan und Ylſan, bald Elſan geſagt, ſo wenig war der Abſchreiber mit ſich über die Orthographie einig. In den übrigen Heldenliedern und in der alten Überſicht des Heldenbuches kommt bald Ilſan, bald Ylſan vor, und im Heldenbuche Caspar's von der Rön meiſtens aſpicirt Hilſam und Hylſam, doch auch Ilſam, ſodaß das n mit m regelmäßig vertauſcht iſt, und es nur um des Reimes willen einmal Hilſan heißt, wie umgekehrt in Dietrich's Ahnen und Flucht zu den Heunen nur einmal, aber des Reimes auf Perchtam wegen „her Elsam" heißt. Im Liede von der Schlacht vor Raben wird bald Ilſan oder Ylſan, bald Ilſam oder Ylſam, auch ohne Rückſicht auf den Reim, auch einmal Elſam angewendet, doch ſcheint es des Reimes wegen. Im großen Roſengarten bei von der Hagen und Primiſſer, Der Helden Buch in der Urſprache, ſteht einmal in der Überſchrift ausnahmsweiſe Ylſam S. 8, und im Texte meiſt Ilſan, ſeltener Ylſan, ſowie auch in der Überſchrift, S. 21, Ylſan. Am beſten iſt es, mit Grimm die Schreibart Ilsan vorzuziehen. Fiſchart hat Ilzan und Milchzan. Die däniſchen Heldenlieder (Udvalgte Danske Viſer. I, 6, 19) erwähnen einen Munk Broder *Alsing*. 4) Dietrich's Ahnen und Flucht zu den Heunen, Z. 3011, bei v. d. Hagen und Anton Primiſſer, Der Helden Buch in der Urſprache. S. 33. Z. 5838. S. 61. Z. 6004. S. 63. Z. 7192. S. 75. Z. 346. S. 101.

5) So heißt Ilſan's Roß in dem Liede von der Schlacht vor Raben. Str. 361. Z. 1. S. 23. In der Wilkina-Saga kommt auch ein Roß Blanke vor, aber es gehört Dietrichen von Bern zu. Vgl. W. Grimm a. a. O. S. 209. 6) Vgl. Allg. Encykl. 1. Sect. 25. Th. S. 89. 3. Sect. 6. Th. S. 213. 7) Das Heldenlied von der Schlacht vor Raben, Str. 114, bei v. d. Hagen und Primiſſer, Das Heldenbuch in der Urſprache. S. 8. Str. 281—297. S. 18. 19. Str. 304. S. 20. Str. 340—362. S. 22. 23. Str. 869—873. S. 55. Str. 1119. 1120. S. 71. 8) ſ. Allg. Encykl. 3. Sect. 6. Th. S. 213.

Digitized by Google

halten, als daß die folgenden Dichter ihm nicht noch größere Wichtigkeit zu verleihen hätten verſucht werden ſollen. Daß Ilſan nach dem Heldenliede von der Schlacht vor Raben durch den zürnenden Dietrich erſchlagen worden, konnte ſie nicht abhalten, die Sage von demſelben noch weiter fortzubilden; denn dieſes Lied berichtet die Beſtrafung nur auf indirecte Weiſe, indem lediglich Rüdiger zu Etzeln ſpricht: „Ich ſah mit meinen Augen, daß ihm (dem Ilſan) Herr Dietrich das Haupt abſchlug; das glaub Etzel!“ Man konnte daher die Vermuthung aufſtellen, es ſei dies nicht wirklich geſchehen, ſondern Rüdiger habe die Sache ſeinem Herrn, dem Könige Etzel, nur ſo vorgeſtellt, um deſſen Zorn zu beſänftigen. Seinen Helden zu erſchlagen war auch etwas ſo Verhaßtes, daß die ſpätern Dichter dieſen Makel gern von Dietrich abwendeten. Dieſes Gefühl freilich könnte auch der Grund ſein, weshalb der Dichter des Heldenliedes von der Schlacht vor Ravenna die That ſelbſt nicht ſchildert, ſondern nur am Ende des Gedichtes Rüdiger'n in den Mund legt. Möglich bleibt auch, daß der Dichter ſelbſt die Angabe für weiter nichts hält, als eine von demſelben erfundene Ausflucht, um Etzel zu beſchwichtigen. Glaubte aber jener ältere Dichter wirklich die von Rüdiger ausgeſprochene Meinung, ſo war doch die folgende Zeit dadurch keinesweges gebunden. Sie konnte die vorgefundene Notiz als eine in guter Abſicht vorgebrachte Lüge Rüdiger's gelten laſſen. Aber freilich Ilſan konnte von der Zeit jenes Vorfalles an nicht mehr unter Dietrich's Helden erſcheinen, ſondern mußte verborgen leben. Nach dem Geiſte jener Zeit aber war dazu am paſſendſten ein Kloſter, in welchem ſich Ilſan vor Dietrich's und Etzel's Zorne verbarg und ſeine Schuld büßte. Wäre an die Heldenſage der Maßſtab geſchichtlicher Zeitfolge zu legen, ſo hätten die ſpätern Dichter, ſelbſt wenn ſie vorausſetzten, Ilſan ſei wirklich durch Dietrich erſchlagen, doch keinen Anſtoß finden können, ſeiner bei andern Gelegenheiten zu gedenken. Da namentlich die Schlacht vor Ravenna ſpäter iſt, als der Kampf im Roſengarten zu Worms und als Alphart's Tod, ſo konnten ſie ihn recht gut im Roſengarten kämpfen und Alphart's Tod rächen laſſen. Daß der Mönch Ilſan nach dem Heldenliede von Alphart's Tod in Dietrich's Ungnade iſt, und zwar, weil er ihm vor Garten ſeinen Oheim (Vetter) erſchlagen, dieſe Erzählung findet W. Grimm [9]) durch kein anderes Gedicht aufgeklärt, ſodaß man nicht errathe, was für ein Verwandter Dietrich's gemeint ſei. Wahrſcheinlich aber wollte der Verfaſſer des genannten Heldenliedes die Sage von der Ungnade Dietrich's gegen den Mönch Ilſan auch in ſeinem Liede benutzen, weil ſie Gelegenheit zu einer ſo bedeutſamen Verwickelung gab. Aber freilich konnte er die Thatſache nicht beibehalten, daß J. den Tod der beiden ihm anvertrauten Söhne Etzel's und zugleich Diether's, des Bruders Dietrich's, durch zu große Nachgiebigkeit verſchuldet habe; denn er will ja Ereigniſſe vor Dietrich's Flucht zu den Heunen und vor der Schlacht vor Ravenna darſtellen; er mußte alſo einen andern Beweggrund zu Dietrich's großem Zorne gegen J. erfinden. Er gibt demnach an, J. habe Dietrich's Vetter vor Garten erſchlagen; hiervon kommt natürlich in keinem andern Gedichte etwas vor, weil der Verfaſſer des Heldenliedes von Alphart's Tode das Factum erſt erdichtete.

2) Ilſan der Mönch oder Ilſan nach der weiter ausgebildeten Sage, welche ihn als Mönch und Hildebrand's Bruder betrachtet. Der letztere Umſtand iſt inſofern bemerkenswerth, weil Hildebrand als Meiſter Dietrich's von Bern eine große Rolle ſpielt. In dem Heldenliede von Alphart's Tode, in den Roſengartenliedern und in der alten Überſicht des Sagenkreiſes des Heldenbuches [10]) wird der Mönch J. als Hildebrand's Bruder dargeſtellt. Da nun Hildebrand's Vater Herbrand war, der ſchon in der älteſten [11]) auf uns gekommenen Heldenſage erwähnt iſt, ſo hat man auch Ilſan als deſſen Sohn anzuſehen. Außerdem wird in der alten Überſicht des Heldenbuches auch von Herbrand ausdrücklich geſagt: Er war Hildebrand's und Mönch Ilſan's Vater. Durch dieſe Verwandtſchaft erhält der Mönch J. auch Beziehung zu Alphart; denn es heißt ebendaſelbſt: Amelot von Garten hatte Hildebrand's und Mönch Ilſan's Schweſter, mit der hatte er drei Söhne. Ob die weitere Ausbildung der Sage J. früher zu Hildebrand's Bruder machte, oder zum Mönch, läßt ſich aus dem Heldenliede von Alphart's Tode, den Roſengartenliedern und der alten Überſicht des Sagenkreiſes des Heldenbuches nicht erſehen, denn in ihnen erſcheint Ilſan als beides. Die däniſchen Heldenlieder (Udvalgte Danſke Viſer 1, 6, 19) kennen einen Munk Broder Alſing; doch Hildebrand's Bruder heißt er dort nicht, obgleich er einmal (19, 27) unmittelbar nach ihm genannt wird [12]). Hieraus läßt ſich wol ſchließen, daß J. in der Sage früher zum Mönch gemacht wurde. In der allerſpäteſten Ausbildung der Sage erſcheint J. nicht mehr als Herbrand's Sohn und Hildebrand's Bruder, ſondern als Laurin's Sohn. Cyr. Spangenberg [13]) ſagt: „Ilſan iſt Hildebrand's Bruder geweſen, wiewol etliche meinen, er ſei des kleinen Laurin in Tyrol Sohn.“ Dieſe Meinung iſt unſtreitig aus Verwechſelung Ilſan's mit Ilſing entſtanden. Von letzterem ſagt Aventin [14]): Nach König Larenn (Laurin) hat Teutſchland verwaltet 53 Jahre ſein Sohn Ylſing, von dem man noch alte Reimen der alten Teutſchen, unſerer Vorfahren Chronica, hin und her wieder findet. Wahrſcheinlich dachte ſchon

9) Die deutſche Heldenſage. S. 241.

10) Im alten Hildebrandsliede wird Hiltibraht, wie Hildebrand hier heißt, „Heribrantes sunu“ genannt. Cf. De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum, edidit Gul. Grimm. 3. 6. 11) Alte Überſicht des Sagenkreiſes des Heldenbuches. Frankfurter Ausgabe von 1560. Bl. 186. S. 1. Sp. 1. 2, und auf demſelben Blatte S. 2. Sp. 2 heißt es: Dieſe nachgeſchriebenen Herren und Helden waren des Königs Etzel's Diener, als ſie in den Roſengarten wollten reiten: Dietrich von Bern, Dietmar's Sohn, Hildebrand, Herbrant's Sohn, Mönch Ilſan, Hildebrand's Bruder ꝛc. 12) Vgl. W. Grimm, Die teutſche Heldenſage. S. 241. 13) Adelſpiegel 2, 274b und daraus bei W. Grimm, S. 313. 314. 14) Bairiſche Chronik (Frankf. 1580). 36b und daraus bei W. Grimm, S. 302.

Digitized by Google

Aventin bei dieſem „Ylſing“ zugleich an den Mönch J.; denn ein Ilſung (Ilſing iſt nur andere Form deſſelben Namens) tritt zwar in der teutſchen Heldenſage auf, aber nicht bedeutend. In dem Heldenliede von Dietrich's Flucht und Ahnen zu den Heunen wird Z. 8293. S. 86 unter denen, welche mit Wolfhart ritten, als der ſiebente aufgeführt: „Ylsunch der Degen.“ In der Fortſetzung des Liedes vom Könige Laurin bittet der in Hut gehaltene König Laurin, welcher entſchloſſen iſt den Chriſtenglauben anzunehmen, den edeln Degen „Illſunck,“ daß er ihm rathen möge. Ilſung gibt ihm den Rath, welcher ihm gut ſcheint in Bezug auf Gott und Laurin's Herrn, den König Dietrich von Bern. Ilſung meldet dem Könige Dietrich, was Laurin im Sinne hat; darauf läßt dieſer Laurin durch ſeinen Kaplan taufen, und Ilſung hilft letzterm gern zum Chriſtenleben [15]). Während Laurin zu Bern in Hut war, hatte er in manchen hohlen Berg geſandt, und die Zwerge um Hilfe anſprechen laſſen. Sein Oheim, der Zwergkönig Warbaran vom Berge „Armonia,“ dem Berge „Synon,“ dem Berge „Thabor“ und dem Gebirge „Kaukasa“ zieht mit 115,000 Mann heran, und läßt durch den Fürſt Schiltung Dietrichen von Bern zu einer Feldſchlacht herausfodern. Ilſung erwiedert aber: „Euer Herr möge ſeine Drohung gegen einen ſolchen jungen Degen unterwegs laſſen; ja wir wollen ſie auf dem Felde beugen, daß ſich die Geier laben müſſen [16]).“ Dietrich erklärt ſich bereit zur Schlacht. Der König von „Armonia“ lagert ſich vor die Stadt. Wolfhart wünſcht den Kampf zu beginnen und Ilſung erklärt mit Übermuth, es ſolle den Feinden ihr Unternehmen nicht gut bekommen. Hildebrand aber verweiſt beiden ihre kühnen Reden [17]). W. Grimm [18]) wirft die Frage auf, ob hier der Ritter Ilſung gemeint ſei, welcher im zweiten Theile des Königs Laurin genannt wird, ſetzt aber hinzu, man begreift nicht, was Aventin veranlaſſen konnte, ihn zu einem Sohne Laurin's zu machen. Aber Aventin wollte die teutſche Heldenſage als Geſchichte [19]) aufgefaßt wiſſen, und demgemäß umbilden, machte alſo den Zwergkönig Laurin zu einem über Teutſchland waltenden König. Da er nun keinen Nachfolger deſſelben angegeben fand, machte er in ſeiner Verlegenheit aus dem Ritter Ilſung, der mit Laurin in freundlicher Beziehung ſtand, einen Sohn deſſelben, und ließ ihn nach Laurin über Teutſchland herrſchen. Weil ferner dieſer Ilſung nicht berühmt genug war, wol aber der Mönch Ilſan, ſo identificirte er beide, und es entſtand bei Einigen die Meinung, welche Spangenberg anführt, der Mönch Ilſan ſei ein Sohn des kleinen Laurin von Tyrol. Spangenberg ſelbſt jedoch fand im Heldenbuche den Mönch Ilſan zu oft als Hildebrand's Bruder bezeichnet, als daß er dieſer Meinung hätte beipflichten können.

Wie bei andern Perſonen der Heldenſage, welche in mehren Ländern gefeiert werden, ſo iſt auch bei dem Mönche Ilſan keine Übereinſtimmung in die Angaben zu bringen, und mithin iſt auch nicht gut möglich, eine Art Lebensgeſchichte deſſelben zu gewinnen. Denn z. B. nach dem Liede von dem großen Roſengarten der frankfurter, der heidelberger und der ſtrasburger Handſchrift, welches W. Grimm durch C. bezeichnet, hat Ilſan, als der Berner Dietrich ihm erlaubte in das Kloſter zu gehen, dieſem einen Eid geleiſtet, eine Reiſe (Heerfahrt) zu thun, wenn er ihn am allernöthigſten hätte. Nach dem Roſengartenliede thut Ilſan dieſe vor Alphart's Tode, denn es weiſt darauf als ein Ereigniß hin, welches ſich nach dem Kampfe im Roſengarten zugetragen. Nach dem Alphartsliede zieht der Mönch Ilſan Dietrichen zu, um Alphart's Tod rächen zu helfen. Der Verfaſſer des Roſengartenliedes, welcher Ilſan's Reiſe aus dem Kloſter zum Beiſtande Dietrich's nur als die einzige geltend macht, hat alſo die im Liede von Alphart's Tode enthaltene Sage von des Mönchs Ilſan Reiſe nach Bern, um gegen den Kaiſer Ermenrich Beiſtand zu leiſten, entweder nicht gekannt, oder nicht berückſichtigt, und iſt alſo mit dem Liede von Alphart's Tode in dieſer, ſowie in anderer Beziehung, im Widerſpruche. Ferner wiſſen oder haben wenigſtens die Roſengartenlieder nichts davon, daß der Mönch Ilſan bei Dietrich in Ungnade iſt. An eine Vereinigung dieſer verſchiedenen Data iſt alſo nicht zu denken, ſondern ſie müſſen getrennt gegeben werden. Zuerſt alſo nach dem Inhalte des Alphartsliedes, weil ſich dieſes noch im Geiſte der echten Heldenſage hält, was bei den Roſengartenliedern nicht der Fall iſt. Es gibt über den Mönch Ilſan Folgendes: Auf Hildebrand's Auffoderung an die Helden von Breiſach, wohin er gereiſt iſt, daß ſie dem Voigt (Fürſten) von Bern Alphart's Tod rächen helfen ſollen, antwortet der Mönch Ilſan, er habe die Huld des Voigts (Fürſtens) von Bern nicht; vergebe dieſer ihm ſeine Schuld, ſo brächte er ihm 1100 Mann zu Hilfe, die über den lichten Ringen ſchwarze Kutten trügen. Der Mönch Ilſan zieht mit. Die Helden kommen auf der erſten Tagereiſe Abends an das Hochgebirge, und der Mönch Ilſan gehört zu denen, welche der Wache in der Nacht pflegen. Es kommt in derſelben mit Studenfuß von dem Rheine, der vom Kaiſer Ermenrich ausgeſandt iſt, zur Schlacht. Hildebrand der Alte und der Mönch Ilſan dringen durch das feindliche Heer, viele werden davon getödtet und Studenfuß entrinnt nur mit zwölf Mann aus dem harten Kampfe an das Gebirge. Die Helden von Breiſach kommen vor Bern, und Dietrich geht heraus, um ſie zu empfangen und zu begrüßen. Der Mönch Ilſan liegt noch in ſchweren Sorgen mit ſeinen 1100 Kloſtermannen, und will abwarten, ob er Begnadigung erhalte. Auf Dietrich's Frage, wer dies ſei, gibt Hildebrand die Auskunft, es

15) Die Fortſetzung des Liedes vom Könige Laurin bei *Nyerup*, Symbolae ad Literaturam Teutonicam Antiquiorem. p. 45–47. 16) a. a. O. S. 57. 58. 17) a. a. O. S. 67. 18) a. a. O. S. 302. 19) Er macht dabei den ſeltſamen Schluß, weil die Lieder, wie allerdings richtig iſt, ſtatt der Chroniken dienten, ſo enthielten ſie alle Geſchichte. Er überſieht den wichtigen Unterſchied zwiſchen rein geſchichtlichen Geſängen und Gedichten, in welchen die Heldenſage niedergelegt iſt. Der Mönch Ilſan aber und der Ritter Ilſung, welche Aventin als eine und dieſelbe Perſon betrachtet, gehören blos der letztern Claſſe von Liedern an.

Digitized by Google

ſei ſein Bruder, der Mönch Ilſan, und legt zugleich Fürbitte für denſelben ein. Dietrich indeſſen erklärt, er bedürfe der Hilfe deſſelben nicht, und werde ſtets ſein Feind bleiben, weil er ihm vor Garten ſeinen lieben Oheim erſchlagen habe. Hierauf erfährt Dietrich, wie Ilſan auf der Fahrt mit den Mannen Studenfußes vom Rhein geſtritten, und was er auf der Straße für große Noth gelitten; aber dies veranlaßt ihn nur zu der mildernden Beſtimmung, daß er wieder in Frieden bis nach Breiſach an den Rhein gehen ſolle. Eckhart fodert daher alle die Seinen dahin zu gehen auf, ſie wollen ſelbſt ihm Frieden und Geleite geben; aber Meiſter Hildebrand hält ſie von dem Aufbruche zurück. Endlich bitten und flehen die von Breiſach bei Dietrich für Ilſan, bis dieſem die Schuld vergeben wird. Dietrich ſchenkt ihm nun um ihretwillen ſeine Huld und empfängt ihn wohl. Wolfhart und Siegeſtab führen Ilſan nun auf Alphart's Grab; er fodert Männer und Weiber auf, das Weinen zu laſſen, und darauf zu achten, wie man ihnen Alphart's junges Leben vergelte. In der großen Schlacht darauf ſtreitet er vermeſſentlich, und der Kaiſer ſpricht: „Was habe ich dem gethan? Daß ich Kloſterleuten je ſo getreu war! Sie ſingen gar üble Töne, und fällen manchen in das Gras." Die Schlacht geht für den Kaiſer verloren; er und Sibich, Wittich und Heime entrinnen nach Ravenna. Der Mönch Ilſan läßt ſeine Heerhörner blaſen; er hat keinen verloren von den 1100 Mann, welche er geführt [20]).

Dieſes wird im Alphartsliede oft wiederholt, denn in ihm ſoll der Mönch Ilſan durchaus edel gehalten werden und einen erhabenen Eindruck machen, und ſeine Perſon ſoll zu ſeiner klöſterlichen Umgebung keinen Gegenſatz bilden. Wo ſein Kloſter eigentlich iſt, wird nicht angegeben. Man findet ihn mit ſeinen Kloſterleuten, die ſchwarze Kutten (ſtatt der gewöhnlichen ſchönfarbigen Wappenröcke) über den lichten Ringen (d. h. Panzern) tragen in Breiſach. In den Roſengartenliedern dagegen ſoll der Mönch Ilſan, das Heldenherz in der Kutte, einen ergötzlichen Gegenſatz zu ſeinen Kloſtermauern machen. Es ſoll ergötzlich dargeſtellt werden, wie lächerlich es ſei, wenn Heldenkraft ſich in Kloſtermauern verſchließt. Nach dem Alphartsliede mishandelt Ilſan die Mönche und Mannen des Kloſters nicht. Übrigens ſtimmen in ſeiner Darſtellung auch die Roſengartenlieder ſelbſt unter einander nicht ganz überein, wiewol allen Ein urſprüngliches Roſengartenlied zu Grunde liegt. Von den beiden verſchiedenen Hauptgeſtaltungen der Sage findet ſich die eine in dem Roſengartenliede der frankfurter, der heidelberger und ſtrasburger Handſchrift, und die andere in dem Roſengartenliede der münchener Handſchrift, im alten Drucke und bei Kaspar von der Rön, und die Abweichungen der zuletzt genannten Roſengartenlieder unter ſich ſind nur unbedeutend, ebenſo die Verſchiedenheit des Roſengartenliedes in der frankfurter Handſchrift und in der heidelberger und der ſtrasburger. Beide werden daher hier nicht berückſichtigt. Der Kürze halber möge die zuerſt genannte Geſtalt der Sage mit A und die zuletzt genannte mit B bezeichnet werden [21]), ohne damit entſcheiden zu wollen, welche von beiden der im urſprünglichen Roſengartenliede vorgefundenen Form am nächſten komme. Nur iſt nicht zu überſehen, daß die Roſengartenlieder beider Geſtaltungen nicht ohne ſpätere Erweiterungen und Zuſätze auch in Beziehung auf den Mönch Ilſan ſind; während nach der mit B bezeichneten Form der Sage Hildebrand zum Kämpfer gegen Studenfuß am Rhein ſeinen Bruder, den Mönch Ilſan von Ylſenburg beſtimmt, kämpft dieſer nach der mit A benannten gegen Volker, den Spielmann. Nach dieſer äußert Dietrich von Bern ſein Bedenken, den Mönch Ilſan, welcher nach der frankfurter Handſchrift mehr als 20 Jahre, nach der heidelberger und ſtrasburger Handſchrift 32 Jahre in ſeiner Kutte geweſen iſt, dem Kloſter zu entführen. Aber Hildebrand erinnert Dietrichen an das von Ilſan, als er ihm erlaubte, ins Kloſter zu gehen, eidlich gethane Gelöbniß, für Dietrich eine Reiſe zu thun. Als die Herren nach Iſenburg (in B Ylſenburg) [22]) kommen, klopft Hildebrand an das Thor und bittet um Einlaß in das Kloſter. Ilſan läßt ſich wappnen, um abwehren zu können, wenn man die Mönche zwingen wolle. Dann befiehlt er hinauszuſchauen, und erhält die Nachricht, daß drau-ßen vor der Pforte ein Alter iſt, der drei Wölfe als Wappen führt, und erkennt daran, daß es ſein Bruder Hildebrand iſt. Aus dem Löwen, welchen ein junger [23]) Held, der bei Hildebrand hält, im Schilde führt, ſchließt er, es müſſe ſein (Ilſan's) Herr, Dietrich, ſein, und tritt vor die Pforte, indem er über den Ringen (dem Panzer) eine graue [24]) Kutte hat. Benedicite! Bruder! ſpricht Meiſter Hildebrand. „Nun leite Dich der Teufel," ſagt der Mönch, „daß Du Jahre lang auf Streites Fach reiteſt, Du möchteſt bei Frau Uten lieber gutes Gemach haben." Es iſt gewiß ſchön, daß zwar in Ilſan, der ſo lange Mönch iſt, die Heldenkraft und der Heldengeiſt nicht erſtorben, er aber doch durch die lange Gewohnheit von klöſterlichen Anſichten nicht frei geblieben iſt; denn ſonſt würde es unerklärlich ſein, wie er es hätte ſo

20) Alphartslied, bei v. d. Hagen, Der Helden Buch (in neuerer Sprache). 1. Bd. (Berlin 1811). Str. 319. S. 43. Str. 334. S. 50. Str. 381. S. 57. Str. 402—410. S. 60. 61. Str. 429. S. 426. Str. 435. S. 65. Str. 459. S. 68.

21) W. Grimm bezeichnet das Roſengartenlied der frankfurter Handſchrift durch C. Was hier durch A und B bezeichnet wird, iſt im Art. Heldenbuch (Allgem. Encykl. 2. Sect. 5. Th. S. 60) als 1 und 2 unterſchieden, ſodaß dort 1 hier dem A entſpricht, wie dort 2 hier dem B. Zu den dort bemerkten Ausgaben der Roſengartenlieder iſt ſeitdem noch hinzugekommen: Der Roſegarte, von W. Grimm (Götting. 1836). 22) Nämlich nach dem Roſengartenliede der münchener Handſchrift; in dem bei Kaspar v. d. Rön und in dem der alten Drucke ſteht Eiſenburg, wofür in der A genannten Sagengeſtalt die ältere Form Iſenburg. Ilſan von Ylſenburg klingt, da es an Ilſan's Namen erinnert, bedeutungsvoller als Ilſan von Iſenburg. 23) Nämlich im Geiſte der Heldenſage, nach welchem diejenigen, welche einmal jung dargeſtellt werden, nicht altern. Ilſan war bereits 32 Jahre im Kloſter, und hatte Dietrichen vorher gedient. Geſchichtlich alſo die Sache genommen, wäre Dietrich damals nicht mehr jung zu nennen geweſen, doch die Heldenſage nimmt ſich ſolche Freiheiten; ſie ſieht hier blos auf den Gegenſatz zwiſchen dem alten Hildebrand und ſeinem Zöglinge Dietrich. 24) Nach dem Alphartsliede eine ſchwarze.

Digitized by Google

ange im Kloſter aushalten können, da er ja Alles im Kloſter beherrſcht. Doch kann man auch annehmen, Ilſan wolle, indem er ſich ſtelle, als billige er Hildebrand's Vorhaben nicht, dieſen necken. Angemeſſener iſt aber, es o zu verſtehen, daß Ilſan ſich Anfangs wirklich weigere, n dem Zuge Theil zu nehmen, bis durch ſeine Unterredung mit Hildebrand und ihrem Herrn, Dietrich, die lten Erinnerungen an das frühere Heldenleben ſo ſtark n ihm erwachen, daß er nicht widerſtehen kann. Hildebrand erzählt nun ſeinem Bruder, daß er nach Roſen eiten müſſe, da die ſchöne Chriemhild nach ihnen geandt. Ilſan erklärt ſeinen Bruder für einen Thoren. Hildebrand erinnert ihn zwar an den Eid, den er Dierichen geſchworen. Ilſan will jedoch, wie er ſagt, nicht nehr ausziehen, und zwar gar nicht nach Worms, höchſtens nach Bern. Hildebrand macht ihm bemerklich, wie ihm nd ſeinem Herrn Hilfe Noth thut, und Dietrich ſagt, aß es ihm läſterlich anſtehe, daheim zu bleiben. Da erklärt ſich Ilſan bereit ihm zu helfen, zieht die Kappe ab nd wirft ſie in das Gras, und ſteht vollkommen gewappnet da. Dietrich ſchaut des Mönches Ilſan's Schwert, und ſagt, ihm ſei ein guter Predigerſtab gewährt, wem er den Bann ſchlage mit ſeinem Predigerſtabe, ihn befördere er ins Grab; wüßten es die edeln Burgunder bei dem Rheine, ſie würden eher Zweifler weren, ehe ſie bei ihm Beichte hörten. Der Mönch ſagt, aß er gen Worms nach einem Roſenkranz, nach einer Jungfrau Kuß reiten wolle, und läßt Dietrich auf des Kloſters Koſten bewirthen. Der Abt und die Brüderhaft beklagen ſich bittweiſe bei Dietrich wegen der Kraft es Mönches. Dietrich droht das Kloſter zu zerſtören, enn ſie Ilſan nicht herablaſſen. Ilſan läßt ſein Streitoß, das Scheminges Bruder war, herziehen, greift zorig an das Schwert und bittet den Abt um Urlaub, um Dietrichen dienen zu können. Der Abt ſagt: gern. Iln läßt ſich ſeinen Speer und ſeinen Schild bringen, it denen er ſo oft gekämpft hat, und beſteigt das gute loß Benig. Die Mönche und Mannen des Kloſters folen ihm bis vor das Kloſter; alle begannen ihm zu fluhen: „Daß Du Dich von Deiner Brüderſchaft geſchieden aſt, darum mögeſt Du erſtochen und nimmer ſieghaft erden. Er iſt ein ſtarker Mann; wir ſind an ihm betogen; er hat uns mit den Ohren ſo oft herumgezogen, enn wir nicht thun wollten, was er uns gebot; er rachte uns in dem Kloſter in Angſt und in Noth." Da ſprach ein alter Bruder: „Gott will ich immer loen[25]); er hat mich mit den Ohren ſo oft herumgezogen; r that mir an dem Leibe jämmerliche Pein, daß ich zu llen Zeiten in Sorgen ſein mußte." Von dieſer Nachcht der Sage nach der Geſtaltung A weicht die B geannte beſonders im erſten Theile der Erzählung ab. m den Mönch Ilſan zu bekommen, zieht Dietrich mit en 60,000 Mann gen Yſenburg (nämlich nach dem Roſengartenliede in der vierreimigen Strophe in der münchener Handſchrift, nach dem Roſengartenliede bei Kaspar von der Rön und in dem der alten Drucke nach Eiſenburg, was alſo dem Iſenburg in A entſpricht), und lagert ſich vor das Kloſter. Der Mönch Ilſan war ohne Wehr gegangen, als er auf der Heide und auf des Kloſters Eigenthum ein gewaltiges Heer liegen ſieht. Es bringt ihn dieſes gewaltig in Zorn, und er ſpricht folgende ihn trefflich charakteriſirende und ihn edel haltende Worte: „Was bedeutet dieſe Heerfahrt? Ach! reicher Gott vom Himmel! wie ſoll es mir ergehen! Nun wäre ich gegen Gott gern ein biederer Mann; das wollen böſe Herren und böſe Leute nicht. Ich ergebe mich wieder in den Mord, was mir auch darum geſchieht." An dem grimmen Manne verkehrt ſich die Farbe, und wird gelb und grün. Seine Brüder fürchten alle ſeinen Zorn. Niemand wagt ihn zu fragen, was geſchehen iſt. Er ſagt, was er geſehen hat, er räche es ſicherlich, oder Gott möge ihn verurtheilen. Er bittet ſeine lieben Brüder, wie er ſie nennt, ihn in die ſtählernen Ringe zu wappnen, damit er die draußen auf dem Anger zwinge, ihn zu räumen. Er allein will ſie beſtehen. Wohlgewappnet reitet er gar ritterlich mit einem ſehr großen Speer aus dem Kloſter, und eilt über das Gefilde. Der alte Hildebrand ſieht ſeinen Bruder aus dem Kloſter ſprengen, und ſucht zu verhüten, daß er nicht in das Heer komme, und ſich mit der ganzen Schar ſchlage, reitet ihm entgegen, wird von ihm angerannt, entweicht ihm aber, und thut ſeinen Helm vom Haupte. Der Mönch Ilſan macht ihm Vorwürfe, daß er nicht um ſeinetwillen die Heerfahrt in des Kloſters Gebiet unterlaſſen; hätten ihnen auch ſeine Brüder (die Mönche) etwas zu Leide gethan, ſo würde der Mönch Ilſan ihnen ein Richter geweſen ſein; ſolle das Kloſter nicht die große Stärke Ilſan's genießen, ſo möge Hildebrand ſeinen Helm aufbinden, und ihm ſei widerſagt (Fehde angekündigt). Hildebrand erzählt ihm von Chriemhild's Roſengarten und ihrer Herausſoderung, und bittet ſeinen Bruder, daß er der zwölfte Kämpfer ſei. Der kühne Ilſan ſagt es zu, wenn es der Abt ihm erlaube. Der Abt mit ſeiner Brüderſchaft geht heraus aus dem Kloſter und empfängt die Gäſte. Dietrich und alle die Recken bitten den Abt um den Mönch Ilſan. Der Abt erwiedert, es ſei nicht ihr Recht, daß ſie irgend fechten, denn ſie ſeien Gottes Knechte. Der Mönch ſchwört dem Abte zu, daß, wenn dieſen Recken in den Roſen ein Leid geſchehe, die Mönche es mit ihrem Leben entgelten müſſen, wenn ſie ihn nicht reiten laſſen. Der Abt erlaubt ihm endlich, in Gottes Namen zu reiten. Ilſan gelobt, demſelben zuerſt ein Kränzlein zu bringen. Die Mönche ſtehen mit großen Sorgen vor dem kühnen Manne. Er fodert ſie auf, ihn in ihr Gebet einzuſchließen. Sie verſprechen ihm, Gott für ihn Tag und Nacht zu bitten, daß er ihm Kraft und Muth verleihe, und ihnen ihren lieben Bruder wieder ſende; aber als er mit den Recken hinweggeritten iſt, ſenden ſie ihm Flüche nach, und anſtatt um des Mönches Heil zu bitten, bitten ſie Chriſtum, daß Ilſan erſchlagen werden möchte.

Die Geſtaltung der Sage in A allein, und von den Roſengartenliedern, welche die zweite Form derſelben dar-

25) Er nimmt nämlich als gewiß an, daß Ilſan im Kampfe Worms fallen werde, weil er von ſeiner Brüderſchaft verächt ſei.

bieten, nur das Roſengartenlied in den alten Drucken[26]), erzählen, wie der Mönch Ilſan den Fergen oder Fährmann ſchlägt, der ſie nicht über den Rhein fahren will. Der furchtbare Ferge, welcher zwölf furchtbare Söhne hat, will von dem, den er über den Rhein ſetzt, zum Fährlohn den rechten Fuß und die linke Hand haben. Der Mönch Ilſan geht allein voraus an den Rhein; denn der Ferge werde wähnen, er ſei ein Waller, und ruft, ob er zwölf Mann überfahren wolle. Als der Ferge den Mönch Ilſan in ſeiner Kutte ſieht, erbietet er ſich, den ſehr lieben Bruder um Gottes willen überzufahren. Als er aber hinüberkommt und den Mönch Ilſan ſo gerüſtet ſieht, ſchilt er ihn aus, daß er als Mönch ſtreiten wolle, und ſchlägt mit einem Ruder auf ihn los. Ilſan aber mit dem Barte unterſpringt ihm das Ruder. Dann fand ein langer Fauſtkampf ſtatt, bis der Ferge, über deſſen Stärke ſich Ilſan verwundert, endlich auf die Knie fällt, und ſagt, daß die Gäſte von Hünen (Hunenland) ihm willkommen ſeien. Er fährt ſie über. Nachdem Rienold und Sigſtab im Roſengarten zu Worms gekämpft haben, ſodert Hildebrand den Mönch Ilſan auf, den Klee mit Blute zu begießen, wie er oft gethan habe. Der Mönch, der eine graue Kutte über dem Panzer trägt, geht mit dem Schwerte fröhlich in den Garten, und ſodert einen Kämpfer, oder er droht, alle Roſen zu zertreten. Da ihn Niemand angreiſt, zertritt er die Roſen. Chriemhild klagt ihrem Vater den Spott, den der Mönch Ilſan im Garten treibt, und fragt ihn, ob er Keinen habe[27]), der ihn zu beſtehen wage, daß ſeine graue Kutte geſchändet werde. Ilſan lacht und ſagt zu der Königin Chriemhild, daß Fluchen verboten ſei. Die Königin erwiedert, daß er, der Gott dienen wolle, übel anhebe. Der Mönch entgegnet, er trage den Orden mit Recht, ſie möge den Predigerſtab anſehen, den ihm in dem Kloſter der Abt ſelbſt gegeben, dieſer habe ihn ausgeſandt, Beichte zu hören.

Dieſe Äußerungen des Mönches ſind ſehr wichtig zur Beurtheilung des Geiſtes der Sage vom Mönche Ilſan. W. Grimm iſt geneigt anzunehmen, daß die Erweiterungen von Hildebrand's Geſchlecht durch Ilſan und Alphart etwa gegen die Mitte des 13. Jahrh. erfolgt ſei. Denn die Wilkina-Saga wiſſe von beiden nichts. Ilſan's Thätigkeit im Roſengarten ſei außer ſeiner Theilnahme am Kampfe ſelbſt, auf die derben Scherze mit den Brüdern im Kloſter beſchränkt; was im Alphart von ihm geſagt wird, ſchtine damit in keinem Zuſammenhange zu ſtehen. Das Alphartslied iſt noch im Geiſte der echten Heldenſage geſungen, deren Zweck tragiſche Wirkung iſt. Die Roſengartenlieder nicht mehr. Die alten Geſtalten der frühern Heldenſage treten darin auf, aber ohne den tragiſchen Ernſt. Daher kommt es, daß der Mönch Ilſan, als die ergötzlichſte Perſon, darin die größte Rolle ſpielt. In der echten Heldenſage, ſei ſie heidniſch, ſei ſie chriſtlich, muß zugleich der Glaube als wirkſam erſcheinen, darf nicht verſpottet werden. Wären daher die Roſengartenlieder im Geiſte der alten Heldenſage gedichtet, ſo müßte der Mönch Ilſan, von dem Fluche ſeiner geiſtlichen Brüder belegt, untergehen; aber er triumphirt. Der Geiſt der Sage, in welchem der Mönch Ilſan in den Roſengartenliedern dargeſtellt iſt, iſt alſo derſelbe, in welchem die meiſten und zum Theil berühmteſten Dichter des 13. Jahrh. in den lyriſchen und erzählenden Gedichten ſich ausſprachen, in welchen ſie theils über das Pfaffenthum und Kloſterweſen klagen, theils es verſpotten. Daher iſt die Sage von dem Mönche Ilſan in den Roſengartenliedern als das größte Denkmal jener freien Richtung, welche als Vorläufer der ſpätern Anſichten der neuern Zeit betrachtet werden muß, ungemein wichtig. Daß Minneſänger in einzelnen Liedern über die Pfaffen klagen und ſie verſpotten, daß in erzählenden Gedichten, deren Gegenſtand nicht der Heldenſage angehört, daſſelbe geſchieht, iſt lange nicht ſo ſtark, als daß derſelbe Geiſt der freieren Anſichten ſelbſt in die Heldenſage eindringt. Man kann daher mit vollem Rechte ſagen, daß der Mönch Ilſan, wie er in den Roſengartenliedern erſcheint, die echte teutſche Heldenſage zu Grabe getragen habe. Um dies recht einzuſehen, hat man eben die verſchiedene Darſtellung ſeiner Geſchichte in dem Alphartsliede mit der in den Roſengartenliedern zuſammen zu halten, indem ſo der Unterſchied der Zeit recht hervortritt.

Nach den Roſengartenliedern und zwar nach der Form, welche wir A nennen, ſagt Chriemhild, Ilſan woll ſie „thören" (täuſchen), wenn er ein ſcharfes Schwert als Predigerſtab betrachte, und fragt, ob der Abt nicht unſelig geweſen, der ihm den Predigerſtab in die Hand gegeben. Ilſan erwiedert, der Abt habe „Witze" (Verſtand) genug gehabt, und an ſeinen Gebärden geſehen, daß er ihn mit Ehren in Stürmen und Streiten trage: es ſei dieſes grauer Orden Recht. Chriemhild bemerkt, darum leite der Teufel den Mönch in die Hölle, wenn er dem Teufel mit ſeinem Predigerſtabe diene. Der Mönch aber erwiedert, er fürchte das Höllenfeuer nicht ſo ſehr, als daß er nicht noch heute manches anmuthige Mündlein im Roſengarten hier mit ſeinen ſchnellen Augen ſchauen wollte, und ſollte er um die Roſen hier ſeine Seele verlieren. Es ſei die Mähr in das Kloſter gekommen, die ihn hierher getragen, man gewähre jedermann einen Kuß von einer klugen Jungfrau, wer hier um einen Roſenkranz zu ſtreiten wagte, und hierum wolle er Schilde und Helme brechen. Als die Königin ſagt, der Teufel möge ihn an ſeinen rauhen Bart küſſen; ihm werde mit ſcharfen Schwerten noch heute mancher Schlag, erklärt der Mönch: das begehre er in ſeiner Brüderſchaft, daß man ihn ſehr mit hartes Schwertes Kraft ſchlage. So an

26) Nach Fr. H. v. d. Hagen, Der Helden Buch (Berlin 1811). Anhang. S. 5, ſind die 22 Strophen der alten Drucke, welche in der münchener Handſchrift ſich nicht finden, offenbar ein ſpäteres Einſchiebſel aus der andern ungedruckten Bearbeitung des Roſengartenliedes, welches in dieſem Art. als Roſengartenlied nach der Form A heißt. 27) Nach der Sagengeſtaltung A nämlich läßt Chriemhild die Herausfoderung an den König Etzel ergehen. Dieſer begibt ſich zu Dietrich nach Bern, und Dietrich nach Iſenburg, und der Mönch Ilſan geht, bevor er an den Rhein reitet, mit Dietrichen und ſeinen Recken erſt nach Hunenland, wird von Frau Herken bewillkommnet und bewirthet, und beurlaubt ſich dann auch bei ihr.

Digitized by Google

er die Kutte und das wollene Gewand wagen, daß es bei den Hünen Frau Herken und auch den rothen Munden, deren mancher bei ihr wohnet, bekannt werde, wie ſehr ihm ſeine Kutte über dem Leibe hier töne. König Gibich klagt Volkern, dem Spielmanne, ſeines Herzens Leid, das ihm der Mönch Ilſan erzeigt, und ſodert hn auf, mit ihm zu kämpfen. Volker will, wie er agt, dem ſeigen (d. h. zum Tode reifen) Mönche den Bart erſchüttern, und ſpringt in den Garten. Mit ſtarken geſchwinden Schlägen ſtreiten die Recken mit einander, und treiben einander auf der weiten Heide herum. Der Mönch ſieht die Frauen an. Darum ſtraft ihn Meiſter Hildebrand: Pater noster! Bruder! willſt du den Orden um ſchöner Frauen willen ſtören? Der Mönch eißt ihn ſchweigen, und ſagt, ſeine Augen müſſen auf er Minne Spiel ſchießen, da er doch jetzt ein Kämpfer uf der Heide ſei. Nach langem heftigem Kampfe thut er Mönch Ilſan einen Schlag, daß der Fiedler vor ihm uf den Füßen liegt. Volker, der Spielmann, ſpringt wieder auf, und läuft den Mönch an. Dieſer treibt ihn in und her. Die Königin ſcheidet die unverzagten Recken on einander, und ſagt: eine Jungfrau wolle Ilſan laden vor Gericht ſodern), und in das Kloſter einen Brief enden, den er dahin tragen ſolle, daß man ihm viel ur Buße ſetze. Der „Prediger" ſpricht: Chriemhilden iegen hier Ritter und Rieſen erſchlagen, deren Beichte er ehört habe und die Buße, welche ſie empfangen, ſei im Schwerte. Der Fiedler entgegnete: das Kloſter, welchem Ilſan angehöre, müſſe verbrennen, und kündete ſeinen Brüdern an, ihn dem Teufel empfehlen zu wollen,ween der Streiche ſeines Predigerſtabes. Allein dies machte en kecken Mönch nicht irre; vielmehr müſſe Gott ihn nd ſeine Brüder behüten, war ſeine Antwort. Volker uhr fort, er ſei durch Ilſan in Noth gekommen; dieſer nöchte doch ſtatt der Kutte lieber klare Seide tragen, da nan ihn aus dem Kloſter nach Streite ausjage. Der Mönch entſchuldigte ſich damit, es ſei ihm dies von den Wölfingen angeboren, in Stürmen und Streiten ſtrebe r nach Ehre; komme er aber in das Kloſter, ſo thue er arnach. Jener aber bemerkt wiederum, wenn er bei den Brüdern dieſes ungewiſſen Kaplans wäre (Ilſan meint r), ſo würde er ſie von ihm gehen heißen, ſeitdem er iner Hand ſo gewahr geworden ſei; es müſſe ein kühner Kellner ſein, der ihn zu pflegen wage. Der Mönch Ilan mit ſeinem langen Predigerſtabe fragt dagegen ſpotend, ob die Königin bei dem Rheine irgend noch mehr Fiedler habe; ihr Fiedelbogen ſei krank (ſchwach). Viel bermuth trieb Ilſan in den rothen Roſen, und zertrat as Gras und den Klee, daß es dem Könige Gibich und iner Tochter wehe that. Nachdem die Wölfingen geſiegt aben, gehen die zwölf Helden in den Roſengarten, und jeem eine ſchöne Jungfrau entgegen. Die eilf Helden verden umfangen, jeder erhält einen Roſenkranz aufgeetzt, und wird auf den Mund geküßt. Der Mönch Ilan (einer der zwölf) beklagt ſich darüber, daß die Helden elohnt ſind, und ihm noch nichts gewährt iſt, greiſt rimmig nach dem Schwerte, mit dem er es, wie er ſagt, beſſer verſuchen müſſe; ihm müſſe ein Schapel (Blumenkranz) werden, oder er wolle die Roſen zertreten. Beſonders droht er die künſtlich aus Golde gefertigte Linde und die künſtlich gefertigten ſingenden Vögel auf derſelben zu zerſtören. Chriemhild bittet ihn, er möge ein guter Bruder ſein, und keine Gewalt üben. So möge man ihm ſeinen Kranz geben, verlangt der Mönch. Den Kranz, ſagt Chriemhild, gäbe man ihm gern, aber keine Jungfrau wolle ihn an ſeinen rauchen Bart küſſen. Der Mönch fragt, ob er denn der Teufel darum ſei, daß er einen rauchen Bart habe; um des ſüßen Chriſti willen trage er den Orden recht. — — Er wolle ſein Recht, oder es ſalle von ſeinen Händen Ritter und Knecht. Die Königin erklärt endlich, ihn und ſie ſolle ein rothes Mündlein verſöhnen. Ein kluges Mädchen ſetzt dem „freien" Mönche auf ſein kurzes Haar ein Roſenkränzlein mit mancher Art Roſen, darunter die klare Seide iſt. Er ſchließt die Jungfrau in ſeine Arme. Sein Leid und ſein Trauren geht von ſeinem Herzen. „Wer ſah," ruft er, „auf der Erde je ein ſo zartes Bild!" Sie küßt den Mönch an ſeinen rauchen Bart. Gäbe ihm, ſagt er, das Kloſter die Luſt ſolcher Freude, er thäte vor die Pforte nicht ſo manchen „Juſt" (Stoß mit dem Speere, hier Stoß überhaupt), er lebte in der Kutte immer ohne Qual; die Minne wolle er küſſen mehr als tauſend Mal dieſem Bilde zu Dienſte, das vor ihm ſtehe; und möchte er in dem Kloſter ſolcher Freuden Vorrath haben, wie ihm hier im Garten die Jungfrau gethan; nun müſſe ihn immer reuen (ſchmerzen), daß er hier ihr Lachen und ihr Koſen und ihr liebliches Angeſicht laſſen müſſe. Der Mönch hatte ſich ihr verpflichtet; er hätte ſich gern der Brüderſchaft begeben, daß er der Jungfrau mit Freuden gepflegt haben ſollte. Der Fürſt von Bern ſagt, das würde der Brüderſchaft ein arger „Wank" (Zurückweichen), und wären Ilſan unter dem Haare die Ohren noch ſo lang, und würde es in dem Kloſter dem Abte von ihm geſagt. Die Falſchheit des Abtes und der Brüderſchaft, erwiedert der Mönch, ſei ſo groß, daß ſie, wenn ihnen Jemand die Nachricht brächte, er ſei todt, ſich alle freuten, und dem Boten reichen Sold gäben; es ſei ihm in dem Kloſter keiner der Mönche hold. Hierauf wird davon gehandelt, wie die verwundeten Helden, namentlich Wolfhart und Hagen, auf der Wahlſtatt ſich verſöhnen. Man ſchickt ſich an, hinweg zu reiten, und empfiehlt die Seelen der Erſchlagenen der Pflege Gottes. Der Mönch Ilſan ſagt: Ihr möget euch wol freuen, daß ich Beichtr hören kann; ich vergebe euch eure Sünde und entſchlage euch dem Banne. Ich bin guter Bruder, ich mache euch von Sünden frei, mir wohnet von dem Kloſter ſo große Gnade bei; ſollte ich bei dieſen Frauen in dieſem Garten leben, ich wollte ihnen für ihre Sünde geringe Buße geben.

Während die Sage in A ſich ſo geſtaltet, lautet die in B folgendermaßen. Meiſter Hildebrand ſodert ſeinen Bruder auf, gegen Studenfuß, der durch die Roſen geht, zu kämpfen; er ſolle ihm Buße geben, und ſein Beichtvater ſein. Ilſan erklärt ſich willig, den Segen ſo zu ge-

Digitized by Google

ben, daß er ferner nimmermehr eines Streites pflegen ſolle, zieht eine graue Kappe über das ſtählerne Gewand, und ſpringt mit Helm und Schild in den Garten. Seiner ſpotten die Frauen, und lachen, daß er ſo fröhlich durch die Roſen wade, und die Königin fodert ihn auf zu Chore zu gehen und Meſſe ſingen zu helfen, das ſtehe ihm beſſer an, als in den Roſen großen Preis erjagen zu wollen. Der Mönch behauptet dagegen vor Chriemhild, er müſſe auch Roſen brechen und ſeinen Schild kleiden; habe er doch auch ſeine graue Kappe damit bekleidet und um ihrer Roſen willen ſeien Recken erſchlagen; ihm müſſe von den Roſen werden, ſo viel er ihrer tragen könne. Zürnend fragt Studenfuß, wem der von Bern ſeinen Thoren hergeſandt habe. Aber der Mönch droht im Roſengarten es ſchon inne werden zu laſſen, ob er ein Thor ſei, und gibt Studenfuß mit der Fauſt einen Schlag, daß er vor ihm in den Roſen liegt. Studenfuß erklärt jetzt Ilſan für des Teufels Pfaffen, und von ihm geſendet. Ilſan und Studenfuß halten Schwertkampf, daß der Anger vom Blute genetzt wird, und dringen einander in große Noth, bis der Letztere lebensgefährlich verwundet wird. Da werden ſie getrennt. Chriemhild ſetzt dem Mönche ein Roſenkränzchen auf, umarmt ihn und gibt ihm einen Kuß. Doch Ilſan begnügt ſich nicht damit, ſondern ſpricht zu ihr: er habe 52 Brüder, und jedem von ihnen habe er ein Roſenkränzchen gelobt; beſitze Chriemhild der Helden nicht ſo viele, welche mit ihm den Kampf zu beſtehen wagen, ſo werde er die Roſen rauben. Chriemhild verſpricht ihm, wenn die 12 geſtritten, und er dann noch mehr fechten wolle, ſo werde er Gegner finden, und ſo oft er ſiege, ſo oft werde er von ihr einen Kranz, Umarmung und Kuß erhalten. Ilſan verſichert, er werde ſie bei ihrem Verſprechen halten, und er beſtehe gern den wiederholten Streit. Nachdem die Kämpfe der 12, und namentlich zuletzt der Kampf des Berners mit Siegfried vorüber iſt, reitet der Mönch in den Garten, und fragt nach den 52 Recken, die es mit ihm aufnehmen ſollen? Sie erſcheinen auf dem Plan; aber Ilſan ſticht ſie nach einander mit dem Speere nieder und gibt ihnen ſo nach ſeiner Art den Segen. Unter den 52 liegen 12 todt, die übrigen bringt er alle in ſolche Angſt und Noth, daß ſie aus Furcht vor gleichem Schickſale die Finger ausſtreckten (ihm den Eid der Treue oder Vaſallenſchaft ſchworen). Darnach eilt er zur Königin, und ſpricht, ſie möge die Todten begraben, und ihre Hoffahrt laſſen; er habe ſie zugerüſtet und ſei ihr Beichtvater geweſen, daß ſie nicht mehr gelüſte; wenn die Roſen gewachſen, möge die Königin ihn wieder laden. Sie gibt ihm die 52 Kränze; doch er verlangt nun auch von ihr ebenſo viele Küſſe, und betheuert auf ſeinen Orden, daß ſie deſſen nicht erlaſſen werde. Aber wenn ſie ihn küſſen will, ſo reibt er ſie mit ſeinem Barte, daß das roſenfarbige Blut darnach fließt. Sie verdrießt das, doch den Mönch dünkt das gut. Er ſolle ſo, ſagt er neckend, eine ungetreue Maid küſſen; ſicher würde, wenn er beſiegt wäre, es ihm leid ſein.

In der A genannten Geſtalt der Sage fehlt dieſe Geſchichte des Kampfes mit 52 Recken und Chriemhild's Verletzung mit dem Barte. In derſelben küßt Chriemhild den Ilſan auch nach ſeinem Siege über Volker nicht ſelbſt, ſondern eine andere Jungfrau, und der Mönch iſt über dieſen Liebesreiz ganz entzückt. Der Schluß der Erzählung endlich iſt in dieſer Geſtaltung A viel kürzer gehalten. Die Wölfingen werden nach ihren Siegen von der Königin Chriemhild in den ſchönen Saal zu Worms geführt. Sie forſcht nach den Roſen. Mönch Ilſan antwortet: ihm ſei der Sold gegeben, den wolle er für ſich behalten, ſo lange er das Leben habe. Am neunten Morgen reiſen die Herren von Worms hinweg und heim, und namentlich der Mönch Ilſan in das Kloſter. Man will ihn nicht einlaſſen; er ſtößt aber an die Pforte, daß ſie ausbricht, und ſchafft dem Kloſter viel Ungemach. Sein Unfug wird jedoch nicht näher bezeichnet, was in der andern Geſtalt der Sage (B) allerdings geſchieht. Ilſan, heißt es hier, bat den Fürſten von Bern um Urlaub, weil er wieder nach Ilſenburg zu ſeinem Orden müſſe, um jedem ſeiner Mitmönche, wie er verſprochen, Roſen vom Rheine zu bringen. Sein Wunſch wird ihm gewährt in der freundlichſten Weiſe. Er dankt deshalb und reitet nach Ylſenburg in das Kloſter, wo man aber darüber erſchrickt. Er ſetzt nun den Brüdern die mitgebrachten Roſenkränze auf den Kopf, drückt ſie aber ſo in die kahle Stelle deſſelben, daß das Blut über die Stirne rinnt [28]). Dabei bemerkt er, die Kränzchen ſeien nicht ohne weiteres an ihn gekommen, es ſei alſo auch billig, daß jeder von ihnen leide, wie er, da ſie ohnehin Brüder wären. Empfingen ſie die Roſen ohne Schmerzen, ſo würden ſie große Sünde begehen; denn er habe ſie von der Königin für blutigen Kampf zum Lohne erhalten. Der Abt und der Prior und der ganze Convent ertragen ihren Kummer und ihr Ungemach geduldig, aber nur aus Furcht. Allein das iſt Ilſan nicht recht; zürnend verlangt er, ſie ſollen ihm die Sünde, welche er gethan, büßen helfen; und droht ſie zu erſchlagen, wenn ſie nicht wollten. Keiner von ihnen widerſpricht, ſondern jeder erklärt ſich bereit, da er wieder gekommen ſei, ſeine Schuld auf ſich zu nehmen, und zwar ſcheinbar mit Freuden.

Bald hebt alſo die eine, bald die andere Form der Sage den Grundgedanken, daß Thatkraft in Kloſtermauern zu verſchließen, lächerlich ſei, ſtärker hervor. In der einen (A) iſt nur am Anfange, in der andern (B) dagegen mehr am Ende ausgeführt, daß Heldenſtärke eine ſchlechte Geſellſchafterin für ſolche ſchwächere Menſchen ſei, bei denen nicht eben ſehr zu beklagen, daß ſie in Kloſtermauern ihr Leben hinſchlummern. Die Geſtaltung A hat dabei ihre Darſtellung hauptſächlich darauf mit berechnet, das Widernatürliche des Gelübdes, der Frauenliebe zu entſagen, zu veranſchaulichen. An Anſpielungen auf die berühmte Ilſanſage, deren Bekanntſchaft auch jetzt

28) Im Heldenbuche des Kaspar von der Rön (bei v. d. Hagen und Primiſſer S. 218) iſt dieſes verſtärkt. Ilſan ſetzt ihnen die Kränze auf und fragt, ob ſie ihnen gefallen; da ſie es bejahen, zieht er ſein großes Schwert, und ſchlägt jeden aufs Haupt, ſodaß es blutig wird.

Digitized by Google

durch die alten Drucke des Heldenbuches verbreitet wurde, konnte es natürlich nicht fehlen. So ſagt der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. ſchreibende Joh. Fiſchart, Gargantua (1594) 251 b: „Wie Mönch Illzan ſeinen Brüdern die Roſenkränze aufſetzt", und 274 b: „und fürnemlich an einem (Thurm gemalt) der Mönch Milchzan, ſo groß er war, mit einer Kreuzſtange." Im alten Drucke des Heldenbuches, z. B. dem frankfurter von 1560, findet ſich Bl. 166. 2. S. Sp. 1 nach der Überſchrift: „Wie Münich Ilſan ſeinen Brüdern die Kränzlein auffſetzet, die er ihn auß dem Roſengarten gebracht het, und trucket ſie ihn inn ihre Häupter, das das Blut hernach rann," zwar ein Holzſchnitt, der aber nur geiſtliche Herren vor einem Kloſter, nicht aber das Kranzaufſetzen darſtellt. (*Ferdinand Wachter.*)

ILSE, ILSETHAL, ILSENBURG, ILSENSTEIN. Die Ilſe, ein Flüßchen, entſpringt in der, unter preuß. Hoheit ſtehenden, Grafſchaft Stolberg-Wernigerode, am Brocken. Von ihm und ſeinen Nachbarbergen ſtürzt ſie in herrlichen Waſſerfällen herab in das nach ihr genannte ſchöne Ilſethal. Bei Wolfenbüttel fällt ſie in die, der Weſer zuſtrömende, Oker. Im Ilſethale dient dieſes, hier forellenreiche, Waſſer, zum Betriebe vieler Hüttenwerke und Mühlen, beſpült auch den Fuß des Ilſenſteins, eines 230 Fuß hohen Granitfelſens, von wo man eine herrliche Einſicht in das Ilſethal hat, und auf welchem ein Punkt die höchſt merkwürdige, noch immer nicht hinreichend aufgedeckte Erſcheinung darbietet, daß die Magnetnadel bald öſtlich, bald weſtlich abweicht. Auf der oberſten Spitze des Felſens, wo ein 1814 errichtetes eiſernes Kreuz als Denkmal an einige im J. 1813 im Kampfe für Teutſchlands Freiheit Gebliebene ſteht, findet ſich ein völliger Inverſionspunkt, wo ſich die Nadel raſch durch die Morgenſeite nach Mittag dreht. Dem Ilſenſtein gegenüber iſt der Weſterberg, eine gleich große Granitmaſſe. Wahrſcheinlich wurden bei großen Revolutionen in dieſer Gegend beide getrennt und der Ilſe ein Weg zwiſchen ihnen hindurch gebahnt.

An der Mündung des Ilſethales liegt am nördlichen Abhange des Harzes der Flecken Ilſenburg, den Grafen zu Stolberg-Wernigerode gehörig. Von Wernigerode iſt er zwei, von Goslar fünf Stunden entfernt. Hier iſt ein bedeutendes Eiſenhüttenwerk, das ſchon in der Mitte des 16. Jahrh. angelegt wurde. Die dazu gehörigen Drahthütten ſind, in Anſehung des Umfangs, jetzt die größten des Harzes.

Über Ilſenburg liegt auf einem Berge ein Schloß nebſt Kirche und Bleizuckerfabrik. Schon Kaiſer Otto III. ſchenkte es am Ende des 10. Jahrh. an einen Biſchof von Halberſtadt, der es im Anfange des 11. Jahrh. in eine Benedictinerabtei umſchuf. Von der letzten Hälfte des 17. Jahrh. bis 1710 war es oft der Wohnſitz der Grafen von Wernigerode. (*F. Gottschalck.*)

Ilsenburg und Ilseustein, ſ. unter Ilse.

ILSFELD, ein würtembergiſches Pfarrdorf im Neckarkreis und Oberamt Beſigheim mit 1893 evangeliſchen Einwohnern. Der Ort hat drei Krämer-, zwei Viehmärkte und einen Holzmarkt. Im J. 1673 erkauft Herzog Eberhard von Würtemberg Ilsfeld von Philipp Albrecht von Liebenſtein. (*Rigel.*)

ILSHOFEN, ein würtembergiſches Städtchen, im Jagſtkreiſe und Oberamte Hall mit 737 evangeliſchen Einwohnern. Ilshofen hatte ehedem ſeine eigenen Herren, Bertholdus Scultetus de Uelleshofen und Siboto de Uelleshofen kommen in einer Urkunde des J. 1216 als Zeugen vor. Mit der Grafſchaft Flügelau kam der Ort an Hohenlohe, und Krafft II. erhält im J. 1330 von König Ludwig die Erlaubniß eine Stadt daraus zu machen. (*Rigel.*)

ILSINGTON, ein Kirchſpiel Englands in der Grafſchaft Devon, hat 950 Einwohner und liegt eine teutſche Meile ſüdweſtlich von Chudleigh. (*J. C. Schmidt.*)

ILSLEY, 1) Oſt-, ein Marktflecken und Kirchſpiel Englands in der Grafſchaft Berks, hat 750 Einwohner, unterhält zwei Jahrmärkte in den Monaten März und Auguſt, und jedesmal Dinstags einen Wochenmarkt.

2) Weſt-, ein Kirchſpiel Englands in der Grafſchaft Berks, hat 400 Einwohner und grenzt an Oſt-Ilsley. (*J. C. Schmidt.*)

Il tempo crescendo (Accelerando), ſ. Zeitmass (musikalisches).

ILTEN, königl. hanöveriſche, zum Fürſtenth. Lüneburg gehörige Amtsvoigtei, zwiſchen den hildesheimiſchen Ämtern Peine und Ruthe, dem kahlenbergiſchen Amte Hanover, und den lüneburgiſchen Ämtern Meinerſen und Burgdorf belegen, von der Aue bewäſſert, welche der Fuſe, einem Nebenfluſſe der Aller, zufließt. Sitz des Amts iſt das Pfarrdorf Ilten, mit 187 Häuſern und 930 Einwohnern. Das Amt enthält 944 Häuſer und 6362 Einwohner. (*Crome.*)

ILTEN. Ein altes adeliges Geſchlecht im Königreiche Hanover, welches unweit der Hauptſtadt das Rittergut Geſtorf mit ſeinen Enclaven ſchon ſeit dem 15. Jahrh. beſitzt. Im 13. Jahrh. waren ſeine Mitglieder Burgvoigte des Schloſſes Lauenroda, und Pfeffinger in ſeiner braunſchweigiſch-lüneburgiſchen Geſchichte (3. Th. S. 319—338) führt eine namhafte Reihe von Perſonen aus dieſem Geſchlechte an, welche in den braunſchweigiſchen Urkunden vorkommen. Ulrich von J. war Abt des St. Michaeliskloſters in Lüneburg v. J. 1350—63. Mit Heinrich I. fängt zu Ende des 15. Jahrh. die vollſtändige Stammreihe an; mit ſeinen zwei Söhnen Hans, der als kaiſerlicher Oberſt in der Armee Karl's V. in Italien (1525) diente, und Heinrich II. theilte ſich das Geſchlecht in zwei Linien. Die erſte ſtarb mit Georg Chriſtoph 1725 aus. Die jüngere von Heinrich II. theilte ſich wiederum mit deſſen Söhnen Amand und Burkard in die Linien zu Döllſtedt und Geſtorf.

Amand hinterließ von Anna Katharina von Caune einen Sohn, Gottſchalk, der mit Judith von Roſenbaum ebenfalls nur einen Sohn, Ernſt, erzeugte, welcher unter dem kriegeriſchen Biſchof von Münſter, Bernhard von Gahlen, als Oberſter über ein Regiment zu Fuß, durch ſeine Tapferkeit und Waffenkenntniß ſich ſehr ausgezeich-

Digitized by Google

net hatte. Er erwarb ſich das Schloß Dornheim und hatte mit Anna Katharina von Creutzburg drei Kinder, Juliana, an Chriſtoph Kaspar von Diemar zu Walldorf, Anna Margaretha, an Adolf Ernſt von Creutzburg verheirathet, und Joſt Chriſtoph. Dieſer war 1684 ſachſen-gothaiſcher Oberſtwachtmeiſter und ſpäter Oberſt eines fränkiſchen Kreisregiments. Mit Anna Chriſtina von Wildungen erzeugte er drei Söhne: 1) Karl Sigismund, herzogl. würtemberg. Hauptmann; 2) Ernſt Konrad Adam († 1714 zu Königſee), kaiſerl. Oberſt, verheirathet mit Eva Maria von Stetten, und 3) Dietrich Levin, ſachſen-meiningiſcher Geheimer Kriegsrath und Oberſt. Dieſer verkaufte Döllſtedt und Dornheim, und kaufte das Schloß Höllrich unweit Hammelburg, zum ehemaligen Rittercanton Rhön-Werra gehörig. Von Eleonora Franziska Moſer von Bilſeck hinterließ er zwei Töchter: Johanna Magdalena († 1760), verheirathet an Joſeph Anton Freiherr von Boyneburg zu Lengsfeld, würzburgiſchen Kammerherrn und Dragonerhauptmann, und Chriſtiana Juliana, verheirathet an Karl Heinrich von Dermbach, heſſiſchen Oberforſtmeiſter zu Schmalkalden, nach deſſen Tode ſie ſich mit Heinrich Karl Frhr. von Bibra zu Gleicherwieſen, ſachſen-hildburghäuſiſchen Oberſchenk- und Amtshauptmann zu Hildung, wieder verheirathete.

Burkard, Stifter der Linie zu Geſtorf, durch Katharina von Kanne, mit welcher er einen Sohn, Georg, erzeugte. Aus der Ehe Georg's mit Anna von Mandelslohe entſproß wieder ein Sohn: Heinrich Burkard, welcher 1624 ſtarb. Seine Söhne waren Juſtus Werner, Geheimerrath bei Herzog Georg von Braunſchweig, dann Joſt Friedrich, deſſen Nachkommenſchaft mit Georg Maximilian Auguſt, welcher als Officier in kaiſerl. öſterreichiſche Dienſte gegangen war, erloſch, und endlich Johann Georg, der mit Margaretha von Bock aus Wülfingen ſeine Linie in vier Söhnen fortpflanzte. Von dieſen vier Söhnen des Letztgenannten war der älteſte, Joſt Hermann († 1728), kurbraunſchweigſcher wirklicher Geheimerrath und Geſandter zu Kopenhagen; er heirathete 1682 Hedwig Lucie Grote, mit der er drei Söhne und zwei Töchter erzeugte; von dieſen wurde Ernſt Auguſt (geb. 1684, † 1740) kurbraunſchw. Hofrichter und kalenberg. Landrath, und Johann Georg (geb. 1688, † 1749) kurbraunſchw. Generallieutenant und Chef der Garde zu Fuß, lebte in einer kinderloſen Ehe mit Meluſine von Wangenheim, Tochter des Oberhofmarſchalls Auguſt Wilhelm von Wangenheim zu Hanover. Endlich Joſt Herrmann's dritter Sohn, Thomas Eberhard (geb. 1686. † 1758), wurde kur-braunſchw. Geheimer Kriegsrath, General-Kriegscommiſſarius und Landdroſt zu Oſteroda, und von ſeinen Töchtern verheirathete ſich Eleonore Lucie (geb. 1687) an Georg Chriſtoph Graf von Schulenburg, Emilie aber (geb. 1692) ſtarb als Conventualin zu Marienwerder. Johann Georg's zweiter Sohn hieß Ferdinand Friedrich I., wurde Stifter der noch blühenden Linie zu Geſtorf und ſtarb als herzogl. braunſchw. Capitain 1696. Seine Söhne waren Franz, kurbraunſchw. Hauptmann († 1779), der einen Sohn, Hans Heinrich, hinterließ, welcher 1793 im franzöſiſchen Feldzuge blieb; dann Ferdinand Friedrich II., kur-braunſchw. Oberſtlieutenant († 1764), deſſen zwei Söhne 1797 gerichtlich für todt erklärt wurden, und endlich Joſt Philipp, ſtarb als Licentcommiſſarius. Des Letztern einziger Sohn, Joſt Philipp Anton (geb. 1718, † 1778), kur-braunſchw. Hofrichter zu Hanover, hinterließ einen Sohn, Johann Friedrich (geb. 1768), deſſen Söhne ſich in königl. hanöverſchen Dienſten befinden.

Das Wappen: Im blauen Felde zwei über einander rechts laufende ſilberne Hunde mit goldenem Halsband; auf dem Helme ein Wulſt mit einem laufenden Hunde an einer weiß und blau gewundenen Säule, mit einem Pfauenwedel verziert.

(*Albert Frhr. von Boyneburg-Lengsfeld.*)

Iltis, Mustela putorius *Linn.*, ſ. Mustela.

ILTISBÄLGE, welche von dem bekannten Raubthiere entnommen werden, geben, wenn ſie zur Winterszeit gewonnen werden, ein ſchönes und dauerhaftes, zugleich wohlfeiles Pelzwerk, das nur darum weniger, als es werth iſt, geſchätzt wird, weil es einen eigenthümlichen, unangenehmen Geruch hat, der auch durch die beſte Bereitung nicht ganz vergeht. Der Balg vom gemeinen Iltis iſt auf dem Rücken dunkelkaſtanienbraun oder auch ſchwarzfahl, der Bauch weißlich, der übrige Theil dunkelfahl, der Rand der Ohren und das Maul weiß, die Grundwolle lichtgelb. Von weitem ſcheint daher der Iltisbalg im Winter ziemlich ſchwarz, im Sommer aber, wenn die ſparſamern und längern Haare abgeſtoßen ſind und der gelbliche Grund mehr vorſchimmert, gefleckt zu ſein. Es gibt auch graue und weiße gemeine Iltisbälge, die aber weit ſeltener und darum auch theurer ſind. Die türkiſchen, aus Natolien, machen die feinſte und koſtbarſte Sorte aus; ſie ſind dunkelſchwarz von Haaren und fühlen ſich ſeidenweich an. Unter den ruſſiſchen ſind die ſibiriſchen die beſten, beſonders werden diejenigen hochgeſchätzt, welche ein weißeres feineres Haar haben. Die nordamerikaniſchen, inſonderheit die canadiſchen, haben eine braune Farbe und ſind, im Ganzen genommen, feiner als die teutſchen, welche gewöhnlich mit gelben und ſchwarzen, weniger dichtern und etwas ſtärkern, daher weniger feinen, Haaren vermiſcht ſind. Der Balg vom Tigeriltis, der vorzüglich in Volhynien, an den beiden Seiten des Dnieſters, auch in Neu- und Kleinrußland ꝛc. angetroffen wird, hat mit dem des gemeinen Iltis viele Ähnlichkeit, nur iſt der Schaft und Schwanz länger, das Haar kürzer und die kaſtanienbraune Grundfarbe wird von ſchmuzig weißen Flecken unterbrochen, wobei der langhaarige Schwanz in das Graue ſpielt. Man gebraucht die Iltisbälge, welche ſich gut zobelartig färben und beizen laſſen, meiſtens zu Gebrämen an Müffen, Mützen und Handſchuhen, zu Vorſtößen, zu Kragen ꝛc., und vorzüglich werden ſie von den Polen als ein leichtes, minder koſtſpieliges, dabei gutes Pelzwerk benutzt. Die längern Haare des Schwanzes geben ſehr brauchbare Malerpinſel. Man handelt die Iltisbälge meiſtens ſackweiſe, ſelten ſtückweiſe, und verkauft die Schwänze beſonders.

(*Fr. Thon.*)

Digitized by Google

ILTSCHI, eine Stadt in der chineſiſchen Provinz Khoten, 12 Tagereiſen von Yarkend entfernt, iſt der Sitz eines Hakim Usbek, und hat viele buddhiſtiſche Tempel und Prieſter *). (*R.*)

ILTYO, auch **ILLTYO**, ein Cameraldorf im arader Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) und Comitate im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, an der von Arad nach Siebenbürgen führenden Straße, im Gebirge, in der Nähe des rechten Ufers des Marosfluſſes gelegen, nur eine teutſche Meile von der ſiebenbürgiſchen Grenze entfernt, mit 136 Häuſern, 676 walachiſchen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 20 Katholiken und einem Proteſtanten, ſämmtlich nichtunirte Griechen ſind, einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule. (*G. F. Schreiner.*)

ILUMDAR, Stadt in der als Schutzland von Afghaniſtan betrachteten Landſchaft Siſtan, am Fluſſe Hilnend, ſüdlich von Dſchellalabad, ummauert und mit einem Fort verſehen, auch bemerkenswerth als Reſidenz des Khans der Beludſchen, welche ſich im ſüdöſtlichen Theile von Siſtan niedergelaſſen haben. (*R.*)

ILURATUM, eine von den 14 Städten, welche Ptolemäus auf der tauriſchen Halbinſel, jetzt Krim, anführt, und die ungefähr in der Nähe des heutigen Kaffa gelegen haben muß. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILURBIDA, eine von Ptolemäus angeführte Stadt in dem alten Spanien (Hispania), die er in das Gebiet der Carpetani, in der Provincia Tarraconensis, zwiſchen die Flüſſe Tajus und Durius, unweit des heutigen Titeleſta, verſetzt. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILURGIS. So kommt der Name bei Ptolemäus (II, 4) vor, und bezeichnet eine Stadt in der Hispania Baetica. Wenn Ukert's Vermuthung in ſ. Iberien S. 380 richtig iſt, ſo iſt ſie keine andere Stadt als Illiurgis, dieſelbe, die von Appian in d. Bell. Hisp. c. 32 Ilurgia genannt wird, und wol nichts anderes iſt, als das Ilurgis des Ptolemäus und das Ἰλουργεία des Stephanus Byzantinus; ſ. d. Art. Iliturgis. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILURO, 1) nach Plinius (H. N. III, 4. ed. Bip. [al. 3]), Eluro nach Pomponius Mela (de situ orb. II, 6) und Diluron (*Διλουρών*) bei Ptolemäus (Geogr. II, 6), eine Stadt der Laletani auf der Küſte im Nordoſten von Hispania Tarraconensis, nordöſtlich von Barcino und ſüdweſtlich von Blandá. Einige halten ſie für das neuere Arenys an der Küſte von Catalonien, zwiſchen Barcellona und Blanes, andere für Mataro in der Nähe von Barcellona, noch andere für die Villa Palamos auf der cataloniſchen Küſte, oder auch für Alora. Nach Pomponius Mela gehörte Iluro zu den kleinern Städten in Hispania Tarraconensis. 2) So viel als Eloro, Elanono oder Oloro, eine Stadt in der zum aquitaniſchen Gallien gehörigen Landſchaft Novempopulania, jetzt Oleron (ſ. d. Art.), in dem Departement der Niederpyrenäen, dem vormaligen Bearn. (*R.*)

*) Walthen die chineſiſche Tatarei und Khoten, im Auslande 1837. Nr. 321.

Ilus, ſ. Ilos.

Ilusa, ſ. Iluza.

ILUWELLIR, **ILOWELLIR**, Ila's [1]) Felder, Ebene von Ila [2]), jetzt Ilevold, berühmt geworden durch die Nähe der Hauptſtadt Thrandheims, Nidaros (Nideros, der jetzigen Handelsſtadt Trondhjem), eines auch damals ſchon und noch mehr durch den Handel und den Königshof berühmten Ortes. Ila's Felder lagen nämlich im Weſten der Stadt, am Fuße von Steinbjörg. Da man Ebenen vorzüglich zu Schlachtfeldern wählte, ſo wurden die Iluwellir für gleichen Zweck häufig in Anſpruch genommen. So ſagte König Sigurdr, der Jeruſalemsfahrer (im J. 1115), zu ſeinem Kriegsvolke, daß ſie am Morgen darauf in der Frühe ihre Schiffe hinein nach Iluwellir legen, an das Land gehen und ſich gegen den König Eyſtein ſchlagen ſollten [3]). Berühmt iſt die Schlacht auf Iluwellir vom 30. Mai 1180. Die Birkibeinar trieben den König Magnus an, mit ſeiner Flotte bei Eyrar [4]) anzulegen, aber König Magnus reizte ſie an, aus der hölzernen Burg [5]) zu gehen, und ſich mit ihm auf Iluwellir zu ſchlagen. König Swerrir willigte ein, und die Könige gelobten einander, daß ſie am Morgen darauf ſich auf Iluwellir finden, und ſich dort ſchlagen wollten. König Magnus ließ den Tag darauf (den 20. Mai 1180) zum Fortzuge aus dem Hölmr [6]) blaſen, legte draußen vor Ila unter dem Felſen an, ging mit allem ſeinem Kriegsvolke hinauf nach Steinbjörg, und wartete dort, bis die Sonne ſo hoch am Himmel ſtand, daß ſie nicht

1) Wird lateiniſch durch campi Ilenses, und Ilensis planities gegeben. In Iluwellir oder Ilowellir iſt Ilo, Ilu Beugung von Ila; in der Nähe von Ila und den Iluwellir befand ſich auch Ilowik, Iluwik, Bucht oder Hafen von Ila, jetzt Ilswig, Ilwig. Saga Swerris konungs Cap. 156, in den Fornmanna-Sögur, 8. Bd. S. 377. Saga Hákonar Hákonarsonar, Cap. 212, ebendaſ. 9. Bd. S. 484, in der Fortſetzung der groſen Ausgabe der Heimskringla. 5. Bd. S. 223. Index Geographicus, ebendaſ. 6. Bd. S. 882. Geografiſk Regiſter zu den Oldnordiſke Sagaer. 12. Bd. S. 249. Stada-Register z. d. Forn. Sag. 12. Bd. S. 310. 2) Ila (Ile), ein Wohnort draußen vor der Stadt, auf der weſtlichen Seite derſelben; ſ. groſe Ausg. der Heimskringla. 4. Bd. S. 353 u. 6. Bd. S. 882. Fornmanna-Sögur. 8. Bd. S. 114. 9. Bd. S. 23. Oldnordiſke Sagaer. 8. Bd. S. 78. 9. Bd. S. 17. 12. Bd. S. 249. 3) *Snorri Sturluson*, Saga af Sigurdbi Jórsalafara, groſe Ausg. der Heimskringla. 3. Bd. S. 260. Die Saga Sigurdbar Jórsalafara in den Fornmanna-Sögur. 7. Bd. S. 144. Oldnordiſke Sagaer. 7. Bd. S. 122. Scripta Historica Islandarum. Vol. VII. p. 143. 4) So hieß die Stätte bei Nidaros, wo das Eyrathing gehalten ward. 5) Tréborg, Holzburg (Castello ligneo) wird in der lateiniſchen Überſetzung der Swerris-Saga in der Fortſetzung der groſen Ausgabe der Heimskringla, 4. Bd. S. 80, erklärt durch arca Borga, und S. 81 ſteht dafür munimento ligneo, mit der Erklärung Borga. Es iſt alſo von der Burg in Nidaros, welche auch Borg á Steinbiörg genannt wird, verſtanden. Aber König Magnus zieht hinauf nach Steinbiörg, als er gelandet iſt, und wartet dort, während der König Swerrir ſich auf der andern Seite in der Tréborg befindet. Es iſt daher unter dieſer Tréborg S. 80 u. 81 die Tréborg zu verſtehen, von welcher es S. 105 heißt: Es ward die Tréborg draußen bei Iluwellir wohl erhalten, welche der Erzbiſchof Eyſtein hatte machen laſſen. 6) Iſt derſelbe Holmr, welcher ſonſt Nidharhólmr, Nidharóshólmr heißt, jetzt Munkholm (Möncholm) von dem Kloſter, das dort war, genannt.

Digitized by Google

ihnen gegenüberſtände. Als ſie kurze Zeit dort geweilt hatten, ging er herab und ſtellte ſein Kriegsvolk in Schlachtordnung. Da verließ König Swerrir die hölzerne Burg, ſtellte ſein Heer auf, und rückte nun hinaus auf die Ebene, nahe unter dem Felſen den Feinden entgegen. König Magnus hatte ſeine Leibwache (Hirdh) und ſeine Fahne auf den Flügel geordnet, welcher nach der See zuging, denn er ſah davor die ſchöne und große Fahne des Königs Swerrir und dachte, der König werde ſelbſt darunter gehen; aber dieſe Fahne hatte der Hofmarſchall (Stallari) Gudhlaugr, und mit ihm die Bürger von Nidaros, die Männer aus dem Bezirke, und die zum Seezuge entbotenen Bonden (Bauern); König Swerrir dagegen ließ ſeine Fahne oben bei dem Felſen hingehen. Die Leute des Königs Magnus waren nicht alle von Steinbiörg herabgekommen, denn er erwartete, daß von dieſer Seite die Schlacht am heftigſten ſein werde. König Magnus hatte eine anſehnliche Heeresabtheilung dazu beſtimmt, den Birkibeinarn in den Rücken zu fallen; dieſe befehligte Nicolás Arnaſon. Aber Swerrir ſtellte ihr Truppen entgegen, welche der Häuptling darüber, Ulfr von Laufnes, führte, ſodaß ſie dem Könige Magnus keinen beſondern Halt gewähren konnte. Bevor die Schlacht begann, ermunterte er die Seinigen in einer Rede zum rüſtigen Kampfe gegen die Übermacht der großen und ſchönen Schlachtreihen ſeines Gegners; Rettung ſei nur zu erwarten, wenn das Heer ſo feſt als möglich ſtehe. Die Birkibeinar hatten noch keine Schlacht gegen ein ſo großes Kriegsheer beſtanden. Wohin die Fahne des Königs Swerrir zog, folgte ſeine ganze Leibwache, und die zu ihm gehörigen fremden Krieger (Gäſte — Gestir — heißt es in der Quelle); das Heer des Königs Magnus wich auf dieſer Stelle und warf ſich bald auf die Flucht. Aber dort, wo die Fahne des Königs Magnus vorging, war das Verhältniß umgekehrt; die Schlachtreihen des Stallari Gudhlaugr und die Männer der Stadt Nidaros ergriffen davor die Flucht, und nur das ſchleunige Heranſprengen des Königs Swerrir und ſeine Auffoderung, wieder umzukehren und muthig zu kämpfen, ſtellte hier die Schlachtordnung her. Als die Leibwache des Königs Swerrir ſah, daß der größte Theil vom Heere des Königs Magnus nicht Stand hielt, wandte ſie ſich ſogleich dahin, wo ſie deſſen Fahne erblickte, und kam ihnen in den Rücken. Hier entſtand denn ein hitziger Kampf und viele fielen. Da rief ein Mann: Flieht nun König Magnus? und erhielt von einem andern zur Antwort: Noch nicht! und mit dieſer Antwort den Todesſtreich. Es war König Magnus ſelbſt, der dieſes that. Nach dieſer Handlung floh er und all ſein Kriegsvolk. Gefallen war Philippus Arnaſon, Bryniolfr Blanda, der Sohn Eindridhi's Jonsſon's; Iwar Galli war ſehr verwundet. Als die Flüchtigen verfolgt wurden, kam König Swerrir in das Gefilde reitend zu Iwar, und fragte, ob er würde geheilt werden können, und bot ihm Frieden. Iwar hoffte durch Hilfe der Ärzte auf Heilung. Nicht weit davon lag ſehr verwundet Brynjolfr, der Sohn Kalfs Sendimadhr's von Färeyar, brachte ſich auf die Knie und hieb mit dem Schwerte nach dem Halſe des Königs. Aber dieſer fing den Hieb mit dem Rande des Helmes auf, doch ſtreifte das Schwert ihm das Ohr und den Hals. Der König warf ſich zurück, und ſogleich ſtanden die Schwerter und Spieße ſo dicht auf dem Verwegenen, daß er davor nicht zu Boden fallen konnte. Da wurde auch Iwar Galli erſchlagen, und Gyrdhr, ſein Blutsfreund, der ihm unter den Schultern ſaß. Von den Lendir Menn (belehnten Männern, Präfecten der Provinzen) fielen auf Iluwellir folgende: Nikulas Möndull Andresſon, Jon Kula, Kolbein Gislaſon, Eirikr Lauke. Nikulas Möndull war der ſtärkſte aller Männer, und hatte einen ſo feſten Panzer und Panzerhoſen, daß keine Waffe auf ihm haftete; er hieb mit beiden Händen, und ſtand allein von ſeinen Leuten eine Zeit lang aufrecht, bis er endlich vor Müdigkeit zu Boden fiel. Die Birkibeinar zogen ihm ſogleich den Panzer ab und erſchlugen ihn. König Swerrir erbeutete die große Skeid (eine Art Langſchiff) und viele andere Schiffe. Eine fernere Folge der Schlacht von Iluwellir war, daß die Birkibeinar die geſchlagenen Gegner, welche ſich auf dem Waſſer zu retten ſuchten, auch dort verfolgten und ihnen Schiffe abnahmen, während ein großer Theil des Kriegsvolkes den Landweg nach Bergen zog. Als König Swerrir im folgenden Jahre (1181) nach Nidaros kam, wurde die hölzerne Burg draußen bei Iluwellir im guten Stande gehalten. Auch ließ er außerhalb der Burg auf der vordern Seite an der See hin Pfähle oder Palliſaden (Krakar) ſetzen. Bei den Verhandlungen der beiden Könige im J. 1180 ſagte Swerrir zu Magnus: Gehe hin auf Iluwellir, und rüſte dich und dein Kriegsvolk zur Schlacht, aber ich werde aus der Burg mit allem meinem Kriegsvolke kommen, und du wirſt ebenſo oder noch ſchlimmer fahren, als früher, wo wir uns dort ſchlugen. Magnus aber lehnt es ab, auf jenem „Blutopferfelde“ [7]) abermals zu kämpfen, und ſchlägt einen Kampf zu Schiffe vor. Im J. 1182 legte Magnus mit den Seinen bei Iluwellir an, landete mit dem größten Theile des Heeres nahe der innern Burg (Innborg). Die Birkibeinar rückten heraus ihnen entgegen zu der Burg hin, und es begann ein Gefecht, indem beide Theile auf einander ſchoſſen [8]). König Ingi ſammelte im J. 1206 gegen 1600 Mann in Gaulardal, und zog mit ihnen herab gegen die Stadt Nidaros; als er nach Iluwellir kam, waren die Baglar noch in der Stadt. Das Nä-

7) Oder: auf dein Götzenopferfeld, d. h. verfluchtes, verwünſchtes Feld, denn uppá blótvöllinn thinn findet man ganz richtig in der Fortſetzung der großen Ausgabe der Heimskringla S. 112 durch „paa dit Affguds-Offer-Sted“ (Abgotts-Opfer-Stätte), in sacerrimos istos a te devotos campos übertragen; denn ſollte es Blutfeld heißen, müßte nicht blót-, ſondern blódvöllr geſagt ſein. Blótvöllr iſt aber viel ſtärker. Die heidniſchen Götter galten nämlich den Chriſten als böſe Geiſter, und Blótvöllr iſt daher mit gemeinem Ausdrucke am beſten durch Teufelsopferfeld, Teufelsfeld zu übertragen, und wenn die Iluwellir ſo bezeichnet werden, ſo ſoll das heißen, Swerrir habe auf demſelben mit Hilfe der Zauberei oder des Teufels geſiegt, oder mit dem Volksausdrucke: es ſei bei Swerrir's Siege auf Iluwellir nicht mit rechten Dingen zugegangen. 8) Swerris-Saga in der Fortſetzung der großen Ausgabe der Heimskringla. 4. Bd. S. 80. 85. 105. 112. 128. In der Fornmanna-Sögur. 8. Bd. S. 114. 120. 148. 156. 173.

Digitized by Google

here darüber gibt die Saga Inga Bardharsonar [9]). Aus allem dieſem ergibt ſich, daß die Ebene Iluwellir häufig mit Kriegsheeren bedeckt war. Ruheten aber die Waffen, ſo war es die Weide der Roſſe. Auch wurde ſie zur Beluſtigung von den Einwohnern der Stadt benutzt, welche hinaus auf dieſelbe gingen. Die Magnusar Saga Godha erzählt Cap. 45 eine intereſſante Geſchichte, wie dieſes der berühmte Einar Thambarſkelfir thut, die Stutroſſe auf Iluwellir ſehr lobt, und Thorſteinn Sidhuhallsſon ſie ihm anbietet, Einar ſie aber nicht annimmt, und Thorſteinn ſie deſſen Sohn Eindridhi ſchenkt [10]).

(*Ferdinand Wachler.*)

ILUZA, ILUSA (*Ἴλουσα*), eine Stadt in Phrygia Pacatiana, wahrſcheinlich zwiſchen Sebaſte und Akmona (Akmonia), in der ältern Zeit Sitz eines chriſtlichen Biſchofs, welcher z. B. in den Unterſchriften der Synodalacten der dritten conſtantinopolitaniſchen Synode mit vorkommt *). (*R.*)

ILVA, ILUA (*Ἰλούα*), auch **ILOA**, rechnet Pomponius Mela (II, 7) zu den kleinen Inſeln des Mittelmeeres an der italiſchen Küſte, Plinius (H. N. III, 12 ed. Bip. 6 al.) und Ptolemäus (III, 1) zu denen im liguſtiſchen Meere. Plinius ſagt ausdrücklich, daß ſie bei den Griechen Aethalia heiße, und unter dieſem Namen (*Αἰθαλία*) kommt Ilua bei Ptolemäus (a. a. O.) neben Äthale (*Αἰθάλη*) vor. Es iſt unſtreitig die in der neuern Zeit durch Napoleon's Aufenthalt auf derſelben berühmt gewordene Inſel Elba darunter zu verſtehen. Das Nähere ſ. alſo unt. dem Art. (*R.*)

Ilvait (Jenit), ſ. Lievrit.

Ilvarodamus, ſ. Evilmerodach.

ILVATES. Von Livius werden mehre Völkerſchaften in Ligurien angeführt, über deren Sitze und ſonſtige Verhältniſſe weiter nichts bekannt iſt. Unter dieſen Namen kommen auch die Ilvates Libr. XXXI. c. 10 vor. Von gleicher Art ſind die Celelates und Cerdiciates Libr. XXXII. c. 29. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILVESHEIM, Pfarrdorf im großherzogl. badiſchen Bezirksamte Ladenburg, ½ teutſche Meile weſtlich von der Amtsſtadt, am rechten Ufer des Neckars, grundherrliche Beſitzung des freiherrlichen Geſchlechtes von Hundheim, hat in 224 Familien 1045 Einwohner, deren gegen 500 katholiſch, 400 evangeliſch, die übrigen Juden ſind, eine katholiſche Pfarrkirche, die ſchon vor uralten Zeiten hier beſtand, ein Pfarrhaus, zwei evangeliſche Kirchen, drei Schulhäuſer, und das zum Lehen gehörige ſehr nette Schloß des Freiherrn von Hundheim, mit einer Schloßkapelle, einem ſchönen Schloßgarten, guten landwirthſchaftlichen Anſtalten und 176 Morgen Herrengut. Das alte Ulvenesheim, Ulvinisheim, Ulvesheim, in den Urkunden des Karolingiſchen Zeitalters, im Lobdengaue unfern der alten untern Ulvena, heutigen Kanzelbach, welche bei Urſenbach und Altenbach auf Höhen des Odenwaldes entſpringt, zu Schrießheim an der Bergſtraße dieſes Gebirge verläßt, von Ladenburg an ihren alterthümlichen Namen Ilve beibehält, und nach einem Wege von etwa 2¼ Meilen, nachdem ſie mehre kleine Bäche aufgenommen und zehn Mühlen in Bewegung geſetzt hat, ¼ Meile unterhalb Ilvesheim in den Neckar fällt. Schon unter dem Frankenkönige Pipin und ſeinem Sohne Karl dem Großen ein ſehr ſtarker Getreide- und Wieſenort, wo das berühmte Gotteshaus Lorſch zu Folge der Frömmigkeit der dortigen Grundherren zahlreiche Beſitzungen erhielt, unter andern von Leidrad und ſeiner Gattin Giſalſuinte im J. 786 7 Huben und 30 Jucherte Landes, mit einem herrſchaftlichen Gute und allen darauf befindlichen Häuſern, Gebäuden und ſonſtigem Zubehör, ohne Zweifel eben dasjenige Hofgut, welches hernach Abt Heinrich v. Lorſch um das J. 1165 dem Kaiſer Friedrich I., oder eigentlich dem Bruder deſſelben, dem Pfalzgrafen Herzoge Konrad verliehen hat, um die Burg Weinheim von der kaiſerlichen Beſatzung frei zu machen. Es kam alſo damals ſchon dieſes Hofgut an die Pfalz, wurde aber nachher an die Schenken von Erpach verpfändet, und erſt im J. 1282 von dem Pfalzgrafen Kurfürſten Ludwig II. wieder eingelöſt. Demſelben Pfalzgrafen Kurfürſten trug auch Konrad, Herr von Strahlenberg, im J. 1287 ſeine Güter zu Ulvensheim als ein Burglehen auf. Im folgenden Jahrhunderte gab der Pfalzgraf Kurfürſt Rudolf II. das Dorf Ulvesheim mit Gericht, Mark und allen Rechten, nebſt den zu der Burg Strahlenberg gehörigen Dörfern Lützel-Sachſenheim, Hornbach und Halb-Kreibach mit Voigtei und Zubehör ſeinem Voigte zu Heidelberg und Vicedom am Rheine, Heinrich von Erlickheim, zu Lehen. Nach Erlöſchung dieſes Geſchlechts mit Hans von Erlickheim, im J. 1550, ertheilte Kurfürſt Friedrich II. das eröffnete Lehen ſeinem Fauthe zu Mosbach, Hans Landſchaden von Steinach, welcher des obengenannten Hanſen von Erlickheim Tochter, Margarethe, zur Ehe hatte; und da auch deſſen männliche Nachkommenſchaft mit ſeinem Enkel, Philipp Bernhard, im J. 1645, mithin grade in der Zeit aufhörte, wo die Pfalz noch als Eroberung im 30jährigen Kriege in kurbairiſchen Händen war, gelangte das Lehen durch die damalige bairiſche Regierung zu Heidelberg an den berühmten kaiſerl. und kurbairiſchen General und damaligen Gouverneur von Heidelberg, Johann von der Horſt. Pfalzgraf Kurfürſt Karl Ludwig, durch den weſtfäliſchen Frieden in ſeine Erdlande wieder eingeſetzt, zog dieſes Lehen zur Kammer ein, bei der es auch ſo lange blieb, bis es ſein Nachfolger, Kurfürſt Karl, im J. 1684 ſeinem Großhofmeiſter Wolfgang Dietrich, Grafen von Caſtell, für ſeine treu geleiſteten Dienſte zu einem neuen Mannlehen reichte. Kurfürſt Philipp Wilhelm verwandelte dieſe Belehnung im J. 1687 in eine Pfandſchaft, welche bald mehre Herren zugleich und theilweiſe

9) In der Fortſetzung der großen Ausgabe der Heimskringla. . Bd. S. 404. In den Fornmanna Sögur. 9. Bd. S. 134. 35. 10) ſ. Magnúsar Gódha Saga. Cap. 45. In den Fornmanna Sögur. 6. Bd. S. 98. 99. Scripta Historica Islandorum. Vol. VI. p. 94. 95. Über die Lage von Iluvellir handeln as Stada-Register zum 12. Bde. der Fornmanna Sögur. S. 09 und das Geografiſk Regiſter zu den Oldnordiſke Sagaer. 12. Bd. S. 250. In ihnen iſt Iluvellir däniſch gegeben durch Ilesletter (Ile-Ebenen) eller Ilemarker (oder Ile-Felder).

*) *Hierocles*, Synecd. *κβ.* p. 669. ed. *Wesseling.*

Digitized by Google

inne hatten, ſeit **1691** aber der kurpfälziſch oberſte Kämmerer, Johann Jacob Graf von Hamilton, allein beſaß. Dieſer verkaufte im J. 1698 mit Bewilligung des Kurfürſten ſein Recht an den damaligen Oberkriegscommiſſair, Lothar Friedrich Freiherrn von Hundheim, welcher im J. 1700 ſämmtliche obengenannte Lehenſtücke abermals zu Mannlehen empfing, und das ganze Lehen auf ſeine Nachkommen brachte, die es noch heute im Beſitze haben. Den Pfarrſatz der alten Kirche hatte das Kloſter Hornbach im metzer Bisthume, bis ihn der dortige Abt Johann ſchon im J. 1308 der Domkirche zu Worms überließ. (*Thom. Alfr. Leger.*)

ILY iſt der malabariſche Name des Bambusrohrs (Bambusa arundinacea). (*A. Sprengel.*)

Ily-mullu *Rheed.*, ſ. Spinifex (squarrosus).

ILYSIA *Hempr.* (= Tortrix Opp. *Cuv.*, Torquatrix *Gray*), eine Gattung der Schlangen (Ophidia, ſ. d. Art.), aus der Abtheilung der kleimäuligen (Stenostoma), unter denen ſie den Repräſentanten einer nach ihr benannten Familie (Ilysina) bildet; heißt zu teutſch Wickelſchlange. Dieſe Familie hat mit den übrigen Stenoſtomen den kleinen Kopf, die ſehr kleine Mundöffnung, die undeutliche Kinnfurche, die unvollkommenen Augen, die gleichmäßige Bedeckung des Körpers von flachen Schindelſchuppen, und den Mangel der Giftapparate gemein; unterſcheidet ſich aber von der zweiten hierher gehörigen Familie der Typhlopina durch die breitern ſechseckigen Schuppen an der Bauchſeite des Rumpfes in der Mittellinie. Ilysia enthält nur amerikaniſche Arten, und ſondert ſich von der die Wickelſchlangen der alten Welt in ſich begreifenden Gattung Cylindrophis *Wagler.* durch die Augenbildung ſehr beſtimmt ab. Es iſt nämlich das Auge noch nicht ſo abgegrenzt, wie bei den höhern Schlangen, ſondern liegt in der Mitte eines größern Schildes, was auch die um das Auge herum befindlichen Gegenden des Kopfes mit bedeckt. Dabei ſind die größern Bauchſchuppen recht deutlich, und namentlich größer, als bei Cylindrophis. Die bekannteſte Art dieſer Gattung iſt Ilys. Scytole, eine gemeine ſüdamerikaniſche Schlange von 1½—2 Fuß Länge, dabei kaum fingersdick, aber ſchön korallroth, mit dreiten ſchwarzen Querringen. Sie nährt ſich von Würmern, Inſekten, beſonders von Ameiſen, und gebiert lebendige Junge. Der gemeine Mann fürchtet ſie, wie alle Schlangen, als höchſt giftig, doch ohne Grund, indem er ſie mit der höchſt ähnlichen und ſehr giftigen Elaps corallinus verwechſelt, von welcher jedoch die unſerige durch die angegebenen Charaktere leicht bei ſtrengerer Prüfung zu unterſcheiden iſt. Vgl. Elaps. (*Burmeister.*)

Ilythyia (Myth.), ſ. Eileithyia. 2) Zool., ſ. Ilithyia.

ILZ, ILS, ein Nebenfluß der Donau im bairiſchen Unterdonaukreiſe, aus einem See am vordern Rachel an der böhmiſchen Grenze entſpringend, und bei Paſſau in die Donau fließend. Dieſes Waſſer hat eine ſchwärzliche Farbe, durchzieht den ſogenannten Wald in einem durchaus düſtern, oft ſehr engen Thale, und führt Perlen bei ſich. Dieſe entſtehen in einer Art Klaffmuſcheln, die nur etwas ſchwärzer, ſtärker und ſchwerer ſind, als die gemeinen Flußmuſcheln; ihre Farbe zieht ſich meiſtens ins Bläulich-röthlich-graue; ganz reine und durchſcheinend weiße Perlen finden ſich nur ſelten. (*Eisenmann.*)

ILZA, Name eines Fluſſes und einer an demſelben liegenden kleinen Stadt. Die letztere gehört zu dem Obwod Radom in der Woiwodſchaft Sandomir des Königreichs Polen, hat gut gebaute Häuſer (208 an der Zahl) und viele Töpfer. (*R.*)

ILZGOW, ILZGEW, Ilzgau, ein bairiſcher Gau, hatte ſeinen Namen von dem Fluſſe Ilz, welcher ſich im Winkel der Vorſtadt Ilzſtadt von Paſſau in die Donau ergießt, und erſtreckte ſich an der rechten Seite des Fluſſes Ilz bis an den Nordwald, und nach Reggebrugg an dem Regen[1]). Als die Gauverfaſſung verfiel, und aus den Gaugrafen erbliche Lehengrafen wurden, welche auch ihre Allodbeſitzungen zu ihren vormaligen Gaugrafſchaften ſchlugen, ſodaß ihre Grafſchaften aus gemiſchten Theilen beſtanden, bildete ſich auch aus der Gaugrafſchaft Ilzgow eine Grafſchaft dieſes Namens. Der junge Herzog Otto I. von Meran, welchem aus väterlicher Erbſchaft auch die anſehnlichen Bezirke von Formbach angefallen waren, überließ im J. 1207 dieſe Grafſchaft an das Bisthum Paſſau. Sie erſtreckt ſich, wie eine Urkunde bemerkt, von der Brücke, die Reggenbrugge heißt, bis zu dem Fluſſe Ildce (Ilz), und von der Donau bis an die Grenze Böhmens[2]). Nach weitern Anzeigen begriff, wie von Lang[3]) bemerkt, die Grafſchaft Ilzgowe die Gebiete von Zwieſel, Gräfenau, Bernſtein, Waldkirchen, Wegſcheid, Griesbach, Obernzell, wovon hernach die Biſchöfe unter gewiſſen Bedingungen die Bezirke von Bernſtein und Gräfenau abtraten. In der darauf bezüglichen Urkunde wird kein Preis für Überlaſſung der Grafſchaft an das Hochſtift Paſſau angegeben. Von Lang meint, es ſei nicht zu glauben, daß der jugendliche Herzog von Meran dieſe bedeutende Grafſchaft Ilzgowe dem Hochſtifte Paſſau geſchenkt habe, ſondern daß wol ſein Vater, der mit dem Biſchofe den Kreuzzug mitgemacht, dem Hochſtifte auf Rechnung ſo viel ſchuldig geworden, und zu Tilgung der übrigen Schulden des Kreuzzuges auch den Kaufſchilling der **1800** Mark Silber für die auch im J. **1207** von dem jungen Herzoge Otto von Meran an das Hochſtift Paſſau überlaſſene Herrſchaft Windberg in Öſterreich in der Gegend, welche noch heutzutage am Windberge genannt wird, verwenden zu müſſen genöthigt war. Nach dieſer Überlaſſung der Grafſchaft an das Bisthum Paſſau zeigte ſich, daß ein Theil derſelben früher deswegen als ein Reichslehen ſubſtituirt worden ſei, weil die Güter des Kloſters Niedernburg im Nordwald vorher vom Reiche zu Lehen rührten. Es wurde daher die Einrichtung getroffen,

1) *Kessel*, Chronic. Gottwicense. Lib. IV. p. 643. 2) Die dem Bisthume von Paſſau vom Könige Philipp gegebene Urkunde vom J. 1207 bei *Hund.* Metropol. T. I. p. 208 und *Gewold* in not. ad Metropol. Salisburg. T. I. p. 252, edit. novim. ſie halten dieſe Grafſchaft für die Grafſchaft Hals. 3) K. H. Ritter von Lang, Bairiſche Jahrbücher von 117—1294. S. 4. Vgl. Deſſelben Baierns alte Grafſchaften und Gebiete (Nürnberg 1831).

Digitized by Google

daß der Biſchof einen andern Theil der Grafſchaft Ilzgowe, im Mühlviertel, als neues Reichs-Fahnlehen auszeichnete, welches der Kaiſer Friedrich II. dem Herzoge Ludwig von Baiern verlieh, dieſer es dem Kaiſer wieder aufließ oder reſignirte, damit der Kaiſer den Biſchof ſelbſt auch wieder damit delehnen möchte. Dieſes that Kaiſer Friedrich II., und ſtellte darüber den 24. Jan. 1217 zu Nürnberg eine Urkunde aus. Den 5. Sept. 1220 zu Botzen übergab Kaiſer Friedrich II. dem Biſchofe jenes Reichsfahnlehen der Grafſchaft des Ilzgau, über welches der Kaiſer bereits im J. 1217 die Reichsbelehnung vom Herzoge auf das Biſthum übertragen. Der Biſchof zahlte dem Herzoge dafür, daß er ihm die Grafſchaft aufließ, 500 Mark Silber. Wie die vom Kaiſer Friedrich den 5. Sept. 1220 zu Botzen ausgeſtellte Urkunde beſagt, ging die Grafſchaft Ilskew von der Ipsa (Ilz) bis Untermichel (infra Mahela) [4]), welcher Ort am Fluſſe Großmichel liegt, da, wo er oberhalb Neuhaus im Mühlviertel in die Donau fällt [5]). (*Ferdinand Wachter.*)

Ilzhofen, ſ. Ilshofen.

Ilzstadt, ſ. unt. Passau.

IMABA, Fürſtenthum oder Provinz in der Landſchaft Sinando (d. i. Weg an der Nordſeite der Gebirge) *) auf der japaniſchen Inſel Niphon. Es grenzt im Norden an das japaniſche Meer, im Oſten an das Fürſtenthum Taſima, im Süden an Mimaſaka, im Weſten an Foki, und hat von Süden nach Weſten zwei Tagereiſen Länge. Die Oberfläche iſt mit niedrigen Bergen bedeckt, der Boden von guter Beſchaffenheit. Hauptproducte ſind: vegetabiliſches Wachs, Papier, Melonen, getrocknete Fiſche und Ingwer. Eintheilung: in die ſieben Diſtricte Fomi, Jagami, Tſidſu, Domi, Takaguſa, Ketta und Konno. Die Capitale heißt Totſtori. (*Klaehn.*)

IMACHARA. Die Schreibart dieſes Städtenamens ſteht nicht ganz feſt, da in den Ausgaben des Ptolemäus, wo dieſer Name vorkommt, und des Cicero, wo in einigen Stellen das Nomen Gentilitium ſich findet, Verſchiedenheit iſt. Ptolemäus ſchreibt Imichara und Hemichara (Ἡμιχάρα), und Cicero hat bald Ager Imacharensis, bald Ager Macharensis, und in der Stelle Verrin. ultim. c. 7 (Libr. V, 7. §. 15) ſteht ſtatt: in Leonida Imacharensi ſogar in den neuern Editionen: a Leonte Megarensi. Übrigens war Imachara eine Stadt im Oſten Siciliens, zwiſchen Centuripä und Herbita, vielleicht jetzt Traina in der Intendanz Catania. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Imad Eddaula, Imad Eddewlet, ſ. Amad Eddaula im Art. Buwaihiden.

IMÂD-ED-DIN (عماد الدين, Stütze der Religion; ſo die einzig richtige Ausſprache ſtatt des falſchen Imâd-ed-dîn und Omâd-ed-dîn; und des gewöhnlichen Amâd-ed-dîn) iſt, wie man ſich aus dem Artikel Omâd-ed-dîn, 3. Sect. 3. Th. überzeugen kann, ein bedeutenderen Perſonen der Muhammedaniſchen Welt beigelegter Ehrenname. Ihn führt außer den daſelbſt genannten Männern Abu'lfeda Ismail Ben Omar, gewöhnlich Ibn Khetir geheißen, ein Schafiit und Imam, wahrſcheinlich in Damaskus geboren, oder ſich doch daſelbſt längere Zeit aufhaltend, weshalb ſeinem Namen ſtets der Zuſatz „der Damascener (الدمشقي)“ beigefügt ſteht. Auch hatte er ſich den Titel eines Hâfitz erworben, d. h. eines Gelehrten, der ſchon in früher Zeit den Koran und zum großen Theile die Sunna auswendig wußte. Sein Vater, der Kanzelredner Abu Hafs Omar, ſcheint die Richtung ſeiner Studien vorzüglich beſtimmt zu haben. Wir beſitzen und kennen von Imâd-ed-dîn bedeutende Werke, die wir zum Theil hier anführen müſſen. Sie ſind: 1) Eine Sammlung von mündlichen Überlieferungen Muhammed's, die er unter dem Titel: Statuta parva (الأحكام الصغرى, cf. *Haji Khalfa* Tom. I. n. 153) herausgab. 2) Ein Tractat zur Aufmunterung zum heiligen Kriege gegen die Chriſten, den er an den Emir Mandſchuk richtete, als die Franken die Feſte Ejâs belagerten. Er führt den Titel: Idschtihâd. 3) Von großem Werthe iſt ſein Geſchichtswerk, was ihm auch den Beinamen des Geſchichtſchreibers (المؤرخ) erwarb, bekannt unter dem Titel: „Der Anfang und der Endpunkt (البداية والنهاية).“ Es beſteht aus nicht weniger als zehn großen Bänden, die nur zum Theil in Europa vorhanden ſind, z. B. in der Hammer-Purgſtall'ſchen Bibliothek. Nach des Unterzeichneten eigener Einſicht in das Werk, aus dem er bedeutende Excerpte beſitzt, hält ſich der Verf. wie gewöhnlich in Bezug auf die Vorgeſchichte des Islam an den Koran und die Traditionen, die er in ſolcher Menge unter den einzelnen Aufſchriften zuſammengeſtellt hat, daß dieſe Capitel faſt nichts als Traditionen ſind. Allein manche hiſtoriſche Thatſache, die wo anders nur angedeutet iſt, ſtellt ſich hier deutlicher heraus, und zumal die nächſte Vorgeſchichte Muhammed's und ſeiner Religion, und treffliche Winke über geſchichtliche Beziehungen im Koran wie in der Sunna machen auch die erſten Bände höchſt ſchätzenswerth. Mit den fortſchreitenden Jahren (es führt die Geſchichte bis zu Ende des J. 772, d. i. ungefähr 1370 n. Chr. fort) ſteigert ſich das Intereſſe an ſeiner Lectüre, und es wird eine wahre Fundgrube für die einzelnen Thatſachen in der großen, Alles umgeſtaltenden Bewegung des arabiſchen Volkes. Das Werk ward auch excerpirt und ins Türkiſche überſetzt (cf. *H. Kh.* T. II. n. 1698). Ebenſo umfaſſend iſt 4) ſein zehn Bände ſtarker Commentar zum Koran, in welchem die Erklärung zum großen Theil eine hiſtoriſche iſt, d. h. ſie ſtützt ſich ebenfalls auf mündliche, die einzelnen Stellen erklärende Traditionen, jedoch ſo, daß er unter dieſen die echten von den unechten kritiſch zu ſichten bemüht iſt. Schon aus dem Angegebenen geht hervor, daß die Sunna ſein Hauptſtudium ausmachte. Daher verfaßte er auch Einzelſchriften zur Kritik derſel-

4) *Johannis Aventini* Excerpta Diplomatica Passaviensia in Oefele, Rer. Boicar. Scriptt. T. I. p. 713. 5) Ritter von Lang, Baier. Jahrbücher. S. 48. 61. 64. 65.

*) Nach Robert's Karte in der Landſchaft Jamaiſeit.

ben, z. B. 5) über die Namen der Überlieferer, die man als zuverläſſig kennt, zum Unterſchiede von denen, die keinen Glauben verdienen. Dieſer Tractat führt den Titel: Tekmilet (cf. l. c. Tom. II. n. 3524). 6) Ein Commentar über den Anfang der großen Traditionsſammlung von Bochàri (vgl. ebendaſ. S. 530—540). 7) Ein großes Werk, bei dem er die zehn für kanoniſch gehaltenen Werke über die Überlieferungen zum Grunde legte, über die Autoritäten derſelben, inwiefern der Islam auf ihnen als den Grundfeſten beruht. Es führt den Titel: Sammler der Traditions-Autoritäten (جامع المسانيد, ebendaſ. n. 3960). 8) Eine Geſchichte der vorzüglichſten Schafiitiſchen Lehrer unter dem Titel: Die Claſſen der Schafiiten (طبقات الشافعية). 9) Ein Auszug aus dem Werke des Ibn-elſalâh Schehrzuri über die Wiſſenſchaften der Traditionslehre (علوم الحديث). 10) Ein Auszug aus ſeinem oben (Nr. 3) angeführten Geſchichtswerke unter dem Titel: Die funkelnden Sterne (الكواكب الدراري). 11) Ein Panegyrikus auf den Imam Schafii. Ibn Kethir gehörte dem Stamme der Koreiſchiden an, und ſtarb 774 (beg. 3. Jul. 1372). (*Gustav Flügel.*)

IMADUCHI. Unter den mehren Völkerſchaften, welche Plinius (VI, 7) als Anwohner der Palus Mäotis aufzählt, kommen auch die Imaduchi, wenn die Lesart richtig iſt — man lieſt auch Modacae — vor, ohne daß man weiter etwas von ihnen erführe. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IMAGINÄRE oder **UNMÖGLICHE GRÖSSE** nennt man in der Mathematik jeden Ausdruck, welchem keine wirkliche (reale) Größe entſprechend gedacht werden kann. Dergleichen Ausdrücke gebraucht die neuere Analyſis unendlich oft und mit dem größten Nutzen *), denn ſehr häufig hebt ſich bei fortgeſetzter Rechnung das Imaginäre auf, und man darf daher keineswegs ſogleich an der Auffindung eines realen Reſultats verzweifeln, wenn bei einer Unterſuchung imaginäre Größen ſich einmiſchen. Ein Beiſpiel hievon haben wir in dem Artikel **Casus irreducibilis tertii gradus** gehabt, wo ſich zeigte, daß die Anwendung der Cardaniſchen Regel grade dann die eine Wurzel einer kubiſchen Gleichung unter imaginärer Form gibt, wenn, nach vollſtändiger Entwickelung, nicht allein dieſe eine Wurzel, ſondern auch die beiden noch übrigen, welche ebenfalls Anfangs imaginäre Formen annehmen, real ſind.

§. 1. Zuerſt treten die imaginären Größen in der allgemeinen Arithmetik auf beim Ausziehen der Quadratwurzel oder irgend einer andern Wurzel von geradem Exponenten. Iſt nämlich die Größe, aus welcher eine ſolche Wurzel verlangt wird, negativ, ſo iſt es unmöglich, ſich einen ihr entſprechenden realen Werth zu denken; denn dieſer Werth müßte doch entweder poſitiv oder negativ oder Null ſein, aber jede wirkliche Größe, ſei ſie poſitiv oder negativ, iſt im Quadrate oder in jeder andern Potenz mit geradem Exponenten poſitiv, und Null iſt in jeder Potenz entweder wiederum Null oder unendlich.

Die Form, unter welcher imaginäre Wurzelgrößen zuerſt auftreten, iſt hienach $\sqrt[2n]{-a}$, wo n und a beliebige poſitive Zahlen bedeuten, von denen $n > o$ kein Bruch ſein darf. Dieſe Form läßt ſich aber vereinfachen. Bedeutet nämlich 2^r, wo r eine ganze poſitive Zahl iſt, die höchſte Potenz von 2, welche in 2n aufgeht, und iſt $2n = 2^r . p$, ſo iſt p gewiß eine ungerade Zahl, weil ſonſt 2^r noch nicht die höchſte Potenz von 2 wäre, welche in 2n aufgeht. Demnach iſt $\sqrt[p]{-a}$ eine reale negative Größe *), und ſei $= -b$, ſo iſt $\sqrt[2n]{-a} = \sqrt[2^r]{\sqrt[p]{-a}} = \sqrt[2^r]{-b}$ z. B. $\sqrt[24]{-125} = \sqrt[8]{\sqrt[3]{-125}} = \sqrt[8]{-5}$. Da ferner jede negative Zahl $-b$ als Product einer poſitiven Zahl b in -1 angeſehen werden kann, und da dann $\sqrt[2^r]{b}$ real, etwa $= c$, iſt, ſo wird $\sqrt[2^r]{-b} = \sqrt[2^r]{b \times -1} = c\sqrt[2^r]{-1}$. Wir ſind alſo jetzt dahin gelangt, daß jede imaginäre Wurzelgröße als Product einer realen Größe in eine Wurzel aus -1, deren Exponent eine Potenz von 2 iſt, dargeſtellt werden kann, z. B. $\sqrt[80]{-32} = \sqrt[16.5]{-32} = \sqrt[16]{\sqrt[5]{-32}} = \sqrt[16]{-2} = \sqrt[16]{2}\,\sqrt[16]{-1}$. Natürlich kann man auch, wenn man will, $\sqrt[2n]{-a}$ unmittelbar in $\sqrt[2n]{a}\cdot\sqrt[2n]{-1}$ verwandeln. Schon unter dieſer Form iſt es leicht, mit imaginären Wurzelgrößen ebenſo, wie mit realen zu rechnen, wenn man nur nie außer Acht läßt, daß $(\sqrt{-1})^2 = -1$ und allgemein $(\sqrt[2n]{-1})^{2n} = -1$ ſein müſſe. Dieſe Rechnung wird aber noch bedeutend erleichtert, wenn man, wie ſogleich gezeigt werden ſoll, der imaginären Größe $\sqrt[2n]{-1}$ oder $\sqrt[2^r]{-1}$ die Form gibt $\alpha + \beta\sqrt{-1}$, wo α und β reale Größen bedeuten.

§. 2. Es iſt $(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)(\cos\varphi' + \sqrt{-1}\sin\varphi') = \cos\varphi\cos\varphi' - \sin\varphi\sin\varphi' + \sqrt{-1}(\sin\varphi\cos\varphi' + \cos\varphi\sin\varphi')$ d. i. (vgl. d. Art. Goniometrie) $= \cos(\varphi+\varphi') + \sqrt{-1}\sin(\varphi+\varphi')$. Multiplicirt man dies Product aufs Neue mit $\cos\varphi'' + \sqrt{-1}\sin\varphi''$ ſo erhält man $\cos(\varphi + \varphi' + \varphi'')$

*) Vgl. Euler's Abhandlungen: De summo usu calculi imaginariorum in analysi (Nova Acta Acad. Petropol. T. III. p. 25) und De insigni usu calculi imaginariorum in calculo integrali (ibid. T. XII. p. 3).

*) Daß $\sqrt[p]{-a}$ außer dem einen realen Werthe, von dem hier die Rede iſt, auch noch andere imaginäre Werthe habe, wird in §. 6 gezeigt werden.

Digitized by Google

$+ \sqrt{-1} \sin(\varphi + \varphi' + \varphi'')$ u. ſ. w. Es iſt folg- ich allgemein für jede beliebige Anzahl ſolcher Ausdrücke as Product $(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)(\cos\varphi' + \sqrt{-1}\sin\varphi')$ $\cos\varphi'' + \sqrt{-1}\sin\varphi'')(\cos\varphi''' + \sqrt{-1}\sin\varphi''')\ldots$ $= \cos(\varphi + \varphi' + \varphi'' + \varphi''' + \ldots) + \sqrt{-1}\sin(\varphi + \varphi' + \varphi''$ $+ \varphi''' + \ldots)$ *). Setzt man nun $\varphi = \varphi' = \varphi'' = \varphi'''$ ı. ſ. w. und nimmt an, daß die Anzahl ſolcher Größen ı ſei, ſo erhellet

erſtlich, daß für jedes ganze poſitive n

$\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)^n = \cos n\varphi + \sqrt{-1}\sin n\varphi$

ei. Man kann aber aus dem Vorhergehenden offenbar uch ſchließen $[\cos n\varphi + \sqrt{-1}\sin n\varphi]\,[\cos(-n\varphi)$ $+ \sqrt{-1}\sin(-n\varphi)] = \cos(n\varphi - n\varphi) + \sqrt{-1}\sin(n\varphi - n\varphi)$ $= \cos 0 + \sqrt{-1}\sin 0 = 1$, daher iſt für jedes ganze n

$$\frac{1}{\cos n\varphi + \sqrt{-1}\sin n\varphi} = \cos(-n\varphi) + \sqrt{-1}\sin(-n\varphi)$$

$= \cos n\varphi - \sqrt{-1}\sin n\varphi$ (ſ. Goniometrie).

Alſo, da mit Rückſicht auf das Nächſtvorhergehende

$$\frac{1}{\cos n\varphi + \sqrt{-1}\sin n\varphi} = \frac{1}{(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)^n}$$

$= (\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)^{-n}$ iſt, erhält man

zweitens für jedes ganze n

$$\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)^{-n} = \cos(-n\varphi) + \sqrt{-1}\sin(-n\varphi)$$
$$= \cos n\varphi - \sqrt{-1}\sin n\varphi.$$

Hienach muß aber auch, wenn n irgend eine ganze Zahl edeutet, $\left(\cos\frac{1}{n}\varphi + \sqrt{-1}\sin\frac{1}{n}\varphi\right)^n = \cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi$ in, woraus wiederum folgt, daß

drittens für jedes ganze, gleichviel ob poſi- ive oder negative, n

$$(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)^{\frac{1}{n}} = \cos\frac{1}{n}\varphi + \sqrt{-1}\sin\frac{1}{n}\varphi.$$

Erhebt man dieſen Ausdruck zur mten Potenz, wo ı irgend eine ganze, poſitive oder negative, Zahl bedeu- t, ſo muß nach dem Vorigen $\left((\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)^{\frac{1}{n}}\right)^m$ $= \left(\cos\frac{1}{n}\varphi + \sqrt{-1}\sin\frac{1}{n}\varphi\right)^m = \cos\frac{m}{n}\varphi + \sqrt{-1}\sin\frac{m}{n}\varphi$ in; mithin iſt

viertens für beliebige ganze Werthe von m und n

$$\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)^{\frac{m}{n}} = \cos\frac{m}{n}\varphi + \sqrt{-1}\sin\frac{m}{n}\varphi.$$

Es iſt alſo allgemein für jeden, ganzen oder ebrochenen, poſitiven oder negativen Werth on n

$\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)^n = \cos n\varphi + \sqrt{-1}\sin n\varphi$

nd, wenn man in dieſer Formel $-\varphi$ ſtatt φ, folglich ſ. Goniometrie) $-\sin\varphi$ ſtatt $\sin\varphi$ ſetzt,

$\cos\varphi - \sqrt{-1}\sin\varphi)^n = \cos n\varphi - \sqrt{-1}\sin n\varphi.$

*) Daraus folgt ſehr leicht, daß, wenn man einen Ausdruck, ie $\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi$ durch einen ähnlichen $\cos\varphi' + \sqrt{-1}\sin\varphi'$ ividirt, der Quotient $\cos(\varphi - \varphi') + \sqrt{-1}\sin(\varphi - \varphi')$ in müſſe.

§. 3. Wird in den Formeln (§. 2.) das $\varphi = \pm 2k\pi$; wo k jede beliebige poſitive ganze Zahl bedeutet, ſo iſt $\cos\varphi = +1$, $\sin\varphi = 0$; wird hingegen $\varphi = \pm(2k+1)\pi$ geſetzt, ſo iſt $\cos\varphi = -1$, $\sin\varphi = 0$. Es folgt da- her aus den obigen Formeln, daß

$$\left((+1)\right)^{\frac{1}{n}} = \cos\frac{2k\pi}{n} \pm \sqrt{-1}\sin\frac{2k\pi}{n}$$

$$\left((-1)\right)^{\frac{1}{n}} = \cos\frac{(2k+1)\pi}{n} \pm \sqrt{-1}\sin\frac{(2k+1)\pi}{n}$$

Da das auf der rechten Seite dieſer Gleichungen vor- kommende k unzählige Werthe annehmen kann, ſo ſcheint es auf den erſten Anblick, als müſſe auch jede der Größen $\left((+1)\right)^{\frac{1}{n}}$ und $\left((-1)\right)^{\frac{1}{n}}$ unzählige Werthe haben. Dem iſt aber nicht ſo; denn bedeutet h jedes Mal dieje- nige ganze Zahl, welche dem Quotienten $\frac{k}{n}$ am Nächſten kommt, gleichviel ob h nächſt kleiner oder nächſt größer als $\frac{k}{n}$ ſei, ſo iſt $\frac{k}{n} = h \pm \frac{k'}{n}$, wo $\frac{k'}{n} \overline{\lessdot} \frac{1}{2}$ ſein muß, weil ſonſt eine andere ganze Zahl als h näher an $\frac{k}{n}$ läge. Daher iſt dann $\frac{2k\pi}{n} = 2h\pi \pm \frac{2k'}{n}\pi$ und da $\cos\left(2h\pi \pm \frac{2k'\pi}{n}\right) = \cos\frac{2k'\pi}{n}$, $\sin\left(2h\pi \pm \frac{2k'\pi}{n}\right)$ $= \pm\sin\frac{2k'\pi}{n}$ (ſ. Goniometrie), ſo wird

$$\left((+1)\right)^{\frac{1}{n}} = \cos\frac{2k'\pi}{n} \pm \sqrt{-1}\sin\frac{2k'\pi}{n},$$

wo aber nun k' keine andern Werthe als die der ganzen Zahlen 0, 1, 2, u. ſ. w. bis zu $\frac{n}{2}$, wenn n gerade iſt, und bis zu $\frac{n-1}{2}$, wenn n ungerade iſt, annehmen kann. Vorſtehende Gleichung gibt daher für $\left((+1)\right)^{\frac{1}{n}}$ nur n Werthe, welche aber wirklich alle von einander verſchieden ſind; denn ſollten irgend zwei darunter ein- ander gleich ſein, etwa $\cos\frac{2k''\pi}{n} \pm \sqrt{-1}\sin\frac{2k''\pi}{n}$ $= \cos\frac{2k'''\pi}{n} \pm \sqrt{-1}\sin\frac{2k'''\pi}{n}$, ſo müßte zwiſchen den Bögen $\frac{2k''\pi}{n}$ und $\frac{2k'''\pi}{n}$ die Gleichung $\frac{2k''\pi}{n}$ $= \pm 2m\pi \pm \frac{2k'''\pi}{n}$ beſtehen, wo m irgend eine ganze Zahl wäre (ſ. Goniometrie). Dann aber wäre m $= \pm\frac{k'' \mp k'''}{n}$, alſo müßte n in $k'' \mp k'''$ aufgehen, wel-

Digitized by Google

ches unmöglich iſt, da k'' und k''' nichts weiter als beſondere Werthe von der oben mit k' bezeichneten Größe ſind, alſo keine derſelben größer als $\frac{n}{2}$, höchſtens eine derſelben gleich $\frac{n}{2}$, die andere aber gewiß kleiner, mithin ihre Summe oder Differenz nie durch n theilbar ſein kann. Unter den Werthen, welche obige Gleichung für $\left((1)\right)^{\frac{1}{n}}$ gibt, befindet ſich ſtets der eine reale Werth $+ 1$, welcher nämlich entſteht, wenn man $k' = o$ ſetzt. Außerdem wird, wenn n gerade iſt, der Werth, welchen $k' = \frac{n}{2}$ gibt, real, nämlich $- 1$ ſein. Alle übrigen Werthe von $\left((+1)\right)^{\frac{1}{n}}$ ſind aber imaginär, weil bei keinem derſelben das Glied $\sqrt{-1} \sin \frac{2 k' \pi}{n}$ verſchwindet.

Die Bezeichnung $\left((+1)\right)^{\frac{1}{n}}$ oder $\left((1)\right)^{\frac{1}{n}}$ werden wir, nach Cauchy's Vorgange, immer gebrauchen, wenn wir andeuten wollen, daß von den nten Wurzeln der poſitiven Einheit irgend eine, unbeſtimmt welche, zu denken ſei, dagegen $(1)^{\frac{1}{n}}$ oder $1^{\frac{1}{n}}$ nur die eine beſtimmte von jenen Wurzeln bedeuten ſoll, welche $+ 1$ iſt. Aus ähnlichem Grunde haben wir die Bezeichnung $\left((-1)\right)^{\frac{1}{n}}$ gewählt, von der wir ſogleich zeigen werden, daß ſie ebenfalls n verſchiedene Werthe andeutet. Bedeutet nämlich jedes Mal h diejenige ganze Zahl, die dem Quotienten $\frac{2k+1}{2n}$ am Nächſten kommt, ſo wird der Unterſchied zwiſchen h und $\frac{2k+1}{2n}$ nie größer als $\frac{1}{2}$ ſein können und wird ein Bruch von ungeradem Zähler ſein müſſen; denn wäre es ein Bruch von geradem Zähler, etwa $\frac{2k'}{2n}$, ſo wäre $\frac{2k+1}{2n} = h \pm \frac{2k'}{2n}$ alſo $2k+1 = 2nh \pm 2k'$, alſo wäre die ungerade Zahl $2k+1$ einer geraden Zahl gleich, welches unmöglich iſt. Wir wollen nun den Unterſchied zwiſchen h und $\frac{2k+1}{2n}$ durch $\frac{2k'+1}{2n}$ bezeichnen, ſo iſt $\frac{2k'+1}{2n} \leqq \frac{1}{2}$, alſo $k' \leqq \frac{n-1}{2}$, und da $\frac{2k+1}{2n} = h \pm \frac{2k'+1}{2n}$, ſo wird $\frac{2k+1}{n}\pi = 2h\pi \pm \frac{2k'+1}{n}\pi$, folglich $\cos \frac{2k+1}{n}\pi = \cos \frac{2k'+1}{n}\pi$, $\sin \frac{2k+1}{n}\pi = \pm \sin \frac{2k'+1}{n}\pi$.

Mithin gibt die vorher aufgeſtellte Gleichung für $\left((-1)\right)^{\frac{1}{n}}$, wenn man darin dem k nach und nach alle Werthe ganzer Zahlen von Null bis ins Unendliche beilegt, keine andern Werthe als folgende Gleichung:

$$\left((-1)\right)^{\frac{1}{n}} = \cos \frac{2k'+1}{n}\pi \pm \sqrt{-1} \sin \frac{2k'+1}{n}\pi,$$

in welcher k' nur die Werthe der ganzen Zahlen von Null bis $\frac{n-1}{2}$ annehmen kann. Unter dieſen Werthen von k' kommt offenbar der Werth $\frac{n-1}{2}$ nur dann vor, wenn n ungerade iſt. Iſt alſo n ungerade, ſo iſt der eine von den Werthen, welche obige Formel für $\left((-1)\right)^{\frac{1}{n}}$ gibt, nämlich für $k' = \frac{n-1}{2}$, der Werth $\cos \pi \pm \sqrt{-1} \sin \pi = - 1$, folglich real; alle übrige Werthe, welche $\left((-1)\right)^{\frac{1}{n}}$ nach obiger Formel hat, ſind dagegen imaginär, weil für keinen andern Werth von k' das Glied $\sqrt{-1} \sin \frac{2k'+1}{n}\pi$ verſchwindet. Alle in der zuletzt aufgeſtellten Gleichung für $\left((-1)\right)^{\frac{1}{n}}$ enthaltene Werthe ſind aber von einander verſchieden, welches ſich ganz auf ähnliche Art, wie es bei den Werthen von $\left((+1)\right)^{\frac{1}{n}}$ geſchehen iſt, leicht zeigen läßt.

§. 4. Die Wurzeln der Einheit haben manche merkwürdige Eigenſchaften, von denen wir hier, um das Folgende gehörig zu begründen, einige anführen müſſen. Da nämlich (§. 2) die Multiplication und Diviſion zweier Ausdrücke von der Form $\cos \varphi + \sqrt{-1} \sin \varphi$ durch bloße Addition und Subtraction der darin vorkommenden Bögen vollzogen werden kann, und da $\cos \varphi - \sqrt{-1} \sin \varphi = (\cos \varphi + \sqrt{-1} \sin \varphi)^{-1} = \frac{1}{\cos \varphi + \sqrt{-1} \sin \varphi}$ iſt, ſo ſieht man ſogleich die Richtigkeit nachſtehender Sätze ein: 1) Sind $\alpha_1, \alpha_2, \ldots, \alpha_n$ die n verſchiedenen Werthe der Größe $\left((+1)\right)^{\frac{1}{n}}$, ſo iſt jedes Product, welches man aus einer beliebigen Anzahl dieſer Größen bildet, und jede Potenz von ganzem Exponenten, zu welcher man irgend eine derſelben erhebt, immer wieder einer von den Größen $\alpha_1, \alpha_2, \ldots, \alpha_n$ gleich; denn es iſt immer wieder eine Größe, die unter der allgemeinen Form $\cos \frac{2k\pi}{n}$

$\pm \sqrt{-1}\,\sin\frac{2k\pi}{n}$ enthalten iſt, und ſich daher (§. 3) auf die eingeſchränktere Form $\cos\frac{2k'\pi}{n} \pm \sqrt{-1}\,\sin\frac{2k'\pi}{n}$ d. i. auf eine von den Größen $\alpha_1, \alpha_2, \ldots, \alpha_n$ bringen läßt. 2) Jedes Product aus einem der Werthe von $((+1))^{\frac{1}{n}}$ in einen der Werthe von $((-1))^{\frac{1}{n}}$ iſt gleich einem Werthe von $((-1))^{\frac{1}{n}}$, denn es iſt alle Mal eine Größe von der allgemeinen Form $\cos\frac{2k+1}{n}\pi \pm \sqrt{-1}\,\sin\frac{2k+1}{n}\pi$, deren Werthe aber alle auch in der eingeſchränkteren Form $\cos\frac{2k'+1}{n}\pi \pm \sqrt{-1}\,\sin\frac{2k'+1}{n}\pi$ enthalten ſind, zu Folge §. 3.

§. 5. Wenden wir nun das in den §§. 2, 3, 4 Enthaltene auf die in §. 1 vorkommende Form imaginärer Wurzelgrößen an, ſo wird erſtlich leicht klar, daß auch von dieſen jede im Allgemeinen mehr als einen Werth habe, daß es daher, wenn man nicht irgend einen beſtimmten von dieſen Werthen hervorheben will, zweckmäßig ſei, eine beſondere Bezeichnung, etwa mit Cauchy Verdoppelung des Wurzelzeichens oder doppelte Klammern, zu gebrauchen. Es ſei alſo $((-a))^{\frac{1}{2n}}$ die genauere Bezeichnung aller Werthe der in §. 1 betrachteten imaginären Wurzelgröße. Bringt man nun dieſe Größe auf die Form $((+a))^{\frac{1}{2n}}((-1))^{\frac{1}{2n}}$, ſo könnte man zwar von $((+a))^{\frac{1}{2n}}$ noch den Factor $((+1))^{\frac{1}{2n}}$ ein oder mehr Male losmachen, würde aber dann durch Multiplication von $((+1))^{\frac{1}{2n}}$ und $((-1))^{\frac{1}{2n}}$, oder von $((+1))^{\frac{m}{2n}}$, wo m irgend eine ganze Zahl iſt, und $((-1))^{\frac{1}{2n}}$ immer nur die ſchon in $((-1))^{\frac{1}{2n}}$ enthaltenen Werthe finden. Bedeutet alſo $a^{\frac{1}{2n}}$ den einen poſitiven Werth, welchen man für $\sqrt[2n]{a}$ nach den gewöhnlichen auf dem binomiſchen Satze beruhenden Regeln der Wurzelausziehung findet, ſo iſt $((-a))^{\frac{1}{2n}} = a^{\frac{1}{2n}}((-1))^{\frac{1}{2n}}$; d. h. jedem Werthe der linken Seite dieſer Gleichung iſt ein Werth der rechten Seite gleich. Das rechts ſtehende Product aber wird, wegen §. 3, ſtets die Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ annehmen, worin α und β reale Größen bedeuten. Daß $((-a))^{\frac{1}{2n}}$ nicht noch mehr als die in der zuletzt aufgeſtellten Gleichung enthaltenen Werthe habe, wird aus Nr. 8 des folgenden §. noch deutlicher werden.

§. 6. Da wir auch von den übrigen nachher vorkommenden imaginären Größen zeigen werden, daß ſie die Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$, wo α und β reale Größen ſind, annehmen, ſo wird es nöthig, zuvörderſt über dieſe Form Einiges zu bemerken.

1) Alle reale Größen ſind unter der allgemeinen Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ mit enthalten, weil in dieſer Form β auch den Werth Null haben kann.

2) Sind zwei Größen der Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ einander gleich, etwa $\alpha + \beta\sqrt{-1} = \gamma + \delta\sqrt{-1}$, ſo iſt $\alpha = \gamma$, $\beta = \delta$; denn aus der Gleichung $\alpha + \beta\sqrt{-1} = \gamma + \delta\sqrt{-1}$ folgt $\sqrt{-1} = \frac{\alpha - \gamma}{\delta - \beta}$, welches widerſinnig ſein würde, wenn man nicht $\alpha = \gamma$, $\delta = \beta$ ſetzte, weil ſonſt $\sqrt{-1}$ einer realen Größe gleich ſein müßte. Setzt man aber $\alpha = \gamma$, $\beta = \delta$, ſo fällt dieſe Widerſinnigkeit weg, weil dann $\frac{\alpha - \gamma}{\delta - \beta} = \frac{0}{0}$, d. i. gleich einem völlig unbeſtimmten Ausdrucke wird, der gar nicht nothwendig real zu ſein braucht.

3) Zwei imaginäre Ausdrücke wie $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ und $\alpha - \beta\sqrt{-1}$, die ſich blos durch das Vorzeichen des Coëfficienten von $\sqrt{-1}$ von einander unterſcheiden, nennt man gepaarte oder conjugirte Ausdrücke, dergleichen ſind z. B. je zwei Werthe von $((-1))^{\frac{1}{n}}$ (vgl. §. 3).

4) Jede Größe von der Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ läßt ſich auch auf die Form $\varrho(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)$ bringen, wo ϱ den poſitiven Werth von $\sqrt{\alpha^2+\beta^2}$, φ einen realen Bogen bedeutet. Setzt man nämlich $\alpha + \beta\sqrt{-1} = \varrho(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)$, ſo hat man die Gleichungen $\alpha = \varrho\cos\varphi$, $\beta = \varrho\sin\varphi$, folglich $\alpha^2 + \beta^2 = \varrho^2(\cos^2\varphi + \sin^2\varphi) = \varrho^2$ (vgl. Goniometrie), mithin $\varrho = \sqrt{\alpha^2+\beta^2}$ und $\cos\varphi = \frac{\alpha}{\varrho} = \frac{\alpha}{\sqrt{\alpha^2+\beta^2}}$, $\sin\varphi = \frac{\beta}{\varrho} = \frac{\beta}{\sqrt{\alpha^2+\beta^2}}$, woraus auch folgt $\operatorname{tg}\varphi = \frac{\beta}{\alpha}$. Da ſowol α als β nicht größer als $\sqrt{\alpha^2+\beta^2}$ iſt, ſo iſt der zu $\cos\varphi$ und $\sin\varphi$ gehörende Bogen φ ſtets real. Iſt $\beta = 0$ und mithin $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ real, ſo iſt in jedem Falle $\varrho = +\sqrt{\alpha^2}$, aber, für poſitive Werthe von α, $\varphi = \pm 2k\pi$, und für negative Werthe von α, $\varphi = \pm(2k+1)\pi$ zu ſetzen, wo k jede beliebige ganze Zahl, Null mit eingeſchloſſen, bedeutet. Hat man $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ auf die Form $\varrho(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)$

Digitized by Google

gebracht, ſo heißt letzterer Ausdruck der **reducirte** und ϱ der **Modulus** deſſelben.

5) Jede Summe, jede Differenz, jedes Product, jeder Quotient, jede Potenz mit realem Exponenten von Größen der Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ iſt immer wieder eine Größe derſelben Form. Bei Summen und Differenzen leuchtet dies ſogleich ein. Bei Producten u. ſ. w. ſetze man ſtatt zweier Ausdrücke wie $\alpha + \beta\sqrt{-1}$, $\alpha' + \beta'\sqrt{-1}$ ihre gleichgeltenden nach Nr. 4; ſind dies $\varrho\,(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)$, $\varrho'(\cos\varphi' + \sqrt{-1}\sin\varphi')$, ſo iſt (§. 2) das Product von beiden $\varrho\varrho'[\cos(\varphi+\varphi') + \sqrt{-1}\sin(\varphi+\varphi')]$, der Quotient $\frac{\varrho\,(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)}{\varrho'(\cos\varphi' + \sqrt{-1}\sin\varphi')} = \frac{\varrho}{\varrho'}[\cos(\varphi-\varphi') + \sqrt{-1}\sin(\varphi-\varphi')]$, die Potenz $[\varrho(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)]^n = \varrho^n(\cos n\varphi + \sqrt{-1}\sin n\varphi)$, wo n jede beliebige ganze oder gebrochene, poſitive oder negative Zahl ſein kann (§. 2).

6) Iſt das n der nächſtvorgehenden allgemeinen Formel ein Bruch mit dem Zähler 1, etwa der Bruch $\frac{1}{n}$, oder, mit andern Worten, wird die nte Wurzel des Ausdrucks $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ verlangt, ſo läßt ſich, wie in §. 5, erwarten, daß es mehr als einen imaginären Ausdruck geben werde, der dieſem Verlangen genügt. Wir wollen daher die Bezeichnung $\left((\alpha + \beta\sqrt{-1})\right)^{\frac{1}{n}}$ gebrauchen, wenn irgend einer von den Ausdrücken verlangt wird, deſſen nte Potenz gleich $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ iſt. Da nun jeder ſolche Ausdruck (nach Nr. 5) wieder die Form $A + B\sqrt{-1}$ annehmen und ſich mithin (nach Nr. 4) auch auf die Form $\varrho\,(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)$ bringen laſſen muß, ſo mag $r\,(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)$ irgend einer der Werthe von $\left((\alpha + \beta\sqrt{-1})\right)^{\frac{1}{n}}$ ſein. Alsdann muß, wenn $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ auf die Form $\varrho\,(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)$ gebracht iſt, $r^n(\cos nt + \sqrt{-1}\sin nt) = \varrho\,(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)$, d. i. $r^n\cos nt = \varrho\cos\varphi$, $r^n\sin nt = \varrho\sin\varphi$ ſein, woraus folgt $r^{2n}(\cos^2 nt + \sin^2 nt) = \varrho^2(\cos^2\varphi + \sin^2\varphi)$ d. i. $r^{2n} = \varrho^2$ oder $r^n = \varrho$, und daher auch $\cos nt = \cos\varphi$, $\sin nt = \sin\varphi$, alſo $nt = \varphi \pm 2k\pi$, wo k jede beliebige ganze Zahl bedeutet. Demnach iſt $r = \varrho^{\frac{1}{n}}$ $t = \frac{\varphi \pm 2k\pi}{n}$, mithin

$$\left((\alpha + \beta\sqrt{-1})\right)^{\frac{1}{n}} = \varrho^{\frac{1}{n}}\left[\cos\frac{\varphi \pm 2k\pi}{n} \pm \sqrt{-1}\sin\frac{\varphi \pm 2k\pi}{n}\right]$$

d. i. (§. 2) $= \varrho^{\frac{1}{n}}\left(\cos\frac{\varphi}{n} + \sqrt{-1}\sin\frac{\varphi}{n}\right)\left(\cos\frac{2k\pi}{n} \pm \sqrt{-1}\sin\frac{2k\pi}{n}\right)$

oder (nach §. 3)

$$\left((\alpha + \beta\sqrt{-1})\right)^{\frac{1}{n}} = \varrho^{\frac{1}{n}}\left(\cos\frac{\varphi}{n} + \sqrt{-1}\sin\frac{\varphi}{n}\right)\left((+1)\right)^{\frac{1}{n}}$$

Hieraus leitet man leicht ab

$$\left((\alpha + \beta\sqrt{-1})\right)^{\frac{m}{n}} = \varrho^{\frac{m}{n}}\left(\cos\frac{m}{n}\varphi + \sqrt{-1}\sin\frac{m}{n}\varphi\right)\left((+1)\right)^{\frac{m}{n}}$$

$$\left((\alpha + \beta\sqrt{-1})\right)^{-\frac{m}{n}} = \frac{1}{\left((\alpha + \beta\sqrt{-1})\right)^{\frac{m}{n}}}$$

$$= \varrho^{-\frac{m}{n}}\left(\cos\frac{m}{n}\varphi - \sqrt{-1}\sin\frac{m}{n}\varphi\right)\left((+1)\right)^{-\frac{m}{n}}.$$

Auch ſieht man ohne Mühe ein, daß die durch die letzten beiden Gleichungen angedeuteten Werthe nur dann alle von einander verſchieden ſind, wenn m und n Primzahlen zu einander ſind. Offenbar kann man die in dieſer Nummer vorkommenden Formeln zuſammenfaſſen in die eine $((\alpha + \beta\sqrt{-1}))^a = \varrho^a(\cos a\varphi + \sqrt{-1}\sin a\varphi)((+1))^a$, wenn man nämlich unter a jeden beliebigen Bruch verſteht.

7) In Nr. 4, 5 und 6 bedeutet φ irgend einen von den unzähligen Bögen, deren Coſinus und Sinus durch die Gleichungen $\cos\varphi = \frac{\alpha}{\sqrt{\alpha^2+\beta^2}}$, $\sin\varphi = \frac{\beta}{\sqrt{\alpha^2+\beta^2}}$ gegeben ſind, oder deren Tangente $= \frac{\beta}{\alpha}$ iſt. Bezeichnen wir unter den unzähligen Bögen, deren Tangente $\frac{\beta}{\alpha}$ iſt, denjenigen, welcher, abgeſehen vom Vorzeichen, der kleinſte iſt, mit ψ; ſo muß $\operatorname{tg}\varphi = \operatorname{tg}\psi$ d. i. $\frac{\sin\varphi}{\cos\varphi} = \frac{\sin\psi}{\cos\psi}$, und zu gleicher Zeit entweder $\cos\varphi = \cos\psi$, $\sin\varphi = \sin\psi$, oder $\cos\varphi = -\cos\psi$, $\sin\varphi = -\sin\psi$ ſein. Da nun ψ ganz gewiß zwiſchen den Grenzen $-\frac{\pi}{2}$ und $+\frac{\pi}{2}$ liegt, ſo iſt $\cos\psi$ gewiß immer poſitiv. Die Gleichungen $\cos\varphi$ $\left(\text{d. i. } \frac{\alpha}{\sqrt{\alpha^2+\beta^2}}\right) = \cos\psi$, $\sin\varphi = \sin\psi$ können daher nur gelten, wenn α poſitiv iſt; iſt hingegen α negativ, ſo muß $\cos\varphi = -\cos\psi$ und darum auch $\sin\varphi = -\sin\psi$ ſein. Im erſten Falle müſſen daher alle Werthe von φ in dem Ausdrucke $\psi \pm 2k\pi$, im letztern alle in dem Ausdrucke $\varphi = \psi \pm (2k+1)\pi$ enthalten ſein, wo k jede beliebige ganze Zahl, mit Einſchluß von Null, bedeutet. Führen wir dieſe Werthe ein, ſo iſt,

für ein **poſitives** α ſtets

$$\alpha + \beta\sqrt{-1} = \varrho\,[\cos(\psi \pm 2k\pi) + \sqrt{-1}\sin(\psi \pm 2k\pi)]$$
$$= \varrho\,(\cos\psi + \sqrt{-1}\sin\psi)$$

$$((\alpha + \beta\sqrt{-1}))^a = \varrho^a[\cos(a\psi \pm 2ak\pi) + \sqrt{-1}\sin(a\psi \pm 2ak\pi)]$$
$$= \varrho^a[\cos a\psi + \sqrt{-1}\sin a\psi]\,[\cos 2ak\pi \pm \sqrt{-1}\sin 2ak\pi]$$
$$= \varrho^a[\cos a\psi + \sqrt{-1}\sin a\psi]((1))^a \text{ (vgl. §. 3),}$$

Digitized by Google

für ein negatives α

$$\alpha+\beta\sqrt{-1}=\varrho\left\{\cos[\psi\pm(2k+1)\pi]+\sqrt{-1}\sin[\psi\pm(2k+1)\pi]\right\}$$
$$=\varrho\,[\cos\psi+\sqrt{-1}\sin\psi]\,[\cos(2k+1)\pi\pm\sqrt{-1}\sin(2k+1)\pi]$$
$$=\varrho\,[\cos\psi+\sqrt{-1}\sin\psi]\,.\,(-1)=-\varrho\,[\cos\psi+\sqrt{-1}\sin\psi],$$
$$((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^{a}=\varrho^{a}[\cos a\psi+\sqrt{-1}\sin a\psi]\,[\cos a(2k+1)\pi\pm\sqrt{-1}\sin a(2k+1)\pi]$$
$$=\varrho^{a}[\cos a\psi+\sqrt{-1}\sin a\psi]((-1))^{a}\ \text{(vgl. §. 3).}$$

Unter den Werthen von $((+1))^{a}$ befindet ſich ſtets, mag a ſein, was es will, der eine reale und poſitive Werth $+1$. Setzt man dieſen beſtimmten Werth von $((+1))^{a}$ in die Gleichung, welche die Werthe von $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^{a}$ bei poſitivem α angibt, ſo wird dadurch auch ein beſtimmter Werth von $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^{a}$ herausgehoben, den wir künftig mit $(\alpha+\beta\sqrt{-1})^{a}$ in einfacher Klammer bezeichnen wollen. Bei negativem α iſt man nicht im Stande, einen ſolchen von dem Exponenten a unabhängigen Werth von $((-1))^{a}$ herauszuheben, daher hat dann die Bezeichnung $(\alpha+\beta\sqrt{-1}))^{a}$, ſobald a keine ganze Zahl iſt, im Allgemeinen keine beſtimmte von den übrigen Werthen des Ausdrucks $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^{a}$ verſchiedene Bedeutung, ſoll aber in dieſem Falle nicht gebraucht werden. Es iſt alſo nun für ein poſitives α

$$(\alpha+\beta\sqrt{-1})^{a}=\varrho^{a}\,[\cos a\psi+\sqrt{-1}\sin a\psi]$$

aber $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^{a}=(\alpha+\beta\sqrt{-1})^{a}\,((+1))^{a}$.

Für ein negatives α wird $-\alpha$ poſitiv und dann iſt

$$-\alpha-\beta\sqrt{-1}=\varrho\,(\cos\psi+\sqrt{-1}\sin\psi)$$

alſo $(-\alpha-\beta\sqrt{-1})^{a}=\varrho^{a}\,[\cos a\psi+\sqrt{-1}\sin a\psi]$

aber $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^{a}=(-\alpha-\beta\sqrt{-1})^{a}\,((-1))^{a}$.

8) Um uns zu überzeugen, ob die in der vorigen Nummer aufgeſtellten Gleichungen für $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^{a}$ in dem Falle, wo $a=\frac{1}{n}$ iſt, auch wirklich alle Werthe von $\left((\alpha+\beta\sqrt{-1})\right)^{\frac{1}{n}}$ angeben, oder ob es noch andere nicht in jenen Formeln enthaltene Werthe von $\left((\alpha+\beta\sqrt{-1})\right)^{\frac{1}{n}}$ gebe, wollen wir jeden Werth des Quotienten

$$\frac{\left((\alpha+\beta\sqrt{-1})\right)^{\frac{1}{n}}}{\varrho^{\frac{1}{n}}\left(\cos\frac{\psi}{n}+\sqrt{-1}\sin\frac{\psi}{n}\right)}=u$$

ſetzen, wo dann u natürlich mehre Werthe hat, von denen je einer gleich einem Werthe der linken Seite der Gleichung iſt. Aus dieſer Gleichung folgt aber

$u^{n}=\frac{\alpha+\beta\sqrt{-1}}{\varrho\,(\cos\psi+\sqrt{-1}\sin\psi)}$ d. i., wenn α poſitiv iſt,

$u^{n}=\frac{\alpha+\beta\sqrt{-1}}{\alpha+\beta\sqrt{-1}}=+1$, alſo $u=\left((+1)\right)^{\frac{1}{n}}$; und wenn α negativ iſt, $u^{n}=\frac{\alpha+\beta\sqrt{-1}}{-\alpha-\beta\sqrt{-1}}=-1$, alſo $u=\left((-1)\right)^{\frac{1}{n}}$. Da nun, nach der Annahme, in jedem Falle $\left((\alpha+\beta\sqrt{-1})\right)^{\frac{1}{n}}=\varrho^{\frac{1}{n}}\left(\cos\frac{\psi}{n}+\sqrt{-1}\sin\frac{\psi}{n}\right)u$, ſo ſieht man, daß die Gleichungen der vorigen Nummer wirklich alle Werthe von $\left((\alpha+\beta\sqrt{-1})\right)^{\frac{1}{n}}$ geben werden, wenn man dort $a=\frac{1}{n}$ ſetzt. Daraus läßt ſich dann leicht folgern, daß dieſelben Formeln für $a=\frac{m}{n}$ und $a=-\frac{m}{n}$ alle Werthe von $\left((\alpha+\beta\sqrt{-1})\right)^{\frac{m}{n}}$ und $\left((\alpha+\beta\sqrt{-1})\right)^{-\frac{m}{n}}$ angeben, mag $\frac{m}{n}$ ein rationaler oder ein irrationaler Bruch *) ſein; nur wird im letztgedachten Falle ſowol $\left((\alpha+\beta\sqrt{-1})\right)^{\frac{m}{n}}$ als $\left((\alpha+\beta\sqrt{-1})\right)^{-\frac{m}{n}}$ unzählige von einander verſchiedene Werthe haben.

§. 7. Legt man den veränderlichen Größen x, y, z ... Werthe von der Form $\alpha+\beta\sqrt{-1}$ bei, worunter (§. 6, 1) alle realen Werthe mit enthalten ſind, ſo erhellet aus §. 6, daß alle Summen, Differenzen, Producte und Quotienten ſolcher Veränderlichen, ſowie auch alle Potenzen derſelben, deren Exponent real iſt, immer wieder die Form $\alpha+\beta\sqrt{-1}$ annehmen werden; daß $((x))^{\frac{m}{n}}$, wenn m und n Primzahlen zu einander ſind, n von einander verſchiedene Werthe habe; ferner, daß, wenn α, d. i. der reale Theil von x poſitiv iſt, $((x))^{\frac{m}{n}}=x^{\frac{m}{n}}((+1))^{\frac{m}{n}}$ und, wenn der reale Theil von x negativ iſt, $((x))^{\frac{m}{n}}=(-x)^{\frac{m}{n}}((-1))^{\frac{m}{n}}$ ſein werde, wo $x^{\frac{m}{n}}$ und $(-x)^{\frac{m}{n}}$ in den Ausdrücken $(\alpha+\beta\sqrt{-1})^{a}$ und $(-\alpha-\beta\sqrt{-1})^{a}$ des vorigen Paragraphs ihre Erklärung finden. Auch

*) Was eine Potenz mit irrationalem und ſelbſt mit imaginärem Exponenten ſei, findet eben in den Formeln der vorigen Nummer ſeine Erklärung, wenn man dort für a irrationale oder imaginäre Werthe ſetzt.

erkennt man aus den §§. 2—6, indem man die Größen x, y, z, ... auf die Form $\varrho\ (\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)$ bringt, daß auch jetzt noch die für reale Werthe von x, y, z ... und für ganze Zahlen m und n geltenden Relationen $x^m . x^n = x^{m+n}$, $x^m y^m = (xy)^m$, $(x^m)^n = x^{mn}$ gültig bleiben, mag m und n poſitiv oder negativ, oder die eine von beiden poſitiv, die andere negativ ſein. Werden aber die Exponenten reale gebrochene oder irrationale Zahlen, die wir a, b nennen wollen, ſo hat der Ausdruck x^a ohne Klammer nur dann eine beſtimmte Bedeutung, wenn $(\alpha + \beta\sqrt{-1})^a$ eine ſolche hat, alſo (§. 6, 7) nur wenn α, d. i. der reale Theil von x, poſitiv iſt. Sollen alſo die Formeln $x^a x^b = x^{a+b}$, $x^a y^a = (xy)^a$, $(x^a)^b = x^{ab}$ für imaginäre Werthe von x und y und für reale aber gebrochene Werthe von a und b gelten, ſo müſſen die realen Theile von x und y poſitiv ſein; außerdem muß bei der zweiten Formel, wenn $x = \alpha + \beta\sqrt{-1}$, $y = \alpha' + \beta'\sqrt{-1}$ iſt, $\operatorname{arc\,tg}\frac{\beta}{\alpha} + \operatorname{arc\,tg}\frac{\beta'}{\alpha'}$ (worunter wir immer die, vom Vorzeichen abgeſehen, kleinſten Bögen verſtehen, die zu jeder ſolchen Tangente gehören,) eine zwiſchen den Grenzen $-\frac{\pi}{2}$ und $\frac{\pi}{2}$ liegende Summe, und bei der dritten Formel muß $a . \operatorname{arc\,tg}\frac{\beta}{\alpha}$ ein zwiſchen dieſen Grenzen liegendes Product ſein. Daß dieſe Bedingungen auch dann gelten, wenn die Exponenten a und b imaginär werden, wird aus dem Folgenden erhellen.

§. 8. Nach den Formeln (49), (50) und (51) des Artikels Differentialrechnung iſt, wenn A eine poſitive Conſtante, x eine reale Veränderliche, l(A) den natürlichen Logarithmus von A bedeutet, ſtets

$$A^x = 1 + \frac{x}{1} l(A) + \frac{x^2}{1.2}\Big[l(A)\Big]^2 + \frac{x^3}{1.2.3}\Big[l(A)\Big]^3 + \text{u. ſ. w.} \ldots$$

$$\cos x = 1 - \frac{x^2}{1.2} + \frac{x^4}{1.2.3.4} - \frac{x^6}{1\ldots.6} + \text{u. ſ. w.} \ldots$$

$$\sin x = x - \frac{x^3}{1.2.3} + \frac{x^5}{1\ldots.5} - \frac{x^7}{1\ldots.7}\ \text{u. ſ. w.} \ldots$$

Die in dieſen Gleichungen vorkommenden unendlichen Reihen bleiben aber auch dann convergirend, wenn man der Veränderlichen x imaginäre Werthe von der Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ beilegt (ſ. den Art. Reihe). Thut man dies, ſo ſind vorſtehende Gleichungen ſelbſt die Erklärungen von dem, was man dann unter A^x, cos x, sin x zu verſtehen habe. Macht man nun A = e, wo e die Baſis der natürlichen Logarithmen bedeutet, ſo iſt l(A) = l(e) = 1, alſo

$$e^x = 1 + \frac{x}{1} + \frac{x^2}{1.2} + \frac{x^3}{1.2.3} + \text{u. ſ. w.} \ldots$$

Setzt man in dieſe Gleichung ſtatt x nach einander x l(A), $x\sqrt{-1}$, $-x\sqrt{-1}$, ſo erhält man

$$e^{xl(A)} = 1 + \frac{x}{1} l(A) + \frac{x^2}{1.2}\Big[l(A)\Big]^2 + \frac{x^3}{1.2.3}\Big[l(A)\Big]^3 + \text{u. ſ. w.} \ldots$$

$$e^{x\sqrt{-1}} = 1 + \frac{x}{1}\sqrt{-1} - \frac{x^2}{1.2} - \frac{x^3}{1.2.3}\sqrt{-1} + \frac{x^4}{1.2.3.4} + \frac{x^5}{1\ldots5}\sqrt{-1} - \frac{x^6}{1\ldots6} - \text{u. ſ. w.} \ldots$$

$$e^{-x\sqrt{-1}} = 1 - \frac{x}{1}\sqrt{-1} - \frac{x^2}{1.2} + \frac{x^3}{1.2.3}\sqrt{-1} + \frac{x^4}{1.2.3.4} - \frac{x^5}{1\ldots5}\sqrt{-1} - \frac{x^6}{1\ldots6} + \text{u. ſ. w.} \ldots$$

Vergleicht man von dieſen Reihen die erſte mit der für A^x, die beiden andern mit denen für cos x und sin x, ſo ſieht man, daß auch für imaginäre Werthe von x ſtets
(1) $e^{x\,l(A)} = A^x$ und daß

(2) $e^{x\sqrt{-1}} = \cos x + \sqrt{-1}\sin x$

(3) $e^{-x\sqrt{-1}} = \cos x - \sqrt{-1}\sin x$

Aus den beiden letzten Gleichungen folgt unmittelbar

(4) $\cos x = \dfrac{e^{x\sqrt{-1}} + e^{-x\sqrt{-1}}}{2}$, $\sin x = \dfrac{e^{x\sqrt{-1}} - e^{-x\sqrt{-1}}}{2\sqrt{-1}}$.

Mit Hilfe des Vorſtehenden können wir nun diejenigen Werthe von e^x, A^x, cos x, sin x unter endlicher Form angeben, welche einem imaginären x von der Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$, etwa $x = p + q\sqrt{-1}$ entſprechen.

Setzt man in der Gleichung $e^x = 1 + \frac{x}{1} + \frac{x^2}{1.2}$ u. ſ. w. das $x = p + q\sqrt{-1}$, ſo erhält man $1 + \frac{p + q\sqrt{-1}}{1} + \frac{(p + q\sqrt{-1})^2}{1.2} + \frac{(p + q\sqrt{-1})^3}{1.2.3} + \text{u. ſ. w.} \ldots$ Dies iſt aber, zu Folge der Gleichung (61) des Artikels Differentialrechnung, $= e^p(\cos q + \sqrt{-1}\sin q)$; mithin iſt, für $x = p + q\sqrt{-1}$

(5) $e^x = e^p(\cos q + \sqrt{-1}\sin q)$ d. i. (6) $e^{p+q\sqrt{-1}} = e^p . e^{q\sqrt{-1}}$

folglich

(7) A^x (d. i. $A^{p+q\sqrt{-1}}$) $= e^{xl(A)} = e^{pl(A)} . e^{ql(A)\sqrt{-1}}$
$= A^p \Big\{\cos[q\,l(A)] + \sqrt{-1}\sin[q\,l(A)]\Big\}$

$$(8)\ \begin{cases} \cos x = \dfrac{e^{(p+q\sqrt{-1})\sqrt{-1}} + e^{-(p+q\sqrt{-1})\sqrt{-1}}}{2} \\ \quad = \dfrac{e^q + e^{-q}}{2}\cos p - \dfrac{e^q - e^{-q}}{2}\sin p . \sqrt{-1} \\ \sin x = \dfrac{e^{(p+q\sqrt{-1})\sqrt{-1}} - e^{-(p+q\sqrt{-1})\sqrt{-1}}}{2\sqrt{-1}} \\ \quad = \dfrac{e^q + e^{-q}}{2}\sin p + \dfrac{e^q - e^{-q}}{2}\cos p . \sqrt{-1} \end{cases}$$

Iſt $x = p_1 + q_1\sqrt{-1}$, $y = p_2 + q_2\sqrt{-1}$, ſo iſt, zu Folge Gleichung (5),

$e^x . e^y = e^{p_1}(\cos q_1 + \sqrt{-1}\sin q_1) e^{p_2}(\cos q_2 + \sqrt{-1}\sin q_2)$
$= e^{p_1 + p_2}[\cos(q_1 + q_2) + \sqrt{-1}\sin(q_1 + q_2)]$ d. i. zu Folge (2), $= e^{p_1 + p_2} . e^{(q_1 + q_2)\sqrt{-1}}$ alſo, zu Folge (6)
$= e^{p_1 + p_2 + (q_1 + q_2)\sqrt{-1}} = e^{x+y}$. Mithin iſt

uch für imaginäre Werthe von x und y, ſtets

(9) $$e^{x} . e^{y} = e^{x+y}.$$

Da auch für imaginäre Exponenten x und y von der Form $\alpha + \beta \sqrt{-1}$, nach Gleichung (1), alle Mal $A^{x} = e^{x l(A)}$ $A^{y} = e^{y l(A)}$, ſo folgt aus (9)

(10) $$A^{x} . A^{y} = e^{(x+y) l(A)} = A^{x+y}.$$

lus dieſer Formel erkennt man, daß die bei realen Ex›onenten geltenden Regeln der Multiplication und Diviion der Potenzen realer Größen auch für Potenzen reaer Grundzahlen A mit imaginären Exponenten gelten. lus den Formeln (4) und (9) leitet man ferner leicht b, daß die für reale x und y geltenden Gleichungen

(11) $$\cos^2 x + \sin^2 x = 1$$

(12) $$\begin{cases} \cos(x \pm y) = \cos x \cos y \mp \sin x \sin y \\ \sin(x \pm y) = \sin x \cos y \pm \cos x \sin y \end{cases}$$

uch dann gültig bleiben, wenn x und y imaginäre Größen der Form $\alpha + \beta \sqrt{-1}$ werden. Daraus folgt, für $= \frac{1}{2}\pi$, $y = z = p + q\sqrt{-1}$, daß auch dann noch

(13) $$\sin\left(\frac{\pi}{2} - z\right) = \cos z \quad \cos\left(\tfrac{1}{2}\pi - z\right) = \sin z.$$

lus (12) folgt auch, wenn man $x = o$, $y = z = p + q\sqrt{-1}$ ẹtzt, daß

(14) $$\cos(-z) = \cos z,\ \sin(-z) = -\sin z.$$

Verſteht man unter tg x, cot x, sec x, cosec x nichts lnderes als die Quotienten $\frac{\sin x}{\cos x}, \frac{\cos x}{\sin x}, \frac{1}{\cos x}, \frac{1}{\sin x}$, ſo t es vermittelſt der Formeln (12) leicht zu zeigen, daß ie für reale x und y geltenden Gleichungen für $tg(x \pm y)$. ſ. w. (ſ. Goniometrie) auch jetzt noch gelten, wo x nd y imaginär werden.

§. 9. Es ſollen nun die realen oder imaginären Verthe geſucht werden, die man den Größen y und z eilegen muß, um den beiden Gleichungen

$$e^{y} = x, \qquad A^{z} = x$$

Genüge zu leiſten. Dieſe Werthe ſind die Logarithmen on $x = p + q\sqrt{-1}$ und zwar y in dem Neperſchen der natürlichen Syſteme, z in dem Syſteme von der Baſis A. Da ſowol y als z, wie ſich ſogleich zeigen vird, unzählige Werthe annehmen, ſo wollen wir die von im Allgemeinen durch l((x)), die von z im Allgemeien durch L((x)) bezeichnen, wovon l(x) und L(x) beondere Fälle ſind, die wir nachher näher angeben weren. — Weil ſtets, mag z real oder imaginär ſein, $A^{z} = e^{z l(A)}$ bleibt (§. 8), ſo muß, wenn $e^{y} = x = A^{z}$ lſo $= e^{z l(A)}$ ſein ſoll, auch ſtets $y = z\, l(A)$ mithin $= \frac{y}{l(A)}$ ſein, d. i. es muß immer die Gleichung

(1) $$L((x)) = \frac{l((x))}{l(A)}$$

attfinden. Wir werden alſo nur die Werthe von l((x)) . i. die natürlichen Logarithmen von x zu beſtimmen haen, weil ſich daraus die Werthe der Logarithmen von in jedem andern Syſteme von poſitiver Baſis A durch loße Diviſion, mit l(A), oder, was ebenſo viel iſt, urch Multiplication mit dem conſtanten Factor $\frac{1}{l(A)}$ ableiten laſſen. Es iſt demnach nur die Gleichung $e^{y} = x$ aufzulöſen; dieſe geht, wenn wir $x = p + q\sqrt{-1}$, $y = P + Q\sqrt{-1}$ ſetzen, über in

$$e^{P+Q\sqrt{-1}} = p + q\sqrt{-1} \text{ d. i. (§. 8) } e^{P}(\cos Q + \sqrt{-1}\sin Q) = p + q\sqrt{-1}.$$

Bedeutet nun ψ den, abgeſehen vom Vorzeichen, kleinſten unter den Bögen, deren Tangente $\frac{q}{p}$ iſt, und iſt $\varrho = \sqrt{p^2 + q^2}$, ſo iſt (§. 6, 7), wenn p poſitiv iſt, $e^{P}(\cos Q + \sqrt{-1}\sin Q) = \varrho(\cos\psi + \sqrt{-1}\sin\psi)$, wenn aber p negativ iſt, $e^{P}(\cos Q + \sqrt{-1}\sin Q) = -\varrho(\cos\psi + \sqrt{-1}\sin\psi)$. Daraus folgt, daß im erſten Falle $e^{P}\cos Q = \varrho\cos\psi$, $e^{P}\sin Q = \varrho\sin\psi$, im zweiten Falle $e^{P}\cos Q = -\varrho\cos\psi$, $e^{P}\sin Q = -\varrho\sin\psi$. In beiden Fällen iſt daher $(e^{P})^2(\cos^2 Q + \sin^2 Q) = \varrho^2(\cos^2\psi + \sin^2\psi)$, daher $e^{P} = \varrho$, alſo $P = l(\varrho)$. Dies vorausgeſetzt, muß im erſten Falle $\cos Q = \cos\psi$ $\sin Q = \sin\psi$ alſo $Q = \psi \pm 2k\pi$, im zweiten Falle aber $\cos Q = -\cos\psi$ $\sin Q = -\sin\psi$, alſo $Q = \psi \pm (2k + 1)\pi$ ſein, wo k jede beliebige ganze Zahl, mit Einſchluß von Null, bedeutet. Man hat folglich

1) wenn der reale Theil von x poſitiv iſt

(2) $$l((x)) = P + Q\sqrt{-1} = l(\varrho) + \psi\sqrt{-1} \pm 2k\pi\sqrt{-1}$$

2) wenn der reale Theil von x negativ iſt

(3) $$l((x)) = l(\varrho) + \psi\sqrt{-1} \pm (2k+1)\pi\sqrt{-1}$$

Setzt man ins Beſondere $x = +1$ oder $x = -1$, ſo wird $\varrho = 1$, $\psi = 0$ (§. 6, 4) und die Formeln (2) und (3) gehen über in

(4) $$l((+1)) = \pm 2k\pi\sqrt{-1}$$

(5) $$l((-1)) = \pm(2k+1)\pi\sqrt{-1}\ ^{*)}$$

Statt der Formeln (2) und (3) kann man daher auch ſetzen

1) wenn der reale Theil von x poſitiv iſt

(6) $$l((x)) = l(\varrho) + \psi\sqrt{-1} + l((+1))$$

2) wenn der reale Theil von x negativ iſt

(7) $$l((x)) = l(\varrho) + \psi\sqrt{-1} + l((-1))$$

Hebt man unter den unzähligen Werthen von l((x)), welche die Formel (2) angibt, denjenigen hervor, bei welchem $k = 0$ iſt (oder, was ebenſo viel ſagt, läßt man in Formel (6) den einen beſtimmten Werth von l((+1)) gelten, welcher Null iſt), ſo iſt dies der Werth von l((x)), den wir durch l(x) bezeichnen wollen. Auch ſtimmt dies mit der ſchon früher in dieſem Artikel und in dem Artikel Differentialrechnung gebrauchten Bezeichnung, z. B. l(A), überein, denn iſt in dem allgemeinen Ausdrucke $x = p + q\sqrt{-1}$ das p poſitiv und das $q = 0$, alſo x eine reale poſitive Zahl p, ſo iſt $\varrho = p$, $\psi = 0$, und $l(x) = l(p)$ iſt dann diejenige Größe, welche man nach der Formel $l(1+z) = \frac{z}{1} - \frac{z^2}{2} + \frac{z^3}{3} - \frac{z^4}{4} +$ u. ſ. w. .... (ſ. Differentialrechnung und Logarith-

*) Die Formeln (4) und (5) kann man auch unmittelbar aus §. 8 (2) und (3) ableiten, zu Folge welcher $e^{\pm 2k\pi\sqrt{-1}} = \cos 2k\pi \pm \sqrt{-1}\sin 2k\pi = +1$ und $e^{\pm(2k+1)\pi\sqrt{-1}} = \cos(2k+1)\pi \pm \sqrt{-1}\sin(2k+1)\pi = -1$.

Digitized by Google

mus) und den daraus abgeleiteten Formeln berechnen kann. Kehren wir zu dem allgemeineren Fall, wo q nicht nothwendig Null iſt, zurück, ſo haben wir nach vorſtehender Erklärung

für poſitive Werthe des realen Theils von x

$$(8)\qquad l(x) = l(\varrho) + \psi\sqrt{-1}$$

und daher, unter derſelben Vorausſetzung

$$(9)\qquad l((x)) = l(x) + l((+1)).$$

Dagegen iſt, für negative Werthe des realen Theils von $x = p + q\sqrt{-1}$, alſo für poſitive Werthe von $-p$ (vgl. §. 6. Nr. 7), $-x = \varrho(\cos\psi + \sqrt{-1}\sin\psi)$ alſo $l(-x) = l(\varrho) + \psi\sqrt{-1}$, und daher in dieſem Falle, ſtatt der Gleichung (7)

$$(10)\qquad l((x)) = l(-x) + l((-1)).$$

Setzt man bei poſitiven Werthen von p in die Gleichung (1) ſtatt $l((x))$ den beſondern Werth $l(x)$, ſo erhält man denjenigen beſondern Werth von $L((x))$, den wir durch die Bezeichnung $L(x)$ andeuten wollen, ſodaß dann

$$(11)\qquad L(x) = \frac{l(x)}{l(A)} = \frac{l(\varrho)}{l(A)} + \frac{\psi}{l(A)}\sqrt{-1}$$
$$= L(\varrho) + \frac{\psi}{l(A)}\sqrt{-1}.$$

Dieſer Gebrauch des Zeichens $L(x)$ ſtimmt, wie man leicht ſieht, mit dem ſchon früher in dem Artikel Differentialrechnung gemachten Gebrauche deſſelben Zeichens, wo wir dem x blos poſitive Werthe beilegten, überein.

Bei Werthen von x, deren realer Theil negativ iſt, wollen wir die Zeichen $l(x)$ und $L(x)$ nicht gebrauchen.

Sehen wir die Baſis A nicht mehr als eine nothwendig poſitive Zahl, ſondern allgemein als eine Größe von der Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ an, ſo dürfen wir die Zeichen $L(x)$, $L((x))$ offenbar nur da gebrauchen, wo ſich dieſen Zeichen entſprechende Werthe von z denken laſſen, welche der Gleichung $A^z = x$ Genüge leiſten; mithin nur da, wo die Bezeichnung A^z erlaubt, d. i. (§. 6. Nr. 7) wo der reale Theil von A poſitiv iſt. Für jede ſolche Baſis A laſſen ſich $L((x))$ und $L(x)$ immer noch durch die Formeln (1) und (11) berechnen, nachdem man zuvor $l(A)$ nach Formel (8) berechnet hat. Dagegen iſt ein Logarithmenſyſtem mit einer Baſis, deren realer Theil negativ wäre, gar nicht denkbar.

Man ſieht aus Vorſtehendem, daß jede Größe von der Form $x = p + q\sqrt{-1}$ in jedem Logarithmenſyſteme von einer Baſis A, deren realer Theil poſitiv iſt, unzählige Logarithmen von der Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ habe, von denen nur dann ein einziger real iſt, wenn A real, $q = 0$ und p poſitiv, alſo wenn x einer poſitiven Zahl gleich iſt.

§. 10. Legen wir einem Sinus x die allgemeine Form $p + q\sqrt{-1}$ bei, ſo iſt vorauszuſehen, daß auch die dazu gehörigen Bögen imaginär, und daß es deren, wie ſchon bei realen Werthen von x, mehre geben werde. Wir wollen daher, wenn von irgend einem dieſer Bögen, unbeſtimmt welchem, die Rede iſt, das Zeichen arc sin((x)) gebrauchen und annehmen, daß derſelbe $= P + Q\sqrt{-1}$ ſei, wo P und Q reale Größen bedeuten ſollen. Es iſt nun zu unterſuchen, welche Werthe dem P und Q beizulegen ſeien, damit der Gleichung

$$(1)\qquad \text{arc sin}((x)) = P + Q\sqrt{-1}$$

Genüge geleiſtet werde. Aus (1) folgt unmittelbar

$$(2)\qquad \sin(P + Q\sqrt{-1}) = x = p + q\sqrt{-1},$$

d. i., zu Folge der Gleichung (8) des §. 8,

$$\frac{e^Q + e^{-Q}}{2}\sin P + \frac{e^Q - e^{-Q}}{2}\cos P.\sqrt{-1} = p + q\sqrt{-1}$$

mithin

$$(3)\qquad \frac{e^Q + e^{-Q}}{2}\sin P = p,\quad \frac{e^Q - e^{-Q}}{2}\cos P = q$$

woraus folgt

$$(4)\qquad e^Q = \frac{p}{\sin P} + \frac{q}{\cos P},\quad e^{-Q} = \frac{p}{\sin P} - \frac{q}{\cos P}.$$

Multiplicirt man letztere Gleichungen, ſo erhält man

$$(5)\qquad 1 = \frac{p^2}{\sin^2 P} - \frac{q^2}{\cos^2 P}.$$

Setzt man hier für $\sin^2 P$ ſein Gleiches $1 - \cos^2 P$, ſo bringt man dieſe Gleichung leicht auf

$$(6)\qquad \cos^4 P - (1 - p^2 - q^2)\cos^2 P - q^2 = 0.$$

Löſt man die Gleichung (6) wie eine quadratiſche für die unbekannte Größe $\cos^2 P$ auf, und beachtet, daß $\cos^2 P$ nothwendig poſitiv iſt, ſo erhält man

$$(7)\qquad \cos^2 P = \frac{1 - p^2 - q^2}{2} + \sqrt{\left(\frac{1 - p^2 - q^2}{2}\right)^2 + q^2}$$
$$= \frac{q^2}{-\frac{1 - p^2 - q^2}{2} + \sqrt{\left(\frac{1 - p^2 - q^2}{2}\right)^2 + q^2}}$$

daher

$$(8)\qquad \sin^2 P = 1 - \cos^2 P = \frac{1 + p^2 + q^2}{2} - \sqrt{\left(\frac{1 - p^2 - q^2}{2}\right)^2 + q^2}$$
$$= \frac{1 + p^2 + q^2}{2} - \sqrt{\left(\frac{1 + p^2 + q^2}{2}\right)^2 - p^2}$$
$$= \frac{p^2}{\frac{1 + p^2 + q^2}{2} + \sqrt{\left(\frac{1 + p^2 + q^2}{2}\right)^2 - p^2}}.$$

Da nun nach der erſten von den Gleichungen (3) sin P und p gleiche Vorzeichen haben müſſen, ſo findet man, wenn man auf beiden Seiten die Quadratwurzel auszieht,

$$(9)\qquad \sin P = \frac{p}{\left\{\frac{1 + p^2 + q^2}{2} + \sqrt{\left(\frac{1 + p^2 + q^2}{2}\right)^2 - p^2}\right\}^{\frac{1}{2}}}.$$

Da hier der Nenner gewiß nicht kleiner als der Zähler iſt, ſo überſchreitet sin P gewiß nicht die Grenzen $+1$ und -1, folglich iſt P ſtets ein realer Bogen. Bezeichnen wir unter den unzähligen Werthen von P, welche die Gleichung (9) gibt, den, welcher, abgeſehen vom Vorzeichen, der kleinſte iſt, mit $\mathfrak{P}$, ſo ſind alle jene Werthe von P in der Formel enthalten:

$$(10)\qquad P = \frac{\pi}{2} \pm \left(\mathfrak{P} - \frac{\pi}{2}\right) \pm 2k\pi,$$

wenn man für k nach einander 0, 1, 2 u. ſ. w. bis ins Unendliche ſetzt. Da hiernach in jedem Falle $\sin P = \sin\mathfrak{P}$, aber $\cos P = \cos\left[\frac{\pi}{2} \pm \left(\mathfrak{P} - \frac{\pi}{2}\right)\right] = \mp\sin\left(\mathfrak{P} - \frac{\pi}{2}\right)$

$= \pm \sin\left(\frac{\pi}{2} - \mathfrak{P}\right) = \pm \cos\mathfrak{P}$ wird, ſo erhält man aus der erſten der beiden Gleichungen (4) und aus (10)

$$(11)\quad Q = l\left(\frac{p}{\sin P} + \frac{q}{\cos P}\right) = l\left(\frac{p}{\sin\mathfrak{P}} \pm \frac{q}{\cos\mathfrak{P}}\right),$$

und aus (5) und (10)

$$(12)\quad \frac{p^2}{\sin^2\mathfrak{P}} - \frac{q^2}{\cos^2\mathfrak{P}} = \left(\frac{p}{\sin\mathfrak{P}} + \frac{q}{\cos\mathfrak{P}}\right)\left(\frac{p}{\sin\mathfrak{P}} - \frac{q}{\cos\mathfrak{P}}\right) = 1,$$

woraus folgt

$$(13)\quad l\left(\frac{p}{\sin\mathfrak{P}} - \frac{q}{\cos\mathfrak{P}}\right) = -l\left(\frac{p}{\sin\mathfrak{P}} + \frac{q}{\cos\mathfrak{P}}\right).$$

Demnach kann die Gleichung (11) auch ausgedrückt werden durch

$$(14)\quad Q = \pm l\left(\frac{p}{\sin\mathfrak{P}} + \frac{q}{\cos\mathfrak{P}}\right).$$

Von den beiden Vorzeichen + oder − iſt hier ſtets dasjenige zu wählen, welches dem Binom $\mathfrak{P} - \frac{\pi}{2}$ in der Gleichung (10) zukommt. Übrigens hätte dieſe Gleichung ebenſo gut aus der zweiten als aus der erſten der beiden Gleichungen (4) abgeleitet werden können.

Setzt man nun Kürze halber

$$(15)\quad \mathfrak{Q} = l\left(\frac{p}{\sin\mathfrak{P}} + \frac{q}{\cos\mathfrak{P}}\right),\ \text{alſo}\ Q = \pm\mathfrak{Q},$$

ſo geht die Gleichung (1), vermöge (10) und (15) über in

$$(16)\quad \arcsin((x)) = \frac{\pi}{2} \pm \left(\mathfrak{P} + \mathfrak{Q}\sqrt{-1} - \frac{\pi}{2}\right) \pm 2k\pi.$$

Unter den unzähligen Werthen von arc sin ((x)), welche dieſe Gleichung liefert, iſt der einfachſte derjenige, welchen man für $k = 0$ erhält, wenn man zugleich dem Trinom $\mathfrak{P} + \mathfrak{Q}\sqrt{-1} - \frac{\pi}{2}$ das Vorzeichen + gibt. Dieſen beſondern Werth von arc sin ((x)) wollen wir mit arc sin (x) oder ohne alle Klammer arc sin x bezeichnen, daher dann

$$(17)\quad \arcsin x = \arcsin(x) = \mathfrak{P} + \mathfrak{Q}\sqrt{-1}.$$

Beachtet man nun, daß $\pm 2k\pi + \frac{\pi}{2}$ jeden beliebigen von den Bögen darſtellt, deren Sinus = + 1 iſt, ſo ſieht man, daß die Gleichung (16) auch unter der Form

$$(18)\quad \arcsin((x)) = \pm\left(\arcsin x - \frac{\pi}{2}\right) + \arcsin((1))$$

dargeſtellt werden kann.

Will man die Größe $\mathfrak{Q}$ nicht, wie in (15) abhängig von $\mathfrak{P}$, ſondern blos als Function von p und q ausdrücken, ſo erhält man aus den Formeln (9) und (7), indem man dort dem P das $\mathfrak{P}$ ſubſtituirt, und berückſichtigt, daß $\cos\mathfrak{P}$ nothwendig poſitiv iſt:

$$(19)\quad \begin{cases} \sin\mathfrak{P} = \dfrac{p}{\left\{\dfrac{p^2+q^2+1}{2} + \sqrt{\left(\dfrac{p^2+q^2+1}{2}\right)^2 - p^2}\right\}^{\frac{1}{2}}} \\[2ex] \cos\mathfrak{P} = \dfrac{\sqrt{q^2}}{\left\{\dfrac{p^2+q^2-1}{2} + \sqrt{\left(\dfrac{p^2+q^2+1}{2}\right)^2 - p^2}\right\}^{\frac{1}{2}}} \end{cases}$$

Die Gleichung (15) gibt daher

$$(20)\quad \mathfrak{Q} = l\left\{\left[\frac{p^2+q^2+1}{2} + \sqrt{\left(\frac{p^2+q^2+1}{2}\right)^2 - p^2}\right]^{\frac{1}{2}} + \frac{q}{\sqrt{q^2}}\left[\frac{p^2+q^2-1}{2} + \sqrt{\left(\frac{p^2+q^2+1}{2}\right)^2 - p^2}\right]^{\frac{1}{2}}\right\}$$

oder, was zu Folge (13) daſſelbe iſt,

$$(21)\quad \mathfrak{Q} = \pm l\left\{\left[\frac{p^2+q^2+1}{2} + \sqrt{\left(\frac{p^2+q^2+1}{2}\right)^2 - p^2}\right]^{\frac{1}{2}} + \left[\frac{p^2+q^2-1}{2} + \sqrt{\left(\frac{p^2+q^2+1}{2}\right)^2 - p^2}\right]^{\frac{1}{2}}\right\}.$$

Von den beiden Vorzeichen vor l gilt hier +, wenn $q = \sqrt{q^2} = (q^2)^{\frac{1}{2}}$ d. i. wenn q poſitiv iſt, hingegen −, wenn $q = -\sqrt{q^2}$ d. i. wenn q negativ iſt.

Wird $q = 0$, reducirt ſich alſo der Sinus $x = p + q\sqrt{-1}$ auf die reale Größe $x = p$, ſo verwandeln ſich die obigen Gleichungen für $\mathfrak{P}$ und $\mathfrak{Q}$ in

$$(22)\quad \begin{cases} \mathfrak{P} = \arcsin \dfrac{p}{\left\{\left[\dfrac{1+p^2}{2} + \sqrt{\left(\dfrac{1-p^2}{2}\right)^2}\right]\right\}^{\frac{1}{2}}} \\[2ex] \mathfrak{Q} = \pm l\left\{\left[\dfrac{p^2+1}{2} + \sqrt{\left(\dfrac{1-p^2}{2}\right)^2}\right]^{\frac{1}{2}} + \left[\dfrac{p^2-1}{2} + \sqrt{\left(\dfrac{1-p^2}{2}\right)^2}\right]^{\frac{1}{2}}\right\}. \end{cases}$$

Wenn nun $p^2 < 1$, wenn alſo $\sqrt{\left(\frac{1-p^2}{2}\right)^2}$ poſitiv iſt, ſo wird

$$(23)\quad \mathfrak{P} = \arcsin p,\quad \mathfrak{Q} = \pm l(1) = 0;$$

wenn aber $p^2 > 1$, alſo $\sqrt{\left(\frac{1-p^2}{2}\right)^2}$ negativ iſt, ſo wird

$$(24)\quad \mathfrak{P} = \arcsin\frac{p}{\sqrt{p^2}} = \arcsin(\pm 1) = \pm\frac{\pi}{2}\ {}^{*)},$$

$$\mathfrak{Q} = \pm l\left(\sqrt{p^2} + \sqrt{p^2 - 1}\right).$$

Im erſten Falle reducirt ſich die Formel (17) auf die identiſche Gleichung

$$\arcsin p = \arcsin p$$

und die Formel (16) auf

$$(25)\quad \arcsin((p)) = \frac{\pi}{2} \pm \left(\arcsin p - \frac{\pi}{2}\right) \pm 2k\pi.$$

Im zweiten Falle wird die Formel (17) nicht mehr einen völlig beſtimmten Werth von arc sin x angeben, weil dann $\mathfrak{Q}$ zwei einander gleiche, aber entgegengeſetzte Werthe hat. Man muß ſich daher in dieſem Falle der Bezeichnung arc sin x enthalten, kann aber aus den Formeln (16) und (24) herleiten, wenn p poſitiv iſt:

$$(26)\quad \arcsin((p)) = \frac{\pi}{2} \pm 2k\pi \pm \sqrt{-1}\, l\left(p + \sqrt{p^2 - 1}\right);$$

---

*) Nämlich ± je nachdem $p = \sqrt{p^2}$ alſo poſitiv, oder $p = -\sqrt{p^2}$ alſo negativ iſt.

und wenn p negativ iſt:

$$(27)\quad \text{arc sin}\,((p)) = \frac{\pi}{2} \pm (2\,k \pm 1)\,\pi \pm \sqrt{-1}\;l\,(-p + \sqrt{p^2-1}).$$

Wird in dem allgemeinen Ausdrucke $x = p + q\sqrt{-1}$ nicht, wie oben angenommen wurde, $q = 0$, ſondern vielmehr $p = 0$; alſo $x = q\sqrt{-1}$, ſo verwandeln ſich die Gleichungen für $\mathfrak{P}$ und $\mathfrak{Q}$ in

$$(28)\quad \mathfrak{P} = \text{arc sin}\,(0) = 0, \qquad \mathfrak{Q} = l\,(q + \sqrt{q^2+1})$$

und die Formeln (16) und (17) reduciren ſich auf

$$(29)\quad \text{arc sin}\,((q\sqrt{-1})) = \frac{\pi}{2} \pm 2\,k\,\pi \mp \left\{\frac{\pi}{2} - \sqrt{-1}\;l\,(q + \sqrt{q^2+1}\right\}$$

$$(30)\quad \text{arc sin}\,(q\sqrt{-1}) = \sqrt{-1}\;l\,(q + \sqrt{q^2+1}).$$

Da nach Formel (13) des §. 8 die Formel $\sin\left(\frac{\pi}{2} - z\right) = \cos z$ gültig bleibt, auch wenn z imaginär wird, ſo können wir aus den Gleichungen für die Bögen, deren Sinus die Form $p + q\sqrt{-1}$ hat, leicht auch Gleichungen ableiten für die Bögen, deren Coſinus die allgemeine Form $p + q\sqrt{-1}$ annimmt. Um irgend einen, unbeſtimmt welchen, von den Bögen, deren Coſinus x iſt, anzudeuten, wollen wir wieder die Bezeichnung arc cos ((x)) gebrauchen. Setzen wir nun

$$\text{arc cos}\,((x)) = z,$$

ſo iſt $\cos z = x$ d. i. $\sin\left(\frac{\pi}{2} - z\right) = x$, alſo

$$\frac{\pi}{2} - z = \text{arc sin}\,((x)),$$

mithin, wenn $\mathfrak{P}$ und $\mathfrak{Q}$ die ihnen in Gleichung (16) zukommende Bedeutung behalten

$$(31)\quad z = \text{arc cos}\,((x)) = \frac{\pi}{2} - \text{arc sin}\,((x)) = \pm\left(\frac{\pi}{2} - \mathfrak{P} - \mathfrak{Q}\sqrt{-1}\right) \pm 2\,k\,\pi.$$

Unter den unzähligen Werthen dieſes Ausdrucks verdient derjenige beſonders hervorgehoben zu werden, bei welchem man für arc sin ((x)) den durch die Formel (17) beſtimmten beſondern Werth arc sin x ſetzt. Den Werth, welchen arc cos ((x)) dann annimmt, wollen wir mit arc cos (x) oder arc cos x bezeichnen, ſodaß

$$(32)\quad \text{arc cos}\,x = \text{arc cos}\,(x) = \frac{\pi}{2} - \text{arc sin}\,x,$$

oder, was daſſelbe iſt,

$$(33)\quad \text{arc cos}\,x = \frac{\pi}{2} - \mathfrak{P} - \mathfrak{Q}\sqrt{-1}.$$

Da aus der Gleichung (31) mit Rückſicht auf §. 8 Nr. 14 folgt $\pm\,\text{arc cos}\,((1)) = \frac{\pi}{2} - \text{arc sin}\,((1))$, und aus (31) und (18) $\text{arc cos}\,((x)) = \frac{\pi}{2} \mp \left(\text{arc sin}\,x - \frac{\pi}{2}\right) - \text{arc sin}\,((1))$, ſo iſt mit Rückſicht auf (32)

$$(34)\quad \text{arc cos}\,((x)) = \pm\,\text{arc cos}\,x \pm \text{arc cos}\,((1)).$$

Tritt der beſondere Fall ein, daß $q = 0$ wird, daß ſich alſo cos z auf eine reale Größe p reducirt, ſo erhellt aus dem Vorhergehenden: Wenn $p^2 < 1$ iſt, ſo erhält man aus (23) und (33) die identiſche Gleichung arc cos p = arc cos p und die Formel (34) geht über in

$$(35)\quad \text{arc cos}\,((p)) = \pm 2\,k\,\pi \pm \text{arc cos}\,p.$$

Wenn aber $p^2 > 1$ iſt, ſo erhält die Größe $\mathfrak{Q}$ zwei einander gleiche, aber entgegengeſetzte Werthe, und man muß ſich daher der Bezeichnung arc cos p, die dann keine völlig beſtimmte Bedeutung mehr hat, in dieſem Falle enthalten. Wohl aber zieht man in dieſem Falle aus (26), (27) und (31),

wenn p poſitiv iſt

$$(36)\quad \text{arc cos}\,((p)) = \mp 2\,k\,\pi \mp \sqrt{-1}\;l\,(p + \sqrt{p^2-1})$$

und wenn p negativ iſt

$$(37)\quad \text{arc cos}\,((p)) = \pm(2k \pm 1)\,\pi \mp \sqrt{-1}\;l\,(-p + \sqrt{p^2-1}).$$

Verſchwindet hingegen nicht q, ſondern p, ſodaß $x = q\sqrt{-1}$ wird, ſo zieht man aus (29), (30) und (31)

$$(38)\quad \text{arc cos}\,((q\sqrt{-1})) = \mp 2\,k\,\pi \pm \left\{\frac{\pi}{2} - \sqrt{-1}\;l\,(q + \sqrt{q^2+1})\right\}$$

$$(39)\quad \text{arc cos}\,(q\sqrt{-1}) = \frac{\pi}{2} - \sqrt{-1}\;l\,(q + \sqrt{q^2+1}).$$

§. 11. Bezeichnen wir irgend einen, unbeſtimmt welchen, von den Bögen, deren Tangente x die allgemeine Form $p + q\sqrt{-1}$ annimmt, mit

$$(1)\quad z = \text{arc tg}\,((x)),$$

ſo iſt (§. 8)

$$(2)\quad x = \text{tg}\,z = \frac{\sin z}{\cos z} = \frac{e^{z\sqrt{-1}} - e^{-z\sqrt{-1}}}{(e^{z\sqrt{-1}} + e^{-z\sqrt{-1}})\sqrt{-1}} = \frac{1}{\sqrt{-1}}\,\frac{e^{2z\sqrt{-1}} - 1}{e^{2z\sqrt{-1}} + 1}$$

folglich

$$(3)\quad e^{2z\sqrt{-1}} = \frac{1 + x\sqrt{-1}}{1 - x\sqrt{-1}}$$

mithin $2z\sqrt{-1} = l\,((1 + x\sqrt{-1})) - l\,((1 - x\sqrt{-1}))$, alſo

$$(4)\quad z = \text{arc tg}\,((x)) = \frac{l((1 + x\sqrt{-1})) - l((1 - x\sqrt{-1}))}{2\sqrt{-1}}.$$

Bleibt x real, ſo iſt die Formel (4) auch dann noch gültig, wenn man die Doppelklammern derſelben in einfache verwandelt. Denn bezeichnen wir dann unter den unzähligen realen Bögen, deren Tangente x iſt, denjenigen, welcher, abgeſehen vom Vorzeichen, der kleinſte iſt, mit arc tg x, ſo finden wir leicht nach Formel (8) des §. 9, daß $l\,(1 + x\sqrt{-1}) = \frac{1}{2}\,l\,(1 + x^2) + \sqrt{-1}\,\text{arc tg}\,x$, $l\,(1 - x\sqrt{-1}) = \frac{1}{2}\,l\,(1 + x^2) - \sqrt{-1}\,\text{arc tg}\,x$, alſo

$$(5)\quad \text{arc tg}\,(x) = \text{arc tg}\,x = \frac{l(1 + x\sqrt{-1}) - l(1 - x\sqrt{-1})}{2\sqrt{-1}}.$$

Dehnt man dieſe Gleichung auch auf den Fall aus, wo x die allgemeinere Form $p + q\sqrt{-1}$ annimmt, ſo dient ſie dann grade dazu, den Sinn zu beſtimmen, welchen

Digitized by Google

as Zeichen arc tg x in dieſem Falle hat, und zwar ſt dann

$$(6)\quad \operatorname{arc\,tg} x = \frac{l(1-q+p\sqrt{-1}) - l(1+q-p\sqrt{-1})}{2\sqrt{-1}}.$$

Iſt hier ſowol $1-q$ als $1+q$ poſitiv, oder, was dieſe eiden Bedingungen zugleich ausdrückt, iſt q^2 nicht grö- er als 1, ſo laſſen ſich die beiden hier vorkommen- en Logarithmen nach §. 9, Nr. 8 ausdrücken und man rhält

$$(7)\quad \operatorname{arc\,tg} x = \tfrac{1}{2}\left[\operatorname{arc\,tg}\frac{p}{1-q} + \operatorname{arc\,tg}\frac{p}{1+q}\right] + \frac{\sqrt{-1}}{4}\, l\left\{\frac{p^2+(1+q)^2}{p^2+(1-q)^2}\right\}.$$

Iſt hingegen $q^2 > 1$, iſt alſo entweder $1-q$ oder $1+q$ egativ, ſo darf man (§. 9) eine der beiden Bezeichnun- en $l(1-q+p\sqrt{-1})$, $l(1+q-p\sqrt{-1})$ nicht mehr ebrauchen, und muß alſo dann auch die Bezeichnung rc tg x aufgeben.

Wenn q^2 nicht größer als 1 iſt, ſo iſt (§. 9, Nr. 2 nd 8) jede der beiden Differenzen

$l((1+x\sqrt{-1})) - l(1+x\sqrt{-1})$, $l((1-x\sqrt{-1})) - l(1-x\sqrt{-1})$ on der Form $\pm 2k\pi\sqrt{-1}$, wo k jede beliebige ganze ahl bezeichnet. Daher iſt dann die Differenz

$$\operatorname{arc\,tg}((x)) - \operatorname{arc\,tg} x = \frac{l((1+x\sqrt{-1})) - l(1+x\sqrt{-1}) - \left\{l((1-x\sqrt{-1})) - l(1-x\sqrt{-1})\right\}}{2\sqrt{-1}}$$

on der Form $\pm k\pi$, mithin iſt in dieſem Falle

$$(8)\quad \operatorname{arc\,tg}((x)) = \operatorname{arc\,tg} x \pm k\pi = \operatorname{arc\,tg} x \pm \operatorname{arc\,tg}((0)).$$

Bird zu gleicher Zeit $p = 0$ und q^2 nicht > 1, ſo ieht man aus Formel (6)

$$(9)\quad \operatorname{arc\,tg}(q\sqrt{-1}) = \frac{l(1-q) - l(1+q)}{2\sqrt{-1}} = \frac{\sqrt{-1}}{2}\, l\left(\frac{1+q}{1-q}\right).$$

Da die Functionen cot z, sec z, cosec z nichts Ande- es ſind als $\frac{1}{\operatorname{tg} z}$, $\frac{1}{\cos z}$, $\frac{1}{\sin z}$, ſo iſt es mit Hilſe es Vorhergehenden leicht, auch die Werthe von $\operatorname{arc\,cot}((x)) = \operatorname{arc\,tg}\left(\left(\frac{1}{x}\right)\right)$, $\operatorname{arc\,sec}((x)) = \operatorname{arc\,cos}\left(\left(\frac{1}{x}\right)\right)$, rc $\operatorname{cosec}((x)) = \operatorname{arc\,sin}\left(\left(\frac{1}{x}\right)\right)$ zu entwickeln. Die Bezeichnungen arc cot x, arc sin x, arc cosec x dürfen ur da angewendet werden, wo es erlaubt iſt, ſich der Bezeichnungen arc tg $\left(\frac{1}{x}\right)$, arc cos $\left(\frac{1}{x}\right)$, arc sin $\left(\frac{1}{x}\right)$ u bedienen, und finden in letzteren Bezeichnungen ihre Erklärung.

§. 12. Was die Ausdehnung der für reale Werthe on x, y, a, b ... geltenden Rechnungsregeln auf den Fall betrifft, wo dieſe Größen imaginär werden, ſo iſt von er nöthigen Einſchränkung der Formeln $x^a . x^b = x^{a+b}$, $x^a y^a = (xy)^a$, $(x^a)^b = x^{ab}$, wenn x und y imagi- äre, a und b zwar reale, aber gebrochene, Werthe an- ehmen, ſchon in §. 7 die Rede geweſen. Es iſt leicht, ſich zu überzeugen, daß dieſelbe Einſchränkung ſtattfinde, wenn a und b ebenfalls imaginär werden, ſofern man nur Ausdrücke wie x^a in $e^{a\,l(x)}$ umwandelt und dann §. 9 berückſichtigt *). Ebenſo erhellet aus §. 9, daß die bei realen x und y geltende Gleichung $L(x) + L(y) = L(xy)$ für $x = p + q\sqrt{-1}$, $y = p_1 + q_1\sqrt{-1}$ nur dann gelte, wenn p und p_1 poſitiv ſind, und wenn $\operatorname{arc\,tg}\frac{q}{p} + \operatorname{arc\,tg}\frac{q_1}{p_1}$ die Grenzen $-\frac{\pi}{2}$ und $+\frac{\pi}{2}$ nicht überſchreitet, und die Formel $L(x^a) = a\,L(x)$ nur dann, wenn das Product $a . \operatorname{arc\,tg}\frac{q}{p}$ zwiſchen den- ſelben Grenzen bleibt. Dagegen wird man die Formel $L((xy)) = L((x)) + L((y))$ als ſtets gültig anſehen können, ſofern man darunter verſteht, daß für jeden Werth von $L((xy))$ ein entſprechender unter den Werthen der Summe $L((x)) + L((y))$ vorkomme. Ferner wird man die Werthe von $L((x^a))$, wenn $a . \operatorname{arc\,tg}\frac{q}{p}$ zwi- ſchen den Grenzen $+\frac{\pi}{2}$ und $-\frac{\pi}{2}$ bleibt, durch die bei- den Gleichungen $L((x^a)) = \frac{l((x^a))}{l(A)}$ und $l((x^a)) = l((e^{a\,l(x)})) = a\,l(x) \pm 2k\pi\sqrt{-1}$ zu berechnen im Stande ſein.

§. 13. Bei allen hier betrachteten Functionen von Größen der Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ hat ſich gezeigt, daß jede ſolche Function immer wieder eine Größe von derſel- ben Form iſt. Ferner wird in dem Artikel Gleichung bewieſen werden, daß nicht allein die Wurzeln jeder alge- braiſchen Gleichung, ſondern auch jeder transſcendenten, wenn letztere auflösbar iſt, eben jene Form haben. Nach der Analogie dürfen wir daher annehmen, daß jeder auf die in der Analyſis vorkommenden Functionen bezügliche Ausdruck die Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ habe, wo α und β reale Größen ſind, und ſich daher auch (§. 6) auf die Form $\varrho(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)$ bringen laſſe, wo ϱ die poſitive Größe $\sqrt{\alpha^2+\beta^2}$, φ einen realen Bogen bedeu- tet. Freilich iſt dies nur eine Induction, die ſich aber durch den Erfolg rechtfertigt. — Die Anwendung der imaginären Größen wird ſich in den Artikeln Reihe, Summation, Integralrechnung u. ſ. w. vielfältig zeigen.

Am Gründlichſten behandelt findet man die Theorie der imaginären Größen in Cauchy's Schriften, beſon- ders in deſſen Cours d'Analyse und in ſeinen Le- çons sur le calcul différentiel. Ältere hierher gehörige Schriften ſind verzeichnet in Reuß' Repertorium commentationum a societatibus literariis editarum. T. VII.

---

*) Die Gleichung $e^{x\,l(A)} = A^x$ in §. 8 (1) kann man auch verallgemei- nern in $e^{x\,l((A))} = ((A))^x$, wo dann A und x beliebige imagi- näre Werthe von der Form $p + q\sqrt{-1}$ annehmen können, zu deren jedem aber dann unzählige imaginäre Werthe von $((A))^x$ gehören, die ſich durch die Gleichung $e^{x\,l((A))} = e^{p\,l((A))} . e^{q\,l((A))\sqrt{-1}} = ((A))^p\left\{\cos q\,l((A)) + \sqrt{-1}\sin q\,l((A))\right\}$ berechnen laſſen.

Digitized by Google

p. 76. 77., wozu man noch fügen kann: *Suremain de Missery*, Théorie des quantités imaginaires (Paris 1801), und, beſonders was die geometriſche Darſtellung des Imaginären betrifft, worüber wir hier, aus Mangel an Raum, ſchweigen, *Argand*, Essai sur une manière de représenter les quantités imaginaires dans les constructions géométriques (Paris 1806). (Cf. *Gergonne*. Annales de mathématiques. T. IV. p. 139—147, ſowie in demſelben Bande p. 61—71 und 222—227 eine Abhandlung und ein Brief von J. F. Français, nebſt einer Kritik von Servois p. 228—235, und Réflexions etc. von Argand in T. V. p. 197—210.) Viele hierher gehörige Bemerkungen findet man auch in den Abhandlungen von Gauß (ſ. die Commentationes novae societ. reg. Goetting., beſonders de residuis biquadraticis und Götting. gel. Anz. 1831. St. 64). (*Gartz.*)

Imaginärer Gewinn, ſ. unt. Gewinn.

Imagination, ſ. Einbildungskraft.

Imagines (Bildniſſe), imaginum jus, ſ. unt. Ikonologie.

IMAGINIFER, bei den Römern Träger eines Feldzeichens (einer Fahne), mit dem Bildniſſe des Kaiſers. (*R.*)

IMAGO nennt man in der Entomologie jedes Inſekt während der Periode des reifern Lebensalters, alſo vom Ausſchlüpfen aus der Puppe bis zum Tode. Vgl. Metamorphosis. (*Burmeister.*)

Imahau (Fluß in Nordamerika), ſ. Akansas.

IM AHRN, auch blos Ahrn genannt, das bewohnte Hauptthal und der mittlere Theil des Patrimoniallandgerichts Teufens im Kreiſe im Puſterthale und an der Eiſek der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, welches ringsum, vorzüglich aber gegen Norden und Nordoſten, von den höchſten Gebirgen, einem Theile der Centralhauptkette der Alpen, dem Zemerberg, dem Teufelskamme, dem Hörndle, dem Krimlertauern und dem drei Herrenſpitz, welche mit ausgedehnten Schnee- und Eisfeldern, oder mit förmlichen Gletſchern (Fernern), bedeckt ſind, eingeſchloſſen und von der Aecha (auch Achen und Arhn) durchfloſſen wird. Das Thal erzeugt treffliches Kupfer, das auch hier verarbeitet wird. Der Hauptort des Ortes iſt St. Johann im Ahrn. (*G. F. Schreiner.*)

Imaisch schewairet, ſ. Anthologie (morgenländische).

Imakan (Fluß in Nordamerika), ſ. Akansas.

IMAL, ein Getreidemaß in Lothringen, am Inhalte ungefähr $2\frac{1}{2}$ alten pariſer Boiſſeaux gleich. Sechs Imals machen ein Reſal. (*Karmarsch.*)

IMÂM (امام), d. i. eigentlich Vorſteher, Vorſtand, der Vorgeſetzte, der Andern als Beiſpiel dient, ihnen voran- oder vorausgeht, hat im kirchlichen Sinne bei den Muhammedanern die Bedeutung: Vorbeter, der die heiligen Gebräuche vor den Augen des Volkes ſo vollzieht, daß dieſes den Theil derſelben, der ihm zukommt, jenem nachmacht, alſo überhaupt Führer, Oberhaupt ꝛc. Das Wort findet ſich ſchon im Koran im Singular und Plural (Aimme) in verſchiedener Bedeutung. In der Moſchee ſteht der Imam ſtets an der Spitze der Verſammlung; er iſt der Vorbeter des Namaz, nach deſſen Bewegungen die ganze Gemeinde die ihrigen einrichtet. Zu ſeiner hauptſächlichſten Amtsverrichtung gehört es alſo, jenes fünfmal täglich zu vollziehende Gebet zu den feſtgeſetzten Tageszeiten in den Moſcheen zu verrichten, mit Ausnahme des Freitags, wo der beſonders dazu beſtimmte Kirchendiener, Chatib „der Prediger“ genannt, daſſelbe vollzieht und daher der Imam des Freitags (Imâm el-dschum'a) heißt. Jene Chatibs oder Kanzelredner, welche von der Redekanzel herab im Namen des Sultans, der als Khalif und Imam eigentlich die oberſte weltliche und geiſtliche Gewalt auszuüben hat, das Gebet ſpricht, ſind natürlich blos an den großen Moſcheen und Kathedralen angeſtellt, die das Vorrecht des Freitagsgebets genießen, während die Imame die eigentlichen Muhammedaniſchen Geiſtlichen ſind, und ſich in Mehrzahl bei den einzelnen Moſcheen angeſtellt finden. Sie zerfallen in mehre Claſſen. So heißen die Hofkaplane oder Almoſeniere Chunkiar Imami. oder Imam Efendi. oder Imam-el-châs, die beſondern Imame, unter denen man die Hauskaplane im Dienſte der Großen ſich zu denken hat; ferner Wesir Imami, d. i. die Imame der Veziere, Mahalle Imami, die Imame der verſchiedenen Stadtviertel. Der erſte Imam an einer Moſchee oder der Geiſtliche, den wie den Pfarrer nennen würden, iſt der Imam el-haji. der Imam der Gemeinde, der die Beſchneidungen, Trauungen und Begräbniſſe zu beſorgen hat. Er und ſeine Collegen gehören zu den Imam el-âm, d. h. gemeinſchaftlichen, öffentlich angeſtellten. Sie unterſcheiden ſich, mit Ausnahme des Turbans, in der Kleidung wenig von dem übrigen Volke und beziehen ihre Einkünfte von den Moſcheen, die durch ihre Gründer oder durch Vermächtniſſe hinreichend dotirt ſind. Dagegen müſſen ſie ſich vor der ganzen Gemeinde, die gemeinſchaftlich nur unter ihrer Leitung beten darf, durch die genaueſte Kenntniß alles deſſen auszeichnen, was zur Verrichtung des Namaz und des Gottesdienſtes überhaupt gehört, ſowie durch ihre Anlagen zur Vocalmuſik und Recitirung des Korans. Ferner verlangt man von ihnen, daß ſie ſich durch Frömmigkeit, Alter, Erziehung, ſtattliches Anſehen, Schönheit, Geburt, Beſcheidenheit und reine Kleidung hervorthun; jedoch ſo, daß die erſtgenannten Eigenſchaften einen Vorzug vor den übrigen genießen, und finden ſich in einer Gemeinde mehre Perſonen mit gleich hervortretenden ſo empfehlenden Vorzügen, ſo ſteht der Gemeinde frei, ſich den ihr vorzüglich Gefallenden zu wählen. Jeder hat das Recht auf die Imamſchaft unter obigen Bedingungen, und ſogar der im Sklavenſtand befindliche, der nomadiſche Araber, der Blinde, der Laſterhafte (vicieux), der Ausſchweifende und der Baſtard ſind, das Geſetz ſtreng genommen, von dieſer Würde nicht ausgeſchloſſen, jedoch werden ſie in Wirklichkeit nicht zugelaſſen, da allen den genannten Individuen etwas anhängt, was ſich nicht gut mit der Religion und Moral vereinigen läßt. Der Blinde, der am unſchuldigſten daſteht, würde ſich beim Gebet allein nicht überall nach der Kaaba richten, ſich auch nicht vor den Beſleckungen, die den Gläubigen

in den Zuſtand der Unreinheit verſetzen, hüten können,
während der Sklave der Verachtung preisgegeben, der
nomadiſirende Araber der Unwiſſenheit ausgeſetzt iſt, der
aſterhafte und Lüderliche die Geſetze der Religion und
Moral verſpotten, und der Baſtard gewöhnlich keine ge-
ignete Erziehung genießt. Die Imame ſind übrigens
em ſtrengen Reinigungsgeſetz unterworfen, wie jeder an-
ere Gläubige, und es iſt vor allem die Würde des höch-
ten Imams oder das Imâmat, was unter den Muham-
nedanern ſo große und weſentliche Spaltungen erzeugt
at. Nach Angabe der Geſetzgelehrten nämlich hat das
olitiſche Oberhaupt als ausübende Gewalt des Oberprie-
terthums auch ſeinen beſondern Namen. Das Wort
mir, Fürſt (daher der Titel der Khalifen Emir el-mu-
ninin oder Emir el-muslimin, d. h. Fürſt der Gläubi-
en oder Ergebenen), deutet die weltliche Herrſchaft, und
er Titel Imâm die geiſtliche an, während in dem Worte
halif, d. i. Stellvertreter des Propheten, beide Würden
ls vereinigt gedacht und durch daſſelbe bezeichnet wer-
en. Da nun der oberſte Imam als ſolcher das öffent-
che Freitagsgebet und das der beiden Beiramsfeſte vor-
ubeten hat, ſo iſt es noch heute wenigſtens die Pflicht
es Sultans die bevorrechtete Freitagsmoſchee zu beſuchen,
enn er auch das Gebet ſelbſt durch Stellvertreter, durch an-
eſtellte Hofimame verrichten läßt. Es iſt demnach ſeit Mu-
ammed unbedingte Nothwendigkeit, daß an der Spitze aller
läubigen ein oberſter Imam ſteht, der ſie geiſtig beherrſcht,
er die Beobachtung des Religionsgeſetzes überwacht, der
ie Übertreter deſſelben beſtraft, das Gebiet der Gläubi-
en vor Einfällen vertheidigt, Armeen aushebt, den Zehn-
n für den öffentlichen Schatz einfodert, Rebellen und
le Störer der öffentlichen Sicherheit, z. B. Räuber,
nſchädlich macht, das Richteramt über die Bürger übt,
e Streitigkeiten unter den Unterthanen erledigt, rechts-
äftigen Beweiſen bei ſtreitigen Fällen Eingang verſchafft,
e Obervormundſchaft für verwaiſte Kinder, vorzüglich
Bezug auf ihre Verheirathung, führt, und die geſetz-
he Theilung der Beute vornimmt. Dieſes ſind nach
ouradgea d'Ohſſon im Allgemeinen die Hauptpflichten
s oberſten Imams, und kraft der Ausübung dieſer
echte iſt auch der Titel Imam an die Stelle der Be-
ichnung „Khalife" getreten, zumal da man das Prieſter-
um oder Imamat der vier erſten Nachfolger Muham-
ed's, die den Titel Khalifen führten, für unvollkom-
en erklärt. Daher wird noch jetzt in allen Urkunden
n den Ulemas oder Geſetzgelehrten der Großherr aus-
ließlich entweder Imam in geiſtlicher, oder Sultan in
eltlicher Beziehung genannt, je nachdem die eine oder
e andere Auctorität in Anſpruch genommen wird, wäh-
nd alle andern Namen bezugloſe Titel ſind, und keine
ficielle Bedeutung haben. Dieſe unumſchränkte Gewalt
nn und darf nur einem Einzigen angehören, und die
inſetzung in dieſe Würde iſt eine kanoniſche Handlung
n der größten Wichtigkeit für die Gläubigen, denen
on Muhammed zurief: „Wer ſtirbt, ohne das Anſehen
s Imams ſeiner Zeit anzuerkennen, wird als in der
wiſſenheit, d. i. im Unglauben, geſtorben, betrachtet."
elbſt Muhammed, ſobald er geſtorben, erhielt durch die

Wahl der Seinigen ſogleich einen Imam zum Nachfolger, und es würde offenbare Auflehnung gegen die Geſetze der Religion und des Staates ſein, wollte irgend ein Land oder irgend eine Stadt ſich von der Auctorität dieſes einzigen Imams entfernen. Hieraus folgt, daß, ſo politiſch getheilt auch die Muhammedaniſchen Staaten ſein mögen, ſie doch in dem einen Imame die Einheit der unumſchränkten Oberherrlichkeit anerkennen und ſeinem höchſten Anſehen in geiſtigen Dingen, oder ſo zu ſagen in Kirchenſachen huldigen müſſen. Einige Lehrer ſind noch ſtrenger, und legen dem oberſten Imam auch die Oberherrſchaft in weltlichen Dingen bei, finden aber ihre Foderung in der Praxis nicht beſtätigt. Noch tiefer aber in das moslimiſche Staatsleben tritt der Lehrſatz derjenigen ein, welche behaupten, daß kein Staat rechtmäßig neben dem oberſten Imamat beſtehe, ſobald ihn nicht Länder oder Meere von der Monarchie des Khalifen trennen, und daß die Fürſten nebſt ihren Ländern, die den vier orthodoxen Sekten huldigen, nur als unter der prieſterlichen Macht des oberſten Imam vereinigte Glieder zu betrachten ſeien. Aus dieſem Lehrſatze erklärt ſich manche Erſcheinung in der Politik und in dem Feſthalten der Pforte an Staaten und der Staaten an der Pforte, die in der Wirklichkeit längſt ihrem Scepter entwunden ſind. Muhammed als Gottgeſandter ſtellte durch ſeine Sendung ſelbſt die kirchliche Gewalt über die politiſche, und heiligte dadurch den oberſten Grundſatz. Ferner iſt es noch heute ein Zeichen von Furcht oder Übermuth, oder Lauheit, wollte ſich der Großſultan in geſunden Tagen nicht zum Freitagsgebet in eine der Kathedralen begeben, da nach kanoniſchen Vorſchriften der oberſte Imam ſichtbar ſein muß, ſich alſo durch keinen Umſtand als durch Krankheit veranlaßt, den Augen der Menge entziehen darf. Wie würde er auch ſonſt die ihm auferlegten Bedingungen, über das Wohl des Staates unter allen Verhältniſſen zu wachen, erfüllen können, wenn er die Öffentlichkeit meiden wollte? Außerdem liegt hierin ein Grund mehr für die gegenſeitigen Anfeindungen zwiſchen den Schiiten und Sunniten, wovon ſpäter. Zu jenen innern Bedingungen der oberſten Imamſchaft kommen aber noch äußere. So muß der Inhaber derſelben zum Stamme Koreiſch, wenn nur in entfernter Beziehung, gehören, ohne daß es nothwendig iſt, Glied des Zweiges der Haſchimiden oder des Ali zu ſein, wie es Muhammed ſelbſt war. Die jetzigen Sultane können ſich gleichwol dieſes Vorzuges nicht rühmen; man hat aber dieſen Mangel dadurch zu erſetzen gewußt, daß man in der Abtretung des letzten abbaſidiſchen Khalifen und in der Huldigung des Scherifs von Mekka an Selim I. gleichſam ein Recht der Geburt zu erlangen geglaubt hat. Außer dieſer von allen Lehrern des Geſetzes zugeſtandenen Vergünſtigung iſt der Imam als ſolcher auch noch in manch anderm Vortheile. Man verlangt von ihm keineswegs überirdiſche Tugend, ja nicht einmal Gerechtigkeit, wenigſtens darf er wegen verübter Tyrannei keineswegs abgeſetzt werden, ſondern man iſt ſchon zufrieden, wenn er wenigſtens ſo viel Geſchicklichkeit beſitzt, um ſeine Gläubigen im Innern und Äußern zu ſchützen. Der höchſte Grund-

ſatz, daß kein Menſch vollkommen ſei, erfährt hier ſeine unbedingte Anwendung; nur männlichen Werth verlangt man, daher auch Frauen und unmündige Kinder von dieſer Würde ausgeſchloſſen ſind, letztere wenigſtens in ihrer Unmündigkeit die von der Perſon des Imam abhängigen Verrichtungen nicht vollziehen dürfen. Die Furcht vor Unruhen läßt ſogar offene Ungerechtigkeiten und die Laſterhaftigkeit des Imams entſchuldigen, weil Abſetzung allemal ein öffentliches Scandal iſt, und dieſe wenigſtens das geheiligte Oberhaupt der Muhammedaniſchen Hierarchie nicht berühren ſoll. Die Imamſchaft hängt lediglich an der Perſon, nicht an der Art ihrer menſchlichen Leidenſchaften, und ſelbſt das Gebet unter ihrer Leitung iſt gültig. Nur Unglaube würde ſtraffällig ſein.

Obwol nun aber von den Sunniten das Imamat oder die Möglichkeit ſeiner Erlangung jedem zugeſtanden wird, der aus irgend einem Zweige des Koreiſchidiſchen Stammes hervorgegangen iſt, ſo nehmen dagegen die Schiiten dieſes Vorrecht einzig und allein für die Abkömmlinge Ali's in Anſpruch, da dieſer der einzig rechtmäßige Nachfolger Muhammed's geweſen ſei. Dieſem allein gebühre das oberſte Anſehen in Glaubensſachen und einzelne Sekten der Aliden ordneten ihrem Oberhaupte ſogar Muhammed unter. Daher werden ſie von den Rechtgläubigen als Abtrünnige, als Rebellen betrachtet, denen man den Krieg erklären müſſe. Andere wiederum, wie die fanatiſchen Karmatier, leugneten gradezu der Familie Muhammed's oder Ali's das Vorrecht ab, und vertheidigten ihre Lehre durch die Gewalt der Waffen. Die Perſer, als Vertreter der Schiiten und folglich derer, die das Imamat in der Familie Ali's allein erhalten wiſſen wollen, glauben einzig an das Daſein von 12 rechtmäßigen Imamen, von welchen der letzte, Mehdi, zu beſtimmter Zeit, nachdem er verſchwunden, wieder erſcheinen und die Einheit des Glaubens herſtellen wird. Dieſe 12 Imame, von denen ſehr oft geſprochen wird und die in dem größten Anſehen bei den Perſern ſtehen, ſind folgende: 1) Ali, der Schwiegerſohn Muhammed's; 2) Hasan, ſein älteſter Sohn und Nachfolger im Khalifate; 3) Hosein, deſſen jüngerer leiblicher Bruder, der im Kampfe bei Kerbela fiel; 4) Ali, mit dem Beinamen „der Schmuck der Anbetenden, Zein el-abidin,“ der älteſte Sohn Hoſein's; 5) des Zein el-abidin Sohn, Muhammed El-Bakir (الباقر), welcher letztern Beinamen von ſeinem tiefen Eindringen in die Wiſſenſchaft erhalten hatte; er ſtarb 734 nach der gewöhnlichen Angabe in Syrien, ſein Leichnam aber ward in Medina beigeſetzt; 6) deſſen Sohn Dschafar, mit dem Beinamen Sadic, „der Wahrhafte,“ weil er überall die Wahrheit in Schutz nahm, iſt Verfaſſer mehrer Schriften über Alchymie, Zeichendeuterei, ſtarb 765 n. Ch. und iſt ebenfalls in Medina begraben worden; 7) Musa el-kathim, d. i. der duldſame, der Beleidigungen erträgt, der Sohn des Dſchafar Sadic, ein höchſt frommer Mann, der faſt ſein ganzes Leben mit Beten hinbrachte, und endlich in etwas freierer Gefangenſchaft in Bagdad (im Sommer 799) ſtarb. Sein Grab, das ſich auf dem Weſtufer des Tigris befindet, hat eine ſehr große Grabcapelle. 8) Ali El-Ridha, der Sohn des Muſa, war in Medina im J. 765 geboren, und wurde vom Khalifen Mamun, der ihm ſeine Tochter zur Gemahlin gab, zum Nachfolger ernannt; allein er ſtarb in Folge von übermäßigem Genuſſe von Weintrauben, bei Tus im J. 818, und erhielt ſein Grabmal in der Nähe des Harun Raſchid. 9) Abu Dschafar Muhammed, der Sohn des obengenannten Ali, mit dem Beinamen Dschewwâd (der Freigebige). Dieſer ſtarb nur erſt 25 Jahre alt 835 nach Chr. und liegt in Bagdad begraben. Sein Nachfolger war: 10) ſein Sohn Ali, „der Reine (Zeki)“ oder Hadi (der zum rechten Weg Führende), oder Taki (der Gottesfürchtige), wegen ſeiner Frömmigkeit beigenannt. Er war ein Zeitgenoſſe des Khalifen Motewakkil, und weil er ſich gewöhnlich in Sermenraï oder Samirra, das auch Asker hieß, aufhielt, führt er auch den Namen Askeri. Er ſtarb daſelbſt im J. 868; 11) ebenſo hat ſein Sohn Hasan aus demſelben Grunde den Beinamen Askeri. Dieſer ſtarb wahrſcheinlich 874; 12) deſſen Sohn endlich iſt Muhammed, mit dem Beinamen Muntathir, d. i. der Erwartete, oder Mehdi, der noch eine Menge ſymboliſcher Namen führt, und im neunten Jahre ſeines Alters (869) vor den Augen ſeiner Mutter in das unterirdiſche Gemach, in welches man ſich gewöhnlich bei zu großer Hitze zurückzieht, im Hauſe ſeines Vaters zu Samarra gegangen und nicht wieder herausgekommen ſein ſoll. Er ſoll nach der Meinung der Schiiten oder Perſer noch am Leben ſein, und da obige Erzählung der Phantaſie des Morgenländers mancherlei Stoff für ihre Schöpfungsgabe darbietet, ſo iſt ſie auch auf die verſchiedenſte Weiſe ausgebeutet und für die Anſichten der einzelnen Sekten benutzt worden. Nach der gewöhnlichen Annahme wird Mehdi zugleich mit dem Propheten Elias zurückerwartet als Zeuge der bevorſtehenden Ankunft des Meſſias oder auch des Unterganges der gegenwärtigen Welt. (Vgl. den Art. Mehdi.)

Außer dieſen 12 Imamen werden noch gewöhnlich zur Auszeichnung die vier Imame oder Begründer der vier orthodoxen Sekten, der Hanefiten (Abu Hanifa), als der in der Türkei herrſchenden, der Schafiiten (Schafii), Malekiten (Malik) und Hanbaliten (Ahmed Ben Hanbal) genannt, über deren nähere Beziehungen die beſondern Artikel nachzuſehen ſind. Auch ſonſt noch werden einzelne Gelehrte durch den Titel Imam ausgezeichnet und oft unter ihm citirt, wie Imam el-haramein, ein Beiname des Abu'lmeâli Dſchoweini, Imam el-hodâ, ein Beiname des Samarcandi (El-Haramein ſind die beiden heiligen Städte, el-hodâ heißt der rechte Weg des Glaubens), allein auch dieſe ſuche man unter ihren Eigennamen, wie den Imam El-Kamilije, der 874 der Fl. in Kahira ſtarb, deshalb auch den Beinamen Kahiri führt, aber eigentlich Muhammed (Ben Muhammed Ben Abd-elrahman) heißt. (*Gustav Flügel*)

IMAM ALI oder Meschhed Ali, Stadt im Osmaniſchen Ejalet Bagdad, berühmt durch das dort befindliche Grab des Ali, woher auch der Name derſelben entſtanden iſt. Sie liegt in einer dürren und waſſer-

Sandebene nordweſtlich von Rumahije, iſt von einer Mauer umgeben, hat zwei Thore und 6—7000 Einwohner in etwa 1000 Häuſern. Prachtvoll iſt die Moſchee, welche ſich über Ali's Grabe erhebt, und beſitzt reiche Schätze; außerdem ſind daſelbſt noch drei Moſcheen. Zwiſchen dieſer Stadt und Hille ſteht eine Art Rotunde, angeblich Grab des Propheten Ezechiel, und öſtlich von Imam Ali, in der Nähe des Frat (Euphrat), finden ſich Trümmer des alten Kufa. Um dem Waſſermangel abzuhelfen, iſt durch die Pietät eines indiſchen Fürſten bei Imam Ali ein Kanal angelegt, welchen aber nur alljährliche Reinigung vor Verſchüttung durch Sand bewahrt. (*R.*)

IMAM AZAM, Andere ſchreiben **IMAM HASEM**, ein Kaſaban oder Flecken im Osmaniſchen Ejalet Bagdad am Tigris, und zwar auf dem öſtlichen Ufer deſſelben, wird als Vorſtadt von Bagdad ſelbſt betrachtet und iſt dadurch berühmt, daß das Grab des Abu Hanifa, des Stifters einer der vier rechtgläubigen Parteien des Islam, ſich darin befindet. (*R.*)

Imam Besmi, ſ. Besmi; Imam Hasem, ſ. Imam Azam.

IMAM HUSSEIN, auch Meschhed Hussein, Stadt im Osmaniſchen Ejalet Bagdad, weſtlich von Hille, an einem Arme des Frat (Euphrat), benannt nach dem Sohne Ali's, welcher hier nach ſeinem unglücklichen Tode beſtattet wurde. Die Stadt hat fünf Thore, eine Moſchee mit dem von den Schiiten hochverehrten Grabe des Hoſein (Huſſein), und 7—8000 Einwohner. Die Hauptnahrung empfängt der Ort durch die alljährlichen Wallfahrten, welche beſonders von Perſien aus dahin unternommen werden. Für die Aufnahme der Pilger wird daſelbſt durch den perſiſchen Schah ein Khan unterhalten, und der Paſcha von Bagdad hat Truppen dort zum Schutze derſelben. Die Wechabiten plünderten im J. 1801 den Schatz bei Hoſein's Grabe und verwüſteten die Stadt; doch hat der perſiſche Schah letztere wieder hergeſtellt. (*R.*)

IMAM MUSA, ein Kaſaban im Osmaniſchen Ejalet Bagdad, als Vorſtadt von der Stadt Bagdad betrachtet, liegt auf der weſtlichen Seite des Tigris, Imam Azam (Imam Haſem) gegenüber, bekannt als Wallfahrtsort der Tadſchiken, von welchen der Ort auch faſt ausſchließlich bewohnt iſt. Es befinden ſich nämlich dort die Grabmäler zweier von Ali abſtammenden Khalifen und bilden einen Gegenſtand der Verehrung. Bemerkenswerth iſt die Moſchee Aga Muhammed. Hier werden auch die Schätze von Imam Ali verwahrt, ſeitdem die Wahabis Imam Huſſein plünderten und demnach auch einen Angriff auf Imam Ali zu beſorgen war. Nicht weit davon iſt Nemrud Tepheſi, angeblich Ruine des babyloniſchen Thurmes. (*R.*)

IMÂMA, (Abu) (أبو أمامة), **Muhammed Ben Ali** aus Miſr, ein Schriftſteller des 8. Jahrh. der Fl. in Ägypten, hat ſich durch einen Commentar in acht Bänden über das Werk Umdet (عمدة, Grundſtütze) vom Imam Schâfchi (geſt. 507, beg. 18. Jun. 1113), das von den abgeleiteten Schafiitiſchen Rechtslehren handelt, rühmlich bekannt gemacht. Ebenſo ſchrieb er einen Commentar zu dem grammatiſchen Handbuche des Ibn Malik, das ebenfalls den Titel Umdet führt, und zu der bekannten Grammatik Kâfije von demſelben Ibn Malik. Abu Imâma ſtarb 763 (beg. 31. Oct. 1361) oder 762. (*Gustav Flügel.*)

IMAMI, Name des perſiſchen Dichters Abu Abdallah Muhammed Ben Othmân aus Herât, von dem die Bibliographen einen Diwan erwähnen. Er war ein Zeitgenoſſe des großen Dichters Sadi und des Scheich Medſchd-ed-din Hemker Farſi, blühte alſo gegen das Ende des 7. Jahrh. der Fl. (vgl. außer Hadſchi Chalfa von Hammer's Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens. S. 203). (*Gustav Flügel.*)

IMAMIJE (إمامية), **IMAMIS**, Name der moslimiſchen Sekte, welche ſich dadurch unterſcheidet, daß ſie zwar behauptet, daß das Imamat oder oberſte Prieſterthum offenbar auf Ali übergegangen ſei, keinesweges aber blos damit zufrieden iſt, daß ſie alle Gefährten des Propheten für Ungläubige erklärte, ſondern Ali ſelbſt galt ihr als Ungläubiger, weil er ſein Recht von dem willkürlichen Urtheilsſpruche Anderer abhängig machte. Zu ihr gehören jene 12,000 Männer, die ſich geradezu gegen ihn auflehnten, als er dies that, aber Gebet und Faſten ſtreng feſthielten. Schon Muhammed ſoll ſie jedoch als Heuchler verworfen oder bezeichnet haben. Daher läßt ſich erklären, mit welchen feindlichen Geſinnungen ſie ſich ſelbſt den Schiiten und deren vielverzweigten Sekten gegenüberſtellten. Sie ſelbſt gehörten zu der Hauptclaſſe der Raſidhiten. (Vgl. auch *Maracc.* Prodrom. Part. III. p. 80.) (*Gustav Flügel.*)

IMÂMZADEH, d. h. Ibn Imâm, Sohn des Imam. So hieß 1) **Muhammed Ben Abi Bekr**, mit dem Ehrennamen Rokn-el-islâm, d. i. Pfeiler des Islams, ein Hanefit, der ſich auch als Schriftſteller bekannt machte. Vorzüglich rühmt man von ihm das von mehren Gelehrten mit Commentaren verſehene Werk über die mündlichen Überlieferungen des Propheten, das den Titel führt Schirat el-islâm (شرعة الاسلام), d. i. der wahre Weg, das richtige Geſetz des Islam. Ferner gab er das Werk Ocud el-acaïd (عقود العقائد, d. i. die Halsbänder der Glaubensbekenntniſſe) heraus, das ebenfalls commentirt ward. Er war aus Bochâra und ſtarb 573 (beg. 30. Jun. 1177). 2) **Abu Abdallah Muhammed Ben Muhammed Ben Ali Ben Hemmâm**, gewöhnlich Ibnelimâm genannt, iſt Verfaſſer eines Werkes über die Koranleſekunſt unter dem Titel Ilm el-ihtidâ, d. i. Wiſſenſchaft der rechten Leitung. Wann er gelebt, iſt ungewiß. (*Gustav Flügel.*)

IMAN (ايمان), d. h. Glaube, iſt das gemeinſchaftliche Wort bei den Muhammedanern für den ſpeculativen, wie für den praktiſchen Glauben, eine Unterſcheidung jedoch, die nur die Wiſſenſchaft und vorzüglich der philoſophiſche Theil kennt. Der ſpeculative Glaube betrifft die metaphyſiſchen Beziehungen und wird in der ſcholaſtiſchen Theologie (Kelâm) abgehandelt, der praktiſche dagegen beſteht in den Geſetzen der Moral und der Juris-

Digitized by Google

prudenz, die, wie bekannt, zugleich die Theologie umfaßt. Allein, abgeſehen von dieſem Unterſchiede, begreift jeder Muhammedaner unter dem Worte Imân das Bekenntniß, daß nur Allah der wahre Gott und Muhammed ſein Geſandter ſei. Dieſes Bekenntniß iſt der Grundpfeiler des Islam oder des Muhammedaniſchen Glaubens, und ebendeshalb gilt es für den Glauben im Allgemeinen. Der Prophet ſelbſt hat geſagt, daß der Islam auf fünf Grundpfeilern beruhe, und daß der erſte derſelben obiges Bekenntniß über Gott und ſeinen Propheten ſei. Das Erſte alſo, was von einem Gläubigen (Mumin oder Muslim) verlangt wird, iſt, daß er an Gott, ſeine Engel, ſeine offenbarten Schriften, ſeine Propheten, an das letzte Gericht und den höchſten Rathſchluß Gottes über das Gute und Böſe glaube; er muß demnach in ſeinem Innern von der Wahrheit der genannten Punkte überzeugt ſein, und die Bedingung, mit der Zunge jenes Bekenntniß auszuſprechen, beſteht in deſſen Beſtätigung durch äußere Anzeichen und Handlungen. Der Glaube an Gott involvirt ferner das Anerkenntniß aller der Eigenſchaften Gottes in höchſter Potenz, die ihm nach dem Vorgange des Korans und der Sunna beigelegt und gewöhnlich durch die Bezeichnung „die neunundneunzig ſchönen Namen Gottes" angedeutet werden. Der Glaube reicht ferner allein hin, den Himmel zu erlangen; denn da ſchon die geringſte gute Handlung den Preis der Ewigkeit, wenn auch erſt mit der Zeit, in ſich trägt, in welchem hohen Grade muß dies beim Glauben der Fall ſein, der die erſte aller verdienſtlichen Handlungen iſt? So wenigſtens behaupten die ſunnitiſchen Lehrer ohne Unterſchied. Jene Seligkeit bleibt jedoch eine nach den guten Werken des Gläubigen verhältnißmäßige. Wer alſo nur im Muhammedaniſchen Glauben ſtirbt, iſt auch der Seligkeit verſichert, wie z. B. alle in der früheſten Kindheit verſtorbene, aber im Schooße des Islam geborene Menſchen. Ganz anders lehren die Stifter und Lehrer der 72 Sekten. Dieſe verlangen neben dem Glauben gute Werke, in deren Beſitz, wer ſelig werden will, ſterben muß. Inwiefern nun der Glaube in dem Fürwahrhalten und dem Bekenntniſſe alles deſſen beſteht, was von Seiten Gottes offenbart worden iſt (das die ausdrücklichen Worte des Ibrahim Halebi), wird der Islam ganz gleich mit ihm erachtet; denn wer glaubt iſt einer und derſelbe mit dem, der dem Islam zugethan (der in Gott ergeben) iſt, und umgekehrt. Nur der Ausdruck ſei verſchieden, indem an Gott glauben nicht blos heiße, glauben, daß ein Gott ſei, ſondern auch ſeine Zuſtimmung allen Lehrſätzen der Muhammedaniſchen Religion geben, ſeine Hingebung, ſein völliges Vertrauen auf alle göttlichen Offenbarungen beweiſen. Der Gläubige kann aber ungläubig und der Ungläubige wieder gläubig werden, keine Sünde iſt aber größer, als im Unglauben zu verharren. Daher kennt der Muhammedaner auch keinen größern Schimpf, als den eines Ungläubigen, eines Schafir, Muſchrik oder Kafir. Daß übrigens der Mumin dem Muslim gleich iſt, beweiſen auch die Ausdrücke Emir el-muminin, Emir el-muslimin, Fürſt der Gläubigen, als Beiname oder vielmehr als Titel der Khalifen. Wie gefährlich ferner jene Lehre vom Glauben iſt, beweiſt ſchon in frühern Zeit die Art und Weiſe, wie einzelne arabiſche Herrſcher den Krieg gegen die ſogenannten Ungläubigen handhaben zu müſſen glaubten. Auch hängen natürlich von dieſer Lehre die Anſichten von den Handlungen des Unglaubens ab, die Mouradgea d'Ohſſon in ſeinem Tableau général de l'Empire Othoman (Tom. I. von p. [illegible] an) näher bezeichnet hat. (*Guſtav Flügel.*)

IMANDRA, ein großer Landſee im Kreiſe Kola des Gouvernements Archangel im europäiſchen Rußland, welcher ſeinen Abfluß durch einen Strom in den Meerbuſen von Kandaleskaja hat, und den größten Theil des Jahres mit Eis bedeckt iſt. (K.)

Imanuentius, ſ. Imaventius.

Imaos, ſ. Imaus.

IMARET (عمارة) heißen im Morgenlande die Armenküchen, und im engſten Sinne die gewöhnlich bei den Moſcheen angelegten und durch Dotationen erhaltenen Küchen, aus denen täglich nicht nur ältere und jüngere unbemittelte Zöglinge der Schulen und Collegien, ſondern auch überhaupt Arme und Unglückliche geſpeiſt werden. Sie erhalten gewöhnlich Brod und zwei warme Speiſen von Hammelfleiſch und Gemüſe. So werden täglich in Conſtantinopel allein über 30,000 Menſchen ernährt, die zum Theil ſogar noch einen Zuſchuß von drei, vier, fünf bis zehn Aspern erhalten. Faſt in allen bedeutenden Städten der Muhammedaner finden ſich dieſe Imârets, deren ſchon die Khalifen und andere Fürſten eine große Menge ſtifteten. Der erſte Sultan, der im Osmaniſchen Reiche ſeinen wohlthätigen Nachfolgern durch ein rühmliches Beiſpiel in Gründung eines Imâret vorangieng, war Orchan, der mit großen Feierlichkeiten zu Nicäa ein Imâret eröffnete. Er theilte die Speiſen in eigener Perſon an die Armen aus, und brannte zuerſt die Lampen und Kerzen darin an. Ein Gleiches that Murad I. zu Adrianopel, nach einem Feſte, das er dem Corps der Ulema im Imâret ſelbſt nach vollendetem Aufbau der prachtvollen Moſchee Muradije gab, und ebenſo der Eroberer von Conſtantinopel Muhammed II. und andere Stifter kaiſerlicher Moſcheen in jener Stadt, die ſchon zu Anfange dieſes Jahrhunderts 101 ſolche Anſtalten zählte. Die bekannteſten ſind die der Aja Sofia, der Moſchee Sultan Ahmed, Osmanije, Soleimanije, Muhammedije, Selimije, Bajeſidije ꝛc. Eins der neueſten Imâret iſt das vom Sultan Abdelhamid ſeinem Grabmale gegenüber errichtete am Gartenthore (Bagtsche Kapu), wo täglich 12,000 Brode, ja fünf bis ſechs an ſolche Familien ausgetheilt werden, die durch ein Zeugniß des Muteweli oder Verwalters legitimirt ſind, während Bettler ohne ſolches ein Brod erhalten. [illegible] täglich Reis und Fleiſch vertheilt. E[illegible] d. i. das neue Imâret, und liegt [illegible] Pera nach Conſtantinopel. [illegible]

IMARUM, ital. Dimaro, [illegible] Malé im Nons-, eigentlich Su[illegible] ſes der gefürſteten Grafſchaft [illegible] am rechten Ufer des Nosfluſ[illegible]

Digitized by Google

veſtlich von dem Hauptorte des Landgerichtes entfernt, von einer großartigen Gebirgsſcenerie umgeben, mit ei- ier eigenen katholiſchen Curatie der Pfarre Malé, welche ,um Dekanate dieſes Namens und zum Biſthume Trient gehört, von zwei Prieſtern verſehen wird, und 500 Seelen zählt, und einer dem heil. Märtyrer Laurentius geweihten katholiſchen Kirche. (*G. F. Schreiner.*)

IMATIDIUM *Fabr.* (richtiger Himatidium), eine Inſektengattung aus der Ordnung der Käfer (Coleoptera), ur Zunft der Tetramera gehörig, und Mitglied der Familie der Cassidina oder Schildkäfer (vgl. auch en Art. Cassida). Fabricius' ungenügende Definition at Illiger dahin verbeſſert, daß die Gattung Himatilium alle diejenigen Arten ſeiner Gattung Cassida auf- iehmen muß, bei denen die Erweiterung des Vorder- ückens über dem Kopfe einen Ausſchnitt hat, ſodaß der Kopf on Oben frei ſichtbar iſt. Im Übeigen iſt die Form der ahin gehörigen, allermeiſt außereuropäiſchen, zahlreichen Arten höchſt mannichfach, und dieſe Gattung ſowol, als uch die Stammgattung Cassida, zur Zeit noch ſehr ingenügend bearbeitet. (*Burmeister.*)

IMATOPHYLLUM (ſoll heißen Himantophyllum) iannte Hooker eine Pflanzengattung aus der erſten Ord- iung der ſechsten Linné'ſchen Claſſe, und aus der natür- ichen Familie der Amaryllideen (Spathaceen). Char. Die Scheide vielblumig; die Blüthe doldenförmig; die orolliniſche Blumendecke röhrenförmig, wenig gekrümmt, ief ſechstheilig, mit faſt gleichen, an der Spitze zuſam- nenſtoßenden Fetzen; die Staubfäden in der Blumenröhre ingefügt, länger als dieſe, an der Baſis zuſammenge- oachſen; der Griffel fadenförmig, länger als die Staub- äden, mit dreiſpaltiger Narbe; die Frucht iſt eine faſt ugelige, dreifächerige Beere, mit drei Samen in jedem Fache. Die einzige Art, Im. Aitoni *Hook.* (et *Curtis* Bot. mag. new series II. p. et t. 2856), hat das An- ehen eines Cyrtanthus, aber eine faſerig-fleiſchige Wur- el mit zahlreichen, faſt zweizeilig ſich ausbreitenden, ge- treiſten, riemenförmigen Wurzelblättern (daher der Gat- tungsname von φύλλον, Blatt, ἱμάς, ἄντος, Riemen), deren Rand durchſcheinend und gekerbt, und deren Spitze ſtumpf ſt. Ein oder mehre drehrunde Blüthenſchäfte tragen viel- lumige Dolden, deren Blumen herabhängen und grün- ich-pomeranzengelb ſind. Die Beeren ſind roth. Wenn nan ein Blatt abpflückt, ſo quillt eine grünliche, gallert- rtige Flüſſigkeit hervor, welche den Geruch und Geſchmack öllig reifer Äpfel hat. Der engliſche Reiſende Bowie, velcher am Vorgebirge der guten Hoffnung Pflanzen und Samen für die königlichen Gärten von Kew, deren Vor- teher Will. Townſend Aiton iſt, ſammelte, hat dieſe Pflanze an ſchattigen Orten in der Quagga-Blakte, und äufiger in den Albany-Tracts in der Nähe des großen Fiſchfluſſes gefunden. (*A. Sprengel.*)

IMATRA, ein mächtiger Waſſerfall des großen Stromes Wuoren, im alt-finniſchen Kirchſpiel Ruo-Kolar, inweit des Dorfes Sitola, in der Provinz Karelen; der rößte Waſſerfall im ganzen Finnland. Anderthalb Werſt berhalb der Katarakten ſüdöſtlich entfällt der gewaltige Wuoren dem meerähnlichen Landſee Saimen; dann fließt er ruhig zwiſchen anmuthigen Ufern (wie denn dieſe Gegend eine der ſchönſten Finnlands iſt); allmälig werden die Ufer bergiger; es folgt die herrliche Katarakte: in Schaum aufgelöſt ſtürzt die ungeheuere Waſſermaſſe in einer ununterbrochenen Länge von etwa 300 Ellen, in mehren, nicht gar hohen, Abſätzen, von welchen insbe- ſondere drei zu unterſcheiden ſind, mit einem furchtbaren Krachen und mit einer ſolchen Gewalt, daß am unteren Abſatz das Waſſer hoch in die Lüfte zurückgeworfen wird und den Wanderer auf dem, längs des diesſeitigen Ufers führenden, Pfade benetzt. Am jenſeitigen Ufer erblickt man eine unzugängliche Höhle, in welche die Fluthen ſich ſtürzen, und tiefe Schlünde. Beide Ufer bedecken Birken. Die ſchwindelnde Höhe ſchweizeriſcher Waſſerfälle hat der Imatrafall nicht. Auf dem Ufer findet man in Granitfelſen mehre runde Aushöhlungen, Spuren früherer Fluthen. Um dieſe merkwürdigen Excavationen und den Fall in ſeinem ganzen Umfange zu ſehen, muß man beide Ufer beſuchen, wobei man ſich der nicht gefährlichen, aber für Unkundige Furcht erregenden, Föhre bei Sitola, die durch eine Brandung führt, zu bedienen hat. Wer Finnland beſucht, ſollte Imatra nicht unbeſucht laſſen (von der Stadt Willmanſtrand etwa 50 Werſt, von Wiborg etwa 60 Werſt entfernt, noch näher den Städten Kerholm und Taipala). (*v. Schubert.*)

IMAUS. Man kann nicht erwarten, daß bei der ſchwankenden Beſtimmung der Gebirgszüge im Norden Indiens, welche ſelbſt heute herrſcht, feſtere Beſtimmungen in dieſer Hinſicht bei den Alten, deren Kenntniſſe von Hochaſien mangelhafter waren, als die jetzigen, angetroffen werden. Wie daher in der neuern Geographie die Gebirgsnamen Himalaya, Belur, Altai, Da Ur, Mustagh u. a. meiſtens verſchiedenen Ausdeutungen und Beſtimmungen in den Lehrbüchern unterliegen, ſo ergeht es auch gewiſſen Namen von aſiatiſchen Bergen in der alten Geographie. Dahin gehören die Namen Taurus, Kaukaſus, Imaus, Emodus, Parnadres u. a. Für Afrika würde Atlas, für Europa Rhodope, Karpathen und dergl. zu nennen ſein.

Der Name Imaus, griech. Ἰμάος, den Strabon ſo gut wie Ptolemäus kennt, iſt offenbar kein anderer, als der noch heute in der Sprache der Eingeborenen vorkommende indiſche Name Imeia, Ima, Imaas, Himalaya, und bedeutet Wohnung des Schnees, wie ſchon Plinius gewußt hat, der in ſeiner H. N. VI. 17 vom Imaus bemerkt, das Wort bedeute in der Sprache der Eingeborenen nivosus (ſchneeig). Auch hat Strabon im 15. Buche ſeiner Geographie p. 689 Edit. *Casaub.* angeführt, daß die Gebirge in Aſien von Ariane an mit einheimiſchen Namen benannt würden, nämlich Paropamiſos, Imaos, Emodos. Bei Beantwortung der Frage, was die Alten unter Imaus verſtanden, muß man wenigſtens den Ptolemäus für ſich nehmen, weil dieſer ſeinen Imaus offenbar anders und zwar nördlicher fixirt, als die übrigen Geographen, welche wol nur unbeſtimmt unter dieſem Namen alle Gebirge bezeichneten, die im Norden Hindoſtans ſich erheben, und in verſchiedenen Richtungen nord- und oſtwärts unter dem Namen Mustagh, Hima-

laya im engern Sinne zwiſchen Hinduſtan und Tibet, Hindu-Kuſch oder indiſcher Kaukaſus, Belurtagh ſtreichen, in welchem Sinne wol auch der Name Himalaya ſelbſt noch jetzt gebraucht wird. Daneben iſt aber nicht zu leugnen, daß Imaus auch bisweilen in einem engern Sinne zu nehmen iſt, wie wenn Plinius in der angeführten Stelle den Imaus ein Promontorium — Vorſprung — der Montes Emodi nennt. Dieſe Berge ſind Fortſetzungen des Paropamiſos, unter welchen das Quellgebirge des Indos nach Süden und des Oros nach Norden zu verſtehen ſind, alſo die Fortſetzung des eigentlichen indiſchen Kaukaſus oder des Hindu-Kuſch; demnach müſſen die Emodi, welche eine öſtliche Fortſetzung des Paropamiſos und die Quellgebirge des Ganges ſein ſollen, diejenigen Gebirgshöhen bedeuten, welche im Norden Hinduſtans als Knoten oder Anfangspunkte des Mustagh, der nach Koſchotai ſtreicht, und des Himalaya anzuſehen ſind, der nach Nepal (Nepaul) fortſtreicht, und zuletzt in ſeinen ſüdlichen Zweigen im bengaliſchen Meerbuſen ausläuft. In dieſem engern Sinne würde alſo der Imaus des Plinius zu faſſen ſein, wenn er ihn Vorſprung der Montes Emodi nennt; und ſo ſtimmt derſelbe mit dem eigentlichen Himalaya zwiſchen Tibet und Hindoſtan überein. Anders verhält es ſich mit dem Imaus des Ptolemäus. Ptolemäus gebraucht noch den griechiſchen Namen für Paropamiſos, alſo Kaukaſus, jetzt Hindu-Kuſch; dehnt dieſen etwas weiter nach Oſten, ſodaß die Emodi Montes ebenfalls eine öſtlichere Ausdehnung erhalten und bei ihm den Mustagh bezeichnen müſſen. Da nun der Imaus auch noch auf die öſtliche Seite der Gangesquellen zu ſetzen war, ſo ſah er ſich gewiſſermaßen genöthigt, noch die Ausdehnung des Himalaya nach Norden als Imaus anzunehmen, etwa von Kaſchmir an, und dadurch die Eintheilung des Landes Scythia intra und extra Imaum zu veranlaſſen, womit alles Land vom Einfluſſe des Rha (Wolga) in das kaspiſche Meer bis an das Land der Seren (China) und den Sinus Oceani Orientalis (j. japaneſiſches Meer und Meer von Ochotsk) bezeichnet werden ſoll. Da nun aber in dieſer großen Landesſtrecke mehre Gebirge eine nördliche Richtung nehmen, wie namentlich der hohe Altai und das Da Ur-Gebirge, ſo haben Andere wol auch an dieſes Gebirge bei dem Ptolemäiſchen Imaus gedacht. Man muß ſich immer daran erinnern, daß auch bei Ptolemäus der Name Imaus, wie Kaukaſus (was Andere Paropamiſus nennen) und Emodus, weniger Nomina propria, als appellativa, d. h. mehr allgemeine Benennungen für die Gebirge des mittlern Hochaſiens ſind. Daher werden denn für einzelne, freilich dem Ptolemäus nur ſehr unvollkommen bekannte, Gebirgszüge, woran jenes Land ſo ſehr reich iſt, noch beſondere Namen angeſetzt. So werden die Tapuri Montes und der Berg Askatancas, gr. ὁ Ἀσκατάγκας (wofür 1. Sect. 6. Th. fälſchlich Askatansas gedruckt iſt), als weſtliche Seitengebirge des Imaus vom Ptolemäus angegeben, deren Vergleichung mit Bergen aus der neuen Geographie um ſo ſchwieriger iſt, da das Alpenland des Altai, oder des Himalaya eine faſt unendliche Maſſe von kleinern Gebirgszügen enthält. Über Imaus vergleiche Ritter's Erdkunde. 1. Bd. S. 556. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IMAVENTIUS, nicht ſo richtig **IMANUENTIUS**, **IMMANUANTIUS**, König des Staates der Trinobanten, eines ausgezeichneten Volkes in Britannien, wurde von Caſſivellaunus des Lebens und des Reiches beraubt. Sein Sohn, der Jüngling Mandubratius, entging jedoch dem Tode durch die Flucht, und begab ſich nach Gallien zu Cäſar, und erſcheint als deſſen Anhänger, als dieſer ſeine zweite Heerfahrt nach Britannien that *).

(*Ferdinand Wachler.*)

IMBAMBURA, Provinz der Republik Ecuador in Südamerika, welche das ehemalige Corregimiento Ibarra, vor der Abtrennung Quito's von Columbien auch Tacamez und Esmeraldas umfaßte, die aber ſeitdem zu beſondern Provinzen erhoben ſind. Sie liegt nördlich und nordöſtlich von Quito, begreift das Hochthal und die beiden Cordilleren, und gleicht daher in allen Beziehungen dem nahen Quito. Hauptſtadt iſt Ibarra (vergl. dieſ. Art.). Ihren Namen erhielt ſie von einem über die Schneelinie aufſtrebenden, wahrſcheinlich ausgebrannten Vulkan (0° 15′ n. Br.) im Südoſten von Ibarra, aus deſſen Zuflüſſen der kleine See San Pablo am ſüdlichen Fuße entſteht. (*E. Pöppig.*)

Imbargo, ſ. Embargo.

IMBARUS war nach Plinius (H. N. V, 22) ein Gebirge im Innern von Cilicia Trachea oder Tracheotis. Wie es ſcheint, lag es nordweſtlich von Soli. Nach Strabon (L. IX.) ward früher in Armenien auch ein Gebirge Imbaros genannt, allein jetzt iſt die Lesart von Koray in Nibaros richtig umgeändert worden.

(*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

IMBAT, Name des in den kleinaſiatiſchen Höhen während des Sommers von zehn Uhr Morgens bis nach Sonnenuntergang landeinwärts wehenden Windes. (*R.*)

IMBER oder **IMBRIM**, ſchwediſch **IMMER**, grönländiſcher Name der großen Taucherart: Colymbus glacialis *Linn.* und Eudytes immer *Illig.* (***Burmeister.***)

Imbercourt, ſ. Humbercourt.

IMBERIDO, ein großes Gemeindedorf (Commune) in dem nach dem Flecken (Borgo) Oggiono benannten Diſtricte der lombardiſchen Provinz Como, in den Monti di Brianza, auf einer Anhöhe oberhalb des Lago d'Annone in einer überaus lieblichen Gegend gelegen, nur eine Miglie oſtnordoſtwärts von dem Hauptorte des Diſtrictes (Capo luogo del diſtretto) entfernt, mit einer Gemeindedeputation, drei Mühlen (Al Lavo, Lavalle und Al Muglio) und vier Maſſerien. Zu dieſem Dorfe gehören auch das kleine Dörſchen Molinetto, die Caſſine: Baravighetto, Bozzolacco, al Lago und alla Piana, und die Caſſinaggi Baravigo und Fuarnera. Eingepfarrt iſt die Gemeinde zur Pfarre St. Eufemia in Oggiono. Die Abhänge der Berge dieſer Gegend ſind nur auf eine kleine Strecke hinauf mit Wein bepflanzt; der höher gelegene Theil iſt meiſtens ſchlechte Weide, ſpärlich auf wenigen Stellen

*) *Julius Caesar*, de B. Gall. Libr. V. cap. 20.

mit etwas Holz bewachſener und größtentheils nackter Kalkfelſen. (*G. F. Schreiner.*)

IMBERSAGO, ein großes Gemeindedorf (Commune) in dem nach dem Flecken (Borgo) Brioio benann-en Diſtricte der lombardiſchen Provinz (Delegation) Como, uf einem anmuthigen Hügel, deſſen öſtlicher Fuß der Addafluß, und deſſen ſüdlichen Rand ein kleines in die Adda ſich ergießendes Bächlein beſpülen, an der von Mailand über Vimercate nach Bergamo führenden Straße gelegen, welche für den Verkehr des bergamaskiſchen Val di St. Martino mit der Hauptſtadt des Königreichs von Wichtigkeit iſt, und auf der man den Addafluß bei Porto 'Imberſago mittels einer Überfuhr überſchreitet, nur ¼ eutſche Meile ſüdwärts von dem Hauptorte des Diſtrictes Capo luogo del diſtretto) entfernt, mit einem Gemeinde-orſtande, einer eigenen, zum Erzbisthume Mailand ge-örigen, katholiſchen Pfarre und einer dem heil. Marcellin eweihten katholiſchen Kirche. Zu dieſer Gemeinde gehö-en die Maſſerie: Bellaviſta, Caſcellazzo, Cazzalino, Co-ombe und Madonna del Boſa, die vereinzelte Villa Mon-ello und die Caſſinaggi: Ponte dell' Adda und Sab-ione. (*G. F. Schreiner.*)

IMBERT, 1) **Barthélemy**, Mitglied der franzöſi-ſchen Akademie zu Nimes, wo er 1747 geboren war, idmete ſich frühzeitig faſt ausſchließlich den ſchönen Wiſſen-haften und beſonders der Poeſie. Ein Gedicht in vier Geſängen, **le jugement de Paris** betitelt, das mehr-als, zuletzt zu Paris 1777, aufgelegt ward, zeigte von alent. Es iſt mit Anmuth und Leichtigkeit geſchrieben, nd mehre Stellen haben ein wahrhaft poetiſches In-tereſſe. Imbert erfüllte jedoch in ſpätern Werken nicht ie Erwartungen, zu denen jener erſte Verſuch berechtigte. u hart und unbillig urtheilt jedoch in jedem Falle der ekannte Kritiker la Harpe von ſeinem Dichtertalent, enn er ſagt: „**Il essaya tout et ne soutint rien; il t des tragédies, des comédies, des romans, des ontes en vers et en prose: tout est oublié depuis ong-tems.** Von dieſem offenbar zu ſtrengen Urtheile uß man ſein Luſtſpiel: **le Jaloux sans amour**, das ch noch auf der franzöſiſchen Bühne erhalten hat, und ine leicht verſificirten, höchſt anmuthigen Fabeln und Er-ählungen ausnehmen. Sie wurden unter den Titeln: **'ables nouvelles**, und **Historiettes, ou nouvelles en ers** zu Amſterdam 1773 und 1774 gedruckt, und befinden ch auch in ſeinen **Oeuvres poétiques**. (Haye 1777. 2.) 2 Voll. Ungeachtet der Stoff zu Imbert's Fabeln rößtentheils von andern Dichtern, z. B. von Gellert, ntlehnt iſt, empfehlen ſie ſich doch durch ihren gefälligen Vortrag. Im J. 1788 veranſtaltete Imbert noch eine **Choix de fabliaux**. Imbert's philoſophiſche Erzählun-en, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, erſchienen zu Ber-n 1785 in zwei Theilen. Durch eine Überſetzung von . G. Leſſing (Berlin 1777) war auch Imbert's Ro-an: „**Les egaremens de l'amour ou lettres de 'anny et de Milfort** (Nouv. Édit. Paris. 1793. 3 Voll. 12.) in Teutſchland bekannt. Imbert ſtarb zu Pa-is den 23. Aug. 1790 *). (*Heinrich Döring.*)

2) **Joseph Gabriel**, geboren zu Marſeille 1666, geſt. 1749, der franzöſiſchen Malerſchule angehörend, ein Schüler des Charles le Brun und Franz van der Meulen. Mehr ſeiner Neigung für das hiſtoriſche Fach ſich überlaſſend, iſt in ſeinen Werken von der Schule des van der Meulen gar nichts zu bemerken, aber auch von dem Styl des le Brun liegt Vieles entfernt; ſodaß man wol ſagen könnte, er habe vom Charakter oder Styl ſeiner Lehrer nichts behalten. Sein religiöſer Sinn führte ihn in nähere Verbindung mit der Kirche, ſodaß er in ſeinem 34. Jahre in den Orden des heil. Bruno trat, in der Karthauſe von Villeneuve zu Avignon das Ordenskleid anlegte, und bis zum Tode daſelbſt verblieb. In ſeinem geiſtlichen Berufe wendete er die übrige Zeit für die Kunſt an, indem er mit wahrem frommen Sinn für mehre Klöſter und Kirchen ſeines Ordens, inſonderheit aber für die ſeines Wohnortes, arbeitete und malte. Als eines ſeiner größern Meiſterſtücke bewundert man das Hauptaltargemälde in der Kirche der Karthauſe zu Marſeille, welches den Calvarienberg in ſehr reicher großer Compoſition darſtellt. Dandré Bardon [1]) gibt darüber ein ſehr günſtiges und vollwichtiges Urtheil, indem er ſagt: „Geſchmackvolle Zeichnung, ſchöner Farbenton, ſchöne Abſtufungen im Erfaſſen des Maleriſchen der Bewegung, eine verſtändige Abwechſelung und Richtigkeit des Ausdrucks ſind in dieſem Werke vereinigt, ſodaß nur daſſelbe mit der größten Aufmerkſamkeit betrachtet werden kann" [2]). (*Frenzel.*)

IMBERT-COLOMÈS (Jacques). Dieſer treue Freund und Anhänger der letzten Bourboniſchen Dynaſtie wurde, aus einer alten und begüterten Kaufmannsfamilie ſtammend, 1723 und nicht 1725 zu Lyon in Frankreich geboren. Sein nach wahrem Gewinn ſtrebender Geiſt fand Führer und Wegweiſer in der Schule der Jeſuiten, und das ererbte Vermögen ſeines Vaters ſetzte ihn in den Stand, ſich nicht nur eine, für einen Privaten reichausgeſtattete, Bücherſammlung anzuſchaffen, ſondern auch ein chemiſches Laboratorium anzulegen, welches ſelbſt Fremde zu beſuchen ſtrebten. Doch gehörte er nicht zu denen, welche über ihrem Arbeitszimmer den Zweck, auf welchen ſich jedes Streben beziehen ſollte, die Mitmenſchen, vergeſſen. Sein menſchenfreundlicher Sinn ſprach ſich zu deutlich aus, als daß er nicht hätte erkannt werden ſollen. Man übertrug ihm mehre ſtädtiſche Ämter, und der kalte Winter von 1780 ſah ihn als erſten Scabin (échevin, Schöffen) der Stadt Lyon. Seinem Eifer, den er bei Herbeiſchaffung der Lebensmittel und des Brennmaterials bewies, verdankte Lyon es hauptſächlich, daß es weniger litt, als andere Städte. Dennoch konnte ihn dieſes Verdienſt

*) ſ. Dictionnaire Historique des Poëtes français (Par. 1805) p. 236. J. S. Erſch, Gel. Frankreich. Crabb's Univers. Historic. Dictionary. Ideler's und Nolte's Handb. der franz. Sprache und Literatur. Poetiſcher Theil. S. 536 u. fg. Bouterwek's Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. 6. Bd. S. 394. Baur's neues hiſtor.-biograph.-literariſches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 894.

1) Traité sur la peinture suivi d'un essai sur la sculpture et d'un catalogue des Artistes les plus fameux de l'école françoise. p. 169. 2) *Watelet*, Dictionnaire Tom. IV. p. 564.

nicht ſchützen gegen die Stürme der Revolution, die ja ſo manches Große und Edle niederſchmettern und vernichten mußten, um die ſeit Jahrhunderten ſtagnirende und faulende Luft der Bürgerwelt Frankreichs und anderer Länder für künftige Geſchlechter zu reinigen. Wie faſt überall in Frankreich, ſo erhob ſich auch die Maſſe des Volkes in Lyon (1790); muthig ſtellte ſich ihr Imbert, da der Prévôt des Marchands (Oberbürgermeiſter) abweſend war, die alte Ordnung der Dinge ſchützend, entgegen, allein ſein Wort verhallte fruchtlos, die Menge brauſte fort, das Arſenal wurde erſtürmt, und Imbert, in ſeinem eigenen Hauſe angegriffen, fand nur Rettung in der Flucht nach Bourg, wohin ihn ein ſchützender Engel geleitete. Die Einwohner dieſer Stadt nahmen ihn willig auf, indeſſen hielt es der conseil général doch für nöthig, über dieſe Sache an das Miniſterium nach Paris zu berichten. Necker ſprach ſich bei dieſer Gelegenheit äußerſt ehrenvoll über Imbert aus, vorzüglich an deſſen erwähnte Verdienſte im J. 1780 erinnernd, und ſo blieb dieſer bis zum J. 1793 ruhig in Bourg. Da zog ihn die Liebe zur Vaterſtadt wieder nach Lyon; die Belagerung der Stadt machte es ihm jedoch unmöglich, in dieſelbe einzudringen. Allein er wurde erkannt und auf dem Fuße verfolgt. Jetzt ſah Imbert nur zu gut, daß für ihn in Frankreich kein Heil mehr zu erwarten ſei, und ſo eilte er mit ſeinem Freunde Poidebard über den Schnee und das Eis der Alpen nach dem der Sache, die er verfocht, befreundeten Piemont, wo er bei den vorangegangenen Emigranten eine gaſtliche Aufnahme fand. Doch auch hier konnte Imbert nicht lange bleiben, er durchwanderte heimathlos Teutſchland und ſuchte ſeinen Fürſten in dem kalten Rußland auf. Dies Letztere hatte zur Folge, daß er, mit geheimen Aufträgen beehrt, 1797 nach Frankreich zurückkehrte, obgleich er noch auf der Emigrantenliſte ſtand und den Nationalconvent zu fürchten hatte, und ſo ſehr hatte dieſer ſich verhaßt gemacht, daß Imbert, der Königsfreund, von dem Rhônedepartement zum Deputirten bei dem Rath der 500 erwählt wurde. Der erſte Schritt ſeiner hier beginnenden kurzen politiſchen Laufbahn zeigte den Mann, der die Heiligthümer ſeiner Mitmenſchen zu achten weiß. Imbert klagte den Verwaltungsrath wegen Verletzung des Briefgeheimniſſes an, und wer weiß, wohin ſeine Anklagen und muthig begonnene Bekämpfung mancher andern Misbräuche geführt haben würde, wäre nicht die Seſſion durch die Ereigniſſe vom 5. Sept. 1797 beendigt worden. Jetzt erſchien Imbert's Name auf der Liſte der zu verbannenden; er ſelbſt entging jedoch dem traurigen Schickſal, welches ſeiner wartete, durch ſchleunige Flucht nach den freien Gauen des teutſchen Landes. Die Conſularen vergaßen ihm jedoch ſeine freie Sprache nicht. Vielen eröffnete die Revolution am 18. Brumaire 1799 den Weg zur Rückkehr in's Vaterland, für Imberten blieb er verſchloſſen, ja es wartete ſeiner noch Härteres. Auf Napoleon's Geheiß, der hier ein Vorſpiel gab, welchem das Nachſpiel von Palm's Ermordung würdig entſprach, wurde Imbert im Julius 1801 in Baireuth mit andern Emigranten überfallen, ſeiner Papiere [1]) beraubt und lange Zeit in ſeinem Zimmer gefangen gehalten [2]).

Ludwig XVIII. tröſtete den Greis von Rußland aus in einem ſchmeichelhaften Schreiben und lud ihn ſpäter zu ſich nach England ein. Imbert, obgleich bereits 86 Jahre alt, begab ſich 1809 in das allein noch freie Inſelreich, wo der Tod den Vielgeprüften noch in demſelben Jahre zu Bath überraſchte. (*G. M. S. Fischer.*)

Imbibition (absorptio), ſ. **Einsaugung.**

IMBIRIBI heißt in Braſilien eine in Europa noch wenig bekannte officinelle Baumrinde. Sie iſt adſtringirend, der Alcornoquerinde (von Bowdichia virgilioides *Kunth*) ähnlich, blaß-braunroth, hat eine ziemlich glatte, graue Oberhaut, und der grobfaſerige Baſt liegt dicht an. (*A. Sprengel.*)

IMBLOCAT oder **Bloc** (ſo im Niederländiſchen), ein eigenthümlicher, auf Abhaltung der ſchädlichen Ausdünſtung des verweſenden Leichnams berechneter, Sarg für Excommunicirte, welche nicht begraben werden durften, um ſie bis zur Aufhebung der Excommunication darin aufzuſtellen. (*R.*)

Imbosch, einerlei mit **Herzogenbusch** (ſ. d. Art.).

IMBRAMOS, ein Beiname des Hermes nach der Inſel Imbros, wo er mit den ſogenannten Kabiren verehrt wurde, war bei den Kariern im Gebrauch. (*R.*)

IMBRASIA (*Ἰμβρασία*). iſt Beiname der Here vom Fluſſe Imbraſios (Imbraso) auf der Inſel Samos, in deſſen Nähe ſie geboren ſein ſoll*), nach Einigen auch der Artemis. (*R.*)

IMBRASUS iſt eins der drei Flüßchen, welche ſich auf der Inſel Samos vorfinden und früher Parthenios hieß (*Strab.* L. X). Es floß bei der Vorſtadt und dem alten Heiligthume der Juno, dem Heräon, vorbei, welche vor der eigentlichen Stadt Samos lagen. Kallimachos belegt daher die Here mit dem Beiworte *Ἰμβρασίη* (*Strab.* XIV. p. 637. *Plin.* V, 37).

(*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

IMBREVIATURA bedeutet in der Gerichtsſprache des Mittelalters im Allgemeinen jede kurz zuſammengefaßte, ſchriftliche Notiz über einzelne Vorgänge vor Gericht; ſodann werden damit Gerichtsprotokolle bezeichnet, die ein ſogenanntes Resumé über die Verhandlungen liefern. Auch verſteht man hier und da überhaupt gerichtliche Protokolle darunter, während anderwärts wieder ſowol gerichtliche Formulare zu Rechtsgeſchäften, namentlich zu Käufen, Dienſtverträgen, Lehensverpflichtungen ꝛc., als auch Acten-Regiſtranden, Inventarien, Verzeichniſſe von Lehenspertinenzen (ſogenannte dinumeramenta feudalia, denombrements féodaux) und ähnliche, zu ge-

---

1) Die ihm entriſſenen Schriften ließ Napoleon unter dem Titel: Papiers saisis à Bareuth et à Mende in Paris drucken. 2) Man ſagt, daß Delille im vierten Geſange der Frömmigkeit in folgenden Verſen auf dieſes Ereigniß anſpiele:

Gardez-vous donc d'offrir la scandaleuse scène
De ces coeurs généreux punis d'aimer leur roi etc.

*) *Pausan.* Achaic. (L. VII.) cap. 4. §. 4. *Apollon.* Argonaut. I, 187 und Schol. dazu.

Digitized by Google

ichtlichem Behufe dienende Indices unter der Bezeichnung: mbreviaturae vorkommen. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMBRIACO oder IMBRIAGO heißt an den italie- iſchen Küſten der Fiſch, welchen Linné als Trigla lineata m Syſteme aufgeführt hat; ſ. Trigla. (*Burmeister.*)

IMBRICARIA. Unter dieſem Namen ſind drei Ge- vächsgattungen aufgeſtellt worden. Zuerſt gab ihn Com- nerſon und nach ihm Juſſieu einer Pflanzengattung aus er Familie der Sapoteen; dieſe Imbricaria hat Willde- ow mit Mimusops (ſ. d. Art.) vereinigt. Eine andere Gattung aus der Familie der Myrteen, welche Smith Transact. of the Linn. Soc. III. p. 258) unter der Benennung Imbricaria beſchrieb, iſt nicht weſentlich von äckea *L.* (Jungia *Gärtner*, Mollia *Gmelin*, Lepto- perni sp. *Forster*, *Labillardière*) verſchieden. Außer en zwei unter Bückea (Allg. Enc. S. 1. 7. Bd. S. 103) ngeführten Arten ſind aber inzwiſchen noch 14 andere, lle Sträucher aus Neuholland und Neuſchottland, be- mnt geworden. Die Flechtengattung endlich, welche charius Imbricaria und Hoffmann Lobaria nannte, ldet eine Unterabtheilung von Parmelia. (*A. Sprengel.*)

IMBRIOS (Ἴμβριος), Gemahl der Medeſikaſte, ei- er Tochter des troiſchen Königs Priamos, und Sohn des Mentor aus Pedäos in Karien [1]). Da er im trojaniſchen riege ſeinem Schwiegervater zu Hilfe gekommen war, btete ihn Teukros [2]). (*R.*)

Imbro, Embro, ſ. Imbros u. Osmanisches Reich 5. 334).

IMBROGLIO, teutſch Verwirrung, wird zu- eilen als Kunſtausdruck in der Muſik gebraucht. In r Regel verſteht man darunter eine ſolche Verrückung r Taktart, daß z. B. der $\frac{3}{4}$ Takt durch nahefolgende gen ſeine Natur angebrachte Accente wie $\frac{2}{4}$ Takt klingt. ies entſteht durch ſyncopirte Noten, die den ſchweren akttheil verklingen laſſen im Aushallen der Töne und n ſchwachen durch ſcharfes Betonen derſelben empfind- h herausheben und vorherrſchend machen. Koch in ſei- m muſikaliſchen Lexikon und nach ihm das neue ſtutt- rter, führen zum Beweiſe ein Trio einer Menuett von Haydn an. Das letztgenannte Werk hätte nur mit tiger Umſicht viel ſchlagendere Beiſpiele aus Beetho- n's ſymphoniſchen Menuetten und andern Werken, z. B. s dem Clavier- und Violoncellſatze, den Himmel mit iem hinkenden Hunde verglich, in Erwähnung bringen nnen. Auch Cherubini geht nicht ſelten in ſolchen Din- n weit, ſogar in Opernarien, deren eine durchaus ſyn- pirte Begleitung hat. Hier werden alſo die Hörer mit riß, aus Abſicht des Componiſten, plötzlich in einen nz entgegengeſetzten Rhythmus verwickelt, was natürlich unruhigend oder poſſirlich wirkt. Geſchieht es am rech- Orte, ſo iſt es eben recht. Nur zu lange anhaltend f dergleichen nicht ſein, wenn es nicht unangenehm rden ſoll. Es verſteht ſich, daß eine ſolche Verwirrung e für die Hörer, durchaus nicht für die Ausübenden vorhanden ſein darf, wenn ſie nicht gradezu unkünſtleriſch und ein Fehler werden ſoll. Allerdings kann das tempo rubato hierher gerechnet werden; es iſt aber etwas ganz anderes, als eine vom Tonſetzer abſichtlich geſchriebene widertaktige Zuſammenziehung und Verdrehung der Haupt- takttheile. Hier liegt das unſichere Tempo mehrer Takte im willkürlichen Vortrage der Sänger und Soloſpieler, deren Geſchmackloſigkeit es nicht ſelten übertreibt, wovor man ſich zu hüten hat. Noch weniger darf eine wirkliche Confuſion unter den Muſikern dadurch entſtehen; ſie iſt und bleibt nur eine ſcheinbare für das Gefühl der Hörer, oder die Sache ſelbſt wird ſchülerhaft und ſchlecht. Mit gleichem Grunde könnte man auch von einem Imbroglio harmoniſcher Art reden, obgleich noch Niemand, ſo viel wir wiſſen, darauf Rückſicht genommen hat, es wäre denn, um damit die Gedankenverwirrung ſchlechter Scribler auszudrücken. Es muß durchaus eine ſolche Unklarheit mit Bedacht am rechten Orte herbeigeführt worden ſein. Eine ſolche und von eingreifendſter Art findet ſich z. B. in Seb. Bach's Motette, wo er „das unausſprechliche Seufzen" ausdrücken will. Die Harmonie wird hier bei aller Regelmäßigkeit ſo verwickelt, daß ſelbſt Muſik- kundige, ſahen ſie den Satz nicht, beim bloßen Hören den klaren Zuſammenhang der Accorde ſchwerlich zu ver- folgen im Stande ſein werden. Die Abſicht iſt aber klar und die Sänger müſſen rein und ſicher bleiben, wenn die Wirkung nicht völlig verfehlt werden ſoll. (*G. W. Fink.*)

IMBROS, IMBRUS (Geogr.), 1) eine Inſel, ſüd- öſtlich von Samothrake gelegen, fünf Meilen von dem Hellespont, hat ſieben Meilen im Umfange und iſt, wie ſchon Homer (Il. XIII, 33) bemerkt, mit ſtarren Ufern umgeben. Die Inſel iſt voll hoher Berge und Wälder, zwiſchen denſelben aber fruchtbare, mit vielen Quellen be- wäſſerte Thäler. In den Wäldern iſt viel Wild, beſon- ders Schweine und Haſen. Die Inſel hatte eine Stadt gleiches Namens, auf der öſtlichen Seite, mit einem Ha- fen, und war wegen der Verehrung der Kabiren und des Hermes, wie Samothrake berühmt. Die Ruinen ſind noch vorhanden. Bei denſelben befindet ſich jetzt ein Flecken, der durch ein Caſtell vertheidigt wird. Drei an- dere Flecken oder Dörfer ſind noch vorhanden. Die ganze Bevölkerung ſoll 1500 Menſchen betragen *).

2) Wird auch ſo von Strabon (XIV. p. 651) eine Feſtung genannt, welche auf einer Höhe oberhalb der Stadt Kaunos in Karien erbaut war. Von Diodor (XX, 27) werden zwei Feſtungen Herakleum und Per- ſicum bei dieſer Stadt genannt.

(*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

IMBROS (Myth.), Ἴμβρος, einer der 50 Söhne des Ägyptos und der Kaliande; ihm wurde die Danaide Euippe zur Braut beſtimmt †). (*R.*)

IMBSEN, Pfarrdorf des Königreichs Hanover, liegt im Fürſtenthume Göttingen, hat 21 Häuſer und 141 Ein- wohner und iſt Hauptort des geſchloſſenen Gerichts derer

1) *Homer.* Il. XIII, 171 sq. *Pausan.* Phocic. 25. §. 4. 2) *Homer.* l. c.

*) *Strab.* X. p. 457. *Plin.* IV, 12. *Liv.* XXV, 43. Voyage par *Wheler.* p. 112.

†) *Apollod.* Biblioth. II. c. 1. §. 5.

von Stockhauſen mit 161 Häuſern und 1010 Einwohnern. *(Crome.)*

IMBSEN, eine aus dem Paderbornſchen herſtammende Familie, ſcheint um die Mitte des 17. Jahrh. in der Perſon des Johann von J. geadelt worden zu ſein. Deſſen Sohn, Hildebrand Eucharius, des heil. Röm. Reichs Ritter und Edler von Imbſen, fürſtl. paderbornſcher Hof- und Regierungsrath, hatte in der Ehe mit einer von Breitenbach die Söhne Johann Theodor, Johann Wilhelm und Johann Konrad. Johann Theodor, kaiſerl. königl. wirklicher Hofrath, geheimer Staatsſecretair und Kanzler des Ritterordens vom goldenen Vließe, wurde ſammt ſeinen Brüdern den 20. Dec. 1720 in den böhmiſchen und erbländiſchen Herrenſtand, und den 3. Februar 1721 in den Reichsfreiherrenſtand erhoben. In den Jahren 1724 und 1725 ward er in verſchiedenen kaiſerlichen Commiſſionsgeſchäften an mehre Höfe und Reichskreiſe verſendet. Im J. 1733 erkaufte er von dem Grafen von Lamberg um 310,000 Fl. die bedeutende Herrſchaft Kunſtadt in dem brünner Kreiſe von Mähren; außerdem hat er auch die ſlawoniſchen Herrſchaften Pleternicza, Pakracz und Verócze, in Ausdehnung ſo manchem Fürſtenthume gleich, und in dem glogauſchen Kreiſe von Schleſien die Güter Heinzendorf, Herbersdorf, Neudorf und Neugut erworben. Er ſtarb zu Wien den 13. Febr. 1742, ſeine Witwe, Maria Anna Locher von Lindenhaim, im J. 1759. Von eilf Kindern überlebten ihn, nur um wenige Jahre, zwei Söhne, Johann Nepomuk Theodor Franz und Eugen Friedrich; ſie ſtarben beide unverehelicht. Die jüngſte Tochter, Maria Theodora Johanna Franziska, heirathete den Grafen Franz Karl Podſtazky, und ſtarb unbeerbt im J. 1773; die ihr zugetheilt geweſenen ſlawoniſchen Beſitzungen wurden während ihrer Minderjährigkeit von den Vormündern um eine Kleinigkeit verkauft. Ihre Schweſter, Maria Antonia Januaria, beſaß Kunſtadt und die ſchleſiſchen Güter, heirathete ihren Vetter, den Freiherrn Franz Arnold von Imbſen, und ſtarb als kinderloſe Witwe im J. 1784, daher Kunſtadt einer mütterlichen Verwandten, der Maria Anna Locher von Lindenhaim, verehelichten von Honrichs, zu Theil wurde. Johann Wilhelm, ein Bruder des Staatsſecretairs, war fürſtl. paderborn- und hildesheimiſcher Hofrath, und ſtarb im J. 1731, aus ſeiner Ehe mit Maria Anna Freiin von Dalberg drei Söhne hinterlaſſend. Von dieſen hatte nur der mittlere, Johann Theodor Rochus, kaiſerl. königl. Hauptmann, Nachkommenſchaft, und zwar einzig Töchter. Der jüngſte, Franz Arnold, Freiherr von J., kaiſ. königl. Rath bei dem Appellationstribunal in Mähren, ſtarb zwiſchen den Jahren 1756—1758. Seine Gemahlin, die ſchon genannte Maria Antonia Januaria von Imbſen, hatte ihm keine Kinder geboren; er vermachte daher ſeine Güter im Paderborniſchen, zu Wever und Stuckenbroeck, ſeinem Vetter, Werner Philipp Moritz von J. Dieſer, ein Sohn von Johann Konrad, Freiherrn von J., dem jüngſten Sohne von Hildebrand Eucharius, ſcheint unverehelicht geblieben zu ſein, hatte aber einen Bruder, Ignaz Theodor Wilhelm, der noch 1782 als Pfarrer und Ruraldekan zu Sebranicz, auf der Herrſchaft Kunſtadt lebte, keineswegs aber, wie zwar Wißgrill berichtet, Domicellar zu Hildesheim geweſen iſt. Vermuthlich wird er eine Präbende bei einer Collegiatkirche in der Stadt Hildesheim beſeſſen haben. *(v. Stramberg.)*

IMBSHAUSEN, Pfarrdorf des Königreichs Hannover, im Fürſtenthume Göttingen, mit 60 Häuſern und 530 Einwohnern. Hauptort des geſchloſſenen Gerichts derer von Strahlenheim, mit 108 Häuſern und 850 Einwohnern. *(Crome.)*

Imbst, ſ. Imst.

Imelin, ſ. Imi.

IMENARETE (Eimenarete), Gemahlin des Chalchodon und Mutter des Elephenor, welcher den Krieg gegen Troja mitmachte *). *(R.)*

IMER, latein. Imerium, eine zu dem gräflich Welsbergiſchen Patrimoniallandgerichte Primiero gehörige Ortſchaft, im öſtlichſten Theile des trienter Kreiſes der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, im Thale Primör, am Fuße des Berges Ragauna, am rechten Ufer des Cismone gelegen, eine Stunde von dem Hauptorte des Thales und Landgerichtes entfernt, mit einer eigenen katholiſchen Gemeinde der Pfarre und des Dekanats Primiero, welche zum Bisthume Trient gehört, von zwei Geiſtlichen beſorgt wird und 854 Pfarrkinder zählt, einer eigenen den heil. Apoſteln Petrus und Paulus geweihten katholiſchen Kirche und einer Schule. *(G. F. Schreiner.)*

IMERACH, IMERACHISMUS. Der bekannte Reiſende John Dundas Cochrane erwähnt †) unter dem Namen Imerachismus eine in Kolyma und einigen öſtlicher liegenden Gegenden des aſiatiſchen Rußlands vorkommende eigenthümliche Krankheitsform, welche den davon Befallenen, Imerack genannt, mit der heftigſten Wuth, Furcht und Verdruß erfüllt, ohne daß ſonſt die Geſundheit weſentlich geſtört würde. Alles was in der Gegenwart eines ſolchen Kranken vorgenommen wird, mag es noch ſo ſonderbar, unpaſſend oder heftig ſein, wird von ihm nachgemacht. Cochrane lernte einen Mann kennen, der beim Angriffe eines weißen Bären plötzlich von ſolchen Paroxismen befallen wurde und alles nachahmte, was der Bär that, zu ſchreien und zu brüllen ꝛc., bis ihm Andere zu Hilfe kamen und das Thier tödteten. Dieſe Perſon konnte durch einen bloßen Schlag an die Bruſt dahin gebracht werden, daß ſie die bei ihm befindlichen Perſonen knuffte. Daß ein ſolcher auffälliger Nachahmungstrieb auch oft zu Foppereien und Scherzen benutzt werden wird, läßt ſich erwarten, und Cochrane verſichert es ohnehin noch ausdrücklich. Wird jedoch durch ſolche Neckereien dieſe krankhafte Neigung genährt und wiederholt in Thätigkeit geſetzt, ſo wird ſie dadurch immer ſtärker, und das Befinden deſſen, in dem ſie wohnt, nach und nach ſchlechter. Cochrane hegt ſogar die Anſicht, daß manche das Übel ſelbſt erſt dadurch in ſich erzeugen, daß ſie die Handlungen der damit wirklich Behafteten zum Spaß öfter wiederholen. *(R.*

---

*) *Hygin.* fab. 97.

†) Narrative of a pedestrian Journey through Russia and Siberian Tartary. Ed. 2. (Lond. 1824). Vol. I. p. 293 sq.

Imerapura, ſ. Ammarapura.

IMERETI, eine kaukaſiſche, ehemals zum türkiſchen Georgien gehörige, nunmehr ruſſiſche Provinz, zu welcher man im weitern Sinne außer der benachbarten Berg- und Küſtengegend Abaſa (Awchaſien) auch Mingrelien und Guria rechnet. Das eigentliche Imereti, im Norden durch das kaukaſiſche Schneegebirge (Elburs), im Oſten durch die alte kolchiſche, nachher laziſche Pforte bei Saradana, im Süden durch das Kalkgebirge von Akalzighe, im Weſten und Südweſten durch Mingrelien und Guria begrenzt, und durch den Rhion (der erſt am Ausgange ins ſchwarze Meer den Namen Phaſis, jetzt Faſche, führt) durchſchnitten, gehörte zum Gebiete des alten Kolchis. Früher unter der Herrſchaft der georgiſchen Könige von Kartueli ſtehend (daher man dieſe Gegend für einen Theil des alten Iberiens gehalten hat), erhielt Imereti im 15. Jahrh. ſeine eigene Zaren, welche bald Vaſallen des türkiſchen Kaiſers wurden. Der letzte Fürſt von Imereti, der unglückliche Salomo II., der in Folge der ruſſiſchen Invaſion des Kaukaſus nach und nach ſeines Anſehens und ſeiner Einkünfte beraubt wurde, war aus der alten georgiſchen Familie Bagration; nachdem er ſich 1804 für einen Vaſallen Rußlands erklärt hatte, wurde er, wie man ſagt, ſeiner Untreue wegen, gefangen geſetzt; im J. 1810 nach ſeiner Entfliehung ließ er ſich durch ein Jahrgehalt abfinden, und irrte eine Zeit lang wie ein armer Verbannter umher. (Vgl. das Tagebuch von Felix Lagorio in den geograph. Ephemeriden. 31. Bd.) Damals wurden auch die alten Landesherren von Mingrelien und Guria ruſſiſche Lehenträger, und unter polizeiliche Aufſicht des kaiſerlichen Statthalters von Imereti geſtellt; ſo entſtand eine neue politiſche Ausdehnung von Imereti, womit die Abaſa (Awchaſien) in Verbindung geſetzt wurde. Der Rhion, auf der Oſtſeite des Schneegebirges von Elburs entſpringend, nimmt in Imereti alle Flüſſe, beſonders die Quirila (Kwirili), auf, durchzieht das Land in dieſer ſüdweſtlicher Richtung, iſt bei Kotais (Cotatis), der Hauptſtadt von Imereti, 200 Schritte breit, trennt Mingrelien von Guria und fällt als Phaſis oder Faſche (nach türkiſcher Ausſprache) bei Pothi ins ſchwarze Meer. Die Zahl der Städte und Flecken aber iſt in dieſem ehemals ſo blühenden Lande, wo Berge und Thäler unter einem weder zu kalten noch zu warmen Klima abwechſeln, ſo gering, daß ganz Imereti einem platten ſchlechtbebauten Erdſtriche gleicht; in den Wäldern hauſen nicht blos Dachſe und Füchſe, ſondern auch Wölfe, Bären, Schakals und Tiger. Die Weide und Viehzucht, auch Pferdezucht, iſt gut, auch die Bienenzucht (es findet ſich hier der feſte gewürzhafte wilde Steinhonig in Felſenſpalten) und der Seidenbau ſtehen hier auf einer höhern Stufe, als in andern Gegenden des Kaukaſus. Auch findet man hier Ghomi, eine Hirſenart, die ſtatt des Brodes zu Brei gekocht wird, vortrefflichen Tabak, und nach dem Urtheile reiſender Engländer würde hier der Indigo nicht minder gedeihen. Aber Reis, Flachs und Hanf, und die nach Güldenſtädt erzreichen Gebirge werden vernachläſſigt, an Salz fehlt es (ungeachtet eines hier bemerkten Salzſees, deſſen Dunſt, dem Veilchengeruche ähnlich, die Gicht heilen ſoll,) faſt gänzlich; auch der Wein, welcher in hölzernen Trögen gekeltert und in großen in die Erde gegrabenen Töpfen aufbewahrt wird, verdient eine beſſere Pflege; denn ſchon jetzt wird er dem kachetiſchen, und noch mehr dem doniſchen, kislarſchen und krimmiſchen vorgezogen. Im Nordoſten von Imereti, wo das Klima bei einer höhern Lage kälter, und beim Mangel des Waſſerabzuges feuchter iſt, findet man Kröpfe, die ſonſt im Kaukaſus ſelten ſind. Gamba (Voyage dans la Russie méridionale [Paris 1826]), welcher die Länge des Landes auf 132, die Breite auf 25 franzöſiſche Stunden berechnet, nimmt die Anzahl der Einwohner (unter denen ſich viele Armenier und Juden befinden) auf 81,000 an, wenngleich die ſelbſt durch den Überfluß der Vegetation herbeigeführte Sterblichkeit von Zeit zu Zeit jede Rechnung der Art unſicher macht. Auch wandert der arme Imeretier, durch Jahrhunderte unter dem Drucke des Lehenſyſtems und von Fürſten und Edelleuten ausgeſogen, mit ſeinem Steinhonig in der Taſche, durch eine außerordentliche Ausdauer und Schnelligkeit als Fußgänger unterſtützt, oft aus, gewöhnlich nach Tiflis, wo man ihn als Laſtträger gebraucht; kleine hier eigenthümliche Mützen, langes Haupthaar, ein geſchorenes Kinn mit einem Stutzbarte, kurze, nicht bis an die Kniee reichende Röcke, auf den Hüften zuſammengeſchlagene Tuchfalten, Bänder um die Waden, und ein breiter Bauchgürtel zeichnen ihn aus. Gamba ſchildert die Imeretier als groß, ſtark, und im Trinken und Jagen unvergleichlich. Aber bei aller Unwiſſenheit ſind ſie meiſtens in allen Ständen ſo betrügeriſch, daß man noch unter ihren letzten Fürſten die Namen der Urkunden radirt und verfälſcht fand, und daß die ruſſiſchen Commiſſarien alle Erbgüter neu regiſtriren mußten. Die Ruſſen haben außer andern guten Einrichtungen insbeſondere durch die in Folge der Ukaſe von 1821 eingeführte Handelsfreiheit den innern Verkehr befördert (der Freitag iſt hier wie in Mingrelien nach einer alten aſiatiſchen Sitte als der Tag vor dem Sabbath der allgemeine Markttag); auch die böſe Sitte der habgierigen Stammesfürſten und Vaſallen, auf Unkoſten der Landbewohner in den Dörfern umherzuziehen und die Vorräthe aufzuzehren, ſehr beſchränkt. Die griechiſche Religion hat hier, wie in ganz Georgien, wenig Einfluß auf die Milderung der Leibeigenſchaft. Die Edelleute, Bediente der Fürſten, hielten ihre Leibeigene, wie die Biſchöfe; ſelbſt der gemeine Klerus war leibeigen. Dem eigenen Patriarchen oder Katholikos von Imereti war auch der von Guriel unterworfen; das Patriarchat iſt aber ſeit der ruſſiſchen Organiſation dem Katholikos von Tiflis unterworfen, deſſen Bezirk nunmehr, unter Oberaufſicht der Synode zu Petersburg, alle ehemalige georgiſche Provinzen begreift. Statt der ehemaligen nach den fürſtlichen Erbfamilien benannten Diſtricte [1]) iſt nach

1) Vgl. Güldenſtädt's Reiſe nach Georgien und Imereti, 1815 durch Klaproth herausgegeben, ob man gleich die von Pallas beſorgte Ausgabe (1791 in 2 Bänden) dieſes trefflichen Naturforſchers und Geographen dabei nicht entbehren kann. Ferner Gaſpari's und Haſſel's vollſtändige Erdbeſchreibung. 12. Bd. S. 684.

Digitized by Google

Gamba die Provinz jetzt in vier Hauptcantons oder Kreiſe vertheilt: 1) Kotais, 2) Twala, 3) Scharapana, 4) Radſcha. (Andere nennen [außer Kotais und Radſcha] noch Wakin, Sadſcher, Tſchcher und Bagdat.)

Die Hauptſtadt war immer das ſchon im Alterthume bekannte, nachher von den Genueſern befeſtigte, aber verfallene Kutais oder Cotais, nach Procopius, der dieſen Ort Kutatiſium nennt, die uralte Reſidenz des Aetes, wenigſtens in der Nähe derſelben, und demnach, wie ſie d'Anville nennt, die Vaterſtadt der Medea. Die alte Stadt lag auf einem Berge am rechten Ufer des Rhion oder Phaſis, die neue liegt links [2]) in einem Felde, in einem Halbzirkel von Gebirgen umgeben, aber außer der alten verfallenen Kathedrale (von byzantiniſcher Bauart) und einigen andern kleinern Kirchen nur mit Strohhütten verſehen. Das ruſſiſche Gouvernement hat jedoch hier zur Garniſonirung eines Bataillons und 500 Koſaken, die im Innern den Waarenvertrieb ſichern ſollen, Kaſernen und Spitäler erbaut. Auch hat ein zur Hälfte mit Imeretiern beſetztes ruſſiſches Civil- und Criminalgericht hier ſeinen Sitz. Der ruſſiſche Gouverneur Gortſchakow hat auch die Stadt durch Baumpflanzungen (Pappeln, Feigen und Nußbäume) verſchönert, und die Waaren des neubelebten Bazars (800 Juden, die Hälfte der ganzen Bevölkerung, treiben ſich hier umher,) kommen nicht nur aus Tiflis und Akalziche, ſondern auch aus Conſtantinopel. Kotais, anmuthig gelegen und durch große Wohlfeilheit der Lebensmittel ausgezeichnet, kann eine der bedeutendſten Städte im Kaukaſus werden. Der alte König Salomo hielt hier eine Buchdruckerei unter Aufſicht des Stadtpredigers; ſeine Ärzte waren die drei italieniſchen Prieſter der dortigen für ungefähr 40 arme katholiſche Familien eingerichteten römiſch-katholiſchen Kirche. Auch liegt noch ein Frauenkloſter vor Kotais. Weiter öſtlich an der Kucha, einem Nebenfluſſe des Rhion, liegt der große Marktflecken Choni, ehemals der Sitz des imeretiſchen Erzbiſchofs, von 200 Familien bewohnt, welche treffliche Seide, Tabak, Hanf und Wein bereiten, auch mit Obſt und Gemüſe handeln. Hier werden die einheimiſchen grauen Tuchmützen, Tuchröcke, Baumwollenwaaren von allerhand Farben, Taffet mit Saflor gefärbt, kupferne Keſſel und Sprachröhre bereitet; auch iſt hier eine Niederlage des Salzes aus der Krim, und der Hauptſitz des imeretiſchen Pferdehandels. Von da gelangt man die Quirila entlang bis Sarapana, wo, der Sage nach, Medea auf der Flucht ihren Sohn zerhackte (Sara heißt auf perſiſch Kopf, pana das Glied), bei Procop Sarapanis [3]), nach der Zerſtörung der Lazier als Feinde der Perſer von den Türken in Form eines Parallelogramms wieder erbaut und Choraban genannt, dann wieder zerſtört, und endlich von den Ruſſen als Hauptort eines Kreiſes wieder hergeſtellt. Hier, wo an der Grenze des alten Iberiens der alte aſiatiſche Waarenzug des kaſpiſchen und ſchwarzen Meeres, des Cyrus und Phaſis, ungeachtet eines ſteilen Landweges von vier Tagereiſen, ſtattfand, war der Rhion oder Phaſis von der Mündung aus erſt mit größern, dann mit kleinern Schiffen befahren (noch 1737 ſollen türkiſche Schiffe dieſen Waſſerweg bis Sarapana gefahren ſein), während er jetzt ausgehöhlte Baumſtämme und kleine Barken trägt, nach Straben durch 120 Brücken beſetzt; eine Nachricht, welche Gamba, der den Gibbon ſtatt des alten Cappadociens zum Gewährsmanne hat, wegen der dermaligen ſchlechten Beſchaffenheit des Rhions und der hier einſtrömenden Quirila mit Unrecht bezweifelt. Im Norden von Imereti liegt an der Grenze der Baſianen und Dugoren der hochgelegene, den obern Rhion einnehmende fruchtbare Diſtrict Radſcha, von 5000 georgiſchen Familien bewohnt, welche, ſtolz auf ihre Induſtrie, die andern Imeretier und Mingrelier als Gomophagen (Hirſenfreſſer) verachten. Hier gibt es in den Ebenen alle Arten von Feld- und Gartenfrüchten, welche bei einer zugleich naſſen und heißen Luft gedeihen; auf den Bergen, außer den Bären und Wölfen, Steinböcke und Gemſen, in der niedern Waldgegend Rehe und Hirſche, aber weder Büffel noch Eſel. Auch werden die kleinen ſtarken Pferde und das Rindvieh von Radſcha gerühmt. Da die Luft hier rein und zur Geneſung von Fiebern geſchickt iſt, ſo verpflanzt man von Zeit zu Zeit die in Kotais garniſonirenden Soldaten hierher. Auch hat man nach Yermolof's Vorſchlag die Weiber der ruſſiſchen Heere aus Georgien hier angeſiedelt. Gamba bemerkte hier mineraliſche Heilwaſſer, und hatte von Silberminen gehört. Auch fand man hier alte Saſſanidenmünzen. In der Mitte des Waldes (wie ſich denn hier Ruinen alter Thürme und Kaſtelle finden) iſt eine alte, dem St. Gregor geweihte Kapelle, wohin man noch jetzt wallfahrtet. Merkwürdig iſt in dieſem Diſtricte das Dorf Oni wegen des Handels, den hier Imeretier, Armenier und Juden mit Eiſenwaaren aus dem imeretiſchen Dorfe Zadis (Zediſſi), mit Baumwollenzeuch aus Kardueli, und mit Salz treiben. Bei Zadis findet man groben Blutſtein, und das daraus nach dreimaligem Schmelzen gewonnene Eiſen wird hier zu allen Arten von Geräthſchaften bearbeitet. Radſcha hatte ſonſt einen eigenen Satrapen, Radſchis Eriſtani genannt, Vaſallen von Imereti; der Letzte derſelben wurde 1769 von Salomo als Rebell entſetzt. (*Rommel.*)

IMERKOTEILAK, grönländiſcher Name der Seeſchwalbe (Sterna hirundo *Linn.*). (*Burmeiſter.*)

IMERSAY, ein ſehr kleines zu den Hebriden gehöriges Eiland, liegt an der Südweſtküſte der Inſel Islay. (*J. C. Schmidt.*)

IMEUSIMOS (*Ἰμεύσιμος*), ein Sohn des Ikarios, welchen er mit der Periböa (Periboia) erzeugte *). (*R.*)

IMGARTEICHEN, Dorf und Kirchſpiel im Kreiſe Siegen des königl. preuß. Regierungsbezirks Arnsberg

---

2) Haſſel's Angabe iſt hier verſchieben. 3) Daß Pharnabazes, der erſte vermeintliche König von Georgien, dieſe Stade erbaut habe, iſt eine von St. Martin (Mémoires historiques sur l'Arménie) mitgetheilte, aber unverbürgte Nachricht. Aber noch weniger kann man mit Mannert dieſen Ort für das Zadris des Ptolemäus halten, da der Name deſſelben ſich immer erhielt; dagegen gibt es dieſes Namens einen Ort an der oſſetiſchen Grenze (Zadis, Zediſſi).

*) *Apollod.* Biblioth. III, 10. §. 6.

Digitized by Google

hat etwa 1400 Einwohner. In Hainchen daſelbſt iſt ein altes Schloß, Sitz der erloſchenen Familie v. Bicken. (*Rauschenbusch.*)

IMGENBROICH, Pfarrdorf im Kreiſe Montjoje des königl. preuß. Regierungsbezirks Aachen, hat 782 Einwohner, und wichtige Tuch- und Kaſimirmanufacturen. (*Rauschenbusch.*)

Im Haarmann rauhen, ſ. unt. Tuchscheren.

Imham (Himham), ſ. Buchdruckerkunst (14. Th. S. 222).

IMHOF, IM HOF oder **IMHOFF**. I. Genealogie. Ein in vielen Zweigen ausgebreitetes freiherrliches Geſchlecht, das noch jetzt in drei Hauptlinien, der ſchwäbiſchen, fränkiſchen und italieniſchen, mit vielen Unterabtheilungen fortblüht. Im 12. Jahrh. kommt es unter dem Namen de Curia oder in Curia in fränkiſchen und bairiſchen Urkunden vor; es würde aber unnütz ſein, alle einzelnen Glieder deſſelben anzuführen, welche als Zeugen in Unterſchriften oder in Verkaufs- und Schenkungsbriefen bis zum Anfange des 14. Jahrh. vorkommen. Schon im 13. Jahrh. theilte ſich das Geſchlecht in zwei Hauptſtämme und nahm verſchiedene Wappen an. Der ältere blieb auf ſeinem Stammſitze in der Stadt Lauingen in Schwaben, in welcher Gegend ſich noch ein Ort Imhoff befindet; der jüngere zog ins Voigtland, erwarb die Rittergüter St. Johann bei Baireuth und Trebgaſt bei Culmbach, und erloſch erſt zu Anfang des 17. Jahrh. (1603), worauf ein Zweig aus dem älteren Stamme mit kaiſerlicher Genehmigung das Wappen der jüngern Linie zu dem ſeinigen hinzufügte.

Johann Imhoff, welcher 1341 ſtarb und zu Lauingen begraben liegt, iſt der Erſte, von dem ſich die Geſchlechtsfolge bis auf die jetzigen Zeiten documentiren läßt. Von ſeiner Frau, Anna von Gundelfingen, hinterließ er drei Söhne und eine Tochter, unter denen ſich Johann der Ältere als Kanzler des Herzogs Heinrich von Baiern bemerkbar machte (er ſtarb 1368 unverheirathet), und Johann der Jüngere, welcher durch ſeine Frau, Anna von Groß, das Bürgerrecht in Nürnberg erhielt und unter den rathsfähigen Geſchlechtern daſelbſt aufgenommen wurde. Von ſeinen ſieben Söhnen waren Konrad, Nicolaus und Balthaſar Stifter ebenſo vieler Linien. Die beiden letzten ſind aber erloſchen, während von dem erſtgenannten Konrad die jetzt noch blühenden Linien abſtammen. Aus der Linie von Nicolaus, welcher 1402 in den Rath zu Nürnberg gewählt wurde und 1418 ſtarb, iſt deſſen Enkel Georg zu erwähnen, welcher Bürgermeiſter in Lauingen war. Mit Fortunata Ehingen von Baltzheim erzeugte er ſechs Söhne und vier Töchter, nämlich: Wolfgang, der unter dem kaiſerlichen Heere bei der Belagerung von Rom 1527 blieb; Chriſtoph, der ſein Leben beim Sturme von Mailand verlor; Michael, welcher den Kriegsdienſt verließ und in Venedig ſtarb, wo er ſich verheirathet hatte; Wendlin, der nach Böhmen zog; Georg, welcher Proviantmeiſter des kaiſerlichen Heeres in Ungarn war, woſelbſt er ſich verheirathete, und Servaz, der nach Spanien ging, um in dem neuentdeckten Welttheile ſein Glück zu verſuchen. Von den Töchtern war Eliſabeth, Kloſterfrau zu Lauingen, Beatrix zog zu ihrem Bruder Michael nach Venedig und ging daſelbſt in ein Kloſter, und Margaretha wurde Kloſterfrau zu Zelbingen.

Aus der Linie von Balthaſar, die in Augsburg blühte, iſt deſſen Urenkelin Regina zu bemerken, welche ſich an Georg Fugger, Herrn zu Kirchberg und Weißenhorn, 1488 vermählte, und die Stammmutter des jetzigen fürſtlichen Hauſes iſt. Mit ihrem Bruder Michael, Bürgermeiſter zu Donauwerth, ſtarb dieſe Linie 1520 aus. Der ältere Bruder Konrad I., welcher 1396 zu Venedig ſtarb, hinterließ von Anna Schürſtab 12 Kinder, wovon Konrad II. und Chriſtian ihre Linien fortpflanzten. Georg ſtarb als Chorherr in Nürnberg. Anna und Agnes waren Clariſſerinnen in Bamberg, Margaretha aber und Helena Nonnen in dem St. Katharinenkloſter zu Nürnberg. Die Linie von Chriſtian erloſch mit deſſen Enkel 1537, der mit einer ſpaniſchen Armada nach Amerika gezogen war. Konrad II., welcher 1449 ſtarb, hinterließ von vier Weibern 13 Kinder, darunter Johann, den Stammvater der früher genannten vier Hauptlinien. Er war 1419 geboren, ſtarb in ſeinem 80. Jahre 1499 und hatte mit zwei Frauen, Margaretha Neudung und Urſula Lembl, 17 Kinder erzeugt. Seine acht Söhne ſtifteten zwar ebenſo viel Linien, dieſe ſind indeſſen bis auf die vier vorher erwähnten Hauptlinien erloſchen. Die erloſchenen ſind nämlich: die von Konrad, von Hieronymus, von Veit und von Simon; die blühenden dagegen ſind: die von Peter, von Johann und von Ludwig abſtammenden.

Konrad (geb. 17. Jun. 1463, † 21. Apr. 1515) wurde zu Nürnberg in den Rath gewählt, darauf Bürgermeiſter daſelbſt, 1505 als Geſandter nach Venedig geſchickt, um einen neuen Handelsvertrag abzuſchließen, auch die durch die italieniſchen Kriege verurſachten Hinderniſſe und Beſchwerden im Verkehr zu beſeitigen. Durch ſeine Frau, Urſula Nützel zu Sündersbühl bei Nürnberg, eine Erbtochter, erwarb er deren Beſitzung. Mit ſeinen Kindern erloſch aber die Linie ſchon wieder.

Hieronymus (geb. 7. Apr. 1468, † 31. Aug. 1539), Bürgermeiſter und Bauherr der Reichsſtadt Nürnberg, hinterließ von Urſula Hunold fünf Kinder, darunter Ulrich, welcher auf einer Reiſe durch Italien 1517 zu Neapel von ſeinem Reiſegefährten, Hans von Furtenbach, im Duell erſtochen wurde. Leonhard (geb. 1498, † 1557), welcher bei Kaiſer Karl V. in beſondern Gnaden ſtand, wurde bei dem Aufenthalte des Kaiſers in Augsburg (1548) auf deſſen Befehl zum Mitgliede des geh. Raths zu Augsburg erwählt. Mit ſeinen beiden Frauen, Monika von Baumgarten und Veronica von Rehlingen, hatte er einen Sohn und zwei Töchter: Hieronymus den Jüngern, dann Monika, an Andreas Welſer, geh. Rath des Kaiſers Karl V., und Veronica, an Johann Heinzel, Mitglied des geh. Raths in Augsburg, vermählt. Mit Hieronymus' Tochter, Katharina, der Ehefrau von Konrad von Rehlingen, erloſch 1577 auch dieſe Nebenlinie.

Die Linie von Veit (geb. 1473, † 1501), welcher mit Katharine Stark von Reckenhoff vermählt war, ſtarb ſchon mit ſeinem Sohne Alexander aus, welcher unver-

Digitized by Google

heirathet 1546 mit Tode abging. Desgleichen erloſch auch die Linie von Simon (geb. 1476, † 1557), welcher ebenfalls durch Kaiſer Karl V. Mitglied des neuen Raths in Augsburg (1548) wurde, mit deſſen Töchtern, die er mit Sibylla von Baumgarten erzeugt hatte.

I. Die ſchwäbiſche Linie.

Peter I. (geb. 27. Oct. 1477, † 22. Mai 1528) erkaufte von ſeinem Bruder Konrad den Ritterſitz Sündersbühl und Güter zu Breuersdorf. Mit ſeiner Frau, Margaretha Holzſchuer, erzeugte er drei Söhne: Paul, welcher bei dem Könige Johann III. von Portugal wegen ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe ſich ſehr beliebt gemacht hatte, und auch in Liſſabon ſein Leben beſchloß; dann Peter und Sebaſtian, welche die würtembergiſche und die augsburgiſche Linie ſtifteten.

Peter II. († 1533) hatte mit Helena Memminger acht Söhne und vier Töchter; davon ſind erwähnenswerth Paul und Chriſtoph, die auf ihrer Reiſe durch Italien in Neapel 1539 und 1545 ſtarben; Wolfgang, Kriegscommiſſarius und Proviantmeiſter des kaiſerlichen Heeres in Ungarn, und Hieronymus (1569), mit Cordula Ölhafen verheirathet. Der zuletzt Genannte erzeugte 11 Kinder; darunter die Söhne: Georg, welcher ſein Leben an den Höfen zu Stuttgart und Caſſel zubrachte, und 1606 ſtarb; Maximilian, ein großer Adept in Bamberg, welcher ein Jahr ſpäter verſchied, und Johann (geb. 1526, † 13. Dec. 1598), welcher mit Anna Neuner verheirathet war und ſeine Linie fortpflanzte. Dieſer Johann diente 18 Jahre in dem Heere des Kaiſers Karl V. in den Niederlanden, Frankreich und Ungarn gegen die Türken (1566) und wohnte den Belagerungen von Magdeburg, Metz und St. Quintin bei. Er nahm darauf ſeinen Abſchied und zog zu ſeinem einzigen Sohne, Peter III., der 1570 würtembergiſcher Oberforſtmeiſter zu Aurach war, und beſchloß daſelbſt ſein Leben. Peter III. († 1633) trat in die Fußtapſen ſeines Vaters. Nachdem er Frankreich und Italien bereiſt hatte, ging er 1580 nach Malta, machte als Freiwilliger etliche Kreuzzüge gegen die Türken auf der Galeerenflotte mit, und beſuchte bei dieſer Gelegenheit die Küſte von Aſien und Afrika. Nach einem ſiebenjährigen Aufenthalte daſelbſt reiſte er über Venedig nach Stuttgart, wo er dem Herzoge Ludwig von Würtemberg zehn Falken überreichte. Bis zu dem Tode des Herzogs (1593) blieb er an dem Hofe, wurde dann Oberforſtmeiſter zu Aurach, und begab ſich mit dem Herzoge Friedrich von Würtemberg 1599 des Jubiläums halber nach Rom. Da er 1601 das Rittergut Kirchbellinsfurth bei Tübingen erkaufte, wurde er zum Mitgliede der Reichsritterſchaft in Schwaben angenommen. Von Regina Maria Entzel zu Hochdorf hinterließ er ſechs Söhne und eine Tochter. Darunter iſt bemerkenswerth: Peter IV. (geb. 1603, † 1653), würtembergiſcher Oberſtlieutenant; er machte den 30jährigen Krieg mit, und lebte mit Magdalena, Gräfin von Pappenheim, in einer kinderloſen Ehe. Ferner Matthäus (geb. 1612, † 1632); er diente als Lieutenant im königlich ſchwediſchen Heere; dann Octavian (geb. 1618, † 1637); er that Kriegsdienſte unter dem Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar, ſtarb aber bald darauf zu Frankfurt a. M., und Johann Ernſt (geb. 1614, † 1682). Der letzte pflanzte dieſe Linie mit ſeiner Gattin Maria Katharina von Braunig zu Büchenbach in acht Kindern fort. In ſeiner Jugend hatte er im königlich franzöſiſchen Heere gedient, ſich aber ſpäter auf ſein Schloß Kirchbellinsfurth zurückgezogen und ſich dort verheirathet. Obgleich von ſeinen Kindern Johann Ernſt, Ritterrath des Cantons Neckar, und Johann Jacob, verheirathet waren, ſo erloſch doch ihre Nachkommenſchaft noch vor dem Vater, und die Linie ſtarb 1707 aus.

Sebaſtian I. († 1534), der Sohn von Peter I., war durch Katharina Futterer Stifter des jetzt noch blühenden augsburgiſchen Stammes. Mit ſeinen beiden Söhnen Sebaſtian IV. und Hieronymus theilte ſich dieſer wieder; aber der vom älteren Sohne ausgehende Zweig hatte ſchon mit deſſen Sohne Paul, Bürgermeiſter zu Nürnberg, 1584 wieder ein Ende. Hieronymus I. aber (geb. 1512, † 1577), Mitglied des geh. Raths, Einnehmer und Baumeiſter in Augsburg, hinterließ aus drei Ehen, mit Anna Welſer, Helena Seuter von Landſperg und Katharina Kraft von Ulm mehre Söhne, welche vier Nebenlinien ſtifteten; nämlich Karl, Raimund, Octavian und Hieronymus III.

A. Karl I. aus erſter Ehe (geb. 1546, † 1613), Mitglied des Raths zu Augsburg, hatte mit Euphemia Böhl von Frickenhauſen und Ungershauſen drei Söhne und vier Töchter erzeugt: Anna, ſie ſtarb als Äbtiſſin des Kloſters Kiebach (1636); Regina, Kloſterfrau zu Marienburg bei Amberg (1621); Barbara, Kloſterfrau zu St. Marienſtein (1621); Karl, welcher als Ordensprovinzial der Franziskaner zu Paſſau ſtarb (1627), und Conſtantin (geb. 1574, † 1615) Mitglied des großen Raths und Bauherr zu Augsburg. Der letzte hatte mit Dorothea Zech von Deibach vier Söhne und eine Tochter, wovon Hieronymus IV. als Kanonikus zu St. Moritz 1659 im 49. Jahre ſeines Alters ſtarb, Johann Franz, aber ſo wie Raimund und Ferdinand, ihr Geſchlecht fortpflanzten. Doch erloſchen dieſe Zweige mit ihren Söhnen, indem ſie entweder Karmeliter, Ciſtercienſer, Benedictiner, Auguſtiner, Capuciner oder Franziskaner wurden, wie z. B. Paul Ernſt, Provinzial des Karmeliterordens, als der Letzte dieſer Linien 1716 ſtarb.

B. Raimund (geb. 1548, † 1591), Mitglied des großen Raths zu Augsburg, kaufte das Schloß Untermeitingen, und war mit Juliana Peutinger verheirathet, ohne Kinder von ihr zu erhalten. Nach ihrem Tode trat er mit Regina Pimplia von Reinersthauſen in eine zweite Ehe, die ihm drei Söhne und drei Töchter gewährte. Regina war eine ſehr gottesfürchtige Frau und ſtiftete nach dem Tode ihres Mannes eine Kirche Unſerer lieben Frauenhilfe nebſt Wallfahrt auf dem Lechfelde, wo ſie auch begraben liegt († 1622). Ihre Söhne waren: Hieronymus Anton (geb. 1579); Friedrich Raimund, Rathsherr zu Augsburg, mit deſſen Sohn, Raimund (geb. 1618), Kanonikus zu St. Georg in Augsburg, dieſe Nebenlinie wieder endigte; Leonhard (geb. 1583, † 1631),

Digitized by Google

Ritter des St. Stephansordens in Florenz, welcher vom dortigen Großherzog den Befehl über eine Galeere erhielt, auf welcher er ſeine Karavane perſönlich gegen die Türken verrichtete. Er ſtarb auf einer Geſandtſchaftsreiſe zum Könige Heinrich VII. von England, nach London, als er ſeine Brüder in Untermeitingen beſuchen wollte.

Hieronymus Anton (geb. 1582, † 1635), Raimund's ältester Sohn, war in ſeiner Jugend Hauptmann unter dem Heere des Kaiſers Rudolf II., wurde dann Mitglied des geh. Raths der Stadt Augsburg. Von ſeiner Gemahlin, Helena Langermantel von Sparr, der letzten ihres Geſchlechtes, hinterließ er zehn Kinder. Unter ihnen ſind zu bemerken: Maria Eliſabeth, Stiftsfrau zu Göß in Oberſteiermark; Hieronymus Dominicus (geb. 1621, † 1676), Truchſeß bei dem Erzbiſchofe von Salzburg, dann fürſtlich augsburgiſcher Rath und Pfleger zu Boppingen, und Johann (geb. 1629, † 1689), fürſtl. augsburgiſcher Rath und Pfleger zu Wöhringen und Boppingen. Dieſer Johann wurde vom Kaiſer Leopold I. im J. 1685 für ſich und ſeine Nachkommen in den Reichsfreiherrnſtand erhoben und das Wappen mit dem Wappen der Stammmutter und der Mutter aus den ausgeſtorbenen Geſchlechtern der Gundelſinger und der Langermantel vermehrt. Anna Katharina von Deuring gebar ihm fünf Söhne und vier Töchter. Die Söhne waren: Johann Adrian (geb. 1668, † 1718), kaiſerlich oberöſterreichiſcher Regierungsrath in Insbruck; Franz Anton (geb. 1670), Domherr zu Freiſingen und Propſt des Stiftes St. Peter zu Augsburg; Johann Joſeph (geb. 1666, † 1728), kaiſerl. Hofkammerrath zu Insbruck, hierauf Adminiſtrator und Statthalter der zum Fürſtenthum erhobenen Reichsherrſchaft Mindelheim, welches der Herzog von Marlborough vom Kaiſer und Reich nach der Schlacht von Höchſtedt (1704) zum Geſchenk erhalten hatte. Als dieſe Beſitzung verkauft wurde, erhielt Johann Joſeph die Oberforſtmeiſterſtelle in der Markgrafſchaft Burgau. Seine Gemahlinnen waren Marie Magdalena, Freiin von Herwey, die Tochter des k. k. Oberſten und Commandanten von Olmütz, und Maria Thereſia, Freiin von Bodmann, Schweſter des Fürſtabts von Kempten. Aus dieſen Ehen entſproſſen, außer vier Töchtern, vier Söhne, wovon aber nur einer, Johann Nepomuk (geb. 1714, † nach 1770), ſein Geſchlecht fortpflanzte. Deſſen Sohn, Franz Xaverius auf Untermeitingen (geb. 17. Jan. 1753), ſtarb als königl. bairiſcher Kämmerer 1820.

Das Wappen der Linie zu Untermeitingen beſteht aus einem vierfach getheilten Schilde, mit einem Mittelſchilde, welches das Familienwappen enthält, im rothen Felde einen rechtsgekehrten goldenen Seelöwen mit zwei Füßen, auf deren einem er ruht, den andern aber zum Streite gerichtet emporhebt. Der geſchuppte Schwanz iſt über den Kopf zurückgeſchlagen und der Rachen geöffnet, aus dem die rothe Zunge hervorgeſtreckt iſt. Das erſte und vierte, roth und ſilbern der Länge herab getheilte Feld enthält einen Ring, umgekehrt von den Farben des Schildes. (Das Wappen der Gundelſinger.) Das zweite und dritte Feld ſilbern mit einem bis an das Ende aufſteigenden rothen Sparren. (Das Wappen der Langermantel.) Auf dem Schilde drei Helme; auf dem mittleren den goldenen Seelöwen, auf dem rechten den halb ſilber und roth getheilten Ring; auf demſelben ſechs roth und ſilbern abwechſelnde Straußfedern; auf dem linken zwei rothe Flügel, aus deren jedem ein ſilbernes Büffelhorn herauswächſt.

C. Octavian I., Sohn von Hieronymus I. aus deſſen dritter Ehe (geb. 1557 als Zwilling, † 1610), Mitglied des geh. Raths zu Augsburg, erwarb ſich die Herrſchaft und das Schloß Günzelhofen, war mit Katharina Welſer, der Tochter von Johann Welſer zu Spielberg, kaiſerl. Rathe und Stadtpfleger zu Augsburg, verheirathet, und ſeine Ehe mit 15 Kindern geſegnet, von denen folgende: Johann Jacob (geb. 1579, † 1640), Propſt des Stiftes St. Martin zu Landshut und kurbairiſcher geh. Rath; Johann (geb. 1582, † 1620), Mitglied des großen Rathes zu Augsburg, hinterließ von Magdalena von Rehlingen keine Kinder; Johann Anton (geb. 1588), Kanonikus zu Streubingen; Johann Melchior, welcher das Geſchlecht fortſetzt; Johann Chriſtoph (geb. 1596), k. k. Fähndrich, blieb in der Schlacht bei Budweiß 1619; Johann Sebaſtian (geb. 1596, Zwilling), k. k. Fähndrich, blieb in einem Scharmützel in Niederſachſen 1616; Euphemia (geb. 1589) Kloſterfrau zu St. Katharina in Augsburg; Eliſabeth (geb. 1592), Kloſterfrau zu Regensburg; Katharina und Helena, welche an die Brüder Georg und Salomon Stengel von und zu Neuhauß und Ilbach verheirathet waren. Der vierte Sohn, Johann Melchior (geb. 1587, † 1638), Mitglied des Raths zu Augsburg, heirathete 1619 Suſanna von Aſch aus Streuding, und hinterließ zwei Söhne und fünf Töchter, nämlich Octavian II. (geb. 1632, † 1692), kurbairiſchen Kriegsrath, der mit Anna Maria von Liegſalz verheirathet, mit deſſen Sohn aber, Karl Octavian, kurbairiſchem Hofkammerrath in München, dieſe Seitenlinie 1730 erloſch. Ein zweiter Sohn von Joh. Melchior war Hieronymus III. (geb. 1632, † 1659), kurbairiſcher Regimentsrath und Oberforſtmeiſter in Burghauſen; er wurde von Kaiſer Leopold in den Reichsfreiherrnſtand erhoben. Mit ſeiner Frau, Maria Clara Gabel, hatte er einen Sohn, Anton Marquard (geb. 1655), welcher kurmainziſcher Kammerherr wurde und die Stelle ſeines Vaters erhielt. Aus einer dreifachen Ehe mit Katharina, Freiin von Berkheim, Maria Franziska von Neuchingen und Maria Franziska Clara, Gräfin von Wolfsthal (einer reichen Erbtochter) erzielte Anton Marquard ſechs Söhne und eine Tochter, wovon Joſeph Anton als Kanonikus zu Alt-Öttingen und Philipp Ferdinand Kanonikus zu Fritzlar wurden; Philipp Ferdinand ſtarb als der letzte dieſer Linie 1743. Das Wappen dieſer Linie beſtand aus einem vierfach getheilten Schilde, in dem erſten und vierten rothen Felde der Seelöwe, jedoch links gekehrt, und mit blauem Schwanze; im zweiten und dritten ſilbernen Felde ſind drei von der linken gegen die rechte Hand ſchräg gekehrte rothgezinnte Mauerlatten. Auf dem Schilde zwei gegen einander gekehrte, gekrönte Helme; auf dem erſten der Seelöwe, auf dem zweiten ein ſilberner geſchloſſener Adlersflug mit den gezinnten rothen Mauerlatten.

Digitized by Google

D. Hieronymus II., Sohn von Hieronymus I. aus deſſen vierter Ehe (geb. 1573, † 1636), wurde kaiſerlicher Rath und Stadtpfleger zu Augsburg, reſignirte aber 1635, und erwarb durch ſeine Frau, Roſina Welſer, Tochter von Johann Welſer, die Schlöſſer Spielberg und Oberſchwambach. Von ſeinen vier Söhnen und fünf Töchtern pflanzten drei Söhne: Johann Ernſt, Philipp Jacob und Franz ihre Linie weiter fort.

1) Johann Ernſt (geb. 1596, † 1632), kurbairiſcher geh. Rath und Pfleger zu Schongau, erhielt von Maria Regina Stauber vier Söhne und eine Tochter, wovon Conſtantin, der nach dem Tode ſeines Vaters geboren wurde, den Stamm fortpflanzte. Dieſer kaufte auch die Güter und Schlöſſer Siegmundsluſt und Mutterhard, und hinterließ nur drei Töchter: Maria Eliſabeth, die Frau von Rudolf von der Halden, Freiherr von Trazberg, k. k. geh. Rath und Vicekanzler, Abgeſandtem bei den Friedenstractaten zu Riswig und Comitialgeſandtem zu Regensburg; dann Maria Suſanna, die als Kloſterfrau zu St. Martin ſtarb, und Maria Regina, die Frau von Ferdinand Karl, Graf Tieger von Hirſchberg, Pfandinhaber der Herrſchaft Höchberg, Erbjägermeiſter von Tyrol, k. k. Kämmerer und Hofkammerrath.

2) Philipp Jacob (geb. 1589, † 1671), Mitglied des Raths zu Augsburg und Bauherr, erzielte mit Afra Rembold 12 Kinder, von denen nur Johann Melchior (geb. 1633) ſein Geſchlecht dauerhaft fortſetzte. Dieſer beſaß das Gut Genckhofen, war Mitglied des geh. Raths zu Augsburg und erzeugte mit Maria Kunigunde Welſer 15 Kinder, fünf Söhne und zehn Töchter, die größtentheils in der Jugend ſtarben. Den Vater überlebten nur Philipp David (geb. 1663, † 1718), Weltprieſter in Augsburg, Maria Eliſabeth und Afra Thereſia, Kloſterfrauen des Dominikanerkloſters St. Katharina in Augsburg, und Franz Xavier (geb. 1669, † 1721), Mitglied des innern geh. Raths in Augsburg. Der letzte wurde durch Maria Katharina Schönich von Aurdorf Vater von Franz Joſeph Ignaz (geb. 1697, † 1760). Dieſer ſtudirte zu Prag, wurde Aſſeſſor des Stadtgerichts zu Augsburg, darauf Baumeiſter, heirathete Maria Thereſia Holtzapfel von Ketz und nach deren Tode Maria Johanna von Prugg. Aus erſter Ehe war ein Sohn entſproſſen, Joſeph Franz Anton Xaver Jacob (geb. 1724). Seine Nachkommen ſind die Gebrüder: Alexander Joſeph Anton Philipp (geb. 1766), ehem. kaiſerl. Reichspoſtdirector und fürſtl. thurn und tariſcher geh. Rath; Ernſt Chriſtoph (geb. 1774), fürſtl. thurn und tariſcher Oberforſtmeiſter; Joſeph Karl (geb. 1776, fürſtl. thurn und tariſcher Regierungs- und Oberdomainenrath, und Anſelm Karl Anton (geb. 1780), königl. bairiſcher Forſtmeiſter.

3) Franz (geb. 1615, † 1679), der jüngſte Sohn von Hieronymus II., erhielt die väterlichen Beſitzungen Spielberg und Oberſchwambach, war Mitglied des Raths zu Augsburg; verheirathet mit Maria Eleonora Jäckl von Hohenwald erzeugte er ſieben Söhne und vier Töchter, wovon Marcus Anton, Johann Jacob und Joſeph Adrian die Linie weiter fortſetzten, Octavian aber als Dechant des Stifts St. Peter und St. Moritz 1705 ſtarb. Von den Töchtern war Maria Magdalena Dominikanerin zu Augsburg. Marcus Anton (geb. 1634, † 1709), Bürgermeiſter und Kriegsherr zu Augsburg, verheirathete ſich mit Maria Regina Schellenberg von Haunberg, und hatte einen einzigen Sohn, Franz Hieronymus, welcher als Kanonikus des regulirten Stifts zum heil. Kreuz in Augsburg ſtarb. Der zweite Sohn von Franz, Johann Jacob (geb. 1644, † 1714) zu Spielberg und Oberſchwambach, war am fürſtl. augsburgiſchen Hofe erzogen worden, erhielt die Stelle eines Bau- und Steuerherrn zu Augsburg und heirathete Maria Thereſia von Rehlingen, welche durch ihn Mutter von drei Söhnen und ſieben Töchtern wurde. Von dieſen lebte Franz Joſeph Ignaz (geb. 1677, † 1730), Mitglied des innern geh. Raths zu Augsburg, in kinderloſer Ehe mit Maria von Zech, und blos Anton Ignatz (geb. 1697, † 1750) pflanzte die Linie fort. Es hatte Letzterer in Beſançon und Strasburg den Wiſſenſchaften obgelegen, Frankreich, Holland und die Niederlande durchreiſt, und ging als Geſandtſchaftscavalier mit dem kaiſerl. öſterreichiſchen Geſandten Hugo Graf von Virmont nach Conſtantinopel, von wo er 1720 wieder zurückkam. Nach ſeiner Zurückkunft wurde er kurpfälziſcher Ober-Marſch- und Kriegscommiſſarius, und Hauptpfleger der Ämter Laber und Eybburg. Er verheirathete ſich mit Maria Joſephine, Freiin Tänzel von Tratzberg, und erzeugte mit ihr einen Sohn, Karl Joſeph (geb. 1727). Endlich Joſeph Adrian I. (geb. 1678, † 1717), der dritte Sohn von Franz, k. k. Rath und Stadtpfleger zu Augsburg, erzielte mit Maria Dorothea von Imhof, einer Tochter Ferdinand's und der Maria Langermantel, fünf Söhne und vier Töchter, unter denen Joſeph Ferdinand als Kanonikus zu St. Moritz in Augsburg, Franz Sebaſtian als Mitglied des Jeſuitenordens, Johann als Franziskaner ſtarben, Leopold Anton (geb. 1689, † 1748) und Johann Joſeph (geb. 1690) kaiſerl. oberöſterreichiſcher Regierungsrath, darauf Hofkammerrath, im J. 1735 aber, wirklicher geh. Rath und kurbairiſcher Kämmerer wurde. Leopold Anton, als Page am fürſtl. Fürſtenbergiſchen Hofe erzogen, kam 1726 in den Rath zu Augsburg, wurde dann 1729 zum Bürgermeiſter und endlich 1742 zum Stadtpfleger erwählt. Er war zweimal verheirathet; das erſte Mal mit Maria Joſepha Langermantel von Weſtheim, das andere Mal mit Marianna, Freiin von Rehling. Aus der zweiten Ehe waren ſeine Söhne. Von den Nachkommen werden genannt: Joſeph Adrian (geb. 1758), ehem. Stadtpfleger zu Augsburg, k. k. öſterreichiſcher Kämmerer und Ritter des Ordens vom heil. Michael; Jacob, k. k. öſterreichiſcher Major und Commandant der Militairhoſpitäler in Wien, und Johann Nepomuk, k. k. öſterreichiſcher Major und Kämmerer, welcher 1806 Maria Anna, Gräfin von Schallenberg, Sternkreuzordensdame, heirathete, von welcher ein Sohn, Moritz, im J. 1835 als Cadet bei dem k. k. Pionniercorps in Wien ſich befand. Brudersſöhne ſind: Auguſtin, königl. bairiſcher quiescirter Polizeicommiſſarius von München (geb. 1780); Joſeph (geb. 1785), und Werner (geb. 1791), beide königl. bairiſche Hauptleute.

II. Der fränkiſche Stamm.

Johann II., der Sohn von Johann I. aus deſſen zweiter Ehe, iſt der Stifter des noch in mehren Seitenäſten ausgebreiteten fränkiſchen Stammes. Er war geb. den 24. Jul. 1461 und ſtarb 1536 als Bürgermeiſter von Nürnberg. Von Katharina Muffel hinterließ er ſechs Söhne und ſechs Töchter, von denen Johann III., Andreas und Gabriel, drei beſondere Linien ſtifteten. Von den Töchtern war Helena an Sebald Reichel, Rathsherrn in Nürnberg, Suſanna an Chriſtoph Fürer von Haimendorf, Bürgermeiſter zu Nürnberg und Feldhauptmann des ſchwäbiſchen Bundes, und Clara an Friedrich Böheim von Schwarzenbach, Kriegsrath und Mitglied des innern Raths zu Nürnberg, verheirathet; Suſanna ſtarb 1579 als Priorin des Benedictinernonnenkloſters zu Eichſtädt.

A. Johann III. (geb. 1488, † 1526), brachte ſeine Jugendzeit vom J. 1501—17 auf Reiſen in Teutſchland, in den Niederlanden und in Italien zu, war mit Felicitas Pirkheimer, der Tochter des berühmten Wilibald Pirkheimer, verheirathet, und erzeugte mit derſelben drei Söhne und drei Töchter, von denen Wilibald (geb. 1519, † 1580) die Linie dauerhaft fortpflanzte. Er ſtand bei dem Herzoge Albrecht von Baiern wegen ſeiner vielen ausgebreiteten Kenntniſſe, vorzüglich in der Numismatik, in beſonderem Anſehen. Da er mit Anna Harsdorfer ſechs Söhne und vier Töchter hatte, ſo ſtiftete er aus einem großen Vermögen, wozu auch das ererbte, von ihm aber noch anſehnlich vermehrte, Kunſtcabinet Wilibald Pirkheimer's gehörte, ein Fideicommiß, welches noch unter dieſem Namen in dieſer Linie aufrecht gehalten wird. Vier von ſeinen Söhnen errichteten wieder beſondere Linien, nämlich Wilibald II., Philipp, Karl und Johann IV., deren letzte bis jetzt noch blüht. Die Linie von Wilibald II. dagegen erloſch ſchon mit ſeinem Sohne gleiches Namens 1591; die von Philipp, mit deſſen Urenkel 1692; die von Karl (geb. 1555, † 1619), mit deſſen Tochter 1682. Dieſer Karl ging 1587 zur katholiſchen Kirche über, gab 1590 das Bürgerrecht in Nürnberg auf, und wurde von dem Fürſtbiſchof von Regensburg zu deſſen Rath ernannt. Hierauf ging er nach Prag, wo ihn Kaiſer Rudolph II. zum Appellationsrath ernannte, und ihn auch als Geſandten zum Fürſten Stephan Bathory nach Siebenbürgen ſandte. Er erwarb ſich die Hofmark Altenburg in Baiern und liegt in dem Kloſter zu Plaukersletten begraben, wo ihm ein ſehenswerthes Monument errichtet iſt.

Johann IV. (geb. 1563, † 1629), Schöff in Nürnberg, war ein Freund der Gelehrten, und da er der Beſitzer der Bibliothek und des literariſchen Nachlaſſes von Wilibald Pirkheimer war, ſo ließ er deſſen Werke, unter andern von Rittershus, durchſehen und herausgeben. Er ſelbſt edirte das Theatrum virtutis et honoris, oder Tugendbüchlein aus etlichen fürtrefflichen griechiſchen und lateiniſchen Scribenten ins Teutſche gebracht (Nürnberg 1606). Aus ſeinen beiden Ehen mit Anna Maria Baumgarten von Hohlenſtein, mit der er das Rittergut Lohnerſtadt erwarb, und mit Anna Maria Schmidmair von Schwarzenbruck, hinterließ er die Söhne Johann Hieronymus I. und Paul, Urheber zweier Linien. Letztere jedoch erloſch ſchon wieder mit ſeinem Enkel Johann, Pfleger der Stadt und des Amtes Gräffenberg 1668. Johann Hieronymus I., Herr zu Lohnerſtadt (geb. den 15. Nov. 1596), ſtarb als Director des Stadtgerichtes zu Nürnberg, hatte mit Maria Pfinzing und Dorothea Beck zwei Söhne und fünf Töchter, von denen ſich Johann Hieronymus II. als Gelehrter auszeichnete. Dieſer war den 20. Jun. 1627 geboren, ſtudirte zu Jena, wo er öffentlich unter Sagittarius über die Diſſertation speculum boni legati disputirte, machte dem damaligen Herkommen gemäß die große Tour, und wurde darauf bei dem Stadtgerichte angeſtellt. Doch legte er dieſe Stelle 1654 nieder, und lebte blos den Wiſſenſchaften, fand ſich veranlaßt zur katholiſchen Confeſſion überzugehen (1675), und als Rath und Pfleger zu Villeck in fürſtl. bambergiſche Dienſte zu treten. Im J. 1698 erhielt er vom Pfalzgrafen von Neuburg den Antrag, bei ihm Regierungsrath zu werden, welchen er annahm. Da er nun das Rittergut Mörlach in der Oberpfalz erkaufte, ſo wurde er im Canton Gebürg als reichsritterſchaftliches Mitglied angenommen. Seine vielen Diſſertationen ſind größtentheils hiſtoriſch-politiſchen und juriſtiſchen Inhalts. Er ſtarb zu Nürnberg am 5. Oct. 1705 und hinterließ von Regina Imhoff, der Tochter von Georg und Sibylla Katharina Pfinzing, acht Söhne, von denen Andreas Lazarus, Ulrich Karl und Johann Chriſtoph drei beſondere Linien bildeten.

1) Andreas Lazarus, Stifter der Linie zu Braunſchweig (geb. den 12. Jan. 1656), pfalzneuburgiſcher Kammerjunker, Geheimerrath, Kanzleidirector und Pfleger zu Floß, wurde zwar als wirklicher geh. Rath nach Braunſchweig berufen, ſtarb aber noch zu Sulzbach, ehe er ſeine neue Stelle antreten konnte am 23. Auguſt 1704. Über ſeine ſchriftſtelleriſchen Verdienſte ſ. den beſondern biographiſchen Artikel. Er heirathete zwei Schweſtern nach einander, Töchter des gräflich ſtolbergiſch-wernigerodiſchen Hofmeiſters und Landeshauptmannes Chriſtoph Georg von Woytta, Anna Eſther und Luiſe Suſanna, von denen er drei Söhne und eine Tochter hinterließ. Der älteſte Sohn, Ferdinand Lazarus (geb. den 23. Jun. 1691), wurde fürſtl. braunſchweigiſch-wolfenbüttleriſcher Kammerjunker und Hauptmann (1726); Regina Suſanna (geb. 27. Mai 169.), war Hofdame bei der Herzogin von Holſtein-Plön, und heirathete dann Jacob Wilhelm von Imhoff; Karl Albrecht (geb. 1696), ſtudirte 1710 zu Jena und ſtarb als fürſtlich braunſchweigiſch. geh. Kammerrath und Burghauptmann zu Zellerfeld, und Philipp Ernſt (geb. 17. Dec. 1702), fürſtl. braunſchweigiſch-wolfenbüttleriſcher Generallieutenant, ſtarb 1768 als der letzte dieſer Linie unverheirathet.

2) Ulrich Karl, auch ein Sohn von Johann Hieronymus II., iſt Stifter der Linie zu Mörlach in der Oberpfalz (geb. 28. Oct. 1657, † 16. März 1723), wurde des fränkiſchen Kreiſes Hauptmann eines Dragonerregiments, und nahm als Oberſtwachtmeiſter ſeinen Abſchied.

Digitized by Google

Von Anna Sabina Rieter von Kornburg hinterließ er drei Söhne: Chriſtoph Albrecht, Johann Sigismund und Adam Hieronymus. Chriſtoph Albrecht (geb. 1692, † 1756), war heſſiſch-caſſelſcher Rittmeiſter, nahm ſpäter ſeinen Abſchied und ging auf ſeine Güter, wo er ſich mit Maria Juliana Sophie von Calenberg zu Wetterſingen aus Heſſen verheirathete und neun Söhne und fünf Töchter erzeugte, von denen Johann Albrecht Karl als fürſtl. oldenburg. Landrath 1760 ſtarb, und Moritz Karl Wilhelm ſeine Linie fortpflanzte. Der letzte war früher in braunſchweigiſch-wolfenbüttelſchen Dienſten Oberſt, nahm ſeinen Abſchied, kaufte das Rittergut Hohenſtein im Rittercanton Rhön und Werra, und ſtarb als ſachſen-hildburghauſiſcher Landſchaftsdirector. Johann Sigismund (geb. 1695) ging als Volontair unter das kaiſerliche Heer in Ungarn, wurde Adjutant bei dem Herzoge Alexander von Würtemberg, und blieb im Monat Auguſt 1717 vor Belgrad. Adam Hieronymus (geb. 1702, † 1745), k. k. Oberſtwachtmeiſter, blieb in der Schlacht bei Friedburg, und ob er gleich mit Sophia Magdalena, Freiin von Seckendorf, drei Söhne und vier Töchter hinterließ, ſo erloſch doch mit ihnen dieſe Linie.

3) Johann Chriſtoph, ebenfalls Sohn von Johann Hieronymus II., iſt Stifter der Linie zu Solar Stephansmühl (geb. 9. Oct. 1659, † 1736). Nachdem er ſeine juriſtiſchen Studien auf den Univerſitäten vollendet hatte, ging er mit einem Grafen von Giech auf Reiſen, trat darauf 1703 in brandenburg-baireuthiſche Dienſte als Kammerjunker, erhielt das Prädicat eines kurmainziſchen und fürſtl. würzburgiſchen Hofraths (1713), wurde 1718 geh. Rath. In gleicher Eigenſchaft diente er auch dem Großherzoge von Toscana, und wurde von demſelben namentlich wegen der ſachſen-lauenburgiſchen Succeſſion als Deputirter gebraucht. Zugleich war er auch zum Mitgliede des geh. Raths in Nürnberg gewählt, und Beiſitzer des Banko, zuletzt Reichsſchultheiß zu Nürnberg. Von ſeiner erſten Frau, Maria Roſina, einer Tochter von Chriſtoph Andreas von Imhof, Pfleger zu Altdorf, erhielt er ſechs Kinder, und nach ihrem Tode mit Urſula Sabine Löffelholz einen Sohn und eine Tochter. Doch nur ein Sohn, Johann Chriſtoph II., ſetzte dieſe Linie fort. Dieſer war am 28. Febr. 1688 geboren, ſtudirte zu Altorf, ging mit ſeinem Vater nach Florenz, wo er ſpäter nach deſſen Tode den geh. Rathstitel erhielt und die Erbſchaftsangelegenheiten der letzten Großherzogin Anna Maria von Toscana, geborenen Prinzeſſin von Sachſen-Lauenburg, beendigte. Darauf wurde er zum großherzogl. pfalzbairiſchen Geheimenrath ernannt. In ſeiner Vaterſtadt erhielt er die Stelle eines geheimen Appellationsrathes. Auch war er Landpfleger in Nürnberg. Er war zweimal verheirathet, zuerſt mit Juliana Regina Muffel von Eſchenau, die ihm ſieben Kinder gebar, welche aber alle in der Jugend ſtarben. Nach dem Tode ſeiner erſten Frau verheirathete er ſich mit Regina Eleonora Tucher von Simmelsdorf, von der er einen Sohn hinterließ, den Vater der bekannten Dichterin Amalie Freiin von Imhof (geb. 16. Aug. 1776), welche ſich an Herrn von Helwig verheirathete (ſ. über ſie den beſondern biographiſchen Artikel). Mit ihrem Bruder erloſch 1803 dieſe Linie. Das Wappen der Ulrich Karl'ſchen und Johann Chriſtoph'ſchen Linie ſeit 1703, wo es vom Kaiſer Leopold vermehrt wurde, beſteht aus einem vierfach getheilten, mit einem Mittelſchilde verſehenen, Wappen. Im rothen Mittelſchilde den goldenen rechtsgekehrten, auf einem Fuße ſtehenden und mit dem andern zum Kampfe gerüſteten Seelöwen. Im erſten und vierten ſilbernen Felde drei ſchwarze rechtsgekehrte Büffelsköpfe mit rother Zunge und Hörnern, zwei und eins geſtellt. Im zweiten und dritten Felde roth und ſilbern in der Länge gleich getheilt, mit einem in der Mitte befindlichen Ringe, roth und ſilbern getheilt, aber umgekehrt wie im Schilde. (Das Gundelſingiſche Wappen.) Auf dem Schilde ſind zwei gegen einander gekehrte gekrönte Helme; auf dem rechten ein links gekehrter Seelöwe, auf dem linken ein hervorwachſender ſchwarzer Büffelskopf mit rother Zunge.

B. Andreas I. (geſt. 24. Oct. 1579), der zweite Sohn von Johann II. und Katharina Muffel, hatte ſich auf Univerſitäten im In- und Auslande, und durch einen 14jährigen Aufenthalt (von 1504—1519) in Frankreich und Italien gebildet, und war ein ſehr kenntnißreicher Mann; in ſeiner Vaterſtadt erwählte man ihn zum Oberſthauptmann des geh. Raths und zum Reichsſchultheiß. Von ſeiner erſten Frau, Urſula Schlauderbach, hatte er keine Kinder, aber mit Magdalena Reichel drei Söhne und ſechs Töchter. Durch zwei von jenen, Jacob I. und Andreas II., theilten ſich dieſe Linien wieder von Neuem.

1) Jacob I. zu Weidenmühl (geb. 1537, † 1599), war Mitglied des geh. Raths in Nürnberg, verheirathet mit Maria Schmidtmayr. Sein Sohn Jacob II. (geb. 1572, † 1602) hinterließ von Maria Bohm von Schwarzbach einen Sohn, Jacob III. (geb. 1600, † 1649), der, wie ſein Vater nicht einmal das 50. Lebensjahr erreichte, aber mit Suſanna Haller von Hallerſtein fünf Söhne und fünf Töchter erzeugte, von denen nur Andreas (geb. 1627, † 1685) ſeine Linie mit Suſanna Fürer von Haimendorf fortpflanzte. Dieſer Andreas war Aſſeſſor des Stadtgerichtes zu Nürnberg und Oberpfleger zu Goſtenhof. Seine Söhne waren Georg Andreas (geb. 1656), welcher als Oberfeuerwerker in der Belagerung von Ofen am 24. Jun. 1684 blieb; Gabriel Moritz (geb. 1658, † 1705), welcher als Page an dem Hofe des Markgrafen Karl von Baden-Durlach erzogen war, als Volontair den Krieg gegen die Türken in Ungarn 1685 mitmachte, darauf den niederländiſchen, wo er in der Schlacht von Fleurus (1690) gefangen wurde, und von ſeiner Frau, Maria Katharina von Öhlhaf von Schöllenbach, keine Kinder hinterließ; und endlich Chriſtoph Jacob (geb. 30. Dec. 1654). Dieſer letzte hatte zu Altdorf und Jena ſtudirt, ging darauf nach Speier, um ſich in den reichskammergerichtlichen Proceß einzuüben, dann nach Nürnberg zurück, wo er, aus Liebe zu der Geſchichte, die Stelle eines Archivars verſah und ſich durch ſeine anſehnliche Bibliothek berühmt machte. Vorzüglich wandte er allen Fleiß an, dasjenige anzuſchaffen, was über Nürnberg und ſeine Gelehrten geſchrieben war, ſammelte alſo Urkunden, Manuſcripte,

Digitized by Google

Münzen, Bildniſſe, Lebensbeſchreibungen, genealogiſche Nachrichten und dergl. über ſeine Vaterſtadt und deren Gebiet. Sein außerordentliches Gedächtniß kam ihm bei dieſen Beſtrebungen ſehr zu Hilfe, und die Gelehrten damaliger Zeit (der Abt J. Andreas Schmidt, Joh. Peter von Ludewig, Guſt. Georg Zeltner, Chriſt. Gottlieb Schwarz, Joh. Jac. Köhler, Jac. Wilh. Feuerlein, Jac. Burgkhard und Joh. Alex. Döderlein) geben ihm das rühmlichſte Zeugniß. Er war in der Kirchengeſchichte und in der Geſchichte ſeines Vaterlandes ſo bewandert, daß man ihn eine lebendige Bibliothek, ein museum oder archivum obambulans nannte. Er ſtarb am 24. Jan. 1726 als der letzte der Jacob'ſchen Linie zu Weidenmühl und Glaishammer; denn die mit ſeinen beiden Frauen, Anna Eliſabetha von Imhof und Helena Clara Voit von Wendelſtein, erzeugten Kinder verſtarben noch vor ihm.

2) Andreas II., der älteſte Sohn von Andreas I. und Magdalena Reichel, Stifter einer Linie, die ſich in mehren Äſten ausbreitete, und wovon bis jetzt noch drei blühen. Er war geb. am 20. Februar 1529 und Loſunger im ältern geh. Rath zu Nürnberg. Von ſeinen drei Frauen, Urſula Schmidtmayr von Schwarzenbrück, Maria Römer und Barbara Marlich, hinterließ er bei ſeinem Abſterben (16. Dec. 1556) eine zahlreiche Nachkommenſchaft. Er hatte nämlich vier Söhne, die alle ihr Geſchlecht fortpflanzten, und zehn Töchter, die ebenfalls verheirathet und mit Kindern geſegnet waren. Die Söhne waren: Wilhelm, Andreas III., Jeremias und Georg. Die Linie von Georg und Suſanna Löffelholz von Kollberg erloſch ſchon mit ihm (1652), da die drei Söhne deſſelben noch vor dem Vater ſtarben.

Wilhelm I. (geb. 27. Jan. 1588, † 29. Nov. 1630), Mitglied des innern geh. Raths zu Nürnberg und Landpfleger, war Stifter der ſogenannten Wilhelm'ſchen Linie, die ſich mit fünf Söhnen, welche ihn von ſeiner Frau, Katharina Imhof, geb. wurden: Sebaſtian, Wilhelm II., Gabriel, Raphael und Hieronymus, in ebenſo viele Zweige ſpaltete. Sebaſtian (geb. 1589, † 1613), war mit Katharina Pfinzing zu Henffenfeld vermählt; in ſeinen Kindern erloſch ſchon 1662 dieſe Nebenlinie. Wilhelm II. (geb. 7. Aug. 1586, † 28. Jan. 1661) hatte vier Frauen, aber nur von Katharina Tetzel zu Kirchenſittenbach und Dorothea Kreß von Kreſſenſtein zu Retzelsdorf hinterließ er vier Söhne und fünf Töchter. Unter dieſen pflanzte nur Wilhelm III. ſeine Linie mit Maria Helena Pomer fort. Dieſer war am 23. Jul. 1622 geboren, ſtudirte zu Altdorf vier Jahre lang, trat 1642 eine Reiſe durch Holland, England und Frankreich an, von welcher er erſt 1645 zurückkam, verheirathete ſich 1648, und ſah ſeine Ehe mit vier Söhnen und zwei Töchtern geſegnet. Als Mitglied des ältern geh. Raths, Septemvir, Kirchenpfleger und Curator zu Altdorf, ſtarb er am 2. Febr. 1692. In ſeinen Mußeſtunden beſchäftigte er ſich mit der Geſchichte Nürnbergs, mit Genealogie und Alterthümern, worüber er große Sammlungen hinterließ. Einer ſeiner Söhne, der berühmte Jacob Wilhelm, hat vorzüglich dieſe Sammlungen ſeines Vaters benutzt. Er war verheirathet mit Maria Helena Pömer. Seine vier Söhne waren: Lazarus (geb. 1652), Oberforſtmeiſter des St. Laurentiiwaldes, welcher mit Maria von Franeau aus Artois, und nach deren Tode mit Maria Fürer von Haimendorf, verehelicht, blieb aber kinderlos; Jacob Wilhelm (geb. 1651, † 1728), welcher ſein Geſchlecht mit Anna Felicitas Holzſchuer von der Neuburg durch acht Kinder fortpflanzte. Durch ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften und durch langjährige Reiſen in Frankreich und Italien mit den berühmteſten Männern damaliger Zeit bekannt, ſuchte er ſich ebenfalls in genealogiſch-hiſtoriſchen Schriften verdient zu machen (ſ. über ihn den beſondern biographiſchen Art.). Von ſeinen acht Kindern überlebte ihn nur eine Tochter, Anna Maria (geb. 1684), an Guſtav Philipp Fürer von Haimendorf, k. k. Rath, pfalz- und ſulzbachiſchen Geheimenrath und erſten Kriegsrath zu Nürnberg, verheirathet, und ein Sohn, Jacob Wilhelm (geb. 21. Oct. 1691), herzogl. pfalz-ſulzbachiſcher geh. Rath und Kammerdirector. Dieſer letztere reſignirte 1736 ſeinen Dienſt und nahm das Pflegamt Hippoltſtein an, welches er jedoch 1747 auch wieder aufgab. Er war dreimal verheirathet, und hatte alle drei Weiber aus ſeinem Geſchlechte genommen, nämlich: Maria Helena Sophia, Tochter von Hans Chriſtoph von Imhof zu Mörlach; dann Regina Suſanna, Tochter von Andreas Lazarus von Imhof, und endlich Roſina Chriſtina, die Tochter von Ulrich Karl von Imhof. Von vier Söhnen und drei Töchtern überlebten den Vater: Johann Wilhelm (geb. 1725), welcher in fürſtl. heſſiſche Militairdienſte trat und nach genommenem Abſchied in Nürnberg in den innern geh. Rath kam und Landpfleger wurde; Juliana Regina, verheirathet an Moritz Wilhelm von Calenberg zu Rothweſten, und Maria Sophia, welche in dem adeligen Urſulinerſtift zu Kitzingen 1746 Profeß that.

Gabriel (geb. 1591, † 1631), ein Zwilling, der dritte Sohn von Wilhelm I., Capitain-Lieutenant in dem ſchwediſch-weimariſchen Heere, war mit Anna Scheurl verheirathet, und obgleich dieſe Ehe mit neun Kindern geſegnet war, ſo ſtarben dieſe doch alle unverheirathet.

Raphael (geb. 1591, † 1667), ein Zwilling, der vierte Sohn von Wilhelm I., hatte Maria Peller von Schoppershof zur Frau, die fünf Söhne und fünf Töchter gebar, von denen Wolfgang Martin und Johann Jacob zu bemerken ſind. Erſterer war 1625 geboren, ſtudirte zu Altdorf und bereiſte von 1644—49 Holland, die Niederlande, Frankreich und Italien; machte auch als Volontair in der ſpaniſchen Armee unter dem Befehle von Herkules Visconti den Feldzug vom J. 1650 mit, und wurde bei der Belagerung von Porto longone in den Approchen verwundet. Er zog ſich darauf in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er als Aſſeſſor und Schöff des Ehegerichts am 12. März 1672 ſtarb, ohne von Maria Magdalena Holzſchuer Kinder zu hinterlaſſen. Sein Bruder aber, Johann Jacob, pflanzte dieſe Linie fort. Dieſer war am 8. Dec. 1627 geboren, ſtudirte ebenfalls zu Altdorf, Strasburg und Hardewick in Geldern, machte, wie ſein Bruder, die grand tour, und begab ſich darauf in die Dienſte des Herzogs Chriſtian von Liegnitz, mit dem

Digitized by Google

er ſtudirt hatte, und wurde deſſen Hofmarſchall. Nach deſſen Tode und 20jähriger Dienſtzeit ging er nach Nürnberg (1672) wieder zurück, wo er am 8. Mai 1700 mit Tode abging. Mit ſeiner Gemahlin, Sibylla Katharina von Börſtell aus dem Hauſe Pletzgau, hatte er 13 Kinder, ſechs Söhne und ſieben Töchter, erzeugt; aber die Söhne ſtarben unverheirathet, und beſchloſſen ſomit dieſe Linie.

Hieronymus (geb. den 12. April 1606), der fünfte Sohn von Wilhelm I., ſtudirte auf mehren teutſchen Univerſitäten, ging zuletzt noch nach Genf, wo er unter dem berühmten Rechtsgelehrten Jacob Gottfried de testamentis ordinandis disputirte (1625), darauf Frankreich, die Niederlande, Holland, England und Italien bereiſte, in welchen Ländern er die Jahre 1625—1632 zubrachte und ſich ausgezeichnete Kenntniſſe erwarb. Er trat darauf bei dem Pfalzgrafen Auguſt von Sulzbach als Hofjunker in dienſtliche Verhältniſſe, reiſte mit demſelben nach Dresden, ging dort in die Dienſte des ſchwediſchen Kanzlers Axel Oxenſtierna über, und beſuchte mit demſelben verſchiedene teutſche Höfe, Frankreich und Holland in diplomatiſchen Angelegenheiten. Mit dem Sohne des Kanzlers ging er als Geſandtſchaftscavalier nach Dänemark und Schweden (1635), wurde darauf an den Hof des Herzogs Friedrich III. von Holſtein-Gottorp berufen, um die von demſelben abgeſchickte Geſandtſchaft nach Rußland zum Zar Michael und nach Perſien zum Schah Seſi zu begleiten (1635—39). Nach ſeiner Zurückkunft zog ihn Chriſtine von Schweden in ihren Dienſt, und beauftragte ihn 1640 in wichtigen Angelegenheiten an den Zar Michael. Seine Reiſeluſt oder vielmehr Wißbegierde war ſo groß, daß er nach Vollendung dieſes Geſchäfts ſich in das Gefolge des portugieſiſchen Geſandten begab, um Liſſabon zu ſehen und Portugal zu bereiſen (1641). Nach einem Jahre kehrte er über Holland zurück, wo er ſich Kenntniſſe in der Fortification erwarb (1642), in der Abſicht, in der ſchwediſchen Armee unter dem General Torſtenſon davon Gebrauch zu machen (1644). Da er jedoch bald ſich zurückgeſetzt glaubte, ſchiffte er nach Schweden über (1645), um ſich bei der Königin, die ihm ſehr gewogen war, zu beklagen; aber der Erfolg entſprach nicht ſeinen Wünſchen. Er verließ daher Schweden und ließ ſich in Homburg nieder (1646). Der Herzog Auguſt von Braunſchweig berief ihn darauf nach Wolfenbüttel (1648), übergab ihm ſeine beiden Söhne, die Prinzen Anton Ulrich und Ferdinand Albrecht, zur Erziehung, und ertheilte ihm den Titel eines Hofraths. In dieſem Poſten wurde J. vom Tode ereilt, am 19. Jan. 1668, zu Wolfenbüttel, und in die Kloſterkirche zu Riddagshauſen begraben. Von ſeiner Gemahlin, Margaretha von Levenzau aus dem Hauſe Scharentien, welche in ihrem 82. Jahre 1710 ſtarb, hinterließ er drei Söhne: Rudolf Chriſtian, Anton Albrecht, Wilhelm Heinrich, und eine Tochter, Maria Eliſabeth. Dieſe war geboren den 7. Jun. 1658, wurde Hofdame bei der Prinzeſſin Henriette von Braunſchweig und Fürſt-Abatiſſin von Gandersheim, in welcher Stelle ſie 14 Jahre blieb, bis ſie die Gemahlin des herzogl. braunſchweig-wolfenbüttelſchen Premierminiſters und Kanzlers, Friedrich Ludwig, Propſt von Wendhauſen zu Schöningen und Riddagshauſen (1699) wurde. Sie ſtarb 1709, vor ihrer Mutter. Ihr älteſter Bruder, Rudolf Chriſtian (geb. am 21. Nov. 1660, † am 22. Jun. 1717), ſtudirte zu Helmſtedt und Leipzig, wurde darauf Hofjunker in Wolfenbüttel, und dann Hofmeiſter des Prinzen Ludwig Rudolf, mit dem er auf Reiſen ging. Als dieſer Prinz ein Regiment Dragoner im holländiſchen Dienſte erhielt, ertheilte er ſeinem ehemaligen Hofmeiſter eine Rittmeiſterſtelle. Bald darauf berief die Herzogin Witwe, Eliſabetha Juliana, Imhof nach Wolfenbüttel zurück, und ernannte ihn zu ihrem Oberhofmeiſter und Geheimenrathe. Von hier wurde J. nach Wien zum Kaiſer Leopold geſchickt (1693), wegen der an den Herzog Ernſt Auguſt von Hanover gelangten Kurwürde; dieſe Reiſe mußte er zum zweiten Male 1697 unternehmen. Bei dieſer Gelegenheit wurde er ſammt ſeinen Brüdern von dem Kaiſer in den Reichsfreiherrenſtand erhoben, mit Vermehrung des Wappens. Im J. 1700 befand er ſich als braunſchweig. Geſandter auf dem Fürſtentage zu Nürnberg, und wurde als Organ dieſer Verſammlung an den kaiſerl. Hof und 1701 in der nämlichen Eigenſchaft nach Paris geſandt, um die Misverhältniſſe mit der franzöſiſchen Regierung wegen der domcapitulariſchen Statthalterſchaft zu Strasburg, die der Herzog Anton Ulrich zur Entſchädigung wegen der verlorenen Coadjutorſtelle zu Halberſtadt durch den münſterſchen Friedensſchluß erhalten hatte, zu beſeitigen. Nach dem Tode des Kaiſers Leopold wurde er zur Gratulation an den neuen Kaiſer Joſeph I. geſandt (1705) und im folgenden Jahre noch einmal nach Wien, die Inveſtitur der braunſchweigiſchen Länder zu empfangen. Auch wurde er vom Herzoge Ludwig Rudolf ausgeſucht, um ſeine Tochter, Eliſabetha Chriſtina, als Braut des deſignirten Königs von Spanien, Karl, nachherigen Kaiſers, nach Wien zu begleiten (1707), und in Folge davon vom Kaiſer Joſeph zum Reichshofrath ernannt. Der Kaiſer war mit ſeinen geleiſteten Dienſten ſo zufrieden, daß er die Braut ſelbſt nach Spanien begleiten mußte. Am 30. März 1709 kam er von Barcellona wieder nach Wien zurück, worauf ihn der Kaiſer zu ſeinem wirklichen Kämmerer ernannte. Als ſein Herr die katholiſche Religion annahm, trat auch er zu derſelben über (1710). Nach dem Tode des Kaiſers Joſeph wurde er 1711 nach Barcellona geſchickt, mit einem großen Gefolge, um den König Karl in der Annahme der römiſchen Kaiſerwürde zu beſtärken. Er blieb bei demſelben bis zu ſeiner Einſchiffung (1713), und kehrte mit demſelben nach Wien zurück. Im J. 1715 ging er als außerordentlicher Geſandter nach London, um Georg I. König von England, zur königl. Würde zu beglückwünſchen; von da nach Paris, um am franzöſiſchen Hofe manche Ausgleichungen zu bewirken. Im Monat Sept. 1716 erhielt er einen Schlaganfall, der am 22. Jul. 1717 ſich wiederholte und ihn tödtete. Er iſt zu Braunſchweig in der katholiſchen Kirche begraben; ein ſchönes marmornes Epitaphium erwähnt ſeine wirklichen Verdienſte um das braunſchweigiſche Regentenhaus. Von ſeiner Frau, Dorothea Luiſa Stiſſer von Wendthauſen, Tochter des braunſchw

ziſchen Geheimenraths und Reichstagsgeſandten zu Regensburg, Joachim Chriſtoph, hinterließ er keine Erben. Sein mittlerer Bruder

Anton Albrecht (geb. den 17. Dec. 1653, † den 11. Dec. 1715), war in ſeiner Jugend Page am wolfenbüttelſchen Hofe, ſtudirte auf mehren Univerſitäten, trat die grand tour an, wurde bei ſeiner Zurückkunft vom Herzoge Anton Ulrich zum Hofcavalier und Kammerrath ernannt, und ſtieg bis zum Oberſchenk, Geheimenrath und Kammerpräſidenten empor. In Folge eines Zerwürfniſſes legte er alle dieſe Stellen nieder, und ging in königl. polniſche und kurſächſiſche Dienſte, und wurde dort ebenfalls wirklicher Geheimerrath, Kammerpräſident und Oberberghauptmann (1704). Als Plenipotentiarius ſchloß er im Namen ſeines Herrn den Frieden zu Altranſtädt (im November 1706). Da aber der König von Polen glaubte, daß er ſeine Inſtruction überſchritten, ſo fiel er in Ungnade und wurde auf die Feſtung Königſtein gebracht (1707), von wo er erſt 1714 entlaſſen wurde. Er ſtarb bald darauf zu Dresden am 11. Dec. 1715, und wurde zu Hohenpriesnitz, einem Rittergute, welches er mit Oberglochau erkauft hatte, begraben. Von ſeiner Gemahlin, Sophia Henriette von Lenthe, die früher Kammerfräulein bei der Herzogin Eliſabetha Juliana zu Braunſchweig geweſen, und die Tochter des kurbrandenburgiſchen Oberſtallmeiſters und Landdroſten zu Petershagen, Wilhelm und Eleonora Sophia von Wittenberg war, hinterließ er drei Söhne und eine Tochter, Eliſabeth Juliana, die Gemahlin des königl. polniſchen und kurſächſiſchen Oberſten und Commandanten zu Thorn, Baron von Bardeleben. Seine Söhne waren: Rudolf Auguſt, königl. polniſcher und kurſächſiſcher Hauptmann, Auguſt Wilhelm (geb. 1704, † 1770), holländiſcher Oberſt, darauf 1750 Generalmajor und Commandant zu Coeverden, verheirathet 1739 mit Anna von Noſtitz, aber ohne Kinder zu erhalten, und Anton Ulrich (geb. den 3. Jul. 1695, † 1755), kaiſerl. königl. Hauptmann, welcher Ober- und Niederglochau, Hohenpriesnitz und Möckern bei Leipzig beſaß. Der Letzte pflanzte dieſe Linie durch Hedwig Wilhelmine von Dießkau, aus dem Hauſe Schepp[illegible]n, fort. Sein Sohn, Rudolf Chriſtian, war geboren den 28. Nov. 1720. Zu ſeinen Nachkommen gehörte Auguſt, herzogl. ſachſen-coburg. Schloßhauptmann zu Saalfeld, welcher am 17. März 1829 ſtarb und einen Sohn hinterließ, welcher herzogl. ſachſen-coburg. Oberſtlieutenant und Ritter des kaiſerl. königl. Leopoldordens iſt.

Endlich Wilhelm Heinrich (geb. den 17. Dec. 1663, 1725), der dritte Sohn von Hieronymus und jüngſter Bruder von Rudolf Chriſtian und von Anton Albrecht. Nachdem er auf in- und ausländiſchen Univerſitäten den Wiſſenſchaften mit Erfolg obgelegen, nnd den damaligen Sitten gemäß auf Reiſen ſich gebildet hatte, kam er in die Dienſte des Fürſten Chriſtian Eberhard von Oſtfriesland, wo er Hofcavalier und Kammerrath wurde, und bis zum Geheimenrathe und Landdroſten zu Leer emporſtieg. Er war mit Iſabelle Sophia von Borell, der Tochter Jacob's von Borell, Herrn von Hünbeck ꝛc., Bürgermeiſter von Amſterdam und erſtem Abgeſandten der Generalſtaaten bei dem ryßwicker Frieden, verheirathet, die ihm ſechs Söhne und vier Töchter gebar, von denen Anton Wilhelm in der Ems 1724 ertrank, Hieronymus Rudolf zu Batavia 1734, Heinrich Franz auf der Reiſe nach Batavia, ohne von ſeiner Frau, Mechtilda Florentina von Bentinck, Kinder hinterlaſſen zu haben, 1743 ſtarb. Ein vierter Sohn deſſelben, Guſtav Wilhelm (geb. den 9. Auguſt 1705), wurde bei ſeinem Großvater mütterlicher Seite, der zugleich Director der oſtindiſchen Compagnie war, erzogen. Durch dieſen bekam er Gelegenheit, in die Dienſte der Compagnie zu treten. Auf Schulen und Univerſitäten hatte er ſich mancherlei Kenntniſſe erworben, die ihm in einer ſolchen Laufbahn nützlich werden konnten; dabei war er auch in den Geſchäften des Krieges geübt, ſodaß er im Cabinet und im Felde Glück erwarten durfte. Hierzu kam noch ſeine Verwandtſchaft mit den angeſehenſten Familien in Holland und deren Empfehlung. Am 25. Jan. 1725 ging er nach Batavia, wußte ſich ſchon nach kurzer Zeit die allgemeine Achtung zu erwerben, und gewann in der Tochter des Generaldirectors von Batavia, Anton Huysman von der Hille, eine Gemahlin von großem Anſehen. Im J. 1730 wurde er ſchon Staatsſecretair von Batavia, 1735 ordentlicher Rath bei der Regierung, und 1736 Gouverneur von Ceylon. Da er ſehr menſchenfreundlich war, ſo führte er auch die ihm anvertraute Regierung nach echt moraliſchen Grundſätzen. Daher kam es auch, daß ihn alle Religionsparteien hochſchätzten und liebten, um ſo mehr, weil ſein Vorfahrer ein wilder, grauſamer und drückender Mann geweſen, welcher deswegen auch in Batavia hingerichtet wurde. Guſtav Wilhelm Imhof ſtiftete dagegen viel Gutes, und trug dadurch zur Ausbreitung des Chriſtenthums bei. Er ließ eine eigene Druckerei anlegen, um Religionsbücher in der Landesſprache drucken zu laſſen und ſie dadurch mehr bekannt zu machen. Gegen Erwartung mußte er Ceylon verlaſſen und nach Batavia eilen.

Die Veranlaſſung dazu gab ein Racheplan der in den holländiſchen Beſitzungen wohnenden Chineſen gegen die Holländer. Durch die Gelderpreſſungen und Grauſamkeiten des holländiſchen Gouverneurs Valkenier auf Java zur Verzweiflung gebracht, hatten ſie ſich vorgenommen, alle Chriſten auf einen Tag zu vertilgen. Nico-Lo entwarf den Plan zur Eroberung Batavia's und Ermordung der Holländer, Niko-king aber übernahm die Ausführung, die auf den 9. Oct. 1740 feſtgeſetzt war. Die Verſchworenen waren ſchon mit vielem Pulver, Blei und Geſchütz verſehen, als einer von ihnen wenige Tage vor der Ausführung ihre Anſchläge verrieth. Es wurden daher Truppen von den benachbarten Inſeln nach Batavia gezogen und auch Guſtav Wilhelm Imhof mußte dahin. Bald nach ſeiner Ankunft näherte ſich wirklich ein Corps von 12,000 Chineſen der Stadt, in Hoffnung, ihre Mitverſchworenen in der Stadt würden, ſobald von Außen her ein Angriff geſchehe, im Innern einen Aufſtand erregen. Dieſen war aber ſtreng verboten, ſich auf den Gaſſen, oder auch nur aus den Fenſtern ſehen zu laſſen. Denen aber, welche die Stadt von Außen bedrohten, wurde Imhof mit einiger Mannſchaft entgegengeſchickt.

Anfangs beſchränkte er ſich darauf, ſie auszukundſchaften, aber nach erhaltener Verſtärkung griff er an und ſchlug ſie in die Flucht. Allein ſie ſammelten ſich wieder, verſtärkten ſich, und wollten ſogar am 8. Oct. die Stadt angreifen. Man erfuhr zugleich, daß ſich in der Wohnung eines Chineſen 600 Mann verborgen hätten. Dies verurſachte eine ſolche Erbitterung, daß die Einwohner alles, was chineſiſch war, ermordeten, die Häuſer derſelben plünderten, und ſogar mit Kanonen niederſchoſſen, während der Feind die Umgegend verheerte und durch ſein Geſchütz das Feuer in der Stadt vermehrte. Jedoch zu ſchwach, um ohne Beiſtand ſiegen zu können, zog ſich die chineſiſche Kriegsſchar ins Gebirge, ließ aber keinen Fußtritt unbezeichnet von Verwüſtung. Guſtav Wilhelm Imhof bekam nun den Auftrag, derſelben nachzuſetzen, und ſie zu vertilgen. Er ſtieß zuerſt auf einen Haufen von 3000 Mann bei einer Zuckermühle, ſchlug ihn und nahm den Reſt gefangen. Indeſſen fiel ſeine Mannſchaft auf die Beute und zugleich auf den Zuckervorrath in der Mühle; weil aber der Feind den Zucker vergiftet hatte, ſo kamen viele von ſeinen Leuten um. Er drang aber doch mit dem Reſte weiter vor, und fand einen andern Haufen in einem Lager, das um und um mit dornigen Fußangeln belegt war. Doch machte er ſich dadurch den Zugang möglich, daß er Reißſtroh, Gebüſche, und was er ſonſt Brennbares hatte, anzünden ließ. Nun griff er das Lager mit Sturm an, und weil die Feinde ſchon durch das Feuer in Schrecken geſetzt waren, ſo war ihm der Sieg über ſie leicht; alle wurden umgebracht. Auf dieſe Art wurde Batavia gerettet, die Ruhe im Lande glücklich wieder hergeſtellt. Der Rath von Indien ließ hierauf die Urſachen dieſer Empörung erforſchen. Einige, darunter Guſtav Wilhelm Imhof, bezeichneten freimüthig den Geiz und die Grauſamkeit des Gouverneurs Valkenier als ſolche. Aber dieſer war darüber ſo erzürnt, daß er alle, welche ihm dieſe Vorwürfe machten, gefangen nehmen und bis zum Abgange eines Schiffes bewachen ließ. Im Frühjahre 1741 wurde daher Guſtav Wilhelm Imhof in engem Arreſt nach Amſterdam abgeführt; er fürchtete ſich aber nicht. Vor ſeiner Ankunft waren ſchon aus Batavia Nachrichten angelangt, welche die Unſchuld des Gefangenen bezeugten und den Gouverneur in ſeiner wahren Geſtalt ſchilderten. Es hatte auch die Compagnie ſchon vorher ſo viele Klagen wider den Gouverneur gehört, daß ſie, ehe ſie noch etwas von dem Aufruhre wußte, ihn abzulöſen beſchloß und Guſtav Wilhelm zu ſeinem Nachfolger beſtimmt hatte. Um ſo unerſchrockener konnte ſich Letzterer vor ſeinen Richtern verantworten, die ihn auch gleich bei ſeiner Ankunft in Freiheit ſetzten, für ſeine Dienſte dankten und ihm das Gouvernement von Batavia übertrugen, mit der Beſtimmung, den bisherigen Gouverneur in Batavia vor Gericht zu ſtellen und ihn nach Verdienſt zu beſtrafen. Weil ſich aber ſeine Abreiſe etwas verzog, ſo war der Gouverneur mit allem ſeinem Reichthume ſchon auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung angelangt, als er daſelbſt ankam. Imhof nahm ihn alſo hier gefangen, und führte ihn mit ſich nach Batavia zurück, wo er zwar zu keiner Todesſtrafe, aber zu ewiger Gefangenſchaft auf dem Caſtell verurtheilt wurde. Der neue Gouverneur hatte viele Arbeit, das entvölkerte und verwüſtete Batavia wieder in gute Umſtände zu bringen. Der ſchon bekannte Ruf ſeiner Menſchenliebe, ſeine liebreiche Einladung, ſeine Verſprechungen, von deren Wahrheit man längſt überzeugt war, brachte jedoch auch bald wieder Chineſen dahin, durch neuen Anbau der Verwüſtung ein Ende zu machen. Dabei gab er den Truppen eine beſſere Einrichtung, half der Polizei auf, hielt auf Gerechtigkeit, und nahm auf alle Vortheile der Handlung Bedacht. So regierte er ſieben Jahre lang mit aller Rechtſchaffenheit und ſtarb unvermuthet am 1. Nov. 1750. Seine Frau und Kinder waren bereits vor ihm geſtorben. Bald nach ſeinem Tode erfuhr man zu Batavia, daß, ſeines unſträflichen Wandels ungeachtet, Klagen wider ihn nach Holland gekommen, welche ſeine Abeufung bewirkt haben würden. Man beſchuldigte ihn, daß er den Baum des Kaiſers von Java ungerechterweiſe vom Throne geſtoßen und dadurch zu Misvergnügen Anlaß gegeben habe, wodurch nachher ein gefährlicher Krieg für die Compagnie entſtanden ſei. Auch habe er von den Engländern gekaperte franzöſiſche Schiffe erkauft, und von einem engliſchen Schiffe 30 Mann tödten laſſen, und in den holländiſchen Beſitzungen nach der Oberherrſchaft geſtrebt. Darf man aber Beſchuldigungen, die man nach dem Tode eines Manne macht, Glauben beimeſſen? *)

Das Wappen der ſeit 1703 freiherrlichen jetzt noch blühenden Wilhelminiſchen Linie beſteht aus einem quadrirten Schilde, mit einem Mittelſchilde verſehen. Das erſte und vierte Feld enthält das Imhof'ſche Wappen, das zweite und dritte das ſchon beſchriebene Gundelfinger'ſche Wappen, das goldene Mittelſchild den doppelten ſchwarzen Reichsadler, mit ausgebreiteten Flügeln und Füßen, und über den Köpfen ſchwebender Krone. Auf dem Schilde die Freiherrenkrone mit drei Helmen; auf dem rechten der Imhof'ſche Seelöwe, auf dem mittlern der ſchwarze Reichsadler und auf dem linken der Gundelfinger'ſche Ring, mit ſechs roth und ſilber abwechſelnd beſteckten Federn.

Andreas III. (geb. den 6. Febr. 1562, † den 7. April 1637), der zweite Sohn von Andreas II. und Urſula Schmidtmayr, Stifter der jetzt noch blühenden Linie, wurde in ſeiner früheſten Jugend (1577) nach Venedig geſchickt, von wo er nach Rom und Neapel ging. Nachdem er 1582 nach Nürnberg zurückgekommen, wurde er daſelbſt in den Rath gewählt, wurde Pfleger der Kreisfeſtung und während des teutſchen Krieges Oberpfleger der teutſchen Herrencommande zu Nürnberg. Er hinterließ von Regina Rehlingen eine zahlreiche Familie, acht Söhne und vier Töchter. Die Söhne ſind: 1) Andreas IV. (geb. 1590), er ſtudirte zu Altdorf, Piſa und Siena, wo er in ſeinem 20. Jahre 1610 ſtarb und bei den Dominikanern begraben liegt. 2) Marimilian (geb. 1591, † 1657

*) Handverſches Magazin. 1753. S. 833. Neues hiſtoriſches Handlexikon. 1. Bd. S. 94. Hirſching, hiſtor.-literar. Handbuch. 3. Bd. S. 53.

zeugte mit Anna Maria Harsdorf drei Söhne, wovon Johann Karl als der letzte dieſer Nebenlinie 1684 ſtarb,)hne von ſeiner Frau, Helena Pömer, Nachkommen hin:erlaſſen zu haben. 3) Raymund (geb. 1592, † 1659))lieb, obgleich dreimal verheirathet, doch ohne männliche Nachkommenſchaft, und hatte vier Töchter, von denen Anna Maria als die letzte 1689 unverheirathet verſchied. 4) Karl (geb. 1593) ſtarb zu Hamburg 1638. 5) Al⸗brecht und 6) Georg, welche beide das Geſchlecht blühend erhielten. 7) Chriſtian (geb. 1603) war in den Dienſten der Generalſtaaten, begleitete die Kriegsflotte, welche nach Guinea ſegelte, und verlor an der Goldküſte am 21. Dec. 1623 ſein Leben, iſt auch daſelbſt bei dem Fort Naſſau begraben. Endlich 8) Octavian (geb. 1607) war in ſeiner Jugend kaiſerlicher Officier und ſtarb 1648, ohne von ſeiner Frau, Margaretha Beßler, Kinder hinterlaſſen zu haben.

Albrecht (geb. 1598, † 1651), der fünfte Sohn von Andreas III., iſt Stifter einer erloſchenen Linie, machte den 30jährigen Krieg unter dem von Helmſtädtiſchen Regiment mit, und hinterließ nur aus der zweiten Ehe mit Sibylla Veronika Öhlhaf von Schöllenbach männliche Nachkommenſchaft, wovon Andreas ſich als Kriegsmann ſehr ausgezeichnet hat. Dieſer war 1637 geboren, ging darauf als Fähndrich in königlich ſchwediſche Dienſte, avancirte bis zum Lieutenant 1671, worauf er ſeinen Abſchied nahm und als Hauptmann unter die münſterſchen Truppen des kriegeriſchen Biſchofs Bernhard von Galen trat. Da es ihm daſelbſt nicht gefiel, verließ er auch dieſe Dienſte, wurde Oberſtwachtmeiſter im Baden-Durlachiſchen Regiment des ſchwäbiſchen Kreiſes (1673) und 1676 Commandant und Pfleger zu Lichtenau. Im Jahr 1681 ſtand er als Oberſtlieutenant bei den fränkiſchen Kreistruppen, die in Ungarn gegen die Türken fochten, und zeichnete ſich bei der Belagerung von Ofen ſo aus, daß er einer der Erſten in den Verſchanzungen war. Obgleich er von einer Mine in die Luft geworfen und ſehr beſchädigt wurde, kam er doch glücklich davon. Der Kaiſer Leopold belohnte ihn mit einer goldenen Kette ſammt einem anhängenden Gnadenpfennig (eine goldene Medaille mit dem Bildniſſe des Verleihers) und mit dem Titel eines kaiſerlichen Oberſten. Erſt im Jahre 1697 verließ Andreas Imhof die kriegeriſche Laufbahn und wurde Pfleger des Amtes Hippoltſtein. Einige Jahre darauf reſignirte er aber dieſe Stelle und ging 1710 zu Bamberg zur katholiſchen Confeſſion über, und beſchloß daſelbſt als kurmainziſcher und fürſtlich bambergiſcher Kriegsrath ſeine irdiſche Laufbahn. Durch Suſanna Magdalena Löffelholz von Colberg wurde er Vater von ſechs Söhnen und einer Tochter, wovon drei das männliche Alter erreichten, aber alle unverheirathet ſtarben, nämlich: Johann Andreas, geb. 1663, ſtarb als Generaladjutant des kaiſerlichen Feldherrn in Ungarn 1687 im 24. Jahre ſeines Alters; Andreas, geb. 1665, blieb als Lieutenant eines fränkiſchen Kreisregiments bei dem Sturme auf Mainz am 27. Aug. 1689; Jacob Andreas, geb. 1672, machte als Volontair in einem ſächſiſch-gothaiſchen Regiment den Feldzug in Polen mit, ging darauf in kaiſerliche Dienſte, wo er als Hauptmann und Generaladjutant des Generals von Erſa in dem Feldzug am Rhein am 2. Febr. 1708 als der letzte ſeiner Linie ſtarb.

Georg (geb. 1601, † 1659), der ſechste Sohn von Andreas III., widmete ſich den Wiſſenſchaften auf den Univerſitäten zu Tübingen (1617), zu Gießen (1620), zu Strasburg (1621) und zu Baſel (1622). Nach Vollendung der akademiſchen Studien machte er dem Zeitgebrauch gemäß die große Tour durch Frankreich und Italien. In Venedig nahm er Sprachunterricht, ging von da nach Florenz an den Hof des Großherzogs, wo er bei Matthäus Tornaquinti, einem ſehr angeſehenen Manne, ſich eine Zeit lang aufhielt. Im Jahre 1625 wohnte er dem Jubiläum in Rom bei und wurde von dem kenntnißreichen Cardinal Moritz von Savoyen an ſeinen Hof gezogen. Von hier unternahm er eine Reiſe nach Barri in Apulien, um die Bekanntſchaft ſeiner Verwandten, der italieniſchen Imhoſe unter dem Namen de Curia, zu machen und reiſte über Neapel, Loretto, Ancona und Venedig nach Nürnberg zurück. Hier wurde er in den ältern geheimen Rath aufgenommen und Kirchenpfleger, machte ſich um Kirchen und Schulen ſehr verdient, führte die proteſtantiſche Religion in der St. Eliſabethen-Kapelle ein, und war ein vorzüglicher Beförderer der Erneuerung der berühmten St. Sebalds-Kirche. Auf der Univerſität zu Altdorf ließ er ein anatomiſches Theater errichten, den botaniſchen Garten verbeſſern und die Bibliothek vermehren. Während des Friedens-Executionstages, der im Jahr 1650 zu Nürnberg gehalten wurde, fand er wegen ſeiner Sprachkenntniß und ſeiner vielen Erfahrungen bei den anweſenden Fürſten und Geſandten, vorzüglich bei dem kaiſerlichen Principal Ambaſſadeur, Fürſten Piccolomini, ſehr freundliche Aufnahme. Im Jahre 1655 wurde er zum oberſten Hauptmann und 1658 zum andern Loſunger erwählt. Er hatte ſich ſchon 1630 mit Sibylla Katharina Pfinzing von Henffenfeld verheirathet und drei Söhne und fünf Töchter erzeugt, von denen zu bemerken: Regina Clara, geb. 1633, verheirathet an Johann Hieronymus von Imhof auf Mörlach, kurpfalz- und bambergiſchen Hof- und Regierungsrath; Anna Katharina, geb. 163.., verheirathet an Georg Sigismund Fürer von Haimendorf, Oberſthauptmann und Kirchenpfleger; Maria Urſula, geb. 1645, verheirathet an Johann Chriſtoph Muffel von Eſchenau, herzoglich würtembergiſchen Rath; Georg Andreas, als Stammfortführer wichtig; Georg, geb. 1638, ſtarb 1691 als Aſſeſſor des Untergerichts zu Nürnberg. Von ſeiner erſten Frau Anna Polirena Vinckher von Erkheim hinterließ er nur eine Tochter, Anna Eliſabeth, welche ſich an Chriſtoph Jacob von Imhof zu Weidenmühl verheirathete, und einen Sohn Georg Karl (geb. 1665, † 1719). Dieſer war in ſeiner Jugend in venetianiſchen Kriegsdienſten in dem Feldzuge nach Morea und zuletzt Hauptmann in dem Schönbergiſchen Regiment, erwarb ſich das Rittergut Kalchreuth und erzielte aus zwei Ehen mit Clara Eſther Öhlhaf von Schollenbach und Maria Katharina von Sparneck zwölf Kinder, von denen ſich nur Philipp Ernſt mit Katharina Magdalena Diether von und zu Anwandten verheirathete, aus welcher Ehe drei Kinder entſproßten, die

aber frühzeitig ſtarben, ſodaß er als der letzte ſeiner Linie 1778 ſein Leben beſchloß.

Georg Andreas, der vierte Sohn von Georg und Enkel von Andreas III., iſt Stifter der jetzt noch blühenden Linie zu Ziegelſtein. Er war am 6. Mai 1640 geboren, beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, wo er ſich ſo in den alten Sprachen auszeichnete, daß er bei ſeinem Abgang auf die Univerſitäten zwei Reden, in lateiniſcher und griechiſcher Sprache, öffentlich hielt. Er beſuchte 1656 Helmſtedt, 1661 Gießen, wo er eine ſelbſt verfertigte Disputation öffentlich vertheidigte, und trat darauf eine Reiſe nach Holland, England und Frankreich an, die 1663 beendigt war. Im J. 1682 erhielt er das Pflegamt zu Altdorf, und machte ſich als Pfleger durch die Erneuerung und Verbeſſerung der Kirchen und frommen Stiftungen, auch anderer öffentlichen Anſtalten, rühmlichſt verdient. Als ein Freund der Wiſſenſchaften zog er die Profeſſoren und Studenten in ſeine Geſellſchaft, wohnte allen öffentlichen Disputationen bei, und opponirte öfters aus dem Stegreif. Er war daher von Jedermann ſehr geliebt und geachtet, vorzüglich auch von der Bürgerſchaft, indem er das ſtädtiſche Intereſſe zu fördern ſuchte. Im Jahr 1694 wurde er nach Nürnberg in den geheimen Rath gewählt, und ſtarb als der ältere und vorderſte Landpfleger am 27. Jun. 1713. Mit ſeiner Gemahlin Helena Katharina Schlüſſelfeld von Kirchen Sittenbach, lebte er in einer 48jährigen Ehe, worin ihm fünf Söhne und acht Töchter geboren wurden, von denen nur Georg Paul den Vater überlebte. Dieſer war geboren 1672, und nachdem er auf Univerſitäten und auf Reiſen in Frankreich und in den Niederlanden ſich gebildet, erhielt er in ſeinem Vaterlande die Pflege über die Ämter Petzenſtein und Stirberg, ſtarb aber bald in ſeinem 36. Jahr am 23. Jul. 1709, mit Hinterlaſſung eines Sohnes Georg Chriſtoph, von ſeiner Frau Helena Eliſabeth Fürer von Haimendorf. Dieſer ſein Sohn war am 24. Dec. 1701 geboren, ſtudirte zu Altdorf, unternahm darauf eine Reiſe durch Teutſchland, die Niederlande und Frankreich, wurde dann Pfleger zu Reichenecḱ und Kaſtenamtspfleger zu Hersprucḱ. Ihm wurden von ſeinen zwei Frauen Anna Maria Geuder von Heroldsberg und Barbara Sabina Pömer mehre Kinder geboren, darunter zwei Söhne, von denen nur Johann Sigismund ſein Geſchlecht fortpflanzte. Dieſer (geb. am 23. Oct. 1745) widmete ſich den Wiſſenſchaften und wurde nach vollendeten Univerſitätsjahren in ſeiner Vaterſtadt zum Stadt- und Ehegerichts-Aſſeſſor und Burgamtmann ernannt. Er hinterließ zwei Söhne, von denen Chriſtian Andreas als ehemaliger Aſſeſſor des Landgerichts zu Nürnberg am 27. März 1828 ſtarb.

Jeremias II. (geb. den 15. Febr. 1566, † den 16. Jun. 1632), der dritte Sohn von Andreas II. und Urſula Schmidtmayr, iſt Stifter der Hauptlinie zu Helmſtedt, erzeugte mit Katharina Muffel drei Söhne: Jeremias III., Georg Paul II. und Chriſtoph Andreas, durch welche dieſe Linie in drei Abtheilungen zerfiel. Sein vierter Sohn dagegen, Chriſtoph Gabriel II., ſtarb unverheirathet, in kaiſerlichen Kriegsdienſten bei Aleſſandra in Savoyen 1626.

1) Jeremias III. (geb. 1599, † 1655), Aſſeſſor am Landgericht und Loſungsrath, war erſt mit Maria Magdalena Löffelholz, dann mit Suſanna Weiß verheirathet, und hatte von der erſteren fünf Söhne und ſieben Töchter, jedoch nur drei davon: Jeremias IV., Michael und Chriſtoph Gabriel, pflanzten ihr Geſchlecht fort. Der letzte (geb. 1632) war Stadtlieutenant zu Lauf und hinterließ von Magdalena Maximiliane Staleck von Schüttenhofen eine Tochter, gleiches Namens mit ihrer Mutter, welche an Johann Georg von Wingersky, brandenburgiſch-baireuthiſchen Kammerjunker und Oberamtmann zu Creuſen verheirathet war, und drei Söhne: Karl, Johann Joſt und Sigismund Gabriel. Der älteſte (geb. 1669) ſtudirte zu Altdorf, machte darauf in bairiſchen Dienſten den Feldzug in Holland mit, ging dann in königlich polniſche und kur-ſächſiſche Kriegsdienſte, und wurde als Lieutenant und Generaladjutant des Generals von Hallart in der Schlacht an der Narva von den Schweden erſchoſſen (am 30. Nov. 1700). Johann Joſt dagegen (geb. 1676) war Page am Hohenloh'ſchen Hofe, ging in kaiſerliche Dienſte, und ſtarb als Hauptmann in Ungarn 1705. Endlich Sigismund Gabriel war Pfleger des Amtes und Schloſſes Hohenſtein und war mit Hedwig Tucher von Simmelsdorf verheirathet (am 30. Aug. 1721).

Jeremias IV. (geb. 1630), ein Sohn von Jeremias III., heirathete 1655 Juliana Schleicher von Bödringen. Zwei mit ihr erzeugte Söhne überlebten ihn: Der jüngere Georg Jeremias (geb. 1658), kurpfälziſcher Hauptmann, und ſeit 1696 Commandant zu Lichtenau, hinterließ von ſeiner Gemahlin, Suſanna Helena, keine Nachkommenſchaft. Der ältere, Michael (geb. 1656), widmete ſich ebenfalls der kriegeriſchen Laufbahn, die er unter der Leibgarde des Pfalzgrafen von Sulzbach anfing, wurde darauf Lieutenant in der königlich däniſchen Armee, mit der er 1690 den Feldzug in Irland mitmachte. Als er darauf ſeinen Abſchied nahm und mit ſeiner Frau, Lucretia von Sparr, und drei Kindern ſich nach Teutſchland einſchiffte, ſtrandete das Schiff an der Küſte von Wales und es traf ihn das Unglück, daß ſeine drei Kinder ertranken. Er ging darauf als Hauptmann in kaiſerliche Dienſte, wo er im folgenden Jahre 1698 zu Großwardein ſein Leben beſchloß. Mit ſeinen zwei Söhnen, Chriſtoph Michael, der als Volontair in kaiſerlichen Dienſten im Feldlager bei Temeswar 1716 blieb, und Georg Paul, der in brandenburg-baireuthiſchen Dienſten ſtand, endete dieſe Nebenlinie.

2) Georg Paul, der zweite Sohn von Jeremias II. und Katharina Muffel, war 1603 geboren, bekleidete in Nürnberg das Reichsſchultheißenamt und ſtarb in ſeinem 86. Jahre (1689). Mit ſeiner Frau, Helena Scheurl, hatte er ſieben Kinder erzeugt, von denen nur Michael II. ſein Geſchlecht mit Chriſtina Peller fortpflanzte. Dieſer Michael war 1637 geboren, ſtudirte zu Altdorf, brachte einige Jahre auf Reiſen zu, wurde Aſſeſſor am Stadtgericht zu Nürnberg und ſtarb 1677, mit Hinterlaſſung eines Sohnes, Georg Chriſtoph, der einige Jahre darauf ebenfalls ſtarb, ſodaß mit ihm auch dieſe Nebenlinie erloſch.

3) Chriſtoph Andreas I., der dritte Sohn von Jere-

mias II. und Katharina Muffel, pflanzte die Linie zu
Mark Helmſtedt mit drei Frauen fort, nämlich mit Clara
Juliana Haller von Hallerſtein, welche ihm einen Sohn
und ſieben Töchter gebar, mit Maria Roſina Harsdorf,
von der er zwei Töchter hatte, und Helena Sibylla
Scheuerl, welche Mutter von einem Sohn und zwei Töch-
:ern wurde. Er war am 16. Aug. 1608 geboren, diente
von Jugend auf in der ſchwediſchen Armee bis zum Jahr
1636, war auch als Hauptmann mit in der Schlacht von
Leipzig, nahm darauf ſeinen Abſchied, wurde Pfleger und
Commandant der nürnbergiſchen Feſtung Lichtenau, und
ndlich 1653 Stadtpfleger zu Altdorf, wo er 75 Jahre
ilt am 7. Jan. 1683 ſtarb. Zwei Söhne, Chriſtoph An-
reas II. und Friedrich Wilhelm, überlebten ihn, waren
eide verehelicht und erhielten Kinder. Doch nur der er-
ſtere pflanzte mit Johanna Regina Volckammer ſein Ge-
ſchlecht dauerhaft fort. Er war am 20. Jan. 1639 ge-
oren, ſtudirte zu Altdorf, wo er öffentlich disputirte,
nachte darauf die grand tour durch Europa und wurde
ei ſeiner Rückkehr als Aſſeſſor des Stadtgerichts zu Nürn-
erg 1678 angeſtellt. Er ſtarb am 9. April 1686 und
interließ einen Sohn, Chriſtoph Friedrich: und zwei Töch-
:r: Clara Regina, verheirathet an Chriſtoph Scheurl von
Deſersdorf und Maria Magdalena, verheirathet an Jo-
ann Paul Tucher von Simmelsdorf-Winterſtein, Herrn zu
Liſſelbach. Chriſtoph Friedrich, geb. den 19. März 1666,
udirte ebenfalls in Altdorf, legte ſich auf Künſte und
höne Wiſſenſchaften, und ſammelte ein ausgeſuchtes Na-
uralien- und Curioſitäten-Cabinet, nach damaligem Ge-
ſchmack. Er ſtarb als junger Bürgermeiſter zu Nürnberg
n 24. Sept. 1723 und hatte von ſeiner Gemahlin, Ma-
a Helena Löffelholz von Colberg, zwei Söhne: Chriſtoph
ndreas III. und Chriſtoph Friedrich II. Erſterer, am
). Jan. 1704 geboren, pflanzte ſeine Linie dauerhaft fort;
r jüngere war ebenfalls verheirathet, aber ſeine Kinder
rben noch vor ihm. Chriſtoph Andreas III., mit Ma-
a Barbara Pömer vermählt, ſtarb als Aſſeſſor des
tadtgerichts zu Nürnberg 1781 mit Hinterlaſſung eines
ohnes, Chriſtoph Andreas IV., welcher Geheimer- und
riegsrath in ſeiner Vaterſtadt war, und drei Söhne hin-
:ließ, von denen Chriſtoph als kaiſerlich königlicher Haupt-
ınn im 18. Linienregiment ſteht.

III. Die italieniſche Linie.

Ludwig (geb. 1466, † 12. Febr. 1533), der Sohn
n Hans und Urſula Lemml aus der zweiten Ehe, hatte
t Eliſabeth Holzſchuer ſieben Söhne und drei Töchter
eugt, von denen Chriſtoph (geb. 1502) als Officier un-
dem kaiſerlichen Heer bei der Erſtürmung von Rom,
ter der Anführung des kaiſerlichen Feldoberſten Konrad
ı Boyneburg, der kleine Heß genannt, 1527 das Le-
ı verlor; Joachim (geb. 1511) ebenfalls als kaiſerlicher
uptmann unter dem Feldoberſten von Schwendi vor
mur auf dem Felde der Ehre 1557 blieb; Georg aber
ifter der italieniſchen Linie wurde. Er war geboren am
. Sept. 1498, diente unter dem kaiſerlichen Heer, wel-
s Neapel einnahm, wo er ſich mit Laura Beltramo
ı einem edlen Geſchlecht verband, daſelbſt blieb und in-
dem er ſeinen teutſchen Namen latiniſirte (in Curia), un-
ter den dortigen Adel- und Ritterſtand aufgenommen
wurde. Mit ſeiner Frau hatte er eine Beſitzung bei Barri
in Apulien erheirathet, woſelbſt er auch 1548 ſtarb. Eine
Tochter, Prudentia (geb. 1526) an Hannibal di Roſſi ver-
heirathet, und Ludwig waren ſeine Kinder. Ludwig, wel-
cher 1592 ſtarb, hatte von ſeinen Gattinnen, Iſabella
Saracina di Jaravazzo und Juliana di Roſſi eine Toch-
ter, Namens Laura (geb. 1560) und drei Söhne: Nico-
laus Donatus und Georg, die ihre Linie fortpflanzten,
und Johann Peter, welcher als Kanonikus zu Barri ſtarb,
hinterlaſſen. Nicolaus Donatus I. (geb. 1572, † 1610)
war Syndicus der apuliſchen Ritterſchaft, und ließ ſich,
da man über ſeinen Adel Zweifel erregte, ein Atteſtat von
ſeiner Vaterſtadt Nürnberg ausſtellen, welches den Adel
des Imhof'ſchen Geſchlechts bewies (13. Jul. 1610). Er
war mit Caſſandra Doppala vermählt, welche ihm drei
Söhne gebar. Dieſe ſind: Nicolaus Franz, Malthefer-
Ordens Ritter, Johann Laurenz, ein gelehrter Jeſuit, der
durch den König Sigismund von Polen zum Cardinal
vorgeſchlagen wurde, und am Tage der päpſtlichen Publi-
cation 1626 ſein Leben beſchloß, und Ludwig II. (geb.
1593, † 1620). Der letzte hinterließ von Clariſſa de
Angelis, Baroniſſa di Caglia, eine Tochter, Antonia, wel-
che ſich an ihren Vetter Joſeph in Curia vermählte, und
Nicolaus Donatus II. (geb. 1617), welcher unverheirathet
1686 ſein Leben beſchloß. Georg (geb. 1573, † 1630),
ein Sohn von Ludwig II., hatte von Iſabelle, Baroniſſa
di Torres, zwei Söhne: Balthaſar, der Jeſuit wurde,
und Joſeph (geb. 1611, † 1679), welcher mit Antonia
in Curia ſechs Kinder (fünf Söhne und eine Tochter) er-
zeugte, wovon drei Söhne in der Jugend ſtarben. Die
beiden übriggebliebenen Söhne waren: Nicolaus (geb.
1647, † 1722), Abt zu Barri, und Ludwig III. (geb.
1643, † 1719). Der Letzte wurde nach dem Tode ſeiner
Frau, Iſabelle Mancini aus Rom, die ihm nur eine Toch-
ter, Antonia, (1671) geboren hatte, Kanonikus zu Barri.
Antonia vermählte ſich mit Octavian di Taſſi und iſt die
Stammmutter des neuen Geſchlechts di Taſſi in Curia.
Ihr einziger Sohn wurde von ihrem Vater adoptirt und
erbte das anſehnliche Vermögen unter der Bedingung, daß
er und ſeine Nachkommen Wappen und Namen in Curia
annähmen. (*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

II. Biographie. 1) **Albrecht** v. I. ſ. unt. **Imhof** (Geneal.) und **Altranstädter Friede**.

2) **Amalie** von, war den 16. Aug. 1776 zu Wei-
mar geboren, von wo ihre Mutter bald nachher ſich wie-
der nach dem Gute Mörlach begab, das ihr Gatte in der
Nähe von Nürnberg beſaß. Den erſten Unterricht ver-
dankte das geſunde, lebendige Kind dem Vater, einem lie-
bevollen und geiſtreichen Manne, der in frühen Jahren
die Stelle eines Majors bei der engliſch-oſtindiſchen Com-
pagnie bekleidet hatte. Mit Vergnügen erinnerte er ſich
oft ſeines ſiebenjährigen Aufenthaltes in Indien, und das
Bild, das er von jenem wunderſamen Lande entwarf,
machte einen tiefen Eindruck auf die rege Phantaſie ſeiner
Tochter. Zur frühen Entwickelung ihrer Geiſtesanlagen
ſcheinen auch die Reiſen ihrer Ältern in Frankreich, Eng-

land und Holland weſentlich beigetragen zu haben. Sie muß ſehr früh im Engliſchen und Franzöſiſchen unterrichtet worden ſein, weil ſie ſich ſchon in ihrem achten Jahre in jenen beiden Sprachen gewandt auszudrücken wußte. Für das Engliſche blieb ihr ſtets eine gewiſſe Vorliebe. Freundlich waren die erſten Eindrücke ihrer Jugend in einer heitern Wohnung mit einem daran ſtoßenden anmuthigen Garten. Es war vielleicht der erſte tiefe Schmerz, der ſie berührte, als ſie das freundliche Mörlach verlaſſen mußte. Ihr Vater hatte das Gut verkauft und Weimar zu ſeinem Wohnorte gewählt. In einer Penſionsanſtalt zu Erlangen, wohin Amalie bald nachher geſandt ward, ward die Feier ihres zwölften Geburtstages durch die Nachricht von dem Tode ihres Vaters getrübt. Von einer wackern Erzieherin, Madame Diez mit Namen, zur ſtrengen Erfüllung ihrer Pflichten angehalten, fand ſie Troſt und Erheiterung in wiſſenſchaftlichen Studien, beſonders aber in der Beſchäftigung mit der Dichtkunſt. Ihr poetiſches Talent war ſehr früh erwacht. In einem Alter, wo ſie noch kaum alle Buchſtaben ausſprechen konnte, fand ſie ſpielend den Reim auf jedes gegebene Wort. Es hat ſich noch ein Impromptu aus ihrem zehnten Jahre erhalten, das ſie einem Freunde ihrer Ältern auf einem Spaziergange im ronneburger Bade auf dieſen von ihm aufgegebenen Gegenſtand, „mit leuchtendem Bild und unbeſchreiblichen Gefühl" recitirt haben ſoll [1]). In der Neigung zur Poeſie ward Amalie von ihrer Erzieherin nicht gehindert; aber ihre übrigen Beſchäftigungen gönnten ihr nur wenig Muße zur höhern Ausbildung ihres Talents. Sie gelangte dazu erſt während ihres Aufenthalts in Weimar.

Dorthin hatte ſie ſich in ihrem funfzehnten Jahre begeben. Zwei jüngere Schweſtern und die Beſorgung des kleinen Haushalts, dem ſich ihre kränkelnde Mutter nicht unterziehen konnte, foderten dringend ihre Gegenwart. Poetiſche Studien füllen jede Muße aus, die ihr unter dieſen Umſtänden gegönnt war. Unter den teutſchen Dichtern, die ſie damals kennen lernte, ſprachen vorzüglich Bürger, Hölty, Stolberg u. a. ihr zartfühlendes Gemüth an. Im Hauſe ihres Oheims bot ſich ihr eine willkommene Gelegenheit, im Griechiſchen unterrichtet zu werden. Bereits in vier Wochen las ſie mit ihrem Lehrer den Homer, der das Muſter und gewiſſermaßen der Rahmen ward für ihre ſpätern, größtentheils epiſchen Dichtungen. Auch zur Lectüre des Oſſian kehrte ſie immer wieder mit erneuetem Genuſſe zurück. Mit der Poeſie vereinigte ſie mannichfache Kunſtſtudien. Meyer's Bekanntſchaft, der ihr ſeine aus Italien mitgebrachten reichen Sammlungen mittheilte, ward ihr in mehrfacher Hinſicht förderlich. Durch ihn lernte ſie Winkelmann's Werke kennen, und gelangte zu einem Verſtändniß der Antike durch die Betrachtung trefflicher Gemälde italieniſcher Meiſter in getreuen Copien. Auf ihre abwechſelnden poetiſchen und künſtleriſchen Studien, wie auf ihre Verhältniſſe und ihren Charakter werfen einige Briefe an Matthiſſon, deſſen Bekanntſchaft ſie in ihrem zwanzigſten Jahre gemacht zu haben ſcheint, ein erwünſchtes Licht.

„Wie vielen Dank," ſchrieb ſie den 3. Nov. 1797, „bin ich Ihnen für Ihren gütigen Brief ſchuldig, und wie gern erfüll' ich die Pflicht, welche Ihre Freundſchaft mir auferlegt! Denn ob ich gleich, wie Sie ſich auszudrücken, das Tintefaß nie als Thermometer derſelben betrachtet wiſſen möchte, ſo bin ich doch der Meinung, daß es ein gutes Mittel iſt, um ſie vor dem Gefrierpunkte zu bewahren, und als ein ſolches iſt es doch nicht zu verachten. Sie hätten ſchon früher von mir gehört, wenn nicht ein großer Auszug mich Ende dieſes Monats beſchäftigt hätte. Meine Mutter hat ein Haus gekauft, welches wir nun mit unſrer Großmutter bewohnen. Es iſt um vieles comfortabler, als dasjenige, wo Sie uns zuerſt beſuchten, und hat eine freundliche, heitere Ausſicht auf das Leben und Weben der Menſchenkinder. — Haben Sie den beſten Dank für die ſchöne Ausgabe Ihrer Dichtungen. Sie ſind gar gut, daß Sie ſich auch hierdurch mir wieder nähern wollen. Aber ich werde nicht hinter Ihnen zurückbleiben, und dieſen Winter ſoll unter Meyer's Leitung die ſchönſte transparente Mondſcheinlandſchaft zu Stande gebracht werden, die Sie in ſtillen Abendſtunden hoffentlich erfreuen wird. — Unter der Nebelhülle dieſer letztern düſtern Tage hab' ich eine kleine melancholiſche Romanze gedichtet, die dem Oſſian, den ich jetzt engliſch leſe, ihr Daſein verdankt. Sie hat ſeinen Nebelhorizont und ſeine Wehmuth, aber nicht den hohen poetiſchen Charakter dieſes unſterblichen Barden. An den beiden letzten Strophen ſind noch einige Änderungen zu machen, die mir die Zeit jetzt nicht erlaubt. Sie erhalten daher das Gedicht erſt ſpäter und mit ihm noch allerlei Nachrichten, die dies Blättchen nicht mehr aufnehmen kann."

Den 26. Nov. ſandte ſie das verſprochene Gedicht, unter der ausdrücklichen Bedingung, ihr Product der ſtrengſten Kritik zu unterwerfen. „Die Wahrheit aus dem Munde des Freundes," ſchrieb ſie, „iſt immer willkommen, und wie nothwendig zugleich, da ſo viele trügende Stimmen das Ohr umgeben. Wie werde ich mich glücklich preiſen, wenn jene zwei Himmelstöchter, die ſo ſelten den Sterblichen erſcheinen, Hand in Hand zu mir herniederſchweben, und meinem Pfade die Weihe geben, Wahrheit und Freundſchaft, die hohen verſchwiſterten Geſtalten, welche die täuſchenden Zwielichte des Irrthums ſiegend verſcheuchen. — In Schiller's Muſenalmanach werden Sie mein Gedicht die Schatten nicht gefunden haben. Ich habe, trotz dem Widerſpruche Schiller's, meinen Willen durchgeſetzt, ſie, wenigſtens für's erſte, noch in der Dunkelheit der Regionen zu laſſen, denen ſie angehören. Mein erſter Eintritt in die literariſche Welt ſollte ſo ſtill als möglich ſein, und Sie werden am beſten fühlen, daß ein Gedicht, ſchon als Handſchrift bekannt und geleſen, dieſer Stille ſehr entgegen geweſen wäre."

Dem in dieſem Briefe erwähnten Gedichte hatte Amalie Schiller's nähere Bekanntſchaft zu verdanken gehabt. Sie hatte es mit ihrer Mutter, als Schatten aus Elyſium, der Herzogin Luiſe von Sachſen-Weimar an dem Geburtstage dieſer Fürſtin auf einem Maskenballe über-

1) ſ. C. F. v. Bilderbeck's Roman: Wilhelmine von Roſen (Berlin 1805). S. 46.

:eicht. Schiller, der es durch Knebel erhalten, lud die Verfaſſerin freundlich zu ſich ein in ſeine damalige Wohnung in Jena. Schiller's Gattin war eine Freundin ih·er Mutter, und Amalie brachte daher oft mehre Wochen n dem geiſtreichen Kreiſe zu, der ſich in dem Hauſe des ȝenannten Dichters zu verſammeln pflegte. Göthe kam ›amals oft von Weimar herüber. Dem lebhaften Ideenımtauſche jener beiden großen Männer verdankte ihr Geiſt ;uerſt eine beſtimmte Richtung. Ihre Anſichten über Poeſie ınd Literatur erhoben ſich allmälig zur Klarheit. Aber ›ie beſcheidene Meinung, die ſie früher von ihrem Talent ;ehegt, war ihr noch immer geblieben. Nur unter der Bedingung, daß ihre Gedichte mit dem Endbuchſtaben ihes Namens f. unterzeichnet würden, geſtattete ſie die Aufıahme derſelben in Schiller's Muſenalmanach[2]). Göthe :ußerte ſich günſtig über dieſe Beiträge. „Fräulein v. Imhof," ſchrieb er den 14. Jul. 1797, „entwickelt ein echt ſchönes poetiſches Talent, ſie hat allerliebſte Sachen um Almanach gegeben." Nicht minder günſtig lautete in wenige Tage ſpäter gefälltes Urtheil Göthe's. „Unſere Freundin Amalie," ſchrieb er den 21. Jul., „hat ſich in er Dichtkunſt wunderſam ausgebildet, und ſehr artige Sachen gemacht, die mit einiger Nachhilfe recht gut erſcheinen werden. Man merkt ihren Productionen ſehr eutlich die ſoliden Einſichten in eine andere Kunſt an, ınd wenn ſie in beiden fortfährt, ſo kann ſie auf einen edeutenden Grad gelangen."

Ermuntert durch den Beifall, den ihr Gedicht in ſechs Geſängen, Abdallah und Belſora, und ein anderes, das Feſt der Hertha betitelt nach dem Abdruck in Schiller's Horen gefunden, wagte ihre Phantaſie einen noch höhern Flug in dem Gedicht: die Schweſtern von Lesbos, ›as ebenfalls ſechs Geſänge umfaßt. Göthe, dem ſie die rſten Geſänge vorgeleſen, entdeckte bald ihre mangelhafte Kenntniß der Versart, die ſie für ihr poetiſches Product gewählt, und rieth ihr den Bau des Herameters in der Luiſe von Voß zu ſtudiren, nachdem er ihr das Schema für jene Form ſelbſt aufgeſchrieben hatte. Er und Schiller unterzogen ſich der Durchſicht des Manuſcriptes, und bereiteten es durch mannichfache Abänderungen und Verbeſſerungen zum Druck vor. Hiermit gradezu im Widerſpruche ſteht die Notiz, „daß beide nie eine Zeile in den Arbeiten der jungen Dichterin geſtrichen"[3]). Ihr Briefwechſel zeigt, daß ſie jenes Gedicht, bei aller Anerkennung des Talents der Verfaſſerin, doch keineswegs für ein vollendetes Werk gehalten. Zwar hatte Schiller in einem Briefe vom 19. März 1799 gemeint: „das Gedicht ſei überaus zart und rein entwickelt, mit einfachen Mitteln und ungemeiner Anmuth"[4]). Dagegen gab Göthe einige Monate nachher ſein lebhaftes Misfallen über die Schweſtern von Lesbos zu erkennen. „Gegen den erſten Geſang des Gedichtes," ſchrieb er den 29. Mai 1799[5]), „gelten alle die Gravamina, die ich Ihnen ſchon mündlich vorerzählt. Es fehlt alle epiſche Retardation; dadurch drängt ſich alles auf und über einander, und dem Gedichte fehlt, wenn man es lieſt, durchaus Ruhe und Klarheit. In dem ganzen Geſange iſt kein einziger Abſchnitt angegeben, und wirklich ſind die Abſchnitte ſchwer zu bezeichnen. Die ſehr langen Perioden verwickeln die Sache mehr, als daß ſie durch eine gewiſſe Vollendung dem Vortrag eine Anmuth gäben. Es entſtehen viel dunkle Parentheſen und Beziehungen, die Worte ſind oft ohne epiſchen Zweck umgeſtellt, und der Gebrauch der Principien nicht immer glücklich. Ich will ſehen, das Mögliche zu thun. Ob ich das Schema ſehr gefördert ſchicken oder bringen werde, iſt noch eine ſehr große Frage."

„Ich begreiſe wol," ſchrieb Schiller den 31. März 1799[6]), daß Ihnen das Gedicht unſrer Dilettantin immer weniger Freude machen wird, je näher Sie es betrachten. Denn auch darin zeigt ſich der Dilettantism beſonders, daß er, weil er von einem falſchen Princip ausgeht, nichts hervorbringen kann, das nicht im Ganzen falſch iſt, alſo auch keine weſentliche Hilfe zuläßt. Mein Troſt iſt, daß wir bei dieſem Werke den dilettantiſchen Urſprung ja ankündigen dürfen, und daß wir, indem wir eine Toleranz dafür beweiſen, blos eine Humanität zeigen, ohne unſer Urtheil zu compromittiren. Das Schlimmſte dabei iſt die Mühe und die Unzufriedenheit, die es Ihnen macht. Indeſſen müſſen Sie die Arbeit als eine sectionem cadaveris zum Behuf der Wiſſenſchaft anſehen."

So getröſtet, unterzog ſich Göthe mit großer Ausdauer der mühſamen Durchſicht des Gedichtes, und den Abänderungen, die es zu bedürfen ſchien. Den 1. Jun. 1799 meldete er: es gehe damit ſchon beſſer, ſeit er ernſtlich darüber nachgedacht, wie der Sache zu helfen ſei. „Geſtern Abend," ſchrieb er[7]), „iſt eine Conferenz dar-

2) Der Muſenalmanach auf das J. 1798 enthält von ihr folende Gedichte: Sonnet. S. 45. Der verlorene Maitag. S. 80 fg.)ie Mode. S. 194 fg. Die Jungfrau des Schloſſes. S. 242 fg. ſn Daphne. S. 288 fg. Die Freuden der Gegenwart. S. 301 fg. In dem Muſenalmanach auf das J. 1799 befinden ſich: Die Gei·er des Sees. S. 165 fg. und: Der Abſchied. S. 232 fg. Aus em zuletztgenannten Gedichte, das nebſt den übrigen in Matthiſon's lyriſcher Anthologie (17. Th.) wieder abgedruckt worden, ›ählen wir die erſten Strophen, als Proben einer eigenthümlichen ·artheit der Diction.

Dicht wob der Linde grünes Dach
  Den Schatten um mich her;
Es wallte ſilberklar der Bach
  Vom ſchilfumkränzten Wehr;
Mit dunklem Purpurlicht umgoß
  Das Abendroth den Hain,
Und roſig in der Quelle floß
  Der zarte Widerſchein.

Und wie die Welle ſank und ſchwoll,
  So hob mir unbewußt
Sich ſchmerzlich jetzt und ahnungsvoll
  Die tiefbewegte Bruſt.
Vom duftenden Geſträuch des Mai's,
  In Silberflor gehüllt,
Brach ich manch blüthenvolles Reiß,
  Geſchiedner Freuden Bild.

3) ſ. v. Schindel, Die teutſchen Schriftſtellerinnen des 19. Jahrh. 3. Th. S. 161. 4) ſ. Schiller's auserleſene Briefe. Herausgegeben von Heinrich Döring. Zeitgenoſſ. 1835. 3. Bd. S. 105. 5) ſ. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe. 5. Th. S. 53 fg. 6) a. a. O. S. 54 fg. 7) a. a. O. S. 58.

Digitized by Google

über bei Frau von Wolzogen geweſen und unſre Freundinnen ſchienen ſich vor meinen rigoriſtiſchen Foderungen nicht zu entſetzen, ſodaß ich Hoffnung habe, es werde ſich die Sache nach unſerm Wunſche doch noch geben.“ — Deſſenungeachtet bemächtigte ſich ſeiner bei einer nochmaligen Reviſion der beiden erſten Geſänge des Gedichts ein Gefühl von Muthloſigkeit. „Es iſt und bleibt eine böſe Aufgabe,“ ſchrieb er den 24. Jul. „Das Werk iſt wie eine bronzene Statue, artig gedacht und gut modellirt, wobei aber der Guß verſagt hatte. Je weiter man in der Ausführung kommt, deſto mehr gibt's zu thun. Freilich hilft nun nichts weiter, man muß machen, daß man durchkommt.“ In einem ſpätern Briefe vom 14. Aug. vermochte Göthe nicht die Äußerung zu unterdrücken: daß ihm in einem Augenblicke, wo ihn eine ſtrenge Reviſion ſeiner eignen Arbeiten beſchäftige, „die Frauenzimmerlichkeiten der lieben kleinen Freundin“ noch etwas loſer und lockerer erſchienen, als früher. Eine Stelle in einem Briefe vom 21. Aug. faßt das Endreſultat ſeiner Anſicht von dem vielfach beſprochenen Gedicht in die Worte zuſammen: Es iſt keine Frage, daß es viel Anlage und viel Gutes hat; doch bleibt es in der Ausführung zu weit hinter dem zurück, was es ſein ſollte.

Bald nach der Erſcheinung der Schweſtern von Lesbos, die 1800 gedruckt und 1801 in Frankfurt am Main neu aufgelegt wurden [8]), hatten die äußern Lebensverhältniſſe der Dichterin eine günſtige Wendung genommen. Sie war Hofdame am weimariſchen Hofe geworden. Dort lernte ſie ihren nachherigen Gemahl, den k. ſchwediſchen Oberſten und Generalinſpector der Artillerie, v. Helwig, kennen, der damals (1802) von ſeinen Reiſen in der Türkei und Griechenland über Italien und Wien nach Weimar gekommen war. Dort feſſelte ſie die Sorge für ihre kranke Mutter, als ihr Gemahl (1803) nach Schweden zurückkehrte. Dorthin ging ſie, begleitet von ihren jüngern Schweſtern erſt ſpäter, nachdem ihre Mutter und ihr einziger Bruder geſtorben. Das Klima in Stockholm ſchien nachtheilig auf ihre Geſundheit einzuwirken, die durch mehre krankhafte Zufälle erſchüttert ward. Erſt in Teutſchland fand ſie längſt gehoffte Geneſung [9]). Sie hatte ſich mit ihren drei Kindern im Jahre 1810 nach Heidelberg begeben. Das Wiederſehen ihres Gemahls, der ſie dort (1812) beſuchte, ward getrübt, als ihn das Schickſal traf, auf Napoleon's Befehl nach Mainz transportirt zu werden. Der Fürſprache ſeiner Gattin, die ſich an die Großherzogin von Baden wandte, verdankte er ſeine Befreiung. Geſchäftsangelegenheiten führten ſie das Jahr 1814 nach Schweden zurück, wo ſie die früher angeknüpfte Bekanntſchaft mit mehren dortigen geachteten Gelehrten und Schriftſtellern erneuerte, doch ſich bald wieder nach Heidelberg begab. Eine Anſtellung, die ihr Gemahl als General im preußiſchen Heer erhalten, führte ſie bald nachher nach Berlin, das ſeitdem, wenn man einige Reiſen nach Dresden ausnimmt, ihr Wohnſitz blieb bis zu ihrem den 17. Dec. 1831 erfolgten Tode.

8) Die neueſte Ausgabe erſchien zu Heidelberg 1833. 9) ſ. das im Mai 1810 niedergeſchriebene Gedicht: Die Geneſung, im Morgenblatte. 1810. Nr. 274.

Als ſie im Jahr 1820 ihre Vaterſtadt Weimar beſuchte, gab ihr Göthe, in freundlicher Erinnerung früherer Verhältniſſe das Zeugniß, daß ſie in der Malerei auf dem Grund fortgebaut, den ſie in Geſellſchaft der Kunſtfreunde vor mehren Jahren in Weimar gelegt. Jenen Studien, denen ſie, neben ihren poetiſchen Beſchäftigungen, ſowol in Stockholm, als in Heidelberg und Berlin immer treu geblieben war, hatte ſie ſchon im Jahr 1804 die Auszeichnung zu danken gehabt, an der Maler- und Bildhauer-Akademie zu Kopenhagen zum Mitgliede ernannt zu werden.

Zu ihren poetiſchen Werken gehören noch außer den Schweſtern von Lesbos und den bereits erwähnten Beiträgen zu Schiller's Muſenalmanach und den Horen, die unter dem Titel dramatiſche Idyllen herausgegebenen Gedichte: „Die Schweſtern auf Corcyra“ [10]) und „Die Tageszeiten“ [11]). Das erſtgenannte Gedicht fällt noch in die Zeit ihres Aufenthalts zu Stockholm. Das Studium der altteutſchen Kunſt veranlaßte das von ihr in zwei Jahrgängen herausgegebene „Taſchenbuch in Sagen und Legenden“ [12]), und das Mährchen, die „Sage vom Wolfsbrunnen“ betitelt [13]). Auch im Romane verſuchte ſie ſich. Die Erzählung: „Helene von Tournon“ [14]), auf einer hiſtoriſchen Grundlage ruhend, iſt in pſychologiſcher Hinſicht bemerkenswerth. Sie zeugt von ihrer tiefen Kenntniß des weiblichen Herzens. Ihr zartes Gefühl ward ſchmerzlich bewegt durch das unglückliche Schickſal der Griechen. Der begeiſternde „Zuruf an Griechenland“ und das Gedicht: „Die Zaubernden“ [15]), beide in Dresden niedergeſchrieben, ſind ſprechende Beweiſe dafür. Mit einigen ſpätern Poeſien bildeten ſie die zu Berlin 1826 von ihr herausgegebene Sammlung von Gedichten zum Beſten unglücklicher Griechen. Gleichzeitig erſchien von ihr eine Überſetzung der Frithiofs Sage von Tegner (Stuttgart 1826), über welche nach den öffentlich mitgetheilten Proben [16]), ihr vielberührter treuer Freund Göthe ſehr günſtig urtheilte. Ihre Anſichten über die bildende Kunſt legte ſie in mehren Zeitſchriften nieder. In Fr. Schlegel's teutſchem Muſeum theilte ſie (1812) zwei Briefe mit über die Gemäldeſammlung von Boiſſerée und Bertram in Frankfurt am Main, und in dem Kunſtblatt zum Morgenblatt (1820. Nr. 64) einen Aufſatz über die Gemälde des Profeſſors Schadow in Berlin und einen andern (ebend. Nr. 69) über die Arbeiten des Profeſſors Vogel in Dresden, über deſſen Deckengemälde in Pillnitz (ebend. Nr. 99), über die berliner Kunſtausſtellung im Herbſte 1822 (ebend. 1823. Nr. 25) u. a. m. Die Abfaſſung eines ausführlichen Werks, mit dem ſie ſich längere Zeit beſchäftigt, und das den Titel: Die Künſtler Schwedens

10) Taſchenbuch auf das J. 1812. Mit zwei Kupfern u. Muſik. (Amſterd. u. Leipz. 1812. 12.) 11) Ein Cyklus griechiſcher Zeit und Sitte in vier Idyllen, als Taſchenbuch auf das J. 1812. (Ebend. 1812. 12.) 12) Mit Kupfern nach Zeichnungen von Cornelius, gemeinſchaftlich mit Fr. Baron de la Motte-Fouqué herausgegeben. (Berlin 1812 u. 1817. gr. 12.) 13) Berlin 1814. R. A. Ebend. 1821. 14) Ebend. 1824. 15) Im Morgenblatte 1821. Nr. 195. 1822. Nr. 63. 16) Im Morgenblatte 1822. Nr. 70. 77 u. 165.

Digitized by Google

erhalten ſollte, unterblieb. Ein Bruchſtück findet man im Morgenblatt 1823. Nr. 94 [17]). (*Heinrich Döring.*)

3) **Andreas Lazarus v. I.**, den 12. Jan. 1656 zu Nürnberg geboren, blieb Proteſtant, als ſein Vater, der bamberger Geheimerath Johann Hieronymus, 1675 zu ſeiner eigenen ſpätern Pein, wie erzählt wird, zur katholiſchen Kirche übergegangen war, und ſtieg am pfalzgräflichen Hofe zu Sulzbach vom Hofjunker bis zum Geheimenrathe. In derſelben Würde war auch ein Ruf vom braunſchweiger Hofe zu Wolfenbüttel an ihn ergangen, wohin er eben abgehen wollte, als ihn der Tod noch zu Sulzbach am 23. Aug. (?11. Sept.) 1704 ereilte. Wir haben hier ſonderlich ſein ſchriftſtelleriſches Wirken zu berückſichtigen, welches bekannter, geſchätzter und berühmter geworden iſt, als ſeine Thätigkeit in den amtlichen Stellungen, die er nach einander eingenommen hatte. Als Schriftſteller gründete er ſeinen guten Namen zuerſt durch die beliebte Flugſchrift: Gallia titubans (1690. 4.), welche, wie ſeine größern Werke auch, ohne Nennung ſeines Namens erſchienen ſein mag. Als nun neben dem Baron von Wagenfels der Ruf an ihn erging, für die Bildung und Belehrung des jungen Erzherzogs und römiſch-teutſchen Königs (nachmals Kaiſers) Joſeph I. ein Geſchichtswerk zu ſchreiben, ſo widmete er ſeine Studien der Ausarbeitung des „hiſtoriſchen Bilderſaales" in fünf ſtarken Octavbänden [1]), welcher, obſchon der Feder eines Proteſtanten entfloſſen, für jene Zeit doch ſo viele Mäßigung enthält, daß er bei keiner chriſtlichen Confeſſion Anſtoß erweckte, vielmehr dem jungen Monarchen, dem es allererſt zugewieſen worden war, ein ſehr willkommenes Lehrbuch, und andern fürſtlichen Jünglingen und Söhnen vornehmer Familien zum Unterrichte in der Geſchichte hauptſächlich in die Hände gegeben und angeprieſen wurde. Im Allgemeinen aber beſtimmte der Verfaſſer, wie er ſich ſelbſt ausſpricht, das Werk zur Belehrung der gebildeten Jugend vom reiferen Alter überhaupt, es wurde aber vom großen Publicum ſelbſt zu einem Leſebuche für Jedermann umgeſchaffen, was ſich nur zu deutlich durch die öftern Auflagen der einzelnen Theile kund gibt. Die erſtaunliche Beleſenheit des gelehrten Barons hatte den Geſchmack ſeiner Zeit, welcher ein ſchlechter war, getroffen, d. h. nach unſerm heutigen Maßſtabe: er ſchrieb ein Leſebuch der allgemeinen Weltgeſchichte in der damals noch ungebildeten, rauhen, holperichten teutſchen Sprache, voll von ausländiſchen Wörtern und unteutſchen Redensarten, ein Werk reich an Vorurtheilen und Aberglauben, von theilweiſe geſchmackloſer und unkritiſcher Auswahl des Stoffes, der häufig durch ſchwierige, zwiſchen den Text geſchobene bildliche Darſtellungen zur Ergötzung und Anregung verſinnlicht, jedoch aber durch künſtleriſche Ungeſchicklichkeit ſowol, als bisweilen durch unglückliche Wahl der Gegenſtände unangenehm und widerlich wird. Das Werk war aber in ſeiner Art eine ſeltene Erſcheinung, ſein Styl, gleich der in den politiſchen Schriften, wenn ſie teutſch geſchrieben, damals üblichen Darſtellungsweiſe ohne Rückſicht auf die Mahnungen zu reinerer Sprache, die hin und wieder wol ſchon ausgeſprochen, aber verachtet wurden, wie es auch durch Imhof geſchah, und in deſſen Vorrede ehrlich eingeſtanden wird. Nach den Urtheilen ſeiner Zeitgenoſſen hingegen ſchrieb von Imhof beſonnen, redlich, höchſt vorſichtig, namentlich in religiöſen Dingen, vermied Entſcheidungen in zweifelhaften Fällen, war ausführlich und ſorgfältig, und wurde von Struve, dem nur die Kupferchen mit Recht misfielen, bis zu Gundling hinauf geprieſen; der berühmte Wagenſeil hielt dieſen Bilderſaal für ein Werk von großem Verſtande, das mit nicht genug zu lobender Deutlichkeit und Ordnung geſchrieben, und jedem jungen Manne, der die allgemeine Geſchichte kennen lernen wolle, ſo unentbehrlich wäre, daß, wenn er kein Geld zum Ankaufe deſſelben beſitze, er es dazu zuſammenbetteln müſſe. Die unerwartet gute Aufnahme dieſes Werkes gab Anlaß, daß es, und vorzugsweiſe zur Belehrung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, ins Franzöſiſche überſetzt, und zu Leyden 1703 in zwei Folianten und fünf Abtheilungen mit dem Titel gedruckt wurde: Le grand théatre historique, ou Nouvelle histoire universelle, tant sacrée que profane depuis la création du monde jusqu'au commencement du XVIIIe siècle, mit Merianiſchen Kupfern, die beſſer ſein mögen, als die des Originalwerkes. Auch einer italieniſchen Überſetzung, vielleicht nach der franzöſiſchen verfaßt, erfreute ſich das Werk mit dem Titel: Gran Teatro storico o sia Storia universale etc. (1738. 4.).

Das Schickſal dieſes berühmt gewordenen und jedenfalls eine fühlbare Lücke in damaliger Literatur ausfüllenden Originalwerkes beſonders belangend, ſo erſchienen die drei erſten Bände zu Sulzbach von 1692—94, der vierte und fünfte 1697 (?1695) und 1701 [2]) zu Nürnberg, wo auch alle nachfolgende Auflagen ſammt den Fortſetzungen herauskamen. Jeder Band erlebte ſeine beſondern Auflagen, ſo der erſte 1697, 1702 und 1752, der zweite 1698, 1704, 1727 und 1753, der dritte erlebte nur vier Auflagen, der vierte und fünfte ebenſo viele, und daß ſich der Geſchmack an dieſem Werke ſehr lange erhielt, beweiſt die Erſcheinung einer neuen Ausgabe des fünften Bandes im J. 1765. Der vor uns liegende erſte Theil der dritten Auflage führt den Titel: Neueröffneter hiſtoriſcher Bilderſaal, das iſt kurtze, deutliche und unpaſſionirte Beſchreibung der Historiae Universalis, von Anfang der Welt biß auf unſere Zeiten

17) Vgl. v. Schindel's teutſche Schriftſtellerinnen des 19. Jahrh. 1. Th. S. 201 fg. 3. Th. S. 158 fg. Fr. Horn's Umriſſe zur Geſchichte und Kritik der ſchönen Literatur Teutſchlands. S. 236 fg. Fr. v. Matthiſſon's literar. Nachlaß. 4. Bd. S. 27 fg. Meuſel's gel. Teutſchland. 14. Bd. S. 238. 18. Bd. S. 269 fg. 23. Bd. S. 43 fg. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. 9. Jahrg. 2. Th. S. 1062 fg. O. L. B. Wolff's Encyklopädie der teutſchen Nationalliteratur. 4. Bd. S. 32 fg.

1) Vgl. V. H. Kemmerich's neueröffnete Akademie der Wiſſenſchaften. I, 356, und Joſeph's des Sieghafften Römiſchen Kayſers Leben und Thaten, Cölln, im jahr 1712, I, 30 fg., mit den bekannten Werken von Kopitſch, Hirſching und Meuſel.

2) Nach Struve's Selecta biblioth. histor. p. 199 erſchien der fünfte ſchon 1697; doch findet ſich in der uns vorliegenden Ausgabe durchaus keine Hinweiſung auf einen frühern Druck dieſes Theiles.

Digitized by Google

und das J. 1701, in ordentliche und merckſame Periodos und Capitul eingetheilt. Der vierte Band ſchließt mit Kaiſers Ferdinand III. Tode, und gibt in einem Anhange die Weltbegebenheiten in chronologiſcher Form von Leopold's Thronbeſteigung bis 1695. Erſt im fünften Bande iſt dieſe Periode bis zum Abſchluſſe des 17. Jahrh. unter dem Titel verarbeitet: Europäiſche Chronica, oder Beſchreibung, was ſich in dieſen zurückgelegten allerdenkwürdigſten Semi-Seculo Zeit währender Regierung unſers Glorwürdigſten Käyſers Leopoldi I. von 1656—1701 in der gantzen Welt, ſonderlich in Europa, Merckwürdiges zugetragen. Der Verfaſſer gab dieſen Theil, auf öffentliches Verlangen, als ein für ſich beſtehendes Ganzes. In keinem dieſer Theile nennt er ſich, ebenſo wenig gibt er die nächſte Veranlaſſung dazu an, er blieb im Allgemeinen faſt ungenannt, während ſein Werk gefeiert wurde; nur wenigen Gelehrten und Schriftſtellern wurde er bekannt, da Viele glaubten, das Werk ſei von Jacob Wilhelm v. Imhof, dem berühmten Genealogen, geſchrieben worden. Allem Anſcheine nach trugen Wagenſeil, May und Gundling zuerſt zur Verbreitung der Bekanntſchaft mit dem wahren Verfaſſer bei. Nicht zu überſehen iſt, daß mit dem Abſchluſſe des fünften Bandes dieſes hiſtoriſchen Bilderſaales ein großes Verlangen nach einer Fortſetzung dringend geäußert wurde. Der Reiz, welchen die fortgeſetzten ſpaniſchen Kriege und Peter's des Großen Umgeſtaltungen des nordiſchen Reiches gaben, erregte vorzugsweiſe dieſe Sehnſucht. Die nürnberger Verleger fanden ſich bereit, und da v. Imhof inzwiſchen geſtorben war, ſo verbanden ſich nach einander mehre teutſche Gelehrte, zuerſt der altdorfer Profeſſor Eucharius Gottlieb Rinck, zu dieſem Unternehmen, um in dem Geiſte ihres Vorgängers, d. h. „in moderater Schreibart die authentiſchen Thatſachen ihrer Zeit wahr, doch in den Schranken einer unverfänglichen Beſcheidenheit," mit Verſinnlichung durch bildliche Darſtellung einzelner Hauptbegebenheiten zu beſchreiben. Mit großer Ausführlichkeit und mit denſelben Vorurtheilen, die ihr Vorgänger, den ſie — beiläufig bemerkt — nicht einmal einer dankbaren namentlichen Erwähnung werth achteten, bewieſen hatte, gingen ſie an die Sache, und ſchloſſen in einem ſechsten Bande (1710) die Erzählung der Welthändel von 1700—1704 den vorangegangenen unter demſelben von Imhof gewählten allgemeinen Titel an. Nun wünſchte man für den folgenden ſiebenten Band einen Ruhepunkt der Zeitereigniſſe zu haben, allein es währte dem Verfaſſer und den Verlegern zu lange, ehe derſelbe von den europäiſchen Machthabern gegönnt wurde; daher ſandten ſie inzwiſchen aus Rinck's Feder (1715) eine Chronik der Begebenheiten von 1705—1714 unter dem Titel voraus: Neueröffneten hiſtoriſchen Bilderſaales Anhang ꝛc., mit kleinen Kupfern, welcher endlich (1719) in dem ſiebenten Bande ausführlich bearbeitet erſchien, und an den ſich nach und nach zehn Bände, ebenfalls in gr. 8. bis 1778 (1782), mit Kupfern anſchloſſen, wie Hirſching, Nopitſch und Cyriès bemerken [3]), während mehre dieſer Theile ihre Wiedergeburten erlebten, aber auch den urſprünglichen Zweck verloren, und durch ihre große Ausführlichkeit manchem Geſchichtsforſcher eine nicht unwillkommene Quelle geworden ſein mögen. Uns ſind blos zehn Bände des geſammten Werkes, davon einige in unmäßigem Umfange, bekannt; der letzte von ihnen erſchien 1744, und erzählt die Begebenheiten von 1734—1743. Im Übrigen ſchreibt Nopitſch dem Barone von Imhof noch folgendes Werk zu: Neueröffneter Hiſtorienſaal, d. i. Beſchreibung der allgemeinen Welt- und Kirchengeſchichten (Baſel 1736. 5 Bde. 4.), wenn dies nicht ein Nachdruck des hiſtoriſchen Bilderſaales mit verändertem Titel iſt. (*B. Röse.*)

4) und 5) **Christoph Jacob** und **Gustav Wilhelm v. I.**, ſ. unt. Imhof (Genealogie).

6) **Jacob Wilhelm v. I.**, aus einer alten nürnbergiſchen adeligen Familie, war zu Nürnberg, wo ſein Vater Mitglied des Raths war, am 8. März 1651 geboren; ſtudirte anfänglich im Ägidianiſchen Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, dann auf der Univerſität zu Altdorf; erwarb ſich beſonders in alten und neuern Sprachen große Kenntniſſe, und machte hierauf Reiſen durch den größten Theil Teutſchlands, die Niederlande, Frankreich und Italien. Unter den Gelehrten, die er auf dieſer dreijährigen Reiſe kennen lernte, wurden beſonders Böcler in Straßburg, und Spener, damals in Frankfurt a. M., für ihn wichtig, da er durch ſie in ſeinen Lieblingsſtudien, der Genealogie und Heraldik, großen Vorſchub erhielt. Die Vorliebe für dieſe Studien hatte er ſchon von ſeinem Vater angenommen, der ſich hierin ebenfalls nicht gemeine Kenntniſſe erworben hatte, ohne jedoch als Schriftſteller darin aufzutreten. Nachdem er 1673 ſeine Reiſen beendigt hatte, wählte er zwar Nürnberg zu ſeinem beſtändigen Aufenthaltsorte, nahm jedoch die ihm angebotene Stelle im Rathe nicht an, um ſich deſto ungeſtörter mit den Wiſſenſchaften beſchäftigen zu können; doch diente er ſeiner Vaterſtadt Anfangs in den Gerichten, und dann als Loſungsrath, welche Stelle er 40 Jahre lang, bis zu ſeinem, am 20. Dec. 1728 erfolgten, Tode bekleidete. Er hatte den Ruhm eines nicht nur überaus gelehrten, ſondern auch ſehr uneigennützigen, beſcheidenen und wohlthätigen Mannes. Außer, daß er, mit Hilfe ſeiner großen Bibliothek (von der er eine große Anzahl, beſonders ausländiſcher, ſeltener genealogiſcher Werke, noch bei ſeinem Leben, der nürnbergiſchen Stadtbibliothek zum Geſchenk machte), die Studien anderer Gelehrten beförderte, und mit Fürſten, Staatsmännern und Gelehrten einen ausgebreiteten Briefwechſel unterhielt, war er auch ſelbſt ein fleißiger Schriftſteller. Alle ſeine Schriften gehören in das Gebiet der Genealogie und der damit verwandten Heraldik; denn in dieſen Wiſſenſchaften hatte er ſich ſo tiefe und ausgebreitete Kenntniſſe erworben, daß man ihm und Spener'n darin unter ſeinen Zeitgenoſſen einſtimmig den erſten Rang anwies. Sein Hauptwerk iſt die **Notitia S. R. G. Imperii Procerum tam ecclesiasticorum quam secularium historico-heraldico-genealogica**, die zuerſt zu Tübingen 1684 in 2 Bänden in 8; dann 1687 in 4; ferner 1693 und abermals 1699 in Fol., jedesmal ſehr vermehrt und verbeſſert erſchien,

3) Die Verfaſſer der eilf letzten Bände nennt Meuſel's Biblioth. histor. I, 109 sq.

worauf, nach Imhof's Tode, Köler eine neue, bis auf ſeine Zeit fortgeſetzte Ausgabe veranſtaltete [1]), die alle damaligen reichsſtändiſchen, fürſtlichen und gräflichen Häuſer umfaßt, und ſich nicht nur durch Vollſtändigkeit, Freiheit von den alten genealogiſchen Träumereien und Fabeln, Genauigkeit der Genealogie und Richtigkeit der Wappen, unter allen ältern Werken dieſer Art vortheilhaft auszeichnet, ſondern in gewiſſer Hinſicht auch bis jetzt noch nicht ganz entbehrlich geworden iſt. Seine übrigen Schriften ſind hauptſächlich der Genealogie ausländiſcher Geſchlechter gewidmet; und obgleich Imhof zu ſeiner Zeit faſt der Einzige in Teutſchland war, der ſich damit in ſo ausgedehntem Umfange beſchäftigte, und einen ungewöhnlichen Vorrath von Materialien zuſammenbrachte, ſo iſt es doch leicht erklärlich, daß er hierin nicht mit ebenſo viel Genauigkeit und Kritik, wie bei der Geſchlechtskunde der teutſchen Häuſer, verfahren konnte, daher auch dieſe Werke, ungeachtet ſie ihm weit mehr Mühe gekoſtet haben mögen, doch im Ganzen weit weniger verdienſtlich, und jetzt größtentheils vergeſſen ſind [2]).

(*H. A. Erhard.*)

7) **Johann Hieronymus v. I.**, ſ. unt. Imhof (Genealogie).

IMHOFIA nannte Heiſter zu Ehren ſeines Gönners, des herzoglich braunſchweigiſchen Rathes von Imhof, eine Pflanzengattung, welche Linné mit Amaryllis vereinigte. Neuerdings ſtellte Herbert die Gattung Imhofia wieder her; allein ſie iſt nicht weſentlich von Brunsvigia (ſ. d. Art.) verſchieden.

(*A. Sprengel.*)

IMI oder **IMMI** (auch wol Immel und Imeli, franzöſiſch émine) iſt ein in der Schweiz und in einigen Theilen des Würtembergiſchen und Badiſchen gebräuchliches Getreidemaß, deſſen Größe an verſchiedenen Orten abweicht. In Bern enthält ein Imi, welcher in zwei Achterli oder vier Sechzehnerli untergetheilt wird, 176,585 altfranzöſiſche Kubikzoll, und iſt gleich 3,50275 Liter, 0,06373 berliner Scheffel, 0,0326 dresdener Scheffel, 0,05696 wien. Metzen. Vier Imi machen ein Mäß, 48 Imi ein Mütt. In Fryburg iſt ein Sack = 8 Mäß = 16 Quaterons = 96 Imi, und enthält 805 franz. Kubikzoll, wonach 1 Imi = 8,3854 franz. Kubikz. In Luzern und Unterwalden iſt 1 Malter = 4 Mütt = 16 Viertel = 160 Imi = 256 Becher; 1 Imi = 175,2 frz. Kubikz., oder 0,06323 berl. Scheffel, oder 0,0565 wien. Metzen. In Zürich rechnet man 1 Mütt = 4 Viertel = 16 Vierling = 64 Mäßli = 144 Imi; 1 Imi hält 28,75 frz. Kubikz. = 0,01038 berl. Scheffel, oder 0,5703 Liter, oder 0,00934 wien. Metzen. In Solothurn iſt der Imeli der vierte Theil von 1 Mäß, = 0,0536 wien. Metzen. Ein Immel in Heidelberg iſt der achte Theil von 1 Viernſel, der vierte Theil von 1 Simmer, die Hälfte von 1 Kumpf, und = 175,4 frz. Kubikz., mithin ſehr nahe mit dem luzerner Imi übereinſtimmend. In Ulm hat 1 Imi 4 Mittle, 24 Metzen oder 96 Viertele, und iſt = 11,548 frz. Kubikz., 2,29784 Hektoliter, 4,18088 berl. Scheffel, 2,13884 dresdn. Scheffel, 3,73676 wien. Metzen. Auch als Maß zu flüſſigen Dingen wird der Imi an verſchiedenen Orten gebraucht. Der Imi in Solothurn iſt = 2¼ wien. Maß; in Heidelberg = 2,446 wien. Maß. Im Königreiche Würtemberg machen 96 Imi 6 Ohm (Eimer) oder 1 Fuder; der Imi (untergetheilt in 10 Maß oder 40 Schoppen) enthält, bei dem gewöhnlichen Hellaichmaß, 926,1 frz. Kubikz., 18,3704 Liter, 16,043 berl. Quart, 19,62 dresdn. Kannen, 15,158 leipz. Kannen, 12,982 wien. Maß.

(*Karmarsch.*)

Imier (Val St.), ſ. Immerthal.

Imilko, ſ. Himilko.

Imireti, ſ. Imereti.

IMITATION, Nachahmung in der Ton- und Redekunſt. Nachahmen heißt etwas in der Art eines Andern, nach einem Vorbilde geben. Das Vorbild kann ein Menſch in ſeiner eigenen Kunſtweiſe oder die Natur ſelbſt ſein. Beides kann auf unwürdige und auf würdige Art geſchehen. In beiden Fällen ſoll aber weder von kindiſcher Nachäfferei, noch von einer gefliſſentlichen bloßen Copie eines ſchon Vorhandenen die Rede ſein, ſondern davon, daß man ſich in Hervorbringung eines Neuern theilweiſe an irgend ein Vorbild hält, und zwar mit Bewußtſein. Legt man hier irgend ein Muſter zum Grunde, das dem Zwecke des neuen Werkes in den Hauptſachen entſpricht, und läßt dabei nicht nur die unpaſſenden Einzelnheiten und nicht mehr zeitgemäßen Richtungen hinweg, und vertauſcht ſie dagegen mit andern paſ-

1) Dieſe Ausgabe führt den Titel: *Jac. Wilh. Imhofii* Notitia Sacri Rom. German. Imperii Procerum tam ecclesiasticorum quam secularium historico-heraldico-genealogica, ad hodiernum Imperii statum accommodata, et in supplementum operis genealog. Rittershusiani initio adornata. Edit. quinta, partim ex annotat. et schedis ipsius b. autoris, partim ex propriis observat. etc. multis supplem. instaurata etc. stud. et op. *Jo. Dav. Koeleri* (Tubing. 1732. fol.), mit Imhof's Bildniß als Titelkupfer, und 19 Wappentafeln, die zuſammen 156 Wappen enthalten. 2) Die übrigen Imhof'ſchen Schriften ſind: Spicilegium Rittershusianum (Tubing. 1683), Spicileg. Rittershusiani Pars posterior (1685. fol.), enthalten zuſammen 70 neue Stammtafeln und Supplemente zu den Rittershuſiſchen Tafeln. Excellentium in Gallia familiarum genealogiae. (Norimb. 1687. fol.) Genealogiae familiarum Bellomaneriae, Claromontanae, de Gallerande et Mamaiae. (Norimb. 1688. fol.) Regum Pariumque Magnae Britanniae historia genealogica. (Norimb. 1690. fol.) Cum append. (Norimb. 1691. fol.) Genealogiae historicae caesarearum, regiarum et principalium familiarum, quae in terris Europaeis post Romanae extinctionem monarchiae hucusque imperarunt. (Francof. et Lips. 1701. fol.) Historia Italiae et Hispaniae genealogica, exhibens instar prodromi stemma Desiderianum. (Norimb. 1701. fol.) Weil der Verf. durch falſche, ihm mitgetheilte Nachrichten wegen der Nachkommen des Deſiderius hintergangen worden war, unterdrückte er den zweiten Theil. Corpus Historiae genealogicae Italiae et Hispaniae. (Norimb. 1702. fol.) Recherches historiques et généalogiques des Grands d'Espagne. (Amst. 1707. 12.) Stemma regium Lusitanicum. (Amst. 1708. fol.) Genealogiae XX. illustrium in Italia familiarum. (Amst. 1710. fol.) Genealogiae XX. illustr. in Hispania familiarum. (Lips. 1712. fol.) Genealogia Ruthenorum Comitum ac Dom. in Plauen. (Norimb. 1715. fol.) Albanensis familiae arbor genealogica illustrata historica relatione. (Norimb. 1722. fol.) Eine ausführliche Lebensgeſchichte Imhof's gibt Köler, Hiſtor. Münzbeluſtigung. 2. Th. 51. St., bei Gelegenheit einer zu ſeinem Andenken von Veſtner gearbeiteten Medaille; und hiernach Will im Nürnb. Gelehrten-Lexikon. 2. Th. S. 241 fg.

ſenden, durch wohl angebrachte, hierher gehörige, Zwecke und wirkungsmäßige Selbſterfindungen: ſo wird eine ſolche Nachahmung eine würdige. Wo dagegen ohne Einſicht und Geſchmack auch das Hindernde und Störende, ja ſelbſt das Mangelhafte irgend eines menſchlichen Vorbildes nachgeahmt würde, könnte die Nachahmung keine Ehre bringen. Mit der Nachahmung der Natur in den Künſten verhält es ſich ziemlich ebenſo. Der Künſtler ſoll und muß die Natur zu ſeinem großen Vorbilde nehmen: aber wie? Nicht Alles in der Natur iſt vom Künſtler nachzuahmen, und nicht in jeder Kunſt daſſelbe. Der Künſtler muß wiſſen, welche Gegenſtände er in ſeiner Kunſt nachahmen kann, und welche nicht. Selbſt beim Maler und Bildhauer, die doch am meiſten an Nachahmungen der Natur gewieſen ſind, wird es ſogar im Portraitiren noch nothwendig, daß er für ſeine Ähnlichkeiten den ſeinem Zwecke zuſagendſten Augenblick wähle. Wie viel mehr wird er in freieren Nachahmungen der Natur Geiſt entwickeln müſſen? Indem er, wenn auch mit Recht, die Natur außer ihm nachbildet, darf ſeine eigene Natur, die Geiſtigkeit und Idealität ſeines Weſens nicht darunter leiden. Bei allen Nachahmungen des Einzelnen, ſo weit ſie ſeiner Kunſt grade zuträglich ſind, darf die höchſte Nachahmung der Natur, die jedesmalige Zweckmäßigkeit, die treffend das überall Rechte gibt, weder zu viel noch zu wenig, nicht fehlen. Das iſt das Ziel der würdigſten Nachahmung, die zugleich die ſelbſt eigene geiſtige Natur am lebendigſten in Anſpruch nimmt. Der Redner und Dichter hat in ſeinen Geiſtes- und Empfindungsdarſtellungen nicht ſelten Scenen und Weſen der großen Natur möglichſt treu zu ſchildern. Thut er dies mit den Worten, die ſeine Abſicht am Beſten und am Schnellſten vor die Sinne und durch ſie in die Seele ſeiner Hörer tragen, ſo hat er ſich als Meiſter erwieſen. Diejenigen Worte, die den Gegenſtand am lebendigſten an ſich und grade ſo ſtark, als es ſein Zweck erheiſcht, abbilden, ſind die eben rechten, z. B. brauſen, dröhnen, murmeln, plätſchern und dergl. Aber er darf nicht zu viel, nicht zu breit ſich beim Malen einer Naturerſcheinung mit Worten aufhalten, und muß übergehen, was ſeinem geiſtigen Zwecke nicht frommt, ihn im Gegentheil in Schatten ſtellen würde. Zuweilen wird es dem Dichter ſogar nothwendig, das Häßliche, Widrige, ja Ekelhafte, kurz einzuführen, wo es am Orte ſteht, worauf Alles ankommt. Das darf er, weil ſeine Bilder vorüberziehen und von andern verdrängt werden, deren Schönheit von jener zweckmäßig herbeigeführten, oder wie von ſelbſt ſich aufdrängenden Häßlichkeit noch Vortheil ziehen. Der Maler und Bildhauer kann das nicht, weil ſeine Bilder ſtehen und nicht vorüberziehen. So ſind denn alle Tropen und Bilder gut, wenn ſie geben, was ſie ſollen und die Tendenz der Rede oder der Dichtung herausſtellen und ſie lebendiger machen helfen. Komiſches ſogar kann am rechten Orte aus der Natur genommen und im hierher gehörigen Grade nachgeahmt und unter Ernſtes geſtellt werden, abſonderlich, wenn des Hörers tief bewegtes Gefühl frei gemacht und für lebendigen Antheil am Folgenden wieder gewonnen werden ſoll. Jede rechte Nachahmung wird alſo vom geiſtigen Zwecke bedingt, der als Eigenthümliches des Schaffenden in ſein Werk übergehen und aus ihm auf Andere wirken muß. Auf ähnliche Weiſe iſt es mit der Nachahmung hochſtehender Menſchen. Man ſtudirt ihre Werke, bildet und erwärmt ſich an ihnen, läßt ihre Art auf ſich einwirken, entwickelt ſich Regeln aus ihnen, die man im Ganzen und Großen, aber nicht mit Entäußerung ſeiner Eigenthümlichkeit in ſein Weſen aufnimmt. Übend mag man ſie nachbilden, ſo viel man will und kann, mit Ausſchluß deſſen, was man als nicht groß, oder blos als vergänglich, zeitgemäß erkennt: beim Schaffen eines Werkes hingegen walte keine andere Rückſicht, als eigene Wärme des Gefühls, verbunden mit Klarheit des über dem Gefühle wachenden und lenkenden Geiſtes. Selbſt wenn die Nachahmung eines gegebenen Hauptwerkes vorherrſchendes Ziel geworden iſt, darf ſie die eigene Schöpfungskraft nicht völlig aufheben; das Bewußtſein ſeiner ſelbſt, der Stand der veränderten Zeit und Volkseigenheit muß über der Nachahmung ſelbſt lebendig ſchweben, wie z. B. in Göthe's Iphigenie. Auch wo dageweſene große oder auf irgend eine Weiſe wirkſame Formen auf das Beſtimmteſte mit Fleiß nachgeahmt werden, was oft einen eigenen Reiz gibt, muß doch der Inhalt ſelbſt etwas Eigenthümliches darzulegen haben.

Die muſikaliſche Nachahmung kann in dieſer Hinſicht durchaus keine andere ſein. Es gibt auch im Tonkünſtleriſchen Fälle, wo man ſich die Nachahmung der ganzen Schreibart irgend eines geſchätzten Mannes zur Hauptaufgabe macht, ſodaß das neue Werk für eins von jenem, das man nachahmt, gehalten werden könnte, und zwar im Ernſte, daß man alſo ſein Vorbild keineswegs ins Komiſche ziehen will. Aber auch hier muß das Werk, wie ein neues aus der Feder des Vorbildes, wie eine Bereicherung erſcheinen, folglich Erfindungskraft in ſich tragen, die ſich einer andern als ſeiner ſelbſtigſten Manier getroffen anſchließt. Ein ſolches Werk heißt Pasticcio im edeln Sinne (ſ. Pasticcio). Von der freien Nachahmung eines großen Lieblingsmeiſters gilt daſſelbe, wie beim Redner und Dichter, nicht minder von der Nachahmung der Natur, die in der Muſik am wenigſten zu weit getrieben werden, aber ebenſowenig völlig verworfen werden dürfen. Das rechte Maß läßt ſich hierin theoretiſch ſchwer finden; ja es dürfte darum kein allgemeines Maß feſtzuſtellen ſein, weil das Gefühl der Menſchen zu verſchiedenartig iſt, hier in einer Sache, in welcher kaum ein allgemein gültiges Vernunftgeſetz für alle Fälle geſtellt werden möchte. Dieſe Art der Nachahmung heißt T o n m a l e r e i und erfodert ihrer Wichtigkeit wegen einen eigenen Artikel (ſ. Tonmalerei). Die Lehrer des Tonſatzes haben aber von je her, ſo lange es einen ausgebildeten Contrapunkt gab, unter dem Worte Nachahmung, gewöhnlich mit dem fremden Worte I m i t a z i o n benannt, einen andern Begriff verbunden. Imitation heißt ihnen nichts anderes, als eine gleichmäßige oder ähnliche Wiederholung eines kurzen muſikaliſchen Satzes, oder einer Figur in einer oder in mehren andern Stimmen, ſodaß irgend eine andere Stimme die Aus-

Digitized by Google

drucksbewegung der vorhergegangenen übernimmt. Es iſt alſo hier weder von einer Nachahmung irgend eines andern Componiſten noch der Natur die Rede, ſondern von einer wiederholten Einführung eines ſelbſterfundenen muſikaliſchen Einſchnittes oder Motivs in eine zweite Stimme. Da ein ſolcher Satz nothwendig die Hauptmelodie enthält oder deren Charakterausdruck angemeſſen erfunden vorausgeſetzt wird: ſo wird durch ſolche Wiederholung der Satz nicht allein feſter in den Sinn geprägt, ſondern es wird auch jede Stimme, welche jenen Satz oder jene Charakterfigur ergreift, zu einer weſentlich melodiſchen und gleich charakteriſtiſchen erhoben, ſodaß ſie nicht mehr als bloße Begleitungs- oder Füllſtimme angeſehen werden kann. Dadurch wird folglich der im Reiche der Töne ohnehin weit dunklere Ausdruck, als im Felde der Rede, ſtärker hervorgehoben und eindringlicher, erhält durch die verſchiedene Klangſtärke einer andeen Stimme mehr Mannichfaltigkeit und Anmuth, ohne die Einheit des Charakterausdrucks zu ſtören, vielmehr wird er ſie verſtärken. Während diejenige Stimme, welche den Hauptgedanken zuerſt vorbrachte, ihn einer andern überläßt, ſchreitet ſie in neuer Bewegung fort, die um ſo beſſer iſt, je weniger ſie blos harmoniſch ausfüllt, je ſelbſtändiger ſie, verſchieden von ihrer angegebenen Bewegung, melodiſch und charakteriſtiſch bleibt. Die Verwebung der verſchiedenen Stimmen erhält alſo dadurch das mannichfaltigſte Leben und jenen Reiz eines gebildeten Vereins, wo jeder den Gedanken eines Andern durch Zuſatz und beſtimmtere Entwickelung verklärt. Ja es kann und wird ſich in ſolchem Tongeſpräch durch irgend eine Antwort ein neuer Gedanke entwickeln, der abermals von einer andern Stimme ergriffen und verſchönt wird. Es wird alſo dadurch für guten und doch zuſammenhängenden Fortgang der Unterhaltung geſorgt, was in ſolchen Nachahmungen von hauptſächlichſter Bedeutung iſt. Denn wenn jede Stimme, eine nach der andern, den gegebenen Hauptſatz blos gleichförmig nachſprechen und die andern immer blos ein einförmiges Ja wiederholen wollten: ſo müßte eine ſolche zu lange und noch dazu von keiner anſprechend geiſtigen Antwort gehobenen Wiederholung eines und deſſelben Gedankens höchſt langweilig werden; es liefe dies wider alles Geſelligkeitsrecht, wo ein Gebildeter bei einem und demſelben Gedanken ſo lange verweilt, bis ihm die letzte Kraft entgangen iſt. Solche Wiederholungen dürfen daher nicht zu gleichförmig und zu lange ausgedrückt und ſteif und matt gemacht werden; der Wechſel muß in der Einheit herrſchen. Das hat man hierbei auch wol bedacht und den Nachahmungen ſelbſt ſehr vielfache Mannichfaltigkeit gegeben. Man wiederholt einen Satz in einer andern Stimme nicht allein im Einklange und in der Octave, ſondern auch auf allen andern diatoniſchen Intervallen, alſo auf der Secunde, Terz, Quarte, Quinte, Sexte und Septime, wodurch die Nachahmung an harmoniſcher Vielſeitigkeit nicht wenig gewinnt, was von weſentlichem Nutzen iſt, da in der Kunſt überall Mannichfaltigkeit mit Einheit Hand in Hand gehen ſoll. Die vielfache Modulation gibt dem bekannten Melodienſatze reichen Wechſel und unerwartete Biegungen, die natürlich um ſo ſchöner hervortreten, je mehr man Herr über die harmoniſchen Verhältniſſe geworden iſt, die dabei nothwendig vorausgeſetzt werden. Dieſe Nachahmung auf allen Intervallen, die man dazu als die beſten für dieſen Ausdruck etwa auswählen will, hat nicht nöthig, immer eine *gleiche* zu ſein, d. h. eine ſolche, welche die Töne der nachahmenden Stimme in derſelben Ordnung, wie in der vorbildenden Stimme, folgen laſſen müßte. Man kann *ſtreng* und *frei* verfahren, d. i. man kann alle Töne der erſten Stimme den Intervallen und der Dauer des Taktverhältniſſes nach unverändert wiederholen, oder in einem und dem andern davon abweichen. Der nachgeahmte Satz kann der Währung ſeiner Töne nach am rechten Orte *vergrößert* oder *verkleinert* werden, d. h. der Nachahmungsſatz kann aus Achteln Viertel und aus Vierteln Achtel machen ꝛc. Dabei kann der Nachahmungsgang, am meiſten in der Vergrößerung der Tonwährungen, durch Pauſen unterbrochen werden. Ferner wird die Nachahmung *verkehrt*, wenn ſie nicht in gerader Bewegung, wie der vorbildende Satz, ſondern ſo geſchicht, daß ſteigende Töne in fallende und umgekehrt verwandelt werden. Die nachzuahmende Figur wurde ſogar nicht ſelten, was jetzt weniger geſchieht, *krebsgängig* wiederholt, d. h. ſo, daß man ſie von der letzten Note an bis zur erſten ſowol in gleicher, als in verkehrter Nachahmung erklingen läßt. Zu dieſen vielen Mannichfaltigkeiten kommt noch, daß die Einſätze der Nachahmungen bald nach der Beendigung eines melodiſchen Abſchnittes, bald mitten im Fortklingen deſſelben, ſowol auf dem guten, als auf dem ſchlechten Takttheile eintreten können. Man ſieht, was mit ſolchen Stimmenverwebungen imitatoriſcher Art anzufangen iſt; die beſten Meiſter haben ſie gebraucht und benutzen ſie noch immer, wie ſie es verdienen. Es gehört aber genaue Kenntniß aller toniſchen und rhythmiſchen Verhältniſſe und guter Geſchmack dazu, wenn ſie lebendig eingreifen und wahrhaft verſchönern ſollen. In den Artikeln **Kauon** und **Fuge** muß mehr davon die Rede ſein, und bei Verhandlung der Fuge dürfen auch näher erklärende Notenbeiſpiele nicht fehlen. (*G. W. Fink.*)

Imitatione Christi (De), ſ. **Nachfolge Christi (Von der).**

IMITYI. Unter den wenig verbürgten Völkernamen, welche Plinius VI, 7, wo er von den Völkern an der Palus Mäotis (aſowſchen Meere) ſpricht, aufzählt, kommen auch die Imityi vor, wobei es, wie bei mehren andern Namen, die daſelbſt ohne den geringſten Nachweis genannt werden, ſehr problematiſch bleibt, ob die Lesart richtig iſt; daſſelbe gilt auch von dem Fluſſe

Imitys, der in derſelben Stelle des Plinius genannt wird, um deſſen Quelle herum die Imityi wohnen ſollen. Wir erlauben uns, hier eine Stelle Mannert's aus ſ. Norden Europa's S. 348 in Bezug auf jene Stelle des Plinius zu wiederholen: „Wer wird die angegebenen Völker- (und Fluß-) Namen aus dem Wuſte verdorbener Worte (ſelbſt die ältern Ausgaben des Plinius leſen ganz anders; vielleicht waren dieſe Worte oftmaliger Verſtümmelung unterworfen, ehe ſie bis auf uns ka-

men) wieder hervorſuchen können. Die ganze Stelle dient blos zum Beweiſe (Mannert hat ein größeres Stück davon überſetzt), daß es anfing, in dieſen Gegenden für die Römer zu dämmern, daß ſie viele kleine übelverſtandene Namen (ſoll wol heißen: übelverſtandene Namen vieler kleinen Völkerſchaften) gehört hatten. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Imlak, ſ. Ilak.

IM LICHTEN, ein Ausdruck im Bauweſen, einen Raum ohne die Raumeinfaſſung zu bezeichnen; z. B. ein Zimmer iſt im Lichten 12 Fuß breit, 15 Fuß tief und 11 Fuß hoch, heißt, das Zimmer hat dieſe Maße ohne die Dicke ſeiner Umfaſſungswände und ſeiner Decke zu rechnen. (*Thms. Alfr. Leger.*)

IMM. IMMA, eine Art feiner Bolus, rothe Erde oder Eiſenocher, deſſen ſich die Maler und Färber häufig als Pigment bedienen. Die Perſerinnen, inſonderheit öffentliche Tänzerinnen, gebrauchen ihn als Schminke, um ſich, damit die Wangen roth zu malen, und dadurch ihrem Geſichte ein ſchönes und lebhaftes Anſehen zu geben. Der beſte Imm wird aus dem Berge Chiampa unweit Bender-Abaſſi oder Bender Congo gewonnen. (*Fr. Thon.*)

IMMA (*Ἴμμα*), eine ſyriſche Stadt, deren Name auch im Plural Immae (gr. *Ἴμμαι*), und daraus wol verſchrieben Timae, bald auch Emma bei den alten Geographen geſchrieben gefunden. Nach Plinius (H. N. V, 24) liegt ſie in derjenigen Landſchaft Syriens, welche Komagene heißt, und die nördlichſte des Landes iſt, woſelbſt ſie eine Grenzſtadt geweſen ſei: Cingilla Commagenen finit, Imma civitas incipit; nach Ptolemäus aber lag dieſelbe Stadt in der Landſchaft Seleukis, im nordweſtlichen Theile des Landes. Nach der Peutinger'ſchen Tafel betrug die Entfernung 33 Milliarien von Antiochien und 20 Milliarien von Chalkis. Nach Sextus Rufus und Jornandes wurde die palmyreniſche Königin Zenobia bei Imma vom Kaiſer Aurelian im J. 272 beſiegt, mit dem Zuſatze des letztern Schriftſtellers, daß Imma ein vicus Antiochiae ſei, was auch andere Nachrichten über dieſe Schlacht, welche gewöhnlich in die Nähe von Antiochien verlegt wird, beſtätigen. Das will nun auf die Ptolemäiſchen Angaben der Lage und auf die Entfernung der Tabula Peutingeriana nicht paſſen, daher man ſogar zwei Städte dieſes Namens hat annehmen wollen, was vielleicht das Richtigſte iſt. Nach Pococke iſt das heutige Kuph in Syrien das alte Imma in Seleukis. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Immaculateneid, ſ. unt. Maria.

IMMADRAE. Nach dem Itiner. Anton. iſt dies eine Stadt auf der Straße von Maſſilia bis Forum Julii in der Provincia Narbonenſis, die nach Sickler in ſ. Handb. der alten Geogr. 2. Aufl. 1. Th. S. 80 das jetzige Madraque de Podestat ſein ſoll. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IMMAK, eine kleine Inſel an der Oſtküſte der Halbinſel Kamtſchatka im aſiatiſchen Rußland, iſt nur wenig bevölkert, aber von vielen Füchſen verſchiedener Farben bewohnt. (*J. C. Petri.*)

IMMANCATION. Um die gewöhnliche Erklärung dieſes Wortes durch Conservatio membrorum oder Cura, ne quis mancus fiat, verſtändlich zu machen, muß man auf die Gewohnheit der Geiſtlichen des Mittelalters zurückgehen, nach welcher ſie in den Aſylen der Kirchen und Klöſter einzelnen Verbrechern, die ſich dahin geflüchtet, die Zuſage zu ertheilen pflegten, daß ſie dieſelben vor Verſtümmelung ihres Körpers — der gewöhnlichen Folge vieler damals üblicher Strafen — ſchützen wollten. Dieſer Zuſage gemäß pflegte der Klerus ſolche Verbrecher nicht eher auszuliefern, als bis der Verfolger geſchworen hatte, daß er ihnen ein lebens- oder leibesgefährliches Leid nicht zufügen werde: und hiernach wurde ſowol der auf ſolche Art vom Klerus ertheilte Schutz, als auch der zuletzt erwähnte Eid ſelbſt immancatio genannt. In den beim Baluzius aufbewahrten Formulis Bignonanis findet ſich unter andern form. 22 ein Beiſpiel hiervon: in mehren neuern Schriften über Rechtsalterthümer wird jedoch der ganze Gebrauch mit Stillſchweigen übergangen, ſo häufig er auch, dem Charakter des Mittelalters zufolge, im Leben ſelbſt vorkommen mochte *). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMMANENT heißt dem Wortſinne nach ſo viel, wie einwohnend, bleibend (vom latein. manere, bleiben), innerlich oder darinbleibend, iſt übrigens blos als philoſophiſcher terminus technicus üblich und als ſolcher beſonders in der Kant'ſchen und Hegel'ſchen Philoſophie in Gebrauch gekommen, in welchen beiden Syſtemen dieſer Begriff die Hauptrolle ſpielt. Bei Kant wird zunächſt im Theoretiſchen das Immanente oder Einheimiſche dem Transſcendenten oder Überſchwänglichen entgegengeſetzt, je nachdem eine Erkenntniß in ihrem gehörigen Gebiete, nämlich der Erfahrung, iſt und bleibt, oder über ihr Gebiet hinausgeht, in Gemäßheit des Kant'ſchen Princips, daß unſere Vernunft nicht die Dinge an ſich erkennt, dieſe vielmehr jenſeit aller möglichen Erkenntniß liegen. So ſind nach Kant alle diejenigen Grundſätze immanent, deren Anwendung ſich ganz und gar in den Schranken möglicher Erfahrung hält; z. B. der Grundſatz, daß jede Wirkung oder Veränderung ihre Urſache habe, iſt ein Princip des blos empiriſchen Gebrauchs, und wird deshalb ein immanenter Grundſatz der reinen Vernunft genannt. Dagegen heißen die Aufgaben der Vernunft über gewiſſe Erkenntniſſe (Gott, Freiheit, Unſterblichkeit), die das Feld aller möglichen Erfahrung verlaſſen, transſcendente oder überſchwängliche, und gleichergeſtalt nennt Kant diejenigen Grundſätze transſcendent, welche die Grenzen möglicher Erfahrung überfliegen ſollen, oder, wie er ſich ausdrückt, „die uns zumuthen, alle Grenzpfähle, die das Feld der Erfahrung

*) Bemerkenswerth bleibt es, daß auch mehre ältere weitläufige Abhandlungen über das Aſylrecht der Kirchen, z. B. Peter Sarpi's Monographie de jure Asylorum (Lugd. Bat. 1622. 4.) und der noch weit umfaſſendere Tractatus de jure Asylorum, tam ecclesiasticorum, quam secularium von Nicolaus Myler von Ehrenbach (Tübingen 1686. 4.), die Immancatio ganz unerwähnt laſſen, ſo gute Gelegenheit ſich auch den Verfaſſern an mehr als einem Orte zur Auseinanderſetzung der Sache dargeboten hätte, und ſo ſehr ſie dazu ſchon an ſich wegen des innigen Zuſammenhangs mit dem Aſylrechte überhaupt verpflichtet geweſen wären.

Digitized by Google

abſtecken, niederzureißen, und ſich einen ganz neuen Boden, der gar keine Demarcation anerkennt, anzumaßen.“ In Hinſicht dieſes Gegenſatzes iſt jedoch noch zu bemerken, daß Kant, indem er die transſcendenten Vorſtellungen oder Ideen, als ſolche, aus dem Gebiete des Wiſſens (der theoretiſchen Philoſophie) gleichſam eliminirt, doch einen immanenten Gebrauch von ihnen geſtattet, ſowie er dieſelben, was hier nur kurz angedeutet, nicht vollſtändig erörtert werden kann, durch die Hinterthüre des moraliſchen oder praktiſchen Glaubens wieder hereinläßt. Er nennt den Gebrauch jener transſcendenten Ideen immanent in Anſehung der geſammten möglichen Erfahrung, inwiefern ſie dienen, die geſammte Erfahrungserkenntniß ſyſtematiſch und vollſtändig zu machen. So iſt z. B. die Idee von Gott nicht immanent, weil Gott kein Erfahrungsgegenſtand iſt und kein Naturphänomen, oder Naturding aus dem Begriffe deſſelben (phyſiſch, d. h. erkennbar) erklärt werden kann; aber wol iſt dieſelbe von immanentem Gebrauch in Anſehung der geſammten möglichen Erfahrung, weil ſie die Reihe der Urſachen und Wirkungen in der Natur in eine oberſte Urſache vereinigt, und dadurch das Syſtem aller Urſachen und Wirkungen ſchließt, daß ſie den letzten Grund aller Erſcheinungen in ein intelligibles Weſen ſetzte. In Beziehung auf das Praktiſche wird der Gebrauch der reinen Vernunft (oder die Anwendung jener Ideen) als ein immanenter bezeichnet, denn das Gebiet der reinen Vernunft in ihrem praktiſchen Gebrauch iſt der Wille oder die Beſtimmung deſſelben, und nur die reine Vernunft ſoll ausſchließungsweiſe den Beſtimmungsgrund des Willens abgeben oder ihn allein beſtimmen, ſich ſelbſt zur Bewirkung der den Vorſtellungen entſprechenden Gegenſtände zu determiniren. Der empiriſch-bedingte Gebrauch der Vernunft hingegen, wenn er ſich die Alleinherrſchaft anmaßt, iſt transſcendent, d. h., wenn die Vernunft etwa aus der Erfahrung hergenommene Regeln dem Willen, als denſelben zu oberſt beſtimmend, vorſchreiben will, oder ihn durch ein Erfahrungsobject allein beſtimmen will, ſo überſchreitet ſie ihr Gebiet, welches im Theoretiſchen das Feld der Erkenntniß und im Praktiſchen das Feld der Klugheit, aber nicht das Feld der Moralität ſein ſoll. Die empiriſch-bedingte Vernunft wird alſo transſcendent, wenn ſie ſich in Zumuthungen und Geboten gegen den Willen äußert, die ganz über ihr Gebiet, die Erfahrung, hinausgehen, welches grade das umgekehrte Verhältniß von dem iſt, was von der reinen Vernunft im ſpeculativen Gebrauche gilt. Kant lehrt alſo: daß das moraliſche Geſetz den transſcendenten Gebrauch der Vernunft in einen immanenten verwandelt. Er zeigt, daß die Vernunft durch ihre Ideen im Felde der Erfahrung nichts erkennen kann, ſondern die Grenzen ihres Gebiets überſchreitet, wenn ſie z. B. den Begriff von Gott gebraucht, um durch denſelben etwas zu erklären; daß hingegen die Vernunft durch ihre Ideen ſelbſt wirkende Urſache werde, indem ſie z. B. die Idee des freien Willens und Gottes aufſtellt, um dem moraliſchen Geſetze ſeine Realität zu ſichern. Er lehrt, daß das moraliſche Geſetz den Begriff einer den Willen unmittelbar beſtimmenden Vernunft, d. i. eines nicht nur von allen äußern Beſtimmungsgründen unabhängigen, ſondern auch ſich ſelbſt beſtimmenden, d. h. freien Willens, gibt. Die Vernunft wird alſo überſchwänglich (transſcendent), wenn ſie im Felde der Erfahrung durch Ideen etwas begreifen will, iſt aber einheimiſch (immanent), wenn ſie im Felde der Erfahrung durch Ideen etwas bewirken will. So iſt denn das, was für die ſpeculative Vernunft transſcendent war, in der praktiſchen immanent, aber nur in praktiſcher Abſicht (zur moraliſchen Willensbeſtimmung). Denn wir erkennen dadurch (durch die Idee von der Ewigkeit und Unſterblichkeit der Seele) weder unſerer Seele Natur, noch (durch die Idee von der Freiheit des Willens) die intelligible Welt, noch (durch die Idee vom Daſein Gottes) das höchſte Weſen, als Dinge an ſich. Sondern wir haben nur die Begriffe von ihnen a priori im praktiſchen Begriffe des höchſten Guts vereinigt, als dem Objecte unſers Willens, aber ſie ſelbſt (wie ſie möglich ſind und wirken) erkennen wir nicht.

Man erſieht hieraus, daß der Begriff des Immanenten nebſt ſeinem Gegenſatze des Transſcendenten den eigentlichen Kern oder Mittelpunkt des Kriticismus enthält. Ebenſo verhält es ſich mit demſelben im Hegel'ſchen Syſtem, nur daß hier grade das Entgegengeſetzte gelehrt wird, inſofern dieſe Lehre behauptet, die volle adäquate Erkenntniß von Gott u. ſ. w. zu beſitzen, und Immanenz und Transſcendenz in ihr zuſammenfallen. Wir müſſen hier einen kurzen Überblick des Hegel'ſchen Syſtems vorausſchicken, weil ſonſt die Bedeutung, welche immanent darin hat, nicht klar werden würde. Der Grundgedanke deſſelben iſt bekanntlich die aus der frühern Schelling'ſchen Identitätslehre entlehnte, übrigens nirgends gerechtfertigte Behauptung oder Vorausſetzung der Identität des Denkens und Seins, woraus folgt, daß der Begriff die Sache ſelbſt (oder, wie Hegel es ausdrückt, die Wahrheit der Sache) iſt[1]). Sein und Wiſſen iſt nach ihm ſo identiſch, daß Sein, als Nichtgewußtes oder Nichtwiſſendes, etwas Unmögliches, Ungereimtes wäre. Hegel nimmt ein reines Denken an, d. h. ein Denken ohne gedachtes Object, ohne anderen Inhalt, als ſeine eigenen allgemeinen Formen und Beſtimmungen[2]), und ein ſubſtantielles Denken, d. h. ein Denken ohne denkendes Subject[3]), oder ein Denken, welches nicht denkt, ſondern das Denken iſt. Dieſes Denken ohne Object und Subject,

1) Wir verweiſen in Hinſicht dieſer Punkte hier ein- für allemal auf die bekannten Gegenſchriften gegen Hegel von Bachmann, Beckers, Fortlage u. ſ. w., ferner auf Fichte's d. j. Charakteriſtik der neuern Philoſophie, und Deſſelben Schrift über Gegenſatz und Wendepunkt der Philoſophie, Stahl's Rechtsphiloſophie, Sengler's Weſen und Bedeutung der ſpeculativen Philoſophie und Theologie. S. 168 fg., und Chalybäus' Entwickelung der ſpeculativen Philoſophie. S. 338. 2) z. B. die Vorſtellungen des Seins, Nichts, Daſeins, Urſache und Wirkung, Begriff, Urtheil, Schluß u. ſ. w. 3) Subſtantiell heißt, im Gegenſatze des Actuellen, Subjectiven, Perſönlichen, das, was ſeine Eigenſchaften nicht annimmt, ſondern dem ſie nothwendig anhaften.

der Inbegriff aller reinen Denkbeſtimmungen als Syſtem iſt nun, nach Hegel, das Abſolute oder Gott; es iſt aber auch das All oder die ſogenannte wirkliche Welt, denn dieſe iſt nichts Anderes, als die mit ihm zugleich gegebene Analyſe dieſes Denkens. Die reinen Denkformen ſind das allein Seiende, Selbſtändige und Urſächliche, alles Andere iſt nur von ihnen bewirkt, oder vielmehr aus ihnen folgend, nur gleichſam zur ſogenannten Realität verdichtete Begriffe. Alles ſogenannte Wirkliche entſteht nur aus der dialektiſchen Selbſtbewegung des Begriffs. Es iſt das Geſetz alles Denkens: jede Vorſtellung und jede Sache iſt nicht blos ſie ſelbſt (abſtractes Moment), ſondern ſie iſt auch die ihr entgegengeſetzte und hebt ſich ſomit ſelbſt auf (dialektiſches Moment), ſowie eine dritte, welche ihre Einheit iſt, d. h. welche ihr gegenſeitiges Sichaufgeben, als die Wahrheit beider, ſetzt; (ſpeculatives oder rein vernünftiges Moment) und lediglich in dieſem Sichſetzen, Sichentgegenſetzen und Sichinſichzurückerfaſſen des Denkens oder des Syſtems der Begriffe beſteht das Sein der Dinge ſelbſt. Wirklich oder wahrhaft ſeiend, ſubſtantiell iſt alſo nur der Begriff, das Abſolute, die abſolute Idee, welche auch erklärt wird als die abſolute Einheit des Begriffs und der Objectivität, d. h. als der freie, ſich ſelbſt zur Realität auswirkende Begriff, oder als das ſubjective Princip, welches ſich ſelbſt als ſeinen Zweck realiſirt hat und alſo zu ſich ſelbſt zurückgekehrt iſt. Dieſe Idee iſt weſentlich Dialektik, d. h. ewiges Sichinſichſelbſtunterſcheiden und wieder Mitſichzuſammengehen, die ewige Lebendigkeit, Schöpfung, das ewige Urtheilen und Schließen, das unendliche Selbſtbewußtſein, das Welt-Ich, welches in ſeinem innerlich geſetzten Unterſchiede, als dem anderen, dem Nicht-Ich, ſich ſelbſt anſchaut. Daher darf dieſes Abſolute oder Gott, das Alles und Jedes in ſich Faſſende, das All oder Sein überhaupt, welches alle unterſchiedenen Geſtalten der Gegenſätze in ſich hervorruft, nicht als eine ſtarre, oder feſte Subſtanz und ebenſo wenig als ein Aggregat aller verſchiedenen Dinge, noch als der blos abſtracte Begriff derſelben angeſehen werden, ſondern nur als ein ewig ruhelos, ohne Anfang und Ende Sichinſichſelbſtgeſtalten, als ewig lebendige Bewegung in ſich ſelbſt, oder als abſoluter Proceß. Ganz richtig wird von Hegel ſelbſt ſein Syſtem als das des abſoluten Idealismus, ſowie von Anderen als pantheiſtiſcher Idealismus oder idealiſtiſcher Pantheismus bezeichnet; denn die geſammte unendliche Mannichfaltigkeit der Dinge des Univerſums iſt in Wahrheit nichts Anderes, als die ewig zwiſchen der Einheit, dem Gegenſatze mit ſich und dem Zurücknehmen deſſelben ſich hin- und herbewegende abſolute Idee. Es gibt keine von einem vor und außer der Welt vorhandenen und von dieſer verſchiedenen Gott geſchaffenen endlichen Weſenheiten, die in einer beſtimmten Form ihren Lebenslauf vollbringen, überhaupt keine einzelnen Dinge, ſondern Alles, was uns in der Natur und Geſchichte ſo erſcheint, ſind nur einzelne vorüberſchwindende, beſtandloſe Momente, in denen ſich der Begriff oder die abſolute Idee verwirklicht, der es (mit Schelling[4]) zu reden), man weiß nicht warum? — wenn es nicht iſt, um die Langeweile ihres blos logiſchen Seins zu unterbrechen — beigeht oder einfällt, ſich in ihre Momente aus einander fallen zu laſſen. Die volle Wirklichkeit dieſes göttlichen Proceſſes in dem Elemente des Geiſtes iſt die Weltgeſchichte, darin der Weltgeiſt in dem ganzen Reichthum ſeiner Gegenſätze ſich herausläßt, zugleich aber damit das Weltgericht übt, über die einzelnen Geiſter und Individualitäten, nicht zwar nach ihrer Heiligkeit oder Heilloſigkeit, was auf dieſer Höhe der Betrachtung gar keine wiſſenſchaftliche Beſtimmung für ſie wäre, ſondern, da ſie nur Momente ſind in jenem unendlichen Proceſſe, gleichgültig ſich ſetzend und zurückfahrend in die Identität mit ſich ſelbſt! Der Gipfel dieſes Proceſſes im Geiſte iſt, daß das Allgemeine (Gott) völlig eingeht in das Einzelne (das endliche Ich), ſodaß dieſes Einzelne ſich nun als Eins weiß mit dem Allgemeinen, wo alſo in völliger Wechſeldurchdringung des Allgemeinen und Einzelnen Gott zuerſt ſich erfaßt in individuell menſchlichem Bewußtſein. Erſt dadurch iſt er Geiſt, Ich, Perſon geworden, und nimmer ſteht ihm ein anderes Selbſtbewußtſein offen, als was er in uns findet; nur indem wir ihn wiſſen, weiß er ſich ſelbſt. Dieſer Einſchlag des Allgemeinen ins Einzelne iſt nun in Chriſto vollendet worden: in ihm hat Gott zuerſt Ich zu ſich geſagt. Und damit iſt der Inhalt und Mittelpunkt der „offenbaren" Religion gegeben, deren Vollendung gegen die Unwahrheit und Ungenügſamkeit der früheren Religionen lediglich darin beſteht, daß der Menſch in ihr ſich als Eins mit Gott weiß. Denn was in Chriſto zuerſt zum Bewußtſein hindurchgebrochen, wiederholt ſich durch ihn und breitet ſich aus in ſeiner Gemeine, welche das Selbſtbewußtſein Gottes „im Menſchen (die Gott-Menſchheit), der gegenwärtige," ſelbſtbewußte wirkliche Gott iſt (oder, wie Hegel es auch ausdrückt, um dem Vorwurfe des Pantheismus zu entgehen, Gott iſt nach ihm nicht alle Dinge, ſondern alle Geiſter[5]), in die er ſich aus einander gelaſſen, um in ihnen ſich ſelbſt zu erkennen). Da nun dieſe göttliche Selbſterkenntniß lediglich im menſchlichen Bewußtſein zu Stande kommt, ſo iſt dieſe unſere theoretiſche Thätigkeit, welche zugleich die Gottes iſt, wahrhaft der höchſte Zweck alles Daſeins, und zwar iſt die höchſte Stufe und das letzte Ziel alles Daſeins die Philoſophie. Denn erſt in dieſer iſt Gott vollkommen bei ſich ſelbſt (!), weil in ihr ſein höchſtes Selbſtbewußtſein zum Durchbruche gekommen. Gleichergeſtalt iſt hiernach die unmittelbare Wirklichkeit der Geſchichte ganz eigentlich die Gegenwart Gottes; ſie iſt die jeweilige höchſte Stufe ſeiner Entwickelung; daher denn auch ganz folgerecht der berüchtigte Satz: „was vernünftig (göttlich) iſt, das iſt wirklich, und was wirklich iſt, iſt vernünftig!" Die wirkliche Welt iſt nämlich nach He-

4) In der Vorrede zu Beckers' Überſ. der Schrift Couſin's über teutſche und franzöſiſche Philoſophie. S. XV. Vergl. Fichte, über Gegenſatz ꝛc. S. 57.

5) Daß Hegel mit dieſer Wendung keineswegs über den Pantheismus hinausgekommen, zeigt Fichte, über Gegenſatz u. ſ. w. S. 50. Vgl. Beckers, über Göſchel's Erweis der perſönlichen Unſterblichkeit. 1836. S. 34.

Digitized by Google

gel ohne Rückhalt der gegenwärtige Gott; denn das Verhältniß oder der Gegenſatz zwiſchen Ewigem und Endlichem, Idealem und Realem wird ja nach dieſem Syſteme immer ſo gedacht, daß Beides ſchlechthin Eins iſt im Unterſchiede, daß die Wirklichkeit ohne Rückhalt darſtellt, was die Idee an ſich iſt. — Hieraus ergibt ſich auch der politiſche Quietismus der Hegel'ſchen Lehre ganz conſequent. Es bleibt offenbar die höchſte Weisheit und Tugend, mit der wirklichen Welt abſolut zufrieden zu ſein, wie ſchlecht es auch im Einzelnen um ſie ſtehe; muß doch Gott ſelbſt mit ihr zufrieden ſein, da es ihm noch nicht gelungen, eine höhere Geſtalt derſelben aus ſich hervorzuarbeiten!! Alles ſogenannte Ideale im Gegenſatze gegen die Wirklichkeit iſt leere Abſtraction. Das realiſirte Ideale des Diesſeits iſt der Staat als höchſte reelle Geſtaltung der abſoluten Vernunft, als Wirklichkeit der ſittlichen Idee, oder als das ſittliche Univerſum! — Ebenſo conſequent iſt es für dieſe immanente Philoſophie des Diesſeits, daß ſie allen Glauben an ein höheres Daſein, an ein Jenſeits, oder die perſönliche Unſterblichkeit der Seele durchaus leugnet, was die Hegelianer Richter („von den letzten Dingen") Feuerbach und A. auch unumwunden bekennen, und was nothwendig aus Hegel's Philoſophem folgt[6]). Wir ſehen demnach, daß die Immanenz des Hegel'ſchen Syſtems ſich zeigt 1) in der Nichtanerkennung von Schranken der menſchlichen Vernunft, die eben demzufolge die göttliche ſelbſt iſt, d. h. in der Transcendenz der Erkenntniß), 2) in der Nichtanerkennung eines von der Welt verſchiedenen Gottes, d. h. im Pantheismus, 3) in der Nichtanerkennung des Unterſchiedes zwiſchen der Idee und Wirklichkeit, d. h. in der Vergötterung des Poſitiven, namentlich des Staates, 4) in der Nichtanerkennung des Glaubens an ein Jenſeits, d. h. in der Leugnung der perſönlichen Unſterblichkeit. Daß nun dieſe Sätze alle mit der echten Philoſophie ebenſo ſehr als mit dem Chriſtenthume in directem Widerſpruche ſtehen, bedarf wol keines weitern Beweiſes.

(*K. H. Scheidler.*)

IMMANUEL (עִמָּנוּאֵל) d. i. Gott mit uns, am nächſten unſerm Gotthilf verwandt, bedeutſamer Name des Kindes, bei deſſen Geburt nach Jeſ. 7, 14 ff. die damals drohende Gefahr vom Reiche Juda abgewendet ſein wird. Nach der verſchiedenen Auffaſſung des hebräiſchen Wortes im V. 14, welches gewöhnlich Jungfrau übertragen wird (nämlich הָעַלְמָה), weichen auch die Anſichten über den Knaben, welcher dieſen Namen empfangen ſoll, gar ſehr von einander ab. Wegen Jeſ. 8, 8 glauben die neuern Bibelerklärer darunter einen Sohn des Propheten Jeſaias verſtehen zu müſſen. In älterer Zeit jedoch wurde Jeſ. 7, 14 ff. bei den Chriſten ziemlich allgemein meſſianiſch gedeutet, und ſchon Matth. 1, 23 offenbar auf Jeſus bezogen. Daher kommt es, daß Chriſtus gradezu auch Immanuel genannt wird und in der poetiſch-aſcetiſchen Literatur ſteht unſer Immanuel gradezu für unſer Erlöſer. Wenn im Teutſchen die hebräiſche Form beibehalten wurde, haben dagegen mehre neuere Sprachen ſich mehr an die griechiſche (Ἐμμανουήλ) angeſchloſſen, und bilden Emanuel, auch wol Manuel. Da die hiſtoriſch wichtigen Perſonen grade den Ländern angehören, wo dieſe Geſtalt des Namens gewöhnlich iſt, ſo hat man ſie unter Emanuel zu ſuchen. (*A. G. Hoffmann.*)

Immariniren, ſ. Mariniren.

IMMATERIALITÄT oder Unkörperlichkeit (Spiritualität) bezeichnet der Etymologie und dem gewöhnlichen Begriffe nach die der Körperlichkeit entgegengeſetzte Beſchaffenheit eines blos geiſtigen oder denkenden Weſens. Gehen wir von dem allgemeinen (metaphyſiſchen) Begriffe des Daſeins überhaupt aus, und bezeichnen wir daſſelbe als die Erfüllung eines beſtimmten Raum- oder Zeittheils durch eine innere Selbſtthätigkeit oder Kraft der Natur, (indem wir nur von ſolchem Daſein wiſſen, was Gegenſtand der äußern oder innern Wahrnehmung iſt, oder entweder in den äußern oder innern Sinn fällt, wofür die Bedingung iſt, daß es entweder die Zeit allein oder Zeit und Raum zugleich erfüllt), ſo ergibt ſich der Gegenſatz oder Dualismus geiſtiger und materieller Kräfte und Weſen oder Erſcheinungen, indem bei letztern zugleich eine Erfüllung des Raumes, bei erſtern bloße Erfüllung der Zeit ſtattfindet. Alle Dinge, ſo verſchieden ſie unter einander ſein mögen, haben doch darin eine Einheit oder das Eine gemeinſam, daß ſie zu irgend einer Zeit (irgendwann) vorkommen, irgend eine Dauer in der Zeit beſitzen, daher wir uns in der That gar keine beſtimmte Vorſtellung von einem Daſein außer aller Zeit (ſ. Ewigkeit) machen können. Für die Körperwelt iſt noch weiter eine Einheit im Raum gegeben, indem alle körperliche Dinge in irgend einem Raume (irgendwo) ſind, irgend einen Ort, eine Lage, Stellung u. ſ. w. behaupten. Dagegen nehmen wir bei unſern geiſtigen Thätigkeiten im Erkennen, Fühlen und Begehren oder Handeln durchaus keine Spur von Raum oder Raumerfüllung wahr; ſie ſind Kräfte, die blos in der Zeit wirken, oder deren Producte allein in die Zeit fallen. Die Erfahrung ſelbſt iſt es demnach, die uns zwar die Arten des Daſeins kennen lehrt, indem ſie uns nöthigt, Wahrnehmungen durch den äußern Sinn, z. B. der Farben, Töne, Maſſen, als ein Wirkliches und Wirkendes im Raum, oder als ein Materielles, und Wahrnehmungen durch den innern Sinn, z. B. der Vorſtellungen, Gefühle, Willensbeſtrebungen, als ein Wirkliches und Wirkendes in der bloßen Zeit, oder als ein Immaterielles zu unterſcheiden. Auf ihr beruht nun jeder empiriſche Begriff der Immaterialität, den wir zunächſt unſerer eignen Seele oder unſerm Geiſte beilegen, weil wir ſie als durchaus verſchieden von unſerm Leibe oder Körper anſehen, und den wir ſodann auf alle denkende oder geiſtige Weſen ausdehnen. Die ſpeculativen Unterſuchungen über Materialismus und Spiritualismus ſ. unter dieſen Art. Hierüber auch Dualismus.

Die Immaterialität Gottes bezeichnet die (ſo-

6) Ausführlicher iſt dies nachgewieſen von E. Reinhold, Geſchichte der Philoſophie. II, 2. S. 782. Bachmann, über Hegel's Syſtem. S. 310 fg. Beckers, über Göſchel's Verſuch eines Erweiſes der perſönl. Unſterblichkeit, und Chalybäus, Hiſtor. Entwickelung der ſpeculativen Philoſophie. S. 335.

genannte negative) Eigenſchaft Gottes, kraft welcher er als das allervollkommenſte Weſen, als von aller Beſchränkung durch die Materie (oder das Raumerfüllende) frei gedacht werden muß, eine Anſicht, die ſchon der Moſaiſche Theismus hat (Pſ. 139, 7) und noch mehr das Chriſtenthum (Luc. 24, 39. Joh. 4, 24. Hebr. 11, 27. Röm. 1, 20), wogegen die heidniſchen Religionen zu dieſer Vorſtellung einer reinen Geiſtigkeit ſich nicht zu erheben vermochten. Vgl. d. Art. Gott und Spiritualismus. Es gab übrigens auch einige chriſtliche Sekten, z. B. die Audianer (ſ. d. Art.) und Anthropomorphiten, welche die Immaterialität Gottes leugneten, indem ſie durch Misverſtändniß der in der heil. Schrift herrſchenden, nach morgenländiſcher Art von Gottes Gliedmaßen bildlich redenden Darſtellungsweiſe, Gott eine Geſtalt oder einen Körper beilegten; und zu leugnen möchte wol noch heutzutage nicht ſein, daß der große Haufe der gemeinen Chriſten nichts von dieſer Immaterialität Gottes weiß, und ſich letztern vorſtellt als einen freundlich-ernſten alten Mann mit einem ſchönen langen Barte! (*K. H. Scheidler.*)

Immatriculation, ſ. unt. Matrikel und Universität.

• **Immbo**, ſ. Mambukki.

Imme, ſo viel als Ameiſe, ſ. auch Formica.

IMMEDIAT heißt überhaupt: ohne Mittelsperſon (persona mediata), unmittelbar. Eine Immediat-Commiſſion z. B. iſt eine ſolche Commiſſion, die unmittelbar von dem Landesherrn oder von der höchſten Landesregierung zu irgend etwas beauftragt iſt, und auch von daher allein ihre Inſtructionen empfängt, ohne mit einer andern Landesbehörde darüber verhandeln zu müſſen. Die Art und Weiſe, wie die höchſte Regierungsgewalt in einem Lande durch verſchiedene, ſich in ihren Wirkungskreiſen mehr oder weniger gegenſeitig berührende Behörden ausgeübt zu werden pflegt, bildet einen weſentlichen Abſtand gegen das unmittelbare Verfahren vom Cabinet des Fürſten aus, worauf ſich Immediatbefehle u. dgl. zu beziehen pflegen. Doch kann man es nicht immer Misbrauch nennen, wenn ein ſolches Immediatverfahren von Zeit zu Zeit Platz ergreift; vielmehr iſt es mit dem wahren Landeswohl allerdings verträglich, wenn der Regent zwar in der Regel namentlich alle Rechtsangelegenheiten durch die gewöhnlichen Behörden beurtheilen und entſcheiden läßt, allein für außergewöhnliche, ſeltene Fälle ſeine Befugniß ausübt, entweder ſelbſt zu entſcheiden, oder wenigſtens die Entſcheidung auf eine beſondere Art, durch ausdrücklich dafür niedergeſetzte Commiſſionen u. ſ. w. zu bewirken.

Das auf die frühere teutſche Reichsverfaſſung ſich beziehende Immediatverhältniß findet unt. d. Art. Immediatät ſeine Erklärung. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMMEDIATÄT. Im Allgemeinen verſteht man unter der Immediatät die Unmittelbarkeit als den Vorzug, nur vor der höchſten Landesbehörde Recht nehmen zu müſſen; insbeſondere aber wird die auf der frühern teutſchen Verfaſſung beruhende ſogenannte Reichs-Unmittelbarkeit darunter verſtanden, mit welcher es bis zur Auflöſung der ältern teutſchen Rechtsverhältniſſe im J. 1806 folgende Bewandtniß hatte. Alle Unterthanen des teutſchen Reichs überhaupt ſtanden der Regel nach unter einer doppelten Hoheit; einmal unter der Territorialhoheit des beſondern teutſchen Landes, dem ſie zunächſt angehörten, und dann unter der allgemeinen Hoheit von Kaiſer und Reich. Ausnahmsweiſe jedoch waren gewiſſe Perſonen, Corporationen oder auch Sachen von der Territorialhoheit befreit, und nur der Hoheit von Kaiſer und Reich untergeben, und dieſe nannte man reichsunmittelbare, und ſprach von ihrem Vorzuge der Immediatät. Die Erwerbung dieſes Vorzugsrechts gründete ſich theils auf beſondere Privilegien, theils auf das Herkommen und die Verjährung; immer aber wurde daſſelbe mit den daraus fließenden Befugniſſen lebhaft vertheidigt. Namentlich gilt dies von der rheiniſchen und weſtfäliſchen Reichsritterſchaft, deren Corporationsgeiſt und Vorliebe zur Selbſtgeſetzgebung oder Autonomie ſogar durch die entgegenſtehenden Beſtimmungen der rheiniſchen Bundesacte vom 12. Jul. 1806 und die neue Organiſation Teutſchlands von 1815 nicht ganz hat unterdrückt werden können; wie ganz neuerlich wieder die mit den Religionsirrungen in Verbindung ſtehenden Ereigniſſe in Weſtfalen deutlich bewieſen haben.

Übrigens wurde im Bezug auf die ehemals reichsunmittelbaren Standesherren in der teutſchen Bundesacte von 1815 Art. 14 ausdrücklich beſtimmt, daß diejenigen ehemals unmittelbaren Glieder des teutſchen Reichs, ſowol Fürſten und Grafen, als Reichsritter, welche ſeit den Zeiten des rheiniſchen Bundes unter fremde Landeshoheit gezogen (mediatiſirt) worden waren, derſelben durch die Verfaſſung des teutſchen Bundes nicht entnommen ſein ſollten. Auch wurden nach dieſem Artikel die noch beſtehenden Familienverträge nach den Grundſätzen der frühern teutſchen Verfaſſung aufrecht erhalten, und den betheiligten, früher reichsunmittelbaren Perſonen die Befugniß zugeſichert, über ihre Güter und Familienverhältniſſe verbindliche Verfügungen zu treffen, welche jedoch dem Souverain des betreffenden Landes vorgelegt, und bei den höchſten Landesſtellen zur allgemeinen Kenntniß und Nachachtung gebracht werden müſſen.

Über die ehemals reichsunmittelbaren Fürſten und Grafen (mit Ausſchluß der Reichsritterſchaft) heißt es in ebendieſem Artikel der Bundesacte: „Sie werden fortan nichtsdeſtoweniger zu dem hohen Adel in Teutſchland gerechnet werden, und das Recht der Ebenbürtigkeit in dem bisher damit verbundenen Begriffe verbleibt ihnen. Die Häupter dieſer (fürſtlichen und gräflichen) Häuſer ſind die erſten Standesherren in dem Staate, zu dem ſie gehören. Sie und ihre Familien bilden die privilegirteſte Claſſe in demſelben, insbeſondere in Anſehung der Beſteuerung. Es ſollen ihnen überhaupt in Rückſicht ihrer Perſonen, Familien und Beſitzungen alle diejenigen Rechte und Vorzüge zugeſichert werden oder bleiben, welche aus ihrem Eigenthume und deſſen ungeſtörtem Genuſſe herrühren, und nicht zu der Staatsgewalt und den höhern Regierungsrechten gehören. Die Häupter der fürſtlichen und gräflichen ehemals reichsunmittelbaren Häuſer ſind die erſten Standesherren in dem Staate, zu dem ſie gehören (ſie bilden alſo die erſte Claſſe der Landſtandſchaft). Von

Digitized by Google

›en ehemaligen Reichsrittern haben die Begüterten eben-alls Antheil an der Landſtandſchaft. Ferner genießen ämmtliche ehemals reichsunmittelbare Perſonen eines pri-ilegirten Gerichtsſtandes; auch haben ſie die unbeſchränkte Freiheit, ihren Aufenthalt in jedem zu dem teutſchen Bunde gehörenden oder mit demſelben in Frieden leben-›en Staate zu nehmen."

Nach dieſem Artikel der Bundesacte genießen auch ›ie ſonſt reichsunmittelbaren Fürſten und Grafen, mit Ausſchluß der Reichsritterſchaft, die Befreiung von der Mili-airpflichtigkeit für ſich und ihre Familien. Ebenſo wird hnen die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Ge-echtigkeitspflege in erſter, und wo die Beſitzung groß ge-ug iſt, in zweiter Inſtanz zugeſprochen. Dagegen ſoll er ehemalige Reichsadel nur die Patrimonialgerichtsbarkeit enießen; während die Forſtgerichtsbarkeit beiden zugetheilt t, ebenſo, wie die Handhabung der Ortspolizei. Ferner ›ird den ſonſt reichsunmittelbaren Fürſten und Grafen ie Aufſicht in Kirchen- und Schulſachen, auch über milde Stiftungen zugeſtanden; dem ehemaligen Reichsadel aber ur das Patronatrecht. Alles dies jedoch wird mit der Beſchränkung verwilligt, daß die ehemals reichsunmittel-aren Standesherren den Landesgeſetzen, der Militairver-aſſung und der Oberaufſicht der betreffenden Regierung ber jene Zuſtändigkeiten unterworfen bleiben.

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMMEDIATISIREN, einer Perſon oder Sache das Vorzugsrecht der Unmittelbarkeit verleihen, insbeſondere ber im Sinne der früheren teutſchen Reichsverfaſſung ergleichen Perſonen oder Sachen für reichsunmittelbar, ur Kaiſer und Reich ſelbſt untergeordnet, erklären. Das Befugniß hierzu gehörte, während des Beſtandes er früheren teutſchen Reichsverfaſſung, ſo gut, wie das Recht der Standeserhöhung überhaupt, unter die ſoge-annten Reſervatrechte des Kaiſers, kam aber nur och ſelten vor.

In der allgemeinen Bedeutung heißt übrigens Im-ediatiſiren: von irgend einem Abhängigkeitsverhältniſſe rei erklären, keineswegs aber, davon frei werden, oder ich frei machen (ſ. Immediat und Immediatät).

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMMEDIATISIRTE FÜRSTEN. Im Allgemei-en Fürſten, welche für reichsunmittelbar erklärt ſind. Im Bezug auf Teutſchland beſaßen alle Mitglieder teut-cher fürſtlicher Familien als Reichsſtände, während des Beſtandes der frühern Verfaſſung, das Prärogativ der Reichsunmittelbarkeit ipso jure; und wer vom teutſchen Kaiſer zum Reichsfürſten erhoben wurde, erhielt, mit der eierlichen Einführung in das Reichsfürſtencollegium, Sitz und Stimme darin als teutſcher Reichsſtand. Daher ann man im Sinne der ältern Verfaſſung nicht von mmediatiſirten teutſchen Fürſten ſprechen. Wer den Für-tenſtand nur als leere Titulatur erhielt, hatte keinen An-pruch auf die Immediatät, und konnte dieſe auch ſpäter-in nur zu Folge der, ihm als Territorialherrn (wenn er ies etwa nachträglich noch geworden war) verwilligten Reichsſtandſchaft erlangen.

Aber auch im Bezug auf die Rheinbundsacte ſpricht man nur irrigerweiſe von immediatiſirten Fürſten. Denn durch dieſe Acte geſchah mit den bisherigen reichsunmittel-baren Fürſten und Herren nur zweierlei; theils wurden ſie der Landeshoheit ihrer ehemaligen Reichsmitſtände un-terworfen, mediatiſirt (ſ. d.), theils für ſouverain oder politiſch unabhängig erklärt. Daß die letztere Er-klärung keine Immediatiſirung genannt werden kann, liegt am Tage; denn auf den Souverainitätsbegriff der Rhein-bundsacte läßt ſich der Begriff der Immediatät der ältern teutſchen Reichsſtände nicht übertragen.

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMMEKEPPEL, ein im Kreiſe Mülheim des königl. preuß. Regierungsbezirkes Cöln liegendes Pfarrdorf und Kirchſpiel mit 437 Einwohnern. (*Rauschenbusch.*)

Immel, ſ. Imi.

Immemorialverjährung, ſ. Verjährung.

Immenbär (Landbär), ſ. Ursus.

Immenblatt, ſ. Melittis Melissophyllum *L.*

IMMENBROD heißt der von den Bienen an den Schaufeln ihrer Hinterfüße eingetragene und in den Cel-len mit Honig durchknetete Blumenſtaub, woraus ſie theils das erfoderliche Futter für ihre Brut, theils aber, indem ſie es ſelbſt genießen, das Wachs bereiten. (*R.*)

IMMENDINGEN, Pfarrdorf an der Donau im großherzogl. badiſchen Bezirksamte Möhringen und in der fürſtl. Fürſtenbergiſchen Landgrafſchaft Baar, ½ teutſche Meile ſüdweſtlich von der Amtsſtadt, eine grundherrliche Beſitzung des freiherrlichen Geſchlechts von Reiſchach, mit 636 katholiſchen Einw. in 104 Familien, welche ein ange-nehmes Thal, von Kalkſteinfelſenbergen gebildet, mit einem ſehr ſchönen Steinbruche, bewohnen, und vortreffliche Viehzucht haben, aber wegen des ſchlechten Getreidebo-dens ihrer Gemarkung ſich nur kärglich ernähren können, daher ihre männlichen Kinder größtentheils auswärts in Dienſte ſchicken, während die weiblichen Familienglieder zu Hauſe ihren Unterhalt durch Sticken für die Schwei-zermouſſelinfabriken verdienen. Wenigſtens ſechs Jahr-hunderte lang beſtanden hier zwei Edelmannsſitze, die obere Burg und die untere Burg zu Immendingen, de-ren jede ihre beſondere Leibeigenen hatte. Die niedere Gerichtsbarkeit übten beide gemeinſchaftlich aus, aber die hohe Gerichtsbarkeit ſammt dem Forſt- und Jagdrechte gehörte dem Hauſe Fürſtenberg, bis ſolche durch die große Staatsveränderung unſerer Zeit an Baden überging. Die obere Burg war von 1190—1400 im Beſitze des nun ausgeſtorbenen Geſchlechtes der Junker Streit von Im-mendingen. Auf dieſe folgten die Herren von Allmensho-fen bis 1527, und von da bis 1594 die Herren von Knö-ringen. Von dieſem Geſchlechte kam die obere Burg an Wolf Walter von Julach, und als dieſer im Türkenkriege gefallen war, verkaufte ſie ſeine hinterlaſſene Witwe im J. 1602 an Hans Georg Eglof von Zell; Gottfried Heinrich Eglof verkaufte ſie wieder im J. 1672 an Kon-rad Roth von Schröckenſtein und endlich Friedrich von Schröckenſtein im J. 1807 an ſeinen Mitherrn Joſeph von Reiſchach. In der untern Burg hauſten von 1344—1564 die Herren Jäger von Späth, von welchen ſie an die Herren von Reiſchach kam. Das Patronatrecht

der hieſigen Kirche gehörte aber mit allem Zehnten dem Gotteshauſe St. Blaſien, und in den päpſtlichen Bullen von 1173 und 1178 wird Imindingin, Imindeingin als eine St. blaſiſche Beſitzung angeführt. (*Thms. Alfr. Leger.*)

IMMENDORF, 1) ein Dorf im Kreisgerichte und Diſtricte Wolfenbüttel des Herzogthums Braunſchweig mit mehr als 200 Einwohnern und einer Poſterpedition. (*R.*)

2) Immendorf, vor Alters Immindorf und auch Ymzinſtorf genannt, 1) eine dem Grafen Hermann von Locatelli gehörige Herrſchaft im V. U. M. B. des Erzherzogthums Öſterreich unter Ens, in ſanft gebirgiger Gegend zwiſchen Bullersdorf und Mailberg gelegen; 2) ein großes Dorf und Hauptort der gleichnamigen Herrſchaft in demſelben Viertel und Lande, in etwas ſumpfiger Lage am ſüdweſtlichen Abhange des bewaldeten Puchberges, zwiſchen Guntersdorf und Oberſtrickenbrunn gelegen, nur ¼ Stunde von der nach Znaym führenden Poſtſtraße entfernt, mit 146 Häuſern, 966 teutſchen Einwohnern, die einſt ihrer Bienenzucht wegen berühmt waren, gegenwärtig aber ſich meiſt mit Wein- und Feldbau beſchäftigen, und mehre Wein- und Getreidehändler unter ſich zählen, einer eigenen alten katholiſchen Pfarre des Benedictinerſtiftes Melk, welche zum Dekanate an der obern Schmida des wiener Erzbisthums gehört, unter dem Patronate des genannten Stiftes ſteht und mit den Gliedern deſſelben beſetzt wird, einer katholiſchen Kirche, einer außerhalb des Ortes liegenden Kapelle, einer Trivialſchule, einem herrſchaftlichen Meierhofe mit einer Schäferei von 600 Schafen, einer Mahlmühte, einer Reihe von Kellern, die am Fuße des genannten Berges liegen und einem Schloſſe, das mit einem Waſſergraben umgeben iſt und noch deutliche Spuren ſeiner vormaligen Befeſtigung zeigt. (*G. F. Schreiner.*)

3) Zwei Pfarrdörfer im Königreiche Preußen, von denen das eine im Regierungsbezirke Aachen, mit 384 Einwohnern, in der Bürgermeiſterei Immendorf und dem Kreiſe Geilenkirchen; das andere mit 114 Einwohnern im Regierungsbezirke Cöln und Landkreiſe Cöln liegt, wozu außer Immendorf auch Godorf mit 319 und Rondorf mit 347 Einwohnern gehören. (*Rauschenbusch.*)

Immengeleite, ſ. Geleite.

IMMENHAUSEN, eine kleine, ehemals mit mehren alten Burgſitzen (beſonders der Herren von Stokhauſen und Meyſenburg) verſehene kurheſſiſche Stadt am Fuße des Rheinhartswaldes, drei Stunden von Caſſel, eine Stunde von Grebenſtein, zu deſſen Juſtizamte ſie gehört (1830 mit 220 Häuſern und 1546 Einwohnern verſehen). Urſprünglich zur Herrſchaft des Grafen Dodico von Warburg und zum ſächſiſchen Heſſengau gehörig ſtand dieſer Ort unter dem mainziſchen Kirchſprengel des Propſtes zu Hofgeismar. Landgraf Heinrich I. erwarb Immenhauſen und Grebenſtein von dem Erben der Grafen von Daſſel, einem Grafen von Eberſtein; auch wurde 1429 beim Ausgange der alten Herren von Schonenberg (Schönberg bei Hofgeismar) die auf Immenhauſen ruhende Pfandſchaft abgelöſt. Inzwiſchen war in der Fehde des Landgrafen Hermann mit dem Herzoge Otto dem Quaden von Braunſchweig und mit den Erzbiſchöfen von Mainz und Cöln 1385 die Stadt von dieſen Fürſten durch Feuerpfeile angeſteckt, und bei einem Blutbade, wo ſelbſt der in den Kellern verborgenen Einwohner nicht geſchont wurde, faſt gänzlich zerſtört worden. Das Andenken an dieſe Begebenheit hat eine alte Inſchrift der 1409 zuerſt erbauten noch durch einige Glasmalereien ausgezeichneten Kirche erhalten. In derſelben ließ L. Philipp der Hochherzige, einer alten Tradition nach, insgeheim die erſte evangeliſche Predigt halten. Vermuthlich 1521, als die erſte teutſche Meſſe in Caſſel gefeiert wurde. Auch verfertigte ein geſchickter Schmied zu Immenhauſen die künſtlichen Nachſchlüſſel zu L. Philipp's Gefängniß zu Mecheln, womit Hans Rommel und Kurt Breidenſtein im J. 1550 den verunglückten Verſuch zur Befreiung dieſes Fürſten aus den Händen Karl's V. unternahmen. Nach einem Brandſchaden im J. 1603 iſt die ganze Stadt 1631 unter Tilly bis auf vier bis fünf Häuſer durch die kaiſerlichen und bairiſchen Truppen abgebrannt, und erſt nach und nach wieder hergeſtellt worden. In der Nähe von Immenhauſen, an dem ſogenannten Hopfenberge, wird Eiſenſtein gefunden, den man in den Schmelzhütten zu Beckerhagen verarbeitet*). (*Rommel.*)

Die Stadt treibt meiſt Ackerbau und wird ſchon 1015 genannt, indem Kaiſer Heinrich II. in dieſem Jahre hier das Pfingſtfeſt feierte[1]). Später findet ſich Immenhauſen als der Sitz eines Dynaſtengeſchlechtes, von dem wir zuerſt zwei Brüder, Dudo und Gebhard, kennen lernen, wovon der erſtere zwiſchen 1123—1155 lebte und mainziſcher Burggraf auf Rüſteburg, oder, was gleichbedeutend iſt, Oberamtmann des Eichsfeldes war, und von ſeinem Bruder Gebhard überlebt wurde. Dieſer, der mehre Schenkungen an Klöſter machte, hatte einen Sohn Berthold (1160, 1163), und findet ſich im J. 1189 zuletzt. Seitdem verſchwindet ſowol dieſes Geſchlecht, als auch der Ort, der erſt im Anfange des 14. Jahrh. wieder genannt wird. Er ſcheint zerſtört geweſen und erſt durch die Landgrafen von Heſſen wieder aufgebaut worden zu ſein. Eine Urkunde vom J. 1303 zeigt ihn uns als eine heſſiſche mit einer Burg verſehene Stadt. Als beide im J. 1385 vom Erzbiſchof Adolf von Mainz zerſtört wurden, wurde nur die Stadt wieder hergeſtellt[2]). (*G. Landau.*)

Immenkäfer, ſ. Clerus.

IMMENRIED, ein würtembergiſches Pfarrdorf im Donaukreiſe und Oberamte Wangen, zur fürſtl. Standesherrſchaft Waldburg-Wolfegg gehörig, mit 239 kathol. Einwohnern. Der Ort kam erſt im J. 1806 an Würtemberg, bis dahin war er der Landeshoheit des Fürſten von Waldburg-Wolfegg unterworfen. (*Rigel.*)

IMMENSEE (Ober- und Nieder-), zwei nahe bei

---

*) Vergl. Martin's topographiſche Nachrichten von Niederheſſen. 2. B. 2. Heft.

1) Annalista Saxo ap. *Eccard.* Corp. histor. medii aevi I, 435. 2) ſ. Ausführlicheres in einer Abhandlung von mir in der Zeitſchrift des Vereines für heſſiſche Geſchichte und Landeskunde I, 316—325.

einander liegende Dörfchen des eidgenöſſiſchen Cantons Schwyz, am Zugerſee, im jetzigen Bezirke Küßnacht. Sie liegen in einer Bucht, die durch den Kiemen, einen in den See hinausragenden waldigen Hügel, gebildet wird. Von Immenſee führt der Weg nach dem eine kleine halbe Stunde entfernten Dorfe Küßnacht am Vierwaldſtätterſee durch die hohle Gaſſe an der Kapelle vorbei, die zum Andenken Wilhelm Tell's, der an dieſer Stelle den Voigt Geßler erlegte, erbaut wurde. Neben den vielen Reiſenden, welche die hohle Gaſſe und dann den unmittelbar daneben ſich erhebenden Rigi beſuchen, belebt auch der Transport der Waaren von dem einen See zum andern dieſe Straße; doch iſt derſelbe nicht ſo bedeutend, daß die früher projectirte Waſſerverbindung der beiden Seen mit Vortheil hätte ausgeführt werden können; daher wurde das Project wieder aufgegeben. (*Escher.*)

IMMENSTAAD, Pfarrdorf im großherzogl. badiſchen Bezirksamte und der ſtandesherrlichen fürſtl. Fürſtenbergiſchen Grafſchaft Heiligenberg, $2\frac{1}{4}$ teutſche Meilen ſüdlich von dem Fürſtenbergiſchen Schloſſe und badiſchen Amtsſitze Heiligenberg, am Bodenſee und auf der Poſtſtraße von Meersburg nach Friedrichshafen und Lindau, mit dem Schlößchen und Hofgute Helmsdorf, das einen vortrefflichen Weinbau und eine ſehr gute Meierei hat, und mit 684 katholiſchen Einwohnern in 142 Familien, die von Wein- und Obſtbau, von Viehzucht und von der Schiffahrt auf dem Bodenſee leben. Der Ort war ehemals dreiherrlich: Fürſtenberg beſaß ein Drittel, ein anderes kam von der Reichsſtadt Überlingen an das fürſtliche Stift Einſiedeln, von dieſem an die Reichsabtei Weingarten, und endlich 1779 an Fürſtenberg. Das dritte Drittel war eine Beſitzung der Edeln von Helmsdorf, die ſich von dem ebenbezeichneten Hofe, ihrem Stammgute, nannten, kam von dieſen an die Grafen von Montfort, dann an die Teutſchordens-Commende Mainau, und 1783 ebenfalls an Fürſtenberg. (*Thms. Alfr. Leger.*)

IMMENSTADT, 1) ein Landgericht und Rentamt im bairiſchen Oberdonaukreiſe, mit $5\frac{1}{4}$ □M., auf welchen 2,000 Menſchen in 2483 Familien wohnen. 2) Ein Städtchen im gleichnamigen Landgerichte, zwiſchen der Iller und dem Alpſee, am Fuße der Allgaueralpen, und an der Straße von Kempten nach Sonthofen, vier Stunden von Lindau. Es umfaßt 159 Häuſer, 1000 Einwohner, ein Schloß, die Sitze des gleichnamigen Landgerichtes, Rentamtes und Zollamtes, Forſt- und Pfarramtes, einer Poſtexpedition und Salzfactorei, ein Waiſenhaus, ein Spital, ein Centralcapucinerkloſter, Waffen- und Nagelſchmieden, Jahr- und Viehmärkte, und Handel mit Leinwand nach Italien und Frankreich. Der Ort war ſonſt die Reſidenz der regierenden Grafen von Königseck-Rothenfels, und nachdem die Grafſchaft an Öſterreich verkauft worden, der Sitz eines Oberamtes. (*Eisenmann.*)

IMMENWOLF oder **IMMENFRESSER**, ein ſüdteutſcher Vogel, Merops apiaster *Linn.*, ſ. Merops. (*Burmeister.*)

IMMER, 1) Zool., ſ. Imber. 2) Geogr., ein kleines zum heiligen Geiſtarchipel in Auſtralien gehöriges Eiland, unter 187° 15′ öſtl. Länge, nordöſtlich von der Inſel Tanna. (*R.*)

IMMERATH, Pfarrdorf mit 745 Einwohnern im Kreiſe Coblenz des königlich preußiſchen Regierungsbezirkes Aachen. (*Rauschenbusch.*)

Immergeten, ſ. Taufgesinnte.

IMMERGRÜN iſt der teutſche Name ſowol des Epheu's (Hedera Helix *L.*), als auch des Wintergrüns (Vinca minor *L.*). (*A. Sprengel.*)

Immerkuh, ſ. Inventarium.

IMMERSCHÖN oder **IMMORTELLE** werden viele Gewächſe genannt, deren ſaftarme Blumen ſich lange, ohne Form und Farbe zu verlieren, erhalten laſſen; namentlich aus den Gattungen: Gnaphalium, Elichrysum, Xeranthemum und Gomphrena. (*A. Sprengel.*)

IMMERSION bezeichnet in der Aſtronomie den Umſtand, wenn ein Stern oder Planet der Sonne ſo nahe ſteht, daß man ihn nicht ſehen kann, weil er durch ihre Strahlen verborgen wird.

Ferner bedeutet dieſer Ausdruck den Anfang einer Mondfinſterniß, d. h. den Moment, wenn der Mond in den Schatten der Erde tritt. Man ſpricht wol auch von einer Immerſion der Sonne, worunter man den Moment verſteht, wenn der Mond anfängt uns den Anblick der Sonne zu verbergen (vgl. d. Art. Mondfinsterniss und Sonnenfinsterniss). Noch häufiger wird dieſer Ausdruck von den Jupiterstrabanten gebraucht, und bezeichnet den Augenblick, wenn ſie in den Schatten dieſes Planeten treten. Der Immerſion iſt die Emerſion entgegengeſetzt und bedeutet den Augenblick, wenn der verdunkelte Körper wieder anfängt ſichtbar zu werden. Früher wurde die Beobachtung der Immerſion und Emerſion der Jupiterstrabanten faſt ausſchließlich zur Beſtimmung der Länge angewandt (ſ. d. Art. Länge). Jetzt bedient man ſich dieſer Methode ſeltener, weil die Beobachtung der Sternbedeckungen genauere Reſultate gibt. Man nennt auch Immerſion den Moment, wenn ein Fixſtern oder Planet von dem Monde oder einem andern Planeten bedeckt wird. (*Stern.*)

Immersor ſ. unt. Taufe.

IMMERTHAL, St.; Imier, Val St.; Erguel. Dieſe Namen werden oft als gleichbedeutend in politiſcher Beziehung gebraucht; in geographiſcher macht das St. Immerthal einen Theil des Erguels aus. Das ganze Erguel liegt im Jura und gehört jetzt zum Canton Bern. Das eigentliche St. Immerthal iſt ein ſtark bevölkertes Bergthal von ſechs Stunden Länge. Seine Richtung geht von Südweſt nach Nordoſt und Oſt. In ſeiner ganzen Länge fließt die im weſtlichſten Theile entſpringende Süze (Schüß), die ſich in den Bielerſee ergießt, und von welcher das Thal in frühern Zeiten den Namen Suſingerthal gehabt haben ſoll. In dem Zweige des Jura, durch welchen es von dem berniſchen Amte Nidau und von dem neufchatelliſchen Val de Rüz getrennt wird, erhebt ſich der 4950 Fuß hohe Chaſſeral. Im Weſten grenzt er an das neufchatelliſche Chaux-de-Fonds. Die nördliche Kette, welche der Sonnenberg heißt, trennt das Thal von dem berniſchen

Amte Saignelegier und dem Münſterthal. Durch dieſen Zweig des Jura iſt der berühmte Paß Pierre-Pertuis (ſ. dieſ. Art.) geſprengt, der aus dem St. Immerthal nach dem Münſterthal und nach Pruntrut führt. — Das Thal enthält von Weſten nach Oſten die Pfarrdörfer Renan, St. Imier, Courtelari, Corgemont und Sombeval, mit den Nebenorten Les Convers, Sonvillier, Villeret, Cormoret, Cortebert und Sonceboz. Alle dieſe Dörfer liegen auf der linken Seite der Süze, alſo auf der Nord- oder, wie es im Canton Bern heißt, auf der Sonnenſeite. Auf der Süd- oder Schattenſeite ſind nur einzelne Häuſer. Die Sonnenſeite heißt Droit, die Schattenſeite Envers. — Der Thalboden iſt für den Getreidebau von mittlerer Güte. Deſto ſchöner iſt die Wieſencultur, und die Viehweide auf den Bergen. Es wird theils Alpenwirthſchaft auf denſelben getrieben, theils eine große Menge Schlachtvieh dort gemäſtet, und dann wieder ausgeführt, ſowol Ochſen als Schafe. Es werden auch gute Pferde gezogen. Neben der Landwirthſchaft iſt dann die Fabrik-Induſtrie eine Hauptquelle des großen, im ganzen Thale und auf den Bergen verbreiteten Wohlſtandes, der ſich in den Wohnungen, im Hausgeräthe, der Lebensart und den Unternehmungen der Einwohner zeigt. Ein Hauptzweig dieſer Induſtrie iſt die Uhrmacherkunſt, die ſich aus dem Neuſchatelliſchen ſchon ſeit Langem hierher verbreitet hat, und eine Menge Hände beſchäftigt. Auch das Spitzenklöppeln iſt ſehr häufig. — Das eigentliche St. Immerthal endigt bei Sonceboz, in deſſen Nähe die Felſen von Süden und Norden her ganz nahe an einander treten. Die Senkung des Bodens wird bald bedeutend ſtärker, und die Süze, die durch das große Thal ziemlich ſanft gefloſſen war, wird hier wilder und bildet in der noch zur Pfarre Corgemont gehörigen Gegend Tourneboz mehre ſchöne Fälle. Wird indeſſen der Name St. Immerthal in politiſcher Bedeutung, und als gleichbedeutend mit Erguel gebraucht, ſo gehören nun auch noch die folgenden Theile dazu. — Durch eine enge Bergkluft, in deren Tiefe die Süze tobt, gelangt man wieder in ein kleines fruchtbares Thal, wo zuerſt das Dörfchen Hütte, dann das Pfarrdorf Pery (oder Büderich) erſcheint, wo die Früchte ſchon zehn Tage früher zur Reife gedeihen, als in dem höher liegenden St. Immerthal; nach Pery iſt auch das folgende Dorf Reuchenette kirchgenöſſig, welches noch am linken Ufer der Süze liegt, die aber hier eine ſüdliche Richtung erhält, und dann in das ehemalige Stadtgebiet von Biel eintritt. Der Erguel hingegen geht in öſtlicher Richtung durch ein ſteil anſteigendes Thal nach dem Pfarrdorfe Vauffelin (Füglisthal, wohin auch das Dorf Plagne (Plentſch) gehört; dann über den Berg nach Romont (Rothmund) und hinab nach Perles (Paterlen), Montmenil (Meiniſperg) und Reiben an die Aare. — Ferner gehören zum Erguel noch mehre bedeutende Orte, welche theils auf und an dem Sonnenberg, theils jenſeits zwiſchen demſelben und den ſogenannten Freibergen liegen. Sie ſind folgende: La Ferrere, welches nach Renan kirchgenöſſig iſt, eine ſehr zerſtreute Gemeinde von 1260 kunſtfleißigen und wohlhabenden Einwohnern, größtentheils Nachkommen von Auswanderern aus der zu Neuſchatel gehörigen Grafſchaft Valangin, die im 17. Jahrhundert ſich in dieſer Gegend anbauten. Die hier ſtark betriebene Uhrmacherkunſt iſt eine Hauptquelle ihres Reichthums. Ferner Vallenoſon, Clermont, La Chaux d'Abel; ebenfalls Orte, die durch Kunſtfleiß, beſonders in mechaniſchen Künſten, zu Wohlſtand gelangt ſind; das Thal Les Fontaines mit den zur Pfarre Tramelan gehörigen Orten Vacheries und La Pole, und das Thal Tramelan, welches die beträchtlichen Dörfer Tramelan dessus (Ober-Tremlingen), Tramelan dessous (Unter-Tremlingen) enthält. Nördlich von Tramelan iſt noch ein Nebenthal, welches die Orte Les Neuſälles, La Clef, La Chaux de Tramelan und Le Cereil enthält. Alle dieſe Orte nähren ſich theils von Land- und Alpenwirthſchaft, theils von den ſchon bezeichneten mechaniſchen Beſchäftigungen.

Die angeführten Orte gehören alle zum Erguel oder zum S. Immerthal in weiterer Bedeutung. Die Bevölkerung beträgt über 10,000 Seelen. Die Sprache iſt ein franzöſiſches Patois, mit Ausnahme der Dörfer Perles, Montmenil und Reiben, wo teutſch geſprochen wird. Jetzt gehört das ganze Erguel zu dem berneſchen Amte Courtelari. Der Name kommt von einer, jetzt in Trümmer zerfallenden, Burg Erguel, auf einem Felſen über Sonvillier, wo ehemals die Voigte des Biſchofs von Baſel ihren Sitz hatten, der erſt um die Mitte des 18. Jahrhunderts nach Courtelari verlegt wurde. Der Name des Haupt- oder St. Immerthales wird von einem Local-Heiligen, St. Immer (St. Imier, Himmerius) abgeleitet, der, aus einem Dorfe in der Gegend von Pruntrut gebürtig, im ſiebenten Jahrhunderte in der Wildniß, wo jetzt St. Imier iſt, das Land angebaut haben ſoll. Die Legenden erzählen von einer Wallfahrt, die er nach Jeruſalem gemacht, von den Thaten, die er verrichtet, und wie er nach ſeiner Rückkehr, indem er einen Zweig in die Erde ſteckte, eine Heilquelle hervorgebracht habe. Später entſtand an dieſer Stelle ein Chorherrenſtift, das aber bei der Reformation aufgehoben wurde. Die Landeshoheit ſowol als die niedern Gerichte über das ganze Erguel beſaßen bis zu Ende des 18. Jahrhunderts die Biſchöfe von Baſel: das Mannſchaftsrecht hingegen gehörte der Stadt Biel; und die Einwohner mußten unter dem Panner von Biel zu Felde ziehen. Daher wurde dieſer Theil des biſchöflich baſelſchen Gebiets, ebenſo wie Orvin, das auch zum Panner von Biel gehörte, ferner Neuenſtadt, der Teſſenberg und das Münſterthal immer zur Schweiz gerechnet, indeſſen der nördlichere Theil des Biſthums zum teutſchen Reiche gerechnet wurde, im Anfange der franzöſiſchen Revolution an Frankreich kam, und erſt 1815 mit der Schweiz vereinigt wurde. Dieſes Verhältniß zu Biel war dem Erguel beſonders während des 30jährigen Krieges vom größten Nutzen, indem dadurch ſeine Neutralität erhalten wurde, zu einer Zeit, wo der zum teutſchen Reiche gehörige Theil des Biſthums bald durch franzöſiſche, bald durch kaiſerliche Truppen auf's Schrecklichſte erſchöpft wurde. — Zwar hatte Herzog Bernhard von Weimar 1637 nach einem mit den Einwohnern geſchloſſenen Vertrage das Erguel beſetzt. Allein 1639 bewirkten die Städte Zürich, Bern, Baſel und Schaffhauſen die Räumung des Landes. Die Einwohner

des Erguels erſcheinen wegen jenes Verhältniſſes auch bei allen Feldzügen der Eidgenoſſen, an welchen Biel vermöge ſeines Bündniſſes mit Bern, Freiburg und Solothurn Theil nahm; namentlich auch in dem burgundiſchen, dem Schwaben- und dem italieniſchen Kriege. Zwar erregte das verwickelte Verhältniß von Biel ſelbſt, das zwar ein zugewandter Ort der Eidgenoſſenſchaft war, aber in gewiſſen Beziehungen ſelbſt unter biſchöflich baſelſcher Hoheit ſtand, und die Beſtrebungen der Biſchöfe, ihre Gewalt auszudehnen, öftere und beſonders gegen Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts langwierige Streitigkeiten. Dennoch wurde durch den in manchen Punkten für Biel ungünſtigen Vergleich im J. 1610 das Mannſchaftsrecht neuerdings anerkannt. Nur gegen den Biſchof ſollte Biel und das Erguel den Eidgenoſſen nicht zuziehen dürfen. Vermöge dieſes Mannſchaftsrechtes ordnete die Stadt Biel im Erguel Alles an, was auf's Kriegsweſen Bezug hatte, gab dem Lande die Officiere, warb dort Soldaten für ſeine Truppen im franzöſiſchen Dienſte und geſtattete dem Biſchofe, als er um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Regiment im franzöſiſchen Sold errichtete, nur für diejenigen Compagnien Werbung im Erguel, deren Hauptleute Bürger der Stadt Biel waren. Ebendieſes Mannſchaftsrecht hat auch, nachdem die Reformation zu Biel geſiegt hatte, die Einführung und Behauptung derſelben gegen die wiederholten Umtriebe der Biſchöfe im ganzen Erguel befördert. Denn nach dem ſtaatsrechtlichen Begriffe der Eidgenoſſen gehörte das Religionsweſen zum Mannſchaftsrechte. — Als das franzöſiſche Directorium im J. 1797 den Angriff auf die Schweiz beſchloſſen hatte, wurde zuerſt durch plötzlichen Überfall, ohne Kriegserklärung, das ganze Erguel nebſt Biel beſetzt, um zum Voraus ſich dieſes wichtigen Eingangs in den Canton Bern zu verſichern. Es blieb bis zum pariſer Frieden mit Frankreich vereinigt, mußte dann aber wieder an die Schweiz abgetreten werden, und wurde 1815 dem Canton Bern einverleibt. (*Escher.*)

IMMICHENHAIN (Ymmichenhagen, in alten Urkunden ab indagine, und im gemeinen Leben auch Haynchen genannt), ein 1173 (nach Gerſtenberger's Chronik) geſtiftetes, aber erſt im 13. Jahrhunderte urkundlich vorkommendes Auguſtinerkloſter (Anfangs Nonnen-, dann Mannskloſter) anderthalb Stunden von Neukirchen in der Grafſchaft Ziegenhain in Heſſen, welches zur Zeit der Reformation aufgehoben wurde. Das Dorf ſelbſt, worin dieſes Kloſter lag (nach der Zählung von 1830 mit 403 Einwohnern und 62 Häuſern, gehört zum Juſtizamte Neukirchen. (*Rommel.*)

IMMIG (Christoph), auch Imming geſchrieben, ward 1650 zu Leipzig geboren, ſtudirte daſelbſt, nachdem er die Thomasſchule beſucht, die Rechte, und begann ſeit 1680 als Advocat zu prakticiren. Später wendete er ſich mit gleichem Berufe nach Dresden; und da er hier mit dem Stifter der Herrnhuter-Colonie, Grafen von Zinſendorf, näher bekannt ward und deſſen religiöſe Anſichten ihm gefielen, ſo trat er bei ihm als Privatſecretair in Dienſt, und lebte ſeitdem bis zu ſeinem Tode (3. Febr. 1728) zu Herrnhut in des Grafen Hauſe. Er war ein Mann von mannichfaltiger Gelehrſamkeit, wie ſeine, ſowol auf Mathematik und Theologie, als praktiſche Jurisprudenz ſich beziehenden Schriften deutlich beweiſen; allein zugleich ein ziemlich hypochondriſcher Grübler, der ebenſo viel Vergnügen an der Zuſammenſtellung unvereinbarer Rechtsſätze fand, als an der innern Ausgleichung deſſen, was uns die vier Evangeliſten über die Geſchichte Chriſti aufbehalten haben*). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMMISSIO, die Einweiſung oder Einſetzung namentlich in den Beſitz einer Sache (immissio in possessionem). In beſonderm juriſtiſchen Sinne ſpricht man hier von der immissio in bona, als Einweiſung in den Beſitz von Gegenſtänden, worauf die Anſprüche bisher ſtreitig waren; z. B. wenn damit die gerichtliche Übergabe der Güter eines Gemeinſchuldners an ſeine Gläubiger bezeichnet wird. Bei den Römern kam es dem Prätor zu, ſolche Einweiſungen in den Beſitz vorzunehmen. Die Wichtigkeit dieſes Befugniſſes zeigte ſich vorzüglich dann, wenn er aus Gründen der Billigkeit oder des Rechts ſich beſtimmt fand, denen, die nach dem Civilgeſetz kein Erbrecht hatten, ein ſolches zu verleihen, und ſie hiernach in den Beſitz der Erbſchaft einzuweiſen (bonorum possessio). Das ſummariſche Verfahren dabei half über die vielen Weitläufigkeiten der bürgerlichen Erbſchaftsklage (hereditatis petitio) hinweg; und daher wurde es ſpäterhin ſogar auch zum Beſten derer angewandt, die ſchon nach dem Civilrechte ein Erbrecht hatten (bonorum possessio utilis). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMMOBILIAR-MASSE. So heißt im Concursproceß das in unbeweglichen Sachen beſtehende Vermögen des Gemeinſchuldners. Dabei verſteht man unter unbeweglichen Sachen nicht blos ſolche, die unbeweglich im eigentlichen Sinne ſind, d. h., die ohne Verletzung ihrer Subſtanz nicht von Ort zu Ort gebracht werden können, wie z. B. Stadt- und Landgrundſtücke, ſondern auch ſolche, die im juriſtiſchen Sinne den letztern gleich geachtet werden; wie unter andern nach ſächſiſchem ſowol als gemeinem Rechte Bibliotheken von bedeutenderem Umfange, vollſtändige Waarenlager, Buchhandlungen, Apotheken u. ſ. w. Die juriſtiſche Gleichachtung der letzteren Gattung von Sachen mit der erſtern ſtützt ſich dabei auf die gleichmäßige Sicherheit, welche beide Gattungen gewähren.

Außerdem gibt es aber auch noch beſondere Fälle, in denen, dem ausdrücklichen Willen der Geſetze nach, bewegliche Sachen den unbeweglichen vollkommen, das heißt hier, in Anſehung aller rechtlichen Wirkungen, gleichgeachtet werden. Nämlich I. Wenn eine an ſich bewegliche Sache mit einer unbeweglichen, entweder durch die Wirkung der Natur oder einer menſchlichen Handlung zufolge dergeſtalt zuſammenhängt, daß ſie einen Theil der letztern

---

*) In Adelung's Fortſetzung von Jöcher's Gelehrten-Lexikon. 2. Bd. (Leipzig 1787. 4.) Sp. 2280, befindet ſich ein vollſtändiges Verzeichniß von Immig's Schriften. Daß er übrigens auch in den letzten Lebensjahren die Jurisprudenz über der Theologie und Mathematik keineswegs ganz vergaß, beweiſt der dort mit aufgeführte, erſt zwei Jahre vor ſeinem Tode erſchienene Tractat unter dem Titel: Materiae concordantes ex universo jure. (Lips. 1726. 4.)

Digitized by Google

ausmacht. So werden z. B. Bäume und Pflanzen, inſofern ſie Wurzeln geſchlagen, ferner Gewächſe und Früchte, die noch nicht abgenommen ſind, wegen ihres Zuſammenhangs mit dem Grundſtücke, worauf ſie ſtehen, für einen Theil deſſelben, und alſo auch für unbeweglich gehalten. Ebendies wird auch angenommen, ſobald eine bewegliche Sache einer unbeweglichen ſo feſt einverleibt iſt, daß ſie ſich ohne Schaden des Ganzen nicht wol trennen läßt; oder, wenn die feſtgemachte Sache zwar ohne Nachtheil abgeſondert werden kann, allein deren Befeſtigung zum beſtändigen Gebrauche eines Grundſtücks, nach deſſen eigentlicher Beſtimmung, dient. Aus dieſem Grunde rechnet man die Riegel und Schlöſſer an den Thüren; die Ziegel auf dem Dache; die eingemauerten Keſſel auf dem Küchenherde, inſofern ſie nur zum ökonomiſchen Gebrauche des Hauſes eingemauert ſind; die im Boden feſtgemachten zum wirthſchaftlichen Gebrauche des Grundſtücks dienenden Kornbehälter; die in einem Weinkeller oder Weinlager befindlichen größeren Weinfäſſer; die in einem Weinberge angebrachte Kelter u. ſ. w. zu dem Grundſtücke, in welchem dieſe Dinge befeſtigt ſind. Hieraus haben die Praktiker die Regel abgeleitet: „Alles, was Erd-, Wand-, Bau-, Mauer-, Nied- und Nagelfeſt in einem Grundſtücke iſt, muß für ein Zubehör deſſelben gehalten werden.“ Indeſſen iſt doch dieſe Regel nicht ganz ausreichend für das praktiſche Bedürfniß: beſonders weil die künſtliche Cohäſion allein die befeſtigte Sache noch nicht zu einem Theile des Ganzen macht, wenn nicht die Befeſtigung entweder zum ökonomiſchen Gebrauche des Grundſtückes ſelbſt, nach deſſen beſonderer Beſtimmung geſchah, oder wenn nicht wenigſtens, ſobald das letztere nicht der Fall iſt, aus der Lostrennung der befeſtigten Sache ein weſentlicher Nachtheil für das Ganze entſpringt. II. Auch alsdann werden bewegliche Sachen für unbewegliche im juriſtiſchen Sinne gehalten, wenn ſie nicht nur in der Abſicht angeſchafft oder gemacht worden ſind, daß ſie einer unbeweglichen Sache zum beſtändigen Gebrauche dienen ſollen, ſondern ſich auch wirklich zu dem Ende an dem Orte ihrer Beſtimmung befinden. Bewegliche Pertinenzſtücke dieſer Art erfodern keine Cohäſion, um für unbeweglich zu gelten.

Wie ſehr nun alle dieſe Begriffsbeſtimmungen bei der Frage nach dem Inbegriffe deſſen, was man beim Eintritt eines Concurſes „Immobiliarmaſſe“ nennt, in Erwägung kommen, bedarf nicht erſt eines Beweiſes.

(Emil Ferdinand Vogel.)

IMMOBILIAR-VERMÖGEN. Der Inbegriff alles deſſen, was Jemand an unbeweglichem Gute beſitzt. Sind körperliche Sachen ſo beſchaffen, daß ſie ohne Beſchädigung oder Vernichtung ihrer Subſtanz nicht von einem Orte zum andern gebracht werden können, ſo nennt man ſie überhaupt unbewegliche Sachen, und ſobald man dieſe Sachen zu einem gewiſſen Werthe anſchlägt und als Gegenſtände des bürgerlichen Beſitzthums in Erwägung zieht, legt man ihnen den Charakter des Immobiliarvermögens bei. Namentlich kommt hierbei ihre Fähigkeit in Betrachtung, im gewöhnlichen bürgerlichen Verkehr aus einer Hand in die andere zu gehen, oder das, was die Römer: in commercio civili esse, oder noch eigentlicher in bonis esse, nannten. Die nähere juriſtiſche Anſicht über den relativen Begriff der Beweglichkeit und Unbeweglichkeit einzelner Gegenſtände iſt bei dem Artikel Immobiliarmaſſe (ſ. d. Art.) entwickelt. *(Emil Ferdinand Vogel.)*

IMMOBILIEN, unbewegliche Gegenſtände. Wenn man im Allgemeinen ſagt, unbewegliche Sachen ſind ſolche, die nicht ohne Beſchädigung oder Vernichtung ihrer Subſtanz von einem Orte zum andern gebracht werden können, ſo iſt damit für das juriſtiſche Bedürfniß, d. h. für das richtige Urtheil über die juriſtiſchen Beziehungen, in welchen Sachen ſtehen können, noch nicht genug gewonnen. Man muß vielmehr hinzufügen, daß der Grund, warum gewiſſe Sachen ihren Ort nicht ohne Nachtheil für ihre Eigenthümer ſelbſt ändern oder anders angewieſen erhalten können, theils in der Natur dieſer Sachen ſelbſt, theils außer ihnen in einer beſondern Vorſchrift der Geſetze liegt. Sachen von der erſteren Art nennt man unbewegliche im eigentlichen Sinne (res naturaliter immobiles), und ſie ſind wieder theils ſolche, die ihren Standort ganz und gar nicht verändern können, wie z. B. Äcker, Wieſen, Gärten, Weinberge, Wälder u. ſ. w., theils ſolche, die man nicht ohne Zerſtörung von ihrer Stelle bringen kann, wie z. B. Gebäude. Die Sachen der zweiten Art ſind dagegen zwar ihrer Natur nach beweglich, allein ſie werden nach der Vorſchrift der Geſetze ſo angeſehen, als ob ſie unbeweglich wären (res civiliter oder juris intellectu immobiles). Auch dieſe kann man aus einer doppelten Beziehung beurtheilen. Sie gelten nämlich theils in Anſehung jeder rechtlichen Wirkung für unbeweglich, theils nur in Anſehung einer einzelnen, beſondern rechtlichen Wirkung. Zu der letztern Gattung gehören unter andern die ſogenannten mobilia pretiosa der unter Vormundſchaft oder Curatel ſtehenden Perſonen; welche im Bezug auf das geſetzliche Veräußerungsverbot den wirklich unbeweglichen Gütern ſolcher Perſonen gleichgeachtet werden. Was ſonſt in dieſer Beziehung noch geſagt werden kann, iſt ſchon bei dem Art. Immobiliarmaſſe erinnert worden[1]). *(Emil Ferdinand Vogel.)*

Immodica donatio, ſ. unt. **Schenkung.**

Immortelle, ſ. **Immerschön.**

IMMUNITÄT (Immunitas). A. Im Allgemeinen. Das Wort Immunität bezeichnet in der Rechtswiſſenſchaft überhaupt die Befreiung von der Obliegenheit, für einen Andern etwas zu leiſten, insbeſondere aber die Befreiung von der Leiſtung öffentlicher Dienſte und Abgaben, welche letztere in der mittleren Zeit vorzugsweiſe munera genannt zu werden pflegten. Die Güter des Königs und ſeiner nächſten Umgebungen genoſſen in Teutſchland ſchon in alten Zeiten dieſer Befreiung; ſie hing jedoch genau mit einem andern, noch älteren wichtigen Vorzugsrechte dieſer Güter zuſammen, welches ebenfalls immunitas genannt wurde: nämlich mit dem Rechte der Befreiung von der Gewalt der gewöhnlichen öffentlichen Gerichtsbeam-

*) Vgl. die akademiſche Abhandlung von Gottfr. Ludw. Megen: Commentatio de vera ac genuina rerum mobilium et immobilium indole secundum diversa juris Romani et Germanici principia. (Gießen 1760. 4.)

Digitized by Google

ten, für die Zeit, wo der Herr des Gutes für die auf deſſen Territorium angeſeſſenen Unfreien zu Recht zu ſtehen verſprach; weshalb er von Zeit zu Zeit ſelbſt darin Gericht zu hegen pflegte, oder es durch beſondere Beauftragte hegen ließ. Vorzugsweiſe wurden die königlichen Domainen nach und nach häufig für geſchloſſene Bezirke erklärt, die darin wohnenden Unterthanen von der Gerichtsbarkeit des gewöhnlichen Richters ausgenommen, und ihnen eigene Bezirksrichter gegeben. Solche Bezirke nannte man dann im Gegenſatze zu den gewöhnlichen Ortſchaften auch ſelbſt Immunitates. Bei der zunehmenden Verwickelung der Rechtspflege und Höhe der Abgaben wurden dergleichen, auf dieſe beiden Verhältniſſe bezügliche Befreiungen immer wichtiger, und man fing bald an, ſie als Gnadenſachen bei den Regenten zu ſuchen. Die teutſchen Kaiſer ſchufen allmälig große Diſtricte als privilegirt in ſogenannte Reichsvoigteien um, wo die Gerichtsbarkeit nicht, wie gewöhnlich in älterer Zeit, durch Grafen, ſondern durch beſonders beſtellte kaiſerliche Voigte ausgeübt ward; und an das Gerichtsprivilegium ſchloß ſich dann meiſtens auch das Steuerprivilegium an. Daß beides ſo häufig der Fall war, muß beſonders dem Eifer zugeſchrieben werden, mit welchem die Geiſtlichkeit darauf bedacht war, ſowol Befreiung vom weltlichen Gerichtsſtande, als von den bürgerlichen Dienſten und Abgaben ſich zu verſchaffen. (S. gleich nachher den Art. immunitas ecclesiastica.) Die Laien ahmten hierin meiſtens nur das Beiſpiel des Klerus nach; und während die begehrlichen Wünſche des letztern häufig durch die eigene Frömmigkeit der Fürſten, oder auch durch ihre Bußfertigkeit unterſtützt wurden, lag in der Nothwendigkeit, ſich gegen dienſteifrige oder durch Macht und Anſehen ausgezeichnete Vaſallen gnädig zu beweiſen, für die Regenten ein ebenſo ſtarker Anlaß zur Ertheilung von Immunitätsprivilegien (ſ. d. Art.).

Die Steuerfreiheit der Rittergüter, welche von den ältern Staatsrechtslehrern gewöhnlich auch in dieſe Kategorie geſtellt wird, iſt wenigſtens inſofern davon verſchieden, als ſie nicht von den Regenten, ſondern von den dadurch begünſtigten Gutsbeſitzern ſelbſt ihren Urſprung nahm. Denn dieſe gaben in den ältern Zeiten ihre Einwilligung zur Erhebung von Steuern nicht im Bezug auf ihre eigenen Güter, ſondern nur für ihre Unterthanen, nämlich für die Bauern auf ihrem Territorium und für die einzelnen Bewohner der von ihrer Grundherrlichkeit abhängigen Städte, ſodaß ſie dabei die Verſchonung ihrer eigenen Güter mit ſolchen Leiſtungen zur Bedingung zu machen pflegten. Ihre perſönliche Thätigkeit im Lehnskriegsdienſte gab den gewöhnlichen Anlaß für die Behauptung dieſes Vorzugsrechts; namentlich in Verbindung mit dem Befugniſſe der Grundherrlichkeit.

B. Kirchliche Immunität (immunitas ecclesiastica) iſt der Inbegriff aller, den Kirchen, ſowie ihren Dienern und Gütern zuſtändigen Vorzugsrechte, im Bezug auf die Befreiung derſelben von der Verbindlichkeit, die gewöhnlichen Staatslaſten und Staatsdienſte zu leiſten, und den weltlichen Gerichtsſtand anzuerkennen. Daß in der eigenthümlichen Stellung der Geiſtlichkeit, namentlich der chriſtlichen, zu den übrigen Staatsbürgern ſchon an ſich eine Auffoderung lag, ihr einige Bevorzugung von dieſer Art zuzugeſtehen, kann nicht geleugnet werden: allein ebenſo gewiß ſteht das hiſtoriſche Factum, daß die Geiſtlichkeit mit ebenſo viel Ehrgeiz als Habſucht die Ausdehnung dieſer Vorzugsrechte ſelbſt auf Koſten des allgemeinen Wohles geſucht habe: wobei ihr die von ihr ſelbſt meiſtens erſt hervorgerufene Bigotterie der Fürſten, und deren Abhängigkeit von dem gelehrten Monopol und Schriftthum des Klerus in der ältern Zeit trefflich zu ſtatten kam.

Schon der erſte chriſtliche Kaiſer, Conſtantin, machte mit dieſer unverhältnißmäßigen Begünſtigung der Geiſtlichkeit den Anfang. Während er Kirchen und Prieſter mit verſchwenderiſchen Geſchenken überhäufte, und ſeine Unterthanen zur Nachahmung einlud, indem er ihnen erlaubte, von ihren Gütern an die Kirchen und den Klerus einen beliebigen Theil zu vermachen, befreiete er zugleich die Geiſtlichkeit von den bürgerlichen Pflichten, und die Kirchengüter von den öffentlichen Abgaben[1]). Dieſe Privilegien wurden die Grundlage von verſchiedenen neueren unendlich wichtigeren, welche der ſpätere Aberglaube — zugleich mit der Entfeenung von der apoſtoliſchen Zeit beſtändig im Zunehmen begriffen — dem Klerus bereitwillig zukommen ließ. Kaiſer Conſtantius befreiete die Geiſtlichen von der Abgabe des Hundertſten, den man für liegende Gründe bezahlte; von der Abgabe, die bei der Regierungsfeier der Kaiſer von den Kaufleuten erhoben ward (welchem Stande ſich ſchon viele Geiſtliche aus Habſucht zugeſellt hatten); von der Verpflichtung, Pferde und Wagen zu den öffentlichen Fuhren, und Mehl, Brod und Kohlen für die kaiſerliche Hofhaltung und die von ihr ausgeſendeten Beauftragten zu liefern; ja er dehnte dieſe Begünſtigungen ſogar auf ihre Weiber, Kinder und Sklaven aus; weil die meiſten Geiſtlichen damals noch, ſelbſt mit Einſchluß der Biſchöfe, verheirathet waren[2]). Natürlich wurden nun die Geiſtlichen ſchnell reich; da jedoch hiermit nur ihre Habſucht, nicht aber ihre Mildthätigkeit ſich ſteigerte, ſo legte ihnen Kaiſer Valentinian I. eine Beiſteuer für die Armen mit der Andeutung auf, daß es ihre beſondere Pflicht wäre, den Unglücklichen zu helfen[3]). Sogleich erhoben namentlich die Biſchöfe ein Geſchrei wider dieſes Geſetz, und klagten laut über das Unrecht, welches ihnen geſchehe, wenn die ihnen einmal verwilligten Privilegien widerrufen würden. Der bekannte Biſchof Gregor von Nazianz, welcher der dortigen Kirche damals vorſtand, hielt vor dem kaiſerlichen, mit Einrichtung der öffentlichen Abgaben zu Nazianz beauftragten Abgeordneten eine noch vorhandene Rede, worin er die Armen, die Geiſtlichkeit und die Philoſophen (ſo nannte er die Mönche!) ihm anempfahl: „Kein Band" — ſprach er dabei — „kein Band bindet ſie hienieden; ſie beſitzen kaum ihre Leiber; ſie ha-

1) Vgl. Const. 1 et 2. Cod. Theod. de Episcopis et Clericis. 2) Const. 10. Cod. Theod. eod. Const. 13 et 14. Cod. Theod. de extraord. Zur Beſchönigung wurde im Geſetze angeführt, es ſei gewiß (ſo wenig dies auch der Fall war), daß der Gewinn, welchen die Geiſtlichen aus ihren Waarenlagern zögen, zum Beſten der Armen diene. 3) Const. 9. Cod. Theod. de Episc. et Clericis.

Digitized by Google

ben Nichts für den Kaiſer; Alles gehört Gott, die Lobgeſänge, die Gebete, die Nachwachen, die Thränen; ihre Güter ſind keinem Angriffe bloßgeſtellt!“ Eine Behauptung, die durch die entgegenſtehenden Angaben der Zeitgenoſſen hinreichend widerlegt wird! Auch iſt noch vom heiligen Baſilius ein Brief (Epiſt. 304) vorhanden, worin er einen Officier erſucht, die Mönche von den öffentlichen Abgaben zu befreien, weil ſie ſeiner Meinung nach ihre Güter nicht mehr beſäßen, ſondern ſie den Armen gegeben hätten, auch nicht mehr Beſitzer ihrer Körper wären, weil ſie dieſelben durch die Buße abzehrten! Angaben, die abermals erſt im rechten Lichte erſcheinen, wenn man damit die Ausſage des wahrheitliebenden Zoſimus vergleicht, welcher B. V. Cap. 23 ſeiner Geſchichte ganz offen ſagt, die Mönche hätten bereits unter Honorius und Arkadius faſt den ganzen Orient arm gemacht[4]).

Nichtsdeſtoweniger hörte der Kaiſer Honorius die Klagen der Geiſtlichkeit geneigteſt an, und entſchädigte ſie reichlich für das angebliche Unrecht, welches ſie durch jene Verordnungen erlitten. Durch ein Geſetz vom Jahre 412 n. Chr. beſtimmte er ausdrücklich, daß die Ländereien der Kirchen von „unangemeſſenen und außerordentlichen“ Laſten frei ſein ſollten; ebenſo von der Pflicht zur Ausbeſſerung der Wege, zur Wiederherſtellung von Brücken, zum Transport der fiscaliſchen Sachen oder der Lebensmittel für die Truppen, und von der oben erwähnten Abgabe bei der Regierungsfeier der Kaiſer[5]).

Dieſe Geneigtheit der erſten chriſtlichen Kaiſer, dem Klerus auf alle Weiſe zu ungeſchmälertem Reichthume zu verhelfen, wurde von den höheren Geiſtlichen, die ſich am Hofe bald unentbehrlich machten, ſo gut zum Vortheile des ganzen Standes benutzt, daß wir uns nicht wundern dürfen, ſpäterhin den Klerus faſt überall mit ſo großer irdiſcher Macht ausgeſtattet zu ſehen. Wol aber mag das Erſtaunen erregen, daß die Regenten ſo ſpät erſt auf die großen politiſchen Nachtheile aufmerkſam wurden, die für das geſammte Volks- und Staatsleben aus dieſer Übermacht entſprangen[6]).

Die andere wichtige Begünſtigung der Geiſtlichkeit, welche einen weſentlichen Beſtandtheil der immunitas ecclesiastica ausmachte, bezog ſich auf die ihnen verwilligte eigene Gerichtsbarkeit. Hier war es auch wieder Kaiſer Honorius, welcher zuerſt in eben dem Jahre (412 n. Chr.) den Biſchöfen eine eigene Jurisdiction gab, und beſtimmte, alle Geiſtlichen und Prieſter ſollten nur vor den Biſchöfen belangt werden können; jeder Ankläger ohne Unterſchied ſolle für ehrlos gelten, wenn er ſeine Klagen gegen die Geiſtlichen nicht beweiſe, und die öffentlichen Unterſuchungen darüber ſollten von den Biſchöfen ſchriftlich und actenmäßig geführt werden. Zwar erklärte Honorius gleichzeitig auch, dieſe Verordnung ſolle nur von Sachen gemeint ſein, welche die Religion beträfen; wobei er der weltlichen Juſtiz die Unterſuchung über öffentliche Verbrechen, ſelbſt gegen die Biſchöfe, vorbehielt: allein ſchon Juſtinian gab den Biſchöfen die Gerichtsbarkeit über die Kleriſei auch in weltlichen Sachen[7]).

Nach dieſen Vorgängen fiel es der Geiſtlichkeit nicht ſchwer, ihre doppelte Immunität immer mehr zu erweitern, ſich als eximirten Stand in jeder Beziehung geltend zu machen, und ſelbſt die Angelegenheiten der Laien unter dem Vorwande der connexitas causarum vor ihre geiſtliche Gerichtsbarkeit zu ziehen: was der letztern bald ein überwiegendes Anſehen im allgemeinen Rechtsverkehr verſchaffen mußte; ſowie es auch weſentlich dazu beitrug, die überwiegende Auctorität des kanoniſchen Rechts beim gerichtlichen Verfahren zu befördern, und unſerem Civil- und Criminalproceß die jetzt übliche Form zu geben[8]).

4) Seine Worte lauten a. a. O. in der Überſetzung des Leunclavius folgendermaßen: „Plane intercepta fuit Christianorum ecclesia ab iis, qui Monachi vocantur (*ἀπείληπτο ἡ τῶν χριστιανῶν ἐκκλησία ὑπὸ τῶν λεγομένων μοναχῶν*). Hi legitimis nuptiis abstinent, et tam in urbibus, quam vicis populosa collegia complent hominibus non maritatis, nec ad bellum, nec alium reipublicae necessarium usum idoneis: nisi quod via quadam progressi, ab eo tempore in hunc usque diem magnam agrorum partem ad se transtulerunt, et sub praetextu quasi cum pauperibus omnia communicent, omnes, prope dixerim, ad inopiam redegerunt.“ 5) Vgl. Const. 40. de Episcopis et Clericis. Const. 6 de sacrosanctis Ecclesiis. Cod. Theodos. Blos die gewöhnliche Grundſteuer, die man ihres hergebrachten regelmäßigen Beſtehens wegen illatio canonica nannte, mußten nach dieſen Geſetzen die Geiſtlichen auch von ihrem Grundeigenthume zahlen; und doch arbeiteten ſie zeitig genug dahin, ſich von derſelben wieder zu befreien, was ihnen um ſo leichter gelang, je beſſer ſie es verſtanden, ſich ſtets arm zu ſtellen. 6) Niemand hat dieſe Nachtheile ſchärfer gezeichnet, als der geiſtvolle Agrippa von Nettesheim in ſeiner bekannten Schrift: De incertitudine et vanitate scientiarum (Francof. ad M. 1544.), wo er unter andern im 92. Capitel bei Erwähnung der Art und Weiſe, in welcher das kanoniſche Recht dieſem falſchen Streben der Geiſtlichen Vorſchub geleiſtet, ausdrücklich ſagt: „A jure civili demanavit jus canonicum seu pontificium, quod plerisque sacrosanctissimum videri posset, tam *ingeniosae avaritiae* praecepta ad rapiendi formulas specie pietatis adumbrat; cum tamen paucissima in eo statuantur ad pietatem, religionem ac Dei cultum sacramentorumque ritus spectantia; taceo, quod nonnulla Dei verbo contraria aut repugnantia“ u. ſ. w., und einige Zeilen nachher: „Ex Pontificum Canonibus et Decretis didicimus, Christi patrimonium esse regna, castra, donationes, fundationes, allodia, opes ac possessiones; Sacerdotium Christi Ecclesiaeque Primatum esse imperium, regnum; gladium Christi esse jurisdictionem ac potestatem temporalem; petram Ecclesiae esse personam Pontificis; et bona ecclesiae esse non modo doctrinam evangelicam, ardorem fidei, contemtum mundi, sed vectigalia, decimas, oblationes, collectas, purpuram, mitra, aurum, argentum, gemmas, praedia, pecunias, potestatem“ u. ſ. w.

7) Vgl. Const. 23. Cod. Theod. de Episcopis et Clericis und Const. 29. Cod. Justin. Die Geiſtlichen ſelbſt haben zwar hier und da verſucht, ihrer beſondern Gerichtsbarkeit einen noch ältern geſetzlichen Urſprung beizulegen; allein vergebens. So hat z. B. Gratian in ſein Decret (C. XI. qu. I. c. 5) ein angebliches Geſetz der Kaiſer Valentinian, Theodoſius und Arkadius eingerückt, welches beweiſen ſoll, daß dieſe Kaiſer den Biſchöfen eben die Jurisdiction gegeben haben, die ſie doch erſt durch und ſeit Juſtinian erhielten: allein Gratian hat nach ſeiner Gewohnheit dieſes Geſetz verſtümmelt und verfälſcht; wie ſich ſogleich zeigt, wenn man deſſen wahren Inhalt in der Const. 10. Cod. Theod. de Episcopor. jud. aufſucht. 8) Vgl. hierzu die Schrift von Johann Strauch: De origine, libris, nec non auctoritate juris canonici (Jenae 1678. 4.); ferner die Abhandlung von Kaspar Ziegler: De origine et incrementis juris canonici (Jenae 1745. 4.); beſonders aber die Diſſertation von Bruno Schilling: De ori-

Digitized by Google

Erſt allmälig überzeugten ſich die Regierungen von der Schädlichkeit der ſo ausgedehnten, geiſtlichen Immunität; beſonders, nachdem durch die Vorgänge der lutheriſchen Reformation der praktiſche Beweis davon geliefert worden war, daß ein wohlgeordnetes Kirchenthum recht gut ohne ſo große Privilegien in weltlichen Dingen beſtehen könne. Seitdem fingen auch ſelbſt die neuern katholiſchen Kanoniſten an, dem Staate ein Beſchränkungsrecht in dieſer Rückſicht einzuräumen, und ihm das Befugniß zur Abgabenerhebung von den geiſtlichen Gütern zu gewähren. Doch hängt das poſitive Recht in dieſer Beziehung in den einzelnen europäiſchen Staaten ſehr von beſondern Vereinbarungen, Verträgen, herkömmlichen Verwilligungen u. dgl. ab, es läßt ſich daher nicht unter eine allgemeine Regel bringen.

Ob man übrigens gut daran gethan, daß man in einigen proteſtantiſchen Ländern die ſeit der Reformation eſtehende „Conſiſtorialverfaſſung" mit ihren Vorzugsrech-en für die Geiſtlichkeit ſofort aufhob, darüber darf jeder, elcher einſieht, wie wenig rathſam es ſei, den Geiſt-ichen „alle" Immunitäten zu entziehen, gerechte Zweifel egen. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMMUNITÄTS-PRIVILEGIEN. Im Mittelalter rhielten die Biſchöfe und Äbte häufig von den Königen ergleichen Privilegien. Vermöge derſelben wurde alle Gewalt der königlichen Richter, in Anſehung der Kirchen-üter, aufgehoben, und die darauf anſäſſigen Leute ſtan-en in Gerichtsſachen nicht mehr unter ihnen, ſondern nter ihren Biſchöfen und Äbten, welche die Gerichtsbar-eit durch ſich ſelbſt oder ihre Voigte (Advocatos) aus-bten. Inſonderheit wird den Richtern unterſagt, keine Fried- oder Wehrgelder (freda) mehr von den euten der Kirche zu fodern. Vermöge dieſer Immunität wurde auch den Kirchen geſchenkt, was nur im-ner an Zinſen, oder auf irgend eine andere Weiſe, der Fiſcus von den freien Leuten ſowol, als den Knechten, ie auf den Kirchengütern anſäſſig waren, zu fodern hatte. Endlich ſollen auch die Leute der Kirche nicht gehalten ein, den königlichen Richtern oder Beamten Obdach mansiones), Ätzung oder freie Zehrung (paratas) und Vorſpann (paravedos) zu geben. Dieſes war noch ein trauriger Überreſt aus der römiſchen Kaiſerperiode, wo-urch die Unterthanen ſehr beſchwert wurden. Die Bi-ſchöfe und Äbte ſuchten daher die Kirchen und ihre Leute obald als möglich von dieſer Laſt zu befreien. Die Char-larien der trierſchen Kirchen enthalten mehre Immuni-ätsprivilegien, z. B. vom Könige Pipin in den Jahren 61, 763, von Karl dem Großen in den Jahren 773, 75, von Ludwig dem Frommen im J. 816, von Zwen-bold, König von Lothringen, in den Jahren 898, 99 ꝛc. (*Wyttenbach.*)

IMNAU, kleines Dorf im Fürſtenthume Hohenzol-rn-Sigmaringen, an der Eyach, einem Seitenflüßchen des Neckars, im Oberamte Haigerloch, eine kleine Meile von der Stadt Haigerloch, im ſogenannten ſigmaringiſchen Unterlande, an den nördlichen Vorterraſſen der rauhen Alp, in einer mittlern Höhe von 1400 Fuß, nahe an der würtembergiſchen Grenze gelegen, mit ungefähr 500 Einwohnern und einem edeln, alkaliſch-erdigen Stahlwaſſer, deſſen obere Quelle von Kielmeyer, die untere von Klaproth chemiſch unterſucht worden iſt, und große Ähnlichkeit mit den Waſſern von Schwalbach und Spaa hat. Die untere Quelle hat Jahrhunderte lang ihre vorzügliche Heilkraft im Stillen bewährt; ſeit 40 Jahren iſt auch die Badeeinrichtung und der Gaſthof auf den Fuß beſuchter Bäder eingerichtet worden. Die ſpäter entdeckte obere Quelle, die Fürſtenquelle benannt, wird vorzugsweiſe zum Trinken benutzt. Sie liegt am öſtlichen Ende des Badegartens, 400 Schritte von der untern Quelle entfernt. Beide ſind mit niedlichen Häuschen gedeckt und durch Baumalleen verbunden. Das eigentliche Badehaus ſteht weſtlich vom Gaſthofe. Es iſt zu bedauern, daß dieſer Curort, der ſchlechten Wege halber, von Fahrenden nur durch Umwege beſucht werden kann, wenn nicht die neueſte Zeit, welche in der Cultur dieſer Gegenden raſch vorſchreitet, auch hier ſchon das Nöthige gethan hat. Vgl. Wanderungen durch Schwaben ꝛc., von Guſtav Schwab ꝛc. (Leipzig). S. 139. (*Fr. Thon.*)

Imoglin, Inſel im aſiatiſchen Rußland, ſ. Gwosdewy oder Nelkeninseln.

IMOLA. A. Geographie. 1) Eine in der vormaligen Romagna, der jetzigen zum Kirchenſtaate gehörenden Delegation Ravenna, unter 44° 21′ 32″ der Länge und 29° 21′ 15″ der Br. liegende Stadt Italiens. Sie befindet ſich auf einer kleinen Inſel, welche der Santerno bildet, in einer fruchtbaren Ebene, umgeben von einem Pappelwalde, und wird für das Forum Cornelii oder Forum Cornelium der Römer gehalten. (Vgl. über dieſe alte Stadt unt. d. Art. Sulla.) Nach Paul Warnefrid [1]) beſaß ſie ein Caſtell, Namens Imola, von welchem ſie allmälig ſelbſt ſo genannt wurde, mit Beiſeitſetzung der frühern Bezeichnung. Dies war um ſo natürlicher, nachdem der Ort durch Eroberung unter dem römiſchen Feldherrn Narſes bedeutend gelitten hatte [2]), und erſt durch ſeine Feſtung eine höhere Bedeutung erhielt. Zum Kirchenſtaate kam derſelbe unter dem Papſte Alexander IV., wo ihn Cäſar Borgia einnahm. Imola iſt Sitz eines Biſchofs, welcher dem Erzbiſchofe von Ravenna untergeordnet, hat ein altes Schloß, außer der Kathedrale 15 Pfarrkirchen, 17 Klöſter, ein Collegium, eine Akademie, bekannt unter dem Namen der Industriosi, und wird von Mauern, Thüemen und Gräben geſchützt. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 9000, welche ſich hauptſächlich vom Weinbau nähren. Auch bereitet man zu Imola vielen Weinſtein, im Handel unter dem Namen Tartaro di Bologna bekannt. Bemerkenswerth iſt Imola auch als Geburtsort des Dichters Zappi und einiger Maler, welche davon benannt wurden. (*R.*)

---

ne jurisdictionis ecclesiasticae in causis civilibus (Lips. 1825. 4.) d in Bezug auf das Criminalrecht die beiden Abhandlungen von arl Auguſt Tittmann: De causis auctoritatis juris canoci in jure criminali germanico. Dissert. I et II. (Lips. 1798. 4.)

1) De Gestis Longob. L. II. c. 18. 2) *Procopius*, De bell. Goth. L. II. c. 19.

2) Ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf im putnoker Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der gömörer Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Donau Oberungarns, in der Nähe der tornaer Comitatsgrenze, im höhern Gebirge, an einem in den Sajó ſich ergießenden Bache gelegen, nur ungefähr eine halbe Meile von dem Hauptrücken der Sylva Cſellény entfernt, mit 87 Häuſern, 672 magyariſchen Einwohnern, welche von Feldbau und von der Landwirthſchaft überhaupt leben, und mit Ausnahme von 42 Katholiken ſämmtlich Reformirte ſind, einem eigenen Bethauſe der evangeliſchen helvetiſchen Confeſſion und einem Wirthshauſe. In der Nähe wird auch Frauenglas gegraben. (*G. F. Schreiner.*)

B. Biographie. 1) **Francesco da Imola**, welcher eigentlich Bandinelli [1]) hieß, Schüler des Francia, wird auch von Malvaſia in ſeinem Werke über die bologneſiſchen Künſtler genannt.

2) **Gaspero da I.**, wird noch von Lanzi als ein Maler angeführt, der in Ravenna gegen 1521 lebte.

3) **Innocenz da I.**, oder **Francescei**, ein berühmter bologneſiſcher Künſtler aus der Schule des Francesco Francia oder Raibolini (nach Vaſari auch Schüler des herrlichen, nur zu wenig gekannten Malers Albertinelli) [2]), geboren zu Imola 1490, geſtorben gegen 1542, 58 Jahre alt. Seine frühern Arbeiten huldigen nach Vaſari's Urtheile ſehr dem Geſchmacke der frühern Florentiner oder der Quatrocentiſten [3]). Später erhielten ſeine Werke jedoch durch den Einfluß des Francia und des Rafael Sanzio eine freiere Bewegung. Daneben hat die Zeichnung edlen Anſtand in den äußern Formen und erhabenen Ausdruck in den Köpfen, ſowie ſeelenvolle Lieblichkeit. In vielen ſeiner größern Gemälde, beſonders der Altarbilder, hatte Innocenz die Sitte, die heiligen Jungfrauen in dem Charakter des Fra Bartolomeo und des Andrea del Sarto zu formen. Überhaupt ſpricht ſich ein eigenthümlicher Geiſt in ſeinen Werken aus, da er zugleich, wie an dem großen Gemälde im Dome zu Faenza und in einem andern, dem Prinzen Ercolani gehörenden zu ſehen iſt, ein tüchtiger Architekturmaler, meiſt im antiken Geſchmacke, war. In der Landſchaft wußte er, wie einige Gemälde, hauptſächlich bei den Obſervanten in Peſaro, deutlich lehren, einen herrlichen Ton der Perſpective und der allgemeinen Haltung zu treffen. Hierin war er für jene Periode dem Lenardo da Vinci gleich, welcher auch die Landſchaft mit den Figuren in ſchöne Harmonie zu bringen verſtand. Er malte auch mehre hiſtoriſche Gemälde in kleinem Maßſtabe. Eine Anbetung der Hirten in San Giacomo zu Bologna hat ungemein viel Liebliches und außerordentlich viel Rafael'ſches, weshalb ihn Manche für einen Schüler jenes Meiſters gehalten haben [4]). In dem berühmten Kloſter San Michele di Bosco bei Bologna, wo die herrlichen Werke des Lodovico Carracci ſind, befanden ſich auch mehre Arbeiten von Innocenz da Imola, die, mit denen von Faenza verglichen, zeigen, was er leiſtete, und den Beweis liefern, daß er für Bologna und andere nahe Städte viel gemalt hatte. Verſchiedene Kunſtrichter haben mehre der Kunſtwerke Imola's aus den genannten Orten, denen von Francesco Francia und Bagnacavallo vorgezogen. Der Künſtler war übrigens nach der von ihm gegebenen Schilderung von äußerſt ruhigem Charakter, welcher ſich auch durchaus in ſeinen Compoſitionen ausdrückt. Die Originalzeichnungen Imola's gehören in den öffentlichen Sammlungen zu großen Seltenheiten; ſie ſind leicht, obſchon mit einer gewiſſen Vollendung mit dem Pinſel in Biſter entworfen, und bilden ein ſchönes Ganze. Die mit den Kupferſtichſalon vereinigte königl. ſächſ. Handzeichnungſammlung in Dresden beſitzt eine Biſterzeichnung von ihm: Maria von einer Engelsglorie umgeben, welche wegen der reichſten Zuſammenſtellung und des lieblichſten Ausdrucks als vorzüglich zu nennen iſt. (*Frenzel.*)

IMÖLY und **IMELY**, eine dem graner Erzbisthume gehöriges großes Dorf im udvárder Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der komorner Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Theiß Niederungarns, in der obern oder kleinern ungariſchen Ebene, nahe dem linken Ufer des Neitrafluſſes gelegen, zwei teutſche Meilen nordwärts von der Stadt und Feſtung Komorn entfernt, mit 158 Häuſern, 1079 ſlowakiſchen und magyariſchen Einwohnern, welche 888 Katholiken und 191 Evangeliſche helvetiſcher Confeſſion unter ſich zählen, einer eigenen im J. 1787 errichteten katholiſchen Pfarre, welche zum udvárder Vice-Archidiakonatsdiſtricte des graner Erzbisthums gehört, unter dem Patronate des Erzbiſchofs von Gran ſteht, und im J. 1834 990 katholiſche Pfarrkinder zählte, einer katholiſchen Kirche und einer Schule. Die Einwohner nähren ſich vom Feldbaue. (*G. F. Schreiner.*)

IMOSCHI oder **IMOSKI**, 1) einer der zehn Diſtricte im Kreiſe von Spalato des Königreichs Dalmatien, mit einer politiſch-gerichtlichen Prätur der erſten Claſſe an der Spitze, welche ihren Sitz in dem Markte Imoſchi (Capo luogo del distretto) hat; er umfaßt einen Flächenraum von eilf öſterr. □Meilen, mit einer Volksmenge (1834) von 18,105 Seelen; doch befindet ſich in dieſem Diſtricte eine einzige Gemeinde (Commune), nämlich der Hauptort des Diſtricts. Dieſer Diſtrict grenzt an die Türkei, wird von dem Verlicafluſſe durchfloſſen, und iſt voll hoher Gebirge. 2) Ein kleiner, befeſtigter, aber volkreicher Marktflecken, Hauptort des nach ihm benannten Diſtrictes, folglich unter der Prätur gleiches Namens ſtehend, unfern von der türkiſchen Grenze, ober dem Berge Pode, zwiſchen hohen Gebirgen, an der nach Makarska führenden Poſt- und türkiſchen Karavanenſtraße liegend, eine halbe öſterr. Meile vom Fluſſe Verlica und gegen 35 Meilen von Zara, der Provinzial-Hauptſtadt, entfernt, mit 770 Einwohnern, unter denen

1) Aber nicht mit Baccio Bandinelli, dem Florentiner, zu verwechſeln iſt. 2) Da er mit dieſem einige Zeie in Florenz arbeitete. 3) Ein Ausdruck, der in der neuern Zeit bei Darlegung der ältern Kunſterzeugniſſe, beſonders der florentiner Meiſter, ſehr gebräuchlich geworden. 4) Es iſt ſehr erfreulich zu ſehen, wie viele größere und achtbare Talente jener blüthenreichen Kunſtepoche dem Geiſte Rafael's nachſtrebten, ſodaß mehre ihrer hinterlaſſenen Werke oft unerkannt und ohne Löſung der Zweifel, unbedingt in ſpäterer Zeit für Werke des großen Meiſters gehalten wurden.

Digitized by Google

ſich auch ein eigens angeſtellter Diſtrictschirurg befindet, einer eigenen Podesteria, einer Pfarre, Kirche und Elementarſchule; einem alten Caſtell, das von den Spaniern erbaut wurde, als ſie Alliirte von Venedig waren; einem Franziskanerkloſter; einer Wohlthätigkeitscommiſſion und Anſtalt; einem Mauth- und Steuereinnehmeramte; einem Raſtelle für den Handel mit türkiſchem Vieh und andern Producten, und einem Sicherheitswachcommando, deſſen plattes Land hart an die Türkei grenzt. Imoſchi (borgata) iſt der Sitz einer politiſch-judiciellen Prätur.

(*G. F. Schreiner.*)

IMOTIZZA, eine Hauptgemeinde (Commune) und Dorf im Diſtricte Slano des Kreiſes Raguſa im Königeiche Dalmatien, in der Nähe der Dörfer Topolo und Osglie gelegen, 2¼ Meilen von Stagno entfernt, mit einer eigenen Pfarre und Kirche, einer Schrankenmauth, inem Militaircommando und einem Sanitätscordon. Die ganze Umgegend iſt durchaus gebirgig, und der Boden rocken und felſig, welcher dem Anbaue bedeutende Hinderniſſe in den Weg legt. (*G. F. Schreiner.*)

IMPANATIO, bisweilen Assumtio, heißt in der Kirche diejenige Anſicht, nach welcher zwar die reale Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im Abendmahle ugegeben, aber nicht als eine Folge der Transſubſtantiation, ſondern der ſubſtantiellen Verbindung des Leibes und Blutes Chriſti mit den Abendmahlselementen gedacht wird. Mochten auch vielleicht hon frühere Kirchenlehrer zur Zeit, als die Vorſtellunen über das Abendmahl noch nicht genauer fixirt waren, hnliche Meinungen hegen, ſo findet ſich doch der Ausruck *impanari* zuerſt ungefähr in der Zeit von 1073—077. Berengar von Tours nämlich hatte bekanntlich ie Lehre des Paſchaſius Radbertus von einer ſubſtantieln Brodverwandlung verworfen, wol aber eine höhere eiſtige Verwandlung der Abendmahlselemente in den berirdiſchen, nur für den Glauben gegenwärtigen, Chriſtus zugegeben [1]). Dagegen führt Guitmund, Biſchof von versa, ein heftiger Gegner Berengar's, im erſten Buche iner Schrift de corporis et sanguinis Christi veritate eucharistia (Bibl. P. P. max. Lugd. T. XVIII. p. 41) verſchiedene Meinungen der Schüler jenes Mannes, und unter ihnen auch folgende: Alii vero rectis cclesiae rationibus cedentes, nec tamen a stultia recedentes, ut quasi aliquo modo nobiscum sse videantur, dicunt: ibi corpus et sanguinem doini revera, sed latenter contineri et ut sumi posnt quodam modo (ut ita dixerim) *impanari*. Et anc ipsius Berengarii subtiliorem sententiam esse junt. Man ſieht aus dieſen Worten nicht nur, daß r katholiſche Eiferer die Impanationstheorie milder betheilte, als andere abweichende Anſichten, ſondern auch, ß er wol zuerſt das Wort *impanari* gebrauchte, inm aus dem Beiſatze, ut ita dixerim, hervorzugehen eint, daß es bis dahin noch nicht gebraucht worden ſei.

War nun dieſe Impanationstheorie, wie ſie Guitund als die einiger Berengarier referirt, noch höchſt unbeſtimmt ausgedrückt, ſo ſuchten ſpätere ihr zugethane Theologen ſie genauer zu beſtimmen und zur Klarheit des Begriffs zu erheben, zu welchem Zwecke ſie ſich beſonders des Dogma's von der Incarnation als Analogie bedienten, ohne zu bedenken, daß hiermit die Frage nach dem Wie der realen Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti nur weiter hinausgeſchoben wurde, indem ja die Vereinigung der beiden Naturen in der Perſon des Erlöſers ſelbſt als Geheimniß galt. Der erſte dieſer Theologen war Rupert von Duyz (Rupertus Tuitiensis, † 1135). Er lehrte [2]): Daß Leib und Blut Chriſti im Abendmahle gegenwärtig ſeien, geſchehe in Folge der Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes. Gleichwie dieſer dereinſt die menſchliche Natur des Erlöſers nicht zerſtört, ſondern deren Vereinigung mit der göttlichen Natur bewirkt habe, ſodaß jene von dieſer angenommen worden ſei, gleichwie ferner die göttliche Natur nicht in die menſchliche verwandelt worden ſei, ſondern die letztere angenommen habe: ganz daſſelbe Verhältniß finde auch im Abendmahle zwiſchen deſſen Elementen und Leib und Blut Chriſti ſtatt. (Daher auch der Ausdruck Assumtio == Impanatio.) Brod und Wein werden nicht in Leib und Blut Chriſti verwandelt, ſondern ſie nehmen auf unſichtbare Weiſe die göttliche und menſchliche Subſtanz Chriſti in ſich auf [3]). Dieſe Meinung fand ſchon damals an einem Zeitgenoſſen, dem Presbyter Alger von Lüttich, nachherigem Cluniacenſermönch [4]), einen Gegner, der ſie eine neue Ketzerei nannte; ſpäterhin wurde ſie auch von Bellarmin ausdrücklich für ketzeriſch erklärt [5]).

Mit noch größerer, ſcholaſtiſcher Spitzfindigkeit entwickelte dieſelbe Anſicht auch Johann von Paris, ein Dominikanermönch († 1306), in ſeiner Schrift: Determinatio Fr. Jo. Parisiensis, Praedicatoris, de modo existendi corpus Christi in sacramento Altaris alio quam sit ille, quem tenet ecclesia (Ed. *P. Alix* [Lond. 1686]). Er beſtreitet darin ausdrücklich die Anſicht, welche er als die Berengariſche anſah, und welche der Neſtorianiſchen von den beiden Naturen in Chriſtus analog ſein würde, als ſei der Leib Chriſti ins Brod eingeſchloſſen und von demſelben „bedeckt," weil nach dieſer Anſicht keine Mittheilung der Eigenſchaften (communicatio idiomatum) zwiſchen dem Brode und Leibe Chriſti ſtattfinden würde und man gar nicht würde ſagen können: Panis est corpus Christi oder caro mea est vere cibus. Dagegen ſtellte Johann von Paris als mögliche

1) Vgl. Baumgarten-Cruſius, Dogmengeſch. S. 465.

2) ſ. deſſen Comment. in Exod. L. II. c. 10. (Opp. ed. Col. T. I. p. 267.) 3) Quomodo verbum a summo demissum caro factum est, *non mutatum* in carnem, sed *assumendo* carnem: sic panis et vinum, utrumque ab imo sublevatum, fit corpus et sanguis Christi, non mutatum in carnis saporem, sive in sanguinis horrorem, sed assumendo invisibiliter utriusque, divinae scilicet et humanae, quae in Christo est, *immortalis substantiae veritatem*. 4) In ſeiner Schrift: De corpore et sanguine Domini in der Bibl. patrr. max. T. XXI. Im Prologe zu dieſer Schrift gebraucht er von der in Rede ſtehenden Anſicht das Wort *impanari*: Alii dicunt, panem non solum sacramentum, sed *in pane Christum quasi impanatum*, sicut Deum in carne personaliter incarnatum. 5) De controversiis christianae fidei. T. II. L. III. c. 11 et 15.

richtigere Erklärung von der realen Gegenwart Chriſti im Abendmahle Folgendes auf: Da die Subſtanz des Leibes Chriſti und des Abendmahlsbrodes eine und dieſelbe Eigenſchaft der Körperlichkeit gemein haben, oder, da die Brodheit und ſpecielle Körperlichkeit nur Species der generellen Körperlichkeit ſeien: ſo könne auch eine ſo eigenthümliche (unzertrennliche und doch unvermiſchbare) Vereinigung beider ſtattfinden, wie die der göttlichen und menſchlichen Natur in der Perſon des Erlöſers. (Vgl. Johann's angeführte Schrift S. 86 und 102.)

Obſchon Johann von Paris im Eingange der genannten Schrift ſeine Anſicht nur als einen möglichen Verſuch, die Idee der realen Gegenwart Chriſti im Abendmahle zu begreifen, aufgeſtellt, und ſich ausdrücklich zum Widerrufe bereit erklärt, wenn die Kirche etwas Anderes lehre oder noch lehren werde; ungeachtet er ſich (a. a. O. S. 97) auf die Übereinſtimmung mit gleichzeitigen pariſer Theologen berufen und ungeachtet einer dieſer letzteren, Guido de Cluvigny, von Johann's Lehren erklärt hatte: quod si esset papa, confirmaret eam: ſo wurde er dennoch ſeines Lehramts entſetzt, und hatte mannichfache Anfechtungen zu erdulden, denen er nur durch den Tod entzogen wurde (ſ. den Art. Johann von Paris).

Auch Wilhelm Occam († 1347) war der Impanationstheorie nicht abgeneigt, indem ſie mit der Vernunft mehr übereinſtimme und alle die Schwierigkeiten vermeide, mit denen die kirchliche Annahme einer Trennung der Accidenzen von der Subſtanz der Abendmahlselemente nothwendig verbunden ſei, wagte aber deſſenungeachtet nicht, von der katholiſchen Lehre abzugehen, welche er aus einer beſondern, der Kirche zu Theil gewordenen Offenbarung ableitete [6]).

Dagegen darf die Meinung des Durandus von St. Pourcain nicht mit der bisher erörterten Theorie vermiſcht werden. Zwar nahm er mit den Anhängern der Impanation an, daß die Subſtanz des Brodes bleibe, ſuchte ſie aber mit der Kirchenlehre von der Verwandlung dadurch in Einklang zu bringen, daß er lehrte: Wie der Nahrungsſtoff durch die Kraft der Natur in die Subſtanz unſeres Leibes ſich verwandele, alſo das Abendmahlsbrod durch göttliche Kraft in die Subſtanz des Leibes Chriſti [7]).

Auch der Lutheriſchen Theorie von der Unio sacramentalis wurde ſeit ihrer Entſtehung, namentlich von Karlſtadt, ſpäterhin von den Katholiken und Reformirten, ſowol der Vorwurf der Impanations- oder Einbrödungslehre in dem Sinne, daß nach ihr eine Einſchließung des Leibes im Brode (inclusio localis), als auch der der Consubstantiatio gemacht, d. h., daß ihr zufolge eine Verſchmelzung zweier Subſtanzen zu Einer Maſſe gelehrt werde. Die Gegner beriefen ſich auf die in einem Lutheriſchen Kirchenliede vorkommenden Worte: „Verborgen im Brod ſo klein," hauptſächlich aber auf die bekannten, in der Formula Concordiae beſtätigten, Worte Luther's: *in, sub* et *cum* pane et vino, und entlehnten daher die Vorwürfe der Impanatio, suppanatio und companatio, ungeachtet ſich die Verfaſſer dieſes ſymboliſchen Buches nicht nur (p. 729 ed. *Rechenb.*) gegen die Deutung ihrer Lehre von der Unio sacram., als einer inclusio localis, ausdrücklich erklärten, ſondern auch (p. 729 ed. *Rechenb.*) von Leib und Blut Chriſti und den Abendmahlselementen als von zwei verſchiedenen Subſtanzen geredet hatten. Alle dieſe der Lutheriſchen Theorie gemachten Vorwürfe hat referirt und zu widerlegen geſucht Leonhard Fuſſenegger in ſeiner Diss. de impanatione et consubstantiatione (Jen. 1677) [8]).

Die Anhänger der Impanationslehre wurden auch bisweilen *Adessenarii* genannt [9]), wahrſcheinlich, weil ſie blos eine Gegenwart (Adesse) des Erlöſers im Abendmahle, nicht aber die Verwandelung, lehrten.

(*Wilibald Grimm.*)

IMPARATO oder **IMPERATO** (wie oft geſchrieben wird), 1) **Francesco**, geboren gegen 1520, blühte nach Lanzi (Vol. II. p. 335) gegen 1565. Er wird als ein Schüler des Titian betrachtet, obwol auch G. B. Lama und Giov. Filippo Criscuolo (welcher letztere lange in Rom arbeitete und Perin del Vaja's Schüler war) als ſeine Lehrer genannt werden. Wie ſich dies auch verhalten möge, Francesco Imparato iſt als ein glücklicher und trefflicher Nachahmer des Titianiſchen Styls bekannt, und gilt für die zweite Epoche der Neapolitaniſchen Schule als ein tüchtiger Meiſter. Als eins ſeiner Hauptwerke nennt man das Altargemälde in der Kirche Petri des Märtyrers zu Neapel, welches die Marter des Heiligen vorſtellt. Giov. Baptiſta Caracciuolo, Imparato's Schüler, hat davon eine ebenſo günſtige Schilderung gemacht.

2) **Girolamo**, der Sohn des Vorigen, ſtarb gegen 1620. Wegen ſeiner wirklich künſtleriſchen Verdienſte ſtand er überall in Anſehen; da er nach ſeinen Studien bei Francesco Curia in Neapel längere Zeit in Venedig zubrachte, und bei ſeinem Aufenthalte in Rom ſich die großen Meiſter zum Vorbilde nahm, ſo vereinigte er in ſich den Styl der römiſchen und der lombardiſch-venetianiſchen Schule auf die glücklichſte Weiſe. Beſonders glänzte er in einem ſehr warmen und kräftigen Colorit, wozu er die ſchönſte Anleitung durch Palma's des Jungen und Tintoretto's Lehren erhielt. Ein großes Gemälde in der Kirche des heil. Thomas von Aquino zu Neapel, welches in reicher Compoſition die Vertheilung des Roſenkranzes darſtellt, ſowie mehre andere Werke, die man von ihm zu Neapel und in andern Städten des Königreichs beider Sicilien findet, zeigen die Früchte ſeines ausgebreiteten Talents [1]). Der Künſtler genießt in einigen biographi-

6) Quodlibeta Lib. IV. Qu. 35. 7) ſ. Meier's Geſchichte der Tranſſubſtantiationslehre (Heilbronn 1832). S. 81.

8) Fälſchlich wird dieſe Schrift von Wegſcheider (Institt. dogmat. ed. VI. p. 541. not. h) unter dem Namen des bekannten jenaiſchen Theologen Johann Wilh. Baier aufgeführt; denn ſie iſt, wie in der vorgedruckten Dedication ſich ausdrücklich bemerkt findet, von Fuſſenegger ſelbſt verfaßt, und wurde nur unter Baier's Vorſitz vertheidigt. 9) Cf. *Prateolus*, De vitis, sectis et dogmatibus omnium haereticorum (Col. 1581). p. 8 sub v. *Adessenarii*.

1) Ebenſo wird ein großes Gemälde in der Kirche der Dominikaner zu Gaeta: Die Vertheilung des Roſenkranzes an den Hei-

Digitized by Google

ſchen Mittheilungen nicht den Ruf der Beſcheidenheit, im Gegentheil wird ihm der Vorwurf einer allzugroßen Eigenliebe und Eitelkeit über ſeine Werke gemacht; beſonders tadelt man, daß er ſeine Gemälde mit ſeinem Namen in ganz großen Buchſtaben bezeichnete. Dieſe Schwäche wäre aber wol weniger an dem Künſtler zu rügen, wenn ſonſt ſeine Werke ſich eines allgemeinen Rufs erfreuen dürfen und ſie das eigentliche Talent ihres Meiſters bewähren. Der Cavaliere Maſſimo Stanzioni ſcheint einer von des Künſtlers Gegnern zu ſein, indem r deſſen Ruhm beſtreitet und die Werke des Vaters deien des Sohnes vorzieht. In *Dominici* vite dei pittori, cultori ed architetti napolitani etc. (Napoli 1743)[2] ſt eine ziemlich lange und ausgebreitete Biographie dies Meiſters enthalten, woraus Füßli, Lanzi und Andere eſchöpft haben. (*Frenzel.*)

IMPASTATION, IMPASTIREN, IMPASTIUNG. 1) In der Baukunſt verſteht man unter mpaſtation eine Art Teig, der aus Mörtel und Pulver geſtoßenen Steinen, oder auch aus klein geebenen und durch einen Kitt, der an der Luft hart wird, ſammen verbundenen Stoffen von allerlei Farben, geacht iſt, und zu Mauerwerk gebraucht wird. Das aus nem ſolchen Teige verfertigte Mauerwerk heißt ebenfalls mpaſtation. (*Thms. Alfr. Leger.*)

2) Die aus dem Franzöſiſchen und Italieniſchen entlehn Ausdrücke Impaſtiren, Impaſtirung, finden auch der Malerei, in der Kupferſtecherkunſt und in r Pharmacie Anwendung und Gebrauch.

In der Malerei bedeutet Impaſtiren einmal ſo viel untermalen, wenn nämlich zu einem Gemälde die ılage und Grundlage gemacht, und zu Bildung einer zur die verſchiedenen Orte und Stellen mit Farben zwar eckt, dieſe jedoch noch nicht gehörig verſchmolzen wer. Man ſagt daher: ein Gemälde iſt nur impaſtirt, nn es noch nicht ausgemalt, noch nicht vollendet iſt. ınn aber heißt Impaſtiren, wenn die Farben eines mäldes ſehr ſtark, dick und fett, aber nur locker aufgegen werden, und weder zu ſtark geſtrichen, noch verrieben . Ein Gemälde iſt gut impaſtirt, ſofern es den behufi Farben nicht an Körper und Colorit fehlt, ſie frei und behandelt worden ſind, und die erfoderliche Feſtigkeit rirung) haben. Impaſtirung iſt alſo das gehörig ſtarke ftragen der Farben auf Leinwand, Holz oder irgend n andern ſchicklichen Gegenſtand.

In der Kupferſtecherkunſt wird das Wort Impaſti nur figürlich genommen, und man verſteht darunter mit dem Grabſtichel und der Nadel gemachten Punkte, che durch Linien, Striche und Schraffirungen mit einer gehörig verbunden und vermiſcht worden ſind; Imirung ſelbſt iſt alſo die Vermiſchung der mit dem Grabel und der Nadel gemachten Punkte, Striche und raffirungen zu einem geordneten Ganzen, um dadurch gewünſchte Wirkung zu erreichen. Die Impaſtirung iſt gerathen, wenn die Punkte und Striche weder zu tief, noch zu flach ſind, weder zu viel, noch zu wenig Schwärze aufnehmen und ſich regelmäßig (ſcharf und deutlich) abdrucken.

In der Pharmacie oder Apothekerkunſt verſteht man unter Impaſtation die Methode, irgend eine trockene pulveriſirte Subſtanz durch verhältnißmäßige Zuſetzung einer geeigneten Flüſſigkeit dergeſtalt in einen biegſamen Teig zu verwandeln, daß man daraus beliebige Formationen bewerkſtelligen kann. Auf dieſe Weiſe laſſen ſich durch Reduciren aus den Maſſen entweder Tafeln, oder Kugeln und andere beliebige Geſtalten bilden, und die Chokolade, die mancherlei Arten von Pillen, die Morſellen, die Zeltlein ꝛc. ſind namhafte Erzeugniſſe eines ſolchen Verfahrens. (*Fr. Thon.*)

IMPATIENS. Mit dieſem Namen, welchen zuerſt Dodonäus für das Springkraut einführte, wird eine Pflanzengattung bezeichnet, welche zu der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe gehört und eine eigene kleine Familie, **Balsamineae** (ſ. unten), bildet. Char. Der Kelch mit zwei Stützblättchen verſehen, unregelmäßig, gefärbt, hinfällig, fünfblätterig, durch Fehlſchlagen und Verwachſen meiſt dreiblätterig: das äußerſte, bei aufgeſchloſſener Blume unterſte Blättchen mit einem Sporn oder Höcker verſehen, die beiden obern mit dem unpaarigen Corollenblättchen zu einem Blatte verwachſen, die beiden ſeitlichen, ſehr kleinen, oft fehlend. Die Corolle unregelmäßig fünfblätterig, meiſt dreiblätterig: vier Blättchen ſind gewöhnlich paarweiſe mit einander, das fünfte obere mit den beiden obern Kelchblättchen verwachſen (nach Bernhardi). Die Staubfäden kurz, oberhalb zuſammengewachſen, mit zweifächerigen (nicht, wie Candolle angibt, zum Theil einfächerigen), oft an der Baſis gegenſeitig verwachſenen, Antheren, welche bald der Länge, bald der Quere nach ſich öffnen. Fünf Narben. Die Kapſel fünffächerig, bei der Reife gewöhnlich einfächerig, vielſamig, elaſtiſch, in fünf Klappen aufſpringend, mit fadenförmigem, in der Mitte ſtehendem Mutterkuchen; die Samen ohne Eiweißkörper, mit geradem Embryo und nach Oben gerichtetem Würzelchen. Die Gattung zerfällt in zwei Untergattungen: 1) **Impatiens.** Die beiden ſeitlichen Kelchblättchen ſchuppenförmig; die Narben verwachſen; die Klappen der langgeſtreckten Kapſel öffnen ſich an der Baſis und rollen ſich nach der Spitze zu in Form einer offenen Spirale zurück; die Samenlappen flach. 2) **Balsamina.** Die beiden äußeren Kelchblättchen fehlen faſt immer; die Narben getrennt; die Klappen der eiförmigen Kapſel ſpringen an der Spitze auf und rollen ſich nach Innen; die Samenlappen dick. Die Zahl der Arten der Gattung Impatiens hat ſich in neuerer Zeit erſtaunlich vermehrt. Linné kannte nur acht Arten, und auch dieſe zum Theil ungenügend; bei Perſoon (Synops. 1805) finden ſich deren zehn, bei Römer und Schultes (Syst. veg. 1819) 16, bei Candolle (Prodr. 1824) 31, bei Sprengel (Syst. veg. cur. post. 1827) 34, bei Wallich (List of the plants in the Herb. of the East-Ind. Co. 1831) allein 47 oſtindiſche, zu welchen noch Royle, Walker-Arnott und Wight wol die gleiche An-

Dominikus, die heilige Katharina von Siena und andere Hei-, als merkwürdig geſchildert.
2) Vol. II. p. 212—218.

zahl hinzugefügt haben. Bei weitem die größte Mehrzahl dieſer Arten wächſt in Oſtindien und auf den benachbarten Inſeln an kühlen und feuchten Standorten; drei ſind in China und Cochinchina, zwei in Nordamerika einheimiſch, eine kommt am Vorgebirge der guten Hoffnung, eine auf Madagaskar, eine in Sibirien und eine in Europa und Mittelaſien vor. Alle dieſe Arten ſind einjährige zarte Kräuter mit knotigem, ſaftigem Stengel, meiſt abwechſelnden, einfachen, geſägten Blättern, ein= oder mehrblumigen, in den Blattachſeln ſtehenden Blüthenſtielen, und rothen, bläulichen, gelben oder gefleckten, oft großen, aber immer geruchloſen Blumen. Die beiden bekannteſten Arten ſind: 1) Imp. Noli tangere *L.* (Sp. pl. 1328. Flor. dan. t. 582. Engl. bot. t. 937. Svensk bot. t. 371. Schkuhr, Handb. T. 270. Sturm, Teutſchl. Fl. I, 5. Impatiens herba *Dodon.*, Springkraut, Judenhütlein, Hirſchmelde), mit aufrechtem, zwei bis drei Fuß hohem, unten einfachem, oberhalb äſtigem, ſaftigem, zerbrechlichem, faſt durchſcheinendem, knotigem, hohlem Stengel, langgeſtielten, eiförmig=ablangen, grobgeſägten, glatten Blättern, drei= bis vierblumigen, fadenförmigen Blüthenſtielen, welche kürzer als die Blätter ſind, zollgroßen, herabhängenden, citronengelben, innen rothpunktirten Blumen, deren Sporn an der Spitze umgebogen iſt und länglichen Kapſeln, welche bei der leiſeſten Berührung und bei der Reife mit Geräuſch aufſpringen und die Samen herausſchnellen (daher der Gattungs= und der Trivialname). Dieſe ſchöne und merkwürdige Pflanze wächſt durch faſt ganz Europa in ſchattigen, feuchten Wäldern, an den Ufern der Flüſſe und Bäche; auch in Mittelaſien findet ſie ſich; aber die beiden nordamerikaniſchen Arten, welche man früher für Abarten derſelben hielt, ſcheinen doch ſpecifiſch verſchieden zu ſein (Imp. fulva und pallida *Nuttall* gen. am. I. p. 146). Das Kraut (Herba Impatientis s. Balsamines luteae) war ehemals officinell: es iſt ſcharf von Geſchmack und ſoll brechenerregend, purgirend und harntreibend wirken; äußerlich angewendet empfahl es K. Geſner (Epist. p. 21) gegen Strangurie. Mit dem Kraute kirrt man die Haſelhühner; Kraut und Blumen geben eine ſchöne gelbe Farbe. 2) Imp. Balsamina *L.* (l. c. Balsamina altera *Fuchs*, B. femina *Camerar.*, *Tournefort* inst. p. 418. t. 235. *Gärtner* de fruct. II. p. 151. t. 113. B. hortensis *Desportes* dict. des sc. nat. III. p. 485. Var. Imp. coccinea *Sims* bot. mag. t. 1256. Bals. coccinea *Cand.* Prodr. I. p. 685. Gartenbalſamine), mit mehr als fußhohem, ſaftigem, drehrundem, knotigem, oberhalb wenig äſtigem Stengel, lanzettförmigen, geſägten, oberhalb abwechſelnden Blättern, gehäuft in den Blattachſeln ſtehenden, einblumigen Blüthenſtielen und großen Blumen mit kurzem, gekrümmtem Sporn. Dieſe Pflanze, welche in Oſtindien einheimiſch, aber ſchon ſeit dem 16. Jahrh. als Zierpflanze in Europa eingeführt iſt, kommt cultioirt mit rothen, purpurnen, violetten, roſafarbenen, weißen und gefleckten, häufig auch mit gefüllten Blumen vor. Die dikotyledoniſche Familie der Balſamineen wurde als ſelbſtändig zuerſt von J. S. Presl (in einer außerhalb Böhmen wol kaum bekannten Schrift: Roſtlinar 1820) erkannt. Dieſelbe Familie ſtellte Ach. Richard (Dict. class. d'hist. nat. II. p. 173), gewiß ohne Kunde von der erwähnten Schrift zu haben, zwei Jahre ſpäter auf und gab zugleich eine neue richtigere Deutung ihrer Blüthentheile. Dieſe Deutung führte dann Kunth (Mém. de la Soc. d'hist. nat. de Par. 1827. p. 384) weiter aus, worin ihm Lindley (Introd. to the nat. syst. of bot. p. 142. 1830) und Walker=Arnott (Linnaea IX, p. 113. 1834) durchaus beitraten, während jene Auslegung durch Röper (De floribus et affinitatibus Balsaminearum 1830, Linnaea l. c. p. 118, Flora 1834. p. 81), Bernhardi (Linnaea 1833. p. 453, 1838. p. 669) und C. B. Presl (Bemerk. über den Bau der Blumen der Balſamineen 1836) in mehren weſentlichen Punkten modificirt wurde und Agardh (Flora 1833. p. 609) eine ganz abweichende Anſicht, daß nämlich die Blüthentheile der Balſamineen analog denen der Cruciferen gebildet ſein ſollten, zu begründen verſuchte. Die Balſamineen, deren Familiencharakter (bis auf die abweichende Fruchtbildung bei Hydrocera) mit dem oben gegebenen Charakter der Gattung Impatiens zuſammenfällt, degreifen nur die beiden genannten Gattungen in ſich und ſind ſowol mit den Geranieen, mit denen ſie Juſſieu vereinigt hatte, als mit den Oxalideen und beſonders den Tropäoleen nahe verwandt. Die erſtgenannte Familie weicht ab durch regelmäßige, ungeſpornte Blumen und durch die Fruchtbildung, die zweite durch regelmäßige, ungeſpornte Blumen und zuſammengeſetzte Blätter, die dritte durch die Fruchtbildung; alle drei durch ihre Tracht (Habitus). Über die Gattung Hydrocera mag hier das Nöthige folgen. Sie wurde von Blume (Bijdr. tot de Flor. van nederl. Ind. p. 241) geſtiftet und aus ihr eine eigene kleine Familie, Hydrocereae, welche auch Lindley (Introd. p. 141) anerkannte, gebildet. Walker=Arnott aber (Linnaea IX. p. 115) fand bei Hydrocera den regelmäßigen Typus der Balſaminenblume. Char. Der Kelch beſteht aus fünf freien, gefärbten, hinfalligen Blättchen, von denen das untere geſpornt oder mit einem Höcker verſehen iſt; fünf ungleiche, freie Corollenblättchen, von denen das oberſte gewölbt iſt; fünf oberhalb zuſammengewachſene Staubfäden mit leicht zuſammenhängenden, zweifächerigen, an der Spitze ſich öffnenden Antheren; fünf zugeſpitzte, aufſitzende Narben. Die Frucht iſt eine fünfeckige, fünffurchige, fünffächerige knochenharte, mit einer ſaftigen Hülle verſehene Kapſel, welche in jedem Fache ein Samenkorn enthält. Es ſind zwei Arten dieſer Gattung bekannt: 1) H. angustifolia *Blum.* (l. c.), ein Kraut mit eckigem Stengel, abwechſelnden, ſchmalen, geſägten Blättern, vielblumigen, in den Blattachſeln ſtehenden Blüthenſtielen, und geſporntem unterſtem Kelchblättchen. Wächſt in den Sümpfen der Inſel Java (der Gattungsname ſoll den Standort und den Sporn andeuten: *κέρας*, Horn, *ὕδωρ*, Waſſer). 2) H. triflora *Walk.-Arn.* (l. c. Impatiens triflora und natans *Willdenow* Sp. pl. I. p. 1175) mit lanzettförmigen Blättern, dreiblumigen Blüthenſtielen, und höckerigem unterſtem Kelchblättchen. In Oſtindien. (*A. Sprengel.*)

IMPENNES hat Illiger eine Schwimmvögelfamilie

Digitized by Google

genannt, zu welcher blos die Gattung Aptenodytes *L.* von ihm gezogen wird. Vgl. den Art. (*Burmeiſter.*)

Impensae, ſ. Kosten.

IMPENSAE FUNERIS. Zwar wird unter dieſem Ausdrucke im Allgemeinen der bei der Leichenbeſtattung vorkommende Aufwand verſtanden; indeſſen werden, juriſtiſch genommen, dieſe Begräbnißkoſten gewöhnlich nur in einer beſondern Beziehung wichtig; alsdann nämlich, wenn Jemand, ohne Miterbe bei einer noch ungetheilten Erbſchaft zu ſein, und ohne Auftrag erhalten zu haben, ein Begräbniß für Andere beſorgt hat, welche ihrem perſönlichen Verhältniſſe zu dem Verſtorbenen gemäß, dieſe Pflicht ſelbſt hätten erfüllen ſollen. In dieſem Falle nämlich beſtimmt ſchon das römiſche Recht, daß der fragliche Beſorger gegen die urſprünglich verpflichteten Perſonen auf Wiedererſtattung alles deſſen klagen dürfe, was zu einer, den Vermögensverhältniſſen und dem Stande des Verſtorbenen angemeſſenen Beerdigung nöthig war [1].

Wer ſich in dieſer Beziehung der ſogenannten actio funeraria bedienen will, hat ſich namentlich davor zu hüten, daß ihm nicht der Einwurf unnützen Aufwandes gemacht werden könne; weil dagegen nicht einmal die Entſchuldigung gültig iſt, daß der Verſtorbene ſelbſt Alles ſo, wie es geleiſtet worden, verlangt und angeordnet habe [2]. Die Beklagten werden ſich, wenn der Kläger dieſe Hauptbedingung beobachtet hat, immer der Klage fügen müſſen; es wäre denn, daß ſie den animus donandi auf Seiten des Beſorgers erweiſen, oder ausdrücklich darthun könnten, Letzterer habe durch auffallend karg veranſtaltete Beſtattung des vermögenden Verſtorbenen, dieſen noch in der Erde beſchimpfen wollen: in welchen beiden Fällen die exceptio obligationis non competentis allerdings ſtatthaft ſein würde, wofür ſich das römiſche Recht alsdann ausdrücklich erklärt. Übrigens beſitzt der, welcher die impensas funeris unter den vorbemerkten Bedingungen auf angemeſſene Weiſe getragen hat, ſelbſt nach neuerem Rechte ſo gut, wie nach römiſchem, eine ſich darauf beziehende ſpeciell privilegirte Hypothek an der Verlaſſenſchaft des Verſtorbenen; während auf der andern Seite die Erben ſelbſt, die den hierher gehörigen Aufwand aus der Erbmaſſe entnehmen, zu deſſen gleichmäßiger Vertheilung auf ihre Erbantheile der Natur der Sache nach verpflichtet ſind [3]. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMPERATA. Nach dem auch als Botaniker ausgezeichneten Ferrante Imperati, welcher in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Apotheker in Neapel war und eine Naturgeſchichte herausgab (Dell' historia naturale libri 28 [Nap. 1599. fol.], lateiniſch Colon. 1695. 4.), nannte zuerſt Mönch eine Pflanzengattung, welche er aus Gypsophila Saxifraga *L.* bildete. Bei dieſer Pflanze finden ſich nämlich vier Schuppen an der Baſis des Kelches, wie bei Dianthus. Die zweite Gattung dieſes Namens, welche Cyrillo aufſtellte, bildet eine Unterabtheilung der Gattung Saccharum (ſ. den Art.). (*A. Sprengel.*)

Imperativ, ſ. Modus, Imperativ (kategorischer), ſ. Kategorischer Imperativ.

Imperativae feriae, ſ. Feriae.

Imperato, ſ. Imparato.

IMPERATOR. Die Behauptung von Varro (de Ling. latin. IV, 16), daß der Ausdruck Imperator urſprünglich blos im Allgemeinen einen Herrſcher bedeutet habe, und erſt ſpäter zur Bezeichnung eines Feldherrn gebraucht worden ſei, hat viel natürliches Gewicht. Es mußte dies ſo kommen, da bei allen roheren Völkern die Könige nur durch militairiſche Verdienſte ſich Geltung verſchafften, und das Ehrenprädicat für ſie erſt durch dieſe Beziehung volksthümlich ward. Bei den Römern kam urſprünglich der Imperatortitel nur ſolchen Feldherren zu, die durch ihren einſichtsvollen Oberbefehl (imperium) den Staat aus einer dringenden Gefahr gerettet, und dadurch den Senat bewogen hatten, ihnen dieſes Ehrenprädicat, welches die Armee ſelbſt oft gleich nach dem Siege durch Acclamation in Anwendung brachte, vermöge eines förmlichen Beſchluſſes zuzuerkennen. Auch war dieſes Prädicat in den ältern Zeiten

1) Vgl. fr. 14. §. 3 u. 4—6. fr. 12. §. 5 u. 6. D. de religiosis et sumtibus funerum et ut funus ducere liceat (XI, 7).

2) Vgl. fr. 14. §. 5 u. 6. D. l. c., wo es ausdrücklich heißt: „Haec actio, quae funeraria dicitur, ex aequo et bono oritur: continet autem *funeris causa* tantum impensam, non etiam ceterorum sumtuum. Aequum autem accipitur ex dignitate ejus, qui funeratus est; ex causa, ex tempore et ex bona fide; ut neque plus imputetur sumtus nomine, quam factum est, neque tantum, quantum factum est, si *immodice* factum est. Deberet enim haberi ratio facultatium ejus, in quem factum est, et ipsius rei, quae ultra modum sine causa consumitur. Quid ergo, si ex voluntate testatoris impensum est? Sciendum est, nec voluntatem sequendam, si res egrediatur *justam* sumtus rationem; pro modo autem facultatium sumtum fieri.“ (Der Ausdruck: facultates bezieht ſich hier ebenſo wol auf die bürgerliche Stellung, als die Vermögensverhältniſſe des Verſtorbenen. Vergl. übrigens *G. d'Arnaud*, Var. Conject. [Leovard. 1744. 4.] p. 372. *J. Gutherius*, De jur. manium [Lips. 1671]. p. 374. 508. 519. 527 und *Sonnemann*, Praelectiones ad leges notabiliores [Francof. et Lips. 1695]. p. 116 u. 163.)

3) In Bezug auf die privilegirte Hypothek der impensae funeris ſagt Mäcian im fr. 45. D. l. c. ausdrücklich: „Impensa funeris semper ex hereditate deducitur, *quae etiam omne creditum solet praecedere*, quum bona solvendo non sint.“ (Das Letztere heißt ebenſo viel, wie der bekannte Satz: „Hereditas non intelligitur, nisi deducto aere alieno.“) Unter den verſchiedenen Monographien über die Impensas funeris und Actio funeraria behauptet unbeſtritten den erſten Platz: *C. G. Hübner*, Histor. leg. roman. ad sepulturam pertinentium, adjuncta earum comparatione cum patriis institutis. Spec. I et II. (Lips. 1794. 95. 4.) Die ältern Abhandlungen über dieſen Gegenſtand, wie z. B. *G. Heintz*, De actione funeraria (Lips. 1666. 4.), *J. A. Kurrer* — resp. *J. C. Eckher* — de actione funer. (Tubing. 1684. 4.) und *J. P. Slevogt* — resp. *J. N. Rademacher* — de actione funer. (Jen. 1690. 4.), ſind weniger bedeutend; außerdem aber verdienen in caſuiſtiſcher Beziehung hier noch bemerkt zu werden: *J. G. Siegel* — resp. *G. S. Creuziger* — de legitimo successore hereditatem omittente, actionis fun. reo (Lips. 1725. 4.) und *C. L. Crell* — resp. *L. Magen* — de vasello ad impensas in funus decessoris faciendas in subsidium obligato (Wittenb. 1737. 4.).

kein bloßer Titel, ſondern umſchloß vielmehr den Oberbefehl über alle römiſche Truppen, ſowie die Ausübung des Jus vitae et necis in Rom ſelbſt. Allmälig jedoch wurde man freigebiger mit dieſer Auszeichnung, und ſo verlor ſie denn auch ihre praktiſchen Wirkungen, bis ſie ganz zum bloßen Titel herabſank *).

Da übrigens das Wort Imperium ſeiner allgemeinſten Bedeutung nach, bei den Römern das Regierungsrecht der höchſten Staatsgewalt bezeichnete, ſo war es ſehr natürlich, daß mit dem Erlöſchen der Republik Auguſtus und deſſen Nachfolger ſich vorzugsweiſe Imperatores nannten; zumal, da die nationelle Vorliebe für militairiſche Verdienſte, die ja noch immer fortbeſtehend, hierdurch zugleich ein ſtilles Compliment empfing. So wurde allmälig der Imperatortitel gleichbedeutend mit dem aus dem fortgepflanzten Familiennamen Caesar entſprungenen Kaiſer-Titel, und gewann wieder, ohne militairiſche Beziehung, ſeine urſprüngliche allgemeine Geltung für die Bezeichnung des oberſten Herrſchers im Staate. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMPERATORIA. Eine zuerſt von Matthiolus ſo benannte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Selineen (Peucedaneen) der natürlichen Familie der Umbelliferae. Char. Die gemeinſchaftliche Doldenhülle fehlt, die beſondere iſt wenigblätterig; der Kelch abgeſtutzt; das Doppel-Achenium flach gedrückt, mit breitem, ebenem Rande und drei nervenförmigen Rippen auf jeder Seite, zwiſchen deren jeder ein Saftgang ſich befindet. Es ſind nur drei Arten dieſer Gattung bekannt, welche, als glatte, perennirende Kräuter mit drehrundem, geſtreiftem Stengel, doppelt oder dreifach zuſammengeſetzten Blättern und großen zuſammengeſetzten, weißen Dolden, ſehe ſporadiſch vorkommen. 1) Imp. Ostruthium *L.* (Sp. pl. 372. *Gärtner* de fruct. t. 21. *Lamarck* illustr. t. 199. f. 1. Engl. Bot. t. 1380. Svensk bot. t. 368. Schkuhr, Handb. T. 74. Hayne, Arzneigew. VII, 15. Astrantia *Brunfels* III. p. 65. Imp. *Matthiol.* ed. *C. Bauh.* p. 567. Imp. major *Morison* Sect. 9. t. 4. Selinum Imp. *Crantz.* Peucedanum Ostruthium *Koch.* Angelica officinalis *Bernhardi*, Meiſterwurz, Kaiſerwurz), mit gedreit-gefiederten Blättern, breit eiförmigen, gelappten, eingeſchnitten-geſägten, an der Baſis ungleichen Blättern und großen Blattſcheiden. Wächſt hin und wieder in den Wäldern von Europa und New-Foundland; eine Abart mit dreifach gedreiten Blättern hat Viviani bei Genua gefunden. Die knollige, äſtige, geringelte, außen ſchwarzbraune, innen ſchmutzig-weiße Wurzel hat einen ſtarken, eigenthümlichen Geruch und einen ſcharfen, bittern, aromatiſchen Geſchmack. Nach Wackenroder's Unterſuchung enthält ſie einen kryſtalliſirbaren, dem Piperin ähnlichen Stoff, welchen dieſer Chemiker Imperatorin nennt. Die Meiſterwurz gehört zu den kräftigſten ätheriſch-ſcharfen Reizmitteln und ſtand ſonſt als Heilmittel gegen Schleim- und Wechſelfieber, Koliken u. dergl. in hohem Anſehen. Neuerdings iſt ſie durch die nahe verwandte Angelica und durch die Arnica faſt ganz verdrängt, aber doch wieder äußerlich gegen den Krebs, innerlich gegen Delirium tremens empfohlen worden. 2) Imp. angustifolia *Bellardi* (Stirp. t. 3. Imperatoria minor *Morison* l. c. Angelica angustifolia *Hoffmann.* Peucedanum imperatorioides *Link*), mit doppelt gedreiten Blättern und ablangen, zerfetzten, geſägten, an der Baſis verſchmälerten Blättchen. Auf den Alpen ſelten, beſonders in Piemont und Krain. 3) Imp. caucasica *Spreng.* (Prodr. umb. p. 17. Selinum caucasicum *Marschall Bieberst.* taur. cauc. I. p. 213. Oreoselinum caucasicum *M. B.* suppl. p. 209) mit doppelt gedreiten Blättern, ei-keilförmigen, eingeſchnitten-gelappten Blättchen, von denen das mittelſte geſtielt und faſt dreilappig iſt, und einſeitigen, dreiblätterigen, herabhängenden beſondern Doldenhüllen. In ſchattigen Wäldern des gruſiſchen Kaukaſus. Imp. Seguieri *Spr.* iſt Ligusticum Seg. *Koch*; Imp. palustris *Bess.* = Ostericum pratense *Hoffm.*; Imp. montana und Sylvestris *Cand.* = Angelica m. *Schleich.* und sylv. *L.*; Imp. Chabraei *Spr.* = Palimbia Ch. *Cand.*; Imp. Chabraei *Bess.* = Peucedanum Schottii *Bess.*; Imp. verticillaris *Cand.* = Peucedanum vert. *Koch.*

(*A. Sprengel.*)

Imperatoriae constitutiones, ſ. Corpus juris civilis.

IMPERATORII NUMI, Imperatorenmünzen. Man betrachtet dieſe gewöhnlich als eine Unterabtheilung der römiſchen und griechiſchen Kaiſermünzen, und benennt mit dem angegebenen Namen diejenigen der letzteren, auf welchen ſich (bei den römiſchen) das Wort imperator oder (bei den griechiſchen) das Wort *αὐτοκράτωρ* findet. Streng genommen ſollten aber die imperatorii numi eine eigene Claſſe bilden, da das Wort Kaiſermünzen ſich weiter ausdehnen läßt, als auf die Münzen der römiſchen und griechiſchen Kaiſer, und ſich unter den imperatoriis numis viele finden, die die angegebenen Worte imperator oder *αὐτοκράτωρ* führen, ohne daß ſie von

*) Zur Beſtätigung des eben Geſagten kann dienen, was Roſinus in ſeinen Antiquitt. Roman. c. not. *Dempsteri* (Traj. ad Rhen. 1701. 4.) p. 723 über dieſen Gegenſtand ſagt: „Imperatoris nomen appellatio fuit militaris, qua dux praesens re bene gesta primum militum acclamatione in castris, deinde sententia Senatus in Urbe ornatus est. Etenim Imperatoris vocabulo duobus modis usi sunt, uno pro quocunque exercitus duce, qui suis auspiciis rem gereret, et qui imperium, id est, jus belli gerendi, haberet; altero, qui hostibus magno proelio fusis ac profligatis, eo nomine militum acclamatione affectus esset. Scribit autem *Appianus* Lib. 2. bellorum civilium: Observatum esse antiquitus, ut non nisi magnis rebus gestis acclamaretur. At sua aetate (fuit autem Hadriani aequalis) decem millibus occisis acclamatum esse. Addit *Dio* libr. 60 non nisi semel de uno bello aliquem appellari *imperatorem* licuisse. Neque vero solum si ipsi, sed si Legati, et Quaestores, quibus imperium commisissent, rem bene se absente gessissent, iidem hoc etiam honoris adipiscebantur, ut ex Legatorum Quaestorumque secundo proelio Imperatores appellarentur. Testis est Cicero in Pisonem, de Q. Martio, Legato Pisonis, et M. Terentius Varro in Re Rustica de Trebellio, Quaestore Licinii Nervae, quorum secundo proelio ipsi duces sive Praetores Piso et Nerva *Imperatores* sunt appellati."

inem wirklichen Kaiſer herrühren, oder doch eher geſchlagen wurden, bevor der, deſſen Namen ſie tragen, Kaiſer wurde. Da jedoch die meiſten imperatorii numi wirklich zu den einmal ſogenannten römiſchen und griechiſchen Kaiſermünzen gehören, ſo ſuche man das Nähere oder ſie unter dieſen, wo auch nachgewieſen werden wird, daß es beſſer wäre, wenn man das Wort Kaiſermünze in einer wirklichen Bedeutung nähme und die jetzt ſogenannten Kaiſermünzen, welche nur Münzen römiſcher und griechiſcher Kaiſer begreifen, imperatorii numi nennen wollte.
(*G. M. S. Fiſcher.*)

IMPERATORIN, ein neues im J. 1831 von Oſann in Jena in der Meiſterwurz (Imperatoria Ostruthium) entdecktes Alkoloid, das durch Ausziehen der Wurzel (welche gewürzhaft, ſcharf und bitter iſt, und als ein anhaltend flüchtig reizendes, nervenbelebendes, ſchleimauflöſendes, ſchweiß- und harntreibendes Mittel wirkt) durch das Ausziehen mit Äther auf gewöhnliche Weiſe erhalten wird. Nach ſeinen Eigenſchaften kryſtalliſirt es in farbloſen, durchſichtigen, langen und ſcharfen, rhombiſchen Prismen, hat keinen Geruch, aber einen ſehr ſcharfen, brennenden Geſchmack, reagirt weder ſauer, noch baſiſch, ſchmelzt ſchon bei einer Temperatur von 72 Grad nach R., wird in der Hitze zerſtört, ohne daß ſich Ammoniak entwickelt, iſt im Waſſer unlöslich, aber im Alkohol und Äther löslich, und die Löſungen ſchmecken brennend ſcharf. Auch Ätzkali bewirkt beim Erwärmen eine Löſung und concentrirte Salpeterſäure färbt es vorübergehend roth und löſt es mit goldgelber Farbe auf. Sonach hat das Imperatorin große Ähnlichkeit mit dem Peucedanin und unterſcheidet ſich von dieſem weſentlich dadurch, daß es an ſich ſchon viele Schärfe beſitzt, während jenes keinen Geſchmack äußert. (*Fr. Thon.*)

Imperfectum, ſ. Tempora.

Imperforation, ſ. Verwachsung.

IMPERIAL im ſüdlichen Chile. Der unternehmende Pedro de Baldivia hatte durch Begründung einer Colonie und Errichtung einiger natürlichen Forts am Biobio dem Staate Chile eine natürliche Grenze gegeben, als er, verführt durch die Mittheilung des von einem Entdeckungszuge wiederkehrenden Geronimo de Alderete, die Eroberung des Indierlandes im Süden jenes Fluſſes unternahm. Möglich, daß ihn die unaufhörlichen Angriffe ſeiner wilden Nachbarn gereizt hatten, oder daß er keine genaue Kenntniß von ihrer Zahl und Tapferkeit hatte, und alſo ein Kriegszug Entſchuldigung verdiente, ſo trifft ihn doch der Vorwurf des erſten der amerikaniſchen Geſchichtſchreiber[1], „daß er unvorſichtiger, als einem Kriegshelden von ſeiner Erfahrung ziemte, die Unterjochung eines ſchwarzes von wilden Völkern und die Coloniſirung ihres Landes mit einer unzulänglichen Macht unternommen habe.“ Auf ſeinem Marſche nach Süden hatte er den entſchloſſenen Widerſtand der Eingebornen zu bekämpfen, gelangte aber endlich bis zu dem Punkte, wo der Rio de las Damas ſich mit dem Rio Cauten verbindet. Angezogen durch die Schönheit der Landſchaft, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Herrlichkeit des Klima's, beſchloß er eine Stadt zu gründen. Die Schiffbarkeit des Stromes und alle Nebenumſtände verſprochen ihr künftige Größe, er nannte ſie daher zu Ehren Kaiſer Karl's V. Imperial, und vertheilte das Land an ſeine in Coloniſten umgewandelten Soldaten, und die als Hilfstruppen mitgezogenen Indier von St. Jago und Coquimbo. Es geſchah dieſes im J. 1551. Noch weiter vordringend begründete er Baldivia, und auf dem Rückmarſche mit einem Theile ſeines Heeres durch die ſchönen Ebenen am Fuße der Anden, legte er und ſein Begleiter Villagran, der ihm 180 Mann Verſtärkung aus Peru zugeführt hatte, die Orte Villa ricca, Puren, Tucapel, Tolten und Arauco an. Die ſcheinbar unterworfenen Indier begonnen, nachdem ſie ſich an den Anblick ihrer Feinde gewöhnt, ſchon im folgenden Jahre (1552) geheime Verbindungen zu ſchließen, griffen zuerſt Puren an[2]), wurden zwar an andern Orten zurückgeworfen, überfielen endlich ſelbſt den mit geringer Begleitung reiſenden Baldivia, erſchlugen ihn, und drangen zuletzt bis in die Gegend von St. Jago vor, nachdem ſie alle bisher gegründete Städte zerſtört hatten. Imperial hielt ſich zwar einige Zeit, doch zerſtreuten ſich ſchon die Coloniſten, als Francisco de Villagran mit Verſtärkung bis zu ihnen ſich durchſchlug und ihnen neuen Muth einflößte. Bald darauf brachte derſelbe Anführer den Indiern unter Lautaro, einem ehemaligen Diener Baldivia's, eine entſcheidende Niederlage bei, und tödtete den letztern. Die Unruhen hörten aber nicht auf, bis Don Garcia de Mendoza, der neue Vicekönig von Peru, mit einem kleinen, aber tapfern Heere, in welchem ſich auch Ercillo, der berühmte Dichter der Araucana, befand, ſich nach Chile verfügte. Alle Anſtrengungen konnten aber nur Pauſen des Kriegs herbeiführen, unter welchem die wichtige Colonie zurückkam, obgleich ſie innerhalb der erſten funfzehn Jahre ſich ſo gehoben hatte, daß der Papſt Pius IV. im J. 1564 Imperial zu einem Bisthume machte, welches dem Franziskaner Antonio de San Miguel übertragen, aber 1620 nach Concepcion verlegt wurde[3]). Angeblich ſollen damals nur im Sprengel dieſer Stadt an 80,000 Indier gelebt haben. Die Spanier waren zuletzt nicht mehr im Stande die Koſten an Leben und Schätzen auszuhalten, unterſtützten die Colonie jenſeit des Biobio weniger, und die Indier benutzten dieſen Umſtand, um ſich gemeinſam zu erheben, ſodaß ſie von 1599 —1604 das ganze Land eroberten, alle Städte aber zerſtörten. Dieſer Krieg iſt mit furchtbarer Grauſamkeit geführt worden, und allein 1000 Weiße ſollen in Sclaverei geſchleppt worden ſein. Imperial hielt die Belagerung ein volles Jahr aus, die Beſatzung nährte ſich zuletzt mit gekochten Häuten, und unterlag entweder dem Hunger oder Krankheiten. Die Stadt war auf einem ſchwer zugänglichen Felſen gelegen, vier Leguas vom Seeſtrande, und iſt nie wieder aufgebauet worden, obgleich in den unaufhörlichen Kriegen des folgenden Jahrhunderts und auch der neueſten Zeit ſowol ſpaniſche als chileniſche Truppen

1) *Herrera*, Dec. VIII. L. 7. c. 6.

2) Sie nahmen das Fort durch eine beſondere Kriegsliſt. *Agueros*, Descr. hist. del Archipiel. de Chiloe (Lima 1791). p. 41.
3) *Fr. Diego Cordova de Salinas*, Chron. de Lima. L. VI. c. 17.

häufig bis dahin vorgedrungen ſind[4]). Gegen 1730 entſtand jedoch in derſelben Gegend eine Miſſion der Jeſuiten, die ſpäter von den Franziskanern übernommen wurde, und noch jetzt als Dorf, von einigen Weißen und Farbigen und einem Prieſter bewohnt, von den Indiern geduldet wird. Von der alten Stadt ſollen kaum noch Trümmer zu entdecken ſein. Der Sprengel von Imperial erſtreckte ſich im Süden bis zum Fluſſe Queule, im Norden bis zum Biobio. Das Land iſt ſehr fruchtbar, dicht bewaldet, zur Weizenkultur und Viehzucht ungemein geeignet, allein zu kalt für den Weinbau, obgleich Trauben an Spalieren ebenſo wie in Valdivia ſehr ſüß werden. Der Hafen wird durch die Mündung des Rio Cauten gebildet, die zwar ſchwer zugänglich ſein, im Innern einer Barre aber ſehr guten und tiefen Ankergrund beſitzen ſoll. Die Indier der Umgegend gehören zum Stamme der Araucanos, die man Coſteños nennt, ſind dem Trunke ſehr ergeben, durch die Kriege mit der Republik Chile ſehr vermindert und haben ihre frühere Furchtbarkeit ſo verloren, daß es höchſt wahrſcheinlich iſt, Chile werde in dem nächſten Menſchenalter ſich in den Beſitz jenes ſchönen Landes ſetzen. Die Lage von Imperial iſt bisher zu 38° 15′ ſüdl. Br. angenommen worden, wird aber durch den engliſchen Seefahrer King vermuthlich eine Berichtigung erhalten haben.

(*E. Pöppig.*)

IMPERIAL, ruſſiſche Goldmünze. Man hat ganze und halbe, alte und neue Imperialen und die erſten wurden 1745 unter der Kaiſerin Eliſabeth geprägt. Bis 1801 zeigte ihr Avers das kaiſerliche Bruſtbild mit dem Namen und Titel in der Umſchrift, der Revers aber den gewöhnlichen ruſſiſchen Adler mit dem Ritter St. Georg im Bruſtſchilde. Seit dem angegebenen Jahre iſt der Adler dem Avers zu Theil geworden, der Revers enthält die Angabe des Werthes. Sowol die alten, von 1745—1789 geprägten, als die neuen, von da ab geſchlagenen ruſſiſchen Imperialen haben 22karatiges Gold zum Korn, und es gehen von jenen, welche $344\frac{1}{4}$ holländ. Aß ſchwer ſind, $14\frac{1}{11}$ auf die rauhe und $15\frac{3}{4}$ auf die feine cölniſche Mark, von dieſen aber, welche $270\frac{1}{2}$ holl. Aß ſchwer ſind, 18 auf die rauhe, $19\frac{7}{11}$ auf die feine cölniſche Mark. Daher haben die älteren einen Werth von 12 Thlr. $19\frac{3}{4}$ Gr. Gold, die neuen aber von 10 Thlr. Gold. Man nennt dieſe Imperialen auch Zehn- und Fünf-Rubelſtücke. Ehemals wurden auch in den öſterreichiſchen Niederlanden Imperialen geſchlagen, welche auf der einen Seite das kaiſerliche Bruſtbild, auf der andern das Wappen zeigten. Ihr Werth betrug 4 Thlr. Gold. Sie hatten etwas mehr als Dukatengröße.

(*G. M. S. Fischer.*)

IMPERIALE. 1) Biographie. Hieronymus Imperiale, aus einer edlen Familie von Genua ſtammend, geboren gegen 1600. Obgleich er die Kunſt mehr aus Liebhaberei ausübte, wird er deſſenungeachtet, da er ſie wirklich mit Ernſt ſtudirte, in die Reihe der achtbarſten Künſtler der genueſiſchen Schule geſetzt. Die Werke des Antonio da Correggio und des Francesco Parmeggiano, die er bei ſeinem Aufenthalte in Parma ſah, feſſelten ſeinen Geiſt ſo ſehr, daß er ſich dem Studium der Malerei daſelbſt ganz hingab. Indeſſen ſpäter bei ſeiner Rückkehr in ſeine Vaterſtadt, beſchäftigte er ſich weniger mit der Malerei, benutzte aber doch die freien Augenblicke von ſeinem andern Geſchäfte für das Studium der Zeichnung, worin er ſich ſehr vervollkommnete. Zu gleicher Zeit ſtudirte er bei dem Maler Julius Benſo die Radir- und Ätzkunſt mit ziemlichem Eifer und wirklich mit recht glücklichem Erfolge, und hinterließ ſo der Kunſtwelt, beſonders den Sammlern von Kupferſtichen, mehre geiſtreich radirte und kräftig geätzte Blätter, welche Bartſch im Peintre Graveur Vol. XX. S. 119—122 aufgezeichnet hat. Sie beſtehen in vier Blatt: 1) Eine heil. Jungfrau mit dem Kinde auf einer Erhöhung ſitzend, vor ihr der kleine Johannes. 7 Zoll 6 Linien hoch, 5 Zoll 11 Linien breit. 2) Die heil. Jungfrau von der heil. Katharina und dem heil. Hieronymus umgeben. 7 Zoll 9 Linien hoch, 6 Zoll breit. 3) Die heil. Jungfrau mit dem Kinde, welches den kleinen Johannes liebkoſen will. 8 Zoll 2 Linien hoch, 6 Zoll 2 Linien breit. 4) Der Schutzengel, welcher ein Kind leitet, Angelus Custos. 8 Zoll 3 Linien hoch, 7 Zoll breit. Das letzte Blatt iſt mit dem Namen des Künſtlers und mit: Parma 1622 bezeichnet. Obſchon alle vier Blätter dem breiten, etwas manierirten Style des 17. Jahrhunderts folgen, zeigen ſie doch in den Compoſitionen einen guten Geſchmack und eine mit Kenntniß und maleriſch geführte Nadel. Dieſer Künſtler ſtarb gegen 1630 auf dem Landgute eines ſeiner Verwandten, Georg Vincentio Imperiale, im Königreiche Neapel, und würde der Welt gewiß mehre ſeiner Werke hinterlaſſen haben, wenn nicht der Tod ihn in der Blüthe der Jahre überraſcht hätte.

(*Frenzel.*)

2) Botanik. Imperiale oder Imperialis, ſ. Fritillaria.

3) Geographie. Imperiale, bei Anderen Imperio oder Impero bezeichnet, ein kleiner Küſtenfluß, welcher auf den Apenninen entſpringt, im Königreiche Sardinien die zur Grafſchaft Nizza gehörige Provinz Oneglia durchfließt, die Städte Maro und Ponte Aſſiſio berührt und bei der Hauptſtadt der erwähnten Provinz, ebenfalls Oneglia genannt, in den Golf von Genua (das liguſtiſche Meer der Alten) mündet.

(*R.*)

4) Waarenkunde. Imperiale, eine Art geköperten Flanell's aus franzöſiſchen (auch aus ſächſiſchen) Fabriken. Die Fabriken in Rheims liefern denſelben in $\frac{3}{4}$ pariſer Stab Breite und in Stücken von 40 bis 50 Stab Länge; zu Montpellier, Nimes, Beauvais ꝛc. wird er $\frac{3}{4}$ Stab breit, 36 bis 40 Stab lang verfertigt. Er geht in den Handel nach Italien, Portugal, Spanien und der Levante. Die ſächſiſchen (und heſſiſchen) Imperiales ſind gewöhnlich $\frac{7}{8}$ Elle breit, in Stücken von $16\frac{1}{2}$ Ellen. Auch ein anderer Wollenſtoff, der Perpetuel, Perpetuan oder Sempitern, führt oft den Namen Imperiale.

(*Karmarsch.*)

5) Zoologie. Imperiale, eine Art Stieglitz, ſ. Fringilla.

---

4) Vgl. auch noch Ercilla. *Ovalle*, Hist. de Chile. L. V. c. 16. 17.

IMPERIALES (toiles impériales) ſind glatt ge- vebte, buntgeſtreifte oder karrirte Baumwollzeuche (feine Ginghams), welche in flandriſchen Fabriken, beſonders zu Tournay, verfertigt werden, und viel nach Portugal, Spa- ien und Italien gehen. Eine Gattung oſtindiſcher leich- er Baumwollſtoffe mit eingewebten Blumen führt den- elben Namen. (*Karmarsch.*)

Imperial-Fractur, eine Art teutſcher Lettern, ſ. Fractur.

Imperialharfe, ſ. Buccinum.

IMPERIALI, genueſiſches Patriziergeſchlecht, das ſei- en Namen von dem bei Oneglia in das Meer von Genua ündenden Flüßchen Imperio zu entlehnen ſcheint. Be- nntlich hat Andreas Doria im J. 1528 eine Anzahl on Geſchlechtern, überhaupt 28, von allen übrigen ab- ſondert, und ſie allein zu obrigkeitlichen Ämtern, ins- ſondere zu der Dogenwürde befähigt (eine Auszeichnung, e jedoch nicht von Dauer geweſen iſt); unter dieſen 28 amilien, oder dem ſogenannten alten Adel, haben die mperiali jederzeit einen ausgezeichneten Rang eingenom- en, ſodaß ſie ſich unmittelbar an die vier großen Häu- der Doria, Spinola, Fieschi und Grimaldi anſchlie- n. Allein auch über die Grenzen des genueſiſchen Ge- ts hat dieſe Familie ſich ausgebreitet, nachdem ſie um s J. 1576 von dem H. Karl Borromäus für den Preis n 100,000 Goldgulden das Fürſtenthum Oria, Franca- la und Caſal nuovo, in der neapolitaniſchen Terra Otranto, erkaufte. Johann J. wurde im J. 1617 zum gen erwählt. Sein Sohn, Johann Vincentius, Her- von S. Angelo, in dem Neapolitaniſchen, erwarb ſich, der Republik Geſandter bei König Philipp IV., das rtrauen dieſes Monarchen in dem Maße, daß ihm zu- ich die Wahrnehmung wichtiger Intereſſen in der ſpa- hen Monarchie an dem päpſtlichen Hoſe und bei dem rzoge von Mantua übertragen wurde. Die Gunſt des narchen, der in ſeinen Händen die Schickſale Italiens , war der Republik geſichert durch die Gunſt, deren ihr Geſandter erfreute, aber auch noch in anderer iſe wurde J. für ſie ein höchſt wohlthätiger Bürger. reinigte die Küſten von den zahlreichen Seeräubern, chaffte, ſo lange er den Oberbefehl der Galeeren führte, genueſiſchen Flagge die geziemende Achtung, und war t minder thätig für die Verſchönerung ſeiner Vater- t und in der Sorge für das Aufblühen nützlicher, vor ſogar dem Namen nach unbekannter Anſtalten. Die enswürdigkeit ſeiner Sitten und grenzenloſe Freigebig- machten ihn zum Lieblinge des Volkes, und dieſes ährend, fürchtete der Senat, J. könnte etwa ſeine Herr- t über die Gemüther mißbrauchen. Darum wurde Verbannung angekündigt Ohne Murren unterwarf ch dem ungerechten Ausſpruche, um in der Einſam- den Wiſſenſchaften zu leben. Es kam aber die Stunde Vergeltung, und diejenigen, die ihn vertrieben hatten, ſich veranlaßt, den Gekränkten in ehrender Weiſe kzurufen. Er ſtarb in ziemlich vorgerücktem Alter zu ua, im J. 1645. Seine Dichtungen fanden bei den enoſſen ungetheilten Beifall, ſind aber längſt vergeſſen. Gedicht, lo stato rustico, in Scioltiverſen, erſchien Genua 1611, zu Venedig 1613, in 12°. Es iſt ein Gemälde ländlicher Beſchäftigungen und Freuden, und machte großes Aufſehen, kann aber, nach Tiraboschi's Urtheil, neben des Alamanni Coltivazione nicht beſtehen. Il ritratto del Cazalino abozzato, poëma in quarta rima, trägt in der älteſten Quart-Ausgabe weder Jahrzahl noch Druckort. Eine andere Ausgabe erſchien zu Bologna 1637, in 4°. Von minderem Umfange ſind: Gl' indovini pastori, la santa Teresa. Ferner il funerali del cardinale Orazio Spinola und Cento discorsi politici. In früher Jugendzeit hat J. auch eine Ausgabe des befreieten Jeruſalems geliefert, Genua, 1804, mit Hinzufügung von neuen, den einzelnen Geſängen vorausgeſchickten Argumenten, und man glaubt, daß er nicht minder der Herausgeber von ſeines Landsmannes, des Kanonikus Bapt. Vernacia Opere spirituali geweſen ſei. Viele italieniſche Akademien hatten ihn in die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen. — Laurentius Imperiali, Michael's, des Marcheſe von Oria, Sohn, geb. 1612, bekleidete unter Papſt Urban VIII. verſchiedene Ämter, wurde Kammer-Clericus, General-Commiſſarius von Caſtro und 1653 Governatore der Stadt Rom; eine Stelle, die er beibehalten mußte, auch nachdem er 1654 mit dem Cardinalshute beſchenkt worden. Sie wurde ihm jedoch genommen bei Gelegenheit des Angriffs der corſicaniſchen Wache auf den Palaſt des franzöſiſchen Geſandten, des Herzogs von Crequi (20. Aug. 1662), und der Cardinal fand es ſogar dienlich, für eine Zeit lang Rom zu meiden. Von Genua aus ſuchte er in einem demüthigen Schreiben ſich bei dem Könige von Frankreich zu entſchuldigen, er fand damit aber kein Gehör und die Genueſer, die ohnehin den Zorn Ludwig's XIV. zu fürchten hatten, nöthigten den Landsmann in Eile und Geheimniß ihre Stadt zu verlaſſen. J. begab ſich nach Carrara, und von dannen, um beſſerer Sicherheit willen, nach Lucca. Endlich wurde die Sache doch beigelegt, und der Cardinal erhielt 1664 Verzeihung, nachdem er vor dem Könige in Paris perſönliche Abbitte gethan. In einer beißenden Pasquinade, worin nach Clemens' IX. Tode die Prätendenten zu der päpſtlichen Würde beurtheilt wurden, heißt es von ihm:

Imperialis amor pro lucro labilis auri,
In turpe emporium verteret imperium.

Er ſtarb 1672, und das Urtheil der Zeitgenoſſen, die ihn als einen verſtändigen und geſchäftserfahrenen Mann ſchildern, findet in dem Grolle Ludwig's XIV. ſeine volle Beſtätigung. Schwerlich würde dieſer einem unbedeutenden Prälaten das Gewicht ſeines Zorns haben empfinden laſſen. — Franz Maria Imperiali-Lercari war Doge von Genua in jener Zeit, die ſich Ludwig XIV. auserſehen hatte, um die Genueſer für ihre unwandelbare Anhänglichkeit an Spanien zu züchtigen. Die Republik hatte vier Galeeren ausgerüſtet, und der König gab vor zu glauben, dieſes furchtbare Geſchwader ſei beſtimmt, im Vereine mit den ſpaniſchen Flotten gegen Frankreich Feindſeligkeiten zu üben. In dieſer Beſorgniß verlangte er die augenblickliche Abtakelung der Galeeren, und daß außerdem die Equipagen zu ſeiner Verfügung geſtellt würden. Eine ſo unziemliche Zumuthung wurde abgewieſen, und alsbald, während eine franzöſiſche Armee mitten im Frie-

den die Belagerung von Luxemburg betrieb, erſchien eine mächtige Flotte vor Genua. Sie wurde von dem berühmten Duquesne angeführt, hatte aber auch den Marquis de Seignelay am Bord. Nach einigen Unterhandlungen begann das Bombardement, und in den erſten zwei Tagen, 18. und 19. Mai 1684, wurden 5000 Bomben in die Stadt geſchickt. Die Schreckniſſe zu vermehren ließ Duquesne am 22. durch 4000 Mann bei der Vorſtadt S. Pietro d'Arena eine Landung bewerkſtelligen und dieſe Vorſtadt, gleichwie das zu ihrem Schutze angelegte Fort, ſo viel möglich, zerſtören. Der Ungeſtüm des Meeres nöthigte ihn indeſſen, ſeine Truppen wieder einzuſchiffen, aber das Bombardement dauerte bis zum 27. Mai, bis wohin alle Vorräthe der Flotte erſchöpft waren. So großes Unglück, in Allem waren 10,000 Bomben abgeſchoſſen worden, ertrug die Republik mit jener Standhaftigkeit, die von den älteſten Zeiten her der Ligurer Erbtheil geweſen iſt, und ſie erwartete ſich eines zweiten Angriffs, als der Papſt Innocentius XI. ſeine Vermittelung eintreten ließ. Die Unterhandlung endigte mit dem zu Verſailles, am 11. Febr. 1685 abgeſchloſſenen Vergleich. Vermöge der Hauptbedingung mußte der Doge J., von vier Senatoren begleitet, nach Frankreich gehen, um dem Könige zu eröffnen, wie ſehr die Republik bedauere, ſich ſein Misfallen zugezogen zu haben. Der Doge und ſein Begleiter erſchienen vor dem Könige in voller Amtstracht (15. Mai). Der Doge ſprach ſtehend, aber bedeckten Hauptes, während die Senatoren ihre Kopfbedeckung abgenommen hatten. Seine Rede, im Weſentlichen von Seignelay vorgeſchrieben, wurde von dem Könige mit Güte angehört, der Redner überhaupt mit vieler Artigkeit behandelt. Darin entſchlüpfte ihm auch jene bekannte Vergleichung des Königs und ſeiner Miniſter: „Der König feſſelt unſere Herzen durch die Weiſe ſeines Empfanges, aber ſeine Miniſter geben uns die Freiheit zurück." Von Seignelay befragt, was er am meiſten von den Merkwürdigkeiten von Verſailles bewundere, erwiederte J.: „daß ich mich hier ſehe." Nach dem ausdrücklichen Willen des Königs mußte ſeine Würde ihm verbleiben, obgleich nach dem Geſetze der Doge ihrer verluſtig wird, ſobald er die Stadt verläßt. Joſeph Renat J., geb. den 29. April 1651, wurde durch ſeinen Vetter, den Cardinal Laurentius J., nach Rom gezogen, und erhielt 1686 von Innocentius XI. das General-Schatzmeiſteramt der apoſtoliſchen Kammer, und am 23. Febr. 1690 von Alexander VIII. die Cardinalswürde, tit. S. Georgii. Gleich darauf ging er als Legat nach Ferrara, wo er, während eines ſechsjährigen Aufenthaltes auf jede Weiſe den Sinn für Wiſſenſchaft und nützliche Künſte zu wecken ſich bemühte. Mit dem J. 1696 kehrte er nach Rom zurück, wo er eine ſchöne Bibliothek ſammelte, häufig mit Gelehrten verkehrte, Protector des Auguſtinerordens, nachmals auch der reformirten Karmeliten, des Malteſerordens und des Königsreichs Irland wurde, und die Präfectur del buon governo erhielt. In dem Conclave von 1700 arbeitete er für den Cardinal Marescotti; ſeiner Bemühungen ungeachtet wurde aber Clemens XI. erwählt J., der zugleich ein heimlicher Anhänger der öſterreichiſchen Partei war, ſah ſich hierdurch von den Geſchäften ausgeſchloſſen, und erhielt volle Muße, ſich des Umganges mit ſeinen gelehrten Freunden zu erfreuen. Im J. 1703 ſtiftete er die Academie de Pizzardani, worin die ſtudirende Jugend in den Rechten und Gebräuchen der Kirche unterrichtet wird. Im J. 1708 nahm er Sitz in der außerordentlichen Congregation, die unterſuchen ſollte, ob Karl III. für einen rechtmäßigen König von Spanien zu halten ſei, und 1711 hatte er die Ehre, als Legatus a latere, dieſen Monarchen, bei deſſen Rückkehr aus Barcelona, in Mailand zu becomplimentiren, ein Umſtand, der vorzüglich gewirkt zu haben ſcheint, ihm den unverſöhnlichen Haß des ſpaniſchen Hofes zuzuziehen. Im J. 1720 war er Mitglied der zur Unterſuchung von Alberoni's angeblichen Vergehungen angeordneten außerordentlichen Congregation, und im J. 1721 mußte er den Papſt Innocentius XIII. erwählen helfen, nachdem er, abermals vergebens, den Cardinal Paolucci unterſtützt hatte. Im J. 1724 erſchien ihm, den der Cardinal Ottoboni und eine bedeutende Partei kräftig unterſtützten, die zuverſichtliche Hoffnung, ſich mit der dreifachen Krone ſchmücken zu dürfen, allein die beiden bourboniſchen Höfe gaben ihm die Excluſion, worauf der Cardinal Orſino als Benedict XIII. den päpſtlichen Thron beſtieg. Im J. 1726 trat J. aus der Ordnung der Cardinal-Diakonen aus, um unter dem Titel von S. Lorenzo und S. Lucina das Oberhaupt oder der Vorſteher der Cardinal-Prieſter zu werden. Er blieb aber ſtets in der Oppoſition und misbilligte gleich ſehr die Erhebung der Cardinäle Coscia und Bichi, das von Coscia ausgehende Finanzſyſtem, und die dem ſardiniſchen Hofe gemachten Bewilligungen. Im J. 1730 würde er unfehlbar zur päpſtlichen Würde gelangt ſein, wenn ihm nicht der Cardinal Bentivoglio im Namen der Krone Spanien, die auch ſpäter dieſen Schritt genehmigte, die Excluſion gegeben hätte. Bentivoglio glaubte hier die Gelegenheit gefunden zu haben, ſich an dem Excludirten zu rächen, daß dieſer, während ſeiner Legation in Ferrara, einen Verbrecher aus dem Hauſe Bentivoglio der Strenge der Geſetze überlaſſen hatte. Selbſt die franzöſiſchen Cardinäle erkannten des Bentivoglio Unrecht, und ſuchten ihn auf andere Gedanken zu bringen, allein ihre Vorſtellungen ſcheiterten an des Mannes Hartnäckigkeit, deren Folge die Erhebung des Cardinals Corſini, Clemens XII., war. J. ertrug auch dieſes Unrecht mit großer Faſſung, und fand dafür bei dem neuen Papſte die volle Anerkennung ſeiner Verdienſte. Es blieben ihm nicht nur alle ſeine wichtigen Ämter, z. B. die Prefetture del buon governo und della discipline reguliere, ſondern er wurde auch zu allen außerordentlichen Congregationen gezogen, namentlich zu denjenigen, welche ſich mit der Unterſuchung gegen den Cardinal Coscia, mit der polniſchen Wahlangelegenheit und mit der Verbeſſerung des Handels- und Fabrikweſens beſchäftigten. Er ſtarb den 15. Jan. 1737. Sein anſehnliches Vermögen fiel größtentheils an ſeinen Vetter, den alten Fürſten Imperiali-Francavilla, doch hatte er auch bedeutende Legate für andere Anverwandte und für milde Stiftungen ausgeſetzt. Seine reiche Bibliothek, eine der koſtbarſten, die je von einem Privatmanne zuſammengebracht worden, widmete der Cardinal dem öffentlichen Gebrauche, und der Fürſt von Francavilla erhielt den Auftrag, ſie zu ordnen, auch zu ihrer

Unterhaltung und Vermehrung eine Rente zu entrichten. Fontanini hat den Katalog dieſer Bibliothek, Romae, 1711, fol. geliefert; eine zweite Ausgabe des Katalogs, in italieniſcher Sprache, iſt ebendaſelbſt 1793 in zwei Octavbänden erſchienen. Des Cardinals Palaſt war für alle Gelehrte ein offenes Haus: er unterſtützte ſie mit ſeiner Börſe, ließ auf ſeine Koſten ihre Werke drucken, und empfahl ſie der Aufmerkſamkeit des Publicums. Beſonders viel hatten ihm Philipp de la Torre und Fontanini, welchen letztern er ſich zum Bibliothekar erwählt, zu danken. Des Cardinals Sendung an den Kaiſer und König Karl VI. hat Chiapponi beſchrieben, unter dem Titel: Legazione del card. Gius. Ren. Imperiali a Carlo III. re delle Spagne, l'an 1711. (Roma, 1712. 4°.) Des Cardinals Haupterbe, der alte Fürſt J. Francavilla, iſt auch als Landwirth und durch verſtändige Bemühungen um die Aufnahme ſeiner großen Beſitzungen in Terra d'Otranto merkwürdig. Zu einer Zeit, wo der Gedanke an landwirthſchaftliche Verbeſſerungen den Italienern noch unbekannt, bewohnte er ununterbrochen Francavilla oder Oria, die ausgedehnte Wirthſchaft unterlag ſeiner perſönlichen Leitung, ſeine Gefälle nahm er von den Unterthanen in Waaren, und Meiſter in der großen Kunſt alle ſeine Waaren mit Vortheil anzubringen, machte er bedeutende Gewinnſte, neben der Erleichterung, die er ſeinen Vaſallen in einem ſo geldarmen Lande zukommen ließ. Sein Sohn, Michael J., früher der Königin von Neapel Oberſthofmeiſter, bekleidete ſeit Junius 1753 die gleiche Stelle bei des Königs Hofſtaat, mit ſeinem Enkel aber iſt die ganze Linie ausgeſtorben, und ihre neapolitaniſchen Beſitzungen ſind der Krone anheimgefallen. In dem Königreiche Neapel kann nämlich kein Collateralerbe über den dritten Grad der Verwandtſchaft ein Lehengut erben. — Coſmus J., geb. zu Genua den 24. April 1685, ſuchte unter des Cardinals Joſeph Renat J. Auſpicien, Beförderung in Rom, konnte aber erſt unter Benedict XIII. zu einem kleinen Gouvernement gelangen. Clemens XII. ertheilte ihm, Junius 1732, jenes von Viterbo, welches er nachmals mit dem gleichen Amte in Perugia und 1738 in Macerata vertauſchte. Benedict XIV. verlieh ihm das durch Simonetti's Beförderung erledigte, wichtige Gouvernement der Stadt Rom, womit die Stelle eines Vicekämmerlings der römiſchen Kirche verknüpft iſt. Er nahm davon den 17. April 1747 Beſitz und begleitete ſein Amt mit großem Ruhm bis zu ſeiner Aufnahme in das Cardinals-Collegium, die am 26. Nov. 1753 vor ſich ging. Am 29. Nov. empfing er den Hut und am 10. Dec., an dem Tage, wo ihm der Mund geöffnet wurde, den Prieſtertitel von S. Clemens, den er nachmals mit dem von S. Cäcilia vertauſchte. Die Republik Genua ernannte ihn zu ihrem Protector bei dem päpſtlichen Hofe, und in der Krankheit Benedict's XIV., December 1756, wurde er öffentlich als einer der papſtmäßigen Cardinäle genannt, ohne daß er jedoch in dem Conclave von 1758 in Vorſchlag gekommen wäre. Clemens XIII. bediente ſich ſeiner vielfältig, jedoch ohne ſonderlichen Erfolg, in den Verhandlungen mit der Republik Genua, die durch die Abſendung eines apoſtoliſchen Viſitators nach Corſica, 1760, veranlaßt worden. Coſmus ſtarb zu Rom, den 10. Oct. 1764. — Keyßler meint, was die angenehme Ausſicht eines Eigenthumsherrn betreffe, ſo würden es wenige Häuſer in Städten dem Palaſte Imperiali in Campetto zu Genua zuvorthun, indem er in zwei dazu gehörige Straßen ſehe, und der Beſitzer deſſelben aus einem Fenſter und in einem kleinen Bezirke einen Platz, der ihm jährlich 100,000 Livres einbringe, in Augenſchein nehmen könne. Der nämliche Reiſende rühmt auch die Villa Imperiale in der Vorſtadt S. Pietro d'Arena, mit ihren Gartenanlagen, ungeheuern Cypreſſen, Statuen, Fontainen, Teichen, einem Thiergarten u. ſ. w. Es iſt das die Villa, welche zweimal von der Kaiſerin, Gemahlin Karl's VI., bewohnt worden. (*v. Stramberg.*)

Imperial-Papier, eine Art ſehr großen Papieres, ſ. unt. Papier.

Imperialis *Juss.*, ſ. Fritillaria.

IMPERIAL-WASSER (Aqua imperialis, Aqua Fioravantae) wird ein von dem italieniſchen Arzte Fioravanta erfundenes Schminkwaſſer genannt, welches auf folgende Art verfertiget wird und bei vielen Damen ſehr beliebt iſt. Man nimmt guten, ſtarken, reinen Kornbranntwein, oder auch weißen Franzwein, 35 Pfund; Pimpinell und ſüße Mandeln, von jedem 4 Loth; Myrrhen, Maſtix, Storax, Weihrauch, Benzoe und arabiſches Gummi, von jedem 2 Loth; und wenn man es wohlriechend haben will, einige Gran Biſam oder Ambra, macht alles zu Pulver, thut es in den Branntwein oder Wein, läßt es einige Tage digeriren und zieht es hierauf über einen gläſernen Helm ab. Das Deſtillat hat zwar Anfangs eine etwas trübe Beſchaffenheit, wird aber durch ruhiges Stehen in kurzer Zeit hell und klar. Es gibt noch andere Vorſchriften von Junker, Schröder u. ſ., welche in den verſchiedenen Zuthaten von einander abweichen. Werden z. B. ſtatt obiger Ingredienzien Zimmet, Muskatnuß, Citronenſchalen, Nelken, Kalmus, Salbei, Lavendel, Violwurz und beſonders Rosmarin u. dgl. mit weißem Weine, Franzbranntweine, oder auch mit Waſſer (Roſenwaſſer) übergetrieben; ſo erhält man ein Deſtillat, deſſen ſich die Frauen nicht nur äußerlich als Schönheitsmittel, ſondern auch innerlich gegen Schwindel und hyſteriſche Anfälle mit Vortheil bedienen können. (*Fr. Thon.*)

Imperio, ſ. Imperiale.

Imperiosus (Beiname des T. Manlius), ſ. Manlius.

IMPERIUM. Dieſer Ausdruck kommt namentlich auch im juriſtiſchen Sinne unter ſehr verſchiedenen Bedeutungen vor. Er bezeichnet nämlich: 1) überhaupt den Inbegriff der Vorrechte, die von der höchſten Staatsgewalt als ſolcher in einem Lande geltend gemacht werden; alſo das „Regierungsrecht der höchſten Staatsgewalt." 2) Den Inbegriff der Geltung, Macht und Amtswürde, welche den höhern Magiſtratsperſonen zukommt. In dieſem Sinne hat das Wort imperium im römiſchen Rechte eine eigene techniſche Beziehung, und dient zum Unterſcheidungsmerkmale der Magistratus majores, qui imperium habent, von den Magistratibus minoribus, quibus imperium non est concessum, oder penes quos non est imperium. 3) Die öffentliche amtliche

Stellung der höheren Magiſtratsperſonen, z. B. der Prätoren; von welchen man ſagte: deponunt imperium, wenn ſie in den Privatſtand zurücktraten. 4) Die „executive Gewalt“ der höheren Magiſtratsperſonen, im Gegenſatze zu der bloßen richterlichen oder geſetzgebenden Gewalt. In dieſem Sinne wurden zur Unterſcheidung dieſer beiden Gewalten mitunter die Worte imperium und magistratus einander ſo entgegengeſetzt, daß man von einer und derſelben Perſon ſagte: fuit tam in imperio, quam in magistratu[1]). 5) Im engſten Sinne: die vollziehende Gewalt bei der Handhabung des Rechts; in welcher Bedeutung man ſagt: imperium est ejus, qui jus dicit, und dabei das jus dicere (die Fürſorge für die Handhabung des Rechts) dem jurisdictionem exercere (der geſetzmäßigen Entſcheidung über Rechtsangelegenheiten) gegenüberſtellt.

Bei dieſer engſten Bedeutung des Wortes imperium unterſcheidet man aber wieder zwiſchen imperium merum und imperium mixtum. Das imperium merum wird auf die Handhabung der peinlichen Gerichtsbarkeit (jus quaestiones instituendi) bezogen und begreift namentlich das jus gladii in ſich; das imperium mixtum dagegen betrifft blos die allgemeine Civilgerichtsbarkeit (potestatem juris dicendi). Letzteres wird mixtum genannt, weil es zugleich in das Gebiet der jurisdictio hineinſtreift, und alſo den Charakter nicht „rein“ behauptet, welcher eigentlich dem imperium zukommt; das erſtere dagegen heißt ebendeshalb merum imperium, weil es ſeine eigenthümliche Stellung als ſolche behauptet.

Die eben angeführten Grundſätze ſind zwar nicht als völlig unbeſtritten anzuſehen, ſie enthalten jedoch die Summe deſſen, was als Hauptreſultat der oft ſchwankenden Quellenanſichten des römiſchen Rechts über dieſen Gegenſtand betrachtet werden kann. Mehre beſondere Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand ſind deshalb misrathen, weil ihre Urheber aus einzelnen Fällen zu viele allgemeine Grundſätze abgeleitet haben[2]).

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

Impero (geogr.), ſ. Imperiale.

Impersonalia, ſ. unt. Verbum.

IMPERSONALRECHNUNG heißt die in größern Handlungen zur Erleichterung der Überſicht des Geſchäfts über das Waarenlager, die Caſſe, das Grundeigenthum und ähnliche wichtige Gegenſtände eigends angelegte Rechnung. Ihr Name iſt dadurch, daß ſie ſich nicht auf Perſonen bezieht, entſtanden. (*R.*)

IMPERTINENTES ARTICULI. Hierunter verſteht man beim gerichtlichen Verfahren ſolche Fragſtücke, welche als nicht zur Sache gehörig betrachtet und daher von einem aufmerkſamen Gegner ſtets zurückgewieſen werden. Schlechte Advocaten bedienen ſich oft vorſätzlich ſolcher Artikel, um das Verfahren in die Länge zu ziehen, oder den Gegner zu verwirren, und da bei der Verhandlungsmaxime die Connivenz der richterlichen Behörden auch in dieſem Puncte nur zu groß zu ſein pflegt, ſo läßt ſich wol behaupten, daß ein guter Theil der unnöthigen Weitläufigkeiten beim gewöhnlichen teutſchen Gerichtsverfahren auf die Zulaſſung ſolcher Artikel ſich ſtütze *).

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMPETIGO bezeichnet einen krankhaften Zuſtand der Haut; nur wird das Wort bald in weiterem, bald in engerem Sinne gebraucht. In den Schriften der griechiſchen Ärzte, gibt man an, werde das, was die Römer Impetigo nannten, mit *λειχὴν* bezeichnet. Galenus in den Definitiones medicae ſagt: *λειχὴν ἔστι τραχύτης ἐπιφανείας μετὰ πολλοῦ κνησμοῦ.* (Ed. *Kühn* T. XIX. p. 428.) In dieſer Definition (Rauhigkeit der Haut mit vielem Jucken) wird nichts von einer Secretion der kranken Hautſtelle erwähnt. Dies geſchieht aber an einer andern Stelle, und wir dürfen daraus ſchließen, daß Galenus ſelbſt keinen ganz beſtimmten Begriff mit dem Worte *λειχὴν* verband. Er ſagt nämlich in dem Commentar zu *Hippocratis* libr. 3 de alimento: *ἔστι ὁ λειχὴν πάθος τοῦ δέρματος· διττὸν δὲ εἶδος λειχῆνος, ὁ μὲν ἥμερος καὶ πρᾳότερος, ὁ δὲ ἄγριος καὶ χαλεπώτερος· ἀφίστανται δὲ καὶ ἐπὶ τούτων καὶ αἱ λεπίδες τοῦ δέρματος καὶ ὑπὸ τὰς λεπίδας τόπος ἐρευθέστερος καὶ ἐγγὺς ἡλκωμένον φαίνεται.* (Ed. *Kühn* T. XV. p. 348.) Ganz daſſelbe wird auch in dem dem Galen zugeſchriebenen Buche Introductio s. *Medicus* (ib. T. XIV. p. 757) wiederholt. In dieſen zwei Stellen iſt das, was wir jetzt als Genus impetigo bezeichnen, nicht zu verkennen. Unrichtig iſt es aber offenbar, wenn Jourdan im Dictionnaire des Sciences médicales T. 24. p. 144 behauptet, die Griechen hätten jeden kruſtenartigen, trocknen, feſtſitzenden Hautausſchlag *λειχὴν* genannt. Die römiſchen Ärzte gebrauchen das Wort lichen in dem Sinne der zuerſt angeführten Stelle von rauhen, trocknen, borkigen Ausſchlägen; ſie gebrauchen aber auch daneben das Wort Impetigo für Formen von Hautkrankheiten, die ſich unter den Galen'ſchen Begriff *λειχὴν* an den letztgenannten Stellen unterordnen laſſen. Celſus (Lib. V. cap. 28. §. 17. p. 205. edit. *Ritter* et *Albers*) unterſcheidet vier Arten von Impetigo. Die erſte krätzenähnliche Form gehört offenbar zu dem jetzigen Genus impetigo; die drei andern dagegen ſind wol Formen vom Lepra und Psoriasis. Bei dieſer Unbeſtimmtheit des Begriffes impetigo kann es nicht auffallen, wenn man das Wort nicht mehr zur Bezeichnung eines Krankheitsgenus, ſondern zur Bezeichnung der ganzen Familie der Hautkrankheiten zu benutzen anfing. So belegt Pet. Frank alle chroniſchen Hautkrankheiten mit dem Namen Impetigines, und hierin iſt ihm neuerer Zeit Schönlein gefolgt, der aber das Wort außerdem auch noch für ein beſtimmtes Genus von Hautkrankheiten gebraucht.

In den neuern noſologiſchen Syſtemen verſteht man

1) Vgl. z. B. Sueton in Vita Jul. Caes. c. 54. 2) Cf. *Alard van Kuyck*, Disp. jur. de imperio mero et mixto. (Traj. ad Rhen. 1697. 4.) *J. L. Albrecht*, De mero imperio. (Lips. 1751. 4.) *C. A. F. Berger*, De iis, qui apud Romanos cum mero imperio erant. P. I. De iis, qui sub regibus cum mero imperio erant. (Lips. 1828. 4.)

*) Vgl. über dieſen nicht unwichtigen Gegenſtand die Abhandlung von *J. A. Reichardt* — resp. *C. H. Domrich* — Quatenus articulorum impertinentia ante definitivam sententiam consideranda sit? (Jen. 1767. 4.)

Digitized by Google

unter Impetigo jene Formen von Hautausſchlägen, die in Willan's Syſteme der Hautkrankheiten darunter verſtanden werden. Impetigo (feuchter, näſſender Grind; Dartre crustacée, Lepre humide; humid scall, running scall) gehört bei Willan zur Ordnung der Pustulae; in Schönlein's, auf botaniſchen Merkmalen fußender Eintheilung gehört ſie zur Gruppe Herpes, die ſich durch die Entwickelung mehrer krankhafter Hautproductionen (Früchte) auf einer gemeinſamen pathologiſch umgeänderten Hautſtelle (Pericarpium) charakteriſirte Puſteln ſind nach Willan Erhebungen der Oberhaut, mit entzündeter Baſis und mit Eiter unter der erhobenen Haut; ſie zerfallen nach Größe, Form, Inhalt, in Phlyzacium, Psydracium, Achor und Favus, die aber freilich durch keine ſcharfen Grenzen von einander getrennt ſind.

Willan ſtellt nun folgenden Charakter der Impetigo auf: eine Eruption gelber, juckender Puſteln, die in Gruppen erſcheinen und mit einer gelben, dünnen, ſchuppigen Borke endigen. — Die Hautſtelle, auf welcher die Puſteln entſtehen, iſt dunkelroth gefärbt, ins Violette, Purpurrothe ſpielend. Die Puſteln ſind klein, nur wenig über die Haut erhoben, an der Baſis nicht ganz kreisrund, gehören alſo zu der als Psydracium bezeichneten Art. Der Ausſchlag iſt fieberlos, ohne Contagioſität, nach Willan auch nicht einmal durch Inoculation mittheilbar. Er kann an allen Stellen des Körpers vorkommen, wenngleich hauptſächlich an den Extremitäten. Selten geht dem Ausſchlage ein Gefühl von Mattigkeit, Kopfſchmerz vorher; öfter eine Störung der Digeſtionsorgane. Eine Erſcheinung, die bei der Eruption wol nie fehlt, iſt ein mehr oder weniger heftiges ſchmerzhaftes Brennen.

Über die einzelnen Species vom impetigo herrſcht bei den Pathologen keine Übereinſtimmung. Willan und Bateman unterſcheiden fünf Arten, nämlich Impetigo figurata, sparsa, erysipelatodes, scabida, rodens; Schönlein nimmt nur Impetigo figurata, sparsa und rodens als beſondere Arten an, was mir am richtigſten zu ſein ſcheint; endlich Cazenave und Schedel, ebenſo Rayer nehmen nur zwei Hauptformen an, nämlich Impetigo figurata und sparsa.

1) Impetigo figurata (Dartre crustacée flavescente *Alibert*; figured scall, herpetic scall), die häufigſte Art des feuchten Grindes, befällt hauptſächlich junge Perſonen, namentlich Individuen des weiblichen Geſchlechts mit lymphatiſcher Conſtitution und zarter Haut. Sie entſteht an den Extremitäten, namentlich den obern, aber auch am Halſe, im Geſichte, namentlich an der Wangenhaut, an den Lippen, an den Naſenflügeln. Entſteht ſie im Geſichte, ſo findet der Arzt aus leicht begreiflichen Gründen am leichteſten Gelegenheit, den Verlauf des Ausſchlags zu beobachten. Man bemerkt zunächſt auf der Geſichtshaut einen röthlichen Fleck, oder auch mehre, die von einander getrennt ſind, gewöhnlich eine kreisrunde Form haben, bald an Röthe zunehmen, von einem entzündeten Rande umgeben ſind; damit verbindet ſich ein heftiges Jucken und meiſtens auch ein ſtarkes Brennen. Dieſe Flecken erheben ſich etwas und bedecken ſich mit dichtgedrängten kleinen gelblichen Puſteln. Nach 2—3 Tagen, ſelbſt wol früher, berſten die Puſteln unter Entleerung einer gelblichen, dünnen, ichoröſen Flüſſigkeit. Es bilden ſich daraus allmälig hellgelbliche, auch wol ins Grünliche ſpielende Kruſten, die halbdurchſcheinend, riſſig, leicht zerreiblich ſind. Unter dieſen Kruſten erſcheint die Haut wie von kleinen Löchern durchbohrt, die den geplatzten Puſteln entſprechen. Das Ausſickern der beſchriebenen Flüſſigkeit aus denſelben dauert fort und dadurch werden die Kruſten allmälig dicker. Die ganze Hautſtelle unter den Kruſten iſt lebhaft geröthet. Auch der Rand um die Kruſten iſt geröthet, und hier finden ſich wol kleine noch nicht geborſtene Puſteln. An den obern Extremitäten entwickelt ſich die Impetigo figurata gewöhnlich auf kreisrunden Flecken, an den untern auf größern mehr ovalen Flecken. Das Vorkommen an den untern Extremitäten findet mehr bei alten Leuten ſtatt, und die Stellen gehen hier auch leichter in Fußgeſchwüre über. — Wirkt nun keine beſondere Schädlichkeit ſtörend auf den Verlauf des Ausſchlags ein, ſo verſchwindet er bei ſonſt geſunden, kräftigen Individuen innerhalb 2—4 Wochen. Das Brennen und Jucken, ebenſo die Secretion, mindern ſich allmälig bis zum gänzlichen Verſchwinden, die Borken trocknen immer mehr ein und trennen ſich in unregelmäßigen Stücken ab. Die Haut unter den abgefallenen Borken erſcheint noch roth und etwas aufgetrieben; ſie iſt mit einer zarten, geſpannten, leicht aufſpringenden Epidermis bedeckt, und es erfolgt auf ihr leicht eine neue Puſtel- und Borkenbildung. Bei fortſchreitender Heilung ſenkt ſich die Hautſtelle, und zwar von der Mitte aus, ſodaß ein ringförmiger Rand durch ſtärkere Röthung und ſtärkeren Glanz als der noch zumeiſt krankhafte Theil erſcheint. Die Haut bleibt übrigens nach dem Abfalle der Borken noch einige Wochen lang roth, glänzend und zart. Nicht ſelten erfolgt vor vollendeter Heilung eine neue Eruption von Puſteln, wenn örtliche oder conſtitutionelle Schädlichkeiten einwirken, und dann kann das Übel längere Zeit, ſelbſt Jahre lang, andauern. In manchen Fällen iſt der Verlauf ſo, daß die zuerſt ergriffene Stelle von der Mitte aus ſich der Heilung nähert, während im Umfange noch ringförmig geſtellte neue Puſteln entſtehen, die den gewöhnlichen Verlauf nehmen, ſodaß eine Ähnlichkeit mit Herpes circinatus entſteht.

2) Impetigo sparsa (scattered running scall) hat den Namen davon erhalten, daß die dicht gedrängten Puſteln nicht auf einer begrenzten größeren oder auf mehren Hautſtellen ſtehen, ſondern ohne alle Regelmäßigkeit an einer Körperſtelle oder auch an mehren gleichzeitig ſich entwickeln. Das Geſicht, die Ohren, der behaarte Theil des Kopfs, der Hals, die Extremitäten, beſonders die untern, bilden den Herd für die Entwickelung dieſer Impetigoform. Die entzündeten Hautſtellen ſind nicht kreisrund, ſondern unregelmäßig; die zwiſchen ihnen liegende Haut iſt nicht geſund, ſondern roth und glänzend. Entwickelung und Verlauf der Puſteln, Borkenbildung und Abheilung ſind im Weſentlichen wie bei Impetigo figurata; nur iſt das Übel meiſtens hartnäckiger. Jucken, Brennen und Schmerz beim Ausbruche der Puſteln ſind meiſtens heftiger. Wie die Impetigo figurata ſchwerer

Digitized by Google

heilt, wenn ſie an den untern Extremitäten ſitzt, ſo gilt dies im Allgemeinen von der Impetigo sparsa, die häufiger an den untern Extremitäten vorkommt, und noch dazu bei ältern Perſonen. Es wiederholt ſich hier leicht die Eruption neuer Puſteln; das Übel dringt auch wol in die Tiefe, daß ſich das Zellgewebe verhärtet und verdickt, oder ödematös wird; oder der Ausſchlag geht in einen geſchwürigen Zuſtand über. Die Impetigo sparsa verſchwindet wol im Frühjahre, kehrt aber im Herbſte wieder; Impetigo figurata verſchwindet dagegen leichter während des Winters und kehrt im Frühjahre wieder.

3) Impetigo rodens. Auch hier bildet ſich ein dunkler Fleck, auf welchem Puſteln aufſchießen, die bald platzen. Die Entleerung des Secretums aus der freien Fläche oder unter einer dicken, grünen oder bräunlichen Borke iſt andauernd; außer der Haut werden aber auch das unterliegende Zellgewebe, die Muskeln, an den Naſenflügeln ſelbſt die Knorpel in den Bereich der Zerſtörung gezogen, wodurch das Übel den Verdacht der krebsartigen oder ſyphilitiſchen Natur erweckt. Es ſind die heftigſten Schmerzen damit verbunden. Nach Willan würde Impetigo rodens gewöhnlich an der Seite der Bruſt oder des Rumpfes beginnen; nach Schönlein kommt ſie am häufigſten neben den Naſenflügeln vor, ſeltener an den Brüſten, und zwar beſonders bei Frauen vor der Pubertät und in der Involutionsperiode. Es iſt ein ſelten vorkommendes Übel; Bateman z. B. ſah es niemals.

Willan und nach ihm Andere unterſcheiden nun noch, wie erwähnt, als beſondere Formen Impetigo erysipelatosa und scabida.

Impetigo erysipelatodes beſchreibt Willan folgendermaßen: Sie bietet beim Beginn faſt die gewöhnlichen Erſcheinungen von Eryſipelas dar, nämlich Röthe und gedunſene Anſchwellung des obern Theils des Geſichts, mit Ödem der Augenlider, und iſt während zwei oder drei Tagen von leichten febriliſchen Symptomen begleitet. Aber bei genauerer Unterſuchung findet man ſtatt der gleichmäßigen Glätte des Eryſipelas, daß die Oberfläche eine leichte Unebenheit zeigt, als ob ſie undeutlich papulös wäre, und in einem oder zwei Tagen manifeſtirt ſich der wahre Charakter der Krankheit durch die Eruption vieler pſydraciſcher Puſteln auf der entzündeten und angeſchwollenen Haut, ſtatt der großen und unregelmäßigen Blaſen von Eryſipelas. Dieſe Puſteln erſcheinen zuerſt unter den Augen, bedecken aber bald den größern Theil des Geſichts und erſtrecken ſich zuweilen bis zum Hals und der Bruſt; ſie ſind von einem beſchwerlichen Gefühl von Hitze, Schmerz und Jucken begleitet. Brechen ſie auf, ſo entleeren ſie eine hitzige und ſcharfe Flüſſigkeit, welche die Irritation und Excoriation der Oberfläche vermehrt. In dieſem ſchmerzhaften Zuſtande bleibt das Geſicht zehn oder vierzehn Tage, worauf die Abſonderung ſich zu vermindern anfängt und ſich zu dünnen, gelblichen Borken verdickt. In den Zwiſchenräumen der Borken erheben ſich jedoch von Zeit zu Zeit friſche Puſteln mit erneuerter Hitze und Schmerz, entleeren ſich darauf, eitern und bilden Borken, wie die früheren. So dauert das Übel hartnäckig und beſchwerlich eine unbeſtimmte Zeit hindurch fort, von einem bis zwei oder drei Monate, und hinterläßt zuletzt die Oberhaut in demſelben trocknen, rothen und ſpröden Zuſtande, welcher nach den andern Formen von Impetigo zurückbleibt. Die Conſtitution leidet kaum während des Verlaufs der Krankheit, und iſt bei dem Anfange weit weniger geſtört, als bei Eryſipelas. Die Verwandtſchaft des Übels mit Impetigo beſtätigte ſich in manchen Fällen dadurch, daß während ſeines Verlaufs an den Extremitäten andere Formen des Ausſchlags vorkamen, die ſich in der That bisweilen über die ganze Oberfläche von Kopf bis zu den Füßen verbreitete. — Man muß wol den franzöſiſchen Pathologen beiſtimmen, die hierin keine beſondere Form ſehen, ſondern nur eine gewöhnliche Impetigo mit ſtärkerem inflammatoriſchen Charakter der Haut.

Impetigo scabida (crusted running scall). Die Entwickelung des Ausſchlags iſt hier mit ſehr heftigem Brennen und Jucken verbunden, und der Ausſchlag entwickelt ſich auf einer umfangreicheren Hautſtelle, z. B. vom Ellenbogen bis zum Handgelenke, oder am ganzen Unterſchenkel. Die Bildung der Borken beginnt erſt ſpäter in der dritten oder vierten Woche. In der großen Kruſte entſtehen dann Riſſe und Spalten, wodurch ſie der Rinde eines Baumes ähnelt; aus den Riſſen ergießt ſich Flüſſigkeit, die zu neuen Schichten gerinnt, ſodaß die Kruſte ſehr dick und dunkelbraun wird. An den untern Extremitäten iſt das Übel beſonders heftig und hartnäckig; es verbindet ſich hier leicht mit Ödem oder geht allmälig in Ulcerationen über. Das Übel erſtreckt ſich bisweilen bis auf die Zehen und Finger, und veranlaßt wol ſelbſt ein Abfallen der Nägel, die dann dick, unregelmäßig und wulſtig wieder nachwachſen. — Es beſteht hier wol nur eine extenſiv und intenſiv ſtärkere Entzündung der Haut, als bei der gewöhnlichen Impetigo. Daher wird auch das Secretum abgeändert, nämlich mehr ichorös, ſodaß es erſt ſpäter zur Kruſtenbildung kommt. Die Krankheit hat deshalb einen längeren Verlauf, zumal da ſie beſonders bei alten geſchwächten Individuen vorkommt.

Diagnoſe der Impetigo. Man muß die verſchiedenen Zeiträume des Übels, die Puſtelbildung, die Kruſtenbildung, den Zuſtand der Haut nach dem Abfallen der Borken ins Auge faſſen. Im Stadium der Puſtelbildung kann eine Verwechſelung mit Porrigo ſtattfinden. Letztere erſcheint aber vorzugsweiſe am Kopfe, ſowie bei Kindern; der Inhalt der Puſteln iſt dick und geht ſchnell in Kruſten über, ſodaß man faſt keine Flüſſigkeit bemerkt; bei Impetigo hält erſt der Ausfluß einer dünnen, ichoröſen Flüſſigkeit an, ehe es zur Kruſtenbildung kommt. Entſteht die Impetigo am Kinn, ſo kann ſie mit Mentagra verwechſelt werden; bei letzterer ſtehen aber die Puſteln nicht ſo dicht gedrängt, und ihr Inhalt iſt weniger liquid und ichorös. Bei der Impetigo figurata entſtehen zwiſchen den Puſteln, zumal an den obern Extremitäten, oftmals durchſichtige Vesiculae, und dann kann man ungewiß ſein, ob das Übel Impetigo oder Eczema iſt. In der That ſcheint auch in dieſer Weiſe ein Übergang zwiſchen dieſen beiden Hautübeln ſtatt zu finden, und eine Form des letztern hat man mit dem Na-

Digitized by Google

men Eczema impetiginodes belegt. Theoretiſch würde das unterſcheidende Merkmal darin beſtehen, daß bei Eczema die Grundbildung in Vesiculae beſteht, bei Impetigo in Pustulae; allein in der Wirklichkeit iſt dies oftmals ſehr ſchwer zu erkennen. Auch verdient wol Plumbe's Bedenken Rückſicht, welcher glaubt, in der erſten Periode der Impetigo ſei das Wort Puſtel, womit man ihr vorzügliches Kennzeichen bezeichnet, unpaſſend, indem die Flüſſigkeit der Bläschen durchſichtig iſt, obwol die Trübung binnen einigen Stunden erfolgt. Entſtehen übrigens bei Impetigo neben und zwiſchen den Puſteln Vesiculae, dann iſt das Jucken und Brennen des Ausſchlags heftiger, als bei reiner Impetigo; damit iſt aber ebenfalls ein Übergang zu Eczema gegeben. Auch mit Scabies könnte wol Verwechſelung vorkommen. Dieſe hat aber Vesiculae, der Ausſchlag ſteht auf keiner gemeinſchaftlichen Baſis, iſt nur von Jucken, nicht von Brennen und Schmerz begleitet, die geborſtenen Bläschen ſondern keinen reichlichen Ichor ab. Die puſtulöſe Form der Scabies aber unterſcheidet ſich durch die anſehnliche Größe der Puſteln, die mit einem dicken, gelben Eiter gefüllt ſind. Im Zeitraume der vollendeten Kruſtenbildung kann Verwechſelung mit den ſchuppigen Hautausſchlägen, namentlich mit Pſoriaſis und Lepra, ſtattfinden. Die vorgängige Entleerung einer Flüſſigkeit, ehe es zur Kruſtenbildung kam, unterſcheidet aber beſtimmt die Impetigo. Dieſes zuletzt genannte Moment wird auch anamneſtiſch die Impetigo noch erkennen laſſen, nachdem die Kruſten abgefallen ſind, und die Haut nur noch geröthet und riſſig erſcheint. Auch findet in den Narbenſtellen von Impetigo keine Ablagerung eines gelblichen oder bräunlichen Pigments ſtatt, wie häufig bei ſyphilitiſchen Flecken.

Die Ätiologie der Impetigo iſt im Ganzen wenig aufgehellt; das Wichtigſte iſt, daß ſie nicht durch ein Contagium entſteht. Das ſanguiniſche und lymphatiſche Temperament, einen gedunſenen Habitus, mit weicher, dünner Haut, bezeichnet man als prädisponirende Momente. Daß die Jahreszeiten darauf von Einfluß ſind, die Impetigo figurata mehr im Frühjahre, die Impetigo sparsa mehr im Winter auftritt, wurde ſchon bemerkt. Störungen des Digeſtionsapparates führt man als veranlaſſende Urſache von Impetigo an, und der Umſtand, daß ſie bei der Dentition, bei der erſten wie bei der zweiten, nicht ſelten vorkommt, ſcheint dafür zu ſprechen. Wenigſtens ſind nicht ſelten neben der Impetigo Digeſtionsbeſchwerden zugegen, zumal bei der Impetigo sparsa an den untern Extremitäten alter Perſonen. Schlechte Wohnung, ſchlechte Nahrung, Decrepidität begünſtigen ebenfalls die Impetigoentwickelung. Störungen der Menſtruation ſollen nach Schönlein der Impetigo rodens zu Grunde liegen. Heftige Körperanſtrengungen, Unmäßigkeit, Temperaturwechſel, deprimirende Affecten, beſonders Furcht und Kummer, führt man auch als veranlaſſende Momente der Impetigo an. Ferner wird ſie durch örtliche Hautreize erzeugt. Dieſe Art iſt die ſogenannte Gewürzkrämerkrätze an den Händen und Fingern derjenigen, welche in Zucker arbeiten, die ſogenannte Maurerkrätze an den nämlichen Theilen als Folge der reizenden Einwirkung des Kalkes, die indeſſen oftmals mehr zu Eczema gehören. Auch an den Händen der Bäcker entwickelt ſich Impetigo nicht ſelten. Endlich ſetzen andere Hautausſchläge manchmal in Impetigo um, namentlich der Lichen agrius.

Die Prognoſe iſt im Allgemeinen günſtig. Die Krankheit iſt, mit Ausnahme der Impetigo rodens, ohne Gefahr; allein wegen des Juckens und ſchmerzhaften Brennens, welches den Schlaf raubt, iſt ſie unangenehm, und in den chroniſchen Formen, ſowie bei alten geſchwächten Individuen iſt ſie oftmals recht langwierig. Rayer beobachtete bei einer Frau den Fall, daß während jeder Schwangerſchaft Impetigo entſtand, die ſich durch kein Mittel beſeitigen ließ, und nach der Niederkunft immer von ſelbſt heilte.

Die Cur beſteht theils in einer innerlichen, theils in einer topiſchen Behandlung.

Liegen Störungen beſonderer Functionen, z. B. der Verdauung, der Menſtruation, zu Grunde, ſo ſind innerlich die geeigneten Mittel anzuwenden; alſo im erſtern Falle Diät, kühlende, gelind abführende Salze; im letztern Falle Emmenagoga. Gegen den Ausſchlag ſelbſt empfiehlt Willan innerlich Schwefel in mäßigen Gaben. Bei chroniſch inveterirten Formen ſind Holztränke und Alterantia paſſend. Statt der Alterantia empfiehlt Anthony Todd Thomſon die jeweilige Anwendung des Calomels zu 5—8 Gran vor Schlafengehen und eines Draſticum am folgenden Morgen. Man hat ferner die Mineralſäuren bei hartnäckigen Formen empfohlen; namentlich rühmt Rayer die Salpeterſäure, zu $\frac{1}{4}$ Drachme täglich, in einem ſchleimigen Vehikel, nebſt interponirten warmen Bädern. Bei hartnäckigen Fällen hat man ſelbſt den Arſenik innerlich gegeben.

Die örtliche Behandlung iſt nach den Stadien und nach der Form des Ausſchlags verſchieden. Iſt die Hautentzündung heftig, z. B. bei Impetigo erysipelatosa, dann ſind örtliche oder ſelbſt allgemeine Blutentziehungen paſſend Sitzt der Ausſchlag an behaarten Theilen, ſo iſt es vor Allem zweckmäßig, die Haare abzuſcheren. Gegen das heftige Jucken und Brennen dient die Abhaltung jeder Reizung durch Kleider, durch Reiben, durch Seifenwaſſer und die Anwendung erweichender, ſchleimiger Mittel (Milch, Rahm, Kleienbäder) oder narkotiſcher Umſchläge (Capita papaveris, Cicuta, Belladonna u. ſ. w.). Nach Willan ſoll der Schmerz bei Impetigo rodens nur durch Opium gemildert werden können. Thomſon empfahl als reizminderndes örtliches Mittel die Blauſäure in folgender Formel:

℞ Acid. hydrocyan. ʒjv
Aq. destill. ℥vjj
Alcohol. ʒjv.

Dieſer Miſchung fügte er ſpäter noch 16 Gran Bleizucker zu. Sie ſoll nicht nur den Reiz leicht beſeitigen, ſondern auch die Haut zur Rückkehr zur geſunden Thätigkeit disponiren. Plumbe ſtimmt dieſem Lobe nicht ganz bei, und gewiß iſt die Menge der Blauſäure viel zu groß, wenn das Waſſer auf einer größern Hautſtelle angewendet wird. Iſt der Ausſchlag ſehr näſſend, dann iſt wol

Digitized by Google

eine Blei- oder Zinkſalbe, oder eine ſchwache Alaunauflöſung paſſend; nur erfodern ſolche austrocknende Salben oftmals Vorſicht. Denn ſehr richtig iſt Rayer's Bemerkung, daß, wenn bei zarten Kindern acute Impetigo am behaarten Kopfe entſteht, zumal während der Dentition, die Behandlung ſich oftmals blos auf Sorge für Reinlichkeit beſchränken ſollte, wenn ſich der allgemeine Geſundheitszuſtand während der Eruption beſſert; daß ferner der impetiginöſe Ausſchlag oftmals ein Ableitungsmittel für veraltete, hartnäckige Übel iſt. Iſt der Ausſchlag hartnäckiger, dann wendet man rothen oder weißen Präcipitat, oder ſalpeterſaures Queckſilber in Salbenform an; nur wird der Merkur manchmal gar nicht vertragen, beſonders dann, wenn der Ausſchlag mit häufigen Bläschen verbunden iſt. In dieſem Falle bekommen manchmal alkaliniſche Bäder gut. Sehr wirkſam ſind ferner die natürlichen oder auch die künſtlichen Schwefelbäder. Bateman empfiehlt auch warme Seebäder mit darauf folgenden Bädern in offener See. Alibert empfahl Waſchungen mit Jodſchwefel. In hartnäckigen Fällen hat man ſelbſt die Cauteriſation der ganzen impetiginöſen Stelle mittels eines Blaſenpflaſters empfohlen. Rayer wandte an den untern Extremitäten, bei Impetigo scabida, mit Ödem, Varices u. dgl., mit Erfolg die Compreſſion an. Im Zeitraume, wo die Kruſte ganz gebildet und die Secretion unbedeutend iſt, namentlich bei Impetigo scabida, iſt das Ablöſen der Borken durch Waſſerdämpfe, durch warme Bäder, durch erweichende Umſchläge oder (wenn die Reizung aufgehört hat) durch aromatiſche Umſchläge ein ſehr zweckmäßiges Verfahren. Aber auch in einem frühern Zeitraume ſind reinigende Bäder ſehr vortheilhaft, und gewiß oftmals, wie Plumbe richtig bemerkt, weit vorzüglicher als alle Salben und fettigen Mittel; zumal da letztere von mancher Haut gar nicht vertragen werden. Spirituöſe Waſchungen vollenden dann die Rückkehr der noch gerötheten Haut zum normalen Zuſtande*).

(*Fr. Wilh. Theile.*)

Impetrant und **Impetrat** (Kläger und Beklagter), ſ. unt. **Klage**.

IMPFARZT. Die mit dem Geſchäfte der Kuhpockenimpfung vom Staate beauftragte oder dazu berechtigte Medicinalperſon. In der Regel liegt dem Phyſikus, Polizeiarzt, Bezirksarzt ꝛc. das Impfgeſchäft ex officio ob; indeſſen ſind in den meiſten Staaten alle praktiſchen Ärzte und Chirurgen höherer Ordnung zu demſelben berechtigt, aber geſetzlich verpflichtet, den Phyſikern ꝛc. alljährlich die genauen Impfliſten einzuſenden (vgl. Impfung).

(*H. Haeser.*)

IMPFEN (**Inoculiren, Oculiren**). 1) In der Medicin, ſ. **Impfung**. 2) In der Pomologie, heißt: ein Auge von einem edeln Baume oder Reiß ausſchneiden und daſſelbe vermittels eines Einſchnittes in die Rinde eines wilden Stammes ähnlicher Gattung einſchieben, wodurch eine genaue und feſte Verbindung dieſer beiden Theile durch Ineinanderwachſen hervorgebracht wird.

Dieſe für die Pomologie ſo wichtige Erfindung verliert ſich ins graue Alterthum. Die älteſte Nachricht und die richtigſte Theorie über die künſtliche Vermehrung der Fruchtbäume durch das Impfen findet ſich in einer dem Hippokrates beigelegten Schrift, welche die Überſchrift führt: Von der Natur des Kindes. Auch die Römer kannten ſchon 200 Jahre v. Chr. das Impfen, worüber uns Plinius der Ältere († 79 n. Chr.) ſchriftliche Nachrichten hinterlaſſen hat. In Teutſchland verbreitete ſich erſt unter und durch Karl den Großen, um das J. 800 n. Chr., die Obſtbaumzucht und damit auch die Kenntniß des Impfens. Doch fand man von da an in den nächſten Jahrhunderten die edeln Obſtſorten nur in den Gärten der Mächtigſten und Reichſten, ſowie in den Gärten der Klöſter, kannte daher auch nur da die Veredelung der wilden Stämme durch's Impfen. Erſt im 17. Jahrh. kam für Teutſchland die Epoche, in welcher die Obſtbaumzucht mit beſonderer Vorliebe von wiſſenſchaftlich gebildeten Männern betrieben wurde. Jean de Quintinye, geb. 1626 zu Poitiers, war nicht allein für Frankreich, ſondern auch für Teutſchland der Erſte, welcher den Grund zu dem jetzigen Umfange der Obſtbaumlehre gelegt hat, wovon das von ihm geſchriebene älteſte claſſiſche pomologiſche Werk: **Instruction pour les jardins fruitiers et potagers etc.** den Beweis liefert. Ihm verdanken wir daher auch zunächſt die Veredelung der Obſtbäume durchs Impfen.

Das Impfen der Obſtbäume ſelbſt kann zu drei verſchiedenen Zeiten geſchehen: Ende März und April; dann 8–12 Tage vor dem Sommerſolſtitium (den 21. Jun.) bis 14 Tage nach demſelben; und endlich im Juli und Auguſt, ſo lange ſich die Rinde der Bäume noch leicht ablöſt. Das Impfen in den beiden erſten Zeiten nennt man „auf das treibende,“ das in der letzten Zeitperiode „auf das ſchlafende Auge.“ Das Impfen in der erſtgenannten Zeit iſt weniger im Gebrauche und verdient auch keiner beſondern Empfehlung, indem man zu dieſer Zeit ſicherer copulirt oder pfropfet. Soll es aber geſchehen, ſo ſchneidet man ſich im Februar oder März von dem Edelſtamme ſolche Reißer, welche erſt voriges Jahr gewachſen ſind, und ſteckt ſie bis zum Gebrauche an einen ſchattigen Ort in die Erde oder in feuchten Sand. Die Manipulation beim Impfen ſelbſt iſt dieſelbe, wie die unten genannte. Zum Impfen in der zweiten und dritten Zeitperiode gebraucht man vom Edelſtamme Reißer, welche erſt in dieſem Frühjahre gewachſen ſind, wobei aber, beſonders für die zweite Zeitperiode, dahin zu ſehen iſt, daß die Reißer ſchon hinlänglich verholzt ſind; auch nimmt man davon, wie überhaupt bei allem Impfen, ſtets nur die mittlern Augen des Edelreißes. Die zu impfenden Wildlinge können von der Stärke eines Federkieles bis zur Stärke eines Daumens ſein. Man ſucht ſich an die-

*) Vgl. Bateman, Willan's prakt. Darſtellung der Hautkrankheiten, herausgegeben von Calmann und Blaſius (Leipz. 1835). S. 176—189. Plumbe, Prakt. Abhandlung über die Hautkrankheiten. Aus d. Engl. (Weimar 1825). S. 270 fg. *Rayer*, Traité de maladies de la peau. 1826, und Dictionnaire de Médecine et de Chirurgie pratiques. T. X. p. 353—365. *Willan*, Practical treatise on impetigo. 1814. Abbildungen der Impetigo figurata, sparsa und scabida, nach Bateman, in Froriep's chirurgiſchen Kupfertafeln. Taf. 160. 161.

Digitized by Google

ſen eine glatte gerade Stelle und ſchneidet mit dem Oculirmeſſer einen Querſchnitt bis aufs Holz; von der Mitte dieſes Schnittes wird wieder ein Schnitt abwärts $\frac{1}{2}$—1 Zoll lang gemacht, ſodaß das Ganze etwa dieſe Form ⊤ hat. Ganz gleich iſt es aber auch, wenn die Schnitte umgekehrt ⊥ gemacht werden. Alle Seitentriebe unter und über der Impfſtelle werden weggeſchnitten. Nun wird aus dem Edelreiſe, welches wo möglich erſt kurz vorher geſchnitten worden, oder doch bis zum Gebrauche in friſchem Waſſer geſtanden, und von welchem die Blätter ſo abgeſchnitten worden, daß nur der Blattſtiel noch ſtehen geblieben, ein Auge auf folgende Art herausgeſchnitten. Man ſetzt das Meſſer einige Linien über dem Auge an und ſchneidet ein möglichſt dünnes Stückchen Holz heraus, auf deſſen Mitte das Auge ſitzt. Früher löſte man an den herausgeſchnittenen Augen, bis aufs innere Auge (die Seele) das Holz ganz ab; allein dies iſt nicht nöthig, wenn das Ausſchneiden des Auges ſo geſchieht, daß nur wenig Holz auf dem innern Auge ſitzen bleibt. Nun werden die, durch die Einſchnitte am Wildlinge entſtandenen Lappen mit dem am Impfmeſſer befindlichen Beinchen etwas gelüſtet und das Edelauge in die gemachte Öffnung eingeſchoben. Iſt der Querſchnitt am Wildlinge oben, ⊤, ſo wird das Auge abwärts, iſt derſelbe unten, ⊥, ſo wird es aufwärts eingeſchoben. Der Längenſchnitt am Wildlinge darf eher zu kurz als zu lang ſein, indem, wenn erſteres iſt, man immer noch mit dem Meſſer nachhelfen kann, was jedoch bei vollſaftigen Wildlingen nicht einmal nöthig iſt, weil ſich beim Einſchieben des Auges der Schnitt dann ſo viel als es nöthig, von ſelbſt verlängert. Zuletzt wird nun mit weichem, etwas angefeuchtetem Baſte die Impfſtelle ſo verbunden, daß man oben dicht über dem Einſchnitte anfängt einige Male bis nahe an das Auge herumzuwickeln, unterhalb des Auges damit fortfährt, bis von den Einſchnitten nichts mehr zu ſehen iſt, hinter dem Auge wieder herausfährt und die beiden Enden in eine einfache Schleiſe oder Knoten bindet. Der Verband braucht nicht übermäßig feſt gemacht zu werden. Die ganze Operation muß möglich ſchnell geſchehen, weil die Luft ſowol auf das ausgeſchnittene Edelauge, wie auf die Einſchnitte am Wildlinge, nachtheilig wirkt. Die beſte Tageszeit zum Impfen iſt Vormittag und gegen Abend; beſonders aber nach einem warmen Regen. Bei ſtarkem Winde, großer Hitze oder während des Regens muß es ganz unterbleiben. Jedes Impfauge, das gedeihen ſoll, muß ſich in 24 Stunden ſchon angeſaugt haben und in acht bis zehn Tagen angewachſen ſein, was man bemerkt, wenn der am Auge gelaſſene Blattſtiel grün wird und bei einem leichten Drucke auf denſelben von Oben nach Unten, vom Auge abſpringt.

Nach glücklicher Impfung in der zweiten Zeitperiode muß der Wildling oberhalb des eingeſetzten Auges, ſobald letzteres zu treiben anfängt, ſo weggeſchnitten werden, daß man das Meſſer an der dem Auge entgegengeſetzten Seite anſetzt und aufwärts in einer ſchrägen Richtung durchſchneidet, ohne über dem Auge einen Sturzel ſtehen zu laſſen. Der Verband wird etwas gelüſtet; alle etwa wieder ausgetriebenen Augen unterhalb der Impfſtelle weggeſchafft und ein Stab neben dem Wildlinge auf der Seite der Impfſtelle eingeſteckt, an welchem der junge Trieb des Impfauges, ſobald er einige Zoll Länge erreicht hat, locker angebunden wird. Nach ebenfalls glücklicher Impfung in der dritten Zeitperiode geſchieht dies Alles im Frühjahre, ſobald das geimpfte Auge zu treiben anfängt.

Das Impfen läßt ſich bei allen Obſtbäumen anwenden, ja bei Pfirſichen und Aprikoſen verdient dieſe Veredelungsart vor allen andern den Vorzug. Zu Unterſtämmen für Pfirſichen bedient man ſich der Haferpflaume (Prunus insititia), zu Aprikoſen der gemeinen Hauszwetſche (Prunus domestica). (*A. Zitzling.*)

IMPFINGEN, Pfarrdorf im großherz. badiſch. Bezirksamte Tauber-Biſchoffsheim, zur Standesherrſchaft des Fürſten von Salm-Krautheim gehörig, $\frac{1}{2}$ teutſche M. nördlich von ſeiner Amtsſtadt, an der Tauber und auf der Poſtſtraße nach Wertheim, mit 580 Einwohnern in 146 Familien, die alle, außer etwa 30 jüdiſchen Individuen, katholiſcher Confeſſion ſind. Früher war der Ort biſchöflich-würzburgiſch und dem würzburgiſchen Amte Grünfeld einverleibt; ſeine Pfarrei wurde vom Domſtifte zu Mainz und von Würzburg abwechſelnd beſetzt, gehörte aber in den würzburgiſchen Kirchſprengel. (*Thms. Alfr. Leger.*)

Impfling, das der Impfung unterworfene Individuum, ſ. Impfung.

IMPFUNG (Einimpfung, Einpfropfung, Impfen, Inoculiren, Blatternpfropfen, Blatternbelzen, insbeſondere Kuhpockenimpfung, Vaccination, Inoculatio variolae et variolae vaccinicae) iſt, im weitern Sinne, künſtliche Übertragung eines Krankheitscontagiums durch eine Hautwunde, behufs der Hervorrufung einer mit der das Contagium erzeugenden gleichnamigen Krankheit, welche durch dieſes Verfahren in der Regel weit leichter auftritt, als es durch die Anſteckung auf dem gewöhnlichen Wege der Fall geweſen ſein würde. Die Vornahme der Impfung hat in der Regel einen prophylaktiſchen, zuweilen einen therapeutiſchen, in ſeltenern Fällen einen diagnoſtiſchen Zweck. In Fällen der erſten Art bezieht ſie ſich ſtets auf Krankheiten, welche erfahrungsgemäß den Menſchen nur ein einziges Mal zu befallen pflegen. Die Erſcheinung einer gelindern Krankheit nach Vornahme der Impfung erklärt ſich ſehr leicht theils aus der geringeren Energie des gewöhnlich zur Impfung benutzten Contagiums (indem man in der Regel z. B. nur bei gutartigen Blattern- und Maſernepidemien dieſe Krankheiten einimpft), theils aus dem gewöhnlich ſtattfindenden Mangel oder doch dem geringern Grade der Receptivität von Seiten des Impflings (indem man nur geſunde Perſonen impft, während die gewöhnliche Anſteckung am leichteſten bei Schwächlichen ꝛc. haftet), theils und vorzüglich aus der örtlichen Beſchränkung des einwirkenden Contagiums, während daſſelbe bei der gewöhnlichen Anſteckung durch mehre ſehr große Berührungsflächen darbietende Atrien (vorzüglich die Lungen und die äußere Haut) aufgenommen wird.

Am ausgedehnteſten und wichtigſten iſt die Einimpfung der Blattern, in neuerer Zeit beſonders der Kuh-

blattern, geworden; außerdem hat man aber auch zu verſchiedenen Zwecken die Maſern, das Scharlach, die Peſt, die Krätze und die Syphilis eingeimpft.

Die Geſchichte der Impfung ſteht mit der der Blattern im innigſten Zuſammenhange. Durch andere Unterſuchungen ſteht feſt, daß die genannte Krankheit ein faſt abſolut hohes Alter beſitzt, und daß in ein ebenſo graues Alterthum ſich die erſten Spuren der Impfung verlieren [1]). Es unterliegt nach theoretiſchen und vorzüglich nach hiſtoriſchen Gründen keinem Zweifel, daß die Blattern, wie alle übrigen verwandten Krankheiten, auf den meiſten Punkten der Erde unter gewiſſen Einflüſſen der epidemiſchen Conſtitution ſich originär zu entwickeln im Stande ſind, und wenn wir dieſelben, zugleich mit der Impfung, am früheſten bei den Indern und Chineſen antreffen, ſo iſt dies aus der frühen Cultur dieſer Völker und dem damit gegebenen Vorhandenſein uralter ſchriftlicher Überlieferungen leicht erklärlich. Die Blattern theilen mit den übrigen ſogenannten acuten Exanthemen, den Maſern und dem Scharlach, die Eigenthümlichkeit, den Menſchen in der Regel und im vollkommenen Verlaufe nur einmal zu befallen. Dieſe Erfahrung mußte ſich ſehr früh bilden und ihre nothwendige Folge war der Verſuch, durch künſtliche Übertragung des Blatterncontagiums in weniger gefährlichen Epidemien größere Gefahr für die Folge zu verhüten. Indeſſen würde man gewiß zu einem ſolchen Verſuche kaum kühn genug geweſen ſein, wenn nicht gleichzeitige oder ſelbſt frühere Erfahrungen über die große Gelindigkeit und ſichere Schutzkraft der durch Anſteckung von Thieren, namentlich Kühen, übertragenen Krankheit zu der Impfung aufgefodert und ihr das Wort geredet hätten. Da indeſſen die Blatterkrankheit bei dem Menſchen häufiger iſt, als bei den Wiederkäuern, da man vielleicht auch ſich ſcheute, für unrein gehaltene thieriſche Stoffe dem menſchlichen Körper einzuverleiben (noch im J. 1799 wollten zwei engliſche Ärzte, Moſeley und Rowley, aus dieſem Grunde die Vaccination verdammen), ſo iſt es erklärlich, daß die älteſten Impfmethoden nur vom Menſchen zum Menſchen ſtatthatten.

Schon der Athar-Veda der Hindus ſpricht auf unzweideutige Weiſe von den Blattern, und enthält nicht allein eine Beſchreibung des Dienſtes der Göttin Mariatale (Patragali. Guti ka Takurani. Göttin der Pocken), welche noch jetzt, indeſſen ohne die frühern grauſamen Gebräuche von den Parias in vielen Tempeln verehrt wird, ſondern auch Vorſchriften zu Gebeten bei der Impfung. Die Brahminen ſind in Indien noch heute die Impfärzte. Ihr Verfahren iſt ein doppeltes. Nachdem der Impfling durch magere Diät zur Operation vorbereitet worden iſt, reiben ſie mehre Stellen des Vorderarms wund, und legen mit Impfſtoff getränkte Baumwolle auf dieſelben; oder ſie ziehen ſeidene mit dem Gifte getränkte Fäden durch die Haut. Die engliſche Regierung hat indeſſen in neuerer Zeit ſehr viel zur Einführung der Vaccination in Indien beigetragen. Die Chineſen, denen die Impfmethode der Europäer nicht unbekannt geblieben iſt, ohne indeſſen ihren Beifall erlangt zu haben, wickeln zwei bis vier friſche Pockenkruſten mit einem Stückchen Moſchus in Baumwolle, und ſtecken dieſe in die Naſenlöcher. Sie nennen dieſe, nach ihrem eigenen Geſtändniſſe nicht immer gelingende, Operation „Pockenſäen.“ In Arabien wird mit einer gewöhnlichen Nadel geimpft; vorzügliche Sorgfalt aber verwendeten von je her die Circaſſier und Georgier, um die Schönheit ihrer Mädchen zu erhalten, auf die Pockeninoculation, welche bei ihnen von alten Weibern unter abergläubiſchen Ceremonien und nach einer von der europäiſchen wenig verſchiedenen Methode ausgeführt wird. Sehr alt iſt die Impfung auch in der Berberei und am Senegal, obgleich ſie bei allen Muhammedanern durch den Fatalismus des Islams ſehr beſchränkt worden iſt. Die Neger im Innern von Afrika üben ebenfalls die Impfung ſeit undenklichen Zeiten. In einzelnen Gegenden Europa's war das „Blatterkaufen“ ſchon lange vor der Einführung der griechiſchen Impfmethode bekannt, namentlich in Dänemark, in einzelnen Gegenden Frankreichs, vorzüglich in Südwales und Schottland. Ebenſo in Griechenland, wo die Kenntniß derſelben originär entſtanden zu ſein ſcheint; unter den Griechen in Conſtantinopel war ſie zu Anfange des 18. Jahrh. allgemein üblich. Hier lernten ſie einzelne Europäer kennen, und mehre franzöſiſche und engliſche Ärzte ſprachen öffentlich zu ihren Gunſten.

Die eigentliche Einführung der griechiſchen Impfmethode in England verdanken wir der Gemahlin des engliſchen Geſandten zu Conſtantinopel, Lady Montague, welche ſich von der Vortrefflichkeit derſelben durch die Impfung ihres eigenen Sohnes überzeugt hatte, und, nach London zurückgekehrt, wo damals (im J. 1721) eine Blatternepidemie herrſchte, einen Arzt, Dr. Keith, veranlaßte, ſeinen Sohn zu impfen. Die Prinzeſſin von Wales, deren Tochter an den Blattern hart darniederlag, veranlaßte die Impfung von ſechs Verbrechern, welche, wie mehre andere ſich nun raſch folgende Verſuche, den günſtigſten Erfolg hatten. Seitdem wurde die Impfung mit Menſchenblattern, deren Vortheile ſich trotz aller Einreden und Verleumdungen immer deutlicher herausſtellten, in England faſt allgemein. Misachtung der nöthigen Vorſichtsmaßregeln indeſſen, Nichtverhütung der eigentlichen Anſteckung der Menſchenblattern bei den Impflingen, Mangel an Umſicht bei der Wahl des Impfſtoffes, der Impflinge und der Zeit der Impfung, falſche Behauptungen, Übertreibungen und Fehlgriffe der Vertheidiger der Inoculation, vorzüglich aber die Allmacht des Vorurtheils, riefen bald zahlreiche Gegner des Verfahrens hervor, die mit Waffen aller Art gegen daſſelbe zu Felde zogen, ja daſſelbe ſogar an heiliger Stätte als Teufelswerk verdammten. So ſehr es ſich auch einzelne aufgeklärte Männer angelegen ſein ließen, die unendlichen Vortheile der Impfung in zahlreichen Schriften zu erörtern, ſo hatte die gute Sache doch noch lange von den Anfeindungen Verblendeter und Übelwollender zu leiden. Ähnlich und im Ganzen ungünſtig waren die Schickſale der Impfung in Frankreich, wo ſie de la Coſte einzuführen

1) Vgl. unter Andern H. Häſer, Hiſtoriſch-pathologiſche Unterſuchungen (Leipz. u. Dresd. 1839). 1. Th. S. 91 fg.

Digitized by Google

ſuchte, aber trotz der Empfehlungen von Aſtruc, Dobart, Helvetius und Chirac nicht vermögend war, das Gegengewicht der fanatiſchen Schmähungen Hecquet's zu überbieten. Ebenſo wenig konnte ſie in Teutſchland, wo Maitland, im J. 1724 nach Hanover gerufen, um den Prinzen Friedrich zu impfen, ihr erſter Verfechter wurde, allgemein durchdringen. Überall ſcheiterte die gute Sache an dem ſtarren Feſthalten des Alten und Verjährten.

Erſt im J. 1746 nahm ſich Iſaak Maddox, Biſchof von Worceſter, mit größtem Eifer der Impfangelegenheit wieder an, errichtete einzelne Impfanſtalten, belehrte in Kanzelvorträgen das Volk über die unendlichen Segnungen derſelben, und ſeitdem konnte zwar die Inoculation noch häufig verdächtigt, ſie konnte in Paris ſelbſt ſehr heftig angegriffen werden, aber ſie blieb ſeit dieſer Zeit das unverlierbare Eigenthum der Menſchheit und der Wiſſenſchaft, und wurde in Kurzem in allen cultivirten Ländern eingeführt. Zu dieſem Erfolge trugen, um nur Wenige zu nennen, de la Condamine, Tiſſot, Schulz von Schulzenheim, Röderer und der Mathematiker d'Alembert (durch die Nachweiſung der außerordentlichen Abnahme der Sterblichkeit in Folge der Impfung) ſehr viel bei, und es iſt einer von den Flecken in de Haën's ſtörrigem Charakter, daß er als Gegner der Impfung auftrat, und durch ſein Anſehen die Einführung derſelben in Öſterreich viele Jahre hinderte. Ohne eigentliche Beweiſe aufzuſtellen, begnügte er ſich mit apodiktiſchem Widerſpruche; er war ſelbſt Fataliſt genug, um in der Impfung einen verbrecheriſchen Eingriff in die Rechte der Vorſehung zu erblicken. Selbſt Tiſſot's Widerlegung vermochte ſeinen Starrſinn nicht zu brechen; aber ſpäter überzeugten ſich doch die teutſchen Ärzte, vorzüglich durch Hensler's, Lentin's und Störk's Schriften, vor Allem aber durch die an vielen Orten wahrgenommenen günſtigen Erfolge von dem hohen Werthe der Inoculation.

Zu den häufigen Widerſprüchen und Anfeindungen, welchen die Impfung ausgeſetzt war, trug ohne Zweifel das Verfahren bei derſelben (im Ganzen das griechiſche, mit mannichfaltigen Modificationen), namentlich die Vorbereitung zu, und das Verhalten nach der Operation, nicht wenig bei. Die alten Übertreibungen von der kritiſchen Natur des Ausſchlags und der giftigen Beſchaffenheit des Pockeninhalts hatten noch zu viel Macht, als daß man von der erhitzenden Behandlung der Pockenkranken ſowol, als der Impflinge hätte nachlaſſen ſollen, bei welcher die Vortheile der Impfung, ſo bedeutend ſie auch an ſich waren, nicht glänzend genug hervortreten konnten. Und bekannt genug iſt es ja, daß der große Haufe ein Beiſpiel unglücklichen Erfolgs für hinreichend hält, um hundert günſtige Thatſachen zu entkräften, wenn er durch letztere ein altverjährtes Vorurtheil gefährdet glaubt.

Einen wichtigen Abſchnitt in der Geſchichte der Impfung bildet deshalb die im J. 1764 durch Sutton eingeführte antiphlogiſtiſche Behandlung der Impflinge, verbunden mit einer einfacheren Impfmethode, durch unmittelbare Übertragung der Lymphe vermittels der Lanzette. Sutton bereitete ſeine Impflinge durch einige Gaben Kalomel und Abführungen vor, und nach der Impfung ließ er ſie nicht allein durchaus ihre vorige Lebensweiſe fortführen, ſondern auch viel kaltes Waſſer trinken, ſich viel im Freien bewegen und ſelbſt die Zugluft nicht ängſtlich vermeiden. Sutton betrieb das Impfgeſchäft rein kaufmänniſch, ſeine Emiſſaire durchzogen alle Länder Europa's, und es war mehr der pecuniäre Erfolg, welcher die Unternehmungen dieſes ſpeculativen Kopfes krönte, als die überaus günſtigen Reſultate ſeiner Methode (er verlor bis zum J. 1767 von 17,000 Geimpften ſechs oder ſieben), durch welche er auf die Menge zu Gunſten der Impfung überaus wohlthätig einwirkte.

Die überraſchend günſtigen Erfolge, welche die Inoculation in Bezug auf die Verminderung der Pocken herbeiführte, regten bald bei einzelnen Ärzten den Wunſch an, ein über dieſe Reſultate noch hinausgehendes, die gänzliche Ausrottung der Blattern, zu gewinnen. Die hierzu vorgeſchlagenen Mittel waren je nach den Anſichten der Einzelnen ſehr verſchieden. Medicus glaubte durch China, van den Boſch durch Antimonialia und Mercurialia, Boerhave durch dieſelben Mittel und eine ſtreng antiphlogiſtiſche Behandlung die Krankheit vertilgen zu können. Die meiſte Hoffnung ſetzte man indeſſen, im Vertrauen auf die Infallibilität des Dogma's von der perennirenden Dauer und beſtändigen Exiſtenz des Pockencontagiums auf Contumaz- und Impfhäuſer. Schon früher waren Vorſchläge der Art gemacht worden, aber mit größtem und zum Theil blindem Eifer nahmen ſich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Juncker und Fauſt der Pockenſperre an. Es iſt kaum zu berechnen, wie große Nachtheile eine ſo verkehrte Maßregel hätte nach ſich ziehen können, wenn ſie ausgeführt und die Impfung ſelbſt vielleicht über dem blinden Eifer der Contagioniſten vernachläſſigt worden wäre. Da beſchenkte Eduard Jenner, einer der tüchtigſten Ärzte ſeiner Zeit und einer der größten Wohlthäter der Menſchheit, die Welt mit ſeiner Entdeckung der Kuhpockenimpfung (vgl. d. Art. Jenner). Von dem Volke hatte er gelernt, das Mauke-, Kuhpocken- und Menſchenblatterncontagium als verwandte, ſich in ihrer Wirkſamkeit gegenſeitig ausſchließende, Krankheitsproducte zu betrachten. Vor Allem wurde die von ihm vernommene Behauptung einer Bäuerin, daß ſie, ſeitdem ſie die Kuhpocken überſtanden habe, vor einer Anſteckung durch Menſchenpocken nach uralten Erfahrungen der Melkerinnen geſichert ſei, für Jenner zur nie verſtummenden Anregung, den ungeheuern Ergebniſſen dieſes ſo einfachen Zeugniſſes nachzuſinnen. Nach 18 Jahren raſtloſen Forſchens, Beobachtens und Unterſuchens gelang es ihm endlich, unter den mancherlei Ausſchlägen an den Eutern der Kühe die echte Kuhpocke herauszufinden, und die Bedingungen feſtzuſtellen, unter denen ſie ihre ſchützende Kraft entfaltet. Zahlreiche Impfverſuche überzeugten ihn bald nicht allein von der Sicherheit des neuen Verfahrens, ſondern auch von der ungleich größern Gelindigkeit der auf dieſe Weiſe erzeugten Krankheit. Jenner's große Entdeckung fiel glücklicherweiſe in eine wiſſenſchaftlichen Reformen ſehr zugängliche Zeit, und hatte deshalb, wenn ſie auch Anfangs für chimäriſch gehalten und ſpäter hin und wieder ſelbſt angefeindet wurde, im Ganzen

nur wenige Kämpfe zu beſtehen. Nach dem Vorgange einer beſondern Kuhpockenimpfanſtalt (Anfangs unter dem Namen Jennerian Society, ſpäter als National Vaccine Etablishment) in London, trat unter Heim in Berlin im J. 1800, und ebenſo in Paris eine ähnliche Geſellſchaft zuſammen; noch früher aber führten Stromeyer und Ballhorn die Vaccination in Hanover ein. Gar bald verdrängte die Vaccination die ältere Impfmethode gänzlich, und gegenwärtig wird in allen cultivirten Staaten auf die pünktliche Ausführung des Impfgeſchäfts mit gerechter Strenge geſehen, und ſelbſt die Erlangung bürgerlicher Vortheile von der in gehöriger Weiſe vorgenommenen Vaccination abhängig gemacht.

Das zweckmäßigſte Verfahren bei der Impfung, welche am geeignetſten im Frühlinge vorgenommen wird, möchte folgendes ſein. Man benutzt zu der Impfung wo möglich wirkliche, unmittelbar von einer blatterkranken Kuh entlehnte Pockenlymphe (ſ. unten), oder die Lymphe von einem durchaus geſunden, mit normalen und zum Weiterimpfen geeigneten Vaccinepuſteln verſehenen Kinde, und trägt dieſelbe vermittels der Lanzette auf mehre verwundete Hautſtellen am Oberarm (gewöhnlich in der Gegend der untern Inſertion des Deltoideus) des Impflings über. Dies geſchieht am beſten, indem man mit zwei Fingern der linken Hand die Haut der Impfſtelle mäßig anſpannt, und die ganz flach gehaltene, an ihrer Spitze einen Tropfen Vaccinelymphe haltende, etwas ſpitzige Lanzette einige Linien tief unter der Epidermis einſchiebt, bis dieſelbe in das Malpighi'ſche Netz eingedrungen iſt, was ſich durch die Erſcheinung eines Bluttröpfchens an der Spitze der Lanzette zu erkennen gibt. Hierauf zieht man die Lanzette langſam zurück, während man ſie zugleich etwas hebt, um den Abfluß und die Aufnahme der Lymphe von der taſchenartigen Wunde zu erleichtern. Zuletzt ſtreicht man die Lanzettſpitze an der Impfſtelle ab und wiederholt ſodann die Operation an den übrigen Impfſtellen, denen man eine gegenſeitige Entfernung von einem Zoll gibt. Eine eigentliche Nachbehandlung findet nicht ſtatt. Der Arm wird bedeckt gelaſſen und in den gewöhnlichen Lebensverhältniſſen des Impflings nichts geändert. Bei ſehr jungen Kindern iſt die Impfung zuweilen etwas ſchwieriger wegen des Wollhaares, womit ihre feine, ſehr leicht blutende Haut dicht beſetzt iſt; bei ältern Perſonen iſt oft die Rauhheit der Haut des Oberarms hinderlich. In ſolchen Fällen wähle man andere mit feinerer Haut begabte Körperſtellen, z. B. die Waden, die innere Seite der Schenkel, die Bruſt ꝛc. Einige Ärzte ſcarificiren, wenn ſie keine friſche Kuhpockenlymphe benutzen können, die Impfſtelle mit der Lanzette und reiben alsdann auf dieſe die auf elfenbeinernen oder fiſchbeinernen Stäbchen aufbewahrte Lymphe ein. Eine von der griechiſchen nicht ſehr verſchiedene, wenig ſichere, namentlich aber zeitraubende und ſchmerzhafte Impfmethode, bei welcher oft ſtärkere Blutungen, breite, unförmliche zuſammenfließende Pockenpuſteln, zuweilen ſelbſt tiefe Geſchwüre entſtehen. Weit zweckmäßiger iſt es in Fällen ſolcher Art, die Lymphe zwiſchen zwei hermetiſch verſchloſſenen Glasplatten, oder in einer ebenſo verwahrten feinen Glasröhre aufzubewahren, oder auch die Stäbchen lanzettförmig fein zuzuſpitzen, bei der Anwendung in die vorher von der Lanzette gemachte Öffnung zu bringen, und in derſelben behufs der Auflöſung der Lymphe einige Mal um ihre Axe zu drehen. Andere Ärzte appliciren die Kuhpockenlymphe auf die vorher durch ein Veſicator ihrer Epidermis beraubte Haut, ein offenbar gänzlich unzweckmäßiges Verfahren. Als ſehr brauchbar wird die von Dr. Günz zu Leipzig erfundene Impffeder gerühmt (ſ. Schmidt's Jahrbücher für die geſ. Medicin. 7. Bd. S. 255).

Es unterliegt keinem Zweifel, daß es aus vielen Gründen (auf deren wichtigſte wir unten zurückkommen) am ſicherſten iſt, zur Vaccination die Lymphe aus urſprünglichen Kuhpocken zu benutzen. Es kommen zwar an den Eutern der Kühe mancherlei puſtulöſe Ausſchläge vor, die entweder originär, oder durch von Menſchen übertragene Contagien entſtehen; unter ihnen aber zeichnet ſich die Kuhpocke durch beſondere charakteriſtiſche Merkmale aus, welche im Ganzen die der bei Menſchen auftretenden modificirten Kuhpocke ſind. Der Verlauf der Kuhpocke bei dem Menſchen iſt im regelmäßigen Verlaufe folgender. Am erſten und zweiten Tage bemerkt man an der Impfſtelle nur die unbedeutende, in Folge der örtlichen Verwundung entſtandene Entzündungsröthe, welche am dritten Tage ſelbſt verſchwindet. Am vierten Tage zeigt ſich an allen oder doch an mehren Impfſtellen ein blaßrothes Knötchen, welches am fünften Tage größer wird, am Rande erhaben und in der Mitte etwas eingedrückt iſt. Bei zarteren Kindern entſtehen gegen Abend des vierten oder fünften Tages mehr oder weniger deutliche Fieberbewegungen; Eruptionsfieber (primäres Kuhpockenfieber nach Eichhorn). Am ſechsten und ſiebenten Tage wird die Puſtel allmälig größer, etwas durchſichtig und umzieht ſich mit einem dunkelröthlichen Rande. Am achten bis zehnten Tage vergrößert ſie ſich immer mehr, die Vertiefung ihrer Mitte wird immer deutlicher, und ſie enthält eine waſſerhelle, zum Weiterimpfen brauchbare Lymphe, welche in zelligen Fächern eingeſchloſſen iſt, die im Mittelpunkte durch eine Verbindung niedergehalten werden und mit einander nicht communiciren. Die Puſtel ſelbſt iſt mit einem mehr oder weniger breiten rothen Hofe umgeben, welcher ſpäter an Umfang noch zunimmt und erſt am 14. Tage verſchwindet. Am neunten und zehnten Tage wird die Lymphe etwas trübe, milchig und dickflüſſig, die Haut zwiſchen den einzelnen Blattern iſt heiß und geſpannt, es ſtellen ſich von Neuem Fieberbewegungen ein, der Urin iſt trübe, zuweilen leiden die Kinder an gelindem Durchfalle; bei einigen ſchwellen die Achſeldrüſen an ꝛc.; Eiterungsfieber (ſecundäres Kuhpockenfieber nach Eichhorn). Die Puſtel wird in der Mitte trocken, dunkelgelb, an der Peripherie weißgelblich. Vom eilften bis vierzehnten Tage verliert ſich allmälig vom Centrum nach der Peripherie hin der die Pocke umgebende Entzündungshof; dieſe letztere bekommt eine dunkelbraune, ſchwärzliche convexe Kruſte, welche nach acht bis zehn Tagen abfällt und eine kleine mehr oder weniger tiefe Narbe hinterläßt. Dieſe letztere iſt anfänglich noch e-

was roth, ſpäter wird ſie weißer als die übrige Haut und es zeigen ſich an ihr ſtrahlenförmig vom Centrum nach der Peripherie ſich erſtreckende weißere Linien, und zwiſchen denſelben kleine punktartige Vertiefungen. Die Kuhpockennarbe bleibt zeitlebens unverändert. Der Verlauf der Kuhpocke iſt zuweilen etwas ſchneller, zuweilen etwas langſamer, und dieſe Varietäten hängen theils von der Individualität der Impflinge, von der größern oder geringern Reizbarkeit ihrer Conſtitution, von ihrem Alter, theils und vorzüglich von dem Klima, der Witterung und der Temperatur ab; nach dieſen Verhältniſſen erreichen ſie zuweilen ihre Akme ſchon am ſechsten bis ſiebenten, zuweilen erſt am zehnten bis vierzehnten Tage, ohne deshalb an Schutzkraft zu verlieren. In der Regel jedoch erreicht die Kuhpocke ihre Akme am achten bis neunten Tage; am kräftigſten aber ſcheint das Contagium am ſiebenten bis achten Tage zu ſein, an welchen Tagen auch gewöhnlich die Weiterimpfung vorgenommen wird. Nach Bousquet's Verſuchen ſoll die Lymphe ſchon am fünften Tage kräftig ſein, ja eine zweite Impfung, nachdem man an dieſem Tage die Puſteln durch ein Ätzmittel zerſtört hat, keinen Erfolg haben. Bei einigen Kindern erſcheint am ſiebzehnten bis zwanzigſten Tage ein feines, aus kleinen rothen Stippchen, die ſich wie Maſernknötchen anfüllen, und nur ſelten eine klare Flüſſigkeit enthalten, beſtehendes Exanthem, welches meiſt nach 48 Stunden wieder verſchwunden iſt, zuweilen aber acht bis vierzehn Tage anhält und alsdann nicht ſelten ſich faſt ganz wie die Varicellen verhält. Von den echten ſind die falſchen Kuhpocken (variolae vaccinae spuriae) genau zu unterſcheiden. Sie bilden ſich entweder bei Individuen, welche ſchon früher mit Erfolg vaccinirt woeden ſind, oder die wahren Blattern überſtanden haben; ferner, wenn zur Impfung untaugliche Lymphe benutzt worden iſt, zuweilen nach der Impfung mit ſonſt normaler, aber von Erwachſenen gewonnener Lymphe, bei ſchwächlichen, atrophiſchen, rhachitiſchen Kindern ꝛc. Dieſe falſche Kuhblatter (Vaccinoide, Vaccinois) beendigt ihren Verlauf in drei bis fünf Tagen. Schon am zweiten Tage zeigt ſich ein kleines Bläschen mit trüber Lymphe von einer dunkeln Röthe kreisförmig umgeben. Daſſelbe iſt in der Mitte nicht eingedrückt, wird nicht größer als eine Linſe und vertrocknet ſchon am dritten Tage, indem es eine gelbliche oder bräunliche Borke zurückläßt. Dabei iſt das Jucken viel ſtärker als bei echten Kuhpocken, und es fehlen die Fieberbewegungen. Häufig wird der normale Verlauf der Kuhpocke geſtört, insbeſondere beſchleunigt, wenn die Kinder während des Eruptionsſtadiums die ſich bildenden Kuhpocken durch Reiben, Kratzen ꝛc., ganz oder theilweiſe zerſtören.

Völlige Schutzkraft beſitzen nur die normal verlaufenen Kuhpocken, auf deren Anzahl übrigens nichts ankommt, indem ſelbſt eine einzige Kuhpocke als ſchützende zu betrachten iſt, wenn nur ihre Entwickelung von einem gehörigen Eruptionsfieber begleitet war. Aus dieſem Grunde iſt es deshalb am ſicherſten, auf beiden Armen eine hinreichende Anzahl von Impfſtichen zu machen (6—10), indem auf dieſe Weiſe die allgemeine Reaction des Organismus und die Durchdringung des Contagiums ſicherer herbeigeführt wird.

Die Erfahrung eines Zeitraums von 40 Jahren hat die unendlichen Vortheile, welche die Vaccination darbietet, zwar ſo überzeugend dargelegt, daß dieſe Entdeckung für alle Zeiten das Eigenthum der Menſchheit bleiben wird; indeſſen konnte es nicht fehlen, daß ſich im Fortgange der Zeit einzelne Thatſachen darboten, welche die abſolute Schutzkraft der Vaccine in Zweifel ſtellten. Trotz aller Sorgfalt der Staatsverwaltungen entzogen Vorurtheile, Nachläſſigkeit und Indolenz noch immer viele Menſchen den Wohlthaten der Vaccination, und die Menſchenblattern erhoben noch häufig genug ihr Haupt und foderten unter Nichtgeimpften ſowol, als Vaccinirten, zahlreiche Opfer. Dazu kam, daß die erſten Lobredner der Vaccination ſie als das abſolute Vertilgunsmittel der Menſchenblattern dargeſtellt hatten, von dem gänzlich irrigen, aber noch heute in vielen Köpfen ſpukenden Dogma der fortwährenden Gegenwart des Blatternzunders in irgend einem Theile der Welt ausgehend, die große und doch ſo einfach ſich darbietende Wahrheit verkennend, daß noch heute die echten Menſchenblattern, wie Peſt, Scharlach und das ganze Geſchlecht der epidemiſchen Contagionen, ja ſelbſt die Syphilis, ſich originär zu erzeugen im Stande ſind [2]). Beſonders gab das Erſcheinen der vorher unbekannten **Varioloiden** (ſ. d. Art.) den Zweiflern eine Veranlaſſung, den abſoluten Werth der Jenner'ſchen Entdeckung zu beſtreiten. Man zeigte, daß früher Geimpfte nicht allein von den Varioloiden befallen und von den ſchlimmern Formen derſelben getödtet worden, ſondern daß auch die wahren Menſchenpocken gar manchen durch die Vaccination vermeintlich Geſchützten ergriffen. Dieſe Streitigkeiten, vorzüglich lebhaft in den Jahren 1830—1834 angeregt, wo Varioloiden und wahre Menſchenblattern, vielleicht in Folge der damals höchſt ausgebildeten gaſtriſchen Krankheitsconſtitution, faſt überall in epidemiſcher Verbreitung herrſchten, dienten indeſſen nur dazu, das wahre Verhältniß dieſer hochwichtigen Angelegenheit aufzuklären und den unbeſtreitbaren Werth der Jenner'ſchen Entdeckung in ein immer helleres Licht zu ſetzen. Vor Allem wurde behauptet, und die angeführten Thatſachen mußten zugeſtanden werden, daß die Wirkſamkeit der Vaccine ſich nicht über eine gewiſſe Zeit (10, 15—20 Jahre) hinaus erſtrecke, und daß nach dieſer Zeit theils wahre Menſchenpocken, theils Varioloiden bei Geimpften entſtehen könnten. Aber es wurde nicht ſchwer, dieſe Einwürfe zum Vortheil der Vaccine zu entkräften. Jenner ſelbſt hatte der Vaccinelymphe volle Schutzkraft nur bis zur vierten Generation zugeſtanden. Dieſer hochwichtige Satz war vergeſſen worden, und man berechnete, daß die gegenwärtig zur Impfung benutzte Lymphe bereits durch 1600 Generationen hindurchgegangen ſei. Indem man dieſen Fehler eingeſtand, gab man in der möglichſt häufigen Erneuerung der Vaccine ein einfaches und ſiche-

2) Dieſe zuletzt ausgeſprochene Anſicht hat neuerlich Ollenroth in Bezug auf die Blattern ſehr gründlich durchgeführt. (Med. Zeit. d. Ver. f. Heilk. in Pr. 1835. Nr. 17 fg.

res Mittel an, die Schutzkraft derſelben für die Zukunft zu ſteigern. Ferner wurde hervorgehoben, daß die Impfung von je her ſehr häufig ohne die gehörige Vorſicht angeſtellt worden ſei, und daß man oft ſolche Individuen für geſchützt gehalten habe, die es vermöge der ganz ungehörig angeſtellten Impfung durchaus nicht geweſen ſeien. Man wies darauf hin, wie im Anfange dieſes Jahrhunderts bei dem allgemeinen Eifer für die Vaccination ſehr viele Impfungen durch Laien, z. B. Prediger, Schullehrer, Gutsbeſitzer, Hebammen, unwiſſende Chirurgen, herumziehende Impfärzte ꝛc., angeſtellt worden ſeien, die wol nur ſelten die Qualität der von ihnen benutzten Vaccinelymphe zu würdigen, noch weniger aber die Impfung kunſtgerecht auszuführen oder den Verlauf der Vaccine zu beobachten und zu beurtheilen verſtanden. Man bewies, daß grade die vorſichtigeren Impfärzte der Behauptung von der nur temporären Schutzkraft der Vaccine widerſprachen; man zeigte den Irrthum, durch welchen man von der Vaccination nicht allein Schutz vor den Menſchenpocken, ſondern auch vor den Varioloiden verlangte, man benutzte mit Recht grade die Erſcheinung der vor der Einführung der Vaccination unbekannten Varioloiden als Beweis der Schutzkraft der Vaccine, und bewies durch eine Menge von Thatſachen, daß die Varioloiden nichts ſeien, als die durch den Einfluß der Vaccine modificirten und außerordentlich gemilderten Menſchenblattern. Sacco[3]) und mehre Andere bewieſen, daß die Varioloiden nur bei Vaccinirten entſtehen, und daß Einimpfung der Varioloiden in der erſten Generation wieder ſie ſelbſt, in der zweiten Generation aber die wahren Menſchenpocken erzeugen. (Nach andern Erfahrungen ruft dagegen die Anſteckung durch Varioloiden bei Nichtgeblatterten die echte Variola hervor.)

In Folge dieſer Streitigkeiten wurde der Wunſch rege, ſo oft als möglich unmittelbar erneuerte Kuhpockenlymphe zur Impfung zu benutzen. Die Sache hatte aber ihre Schwierigkeiten, da theils die Kuhpocken ſelten originär vorzukommen ſcheinen, theils in der Regel überſehen, oder ſelbſt verheimlicht werden. Einzelne Regierungen ſetzten deshalb Prämien für die Anzeige pockenkranker Kühe aus; man ſuchte den Kühen das Pockencontagium mitzutheilen, indem man ſie mit Decken umhing, auf welchen menſchenpockenkranke Perſonen gelegen hatten ꝛc.; aber nur ſelten haftete das Contagium. (Die Einimpfung der Mauke bei den Kühen iſt, ſo viel uns bekannt, neuerdings nicht wieder verſucht worden.) In den letzten Jahren indeſſen hat man ein Verfahren entdeckt, durch welches zu jeder Zeit urſprüngliche Kuhpockenlymphe erhalten werden kann, die Impfung der Kühe mit von Menſchen gewonnener Vaccinelymphe. Die erſten Verſuche ſtellte, ſo weit dem Unterzeichneten bekannt iſt, Dr. Carganico in Darkehmen an. Derſelbe impfte ſeit 1830 alljährlich eine Kuh und benutzte die gewonnene Lymphe zur Vaccination. Die ſo entſtehenden Vaccinepuſteln unterſchieden ſich nach demſelben in Nichts von den mit nicht erneuerter Vaccinelymphe erzielten. Ausgedehnter und etwas abweichend ſind die, ſo viel Unterzeichnetem bekannt iſt, noch nicht veröffentlichten Verſuche der Dr. Lentin und Weilinger zu Weimar, welchen der Unterzeichnete zum Theil ſelbſt beigewohnt hat. Dieſelben impfen ſeit mehren Jahren alljährlich acht bis zehn Kühe mit von Menſchen entlehnter Vaccinelymphe. Die unter allgemeinen Fieberbewegungen, verminderter Freßluſt u. ſ. w. entſtehenden Puſteln ſind aber in ihrer Form ſo verſchieden von den Vaccinepuſteln bei Menſchen, daß man ſie bei oberflächlicher Unterſuchung kaum für echt und wirkſam halten möchte. Die Epidermis erhebt ſich faſt gar nicht und bildet nur einen ziemlich dicken Schorf, unter welchem jedoch die zellenartig gebaute Puſtel ſich entwickelt. Impft man am ſechsten bis neunten Tage mit der überaus reichlich erzeugten Lymphe, ſo entſtehen ganz vollſtändig und außerordentlich kräftig entwickelte Vaccinepuſteln, welche mit einem breiten Hofe umgeben und von einem ziemlich heftigen Eruptions- und Eiterungsfieber begleitet ſind. Die Narben ſind tiefer und ſtrahliger. In manchen Fällen entſtehen ſelbſt an nicht geimpften Stellen des Arms mehr oder weniger vollſtändig entwickelte Vaccinepuſteln, und der Unterzeichnete, welcher in dem (freilich durch ungewöhnliche Hitze ausgezeichneten) Sommer des Jahres 1834 38 Kinder mit ſolcher unmittelbar erneuerten Vaccine impfte, beobachtete bei einem kräftigen Kinde, welches auf jedem Arme mit drei Stichen geimpft worden und bei welchem das Eruptionsfieber ſehr heftig war, über 30 von ſelbſt entſtandene Vaccinepuſteln, von denen acht bis neun ebenſo vollſtändig als die auf den Impfſtellen entſtandenen entwickelt waren. Die meiſten Ärzte des Großherzogthums Weimar impfen gegenwärtig mit ſolcher alljährlich erneuerter Vaccinelymphe. Ganz dieſelben Reſultate erhielten auch im Jahre 1834 Dr. Reinhärdt und Standwundarzt Fielkow zu Mühlhauſen, Kreischirurg Schmidt zu Erfurt und Dr. Meyer zu Rade vorm Walde (ſ. med. Zeit. des Ver. f. Heilk. in Pr. 1835. Nr. 25 u. 26). Neuerlich beobachtete auch ein römiſcher Arzt, Horaz Maceroni, originär entſtandene Kuhpocken und benutzte dieſelben mit dem beſten Erfolge zur Vaccination, wobei er zugleich bemerkte, daß die Borken, in welche man Butter eingerieben hatte, kein Contagium entwickelten. (In Bezug auf letzteren Umſtand glauben wir an die Öleinreibungen in der Peſt erinnern zu dürfen.)

Die Verhandlung dieſer und vieler anderer zur Sache gehöriger Punkte hat gegenwärtig bei den meiſten Ärzten folgende Reſultate feſtgeſtellt:

1) Die gehörig und vollſtändig ausgeführte Vaccination ſchützt in der Regel auf Lebenszeit vor den Menſchenblattern. Die Vollſtändigkeit der Vaccination wird bedingt

2) durch das gehörige, nicht zu zarte Alter des Impflings;

3) Ich erlaube mir mein eignes Beiſpiel anzuführen. Ich wurde im J. 1811 von Sacco zu Mailand vaccinirt. Im J. 1833 wurde ich von einem an confluirenden Menſchenblattern leidenden Kinde, welches ich behandelte, angeſteckt, und nach 14 Tagen brachen bei mir Varioloiden aus, die ganz regelmäßig und bis auf das ſehr ſtürmiſche Eruptionsfieber ziemlich leicht verliefen. Vierzehn Tage vorher hatte ich mehrmals einen varioloidenkranken Freund beſucht, ohne von demſelben angeſteckt zu werden.

3) durch Benutzung wirklicher Kuhpockenlymphe, entweder ſtets unmittelbar erneuerter, oder doch ſolcher, welche durch nicht mehr als vier Menſchengenerationen hindurchgegangen iſt;

4) durch eine hinreichend große Anzahl von Impfſtichen;

5) durch den gehörigen Verlauf der Vaccine ſelbſt, vor Allem durch den gehörigen Eintritt des Eruptionsfiebers. Dieſes letztere iſt von ſolcher Wichtigkeit, daß es allein ſchon, auch ohne den Ausbruch einer einzigen Vaccinepuſtel, vollkommenen Schutz gewährt, während im Gegentheile die Vaccination als mislungen oder doch unſicher anzuſehen iſt, ſobald das Eruptionsfieber fehlt, wenn auch der Verlauf der Kuhpocken örtlich ein ganz gehöriger war.

6) Die größte Sicherheit wird erreicht, wenn die Impfung in der Periode der Pubertät wiederholt wird (Revaccination), indem es allerdings einzelne Fälle gibt, in denen die Vaccination vor der ſpäteren Entſtehung der Menſchenblattern nicht ſchützt. Die große Seltenheit ſolcher Fälle beweiſt aber grade die Richtigkeit der ihnen entgegenſtehenden Regel.

Hin und wieder hat man auch mit wechſelndem Erfolge die Vaccination vorgenommen, um durch dieſelbe den Verlauf anderer Krankheiten zu unterbrechen. Es ſind günſtige Erfahrungen über die Heilung der Rhachitis, der Skrofeln, des Keuchhuſtens ꝛc. durch die Vaccination aufgezeichnet. Ebenſo hat man Muttermäler (naevi) und kleine Teleangiektaſien, z. B. im Geſicht, mit Erfolg durch die Vaccination entfernt. (Daſſelbe Reſultat ſoll man durch Einreibung von Autenrieth'ſcher Salbe erhalten. Ja es iſt ſogar behauptet worden, daß die Impfung mit der Flüſſigkeit aus den blatterähnlichen Puſteln, welche dieſe Salbe erzeugt, wieder ähnliche Puſteln hervorrufe und daß dieſe vor den Menſchenblattern ſchützen??) Dagegen läßt ſich nicht leugnen, daß die Vaccination durch die mit ihr gegebene bedeutende Aufregung des Organismus zuweilen auch die Veranlaſſung zu Erweckung anderer Krankheitskeime wird, namentlich der Skrofeln und der Rhachitis, des Hydrocephalus acutus ꝛc., wenn die Anlage zu denſelben ſchon vorher vorhanden war. Ein Nachtheil, deſſen Übertreibung der Sache der Impfung hin und wieder geſchadet, der aber, bei Erwägung der unendlichen Segnungen der Vaccination in Nichts verſchwindet. Auf ebenſo unbegründete Weiſe behauptet man, daß ſeit der Vaccination das Scharlach bösartiger geworden ſei und auf dieſe Weiſe die Sterblichkeit der Kinder geſteigert habe. Der erſte Theil dieſes Satzes indeſſen iſt hiſtoriſch unwahr, der zweite beruht inſofern auf einem Irrthume, als er vergißt, daß die Blattern früher den Verheerungen des Scharlachs eine weit geringere Menge von Kindern übrig ließen, als gegenwärtig.

Die unendlichen Vortheile der Vaccination brachten ſchon ſehr früh auf die Idee, auch andere Krankheiten, welche erfahrungsmäßig den Menſchen nur einmal befallen, einzuimpfen. Namentlich machte man Verſuche der Art mit den Maſern, welche in einzelnen, namentlich früheren Epidemien, den Pocken an Bösartigkeit wenig nachgaben. Franz Home impfte im J. 1757 zwölf Kindern die Maſern ein, indem er Baumwolle, die mit dem Blute von Maſerkranken getränkt war (er gewann daſſelbe durch Scarificationen zwiſchen den einzelnen Maſernflecken) auf den verwundeten Oberarm der erſteren brachte. Die Maſern brachen am ſechsten Tage aus und erzeugten außer häufigen Thränen der Augen und Nieſen keinen beſondern Zufall. Bei Kindern, welche vorher an andern Ausſchlägen gelitten hatten, verſchwanden dieſe mit den Maſern von ſelbſt. Monro ſchlug vor, die Maſernimpfung durch den Speichel und die Thränen des Kranken zu bewirken. Später ſind dieſe Verſuche von Willan, Themmen, Thueſſink, Büchner, Sprey, James Cook, Borſieri, R. A. Vogel, Locatelli, Tellegen, Caldwell und Speranza wiederholt worden. Willan impfte mit der in den Maſernbläschen enthaltenen Flüſſigkeit zwei Kinder; die erſte Impfung hatte keinen Erfolg, bei dem andern dagegen erſchienen ſehr gelinde Maſern, vorher aber die gleichzeitig eingeimpften Kuhpocken. Erfolglos war Themmen's im J. 1816 an fünf Kindern ganz nach Art der Vaccination vorgenommene Maſernimpfung. Am ausgedehnteſten hat neuerlich Albers dieſe Verſuche wiederholt. Derſelbe impfte theils nach Home's, theils nach Themmen's Methode. Indeſſen hatten dieſe Impfungen nicht den geringſten Erfolg (ſ. v. Gräfe's und v. Walther's Journ. f. Chir. u. Augenheilk. Bd. 21. Heft 4). Dagegen hatten Speranza's Impfungen die Entſtehung einer ſehr leichten Maſernkrankheit zur Folge. Man erreicht indeſſen den Zweck gewiß weit ſicherer, wenn man in gelinden Maſerepidemien die zu ſchützenden Individuen der Anſteckung durch Zuſammenſchlafen mit den Kranken ꝛc. ausſetzt.

Wichtiger würde es ſein, die Einimpfung des weit bösartigeren Scharlachs zu verſuchen, und hier würde ſich ein der Vaccination analoges Verfahren bei der Form, welche ſich durch maſernartige, papulöſe Entwickelung des Exanthems auszeichnet (Scarlatina miliaris, in Thüringen z. B. die häufigſte) ohne Schwierigkeit bewerkſtelligen laſſen. Wirklich hat kürzlich ein franzöſiſcher Arzt, Dr. Miquel zu Amboiſe, bei einer Scharlachfieber-Epidemie dergleichen Impfungen nicht ohne Erfolg vorgenommen. Sein erſter Verſuch wurde an einem 28monatlichen Kinde gemacht, welches das Scharlach noch nicht gehabt hatte. Um Materie zu bekommen, ſtach er mit einer Lanzette einige der ſichtbarſten Plaques bei einem 16jährigen vom Scharlach ergriffenen Mädchen an, worauf kein Blut, ſondern blos eine gelbliche Feuchtigkeit ausfloß. Dieſe Feuchtigkeit wurde durch acht Stiche in die Arme des Kindes inoculirt. Am dritten Tage waren die meiſten von einem rothen Kreiſe umgeben; am fünften war Alles verſchwunden. Eine zweite Inoculation wurde ſpäter zum Gegenbeweiſe verſucht, allein die Stiche veranlaßten keine Röthe. Am 18. Jan. 1834 zeigte ſich das Scharlach bei einem kleinen vierjährigen Mädchen inmitten einer zahlreichen dürftigen Familie, wo die Iſolirung der Kranken nicht möglich war. Miquel wartete den dritten Tag ab und inoculirte dann eine zehnjährige ältere Schweſter der Kranken. Den Tag darauf waren die Stiche von einem rothen Hofe umgeben. Am dritten Tage war die Haut im Umfange

Digitized by Google

heiß und widerſtrebend; am fünften war Alles verſchwunden. Eine andere bei einem kleinen Knaben der nämlichen Familie verſuchte Inoculation hatte den nämlichen Erfolg. Vom Monat Januar bis Monat April haben dieſe beiden Kinder bei ihrer kranken Schweſter zugebracht, ohne ein Symptom des Scharlachfiebers zu bekommen. Im vergangenen Julius hat Miquel noch drei andere Verſuche gemacht und einer ſeiner Collegen hat ihm eine gleiche Anzahl mitgetheilt, die ebenſo glücklich waren (ſ. Schmidt's Jahrb. 7. Bd. S. 373).

Was die Einimpfung der Peſt betrifft, ſo iſt dieſelbe zwar vorgeſchlagen, aber wol nie ausgeführt worden, wenn man hierher nicht die kühnen Verſuche einiger Waghälſe rechnen will, welche dieſelbe an ſich ſelbſt unternahmen, um nicht auf dieſe, einige Male hart genug geſtrafte, Weiſe die Schutzkraft vorgeblicher Antidota zu beweiſen. Dieſelbe erſcheint auch durchaus zwecklos, da die Peſt den Menſchen mehr als einmal (ſelbſt fünf bis ſiebenmal) befallen kann.

Die künſtliche Einimpfung der Krätze hat rein therapeutiſche, niemals prophylaktiſche Zwecke, obwol die Erreichung der letztern recht wol denkbar iſt, wenn man ſich erinnert, daß Perſonen, welche mit der Krätze behaftet ſind, nach dem Geſetze der gegenſeitigen Ausſchließung der Contagien, ſelten oder nie von der Peſt oder andern anſteckenden Krankheiten ergriffen werden. Die Einimpfung der Krätze wird gewöhnlich bei Krankheiten verſucht, welche auf einer Krätzmetaſtaſe beruhen (ſ. Scabies retropulsa) und iſt häufig genug von dem gewünſchten Erfolge begleitet. Sie wird entweder durch die directe Übertragung derſelben in eine verwundete Hautſtelle, oder zweckmäßiger durch Zuſammenſchlafen mit Krätzigen, den Gebrauch ihrer Kleidungsſtücke ꝛc. bewirkt. Die neueren Verhandlungen über die Krätzmilbe haben außerdem, behufs der Beobachtung dieſes Geſchöpfs, in Paris zu Impfungen mit Krätzlymphe geführt.

In ähnlicher Weiſe hat man zuweilen die Einimpfung des Tripperſtoffs in die Schleimhaut der Harnröhre oder der Scheide bei Trippermetaſtaſen, z. B. heftiger gonorrhoiſcher Augenentzündung, vorgenommen.

Die Impfung der Syphilis dagegen verfolgt rein diagnoſtiſche Zwecke. Schon Harriſon, Hunter und Bell nahmen die Inoculation des Trippercontagiums vor, um durch dieſelbe die Identität des Trippers mit der Syphilis zu beſtätigen. Die Verſuche lieferten aber ein von dem erwarteten ſo gänzlich verſchiedenes Reſultat, daß Bell wenigſtens durch daſſelbe veranlaßt wurde, ſeinen Glauben an die Identität beider Krankheitsproceſſe aufzugeben. Dieſelben Verſuche, ſtets mit dem Ergebniſſe der Nichtidentität, ſtellten ſpäter Cooper, Ricord, Eiſenmann, Rueff, Cullerier u. A. an. Ricord, Hacker u. A. haben in anderer Zeit die Impfung der Syphilis zu noch einem andern ebenfalls diagnoſtiſchen Zwecke vorgenommen. Es kommen an den Geſchlechtstheilen ſowol, als an andern Stellen des Körpers Ausſchläge und Geſchwüre vor, die ſich durch ihr Ausſehen allein von ſyphilitiſchen nicht unterſcheiden laſſen. Da es aber für die Behandlung von der größten Wichtigkeit iſt, die Natur dieſer Affectionen genau zu erkennen, ſo ſchien ſich in der Übertragung der Abſonderungsſtoffe jener Geſchwüre ꝛc. ein ſicheres Mittel zur Erkenntniß ihres Charakters darzubieten, da es bekannt iſt, daß Flechtengeſchwüre, die oberflächlichen Chanker, welche ſich durch Anſteckung von Fluor albus, bei Blennorrhoea balani, bei Onaniſten, Hämorrhoidalkranken ꝛc. finden, nicht contagiös ſind, und, wenn ſie übergeimpft werden, nur eine örtliche Entzündung, oder höchſtens ein kleines, von ſelbſt wieder verſchwindendes Geſchwür erzeugen. Ricord wählt zur Impfſtelle die innere Seite der Schenkel, Andere den Arm. Die Erfahrung hat über den Werth dieſes Verfahrens bereits entſchieden und ihm eine wichtige Stelle unter den Hilfsmitteln zur Diagnoſe der Syphilis geſichert, obwol einzelne Punkte, z. B. das Verhalten der Mercurialgeſchwüre in der Überimpfung, noch näherer Unterſuchungen bedürfen.

Literatur.

Für die Geſchichte der Impfung vgl. vorzüglich Sprengel's Verſ. ein pragmat. Geſch. d. Heilk. 3. Aufl. 5. Bd. S. 873—934 und die daſelbſt zahlreich verzeichneten Schriften. Die Schriften Jenner's ſ. unt. dem Art. Jenner. Die vorzüglichſten in Teutſchland erſchienenen Schriften und Überſetzungen über die Kuhpockenimpfung ſind (mit Ausſchluß der populären Schriften) folgende:

Mich. Sarcone, Von den Kinderpocken und der Nothwendigkeit die Ausrottung derſelben zu verſuchen. Aus dem Ital. überſ. und mit Anmerk. vermehrt von L. F. B. Lentin (Götting. 1782). — H. M. Huſſon, Unterſuchungen über die Kuhpockenkrankheit. Aus d. Franz. überſ. v. J. D. Buſch (Marb. 1797). — Daſſelb. aus d. Franz. überſ. v. S. J. L. Döring (Marb. 1801). — Will. Woodville, Beſchreibung einer Reihe von Kuhpockenimpfungen, nebſt Bemerk. u. Beobacht. darüber. Aus d. Engl. mit Anmerk. von F. G. Frieſe (Bresl. 1800). — C. R. Aikin, Darſtellung wichtiger, die Kuhpocken betreffender Thatſachen. Aus d. Engl. v. Hunnemann. Mit einem illum. Kupf. (Hanov. 1801). — Ch. H. Pt. Altersleben, die Ausführbarkeit der allgemeinen Einimpfung mit Kuhpocken (Halb. 1801). — Jac. Ez. Aronſſon, Rechtfertigung der Schutzblattern oder Kuhpockenimpfung gegen die Einwendungen von M. Herz und von J. Val. Müller verſucht (Berl. 1801). — J. G. Bremſer, über die Kuhpocken (Wien 1801). — *Car. Glo. Kühn*, de exanthemate, vulgo variolar. vaccinar. nomine insignito. Fasc. I. (Lips. 1801. 4.). — Derſelbe, Die Kuhpocken, ein Mittel gegen die natürlichen Blattern. Mit nach der Natur gemaltem Kupfer, welches die Geſtalt der Kuhpocken und ihre Veränderung bis zum 17. Tage vorſtellt. 2. Ausg. (Leipz. 1816). — Joh. Heinr. Lavater, Abhandl. über die Milchblattern oder die ſogenannten Kuhpocken. 2. Aufl. (Zür. 1801). — Alex. Herm. Macdonald, Krit. Überſ. der Theorie und Praxis der Kuhpockenimpfung. 1. Bd. (Hamb. 1802). — Derſelbe, Abhandl. über die jetzt faſt allgemein eingeführte Inoculation der Kuhpocken und den Zweck, vermittels derſelben die Blatternſeuche gänzlich zu vertilgen. Aus dem Engl. von J. P. F. Lochet (Hamb. 1801). — Derſ., Bemerk. über die gegen die Einimpfung der Kuhpocken von einem ungenannten Verfaſſer in Berlin angebrachten Gründe (Hamb. 1801). — Fr. Benj. Oſiander, Ausführliche Abhandlungen über die Kuhpocken. Mit einem Kupf. (Gött. 1801). — Derſ., Verlauf der mittels Blaſenpflaſter geimpften Kuhpocken, vorgeſtellt in einer aufs Genaueſte illum. Kupfert., oder Cours de la vaccine inoculée par le moyen de l'emplâtre vésicatoire etc. Fol. (Tüb. 1802). — Sammlung von Nachrichten, Beobachtungen und Erfahrungen über Kuhpockenimpfung. Aus dem Franz. mit Anmerk. und einigen Wahrnehmungen und

Digitized by Google

Beobachtungen von F. F. Heſſert und M. H. F. Pilger (Marb. 801). — Mark. Herz, Brieſe an Dohmeyer über die Blatter-mpfung (Berl. 1802). — Joh. Ulr. Gli. Schäffer, Beiträge u einer Theorie der engliſchen Pockenimpfung (Regensb. 1801). —)erſ., Verſuch einer Theorie der engl. Pockenimpfung, als Gegenſtück zu M. Herz's Brutalimpfung (Nürnb. 1802). — Widenann, Himly und Rooſe, über das Impfen der Kuhblattern, erausgegeb. von Th. H. A. Rooſe (Frankf. 1801). — Joh. K. Zybrl, Erfahrungen über die Kuhpocken, ein ſicheres Mittel, um Nenſchen vor der Entſtellung, Verkrüppelung und dem Tode der)ocken zu bewahren. Mit einem Kupf. (Berl. 1801). — John (ddington, Bemerk. über die Kuhpocken ꝛc. Aus dem Engl. on F. G. Frieſe (Bresl. 1802). — Fr. Geo. Aug. Bouchs olz, Vollſtand. Abhandl. über die Kuhpocken (Berl. 1802). — *ean de Carro*, observations et expériences sur la vaccination, .vec 1 planche. 2. edit. (Vienne 1802). — Derſ., Beobachtunen und Erfahrungen über die Impfung der Kuhpocken. Aus dem ranz. von J. v. Portenſchlag. Mit einem Kupf. (Wien. 802). — Derſ., Histoire de vaccination en Turquie, en rèce et aux Indes orientales. Avec 1 pl. (Vienne 1804). —)erſ., Geſchichte der Kuhpockenimpfung in der Türkei, in Grieenland, in der Moldau ꝛc. Aus dem Franz., mit Zuſätzen des erf. und Anmerk. von G. F. Frieſe (Liegn. 1804). — Joh. hr. Ehrmann, über den Kuhpockenſchwindel. 3. Heft. (Frankf. 802). — Paskal Joſ. v. Ferro, über den Nutzen der Kuhockeneinimpfung (Wien 1802). — Sam. Gli. Ficker, Vertheiigung der Kuhpockenimpfung gegen die von Herz dagegen erhoben Zweifel (Liegn. 1802). — Joh. Jac. Günther, Geſchichte er Vaccine und ihrer Impfung, als Mittel, die Blattern auszuotten (Cöln 1802). — Pt. Gfr. Jördens, Apologie der Schutzlattern (Altenb. 1802). — Ad. Fr. Nolde, Beobachtungen über ie Kuhpockn mit einigen Bemerk. (Erfurt und Gotha 1802). — rz. Joſ. Schelver, Unterſuchung über die Natur der Menſchennd Kuhblattern (Halle 1802). — Joh. Heinr. Schmidt, Die uhpockenimpfung nach den Geſetzen des thieriſchen Organismus beachtet (Braunſchw. 1802). — Derſ., Die echten Schutzblattern hützen vor Anſteckung mit gewöhnlichen echten Menſchenblattern icht abſolut, nicht unfehlbar und nicht immer (Braunſchw. 1819). – Chr. Aug. Struve, Anleitung zur Kenntniß und Impfung er Kuhpocken, nebſt einer Reihe eigner Erfahrungen über dieſen egenſtand (Bresl. 1802). — Derſ., inwiefern können und ſollen ie Geiſtlichen zur Verbreitung der Schutzpocken wirken (Leipz. 807). — Frhr. Geo. v. Wedekind, Theor. prakt. Abhandl. on den Kuhpocken und eine Einleitung in die Lehre von anſteckenen Krankheiten (Baſ. 1802). — Joh. Evangeliſt Wetzler, ber die Kuhpocken und deren Impfung (Strauding. 1802). —)erſ., Gedanken über die beſte Art und Weiſe, die Impfung der uhpocken allgemein zu machen, und Maß- und Vorſichtsregeln ei vorzunehmender Impfung der Kuhpocken in einem ganzen Diriete (Sulzbach 1803). — Derſ., Actenſtücke über die Schutzpockenmpfung in der königl. bairiſchen Provinz in Schwaben. Nebſt ner Abhandl. über die Maßregeln und Anſtalten, welche die Reierungen in Hinſicht der Schutzpockenimpfung treffen ſollen (Ulm 807). — Derſ., Anweiſung zur Schutzpockenimpfung, vorzüglich Wundärzte (Ulm 1807). — Jam. Bryce, Prakt. Beobachtunen über die Impfung der Kuhpocken. Aus dem Engl. von F. G. riefe (Bresl. 1803). — A. J. Chreſtien, über die Impfung er Blattern, nebſt Bemerkungen über Kuhpockenimpfung. Aus em Franz. (Berl. 1803). — Geo. Heinr. Maſius, Unterſuung und Beobachtung über natürliche, zufällige und geimpfte uhpocken (Leipz. 1803). — Ign. A. Mattuſchka, Blatternusrottung und Kuhpockenimpfung (Prag 1803). — Geſchichte der accination in Böhmen (Prag 1804). — Joh. Dav. With. achſe, Betrachtungen und Bemerkungen über die Kuhpocken, it Rückſicht auf die Einwendungen des Hofrath Herz (Berl. 804). — Joh. Joſ. Kauſch, Iſt die Vaccination an der bisrigen Bösartigkeit der Scharlachfieber ſchuld? (Leipz. 1806). — onr. Joſ. Kilian, Iſt die Vaccination an der Bösartigkeit es Scharlachfiebers Schuld? (Leipz. 1806. 4.). — Chr. Pfeufer, iber die Hinderniſſe gegen die Verbreitung der Kuhpockenimpfung auf dem platten Lande, und über die Mittel zu ihrer Beſeitigung. Nebſt einem Anhange (Bamb. 1807). — *Greg. Ueberlacher*, de vaccina antivariolosa epitome, in qua de ejus specie ordinaria febrili et extraordinaria non febrili ac de vaccinis spuriis disseritur. (Viennae 1807). — Rob. Willan, über die Kuhpockenimpfung. Aus dem Engl., mit Zuſätzen von G. F. Mühry. Mit zwei Kupf. (Gött. 1808. 4.). — J. J. Börner, Die Kuhpocken. M. Kpf. (Berl. 1810). — Joh. Imm. Bremer, Die Kuhpocken. 3. Ausg. M. e. Kpf. (Berl. 1810). — Ludw. Sacco, Neue Entdeckung über die Kuhpocken, die Mauke und Schafpocken. Aus dem Ital. von W. Sprengel. Mit einer Vorrede und Anmerk. von Curt Sprengel und vier illum. Kupf. (Leipz. 1812). — Abr. A. Hanemann, Die Schutzkraft der Kuhpocken durch den neueſten Bericht der Nationalvaccinationsanſtalt zu London außer Zweifel geſetzt ꝛc. Aus dem engl. Werke des Jam. Moore: the history and practice of vaccination (Hamb. 1818). — C. Fr. Kraus, Die Schutzpockenimpfung in ihrer endlichen Entſcheidung als Angelegenheit des Staats ꝛc. (Nürnb. 1820). — Matth. Macher, über die Urſache und das Weſen der in neuerer Zeit ſo ſehr überhandnehmenden Skrofelkrankheiten, ihr Verhältniß zur Menſchenpocke und zur geimpften Kuhpocke (Wien 1821). — Bergeron, Die Schutzpockenimpfung, das ſicherſte Mittel gegen die Menſchenblattern. Aus dem Franz. von L. Cerutti. Mit acht Steindr. (Leipz. 1822). — W. Leo-Wolff, Die Gefahren der bisher befolgten Maßregeln zur Verbreitung der Kuhpocken (Hamb. 1823). — *Jo. Ludw. Casper*, De vi atque efficacitate insitionis variolae vaccinae in mortalitat. civium Berolinensium hucusque demonstrata. Commentar. politico-medicus. (Berolini 1824. 4.). — Fr. L. A. Koele, über die in den verſchiedenen europäiſchen Ländern genommenen Maßregeln, um das Sträuben der Leute gegen die Impfung der Schutzblattern zu überwinden. Eine gekr. Preisſchr. (Utrecht 1825). — Fr. W. Rublack, Die Kuhpocken und die Menſchenblattern. Mittheilungen aus dem Gebiete der Erfahrung (Dresd. 1826). — Karl Guſt. Heſſe, Von den Folgen der Kuhpocken und Blatternimpfung bei Vaccinirten oder Geblatterten, und über das Zuſammentreffen von Kuhpocken mit Blattern (Leipz. 1827). — *J. Ed. Hedenus*, De Variolis vaccinis earumque vi tutoria recens in dubium vocata (Lips. 1829). — Bibliothek der ausländiſchen Literatur für praktiſche Medicin. 13 Bde. — L. J. M. Robert, Blattern, Varioliden, Kuhpocken und ihr Verhältniß zu einander, auf Grund neuer, in der jüngſten Epidemie v. Marſeille gewonnener Erfahrungen dargeſtellt. Nach d. Franz. bearb. u. mit Zuſätz. u. Not. verſ. v. Ed. W. Güntz (Leipz. 1830). — Frz. S. Giel, Die Schutzpockenimpfung in Baiern, von Anbeginn ihrer Entſtehung und geſetzlichen Einführung bis auf gegenwärtige Zeit, dann mit beſondern. Beobacht. derſelben in auswärtigen Staaten (Münch. 1830). — Joh. Chr. Albers, über das Weſen der Blattern und ihre Beziehung zu den Schutzblattern. Ein diagn. Verſuch (Berl. 1831). — Fr. Wilh. Wilmans, Beitrag zur genauen und vollſtändigen Unterſcheidung der Varioloid- von der Variola- und der Varicellenkrankheit; nebſt beſondern Einwürfen gegen die Identität der Contagien jener beiden erſteren Exantheme und Erinnerung an Regeln für die Ausübung der Vaccination (Lemgo 1831). — P. Hecking, Neue Vaccinationsart, nebſt Bemerk. über Variolen, Varicellen und Varioloiden, als Reſultat einer 32jährigen Erfahrung (Crefeld 1833. 12.). — Karl Schreiber, Gründe gegen die allgemeine Kuhpockenimpfung für Ältern, Ärzte und Regierungen. 2. Aufl. (Eſchwege 1834). — Karl Fr. Wilh. Funke, Die urſprüngliche Vaccine, das wahre und unſchädliche Mittel gegen die Menſchenblattern, nebſt Widerlegung der Gründe gegen die allgemeine Kuhpockenimpfung ꝛc. von Karl Schreiber. Ein Wort zur allgemeinen Beherzigung (Leipz. 1833). — A. F. Zöhrer, Abhandlungen über die Einimpfung der Kuhpocken (Wien 1834).

(*H. Haeser.*)

IMPHY, Dorf im Canton und Arrondiſſement Nevers des franzöſiſchen Departements der Nièvre. Es zählt 500 Einwohner, welche Eiſenhämmer, Eiſenſchmelzen und Manufacturen in Kupfer und Eiſenblech unterhalten.

(*Klaehn.*)

Impia *Bluff* et *Fingerh.*, ſ. Filago.

Impietät, ſ. Pietät.

Implectum, ſ. Emplecton (Emplectum).

Implementum, ſ. unt. Vertrag.

Implorant und Implorat, ſ. Imploration.

IMPLORATION (processual.) iſt die allgemeine Benennung für minderfeierliche Klagvorträge, Klagſchreiben oder mündliche Klaganbringen in ſummariſchen Rechtsſachen. Ebenſo erhält gewöhnlich beim Verfahren in dergleichen Rechtsſachen der Kläger den Namen Implorant, der Beklagte den Namen Implorat. Imploratio officii judicis iſt die, ebenſo überflüſſige als gegenwärtig veraltete, Clauſel der Klaglibelle und überhaupt eines ſchriftlichen Exhibitums im Civilproceſſe, welche die Bitte bezweckt, daß der Richter, wenn auch nicht ſpeciell dazu aufgefodert, das Beſte der Partei wahrnehmen möge. (*B. Emminghaus.*)

Impluvium, ſ. Ädes.

IMPONDERABILIEN. Mit dem Namen Imponderabilien oder Incoërcibilien bezeichnet man diejenigen Potenzen, welche die Erſcheinungen von Licht, Wärme, Elektricität, Galvanismus und Magnetismus hervorbringen. Nimmt man, um die in jene Gebiete gehörigen Phänomene zu erklären, an, daß ein Lichtſtoff, eine Wärmematerie, elektriſche, galvaniſche und magnetiſche Fluida die Körper durchdringen und dadurch dieſe eigenthümlichen Modificationen hervorbringen, ſo ſcheint es allerdings auf den erſten Anblick nothwendig, anzunehmen, daß Imponderabilität und Incoërcibilität zu den weſentlichen Eigenſchaften dieſer Materien gehören, d. h. man ſcheint genöthigt zu ſein, ſie als unwägbare und uneinſchließbare Stoffe zu betrachten, weil es noch nicht gelungen iſt, nachzuweiſen, daß ſie ſchwer ſind, und weil ſie, alle Körper durchdringend, ſich nicht in abgegrenztem Raume ſelbſtändig darſtellen laſſen. Die Imponderabilien wären demnach ſolche Materien, deren Hauptweſen darin liegt, daß ihnen ſolche Eigenſchaften fehlen, die man durchgängig an allen übrigen Körpern wahrnimmt. Der Phyſiker kann die Materie unmöglich anders, als durch die Eigenſchaften definiren, welche die Erfahrung ihn kennen lehrt, und von dem auf die Erfahrung gegründeten Begriffe der Materie, wie er faſt in allen Lehrbüchern der Phyſik entwickelt iſt, weicht der oben angedeutete Begriff der Imponderabilien völlig ab.

Unter allen für ſich ſelbſtändig darſtellbaren Körpern findet ſich kein Analogon, welches die Exiſtenz der Imponderabilien beſtätigte; ſie ſind deshalb vollſtändig hypothetiſcher Art. Der Phyſiker nimmt zur Erklärung ſolcher Erſcheinungen, die ihm auf anderem Wege unmöglich erſcheinen, ein Agens an, welches die Körper durchdringt, und legt dieſem Agens grade diejenigen Eigenſchaften bei, die ihm zur Erklärung der Phänomene nöthig zu ſein ſcheinen, ohne ſonſt irgend ein directes Argument für ſeine Annahme anführen zu können. Die Exiſtenz der Imponderabilien kann demnach durchaus nie der Gegenſtand unmittelbarer Wahrnehmung ſein. Die Annahme von Materien, für welche ſich in der Erfahrung gar keine Analogie nachweiſen läßt, die Vorſtellung der abſoluten Imponderabilität und Incoërcibilität mag für manchen Phyſiker, namentlich aber für den Atomiſtiker, immer etwas Anſtößiges und Widerſtrebendes haben, und dadurch mag wol die vermittelnde Anſicht entſtanden ſein, daß die ſogenannten Imponderabilien nicht abſolut imponderabel und incoërcibel ſein möchten, ſondern daß es nur Materien von ſo außerordentlicher Feinheit ſeien, daß ihr Gewicht viel zu gering iſt, um auf unſern unvollkommenen Inſtrumenten gewogen werden zu können; und daß ſie ihrer Feinheit wegen leicht alle Poren der Körper durchdringen. Daß die Leichtigkeit, womit die Imponderabilien die verſchiedenen Körper durchdringen können, nicht von der Dichtigkeit derſelben abhängt, ſondern rein ſpecifiſch iſt, läßt ſich leicht durch die Annahme erklären, daß die ſpecifiſch verſchiedenen Atome der verſchiedenen Körper auch verſchiedene Wirkungen auf die Imponderabilien hervorzubringen im Stande ſind. Daß ein Körper ein ſo geringes ſpecifiſches Gewicht hat, daß dieſes unſern Beobachtungen gänzlich entſchwindet, iſt gar nicht undenkbar. Nimmt man nun an, daß die Imponderabilien um ebenſo vielmal leichter ſind, als Waſſerſtaffgas, wie Waſſerſtoffgas leichter iſt als Platina, ſo iſt wol leicht einzuſehen, daß es alsdann wol ſchwerlich je möglich ſein wird, dieſes geringe Gewicht durch die Erfahrung nachzuweiſen. Eine ſolche Vorſtellungsart von den Imponderabilien widerſtrebt durchaus nicht dem gewöhnlichen Begriff der Materialität. Gewiß würde es eine entſcheidende Entdeckung in der Phyſik ſein, wenn es gelänge, die Exiſtenz nur eines jener hypothetiſchen Stoffe durch die Nachweiſung ſeiner Schwere zu beſtätigen. Es iſt dies bis jetzt noch nicht gelungen, und wird auch wahrſcheinlich nie gelingen, obgleich es an Verſuchen, die darauf hinzielen, gewiß nicht gefehlt hat, und auch nicht fehlen wird. Einer der neueſten Verſuche der Art iſt von einem Chemiker in Wien gemacht worden. Seine Reſultate müſſen jedoch nicht ſehr ſchlagend ſein, indem die übrigen Phyſiker und Chemiker ſehr wenig Notiz von ſeiner Entdeckung genommen haben.

Es folgen hier nur noch einige Worte über die einzelnen Imponderabilien, deren nähere Betrachtung in die entſprechenden Artikel gehört.

Die Erklärung der Lichtphänomene durch die Annahme einer Lichtmaterie, welche den leuchtenden Körpern entſtrömt, fand ſchon in frühern Zeiten wichtige Gegner, unter denen wol Carteſius, Huygens und Euler die bedeutendſten ſind, welche die Lichterſcheinungen aus Wellenbewegungen erklären, denen ähnlich, durch welche der Schall entſteht. Ihre Lichttheorie wird deshalb mit dem Namen der Vibrations-, der Undulations- oder der Wellentheorie bezeichnet, im Gegenſatze zu der beſonders von Newton ausgebildeten Emanations- oder Emiſſionstheorie.

Lange Zeit blieb der Streit zwiſchen beiden Theorien unentſchieden, bis endlich durch die mehr und mehr unterſuchten Beugungserſcheinungen, und namentlich durch die von dem Engländer Thomas Young entdeckten Interferenzſtreifen, welche ſich nicht wohl nach der Emanationstheorie erklären laſſen, ja ihr ſogar direct widerſpre-

Digitized by Google

hen, die Undulationstheorie ein entſchiedenes Übergewicht rhielt. Von nun an wurde die Vibrationstheorie mehr ultivirt, und erhielt namentlich durch Fresnel's Arbeiten ine ſolche Ausbildung, daß ſie bald einen entſchiedenen Sieg über die Emanationstheorie davon trug, die nun on allen Phyſikern verlaſſen iſt, ſodaß man es jetzt wol ür entſchieden halten kann, daß das Licht ſo wenig wie er Schall zu den Imponderabilien gerechnet werden kann, aß alſo der Lichtſtoff aus der Reihe der Imponderabilien usgeſtrichen werden muß. (Das Nähere ſ. unt. d. Art. Licht.)

Nicht ſo entſchieden iſt es mit dem Wärmeſtoff; icht und Wärme ſcheinen in ſo enger Verwandtſchaft it einander zu ſtehen, daß es ſchwer fällt, ſich des Geankens zu erwehren, daß die Licht- und Wärmeerſcheiungen von einem und demſelben Agens herrühren. Dieſe Meinung hat namentlich in den neueſten Zeiten durch Melloni's treffliche Verſuche über die ſtrahlende Wärme ine ſtarke Stütze gefunden; Melloni's Verſuche haben ämlich das Reſultat geliefert, daß die ſtrahlende Wärme enau denſelben Geſetzen der Brechung, der Spiegelung, er Polariſation ꝛc. unterworfen ſind, wie die Lichtſtrahn, und daß alſo ſämmtliche Phänomene der ſtrahlenden Wärme durch die Vibrationstheorie erklärt werden könen. Da es jedoch noch nicht gelungen iſt, auch die Erſcheinungen der latenten Wärme, der ſpecifiſchen Wärme ꝛc. urch die Vibrationstheorie zu erklären, während dieſe Erſcheinungen durch die Annahme eines Wärmeſtoffs ſich hr leicht erklären laſſen, ſo iſt es noch ſehr zweifelhaft, b die Wärme zu den Imponderabilien gerechnet werden uß oder nicht. Bei dem jetzigen Standpunkte der Wiſnſchaft iſt wol zu hoffen, daß dieſe Frage bald ihre Erledigung finden wird.

Gegen die Annahme, daß die Agentien, welche die Erſcheinungen der Elektricität, des Galvanismus und des Magnetismus hervorbringen, zu den Imponderabilien gehlt werden müſſen, iſt noch kein haltbarer Zweifel eroben worden; dieſe Anſicht iſt deshalb auch die von den Phyſikern allgemein angenommene. Seitdem es Örſtedt elang, durch galvaniſche Ströme die Magnetnadel abzunken, ſeit man im Stande iſt, durch galvaniſche Ströme Magnete hervorzubringen, welche alle Stahlmagnete an Stärke bei Weitem übertreffen, ſeit endlich Faraday umekehrt durch Magnete elektriſche Funken hervorgebracht at, iſt es wol nicht mehr zweifelhaft, daß Elektricität, Galvanismus und Magnetismus nur verſchiedene Modicationen eines und deſſelben Agens ſind. (*J. Müller.*)

Impositio, ſ. Steuer.

IMPOST, 1) die bekannte Auflage, ſ. unt. Steuer.) Impost, Incumba, Kämpfer, das oben an einem Pfeiler vorſpringende Geſims, Pfeilerhaupt, worauf n Bogen ruht. (*Th. Alfr. Leger.*)

IMPOSTORIBUS (De tribus). In der zweiten älfte des 16. und zu Anfange des 17. Jahrh. verbreite ſich in Italien, Frankreich und Teutſchland das Geicht von dem Vorhandenſein eines Buches unter dem itel: „De tribus impostoribus,“ worin der Satz durchführt würde, daß die Welt dreimal, das heißt, von den Stiftern der drei geoffenbarten Religionen, Moſes, Chriſtus und Muhammed, betrogen worden ſei. Der Parlamentsrath Florimond de Raemond zu Bordeaux († 1602) verſicherte (De la naissance et progrès de l'hérésie, liv. II. ch. 16), das Buch bei ſeinem Lehrer Petrus Ramus (geb. 1515, † 1572), da er bei ihm im Collegium geweſen, geſehen zu haben, und ſpricht davon nach Génébrard's Vorgange, welcher es in einer Schrift an Lambert Daneau im J. 1581 erwähnt; der ſpaniſche Karmeliter Geronymo de la Madre de Dios führte in ſeinen „Diez lamentaciones del miserable estado de los Atheistas“ (Bruss. 1611) daſſelbe als in Teutſchland gedruckt an, und behauptete, wie Raemund, daß es von einer ketzeriſchen Sekte herrühre. Der franzöſiſche Gelehrte Merſenne gab in ſeinen „Quaestt. in Genesin“ (Paris 1623) nach der Relation eines andern den Inhalt an, und Campanella (Atheism. triumph. 1636. praef. 2) nannte ebenfalls Teutſchland als Druckort, obſchon er gegen Heinr. Ernſtius (Variar. observatt. lib. II. cap. 36. [Amstelod. 1636. 12.]) zu Rom geſagt hatte, daß er Muret für den Verfaſſer halte; ſowie er auch gegen den Franzoſen Patin geäußert, daß er das Buch zu Rom in den Händen des Florentiners Franc. Pucci geſehen habe. Bei ſo beſtimmten Nachrichten von dem Vorhandenſein der berüchtigten Schrift unterließ man, da es zu anziehend war, den Verfaſſer derſelben ausfindig zu machen, keineswegs fleißig darnach umzuſchauen, und glaubte, gewiß auch nicht mit Unrecht, denſelben unter den lebenden oder kürzlich verſtorbenen Zeitgenoſſen zu entdecken, welche Anſicht ſpäter auch Chr. Kortholt (De tribus impostt. mag. liber [Kiloni 1680] zu Anfange der Vorrede) und Chriſtph. A. Heumann (Conspect. reipubl. lit. ed. VI. [Hanov. 1753. — ed. I. 1718. —] Cap. VI. §. 33) beſtimmt ausſprachen. Die Aufregung in Teutſchland in Folge der Reformation durch Luther und den Schweizer Zwingli, ſowie die ziemlich gleichzeitige Gährung in der Philoſophie in Italien, boten Anknüpfungspunkte genug, um hier oder dort den Verfaſſer zu vermuthen, wobei man ſich gern durch einzelne verdächtige Äußerungen freidenkender philoſophiſcher Schriftſteller oder ketzeriſcher Sektenſtifter leiten ließ. So kam der Ariſtoteliker Pomponazzio (1462—1525) in Verdacht durch die Worte (Tract. de immort. animae. [1534. 12.] Cap. XIV. p. 121): „Ad quartum, in quo dicebatur, quod fere totum universum esset deceptum, cum omnes leges ponant animam immortalem esse. Ad quod dicitur, quod si totum nihil sit, quam suae partes, veluti multi existimant, quum nullus sit homo, qui non decipiatur, ut dicit Plato in de Republica, non est peccatum, illud concedere, immo necesse est, concedere aut quod totus mundus decipitur, aut saltem major pars, supposito, quod sint tantum tres leges, scilicet Christi, Moysis et Mahometis. Aut igitur omnes sunt falsae et sic totus mundus est deceptus, aut saltem duae earum, et sic major pars est decepta.“ So kamen Bernh. Ochin, Dolet, Servet, Poſtel, Vanini u. A. wegen ihrer Ketzereien auf die Liſte der Männer, unter denen man den Verfaſſer ſuchte;

da man aber gegen keinen von ihnen Beweis aus der Sache oder durch vollgültiges Zeugniß führen konnte, verirrte man ſich immer weiter in Muthmaßungen, ging immer weiter in die Vergangenheit zurück, brachte ſogar den Boccaccio (1313—1375) wegen ſeiner Novelle: „Di tre anella“ (Giorn. I. Nov. 3) in Verdacht, und blieb endlich gar bei Kaiſer Friedrich II. († 1250) ſtehen. Es war natürlich, daß man, da die Forſchung nicht aus dem Buche geführt, und die unzuverläſſigſten Angaben von Gelehrten gemacht wurden, — wie denn Campanella, um den Verdacht der Autorſchaft von ſich abzuwälzen, erklärte: das Buch ſei ſchon 30 Jahre vor ſeiner Geburt (1566 geb., alſo 1536) erſchienen und von Muret (geb. 1526) geſchrieben; — auf eine ganz andere Entſtehungszeit kommen mußte. Kaiſer Friedrich II. war aber eine bequeme Perſon; er war nach Überlieferung der Chroniſten (cf. *B. G. Struvii* Corpus hist. germ. [Jenae 1730. fol.] T. I. p. 460) vom Papſte Gregor IX. in dem Ausſchreiben an die Fürſten und Prälaten Europa's vom J. 1239 beſchuldigt worden, geſagt zu haben: „A tribus Baratoribus, scilicet Christo Jesu, Moyse et Machometo, totum mundum fuisse deceptum,“ wie er denn ebenſo die göttliche Empfängniß der Maria geleugnet, und Ähnliches; einen dieſen Äußerungen entſprechenden Titel führte aber das Buch. Friedrich's Entſchuldigungen und Klagen deshalb in der noch vorhandenen Briefſammlung von Petrus de Vineis (cf. *Struve* l. c. p. 461) kamen nicht in Betracht, und man ſchob dem Kaiſer den Inhalt, dem Kanzler die Form des Buches zu, ohne das Buch geſehen zu haben; die Neugier nach demſelben nahm aber ſehr zu, und reiche Perſonen boten große Summen, um es nur zu Geſicht zu bekommen. Ganz ſeltſamer Weiſe kamen einige Gelehrte auch darauf, daß von Kaiſer Friedrich Rothbart das Buch herrühre. Nachdenkendern Männern war aber ein ſo frühes Alter doch zu unwahrſcheinlich, denn vor der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. war nichts vom Vorhandenſein des lib. de trib. impost. verlautet, und dies beſtimmte zuerſt den gelehrten Hugo Grotius († 1645) in dem Append. ad tract. de Antichrist. p. 84, das Ganze für eine Fabel zu halten, worin ihm de la Monnaye beiſtimmte, welcher in ſ. Lettre à Mr. Bouhier sur le prétendu livre des trois Imposteurs zuerſt 1693 und dann ausgeführter 1712 (cf. *Menagiana* 1716. T. IV. p. 374—418) gradezu behauptete, das Buch exiſtire nicht. Der ſcharfſinnige Gelehrte wurde durch folgende Gründe beſtimmt: „Es ſind nur wenige Perſonen, welche das Buch wirklich geſehen haben wollen, und dieſe weichen in ihren Angaben über Format, Umfang, Druck ꝛc. völlig von einander ab; dabei ſind Zeugniſſe, wie von Flor. de Raemond (Judicat sine conscientia, libros scribit sine scientia, aedificat sine pecunia), von Vorn herein verdächtig, alle übrigen Berichterſtatter haben aber ihre Nachrichten nur aus der dritten oder vierten Hand. Dazu kommt, daß in Folge jenes Gerüchts von dem Vorhandenſein des Buches, bei ſeiner Unſichtbarkeit, Verwechſelungen, verſchiedene Täuſchungen und abſichtliche Betrügereien ſtattgefunden haben durch Schriften mit ähnlichem Titel und muthmaßlich ähnlichem, auch wol ganz fremdartigem Inhalte (man ſ. De Impostura religg. breve compendium seu liber de trib. impostt. Nach zwei Manuſcr. und mit hiſtor.-literar. Einleit. herausgegeben von F. W. Genthe [Leipz. 1833]. S. 13—20). Der Wahnſinn war in der That ſo weit gegangen, daß ein engliſcher Antiquar (brocanteur) den Pentateuch hebräiſch, das N. T. griechiſch und den Koran lateiniſch hatte zuſammenbinden, mit einer kurzen Vorrede und dem Titel Libri de tribus Impostoribus verſehen laſſen (cf. *Marchand*, Dict. p. 321). Kurz nach dem Erſcheinen der Abhandlung von de la Monnaye erfolgte eine Reponse à la diss. de Mr. de la Monnaye sur le traité: De tribus impostt. (à la Haye chez Henry Scheurler 1716), deren Verf. (der Arzt Lucas Atheus zu Amſterdam, nach einem Briefe Uffenbach's vom 13. April 1725 an Maturin Veiszier la Croze) dem gelehrten Franzoſen Oberflächlichkeit vorwarf, die Exiſtenz des Buches auf das Beſtimmteſte behauptete, ſowie Kaiſer Friedrich's II. Autorſchaft und daſſelbe zu beſitzen verſicherte (man ſ. die angeführte Schrift: De impost. religg. etc. p. 16 sq. u. 29 sq.). Allein das Ganze war eine Betrügerei, die ſich um ſo leichter entdecken ließ, da der Verf. am Ende ſeiner Reponse den Inhalt der aus ſechs Capiteln beſtehenden Schrift, welche er aus dem Lateiniſchen in das Franzöſiſche überſetzt haben wollte, angab, welcher genau mit dem Inhalte der Schrift übereinſtimmt, von welcher Tentzel (Curiöſe Biblioth. 1704. S. 493 ſq.) nach einer brieflichen Mittheilung vom 12. Auguſt 1700 berichtet, und die nach dortiger Angabe italieniſch abgefaßt ſein ſollte. Obſchon nun in derſelben Cap. 3, §. 15 die Worte: „St. Paul disait de son vivant qu'il (l'Antichrist) était déjà né, par consequent qu'on était à la veille de l'avénement de J. C. Cependant il y à plus de 1600 ans depuis la prédiction de la naissance de ce précurseur“ ꝛc., und ebendaſelbſt Papſt Leo X. († 1521), und Cap. 5. §. 6 die philoſophiſchen Meinungen des Descartes (geb. 1596, † 1650) über die Seele angeführt werden, hielt man das Manuſcript doch hin und wieder für die echte Schrift und hielt es hoch im Werthe, wie auch die Druckausgabe hiervon: A Francfort sur le Mein 1721. kl. 4., aux dépens du Traducteur. Dieſe franzöſiſche Schrift iſt aber weiter nichts als die ſchon 1719 und dann öfter unter dem Titel l'Esprit de Spinoza erſchienene, welche aus acht Capiteln beſteht, von denen aber der ſpeculirende Betrüger das dritte, vierte und fünfte zu einem (dem dritten) zuſammengezogen hat, welches dadurch an Umfang allen übrigen zuſammen gleichkommt. Dieſelbe oder eine ähnliche franzöſiſche Schrift war es, welche Struve (cf. Diss. de dict. impostt. 1703. §. XVIII. p. 30) als Manuſcript unter dem Titel: De tribus impostt., bei einem Gönner in Halle geſehen hatte.

Dieſe abſichtlichen Betrügereien und zufälligen Täuſchungen, ſowie der etwas anders lautende Titel (der auch Reimann irrte, cf. Bibl. *Reim.* Hildes. 1731. p. 980), hatten die Aufmerkſamkeit von einer kleinen lateiniſchen Schrift abgelenkt, welche als diejenige zu betrach-

Digitized by Google

ten iſt, die zuerſt erwähnt wurde und die echte iſt. Sie iſt in zwei Recenſionen vorhanden, von denen die eine, unſtreitig die ältere, den Titel führt: „De Imposturis religionum breve compendium," in 29 Paragraphen abgetheilt iſt, und ſich endigt: a quo currere incepisti. FINIS; die andere unter dem Titel: „De Tribus Impostoribus Liber," iſt nicht in Paragraphen getheilt, gibt nach dem Schluſſe der erſtern noch auf einigen Seiten eine Beleuchtung der Moſaiſchen Religion, ohne nothwendige Verbindung, und endigt ſich: et similia fabulantur. TANTVM! Von der erſtern Schrift, welche ſich in Joh. Friedr. Mayer's († 1712, man ſ. Jöcher's Gelehrten-Lex.) Bibliothek befand, und bei deren Verſteigerung für den Prinzen Eugen von Savoyen um 80 Reichsthaler im J. 1716 erſtanden wurde, ſind vielfältige Abſchriften genommen, auch darnach der Druck in: „Zwei ſeltene antiſupranaturaliſtiſche Manuſcripte eines Genannten und eines Ungenannten. Pendants zu den wolfenbüttelſchen Fragmenten (Berlin [oder vielmehr Gießen, man ſ. Wachler's Literärgeſch.] 1792. 12.) gemacht worden (S. 3—34, aber ohne Paragraphen, doch mit entſprechenden Abſätzen). Jedoch finden ſich ſchon ältere Drucke unter dem Titel: De tribus impostt. lib. und Ebert im bibliographiſchen Lexikon führt darüber Folgendes an: „De tribus Impostoribus. Anno MDIIC. kl. 8. Titelblatt und 64 S. mit der Sign. A—F. Die 64. Seite hat nur 5½ Zeilen Text, und darunter ſteht Tantum! Mit Gewißheit kennt man drei Exemplare dieſer gedruckten Ausgabe; in der königl. Bibliothek zu Paris (für 474 Liv. aus Vallière, der es für 300 Liv. gekauft hatte), in der ehemaligen Crévenna'ſchen und in Rénouard's Bibliothek. Rénouard glaubt dieſe Ausgabe wirklich im J. 1598 oder doch im nächſtfolgenden gedruckt; Brûnet hingegen, welcher ebenfalls Rénouard's Exemplar vor Augen hatte, hält ſie für einen teutſchen Druck des 18. Jahrh.; Crévenna vermuthet einen Druckfehler für 1698." Daß es im erſten Drittel des 17. Jahrh. einen Druck gegeben haben muß, geht aus den Zeugniſſen hervor, welche zu Anfange dieſes Aufſatzes beigebracht ſind und keinem Zweifel unterliegen.

Was nun die Zeit der Abfaſſung betrifft, ſo geht dieſe nicht über die zweite Hälfte des 16. Jahrh. hinaus, wird auch, wie oben bemerkt iſt, von denen, welche das Buch zuerſt erwähnen, nicht früher angenommen, auch weiſt die Schrift ſelber darauf hin, denn §. 20 heißt es: „An vero credendum est quia bonae foemiunculae FRANCISCVM, IGNATIVM, DOMINICVM et similes tauto cultu prosequantur, dictare rationem ad minimum *sanctorum* hominum aliquem esse colendum, et istas ex lumine naturae prospicere cultum alicujus potentiae superioris jam non visibilis?" Da nun Ignatius von Loyala hier zu den Heiligen geſtellt wird, er aber erſt 1609 ſelig und 1622 heilig geſprochen wurde, ſo müßte man das 17. Jahrh. als Abfaſſungszeit annehmen, wenn das Buch nicht früher erwähnt würde; aber Génébrard in ſeiner Antwort an Lambert Daneau (Paris 1581. S. 39) erwähnt daſſelbe bereits, und der früheſte Zeitpunkt kann alſo erſt nach 1540, dem Stiftungsjahre der Geſellſchaft Jeſu, fallen, wonach die Unrichtigkeit von Campanella's Äußerung, daß es 30 Jahre vor ſeiner Geburt geſchrieben, ſich herausſtellt. Man darf ſogar annehmen, daß Ignaz von Loyola, welcher 1556 ſtarb, nicht vor ſeinem Tode als Heiliger würde genannt ſein, und wenn Florimond de Raemond wirklich das Buch geſehen hätte, welches der gelehrte Ramus ſeinem Charakter nach wol leſen konnte, ſo mußte dies vor 1566 geweſen ſein, wo er zur katholiſchen Religion übertrat; es wäre möglich, daß er es in der Zeit von 1563—1566 geſehen hätte, weil Ramus vor und nach dieſer Zeit von ſeinem Amte abgeſetzt war. Noch ein anderer Grund ſtimmt für die Abfaſſungszeit von etwa 1550—1566. Alle oben angeführten Gelehrten ſagen, daß das Buch in Teutſchland gedruckt ſei, und die es geſehen haben, beſchreiben den Druck dem Rachow'ſchen in Polen ähnlich, obſchon nicht behauptet wird, daß ein Teutſcher der Verfaſſer ſei. Die Lucianiſten in der Pfalz können nicht ſehr in Betracht kommen, da ſie nur die Moſaiſchen Schriften nicht als Religionsſchriften anerkennen wollten; der Inhalt des Buches ſelbſt geht aber, alle geoffenbarte Religion bekämpfend, auf eine ſogenannte Vernunftreligion hinaus, beſtreitet die Göttlichkeit Chriſti, ſpricht von Prieſterbetrug und dergl. Dies ſind aber Grundſätze, welche Lälius Socinus (1525—1562) und Fauſtus Socinus (1539—1604), der Erbe und Verbreiter der Grundſätze und Schriften ſeines Oheims, im Geheimen lehrten. Beide hatten ſich auf Reiſen gebildet, beide, die Heimath meidend, ließen ſich in Polen nieder, und ſuchten die Unitarier für ſich zu gewinnen, und Fauſtus verbreitete von hier aus ſeine und ſeines Oheims ketzeriſche Schriften anonym. Daher möchte ſich als nicht unbegründete Vermuthung ausſprechen laſſen, daß wenn nicht von den beiden Socinus ſelbſt, doch von einem ihrer Anhänger die Schrift herrühre, und zunächſt unter dem Titel: „De imposturis religionum," handſchriftlich verbreitet wurde, dann aber von einem andern Verfaſſer, welcher mit den Nachrichten über Kaiſer Friedrich's II. angebliche Äußerung: „A tribus impostoribus (es werden von den verſchiedenen Chroniſten verſchiedene Ausdrücke gebraucht, als baratores, deceptores und and.) totum mundum deceptum esse," bekannt war, der Titel des Buches darnach abgeändert, und der Zuſatz über die Moſaiſche Religion gemacht. Dieſer Zuſatz könnte allerdings von einem Lucianiſten herrühren; denn dergleichen Schriften mochten ſich leicht bei den verſchiedenen Sekten einführen. Die kritiſche Analyſe des Inhalts ſowol von De imposturis religionum als vom Livre des trois imposteurs ſehe man in: „Der Zweifel am Glauben. Kritik der Schriften: De tribus Impostoribus, von Dr. Karl Roſenkranz (Halle u. Lpz. 1830). (*F. W. Genthe.*)

IMPOTENZ, 1) medicin., J. iſt eine auf die geſchlechtlichen Verrichtungen bezügliche Unvollkommenheit. Gemäß dem Weſen des Zeugungsactes, wobei der Mann activ, das Weib mehr paſſiv, empfangend ſich verhält, ſollte das Wort Impotenz in Übereinſtimmung mit ſeiner Ableitung, nur vom Manne gebraucht werden. Indeſſen iſt es eingeführt, den entſprechenden unvollkommenen Zu-

Digitized by Google

ſtand des weiblichen Körpers ebenfalls als Impotenz zu bezeichnen. Übrigens involvirt das Wort für beide Geſchlechter einen doppelten Sinn, je nachdem man A. den Act der Begattung oder des Beiſchlafs ins Auge faßt, oder B. die Einwirkung auf einen Keim, der zur lebendigen Entwickelung angeregt wird.

Beim Manne bezeichnet Impotenz (Unvermögen) eigentlich die Unfähigkeit, den Beiſchlaf auszuüben (Impotentia coëundi), und in dieſem Sinne wird auch das Wort meiſtens im gewöhnlichen Leben verſtanden. Der Arzt und der gerichtliche Arzt hat es aber auch mit der Unfähigkeit der Zeugung oder Befruchtung (Impotentia generandi) zu thun, für welchen Begriff die Römer das Wort Infoecundabilitas hätten bilden können. Das Unvermögen zum Beiſchlafe ſoll Zeugungsimpotenz einſchließen (Henke, Ger. Med. 7. Aufl. §. 135). Dies iſt aber nicht ganz richtig, ſelbſt nicht einmal hinſichtlich der abſoluten Impotentia coëundi, wie ſich weiter unten ergeben wird. Daß neben Zeugungsimpotenz, ſelbſt abſoluter, das Vermögen des Beiſchlafs beſtehen kann, iſt allgemein anerkannt.

Beim Weibe bezeichnet Impotenz vorzugsweiſe die Unfähigkeit befruchtet zu werden, die Unfruchtbarkeit (Impotentia concipiendi, Agenesia, Infoecunditas). Für die Unfähigkeit, den Act des Beiſchlafs auszuüben (Impotentia coëundi), fehlt es an einem beſondern Worte, und auch dafür muß das Wort Impotenz aushelfen. Die Behauptung, das Unvermögen zum Beiſchlafe involvire immer das Unvermögen zur Empfängniß (Henke, Ger. Med. 7. Aufl. §. 148) iſt ebenfalls nicht ganz richtig. Daß vollkommene Beiſchlafsfähigkeit häufig genug mit Unvermögen zur Empfängniß begleitet iſt, iſt eine bekannte Sache.

Die Unterſuchung der Impotenz fällt gar nicht ſelten in den Bereich des praktiſchen Arztes, wie des gerichtlichen Arztes, und zwar ſowol die Impotentia coëundi als die Impotentia generandi et concipiendi. In forenſiſcher Hinſicht kommt ſie zunächſt als ein die Eheſcheidung geſtattender Fehler in Betracht, in der proteſtantiſchen wie in der katholiſchen Kirche, wenn die Impotenz bereits vor dem Ehebündniß beſtand, und nicht erſt in der Ehe oder vielleicht gar in Folge derſelben ſich bildete. Sie wird ferner nicht ſelten bei Paternitätsklagen vorgeſchützt. Ebenſo wird aber auch wol impotenten Perſonen, Kindern, Greiſen, die Paternität aufgebürdet.

Um die Überſicht zu erleichtern, wird es zweckmäßig ſein, die Impotenz beim männlichen und beim weiblichen Geſchlechte beſonders abzuhandeln, und auch die beiderlei Arten derſelben zu trennen. Unpaſſend möchte es aber ſein, dasjenige beſonders abzuhandeln, was davon in die gerichtliche Medicin einſchlägt.

Männliche Impotenz.

A. Impotentia coëundi. Zur Ausübung des Beiſchlafes wird von Seiten des Mannes die Gegenwart eines männlichen Gliedes erfodert, das durch innere oder äußere Reize in Erection geräth, und in dem ſteifen Zuſtande, ohne Beihilfe beſonderer Manipulationen, in die Scheide natürlich geformter weiblicher Geſchlechtstheile einzudringen vermag. Damit hat der Beiſchlaf begonnen. Zur Vollendung deſſelben gehört aber noch zweierlei: a) die Bewegung des Gliedes in der Axenrichtung der Scheide, verbunden mit einem gewiſſen Grade wechſelſeitiger Frition der beiderlei Geſchlechtstheile; b) die Ejaculatio spermatis in den Kanal der Scheide hinein. Fehlt eine der beiden letzten Bedingungen, dann iſt der Beiſchlaf nur ein halb vollendeter. Hieraus ergibt ſich ſchon, daß ſich die als Impotenz bezeichneten Zuſtände keineswegs ſubſummiren laſſen, wenn man ſagt, dieſelbe habe ihren Sitz in den corporibus cavernosis penis, die ſich nicht mit der zur Erection nöthigen Menge Blut füllen. Ohne die Berückſichtigung dieſer verſchiedenen Momente des Beiſchlafs iſt es aber überhaupt unmöglich, das auf Impotenz Bezügliche logiſch zu ordnen.

Die Urſachen nun, welche Impotentia coëundi hervorrufen, geſtatten entweder nicht einmal den Beginn des Beiſchlafes, oder ſie laſſen denſelben nur bis zur unvollendeten Ausführung gelangen. Nach den Urſachen kann man übrigens die Impotenz in relative und abſolute, in bleibende und vorübergehende unterſcheiden. Für die gerichtliche Medicin kann man auch wol die von äußerlich wahrnehmbaren Urſachen bedingte Impotenz, und die auf nicht wahrnehmbaren Urſachen beruhende unterſcheiden, eine Eintheilung, die praktiſchen Werth hat, wenngleich die Grenze beider Abtheilungen durch Vervollkommnung der diagnoſtiſchen Hilfsmittel abändern kann. Wichtiger ſcheint mir die Eintheilung der Impotenz, je nachdem ſie von conſtitutionellen oder von localen Urſachen herrührt.

I. *Impotentia coëundi* aus allgemeinen oder conſtitutionellen Urſachen. Dieſe ſind theils phyſiſche, theils pſychiſche.

Phyſiſche Urſachen: 1) das Lebensalter. Vor dem Eintritte der Pubertät und nach dem Beginne des Greiſenalters ſind die Geſchlechtstheile unthätig. Hinſichtlich der impuberes iſt nun aber feſtzuhalten, daß zwar vor der Pubertät, vor der beginnenden Samenabſonderung, die nach den klimatiſchen und andern Verhältniſſen wechſelt, Impotentia generandi beſteht, dagegen aber eine Impotentia coëundi, wenn ſündliche Reizungen auf die Geſchlechtstheile einwirken, nicht behauptet werden kann. Die Impotenz des Greiſenalters tritt nach der Individualität früher oder ſpäter ein, und zwar allmälig; daher gelingt es noch häufig, durch Hetärenkünſte eine mit dem übrigen Körper im Misverhältniß ſtehende Potentia coëundi hervorzurufen.

2) Die ſomatiſche Conſtitution. Mit dem phlegmatiſchen Temperamente verbindet ſich bisweilen eine ſolche Gleichgültigkeit und Trägheit (frigiditas) zum Beiſchlafe, daß die Frequenz deſſelben und ebenſo die Energie mit dem, was in einer gewöhnlichen Ehe vorkommt, im Misverhältniß ſteht. Die Beſchwerden der hierdurch verkürzten Ehehälfte können zu einer forenſiſchen Unterſuchung in puncto impotentiae Veranlaſſung geben. In dieſem Falle ſoll der Arzt darüber entſcheiden, ob bei dem Angeſchuldigten Erection und Ausſpritzung des Samens, die Bedingungen eines in der Ehe gefoderten vollkommenen

Digitized by Google

Beiſchlafs, vorkommt. In Frankreich, dem Lande der Galanterie, waren zu dieſem Ende bis zum Jahre 1677 Probecongreſſe üblich, wo der Angeſchuldigte in Gegenwart gerichtlicher Zeugen Proben ſeiner Virtuoſität ablegen mußte. Die Moral geſtattet dieſen Beweis nicht mehr, und ebenſo wenig kann ſie die Erzielung eines Beweiſes durch Manipulationen an dem Gliede geſtatten. Verſuche mit Canthariden, Biſam, der gerühmten chineſiſchen Ninſengwurzel und andern die Geſchlechtstheile reizenden Subſtanzen anzuſtellen, iſt auch mit der Moral nicht wol verträglich; zudem wäre der hierdurch gewonnene Beweis nichtig, da ja aus der Wirkung ſolcher aphrodisiaca nicht auf eine natürliche Erectionsfähigkeit geſchloſſen werden dürfte. Das Nämliche gilt mehr oder weniger vom kalten Bade, von der Anwendung von Dämpfen, der Erwärmung des Gliedes durch die Hand, vom Reiben, Bürſten, Peitſchen mit Neſſeln, von Anwendung der Elektricität u. ſ. w. Worauf ſoll nun aber der gerichtliche Arzt im betreffenden Falle ſein Urtheil gründen? Er muß vor Allem die geſammte Conſtitution des Individuums, und namentlich die mit dem Geſchlechtsapparate in näherer ſympathiſcher Beziehung ſtehenden Theile unterſuchen. Kleine, welke, ſchlaff herabhängende Hoden, Dünnheit der Samenſtränge, eine runzlige, wenig empfindliche Eichel, fehlende oder ſehr ſparſam entwickelte Haare an den Geſchlechtstheilen, Mangel des Bartes, eine helle, ſchwache Stimme, Kleinmuth und Apathie im pſychiſchen Leben ſind Umſtände, die auf eine ſchwache potentia coëundi hinweiſen. Die Ermittelung aber, ob Samenergießungen bei dem Betreffenden ſtattfinden, bleibt dem Scharfſinne des Arztes im einzelnen Falle überlaſſen. Wenngleich im Allgemeinen hier, wie überall, der Grundſatz feſtgehalten werden muß, daß alles gegen die Decenz und die Moralität Verſtoßende vermieden werde, ſo iſt doch andrerſeits auch nicht zu vergeſſen, daß die ganze Frage, ſobald ſie zur Rechtsfrage wurde, ins Gebiet der indecenten an und für ſich gehört, und daß doch Ermittelung der Wahrheit auf die eine oder die andere Weiſe möglich iſt. Je nach der Individualität der Angeſchuldigten wird übrigens der gerichtliche Arzt hier den einen, dort den andern Weg zur Unterſuchung einſchlagen.

Die ärztliche Hilfe, welche bei dieſer Form von Impotenz rathſam iſt, fällt im Ganzen mit der zuſammen, welche bei Impotenz durch

3) Erſchöpfung oder Entnervung des Körpers paßt. Als Urſache dieſer Form von Impotenz iſt zuvörderſt der zu frühe, der übermäßige Gebrauch der Geſchlechtstheile, beſonders in der Form der Onanie, und wenn künſtliche Reizungen der Geſchlechtstheile durch aphrodisiaca dabei ſtattfanden, zu nennen; ferner übermäßige Anſtrengung des Körpers und Geiſtes durch anhaltendes Arbeiten und Nachtwachen, z. B. bei Gelehrten; kümmerliche Lebensweiſe; Erſchöpfung des Körpers durch übermäßigen Genuß von Spirituosis, namentlich durch Fuſelbranntwein, wie ja auch während der Trunkenheit von Branntwein bisweilen eine vorübergehende Impotenz beſtehen ſoll; Herabſtimmung der Senſibilität durch heftige Einwirkung von Narcoticis, namentlich durch Opium und nach Fodéré auch durch vergiftende Einwirkung des Kohlendampfes; Inanition des Körpers durch großen Säfteverluſt, durch Hämorrhagien, künſtliche Blutentziehungen; anhaltende Einwirkung von Subſtanzen, die ſchwächend auf die Sphäre der Geſchlechtstheile wirken, wie Kampher, Nitrum u. ſ. w.

Die Behandlung dieſer Impotenz erfodert zunächſt die Vermeidung und Abhaltung der veranlaſſenden Urſachen. Das Gleichgewicht der organiſchen Kräfte des Körpers iſt durch geſunde, kräftige, nach Umſtänden etwas reizende Nahrung, durch Genuß friſcher Luft, durch Herbeiführung heiterer Lebensverhältniſſe, z. B. Reiſen, durch Bäder, theils kalte, z. B. Seebäder, Eiſenbäder, theils warme künſtliche, mit aromatiſchen ſtärkenden Mitteln verſetzte, durch allgemeine ſtärkende innere Mittel zu erzielen. Bei der von Frigidität bedingten Impotenz wird eine Erweckung der Sinnlichkeit am Platze ſein. Die Auswahl der Mittel hierzu richtet ſich nach der Individualität: hier Einwirkung auf die Phantaſie durch ſinnreizende Lectüre, Gemälde, Umgebung mit ſchönen Frauen (Tiberius ließ ſich von nackten Frauen bedienen), Tanz, Oper, Ballet, in einzelnen Fällen beſonders durch Muſik; dort eine mehr ſomatiſche, die Geſchlechtstheile excitirende Einwirkung durch örtliche kalte Bäder, aromatiſche, ſpirituöſe, cantharidenhaltige, ammoniakaliſche Einreibungen und Dämpfe auf die Geſchlechtstheile, fliegende Blaſenpflaſter im Kreuz, Anwendung des Galvanismus, der Elektricität, der Urtication. Innerlich können hier kleine Gaben von Canthariden oder Kampher vortheilhaft wirken, die man namentlich bei der Impotenz Gelehrter empfohlen hat.

4) Abnorme Reizbarkeit des ganzen Körpers, insbeſondere der Geſchlechtstheile. Hierher kann man den höchſt merkwürdigen Fall zählen, der in der Allg. med. Zeitung (Jahrgang 1832 oder 1833 oder 1834), ſo viel ich mich entſinne, von Dr. Wunder mitgetheilt wurde. Ein junger Mann bekam in gewöhnlicher Weiſe Erectionen, konnte es aber nie bis zur Immissio penis bringen, weil ſogleich, wenn er ſich den weiblichen Geſchlechtstheilen näherte, Entleerung des Samens und Erſchlaffung der Ruthe eintrat. Auch bei weiblichen Vertrauten, die ſeinen Zuſtand kannten und auf alle Weiſe beförderlich waren, zum gewünſchten Ziele zu verhelfen, gelang der Verſuch doch niemals. Da kam dem verzweifelnden jungen Manne der Rath, das Glied in die Scheide zu bringen, bevor noch Erection eingetreten war. Dieſe erfolgte alsbald, der Beiſchlaf konnte jetzt wirklich vollzogen werden, und ſeit dieſer Zeit trat die Ejaculatio spermatis nicht mehr vor der Immissio penis ein. Ich habe dieſen Fall unter den von phyſiſchen Urſachen bedingten Arten der Impotenz aufgezählt; doch läßt er ſich vielleicht auch unter die Kategorie der pſychiſchen Urſachen ſubſummiren, inſofern das Bewußtſein des Nichtgelingens der Immissio penis die vorſchnelle Ejaculatio spermatis veranlaſſen konnte, die nicht mehr eintrat, ſobald der einmal vollbrachte Coitus Vertrauen einflößte. Jedenfalls gehört aber hierher die ganz gleiche Impotenz mancher jungen Ehemänner, die nur ſo lange andauert, bis die heftige Leidenſchaft allmälig ins ruhige Geleiſe tritt. Auch hier kann bisweilen

Digitized by Google

der pſychiſche Eindruck, den die vergeblichen Verſuche erzeugen, als ein neues ſchädliches Moment wirken.

Pſychiſche oder moraliſche Urſachen. Sie ſind auch ſehr mannichfaltig; die hierher gehörige Impotenz iſt meiſtens nur eine relative. Hierher gehören: der Widerwille, der Haß gegen das Weib, mit dem der Beiſchlaf ſtattfinden ſoll, der ſchon vor dem Begattungsacte beſtand oder im Momente deſſelben erregt wird durch Entdeckung von Krankheiten und Unvollkommenheiten (ſtinkender Athem, Misbildungen, Geſchwüre, Unreinlichkeit der Genitalien, Hautausſchläge, thierartige Bedeckung des Körpers mit dichten langen Haaren[1]), fehlendes Hymen); die Scham, die auf vielfache Weiſe erregt werden kann (durch das Gefühl von Hochachtung oder Verehrung, die man dem Weibe zollt, durch die Beſorgniß, demſelben wegen Kleinheit oder beſonderer Bildung des Gliedes u. ſ. w. nicht zu genügen, durch den Gedanken, eine Jungfrau unglücklich zu machen, einen Freund, eine Freundin zu hintergehen); der Glaube von Natur impotent zu ſein; der Aberglaube, durch ſogenanntes Neſtelknüpfen impotent zu ſein u. ſ. w. Auch die zu heftige Begierde kann, wie bereits erwähnt, vorübergehende Impotenz erzeugen, indem es ſchon zur Ejaculation kommt, ehe noch der Beiſchlaf begonnen hat; ein Fall, der die erſten Nächte Neuverheiratheter nicht ſelten verbittert.

Ärztlicher Rath wird bei dieſer Art voeübergehender und relativer Impotenz im Allgemeinen wenig geſucht, ausgenommen von Eheſtandscandidaten, die in ihre Kräfte Mistrauen ſetzen, oder von jungen Ehemännern. Das Heilmittel iſt vorzugsweiſe ein pſychiſches, nämlich Erweckung des Vertrauens. Doch werden auch örtliche Mittel, Waſchen des Gliedes mit kaltem Waſſer u. ſ. w., oftmals mit Vortheil angewendet. Sollte dieſe Form zu gerichtlichen Unterſuchungen Veranlaſſung geben, ſo wird es meiſtens nicht ſchwer fallen, den Beweis zu erlangen, daß nur eine relative Impotenz beſteht.

II. *Impotentia coëundi* aus örtlichen Urſachen. Hierher gehören wirklich oder angeblich:

1) Gänzlicher Mangel der Ruthe durch angebornen Fehler oder durch Verluſt des Gliedes. Es wird hierdurch abſolute Impotentia coëundi geſetzt. Iſt die Abtrennung des Gliedes in einiger Entfernung von der Wurzel deſſelben erfolgt, ſodaß der zurückgebliebene Theil durch Turgescenz der corpora cavernosa vielleicht zwei Zoll lang wird, ſo wird noch ein freilich ſehr mangelhafter Beiſchlaf ſtattfinden können, namentlich mit einzelnen weiblichen Individuen und bei beſondern Stellungen; eine durch den Zollſtab genau anzugebende Grenze läßt ſich hierbei nicht feſtſetzen[2]).

2) Hernien, Geſchwülſte neben oder an den Geſchlechtstheilen, z. B. Hydrocele, Sarcocele, welche ſich bedeutend über die Haut erheben und bewirken, daß das Glied, auch im Zuſtande der Erection, gar nicht oder höchſt unbedeutend hervorragt, können den Beiſchlaf unmöglich machen oder wenigſtens ſehr erſchweren. Daſſelbe gilt von übermäßigen Fettbäuchen. Bei Hernien kommt es übrigens darauf an, ob ſie ſich leicht reponiren laſſen. Auch können beſondere Stellungen zum erwünſchten Ziele führen.

3) Bifurcation oder Duplicität der Ruthe. Kommt es bei dieſer Misbildung nur zur Erection, ſo iſt wol auch Beiſchlaf möglich, wenngleich eine relative Impotenz damit verbunden ſein mag. Der Beiſchlaf kann hier z. B. bei einer Jungfrau unmöglich, bei Frauen mit weiter Scheide aber ohne beſondere Vorkehrung ausführbar ſein.

4) Übermäßige Länge des Gliedes kann natürlich um ſo weniger als eine Ueſache von Impotenz gelten, als ſich durch einfache Vorkehrungen das Zuviel für den Begattungsaet beſeitigen läßt.

5) Ein widernatürlich großes Volumen der Ruthe kommt wol nie in dem Grade vor, daß es abſolute Impotentia coëundi erzeugte. Dagegen kann es bei weiblichen Genitalien mit gewöhnlichen Dimenſionsverhältniſſen der Scheide, noch mehr bei jungfräulichen Genitalien, relative Impotenz bewirken, und ſo bei Verheiratheten den Beiſchlaf für immer unmöglich machen. Man führt auch noch an, daß bei widernatürlich dicker Ruthe der Beiſchlaf ſchmerzhaft werden und dadurch Unfruchtbarkeit veranlaſſen könne. Die Erfahrung jedoch lehrt, daß ein ſchmerzhafter Beiſchlaf keinesweges die Befruchtung ausſchließt. Geſchwülſte der Ruthe, die weit vorn ſitzen und ſehr voluminös ſind, können relative oder ſelbſt abſolute Impotentia coëundi erzeugen, wenn ſie ſich nicht exſtirpiren laſſen. Das Nämliche gilt von hornartigen Excrescenzen auf der Eichel.

6) Fehlerhafte Richtungen des Gliedes im Zuſtande der Erection, z. B. ſtarke Krümmung deſſelben, können den Beiſchlaf erſchweren oder auch wol ſelbſt unmöglich machen.

7) Verwachſung der Ruthe mit der Haut des Schenkels, des Scrotums, der Bauchdecken, z. B. nach ſchlecht behandelten Combuſtionen dieſer Theile, macht impotent, wenn die chirurgiſche Operation nicht Hilfe ſchafft.

8) Phimoſis und Paraphimoſis zählt man auch hierher. Die Phimoſis erzeugt aber zunächſt nur Impotentia generandi, indem ſie die Ausſpritzung des Samens hindert. Die Paraphimoſis ſoll wegen des mit der Erection verbundenen Schmerzes den Beiſchlaf hindern.

9) Mangel der Hoden durch Caſtration braucht zwar keine Impotentia coëundi zur Folge zu haben, der Beiſchlaf kann aber natürlich nur halb vollendet werden.

10) Lähmung der Muskeln am Becken, an den Schenkeln, deren Wirkſamkeit zur Vollbringung eines vollkommenen Beiſchlafs erfodert wird, macht impotent. Denn wenn auch bei dieſem Zuſtande eine Erection ſtattfinden ſollte, ſo wäre doch die Bewegung des Gliedes in der Axenrichtung der Scheide nicht möglich.

11) Krebs der Ruthe, mit Ulceration und Erweichung kann zwar noch Erectionen geſtatten, allein die Gefahr für die Geſundheit des Weibes muß hier vom

1) *Cesare Ruggieri*, Storia ragionata di una donna avente gran parte del corpo coperta di pelle e pelo nero (Venezia 1815).

2) Als Fälle von abſoluter Impotentia coëundi ſind noch denkbar die Obliteration beider Arteriae pudendae internae, ſowie die Durchſchneidung aller Fäden der nervi penis, wenn das Glied nur noch vegetirend mit dem übrigen Körper verbunden bliebe.

Digitized by Google

icinalpolizeilichen Standpunkte aus eine moraliſche Impotenz ſtatuiren.

B. Impotentia generandi. Die Urſachen und Arten derſelben laſſen ſich wol am naturgemäßeſten zuſammenreihen, indem man auf die Zeugungsflüſſigkeit Rückſicht nimmt. Der männliche Same kann nun aber ganz fehlen, oder er hat eine abnorme Beſchaffenheit, oder bei ſeiner Ausführung und Fortleitung treten Verhältniſſe ein, die eine Befruchtung unmöglich machen.

I. Fehlen des männlichen Samens. Die Hoden ſecerniren vor der Pubertät keine Samenflüſſigkeit und die Secretion hört mit dem Greiſenalter auf; Kinder und Greiſe ſind demnach impotent. Wie lange aber die Impotenz bei Knaben dauert, das iſt nach Clima und Conſtitution verſchieden; in gerichtlichen Fällen, wenn Knaben der Paternität beſchuldigt würden, wird der Arzt, neben der Beſchaffenheit der Geſchlechtstheile, den ganzen Körperbau, die Lebensweiſe u. ſ. w. des Angeſchuldigten in Erwägung ziehen. Man führt einzelne Beiſpiele an, wo auch in unſerem Klima neunjährige Knaben befruchteten. Iſt mit der vorſchnellen Pubertät, wenn bei Kindern von einem Jahre oder einigen Jahren eine männliche Entwickelung der Geſchlechtstheile in Größe, äußerer Geſtaltung, Erectionsfähigkeit, Pollutionen u. ſ. w. eintritt, auch eine vorſchnelle Befruchtungsfähigkeit verbunden? An Beobachtungen darüber fehlt es, ſo viel mir bekannt; doch iſt es mir ſehr wahrſcheinlich, daß ſolche Kinder bereits zeugungsfähig ſind. Noch unbeſtimmter iſt die Grenze, wo das Greiſenalter anfängt, und die Abſonderung des Samens aufhört. In gerichtlichen Fällen muß auch hier die Unterſuchung der Zeugungstheile ſowol, als der geſammten Conſtitution einen, immer nur auf Wahrſcheinlichkeit beruhenden, Beweis liefern. Das Aufhören der Samenabſonderung in Folge des Alters tritt nicht auf einmal, ſondern allmälig ein, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dem gänzlichen Aufhören die Abſonderung eines unvollkommenen, vielleicht gar nicht mehr befruchtungsfähigen Samens vorhergeht. Wird ärztliche Hilfe von ſolchen in Anſpruch genommen, deren Alter mit ihren Wünſchen nicht harmonirt, z. B. von bejahrten Männern, die eine junge Frau heiratheten, ſo können für einzelne Fälle die Empfehlung einer reizenden Diät, die örtliche Anwendung der gegen Frigidität empfohlenen Mittel, ſelbſt wol kleine Gaben von Canthariden innerlich, erſprießlich ſein; im Allgemeinen aber iſt hier die Kunſthilfe am Ende, und es verlangen die eben genannten Mittel große Vorſicht, damit nicht durch Aufreizung und forcirte Thätigkeit der Geſchlechtsſphäre der ganze Organismus leide. Theoretiſch wird ein Kriterium, ob die bei Knaben und Greiſen durch Beiſchlaf oder Reizung der Geſchlechtstheile entleerte Flüſſigkeit Samen iſt, vielleicht darin zu ſuchen ſein, ob dieſelbe Spermatozoen enthält oder nicht.

Der männliche Same fehlt ferner, wenn die Hoden fehlen oder dergeſtalt desorganiſirt ſind, daß ſie nicht mehr als Samendrüſen fungiren können. Der Mangel der Hoden iſt entweder angeboren oder erworben. Fehlen ſie im Scrotum, ſo beweiſt dies noch keineswegs den Mangel derſelben; ſie ſind vielmehr häufig noch im Unterleibe zurück, wo ſie das ganze Leben hindurch bleiben, oder von wo ſie ſpäter noch herabſteigen (Crypsorchides s. Testicondi). Solche Perſonen ſind natürlich vollkommen zeugungsfähig. Käme die Frage zu beantworten, ob ein Individuum, in deſſen Scrotum niemals Hoden ſich befanden, Testicondus iſt, oder der Hoden und ſomit der Zeugungskraft wirklich gänzlich entbehrt, ſo wird die Entſcheidung, bisweilen wenigſtens, nicht grade ſehr ſchwer fallen. Denn mit dem angebornen Hodenmangel vergeſellſchaften ſich gewöhnlich eine Kälte gegen das andere Geſchlecht, und Eigenthümlichkeiten des moraliſchen wie des pſychiſchen Lebens; auch iſt die Ruthe meiſtens nur wenig entwickelt. Der durch Zufall oder durch Caſtration erworbene Hodenmangel bedingt abſolute Zeugungsunfähigkeit, wenn beide Hoden fehlen und die Caſtration vor dem Beginne der Samenabſonderung ſtattfand. Die Gegenwart nur Eines Hoden (Monorchides) thut der Zeugungsfähigkeit keinen Eintrag. Wichtig iſt die Frage, ob ein Caſtrirter längere oder kürzere Zeit nach der Operation noch befruchtenden Beiſchlaf ausüben kann. Eine temporäre Potentia generandi räumt man, wegen der Anhäufung von Samen in den Samenbläschen, allgemein ein; unſtatthaft ſcheint es aber, den Zeitraum, wie lange die Befruchtungsfähigkeit ſich erhalten kann, auf ein Jahr ausdehnen zu wollen. Man beruft ſich dabei auf eine Beobachtung, daß bei einem Manne ein Jahr nach der Caſtration noch Same in den Samenbläschen gefunden wurde. Ich möchte nun aber ſehr bezweifeln, daß dieſe Flüſſigkeit, wenn ſie auch zum Theil noch das Product des weggenommenen Hoden war, nach ſo langer Zeit noch die Eigenſchaften eines befruchtungsfähigen Samens beſitzt. Beim erworbenen Hodenmangel offenbart ſich die früher ſtattgefundene Verletzung durch die Gegenwart einer Narbe am Scrotum, und dieſe wird dem gerichtlichen Arzte von Wichtigkeit ſein, wenn ein Testicondus ſich für einen Caſtraten ausgeben und Impotentia generandi vorſchützen ſollte.

Daß Caſtraten halben Beiſchlaf ausüben können, zu welchem Ende ſie auch von Tugendſcheuen gemisbraucht worden ſind (*Gruner*, de causis impotentiae in sexu potiori, §. 15 erzählt einen Fall von einer jungen Dame in Berlin), wurde ſchon oben erwähnt. Haller erwähnt auch des Falles, daß einem Caſtraten aus der ſächſiſchen Kapelle die Heirath erlaubt wurde. Die Medicinalpolizei und der Zweck der Ehe müſſen zwar eine ſolche Ehe verwerflich finden; mit Recht bemerkt aber Haller, daß die Kirche ſolche Heirath ebenſo gut erlauben könne, als die mit alten Männern.

Atrophie der Hoden, die in manchen Ländern faſt endemiſch vorzukommen ſcheint, erzeugt auch Impotentia generandi, wenn ſie beide Hoden betrifft. Kleinheit und Welkheit derſelben und Berückſichtigung der ganzen Conſtitution geben hier Aufſchluß. Doch würde in gerichtlichen Fällen um ſo weniger eine beſtimmte Verneinung der Zeugungsfähigkeit ſtatthaft ſein, als auch hier der bei Caſtraten erwähnte Streitpunkt in Frage kommt, ob nämlich nicht der von der Atrophie abgeſonderte Same noch theilweiſe in den Samenbläschen verweilte. Wird für

Digitized by Google

dieſe Impotenz ärztliche Hilfe geſucht, ſo ſind allgemein ſtärkende und örtlich gelind reizende Mittel indicirt. Vor Allem aber muß die Urſache der Atrophie aufgeſucht werden, um entſprechende antagoniſtiſche Reize anwenden zu können.

Den an Atrophie der Hoden Leidenden ſtehen jene Caſtraten gleich, die in der Kindheit durch Zerquetſchung der Hoden caſtrirt wurden (Thlibiae s. Thlasiae). Bei dieſen kann aber möglicherweiſe noch Zeugungsfähigkeit beſtehen, wenn noch ein Theil des Hoden zur Samenabſonderung tauglich geblieben iſt. Das Nämliche gilt von Vereiterung, von Geſchwüren, ſchwammigen Auswüchſen, von Sarcocele und andern Desorganiſationen der Hoden. In der Regel befallen dieſe nur den einen Hoden, und dann kann die Zeugungskraft ganz ungeſchwächt ſein. Sind aber auch beide Hoden zugleich ergriffen, ſo kann doch noch eine einzelne Stelle geſund und zur Abſonderung eines befruchtungsfähigen Samens geſchickt ſein.

II. *Krankhafte Beſchaffenheit des männlichen Samens.* Daß ebenſo, wie das Blut, auch alle andern Säfte des Körpers krankhaft verändert, für ihre Beſtimmung mehr oder weniger ungeeignet vorkommen können, läßt ſich wol nicht in Abrede ſtellen. In Bezug auf den männlichen Samen läßt ſich dies wol um ſo weniger bezweifeln, da wir ſehen, daß mittels deſſelben ſelbſt die ganze Natur des Gezeugten in eigenthümliche Verhältniſſe geſtellt wird; ich meine nämlich die erbliche Anlage zu Krankheiten. Es wird daher gewiß die Samenflüſſigkeit durch allgemeine oder örtliche krankhafte Zuſtände die Befruchtungsfähigkeit vorübergehend (oder permanent) einbüßen können, wie wir es von dem Samenbläscheninhalte der Caſtraten vermuthet, und von der Zeugungsflüſſigkeit im angehenden Greiſenalter wahrſcheinlich gefunden haben. Entnervung des ganzen Körpers durch übermäßigen, zu frühzeitigen Geſchlechtsgenuß, beſonders aber durch Onanie, veranlaßt ohne Zweifel häufig die Secretion eines nicht fruchtbaren Samens. Krankheiten des Hoden ſelbſt, Cirsocele, gehören vermuthungsweiſe auch hierher. Iſt die Beimiſchung des Liquor prostaticus nöthig, um den Samen befruchtungsfähig zu machen, ſo wird auch die abnorme Beſchaffenheit dieſer Secretion in Betracht kommen. Allerdings führt man die Vergrößerung und ſkirrhöſe Verhärtung der Proſtata unter den Urſachen der Impotenz mit auf. Übrigens kennen wir noch gar keine Hilfsmittel zur Beurtheilung eines pathologiſchen Zuſtandes des Samens, wenngleich vermuthet werden darf, daß ſich bei dieſer Flüſſigkeit noch verhältnißmäßig am leichteſten Merkmale eines krankhaften Zuſtandes werden ausfindig machen laſſen, namentlich wol durch die mikroſkopiſche Unterſuchung.

III. *Störungen in der Ausführung und Fortleitung des Samens.* Dieſe können im vas deferens, an deſſen Einmündung in die Urethra, oder in der Urethra ſelbſt vorkommen. Nur die an der letztern vorkommenden laſſen ſich bei Lebzeiten beſtimmt oder doch mit Wahrſcheinlichkeit erkennen.

1) Obliteration oder Durchſchneidung des vas deferens wird bei einem Monorchiden Impotentia generandi zur Folge haben müſſen, mit der bei den Caſtraten erwähnten Reſtriction. Inwiefern die reſervoirartige Ausſtülpung des vas deferens, nämlich des Samenbläschens, durch Obliteration oder Durchſchneidung ſeines Ausführungsganges den nämlichen Zuſtand erzeugt, bleibt noch zweifelhaft.

2) Die Einmündungsſtelle des ductus ejaculatorius in die Urethra kann fehlerhaft ſein, die Ejaculatio spermatis hindern und dadurch die Befruchtung. Folgende Beobachtung von de la Peyronie, die im Dict. des Sc. méd. T. 24. p. 206 erzählt wird, ſpricht dafür: Bei einem Manne hatten alle Anſtrengungen der Ejaculatio spermatis keinen andern Erfolg, als daß einige Zeit nachher der Same ohne allen Strahl abfloß. Der Harn konnte ohne Beſchwerde entleert werden. Nach dem Tode des Mannes, der an einer acuten Krankheit ſtarb, fand ſich auf dem veru montanum eine Narbe, durch deren Ränder die Öffnungen der ductus ejaculatorii rückwärts gegen die Blaſe gewendet waren, welcher Richtung daher der eintretende Same zunächſt folgen mußte.

3) Die Fortleitung durch die Urethra kann auf doppelte Weiſe beeinträchtigt werden, nämlich durch ein mechaniſches Hinderniß und durch eine Verkürzung des Kanales:

a) Ein mechaniſches Hinderniß kann bei Stricturen der Harnröhre ſtattfinden. Sind dieſe von der Art, daß ſie den Austritt des Harnes auf die eine oder die andere Weiſe erſchweren oder hemmen, ſo wird das nämliche auch bei der Ejaculatio spermatis ſtattfinden. Der Same nämlich wird durch die Strictur aufgehalten werden und erſt ſpäter austreten; aber nicht ſtoßweiſe, ſondern herabſickernd. Eine Geſchwulſt, die einen Druck auf die Urethra ausübt, wird ebenſo wirken können. Einige Fälle werden erzählt, wo die Intenſität der Erection ſo groß geweſen ſein ſoll, daß dadurch die Harnröhre (ohne mechaniſches Hinderniß in derſelben?) ganz comprimirt wurde und es deshalb nicht zur Ejaculatio spermatis kommen konnte. War Letzteres wirklich der Fall, ſo möchte wol eher ein Hinderniß des Samenaustritts durch die ductus ejaculatorii anzunehmen ſein, das vielleicht unter beſondern Umſtänden durch eine heftige Erection begünſtigt werden kann. Auch die Paraphimoſis wird durch ringförmige Einſchnürung das ſtoßweiſe Ejaculiren hindern können. Ferner darf auch wol die Phimoſis hierher gezählt werden, bei der ſich das Präputium vor das orificium urethrae cutaneum legt, und den Stoß des ausſpritzenden Samens auffängt. Das Nämliche kann auch wol durch ein abnorm großes Präputium geſchehen.

Alle dieſe Arten von Impotenz laſſen ſich im Allgemeinen durch die bekannten chirurgiſchen Hilfsmittel beſeitigen; auch kann hier die Impotenz vielleicht nur eine relative ſein, wenn der Same dabei in die Scheide gelangt.

b) Eine Verkürzung des Kanales findet zunächſt bei jener Misbildung ſtatt, wo ſich die Harnröhre nicht an der Spitze der Eichel, ſondern in größerer oder geringerer Entfernung von dieſer, ſelbſt wol an der Wurzel der Ruthe, öffnet, und wobei die Urethra entweder ihre gewöhnliche Stelle an der untern Fläche der Ruthe einnimmt,

Digitized by Google

oder auf deren oberer Fläche befindlich iſt (ſ. Hypospadie und Epispadia). Daß ſolche Indioiduen, die man früher in den Handbüchern der gerichtlichen Medicin häufig gradezu für nichtzeugungsfähig erklärte, fruchtbaren Beiſchlaf ausüben können, iſt durch zahlreiche Fälle erwieſen. Es kommt dabei auf die Entfernung der Öffnung von der Eichel und auf die Form der Trennungslefzen an. Letztere ſind bisweilen ſo beſchaffen, daß ſie ſich kanalartig an einander legen und dergeſtalt die Harnröhre verlängern können. Iſt die Öffnung der Wurzel der Ruthe ſehr genähert, ſo wird im Allgemeinen Impotentia generandi vorhanden ſein; namentlich wird ſich der Arzt in dem Falle, daß dieſer Zuſtand die Heirathszuläſſigkeit eines Mannes in Frage ſtellte (wo ja potentia coëundi et generandi gefordert wird), in dieſem Sinne entſcheiden müſſen. Dagegen wird der Arzt (ungeachtet des ſcheinbaren Widerſpruchs) bei Paternitätsklagen den Hypoſpadiäen und Epiſpadiäen immer als zeugungsfähig anerkennen müſſen, aus dem einfachen Grunde, weil bei der Immissio penis auch eine Immissio seminis in vaginam vorkommen kann und wol immer vorkommen wird. Harnröhrenfiſteln können grade ebenſo, wie die Epiſpadie, auf die Befruchtungsfähigkeit einwirken.

Eine Verkürzung des Harnröhrenkanales findet ferner bei theilweiſem oder gänzlichem Verluſte der Ruthe ſtatt. Iſt noch potentia coëundi vorhanden, ſo muß unbedenklich auch potentia generandi angenommen werden. In gerichtlichen Fällen muß ſelbſt bei impotentia coëundi, die auf Kürze des Gliedes beruht, noch auf die Möglichkeit der Befruchtung erkannt werden, wenn Ejaculatio spermatis in die rima pudendi ſtattgefunden hat. Die (abſolute) Impotentia coëundi iſt alſo nicht nothwendig mit Impotentia generandi verbunden. Dazu nöthigen die mehrfach beobachteten Fälle, in denen bei unverletztem Hymen, bei ganz enger Scheide, wo eine Immissio penis durchaus nicht hatte ſtattfinden können, doch Befruchtung erfolgte, namentlich die Mittheilung der vier intereſſanten Fälle von Empfängniß ohne Beiſchlaf, welche Heim in Caſper's Wochenſchrift, 1835. Nr. 1, 2 u. 3 erzählt. Hiermit ergibt ſich auch der Maßſtab der Beurtheilung, wenn in Paternitätsfällen von dem angeſchuldigten Schwängerer eine künſtliche Verkürzung der Harnröhre im Momente der Emissio seminis vorgeſchützt wird, nämlich daß die Ruthe außerhalb der Scheide, vor den Geſchlechtstheilen, verweilte.

Weibliche Impotenz.

Im Voraus iſt hier zu bemerken, daß, wenn beim Manne die Urſachen der Impotenz theils phyſiſche, theils moraliſche ſind, die letzteren ſtreng genommen beim Weibe gar nicht vorkommen. Es ſteht dies mit dem Antheile deſſelben am Begattungs- und Befruchtungsacte in Beziehung, wo ſich das Weib rein paſſiv, empfangend, verhält. In einzelnen Fällen kann man zwar vermuthen, daß die Unfruchtbarkeit von Haß, Abneigung, Widerwillen gegen den Mann herrührt; doch fand in vielen andern Fällen unter den nämlichen Umſtänden Befruchtung ſtatt.

A. Impotentia coëundi. Sie kommt verhältnißmäßig wol ſeltener beim Weibe als beim Manne vor, weil die Ausführung des Beiſchlafes in dem früher bezeichneten Sinne, von Seiten des Weibes nur die Gegenwart eines Scheidekanals von einer gewiſſen Dimenſion erfodert, der ſich in die rima pudendi öffnet. Eine beſondere Vorbereitung der Geſchlechtstheile, wie die Erection beim Manne, iſt nicht nöthig. Die Urſachen der weiblichen Impotentia coëundi laſſen ſich auch in conſtitutionelle und örtliche abtheilen.

I. Allgemeine Urſachen der *Impotentia coëundi:*

1) Das Lebensalter. In der Kindheit kann die Begattung nicht ſtattfinden, wegen des Misverhältniſſes in den Dimenſionen der männlichen erigirten Ruthe und der weiblichen Theile Dagegen thut das höhere Alter an und für ſich der Beiſchlafsfähigkeit des Weibes keinen Eintrag.

2) Auch eine gewiſſe Körpergröße iſt zur Ausübung des Beiſchlafs erſoderlich, und wirkliche Zwerginnen würden wol mit gewöhnlichen Männern aus dem nämlichen Grunde, wie das Kind, den Beiſchlaf nicht ausüben können.

3) In einzelnen Fällen hindert eine zu hohe Reizbarkeit und Empfindlichkeit des Nervenſyſtems den Beiſchlaf. Es entſtehen während deſſelben örtliche krampfhafte Zuſammenſchnürungen der Scheide, Krämpfe, epileptiſche Anfälle, Ohnmachten u. ſ. w. Dieſe Hinderniſſe des Beiſchlafes ſind wol meiſtens nur vorübergehende; durch eine allgemeine und örtlich ſtärkende Behandlung laſſen ſie ſich beſeitigen. Zuweilen können wol ſolche Zufälle aus der Differenz in der Körperconſtitution der Ehegatten entſtehen, wenn der Mann athletiſch, die Frau ſchwächlich, zart gebaut iſt. Furcht, Widerwille, Schreck können natürlich ebenſo wirken. Doch wird der Act des Beiſchlafes ſelbſt dadurch eigentlich nicht unmöglich gemacht.

II. Örtliche Urſachen der *Impotentia coëundi.* Hierher gehören wirklich oder angeblich:

1) Mangel der Scheide. Der gänzliche Mangel dieſes Organes bedingt natürlich abſolute Impotentia coëundi. Fehlt nur der an die Gebärmutter angrenzende Theil, ſo kann noch eine unvollkommene Begattung vorkommen.

2) Obliteration des Scheidenkanales. Durch Entzündung, durch Vernarbung nach Verletzungen des Scheidenkanales kann hier, wie überall, ein Verwachſen der Wandungen und ein gänzliches oder theilweiſes Verſchwinden des Kanales erfolgen. Nach der Stelle und der Ausdehnung der Obliteration iſt die Impotentia coëundi vollſtändig oder unvollſtändig. In der Regel aber iſt dieſelbe durch chirurgiſche Hilfsmittel zu beſeitigen.

3) Verſchließung des Scheideneinganges (Imperforatio s. Atresia vaginae), deren Urſachen verſchiedenartig ſind:

a) Verwachſung der großen Schamlippen mittels ihrer an einander liegenden Flächen, oder mittels einer zwiſchenliegenden Haut. Dieſe Verwachſung kann in der ganzen Höhe der Schamlippen ſtattfinden, oder nur in

Digitized by Google

einer gewiſſen Strecke an der obern oder untern Commiſſur, oder brückenartig in der Mitte. Sie iſt bisweilen angeboren, gewöhnlich aber erworben. Die vollſtändige Verwachſung wird faſt nur angeboren vorkommen können. Sind keine andern Abnormitäten damit verbunden, ſo iſt die Ausleerung des Harns behindert, und es muß ſogleich nach der Geburt die Operation gemacht werden. Bei der unvollſtändigen Verwachſung hängt es von dem Grade ihrer Ausdehnung ab, ob der Beiſchlaf vollſtändig, oder nur mit einem Manne mit ſehr dünner Ruthe oder ob er gar nicht ausgeübt werden kann.

b) Verwachſung der kleinen Schamlippen kann wol auch vorkommen, und den Eintritt der Ruthe mehr oder weniger vollſtändig hindern.

c) Ein ganz geſchloſſenes oder mit einer ſehr kleinen Öffnung verſehenes Hymen. Das ganz geſchloſſene Hymen bedingt im engern Sinne den Zuſtand, den man als Imperforatio vaginae bezeichnet; er läßt ſich meiſtens durch eine einfache Operation beſeitigen. Iſt die Öffnung des Hymen ſehr klein, und die Haut ſelbſt dabei dick, unnachgiebig, bandartig oder knorpelartig, ſo kann dies auch eine relative oder ſelbſt eine abſolute Impotentia coëundi erzeugen, wenn ſich der Fehler nicht durch eine Operation beſeitigen läßt.

Daß nun bei den verſchiedenen Formen der unvollſtändigen Imperforatio vaginae, ohne daß wirklicher Beiſchlaf ausgeführt werden konnte, dennoch Befruchtung vorkommt, das iſt durch mehrfache Fälle dargethan. Impotentia coëundi iſt alſo nicht nothwendig von Unfruchtbarkeit begleitet. Die Natur kann übrigens mit der vollſtändigen Imperforatio vaginae noch eine andere Misbildung verbinden, bei deren Gegenwart Befruchtung und wirkliche Begattung möglich wird, wenn nämlich der Scheidenkanal mit dem Maſtdarme communicirt. Dies lehrt der folgende intereſſante Fall: Eine junge Piemonteſin hatte einen franzöſiſchen Corporal geheirathet. Sie wurde zur Zeit der Geburtswehen in die Gebäranſtalt zu Turin gebracht. Die Hebamme findet keine Scheide, fühlt aber an der Stelle, wo ſie ſich öffnen ſollte, eine große Geſchwulſt. Der Aſſiſtent fand es ebenſo und rief den Profeſſor Roſſi. Dieſer glaubte den Kopf eines Kindes durch die Geſchwulſt hindurch zu fühlen, machte deshalb einen Einſchnitt und ein Kind wurde wirklich geboren. Aus den Ausſagen der Frau ergab ſich, daß ihr Mann, weil er das Geſuchte nicht fand, einen andern Weg aufſuchte. Wirklich fand ſich eine angeborne directe Communication zwiſchen Maſtdarm und Scheide; auf dieſem Wege hatten Begattung und Befruchtung ſtattgefunden. Nach zwei Jahren kam die Frau abermals glücklich nieder (Julius und Gerſon, Magazin der ausl. Heilkunde. Mai und Juni 1828. S. 703).

4) Widernatürliche Enge der Scheide, die bald angeboren, bald erworben iſt. Bei ſonſt normaler Beſchaffenheit der Scheide läßt ſich dieſer Fehler durch geeignete Mittel beſeitigen. Schwerer gelingt dies, wenn wirkliche Verdickung oder Hypertrophie der Scheidewände, wenn Calloſitäten, ſehnige Brücken u. ſ. w., die Folgen einer Entzündung, Verengerung bewirken. Hier erfolgt die Beſeitigung des Übels manchmal durch Naturhilfe. Kommt es nämlich, ohne daß die Scheide weiter geworden wäre, zur Schwangerſchaft, ſo erweitert ſich wol die Scheide in den ſpätern Monaten der Schwangerſchaft von ſelbſt. Ein ſolcher Fall wird in den Mém. de l'Acad. des Sc. de Paris. 1712. T. 1. p. 391 erzählt.

5) Ein Prolapsus uteri, wenn er bedeutend iſt und nicht von ſelbſt bei horizontaler Lage zurückfällt, ſetzt einen Zuſtand des Weibes in Bezug auf Beiſchlafsfähigkeit, wie er bei fehlender Scheide ſtattfindet, voraus; nur iſt dabei Befruchtung möglich. Iſt der Vorfall unbedeutend und läßt er ſich durch einen Mutterkranz zurückhalten, ſo wird der Beiſchlaf dadurch nicht beſonders beeinträchtigt, und in forenſiſchen Fällen kann dabei nicht auf Impotentia coëundi erkannt werden. Das Letztere gilt auch von Prolapsus vaginae. Gebärmutterpolypen und Scheidenpolypen können auch den Beiſchlaf mehr oder weniger hindern.

6) Eine Erſchwerung, aber wol nicht eine Behinderung des Beiſchlafs kann von übermäßiger Größe der Clitoris oder der kleinen Schamlippen ausgehen. Auch große Hernien, Geſchwülſte an den äußern Geſchlechtstheilen, können möglicher Weiſe den Beiſchlaf erſchweren. Daſſelbe kann durch knochige oder ſonſtige Geſchwülſte in der Beckenhöhle geſchehen, die einen Druck auf die Scheide ausüben. Auch gehört hierher das zu ſtarke Zurückgeſchobenſein der rima pudendi, durch bedeutende Höhe der Schambeine.

7) Endlich müſſen mehre Krankheiten der Geſchlechtstheile, obwol ſie an und für ſich den Beiſchlaf nicht hindern, doch vom forenſiſchen Standpunkte aus als ſolche angeſehen werden, die eine (moraliſche) Impotentia coëundi involviren. Dahin gehören ſyphilitiſche Geſchwüre und Feigwarzen, bösartiger weißer Fluß, Carcinoma uteri, Fistula recto-vaginalis und Fistula cysto-vaginalis, wenn das Eindringen von Koth und Urin in die Scheide dabei nicht vermieden werden kann.

B. Impotentia concipiendi s. Infoecunditas. Die Unfruchtbarkeit der Ehen iſt häufiger, als man gemeinhin glaubt; gewiß iſt es keine Übertreibung, wenn Peter Frank meint, von 100 Ehen ſeien im Durchſchnitt 6—7 unfruchtbar. Das Verhältniß mag auch in verſchiedenen Ländern, ebenſo in Städten und auf dem Lande ein verſchiedenes ſein. So fand ein ſchwediſcher Geiſtlicher in ſeinem Kirchſpiele von 800 Seelen jede neunte Frau unfruchtbar. Gar nicht ſelten iſt dieſe Unfruchtbarkeit nur relativ, indem Frauen, die mehre Jahre in einer unfruchtbaren Ehe lebten, bei neuer Verheirathung Kinder gebären, und es möchte wol ſchwer zu beſtimmen ſein, ob die relative oder abſolute Unfruchtbarkeit häufiger vorkommt. Die abſolute Unfruchtbarkeit kann hier natürlich eigentlich nur allein in Betrachtung kommen, und ihre Urſachen laſſen ſich auf drei Momente zurückführen, nämlich: Fehlen der Zeugungsflüſſigkeit (der Eier); krankhafte Beſchaffenheit der Eier; behinderte Einwirkung des männlichen Samens auf die Eier.

I. Fehlen der Eier. Auch hier kommt zunächſt das Lebensalter in Betracht, indem gehörig entwickelte

Digitized by Google

befruchtungsfähige Eier nicht vor dem Beginn der Pubertät vorhanden ſind, und mit dem Aufhören der Menſtruation vergehen. Im Allgemeinen tritt die Pubertätsentwickelung beim weiblichen Geſchlechte früher ein, als beim männlichen, und es fehlt nicht an Beiſpielen, daß neunjährige Mädchen auch in unſerm Klima geſchwängert worden ſind. Dagegen hört auch beim Weibe die Gegenwart entwickelungsfähiger Eier eher auf, und dabei für alle Individuen, die in demſelben Klima leben, innerhalb näher liegender Grenzen; denn die Fälle, wo noch im 60. Jahre Empfängniß ſtattfand, gehören zu den höchſt ſeltenen. Die Eier fehlen ferner, wenn die Eierſtöcke durch angeborene Misbildung fehlen, wenn ſie atrophiſch wurden, oder wenn ſie durch hydropiſche, ſteatomatöſe und ähnliche Anſchwellungen zerſtört ſind. Wegen der zurückgezogenen Lage dieſer Organe iſt es aber ſehr ſchwierig, das Daſein des Fehlers zu erkennen, und in der Regel wol bei Lebzeiten unmöglich, in gerichtlichen Fällen einen beſtimmten Ausſpruch zu thun. Denn iſt nur das eine Ovarium afficirt, ſo geſchieht der Conceptionsfähigkeit dadurch kein Eintrag; leiden aber beide, ſo kann bei ſonſtiger bedeutender Degeneration doch noch eine Stelle geſund und zur Fortpflanzung geeignet ſein. Iſt nicht vielleicht auch oftmals in einem Lebensalter, wo die Eierſtöcke ſonſt noch fungiren, ein Mangel der Eier anzunehmen, z. B. bei Freudenmädchen? Da die Zahl der Graaf'ſchen Bläschen in den Eierſtöcken eine beſtimmte zu ſein, und nicht in infinitum zuzunehmen ſcheint, ſo wird bei einer ununterbrochenen Begattung, deren Product gleich wieder zerſtört wird, innerhalb kurzer Zeit die Geſammtzahl der Eier erſchöpft ſein können. Auch zeigen die Ovarien von Freudenmädchen oftmals eine Beſchaffenheit, wie ſie ſich bei andern Frauen zur Zeit der klimakteriſchen Jahre findet.

II. Eine krankhafte Beſchaffenheit der Eier darf wol als die Urſache angenommen werden, welche manchmal Unfruchtbarkeit bewirkt. Allein es gebricht hier ebenſo, wie bei der Samenflüſſigkeit, an Merkmalen der krankhaften Beſchaffenheit, und es iſt wol kaum zu erwarten, daß man je dahin gelangen werde, bei Lebzeiten erkennbare Merkmale davon aufzufinden.

III. Behinderte Einwirkung des männlichen Samens auf die Eierſtöcke. Dieſe kann auf verſchiedene Art ſtattfinden. Wenn der weibliche Körper, und zwar zunächſt die Geſchlechtsſphäre in einen gewiſſen Grad von Reizung verſetzt werden muß, damit Empfängniß ſtattfinde, ſo wird das urſächliche Moment der Nichtempfängniß bisweilen wol darin vermuthet werden dürfen, daß durch Überreizung der Geſchlechtstheile in Folge von Onanie oder zu häufigem Beiſchlafe (wie bei Freudenmädchen) ein Torpor derſelben eingetreten iſt, oder vielleicht auch darin, daß die Capacität der Scheide mit dem Volumen des männlichen Gliedes in einem Misverhältniſſe ſteht, bei welchem hinreichende wollüſtige Frictionen nicht zu Stande kommen können. Beſtimmter wird die Einwirkung des Samens gehindert durch jede Obliteration des Kanales der Muttertrompeten und des Uterus, von der gefranzten Mündung der erſtern bis zum Muttermunde. Die Beobachtungen von Schwangerſchaft bei Verſchließung des Muttermundes laſſen nämlich immer den Zweifel zu, daß die Verſchließung erſt nach erfolgter Conception eintrat. Das Fehlen der Gebärmutter bedingt auch zunächſt nur aus dieſem mechaniſchen Grunde Unfruchtbarkeit, weil in dieſem Falle wol auch immer die Communication zwiſchen Scheide und Eierſtöcken unterbrochen iſt. Skirrhus und Krebs des Uterus ſind wol in der Regel von Impotentia concipiendi begleitet, und daſſelbe gilt auch meiſtens von großen Polypen und andern Geſchwülſten des Uterus. Endlich iſt ein fortwährender gereizter Zuſtand des Uterus, in deſſen Folge das Zeugungsproduct bald nach der Empfängniß immer wieder ausgeſtoßen wird, eine wol nicht gar ſeltene Urſache ſcheinbarer Unfruchtbarkeit; denn das Leiden iſt in dieſem Falle nicht eigentlich Impotentia concipiendi, ſondern gehinderte Entwickelung des Zeugungsproductes.

(*Friedr. Wilh. Theile.*)

2) In juriſtiſcher Beziehung ſpielt das Zeugungsunvermögen, namentlich bei den Eheſcheidungsproceſſen, eine wichtige Rolle. Es kann in dieſer Rückſicht ebenſo wol von der Unfähigkeit zum Beiſchlafe überhaupt, als von dem Unvermögen zur Zeugung (procreatio sobolis) die Rede ſein. Die Unterſcheidung zwiſchen abſoluter und relativer Impotenz hat ebenfalls juriſtiſche Wichtigkeit, und die Erörterungen darüber ſind um ſo mehr caſuiſtiſcher Natur, da ſich's bei Eheproceſſen häufig darum handelt, die Impotenz des Gatten zu einer in gefoderter Weiſe wiederholten Begattung darzuthun, oder zu widerlegen. Als Scheidungsgrund läßt ſich die Impotenz, welche in Unfähigkeit zur Zeugung beſteht, nur dann geltend machen, wenn ſie vorſätzlich herbeigeführt wurde, und ſich nicht wieder entfernen läßt; die Impotenz dagegen, welche ſich als Unfähigkeit zum Beiſchlafe überhaupt ausſpricht, gibt ſtets einen wirkſamen Scheidegrund ab, ſobald einmal die ihr zum Stützpunkte dienenden phyſiſchen Mängel als dauernd vorhanden nachgewieſen ſind; ſelbſt ohne Rückſicht darauf, ob dieſe Mängel in einer Misbildung des Zeugungsgliedes, oder in andern Abnormitäten beſtehen. Das spatium discretionis, welches Ehegerichte wegen der Entfernung von temporärer und relativer Impotenz vor Ausſpruch der Scheidung zu ertheilen pflegen, umfaßt gewöhnlich einen Zeitraum von drei Jahren; doch kommt hierbei viel auf das Gutachten verſtändiger Ärzte an*).

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

---

*) Die Hauptſchrift über dieſen Gegenſtand iſt das Programm von Chr. G. Biener, welches das Cap. 50 ſeiner Quaestiones ex jure vario bildet, und auch im 2. Bande ſeiner Opuscula academica ſteht. Es erſchien Leipzig 1814. 4. und trägt folgende, den Inhalt genau anzeigende und die weſentlichſten Sachverhältniſſe ſelbſt erläuternde, Überſchrift: Impotentia coëundi a facultate sobolis procreandae discernitur, illamque rescindendi matrimonii causam praebere, adseritur, modo ab initio matrimonii adfuerit. Imbecillitas superveniens post nuptias non praebet justam divortii causam, nisi dolo malo procurata, aut nova lege admissa fuit. In lite impotentiarum inspectio corporis auctoritate magistratus competentis instituta requiritur. Judicis est, mox definitive pronunciare, dum arte periti renunciant, nullam adesse

Impracticables Terrain, ſ. Terrain.

Imprägnation (Schwängerung), ſ. Schwangerschaft.

Impräscriptibel, Impräscriptibilität, ſ. Verjährung.

IMPRESSION. In der anatomiſchen Sprache belegt man mit dieſem Namen flache Vertiefungen an der Oberfläche mancher Knochen. Sie ſind an manchen Stellen von der Form unterliegender weicher Theile bedingt, wie z. B. die Impressiones digitatae an der innern Fläche der Schädelknochen einigermaßen einen Abdruck der Windungen und Furchen des Gehirns darſtellen. An andern Stellen rühren ſie von der Inſertion der Muskelſehnen her, z. B. die Eindrücke am großen und kleinen Höcker des Oberarms, am Trochanter major des Oberſchenkels. Auch an weichen Theilen kommen ſolche Vertiefungen vor, wenn die Entwickelung derſelben nach einer Richtung hin durch ergänzende Gebilde erſchwert oder gehindert wird; ſo z. B. an der untern Fläche des rechten Leberlappens, weil dieſe an die rechte Niere ſtößt. Ebenſo können Knochenauswüchſe oder Geſchwülſte auf der innern Fläche des Schädels der Oberfläche des Gehirns einen Eindruck ertheilen; Verkrümmungen der Wirbelſäule, Geſchwülſte in der Bruſt- oder ſelbſt Bauchhöhle können die Form der Lungen auf entſprechende Weiſe verändern.

Eine andere Art der Impreſſion kommt noch im Knochenſyſteme, nämlich an den flachen Kopfknochen Neugeborener, vor. Weil die Knochen in dieſer Zeit wegen des größern Gehalts an animaliſcher Subſtanz noch ſehr biegſam ſind, ſo können äußere Gewaltthätigkeiten, z. B. der Druck einer Exoſtoſe im Becken während der Geburt, der Druck der Geburtszange, auch wol ein Fall auf den Kopf, einzelne Knochen ſo treffen, daß ihre Convexität gegen die Schädelhöhle, ſtatt nach Außen, ſteht. Einige Zeit nach der Geburt kann dieſe Formveränderung, ohne gleichzeitige Fiſſur, nicht mehr vorkommen. Ein Druck in entgegengeſetzter Richtung durch leichte Manipulationen iſt meiſtens hinreichend, dieſe Formveränderungen zu heben, welche die Natur auch von ſelbſt ausgleicht. Die empfohlene phyſikaliſche Hilfe, durch Luftverdünnung den eingedrückten Knochen wieder zu erheben, iſt ohne bedeutenden Druck auf die umgebenden weichen Theile nicht wol ausführbar und deshalb unzuläſſig.

Ferner kommt der Ausdruck Impreſſion auch noch in ſemiotiſcher Beziehung vor. Im geſunden Zuſtande nämlich ſind die Hautbedeckungen vermöge des Turgor vitalis ſo beſchaffen, daß die Grube, welche der Druck eines Fingers bewirkte, nach dem Aufhören des Drucks ſogleich vollſtändig verſchwindet. Hat ſich aber im Zellgewebe unter der Haut wäſſerige Flüſſigkeit angeſammelt, ſo bleibt die Impreſſion des Fingers durch veränderte Farbe und als wirklicher Eindruck längere Zeit ſichtbar; ſie verſchwindet nur allmälig in dem Maße, als das in die Umgebung gedrückte Waſſer in den frühern Raum zurückkehrt. (*Fr. W. Theile.*)

IMPROMPTU nennt man jede durch augenblickliche Veranlaſſung, ohne Vorbereitung und längeres Beſinnen, hervorgebrachte geiſtige Production, die indeſſen, wenn auch nicht ganz erſchöpfend, doch treffend und gelungen, den Gegenſtand, mit dem ſie ſich beſchäftigt, darſtellen oder charakteriſiren muß. Im weitern Sinne kann ein ſolches Impromptu in jeder beliebigen Geſtalt geſchaffen werden, daher iſt ein witziger Einfall, eine kurze, ohne alle vorhergehende Überlegung geſprochene Rede, ja ſogar eine unvorbereitete, auf geiſtigen Motiven beruhende, unerwartete Handlung ebenſo zu nennen. Im engern Sinne dagegen bezeichnet es ein kleines, durch plötzliche Veranlaſſung plötzlich entſtandenes Gedicht, in freier, dem Dichter anheimgeſtellter Form, das ſich jedoch meiſt dem Epigramme, ſei es nun in deſſen antiker oder in moderner Bedeutung, nähert. (*O. L. B. Wolff.*)

Improprietät des Lebens, ſ. unt. Leben.

IMPROVISATION, IMPROVISATOREN, IMPROVISIREN. Der italieniſche Urſprung dieſes Wortes (von improviso, all' improviso, unvorhergeſehen, unerwartet) beweiſt, daß Italien das eigentliche Vaterland der mit dieſem Namen belegten dichteriſchen Gabe ſei. Man verſteht unter Improviſiren die Ausübung einer eigenthümlichen geiſtigen Fähigkeit, jeden aufgegebenen Gegenſtand augenblicklich und ohne Vorbereitung in poetiſcher Form zu behandeln und vorzutragen. Soll dieſelbe bis zu der Höhe einer Kunſt ausgebildet und geübt werden, ſo verlangt ſie neben dem angeborenen Talent raſcher geiſtiger Productivität, die vollkommenſte, ſtets dienſtbare Herrſchaft über Sprache und Form, nicht Beleſenheit, Phantaſie, Geſchmack, Scharfſinn und ein zuverläſſiges Gedächtniß; ſobald dem Improviſator nur eine dieſer Eigenſchaften, wenngleich in geringerem Grade, fehlt, ſo wird er entweder nie mit bewußter Sicherheit ſein Talent ausüben, oder nur ſelten mit voller Kraft durch ſeine Improviſation eine genügende, allſeitige Wirkung auf den Zuhörer hervorbringen können, ſo günſtig auch die Gewalt des Augenblicks ihn unterſtützen

---

impotentiam, aut impotentiam adesse insanabilem. In casu imbecillitatis et impotentiae dubiae ulteriore scrutatione et probatione opus est; quo casu triennium legibus Romanis est definitum per quod novi nupti vires et coëundi potestatem experiantur. Can. Concil., Cap. Reg. Franc. et Gratianus probationem quidem exigunt in lite impotentiae, sed nihil amplius. Decretales autem et triennium Juris Romani et inspectionem corporalem cum sacramento partium receperunt. Processus impotentiarum hodiernus enarratur et defenditur; experimentum triennale in utroque sexu locum habere, actoremque, qui ante triennium elapsum ex dubia et incerta coëundi potentia ad rescindendum matrimonium agit, formula cadere: quod responso Facultatis Jurid. Lips. illustratur. Triennio elapso et parte laesa querente spem frustratam fuisse, causa deciditur sacramento aut utriusque partis, dum de impotentia consentiunt, aut partis laesae, si altera pars dissentit. Lis impotentiarum tribus pluribusve annis inde ab inito matrimonio elapsis recte in judicium deducitur. Propter impotentiam respectivam matrimonium etiam pro nullo declarari potest. Von andern hierher gehörigen Schriften dieſer Art mag außer der Diſſertation von *A. Cortejus* — resp. *J. G. Simon* — de impotentia conjugali (Jen. 1655. 4.) nur noch die Brevis delineatio impotentiae conjugalis diu hactenus desiderata, nunc vero denuo revisa et apposita spuriis exemplaribus, quae vulgo circumferuntur (Jen. 1674. 4.) genannt werden. Sie hat den ebenerwähnten J. G. Simon zum Verfaſſer und erlebte bis 1730 vier Auflagen.

möge. Beſitzt er dagegen alle dieſe Eigenſchaften, ſo wird er, vom Moment hingeriſſen, Herrliches leiſten und die Seelen ſeiner Hörer mächtig ergreifen und bewegen, falls es dieſen nicht an Gefühl fehlt, und ſie durch das wahrhaft Poetiſche der Improviſation ergriffen, die kleinen Uncorrectheiten, welche von der augenblicklichen Production unabwendbar ſind, unbeachtet laſſen. Daher wird aber auch dieſe Gabe nur bei einer Nation, in deren Charakter die reine, natürliche Empfindung vorherrſcht, wirklich gedeihen können, wogegen ſie bei allen Völkern, bei denen die Reflexion die Oberhand hat, nur einen ungünſtigen Boden findet. Es muß nothwendig eine Wechſelwirkung ſtattfinden, denn die Begeiſterung, die von der echten Improviſation unzertrennlich iſt, erkaltet, wenn ſie ſich ohnmächtig fühlt. Die ſüdlichen Länder ſind daher die eigentliche Heimath dieſes Talentes; wo das Blut raſcher durch die Adern wallt, wo der Gedanke unmittelbar in die That überſpringt, wo das freie unbeſchränkte reichſte Naturleben von der Poeſie getragen wird und dieſelbe wieder trägt, wo die Leidenſchaft gluthvoll vorherrſcht, da lebt auch die Improviſation in nie verwelkender Jugend, und ſchmückt ſich mit immer friſchem, neu aufſprießendem Lorbeer; wo ſie hingegen im Norden ſich zeigt, da iſt ſie ſtets eine ungewöhnliche Erſcheinung, das Mädchen aus der Fremde, das ſich in einen kalten, unwirthlichen Himmelsſtrich verirrte, und wird, ſelbſt vorübergehend, wegen ihrer Seltenheit nur vorübergehende Bewunderung, nie aber mitempfindende Liebe ſich zu erwerben vermögen. Man hat behauptet, die nordiſchen Sprachen, und beſonders die teutſche, geſtatteten ſo raſche, freie Behandlung nicht; das iſt aber nicht wahr, jede Sprache kann bis zum Höchſten ausgebildet werden, denn der menſchliche Geiſt kann es, und die Sprache iſt nur die äußere Form, in der er zur Erſcheinung kommt; aber der nordiſche Charakter iſt dieſer freieſten und momentanen Äußerung des Gefühls und der Anſchauung entgegen, und einzig darin liegt der Grund, weshalb ſie nie eine wirklich günſtige Aufnahme im Norden gefunden hat.

Die Improviſation mag ſehr alt ſein; ihre Ausbildung als Kunſt gehört jedoch erſt den neuern Zeiten an. Der erſte Schriftſteller, der uns von einem abendländiſchen improviſirenden Dichter Kunde gibt (ob im Orient dieſe Erſcheinung nicht viel früher ſchon vorgekommen ſei, muß ich, aus Mangel an genauer Kenntniß, dahingeſtellt ſein laſſen, auch iſt der augenblickliche freie poetiſche Vortrag wol zu unterſcheiden von der eigentlichen Improviſation, die ein von Andern vorgeſchriebenes Thema ohne Vorbereitung in möglichſt vollendeter Form ſo behandelt) *), iſt Cicero, der von dem Dichter Archias erzählt, daß er nicht allein aus dem Stegreife Tagesbegebenheiten, ohne ein Wort niedergeſchrieben zu haben, behandelt, ſondern denſelben Gegenſtand, wenn er dazu von Neuem aufgefodert worden, mit andern Worten wieder vorgetragen habe [1]). Dies mag damals jedoch eine ungewöhnliche Erſcheinung geweſen ſein, ſonſt würde Cicero in ſeiner Vertheidigungsrede dieſes Mannes, ſie nicht ſo nachdrücklich hervorgehoben, und dieſe Fähigkeit als unglaublich dargeſtellt haben; auch findet ſich nirgends eine ähnliche Erwähnung, denn Horazens Bezeichnung eines Poeten, der, auf einem Fuße ſtehend, tauſend Verſe macht, hebt nur die Leichtigkeit deſſelben im Versmachen im Allgemeinen hervor. Überhaupt ſind keine genauen Nachrichten über die entſchiedene Ausübung dieſer Gabe vor dem 15. Jahrh. chriſtlicher Zeitrechnung vorhanden, und wir können nur die Vermuthung aufſtellen, daß ſie im Mittelalter wahrſcheinlich zuerſt mit Liebe und Abſicht in der Provence gepflegt und von dort erſt nach Sicilien, dann nach dem übrigen Italien gekommen ſei. Dies darf jedoch nur eine Vermuthung bleiben, um ſo mehr, als ſich bei den Troubadours nirgends etwas auch nur im Entfernteſten Beweiſendes darüber findet, und überall, wenn von poetiſchen Aufgaben oder von Sängerwettſtreit die Rede iſt, auch bemerkt wird, es ſei ihnen vorher eine Friſt dazu geſetzt worden [2]); auf der andern Seite läßt ſich aber wol denken, daß unter ſo günſtigen Verhältniſſen und zu einer Zeit, wo die Liebe zur Poeſie Modeſache war, ſich auch ſolche Kräfte, wie ſie die Improviſation fodert, gefunden und ausgebildet haben müſſen. Erſt am Schluſſe des Mittelalters zeigen ſich genaue und ausdrückliche Nachrichten über italieniſche Improviſatoren, noch mehr aber zur Zeit Papſt Leo's X. (von Medici), der ſie mit großer Vorliebe begünſtigte. Sie bedienten ſich der Stanze (Ottave) und trugen ihre extemporirten Gedichte unter Begleitung der Laute in einer zwiſchen Geſang und Rede ſchwebenden Weiſe vor. Die Melodie des Accompagnements war eine beſtimmte, mit jeder Strophe wieder beginnende, welche nur durch eine Coda oder einige Ausweichungen Abwechſelung erhielt, und überhaupt nur dazu diente, den Improviſator bei der Feſthaltung der rhythmiſchen Form zu unterſtützen. Als die vorzüglichſten Stegreifsdichter aus jenem Zeitraume nennt Fernow, dem wir die Zuſammenſtellung der beſten Nachrichten über die Improviſationen der Italiener verdanken [3]): Nicolo Leoniceno von Vicenza, geboren 1428, zugleich auch als Arzt ausgezeichnet, geſtorben 1524; Seraſino von Aquila, den Erfinder der Barzelletten, geboren 1466, geſtorben 1500 zu Rom; Bernardo Accolto von Arezzo, ſelbſt von Arioſto der Einzige genannt [4]); Criſtoforo von Florenz, mit dem Beinamen l'altissimo, und der bedeutendſte von Allen Andrea Marona von Pordenone, der ſeinen Geſang ſelbſt mit der Geige begleitete, und lateiniſch wie italieniſch improviſirte; er ſtarb jedoch nach manchem Schickſalswechſel 1527 als Bettler in einer elenden Herberge, u. A. m. Seit dieſer Periode wurde das Talent der Improviſation vollkommen einheimiſch in Italien, und ebenſo im Volke mit Liebe ausgeübt, wie von Einzelnen als Kunſt gepflegt. Seine wirkliche Blüthe-

---

*) Die Gabe der Improviſation im erſtern Sinne findet ſchon bei den hebräiſchen Propheten, und wird bereits auch an arabiſchen Dichtern aus der Zeit vor Muhammed gerühmt. (*K.*)

1) *Cicero*, Or. pro Archia poeta. cap. VIII.

2) Diez, Die Poeſie der Troubadours (Zwickau 1826). S. 49. *Raynouard*, Choix des poésies originales des Troubadours (Paris 1816—21). V, 31.

3) Fernow, Römiſche Studien (Zürich 1806). 2. Th. S. 304 fg.

4) *Ariosto*, Orlando furioso. III, 56. XLVI, 13.

zeit begann mit Bernardino Perfetti aus Siena, geboren 1681, bedeutend durch wiſſenſchaftliche Bildung wie durch wahre Genialität. Er erreichte eine ſolche Höhe des Talentes, daß er 1725 feierlich auf dem Capitol zu Rom gekrönt wurde. Dieſer talentvolle Dichter bediente ſich aller in Italien üblichen poetiſchen Formen für ſeine freien Vorträge, und brachte zuerſt die Anakreontiſchen Verſe bei den Improviſatoren in Aufnahme. Er ſtarb 1747 zu Siena. Nicht minder bedeutend war der nachher als dramatiſcher Dichter ſo berühmte Metaſtaſio, der in ſeiner Jugend durch ſeine Poeſien all' improviso alle Zuhörer entzückte, aber von ſeiner Begeiſterung jedes Mal ſo mächtig ergriffen wurde, daß er in eine faſt ohnmächtige Ermattung ſank. Es würde zu weit führen, wollten wir die Namen aller nach ihm erſchienenen italieniſchen Improviſatoren hier angeben, da deren Zahl zu groß iſt; wir heben daher nur als die ausgezeichnetſten hervor: die berühmte Corilla Olimpica (ihr eigentlicher Name war Maddalena Morelli Fernandez), welche 1776 auf dem Capitol wie Perfetti gekrönt wurde; Fortunata Sulgher Fantaſtici aus Livorno, Tereſa Bandettini und vor Allen Franceſco Gianni, der Einzige, deſſen Improviſationen auch die Feuerprobe des Druckes aushielten, und noch jetzt als höchſt correcte und vortreffliche Gedichte in hoher Achtung ſtehen. Unter den namhafteſten Improviſatoren unſerer Tage ſind als die vorzüglichſten zu betrachten: Roſa Taddei, Piſtrucci (in London lebend), Sgricci, der meiſterhaft ganze Tragödien in versi sciolti aus dem Stegreiſe dichtete, was vor ihm noch Keiner gewagt, und Bindocci, welcher kürzlich auch Teutſchland beſuchte und bei den Kunſtverſtändigen großen Beifall fand. In Spanien und Portugal iſt die Gabe der Improviſation ebenfalls heimiſch, und wird vom Volke mit großer Liebe gepflegt, jedoch nicht mit vorwaltender höherer Bildung als wirkliche Kunſt geübt. In den andern europäiſchen Ländern erſcheint ſie dagegen als eine große Seltenheit, und die Urtheile über einzelne Erſcheinungen dieſer Art ſind noch immer ſehr ſchwankend, da man keinen rechten Maßſtab dafür zu finden weiß. Frankreich hat den talentvollen Eugene Pradel, Holland den gründlichen de Clercq, der meiſt nur didaktiſche Gegenſtände behandelt, aufzuweiſen. In Teutſchland trat der Unterzeichnete zuerſt während der Jahre 1825 und 1826 auf; was er erſtrebte, welche Aufgabe er ſich ſtellte, und wie weit er ſich bemühte, das ihm angeborene Talent zu entwickeln und auf die Höhe der Kunſtbildung zu heben, davon hat er in der Vorrede zu einem ſo eben erſchienenen Werke ausführlich geſprochen, und verweiſt daher auf daſſelbe [5]); nach ihm ließen ſich bis jetzt die Herren Langenſchwarz, Böhringer und Volkert öffentlich in einigen Theilen Teutſchlands, der Erſtere auch im Auslande, hören; über die Leiſtungen derſelben ziemt ihm jedoch ebenſo wenig, wie über ſeine eigenen, ein Urtheil. (*O. L. B. Wolff.*)

Improvisiren, 1) in der Dichtkunſt, ſ. den vorhergehenden Art.; 2) in der Muſik, ſ. **Phantasiren.**

Impubes, ſ. **Pubertät.**

IMPUDENTIA, griechiſch **Anaedeia** (*Ἀναίδεια*), d. i. die Schamloſigkeit, Unverſchämtheit, hatte nach Cicero's Angabe [1]) von den Athenern auf den Rath des Epimenides, aus Kreta, einen eigenen Tempel geweiht erhalten [2]). (*R.*)

IMPUGNATIONSSCHRIFT (processual.), auch Gegendeductions- oder Beweisanfechtungsſchrift genannt, heißt derjenige der das ſolenne Haupt- oder Schlußverfahren im teutſchen Ordinar-Civilproceſſe bildenden Schriftſätze (Disputirſätze), worin der Gegner des Hauptbeweisführers den Beweis als mislungen oder als unvollſtändig erbracht darzuſtellen, und, wenn ein Gegenbeweis von ihm unternommen worden, nach entgegengeſetzter Richtung hin den Werth der Gegenbeweisführung zu zeigen, ſich zur Aufgabe macht. Gegen die ſonſt beim Verfahren in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten feſtgehaltene Regel, daß dem angreifenden Theile das erſte Wort gebühre, wird nach den Grundſätzen des gemeinen teutſchen Proceſſes (vergl. J. R. A. §. 56) mit dieſer Schrift das Hauptverfahren eröffnet; eine Anomalie, die daher ſich erklärt, weil der Product mit ſeinen illiquiden Beweiseinreden vor der Benutzung der Beweismittel nicht gehört wird, gleichwol aber im ordentlichen Proceſſe nicht ganz damit ausgeſchloſſen ſein kann. Ebendeswegen mag es auch wol kaum empfehlungswerth genannt werden, wenn manche Landes-Proceßordnungen, z. B. die ſächſ. erl. Proc. Ordn. ad Tit. XXIX. §. 2, unbedingt den Kläger das Hauptverfahren mit der ſogenannten Salvationsſchrift beginnen, dieſer aber des Beklagten Gegendeductionsſchrift nachfolgen laſſen. Was nun die äußere Form des Impugnationslibells anlangt, ſo iſt dieſe die bei Schriftſachen dieſer Art überhaupt übliche. Es wird nämlich im Rubrum zunächſt der Name der Schrift, die, wenn ſie ſich zugleich mit der Deduction eines vom Producten unternommenen Gegenbeweiſes beſchäftigt, auch wol Impugnations- und reſp. Salvationsſchrift benannt wird, angegeben; es werden ſodann die Namen der Streittheile, mit Angabe der Parteirollen, die ſie zu vertreten haben, und zwar werden der Name und die Parteirolle deſſen, von Seite deſſen die Schrift geliefert wird, und es wird endlich die Sache, in welcher die Schrift erfolgt, kürzlich bemerkt. Im Nigrum redet die Partei in der dritten Per-

---

5) Portraits und Genrebilder. Erinnerungen und Lebensſtudien (Caſſel u. Leipzig 1839). 3 Bde. 1. Th. S. I—XCVI. Daß übrigens die Improviſation teutſchem Geiſte und Volkscharakter und teutſcher Sprache nicht ſo fern liege, wie Viele behaupten, das beweiſen die religiöſen ältern Lieder der Brüdergemeinden, von denen ſehr viele bei dem Gottesdienſte ſelbſt von den Vorſängern improviſirt worden ſind. Vgl. die Vorrede zu: des evangeliſchen Liederbuches unter dem Titel: Brüdergeſang u. ſ. w. 2. Bd. (London 1754), wo es auf der dritten (nicht paginirten) Seite ausdrücklich heißt: „nämlich die lieder, die aus dem munde der Cantorum nachgeſchrieben worden, welche meiſt alle nur von 1739 bis 1741, welches die originale zeit dieſer Gabe war, wovon die itzige Cantorey von der art nur noch ſchwache ſpuren zeige, mit gnade, ſegen und ziemlicher präciſion, denn ſie tractirten Thesin, ſo gleich aus dem herzen gedichtet worden."

1) De legibus L. II, 11. 2) Vgl. auch Suidas unter d. Worte Θεός.

on. Auch geſchieht die Einreichung gewöhnlich mittels beſondern Präſentationsſchreibens und in doppelten Reinſchriſten, von denen das Gericht das eine Exemplar zu den Streitacten nimmt, das andere (das Duplicat) aber der Gegenpartei zufertiget. Für die innere Einrichtung werden dagegen von unſeren Proceſſualiſten[1]) mehrfach von einander abweichende Regeln an die Hand gegeben. Das Zweckgemäßeſte iſt im Allgemeinen wol, die Impugnationsſchrift, als ſolche, in drei Hauptabtheilungen zerfallen zu laſſen und folgendermaßen ſie zu ordnen. I. Die erſte Hauptabtheilung beſchäftigt ſich — ohne Vorausſchikung einer Species facti und eines Actenextractes, von denen hier ſchwerlich ein Nutzen abgeſehen werden könnte — mit einer Prüfung der Fatalien und Formalien des Beweiſes. Insbeſondere wäre hier die Einrede der verſpäteten Beweisantretung, findet ſich anders Anlaß dazu in den Acten, nachzuholen oder näher aus einander zu ſetzen. II. In einer zweiten Hauptabtheilung erörtere der Product zuvörderſt a) — wenn anders darüber bei der Beweisantretung nicht bereits erſchöpfend verhandelt worden iſt, oder das Beweisinterlocut noch Zweifel darüber übrig gelaſſen hat —, was im Fragefalle re vera Vorwurf des Beweiſes war; wobei namentlich Einwendungen aus dem Geſichtspunkte der Irrelevanz und des Unerſchöpfenden des Beweisſatzes ihre Stelle finden würden. Ein zweiter Abſchnitt dieſer Hauptabtheilung werde demnächſt b) der Unterſuchung darüber gewidmet, was bewieſen worden iſt, alſo einer Unterſuchung des Werthes der Beweisführung; und zwar würde hier vor allen Dingen α) die Glaubwürdigkeit der zur Anwendung gebrachten Beweismittel erörtert, nicht minder würden die Beweiseinreden, die früher noch nicht vollſtändig erledigt, oder noch nicht vollſtändig discutirt worden, ins volle Licht zu ſetzen, ingleichen die desfalls etwa ſchon am Schluſſe des Productionsverfahrens beigebrachten Incidentbeweiſe zu deduciren ſein. Hierauf folge β) eine Prüfung des Inhalts der angewendeten Beweismittel ſelbſt (der Beweisgründe) — weniger zweckmäßig nach der Reihenfolge der Beweisartikel, als ſo, daß das Beweisthema in ſeine einzelnen Beſtandtheile zergliedert wird und dieſe einzeln erörtert werden, auch bei der Erörterung eines jeden ſogleich Alles, was die Acten dafür oder dawider enthalten, gegen einander abgewogen und der Grad der darüber vorhandenen juriſtiſchen Gewißheit zu beſtimmen geſucht wird; während demnächſt γ) eine Unterſuchung darüber ſich anreihe, wiefern aus allem dem, was zu den einzelnen Beſtandtheilen des Beweisſatzes ſich ergibt, ein Ganzes ſich bilden laſſe. Zugleich ſind dabei die Gründe für den einen oder den andern nothwendigen Eid anzuführen, auch etwanige desfalls jetzt noch zuläſſige Nova vorzutragen und alsbald zu beſcheinigen, z. B. Nachweiſe über die vita antea acta der Gegenpartei zu liefern, die es bedenklich machen müßten, ihr einen nothwendigen Eid aufzuerlegen. III. Die dritte Hauptabtheilung der Impugnationsſchrift endlich unterſuche die von dem Rechtsſtreite überhaupt gelieferten Reſultate, wobei denn beſonders auch der Koſtenpunkt und alle ſonſtige Streitpunkte, die etwa bei der Faſſung der Interlocutorien ausgeſetzt blieben (z. B. eine theilweiſe Compenſation), mit zu erwägen ſind. Auf jeden Fall iſt dem directen Gegenbeweiſe, wo ein ſolcher mit in Frage kommt, kein eigener Abſchnitt in der Impugnationsſchrift zu widmen, die Deduction deſſelben vielmehr bei den einzelnen Abſchnitten der Kritik des Beweiſes mitzunehmen, weil hier eine Gemeinſchaft beider Beweisführungen vorhanden iſt, und beide die nämlichen Thatſachen zum Gegenſtande haben; hat hingegen der Product zugleich einen indirecten Gegenbeweis (Einredenbeweis) geführt, ſo beginnt deſſen Deduction in der Impugnationsſchrift am füglichſten da, wo der zweite Abſchnitt der Beweisanfechtung endigt, und es verbreitet ſich jene nur in der dritten Hauptabtheilung über die Anfechtung des Beweiſes und die Salvation des Gegenbeweiſes zuſammen. Die Schlußbitte wird bei der Impugnationsſchrift in der Regel keine andere ſein können, als die beim Klaglibell, oder, bezüglich, bei der Einredeſchrift vorgetragene, womit zugleich die Hinterſetzung zum Urtheil verbunden wird. Die Friſt zur Einreichung derſelben beſtimmt, wo ſie nicht, wie namentlich in den meiſten ſächſiſchen Ländern[2]), durch die Proceßordnung ausdrücklich feſtgeſetzt iſt, der Richter, und zwar am Beſten ſofort peremtoriſch. (*B. Emminghaus.*)

IMPULSORIALES (scil. litterae). Man verſteht hierunter in der Proceßwiſſenſchaft ſchriftliche Anmahnungen des einen Gerichts an das andere wegen ſchleuniger Betreibung von obſchwebenden Rechtsſachen. Sie ſpielten namentlich in der ſogenannten Reichsproceßpraxis ſonſt eine große Rolle, weil bei der Langſamkeit des Verfahrens im Reichskammergerichte und Reichshofrathe die intereſſirten Parteien ſowol, als die Territorialgerichte ohne beſtändig wiederholte Sollicitationen um Beförderung ihrer Angelegenheiten faſt niemals zum Ziele gelangten. Darum gehörten ſie auch bei dieſer Art von Proceſſen völlig zum ordnungsmäßigen Verfahren[*]). (*Emil Ferd. Vogel.*)

Imputation, ſ. **Zurechnung**.

IMRE, Szent, 1) ein zur Bisthumsherrſchaft zu Großwardein gehöriges großes Dorf, im Ér-mellyéker Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der bikarer Geſpanſchaft des Kreiſes jenſeit der Theiß Oberungarns, im öſtlichſten Theile der großen oder untern ungariſchen Ebene, am rechten Ufer des ſumpfigen Berettyófluſſes gelegen, nicht ganz eine teutſche Meile ſüdſüdoſtwärts von dem Markte Dioſzegh entfernt, mit 213 Häuſern, 1283 magyariſchen Einwohnern, welche Feldbau und Viehzucht treiben und 1209 Reformirte, 62 Katholiken, acht Juden und vier nicht unirte Griechen unter ſich zählen, einer

1) Vgl. z. B. Klapproth, Einleitung in den ordentlichen bürgerlichen Proceß. 2. Bd. §. 290 fg. Gensler, Anleitung zur gerichtlichen Praxis in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten. 2. Th. Herausgegeben von Morſtadt. §. 96.

2) Vgl. Kori, Theorie des ſächſ. bürgerlichen Proceſſes (Jena 1822). §. 134.

*) Vgl. hierüber unter andern die Abhandlung von *J. P. Kress* (resp. *J. G. Kopmann*) Singulares observationes circa processum, praecipue camerae imperialis et judicii aulici. (Helmst. 1718. 4. Ed. nov. 1746.)

eigenen Pfarre der Evangeliſchen helvetiſcher Confeſſion, einer katholiſchen Filialkirche, einem Bethauſe der Reformirten und einer Schule. 2) Ein, ſlow. Swati Imrich, teutſch St. Emerich genanntes, mehren adeligen Familien gehöriges Dorf, im theißer Gerichtsſtuhle der heveſcher und äußeren ſzolnoker Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns, an den ausgedehnten am linken Theißufer ſich hinziehenden Sümpfen in der großen oder untern ungariſchen Ebene gelegen, 1¼ teutſche M. ſüdſüdweſtwärts von Tiſza-Füred entfernt, mit 195 Häuſern, 1368 magyariſchen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 24 Katholiken und 15 Juden, ſämmtlich Calviniſten ſind, einer eigenen Pfarre und Kirche der Evangeliſchen helvetiſcher Confeſſion, und einer Schule. 3) Ein, ſlow. Merecſicze genanntes, der adeligen Familie Károlyi gehöriges Dorf, im ſiroker Gerichlsſtuhle der ſároſer Geſpanſchaft im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns, am linken Ufer des Szonikafluſſes, in gebirgiger Gegend gelegen, zwei Stunden ſüdſüdweſtwärts von Eperies entfernt, mit 43 Häuſern, 334 ſlowakiſchen Einwohnern, welche ſich durch die Landwirthſchaft ernähren, und, außer zwei Proteſtanten und ſieben Juden, ſämmtlich Katholiken ſind, und einer katholiſchen Filialkirche. 4) Zwei Prädien, deren eines im ſimegher und das andere im peſther Comitate liegt. (*G. F. Schreiner.*)

IMREGH, ein großes von Magyaren bewohntes Dorf im ujhelyer Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der zempliner Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns, am rechten Ufer des Bodrocſkafluſſes, in einer von Gebirgen eingefaßten Ebene gelegen, etwas über ½ teutſche Meile nordwärts von Zemplin entfernt, mit 111 Häuſern, 804 Einwohnern, deren 479 Katholiken, 276 Evangeliſche und 49 Juden ſind, einer eigenen mit dem Convente der Minoriten verbundenen alten katholiſchen Pfarre, welche ſchon im J. 1333 beſtand und im J. 1753 wieder hergeſtellt wurde, zum gálſzécher Vicearchidiakonats-Diſtricte des Bisthums Kaſchau gehört und unter keinem Patronate ſteht, einer dem heil. Franz Seraphicus geweihten katholiſchen Kirche, einem Kloſter der Minoriten, einem Paſtorate und Bethauſe der Evangeliſchen helvetiſcher Confeſſion, einem Schloſſe der freiherrlich Barkóczy'ſchen Familie und einer Schule.
(*G. F. Schreiner.*)

IM RÜCKEN SCHLAGEN. Man gebraucht dieſen Ausdruck vom Tuche, wenn es nach vollendeter Appretur in der Breite ſo zuſammengelegt wird, daß Sahlleiſte auf Sahlleiſte und die rechte Seite innen liegt, wie es beim Verkaufe gebräuchlich iſt. (*Karmarsch.*)

Imrulkeis, ſ. Amru el Kais.

Imrus, ſ. Imbros.

IMSBACH, ein Pfarrdorf im Cantone Winnweiler des bairiſchen Rheinkreiſes, mit 95 Häuſern, 823 Einwohnern, unter welchen 38 Juden ſind, ½ Stunde von Winnweiler. Die Brauneiſenſteingrube daſelbſt liefert jährlich 32,890 Centner. (*Eisenmann.*)

Imsire, franzöſiſch ſo viel als Vansire, Mustela galera *Linn.*. ſ. Mustela.

IMSLAND. Dieſes ſeit 200 Jahren im Königreiche Baiern blühende, theils gräfliche, theils freiherrliche Geſchlecht, welches aber ſeine meiſten Herrſchaften in Ober- und Unteröſterreich hat, iſt niederländiſchen Urſprungs und hält ſich berechtigt, mit dem ausgeſtorbenen Dynaſtengeſchlecht Palland denſelben Stammvater anzunehmen, was Johann Benignus Schachtner in ſeiner hiſtoriſchen Genealogie des uralten Panier und freiherrlichen Hauſes von Imsland (Salzburg 1719) weitläufig erörtert und in einer Stammfolge von Sebaſtian v. Palland, der zuerſt im J. 1021 ſich von Imsland nannte, darzuſtellen geſucht hat. Aus dieſem Geſchlechte zeichnete ſich vorzüglich aus: Friedrich, Panierherr von Imsland, Ritter des Ordens vom heil. Johannes, der als Befehlshaber der Ordensflotte (1453) ſo tapfer und glücklich gegen die Türken kämpfte, daß der Großmeiſter mit Zuſtimmung der Würdenträger demſelben die Auszeichnung verlieh, das Panier des Ordens in ſeinem Wappen führen zu dürfen, welches ſpäter auf das ganze Geſchlecht übergetragen wurde. Adolf, deſſen Brudersſohn, wurde Edelknabe am Hofe des Kaiſers Maximilian I., darauf Kammerjunker und Hauptmann der Trabanten bei Kaiſer Karl V. Heinrich, Ritter, war bei dem nämlichen Kaiſer (1555) Truchſeß. Einer ſeiner Enkel, Johann Ignaz I. (geb. 1613, † 1679) herzogl. bairiſcher Hoftruchſes und Hofkriegsrath, darauf Commandant von Braunau und Hauptpfleger zu Maltigkhofen, pflanzte ſein Geſchlecht in Baiern fort, wo er ſich die Schlöſſer Thurnſtein und Poſtmünſter erwarb. Mit ſeiner Frau, Salome von Flanz, erzeugte er zwei Söhne: Johann Ignaz II., der mit Katharina, Freiin von Stauding, Radolfsberg und Wagrain erhielt, aber keine Kinder hinterließ, und Johann Sebaſtian (geb. 1643, † 1696). Als Hauptmann diente dieſer dem Könige Karl II. von Spanien, und kehrte ſpäter nach Baiern zurück, wo er Hoftruchſeß wurde. Der Kaiſer Leopold erneuerte in ſeiner Perſon und für ſeine Nachkommen des heil. röm. Reichs Freiherrn- und Panierſtand (1689). Mit ſeiner Gemahlin, Maria Franziska Gräfin von Rham, erheirathete Johann Sebaſtian das Schloß und die Herrſchaft Wildenau und hinterließ von ihr zwei Töchter: Maria Anna (geb. 1680), verheirathet an den Grafen Gottfried von Königsfeld zu Oberaichach, und Maria Eleonora (geb. 1693), vermählt mit Graf Joſeph von Tuntzlern; auch hatte er einen Sohn, Joſeph Maria (geb. 1691, † 1740), welcher fürſtl. ſalzburgiſcher Kämmerer, Viceoberſtallmeiſter und Hauptpfleger zu Staufenegg wurde. Dieſer vermählte ſich 1712 mit Maria Anna Gräfin von Kuefsſtein, Sternkreuzordensdame (ſie ſtarb 1752). Seine Ehe war mit drei Söhnen und drei Töchtern geſegnet, nämlich: Joſeph Maria (geb. 12. März 1713), vermählt mit Maria Anna, Freiin von Schuß zu Peilnſtein, die aber kinderlos ſtarb; Maria Anna (geb. 1714), verheirathet an Karl Joſeph von Hacklödt zu Wiedenbruck; Maria Thereſe (geb. 1715), verehelicht mit Auguſt Freiherrn von Leonrod, kurbairiſchem Kämmerer; dann die beiden Söhne Ludwig Maria und Franz Maria (geb. 1720), welcher letztere kurbairiſcher Kämmerer und Hauptmann unter dem Leibregimente wurde; endlich Johanna (geb. 1724, † 1801), Gemahlin von Georg Chr. Graf von

Digitized by Google

Hoheneck zu Schlüſſelburg, Sternkreuzordensdame. Der zweite Sohn, Ludwig Maria (geb. 1718, † 1778), kurbairiſcher Kämmerer, erheirathete mit Maria Joſepha von Mächtling, als der letzten ihres Geſchlechtes, die Herrſchaft Markelhofen. Von dieſer Gemahlin erhielt er fünf Söhne und drei Töchter. Die Töchter waren Maria Anna (geb. 1748), Hofdame bei dem Herzoge von Pfalz-Birkenfeld; Maria Cordula (geb. 1752), Stiftsdame zu Eibingen im Rheingau, und Maria Antonia (geb. 1756, † 1804), verheirathet 1796 mit Karl Joſeph, Freiherrn von Stein zu Jettingen und Eberſtein. Von den Söhnen war Joſeph Maria (geb. 1759) Domherr zu Freiſing; dann folgte Johann Nepomuk, der den Stamm fortführte, ferner Ignaz Maria (geb. 1762), königl. bairiſcher Oberſtlieutenant, endlich Ludwig Maria und Ferdinand Maria. Johann Nepomuk, der zweite Sohn von Ludwig Maria I. (geb. 1760), Malteſer-Ehrenritter, königl. bairiſcher Kämmerer, vermählte ſich 1792 mit Genoſeva Freiin von Hornſtein zu Bieningen und Hohenſtoffeln, aus welcher Ehe ein Sohn, Johann Nepomuk Maria (geb. 31. März 1797), und vier Töchter hervorgingen. Ludwig Maria II. (geb. 1770), vierter Sohn von Ludwig Maria I., wurde am kurbairiſchen Hofe als Edelknabe erzogen und verheirathete ſich mit Joſepha Binder; in ſeiner Ehe erzeugte dieſer zwei Söhne, Ludwig (geb. 1794) und Max Joſeph (geb. 1797). Endlich Ferdinand Maria (geb. 1765), der jüngſte Sohn von Ludwig Maria I., königl. bairiſchem Kämmerer, vermählte ſich 1788 mit Maria Anna Gräfin von Hoheneck und nach deren Tode (1799) mit ihrer Schweſter Suſanna, Erbtöchter des Grafen Georg Ehrenreich von H. Er wurde von ſeinem Schwiegervater, da deſſen einziger Sohn, der Graf Achatz, der letzte männliche Sprößling dieſes Geſchlechtes, unverheirathet bleiben wollte, adoptirt, unter der Bedingung, Namen und Wappen (ſ. d. Art. Hoheneck, 2. Sect. 10. Th. S. 359) anzunehmen. Er führt daher die Titel Frhr. Imsland, Herr zu Markelhofen und Wildenau, Graf von Hoheneck zu Schlüſſelberg. Die ererbten Beſitzungen waren die Herrſchaften und Schlöſſer Schlüſſelberg, Tratteneck, Oberwies, Tröſtlberg, Dorf an der Ens, Steinbach, Brunnhof, Waſſing, Reitersdorf, Gallsbach und Lichteneck. Aus der erſten Ehe iſt ein Sohn, Ferdinand Maria (geb. 1790), und eine Tochter, Maria Anna (geb. 1797), geboren. Die zweite Ehe iſt kinderlos geblieben. Das Wappen der Freiherren von Imsland: in einem blauen Felde ein goldener zweigeſchwänzter und mit einem Fürſtenhute bedeckter Löwe, auf deſſen Leibe ein rothes Schildchen, in welchem das weiße achteckige Kreuz des Malteſerordens befindlich iſt. Hinter dem Schilde ragen die Spitzen des Malteſerkreuzes hervor. Dieſes Schild wird von einem geharniſchten Manne mit der rechten Hand gehalten, welcher einen Fürſtenhut auf ſeinem Helme hat, auf dem ſich ein Buſch von ſieben Federn befindet. Mit der linken Hand hält er ein rothes Panier mit goldenen Franzen, worin abermals das ſilberne Malteſerkreuz zu ſehen iſt. Das Wappen der Grafen von Imsland-Hoheneck iſt durch das Hoheneckiſche vermehrt. (*Alb. Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

IMST, IMBST, in ältern Schriften und Urkunden auch Uembst, latein. Umbista, 1) eine dem Grafen von Ferrari gehörige Herrſchaft mit der noch vor Kurzem auch das dieſer Familie gehörige Patrimonial- und Lehngericht verbunden war, das aber gegenwärtig kaiſerlich iſt, im k. k. Landgerichte gleiches Namens, im oberinnthaler Kreiſe und Viertel der gefürſteten Grafſchaft Tyrol. 2) Ein nach dem Markte gleiches Namens benanntes k. k. Patrimoniallandgericht zweiter Claſſe, welches in 12 Unterabtheilungen, 138 Gemeinden mit 1165 Häuſern, 2113 Familien und 11,188 Seelen umfaßt. Unter der Einwohnerzahl befinden ſich 5064 Männer und 5475 Weiber; ſie ernährt ſich theils vom Betriebe der Landwirthſchaft, dem Straßengewerbe, und Bergbaue (beſonders auf Blei und Eiſen), und theils vom Betriebe verſchiedener Manufacturen (vorzüglich in Leinen, Seide, Baumwolle), der Eiſenwaarenfabrication, endlich ſelbſt durch die Zucht und den Handel mit Canarienvögeln, und dadurch, daß ſie als Feldarbeiter, Maurer, Zimmerleute, einen Theil des Jahres außer Landes um Lohn arbeiten. In dem Bezirke dieſes Landgerichtes befinden ſich ein Markt, 8 Dörfer, 91 Riede (Häuſergruppen), ein Weiler und 37 Einödhöfe. Die Seelſorge beſorgen zwei Pfarrer, ſieben Curatien, drei Kaplaneien und drei Expoſituren. 3) Ein nach dem Markte Imſt benanntes Dekanat des Biſthums Brixen, welches ſich über die Landgerichte Imſt und Petersberg erſtreckt, und in ihrem Sprengel zwei Pfarreien, ein Capucinerkloſter, 15 Curatien, zwei Kaplaneien und eine Expoſitur, 25 Elementarſchulen, 23 Prieſter und 12,268 Seelen hat. 4) Ein hübſcher Markt (47° 14′ 20″ n. Br., 28° 23′ 30″ ö. L., Pfarrthurm 43,439 wien. Kl. über der Meeresfläche) des oberinnthaler Kreiſes der gefürſteten Grafſchaft Tyrol. Zugleich Sitz des Kreisamtes und des k. k. Patrimonialgerichtes, eine halbe Stunde vom linken Ufer des Innfluſſes, am rechten Ufer des Gürgelbaches, über welchen eine Brücke führt, an der von Insbruck über den Arlberg nach Bregenz führenden Commercial- und Poſtſtraße, in einer von allen Seiten offenen Tiefe gelegen, fünf Poſten von Insbruck entfernt, mit 182 Häuſern, welche den anſehnlichſten Ort des ganzen Kreiſes bilden, 2218 Einwohnern, einer katholiſchen Dekanatspfarre, welche zum Biſthume Brixen gehört und von drei Prieſtern verwaltet wird, einer der Himmelfahrt Mariä geweihten katholiſchen Pfarrkirche, welche vor dem Brande (1822) ein ſehr ſchönes Hochaltarbild von Ignaz Heyl und im Chore vorzüglich gelungene Freſken beſaß, und fünf andern Kirchen, worunter die St. Johanniskirche ein ſchönes Altarblatt, die Beſchneidung Chriſti von Philipp Jacob Greſt, die Lorenzkirche auf dem Calvarienberge ein Altarblatt von Joſeph Mages und die Streliſche Kapelle Freskogemälde von J. G. Wittwer beſitzen; einer Kreishauptſchule, einem Capucinerkloſter, einer Salzfactorei, einem Berggerichte, einem Wald- und Rentamte, einer Poſtſtation, welche mit Naſſereith und Landeck Pferde wechſelt, einem Magiſtrate und beſuchten Jahrmärkten. Der Ort brannte am 7. Mai 1822 bis auf 14 Häuſer ab. Der Handel mit Canarienvögeln hat auch bedeutend abgenommen. (*G. F. Schreiner.*)

Digitized by Google

IMSTERBERG, 1) ein zur Herrſchaft Imſt gehöriges Dorf im k. k. Landgerichte Imſt des oberinnthaler Kreiſes der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, am rechten Innufer gelegen, mit einer eigenen katholiſchen Curatie, welche zum imſter Dekanate des Biſthums Brixen gehört, und 532 Pfarrkinder zählt, einer der ſchmerzhaften Mutter Maria geweihten katholiſchen Kirche und einer Schule. Unterhalb dieſer Gemeinde breitet ſich der Inn gewaltig aus und zeigt viele Untiefen und Sandbänke. 2) Eine Unterabtheilung des Landgerichtes Imſt, mit 60 Häuſern, 88 Familien und 467 Einwohnern, zu welcher die Ortſchaften Imſterberg, Imſterau, Vorder- und Hinterſpadegg, Höſlen, Endsfeld und Schottenrühl gehören.
(*G. F. Schreiner.*)

IMUTHES, eine Gottheit der alten Ägypter, erſcheint als Sohn des Phtha und der Hephäſtobule, iſt in ſeinen Functionen dem Äskulap vergleichbar, und gehört zu den ſogenannten Kabiren. Vgl. daher über ihn Hephaestobule, Kabiren und Phtha. (*R.*)

INA, 1) Nach Ptolemäus eine ſonſt weiter nicht bekannte, daher wahrſcheinlich unbedeutende Stadt Hohlſyriens (im ſüdlichen Theile Syriens) in der Nähe der Hauptſtadt Damaskus, weſtlich von derſelben gelegen.
2) Städtchen in Sicilien, ſ. Ichana.
(*S. Ch. Schirlitz.*)

Inaccessibile (L'), ſ. Erfrischungsinseln.

Inachia, ſ. unt. Leukothea.

Inachis, Beiname der Iſis (ſ. den Art.).

INACHORIUM. Nach Ptolemäus eine Stadt auf der Inſel Kreta, jetzt Kandia, nahe bei dem ſüdweſtlichen Vorgebirge Criumetopon. (*S. Ch. Schirlitz.*)

INACHUS, 1) Geſchichte. Inachos (*Ἴναχος*), bezeichnet in der griechiſchen Sagengeſchichte den Vertreter der phöniziſchen Niederlaſſung am argoliſchen Meerbuſen. Dem mythiſchen Heros Inachus ſelbſt, den man zwiſchen 1800 und 2000 v. Chr. zu ſetzen pflegt, theilen die Sagen eine bedeutende Rolle in der älteſten argiviſchen Geſchichte zu. Er war der Sohn des Oceanus und der Thetys, alſo wahrſcheinlich ein über das Meer gekommener Anführer einer phöniziſchen Colonie von der ägyptiſch-libyſchen Küſte, welcher in Argolis landete, dort vielleicht die vereinzelt lebenden und zur Cultur langſam fortſchreitenden Pelasger, einen Hauptſtamm der früheſten Bevölkerung Griechenlands, vorfand und ſie zu vereinigen ſuchte. Den Fluß aber, welcher dieſen Vereinigungspunkt durchſtrömte, nannte er nach ſeinem Namen, darum dieſer ſpäter zum Flußgotte des Landes und jener zum erſten Heros oder Stammvater der älteſten argoliſchen Könige, der Inachiden, erhoben wurde. Für die Geſchichte an ſich hat dieſe Sage kaum einen Werth, etwa nur den, daß unter dem Einwanderer Inachus die Anfänge eines Staates im Peloponnes ſich geſtalteten, und dieſer mit den aſiatiſchen und nordafrikaniſchen Küſtenländern in Verkehr ſtand. Die Sage erzählt ferner vom Inachus: er habe mit der Oceanide Melia oder Arrhia den Phoroneus und den Ägialeus gezeugt. Auch die ſchöne Beiſchläferin des Jupiter, Io, wird für ſeine Tochter gehalten, doch finden ſich in den Angaben von ihrer und des Ägialeus Abkunft Widerſprüche. Als Merkwürdigkeit wird von Inachus noch berichtet, daß er bei dem Streite der Juno und des Neptun um den Beſitz von Argos zum Schiedsrichter erwählt wurde und zu Gunſten der Erſteren erkannte. Der Flußgott rächte ſich durch gänzliche Austrocknung der Gewäſſer des Landes, wodurch er ſich die Verehrung daſelbſt erzwang. Dies mag alſo einen Streit über den Cultus beider Gottheiten in Argos bedeuten, wobei endlich beiden gleiche Rechte zugeſtanden wurden. Die Fabel läßt ſein griechiſches Küſtenreich 550 Jahre beſtehen, und ſetzt nach ihm noch acht Nachfolger, Inachiden genannt, auf ſeinen Thron, die ſich um die Cultur des Landes nach einander verdient gemacht haben. Sein Sohn Phoroneus regiert nach ihm, dann Ägis, Argus, Chryaſus, Phorbas, Triopas, Sthenelus und Gelanor, welcher vom Einwanderer Danaus, den wir gleichfalls der Mythe überlaſſen müſſen, verdrängt wurde.
(*B. Röse.*)

2) Geographie. Unter dem Namen Inachus kennt man in der alten Geographie zwei Flüſſe Griechenlands, den einen minder bekannten in Akarnanien, der auf dem Berge Thyamos entſpringt, bei Argos Amphilochium vorbeiſtrömt und in den Acheloos fällt, nach Kruſe jetzt Voincovo, nach Andern jetzt Krikeli; den andern in Argolis, der aus der Mythologie der älteſten argoliſchen Könige bekannt iſt, auf dem Gebirge Artemiſium an der Grenze Arkadiens entſpringt, 1½ geographiſche Meile von Argos bei dieſer Stadt vorbeifließt und ſich dann in den argoliſchen Meerbuſen ergießt, nachdem er den Bach Kephiſſos öſtlich, und den Bach Charadros weſtlich von Argos aufgenommen hat. Im Sommer trocknet er nicht ſelten ganz aus*). Jetzt heißt das Flüßchen bald Najo, bald, nach der Angabe Anderer, Splaniſſa, Zeria, oder auch Planiza und Petri: ein Umſtand, der Wunder nehmen kann. Es iſt allerdings ſehr auffallend, daß man einen Gegenſtand der ſich ewig gleichbleibenden Natur nicht ſicherer bezeichnen kann, und da ſchwankt, wo es doch nur einer Erkundigung bedarf; wie wenn man nicht mit Beſtimmtheit angeben könnte, an welchem Flüßchen Leipzig oder Göttingen liegt. Ein Blick in die geographiſchen Lehrbücher Sachſens und Hannovers könnte die Ungewißheit heben. So glücklich ſind wir aber eben noch nicht in Beziehung auf Neugriechenland. Denn immer noch wird ein ſtatiſtiſch-geographiſches Lehrbuch dieſes neuen Staates von einem Einwohner und Augenzeugen erwartet, obwol es zu hoffen ſteht; bis dahin würde ein Werk ausreichen, das uns nur dem Titel nach bekannt iſt, aber in die einzelnſten Details des Peloponnes in topographiſcher Hinſicht ſich einlaſſen ſoll: Expédition scientifique de Morée par *M. E. Puillon-Boblaye*, cap. d'état major, ect. ect. *F. G. Lavrault* (1836 zu Paris in 4.). Die mythologiſchen Beziehungen des Inachos, ſeines Sohnes Phoroneus, der Melia, Io und Anderer findet man beim Apollodorus in der Biblioth. Libr. II. cap. 1 sq., wozu verglichen wer-

*) Vgl. Sickler im Handb. d. alten Geogr. 2. Aufl. 2. Th. S. 64 und Mannert in ſ. Geogr. Griechenlands. S. 643. 644.

den muß Gottfr. Hermann's bekannte Abhandlung: De historiae Graecae primordiis dissertatio (Lips. 1818. 4.). (*S. Ch. Schirlitz.*)

3) Zoologie. Inachus nannte Fabricius zuerſt eine Gattung der Krebſe (Crustacea), welche von Latreille und den ſpätern Autoren zwar beibehalten, aber auf viel engere Grenzen beſchränkt worden iſt. Sie umfaßte nämlich in jener weitern Ausdehnung faſt alle diejenigen Brachyuren (ſ. d. Art.), welche die große Familie der Oxyrhyncha bilden, doch mit Ausnahme der Parthenopidae, die Fabricius ebenfalls zuerſt zu einer beſondern Gattung erhob, und Parthenope benannte. Um das Verhältniß dieſer verſchiedenen Gruppen beſſer würdigen zu können, iſt es nöthig, hier die Gruppirung der Brachyuren überhaupt zugleich mit zu erörtern, indem die neueſten Unterſuchungen eine andere und richtigere Baſis der Eintheilung geliefert haben, als die in jenem Artikel gegebene.

Nach Milne-Edwards nämlich, deſſen histoire naturelle des Crustacés (Par. 1834. sq.) Alles enthält, was zur Naturgeſchichte der Krebſe Weſentliches gehört, zerfallen die Brachyuren oder Krabben in vier große Gruppen, welche wir Zünfte nennen wollen, ſie ſind:

I. Die Spitznaſen (Oxyrhyncha), mit verkehrt eiförmigem, nach Vorn ſpitzem Bruſtpanzer; neun Kiemen, welche die Kiemenhöhle ganz erfüllen, und der männlichen Geſchlechtsöffnung am Grundgliede der Hinterfüße. Fühlergegend ebenſo groß als der geſammte Mundrand.

II. Die Mondkrabben (Cyclometopa), mit vorn ...ogenförmig abgegrenztem, hinten ſtark verſchmälertem ...ruſtpanzer, ebenſolchen Kiemen und männlicher Ge...chlechtsöffnung, aber kleiner Fühlergegend, die kaum ...alb ſo groß iſt, als der Mundumfang.

III. Die Würfelkrabben (Catometopa), mit ...ohem, ſtark gewölbtem, würfel- oder herzförmigem ...ruſtpanzer; kleinen minder zahlreichen Kiemen, welche ...ie Kiemenhöhle lange nicht ausfüllen, und der männlichen ...eſchlechtsöffnung am Bruſtbeine ſelbſt in einer Quer...urche. Fühlergegend kaum $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ ſo groß als der ...undrand.

IV. Die Kreiskrabben (Oxystoma), mit kreis...der kugelförmigem Bruſtpanzer, deſſen Stirntheil gar ...icht hervortritt, und Kiemen, die zwar klein ſind, aber ...ie Kiemenhöhle doch ganz ausfüllen. Männliche Ge...hlechtsöffnung an den Hüften des letzten Fußpaares; ...ühlergegend ſehr klein.

Jede dieſer vier Zünfte enthält mehre Familien, und ...nter dieſen findet ſich in der erſten Zunft auch die Fa...ilie der Macropoda, welcher die Gattung Inachus ...gehört. Neben ihr ſtehen noch zwei andere Familien, ...ämlich die Majidae und Parthenopidae, von denen ...iden ſich die zuerſtgenannte der Macropoda leicht durch ...e Länge der Beine, namentlich des zweiten oder dritten ...aares, unterſcheidet, indem eins dieſer die übrigen alle ...imer überragt, und wenigſtens zweimal ſo lang iſt, als ...r Bruſtpanzer, ohne den ſpitzen Vorſprung vor den Au...n gerechnet.

Unter den zehn Gattungen, welche die Familie der Makropoden bilden, iſt nun Inachus nicht blos die zahlreichſte an Arten, ſondern auch diejenige, deren Arten am häufigſten gefunden werden. Sie bewohnen freilich das tiefe Meer, nicht die flachen Küſten, aber halten ſich gern auf Auſterbänken auf, und werden mit den Auſtern hervorgezogen. Alle haben auf der Oberfläche ein dichtes filziges Haarkleid, in dem ſich nicht blos Sand und Schlamm feſtſetzt, ſondern auch kleine Polypen und Meergewächſe, ſodaß die eben nicht großen Thierchen dadurch höchſt unkenntlich werden. Die Färbung ihres Panzers iſt daher unbedeutend, allermeiſt bräunlich. Beſſer als an dieſen, noch mehren Krebſen eigenen Merkmalen, erkennt man die Inachusarten an folgenden Charakteren.

Ihr Bruſtpanzer iſt dreieckig, mit noch vorgewendeter Spitze, abgerundeten Hinterecken und höckeriger Oberfläche; der Schnabel, oder die Verlängerung des Bruſtpanzers, welche vor den Augenhöhlen ſich befindet, iſt nur kurz. Die Augenhöhlen liegen eigentlich an der Seite dieſes Schnabels, ſind nicht ſehr tief, doch deutlich genug, und die Augenſtiele gelenken in ihrem vordern Winkel, ſodaß die Augen wagrecht nach Hinten zurückgeklappt werden. Unmittelbar vor der Augengrube iſt das Grundglied der äußern Fühler befeſtigt, es iſt mit dem zweiten zuſammen ſo lang als der Schnabel. Die Gegend über dem Maule, das ſogenannte Kopfſchild (clypeus s. epistomis) iſt etwas breiter als lang. Umgekehrt verhält ſich das dritte Glied des innern Lappens des letzten Paares der acceſſoriſchen Mundtheile, indem dieſes länger iſt, als breit; es hat dabei ziemlich die Form eines Dreiecks, deſſen Baſis nach Vorn ſteht, und mit dem an dem äußern oder vordern Winkel das folgende vierte Glied in Verbindung ſteht. Das Bruſtbein zieht ſich plötzlich zwiſchen den Gelenkgruben des erſten Fußpaares zuſammen, und iſt dabei nicht völlig ſo lang als breit. Die ſcherenförmigen Beine des erſten Paares ſind beim Weibchen ſehr kurz, dagegen ziemlich lang beim Männchen; die Scheren ſelbſt ſind ſpitz und nach Innen gebogen. Alle folgenden Fußpaare haben eine cylindriſche, ſchlanke Form, das erſte derſelben iſt viel länger als die Schere, überhaupt das längſte von allen, meiſtens dreimal ſo lang als der Bruſtpanzertheil hinter den Augen; die folgenden werden allmälig kürzer und enden, gleich dem zweiten, mit einer einfachen, langen, runden, gebogenen Kralle. Der Hinterleib beſteht aus ſechs deutlichen Ringen, iſt beim Männchen Anfangs nur ſo breit als der Raum zwiſchen den Hinterfüßen, wird dann plötzlich viel breiter und verſchmälert ſich nun wieder mittels ſeiner ausgeſchweiften Seitenränder. Der weibliche Hinterleib iſt, wie bei allen Krabben, kreisrund.

Die Arten laſſen ſich nach der Bewaffnung des Bruſtpanzers wieder in mehre Sectionen bringen, wie folgt:

I. Auf dem Magenbuckel des Bruſtpanzers ſtehen fünf Höcker oder Stacheln, ein großer mittlerer mehr nach Hinten, vier kleinere vor ihm in einer Querlinie.

1) In. Scorpio, die gemeinſte Art, findet ſich an den Küſten des Kanales und atlantiſchen Oceans, und wird faſt einen Zoll lang; die Beine bis drei Zoll. Der

Digitized by Google

Schnabel iſt ſehr kurz und breit, die deutlich abgeſetzte Magengegend bildet einen dreitheiligen Buckel, deſſen mittlerer Theil den großen Stachel trägt, während jeder ſeitliche mit zwei kleineren bewaffnet iſt, und am Außenrande noch drei Zähne hat. Außer dieſen Höckern finden ſich noch drei Stacheln von der Größe des mittlern auf der Magengegend, von denen einer hinten auf der Herzgegend ſitzt, die beiden andern auf der Mitte der beiden Kiemenbuckel. Ebendieſe tragen am Innenrande, längs der Grenze des Magen- und Herzbuckels, noch eine Reihe kleinerer Stacheln und ſind vorn an ihren Außenrändern fein gezähnt. Scheren der Männchen ſehr dick und lang, reichen ziemlich bis ans Ende des vorletzten Gliedes des erſten Fußpaares; Bruſtbeinpanzer deſſelben ohne Kalkplatten. In. Scorpio wurde zuerſt abgebildet in *Pennant* Zool. Brit. IV. t. 9. f. 18., ſpäter in *Leach* Malacopodaphth. Brit. pl. 22. f. 1—6 und *Desmarest* consid. gen. sur l. el. d. Crust. pl. 24. f. 1 (♂).

II. Auf dem Magenbuckel des Bruſtpanzers ſtehen nur drei oder vier Stacheln in Form eines Dreiecks.

A. Die Scheren der Männchen reichen noch nicht bis ans Ende des vorletzten Gliedes des zweiten Fußpaares.

2) In. doryrhynchus (nicht dorynchus, wie die Franzoſen und Engländer ſchreiben), mit längerem, ſpießförmigem Schnabel, welcher eine Längsſpalte, aber keinen Ausſchnitt an der Spitze hat; drei Stacheln auf dem Magenbuckel, ſonſt die Stacheln der vorigen Art, nur noch zwei kleine am Hinterrande des Bruſtpanzers. Küſten von England. *Leach* l. l. pl. 12. f. 7—8. *Desmar.* l. l. pl. 24. f. 2.

3) In. thoracicus; mit kurzem, am Ende ausgeſchnittenem Schnabel, der Magenhöcker trägt vier Stacheln, ſonſt wie In. Scorpio, abee die Bruſtplatte der Männchen hat vorn eine quere Kalkplatte. Länge einen Zoll. An den Küſten des Mittelmeeres zwiſchen Meeralgen und Seetang; das Weibchen laicht im April, trägt aber die Eier bis zum Juli an den Floſſen unter dem Hinterleibe mit ſich. *Roux*, Crust. de la Mediterr. pl. 26, 27. *Guérin*, Iconogr. du règne anim. etc. Crust. pl. 11. f. 2.

B. Die Scheren des Männchens reichen über das vorletzte Glied des zweiten Fußpaares hinaus.

4) In. leptorrhynchus; Schnabel ſchlank, an der Spitze ausgeſchnitten; Bewaffnung des Bruſtpanzers wie bei der zweiten Art; Scheren der Männchen ſchlank, cylindriſch; Bruſtbeinplatte des Männchens vorn mit einer eiförmigen Kalkplatte, ſein Hinterleib aber viel ſchmäler als lang. Länge einen Zoll. Küſten von England. *Leach*. l. l. pl. 22. B. (*Burmeister.*)

4) Paläozoologie. Desmareſt gibt den Charakter dieſes Krabbengeſchlechts für deſſen Unterſcheidung im Foſſilzuſtande, wo die Füße und Fühler leicht verloren gehen, auf folgende Weiſe an:

I. Kopfbruſtſtück länger als breit, hinten breit und abgerundet, nach Vorn verſchmälert, und zwiſchen den Augen in einen Schnabel mehr oder weniger verlängert; die ſeitlich-vordern Ränder gleich der Oberfläche meiſtens beſetzt mit Spitzen und Höckern. Die einzelnen Regionen ſehr deutlich und gewölbt; die Magen- und die vordern Lebergegenden in dem verſchmälerten Theile; die Kiemengegenden im breiteſten Theile, jedoch oft weit hinten gelegen, und hinterwärts ſich einander ſehr nähernd; die Herzgegend ſehr auffallend; die Genitalgegend klein und quer verlängert. Der Schwanz beſteht in beiden Geſchlechtern aus zehn Gliedern. Die Füße gewöhnlich groß, zuweilen ſehr ſchlank, und unverhältnißmäßig verlängert.

Im foſſilen Zuſtande kennt man nur eine bis zwei Arten aus tertiären Bildungen.

1) I. *Lamarckii Desm.* Crust. foss. 116. pl. IX. f. 15. Krug, Naturgeſch. I, 348 (exclus. synon.). Holl, Petrefactenk. 148. *Woodw.*, Synopt. tab. p. 7. Goldfuß bei Dechen. 269. Länge des Kopfbruſtſtücks 0,027; Breite 0,025. Oval, hinten ſehr aufgetrieben, ſehr ſtachelig. Magengegend ſehr groß, elliptiſch, mit zwei Paaren ſtarker Höcker; das hintere Paar weiter aus einander ſtehend, als das vordere. Die Genitalgegend, faſt mit der vorigen vereinigt, bildet vorn eine Spitze, deren Seiten mit denen des Schnabels parallel gehen, und zeigt hinten zwei ziemlich dicke, ſich nahe ſtehende Höcker. In der deutlichen Vertiefung, welche ſie von der Herzgegend trennt, ſieht man eine quere und runzelige Falte ſich erheben. Vorn ſieht man in ihrer Mitte eine Längenfurche bis gegen das Ende eines dreieckigen ſtumpfſpitzigen Schnabels verlaufen. Die vordern Lebergegenden zeichnen ſich wenig aus; auf jeder ſteht ein großer Höcker, und auf ihrem Rande erheben ſich drei Spitzen, wovon die vordere den äußern Rand der Augenhöhle bildet, die zwei hintern aber abgeplattet und ſeitwärts gerichtet ſind. Die Augen ſtehen ungewöhnlich weit aus einander; ihr innerer Rand verläuft in den Schnabel. Die Herzgegend erhebt ſich mehr als die übrigen, und bildet gleichſam einen großen Höcker hinten in der Mitte des Bruſtſtücks. Die zwei Bronchialgegenden liegen ganz rückwärts und berühren ſich hinten. Jede iſt in ihrer Mitte durch eine hohe runzelige Querlinie getheilt, der vordere unebene Theil iſt am innern Rande mit einem kleinen Höcker vorn und einem großen hinten, und am äußern Rande mit einer ſtarken Spitze verſehen; der hintere Theil iſt ſtark gewölbt, chagrinirt, auf dem äußern Rande mit einer ſtarken Spitze. Eine Schere, groß, dick, glatt, am obern Rande mit einem kleinen Höcker. Aus dem Londonthon der Inſel Sheppey (England).

2) Inachus .... *Desm.*, Crust. foss. 125. Im gelben Kalkmergel der dritten tertiären Gypsmaſſe am Montmartre bei Paris *). (*H. G. Bronn.*)

INACONDA, eine Stadt Vorderindiens in dem nördlich von dem ſogenannten Karnatik gelegenen Circar

*) *Brongniart* et *Desmarest*, Histoire nat. des Crustacés fossiles (Paris 1822). Krüger, Urweltliche Naturgeſchichte (Leipzig 1825). Fr. Holl, Handbuch der Petrefactenkunde (Dresden 1830). *Woodward*, Synopt. table of the British organic remains (London 1830). Dechen's überſetz. von de la Beche's Handbuch der Geognoſie (Berlin 1832).

Digitized by Google

(Diſtrict) Chuntur, welcher im J. 1788 von dem Nizam abgetreten wurde und unter britiſcher Herrſchaft ſteht. Ganz nahe bei dieſem Platze, der von geringer Bedeutung iſt, und unter 15° 55′ nördl. Br. und 79° 44′ öſtl. Länge liegt, befindet ſich ein Hügel, der ein ausgebrannter Vulkan ſein ſoll, aber weder Spuren von Lava, noch einer andern dieſer gleichenden Subſtanz finden ſich vor, ausgenommen Baſalt. Ebenſo verhält es ſich mit dem gewöhnlich in Verbindung mit Inaconda genannten Hügel von **Buggleconda**, der 2¼ teutſche Meile von Inaconda entfernt iſt, und bisher auch von vielen Eingeborenen und Europäern für einen ausgebrannten Krater gehalten wurde. Dieſe irrige Anſicht iſt von dem Reiſenden Dr. Heyne berichtigt worden, der uns folgende Beſchreibung von dieſem Hügel gibt: „Der Hügel iſt ungefähr 600 Fuß hoch von der Ebene aus gerechnet, mit großen Stücken Baſalt bedeckt, der ſchön ſchwarz, hart und klingend iſt, und nur in den Klüften findet ſich weniges Geſträuch; Spuren eines Vulkans ſind jedoch keineswegs vorhanden. Bemerkenswerth iſt aber, daß hier häufige Erdbeben ſtattfinden, oft mehre in dem Zeitraume eines Monats, und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß die Häuſer in den naheliegenden Dörfern wanken, und von dem Hügel große Steinblöcke ſich ablöſen und in die Ebene hinabrollen.“ Die Aufdeckung der irrigen Meinung, daß die vorgenannten Hügel ausgebrannte Vulkane ſeien, iſt um ſo ſchätzenswerther, weil Vulkane etwas ſehr Seltenes in Oſtindien ſind. (*J. C. Schmidt.*)

In acta principum jurare, ſ. unt. **Acta.**

INAEQUIPEDES, bei Latreille eine Familie der Chilopoden, aber mit der einzigen Gattung **Scutigera**; ſ. d. Art. u. **Scolopendraceae.** (*R.*)

Inaguas, ſ. **Heneagos.**

INÂJETALLAH (عناية الله), d. i. Sorge, Gnade Gottes, kurzweg gewöhnlich Inâjet genannt, heißt ein türkiſcher Dichter des 16. Jahrh. Er war der Sohn Cadri Tſchelebi's aus Isparta, und Oheim des Verfaſſers der Denkwürdigkeiten Osmaniſcher Dichter und erſten Muderris' an der Soleimanije, Haſan Kinaliſâde, ward Richter und verharrte in dieſem Amte ſo lange, bis das Schickſal ihn als Gefangenen in die Hände der Ungläubigen führte. Aus dieſen befreit, verwaltete er abermals das Richteramt in Telmeſan oder wol richtiger Tilimſan, und ſchrieb Randgloſſen zu einem Commentare Dſchami's, die aber verloren gegangen ſind. Außerdem dichtete er Türkiſch und Perſiſch nach dem Zeugniſſe des obengenannten Neffen Kinaliſâde in ſeinen Dichterbiographien. Er ſtarb im J. 971 (beg. 21. Aug. 1563). (*Gustav Flügel.*)

INÂJETGIRAI, Khan der Krim, war der 17. Fürſt der Dynaſtie, die ſich die der kleinen Tataren nennt. Als Abkömmlinge der Khane von Kaptſchak aus der Familie Dſchingiskhan's erhielten ſie ſich in ununterbrochener Reihe Anfangs unabhängig, ſpäter wurden ſie der Oberhoheit des Sultans von Conſtantinopel unterworfen, bis ſie ganz aus der Reihe der Regenten verſchwanden. Inâjetgirai war der Zeitgenoſſe des im J. 1610 geborenen Großſultans Murad IV., der ihn als älteſten Sohn Gazigirai's (wie es ſcheint, 1636) an die Stelle des unkriegeriſchen und nach Rhodus verwieſenen Dſchanibek als Khan zur Herrſchaft berief, ihm ſeinen ältern Bruder Hoſâmgirai zum Kalgha oder erſten Thronfolger, und den jüngern Seâdetgirai zum Nur-ed-din oder zweiten Nachfolger an die Seite ſetzte, ein in der Krim von je herkömmliches Verfahren. Allein auch in der Wahl dieſes Fürſten, der in Islemije erzogen worden war, und dem er ſtrenge Willfährigkeit zutraute, hatte ſich Murad, der grade jetzt einen tüchtigen Kampfgenoſſen gegen Perſien brauchte, getäuſcht. Inâjetgirai veranlaßte ſogleich Grenzſtreitigkeiten mit den Nogai unter ihrem Fürſten Kantemir, der durch ſeine Waffenthaten ausgezeichnet, mit ſeinen räuberiſchen Horden eben auch nicht der friedlichſte Nachbar war. Statt alſo nach dem Befehle des Sultans nach Perſien zu ziehen, führte Inâjetgirai, durch ſeinen Bruder Hoſâmgirai verleitet, ſein Heer gegen Kantemir und deſſen Nogaiſtamm, Manſur, nach Akkerman, und ſetzte von da über den Dnieſter. Der Überfallene mußte, da er in Conſtantinopel wegen der über feindliche Einfälle klagenden Polen die Erlaubniß nicht erhielt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, ruhig zuſehen, wie die überlegenen Tataren das Gebiet von Akkerman verheerten, aus Kili ſeine dahin geflüchtete Habe und Familie wegführten, Kaffa belagerten, die bedeutendſten Männer hinrichteten, und endlich ſogar die Stadt plünderten. Ja die Nogai Beßarabiens wurden zur Überſiedelung in die Krim und zu dem Schwure gezwungen, künftighin allein den Befehlen der Tatarkhane der Krim zu gehorchen. Durch dieſe Erfolge übermüthig gemacht, ging Inâjetgirai ſo weit, von der Pforte die Auslieferung Kantemir's, die Zurückziehung der Osmaniſchen Truppen und Geſetzgelehrte (Ulema) als Geiſel für die Erhaltung des Friedens zu verlangen; allein als Antwort lief ſeine Abſetzung und die Ernennung eines Nachfolgers an ſeiner Stelle ein. Des Letztern Eintritt in die Krim zurückzuweiſen, begab er ſich an die Küſte, während ſeine beiden Brüder bei Oeſakow das Lager bezogen; hier jedoch von den Brüdern Kantemir's, die ſich mit ihren Nogai nur gezwungen und ſcheinbar dem Khane unterworfen hatten, überfallen, fanden nicht nur ſie, ſondern auch ein großer Theil der Tataren ihren Tod (April 1637). Inâjetgirai begab ſich, in ſeiner Verlaſſenheit zu dem letzten Rettungsmittel ſeine Zuflucht nehmend, nach Conſtantinopel, um daſelbſt als Kläger gegen Kantemir ſein Heil zu verſuchen. Allein mit gerechten Vorwürfen über Treuloſigkeit, Undank und Übermuth vom Sultan überſchüttet, endigte er unter den Händen des Boſtandſchi ſein Leben, der ihn nach gewohnter Weiſe ergurgelte. Seinem Leichname ward eine ehrenvolle Beerdigung geſtattet. (*Gustav Flügel.*)

INÂJETGIRAI, Sohn des Selâmetgirai, 60 Jahre ſpäter lebend als ſein ſo eben genannter Namensvetter, hatte es blos dem geringen Zutrauen, das ſein Vetter, der im J. 1699 zum Tatarenkhan der Krim ernannte Dewletgirai, in ſeine vier Brüder, die ihm an Geiſt und Kraft überlegen zu ſein ſchienen, ſetzte, zu verdanken, daß er von dieſem 1701 zu der Ehre des Nur-ed-din befördert ward. Dabei aber hatte es auch ſein Bewenden, da er

Digitized by Google

die wirkliche Thronfolge am Ende doch dem einen der vier Brüder, dem Gazigirai, zugeſtehen mußte. (*Gustav Flügel.*)

INAL (اينال), nach Ibn Tagriberdi der zwölfte der tſcherkeſſiſchen Sultane in Ägypten, die mit Berkuk daſelbſt im J. 784 (beg. 17. März 1382) auf den Thron ſtiegen und ſich bis zum J. 923 (1517), wo ſie von den Türken vertrieben wurden, behaupteten, früher Mamluk oder Sklave, führt als Fürſt den Ehrentitel El-Melik El-Eschref (der edelſte König), und folgte dem abgeſetzten El-Melik El-Manſur Othman Ben Dſchekmek 857 am 8. Rebi' I. (Anfangs April 1453), nachdem ihm ſchon vorher bei den fortdauernden bürgerlichen Unruhen mehre Male gehuldigt worden war. Er hielt nach hergebrachter Sitte im königlichen Schmucke ſeinen Einzug durch das Thor Selſele auf nubiſchem Roſſe in die Burg, wo ihm, auf dem königlichen Throne ſitzend, die Emire durch Kuß der Erde ihre Unterwerfung darbrachten, nachdem ſie ſchon im Verlaufe des ganzen Jahres, vorzüglich aber in den Kämpfen mit ſeinem Vorgänger bis zur entſcheidenden Schlacht am Tage vor ſeiner Thronbeſteigung, die glänzendſten Beweiſe gegeben hatten. An dieſem Tage eroberte er endlich die Burg Kahira's, während Manſur ſich in ſeinem Harem verkroch, bis er entdeckt und in einem der königlichen Landſchlöſſer eingeſperrt, drei Wochen feſtgehalten, alsdann auf den Nil gebracht und in das Gebiet von Alexandrien verwieſen wurde. Gegen den Khalifen Kaïmbiamrallah, den Sohn des Motewakkil, beobachtete Inal die hergebrachte Förmlichkeit, ihn mit einem koſtbaren Kleide und prächtigem mit goldenem Sattel und reichgeſtickten Decken verſehenen Roſſe zu beſchenken. Später erhielten die Emire ihre Ehrenkleider und mit dieſen zugleich ihre Ämter und Würden. Sein Sohn Ahmed ward an ſeiner Stelle zum Atabek des Heeres eingeſetzt, was, da dies gegen allen Gebrauch war, unter den Großen Klagen und Unzufriedenheit hervorrief. Inal hielt daher für gerathen, ihn ſeines Amtes gegen Anweiſung eines gewöhnlichen Soldes zu entheben, und daſſelbe dem Emir Jenbek zu überlaſſen. Des Inal Thätigkeit ward überall durch glückliche Erfolge gekrönt, ſowol im Innern des Staates, dem er mit neuen Geſetzen zu Hilfe zu kommen ſuchte, als auch in ſeinen Unternehmungen gegen Außen. Dagegen fühlte er ſich veranlaßt, gegen den Khalifen die Abſetzung auszuſprechen. Da er nämlich nach dem Berichte Einiger, obwol bei ſeiner Thronbeſteigung faſt 80 Jahre alt, ſeine Befehle aus Unwiſſenheit nicht einmal zu unterſchreiben verſtand, ließ es ſich der Khalif nebſt mehren Andern einfallen, darüber zu ſpotten; er ward deshalb unter dem Vorwande einer eingeleiteten Verſchwörung vom Khalifat entfernt und nach Alexandria in Verwahrſam geſchickt und bis zu ſeinem Tode feſtgehalten. Nach Andern, z. B. Sojuti in ſeiner Khalifengeſchichte, ſcheint in der That eine militairiſche Verſchwörung gegen Inal, die vom Khalifen ausging, die Urſache zu dieſem Schritte geweſen zu ſein, der überdies von nun an eine völlige Abhängigkeit der Khalifen von den Sultanen zur Folge hatte. Zwei Jahre ſpäter, 865 (beg. 17. Oct. 1460), legte Inal zu Gunſten ſeines Sohnes Ahmed, der den Titel El-Melik El-Mowaijed annahm, das Sultanat nieder, ſtarb aber in demſelben Jahre, und auch ſein Sohn ward von einem Nebenbuhler verdrängt und in Feſſeln geworfen. Inal hatte acht Jahre, zwei Monate und ſechs Tage nach Muhammedaniſchem Kalender regiert, und führt überdies in der Geſchichte die Beinamen Alâï (علاي) und Tzâhiri (الظاهري), weil ſein früherer Herr, Alâ-eddin, ihn an den Sultan El-Melik El-Tzâhir Berkuk verkaufte, und Nâſiri (الناصري), weil ihm der Sultan El-Melik El-Nâſir die Freiheit ſchenkte. (*Gustav Flügel.*)

INAL (Cotb-ed-din) ward vom Ejjubiden Nur-eddin nach ſeinem Zuge nach Ägypten zum Statthalter von Menbedſch an der Stelle ſeines ungehorſamen Bruders eingeſetzt (1167). Auch begleitete derſelbe auf Geheiß deſſelben den Befehlshaber Schirkuh nach Ägypten (1168), um deſſen Gegenwart der dortige Khalif gebeten hatte, und ließ ſich endlich bereden, dem Salâh-ed-dîn, dem Niemand Anfangs bei ſeiner Herrſchaft unterſtützen wollte, ſich zu unterwerfen, da für dieſen überall durch den Scheich Dhijâ-ed-dîn geworben ward. (*Gustav Flügel.*)

In albis (Dominica), ſ. unt. Alba.

INÁM, ein zu der dem hochw. Domcapitel von Gran eigenthümlichen Herrſchaft Szent-Benedek gehöriges großes Dorf, im bozóker Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der honther Geſpanſchaft, im Kreiſe dieſſeit der Donau Niederungarns, in einer von Gebirgen begrenzten Thalfläche, nordwärts vom rechten Ufer des Ipolyfluſſes nächſt Ipolykeſzi gelegen, mit 102 Häuſern, 612 magyariſchen Einwohnern, die ſich ſämmtlich zur katholiſchen Kirche bekennen, nach Nyék (Erzbisthum Gran) eingepfarrt ſind, nur zwei Juden unter ſich zählen, einen ſehr fruchtbaren Boden bebauen, und ihm beſonders Getreide und Tabak abgewinnen, und einem der adeligen Familie Bolgár gehörigen Edelſitze. Dieſe Familie hat im Dorfe 20 Häuſer inne. (*G. F. Schreiner.*)

INANITION. 1) In der Medicin. Das Wort iſt von dem lateiniſchen inanire, leer machen, ausleeren, abgeleitet; doch ſcheint das Subſtantivum inanitio bei den ältern Schriftſtellern nicht vorzukommen, wol aber das zuſammengeſetzte exinanitio. Will man mit dieſem Worte, ſobald es vom thieriſchen Körper gebraucht wird, einen beſtimmten Begriff verbinden, ſo muß man jene Zuſtände darunter verſtehen, wo die Kanäle, in denen ſich die für Ernährung des ganzen Körpers beſtimmte Flüſſigkeit, alſo bei den höhern Thieren das Blut, bewegt, mit einem geringern Quantum dieſer Flüſſigkeit erfüllt ſind, als im normalen Zuſtande; oder, mit ſtrenger Berückſichtigung der grammatiſchen Bildung des Wortes, muß man eigentlich den Act der Entleerung der Gefäße darunter verſtehen. Eine ſolche Inanition iſt am häufigſten die Folge einer zu geringen Aufnahme von Nahrungsſubſtanzen, mithin eine Folge des freiwilligen oder gezwungenen Hungers. Unrichtig iſt es aber, wenn man die Inanition auf die durch anhaltendes Hungern herbeigeführten Zuſtände beſchränken will; denn eine ſtarke Be-

Digitized by Google

minderung der ernährenden Säfte, entweder auf directem Wege durch Blutflüſſe, durch künſtliche Blutentziehung, oder auf indirectem Wege durch Schleimeiterflüſſe u. ſ. w., erzeugt ebenfalls einen bald ſchwächern, bald ſtärkern Grad von Inanition. Über die Inanition durch Säfteverluſt ſ. **Blutungen, hektisches Fieber** u. ſ. w.

Die Inanition in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, nämlich Entkräftung durch geminderte Aufnahme von Nahrungsſtoffen, iſt in doppelter Beziehung zu erwähnen, nämlich als Krankheitszuſtand und als Heilmittel. Die Erſcheinungen, welche die Inanition im thieriſchen Körper hervorruft, ſind jene, die bei länger anhaltendem Hungern eintreten (ſ. **Hunger**), und die ſich zunächſt durch eine geminderte Energie der Muskelkraft, durch Schlaffheit und Bläſſe der Haut, durch Schwinden des turgor vitalis. durch Abmagerung des Körpers zu erkennen geben. So ſtellt ſich die Inanition dar in der Geneſungsperiode von acuten Krankheiten, bei der Kräfteerſchöpfung durch Unzulänglichkeit oder Mangel der Nahrungsmittel. Bei Behandlung dieſer Fälle iſt zu berückſichtigen, daß ſich die Verdauungsorgane im Zuſtande erhöhter Reizbarkeit befinden, wo fixe Reizmittel und intenſiv ernährende Subſtanzen ſchädlich wirken müſſen. Man muß flüchtige Reize anwenden, und kleinere Quantitäten von Nahrungsſtoffen nehmen laſſen, die dafür in kürzern Zwiſchenräumen wiederholt werden können. Hierher gehört auch die Inanition in Folge mechaniſcher Hinderniſſe im Darmcanale, z. B. einer Verengerung des Öſophagus durch verſchiedenartige Geſchwülſte in ihm ſelbſt oder in der Umgebung, einer Verengerung der **Cardia**, des **Pylorus** u. ſ. w. In dieſen Fällen muß man Nahrungsſubſtanzen auf andern Wegen in den Körper zu bringen ſuchen, durch ernährende Klyſtiere oder Bäder, die indeſſen meiſtens doch nur auf kurze Zeit den tödtlichen Ausgang verzögern. Im Greiſenalter iſt die Inanition eine Begleiterin des Marasmus; es findet hier meiſtens eine Unthätigkeit in den Verdauungsorganen ſtatt, und es werden deshalb gewöhnlich fixe Reizmittel vertragen, die man mit kräftig nährenden Subſtanzen verbindet. Vgl. Struve, Die Kunſt, das ſchwache Leben zu erhalten. 3 Thle. (Hanover 1799). Nagel, Über das Entkräftungsfieber der alten Leute (Altona 1830). Die Inanition nimmt aber auch unter den Heilmitteln eine höchſt wichtige Stelle ein. Wie viele Krankheitsfälle würden nicht gradezu der Hilfe des Arztes gänzlich entbehren können, wenn ſich die Kranken dazu entſchließen wollten, ſich ſogleich einen oder zwei Tage aller Nahrungsmittel zu enthalten; wie gut wäre nicht in vielen Fällen dem Arzte vorgearbeitet, wenn die Kranken dem Anfange der Krankheit ſtatt der gewöhnlichen Hausmittel ein kurzes Faſten entgegenſetzten! Über die rationelle Anwendung der Inanition als Heilmittel bei Aneurysmen, bei chroniſchen Krankheiten, namentlich bei der Luſtſeuche, ſ. d. Art. **Hungercur**.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

2) In der Theologie, ſ. **Erniedrigung**.

In antis (*ἐν παράστασιν*), ſ. **Parastas**.

INANTS, ein der gräflich Keglevichiſchen Familie gehöriges großes Dorf im ſzikſzover Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der abaujvárer Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns, am rechten Ufer des Bárſonyosfluſſes in einem freundlichen Thale gelegen, von dem Marktflecken Forró nur ¼ teutſche Meile gegen Süden entfernt, mit 92 Häuſern, 661 magyariſchen Einwohnern, welche 619 Katholiken, 36 Evangeliſche und 6 Juden unter ſich zählen, einer eigenen katholiſchen Pfarre, welche zum ſzikzover Vicearchidiakonats-Diſtricte des kaſchauer Biſthums gehört, ſchon im J. 1334 beſtand und 1788 wieder hergeſtellt wurde, und unter dem Patronate des Herrſchaftsbeſitzers ſteht, einer der heil. Thereſia geweihten katholiſchen Kirche und einer Schule.

(*G. F. Schreiner.*)

INAPEI. Die Inapei gehören zu den unbedeutenden und zweifelhaften Völkerſchaften, welche Plinius (VI, 7) als Um- und Anwohner der Palus Mäotis anführt. Über ſie vergleiche, was in dem Artikel **Imityi** aus Mannert's Norden Europa's mitgetheilt worden iſt; denn der Name Inapei ſteht gar nicht feſt, da die Lesart in demſelben ſehr ungewiß iſt. In unſerer Ausgabe des Plinius werden ſie **Nepheonitae** genannt. (*S. Ch. Schirlitz.*)

INAPPETENTIA (**Anorexia**, Appetitloſigkeit). Ein außerordentlich häufiges, namentlich bei allen örtlichen Krankheiten des Magens und der mit ihm functionell verbundenen Organe, aber auch bei allgemeinen acuten Krankheitszuſtänden, namentlich katarrhaliſchen und gaſtriſchen Fiebern, faſt niemals fehlendes Symptom, und zunächſt abhängig von einer Verſtimmung der Thätigkeit der Magennerven, welche theils direct, theils indirect bei den genannten Krankheitszuſtänden ſich bildet. Am conſtanteſten iſt die Appetitloſigkeit bei entzündlichen, krampfigen, ſkirrhöſen und anderweitigen Entartungen des Magenleberſyſtems. Außerdem bei Überladung des Magens, bei Trinkern, bei Würmern (obgleich hier oft auch ſehr geſteigerte Eßluſt vorkommt); bei übermäßiger geiſtiger Anſtrengung; Mangel an Bewegung, bei **Plethora abdominalis** rc. So unbedeutend und ſelbſt wohlthätig die Appetitloſigkeit bei allgemeinen acuten Krankheitszuſtänden iſt, ſo bedenklich iſt dieſes Symptom wegen ſeiner oft unheilbaren, häufig erſt ſpät und ſelbſt erſt nach dem Tode erkannten Grundurſache bei anhaltender Dauer. Deshalb erfodert es im erſten Falle an ſich keine Behandlung und verwandelt ſich in der Regel mit der Reconvaleſcenz in geſteigerte Eßluſt. Selten wird es in der Geneſungsperiode nöthig, den Appetit durch Gewürze, Spirituoſa rc. anzuregen. Auch bei den übrigen Zuſtänden verlangt das Grundübel je nach ſeinem verſchiedenen Charakter die erſte Rückſicht, und häufig wird eine Palliativbehandlung durch Gewürze rc. wegen der damit herbeigeführten Steigerung des Grundleidens ſelbſt bedenklich ſein. Bei rein nervöſer Magenſchwäche und davon abhängiger Appetitloſigkeit leiſtet zuweilen ein Volksmittel, der zu Pulver getrocknete gelbliche Überzug der Magenſchleimhaut von Tauben, Hühnern rc. — wol wegen des in ihm enthaltenen Pepſins — außerordentlich gute Dienſte. In ſeltenen Fällen kommt bei Somnambulen gänzliches, Wochen und Monate (?) dauerndes Verſchmähen aller Nahrung vor (ſ. **Inedia**). (*H. Haeser.*)

Digitized by Google

Inarime, ſ. **Aenaria**.

INARTICULATA nannte Phil. Miller eine Familie der Incriniten (Encrinites). Die Kronen derſelben beſtehen aus Schildern, welche durch Nähte verbunden und durch eine häutige Decke eingeſchloſſen ſind. Unter andern rechnet Miller dahin die Actinocriniten, Cyathocriniten und Platycriniten. *(R.)*

INATUS. Bei ältern griechiſchen Geographen heißt dieſe Stadt der Inſel Kreta *Εἴνατος*, bei Ptolemäus *Ἴνατος*, und lag im Südoſten der Küſte. Nach der Peutinger'ſchen Tafel, welche Inata ſchreibt, müßte die Stadt etwas mehr landeinwärts gedacht werden; ihren Abſtand von Hierapytea gibt dieſelbe auf 32 römiſche Meilen an. Sonach fiele Inatus in die Nähe des heutigen Girapetra. Kruſe bezieht das jetzige Eipatos auf das alte Inatus. *(S. Ch. Schirlitz.)*

Inauguraldisputation, ſ. unt. **Universitäten**.

Inauguration, ſ. **Weihe**.

INAUGURATIONSTHALER, vom lateiniſchen einweihen bedeutenden Worte inaugurare ſo benannt, daher ſie auch Einige, wie z. B. von Madai, geradezu Einweihungsthaler nennen. Man bezeichnet in der Numismatik mit dieſen Benennungen eine Unterabtheilung der ſogenannten Gedächtnißmünzen oder Thaler, durch welche letzteren merkwürdige Begebenheiten überhaupt verewigt werden ſollten, während man durch die Inaugurationsthaler nur das Andenken an die Einweihung von Stiftungen, Collegien, vorzüglich aber von öffentlichen Gebäuden, Kirchen, Rathhäuſern, Schlöſſern ꝛc., auf die Nachwelt zu bringen und bei ihr zu erhalten ſuchte. Es ſind abee die Inaugurationsthaler entweder wieklliche gangbare ganze oder halbe Thaler, mit welchen man außer ihrer Beſtimmung für Handel und Wandel noch den Verewigungszweck verband, oder thalerförmige Schaumünzen, die man daher beſſer zu den Medaillen zählt, welche in der neuern Zeit die wirklichen Inaugurationsthaler faſt gänzlich verdrängt haben. Da die Regierungen die Koſten des Stempelſchneidens mehr, als ſonſt, ſcheuen, wo man die alten Woete: honori quoque aliquid tribuendum esse mehr in Ehren hielt. Es würde zu weit führen, wollten wir alle die Inaugurationsthaler, welche ſich bei v. Madai, Jacobi, Köhler, Tenzel und andern Numismatikern aufgezählt finden, näher beſchreiben, und wir heben daher nur einen einzigen Inaugurationsthaler heraus, welchen der Herzog Wilhelm von Weimar 1658 auf die Einweihung der Schloßkirche in der Wilhelmsburg zu Weimar ſchlagen ließ. Dieſer zeigt auf dem Avers das geharniſchte Bruſtbild des Herzogs mit vorwärts gekehrtem Geſichte unter der Umſchrift: D. G. WILHELMVS. DVX. SAX. IVL. CLIV. ET. MONTIVM. 1658, der Revers aber unter einem fliegenden Bande, worauf das Wort Wilhelmsburg ſteht, das neuerbaute Schloß mit ſeinen Flügeln und dem innern großen Hofe. Im Abſchnitte ſteht in fünf Zeilen folgendes, die Jahrzahl enthaltende, Chroſtichon:

sIC bene VVILheLMVs feCIt faCIetqVe bene VLtra,
Vt rata VerifLVo est eLogIo genItrIX [1]).

Nahe verwandt mit den Inaugurationsthalern ſind die Inthroniſations- und Inveſtiturthaler, welche ihre Namen von den in dem barbariſchen Latein des Mittelalters gebräuchlichen Worten inthronisatio und investitura haben. Sie ſind, ebenfalls als Unterabtheilung zu den Gedächtnißthalern gehörend, wie die Inaugurationsthaler, mit denen ſie ſo, wie unter ſich ſelbſt ſie häufig ſich zuſammenſtellen, entweder wirklich gangbare oder bloße Schaumünzen, und wurden gepeägt, wenn Kurfürſten, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Äbte, Äbtiſſinnen mit ihrer Würde belehnt oder in dieſelbe eingeſetzt wurden. Ein ſogenannter halle'ſcher Inthroniſationsthaler, — man hat deeen mehre mit etwas von einander abweichendem Gepräge, — welcher auf die Einführung Auguſt's, des 48. Erzbiſchofs und letzten Adminiſtrators des Erzſtifts Magdeburg, geprägt wurde, ſtellt auf der Vorderſeite den heil. Mauritius, in Halle gewöhnlich Schellenmoritz genannt, — mit der Fahne und dem Adlerſchilde, ſowie eine Anſicht von Halle dar, Umſchrift: S. MAVRITIVS; der Revers aber enthält in eilf Zeilen, an deren Ende ſich das Zeichen des Münzmeiſters nebſt ſeinem Namen befindet, folgende Inſchrift: ANNO MDCXXXIIX DIE XVIII OCTOBR. *INTHRONISATIO* POSTVLAT.i ARCHIEP.iscopi MAGDEB.urgensis. PRIMAT.is GERM.aniae, DOMINI AVGVSTI DVC.is SAX.oniae IVL.iaci, CLIV.iae AC MONT.ium FIEBAT MORE SOLENNI HALAE SAXONUM [2]). Eine auf die Erlangung der Kurwürde geprägte thalerförmige Schaumünze enthält auf der Vorderſeite unter der Umſchrift: ERN. AVGVSTVS. D. G. DVX BR. ET. LVN. EP. O. das geharniſchte Bruſtbild dieſes Fürſten, auf der Kehrſeite aber den Kurhut und unter demſelben folgende Inſchrift: AVGVSTO AVSPICIO LEOPOLDI I ROM. IMPERAT. SEMPER AVGVSTI. ELECTORALI DIGNITATE EIQVE ANNEXIS IVRIBVS SOLENNI RITV *INVESTITVTVS* ANNO DOMINI M. DC. XCII. D. $\frac{9}{19}$ DECEMBR. Randſchrift: TVTATVR ET ORNAT. [3]). *(G. M. S. Fischer.)*

INBA EL-GHOMR (انباة الغمر) d. i. Unterrichtung der Ungelehrten, iſt der Titel eines berühmten arabiſchen Geſchichtswerkes von dem fruchtbaren Schriftſteller Schihâb-ed-din Ibn Hadſchr Aſcalâni, der im J. 852 (1448) ſtarb. Das Werk iſt nach Jahren geordnet, in denen chronikenartig die Begebenheiten und die bedeutendſten in

1) Vgl. Madai, Vollſtändiges Thalercabinet ꝛc. Nr. 1493. Köhler's hiſtoriſche Münzbeluſtigungen 9. Th. S. 25 u. 26. *Tenzel*, L. E. p. 607. 619. Die Worte facietque bene im Abſchnitte beziehen ſich auf folgende Anekdote: Als man Herzog Wilhelm's Mutter kurz vor ihrem Ende — ſie war eine geborene Fürſtin von Anhalt und ſtarb am 18. Jul. 1617 — fragte, ob ſie ihren Söhnen, den Prinzen Friedrich und Wilhelm, noch etwas zu ſagen hätte, ſo antwortete ſie: „Wann ſich Fritz fürſtlich hält, ſo wird er wohl bleiben, Wilhelm wirds auch wohl machen. Vgl. *Müller* Annal. Saxonic. ad h. a. p. 310. 418.

2) Madai a. a. O. Nr. 3266. v. Dreyhaupt's Saalkreis 2. Th. Taf. XXII. Nr. 49. Allg. Encykl. d. W. u. K. 6. Th. S. 386. Sp. 1. 3) v. Praun, Vollſtändiges braunſchweig-lüneburgiſches Münz- und Medaillencabinet u. ſ. w. S. 323. Nr. 978. v. Madai 1. Th. Nr. 632.

dieſelben eingreifenden Männer erwähnt werden, und bildet gleichſam eine Fortſetzung zu dem Geſchichtswerke des Ibn kethir und dem Nekrologe des Ibn Raſi. Überdies ward es ſelbſt wiederum von andern fortgeſetzt und ergänzt, kann aber doch bis auf den Zeitpunkt, wo der Verfaſſer ſelbſt lebte und mit eigenen Augen ſah, nicht gerade als ſelbſtändig, ſondern nur als eine fleißige Compilation betrachtet werden. Vgl. *Hadschi Chalfa* T. I. n. 1282. (*Gustav Flügel.*)

Inbago, ſ. Sebago.

INBATZEN (ruſſiſch Inbatzki), heißt ein einzelner Stamm oder Zweig der Oſtjaken (ſ. d. Art.) im nördlichen Rußland am untern Jeniſei im turuchanskiſchen Kreiſe der Statthalterſchaft Tomsk, welche in Geſtalt, Bildung und Lebensart völlig den obiſchen Oſtjaken gleichen, aber einen eigenen Dialekt reden. Dieſe beſondere Kolonie ward im J. 1607 angelegt, und hat ihren Namen von einem Oſtjakenſtamme, Inbaki genannt, erhalten. Mit ihnen ſcheinen die Arinzen, Aſſanen und Kotowzer des krasnojarskiſchen Kreiſes verwandt zu ſein. Ungeachtet ihr Dialekt eigentlich finniſch iſt, ſo iſt er doch von der finniſchen Sprache ſo verſchieden, daß man ihn kaum erkennen kann, wie dem Unterzeichneten ehſtländiſche Officiere verſicherten, welche mit einem ruſſiſchen Regimente dort im Quartiere lagen, und ehſtniſch und finniſch ſprachen. Manche halten Rennthiere, deren Zahl jedoch ſelten bis 200 geht. Im Winter beſchäftigen ſie ſich, wie ihre Stammgenoſſen, mit der Jagd, im Sommer mit der Fiſcherei. In ihrer Hauptniederlaſſung müſſen ſie noch jetzt ihren Tribut (Pelzwerk) entrichten. Etwa 300 Individuen männlichen Geſchlechts haben die Taufe angenommen; die übrigen beharren hartnäckig bei ihrem Schamanismus. Ihr Äußeres iſt, wie das aller Oſtjaken, äußerſt ſchmuzig und ihre Lebensweiſe höchſt ekelhaft; doch ſind ſie ſelten krank und erreichen meiſtens ein hohes Alter. (*J. C. Petri.*)

In bianco, ſ. Blanco.

Inbrunſt, Inbrünſtig, ſ. unt. Innig, Innigkeit.

INBUCHT, ein im Deichbau gewöhnlicher Ausdruck, bezeichnet einen ſolchen Ort, in welchem ſich das Ufer landeinwärts zurückzieht. (*Fr. Thon.*)

INBÜRGER, Bezeichnung einer Perſon, inſofern ſie in der Stadt, welche ſie bewohnt, auch wirklich das Bürgerrecht hat. (*R.*)

Inbuse (Ingarn), ſ. unt. Netz.

Inca, ſ. Incas.

INCAMERATION. Das Wort Camera bezeichnete bekanntlich im mittelalterlichen Latein nicht nur die fürſtliche Schatzkammer als ſolche, ſondern überhaupt die Behörde, an welche der Ertrag der Staatsrenten gelangte. In dieſer Beziehung ſprach man nun oft von einer Incameratio, wenn irgend ein neuer Ertrag als Staatsrente zu den Kammereinkünften gezogen worden war. In beſonderer Rückſicht aber war dieſer Ausdruck in Bezug auf das Lehnsweſen üblich. Alsdann nämlich, wenn eine ſogenannte Consolidatio feudi ſtattgefunden hatte, d. h. wenn entweder zu Folge des Todes des Vaſallen, oder zu Folge der freiwilligen Zurückgabe (refutatio) von deſſen Seite, oder zu Folge der als Strafe eintretenden Zurücknahme, das Benutzungsrecht des Vaſallen an den Lehnsherrn ſelbſt zurückgefallen war, nannte man dieſe Wiedervereinigung des Benutzungsrechtes mit dem Obereigenthumsrechte des Lehnsherrn deshalb incameratio, weil der Lehnsherr durch den Lehnshof als Behörde für den Lehnsnexus repräſentirt, dieſer Lehnshof aber camera feudalis genannt ward. In noch engerer Bedeutung kommt das Wort incameratio da vor, wo man den Rückfall päpſtlicher Lehen an die Finanzkammer in Rom damit bezeichnet findet. Übrigens iſt in manchen Urkunden des Mittelalters von incameratio noch in einer ganz andern Bedeutung die Rede: es bezeichnet nämlich mitunter die Verfälſchung von Waaren, und ſelbſt die Unterſchiebung von Kindern. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

Incarceration (Einklemmung), ſ. unt. Bruch.

Incardination, ſ. unt. Installation.

INCARNANTIA, fleiſchmachende Mittel (Chirurgie). Nach den Anſichten der ältern Chirurgen ſolche Mittel, welche im Stande ſind, die mangelnde oder nicht hinlängliche Erzeugung von Granulationen (Fleiſchwärzchen) in Wunden und Geſchwüren hervorzurufen; eine inſofern gänzlich irrige Meinung, als die ſogenannten Incarnantia nur durch die Steigerung der geſunkenen reproductiven Thätigkeit des Organismus den ungenügenden Granulationsproceß ſelbſt anzuregen vermögen. Fleiſchmachend iſt deshalb jedes Mittel, welches dieſen Vorgang anregt und unterſtützt, im weitern Sinne ſelbſt ein einfaches Deckmittel, inſofern es den Einfluß der atmoſphäriſchen Luft abhält, ebenſo die äußere Wärme ꝛc. Im engern Sinne vorzüglich die harzigen, balſamiſchen, aromatiſchen und ſpirituöſen Mittel, aber auch die der Vegetation an ſich feindlichen und in ihrer überwiegenden Wirkung die Granulationen zerſtörenden Mittel, die Säuren, Metalloxyde und Metallſalze, die Ätzmittel, das Glüheiſen ꝛc., inſofern ſie durch kräftige Anregung der organiſchen Reaction gegen ihre eigene, bei geringerer Gabe und Intenſität leicht zu überwindende Tendenz zur Zerſtörung, die geſunkene Reproduction indirect heben. Hierher gehören namentlich alle Ätzmittel, vorzüglich das ſalpeterſaure Silber und das Chlorzink, ſowie einige Queckſilberpräparate. (*H. Haeser.*)

INCARNAT und **INCARNATIN**, bekannte Nebenfarben, welche durch Miſchung zweier Hauptfarben, Roth und Weiß, entſtehen, und nach den verſchiedenen quantitativen Verhältniſſen entweder ein hohes Roſenroth, oder ein Fleiſchroth, oder ein Kirſchroth darſtellen. Bei den Franzoſen bedeutet Incarnat ein ſolches hohes Roth, das zwiſchen Roſen- und Kirſchroth das Mittel hält, etwas dunkler als jenes und etwas lichter als dieſes, folglich dem Roth der Granatblüthen ziemlich ähnlich iſt; Incarnatin hingegen die eigentliche Fleiſch- oder Leibfarbe, welche ein ſanfteres Roth bezeichnet. Da die Miſchung zweier oder mehrer Farben zu Hervorbringung eines beſtimmten Farbetones zu den ſchwierigſten Aufgaben in der Färberei und Malerei gehört, weil nicht allein jede der Hauptfarben ihre Nüancen oder Abſtufungen hat, ſondern

Digitized by Google

auch in der Vermiſchung unter ſich unendlichen Verſchiedenheiten unterworfen iſt, dergeſtalt, daß wir in der Sprache kaum Namen dafür haben, ſo kann auch die Darſtellung des richtigen Incarnats, es mag darunter eine Roſen-, Fleiſch- oder Kirſchenfarbe verſtanden werden, nicht nach allgemeinen Vorſchriften, ſondern muß durch Übung erlernt werden. Sehr verſchieden iſt das Incarnat in den Farben der Blumen, in der Malerei zur Bildung nackter Partien, in der Seiden- und Wollfärberei ꝛc. (*Fr. Thon.*)

INCARNATION, 1) Theol. und Religionsgeſch., ſ. Menschwerdung (Verkörperung). 2) In der Malerei die Fleiſchgebung, d. h. die Nachahmung der Fleiſchfarbe, Leibfarbe, oder die Darſtellung des Nacktrothen am menſchlichen Körper durch geeignete Farben. Es iſt keine kleine Kunſt, die röthliche Farbe des durch die Haut ſchimmernden Fleiſches in allen Abſtufungen und Verhältniſſen getreu und richtig zu verſinnlichen, und der Maler muß nicht allein die Natur des Menſchen nach Alter, Formation, Geſchlecht, Geſundheit, Klima, Corpulenz, Leidenſchaften, Temperament ꝛc., ſondern auch die Miſchung der Farben, zu Hervorbringung eines beſtimmten Farbetones, genau kennen, um ein wahrhaftes Bild der ſo ſehr verſchiedenen Partien, wie ſich das Nackte zeigt, dem Auge vorzuführen. Das Kind, der Jüngling oder die Jungfrau, der Greis oder die Matrone, der geſunde oder kranke Menſch, der Lebende oder Sterbende — Jedes hat ſeinen eigenen Teint, und wie verſchieden ſind wieder die einzelnen Theile des menſchlichen Körpers mit ihrer eigenthümlichen Beleuchtung nach Maßgabe individueller Umſtände! Trefflich hat Mengs dieſen intereſſanten Gegenſtand in den „Gedanken über die Schönheit und den Geſchmack in der Malerei" behandelt, und viele Maler, vorzüglich Rubens, Titian u. A., haben ſich als Meiſter der Incarnation in ihren wunderſchönen Gemälden hervorgethan. In dieſem Punkte ſteht der Bildhauer dem Maler weit nach, denn jener kann durch Kunſt nur Form, dieſer hingegen Form und ſcheinbares Leben zugleich geben. Vgl. Incarnat. (*Fr. Thon.*)

3) Incarnation, eine Gruppe kleiner, ganz unbedeutender Eilande im ſüdlichen Auſtralocean, unter 24° 45′ ſüdl. Br. und 240° 49′ öſtl. Länge von Ferro, und weſtlich von der Inſelgruppe Gambier gelegen, wurde im J. 1606 von dem Spanier Quiros entdeckt, der ihre Entfernung von der Küſte von Peru auf 100 Seemeilen berechnet. Befriedigende, neuere Nachrichten über dieſe, freilich unbedeutende Gruppe fehlen uns. (*J. C. Schmidt.*)

4) Incarnation de Carueño, ſ. Leon.

5) Incarnatio unguis wird in der Chirurgie das Einwachſen eines Nagels in das Fleiſch genannt. Man bezeichnet dieſes Übel auch noch mit den Namen arctura unguis und onychocryphosis, Nagelzwang. Das Übel iſt ſehr ſchmerzhaft und entſteht mehrentheils nur an der innern Seite der großen Zehe in Folge des zu tiefen und ſeitlichen Abſchneidens des Nagels bei gleichzeitigem Tragen ſehr enger Fußbekleidung. Die Anſicht A. Cooper's, daß ein durch ſkrofulöſes Allgemeinleiden bedingtes Breiterwerden des Nagels die Urſache ſei, iſt völlig ungegründet. Es wächſt übrigens weniger der Nagel in die benachbarten Weichtheile hinein, als vielmehr es quillt das durch die engen Schuhe gepreßte Fleiſch in die Höhe und legt ſich über den Nagelrand herüber. In manchen Fällen ſcheint indeſſen auch die Entſtehung dieſes Übels durch innere Urſachen, wie Störungen im Verdauungsapparate, Infarcten ꝛc., bedingt zu ſein. Wenn es vernachläſſigt wird, ſo bilden ſich oft ſchwammige Excreſcenzen zwiſchen Nagel und Fleiſchgeſchwulſt hervor, die ſehr ſchmerzhaft ſind, leicht bluten und oft bis zum Knochen dringen, welcher ſelbſt in manchen Fällen cariös gefunden wird. Das Ablegen der engen Fußbekleidung iſt Hauptbedingung zur palliativen oder radicalen Heilung. Nächſtdem iſt das Zurückdrängen des hervorgetretenen Fleiſchwalles und das vorſichtige, theilweiſe Einſchieben eines Blei- oder Stanniolplättchens unter den eingewachſenen Nagelrand, ſodaß derſelbe dadurch gehoben wird, das beſte Mittel. Nur für die hartnäckigeren Fälle iſt die theilweiſe Exſtirpation des Nagels nach Dupuytren, oder die Abtragung der Fleiſchgeſchwulſt nach Paré, oder das, nach vorgängigem dünnen Schaben des Nagels, Ausſchneiden eines V förmigen Stückes aus der Mitte deſſelben nach la Faye, oder das Ätzen mit Höllenſtein nach Bieſſy in Anwendung zu bringen. (*X. Schömann.*)

Incarnativa, ſ. Incarnantia.

INCARUS, ein Hafenort in der Gallia Narbonensis, weſtlich von Maſſilia, welchen das Itin. Anton. aufführt, nach Sickler heutzutage Cary. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Dieſer kleine am Meere gelegene Ort lag in dem Diſtricte von Aquae Sextiae der römiſchen Provincia (Provence), und war eine Station für die römiſchen Packetboote auf der antiken Waſſerſtraße von Rom nach Arelas (Arles), welche Antonin in ſeinem maritimen Itinerar aufführt. In dieſem Itinerar iſt der Ort unter dem Namen Incarus positio und als XII. M. P. von Maſſilia entfernt aufgeführt. Er fällt mit den Steinbrüchen bei dem heutigen Dorfe Carry-le-Rouet im Canton Martigues und Arrondiſſement von Aix des franzöſiſchen Departement der Rhonemündungen, aber nicht mit dem ſpäter entſtandenen Hafen des Dorfes ſelbſt zuſammen, wie man bisher wol geglaubt hat. Die Steinbrüche lieferten den Maſſiliern das Material zu ihren Bauten. (*Klaeha.*)

INCARVILLEA. Dieſe Pflanzengattung, von welcher Campsis *Loureiro* und Aeschynanthus *Jack* nicht weſentlich verſchieden ſind, aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Bignonieen (Cyrtandreae *Jack*, Linn. transact. 14, 23. Didymocarpeae *Don.*), hat A. L. de Juſſieu ſo genannt zu Ehren des franzöſiſchen Jeſuiten und Miſſionars d'Incarville, welcher im J. 1743 aus China an Bern. Juſſieu getrocknete Pflanzen und Samen, unter andern zuerſt Samen von dem jetzt allgemein verbreiteten chineſiſchen Aſter, ſchickte. Char. Der Kelch mit Stützblättchen verſehen, fünfſpaltig; die Corolle röhrig-bauchig mit fünflappigem Saume; von einem fünften Staubfaden iſt ein Rudiment vorhanden; der Griffel mit trichterförmiger Narbe; die Kapſel ſchotenförmig, zwei- oder ſich

vierfächerig, die Scheidewand den Klappen entgegengeſetzt; die Samen geflügelt, oder an beiden Enden mit einem Haarſchopfe verſehen. Alle Arten von Incarvillea, von denen nur eine (Inc. tomentosa) ein Baum, die übrigen kletternde oder kriechende oder aufrechte Kräuter und Sträucher, mit einfachen oder gefiederten Blättern und ſchönen, röthlichen Blumen ſind, wachſen im ſüdöſtlichen Aſien. 1) Inc. grandiflora *Poiret* (Dict. de sc. natur., Bignonia grandiflora *Thunberg*, B. chinensis *Lamarck*, Campsis adrepens *Loureiro* coch. ed. *Willd.* p. 458) in China und Japan; 2) Inc. chinensis *Lam.* (Enc., ill. t. 427) in China; 3) Inc. tomentosa *Spreng.* (Syst. veg. II. p. 836. Bignonia tomentosa *Thunberg*) in Japan; 4) Inc. parasitica *Roxburgh* (Aeschynanthus parasiticus *Wallich*) in Oſtindien; 5) Inc. volubilis * (Aeschynanthus volubilis *Jack* l. c.) und 6) Inc. radicans * (Aeschynanthus radicans *Jack*) auf Sumatra; 7) Inc. Hamiltonis * (Aesch. grandiflorus *Don*) und 8) Inc. parviflora * (Aesch. parviflorus *Don*) in Nepal. Hierzu ommen noch folgende neue Arten aus Oſtindien dieſſeit ınd jenſeit des Ganges: 9) Inc. Emodi *Wallich* (Cat. ıerb. n. 487), 10) Inc. bracteata * (Aeschynanthus ›ractentus *Wall.* l. c. 794), 11) Inc. longiflora * Aesch. longiflorus *Wall.* l. c. 795), 12) Inc. fulgens * (Aesch. fulgens *Wall.* l. c. 797), 13) Inc. amosissima * (Aesch. ramosissimus *Wall.* l. c. 799), 4) Inc. longicaulis * (Aesch. longicaulis *Wall.* l. c. 88) und 15) Inc. acuminata * (Aesch. acuminatus *Wall.* l. c. 6397). (*A. Sprengel.*)

INCAS. Peru iſt das einzige Land des weitſchichigen Südamerika, welches ſich zur Zeit ſeiner Entdeckung ürch die Spanier eines bedeutenden Grades von Civiliation zu rühmen hatte, und eine Geſchichte beſaß, die war auf Tradition allein beruhend, dennoch von dem düern Bilde der rings umher herrſchenden Barbarei ſo ıächtig abſtach, daß ſie zeitig die Aufmerkſamkeit der Gebildetern unter den Eroberern auf ſich zog. Sie läßt ich leicht in zwei Perioden ſpalten. Die Kunde von em erſten Zeitraume iſt mangelhafter als die von der Kindheit irgend eines der ungleich ältern Völker der öſtichen Welt. Sie entbehrt der hiſtoriſchen Begrenzung, nd beſteht allein aus dunkeln Überlieferungen, die unter en Peruanern ſich erhalten hatten, aber mit zahlreichen abeln untermengt, kaum den Werth von Andeutungen eſitzen. Die Forſchungen der neueſten Zeit haben zwar inige Umſtände jener Urgeſchichte Peru's außer Zweifel eſetzt, jedoch auch eine Reihe von Vermuthungen hervorgeruen, über deren Richtigkeit oder Unwerth ſelbſt die Zuunft zu keinem entſcheidenden Urtheile gelangen kann. Die zweite Periode begreift den Zeitraum von der Einführung einer neuen Civiliſation durch den erſten der Incas bis zu der Zerſtörung des peruaniſchen Reiches durch ie erobernden Spanier.

Geraume Zeit vor Entſtehung oder Einwanderung er im mehrfachen Sinne entarteten Menſchenrace, die man u Ende des 15. Jahrh. im Beſitze der neuen Welt vorand, muß dort ein kräftigeres und edleres Geſchlecht gewohnt haben. Welche Reihe von Jahren, zwiſchen dem noch unerklärten Untergange des letztern und dem Wiederaufkeimen menſchlicher Sitte und bürgerlicher Einrichtungen in Peru und Mexico, liege, vermag man wol zu ahnen, nicht aber mit einer irgend annähernden Sicherheit feſtzuſetzen. Daß jedoch Jahrtauſende über den in Wildheit tief verſunkenen Bewohnern hingeſtrichen ſein mögen, ehe ihnen von Außen Errettung durch Weſen gebracht wurde, die man in ſpäterer Zeit den Göttern gleich achtete, läßt ſich im Allgemeinen ebenſo ſicher nachweiſen, als der Untergang einer in der Urzeit vorhanden geweſenen Cultur. Die erſten Geſchichtſchreiber Peru's, Spanier, denen es noch möglich war, die alten Sagen aus dem Munde der Vornehmern und Gebildeten unter den Eingeborenen zu vernehmen, ſtimmen alle darin überein, die Bewohner des nachmaligen Peru zur Zeit der Erſcheinung des erſten Inca als völlig entmenſcht darzuſtellen. Sie verzehrten das Fleiſch ihrer Feinde und die Männer lebten mit ihren Müttern und Töchtern in blutſchänderiſchen Verbindungen [1]). Ein rohes Fauſtrecht fand allgemeine Geltung und hielt die Stämme geſchieden. In kleine Parteien zerſplittert, behaupteten ſie unzugängliche Bergrücken oder befeſtigte Plätze, die ſie bei der geringſten Veranlaſſung verließen, um raubend und mordend in das Gebiet des Nachbars einzufallen. Bis in die ſpäteſte Zeit des Reiches der Incas erhielt ſich unter andern in der Provinz Huanuco das Andenken an die blutigen Kriege der ehemaligen Bewohner, deren Dörfer ſo abgelegen und ſo verſteckt waren, daß oft die nächſten Nachbarn ihre gegenſeitigen Wohnſitze nicht kannten, und nur bei Gelegenheit gemeinſamer religiöſer Feſtlichkeiten zuſammentrafen [2]). Das Volk der Guancas, in der Gegend von Jauja, lebte in gleicher Rohheit, und vertheidigte dieſen Zuſtand mit ſolcher Entſchloſſenheit gegen die Verſuche der civiliſirenden Incas, daß allein ein langjähriger Krieg ihre Unterwerfung herbeiführen konnte [3]). Einzelnen gelang es, ſich größere Macht zu verſchaffen und dann die Rolle tyranniſcher Häuptlinge über ganze Provinzen, ebenſo wol in den Gebirgen als in der Region der heißen Urwälder, zu ſpielen [4]). Eine Art von Cultus ſoll allerdings unter dieſen Wilden üblich geweſen ſein; es ſcheint ſogar, daß ſie Tempel erbaut haben, allein der gröbſte Aberglaube und das Schlachten gefangener Feinde bildeten den weſentlichen Theil dieſer grauenvollen Verehrung des Weltregierers. Unvollſtändig, wie dieſe Überlieferungen auch ſein mögen, ſo genügen ſie doch, um zu beweiſen, daß ſolche Völker nichts mit einer ihnen vorausgegangenen Menſchheit gemein haben konnten, welche die entſchiedenſten Beweiſe ihrer Civiliſation hinter ſich gelaſſen hatte. Wie Zeugen einer räthſelhaften Vorzeit ſtanden noch zu Anfange des 16. Jahrh. einzelne Trümmer von rieſenhafter Größe in der Mitte der gewaltigen, aber mit jenen nicht vergleichbaren Denkmäler der Incas. Sie hatten ſich durch die Periode der Wildheit des Urvolkes

1) *Pedro de Cieza*, Chronica del Peru (Anvers. 1554). cap. 88. p. 75 b. 2) Ibid. cap. 80. p. 149 b. 3) Ibid. cap. 84. p. 156. 4) Ibid. p. 75 b.

Digitized by Google

und während der Dauer des Incareiches erhalten, die einzigen Denkmäler eines Volkes, von welchem ſonſt jede Nachricht fehlte. Die Staunen erregenden Gebäude der Incas ſollen nur Nachahmungen der Muſter geweſen ſein, welche ſich am See Titicaca in den unvollendet gebliebenen Tempeln von Tiahuanuca vorfanden; in Reſten, deren unbegreifliche Größe die Peruaner zu dem Glauben beſtimmte, daß ſie in einer Nacht durch Zauber entſtanden wären [5]). Die ſpaniſchen Eroberer fanden den Glauben an ausgeſtorbene mächtige Völker überall verbreitet. Die Sage ſchrieb den letztern die weiße Haut und den dichten Bartwuchs der Europäer zu, und ſonderbar iſt es immerhin, daß man nicht nur einen ſehr großen Unterſchied zwiſchen dem Bauſtyle dieſer untergegangenen Nation und demjenigen der Incas bemerkte, ſondern daß ſogar in den uralten Bauen von Guamanga Ziegel gefunden worden ſein ſollen, die mit Buchſtaben bedeckt waren und zu der Vermuthung berechtigen, es möchten jene älteſten Bewohner Peru's aus der öſtlichen Welt urſprünglich eingewandert ſeyn [6]). Auch naturgeſchichtliche Thatſachen deuten auf das hohe Alterthum der peruaniſchen Bevölkerung hin. Nur erſt durch den Einfluß der menſchlichen Cultur verändern die Thiere ſich ſo ſehr, und treten als Hausthiere in ſo zahlloſen Spielarten auf, daß es oft unmöglich wird, den Typus dieſer nicht länger wild vorkommenden Geſchöpfe feſtzuſtellen. Das nützliche Lama, das Thier, welches dem Urperuaner allein die kalten Gebirgszüge der Anden bewohnbar machen konnte, fanden ſchon die Incas im gezähmten Zuſtande vor, und wahrſcheinlich wol in denſelben vielfachen Varietäten, die der älteſte Beſchreiber Peru's ausdrücklich erwähnt [7]). Es iſt Thatſache, daß der Indier, den man in Peru antraf, zwar über dem kupferfarbenen Menſchen ſtand, der in andern Gegenden Ameika's den Entdeckern ſo verwildert erſchienen war, daß ernſtliche Zweifel über ſein Recht zum menſchlichen Namen ſich laut äußern durften, aber auch der Peruaner war körperlich und geiſtig ſchwach, und daher dem Urvolke unähnlich, das lange vor ihm daſſelbe Land beſeſſen hatte, vielleicht ſogar einer ganz verſchiedenen Menſchenrace angehörte. Die Entwickelung einer ſich ſtationair verhaltenden Civiliſation von nur mittelmäßiger Größe, nachdem eine weit mehr geſteigerte ſchon einmal untergegangen und Wildheit eingetreten war, iſt eine auffallende Erſcheinung. Sie eröffnet der geiſtreichen Vermuthung ein nicht minder ausgedehntes Feld als der arbeitsvollen Forſchung; allein beiden gebricht es an der unentbehrlichſten und ſicherſten aller Grundlagen, der hiſtoriſchen. Es iſt allerdings nicht vorauszuſagen, welche Funde genaue Unterſuchungen und Nachgrabungen in den Trümmern uralter Niederlaſſungen dereinſt zu Tage fördern mögen, aber, entdeckte man auch deutlichere Urkunden als die ſparſamen und unerrathbaren Hieroglyphen von Palenque ꝛc., käme man ſelbſt ſo weit, die Abſtammung der früheſten und gebildeten Völker Amerika's mit Gewißheit nachzuweiſen, ſo wird doch immer der grauenvollſte Theil von ihrer Geſchichte, jene Periode erneuerter und ſchrankenloſer Verwilderung, unaufgehellt bleiben. Vielleicht wurde jenes Urvolk von einem gewaltigen Naturereigniſſe ergriffen und in kurzer Zeit bis auf wenige Reſte von der Erde vertilgt; vielleicht fiel es im Kampfe gegen die einbrechende Überfluthung wilder Horden, oder endlich — und dieſe iſt die niederdrückendſte aller Vermuthungen — vielleicht entartete es auf eine kaum begreifliche Weiſe wiederum in dem Maße, und verharrte ſo geraume Zeit in dem Zuſtande der thieriſchen Rohheit, daß es eine ſtarre Geiſtesarmuth ergriff, von welcher es ſich auch dann nicht wieder ganz befreien konnte, als fremde Kräfte ihn auf die Stufe früherer Civiliſation zu heben ſuchten.

Die zweite Periode der Geſchichte Peru's beginnt mit der Erſcheinung der vielleicht mythiſchen Weſen, von welchen die thiergleichen Bewohner die Grundlage der Civiliſation empfingen, welche ſich mit ziemlich großer Schnelligkeit bis in weite Fernen verbreiten, aber von keiner Dauer ſein ſollte. Sie endet mit dem Sturze des letzten der Incas und der Beſitzergreifung der Spanier. Nur in den letzten Jahren dieſes Zeitraumes gewinnen die Nachrichten, obgleich ſie oft ſehr parteiiſch lauten, den geſchichtlichen Charakter. Was ſonſt über die vierhundertjährige Dauer des Reiches der Incas auf uns gekommen iſt, darf nur als Überlieferung durch unvollkommene Mittel angeſehen werden, und kann folglich nur beſchränkten Glauben erhalten. Es konnte nicht fehlen, daß das Schauſpiel einer unerwarteten Civiliſation und einer in vielen Beziehungen beiſpiellos daſtehenden Staatsverwaltung die Aufmerkſamkeit der ſpaniſchen Eroberer auf ſich zog. Von den Augenzeugen der Eroberung waren nur wenige gebildet genug, um ihre Erfahrungen in Büchern niederlegen zu können, und von dieſen fand unglücklicherweiſe die Mehrzahl es intereſſanter, die Begebenheiten des unter den herrſchſüchtigen, geizigen und mißgünſtigen Conquiſtadoren ausgebrochenen Bürgerkrieges aufzuzeichnen, als die Sitten, die Sagen und Inſtitutionen eines Volkes genau zu beſchreiben, welches theils ſeine Eigenthümlichkeiten unter dem fremden Drucke ſchnell verlor, theils mit ſchreckender Schnelligkeit ausſtarb. Aber ſelbſt die älteſten und zuverläſſigſten Quellenſchriftſteller, Pedro de Cieza, Auguſtin de Zarate und Franceſco Lopez de Gomara, befanden ſich hinſichtlich der Sammlung ihrer umſtändlichen Nachrichten über die Peruaner der frühern Zeit in einer mislichen Lage. Den Peruanern war die Kunſt des Schreibens unbekannt. Sie hatten dem Bedürfniſſe der Aufzeichnung durch eine an ſich ſehr unvoll-

5) Cieza vermochte dieſe merkwürdigen Trümmer noch weitläufig zu beſchreiben (cap. 106. p. 182), indem er ſie (zwiſchen 1545—1555) noch vorfand. Gegenwärtig iſt keine Spur von ihnen übrig. Ähnliche räthſelhafte Denkmäler einer ſehr frühen Vorzeit ſind ſeit etwa vierzig Jahren in vielen andern Gegenden Amerika's gefunden, theilweiſe auch genau beſchrieben worden, z. B. die Erdwälle in Canada und am Miſſouri; Trümmer ſehr groſſer Städte im nördlichen Merico, in Guatemala und Yucatan, neuerdings auch in Chile. Hierher gehören ferner die Nachrichten bei *Garcilasso*, Commentarios reales, l. III. c. 1 und *Ulloa*, Resum. histor. de los emperad. del Peru. §. 34. 6) *Cieza* cap. 87. p. 160. Auch in Tiahuanuca ſollen Weiße gelebt haben, die im Kriege gegen die einbrechenden Indier bis auf den letzten Mann vertilgt wurden. 7) Ibid. cap. 111. p. 189 b.

Digitized by Google

kommene, indeſſen dennoch von einem und dem andern Chroniſten mit Bewunderung erwähnte Erfindung zu genügen geſucht. Schnuren von verſchiedener Färbung, mit Knoten von verſchiedener Größe und Art in beſtimmten Entfernungen angebracht (Quipos), dienten ihnen als mnemoniſcher Apparat, richtiger vielleicht als Rechnenmaſchinen für die Zwecke des gemeinen Lebens. Mag es nun auch möglich ſein, auf ſolche Weiſe eine und die andere Begebenheit dem Gedächtniſſe zu erhalten, ſo wird ſich doch niemals ein abſtracter Begriff mit ähnlichen Mitteln darſtellen laſſen. Den Spaniern waren keine beſſern Quellen der frühern Geſchichte Peru's geboten, als die mündlichen, theilweiſe auf jenen Quipos beruhenden, Mittheilungen der Eingeborenen. Ihre Unzuverläſſigkeit wird von mehren jener Chroniſten anerkannt. Cieza iſt der Meinung, daß die Mehrzahl angeblich wichtiger Ereigniſſe und Wiederholungen von großen Unternehmungen, von welchen die Geſchichte der Incas voll iſt, auf wenige hinauslaufen, die durch immer neues Erzählen vervielfacht oder verunſtaltet worden ſind. Er ſetzt hinzu, daß den Gewährsmännern eben kein großes Zutrauen zu ſchenken geweſen ſei, da ſie mit Ausnahme der Gebildeten aus der Adelskaſte (den Orejones) Kenntniſſe entbehrten, und dem Lügen und der Wunderliebe huldigten [8]). Selbſt über die Ereigniſſe der verhältnißmäßig neuen Zeiten widerſprachen ſich nicht ſelten die Ausſagen. So wurden gewiſſe öffentliche Bauwerke von Einigen den Incas, von Andern einem ausgeſtorbenen Rieſengeſchlechte zugeſchrieben [9]). Alle ſpätere Schriftſteller folgten entweder jenen erſtgenannten Chroniſten, oder ſie ſchöpften gleichfalls ihre Nachrichten aus den Mittheilungen der Eingeborenen, einer Quelle, die innerhalb eines Menſchenalters durch die Einwirkung veränderter Verhältniſſe bis zur Unbrauchbarkeit unlauter geworden war. Garcilaſſo, der Sohn eines der achtbarſten ſpaniſchen Eroberer und einer Peruanerin aus dem Hauſe der Incas, ſchrieb vierzig Jahre nach der Eroberung, und verdient aus dem angeführten Grunde und wegen unverkennbarer Parteilichkeit nur dann Glauben, wenn ſeine ſonſt ſehr weitläufigen Schilderungen der Dynaſtie der Incas in den ältern Schriften Beſtätigung finden.

Der Urſprung des Reiches der Incas ſtellt in der Geſchichte Amerika's eine vereinzelte, höchſt merkwürdige Begebenheit dar, und ſcheint ein Widerſpruch gegen alle den Charakter und die Fähigkeiten des Uramerikaners angehende Erfahrungsſätze. Unter allen wilden Völkern ſchätzt man an dem Einzelnen zunächſt nur diejenigen Eigenſchaften des Körpers und Geiſtes, welche zur Beſiegung eines Feindes entſchieden beitragen können. Unter ihnen wird wie unter den wilden Thieren der Weg zur Macht durch Stärke, Muth und Schlauheit gebahnt. Höhere Anfoderungen werden ſelten an das künftige Oberhaupt gemacht, und wenigſtens wird von dieſem die Fähigkeit, für die Untergebenen denken zu können, nicht ausſchließlich verlangt. Je geringer die allgemeine geiſtige Ausrüſtung eines ganzen Volkes iſt, je niedriger es alſo überhaupt in der Reihe der Menſchenſtämme zu ſtehen kommt, um ſo länger wird es auch in dieſem rohen Zuſtande verharren, um ſo weniger wird das Bedürfniß einer Verbeſſerung unter ihm gefühlt werden. Es iſt ſehr bezeichnend für die Indier Amerika's, daß ungeachtet der großen Zahl von Häuptlingen, welche nach und nach über die vielen und mächtigen Stämme geherrſcht haben, nur ſehr Wenige Geiſt und Ehrgeiz genug beſeſſen haben, um ſich in der Rolle der Reformatoren oder Eroberer zu verſuchen. Um ſo merkwürdiger iſt die erſte Erſcheinung der Familie der Incas in Peru, denn ſie iſt mit raſcher Befeſtigung der Macht, mit kräftiger Einwirkung auf den vorgefundenen verwilderten Bewohner des Landes verbunden, und was irgend von den erſten der neuen Fürſten vorgenommen wird, ſticht auffallend von der ſeit Jahrhunderten herrſchenden Barbarei ab, und ſcheint die Frucht von frühern Erfahrungen und genauer Berechnung zu ſein. Unangekündigt tritt der erſte Inca unter die rohen Bewohner der Hochebene des Titicaca, weiß in kurzer Zeit die Herrſchaft zu erringen, neuen Formen Eingang zu verſchaffen, für ſeine Geſetze auf einem friedlichen Wege Gehorſam zu erlangen und eine bürgerliche Geſellſchaft zu begründen. Ein ſolcher Mann konnte ebenſo wenig als ſeine Begleiter dem im roheſten Urzuſtande lebenden Bewohnern der Andenthäler angehören; ein ſo hervorragender, ſelbſtändiger Geiſt konnte ſich nicht in der Mitte eines Menſchenſtammes ausbilden, bei welchem der traurige Satz volle Geltung noch heutzutage findet, daß tiefeingewurzelte Barbarei, wenn ſie überhaupt ausrottbar iſt, nur einer Einwirkung von Außen weiche. Es kann nicht in Verwunderung ſetzen, wenn wir finden, daß Manco Capac, jener über ſeiner Zeit und ſeinen Umgebungen ſtehende Fremdling, von den Wilden als ein Abkömmling des höchſten Weſens angeſehen wurde, und daß ſeine Geſchichte ſchon nach 400 Jahren mehr in Mythen gehüllt war, als die Exiſtenz ähnlicher Wohlthäter des Menſchengeſchlechts, die während einer fabelreichen Urzeit in der alten Welt auftraten. Dieſe Umſtände leiten zu der Vermuthung, daß Manco Capac der Anführer eines ausgewanderten Volksſtammes von höherer Bildung geweſen ſei. Die Sagen der Peruaner [10]) laſſen ihn zwar

8) *Cieza* cap. 47. p. 96. 9) Ein groſes Feſtungsgebäude in der Provinz Huaraz, von gewaltigen Steinen aufgebaut, 40 Schritte lang und noch etwas breiter als lang. Die Wände waren mit hieroglyphiſchen Figuren bedeckt, beſonders mit ſehr ſorgfältig in den Stein gehauenen Abbildungen menſchlicher Köpfe und Geſtalten. Ibid. cap. 82. p. 153.

10) *Herrera*, Dec. V. l. 3. c. 6. *Fr. Gregorio Garcia*, Origen de los Indios del nuevo mundo (Valencia 1586). l. 5. c. 8. Die Sage lautete, der erſte Inca ſei ein Sohn der Sonne geweſen, und von dieſem höchſten, die Wildheit der Peruaner bemitleidenden, Weſen abgeſendet worden, um menſchliche Sitte, Geſetze, Ackerbau und Künſte zu verbreiten; um Religion und namentlich den Sonnendienſt einzuführen. Manco Capac ſei in Begleitung ſeiner Schweſter und Gattin Mama-Oeclo-Huaco am Ufer des Titicaca auf die Erde geſetzt worden, nachdem er vorher von der Sonne einen goldenen Stab erhalten hatte mit dem Bedeuten, daß dieſer ihm den Ort ſeiner irdiſchen Niederlaſſung anzeigen werde. Wo bei Berührung des Bodens der Stab in die Erde verſchwinden würde, ſollten ſie ſich anbauen. Sie wären darauf vom See in nördlicher Richtung bis zu dem Berge Huanacauri fortgewandert,

Digitized by Google

nur von zwei Perſonen begleitet am Titicaca ankommen, allein es iſt ſehr unwahrſcheinlich, daß ſo wenige machtloſe Fremdlinge der Wildheit und Anthropophagie der Ureinwohner entgangen ſein ſollten. Vermittels einer Achtung gebietenden, wenn auch nicht übergroßen Begleitung mochte der erſte Inca ſich allein der Unterwürfigkeit der Peruaner verſichern [11]). Über das eigentliche Vaterland des Manco Capac herrſcht völliges Dunkel. Nach neuern Vermuthungen haben außer den angeblichen uralten Pflanzorten der Phönizier, von europäiſchen Völkern begründete Colonien in mehren Gegenden Amerika's, namentlich in Mexico und Centroamerika, ſchon vor der chriſtlichen Zeitrechnung geblüht. Schriftſteller, die als Augenzeugen der Eroberung anzuſehen ſind, ſprechen von der Möglichkeit einer Einwanderung der Amerikaner aus Aſien. Andere ſind ihnen gefolgt in ſpätern Zeiten, und meinen in den Chineſen das Stammvolk der Peruaner zu erkennen [12]), und einer der neueſten Unterſucher dieſer ſchwer aufzuhellenden Frage glaubt, daß die Kriege der Mongolen gegen China und Japan mit der Einwanderung eines großen Volkes in Peru und mit Entſtehung des Incareiches in Verbindung zu bringen ſeien [13]). Jedenfalls nennen die alten Sagen der Peruaner den Manco Capac einen eingewanderten Fremdling, dem es nicht durch Gewalt, ſondern durch Überredung gelungen ſei, ſeine Umgebungen an Geſetze zu binden, und ſomit den Grund zu einem Reiche zu legen, welches im Laufe von vier Jahrhunderten ſich ſo vergrößerte, daß es alles Land zwiſchen dem Fluſſe Maule in Chile und den Bergen von Paſto begriff. Der Anfang dieſer Macht war ſehr gering; des Inca Herrſchaft erſtreckte ſich von Cuzco öſtlich bis zum Fluſſe Paucartambo, weſtlich etwa acht Stunden weit bis zum Apurimac, ſüdlich neun Stunden bis Quequeſana. Dieſes an ſich unbedeutende Reich wuchs mit großer Schnelligkeit. Die Einrichtungen des neuen Staates führten eine Vereinigung getheilter Kräfte herbei, und erleichterten daher den Sieg über die in zahlloſe Horden zerriſſenen wilden Nachbarvölker. Die Politik der Herrſcher, das Gewicht einer auf moraliſchen Principien begründeten Regierung, und der Anblick einer ungekannten Civiliſation führten abwechſelnd die Unterwerfung unabhängiger Horden herbei. Ein großer Theil der Geſetze und das Weſentlichſte der bis zum Ende des Reiches beibehaltenen Staatseinrichtungen rührten von Manco Capac her, deſſen Beiname Capac („reich an Tugenden und Fähigkeiten") andeutet, daß bereits ſeine Zeitgenoſſen das Wohlthätige und Außerordentliche ſeiner Unternehmungen erkannten.

Bei Unterſuchung der Zuſtände des alten Peru fällt zuerſt ebendieſe Zuſammenſetzung der Bevölkerung aus einer Menge von Stämmen, dieſe erfolgreiche Bildung eines Staates aus ſehr ungleichen, oder ſogar feindlichen Elementen als etwas ſehr Merkwürdiges auf [14]). Daß die Bewohner Peru's in der dunkeln Periode vor den Incas in zahlreiche Horden von verſchiedenen Sitten und Sprachen zerfielen, bezeugt theils die Überlieferung, theils die beiſpielloſe, noch jetzt dauernde Zerriſſenheit der amerikaniſchen Menſchheit in allen denjenigen Gegenden, wo die Reformatoren, wie in Peru und Mexico, aufgetreten ſind.

---

und da bei Berührung des Bodens jene Wünſchelruthe augenblicklich verſank, hätten ſie den Ort zum Wohnſitze erwählt, und bald darauf die Stadt Cuzco begründet.

11) *Geo. Hornii* Orig. americ. (Hagae Comit. 1652). p. 252. Gleiches geht aus vielen Orten Garcilaſſo's hervor. 12) *Garcia* c. 3. *Horn* l. c. und die meiſten Schriftſteller des 18. Jahrh. Es gibt aber triftige Gründe gegen die chineſiſche Abſtammung der neuen Peruaner, d. h. des mit den Incas eingetroffenen Volkes. Die Sage läßt die Incas nicht von der Küſte, ſondern aus dem Innern, nicht von Norden, ſondern von Oſten kommen. Linguiſtiſche Unterſuchungen, im Geiſte der jetzt gewöhnlichen Forſchung betrieben, weiſen ebenſo wenig auf Verwandtſchaft zwiſchen China und Peru hin, und in naturhiſtoriſchem Sinne ſind die Indier den Chineſen ebenſo unähnlich als den Europäern, denn das Vorkommen von ſchiefſtehenden Augenſpalten bei einigen wilden Stämmen Peru's und Braſiliens genügt nicht als Beweis, wenn man die übrigen großen Eigenthümlichkeiten der amerikaniſchen Menſchenrace erwägt. Sehr wichtig iſt zur Beantwortung jener Frage die verhältnißmäßig geringe wiſſenſchaftliche Cultur der Peruaner. Man ſollte annehmen, daß wenigſtens die Anführer und Vornehmen jener Einwanderer, wenn ſie aus Aſien ſtammten, die dort uralte Kunſt des Schreibens mit ſich gebracht und in Amerika einheimiſch gemacht haben würden. Es gibt aber durchaus keinen feſten Beweis, daß Schriftzüge unter den Incas bekannt geweſen, denn was der Franziskaner Ramon Bueno an den Wänden eines Granitgebirges unfern des Fleckens Urbana eingegraben fand, und, gemäß Humboldt's Erzählung, als Schrift anſehen wollte, mag ebenſo gut ein Verſuch roher Bilderſprache, zufällige Verzierung oder bedeutungsloſes Product eines müßigen Indiers geweſen ſein, als die von Martius am Japurá, von Andern in Braſilien, vom Padre Girbal am Pongo des Huallaga bemerkten Striche, Kreiſe und Figuren, die der Indier des nordweſtlichen Theils der Ver. Staaten ſogar auf Hirſchhäuten anbringt, in dieſem Falle jedoch mit der Abſicht, eine Erinnerungstafel ſeiner Jagden und Kriege zu bereiten, wie Long und Say wenigſtens meinen. Martius (Von dem Rechtszuſtande unter den Ureinwohnern Braſiliens [Münch. 1832]. S. 72) verwirft die Abſtammung der Indier Amerika's von den Chineſen, wegen der großen Unähnlichkeit des Verhältniſſes zwiſchen Ältern und Kindern. 13) John Ranking (Conquests of Peru and Mexico by the Mongols in the XIII century [Lond. 1829]. p. 167) wirft durch die Annahme, die Incas ſeien Mongolen geweſen, die Chronologie, wie ſie bisher auf Autorität der älteſten Geſchichtſchreiber Peru's beſtanden, gänzlich um. Ihm zufolge war die Dauer des Incareiches überhaupt nur 240 Jahre ſtatt der gemeiniglich angenommenen vier Jahrhunderte. Nach der (unſtatthaften auf die Apokalypſe begründeten) Meinung Newton's hätte kein Inca länger als 20 Jahre regiert, und dieſe Annahme entſpräche ganz der Geſchichte China's und Japans, welche den Einfall der Mongolen in dieſe Länder auf das J. 1283 n. Chr. verlegen. Von dieſen Wanderern wäre ein Theil nach Nordamerika übergegangen, endlich nach Peru gelangt und habe den Thron begründet, der bis zum Tode Atahualpa's (1533), alſo höchſtens jene 240 Jahre, ſich erhielt. In Hinſicht auf die nicht unmögliche Verbindung, die in der Urzeit zwiſchen den atlantiſchen Küſtenländern und den Völkern der alten Welt beſtanden haben mögen, ſcheinen ſich nach und nach die Beweiſe — wenn man ſie als ſolche gelten laſſen will — zu mehren. Einer der neueſten ergab ſich bei Entdeckung großer Grotten voll gut erhaltener Leichname, die familienweiſe zuſammengelegt, und mit Zeuchen, denen der ägyptiſchen Mumien durch Gewebe und Farben ganz ähnlich, eingewickelt waren, bei Bolſen de Maſſini unweit Durange im Auguſt 1838. Lond. Liter. Gazette. 1838. No. 1136. p. 585.

14) Martius (a. a. O. S. 5) ſchätzt die Zahl der Volksſtämme in Braſilien allein gegen 250. Lätius (novus Orbis 1633. p. 550) führt ſchon in ſeiner Zeit, wo doch das Innere Braſiliens kaum bekannt war, 76 verſchiedene Stämme auf.

Digitized by Google

Aus dieſer Zerſplitterung hat ſich vielleicht die traurige Eigenthümlichkeit der Indier entwickelt, der Cultur unzugänglich und abhold zu ſein, und unter ihrer Berührung auszuſterben; denn leicht iſt es zu glauben, daß ein durch viele Jahrhunderte verlängertes Leben im Stande der roheſten Ungeſelligkeit endlich vermögen werde, ſelbſt die Keime des Edlern im Menſchen zu ertödten. Es war gewiß keine geringe Aufgabe für die Incas, aus natürlich unempfänglichen Wilden Bürger eines Staates zu bilden. Die zu Grunde gelegte theokratiſche Regierungsform eignete ſich ganz zum Mittel der Bezähmung, allein ſie paßte nicht für das Volk in ſpätern Zeiten, indem ſie den Willen der Einzelnen zu ſehr beſchränkte, und der Civiliſation unverletzbare Grenzen anwies. Ihr friedlicher und verzeihender Geiſt beſtimmte die Handlungsweiſe der erſten Incas, und ſicherte die Stellung des jungen Staates in der Mitte wilder und mächtiger Horden. Unter allen Incas ſcheint nur Einer ein von Ehrgeiz getriebener Eroberer geweſen zu ſein, während die Andern mehr durch die Nothwendigkeit, ihr Reich abzurunden oder zu ſchützen, in Kriege verwickelt wurden. Man griff allein zu den Waffen, wenn kein anderes Mittel übrig geblieben war. Verſchmelzung der freiwillig ſich anſchließenden Völker, Verſöhnung der durch Waffengewalt Unterworfenen ſuchte man zu beſchleunigen durch große gemeinſame Gaſtmahle; durch Beſchenkung und perſönliche Auszeichnung. Das Erwachen einer Neigung zur alten Unabhängigkeit verhütete die Verſetzung großer Zahlen von Familien aus dem neu unterworfenen Lande nach entlegenen, ſeit alter Zeit die Incas anerkennenden Provinzen. Inca Yupangui ſoll dieſe Verſchmelzung unähnlicher Bevölkerungen zuerſt als nützlich erkannt und geſetzlich eingeführt haben. Man nahm Rückſicht auf Boden, Klima und ſonſtige Beſchaffenheit des von den Auswanderern früher bewohnten Landes, und ſchickte dieſe nach entfernten, aber möglichſt ähnlichen Gegenden. Sie erhielten dann den Namen Mitimaes (Verpflanzte); man überwies ihnen bei der Ankunft in ihrer neuen Heimath Felder und Plätze zum Häuſerbauen[15]), und ſtellte ſie den übrigen Unterthanen gleich. Bald war es ihre Beſtimmung wüſte Ländereien anzubauen, bald verband man ſie zu einer Art von Militaircolonien zum Schutze entlegener Grenzprovinzen. Auf dem Entweichen aus ſolchen angewieſenen Wohnplätzen ſtand harte Züchtigung als Strafe; wiederholte Flucht zog Todesſtrafe nach ſich[16]). Nachdem derſelbe Inca Yupangui gefunden, daß ungeachtet ſeiner Vorkehrungen ein großer Theil ihrer Volksthümlichkeiten von den Mitimaes bewahrt wurde, kam er auf den Gedanken eine gemeinſame Sprache im ganzen Reiche einzuführen. Die Ältern waren genöthigt ihren Kindern die Sprache von Cuzco beizubringen, und für die Fortſchritte derſelben verantwortlich. Zwar fanden die erſten Conquiſtadoren die Indier des nördlichen Peru noch immer in drei Kaſten oder Stämme zertheilt (Yungas, Fallanes und Mochicas), und außer ihren drei Sprachen noch eine Menge von Provinzdialekten; indeſſen war die Sprache von Cuzco allen Caziken geläufig und unter Gebildeten allein gebräuchlich. Verbreitet wurde das Idiom von Cuzco beſonders durch den Befehl des Inca Huayna Capac, alle Söhne und Seitenverwandten der Häuptlinge während ihrer Jugend auf mehre Jahre an den Hof des Inca zu ſenden, eine Vorkehrung, der beſonders die Abſicht zu Grunde gelegen haben ſoll, eine ziemliche Anzahl von Geiſeln und Bürgen für die Treue der dem Inca wenig zugethanen Provinzen zu erlangen, und Leute heranzuziehen, auf deren Ergebenheit man ſicher rechnen konnte[17]). Es gelang auf dieſe Weiſe, die Aymaraſprache in einem Landſtriche von 1200 Leguas Länge einzuführen. Heftigen, wol gar mit Verrätherei verbundenen, Widerſtand pflegten die Incas mit großer Härte zu ſtrafen, jedoch ſcheint es, daß ſie nur dann erſt dem gewöhnlichen klugen und milden Verfahren entſagten, nachdem alle derartigen Verſuche erfolglos geblieben waren. Als die Einwohner der Inſel Puna im Golfe von Guayaquil, die erſt nach langem Kriege dem Inca Huayna Capac ſich unterworfen hatten, das Joch abſchütteln wollten, ertränkten ſie auf verrätheriſche Art eine ſehr große Zahl der Vornehmſten aus dem Hauſe des Incas, welche von Tumbez auf die Inſel beordert worden waren. Viele Tauſende der Inſulaner wurden darauf dem Zorne des Inca geopfert, keiner der Ergriffenen empfing Verzeihung und die Häuptlinge ließ er pfählen oder ertränken[18]). Auf gleiche Weiſe beſtrafte auch Inca Yupangui ein zahlreiches Volk der Waldregionen am öſtlichen Abhange der Anden, die Ayavires, mit faſt gänzlicher Ausrottung. Noch zur Zeit Cieza's war der von den Gräbern der Erſchlagenen eingenommene Raum zu ſehen, und ungleich größer, als die auf des Inca's Befehl neuerbauete und aus andern Provinzen bevölkerte Stadt[19]). Den endlich beſiegten Widerſtand der Eingeborenen der heutigen Provinz Esmeraldas ſtrafte Huayna Capac durch den Befehl, Allen ſechs Vorderzähne auszuziehen, eine Strafe, die in einem ähnlichen Falle über die Bewohner von Guancavilcas verhängt, und, wie es ſcheint, ſelbſt auf ſpätere Generationen übergetragen wurde[20]). Die Ausdehnung dieſer Eroberungen war jedoch durch mancherlei Umſtände, beſonders durch das Klima beſchränkt. Die Waldungen in den Ebenen am öſtlichen Fuße der Anden[21]) waren den Incas ungleich weniger bekannt als den Spaniern, nachdem dieſe einige Jahrzehnte über Peru geherrſcht hatten. Sie blieben den Bewohnern der kältern Andengegenden völlig verſchloſſen, denn die Hitze jener Ebenen, die Dichtigkeit der Urwälder und die Kriegführung der dünnverſtreueten flüchtigen Horden von wilden Eingeborenen ſtell-

15) *Cieza* c. 41. p. 82 b. c. 88. p. 160 b. c. 99. p. 175 b. *Agustin de Zarate*, Hist. del descubrim. etc. del Peru (Sevilla 1577). l. I. c. 11. p. 10 b. 16) *Herrera*, Dec. V. l. 4. c. 3 und c. 8.

17) *Cieza* c. 41. p. 81. *Herrera*, Dec. V. l. 3. c. 14, beſonders auch: *Zarate* l. I. c. 6. p. 5. 18) *Cieza* c. 53. p. 108 b. 19) Ibid. c. 98. p. 174. 20) Ibid. c. 47. p. 96. 21) Cieza prophezeit, daß, ſo lange es dort noch ähnliche (Ur-) Wälder gebe, werde man ſie mit dem altperuaniſchen Namen „Yungas" belegen, eine genau eingetroffne Vorausſagung, namentlich hinſichtlich Bolivia's.

Digitized by Google

ten Hinderniſſe dar, deren Überwindung den Incas nie gelang. Nur mittels der größten Opfer und Ausdauer unterwarf ſich Huayna Capac die Gegend von Esmeraldas, deren Bewohner die Beamten ſeines Vaters (Topa Inca Yupangui) meuchleriſch ermordet hatten. Maynas gerieth niemals unter die Botmäßigkeit der Incas, ſelbſt Chachapoyas, obwol nur am Saume der Waldregion gelegen, erkämpften ſie mit Mühe und in die Niederungen des Magdalenenſtromes, des Beni oder des Pilcomayo ſcheinen ſie nie vorgedrungen zu ſein. Auch fanden dieſe Eroberungen in heißen und ungeſunden Gegenden keinen Beifall bei den Orejones, dem vornehmen Adel, der die Verwaltungsſtellen in dergleichen Provinzen nicht liebte, ſie zu armſelig fand, und unter einem zuträglicheren Himmel Land und Vermögen genug beſaß [22]). Das von den Incas zu der Zeit ihrer höchſten Macht beherrſchte Reich erſtreckte ſich von Paſto, und namentlich von der Provinz Quiros, bis ziemlich ſüdlich in Chile, ohne jedoch den Biobio zu überſchreiten. Daß Chile den Incas in der That unterworfen geweſen, ergibt ſich unter andern aus der im J. 1534 zu Charcas erfolgten Ankunft einiger Chilenen, welche von der ſpaniſchen Eroberung ohne Kenntniß, dem Inca Tribut in Goldgeflechten (zum Werthe von 150,000 Piaſter) überliefern wollten [23]). Nach Cieza [24]) war Vilcas die Mitte des Incareiches, welches bei ſeiner großen Länge wenig mehr, als die Breite des Cordillerenzuges und der Küſte begriff. Die Bevölkerung war ſehr ungleich vertheilt, am dichteſten in der Provinz Collas, und zeichnete ſich nicht minder durch Verſchiedenheit ihrer Civiliſation je nach den Gegenden aus. Sei es nun, daß die Bewohner der Anden mit mehr Aufmerkſamkeit von der Regierung geleitet worden, oder daß ſie einem ſchon von Natur beſſer begabten Stamme angehörten, ſo finden wir, daß ſchon die Conquiſtadoren den Unterſchied zwiſchen ihnen und der Bevölkerung des Küſtenlandes (los Llanos) erkannten, und den letzteren einen weit geringeren Grad von Bildung und Sittlichkeit zuſchrieben [25]). Über die Civiliſation der Peruaner ſind ohne Zweifel ſehr zeitig große Meinungsverſchiedenheiten laut geworden. Es ſcheint, daß die Eroberer auch hierin ſich manches Unrecht zu Schulden kommen ließen, und die Eigenſchaften eines Volkes nicht anerkennen wollten, aus welchem ſie einmal entſchloſſen waren Sklaven zu machen [26]). In der äußeren Erſcheinung der Unterthanen der Incas mochte allerdings den Conquiſtadoren Manches als Zeichen von Barbarei auffallen, allein es ergeben ſich bei genauer Unterſuchung viele Umſtände, aus welchen man auf mehr Gefühl für Anſtand und Sittlichkeit zu ſchließen berechtigt iſt, als andere Völker Südamerika's gewöhnlich zeigen. Einzelne Stämme, namentlich diejenigen von Esmeraldas, hatten die noch jetzt bei vielen der wilden Horden Braſiliens und Peru's vorkommende Sitte, die Köpfe der Säuglinge zwiſchen Holzſtücken feſtzuſchirren und ihnen eine ſpitze Form zu geben; andere Stämme behielten gewiſſe volksthümliche Abzeichen, durch Tatuirung ꝛc. auch unter den Incas bei, aber es wurde allgemein als Verletzung der Geſetze betrachtet, unbekleidet einhergehen zu wollen. Der Anblick einer völlig nackten Bevölkerung verleidete den Huayna Capac alle Neigung zur perſönlichen Eroberung von Esmeraldas [27]). Es war die erſte Sorge der Eroberer nach Unterjochung einer rohen Horde dieſelbe zum Tragen von Kleidern zu gewöhnen, und vielleicht iſt jener Zug der Mythe nicht abſichtslos, welcher die Gemahlin des erſten Inca den Wilden der Anden die Kunſt des Kleiderverfertigens lehren läßt. Die Regierungsform der Incas war ganz geeignet, aus dem wilden Menſchen der Forſte und Gebirge Amerika's ein geſittetes, wenn auch nicht willensfreies, Weſen zu machen. Iſt ſie doch mit Ausnahme einiger nothwendigen Veränderungen dem Verfahren zu Grunde gelegt worden, daß in ſpäteren Jahrhunderten diejenigen Mönchsorden ergriffen, welche des beſten Erfolgs in dem ſchweren Geſchäft der Civiliſirung von Uramerikanern ſich rühmen konnten. Ihr gelang es, die unbändige Wildheit einiger Völker zu bezähmen, die mit dem Falle des Incareiches in ihren urſprünglichen Zuſtand zurückfielen, und fortan, bis lange Jahre nach der Eroberung, den mächtigern Spaniern unbeſiegbar blieben [28]). Beſchränkt in ihrer Einwirkung auf den Volkscharakter wurde aber die Geſetzgebung und Verwaltung der Incas durch dieſelben Umſtände, in denen ſpäter auch die Weißen das wichtigſte Hinderniß einer gleichmäßig verbreiteten Civiliſation entdeckten. Die verſchiedenen Grade der Fruchtbarkeit des Bodens erzeugten arbeitſame Gewohnheiten, ebenſo wie die entſchiedenſte Faulheit. In den reichen Thälern von Popoyan wohnte ein von je her arbeitſcheuer Menſchenſchlag, auf den die Verſuche der Incas wenig Eindruck machten. Ihnen gab die Erde alles zum Leben Erfoderliche ohne eine Anſtrengung dagegen zu verlangen, und daher waren ſie einer Regierungsform abhold, die öfters große und gemeinſame Arbeiten zum Beſten des Ganzen den Bürgern auferlegte. Die Bewohner der kalten Anden Peru's waren nicht nur der Mühen gewohnt, welche das Leben in minder begünſtigten Gegenden mit ſich bringt, ſondern auch zu der Erfahrung gelangt, daß ohne gegenſeitige Unterſtützung und geregelte Thätigkeit die bürgerliche Geſellſchaft dort nicht beſtehen kann, kaum ſich entwickeln könne, der Einzelne aber im ungleichen Kampfe mit einer ſo rauhen Natur untergehen müſſe [29]). Der eigentliche Sitz der

22) *Cieza* c. 48. p. 97 b. 23) **Gomara**, Histor. gener. de las Indias etc. (Anvers, 1554). p. 177. 24) *Cieza* c. 89. p. 161 b. 25) **Zarate** l. I. c. 8. „Die Indier des Gebirges unterſcheiden ſich von jenen der Küſte durch Kräfte, Ausdauer und Verſtand; ſie leben in mehr geſitteter Weiſe." 26) Sehr treffend iſt folgende Bemerkung: „Aber ohne irgend etwas von dieſen Dingen zu wiſſen, ſtürzen wir unter ſie (die Indier) mit den Schwerten, hören ſie nicht an, verſtehen ſie nicht; wir überreden uns, daß die Indier nicht mehr Berückſichtigung verdienen, als die jagdbaren Thiere des Waldes, geſchaffen für unſern Dienſt und unſere Laune." *Acosta*, Hist. natur. y moral de las Indias (Sevilla 1590). L. VI. c. 1. p. 996.

27) *Cieza* c. 50. p. 101 b. 28) So beſonders die Bewohner der Thäler von Cauca. Ibid. c. 18. p. 30 b. 29) Dieſe Bemerkungen machten ſchon die erſten Spanier, und erklärten durch ſie die verſchiedene Bildungsfähigkeit und Unterwürfigkeit der vorgefundenen Völkerſtämme. *Cieza* l. c.

Macht der Incas war daher die Region der Gebirge von Cuzco bis Quito, und dort allein fand ihr Syſtem eine ſo unbeſchränkte Anwendung, daß der Charakter des Volkes, ungeachtet der urſprünglichen Verſchiedenheit der Stämme, ſich überall gleich geworden war, oder doch keine irgend erheblichen Unähnlichkeiten darbot. Theils aus dieſem Umſtande, theils aus der weiter unten zu beſprechenden Theokratie der Incas, erklärt ſich die Disciplin der Unterthanen und ihre Unterwürfigkeit unter die ſchrankenloſe Gewalt ihrer Fürſten. Nirgends in der Geſchichte der Völker mag ſich ein gleiches Beiſpiel eines an das Ideal grenzenden, aber unter milden Formen verhüllten Abſolutismus vorfinden. Gegen des Inca's Befehl galt keine Einwendung, denn er wurde dem Ausſpruche des höchſten Weſens gleich geachtet. Ein unbedeutendes Symbol, ein Faden aus dem eigentlichen Hauptſchmucke der peruaniſchen Herrſcher (la borla), begleitete die Befehle derſelben nach den entlegenſten Provinzen und verſchaffte ihnen, wie grauſam ſie auch ſcheinen oder ſein mochten, den unbedingteſten Gehorſam. Ein Edler (Oreon) durfte es wagen, mit ſolcher Legitimation verſehen, unbegleitet in die entfernteſten Gegenden des Reiches aufzutreten, die Straffälligen, wie viele ihrer ſein mochten, zum Tode zu verurtheilen, ihre Beſitzungen verwüſten zu laſſen, und fand ſelbſt bei den bedrohten Schuldigen den willigſten Gehorſam und ruhige Unterwerfung unter das blutige Urtheil [30]). Verſammlungen von vielen Tauſenden vergaßen ſelbſt in Augenblicken der leidenſchaftlichſten Aufregung ihre Abhängigkeit nicht. Bei der verrätheriſchen Gefangennehmung des Atahualpa durch Pizarro (zu Caramarca 1533) brach das peruaniſche Heer in Rufe der Ungeduld oder des Jammers aus, wagte aber nicht gegen die Handvoll Spanier das Schwert zu ziehen, ein Ereigniß, welches gleichzeitige Geſchichtſchreiber nur dadurch ſich erklären können, daß ſie meinen, Atahualpa habe unterlaſſen, das Zeichen zum Angriffe zu geben [31]). Die Überlieferung führt kein Beiſpiel eines Verrathes der Bewohner civiliſirter Provinzen an den Incas auf; die Cañaris (Bewohner der Gegenden zwiſchen Guayaquil und dem Marañon, alſo der ſüdlichen Theile von Quito) waren die einzigen Bundesgenoſſen der Spanier, aber niemals den Incas zugethan geweſen, und hatten in dem Bruderkriege, der dem Falle des Reiches vorausging, durch grauſame Verfolgung des Atahualpa ſo gelitten, daß nur ein Mann auf je funfzehn Weiber übrig geblieben war [32]). Die Quellenſchriftſteller ſind voll des Lobes über die ſtreng geregelte, auf ein Syſtem großer Abhängigkeit gegründete Regierung der Incas. So wenig dieſe nun auch den Anfoderungen an eine vernünftige Freiheit, als dem Gemeingute der Bürger eines europäiſchen Staates unſerer Zeiten entſpricht, ſo iſt doch nicht in Abrede zu ſtellen, daß ſie einem unbeſchränkten und in geiſtiger Unmündigkeit befangenen Volke die angemeſſenſte war. Vielleicht war ſie ſelbſt noch zu gut oder zu künſtlich für einen Menſchenſtamm, dem der Morgen geiſtiger Freiwerdung nie dämmern kann, denn nur bei ſolcher Vorausſetzung wird ihr Sturz in einem Augenblicke, ihre Verwandelung in ein Chaos und die ſchnelle Verwilderung der Peruaner nach dem Falle der Incas erklärlich. Das leitende Princip der Regierung der Incas war rein theokratiſch. Religion hatte überall Einfluß und beſiegte die Rohheit der erſt vor Kurzem unterworfenen Völker ebenſo leicht, als ſie die ältern Unterthanen in Unterwürfigkeit erhielt. Der Inca war nicht allein das ſichtbare Oberhaupt des Staates, ſondern zugleich der Repräſentant des höchſten Weſens, welches durch ihn dem Volke ſeinen Willen mittheilte. So ging ein Theil der Verehrung, welche man der Gottheit erwies, auf den Inca über, und obgleich es dem Manco Capac übel gedeutet wurde, daß er ſich den Namen des Weltregierers (Viracocha) beigelegt, ſo kam es gradweiſe unter ſeinen Nachfolgern dahin, daß zwiſchen ihnen und dem höchſten Weſen kein Unterſchied gemacht wurde [33]). Man erwies ihnen nach dem Tode göttliche Verehrung. Ihre Körper, die ſich einbalſamirt über 200 Jahre erhielten, ſetzte man in beſondern Kapellen zu Cuzco bei und ſtellte für jeden eine Zahl von Prieſter an, die, mit der Verehrung der Verblichenen allein beſchäftigt, aus den Schätzen ihren Unterhalt empfingen, welche jeder Inca zu dieſem Zwecke hinterließ, und der Nachfolger nie antaſtete. Die verſtorbenen Incas galten Volksheiligen gleich, denn nicht genug, daß man ihre Reſte anbetete, verfertigte man von jedem ſteinerne Bilder, Guacique (Brüder) darum genannt, weil ihnen dieſelbe Verehrung, wie dem lebenden und regierenden Inca, gezollt werden mußte. Dieſe begleiteten das Heer in den Krieg; das Volk trug ſie in Proceſſion herum, und flehte zu ihnen um Hilfe zu Zeiten großer Dürre oder ungünſtiger Witterung [34]). Für den erkrankten Inca opferte man Kinder von ſechs= bis zehnjährigem Alter, und bei ſeinem Begräbniß fand jene grauſenhafte, überhaupt nur den Vornehmſten zukommende Auszeichnung der Tödtung der Dienerſchaft und Weiber die unbeſchränkteſte Anwendung. Unter Geſängen und Trinkgelagen ermordeten die Prieſter die ſich glücklich preiſenden Opfer, und malten mit dem Blute deſſelben dem Leichnam des Inca einen Streifen quer über das Geſicht. Bei dem Begräbniß des Huayna Capac verloren mehr als 1000 Menſchen ihr Leben, die nach dem Volksglauben den Inca in die andere Welt als Diener begleiteten [35]). Es iſt ei=

30) *Zarate* l. I. c. 10. p. 11 b. 31) *Gomara* p. 155 b. 32) *Acosta* l. VI. c. 19. p. 431. *Herrera*, Dec. V. l. 5. c. 1.

33) Viracocha bedeutet eigentlich Sohn des Meeres, oder, wie es Zarate überſetzt, des Meerſchaumes (l. c. p. 11). Derſelbe Name wurde auf die erſten Conquiſtadoren übergetragen, und iſt unter den Indiern abgelegener Gegenden Peru's noch jetzt die gebräuchlichſte Bezeichnung unbezweifelter Europäer. Vgl. auch *Acosta* l. VI. c. 20. p. 433. 34) *Acosta* l. V. c. 6. p. 317. Von den Spaniern wurden dieſe Statuen mit bigottem Eifer verfolgt und zerſtört. Der Licentiat Polo war ihr Entdecker in Cuzco. 35) *Herrera*, Dec. V. l. 4. c. 5. *Acosta* l. V. c. 7. p. 319. Der weit ältere und glaubwürdige Gomara widerſpricht dieſer Angabe, und ſagt ausdrücklich, dieſe Mitſendung der Dienerſchaft ſei eine ſymboliſche geweſen; man habe dieſe dem Geſtorbenen nicht „in Fleiſch und Blut, ſondern aus Holz geſchnitzt" beigegeben (l. c. p. 170 b). Die Indier von Esmeraldas begruben mit den verſtorbenen Häuptlingen einige ihrer Weiber lebendig. *Cieza* p. 98.

ner der ſchlagendſten Beweiſe der Macht, welchen der prieſterliche Einfluß beſeſſen haben muß, daß die abſcheuliche Sitte der Menſchenopfer unter den ſonſt ſo ſanften Peruanern Eingang finden und aufrecht erhalten werden konnte. Ausdrücklich ſagt von ihr einer der älteſten Schriftſteller, daß ſie nur unter wenigen amerikaniſchen Stämmen gefunden worden ſei, wie grauſam und roh dieſe ſonſt auch geweſen ſein möchten; er fügt, gleichſam um die Schuld der Peruaner zu vermindern, hinzu, daß ſie die Leichen dieſer Opfer nicht verzehrt, ſondern getrocknet in ſilbernen Urnen aufbewahrt hätten. Auch dem lebenden Inca wurde eine Achtung bezeigt, die an ſeinen übermenſchlichen Urſprung erinnern ſollte. Niemand durfte den Palaſt mit beſchuheten Füßen betreten, und ſelbſt die Vornehmſten, welche durch das Bewußtſein natürlicher und politiſcher Geringfügigkeit dem Inca gegenüber ergriffen werden ſollten, durften vor ihm nie ohne eine Laſt auf den Schultern erſcheinen, als dem Symbol ihrer Knechtſchaft und ihrer Bereitwilligkeit zur geduldigen Unterwerfung. Jeder mußte mit größter Demuth ſich nähern, mit niedergeſchlagenen Augen ſprechen, und keinem war es erlaubt, den Inca anzublicken, während dieſer antwortete, was ſtets im ernſteſten Tone und mit wenigen Worten geſchah[36]). Für die niedrigſten Zwecke fanden ſich Diener um ſeine geheiligte Perſon; die Hand eines Weibes mußte ſeinen ausgeworfenen Speichel auffangen. Der größte äußere Glanz und Reichthümer, die von den ſpaniſchen Berichterſtattern wol übertrieben worden ſein mögen, trugen bei, ſeine Erſcheinung Ehrfurcht gebietend zu machen. So feſt war die Überzeugung Atahualpa's von der Macht und dem Eindrucke ſeines glanzvollen Auftretens, daß er meinte, die Spanier bei dem erſten Zuſammentreffen zur Ergebung eingeſchüchtert zu haben. Selbſt in religiöſer Beziehung nahmen die Incas große Vorzüge in Anſpruch. Für das Volk gab es Prieſter, denen es nach einſtimmiger Behauptung der Geſchichtſchreiber ſeine Vergehen beichtete, und von welchen ihm die ſühnenden Büßungen auferlegt wurden; der Fürſt aber legte allein und in undurchdringliches Geheimniß gehüllt, der Sonne, ſeiner Familie Urquell, das Bekenntniß ſeiner Irrthümer ab. Des Inca's Thronbeſteigung war eine das ganze Reich erregende Begebenheit, denn von allen Seiten begaben ſich Geſandtſchaften nach Cuzco, gewaltige Baue wurden ſogleich als Denkmale des Ereigniſſes angeordnet, und ein pomphafter Zug des neuen Fürſten durch das Reich, oder doch durch mehre Provinzen, folgte bald darauf. Eine andere nicht minder wichtige Stütze dieſer Regierungsweiſe bildete die ſtrenge Sonderung in Stände, und eine Ariſtokratie, auf welche ein Theil des Anſehens und der Vorrechte des Inca ſelbſt übergingen. Äußere Abzeichen unterſchieden die Claſſen der Bevölkerung, den Befehlenden von dem Gehorchenden. Dem Inca und dem Thronfolger kam allein die wollene Kopfbinde mit Quaſte (Llautu) zu, die der erſte von rother, der letzte von gelber Farbe trug; außerdem war ihr Haar auf beſondere Art verſchnitten, eine ſchon von Manco Capac eingeführte Sitte. Zwar durften Einige des vornehmſten Adels mit jener Quaſte ſich gleichfalls ſchmücken, aber nur an der Seite des Kopfes, nicht auf der Stirn, wie der Inca. Dem übrigen Adel ſtand es frei, Silberplatten in einer Öffnung des unförmlich ausgedehnten Ohrzipfels zu tragen, woher der ſpaniſche Name Orejones (Großöhrige), den jene Claſſe von den Conquiſtadoren erhielt, abzuleiten iſt[37]). Selbſt unter den niedrigeren Ständen behielt man gewiſſe Abzeichen, theils aus Neigung, theils auf Befehl, bei, ſo die Bewohner von Guamanga und die an 100,000 Seelen ſtarke Bevölkerung von Cuzco, die aus Mitimaes der verſchiedenſten Provinzen beſtand, aber, wahrſcheinlich aus polizeilichen Gründen, Inſignien zu tragen verbunden war, aus welchen der Stamm jedes Einzelnen ſogleich zu erſehen war. Die alten und vornehmen Familien bewohnten in derſelben Stadt faſt ausſchließlich zwei beſondere Viertel, Hamancuzco und Orencuzco genannt[38]). Die höchſte Adelskaſte bildeten die Mitglieder des Hauſes der Incas, und um dieſen für heilig gehaltenen Stamm unvermiſcht mit niedrigem Blute zu erhalten, heiratheten die Söhne Manco Capac's ihre Schweſtern. Von dieſen Familien gilt der Name der „Kinder der Sonne," der keinesweges neuer Erfindung iſt, ſondern ſchon vor Ankunft der Spanier im Gebrauch ſtand. Dem Kriegerſtande gehörten die übrigen Edeln an; ſie genoſſen manche Privilegien, zeichneten ſich durch Schuhe und gewiſſen Federſchmuck aus, und bildeten die beſtändige Begleitung des Inca. Dieſer Adel war erblich, denn aus den älteſten Söhnen und Erben der Orejones wurde die Leibgarde gewählt, welche im Kriege ſtets die Perſon des Inca umringte, und deren Glieder verbunden waren, die Nationaltracht ihrer Provinzen beizubehalten[39]). Bei jeder Thronbeſteigung ſchwuren die jüngern Glieder dieſes Standes auf eine geheiligte Waffe, daß ſie den Adel aufrecht erhalten und Cuzco vertheidigen wollten bis zum Tode, und erlitten dann die Durchbohrung der Ohren, das Symbol ihrer Aufnahme in ihre Kaſte. Während die größern Abtheilungen des Landes von Familiengliedern der Incas verwaltet wurden, führten in den einzelnen Provinzen und an den Grenzen die Orejones den Befehl. Aus den älteſten beſtand der Staatsrath, der immer den Inca begleitete, und bei jeder wichtigen Angelegenheit ſeine Meinung auszuſprechen hatte. Treue gegen den regierenden Fürſten zeichnete auch dieſe Claſſe ebenſo aus, als das übrige Volk. Eine Marter, wie ſie nur ein Spanier erſinnen kann, vermochte einen vom Gonzalo Pizarro ergriffenen Orejon nicht zum Verrathe ſeines flüchtigen Gebieters, des Manco Inca, zu bringen, und nur einmal ſcheint das dem Adel zuſtehende Recht, nach dem Tode des Inca einſtweilen die Regierung zu über-

36) *Gomara* p. 166.

37) *Garcil.* Comm. real. I. c. 23. *Acosta* l. VI. c. 12 p. 416. 38) *Ciesa* p. 161. 165 b. 167. 39) *Gomara* p. 166. Die Krönung des neuen Inca und die dabei üblichen Ceremonien und ſymboliſchen Handlungen beſchreiben weitläufig Garcilaſſo und Herrera (Dec. V. l. 3. c. 7). Der Letztere nennt ein Beil als die Waffe, auf welcher der Schwur abgelegt wurde.

Digitized by Google

ehmen, und ſeinen Nachfolger in Ermangelung eines Sohnes zu ernennen, Uneinigkeiten und den Verſuch eine Oligarchie zu errichten, hervorgerufen zu haben [40]). Die on dem Syſtem der Regierung gebotene Abſonderung er höhern Claſſen von den niedrigen beförderte der Ge- rauch einer den untern Ständen unverſtändlichen Sprache es Hofes und des Adels [41]). Die in alle Verhältniſſe es öffentlichen Lebens eingreiſende Religion erheiſcht ei- en zahlreichen Prieſterſtand, der dem Fürſten als Ober- rieſter und Repräſentanten der Gottheit unterthan war nd die eingeführte Ordnung aufrecht zu erhalten ver- and. Es iſt nicht leicht zu einer klaren Anſicht über en Cultus der alten Peruaner zu gelangen, da uns eine andern Berichte übriggeblieben ſind, als jene der onquiſtadoren, aus welchen die ſpaniſche Intoleranz des 6. Jahrhunderts, und Unwiſſenheit über das eigentliche Weſen des fremden Glaubens hervorleuchten. Was ir- end in der Religion des Incareiches jenen Geſchichtſchrei- ern ſeltſam oder ſchwer begreiflich vorkam, ſchreiben ſie ohne weitere Mittheilung dem Erzfeinde des Menſchengeſchlechts u, als alleiniges Werk und Beweis ſeiner Macht über n in Blindheit wandelndes Volk. Die öffentlich einge- ührte Religion der Peruaner glich weder jenem ihnen von eueren Romantikern zugeſchriebenen Deismus, der mit ner poetiſchen Liebe zur Natur reine und kindliche Sitten erband, noch dem rohen Fetismus Afrika's, auf welchen an, als allgemein verbreitet, nach den Andeutungen ieza's, Gomara's u. A. ſchließen möchte. Der letzte eſchichtſchreiber hat die Kosmogonie der Peruaner der achwelt bewahrt. Sie beſagt, „daß im Anfange der Welt von Norden her ein Mann, der ſich Con nannte, ekommen ſei. Als ein Sohn der Sonne, denn für ſol- hen gab er ſich aus, war es ihm leicht durch ſeinen Willen und ſein Wort allein Berge zu erniedrigen und häler zu erhöhen. Die Erde erfüllte er mit Menſchen, ie er ſchuf, und welchen er Früchte, Brod und was onſt zum Leben nöthig iſt, ſchenkte. Aber aus Verdruß ber die Übelthaten Einiger verwandelte er das gute and, das er ihnen gegeben, in unfruchtbare Sandwüſten, nd nahm ihnen den Regen, der ſeitdem dort (d. h. an er Küſte) nie wieder gefallen iſt. Aus Mitleiden ließ e ihnen einige Flüſſe. Da kam Pachacamac, ein ande- er Sohn der Sonne und des Mondes, vertrieb den Con, nd verwandelte die von ihm geſchaffenen Menſchen in hwarze Katzen des Waldes. Von Neuem erſchuf er die Menſchen, wie ſie ſeitdem beſtanden haben, und verſah e mit Wohlthaten, und aus Dankbarkeit erwählte man n zum Gott und verehrte ihn als ſolchen bis zur An- unft der Spanier [42]).“ Gleiche Bedeutung unter einer ndern Einkleidung hatte die um Cuzco, dem Mittelpunkte des Incareiches gewöhnliche Sage, „daß ſich einſt über das ganze Land eine dichte Finſterniß verbreitet habe, und daß am Ende eines langen Zeitraums die Sonne hellglänzend aus dem See Titicaca aufgeſtiegen und fortan als das heiligſte und höchſte Weſen betrachtet und verehrt worden ſei [43]).“ Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Cultus ungleich älter geweſen, als die Dynaſtie der Incas, daß er vielmehr von dieſen in regelmäßigere Formen gebracht und auf kluge Weiſe zur Gewinnung großen Einfluſſes gebraucht worden ſei. Manco Capac und ſein Gefolge traten als Kinder der Sonne auf, und ſeine Nachfolger ſuchten ſtets ihre Anſprüche auf gleich hohen Urſprung dadurch gültig zu erhalten, daß ſie ihren Stamm vor jeder Vermiſchung bewahrten. Zwiſchen der Verehrung eines unſichtbaren höchſten Weſens und ſeinem ſichtbaren Repräſentanten, dem wohlthätigen Tagesgeſtirn, wurde, wenigſtens unter den höhern Claſſen, ein Unterſchied angenommen. Jenes belegte man mit dem Namen Viracocha, und faſt ſcheint es, als ob er mit Pachacamac in eine Perſon zuſammenfiele. Die Sage läßt ihn, nachdem die Sonne aus dem See Titicaca emporgeſtiegen war, von Mittag herkommen, und ſchreibt ihm die obenerwähnte wohlthätige Wirkſamkeit zu. In der Provinz Cañas von den Eingeborenen mit dem Tode durch Steinigung bedroht, fiel auf ſein Flehen Feuer vom Himmel und verzehrte das Land; er aber breitete ſeinen Mantel auf dem Meere aus, beſtieg ihn, und wurde nie wieder geſehen. In den letzten Zeiten der Incas dauerte noch ſein Andenken, und man nannte ihn bald Ticeviracocha, bald Tuapaca oder Arnavá, eine Mannichfaltigkeit von Namen, die wol zu der Vermuthung führen kann, daß ein und daſſelbe Weſen, wenn auch mit verſchiedenen Bezeichnungen ſeiner Eigenſchaften, gemeint worden ſei [44]). Inca Yupangui verſuchte die Verehrung eines einzigen höchſten und unſichtbaren Weſens zur ausſchließlichen zu machen, denn er gab vor, Viracocha habe zu ihm geſprochen, und ſich beklagt, daß man die Sonne, den Donner, die Erde und viele andere Dinge verehre, ungeachtet er der Regierer der Welt ſei, und jene alle geſchaffen habe. Er habe hierauf dem Inca ſeinen Beiſtand gegen ein wildes Nachbarvolk verſprochen. Nachdem der Sieg errungen war, erbauete man ihm einen Tempel, der aber keinen beſondern Schmuck und kein Eigenthum, wie die Tempel der andern Götter, erhielt, weil der höchſte Herr des Weltalls dergleichen nicht bedürfe [45]). Wol mag dieſer reine Deismus unter der Maſſe des Volkes wenig Anklang gefunden haben. Unfähig zu dem Überſinnlichen ſich emporzuſchwingen, erkannte ſie zwar noch in der Sonne das hohe die Natur belebende Princip, und verehrte in der Erde die von jener befruchtete Hervorbringerin alles Lebenden; allein ſie erwies auch

---

40) *Herrera*, Dec. V. l. 8. c. 1. Jener Fall trat ein bei em Tode des kinderloſen ſiebenten Inca, Inca Yapangui. *Herrera*, Dec. V. l. 3. c. 10. Den Staatsrath erwähnt Gomara p. 170 b). 41) *Herrera*, Dec. VIII. l. 5. c. 8. Auch unter den Abiponen pflegten die Edlen oder Höcheris nach geſchehener Standeserhebung eine eigene, ſehr umgeänderte Sprache anzunehmen. Dobrizhofer, Geſchichte der Abiponer (Wien 1778). II. 5. 294. 42) *Gomara* p. 168.

43) *Cieza* p. 180 b. 44) *Herrera*, Dec. V. l. 3. c. 6. Der Tempel des Viracocha hieß auch Pachacamac, und jener galt für den Schöpfer des Univerſums (*Herrera*, Dec. V. l. 4. c. 4), weßhalb ihm die Namen Pacha und Achachic gegeben wurden. Daher auch die aus den letztern Worten zuſammengezogene Benennung Pachayuchachic. 45) Ibid. Dec. V. l. 3. c. 9.

den Sternen, beſonders dem Siebengeſtirn, dem geheiligten Abzeichen der Incas, dem Monde, dem Donner und andern Naturerſcheinungen, göttliche Verehrung. Die niedrigſten des Volkes ſcheinen ſich bisweilen dem Fetisdienſte hingegeben zu haben. Der Jäger betete einen Bär, einen Fuchs, Vögel des Waldes und Reptilien an, der Fiſcher einen Haifiſch, der Landmann das Waſſer, und den meiſten dieſer Gegenſtände wurden Bilder (Guacas) errichtet. Bald waren dieſe kunſtlos geſchnitzt und von den Armen zu eigenem Gebrauche verfertigt, bald mit Gold und Silber verziert, und die in den Tempeln aufgeſtellten nicht ſelten ganz aus dieſen edeln Metallen gegoſſen. Stets erwies man dieſen Idolen die höchſte Ehrfurcht, näherte ſich ihnen auf den Knien unter Thränen und andern Zeichen der Zerknirſchung, und die Prieſter wagten nicht mit unbedeckten Händen ſie zu berühren[46]). Lamas, wilde Thiere und Beute der Jäger wurden ihnen als Opfer dargebracht, und die Herzen und Eingeweide dieſer Opfer gedeutet. Wie aber die Deutung auch ausfiel, ſo endeten größere religiöſe Feſtlichkeiten ſtets mit einem Trinkgelage. Menſchenopfer kamen allerdings vor, aber nur bei ſo ſeltenen Gelegenheiten, daß der peruaniſche Cultus mit dem furchtbar blutigen der Mexicaner nicht zu vergleichen iſt, deſſen das Volk ſchon lange müde war, und welcher Veranlaſſung geweſen ſein ſoll, daß die Spanier geringerem Widerſtande begegneten, als ſie nach anderwärts gemachten Erfahrungen wol erwarten mußten. Die chriſtliche Religion fand mindeſtens aus dieſem Grunde leichten Eingang in Mexico[47]). Ein eigenthümliches, ſonſt nirgends in Südamerika vorgefundenes, Inſtitut war das einer Art von Nonnen, die in neueren Zeiten mit dem Namen der Sonnenjungfrauen belegt worden ſind. In jeder Provinz gab es wenigſtens ein ſolches Kloſter (Acllaguáci, d. h. Haus der Erwählten) unter der Aufſicht eines Vorſtandes (Appopanaca), dem es freigelaſſen war, aus irgend einer Familie die Töchter unter acht Jahren auszuwählen, ohne die Verweigerung oder Klage der Ältern zu beachten. Den ältern Frauen (Mamaconas) lag die Erziehung dieſer Mädchen ob, zu ihrem künftigen Berufe. Mit vierzehn Jahren aus jenen Anſtalten entlaſſen, gingen die Jungfrauen an den Hof des Inca ab, unter ſtarker Bedeckung, theils um die Stellen von Prieſterinnen bei den Tempeln zu übernehmen, oder um als Opfer bei jenen außerordentlichen Gelegenheiten zu dienen, wo allein das Blut reiner Jungfrauen die Gottheit verſöhnen konnte, theils um Beiſchläferinnen des Inca oder Frauen der Vornehmen zu werden, an welche alljährlich einmal eine ſolche Vertheilung ſtattfand. Innerhalb ihrer reichlich dotirten Klöſter lebten dieſe Veſtalinnen unter ſtrenger Clauſur, und befanden ſich unter Bewachung von Eunuchen, die man im Geſichte oft bis zur furchtbarſten Häßlichkeit verſtümmelte, um allen Verſuchungen vorzubeugen. Die Strafe verletzter Keuſchheit war für beide Parteien der Tod; der Mann wurde an den Füßen aufgehängt, die gefallene Veſtalin lebendig begraben oder mit ähnlichen grauſamen Lebensſtrafen belegt. Der Schwur allein, daß Viracocha ſelbſt die Jungfrau erwählt und beſucht habe — in ſolchem Falle wol immer ein Prieſter — konnte Veränderung oder Erlaſſung der Strafe herbeiführen, da alles daran liegen mußte, offene Beſchimpfung jener Kaſte zu verhindern[48]). Gemeiniglich befanden ſich dieſe Klöſter in der Nähe der Sonnentempel; eines der berühmteſten und größten war jenes von Carangue nördlich von Quito, indem es an 200 Jungfrauen enthielt. Die Prieſterſchaft war überall zahlreich und mächtig, im Beſitz von bedeutenden Reichthümern, und als Corporation hoch über den Reſt des Volkes geſtellt. Sie verſtand es, einzelnen Tempeln den Ruf beſonderer Heiligkeit zu verſchaffen, und zog Wallfahrer zu denſelben, bewahrte ſich durch Ernſt und Pomp ihrer äußern Erſcheinung die Verehrung der Menge, und nahm, wie es ſcheint, viele Privilegien in Anſpruch, z. B. die Erlegung bedeutender Summen für den Vorzug, auf dem geheiligten Boden der Tempel begraben zu werden, den ausſchließlichen Gebrauch einer nur den Geweihten verſtändlichen Sprache und andere mehr, deren Wiedereinführung zum Beſten des ſpaniſchen Klerus, den Indiern daher nicht als etwas Neues oder Drückendes vorkommen konnte. Manchen Aberglauben und Prieſtertrug — Zauber und Hexenwerke, wie es die älteſten Geſchichtſchreiber nennen — geſtatteten die Incas als das ſicherſte Mittel der Herrſchaft über ein Volk, deſſen Unfähigkeit zu einer reinen Gottesverehrung ihnen wahrſcheinlich zeitig klar geworden war. Aus den langen Erzählungen der Zeitgenoſſen geht allein ſo viel mit Gewißheit hervor, daß die Eroberer in nicht geringerem Aberglauben befangen waren, als die Beſiegten, und ebenſo leicht wie dieſe, wenn auch mit anderem Erfolge, ſich betrügen ließen. Sonderbarerweiſe finden ſich aber unter den Peruanern Spuren jener, ſonſt nur im Norden der Welt beobachteten

46) *Gomara* p. 167. Die geiſtige Beſchränkung der Indier und der fremde Urſprung der Incas laſſen beide auch aus dem Umſtande ſich nachweiſen, daß die von den letzten gelehrte Form einer reinen Verehrung keinen Beifall fand, und die Peruaner überall zu dem Fetismus zurückkehrten, oder denſelben doch mit der Anbetung des Viracocha zu verbinden ſuchten. Auf die einſtimmige Ausſage der Quellenſchriftſteller geſtützt, drückt ſich Herrera (Dec. V. l. 4. c. 4) glücklich aus, wenn er ſagt: „Irgend etwas Ungewöhnliches in der Natur, irgend etwas merkwürdig Scheinendes wurde ihnen ein Gegenſtand der Anbetung, denn in ſolchen Dingen vermutheten ſie einen Gott. Schädlichen Thieren erwieſen ſie göttliche Verehrung, damit ſie ihnen nicht ſchaden möchten, wohlthätige Einflüſſe beteten ſie an, um ihre Fortdauer zu erlangen.“ 47) *Acosta* l. V. c. 22. p. 357.

48) *Acosta* l. V. c. 15. p. 338. Die Spanier ſollen jene Veſtalinnen keineswegs in einem Zuſtande gefunden haben, der ihre Anſprüche auf Namen und Ehren einer Jungfrau rechtfertigen konnte. Gomara (p. 168) iſt der Meinung, daß dieſes allein Folge der mit dem Falle des Incareiches unmittelbar entſtandenen Sittenverderbniß geweſen ſei, vor Ankunft der Spanier ſich aber anders verhalten habe. Auch in Mexico gab es Prieſterinnen, jedoch war ihre Stellung mehr untergeordnet als Dienerinnen des Tempels und der Prieſter. Ihr Gelübde band ſie jedoch nur für ein Jahr. Verletzung der Keuſchheit wurde unerbittlich mit dem Tode beſtraft. *Acosta* l. V. c. 15. p. 338. Eine Art von Mönchsklöſtern fand man in Mexico, nirgends in Peru. Ibid. l. V. c. 16. p. 340.

Gabe, Ereigniſſe weit entlegener Gegenden im Augenblicke des Geſchehens in den Wolken abgebildet zu ſehen, die vielfach beſtrittene, jetzt ſelten gewordene Fähigkeit des second sight der ſchottiſchen Hochländer [49]). An ein urſprünglich böſes Weſen ſcheint man nirgends geglaubt zu haben, und die Furcht vor dem Erzfeinde gehörte daher wol nicht zu den Mitteln, deren ſich die Prieſterſchaft zur Leitung des Volks bediente. Es war vermuthlich ein Misverſtändniß der ſpaniſchen Eroberer, wenn ſie die Befragung höherer Mächte durch die peruaniſchen Prieſter für einen wiſſentlichen Verſuch des Verkehrs mit einem böſen Princip hielten. Aus ähnlichen Gründen iſt ein großes Gewicht auf die angebliche Entdeckung einer Menge von Formen zu legen, die an ähnliche des Katholicismus erinnert haben ſollen, und, nach der Anſicht der damaligen Zeit, vom Böſen ſelbſt den Indiern als Ironie des wahren Glaubens gelehrt worden waren. Man ſah einen alten ſymboliſchen Gebrauch, der ſich darauf beſchränkte, bei dem Schwur der Treue gegen den Inca den Schwörenden Biſſen auszutheilen, welche die Mamaconas verfertigten, als eine Nachahmung der chriſtlichen Abendmahlsfeier an, meinte die Taufe in Peru vorzufinden, und betrachtete aus gleich unnachſichtigem Augenpunkte manche Ceremonien, öffentliche, auf religiöſen Motiven beruhende Feſte, perſönliche Kaſteiungen und Faſten, die unmittelbar nachher, unter andern Namen jedoch, den Indiern durch die ſpaniſchen Prieſter ebenfalls zur Pflicht gemacht wurden [50]). Eine achtungswerthe Seite der religiöſen Feſte war die Wohlthätigkeit gegen Arme; den Vornehmſten lag es ob, die Vertheilung der von ihnen gelieferten Gaben bei ſolchen Gelegenheiten perſönlich zu beſorgen. Die Feſtlichkeiten begannen mit Tanz und Volksluſtbarkeiten, endeten aber mit einer ernſten Feier; unter den Indiern des heutigen Peru geſchieht das Gegentheil, indem auf den Gottesdienſt endloſe Trinkgelage folgen. Wie es ſich nun aber auch mit dieſen wahren oder angedichteten Verirrungen verhalten haben möge, ſo leugnet doch keiner der Zeitgenoſſen der Eroberung, daß überall in Peru der Glaube an Unſterblichkeit, verbunden mit der Idee eines künftigen Zuſtandes der Belohnung oder Beſtrafung, geherrſcht habe [51]). Die Verſtorbenen betrachtete man mit größter Achtung, und legte ſo viel Gewicht auf die Beſtattung derſelben, daß die Entziehung der letzteren oft härter geahndet wurde, als der vorhergegangene Mord. Als die ſcheinbar ſich ergebenden Bewohner der Inſel Puna auf der Überfahrt von Tumbez eine große Anzahl von Orejones verrätheriſch getödtet, empörte den Inca Huayna Capac vor allen der Umſtand, daß die Leichen ohne Begräbniß geblieben und in das Meer geſtürzt worden waren. Tauſende der Inſulaner mußten mit martervollem Tode dieſen Frevel büßen [52]). Die Ceremonien bei der Beſtattung des Leichnams glichen ſich nicht an allen Orten, wenigſtens nicht hinſichtlich des Grabes. Die Incas und die Vornehmſten des Landes ſetzte man bei in unterirdiſchen Gemächern, und gab ihnen ihre Schätze mit, Grund genug für die Spanier, dieſe Plätze zu durchwühlen und Schießpulver zur Sprengung der felſenfeſten Mauern anzuwenden, von welchen daher nur geringe Reſte auf unſere Zeit gekommen ſind. Unbemittelte und Krieger erhielten ein gewöhnliches Grab in der Erde, aber den Stand des Verſtorbenen deuteten Symbole an; ein Hammer den Goldarbeiter, eine Lanze den Soldaten. In Cuzco begruben die Familien ihre verſtorbenen Mitglieder nicht ſelten in ihren Häuſern, andere Male auf ebenen Stellen um die Stadt. Kleine Thürme von Mauerwerk, viereckig und mit Dach verſehen, deuteten den Ort des Grabes an. Die Sitte aller roheren Völker, den Verſtorbenen die Bedürfniſſe des Lebens hienieden auf den Weg nach einer andern Welt mitzugeben, exiſtirte gleichfalls, wenn auch wahrſcheinlich nur als Symbol, unter den Peruanern. Sie beweinten die Todten mehre Tage, führten unter Thränen Tänze zu ſeiner Ehre auf, vertheilten Gaben an die Armen, und beſchloſſen nach längerer Zeit die Trauer durch eine Proceſſion, und das Herumtragen der Abzeichen, des Sitzes und anderer Dinge des Verſtorbenen. In manchen Gegenden bildeten Trinkgelage, nicht ſelten mit tödtlichen Schlägereien verbunden, das Ende. Frauen trugen als Zeichen äußerer Trauer gewiſſe Geflechte in den Händen und um den Körper, auf dem Kopfe aber Seile von Gras. Witwen ſetzten ſchwarze Mützen auf, färbten ſich die Nägel ſchwarz und durften vor Ablauf eines Jahres nicht wieder heirathen [53]). Nach dieſem Zuſtande der Religion und ihrer genauen Verknüpfung mit der Regierung hing nothwendig der Geiſt der Geſetze des ganzen Reiches ab. Da dieſe nicht als menſchliche Satzungen, ſondern als Ausſprüche der Gottheit ſelbſt durch ihre

49) *Herrera*, D. V. l. 4. c. 7. 50) *Acosta* l. V. c. 17. 344. l. V. c. 23. p. 360. Weihkeſſel, um ſich von ihren Sünden zu reinigen, beſaßen die Peruaner nach *Herrera*, D. V. l. 4. c. 7. Die Namengebung der Neugeborenen bei Gelegenheit der großen Herbſtfeſte iſt mit Unrecht für eine Taufe angeſehen worden; daß ſie einem bürgerlichen Acte zur Feſtſtellung individueller Rechte gleich war, geht ziemlich deutlich aus der Beſchreibung Herrera's (D. V. l. 4. c. 6) und Garcilaſſo's hervor. Faſten wurden allerdings beobachtet; ſie beſtanden in Enthaltung vom Genuſſe des Salzes, des Aji (Capsicum) und jedem animaliſchen Nahrungsmittel. Man verzehrte nur Mais und Yuyo, d. h. die breitblätterigen Fuci des ſtillen Meeres. Der Gebrauch der letztern Pflanze hat ſich auch den Weißen mitgetheilt, die bis vor 30 Jahren in Chile, und ſelbſt in Mendoza jenes Seegras während der Faſtenzeit häufig verſpeiſten. 51) Die katholiſchen Prieſter fanden daher auch keine Schwierigkeit bei dem Vortrage dieſes Theils der chriſtlichen Lehre, konnten dafür aber keinen Glauben für den Satz der körperlichen Auferſtehung finden, der den Indiern unbegreiflich blieb. *Acosta* l. V. c. 7. p. 318.

52) *Cieza* p. 108. Cieza macht bei dieſer Gelegenheit folgende naive Bemerkung: „Und in der That pflegt man im größten Theile Amerika's (de las Indias) ſich mehr um die Errichtung und Schmückung der Grabmäler zu bekümmern, in die man nach dem Tode gelegt werden ſoll, als um die Ausbeſſerung der Häuſer, die man im Leben zu bewohnen hat." Ein ähnliches Urtheil ſpricht er weiterhin aus (p. 176 b). 53) *Gomara* p. 170 b. *Cieza* l. c. und c. 83. p. 154 b. Garcilaſſo an vielen Orten. Der fürchterliche Gebrauch, bei dem Begräbniſſe, wenigſtens der Incas, viele Perſonen zu tödten, namentlich die Weiber der Verſtorbenen, iſt bereits oben S. 387 Sp. 2 erwähnt. Lamas und andere Thiere opferten die Peruaner ſtets bei den Beſtattungen.

Digitized by Google

Statthalter, die Incas, galten, ſo wurde auch jede Übertretung unfehlbar mit der feſtgeſetzten Strafe belegt, indem der Glaube herrſchte, es komme Menſchen nicht zu, die dem höchſten Weſen angethanen Beleidigungen zu vergeben [54]). Nach unſern Rechtsbegriffen ſind die Geſetze der Incas im empörenden Grade blutig, und man vermag ſie ſelbſt dann nicht als heilſam zu erkennen, wenn man mit einem neuern Geſchichtſchreiber [55]) annimmt, die überall vorwaltende Religion habe aus den Peruanern ſo ordnungsliebende und moraliſche Unterthanen geſchaffen, daß die volle Strenge des Geſetzes nur gegen Wenige in Anwendung kommen konnte. Tod, mit Martern während der Gefangenſchaft verbunden, ſtand auf Raubmord; einfache Lebensſtrafe auf Todtſchlag, wenn der Angeklagte Veranlaſſung zu dem vorausgegangenen Streite gegeben hatte; auf Meuchelmord; auf Tödtung einer Frau aus Zorn; auf Ermordung des Ehemannes durch die Frau, ohne Berückſichtigung der Gründe, welche dazu geführt haben mochten; auf dem Abtreiben der Leibesfrucht; auf wiederholten Verſuchen gewaltſamer Schändung; auf Ehebruch, wenn das Weib den höhern Kaſten angehörte; auf Beraubung des Eigenthums des Inca; auf Verbrennung öffentlicher Brücken; auf der dritten Wiederholung grober Widerſetzlichkeiten gegen die Caziken; auf erneuter Verlaſſung der den Mitimaes angewieſenen Wohnorte; auf Kuppelei; auf Beſitznahme fremden Grundeigenthums; auf mehrfachen Meineid; auf Parteilichkeit der Richter; endlich auf Beleidigungen des Inca, wenn verſchlimmernde Umſtände hinzukamen. Mehre dieſer Vergehen ſtrafte man mit Tortur und ließ die Todesſtrafe erſt im Wiederholungsfalle eintreten. Auf vielen Vergehen ſtanden Schläge mit einem Steine zwiſchen die Schultern, eine öffentlich ertheilte und als ſehr entehrend angeſehene Strafe; ſo auf Verletzung des Jagdrechtes oder Wildbannes, der ſonſt unter amerikaniſchen Völkern nicht vorkommt, außerdem auf unverbeſſerlicher Faulheit. Bürgerlicher Tod traf ungerechte Richter; der Werth geſtohlener Dinge mußte erſetzt und der Schade vergütet werden; der dem Nachbar durch zufällig entſtandene Feuersbrünſte oder durch Einbrechen der Heerden auf ſein Land erwachſen ſein mochte. In vielen geringeren Fällen blieb die Beſtrafung und ihre Weiſe dem Richter überlaſſen, allein derſelbe war dem Inca verantwortlich, und empfing öffentliche entehrende Strafe, wenn er ohne Vorwiſſen des Inca über einen Unterthanen, wie groß auch die Schuld deſſelben geweſen ſein mochte, das Todesurtheil ausſprach. Aberglaube hatte auf dieſe Strafbeſtimmungen übrigens einen nicht geringen Einfluß, denn nicht nur traf den der Hexerei Angeklagten der Tod, ſondern auch alle Mitglieder ſeiner Familie und Dienerſchaft, weil man Alle für eingeweiht in jene ſchwarze Künſte hielt, deren völlige Ausrottung beabſichtigt war. Im Allgemeinen ſoll die Verwaltung der Gerechtigkeit unparteiiſch, die Regierung daher beliebt geweſen ſein; daß jedoch Verbrecher aus den höhern Ständen nur im Falle einer zu offenkundigen und groben Verletzung der Geſetze, die für die niedrigeren Claſſen feſtgeſetzten Strafen erlitten, wo möglich aber ſchonendere Behandlung erfuhren, geht theils aus den Beſtimmungen der Geſetze ſelbſt, theils aus gewiſſen Begebenheiten hervor. So hob der Inca Tupac Yupangui das alte Verbot ehelicher Verbindungen in den nächſten Graden der Blutverwandtſchaft darum auf, weil er Neigung zu ſeiner Stiefſchweſter fühlte, welche er ſpäterhin wirklich zum Weibe nahm [56]). Ob die Sittlichkeit des Volkes ungeachtet dieſer ſtrengen Juſtiz ſo groß geweſen ſei, wie ſie von Neuern hin und wieder dargeſtellt worden, iſt mit Recht zu bezweifeln, denn die Regelmäßigkeit im Äußeren und die Unterwürfigkeit unter ihre Häuptlinge mag bei den Indiern damals ſo gut, wie heutzutage mehr Furcht vor Strafe und Folge mechaniſcher Gewöhnung geweſen ſein, als die Frucht reiner, ſittlicher Bildung und feſter Moralität. Wir finden Sodomie unter andern Ausſchweifungen von den Spaniern am häufigſten erwähnt; ſie war volksthümlich, und in manchen Provinzen ſo wenig als ſchändlich angeſehen, daß man ſich ihr (z. B. in Guaylas) ganz öffentlich hingab. Von den Spaniern mag dieſe Beſchuldigung allerdings oft nur vorgebracht worden ſein, um die Eingebornen ungeſcheuet mishandeln zu dürfen; einige Male verbingen ſie aber über ganze Ortſchaften die blutigſten Strafgerichte (z. B. Cali) aus dieſem Grunde allein, wie es ſcheint, ohne irgend eine Nebenabſicht damit zu verbinden. Über das häusliche Leben der Peruaner jener Zeit gebricht es uns zu ſehr an zuverläſſigen Nachrichten, um eine untrügliche Entwickelung des Verhältniſſes, welches durch die Theokratie der Incas entſtanden ſein mag, möglich zu machen. So viel ſich durch Zuſammenſtellung einzelner Bemerkungen der erſten Geſchichtſchreiber ſchließen läßt, war das häusliche Leben ebenſo, wie es ſich noch heutzutage unter den Indiern Peru's darſtellt. Die Weiber hielten die Keuſchheit keinesweges für eine ihrer erſten Pflichten, und gaben ſich den Spaniern gern hin. Alle häusliche Arbeiten und ſelbſt die Erhaltung der Familie laſteten auf ihnen; ſie beſtellten die Felder, beſorgten die Ernten und pflegten die Heerden; die Männer aber nahmen weibiſche Gewohnheiten an, webten zu ihrem Vergnügen, putzten ihre Perſonen heraus, oder ſaßen daheim in ſtumpfer Unthätigkeit [57]). Dieſes iſt auch das Bild eines Indierhaushaltes unſerer Zeit. Sogar den öffentlichen Dienſtleiſtungen entzogen ſich jene Männer, denn wenn durchmarſchirende Spanier Träger für ihr Gepäck verlangten,

54) *Garcil.* Comm. real. L. II. c. 3. 55) *Russel*, History of America. I. §. 735.

56) *Acosta* L. VI. c. 18. p. 428. Auf Verbindung mit Verwandten im erſten Grade, auf- und abſteigender Linie, ſtand Todesſtrafe. *Acosta* l. c. Dieſer Angabe widerſpricht aber Garcilaſo (Comm. L. I. c. 21. L. IV. c. 9), indem er ſagt, Manco Capac habe Ehen mit Schweſtern, wenigſtens in der Incafamilie, empfohlen, als Mittel, den Stamm rein zu erhalten. Nach Gomara (c. 124) herrſchte in Cuzco ſogar Polygamie. Geſetze der Incas im Allgemeinen bei *Garcil.* Comm. real. L. IV. *Herrera*, D. V. l. 4. c. 3. Diebe wurden mit Ausreißen der Augen beſtraft. *Gomara* p. 170 b. Brandſtifter und Mörder gehängt. *Garcil.* IV, 19. *Acosta* l. c. 57) *Cieza* p. 90 b.

Digitized by Google

ſo ſchickten ſie Weiber und Töchter ab, um jenen rohen Haufen zu dienen, zufrieden damit, inzwiſchen ſelbſt der Ruhe pflegen zu können. Ein anderer bis jetzt unverändertter Zug deſſelben Verhältniſſes, das da[illegible] ſchwerlich als muſterhaft angeſehen werden kann, iſt die üble Erziehung der Kinder und ihre Achtungsloſigkeit gegen ältere Perſonen. „Gehorſam oder Achtung haben weder jüngere Leute gegen ältere, noch Söhne gegen ihre Väter," drückt ſich Gomara aus [58]). Ebenſo war auch die Ehe der Peruaner weit entfernt, das auf Sittlichkeit und Liebe begründete Inſtitut zu ſein, mit welchem das Glück des Einzelnen nicht minder, als das Gedeihen des Ganzen unter civiliſirten Völkern eng verbunden iſt. Wie im Muhammedaniſchen Orient nahm ein jeder Mann ſo viele Weiber, als er zu ernähren vermochte, aber nur eine derſelben galt als rechtmäßige Frau, die übrigen als Beiſchläferinnen. Auch die Incas erkannten nur eine ihrer Frauen als legitim an, unter dem Titel Coya, und hielten ſich außerdem eine ſehr große Anzahl von Concubinen, die aus dem Stamme der Incas (Pallas) oder aus den Schweſterſchaften der Sonnenjungfrauen (Mamacunas) gewählt waren. Nur die Kinder der beiden erſteren Claſſen waren legitim und ſucceſſionsfähig [59]). Überfluß an Weibern ſoll dieſes polygyniſche Verhältniß ebenſo, wie die Sklaverei der Frauen hervorgebracht haben [60]). Nichtachtung der weiblichen Rechte geht hervor aus der parteiiſchen Bevorzugung des Mannes in vielen Fällen, ſchonungsloſe Grauſamkeit aber aus der Sitte einige Frauen des Verſtorbenen zu tödten, denn keinesweges waren ſolche Opferungen immer freiwillige, und daher auch nicht mit den indiſchen Suttees, den Folgen eines religiöſen Fanatismus zu vergleichen. Hinſichtlich des Ehebruchs ſcheint jedoch kein Unterſchied in der Beſtrafung der Schuldigen wegen ihres Geſchlechts gemacht worden zu ſein; beide erlitten den Tod, indeſſen trat für die Frau Milderung der Strafe ein, wenn der beleidigte Ehemann ihr verzieh [61]). Jungfräulichkeit galt nicht für Bedingung bei Schließung einer Ehe, denn obgleich wir auf der einen Seite finden, daß ſchon Inca Pachacutec ſtrenge Geſetze gegen gewaltſame Schändung der Jungfrauen gab, ſo begegnen uns im nördlichen Theile des Incareiches Völker, aus deren Verfahren bei Verheirathungen hervorgeht, daß die Jungfrauſchaft an der Erwählten für eine unangenehme Zugabe gehalten haben müſſen [62]). Die Erlaubniß zur Schließung von Ehen vermochte nur der Inca zu ertheilen, allein wahrſcheinlich galt dieſes nur in Beziehung auf die Glieder ſeiner Familie, oder die Vornehmſten des Reiches. Die Töchter der höchſten Stände, und namentlich des Hauſes der Incas, konnten vor dem 18. Jahre keine Verbindungen eingehen und nicht nach Gefallen wählen, ſondern wurden zur großen Auszeichnung an verdiente Adelige gegeben. In den niedrigeren Ständen trat Heirathsfähigkeit erſt mit dem 25. Jahre ein, denn bis zu dieſem Alter dauerte, mindeſtens dem Geſetze nach, die väterliche Gewalt, die, wie erwähnt, in der Wirklichkeit nicht bedeutend geweſen ſein kann, im Übrigen aber dadurch Beſchränkung erlitt, daß Züchtigungen der Kinder öffentlich vorgenommen werden ſollten, und beſondere Beamte beſtellt waren, um die Ältern zu beaufſichtigen in der Art ihrer Erziehung [63]). Die häusliche Einrichtung der Unterthanen der Incas läßt ſich aus den auf unſere Zeiten gekommenen Reſten ihrer Städte ziemlich richtig beurtheilen. Großartig war ſie ſelbſt bei den Vornehmſten und Reichſten nicht, und die öffentlichen Gebäude erregen in ihren Trümmern nicht ſowol durch ihre Verhältniſſe und die Spuren ehemaligen Schmuckes, als durch das Coloſſale der ſie bildenden Maſſen Verwunderung. Im ganzen Lande herrſchte nur ein Bauſtyl für Privathäuſer. Sie waren klein, in den höchſten Gebirgsgegenden kreisförmig, wie noch jetzt die Indier der Sierra ſie bauen, in den Städten viereckig, aber alle mit Stroh gedeckt und einander ſo viel als möglich genähert. Fruchtfelder und Gärten umgaben in einiger Entfernung dieſe Ortſchaften, unterbrachen aber nicht die Gaſſen, die zwar gerade Linien bildeten, aber ſehr eng waren, indem die Peruaner keine Zugthiere kannten. Bauwerke von bedeutender Höhe vermochten ſie nicht aufzuführen, denn ſie waren mit der Herſtellung von Gewölben unbekannt, und ſcheinen nur auf ſehr kleinen kreisförmigen Häuſern in ganz holzarmen Gegenden bisweilen kegelförmige Dächer aus einem leicht verhärtenden Lehm angebracht zu haben. Zu den Wänden wurden ausſchließlich Steine verwendet, in öffentlichen Gebäuden ſchieden ungeheure Steinplatten die Stockwerke anſtatt der hölzernen Fluren, und Balken fanden nur Anwendung in den Dächern der Privathäuſer [64]). Im Ganzen ſtand jedenfalls der Betrieb der Künſte und Handwerke nicht auf der hohen Stufe, die ihnen manche Schriftſteller beigemeſſen haben, denn das unentbehrlichſte aller Hilfsmittel, das Eiſen, fehlte den Peruanern. Inſtrumente aus Kupfer, Quarz (Feuerſtein) und Amphibolit vermochten dieſen Mangel nicht zu erſetzen. Metallarbeiter gab es lange Zeit vor der Eroberung, und Bergbau ſoll betrieben worden ſein; die noch vorhandenen goldenen und ſilbernen Zierathen ſind jedoch keinesweges fein oder geſchmackvoll gearbeitet, dafür aber durch Gewichtigkeit, und beſonders durch Feſtigkeit der Löthung, merkwürdig.

58) p. 291. 59) *Acosta* L. VI. c. 18. p. 428. *Garcil.* L. IV. c. 9. *Cieza* p. 83 b. 60) Cieza (p. 91) behauptet, es habe in Peru funfzehn Mal mehr Weiber als Männer gegeben. 61) Inca Pachacutec verurtheilte beide Ehebrecher, *Garcil.* L. VI. c. 36; in Cuzco erlitten beide den Tod, *Gomara* p. 168. 62) Das Geſetz gegen Schändung der Jungfrauen erwähnt *Garcil.* l. c. Die Sitte, die hinterlaſſenen Weiber lebendig zu begraben, war zu Cieza's Zeiten noch im Schwunge, ſcheint aber doch mehr im Norden, z. B. um Quito und in Esmeraldas, zu Hauſe geweſen zu ſein. *Cieza* p. 83 b. p. 98 b. Daß Jungfrauen zur Ehe nicht geſucht waren, erhellt aus *Garcil.* L. II. c. 19; allein man wählte zu dieſem Zwecke ebenſo wenig Perſonen aus der Kaſte der öffentlichen Mädchen (Pampayrunas), die ungefähr dieſelbe Stellung in der Geſellſchaft eingenommen zu haben ſcheinen, wie die Bayaderen Indiens. *Garcil.* L. IV. c. 14. In Esmeraldas war es ſogar gebräuchlich, daß Andere vor der Hochzeit es für den Bräutigam übernahmen, die Braut zu deflorirен. *Cieza* c. 49. p. 99. 63) *Garcil.* L. II. c. 11. L. III. c. 8. L. IV. c. 19. L. V. c. 15. L. VI. c. 36. 64) *Cieza* c. 92. p. 166.

Treiben von Metallplatten zu hohlen Statuen, Verfertigung von Draht und ganz dünnen Tafeln von Gold und Silber waren gewöhnliche Künſte, aber die aus dieſen Dingen gemachten Zierathen ſind fehlerhaft gezeichnet und plump in ihren Verhältniſſen. Das erfoderliche Metall erlangte man durch Aufſuchung gediegener Stücke (beſonders am Cerro de Porco, welcher alles Silber zur Verzierung des Sonnentempels von Curianché geliefert haben ſoll) und Waſchen des Goldes aus dem Flußſande. Die in den Gräbern der Indier jener Zeit vorkommenden, auch in Europa oft geſehenen Thongefäße und Waffen, ſind von keiner irgend auszeichnenden Form, noch beſonders gearbeitet. Die Kleidung beſtand aus Zeuchen, zu welchen die Vicuñas die Wolle lieferten, und in den wärmeren Gegenden aus baumwollenen Geweben. Dieſelben Pflanzen, die der Indier Peru's, zumal in der Sierra, noch heute cultivirt, pflanzten auch (mit Ausnahme der europäiſchen Cerealien) ſeine früheſten Vorfahren an. Die Conquiſtadoren fanden dort die Quinoa, den Mais, die Yuka, Molle, Oca und die Kartoffel vor. Die Indier verfertigten aus dem Mais das noch jetzt übliche berauſchende Getränk Chicha, und aus den Kartoffeln durch Einwirkung der Winterkälte die nützliche Bereitung des Chuño[65]). Ihr Syſtem des Landbaues erhob ſich nicht über das Einfache, denn die genannten Pflanzen erfodern nirgends große Berückſichtigung örtlicher Verhältniſſe, wol macht aber das Klima Peru's die künſtliche Bewäſſerung nöthig. So entſtanden jene ſchmuckloſen, aber durch Länge ihres Laufes und Überwindung der Bodenſchwierigkeiten noch jetzt Bewunderung erregenden Waſſerleitungen, deren Verfall unter den Conquiſtadoren unverbeſſerliche Unfruchtbarkeit über ehedem reiche Ländereien brachte, und einen großen Theil des Landes wirkſamer zur Wüſte verwandelte, als bürgerliche Bedrückung allein es je vermocht hätte. Sowol das Beſitzrecht dieſer an den wildeſten Abhängen der Anden ſich hinziehenden Kanäle, als auch das Bodeneigenthum, befanden ſich unter dem Schutze hinreichender Geſetze. Gegen die Abgrabung dieſer Kanäle und gegen Ackerfrevel gab es ſtrenge Geſetze. Indeſſen konnte dieſe Beſchützung des Landwirths ihren Zweck nur unvollkommen erreichen, indem alles Ackerland als Staatseigenthum angeſehen und für eine einfache Lebensdauer vertheilt wurde, nicht aber vom Vater auf den Sohn vererbte[66]). Daß ein Handel, nach dem gewöhnlichen Begriffe des Wortes, im Reiche der Incas nicht beſtanden haben kann, ergibt ſich ſchon aus der Unbekanntſchaft der Peruaner mit einem geſetzlichen Ausgleichungsmittel. Die Spanier führten gemünztes Geld erſt mehre Jahre nach der Eroberung ein, nachdem ſie den Eingeborenen die Nützlichkeit der edeln Metalle ſo weit kennen gelehrt, daß dieſe ſich derſelben, wahrſcheinlich nur in Form von Barren, zu bedienen begonnen hatten. Unter den Incas war die Ausführung edler Metalle aus der Hauptſtadt ſogar bei Strafe verboten, und an mehren Orten um Cuzco wachten Zollbeamte auf die genaue Erfüllung dieſes Geſetzes. Vor der Eroberung halfen ſich die Indier durch Tauſch von Producten des Bodens und ihres Fleißes, z. B. der Coca, der Baumwolle und der aus derſelben verfertigten Zeuche, und ſollen in der Abſchätzung des Werthes ſehr erfahren geweſen ſein. Einige dieſer Gegenſtände vertraten die Stelle der Scheidemünze, und hatten als ſolche ihren Umlauf. Coca ſcheint übrigens ein Regal geweſen zu ſein, mindeſtens ließen die Incas dieſelbe auf ihre Rechnung in den wärmeren Gegenden der Anden anbauen, und gaben ſie an Beamte und Günſtlinge als Bezahlung oder Belohnung[67]). Gold und Silber war überall Regal der Incas; manche Provinzen erlegten in ſolchen Metallen ihren Tribut, allein beide wurden nur zu Verzierungen verwendet; ſo außerordentlich groß auch die Mengen, in denen ſie vorkamen, geweſen ſein müſſen, wenn anders den Erzählungen von der ungeheuern Beute der erſten Eroberer Glauben beizumeſſen iſt. Da die Maſſe der Bevölkerung in den Anden lebte, mit dem unfruchtbaren Küſtenlande aber wenig Verbindung herrſchte, ſo beſaß das damalige Peru auch weder Seeleute, noch Schiffahrt. Nur an der Mündung des großen Fluſſes von Guayaquil fanden die Spanier ein mit dem Meere vertrauteres Volk; indeſſen eigneten ſich ſeine Fahrzeuge weder zu langen, noch ſchnellen Reiſen, und glichen jenen Flößen oder Catamarans, die an den Küſten von Peru bis Ende des vorigen Jahrhunderts im Gebrauch geblieben ſind. Mit den unabhängigen Nachbarvölkern beſtand nicht nur keine Verbindung, ſondern ein ſelten unterbrochener Krieg, der eine ſtrenge Abſchließung und Bewachung der Grenzen nach ſich zog. Alle Reiſen legte man zu Lande zurück, ſelbſt bis in die entfernteſten, zur See ungleich ſchneller erreichbaren Provinzen. Große Heerſtraßen erleichterten dieſen beſchwer-

65) *Cieza* c. 99. p. 175. *Zarate* c. 8. p. 76. Daß die Kartoffel (Papa, unter welchem Namen nie die Camote [Ipomoea tuberosa L.] verſtanden wird,) von den Spaniern vorgefunden ward, iſt der beſte Beweis des hohen Alterthums ihrer Cultur in Peru. Die oben erwähnte Chicha pflegte man den Todten in das Grab mitzugeben. In den Gräbern (huacas) von Chancay fand man gegen 1810 Gefäße, in welchen vermittels guter Verſchließung ein Theil der vor der Eroberung vergrabenen Chicha ſich erhalten hatte. Solche Amphoren und Schalen aus gebranntem Thon ſehen zwar ſehr geſchmacklos aus, ſind aber ungleich feſter als irgend ein ähnliches Manufactur der jetzigen Peruaner, und werden von dieſen daher ſehr geſucht zum häuslichen Gebrauche. In manchen Gegenden erlangt man ſie bei Nachgrabungen in großer Zahl. 66) Über das Erbſchaftsrecht der Peruaner ſtimmen die Quellenſchriftſteller nicht völlig überein. Zwiſchen dem höhern und Bürgerſtande herrſchte, wie es ſcheint, in dieſer Beziehung ein Unterſchied. Die Incas ſuccedirten ſich nach dem Rechte der Erſtgeburt (*Garcil.* L. VI. c. 8), gleichſam wie Majoratsherren (*Gomara* p. 170 b); in den untern Ständen aber erben die Neffen, nicht die Söhne (Ibid.). Nach Andern (*Herrera*, D. V. l. 4. c. 1) folgte dem Inca der Sohn nur dann, wenn kein legitimer Vatersbruder, oder keine Mutter der legitimen Frau des letzten Incas am Leben war. Das Eigenthum des verſtorbenen Inca ging nicht auf ſeinen Nachfolger, ſondern auf ſeine Angehörigen oder die ſeinem Andenken geweihten Tempel über.

67) *Herrera*, D. V. l. 3. c. 13. 15. Es ſtand alſo der Handel auf derſelben Stufe, wie noch jetzt in den Provinzen Maynas, Moyobamba und Lamas, wo grobe Baumwollenzeuche, und, zur Ausgleichung ſehr kleiner Differenzen, Knäuel von Baumwollengarn anſtatt des Geldes circuliren.

Digitized by Google

lichen Verkehr. Die Incas legten dieſe an und übertrugen ihre Erhaltung als Servitut an gewiſſe Ortſchaften, bezweckten aber mehr die Gewinnung großer Militairſtraßen, als den Vortheil der Unterthanen. Aus dieſem Geſichtspunkte iſt namentlich jener vielbeſprochene und theilweis noch vorhandene Incaweg zu betrachten, der Cuzco und Quito verband, von Huayna Capac angelegt, ſpäter bis Chile verlängert ward, und meiſtens auf dem Kamme der Cordilleren lief, während eine andere ihm parallele Straße der Küſte folgte. Der erſtere liefert einen Beweis — wie überhaupt alle Bauwerke des alten Peru — von der erſtaunlichen Menge von Arbeitern, die zu jeder Zeit den Incas zu Gebote geſtanden haben müſſen, und von großer Beharrlichkeit, wenn auch nicht von wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen der Erbauer. Tiefe Schluchten ſind ausgefüllt, Felſenwände weggeräumt worden, um eine möglichſt ebene Fläche zu erlangen; Einſturz drohende Abhänge unterſtützte man mit Mauern, deren ſenkrechte Höhe nicht ſelten 15—20 Stockwerken (alſo gegen 250 Fuß) gleich kam. Das Pflaſter beſtand aus breiten Steinen und hängende Brücken führten über die wenigen breiteren Flüſſe, die man nicht ganz zu vermeiden vermocht hatte, wie z. B. den Deſaguadero u. ſ. w. Nicht minder ſchwierig mag die Erbauung der Küſtenſtraße geweſen ſein, denn quer durch die zahlreichen Thäler, die von den Andenflüſſen oft in ihrer ganzen Breite unter Waſſer geſetzt werden, führte man Erddämme von der Länge einer Stunde, der Breite von 40 Fuß, und bedeutender Höhe. Selbſt in den Sandwüſten, welche ein fruchtbares Thal von dem andern ſcheiden, deuteten wenigſtens Pfähle, die nach der Schnur in den Boden geſetzt waren, die Richtung an, und verhüteten Verirrungen in pflanzenloſen, vertrockneten Einöden. Da die Straße durch die Anden nothwendigerweiſe ebenfalls manche unbevölkerte oder kaum bewohnbare Höhe berührte, ſo legte die Regierung Stationen an, die ungefähr vier Leguas von einander entfernt, dem Reiſenden Schutz und Nahrungsmittel darboten, ſtellenweis mit Magazinen für das Heer und Befeſtigungen verſehen waren, und Bewohner enthielten, denen es oblag, die Verpflegung von Fremden, die Erhaltung der Vorräthe und die Beförderung von Nachrichten und Befehlen durch eine Art von Botenpoſten zu beſorgen. Die umliegenden Ortſchaften lieferten dieſen Stationshäuſern die nöthigen Vorräthe ſtatt eines Tributs; öffentliche Beamte und die Vornehmen des Landes erhielten unentgeltliche Aufnahme, andere bezahlten mit Landesproducten die Beherbergung. In einigen Gegenden gingen Seitenwege von der Hauptſtraße ab, auf welchen übrigens ganz die beſchriebene Einrichtung herrſchte, z. B. die Vereinigung der beiden Incawege, in der Gegend der Pampas von Bombon [68]).

Außer dieſen größeren Gebäuden lagen am Wege, je eine halbe Legua von einander entfernt, kleine von Indiern und ihren Familien bewohnte Hütten. Die Männer hatten die Verpflichtung, dem Nachbar die ihm zugekommenen Nachrichten mündlich, aber auf das Schleunigſte, zu überbringen; auf dieſe Art ſoll die Regierung in Cuzco innerhalb acht Tagen von Quito Mittheilungen erhalten haben [69]). Mit dieſem Syſtem einer doppelten großen Landſtraße hing der Mechanismus der Regierung genau zuſammen. Die Befehlshaber der Provinzen waren verbunden in den Bergfeſten zu leben, die in ungleichen Entfernungen am Incawege lagen, und nicht allein die größeren Magazine, ſondern auch Wohnungen für den Inca, Sonnentempel und Caſernen für marſchirende Heere enthielten, daher als militairiſche Stützpunkte dienten im Kriege, im Frieden aber den mit großem Pomp umherreiſenden Fürſten und ſein ſtets ſehr zahlreiches Gefolge aufnahmen, wenn er in regelmäßigen Perioden eintraf, um die Gerechtigkeit zu verwalten, den Tribut zu erheben, den Zuſtand der Feſtungen und ihrer Vorräthe zu unterſuchen und ihre Vermehrung zu befehlen [70]). Die Einrichtungen des peruaniſchen Staates gehen zum großen Theil aus Dem hervor, was wir von dem Princip jener Theokratie, den Geſetzen und den religiöſen Anſichten der Peruaner bereits geſagt haben. Die höchſte und untrügliche Autorität war diejenige des Inca; Glieder ſeiner Familie führten den Oberbefehl in den Provinzen und beſaßen die Macht in allen gewöhnlicheren Fällen die Gerechtigkeit zu verwalten, Heere aufzubieten, und gegen Rebellen zu marſchiren. Unter dieſen ſtanden die Gouverneurs der befeſtigten Orte an den großen Straßen,

68) *Zarate* p. 9 b. *Cieza* p. 89 b. Schon zu Zeiten Zarate's war durch den Krieg der Eroberung und die ſpätern Bürgerkriege die Incasſtraße an vielen Orten zerſtört. Jetzt ſind nur geringe Spuren vorhanden. Die Länge der Andenſtraße von Paſto bis Chile wird auf 900 Leguas geſchätzt, ihre Breite zu 25 Fuß. *Herrera*, Descripc. de las Ind. occid. (Madr. 1725). c. 16. p. 35. An demſelben Orte wird dem Küſtenwege ebenfalls nur die Breite von 25 Fuß zugeſchrieben. Die Erhaltung dieſer Straßen und Brücken war Pflicht der Unterthanen (*Herrera*, D. V. l. 4. c. 3), die dazu aufgeboten wurden, und z. B. in Cuzco alljährlich, wie ſie diſtrictweiſe die Reihe traf, ſich einzuſtellen hatten, um dort bei öffentlichen Bauten zu dienen, oder die Reinigung der Straßen ꝛc. zu beſorgen. *Cieza* c. 115. p. 166 b.

69) Dieſe Fußcouriere hießen Chasquis. *Cieza* c. 42. p. 84 b. Etwas Ähnliches exiſtirt noch jetzt in Maynas.

70) *Cieza* c. 45. p. 89. Der berühmteſte Ort dieſer Art iſt Tumebamba, wo manche für das Incareich wichtige Begebenheit ſich ereignete, und von welchem noch heute viele Ruinen übrig ſind. Cieza gibt von Tumebamba eine weitläufige Beſchreibung a. a. O. Aus derſelben Stelle ergibt ſich, daß die Einrichtung ſolcher Etappen eine bedeutende Erleichterung für das Volk geweſen ſein müſſe. Fand man, wie es das Geſetz mit ſich brachte, die Magazine mit allen Bedürfniſſen des marſchirenden Heeres angefüllt, und war dieſes untergebracht, ſo wurde jeder Soldat mit unerbittlicher Strenge geſtraft, der ſich eine Beraubung in der Umgegend zu Schulden kommen ließ, und der Inca hielt ſo ſtreng auf dieſe Ordnung, daß er ſeinem Sohne ihre Übertretung nicht verziehen haben würde. In Vilcas, angeblich dem Mittelpunkte des Incareiches, entſtand durch Neubaue mehrer Incas nach und nach eine ebenſo große und vielleicht noch glänzendere Station, als jene von Tumebamba. Es ſcheint dieſer Ort vorzugsweiſe der Aufenthalt des Hofes geweſen zu ſein, wenn er Cuzco verließ. Vierzigtauſend Indier gehörten als Dienſtpflichtige nach Vilcas, und mußten ſich das ganze Jahr hindurch ablöſen. Die ſieben Leguas weiter nach Süden gelegene Brücke über den Fluß Vilcas war nach dem Berichte Cieza's (c. 89. p. 162 b) 166 Schritte lang, und war (wie noch jetzt viele Brücken Peru's) aus Seilen verfertigt, jedoch ſo feſt, daß man im Galopp über ſie hinreiten konnte.

und den unterſten Rang nahmen die Curacas ein, als Häuptlinge der kleinen Stämme, durch deren Unterjochung das peruaniſche Reich gradweis entſtanden war, denen man aber einen Theil ihrer Nationalität gelaſſen hatte. Außer dem Adel und den ackerbauenden Mitimaes gab es eine dritte Claſſe, deren Urſprung nicht nachweisbar iſt. Die Yanaconas waren Sklaven, die unter keiner Bedingung ihre Freiheit erlangen konnten, Sklaven zeugten, und durch Kleidung von den Freien ſich unterſchieden, aber an ihren Gebietern ſich auf das Empfindlichſte dadurch rächten, daß ſie Partei für die Spanier ergriffen, während ſie die entſtandene Unordnung benutzten, um Unruhen gegen den Inca anzuſtiſten und die Schätze des Staats zu rauben [71]). Mit Ausnahme der Vornehmſten waren alle Peruaner gezwungen der Regierung beſtimmte Frohndienſte zu leiſten, welche jedoch nach localen Umſtänden und den individuellen Fähigkeiten abänderten, und niemals mehr, als zwei Monate im Jahre betragen ſollten. Alter über 50 Jahre, Krankheit und körperliche Gebrechen befreieten von dieſer Verbindlichkeit, welche überhaupt das weibliche Geſchlecht nicht traf. Die Abgaben an den Staat waren im Ganzen gering, und verhielten ſich verſchieden je nach den Provinzen, indem ſie allein in Naturalienlieſerungen beſtanden; allein die Regierung verſtand es auf andere Art, die Unterthanen zu benutzen. Es beweiſt die Macht des theokratiſchen Princips im alten Peru, daß die Eingeborenen ſich eine Bedrückung, die unter andern Völkern für unerträglich gegolten hätte, nicht nur allein gefallen ließen, ſondern ſich ihr ſogar freudig unterwarfen. Nur der dritte Theil alles cultivirbaren Landes kam dem Volke zu, nicht nach freier Wahl, ſondern, wie es die Behörden als nicht vererbbares Lehen vertheilten, je nach der Zahl der Glieder einer Familie. Die beiden andern Theile gehörten der Kirche und dem Inca als Mittel zur Erhaltung der Prieſter, der zahlreichen heiligen Orte (Guacas), des Incas und ſeines Hauſes, des Adels und des Heeres. Der Überſchuß des Ertrages dieſer durch Frohndienſt bearbeiteten Felder kam in die großen Magazine, und diente zur Vertheilung in Zeiten allgemeinen Mangels. Ein gleiches Verhältniß herrſchte hinſichtlich der Heerden, denn auch hier war der dem Volke überwieſene dritte Theil nicht völliges Privateigenthum, ſondern mochte nach Befinden der Behörden zurückgefodert werden. Freilich ſorgte die Regierung für das Volk, und nahm ſelbſt von ſeinen kleinern Bedürfniſſen Kenntniß; ſie errichtete eine Art von Findelhäuſern, und ſchützte alte und gebrechliche Perſonen, denen es an Verwandten gebrach, indem ſie dieſe bald ganz erhielt, bald zu leichten Dienſten, z. B. Feldhüten, verwendete; allein eine gleich allgemeine Bevormundung eines zahlreichen über eines der größten Reiche verbreiteten Volkes möchte in der Geſchichte der Menſchheit ſonſt kaum irgendwo vorkommen, und beſtätigt die oben ausgeſprochene Meinung von der Schwäche des peruaniſchen Volkscharakters [72]). Über die Beſtimmung der Einzelnen zu öffentlichen Zwecken verfügten die Incas mit gleicher Machtvollkommenheit. Die Überſicht der Bevölkerung erleichterte die ſyſtematiſche Zerfällung derſelben in kleine Communen. Ausgehend von Cuzco als dem Mittelpunkte, theilte man das Reich in vier große den Weltgegenden entſprechende Regionen (Tahuantin-ſuyu), trennte dieſe in Bezirke, und dieſe wiederum in eine Menge kleiner Diſtricte, deren geringſter zehn Familien begriff. Es fand daher eine gegenſeitige große Controle der Beamten ſtatt, und Bekanntſchaft mit der Zahl der Individuen und ihren Fähigkeiten zu öffentlichen Leiſtungen war leicht zu erlangen. Die Männer konnten ſich daher den letzteren nicht entziehen und wurden zu völlig willenloſen Inſtrumenten. Bei der Führung ihrer Kriege mußte den Incas dieſe Einrichtung ſehr zu Statten kommen. Zwar zogen dieſe in anderer Abſicht zu Felde, als die Mexicaner, denen es oft nur darauf ankam, Menſchen zu fangen, um ſie ſpäter, gemäß ihres ſchrecklichen Cultus, den Göttern zu opfern; allein die Kriege der Peruaner waren deshalb nicht minder häufig und dauernd. In der Einrichtung des Staates lag für die Incas die Nothwendigkeit des Proſelytenmachens; ſie konnten bei keinem erreichbaren Nachbarvolke ein entgegengeſetztes Verhältniß perſönlicher Freiheit dulden, wollten ſie nicht Gefahr laufen, ihre eigenen Unterthanen von dieſem Beiſpiele zu Widerſetzlichkeiten aufgeregt zu ſehen. Die Verbindlichkeit aller Waffenfähigen, auf höhern Befehl in den Krieg zu ziehen, verſchaffte den Incas jene erſtaunlichen und völlig willenloſen Maſſen, durch welche andere Volksſtämme gleichſam erdrückt oder ſo umſchloſſen wurden, daß ihnen nur Unterwerſung übrigblieb, und es oft nicht einmal zu einer Schlacht kam. Die Sieger mußten es ſich gefallen laſſen zum Theil die eroberte Provinz zu bevölkern, deren urſprüngliche Bewohner, gemäß dem erwähnten Syſtem (S. 385 Sp. 1), als Mitimaes nach andern Gegenden, wenn auch mit Beibehaltung ihrer alten Häuptlinge, verſetzt wurden [73]). Daß die Incas ihre Siege über andere Völker nicht der Tapferkeit der Peruaner, ſondern jenem Syſteme einer Aufbietung zahlloſer Menſchenmengen verdankten, ergibt ſich aus ihren Niederlagen gegenüber Spaniern, die ſich durch Mengen allein nicht imponiren ließen. Das Volk, dem man verhältnißmäßig die höchſte Civiliſation zuſchreiben kann unter den in Amerika vorgefundenen Nationen, und welches ſich mancher ſehr guten Einrichtungen rühmen mochte, wich dem erſten kräftigen Angriffe der Weißen, indem es alle jene Rechte nie beſeſſen hatte, die dem Bürger eines auf humane Principe begründeten Staates die Stellung öffentlicher Mündigkeit verleihen, und befähigen das Äußerſte zu wagen zur Erhaltung der liebgewonnenen Verfaſſung, zur Vertheidigung der Nationalität und zur Abwehrung des fremden Joches.

Die Geſchichte der einzelnen Incas wird zwar ziem-

71) *Herrera*, D. V. l. 3. c. 4.

72) Die der Kirche und dem Inca überwieſenen zwei Antheile des zum Anbaue geeigneten Landes hießen Capacllama, der dritte der Commun beſtimmte Guachallama. *Acosta* L. VI. c. 15. p. 424. *Garcil.* L. V. c. 1. L. V. c. 6.

73) *Cieza* p. 82 b. 83.

ſich weitläufig von Garcilaſſo erzählt, der aus dem Hauſe der Incas von mütterlicher Seite abzuſtammen ſtolz war; indeſſen dürften dieſe Traditionen nur beſchränkten Glauben verdienen, den Fabeln aber gleich zu achten ſein, wenn ſie die Leiſtungen der älteſten jener Fürſten mit einer Menge von Nebenumſtänden verbunden erzählen, die ſich durch das Gedächtniß des Volks allein nicht bewahren ließen, ohne eine Menge von Zuſätzen und Veränderungen zu erfahren [74]). Manco Capac war angeblich der Stifter des peruaniſchen Reiches; von ihm ging ein großer Theil der Geſetze und Einrichtungen aus, die bis zur Ankunft der Spanier als unverletzliche Grundlagen des Staates beibehalten und oben umſtändlich beſchrieben ſind. Man glaubt, daß ſeine Regierung 30—40 Jahre gedauert habe. Gemäß der von ihm feſtgeſetzten Erbfolge beſtieg nach ihm ſein erſtgeborener Sohn Sinchi-Roca den Thron. Der Beiname des Tapfern (Sinchi) ſteht in Verbindung mit den ihm zugeſchriebenen Eigenſchaften, die an die Vortrefflichkeit der Homeriſchen Helden erinnern. Sein erſter Schritt beſtand in Einberufung der Vornehmſten des Volkes, denen er die Nothwendigkeit der Vergrößerung des Reiches mittels friedlicher Eroberung vorſtellte. Durch Überredung und Beiſpiel ſollten die barbariſchen Nachbarn zur Annahme von Menſchlichkeit und Religion gebracht werden, nicht durch die Gewalt der Waffen. Es gelang ihm in der That ohne Blutvergießen die Grenzen des väterlichen Reiches nach Süden um 20 Stunden zu erweitern, in die Gegend des Fleckens Chuncara zu verlegen, nach Oſten aber in die Waldregion der Anden bis zu dem Fluſſe Calla-huaya vorzudringen. Den Eindruck benutzend, welchen der Anblick eines mit äußerem Pomp verbundenen Cultus, zumal im Tempel Curacanche, auf die Häuptlinge unabhängiger Horden hervorbrachte, ſchloß er mit einem der Mächtigſten durch Verheirathung ſeines Sohnes eine dem Reiche vortheilhafte Verbindung, vergrößerte und verſchönerte ſeine Hauptſtadt, und ſtarb allgemein betrauert in einem hohen Alter. Von ſeinen zahlreichen Nachkommen folgte ihm ſogleich der älteſte Sohn Lloque-Yupangui, der des Vaters Beiſpiel nachzuahmen ſuchte, das Reich zu vergrößern unternahm und zu dieſem Zwecke bereits ein Heer von mehr als 7000 Mann zu verſammeln vermochte. Während ſich das Volk der Cañas gutwillig unterwarf, Sitten und Religion der Incas annahm, leiſteten die Ayaviris um ſo entſchloſſenern Widerſtand. Mit bewaffneter Hand vertheidigten ſie lange Zeit ihre Unabhängigkeit, ſahen ſich aber endlich genöthigt, auf jede Bedingung des Inca's Herrſchaft anzuerkennen. Dieſer ließ ihnen Verzeihung angedeihen, legte aber Feſtungen, namentlich Pucara, an, um die Beſiegten in Unterwürfigkeit zu erhalten. Zum erſten Male war alſo bei Einführung der peruaniſchen Theokratie Blut gefloſſen. Ein zweiter Zug vereinigte die Provinzen Paucar-colla und Hatun-colla mit dem Reiche von Cuzco. Ihre Einwohner wagten nicht ſich zu widerſetzen, und empfingen den Inca mit ſolchen Feierlichkeiten, daß er die Häuptlinge reichlich beſchenkte, und dem Diſtricte manche Auszeichnung durch Erbauung von großen Sonnentempeln und öffentlichen Gebäuden zu Theil werden ließ. Unter Lloqui-Yupangui vergrößerte ſich das Land bis zum Südende des Sees Titicaca, und nach Weſten bis an den Fuß der Anden. Er hinterließ einen einzigen legitimen Sohn, Mayta-Capac, während deſſen Minderjährigkeit die Binde, das Zeichen der höchſten Würde, im Tempel von Curiacanche aufbewahrt, die Regierung aber durch zwei Onkel des im hohen Alter verſtorbenen und vom Volke unter die Götter verſetzten Inca geführt wurde. Mit erreichter Volljährigkeit trat Mayta-Capac die Regierung an, und ſuchte vor Allem die Grenzen zu erweitern, denn die Vergrößerung der von den Vorgängern empfangenen Macht war ſtets die zuerſt zu erfüllende Pflicht jedes neuen Inca's. In Begleitung eines Heeres von 12,000 Mann erreichte er die Gegend von Tiahuanuca am Titicaca, jenen Sitz einer weit älteren und geheimnißvollen Dynaſtie, wurde aber am weiteren Vordringen geraume Zeit durch das Volk der Cacyavaris aufgehalten, welches er endlich beſiegte und mit ſo viel Milde behandelte, daß die Bewohner mehrer benachbarter und ausgedehnter Diſtricte ſich freiwillig ihm anſchloſſen. Von hier aus ſchickte er das Heer nach Weſten, eroberte das Land bis an das Geſtade des Oceans, und begründete Moquegua in der Mitte des Volkes der Cuchunaes, welches er mit größter Strenge beſtrafen ließ, wegen ſeiner Sitte an den Siegern durch Beibringung von Gift ſich heimlich zu rächen. Nach Oſten ſich wendend begegnete er den Collas, einem Gemiſch verſchiedener Völkerſchaften, die jeden Verſuch einer friedlichen Ausgleichung zurückweiſend, den Inca gegen ſeinen Willen zu einer Schlacht zwangen, in der ſie jedoch beſiegt wurden. Sie huldigten dem Mayta-Capac und vermehrten hierdurch ſein Reich um einen Landſtrich von 30 Stunden in der Länge. Eine dritte Unternehmung brachte die ſiegreichen Peruaner bis an den Apurimac, deſſen Ufer zum erſten Male durch eine Hängebrücke, und zwar an derſelben Stelle verbunden wurden, wo noch gegenwärtig der Übergangspunkt der Straße von Cuzco nach Lima ſich befindet. Unbewohnte Gegenden empfingen Colonien, Arequipa entſtand, und auch in dieſer Richtung erreichten nun die Grenzen das Meer. In Cuzco ſelbſt brach unter der Regierung dieſes Inca's ein Aufruhr aus, den eine der regierenden Dynaſtie feindliche Partei (Alcabiquicac) verurſacht hatte. Nach ihrer Unterjochung regierte der Inca in Frieden, und ſoll gegen 30 Jahre Peru beherrſcht haben. Den fünften Inca, Capac-Yupangui (auch Pachacuti-Yupangui genannt), überfielen die Bewohner der Provinz Condeſuyo, ehe er noch Zeit gehabt, vom Throne unter den herkömmlichen Formen Beſitz zu nehmen. Sie wurden von Cuzco zurückgetrieben, kehrten erbitterter zurück, erlitten eine neue Niederlage, und mußten ſich nach Beſetzung ihres Landes unterwerfen und gefallen laſſen nach andern angewieſenen

74) Die größten Widerſprüche der Geſchichte der Incas ergeben ſich bei Vergleichung der Nachrichten über das Leben der zehn erſten, wie es von Garcilaſſo (L. VIII sq.), Herrera (D. V. l. 8), Acoſta (L. VI. c. 20 sq.), Zarate (L. I. c. 10), Ulloa (Resum. histor.) u. ſ. w. erzählt wird.

Digitized by Google

Wohnorten auszuwandern. Während ſeiner angeblich 60jährigen Regierung unterwarf dieſer Inca eine Menge kleiner Volksſtämme und machte nach Süden den See von Paria, nach Norden die Provinz Jauja zu Grenzen des Landes. Nach den Erzählungen Einiger ſoll er durch Uſurpation auf den Thron gekommen ſein [75]). Als Reformator erſcheint er durch Beſeitigung eines Theils des alten Fetiſchdienſtes und die Herſtellung der Verehrung eines einzigen überſinnlichen Weſens, des Viracocha. Seinen ſorgfältig mumiſirten und ſehr gut erhaltenen Körper fanden die Spanier in Cuzco vor, und transportirten ihn nach Lima, um ſeiner Anbetung von Seiten der Indier ein Ende zu machen. Auch des ſechsten Inca's Regierung begann auf dieſelbe Weiſe, wie diejenige ſeiner Vorfahren. Inca-Roca (wörtlich überſetzt „kluger Fürſt“) bereiſte zuerſt ſein Land und zog dann gegen die unabhängigen Nachbarvölker aus. Er erreichte die Gegenden nach Oſten, die fortan die Grenzen des Staates bildeten, den Anfang der dichten Waldregion am Fuße der Anden, in die kein Inca erobernd einzudringen verſuchte, weil Klima und Wildheit der Eingeborenen den aus dem Gebirge ſtammenden Peruanern zu große Hinderniſſe entgegenſetzten. Dagegen unterwarf er ſich Charcas bis nach Chuquiſaca, und eroberte mehre Landſtriche in weſtlicher Richtung. Während eines ſeiner Züge in dieſer Richtung lieferte er den Bewohnern von Condeſuyo eine große Schlacht unfern Pomatambo. Dem Inga-Roca verdankte die Hauptſtadt ihre auch von den Conquiſtadoren bewunderte Waſſerleitung, deren Entſtehung aber, wie gewöhnlich, in Fabeln gehüllt iſt. Mit bedeutenden Talenten verſehen wirkte Inga-Roca viel Gutes für Peru und ſtiftete in Cuzco Schulen für die Kinder des Adels und ſeines Stammes. Seine Regierungszeit iſt ungewiß, wird jedoch auf 50 Jahre geſchätzt. Das Schickſal des ſiebenten Inca, Yahuar-Huacac, ſagten die Zeichendeuter ſchon bei ſeiner Geburt voraus, weil er blutige Thränen vergoß, ein Umſtand, der in ſeinem Namen ausgedrückt iſt. Dieſe Vorausſagungen raubten dem neuen Inca alles Lebensglück, und erhielten ihn in einem fortwährenden Zuſtande von Furcht vor dem Schickſale, dem er durch die mildeſte Behandlung ſeiner Unterthanen zu entgehen ſuchte. Eingedenk aber der Möglichkeit, die Übelwollenden grade durch dieſe aus Furcht entſtandene Güte zu Aufſtänden zu ermuntern, unternahm er einen Feldzug gegen die Bewohner des Küſtenlandes zwiſchen Arequipa und Tacama, überließ aber den Oberbefehl ſeinem Bruder Inca-Mayta, der ſiegreich wiederkehrte. Der erſtgeborene Sohn des Yahuar-Huacac entwickelte ſehr zeitig einen ſo widerſpenſtigen Sinn und beleidigte den Vater ſo oft, daß ihn dieſer verbannte und die Strafe auferlegte, die Heerden des Sonnentempels zu hüten. Der Exilirte gab vor, daß ihm der Viracocha erſchienen, den Aufruhr der Provinz Chinchaſuyu verkündet und aufgefodert habe, mit einem Heere zu der Unterdrückung der Unruhen auszuziehen. Der Inca maß dem Vorgeben keinen Glauben bei, bis nach und nach die Botſchaft vom Aufſtande dreier Provinzen einlief. Der muthloſe Inca entſchloß ſich, den ſich nähernden Feinden die Hauptſtadt preiszugeben, und nahm den größten Theil ihrer Einwohner mit ſich. Sein Sohn benutzte dieſe Unruhen, verließ das Exil, beſtimmte durch kriegeriſche Anreden die Ausgewanderten mit ihm nach Cuzco umzukehren, und die Vertheidigung dieſer Stadt zu verſuchen. Verſtärkt durch die herbeiziehenden Völker der Quichua, Colapampa und Aymara ging der Thronfolger den Rebellen entgegen und ſchlug ſie vollſtändig in der Ebene von Cuzco. Er ließ Allen Verzeihung angedeihen und beruhigte die aufgeſtandenen Provinzen. Seinen Vater ſoll er hierauf zur gütlichen Abtretung der Regierung vermocht haben; nach andern Nachrichten aber war der letztere bei Gelegenheit eines Feſtes meuchleriſch erſchlagen worden. Der Sohn trat als achter Inca unter dem Namen Viracocha-Inca auf, nachdem die Bewohner von Cuzco dahin gebracht worden waren, die Begründung einer Republik aufzugeben, ein Vorſatz, den die ſchwache Regierung des letzten Inca befördert haben mochte. Der neue Beherrſcher Peru's eroberte ſo viele Ländereien, daß mit Ausnahme der Richtung nach Norden, ſeinen Nachfolgern Nichts übrig blieb, denn in jeder andern Richtung waren die Grenzen bis an den Rand der undurchdringlichen Waldungen oder der unbewohnbaren Sandwüſten vorgeſchoben. Der Ruf von der Macht und dem Glanze der Monarchie begann ſich nun zu den Nachbarvölkern zu verbreiten; von Tucuman kam eine Geſandtſchaft an und ſuchte um ein Bündniß nach, welches der Inca gewährte. Unter dem Inca Viracocha ſoll zuerſt die Vorausſagung geſchehen ſein von der Ankunft eines fremden Volkes von noch nie geſehenem Äußeren, vor deren Macht der Thron zerfallen, Peru ſelbſt ſeiner Unabhängigkeit beraubt werden und die alte Religion einer neuen weichen würde. Einige Sagen laſſen dieſen Inca nach einer 50jährigen Regierung ſterben, Andere aber ermüdet das Diadem niederlegen und nach Xaquiraguana ſich zurückziehen. Sein Nachfolger, in der Reihe der Incas der neunte, wird bald Inca Urco, bald Pachacutec („der Weltumkehrer“) genannt, und ſoll den letzteren Namen auf Befehl ſeines Vaters mit dem früher geführten Titu-Manco-Capac vertauſcht haben. Auch über dieſen Herrſcher Peru's ſind die Berichte voll ganz unvereinbarer Umſtände. Von einer Seite wird er als legitimer Nachfolger des Inca Viracocha in der Reihe der Incas aufgeführt und als ein ſehr unternehmender und weiſer Fürſt geſchildert, von der andern als bald verdrängter, wenn auch Anfangs anerkannter, und vielen Laſtern ergebener Häuptling erwähnt. Seine bekannte Feigheit habe die Chancas ver-

75) Acoſta (L. VI. c. 21. p. 433) erzählt, Pachacuti Yupangui habe durch allerlei Vorſpiegelungen das Volk mit Enthuſiasmus erfüllt, den durch ſeinen ältern Bruder gegen die Changas verlorenen Feldzug durch Siege ausgeglichen, und ſich dann gegen Vater und Bruder gewendet und durch Waffengewalt beide entthront. Andere ſchweigen hiervon, erwähnen aber, daß dieſer Inca eine neue Linie oder Dynaſtie, Inacapa-canac, begründet habe. *Herrera*, D. V. l. 3. c. 9. Acoſta's Erzählung beweiſt die Unſicherheit dieſer Traditionen, und die im Laufe der Zeit oder durch die Spanier entſtandenen Verwirrungen von Thatſachen. Was von der Uſurpation des fünften Inca bei Acoſta geſagt wird, paßt eigentlich nur auf den achten, Viracocha-Inca.

Digitized by Google

anlaßt ſich zu empören und gegen Cuzco vorzurücken, und nur die Tapferkeit ſeines Bruders, des Yupangui, der ſpäter als zehnter Inca auftritt, habe das Reich gerettet, durch die Schlacht auf dem Berge Carmenga bei Cuzco, wo die Chancas eine ſolche Niederlage erlitten, daß nur 500 ihres mächtigen Heeres mit dem Leben entkamen. Inca Urco oder Pachacutec ſei darauf abgeſetzt worden. Nach andern Nachrichten errang aber eben dieſer Fürſt eine Menge Siege und unterwarf mehr Völker, als irgend einer ſeiner Vorgänger, und ſtarb erſt nach einer 50jährigen Regierung. Die großen Siege werden einſtimmig dem Yupangui zugeſchrieben, der von ſeinem Bruder zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt worden. Es liegt alſo die Ungewißheit eigentlich darin, b Yupangui ſeine großen Thaten in untergeordneter Stellung verrichtet, oder ob er den Inca Urco ſo zeitig erdrängt habe, daß die Ergebniſſe der Regierung des eßteren vielmehr der Geſchichte ſeines Nachfolgers, alſo es zehnten Inca, angehören. Sicher iſt es übrigens, aß in jener Zeit das peruaniſche Reich nach Norden ußerordentliche Erweiterungen erfuhr, daß in drei Feldügen Caramarca, Jauja und das ganze Küſtenland bis rurillo unterjocht wurde. Den bei dieſer Gelegenheit nfern der Mündung des Fluſſes Rimac entdeckten Temel des Pachacamac ſchonten die Eroberer, und machten ortan die öffentliche Anbetung dieſes Weſens zu einem ebote ihrer Religion. Nach ſeiner Thronbeſteigung als ehnter Inca verſuchte Inca Yupangui zuerſt nach Oſten ein Reich zu erweitern, mußte aber, wie ſeine Vorgäner, vor der Natur jener Gegenden zurückweichen, und hickte dann unter Anführung des Sinchirucu ein Heer on 10,000 Mann durch die Wüſte von Atacama nach hile. Die Bewohner der Gegend von Copiapo und oquimbo zeigten wenig Neigung ſich dem Syſteme der ncas zu unterwerfen, ergaben ſich aber der Übermacht. ach Ankunft bedeutender Verſtärkungen drang das Heer is ſüdlich vom Fluſſe Maule vorwärts, verlor aber dort urch den Widerſtand der kriegeriſchen Eingeborenen ſo iele Mannſchaft, daß der Inca weitere Eroberungen aufab, und jenen Fluß zur äußerſten Grenze des Reichs eſtimmte, und mit einer Reihe von Befeſtigungen verh. Im Innern des Landes entſtanden damals außer ndern großen Bauwerken die oben beſchriebenen Landraßen oder Incawege. Yupangui hinterließ 250 Kiner, die er mit ſeinen zahlreichen Nebenweibern gezeugt. er älteſte ſeiner legitimen Söhne, Tupac-Yupangui „der Glänzende"), folgte ihm als eilfter Inca. In vier erſchiedenen Kriegen nahm er zuerſt Huacarachuco in eſitz, ſtieg dann nach Nordoſten hinab, unterwarf ſich it größter Mühe die durch die Unzugänglichkeit ihres ebirgslandes geſchützten Völker von Chachapoyas und oyobamba, und zog dann bis Quito. Die von ihm ach Esmeraldas abgeſchickten Orejones wurden von den ingeborenen, die den Vorſchlägen zur Anſchließung an eru kein Gehör gaben, ermordet. Ein dreijähriger Krieg ußte geführt werden, um die Eingeborenen des Thals on Guarco zu Unterthanen zu machen, denn je größer as Land der Incas wurde, und je mehr die Eroberungsſucht der letzteren hervortrat, um ſo entſchloſſener geſtaltete ſich auch der Widerſtand der Angegriffenen. Menſchenmaſſen, wie nie vorher, mußten aufgeboten werden, um die Plane jener Herrſcher auszuführen, die keine Grenzen fernerhin anzuerkennen geneigt waren; 300,000 Mann begleiteten den Tupac-Yupangui auf einem Zuge gegen Charcas und Chile, und die Umſtände begannen ſich zu entwickeln, die ein Menſchenalter ſpäter den Fall der Dynaſtie und die Auflöſung des Reiches nach ſich zogen. Der zwölfte Inca, Huayna-Capac (fälſchlich Guanacaba) hatte über die Heere ſeines Vaters ſchon mehre Jahre den Befehl geführt, ehe er ſelbſt den Thron beſtieg. Ungewarnt durch das Beiſpiel ſeines Vorgängers, dem die Größe des Landes, die Kriege gegen bisher freie Völker, und die Beſiegung der häufigen Aufſtände im Innern, wenig ſorgloſe Stunden gelaſſen, ſtürzte auch er ſich in neue und gefährliche Eroberungen, drang nach Norden bis Paſto vor, und unterjochte, wenn auch mit Verluſt der Edelſten ſeines Hauſes, die rohen Wilden um Guayaquil und auf der Inſel Puna. Ein Aufruhr der Provinz Chachapoyas rief ihn über die Anden, ein anderer nach Charcas, wo die von ihm eingeſetzten Beamten unter den Händen der erbitterten Eingebornen das Leben verloren hatten. Erging auch über dieſe ein ſo furchtbares Strafgericht wegen Verwerfung verſöhnender Vorſchläge, daß ein See jener Gegenden durch die Hinrichtungen ſich färbte und zum Andenken Blutſee (Yahuar-cocha) genannt ward, ſo ergab es ſich nun unverkennbar, daß die auf unnatürlichen Principien begründete Macht der Incas ſich überlebt habe. Spaltungen der gefährlichſten Art zerriſſen ſelbſt die Familie des Inca, und arteten nach ſeinem in Quito erfolgten Tode in einen Bruderkrieg aus [76]). Die erſten Spanier waren an der Küſte von Tumbez geſehen worden und Zeichen am Himmel und auf der Erde verkündeten die nahe Erfüllung der Prophezeihungen des Inca Viracocha, die Zerſtörung des Reiches der peruaniſchen Incas, des ausgedehnteſten und mächtigſten unter den geſchichtlich nachweisbaren der neuen Welt. (*E. Pöppig.*)

Incastellatio ecclesiarum, ſ. unt. **Kirche.**

Incastraturae, ſ. unt. **Reliquien.**

IN CASUM SUCCUMBENTIAE. Dieſe Redensart bezieht ſich auf den nach älterm teutſchem Civilproceß üblichen Gebrauch, daß der, welcher gegen ein gerichtliches Urtheil das Rechtsmittel der Appellation oder Berufung an eine höhere Inſtanz einwendete, für den möglichen Fall des Unterliegens — was die Worte ſelbſt ausdrücken — eine beſtimmte Summe Geldes gerichtlich niederlegen mußte, welche er zwar zurückerhielt, wofern die Appellationsinſtanz ſeine Beſchwerde gerecht fand, die er aber verlor, ſobald ſeine Einwendungen gegen das fragliche Urtheil ſich als unſtatthaft erwieſen. Man beabſichtigte durch dieſe Vorſchrift die Menge der leichtſinnigen Appellationen wider gerichtliche Urtheile zu beſchränken; auch wurde dieſer Zweck eine geraume Zeit hindurch wirk-

76) Über den dreizehnten Inca, Atahualpa, und die Eroberung Peru's durch die Spanier vgl. den Art. Pizarro.

lich erreicht, und nur der Misbrauch, der nach und nach rückſichtlich der Succumbenzgelder bei manchen Gerichtshöfen einriß, und in nutzloſe Plackereien für die Unterthanen überging, gab ſpäterhin Anlaß zu ihrer Beſeitigung. Übrigens iſt der wahre Urſprung der Succumbenzgelder ſchon in der römiſchen Cautio pro lite prosequenda zu ſuchen, deren geſetzlicher Stützpunkt in dem cap. 2. Nov. 112 liegt *). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

Inca-Weg (Camino del Inca) in Peru, ſ. Incas.

INCE, 1) ein kleines Kirchſpiel der Grafſchaft Cheſter in England, welches nur 520 Einwohner enthält; 2) eine kleine Landſtadt Englands in der Grafſchaft Lancaſter, in deren Nachbarſchaft ſogenannte Cannelkohle gefunden wird, aus der man Vaſen, Knöpfe, Schnupftabakdoſen, Tintenfäſſer ꝛc. verfertigt. Die Bevölkerung beträgt gegen 1200 Seelen. (*J. C. Schmidt.*)

Incentivum, iſt einerlei mit Intonation (ſ. d. Art.).

INCERTI DII, hießen bei den alten Griechen und Römern alle ſolche Gottheiten, welche man nicht durch beſtimmte Merkmale von andern zu unterſcheiden wußte, und wurden den im Volksglauben feſtgeſtellten, auf beſtimmte Begriffe zurückgeführten (Dii certi, Dii publici, Dii proprii) entgegengeſetzt. In dieſe Claſſe gehört auch der „unbekannte Gott,“ deſſen Ap. Geſch. 17, 23 gedacht wird. (*R.*)

INCEST, INCESTUS, ſ. Blutschande. Nach der von Hygin (Fabul. praef.) erwähnten ſpätern mythologiſchen Vorſtellung iſt Inceſtus ein Sohn der Erde und des Äthers. (*R.*)

INCH, 1) eine Inſel Irlands, liegt in der Bai Lough Swilly und gehört zur Grafſchaft Donegal. Die Inſel hat einen Flächengehalt von 2000 engliſchen Acres fruchtbaren Landes, und war früher die Hauptniederlage einer bedeutenden im Lough Swilly betriebenen Häringsfiſcherei, die zu einer Zeit 500 Boote beſchäftigte, aber jetzt in Verfall gerathen iſt.

2) Ein Kirchſpiel Schottlands in der Grafſchaft Wigton, hat über 2000 Bewohner und nimmt einen großen Theil der von den Baien Luce und Ryan gebildeten Landenge ein. Eine Hügelreihe durchſtreicht das ganze Kirchſpiel ſeiner Länge nach und liefert eine gute Viehweide, während der niedere Boden, mit Ausnahme einer im Süden befindlichen kleinen Ebene, gutes artbares Land enthält. Im Umfange des Kirchſpiels befinden ſich mehre Mineralquellen und 16 größere und kleinere Seen mit ſüßem Waſſer.

3) Ein Kirchſpiel und Dorf Schottlands in der Grafſchaft Aberdeen. Das Kirchſpiel hat eine teutſche Meile in der Länge und iſt ⅚ Meile breit; das Dorf liegt in der Nähe der Kirchſpielskirche, an einem kleinen Bache, und hält einen Wochenmarkt und drei Jahrmärkte. Von Aberdeen iſt es 5 teutſche Meilen entfernt. Das ganze Kirchſpiel hat eine Bevölkerung von 1100 Einwohnern. (*J. C. Schmidt.*)

Inchartulati, ſ. unt. Leibeigene.

INCH-ABER, ein kleines Eiland der ſchottiſchen Grafſchaft Stirling, in dem bekannten Loch Lomond. (*J. C. Schmidt.*)

INCHBALD (Eliſabeth), geb. 1755 zu Staningfield in Suffolk, die Tochter eines dortigen Pächters, Simpſon mit Namen, zeigte früh einen entſchiedenen Hang zur Einſamkeit, der durch einen Naturfehler des Stammelns noch genährt ward. Sie beſchäftigte ſich mit wiſſenſchaftlichen Studien und mit dem Leſen der verſchiedenartigſten Schriften. Als ſie, noch ſehr jung, ihren Vater verlor, ward von der Mutter, welche die Pachtung, unterſtützt von ihren Töchtern, fortſetzte, die in dem Kinde erwachte Neigung auf keine Weiſe beſchränkt. Romantiſche Dichtungen, die ihr die große Welt in einem glänzenden Lichte zeigten, weckten in Eliſabeth das unwiderſtehliche Verlangen, die Hauptſtadt Englands, den Schauplatz ſo mancher von ihr geleſenen Erzählung zu ſehen und dadurch ihre Welt- und Menſchenkenntniß zu vermehren. Den Wunſch und Entſchluß, ihre Heimath ohne Mitwiſſen und Einwilligung der Ihrigen zu verlaſſen, hatte ſie einigen Freunden mitgetheilt, die ſie vergeblich von dieſem Schritte zurückzuhalten ſuchten. Im J. 1772 ging ſie heimlich aus dem älterlichen Hauſe, mit einem Bündelchen unter dem Arme, das ihre nöthigſten Bedürfniſſe enthielt. Sie lief faſt eine halbe Meile weit, aus Beſorgniß wieder eingeholt und nach Staningfield zurückgebracht zu werden.

In London ſuchte ſie eine weitläufige Verwandte auf, erfuhr aber zu ihrem großen Schrecken, daß dieſelbe bereits ſeit längerer Zeit die Hauptſtadt verlaſſen, und ſich nach New-Wales begeben habe. Die Beſitzer des Hauſes, worin ſie gewohnt, nahmen ſich, da es bereits ſchon ſpät war, des verlaſſenen 16jährigen Mädchens freundlich an, und zeigten ſich bereit, ſie in ihrem Hauſe zu beherbergen. Schon wollte Eliſabeth das gütige Anerbieten annehmen, als ihr plötzlich eine Scene aus Richardſon's Clariſſa, einem ihrer Lieblingsromane, einfiel, und ſie nun in dem herzlichen Zuvorkommen der guten Leute nichts anderes erblickte, als einen der in London üblichen Verführungsverſuche. Raſch entſchloſſen, ſich den Schlingen zu entziehen, die man, wie ſie glaubte, ihrer jugendlichen Unerfahrenheit legen wollte, ergriff ſie, kaum ins Zimmer getreten, wieder ihr Reiſebündel, und rannte, ohne ein Wort zu ſprechen, wieder zur Thüre hinaus, und durch mehre Straßen, ohne zu wiſſen wohin. Angſt und Ermattung zwangen ſie endlich, an einem Krämerladen anzuklopfen, an welchem ſie die Anzeige las, daß dort Zimmer zu vermiethen wären. Zum zweiten Male wollte ſie jedoch die Flucht ergreifen, als ſie den dort eintretenden Beſitzer des erſten Hauſes erblickte, der ihr nachgeeilt war. Die Thür war jedoch verſchloſſen, und ſie ward als eine offenbare Betrügerin feſtgehalten, deren Worten man kaum Glauben beimaß, als ſie aber mit

*) Vgl. hierzu die Abhandlung von C. O. Rechenberg: De sapientia Romanorum, in pecunia in casum succumbentiae a litigantibus deponenda se mirifice ostendente. (Lips. 1739. 4.) und die Diſſ. von J. G. Heineccius: De pecunia in casum, si causa occiderint, ab adpellantibus alioque remedio utentibus, deponenda, vulgo: von Succumbenz-Geldern. (Hal. 1736. 4.), ſowie eine andere von J. Schleuſing: De mulcta frivole appellantibus in casu succumbentiae imponenda. (Lips. 1682. 4.)

Thränen ihren unbeſonnenen Schritt und ihre ganze Lage ſchilderte. Nur durch ihre inſtändigen Bitten entging ſie dem Schickſale, der nächſten Wache überliefert zu werden.

Zum Hauſe hinausgewieſen, irrte ſie umher in den Straßen Londons, dem rohen Scherze jedes muthwilligen Burſchen, der ihr begegnete, preisgegeben, während mit dem zunehmenden Dunkel ihre Angſt und Ermattung ſtieg. Außerſt erſchöpft erreichte ſie nach Mitternacht die Holbornbrücke. Die Poſtkutſche, die dort eben nach York abgehen wollte, war überfüllt. Um wenigſtens für den Augenblick ein Unterkommen zu finden, trat ſie in den Gaſthof und bat um Herberge, indem ſie ſich für eine Reiſende ausgab, die den Abgang der Poſtkutſche verſäumt habe. Kaum hatte ſie ein Ruheplätzchen gefunden, als man ihr ſagte: die Poſtkutſche gehe den nächſten Abend wieder ab. Zugleich traf mancher argwöhniſche Blick ihren nicht ſonderlich empfehlenden Anzug. Um jeden Verdacht von ſich zu entfernen, bezahlte ſie im Voraus das Geld für die Fahrt, ohne ſie machen zu wollen. Ihre kleine Caſſe war dadurch aber faſt gänzlich erſchöpft worden. Unter dem Vorwande, eine benachbarte Freundin beſuchen zu wollen, lehnte ſie, obgleich vor Hunger beinahe ohnmächtig, ein Frühſtück ab, zu welchem die Wirthin, die jetzt allen Verdacht fallen ließ, ſie eingeladen. Den fernern Beſitz ihres Zimmers ſicherte ſie ſich durch die Erzählung, daß ſie von ihrer Freundin dringend erſucht worden ſei, einige Tage in London zu verweilen. Da ſie den größten Theil des Tages abweſend war, ſo glaubten ihre Wirthsleute, ſie ſpeiſe auch bei ihrer Freundin, während ſie mit wenig trocknem Brode ihren Hunger ſtillte.

Eine günſtigere Wendung ſchien ihr Schickſal nehmen zu wollen, als ſie auf ihren Wanderungen durch London die Bekanntſchaft eines Mitgliedes des Drury-Lane-Theaters machte. Doch merkte ſie bald, daß der neue Freund, der ihr die Bühne als das ſicherſte Mittel, ihr Glück zu machen, anpries, von einem ganz andern Feuer erglühe, als dem, ſie zu einer Schauſpielerin zu bilden. Fehlte ihr auch Kenntniß der wirklichen Welt, ſo beſaß ſie doch einen feinen Takt des Gefühls, um die Abſicht des jungen Mannes zu durchſchauen. Ohne ſeinen Rath zu verwerfen, brach ſie doch jede Verbindung mit ihm ab, und beſchloß, ſich um eine Anſtellung an dem Theater zu Briſtol zu bewerben. King, der Director jener Bühne, befand ſich in ſichtbarer Verlegenheit, als das ſchöne geiſtvolle Landmädchen ihren Antrag ängſtlich und dadurch mit bedeutendem Stottern vorbrachte. Er konnte ſich nicht entſchließen, ihr eine Anſtellung zu geben. Gerührt jedoch von ihrer Schönheit, ihren Abenteuern und Bedrängniſſen ſprach er ihr nicht jede Hoffnung ab, und verſicherte, ihr nach ſeinen beſten Kräften behilflich ſein zu wollen.

Thätiger nahm ſich ihrer hilfloſen Lage ein alter Bekannter des älterlichen Hauſes an, Inchbald mit Namen. Durch ihn, den ſie in London zufällig wiederfand, war ſie dem Unternehmer eines Theaters in einer Landſtadt empfohlen worden. Aber ihr reiner Sinn empörte ſich, als derſelbe mit ihr verliebte Scenen auf eine unziemliche Weiſe einſtudiren wollte. Sie verließ jene Bühne und eilte zu Inchbald. Aus dem freundlichen Vertrauen, womit ſie dieſem ihr Schickſal erzählte, entſpann ſich allmälig ein immer inniger werdendes Verhältniß, nachdem ſich Inchbald überzeugt, ihr Herz ſei ebenſo ſchön als ihre anmuthige Geſtalt. Noch immer zur Bühne mit unwiderſtehlicher Gewalt gezogen, folgte ſie ihm als ſeine Gattin nach Edinburgh.

Sie mochte etwa 18 Jahre alt ſein, als ſie in den erſten Rollen auftrat. Die Schärfe ihres Verſtandes, das Durchdringen der Charaktere, ihre glänzende Schönheit erſetzten manche andere Mängel, beſonders ſeit es ihr mit unſäglicher Mühe gelungen war, die Hinderniſſe zu beſeitigen, die ihr Anfangs ihr Sprachorgan entgegengeſtellt. Doch fand ſie ſpäterhin in Miſtreß Yates eine furchtbare Nebenbuhlerin. Sie ſah ſich genöthigt, auf zwei Jahre nach York zu gehen. Dort trat ſie wieder mit dem entſchiedenſten Beifall auf. Ihre Freude hierüber ward jedoch getrübt durch die zunehmende Kränklichkeit ihres Gatten, mit dem ſie in einer ſehr glücklichen Ehe lebte. Die milde Luft im ſüdlichen Frankreich, wohin ſie ihn begleitete, ſtellte ihn zwar wieder her; allein ſein Geſundheitszuſtand verſchlimmerte ſich, als er wieder nach England zurückgekehrt war, und der Tod ſetzte ſeinen Leiden bald nachher ein Ziel.

Nach jenem traurigen Ereigniſſe gereichte Miſtreß Inchbald noch vier Jahre in London der Bühne von Covent-Garden zu einer ſeltenen Zierde. Zu dieſem Theater kehrte ſie ſpäterhin auch wieder zurück, nachdem ſie eine Zeit lang ſich in Dublin aufgehalten. Weshalb ſie von jener Bühne, auf welcher ſie noch einige Jahre mit dem größten Beifall auftrat, im J. 1789 ſich plötzlich zurückzog, iſt nicht bekannt geworden. So viel iſt gewiß, daß ſie ſeitdem zu London eine Reihe von Jahren in völliger Zurückgezogenheit lebte, bis ſie ſich zuletzt bei einer Familie zu Kinſington in die Koſt gab, und dort den 1. Aug. 1821 ihr Leben beſchloß, nachdem ſie noch kurz zuvor angeordnet, daß die biographiſchen Denkwürdigkeiten, die ſie ſelbſt niedergeſchrieben, ſogleich nach ihrem Tode vernichtet werden ſollten [1]).

Durch ihre glänzenden Darſtellungen auf der Bühne war ſie zu der Idee geführt worden, auch als dramatiſche Schriftſtellerin aufzutreten. Nicht zurückgeſchreckt von dieſer Laufbahn durch die Gleichgültigkeit, womit ihr erſter Verſuch, das Luſtſpiel: **I'll tell you what** (Ich will euch etwas ſagen), aufgenommen ward, welches Colman, der Director des Haymarkettheaters, dem ſie es mitgetheilt, unbeachtet bei Seite legte, trat ſie bald mit einem neuen Luſtſpiele hervor, **the mogul-tale or the descent of the balloon** betitelt, in welchem ſie (1784) die damalige Wuth für Luftbälle zu einem theatraliſchen Stoffe be-

1) An baarem Vermögen hinterließ ſie 6000 Pf. St. Außer einigen Legaten für die Theaterfonds von Covent-Garden und für einige Schauſpielerinnen, hatte ſie einem natürlichen Sohne ihres Gatten 20 Pf. St. jährlicher Einkünfte, 50 Pf. der katholiſchen Gemeinde zur Unterſtützung bejahrter Armen, und den Überreſt, nach Abzug der Legate, ihrem Neffen Georg Huggins und ihrer Nichte Anna Jarret vermacht.

nutzt hatte. Als dies Stück mit großem Beifall aufgeführt ward, erinnerte ſich Colman jenes frühern Luſtſpiels, das dann ebenfalls (1785) auf die Bühne kam und entſchiedenes Glück machte.

Mit dem Beifall, den ihre Stücke fanden, hatte ſich auch ihre bisher ſehr drückende Lage verbeſſert. Eine Wohnung, ihrer neuen Celebrität mehr angemeſſen, nahm ſie auf. Auch ihre Lebensweiſe erlitt ſeitdem manche Änderung, wie es denn überhaupt in ihrem Charakter lag, ſich ſtets nach den jedesmaligen Umſtänden einzurichten, und ſelbſt in der ungünſtigſten Lage den hohen Sinn für moraliſche Würde und edle Selbſtändigkeit ſich treu zu bewahren.

Dieſem Charakter blieb ſie auch in ihren Luſtſpielen treu, welche ſich außerdem durch raſch fortſchreitende Handlung und lebhaften Dialog empfehlen [2]). Zugleich veranſtaltete ſie in den J. 1806—1809 eine Sammlung von mehr als hundert Stücken, die auf der engliſchen Bühne wirklich aufgeführt worden [3]), und 1808 eine andere Sammlung von bloßen Luſtſpielen oder vielmehr Poſſen [4]), an welche ſich 1809 noch ein modernes Theater anſchloß [5]). In der Tragödie wagte ſie keinen Verſuch, weil ſie, frei von der Eitelkeit, auch in dieſer Sphäre ſich hervorzuthun, die Grenzen ihres Talents zu überſchreiten fürchtete. Dagegen verſuchte ſie ſich mit Glück im Fache der romantiſchen Erzählung, wie ihr erſter Verſuch in dieſer Gattung zeigt, dem ſie den Namen einer einfachen Geſchichte gab [6]). Ausgezeichnet in ſtyliſtiſcher Hinſicht gewann dieſer Roman ſich viele Freunde durch die Mannichfaltigkeit der Charaktere, durch das rege Spiel der Leidenſchaften, durch ſpannende Verwickelung und überraſchende Entwickelung und durch das vorherrſchende Gepräge der reinſten Moralität. Ihre eigene Geſchichte, obgleich durch zahlreiche Einwebungen verſchleiert, diente dieſem Romane zur Baſis, weshalb ſie für denſelben ſtets ein beſonderes Intereſſe fühlte. Auch ihr zweiter Roman: Nature and Art betitelt [7]), empfahl ſich durch das Anziehende und durch richtige Charakterzeichnung, obwol er in beiden jenem frühern Werke nachſtand, das auch noch einen beſondern Vorzug behauptet durch die darin reichlich verwebten geiſtreichen Reflexionen.

Das reine Sittlichkeitsgefühl, welches aus ihren Romanen, wie aus ihren übrigen Schriften ſprach, bildete einen Grundzug in ihrem eigenen Charakter. Selten hat, zuverläſſigen Zeugniſſen zufolge, eine Schauſpielerin ihren Ruf ſo unbefleckt erhalten. Auch nachdem ſie die Bühne verlaſſen, blieb ihr Leben in moraliſcher Hinſicht untadelhaft. Eine beſondere Freude fand ſie darin, Arme und Nothleidende in dem Maße zu unterſtützen, als es ihre Kräfte irgend geſtatteten. Dies allgemeine Wohlwollen erwarb ihr, verbunden mit ihren Talenten, allgemeine Achtung. Sie hatte Zutritt zu allen gebildeten Cirkeln, wo ihre frühern ſeltſamen Abenteuer oft zu fröhlicher Unterhaltung dienten. Auch ſtand ſie mit mehren geiſtreichen Frauen, beſonders mit Mis Siddons und Lady Derby, in freundſchaftlichen Verhältniſſen.

Was einer ihrer Landsleute, ihr vieljähriger Freund, von ihr urtheilt [8]), verdient hier ſchließlich eine Stelle: „Ihr Geiſt hatte ein eigenthümliches Gepräge und ihr Styl gleichfalls viel Charakteriſtiſches; er war klar, kräftig, eindringend. — Durch muſterhaften Fleiß und ſtets wache Klugheit hatte ſie es dahin gebracht, in der angenehmſten Unabhängigkeit leben zu können. Aber ihr gutes Herz beſtimmte ſie, freiwillig mancher Annehmlichkeiten, die ſie hätte genießen können, ſich zu berauben, um Verwandte und Bekannte, die ihrer Hilfe bedurften, zu unterſtützen. — In Geſellſchaften war ſie ungemein lebhaft, immer heiter, ihre Unterhaltung höchſt anziehend durch die Einſichten, die ſie beſaß, und die nicht etwa hin und wieder ein gutes Glück ihr zuwarf, ſondern welche ſie ihrem Scharfſinne zu verdanken hatte. — Ihre Dramen und Novellen zeugen nicht nur von ihrer tiefen Kenntniß des menſchlichen Herzens, ſondern auch von ihrem regen, frommen Streben, das menſchliche Herz zu veredeln. — In ihrer Jugend war ſie ſehr ſchön, und auch im Alter ging ein angenehmer Nachglanz davon keineswegs verloren. Sie hatte das 60. Jahr erreicht, ſah aber noch weit jünger aus. — Sparſam war ſie blos deshalb, um, wo es galt, deſto kräftiger Hilfe leiſten zu können."

Wie wenig der Glanz des Goldes über ſie vermochte, leuchtet unter andern auch daraus hervor, daß ſie das Anerbieten zweier Buchhändler, die ihr 1000 Pf. St. blos für den erſten Abſchnitt der Denkwürdigkeiten ihres Lebens, nämlich bis zu ihrem erſten Auftreten in London, zahlen wollten, ſtandhaft ablehnte, weil ſie es für unweiſe hielt, noch während ihres Lebens dem großen Publicum ſo zarte Verhältniſſe zum Beſten zu geben. Aber auch nach ihrem Tode ſcheint ſie die Bekanntmachung ihrer Biographie nicht gewünſcht zu haben, weil ſie, wie bereits erwähnt worden, den Auftrag gegeben hatte, das von ihr niedergeſchriebene Manuſcript zu vernichten [9]).

(*Heinrich Döring.*)

---

2) Zu den bekannteſten gehören, außer den bereits erwähnten, die Luſtſpiele: Appearance is against them (1786), The widow's vow (1786), The child of Nature (1788; eine freie Umarbeitung von Kotzebue's Schauſpiel: Das Kind der Liebe), Midnight-Hour (1788), Such things are (1788), The married Man (1789), Next-door Neighboors (1791), Every one, has his fault (1793), The wedding-day (1794), Lover's vows (1798), To marry or to marry (1805) u. a. m. Noch in neuerer Zeit (1829) ward ihr beliebtes Luſtſpiel: Wives as they were, and Maids as tho are, zu Leipzig neu gedruckt, begleitet von einer italieniſchen Überſetzung von A. Montucci, unter dem Titel: Mogli all' antica e Fanciulle alla moda. 3) A Collection of Plays, with biographical and critical prefaces. 25 Voll. 12. 4) A collection of Farces and other Afterpieces. 7 Voll. 12. 5) Modern Theatre. 10 Vol. 12. 6) A simple Story, a novel. 1791. 4 Voll. Aus dem Engl. überſetzt von Dorothea Margaretha Liebeskind, unter dem Titel eine einfache Geſchichte (Leipzig 1792). 2 Bde. 7) Teutſch unter dem Titel: Natur und Kunſt, oder der Charakter der Menſchen gründet ſich auf Erziehung (Leipzig 1798). 2. Aufl. (Ebend. 1802). Das engliſche Original war 1796 erſchienen.

8) Taylor in der Zeitſchrift: The Sun vom Jahre 18[illegible]. 9) Vgl. Taylor a. a. O. Public Characters for the year 1799 and 1800. Catalogue of five hundred celebrated authors

Digitized by Google

INCH-BRAYOCK, ein kleines Eiland der ſchottiſchen Grafſchaft Forfar, liegt in der Mündung des Fluſſes Süd-Esk, in der Nähe von Montroſe. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-CAPE, meiſtentheils Bell-Rock genannt, ein gefährlicher Felſen an der Oſtküſte Schottlands, nahe an der Mündung des Fluſſes Tay und 2⅕ teutſche Mei- len ſüdweſtlich von der Stadt Aberbrothock oder Arbroath, unter 56° 29′ nördl. Br. und 2° 22′ weſtl. L. von Greenwich, ſoll ſeinen Namen von einer Glocke haben, welche in den frühern Zeiten von den Mönchen der ge- nannten Stadt errichtet worden war, und als ein War- nungszeichen für die Schiffer jedesmal bei eintretender Ebbe und Fluth geläutet wurde. Bei niedrigem Waſſer iſt dieſer Felſen kaum mit Waſſer bedeckt, und im Früh- jahre ganz unbedeckt, ſodaß er zu den Zeiten der Ebbe 427 Fuß lang und 230 Fuß breit erſcheint, und über den Spiegel der See mehr als 4 Fuß emporragt. Außer- dem iſt hier noch eine Sandbank, auf der bei ſehr nie- drigem Waſſer eine große Art Seegras umherſchwimmt, und ſich oft in ſüdweſtlicher Richtung in einer Länge von 000 Fuß ausbreitet. Seekälber von großer Art halten ſich am Rande dieſes Felſens auf, und das dieſen Felſen zunächſt umgebende Meer liefert eine große Ausbeute der verſchiedenartigſten Fiſche. Lange ſchon fühlte man die gefährliche Lage dieſes Felſens, der grade in Mitte des Fahrwaſſers für alle die Schiffe liegt, die den Frith of Tay beſuchen, für einen großen Theil derer, die den Frith of Forth beſchiffen müſſen, und im Allgemeinen für alle Schiffe, die den Küſtenhandel an Schottlands Oſtküſte betreiben. Alle dieſe Rückſichten führten die Erbauung eines Leuchtthurms herbei, welches wichtige Unternehmen im J. 1807 unter Leitung von Stevenſon begonnen, und trotz der zahlloſen Schwierigkeiten und Hinderniſſe, die den Bau verzögerten, im Anfange des J. 1811 glücklich vollendet wurde. Der Leuchtthurm iſt ein rundes Gebäude, deſſen Grundſtein bei dem niedrigſten Waſſer im Frühjahre beinahe dem Meeresſpiegel gleich liegt; hingegen ſteht das Gebäude bei hohem Waſſerſtande über 15 Fuß in der See, und iſt im Ganzen 115 Fuß hoch. Dreißig Fuß von dem Felſen an gerechnet, iſt der Leuchtthurm von 7 Fuß ſtarkem, ſolid maſſivem Mauerwerk aufgeführt, was nach gleichem Verhältniß wie der Thurm emporſteigt, an Stärke abnimmt, und da, wo der Raum für die Lichter angebracht iſt, nur noch einen Fuß Stärke hat. Die erſte und zweite Mauerſchicht ſind in den Felſen eingear- beitet, und die Steine ſo künſtlich behauen und zuſam- mengefügt, daß das Ganze eine feſte, zuſammenhängende Maſſe zu ſein ſcheint. Das Signal dieſes Leuchtthurms iſt ein glanzvolles, rothes Licht, das mit Hilfe ſich dre- hender Reflectoren abwechſelnd verdunkelt werden kann, und ſo ſtark iſt, daß es in hellen Nächten 6 bis 7 teutſche Meilen weit bemerkt werden kann. Bei nebligem Wetter, wo man Licht nicht bemerken kann, werden Tag und Nacht zwei 12 Centner ſchwere Glocken geläutet, die von derſelben Maſchinerie wie die Lichter in Bewegung geſetzt werden. Die Baukoſten des Leuchtthurms belaufen ſich auf 60,000 Pf. St. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-COLM, auch Columba genannt, iſt eine kleine Inſel im Firth of Frith (dem Meerbuſen, welchen der anſehnliche Fluß Forth bei ſeiner Mündung bildet) und liegt unter 56° 3′ nördl. Br. und 3° 18′ weſtl. L. Auf der Inſel befinden ſich die Ruinen einer ſonſt be- rühmten Abtei, die vom Könige Alexander von Schott- land um das J. 1123 aus Dankbarkeit gegründet wurde, nachdem er bei einem furchtbaren Sturme ſich auf dieſes Eiland gerettet hatte. Die Abtei war reich ausgeſtattet und genoß lange Zeit den Ruf großer Heiligkeit, wurde aber bei den Einfällen der Engländer in Schottland von Eduard III. zerſtört. Jetzt befindet ſich an der Spitze der Inſel eine Batterie von 10 Kanonen, bei der immer ein Artilleriepoſten aufgeſtellt iſt. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-CRUIN, ein kleines Eiland der ſchottiſchen Grafſchaft Stirling im See Loch-Lomond. Auf dem Ei- lande beſteht ein Irrenhaus. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-CUILLOCH, ein kleines Eiland der ſchottiſchen Grafſchaft Stirling, im See Loch-Lomond. (*J. C. Schmidt.*)

INCHENHOFEN (St. Leonard), Markt im bairiſchen Landgerichte Aichach, wovon er zwei Stunden entfernt iſt. Er enthält 137 Häuſer mit 613 Einwoh- nern, Jahr- und Viehmärkte, Bierbrauereien, Brannt- weinbrennereien, ein Pfarramt des Landcapitels Friedberg, eine Pfarrkirche und eine Kapelle. Der Ort gehörte als ehemalige Propſtei zum Kloſter Fürſtenfeld, im 30jähri- gen Kriege ward er zerſtört, und im J. 1822 beinahe ganz abgebrannt. (*Eisenmann.*)

INCH-FUD, eine kleine Inſel der ſchottiſchen Graf- ſchaft Stirling in Loch-Lomond, iſt bewohnt, 1200 Schritte lang und ſehr fruchtbar. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-GALBRAITH, eine kleine Inſel Schottlands im See Loch-Lomond, auf der ſich die Ruinen eines al- ten Schloſſes befinden. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-GARVIE, ein kleines Eiland Schottlands in dem Frith of Forth, liegt in der Mitte der Über- fahrt über den Forth von Queensferry aus, iſt befeſtigt und enthält ein Kriegsmagazin, das immer von einem Artilleriepoſten bewacht wird. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-GRANGE, ein kleines Eiland Schottlands im Loch-Lomond, iſt 1200 Schritte lang und mit einem Eichenwalde bedeckt. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-INNAN, ein Kirchſpiel Schottlands in der Grafſchaft Renfrew, iſt 3 engliſche Meilen lang und 1⅕ engliſche Meile breit, hat größtentheils einen fruchtba- ren Boden und 750 Bewohner. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-KEITH, eine kleine felſige Inſel Schottlands, liegt unter 56° 3′ nördl. Br. und 3° 9′ weſtl. L. in der Mündung des Fluſſes Forth, dem ſogenannten Firth of Forth, grade auf halbem Wege zwiſchen Leith und Kirkaldy. Sie führt ihren Namen von dem tapfern Keith,

---

' Great-Britain, now living (London 1788). p. 130. J. G. ick's Charakterſchilderungen der jetztlebenden wichtigſten und be- hmteſten Männer in Großbritannien. 2. Bd. S. 116 fg. Zeit- noſſen. Neue Reihe. 3. Bd. 10. Heft. S. 173 fg. Bouter- ek's Geſchichte der Poeſie u. Beredſamkeit. 8. Bd. S. 383.

dem ſie als Belohnung für ſeine große Tapferkeit verliehen wurde, wodurch er ſich im J. 1010 in der Schlacht von Barrie gegen die Dänen ausgezeichnet hatte. Unter Eduard VI. wurde die Inſel von den Engländern genommen und befeſtigt, allein ſie mußten dieſelbe, obgleich nach einer tapfern Vertheidigung, wieder räumen, und die Feſtungswerke, die von den Schotten einige Zeit unterhalten wurden, mußten durch einen Parlamentsbeſchluß zerſtört werden, damit ſie den Engländern nicht etwa in der Zukunft einen Stützpunkt gewährten. Bis in die neuern Zeiten waren anſehnliche Stücke des Walles übriggeblieben, welche aber zur Erbauung des hier in den neueſten Zeiten errichteten Leuchtthurms verwendet worden ſind. Früher ſcheint die Inſel als Verbannungsort gebraucht worden zu ſein; jetzt wird ſie als Weideland benutzt. Auf der Spitze des Felſens befindet ſich eine ſchöne Waſſerquelle. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-KENNETH, eine ſehr kleine, unbewohnte Inſel an der Weſtküſte Schottlands, gehört zur Gruppe der Hebriden und iſt Eigenthum eines Herrn Macdonald. Die Inſel iſt niedrig und mit Raſen bedeckt, welcher eine vortreffliche Weide für Schafe und Rindvieh liefert, weswegen man jährlich ganze Heerden zur Maſtung hinſendet. Von hier aus genießt man eine weite Ausſicht über den mit vielen kleinen Inſeln bedeckten Ocean, von denen das kleine Eiland Colonſay im Norden am nächſten liegt. Ihre geographiſche Lage iſt unter 56° 29′ nördl. Br. und 6° 10′ weſtl. L. von Greenwich. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-LOANIG, ein kleines Eiland Schottlands in dem bekannten See Loch-Lomond, vorzüglich bemerkenswerth wegen der großen Menge von Eibenbäumen, die ſich auf der Inſel finden. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-MARIN, auch **INCH-MURIN** genannt, ein kleines, ſchönes Eiland Schottlands im Loch-Lomond, 2 engliſche Meilen lang und 1 Meile breit, theils mit ſchönem Walde, theils mit vortrefflicher Weide beſtanden, iſt Eigenthum des Herzogs von Montroſe, der es in einen Hirſchpark verwandelt hat. Früher war es der Wohnſitz der Earls von Lennox, aus welcher Zeit noch die Ruinen eines Wohnhauſes vorhanden ſind. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-MARNOCH, eine ſchöne, kleine Inſel im weſtlichen Theile Schottlands, ſüdweſtlich von der Inſel Bute und zur Grafſchaft Bute gehörig, iſt an der Weſtſeite von Corallen- und Muſchelbänken eingeſchloſſen, und eine engliſche Meile lang. Der größere Theil der Inſel iſt Weide- und Moorland und nur ein kleiner Theil wird als Artland benutzt; auf der Inſel ſind noch die Ruinen einer Kapelle, welche dem heiligen Marnoch geweiht war. Das Eiland iſt ein Eigenthum des Marquis von Bute, und wird nur von wenigen Familien bewohnt. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-MICKERY, eine kleine Inſel Schottlands im Frith of Forth, nahe bei dem Dorfe Cramond, iſt wegen ſeiner Auſterbänke bekannt. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-MOAN, ein kleines Eiland Schottlands im Loch Lomond, deſſen Boden faſt ganz aus Torfmoor beſteht. (*J. C. Schmidt.*)

Inch-Murin, ſ. **Inch-Marin**.

Inchoativa, ſ. unt. Verbum.

INCHOFER oder **INCHOFFER** (**Melchior**), ein gelehrter Jeſuit aus der Stadt Güns in Ungarn gebürtig (1584 geb.), widmete ſich Anfangs dem Studium der Rechtswiſſenſchaft, trat aber ſchon im J. 1607 zu Rom in den Orden der Jeſuiten, und wurde nach vollendetem Noviziat Lehrer der Philoſophie, Mathematik und Theologie zu Meſſina, ſpäter aber Mitglied der Congregation de propaganda fide in Rom. Um ungeſtörter den Wiſſenſchaften leben zu können, legte er ſeine Ämter nieder, und begab ſich erſt nach Macerata, dann nach Mailand, wo er am 28. Sept. 1648 ſtarb. Unter ſeinen vielen Schriften, die man bei Horányi [1]) verzeichnet findet, iſt die berühmteſte: **Annales Ecclesiastici Regni Hungariae**, wovon jedoch nur der erſte Band, der bis zum J. 1050 geht, zu Rom 1644 in Folio erſchien. Der zweite iſt noch im Manuſcripte vorhanden. (*Gamauf.*)

Mancher Fehler ungeachtet ſind dieſe Annalen für die ungariſche Kirchengeſchichte brauchbar. Inchoffer wurde auch längere Zeit für den Verfaſſer der bekannten Satyre: **Monarchia Solipsorum** [2]), welche gegen die Jeſuiten gerichtet iſt, gehalten, weſentlich auf den Betrieb des Scioppius und Johann Cruſius, mit denen er in einen heftigen kritiſchen Streit verwickelt war. Papſt Innocenz X. veranſtaltete hierwegen eine Unterſuchung, deren Ergebniß aber Inchoffern von der Autorſchaft frei ſprach. Niceron hat bewieſen, daß der Exjeſuit Julius Clemens Graf Scotti der eigentliche Verfaſſer dieſer Satyre ſei [3]). Inchoffer iſt außerdem noch Verfaſſer mehrer mathematiſcher, theologiſcher und ſprachwiſſenſchaftlicher Werke, unter welchen letzteren ſeine **Historia sacrae latinitatis Libri IV** (**Mediolani 1638**) ausgezeichnet zu werden verdient. (*Benigni.*)

INCH-POINT, ein Vorgebirge Irlands in der Grafſchaft Kerry, liegt zwiſchen der Bai Dingle und dem Hafen Caſtlemain. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-TAVANACH, ein kleines Eiland Schottlands im Loch-Lomond, welches das höchſte Eiland des ganzen Sees iſt, und auf dem es ſehr viele Rehe gibt. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-TORR, auch **Torremach** genannt, ein kleines Eiland Schottlands im Loch Lomond, iſt mit einem Eichen- und Buchenwalde bedeckt. (*J. C. Schmidt.*)

INCHTURE, ein Kirchſpiel und Dorf Schottlands in der Grafſchaft Perth, wovon erſteres in einer Ausdehnung von drei engliſchen Meilen Breite und vier engli-

---

1) *Horanyi* Memoria Hungaricor. et Provinc. scriptis editis notorum (Viennae 1776). T. II. p. 223 sq. 2) *Lucii Cornelii Europaei* Monarchia Solipsorum. Ad virum clarissimum Leonem Allatium. Cui superaccessit Clavis onomastica. Juxta exemplar Venetum. Super permissu. (1648. 12.) Die erſte Ausgabe erſchien zu Venedig 1645. Die 1652 ebenfalls zu Venedig herausgekommene Auflage führt Inchoffer auf dem Titel als Verfaſſer an (Flögel's Geſchichte der kom. Literatur. 3. Bd. S. 240 fg.). 3) *Niceron*, Memoeris. T. XXXV. p. 373 und T. XXXIX. p. 67; dann Flögel a. a. O.

Digitized by Google

ſchen Meilen Länge an den Ufern des Tay liegt, letzteres an der Landſtraße zwiſchen Perth und Dundee gelegen, und von letzterer Stadt 13 engliſche Meilen entfernt iſt. Das Dorf enthält über 1000 Einwohner. (*J. C. Schmidt.*)

INCIBILI. Eine Stadt Hiſpaniens im Gebiete der Ilercaones in der Hispania Tarraconensis, nordöſtlich von Ildum und 27 Milliarien von Dertoſa. Incibili als Indeclinabile ſteht bei *Liv.* XXIII, 49; nach dem Itiner. Anton. aber hieß die Stadt Insibili, daher mehre Ausgaben des Livius jetzt in jener Stelle Intibili aufgenommen haben. Bei *Frontinus* II, 3 findet ſich der Name auch Indibile geſchrieben. Man ſucht es zwiſchen dem heutigen San Matheo und Xert. Ukert in ſ. Iberien S. 416 indeſſen ſtatuirt gar kein Incibili, ſondern nur ein Intibili, meint aber, daß das Livius'ſche ein anderes ſei, als das hier beſchriebene. Das Intibili des Livius lag allerdings bei Illiturgi, wie aus der angeführten Stelle ſelbſt ſichtbar wird, alſo in der Provincia Baetica, und kann demnach nicht hierher bezogen werden. Sickler kennt auch nur ein Intibili weſtlich von Dertoſa, jedoch ohne des Livius'ſchen zu gedenken. (*S. Ch. Schirlitz.*)

INCIDENTIA MEDICAMENTA (Arzneimittel-ehre), ſchleimeinſchneidende, ſchleimauflöſende Mittel; die ganze Claſſe derjenigen Arzneien, welche theils chemiſch die Auflöſung und Verdünnung zäher Schleimmaſſen herbeiführen (z. B. die Alkalien), theils dynamiſch die Thätigkeit der Schleimmembranen anzuregen, und die träge Se- und Excretion des Schleims zu vermehren im Stande ſind. Es gehören alſo zu den ſchleimeinſchneidenden Mitteln, außer den Alkalien und Salzen, alle das principium acre enthaltende Arzneikörper, viele Harze, mehre Metalle und die ganze Claſſe der vegetabiliſchen und mineraliſchen Drastica und Purgantia. Unter den Salzen ſteht der Salmiak als mucum incidens mit Recht im größten Rufe. (*H. Haeser.*)

INCIDENTPUNKTE, INCIDENTSACHEN (processual.). Hierunter verſteht man in der Lehre vom Civilproceß: a) im Allgemeinen, alle und jede, ſei es unter beiden Hauptparteien, ſei es zwiſchen einer derſelben und einem Dritten, hervortretende Fragen und Streitpunkte, durch deren Löſung noch nicht die Hauptſache ſelbſt entſchieden wird: ſo alſo, daß der Ausdruck im weitern Sinne als gleichbedeutend mit proceſſualiſchen Nebenſachen überhaupt erſcheint, mithin namentlich alle vorbereitenden (präparatoriſchen) Sachen, ingleichen die Präjudicialſachen mit umfaßt. b) Im engern Sinne begreift dagegen der Ausdruck nur ſolche einer beſondern Entſcheidung bedürfende Streitpunkte, welche erſt während der Verhandlung des Hauptproceſſes, oder allenfalls nach bereits darin gefälltem Urtheil, emergiren und durch den Hauptſtreit ſelbſt hervorgerufen werden; mögen ſie übrigens, wie z. B. Streitigkeiten über Wiedereinſetzung in den vorigen Stand, wegen eines Proceßverſäumniſſes, über die Beweislaſt, über die Zuläſſigkeit gewiſſer Beweismittel, über die Folgen des Ungehorſams gegen eine richterliche Verfügung, gewiſſe Stadien in der Entwickelung der Hauptſache und die ſich darauf beziehenden bleibenden Rechte der Parteien betreffen, oder mögen ſie blos proviſoriſche Rechte zum Gegenſtande haben, wie z. B. bei Streitigkeiten über eine Cautionsleiſtung, über die Leiſtung eines Caſſenvorſchuſſes, über die Verabreichung von Alimenten während eines Filiationsproceſſes, desgleichen bei Streitigkeiten über die Sicherung des Vermögens, oder über die Erziehung der Kinder während eines Eheſcheidungsproceſſes. Während demnach Incidentſachen auch in dieſem Sinne dem Einfluſſe nach, den ſie auf die Hauptſache äußern, ſowie hingeſehen auf ihren Gegenſtand, von präparatoriſchen und Präjudicialſachen nicht nothwendig verſchieden ſind, weichen ſie ihrer Entſtehung nach ſtets weſentlich ab von denſelben. Ebendeshalb läßt ſich ſchwer, nach den Grundſätzen des gemeinen teutſchen Proceſſes wenigſtens, für die Formen ihrer Behandlung, ob ſie nämlich im ordentlichen Proceſſe, oder blos ſummariſch zu erörtern und zu entſcheiden ſeien, ebenſo wenig, als über ihre Wirkung eine durchgreifende Regel feſtſtellen. Nur das verdient noch hervorgehoben zu werden, daß Incidentſachen, nach gemeinem teutſchen Proceßrecht, dann, wenn ſie unter den urſprünglichen Parteien zu verhandeln ſind (ſogen. eigentliche I. S.), ſtets, bleibt aber bei ihnen nur die eine der Urparteien in lite, wie z. B. bei der Deſervitenklage des Advocaten, nur zuweilen, nach Landes-Proceßordnungen, vor das Forum der Hauptſache mitgehören, welches, unter obiger Vorausſetzung, ſelbſt ohne Rückſicht auf die objectiven Jurisdictionsgrenzen, auf ſie ſich mit erſtreckt *). (*B. Emminghaus.*)

INCIDENZ eines Lichtſtrahls, nennt man das Eintreffen deſſelben auf einer Fläche, welche das Mittel, in dem ſich bis dahin der Lichtſtrahl fortpflanzte, von einem andern, mehr oder weniger dichten, trennt; z. B. das Eintreffen eines Lichtſtrahls auf der Trennungsfläche zwiſchen Luft und Glas, zwiſchen Luft und Waſſer ꝛc. Der Winkel, welchem der Lichtſtrahl mit einem auf der Trennungsfläche beider Mittel errichteten Perpendikel macht, heißt Incidenz- oder Einfallswinkel. (*J. Müller.*)

Incidenzwinkel, ſ. d. vorh. Art. Incidenz.

Incidirende Mittel, ſ. Incidentia.

Inciduus pulsus, ſ. Puls.

INCINERATIO oder Einäscherung heißt diejenige chemiſche Operation, durch welche organiſche Körper an freier Luft verbrannt oder geglüht werden, ſodaß nur Aſche zurückbleibt. Vgl. Asche (chemiſch). (*R.*)

INCINO, ein Gemeindedorf (Commune) in dem nach dem Dorfe Erba benannten Diſtricte XIV. der lombardiſchen Provinz (Delegation) Como, zwiſchen den ihrer Anmuth wegen berühmten Monti di Brianza, am Saume des Berges Erba und auf der Ebene (Piano d'Erba) des gleichnamigen Terrains, unfern vom rechten Ufer des noch jugendlichen Lambrofluſſes und der von Como nach Lecco führenden Straße gelegen, nur ¼ Miglie von dem Hauptorte des Diſtrictes entfernt, mit einer Gemeindedeputation, einer Knabenerziehungsanſtalt und einer Seidemühle. Ein-

*) ſ. über dieſen Gegenſtand Joh. Kasp. Gensler im Handbuche zu Martin's Lehrb. des teutſchen gem. bürgerl. Proceſſes. 1. Th. in der 4. Abhandl. S. 73, verglichen mit: Heidelberger Jahrbücher der Literatur vom J. 1815. S. 321 fg.

gepfarrt iſt es nach dem dazu gehörigen Dorfe Villincino (Erzbisthum Mailand). Zu dieſer Gemeinde gehören die kleinen Dörfer Villincino und Ferrera, und die vereinzelten Caſſine Prielmatto und la Rovere. Hier herum ſieht man auf den ungemein lieblichen Anhöhen mehre niedliche Landhäuſer reicher Mailänder zerſtreut liegen. In dieſer Gegend ſoll das alte Licinophorus geſtanden haben, welcher einer der drei Hauptorte der Orobier war. (*G. F. Schreiner.*)

INCIRANO, ein Gemeindedorf (Commune) in dem nach der Stadt Monza benannten Diſtricte VI. der lombardiſchen Provinz (Delegation) Mailand, in der großen lombardiſchen Ebene, zwiſchen den nach Como und über Deſio in die Brianza führenden Straßen, am linken Ufer des Wildbaches Seveſo gelegen, 1¼ teutſche Meile weſtwärts von Monza entfernt, nach Dognano (Erzdisthum Mailand) eingepfarrt, einem eigenen Gemeindevorſtande, einer katholiſchen Filialkirche und einer bedeutenden Seidenzucht. Man ſieht darum auch hier herum das Land mit zahlloſen Maulbeerbäumen bedeckt und dazwiſchen auch niedriggehaltene Maulbeerhecken, auf deren Cultur und Schnitt man ſich in dieſer Gegend gut zu verſtehen ſcheint. (*G. F. Schreiner.*)

INCISA, zwei Marktflecken in Italien, von denen der eine auch Aucisa genannt, am Arno im Gebiete von Florenz, und zwar im Vicariate St. Giovanni in Valdarno, zum Großherzogthume Toscana gehört, und mit einem Schloſſe und einer Brücke über den Arno verſehen iſt, der andere aber in der Provinz Acqui des ſardiniſchen Fürſtenthums Piemont am Belbo liegt, ein Karmeliterkloſter und 2000 Einwohner hat, welche viele Seidenzwirnmühlen beſitzen. (*R.*)

INCISION (Einſchnitt); I) in chirurgiſcher Bedeutung heißt ſo die Trennung des organiſchen Zuſammenhanges mittels eines ſchneidenden Inſtrumentes. Vorzugsweiſe aber bedient man ſich dieſes Ausdrucks bei mehr oder weniger ſeichten, oberflächlichen Trennungen, welche man mit dem Biſtouri oder der Schere bewirkt, und die daher auch den Namen Inciſionsmeſſer und Inciſionsſchere erhalten haben. Die Inciſion, oder der Einſchnitt, iſt eine beſondere Art des Schnittes (sectio) überhaupt, worunter man Trennung des organiſchen Zuſammenhanges mittels eines ſchneidenden Werkzeuges im weitern Sinne des Wortes verſteht, und ſteht dem völligen Lostrennen oder Ab- und Ausſchneiden eines Theiles, Excisio, Eccope, gewiſſermaßen entgegen. Man unterſcheidet verſchiedene Arten, die Einſchnitte zu bewirken: 1) gerade Inciſionen von Außen nach Innen, die wiederum entweder aus freier Hand oder durch eine gebildete Hautfalte geſchehen können; 2) krumme Inciſionen von Außen nach Innen; 3) ſolche von Innen nach Außen, und 4) horizontale, flachgeführte Inciſionen.

Obgleich Schnitte mit den verſchiedenartigen ſchneidenden chirurgiſchen Werkzeugen bewirkt werden können, wie z. B. mit dem Meſſer (culter), Skalpell (scalpellum), der Schere (forfex) und gewiſſermaßen auch mit der Lanzette (lanceola), ſo werden doch die ſogenannten Einſchnitte meiſtentheils nur mit dem Biſtouri und der Inciſionsſchere bewirkt.

Die Trennung des Zuſammenhanges organiſcher Gebilde mittels einer der genannten ſchneidenden Werkzeuge geſchieht jedesmal durch Druck oder Zug, oder, was meiſtentheils der Fall iſt, durch Druck und Zug. Je reiner und ſchärfer die Schneide iſt, deſto weniger bedarf es eines Druckes, um in die organiſchen Theile einzudringen und ſie zu trennen, und umgekehrt.

Das Meſſer (culter) wird vornehmlich zu Amputationen und Exarticulationen gebraucht, und unterſcheidet ſich vom Biſtouri und dem Skalpell durch ſeine bei weitem größere, ſtärkere und längere Klinge, bei verhältnißmäßig kürzerem und mäßigerem Griffe, der faſt immer bei deſſen Gebrauche mit voller Hand gefaßt wird.

Das Skalpell (scalpellum), iſt ein beiweitem kleineres ſchneidendes Werkzeug, mit einer verhältnißmäßig kurzen Klinge, und einem ſchlanken, längeren Handgriffe, den man bei ſeinem Gebrauche wie eine Schreibfeder zu faſſen pflegt. Man bedient ſich deſſelben vornehmlich bei Obductionen und anatomiſchen Unterſuchungen, ſowie bei der Mehrzahl von chirurgiſchen Operationen, wo man mehr Kraftaufwand Behufs der zu durchſchneidenden reſiſtenteren Theile anzuwenden hat. Übrigens kommt es in dieſer Hinſicht auf Gewohnheit an; ſo operiren die Franzoſen meiſtens mit dem Biſtouri allein, wo ſich die Engländer vorzugsweiſe des Skalpells bedienen. Die teutſchen Wundärzte gebrauchen beide gleich häufig.

Das Biſtouri (incisorium) iſt gleichfalls ein kleines Meſſer, deſſen Klinge faſt grade ſo geformt iſt, als die des Skalpells, von dem es ſich nur dadurch hauptſächlich unterſcheidet, daß einmal ſein Handgriff kürzer, gewöhnlich von gleicher Länge mit der Klinge, und daß zweitens die Klinge charnierförmig in den Handgriff befeſtigt iſt, ſodaß ſie in den aus zwei Schalen von Horn, Elfenbein oder Schildpatt beſtehenden Handgriff eingeſchlagen werden kann, um auf dieſe Weiſe leichter transportirt und in ein chirurgiſches Etui gelegt werden zu können.

Man unterſcheidet an der Klinge des Biſtouri's, wie beim Skalpell, den ſchneidenden Theil und die Ferſe oder den Abſatz, Talon. Die Schneide hat meiſtentheils eine Länge von 2½—3 Zoll. Die Spitze iſt bald gleichſchenkelig, bald nicht, bald ſchlanker, bald ſtumpfer, die Schneide ſelbſt kann geradlinig, convex oder concav ſein. Auch hat man Biſtouris, deren Spitze mit einem Knöpfchen verſehen, oder an welcher eine Sonde angebracht iſt.

Die Lanzette (lanceola) unterſcheidet ſich durch ihre geringe Größe, beſonders aber dadurch vom Biſtouri, daß ſie zwei ſcharfe, von der ſchlankern Spitze ausgehende Schneiden hat, während das Biſtouri einen ſtumpfen Rücken beſitzt. Sie wird gewöhnlich nur zum Einſtechen benutzt, und außer mit der Impflanzette ſchneidet man mit der Lanzette immer nur nach vorgängig mit ihr gemachtem Einſtiche die organiſchen Theile von Innen nach Außen auf, wie z. B. bei Abſceſſen. Bei den franzöſiſchen Wundärzten iſt ihr Gebrauch ſehr eingeſchränkt, indem ſich dieſelben faſt überall da, wo Eng-

Digitized by Google

länder oder Teutſche zur Lanzette greifen, ſich des Biſtouri's bedienen, ausgenommen beim Aderlaſſen.

Die Schere (forfex) iſt ein ſchneidendes Werkzeug, welches aus zwei kreuzweiſe durch einen Zapfen verbundenen meſſerähnlichen Theilen beſteht, deren Schneiden vie zwei Hebel der erſten Art gegen einander wirken. Man unterſcheidet an jeder Schere die Klingen oder Blätter, den Schluß, Schild oder Körper und die Griffe, Schenkel oder Arme.

Die chirurgiſchen Scheren müſſen aus feinem engliſchen Gußſtahl gefertigt und im Schluſſe durch ein Schraubenنied veebunden ſein. Die Klingen ſind bei den meiſten an der äußern Seite gewölbt und durch eine Kante, Geäte genannt, in zwei abſchüſſig verlaufende Flächen; Böſchung, getheilt. Die innere Fläche iſt eben und vom Schluſſe an bis zur Spitze leicht gekrümmt, ſodaß beide Blätter, wenn ſie auf einander liegen, ſich nur in zwei Punkten, an der Spitze und an der Baſis, der Klinge berühren. Dieſe Einrichtung nennt man die Schränkung der Schere, und es iſt die Hauptaufgabe des Inſtrumentmachers, die Schere gut zu ſcheänken, weil ſich ſonſt die gegen einander wirkenden Schneiden ſelbſt treffen und verderben. Man bedient ſich der Schere in der Chirurgie zu den verſchiedenartigſten Zwecken, und unterſcheidet danach hauptſächlich:

1) Verband- oder Pflaſterſcheren, welche ſtärker ſind, gleich lange ſchneidende Blätter und Griffe beſitzen, und gewöhnlich eine ſtumpfe und eine ſcharfe Spitze haben.

2) Inciſionsſcheren, welche kürzere und ſchmälere Blätter, dagegen längere Schenkel haben und mit zwei Spitzen an ihren ſchneidenden Blättern verſehen ſind. Nach der Form der ſchneidenden Blätter unterſcheidet man wiederum a) gerade Inciſionsſcheren, wie die von Percy, b) nach der Fläche gebogene Inciſionsſcheren, wie die von Cowper, c) nach dem Rande gebogene Winkel- oder Knieſcheren, auch Richter'ſche Inciſionsſcheren genannt. Auch kann man wol noch hinzuſetzen d) ſolche, die nach dem Rande und nach der Fläche zugleich gebogen ſind, wohin die Daviel'ſchen Scheren gehören.

Dieſer verſchieden geformten Inciſionsſcheren bedient man ſich in der Chirurgie ſehr oft, um weiche organiſche Theile zu trennen, oder einzuſchneiden. Ihre Wirkung geſchieht vornehmlich durch Deuck, weniger durch Zug, weshalb auch bei ihrer Anwendung immer mehr oder weniger Quetſchung der organiſchen Gebilde erfolgt, darum iſt ihre Anwendung auch bei feſteren Theilen unſtatthaft.

3) Knochenſcheren, welche kurze, aber ſehr ſtarke, ſchneidende Blätter, dagegen längere Handgriffe beſitzen, die gewöhnlich noch mit einer Feder verſehen ſind. Man braucht ſie zum Abſchneiden von Knochenecken und Splittern, nach Amputationen, Reſectionen ꝛc. (*X. Schömann.*)

II) In der Metrik, ſ. Einschnitt.

Incisionsmesser, Incisionsschere, ſ. unt. Incision.

Incisiva sutura, Incisivganglion, Incisivi canales, Incisivi musculi, Incisivum foramen, Incisivum os, ſ. unt. Incisivus.

INCISIVUS. Dieſes Beiwort wird in der Anatomie zur Bezeichnung einiger Theile gebraucht, die in der Nähe der Schneidezähne des Oberkiefers gelegen ſind. Die vorderſten Zähne beider Kiefern haben nämlich einen meiſelförmigen freien Theil; ſie werden dadurch ſchneidend, und erhielten den Namen *ὀδόντες τομικοί*, im Lateiniſchen **dentes incisivi s. incisores** (ſ. Zähne). Da die Schneidezähne des Obeekiefers bei den damit verſehenen Säugethieren, und beim Menſchen wenigſtens im Fötuszuſtande, in einen beſonderen, vom übrigen Oberkiefer getrennten Knochen eingefügt ſind, ſo hat man dieſen wol **os incisivum** genannt; gebräuchlicher aber iſt die Benennung Zwiſchenkiefer (**os intermaxillare**). Folgende Theile ſind aber hier anzuführen:

1) **Canales incisivi s. palatini anteriores s. nasopalatini,** und **Foramen incisivum s. palatinum anterius.** Am Boden der knöchernen Naſenhöhle, dicht neben der **crista nasalis** des Oberkiefers, und zwar da, wo der **processus palatinus** und **alveolaris** zuſammentreffen, befindet ſich ein nach Abwärts und Vorwärts verlaufender Kanal, der nach kurzem Verlaufe in einen längs des Oberkieferrandes abſteigenden Halskanal übergeht. Letzterer geht in der nämlichen Richtung fort, und wird durch das Übereinanderliegen beider Oberkiefer in einen vollſtändigen Kanal umgewandelt, der ſich am harten Gaumen, dicht hinter den Schneidezähnen, in der Mittellinie des Körpers in die Mundhöhle öffnet. Durch dieſen oben doppelten, unten einfachen **canalis incisivus** treten Gefäße und Nerven; über ihm liegt die Naſenſchleimhaut, unter ihm die Mundſchleimhaut. Bei mehren Säugethieren geht nun ganz deutlich ein häutiger Kanal durch den knöchernen hindueck, der in die Schleimhaut der Mund- und Naſenhöhle mündet, und dieſe verbindet. Beim Menſchen iſt die Exiſtenz der häutigen **canalis incisivi** von mehren Anatomen geleugnet worden; dagegen nahmen manche ältere Anatomen auch beim Menſchen dieſelben an, und neuerer Zeit hat ſich beſonders Roſenthal dafür ausgeſprochen. Nach ihm fängt der **canalis incisivus** im Menſchen ungefähr 1¼ Zoll von der Naſenſpitze entfernt, auf dem Grunde der Naſenhöhle, an der Gräte des Oberkiefers, als eine längliche, von der Naſenhaut gebildete Spalte an, ſteigt, allmälig enger werdend, in ſchräger Richtung vorwärts und abwärts, und gelangt nach einem Verlaufe von ½ Zoll durch die Kieferknochen zur Fläche des knöchernen Gaumens. Hier gehen die Kanäle von beiden Seiten in einer drüſigen Subſtanz der Gaumenhaut fort, verengen ſich allmälig und vereinigen ſich dann zu einem engen Kanale, der bis zu den mittleren Schneidezähnen fortgeht, wo er ſich in der Mitte einer länglich rundlichen Papille öffnet, die dicht hinter dieſen Zähnen liegt. Die Öffnung iſt ſehr klein, und oftmals durch zähen Schleim verſtopft. Sonſt kann man ſich durch Druck auf die Naſenſchleimhaut, am Anfangstheile des Kanales, durch ein austretendes Tröpfchen Flüſſigkeit von der Gegenwart der Öffnung überzeugen. (Tiedemann und Treviranus, Zeitſchrift für die Phyſiologie. 2. Bd. 2. Hft. S. 291.)

2) **Ganglion incisivum s. nasopalatinum s. Cloqueti.** Nach H. Cloquet ſollen ſich beide **nervi nasopalatini Scarpae,** aus dem zweiten Aſte des **Trigeminus,**

Digitized by Google

innerhalb des canalis incisivus zu einem röthlichen ſchwammigen Ganglion vereinigen, von dem ſich einige Fädchen an die Gaumenhaut begeben. Übrigens hatte man bereits vor Cloquet Ähnliches beſchrieben, und derſelbe iſt keineswegs der Entdecker, z. B. in Hildebrandt's Anatomie vom J. 1802. Bock, Hirzel beſchrieben in neuerer Zeit auch ein Ganglion im canalis incisivus; dagegen wird von Arnold, und ebenſo von Cruveilhier, die Exiſtenz eines Ganglion incisivum geleugnet. Nach Arnold iſt das Ende des nasopalatinus im vorderen Gaumenloche von einer feſten, harten, faſt knorpeligen Maſſe umgeben, durch welche hindurch man aber bei ſorgfältiger Präparation den Nerven verfolgen kann. Es nähern ſich in dem genannten Kanale die Nerven beider Seiten, treten auch gewöhnlich mit einander in Verbindung, und verzweigen ſich in der hinter den Schneidezähnen befindlichen Papille der Gaumenhaut.

3) **Musculi incisivi**, Schneidezahnmuskeln. Dies ſind vier dünne Muskelbündelchen, die an der äußern Fläche beider Kiefern anſitzen, und zwiſchen die Lippenſchleimhaut und den Orbicularis oris dringen, mit dem letztern zuſammenfließend. Die obern, etwas ſtärkern, entſpringen vom Oberkiefer in der Furche zwiſchen innerem und äußerem Schneidezahne; ſie ſind durchs obere Lippenbändchen von einander geſchieden. Die untern, etwas mehr von einander entfernten, entſpringen auf der Erhabenheit des Unterkiefers, die dem zweiten Schneidezahne entſpricht. Man ſchreibt dieſen kleinen Muskeln die Wirkung zu, die gehobene Oberlippe herabzuziehen, die geſenkte Unterlippe zu heben. Hierzu bedarf es aber keiner eigner Muskeln; der orbicularis oris führt dieſe Bewegung aus. Nach ihrer Anheftung können ſie nur dazu dienen, die geſchloſſenen Lippen gegen das Zahnfleiſch beider Kiefer anzupreſſen. Übrigens habe ich mich nicht immer von der Gegenwart dieſer kleinen Muskeln überzeugen können.

Endlich 4) **Incisiva sutura**, ſ. unt. **Intermaxillarnäthen.** (*Fr. W. Theile.*)

Incisores (Schneidezähne), ſ. **Zähne.**

Incisorium, ſ. unt. **Incision.**

INCISUR, Einſchnitt, Ausſchnitt, wird in der anatomiſchen Terminologie beſonders bei der Beſchreibung der Knochen und Knorpel gebraucht, um eine an Knochenrändern befindliche Aushöhlung zu bezeichnen, die das Ausſehen hat, als wäre mittels einer krummen Schere ein Stück ausgeſchnitten worden. So redet man von einer **Incisura ischiadica, acetabuli, atlantis, supraorbitalis, maxillae inferioris, scapulae, radii, cartilaginis thyreoideae, auris etc.** Aber auch bei weichen Theilen, deren Ränder eingeſenkt, wie ausgeſchnitten ſind, wird der Name gebraucht. Man unterſcheidet z. B. am kleinen Gehirne eine **Incisura anterior** und **posterior.** Endlich bezeichnet man auch manchmal mit dieſem Namen eine verhältnißmäßig breite, längliche Einſenkung auf einer Fläche, mag dieſe an Knochen vorkommen (**Incisura mastoidea** des Schläfenbeins), oder an weichen Theilen (**Incisura vesicalis, pulmonalis** an der Leber, an den Lungen). (*Fr. W. Theile.*)

INCITABILITÄT (Erregbarkeit). In der Phyſiologie bezeichnet man mit dieſem Worte die den lebenden Körpern zukommende Eigenſchaft, durch beſondere Einwirkungen in Thätigkeitsäußerungen verſetzt zu werden, die den belebten Körpern als ſolchen zukommen. Incitabilität drückt alſo die allgemeinſte dynamiſche Beziehung des individuellen Lebens zu der Außenwelt aus, die Möglichkeit eines lebendigen Wechſelverhältniſſes zwiſchen dem Organismus und der Außenwelt. Sie iſt nicht vorſtellbar, wenn man ſich nicht auch zugleich Einwirkungen denkt, gegen welche die latente Kraft, die Fähigkeit des Erregtwerdens, reagiren kann. Dieſe Einwirkungen heißen erregende Potenzen, Reize (**Incitamenta**). Aus der Reaction, die aus den Reizen und der Incitabilität hervorgeht, reſultirt die Erregung, das Erregtſein (**Incitatio**). Ein von Manchen angenommener Unterſchied zwiſchen Incitabilität und Excitabilität exiſtirt nicht.

Bekanntlich ſpielte die Lehre von der Incitabilität die Hauptrolle in Brown's mediciniſchem Syſtem, und man nannte diejenigen Erregungstheoretiker, welche das Brown'ſche Syſtem in Teutſchland zu ſtützen und auszubilden ſuchten. (*Fr. W. Theile.*)

Incitatus (Pferd des Caligula), ſ. unt. **Caligula.**

Inclangorium, ſ. **Glocke.**

Inclavatio, ſ. unt. **Gomphose.**

INCLINATIO, INCLINATION. 1) In rein geometriſcher Bedeutung wird inclinatio als Überſetzung des griechiſchen Wortes *νεῦσις* gebraucht, welches bei den alten Geometern Richtung einer geraden Linie heißt. Unter den Schriften des Apollonios von Perga (vgl. d. Art.) befanden ſich zwei Bücher **de inclinationibus**, wovon aber, außer einigen Nachrichten beim Pappos, nichts auf unſere Zeit gekommen iſt. Nach den von Pappos gegebenen Andeutungen haben mehre Mathematiker, am Beſten Sam. Horsley und Reuben Burrow, die Schrift des Apollonios herzuſtellen verſucht, und W. A. Dieſterweg hat Horsley's lateiniſche Herſtellung frei teutſch bearbeitet (Berl. 1823). Um einen Begriff von den hierin behandelten Gegenſtänden zu geben, wollen wir nur die eine allgemeine Aufgabe anführen: „Zwiſchen zwei der Lage nach gegebenen Geraden eine der Größe nach gegebene Gerade ſo zu legen, daß ſie nach einem gegebenen Punkte gerichtet ſei.“ (*Gartz.*)

2) In der Phyſik nennt man Inclination, Neigung der Magnetnadel, den Winkel, welchen eine in ihrem Schwerpunkte aufgehängte, in der Ebene des magnetiſchen Meridians drehbare Magnetnadel mit der Horizontalebene macht. Durchbohrt man ein Stück einer Stahlfeder, welches zur Magnetnadel dienen ſoll, in ſeiner Mitte, ſo wird ein ſolcher Stahlſtreifen, an einem durch die kleine Öffnung gezogenen Faden aufgehängt, vollkommen wagerecht ſein. Magnetiſirt man aber nun die Nadel, ſo ſtellt ſie ſich, auf dieſelbe Weiſe aufgehängt, von ſelbſt in den magnetiſchen Meridian; ſie bleibt aber dabei nicht wagerecht, wie eine gewöhnliche Compaßnadel, ſondern das Nordende ſenkt ſich nach Unten, ſodaß die Axe der Nadel einen Winkel mit der Horizontalebene macht; dieſer Winkel iſt der Inclinations- oder Neigungswinkel. Eine Magnetnadel, die um ihren wag-

Digitized by Google

ren mechaniſchen Schwerpunkt in der Ebene des magnetiſchen Meridians drehbar iſt, heißt Inclinationsnadel. Eine Inclinationsnadel kann in eine gewöhnliche Compaßnadel umgewandelt werden, wenn man die Südhälfte derſelben grade um ſo viel ſchwerer macht, daß ihr größeres Gewicht der magetiſchen Kraft das Gleichgewicht hält, welche das Nordende herunterzieht. Beraubt man eine gewöhnliche Compaßnadel ihres Magnetismus, ſo wird der Theil, welcher vorher das Südende war, ſich ſeines größern Gewichtes wegen herunter ſenken müſſen.

Die Inclination iſt nicht an allen Orten der Erde dieſelbe. Im Allgemeinen nimmt ſie zu, je mehr die Breite des Ortes wächſt, an dem man ſie beobachtet. Geht man nach Süden, ſo nimmt die Inclination ab, bis man endlich an einen Punkt kommt, wo ſie Null iſt, d. h. wo die Inclinationsnadel ganz wagerecht ſteht. Über dieſen Punkt hinaus wird die Inclination ſüdlich, d. h. ſtatt daß ſich wie bei uns das Nordende der Nadel nach Unten ſenkt, ſenkt ſich das Südende, und zwar im Allgemeinen um ſo viel mehr, je mehr man ſich dem Südpole der Erde nähert. Wäre die magnetiſche Wirkung der Erde dieſelbe, wie die eines großen Magneten, der mit der Umdrehungsaxe der Erde zuſammenfällt, alſo die Pole der Erde zugleich die magnetiſchen Pole, ſo würden ſich, wenn außerdem keine ſtörenden Kräfte mitwirkten, alle Inclinationsnadeln auf der ganzen Erde mit der Erdaxe parallel ſtellen. Die Inclination wäre alsdann an jedem Orte der geographiſchen Breite deſſelben gleich. Auf dem Äquator wäre ſie Null, an den Polen betrüge ſie 90°, d. h. an den Polen müßte ſich die Inclinationsnadel ganz vertical ſtellen. Wäre dies die wahre Lage der magnetiſchen Erdpole, ſo müßte auch überall der magnetiſche Meridian mit dem Erdmeridian zuſammenfallen, und nirgends würde die Compaßnadel eine Abweichung zeigen, d. h. ſie würde ſtets genau nach Norden gerichtet ſein.

Nun aber zeigt in unſern Gegenden die Compaßnadel gegenwärtig eine weſtliche Abweichung, woraus ſich ſchließen läßt, daß der nördliche Magnetpol der Erde weſtlich vom Nordpol an irgend einem Orte Nordamerica's liegen müſſe. Die Lage dieſes Ortes aber iſt ſelbſt veränderlich, was ſchon daraus hervorgeht, daß ſich die Abweichung der Magnetnadel (Declination) fortwährend ändert. Vor 200 Jahren war die Declination in Teutſchland öſtlich, damals lag alſo der nördliche Magnetpol der Erde öſtlich vom Nordpol; im J. 1666 war die Declination Null, woraus hervorgeht, daß damals jener Magnetpol an irgend einem Orte zwiſchen Teutſchland und dem Nordpole war. Seit dieſer Zeit bewegte er ſich immer mehr nach Weſten, ungefähr ſeit 20 Jahren aber bewegte er ſich wieder nach Oſten, und zwar beträgt dieſes Fortrücken nach Hanſteen's Berechnungen jährlich ungefähr 1′. Befände man ſich mit einer Inclinationsnadel an dem Magnetpole der Erde, ſo müßte ſie, wie ſchon bemerkt wurde, vertical ſtehen. Verſchiedene Reiſende, welche an den Küſten von Nordamerika bis zu hohen Breiten vorgedrungen ſind, haben ſich dieſem Orte ſehr genähert. Hanſteen berechnete, ſich auf ältere Beobachtungen ſtützend, daß dieſer Ort im J. 1830 unter dem 69° 30′ nördlicher Breite und 87° 19′ weſtlicher Länge (von Greenwich) liege. Späterhin, nachdem die auf Parry's zweiter Reiſe gemachten Beobachtungen bekannt geworden waren, beſtimmte er ihn auf 71—72° nördl. Breite und 99° weſtl. Länge (von Greenwich). Auf ſeiner dritten Reiſe im J. 1824 und 1825 beobachtete Parry zu Port-Bowen die Neigung

88° 1′	unter	73° 14′	nördl.	Br.	und	88° 55′	weſtl.	L.
88° 2′	„	73° 6′	„	„	„	91° 20′	„	„
88° 8′	„	73° 9′	„	„	„	89° 1′	„	„

Die neueſten Angaben verdanken wir dem Capitain Roß, der während ſeiner gefahrvollen Reiſe 1829—1833 die Neigung an einem Punkte beobachtete, wo die Nadel bis auf eine Minute vertical ſtand, wo alſo die Neigung 89° 59′ betrug (Phil. Mag. Ser. III. Vol. IV. p. 222). Dieſer Punkt lag unter 70° 5′ 17″ nördl. Breite und 96° 45′ 18″ weſtl. Länge von Greenwich. Als ſehr genau darf wol aber dieſe Angabe wegen der Schwierigkeit, die lothrechte Lage der Nadel ſcharf zu beſtimmen, nicht gehalten werden.

Diejenige Linie auf der Erde, auf welcher die Inclination Null iſt, führt den Namen des magnetiſchen Äquators. Wäre die magnetiſche Wirkung der Erde dieſelbe, wie die eines einzigen Magnetes, ſo wäre es leicht, den magnetiſchen Äquator zu beſtimmen, ſobald die Lage der Magnetpole der Erde bekannt iſt. In dieſem Falle wäre der magnetiſche Äquator ein größter Kreis, der den Erdäquator in zwei Punkten ſchneidet, und einen Winkel mit demſelben macht, der demjenigen gleich iſt, welchen die magnetiſche Axe der Erde mit ihrer Umdrehungsaxe macht. Dies wird aber durch die Erfahrung durchaus nicht beſtätigt. Am früheſten und am häufigſten wurde der magnetiſche Meridian von Seefahrern auf dem atlantiſchen Ocean durchſchnitten und beobachtet. In dieſem Meere ſcheint der magnetiſche Äquator allerdings ein Stück eines größten Kreiſes zu ſein, der mit dem Äquator einen Winkel von 12° macht und ihn in zwei Punkten ſchneidet, die 115° und 295° weſtlich von Paris liegen. Dies iſt wenigſtens die Lage des magnetiſchen Äquators, die man aus frühern Beobachtungen folgerte. Dieſer Beſtimmung zufolge müßte der magnetiſche Äquator, da er im atlantiſchen Ocean ſüdlich vom Erdäquator liegt, vom 115. Grade weſtl. Länge (von Paris) nach Weſten hin, ſich nördlich vom Äquator befinden, und zwar müßte er unter 158° weſtl. Länge (von Paris), unter einer nördlichen Breite von 8° 56′ 30″ liegen. William Bayley und Cook aber, die im J. 1777 auf zwei verſchiedenen Schiffen die Südſee beſuhren und magnetiſche Beobachtungen anſtellten, fanden beide unter dieſer Länge den magnetiſchen Äquator 12° 10′ 10″ ſüdlicher, als man nach obiger Beſtimmung hätte erwarten ſollen, nämlich unter 3° 13′ 40″ ſüdl. Breite. Dieſe bedeutende Abweichung zeigt zur Gnüge, daß der magnetiſche Äquator in der That kein größter Kreis iſt. Stellt man alle Beobachtungen zuſammen, ſo ergibt ſich, daß er eine ſehr unregelmäßige krumme Linie iſt. Die beſten Beobachtungen, durch eine ſinnreiche Interpolationsmethode verbin-

dend, hat Morlet *) die Geſtalt des magnetiſchen Äquators etwa folgendermaßen beſtimmt. Seine größte ſüdliche Breite erreicht er unter dem 28° weſtl. Länge (von Paris), wo er ſich unter einer ſüdlichen Breite von 14° findet; von da wendet er ſich nordweſtlich, durchſchneidet Südamerika, und, ſich dem Äquator immer mehr nähernd, berührt er ihn unter dem 120. Grade weſtl. Länge, wendet ſich wieder ſüdlich, und findet ſich, wie ſchon bemerkt, unter dem 158. Grade weſtl. Länge, 3° 15′ ſüdlich vom Äquator. Von da ſich abermals nordweſtlich wendend, ſchneidet er den Äquator unter dem 174. Grade weſtl. Länge, geht nördlich über die Inſel Borneo hinweg, durchſchneidet den Meerbuſen von Bengalen und die Südſpitze von Indien dieſſeit des Ganges, und ſich alsdann ſüdweſtlich wendend, ſchneidet er den Äquator zum zweiten Male 18° öſtlich von Paris, nahe an der Weſtküſte von Afrika.

Die bedeutenden Unregelmäßigkeiten der Geſtalt des magnetiſchen Äquators, namentlich in der Südſee, laſſen ſich nur durch die Annahme ſtörender Kräfte erklären. Bis jetzt ſind übrigens noch viel zu wenig genaue Data bekannt, um die wahren Elemente der magnetiſchen Kraft der Erde auch nur ziemlich annähernd beſtimmen zu können.

Schon ſehr früh hatte man zwar bemerkt, daß eine Magnetnadel, wenn man das Südende nicht ſchwerer macht, als das Nordende, ſich nach Norden ſenkt, aber erſt Robert Normann beobachtete dieſe Erſcheinung genauer. Er beſtimmte im J. 1576 die Neigung zu London auf 71° 50′. Da man bald wahrnahm, daß die Neigung mit zunehmender Breite wächſt, ſo glaubte man Anfangs, daß die Inclinationsnadel den Seefahrern dazu dienen könnte, die Breite zu beſtimmen, unter der ſich das Schiff befindet. Spätere Erfahrungen zeigten jedoch, wie aus dem Obigen zu erſehen iſt, daß die Inclinationsnadel zu dieſem Zwecke nicht gebraucht werden kann. (*J. Müller.*)

3) In der Maſchinenk., ſ. unt. **Kröpfen.**

4) In der Medic. **Inclination des Beckens, inclinatio pelvis**, ſ. unt. **Becken u. Kliseometer; Inclination der Gebärmutter, inclinatio uteri**, ſ. **Gebärmutterneigung** im Art. **Gebärmutter.**

Inclinationsäquator, ſ. **Inclination** (Phyſ.) und **Magnetnadel.**

Inclinationsmesser, ſ. **Kliseometer.**

Inclinationsnadel, Inclinationswinkel, ſ. **Inclination** (Phyſ.) und **Inclinatorium.**

INCLINATORIUM iſt ein Inſtrument, welches dazu dient, die Größe der magnetiſchen Inclination zu meſſen. Seine Einrichtung iſt im Weſentlichen folgende: Eine ſymmetriſch gearbeitete magnetiſirte Stahlnadel iſt um eine, gerade durch die geometriſche Mitte der Nadel gehende, horizontale Axe in einer verticalen Ebene drehbar. Die Axe bildet den Mittelpunkt eines in Grade eingetheilten verticalen Kreiſes, der mit der Ebene, in welcher die Nadel drehbar iſt, zuſammenfällt. Dreht ſich die Nadel in ihrer Ebene herum, ſo bewegt ſich ihre Spitze an der Gradtheilung des Kreiſes her. Um den Winkel, den die Nadel in irgend einer Stellung mit der Horizontalebene macht, bequem ableſen zu können, iſt die Theilung ſo eingerichtet, daß ſie zwei Nullpunkte hat, die da liegen, wo eine durch den Mittelpunkt des Kreiſes gelegte horizontale Linie ſeinen Umfang ſchneidet. Von dieſen beiden Nullpunkten können die Grade nach beiden Seiten hin leicht gezählt werden.

Die richtende Kraft der Erde läßt ſich in eine verticale und in eine wagerechte Kraft zerlegen, welche in der Ebene des magnetiſchen Meridians wirkt. Stellt man das Inclinatorium nun ſo auf, daß der getheilte Kreis, mithin auch die Drehungsebene der Nadel, in die Ebene des magnetiſchen Meridians fällt, ſo können die beiden erwähnten Compoſanten vollſtändig auf die Nadel wirken, die alsdann ſich genau in die Richtung der magnetiſchen Erdkraft ſtellt. Die Anzahl der Grade, um welche die Nordſpitze der Nadel unter dem nördlichen Nullpunkte, oder die Südſpitze der Nadel über dem ſüdlichen Nullpunkte der Theilung ſteht, gibt bei dieſer Stellung des Inclinatoriums genau die wahre Größe der Inclination an. Stellt man aber die ganze Vorrichtung ſo auf, daß die Drehungsebene der Nadel zwar noch vertical iſt, daß ſie aber einen Winkel mit dem magnetiſchen Meridian macht, ſo kann zwar die verticale Compoſante der magnetiſchen Erdkraft noch grade ſo auf die Nadel wirken, wie vorher, ein Theil der horizontalen Compoſante aber wird durch den Widerſtand der Umdrehungsaxe der Nadel aufgehoben, und in Folge deſſen muß die Nadel tiefer herabſinken. Es geht daraus hervor, daß es, um die Inclination zu beobachten, durchaus nöthig iſt, das Inſtrument genau in den magnetiſchen Meridian zu ſtellen. Je größer der Winkel iſt, den die Umdrehungsebene der Nadel mit dem magnetiſchen Meridian macht, deſto tiefer ſinkt ſie herab; ſteht ſie rechtwinkelig auf der Ebene des magnetiſchen Meridians, ſo kann die horizontale Compoſante der magnetiſchen Erdkraft gar nicht mehr wirken, und die Nadel ſtellt ſich ganz vertical. Bei manchen Inclinatorien iſt noch die Einrichtung getroffen, daß man der Umdrehungsebene der Nadel, alſo der Ebene des getheilten Kreiſes jede beliebige auch nicht verticale Stellung geben kann. Stellt man nun die ganze Vorrichtung ſo auf, daß die Ebene des getheilten Kreiſes rechtwinkelig auf der Richtung der magnetiſchen Erdkraft ſteht, daß alſo die Umdrehungsaxe der Nadel in die Richtung dieſer Kraft fällt, ſo kann dieſe gar keinen Einfluß mehr auf die Richtung der Nadel ausüben; ſie wird alſo in jeder beliebigen Lage ſtehen bleiben und kein Beſtreben zeigen, eine beſtimmte Richtung anzunehmen. Es iſt dies grade derſelbe Fall, als wenn man eine gewöhnliche Compaßnadel auf einem der magnetiſchen Pole der Erde aufſtellte, dieſe würde alsdann auch in jeder beliebigen Lage ſtehen bleiben, und ſich durchaus nicht nach einer beſtimmten Weltgegend zu richten ſtreben.

Es ſind bei dem Gebrauche des Inclinatoriums noch einige Regeln zu merken, ohne deren Befolgung ſehr leicht Unrichtigkeiten in den beobachteten Inclinationen ſich einſchleichen. Die Inclinationsnadeln ſind meiſt aus Stahl

*) Gilbert's Annalen. LXX, 1.

Digitized by Google

federn gemacht und haben die beiſtehendgezeichnete Form, die ſich unter allen als die zweckmäßigſte ausgewieſen hat, namentlich weil Nadeln von dieſer Form

bei gleichem Gewichte eine ſtärkere richtende Kraft beſitzen, als andere. Die Axe, um welche die Nadel drehbar iſt, geht durch die geometriſche Mitte C derſelben, und ſteht auf ihren Oberflächen rechtwinkelig. Fiele die magnetiſche Axe der Nadel genau mit der geometriſchen Axe NS zuſammen, und ginge die Umdrehungsaxe genau durch den geometriſchen Mittelpunkt C, ſo würde die Nadel bei gehöriger Stellung des Inclinatoriums die wahre Inclination angeben. Beides findet aber in der Wirklichkeit wol nie mit vollkommen mathematiſcher Genauigkeit ſtatt, und man muß deshalb auf ſolche Beobachtungsmethoden ſinnen, durch welche die aus dieſen Umſtänden herrührenden Fehler vermieden werden. Nehmen wir an, die magnetiſche Axe der Nadel habe die Lage S'N', und die Nadel ſei ſo in dem Inclinatorium angebracht, daß diejenige Seite der Nadel, welche in der Figur oben iſt, ſich nach Oſten kehre, ſo wird ſich die Nadel ſo ſtellen, daß S'N' genau in die Richtung der magnetiſchen Erdkraft zu liegen kommt, die geometriſche Axe der Nadel aber wird einen kleineren Winkel mit der Horizontalebene machen. Die Nadel gibt alſo in dieſem Falle die Inclination zu klein an. Dreht man aber die Nadel im Inclinatorium ſo herum, daß die Seite der Nadel, welche zuerſt nach Oſten gewendet war, nun nach Weſten hinſieht, ſo macht nun die geometriſche Axe NS einen größern Winkel mit der Horizontalebene, als die magnetiſche Axe, und folglich gibt die Nadel bei dieſer Stellung die Inclination um ebenſo viel zu groß an, als ſie vorher zu klein war. Nimmt man aus den in beiden Lagen beobachteten Inclinationen das Mittel, ſo iſt dies die wahre Inclination. Soll die Inclination nur mit einiger Genauigkeit beſtimmt werden, ſo iſt die Beobachtung der Nadel in den erwähnten beiden Lagen unerläßlich. Was den zweiten Fehler betrifft, nämlich den, der von der Excentricität der Umdrehungsaxe herrührt, ſo iſt dieſer gleichfalls durch die Beobachtung ſelbſt zu corrigiren, nur iſt das hier anzuwendende Verfahren etwas umſtändlicher. Geht die Umdrehungsaxe nicht genau durch den Schwerpunkt der Nadel, ſo wird dadurch entweder die Nordhälfte oder die Südhälfte der Nadel zu ſchwer; im erſteren Falle iſt alsdann die beobachtete Inclination zu groß, im letzteren iſt ſie zu klein. In dieſem Falle muß man, wenn man einmal die Inclination beobachtet hat, die Nadel ihres Magnetismus berauben, und ſie alsdann von Neuem ſo magnetiſiren, daß das Ende, was vorher der Nordpol war, nun der Südpol wird; iſt dies geſchehen, ſo muß die Inclination von Neuem beobachtet und wieder aus beiden Beobachtungen das Mittel genommen werden. Der Grund für dieſes Verfahren läßt ſich leicht einſehen. (*J. Müller.*)

INCLUSAE, oder eigentlich franzöſiſch enfermées, nannte Cuvier ſeine fünfte Familie der Acephala testacea, welche der de Lamarck'ſchen Gruppe Crassipedia entſpricht, und von Erſterm durch folgende Merkmale charakteriſirt wurde: „Mantel an ſeinem vordern Ende oder blos in der Mitte offen, zum Durchgange des Fußes; am entgegengeſetzten Ende in ein doppeltes Rohr verlängert, welches aus der an beiden Enden klaffenden Schale hervorragt. Die hierher gehörigen Thiere ſtecken im Sande, im Schlamme, in Steinen oder in Holz."

De Lamarck, welcher ſeine Gruppe als erſte Section der erſten Ordnung (Dimyia) ſeiner eilften Claſſe (Conchifera) behandelt, bringt dieſelbe in vier Familien, in denen ſämmtliche von Cuvier zu den Inclusis gezogenen Gattungen enthalten ſind. Dabei ſtimmen beide große Zoologen über den Rang, welche dieſer Gruppe zuerkannt werden müſſe, überein, indem Cuvier ſie in abſteigender Reihe ſeines Syſtems ans Ende, de Lamarck in der entgegengeſetzten aufſteigenden Reihenfolge zu Anfang der Muſcheln abhandelt, und ihnen ſomit die vollkommenſte Entwickelungsſtufe in dieſer Thierclaſſe angewieſen wird. Die hierher gehörigen Familien ſind nachſtehende:

1) **Tubicolae.** Die Schale iſt entweder von einer kalkigen, von ihr geſonderten Röhre umſchloſſen, oder innig mit derſelben verſchmolzen, ſodaß ſie in der Wand der Röhre feſtſitzt, oder im erſten Falle vorn daraus hervorragt.

a) Gattungen mit dickem Kalkrohr, in dem die Schale feſtſitzt. **Aspergillum. Clavagella.**

b) Gattungen, deren Schale frei im Rohre liegt. **Teredina, Gastrachaena, Fistulana, Teredo, Pholas.**

Die Gattung Pholas, welcher das von dem frei hervorragenden Theile des Mantels gebildete Kalkrohr fehlen ſollte, iſt nach neuern Unterſuchungen damit verſehen, und bedarf daher nicht mehr den Rang einer eigenen Familie, welchen de Lamarck ihr zuerkannte.

2) **Solenaceae.** Schale ohne Kalkrohr, mit äußerlichem Bande. Gattungen: **Solen, Panopaea, Glycimeris, Byssomia, Hiatella.**

3) **Myacea.** Schale ebenſo, aber das Band iſt innerlich. Gattungen: **Anatina, Lutraria, Mya.**

Über dieſe Gattungen ſehe man die betreffenden Artikel nach. (*Burmeister.*)

INCLUSI oder **Reclusi** (Eingeſchloſſene), wurden eine beſondere Art zu ſtrengerem Verſchluſſe ſich beſtimmender oder auch auserleſener Mönche, weit ſeltener wol auch Nonnen, genannt, die in abgeſonderten kleinen Cellen, in der Regel bei Klöſtern, oder doch in der Nähe von Dörfern und Städten, wohnten und ein ſo einſiedleriſches Leben führten, daß es ihnen Geſetz war, ihre Clauſen nur im allerhöchſten Nothfalle und nur erſt auf Erlaubniß des Biſchofs und nach erhaltenem Segen deſſelben wieder einmal zu verlaſſen. Bei dem Verſchluſſe in eine ſolche Celle wurde daher das Siegel des Biſchofs oder des Abtes auf die Thür gedrückt, und nur wieder gelöſt, wenn den Clausner eine bedeutende Krankheit überfiel und dergl. Die Cellen waren meiſt ſehr klein; man

Digitized by Google

gibt an, ſie hätten gewöhnlich eine Länge und Breite von 12 Fuß gehabt. Meiſt waren drei Fenſter angebracht, von denen das eine für den Empfang des heil. Abendmahls, das zweite für Einreichung der täglichen Nahrung und das dritte dazu beſtimmt war, daß einiges Licht in die ärmliche Wohnung fiel, die nur den allernothwendigſten Hausrath haben durfte. Die Nahrung der Eingekerkerten war gleichfalls höchſt dürftig, ſelbſt Feuer zu halten war ihnen auch im Winter nicht erlaubt, dazu ſchlieſen ſie meiſt in ihren Kleidern, die nicht gewechſelt wurden. Die Kirchenverſammlung zu Trullo im J. 692 verordnete, daß dieſe Abgeſonderten erſt in einem ordentlichen Kloſter drei Jahre lang als Anachoreten gelebt haben, und dann noch ein Probejahr abhalten ſollten, worauf ſie erſt zu dieſer Ehre gelangen durften. Gingen ſie dann aber auch nur einmal ohne dringende Noth aus ihrer Clauſe, ſo wurden ſie zur Strafe unter ſchweren Kaſteiungen eingeſchloſſen. An andern Orten duldete man ſolche Incluſen nicht eher, als bis ſie feierlich vom Biſchofe dazu eingeweiht worden waren. In der Dauphiné wählte man die Würdigſten unter Mönchen und Nonnen dazu, und machte es zu ihrer Hauptpflicht, ohne Unterlaß für das Volk zu beten. Gregor von Tours hat in ſeinem 6. Buche im 3. Cap. die Gebräuche dabei beſchrieben. Am Ende des 9. Jahrh. verfaßte der Prieſter Grimlaic eine Regel für ſie, nach welcher ihre Clauſe nahe bei einer Kloſterkirche ſein ſollte; daran konnte ein kleiner Garten ſtoßen; ebenſo durften mehre zuſammen, jedoch jeder in ſeiner eigenen Clauſe, wohnen, aus deren Fenſter ſie ſich unterhalten durften. Waren ſie Prieſter, ſo hatten ſie auch wol eine kleine Kapelle an ihrer Clauſe, in welcher ſie Meſſe hielten. Eins ihrer Fenſter ging in die Kirche des Kloſters, um aus dieſem Fenſter dem öffentlichen Sacramente beizuwohnen; ein anderes Fenſter war zur Berathung des Volkes, das bei ihnen Troſt ſuchte, beſtimmt. Einige hatten auch Schüler, die jedoch außerhalb der Clauſe wohnten. Die Lauren in Paläſtina und der Umgegend gehören ebenfalls mit unter dieſe ſtrengen Clauſen, und manche derſelben war ſehr berühmt, z. B. die Laure des heil. Jabas. Als erſter Stifter derſelben wird der heil. Charito genannt (ſtarb gegen 340). Alle Incluſi lebten theils von Handarbeit, theils in der Regel von Almoſen, die man ihnen durch das Sprachfenſter reichte. (*G. W. Fink.*)

INCLUSIO. Wenn eine fremde Sache einen durch menſchliche Thätigkeit bewirkten Zuſatz erhält, ohne daß beide fragliche Gegenſtände dadurch eine Veränderung erleiden, ſo ſagen die Juriſten: facta est accessio industrialis per adjunctionem; und als eine beſondere Species dieſer Adjunctio wird dann auch die inclusio angeführt, und namentlich darunter der Fall verſtanden, wenn fremde Gegenſtände von Werth mit einer andern Materie umgeben, wie z. B. fremde Diamanten in Gold oder Silber gefaßt wurden. Zur Entſcheidung der Rechtsfrage, welcher von beiden Gegenſtänden dann als Hauptſache zu gelten und nach der Regel: Quodcunque accessorium sequitur suum principale, für den Zweifelsfall ſeinem Herrn das Eigenthumsrecht an der andern Sache zuzubringen habe, dient dann der Satz als Norm, daß entweder der Gegenſtand für die Hauptſache zu erkennen ſei, welcher auch ohne die Verbindung mit der andern wol beſtehen könne, oder auch der, welcher die größere Maſſe ausmache, oder in höherm Preiſe ſtehe. Es liegt auf der Hand, daß dieſe Regel ſchon an ſich ſehr unbeſtimmt iſt, und ſich nach jedem wirklich eintretenden Falle zu modificiren hat. Deshalb iſt auch geſetzlich nachgelaſſen, daß das durch dieſe Species adjunctionis conſtituirte Eigenthum auf Erfodern wieder aufgegeben werden könne. Es geſchieht dies durch eine, auf die Trennung der beiden fraglichen Objecte lautende actio ad exhibendum, wornach der vorige Eigenthümer ſein Eigenthum zurückempfängt, vorausgeſetzt, daß die Trennung überhaupt noch möglich iſt, und daß die Verbindung nicht die Natur einer confusio angenommen hat. Dabei behält übrigens der, welcher ſein Eigenthum verliert, immer das Recht, auf Erſatz zu klagen. Nur ein ſolcher Eigenthümer der Nebenſache, welcher mit Bewußtſein ſeines Unrechts die Vereinigung vornahm, empfängt propter dolum concurrentem in der Regel keinen Erſatz. Nahm er die Vereinigung vor, ohne ſein Unrecht wirklich zu wiſſen, ſo hat er wegen des Erſatzes nur ein Retentionsrecht, nicht aber eine Klage *). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

IN COENA DOMINI. Dies iſt die Benennung der päpſtlichen, den Staaten und ihren Regierungen, den Rechten der Souverainetät, der guten Ordnung und der öffentlichen Ruhe höchſt gefährlichen Bannbulle, welche ſeit mehren Jahrhunderten, alljährlich am Gründonnerstage, in der Peterskirche und andern Hauptkirchen zu Rom vorgeleſen zu werden pflegt. Sie iſt ein Auszug verſchiedener einzelner Conſtitutionen, welche nach und nach von den Päpſten erlaſſen worden ſind [1]), und ein Indegriff der Rechte, welche der päpſtliche Stuhl ſeit Gregor's VII. Zeiten, als vollkommen gültige und wohlerworbene Rechte, in Anſpruch genommen und zum Theil auch behauptet hat, und deren Verletzung, durch Widerſpruch oder Thathandlungen, für ein des Bannes und der Verfluchung würdiges Verbrechen gehalten worden iſt [2]). Inſonderheit wird alles dasjenige, was der angenommenen kirchlichen Freiheit mittelbar oder unmittelbar im Wege ſtand, oder ſie verletzte, in derſelben zuſammenge-

---

*) Vgl. zu dieſer Entwickelung folgende Geſetzſtellen: §. 25. Inst. de divis. rer. (II, 1). fr. 34. pr. D. de contrah. emtione (XVIII, 1). fr. 19. §. 13—20. D. de auro, argento etc. (XXXIV, 2). fr. 27. pr. und §. 2, ſowie fr. 26. §. 1. D. de acquir. rer. domin. (XLI, 1). fr. 61 und fr. 23. §. 5. de rei vind. (VI, 1) und fr. 6 et 7. §. 2. D. ad exhibend. (X, 4).

1) In *Cherubini* Magnum Bullarium Romanum findet ſich in einer Note zur 63. Conſtitution Paul's V., welche eben unſere Bulle In Coena Domini iſt, eine Nachweiſung der einzelnen päpſtlichen Verordnungen, die in ihr zuſammengefaßt ſind. 2) Der Senator Rucellai in ſeiner Staatsſchrift: Geheime Memoiren über den Zuſtand Toscana's, rückſichtlich der weltlichen Gewalt gegenüber der des römiſchen Hofes (Florenz 1745), erklärt unſere Bulle für die Summe der Kirchengeſetze, welche darauf hinzielen, den Despotismus des römiſchen Hofes zu befeſtigen, der das Werk mehrerer Jahrhunderte, mit dem Blute ſo vieler erniedrigten Monarchen

faßt und verflucht. In frühern Zeiten finden wir dieſe Bulle auch unter dem Namen Annal- oder Annual-proceß, auch wol Proceßbreve [3]), und erſt ſeit Pius' V. Zeiten iſt die ihr von den Jeſuiten, aus Veranlaſſung des Tages, an dem alljährlich ihre Publication geſchieht, beigelegte Benennung: Bulla in Coena Domini, oder Bulla Coenae Domini, auf teutſch Nachtmahlsbulle, die gebräuchliche und bleibende geworden.

Da dieſe Bulle nach den Veränderungen der Zeitumſtände und dem Verhältniſſe des päpſtlichen Stuhls nach Außen nicht blos verſchiedenen Inhalts geworden iſt, ſondern auch eine verſchiedene Geſtalt und Faſſung erhalten, auch in ihrer Auf- und Annahme, ſowie in ihrer Anwendung verſchiedene Schickſale erfahren hat; ſo hat ſie auch nicht blos eine Geſchichte ihrer Entſtehung und Ausbildung, ſondern auch eine Geſchichte ihrer Aufnahme, des Widerſtandes, den ſie bei ihrer Verkündigung erfahren, und der Wirkungen, die ſie hervorgebracht hat [4]). Wir wollen ſie nach dieſen verſchiedenen Seiten hin betrachten.

I. Entſtehung und Ausbildung der Nachtmahlsbulle. Daß päpſtliche Excommunicationsdecrete an gewiſſen beſtimmten Tagen in der Peterskirche zu Rom und andern Hauptkirchen daſelbſt öffentlich vorgeleſen und verkündigt werden, iſt ein Gebrauch, der in ſehr frühe Zeiten zurückreicht. Man hatte zu dieſer Verkündigung hauptſächlich vier Tage auserſehen: den Gründonnerstag, das Himmelfahrtsfeſt, das Kirchweihfeſt der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus und die Octave nach St. Martinstag [5]); ob aber die an dieſen Tagen verkündigten Excommunicationen und Anathematiſationen ſich über einen Complex mehrer Perſonen, die ſich verſchiedener Kirchenverbrechen ſchuldig gemacht hatten oder ſchuldig machen würden, oder nur über einzelne ſolcher Verbrecher erſtreckt habe, iſt ungewiß; obſchon es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß es Anfangs nur Einzelne geweſen. Ebenſo iſt es eine unausgemachte Sache, wann die Bulle, welche die hauptſächlich zu rügenden Majeſtätsverbrechen gegen die Kirche und den römiſchen Stuhl namhaft gemacht, aufgekommen, und wann zu deren alljährlich zu wiederholender Verkündigung der Gründonnerstag feſtgeſetzt worden.

Verbreitet wurde die Bulle durch die Decretalen Innocenz' III. und IV., Gregor's IX. und Bonifacius' VIII. [6]); aber die erſte eigentliche Nachtmahlsbulle in der Form, welche ihr nachher auch in ihrer Faſſung im Allgemeinen geblieben, iſt die vom Papſte Gregor XII. im J. 1411, Cajetae, in die Coenae Domini, ausgefertigte, welche uns Oderich Raynald [7]) aufbewahrt hat. Aus den Eingangsworten, welche der Annaliſt ihr vorausgeſchickt hat: Gregorius, Ladislai Regis patrocinio tectus Cajetae *recurrente Coenae dominicae die* judiciaria Acta *ritu solemni de more Ecclesiae Romanae*, edidit adversus haereticos caeterosque cum ipso non sentientes, ergibt ſich mit großer Wahrſcheinlichkeit, nicht allein, daß dieſe Bulle nicht die erſte in ihrer Art, ſondern auch, daß ſchon damals der Gründonnerstag zur Bekanntmachung von Bullen dieſer Art der gewöhnliche Tag geweſen [8]). Auch iſt die hier gebrauchte gottesläſterliche Excommunications- und Anathematiſationsformel: Excommunicamus et anathematizamus ex parte Dei omni-

---

uf den Trümmern ſo vieler umgeſtürzten Throne erbaut ſei; — ir die Quelle aller der ärgerlichen Streitigkeiten zwiſchen dem Prieſterthume und der Regierung, ſowie für die Quelle der Inquiſition, velche ſie bis zu ihren furchtbarſten Ausſchweifungen, den Kreuzzüen gegen die Ketzer, Cenſuren und Interdicte unterſtützt habe; ſ. das Leben und die Memoiren des Scipio v. Ricci (Stuttg. 1826). V, 44 fg.

3) In der Sprache der römiſchen Curialiſten heißen alle päpſtchen Banndecrete Processus, weil ſie kraft ihrer Ausfertigung ein riminalproceß wider alle Fürſten und Obrigkeiten waren, welche e geiſtlichen oder kirchlichen Immunitäten nicht in der ihnen von n Päpſten gegebenen Ausdehnung anerkennen wollten. Auch ſich lbſt bezeichnet die Bulle mit dem Namen Processus. 4) Wir aben eine ſehr ausführliche Geſchichte dieſer Bulle von dem ehemagen Kanzler und Profeſſor der Theologie zu Tübingen, Joh. riedr. le Bret. Sie iſt in den Jahren 1769 fg. zu Ulm erſchien, ohne den Namen des Verfaſſers, unter folgendem Titel: Pragatiſche Geſchichte der ſo berufenen Bulle In Coena Domini und rer fürchterlichen Folgen für den Staat und die Kirche, zur Betheilung aller Streitigkeiten unſers Jahrhunderts mit dem päpſthen Hofe; in 4 Bänden in 4. Es iſt aber dieſes Buch mehr ein lemiſcher Commentar zu der Nachtmahlsbulle, als eine eigentliche eſchichte derſelben, und enthält mehr eine hiſtoriſche Darſtellung e durch dieſelbe kundgegebenen päpſtlichen Prätenſionen, ſowie des iderſtandes, den ſie von Seiten der weltlichen Macht gefunden, s eine Geſchichte der Bulle ſelbſt in ihrer Geſtaltung und ihrer sbildung. So handelt der zweite Theil, der nach dem Titel die eſchichte von der Entſtehung dieſer Bulle begreifen ſoll, zuerſt auf Seiten vom Banne, dann auf 10 Seiten von der Macht der önige und des Papſtes, hierauf von der Macht der Biſchöfe, den önchen, den Real-, Perſonal- und Localimmunitäten u. ſ. w. ie Tendenz der ganzen Schrift, welche durch die neueſten Zeitreigniſſe ein neues Intereſſe erhalten hat, geht aus dem Schluſſe s erſten Theils hervor. Nicht unerheblich für die Geſchichte der irkungen unſerer Bulle iſt die Schrift des gelehrten Italieners ontini: Riflessioni sopra la Bulla in Coena Domini, wovon ch eine teutſche Überſetzung zu Zürich 1785 erſchienen iſt.

5) So le Bret II, 151, welcher ſich dabei auf das Zeugniß der Gloſſe zu Anmerk. 1. de Judiciis beruft. Ich vermuthe aber, daß hier ein Irrthum ſei, und daß ſtatt vier Tage zu ſetzen ſein möchte, drei Tage. Denn wenn das Kirchweihfeſt der heil. Apoſtel Petrus und Paulus kein anderes Feſt iſt, als das Festum Dedicationis SS. Apostolor. Petri et Pauli, welches nach dem römiſchen Feſtkalender den 20. Nov. gefeiert wird; ſo iſt die Octave des St. Martinstages mit jenem Feſte ein und derſelbe Tag. Das Kirchweihfeſt war nur für Rom, der St. Martinstag aber für die ganze römiſch-katholiſche Kirche ein Feſttag, und daher wahrſcheinlich die doppelte Benennung eines und deſſelben Tages. Auch gedenkt ein Brief Paul's II. an den Erzbiſchof von Lyon nur einer dreimaligen Abkündigung der Nachtmahlsbulle. Cf. *Harduin*, Acta Conciliorum. IX, 1489. 6) Sie gilt daher auch nicht für ein neues Geſetz, ſondern nur für den Executiv-Proceß gewiſſer alter Geſetze. 7) Annal. ecclesiast. a. 1411. n. 1. Le Bret ſcheint das hier (vielleicht auch anderwärts, nur nicht in den römiſchen Bullarien) aufbewahrte Original nicht gekannt zu haben, indem er ſich in ſeiner Pragmatiſchen Geſchichte II, 152 bei Erwähnung derſelben nur auf *Lenfant*, Histoire du Concile de Pise, L. V. bezieht. 8) Schröckh, Chriſtliche Kirchengeſch. ſeit der Reformation. III, 387 nennt zwar ſchon Urban V. im 14. Jahrh. unter denjenigen Päpſten, durch welche die Nachtmahlsbulle nach und nach ausgebildet, verändert und vermehrt worden; aber ohne weitern Beweis. Eines argen Anachronismus hat ſich Fuhrmann (Handwörterbuch der chriſtl. Kirchengeſch. I, 378) ſchuldig gemacht, indem er

Digitized by Google

potentis Patris et Filii et Spiritus Sancti, auctoritate quoque beatorum Apostolorum Petri et Pauli et nostra, in allen ſpätern Redactionen beibehalten worden [9]).

In dieſer erſten eigentlichen Nachtmahlsbulle, welche uns bekannt geworden, werden excommunicirt und anathematiſirt, in folgender Ordnung: die Gazarer, Patarener, die Armen von Lyon, die Arnaldiſten, Speroniſten und Paſſaginer [10]), als Ketzer, mit allen ihren Freunden, Gönnern und Beſchützern; ferner alle Piraten, Corſaren und **Latrunculi marini;** ſodann alle diejenigen, welche Pferde, Waffen, Eiſen und andere Kriegsbedürfniſſe den Sarazenen zur Bekriegung der Chriſten zuführen; hierauf alle Verfälſcher der päpſtlichen Bullen und Breven, ſowie aller an den päpſtlichen Stuhl gerichteter Gnaden- und Rechtsgeſuche; zur fünften alle die, welche ſolchen Perſonen Schaden zufügen, die den päpſtlichen Stuhl, aus welchem Grunde und in welcher Angelegenheit es auch ſei, aufſuchen, oder ſich bei demſelben aufhalten, oder von demſelben zurückkehren; zur ſechſten die **occupantes, incedentes et detinentes civitatem nostram Romanam, et occupantes, detinentes et incedentes in toto vel in parte patrimonium b. Petri in Tuscia, ducatumque Spoletanum occupantes, detinentes et invadentes in parte Marchiam Anconitonam et in parte Romandiolam, Campaniam, Maritimam, Civitates quoque nostras Bononiensem, Tridentinam, Urbevetanum, Civitatem Castelli, Avenionem, regnum Sardiniae et omnes defensores eorum** [11]); und endlich den **inquitatis alumnum, Petrum — vulgariter dictum de Luna, Diaconum Cardinalem, nunc Antipapam,** nebſt dem Herzoge Ludwig von Anjou und deſſen Anhänger, auch alle Cardinäle, welche den Ausfertiger der Bulle verlaſſen hatten, und von denen ſie eilf beſonders namhaft macht, und unter dieſen auch den Cardinal von St. Euſtachius, d. h. den Papſt Johann XXIII.

Wer die Zeitumſtände und die damaligen päpſtlichen Verhältniſſe kennt, unter denen dieſe Bulle ausgefertigt wurde, wird ſich alsbald überzeugen, daß ſie mehr im beſondern Intereſſe der Zeit und des einzelnen Papſtes, als im Allgemeinen des römiſchen Stuhles und des Papſtthums ihre Exiſtenz erhalten. Bei den ſpätern Redactionen und Umgeſtaltungen derſelben, beſonders ſeit der Zeit der Reformation, erſcheint aber die Sache anders. Die Jeſuiten, welche an den neuern Redactionen den meiſten Antheil hatten — wie dies ſchon der Umſtand beweiſt, daß alle die neuern, mit der Nachtmahlsbulle vorgenommenen Veränderungen von ſolchen Päpſten ausgegangen ſind, die mehr oder weniger unter der Herrſchaft oder dem Einfluß der Jeſuiten ſtanden — die Jeſuiten benutzten die Gelegenheit, die ſich ihnen durch die Bulle und die Gewohnheit ihrer Publication darbot, hauptſächlich dazu, den Anſprüchen der Päpſte gegen die Fürſten und der kirchlichen Gewalt gegen die weltliche Macht eine Art von Halt zu geben, und den erſtern einen Weg offen zu halten, auf den ſie unter günſtigen Umſtänden den Verſuch zur Vergrößerung ihrer Macht wagen, und die Fürſten und Länder, die ſich von deren Herrſchaft befreit hatten, wieder unter dieſelbe zu bringen. Pius V. (geſt. 1572), Paul V. (geſt. 1621) und Urban VIII. (geſt. 1644) ſind in dieſer Beziehung merkwürdige Namen; ſie haben inſonderheit auch viel zur Schärfung der Beſtimmungen, die Auctorität der Bulle betreffend, beigetragen [12]).

II. Zweck und Inhalt der Nachtmahlsbulle. Wenn wir vom Zweck und Inhalt der Nachtmahlsbulle ſprechen, nehmen wir dieſelbe nach der neueſten Faſſung von Urban VIII. [13]). Glauben wir nun den Einleitungsphraſen derſelben, ſo müſſen wir annehmen, daß die Bulle ein Product ſei der Hirtenwachſamkeit und Sorge des römiſchen Hohenprieſters, deſſen Amtspflicht es mit ſich bringe, Frieden und Ruhe in der Chriſtenheit zu befördern, den katholiſchen Glauben, ohne welchen Gott zu gefallen nicht möglich, in ſeiner Einheit und Unverſehrtheit zu erhalten, und dadurch zu verhüten, daß die chriſtgläubige Heerde, nicht ſchwachen Kindern gleich, in ihrem Glauben hin und her wanke, oder wol gar durch die Bosheit der Menſchen auf Irrwege getrieben werde, auch dahin zu wirken, daß Keiner den Andern in Geſellſchaft und Gemeinſchaft dieſes Lebens ärgere oder beleidige, ſondern daß vielmehr Alle (verbunden durch das Band des Friedens, als Glieder eines Leibes, unter ihrem gemeinſchaftlichen Haupte Chriſtus und deſſen Stellvertreter auf Erden, dem römiſchen Hohenprieſter, dem Nachfolger des allerſeligſten Petrus, als auf welchem die Einheit der ganzen Kirche beruht) vermehrt werden zur Erbauung (**augeantur in aedificationem**), um ſo unter göttlicher

---

ſagt, der Papſt Martin V. († 1431) habe die erſte Grundlage zur Nachtmahlsbulle gegeben, Urban V. aber († 1370) habe ſie mit vermehren und abändern helfen.

9) Regino von Prüm hat in ſeinen zwei Büchern **De Disciplina ecclesiastica. Lib. II. p. 409—413** mehre Excommunicationsformeln aufgeführt. Regino lebte zu Anfange des 10. Jahrh. 10) Die Namen der hier genannten Ketzer, welche zu Martin's V. Zeiten zum Theil gar nicht mehr exiſtirten, und alſo auch nicht excommunicirt werden konnten, weiſt deutlich auf eine frühere Abfaſſungszeit dieſes Artikels, und beſtätigt das, was Prosper Lambertinus (**de Festis S. Mariae Virginis. P. I. c. 196**) anführt, daß die am Gründonnerstage gewöhnliche Excommunicationsfeierlichkeit ſchon zu Bonifacius' VIII. Zeiten, alſo zu Ausgange des 13. Jahrh., gewöhnlich geweſen. Was es mit Speroniſten für eine Bewandtniß habe, iſt mir mit den meiſten Kirchenhiſtorikern unbekannt. 11) Was hier die Bulle ausſpricht, iſt gewiſſermaßen ein Nothſchrei Martin's V.; was die ſpätere Faſſung aufgenommen hat, iſt mehr auf Prätenſionen gerichtet.

12) Nach der Sprache der römiſchen Kanoniſten ſind die an unſerer Bulle vorgenommenen Veränderungen von zweierlei Art: Vermehrung (**additio**) oder Verminderung (**subtractio**). So änderte ſie Clemens VIII. **per additionem**, indem er alle Kanones des unter ihm gehaltenen Lateran-Concils, die Immunitäten der Geiſtlichen betreffend, hinzuthat; **per subtractionem** aber ward ſie dadurch verändert, daß man den Fürſten die Macht entzog, die weltlichen Rechtsſachen der Geiſtlichen vor ihr Gericht zu ziehen — alſo den Päpſten geben, und den Fürſten nehmen. 13) Eigentlich iſt es Paul V. geweſen, von dem der Bulle ihre neueſte Geſtalt gegeben worden iſt. Ihrem Inhalte nach hatte ſie ſchon von Gregor XIII. ihre Vollſtändigkeit erhalten.

Digitized by Google

Beiſtande ſich der Ruhe des gegenwärtigen Lebens zu er-reuen und dereinſt der künftigen Seligkeit theilhaftig zu verden. In Gemäßheit dieſer Hirtenpflicht ergreift nun er heilige Vater, der Stellvertreter Chriſti, gleich ſeinen Vorgängern, am Tage, welcher wegen des Andenkens an ie Stiftung des heiligen Abendmahls ein feierlicher iſt, as Schwert der Kirchenzucht und die heilſa-nen Waffen der Gerechtigkeit, zur Ehre Got-es und zum Heil der Seelen, und weil ihm ichts erwünſchter iſt, als die unverletzte Rei-igkeit des Glaubens, den öffentlichen Frie-en und die Gerechtigkeit, mit der Hilfe Gottes, u ſchützen; ſo folgt er der alten und feierlichen Ge-vohnheit — und läßt die Nachtmahlsbulle verkündigen. lber in der Bulle ſelbſt iſt auch nicht ein Laut der Liebe örbar; nirgends der Ton und die Haltung eines Hirten, er auch das verirrte Schaf auf ſeine Schulter nimmt, m es der Heerde, die auf grüner Aue weidet, wieder uzuführen, ſondern vielmehr der Ton und die Haltung ines gemeinen Büttels und Landsknechts, der ſich in ſei-er Rohheit nur im Fluchen und Verwünſchen gefällt; irgends die Geſinnung eines Bekenners, geſchweige eines Stellvertreters Chriſti, der nie das Seine ſucht, ſondern ch ſelbſt und ſein Leben zum Beſten Anderer als Opfer argebracht hat [14]).

Alſo nicht ein Erzeugniß des Geiſtes der Liebe, der Eintracht und der Verſöhnung, ſondern eine Ausgeburt es Haders, der ſcheußlichſten Selbſt- und Herrſchſucht [15]) nd einer ungemeſſenen, alle Schranken der bürgerlichen Ordnung niedertretenden Arroganz iſt die Bulle, welche m Stiftungstage des Mahles der Liebe und der Ein-racht feierlich verleſen wird; vielmehr iſt ihr eigentlicher weck kein anderer, als die von Seiten des Papſtthums ngeſprochenen Rechte immer im friſchen Andenken zu er-alten, und ſich die Möglichkeit zu bewahren, die geiſt-che oder vielmehr päpſtliche Macht, welche im Laufe der eiten immer mehr in Rückſtand gegen die weltliche und ürſtliche gekommen war, unter günſtigern Umſtänden wie-er auf den Punkt zu erheben, auf den ſie Gregor VII., Innocenz III. und Bonifacius VIII. zum Theil wirklich ebracht, zum Theil zu bringen geſucht hatten. Um nun ieſen Zweck zu erreichen, vindicirt

1) die Bulle dem Papſte nicht blos die volle, un-mſchränkte Gewalt in Sachen der Religion und des Glaubens, aller Gewiſſensfreiheit den Weg in die katho-iſche Kirche verſperrend, ſondern auch das an keine Be-dingungen gebundene Recht der höchſten Entſcheidung in allen Kirchenangelegenheiten. Demnach verbannt und ver-flucht ſie die Huſſiten [16]), Wicleſiten, Lutheraner [17]), Zwinglianer, Calviniſten, Hugenotten, Anabaptiſten, Tri-nitarier und alle und jede andern Ketzer, wie ſie auch heißen und zu welcher Sekte ſie auch gehören mögen; ſo-wie alle die, ſo ihnen glauben, ſie beherbergen, begünſti-gen oder beſchützen, und ihre Bücher, religiöſen oder ketze-riſchen Inhalts, ohne Genehmigung des apoſtoliſchen Stuhls leſen, drucken oder in Schutz nehmen. Dazu werden in dem folgenden Artikel verboten alle Appellatio-nen von dem zur Zeit lebenden Papſte an ein künftiges allgemeines Concilium, wobei die Univerſitäten, Collegien und Capitel, die ſich deren erdreiſten, noch beſonders mit dem Interdict bedroht werden. Die Unſtatthaftigkeit ſol-cher Appellationen hatte ſchon Pius II. in einer 1459 er-laſſenen Decretale ausgeſprochen, aber erſt Pius V. hat das Verbot in die Nachtmahlsbulle gebracht.

2) Um das päpſtliche Gebiet nicht blos in ſeinem Zuſtande zu erhalten, ſondern auch um Gelegenheit zu haben, daſſelbe nach Umſtänden zu vergrößern und der heiligen Stadt Zugang und Zufuhr zu erleichtern, hatte ſchon Gregor XII. über alle Seeräuber ohne Unterſchied den Bann ausgeſprochen; Paul V. und nach ihm Ur-ban VIII. beſchränkten denſelben, um die Sache wichtiger zu machen, nur auf diejenigen Piraten, die in ihrem Meere, hauptſächlich vom Berge Argentaria an bis nach Terracina, kreuzen würden [18]). Zu dieſem Zwecke iſt auch der dritte Artikel in der erſten Gregorianiſchen Bannbulle durch Paul V. und Urban VIII. ſehr erweitert worden. Bei Gregor iſt blos die Rede von den Sarazenen; bei den neuern Päpſten aber werden dieſen beigeſellt, nebſt andern Feinden der Chriſtenheit, auch die Ketzer [19]), welche vom heiligen Stuhle ausdrücklich dafür erklärt ſind, und alle diejenigen, welche, entweder ſelbſt oder durch Andere, über Dinge, den Zuſtand des Chriſtenſtaats betreffend, zum Nachtheile und Schaden der Chriſten überhaupt und der römiſch-katholiſchen Kirche inſonderheit, den Türken und den Ketzern Nachrichten zukommen laſſen, oder ihnen dabei auf irgend eine Weiſe behilflich ſind. Auch der be-ſondere Bannfluch wider ſolche, die Andere hindern, dem römiſchen Hofe Lebensmittel zuzuführen, oder ihn mit an-dern Bedürfniſſen zu verſorgen [20]), gehört unter die auf dieſen Zweck gerichteten Verordnungen. Die Artikel, die Beſchädigung oder Verhinderung derer betreffend, die ſich

---

14) Darüber hat ſchon Luther den Papſt zur Rede geſetzt in einer Schrift: Bulla Coena Domini, d. i. die Bulle vom Abend-eſſen des allerheiligſten Herrn Papſtes (Wittenb. 1521. 4.), mit er Parodie von Pſ. 10, 7 als Motto: Sein Maul iſt voll Flu-zens, Trügens und Geizes u. ſ. w. 15) Welche die Päpſte ber gern Andern vorwerfen, wenn ſie auf ihrem Rechte beſtehen. So Pius VI. in ſeinem Breve an den Biſchof Ludwig Joſeph von Freiſingen vom 18. Oct. 1786: „Facile certe, quo illi spectent, gnoscimus, ut nimirum super alios dominentur;“ ſ. A(quili-us) J(ulius) C(äſar), regul. Auguſtiner-Chorherr zu Berau nd Pfarrer zu Friedberg in Steiermark, Geſchichte der Nuntiatu-en Teutſchlands (Nürnb. 1790). Beilage Pp.

16) Paul II. nennt dabei noch beſonders den Georg v. Podiebrat, Hussitorum haeresim non modo pertinaciter tenentis, verum etiam illam totis conatibus defendentis. 17) Die zuerſt von Leo X. im J. 1521 in die Bulle gebracht worden ſind. 18) Den Pi-raten fügte Gregor XIII., in ſeiner Sorge für das Eigenthum der Chriſten, diejenigen bei, welche die Güter Schiffbruch erlittener Chriſten an ſich nehmen würden; aber ſchon Gregor VII. hatte die Beraubung verunglückter Schiffe bei Strafe des Bannes unterſagt. 19) Die Jeſuiten arbeiteten damals, als der Artikel zuerſt in dieſer Faſſung in die Bulle gebracht wurde, am dreißigjährigen Kriege, der unter Urban VIII. in vollem Gange war. 20) Als Folge dieſer Verordnung ſtellt Le Bret auf, daß dadurch das Repreſſa-lienrecht der Fürſten eingeſchränkt und ihnen zugemuthet werde, im Fall einer Hungersnoth lieber ihre eigenen Unterthanen zu Grunde

Digitized by Google

an den römiſchen Hof verfügen wollen, oder von da zurückkehren, oder daſelbſt ihren Aufenthalt haben, iſt ſo ziemlich in ſeiner alten Faſſung geblieben, nur derjenigen iſt noch beſonders gedacht, die aus Andacht die heilige Stadt beſuchen [21]), oder aus derſelben auf dem Rückwege begriffen ſind. Auch der Artikel der ältern Bulle, der ſich auf die Seeräuber bezieht, hat in der neueſten Redaction eine größere Ausführlichkeit erhalten. Der in demſelben ausgeſprochene Bann ſoll ſich nämlich auf Alle erſtrecken, weß Standes ſie auch ſein mögen, welche entweder ſelbſt oder durch Andere, gleichviel, ob geiſtlichen oder weltlichen Standes, diejenigen, ſo ihre Rechtsangelegenheiten oder andere Geſchäfte zu betreiben, ſich an die römiſche Curie gewendet, und deren Geſchäftsführer, Advocaten, Procuratoren und Agenten, oder auch die für die Rechtsangelegenheiten oder Geſchäfte vom päpſtlichen Stuhle beſtellten Auditoren und Richter, aus Veranlaſſung dieſer Rechtsangelegenheiten oder Geſchäfte, umbringen oder auf irgend eine Weiſe beſchädigen, oder ſie ihrer Güter berauben. Zuletzt ergeht die Excommunication wider Alle, welche päpſtliche Länder oder Beſitzungen, über welche der päpſtliche Stuhl ein Recht zu haben behauptet, feindlich überfallen und die oberſte Gerichtsbarkeit in ihnen, die dem päpſtlichen Stuhle und der römiſchen Kirche zuſtehe, ſich anmaßen oder auf andere Weiſe ſtören würden. Schon Gregor XII. hatte dieſen Artikel in die Bulle aufgenommen, ſich dabei aber wie minder ausführlich, ſo auch minder anmaßend ausgedrückt; in der neueſten Faſſung aber iſt Alles mit jeſuitiſchem Vorbedacht zuſammengeſtellt. Nun erſtreckt ſich das päpſtliche Gebiet über die heilige Stadt Rom, das Königreich Sicilien, die Inſeln Sardinien und Corſica, die Länder dieſſeit des Faro [22]), das Patrimonium des ſeligen Petrus in Toscana [23]), das Herzogthum Spoleto, die Grafſchaft Venaiſſin, Sabina, die Mark Ancona, Maſſa, Trebara, Romandiola, Campanien und die Seeprovinzen mit ihren Ländern und Örtern, und die Städte der Specialcommiſſion der Arnulfen, ſowie über die Städte Bologna, Ceſena, Rimini, Benevento, Perugia, Avignon, Civita Caſtello, Tuderzo, Ferrara, Camacchio und andere Städte, Länder und Örter, welche der römiſchen Kirche mittelbar oder unmittelbar unterworfen ſind. Sonach alſo können durch Conſequenzenmacherei, worin Niemand eine größere Stärke beſitzt, als die päpſtlichen Curialiſten, ſich bei ſchicklicher Gelegenheit die Päpſte ſo ziemlich Alles von Länderbeſitz anmaßen, was ihnen beliebt. Und da die Päpſte das Recht in Anſpruch nehmen, einen Fürſten ſeiner Staaten zu berauben, Fürſten aber gegen den Papſt nicht das Recht haben, ihre Staaten von ihm wieder zu erobern, ſo muß zuletzt Alles in den Händen der Päpſte bleiben.

3) Um den Despotismus des römiſchen Hofes mit allen ſeinen hierarchiſchen Einrichtungen zu befeſtigen, und die Geiſtlichkeit, der Vortheile wegen, die ihnen von Rom aus zugeſichert werden, immer feſter an das päpſtliche Intereſſe zu binden, ſind inſonderheit mehre der ſpätern Artikel hinzufügt worden. In dieſen ſpricht ſich, der Sache nach, die Tendenz des päpſtlichen Stuhles, ſich Alles unterthänig zu machen, der Sprache nach aber der Beihilfe der Vieldeutigkeit ſuchenden und liebenden Zeiten auf das Deutlichſte aus. Auf die unverſchämteſte und aller bürgerlichen Ordnung hohnſprechende Weiſe werden die Real- oder Perſonalimmunitäten der Geiſtlichkeit, oder die ſogenannte kirchliche Freiheit, mit aller Kraft hervorgehoben [24]) und gegen alle Ein- und Angriffe der Staatsgewalt in Schutz genommen, indem ſich die Kirche mit ihrem Oberhaupte in die diagonale Oppoſition gegen den Staat ſetzt.

Dieſer Tendenz gemäß verbannt und verflucht die Bulle alle diejenigen, welche ſich auf irgend eine Weiſe an den Cardinälen der heiligen römiſchen Kirche, den Patriarchen, Erzbiſchöfen und Legaten oder Nuntien des apoſtoliſchen Stuhls vergreifen, ſie feſt nehmen, ins Gefängniß ſetzen oder irgendwie feindlich verfolgen; desgleichen diejenigen, welche die vorbenannten Prälaten aus ihren Diöceſen, Gebieten, Ländern und Herrſchaften vertreiben, führen oder wegführen laſſen, mit allen denen, die dergleichen befehlen oder beſtätigen, oder ſonſt dabei mit Rath und That helfen [25]).

Dieſem Bannfluch folgt ein anderer, zwar erſt von Clemens VII. in die Bulle geſetzt, aber ſeinem Inhalte nach ſchon in allen Titeln des Gratianiſchen Decrets und der Decretalen enthalten. Er erſtreckt ſich über die

gehen zu laſſen, als dem römiſchen Hofe die bequeme Zufuhr abzuſchneiden. Dieſer Artikel betrifft übrigens nichts Anderes, als was ſchon Sixtus IV., Julius II., Clemens VII. und Pius V. zum Beſten der Stadt Rom angeordnet hatten.

21) Hauptſächlich, damit keine Störungen in die Wallfahrten zum Jubelfeſte kommen mögen. 22) Ein Breve Benedict's XIV. an die Erzbiſchöfe und Biſchöfe des Königreichs Sicilien dieſſeit des Faro befindet ſich in Acta hist. eccl. XV, 907 sq. 23) Clemens XIII. nennt in ſeinem gegen den Herzog von Parma erlaſſenen Breve auch Parma und Piacenza ſ e i n Herzogthum.

24) Um irgend eine weltliche Regierung zu bekämpfen, bietet Rom das anrücken, was man kirchliche Freiheit nennt: ein dunkles Recht, das Alles umfaßt, was ſich Rom jemals angemaßt hat, und was es ſich etwa in Zukunft noch anmaßen wird. Mittels dieſes vorgeblichen Rechts kann es über jede erdenkliche menſchliche Handlung nach ſeinem jedesmaligen Intereſſe verfügen; ſ. Kreſſ... a. a. O. S. 49. 25) Le Bret macht zu dieſem Artikel eine Anmerkung, die in Beziehung auf die neueſten Ereigniſſe mit den Erzbiſchöfen von Cöln und Poſen, wohl verdient, hier eine Stelle zu finden. Der Geiſt der kanoniſchen Geſetze, ſagt er (S. 76), und die charakteriſtiſchen Gewohnheiten der Römer, laſſen keinen Zweifel über den wahren Verſtand dieſer Verordnung zu. Alle Geiſtliche und Prälaten werden dadurch in Rückſicht auf ihre Könige in ein ſolches Anſehen geſetzt, daß dieſe ſich vielmehr aller Gefahr und allem Schaden in Anſehung ihres Lebens und ihres Reichs ausſetzen ſollen, als daß ſie ſich erfrechen dürften, eine Gerichtsbarkeit über ſie auszuüben, oder ihre gefährlichen Unterhandlungen abzuſchneiden, oder die päpſtlichen Miniſter, die Antheil daran haben, aus ihren Staaten zu entfernen. Die Prälaten mögen ſich vergehen, wie ſie wollen, ſo muß der Regent ſo gut, wie ſeine Unterthanen, mit Geduld erwarten, was der Papſt verfügt, und wenn der König einen ſolchen Prälaten antaſtet, ſo iſt er im Bann. Je mehr aber ein Cardinal den Königen trotzt, deſto größer iſt er, und es gilt als eine Empfehlung für manchen Prälaten, er mag gethan haben, was er will, wenn er nur beweiſen kann, daß er in der Ungnade ſeines Königs iſt.

Digitized by Google

diejenigen, welche Dinge, die das Geiſtliche betreffen — und was betrifft bei den Päpſten nicht alles das Geiſtliche! — der Gerichtsbarkeit der päpſtlichen Delegaten entziehen. Er iſt ein Meiſterſtück des päpſtlichen Kanzleiſtyls an Breite, Vieldeutigkeit und ſchlechter Latinität [26]), und mag ſich hier als eine Probe davon ſehen laſſen. ltem excommunicamus et anathematizamus omnes et singulos, qui per se vel alios, auctoritate propria ac de facto, quarumcunque exemtionum vel aliarum gratiarum et literarum apostolicarum praetextu, beneficiales *et decimarum et alias causas spirituales et spiritualibus annexas*, ab Auditoribus et Commissariis nostris aliisque Judicibus ecclesiasticis avocent illorumve cursum et audientiam, ac personas, capitula, conventus, collegia causas ipsas prosequi volentes impediunt, ac se de illorum cognitione anquam Judices interponunt; quive partes actrices, quae illas committi fecerunt et faciunt, ad provocandum et provocari faciendum citationes vel inhibiiones aut alias literas in eis decretas, et ad faciendum vel consentiendum eos, contra quos tales inhibitiones emanarunt, a censuris et poenis in illis contentis absolvi per statutum vel alios compellunt, vel exemtionem literarum apostolicarum seu executorialium, processuum ac decretorum praedictorum quomodolibet impediunt, vel suum ad id favorem, consilium aut assensum praestant, etiam praetextu violentiae prohibendae vel aliarum praetensionum, seu etiam donec ipsi ad Nos informandos, ut dicunt, supplicaverint aut supplicari fecerint, nisi supplicationes hujusmodi coram Nobis et Sede apostolica legitime prosequantur, etiamsi talia committentes fuerint Praesidentes Cancelliarum, Consiliorum, Parlamentorum, Cancellarii, Vicecancellarii, Consiliarii ordinarii vel extraordinarii quorumcunque Principum secularium, etiam imperiali, regali, ducali vel alia quacunque praefulgeant dignitate, aut Archiepiscopi, Episcopi, Abbates, Commendatarii seu Vicarii fuerint.

Von den Privilegien und Vorzügen, deren ſich die Gerichtsbarkeit der päpſtlichen Delegaten zu erfreuen haben ſoll, geht die Bulle auf die perſönlichen und realen Immunitäten der Geiſtlichkeit über, auf einen Gegenſtand, der von jeher den Päpſten dicht am Herzen und auf dem Herzen gelegen hat. Faſt das Nämliche, was §. XV. der Bulle beſagt, war ſchon vor mehr als 500 Jahren, ehe die Nachtmahlsbulle ihn aufnahm, vom Papſte Paſchalis II. in einer beſondern Bulle ausgeſprochen und nachher unzählige Male wiederholt worden; hier finden wir einen kräftigen Auszug aus allen den vorigen Verordnungen. Verbannt und verflucht ſollen ſein Alle, die aus angeblicher Pflicht oder auf Inſtanz einer Partei oder andern Perſon Mitglieder des geiſtlichen Standes (personas ecclesiasticas), Kirchencapitel, Convente und Collegien, von ihren Gerichtshöfen gegen die Beſtimmungen des kanoniſchen Rechts ziehen; nicht weniger diejenigen, welche Geſetze und Verordnungen ergehen laſſen, wodurch die Kirchenfreiheit aufgehoben oder auch nur verletzt und beſchränkt, den Rechten des apoſtoliſchen Stuhls aber oder einzelnen Kirchen auf irgend eine Art geſchadet wird.

Nun läßt die Bulle dasjenige folgen, was die neueſte Redaction über die Gerichtsbarkeit der Biſchöfe feſtſetzen zu müſſen geglaubt hat. Man kann, was hier verordnet iſt, als eine Fortſetzung des §. XI. betrachten, wo die Mishandlung von Cardinälen, Erzbiſchöfen ꝛc. verpönt iſt. Es iſt ein Kunſtgriff der päpſtlichen Geſetzgebung, einen und denſelben Gegenſtand unter verſchiedenen Rubriken und in verſchiedenen Beziehungen mehr als einmal zur Sprache zu bringen. Es ſind aber nach dieſem §. XVI. im Banne diejenigen, welche Erzbiſchöfe, Biſchöfe, höhere und niedere Prälaten und alle andere ordentliche Kirchenrichter u. ſ. verhindern, ihre kirchliche Gerichtsbarkeit wider alle und jede alſo zu gebrauchen, wie es die Kirchengeſetze, die heiligen Kirchenverordnungen und die Decrete der Kirchenverſammlungen, beſonders der tridentiniſchen, feſtſetzen. Aber auch die ſollen unter dem Banne ſein, welche, den Urtheilsſpruch des geiſtlichen Gerichts verſpottend, ihren Recurs nehmen an weltliche Gerichtshöfe, und von dieſen zu erhalten ſuchen, daß Prohibitionsdecrete und ſogar Strafbefehle wider die Ordinarien und deren Delegaten ergehen und wider ſie vollzogen werden. Dieſer Artikel war beſonders von Wichtigkeit, als die Nuntien und andere Delegaten des päpſtlichen Stuhles noch die Macht hatten, Alles unter ihre geiſtliche Gerichtsbarkeit zu ziehen, und darunter viele Angelegenheiten, deren Entſcheidung eigentlich dem weltlichen Richter gebührt hätte.

Auf dieſe Verordnung kommt §. XVII. eine andere hierher gehörige, die von Julius II. der Nachtmahlsbulle einverleibt worden iſt. Sie betrifft die Gelder, welche dem apoſtoliſchen Stuhle und überhaupt den Geiſtlichen von ihren Kirchen, Klöſtern und andern Beneficien zuſtehen, und beſtimmt den Bänn als Strafe für die, welche dergleichen Gelder widerrechtlich an ſich ziehen, oder ſie, ohne Erlaubniß des Papſtes oder anderer rechtmäßig dazu befugter Perſonen, ſequeſtriren. Über dieſen Gegenſtand findet ſich ein ausführlicheres Decret des tridentiniſchen Concils [27]), aus welchem aber mehr die Abſicht hervorgeht, den Geiſtlichen, den Armen, den Kirchen und Klöſtern das Ihrige zu ſchützen, als dem apoſtoliſchen Stuhle zu helfen.

Nun geht die Bulle auf diejenigen über, welche ohne ausdrückliche Erlaubniß des Papſtes von den Klöſtern oder Beneficien Abgaben fodern, es mögen dieſe Kaiſer oder

26) „Denn ich ſage Dir, ob ſie wohl mitten im lateiniſchen Lande macht, iſt ſie doch ſogae untateiniſch, als hätte ſie ein Küchenbube macht. — Aber ich halt', daß ſichs hat geziemet, auf einen trunnen Abend ſolch Latein zu reden, zu der Zeit, wenn die Zunge if Stelzen geht, und die Vernunft mit halbem Segel fährt.“ ies führt Luther a. a. O. dem allerheiligſten Stuhle zu Rom id ſeinem ganzen Parlament zu Gemüthe.

27) Sess. XXII. Cap. XI. Decreti de reformatione, mit der Überſchrift: Bonorum cujuscunque Ecclesiae aut pii loci recuperatores puniantur.

Könige, Fürſten, Herzoge, Grafen, Barone oder ſonſt andere Große ſein, die über Reiche, Provinzen, Städte und Länder irgendwie eine Herrſchaft ausüben. Dieſer Artikel iſt erſt bei der letzten Redaction in die Bulle gekommen. Nach dem römiſchen Caſuiſten Bonacina verfällt aber ein Mörder und Straßenräuber nicht in die von der Bulle ausgeſprochene Strafe, wenn er einen Geiſtlichen gefangen nimmt und ſich für ſeine Loslaſſung eine Geldſumme bezahlen läßt, weil das Geld, welches der Straßenräuber erpreßt, nicht unter die Abgaben gehört, von denen die Bulle ſpricht. Übrigens iſt dieſe Verordnung der Staatsregierungen beiweitem nicht ſo gefährlich, als die §. V. enthaltene, welche ihre jetzige Geſtalt von Pius V. erhalten hat. Hier nämlich werden excommunicirt und anathematiſirt Alle, welche in ihren Ländern neue Zölle oder andere Abgaben (Pedagia seu Gabellas) auflegen oder die alten verändern, es wäre denn, daß ſie dazu ein Recht, oder die beſondere Erlaubniß des apoſtoliſchen Stuhls hätten. Bonifacius VIII. war der erſte, der diejenigen mit dem Bann bedrohte, welche die Geiſtlichkeit mit neuen Abgaben belaſten würden. Spätere Päpſte gaben dem Verbote einen weitern Bereich, indem ſie es auf alle Abgaben erſtreckten, welche zu erheben oder aufzulegen die Fürſten keine Gewalt hätten: **excommunicamus omnes, qui in terris suis pedagia seu gabellas, ad id potestatem non habentes, imponunt.** Um aber, wo möglich, das ganze Staatsabgabenweſen in die Hände der Päpſte zu bringen, verwandelten die ſchlauen Jeſuiten unter Pius V. nicht nur die ſicherſtehende Potestas in das leicht anzufechtende Jus, ſondern ſuchten auch noch, als Bedingung, die Erlaubniß des apoſtoliſchen Stuhls hierzu. Kraft dieſes Bannes, bemerkt Pet. Giannone [28]), ſteht es immer in der Macht des Papſtes, einen Regenten, ſo oft es ihm beliebt, für einen Tyrannen zu erklären, ſeine Unterthanen wider ihn aufzuwiegeln, ihn als einen Tyrannen vom Throne zu ſtoßen, wenn er bei Auflegung von Abgaben nicht vorher die Erlaubniß dazu vom Papſte erhalten hat.

In §. XIX. kommen die Perſonalimmunitäten oder Privilegien der Geiſtlichen in peinlichen Fällen zur Sprache. Der Artikel beſteht erſt ſeit Paul V., demſelben Papſte, der in dieſer Angelegenheit die unglücklichen Händel mit der Republik Venedig gehabt hat. Der hier ausgeſprochene Bannfluch ſoll Alle und jede örtliche Obrigkeit und obrigkeitliche Perſon treffen, welche ſich irgendwie in peinliche Rechtsſachen der Geiſtlichen einmiſchen, darüber verfahren und urtheilen würden, ohne ausdrückliche Erlaubniß des päpſtlichen Stuhles. Zu welchen Unordnungen die dieſem Artikel zu Grunde liegende Rechtsanſicht bei römiſcher Conſequenzenmacherei führen muß, hat Le Bret in ſeinen Anmerkungen zu dieſem §. trefflich gezeigt.

Endlich befindet ſich auch noch ein Artikel aus der älteſten Faſſung in unſerer Bulle, der aber ſeine Bedeutung, die er hauptſächlich zur Zeit des großen päpſtlichen Schisma hatte, in neuerer Zeit, wo dergleichen, was hier bedacht iſt, nicht mehr wie in der ältern vorkommt, verloren hat. Er iſt gegen die Verfälſcher der apoſtoliſchen Erlaſſe [29]) gerichtet; es mögen dieſelben entweder vom römiſchen Hohenprieſter ſelbſt, oder von dem Vicekanzler der römiſchen Kirche, oder in deren Auftrag unterzeichnet ſein. Im Betreff dieſes Artikels unterliegt, nach einigen römiſchen Caſuiſten, ſogar derjenige dem Banne, der nur einen kleinen Punkt, oder einen kleinen, wenig verdächtigen oder wichtigen Buchſtaben eines päpſtlichen Breve verändert, oder die Hand an das Siegel legt [30]).

III. Vorkehrungen zur Erhaltung der Auctorität und Wirkſamkeit der Nachtmahlsbulle. Wie viel den Päpſten an der Aufrechthaltung dieſer Bulle und ihres Anſehens gelegen ſein müſſe, erſieht man aus den Verordnungen, die zur Erhaltung ihrer Gültigkeit gemacht und derſelben angefügt worden ſind. Der Ernſt des römiſchen Hofes, auf den Grundſätzen derſelben zu verharren, geht daraus auf das Deutlichſte hervor.

Um den bei ihrer Erlaſſung vor Augen habenden Zweck, ſo viel möglich, zu erreichen, mußte man der Bulle nicht blos eine dauernde Geſetzeskraft beilegen, ſondern auch darauf bedacht ſein, ihre Publication in der ganzen katholiſchen Chriſtenheit durchzuſetzen, und wo ſich eine Gelegenheit dazu darbot, die in ihr befolgten Grundſätze in Anwendung zu bringen. Für das Erſte ſorgte Paul V. dadurch, daß er in der Bulle ſelbſt verordnete, daß ſie mit ihrem ganzen Inhalte ſo lange in Gültigkeit und Wirkſamkeit ſein ſollte, bis andere Verordnungen dieſer Art von ihm ſelbſt, oder von dem jedesmaligen römiſchen Papſte gemacht und publicirt ſein würden. Auf dieſe Weiſe ertheilte ihr Paul V. die Auctorität eines Grundgeſetzes in allen Angelegenheiten des apoſtoliſchen Stuhls und der römiſchen Curie mit auswärtigen Regierungen. Ferner verordnete er, daß von der hier verfügten Excommunication, wenige Fälle ausgenommen, Niemand anders als der Papſt ſelbſt die Losſprechung ertheilen könne, und daß diejenigen, ſo ſich erfrechen würden, einem in Bann und Fluch verſtrickten Kirchenverbrecher die Abſolution zu geben, ſelbſt in den Bann verfallen ſein, und nach Befinden auch noch härter beſtraft werden ſollten. Auch ſoll keine Abſolution, und wäre ſie feierlich und vom Papſte ſelbſt ertheilt worden, ſich auf den Bann erſtrecken, der durch Übertretung der in die Bulle aufgenommenen Verordnungen bewirkt worden iſt; es wäre denn, daß die Verbrecher ausdrücklich den Vorſatz erklä-

28) Bürgerliche Geſchichte des Königreichs Neapel, mit Anmerkk. von J. F. le Bret. IV, 241. Daſelbſt erzählt auch Giannone eine merkwürdige Unruhe, die dieſer Artikel der Bulle in Neapel hervorgebracht.

29) Die Römer halten auf den Unterſchied zwiſchen Erlaſſen des apoſtoliſchen Stuhls und der römiſchen Curie, oder des römiſchen Hoflagers. Rechtsſachen, die blos weltlich ſind und an weltliche Gerichte gehen ſollen, werden von der römiſchen Curie, geiſtliche Sachen aber im Namen des apoſtoliſchen Stuhls ausgefertigt. Aber der Herzog von Rom und der Hoheprieſter auf St. Peters Stuhl verwechſeln zuweilen ihre Rollen.

30) ſ. le Bret, Pragmat. Geſchichte. I, 47, der ſich zugleich darüber wundert, warum die Bulle, die es ſo ſcharf mit den päpſtlichen Erlaſſen nimmt, ſo gänzlich von den Verfälſchern der Concilien-Acten der Liturgien und der Kirchengüter ſchweige.

Digitized by Google

ten, dergleichen ſich fernerhin nicht mehr zu Schulden kommen zu laſſen; diejenigen aber, welche wider die Kirchenfreiheiten Verordnungen haben ergehen laſſen, dieſe Verordnungen feierlich widerrufen und aus den Archiven, oder wo ſie ſonſt aufgeſchrieben und bewahrt werden, hinwegnehmen und caſſiren, und von ſolcher Widerrufung urkundlichen Bericht nach Rom erſtatten, alſo daß auch durch eine dergleichen Abſolution oder ſonſt andere zuwiderlaufende Handlungen, ſtillſchweigende oder ausdrückliche, und auch durch unſere und unſerer Nachfolger Toleranz, ſie mag ſo lange fortgeſetzt werden, als ſie will, in allem und jedem der vorbeſagten Städte und allen Rechten des apoſtoliſchen Stuhls und der heiligen römiſchen Kirche, ſie mag dieſelbe vorher und wenn es auch bei erworben haben oder noch erwerben, auf keine Weiſe denſelben ein Nachtheil entſtehen könne noch ſolle. Das heißt verclauſuliren und für die Zukunft ſorgen! Mit gleicher Breite und Weitläufigkeit werden im folgenden alle Privilegien und dergleichen aufgehoben, welche der Ausführung dieſer Bulle im Wege ſtehen. Kein Privilegium, keine Indulgenz oder Indult, keine Obſervanz, geſchrieben oder ungeſchrieben, ſoll gegen die Wirkungen derſelben ſchützen, ſelbſt die päpſtlichen Erlaſſe, ſie mögen in noch ſo bindenden Ausdrücken abgefaßt ſein, werden für unverbindlich erklärt, ſobald ſie mit dem Inhalte der Bulle im Widerſpruche ſind. Daraus ergibt ſich denn auch das Unverkennbarſte, welchen Werth der römiſche Hof und Stuhl auf dieſe Bulle legt; lieber werden alle andere Bullen für ungültig erklärt, ehe man von dieſer etwas aufgibt[31]).

Damit aber auch Niemand ſich mit Unwiſſenheit entſchuldigen könne, ſo ſoll ein Exemplar der Bulle nicht nur an den Kirchthüren des heil. Johannes im Lateran und der Hauptkirche des Apoſtelfürſten vor der Stadt ausgehängt werden, ſondern es wird auch in Kraft des heiligen Gehorſams (in virtute sanctae obedientiae)[32]) allen Patriarchen, Primaten, Erzbiſchöfen, Biſchöfen u. ſ. anbefohlen, ſobald ſie Notiz davon erhalten, die Bulle einmal im Jahre, oder wenn ſie es für zuträglich halten, auch mehrmals in ihren Kirchen, wenn eine größere Menge Volks in denſelben verſammelt iſt, feierlich bekannt zu machen und ſie den chriſtgläubigen Gemüthern einzuſchärfen und zu erklären[33]); die Patriarchen aber und die andern zur Anhörung der Sünderbeichte autoriſirten Geiſtlichen ſollen, wie Pius V.[34]) zuerſt hinzufügte, ſich eine Abſchrift oder einen Abdruck derſelben[35]) verſchaffen und dieſen fleißig leſen und ſtudiren. Zum Schluſſe wird noch allen und jeden Menſchen verboten, dieſer Bulle entgegenzuhandeln (paginam nostrae excommunicationis, anathematizationis, interdicti, innovationis, innodationis, declarationis, protestationis, sublationis, revocationis, commissionis, mandati et voluntatis infringere), oder ihr frecherweiſe zu widerſprechen[36]), und denen, welche es thun, die Indignation des allmächtigen Gottes und der ſeligen Apoſtel Petrus und Paulus angedroht.

Um aber auch durch die Publication der Bulle ſelbſt einen großen Eindruck auf das Volk zu machen, wählte man den Balcon der Peterskirche zum Orte der Verkündigung[37]), und begleitete dieſe Verkündigung mit den Ceremonien, welche bei den ſtärkſten Bannflüchen gewöhnlich waren, und die auf die ſchrecklichen, ſchauderhaften Wirkungen der Verfluchung hindeuten ſollten[38]). Der

31) „Fürſten können hieraus abnehmen, was es ihnen nützt, wenn ſie auch den gelindeſten Weg einſchlagen, und das, was ſie von Rechtswegen thun können, um Streitigkeiten zu vermeiden, ſich vom römiſchen Hofe erbitten. Alles, was ſie erhalten, wird ungültig, ſobald es den Grundſätzen dieſer Bulle widerſpricht. Fürſten können den Privilegien der Kirche nichts entziehen; die Päpſte aber können den Fürſten alles entziehen, was ſie wollen, und wenn ſie es einmal haben, ſo kann es kein Papſt wieder zurückgeben, wenn er gleich wollte. P. Contini vergleicht die Lehren der Bulle mit einem Netze, in welches der Eingang immer offen ſteht, der Ausgang aber verſchloſſen iſt.“ Le Bret a. a. O. I, 164. 32) Nach dem im Pontificale Roman. (Antverp. 1627). p. 59 enthaltenen Eide, welchen jeder Biſchof vor ſeiner Einweihung zu leiſten hat, muß derſelbe verſprechen: dem ſeligen Apoſtel Petrus, der heiligen römiſchen Kirche und dem Herrn Papſte gehorſam zu ſein; mit ſeinem Willen nie deſſen Anſchläge, die er ihm durch Nuntien oder durch Briefe mittheilen werde, Jemandem zu offenbaren, ſobald er wiſſe, daß es ihm Schaden bringe; ſtets behilflich zu ſein, das römiſche Papſtthum und die Regalien des heiligen Petrus, ſowie die Rechte, die Ehre, die Privilegien und das Anſehen der heiligen römiſchen Kirche und des Papſtes, wider Jedermann zu erhalten, zu vertheidigen und zu vermehren; alle Befehle des Papſtes in Unterthänigkeit anzunehmen und ſie mit allem Fleiße auszuführen; von Allem, was zum Nachtheile der päpſtlichen Macht vorgenommen wird, ſobald er Kenntniß davon erhalten, auf das Schleunigſte zur Kenntniß nach Rom bringen u. ſ. w. Was dagegen die franzöſiſchen Biſchöfe ehedem dem Könige eidlich verſprechen mußten, findet ſich in *le Real*, Science de Gouvernement. VII, 248.

33) Was bei dieſem Erklären und Einſchärfen herausgekommen, iſt bei Giannone a. a. O. zu leſen. 34) Derſelbe verordnete auch, was aber in der neueſten Redaction wieder abgeändert worden, daß Exemplare der Bulle an allen Kirchthüren und in allen Beichtſtühlen angeſchlagen werden ſollten, und daß dieſelbe nicht nur für die Biſchöfe, ſondern auch für die Pönitentiarier und Beichtväter eine Norm der Hirtenpflicht ſein ſolle. 35) Der von einem öffentlichen Notar unterſchrieben und mit dem Siegel eines ordentlichen Richters der römiſchen Curie oder ſonſt einer in einer geiſtlichen Würde ſtehenden Perſon verſehen, denſelben Glauben haben ſoll, als das Original ſelbſt. 36) Nach der Lehre der Kanoniſten iſt derjenige, welcher gegen dieſe Bulle Widerſpruch erhebt, weil er glaubt, daß der Papſt nicht die Macht habe, eine ſolche Bulle zu erlaſſen, ein Ketzer; weil nach einer Verordnung, die dem Papſte Agatho zu Ausgange des 7. Jahrh. zugeſchrieben wird, alle Erlaſſe des apoſtoliſchen Stuhles aufgenommen werden müſſen, als ob ſie unmittelbar vom heil. Petrus ſelbſt ausgegangen wären. 37) Ob die Publication von jeher von dieſem Balcon ſtattgefunden habe, iſt inſofern zweifelhaft, als in der Beſchreibung der Peterskirche des Mittelalters, welche ſich in der Beſchreibung der Stadt Rom von E. Platner, L. Bunſen und And. II, 104 fg. befindet, eines Balcons dieſer Kirche keine Erwähnung geſchieht. 38) Nach Regino v. Prüm (II, 409. 412) ſollen 12 Prieſter um den excommunicirenden Biſchof ſtehen, und brennende Kerzen in den Händen halten, um ſie am Schluſſe des Bannfluches auf die Erde zu werfen und mit Füßen zu treten; der Biſchof aber ſoll dazu die Worte ſprechen: Et sicut hae lucernae de manibus nostris projectae hodie exstinguuntur, sic eorum lucerna in aeternum exstinguatur; nisi forte resipuerint, et Ecclesiae Dei, quam laeserunt, per emendationem et condignam poenitentiam satisfecerint. Paul II. ſchreibt in ſeinem oben Anmerk. 5 angeführten Briefe: Consueverunt praedecessores

urſprünglich zum Vorleſen derſelben beſtimmte Tag, der Gründonnerstag, iſt in den neueſten Zeiten in den erſten Oſtertag verwandelt worden. Außer den Verdienſten, welche ſich die Jeſuiten um die Abfaſſung der Nachtmahlsbulle erworben haben, ſind auch ihre Bemühungen, dieſelbe überall bekannt zu machen, nicht aus der Acht zu laſſen. Sie fehlt faſt in keinem Werke ihrer berühmteſten Caſuiſten. In neuern Zeiten haben es einige Päpſte für rathſam gehalten, die Publication der Bulle zu unterlaſſen, namentlich Clemens XIV. und Pius VI. Aber ſo merkwürdig dieſer Schritt der römiſchen Curie auch geweſen ſein mag, ſo reichte er doch nicht hin, den Geiſt und die Maximen derſelben ganz zu vertilgen. Zu Ende des 18. Jahrh. ſchien ſie zwar überall ihre rechtliche Kraft und Auctorität, ſogar alle Hoffnung des Wiederauflebens verloren zu haben; aber im 19. Jahrh. wird ſie wieder verleſen und lebt mit ihren Maximen und Grundſätzen in der päpſtlichen Handlungsweiſe wieder auf.

IV. Aufnahme der Bulle. Daß eine Verordnung des Inhalts, wie die Nachtmahlsbulle, eine ſehr ungleiche Aufnahme finden wirde, war vorauszuſehen. Fürſten und Obrigkeiten, welche für die Erhaltung ihrer Regentenrechte beſorgt waren, konnten unmöglich ſolchen Grundſätzen und Prätenſionen, wie ſie die Bulle enthält und ausſpricht, Eingang und Aufnahme in ihren Ländern geſtatten. Alle katholiſchen Könige und Fürſten dies- und jenſeit der Alpen trugen Bedenken, zu ihrer Kundmachung die Erlaubniß zu ertheilen. Ihr widerſetzten ſich nicht nur der König Philipp II. von Spanien und die Republik Venedig gleich Anfangs, ſondern es weigerten ſich auch der Kaiſer Rudolf II., als König von Böhmen, und ſogar der Kurfürſt Anſelm I. von Mainz, in ihre Verleſung zu willigen. Unter Innocenz X., dem Nachfolger Urban's VIII., erklärte ſich auch Frankreich gegen dieſelbe, und ihre Kundmachung wurde durch mehre Schlüſſe des Parlaments bei ſchwerer Strafe verboten, weil ſie in vielen Artikeln den Rechten des Königs und ſeiner Staatsbedienten, ſowie den Freiheiten der gallicaniſchen Kirche widerſpreche. Auch in den Niederlanden iſt ſie niemals angenommen worden, ſo viel Mühe ſich auch der päpſtliche Nuntius Bentivoglio deswegen gegeben. In Neapel war es inſonderheit der Vicekönig, Herzog von Alcala, der ſich ihrer Aufnahme mit allem Nachdruck widerſetzte und diejenigen mit großer Strenge verfolgte, die an ihrer Verbreitung arbeiteten. Die Prälaten, die es wagten, ſie bekannt zu machen, wurden ohne Weiteres mit der Sequeſtration ihrer Güter beſtraft; den Buchhändlern aber und Buchdruckern wurde der Druck und Verkauf derſelben verboten, und als ſie dem Verbote nicht Folge leiſteten, wurden ſie mit Gefängniß und Confiscation der gefundenen Exemplare beſtraft. Dies geſchah ſchon im 17. Jahrh., bald nach Erſcheinung der Bulle unter Pius V., war aber ſo wenig von durchgreifender Wirkung, daß noch Ferdinand IV. im J. 1768 den Prieſtern verbieten mußte, in Rom die Erlaubniß zur Abſolution von einem in der Bulle vorbehaltenen Falle zu ſuchen und die Biſchöfe exiliren mußte, welche die Beichtväter, die gewiſſen, der Nachtmahlsbulle abgeneigten Staatsräthen die Abſolution verweigerten, in Schutz nahmen. Der Herzog Ferdinand von Parma gab unterm 3. Nov. 1768 ein Edict heraus, was die Bulla Coenae für eine Quelle von Staatsunruhen und unnützen Excommunicationen erklärte, und ſie verwarf. Zu gleicher Zeit verbot die Kaiſerin Maria Thereſia allen Unterthanen der öſterreichiſchen Lombardei, von derſelben auf irgend eine Weiſe Gebrauch zu machen; Joſeph II. aber befahl in einer Verordnung vom J. 1781, daß die Bulle aus allen Ritualien herausgeriſſen und auf keine Weiſe mehr in Ausübung gebracht werden ſollte [39]). Heutzutage wird ihre Publication in keinem Staate mehr geduldet, und die Kunſtgriffe, deren man ſich ſonſt von Seiten Roms bediente, um ihre Kundmachung zu erlangen, haben ſchon ſeit Jahren ihre Wirkung verloren.

Eine willkommene Erſcheinung dagegen war die Bulle für alle die, welche ein Intereſſe dabei hatten, es mit dem römiſchen Hofe zu halten, und die aus den Grundſätzen, die ſich in ihr ausſprachen, Vortheile für ſich und ihre Stellung zu gewinnen ſuchten: für die höhere Geiſtlichkeit und die römiſchen Curialiſten. Die letztern bemühten ſich, oft bis zum Unſinn, die Bulle zur Vergrößerung und Befeſtigung der Macht des päpſtlichen Stuhles auszubreiten [40]); die erſtern aber, um durch die Annahme derſelben mit den Päpſten eine freiere Stellung gegen die weltliche Macht zu gewinnen [41]). Die Zeiten waren aber ſchon zu weit vorgerückt und hatten ſchon zu viele Beiſpiele von des römiſchen Stuhls ſelbſtſüchtiger und intriganter Handlungsweiſe geliefert, als daß ſie ſich eines ausdauernden Vortheiles hätten verſichert halten können.

Die Geiſtlichkeit wußte aber auch bei dem Volke Intereſſe für die Bulle und ihre Annahme zu erwecken.

---

nostri Rom. Pontifices, annis singulis in die Coenae-Domini sedentes pro tribunali in Pontificalibus parati, assistentibus sibi venerabilibus fratribus nostris S. Rom. Ecclesiae Cardinalibus, nec non Archiepiscopis, Episcopis et aliis Praelatis, similiter in Pontificalibus constitutis, ex eminenti aliquo loco, audiente multitudine tam curialium et incolarum, quam peregrinorum ad urbem Romam eo tempore propter indulgentias et benedictionem apostolicam confluentium, ad majorem detestationem gravium quorundam criminum, quoscunque criminibus ipsis illaqueatos solemni publicatione cum candelis accensis et deinde extinctis et in terram projectis excommunicatos denunciare etc. Eine ausführliche Beſchreibung der beim Verleſen der Nachtmahlsbulle (1817) ſtattgefundenen Ceremonien haben wir in der Gräfin Eliſa v. Reck, Tagebuch einer Reiſe durch Teutſchland und Italien (Berlin 1815—1817). IV, 94 fg., und von einem neuern Reiſenden (1828), dem Hofrathe Göttling in Jena, in Röhrs' Kritiſcher Predigerbibliothek. XI, 379 fg. Das Zerreißen der Pagina Excommunicationis, deſſen die beiden Reiſenden gedenken, ſoll wol die Trennung von der katholiſchen Kirche ſymboliſiren.

39) Der auch auf dieſe Verordnung ſich mit beziehende höchſt intereſſante Briefwechſel zwiſchen dem Kurfürſten Clemens von Trier und dem Kaiſer Joſeph II. findet ſich in Acta hist. ecclesiast. nostri tempor. VIII, 1045 sq. 40) Belege hierzu finden ſich bei le Bret in großer Anzahl. Die Bulle iſt ihnen das Arſenal, welches die Waffen im Kriege der Päpſte mit den Fürſten liefern muß. 41) Hierüber vgl. man Contini's, Anmerk. 4 angeführte, Riflessioni. Die hierarchiſchen Anmaßungen und Beſtrebungen bleiben ſich zu allen Zeiten gleich.

Digitized by Google

Dies war beſonders in Neapel der Fall, wo ſich der Erzbiſchof von Chieti, der Biſchof von Venafro u. a. m. der Auctorität der Bulle bedienten, um die Einfoderung der Gabellen in ihren Diöceſen zu verbieten und ſich dadurch das Volk zu Freunden zu machen [42]). Übrigens weiß die hohe katholiſche Geiſtlichkeit recht gut, daß die Bulle der Meduſenſchild der Päpſte iſt, um die Fürſten und ihre Miniſter, wo nicht zu verſteinern, doch wenigſtens zu verblüffen, das Palladium der Hierarchie und ihres Trotzes gegen die weltliche Macht [43]), und wird daher auch nie aufhören, für Annahme der Bulle in ihren Grundſätzen thätig zu ſein. (*J. T. L. Danz.*)

Incoërcibilien, ſ. Imponderabilien.

INCOLAT-RECHT. Bekanntlich unterſcheidet man das volle Bürgerrecht von dem nicht vollen. Die Inhaber von jenem heißen cives, **Bürger** im eigentlichen Sinne, die von dieſem incolae, **Beiſaſſen**, und der Inbegriff der rechtlichen Befugniſſe und Verpflichtungen dieſer Beiſaſſen — auch Inmänner, Inwohner, Inſaſſen, Mitſaſſen, Medewohner genannt — heißt das **Incolatrecht**. Unter der Menge von Menſchen, die im Mittelalter ſich nach den Städten hindrängten, waren auch viele Leibeigene. Gleichwol lehnte ſich die Nationalſitte ſtreng dagegen auf, ſolchen perſönlich unſelbſtändigen Leuten Zutritt zu der Bürgerfreiheit zu geſtatten, und das alte Rechtsſprüchwort: „Keine Henne fliegt über die Mauern" war ganz in dieſer Anſicht begründet [1]). Da man nun aber auf der andern Seite ſie deshalb nicht gern abweiſen wollte, weil der Bürger bei ſeinem Gewerbe vieler Handarbeiter bedurfte, deren eigene Beſorgung er theils unter ſeiner Würde hielt, theils der Zeit wegen nicht ſelbſt vornehmen konnte, ſo half man ſich dadurch, daß man dergleichen Perſonen unter dem Namen der Beiſaſſen in den ſtädtiſchen Schutz aufnahm, und ihnen nur einige geringere Rechte, nicht aber die vollen Bürgervortheile, zugeſtand. Mit der Zeit mehrte ſich die Zahl dieſer Beiſaſſen noch auf andere Art; der zunehmenden Geltung des Reichthums gemäß wurde z. B. häufig bei Aufnahme neuer Bürger auf die Größe ihres Vermögens geſehen, meldete ſich nun ein Bewerber, dem das erfoderliche Vermögen abging, ſo nahm man ihn zwar nicht als Bürger, aber doch als Beiſaſſen auf. Ebenſo trugen viele Städte Bedenken, überhaupt an Fremde als ſolche das Bürgerrecht zu ertheilen; da ſie aber doch die Vermehrung der Volkszahl nicht außer Acht laſſen wollten, ſo ließen ſie ſolche Fremde wenigſtens als Beiſaſſen zu, und erlaubten ihnen auch wol gewiſſe Zweige der bürgerlichen Nahrung zu treiben, jedoch unter ſolchen Einſchränkungen, daß daraus den eigentlichen Bürgern kein Nachtheil erwachſen konnte.

Wie weit ſich nun das ſolchen Beiſaſſen zukommende Incolatrecht erſtreckte, das läßt ſich zwar im Allgemeinen nicht beſtimmt angeben, ſondern iſt vielmehr aus den Verfaſſungen der einzelnen teutſchen Städte und ihren Beiſaſſenordnungen zu erkennen, indeſſen kann man doch folgende Grundſätze als entſcheidende Hauptpunkte dabei betrachten: 1) Die Beiſaſſen ſind als Schutzverwandte der ſtädtiſchen Gerichtsbarkeit unterworfen, und müſſen die Stadtſtatuten als verbindliche Normen befolgen, genießen aber auch der Vortheile, welche darin allen Einheimiſchen vor den Fremdlingen eingeräumt ſind, inſoweit ſolche ſich nicht blos auf die Bürger in der engſten Bedeutung erſtrecken. 2) Zur Theilnahme an bürgerlichen Ehrenſtellen und am Genuſſe der Stadtgüter im engern Sinne ſind die Beiſaſſen nicht befähigt; auch dürfen ſie zwar Gewerbe in der Stadt treiben, allein die einzelnen Zweige der bürgerlichen Nahrung ſtehen ihnen nur beſchränkungsweiſe offen. 3) Der Genuß der erwähnten Vortheile verpflichtet ſie zu beſondern Abgaben und Laſten, die theils als Perſonal- und Realſteuern, theils als Gemeindefrohnen erſcheinen. 4) Die Beiſaſſen haben die Leiſtung ihrer Verbindlichkeiten durch einen ſogenannten **Beieid** zu geloben, und als Aufnahmegebühr gewöhnlich auch eine Geldſumme zu erlegen, die dem Bürgergelde analog, jedoch von weit geringerem Betrage als dieſes iſt [2]).

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

INCOMMENSURABELE GRÖSSEN, ſind ſolche, welche kein gemeines Maß haben (ſ. Mass), wie z. B. die Zahlen 1 und $\sqrt{2}$, oder die Seite eines Quadrats und deſſen Diagonale. **In Potenz incommenſurabel** nennt Euklid ſolche Linien, deren Quadrate kein gemeines Maß haben (vgl. d. Art. Commenſurabel). (*Gartz.*)

Incomparable, ſ. unt. Serſche.

INCOMPETENZ. Die von der höchſten Staatsgewalt an irgend eine Behörde übertragene Gerichtsbarkeit (jurisdictio) iſt ſtets auf einen beſtimmten Bezirk (Gerichtsſprengel, territorium jurisdictionale), auf beſtimmte Rechtsſachen, oder auch auf beſtimmte Perſonen

42) **Gionnane** a. a. O. S. 249 fg. 43) So lange es noch ein Rom und einen Papſt in Rom gibt, wird auch die Nachtmahlsbulle die Magna charta der römiſchen Hierarchie bleiben.

1) Das fragliche Sprüchwort erklärt ſich auf folgende Art: Zu den verſchiedenen Abgaben der Leibeigenen an ihre Leibherren gehörten auch **Hühner**, die bald **Leib-**, bald **Rauchhühner** hießen, je nachdem die Abgabe entweder auf der Perſon, oder auf dem Hofe und Herde des Eigenbehörigen haftete. Mit Bezug hierauf wurden nun die Leibeigenen ſelbſt nicht ſelten mit dem Worte Henne bezeichnet, und das Sprüchwort: Keine Henne fliegt über die Mauern, ſollte ſo viel heißen, als: Kein Leibeigener hat als ſolcher Zutritt zu der ſtädtiſchen Freiheit. Vgl. übrigens die Diſſert. von C. F. **Walch**: De homine proprio, juris civitatis experte. (Jen. 1758. 4.) Das oben im Texte gebrauchte Wort: „Medewohner" ſtammt von dem altteutſchen: **Mede**, was ſo viel als Gabe, donum, bedeutet. Ein Medewohner iſt daher eine persona, jure domicilium in civitate constituendi donata; nicht in der Beziehung, als ob er etwa das Bürgerrecht geſchenkt bekommen hätte, ſondern deshalb, weil ihm ex capite gratiae die Nachweiſung von manchen Erfoderniſſen zum Bürgerrechte erlaſſen, und nur die Conſtatirung von einigen abverlangt worden iſt. Übrigens werden in manchen Statuten die Beiſaſſen auch Hausleute, Hausgenoſſen und Häuslinge genannt.

2) Vgl. hierzu im Bezug auf Nord- und Südteutſchland: *C. H. Breuning* — resp. *J. F. Landsberger* — de usu juris incolatus et L. un. C. non licere habitatoribus metrocomiae, loca sua ad extraneum transferre (XI, 55) in Saxonia (Lips. 1766. 4.), und *J. de Weinbach*. De singulari incolatus jure exterorum in Bavaria. (Ingolst. 1772. 4.)

beſchränkt [1]). Die hierdurch ſich ergebenden Grenzen beſtimmen die **Competenz** einer richterlichen Behörde, und der mit Ausübung der Gerichtsbarkeit Beauftragte darf dieſe Grenzen nicht überſchreiten, wenn er ſich nicht für **incompetent** erklärt ſehen, und ſich der Ahndung von Seiten des Staates, ſowie einer Zurückweiſung (recusatio und perhorrescentia) von Seiten der betreffenden Partei ausſetzen will. Auch folgt aus der in der Natur der Sache und der **Nothwendigkeit** eines **ordnungsmäßigen** Verfahrens begründeten Beſchränkung der Gerichtsbarkeit auf einen beſtimmten Bezirk von ſelbſt, daß alle Handlungen eines incompetenten, **wider** die Beſchränkung ſeiner Amtsthätigkeit handelnden Richters **null** und **nichtig** ſind [2]). Gleichwol fehlt es nirgends an Streitigkeiten über die Bewahrung der Grenzen unter den einzelnen, gleichzeitig in einem Staate beſtehenden Gerichtsbarkeiten, theils, weil die darüber erlaſſenen Vorſchriften der Staatsgewalt nicht immer genau genug lauten, theils, weil die Mannichfaltigkeit der täglich vorkommenden beſondern Fälle häufig nicht einmal eine Vorausbeſtimmung zuläßt. Die Reſultate der praktiſchen Erfahrung müſſen deshalb hier vorzugsweiſe bei der Anwendung der geſetzlichen Vorſchriften zu Führern dienen [3]). Auch erwachſen viele beſondere Schwierigkeiten aus dem Zuſammentreffen mehr als einer Gerichtsbarkeit in demſelben Punkte, wo nicht immer geradezu das Zuvorkommen an ſich entſcheidet [4]). Die neuere Manier vieler Gerichtshöfe, den Knoten der obwaltenden Competenzſtreitigkeiten damit durchzuhauen, daß ſie ſich ſelbſt für **incompetent** erklären, iſt durchaus nicht zu billigen. Wo übrigens die Weigerung, vor einem incompetenten Richter Recht zu nehmen, in völlige Perhorreſcenz übergeht, da läßt ſich auch die Statthaftigkeit des **juramentum perhorrescentiae** nicht beſtreiten, ſo äußerſt ſelten auch dieſer Eid jetzt noch vorkommen mag [5]). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

INCOMPLETA, nach Sigismund Voigt eine Ordnung der Säugethiere, ſo benannt, weil den dazu gehörigen Individuen irgend ein Kennzeichen der Claſſe abgeht. Er theilt ſie in Tardigrada, Edentata und Monotremata und rechnet darunter die drei Gattungen: 1) Faulthier, 2) Gürtelthier, Schuppenthier, Ameiſenbär, und 3) Zungenſchneller und Schnabelthier. (*R.*)

INCOMPLEXE GRÖSSEN, nennt man in der mathematiſchen Analyſis ſolche Größen, welche nicht aus zwei oder mehr durch die Zeichen + und — mit einander verbundenen Gliedern beſtehen, alſo was man ſonſt auch **einnamige Größen** (Mononomia) nennt (z. B. a oder nx); im Gegenſatze der **complexen Größen**, welche aus ſolchen Gliedern beſtehen, und daher auch **zwei-, drei-** oder überhaupt **mehrnamige Größen** (Polynomia) genannt werden, wie $ax^2 - bx + c$. (*Gartz.*)

INCONFIDENTEN, INCONFIDENTEN-TRIBUNAL. An ſich ſind **Inconfidenten** Leute, in deren Treue und Glauben man Mistrauen ſetzen muß. Man braucht aber dieſen Ausdruck namentlich dann, wenn von politiſchen Geſinnungen die Rede iſt, die eine Hinneigung zur Landesverrätherei entweder ſchon beweiſen, oder doch vermuthen laſſen. In Spanien und Portugal, wo aus der religiöſen Inquiſition ſehr zeitig eine politiſche hervorging, weil die Hierarchie ſich ihre unbedingte Oberherrſchaft über die Gemüther durch mancherlei Zugeſtändniſſe für den königl. Despotismus erkaufen mußte, iſt in Zeiten der politiſchen Parteien, Trennung von ſolchen Inconfidenten mehrfach die Rede geweſen, und man hat ſich nicht damit begnügt, ſie blos unter polizeiliche Aufſicht zu ſtellen, ſondern ſie häufig vor eigends conſtituirten Gerichtshöfen, den ſogenannten **Inconfidenten-Tribunalen**, zur Verantwortung gezogen. Indeſſen liefert wenigſtens die Geſchichte von Portugal ein Beiſpiel von der Errichtung eines Inconfidenten-Tribunals, deſſen Thätigkeit durch die Gewalt der Umſtände geboten ward, und alſo nicht auf blos willkürlichem Despotismus beruhte. Als nämlich am 3. Oct. 1758 König Joſeph I. von Portugal, bei der Rückkehr aus dem Palaſte der Familie Tevora nach der Reſidenz Belem bei Liſſabon, durch einen meuchelmörderiſchen Schuß verwundet worden war, und der Verdacht dieſes Attentats ebenſo wol auf die mit dem

---

1) So ſonderbar auch die in dem fr. 239. §. 8. D. de verb. sign. (L, 16) gegebene Herleitung des Wortes territorium klingt, ſo ſteht ſie doch mit dieſer Beſchränkung der jurisdictio auf einen beſtimmten Sprengel in genauer Verbindung. Pomponius ſagt nämlich daſelbſt: „Territorium est universitas agrorum intra fines cujusque civitatis; quod ab eo dictum quidam ajunt, quod Magistratus ejus loci intra eos fines terrendi id est, summovendi (d. h. injurias) jus habet.“ 2) In dem fr. 20. D. de jurisdict. (II, 1) heißt es hierüber: „Extra territorium jus dicenti impune non paretur. Idem est, et si supra jurisdictionem suam velit jus dicere;“ und in der const. 4. C. si a non competente judice judicatum esse dicatur (VII, 48). „Et in privatorum causis hujusmodi forma servatur, ne quenquam judicatorum sententia non a *suo* judice dicta constringat.“ 3) Die vielerlei gleichzeitig beſtehenden **privilegirten** Gerichtsſtände, die eine Ausnahme von der allgemeinen Regel des Orts-Gerichtsſtandes bilden, geben den meiſten Anlaß zu Colliſionen; wozu dann freilich auch noch der Einfluß der ſpeciellen Real-Gerichtsſtände, wie z. B. das forum rei sitae, forum contractus u. ſ. w., hinzukommt. Durch neuere Staatseinrichtungen ſind übrigens manche dieſer Colliſionen von Oben herab beſeitigt worden, die früher, beſonders während der ältern teutſchen Reichsverfaſſung, zu großen, gerichtlichen Weitläufigkeiten führten. Vgl. überhaupt: *O. Fomann* — resp. *J. Cappella* — de foro competente (Jen. 1620. 4.), ſodann wegen einzelner Fälle: *J. H. Botticher*, De foro ex alterius persona competente (Helmst, 1694. 4.); *C. G. Knorr* — resp. *J. G. Funckler* — de familiae conductitiae foro competente impr. in Sax. Elect. (Hal. 1748. 4.); *J. Lotich*, De foro competente tam communi, quam privilegiato (Helmst. 1640. 4.); *J. H. Meyer* resp. *C. G. Wilisch* — de judicis incompetentis competentia ex caussae continentia (Erf. 1721. 4.); *A. Mylius*, De competentia fori ratione rei hereditariae (Lips. 1698. 4.); *J. H. Reuter*, De foro competente provocationum (Hal. 1751. 4.); *C. T. G. Schoenemann*, De foro in causis e Concordatis decidendis competente (Gott. 1797. 4.); *C. Thomasius* — resp. *J. Starke* — de foro competente et subject. clericorum sub potest. civil. (Hal. 1709. 4.); *L. C. F. Asverus*, De competentia fori contractus rite determinanda (Jen. 1801. 4.) u. a. m.

4) Vgl. außer *H. Cocceji*, De concursu plurium jurisdictionum in eod. loco (Heidelb. 1678. 4.) beſonders L. F. Hommel's Ariadne jurisdictionum concurrentium (Lips. 1779). 5) *J. G. Pertsch*, De origine juris jurandi perhorrescentiae (Helmst. 1774. 4.) und *A. Steger* — resp. *G. Schumann* — de juramento perhorrescentiae usu pract. in foro Sax. Elect. (Lips. 1730. 4.)

Rönige und ſeinem aufgeklärten Miniſter Pombal unzu- riedenen Jeſuiten, als auf einige (unter Jeſuitenlei- ung ſtehende) höhere Adelsfamilien Portugals fiel — na- nentlich auf den Herzog von Aveiro und auf die Mit- lieder der Familie Tavora — wurde zur Unterſuchung ieſer Verſchwörung ein beſonderes Inconfidenten-Tribu- ıal niedergeſetzt, welches auch durch die Eingeſtändniſſe er von der öffentlichen Meinung am meiſten angeſchul- igten Hauptperſonen ſo viel herausbrachte, daß unter ındern der Herzog von Aveiro und der Marquis von Ta- ora zum Tode verurtheilt und am 13. Jan. 1759 hin- erichtet, gleichzeitig aber die Jeſuiten Moreira, Coſta, Oliveira, Predigao, Malagrida, Soarez, Henriguez u. A. efangen geſetzt wurden, eine Gefangenſchaft, die ſich erſt nit der völligen Vertreibung des Jeſuitenordens aus Por- ugal ſchloß. Die Angeſchuldigten waren zwar nicht völ- ig überführt worden, allein der Verdacht gegen ſie war o dringend, daß man dem Marquis von Pombal das nergiſche Verfahren bei dieſem hochverrätheriſchen Atten- ate durchaus nicht verdenken kann *). (*Emil Ferd. Vogel.*)

INCONTINENZ, bezeichnet das Unvermögen, Stoffe, velche naturgemäß in Höhlen oder Behältern verweilen, is der Wille des Individuums ihre Entleerung beſchließt, urückzuhalten, ſodaß ſie ohne oder ſelbſt wider Willen es Individuums austreten. Beim Menſchen ſind nur wei Apparate vorhanden mit einem Inhalte, deſſen Ent- erung dem Willen unterworfen iſt, nämlich die Entlee- ung des Harns und der Excremente. Es kann daher ur von Incontinentia alvi und I. urinae die Rede ſein. Dagegen kann logiſch ebenſo wenig von einer Incontinen- ia seminis, wie von einer I. fellis die Rede ſein, da er Wille auf den Ausführungsgang der Hoden und der Gallenblaſe durchaus keinen Einfluß beſitzt.

Die Harnblaſe und der Maſtdarm beſtehen beide aus iner die Schleimhaut umhüllenden Muskelhaut, deren Con- raction den Austritt des Inhalts zu bewirken ſucht, ſo- ald die Menge oder die beſondere Beſchaffenheit dieſes Inhalts von den ſenſibeln Nerven empfunden und dieſe Empfindung auf die bewegenden Nerven reflectirt wird. Am Ausgange beider ſind, zur Schließung der Öffnung, villkürliche Kreismuskeln angebracht, der Sphincter ve- sicae urinariae und der Sphincter ani. In der That reten an die Harnblaſe und den Maſtdarm Nervenfäden vom Sympathicus magnus, namentlich aus dem Plexus hypogastricus, und außerdem Fäden von Rückenmarks- ıerven, namentlich von 3, 4 und 5 Heiligbeinnerven. Durch die letztern werden die Sphincteren in einer an- altenden Contraction erhalten. Vom Willen hängt es ıun ab, eine Erſchlaffung der Sphincteren eintreten zu aſſen, worauf dann die unwillkürliche Contraction des ei- gentlichen Maſtdarms und der Harnblaſe den Inhalt aus- reibt. Gewöhnlich ſind noch die willkürlichen Muskeln, velche die Bauchhöhle verengern, zugleich mit wirkſam.

Dieſes geſundheitsgemäße Verhältniß wird nun auf doppelte Weiſe ſo geſtört werden können, daß eine Incontinenz entſteht: a) der Schließmuskel verliert ſeine ſchließende Kraft, weil Verletzungen, mechaniſche Störungen ſeiner Contraction und Schließung Eintrag thun; b) es fehlt die Willensfähigkeit gänzlich, oder ſie vermag nicht, auf die an dieſe Sphincteren tretenden Nerven einzuwirken.

Nur die von den eben genannten Verhältniſſen herrührenden krankhaften Zuſtände dürfen als Incontinenz bezeichnet werden, nicht aber jene Zuſtände, wo der über dem Schließmuskel liegende Muskelapparat durch irgend eine Urſache ſo heftig gereizt wird, daß der Willenseinfluß auf den Schließmuskel der heftigen Contraction nicht das Gleichgewicht zu halten vermag, und dadurch der Schein einer Incontinenz entſteht. So rechnet man fälſchlich mehre im Harnapparate vorkommende krankhafte Zuſtände zur Incontinenz, und bezeichnet ſie als Incontinentia erethistica. Bei Cystitis z. B. kann die Blaſe ſo reizbar und in einem fortwährend contrahirten Zuſtande ſein, daß ſich der Harn nicht in ihr anſammeln kann, ſondern entleert werden muß, ſowie er eintröpfelt, obwol eigentlich der Willenseinfluß auf den Sphincter vesicae durchaus nicht aufgehoben iſt. Ebenſo können Wurm-, Hämorrhoidal-, Menſtrualreizungen, rheumatiſche, gichtiſche, gaſtriſche Beſchwerden, Lithiasis zur ſofortigen Entleerung jeder kleinen angeſammelten Harnmenge nöthigen, was man aber ebenſo wenig als Incontinentia urinae bezeichnen kann, als wenn der Genuß eines ungewohnten Bieres, die Einwirkung von Canthariden, zu einer ungewöhnlich frequenten Harnentleerung nöthigen. Fällt es doch auch Niemand ein, den fortwährenden Drang zur Stuhlentleerung bei Dyſenterie, bei Diarrhöe als Incontinentia alvi zu bezeichnen.

Die Incontinenz iſt vollſtändig oder unvollſtändig. Im erſten Falle vermag ſich der Sphincter gar nicht zuſammenzuziehen, um die Öffnung zu ſchließen; die enthaltenen Stoffe treten durch die keinen Widerſtand leiſtende Öffnung heraus, wenn ſie nach dem Geſetze der Schwere dahin getrieben werden. Dabei kann die Entleerung blos unwillkürlich ſein, oder ſie kann ſelbſt ohne Wiſſen des Kranken erfolgen. Bei der unvollſtändigen Incontinenz übt der Wille noch einen Einfluß auf den Sphincter, dieſer ſucht die Stoffe zurückzuhalten, allein zwiſchendurch wird er dem Willenseinfluſſe entzogen.

I. Incontinentia alvi s. excrementorum. Sie kann von mechaniſchen und organiſchen, oder von dynamiſchen Urſachen herrühren.

1) Zu den mechaniſchen und organiſchen Urſachen gehören die Verletzungen des Sphincter ani durch große Zerreißungen des Dammes bei ſchweren Geburten, bei Steinoperationen, bei der Operation der vollkommenen Maſtdarmfiſtel. Mit der Heilung der Verletzung kehrt die Schließfähigkeit mehr oder weniger vollſtändig zurück. Krebsgeſchwüre und andere bösartige Affectionen des Maſtdarms, welche den Sphincter ani mit afficiren, können auch eine Incontinentia alvi erzeugen. Eine Communication zwiſchen Maſtdarm und Scheide, in Folge brandiger Zerſtörung oder mechaniſcher Zerreißung bei ſchweren

*) Eine ſehr gute Darſtellung der ganzen Sache findet ſich in P. Ph. Wolf's Allgemeine Geſchichte der Jeſuiten (Leipz. 1805). 3. Bd. S. 77—141.

Geburten, wo alsdann die faeces durch die Scheide entleert werden, kann nach dem oben Angegebenen nicht zur Incontinenz gerechnet werden.

2) Die dynamiſchen Urſachen der Incontinentia alvi ſind entweder örtliche oder allgemeine:

a) Eine lähmungsartige Schwäche oder wirkliche Paralyſe des Sphincter ani wird von einer Affection des untern Theils des Rückenmarks entſtehen können, wo die willkürlichen Nerven deſſelben entſpringen. Eine ſolche Rückenmarksaffection kann bald von einem mechaniſchen Drucke ausgehen, bald von einer Störung der Organiſation. Es gehören hierher die Incontinentia alvi durch Brüche und Verrenkungen der Wirbel, durch ſeröſe oder blutige Ergießungen in die Rückenmarkshäute und ins Rückenmark, durch Congeſtionen und inflammatoriſche Zuſtände dieſer Theile, durch Erſchütterungen des Rückenmarks von heftigen Stößen oder von einem Falle auf den Hintern, durch Ausſchweifungen in Venere, namentlich Onanie, durch Atrophie, durch Erweichung des Rückenmarks.

b) Der Wille kann aber auch im ganzen Körper geſchwächt ſein oder gänzlich mangeln, und bei einem ſolchen Zuſtande von Bewußtloſigkeit wird der Sphincter ani keinen Widerſtand leiſten, wenn durch die Contractionen des Maſtdarms Koth gegen die Afteröffnung getrieben wird. Eine Incontinentia alvi aus Schwäche des Willens findet ſich bei Blödſinnigen, wo alle Sphincteren erſchlafft ſind, bei Greiſen, bei Kindern; auf gänzlicher Bewußtloſigkeit aber beruht die Incontinentia alvi bei ſoporöſer Trunkenheit, bei Epilepſie, Manie, Apoplexie, Ohnmacht, Nervenfieber. Die Entleerung erfolgt hier nicht blos unwillkürlich, ſondern auch unwiſſend.

Da die Incontinentia alvi von dynamiſchen Urſachen immer nur Symptom eines tiefern Leidens iſt, ſo hängen die Prognoſe und die Heilung gänzlich von dem letztern ab.

II. Incontinentia urinae s. Enuresis, unwillkürlicher Harnabfluß. Der Harn geht bei dieſem Übel ohne allen Drang (die ſogenannte Incontinentia erethistica gehört nicht hierher) und ohne den Willen des Kranken ab, entweder ohne Unterlaß auströpfelnd, ſobald er in die Blaſe gelangt (Stillicidium urinae), oder nur zwiſchendurch in kleinern Portionen austretend (beſonders im wachen Zuſtande unter beſondern Einflüſſen), oder in größern Mengen (hauptſächlich während des Schlafes). Die Diagnoſe iſt deshalb im Allgemeinen leicht. Gleichwol iſt bei oberflächlicher Unterſuchung eine Verwechſelung mit dem grade entgegengeſetzten Fehler möglich, mit der Harnverhaltung (Retentio urinae s. Ischuria), wenn dieſe von einem paralytiſchen Zuſtande der Harnblaſe herrührt. Die Blaſe füllt ſich dann ſo weit mit Harn an, daß ſie gleichſam überläuft, der einen Widerſtand leiſtende Sphincter vesicae wird überwunden, und es fließt immer ſo viel Harn aus, als durch die Ureteren zugeleitet wird, während doch die Harnblaſe ſelbſt gefüllt bleibt. Man fühlt in dieſem Falle die gefüllte ausgedehnte Harnblaſe in der regio hypogastrica, durch den eingebrachten Catheter entleert ſich viel Harn und der Harnabfluß hört darnach eine Zeit lang auf. Dem Weſen nach iſt es mit dieſem Falle übereinſtimmend, wenn die Blaſenhäute ſo verdickt oder desorganiſirt ſind, daß eine Veränderung der Capacität ihrer Höhle unmöglich wird. Auch hier tröpfelt der Harn fortwährend ab, ohne daß eigentlich der Sphincter vesicae leidet. Eine Complication von Ischuria und Enuresis beſteht aber in manchen Fällen von Harnröhrenverengerung. Der Harnblaſenmuskel vermag hier den Harn nur mit großer Anſtrengung auszutreiben, der Sphincter vesicae verliert durch die fortwährende Ausdehnung allmälig ſeine Widerſtandskraft, der Blaſenhals bleibt deshalb geöffnet, die Harnblaſe anhaltend mehr oder weniger ausgedehnt, das Stück der Urethra hinter der verengerten Stelle erweitert ſich ebenfalls, und nun tröpfelt fortwährend ſo viel Harn aus, als durch die verengerte Stelle durchzudringen vermag.

Die Incontinentia urinae rührt theils von mechaniſchen und organiſchen Urſachen her, theils beruht ſie auf dynamiſchen Störungen.

1) Zu den mechaniſchen und organiſchen Urſachen gehören die Verletzungen des Sphincter vesicae, z. B. beim Blaſenſchnitte, wenn der Schnitt bis zur Urethra hingeführt wurde, oder wenn der Stein ſehr groß war, und beim Herausnehmen einen ſchädlichen Druck auf die Muskelfaſern des Blaſenhalſes übte. In der letztern Weiſe kann auch die Extraction des Steins durch die Harnröhre bei Frauen wirken, und ebenſo die gewaltſame mechaniſche Ausdehnung dieſes Kanales aus andern Urſachen. Es wird im Dict. des Sc. méd. T. 24. p. 210 erzählt, wie ein Bauer in der Umgegend von Orleans den metaphoriſchen Ausdruck ſeines Beichtvaters, er ſei auf falſchem Wege, auf ſeine kinderloſe Ehe bezog, und deshalb beim Beiſchlafe, ſtatt in die Scheide, in die Urethra einzudringen verſuchte. Unter Anwendung verſchiedener mechaniſcher Mittel erlangte dieſe auch eine ſolche Ausdehnung, daß er ſein Vorhaben ausführen konnte; die Frau aber bekam eine Incontinentia urinae. Starker Druck und Quetſchung des Blaſenhalſes bei der Geburt wirkt ebenfalls ſchädlich. Geſchwüre und Desorganiſationen des Blaſenhalſes, die beim männlichen Geſchlechte leicht von der Proſtata aus ſich dahin verbreiten, können zur Enuresis führen. Dieſe kann noch auf beſondere Weiſe bei der Lithiasis dadurch entſtehen, daß der Stein ſich gegen den Blaſenhals anlegt, denſelben ausdehnt, an einer ſeiner Flächen aber eine Rinne beſitzt, durch welche der Harn ohne Hinderniß von Seite des Sphincter vesicae läuft.

2) Die dynamiſchen Urſachen der Incontinentia urinae ſind entweder örtliche oder allgemeine.

a) Zu den örtlichen Urſachen gehört eine lähmungsartige Schwäche oder eine wirkliche Paralyſe des Sphincter vesicae. Eine gewiſſe Schwäche des Schließmuskels bleibt nicht ſelten zurück, wenn derſelbe bei der Geburt, beim Steinſchnitte oder ſonſt auf mechaniſche Weiſe verletzt wurde. Er erhält zwar ſeine Fähigkeit wieder, ſich dem Austritte des Harns zu widerſetzen, läßt aber doch momentan in der Contraction nach, wenn bei Reſpirationsanſtrengungen, z. B. beim Huſten, beim Nieſen, ſich die

Bauchhöhle plötzlich verengt und dadurch ein Druck auf die Harnblaſe ausgeübt wird. Bei jeder ſolchen Erſchütterung tritt dann eine kleine Portion Harn aus. Die bei ältern Perſonen, beſonders männlichen Geſchlechts, ſo häufige Enuresis beruht gewöhnlich auf einer ſolchen Schwäche des Sphincter vesicae, die ſchon durch das bloße Alter erzeugt werden kann, nicht ſelten aber in einem Misbrauche, einer Überreizung der Geſchlechtstheile ihren Grund findet. Hier iſt es nun aber beſonders häufig nicht eigentliche Incontinentia urinae, ſondern Retentio urinae, mit ſymptomatiſcher Enuresis. Ferner wird eine Affection des untern Theiles des Rückenmarks auf die motoriſchen, zum Sphincter vesicae gehenden Nervenfaſern wirken. Eine ſolche Affection kann bald von einem mechaniſchen Drucke ausgehen, bald auf einem Organiſationsleiden beruhen, im Ganzen auf den nämlichen Zuſtänden, die weiter oben bei der Incontinentia alvi genannt wurden.

b) Die allgemeinen dynamiſchen Momente, welche wegen Schwäche oder Mangels des Willens Incontinentia urinae erzeugen, ſind die nämlichen, wie ſie bei der Incontinentia alvi genannt wurden. Blödſinnige, Kinder, Greiſe gehören hierher, ebenſo Betrunkenheit, Ohnmacht, Apoplexie, Epilepſie, Manie, Nervenfieber. Der periodiſche Mangel des Willens während des Schlafes gibt übrigens weit häufiger zur Incontinentia urinae (Enuresis nocturna) Veranlaſſung, zumal bei Kindern, als zur Incontinentia alvi, was wol damit zuſammenhängt, daß ſich das Bedürfniß der Harnentleerung an und für ſich weit häufiger einſtellt, als das der Stuhlentleerung. Pſychiſche Zuſtände, wie Angſt, Furcht, können auch eine momentane Incontinentia urinae erzeugen, durch Erſchlaffung des Sphincter vesicae; doch mag unter dieſen Einflüſſen auch wol ein relatives Übergewicht der motoriſchen Faſern des Sympathicus magnus ſtattfinden.

Die Prognoſe der Incontinentia urinae iſt verſchieden. Das Übel iſt an und für ſich niemals gefahrvoll, wol aber beſchwerlich und ekelhaft. Der beſtändig ausfließende Harn verunreinigt die Betten und Kleider, bewirkt Jucken, Brennen, Entzündung, Excoriation, Exulceration der umgebenden Körpertheile, und verbreitet einen widerlichen ammoniakaliſchen Geruch. Die dynamiſche Enuresis iſt in der Regel nur das Symptom eines andern Leidens und verſchwindet mit deſſen Beſeitigung. Die Enuresis paralytica aus reiner Altersſchwäche und die von organiſchen nicht wegzuräumenden Störungen bedingte ſind die ungünſtigſten. Die eigentliche Enuresis nocturna der Kinder läßt ſich wol immer heben, ſie ſchwindet bis zur Zeit der zweiten Dentition, oder wenigſtens bis zum Eintritte der Pubertät. Die Enuresis, die bei manchen Erwachſenen das ganze Leben hindurch beſteht, iſt nicht blos nocturna, ſondern auch diurna, und es ſcheint dabei neben einer Schwäche des Sphincter vesicae zugleich eine große Reizbarkeit der Blaſenwände zu beſtehen.

Bei der Cur iſt vor allem das ätiologiſche Moment zu berückſichtigen. Iſt die Enuresis nur das Symptom eines andern krankhaften Zuſtandes, dann ſchwindet ſie mit deſſen Beſeitigung, mit der Rückkehr zum bewußten Zuſtande, mit Entfernung der mechaniſchen oder organiſchen Schädlichkeit. Entſprechende örtliche Mittel können natürlich die Heilung unterſtützen, z. B. Elektricität, Acupunctur, Veſicatorien, Moxen, Phosphorſalbe, Bäder, bei einer Enuresis paralytica nach Apoplexie, Tabes dorsalis u. ſ. w. Die ſogenannte Enuresis erethistica erfodert die dem Grundzuſtande angemeſſenen Mittel aus der Claſſe der antiphlogiſtiſchen, beſänftigenden und einhüllenden. Entſteht die Enuresis nur conſecutiv von der Retentio urinae, ſo iſt häufiges Ablaſſen des Harnes durch den Katheter nöthig. Nur die Enuresis paralytica von örtlichen Urſachen und die Enuresis nocturna bedürfen noch einer beſondern Erwähnung.

Bei der Incontinentia paralytica bejahrter Männer iſt zunächſt zu ermitteln, ob blos der Sphincter vesicae leidet, oder auch zugleich die Blaſenwandungen. Iſt die Blaſe ausgedehnt, unthätig, ſo muß ſie zunächſt durch Katheteriſiren entleert werden. Dieſes wird einige Male im Tage wiederholt, oder es wird ein Katheter in die Blaſe gelaſſen. Innerlich wie äußerlich werden zuerſt erregende, ſpäterhin ſtärkende, adſtringirende Mittel angewendet. Unter den erſten ſtehen die Canthariden oben an. Man gibt die Tinctur innerlich, dreimal täglich, zu 6—20 Tropfen, oder man legt fliegende Blaſenpflaſter in die Kreuzgegend, oder man reibt cantharidenhaltige Linimente und Salben in die Umgegend der Geſchlechtstheile ein. Ferner empfiehlt man innerlich Arnika, Nux vomica (Ribes), Secale cornutum; äußerlich ſpirituöſe, ammoniakaliſche, aromatiſche, ätheriſche, Einreibungen und Waſchmittel, warme Bäder, Elektricität, Galvanismus. Unter den ſtärkenden und adſtringirenden Mitteln empfehlen ſich innerlich China, Eiſenmittel, folia uvae ursi, Catechu, Alaun, äußerlich die Kälte, als Umſchlag oder beſſer als Douche. Auch Einſpritzungen in die Harnblaſe und den Maſtdarm hat man angeordnet, von bloßem kalten Waſſer, von Schwefel- oder Eiſenwaſſer. Auf operativem Wege begegnete Samuel Hobart (Lond. med. and. phys. Journ. Oct. 1830) einer Incontinentia urinae, die ſchon ſeit drei Jahren bei einem 20jährigen Frauenzimmer nach einem heftigen Falle auf den Rücken beſtanden hatte. Er ſchnitt ein dreieckiges Stück aus der Harnröhre mit der Schere aus, vereinigte die Wundlefzen durch die blutige Naht und erlangte dadurch die Verengerung der Harnröhre. Um der beginnenden Blaſenlähmung zu begegnen, empfahl Lentin wöchentlich zweimal Bäder aus abgekochten Kalbs- oder Hammelfüßen, darauf Einreibungen des ganzen Rückgrathes mit einer Salbe aus gekochtem und wieder erkaltetem Marke, mit etwas flüchtigem Salmiakgeiſte und Cajeputöle vermiſcht, dabei Tragen eines flanellenen Camiſols auf bloßem Leibe.

Die Incontinentia nocturna der Kinder hat man zum Theil auf unrichtige Weiſe zu erklären geſucht, wenngleich ſie ſehr leicht begreiflich iſt. Das neugeborene Kind lebt ganz von flüſſigen Subſtanzen, es nimmt verhältnißmäßig weit mehr Waſſer auf, als der erwachſene Menſch, es harnt daher viel und häufig. Die Anſammlung einer nur mäßigen Harnmenge wird ſchon durch die organiſche Nervenreflection die Austreibung des Harns veranlaſſen;

Digitized by Google

der Wille widerſetzt ſich dieſer Austreibung nicht, denn er fehlt noch. Die häufige Entleerung braucht man daher nicht mit Deſault in der größern Incitabilität der Kinder zu ſuchen, ebenſo wenig hat man nöthig, die große Quantität des entleerten Harnes mit Guerſent daraus zu erklären, daß wegen der fortwährenden Entleerung des Harns keine Reſorption deſſelben in der Harnblaſe ſtattfindet. Übrigens ſoll nach Guerſent bei Kindern wenigſtens bisweilen während der Nacht weit mehr Harn ſecernirt werden, als bei Tage. Er gibt an, daß Kinder von 6—8 Jahren am Tage nur 8—16 Unzen, des Nachts aber 30—40 Unzen harnten. Im Weſentlichen gilt das Nämliche von der Kothentleerung. In dem Verhältniſſe nun, als ſich allmälig das animaliſche Leben des Neugebornen entfaltet, als ſich die verſchiedenen Sinnesorgane und die allgemeine Sinnesempfindung erſchließen, gelangt das Gefühl der Gegenwart von Harn, von Koth zum Bewußtſein; das Kind lernt allmälig den Willen dem Austritte derſelben entgegenſetzen, und die Entleerung zu einem Acte der Willkür machen. Die Verunreinigung durch den Stuhl hört früher auf, im Allgemeinen ſchon mit dem erſten Jahre; denn das Bedürfniß der Stuhlentleerung tritt ſeltener ein und kann leicht auf beſtimmte Perioden fixirt werden, wo das Kind wacht. Länger dauert es, ehe die Harnentleerung dem Willen vollſtändig untergeordnet wird. Hat das Kind auch ſchon am Tage den Harn willkürlich zu entleeren gelernt, ſo läßt es denſelben doch noch im Schlafe unwillkürlich abgehen. Wahrſcheinlich findet dieſe unwillkürliche Entleerung immer ſtatt, ſobald das Kind aus dem tiefen Schlafe halb erwacht. Bei der Häufigkeit des Bedürfniſſes der Entleerung wird daſſelbe in dieſem Halbſchlafe ſich fühlbar machen, ohne daß der Wille bei dem halbbewußten Zuſtande wirken könnte, und ſo wird das Lager verunreinigt. Wenn nun dieſe Verunreinigung über die gewöhnliche Zeit andauert, was bei Knaben häufiger vorkommt als bei Mädchen, ſo ergibt ſich aus dem Angeführten von ſelbſt, welche Heilmittel nöthig ſind, nämlich Regulirung der Diät und Erweckung der Willensthätigkeit. Daß die fehlende Willenskraft das weſentliche urſächliche Moment des Übels darſtellt, ergibt ſich daraus, daß die Kinder auch während der Tageszeit den Harn unwillkürlich gehen laſſen, wenn ihre Aufmerkſamkeit durch Spiele oder andere Beſchäftigungen ganz in Anſpruch genommen iſt. Zunächſt muß daher alles vermieden werden, was zu einem häufigen und zu vielem Harnentleeren während des Schlafes Veranlaſſung geben könnte, alſo erhitzende, die Harnwerkzeuge reizende Speiſen und Getränke; man muß dafür ſorgen, daß vor Schlafengehen nicht vieles Getränk genoſſen und beim zu Bettgehen die Blaſe vollſtändig entleert wird. Um den trägen Willen zu befeſtigen, empfiehlt ſich das Androhen körperlicher Züchtigung und nöthigen Falls das Ausführen derſelben. Ganz pſychologiſch iſt Kluge's Rath, die angedrohte Strafe nicht des Morgens beim Aufſtehen zu ertheilen, ſondern Abends vor Schlafengehen, damit die Wirkung für die nächſte Zukunft eindringlich werde. Sehr vortheilhaft iſt es ferner, die Kinder einmal oder einige Male des Nachts zu wecken, daß ſie ganz munter werden und dann den Harn entleeren, um ſie der Schlaftrunkenheit zu entwöhnen und das Erwachen zu einer beſtimmten Stunde zu erreichen, wo ſie den Harn entleeren. In den meiſten Fällen werden dieſe Vorkehrungen ausreichen, beſonders wenn noch Kräftigung des Körpers durch Übungen, kaltes Waſchen und Baden, durch Benutzung eines kühlen, nicht zu weichen Lagers ſtattfindet. Ob die Rückenlage das Übel beſonders begünſtigt, wie Bell meint, der in Angewöhnung der Seitenlage der Kinder das weſentlichſte Moment der Heilung findet, iſt nicht ſicher ausgemacht. Canthariden mögen wol ſelten etwas nützen, eher allgemeine ſtärkende Mittel. Das Übel wird bei dieſem Verfahren wenigſtens bedeutend gemindert werden, und es verliert ſich mit dem Eintritte des Knabenalters, oder wenigſtens der Pubertät. Manchmal ſoll eine Incontinentia nocturna, bei Mädchen, durch die Verheirathung geheilt worden ſein. Die Kinder, bei denen das Übel anhält, haben meiſtens ein lymphatiſches Temperament, blondes Haar, ſtarkgefärbte Haut, weite Pupillen, ſie ſind häufig ſkrofulös, rhachitiſch, mit Hautausſchlägen behaftet. Natürlich iſt es nicht als Incontinentia urinae anzuſehen, wenn Kinder oder Erwachſene während der Nacht den Harn entleeren, weil ſie träumen, daß ſie wirklich dieſen Act vornehmen.

Iſt die eine oder die andere Art von Incontinentia urinae unheilbar, ſo muß den Übelſtänden, die mit dem beſtändigen Harnabfluſſe verbunden ſind, durch eine zweckmäßige mechaniſche Vorrichtung begegnet werden. Der eine Weg beſteht darin, daß man dem Ausfluſſe ein mechaniſches Hinderniß entgegenſetzt. So läßt man beim männlichen Geſchlechte einen Heftpflaſterſtreifen um die Ruthe legen, der die Harnröhre comprimirt; ein elaſtiſcher Ring wird ebenſo wirken. Oder man läßt von einem Gürtel eine elaſtiſche Feder ausgehen, deren Pelotte auf die Harnröhre an der Wurzel der Ruthe, oder beim weiblichen Geſchlechte auf die Mündung der Harnröhre drückt. Meiſtens aber werden ſolche Harnſperrer den Zweck nicht vollſtändig erreichen und zum Theil ſelbſt ſchädlich wirken, indem ſie zur Ausdehnung und Erſchlaffung der Blaſe Veranlaſſung geben können. Man muß daher gewöhnlich einen Harnrecipienten von Metall oder Caoutchouc in Anwendung ziehen, der den Harn, ſowie er ausfließt, aufnimmt. Beim männlichen Geſchlechte ſind dieſelben natürlich leichter in Stand zu ſetzen. (*Fr. Wilh. Theile.*)

IN CONTUMACIAM, in Folge und zur Strafe des Ungehorſams. Eigentlich heißt contumax der, welcher nach andern Leuten niemals fragt, fremden Willen und Befehl verachtet und ſich widerſpenſtig dagegen zeigt, und ganz von dieſer Idee geht auch die proceſſualiſche Rechtslehre aus, welche beſtimmt, daß namentlich wegen Nichtinnehaltung der für einzelne Proceßhandlungen beſtimmten Friſten, wegen des Nichterſcheinens vor Gericht, der Nichteingabe ſchriftlicher Erörterungen oder ſogenannter Erläuterungsſätze, Sachfälligkeit für den, welcher ſich dieſes Ungehorſams ſchuldig gemacht, eintreten ſolle. Um dieſer Sachfälligkeit und der damit verbundenen Verurtheilung in causa eine recht ſolenne Form zu geben, und doch zugleich beide Parteien in ihrem gegenſeitigen Be-

Digitized by Google

hältniſſe ſicher zu ſtellen, wurde ſchon längſt in mehr als einer teutſchen Provinzial-Proceßordnung ausdrücklich beſtimmt, daß der fragliche Ungehorſam gegen den proceßführenden Richter nicht eher zum Vortheile des andern Theiles dieſe Wirkung haben ſolle, als bis der letztere deshalb eine förmliche Ungehorſamsbeſchuldigung vor Gericht ausgeſprochen und ſchriftlich niedergelegt habe.

Von neuern Theoretikern und Sachwaltern iſt dieſe Beſtimmung ſo oft als eine leere Förmlichkeit bezeichnet worden, daß allmälig auch die neuere Proceßgeſetzgebung dieſe Anſicht angenommen, und das Ausſprechen der Ungehorſamsbeſchuldigung beſeitigt hat, in der Überzeugung, daß ſchon das Factum der Contumaz an ſich nicht nur die Sachfälligkeit ſelbſt conſtatiren, ſondern auch zur formellen Begründung ihrer Wirkungen hinreichen müſſe. Ob ſich aber hierdurch wirklich ein Fortſchritt der Proceßgeſetzgebung kund gemacht habe, oder nicht, dürfte vielem Zweifel unterliegen, während gegen den Satz, daß auch ungehorſame Vernachläſſigung blos formeller Proceßvorſchriften Sachfälligkeit herbeiführen müſſe, wenigſtens von allen denen Nichts wird eingewendet werden, die es aus Erfahrung wiſſen, wie nöthig für das gerichtliche Verfahren als ſolches eine ſtreng berechnete äußere Form und Feierlichkeit ſei *). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

Inconvertibilität, ſ. unt. Naturen in Christo.

Incopolitus, ſ. unt. Kloster.

INCORONATA (l'), auch Incoronate und Coronata genannt, 1) eine zum Kreiſe Zara gehörige dalmatiniſche Inſel, welche faſt nicht bebauet iſt, da ſie faſt ausſchließlich zu Viehweiden verwendet wird; ſie liefert eine grobe Gattung Schafwolle und viel Schaf- und Ziegenkäſe in den Handel; 2) ein aus lauter zerſtreuten Häuſern beſtehendes Dorf im Diſtricte und Kreiſe Zara, welches auf der gleichnamigen Inſel gelegen, zur Hauptgemeinde Sale, zu welchem Pfarrdorfe ſie auch eingepfarrt iſt, und zur Diſtrictsobrigkeit von Zara, von welcher Stadt es 20 Meilen entfernt iſt, gehörig. (*G. F. Schreiner.*)

INCORPORATION, 1) Theologie, ſ. Menschwerdung, 2) Jurisprudenz. Dieſes Wort bezeichnet nicht nur überhaupt die Einverleibung oder Vereinigung mit einem andern Ganzen, ſondern auch namentlich in der Rechtswiſſenſchaft die Aufnahme in irgend einen geſellſchaftlichen Verein, ſodaß die oberſte Gewalt dieſes Vereins von nun an auch Gebieter über das incorporirte Mitglied wird. Insbeſondere ſpricht man von der Incorporation einzelner Staaten oder Provinzen, wenn ſie Theile eines andern Staates werden, und nimmt hierbei darauf Rückſicht, daß dieſe Gebiete vorher ſelbſt ein eigenes Ganze gebildet haben. Ebendieſes letztern Umſtandes wegen geſchieht es auch häufig, daß incorporirte Provinzen ihre eigenthümliche Verfaſſung auch ferner beibehalten, und nur die oberſte Leitung derſelben an den Gebieter des Hauptſtaates übergeht. In dieſem Sinne wurde z. B. 1814 das Königreich Polen dem ruſſiſchen Reiche incorporirt. Doch kommt die Incorporation auch ohne dieſe Beibehaltung der alten Provinzialverfaſſung oder Gewährung einer neuen vor, beſonders wenn von kriegeriſch eroberten Provinzen, oder von kleinern Gebietstheilen die Rede iſt, und dann findet eine wirkliche Verſchmelzung der neu acquirirten Provinz mit dem Ganzen ſtatt, wobei oft Einführung einer und derſelben Geſetzgebung, Gerichtsſprache u. ſ. w. eine Hauptrolle ſpielen. Die Berechtigung zu dieſem ganzen Verfahren beruht theils auf Erbſchafts- oder Vertragsanſprüchen, theils auf dem Kriegsrechte.

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

INCORPORIREN (einverleiben), heißt 1) in der Metallurgie, Erze oder Metalle durch Schmelzung einem andern Erze oder Metalle beifügen, um entweder dadurch eine Abſonderung oder Scheidung fremdartiger Stoffe zu bewirken, oder auch zwei Metalle mit einander innig zu vermiſchen oder zu beſchicken. Die Legirung in Münzen iſt z. B. eine ſolche Incorporation. 2) In der Pharmacie bedient man ſich des Ausdrucks, wenn einem ſteifen, feſten, zähen oder trockenen Körper eine dünnflüſſige Subſtanz zugeſetzt wird, um dadurch eine Maſſe von beſtimmter Conſiſtenz zu erhalten. So ſetzt man z. B. den Pulvern, um eine Pillenmaſſe zu bekommen, ſo lange eine entſprechende Flüſſigkeit zu, bis der gehörige Grad von Steifigkeit erlangt iſt. (*Fr. Thon.*)

INCORPORIRTE LÄNDER (incorporirte Staaten), nennt man ſolche Staaten oder Provinzen, die einem andern Staate einverleibt, d. h. mit ihm für ein und daſſelbe Ganze erklärt worden ſind. Doch findet dieſe Incorporation auf eine doppelte Art ſtatt: entweder ſo, daß der einverleibte Staat auch der Verfaſſung und Verwaltung zufolge nur einen Theil des Hauptſtaates bildet, oder ſo, daß er ſeine eigene politiſche Organiſation beibehält oder empfängt, obſchon er unter der Leitung der im Hauptſtaate herrſchenden höchſten Gewalt ſteht. Im letztern Sinne bildete früher die Lauſitz einen incorporirten Theil der ſächſiſchen Lande, und noch jetzt iſt in gleicher Bedeutung das Fürſtenthum Neuſchatel dem preußiſchen Staate incorporirt. Grade in der zweiten Bedeutung kommt der Ausdruck: „incorporirte Lande" am häufigſten vor, und es wird den auf dieſe Art mit einem

*) Die ſächſiſchen Juriſten haben vorzugsweiſe ſich in älterer und neuerer Zeit mit Erörterung der auf die Wirkungen der Contumaz ſich beziehenden Rechtsfragen beſchäftigt, wie z. B. aus folgenden akademiſchen Abhandlungen hervorgeht: *C. H. Horn* — resp. *C. F. Seyfried* — de contumace non appellante (Viteb. 1703. 4.); *J. G. Krause* — resp. — *C. G. Hoffmann* de causis contumaciam excusantibus (Viteb. 1729. 4.); *C. H. Breuning* — resp. *W. T. C. Süsse* — quatenus senectus liberet a contumacia, si citatus non compareat (Lips. 1772. 4.) et *Ejusd.* — resp. *A. F. Richter* — an contumacia non comparentis fuit, ut a praeventione citatione exorta possit recedi? (Lips. 1775. 4.); *G. F. Kraus* — resp. *C. F. Wetzke* — quando accusatio contumaciae sit superflua aut frustranea, praef. in for. Saxon. (Viteb. 1776. 4.); ferner *H. G. Bauer*, Respons. jur. 79, quod sistit exceptiones a regula, contumacia non accusata haud nocet (Lips. 1808. 4.) und *L. Prasse*, De indole contumaciae in causis civilibus (Lips. 1829). Indeſſen iſt die Rechtslehre von der Contumaz auch aus dem Geſichtspunkte des gemeinen teutſchen Rechts häufig beſonders behandelt worden; wie z. B. noch neuerlich von J. J. Lauk in der kleinen Schrift über Ungehorſam in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten (Würzburg 1827.) und früher von J. C. Majer in der Abhandlung: De diversis legislationibus circa litis contestationem ob contumaciam rei aut pro negativa aut pro affirmativa habendam. (Tubing. 1808. 4.)

größern Staate vereinigten Gebieten dadurch ein gewiſſes Vorzugsrecht vor bloßen neu acquirirten Provinzen eingeräumt, welches nicht ohne praktiſche Nachwirkung für das Ganze bleibt. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

Incorrupticolae (Aphthardoketen), ſ. **Monophysiten.**

Incran, ſo viel als **Akra** (ſ. d. Art.).

Incrassantia, ſ. **Coagulantia** (1. Sect. 18. Th. S. 109) und **Pachyntica**.

INCRASSATI, nennt Latreille eine Familie der Infuſionsthiere, und begreift darunter die Gattungen Vibrio, Enchelis, Proteus und Volvox monos. (*R.*)

Incrassatio palpebrarum, ſ. **Pachyblepharon.**

INCREMENT, nennt man 1) in der Mathematik das, was zu einer veränderlichen Größe hinzu-, oder, ſofern das Increment negativ iſt, was davon hinweggedacht wird. Häufig nennt man eine ſolche Zu- oder Abnahme auch eine Differenz (vgl. dieſ. Art.) der Veränderlichen, doch wird letzteres Wort jetzt gewöhnlicher von den Veränderungen der abhängigen Variabeln (Functionen), Increment hingegen meiſtens nur von den Veränderungen der unabhängigen Variabeln gebraucht. (*Gartz.*)

2) In der Phyſiologie, ſ. Wachsthum, und

3) in der Rhetorik, ſ. Klimax.

Incroyable, ſ. unt. **Geck.**

INCRUSTATIONEN (Verſteinerungskunde). Mehre Gewäſſer ſetzen die in ihnen aufgelöſt enthaltenen Erden und metalliſchen Stoffe durch Verdunſtung ab und verurſachen Niederſchläge. Treffen dieſe Niederſchläge organiſche Körper, ſo bedecken ſie dieſelben mit einer Rinde, welche ſie vor weiterer Zerſtörung durch Verwitterung und Verweſung ſchützt, und die überall ziemlich gleich dicke Rinde läßt die Geſtalt des in ihr eingeſchloſſenen Körpers noch erkennen. Am häufigſten beſtehen die Niederſchläge aus kohlenſaurem Kalk (Kalktuff, Kalkſinter, Sprudelſtein), doch auch ſchwefelſaurer Kalk (Gyps), Kieſelerde (Kieſeltuff), gewäſſertes phosphorſaures Eiſen (Raſeneiſenſtein), Schwefeleiſen (Strahlkies) ꝛc. werden auf dieſe Weiſe niedergeſchlagen und bilden rindenartige Überzüge oder Incruſtationen. Es ſcheint, daß manche incruſtirte Körper im Laufe der Zeit in wirkliche Verſteinerungen ſich umwandeln. (*Germar.*)

Incubatio, ſ. **Tempelschlaf.**

Incube, Incubus, ſ. unt. **Hexe.**

INCUDINE, ein ziemlich bedeutendes Gemeindedorf (Commune) in dem nach dem Flecken Borgo Edolo benannten Diſtricte XVIII., im nördlichſten hochgebirgigen Theile der Provinz (Delegation Bergamo, am Ogliofluſſe oberhalb Edolo, der hier floßbar iſt, an der aus dem lombardiſchen Val Camonica nach dem Val di Sole Tyrols führenden Straße gelegen, von dem Hauptorte des Diſtrictes (Capoluogo del discretto) nur ¾ Stunde entfernt, mit einem Gemeindevorſtande, einer eigenen katholiſchen Pfarre, welche zum Biſthume Breſcia gehört, einer dem h. Mauritius geweihten katholiſchen Pfarr-, einer Aushilfskirche, einer Säge und den vier beſondern Contrade: Caſtellaſſo, Davelino, Doſſo und Legarino. (*G. F. Schreiner.*)

INCULPANT und INCULPAT. Wer einen Andern eines Verbrechens beſchuldigt, wird Inculpant genannt, der Beſchuldigte ſelbſt aber heißt Inculpat. Im ſtreng juriſtiſchen Sinne braucht man jedoch den letztern Ausdruck gegen den Beſchuldigten namentlich ſo lange, als nur blos die Generalinquiſition wider ihn ſtattfindet — das heißt, der Theil des Criminalproceſſes, in welchem überhaupt unterſucht wird, ob ein gewiſſes Verbrechen oder Vergehen verübt worden, und von wem dies geſchehen ſei, während von dem Augenblicke an, wo man bereits auf die Specialinquiſition übergegangen iſt, d. h. auf den Theil des Criminalproceſſes, wo unterſucht wird, ob und inwieweit ſich die beſtimmte verdächtige Perſon des fraglichen Verbrechens oder Vergehens wirklich ſchuldig gemacht habe — der Angeſchuldigte nicht mehr Inculpat, ſondern Inquiſit zu nennen iſt. Die Urſache zu dieſer ſtrengen Unterſcheidung beruht in den ehrenkränkenden Nachtheilen der Specialinquiſition als ſolcher, welche bekanntlich ſchon nach gemeinem teutſchen Rechte, und mehr noch nach dem herrſchenden Volksvorurtheile — dem übrigens ein durchaus nicht tadelnswerthes Point d'honneur zu Grunde liegt — Suspenſion von öffentlichen Ämtern, Ausſchließung von Zünften, Unfähigkeit, ein öffentliches, gültiges Zeugniß ablegen zu können und Ähnliches, faſt unabwendbar macht *). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

Incumba, ſ. **Impost.**

INCUNABELN nennt man gewöhnlich die Erzeugniſſe der Buchdruckerkunſt in der erſten Zeit ihrer Erfindung. Die Benennung ſtammt von dem lateiniſchen Worte Incunabula (Wiege), und hat ſich, obſchon ſie unrichtig iſt, durch den Sprachgebrauch geltend gemacht. Man könnte ebenſo gut Kinder in der Wiege ſelbſt Wiegen nennen. Bis jetzt hat man ſich noch nicht über das Jahr, mit welchem man die Reihe dieſer alten Drucke abſchließen ſoll, vereinigen können. Will man nach der allgemeinen Beſtimmung einiger Bibliographen [1]) den Grenzſtein in die Periode ſetzen, in welcher die Buchdruckerkunſt den erſten Grad ihrer Vollkommenheit erreicht hatte, ſo wird man ſich wieder mit der Beſtimmung dieſes erſten Grades der Vollkommenheit umſonſt abmühen. Die Annahme einer runden Zahl ſcheint daher der beſte Ausweg. Die meiſten Bibliographen ſchließen die Zeit der Incunabeln mit dem J. 1500 ab, doch ſcheint Andern [2]) eine Ausdehnung bis zum J. 1520 vortheilhaft, weil erſt um dieſe Zeit ſich die Kunſt in faſt allen Arten des Druckes verſucht hatte, und weil überhaupt um dieſe Zeit die Literatur eine ganz andere Richtung nahm. Andere Zeitbeſtimmungen, z. B. Schelhorn's (1517) [3]), Kaiſer's (1530) [4]), Uffenbach's (1533) [5]), Panzer's

*) Vgl. J. L. von Quiſtorp's Grundſätze des teutſchen peinlichen Rechts (Roſtock u. Leipz. 1794). §. 665. 674.

1) z. B. M. Schrettinger in ſeinem Verſuche eines Lehrbuchs der Bibliothekwiſſenſchaft (München 1829). 1. Bd. S. [illegible] 2) Wie S. Engel (Catalog. libror. rariss. [Bern. 1745]). 3) Anleitung für Bibliothekare und Archivare (Ulm 1791). 2. Bd. S. 2. 4) Über die Manipulation bei der Einrichtung einer Bibliothek (Baireuth 1790). S. 19. 5) In der Bibliotheca Uffenbachiana (Francof. 1729—1731). 4 Voll.

Digitized by Google

(1536)[6]), ſind zu willkürlich, als daß ſie als Norm angenommen werden könnten. Es wäre wol ſehr überflüſſig, hier die Vortheile und den Nutzen, welche die genauere Kenntniß der Incunabeln darbietet, anzurühmen, da dies alles dem Verſtändigen in die Augen fällt. Zuvörderſt dient die Incunabelnkunde zur Erläuterung der Geſchichte der Erfindung ſelbſt und ihrer allmäligen Fortſchritte; ferner iſt ſie (wenn ſie nicht zum todten Mechanismus oder zur antiquariſchen Speculation herabgewürdigt wird) zugleich die Kenntniß der Literatur des 15. Jahrh., das den beiden folgenden Jahrhunderten das Material lieferte, welches geiſtreiche Männer zur wahren, ins Leben übergehenden Wiſſenſchaft verarbeiteten.

Die Zahl der alten Drucke des 15. Jahrh. mag ſich auf 15,000 belaufen, aber kaum der zehnte Theil derſelben hat größern wiſſenſchaftlichen Werth. Selten ſind alle, theils weil die frühern Drucker kleinere Auflagen machten, als es jetzt gewöhnlich iſt (ſo machten Sweynheim und Pannartz zu Rom keine größeren Auflagen, als zu 275 Exemplaren[7]), theils durch das Verſchwinden der meiſten Exemplare im Laufe mehrer Jahrhunderte durch Krieg, Brand, Verſchleuderung und andere feindliche Schickſale (habent sua fata libelli!). Am ſeltenſten ſind jedoch 1) die früheſten Verſuche kurz nach der Erfindung (die xylographiſchen Werke rechnen wir nicht hierher, weil ſie Erzeugniſſe der Holzſchneidekunſt und nicht der eigentlichen Buchdruckerkunſt ſind (ſ. d. Art. Xylographische Werke), 2) die erſten Drucke jedes Landes und jeder Stadt, 3) die Arbeiten von ſolchen Druckern, von denen wir mit Beſtimmtheit wiſſen, daß ſie geringere Auflagen machten, als die übrigen, z. B. H. Bechtermünze zu Eltvill (1467), Ad. Rot zu Rom (1471), Alb. Kunne zu Memmingen (1482), Arnold von Brüſſel zu Neapel (1472), 4) Pergamentdrucke aus den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrh. (in den erſten Jahrzehnten ſind die Papierdrucke oft ſeltener), 5) Werke mit beſonders künſtlichem oder ungewöhnlichem Drucke, z. B. die mit Capitälchen gedruckten griechiſchen Claſſiker (Anthologie, Apollonios von Rhodos, Kallimachos, Euripides und die Gnomiker) aus der Officin des Fr. de Alopa zu Florenz (1494—1496), 6) die erſten Ausgaben (editiones principes) der griechiſchen und römiſchen Claſſiker überhaupt, deren wiſſenſchaftlicher Werth ebenſo groß iſt, als ihre Seltenheit. Viele werden ſogar den Handſchriften gleich geachtet (z. B. *Cicero* de officiis (Mog. 1465. fol.). *Ciceronis* Epistolae (Gubbiac. 1467. fol.) *Gellius* (Rom. 1469. fol.). *J. Caesar* (Rom. 1469. fol. etc.), 7) die Drucke, welche von den Liebhabern oder von den ſogenannten Büchertollen (Bibliomanen) geſucht werden; hierher gehören die Drucke berühmter Officinen (Aldus, Giunti, Jenſon), die Drucke mit Holzſchnitten, Kupferſtichen ꝛc.

Wir beſitzen bis jetzt noch kein beſonderes Werk über die Kenntniß und die Behandlung der Incunabeln, auch geben die bibliographiſchen Handbücher keine genügende Auskunft. Der Unterzeichnete verſucht es daher, die Notizen, die ihm ſeine eigene Erfahrung darbot, kurz zuſammenzuſtellen und nach den Hauptmomenten zu ordnen:

1) Material. Man druckte Anfangs meiſt auf Pergament, ſpäter faſt ausſchließend auf Papier, da bei der zunehmenden Menge der Bücher das Pergament zu theuer wurde. Man unterſcheidet vier Arten Pergament: Kälberpergament iſt das dichteſte und kann am beſten zubereitet werden; es iſt auf beiden Seiten gleich weiß. Man gebrauchte es gewöhnlich für Foliobände. Pergament von todtgeborenen Lämmern iſt außerordentlich dünn und glänzend weiß; man kann es zu dem kleinſten Format gebrauchen. Pergament von Lämmern, welche gelebt haben, iſt auf der einen Seite ſehr weiß und blendend ſchön, auf der andern Seite aber mit bläulichten und ſchwärzlichten Flecken überſäet. Schafpergament iſt leicht daran zu erkennen, daß es auf der Haarſeite abſcheulich gelb iſt. Die Drucker Teutſchlands, Frankreichs und der Niederlande bedienten ſich gewöhnlich des Kälberpergaments, die italieniſchen Drucker zogen das Pergament von todtgeborenen Lämmern, oder auch von ſolchen, die gelebt haben, vor, und zwar gebrauchten ſie das letzte für größere und das erſte für kleinere Formate[8]). Das Papier iſt in den Incunabeln durchgängig ſtark und weiß, und läßt den kräftig ſchwarzen Druck angenehm in die Augen ſpringen. Ein geübtes Auge wird zwar oft das Papier verſchiedener Länder unterſcheiden und erkennen, aber Schlüſſe darf man ebenſo wenig darauf bauen, als auf die Papierzeichen, von welchen weiter unten die Rede ſein wird.

2) Format. Die erſten Bücher waren Folio; das erſte Buch in Quart iſt der Vocabularium ex quo (Eltarill. 1467)[9]), wenn wir die Donate und andere kleinere Verſuche aus den erſten Jahren der Erfindung nicht hierher rechnen wollen, das erſte im kleinſten Format (32) iſt das Officium Beatae Mariae Virginis (Ven. 1474); Bände in Octav und Duodez gab es ſchon um das J. 1470. Man hat ſich oft nach einem untrüglichen Unterſcheidungsmittel umgeſehen, um das Format der Bücher zu beſtimmen; die Lagen (cahiers) und die Blattzeichen, welche auch in den älteſten Incunabeln fehlen, ſind keine ſichern Führer. Die einzigen zuverläſſigen Merkmale ſind die Papierzeichen (filigrane), die Zeichen der Papierfabrik, welche in dem ältern Papiere in der Mitte des ganzen Bogens, in dem neuern in der Mitte des einen halben Bogens befindlich ſind, und die Waſſermarken (pontuseaux, Watermarks), die das Papier durchziehenden Linien. Iſt das Papierzeichen auf älterem Papiere im Bunde des Buchs, ſo iſt dieſes Folio, iſt es zur Hälfte im Bunde und zur Hälfte an dem obern Rande

6) In ſeinen Annales typographici, von welchen weiter unten die Rede ſein wird. 7) Wie aus ihrer Anzeige in dem fünften Bande der Glossa *Nicolai de Lyra* in V. et N. T. (Rom. 1472. fol.) hervorgeht; dieſe in mancher Beziehung merkwürdige Anzeige findet man auch in Serna-Santander's Dictionnaire bibliographique. Vol. I. p. 129—135.

8) (*J Vanpraet*) Catalogue des livres imprimés sur velin de la bibliothèque du Roi. Vol. I. p. X. XI. 9) Der Cicero de officiis (Mog. 1465), welchen man gewöhnlich als das erſte Buch in 4. angibt, iſt klein Folio.

des Bandes durchſchnitten, ſo iſt das Buch in Quart, iſt es auf der obern Vorderecke des Bandes auf vier Blättern vertheilt und durchſchnitten, ſo iſt das Buch in Octav. Findet ſich das Papierzeichen auf der Mitte des einen halben Bogens bei neuerem Papiere, ſo iſt das Buch Folio, iſt der Bogen aber zuſammengelegt, ſo findet ſich das Papierzeichen im Bunde, und zwar bei Quart in der Mitte und bei Octav mehr oder weniger nach dem obern Schnitte hin, und iſt oft durchſchnitten. Die Waſſermarken laufen bei Folio und Octav ſenkrecht, bei Quart und Duodez horizontal.

3) Lettern. Die Lettern in den älteſten Drucken ſind die gothiſchen (lettres gothiques, black letter); ſpäter werden die runden römiſchen Lettern (lettres rondes) gewöhnlich und beſonders in Italien die herrſchenden. Griechiſche Lettern finden ſich zuerſt in einzelnen Wörtern und zwar in Holz geſchnitten im Cicero de officiis (Mog. 1465. fol.) und im Lactantius (Gubbiac. 1465. fol.), das erſte mit gegoſſenen Lettern gedruckte griechiſche Buch iſt *Lascaris* Grammatica graeca (Mediol. 1476. 4.). Eine eigene Gattung iſt die große Schrift, welche man bei Meßbüchern und Pſaltern gebrauchte, man nennt ſie gewöhnlich Miſſaltypen (lettres de forme, lettres de somme) [10]). Die größern Anfangsbuchſtaben (initiales) wurden gewöhnlich nicht eingedruckt, ſondern in andern Farben (meiſt roth) eingeſchrieben. Dieſes war die Arbeit der Rubricatoren und geſchah oft lange nach dem Drucke des Buches; daher fehlen häufig dieſe Anfangsbuchſtaben in den Incunabeln. Oft ſind die Initialen in Gold, und koſtbar und kunſtreich verziert. Auch im Contexte finden ſich viele mit rother oder blauer Farbe eingetragene Anfangsbuchſtaben, oft ſind auch die gedruckten mit rother oder blauer Farbe durchſtrichen.

4) Signatur und Cuſtoden. Signatur (Blattzeichen) nennt man das Zeichen, welches die Buchdrucker unten auf die Vorderſeite des Blattes ſetzen, um bei dem Einbinden Verwirrung zu vermeiden. In den alten Drucken brauchte man dazu gewöhnlich die Buchſtaben des Alphabets, und wenn in dem Werke mehr Lagen ſind, als das Alphabet Buchſtaben zählt, ſo vervielfacht man die Anzahl der Buchſtaben, ſo lange es nöthig iſt. Das erſte mit Gewißheit bekannte Buch, welches Signaturen hat, iſt *J. Nideri* Praeceptorium divinae legis (Colon. J. Koelhof. 1472. fol.). Undatirte Drucke alſo, welche mit Signaturen verſehen ſind, können nicht wol in ein früheres Jahr geſetzt werden, als in das angegebene. Cuſtoden (réclames, catchwords, richiami) nennt man das unter der letzten Linie jeder Seite ſtehende Wort, welches auf die nächſtfolgende Seite hinweiſt, und auf dieſer das erſte Wort iſt. Der Gebrauch der Cuſtoden iſt ſehr alt; ſie finden ſich ſchon in Handſchriften. In den gedruckten Büchern kommen ſie zuerſt um das J. 1470 vor.

5) Columnen, Blattzahlen, Seitenzahlen, Ziffer. Laufen die Zeilen ununterbrochen durch die Breite der Seite durch, ſo nennt man dieſes einen Druck mit auslaufenden Zeilen (à lignes entières, à longues lignes); ſind aber die Zeilen getheilt, ſodaß ein weißer Raum ſie in der Mitte durch die ganze Länge des Blattes theilt, ſo heißt die Incunabel ein Buch mit Columnendruck. In Foliobänden iſt der Columnendruck der vorherrſchende. In den früheſten Drucken findet man keine fortlaufende zählende Bezeichnung der Blätter. I. Terhörnen gebrauchte ſie zuerſt in dem Büchlein Sermo ad populum praedicabilis (Colon. 1470. 4.). Man bezeichnete aber nur die Blätter (feuilles chiffrées). Die Bezeichnung der Seiten (pages) beginnt erſt viel ſpäter [11]). Die Seite des Blattes, auf welcher die Zahl ſteht, nennt man die Stirnſeite (folio recto), die andere Seite aber die Rückſeite (folio verso). Dieſe Zahlen ſind in der früheſten Zeit mit den römiſchen Zahlzeichen ausgedrückt, die arabiſchen Ziffern wurden zuerſt, obgleich in ſehr unvollkommener Form, von Therhörnen zu Cöln angewendet (um 1470), Leonard Hol zu Ulm verbeſſerte ſie (in ſeiner Ausgabe des Ptolemäus 1482) und Widman und Kachelofen brachten ſie gegen das Ende des 15. Jahrh. zu der Form, die wir heutzutage mit mehr oder weniger großer Verſchönerung anwenden [12]).

6) Schlußſchrift. Titel. Die älteſten Incunabeln haben keine Titelblätter, ſondern am Ende eine Schlußſchrift (date, Colophon), in welcher gewöhnlich der Name des Druckers, ſowie der Ort und das Jahr des Druckes angegeben ſind. Häufig fehlt eine dieſer Bezeichnungen, oft alle. Dadurch kommen die Bibliographen in große Verlegenheit, denn man hat bis jetzt noch kein ganz ſicheres Mittel gefunden, den Drucker und den Ort und die Zeit des Druckes eines ſolchen Buches auszumitteln. Die völlige Gleichheit der Typen würde beweiſend ſein, wenn man die Behauptung, daß ein Schriftgießer oft für mehre Drucker goß, widerlegen könnte. In den erſten Jahrzehnten ſcheint jedoch jeder Drucker ſeine Lettern ſelbſt gegoſſen zu haben, aber ahmte der jüngere Drucker nicht den Meiſter, bei welchem er die Kunſt erlernte, nach? Die Papierzeichen ſind ein noch beiweitem unſichereres Kriterium, denn verſchiedene Drucker konnten in ganz verſchiedener Zeit aus einer und derſelben Fabrik ihren Papierbedarf beziehen [13]). Ein anderes Mittel, welches ein Bibliograph angab [14]), nämlich aus den Titelverzierungen und Emblemen auf den Dru-

10) Eine Claſſification der Typen in den Drucken der mainzer Preſſen hat G. Fiſcher (Typogr. Seltenh. III, 61—74) verſucht.

11) Cf. *M. de Marolles*, Recherches sur l'origine et le premier usage des registres et des signatures (Par. 1783). *Serna-Santander*, Mémoire sur l'origine et le premier usage des signatures et des chiffres (Bruxell. 1795; auch im fünften Bd. des Katalogs ſeiner Bibliothek [Brüſſel 1803]). Teutſch in G. Fiſcher's Typographiſchen Seltenheiten (Nürnb. 1804). 5. Bd. S. 1—52. 12) G. Fiſcher's Typograph. Seltenh. 2. Bd. S. 82. 83. 13) G. Fiſcher (Typograph. Seltenh. VI. 157—174) und J. Koning (Verhandeling over den Oorsprong, de Uitvinding, Verbetering and Volmaking der Boekdrukkunst [Haarl. 1816]) liefern mancherlei Notizen über Papierzeichen; der Letztere baut jedoch eine unhaltbare Hypotheſe darauf. 14) Von einem Hilfsmittel, Schriften, die ohne Ort und Drucker erſchienen ſind, in Anſehung dieſer Umſtände näher zu beſtimmen (o. O. 1790).

Digitized by Google

cker zu ſchließen, iſt erſt in ſehr ſpäter Zeit anwendbar. Titelblätter mit genauer Angabe beginnen erſt mit dem J. 1485. Nicht ſelten finden ſich Fehler in den Schlußſchriften, und man war manchmal ſogar ſo unvorſichtig, Schlüſſe darauf zu bauen. So iſt z. B. das Reformato-ium vitae morumque et honestatis clericorum, welches die Schlußſchrift (Baſel. M. Furter. 1444. MCCCCXLIV.) rägt, offenbar vom J. 1494 (MCCCCXCIV.). Als das erſte Druckdenkmal mit der Jahresangabe iſt der Ablaßbrief von 1455; als das erſte aber mit vollſtändiger Schlußſchrift das Psalterium (Mog. 1457. fol.) anzuſehen. Inhaltsverzeichniſſe und ſonſtige Zugaben ſtehen gewöhnlich in den alten Drucken mit beſonderer Signa-ur voran und man nennt ſie deshalb Vorſtücke (pièces préliminaires).

7) Verzierungen. Wir rechnen hierher ſowol ie mit dem Buche entſtandenen und zu ihm gehörenden Holzſchnitte und Kupferſtiche, als auch die zufällig von unſtreicher Hand zugefügten Malereien und Miniaturen. Das erſte Buch, worin ſich Kupferſtiche befinden, iſt Antonio's da Siena Monte Santo di Dio (Firenz. 1477. ol.); Holzſchnitte finden ſich weit früher, und zwar die eſten in teutſchen und italieniſchen Drucken. Die Künſt-er haben ſich oft durch einige Buchſtaben oder andere eichen erkennbar gemacht. Eine Zuſammenſtellung der-lben findet man in J. Heller's Geſchichte der Holzſchneidekunſt (Bamb. 1823).

Zum Schluſſe dieſer kurzen Überſicht ſtehe hier für ene, welche ſolche Studien anſprechen, ein Verzeichniß er vorzüglichſten Kataloge und Beſchreibungen alter Drucke, die jedoch keineswegs auf Vollſtändigkeit Anruch macht.

Die erſte allgemeine Überſicht gab M. Maittaire Annales typographici ab artis inventae origine ada. 557. [Hag. Com. 5 Tom. in 9 Vol. 4.] mit dem dazu ehörenden Supplementum von M. Denis [Vindob. 789. 4.]); er beſchränkte ſich nicht auf todte Nomencla-ur, ſondern gab auch treffliche Nachrichten über die Drucker, Verfaſſer ꝛc., ſowie manche eigene Forſchungen ber die Geſchichte der Buchdruckerkunſt; es fehlt aber em Werke an Ordnung und an einem durchgeführten lane. An bibliographiſcher Genauigkeit und an ſyſtema-iſcher, verſtändiger Ausführung übertrifft ihn beiweitem i. W. Panzer (Annales typographici ab artis inentae origine ad annum MDXXXVI. [Norimb. 1793 -1803. 11 Voll. 4.]). Das neueſte hierher gehörende Werk on L. Hain (Repertorium bibliographicum, in quo bri omnes ab arte typographica inventa usque ad nn. MD typis expressi ordine alphabetico recen-entur [Stuttg. 1826—31.] 3. Voll.) iſt bis jetzt noch cht beendigt. Eine vortreffliche Auswahl mit inhalts-ichen Bemerkungen gab Serna-Santander (Dictionnaire ibliographique choisi du quinzième siècle [Brux. 305—7.] 3 Voll.); zur Kenntniß der niederländiſchen nd ſpaniſchen Incunabeln liefert er die beſten Beiträge. in beſonderes Werk über die teutſchen Incunabeln gab i. W. Panzer (Annalen der ältern teutſch. Literat. [Nürnb. 788—1805. 4.] 3 Bde.). So unvollſtändig und unzuverläſſig oft dieſes Verzeichniß iſt, ſo dient es doch in dieſem weiten Felde zum Führer, und es wäre ſehr zu wünſchen, wenn wir auch über die Nationalliteraturen anderer Völker ſolche Werke beſäßen[15]).

Nach dieſen allgemeinen Werken nehmen die Verzeichniſſe der alten Drucke, welche ſich in großen Bibliotheken befinden, die erſte Stelle ein und ſind gewöhnlich, da ſie nach eigener Anſicht gefertigt wurden, die zuverläſſigſten Wegweiſer. Wir nennen hier nur die bekannteſten von Pl. Braun (Notitia historico-literaria de libris ab artis typographicae inventione usque ad ann. 1500 impressis in bibliotheca monasterii ad SS. Walricum et Afram Augustae extantibus [Aug. 1788—89. 4.] 2 Voll.), M. Denis (Merkwürdigkeiten der Garelliſchen Bibliothek [Wien 1780. 4.), Th. F. Dibdin (Bibliotheca Spenceriana or a descriptive catalogue of the books printed in the 15th century in the library of *G. J. Karl Spencer* [Lond. 1814—15] 4 Voll.), G. Fiſcher (Beſchreibung typographiſcher Seltenheiten [Mainz u. Nürnb. 1800—1804] 6 Lieferungen), F. Foſſi (Catalogus codicum saeculo XV. impressorum, qui in publica bibliotheca Magliabechiana Florentiae adservantur (Flor. 1793.] 3 Voll. fol.), J. G. Geßner (Verzeichniß der von 1500 gedruckten, auf der öffentlichen Bibliothek zu Lübeck befindlichen, Schriften [Lüb. 1782. 4.] 2 Bde.), F. Gras (Verzeichniß typographiſcher Denkmäler aus dem 15. Jahrh., welche ſich in der Bibliothek des regulirten Chorherrenſtiftes des heil. Auguſtin zu Neuſtift in Tyrol befinden [Brix. 1789. 4.]), J. M. Helmſchrott (Verzeichniß alter Druckdenkmale der Bibliothek des Stiftes zum heil. Mang in Füßen [Ulm 1790. 4.]), P. Hupfauer (Druckſtücke aus dem 15. Jahrh., welche ſich in der Bibliothek des Chorſtiftes Beuerberg befinden [Augsb. 1794.]), F. X. Laire (Index librorum ab inventa typographia ad ann. 1500 [Senonis 1791.] 2 Voll.), Ch. G. Schwarz, (Index quorundam librorum saeculo XV. impressorum [Norimb. 1727.] 3 Partt.), G. Seemilleo (Bibliothecae academiae Ingolstadiensis incunabula seu libri ante ann. 1500 impressi [Ingolst. 1787—89.] 4 Voll.) und A. Strauß (Monumenta typographica, quae extant in bibliotheca colleg. Canon. regul. in Rebdorf [Eichstad. 1787. 4.]). Ferner ſind ſehr brauchbar die Verzeichniſſe der Incunabeln einzelner Länder und Städte.

Teutſchland hat die meiſten literariſchen Hilfsmittel in dieſer Beziehung aufzuweiſen; wir nennen ſie nach alphabetiſcher Ordnung der Städte. Augsburg (G. W. Zapf's Augsburgs Buchdruckergeſchichte [Augsb. 1786. 4.] 2. Bde. Die übrigen Städte Schwabens behandelt Zapf in ſeiner Buchdruckergeſchichte Schwabens [Ulm 1791.]); Bamberg (Pl. Sprenger's Äl-

15) Über die erſten hebräiſchen Drucke geben die Werke J. B. Roſſi's (De hebraicae typographiae origine ac primitiis [Parm. 1776. Erlang. 1778. 8.]; Annali ebreo-tipografici [Parm. 1780. 4.]; Annali ebreo-tipografici di *Sabioneta* [Parm. 1780], Lat. von J. F. Roos [Erlang. 1783]; De typographia hebraica Ferrariensi [Parm. 1780. Erlang. 1781]) Auskunft.

Digitized by Google

teſte Buchdruckergeſchichte von Bamberg [Nürnb. 1800. 4.); Leipzig (*J. H. Leichii* De origine et incrementis typographiae Lipsiensis liber [Lips. 1740. 4.]); Lübeck (J. H. Seelen's Nachricht von dem Urſprunge und Fortgange der Buchdruckerei in Lübeck [Lüb. 1740. 4.]); Mainz (*St. A. Würdtwein*, bibliotheca Moguntina [Aug. Vind. 1787. 4. G. W. Zapf's Älteſte Buchdruckergeſchichte von Mainz [Ulm 1790.]); Nürnberg (G. W. Panzer's Älteſte Buchdruckergeſchichte Nürnbergs [Nürnb. 1789. 4.]); Speier (C. Ch. Baur's Nachricht von den erſten Druckern in Speier [Speier 1764.]); Wien (*X. Schier*, Commentatio de primis Vindobonae typographis [Vindob. 1774. 4.]; M. Denis, Wiens Buchdruckergeſchichte bis 1560 [Wien 1782. 4.]. Nachtrag [Wien 1793. 4.]).

Italien. Allgemeinere Werke lieferten J. B. Audiffredi (Catalogus hist. criticus editionum Italicarum saec. XV. [Rom. 1794. 4.] unvollendet) und M. Boni (Lettere sui primi libri a stampa di alcune citta e terre dell' Italia superiore [Venez. 1794. 4). Die einzelnen Städte, deren Officinen näher beſchrieben wurden, ſind Ferrara (*G. Baruffaldi*, Saggio della tipografia Ferrarese [Ferrar. 1777.]); Mantua (*L. C. Volta*, Saggio storico-critico sulla tipografia Mantovana del secola XV. [Vineg. 1786. 4.]); Neapel (*L. Giustiniani*, Saggio storico-critico sulla tipografia de regno di Napoli [Nap. 1793. 4.]. *V. Fineschi*, Notizie storiche sopra la stampa di Ripoli [Firenz. 1781.]); Parma (*J. Affo*, Saggio di memorie su la tipografia Parmenze [Parm. 1791. 4.]); Rom (*F. X. Laire*, Specimen historicum typographiae Romanae XV. saeculi [Rom. 1778.], *J. B. Audiffredi*, Catalogus historico criticus romanarum editionum saeculi XV. [Rom. 1783. 4.]); Venedig (*D. M. Pellegrini*, Della prima origine della stampa di Venezia [Venez. 1794.]); Vicenza (*G. M. Faccioli*, Catalogo raginato de' libri stampati in Vicenza [Vicenz. 1796.]).

Frankreich. Paris (*A. Chevillier*, l'origine de l'imprimerie à Paris [Par. 1694. 4.], *W. Parr. Greswell*, Annals of Parisian typography [Lond. 1818.]).

Niederlande. *J. Visser*, Uitrinding der Boekdrukkunst, met eene lyst der boeken in de Nederlanden gedruckt voor't Jaar 1500 (Amst. 1767. 4.).

Spanien. *R. D. Caballero*, De prima typographiae Hispanicae aetate specimen (usque ad ann. 1500, Rom. 1793. 4.).

England. *C. Middleton*, Dissert. concerning the origin of printing in England (Cambridge 1735. 4.); *E. Rowe Mores*, Dissert. upon english typographical founders and founderies (Lond. 1776); *J. Ames* and *W. Herbert's* typographical antiquities (Lond. 1785. 4.) 3 Voll. N. E. by *Th. F. Dibdin* (Lond. 1810—20. 4.) 6 Voll.

Schweden. *J. Olai Alnandri*, Historiola artis typographicae in Suecia (Rostoch. 1725. 4.)

Polen. *J. D. Hoffmann*, De typographiis in Polonia et Lithuania (Dantisc. 1720. 4.).

Den Beſchluß mögen die Annalen einzelner berühmten Officinen machen. Hierher gehören G. Fiſcher's Essai sur les monumens typographiques de J. Gutenberg (Mayence 1802. 4.); A. A. Renouard's Annales de l'imprimerie des Alde (Par. 1803.) 2 Voll. Supplement (Par. 1812). (Eine ſehr vermehrte neue Ausgabe des ganzen Werkes [Par. 1825. 3. Voll.]), A. M. Bandini's unvollendetes Werk De Florentina juntarum typographia ejusque censoribus (Lucae 1791. 2 Voll.), und G. Sardini's Esame sui principi della francese ed italiana tipografia, ovvero storia critica di *Nic. Jenson* (Lucca 1796—98). 3 Partt. fol. (*Ph. H. Külb.*)

Incurvatio, ſ. Krümmung.

Incus (der Amboß), ſ. unt. Ohr.

INCUSI, sc. numi, nennt man diejenigen alten römiſchen Münzen und vorzüglich die der ſpätern Kaiſerzeit angehörigen, welchen der Avers oder Revers fehlt, und auf welchen das Gepräge auf der einen Seite ſich erhaben, auf der andern aber vertieft zeigt, wie dies bei den Bracteaten und ſelbſt bei altgriechiſchen Münzen der Fall zu ſein pflegt. Übereilung beim Prägen erzeugte den Fehler. Vgl. *A. Mariotti*, Commentariol. de numo Neptuni argenteo incuso (Rom. 1762). Schulze, Anleitung zum älteren Münzweſen S. 64.

(*G. M. S. Fischer.*)

INDACO oder L'Indaco, 1) Francesco, der jüngere Bruder des folgenden, wird von Vaſari als ein guter Maler und zugleich als guter Bildhauer (Bildformer), Holzſchneider geſchildert. Man rühmt von ihm beſonders ein mit erhabenem Schnitzwerk gearbeitetes Käſtchen mit vielen Verzierungen, welches die Erzherzogin Margarethe von Öſterreich beſeſſen haben ſoll. Ferner verfertigte er zu der Ehrenpforte, welche man dem Herzoge Alexander zu Clenzzo errichtete, viele Malereien und erhabene Arbeiten, welche überaus geſchätzt wurden nnd ſeinen Namen verherrlichten. Überhaupt rühmte man ſeine Basreliefs der innern Zartheit und der ſchönen Zeichnung wegen.

2) Jacopo, ein florentiner Maler aus der Schule des berühmten Domenico Ghyrlandajo, geb. gegen 1470, geſt. 1538. Über ſeine Arbeiten herrſchen verſchiedenartige Urtheile, indem er von einer Seite als ein höher ſtehender und andererſeits wieder als ein Künſtler von wenigem Rufe geſchildert wird. Die Kunſtgeſchichte weiß im Allgemeinen nicht zu viel von ihm, auch ſind die von ihm unmittelbar geſchaffenen Werke ſo wenig bekannt, daß wol nur mit Unſicherheit darüber geſprochen werden kann. Lanzi erzählt, daß Indaco von ſeinem frühern Mitſchüler M. A. Buonarotti nach Rom, wo auch Pinturicchio beſchäftigt war, beſchieden worden ſei, um für ihn oder mit ihm in der Sixtiniſchen Kapelle zu arbeiten, daß aber nach eingetretenen Misverhältniſſen zwiſchen beiden Indaco ſich von ihm getrennt habe. Da zu wenig Arbeiten dieſes Künſtlers bekannt ſind, ſo ſind ſchon deshalb mancherlei Irrungen entſtanden, indem z. B. des Jacopo Carrucci (genannt Pontormo) Arbeiten oft mit

Digitized by Google

enen verwechſelt worden. Eine im großartigen Styl
ollendete Compoſition, die Geburt Johannes des Täu-
ers darſtellend, welche von Julio Bonaſone geſtochen und
n Bartſch (Peintre-Graveur No. 76) aufgeführt iſt,
ourde wegen der Inſchrift: Jacobus Florentinus inven-
or und ſelbſt nach Heinecke für ſeine Compoſition ange-
ehen, aber von Lanzi für ein Werk des Jacopo Carrucci,
enannt Pontormo, erklärt. Dieſes gilt auch von der
hönen Compoſition Vertumnus und Pomona *), wovon
n zwar ziemlich verdorbenes Frescobild in der Villa
afael's bei Rom iſt. Von dieſer Compoſition, bei der
weifelhaft bleibt, ob ſie von Indaco herrührt, gibt es
nen ältern Kupferſtich in Querfolioformat, welcher be-
ichnet iſt: I.F. FIORENT. OREF.F. MDXLII.
artsch, Peintre-Graveur Vol. XV. p. 502, ein
latt, welches in der Arbeit einiges dem Enea Vico Ver-
andte hat. Von Heinecke eignete dem Indaco noch eine
ompoſition zu, wovon ein trefflicher und zarter Holz-
hnitt in der königl. Kupferſtichgalerie zu Dresden vor-
anden; dieſes Blatt hat viel Eigenthümliches in ſeiner
nern Anordnung, wie auch in der Zeichnung der äußern
ormen; es ſpricht ſich darin der Charakter von Man-
gna, oder deſſen Schule und Zeitgenoſſenſchaft, aus. Der
egenſtand iſt eine allegoriſche Darſtellung aus der römi-
hen Geſchichte. „Eine junge Frau mit einem Anker in
r Rechten ſitzt links unter einem Baume; ihre Linke
gt ſie auf das Haupt eines Knaben. Neben ihr ein
ann mit Midasohren, welchem zur Seite ein kräftiger
eld ſteht, in deſſen Nähe ein anderer bei einem Pferde
nen Caduceus und einen Dreizack hält. Vor ihm nach
echts eilt ein Jüngling, zwei raſche Pferde zu bändigen;
f dem erſten derſelben ſchlägt ein kräftiger Held, deſſen
elm durch eine Neptunspique geziert iſt, mit einem An-
r auf einen ſich zu ſeinen Füßen krümmenden Drachen
s. Rechts die Statue einer Roma. Oben darüber:
STORIA ROMANA“. Unten bei einem Baumſtamme
e Worte: Opus Jacobi. Das Blatt iſt 14½ Zoll breit
d 10 Zoll 9 Linien hoch. Bei aller Achtung für Hei-
cken's gründliche Gelehrſamkeit könnte man doch dieſes
latt vielmehr dem Schüler Bellini's, Jacopo Mon-
gnana, zueignen, weil der ſtrengere Styl der ältern
mbardiſchen Schule ſich ſo ſehr darin ausſpricht. Das
latt ſelbſt iſt zu den Seltenheiten zu zählen, da über-
upt von ältern italieniſchen Holzſchnitten wenig vor-
mmt. (*Frenzel.*)

Indafiöll, ſ. **Idavöllr.**

INDAGINE (ab) oder vom **Hagen** (Johannes).
nter dieſem Namen ſind zwei Schriftſteller bekannt, die
an nicht mit einander verwechſeln darf. Der eine,
chſt wahrſcheinlich aus der auf dem Eichsfelde angeſeſ-
nen und noch jetzt exiſtirenden adeligen Familie vom
agen, war um das J. 1415 geboren, ſtudirte zu Er-
rt, und wurde, aus frühzeitig in ihm erwachter Liebe
einem religiöſen, beſchaulichen Leben, bewogen, in den
arthäuſerorden zu treten, welchen Entſchluß er auch zu
rfurt im J. 1440, dem 25. ſeines Alters, ausführte.
Wie er ſchon vorher begonnen hatte, fuhr er hier fort, fleißig zu ſtudiren, und da er hierzu einen Theil der Nacht verwandte, wozu das Licht, das ihm, nach der ſtrengen und knappen Kloſterordnung, in ſeine Celle gegeben wurde, nicht hinreichte, ſo ſparte er die Butter und das Fett, das ihm zur Speiſe gegeben wurde, um es anſtatt des Öls in der Lampe zu brennen. Indeſſen erwarb er ſich durch ſeine Gelehrſamkeit und Frömmigkeit unter ſeinen Ordensbrüdern ſolche Achtung, daß er nach einigen Jahren zum Procurator, und endlich 1457 zum Prior der erfurter Carthauſe erwählt wurde, wiewol er ſich ſehr bemühte, dieſe Ämter von ſich abzulehnen, da er befürchtete, durch die damit verbundene Sorge für die Ökonomie des Kloſters, in ſeinen Studien und geiſtlichen Übungen verhindert zu werden. Indeſſen that er doch ſeinen Amtspflichten vollkommen Genüge; beſonders glückte es ihm als Prior, verſchiedene Streitigkeiten des Kloſters mit ſeinen Nachbarn vortheilhaft beizulegen; auch verbeſſerte er die Gebäude des Kloſters, und brachte daſſelbe überhaupt in vorzügliche Aufnahme. Nachdem er das Priorat drei Jahre bekleidet hatte, legte er es 1460 nieder [1]), um ſich wieder in die Stille ſeiner Celle zurückzuziehen; allein die vorzügliche Geſchicklichkeit, die er in ſeiner Amtsführung bewieſen hatte, machte, daß er in der Folge noch dreimal zum Priorat in auswärtigen Karthäuſerklöſtern, nämlich in Eiſenach, Stettin und Frankfurt an der Oder, berufen wurde; doch kehrte er endlich wieder nach Erfurt zurück, wo er als gemeiner Mönch ſeine letzten Lebensjahre zubrachte, und 1475, in ſeinem 51. Jahre, ſtarb. In Folge ſeines unermüdlichen Fleißes hat er eine große Menge Bücher geſchrieben, deren Zahl Trithemius über 300, und eine handſchriftliche Chronik des erfurter Karthäuſerkloſters ſogar auf 500 angibt; indeſſen ſind nur wenige davon gedruckt worden, und von denen, die ſich theils in der erfurter Karthauſe, theils in auswärtigen Bibliotheken, noch handſchriftlich erhalten hatten, viele, ja vielleicht die meiſten, verloren gegangen. Unter ſeinen Schriften befindet ſich eine Chronik vom Anfange der Welt bis auf das J. 1471, die hauptſächlich auf die Ereigniſſe ſeines Ordens, und dann inſonderheit der Karthauſe zu Erfurt gerichtet iſt, und aus der er ſelbſt wieder einen größern und einen kleinern Auszug gemacht hat; ferner Auslegungen über alle bibliſche Bücher, zum Theil mehrfach, und beſonders viele kleinere moraliſche und asketiſche Traktate, deren einzelne Aufzählung hier viel zu weitläufig und eben nicht von beſonderem Nutzen ſein würde. Nach ſeiner allgemeinern Geiſtesrichtung gehört er der myſtiſchen Theologie an, wiewol er mit der Neigung zur innern Beſchaulichkeit auch einen ſtrengen Eifer für das Äußere des kirchlichen Geſetzes und Ceremonienweſens verbindet. Dabei tadelt er ſehr ſcharf die verdorbenen Sitten ſeiner Zeitgenoſſen, beſonders des

*) Immer irrigerweiſe Alexander und Roxane genannt.

1) Die Prioren der Karthäuſer-Klöſter wurden, nach den Ordensſtatuten, jedesmal auf drei Jahre erwählt, nach deren Ablauf ſie um ihre Entlaſſung nachſuchen mußten, die ihnen aber gewöhnlich verweigert wurde, daher ſie in der Regel ihr Amt zeitlebens behielten.

geiſtlichen Standes, und da er in einzelnen ſeiner Schriften theils die zu ſeiner Zeit im Schwange gehenden Religionsſtreitigkeiten, theils gewiſſe Zeitgebrechen und Zeitereigniſſe beſonders berückſichtigt, ſo würden ſie zur nähern Kenntniß jenes Zeitalters gewiß von großem Intereſſe ſein, wenn ſie bekannter und zugänglicher wären [2]).

Der zweite dieſes Namens, wahrſcheinlich aus der in der Wetterau begüterten Familie vom Hagen oder vom Hayn (die ſich in den ältern lateiniſchen Urkunden gewöhnlich ab Indagine nennt), lebte im Anſange des 16. Jahrh., war Pfarrer zu Steinheim und Dechant des St. Leonhardsſtiftes zu Frankfurt a. M., und ſoll auch einmal für den Kurfürſten von Mainz eine Geſandtſchaft an den päpſtlichen Hof verrichtet haben. Von ihm iſt folgende Schrift bekannt: Die Kunſt der Chiromancey, Phyſionomey, natürlichen Aſtrologey, Complexion eines yegklichen Menſchens, natürlichen Gefluß der Planeten, der zwölf Zeichen Angeſichten, etliche Canones zur Erkänntniß der Menſchenkrankheiten ꝛc. (Straßb. 1523. Fol.). (*H. A. Erhard.*)

INDAL, 1) einer der großen Ströme des ſchwediſchen Nordlands. Er entfließt in Jämteland zwiſchen den Kirchen Rödön und Ås, in der Nähe des Städtleins Öſterſund, dem Landſee Storsjön, läuft erſt nördlich, dann ſüdöſtlich, nimmt im Weſten der Kirche Lith den Långa, dann im Oſten derſelben den Härkafluß auf, durchſchneidet ſüdöſtlich von der Kirche Stöde den Geſundſee, weiterhin, nachdem er den Arnra-Elf aufgenommen, bei der Kirche Raguada den Raguadaſee, aus welchem er einen 120 Ellen hohen Fall (Edsforſen) bildet. Hinter der jämtiſchen Kirche Fors tritt er aus Jämteland, wo er Raguada-Elf heißt, in die Landſchaft Medelpod, und zwar ins Kirchſpiel Liden, ein. Unter dem Namen Indal durchfließt er Medelpod von Weſten nach Oſten, läuft durch die Paſtorate Indal und Tejnrå, wo er dann bei Fjäl in zwei Armen, die die Inſel Alnön einſchließen, ins bothniſche Meer mündet; die ſüdliche Mündung iſt zugleich die Mündung des großen Stromes Njurunda. Der Indal kann meiſtens mit Flößen und Booten, nicht aber mit größern Fahrzeugen befahren werden. Die Ufer ſind an vielen Stellen hoch und anmuthig, bald bewaldet, bald Wieſen und Felder. Seit der furchtbaren Überſchwemmung im J. 1796, die insbeſondere durch unvorſichtiges Abzapfen eines Sees bei Raguada, aber auch durch Regengüſſe und Alpenfluthen veranlaßt wurde, hatte der Indal im J. 1817 noch keine feſten Ufer wieder gewonnen.

2) Das Paſtorat in Medelpod, beſteht aus der Muttergemeinde Indal, dem Filial Liden und der Kapellgemeinde Holm; jede der drei Gemeinden hat ein Gotteshaus. Im J. 1825 betrug die Einwohnerzahl in Indal 1566, in Liden 976, in Holm 461 (im J. 1815 im geſammten Paſtorat 2380). Geboren wurden im Paſtorat im J. 1816 83, worunter vier uneheliche. Indals Kirche, ein hohes ſteinernes Viereck, ohne Thurm, ward 1761 von Joh. Hagman aus Sundswall gebaut; ſchöne bibliſche Gemälde ſchmücken das Innere. Der Pfarrhof iſt die einzige Wohnung um die Kirche; die Kirchſtälle ſtehen an einem Bache, der etwa 20 Mühlen treibt. Der Kirche zunächſt liegt eine feinblätterige Sägemühle. Die Lebensweiſe der Bewohner von Indal iſt einfach und mäßig, und das Klima geſund, ſodaß viele ein hohes Alter erreichen. Ackerbau und Viehzucht ſind bedeutende Nahrungszweige. Auch gibt es Handelsbauern, die Leinwand, Butter, Felle ꝛc., nach Stockholm führen, von wo ſie Seiſe und Tabak, aber wenig Kaffee und Zucker zurückbringen. (*v. Schubert.*)

INDAPRATHAE. In der India extra Gangem eine Eintheilung Indiens, welche vom Ptolemäus herrührt, werden von dieſem Geographen viele Völkernamen angeſetzt, die ſchwer iſt weiter nachzuweiſen. In ihre Seiten ſetzt er rechts die Kakobá, links die Korankali. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IN DAS FELD RÜCKEN heißt den Gang eines Gebirges nach ſeinen Richtungen kunſtmäßig bearbeiten, mit andern Worten, den Grubenbau regelmäßig anlegen und fortführen. Dies ſetzt voraus, daß man die Überzeugung gewonnen, daß die Gänge mächtig genug ſind, und daß man aus der Beſchaffenheit und Lage des Gebirges mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit auf Erzhaltigkeit derſelben ſchließen kann. Der einzelne Gang muß durch mehre Schürfen gefunden, abgeteuft und überfahren, ſeine Mächtigkeit, ſein Streichen und Fallen gehörig ermittelt, endlich durch angeſtellte Proben im kleinen Feuer wahrgenommen worden ſein, daß die erſchürften Erze, in Anſehung ihres Gehaltes, eine gute Ausbeute verſprechen; ſo wird nunmehr, wie man zu ſagen pflegt, in das Feld gerückt. (*F. Thon.*)

IN DAS FRISCHE SCHMELZEN. Der Proceß, wodurch einigen Metallen, insbeſondere dem Eiſen, die Nebenbeſtandtheile (Erden, Kohlenſtoff, Phosphor, Sauerſtoff, Schwefel ꝛc.) entzogen werden, um es dichter, reiner und weicher zu machen, wird das Friſchen genannt. Von den vielen Arten der Friſchmethoden ſind: 1) das warme oder teutſche Friſchen; 2) das Kaltfriſchen; 3) das walloniſche Friſchen; 4) das Stahlfriſchen; 5) das Tiegelfriſchen; 6) das Friſchen in offenem Reverberirfeuer ꝛc., die wichtigſten, und das beim Friſchen nöthige Feuer wird das Friſchfeuer, der Ofen, worin es brennt, der Friſchofen genannt. Nach dem erſten Schmelzen in den Schmelzhütten wird das Roheiſen zwar nicht wieder in einen vollkommenen Fluß gebracht, ſondern es wird auf dem ſogenannten Friſchherde durch ſtarkes Glühen

2) Hierher gehört unter andern: Contra errores Bohemorum; de communione sub utraque specie; de his qui se vulnerant sanguinem effundendo zelo Christi (gegen die bekannte Sekte der Flagellanten); de falsis prophetis; de doctrinis peregrinis cavendis; de potestate ecclesiastica; de auctoritate Papae in Concilio; de tempore schismatis; de interdicto; de cognitione futurorum; de futuris prodigiis; de apparitione cujusdam defunctae u. a. m. Zu ſeinen moraliſch-aſketiſchen Schriften gehören: De vita religiosorum; de laude paupertatis; de humilitate et superbia; de vita adolescentulorum; de accessu ad novum hominem; de natura et gratia; de correptione et gratia Dei; de gratia et libero arbitrio; de ornatu interiori; de vera et falsa poenitentia; de charitate; de dilectione Dei; de meditatione; de inquisitione summi boni u. v. a.

Hämmern und Strecken, durch Schweißen und mehrmaliges Ausſchmieden möglichſt von allen ſchlackigen und fremdartigen Theilen gereinigt, wodurch es ſeine Sprödigkeit verliert, reiner und dichter wird. Dieſe Arbeit oder Procedur heißt das Verfriſchen oder das Schmelzen in das Friſche, und das Verfahren dabei iſt nicht gleich, ſondern hängt von der Qualität, die das Eiſen erhalten ſoll, ab. Vgl. den Art. Eisen. Auch bei dem Kupfer kommt das Friſchen vor; die Arbeit ſelbſt wird aber Abſaigern oder Saigern (ſ. d.) genannt. (*Fr. Thon.*)

Indathyrsus, ſ. Idanthyrsus.

INDE, 1) in der Waarenkunde eine leichte, feurig hellblaue Sorte Indigo. (*Karmarsch.*)

2) In der Geographie ſo viel als die Dente, ein Nebenflüßchen der Roer (Ruhr), im königl. preuß. Regierungsbezirk Aachen, entſpringt im Limburgiſchen aus drei Quellen, welche ſich bei Bosbach vereinigen, fließt bei Walendorf und dem Marktflecken St. Corneliſmünſter vorüber, deſſen Benedictinerkloſter davon Abbatia Indensis oder Monasterium Indense heißt. Durch die Haſelbach, Sobach und Diepenbach vergrößert, wendet ſie ſich nach Eßweiler, empfängt bei Rothberg die Bridelsbach, ſpäter die Webbach, berührt Inden und Altdorf, und mündet bei Kirchberg, unweit Jülich, in die Roer. Für die Fabriken und den Bergbau wird ſie und die zu ihrem Flußgebiet gehörenden Bäche gut benutzt. (*R.*)

INDEBITUM, INDEBITI SOLUTIO. Sobald Jemand an einen Andern etwas gezahlt hat, ohne daß ihm eine Verpflichtung zu dieſer Zahlung oblag, ſo nennt man dies ein indebitum, und erkennt dem, welcher auf dieſe Art zahlte, das Recht zu, das Gezahlte zurückzufodern. Doch ſetzt man hierbei voraus, daß die Zahlung der Nichtſchuld aus einem Irrthum über Thatſachen (error in facto) hervorgegangen ſei[1]). Die wegen Rückzahlung einer Nichtſchuld angeſtellte Klage (condictio indebiti) geht nicht nur gegen den Empfänger ſelbſt, ſondern auch gegen deſſen Erben: auch kann ſie andererſeits ſelbſt von den Erben deſſen, der indebite gezahlt hatte, angeſtellt werden. Dabei hat der Kläger den Beweis der geleiſteten Zahlung ſtets zu führen; den Beweis der Nichtſchuld aber nach Maßgabe des fr. 25. pr. D. de probation. (XXII, 3) wenigſtens in der Regel; außer, wenn etwa gegen den Beklagten die von ihm abgeleugnete Zahlung erwieſen wird, oder wenn der Kläger ein Menſch iſt, deſſen Unerfahrenheit in Rechtsgeſchäften im Voraus angenommen werden muß, oder endlich, wenn der über die fragliche Foderung vorhandene Schuldſchein keinen beſtimmten Grund für die Foderung angibt[2]). Wenn der, welcher die Zahlung des indebiti annahm, nicht in bona, ſondern in mala fide war, d. h. wenn er wirklich wußte, es ſei ein indebitum, und doch die Zahlung nicht zurückwies, ſo iſt der andere Theil berechtigt, die Reſtituirung des Betrags nicht durch die condictio indebiti, ſondern gradezu durch die condictio furtiva zu fodern[3]). Übrigens iſt in der const. 1. C. de condictione indeb. (IV, 5) beſtimmt ausgeſprochen, daß mit der Condictio indebiti bei der Zurückfoderung einer Nichtſchuld keinesweges Zinſen von derſelben begehrt werden dürfen. Zweifelhaft dagegen erſcheint es, ob die condictio indebiti auch dann angewendet werden könne, oder nicht, wenn Jemand blos Zinſen als ein indebitum bezahlt hat? Die Worte des fr. 26. pr. D. de condict. indebiti (XII, 6) lauten nicht beſtimmt genug, um hierüber eine ſtets ausreichende Entſcheidung zu geben. Wenn man darauf Rückſicht nimmt, daß nach dem klaren Inhalte des römiſchen Rechts (D. XXII, 1 und C. IV, 32) die Verpflichtung zur Zinſenzahlung keine allgemeine iſt, ſondern einen beſondern Rechtsgrund, ein Verſprechen darüber, eine concludente Handlung ꝛc. vorausſetzt, und daß alſo dieſe Verpflichtung im Zweifel keineswegs vermuthet werden darf, ſo muß man auch zugeben, daß der, welcher ex errore facti Zinſen an irgend Jemand als ein indebitum entrichtet hat, berechtigt ſei, dieſelben mit der condictio indebiti zurückzufodern. Gleichwol aber würde in Praxi nicht leicht Jemand eine ſolche Klage durchſetzen, weil die meiſten Gerichtshöfe jetzt in zweifelhaften Fällen annehmen, daß die Verbindlichkeit zur Zinſenzahlung ſtillſchweigend unter den Intereſſenten feſtgeſetzt worden ſei. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

INDECENZ, Mangel oder Verletzung der Decenz (vom lat. decere, ſich ſchicken, ziemen) oder des ſogenannten Decorums, alſo Unanſtändigkeit, Unziemlichkeit. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche wird dieſer Ausdruck faſt nur auf die Misachtung des Anſtandes in Beziehung auf die Geſchlechtsverhältniſſe, deren Geheimniſſe das Schicklichkeitsgefühl ſtets zu verbergen oder zu verſchleiern gebietet, bezogen, und gilt inſofern gleichbedeutend mit dem Ausdrucke Frivolität (ſ. d. Art.). Es ergibt ſich aus dem Begriffe der Indecenz von ſelbſt, daß derſelbe ein durchaus relativer iſt, weil hierbei alles auf Zeit, Sitte und Gebräuche ankommt; ein Punkt, der bei der Beurtheilung älterer, beſonders dramatiſcher Dichter, z. B. des Ariſtophanes, Plautus und Shakſpeare, nicht unberückſichtigt bleiben darf, denen man oft mit Unrecht Indecenz in ihrer Ausdrucksweiſe vorwirft (und ſie deshalb oft arg verſtümmelt!), weil man an dieſelben nur unſere dermaligen Begriffe von Decenz als Maßſtab anlegt. (*K. H. Scheidler.*)

1) Es gibt zwar auch Juriſten, welche behaupten, daß ſelbſt ein Irrthum im Bezug auf Rechtsregeln (error juris) genüge, um die Zurückfoderung einer Nichtſchuld zu rechtfertigen. (Vgl. z. B. I. *P. Frick* — resp. *J. J. Tiedemann* — de indebitum solvente per ignorantiam juris civilis ad indebiti condictionem admittendo [Helmst. 1778.]); allein die klaren Worte der const. 10. C. de jur. et facti ignor. (I, 18): „Cum quis jus ignorans, indebitam pecuniam solverit, cessat repetitio; per ignorantiam enim facti tantum repetitionem indebiti soluti competere, tibi notum est“ — widerſprechen dieſer Meinung gradezu; anderer ähnlicher Stellen, wie z. B. der const. 9. C. ad Legem Falcidiam (VI, 50) nicht zu gedenken: und die allgemeinen Worte des fr. 7. D. de jur. et facti ignor. (XXII, 6): „Juris ignorantia suum petentibus non nocet“ können gegen jene ſpecielle Vorſchrift der const. 10. durchaus nicht als gültige Einwendung gebraucht werden.

2) Vgl. fr. 25. pr. §. 1 u. §. 4. D. de probationibus (XXII, 3). 3) Vgl. fr. 18. D. de condictione furtiva (XIII, 1).

INDECLINABILIA, techniſche Bezeichnung in der Grammatik für ſolche Nennwörter, welche keiner Abwandlung (durch Caſus und Numerus) unterliegen, obſchon ſie ihrer Natur nach einer Beugung (Declination) fähig wären. Bekanntlich haben die Sprachen rückſichtlich der ſogenannten Declination nicht einerlei Bildungsgang genommen, und manche entbehren gradezu die Befähigung dazu. Auf die Nomina ſolcher Sprachen aber findet in der Regel der Ausdruck Indeclinabilia keine Anwendung; ſondern es iſt vielmehr ſtillſchweigende Übereinkunft, ſich nur da ſeiner zu bedienen, wo es die Sprache auf eigentliche und wirkliche Declination angelegt hat, und alſo nur ausnahmsweiſe bei einzelnen Wörtern ein Zurückbleiben hinter dem allgemeinen Typus bemerkbar wird. (*R.*)

Indelebilis character, ſ. unt. **Ordination** (3. Sect. 5. Th. S. 12).

INDELT (das), auch **INLICH, INLED, INLIED, INLOD** etc., vom niederſächſiſchen Lid, Decke, wird dasjenige innere ſackförmige Behältniß genannt, in welches die Federn eines Bettes oder Pfühles, die Haare oder Wolle eines Kiſſens, einer Matraze u. ſ. unmittelbar verſchloſſen werden, und worüber hernach der ſogenannte Überzug zu liegen kommt. Gewöhnlich wird dieſe Hülle von ſtarkem Barchent oder Zwillich zugeſchnitten, von allen Seiten, bis auf eine kleine Öffnung, dicht zugenäht, auf der innern Seite mit harter Seife oder Wachs überſtrichen, damit die darin eingeſchloſſenen Federn nicht herausſtäuben können, hernach umgewendet, gefüllt und gänzlich zugenäht. (*Fr. Thon.*)

In dem Winde aufstechen, ſ. unt. **Segeln**.

INDEN, 1) Bürgermeiſterei und Kirchdorf im Kreiſe Jülich, Regierungsbezirk Aachen, hatte 1828 950 Einwohner, 847 katholiſche und 103 evangeliſche. Flanell- und Leinwebereien, Papiermühle und Bleichen, eilf Fabrikgebäude und Mühlen. (*Rauschenbusch.*)

2) Die berühmte Benedictinerabtei **Abbatia Indensis, Monasterium Indense**, ſ. **Corneli-Münster**. (*St.*)

3) Ein kleines, 3580 Fuß über der Oberfläche des Meeres liegendes Dörfchen von 75 Einwohnern, in dem engen Bergthale, in welchem die Bäder von Leuk liegen, im ſchweizeriſchen Canton Wallis. Die Wege nach den Bädern aus dem großen Hauptthale, von Siders und vom Flecken Leuk her, vereinigen ſich hier. Der erſtere iſt durch den hier vorgefallenen Kampf der Walliſer gegen die Franzoſen berühmt geworden. Ehe man von Siders nach Inden gelangt, führt der Weg an einer ſenkrecht ſich erhebenden Felswand neben einem furchtbaren Abgrunde vorbei, in deſſen Tiefe die Dala ſtrömt. Dieſer Felſenpaß heißt die Galerie. Während des allgemeinen Aufſtandes der Oberwalliſer gegen die Franzoſen und gegen die helvetiſche Regierung im Mai 1799 widerſtanden die Walliſer hier den weit überlegenen Feinden mehre Wochen lang. Endlich in einer Nacht erklimmten ſie die Felſen, griffen die Franzoſen im Rücken an, machten eine Menge nieder und ſtürzten Andere über die Felſen hinunter. Die Franzoſen wurden dann hinter Siders zurückgeworfen. Sie erhielten aber Verſtärkungen, und was noch ſchlimmer für die Walliſer war, es kamen öſterreichiſche Truppen von Italien her über die Berge ins Wallis, deren Officiere nun ohne Kenntniß der Localitäten auch die Anführung der Walliſer übernahmen. Jetzt unterlagen die unglücklichen Vertheidiger ihres Vaterlandes; ſie wurden in die unzugänglichſten Bergſchluchten zurückgetrieben und endlich ganz zerſtreut. Von den wüthenden Franzoſen wurde Alles verheert, und die furchtbarſten Greuel auch gegen Wehrloſe, ſogar gegen die ganz thieriſchen Cretins, verübt. Die Verödung mancher Gegenden war ſo, daß die helvetiſche Regierung mehre hundert Arbeiter aus dem Canton Bern hinſenden mußte, um die Ernte einzuſammeln. Die Greuel, die unter Andern auch im Dorfe Inden an Allen, die ſich nicht flüchteten, verübt wurden, überſteigen allen Glauben, und kaum irgendwo hat ſich die franzöſiſche Tigernatur ſo in ihrer furchtbaren Wuth gezeigt, wie im Wallis. (*Escher.*)

Indentata charta, Indentura charta, ſo viel als **Charta partita** (getheilte Urkunde), ſ. **Urkunde**.

INDEPENDENCE, 1) Hauptort der Grafſchaft Bond, in dem nordamerikaniſchen Freiſtaate Illinois, liegt an dem Fluſſe Kaskaskia, hat über 1000 Einwohner, die Grafſchaftsgebäude und ein Poſtamt.

2) Ein Ort (township) der Grafſchaft Suſſex im nordamerikaniſchen Freiſtaate New-Jerſey, hat gegen 1500 Einwohner.

3) Ein Fort auf der kleinen Inſel Kaſteel-Governor, welche in dem Hafen von Boſton, der Hauptſtadt des nordamerikaniſchen Freiſtaates Maſſachuſetts, liegt. Dieſes Eiland nebſt dem Fort gehört zur Stadt Boſton.

4) Ein verfallenes Fort der Stadt Yonkers in der Grafſchaft Weſt-Cheſter des nordamerikaniſchen Freiſtaates New-York. (*J. C. Schmidt.*)

INDEPENDENTEN. I. Entſtehung und Name der Independenten. Während der vieljährigen Regierung der Königin Eliſabeth und der Könige Jakob's I. und Karl's I. von England, d. h. vom J. 1558—1648, begaben ſich mehre der Nonconformiſten oder Diſſenters, um den Bedrückungen zu entgehen, denen ſie in ihrem Vaterlande ausgeſetzt waren, nach Holland, wo ſie gern geſehen wurden und Schutz und eine freundliche Aufnahme fanden. Einer dieſer Flüchtlinge war John Robinſon, Vorſteher einer Diſſentergemeinde in der Grafſchaft Norfolk. Er ging nach Leyden und hielt ſich daſelbſt zu den Browniſten oder Barrowiſten, welche größtentheils aus geflüchteten Engländern beſtanden. Da er ſich aber mit den harten, allzuſtrengen und anſtößigen Grundſätzen derſelben nicht befreunden konnte, ſo verließ er ihre Gemeinſchaft, und ging mit ſeinem Amtsgenoſſen Henry Jacob im J. 1610 nach England zurück, und ſammelte ſich zu London eine Gemeinde, und gab ihr die Einrichtung, welche im Allgemeinen die Browniſtengemeinden in Holland hatten. Henry Jacob gibt hierüber ſelbſt Nachricht in einer beſondern Schrift: **The divine beginning and institution of Christ true visible and material Church (Lond, 1610)**, welcher Schrift er ſechs Jahre ſpäter eine **Protestation or Confession in the**

Digitized by Google

name of certain Christians zu London ſolgen ließ, wor-
n er ſich über die von den gewiſſen Chriſten angenom-
nenen Religionsgrundſätze und Kircheneinrichtungen aus-
prach.

Es beſtanden aber die Veränderungen, welche Robin-
on in das Browniſtiſche Kirchenſyſtem brachte, hauptſäch-
ich in zwei Stücken: einmal darin, daß er die Lehrfrei-
eit, oder vielmehr die Erlaubniß und das Recht, in der
Gemeinde als Lehrer aufzutreten, welches Browne und
och mehr John Smiths (derſelbe, welcher zuerſt die
Nothwendigkeit des Untertauchens bei der Taufe behaup-
et hat, und auf die Einrichtung der neuern Baptiſten
erfallen iſt) allen einzelnen Mitgliedern ſeiner Gemeinde
hne Unterſchied zugeſtanden, und zu deſſen Gebrauche er
ortwährend aufgefodert hatte, aufhob und dafür gewiſſe
Männer zum beſtändigen Dienſte als Lehrer der Gemeinde
inſetzte; und dann zweitens darin, daß er auch Kirchen
nit einer andern Einrichtung und Regierungsform, als
er von ſeinen Glaubensgenoſſen angenommenen, für des
hriſtlichen Namens nicht unwürdig erklärte, und ihnen
as Zugeſtändniß machte, daß auch in ihnen, ſie möchten
ie biſchöfliche oder Presbyterialverfaſſung haben, Reli-
ion und Frömmigkeit gedeihen könne. In ſeiner Apolo-
ie, die er unter dem Titel: Apologia justa et neces-
aria quorundam christianorum exulum Anglorum,
eque contumeliose ac communiter dictorum Browni-
tarum ac Barrowistarum (Lond. 1619), herausgege-
en, erklärt er zwar jede beſondere Geſellſchaft für eine
ollkommene Kirche, welche unter keiner andern, ſondern
nmittelbar unter Chriſtus ſtehe; zugleich bekennt er aber
uch ſeine Verehrung gegen die reformirten Kirchen, mit
eren übrigen Lehren und Meinungen, einiges Unerheb-
iche ausgenommen, er auch größtentheils übereinſtimmt [1]).
In der Folge entſtand zwar ein Streit unter ſeinen An-
ängern, indem Einige Calvin's Lehrbegriffe von dem un-
edingten Rathſchluſſe Gottes anhingen, Andere dagegen
n die allgemeine Gnade glaubten; er führte aber, ihren
Grundſätzen gemäß, zu keiner Trennung.

Der Name **Independenten** iſt von Robinſon
elbſt veranlaßt worden, indem er ſich in ſeiner Apologie
Cap. V. des Ausdrucks bedient, jede Kirchengemeinde ſtehe
nmittelbar und, rückſichtlich anderer Gemeinden, inde-
pendenter unter Chriſtus; und Robinſon's Schüler fan-
den ſo wenig Anſtößiges in demſelben, daß ſie ſich in
ihrer zu London 1644. 4. erſchienenen Apologetical nar-
ration ſelbſt Independans nannten. Doch ſcheint dieſer
Name vor dem J. 1642 nicht eben gewöhnlich geweſen
zu ſein; denn in den Kirchenconſtitutionen, welche im J.
1640 auf den Verſammlungen der Biſchöfe von London
und York gemacht worden ſind, und wo alle damals in
England exiſtirende Parteien namhaft gemacht werden,
geſchieht der Independenten keine Erwähnung. Als aber
in der Folge dieſer Name eine Benennung wurde, den
ſich viele Sekten beilegten [2]), und der von Rebellen und
Aufrührern angenommen wurde, verbaten ſich die eigent-
lichen Independenten denſelben und kehrten zu ihrer ur-
ſprünglichen Benennung, die ſie mit den Browniſten ge-
mein hatten, zur Benennung **Congregationaliſten**
und **Congregationskirchen** zurück, die ſie darum an-
genommen hatten, weil ſie vorgaben, alle ihre einzelnen
Gemeinden ſeien nur eine einzige übereinſtimmige Kirche,
und jede habe die Vorrechte der Congregation einer ge-
ſetzmäßigen, durch Verabredungen und Verträge beſtätig-
ten Geſellſchaft; daher ſie auch aus den bürgerlichen und
natürlichen Vorrechten der Geſellſchaften und der geſell-
ſchaftlichen Verträge ihre geſammte Verfaſſung herzuleiten
vermögen.

II. **Grundſätze, Lehren und Kircheneinrich-
tung.** Der Hauptſatz, den die Independenten behaup-
ten, und wodurch ſie ſich als Sekte auszeichnen, iſt, daß
eine jede beſondere Geſellſchaft von Chriſtusverehrern,
welche unter ſich eins geworden im Glauben und nach
den Verordnungen des Evangeliums mit einander zu le-
ben, eine vollſtändige Kirche, nach dem neuteſtamentlichen
Sinne des Wortes, ſei und für ſich und allein völlige
Gewalt habe, ihre Kirchendiener zu wählen und zu ordi-
niren, die Unordentlichen aus ihrer Gemeinſchaft auszuſchlie-
ßen und alle Handlungen vorzunehmen, welche zur Er-
bauung und zum Beſten der Geſellſchaft gereichen. Sie
vindiciren demnach jeder einzelnen chriſtlichen Kirchengeſell-
ſchaft oder Gemeinde eine gegen alle andere ganz freie
Stellung, und erklären ſie für ebenſo unabhängig von
der Auctorität und den Verordnungen einzelner Biſchöfe,
als von den Beſchlüſſen ganzer Kirchenverſammlungen
und Conſiſtorien. Kirchenverſammlungen ſelbſt und ähn-
liche Zuſammenkünfte verwerfen ſie zwar nicht, inſofern
ſie den Zweck haben, ſich über das Beſte der Gemeinden
zu berathen; aber ſie legen ihren Beſchlüſſen keine ver-
bindende, geſetzliche Kraft bei. In religiöſen Streitigkei-
ten hat jede Gemeinde die höchſte Entſcheidung der Appel-
lation und Reviſion.

Mit dieſem Grundſatze ſind aber die Independenten
der biſchöflichen Kirche ſowol, als den Presbyterianern ſo
ärgerlich und verhaßt geworden, daß ſie ſich von beiden
Kirchenparteien die ſchimpflichſten Verleumdungen und die
greulichſten Anſchuldigungen mußten gefallen laſſen. Sie
galten beiden nicht nur für unſinnige, wahnwitzige Schwär-
mer und Verderber der geoffenbarten Religion, ſondern
auch für Staatsrebellen und Königsmörder und für die
alleinigen Urheber des an König Karl I. verübten bluti-
gen Verbrechens. Da aber in keiner ihrer öffentlichen
Schriften ſich ein der ganzen Sekte gemeinſchaftlicher
Grundſatz findet, der ein ſolches Urtheil über ſie rechtfer-
tigen könnte, ſie ſelbſt vielmehr im J. 1647 das Bekennt-
niß abgelegt haben, daß ſie keine Regierungsform für
ſchlecht und verwerflich, die königliche Gewalt aber, wenn

1) Die eigenen Worte Robinſon's ſind: Fatemur coram Deo et hominibus, adeo nobis convenire cum Ecclesiis Reformatis Belgicis in re religionis, ut omnibus et singulis earundem Ecclesiarum fidei articulis, prout habentur in Harmonia Confessionum fidei, parati simus subscribere — easque Ecclesias pro genuinis habemus, cum iisdem in Sacris Dei communionem profitemur, et, quantum in nobis est, eas colimus.

2) Baumgarten, Geſchichte der Religionsparteien. S. 899.

Digitized by Google

ſie durch gerechte und heilſame Geſetze eingeſchränkt ſei, für gut und Gott wohlgefällig halten; ſo mögen wol die gegen ſie erhobenen Beſchuldigungen, wo nicht gänzlich ungegründet, doch wenigſtens ſehr übertrieben ſein [3]).

Mit dem Grundſatze einer gänzlichen Unabhängigkeit der einzelnen Kirchengemeinden von einander verbinden ſie die Lehre von der Rechtsgleichheit der einzelnen Mitglieder derſelben unter ſich. Sie lehren nämlich, daß einer Kirchengemeinde kein anderes Recht über ihre Mitglieder zuſtehe, als denſelben Vorſtellungen zu machen und ſie zu ermahnen, und im Falle, daß dieſe Vorſtellungen und Ermahnungen fruchtlos ſind, ſich von ihnen zu trennen; und ſowie die Aufnahme eines neuen Mitgliedes, außer dem feierlichen Verſprechen, in den Geboten Gottes zu wandeln, die Bewilligung und Zuſtimmung der ganzen Gemeinde erfodert, ebenſo unerläßlich iſt auch beim Bruch des gegebenen Verſprechens, die Zuſtimmung jedes einzelnen Mitgliedes der Geſellſchaft zur Ausſchließung aus derſelben.

Jede Independentengemeinde von einigem Umfange hat ihren Prediger, Pastor [4]), Lehrer oder Gehülfen, Teacher, regierenden Älteſten, ruling Elder, früher gewöhnlich auch ein Geiſtlicher [5]), und Diakonen, Deacons, welches Kirchendienerperſonal man in der Regel aus den Gliedern der Verſammlung erwählt. Bei Anſtellung der Paſtoren und Lehrer findet eine Art Ordination, aber nicht immer mit Handauflegung, ſtatt. Man findet bei ihnen weder eine gemeinſchaftliche Liturgie, noch ein eigentlich ſymboliſches Buch, an welches die Lehrer gebunden wären. Zwar muß Jeder vor der Einweiſung in ſeine Lehrſtelle ein Glaubensbekenntniß vor der Gemeinde ablegen, er wird aber nicht weiter auf daſſelbe verpflichtet, ſondern kann von demſelben abgehen, wenn ſich ſeine Einſicht und Überzeugung ändert.

In der vorhin erwähnten apologetiſchen Erzählung ſtellen ſie ihre Grundſätze, nach welchen die Einrichtung ihrer Kirche gemacht ſei, auf folgende Art dar: „Wir halten uns blos an die Schrift, an ihre Vorſchriften und die Beiſpiele, welche ſie uns vorlegt, ohne alte oder neue Gewohnheiten und Erfindungen mit unterzumiſchen. Die gegenwärtigen Regeln, die wir machen, oder die Beſchlüſſe, die wir faſſen, ſehen wir keineswegs für ſo zuverläſſig und bindend an, daß wir dieſelben für unfehlbar und unveränderlich halten ſollten. Wenn daher die Zeit uns mehre Aufklärung, weiteres Forſchen, mehr Einſichten und die Klugheit weiſe Verbeſſerungen an die Hand geben, ſo tragen wir kein Bedenken, Veränderungen zu machen, ſo oft es nöthig iſt.“ Etwas ruhmredig aber klingt es, wenn es an einer andern Stelle dieſer Art vom Glaubensbekenntniſſe heißt: „Wir forſchen in der Schrift mit uneingenommenem Gemüthe. Wir ſehen auf das Werk Chriſti, ſo unparteiiſch und ohne Vorurtheil, als Menſchen, die Fleiſch und Blut haben, in irgend einer Lage, darin ſie ſich befinden, nur immer thun können. Weder Ort, noch Umſtände, noch Geſellſchaft, darin wir uns ſehen, enthalten Verſuchungen, die uns hinreißen könnten.“

Am reinſten erhalten und am beſten geordnet findet ſich das independentiſche oder congregationaliſtiſche Kirchenweſen in dem nordamerikaniſchen Freiſtaate Connecticut [6]). Hier ſind nahe an 200 Gemeinden, von denen zwar jede eine gewiſſe Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit von der andern behauptet, die ſich aber doch zum gemeinen Beſten mit einander vereinigt und eine Abhängigkeit der einzelnen Gemeinden von dem Ganzen aller Gemeinden eingeführt haben. Die Geiſtlichen der einzelnen acht Grafſchaften dieſes Freiſtaates bilden ebenſo viele Aſſociationen, die ſich jährlich zweimal zur Prüfung der Candidaten des Predigtamtes und zur Berathung über andere, das Kirchenweſen und Gemeindewohl betreffende Gegenſtände verſammeln. Die Verſammlung dieſer Aſſociationen, welche jährlich ſtattfindet, heißt die Conſociation. Sie kommt immer mit dem Geſetzgebungsrathe zuſammen, der die Appellationsinſtanz für ihre Beſchlüſſe iſt. Wenn Streitigkeiten über gewiſſe Lehren unter ihnen entſtehen, ſo wählen ſich die ſtreitenden Parteien eine Commiſſion, um ſie in Güte beizulegen; aber deren Ausſprüche haben mehr die Wirkung eines guten Raths, als die Auctorität einer gerichtlichen Entſcheidung. Die ſtrengſte Sonntagsfeier iſt bei ihnen geſetzlich.

III. Geſchichte der Independenten. In den erſten Jahren ihres Beſtehens waren die Independenten, wie alle Nonconformiſten, von Seiten der biſchöflichen Kirche mancherlei Verfolgungen und Bedrückungen ausgeſetzt, und deshalb ging ein Theil derſelben, hauptſächlich im J. 1620, unter Anführung von Robinſon, Cotton u. A., nach Amerika, breitete ſich in verſchiedenen Colonien von Neu-England aus, und legte den Grund zur Stadt Boſton [7]). Die Zurückgebliebenen ſuchten ſich ihr Schickſal dadurch zu erleichtern, daß ſie ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen bei verſchloſſenen Thüren hielten. Dieſer Zuſtand des Druckes und der Un-

3) Der erſte, der die gegen die Independenten vorgebrachten Anklagen, aus den oben angeführten Gründen, zurückzuweiſen ſuchte, war Mosheim; ſ. deſſen Institutt. hist. eccl. antiq. et recent. p. 974. not. 5, oder nach Schlegel's Bearbeitung IV, 451 sq. not. c. Man muß aber, um ſich auf den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung der Sache zu bringen, mit dieſer Vertheidigung vergleichen, was Maclaine in ſeinen Anmerkungen (bei Schlegel S. 685 fg.). dagegen erinnert hat. 4) Dieſe ſind nicht eigentlich zum Predigen beſtimmt, ſondern ſind vielmehr die geiſtlichen Aufſeher über die Gemeinde, und haben es hauptſächlich mit der ſpeciellen Seelſorge zu thun; zu öffentlichen Religionsvorträgen an die Gemeinde ſind die Teachers beſtimmt. 5) Die regierenden Älteſten verwalten mit dem Pastor und Teacher das Geſchäft der Kirchenzucht; von ihren Ausſprüchen findet aber eine Appellation an die ganze Gemeinde ſtatt.

6) Stäudlin, Kirchliche Geographie u. Statiſtik. II, 721 fg. 7) Eine ausführliche Geſchichte dieſer Auswanderung nach Neu-England und den von den Ausgewanderten daſelbſt geſtifteten Congregationskirchen enthalten *Cotton Mathers*, Magnalia Dei Americana or Ecclesiastical history of New-England from the first planting 1620 unto 1698 (Lond. 1708. fol.) und *Dan. Neal*, The history of the New-England. Ed. 2. (Lond. 1747.) II, 8. Den Independenten folgten im J. 1629 eine Menge Puritaner, ebenfalls um ſich den Verfolgungen der Biſchöfe und des königlichen Hofes zu entziehen.

Digitized by Google

ſicherheit dauerte bis zum J. 1640. In dieſem Jahre wagten die Independenten zuerſt wieder, von der Gunſt, welche das lange Parlament gegen die Diſſenters bewies, ermuthigt, ihren Gottesdienſt bei offenen Thüren zu halten; fanden jedoch immer noch, hauptſächlich an den Presbyterianern, heftige Gegner, welche die von den Independenten gepredigte Duldung für die große Diana derſelben erklärten.

Ihre eigentlich beſſere Zeit begann daher erſt unter Oliver Cromwell's königlicher Regierungsverwaltung in England, indem ſich derſelbe nicht nur überhaupt für ihre Sache und Partei erklärte, ſondern auch mehre ihrer vornehmſten Geiſtlichen zu ſeinen Kaplanen ernannte und ihnen die wichtigſten und bedeutendſten Stellen auf den Univerſitäten anwies. So wurden Thom. Godwin Präſes des Magdalenencollegiums, John Owen aber Vicekanzler der Univerſität zu Oxford. Im J. 1658 hielten ſie den Savoy. Auf demſelben waren die Paſtoren und Abgeordneten von mehr als hundert Gemeinden ihres Glaubens zugegen, von denen fünf, im Auftrag der Übrigen, ihr Glaubensbekenntniß entwarfen und es zu London im Druck herausgaben, unter dem Titel: The Savoy Confession, or a Declaration of the Faith and Order owned and practised by the Congregational Churches in England, agreed upon and consented unto by their Elders and Messengers in their meeting of the Savoy. Als Anhang findet ſich bei dieſer Confeſſion ein Capitel über die Stiftung der Kirche und die ihr von Jeſus Chriſtus beſtimmte Verfaſſung. Aber auch dieſe Schrift, obſchon ſie von der ganzen Verſammlung genehmigt wurde, konnte kein ſymboliſches Anſehen erhalten, weil bei den Independenten ein für allemal der Satz feſtſteht, daß jeder Menſch das Recht habe, für ſich ſelbſt zu denken und zu urtheilen, und die Lehre zu bekennen, welche er für die richtigſte hält, ſofern nur ſein Bekenntniß nicht die Ruhe und Sicherheit der Staaten ſtört.

Durch die Uniformitätsacte vom J. 1662 geriethen die Independenten in gleiche Verdammniß mit den Presbyterianern, wurden aber mehr geduldet und weniger gedrückt, als dieſe, weil ſie der biſchöflichen Kirche nicht ſo gefährlich waren. In dieſem tolerirten Zuſtande befanden ſie ſich bis zum J. 1698, wo ihnen der König Wilhelm III. durch die Toleranzacte, die alle Strafgeſetze gegen die Diſſenter aufhob, eine vollkommene und dauernde Religionsfreiheit gab. Von dieſer Zeit an haben ſie ſich in England ſo vermehrt, daß ſie im J. 1797 von den 402 in London zur öffentlichen Gottesverehrung beſtimmten Plätzen nicht weniger als 56 inne hatten. Ihr Hauptſitz aber ſind die nordamerikaniſchen Freiſtaaten, wo die meiſten chriſtlichen Gemeinden in den Provinzen Maſſachuſets, New-Hampſhire, Connecticut, Vermont und Süd-Carolina congregationaliſtiſche ſind. In New-Cambridge haben ſie ſchon ſeit vielen Jahren eine akademiſche Schule oder ein Seminarium zur Bildung ihrer gottesdienſtlichen Lehrer.

Große Verdienſte haben die Independenten um das Miſſionsweſen, vorzüglich in Amerika. Aus ihnen iſt John Eliot hervorgegangen, der in der Mitte des 17. Jahrh. ſich der Bekehrung der Indianer mit ſolchem Eifer und Erfolg annahm, daß man ihm den Ehrennamen des Apoſtels der Indianer beigelegt hat. Von ihm iſt auch die Virginiſche Bibelüberſetzung. Die Independenten in der Grafſchaft Warwick haben das Verdienſt, die große londoner Miſſionsgeſellſchaft veranlaßt zu haben [8]).

(*J. T. L. Danz.*)

Independentes Verfahren, ſ. unt. **Syntaktik**.

INDEPENDENZ, vom lateiniſchen dependere, abhängig ſein, bezeichnet überhaupt den Zuſtand des Mangels oder Nichtvorhandenſeins fremder beſtimmender Einflüſſe auf eine Sache oder Perſon; in letzterm Falle iſt Independenz gleichbedeutend mit Freiheit (ſ. dieſen Art.). In der Theologie redet man auch von der Independenz Gottes, als der Eigenſchaft deſſelben, kraft welcher er als Urgrund alles Daſeins (das ſogenannte Abſolute) von nichts abhängig, den Grund ſeines Seins in ſich ſelbſt tragend (ſogenannte aseitas), und zugleich als unumſchränkter Gebieter über das von ihm geſchaffene Weltganze („Herr des Himmels und der Erde, der die Welt gemacht hat und alles was darinnen iſt") gedacht wird; welche Vorſtellung zu den Grund- und Hauptlehren des Chriſtenthums gehört. Vergl. Apoſtelgeſch. 17, 24. Röm. 11, 34. Joh. 5, 36, übrigens Gott.

(*K. H. Scheidler.*)

INDERGHUR, eine Stadt Vorderindiens, in der Provinz Ajmeer, und zwar in dem Rajputenſtaate von Jeypur, unter 25° 36′ nördl. Br. und 76° 33′ öſtl. L. gelegen, iſt von geringer Bedeutung. (*J. C. Schmidt.*)

INDERHALL, eine Stadt Vorderindiens, in der Provinz Beeder und im Diſtricte Beeder, unter 18° 10′ nördl. Br. und 77° 11′ öſtl. L. gelegen, und ſieben teutſche Meilen von der Hauptſtadt Beeder in nordweſtlicher Richtung entfernt. (*J. C. Schmidt.*)

IN DER KREUTZEN, 1) eine Gegend der Werbbezirksherrſchaft Paternion im villacher Kreiſe des zum Königreiche Illyrien gehörigen Herzogthums Kärnthen, welche in die innere und in die äußere Kreutzen getheilt wird und wegen ihres Bergbaues auf Blei und der Eiſenwerke wegen bemerkenswerth iſt. 2) Ein zu dieſer Gegend gehöriges Dorf, am Kreuznerbache, welcher ſich in die Drau ergießt, ſüdweſtlich von der Poſtſtation und dem Markte Paternion, am Fuße hoher und ſteiler Berge gelegen, zwei Stunden von der von Villach nach Spital und ins Tyrol führenden Poſtſtraße entfernt, mit einem eigenen katholiſchen Pfarrvicariate, welches zum unterdrauthaler Dekanate des Biſthums Gurk gehört und unter dem

---

8) Vgl. *Honor. Reggius* (*Geo. Horn*), Status Eccl. Britann. hodiernus (Dantisci 1647). p. 54 sq. *Jo. Hoornbeck*, Summa Controvers. religion. cum infidelibus, haereticis, schismaticis (Traj. ad Rh. 1658). Lib. X. Sgm. Jac. Baumgarten, Vorrede zu Jerem. Bourrough (eines independent. Predigers) übel aller übel; auch in deſſ. Kleine Schriften. I, 205 fg. Gbhd. F. A. Wendeborn, Der Zuſtand des Staats ꝛc. in Großbritannien. III, 244 fg. Stäudlin und Tzſchirner, Archiv für Kirchengeſch. II, 564 fg. Stäudlin, Kirchengeſch. von Großbritannien. II, 65 fg. 75 fg. 131 fg. 310 fg. C. H. Sack, Anſichten und Beobachtungen über Religion und Kirche in England. (Berl. 1820.) S. 84 fg.

Digitized by Google

Patronate der Herrſchaft Paternion ſteht, einer katholiſchen Kirche, einer Schule, einer Eiſenhammergewerkſchaft, einer Nägelfabrik und einem Bleibergwerke. (*G. F. Schreiner.*)

INDERÖN. 1) eine Voigtei mit ungefähr 13,600 Einwohnern im Amte Nordre Tronhiem des norwegiſchen Stiftes Drontheim. 2) Ein Kirchſpiel dieſer Voigtei mit etwa 2900 Einwohnern. (*R.*)

INDEROWTY, auch **INDRAVATY** genannt, ein Fluß Vorderindiens, in der Provinz Oriſſa, über deſſen Urſprung und Lauf wir nichts Genaueres angeben können. Nur ſo viel ſagt uns ein Reiſender, daß er bei der Stadt Jegbederpur ein anſehnlicher Fluß iſt, deſſen Bett bei dieſer Stadt voller Felſenriffe und ſo tief iſt, daß es zu keiner Zeit des Jahres durchwatet werden kann. Zur Regenzeit tritt der Fluß bei der oben genannten Stadt weit über ſeine Ufer, und bildet einen See von großer Ausdehnung. (*J. C. Schmidt.*)

INDERSSKISCHE BERGE, ein Steppengebirge im Gouvernement Orenburg, im aſiatiſchen Rußland, zwiſchen Gurjew und Uralskoi Gorodok. Es beſteht in einer Strecke zuſammenhängender, ziemlich hoher und felſiger Hügel, die an der uralſchen Seite zuerſt etwas ſteil, nachher aber ſanft aufgehen und ſich am Ural etwa 5—6 Meilen breit zeigen, gegen Oſten aber, nach Pallas' Vermuthung, ſich ziemlich weit in die kirgiſiſche Steppe erſtrecken. Es iſt dieſes Gebirge noch nicht genau unterſucht worden; es ſcheint aber von Oſten nach Weſten zu ſtreichen, und die Hügel diſſeit des Urals deuten an, daß es vielleicht mit den reipeskiſchen Bergen der kalmückiſchen Steppe eine Kette ausmacht. In der Umgegend halten ſich Saigazellen, Iltiſſe, wilde Pferde, Antilopen, Adler, Flamingos u. a. m. auf. (*J. C. Petri.*)

INDERSSKISCHER SALZSEE, im Gouvernement Orenburg, im aſiatiſchen Rußland, 1½ Meile öſtlich vom Uralfluſſe, nach dem Jelton der reichſte und ergiebigſte Salzſee in Rußland. Er hat über ſieben Meilen im Umfange und eine runde Geſtalt mit vielen Einbuchten, liegt aber eigentlich nicht auf ruſſiſchem Boden, ſondern in der kirgiſiſchen Steppe. Seine Oberfläche iſt mit Salz wie mit Eiſe bedeckt, die Tiefe überall nicht ſehr beträchtlich, ſein Ufer niedrig und flach. Nach Beſchaffenheit des Windes wird das letztere bald mit Salzſole ganz überſchwemmt, bald auf 20 und mehr Klaftern entblößt. Auf der Seite der inderßkiſchen Berge fließen von denſelben viele Quellen in den See, welche eine reine und zum Theil völlig geſättigte Sole geben. Von der ſtarken Saturation des Sees werden an dem flachen Ufer, wenn nicht feuchte Witterung eintritt, Salzwürfel erzeugt, die, wenn der Wind die Sole vertreibt, auf dem Schlamme wie geſäet liegen. Der Grund des Sees iſt überall mit einer feſten, über ¼ Elle dicken Rinde des weißeſten und reinſten Salzes bedeckt, das beim Brechen eine unordentliche Kryſtalliſation zeigt. Unter der Rinde findet man ein gruſiges, graues und loſes Salz, in welches man ohne Widerſtand 1½ Klafter tief ſtechen kann. Wie tief es aber wirklich liege, iſt noch nicht ermittelt worden.

Noch eine Merkwürdigkeit bei dieſem See iſt das feine, weiße Salz, welches wie kleine und große Schloßen auf dem Schlamme des Ufers herum zerſtreut liegt. Die größten Stücke ſind wie eine kleine Haſelnuß, die meiſten aber wie Erbſen. Sie ſind blendend weiß und ſo feſt, daß man ſie nur mit Mühe zwiſchen den Fingern zerdrücken kann. Dieſes Salz löſt ſich im Waſſer noch langſamer auf als Steinſalz. Der inderßkiſche Salzſee iſt ganz den uralſchen Koſaken zur freien Dispoſition und Benutzung bei ihren Fiſchen, Kaviar und dergl. überlaſſen, daher ſich auch die Quantität, welche er liefert, nicht genau beſtimmen läßt. Man will bemerkt haben, daß alles ruſſiſche Seeſalz nie ganz rein ſei, ſondern immer einen Zuſatz von Bitterſalz, Natron oder erdigem Kochſalz enthalte; ſ. Storch, Gemälde des ruſſiſchen Reichs. I. Bd. Rytſchkow, Orenburgiſche Topographie, in Büſching's Magazin. 7. Bd. Heym, Encyklop. des ruſſiſchen Reichs. Makinowitz, Wörterbuch des ruſſiſchen Reichs. (*J. C. Petri.*)

Index, 1) in der Anatomie ſo viel als Zeigefinger, ſ. unt. Finger; 2) in der Aſtron., Geogr. und Mathemat. ſo viel als Zeiger, ſ. unt. Himmelsglobus; 3) in der Maſchinenkunde, ſ. unt. Zeiger; 4) in der Mythologie, ſ. unt. Herakles (2. Sect. 6. Th. S. 41).

INDEX LIBRORUM PROHIBITORUM und **INDEX LIBRORUM EXPURGANDORUM** oder **EXPURGATORIUS**. Die erſte Benennung geht auf das Verzeichniß der Schriften, welche in der römiſch-katholiſchen Kirche, vom Papſte und der Inquiſition den Laien inſonderheit zu leſen verboten ſind; Indices expurgatorii ſind diejenigen, welche die Schriften enthalten, die zum Gebrauche römiſch-katholiſcher Leſer von verwerflichen und anſtößigen Stellen und Ausdrücken befreit und gereinigt ſind. Es werden aber dieſe Verzeichniſſe mit Recht unter die Beförderungsmittel der päpſtlichen Macht und Auctorität gerechnet [1]), und verdienen daher eine genauere Betrachtung.

Die erſten Bücherverbote, welche wir in der Kirchengeſchichte finden, bezogen ſich hauptſächlich auf unechte, untergeſchobene Schriften, die man aus dem öffentlichen kirchlichen Gebrauche bringen wollte. Dieſe Verbote gingen von Synoden aus. Schon im 59. der apoſtoliſchen Kanonen heißt es: Wenn Jemand die falſchüberſchriebenen Bücher der Gottloſen als heilige in den Gemeinden bekannt macht und verbreitet, zum Schaden des Volkes und der Geiſtlichkeit, der muß entfernt werden, und die Synode zu Elvira im J. 813 bedroht (Kan. 52) diejenigen mit dem Anathem, welche libellos famosos in die Kirche bringen. In der Folge wurden auch ketzeriſche, oder als ketzeriſch verdächtige Schriften verboten. So verbot im J. 1408 die Synode zu London, keine Schrift des Johann Wycliff zu leſen, wenn ſie nicht vorher approbirt ſei, und die Synode zu Sens im J. 1528 unterſagte das Leſen der Bücher in der Volksſprache, welche

1) *P. Sarpi*, Hist. Concilii Trident. (Lips. 1699. 4.) p. 213. Bower, Unpart. Hiſtorie der römiſchen Päpſte. X, 200.

Digitized by Google

vom Glauben und Sitten handeln, wenn ſie nicht die biſchöfliche Approbation erhalten.

Eine andere Art von Bücherverbot kam nach Erfindung der Buchdruckerei durch die Cenſur der Bücher zum Vorſchein, welche den Papſt Alexander VI. zum Urheber hat. Dieſer beſtellte eine Behörde, welche ſowol die bereits gedruckten, zur öffentlichen Verbreitung beſtimmten Werke, als auch die Handſchriften vor ihrem Abdruck ınterſuchen und ſofort entſcheiden ſollte, ob und wiefern :er Druck oder der Verkauf eines Buchs zu geſtatten 'ei; Leo X. aber befahl in der zehnten Sitzung der von hm im J. 1512 gehaltenen Lateranſynode, daß weder in Rom, noch in andern Städten ſeines Gebiets etwas geruckt werden ſollte, ohne daß es vorher von einem dau beſtimmten Prälaten geprüft worden, indem ſonſt ſolche Bücher weggenommen und öffentlich verbrannt werden, ie Buchdrucker aber 100 Dukaten zum Bau der Petersirche in Rom als Strafe bezahlen ſollten. Durch Paul IV. am das Büchercenſurweſen hauptſächlich in die Hände der Inquiſition, indem derſelbe eine eigene Congregatio S.)fficii oder Inquisitionis errichtete, und derſelben das Geſchäft der Büchercenſur übertrug. Sixtus V. errichtete ine eigene Congregatio Indicis, die er mit der Cenur der Bücher und mit dem Index der verbotenen beuftragte.

Auf Paul's IV. Befehl mußte nun die von ihm ernannte Congregation ein Verzeichniß aufſetzen von Autoen und Schriften, deren Leſen und Gebrauch von der Inquiſition unterſagt war, welches zuerſt 1557 und dann ermehrt 1559 zu Rom erſchienen iſt[2]). Dieſer Index ſt in drei Claſſen eingetheilt. In der erſten ſtehen die Namen derjenigen, deren ſämmtliche Werke, weß Inhalts ie auch ſein mögen, ſammt und ſonders verboten werden, ınd das ſind nicht etwa blos Namen von Ketzern, ſonern auch viele von Männern, die beſtändig in der Geneinſchaft mit der römiſchen Kirche gelebt haben und in erſelben auch geſtorben ſind. Die zweite Claſſe enthält ie Namen einzelner Schriften von Verfaſſern, deren übrige Schriften nicht verboten ſind; die dritte aber, außer er namentlichen Aufführung einiger anonymen Schriften, as Verbot aller ſeit dem J. 1519, ohne Namen der Verfaſſer, erſchienene Bücher. „Quo nomine," bemerkt abei Sarpi a. a. O., „multi auctores et libri damnanur, quos totis trecentis, ducentis et centum annis iterati omnes in Ecclesia Romana manibus versaunt, Pontificibus Romanis consciis, nec contradientibus tanti temporis spatio." Zum Schluſſe ſteht in Verzeichniß von 62 Buchdruckern, deren ſämmtliche, von ihnen zum Druck beförderte und verlegte Werke verboten werden, weil irgend eine ketzeriſche Schrift aus ihren Officinen hervorgegangen iſt. Als Strafen auf das Leſen der hier verbotenen Bücher werde die Excommunicatio latae sententiae, Entſetzung von allen Ämtern, immerwährende Infamie und andere willkürliche feſtgeſetzt. Unter den verbotenen Büchern ſind die meiſten ſolche, die das Anſehen der weltlichen Obrigkeit gegen die ungerechten Eingriffe der Kleriſei retten, die Rechte der Concilien und Biſchöfe wider die Beeinträchtigungen des römiſchen Stuhls behaupten und die Heuchelei, Tyrannei und Religionsbetrügerei der Pfaffen und Mönche an das Licht bringen.

Wegen der in dieſem Index vorherrſchenden großen Härte wurde das Prohibitionsdecret von Pius IV. widerrufen und die ganze Angelegenheit der tridentiniſchen Kirchenverſammlung zur weitern Beſorgung übertragen. Nach vielem Hin- und Herreden kam es hier endlich zu dem Beſchluſſe, daß man die Sache einer Commiſſion überlaſſen wolle, und die Präſidenten ernannten zu derſelben 18 der verſammelten Väter, mit dem Auftrage, einen neuen Index zu verfertigen. Nach erſtattetem Berichte der Commiſſion decretirte aber die Synode, daß ſie wegen Verſchiedenheit und Menge der Schriften ſich an keine Beurtheilung derſelben machen könne, daß aber das, was von der Commiſſion geſchehen ſei, dem allerheiligſten römiſchen Hohenprieſter übergeben werden ſolle, ut ejus judicio atque auctoritate terminetur et vulgetur. Zugleich hatte auch die Commiſſion die zehn Regeln mit eingereicht, welche ſie bei Beurtheilung der verbotenen Bücher befolgt habe, die auch von Pius IV. beſtätigt wurden. Dieſer Index, von Pius IV. gebilligt, erſchien im J. 1564 zu Rom bei Aldus Manutius in 4. und iſt die Grundlage aller andern römiſchen Verzeichniſſe dieſer Art geworden.

Dieſem unzählige Male im Druck wiederholten Verzeichniſſe folgten zunächſt, im J. 1577 zu Antwerpen, der berüchtigte Index expurgatorius librorum, Philippi II. Regis catholici jussu et auctoritate, atque Albani Ducis consilio ac ministerio in Belgio concinnatus, mit einer Vorrede von Arius Montanus, und wenige Jahre ſpäter zu Madrit (im J. 1583 die vierte Aufl.) der Index et Catalogus librorum prohibitorum mandato *Casp. a Quiroga*, Cardinals und Erzbiſchofs von Toledo, welche beide Franc. Junius unter dem Titel: Indicis expurgatorii duo, testes fraudum ac frustrationum pontificiarum, mit einer beißenden Vorrede und einer Abhandlung von Joh. Pappus, zuerſt zu Straßburg 1586 wieder hat abdrucken laſſen. In dieſer merkwürdigen Vorrede greift Junius die päpſtliche Sitte und Art, die Bücher zu expurgiren, mit großem Nachdruck an[3]). Merkwürdig iſt übrigens, was Junius zu bemerken nicht hätte unterlaſſen ſollen, daß Quiroga die Schärfe des tridentiniſchen Bücherverbots in vielen Stücken gemildert habe[4]).

2) Früher war man allgemein der Meinung, Paul's IV. Index ſei nur einmal, und zwar im J. 1559, gedruckt worden; J. Ge. Schelhorn aber hat in ſeinen Ergötzlichkeiten aus der Kirchenhiſtorie und Literatur I, 4 fg. nachgewieſen, daß ein ſolcher Index ſchon vier Jahre vorher gedruckt worden. Er hat den Titel: Index Auctorum et librorum, qui tanquam haeretici aut suspecti aut perversi ab Officio S. R. Inquisitionis reprobantur et in universa christiana republ. interdicuntur. (Romae, ap. *Anton. Bladum* impress. Romae 1557. 4.) Gleich hinter dem Titel der zweiten Ausgabe befindet ſich ein äußerſt ſcharfes Prohibitions-Decret des heil. Officiums.

3) Cf. *Dan. Maichel*, Lucubrationes Lambetanae (Tub. 1729). p. 100 sq. 4) ſ. Schelhorn, Ergötzlichkl. II, 127 fg.

Ein durch ſeine Schickſale höchſt merkwürdiges Verzeichniß librorum expurgandorum iſt dasjenige, welches Joh. Maria Braſichellen (eigentlich Wanzell von Briſigella) zu Rom 1607 herauszugeben angefangen hat. Der Verfaſſer deſſelben war Magister sacri Palatii apostolici, zu deſſen Verpflichtungen die Reinigung der Bücher von anſtößigen Stellen gehört, ſein Gehilfe war der gelehrte Dominikaner Thom. Malvenda; das Buch ſelbſt zeugt ebenſo wol von der Gelehrſamkeit, dem Scharfſinne und der genaueſten Kenntniß des Intereſſe der römiſchen Kirche, als auf der andern Seite von dem beſten Willen, dieſes Intereſſe zu befördern und die päpſtliche Auctorität in allen Stücken aufrecht zu halten; und doch wurde es überall, wo es erſchien, unterdrückt, und kam zuletzt ſelbſt in das Verzeichniß der verbotenen Bücher. Dieſes Bemühen des päpſtlichen Hofes hatte auch den Erfolg, daß man faſt nirgends ein Exemplar deſſelben, am allerwenigſten eins von den zu Rom gedruckten, erhalten konnte[5]). Den kritiſchen Scharfſinn des Verfaſſers beurkunden ſeine Urtheile über das Buch: De transitu Mariae, über eine von de Vigne dem Papſte Sixtus I. beigelegte Schrift, über die Sermones des Zeno von Verona u. a. Schriften mehr.

Von geringerer Seltenheit[6]), aber von größerer Wichtigkeit iſt der von Anton. a Sotomayor (Madrit 1648. Fol.) herausgegebene Novissimus librorum prohibit. et expurgand. Index wegen ſeiner Vollſtändigkeit. Ein ſehr reichhaltiges Verzeichniß von Indicibus libror. prohibitor. etc. findet ſich im Catalogus Biblioth. Bünavianae I, 496 seq.; zu einer eigentlichen Geſchichte dieſer Art von Schriften hat es aber bis jetzt noch nicht kommen können. Was als Vorbereitung und Beihilfe dazu erſchienen, nennt Danz, Univerſalwörterbuch der theol. Literatur unter dem Art. Indices expurgatorii. Ein beſonderes Intereſſe müßte eine ſolche Geſchichte dadurch erhalten, daß es möglich wäre, die Verhandlungen kennen zu lernen, die über die zu expurgirenden und zu prohibirenden Schriften in der Congregation ſtattgefunden.

In neuern Zeiten iſt die Auctorität der Congregation des Index gar ſehr herabgekommen, indem nicht nur die Urtheile und Verfügungen des Index in mehren Ländern ohne das landesherrliche Placet keine Kraft haben, ſondern auch ſogar die Indices ſelbſt unter die landesherrlich verbotenen Bücher gebracht worden ſind, wie dies im Öſterreichiſchen durch die Kaiſerin Maria Thereſia geſchehen. Und obſchon Benedict XIV. durch die unterm 9. Jul. 1753 ausgefertigte Conſtitution: Sollicita, den Cenſoren und Beurtheilern des Bücherweſens neue, auf eine größere Billigkeit baſirte Regeln ihres Verhaltens gegeben hat, ſo bleiben doch die Aſſeſſoren der Indexcongregation bei ihrem alten Verfahren und ihren einmal angenommenen Vorurtheilen und Grundſätzen. Nach der Verordnung Benedict's ſollte das Büchergericht, von Amts wegen, jedem angeſchuldigten oder verdächtigen Buche einen Anwalt zu ſeiner Vertheidigung beſtellen, ehe man an die Verdammung deſſelben gehe; aber dies geſchieht nur ausnahmsweiſe, und wenn es geſchieht in den meiſten Fällen blos pro forma. Am Ende ſeiner Conſtitution ſtellt der Papſt fünf Regeln auf, nach denen ſich die Mitglieder des Büchergerichts richten ſollen. Vorzüglich empfiehlt ihnen der Papſt reifes Nachdenken, ſtrenge Unparteilichkeit und Verleugnung jeder Leidenſchaft, welche etwa ein Cenſor gegen die Schule, aus welcher der Verfaſſer eines Buches hervorgegangen, oder gegen die Meinungen dieſes oder jenes Ordens, welchem er ſeinen Beifall gegeben, etwa haben möchte. Sehr mild und menſchenfreundlich iſt auch die fünfte Regel, in welcher vorgeſchrieben wird, daß man die ambigua catholici probatique Auctoris dicta jederzeit in aequam partem nehmen und auslegen ſolle.

Um ſich einen Begriff zu machen, wie die Expurgatoren bei ihrer Arbeit verfuhren, mögen ein Paar Beiſpiele hier ſtehen. In *Sanctis Pagnini* Thesaur. linguae sanctae, ſoll ſtatt der Worte: Auctor Epistolae ad Hebraeos, geſetzt werden: S. Paulus: „nam haeretici hujus temporis negant, epistolam illam esse D. Pauli, ideo dicere solent: Auctor Epistolae ad Hebraeos.“ Bei den lateiniſchen Überſetzungen der Werke des Xenophon heißt es: „Ex Xenophontis Operum interpretationibus graeco-latinis deleantur Praefationes et nomina Haereticorum: Joachimi Camerarii, Sebastiani Castalionis, Joannis Ribitti, Bilibaldi Pirckhaimeri et Conradi Gesneri.“ Janus Cornarius und Jo. Caselius ſcheinen den Expurgatoren keine Ketzer geweſen zu ſein. (*J. T. L. Danz.*)

Indge ap his Clerk, ſ. unt. Macquarie.

India (alte Geogr.), ſ. Indien.

INDIA oder INDIE, ein zur großen gräflich Pejaeſevichiſchen Herrſchaft Ruma gehöriger Marktflecken im Iregher oder rumaer Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) des ſyrmier Comitates des Königreichs Slavonien, in durchaus ebenen und überaus fruchtbaren Umgebungen gelegen, drei teutſche Meilen ſüdſüdoſtwärts von dem Markte Karlovicz entfernt, mit 199 Häuſern, 1072 illyriſchen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von vier Katholiken, ſämmtlich zur nicht unirten griechiſchen Kirche ſich bekennen, einer eigenen Pfarre der nicht unirten Griechen, einer griechiſchen Kirche, einer Schule und nicht unbedeutenden Jahrmärkten. (*G. F. Schreiner.*)

Indiana, Staat, Stadt und Fluß in Nordamerika; Indianbai, ſ. am Ende des Buchſtabens I.

INDIANER (Aſtrognoſie). Indus, ein ſüdliches

5) Ich beſitze ein Exemplar des römiſchen Urdrucks, deſſen Titel die Bibliographen nirgends mit der gehörigen Genauigkeit angegeben haben. Er lautet aber ſo: Indicis librorum expurgandorum in studiosorum gratiam confecti. Tomus Primus, in quo quinquaginta Auctorum Libri prae caeteris desiderati emendantur. Per *Fr. Jo. Mariam Brasichellen* Sacri Palatii Apostolici Magistrum in unum corpus redactus, et publicae commoditati aeditus. Romae, Ex Typographia R. Cam. Apost. M.DC.VII. Superiorum permissu. Vgl. (Ge. Serpilius) Verzeichniß einiger raren Bücher. 1. Stück. S. 52—72. *Jugler*, Biblioth. hist. literar. selecta. p. 1650 sq. 6) Alle Indices libror. prohib. et expurgandorum ſind ſelten, weil ſie nicht in den Buchhandel kamen, ſondern blos als Dienſtexemplare vertheilt, und denen, die ſie erhielten, befohlen wurde, ſie nullis conscils apud se habere, neque cum aliis communicare, neque ejus exemplum ulli dare.

Digitized by Google

Sternbild, welches zuerſt in Bayer's Uranometria vorkommt, die im J. 1603 zum erſten Male erſchien. Es iſt, nach ſeinem Bemerken von einem Seefahrer des 15. Jahrh., vielleicht von Americus Veſpuccius, eingeführt worden. Zu dieſem Sternbilde gehören faſt nur kleine Sterne und es enthält nur einen Stern der dritten Größe. In Europa iſt kein Stern deſſelben ſichtbar. Es erſtreckt ſich von ungefähr 293° bis 345° gerade Aufſteig. und 58° 11′ bis 71° 10′ ſüdl. Declination. Bei Bayer wird dieſes Sternbild als ein nackter Indianer dargeſtellt, welcher in der einen Hand einen Wurfſpieß und in der andern mehre ſolche hält. (*Stern.*)

Indianer (Ethnograph.), ſ. Indier.

INDIANER-ORDEN. Unter dieſem Namen verſteht man eine Abtheilung der Karmeliter, die es zu ihrem Berufe machen wollten, die ungläubigen Indianer zur chriſtlichen Religion zu bekehren. Franz Modius in einem Buche de origine Ordinis Ecclesiarum berichtet, ihre Stiftung falle in das J. 1506, alſo unter die Regierung des Papſtes Julius II. Selbſt Helyot weiß nichts weiter über dieſe Verbrüderung zu berichten, als daß ſie ſchwarze weite Röcke und weiße Überhänge ohne Ärmel trugen, die bis auf die Waden herabgingen. Über die Wirkſamkeit dieſes Ordens iſt nicht einmal ſo viel bekannt, ob das Vorhaben in Ausführung gebracht ſei oder nicht. Lange wenigſtens kann er nicht beſtanden haben. (*G. W. Fink.*)

INDIANISCHE BLÄTTER (Folia Indi s. Malabathri) ſind ſtarke, ein bis zwei Spannen lange und zwei Hände breite, länglichrunde, oben grüngelbliche, unten grauliche, faſt geruchloſe, den Lorbeerblättern ähnlich ſchmeckende Blätter, die vom indianiſchen Caſſienlorbeerbaume (Laurus Cassia), der auf Sumatra, Java, Martinique, an der malabariſchen Küſte u. ſ. wächſt, herkommen ſollen, und durch den levantiſchen Handel über Venedig, Livorno, Trieſt und Marſeille, auch aus Oſtindien über Holland und England zum Handel gelangen. Sie müſſen ſehr groß, von einer friſchen grünen Farbe, nicht zerriſſen oder zerfreſſen ſein. Von den Alten wurden ſie in der Medicin gebraucht, ſind aber jetzt vergeſſen. (*Fr. Thon.*)

Indianische Bohne, ſ. Cassia fistularis.

Indianische Ente, Bisamente, ſ. unt. Ente.

Indianische Feige, ſ. unt. Cactus coccinellif.

Indianische Giftnuss, maldiviſche Nuß, die Nuß von Borassus flabelliformis (ſ. d. Art.).

INDIANISCHE GIFTWURZEL, 1) einerlei mit der ſogenannten Bezoarwurzel, ſ. unt. Dorstenia, 2) ſo viel als Ophiorrhiza (ſ. d. Art.). (*R.*)

Indianische Hirse (Moorhirse), ſ. unt. Hirse und Holcus.

Indianische Hyacinthe, ſ. Tuberose.

Indianische Kresse, ſ. Tropaeolum.

Indianische Nuss, indianischer Balsam, ſ. indische Nuss, indischer Balsam.

Indianischer Dolch oder Hammermuschel, ſ. Malleus *Lam.*

Indianischer Gottesbaum, ſ. unt. Ficus.

Indianischer Hase, ſ. unt. Springhase.

Indianischer Mastixbaum, ſ. Calophyllum apetalum *Willd.* im Art. Calophyllum.

Indianischer Pfeffer, ſ. unt. Capsicum.

Indianischer Rabe, ſ. Psittacus.

Indianische Ruhrwurzel, ſ. Ipecacuanha.

Indianischer Vogel, Paradiesvogel, ſ. Paradisea.

Indianisches Blumenrohr, ſ. unt. Rohr.

Indianisches Brod, Brod aus Caſſava, ſ. unt. Brod und Cassava.

Indianisches Fenchelholz, ſ. Sassafrasholz.

Indianisches Feuer, ſ. Kunstfeuer.

Indianisches Holz, ſ. Indisches Holz.

INDIANISCHES HOLZBAD, (Blauholzbad), nennen die Färber eine zum Blaufärben beſtimmte Abkochung von Blauholz in Waſſer. Die Beſchaffenheit des dadurch erhaltenen Blau und ſeine Schattirungen richten ſich natürlich nach dem Verhältniſſe, in welchem die Quantität des Waſſers zu der Maſſe des darin gekochten Farbſtoffes ſteht. Das Kochen dauert gewöhnlich 3—4 Stunden und die ſo gewonnene Farbe läßt ſich ſogleich gebrauchen. (*R.*)

Indianisches Honiggras, ſ. unt. Hirse und Holcus.

Indianisches Huhn, ſ. Truthahn.

Indianisches Kaninchen, ſ. Springhase und Meerſchweinchen.

Indianisches Weissfeuer, ſ. unt. Kunstfeuer.

INDIANISCHE VOGELNESTER, auch Tunkinsneſter genannt, ſind die Neſter einer in Oſtindien, vorzüglich auf Sumatra, Java, Sumbawa, an den Küſten von Cochinchina, Tunkin u. ſ. lebenden Schwalbe oder Salangane (Hirundo esculenta), welche noch kleiner als ein Zaunkönig, am Rücken ſchwarzgrau, etwas ins Grünliche ſpielend, gegen den Schwanz hin und am Unterleibe aber weißgrau iſt. Dort bauen ſie ihre Neſter in den Vertiefungen und Höhlen der Felſen und Klippen, meiſtens an der Küſte, wo ſie die Einwohner oft mit Lebensgefahr einſammeln. Dieſe Neſter ſind von der Größe eines halben Enteneies, ½—1 Loth ſchwer, 1 Zoll tief und am obern Rande 3 Finger breit, theils weiß, hell und durchſcheinend, wie die beſte Hauſenblaſe, theils röthlich oder grau, in friſchem Zuſtande zäh und biegſam, ausgetrocknet runzelig, zerbrechlich und im Bruche glänzend. Man hat über die Beſtandtheile der Subſtanz dieſer Neſter, welche dem Anſehen nach aus feinen Fäden beſtehen, die mittels einer durchſichtigen klebrigen Materie zuſammengekittet ſcheinen, ſehr verſchiedene Meinungen. Einige behaupten, daß dieſe Vögel die erfoderliche klebrige Maſſe von den Auſtern oder andern Schalthieren herholen, Andere glauben, daß der Wohlgeſchmack dieſer kleinen Neſter von dem Kalambockharze, das aus dem Aloebaume (Aloexylum Agallochum) tröpfelt, oder von der harzigen Feuchtigkeit der Frucht der nikobariſchen Ceder herrühre; noch Andere verſichern, daß die am Ufer vorkommenden gallertartigen Seegewächſe, vorzüglich Agal-Agal, den Stoff dazu hergeben, wieder Andere halten dafür, daß die Vögel das Neſt aus den beſten und kräftigſten Überbleibſeln ihrer genoſſenen Nahrung, die aus Inſekten und dem Seegewürme Holothuria tremula beſtehen, bereite

Digitized by Google

u. ſ. w. Jetzt ſind die meiſten Stimmen dafür, daß der Vogel den gallertartigen Körper in eigenen Drüſen ſeines Magens zubereite und dann, gleich den Bienen, durch eine Art Erbrechen von ſich gebe, und als Baumaterial für die Wohnung ſeiner Jungen benutze, und dieſe Meinung hat mehr Glauben für ſich als die Behauptung, daß dieſe Neſter ein mehr gekünſtelter als natürlicher Artikel wären. Döbereiner fand bei Unterſuchung derſelben, daß ſie aus 10 Proc. thieriſchem Schleime, 2 Proc. Eiweißſtoff und Leim, und 88 Proc. einer eigenthümlichen, im Waſſer und in Säuren zu einer gallertartigen Maſſe aufquellenden, unauflöslichen thieriſchen Subſtanz beſtehen, übrigens weder Geruch noch Geſchmack beſitzen, und hält dafür, daß ſie hinſichtlich ihrer Beſtandtheile mit den Auſtern viele Ähnlichkeit haben dürften, ſowie auch in Anſehung der Wirkung auf den menſchlichen Körper beim Genuſſe derſelben. Im Handel unterſcheidet man weiße oder durchſichtige, die am meiſten geſchätzt und faſt ausſchließlich, vorzüglich nach China, verſandt und mit einem gleichen Gewichte an Silber bezahlt werden, und röthliche, die minder gut ſind; die grauen, noch mehr die ſchwarzen, werden nicht geachtet, und in Batavia unter andern zur Bereitung eines Leims benutzt, der von ganz vorzüglicher Güte ſein ſoll. Dieſe grauen und ſchwarzen Neſter ſind wahrſcheinlich alte, die ſchon mehre Jahre gedient haben, auch durch die Federn des Vogels u. ſ. verunreinigt ſind. Ein echtes indianiſches Vogelneſt muß auf einem heißen Bleche oder einer heißen Meſſerſpitze ohne Rückſtand verdampfen und dabei einen ſtarken, angenehmen Geruch verbreiten. Man ſchätzt dieſe indianiſchen Vogelneſter, welche in warmem Waſſer erweicht und gereinigt werden, als ein reizendes, kräftiges Nahrungsmittel, und ißt ſie gewöhnlich mit Kalbfleiſch, in Brühen, oder Suppen; doch muß die Kochkunſt durch Gewürze u. a. Zuthaten, wie bei den Schnepfen, dabei das Beſte thun. Europa erhält dieſen Artikel über England entweder in Büchſen von ungefähr 20 Pfund, oder auch in Paqueten, worin die Vogelneſter eines in das andere geſteckt und mit geſpaltenem Rohre, nach Art eines von Weidenruthen geflochtenen Korbes mit kleinen Löchern, zuſammengebunden ſind, aber nur in kleinen Quantitäten, denn das Meiſte geht, wie ſchon geſagt, nach China, wo man dieſe Leckerei ſehr ſchätzt. Auf Java werden 125 Pfund ſolcher weißen Neſter bis zu 1000 Thalern aufgekauft und nach China geſendet. Indeſſen beruht der Preis auf dem zum Verkauſe vorhandenen Vorrathe. Immer iſt es aber ein theurer Artikel, und man erhält für 10 bis 12 Thaler nur eine kleine Quantität. Vor einigen Jahren koſtete der Catty (1½ Pfund) weiße Neſter in Batavia 7 bis 10 Dollar. *(Fr. Thon.)*

INDIANIT. Jameſon (System of Mineralogy [Edinburg 1816]) beſchrieb unter dieſer Benennung ein Mineral, das von Hornblende begleitet, Kryſtalle von Corund einſchließend, bei Karnatik in Oſtindien einbricht. Nach ſeiner Beſchreibung iſt es derb, wenigglänzend, grob- und kleinkörnig abgeſondert mit blätteriger Textur, von graulichweißer Farbe, faſt ſo hart wie Feldſpath, und das ſpecifiſche Gewicht beträgt 2,742. Vor dem Löthrohre ſchmilzt es nicht, und einige Abänderungen bilden mit Salpeterſäure eine Art von Gallerte. Der Gehalt iſt nach Chenevix 42,5 Kieſelerde, 37,5 Thonerde, 15,0 Kalkerde, 3,0 Eiſen und eine Spur von Mangan.

Sowol Beſchreibung als Analyſe zeigen, daß der Indianit in die Familie des Feldſpathes gehört, und er dürfte kaum weſentlich vom Anorthit (Chriſtianit) verſchieden ſein. *(Germar.)*

INDIANOPOLIS, Hauptort der Grafſchaft Delaware im nordamerikaniſchen Freiſtaate Indiana, liegt am weſtlichen Arme des Fluſſes White, iſt noch ein unanſehnlicher Ort, der aber nichtsdeſtoweniger ein Poſtamt hat. *(J. C. Schmidt.)*

Indibile, Indibili, ſ. Incibili.
Indibilis, ſ. unt. Mandonius.
Indicans, ſ. Anzeige.
Indicantes dies, ſ. Kritische Tage.
Indicantia, Indicatio, ſ. Anzeige.
Indicativus, ſ. unt. Modus.

INDICATOR, 1) Anatomie, **Indicator** oder **Indicatorius**, oder **Extensor indicis proprius**, Strecker des Zeigefingers. Dieſer Muskel, welcher den Zeigefinger für ſich allein, während die übrigen gebogen ſein können, in die geſtreckte Lage bringt, und ſo die Bewegung ausführt, von welcher ſein Name entlehnt iſt, entſpringt auf der Rückenfläche des Vorderarms von der Mitte und dem dritten Viertheile der Länge der Ellenbogenröhre, ſowie vom Lig. interosseum. Seine Faſern treten an eine dem radius näher verlaufende Sehne, die am untern Ende dieſe Knochens frei wird, und gemeinſchaftlich mit den Sehnen des **Extensor digitorum communis** durch die größte Abtheilung des Handrückenbandes zum Handrücken ſich begibt. Der fleiſchige Theil des Muskels wird vom **Extensor digitorum communis** und vom **Extensor ulnaris** bedeckt. Die Sehne verläuft über die Handwurzel und die Mittelhand gegen den Zeigefinger hin, verbindet ſich mit der zum Zeigefinger gelangenden Sehne des **Extensor digitorum communis** und heftet ſich mit dieſer zuſammen an die Phalangen des Zeigefingers.

An dieſem Muskel kommen nicht ſelten Abweichungen vor, deren Weſen mehr oder weniger in einer Vervielfältigung und namentlich der Bildung eines beſondern **Extensor digiti medii** beſteht. So theilt ſich die Sehne wol in zwei Zipfel, die aber beide zum Zeigefinger gehen, oder es ſind zwei Muskelbäuche da, deren Sehnen ſich vor dem Antritte zum Zeigefinger vereinigen. Der zweite Muskelbauch entſteht dann wol von der Speiche, oder vom untern Theile der Speiche und dem Handrückenbande. Die Sehnen dieſer zwei Bäuche heften ſich ferner getrennt an den Zeigefinger, oder die eine geht an den Mittelfinger als deſſen Strecker. Gewöhnlich iſt dieſer Mittelfingerſtrecker kleiner und entſpringt tiefer. Ferner geht der einfache Muskelbauch in zwei Sehnen über für den Zeigefinger und Mittelfinger. Im höhern Grade der Abweichung iſt der normale **Indicator** da, und außerdem noch ein überflüſſiger Streckmuskel, der ſich zum Zeigefinger und Mittelfinger gemeinſchaftlich begibt. In einem Falle iſt

Digitized by Google

Meckel ſelbſt von einem abnormen Mittelſingerſtrecker eine kleine Sehne zum Ringſinger gehen.

Alle dieſe Abweichungen bieten in doppelter Beziehung Intereſſe:

a) Als Wiederholungen der normalen Muskelbildung an den untern Extremitäten. An den letztern iſt ein gemeinſchaftlicher Extensor brevis vorhanden; an den obern erhalten nur (abgeſehen vom Daumen) der Zeigeſinger und kleine Finger beſondere Strecker. Dieſe überzähligen Muskeln, zumal da ſie tiefer entſpringen, ergänzen alſo den Extensor digitorum brevis.

b) Als Wiederholungen normaler Säugthierbildungen. Sehr allgemein nämlich findet ſich an der vordern Extremität der Säugthiere ein beſonderer Zeigeſingerſtrecker. Bei den Einhufern, beim Daman, fehlt der Muskel. Beim Tatu geht er, wie beim Menſchen, an den Zeigeſinger; ebenſo bei den Nagern. Beim Schweine und manchen Fleiſchfreſſern (Bär, Coati), bisweilen auch beim Biber, geht er an den Zeigeſinger und Daumen; beim Waſchbäre, beim Seehunde an den Zeigeſinger und Mittelſinger. Dieſe letztere Anordnung findet ſich auch bei den Quadrumanen, wo von dem einfachen Muskel eine doppelte Sehne für beide Finger abgeht (Lemur), oder wo die Muskel wirklich doppelt iſt (Stenops). (*Fr. Wilh. Theile.*)

2) Zoologie. Indicator nannte Le Vaillant eine unter dem Namen Honigkukuke bekannte Gattung der Cuculinae, für welche Nitzſch den paſſendern Namen Prodotes in Anwendung bringt. Deshalb ſollen auch die Merkmale derſelben unter dieſem Artikel abgehandelt werden. (*Burmeister.*)

INDICATUM, das zur Erreichung des in der Indication (Anzeige) feſtgeſtellten Heilzwecks erfoderliche Heilmittel (vgl. unt. Anzeige). (*H. Häser.*)

Indices dies, ſ. Kritische Tage.

INDICETAE. Nach Strabon *Ἰνδικῆται*, daher Indicētae, nach Plinius aber Indigĕtes, wie auch aus der Ptolemäiſchen Bezeichnung hervorgeht: *Ἐνδιγέται*. Mit dieſem Namen wird eine Völkerſchaft im Nordoſten der Hispania Tarraconensis bezeichnet, die bis an den ſüdlichen Abhang der Pyrenäen und bis an die Küſte reichte. Strabon, Plinius und Ptolemäus ſtimmen in der Ausdehnung der Sitze und ſelbſt in der Bezeichnung der einzelnen Völkerſchaften der genannten Provinz nicht überein, und es iſt hier eine Bemerkung Ukert's in ſ. Iberien S. 316 zu beachten: „Eine Menge größerer und kleinerer Völkerſchaften bewohnten dieſe Küſte. Jeder (der genannten Geographen) nannte die ihm am bedeutendſten ſcheinenden. Man thut daher Unrecht, wenn man, wie Caſaubonus, Merula und Andere, corrigirt, um Übereinſtimmung zu erzwingen. Wie in andern Gegenden, ſo wurden auch hier die Namen bald in engerer, bald in umfaſſender Bedeutung gebraucht." (*S. Ch. Schirlitz.*)

INDICIEN, INDICIEN-BEWEIS. Man verſteht in der Rechtswiſſenſchaft unter Indicien oder Anzeigen gewiſſe Thatſachen, aus welchen ſich mittelbar durch Urtheile und Schlüſſe ein Grund für eine juriſtiſch intereſſante Wahrheit herleiten läßt, und ein mit Hilfe der Zuſammenſtellung ſolcher Thatſachen geführter Beweis wird ein künſtlicher oder Indicienbeweis genannt. Je weitſchichtiger das Feld iſt, das ſchon dem Begriffe nach hier vorliegt, deſto eher hat man ſich zu verſchiedenen Eintheilungen der Indicien entſchloſſen. Man unterſcheidet demnach gemeine und beſondere Anzeigen (ind. communia et propria), je nachdem ſie entweder bei allen und jeden, oder nur bei gewiſſen Verbrechen oder Vergehen gefunden werden können; ferner nahe und entfernte Anzeigen (ind. proxima et remota), je nachdem ſie entweder große oder nur geringe Wahrſcheinlichkeit für die fragliche Behauptung herbeiführen [1]).

Die Beweiskraft der Anzeigen hängt im Allgemeinen davon ab, 1) ob ſie an ſich erwieſen ſind und einander beſtätigen, und 2) ob ſie nahe oder entfernte Anzeigen ſind. Einer einzigen, völlig erwieſenen nahen Anzeige ſchreibt ſchon die Halsgerichtsordnung Kaiſer Karl's V. die Kraft eines halben Beweiſes der fraglichen Thatſache zu, während ſie zur Herſtellung eines vollen Beweiſes wenigſtens zwei gute, tüchtige, unverwerfliche Zeugen verlangt [2]): Dieſelbe Kraft des halben Beweiſes haben auch mehre entferntere völlig erwieſene Anzeigen, ſobald ſie ſich gegenſeitig beſtätigen; jedoch nur nach dem Gerichtsbrauche und nicht nach den Worten der Halsgerichtsordnung, welche hierbei die beſtimmte Entſcheidung ſehr weiſe auf das jedesmalige richterliche Ermeſſen ſtellt [3]). Daß durch mehre nahe und vollkommen erwieſene Anzeigen, welche ſich unter einander ſelbſt beſtätigen, unter gewiſſen Umſtänden ein vollſtändiger Beweis bewirkt werden könne, wird auch wieder mehr in Praxi angenommen, als geſetzlich ausgeſprochen: denn

---

1) Eine andere Eintheilung der Indicien, in indicia corporis delicti und indicia auctoris, bezieht ſich auf die proceſſualiſche Unterſcheidung zwiſchen dem Verbrecher ſelbſt und dem Thatbeſtande des Verbrechens; weil dann bekanntlich unter dem Thatbeſtande der Inbegriff alles deſſen zuſammengefaßt wird, was außer der eigenen Ausſage des Verbrechers zur Ermittelung des fraglichen Verbrechens dient. Vgl. übrigens im Allgemeinen außer *A. Beier*, De indiciis (Jen. 1705. 4.) und *H. Cocceji*, De fallacibus criminum indiciis (Francof. ad Viad. 1716. 4.), beſ. *J. C. Wollner*, Diss., quae semiologiae criminalis capita quaedam summa tractat. (Hal. 1790. 4.) 2) Halsgerichtsordn. von 1532, Art. 30: „Eine halbe Beweiſung, als, ſo einer in der Hauptſache die Miſſethat gründlich mit einem einzigen guten tugendlichen Zeugen, als hernach (Art. 65. 66) von guten Zeugen und Weiſungen geſagt iſt, beweiſet, das heißt und iſt eine halbe Beweiſung: und ſolchs halbe Beweiſung macht auch eine redliche Anzeigung, Argwohn oder Verdacht der Miſſethat. Aber ſo einer etliche Umſtände, Wahrzeichen, Anzeigung, Argwohn oder Verdacht beweiſen will, das ſoll er zum allerwenigſten mit zween guten, tauglichen, unverwerflichen Zeugen thun." 3) H.-G.-O. Art. 27: „Im nächſten obgeſetzten Artikel werden acht argwöhnige Theil oder Stück, von Anzeigung peinlicher Frage gefunden (Art. 25. 26). Derſelbigen argwöhnigen Theil oder Stück iſt keines allein zu redlicher Anzeigung, darauf peinliche Frage mag gebraucht werden, genugſam. Wo aber ſolcher argwöhnigen Theil oder Stück etliche bey einander auf jemand erfunden werden; ſo ſollen diejenigen, denen peinlicher Frage halber zu erkennen gebühret, ermeſſen, ob dieſelben obbeſtimmten, oder dergleichen erfundene argwöhnige Theil oder Stück ſo viel redliche Anzeigung der verdachten Miſſethat thun mögen, als die nachfolgenden Artikel, deren ein jeder allein eine redliche Anzeigung macht, und zu peinlicher Frage genugſam iſt."

Digitized by Google

Art. 65 und 67 der Halsgerichtsordnung läßt ſich nicht auf dieſe Weiſe deuten, da der Inhalt des Art. 22 einer ſolchen Auslegung zu ſtreng entgegenſteht[4]). Überhaupt hat man ſich vor allzu großem Vertrauen auf die Beweiskraft der bloßen Indicien gar ſehr zu hüten, wie ſchon Püttmann in ſeiner trefflichen Abhandlung: De lubrico indiciorum (in ſ. Opusculis juris criminalis [Lips. 1779] p. 221—254) deutlich nachgewieſen hat. Leider befolgen hierbei noch immer ſo wenige Criminalrichter die goldene Regel des Seneca (de Benef. IV, 38): Non est levitas, a cognito et damnato errore discedere, et ingenue fatendum est: „aliud putavi, deceptus sum!“ Haec vero superbae stultitiae perseverantia est: „quod semel dixi, qualecunque est, fixum ratumque sit!“ Und gleichwol denken ſie ſo ſelten daran, die gerechte Foderung von Cicero zu erfüllen (pro Cluentio cap. 2): A vobis, Judices, haec postulo: primum id, quod aequissimum est, ut ne quid huc praejudicati afferratis. Etenim non modo auctoritatem, sed etiam nomen judicum amittemus, nisi hic ex ipsis causis judicabimus, ac si ad causas judicia jam facta domo deferemus. Deinde, si quam opinionem jam vestris mentibus comprehendistis, si eam ratio convellet, si veritas extorquebit, ne repugnetis eamque animis vestris aut libentibus aut aequis remittatis[5])!“

Gehen wir auf die einzelnen Indicien als ſolche et-
was näher ein, ſo finden wir, daß ſchon die Halsgeri
ordnung, die als allgemeines teutſches Geſetz hier
immer Beachtung verdient, Art. 29 — 32 als indicia
munia proxima folgende Anzeigen namhaft macht: 1
Auffinden einer dem Beſchuldigten zugehörigen Sach
dem Orte der verübten That; 2) die Ausſage eines
gültigen Zeugen; 3) die Anzeige eines Mitſchuldigen,
die Umſtände, unter denen ſie geſchehen iſt, dieſelbe g
lich machen; 4) ein außergerichtliches Geſtändniß,
5) Drohungen, auf welche bald nachher die fragliche
erfolgte. Dagegen rechnet die Halsgerichtsordnung
25 zu den indiciis communibus remotis folgend
den allgemeinen Ruf eines ſchlechten Lebenswandel
die Gegenwart an dem Orte der verübten That,
Verdacht erregenden Umſtänden; 3) die Ähnlichke
Perſonen, welche bei Vollbringung des Verbrechens
hen worden, mit dem Angeſchuldigten; 4) der ver
Umgang des letztern mit ſchlechten Perſonen, die als
thäter der fraglichen Art bekannt ſind; 5) die zw
dem Angeſchuldigten und dem Verletzten notoriſch
hende Feindſchaft; 6) die Bezüchtigung von dem V
ten, beſonders wenn ſie im Augenblicke des Todes
geſprochen wird; 7) die Ergreifung der Flucht na
folgter That. Die Praxis ſelbſt aber hat nach und
freilich noch auf eine Menge anderer Thatumſtände
als indicia criminis wirken können, Bedacht ne
müſſen, wie z. B. darauf, daß der Angeſchuldigte
geſchehener That ſich angelegentlich nach den Folgen
ſelben erkundigte, ohne durch ſeine perſönliche Verbin
mit dem Verletzten dazu beſtimmt zu ſein, daß er in
fallender Art ſich um die Freundſchaft des wahrſcheinl
Richters bewarb, daß er ſeit Eintritt des Verbre
eine große Gemüthsveränderung zeigte, daß er falſche
rüchte über den Vorgang verbreitete und das Publ
darüber irre zu führen ſuchte u. ſ. w.

Rückſichtlich der auf die einzelnen Verbrech
als ſolche ſich beziehenden Anzeigen (indicia prop
enthält die Halsgerichtsordnung auch mehre nähere
ſtimmungen. So wird z. B. im Bezug auf die An
gen bei dem Verbrechen des entweder in gewöhnliche
oder bei Tumult und Aufruhr erfolgten Todtſchla
Art. 33 und 34 die zur Zeit des erfolgten Todtſch
auf verdächtige Art ſtattgefundene Gegenwart des An
ſchuldigten, und der Beſitz der zur Zeit des Todtſch
dem Erſchlagenen zugehörigen Sachen als ein indici
proprium genannt; während im Betreff des bei ei
Auflaufe erfolgten Todtſchlags das Zugehen auf den
ſchlagenen mit tödtlichen Inſtrumenten, die nachher
tig befunden worden, oder wenigſtens der Art der
handenen Verwundung eigenthümlich entſprechen, in
cher Bedeutung aufgeführt iſt. Ebenſo iſt rückſichtlich
Kindermords Art. 35, 36 und 131 von den Ze
der Schwangerſchaft, von der in verdächtiger Art ei
ten Verheimlichung derſelben, von der hilfloſen Nie
kunft und von der gefliſſentlichen Verbergung derſ
als indiciis propriis die Rede. Im Bezug auf
Verbrechen wider das Eigenthum und name
im Betreff des Diebſtahls wird Art. 38. 39. 40

4) H.-G.-O. Art. 22: „Es iſt auch zu merken, daß niemand auf einigerley Anzeigung, Argwohn, Wahrzeichen oder Verdacht, endlich zu peinlicher Strafe ſoll verurtheilet werden; ſondern allein peinlich mag man darauf fragen, ſo die Anzeigung, als hernach erfunden würde, genugſam iſt. Denn ſoll jemand endlich zu peinlicher Strafe verurtheilet werden, das muß aus eigen Bekennen oder Beweiſung (wie an andern Enden in dieſer Ordnung klärlich funden wird) beſchehen, und nicht auf Vermuthung oder Anzeigung.“ Offenbar bedeutet hier die „Beweiſung,“ welche der „Anzeigung“ gegenüber geſtellt wird, nicht eine bloße Beweisführung durch Anzeigen, ſondern eine förmliche Überführung durch Thatſachen; und daraus folgt von ſelbſt, daß nach dem Willen der Halsgerichtsordnung ſogar mehre cumulirte nahe Anzeigen noch keinen vollen Beweis liefern ſollen. Vgl. jedoch hierzu das Programm von J. J. Weismantel, De condemnatione facinorosorum ex indiciis, ad art. 22. Const. Crim. Car. (Erfurt 1791. 4.), und Grolman's Recenſion der Kleinſchrod'ſchen Abhandl. über die Wirkungen des unvollſtändigen Beweiſes (Abhandlungen aus dem peinlichen Rechte, Nr. 1.) in des Erſtern Bibliothek für die peinliche Rechtsgelehrſamkeit und Geſetzkunde. 1. Bd. 1. St. (Herborn und Hadamar 1797). 5) Wie vorſichtig die römiſchen Geſetzgeber im Bezug auf den Indicienbeweis waren, hat Niemand beſſer erläutert, als J. F. H. Abegg in ſeiner trefflichen Abhandlung: De sententia condemnatoria ex solis indiciis secundum principia juris romani haud admittenda. (Vratislav. 1838. 4.) Vgl. übrigens noch: von Weber, Praktiſche Bemerkungen im Bezug auf den künſtlichen oder Anzeigenbeweis, im Archive des Criminalrechts. Neue Folge. Jahrg. 1838. 2. Bd. S. 195. Durch die von Abegg (a. a. O.) angeſtellten Erörterungen ſcheint es ziemlich außer Zweifel geſtellt zu ſein, daß wirklich bei den Römern ein bloßer Indicienbeweis zur Herſtellung einer wahren sententia condemnatoria für unzureichend geachtet wurde; obſchon A. Bauer in ſ. Abhandl. über die auf Indicien geſtützten Strafurtheile (in den Annalen der teutſchen Criminalrechtspflege von Demme und Klunge. 5. Bd. S. 1 fg.) andere Anſichten aufgeſtellt hat.

Digitized by Google

43 der Halsgerichtsordnung der verdächtige Beſitz entwendeter Sachen, und der in rechtlicher Begründung nicht nachzuweiſende, plötzlich eingetretene Wohlſtand des Angeſchuldigten als indicium proprium erwähnt. Ähnliche Andeutungen im Betreff der indicia bei Vergiftungen, Brandſtiftungen und Hochverräthereien finden ſich Art. 37. 41 und 42 der Halsgerichtsordnung [6]). Daß die praktiſche Erfahrung nach und nach noch weit mehr dergleichen an die Hand geben mußte, liegt in der Natur der Sache; eben aber darum, weil die Mannichfaltigkeit der vorkommenden Fälle eine beſtimmte Begrenzung nicht zuläßt, kann auch eine weitere Aufzählung dieſer indicia propria hier nicht ſtattfinden [7]).

Was nun den aus Indicien zu führenden Beweis ſelbſt betrifft, ſo hat der Unterſuchungsrichter namentlich das im Auge zu behalten, daß er ſich um ſo weniger einſeitig auf die hieraus reſultirenden Wahrnehmungen und Thatſachen ſtützen dürfe, je unbeſtimmter ſchon an ſich die Bedeutſamkeit der Indicien als ſolcher, nach dem, was oben bereits erinnert wurde, veranſchlagt werden muß [8]). Vielmehr ſind die verſchiedenen Indicien unter einander erſt vielfältig zu vergleichen und abzuwägen, ehe gewiſſe Folgerungen ernſthaft darauf gebaut werden dürfen. Grade bei dieſem Theile der Criminalrechtspraxis wäre es ganz beſonders zu wünſchen, daß ſelbſt die gewöhnlichen Unterſuchungsrichter durch pſychologiſche Vorkenntniſſe befähigt ſein möchten, aus aufmerkſamen Beobachtungen tief eingreifende Combinationen und praktiſche Reſultate abzuleiten, gleichwol wird dies, wie nun einmal die Sachen in der Wirklichkeit ſtehen, noch lange ein pium desiderium bleiben [9])!

Wollen wir die Strafbarkeit eines Verbrechens richtig beurtheilen, ſo müſſen wir uns ganz in die individuelle Lage deſſen hinein denken, welcher es verübte, nur

6) Im Bezug auf die Indicien des Giftmordes ſind die, Art. 37 der Halsgerichtsordnung enthaltenen, Vorſchriften namentlich von C. A. Brehm ſehr gut erläutert worden in dem Specimen IX. ſeiner Dispunctionum juris, welches den Titel führt: De indiciis auctoris criminis veneficii, ad interpr. art. 37. C. Crim. Car. (Lips. 1826. 4.) Vgl. hiermit noch J. F. Ehrmann: De veneficio culposo (Strasburg 1782. 4.), F. G. Zoller — resp. *D. G. A. Wilke* — de poena veneficii attentati (Lips. 1761. 4.) und G. H. Fiſcher: De poena veneficii attentati et consummati. (Lips. 1761. 4.) 7) Von den Monographien, in welchen dieſer Gegenſtand noch weiter ausgeführt wird, wollen wir hier nur beiſpielsweiſe das Programm von J. A. Reichardt nennen: De cane maleficorum indagatore. (Jen. 1796. 4.) übrigens geben natürlich die zahlreichen Monographien über die gewöhnlicheren Verbrechen und Vergehen auch in dieſer Beziehung nähere Nachweiſungen von mancherlei Art. 8) Drei merkwürdige praktiſche Belege für die Trüglichkeit der gewöhnlich in Anſchlag kommenden Indicien erzählt unter andern Püttmann in ſ. bereits citirten Abhandlung: De lubrico indiciorum, a. a. O. S. 225—229. Auch ſind darüber, außer den bekannten Rechtsfällen von Pitaval und Eiſenhardt, namentlich Andr. Zaupfer's Gedanken über einige Punkte des Criminalrechts (München 1781), zu vergleichen. 9) Schon früher haben mehre philoſophiſche Denker auf die Wichtigkeit der Pſychologie für die Strafrechtspraxis nachdrücklich aufmerkſam gemacht, und das hier für neue Forſchungen ſich öffnende weite Feld in ſeinen Hauptbegrenzungen bezeichnet; wie z. B. Joh. Chriſt. Gottl. Schaumann in ſ. Ideen zu einer Criminalpſychologie (Halle 1792) und J. C. Hoffbauer in ſ. Werke über die Pſychologie in ihren Hauptanwendungen auf die Rechtspflege (Halle 1822), noch früher aber als dieſe beiden J. J. Gurland in ſeiner leſenswerthen akademiſchen Abhandlung: Psychologiae juridicae Specimen I et II. (Francof. ad Viadr. 1755 et 1756. 4.) Gleichwol hat ſich die Indolenz der gewöhnlichen Juriſten durch dieſe Rathſchläge noch immer nicht zu größerem Eifer in dieſem Bereiche der Berufsthätigkeit aufmuntern laſſen; und auch das, was neuerlich J. B. Friedreich u. A. in dieſem Fache geleiſtet haben, iſt noch lange kein integrirender Theil der juriſtiſchen Praxis geworden! Vgl. J. B. Friedreich's Syſtematiſche Literatur der ärztlichen und gerichtlichen Pſychologie (Berlin 1833), Deſſen Magazin für philoſophiſche, medicinſche und gerichtliche Seelenkunde (Heidelberg 1831 fg.), Deſſen Syſtematiſches Handbuch der gerichtlichen Pſychologie (Leipzig 1835), und Deſſen Hiſtoriſch-kritiſche Darſtellung der Theorien über das Weſen und den Sitz der pſychiſchen Krankheiten (Leipzig 1836). Selbſt ſchon bei den alten Claſſikern kommen mehre ſehr richtige hierher gehörige Bemerkungen und Beobachtungen vor, namentlich beim Seneca. Schon er erinnert mit Rückſicht auf die praesumtio boni vel mali animi in der Schrift de Beneficiis IV, 17 an die urſprüngliche Hinneigung des menſchlichen Willens zum Guten, welche nur durch die Gewalt der Leidenſchaften irre geleitet wird („Neminem reperies, qui non nequitiae praemiis sine nequitia frui malit“); ſchon er macht auf die große Wichtigkeit des Unterſchiedes zwiſchen Vorſatz und Ausführung, den jetzt ſo viele Juriſten gefliſſentlich hintanſetzen, ebendaſ. VI, 8 fg., mit Sachkenntniß und Umſicht aufmerkſam. Auch dürfte der bekannte Ausſpruch von Cicero (de Officiis I, 15): „Quoniam non vivitur cum perfectis hominibus planeque sapientibus, etiam hoc intelligendum puto, neminem omnino negligendum, in quo aliqua significatio virtutis appareat“ — in ſeiner vollſten Bedeutung hierher gehören. Natürlich kann hier nicht davon die Rede ſein, den trugvollen Eingebungen einer weichlichen Empfindſamkeit auf Koſten des Anſehens der Geſetze und der Richtergewalt Raum zu geben; wol aber muß es als Pflicht bezeichnet werden, ſich mit den Erfahrungen, welche in dieſem Gebiete ſowol von Ärzten, als von Juriſten geſammelt worden ſind, möglichſt bekannt zu machen, ſie ſorgſam zu prüfen, für eigene Beobachtungen dieſer Art ſtets offene Augen zu haben, und durch öfteres Durchdenken der hierher gehörigen Hauptideen ſich einen Schatz von praktiſchen Reſultaten zu ſtets beliebiger Auswahl vorzubereiten. Vgl. noch hierzu die Schrift von H. B. von Weber, Handbuch der pſychiſchen Anthropologie, mit vorzüglicher Rückſicht auf das Praktiſche, und die Strafrechtspflege insbeſondere (Tübingen 1829). Man hat nicht mit Unrecht manchen Ärzten vorgeworfen, daß ſie, einigen allgemeinen Theorien zufolge, für die Criminalpſychologie unhaltbare Hypotheſen aller Art aufgeſtellt, und in die forenſiſche Praxis einzuſchwärzen verſucht hätten: ein Vorwurf, von welchem weder J. C. A. Heinroth's Schriften dieſer Art, namentlich ſeine Grundzüge der Criminalpſychologie (Berlin 1833), noch auch die Anſichten freigeſprochen werden können, welche A. Botter, praktiſcher Arzt zu Lyon, in ſeinem von D. Droſte verteutſchten Schriftchen über die durch ſubjective Zuſtände der Sinne begründeten Täuſchungen des Bewußtſeins (Osnabrück 1838) aufgeſtellt hat; indeſſen fehlt es doch auch durchaus nicht an andern, einſichtsvollen Ärzten, die ſich vor dergleichen Extravaganzen ſehr gut zu hüten wußten; was jeder gern beſtätigen wird, der nur z. B. die Beiträge zur Erkenntniß und Beurtheilung zweifelhafter Seelenzuſtände von J. Ch. A. Clarus (Leipzig 1828), oder die Schrift von J. Ch. G. Jörg: Der Menſch auf ſeinen körperlichen, gemüthlichen und geiſtigen Entwickelungsſtufen geſchildert (Leipzig 1829), aufmerkſam geleſen hat. Manche einzelne, für das Criminalrecht wichtige phyſiſch-pſychologiſche Erſcheinung iſt erſt in neuern Zeiten gehörig beleuchtet, und auf mehr als eine Art zur Sprache gebracht worden; wie z. B. die Pyromanie, oder die Sucht der Frauenzimmer, im Zeitpunkte der Geſchlechtsreife Feuer anzulegen. Vgl. hierüber zwei leſenswerthe Gutachten in Hitzig's Zeitſchrift für die Criminalrechtspflege in den preußiſchen Staaten, Jahrg. 1827. Heft XI. (Berlin 1827). S. 129 fg.

Digitized by Google

aus den hier ſich ergebenden beſondern Umſtänden kann die Strafbarkeit der fraglichen Handlung abgeleitet, nur hiernach ſicher beſtimmt werden. Es kommt Alles darauf an, ob der Verbrecher in dem Moment, wo er die That vollzog, und unter den Umſtänden, welche dabei obwalteten, ſtark genug war, das, was ihm von ſeiner ſtrafbaren Handlung abrieth, zu unterdrücken, und demnach mit ſelbſtändigem Willen nach eigener, freier Wahl und Entſcheidung das Verbrechen zu begehen oder nicht. Nur im erſtern Falle iſt entweder dolus, das heißt, die beſtimmte Abſicht, Schaden zu ſtiften, oder culpa, d. h. willkürlicher Nichtgebrauch der Vernunft, vorhanden, was hinreicht, um das Verbrechen als ein im Zuſtande der Zurechnung begangenes erſcheinen zu laſſen, und demnach auch die geſetzliche Strafe herbeizuführen. Die ſogenannten culpoſen Verbrechen, d. h. diejenigen, bei welchen nicht die Abſicht zu ſchaden vorwaltete, ſondern der Schade nur aus Fahrläſſigkeit, Mangel an Überlegung u. ſ. w. hervorging, erſcheinen hierbei inſofern in einem eigenthümlichen Lichte, als ſich bei ihnen die Strafbarkeit in dem factum des geſtifteten Schadens ſelbſt concentrirt, welcher durch den Nichtgebrauch der Vernunft von Seiten des Verbrechers verſchuldet ward, und bei der Beweisführung darüber kommt natürlich Alles auf die Ausmittelung der Grade dieſer Verſchuldung an. Ebendies iſt ein Punkt, deſſen genaue Erörterung ſich oft nur durch prüfende Zuſammenſtellung vielfacher gleichzeitiger Indicien erlangen läßt, während die Eruirung des propositum nocendi bei den doloſen Verbrechen hauptſächlich auf dem Selbſtgeſtändniſſe des Verbrechers beruht, und alſo bloße Wahrſcheinlichkeiten faſt immer ausſchließt, obwol auch dann wieder die beſondern Umſtände, unter welchen ein indirectes Geſtändniß geſchah, für den Indicienbeweis wichtig werden, und das Nachdenken des Richters um ſo ernſthafter beſchäftigen können, je beſtimmter er ſich deren erinnert, daß er nicht blos die gegen den Verbrecher lautenden Indicien, ſondern auch die, welche für ihn zeugen, zu [...]ten habe [10]). (*Emil Ferdinand V*[...]

Indicolith, ſ. Turmalin.

Indiction, ſ. Calender (1. Sect. 14. Th. S.[...]

Indictionencyclus, ſ. Cyclus (1. Sect. 20. Th. S[...]

INDICTMENT. So heißt im engliſchen [...] eine ſchriftliche Anklage wider eine oder mehre beſt[...] Perſonen, die von der verletzten Partei bei der g[...] Jury eingereicht wird *). Bekanntlich wurde bei de[...]mern die erſte Vertheidigung im Proceß causae [...] genannt. Mit Bezug hierauf läßt ſich das Indi[...] ſelbſt etymologiſch erklären als provocatio ad [...]dictionem, ein Begriff, der auch durch die Ar[...] Weiſe des Verfahrens bei der Grand Jury beſtätigt [...] Denn die Grand Jury in England hat über die [...] zu entſcheiden, ob Grund zur Anklage gegen einen [...]ſchen, der in den Verdacht der Verübung eines V[...]chens gerathen, vorhanden ſei, oder nicht? Es k[...] alſo hier darauf an, ob der Verdächtigte die gege[...] lautenden Anſchuldigungen zu widerlegen vermag, u[...] kann nur durch Beantwortung einer beſtimmten A[...] ermittelt werden; weshalb eben das indictment [...]führt iſt. (*Emil Ferdinand V*[...]

10) Vgl. hierzu noch: *J. H. Boehmer*, De probatio[...] criminalibus spuria. (Hal. 1755. 4.)

*) Thomas Potts ſagt in ſeinem Compendious Law[...]tionary (London 1815) p. 383 über das Indictment Folg[...] „Is a written accusation of one or more persons of a [...] or misdemeanor preferred to, and presented on oath [...] grand jury“ und erläutert dann dieſe Angabe durch beſonder[...]ſpiele, S. 383—385. Im franzöſiſchen Rechte kam [...] erſten Periode der neuen Geſetzgebung (1791—1809) bei de[...] d'accusation, welche der engliſchen Grand Jury nachgebilde[...] etwas dem engliſchen indictment Ähnliches bei dem Plaidoy[...] die Angeklagten auch vor; ſeitdem jedoch Napoleon die Jury [...]cusation als ein unbequemes Hinderniß ſeines Despotism[...]ſchaffte, und das ganze erſte Verfahren im Criminalproceß z[...]ſen Inquiſition umſchuf, wobei die Police judiciaire ihre Ro[...] kam, ward auch das Indictment in Frankreich beſeitigt.

Ende des ſechszehnten Theiles der zweiten Section.

DEC 23 1915

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05450 1773

Digitized by Google